Walter von Montbarry,

Großmeiſter des Tempelordens.

YOUNG.

We ranſack Tombs for Paſtime; from the Duſt
Call up the ſleeping Hero; bid him tread
The Scene for our Amuſement.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

In zwey Bänden.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung
1786.

Walter von Montbarry,

Großmeiſter des Tempelordens.

Erſter Theil.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Hunberga von Montbarry.

Wüßte ich, meine Leſer! daß ihr jenen Trieb, der mich von meiner Kindheit an zu den Begebenheiten der Vorwelt hinriß, und mir ſo manche Stunde der Wonne und ſeligen Schwermuth gewährte, mit mir gemein hättet; wüßte ich, daß ihr gern in dem heiligen Dunkel weiltet, das die Zeiten des grauen Alterthums deckt, und euch an den ſeltſamen Geſtalten ergötztet, die die Geſchichte aus jenen Dämmerungen hervorgehen heißt, ich würde glauben, der bloße Titel dieſer Blätter müßte eure Neugier reizen, und ihr würdet es gern ſehen, daß ich noch einmal die Feder ergreiſe, um euch etwas von längſt verfloſſenen Zeiten zu erzählen; Mährchen oder Wahrheit, oder wie es euch daſſelbe zu nennen beliebt.

Ich will es einmal annehmen, daß ihr dieſes Buch mit der Begierde ergreift wie ich wünſche, aber was erwartet ihr von demſelben? Habt ihr vielleicht zuweilen von alter deutſcher oder brittiſcher Treu und Redlichkeit gehört, von jenem hohen Grad von Frömmigkeit, Andacht, Freundſchaft und Liebe, welche man bey unſern Vorfahren angetroffen haben ſoll, und freut ihr euch, an meiner Hand in ein Land voll Heilige und Helden überzugehen, und in ihrer Geſellſchaft auf einige Zeit die Mängel der Welt in welcher ihr lebt zu vergeſſen? — Solltet ihr ſo hohe Begriffe von denenjenigen haben, mit welchen ich euch bekannt machen will, ſo rathe ich euch, dieſe Blätter ungeleſen zu laſſen, ihr werdet nur wenig von dem finden was ihr ſucht: Menſchen, bloße Menſchen, wie ſie jetzt ſind und wie ſie jemals waren, werdet ihr ſehen. Vielleicht hier und da einen Zug von Tugend, welcher jetzt aus der Mode gekommen iſt, aber auch auf der andern Seite, Unordnungen, von welchen unſere Zeiten, dem Himmel ſey Dank nichts wiſſen. Vielleicht Irrthümer von anderer Art, als ihr ſie an euren Zeitgenoſſen gewahr werdet, aber immer doch Irrthümer, und ſolche, die unſern Vorfahren eben ſo ſchwer zu überwinden waren, als uns die unſrigen, die wir vielleicht ſelbſt kaum kennen, und die erſt unſere

Urenkel mit Namen nennen, und ſie bewundern oder belachen werden.

Vielleicht gehört eine lange Vorrede zu einen Roman auch zu der Zahl belachenswürdiger Thorheiten, und ich will alſo die gegenwärtige nicht verlängern, ſondern euch den Anfang meiner Geſchichte ohne weitern Umſchweif geben, und es euch überlaſſen, wie viel Nutzen und Vergnügen ihr daraus ſchöpfen könnt oder wollt —

Unter welchem Grad der Länge oder der Breite der Ort lag, an welchen ich euch in meiner Erzählung zuerſt führen will, iſt mir nie kund worden, nur ſo viel weis ich, daß er ein ſtattlich befeſtigtes Schloß mit Namen Montzon war, welches ihr aber nicht mit jenem Schloß Montzon verwechſeln müßt, welches Raimund Berengar, Graf von Barcellona, weiland den Tempelherren ſchenkte. — Das Schloß von welchem ich ſpreche gehörte dem Grafen von Flandern Theoderich, der es kurze Zeit vor ſeinem Zuge ins heilige Land hatte erbauen laſſen, und es ſeiner jungen Gemahlin Hunberga zur Wohnung in ſeiner Abweſenheit hinterließ.

Sehr jung war Hunberga aus dem Hauſe Montbarry, als ihr alter Gemahl nach Paläſtina zog, aber eine Zeit von funfzehn Jahren in welcher Theoderich ſie einer Art von frühem Wittwenſtande überließ, hatten freylich in dem Jahre da meine Geſchichte eigentlich anhebt, etwas von der erſten Blüthe ihrer Reize hinweggenommen; doch blühte ſie noch, und zwar mit jenen höhern dauerhaftern Reizen, die nur wenige beſitzen und die ihr den Vorzug vor ihren Töchtern und Enkelinnen gaben, deren ſie unterſchiedliche hatte.

Man will behaupten, daß dieſe Donnen es ihrer Mutter und Großmutter ſehr verdacht haben ſollen, daß ſie es wagen durfte ſie zu verdunkeln; aber wenn man die Sache beym Lichte beſieht, ſo hatten ſie wenig Recht ihr Vorwürfe zu machen; Hunberga war nie ſelbſt Mutter geweſen, und diejenigen welche ihr dieſen Namen gaben, waren Kinder aus Theoderichs erſter Ehe, und an Jahren ihr zum Theil völlig gleich, wo nicht überlegen.

Indeſſen ſagt man, daß dieſe Gleichheit an Jahren der Grund mancher Zwiſtigkeiten in dieſer Familie ohne Oberhaupt war. Hunberga ließ ſich in ihrem zwey und dreyßigſten Jahre ungern Mutter und Großmutter nennen, und nützte dieſen Namen nur dann, wenn ſie Gehorſam foderte; ihre ſogenannten Kinder hingegen, vornemlich die Töchter, gebrauchten ſich dieſes Prädikats nie anders, als wenn ſie zu verſtehen geben wollten, daß ſie mehr Anſprüche auf Jugend und Schönheit hätten, als diejenige, welche ihre Mutter vorſtellte.

Verdrüßlichkeiten von dieſer Art, waren Urſach, daß Theoderichs Gemahlin nie bereitwilliger war, den Töchtern ihres Gemahls zu dienen, als wenn ſich Gelegenheit zeigte, ſie zu vermählen. Weder Vorbitten, noch Botſchaften an Theoderichen nach Paläſtina, weder Putz die jungen Damen in den Augen ihrer Liebhaber reizender zu machen, noch Lob ihrer Verdienſte, noch verſchwenderiſche Ausſtattung aus ihren eignen Mitteln, wurde alsdann geſpart, und ſie trieb dieſes Werk ſo eifrig, daß um das Jahr 1174, als wo unſere Geſchichte eigentlich ihren Anfang nimmt, niemand mehr von ihnen zu verheyrathen übrig war, als ein paar Enkelinnen Theoderichs, welche aber nicht bey ihr, ſondern bey ihren Eltern lebten, daß ſich alſo damals keine von dieſen unangenehmen Kreaturen mehr zu Montzon befand.

Hunberga lebte die meiſte Zeit auf ihrem einſamen Schloſſe ganz glücklich, auſſer wenn Graf Philipp, Theoderichs älteſter Sohn, welcher in ſeines Vaters Abſeyn die Regierung führte, etwa mit ſeiner Gemahlin und ſeinen beyden Töchtern — eben den vorerwähnten noch zu verheyrathenden Enkelinnen Theoderichs — etwa an hohen Feſttagen das Schloß beſuchte, und Hunbergen durch ſeine und der Seinigen läſtige Gegenwart, die ehemaligen Drangſalen wieder ins Gedächtniß brachte. — Um meinen Leſern zu erklären wie das geſchah, brauche ich nichts weiter zu ſagen, als: Philipp war ein heimtückiſcher, bösartiger Mann, ſeine Gemahlin Remigia war am franzöſiſchen Hofe erzogen, und ihr Kopf war mit allen Thorheiten der damaligen Mode erfüllt, ſo wie ihr Herz dem Herzen ihres Gemahls vollkommen gleich war. Ihre Töchter, Anna und Edita — doch wir werden dieſe Damen näher kennen lernen; jetzt laßt uns Hunbergens Hofhaltung etwas genauer betrachten.

Auch ſie war am Hofe erzogen, aber nicht an dem fantaſtiſchen Hofe von Frankreich, ſondern in England, wo es zwar auch nicht an Thorheiten fehlte, aber doch immer Thorheiten von einer feinern und edleren Art, als die von welchen Remigiens Kopf ſchwärmte. Hunbergens Hauptleidenſchaft war Liebe zur Pracht, und zu dem damaligen herrſchenden Ton der Galanterie. Die erſte hatte ſie in den erſten Jahren ihres Ehe- oder vielmehr Wittwenſtandes veranlaßt, ihrem Schloſſe das Anſehen einer ziemlichen königlichen Reſidenz zu geben, und die andere nebſt ihrer Schönheit und Liebe zu den ſchönen Künſten, hatte ihr aus England ein Gefolge von Minſtrels, — oder um mich deutlicher auszudrücken, von Harfnern, Dichtern und Sängern nachgezogen, deſſen ſich ſelbſt König Alfred, glorwürdigſten Andenkens, nicht hätte ſchämen dürfen.

Ich hoffe meine Leſer werden nicht ſo unbewandert in den Sitten damaliger Zeiten ſeyn, ſich unter dieſen Minſtrels blos einen Haufen lohnſüchtiger Schmeichler oder herumziehender Tonkünſtler aus dem niedrigſten Stande vorzuſtellen; es iſt wahr, es gab auch ſchlechte Leute unter dieſem ruhmvollen Orden; aber im Ganzen genommen, war der Name Minſtrel ein Titel, deſſen ſich ſelbſt Könige nicht ſchämten, und der von den jüngern Söhnen der höchſten Häuſer ſehr oft als eine Art einträglicher Bedienung angenommen ward. Auch befanden ſich dieſe Herren bey dieſer Stelle wirklich nicht übel; Gold und Kleinodien flogen ihnen zu wo ſie hinkamen, und man ſagt, daß ihnen von den zärtlichen und empfindſamen Damen jener Zeit, ihre ſüßen Lieder oft noch mit etwas beſſern, mit dem höchſten Grad ſchwärmeriſcher, romantiſcher Liebe belohnt wurde, welcher das Karakteriſtiſche der damaligen ſchönen Welt ausmachte.

Wir haben keine Urſache zu glauben, daß Hunberga jemals einen von den Sängern ihrer Schönheit auf dieſe Art gelohnt habe, da wir aus glaubwürdigen Nachrichten wiſſen, daß ihr Herz nach dem frühen Verluſt ihres erſten und einigen

Liebhabers, nie einer neuen Liebe fähig war; dem ohngeachtet ließ es die Läſterſucht der Kinder Theoderichs nicht an Winken fehlen, die ſie bey der Welt in ſo einen Verdacht hätten bringen können. Sie bemühten ſich, allen ihren Handlungen eine falſche Auslegung zu geben, und Hunberga war zu ſtolz, oder nicht behutſam genug, ſich allemal für Dingen zu hüten, welche ein zweydeutiges Licht auf ihre Aufführung werfen konnten. Man rechnete es ihr in jenen ſtrengen Zeiten zur Sünde, daß ſie in Abweſenheit ihres Gemahls, da es der Wohlſtand erfodert hätte ſich in ein Kloſter einzuſchließſen, oder mitten in der Welt ein klöſterliches Leben zu führen, ihr Schloß zum Schauplatz der Pracht und der Freude machte. Man ſprach mit Achſelzucken von gewiſſen Reiſen, die ſie in der fünfzehnjährigen Abweſenheit ihres Gemahls, zwey oder dreymal nach England gethan hatte, vornehmlich von der letzten, von welcher ſie in einer ſehr verdächtigen Begleitung zurückkam. — Doch ich ſehe mich genöthigt, ehe ich von dieſer Sache ſpreche, um meinen Leſern verſtändlich zu ſeyn, einige Begebenheiten aus dem vorigen Leben der Gräfin von Flandern etwas genauer anzuführen.

Hunberga von Montbarry bekam nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern, einen weitläuftigen Anverwandten ihres Hauſes, Lord Walter Clifford zum Vormund, und ward alſo genöthigt, in ihrem zwölften Jahre nach England zu gehen, wo ſie mit Lord Walters Tochter, der ſchönen Roſemunde, erzogen ward.

Roſemundens Liebe zur Einſamkeit, und Hunbergens Sehnſucht nach dem Leben in der großen Welt, trennte dieſe beyden Freundinnen in ihrem funfzehenden Jahre. Henrich des andern Gemahlin, Eleonore, foderte beyde Fräuleins nach Hofe, aber nur Hunberga folgte dem königlichen Rufe, dahingegen Roſemunde das Landleben vorzog.

Daß es der reizenden Hunberga an einem Hofe, wie König Henrichs Hof war, nicht an Verehrern fehlte, und daß einer derſelben den Weg zu ihrem Herzen fand, iſt faſt unnöthig zu ſagen; auch meldet anfangs die Geſchichte nichts umſtändliches von dieſer Sache, nicht einmal den Namen des Liebhabers, nicht einmal die Art, wie er in den erſtern Jahre ſeines Glücks ſeiner Gebieterin entriſſen wurde; man kann nicht einmal mit Zuverläßigkeit muthmaßen, ob die Trennung dieſer beyden Liebenden durch den Tod des Liebhabers oder auf andre Art geſchah. — Unwiederbringlich mußte der Verluſt des Geliebten ſeyn, denn untröſtlich war Hunberga über denſelben, und ſie war in ihrer tiefen Schwermuth ſo ſchön, daß ſie die Augen des vornehmſten und ſchönſten Ritters am ganzen Hofe, die Augen des Königs ſelbſt auf ſich zog.

Henrichs Abſichten auf Hunbergen, konnten nicht die rechtmäßigſten ſeyn, denn ach! er war verheyrathet; verheyrathet mit einer Gemählin, welche ſeine Mutter hätte ſeyn können, und die ſich auch ſo ziemlich ein ſtrenges mütterliches Anſehen über ihn zu geben wußte.

Königin Eleonore bewachte ihren Gemahl immer mit hundert Augen, und ſeine aufkeimende Leidenſchaft für Hunbergen konnte ihr alſo nicht lange verborgen bleiben. Das Fräulein von Montbarry wurde die Liebe des Einen und die Eiferſucht der Andern faſt zu gleicher Zeit gewahr, und ſann eben auf Mittel, wie ſie nicht allein den Hof, ſondern, um vor Henrichs Nachſtellungen ſicher zu ſeyn, England ganz und gar verlaſſen wollte, als zu glücklicher Stunde ihr Bruder, der Tempelherr Andreas, aus dem heiligen Lande zurück kam. Der alte Graf Theoderich von Flandern befand ſich in ſeiner Geſellſchaft. — Eben war er von ſeinen erſten glücklichen Kreuzzuge zurück gekommen, in welchem er mit dreyhundert Mann Thaten gethan hatte, welche vorher die vereinigte Macht der Ludewige, Balduine und Konrade nicht hatte ausrichten können. Ein wenig aufgeblaſen durch dieſes Glück, dachte er ſchon auf den zweyten Kreuzzug und kam nur deswegen nebſt ſeinem Gefährten Andreas nach England, um in dem Herzen des Königs das Feuer der Andacht und der Tapferkeit anzuzünden das in dem ſeinigen glühte, um zu ſehen, ob er hier Verſtärkung ſeiner Macht finden, und durch dieſelbe die Herrſchaft der Ungläubigen aus dem Grunde tilgen könnte.

Theoderichs Abſicht ſchlug fehl, aber er erreichte eine andere, die er ſich zu Anfang nicht vorgeſetzt hatte. Andreas ſchöne Schweſter eroberte ſein Herz, und ſie, die einen Beſchützer brauchte, trug kein Bedenken ihm ihre Hand zu geben, und ihm die Treue zu geloben, die ſie nicht ſo wohl ihm, als ihrem verlohrnen Liebhaber unbrüchig zu halten gedachte.

Ihre Abreiſe nach Flandern, welche Königin Eleonore auf alle Weiſe beförderte, und welcher der König keine Hinderniß in den Weg legen konnte; ihre baldige Trennung von ihrem Gemahl, welcher ſeinen heiligen Grimm wider die Ungläubigen ihr zu Liebe nicht aufgab, und die Verdrüßlichkeiten mit ihren Stiefkindern ſind theils unnöthig zu erwähnen, theils ſchon erwähnt worden, und ich habe alſo meinen Leſern über nichts weiter Aufklärung zu geben, als über die Urſache ihrer Reiſen nach England, deren ich vorhin gedachte, und die ihr bey ihren Feinden eben nicht zum beſten ausgelegt wurden; aber man wird mir verzeihen, daß ich der Welt hierüber zur Zeit noch wenig Licht zu geben weis; vielleicht bin ich in der Folge glücklicher. Die lezte Reiſe Hunbergens iſt indeſſen zu wichtig für meine Geſchichte, als daß ich ſie ganz mit Stillſchweigen übergehen ſollte; aber was werde ich von derſelben ſagen können? Nichts — als Hunberga kehrte zurück, doch nicht wie ſonſt allein, ſondern in einer Begleitung, die zu ſeltſamen, und dem guten Ruf der Dame ſehr nachtheiligen Muthmaßungen Anlaß gab.

Ihr vornehmſter Begleiter war ein Knabe von fünf oder ſechs Jahren, ſchön wie die Liebe, und ihr ſo theuer, daß er nicht von ihr aus dem Augen gelaſſen ward; ihm folgte ein anderer, der etwa noch einmal ſo alt, etwas weniger ſchön, Hunbergen weniger wichtig, und mehr blos um des erſten willen da zu ſeyn ſchien.

Ganz Montgen richtete ſich hoch auf über dieſe Erſcheinung. Einige Töchter und Enkelinnen Theoderichs, welche in Hunbergens Abweſenheit das Schloß beſucht hatten, ſchickten in der Eile Boten zu ihrem Bruder und Vetter Graf Philipen und an Dame Remigien, und an Theoderichs zweyten Sohn Mathias von Beulogne, und an den Verwandten des Hauſes Montbarry, Sankt Bernharden, Abt von Clairvaux, und wer weis an wen alles, um ihnen, eben nicht auf die mildeſte Art, von Hunbergens Rückkunft und ihrer ſeltſamen Begleitung Nachricht zu geben.

Alle dieſe genannte Perſonen erſchienen, und hatten ſich theils mit neugierigen Fragen, theils mit ſpitzigen Anmerkungen, theils mit frommen Vorſtellungen zur Gnüge verſehen; aber ſie vermogten wenig von dem allen anzubringen, denn Hunbergens Freymüthigkeit, und die lächelnde Miene, mit welchen ſie ihnen die beyden mitgebrachten Kinder vorſtellte, ſetzte ſie aus aller Faſſung. Meine Freunde, ſagte ſie, indem ſie die beyden ſchönen Knaben ihnen zeigte, hier ſeht ihr meine Söhne, Walter von Montbarry und Blondel von Nesle. — Und das Recht, fiel ihr Graf Philip in die Rede, das dieſe jungen Herren haben, Söhne unſerer Mutter zu heiſſen? — Mein Gemahl iſt von allem benachrichtiget, erwiederte Hunbergen; und wie mich dünkt, iſt dieſer der Einige, dem ich von meinen Handlungen Rechenſchaft zu geben habe. — Philip ſchwieg, und warf einen hämiſchen Blick auf die Kinder, welcher ihm von Hunbergen mit einem verächtlichen Lächeln vergolten ward.

Zweytes Kapitel.

Walter und Blondel.

Die Nachrichten auf welche ich mich gründe, fangen eigentlich zu der Zeit an, da die beyden Knaben ſchon fünf oder ſechs Jahr zu Montgon gelebt hatten, und Walter alſo zehn oder eilf, Blondel aber etwa funfzehn Jahr alt war; weil mir aber die Lücke von ihrer Ankunft auf dem Schloſſe bis dahin zu groß dünkte, ſo bin ich genöthigt geweſen, um ſie auszufüllen, und das ausfündig zu machen, was ich meinen Leſern in dieſem Kapitel liefere, unterſchiedliche Schriften nachzuleſen, welche ſich oft ſehr widerſprachen, und es hat mir in der That einige Mühe gekoſtet, das zu treffen, was der Wahrheit am nächſten kam. — Was ich fand, will ich Auszugsweiſe herſetzen.

Die Gäſte welche ſich zu Schloß Mentgon eingefunden hatten, um die beyden jungen Fremdlinge in Augenſchein zu nehmen, fanden nicht für gut, daſſelbe ſobald zu verlaſſen. Der heilige Bernhard, der mit verſchiedenen Theilen von Hunbergens Lebensart nicht zufrieden war, und über den gegenwärtigen Verfall gar viel zu ſagen und zu fragen hatte, ohne ihr doch im Grunde etwas tadelnswürdiges mit Recht verwerfen zu können, empfahl ſich am erſten. Sein wirklich frommes und argloſes Herz, die Neigung die er für Hunbergen ſo wohl als für ihren Bruder Andreas von Kindheit auf gehabt hatte, und vor allen die Schönheit und Holdſeligkeit der Kinder, von denen hier die Rede war, und die er ſich nicht enthalten konnte zu lieben, machten ihn geneigt, ſeine Ohren von dem boshaften Geſchwätz der Kinder Theoderichs abzuwenden, die Aufklärung des Geheimniſſes von der Zeit zu erwarten, und ſo lange dieſe noch mangelte, Hunbergen lieber ſelten zu ſehen, als ſie durch Fragen und Vorwürfe zu beunruhigen.

Mathias von Boulogne, Theoderichs zweyter Sohn, ein ganz gutartiges Geſchöpf, das niemand leid that, von niemand aus eignen Antriebe Böſes dachte, und immer nur dahin gieng, wo es von Andern hingeführt ward, folgte dieſes mahl, wider ſeine Gewohnheit, nicht dem gröſſern Haufen, ſondern dem Abt von Clairvaux, und verließ Graf Philippen und ſeine zahlreiche Familie zu Mentzen, welches noch ſo bald nicht von dieſen Gäſten befreyt ward.

Neugier, bloſe Neugier war es, was dieſe Herren und Damen bey der Gräfin von Flandern zurück hielt. Sie ſahen, daß es ihnen unmöglich war, die beyden Knaben, welche ihnen ſo zuwider waren, von der Stelle, auf welche ſie Hunberga geſetzt hatte, hinweg zu drängen, und ſie wollten wenigſtens nachforſchen — zu erfahren ſuchen — wie? — woher? — warum? und was die Fragen alle waren, die ſie ſich ſelbſt wegen Walters und Blondels thaten.

Hunbergen oder ihren treuen Leuten etwas abzufragen war vergebliche Mühe; man beſchloß alſo endlich, ſich an die Hauptperſonen, an die beyden Kinder ſelbſt zu wenden, und durch Liebkoſungen und Geſchenke etwas aus ihnen zu bringen zu ſuchen. Auch dieſes war umſonſt. Walter war zu jung und viel zu flüchtig, als daß man etwas mit ihm hätte anfangen können, und Blondel war für ſein Alter ſo ſchlau, behauptete ſchon ſo ganz den Charakter, den er in der Folge bey tauſend Gelegenheiten zeigte, daß die jungen Fräuleins, Anna und Edita, welche mit ihm von einen Alter waren, und von ihrer Mutter immer an ihn abgeſchickt wurden, entweder immer ganz unverrichteter Sachen, oder mit ſo verwirrten abentheuerlichen Erzählungen erfüllt zurück kamen, daß niemand daraus klug werden konnte.

Hunberga ward endlich von ihren Aufmerkern befreyt, und behielt nunmehr freye Hand, ihre Kinder in Ruhe zu erziehen wie es ihr beliebte. Wie ſie ſolche aber erzog, das zu ſagen, bin ich nicht im Stande, denn theils iſt mir es unbekannt, theils trage ich auch Bedenken die Gräfin von Flandern, welche das Erziehungsweſen nie ſyſtematiſch ſtudirt hatte, und folglich tauſend Fehler machen mußte, dem Tadel der heutigen Welt bloszuſtellen. Guna Walter und Blendel wuchſen heran, und das was ſie nachmals wurden, mag beweiſen, wie ihre Erziehung beſchaffen geweſen ſeyn mag.

Ein groſſes Glück für die Knaben mogte es wohl ſeyn, daß Hunberga zu der Zeit, da ſie die meiſte Aufſicht brauchten, bereits von den Lieblingsthorheiten ihrer erſten Jugend, der Liebe zur Pracht und Bewunderung zurückgekommen war, und beynahe keine Leidenſchaft mehr kannte, als die für ihre ſogenannten Kinder. — Was dieſe groſſe Aenderung bey der Gräfin von Flandern verurſachte, ſollen meine Leſer gleich erfahren.

Der Zuwachs von etlichen Jahren, die Entfernung ihrer ehemaligen Höflinge, welche theils vom Schickſal hin und her zerſtreut wurden, theils jüngern und neuern Schönheiten zugeflattert waren, würde wohl allein nicht im Stande geweſen ſeyn ſie von ihrer ehemaligen Denkungsart abzukehren, wenn es nicht eine unumgängliche Nothwendigkeit erfodert hätte, ſich zu ändern, und die ganze Einrichtung zu Montzon umzuſchmelzen und einzuſchränken. — Zu der Zeit, als Hunberga

Theoderichen die Hand gab, war ſo wohl dieſer als ihr Bruder der Tempelherr mit unermeßlichen Schätzen aus Paläſtina zurückgekehrt. Theoderich machte ſeiner jungen Gemahlin verſchwenderiſche Geſchenke, und richtete ſie zu Montçon faſt königlich ein. Andreas, war noch freygebiger gegen ſeine Schweſter, und man kann alſo nicht zweifelhaft ſeyn, wo ſie die Mittel hernahm, ihren Hof auf ſo eine glänzende Art zu halten. Als wenig Jahre darauf Tempelherr Andreas, Großmeiſter ſeines Ordens ward, und Theoderich und er immer gleiches Glück wider die Ungläubigen hatten, ſo fehlte es kein Jahr an Bothſchaften aus Poläſtina und an reichen Zuwachs, von der Beute der Sarazenen zu Hunbergens Schätzen: aber, o Unbeſtändigkeit des Glücks! Theoderichs Siege wurden geringer; Andreas ſahe ſich genöthigt der Kabale zu Liebe ſein Großmeiſter Amt nieder zu legen; Bothſchaften aus dem heiligen Lande kamen noch fleiſſig an, aber was ſie mitbrachten, waren höchſtens, von [illegible] Sarazenen eroberte Siegszeichen, und was ſie abholten — die Schätze, welche Hunbergens Gemahl und Bruder, in glücklichern Zeiten von ihren Feinden erbeutet hatten.

Ruhig ſahe die großmüthige Hunberga ihre Reichthümer nach der Quelle zurück flieſſen, aus welcher ſie gekommen waren. Philip, Theoderichs Sohn, ſo fromm und gottſelig auch ſein

Aeuſſeres nach der Weiſe ſeiner Zeiten war, gab die kleinſte Beyſteuer zu Unterjochung der Ungläubigen, nicht ohne Murren, ungeachtet er ſie aus den Schätzen ſeines Vaters gab. Immer ſprach er von Verpfändung dieſer oder jener Herrſchaft, wenn von der Eroberung einer morgenländiſchen Feſtung die Rede war, und von Vermehrung ſeiner Familie und ſeines Aufwands, wenn neue Völker nach Paläſtina geſchickt werden ſollten. Er ſchien gänzlich vergeſſen zu haben, daß er nur ſeines Vaters Statthalter war, und nichts von dem was er verwaltete, noch zur Zeit als ſein Eigenthum anſehen konnte.

Hunberga, deren Vorſtellungen bey ihm ganz fruchtlos waren, ward endlich ſeines unedeln Betragens überdrüßig, und ſah es gern, wenn Theoderichs Foderungen allein an ſie gerichtet waren, die ſie allemahl ohne Murren und überflüſſig befriedigte. Sie war zu fromm, irgend etwas zu ſchonen, wenn es zum Beſten der Chriſtenheit nöthig war, zu edelmüthig dem etwas zu verſagen, von dem alles herkam was ſie beſaß, und — ſollen wir es ſagen, zu unbedachtſam, als daß ſie hätte denken ſollen, wie ſie einſt ſelbſt in Mangel gerathen und dann bey ihres Gemahls Kindern wenig Hülfe finden könnte. Der Seegen des Himmels, die natürliche Folge eines jeden guten Werks, und die Eroberung aller chriſtlichen Feſtungen welche in den Händen der Sarazenen waren, und die ihnen, ihren Gedanken nach, unausbleiblich entriſſen werden würden, mußte, wie ſie meynte, jede Lücke wieder ausfüllen, welche die fatale ewig dauernde Kreuzfarth ihres Gemahls in ihren Schätzen machte.

Ziemlich groß war dieſe Lücke; die wenigen Höflinge welche ihr die Zeit noch gelaſſen hatte, verminderten ſich immer mehr, die Freude und Krone ihres Hofs, die Sänger ihres Glücks und ihrer Schönheit, die Minſtrels, waren bis auf einen alten redlichen Britten, den ſie noch mit von König Henrichs Hofe gebracht hatte, verſchwunden, der Raub der Ungläubigen, das Gold und die Kleinodien, welche ehedem zu Montzon dem Auge eines jeden entgegen ſchimmerten, wurden jetzt in wohlverwahrte Kaſten verſchloſſen, und bald darauf auch da nicht mehr gefunden; kurz, die Reſidenz der Gräfin von Flandern, ward gar bald in das Schloß einer mäßig bemittelten Edelfrau verwandelt.

Hunberga ſah dieſes anfänglich mit Bedauren, und nach und nach mit philoſophiſcher Gleichgültigkeit an. Das Wachsthum und die Schönheit Walters, und Blondels munterer Geiſt, täuſchten ihr die Sorgen wegen der Zukunft hinweg, und verſüßten ihr alles Ungemach, das ſie theils ſchon erfuhr, theils in der Folge noch befürchten mußte.

Ich erwähnte vorhin des einigen Minſtrels, welcher ſich noch bey der Gräfin von Flandern aufhielt, und er iſt für unſern Walter eine zu wichtige Perſon, als daß ich meinen Leſern nicht noch etwas von ihm ſagen ſollte. War er nicht der Erſte, der unſerm Helden und ſeinem liebenswürdigen Gefährten Tugend und Frömmigkeit in die Seele goß? War ers nicht der dich, o Walter, jene unbewegliche Feſtigkeit, jenen Heldenmuth in der Sache der Tugend, jene Größe im Unglück lehrte, durch welche du dich in der Geſchichte deiner Zeiten verewigteſt? — Und du, lieblicher Sänger Blondel, ſchmückte er nicht deine Seele bey dem heitern frohen Muthe, der ihr von Natur eigen war, auch noch mit Dankbarkeit, Edelmuth und Treue, Treue bis zum Tode? War ers nicht, der dich die zauberiſchen Harmonien lehrte, mit denen du den Helden, den meine Leſer jetzt noch nicht kennen, der Nacht des Gefängniſſes entriſſeſt, und ihn ſeinem traurenden Volke wiedergabſt? — Doch dieß ſind Geheimniſſe, welche hinter den Vorhang der Zukunft gehören, und die ich meinen Leſern nicht zu früh entdecken darf.

Rollo hieß der Barde, von welchem ich ſpreche, zwar in England gebohren, aber wie ſein Name ausweiſt, von alter normänniſcher Abkunft, und wie er ſich oft rühmte, ein Urenkel des berühmten Taliſer, welcher mit ſeinem Geſange von

Karls und Rolands Thaten, die Engländer ſchon faſt aus dem Felde ſchlug, ehe Wilhelm des Eroberers Schwerdt ſie berührte. — Nicht ſelten ſang Rollo dieſes Lied ſeines Urahnherrn, und Blondel, der es für den höchſten Triumph der Ton- und Dichtkunſt anſah, welche er über alles ſchätzte, hatte es zu ſeinem Lieblingsgeſange gemacht, den er bald mit eben dem Feuer, mit eben dem Ausdruck, wie ſein Meiſter ſpielte und ſang. — Der kleine Walter hörte weit lieber das Lied von König Alfreds Thaten, den er einſt im Heldenmuth nachzuahmen gedachte, oder, wenn ihn ein Trieb zu ſtiller Schwermuth, eine Ahndung ſeiner eignen Schickſale überfiel, den traurigen Geſang vom franzöſiſchen Prinzen Klodowig, den ſeine boshafte Stiefmutter auf dem Schloſſe Roiſi umkommen lies.

So wuchſen die Knaben heran, und erreichten ihr zehntes und funfzehentes Jahr, mit welchem, wie ich ſchon geſagt habe, die Nachrichten anheben, welche den Grund meiner Geſchichte ausmachen, und mit dem ich auch vor gut halte ein neues Kapitel anzufangen.

Drittes Kapitel.

Die Weihnachtsfeyer.

Es war Weihnachten. — Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich euch, lieben Leſer! erſt einen Begrif von dieſem Feſte, und der Art machen, wie es in Altengland und Frankreich gefeyert wurde. — Der Geiſt der Andacht, welcher damals nebſt der Liebe zum Vergnügen, die ganze chriſtliche Welt gleich ſtark beherrſchte, hatte das Weihnachtsfeſt, nebſt dem Pfingſtfeſte zu den vornehmſten des Jahrs gemacht. Von dem letzten ſehen wir aus den älteſten Balladen, den Denkmahlen, und beynahe einigen Urkunden des grauen Alterthums, daß es zu König Arthurs Zeiten immer mit ritterlichen Spielen, und andern rauſchenden Luſtbarkeiten gefeyert ward. Das Weihnachtsfeſt konnte zwar wegen der rauhen Jahreszeit nicht auf dieſe Art ausgezeichnet werden, demohngeachtet aber war ſeine Feyer nicht minder herrlich und glänzend. Von den entfernteſten Gegenden des Landes verſammelten ſich dann alle Glieder der adlichen und fürſtlichen Familien, zu der Perſon die ſie für ihr Oberhaupt erkannten, oder der ſie mit dieſem Ver zuge ſchmeicheln wollten, und brachten drey oder auch wohl noch einmahl ſo viel Tage in dem Hauptſitz der Familie zu. Die Morgen dieſer heiligen Tage wurden dem Gottesdienſte gewidmet, bey welchen man ſich in einer langen feyerlichen Prozeſſion einſand; die Mittage vergiengen mit Schmauſen, und die Abende unter Tanz, Geſang, Trunk und Saitenſpiel, wobey man, wie die Geſchichte meldet, nicht eben allemahl in den löblichen Schranken der Mäßigkeit blieb.

Ein vornehmes Stück der Weihnachtsfeyer habe ich zu erwähnen vergeſſen, nemlich die chriſtliche Mildthätigkeit. Niemand ward an dieſen Tagen von den Thoren der Paläſte unbeſchenkt zurück gewieſen. Die Reichen hielten ofne Tafeln, an welchen die Aermſten und Elendeſten willkommen waren. Die Hungrigen wurden geſpeiſt, die Nakenden gekleidet, und die Pilger mit ſolchen Triumph, ſolcher Freude aufgenommen, als glaubte man in ihrer Perſon denjenigen ſelbſt zu bewirthen, zu deſſen Andenken das Feſt gefeyert ward.

Man wird vielleicht denken, daß die Ausübung dieſer Werke der Liebe den Hausbedienten überlaſſen ward, damit nicht die Herrn und Gebieter, durch den Anblick und die Bewirthung elender, kranker und das zärtliche Auge beleidigender Perſonen, im Genuß der Freude geſtört würden;

aber man kennt die Sitten damaliger Zeiten noch nicht, wenn man ſich ſolche Gedanken machen kann. Kein Fürſt, kein König ſchämte ſich zu ſolcher Zeit, das Recht der Gaſtfreyheit ſelbſt zu verwalten, und als etwas weiter hin, ohngefähr um die Jahre in welche unſere Geſchichte fällt, die Großen anfiengen, es ſich hierinnen etwas bequemer zu machen, ſo trugen ſie, unter dem Vorwand die Jugend bey zeiten zu den Werken der Wohlthätigkeit zu gewöhnen, die Bewirthung der Armen ihren Kindern auf, wobey ſie auch noch den Vortheil hatten, ihre aufblühenden Söhne und Töchter mit guter Art von dem Anblicke ihrer Ausſchweifungen ausſchließen zu können, von denen ſie ſich nicht allemahl allzugewiſſenhaft enthielten, und die ſie zwar auf andre Art zu verbüſſen dachten, aber es für die ſchwerſte, und weder durch Gebet noch Wallfahrt auszuſöhnende Sünde hielten, der Jugend durch ſolche Auftritte ein Aergerniß zu geben.

In Hunbergens Hauſe, herrſchte nun freylich keine Art von Zügelloſigkeit, wenn nicht zuweilen ihre Gäſte ſich mehrere Freyheit heraus nahmen, als ihnen vergönnt war, auch war ſie fromm genug die Werke der Liebe mit eigner Hand auszuüben, und ſie hatte alſo keine Urſach, ihren Kindern dieſes Amt aufzutragen; indeſſen war es jezt einmahl ſo gewöhnlich, ſie bequemte ſich nach der Mode, und ſeit etlichen Jahren, waren Walter und Blondel, und die jungen Fräuleins, Anna und Edita, allemahl diejenigen, welche die Bewirthung der Armen und Fremdlinge zu verwalten hatten.

Die beyden Fräuleins, welche ſchon frühzeitig jenen Trieb zu Neid, Geiz und Hochmuth ſehen ließen, welcher Graf Philipen und Dame Remigien beſeelte, hatten dieſe Mühe allemahl ungern über ſich genommen; theils mißfiel ihnen die ganze Sache, und ſie meynten, daß man ſeine Gaſtfreyheit und Freygebigkeit, wohl bey andern Gegenſtänden als ſchmutzigen Bettlern könnte ſehen laſſen, theils ſchämten ſie ſich der Geſellſchaft in welcher ſie ihr aufgetragnes Amt verwalten mußten. Walter und Blondel, ob ſie gleich den Namen der Söhne vom Hauſe führten, waren doch viel zu gering in ihren Augen, als daß ſie ſich gern in eine Reihe mit ihnen hätten ſtellen laſſen, und das, was ſonſt Kinder von einem Alter mit einander verbindet, gleicher Geſchmack an unſchuldigen Kleinigkeiten, gleich wenig Anſprüche auf Glanz und Größe, gleicher Hang zur Freude und Geſelligkeit, hatte nie ſtatt bey ihnen gefunden, denn wenn ſie gleich, dem Verſtande und dem Aeuſſerlichen nach, noch lange Kinder blieben, da andere ihres Alters ſchon längſt wie Erwachſene dachten und handelten, ſo waren ſie dem Herzen nach doch nie Kinder geweſen.

Jetzt hatten ſie ihr funfzehendes Jahr zurückgelegt, und dieſes Jahr war für ſie ſo wichtig geweſen, daß ich es nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen kann. — Frau Remigia, ihre Mutter, hatte den unglücklichen Einfall, ihre beyden Töchter mit an den franzöſiſchen Hof zu nehmen, und wer Ludwigs Hof kennt, wie er damals war, der kann ſich vorſtellen, daß der Aufenthalt an demſelben vollends alle Reliquien von Frömmigkeit und guter Denkungsart aus den Herzen der jungen Fräuleins hinweg räumen muſte. — Ich ſage wer Ludwigs Hof kennt, dieſes Königs, der, ob er gleich ſelbſt Vater war, doch boshaft genug dachte, einen andern Vater, den König von England, in beſtändiger Uneinigkeit mit ſeinen Söhnen zu erhalten, ihn, der ihre noch unverdorbenen Herzen durch Schmeicheleyen von ihrem Vater abzuwenden, der durch die Schönheit und Liebe ſeiner Töchter, Margarethe und Alice, denen er alle Ausſchweifungen geſtattete, dieſe jungen Prinzen ſo künſtlich zu verführen wußte. — Was konnte ein Hof, wo es ſo zu gieng, wo Argliſt, Politik und Ausgelaſſenheit Staatsklugheit genannt wurde, für eine Schule für junge Perſonen ſeyn!

Die Vermählung von König Ludwigs Tochter Margarethe, mit König Heinrichs von England Sohn, der mit ſeinem Vater gleichen Namen führte, war in eben dem Jahre vollzogen worden, da

Remigia mit ihren Töchtern nach Hofe kam, und die Feſte, welche dieſe Eheverbindung, und die darauf folgende Krönung der Neuvermählten zu König Henrichs Nachfolgern, nach ſich zog, waren ſo glänzend und ſo mannichfaltig, daß das Gehirn der Mutter und vornemlich der Töchter von welchem wir ſprechen, ganz ſchwindelnd davon gemacht ward. Was zu Rouen, wo alle dieſe Feyerlichkeiten gehalten wurden, mit unſern Damen vorfiel, ob ſie gefielen oder nicht gefielen, ob ſie überhaupt gar nur bemerkt wurden, weis ich nicht, genug ſie glaubten, am Hofe in ihrem eignen Elemente zu ſeyn, verlieſſen ihn ungern, wollten ſich gern von dem diesmahligen Weihnachtsbeſuch bey Hunberzgen ausſchlieſſen, fanden Montçon abſcheulich, und begegneten der vortreflichen Gräfin von Flandern ſtörriger und unehrerbietiger als jemals. — Dieſe Dame fand auch an ihnen weniger Wohlgefallen als zuvor je, und fand ſie auf alle Art zu ihrem Nachtheil verändert. Schon ihr Anzug beleidigte das Auge, und der Abt von Clairvaux, welchen ſie zu Montçon antrafen, machte ihnen ihre langherabhangenden Haare, und die zugeſpitzten hohen Schuhe welche ſie trugen, und deren Schnäbel mit goldnen Ketten an den Knien vermittelſt eines Demantknopfes befeſtiget waren, welcher das Gewand auf eine leichtſinnige Art zurückwarf, zur ſchweren Sünde, und that ſie beynahe gar in den

Bann. Dieſe, vornehmlich in den Augen der damaligen Geiſtlichen, abſcheuliche Tracht, war ſchon vor hundert Jahren von dem Biſchof Anſelm in den Abgrund der Hölle verwieſen worden, und man ſtelle ſich das Aergerniß des heiligen Bernhards vor, als er ſolche, ſeinen Gedanken nach, längſt vergeſſene Unziemlichkeiten, aus der Aſche wieder hervorkommen ſahe. — Was die Fräuleins zu ihrer Vertheidigung ſagten, iſt in meiner Urkunde nicht umſtändlich aufgezeichnet; es wird [illegible] erwähnt, daß ſie die jetzige Mode, und das Beyſpiel der franzöſiſchen Prinzeſſin Alice, welche auch dergleichen zu tragen pflegte, vorwandten; welches Letztere wir doch zu ihrem Beſten nicht glauben wollen; denn wehe ihnen, wenn ſie zu Rouen mit Alicen Umgang hatten, und ſich nach ihr bilden wollten, nach einer Prinzeſſin, welche ſchon damals, ſo jung ſie auch war, wegen ihrer zügelloſen Lebensart in ganz Europa bekannt war, und von welcher wir wünſchen, daß ſich unſere Leſer ihren Namen merken mögen, weil wir in dieſen Blättern, vornehmlich im andern Theile dieſes Buchs, noch mehr von ihr hören werden.

Nach dem, was ich bisher geſagt habe, kann man wohl denken, daß Anna und Edita bey der diesmaligen Weihnachtsfeier, weniger Luſt als jemals zu dem Amte hatten, das ſie bisher bey ähnlichen Gelegenheiten mit Walter und Blondel gemeinſchaftlich zu verwalten pflegten. — Man hatte ihnen zu Rouen geſagt, daß ein funfzehnjähriges Fräulein kein Kind mehr ſey, und ſie wollten dieſe neuerlernte Wahrheit zuerſt dadurch beweiſen, daß ſie ſich von der Bewirthung der Armen, die ſie im vorigen Jahre, da ſie noch Kinder waren, hatten mit übernehmen müſſen, ausſchloſſen.

Ungeachtet ſie dieſe Weigerung bey ihrer Großmutter mit dem gewöhnlichen Uebermuthe vorbrachten, ſo ſchwieg doch Hunberga, weil ſie dem Abt von Clairvaux keinen neuen Anlaß zu Unwillen geben wollte. Anna und Edita ſetzten ſich mit der höfiſchen Miene die ſie von Rouen mitgebracht hatten, an die Tafel der Erwachſenen, und Walter und Blondel hüpften freudig zu ihrem angenehmen Geſchäft, entzückt, daß ſie es diesmal allein, ohne ihre läſtigen Gehülfinnen verwalten ſollten, denen alles, was die Knaben bey ſolchen Gelegenheiten für die Armen thaten, immer zu viel, immer überflüſſig zu ſeyn ſchien, und die auf dieſe Art oft Anlaß zu tauſend kleinen Zänkereyen gaben.

Viertes Kapitel.

Die Pilgerin.

Walter und Blondel hatten noch nie ein ſo glückliches Weihnachtsfeſt erlebt als das gegenwärtige. Heiterkeit und laute Freude herrſchten unter den Gäſten, welche ſie bedienten. Gewiß, daß niemand ſie bemerkte und ihre Handlungen tadelte, hatte ein jeder die Gaben der Gräfin von Flandern, die er auszutheilen hatte, mit ſeinem eignen kleinen Vermögen vermehrt; ſie freuten ſich über die Freude der Armen, und vergaſſen über die Anmuth ihrer Beſchäftigung ganz und gar, daß ſie das Recht hatten, nachdem die erſten Bedürfniſſe ihrer Gäſte durch ihre eigne Hand befriedigt waren, ihre fernere Bewirthung den Bedienten zu überlaſſen, und den ihnen an Hunbergens Tafel aufbehaltnen Platz einzunehmen. — Blondel, welcher glaubte, daß keine Freude ohne Saitenſpiel vollkommen ſey, war eben im Begrif ſeine Harfe zu holen, und die Geſellſchaft der geſättigten und erfreuten Armen, mit dem Geſang von Karl und Roland zu bewirthen, als dem jungen Walter, welcher dieſesmal die Hauptdirektion des

Feſts der Armen auf ſich hatte, angeſagt ward, es hätten ſich noch zween Pilger an der Pforte gemeldet, welche begehrten eingelaſſen zu werden. Mit der reizendſten Freundlichkeit und mit geflügelter Eil lief der Knabe hin die Fremdlinge zu bewillkommen, aber als er ſie zu Geſichte bekam, und der ältere von ihnen den braunen Mantel in den er gehüllt war ein wenig zurückſchlug, ſo zeigte ſich ihm eine ſo herrliche majeſtätiſche Geſtalt, daß er voll Beſtürzung ſtehen blieb, und kein Wort aufzubringen vermogte. Er ward mit glühender Röthe übergoſſen, ſchlug die Augen nieder, glaubte dem der vor ihm ſtand zu wenig Ehre erzeigt zu haben, und konnte ſich nach einer langen Weile erſt entſchlieſſen, die Hand des Mannes, der ihn mit Verwunderung betrachtete, zu ergreifen und ihn mit dem Ton der kindiſchen Unſchuld, welcher in ſeinem zehnten Jahre, das er eben erſt zurückgelegt hatte, noch ganz ſein eigen war, um Verzeihung zu bitten, wenn er ihn nicht ehrerbietig genug entgegen gekommen wäre. Um meinen Fehler wieder gut zu machen, ſetzte er hinzu, will ich euch nicht an die Tafel der übrigen Pilger ſetzen, ſondern euch zu meiner Mutter führen. Ihr ſeyd ſo edel und groß, daß kein Fürſt euch einen Platz an ſeiner Seite verſagen würde. Der Pilger ſchwieg, und winkte ſeinem Begleiter, einer jugendlichen dicht verhüllten ſchlanken Geſtalt, ihm zu folgen. Auch Blondel folgte, weil ihm die Erſcheinung der beyden Waller eben ſo aufgefallen war wie ſeinem Freunde.

Wie der junge Walter ſeine Worte bey Hunbergen anbrachte, als er um einen Platz an ihrer Tafel für die beyden Pilgrime bat, iſt unnöthig zu erwähnen. Hunberga willigte mit einem gefälligen Lächeln in die Bitte ihres Lieblings. Philip und Remigia richteten ſich hoch auf. Der Abt von Clairvaux rückte zu, und Anna und Edita, neben welchen die Fremden, zunächſt bey Sankt Bernharden Platz nehmen ſollten, ſtanden mit höhniſcher Miene, und einigen halbausgeſprochenen verächtlichen Ausrufungen auf, um das Zimmer zu verlaſſen, als auf einmahl der ältere Pilger ſeinen Mantel abwarf, und in völliger Tempelherrn Kleidung vor der Geſellſchaft da ſtand.

O mein Bruder! mein geliebter Bruder Andreas, ſchrie die Gräfin von Flandern, und ſtürzte halb ohnmächtig in ſeine Arme. — Andreas und Hunberga hielten ſich lange ſprachlos umſchloſſen. — Die Thränen der Gräfin von Flandern floſſen noch häufiger, als die ihres Bruders, theils weil ſie ein Frauenzimmer war, theils weil ſie wirklich mehr in dem Tempelherrn wiedergefunden zu haben glaubte, als er in ihr. Sie ſahe in ihm nicht allein den Bruder, ſondern auch den Tröſter in mancherley heimlichen Kummer der ihr am Herzen nagte, denjenigen, der, wenn er auch nicht helfen konnte, doch ganz der Mann war, vor dem ſie ihr beklemmtes Herz ausſchütten konnte.

Manche meiner Leſer werden fragen, warum ſie Sankt Bernharden, deſſen Geſellſchaft ſie immer haben konnte, nicht zu ihrem Vertrauten erwählte, denn ſeit die ihm und allen Geiſtlichen verhaßten Minſtrels das Schloß verlaſſen hatten, war ſein Beſuch zu Montgon nichts ſeltnes; aber ſo fromm und gut der Abt von Clairvaux auch war, ſo hatte er doch ſeine gewiſſen Eigenheiten, dachte in manchen Stücken zu ſtreng und in andern zu milde gegen Perſonen, die es nicht verdienten, und Hunberga getraute ſich deswegen nie ihm das Innerſte ihres Herzens ſehen zu laſſen.

Die [illegible]orſtellung, in ihrem trauten Bruder alles gefunden zu haben was ſie wünſchte, verlängerte ihre Umarmungen: ſie drückte ihn feſter an ihr Herz, vergoß neue Thränen, und niemand wagte es, ihr Entzücken zu ſtören. Graf Philip und Remigia waren aufgeſtanden, und hatten ſich dem Tempelherrn mit viel höfiſchen Verbeugungen genähert; der Abt von Clairvaux, entzückt ſeinen Liebling Andreas wieder zu ſehen, hatte ſich einer ſeiner Hände bemächtigt, und wartete auf den Augenblick, da er ſeine Freude in Worte könnte ausbrechen laſſen, indeſſen der kleine Walter die andere Hand des Fremden hielt.

Niemand ſprach. bis der Knabe, dem die ſtumme Scene zu lange dauerte, das Stillſchweigen brach, und eine Frage, die er an die Gräfin von Flandern thun wollte, mit dem Worte Mutter anfieng. Mutter? wiederholte der Tempelherr indem er ſich aus Hunbergens Armen losmachte, und bald ſie bald Waltern, der ſeine Hand noch immer feſt hielt, anſah. — Hunberga trocknete mit einem kleinen Lächeln ihre Thränen. Hat dir mein Gemahl nie etwas davon entdeckt wie ſich meine Familie in ſeiner Abweſenheit vermehrt hat? fragte ſie. Nein, antwortete Andreas. Kann ſeyn; verſetzte Hunberga, ich bat ihn, als ich ihm von meinen Walter ſchrieb, um Verſchwiegenheit, die er doch gegen dich nicht hätte zu beobachten gebraucht. Mit dieſen Worten führte die Gräfin von Flandern ihren Bruder an ein Fenſter, und begann ein ziemlich langes und ſehr emſiges Geſpräch mit ihm, welches, wie es ſchien, beyde auf die angenehmſte Art intereßirte, und das durch nichts als durch öftere Blicke und Winke auf Waltern und Blondeln unterbrochen ward. — Was der Inhalt dieſes Geſprächs war, darnach wären wir faſt ſo neugierig als Philip und Remigia, welche den Abt von Clairvaux zwiſchen ſich nahmen, und ſich, um den Sprechenden recht nahe zu ſeyn, an das nächſte Fenſter ſtellten. Sankt Bernhard, welcher, wie man wohl denken kann, nicht neugierig war, ward nur darum in ihre Geſellſchaft gezogen, damit er dem Poſten, den ſie ſich wählten, durch ſeine alles heiligende Gegenwart, ein weniger verdächtiges Anſehen geben mögte. Graf Philip bemühte ſich den Abt zu unterhalten, indeſſen Remigia alle ihre Hörkraft anſtrengte, etwas von der Unterhaltung des Tempelherrn mit ſeiner Schweſter zu verſtehen. Sehr heimlich mußte ihr Geſpräch ſeyn, denn die Geſchichte, welche Remigien ein ſehr feines Gehör zuſchreibt, verſichert, daß ſie nichts verſtanden habe.

Die Horchenden und die Sprechenden, würden vielleicht noch lange in ihrer Beſchäftigung fortgefahren ſeyn, wenn ſie nicht durch eine kleine Unruhe, welche ſich bey der Tafel unter den jungen Leuten erhub geſtört worden wären. — Die Perſon, welche Hunbergens Bruder begleitete, und die, nachdem ſie ihren Mantel abgeworfen hatte, im grauen Pilgerkleide mit breiten Hut und zurückgeſchlagenen Flor, da ſtand, und dem Auge das ſchönſte Mädchen zeigte das ſich denken läßt, hatte, während ſich jedermann, ſelbſt Walter und Blondel um den Tempelherrn drängte, von den Hauptperſonen unbemerkt, und nur den forſchenden und verächtlichen Blicken von Graf Philips Töchtern, ausgeſetzt da geſtanden, welche an der rührenden Scene zwiſchen Andreas und Hunbergen wenig

Antheil nahmen. Aber ſobald als die Gräfin von Flandern mit ihrem Bruder heimlich zu ſprechen anfieng, beſannen ſich Walter und Blondel, daß ſie noch einen Gaſt zu bewillkommen hatten, und wandten ſich zu der Pilgerin.

Es würde unnöthig ſeyn, den Eindruck, den der Anblick der ſchönen Fremden auf Hunbergens Söhne machte, und die Art mit welcher ſie ſelbe bewillkommten zu beſchreiben. Das Wohlgefallen das ſie an ihr hatten wurde dadurch vermehrt, daß ſie an Jahren ihnen ſo gleich, recht wie zu ihrer Geſpielin beſtimmt zu ſeyn ſchien. Dem Anſehen nach war ſie nicht älter wie Walter, ungeachtet ſie ihrer Gröſſe und ihrem geſetzten Betragen nach Blondeln noch übertraf. — Die Bewillkommungskomplimente der beyden Knaben ſchloſſen ſich damit, daß ſie der jungen Pilgerin einen Platz zwiſchen, oder zunächſt den beyden Fräuleins anweiſen wollten, eine Verwegenheit, welche von den Schweſtern ſo ungnädig vermerkt wurde, daß ſie ihren Unwillen mit den empfindlichſten, und ſelbſt gegen die Fremde ziemlich beleidigenden Worten äuſſerten. Die Pilgerin lies es dabey bewenden, daß ſie das Betragen dieſer Damen mit verwunderungsvollen Augen, ohne ein Wort zu ſprechen, anſah; aber Walter und Blondel waren nicht ſo geduldig, und es kam zwiſchen ihnen und Graf Philips Töchtern zu einem ſo harten Wortwechſel, daß diejenigen aus der Geſellſchaft, welche das Recht hatten ihnen Friede zu gebieten, ſchon längſt hätten aufmerkſam werden müſſen, wenn nicht, wie wir ſchon erwähnt haben, theils Neugierde, theils emſiges Geſpräch, ihre Aufmerkſamkeit blos auf einen einzigen Gegenſtand eingeſchränkt hätte. — Der Abt von Clairvaux merkte am erſten was unter den jungen Leuten vorgieng, und Andreas nebſt Hunbergen, welche eben mit ihrem Geſpräche fertig waren, wendeten ſich auch nunmehr zu der Tafel um die Urſach des kleinen Tumults, der ſich erhob, zu erfahren.

Walter, ohne erſt zu warten bis er befragt wurde, trug die Sache mit der ihm eignen Naivetät vor, und Andreas warf, nachdem der Knabe ſeine Klage zu Ende gebracht hatte, einen verachtenden Blick auf Graf Philips Töchter, und ergrif die Hand der Pilgerin, um ſie Hunbergen zuzuführen. — Hier, meine Schweſter, ſagte er, indem er ihre und des jungen Mädchens Hände in einander legte, hier übergebe ich dir Matilden Gräfin von Tripoli, Graf Raimunds Tochter. Sie ward aus wichtigen Urſachen mir von ihren Eltern anvertraut, und ich verſprach ihnen, ihr, ſo lange bis ſie ſelbe in ihr Vaterland zurückberufen, Schutz und Aufenthalt bey dir zu verſchaffen; nimm ſie von meinen Händen an, und laß ſie, wenn du mich liebſt, deine Tochter ſeyn, ſo wie Walter und Blondel deine Söhne ſind.

Hunberga ſchloß Matilden in ihre Arme, und Graf Raimunds Tochter bewies, durch die Art mit welcher ſie ihre neue Mutter anredete, daß ihr bisheriges Stillſchweigen nicht aus Mangel am Verſtande, ſondern theils aus wohlanſtändiger jungfräulicher Schüchternheit, theils aus Erſtaunen über das, was um ſie her vergieng, hergefloſſen war.

Anna und Edita errötheten, als ſie den Namen der Pilgerin hörten, doch ein wenig über den neuen Beweis, den ſie, zu ihrer eignen Beſchimpfung, wieder einmal von ihrer ſchlechten Denkungsart gegeben hatten, und machten, um ihren Fehler zu verbeſſern, einen weiten Platz zwiſchen ſich, den aber Matilde, auf Andreas Befehl nicht einnehmen, ſondern ſich zwiſchen ihn und Waltern ſetzen mußte; denn daß dieſer und Blondel nun nicht mehr daran dachten zu ihrer vorigen Geſellſchaft zurück zukehren, das läßt ſich wohl denken.

Die Bewillkommung des Tempelherrn gieng nunmehr auch bey den andern an, welche von Graf Philip und den Seinigen mit vielem Wortgepränge, von Sankt Bernharden aber mit nicht viel mehr als einem treuherzigen Händedruck und ein paar Freudenthränen abgelegt wurde.

Nachdem das Geſpräch etwas ruhiger und allgemeiner worden war, erhuben ſich Fragen mancher Art, unter denen die vornehmſte, welche Graf Philip aufwarf, dieſe war, wie es käme, daß Graf Raimund von Tripoli, ſich der Geſellſchaft ſeiner Tochter berauben, und ſie ſo weit von ſich ſchicken könnte.

Ich denke unter lauter Freunden zu ſeyn, antwortete Andreas, und will euch alſo den wahren Grund der Sache ohne Rückhalt ſagen. Ihr kennt den Hof zu Jeruſalem, König Balduins Schwäche, und ſeiner Gemahlin Leichtſinn, wenn ihre Aufführung nicht einen härtern Namen verdient. — Unter dem Namen des erſten Staatsminiſters iſt Graf Raimund noch immer des Königs Vormund, ſo wie er es vormahls, in ſeinen unmündigen Jahren war. Der Name und das Amt, das er führt, würden ihm Gelegenheit zu den herrlichſten, ruhmvolleſten Handlungen geben, wenn Königin Sybille nicht allem Guten was er unternimmt Hinderniſſe in den Weg zu legen wüßte. Um ihre Macht indeſſen nicht zu ſehr wachſen zu laſſen, iſt er genöthigt den Hof faſt nie zu verlaſſen, aber ſeine junge Tochter der ausgelaſſenen Lebensart, die zu Jeruſalem, ſo wie heut zu Tage an den meiſten königlichen Höfen herrſcht, zu überlaſſen, das war nie ſeine Abſicht, und er erwartete mit Ungeduld die Zeit da ſie die erſte unverſtändige Kindheit zurückgelegt hatte, um ſie ſo weit als möglich von Jeruſalem zu entfernen. Gehe hin, Matilde, ſagte er zu ihr, ſey lieber Zeit Lebens eine Pilgerin, als eine nichtswürdige Schmeichlerin Sibyllens, oder wohl gar mit der Zeit eine Nachahmerin ihrer ausgelaſſenen Lebensart. — Mich, da ich ohnedem in Geſchäften meines Ordens, und meines Freundes Theoderich nach Europa mußte, machte er zu ihrem Begleiter und Beſchützer, und ſie mit Schätzen zu verſehen, wovon ſie lange Zeit ihrem Stande gemäß hätte leben können, vergas er ſo wenig als man es von ſeinem Reichthum und ſeiner väterlichen Liebe erwarten konnte. — Leider haben wir durch einen Sturm auf dem adriatiſchen Meer alles eingebüßt, und außer unſerm Leben nicht vielmehr als unſere Pilgerkleider bey Aquileia ans Land gebracht, ein Schade, der leicht zu erſetzen iſt, da ich meines Freundes Raimunds beſten Schatz geborgen, und ihn ſicher in deine Arme, geliebte Schweſter, geliefert habe. — Nimm dich Matildens an, ſie iſt gut, ſehr gut. — Ach, und ſehr ſchön, unterbrach ihn Walter mit halblauter Stimme, indem er ſeinen Blick von ſeiner Beyſitzerin, die er immer verſtohlen angeſehen hatte, wegwandte, und ihn ſeufzend zur Erde ſenkte. — Schön? wiederholte Andreas, nein, mein Sohn, nicht außerordentlich, ich verſichere euch, daß Matilde, wenigſtens in ihrem Vaterlande, wo alle Mädchen ſchön ſind, blos eine mittelmäßige Rolle ſpielt. Matildens Anſprüche auf Schönheit waren ihrem Gedanken nach ſo gering, daß ſie die Worte des Tempelherrn, die ein andres Mädchen ſehr beleidigt haben würden, und die er im Grunde nur darum ſagte, weil er ſeine ſchöne Gefährtin für dem Gifte der Eitelkeit bewahren wollte, mit einer ſittſamen Verbeugung beantwortete. — Doch war ſie Mädchen genug, daß ihre Wangen über Walters ungekünſteltes Lob voll Freude glühten. Ein dankender, ſchnell auf ihn gerichteter und eben ſo ſchnell weggewandter Blick aus ihren redenden ſchwarzen Augen, lohnte ihn für das was er geſagt hatte.

Anna und Edita, welche, ſeit ſie von dem Schifbruche gehört hatten, ſchon wieder anfiengen ſich ihrer eigenen Größe bewußt zu werden, brüſteten ſich indeſſen, und hielten ſich in ihrem Herzen für tauſendmal ſchöner als die Fremde, worinnen ſie ſich aber gewaltig irrten. — Hatten ſie vorher nicht beſonders gefallen, ſo machten ihre matten unbedeutenden Geſichter, die übrigens, was Züge und Farbe anbelangte, ſchön genug hätten ſeyn mögen, gegen Matildens geiſtvollen Blick, gegen die Anmuth die ihre kleinſte Bewegung begleitete, nunmehr vollends eine ſchlechte Figur. — Ich ſage, Matildens geiſtvoller Blick; denn ob gleich jeder Zug ihres ſchönen Geſichts ihren Charakter ausdrückte, welcher durchaus holdſelige, kunſtloſe, ungeſchmückte Einfalt war, ſo bewies doch ihr beſeeltes Auge, daß nicht Einfalt des Verſtandes, ſondern Einfalt des Herzens in ihr wohnte, jene Taubeneinfalt, der ſchönſte Zug den wir an einer weiblichen Seele kennen. Frömmigkeit, Unſchuld, Mistrauen gegen ſich ſelbſt, Bereitwilligkeit Andern Vorzug und höhere Achtung zu überlaſſen, Furcht zu beleidigen, Biegſamkeit, Verſöhnlichkeit, innige allumfaſſende Liebe gegen jedes Geſchöpf, und — Himmel, wo ſoll ich Worte hernehmen, all das Herrliche zu ſchildern das in des Mädchens Seele wohnte, und ſo laut aus ihrem ganzen Aeußerlichen ſprach!

Doch ihr ſollt ſie handeln ſehen, neben Annen und Editen handeln ſehen, und am Ende meines Buchs ſagen was ihr von ihr haltet.

Fünftes Kapitel.

Eine dreyfache feſte Freundſchaft wird geſchloſſen.

Das Geſpräch an der Tafel ward lebhafter. Walter, Matilde und Blondel wurden vertrauter, Sankt Bernhard ſprach mit Andreas von den Angelegenheiten der Chriſtenheit. Graf Philip erkundigte ſich ehrenhalber nach ſeinem Vater, und Dame Remigia nach Herzog Henrichen von Sachſen und Bayern, den ſie von langen Jahren her kannte, und welchen im vorigen Jahre auch Andacht und Ruhmſucht nach dem heiligen Lande trieb, wo er aber eben keine großen Dinge ausrichtete. Hunberga ſaß in ſich ſelbſt gekehrt da, und bedachte was ſie alles bey der erſten einſamen Stunde mit ihrem Bruder bereden müßte. Graf Mathias von Boulogne beſchäftigte ſich zu ſehr mit ſeinem Pokal, als daß er an dem was geſprochen wurde anders als durch abgebrochene Worte hätte Antheil nehmen ſollen, und auf dieſe Art fand ein jedes in dieſer Geſellſchaft Unterhaltung nach ſeinem Geſchmack, nur Graf Philips Töchtern ward, wie ihnen in den meiſten Geſellſchaften zu geſchehen pflegte, die Zeit lang. — Unter der gegenwärtigen Verſammlung war faſt niemand, der nicht etwas wider ſie hatte, oder ſie für zu unbedeutend hielt, ſich mit ihnen abzugeben. Matilde, welche gutherzig genug war, ihnen ihr voriges ungeſittetes Betragen gegen ſie zu vergeben und zu vergeſſen, that manchen Verſuch mit ihnen ins Geſpräch zu kommen, aber ſie ward allemal mit ſo kurzen Worten abgefertiget, daß ſie endlich der fruchtloſen Bemühungen, die Fräuleins aus ihrem unbehaglichen Zuſtande zu reißen, müde ward, und ſich bloß mit Walter und Blondel unterhielt. Sehr intereſſant ward das Geſpräch unter dieſen Dreyen.

Die Knaben hatten ihr ſo viel zu ſagen, und machten ſie in kurzem mit allen Dingen in und um Montgon ſo bekannt, daß ihr faſt keine Frage mehr zu thun überblieb als Eine, die ſie aus Furcht und Beſcheidenheit zehnmal auf der Zunge hatte, ohne ſie einmal vorbringen zu können. Annens und Editens Gegenwart ſchreckte ſie noch mehr ab, denn, ob ſie gleich Waltern und Blondeln eben nicht länger kannte als dieſe, ſo waren Hunbergens Söhne ihr doch bereits wie alte Freunde, dahingegen die Fräuleins ihr mit ihren Blicken, ihren abgebrochenen Worten, und mit der kleinſten ihrer Bewegungen Zwang auflegten, und es ihr immer war, als wenn ſie mit Waltern und ſeinem Freunde tauſend Dinge abzuthun hätte, davon die beyden Schweſtern nichts wiſſen durften.

Die Frage, deren ich gedacht habe, blieb alſo in ihrem Herzen verſchloſſen, und ſie würde es vielleicht noch lange nicht gewagt haben ſie vorzubringen, wenn ſich nicht nach aufgehobner Tafel Gelegenheit gefunden hätte, mit den beyden Knaben allein zu ſeyn, und wenn ihr bey dieſer Gelegenheit nicht Blondel von ungefähr den Zweifel ſelbſt benommen hätte, den ſie hegte ohne ihn äuſſern zu dürfen.

Wie gefällt dir der Bruder unſerer Gräfin? fragte er Waltern. — O ein herrlicher Mann! rief Walter mit zuſammengeſchlagenen Händen, und aufgehobenen Augen; und ſein Kleid, wie ſchön das iſt! der weite weiße Mantel und das rothe Kreuz, und das blinkende Schwert am goldnen Gürtel, und der ſchöne breite weiße Hut! Wie nennt man dieſe Herren in eurem Lande, Fräulein? fuhr er fort, indem er ſich zu Matilden wandte. Tempelherren, erwiederte die Pilgerin. O ſo einer muß ich auch werden; fiel ihr der Knabe in die Rede, ich will hin und ihn bitten, daß er mich mit in ſein Land nimmt, und mir auch ſo einen Mantel, ſo ein Kreuz und Schwert giebt. — Was willſt du machen? ſprach Blondel;

indem er ihn aufhielt, weißt du auch, daß du den Ritter von Montbarry heute ſchon beleidigt haſt? — Ich? fragte der Andre mit erſchrockenen Blicke. — Bedenke das Wort, erwiederte Blondel mit warnenden Ton, den er ſich, als einige Jahr älter wie ſein Freund, zuweilen erlaubte, bedenke das Wort, das du zu unſerer Wohlthäterin ſagteſt; du nannteſt ſie Mutter, und wie oft habe ich dir geſagt, daß ſie nicht deine — O ſchweige ſchweige! rief Walter, indem er ſich bemühte ſeinem Freund den Mund zuzuhalten. — Laßt euren Freund doch ausreden, Herr von Montbarry, ſagte die Pilgerin, ſeht ihr mich für eine Fremde an? Der Herr von Neſle kennt mich beſſer, ſonſt würde er nicht in meiner Gegenwart ſo geſprochen haben. Blondel erröthete, denn er fühlte den ganzen Verweis in Matildens Worten. In Wahrheit, Fräulein, fieng er nach einer Weile an, ihr habt recht, ihr ſeyd mir ſchon ſo bekannt, und meinem Herzen ſo lieb, als wenn ihr mit uns aufgewachſen wäret. Dort die beyden Fräuleins könnens bezeugen, ob ich ſo bereitwillig bin, von meines Freundes Geheimniſſen zu plaudern. — Wir wollen nicht mehr davon reden, fiel ihn Walter ins Wort, jetzt ſage mir, warum der Ritter Andreas auf mich zürnen ſollte. Was habe ich denn gethan, daß ich die Gräfin Mutter nannte? — In

Wahrheit, ſprach Matilde, als ſie ſahe das Blondel zu antworten verzog, ich merkte es ſelbſt, daß dem Tempelherrn der Name Mutter anſtöſſig war, und ich kam daher am erſten auf die Gedanken, daß ihr kein Recht haben müßtet; ihn der Gräfin von Flandern zu geben. — Euch die Wahrheit zu geſtehen, Fräulein, erwiederte Blondel — O wenn du die Wahrheit geſtehen willſt — rief Walter mit halbweinender Stimme, indem er ſein glühendes Geſicht in beyden Händen verbarg und eilig davon lief — Blondel trug Bedenken ſeinen Freund zu kränken, und Matilde weiter zu fragen, welches Walter, der ſich hinter die Gräfin von Flandern geſtellt hatte, und kein Auge von ſeinem Freunde und der Pilgerin verwandte, gewahr ward, und Blondeln zurief, er mögte dem Fräulein nur alles ſagen, er wolle für ihr kein Geheimniß haben. — Nun ſo erzählt mir, Herr von Nesle, erwiederte Matilde mit bittendem Blick, ihr offenbart eure Heimlichkeiten der beſten Freundin eures Walter. — In der That, fieng Blondel an, ich weis auch nicht vielmehr zu ſagen, als ihr ſchon denken könnt, daß Walter ſo wenig der Sohn unſrer Gräfin iſt als ich. Zwar erlaubte ſie es, gebot uns beynahe, ſie Mutter zu nennen, aber ſeit ich erwachſen bin, denn ihr müßt wiſſen, ich bin ſchon funfzehn Jahr, ſeitdem hüte ich mich wohl ihr dieſen Nanen anders zu geben, als wenn wir allein ſind, denn gebt nur einmal acht, wie ſich die Geſichter, beſonders in Graf Philips Familie, verändern, wenn die Gräfin von Flandern uns einmal ihre Söhne, oder Walter ſie Mutter nennt. Wie dieſer Ausdruck den Ritter Andreas befremdete, habt ihr ſelbſt geſehen. — Aber mein Gott, fiel ihm Matilde ein, wer ſeyd ihr denn alle beyde? — Ich will euch alles ſagen, was ich weis, verſetzte Blondel. — „Was meine Herkunft betrift, ſo kann ich euch gute Rechenſchaft geben. Ich bin ein Engländer, und mein Vater war der Beſitzer oder Verwalter eines ſehr ſchönen Schloſſes. Auf dieſem Schloſſe wohnte auſſer uns und unſern Bedienten kein einiger Menſch als eine ſchöne, ſehr ſchöne Dame, noch ſchöner als die Gräfin von Flandern. Dieſe Dame hatte zwey Kinder beſtändig um ſich, die gewiß, ganz gewiß ihre Söhne waren, der jüngſte von ihnen iſt mein Walter, und der älteſte, ſo viel ich mich beſinnen kann hieß er Gottfried, war genau mit mir von einem Alter, und mein liebſter Freund und Spielgeſelle; denn ich war damals wohl ſchon zehn Jahr, und Walter, der kaum fünf Jahr hatte, war zu meinem Geſellſchafter viel zu klein und kindiſch. — Zu der ſchönen Dame, die ich für meines Walters Mutter halte, kam ſehr oft ein großer majeſtätiſcher Ritter, der ſo herrlich wie ein König ausſahe, und den ich, wie mich dünkt, auch einmal habe König nennen hören. Aber einmal, ein einziges mal kam in meines Vaters Abweſenheit, der Walters Mutter ſehr zu bewachen und niemand vor ſie zu laſſen pflegte, eine häßliche alte Dame zu ihr, die wie eine Furie wüthete, meines Walters Mutter grauſam ausſchalt, und ihr mit Gewalt ihren älteſten Sohn mit ſich hinweg nahm. Ich weis nicht, ob dieſes böſe Weib ſich nicht vielleicht gar würde an ihr vergriffen haben, wenn nicht in dem Augenblick der Ritter, den ich für einen König halte, erſchienen wär, vor welchen ſich die alte Dame nicht wollte ſehen laſſen, eilig davon lief und Gottfrieden durch einen ihrer Leute, deren ſie viele bey ſich hatte, hinweg tragen ließ. Die ſchöne junge Dame — warum habe ich doch ihren Namen nicht behalten! — klagte dem Ritter, den ſie oft umarmte und ihn ihren Geliebten nannte, was ihr begegnet war, aber als ſie mich und Waltern gewahr wurden, die wir uns aus Furcht für dem wüthenden Weibe, das eben erſt hinweg gegangen war, verſteckt hatten und nun hervor kamen, ſo brachen ſie von ihrem Geſpräch ab, und ſchickten uns fort. Wenig Tage drauf beſuchte die Gräfin von Flandern, die ich ſchon einmal, als ich noch ſehr klein war, auf unſerm Schloſſe geſehen hatte, meines Walters Mutter, und nahm mit ihrer Bewilligung als ſie abreiſte, nicht allein

Waltern mit ſich, ſondern ſie bat auch meinen Vater, mich mit reiſen zu laſſen, damit Walter einen Geſellſchafter hätte. Wir reiſten alſo ab, und langten hier zu Montzon an, wo wir nun ſchon fünf Jahr gelebt haben. — Sehet Fräulein, das iſt die Geſchichte, die ich euch erzählen kann, und die ich Waltern ſchon ſo oft erzählt habe, denn er war da alles dieſes ſich zutrug noch ſo klein, daß er ſich nichts zuſammenhängendes davon erinnern kann. Auch ſieht es die Gräfin von Flandern nicht gern, wenn man davon ſpricht, und ich bin herzlich froh, daß in meiner Kindheit, wenn Graf Philips Leute mir etwas abfragen wollten, ich ihnen allemal aus Schalkheit unrichtigen Beſcheid gab; denn aus Klugheit that ich es damals nicht, ſondern nur aus natürlichem Widerwillen gegen die Frager. —

Alſo gegen mich hat Blondel von Nesle keinen Widerwillen? fragte Matilde mit einem ſchalkhaften Lächeln — Mein Gott, Fräulein! erwiederte Blondel, wie könnt ihr ſo fragen? Mein Freund und ich ſind ganz von euch eingenommen, und freuen uns ſchon darauf, wenn Montzon wieder von verdrüßlichen Leuten gereinigt ſeyn wird, daß wir eure Geſellſchaft in Ruhe genießen können. —

Walter merkte, daß ſein Freund und ſeine neue Freundin mit dem ihm unangenehmen Theil ihres Geſprächs fertig waren, und nahte ſich ihnen mit immer noch glühenden Wangen. — Matilde, die ungeachtet ſie in Walters Alter war, doch ſchon weit weniger kindiſches an ſich hatte als er, tröſtete ihn, und fragte, was denn in der Geſchichte, die ſie ſo eben gehört hätte enthalten wäre, deſſen er ſich zu ſchämen habe?

Ach ich weis es ſelbſt nicht, Fräulein! erwiederte er mit einem traurigen Blick, aber bedenkt es nur ſelbſt: Bin ich Hunbergens Sohn nicht, wie Blondel ſagt, und wie ich faſt ſelbſt glauben muß, was bin ich denn? Ein armes von ſeinen Eltern verlaßnes Kind, das die Beſitzerin dieſes Schloſſes nur aus Mitleiden liebt, das ſie heut oder morgen, oder wenn es ihr beliebt von ſich ſtoßen kann, ohne daß es ihr jemand verdenkt; aber nein, das kann, das wird ſie nicht, denn — denn ſie iſt doch meine Mutter.

Blondel und Matilde lachten und erſterer that Waltern den Vorſchlag, ihre neue Freundin ihrem Lehrmeiſter, dem alten Rollo, vorzuſtellen, welches auch ſogleich ins Werk gerichtet ward. Auch wurde dieſer Tag durch den Entſchluß feyerlich gemacht, den die drey jungen Leute vor den Augen ihres Lehrers faßten, daß inskünftige unter ihnen die Titel, Herr von Montbarry und Fräulein und Herr von Nesle, gänzlich verbannt, und die Namen, Walter, Blondel und Matilde, nebſt dem geſchwiſterlichen Du eingeführt werden ſollten.

Sechſtes Kapitel.

Ein ſehr ernſthaftes Geſpräch.

Die Freundſchaft, welche dieſe drey jungen Leute unter einander geſtiftet, und der vertrauliche Ton, den ſie eingeführt hatten, zeigte ſich in allen ihren Blicken und Handlungen; am wenigſten ließ ſich ihr geſchloßnes Bündnis bey den geſellſchaftlichen Spielen bergen, welche dieſen Abend, nach hergebrachter Sitte, vorgenommen wurden. Niemand freute ſich über ihre Einigkeit mehr als Hunberga und Andreas, ſo wie hingegen Graf Philips Familie ihr Mißfallen darüber, durch tauſend höhniſche Blicke und Anſpielungen, merklich blicken ließ. — Der zweyte Tag des Feſts, welcher eigentlich der geſellſchaftlichen Freude noch mehr gewidmet ſeyn ſollte als der erſte, ward dieſesmal von jedem Theil der Geſellſchaft, der zuſammen gehörte, in beſondern Unterredungen zugebracht. Wovon Walters, Blondels und Matildens Geſpräche eigentlich handelten, kann man ſich aus der

Probe, die wir im vorigen Kapitel gegeben haben, vorſtellen. — Philip und Remigia handelten beſonders die Ankunft des Tempelherrn unter ſich ab, welche ihnen auf keine Weiſe lieb war. Philip ahndete neue Befehle ſeines Vaters, zu Subſidiengeldern, um den Krieg in Paläſtina fortführen zu können, und nahm ſich vor, dieſe Befehle ſo wenig als jemals zu befolgen, und alle Mittel zu ergreifen, um die väterlichen Foderungen mit Anſtand ablehnen zu können. Remigia meynte, dieſes würde bey der Anweſenheit eines Abgeſchickten, wie der Tempelherr war, nicht ſo leicht ſeyn, als wenn ſie, ſo wie bisher, mit der gutwilligen Hunberga allein zu thun hätten. Ueberhaupt war ihr der Ritter Andreas ein Dorn im Auge; ſie beneidete Hunbergen um die Stütze, die ſie an dieſem Helden gefunden hatte, und wünſchte, Mittel ausfündig machen zu können, wie er auf die Seite zu ſchaffen wäre. — Auch Anna und Edita, welche doch noch nicht zu den geheimſten Berathſchlagungen ihrer Eltern zugelaſſen wurden, hatten einen heimlichen Groll wider Hunbergens edeln Bruder. Denn gar nicht zu gedenken, daß er Matilden, dieſen Gegenſtand ihres Haſſes und Neides, in das Schloß gebracht, und zur Theilnehmerin von Hunbergens Gunſtbezeugungen gemacht hatte, welche ſie, ſo gering ſie dieſelben auch ſchätzten, doch mit niemand theilen wollten, ſo hatte er ſich auch des vorigen Abends beym Spiele gewaltig gegen ſie vergangen, und ihnen ein Wort ans Herz gelegt, das ſie ihm nicht vergeſſen konnten, und welches auch in der That für einen ſtolzen Tempelherrn zu verzeihen war; welcher Wahrheit ſagte wo und wie es ihm einfiel, es möchte nun Ritter oder Dame, König oder Bettler ſeyn, den er vor ſich hatte.

Blondel hatte des vergangenen Abends ein Spiel aufgebracht, das unſerm Vergleichungsſpiel ziemlich ähnlich war, und das dem ältern Theil der Geſellſchaft ſo ſinnreich vorkam, daß ſie ſich in demſelben mit den jungen Leuten vereinigten.

Gleich zu Anfang gab der ſchlaue Erfinder des Spiels, welcher Graf Philips Töchter ſo gern demüthigen mögte, und welchem der Widerwille des Tempelherrn gegen dieſe Damen in die Augen leuchtete, dem geiſtlichen Ritter auf, die beyden Fräuleins mit etwas zu vergleichen. — Andreas ſahe die Schweſtern eine Weile von der Seite an, und zog darauf zwo geringe ſarazeniſche Silbermünzen hervor, welche durch langen Gebrauch ganz glatt geworden waren, und alles Gepräg verlohren hatten. — Sehet dieſe glänzenden Silberſtücke, ſagte er, indem er ſie auf den Tiſch warf, dieſen ſind meine ſchönen Muhmen ähnlich; unterſucht Gehalt und Gepräg, ſo werdet ihr die Richtigkeit der Vergleichung finden.

So paſſend das war, was Hunbergens Bruder ſagte, — denn ein paar unbedeutendere, ſich unter einander ähnlichere, und ihren wahren Gehalt nach ſchwerer zu beſtimmende Geſchöpfe, als die Fräuleins waren, konnte es wohl nicht geben — ſo hoch ward doch daſſelbe von ihnen und ihren erlauchten Eltern aufgenommen. Ihre Wangen glühten mit bläulichter Röthe, und Worte des Unwillens ſchwebten auf ihren Lippen. Graf Philip ſchwieg und zog die Augenbraunen zuſammen, und Dame Remigia, welche in der Eil keine andere beißende Erwiederung ſeiner Rede, als einen Vorwurf wegen ſeiner Armuth finden konnte, fragte mit einem höhniſchen Lächeln, ob dieſe Münzen das Einzige wären, was er von den ſarazeniſchen Schätzen mit übergebracht hätte? — Ja, Gräfin, antwortete der Tempelherr, das Einzige. — Nicht Schätze zu überbringen bin ich gekommen, ſondern die wieder abzuholen, die Theoderich ſo oft, ſo reichlich in ſein Land ſchickte, nicht damit ſie auf euren Kleidern und in euren Paläſten glänzen, ſondern damit ſie zum Beſten ſeines Landes, und zum Wohl der Chriſtenheit angewendet werden ſollten.

Hunberga ſahe, daß ſich ein Ungewitter auf Philips Stirne zuſammen zog, und ihr ahndete, wie unglücklich es ablaufen würde, wenn es losbrechen ſollte; ſie eilte alſo, daß die Geſellſchaft auſeinander gieng, und glaubte dadurch alles Unglück abgewendet zu haben, da es doch leider nur aufgeſchoben war.

Dieſe Dinge giengen, wie wir ſchon gemeldet haben, ſchon den erſten Abend nach Ankunft der Pilgrime vor. Den andern Tag des Feſts brachte, wie vorhin erwähnt ward, ein jeder in der Geſellſchaft zu, die ihm lieb war. Was bey Graf Philippen geſchmiedet ward, wiſſen wir; aber das noch nicht, was zwiſchen der Gräfin von Flandern und dem Tempelherrn vorgieng. Und o, meine Leſer! könnte ich euch doch ihre Geſpräche ſo mittheilen, wie ſie von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen giengen, könnte ich euch ganz und durch die Wiederholung ungeſchwächt mittheilen, den Abſchied der Liebenden von dem Geliebten, und die letzten Reden der traurenden Freundſchaft!

Ja, Abſchiedsreden waren es die unter ihnen vorfielen, ungeachtet Hunberga gedachte, heute ihren Bruder, ihren ſo lang gewünſchten Tröſter, erſt recht zu empfangen. Ueber das dritte Wort drängte ſich, ſie wußten ſelbſt nicht wie, etwas von Trennung in ihre Reden, und wenn denn eins dem andern die Berührung dieſes traurigen Tons verwies, ſo mußte immer des Ritters baldige Abreiſe, welche wirklich nicht lange aufgeſetzt werden durfte, die Schuld tragen; denn da er durch Wind, Wetter und andere Unfälle ſehr lang auf ſeinem Wege aufgehalten worden war, und da Theoderichs und ſeiner Völker Bedürfniſſe, welche den Tempelherrn vorziehmlich nach Europa getrieben hatten, dringend waren, ſo war er geſonnen, gleich nach Empfang der Summen, welche der Graf von Flandern von ſeinem Sohne foderte, wieder abzureiſen.

Hunberga zitterte, wenn ſie an Foderungen gedachte, welche an Graf Philipen gemacht werden ſollten, an ihn, der alle Beſitzungen ſeines Vaters ſchon längſt als ſein Eigenthum anſah, ihn, der allemal den beſten Theil der ſarazeniſchen Beute, die Theoderich ſonſt nach Flandern zu ſchicken pflegte, an ſich riß, und dennoch bey denen am beſten beglaubigten Foderungen des alten Grafen, widerſpenſtig war, und die Zahlung auf Hunbergen zu wälzen wußte. — Was konnte der Ritter von Montbarry zu gewarten haben, wenn er einſam und ohne Gefolge gegen den mächtigen Philip auftrat, und Befehle von ſeinem Vater an ihn brachte, die er mit nichts beweiſen konnte? — Hunberga zitterte; — aber ſie hütete ſich, ihren Bruder ihre Gedanken merken zu laſſen. Es war, als wenn ſich alles, was geſchehen könnte, ihr in einem Spiegel zeigte. Sie kannte den ſteifen unbiegſamen Sinn ihres Bruders, und nahm ſich daher

daher nach reifer Ueberlegung vor, ihm nichts von allen dem zu ſagen, was ihr ſo ſchwer auf dem Herzen lag; nichts von der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer gegenwärtigen Glücksumſtände; nichts von Graf Philips und ſeiner Familie ſchlechtem Betragen gegen ſie; nichts davon, daß ſie ſeit langer Zeit es allein war, welche Theoderichs Foderungen befriedigt, und ſich dadurch faſt gänzlich erſchöpft hatte.

Sie gab vor, daß ſie, aus Begierde auch etwas zum Beſten des heiligen Landes zu thun, dieſesmal ſchlechterdings von keinen Foderungen an Theoderichs Sohn hören, ſondern alles was ihr Gemahl verlangte allein übernehmen wollte. — Habt ihr beyde, du und Theoderich, mich nicht vormals mit Schätzen überhäuft? ſagte ſie, indem ſie ein Käſtgen mit Juwelen faſt das letzte, was ſie noch von Koſtbarkeiten beſaß herbeytrug, — und meinſt du nicht, daß dieſer Schmuck, der mich an meinem Hochzeittage zierte, und der eben auch von meines Gemahls freygebigen Händen herrührete, hinlänglich ſeyn wird, ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen abzuhelfen? — Glaube aber nicht, fuhr ſie lächelnd fort, daß ich umſonſt die Zahlmeiſterin des Grafen von Flandern ſeyn will, nein, nein, ich verlange dagegen eine große Gefälligkeit von dir: Du mußt mich und meine Söhne mit dir nehmen. Ich bin es müde, länger unter Fremken zu wohnen, und fremd werden mir Theoderichs Kinder ewig bleiben. Philip mag Montzen auch hinnehmen, bis mein Gemahl zurück kommt, und alles aus ſeinen Händen fodert.

Hunberga hatte gute Zeit dieſe Rede, welche mit einigen Thränen, die ihren lächelnden Mund Lügen ſtraften, beſchloſſen wurde, zu Ende zu bringen, denn ihr Bruder war in ein tiefes Nachdenken verſunken, welches ihn die Antwort vergeſſen lies. — Laß dich erbitten, mein Bruder, fuhr ſie fort, indem ſie ſeine Hand an ihre Lippen drückte, nimm mich und meine Kinder mit dir; du kennſt ihre Herkunft, du liebſt ihre aufkeimenden Tugenden, und du wirſt bey genauerer Kenntniß, immer mehr liebenswürdiges an ihnen finden, nimm ſie mit dir, und laß ſie einſt werden was du biſt. —

Und Matilde? unterbrach ſie der Tempelherr indem er wie aus einem Traum erwachte, — was ſoll aus dieſer werden? Sie kam, Schutz bey dir zu ſuchen, und darf ſchlechterdings jetzt noch nicht in ihr Vaterland zurückkehren. — Matilde? erwiederte die Gräfin, verzeihe, daß ich nicht an ſie dachte. — Nun gut, fuhr ſie nach einem kleinen Stillſchweigen fort, ſo nimm Walter und Blondel allein mit dir, und bringe mich nebſt meiner neuen Pflegetochter in ein Kloſter, denn ich will keinen Augenblick mehr ohne dich auf dieſem Schloſſe bleiben. —

Laß uns die Sache überlegen, Schweſter! erwiederte Andreas, indem er aufſtand. Nimm indeſſen deine Juwelen wieder zu dir; ich ſchlage ſie nicht aus, ſo wenig als ich deine Bitte ganz zu verwerfen geſonnen bin. — Und du verſprichſt mir, ſagte ſie, indem ſie ihn in ihre Arme ſchloß, mit Philipen nichts von unſern Angelegenheiten zu reden? Denn dieſe Dinge gehen diesmal bloß dich und mich an. — Willſt du deinen Bruder durch ein Verſprechen binden? verſetzte er, indem er ſich von ihr loszumachen ſuchte, lege mir lieber einen Eid auf, oder feßle meine Hände, eines würde einem Manne von meinem Stande ſo anſtändig ſeyn als das andre.

Hunberga ließ die Arme ſinken, die ihn umfaßt hielten, und ſah mit trübem Blicke zur Erde, er aber drückte ihre Hand und verließ ſchnell das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Dicht an unſre Freuden ſchließen
Tod und Untergang ſich an.

Die gute Gräfin von Flandern glaubte ihre Sachen ſehr fein angelegt, und alles was ſie ihrem Bruder verhehlen, ihm zu ihren und ſeinem Beſten verhehlen wollte, aufs ſchlaueſte verſteckt zu haben, aber ſie irrte gar ſehr. — Faſt nicht ein Wort, nicht ein Blick von ihr war, der ihm nicht alles ſagte, was ſie verbergen wollte. — Die ausſchweifende Freude bey ſeinem erſten Anblick, die ängſtliche Furcht für der Trennung von ihm, alles, alles zeigte ihm, wie unglücklich ſie vor ſeiner Ankunft war, wie unglücklich ſie nach ſeinem Abſchied zu werden fürchtete.

Ihre nahe ans Aengſtliche gränzende Bemühung, alle Unterhandlung zwiſchen ihm und Graf Philipen zu verhüten, ihre dringende Bitte, ſie mit nach dem gelobten Lande zu nehmen, und da ihr dieſe abgeſchlagen ward, die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie den Aufenthalt in einem Kloſter, an welchem ſie ſonſt nie einen Geſchmack bezeigt hatte, der vollen Freyheit auf ihrem Schloſſe vorzog, dieſe und noch viel andre unnennbare Umſtände, ſprachen laut davon, wie gekränkt ihr Herz, wie unangenehm ihre ganze Verfaſſung ſeyn mußte. Und was war der Grund dieſer Unbehaglichkeit? — O dieſen zu errathen, konnte einem Manne wie der Ritter von Montbarry war, nicht ſchwer werden. — War es ihm gleich nicht möglich, den ganzen Umfang von Graf Philips feindſeligen Geſinnungen gegen die Gräfin von Flandern, und ſo manchen wider ſie und ihre Kinder gefaßten ſchwarzen Anſchlag, der, wie Hunberga wohl wußte, bald zur Reife kommen mußte, zu durchſchauen, ſo hatte er doch ſchon den erſten Tag genug von Philipen und den Seinigen geſehn und gehört, um errathen zu können, daß ſie, ſie es allein ſeyn mußten, welche Theoderichs Gemahlin das Leben ſchwer machten. — Auch war ihm das ſehr beſcheidne und mittelmäßige Anſehn nicht entgangen, das alles in ihrem Schloſſe führte, und das ſo ſehr mit ihrer ehemaligen Liebe zu Glanz und Pracht contraſtirte. Hielt er nun gegen dieſen Anſtrich von Niedrigkeit, den Pomp mit welchen Graf Philip und ſeine Familie ſich zeigten, und gegen Hunbergens freygebiges Erbieten, Philips kalte Erkundigung nach ſeinen Vater und die ſonderbare Art mit welcher geſtern die vorläufige Bekanntmachung von Theoderichs Aufträgen aufgenommen wurde, ſo wußte er alles was er wiſſen wollte, ſo wußte er ſo gar das, was ihm Hunbergens lächelnde freudige Blicke ableugnen wollten, daß ihr liebſter Schaz, ihr Brautſchmuck, nicht das erſte, ſondern das letzte war, was ſie dem gemeinen Beſten aufopferte, was ſie ihm aufopfern konnte.

Man ſtelle ſich die Empfindungen eines ſolchen Bruders wie Andreas vor, wenn er eine ſolche Schweſter wie Hunberga gekränkt und aufs Aeuſſerſte gebracht ſieht, wenn neue Beweiſe ihrer Großmuth, die Bosheit ihrer Feinde doppelt ſichtbar machen, — Rache und Wuth kochte in ſeinem Herzen. Er konnte kaum das Ende ihrer Rede erwarten. Er riß ſich, wie wir geſehen haben, faſt mit beleidigenden Ungeſtüm aus ihren Armen, um nur in Freyheit zu ſeyn, um das was er fühlte, nur auslaſſen, es in Thränen auslaſſen zu können. — Ja, meine Leſer! ſo unglaublich es euch dünkt, Thränen floſſen von ſeinen Wangen; aber wehe dem, der die Thränen eines Helden erregt, mit Blutſtrömen müſſen ſie abgewaſchen werden.

Ohne Zweifel würde Graf Philip dem Verderben entgegen gegangen ſeyn, wenn er dem Ritter in dieſen ſchrecklichen Augenblicken in den Weg gekommen wäre; aber er war ſicher, heilige Mauern ſchützten ihn. Nachdem er mit Remigien eines Schluſſes zum Verderben des Tempelherren einig geworden war, eilte er dem Gottesdienſte beyzuwohnen, den er nie verſäumte, und von welchem ſich Hunberga, um ruhig mit ihrem Bruder ſprechen zu können, dieſesmal ausgeſchloſſen hatte. — Andreas gieng, nachdem er die Gräfin von Flandern verlaſſen hatte, halb in Gedanken auch dahin, und wir wiſſen nicht ob die ungeheuchelte Frömmigkeit die in ſeinem Herzen wohnte, und die an dieſem Orte neue Nahrung bekam, ſeine wüthenden Leidenſchaften bändigte, oder ob es die Zeit von einigen Stunden war, die ihn zur Ueberlegung brachte, und ihm die Gefahr vorſtellte, in welche er ſich und ſeine Schweſter durch Uebereilung ſtürzen würde. Genug er verließ ganz umgeändert das Gotteshaus.

In ziemlich ruhiger Faſſung fanden ſich die beyden heimlichen Feinde bey der Tafel ein. Hunberga ſetzte ſich zitternd nieder, und erſchrock bey jedem Worte, das ihr Bruder während der Mahlzeit ſagte, weil ſie bey jedem fürchtete, es möchte dasjenige zum Gegenſtand haben, wovon Andreas ihr nicht hatte verſprechen wollen zu ſchweigen.

Wir wiſſen nicht, ob die düſtern Wolken, die der Gräfin von Flandern ſo bange machten, nicht diesmal wirklich ohne Sturm vorübergezogen wären, wenn nicht ein ſtarker Wind ſie gefaßt, und ſchnell herbeygetrieben hätte. Einmal iſt ſoviel gewiß, daß Andreas gar nicht geſonnen war, in Hunbergens Gegenwart ein Wort von der unangenehmen Sache vorzubringen: er liebte ſie zu ſehr, als daß er ſie nicht auch hierinnen hätte ſchonen ſollen. Er trieb ſeine Vorſichtigkeit ſo weit, daß er, um alle Möglichkeit eines Zwiſts zu vermeiden, ſeine Worte nie an Graf Philipen oder jemand von ſeinen Leuten richtete, ſondern er unterhielt ſich während der Tafel mit niemand, als mit dem Abt von Clairvaux, oder mit ſeiner Schweſter und ihren Kindern, unter welche nunmehr auch Matilde gezählt ward.

Die Mahlzeit gieng zu Ende. Graf Philipp und ſein Bruder Mathias von Boulogne hatten ihre Pokale ſchon zum fünften male geleert, Sankt Bernhard, welcher zwiſchen Philipen und dem Tempelherrn ſaß, war aus Abſcheu für den Zeichen der Trunkenheit aufgeſtanden, welche ſich immer mehr und mehr bey Theoderichs beyden Söhnen ſehen ließen, und Hunberga, welche ihren Bruder kannte, daß er zu edel war, ſich mit einem Trunkenen in Wortwechſel einzulaſſen, fieng bereits an friſche Luft zu ſchöpfen, und das böſe was ſie befürchtete, für diesmal für überſtanden zu halten. — Andreas kehrte ſich nichts an die Zecher, er wandte ſich, da er ſeinen zweyten Beyſitzer den Abt verlohren hatte, zu ſeiner Schweſter, und lobte, weil er in ſo großer Geſellſchaft von nichts als gleichgültigen Dingen mit ihr ſprechen konnte, die gegenwärtige Einrichtung ihres Hauſes, die er dem ehemaligen Pracht der zu Montzon herrſchte weit vorzog. Hunberga ſeufzte, und Philip fieng mit einem teufliſchen Gelächter an: Dank ſey es meinen ehrlichen alten Vater, daß er ſeiner ſchönen Gemahlin die Mittel zur Uepigkeit wieder entriſſen hat, die er ihr ehedem ſo freygebig zuſtrömen ließ. — Wie verſteht Philip dieſes? fragte der Tempelherr Hunbergen mit halblauter Stimme. — Du hörſt ja, daß er betrunken iſt, antwortete ſie leiſe. Komm, ſetzte ſie hinzu, laß uns aufſtehen, ich will dir alles ſagen wenn wir allein ſind. — Betrunken? ſchrie Philip, indem er den aufſtehenden Ritter bey dem Zipfel ſeines Rocks faßte, wer ſagt hier, daß ich betrunken bin? doch nicht dieſer Bettler? — Bettler? ſchrie Andreas, indem er ſein Schwert über die Hälfte entblößte und zurücktreten wollte, aber er vermogte es nicht, ſondern ſank in dem Augenblicke ſeiner Schweſter empfindungslos in die Arme; denn Philip hatte, ohne daß es jemand gewahr werden konnte, als etwa Remigia, welche neben ihm ſaß, ein Meſſer gezuckt, und dem unglücklichen Tempelherrn, indem er die Hand an das Schwert legte, in die rechte Seite gedrückt.

Wie wird es möglich ſeyn, das zu beſchreiben, was nach dieſer That vergieng, welche ſchneller als ſich es denken läßt, mit den vor ihr hergehenden Worten zuſammenhieng! Ein allgemeiner Aufſtand, Hunberga neben ihrem ſterbenden Bruder in Ohnmacht. Sankt Bernhard an ſeiner Seite, bemüht, ihm die Kleider aufzureißen und die ſchreckliche Wunde zu ſtopfen. Der weibliche Theil der Geſellſchaft ſchreyend, und um Hülfe rufend. Walter und Blondel auf den Knien vor dem Tempelherren und ihrer ohnmächtigen Mutter. Matilde neben ihnen mit gerungenen vor die Stirn gefalteten Händen, und gen Himmel gerichteten ſtrömenden Augen. Graf Mathias ſchlafend in ſeinem Stuhl zurück gelehnt, und Philip, dem nun die Betäubung der Trunkenheit wie eine Hülle von den Augen gefallen war, bald wie das Bild der Verzweiflung und des Entſetzens, unbeweglich auf einer Stelle ſtehend, bald mit Sankt Bernharden zu gleich bemüht, Andreas quellendes Blut zu ſtillen. Denn, obgleich der Tod des Ritters von Montbarry, Philips einiger höchſter Wunſch war, obgleich alles was er in der Trunkenheit that und ſprach, ſeine wahren Geſinnungen völlig ausdrückte, ſo würde er doch nüchtern gewiß nie öffentlich und eigenhändig die That gethan haben, die er nun verübt hatte, eine That, die zwar ſeinem Feinde das Leben koſtete, aber zugleich ihn und ſeine Familie ins unausbleibliche Verderben ſtürzen mußte.

Hunberga kam zu ſich ſelbſt. Philip der ſich nie vor ihr gedemüthigt hatte ſank ſprachlos mit bittenden Blick zu ihren Füßen. — Mörder! ſchrie ſie, Mörder! fort aus meinen Augen! — Hiermit ſtieß ſie ihn von ſich, und verbarg ihr Geſicht vor ihm an den Buſen ihres erblaßten Bruders. — Erlaubt mir, meine Leſer! hier den Vorhang zuzuziehen. — Alle Bemühungen, den Tempelherrn zu ſich ſelbſt zu bringen, waren umſonſt. Philip ward von Remigien und dem Grafen von Boulogne, der ſich endlich auch ermuntert hatte und durch das Schrecken nüchtern geworden war, in einen Wagen geſetzt, und halb ſeines Bewußtſeyns beraubt hinweggebracht; ihn begleitete ſein ganzes Gefolge von Kindern und Bedienten, und ließ Schloß Montçon in der fürchterlichſten todtenähnlichen Einſamkeit, welche ſich ſowohl zu dem, was auf demſelben vorgegangen war, ſchickte.

Achtes Kapitel.

Eine unerwartete Erſcheinung.

Der Ritter von Montbarry kehrte nicht ins Leben zurück; das was die ſchmeichelnden Hofnungen ſeiner Freunde für Ohnmacht hielten, war der ewige Schlaf, aus welchem keiner erwacht die irdiſche Sonne zu ſehen.

Rollo, welcher bey der Hülfe die man dem Ermordeten zu leiſten ſuchte, als ein alter erfahrner Arzt die Hauptperſon vorſtellte, überließ den Leichnam endlich den ſegnenden und weihenden Händen des heiligen Bernhards, und wandte ſeine ganze Sorgfalt, auf die faſt ſterbende Hunberga. Wenn ſie aus einer Ohnmacht erwachte, ſo war es nur, das was vor ihren Augen vorgegangen war, für Traum zu halten, ſich dann lebhaft der Gewißheit ihres Unglücks bewußt zu werden, und von neuem empfindungsloß hin zu ſinken. Man brachte ſie zu Bette. Der Leichnam des geiſtlichen Ritters ward aus dem Saale geſchaft, und das laute Geräuſch der feſtlichen Freude, das vor wenig Stunden das ganze Haus erfüllte, war in tiefe Todtenſtille verkehrt.

Nachdem der Abt von Clairvaux die Ueberbleibſel des Tempelherrn, denen Geiſtlichen, die zu ſeinem Gefolge gehörten, zur Bewachung überlaſſen hatte, brachte er die meiſte Zeit in Hunbergens Zimmer zu. Die drey jungen Leute wußten nicht, wo ſie ſich am liebſten aufhalten ſollten, ob bey der unglücklichen Gräfin, oder bey der Leiche des geliebten Andreas; ſie giengen von dem einen zu dem andern, und wo eins war, fanden ſich immer bald darauf auch die beyden andern ein.

Matilde, welche den Ritter weit länger kannte als Walter und Blondel, war faſt untröſtlich, und jedes ihrer Worte diente dazu, den Kummer der beyden Knaben zu vermehren. Ach, ihr wißt nicht, ſagte ſie, was ihr in ihm alles verlohren habt; dieſer Bruder eurer Wohlthäterin, dieſer große edle Mann, der im Stande war, mit dem erſten Blick jedes Herz zu gewinnen, dieſer wäre euer Freund, euer Verſorger geworden, ach, ihr wißt nicht was er mit euch im Sinne hatte! —

Matilde hatte recht, Andreas, der mit Graf Raimunds Tochter wie mit einer völlig erwachſenen Perſon umgehen konnte, hatte ihr ſchon des vorigen Abends, ehe er noch wußte, daß Hunberga das nehmliche wünſchte, ſein Wohlgefallen an den beyden Jünglingen entdeckt, und den Vorſatz geäußert, ſie mit ſich in das heilige Land zu nehmen, und ſie zu ſeinem Orden zu erziehen.

Walter und Blondel ſanken durch die Reden ihrer Freundin in noch tiefere Schwermuth, aus der ſie ſich nur empor riſſen um neue Fragen wegen des Tempelherrn an Matilden zu thun; ſie beantwortete was ſie wußte, und was ihr die Thränen verſtatteten auszuſprechen. — Von ſeinem Orden weis ich wenig mehr als den Namen, ſagte ſie, aber, daß er ein Held, der beſte Mann auf Erden, der beſte Freund meines Vaters, ſein Beyſtand wider die Kabalen der böſen Königin Sybille, daß er auch mein Freund, Vater, Lehrer, Beſchützer, daß er alles, alles war, was ich nur denken, nicht ausſprechen kann, das weis ich, und wollte es auch beweiſen wenn ichs vermögte. — Sie ſchwieg, und faßte nach einer Weile die weinenden Knaben bey der Hand, indem ſie mit gebrochner Stimme ſagte: Sie wollten lieber nicht wieder zu der Leiche gehn, um ihre Traurigkeit nicht zu vermehren; ein Vorſatz, der in der nächſten Stunde wieder gebrochen ward.

So vergiengen die Tage bis zur Beerdigung des Ritters von Montbarry, ſo vergiengen nachher noch viele andere. Die Zeit welche Matilde und ihre Gefährten nicht bey Nunbergens Bette zubrachten, wurde bey dem Grabe des Tempelherrn verweint, oder von Matilden mit Erzählungen von ihm und ſeinen Thaten im heiligen Lande ausgefüllt. Zuweilen nahm auch Blondel ſeine Harfe mit an dieſen geweihten Ort, und ſang ein Lied zum Lobe, und zur Ruhe des Verſtorbenen; denn Rollo hatte ihn in dem Glauben ſeiner Väter erzogen, daß die abgeſchiedenen Seelen nicht ehe zur Ruhe kommen könnten, bis man ihr Andenken auf ihrem Grabe gefeyert, und ihre Thaten durch heilige Lieder der Vergeſſenheit entriſſen hatte. — War dieſer Glaube Wahrheit, ſo konnte wohl niemand ſanfter ruhen, als Andreas, denn nie iſt wohl ein Held ſo beſungen und beweint, mit ſo frommen unſchuldigen Thränen beweint worden, als er. — Walter zwar ließ es nicht bey Thränen bewenden; mehr als einmal gelobte er auf dem Hügel, der Andreas Aſche deckte, einſt ſein Blut an Graf Philippen zu rächen.

Die Zeit ſchlich auf dieſe Art bis zum Frühling hin. Hunberga fühlte den wüthenden Kummer der ſie anfangs verzehrte, in eine ſtille Schwermuth verwandelt. Sankt Bernhard, welcher jetzt ſeinen treffenden Zuſpruch minder nöthig fand, war ſchon ſeit einiger Zeit noch Clairvaux zurück gekehrt, und die Kinder, welche das Grab des Ritters noch immer täglich beſuchten, brachten nicht mehr alle ihre Zeit daſelbſt mit Weinen zu, ſondern es ward nunmehr der Ort ihrer Spiele, die ihrem zunehmenden Alter und der Geſellſchaft Blondels gemäß waren, welcher ſich nun für völlig erwachſen hielt. Auch wurde mancher Kranz von den Veilchen des Grabes gewunden, und Hunbergen gebracht, doch ohne ihr den Ort zu nennen wo ſie gepflückt waren, denn die jungen Leute merkten nur gar zu gut, wie viel Schonung das Gemüth der unglücklichen Gräfin nöthig hatte.

Eines Abends, da die Dämmerung ſchon anfieng, die Gegend um das Grab her zu verſchleyern, und die drey Freunde eben in Begriffe waren, nach dem Schloſſe zurück zu kehren, machte ſie ein entferntes Geräuſch von ankommenden Reutern aufmerkſam; ſie ſahen zurück, und erblickten einen Trupp geiſtlicher Herren, welche langſam das Thal herauf zogen, und die ſie gleich für Sankt Bernharden mit ſeinem Gefolge erkannten.

Der Abt von Clairvaux war, wie wir im Anfang dieſer Geſchichte gemeldet haben, auch mit unter denen, welche an Walters und Blondels Erſcheinung zu Montgon eben kein ſonderliches Wohlgefallen hatten. Die Gewohnheit, und die tauſend liebenswürdigen Eigenſchaften dieſer Knaben, hatten ihn nach der Zeit mit ihrer Anweſenheit ausgeſöhnt, und nach des Tempelherrn Tode, waren ſeine Geſinnungen gegen ſie vollends ganz umgeändert. Es ſey nun, daß ihm das Betragen

der

der jungen Leute bey dieſer ſchrecklichen Begebenheit gefallen hatte, oder daß, wie einige verſichern, Hunberga in ihrer Krankheit vertraulicher gegen ihn geweſen war, und ihm mehr von der Art entdeckt hatte, wie ſie zu ihren beyden Söhnen gekommen war, als wir zur Zeit noch ſelbſt wiſſen; genug, er liebte ſie jetzt ſo ſehr, und begegnete ihnen ſo mild und väterlich, daß ſie und Matilde, welche er gleich bey ihrer erſten Erſcheinung mit beſonderer Zuneigung angeſehen hatte, ihn mit wahrhaftig kindlicher Liebe verehrten, ihn oft unter ſich dem verſtorbenen Tempelherrn an die Seite ſetzten, und ihn aus dieſem Grunde, ſo gern Sankt Andreas als Sankt Bernhard zu nennen pflegten; eine jugendliche Spielerey, die ihnen der ernſte Mann gern verſtattete.

Was bey dieſer Bewandniß die Erſcheinung des Abts von Clairvaux für Empfindungen bey den drey Freunden erregte, läßt ſich errathen. Sie liefen ihm mit einem Freudengeſchrey entgegen, Blondel faßte ſein Roß beym Zaume um es vollends bis ins Schloß zu leiten, indeſſen Walter und Matilde ihn mit tauſend Liebkoſungen überhäuften. Nachdem die erſte Freude auf Matildens Seite ein wenig vorüber war, und ſie ſich nun auch nach den andern geiſtlichen Herren umſah, ob einige Bekannte unter ihnen wären, welche einen Anſpruch auf ihre Bewillkommung machen könnten, ſo ward ſie mit Schrecken gewahr, daß die Perſonen welche zunächſt hinter dem Abte ritten, keine Mönche, ſondern ein paar dicht verſchleyerte Damen waren.

Wir wiſſen nicht, was ſie abhielt, Sankt Bernharden zu fragen, was er der Gräfin von Flandern für Gäſte mit brachte; vielleicht dunkle Ahndung von der Wahrheit, welches ſich doch kaum denken läßt: Denn wir zweifeln ſehr, ob ſelbſt unſere Leſer, die wir doch für weit einſichtsvoller als Matilden halten, hierinnen glücklich rathen können; genug ſie wandte ihre Augen geſchwind ab und ſchwieg. Walter, der in demſelben Augenblicke das nehmliche geſehen hatte, ſahe Matilden bedeutend an, und bat darauf den Abt um Erlaubniß nebſt ſeiner Freundin vorausgehen und der Gräfin die frohe Poſt ſeiner Ankunft bringen zu dürfen, die ihm doch jetzt, er wußte ſelbſt nicht warum, nicht mehr ganz ſo erfreulich wie zu Anfang vorkam.

Ohne Zweifel hatte Walter dieſe Bitte darum gethan, um Gelegenheit zu haben auf dem Wege mit Matilden über dieſe Erſcheinung zu ſprechen; aber keins getrauete ſich dem andern ſeine Gedanken zu entdecken, ſie ſchwiegen beyde, und langten ſchweigend auf dem Schloſſe an.

Hunberga gieng ihrem Verwandten, ſobald ſie ſeine Ankunft vernahm, in den Vorhof entgegen, und fand, daß er mit ſeinen beyden Begleiterinnen, von welchen ihr Walter nnd Matilde nur ein paar flüchtige Worte geſagt hatten, bereits abgeſtiegen war.

Es iſt nicht lange, meine Tochter, ſagte der Abt indem er ſich ihr näherte, es iſt nicht lange daß ich euch verlaſſen habe, und ihr werdet euch wundern, daß ich meinen Beſuch ſobald wiederhole; aber mein Geſchäft iſt dringend, und ich ſelbſt mußte es bey euch ausrichten, um deſto weniger eine abſchlägige Antwort befürchten zu dürfen. — Abſchlägige Antwort? mein Vater, ſagte Hunberga indem ſie die Hand des geiſtlichen Herrn mit zärtlicher Ehrfurcht an die Lippen drückte, was für eine harte Foderung könnte es wohl ſeyn, die ich euch zu Liebe nicht willig eingehen würde? — Vielleicht hart genug, mein Kind, erwiederte Sankt Bernhard. — Habt ihr verzeihen gelernt? Seyd ihr im Stande, denen die euch beleidigt haben Gutes zu thun? — Ich hoffe es; ſagte die Gräfin nach einem kleinen Bedenken, ich hoffe, daß wenn der mörderiſche Philip ſelbſt — — Nicht Philip, unterbrach ſie der Abt, auch nicht Remigia, aber ihre unglücklichen Töchter bitten um euren Schutz, bitten um eure Verzeihung, ſie, die nur durch die Miſſethat ihres Vaters leiden, ſie, die euch nicht ſelbſt beleidigt haben; wollt ihr ſie von euch ſtoßen? — Hunberga ſchwieg voll Erſtaunen, und ſahe bald Sankt Bernharden, bald ſeine Begleiterinnen an, die in dem Augenblicke ihre Schleyer zurück ſchlugen, und die wohlbekannten Angeſichter von Fräulein Annen und Editen ſehen ließen.

Mit etwas mehr Ehrfurcht als ſie ſonſt in der Gewohnheit hatten, faßten ſie die Hände ihrer Großmutter um ſie zu küſſen, und ſtammelten dabey einige unverſtändliche Worte, die von Hunbergen, welche nicht wußte ob ſie wachte oder träumte, mit einer kalten Umarmung erwiedert wurden. Erſt nach einem langen Stillſchweigen wandte ſie ſich zu dem Abte und fragte: Alſo wußten Graf Philips Töchter keinen andern Zufluchtsort, als bey mir? — Wo ſind ihre Eltern? und wenn dieſe das Unglück von ihnen genommen hat, war nicht der Graf von Boulogne und manche andre von ihren Verwandten näher zu dieſer Ehre als ich? — Ey mein Kind, fiel ihr der Abt von Clairvaux in die Rede, wollt ihr die Gelegenheit ein gutes Werk auszuüben von euch auf andre wälzen? wollt ihr — Gut, unterbrach ihn Hunberga, es ſey! Kommt in meine Arme, ſetzte ſie hinzu, indem ſie die weinenden Fräuleins etwas freundlicher umfieng, kommt, und nehmt den Schutz und das kleine Glück an, das ich jetzt mit euch theilen kann. Vielleicht iſt es euch möglich, durch Gehorſam und Liebe das Herzeleid in Vergeſſenheit zu bringen, das mir euer böſer Vater angethan hat.

Walter und Blondel hatten ſich gleich zu Anfang dieſer Scene auf die Seite gewandt, und ſchienen in einem tiefſinnigen Geſpräch begriffen zu ſeyn. Matilde, welche ſich wenig Freude von ihren neuen Geſellſchafterinnen verſprach, folgte der Gräfin und den beyden Fräuleins traurig in das Schloß, indeſſen Sankt Bernhard, ſeinen geiſtlichen Begleitern noch einige Befehle gab; und dann ſich gleichfalls auf das Schloß verfügte.

Neuntes Kapitel.

Urſachen und Folgen der Erſcheinung von Graf Philips Töchtern.

Unſere gute Freundin Matilde machte ſich tauſend Vorwürfe über die Regungen des Unmuths, welche ihr die Ankunft von Graf Philips Töchtern verurſachte. Sie beſchuldigte ſich der Ungerechtigkeit gegen die beyden Schweſtern, ſtellte ſich ihre gegenwärtige Lage vor, welche ſie eher zu Gegenſtänden des Mitleids als des Haſſes machte, fragte ſich ſelbſt, wodurch ſie ihr Anlaß zu dem Widerwillen gegeben hätten, welcher gegen ſie tief im Grunde ihrer Seele lag; und als ihr gutes Herz alles als nichtig und unbedeutend verwarf, was ihr von ihrem ſchlechten Betragen am Weihnachtsfeſte, und von alle dem einfiel, was Walter und Blondel ihr bisher von ihnen erzählt hatten, als ſie ſich vorſtellte, daß alles vielleicht nicht Fehler des Herzens, ſondern Folgen einer übermüthigen Erziehung ſeyn könnten, von welchen ſie ſich unter Hunbergens Augen gewiß bald beſſern würden; ſo nahm ſie ſich vor, allen Verdruß gegen ſie, aus ihrer Seele zu bannen, und ihnen nicht allein das Geſicht, ſondern auch das Herz einer Freundin ſehen zu laſſen, ſich alle mögliche Mühe zu geben, auch ihre Gewogenheit nach und nach zu erlangen. Nachdem ſie ihre Thränen, deren ſie ſich anfangs nicht hatte enthalten können, getrocknet und ein heitres Geſicht angenommen hatte, eilte ſie Hunbergens Befehle wegen ihrer neuen Gäſte zu vernehmen, und erwies ſich zu ihrer Aufnahme, und bey den Einrichtungen die zu ihrem künftigen Aufenthalte gemacht werden mußten, ſo geſchäftig, verſäumte ſogar nichts was zu ihrem Vergnügen oder ihrer Bequemlichkeit dienen konnte, daß ſie bald allen Unmuth aus ihrem Herzen verſchwinden fühlte, und ſich einzubilden anfieng, ſie habe eine herzliche Freude über ihre neuen Geſellſchafterinnen, da doch das ſüße Gefühl, das ihr ſchuldloſes Herz durchdrang, im Grunde nur die Freude war, welche aus dem Bewußtſeyn entſtand, ihre Pflicht gethan und einen böſen Trieb ihrer Seele beſiegt zu haben; wofür ſie den Widerwillen gegen die beyden Fräuleins zu halten geneigt war.

Dieſe Damen hingegen, welche nicht ſo gewiſſenhaft waren, ließen es ſich zwar recht wohlgefallen, von Matilden bedient und bewirthet zu werden, aber im Ganzen erregte doch ihre Geſchäftigkeit ihren Unwillen; ſie gab ihr zu ſehr das Anſehn einer Tochter des Hauſes, welchen Namen ſie ihr nicht gönnten, und vermehrte ihre Reize auf ſo unnennbare Art, daß ſie ſelbſt ihren neidiſchen Augen nicht ganz entgehen konnten.

Da ſie übrigens Matilden immer nur nach ſich beurtheilten, da ſie merkten, wie viel ſie bey der Gräfin von Flandern galt, und ſich fürchteten, bey derſelben von ihr verunglimpft zu werden, wenn ſie ſich dieſe zur Feindin machten, ſo ließen ſie es nicht an freundſchaftlichen Erwiederungen ihrer Höflichkeit fehlen, und ſagten ihr ſo viel zärtliches und ſchmeichelhaftes vor, daß das Herz des unſchuldigen Mädchens ganz mit ihnen ausgeſöhnt ward, daß ſie noch an demſelben Abend einen Anſam machte, auch Waltern und Blondeln einen beſſern Begrif von ihnen beyzubringen, welches ihr aber ſchlecht gelang; denn Blondel ſchüttelte den Kopf, und warnte ſie, nicht zuviel zu trauen, und Walter betheuerte mit auf die Bruſt gelegten Händen, daß er alles was Graf Philips Namen führte ewig haſſen würde. Ich ſchaudere, ſetzte er hinzu, wenn ich einen von dieſen Leuten ſehe; immer iſt mirs, als wenn ich an ihrer aller Händen das Blut des Tempelherrn kleben ſähe, und ich weis es Sankt Bernharden ſchlechten Dank, daß er unſere Ruhe durch dieſe beyden Unholdinnen geſtört hat.

Mein Gott, erwiederte Matilde, wie kann doch ſolcher Haß und Groll in dem Herzen eines Kindes wohnen! — Kind? wiederholte Walter — doch Matilde weis, daß ſie mir alles ſagen kann, und vielleicht gelingt mir es bald, ihr zu zeigen, daß ein zehnjähriger Knabe wie Walter von Montbarry, kein Kind mehr iſt.

Matilde erſchrack, ihren Freund, welcher ziemlich unwillig davon gieng, beleidiget zu haben, und bat Blondeln ihre Entſchuldigung über ſich zu nehmen. Du weißt, ſagte ſie, wie lieb mir Walter iſt, auch weißt du, daß ich ihn mit dem unüberlegten Worte das ich ſagte, nicht ſchmähen wollte. Ich ſelbſt bin ja nicht älter als er, und wenn er ein Kind iſt, was bin denn ich? — Hiermit verließ ſie ihn, und erfuhr ſchon zum erſtenmale, was ſie in der Folge ſo oft fühlen mußte, daß Uneinigkeit und Verdruß den beyden Schweſtern auf dem Fuße nachgeſchlichen waren.

Unterdeſſen dieſes zwiſchen Matilden und ihren beyden Freunden vorgegangen war, befand ſich der Abt von Clairvaux bey Hunbergen, und gab ihr Rechenſchaft, von der unverſehenen Ankunft ihrer Enkelinnen, und von der Urſache, warum ſie von ihren Eltern verlaſſen worden waren, und bey Fremden Schutz ſuchen mußten; weil aber das, was der fromme Mann davon zu ſagen wußte, ein wenig hinter der Wahrheit hinweggieng, und wir größtentheils beſſer davon unterrichtet zu ſeyn glauben als er, ſo wollen wir alles erzählen, wie es eigentlich beſchaffen war.

Nach der That, die Graf Philip in der Trunkenheit begangen hatte, und nach dem ſchnellen Abſchiede, den er, auf Antrieb ſeiner Freunde, von Montgon nehmen mußte, hatten die Seinigen alle Mühe, ihn über ſein unglückliches Vergehen zufrieden zu ſprechen. Seine ſchönen Töchter ſchwatzten ihm allerley unter einander vor, das weder ſie ſelbſt noch ſonſt jemand verſtehen konnten, das von dem, faſt ſeines Bewußtſeyns beraubten Philip, nicht beachtet ward, und von uns unmöglich nachgeſchrieben werden kann. — Sein Bruder Matthias, ſuchte alle ihm bewußte Gemeinſprüche zu ſeinem Troſte hervor, und befliß ſich vornehmlich ihn durch die Macht des Pabſts zu beruhigen, welcher ihn ja durch ein einiges Wort von dem größten Verbrechen loßzählen könnte; aber Remigia, welche etwas tiefer ſah, welche wußte, daß das Einzige was ihn beunruhigte, nur Furcht für den tauſend Ungelegenheiten war, welche die Ermordung eines Tempelherrn, eines ſolchen der einmal den höchſten Rang in ſeinem Orden behauptet hatte, ihm verurſachen konnte, ſie, die davon überzeugt war, daß ihr Gemahl, wenn er den Ritter von Montbårrn, wie ſchon halb und halb unter ihnen verabredet worden war, hätte heimlich auf die Seite ſchaffen können, ſich nicht das geringſte Bedenken darüber gemacht haben würde, ſchlug einen ganz andern Weg ein, um ihn zu tröſten. Sie ſuchte ihn wegen der Folgen zu beruhigen, die ſeine Mordthat haben könnte, denn ſie wußte wohl, daß dieſe das einige waren, was er fürchtete. Die Abſolution des Pabſtes erwähnte ſie gar nicht; zwar würde dieſe das wirkſamſte Mittel geweſen ſeyn alles wieder gut zu machen, aber ſie wußte, was Alexander der Dritte für ein großer Freund der Tempelherren war, und wie ſchwer es halten würde, Loßſprechung von einem

Vergehen von ihm zu erhalten, welches an einem von dieſen geweihten Rittern verübt worden war. Sie hielt alſo für das Beſte, ſich auf den Fuß zu ſetzen, daß des Pabſtes Bannſtrahl ihrem Gemahl nicht ſchaden, und Hunbergens Rache, für welcher ſie ſich am meiſten fürchtete, ihn nicht erreichen könnte. — Wir wollen, ſagte ſie, den kürzeſten Weg erwählen: Laß uns an den Hof von Frankreich gehn, und Schutz bey den Söhnen des Königs von England ſuchen. Du weißt, wie oft du ihnen in ihren Kriegen wider ihren Vater beygeſtanden haſt, und es iſt zu hoffen, daß ſie dich in deinem gegenwärtigen Bedrängniß nicht verlaſſen werden.

Remigia hatte recht: Nur noch im letztvergangenen Jahre, waren Philip und ſein Bruder Matthias, dem jungen Henrich, dem erklärten Thronfolger des Königs von England, wider ſeinen Vater Henrich den Andern zu Hülfe gezogen, und waren in dieſem Feldzuge nicht unglücklich geweſen; man hatte alſo wohl Urſache, etwas von ihm zu hoffen, und Philip fand ſich durch dieſe Rede ſeiner Gemahlin merklich geſtärkt.

Die Reiſe wurde alſo gleich nach Giſors gerichtet, wo, wie ſie erfuhren, der König von Frankreich ſich gegenwärtig nebſt den engliſchen

Prinzen aufhielt. Das gemeine Gerücht ſetzte, je näher ſie dem Orte ihrer Beſtimmung kamen, dieſer Nachricht noch unterſchiedliches hinzu, das ihnen nicht gar zu angenehm zu hören war. Sie erfuhren, daß vor einiger Zeit der alte Henrich, König von England, auch zu Giſors geweſen war und daß daſelbſt ſtark an einem Vergleiche zwiſchen ſeinen ungehorſamen Söhnen gearbeitet worden wäre; dieſer ſollte ſich zwar wieder zerſchlagen haben, aber nicht zum Vortheil der Prinzen; denn ihr von neuen aufgebrachter Vater, hatte ihnen und ihrem Beſchützer, dem Könige von Frankreich, bey ſeinem ſchleunigen Abſchiede nach England, zu welchen ihn die Unruhen in Schottland nöthigten, noch ſo vielfältigen Schaden gethan, daß ſie gegenwärtig ſehr gedemüthigt waren, und unmöglich auf der Laune oder im Stande ſeyn konnten, denen die Schutz bey ihnen ſuchten, denſelben angedeihen zu laſſen.

Wie Philipen das Gerücht es voraus geſagt hatte, ſo fand er es. Der junge Henrich zuckte die Achſeln, ſchützte ſein Unvermögen vor, und rieth ihm beym Pabſte Hülfe zu ſuchen. Bey Richarden, des jungen Henrichs Bruder, der gewiß edelmüthig genug geweſen ſeyn würde, einen Schutz ſuchenden Freund mit ſeinem größten Nachtheile zu vertheidigen, hatte Philip nichts zu ſuchen, denn er war allemal mehr auf ſeines Bruders als auf ſeiner Seite geweſen, und überdieſes war auch Richard gegenwärtig nicht in Frankreich. — Was ſollte alſo Philipp anfangen? —

Die kluge Remigia wußte auch hier eine Ausflucht: Sie erfuhr, daß der König von England, allen denen, die bisher ſeinen rebelliſchen Söhnen wider ihn gedient hatten, die beſte Aufnahme bey ſeinem Heer und alle Beförderung verſprach. Die engliſchen Prinzen hatten ſich bisher, um ihre Macht wider ihren Vater zu verſtärken, einer gewißen Art Leute bedient, welche man in den damaligen Zeiten Brabanſons nannte, und die nicht viel beſſer als eine Rotte Räuber, oder anderes verlaufenes Geſindel waren; von dieſen Völkern, welche wegen ihrer Tapferkeit ſehr berühmt waren, giengen ganze Schaaren zu dem Könige von England über, und auch dieſe wurden wohl aufgenommen; Remigia that alſo wohl nicht unrecht, wenn ſie ſich für einen Mann von ſolcher Wichtigkeit, wie der Graf von Flandern, eine ähnliche Aufnahme von dem ſo klugen als gütigen König von England verſprach.

Sie wagte es, Philippen den Vorſchlag zu thun, auf des alten Heinrichs Seite zu treten. Zwar war hiebey die Kleinigkeit zu bedenken, daß er die Seite ſeines Freundes, des jungen Heinrichs, verlaſſen und ſeinem Feinde wider ihn dienen ſollte;

aber Remigia ſtellte ihrem Gemahl vor, daß der Prinz von England ihn jetzt weder ſchützen noch helfen und niemand ihm alſo ſeine Untreue verdenken könne, und die Sache war entſchieden.

Philip und ſeine Familie machten ſich erſtes Tages nach England auf, um bey König Henrichen Schutz zu ſuchen, und Remigia verſprach ihrem Gemahle noch aus einem Grunde die beſte Aufnahme. Du weißt, ſagte ſie zu ihm, in was für Verdrüßlichkeiten der König von England bisher geſchwebt hat: Die Ermordung des Biſchofs von Canterbury, des heiligen Thomas a Becket, ward ihm mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit Schuld gegeben; ſollte ihn dieſes nicht zum Mitleiden gegen dich bewegen, der du faſt mit ihm in einem Falle biſt? Denn fälſchlich eines Mords beſchuldigt werden, oder in der Trunkenheit einen begangen haben, das dünkt mich ziemlich einerley Sache zu ſeyn. — Philip folgte dem Rathe ſeines ſophiſtiſchen Weibes; er machte ſich nach London auf: aber, recht als ob ihm alles fehlſchlagen müſſe, er fand den König nicht daſelbſt, ſondern erfuhr, daß er eben auf einer Wallfahrt nach dem Grabe desjenigen begriffen wäre, wegen deſſen Ermordung er in Verdacht gehalten wurde.

Remigia argwohnte aus dieſem Umſtande wenig Gutes. Eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Thomas konnte nichts anders zum Grunde haben, als Reue, oder feyerliche Betheuerung ſeiner Unſchuld; und konnte er, in dem einen oder dem andern Falle, wohl ſehr geneigt ſeyn, einen Menſchen, welcher auch einen Mord auf ſich hatte in Schutz zu nehmen, oder ihm etwas anders anzurathen, als Wallfahrt und Büßung?

Wie Frau Remigia befürchtet hatte, ſo gieng es; Philip kam nach Canterbury und warf ſich zu des Königs Füſſen, welcher eben aus der Kirche zurück kam, und noch die Schmerzen der Geißelung fühlte, welche von den Händen der Geiſtlichen zu ſeiner Büßung anzunehmen, er ungeachtet ſeiner Unſchuld, die er beſtändig betheuerte, ſchwach genug geweſen war.

Gehet hin, mein Freund, ſagte er, indem er Philippen liebreich aufhob, was ihr an mir verbrochen habt, vergebe ich euch willig, und was eure blutige That an dem frommen Tempelherrn Andreas anbelangt, ſo ſeht mein Beyſpiel an: ich büße für eine Miſſethat, an welcher ich, wie ich bey Gott ſchwöre, unſchuldig bin, bloß um mich den Befehlen des heiligen Vaters zu unterwerfen. Daß mein Verfahren dem Himmel wohlgefällig iſt, kann ich euch nicht beſſer beweiſen, als mit der fröhligen Nachricht, die ich jetzt eben erhalte, daß meine Feinde in Schottland gedemüthigt ſind, ſo wie ich meine ungehorſamen Söhne gedemüthiget habe. Folget meinem Exempel. Werfet euch zu den Füßen des Pabſtes; büßet eure Sünde; wallfahrtet zu dem Grabe des Tempelherrn, und gebt der edeln Hunberga alle Genugthuung, die ſie wegen der Ermordung ihres Bruders von euch fodern kann, ſo wird euch der Himmel gnädig ſeyn, ſo wird ſich das Glück zu euch wenden, das widrigenfalls, euch vielleicht, ſo wie meine Söhne, gänzlich verlaſſen könnte.

Hätte der heilige Thomas a Becket ſelbſt wohl erbaulicher ſprechen können als König Henrich ſprach? — Ich muß indeſſen meine Leſer bitten, den König von England, wegen deſſen was er ſagte, nicht ſo falſch zu beurtheilen, wie der bittende Philip vielleicht in ſeinem Herzen that. Henrichs Charakter war zu groß, zu edel, daß Groll oder heimliche Feindſchaft gegen den ehemaligen Bundesverwandten ſeiner rebelliſchen Söhne, ihm daſſelbe hätte eingeben ſollen. Bloß Frömmigkeit, ſo wie ſie in den damaligen Zeiten gewöhnlich war, ſprach aus ſeinem Munde, eine Frömmigkeit, die freylich in den unſrigen Schwachheit und Bigotterie ſeyn würde, die, wie uns dünkt, auch ſchon für diejenigen, in welchen er lebte, zu weit getrieben war; aber wo iſt der Weiſe, welcher im Stande iſt ſich gänzlich über die Vorurtheile ſeines Jahrhunhunderts zu erheben? der nicht zuweilen, gern oder ungern ſich nach demſelben bequemen muß?

Philip konnte ſich wenig Troſt aus den Rathſchlägen des Königs nehmen. Er verließ England, und wußte nun keinen andern Entſchluß zu faſſen, als in ſeinem Lande Bann und Interdikt vom Pabſte ruhig zu erwarten, oder geradesweges nach Rom zu gehen, ſich ſeinem Urtheil zu unterwerfen, und zu verſuchen, ob durch Demuth und ſcheinbare Reue ſich nicht etwas von der ſtrengen Buße, die er fürchten mußte, abdingen ließ. — Zu dem letzten, ob es gleich ſeinem Stolze am ſchwerſten eingieng, rieth ihm Remigia. Die Reiſe ward ſo ſehr als möglich beſchleunigt, und die Bitten der Fräuleins Anna und Edita, nur noch eine kleine Zeit in England zu verweilen, deren Urſache wir in einem der folgenden Kapitel ſehen werden, blieben dieſesmal unerhört.

Die Aufnahme bey Pabſt Alexandern war ſo, wie man denken kann, wie ſie der Mörder des Sohns von dem Vater des Ermordeten erwarten kann; denn väterlich hatte Alexander den Tempelherrn Andreas geliebt. Ein großer Vortheil war es indeſſen für Philipen, daß er der erſte war, der das Gerücht ſeiner Unthat nach Rom brachte, und ſie alſo aufs möglichſte beſchönigen konnte.

So ſehr Remigia auch Hunbergens Rache gefürchtet, ſo gewiß ſie geglaubt hatte, ſie würde nicht ermangelt haben ſogleich bey dem heiligen Vater zu klagen, und alle Bannſtrahlen wider den Mörder ihres liebſten Freundes aufzufodern, ſo hatte doch die großmüthige Gräfin von Flandern daran gar nicht gedacht: Ihr edler Bruder war unwiederbringlich dahin, und der Untergang ſeines Mörders, nebſt dem Schimpfe den ſie Theoderichen anzuthun geglaubt haben würde, wenn ſie die Gerechtigkeit wider ſeinen Sohn aufgerufen hätte, würden ihr das, was ſie verlohren hatte, nicht wiedergebracht haben; ſie hatte alſo nie die Abſicht gehabt, Philipen auf andere Art, als durch Verbannung aus ihren Augen, und durch ſeine eigenen Gewiſſensbiße geſtraft zu ſehen.

Wie war es möglich, daß ſo niedrige Seelen, wie Philips und Remigiens, dieſen Grad von Großmuth vorausſehen konnten; ſie konnten noch jetzt die Urſache von Hunbergens Verfahren nicht einſehen, bekümmerten ſich auch wenig um dieſelbe, ſondern beklagten nur ihre Thorheit, daß ſie ihre eigne Schande ausgeplaudert hatten, welche ſie ſonſt ſo leicht vertuſchen oder auf einen Unſchuldigen hätten wälzen können! An gegenſeitigen Vorwürfen fehlte es bey dieſer Gelegenheit nicht, allein ſie kamen zu ſpät. Sie hatten ſich nun einmal ſelbſt verrathen, und konnten jetzt nichts weiter thun, als die Sache ſo viel als möglich zu ihrem Vortheil zu erzählen; indeſſen mogten ſie dieſelbe aus kehren und wenden wie ſie wollten, ſo war doch das mildeſte Urtheil für Philipen, das ſich der heilige Vater endlich abbitten ließ: Vierjähriger Aufenthalt in einem Kloſter nicht weit von Rom, und dann eine Kreuzfahrt ins heilige Land. Remigia und ihre Töchter hatten Freyheit, zu gehen wohin ſie wollten, und die erſte wandte dieſelbe dazu an, ihre beyden Fräuleins in ihr Vaterland zurück zu führen, und ſie dem Schutze des heiligen Bernhards anzuvertrauen, weil, wie ſie ſagte, ihre Pflicht erfoderte, einen Theil von der Buße ihres Gemahls tragen zu helfen, und ihm voraus in das heilige Land zu gehen, wobey aber, wie wir unſere Leſer verſichern, ihre Hauptabſicht war, den Fehler, den ſie und Philip durch ihre Voreiligkeit in Europa gemacht hatten, dadurch zu verbeſſern, daß ſie ſo viel als möglich zu verhüten ſuchte, daß das Gerücht von des Tempelherrn Ermordung nicht nach Paläſtina für Theoderichs Ohren kommen mögte. Was ſie ſich zu Erreichung dieſes Endzwecks für Mittel bediente, haben wir nie erfahren können, ob ihr aber ihr Verhaben geglückt ſey, werden wir vielleicht in der Folge hören. Was ſie für Urſachen haben mogte, ihre Töchter nicht mit ſich zu nehmen, iſt gleichfalls verborgen geblieben, und wir wiſſen nur ſoviel, daß ſie ſelbe zu Sankt Bernharden brachte und um Schutz für ſie bat.

Der Abt von Clairvaux erſchrack ſehr über das gute Zutrauen der Gräfin Remigia. Ein paar junge nicht allzutugendſame Mädchen zu hüten, war eine Sache auf welche ſich der alte Herr gar nicht verſtand, und die er ſo geſchwind als möglich von ſich abzuwälzen ſuchte. In der Verlegenheit, darinnen er ſich befand, denn niemand konnte wohl ſo ungern als er eine Bitte geradezu abſchlagen, bekam er den unſeeligen Einfall, Hunbergen dieſe Laſt aufzubürden, und ihr dadurch Gelegenheit zu einem der verdienſtlichſten Werke, der Wohlthätigkeit gegen Feinde, zu geben.

Dieſer Einfall ſchien dem heiligen Manne gar nichts ſonderbares und unſchickliches zu haben, und doch fiel er ſelbſt Remigien auf. Sie dachte eine Weile ſtillſchweigend nach, hielt darauf ein ſehr langes und ſehr heimliches Geſpräch mit ihren Töchtern, und bequemte ſich dann zu allem, was der Abt vorſchlug.

Sankt Bernhard gab ihr ſeinen Seegen, trug ihr viel heilige Gewerbe im gelobten Lande auf, und empfahl ſich der Vorbitte der frommen Pilgerin; denn eine Perſon die nach dem heiligen Grabe wallete, zur Büßung fremder Sünden dahin wallete, konnte ſeinen Gedanken nach nicht anders als fromm ſeyn.

Das erſte, was er den beyden jungen Damen nach dem Abſchied ihrer Mutter vorſetzte, war eine ſehr lange Straf- und Ermahnungsrede wegen ihrer bisherigen ſündlichen Eitelkeit, und vornehmlich der leichtſinnig aufgeſchürzten Kleider, und ärgerlichzugeſpitzten Schuhe am letzten Weihnachtsfeſte. Dieſes Gericht ſchmeckte den Schweſtern ſo übel, daß ſie, aus Furcht mehr von dergleichen Speiſe zu bekommen, ſich zwar zu allem Gehorſam erboten, aber darauf drangen, noch in dieſer Stunde zu ihrer Großmutter gebracht zu werden; eine Bitte, welche Sankt Bernhard ſo ſchicklich fand, daß er ſie keine Nacht bey ſich behielt, ſondern ſie, wie wir geſehen haben, ſogleich nach Montçon begleitete.

Zehntes Kapitel.

Die Schweſtern erregen große Verfolgungen wider die drey Freunde.

Sankt Bernhard verließ Montçon in wenig Tagen, und Hunberga fieng an, mit einer Art von traurigen Ruhe Annens und Editens Geſellſchaft zu erdulden, welche ihr anfangs faſt unerträglich geweſen war. Matilde that ſich die äußerſte Gewalt an, ihre neuen Geſpielinnen liebenswürdig zu finden, und Walter und Blondel entäuſſerten ſich des Umgangs mit den guten Fräuleins ganz und gar. Graf Philips Töchter waren zu ſtolz, ſich um die Geſellſchaft zweener ſo geringer Knaben ſehr zu bemühen, aber ſie fanden ſich doch ſehr beleidigt, ſo wenig von ihnen aufgeſucht zu werden; Sie waren nicht ganz blind gegen ihre Vorzüge, und Blondels Schönheit, der nun ſchon völlig erwachſen und älter zu ſeyn ſchien als er war; nebſt ſeinen muſikaliſchen Talenten, wurden vornehmlich von ihnen höher geſchätzt, als ſie ſich zu ſagen getrauten. Aber der Jüngling blieb kalt und zurückhaltend gegen ſie. Nur ſelten bekamen ſie einen Ton von ſeiner Harfe zu hören, und ſo nahe ſie es ihm auch oftmals legten, ihm ein Lied abzulocken, das ihre Perſonen zum Gegenſtande gehabt hätte, ſo blieb doch ſeine Muſe immer für ihre Verdienſte ſtumm, dahingegen der Lieder, die zu Matildens Lobe geſungen wurden, unzählige waren.

Blondels Zurückhaltung und Walters ſtolzes faſt verächtliches Weſen gegen ſie, vermehrte ihren Haß gegen die beyden Freunde, und die Kränkungen die ſie ihnen anzuthun gedachten, die aber immer von ihnen theils nicht bemerkt, theils als unbemerkt behandelt wurden, waren unzählig. Nur eine derſelben war zu ſchmerzlich, als daß ſie ganz mit Stillſchweigen hätte übergangen werden ſollen: es war die Entziehung von Matildens Geſellſchaft. Die Fräuleins ſahen, wie gern die drey jungen Leute mit einander umgiengen, ſie erfuhren aus Matildens eigenen Munde, wie unzertrennlich ſie bisher geweſen waren, und dieſes war ihnen ſchon genug Walters und Blondels Freundin beſtändig wie belagert zu halten, ſie entweder unter tauſenderley Vorwand auf ihr Zimmer zu ziehen, ſie in dem ihrigen wenig allein zu laſſen, oder wenn ſie etwa einen Spaziergang nach dem Grabe des Tempelherren oder ſonſt eine Partie mit Hunbergens Söhnen verabredet hatte, ihr auf dem Fuße zu folgen.

Waltern ward es auf die letzt unerträglich Matilden ſo gar nicht mehr in Ruhe ſprechen zu können, welcher er, ie älter er wurde, immer mehr zu ſagen zu haben glaubte, und er beredete Blondeln, welcher in dieſem Stücke vollkommen überein mit ihm dachte, mit leichter Mühe wegen dieſer Bedrängniß klagbar bey Hunbergen einzukommen. Aber welches Schrecken für die beyden Kläger! ſie fanden das Gemüth der Richterin ſchon wider ihre Sache eingenommen. Sie wurden zur Ruhe verwieſen. Matilde ward vorgefodert, und in ihrer Gegenwart bedeutet, daß, da ſie ſich dem Schluſſe ihres eilften Jahres näherte und über ihr Alter groß und erwachſen wäre, es der jungfräulichen Eingezogenheit ziemen würde künftig mehr den Umgang mit ihres Gleichen als die Geſellſchaft junger Herren zu ſuchen, von welchen ſie nichts ihrem Stand und Geſchlechte anſtändiges lernen könnte.

Daß dieſes eine von den Schweſtern ausgewirkte Sentenz war, werden meine Leſer errathen; aber wie es dieſen Damen möglich ſeyn konnte, etwas über Hunbergens Gemüth zu vermögen, und wie es zugieng, daß Matilde nicht klug genug war, die Gräfin von Flandern, die ſie ſo ſehr liebte zu ihrem Vortheil einzunehmen, das wiſſen wir mit nichts, als mit Annens und Editens ſchlauen Argliſt, und Matildens Taubeneinfalt zu erklären. Auch handelte Hunberga unſern Gedanken nach nicht unrecht, daß ſie ſich in dieſem Stück nach der Meynung der Fräuleins bequemte, und dadurch ihnen alle Möglichkeit, Matilden zu läſtern oder zu höhnen, benahm; ob nicht vielleicht ihr Urtheil noch dadurch befördert wurde, daß ſie Matildens wachſende Zuneigung zu Waltern wahrnahm, von welcher ſie noch nicht wiſſen konnte, ob ſie von dieſem in der Zukunft völlig verdient und erwiedert werden würde, da er jetzt bey allen guten Anlagen doch immer noch als ein Knabe von unentſchiedenem Charakter angeſehen werden mußte, dieſes können wir nicht mit Gewißheit ſagen, genug Hunberga handelte weislich, und die fromme nachgebende Matilde bequemte ſich geduldig zu dem ſchmerzhaften Zwange, den man ihr auflegte.

Die Fräuleins belohnten ihr ihre Folgſamkeit, ohne es zu wollen, auf das Beſte, indem ſie ihr in der Zukunft nicht mehr ſo mit ihrer Geſellſchaft beſchwerlich fielen als zuvor. Sie wußten es recht gut, daß ſie Matilden, ſobald ſie den Befehl ihrer Pflegemutter kannte, nicht mehr zu hüten brauchten, und daß dieſe ins künftige gewiß allemal, der jungfraulichen Eingezogenheit zu Liebe, ihr einſames Zimmer dem Umgange mit ihren beyden Jugendfreunden verziehen würde.

Matilde that wohl, da ſie nun einmahl nicht mehr auf den alten vertraulichen Fuß mit ihren Freunden leben durfte, da ſie ſelbe wenig zu ſehen bekam, als bey der Tafel, in der Kirche, und wenn ihnen etwa Hunberga auſſerordentliche Erlaubniß zu einem gemeinſchaftlichen Spaziergange gab, daß ſie die Einſamkeit aller Geſellſchaft, auch der Geſellſchaft der beyden Fräuleins vorzog; denn dieſe hätte ihr verderblicher werden können, als irgend eine andere.

Sie hatten ſo ſchon tauſend Verſuche gemacht des Mädchens Eitelkeit zu erregen und ihre Sitten zu verderben. Ihre Erzählungen vom franzöſiſchen Hofe, und von der angenehmen freyen Lebensart der Prinzeſſin Alice, nahmen kein Ende; und Matildens Eingezogenheit, ihr Fleiß in allen Dingen die ſie unternahm, ihr weniges Sprechen, und die ungekünſtelte Aufrichtigkeit, welche, ſo bald ſie ſprach, jedem ihrer Worte das Gepräg ihrer unſchuldsvollen Seele ausdrückte, alles wurde von ihnen lächerlich gemacht, und mit dem beißendſten Witze durchgezogen; ſelbſt ihr Pilgerkleid, das ſie unter dem Vorwande eines Gelübdes mit keiner andern Tracht, am wenigſten mit den üppigen Moden des franzöſiſchen Hofes hatte verwechſeln wollen, ſelbſt dieſes blieb nicht verſchont, es verſchafte ihr die Ehre, von ihnen ſelten anders als die Pilgerin genannt zu werden, ein Name, der Matilden auſſerordentlich gefiel, und den ſie ſo gern trug, als wir ſie mit demſelben bezeichnen.

Was bin ich anders als eine Pilgerin? ſagte ſie eines Tages zu Blondeln, der dieſe Benennung mit einer ſpitzigen Antwort an den Fräuleins geahndet hatte. Lebe ich nicht, ſeitdem ich von dem genauern Umgang mit euch beyden getrennt bin, Hunbergen ausgenommen, unter lauter Fremden? —

Das Gelübde, das ſie zum Grunde ihrer Kleidung angab, war Graf Philips Töchtern ein neuer Wink zu Spöttereyen. Wie lächerlich kam ihnen, die keinen Begrif von Andacht und Frömmigkeit hatten, und die dieſelbe vollends bey jungen Leuten für die abgeſchmackteſte unerhörteſte Sache hielten, wie lächerlich kam ihnen das Gelübde einer Perſon vor, die, ihren kindiſchen Gedanken nach, welche Matildens reifen Verſtand nicht zu erwegen wußten, nur noch ein Kind war. —

Auf dieſe Art wußten ſie alle ſchöne Eigenſchaften ihrer Geſpielin lächerlich zu machen, und ſie verſchaften dadurch Matilden einen unendlichen Vortheil; ſie lehrten ſie, alles Gute das ſie that, anſtatt es zur Schau zu tragen, mit einem ſo dichten Schleyer zu verhüllen, als andre über ihre Fehler und Thorheit werfen. — —

Auf dieſe Art vergiengen drey Jahre, ohne daß ſich etwas Merkwürdiges zutrug. Matilde wuchs zur vollkommenen jungfräulichen Schönheit heran, und gieng ihren einſamen ſchönen Weg unbemerkt in der Stille vor ſich hin. Graf Philips Töchter ſtarben auf dem einſamen Schloſſe faſt vor Langerweile, und machten Hunbergen durch ihre tauſendfachen Thorheiten und Eitelkeiten unzähligen Verdruß. Walter war aus einem muntern Knaben, ein ſtiller ſchwermüthiger Jüngling geworden, und Blondel, welcher nunmehr ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, ſehnte ſich in die Welt, und ſann ernſtlich darauf, was für eine Rolle er künftig in derſelben ſpielen wollte.

Auch die Fräuleins, welche aus Langerweile an allerley dachten was ihnen nichts angieng, und die nichts mehr wünſchten, als Hunbergens Lieblinge, einen nach dem andern von ihr zu entfernen, hatten Blondels künftige Beſtimmung erwogen, und arbeiteten aus milder Vorſorge daran, ihn in einen Stand zu bringen, der unter allen Ständen der Welt der letzte geweſen wär, den er gewählt haben würde.

Der Abt von Clairvaux beſuchte Montzon ſehr fleißig, und die Fräuleins, welche jetzt die Nothwendigkeit fühlten, ſich beliebt zu machen, wußten ſich vor ſeinen Augen ſo zu verhalten, daß er ſie für gebeſſerte Sünderinnen hielt, und ihnen ſein völliges Zutrauen ſchenkte. Dieſes ſich zu erhalten, hatten ſie wenig mehr zu thun, als die langgeſchnäbelten Schuhe, und die leichtfertig aufgeſchürzten Gewande abzulegen, und die ärgerlichen Haare unter beſcheidene Schleyer zu verſtecken; eine Sache, die ihnen an einem Orte, wo ſie niemand ſahen der ſie bemerken konnte, oder dem ſie gefallen wollten, ungemein leicht ward.

So giengen ſie in aller Demuth und Geiſtlichkeit vor ihm einher, und ließen vor ſeinen Augen, nebſt allen andern angenommenen Tugenden, auch die Liebe zu Hunbergen mit ſo ſtarkem Glanze leuchten, daß ſie ſchon ein Wort bey ihm zu ſprechen hatten, und derhalben hoffen konnten, die ungebetne Vorbitte, die ſie bey ihm für Blondeln thun wollten, würde von gewünſchten Folgen ſeyn. Sie baten dringend, der arme Jüngling, welcher doch keine weitern Ausſichten hätte, und der Gräfin von Flandern unmöglich länger beſchwerlich fallen könnte, mögte von ihm in den geiſtlichen Stand aufgenommen, und den Mönchen ſeines Kloſters zugeſellt werden.

Sankt Bernhard ermangelte nicht Hunbergen, dieſen Vortrag als ſeinen eigenen Einfall zu thun, und ſie, die nach ihres Bruders Ermordung ohnedem einen Trieb zu allem hatte, was den Anſtrich der Andacht und Schwermuth trug, fand dieſe Art der Verſorgung für Blondeln um ſo viel ſchicklicher, da der Abt ſich gegen ſie nicht der Ausdrücke bediente, welche die Fräuleins gebraucht hatten, und welche im Stande geweſen wären ihr großmüthiges Herz ſo zu beleidigen, daß ſie vor der ganzen Sache einen Widerwillen bekommen hätte. Blondel ward vorgefodert; aber wie ſollen wir ſein Entſetzen ſchildern, als ihm die heilige Abſicht des Abts mitgetheilt wurde. Er war zu ſehr überraſcht, als daß er ſeine Empfindungen hätte einzwingen können; er warf ſich zu Hunbergens Füſſen, und rief mit thränenden Augen: Wie? ins Kloſter? — Kann die großmüthige Gräfin von Flandern es über ihr Herz bringen, den, dem ſie ſo oft den Namen ihres Sohnes gab, lebendig zu begraben? — Worte, welche die Gräfin ſo rührten, daß ſie ihn in ihre Arme ſchloß, und mit der Verſicherung aufhob: er ſolle zu nichts gezwungen werden. Sankt Bernhard tadelte dieſes Verſprechen mit einem Kopfſchütteln, und meynte: es gäbe eine Art von heilſamen Zwange, welcher zuweilen zum Beſten einer Perſon wohl angewendet werden könne, und Fräulein Edita, welche bisher ſowohl als ihre Schweſter, ein gleichgültiges Stillſchweigen beobachtet hatte, vermogte jetzt nicht mehr zu bergen, daß ihr das gegenwärtige Geſpräch keinesweges ſo gleichgültig ſey, als ſie das Anſehn haben wollte, und trat mit der weiſen Bemerkung hervor: daß ein Jüngling in ſeinem achtzehenten Jahre, doch mit Recht endlich einmal auf ſeine Beſtimmung denken ſollen. — Ich danke euch, Fräulein, erwiederte Blondel mit einem verächtlichen Blicke, daß ihr mich an etwas erinnern wollt, das ich nie aus den Augen gelaſſen habe, daß ich die verſorgende Güte unſerer Wohlthäterin nicht zu lang genießen und ihr endlich die ſeit ſo vielen Jahren getragene Laſt entnehmen muß; aber die Art und Weiſe, wie dieſes geſchehen ſoll, ſteht, ich fühle es, in meiner freyen Wahl, und dieſe ſoll, ich verſichere euch, nicht lang aufgeſchoben werden. Edle, Gräſin, ſetzte er hinzu, indem er von neuen zu Hunbergens Füſſen fiel, nehmet meinen wärmſten innigſten Dank, für die Sorge einer Mutter, die ihr mir bewieſet, und erlaubt — Blondel, fiel ihm Hunberga in die Rede, du kränkſt, du beleidigſt mich! Wehe dem, der dich zu beunruhigen, dich vor der Zeit aus dem Schooß deiner Mutter zu reißen ſucht. — Blondel hatte den Schluß dieſer Rede nicht vernehmen können. Er ſchämte ſich der Thränen die beym Anfang derſelben ſein Geſicht überſtrömten, riß ſich von den Füſſen der Gräſin empor, und verließ ſchnell wie der Blitz das Zimmer.

Ein Glück war es, daß Walter bey dieſer Scene nicht gegenwärtig war; ſeine Hitze und der Unmuth ſeinen Freund beleidigt zu ſehen, wären im Stande geweſen, ihn zu Ausbrüchen zu verleiten, welche den Abt und vielleicht ſelbſt Hunbergen hätten mißfallen können. Blondel war, als er das Zimmer verließ, anfangs geſonnen ſein Herz vor ihm und Rollo auszuſchütten; aber er bedachte ſich anders. Er entſchloß ſich, allen Rath bey ſich ſelbſt zu nehmen, und that endlich nach langen Kämpfen dasjenige, was wir bald hören werden.

Der Abt von Clairvaux hielt ſich nach dem, was von Blondeln geſprochen worden war, und wovon Hungerga, ſchlechterdings nichts mehr hören wollte, nur noch wenige Stunden, zu Montzon auf, und niemand wer bey dem letzten Geſpräch gegenwärtig geweſen war, wunderte ſich, daß ſo lange er noch nicht abgereißt war, der beleidigte Blondel nicht wieder zum Vorſchein kam. Als aber der ganze Abend vergieng, als der Morgen anbrach, und niemand ihn ſah, oder geſehen haben wollte, ſo entſtanden bey denen um die letzte Scene wiſſenden Perſonen, die lebhafteſten Muthmaßungen von der Wahrheit.

Die Fräuleins kitzelten ſich heimlich mit der Hofnung, ihren Verächter und Widerſacher, vielleicht zur Flucht gereizt zu haben, und ihn alſo geſchwinder als ſie hoften loßgeworden zu ſeyn. Hunberga war in der größten Unruhe, und Walter und Matilde, die von der ganzen Sache nichts wußten, giengen, nachdem ſie ihren Freund im ganzen Schloſſe, und in allen ſeinen Gärten vergeblich geſucht hatten, zur Gräfin, um bey ihr Auskunft oder Troſt in dieſer Sache zu holen. — Die Erklärung die ſie hier fanden, vermehrte ihr Schrecken, und ohne Hunbergens Erlaubniß zu erwarten, eilten ſie, ihn in den umliegenden Gegenden von Montzon zu ſuchen, und fänden ſie ihn, ihn wieder zurück zu bringen.

Das erſte ward ihnen leicht, ſo wie ihnen das andere nicht ohne Schwierigkeit glückte.

Blondel hielt ſich in ſeiner übereilten, unüberlegten Hitze, mit welcher er Montzon verließ, um einiger Worte willen, die noch dazu nicht Hunbergs, ſondern ſeine Feinde ſagten, für ſo verachtet, verlaſſen und überley zu Montzon, daß er gar nicht vermuthete, vermißt oder aufgeſucht zu werden; er glaubte, wenn ihn ja jemand aufſuchen ſollte, ſo würden es Walter und Mathilde ſeyn, und dieſe noch einmal zu ſehen, war ſein ſehnlicher Wunſch, ob er gleich nicht gewagt hatte, ihnen vor Ausführung ſeines thörichten Vorſatzes vor die Augen zu kommen, um nicht durch ihr Bitten und Vorſtellungen von demſelben abgehalten zu werden.

Ohngefähr eine Meile von dem Schloſſe, fanden ihn ſeine Freunde, unter einem ſchattigten Baume, welcher oft der Ort ihrer Ruhe nach einem langen Spaziergange geweſen war, ſo ruhig ſitzen und das Lied von Karl und Roland ſingen und ſpielen, als er es an dieſem Orte mehrmahls in ihrer Geſellſchaft wiederholt hatte.

Du biſt ſo ruhig, ſagte Walter, indem er auf ihn zueilte und ihn an ſeine Bruſt drückte, und haſt es über das Herz bringen können, dich von deinen beſten Freunden ohne Abſchied zu trennen? — Freunde? ſprach Blondel, ich verließ auf dem Schloſſe keine als euch, und von euch beyden wußte ich ſo gewiß als ich das Leben habe, daß ich euch noch einmal ſehen würde, daß ihr kommen, und eurem Blondel den letzten Abſchiedskuß bringen würdet. Kommt in meine Arme, ihr Lieben, fuhr er fort, indem er Waltern und Matilden feſt umſchloß. Vergeßt euren Jugendfreund nicht, und hoft ihn einſt wieder zu ſehen. Das Kloſter, dazu man mich beſtimmte, würde mich auf ewig von euch getrennt haben, aber der Stand, den ich anzunehmen gedenke, kann mich oft wieder in eure Arme bringen. Ach Blondel, rief die weinende Matilde, was willſt du machen? und was für einen Stand haſt du dir gewählt? — Siehe dieſen Kranz und dieſes Saitenſpiel, erwiederte er, und frage mich noch wer ich bin, und wer ich ſeyn will. Ein Sänger der Liebe und des Heldenmuths, ein Nachfolger Oſſians, Taliſers und Rolles, ein Liebling der Könige und der Damen. Sprich Matilde, werde ich nicht glücklich ſeyn? —

Walter und Matilde hatten wider den Stand eines Minſtrels, den er ſich gewählt hatte, und der in den damahligen Zeiten einer der ehrenvollſten war, nichts einzuwenden. Nur ſeine Flucht tadelten ſie, tadelten ſie mit ſo triftigen Gründen, ſtellten ihm Hunbergens Sehnſucht nach ſeiner Wiederkehr, und ihre Einwilligung zu jeder Lebensart, die er wählen würde, ſo überzeugend vor, daß er endlich ſich entſchloß, zurück zu kehren, vornehmlich, da Walter ihm überlegen hieß, daß ihm die feyerliche Einweihung zum Orden der Minſtrels fehlte, und daß er, ohne dieſelbe nie ſein Glück machen, und bey allen ſeinen Talenten, von ſeinen Mitbrüdern verachtet und verfolgt werden würde.

Unter ſolchen Geſprächen langten ſie zu Montzon an. Hunberga freute ſich über ihren wiederkehrenden verlohrnen Sohn, ſie verzieh ihm ſeine voreilige Entweichung, und dachte ohne Aufſchub, auf die Beförderung ſeines Wunſches, ſeine Einweihung. Graf Philips Töchter machten höhniſche Mienen, Rollo freute ſich ſeines Schülers, und Abt Bernhard, der zu Blondels Einweihungsfeſt, zu welchen die Anſtalten mit großer Eilfertigkeit gemacht wurden, auch mit erbeten war, entſchuldigte ſich, weil es ihm, einen alten Haſſer der Minſtrels, unmöglich war, bey einer ſo weltlichen Ceremonie zu erſcheinen.

Eilftes Kapitel.

Viel heimliche Kabalen werden geſchmiedet.

Die Einweihung des jungen Minſtrels vorzog ſich länger als er gedacht hatte. Rollo, ein Mann, der in dieſem Orden vormahls eine der erſten Stellen behauptet hatte, er, der vornehmlich am engliſchen Hofe ſehr geſchätzt worden war, wüßte ſehr wohl, daß er dieſe Feyerlichkeit für ſich allein vornehmen, und allenfalls nur einige der vornehmſten Mitglieder des Ordens aus den nächſten Gegenden, als Zeugen dazu erbitten dürfe, aber bey reifer Ueberlegung fand er, daß, da Blondel ſein Glück an auswärtigen Höfen ſuchen wollte, man die Troubadours aus der Provence, und die engliſchen Minſtrels bey dieſer Gelegenheit nicht ganz übergehen dürfe, und er erhielt mit leichter Mühe von Hunbergen, welche ihres Lieblings Feſt gerne auf alle mögliche Art verſchönern, und es an nichts zur Befeſtigung ſeines Glücks fehlen laſſen wollte, daß ſie Bothen nach Air an den Hof des Königs Alphonſus von Arragonien und Grafen von Provence ſandte, um ſechs der vornehmſten Troubadurs zu Blondels Ehrenfeſte einladen zu laſſen. Den nehmlichen Auftrag bey König Heinrichen von England auszurichten, übernahm Rollo aus wichtigen Urſachen ſelbſt.

Unſere drey Freunde waren entzückt über dieſen Aufſchub, denn ſo ſehr ſich Blondel aus Montzon hinweg und in die weite Welt ſehnte, ſo ward es ihm doch nicht leicht, ſich von ſeinen Geliebten zu trennen.

Matilde hatte unter Hunbergens Aufſicht viel Geſchäfte bey der Zubereitung auf die bevorſtehenden feſtlichen Tage, aber alle Zeit, welche ihr dieſelben nebſt Hunbergens Verbote und der läſtigen Geſellſchaft der Fräuleins überließen, wurde beſchloſſen, nebſt Waltern in deſſen Umgang zu zubringen, von welchen ſie ſich nun bald trennen ſollten. Sehr glücklich war unſere Pilgerin in dieſer Zeit mit ihren beyden Gefährten; Hunberga verſtattete ihnen mehr Freyheit als ſeit Jahren geſchehen war, und ſelbſt Graf Philips Töchter, waren gefälliger und milder, als man ſich faſt von jeher beſinnen konnte. Meine Leſer fragen, was dieſe merkwürdige Veränderung ihrer Laune verurſachte, und ich könnte bey ihnen leicht mit der Antwort durchkommen, daß die Annäherung eines ſo glänzenden Feſts, als ihnen bevorſtand, und die Hofnung, das ewige Einerley zu Montzon, einmahl ein wenig unterbrochen zu ſehen, oder die

Freude über Blondels baldige Entfernung, oder ſonſt etwas von dieſer Art ihre widerwärtige Gemüthsart ein wenig verſüßt hätte; aber ich will aufrichtig mit ihnen umgehen, denn was habe ich für Verbindlichkeit Annens und Editens Geheimniſſe zu verſchweigen? —

Als Graf Philips Töchter zum erſtenmale an Ludwigs von Frankreich Hof kamen, waren ihre Reize, nach langen vergeblichen Verſuchen, endlich ſo glücklich, das Herz eines engliſchen Ritters, aus des jungen Henrichs Gefolge zu erobern. Es war der Graf von Leiceſter, ein Menſch, der ſeine Geſinnungen ſo oft wie ſeine Kleider änderte, der jetzt dem engliſchen Prinzen ſo eifrig wider ſeinen Vater zu dienen ſchien, als er bald darauf ſich dem Vater zum Nachtheile des Sohnes ergab — doch wir werden in der Folge Gelegenheit haben, ſeinen Charakter näher zu beleuchten.

Beyde Schweſtern eigneten ſich dieſe glänzende Eroberung zu, da ſie doch eigentlich Edita, die Jüngſte, und zwar nur ein wenig gemacht hatte. Leiceſter war vielleicht bey ihrer Ankunft zu Rouen nur müßig, oder der alten zehnmal geſehenen Geſichter am franzöſiſchen Hofe nur überdrüßig, und ließ ſich alſo die Reize der Fräuleins nur darum gefallen, weil ſie ihm neu waren. Eine ſeh ſuperficielle Liebe mußte es auf ſeiner Seite geweſen ſeyn, denn nach ihrem Abſchiede aus Frankreich hatte er ſeinen Liebhaberinnen, nicht ein Wort von ſich hören laſſen, und mogte ſie wahrſcheinlich über andre noch neuere Schönheiten vergeſſen haben.

Nicht ſo die Fräuleins; alle ihre Gedanken waren nur auf ihn gerichtet, ſie warteten unaufhörlich auf das Glück etwas von der Fortdauer ſeiner Liebe zu hören, und der Grund ihrer höchſten Verwunderung war, daß dieſes nicht geſchah, daß eine für die Ewigkeit angelegte Verbindung, ein ſo ſchnelles Ende ſollte genommen haben. Unmöglich war es ihnen, dieſes im Ernſte zu glauben, und nie war die Hofnung ihren Geliebten wiederzuſehen, und, dafern ſeine Liebe ja ein wenig erkaltet wäre, ſie wieder in neues Feuer zu ſetzen, ſo lebendig geworden, als auf der kurzen und unglücklichen Reiſe, welche ſie in Geſellſchaft ihrer Eltern an Ludwigs Hof thaten, der wie wir geſehen haben, ſich damals zu Giſors aufhielt. —

Daß der geliebte Leiceſter eine Hauptmittelsperſon bey dem Vergleiche geweſen war, welcher zwiſchen dem König von England und ſeinen Söhnen daſelbſt ſollte geſchloſſen werden, das wußten ſie wohl, und brüſteten ſich mit der Wichtigkeit und dem hohen Anſehn ihres Helden; aber daß dieſer Unglücksſtifter die vernehmſte Urſach war, daß der Vergleich ſich zerſchlug, daß er, als das Glück dem engliſchen Prinzen den Rücken kehrte, ſich auf die Seite ſeines Vaters ſchlug und ihn nach England begleitete, das erfuhren ſie erſt, als ſie zu Giſors waren, und ſein geliebtes Angeſicht überall vergebens ſuchten.

Als Graf Philip, wie wir wiſſen, hierauf genöthigt ward, ſeine Zuflucht gleichfalls nach England zu nehmen, und daſelbſt den Schutz zu ſuchen, den er in Frankreich nicht fand, ſo erwachte neue Hofnung in den Herzen der Fräuleins, und o Glück! ſie ward erfüllt. Sie bekamen zu London und zu Canterbury ihren theuern Grafen verſchiedenemal zu ſehen; zwar nicht ganz ſo zärtlich, ſo liebevoll, als ſie ſich ihn oft geträumt hatten, aber ſie waren mit wenigen freundlichen Blicken und Worten zufrieden, drangen ſehr in ihre Eltern, um die Anweſenheit in England zu verlängern und mehr Beweiſe von der Liebe ihres Ritters zu erhalten, und feyerten das Andenken des wenigen, was ſie gewonnen hatten, in den Jahren, die ſie nun zu Montzon zugebracht hatten, noch oft im Stillen. Jede von ihnen glaubte ſich ſo feſt in ſeinem Herzen, daß ſie in dieſer langen Zeit, täglich und ſtündlich auf das, was er beyden verſprochen hatte, ſchriftliche Nachricht oder ſeine perſönliche Zukunft, wartete.

Man wird ſich wundern, wie dieſe Damen,

bey einer gemeinſchaftlichen Liebe, den gemeinſchaftlichen Hofnungen und Ausſichten, ſo einig bleiben konnten. Die Verwunderung wird wachſen, wenn man vernimmt, daß eine die Vertraute der andern, und Graf Leiceſter ihr tägliches Geſpräch war, aber alles Wunderbare fällt hinweg, wenn man ſich denkt, daß eine jede im Herzen ſich für die wahre Geliebte, und ihre Schweſter nur für den Deckmantel der geheimen Zuneigung ihres Liebhabers für ihre eigene Perſon hielt. Jede belachte die heimliche Thorheit der andern, und ſuchte mit der boshafteſten Liſt ihrer Leidenſchaft zu ſchmeicheln, indem ſie zugleich ihre eigene mit tauſend ſüßen Träumen nährte. Ob dieſe Träume nicht endlich doch verſchwunden ſeyn würden, wenn der Geliebte ihres Herzens fortgefahren hätte, ſein kaltes Stillſchweigen zu beobachten, das iſt ſchwer zu beſtimmen, aber dahin ſollte es für dieſesmahl noch nicht kommen. —

Leiceſter, der ſich vielleicht ihrer nie wieder erinnert hätte, wenn ihm nicht eine Gelegenheit vorgefallen wäre, ſich ihrer Hülfe in einer Sache von Wichtigkeit zu bedienen, erfreute ſie kurz vor der Zeit, in welcher ſich die im vorigen Kapitel gemeldeten Begebenheiten zutrugen, mit einem Briefe, den wir unſern Leſern mittheilen müſſen, theils ſie mit dem Inhalt deſſelben bekannt zu machen, theils ihnen einen Begrif von der kurzgefaßten Schreibart zu geben, deren man ſich in jenen Zeiten bediente, da die Schreibekunſt von niemand ſonderlich getrieben wurde, als von den Mönchen, da der übrige Theil der Menſchen ſie faſt durchgängig für Pedanterey hielt, und in den Fällen, wo er ſich derſelben bedienen mußte, ſich befliß ſo wenig Worte als möglich zu machen. — So lautete Leiceſters Brief.

Erlauchte Damen,

Der Glanz eurer ſchönen Augen, welcher mich zu eurem Sklaven machte, würde mich genöthiget haben, euch bis in die fernſten Winkel der Welt zu folgen, wenn ein Ritter allezeit Herr ſeiner Handlungen wäre; doch kann ich hoffen, mich bald zu euren Füßen zu legen, wenn ihr im Stande ſeyd, mir eine Frage zu beantworten, die die ich im Namen einer großen Königin, welcher ich diene, an euch zu thun habe:

Hält ſich in dem Hauſe der Gräfin von Flandern, welches ihr jetzt, wie ich höre, bewohnt, ein Jüngling auf, Namens Walter? Wer iſt er? und auf was für Art wäre es möglich, ihn mit oder wider ſeinen Willen nach England zu bringen.

Wilhelm Gr. v. Leiceſter.

Um meinen Leſern nur einiges ſchwaches Licht über dieſen Brief zu geben, muß ich ihnen ſagen, wer die Königin war, deren der Graf in dieſem Briefe gedachte. — Er, der ſich kein Bedenken gemacht hatte, ſeinem Freunde dem engliſchen Prinzen untreu zu werden, und auf ſeines Vaters Seite zu treten, fand es eben ſo leicht, auch dieſen zu verlaſſen, und, als es ſein Vortheil zu ſeyn ſchien, ſich in ein geheimes Verſtändniß wider ihn mit ſeiner Gemahlin Eleonora einzulaſſen. — Wie ſehr dieſe Dame ihrem Gemahl an Jahren überlegen war, und wie ſehr ſie ihn durch Eiferſucht quälte, haben wir im Anfang dieſes Buchs mit einigen Worten erwähnt, was ihr aber unſer Walter angehen mogte, ob Haß oder Liebe ſie nöthigte, ſich um ihn zu bekümmern, und was ihr von ſeinem Daſeyn und Aufenthalt bekannt ſeyn konnte, dieſes ſind Fragen, die wir zur Zeit noch alle unbeantwortet laſſen müſſen, und die wir vielleicht in der Zukunft nicht einmal alle werden auflöſen können. Jetzt ſey es genug zu ſagen, daß die Fräuleins durch Leiceſters Brief unausſprechlich erfreut wurden, daß ſie allen ſchönen Worten, die er enthielt, und welche eigentlich nichts als der damahlige Modeton waren, die höchſte Deutung gaben, die ſich nur erzwingen ließ, und eine der andern mit einem Glücke ſchmeichelten, das im Grunde keine beſaß. Die Urſach und Abſicht der ihnen vorgelegten Fragen zu errathen, machten ſie ſich keine Mühe, aber ſie ſo genau, ſo geſchwind als möglich zu beantworten — die Beantwortung derſelben, mögte nun für den, den ſie betrafen, gute oder nachtheilige Folgen haben, — dazu waren ſie ſo bereit und begierig, daß ihnen nichts ſo viel Kummer machte, als die Art, wie ſie ihre Antwort, bald und ſicher in die Hände ihres Ritters bringen ſollten.

Die beyden Schweſtern waren zwar gegenwärtigem erträglich guten Anſehn bey Hunbergen, weil ſie ſich ziemlich zu verſtellen wußten, und nur ſelten, ſo wie neulich in der Begebenheit mit Blondeln ihre Tücke ſehen ließen, aber die Gräfin von Flandern beſaß dennoch zu viel Klugheit, als daß ſie ihnen allzugroße Freyheit hätte laſſen ſollen. Sie mußten ſehr eingeſchränkt leben, und konnten wenig anfangen, das Hunbergens treue Bediente ihr nicht ſogleich hinterbracht hätten. — Da man Urſach hatte, eben nicht den beſten Begrif von ihren Geſinnungen zu hegen, hätte es auch nur darum ſeyn ſollen, weil ſie Graf Philips Töchter waren, ſo hatte ihnen ihre Großmutter, als ſie ihnen Zuflucht bey ſich verſtattete, alles Verkehr mit irgend jemand außer dem Schloſſe, ſelbſt allen Briefwechſel mit ihrem Vater nach Rom, oder ihrer Mutter nach dem heiligen Lande unterſagt, und als ſich wenig Tage nach ihrer Aufnahme bey Hunbergen, ein ziemliches Gefolge von Zofen und Bedienten einſtellte, welche unter dem Namen von Fräulein Annens und Edithens Leuten eingelaſſen ſeyn wollten, ſo wurden ſie alle abgewieſen, und die jungen Damen bedeutet, daß ſie für ihre Perſonen es allein wären, die zu Montçon ſollten geduldet werden, und daß man ſich genöthigt ſähe, auch ſie zu entlaſſen, wenn ſie ihre Foderungen weiter ausdehnen wollten.

Wen hatten die guten Damen bey dieſer Beſchaffenheit, deſſen ſie ſich in einer geheimen Sache bedienen konnten? und wie war es möglich, die verlangte Nachricht nach England abgehen zu laſſen? Zu verwundern war es ſchon, daß Leiceſters Brief insgeheim in ihre Hände gekommen war, welches wohl nur durch einen Zufall, der einem nicht alle Tage zu Dienſten ſteht, geſchehen ſeyn konnte. Ein Zufall mußte ſich ihnen indeſſen auch darbieten, ihren längſt ausgedachten, längſt geſchriebenen Brief, in ihres Geliebten Hände zu ſpielen. —

Rollo ſollte, wie wir zu Anfang dieſes Kapitels erwähnt haben, eine Reiſe nach England thun, um einige der vornehmſten Minſtrels von König Henrichs Hofe, zu Blondels Einweihungsfeſte einzuladen, und bey dieſer Gelegenheit, — wir ſagen es euch im Vertrauen, lieben Leſer, — noch einige andre ſehr wichtige und geheime Geſchäfte für die Gräfin daſelbſt auszurichten. Um der Dame, welche ihn abſchickte, Ehre zu machen, durfte dieſer anſehnliche Alte, am engliſchen Hofe nicht ohne ein ſtandesmäßiges Gefolge erſcheinen, und Graf Philips Töchtern konnte es nicht fehlen unter demſelben einen von den geringern Bedienten zu gewinnen und zu ihrer Abſicht zu gebrauchen. Sie warfen ihre Augen auf einen gewiſſen Paul, einen alten mürriſchen Mann, an den ſie ſich nicht gewagt haben würden, wenn er nicht im Schloſſe in dem Rufe geſtanden hätte, daß er nicht unempfindlich gegen die Reize einer kleinen Belohnung ſey, und dem, den er ſich einmahl verbunden hätte, treu und ſtandhaft zu dienen pflegte. — Sie giengen bey Offenbarung ihres Anliegens ſehr behutſam zu Werke, und fanden Paulen ſo umgänglich, daß ſie ihm mehr von ihren Angelegenheiten ſehen ließen, als ſie anfangs willens geweſen waren. Der Brief, den ſie ihm anvertrauten, war folgender.

Tapferer und berühmter Ritter.

Der Jüngling, deſſen Namen ihr uns nennt, hält ſich hier zu Montçon auf; ſeine Herkunft iſt zweifelhaft, doch haben wir aus einem heimlichen Geſpräch mit einem ſeiner Freunde ſo viel erlauſcht, daß er von Geburt ein Engländer und nicht, wie einige wollen, der Sohn unſerer Großmutter iſt. Ihn in eure Hände zu ſpielen, wird uns ein Leichtes ſeyn, dafern ihr es möglich machen könnt, euch in Minſtrels Kleidung, bey Rollos Rückkunft auf unſerm Schloß Montſon einzufinden. Verſäumet nicht dieſe Gelegenheit, die zu ſehen die euch lieben, ſo wollen wir euch zeigen, wie bereit wir ſind, der erhabnen Dame, welcher ihr dienet, unſern Gehorſam zu weihen, und euch unſerer Beſtändigkeit zu verſichern.

Eure gewogenen Freundinnen
Anna und Edita.

Wundert euch nicht, meine Leſerinnen, daß ein paar Mädchen, die ſo durch und durch mit heißer Liebe gegen denjenigen angefüllt waren, an den ſie ſchrieben, ſo kurz und kalt ſchreiben konnten. Eine andre, eine unſchuldige einfältige Matilde würde ſich vielleicht an ihrer Stelle anderer Worte bedient haben, und wenn ſie auch nicht an einen Liebhaber, wenn ſie vielleicht an einen bloßen Freund geſchrieben hätten; aber Graf Philips Töchter waren einige Monate am franzöſiſchen Hofe geweſen, und kannten den damahligen Modeton von Grund aus, welcher zwar den Damen erlaubte ihrer Neigung gegen ihre Ritter insgeheim freyen Lauf ohne Schranken zu laſſen, aber ihnen dagegen ein ſehr ſteifes Ceremoniel in Worten und Briefen gegen dieſelben vorſchrieb; nicht einmahl das Wort Liebe durfte von rechtswegen in denſelben genennt werden, und die Schweſtern, welche den erſten Theil dieſer Setzung nicht aus der Acht ließen, waren ſo wenig geneigt den andern zu brechen, daß ſie dieſen Brief, als er geſchrieben war, faſt noch zu zärtlich fanden; bis endlich Anna, als die am wenigſten begünſtigte, und alſo zärtlichſte von beyden, den Schluß machte, er ſollte bleiben wie er wäre. Auch ermangelte ſie nicht, dem Boten, als ſie ihn abfertigte, insgeheim ihre ganze Verbindung mit Leiceſtern zu entdecken, und ihm aufzutragen, er ſolle nichts ſparen, den Grafen zur Ueberkunft zu bewegen, und ihm tauſend Wunderdinge von ihrer wachſenden Schönheit und Liebe zu ihm vorzuſagen. Rollo reiſte nach einer langen geheimen Audienz bey Hünbergen ab, und die Fräuleins, vornehmlich Anna, bereuten, ſich ſo ſehr in die Gewalt ihres Boten gegeben, ihm ſo viel von ihren heimlichen Angelegenheiten entdeckt zu haben; indeſſen hofften ſie, die verſprochene Belohnung, ſo gering, ſo ihrem Geiz angemeſſen ſie auch war, würde ihn treu erhalten, und fiengen, als ſie dieſes aus dem Sinne geſchlagen hatten, allgemach an, an Anſchlägen zu arbeiten, wie ſie ihr gethanes Verſprechen, wegen Walters Auslieferung an die Königin von England, liſtig genug erfüllen wollten.

Wunderbarer Weiſe mußte ſich auch hier von ohngefähr alles nach ihren Willen ſchicken, und ſie ermangelten nicht, tauſend gute Vorbedeutungen

daraus

daraus herzuleiten, daß ſich ihnen das Glück in dieſer Sache durchaus ſo günſtig erwies.

Walter fand es je länger je unmöglicher, ſich von ſeinem Blondel zu trennen, überdas wuchs er heran, hatte den Kopf voll Heldenentwürfe, und ſahe in der Einſamkeit von Montzen keine Möglichkeit, ſeinen Trieb nach großen Thaten zu befriedigen. Blondel trug durch ſeine Vorſtellungen viel dazu bey, den Wunſch zu nähren, der in ſeinem Herzen keimte, und es ward unter den beyden Freunden bald richtig, daß Blondel nicht allein nach England reiſen ſollte.

Matilde, welche auch mit in ihren Rath gezogen wurde, hatte zwar viel dawider einzuwenden ſich von Waltern zu trennen, der ihrem Herzen ſo theuer war, ihm immer noch theurer wurde, aber endlich ward ſie überſtimmt, und ſie trieb ihre Gefälligkeit ſo weit, ſich zu Walters Vorſprecherin bey Hußbergen aufzuwerfen, und ihr noch des nehmlichen Tages ſeine Bitte vorzutragen.

Nie iſt wohl eine Bitte mit mehr Widerſtand auf der einen Seite angenommen, und auf der andern mit mehrern Eiſer durchgeſetzt worden. Matilde, welche nichts was ſie unternahm, halb that, bat unwiderſtehlich, die Fräuleins traten ihr mit vielem Eiſer bey, Blondel machte Vorſtellungen, Walter brauchte die Macht der zärtlichſten Liebkoſungen, und ob Hunberga einwilligte, werden wir im folgenden Kapitel ſehen.

Zwölftes Kapitel.

Die Einweihung.

Und unter was für einen Namen, ſagte die durch das Bitten ihrer Kinder ermüdete Hunberga, unter was für einen Namen willſt du Blondeln nach England begleiten? auch als Minſtrel? oder als ſein Page? — Die Gräfin von Flandern hatte die kleine Bosheit, um Waltern wegen des Ungeſtüms zu beſtrafen, mit welchem er und die andern ſie beſtürmten, einen beſondern Accent auf das lezte Wort zu legen, und Blondel, der durch daſſelbe eben ſo beſchämt ward als ſein Freund, nahm an ſeiner Stelle das Wort, indem er den beleidigenden Theil von Hunbergens Rede, als nicht gehört vorbeygehen lies.

Gnädige Frau, ſagte er, meinen Freund zu meinem Mitbruder in der fröhlichen Kunſt, der ich mich geweiht habe, zu machen, war einer meiner liebſten Wünſche, aber — Nein, unterbrach ihn Walter mit etwas Unwillen in ſeiner Stimme, nein, Blondel! ich habe nichts wider deinen ehrenvollen Stand einzuwenden, aber noch ehrenvoller dünkt es mich, ein Held zu ſeyn, als Helden zu beſingen, und ein Held will ich werden.

Ja ſo — erwiederte Hunberga, alſo unter den Namen eines Helden willſt du dich an König Henrichs Hofe einführen laſſen! Walter ſchwieg beſchämt ſtill, indeſſen Blondel an ſeiner Stelle antwortete. — Verzeihen ſie, Gräfin, ſagte er, was ihnen in meines Freundes Bitte unüberlegt vorkommt; er weis ſo gut als ich, daß man in ſeinem dreyzehenten Jahre noch nicht das ſeyn kann, was man vielleicht in ſeinem dreyßigſten erſt werden muß, aber um einmahl den Charakter eines Helden zu erlangen, wird er ſich nicht weigern, zu anfangs an König Henrichs Hofe Edelknabe, dann Schildknappe, und dann erſt Ritter zu werden, und auf dieſe Art ſtufenweiſe zu der Größe hinauf zu ſteigen, nach welcher er ſtrebt.

Hunberga ſah eine lange Weile ſchweigend vor ſich nieder, und ließ, wie einige geſehen haben wollen, ein paar Thränen fallen, endlich faßte ſie Walters Hand, und zog ihn näher zu ſich. Komm her, mein Sohn, ſagte ſie, indem ſie ihn in ihre Arme ſchloß. Ich weis es, daß ich dich nicht ewig bey mir behalten kann. Es ahndet mir, daß ich mich vielleicht bald von dir werde trennen müſſen, auch mußt du wiſſen, ſetzte ſie etwas leiſer hinzu, um von den Fräuleins nicht verſtanden zu werden, du mußt wiſſen, daß ich vielleicht eher als du daran gedacht habe, dich nach England zu ſchicken. Nur erwarte der Zeit. Auf den Nachrichten, die Rollo mir mitbringen wird, beruht alles, was ich in dieſer Sache beſchließen werde. Unmöglich, fuhr ſie fort, und legte ihre bethränten Wangen dichter an die Seinigen, unmöglich war mir es dich ohne gehörige Vorſicht von mir zu laſſen, dich ſo auf gerade wohl deinem Glück oder Unglück entgegen zu ſchicken. — Walter konnte die Liebkoſungen der Gräſin, und ihre bedenklichen Worte faſt mit nichts als mit Thränen beantworten. Der Wunſch in die Welt zu kommen, kämpfte in dieſem Augenblicke in ſeinem Herzen mit dem Verlangen, ſich nie von ſeiner Wohlthäterin zu trennen, und ſeine Seele war ſo von Dankbarkeit gegen ſie durchdrungen, daß beynahe das Letzte in ihm die Oberhand behalten hätte. — Die beyden Schweſtern ſahen die Zärtlichkeit, mit welcher Hunberga ihren Liebling an ihre Bruſt drückte, dieſesmahl mit weniger Neid als ſonſt, weil ſie hoften, dieſes Nebenbuhlers in ihrer Gunſt, bald völlig los zu werden. Aber die heimlichen Worte, welche die Gräſin zu ihm ſagte, erregten den höchſten Grad von Neugier in ihrer Seele, und ſie hätten etwas darum gegeben, daß es ihnen nicht an Muth gefehlet hätte, ſich der Sprechenden zu nähern, um wenigſtens eins ihrer Worte zu erlauſchen. Blondel betrachtete die ganze Scene, mit einem Geſicht voll freudiger Hofnung, daß alles nach Wunſche gehen würde, und Matilde ſchien ganz in ſchwermüthiges Nachdenken verſunken zu ſeyn, weil ſie, es erfolgte nun was da wollte, Waltern mogte nun entweder ſein Lieblingswunſch verſagt, oder er durch Erfüllung deſſelben von ihr getrennt werden, ſich allemahl unglücklich fühlte.

Jetzt gieng die kleine Verſammlung auseinander; Walter theilte ſeinen Freunden Hunbergens heimliche Worte mit, und bezeugte gegen ſie, daß er nie wieder etwas davon erwähnen würde, Montzon zu verlaſſen, bis die Gräfin ihm ſelbſt den Vortrag dazu thäte.

Auf dieſe Art vergiengen die Tage bis zu Blondels Ehrenfeſte. Die Troubadurs aus der Provence hatten ſich ſchon eingefunden, und man erwartete, um zur Einweihung des jungen Minſtrels zu ſchreiten, nichts mehr als Rollos und ſeiner Gefährten Ankunft, welche den Abend vor dem angeſetzten erſten Tage des Feſts erfolgte.

Wie er von Walter, Blondel und Matilden empfangen ward, welche ihm entgegen giengen, und zu denen ſich diesmal auch Anna und Edita grüßten, ihre tauſendfachen Freudensbezeugungen, und die mannichfaltigen Fragen, welche ſie ihm in einem Athem vorlegten, alles dieſes will ich mit Stillſchweigen übergehen, und nur ſo viel ſagen, daß die Pilgerin und die beyden Jünglinge, für nichts Augen hatten, als für ihren Lehrer, und dadurch Graf Philips Töchtern ihre ſehr emſige Unterredung mit dem einen der engliſchen Minſtrels welche Rollo begleiteten, deſto leichter machten. Wer dieſer Minſtrel war, werden meine Leſer ſchon errathen, ſo wie ihnen auch das, was die Fräuleins mit ihm abhandelten, kein Räthſel ſeyn kann. Wir halten uns alſo nicht länger bey dieſer Bewillkommungsſcene auf, ſondern begleiten den alten Rollo gleich in das Gemach der Gräfin von Flandern.

Er überließ es ſeinen Begleitern, Humbergen der beſondern Gnade des Königs von England zu verſichern, und ihr ſein Wohlgefallen darüber zu bezeugen, daß ſie den rühmlichen Orden der Minſtrels mit einem von ihr erzogenen Jünglinge bereichern wollte, und beobachtete indeſſen ein ſo tiefes und ſchwermüthiges Stillſchweigen, daß ſich die Gräfin wenig Gutes daraus prophezeihte, und zugleich fürchtete und wünſchte, den Erfolg der geheimen Aufträge zu erfahren, die ſie ihm nach England gegeben hatte. — Rollo ward, nachdem die Gräfin die andern mit ſo viel Höflichkeit und

Gefälligkeit entlaſſen hatte, als ihr ihre geheime Angſt zuließ, in ihr Kabinet gefodert, und hatte daſelbſt eine ſo lange Audienz, daß wir mit dem Leſer muthmaßen, daß er ihr Dinge von der äuſſerſten Wichtigkeit vorgetragen haben müſſe. Daß dieſe Dinge eben nicht von der angenehmſten Art waren, zeigte ſich des andern Tages in Hunbergens ganzem Betragen.

Einer Unpäßlichkeit wegen, oder vielmehr ihre Augen, denen man die Spuren einer durchweinten Nacht anſahe, nicht dem Urtheil der Fremden auszuſetzen, war ſie den ganzen Tag nicht ſichtbar, und Matilde, welche mit ihr trauerte, ohne zu wiſſen um was, wich nicht von ihrer Seite.

Da dieſer erſte Tag des Feſts, vornehmlich der Prüfung des jungen Minſtrels geweiht war, ſo war ihre Abweſenheit deſtoweniger auffallend, und diejenigen, welche ihn zu den Geheimniſſen ihrer Kunſt einweihen ſollten, waren zu ſehr mit dem beſchäftiget, was ſie verhatten, daß ſie bey Hunbergens Unpäßlichkeit etwas anders hätten denken ſollen, als — daß es eine Unpäßlichkeit ſey. Anna und Edita unterhielten ſich mit dem Grafen von Leiceſter, den meine Leſer unter den Minſtrelskleide wohl gekannt haben werden, dieſer hatte, nachdem die Urſach ſeiner Ankunft, Walters Ueberbringung nach England völlig abgeredet war, etwas

Langeweile bey ſeinen Damen, und Walter hatte deren noch vielmehr in ſeiner Einſamkeit; denn einſam war er: Rollo und Blondel waren nebſt den andern mit ihren Angelegenheiten beſchäftigt. Hunberga und Matilde waren nicht ſichtbar, und er alſo ſeinem unruhigen zweifelhaften Nachſinnen ganz allein überlaſſen.

Was Rollo, von deſſen Nachrichten, wie er wußte, ſein Schickſal abhieng, für Neuigkeiten mitgebracht habe: ob Hunberga in ſeine Mitreiſe nach England willigen würde, und ob er ſich den heißen Wunſch, ſeine Wohlthäterin zu verlaſſen, auch ohne Undankbarkeit verſtatten dürfe, dieſes waren Fragen, die er ſich den ganzen Tag über auf ſo verſchiedene Art auflößte, daß er endlich nicht mehr wußte, was er denken, wünſchen oder glauben ſollte, und froh war, als der Abend kam, und er ſich ſeinem Blondel, der nun alle Proben glücklich überſtanden hatte, in die Arme werfen konnte. Er dachte ſein Herz vor ihm auszuſchütten, aber dieſer ſonſt ſo theilnehmende Freund, war dieſesmahl ſo voll von der Ehre, den Kranz als Minſtrel erhalten zu haben, daß er für nichts anders Sinn hatte, und ſoviel wir wiſſen, auch dieſe Nacht von nichts andern träumte.

Sobald der Morgen des andern Tages anbrach, fand ſich Rollo an der Spitze der provenzaliſchen Troubadurs, und der engliſchen Minſtrels ein, um Blondeln nach der Kirche zu führen, wohin ihn Hunberga, welche ſich heute ein wenig gefaßt hatte, Matilde, die Fräuleins, und die ganze Hofſtatt der Gräfin von Flandern begleitete. Nach angehörter Meſſe, ſtand Blondel auf, und erbat ſich mit wenigen Worten von den Troubadurs und Minſtrels, welche nebſt Rollo von denen andern abgeſondert ſaßen, die Ehre, in ihren Orden aufgenommen zu werden. Rollo fragte Hunbergen, welche jetzt Blondels Mutter verſtellte, um ihre Einwilligung, und ſeine Beyſitzer, ob der Jüngling, ihrer Meynung nach, dieſer Ehre würdig ſey, und als dieſe Fragen beyde bejaht wurden, ſo ſtand Rollo auf und ſchloß ſeinen Schüler in ſeine Arme. Seyd mir willkommen edler Jüngling, ſagte er, ſeyd mir willkommen in dem Orden der Tugend und der Freude, legt dieſe gemeinen Kleider ab, welche jetzt nur noch den einigen Unterſchied zwiſchen uns und euch ausmachen, und nehmt das Gewand der alten Barden von unſern Händen an. Einfach und edel ſey euer ganzes Betragen, ſo wie der Rock, den wir euch anlegen. Ungekünſtelt und leer von eiteln Schmuck ſey eure Rede, ſo wie dieſes Gewand, das nicht durch Gold und Juwelen das Auge des Pöbels reizet. Frey und offen ſey euer Herz; es iſt edel, und ihr dürft euch nicht ſchämen, es zu zeigen. Verhüllt die

Wahrheit nie in Schmeicheley, ſo wie ich euch gebiete, von nun an eure Bruſt unbedeckt zu tragen. Singt das Lob der Tugend, aber beſchützt ſie auch, und gebraucht, wo die Zauber der Harmonie nicht hinlänglich ſind, Haß und Groll zu beſänftigen, und der gerechten Sache den Ausſchlag zu geben, dieſes Schwerd; mein Uranherr Taliſer trug es einſt, meine Väter und ich ſelbſt brauchten es in einigen Fällen nicht ohne Ruhm, und ich hoffe, ihr werdet, da mein Alter mich es nicht mehr führen läßt, den hohen Namen, den es führt, nicht beſchimpfen. Während dieſer Rede, hatte Rolle dem Jünglinge anſtatt ſeiner gewöhnlichen Kleider, die er auf ſeinen Befehl ablegte, ein langes weiſes ſeidnes Gewand angelegt, welches er mit einem grünen Gürtel, an dem ein kurzes breites Schwerd hieng, umgürtete. Blondel ließ ſich hierauf vor ſeinem Lehrer auf die Knie nieder, und dieſer beraubte ihn eines Theils ſeiner ſchönen Haare, die er ihm in Form eines kleinen Kranzes abſchnitt, und Matilden zum Andenken übergab, welche nach der Weiſe der damahligen Zeiten, bey der ganzen Feyerlichkeit, als Blondels Gefährtin, ihm zur Seite geſtanden hatte.

Nachdem auch dieſe Ceremonie geendigt, und dem neuen Minſtrel eine Art von Eid über die Pflichten ſeines Standes abgenommen worden war, führte Rollo ihn, den die Minſtrels und Troubadurs als ihren Mitbruder zwiſchen ſich nahmen. Vor den Altar, um von den Händen des Biſchofs von Aix, der nebſt den Troubadurs nach Montzen gekommen war, den Seegen zu empfangen.

Der Abt von Clairvaux hatte dieſen Theil der Feyerlichkeit eigentlich übernehmen ſollen, aber wir wiſſen ſchon, daß er ſich weigerte, bey Blondels Ehrenfeſte zu erſcheinen. Auch waren ſeine Meynungen in dem ganzen Bezirk ſo durchgängig angenommen, und die Minſtrels allen Aebten und Biſchöffen dieſer Gegend ſo verhaßt, daß kein vornehmer Geiſtlicher ſich fand, der Sankt Bernhards Stelle vertreten wollte, ſo daß ſich die Gräfin von Flandern, nach der Provence, wo man aufgeklärter dachte, wenden, und den Biſchof von Aix um die Einſegnung ihres Pflegeſohns bitten mußte. Dieſer war ſo ganz anders geſinnt als Sankt Bernhard, daß er den Jüngling, als er ihn eingeſegnet hatte, mit einer väterlichen Umarmung beehrte, und ihn erſt nach einigen Lobſprüchen und Glückwünſchen, mit den bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Worten entließ: Gehet hin, mein Sohn, und opfert Gott die Erſtlinge eures Ordens.

Auf dieſen Befehl verließ Blondel den Altar, und nahm einen Platz mitten im Kreiſe der Verſammlung ein. Matilde reichte ihm die Harfe, und er begann eine Hymne, von welcher wir wünſchten, daß ſie bis auf unſere Zeiten behalten worden wäre. Sie war der Triumph der Ton- und Dichtkunſt, ein Lied, das die kaum athmenden Zuhörer im Geiſt in die Chöre der Seligen verſetzte, und ſie den Sänger, der in ſeiner jugendlichen Schönheit ohnedem mehr einem Engel als einem Menſchen glich, für einen der himmliſchen Harfenſpieler am Thron des Ewigen halten ließ. —

Blondel hatte ſein erhabnes Lied ſchon längſt geendigt, und die tiefe Stille, welche noch überall herrſchte, zeigte, daß die Verſammlung noch dem letzten Nachhall der Harmonie nachſpürte, oder ſich fürchtete, die Vorſtellung von dem, was ſie gehört hatte, zu bald zu verlieren, bis endlich Matilde, welche alle ihre Kräfte angeſtrengt hatte ihre Faſſung zu behalten, hervortrat, und dem Sänger einen Kranz von Lorbeerzweigen und Roſen aufſetzte. Sie wollte ihn mit denen einer Dame bey dieſer Gelegenheit vorgeſchriebenen Worten begleiten, aber ſie vermogte es nicht, und faßte ihren Freund ſtillſchweigend bey der Hand, um ihn zu Hunbergen zu führen.

Kniend dankte er der Gräfin für alles, was ſie von jeher an [illegible] that, und empfieng aus ihrer Hand die erſte [illegible] als Minſtrel, eine goldne Kette mit einem Kreuz und Matildens Bruſtbild.

Dreyzehntes Kapitel.

Walters Bitte wird verwilligt.

Zwey Theile von Blondels Ehrenfeſte, die Prüfung und die Einweihung waren nun vorbey, der dritte und angenehmſte, die feſtliche Fröhlichkeit; war nun noch übrig, welche noch dieſen und den folgenden Tag dauern ſollte, und die man nicht aus der Acht zu laſſen geſonnen war.

Man verließ die Kirche, und begab ſich ins Schloß zurück. Man ſetzte ſich zur Tafel, und dieſe war dieſesmahl ſo verſchwenderiſch beſetzt, die Geſellſchaft ſo zahlreich, und Hunbergens Hofſtatt ſo glänzend, daß einige, welche Montgon vor dieſen geſehen hatten, in die ehemahligen Zeiten zurück verſetzt zu ſeyn glaubten.

Hunberga ſelbſt beſchäftigte ſich mit den Erinnerungen der Vorzeit, und ob das Andenken verlorner Freuden, verbunden mit dem gegenwärtigen Kummer, der ihr Herz beſchwerte, ihr ganz die heitere Miene laſſen konnten, die ſie zu erkünſteln bemüht war, das gebe ich meinen Leſern zu bedenken. Doch gelang es ihr um ſo viel eher ihre fröhlichen Gäſte zu täuſchen, da faſt ein jeder derſelben ſeine eignen Gedanken hatte, welche ihn für nichts anders Sinn und Augen ließen. Der Biſchof von Aix unterhielt ſich mit Neſle von den Vorurtheilen ſeiner Zeit, die ungeachtet der wachſenden Aufklärung, davon man damals ſo wie jetzt überall ſprach, immer noch die Oberhand behielten. Blondel war trunken von der Ehre ſeines neuen Standes, und weidete ſich an den Geſprächen der fünf Aelteſten von den engliſchen Minſtrels. Annens und Editens Blicke hiengen an den Augen des verkleideten Grafen von Leiceſter, und die Seinigen verloren ſich in dem Anſchauen Matildens, die er dieſen Tag zuerſt recht geſehen hatte. Die Troubadours ſchienen gleichfalls für nichts Gefühl zu haben, als für ſie, und verglichen ſie mit leiſen Flüſtern, bald mit König Alphonſus Gemahlin, bald mit Angweſinen, bald mit Barboſen, welches zwar alles ſehr berühmte und angebetete Schönen des arragoniſchen Hofes waren, die doch aber, in der Vergleichung mit Matilden, alle zu kurz kamen.

Die Pilgerin, denn auch heute hatte ſie ihre einfache Tracht nicht abgelegt, ſchien von alle dem nichts zu merken; ſie wußte zu wenig von ihren eigenen Reizen, als daß ſie hätte glauben ſollen, durch dieſelben jemands beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und ſie war, wo ſie dieſelbe gewahr ward, oft beſcheiden genug, eher Tadel als

Beyfall zu vermuthen, eine Demuth, die ihre Schönheit vollends ganz unwiderſtehlich machte. Gegenwärtig bemühte ſie ſich ihren Beyſitzer Walter zu unterhalten, welches ihr aber dieſesmahl ſehr ſchlecht glückte.. Er, der ſonſt ein jedes von Matildens Worten wie einen Götterſpruch aufzufaſſen pflegte, hörte dieſesmal kaum, was ſie ihm ſagte. Seine Gedanken waren jezt mit ganz andern Dingen beſchäftiget. Er war der Einzige, der die gezwungene Heiterkeit der Gräfin von Flandern bemerkte. Er erwartete mit Sehnſucht die Gewährung ſeiner letzten Bitte aus ihrem Munde, und ahndete aus ihren Blicken wenig Gutes für ſeine Wünſche. Aber ſein Kummer ward vorjetzt gehoben, als Hupberga nach aufgehobner Tafel, ſich zu dem älteſten ihrer engliſchen Gäſte wandte, und ihm mit ſehr verbindlichen Worten zu verſtehen gab, daß Blondel nicht der einzige ſey, den ſie geſonnen wäre an König Heinrichs Hof zu ſchicken, ſondern daß ſie ſich entſchloſſen habe, auch Waltern dieſe Reiſe thun zu laſſen. Nicht als Minſtrel, ſetzte ſie hinzu, denn er ſcheint mir weder Luſt noch hinlängliche Talente zu eurem ehrenvollen Stande zu haben, aber er wächſt heran; die Einſamkeit zu Montgon ſchickt ſich für ſein Alter nicht mehr, und er muß nunmehr die Welt ſehen. Ich bin daher entſchloſſen, mir von eurem großen Könige die Gnade auszubitten, daß er ihn unter die edeln Jünglinge aufnehme, welche zunächſt um ſeine geheiligte Perſon ſind, und ihm, wenn er es verdient und ſich dem männlichen Alter etwas mehr naht, den Ritterorden beylege; eine Ehre, die er ſelbſt mit Inbrunſt wünſcht, und deren er auch, wie mich dünkt, weder ſeinem Stande, noch ſeinen guten Anlagen nach, unwürdig iſt.

Unmöglich iſts, die Freude zu ſchildern, die Walters Wangen bey dieſer Rede mit dem ſchönſten Purpur färbte. Er lag ſchon lange zu Hunbergens Füſſen, ehe ſie ihre Worte noch völlig zu Ende gebracht hatte. Faſt ward die Gräfin durch die ungeſtüme Freude des Jünglings beleidigt, und ein Verweis, daß er ſie ſo gern verlaſſen wollte, ſchwebte bereits auf ihrer Zunge, aber ſie erwog den unwiederſtehlichen Trieb, der einen jeden zu ſeiner Beſtimmung hinreißt, und verzieh ihm.

Es iſt keine Frage, ob die Minſtrels in Hunbergens Verlangen willigten. Die Gräfin verſprach Waltern öffentlich, ihnen noch beſondere Empfehlungsſchreiben für ihn an den engliſchen Hof mitzugeben, und alles ward durch die Entwickelung dieſer zweifelhaften Sache in unbeſchreibliche Freude geſetzt. Walter und Blondel, entzückt, daß ſie ſich nicht trennen durften, ſchloſſen ſich ſehr in die Arme. Graf Philips Töchter warfen ihrem verkleideten Liebhaber triumphirende Blicke zu,

welche

welche ihnen mit einem ziemlich freundlichen Lächeln erwiedert wurden, und die Andern nahmen auch, ein jedes nach ſeiner Art, an der allgemeinen Freude Theil. Nur Matilde trauerte. Sie vermogte den Gedanken von Walters baldigen Verluſt nicht zu ertragen, und entfernte ſich, ſo bald es der Wohlſtand erlaubte, um in der Einſamkeit ihren ſchwermüthigen Gedanken nachzuhängen. Niemand war ihre Entfernung lieber als den Fräuleins, welchen Leiceſters Aufmerkſamkeit auf die Pilgerin nicht entgangen war, und die ſeine Blicke mit niemand zu theilen Luſt hatten.

Hunberga ſehnte ſich herzlich nach der Einſamkeit, und brante vor Verlangen, ihren Kummer in Matildens Schoos auszuſchütten; aber nach reiflicher Ueberlegung, hielt ſie es für beſſer, ihr von den Anſchlägen, welche ihr im Sinne lagen, und von dem, was ihr am Herzen nagte, nicht eher etwas zu entdecken, bis alles auf den Punkt gekommen wäre, den ſie ſich vorgeſetzt hatte.

Der künftige Tag ſollte, wie ſchon erwähnt worden iſt, noch der geſellſchaftlichen Freude gewidmet ſeyn, und an dem darauf kommenden, ſollte alſo erſt der traurige Abſchied der Söhne von ihrer Mutter, der Freunde von ihrer Freundin erfolgen. Auf dieſe Art hätte die Gräfin noch Zeit genug gehabt, die nöthigen Empfehlungsſchreiben für Waltern abzufaſſen, aber ſie hatte ihre Urſachen, warum ſie dieſelben unverzüglich ausfertigte, und ſie durch den, den ſie betrafen, in öffentlicher Verſammlung den Minſtrels einreichen ließ.

Walter ſchwamm in einem Meer von Freuden, und doch zog die laute Fröhlichkeit, welche jetzt rund um ihn her zu Montzon herrſchte, weit weniger ſeine Aufmerkſamkeit an ſich, als die Zubereitungen zu ſeiner Reiſe, die er mit ſolcher Emſigkeit veranſtaltete, als hätte er noch in der nehmlichen Stunde Montzon verlaſſen ſollen. Er hatte ſeine Urſachen ſo zu eilen, denn er war geſonnen, den künftigen Tag, den letzten am Orte ſeiner Erziehung, ganz den Dankſagungen bey Hunbergen, und dem Abſchiede von ihr und Matilden zu weihen. Auch nahm er ſich vor, am morgenden Tage noch alle Orte mit ihr zu beſuchen, die ihm wegen dieſer oder jener Urſache in und um Montzon merkwürdig waren.

Dieſe Wanderung ſollte am Ende des Tages mit einer Wallfahrt zur Aſche des Tempelherrn beſchloſſen werden; Blondel ſollte zu ſeiner Harfe noch ein Lied zur Ruhe der Seele des frommen Andreas, und eins zum Andenken ihrer Freundſchaft mit Matilden daſelbſt ſingen, und dann ſollte der letzte Abſchied von der Freundin ihrer Jugend, und das Gelübde ewiger unverbrüchlicher Treue erfolgen; denn des darauf folgenden Tages ſollte die Reiſe mit Aufgang der Sonne vor ſich gehen.

Ob Walters Plane ausgeführt wurden, oder ob ſie das Schickſal der meiſten menſchlichen Entwürfe hatten, werden wir im nächſten Abſchnitte erfahren.

Vierzehntes Kapitel.

Räthſel werden aufgelöſt, und neue Räthſel entſtehen.

Ermüdet von den abwechſelnden Gemüthsbewegungen, die er den Tag über erfahren, und von den kleinen Geſchäften, die ſeine Abreiſe verurſachte, lag unſer Walter im tiefen Mitternachtsſchlafe, und ſein Schutzgeiſt — wovon wir aber nichts zuverläßiges haben erfahren können, — flüſterte ihm vielleicht weiſſagende Träume von ſeinem künftigen Schickſale zu, als er auf einmal von einer Hand ergriffen, und mit leiſen Worten geweckt ward. Er ſchlug die Augen auf, und ward den alten Paul gewahr, den meine Leſer ſchon den Namen nach kennen, und der ihm im Namen der Gräfin von Flandern befahl, ſich ſo geſchwind als möglich, völlig anzukleiden, und zu ihr zu kommen.

Daß Walter durch eine ſo ungewöhnliche Botſchaft zu ſo ungewöhnlicher Zeit auf vielerley unangenehme Muthmaßunger gerieth, und ſie durch tauſend ängſtliche Fragen äuſſerte, läßt ſich errathen; ſie wurden ihm alle zu ſeiner Beruhigung beantwortet, und er immer nur zur Eil ermahnt.

Die Art wie Hunbergens Bote ihn aus ſeinem Zimmer in das Kabinet der Gräſin führte, hatte eben ſo viel geheimnißvolles und räthſelhaftes für ihn, als ſeine anfängliche Erweckung, und er trat in einer Beſtürzung vor ſeine Pflegemutter, welche durch ihr Anſehn, und die Art, mit der ſie ihn empfieng, noch vermehrt wurde. Ihre Augen waren von Weinen geſchwollen; ſie drückte ihn an ihre Bruſt, wollte reden, und verſtummte. Wir müſſen uns trennen, mein Sohn, ſagte ſie endlich mit gebrochenen Worten, und mir ahndet, daß ich dich nie, wenigſtens in langer Zeit, nicht wiederſehen werde. Nicht wiederſehen? wiederholte Walter, der Hunbergens Schmerz auf ſeine bevorſtehende Reiſe nach England zog. Nicht wiederſehn? Iſt denn der Weg von England nach Flandern ſo weit, daß Walter ihn nicht mehr als einmal des Jahres ſollte machen können, um ſich ſeiner Mutter, ſeiner Wohlthäterin, zu Füßen zu werfen? — England? verſetzte Hunberga, — Armes Kind, willſt du dein'm Tode entgegen gehen? Willſt du dich freywillig deinen Feinden in die Hände geben? — Ich nicht nach England? rief der Jüngling im Tone der äuſſerſten Beſtürzung, Mein Tod? Meine Feinde? Was iſt das? — Nein, ſprach die Gräfin, nimmermehr ſollen ſie die Freude haben, daß ich ihnen das mir ſo heilig anvertraute Pfand der Freundſchaft Preiß gebe! — —

Daß dieſe räthſelhafte Rede neue Fragen von Walters Seite nach ſich zog, und daß dieſe eine lange Zeit von Hunbergen mit noch dunklern Antworten, oder vielmehr nur Ausrufungen erwiedert wurden, will ich nur kürzlich erwähnen, weil dieſe Umſchweife zu nichts dienen würden, als meine Leſer zu lange von der wenigen Aufklärung der Sache abzuhalten, die ich ihnen jetzt geben kann. — —

Endlich erholte ſich Hunberga. Verzeih mir, mein Sohn, ſagte ſie, ich glaubte ſo gut zu demjenigen gefaßt zu ſeyn, was ich dir zu ſagen habe, und habe mich doch von meiner Empfindung hinreißen laſſen. — Ich denke nun mit mehrerer Ruhe dir alles ſagen zu können, was du wiſſen mußt. — Aber, liebe Mutter, unterbrach ſie Walter mit bittender Stimme, die Reiſe nach England? — Sey ruhig, mein Kind, verſetzte ſie, wenn du nach dem, was ich dir mit wenig

Worten ſagen will, auf dieſer unſeeligen Reiſe beſtehſt, die ich dir nur zum Schein bewilligte, ſo will ich dich nicht zurückhalten. —

Walter ſchwieg, und dachte, was jeder Jüngling an ſeiner Stelle gedacht haben würde, daß er unmöglich etwas würde vernehmen können, das ſeinen felſenfeſten Entſchluß, Blondeln nach England zu folgen, zu erſchüttern vermögend wäre.

Daß ich nicht deine Mutter bin, fieng Hunberga nach einen kurzen Bedenken an, haſt du ſchon früher, als ich es wünſchte, von Blondeln erfahren. Sie, die das Glück hatte, dich Sohn zu nennen, war mir an Stande wenigſtens gleich, und das Glück hatte ſie zu einen noch höhern beſtimmt, den — ach Gott, — den ſie nie erreichen ſollte. Ihre Liebe zu deinem Vater, oder vielmehr die Seinige für ſie, erweckte ihr mächtige und grauſame Feinde. Dein Vater war zu ſchwach oder zu furchtſam, ſie zu ſchützen; er konnte es nicht wehren, daß ihr einer von ihren Söhnen aus den Armen geriſſen wurde. Damit du nicht ein gleiches Schickſal erfahren mögteſt, wurdeſt du meinen Händen anvertraut. Glücklich fühlten ſich deine Eltern, durch die Nachrichten von deinem Wachsthum im Guten, die ich ihnen bis jetzt mit ſo vielem Rechte geben konnte, und ſie, vornehmlich deine Mutter, ſahen ſchon mit Ungeduld dem Zeitpunkte entgegen, der dich wieder in ihre Arme liefern ſollte. Er erſchien. Rollo ward von mir, weniger um Blondels, als um deinetwillen, nach England geſchickt. Mit deiner Mutter die eigentliche Zeit deiner Ueberkunft, und die geheimſte und ſicherſte Art derſelben abzureden, war ſein vornehmſter Auftrag. Er kam zurück, und was er mir mitbrachte, war die Poſt von deiner unvergleichlichen Mutter — Gott! kaum kann ichs ausſprechen — ach! von ihrer grauſamen, grauſamen Ermordung! —

O Walter, fuhr Hunberga fort, indem ſie aufſtand und beyde Hände auf die Schultern des vor ihr ſtehenden Jünglings legte, wenn je deine Hand ein Schwerd führen lernt, wenn ein Funken von dem Geiſte deines Vaters in deiner Seele glimmt, ſo räche, räche meine Freundin an ihrer unmenſchlichen Mörderin!

Eine lange nur durch die Stimme der Thränen unterbrochene Pauſe folgte dieſen Worten. Die Gräfin verbarg ihr Geſicht an dem Halſe ihres unglücklichen Pflegeſohns, und konnte ſich nach langer Zeit erſt gnugſam erholen, um ihre Rede folgendermaßen zu vollführen.

Urtheile nun ſelbſt, mein Kind, ſagte ſie, ob dich die Reiſe in das Land deiner Feinde nicht ins Verderben ſtürzen würde? Deine Mutter iſt todt. Viele Brüder haſt du, ob aber ein einiger ein brüderliches Herz gegen dich tragen würde, ob du auch noch einen Vater haſt, oder ob dieſer Vater klug und vorſichtig genug ſeyn würde, dich für den Anſchlägen deiner Verfolger zu ſchützen, das weis ich nicht. Deinen Aufenthalt haben ſie bereits ausgeſpäht; einer von ihnen iſt in verſtellter Kleidung zu Montgon um dich mir zu entführen; verſchiedne meiner Hausgenoſſen, meiner nächſten Verwandten, ſtehen in heimlichen Verſtändniſſe mit ihm. Dein Entſchluß nach England zu gehn, iſt ihnen die gewünſchteſte Freude. Willſt du dich ihnen in die Hände liefern, und von ihnen den Tod, oder ewige Einſperrung in einem Kloſter gewärtig ſeyn? — Ich habe um ſie zu täuſchen, mich ſo gegen ſie bezeugt, wie du geſtern geſehen haſt; aber ich gebe dich ihnen nicht Preiß. Geh, mein Sohn, folge dem, den ich dir hier zum Führer gebe, und vergiß nie die, die dich jetzt vielleicht zum letzten mal umarmt.

Mit dieſen Worten drückte Hunberga den weinenden Jüngling an ihr Herz, und winkte dem Bedienten, ihn mit Gewalt fortzuführen, wenn er ſich weigerte zu folgen.

Funfzehntes Kapitel.

Ueber die Fräuleins ſchlagen alle Wetter der Trübſal zuſammen.

Hunberga, die um ſich und Waltern zu ſchonen, und noch vielmehr, um keine Zeit zu verlieren, ſich ſo ſchnell als möglich von ihm losgeriſſen hatte, ſahe aus dem Fenſter der ſtillen Abreiſe ihres Pflegeſohns und ſeines Begleiters zu, und legte ſich dann zur Ruhe.

Die Freude, ihren liebſten Schatz geborgen zu haben, verdrängte ein wenig den Gram über den Tod ihrer Freundin, und verſchaffte ihr für den übrigen Theil der Nacht einen ſo ſanften Schlaf, daß ſie des andern Tages mit einer völlig ſo heitern Miene erſcheinen konnte, als ſie zu ihrer Abſicht nöthig hatte.

Sie wohnte mit ihrer ganzen Hofſtatt dem Frühgottesdienſte bey, und bezeigte große Verwunderung, Waltern nicht bey demſelben zu ſehen. Wenkel und Matilde nahmen ſeine Entſchuldigung auf ſich, und erwähnten des Vorſatzes, den er des vorigen Tages geäußert hätte, ſich noch einmal in der ganzen Gegend von

Montʒon umʒuſehen, ehe er dieſen geliebten Ort verließ; daß ſie beyde an dieſer Wallfahrt hatten Theil nehmen ſollen, verſchwiegen ſie, um der Gräſin keine Gedanken zu machen. Aber Hunberga nahm Walters Abweſenheit ohne genommenen Urlaub, und ſeine irreligiöſe Verſäumniß der Meſſe etwas übel auf, und wollte nichts von ſeiner Entſchuldigung hören. Sieht er ſich vielleicht, ſagte ſie mit einer Empfindlichkeit, welche Blondeln und Matilden in der Seele kränkten, ſieht er ſich vielleicht als einen Diener des Königs von England an, und glaubt mir keinen weitern Gehorſam ſchuldig zu ſeyn? — Die Minſtrels hielten es für Pflicht ſich deſſen anzunehmen, den ſie als ihres Königs Eigenthum betrachteten. Aber Hunberga ſchwieg mit einer verdrüßlichen Art, und es ward nicht weiter von der Sache geſprochen.

Bey der Mittagstafel erſchien Matilde ganz in Thränen, und Blondel in einer ſolchen Beſtürzung, welche der allgemeinen Aufmerkſamkeit ſo wenig als Walters leergelaßne Stelle entgehen konnte. Hunberga fragte, und Blondel und Matilde klagten, wie ihr Freund nirgend zu finden ſey. — Die Gräſin von Flandern erſchrack, doch tröſtete ſie Walters Freunde, und gab Befehl, daß der Jüngling überall aufgeſucht werden ſollte. Der Graf von Leiceſter und ſeine Damen wurden unruhig, und ein allgemeiner Aufſtand bezeugte, daſs niemand gleichgültig bey Walters Verluſt ſeyn könne.

Leiceſter und ſeine Geſellinnen waren mit von den eifrigſten Nachſuchern des Verlohrnen, und Blondel nebſt Matilden matteten ſich ſo ab, und ſtellten ſich ſo ſchreckliche Dinge von ihrem verſchwundenen Freunde vor, daß Hunberga Mitleiden mit ihnen hatte, aber aus weiſen Urſachen, und um die Täuſchung bey Walters Feinden deſto ſicherer zu machen, hielt ſie es nicht für gut, ſie zu zeitig zu tröſten.

Was für Möglichkeiten, was für Muthmaſſungen, wurden nicht zum Vorſchein gebracht, als des Abends jedermann unverrichteter Sache nach Montzon zurück kam! Man bemühte ſich aus allen Kräften die Gräfin zu tröſten, welche ganz in Verzweiflung war, und jedermann wegen deſſen, was ſie litte, im Verdacht zu haben, jedermann wegen Walters Verluſts zu beſchuldigen ſchien. Sie durfte, um die Rolle einer Betrübten ſo meiſterhaft zu ſpielen als ſie that, nichts weiter thun, als dem Kummer, der ihr Herz verzehrte, freyen Lauf zu laſſen. Jederman wurde getäuſcht, und ſelbſt Leiceſter und die Fräuleins wagten keine Muthmaßung, daß die Gräfin etwas von Walters Entweichung wiſſe. — Er war fort; aber die

Art, wie? und die Urſach, warum? das war ein unergründliches Geheimniß.

So viel Mitleiden auch Hunberga mit Matildens Kummer hatte, und ſo ſehr ſie ſich auch auf ihre oft geprüfte Klugheit und Verſchwiegenheit verlaſſen konnte, ſo traute ſie ihrer kunſtloſen Einfalt doch nicht, daß ſie, wenn ſie von Walters Leben und Sicherheit überzeugt wäre, ganz die tiefe Betrübniß würde nachahmen können, welche nöthig war, um die Widerſacher des Flüchtlings irre zu führen. Sie nahm ſich deswegen vor, die arme Traurende bis nach der Abreiſe der engliſchen Minſtrels nur mit zweifelhaftem Troſte aufzurichten, und ihr alsdenn erſt das ganze Geheimniß zu entdecken. Aber dieſe guten Herren hatten noch keine Luſt, ſo bald abzureiſen. Unter dem Vorwande, der Gräfin zu Liebe noch einige Tage zu warten, ob ſich der Verlohrne nicht wiederfänd, bewegte ſie Graf Leiceſter zum Aufſchub ihrer Reiſe, und ließ es in dieſer Zeit an keinen Nachforſchungen fehlen, was es eigentlich mit Walters Verſchwindung für eine Bewandniß habe. Er war ſchlau genug zu muthmaßen, daß vielleicht die Anſchläge, die man auf den jungen Menſchen machte verrathen, und von der liſtigen Hunberga auf dieſe Art hintertrieben worden wären. Daß die Fräuleins durch irgend eine Unbeſonnenheit dieſes veranlaßt hätten, davon war er in ſeinen Herzen überzeugt, und gebrauchte ſich das zum Vorwande, daß er den lieben Damen noch weit weniger freundliche Geſichter als ſonſt ſehen ließ, und ſich ihrer läſtigen Geſellſchaft nach Möglichkeit entſchlug.

Zu ſehr von ihren Reizen und der vorgeblichen Liebe des Grafen eingenommen, machten ſie ſich hierüber keine große Sorge, ſondern überzeugten ſich feſt, daß ſein Verſprechen, wenn er durch ihre Vermittelung Waltern in ſeine Hände bekäm, auch ſie mit nach England zu nehmen, wozu er ſich endlich verſtanden hatte, noch feſt und unverbrüchlich wäre, ob ſie gleich die vorgeſchriebene Bedingung nicht erfüllen konnten. — Sie machten ſich alſo in aller Stille zur Mitreiſe fertig, und beklagten nichts mehr, als daß ſie ſo genau beobachtet wurden, und keinen Augenblick Zeit finden konnten, um mit dem Grafen, der ſie überall vermied, die nöthige Abrede zu nehmen.

Den Minſtrels wurde endlich zu Montçon die Zeit lang. Die Troubadurs nebſt dem Biſchof von Aix waren längſt abgereiſt, und Rollo gab den Engländern zu verſtehen, wie ſehr er und ſein Schüler ſich ſehnten, die vorhabende Reiſe anzutreten. Niemand von ihnen hatte etwas dawider einzuwenden als der verſtellte Leiceſter. Er war ſo unvorſichtig, ſich in Rollos Gegenwart einige

Worte verlauten zu laſſen, daß er Walters Flucht für eine abgeredete Sache hielt, welches aber Rollo ganz auf die ihm zukommende Art ahndete. So gut er auch wußte, wer er war, ſo ſtellte er ſich doch, ihn nicht zu kennen, um ihn ganz mit der Verachtung begegnen zu können, die er verdiente.

Ich weis nicht, ſagte er, indem er ſich zu den Engländern wendete, ich weis nicht, was ihr dieſem Menſchen, der wie mich dünkt, der Jüngſte und Geringſte unter euch allen iſt, für Freyheit verſtattet, in einer Sache, die ihm nichts angeht, entſcheiden zu wollen. Und ihr, junger Herr, fuhr er fort, indem er den Grafen mit einem verächtlichen Blicke anſahe, was geht euch Walter an? oder wie kann es euch einfallen, die Gräfin von Flandern würde heute ihrem Pflegeſohne die Erlaubniß erbitten, mit euch nach England zu reiſen, und euch nebſt euren Gefährten, Empfehlungsſchreiben in Menge an eures Königs Hof mit geben, und ihn des andern Tages ſelbſt auf die Seite ſchaffen, um ſeine Abreiſe zu verhindern? — Das ſind ja wunderliche und ganz widerſprechende Gedanken, die nirgend als in einem ganz hirnloſen Kopfe entſtehen können.

Die ältern Minſtrels, die die Wahrheit dieſer Worte wohl einſahen, winkten dem Grafen, der ſich ſchon zu einer Antwort fertig machte welche ihn noch mehr verrathen haben würde. Sie wußten nichts um die Anſchläge auf Waltern. Sie glaubten, Leiceſter hätte ſich um Liebe willen in ſeiner Verkleidung zu Mentzen eingefunden, denn ſo hatte er ſie es überredet, als er ſich in ihre Geſellſchaft eindrängte, und ſie hätten es ungern geſehen, wenn er entdeckt, und ſie als Vertraute einer geheimen Liebesintrigue wären erkannt worden, welche ſie ſich übrigens, als Freunde und Sänger der Minne, zu begünſtigen kein Bedenken machten.

Der Graf zwang ſich zu ſchweigen, und die Abreiſe ward, er mogte nun wollen oder nicht, auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt. — Die Fräuleins erfuhren nichts von dieſem Entſchluß, erfuhren nichts von dem Abſchiede, den Blondel und ſeine Begleiter von Hunbergen genommen hatten. Die Sache gieng eilig zu, und weder Blondel, noch Rollo, noch der Graf fühlten einen Beruf, ſich mit Graf Philips Töchtern zu letzen, welche dieſen Tag wegen häufiger Geſchäfte zu ihrer vermeynten Reiſe nach England auf ihrem Zimmer geblieben waren, und alſo die öffentliche Entlaſſung der Minſtrels nicht mit abgewartet hatten.

Man ſtelle ſich ihr Erſtaunen vor, als ſie des andern Morgens die Sache inne wurden, und nur noch einige für ſie zurückgelaſſene flüchtige Abſchiedskomplimente von den Abgereiſten erhielten. Nun ſahen ſie, daß der geliebte Leiceſter es über ſein Herz hatte bringen können, ſeine Damen ſitzen zu laſſen. Doch nein, dieſes konnten ſie ſich nicht vorſtellen; ihren Gedanken nach, war er zur Abreiſe gezwungen worden, und ſie harrten von einer Stunde zur andern auf Nachricht, oder wohl gar auf einen Bevollmächtigten von ihm, welcher den Auftrag haben würde, ſie nachzuholen. — Himmel, haben wohl jemals Liebhaberinnen einen ſtärkern Glauben an die Treue ihres Ritters gehabt als dieſe!

Anſtatt deſſen, was ſie hoften, ſtellte ſich eine von Hunbergens Kammerfrauen ein, welche ſie einlud, ſogleich zu ihrer Gebieterin zu kommen. — Mit ihrer gewöhnlichen Zuverſichtlichkeit ſtellten ſie ſich ein, und ahndeten nichts von dem, was ihnen bevorſtand. Aber wie erſtaunten ſie über die Art, mit welcher ſie von ihrer Großmutter empfangen wurden! —

So, Fräuleins, ſagte ſie, nachdem ſie ſelbe eine Weile voll verbiſſenen Zorns angeſehen hatte, das iſt alſo der Lohn für die Aufnahme, die ich den Töchtern meines Feindes, des Mörders meines Bruders, bey mir finden ließ, daß ihr euch mit denen, die ich haſſe, in ein heimliches Verſtändniß ein-

einlaſſet, und mir meine Lieblingskinder aus den Armen zu reißen ſucht? —

Was für ein heimliches Verſtändniß? fragte Edita, indem ſie ſich hoch aufrichtete. — Wer war denn der junge Minſtrel, fuhr Hunberga fort, mit welchen ihr und eure Schweſter euch ſo gern unterhieltet? Wars nicht der boshafte Leiceſter, der von ſeiner verruchten Königin Befehl hatte, auch meinen Walter aufzuopfern, ſo wie ihre Wuth ſeine Mutter aufgeopfert hat? — Die Fräuleins wurden beſtürzt, doch ermannte ſich Edita, die Frechſte unter ihnen, und verſicherte, daß ſie von nichts wiſſe. Graf Leiceſters Anweſenheit könnten ſie nicht leugnen, aber ſie glaubte wohl, daß ein Herr wie er, durch angenehmere Angelegenheiten, als die Abſicht einen armen Findling, nachzuſpüren, nach Montyon gezogen werden ſeyn müſſe. —

Der Findling ſoll euch für diesmal geſchenkt ſeyn, erwiederte die Gräfin. Aber ſagt mir doch, meine ſchönen Damen, was dies für angenehme Angelegenheiten ſeyn mögen, welche meinem Schloſſe die Ehre verſchaft haben, ſo einen Herrn, wie Graf Leiceſter, in ſeinen Mauern zu ſehen? — Doch nicht der Glanz eurer ſchönen Augen? — Anna und Edita brüſteten ſich, und ſahen einander mit glühenden Wangen an. — Ja ja, fuhr Hunberga fort; habe ich es doch gedacht! die ſchönen Aufträge, die ihr eurem Boten an euren Liebhaber gabt, beweiſen es ja zur Gnüge; und der allerliebſte Liebesbrief, in welchem meines Walters ſo gütig gedacht wird! — Mit dieſen Worten zog Hunberga ein Blatt hervor, und fieng an zu leſen: „Tapfrer und berühmter Ritter“.

Das war zu viel für die Fräuleins. Sie wollten das Zimmer verlaſſen, aber Hunberga gab ihrer Kammerfrau einen Wink, ſie zurück zu halten. Sie waren alſo genöthigt, ihr zärtliches Sendſchreiben an den Grafen, mit allen von der Leſerin eingeſtreuten Noten bis zu Ende anzuhören, und dann erſt ihre Entlaſſung zu erhalten.

Geht, ihr Niederträchtigen, ſagte Hunberga, indem ſie den Brief zerriß und mit Füßen trat, geht in euer Zimmer, welches ihr morgen mit dem Kloſter vertauſchen ſollt. Mit dem Kloſter? ſagte Edita, indem ſie ſich umdrehte und höhniſch lachte, dafür ſoll uns, hoffe ich, Graf Leiceſters Liebe bewahren.

Führt ſie fort, Agnes, ſagte Hunberga zu ihrer Kammerfrau, indem ſie ihren ſchönen Enkelinnen den Rücken kehrte, führt ſie fort, und laßt mich nichts mehr von dieſen Verworfenen hören. — Morgen mit anbrechendem Tage ins Kloſter.

So gut die lieben Fräuleins ſich auch gefaßt hatten, um ihrer beleidigten Wohlthäterin nicht die Freude zu machen, von ihren Verweiſen beſchämt, oder gerührt zu ſcheinen, ſo kamen ſie doch ganz auſſer ſich auf ihr Zimmer. Die lang verhaltenen Thränen der Bosheit, ſtrömten nunmehr unaufhaltſam aus ihren Augen, und als dieſe vertrocknet waren, machten ſie gegenſeitigen Fragen, Vorwürfen, Klagen und Berathſchlagungen Platz, die endlich alle darauf hinaus liefen, man muſſe den morgenden Tag und die Erfüllung von Hunbergens drohenden Worten nicht erwarten, ſondern ſich zur Stunde aufmachen, um dem geliebten Grafen, der noch nicht gar weit ſeyn könne, zu folgen, und ihn zu Erfüllung ſeines Verſprechens zu nöthigen. Die Mitreiſe an den engliſchen Hof, wo ſie bey Königin Eleonoren allen Schutz und alle Gnade zu finden hoften, konnte er ihnen nicht verwehren, wenn er auch nicht als Liebhaber handeln wollte, und waren ſie erſt unter dem Schutze dieſer Königin, ſo konnten ſie, wie ſie glaubten, nicht allein die Verfolgungen ihrer Groſmutter verlachen, ſondern ihr ſelbſt ſo viel Unglück zubereiten, ſo viel Schaden thun, als ihnen ihre Mutter Aemizia, ehe ſie ihre chriſtliche Wallfahrt nach dem heiligen Lande antrat, noch beym Abſchiedsgeſpräch in geheim aufgetragen hatte; ein Auftrag, den ſie, Dank ſey es Hunbergens kluger Vorſicht, bisher ſehr wenig hatten erfüllen können.

Die Gräſin von Flandern hatte indeſſen dießesmal dieſe Vorſicht ein wenig aus den Augen geſetzt; ſie hatte zwar Graf Philips Töchter von ihren Augen in ihr Zimmer verbannt, aber ſie hatte vergeſſen, ſie daſelbſt einſperren, oder ihnen wenigſtens den Ausgang aus Montſon verbieten zu laſſen, eine Vorkehrung, die Hunbergen vielleicht gar zu ſchimpflich für ihre Enkelinnen dünkte, die aber doch bey dieſen unbeſonnenen Geſchöpfen höchſt nöthig geweſen wäre. Die Folge davon war, daß Hunberga, als ſie ſich nebſt Matilden zur Mittagstafel ſetzen wollte, die Nachricht von der Entweichung ihrer Enkelinnen, und folgenden von ihnen zurückgelaſſenen Abſchiedszettel erhielt.

„Die Töchter des Grafen Philip von Flandern, danken Hunbergen von Montbarry, für die Gnade, mit welcher ſie ſelbe zum Kloſter hat befördern wollen; weil ſie aber daſſelbe für einen ſchicklichern Aufenthalt für ihre Großmutter und die ſchöne Pilgerin von Tripoli halten, ſo begeben ſie ſich unter Graf Leiceſters Schutz, an den Hof der Königin Eleonore, wo Hunberga mehr von ihnen hören ſoll.“ —

Die Gräſin von Flandern, zu groß ſich über dieſer Mädchen niedrige Bosheit zu ereifern, zuckte die Achſeln, und hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihnen jemand nachzuſchicken. Sie mögen hingehen, ſagte ſie, ich bin froh, von ihnen befreyt zu ſeyn, es geſchehe auf was für Art es wolle. — Matilde wußte nicht, was ſie aus allem dieſen machen ſollte, und Hunberga brach nunmehr das bisher beobachtete Stillſchweigen, und entdeckte ihrer ſchönen Pflegetochter alles, was ſich in den letzt vergangenen Tagen zu Montzon zugetragen hatte: Die ſchreckliche Nachricht von dem Tode ihrer Freundin, die ſie Matilden als Walters Mutter bekannt machte, und ihr dabey mehr von der Geſchichte ſeiner Geburt ſagte, als unſern Leſern noch zur Zeit bekannt iſt; die Bosheit der Fräuleins, die ſich mit Eleonoren und Leiceſtern in heimliche Unterhandlung wegen Walters einließen, die Einfalt, mit welcher ſie ſich einem Manne, wie Paul war, anvertrauten, welcher fühlte, daß er ſeiner Gebieterin mehr Treue ſchuldig war, als denen Niederträchtigen, die ihn zu beſtechen ſuchten, und für deren eingeſchränkten Verſtand er viel zu ſchlau war; die Art, mit welcher er Leiceſtern Annens und Editens Liebesbrief in die Hände geliefert, und die wenige Mühe, die es ihm gekoſtet, dieſes von dem Grafen gar gering geſchätzte Kleinod wieder in die ſeinigen zu bekommen und es Hunbergen zum Beweiß der Treuloſigkeit ihrer Enkelinnen mitzubringen; des Grafen heimliche

Ueberkunft nach Montyon; Die Maßregeln, welche die Gräfin zu Walters Rettung genommen, und zuletzt, was ſich mit Graf Philips Töchtern, von dieſem Morgen an, bis auf ihren eben erhaltenen Brief zugetragen hatte, alles dieſes waren Dinge von ſolcher Wichtigkeit, und ſo weiten Umfange, daß um ſie alle abzuhandeln, ſo ein einſamer und ſtiller Tag nöthig war, als der, den die Gräfin und die Pilgerin nach langer Unruhe heute mit einander zubrachten. Matilde achtete am meiſten auf den Theil von Hunbergens [illegible]ählungen, welcher Walters Perſon unmittelbar angieng. Die Nachricht von ſeinem Leben und Sicherheit ſetzte ſie in unbeſchreibliche Freude, und nichts kränkte ſie, als daß der bekümmerte Blondel nicht vor ſeiner Abreiſe auch aus der Angſt hatte geriſſen werden ſollen, die er ſeines Freundes wegen ausſtand. Hunberga verſicherte ſie, daß Rollo von ihr Befehl habe, ihm ſo bald als möglich alles zu entdecken, ausgenommen Walters eigentliche Geburt, welche aus wichtigen Urſachen jetzt nur noch wenigen bekannt ſeyn dürfe. — Selbſt dir würde ich nichts davon geſagt haben, ſagte ſie, indem ſie ſelbe lächelnd bey der Hand nahm, wenn ich dich nicht für mein anderes Ich hielt, und mir vorgenommen hätte, dich in Zukunft ſo wenig von meiner Seite zu laſſen, daß meine Gegenwart mir allemal Bürge für deine Verſchwiegenheit ſey könne. Matilde dankte der Gräfin für dieſe mütterliche Erklärung mit einem kindlichen Blicke, und bat, indem ſie einen tiefen Seufzer ausſtieß, Walter möchte doch bald, bald zurück berufen werden. — Du weißt nicht, was du bitteſt, mein Kind, erwiederte die Gräfin, es iſt zu ſeiner Sicherheit ſchlechterdings nöthig, daß er wenigſtens ein Jahr da bleibe, wo ich ihn hingeſchickt habe. Dazu iſt auch der Ort, wo er hingeht, ſo entlegen, und der Weg, den er mit ſeinen Begleiter nehmen wird, ſo ungewiß, daß ich nicht wüßte, wie ich dein Verlangen erfüllen ſollte. Beruhige dich, liebes Mädchen, fuhr ſie fort, indem ſie Matilden umarmte, was würde es dir helfen, deinen Freund um dich zu haben, wenn du beſtändig ſeinetwegen in Sorgen ſeyn müßteſt? Glaube mir, es wird uns hier nicht an Aufmerkern fehlen, die alle unſere Schritte beobachten, alle Mittel verſuchen werden, unſern Walter in ihre Gewalt zu bekommen.

Mit Geſprächen von dieſer Art vergieng der ganze Tag, und die Dämmerung fieng ſchon an, die Gegenſtände in der Ferne unkenntlich zu machen, als Hunberga und die Pilgerin, welche an einem Fenſter ſtanden, das die Ausſicht auf die Straße hatte, die Blondel und die Minſtrels gezogen waren, von weiten einen alten Herrn und ein paar Damen auf Mauleſeln daher ziehen ſahen;

ſie kamen näher, und Hunberga ſchrie auf einmal mit zuſammengeſchlagenen Händen: Himmel! wo ich nicht irre, Rollo in Begleitung der beyden irrenden Fräuleins! Geh, Matilde, und verhindere, daß ſie mir nicht vor die Augen kommen, führe ſie in ihr Zimmer. Ich will allein mit Rollo reden.

Um meinen Leſern dieſe Erſcheinung zu erklären, müſſen ſie wiſſen, daß Fräulein Anna und Edita ſich zwar des Morgens gar zeitig auf ihre Eſelein geſetzt hatten, um ihrem Geliebten zuzuziehen, daß ſie ihn auch wirklich des Mittags in dem nächſten Flecken antrafen, aber ſehr ſchlecht von ihm empfangen wurden. Keine Bitten, keine Vorſtellungen konnten ihn bewegen, ſie mit nach England zu nehmen, und ſeine Gefährten traten ihm hierinnen treulich an die Seite. Er ließ ſeine ſchlechte Neigung zu ihnen ſo deutlich ſehen, daß er ſich ſogar nicht entblödete, ihnen als die einige Bedingung, unter welcher er ſie etwa einmal nach England holen wollte, vorzuſchlagen, daß ſie darauf denken müßten, ihm ſobald als möglich die reizende Matilde in die Hände zu liefern. Eine Zumuthung, die ihnen ſo völlig zeigte, wie gering ſie in ſeinen Augen waren, und wie ſehr die Pilgerin ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, daß ſie nichts mehr von ihm hören wollten, ihm drohten, dieſe gottloſe Foderung, die insgeheim an ſie gethan ward, öffentlich bekannt zu machen, und Rollos Vorſtellungen, ſie ſollten wieder zu ihrer Großmutter umkehren, in vollem Grimme Gehör gaben.

Rollo trug der Gräfin von Flandern alles dieſes vor, ausgenommen Leiceſters Abſicht auf Matilden, als von welcher ihm nichts bekannt worden war. Hunberga belachte die unglückliche Liebesgeſchichte der beyden Schweſtern herzlich, und verlangte, als die letzte Gefälligkeit von dem ehrwürdigen Alten, er ſolle ſeine Damen ſogleich nehmen, und ſie in das Kloſter bringen, in welchem ſchon für ihre Aufnahme geſorgt war, denn ſie ſey nicht geſonnen, ſie eine Nacht zu Montzon zu dulden.

Rollo fand dieſe Foderung ſo billig, daß er ſogleich einwilligte. — Matilde wurde zwar von Graf Philips Töchtern erſucht, für ſie zu bitten, und das Kloſter von ihnen abzuwenden, aber für dieſesmal waren ihre Vorbitten umſonſt, und Schloß Montzon wurde noch dieſen Abend von dieſen läſtigen Kreaturen gereiniget.

Sechzehntes Kapitel.

Die ſtöchadiſchen Inſeln.

Sey uns gegrüßt, lieber Walter! wir kehren wieder zu dir zurück, zu dir, deſſen Namen dieſe Blätter führen, und von dem wir doch bisher nur wenig geſagt haben. Immer ſchienſt du unter der Menge von Freunden und Feinden die dich umgaben, nur eine Nebenrolle zu ſpielen, und es iſt Zeit, daß wir dich aus dem großen Haufen hervorziehen, und uns nur allein mit dir, unſerm Helden, beſchäftigen.

Ganz einſam, ganz wie aus der Reihe aller lebendigen Weſen geriſſen, fühlte ſich unſer Walter ſeit ſeinem Abſchiede von Montgon. Seine Erweckung vom Schlafe, ſeine Audienz bey Hunbergen, alle das Neue, und ach! ſo Traurige, das er aus ihrem Munde vernahm, und nun die plötzliche Trennung von allem, was er liebte, ohne ſeiner Wohlthäterin für ihre mütterliche Sorgfalt danken, ohne Matilden den letzten Abſchiedskuß geben, ohne das Grab des Tempelherrn noch einmal beſuchen, ohne ſeinen Blondel, von welchem er noch vor wenig Stunden nie zu ſcheiden dachte, noch einmal an ſein Herz drücken zu können; alles dieſes kam ihm wie ein Traum vor.

Nur noch einmal, bat er ſeinen Begleiter mit Thränen, nur noch einmal laß mich umkehren, nur noch einmal Hunbergens Mutterhand küſſen, und meinen Blondel, meine Matilde umarmen. Was werden dieſe beyden denken, wenn ſie erwachen und mich vermiſſen? und wird mir es nicht vielleicht die Gräfin ſelbſt verdenken, daß ich ſo in einer Betäubung von ihr ſchied? Wird ſie ſich die Beſtürzung vorſtellen können, in die mich ihre Reden ſetzten, und die mich hinderte, auch nur den kleinſten Abſchied von ihr zu nehmen?

Walters Gefährte ließ den Jüngling klagen und weinen, ohne ihm zu antworten. Er begnügte ſich den Zügel des Thiers zu ergreifen, das Walter ritt, und den er in der Angſt ſeines Herzens hatte fallen laſſen. — Endlich als die Thränen des jungen Menſchen anfiengen ſeltner zu fallen, und er glaubte, ihm mit gutem Erfolg zureden zu können, fieng er mit mitleidigem Blick an: Ihr dauert mich, junger Herr, daß ihr Blondeln und Fräulein Matilden nicht noch einmal habt umarmen, und unſerer guten Gräfin die Hände küſſen können; aber glaubt mir, und wenn ihr euch in dieſem Augenblicke zu ihnen verſetzen könntet, ſie würden ſchlechte Freude über eure Zukunft haben, Sie verſtehen die Sache beſſer als ihr, und ſchenken euch eure Höflichkeiten gern, wenn ſie euch nur in Sicherheit wiſſen.

Walter nahm wenig Troſt aus Pauls rauhen und ungekünſtelten Worten, ſo gut ſie auch gemeynt waren. Er unterbrach, als er ſahe, daß ihn nichts bewegen würde, ihn nach dem Schloſſe zurück zu führen, ſeine einfältige Troſt- und Ermahnungsrede, mit einer Menge Fragen, davon jener nur die wenigſten beantworten konnte.

Walter glaubte mit Grund hoffen zu können, Paul müſſe um alle Geheimniſſe der Gräfin wiſſen, weil er von ihr mit nach England geſchickt worden war, und auch bey der letzten Abſchiedsſcene, in welcher ſie ihm ſo viel geheimnißvolle Winke wegen ſeiner Geburt gab, mit gegenwärtig ſeyn durfte. Er foderte von ihm tauſend Aufklärungen über ſeine Herkunft, ſeine Feinde, und die eigentliche Urſache ſeiner Flucht, aber umſonſt; von dem erſten wußte er nicht mehr als Waltern bekannt war, und von ſeinen Feinden wußte er auch keine weiter zu nennen, als die Fräuleins und den Grafen von Leiceſter. Da er der Unterhändler dieſer Damen bey ihrem Liebhaber geweſen war, ſo konnte er von dem, was ſie betraf, und der Art wie er ſie, aus Treue gegen Hunbergen, hintergangen hatte, genug ſagen, um Walters Fragen eine Zeitlang

Einhalt zu thun. Er war hierinnen weitläuftiger als es dem Jüngling lieb war, und zog am Ende ſeiner Erzählung die Folge aus dem, was er geſagt hatte, daß die Urſache ſeiner Flucht ſeine Sicherheit, und Schnelligkeit und Behutſamkeit dasjenige wären, worauf ſie am meiſten zu denken hätten. Er gab ſich ſo viel Mühe, ſeinem jungen Herrn die Sache begreiflicher zu machen, als ſie ihm vielleicht ſelbſt war, daß dieſer durch ſeine dunkeln Demonſtrationen ermüdet, ſich vornahm, nur noch eine Frage an ihn zu thun, und bekäm er auch auf dieſe keine befriedigende Antwort, zu ſchweigen, und den Ausgang der Reiſe, welche doch nicht ewig dauern könne, ruhig abzuwarten.

Walters Frage hieß: Wohin die Gräfin von Flandern ihn beſtimmt hätte. Ihr werdets wohl ſehn, antwortete Paul, und Walter ſchwieg.

Schon manche volkreiche Stadt waren ſie vorbeygezogen, ſchon manche unwegſame Wälder und Gebirge hatten ſie zurückgelegt, und Walter hatte, ungeachtet ſeines Vorſatzes, ſich nicht allemal der Frage enthalten können: Ob hier der Ort ihres Bleibens, wäre? worauf er allemal ein kurzes Nein! zur Antwort erhielt.

O Himmel! ſchrie der Jüngling eines Tages, als ſie eine prächtige Stadt zur Seite hatten liegen laſſen, und ſich an einer wüſten Küſte des

Meers zur Ruhe lagern wollten. O Himmel! wohin läßt mich Hunberga bringen! Zwar nein, nicht Hunberga, meine Feinde, die dich, Verräther gedungen haben, mich den Armen meiner Freunde zu entreißen! mir alle Möglichkeit abzuſchneiden, ſie je wieder zu ſehen!

Paul lachte, und verſicherte ſeinen Gefährten, daß er die rechte Zeit gewählt habe ungeduldig zu werden, denn ſeht ihr, ſetzte er hinzu, eure Geduld hat doch faſt bis auf die Letzt ausgedauert. Dort, jene Inſel dadrüben, iſt der Ort eurer Beſtimmung, und wir haben nichts weiter zu thun, als hier ein Fahrzeug zu erwarten, das uns überſetzen kann. —

Walter ſtrengte alle ſeine Sehekraft an, um die Inſel, die Paul ihm zeigte, und die doch ziemlich weit in die See hinein lag, von einer Menge anderer unterſcheiden zu können. Himmel! ſagte er, dies ſoll mein künftiger Aufenthalt ſeyn? und welches iſt denn der Name dieſer abſcheulichen Einöde? — Sehet hinter euch, erwiederte Paul, dort jene anſehnliche Stadt, die ihr ſo gern ſehen, lieber gar darinnen bleiben wolltet, dieſe Stadt, durch welche ich euch ſo gern, wenigſtens den Durchzug verſtattet hätte, wenn mir die Gräfin nicht ausdrücklich gebeten hätte, alle volkreiche Orte auf unſerm Wege zu vermeiden, dieſer iſt Maßilien, und ihr werdet nun wohl errathen, daß die vor uns liegenden Eylande, deren eins eure Wohnung ſeyn ſoll, die ſtöchadiſchen Inſeln ſind.

Wir ſind hier genöthigt, mit vielen großen Geographen, welche um die Lage des Schloſſes der Gräfin von Flandern bekümmert ſind, höchlich zu bedauren, daß die Geſchichte ſo gar nichts umſtändliches von der Zeit, die unſer Walter auf ſeiner Reiſe von Montzen bis an den Ort ſeiner Beſtimmung zubrachte, und von den Orten meldet, bey welchen er auf ſeiner Reiſe vorbey zog. Ganz gewiß würde es uns durch dieſe Data leicht werden, die ſo ſehr beſtrittene Stelle aufs genauſte zu beſtimmen, wo Hunbergens Schloß vor dieſen gelegen hat. Indeſſen iſt dieſes eine Sache, welche wohl zu beklagen, aber nicht zu ändern iſt, und unſere Leſer müſſen froh ſeyn, daß ſie genau wiſſen an was für einem Orte ſich unſer Walter im gegenwärtigen Augenblicke ſeiner Geſchichte befindet, nämlich am Ufer des weiten unabſehlichen mittelländiſchen Meers, hinter ſich Marſeille, und vor ſich eine Menge kleiner Inſeln, die man damals die ſtöchadiſchen nannte, und die wegen mancher Ebentheuer, die ſich auf denſelben zugetragen, wegen mancher Heiligen und Einſiedler, die ſie bewohnt, und mancher Geiſter, die in ihrer Einſamkeit gehauſet hatten, in jenen Zeiten nicht unberühmt waren.

Walter ſtand lange mit herabgeſunkenen Händen, mit weit hin ins Meer ſtarrenden Augen, ganz wie in Gedanken verlohren, ganz wie einer, der von den Gegenſtänden, die vor ihm ſind, Stoff zu den tiefſinnigſten Betrachtungen nimmt, oder vielmehr, wie ein Menſch, der für lauter Gedanken nichts von dem ſieht, was ſich ſeinen Augen darbeut.

Paul lies ihm keine Zeit, das, was in ſeiner Seele vorgieng, in Worte ausbrechen zu laſſen. Er zog einen von Hunbergens Hand überſchriebenen Brief hervor, und reichte ihn Waltern dar. Da, junger Herr! ſagte er; Nehmet hin! Etwas Troſt, wenn ihr traurig ſeyd, oder vielleicht auch einige Aufklärung eurer Zweifel. Schon oft war ich im Begrif, wenn ihr mich nun ſo recht von Herzen wegen des unnöthigen Kummers dauertet, den ihr euch machtet, euch dieſes Blat zu geben; aber die Gräfin hatte mir zu hart verboten, euch daſſelbe eher zu überliefern, als bis wir gerade auf dieſer Stelle ſtünden, auf der wir jetzt ſind. Walter erwachte bey Erblickung dieſes Briefs, wie aus einem tiefen Schlafe; er nahm ihn, drückte ihn an ſeine Lippen, und fieng mit einem tiefen Seufzer an zu leſen.

„Sey mir willkommen, mein Sohn! in der Freyſtatt deiner Unſchuld, die du nunmehr vor Augen ſiehſt! Entſetze dich nicht für der Einſamkeit, die in denen vor dir liegenden Inſeln zu herrſchen ſcheint; Einſamkeit iſt dir, um den Ort deines Aufenthalts mit undurchdringlichen Schatten zu bedecken, höchſt nöthig, und der Umgang mit den heiligen Männern, zu denen Paul dich führen wird, wird dir dieſelbe verſüßen. Tröſte dich, mein Kind! Wie bald iſt nicht ein Jahr verfloſſen, denn länger denke ich nicht von dir getrennt zu ſeyn. In dieſer Zeit werde ich ſelbſt eine Reiſe nach England thun, und dein Schickſal zu entwickeln ſuchen, das dich zu dem glänzendſten Glück, zu einem Leben nahe am Throne beſtimmt. Um dahin zu gelangen, ſo bitte ich, laß dir gefallen, einige Zeit in der äuſſerſten Niedrigkeit zuzubringen; denn wiſſe, ich habe dich in dem Kloſter, dahin ich dich beſtimme, um deinen Stand beſſer zu verhelen, durch einen Brief der deiner Ankunft wenig Tage zuvor gekommen ſeyn wird, bloß als Layenbruder angebracht."

„Lebe wohl, und ſegne die Stelle auf der du ſtehſt; auch ich habe einſt da geſtanden, als ich meinen Gemahl auf ſeiner letzten Reiſe nach Paläſtina bis hieher begleitete, und hier den letzten Segen von ihm annahm. O wie herrlich dünkte mich damals die hier rund umher herrſchende Einſamkeit! Ein Trieb, — o hätte ich ihm doch gefolgt — erwachte damals — in meiner Seele, mir hier eine Wohnung zu bauen, und ſie nicht eher zu verlaſſen, bis Theoderich glücklich zurückkehrte; Aber ein andrer, der Trieb der Jugend und der Thorheit riß mich in die Welt zurück, die ich gleichwohl nicht haſſen kann, weil ich dich, meine Freude und meinen Troſt, darinnen gefunden habe. Noch einmal, Lebe wohl!“

Hunberga.

Walter hatte den Brief zu Ende geleſen, und ob er gleich nichts von dem enthielt, was er ſo ſehr zu wiſſen wünſchte, ſo fand er doch ſo viel Nahrung für ſeine zur Schwermuth geſtimmte Laune, ſo viel Nahrung für ſeine kindliche Zärtlichkeit gegen ſeine Pflegemutter in demſelben, daß er ihn zum zweytenmale begann, und vielleicht nicht aufgehört haben würde, ihn zu leſen, wenn ihn nicht Paul geſtört und genöthigt hätte, in ein Fahrzeug zu ſteigen, das nunmehr zu ihrer Ueberfahrt bereit ſtand.

Sie ſtießen vom Lande. Unſer Jüngling, der mehr Gefühl für die Schönheiten der Natur hatte, als vielleicht eine Seele, ward demohngeachtet, durch die neuen großen Gegenſtände die ſich ihm jetzt zeigten, nicht gerührt, wenigſtens nicht aufgeheitert. — Sie hatten vor ihrer Abfahrt hinter einer Klippe geſtanden, und nur eine ſehr eingeſchränkte Ausſicht in die See gehabt.

Jetzt ſchiften ſie hinter den Felſen hervor; das gränzenloſe Mittelmeer lag in ſeiner ganzen unermeßlichen Ausdehnung vor ihnen. Zur Linken lagen ihnen die von der untergehenden Sonne ganz angerötheten Eylande, die ſie nun etwas deutlicher ſahen, und zur Rechten, ſenkte ſich die Sonne in die Wellen oder vielmehr in eine glühende Feuerſee, die ſo wie ſie ſich von dem fernen Horizonte abwärts ausbreitete, ſich zuletzt in ſchwaches roſenroth verlor, und in der Gegend, wo Walters Schif die Wellen durchſchnitt, nur noch röthliche bewegliche Funken auf der blauen Oberfläche zurückließ.

Jetzt ſchiften ſie zwiſchen den vorderſten Inſeln hindurch. Hier und da jähe ſonderbar geſtaltete Felſen, dort abgerißne Stücken Wald, hier ein einſames Kloſter, dort ein kleines Dorf, und tauſend andere abändernde Gegenſtände, denen die röthliche Dämmerung unnennbare Reize verlieh, zeigten ſich ihren Augen, und hätten gewiß jede andere Seele mit Entzücken gefüllt. Walter fühlte auch, aber was er fühlte, war Wehmuth, die ſich in häufigen Thränen ergoß. Alles was ihn kränkte und jemahls gekränkt hatte, gieng jetzt vor ſeinen Augen über. Seine Trennung von allem was er liebte, die Unwiſſenheit in Anſehung ſeiner Geburt, die Nacht in die ſein künftiges Schickſal gehüllt lag. Die Ermordung ſeiner Mutter, ob er ſie gleich nie gekannt hatte, der ähnliche Tod des geliebten Tempelherrn, ob gleich Jahre ſeit demſelben verfloſſen waren, alles ſchwebte jetzt mit den lebhafteſten Farben ſeiner Seele vor, und verſetzte ihn in einen Zuſtand der innigſten Schwermuth, aber nicht jener ſüßen wonnevollen Schwermuth, die auch wohl den Glücklichen beym feyerlichen Anblick der ſchönen Natur befällt. Es war wirklicher tiefer Gram was unſer Walter fühlte, Gram wegen vergangener Leiden, und Sorge wegen der Zukunft; Empfindungen, die von rechtswegen in dem Herzen eines dreyzehnjährigen Jünglings noch Fremdlinge ſeyn ſollten.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Kloſter.

Die Nacht war ſchon völlig eingebrochen, als unſere Reiſenden ans Land ſtiegen. Paul befahl dem Schiffer ihn mit dem Fahrzeuge bis eine Stunde nach Aufgang der Sonne zu erwarten, und Walter erfuhr hier zum erſtenmale, daß er allein auf der Inſel bleiben müſſe.

Paul war in der That nicht der Mann, der das Herz eines ſo jungen Menſchen hätte feſſeln können. Bey einem übrigens ganz guten und ehrlichen Herzen, beſaß er doch, wie meine Leſer aus dem Wenigen was ſie ihn haben ſprechen hören, urtheilen können, alle Fehler des Alters in hohem Grade. Zu einer Zeit war er geſchwätzig bis zum Ueberdruß, zur andern mürriſch ſtillſchweigend, ſtörrig, verächtlich gegen Dinge die dem Jünglinge wichtig ſind, eingenommen für ſeine Klugheit und Schlauigkeit die man ihm gar nicht abſprechen konnte, hartnäckig in ſeinen Meinungen, und wie die Gebrechen alle heißen, die oft auch den vortreflichſten Greiſen anhängen, und die auch der Jüngling, der ſie jetzt tadelt, dereinſt annehmen wird, wenn er ein hohes Alter erreicht.

Ungeachtet aller dieſer Unannehmlichkeiten, und ungeachtet der geringen Zuneigung, die Walter bisher für Paulen gefühlt hatte, ſo war es ihm doch nun, da er auch dieſen letzten Gefährten verliehren ſollte, nicht anders zu Muthe, als wie einem, der auch die letzte Stütze, an die er ſich hält, ſinken ſieht, oder wie dem Ertrinkenden, dem der Aſt, den er zu ſeiner Hülfe ergrif, in der Hand zerbricht, oder wie einem, der im Traume in den unermeßlichen leeren Raum zu ſinken glaubt. —

Auch du willſt mich verlaſſen? rief er — Nein, ich laſſe dich nicht; mit meinen Armen will ich dich umſchlingen, und dich feſt halten, das du bleiben mußt. — Wie ihr wollt, ſagte der Alte und ſuchte ſich von ihm loszumachen, wie ihr wollt, ich bleibe bey euch. Aber denn will ich gern ſehen, wer — wenn die Gräfin euch einmal übers Jahr abholen läßt, — unter dieſer Menge von Inſeln, und unter allen Inſeln des Meers gerade die ausfinden wird, in welcher ihr lebt. Ich allein weis den Weg, und wenn ich euch nicht einmal hier abhole, ſo könnt ihr euch immer gefaßt machen, in dieſer Einöde, die euch ſo abſcheulich dünkt, euer Leben zu beſchließen.

Der unerfahrne Jüngling glaubte das, was Paul ſagte, den Worten nach, er ließ ihn loß aus ſeinen Armen, und wanderte mit verbiſſenen Gram neben dem Alten her.

Sie hatten zwiſchen ein paar Felſen das Land betreten, die vermittelſt des Mondes welcher hinter ihnen ſtand, einen tiefen Schatten in die Inſel hinein warfen. Weiter vorwärts lag die ganze einſame Gegend in hellem Mondenglanz um ſie her. Zur Linken ein kleines Dorf, das Einzige auf der ganzen Inſel, die keine von den Größten war. Zur Rechten ein dicker Wald, hinter ihnen die Felſen, und vor ihnen das Kloſter wohin ſich ihre Schritte lenkten, ein ungeheurer unförmlicher Steinhaufen, der durch manche ſeiner überhangenden, den Einſturz drohenden Gewölbe von ſeinem Alterthum zeugte. — Wenn ihr, meine Leſer! ein Gebäude ſehen ſolltet, daß zu jener Zeit, da unſer Walter auf die Inſel kam, welches ohngefähr um das Jahr 1177 ſeyn mogte, erbaut worden wäre, ſo würdet ihr vielleicht über die gothiſche ungeformte Bauart deſſelben erſtaunen: nun ſtellt euch ein Gebäude vor, das zu jenen längſt vergangenen Zeiten ſchon uralt war; denn die Geſchichte ſagt, das Kloſter, das unſere Reiſenden vor ſich hatten, ſey ſchon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums in dieſer Gegend, um das Jahr 420 gebaut worden, aber, wie ſeine Geſtalt auswies, nicht von den Meiſterhänden römiſcher oder griechiſcher Architekten.

Unſer junger Pilger, deſſen Augen an ſchönere Gegenſtände gewöhnt waren, empfand ein Grauſen beym Anblick ſeiner künftigen Wohnung, welches ſich vermehrte, als er bey mehrerer Annäherung ſahe, wie baufällig das Ganze, wie nur der eine Flügel des Hauſes noch bewohnbar war.

Paul klopfte mit einem an der Pforte befeſtigten metallnen Hammer an, und der Wiederhall hinter ihnen in den Felſen, und vor ihnen in den langen Kreuzgängen des noch verſchloſſenen Kloſters, gab den hohen Ton zurück. Nach einiger Zeit erſchien auf einer Art von Altan, welcher ziemlich hoch über dem Thore angebracht war, einer von den Mönchen und fragte nach dem Begehren der Anklopfenden. —

Ruft euren Abt, antwortete Paul, und ſagt ihm, ich komme von der Gräſin von Flandern und bringe — Sehr wohl, erwiederte der Frager ohne ihn ausreden zu laſſen, ich gehorche eurem Befehle.

Meine Leſer wundern ſich vielleicht über die Kühnheit Pauls, einen Abt aus ſeiner Ruhe zu ſtören, und ihn mitten in der Nacht an die Kloſterpforte zu bemühen, als wenn ſie nicht durch den Pförtner geöfnet werden könnte; aber ihre Verwunderung zeigt, wie wenig ſie mit den Klöſtern der damaligen Zeit bekannt ſind. Es iſt wahr, es gab auch ſchon damals ſtolze, verwöhnte und weichliche Mönche, und manche Aebte wußten ſich ſchon das Anſehn von ziemlichen Fürſten zu geben; aber in vielen, ich mögte faſt ſagen in den meiſten Klöſtern, von denen denn das, vor welchen wir jezt nebſt Paul und Walter ſtehen, eins war, herrſchte noch ganz die Frömmigkeit und Einfalt der erſten Chriſten.

Die drey Hauptgelübde der Ordensleute, wurden hier mit der ängſtlichſten Gewiſſenhaftigkeit gehalten, ein Verbrechen wider das erſte derſelben war etwas unerhörtes. Was das Gelübde der Armuth anbelangt, ſo durfte man nur die baufällige Wohnung, die geringe Kleidung dieſer guten Mönche anſehen und bey einer von ihren ſparſamen Mahlzeiten gegenwärtig ſeyn, um von dem Reichthum ihres Kloſters urtheilen zu können. In Anſehung des dritten Gelübdes, des Gehorſams, ſo war es, als wenn dieſe frommen Leute, nicht nur der Kirche, dem Pabſt und ihrem Abte, ſondern als ob ſie der ganzen Chriſtenheit Gehorſam gelobt hätten. Keine Frage ward trotzig von ihnen beantwortet, keine Foderung, keine Bitte, wenn menſchliche Kräfte ſie leiſten konnten, blieb unerfüllt; keine ward anders als ungern und mit den beſcheidendſten Worten abgeſchlagen, und meine Leſer ſehen alſo wohl, wie wenig Beleidigendes für die Mönche in Pauls Foderung lag, und wie wenig es zu verwundern war, daß der Abt ſogleich erſchien. —

Ich weis nicht ob Ehrfurcht gegen den Boten der Gräfin von Flandern, oder Neugierde die Urſach war, daß bey Eröfnung der Pforte, nicht nur der Abt, ſondern der ganze Konvent gegenwärtig war, welcher aus zwölf Mönchen und einigen Layenbrüdern beſtand.

Ehrfurcht gegen Hunbergen, als eine große Wohlthäterin des Kloſters, wäre eine ſehr natürliche Urſache dieſes feyerlichen Empfangs geweſen, und Neugierde an ſo einem einſamen Orte, wo man immer und ewig die nehmlichen Gegenſtände ſah, vielleicht eine noch natürlichere. Man weis, wie begierig ſelbſt in unſern Tagen, da die klöſterliche Einſamkeit nicht ſogar eingeſchränkt iſt, alle und jede Kloſterherren und Frauen auf jede Neuigkeit zu ſeyn pflegen.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, genug die Pforte öfnete ſich, und Walter blickte in ein tiefes finſtres Gewölbe welches durch einige Lampen erhellt ward, und aus welchem dreyzehn bleiche ſchwarzgekleidete Männer heraus traten, von welchem der jüngſte wenigſtens fünfmal ſo alt ſeyn mogte, als der Jüngling, der in ihre Geſellſchaft aufgenommen werden ſollte.

Ehrwürdiger Vater, redete Paul den Abt an. Hunberga, Gräfin von Flandern, ſendet euch hier den Jüngling, von welchem ſie euch geſchrieben hat, und welcher als Layenbruder in eurem Kloſter aufgenommen zu werden wünſcht. Er iſt ſehr jung, und die Gräfin zweifelt, ob ſeine Neigung zum Kloſterleben Beſtand haben wird; ſie wird mich deswegen in einem Jahre wieder hieher ſchicken, um ihn mit mir zurück zu nehmen, wenn ſein Beruf in dieſer Zeit ſich nicht beſtätigen ſollte, denn ſie verlangt ſchlechterdings, daß man ihm keinen Zwang anlege, ihm weiter nichts zumuthe, als ſich dieſes Jahr über, ohne weiteres Gelübde, den Regeln des Kloſters gemäs zu verhalten, und ihm dagegen dieſe Zeit lang gönne das Ordenskleid zu tragen.

Der Abt beantwortete Hunbergens Foderung mit klöſterlicher Demuth, umarmte Waltern, deſſen Stillſchweigen und trauriges Anſehn ihm beſonders wohl gefiel, und lud ſeinen Führer mit patriarchaliſcher Freundlichkeit ein, in ſeinem Kloſter Nachtherberge zu nehmen, welches Paul, der geſonnen geweſen war, im Dorfe zu übernachten, endlich mit der Bedingung eingieng, daß ihm morgen mit Aufgang der Sonne der Abzug verſtattet werden mögte. — Die eiſerne Pforte ſchloß ſich tönend hinter ihnen zu. Die Mönche zerſtreuten ſich in ihre Cellen, und der Abt nahm die beyden Fremden mit in die Seinige. Er und Paul, welche ſich ſeit langen Jahren kannten, ſprachen noch ein wenig von alten Geſchichten, und neuen Begebenheiten, in welche aber nichts was Waltern beſonders angieng mit eingemiſcht wurde, und alsdann führte der gutherzige Mönch ſeine beyden Gäſte in eigner Perſon in das Zimmer wo ſie ſchlafen ſollten; ſie fanden es ſehr nett und geräumig, denn ſo groß auch die Armuth des Kloſters war, ſo fehlte es doch in dem weitläuftigen Gebäude an nichts weniger als an Reinlichkeit, an Raum für die wenigen darinnen lebenden Geſchöpfe, ſich zu regen, und an freyer Luft, darinnen zu athmen. Große, weitläuftige Zimmer, hochgewölbte ſchallende Säle, lange Kreuzgänge, große, jezt zwar etwas verwilderte Gärten, zeigten an, daß der erſte Baumeiſter es ſicher nicht für ſo eine kleine Anzahl Menſchen beſtimmt hatte, als ſich gegenwärtig darinnen aufhielt.

Auch war die Ausſicht, von der einen Seite in die blühende Inſel, von der andern ins Meer, ſo entzückend ſchön, daß wir, die wir Einſamkeit im Schooße der ſchönen Natur, und im Umgang mit guten Seelen, allem Ueberfluß und aller Herrlichkeit der Welt vorziehen, keine Abneigung gehabt haben würden, wenigſtens eine Zeitlang mit unſerm Walter an dieſem Orte zu verweilen.

Bey ihrem Eintritt in das Zimmer fanden unſere Fremdlinge einen alten Mönch, welcher eben ſein Gebet auf den Knien verrichtete, der aber, ſobald er die Ankommenden gewahr ward, aufſtand, und ihnen ehrerbietig entgegen gieng. Bruder Uſo, ſagte der Abt, hier bringe ich euch an die Stelle eures lezt verſtorbenen Gefährten einen Knaben, den ihr in den Regeln unſers Ordens unterrichten, und den heiligen Trieb, ſich von der Welt abzuſondern, in ihm nähren werdet; ſeinem Geſellen gönnet dieſe Nacht ein Lager an eurer Seite, und wecket ihn mit Sonnenaufgang, weil er nicht länger als bis dahin bey uns verweilen will. Nach dieſen Worten ſegnete er die Zurückbleibenden, und gieng nach ſeiner Zelle.

Paul und der Mönch machten ſich, ohne viel Worte zu wechſeln, zum Schlafengehn fertig, und Walter bat Ilſo um Erlaubniß, dieſe Nacht mit Schreiben zubringen zu dürfen. — Ilſo machte große Augen, als er einen ſolchen Jüngling vom Schreiben ſprechen hörte, eine Kunſt, welche in dieſem Kloſter, auſſer dem Abte, nur wenige verſtanden, und verſicherte, daß er dieſe Nacht keine Schreibematerialien aufzubringen wüßte. Paul lachte, und ſagte, er könne glauben, daß ſein junger Gefährte ein ſo großer Schreiber wäre, daß er nie ohne die zu ſeiner Kunſt gehörige Geräthſchaft zu reiſen pflegte, und daß er alſo durch ſeine Bitte nichts weiter von ihm ſuchte, als Vergünſtigung, dieſe Nacht auſſer dem Bette zu bleiben. — Ilſo ſchüttelte Waltern mit einem freundlichen Lachen die Hand, und meinte dieſe Bitte wäre ein guter Anfang zum klöſterlichen Gehorſam, und und er hätte völlige Freyheit zu ſchreiben, was und wie viel er wollte. — Ich merke es wohl, ſagte er, indem er ſich an Pauls Seite zur Ruhe legte, daß ich mit dem Knaben gut auskommen werde. Gut und folgſam iſt er, erwiederte der andre, nur pflegt er ein wenig viel zu fragen, oft mehr als einer beantworten kann. — Die Mönner ſchlieſen ein, und Walter ſetzte ſich bey einer düſtern Lampe nieder, um ſich mit Hunbergen und Matilden zu unterhalten; er ſchrieb dieſe Nacht ſo fleißig, daß er an eine jede von ihnen einen Brief, doch beyde nicht gar lang zu Ende brachte.

Der Tag fieng an ſich zu zeigen, und unſer Schreiber begann nach gethaner Arbeit ein wenig zu ſchlummern, als Ulſo ſeinen Schlafgeſellen zur Reiſe aufweckte und Waltern zugleich mit munter machte. Sie verrichteten nach damaliger, jetzt faſt vergeßner Sitte, ihr Gebet, und machten ſich dann alle drey auf den Weg nach dem Meere, denn Walter, welcher ſchon anfieng viel über das Herz des alten Ulſo zu vermögen, hatte die Erlaubniß, Paulen zu begleiten, ſo leicht erhalten, daß Ulſo ſogar ſelbſt ſich zu ſeinen Gefährten bey dieſer Begleitung anbot.

So wandelten ſie denn dahin, ſprachen wenig, langten an dem Orte an wo Pauls Fahrzeug lag, vergoſſen einige Thränen — denn zu manchen Zeiten können auch Paule und Ulſos einem Walter im Weinen Geſellſchaft leiſten — und — trennten ſich.

Achtzehntes Kapitel.

Walters Kloſterleben.

Sie trennten ſich. Walter gieng mit Ilſe ſchweigend nach dem Kloſter zurück; er lebte daſelbſt Tage, Wochen und Monate, ohne daß ſich etwas zutrug, das die Geſchichte der Erwähnung werth gehalten hätte, und ich will alſo, bis wichtigere Begebenheiten unſere Aufmerkſamkeit auffodern, dich, lieber Leſer! mit dem unterhalten, was ſich von Walters damahliger Lage überhaupt ſagen läßt.

In was für einer Stimmung unſer Held die Inſel betrat, habe ich ſchon erwähnt, auch erinnere ich mich, ſchon in einem der vorigen Kapitel gedacht zu haben, daß er bereits zu Mentzon, die leichtſinnige Fröhlichkeit, welche der Hauptcharakter ſeiner frühen Kindheit war, mit einem gewiſſen ſtillen, ſchwermüthigen, nachdenkenden Weſen vertauſchte. Was dieſe Veränderung in ihm hervorbrachte, iſt nicht ſchwer zu errathen. Er hatte frühzeitig denken gelernt, und war alſo nicht im Stande, wie viele unſerer ſchon ziemlich erwachſenen Jünglinge und Jungfrauen, über Dinge von Wichtigkeit hinweg zu hüpfen. Die Dunkelheit ſeiner Geburt, machte ihm, wie wir geſehen haben, ſchon in ſeinem zehnten Jahre Kummer. — Der Trieb zu Heldenthaten, der in ſeiner jungen Seele glimmte, und durch Rollos Unterricht genährt ward, machte ihm die Einſamkeit zu Montzon, in welcher er ſo wenig Ausſicht hatte, ſich jemals auf die Art zu zeigen wie er wünſchte, ſchon frühzeitig zur Laſt. Die Erſcheinung des Tempelherrn, und die Hofnung, durch ihn der Dunkelheit entriſſen zu werden, belebte ihn von neuen, aber nur, um durch den kläglichen Tod dieſes Freundes, den er kaum kennen gelernt hatte, plötzlich in den tiefſten Gram geſtürzt zu werden. — Matildens Umgang trug viel dazu bey ihn zu beruhigen; aber wie kurze Zeit konnte er denſelben in voller Freyheit genießen? — Die Erſcheinung der widerwärtigen Fräuleins führte einen gewiſſen ſteifen Ton zu Montzon ein, und Hunberga ſah ſich genöthigt, um dieſen weiſen Damen kein Aergerniß zu geben, eine Menge gezwungener Wohlſtandsregeln feſtzuſetzen, die bey Walters, Blondels und Matildens unſchuldiger Freundſchaft ſehr überflüßig zu ſeyn ſchienen, und die unſern Helden um den beſten Theil ſeiner Freuden brachten. — Seine fehlgeſchlagene Hofnung, Blondeln nach England zu begleiten, alle das Traurige, das er beym Abſchiede aus Hunbergens Munde erfuhr, und die plötzliche Trennung von allem

allem was er liebte, gaben ſeiner jugendlichen Fröhlichkeit vollends den letzten Stoß. Ob er nun in der öden Einſamkeit, in der er jetzt war, in der Geſellſchaft von einem Duzend abgelebter Greiſe, davon der jüngſte wenigſtens ſein Grosvater hätte ſeyn können, in einer Gegend, die zwar ſchön genug, aber bey den wenigen Bewohnern die ſie hatte, nichts weniger als munter und lebhaft war, ob er bey allen dieſen Umſtänden Gelegenheit hatte, das wieder zu werden, was er ehemals war, das gebe ich meinen Leſern zu bedenken. —

Redlich und von ungeheuchelter Frömmigkeit waren die Mönche ſeines Kloſters, aber ihre Frömmigkeit hatte etwas Trauriges und Aengſtliches, ſie verdammte vieles, das unſers Jünglings zartes Gewiſſen bisher für unſchuldig gehalten hatte. Die täglichen ſtrengen Prüfungen, denen er ſich unterwerfen mußte, machten ihn ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er von den härteſten Büßungen träumte, um ganz ſo gut zu werden, als ſein ſchönes Herz wünſchte. —

Da unſere Mönche in der größten Dürftigkeit lebten, ſo ſahen ſie alles, was nur den mindeſten Anſtrich von Glanz und weltlicher Größe hatte, mit Abſcheu an, und indem ſie ihrem jungen Gefährten die nämlichen Geſinnungen einzuflößen ſuchten, ſo fehlte nicht viel, daß es ihnen gelungen wäre, die Funken des Heldenmuths, die in ſeiner Seele glimmten, völlig auszulöſchen.

Ein anderer ihrer Glaubensartikel war, daß die klöſterliche Einfalt der höchſten Weisheit der Welt vorzuziehen ſey. Unterſchiedenen von ihnen fehlte es nicht an Kenntniſſen, die zu den damaligen Zeiten etwas ſeltnes waren, aber ſie ſuchten ein Verdienſt darinnen, ſie zu verläugnen, ſie in einen Winkel ihres Verſtandes zu verſtecken, oder wo möglich gar zu vergeſſen. Was konnte ein Jüngling von den Jahren unſers Walters, der zwar ſchon ziemlich große, aber doch immer nur die erſten Schritte in den damals üblichen Wiſſenſchaften gethan hatte, was konnte er in ſolcher Geſellſchaft lernen? Das was er wußte war, nach dem Urtheil der Kloſterherren ſchon viel zu viel, und mußte vergeſſen werden.

Walters biegſames Gemüth machte, daß er ſich mehr nach dem Sinne ſeiner bejahrten Gefährten bequemte, als er geſollt hätte; aber ſein natürlich guter Verſtand, der nur ſeiner Jugend wegen, noch nicht ganz ausgebildet war, machte, daß er oft einſah, wie ſehr Vorurtheil und Aberglaube in dieſem Kloſter herrſchten. Rufte er ſich denn die Vorſtellung, die ihm jezt die liebſte war, ins Gedächtniß zurück, daß er nicht ewig hier bleiben ſollte, daß er, nach Hunbergens Willen, nicht fürs Kloſter, ſondern zum Leben in der Welt, zum Leben nahe am Throne beſtimmt ſey, ſo erhob ſich ſein Herz, ſo bemühte er ſich die Feſſeln ein wenig abzuſchütteln, die man ihm anzulegen bemüht war, und freyer zu denken, als die Regel des Kloſters erlaubte. — Verſuche von dieſer Art gelangen ihm nicht allemal, und er machte ſie ſo in der Stille, mit ſo viel Behutſamkeit, daß er immer der Liebling des ganzen Konvents blieb, daß alle Mönche immer ſich wechſelsweiſe beſtrebten, ihm ihre väterliche Zuneigung, bald auf angenehme, bald auf widrige Art ſehen zu laſſen.

Ich ſagte vorhin, Walters Gelehrſamkeit ſey im Kloſter in vielen Stücken für zu groß, für ſündlich gehalten worden; aber zwey Artikel derſelben wurden doch von dieſer ſtrengen Cenſur ausgenommen, und dienten ihm dazu, ſich bey zweyen von dieſen guten Alten beliebt, beynahe unentbehrlich zu machen.

Das erſte von dieſen Dingen war ſeine Schreibkunſt, welche der Abt, der gewiſſe Bücher die er beſaß — eben nicht die weiſeſten — gern vervielfältiget ſehen wollte, fleißig in Uebung ſetzte. — Der andere Theil ſeiner Geſchicklichkeiten, der für kanoniſch erkannt wurde, war die Tonkunſt, und er machte ſich durch dieſelbe beſonders bey ſeinem Lehrer und Zellgefährten, dem alten

Uſo angenehm. In dem Zimmer, welches er und Walter bewohnte, befand ſich ſeit vielen Jahren eine Harfe, deren Urſprung niemand im ganzen Kloſter kannte, und die ihre Wohnung in einem Winkel beſtändig in ungeſtörter Ruhe behauptet hatte, weil niemand von den Mönchen ſie zu brauchen wußte. — Walter war eben kein großer Harfenſpieler, wenigſtens durfte er ſich gegen dem zauberiſchen Spiel Blondels nicht hören laſſen; aber demohngeachtet hatte er ſo viel gelernt, daß ehemals, wenn zu Montzon, nach der Sitte jener Zeiten, an irgend einem feſtlichen Tage, Harfenſpiel und Geſang rund herum gieng, und Graf Philips Töchter, welche eigentlich zu nichts Luſt und Geſchick hatten, die Harfe vor ſich vorbey gehen laſſen mußten, er ſich in Wechſelgeſängen mit Matilden wohl hören laſſen durfte; auch füllte er in den Chören, die alsdenn, nachdem jeder ſein Lied geſungen hatte, das muſikaliſche Feſt beſchloſſen, ſeine Stelle ſehr wohl aus, und kurz, er konnte übrig genug, nicht allein das Herz Uſos, ſondern die Herzen aller ſeiner Gefährten in Entzücken zu verſetzen.

Er fand das geliebte Inſtrument gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts im Kloſter. Mit entzückender Freude zog er es aus der Dunkelheit hervor, verbeſſerte mit kluger Hand und tiefer Einſicht ſeine Fehler, und machte ſeinen erſten Verſich auf demſelben in der Kirche ſeines Kloſters, mit einer von Blondel gedichteten Hymne; ein Verſuch, der bey den ſkrupulöſen Mönchen freylich etwas gewagt war, der aber von dem Abte ſowohl aufgenommen ward, daß der liebliche Harfenſpieler Erlaubniß erhielt, nicht allein beym Gottesdienſte, ſondern auch ſonſt, wenn und wo er wolte, ſeine Kunſt zu treiben, doch ſollten ihm weltliche Lieder durchaus unterſagt ſeyn.

Niemand war entzückter über dieſe Erlaubniß, als Ulſo ein alter Freund der Tonkunſt, und daß ſich Walter ſehr gern derſelben zum Vergnügen dieſes treuherzigen Greiſes bediente, läßt ſich errathen. Das Verbot des Abts wegen der weltlichen Lieder wurde nicht ſo genau genommen, und es vergiengen wenig Abende, da der Jüngling nicht entweder auf Ulſos einſamer Zelle, oder bey ſpäten Spaziergängen am Geſtade des Meers, ſeinem Freunde die Lieder hören ließ, die Blondel ſo meiſterhaft ſpielte und die er freylich nur unvollkommen nachlallte.

Man hat oft angemerkt, daß die Muſik eine Zauberkraft habe, Herzen zu erweichen, ſie zur Freundſchaft und allen ſüßen Gefühlen der Menſchheit zu ſchmelzen, und gegen einander aufzuſchließen, ein Satz, den wir für ſo wahr halten, daß wir uns nicht wundern, daß er auch hier ſeine Richtigkeit bewies. Ulſo ward immer freundlicher und milder gegen Waltern, und dieſer offenherziger gegen ihn. — Wenn die Erinnerung an die Vergangenheit den jungen Harfner ergriff, indem er die Lieder voriger Zeiten ſang, wenn er denn oft ſo bewegt ward, daß er einhalten mußte, und Uſo ihn dann um die Urſache ſeiner Schwermuth fragte, ſo war es dem aufrichtigen Jünglinge unmöglich, ihm etwas zu verhehlen, und bald kam es dahin, daß Uſo ſo viel von Walters Geſchichte wußte als er ſelbſt.

Die Geheimniſſe unſers Helden waren in keinen ſchlimmen Händen, denn ſo gering auch, nach der Regel des Kloſters, Uſos Kenntniſſe ſeyn mögen, ſo hatte ihn doch die Natur mit einem guten geſunden Verſtande, und einem redlichen Herzen begabt, welches ihn in den Stand ſetzte, ſeinem jungen Freunde manchen brauchbaren Rath zu geben, und ihn auf mannichfaltige Art zu tröſten. Er war der erſte, der ihn für der allzugroßen Anhänglichkeit an die Vorurtheile des Kloſters warnte, und ihm vorſtellte, daß das meiſte derſelben nur für die Einſamkeit taugte, und in der Welt, wo auch er einsmals gelebt hätte, und Walter einſt leben ſollte, gar nicht zu brauchen wäre. Auch rieth er ihm ſehr von der allzugroßen Vertraulichkeit gegen die Mönche, vornehmlich gegen den Abt ab. Hanberga, ſagte er, muß ihre Urſachen gehabt haben, warum ſie euren

Stand für uns verhehlen wollte, und ihr ſeht alſo ſchon darum, daß ihr ſchuldig ſeyd zu ſchweigen. Es würde euch ſelbſt aber auch zu ſchlechten Vortheile gereichen, wenn man hier etwas von euren Hofnungen und Anſprüchen wüßte. Man kennt hier nichts ſeligeres und verdienſtlicheres als das Kloſterleben, und ihr würdet den läſtigſten Beſtürmungen es dennoch anzunehmen ausgeſetzt ſeyn, wenn ihr die Väter aus dem wohlthätigen Wahne brächtet, den ihnen die Gräfin ſo weislich eingeflößt hat, daß der geiſtliche Stand eure Beſtimmung und eure freye Wahl ſey. Wenn Paul einmal wiederkommt euch abzuholen, dann wird es Zeit ſeyn, eure Geſinnungen öffentlich zu geſtehen, denn nichts kann alsdenn eurer Abreiſe mehr Hinderniſſe in den Weg legen.

Auf dieſe Art ſprach der gute Greis mit unſerm Walter, und er feſſelte ſein Herz durch ſein väterliches Betragen ganz an ſich. Walter war faſt unzertrennlich von ihm, und er ließ es an nichts ermangeln ihm durch tauſend kleine Hülfleiſtungen und Gefälligkeiten, ſeine Liebe und Achtung zu beweiſen.

Ulo war keiner von den vornehmſten Mönchen des Kloſters, er verwaltete das Amt eines Schafners, und hatte den für ſeine Jahre ziemlich beſchwerlichen Auftrag, zu gewiſſen Tagen in der Woche, die Lebensmittel für ſeine Brüder, aus dem Dorfe, das auf der Inſel lag, herbeyzuſchaffen. Walter ermangelte niemals, den Alten, dieſe kleine Reiſe mogte nun zu Roß oder zu Fuße geſchehen, zu begleiten, und alle Mühe die der Greis ſonſt allein über ſich nehmen mußte, wenigſtens zu theilen. Zur Dankbarkeit war Ilſo auch gefällig gegen ſeinen jungen Freund, und verſchwieg, noch auſſer den weltlichen Liedern oder Balladen, die er zuweilen wider das Verbot des Abtes ſang, manches von ihm, das wider die Regel des Ordens war, und das nicht ungeahndet geblieben ſeyn würde, wenn man es im Kloſter erfahren hätte.

Sollten meine Leſer ſo unbillig ſeyn, von einem Jünglinge wie Walter, etwas wirklich fehlerhaftes zu vermuthen, das des Verſchweigens bedurft hätte, ſo erfodert es meine Schuldigkeit, ſie bald aus dieſem Wahn zu reißen. — Gleich auf ſeiner erſten Reiſe nach dem Dorfe ward Walter gewahr, wie arm die Leute waren, die dem Kloſter, das ſelbſt nicht reich war, die Lebensmittel um ein geringes Geld lieferten. Er hatte bisher ganz vergeſſen gehabt, daß er durch Hunbergens verſorgende Gütigkeit einen kleinen Schatz von einer Anzahl Goldſtücken beſaß, die ſie ihm, damit er auf keine Art Mangel leiden mögte, nebſt ihrem letzten Briefe durch Paulen hatte einreichen laſſen. Ganz unbrauchbar war ihm dieſes Geld bisher geweſen, und jezt erſt beſann er ſich, wozu es zu nuzen wäre. Bey der nächſten Reiſe auf das Dorf, nahm er etwas von ſeinem Reichthum zu ſich, und theilte freygebig an diejenigen aus, die ihm zuerſt vorkamen. Ulo ſchwieg, und ſuchte die über die ſeltene Freygebigkeit eines Mönchs erſtaunten Landleute, ebenfalls zum Stillſchweigen zu bewegen: aber auf dem Heimwege fieng er an, ſeinem Begleiter, ſeine Gedanken über das zu entdecken, was er gethan hatte. — Mein Kind, ſagte er, wißt ihr auch, daß es wider die Regel des Kloſters iſt, Geld zu haben, das nicht zur gemeinen Kaſſe des Konvents gehört? — Was meynt ihr, was der Abt ſagen wird, wenn er eure Wohlthätigkeit erfährt, die er übrigens ſo wenig als ich wird tadeln können? — Vielleicht erläßt man euch, wegen eurer Jugend, die Strafe, die ein Fehler wider unſere Einrichtung nach ſich zieht, aber auf alle Fälle wird er euren Schaz nehmen, und ihn Hunbergen wieder zuſchicken, weil es euch, ſo lange ihr unter uns ſeyd, nicht geziemt, etwas von dieſer Art zu beſizen. — Und überdieſes, wie lange werden eure Geldſtücke dauern — ihr müßtet denn deren ſehr viel haben — wenn ihr allemal ſo verſchwenderiſch austheilen wollt wie heute? — Wird die Dankbarkeit dieſer Leute euch nicht verrathen? Wird man im

Kloſter nicht euren Stand argwöhnen, wenn man euren Reichthum erfährt? — Thut mir den Gefallen, und laßt mich nichts ähnliches wieder ſehen; um eures eignen Beſtens willen.

Walter machte ſeine Einwendungen, Uſo gab etwas nach, und auf dieſe Art wurden ſie endlich ſo weit einig, daß es Waltern erlaubt ſeyn ſollte, bey jeder Reiſe nach dem Dorfe etwas von ſeinem Gelde zuzulegen, um die Lebensmittel deſto reichlicher zu bezahlen, welches das beſte Mittel ſey, ſeine Wohlthätigkeit geheimer und unbemerkter auszuüben. — Der Friede war auf dieſe Art geſchloſſen, aber kurze Zeit darauf ereignete ſich eine Begebenheit, welche Uſon wirklich wider Waltern aufbrachte, ſo daß dieſer Mühe hatte, ihn zu beſänftigen und zum Stillſchweigen zu bewegen. — Eines Tages, da die beyden Einkäufer des Kloſters ihre Geſchäfte zu Ende gebracht hatten, der Mauleſel mit den Lebensmitteln ſchon bepakt, und Uſos Roß zur Abreiſe bereit ſtand, verweilte dieſer noch bey einem der Landleute, mit welchem er, ich weis nicht was, abzureden hatte, und Walter lenkte indeſſen ſeine Schritte nach der Gegend hinter dem Dorfe, welche ſehr ſchön war, und wo er ſich oft mit den Schäferknaben die daſelbſt die Heerden hüteten, mit der einnehmendſten Leutſeligkeit zu unterhalten pflegte; ſie liebten ihn alle, hielten ihn, weil er mit den meiſten von

Ihnen eines Alters war, für ihres Gleichen, und kamen ihm, wo ſie ihn ſahen, von weiten entgegen; dieſesmal holte ihn keiner ein. er fand die Heerden alle verſammelt, aber nur einen einigen Hüter bey denſelben. Walter fragte nach ſeinen Gefährten, und erfuhr bald, daß der Wolf einem von ihnen ein Schaaf geraubt hätte, und die andern ſich zu ihm geſellt hätten, um den Räuber wo möglich, ſeine Beute abzujagen. Walter dachte, daß hier ſeine Gegenwart nicht überley ſeyn würde, und eilte den Verfolgern des Wolfs in vollen Sprüngen nach. Er holte ſie bald ein, und der Weg wurde nun mit großer Emſigkeit, und vielen Drohworten gegen den Räuber von Seiten der Knaben fortgeſetzt, aber man erblickte den fürchterlichen Feind nicht ſobald von weiten, als ſich die ganze Schaar mit großem Geſchrey zerſtreute, und Walter, welcher keine Luſt zu fliehen hatte, würde keinen einigen an ſeiner Seite behalten haben, wenn er nicht den Eigenthümer des geraubten Schaafes mit zornigen Blicken beym Arm ergriffen, und mit ſich fortgeriſſen hätte. Unſeliger, ſchrie er, du wagſt es zu fliehen, und dein dir anvertrautes Gut in den Klauen des Feindes zu laſſen? Bleib, oder ich lohne dir wie deine Feigherzigkeit verdient. Der Hirtenknabe weinte, ich weis nicht ob aus Furcht oder aus Rührung über Walters Strafpredigt, und nun hatten ſie den

Wolf, ein Thier von ungeheurer Größe, ſo weit ereilt, daß ſie ihn mit einem Steinwurfe erreichen konnten. Laßt uns den Angrif wagen, ſagte Walter zu ſeinem Gefährten, und ſchickte zugleich ſeinem Gegner einen Stein von ziemlicher Größe hintennach; ſein Mitſtreiter warf ſeinen Stein auch, aber ſo kurz, daß er kaum vier Schritte von ihm niederfiel. O du Verzagter! ſchrie unſer Held, indem er ſeinen Wurf wiederholte. Schon von dem erſten Steine war der Räuber genöthiget worden ſeine Beute fallen zu laſſen, und der zweyte verletzte ihm den rechten Hinterſchenkel, daß er hinkte. Dieſe Wunde verhinderte ihn indeſſen nicht, ſich umzukehren, und wider ſeine beyden Beſtreiter mit offenen Rachen anzugehen; Walter verdoppelte ſeine Steinwürfe und that dem Feinde keinen geringen Schaden, aber ſein Streitgeſelle, anſtatt ſeine Macht mit der ſeinigen zu verbinden, floh, und zwar in der Angſt ſeines Herzens, gerade dem wüthenden Thiere entgegen; er fiel, als er es auf einmal in der Nähe vor ſich ſahe, vor Schrecken zu Boden, und der Wolf ſtürzte ſich mit aller Macht, die ihm noch übrig war, auf ihn. Unmöglich iſt mir es zu beſchreiben, was Walter in dieſem Augenblicke dachte und fühlte, ich kann nur ſagen was er that. Glücklicher Weiſe erinnerte er ſich eines Dolchs, welchen ihm die Gräfin von Flandern nebſt andern Waffen beym Antritt ſeines zwölften Jahres geſchenkt hatte, und den er ſo ſehr liebte, daß er ihn faſt nie von ſich legte, und ihn daher auch, beynahe von ohngefehr, mit auf die Reiſe genommen hatte. Er trug ihn beſtändig unter ſeinem Mönchskleide verborgen, und brauchte ihn jetzt zum erſtenmale in ſeinem Leben. Wüthend warf er ſich auf das Ungeheuer, das ſeinen Freund bereits in den Nacken gefaßt hatte, und nur durch die dicken Kleider verhindert wurde, ihn ſchwer zu verwunden. Ein paar Dolchſtiche machten, daß es von dem ſchreyenden Knaben abließ und ſich wider Waltern kehrte, und ein paar andere legten es geſtreckt zu ſeines Ueberwinders Füßen. Der junge Held eilte zu ſeinem faſt ohnmächtigen Gefährten, richtete ihn auf, tröſtete ihn, wiſchte ihm Blut und Thränen ab, und bat ihn faſt ſelbſt mit Thränen wegen der Gefahr um Verzeihung, in welche er ihn geſtürzt hatte.

Die Freude des Geretteten ſeinen Feind getödtet zu ſehen, war ſo groß, daß er beynahe die Urſache des Streits, das geraubte Lamm, welches eine gute Strecke von ihnen blutend im Graſe lag, vergeſſen hätte, und ohne daſſelbe davon geeilt wäre, dem Dorfe ſeine eigne Rettung anzuſagen; aber Walter gab ihm einen Blick voll Unwillen, nahm das verwundete Lamm auf den Arm in welchem er den blutigen Dolch hielt, faßte den

Knaben an den andern, und eilte auf dieſe Art nach dem Dorfe zu.

Die übrigen Hirtenknaben hatten die ſchreckliche Geſchichte, ſo viel ſie von derſelben in der Ferne ſehen konnten, ſchon daſelbſt angezeigt, und unſer Sieger mit ſeinen beyden Geretteten durfte nicht weit gehen, als er einen großen Haufen Landleute mit Ilſo an ihrer Spitze daher kommen ſah. Die Leute des Dorfs, vornehmlich die Eltern des Knaben, empfiengen ihn mit einem Jubelgeſchrey und überhäuften ihn mit Liebkoſungen, aber Ilſo ſah ihn mit mißbilligenden Blicken an, und gebot ihm, Rechenſchaft von ſeiner That zu geben.

Wenn ich mich nicht bereits zu lange bey dieſer Geſchichte aufgehalten hätte, ſo wollte ich meinen Leſern eine ausführliche Beſchreibung von dieſem Verhör geben, ſo aber will ich ihnen nur melden, daß der Schluß deſſelben dieſer war. — So gut auch Walter gehandelt zu haben glaubte, indem er ſeinem Gefährten das Leben gerettet habe, ſo wären doch bey der ganzen Sache tauſend unverzeihliche Fehler vorgefallen, davon nur einige zu erwähnen wären. Erſtlich hätte er ſich in fremde Händel gemiſcht, zweytens den Hirtenknaben in unnöthige Gefahr geſtürzt, drittens wider die Regel des Ordens Blut vergoſſen, und endlich zu dieſer That ſich nicht etwa nur einiger Steine bey ment, welches Waffen wären, die man einem Kloſterbruder noch allenfalls erlauben könnte, ſondern eines Mordgewehrs, welches nie in den Händen eines Mönchs ſollte geſehen werden. Merket es euch, Walter, ſagte Uſo indem er den Dolch ins Waſſer warf, merket es euch, ein Dolch iſt auch nicht einmal für einen Ritter ein ſchickliches Gewehr. Ich bin auch ein Kriegsmann geweſen; aber eines ſolchen gottloſen heimtückiſchen Mordeiſens habe ich mich niemals bedient. —

Sie nahmen kurzen Abſchied von den erſtaunten Landleuten, vor deren Augen das Gericht über Waltern und ſeinen Dolch war gehalten worden, und der Jüngling gieng ſchweigend und voller Beſchämung neben Uſo her.

Auf ſeine wiederholte Bitte ward nichts von der ganzen Sache im Kloſter gedacht, aber Uſon völlig mit ſich auszuſöhnen, brauchte Walter etliche Tage; bis endlich ſeine unwiderſtehliche Anmuth und Gefälligkeit den Alten ſo gewann, daß die ganze Begebenheit als ungeſchehen betrachtet, und Walter völlig in ſeine alten Rechte eingeſetzt war.

Uſo war nicht undankbar, gegen das unermüdete Beſtreben des Jünglings ihm zu gefallen, und er hatte eine Art ihm ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen in ſeiner Gewalt, die wir dem Leſer nicht unangezeigt laſſen dürfen, weil ſie einen zu großen Einfluß auf die zukünftige Lebensgeſchichte unſers Helden hatte.

Doch eben um ihrer Wichtigkeit willen laßt uns ein neues Kapitel mit derſelben anfangen.

Neunzehntes Kapitel.

Ulſo erzählt.

Ulſo war ein großer Erzähler. — Ohne jemals ein Buch geleſen zu haben, aus welchem er ſeine Geſchichten ſchöpfen konnte, beſaß er eine ſo große Menge von Traditionen aus den älteſten Zeiten, und hatte in einem Leben von etliche ſiebenzig Jahren, ſo viel eigne Erfahrungen gemacht, ſo viel geſehen und beobachtet, daß ſein Gedächtniß ein unerſchöpflicher Schatz von Merkwürdigkeiten war, zu welchem aber nicht jedermann den Schlüſſel hatte; ſelbſt Walter entdeckte ihn erſt nach einiger Zeit, und lernte ihn zu ſeinem Nutzen und Vergnügen gebrauchen.

So geſprächig Ulſo gegen ſeine Freunde war, ſo ſehr verſchloß er Mund und Herz gegen die, welche er noch nicht genugſam kannte, oder die ihm nicht Anlaß zum Sprechen zu geben wußten. Es waren ſchon einige Monate in einem ziemlich vertrauten Umgange zwiſchen ihm und Waltern verfloſſen, ehe Ulfo erfuhr, wie ſehr ſein Freund im Stande war, einer ſeiner Lieblingsneigungen, dem Triebe nach alten Geſchichten, zu willfahren. — Eines Abends, als die beyden Freunde nach Gewohnheit mit einander am Ufer des Meeres ſaßen, und Walter eben dem Alten die traurige Balade vom Prinzen Klodowig und ſeiner Stiefmutter Fredegunde geſungen hatte, die, wie wir wiſſen, ſchon in ſeiner Kindheit ſo viel Eindruck auf ihn machte, ſo fieng er an: Ich wünſchte, jemanden zu kennen, der mir dieſe ſchöne Geſchichte, die in meinem Liede nur ganz kurz gefaßt iſt, ausführlich erzählte. — Daß Klodowig ein armer verfolgter Jüngling war, wie ich, das weis ich wohl, auch ſcheint mir es, daß er, ſo wie ich, ſeine Mutter durch einen gewaltſamen Tod verlohren, ſie vielleicht ſo wenig, wie ich die meinige, gekannt hat. — Warum aber ſein Vater, der doch ein König war, der verruchten Fredegunde ſolche Gewalt über ihn lies, und unter was vor einem Vorwande ſie ihm das Leben nehmen konnte, o! wer mir das ſagen könnte!

Ulfo lächelte über Walters Eifer, mit welchem er dieſes ſagte. Lehnt eure Harfe an die Felſen, wand, antwortete er, und hört mir zu, ich will euch ſagen, was ich von dieſer Geſchichte weiß. — Walter war ſo entzückt, von den Begebenheiten ſeines Lieblings Klodowig etwas ausführliches zu erfahren, daß er geſchwind dem Befehl ſeines Gefehrten gehorchte, ihn dann mit einer ſtillſchweigenden Umarmung dankte, ſich, um den Anfang der Geſchichte ja keinen Augenblick zu verzögern, ohne ein Wort zu ſprechen, dicht zu ihm ſetzte, und ſeine Augen voll Erwartung auf das vom Mond beglänzte Geſicht des Alten heftete.

Alſo fieng denn an die Geſchichte zu erzählen, die zwar damals ſchon über ſiebenhundert Jahre alt war, ſich aber wegen des Intereſſanten, das ſie enthält, ſo gut bis auf unſere Zeiten erhalten hat, daß ich meinen Leſern nicht den Schimpf anthun will, ſie dem alten Mönche nachzuerzählen. — Sie würden doch den ſchwachſinnigen König Chilperich, und ſeine unvergleichliche Gemahlin Audowera kennen; ſie würden doch wiſſen, wie die gottloſe Fredegunde, ſeine Beyſchläferin, ſich den Weg zum Throne durch den Tod dieſer liebenswürdigen Königin bahnte, wie ſie, nun auch den Sohn ihrer getödteten Nebenbuhlerin, den ungezweifelten Thronerben, Prinz Klodowigen auf die Seite zu ſchaffen ſuchte, um ihren Kindern die Krone zu verſichern. Auch kann ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß Fredegunde, deren Kinder durch göttliche Strafe, an einer anſteckenden Seuche ſtarben, ihren Stiefſohn, um ihm ans Leben zu kommen, der Vergiftung ſeiner Geſchwiſter anklagte, und unter dieſem Vorwande ihren Zweck erreichte. — Daß Uſo dieſe Geſchichte, die er nur aus mündlichen Ueberlieferungen kannte, nach Art der meiſten Wiedererzähler, vermehrte und verbeſſerte, daß er das Schloß Noiſi, wo der unglückliche Prinz ein ganzes Jahr gefangen ſaß, um die Geſchichte deſto ſchrecklicher zu machen, mit böſen Geiſtern bevölkerte, und daß er endlich den guten Klodowig, anſtatt ihn des ehrenvollen Todes der Vergiftung ſterben zu laſſen, den ſchon ſo viele Könige und Helden, wirklich oder der Sage nach geſtorben ſind, ſchändlich verhungern ließ, das geht meine, die ungeſchminkte Wahrheitliebenden und die Sache beſſer wiſſenden Leſer nichts an; aber die ganze Erzählung in den Augen des jungen Walters deſto bedenklicher zu machen, und ſeine Thränen deſto häufiger hervorzulocken, dazu waren dieſe Umſtände ſehr wirkſam, auch ward die Geſchichte durch alle dieſe Zuſätze ſo verlängert, daß Mitternacht ſchon vorbey, und der Mond längſt untergegangen war, ehe ſie ins Kloſter, zu welchen Uſo als Schafner den Schlüſſel hatte, zurück kamen.

Walter war von Uſos Erzählung ſo eingenommen, daß er des andern Abends wieder das traurige Lied vom Prinzen Klodowig ſpielte, und ſich von dem Greiſe die ganze Geſchichte von Wort zu Wort, einige neue Zuſätze nicht mit gerechnet, noch einmal erzählen ließ. Der gutherzige Mönch erfüllte die Bitte ſeines jungen Freundes ohne Widerrede, aber als Walter des dritten Abends die nämliche Foderung an ihn that, ſo verlies ihn die Geduld, und er ward unwillig. —

Glaubt ihr denn, ſagte er, daß ich ſonſt nichts zu erzählen weiß, als das weinerliche Märchen von Fredegundes Stiefſohn? Solches trübſeliges Zeug, taugt nichts für euch; ihr ſeyd ohnedem ſtiller und ſchwermüthiger, als es ſich für euer Alter ſchickt. — Da nehmt eure Harfe, und ſpielt mir das Heldenlied von König Alfreds Thaten, und was ich euch dann für eine ſchöne Auslegung darüber machen will, das ſollt ihr hören. — Walter ſpielte alſo, und Uſo erzählte nachher was er ihm verſprochen hatte. — Aber ſeine Erzählung, die euch, lieben Leſer! noch viel bekannter iſt, als die vorige, dieſe hier einzurücken, würde ganz überflüßig ſeyn, und ich ſage alſo nur, daß von dieſem Adend an, kein einziger vergieng, da Uſo ſeinem Untergebenen nicht eine neue Geſchichte erzählte; nur die wichtigſten, und für deren durchgängige, zuverläßige Wahrheit, der Erzähler ſehen konnte, wurden wiederholt, und einigen von ihnen wiederfuhr wohl gar die Ehre von dem Jünglinge aufgeſchrieben zu werden.

Walters Herz wurde durch dieſes neue Talent, das er an Uſo entdeckte, noch unzertrennlicher mit ihm verbunden, und ſeine Dankbarkeit ſeine Dienſtgefliſſenheit gegen ihn, kannte nun vollends keine Gränzen. Den Alten auf ſeinen Reiſen zu begleiten, wurde nun noch weniger verſäumt, und Uſo hatte bey denſelben, nach zurückgelegten Wege faſt nichts weiter zu thun, als ſeinem jungen Gefährten, die nöthigen Aufträge zu geben, weil alles durch ihn auf das Beſte beſorgt, und vermittelſt Walters Goldſtücken, weit mehr zum Vergnügen der armen Landleute bezahlt wurde, als wenn die Gegenwart des ſparſamen Alten, die Freygebigkeit ſeines jungen Gefährten einſchränkte.

Eines Tages waren ſie auf dem Rückwege nach dem Kloſter begriffen. Der Greis ritt ein Roß, das ſchon ſeit vielen Jahren im Dienſte des Kloſters war, der Jüngling führte daſſelbe beym Zaume, und der mit Viktualien beladene Mauleſel, der den Weg nach dem Kloſter ohne einen Führer kannte, folgte gemächlich hinten nach; Sie hatten kaum die Hälfte des Weges zurück gelegt, als ſich auf einmal ein Ungewitter erhub, und die beyden

Waſſer nöthigte, mit ihren Thieren unter einem ſchattigten Baume Zuflucht zu ſuchen. — Das Gewitter rauſchte vorüber, ohne daß der Reiſegeſellſchaft ein Unglück an dem gefährlichen Zufluchtsorte, den ſie gewählt hatten, zugeſtoßen wäre; aber der Regen hatte den Weg, der ihnen noch übrig war, ſo überſchwemmt, daß es Waltern unmöglich geweſen ſeyn würde, zu Fuße fortzukommen, und er ſich auf vieles Zureden des Alten bewegen ließ hinter ihm auf dem Pferde Platz zu nehmen. — Bey den wenigen Kräften des Roſſes, und der ziemlichen Schwere ſeiner Bürde, gieng die Kawalkade ſehr langſam fort, und kam endlich dem alten Uſo, der ſonſt wenig zu lachen pflegte, ſelbſt ſo ebentheuerlich vor, daß er zu verſchiedenen malen in ein lautes Gelächter ausbrach.

Walter, der mehr an die Beſchwerlichkeit dachte, die er ſeinem Mitreuter und dem abgematteten Pferde verurſachte, fragte endlich nach der Urſache eines Ausbruchs von Luſtigkeit, der ihn an ſeinem bejahrten Freunde ſo fremde vorkam, und Uſo beantwortete ſeine Frage, nachdem er ſich noch einmal umgeſehn, und die ſeltſame Figur, die ſie beyderſeits machten, noch recht betrachtet hatte, auf folgende Art:

Ihr habt recht, ſagte er, und nahm eine ernſthafte Miene an, wenn ihr mir mein Lachen verdenket, die Sache, welche mir bey unſerer gemeinſchaftlichen Reuterey in den Sinn kommt, iſt eben ſo lächerlich nicht, aber die Anwendung oder die Vergleichung die man manchmal in Gedanken von einer Sache macht, iſt oft der Grund des Lächerlichen, das man einem andern nicht ſo beſchreiben kann. — Lächerlich iſts ja wohl, daß mir, bey mir, einen abgelebten Mönche und euch einem jungen Novizen, die tapfern Streiter Chriſti einfielen, die ich in meiner Jugend im gelobten Lande gekannt habe, und die damals ſo arm waren, daß ihrer wohl eher zween auf einem Pferde ritten, man nennte ſie deshalben nur die armen Ritter von Jeruſalem. — Die armen Ritter von Jeruſalem? widerholte Walter. — Habt ihr dieſen Namen nie gehört? verſetzte der andre, Kann wohl ſeyn, ſie fiengen auch ſobald an, ſich dieſes Namens zu ſchämen, als ſie begunten den Sarazenen furchtbar zu werden. Ein jeder hielt dann ſein eignes Pferd, und ſie hörten ſich lieber mit dem Namen, damit ich ſie zuerſt nannte, Streiter Chriſti nennen. — Das iſt ein ſehr ſchöner Name, erwiederte Walter, und arm ſagtet ihr, waren ſie? — Ja, ſehr arm, antwortete Uſo, denn ob man gleich bald anfieng keine doppelten Reuter mehr bey ihnen zu ſehen, als in ihrem Wappen, in welches ſie dieſe Figur zum Andenken ihrer Dürftigkeit aufgenommen hatten, ſo waren ſie doch immer ſo bereitwillig, die Gefangenen loszukaufen, die Pilger zu beherbergen, die Nakenden und Hungrigen zu ſpeiſen und zu kleiden, und die Kranken zu pflegen, daß ſie oft ſelbſt den äußerſten Mangel litten, und mit ihren Waffenträgern kaum das Leben hinbringen konnten. — O die herrlichen Leute! ſchrie Walter in einem Ausbruch von Entzücken, und die habt ihr gekannt, und mir ſie noch nie genennt? — O wenn ihr wollt, antwortete der Alte, ſo kann ich euch dieſen Abend genug von ihnen erzählen, aber jetzt nicht; denn wir ſehen das Kloſter ſchon vor uns, und überdieſes langt auch mein Athem nicht zu, auf dem Pferde viel zu ſprechen. Walter mäßigte ſeine Fragen die ſchon auf ſeiner Zunge ſchwebten, und ſie kamen im Kloſter an.

Kaum war das gemeine Abendgebet vorbey, und kaum hatten die Mönche ihre Entlaſſung vom Abte erhalten, als Walter ſchon an Uſos Seite ſaß, um die Geſchichte der armen Ritter von Jeruſalem, die ihn ſo ſehr zu intereßiren anfiengen, ungeachtet er ſie noch nicht unter ihrem rechten Namen kannte, von ihm zu hören.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Tempelherren.

Ihr habt mir, ſagte der Alte, durch eure heutigen Fragen die ganze Geſchichte meiner Jugend wieder ins Gedächtniß gebracht, und um euch das was ihr wiſſen wollt, genau zu erzählen, wird es nöthig ſeyn, euch auch etwas weniges von mir ſelbſt zu ſagen.

Aus meinem Namen, welcher der Name meines Vaters und Großvaters iſt, könnt ihr urtheilen aus welchen Lande meine Voreltern herſtammten. Durch Unglücksfälle wurden ſie ins gelobte Land gebracht, welches das Land meiner Geburt iſt. Als Jeruſalem in die Hände der Chriſten kam, war mein Grosvater mit ſeinen Kindern bereits in Paläſtina. Er ſowohl als mein Vater waren Kriegsleute, und auch ich ward zu dieſem Stande auferzogen. — Die Chriſtenheit war durch den Beſitz der heiligen Stadt nicht viel gebeſſert. Die Balduine, welche den Thron von Jeruſalem beſaßen, waren keine Gottfriede von Bouillon, und konnten und wollten die Bedrükungen, die ihre Glaubensverwandten von den Sarazenen auszuſtehen hatten, weder hindern noch ahnden.

O was für ein Elend war damals im gelobten Lande! wie viel fromme Seelen, welche, durch die Andacht getrieben, nach Paläſtina kamen die heiligen Orte zu beſuchen, wurden Opfer der Grauſamkeit! Wie vielen wurden die Feſſeln der Sklaverey angelegt! Wie viele wurden durch Verſprechungen und Drohungen in ihrem Glauben irre gemacht, und den Ungläubigen zugeſellt! — Mit blutigen Thränen war ſolcher Jammer zu beweinen, aber es gab Männer unter uns, welche es fühlten, daß in dieſer Sache mit Thränen nichts ausgerichtet war, daß man handeln müſſe, um der bedrängten Chriſtenheit zu helfen. — Man ſuchte Beyſtand in Europa. Die europäiſchen Könige und Fürſten ließen fleißig das Kreuz predigen, und ſchickten uns anſehnliche Kriegsheere zu Hülfe, aber dieſe Hülfe die uns von auſſen zu kam, war bey weiten nicht ſo wirkſam, als die, welche aus unſerm eignen Lande entſtand.

Am Hofe des Königs von Jeruſalem lebten unterſchiedliche ſehr reiche Herren, welche, nachdem ſie ihre Jugendjahre in allen Ausſchweifungen zugebracht hatten, nunmehr im Winter ihres Lebens darauf dachten, ihre Sünden durch gute Werke zu büßen. — Sie ſchloſſen ihre Paläſte und

Landhäuſer auf, bewirtheten darinnen die Pilger, und ſchützten ſie für Gewaltthat. Die in die Sklaverey Gerathenen, kauften ſie mit großen Summen von den Feſſeln los, und die Kranken und Verwundeten warteten und verbanden ſie mit eigenen Händen; kurz, es kann nichts herrlicheres und wohlthätigeres erdacht werden, als die Anſtalten die ſie machten. Ihre Geſellſchaft vermehrte ſich, ſie fiengen an gewiſſe Regeln zu beobachten, die ſie ſich ſelbſt feſtſetzten, und nahmen den Namen der Hoſpitaliter an.

Ich war zu dieſer Zeit ohngefähr achtzehen oder neunzehen Jahr alt, und diente einem jungen Herrn von großen Hauſe als Waffenträger. Hugo von Pajens war ſein Name; Schön war er wie der Engel Gabriel, und fromm wie Sankt Johannes, aber, verzeih mirs Gott, auch ſo arm wie der heilige Lazarus. Seine Armuth verbarg er ſo gut er konnte, nur vor mir nicht, der ich ſie mit ihm fühlte. Er war ſtolz und ein Ritter. Seine Beſoldung, die er als ein Unterhauptmann bey der Leibwache des Königs von Jeruſalem hatte, reichte nur eben zu, ihn und mich kümmerlich zu erhalten. Frömmigkeit, Menſchenliebe und Trieb zum Wohlthun, durchglühten ſeine ganze Seele, und ihr könnt euch alſo vorſtellen, wie ſein Herz klopfte, wenn er von den Wohlthaten hörte, welche die reichen Hoſpitaliter den armen Chriſten erzeigten, und die das Gerücht nie ermangelte mit voller Stimme auszubreiten.

Die Hoſpitaliter trugen auch Waffen, ob ſie ſelbe gleich zu Anfang ſelten brauchten. Sie nannten ſich auch auſſer ihren gewöhnlichen Namen Lazarusritter, und ſahen es, wie man verſichern wollte, nicht ungern, wenn tapfere Männer in ihren Orden traten. Mein Herr kannte das Gewicht ſeines Schwerts, er brannte von Verlangen, an den guten Werken der Hoſpitaliter Theil zu nehmen, und eilte zu ihrem Oberhaupte um ſich zum Mitglied ihres Ordens zu melden.

Man fragte ihn mit hochmüthiger Miene, wie hoch ſich die Summen beliefen, die er zu dem Fond der allgemeinen Wohlthätigkeit liefern könnte? und als Hugo, der eine ſolche Frage nicht erwartet hatte, mit Erröthen geſtand, daß er dem Orden nichts zuzubringen habe, als ein mit Menſchenliebe erfülltes Herz, und ſtarke hülfreiche Arme, ſo beantwortete man ihm dieſes auf ſo eine höhniſche Art, daß der junge Menſch endlich auch in Grimm gerieth, und dem ehrlichen Lazarusritter und ſeinem ganzen Orden tauſend empfindliche Vorwürfe machte, die noch zum Ueberfluſſe wahr waren, und die Hugo, ſo partheyiſch er auch für denſelben eingenommen war, und ſo herrlich er die

Einrichtung deſſelben im Ganzen fand, nicht überſehen konnte. — Der gute Herr! warum ſchwieg er doch nicht, und lud ſich durch ſeinen heiligen Eifer ſo mächtige Feinde auf den Hals! — Daß die Hoſpitaliter unmöglich ſo viel gute Werke thun konnten, als nöthig geweſen wäre, ihre vormaligen Vergehungen zu büßen; daß Ruhmſucht der Hauptgrund ihrer Mildthätigkeit war; daß der Orden bey ſeinen unermeßlichen Reichthümern bey weiten nicht ſo viel that als er thun konnte; daß man unterſchiedlichen Mitgliedern Beſtechung, Partheylichkeit und tauſend andre Fehler mit Recht vorwarf, das war ja landkündig, aber was für eine Unbeſonnenheit, alle dieſe Dinge einem ſo großen Manne vorzuwerfen, als der Oberſte der Hoſpitaliter war!

Sehr ſtreng wurden dem armen Hugo ſeine freyen Reden beantwörtet, aber keine derſelben ahndete man ſchärfer als den Vorwurf, daß die Lazarusritter, ungeachtet der Waffen die ſie trugen, ſich bloß damit beſchäftigten, Unglück zu vergüten das man hätte abwenden können, und Wunden zu heilen, die man nicht hätte ſollen ſchlagen laſſen. — Braucht eure Schwerter, ihr Weichlinge, ſchrie Hugo in ſeiner unüberlegten Hitze, ſetzt euch ins Feld, und demüthiget die Sarazenen, unſere Feinde! Schützt die armen Pilger vor den Wunden, die ihr hernach mühſam in euren Häufern heilet; Vertheidiget ſie, daß ſie nicht in die Hände der Ungläubigen fallen, ſo könnt ihr der Mühe überhoben ſeyn, ſie mit großen Summen von der Sklaverey loßzukaufen; das Geld iſt ein Mittel, das ein tapferer Mann nur da brauchen muß, wo das Schwert nicht hinreicht. — Aber eure durch Ausſchweifungen entnervten Arme ſind zu ſchwach das Schwert zu führen; und diejenigen, die in dieſem Stück an eure Stelle treten könnten, weiſet ihr von eurem Orden zurück, weil ſie arm ſind, weil ſie euch nichts anzubieten haben, als volle ungeſchwächte Jugendkraft, und Heldenmuth, der durch unverletzte Unſchuld unterſtützt wird! — —

Mein Herr verließ das Haus des Hoſpitaliters mit grimmigen Zorn, und ich, dem er alle ſeine Angelegenheiten zu entdecken pflegte, hatte genug zu thun, ihn ein wenig zur Ruhe zu bringen. Ich zitterte für den mächtigen Feinden, die mein Herr ſich gemacht hatte, und beſorgte das, was noch am nehmlichen Tage erfolgte: König Balduin nahm ihm ſeine Bedienung, und Hugo und ich waren nun aufs äuſſerſte gebracht. Daß dieſes von der Rache der Hoſpitaliter herrührte, welche das Herz des Königs in Händen hatten, konnte ein jeder einſehen, und daß wir Jeruſalem eilig verlaſſen mußten, wenn wir nicht noch feindſeliger von ihnen angegriffen ſeyn wollten, ſuchte ich meinem Herrn lange umſonſt begreiflich zu machen. Endlich gelang es mir: er entſchloß ſich zur Flucht, und wollte nur noch vorher ſeinen Freund, den einigen den er hatte, Gottfried von Aldemar beſuchen. Dieſer Ritter, war meinem Herrn in allem gleich; er war eben ſo jung, eben ſo gut, und eben ſo arm als er. Sie liebten ſich mit wahrhafter Bruderliebe, und Gottfrieden, ungeachtet ihn nichts aus Jeruſalem trieb, war es ſo etwas Schreckliches ſich von ſeinem Freunde trennen zu müſſen, daß er ſich entſchloß ſeine kleine Kriegsbedienung, von welcher er lebte, aufzugeben und nebſt Hugo aus der Stadt, wo ſeine Feinde wohnten, zu entfliehen. —

Der König von Frankreich hatte voriges Jahr einige Hülfsvölker nach dem heiligen Lande geſchickt, welche aber wenig ausgerichtet hatten, und nun zurück berufen wurden. Hugo und Gottfried, entſchloſſen ſich, mit dieſer Gelegenheit nach Europa zu ſchiffen, und während der Seereiſe einen Anſchlag vollends durchzudenken, und auszubilden, welcher meinem Herrn ſeit dem Streite mit dem Hoſpitaliter beſtändig im Sinne lag, und den er ſeinem Freunde ſogleich mitgetheilt hatte. — Dieſer Anſchlag beſtand darinnen, den Lazarusrittern zum Trotz einen Orden zu errichten, der alle die Vorzüge haben ſollte, die man bey jenem vermißte. Nicht auf Reichthum, ſondern auf

Gottesfurcht und chriſtliche Barmherzigkeit ſollte er gegründet werden. Sich der Unterdrückten anzunehmen, ſollte zwar eine ihrer Hauptpflichten ſeyn, aber vor allen Dingen wollte man mit dem Schwert in der Hand wachen, um die Unterdrückung zu verhüten. Kein Laſterhafter ſollte unter ihre Geſellſchaft aufgenommen werden, keiner der alte Sünden im Ordenskleide zu büßen gedächte, ſondern nur Jünglinge, denen man nicht Eine Vergehung aufrücken konnte, und die den Ruhm unbeſcholtner Tugend mit dem Ruhm heldenmüthiger Tapferkeit verbänden. Was für Foderungen waren dies, und wie konnten Hugo und Gottfried in einer ſo verderbten Welt, bey denſelben hoffen, ihren Anſchlag jemals zu Stande zu bringen.

Ha! ſchrie Walter, indem er mit glühendem Geſicht aufſprang, ich hätte zu jenen Zeiten leben ſollen! Was meint ihr, lieber Vater, würden die Ritter wohl einen Augenblick gezweifelt haben mich in ihre Geſellſchaft aufzunehmen? — Fragt euer Gewiſſen, mein Sohn, antwortete der Alte. Gott kennt mein Herz und die Unſchuld meines Lebens, erwiederte Walter mit edelm Stolze. O, daß Gottfried und Hugo noch lebten! — Aber fahrt fort, lieber Uſo! brachten die Ritter viel Jünglinge zuſammen, die ihres Ordens würdig waren? — Sieben Gefährten bekamen ſie in Frankreich, antwortete der Alte, davon einer einziges

Ver-

Vermögen beſaß, welches er anwendete ſeine Geſellſchafter auszurüſten, und ihre Ueberfahrt nach Paläſtina zu beſorgen. Auch ſahe man am franzöſiſchen Hofe den Nutzen eines ſolchen Ordens ein, beſtätigte ihn, gab meinem Herrn den Namen eines Großmeiſters deſſelben, verſahe ihn mit einigen nicht ganz unbeträchtlichen Schenkungen, um ſeine gute Abſicht zu unterſtützen.

Bey unſerer Rückkunft nach Jeruſalem, hatte ſich vieles zu unſern Vortheil verändert. Die Ehre und die Unterſtützung die Hugo und Gottfried am franzöſiſchen Hofe erhalten hatten, und die anſtändige Begleitung von ſieben Rittern und ihren Knappen verſchafte ihnen eine gute Aufnahme bey König Balduin, der ſich ohnedem jetzt mit den Hoſpitalitern entzweyt hatte, und der, um jenen Verdruß zu thun, ſeine Gefälligkeit ſo weit trieb, daß er dieſen neun Rittern eine anſehnliche Wohnung nahe beym ehemaligen Tempel eingab. —

Hugo, der wohl einſah, daß er etwas von ſeiner ſtürmiſchen Gemüthsart nachlaſſen müßte, wenn er in ſeinen Unternehmungen glücklich ſeyn wollte, überhob ſich der Gnade des Königs nicht, und fieng an gefälliger gegen die Hoſpitaliter zu werden, welches ihm um ſo viel leichter ward, da ſein alter Feind, ihr ehemaliger Großmeiſter, todt, und der gegenwärtige ein Mann von dem edelſten Charakter war. Sein Orden bekam unter ihm ein ganz anderes Anſehn. Wohlthun war ſeine Freude, und er erſtreckte ſeine Großmuth ſo gar auf den neuerrichteten Orden Hugos. Ihn in die Höhe zu bringen, war ſein ganzes Beſtreben, und da er bey aller Güte ſeines Herzens, doch etwas ſtolz war, ſo war er der erſte, der den Namen der armen Ritter von Jeruſalem, den unſere neun Ritter bisher geführt hatten, anſtößig fand, und meinem Herrn rieth, ihn lieber mit einem andern zu vertauſchen. —

Alles lachte nun den vor kurzen verachteten und verſtoßenen Hugo an, alles bequemte ſich zu ſeinen Abſichten. Pabſt Honorius vereinigte ſich mit dem Patriarchen Stephan, den neuen Orden zu beſtätigen. Unſere Ritter erhielten ein Ordenskleid, den Namen der Streiter Chriſti, und eine beſondere Ordensregel, welche der Abt von Clairvour, Sankt Bernhard, entwerfen mußte. — Sankt Bernhard? rief Walter, Himmel! den kenne ich, den Freund und Anverwandten des edeln Tempelherrn Andreas. Aber ſagt mir doch, mein Vater, beym Namen des Tempelherrn fällt mir es ein, ſind denn etwa die Ritter von denen ihr mir erzählt, die berühmten Tempelritter? Ach, ich kannte einſt einen großen edeln Mann dieſes Ordens! — O wenn die armen Ritter von Jeruſalem Brüder des geliebten Andreas wären! — Uſo ſoderte hierauf, daß Walter die Ordenstracht beſchreiben ſollte, die er an dem Tempelherrn geſehen hatte, und meynte, nachdem dieſer ihm alles geſagt hatte was er ſich davon, erinnern konnte, dieſe Tracht hätte ſo wenig Aehnlichkeit mit der Kleidung der Ordensbrüder Hugos, als der Name der Tempelherrn mit dem Namen der Streiter Chriſti. Vornehmlich machte ihn das rothe Kreuz und der goldne Gürtel irre, davon Walter Erwähnung that, und das ihn für die Demuth der armen Ritter, von Jeruſalem viel zu koſtbar dünkte.

Daß Uſo ohne es zu wiſſen wirklich von den Tempelherren redete, werden meine erfahrnen Leſer längſt gemerkt haben. Daß aber der einfältige Alte ſich ſogar nicht in ihren Namen und Kleidung zu finden wußte, rührte daher, weil ſie Kreuz und Gürtel erſt wohl dreyßig Jahr nach Entſtehung ihres Ordens, als Uſo ſchon lange im Kloſter war, von Pabſt Eugen dem Dritten erhielten, und den erhabenen Namen der Tempelherren, in den erſten Zeiten ihrer Demuth und Niedrigkeit noch gar nicht kannten, ſondern ihn alsdenn erſt annahmen, da man ſchon anfieng den Stolz als ihren auszeichnenden Charakter anzuſehen. Der goldne Ring des Ritters Andreas deſſen Walter noch zuletzt gedachte, verderbte vollends alles. Uſo behauptete, daß die Streiter Chriſti nimmer dergleichen weltlichen Zierrath würden getragen haben, und daß ſie und die Tempelherren alſo unmöglich Brüder ſeyn könnten. Es iſt ja wohl möglich, ſetzte er hinzu; daß nach und nach mehrere geiſtliche Ritterorden im gelobten Lande entſtanden ſeyn, aber ſchweigt mir von euren Tempelherren, die armen Ritter von Jeruſalem ſind mir lieber, als alle Ritter auf der ganzen Welt. Walter muſte ſich in dieſen Schluß ergeben, ſo unangenehm er ihm auch war, er ſuchte die Urſache dieſes Mißfallens in ſeiner Seele; er konnte ſie ſich nicht recht entwickeln; und bat den Mönch in ſeiner Erzählung fortzufahren.

Nur wenig iſts noch was ich euch zu ſagen habe, verſetzte Uſo, denn nun naht in meiner Geſchichte die Zeit heran, da ich mich von meinem lieben Herrn trennen mußte. Die Zahl der Ritter hatte binnen zehn Jahren bis auf dreyhundert zugenommen. Wie dieſes zugieng, ob Hugo von der Strenge ſeiner erſten Foderungen etwas nachließ, oder ob Tugend und Unſchuld damals bey den Jünglingen jener Zeit etwas gewöhnliches zu werden anſiengen, weis ich nicht. — Ich glaube das Letzte, rief Walter, wie ſollte es dem edeln Hugo möglich geweſen ſeyn, von der Reinigkeit ſeiner Ordensregel abzugehn? O, Uſo! ſtellt euch eine Geſellſchaft von dreyhundert Jünglingen vor, alle fromm und heilig wie die Engel Gottes!! Ja, ihr habt recht, die Streiter Chriſti ſind allen Rittern der Welt vorzuziehn, ſelbſt den Tempelherren; Unter den letzten waren, wie Mathilde es erzählt hat, viele Gottloſe, die den Ritter Andreas haßten und verfolgten, aber unter Hugos Brüdern konnten, konnten keine Böſen geduldet werden. — Uſo lächelte über das Feuer mit welchem Walter ſprach; Gut, fuhr er fort, dem ſey ſo, wie ihr denkt. Genug die Anzahl der Streiter Chriſti wuchs; ihre Siege wider die Ungläubigen breiteten ſich aus, die Vortheile, die der Chriſtenheit durch ſie zufielen, waren in die Augen fallend aber — ſie blieben ungeachtet ihres neuen Namens doch immer die armen Ritter von Jeruſalem, denn wie hätte das, was ſie beſaßen, für ſie und alle Nothleidende, denen ſie zu helfen ſtrebten, zureichen können!

Hugo ſahe ſich genöthigt, um den Bedürfniſſen ſeines Ordens abzuhelfen, eine Reiſe nach Europa zu thun. — Er gedachte zum König von England in die Normandie zu reiſen, weil deſſen Güte, Großmuth und Frömmigkeit bekannt war, und auf dieſer Reiſe war es, da mich das Schickſal von meinem lieben Herrn riß, und mich in dieſes Kloſter ſchleuderte. Hört, wie das geſchah, wenn ich anders Vermögen haben werde, euch mein Unglück zu erzählen.

Ich und einer meiner Brüder begleiteten Hugo als Waſſerträger. Ein unſeliger Zwiſt, deſſen Urſache hier zu melden zu weitläuftig wäre, entſpann ſich zwiſchen uns beyden; mein Bruder zog das Schwert wider mich, ich dachte mich nur zu vertheidigen, und, o Gott, ich hatte das Unglück meinen Bruder ums Leben zu bringen! — Die Sonne verbarg ihr Angeſicht für meiner Unthat; der Himmel ſchwärzte ſich; ein ſchrecklicher Sturm zerſcheiterte unſer Schiff, das Meer verſchlang alle unſere Reiſegefährten, und warf mich und meinen Herrn allein an dieſe Inſel. Himmel! warum mußte ich Verbrecher am Leben bleiben? Warum mußte mein Herr um meinetwillen leiden? Warum mußte das Blut ſo vieler Unſchuldigen noch auf meine ohnedem mit Brudermord belaſtete Seele geladen werden. Faſt wars unmöglich zu glauben, daß der Allgerechte alſo richten, daß Gott ſo viele, die nicht geſündigt hatten, von den Wellen verſchlingen laſſen ſollte, um den Brudermord zu rächen, den ich, der lebendig blieb, begangen hatte. Demohngeachtet war mein Herr dieſer Meinung *. Er machte mir keine Vorwürfe, er bemitleidete mich wegen der Quaal meines Gewiſſens, aber er ſagte mir, daß es nun

---

* Ueberſeht, meine Leſer! dem edeln Hugo die Vorurtheile ſeiner Zeit.

unmöglich wäre, daß wir länger bey einander bleiben könnten.

Die Mönche dieſes Kloſters verſchaften ihm Gelegenheit, ſeine Reiſe fortzuſetzen, von deren Ausgang ich aber nie etwas erfahren habe, und mir riethen ſie, zu Beruhigung meines Gewiſſens, zur Wallfahrt nach Rom. Ich gehorchte, und der Pabſt legte mir zur Buße auf, daß ich auf Lebenszeit in das Kloſter der Inſel gehen ſollte, wo mich die göttliche Rache ans Land geworfen hätte. Ich kehrte alſo zurück. Funfzig Jahr ſind es nunmehr daß ich hier gelebt habe. Ich habe es an keiner Buße fehlen laſſen meine Miſſethat auszulöſchen, und doch giebt es noch Stunden, wo ſie mit voller Schwere auf meine Seele fällt. Ach Gott, die gegenwärtige iſt eine von dieſen ſchrecklichen Stunden! — O mein Sohn, was habt ihr gethan? Warum habt ihr mich genöthigt, dieſe alte Wunde wieder aufzureißen?

Walter ließ es an keinen Bemühungen fehlen, den wüthenden Schmerz zu ſtillen, der den unglücklichen Greis am Ende ſeiner Erzählung überfiel, aber viele Tage und Wochen vergiengen ehe ſich ein Schimmer der vorigen Heiterkeit auf Uſos Geſicht zeigte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Die Wallfahrt.

Walter litt viel in der Geſellſchaft ſeines ſchwermüthigen Freundes, aber ſelig iſt der, welcher frühzeitig lernt, gern den Schmerz des Bekümmerten zu theilen, und das Herz des Geängſteten zu tröſten.

Nachdem die Ruhe in Ulfos Herzen ein wenig wieder hergeſtellt war, fand unſer Jüngling Zeit zu andern Gedanken. Seine ganze Seele war von demjenigen erfüllt, was ihm der Greis erzählt hatte; und er fand noch tauſenderley über das er ihn gern befragt hätte, wenn er nicht beſorgt geweſen wäre, eine abermalige Erinnerung an die Geſchichten der Vorzeit, mögte ſeinen Gram über den Theil der Erzählung, der ihn ſelbſt betraf, von neuen rege machen.

Unſer Walter blieb alſo ſeinen eignen Gedanken über die Streiter Chriſti überlaſſen, und überzeugte ſich je mehr und mehr, daß ſie und die Tempelherren ganz verſchiedne Leute wären. Seine Neigung, dereinſt den Orden des Ritters Andreas anzunehmen, haben wir im vorhergehenden mit einigen Worten bemerkt, aber jezt lenkte ſich ſein ganzer Sinn auf die Seite der Streiter Chriſti, deren rechten Namen er verkannte. Ihr Urſprung, ihre Beſchäftigungen, die Eigenſchaften die von ihnen gefodert wurden, alles, alles gefiel ihm, ſogar ihre Armuth. — Er ſelbſt war arm, und glaubte ſich in der Geſellſchaft von ſeines Gleichen wohl zu befinden. Auch war von den Vorurtheilen der Mönche, unter denen er lebte, manches in ſeiner Seele hangen geblieben: er war nicht abgeneigt, die Armuth für etwas verdienſtliches zu halten, eine Meinung, die ſo feſt in ſeiner Seele lag, daß, ob er gleich in ſeinem künftigen Leben, oft Beſitzer großer Schätze ward, er doch immer dafür ſorgte, nicht lange reich zu bleiben, ſondern das was er hatte, ſo geſchwind als möglich, unter andere zu vertheilen.

Das Nachdenken über Ufos, meinen Leſern vielleicht nicht halb ſo wichtige Erzählung, der Wunſch, ſeine gegenwärtige ihm immer läſtiger werdende Lebensart, mit einem Stande zu vertauſchen, in welchem ſich alles was ihm wichtig war, Andacht, Menſchenliebe und Tapferkeit vereinigte, und die Ahndung, daß dieſer Wunſch einſt würde erfüllt werden, beſchäftigten das Herz unſers Walters ſo ſehr, daß er faſt gar keinen Wohlgefallen mehr an ſeinen bisherigen Lieblingsgeſchäften hatte.

Er ward noch ſtiller und ernſter als zuvor. Die Harfe ruhte in ihrem ehemaligen Winkel, und Uſo wurde faſt nie um neue Erzählungen gebeten. Beſonders hatte Walter den Geſchmack an den fabelhaften Geſchichten des Alterthums verlohren. Was er am liebſten hörte, waren Bruchſtücke aus der eignen Lebensgeſchichte des Greiſes, die er zuweilen ungebeten zum Vorſchein brachte. Meiſtens machten die Erinnerungen voriger Zeiten den ehrlichen Uſo traurig. Walter getraute ſich denn nicht weiter in ihn zu dringen, beyde ſchwiegen, und ihr ehemaliger ſo angenehmer Umgang hatte auf dieſe Art, durch eine zufällige Begebenheit, die dem Mönch die Tempelherren in den Sinn brachte, durch ein Geſpräch, das ſich mit Lachen anfieng, ein ganz andres Anſehen gewonnen.

Was Walters tiefſinniges und trauriges Weſen vermehrte, war, daß bereits einige Monate über ein Jahr verfloſſen waren, ſeit er die Inſel zum erſtenmale betrat, und ſich demohngeachtet noch kein Bote von Hunbergen ſehen ließ, um ihn aus ſeiner Einſamkeit abzuholen. Die Kloſterherren, welche ihn dieſes Jahr über faſt nur als Gaſt behandelt hatten, fiengen nun allgemach an, ihn zu fragen, ob er den Beruf zum Kloſterleben in ſich beſtätigt fühlte, und wohin ſich ſeine Wahl neigen würde, wenn Paul wiederkäm, um ihn um ſeine Geſinnungen zu befragen? Zuweilen ward auch mit eingeſtreut, daß der Geſandte der Gräfin von Flandern ſehr lang außenblieb, daß die Gemüther der Großen veränderlich wären, daß Hunberga vielleicht nicht mehr an ihn dachte, und daß es alſo auf alle Fälle für ihn das Beſte ſeyn würde, die Einſamkeit der Welt vorzuziehen. — Selbſt Uſo, der zu Anfang wie wir wiſſen, dem Jünglinge mehr zum Leben in der Welt, als zum Kloſter angerathen hatte, ſelbſt dieſer ſchien ſich geändert zu haben. — Er hatte ſich, vornehmlich in der traurigen Lage, in die ihn die Erzählung ſeines Schickſals vor einiger Zeit verſetzte, ſo an die Geſellſchaft ſeines jungen Freundes gewöhnt, daß er glaubte, nicht ohne ihn leben zu können. Es war ihm genug, Waltern um ſich zu haben, wenn die Unterhaltung mit ihm gleich nicht mehr ſo angenehm und lebhaft war, wie vordem.

Uſo hatte, ohne es zu wiſſen, durch die Geſchichte der Streiter Chriſti, das Meiſte dazu beygetragen, Waltern das Kloſterleben vollkommen verhaßt zu machen. —. Ein Jahr das er in dieſer völligen Abgeſchiedenheit von der Welt zugebracht hatte, und die tiefen Eindrücke von ſtrenger ſyſtematiſcher Heiligkeit und Andacht, die ſeine zur Schwermuth geneigte Seele, in dieſer Zeit erhalten hatte, hätten vielleicht die entgegen geſetzte

Wirkung gethan, ihm das Geräuſch der Welt unausſtehlich gemacht, und ein ſtilles Kloſter ſeinen Augen als den vorzüglichſten Aufenthalt vorgemahlt, wenn nicht Ufos Erzählungen ihm einen Stand geſchildert hätten, dem ſeinen Urtheile nach keiner in der Welt zu vergleichen war. Der Stand eines geiſtlichen Ritters ſchien ihn ein ſo angenehmes Mittelding zwiſchen Welt und Kloſterleben zu ſeyn, er fand in demſelben die Stille und Heiligkeit des einen, mit der Freyheit und Geſchäftigkeit des andern, ſo glücklich verbunden, daß er ſich völlig für denſelben in ſeinem Herzen erklärte und nun doppelt ſehnlich auf die Ankunft Pauls wartete. Er war überzeugt, wenn er nur erſt wieder bey der Gräfin von Flandern wäre, und ihr ſelbſt ſeine Wünſche vortragen könnte, ſo würde ſie keine von ihm gewählte Lebensart mißbilligen, und es gern zugeben, daß er das glänzende Schickſal dazu er, wie ſie in ihren Briefe ſchrieb, beſtimmt war, und das Leben nahe am Throne mit der Fahne der Streiter Chriſti vertauſchte.

Es ward ihm ſauer, ſeine Geſinnungen vor ſeinem alten Freunde zu verbergen, aber er wußte daß er ihn durch den Gedanken an die Trennung von ihm beunruhigte, und getraute ſich alſo nicht, eher etwas davon zu ſagen, bis er nicht mehr ſchweigen konnte. Zu dieſer Zeit war es, da ſich eine Sache zutrug, die nicht allein in das Schickſal unſers Walters, ſondern auch der armen Mönche ſeines Kloſters einen ſehr großen Einfluß hatte.

Daß man von Marſeille nach der Inſel des Kloſters in kurzer Zeit überſchiffen konnte, wiſſen meine Leſer, aber ſo klein auch dieſer Weg war, ſo wurde er doch ſelten befahren. Die Einwohner dieſer anſehnlichen Stadt, liebten Pracht und Vergnügen zu ſehr, als daß ſie unſern ernſten ſchwermüthigen Mönchen, die nichts hatten als den Ruf ihrer Heiligkeit, hätten Beſuche machen ſollen. Die Kloſterherren hatten dagegen einen zu großen Abſcheu für der Weltlichkeit die zu Marſeille herrſchte, und von welcher nur durch Zufall zuweilen ein Gerücht für ihre Ohren kam, als daß ſie Umgang mit den Einwohnern dieſer ſündigen Stadt hätten ſuchen ſollen. Auch hatten ſie der Marſeillaner nicht nöthig: Die Fruchtbarkeit der Inſel, die ſie bewohnten, und der Fleiß der Landleute des Dorfs, das wir ſchon oft erwähnt haben, war hinreichend, ſie mit den wenigen Nothwendigkeiten des Lebens zu verſorgen, deren ſie ihrer ſtrengen Regel nach genießen durften. — Nie ſahe man ein Schif von der Stadt an unſerer Inſel landen, als zur Zeit der Ernte und der Weinleſe, da ſich jährlich einige Kaufleute einfanden, den Bewohnern dieſer Inſel ihren Ueberfluß an Korn und Wein abzukaufen, oder gegen geringe leinene und wollene Zeuge, und andere Kleinigkeiten, die der Inſel etwa abgiengen, einzutauſchen. — Es war alſo eine höchſt unerwartete Erſcheinung, als man dieſesmal gegen den Frühling ein Fahrzeug von Marſeille an der Inſel anlegen ſah, und die Verwunderung vermehrte ſich, als die Ankommenden ihren Weg nicht nach dem Dorfe, ſondern gerades Weges nach dem Kloſter nahmen. — Walter ſahe durch einen Zufall ihre Ankunft, und würde ihnen, weil er Paulen unter ihnen vermuthete, entgegen geeilt ſeyn, wenn er dieſes ohne Erlaubniß hätte wagen dürfen, er begab ſich indeſſen zu Uſo um ihm ſeine Muthmaßungen zu entdecken, und beyde erwarteten mit vieler Ungeduld, was ſie vernehmen würden.

Die Ankommenden wurden indeſſen von dem Abte mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Demuth an der Kloſterpforte empfangen. Er fragte nach ihrem Begehren, und ſie antworteten, ſie hätten eine Werbung von dem Vikomte von Barral, welcher damals in Marſeille regierte, die ſie gern vor denen ganzen Konvent ablegen wollten. Uſo und Walter, die nicht mit zu der geweihten Zahl der zwölf vornehmſten Mönche gehörten, erfuhren von dieſer Werbung nichts, als nachdem die Abgeſandten fort waren, und der betrogne Walter wohl merkte, daß Paul nicht unter ihnen geweſen war. Der Abt ließ Uſo als den Schaffner des Kloſtern zu ſich rufen, um ihn einige durch die Botſchaft verurſachten Befehle zu geben, und redete ihn folgendermaßen an: Endlich, ſagte er, endlich hat die göttliche Gnade das Herz der Sünder gerührt, endlich ſind unſere Gebete für unſere Brüder in Marſeille erhört. Sie wollen ſich bekehren, und an dem Fuß unſerer Altäre Vergebung ſuchen. Morgen wird der Vikomte von Barral mit ſeinem ganzen Hofe und den Vornehmſten der Stadt als Pilger in härnen Gewand, mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte ſich bey uns einfinden, und ſich vor den Augen des Himmels demüthigen. O daß ihre Herzen alle ſo rechtſchaffen vor Gott mögten erfunden werden, als die Herzen ihrer Abgeſchickten. Mit bleichem, von den Schmerzen der Buße abgezehrtem Geſicht, mit ſchwacher kaum hörbarer Stimme, brachten ſie ihr Anliegen vor, und ich fühlte bey ihrem Anblicke die Freude der Engel über einen wiederkehrenden Sünder.

Der fromme Abt beſchloß ſeine Rede mit einem Strom von Freudenzähren, und hängte denn ſeinen Worten nur noch den Befehl an, daß Uſo alles zum Empfang und Bewirthung ihrer frommen Gäſte bereit halten ſollte. So ſchlecht auch die Bewirthung ſeyn mogte, welche büßende Pilger von den Mönchen eines ſolchen Kloſters, wie das unſrige, zu erwarten hatten, ſo bekamen doch der alte Schaffner und ſein junger Gehülfe für dieſen Tag Geſchäfte die Menge, und wir, um ſie nicht zu ſtören, wollen uns etwas anders zu thun machen, und unſern Leſern nur wenige Worte ſagen, um ihre Begriffe von den Marſeillanern zu berichtigen, ehe dieſelben auf unſerer Inſel anlangen.

Der Abt des Kloſters beurtheilte dieſe guten Leute auf doppelte Art falſch; ſie waren weder ſo böſe, als er ſie bisher gehalten hatte, noch ſo fromm als er ſie jetzt glaubte. Ihre ganze Gottloſigkeit beſtand darinnen, daß ſie Spiel, Tanz, Geſang und Liebe für die Glückſeligkeiten des Lebens hielten, ſich ihres Reichthums und der paradieſiſchen Gegend, die ſie bewohnten, freuten, und übrigens, wenn, ſie es auch mit den Uebungen ſtrenger Andacht nicht allemal ſo gar genau nahmen, doch dieſen Abgang durch überflüſſige Werke der chriſtlichen Mildthätigkeit erſetzten, in welchen ſie eher zuviel als zu wenig thaten.

So war es mit ihrem ſündlichen Leben beſchaffen, und mit ihrer gegenwärtigen Buße, die den frommen Kloſterherrn ſo ſehr rührte, und ihren durch Reue und Gram abgezehrten Wangen, die ihm ſo erbaulich vorkamen, hatte es auch ſeine eigene Bewandniß. Ihre Sünden durch eine Wallfahrt zu büßen, war freylich, nach den Sitten der damaligen Zeit, ihr ganzer Ernſt, ob ihnen aber dieſe Sünden jemals in den Sinn gekommen

ſeyn

ſeyn würden, wenn ſie nicht das große Elend in welchem ſie ſich gegenwärtig befanden, daran erinnert hätte, das wiſſen wir nicht zu ſagen.

Ein mit ſarazeniſcher Beute beladenes Schif aus dem gelobten Lande, hatte den unglücklichen Einwohnern von Marſeille die Peſt mitgebracht. Tauſende von ihnen waren ſchon dahin, und die Uebrigen, welche, wie das Anſehn der Abgeſchickten auswies, dem Tode faſt ſchon im Rachen waren, entſchloſſen ſich, das Schwert des Würgengels durch alle erſinnliche Bußübungen von ihren Nacken abzuwenden. Oeffentliche Gebete, Faſten, Almoſen, alles war ſchon die Reihe hindurch ohne Erfolg gebraucht, nur Wallfahrten fehlten noch; aber wir wiſſen nicht, ob ſie keine heiligen Orte in der Nähe, oder ob ſie zu ihren eignen Heiligen kein Vertrauen hatten, oder ob man ſich vielleicht, welches uns am wahrſcheinlichſten dünkt, an allen von der Seuche noch unangeſteckten Orten, die Ehre verbat ſie bey ſich zu ſehen, kurz, ſie entſchloſſen ſich, bey unſern frommen Mönchen einen bußfertigen Beſuch abzulegen. Sie kamen, wurden mit offenen Armen empfangen, bekannten ihre Sünden, erhielten Vergebung und himmliſchen Seegen, athmeten mit der reinen aetheriſchen Luft der glücklichen Inſel Geſundheit ein, und hinterließen ihr den Tod.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Tod tritt in die Fußtapfen der Pilger von Marſeille.

Verzeihet, meine Leſer, daß ich euch nichts Umſtändliches von dieſer Wallfahrt erzähle, ſie war ſo beſchaffen, wie alle damals gewöhnliche; nur ihre Folgen waren merkwürdig. Mit reichen Geſchenken beſuchten die Pilger die Altäre des Kloſters, aber nichts wurde von den frommen Mönchen angenommen. Nehmt eure Schätze zurück, ſagte der Abt, und theilt ſie unter diejenigen aus, welche ihrer bedürfen; Ihr werdet in eurer Stadt mehr Dürftige finden, als auf unſerer Inſel, die uns das, was wir nöthig haben, reichlich darbeut. — Die Pilger gehorchten in Demuth, ließen aber doch einen Theil ihrer Gaben im Dorfe zurück, wo, wie wir wiſſen, der Ueberfluß, den der genügſame Abt rühmte, nicht in allen Hütten in gleichem Maaße herrſchte.

Mit redlichen Herzen gaben die frommen Büßenden, ohne zu ahnden, daß die, welche ſie begabten, durch ihre Geſchenke in das äußerſte Elend geſtürzt wurden; ſie hätten es denken können, aber welcher Kranker denkt wohl bey dem

Uebel das ihn verzehrt, an etwas anders als an ſich ſelbſt. Zu dem hielten ſich alle dieſe Waller noch für unangeſteckt von der Seuche die in ihrer Stadt wüthete, und glaubten dadurch, daß ſie von dem Uebel, das ihre Andacht rege machte, ſchweigen, und dadurch Furcht und Abſcheu vor ihnen bey den Inſulanern verhüteten, dieſe guten Leute für aller Gefahr geſichert zu haben.

Schon des andern Tages nach der Wallfahrt, wurden zween von unſern Mönchen ins Dorf gerufen, Kranke zu tröſten, und Sterbende zur ewigen Ruhe einzuweihen. Sie ſelbſt kehrten krank zurück, und folgten denen, die ſie zum Todte bereitet hatten, in wenig Tagen nach.

Alſo ward nebſt Waltern ins Dorf geſchickt, Lebensmittel zu holen, hörte daſelbſt das erſte Wort von der Muthmaßung, daß die Pilger aus Marſeille der unglücklichen Inſel die Peſt zurückgelaſſen hätten, und hütete ſich wohl, etwas von den vergifteten Speiſen und Getränken mit ſich zu nehmen. Er hatte bey ſeiner Heimkunft, kaum ſo viel Zeit, dem Abte die Nachricht von dieſer ſchrecklichen Sage zu bringen, denn auch er ward, ungeachtet aller ſeiner Vorſichtigkeit, von dem ſchrecklichen Uebel aufs Krankenlager geworfen. Waltern erhielt ſeine Jugend und Stärke; er war im Stande ſeinen Freund mit der zärtlichen

Sorgfalt eines Sohns zu warten, aber — alles war vergebens. Alſo ſtarb des dritten Tages in ſeinen Armen, ohne daß er den Troſt gehabt hätte, den letzten Seegen aus ſeines Gefährten Munde zu erhalten, denn das Gift der Krankheit hatte ſchon zeitig ſeinen Verſtand benebelt. —

Fodert nicht von mir, meine Leſer, daß ich euch die Empfindungen unſers Jünglings bey dieſer Gelegenheit ſchildere; ihr könnt es euch denken, wie ſehr der Verluſt ſeines Freundes ſein Herz angreifen mußte, und doch würde er vielleicht zu anderer Zeit noch mehr gefühlt haben, als jetzt, da ſich überall Gegenſtände des Schmerzens ſeinen Augen darſtellten und ſeine Empfindungen theilten. — Die Bewohner des Kloſters wurden einer nach dem andern von der Seuche angegriffen, und bald kam es dahin, daß Walter noch der einige Geſunde im ganzen Kloſter war. Unmöglich würde es ihm geweſen ſeyn, alle Kranke die auf ſeine Pflege warteten zu verſorgen, wenn ihre Anzahl nicht bald bis auf die Hälfte abgenommen hätte. Stündlich kamen Boten aus dem Dorfe, die geiſtliche Hülfe der Mönche für ihre ſterbenden Freunde zu erbitten; ſie fanden die guten Väter theils ſelbſt ſterbend, theils in dem kläglichſten Zuſtande. Die Poſt die ſie zurück brachten, machte bald, daß man im Dorfe glaubte, die Peſt hätte das Kloſter völlig verödet, und alle fernere Wege nach demſelben würden alſo vergeblich ſeyn; ein Wahn, welcher vielleicht das einzige Mittel war, einige von Walters Kranken zu retten. Durch ſeine Wartung blieben, nebſt etlichen Layenbrüdern, fünfe von den Mönchen und der Abt beym Leben; ſeine Pflicht hierinnen ſo redlich zu thun wie er, dazu gehörte faſt übermenſchliche Anſtrengung. Er handelte wie er handeln mußte, ohne zu fühlen wie viel er that. — Die Todten zu beerdigen, war für Walters ſinkende Kräfte unmöglich. Nur Ulſo und die beyden zuerſt Verſtorbenen erhielten dieſe Ehre, die andern mußte Walter, ſo ſehr es ihn auch kränkte, daß er ihre Gebeine nicht mit geweihter Erde bedecken konnte, dem Meere anvertrauen.

Fürchterlich ſtürmte das Meer in dieſen traurigen Tagen; es war, als ob es ſich ſcheute die heiligen Leichname, die Walter ihm übergab, einem anſtändigern Grabe zu entreißen. Auf der Inſel wütheten gleichfalls Stürme, die den Erdbeben nahe kamen. Der wegen ſeiner Baufälligkeit unbewohnte Theil des Kloſters, ſtürzte vollends ein, und zu der Sorge, die der abgemattete Walter wegen ſeiner Kranken hatte, geſellte ſich oft die Furcht, nebſt ihnen unter den Ruinen des Kloſters begraben zu werden. — Aber ſo fürchterlich auch dieſe Dinge unſerm

Jünglinge waren, ſo gereichten ſie doch zum Beſten, der dem Anſehen nach, nun faſt ganz ausgeſtorbenen Inſel. Die Stürme reinigten die vergiftete Luft. Walters Kranke fiengen an, ſich zu erholen, und waren bald im Stande, ihren liebreichen Wärter, ihren Lebenserhalter, das zu vergelten, was er an ihnen gethan hatte.

Von tödtlicher Ermattung aufs äußerſte gebracht, ſank er nun ſelbſt auf das Krankenlager; aber ſeine Krankheit war nicht jene giftige Seuche, die, wie es ſchien, nun gänzlich ausgewüthet hatte, ſondern blos Erſchöpfung ſeiner Kräfte, die durch ſeine Jugend, und den Beyſtand der wiedergeneſenden Mönche, bald völlig überwunden ward.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Feſt, das, wie bey vielen geſchieht, ſich mit traurigen Ahndungen endiget.

Der Tag der völligen Wiederherſtellung unſers Walters, war für die wenigen Bewohner des Kloſters ein Freudentag. Hatten die guten Greiſe ihn vorher wegen ſeiner Jugend, Schönheit und guten folgſamen Gemüthsart geliebt, ſo verehrten ſie ihn nun wie einen Heiligen. Sie ſahen große Dinge von ſeiner frühen Tugend voraus, und wer weis, was ihm in Zukunft für Ehre wiederfahren wäre, wer weis, ob man ihn nicht dereinſt unter die Zahl der Heiligen des Kloſters aufgenommen hätte, wenn er ſich das Anerbieten des Abts hätte gefallen laſſen, das er ihm am Tage ſeines erſten Ausgangs zum Glückwünſchungsgeſchenk machte.

Mein Sohn, ſagte er, ich biete euch eine der erſten Stellen unſers Kloſters an. Ich ſtoße mich hierbey nicht an eure große Jugend, auch ſoll hier weder von Probejahr noch Noviziat weiter die Rede ſeyn. Ihr tretet gleich ohne weitere Prüfung in eure Stelle ein, denn mich dünkt endlich eure Frömmigkeit und Treue iſt geprüft und bewährt gefunden worden! Eure wenigen Jahre, die in manchen Augen euch unfähig machen könnten, euren Platz unter Greiſen zu behaupten, werden mehr dazu dienen, eure Verdienſte in ein helleres Licht zu ſetzen, als daß ſie euch an der Ehre, die ich euch zudenke, hinderlich ſeyn ſollten.

Walter, der durch alle das Schreckliche, das er auf dieſer Inſel erlebt hatte, und durch den Tod des guten Uſo, desjenigen, der ihm die

Trennung vom Kloſter am ſchwerſten gemacht haben würde, ſeine Abneigung für dem Aufenthalte in dieſer Einſamkeit unendlich verſtärkt fühlte, dankte dem Abte, und ließ es, um ihn nicht durch eine ganz unüberlegte abſchlägige Antwort zu kränken, für heute dabey bewenden, daß er um Bedenkzeit bat.

Der Abt war mit dieſer Antwort zufrieden, und ſchlug unſerm Jünglinge vor, mit ihm einen Spaziergang an das Ufer des Meers zu machen, und die Erſtlinge des Frühlings zu genießen, welcher, bisher von Sturm und Ungewitter aufgehalten, ſich nun in aller der Schönheit einſtellte, mit welcher er dieſen glücklichen Gegenden zu erſcheinen pflegt, und die euch zu ſchildern ich zu ſchwach bin. — Alle Einwohner des Kloſters begleiteten den Abt und ſeinen Gefährten, und ſie wählten mit Vorſatz die Seite des Meers, welche gleich hinter ihrem Kloſter lag, weil ſie noch nicht wußten, ob ſie der Gegend der Inſel, welche nach dem Dorfe führte, trauen durften.

Sie hatten indeſſen nicht lange in dieſem Bezirk verweilt, als ihr Muth wuchs, und theils die Reinigkeit der Luft, welche überall gleich zu ſeyn ſchien, theils Verlangen, von dem Ergehen ihrer Brüder, der ehrlichen Landleute, etwas zu wiſſen, ſie weiter ins Land hinein lockte. Und o welche Freude, als ſie in einiger Entfernung eine gute Anzahl Arbeiter gewahr wurden, welche im Felde geſchäftig waren, um das nachzuholen, was ſchon längſt hätte gethan ſeyn ſollen, aber bisher, wegen des ausgeſtandenen Elends, und der unfreundlichen Witterung, hatte verſäumt werden müſſen.

Unbeſchreiblich war die Freude unſerer Kloſterleute, als ſie durch das ziemlich friſche Anſehn der Arbeiter überzeugt wurden, daß auch hier das Schwert des Würgers völlig aufgehört hatte zu wüthen. — Sie verdoppelten ihre Schritte und wurden von den Landleuten mit einem Freudengeſchrey empfangen. Man hatte im Dorfe das Kloſter für ganz ausgeſtorben gehalten, und aus Furcht für der vergifteten Luft, ſich nicht in die Nähe deſſelben getraut.

Freudenthränen, Umarmungen und gegenſeitige Seegenswünſche folgten auf die erſte geräuſchvolle Freude, aber auch dieſe wurden bald durch Erzählungen des ausgeſtandenen Elends, durch Fragen nach dieſen und jenen Bekannten, und durch erneuerte Betrübniß über ſo manchen, welcher der Wuth der Seuche hatte unterliegen müſſen, unterbrechen. Walter mißte ſo manchen aus dem Dorfe, der ihm lieb geweſen war, und die, welche noch übrig geblieben waren, ſo ſehr ſie ſich auch freuten, ihren jungen Wohlthäter gerettet zu ſehen, ſo trauerten ſie doch, daß ſie ſeinen treuherzigen Gefährten Uſo nicht mehr an ſeiner Seite ſahen.

Laßt uns dieſen Tag, den uns Gott zur Freude gegeben hat, nicht durch Thränen entweihen, ſagte endlich der Abt, indem er ſeine Augen trocknete, laßt uns hier gemeinſchaftlich, ihm danken, der uns dem Rachen des Todes entriß, und dann vor ſeinem Angeſicht uns feyerlich verbinden, uns ſo wie wir vormals thaten, gegenſeitig wie Brüder beyzuſtehn. Vielleicht, daß wir durch ſeine Gnade die alten glücklichen Zeiten noch wieder erleben können.

Die Foderung des Abts ward feyerlich ins Werk gerichtet, und die Landleute thaten hierauf den Vorſchlag, ein gemeinſchaftliches Mahl unter freyem Himmel zu halten, ein Einfall, der den meiſten der geiſtlichen Herren auch darum willkommen war, weil ihnen, als Wiedergeneſenden, die ſparſame Koſt, die ſie bisher allein aus den Vorräthen des Kloſters hatten nehmen müſſen, indem ihnen aller Zufluß aus dem Dorfe abgeſchnitten war, nicht mehr hinlänglich ſeyn wollte.

Die Arbeit ward alſo von den Landleuten für dieſen Tag, der ſich ſchon zu neigen begunte, auf die Seite geſezt; ein Theil von ihnen beſchäftigte ſich, Anſtalt zu einer ländlichen Mahlzeit auf dem grünen Raſen zu machen, indeß der andre die Mönche, welche begierig waren alle Geretteten zu ſehn, ins Dorf begleitete, und wer ihnen aus demſelben folgen wollte, zum bereiteten Mahle abholte.

Unmöglich iſts die Empfindungen zu ſchildern, die bey dieſem kleinen unvorhergeſehenem und unvorbereitetem Feſte herrſchten. Nie haben wir uns gewünſcht an einem Königsmahle Theil zu nehmen; aber hier, in einer der herrlichſten Gegenden, welche die Erde aufzuweiſen hat, an einem Abende, den die ganze Natur, die rund umher in ihrer vollen Pracht erſchien, zu einer Feſtfeyer beſtimmt zu haben ſchien, in einer Geſellſchaft von Leuten, die nur eben dem Tode entgangen, nun gleichſam ein neues Leben anfiengen, die zwar in ihrem Kreiſe manche Lücke ſahen, welche ſonſt von einem ihrer verſtorbenen Freunde ausgefüllt wurde, die aber auch manchen verlohren gegeben hatten, der nun wieder ſo wie vormals an ihrer Seite ſaß — ja an einem ſolchen Feſte hätten wir Theil nehmen mögen. Selbſt die Schwermuth, ſelbſt die Thränen, die ſich in die laute dankbare Freude der Geretteten miſchten, ſelbſt dieſe würden etwas dazu beygetragen haben, uns das Ganze noch rührender und intereſſanter zu machen.

Der Ort, wo dieſes Gaſtmahl gehalten wurde, hatte die Ausſicht gerade auf die Anfahrt zwiſchen den beyden Felſen, wo Walter zuerſt ans Land geſtiegen war. Die Sonne tauchte ſich auf der einen Seite eben ſo glühend ins Meer, und der Vollmond ſchwamm auf der andern eben ſo hell und ſilberrein in der heitern Luſt wie damals. Alles ſchien ſich in Walters Seele zu vereinigen, um ihm das Andenken jenes Tages recht lebhaft ins Gedächtniß zu rufen, und wie konnte er an denſelben denken, ohne es doppelt ſtark zu fühlen, daß ſchon viel über ein Jahr verfloſſen war, ſeit er dieſe Inſel zuerſt ſah, und daß Paul ungeachtet dieſer langen Zeit immer noch nicht kam! Er dachte in dieſem Augenblicke nichts könne ihn froher machen, als die Erſcheinung von Hunbergens Boten, und ſein Anblick würde im Stande ſeyn, alles was ihn beunruhigte zu heben; indeſſen ſollte er noch dieſen Abend erfahren, wie ſehr er ſich in ſeinem Urtheil irrte.

Die Mönche waren eben im Begriffe von ihren gaſtfreyen Wirthen Abſchied zu nehmen, und in ihr Kloſter zurück zu kehren, als man von Marſeille her, in einer kleinen Entfernung vom Lande, ein Fahrzeug wahrnahm, welches ſchien, zwiſchen den beyden Felſen einlaufen zu wollen. — Die Mönche zitterten bey dieſem Anblicke; ſie erinnerten ſich an das Elend, das ihnen die leztangekommenen Schiffe von dieſer Stadt mitgebracht hatten; aber die Landleute tröſteten ſie, und verſicherten, daß ſie bereits mit unterſchiedlichen Fiſchern geſprochen hätten, welche einhellig behaupteten, daß Marſeille ſowohl als die Inſel, die Seuche völlig überſtanden hätte.

Man ließ alſo das Fahrzeug ungehindert landen, und Walter, welchem ahnden mußte wen es mit ſich führte, eilte ihm entgegen, um Hunbergens Abgeſchickten, dafern er es wäre, ſogleich zu empfangen. — Er war es, und wer iſt im Stande, Walters Entzücken zu beſchreiben! — Paul konnte kaum vor den ungeſtümen Liebkoſungen des Jünglings athmen, und er beantwortete ſie ſo ſchlecht, als man es bey einem Manne von ſeiner kalten Gemüthsart erwarten kann, doch lag noch etwas mehr als bloße Kälte in ſeinem Betragen. — Walter wurde dieſes bald gewahr; er ließ ihn aus ſeinen Armen, wagte nicht Eine von den Fragen die er für ihn in Bereitſchaft hatte, und lies es dabey bewenden, daß er ihn den Mönchen, welche ſich gleichfalls dem Ufer genaht hatten, entgegen führte.

Der Abt war nicht ſo bedenklich wie Walter; er legte dem Ankommenden wohl zwanzig Fragen vor, welche dieſer aber blos mit der Bitte beantwortete, daß man ihm für dieſen Abend die Ruhe gönnen, und ſein Anbringen des andern Tages vernehmen mögte. Man machte ſich auf den Weg nach dem Kloſter. Still und traurig gieng Walter neben Paulen her, faßte zuweilen ſeine Hand, oder blickte forſchend in ſeine zur Erde geſenkten Augen, aber fragen mogte er ihn nichts, denn ſein ganzes Weſen zeigte, daß er nichts Erfreuliches mitbrächte. Schlaflos brachte unſer armer Jüngling die Nacht zu, und harrte dem Morgen entgegen, an welchem er erfuhr, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Walters Hofnungen gehen zu Grunde.

Ich bedaure euch, junger Herr, ſagte Paul, wenn ihr euch von meiner Ankunft viel Gutes verſprochen habt. — Ihr erfahrt es vielleicht heute zum erſtenmal, werdet es aber noch oft in eurem Leben erfahren, wie ſehr man ſich in ſeinen Rechnungen auf die Zukunft betrügt.

Das Beſte was ich euch mitbringe, iſt der Rath, da zu bleiben, wo ihr ſeyd, und euch nicht in eine Welt zu ſehnen wo es ſo hergeht, wie in der unſrigen. Ich ſelbſt komme in der Abſicht auf die Inſel, meine Tage hier zu beſchließen, und da, wie ich ſehe, die Anzahl eurer Mönche ſo abgenommen hat, ſo glaube ich nicht, daß man viel Schwierigkeiten machen wird, mich aufzunehmen.

Walter war vor Schrecken ſo erſtarrt, daß er nicht im Stande war, ein Wort auf dieſen tröſtlichen Eingang zu antworten.

Ja, fuhr Paul fort, zu Montgon iſts auf die Letzt wunderlich zugegangen, und die gute Gräfin hat endlich auch erfahren müſſen, was man von allen Wohlthaten, die man ſeinen Feinden erzeigt, was man von aller Aufopferung hat. — Die meiſte Zeit nach meiner Rückkunft auf dem Schloſſe lebten wir ziemlich ruhig. Eure Briefe, die ich mitbrachte, wurden wohl aufgenommen, und fleißig geleſen, und die Gräfin nebſt Fräulein Mathilden hatten keine andre Sorge, als wenn ſie an euch dachten, und keinen Verdruß, als wenn etwa Klage aus dem Kloſter über Graf Philips Töchter kam.

Ich war noch nicht gar lange nach Montgon zurück, ſo ließ ſich der Vater dieſer liebenswürdigen Fräuleins, der Mörder unſers guten Tempelherren, bey der Gräfin melden, um Abſchied von ihr zu nehmen. Der Pabſt hatte ihm etwas an den vier Jahren erlaſſen, die er vor ſeiner Abreiſe nach Paläſtina im Kloſter zubringen ſollte. Hunberga fürchtete, durch ſeinen Anblick alle ihre alten Wunden wieder aufgeriſſen zu ſehen, und ließ ihn abweiſen; ein Schimpf, welcher vielleicht das Unglück beſchleunigt hat, das nun über die arme Dame loßgebrochen iſt. Denn daß das Ganze, eine von Graf Philip und ſeinen Leuten angeſtiftete Sache iſt, das laß ich mir nicht ausreden.

Aber, mein Gott, was denn? ſchrie Walter. — Ich ſehe wohl ihr habt das Fragen noch nicht verlernt, verſetzte der andre mit einem unwilligen Blick, wartet nur ein wenig, ſo werdet ihrs erfahren. Eine geraume Zeit nach Graf Philips Abzug verſtrich uns ruhig und angenehm. Wir wurden nicht mehr von Klagen aus Annens und Editens Kloſter beſtürmt. Graf Philip hatte, wie wir erfuhren, ſeine ſchönen Töchter in demſelben beſucht, ob er ſie aber heraus genommen, oder nur der Oberin unterſagt hatte, ſich mit ihren Beſchwerden an die Gräfin zu wenden, das wußten wir nicht, bekümmerten uns auch wenig darum. — Wir rechneten ſchon die Zeit aus, wenn ich mich auf den Weg machen müßte, um euch von hier abzuholen, und die Gräfin ließ alle Anſtalten zu ihrer Reiſe nach England machen, um um entweder vor eurer Rückkunft wieder in Montſon zu ſeyn, oder dafern ihr am brittiſchen Hofe alles nach Wunſche glückte, uns zeitig genug Nachricht zu geben, damit auch wir, ihr und ich, uns gleich dahin wendeten.

So ſtanden die Sachen, als unſere Ruhe durch die Nachricht von dem Tode des Abts von Clairvaux unterbrochen wurde. Ihr werdet euch erinnern, daß es kurz vor eurer Abreiſe aus Montſon einige Verdrüßlichkeiten mit ihm wegen Blondels gab, aber dieſe waren längſt beygelegt, und wir ſahen den ehrwürdigen Abt ſehr oft in unſerm einſamen Schloſſe. Die Gräfin hatte ihn zum Vertrauten aller ihrer Heimlichkeiten gemacht, ſie hatte ihm ſogar nichts von dem, was eure Geburt betraf verſchwiegen, und dieſe Vertraulichkeit hatte ſo ein gutes Vernehmen unter ihnen verurſacht, daß kein Vater ſeinen Kindern mehr Liebe beweiſen kann, als Sankt Bernhard unſern beyden Damen. Aber nur kurze Zeit dauerte dieſe Glückſeligkeit; auf einer ſeiner Rückreiſen von uns nach ſeiner Abtey, wurde er vom Schlage getroffen, und die traurige Nachricht von ſeinem Tode, war gleichſam der Vorbote einer andern, die noch einen viel größern Einfluß auf das Glück unſerer guten Gräfin hatte.

Graf Mathias von Boulogne, der Bruder Graf Philips, pflegte ungeachtet der Feindſchaft in welcher Letzterer mit Hunbergen lebte, uns zuweilen zu beſuchen, und die Gräfin konnte ihn als ein gutes unſchädliches Geſchöpfe, das nicht weiter Böſes that, als es mußte, ganz wohl leiden. Oft hatte er erklärt, daß er nichts von den Uneinigkeiten wiſſen wollte, die zwiſchen ihr und den Kindern ihres Gemahls obwalteten, und daß er nichts mehr wünſchte als ihr, der Gemahlin ſeines Vaters, zu beweiſen, daß er gut für ſie geſinnt wäre. Die Gelegenheit dieſes Verſprechen zu erfüllen, erſchien nur gar zu bald, und er nützte ſie ſo gut er konnte.

Eines Abends kam er ganz außer Athem ins Schloß geſprengt, eilte zur Gräfin und überreichte ihr einen offenen Zettel. Hier, Mutter, ſagte er, nehmt dieſen Brief, er iſt von meinem Vater. Er enthält traurige Nachrichten, ich ſage es euch zuvor; aber ſo unangenehm mir es auch iſt ein böſer Bote zu ſeyn, ſo habe ich mich doch dazu gedrungen, damit ich euch in der Unruhe, die euch dieſe Dinge verurſachen werden, berathig ſeyn kann.

Hunberga nahm das Blat mit zitternden Händen, und las, was ihr gleich auch leſen ſollt, denn dieſer Brief iſt das Einzige, was mir die gute Gräfin in der Eil an euch mitgeben konnte. Vielleicht wußte ſie kaum ſelbſt recht was ſie that, als ſie mir ihn gab. — Walter zitterte vielleicht eben ſo ſehr als Hunberga gezittert hatte, als er den Brief aus Pauls Händen nahm, und las folgende Worte:

„Der ſterbende Theoderich, verſichert Hunbergen von Montbarry, nun nicht mehr ſeine Gemahlin, daß er ihr verzeiht, und ohne Groll gegen ſie aus der Welt geht. Aber wiſſen ſoll ſie es gleichwohl, daß alle ihre Unthaten ihm bekannt ſind, daß er es weis, daß der in ihrem Hauſe erzogene Jüngling Walter, den ſie ihm als einen Sohn Roſemundens von Klifford angab, ihr eigner Sohn, aber nicht der Seinige iſt; daß ich es weis, daß ſie durch boshafte Verhetzung ſchuld war, daß mein unglücklicher Sohn Philip ſeine Hände mit dem Blute des Tempelherrn ihres Bruders befleckte, daß ſie ſich auf Unkoſten meines Landes und meiner Kinder zu bereichern ſuchte; daß ſie — doch wie wollte ich alles nennen, wodurch ſie ſich meiner Liebe und meines Namens unwürdig gemacht hat! Es ſey hiermit genug ihr zu beweiſen, daß ihr nicht unrecht geſchieht, wenn ich ſie hiermit aus meinen Landen verweiſe, und ihr gebiete, Montbarry, welches ſie bisher durch meine Güte beſeſſen, meinen beyden unſchuldigen Enkelinnen, Anna und Edita, abzutreten, welche ſie boshafter Weiſe, ohne einige gegebene Urſache, ins Kloſter verſtoßen hat, jedoch, um ihr meine Schonung, und den ganzen Umfang meiner ehemaligen Liebe zu zeigen, ſoll es ihr erlaubt ſeyn, ſich in ein Kloſter zu begeben, das ſie ſelbſt wählen mag, und in welchem man für eine Stelle für ſie ſorgen wird, aber nur allein für ſie; denn es ſoll ihr nicht erlaubt ſeyn, ein gewiſſes Mädchen mit ſich zu nehmen, welches, wie ich höre, in Pilgertracht ſich bey ihr aufhält, und ſich fälſchlich für eine Gräfin von Tripoli ausgiebt; — Man überlaſſe dieſe Perſon ihrem Schickſale, und dem, was meine mitleidigen Enkelinnen etwa für ſie thun wollen“.

„Geſchrieben von meines Sohns Philip eigner Hand, und unterzeichnet mit der meinigen

Theoderich Graf von Flandern“.

Walter war nicht im Stande, eine Sylbe zu dem zu ſagen, was er eben geleſen hatte, ſo beklemmt war ſein Herz; er winkte bloß Paulen weiter zu reden.

Obgleich, fuhr dieſer fort, Hunberga dieſen Brief in meiner Gegenwart erhielt, ſo kann ich doch nicht ſagen, ob ſie vermögend war, ihn zu Ende zu leſen, oder auf was für Art ſie ihre Empfindungen bey demſelben äuſſerte. Die Bedienten erhielten gleich zu Anfangs Befehl, das Zimmer zu verlaſſen, und ich weis nur ſo viel, daß Fräulein Matilde mich nach einer Stunde rufen ließ, und mir halb auſſer ſich Befehl gab, dafür zu ſorgen, daß die engliſche Reiſe, die erſt in einigen Tagen angeſetzt war, ſogleich vor ſich gehen könnte. Zum Glück war bereits alles Nöthige beſorgt, und wir hatten nichts weiter nöthig als die Pferde vor die Wagen legen zu laſſen. Die Gräfin wollte ohne alles Gefolge reiſen, ſie nahm nur einen einzigen Wagen, und vergönnte ſogar mir nicht ſie zu begleiten. In einer Art von Fühlloſigkeit wurde ſie von dem Grafen von Boulogne in den Wagen gebracht, Matilde und eine einige Kammerfrau ſetzten ſich zu ihr, und Graf Mathias ſorgte, daß nichts von ihren Koſtbarkeiten zurück blieb; Hunberga und Matilde würden in der Beſtürzung, in der ſie waren, ihren Feinden vielleicht alles zur Beute gelaſſen haben. — Ich ſtand weinend an dem Wagen, und fragte meine Gebieterin, ob ſie nichts an ihren Walter zu beſtellen hätte. Hier, ſagte ſie mit einer haſtigen Art, indem ſie Theoderichs Brief hervorzog, gebt ihm dieſes Blat, ſo hat er genug. Sagt ihm, daß ich unſchuldig bin. Der Wagen fuhr fort, und wenig Stunden hernach rückten Soldaten zu Mentzon ein, von denen ich nicht weis wem ſie angehörten. Ihr Anführer wunderte ſich, die Gräfin nicht mehr zu treffen; er hatte Befehl, ſich ihrer und Matildens zu bemächtigen. Des andern Morgens wurden Graf Philips Töchter als nunmehrige Frauen und Gebieterinnen von Montgon erwartet, ich eilte aus dem Schloſſe um ihren verhaßten Anblick zu vermeiden, die meiſten von Hunbergens Bedienten dachten ſo wie ich, ſo daß die lieben Fräuleins ihre neue Reſidenz ziemlich verödet gefunden haben werden.

Ich beſchleunigte meine Reiſe zu euch und zu dieſem Kloſter, wo ich mein Leben zu beſchließen gedenke; ich dachte meinen Weg in ungewöhnlich kurzer Zeit zu endigen, aber anfangs hielten mich Krankheit und Ungewitter, und zuletzt das Gerücht von der Peſt, die zu Marſeille wüthete, auf, und es war alſo unmöglich, zu der Zeit hier anzulangen da ihr mich erwarten konntet. Wohl mir, daß ich dieſe glückliche Inſel nunmehr betreten habe, nie will ich ſie wieder verlaſſen, und ich rathe euch, das nämliche zu thun.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas von der ſchönen Graſende.

Walter befand ſich in ſo einem Wirbel von traurigen Empfindungen, daß er nicht vermogte auf Pauls lezte, ihm ſo unangenehme Worte zu antworten. Alle ſeine Hofnungen waren zerſtört, ſeine Wohlthäterin beſchimpft und verjagt, ſeine Feinde triumphirten, und ihm war aller Anſchein von Möglichkeit benommen, die einen zu demüthigen, die andere zu retten, und ſich ſelbſt aus einer Lage zu reiſen, von welcher er nie lebhafter gefühlt hatte, daß er nicht für ſie geſchaffen wäre, als jezt.

Er ſtand ſchweigend von des Erzählers Seite auf, nahm das Blat mit ſich, das Hunberga ihm in der Angſt ihres Herzens geſchickt hatte, gleich als wollte ſie ihn zur Rache auffodern, und ſuchte die Einſamkeit.

Wie in dieſen Stunden der Ueberlegung Gedanken und Empfindungen in ſeiner Seele wider einander ſtürmten, wie oft er Entſchließungen faßte und wieder verwarf, und wieviel er bey dieſem Kampf litt, das will ich mit Stillſchweigen übergehen, und nur meinen Leſern das Reſultat von allen dieſem melden, welches dieſes war: Das Kloſter je eher je lieber zu verlaſſen; als Pilger nach dem gelobten Lande zu gehen; allda eine Stelle unter den Streitern Chriſti zu ſuchen, ſollte es auch anfangs nur als dienender Bruder ſeyn; ſich ſchnell durch Heldenthaten empor zu ſchwingen; Hunbergen an Philipen zu rächen; Sie in alle ihre Rechte wiedereinzuſetzen, und alsdenn erſt ſich in ihre und Matildens Arme als Sohn und Bruder zu werfen, und mit ihnen glücklich zu ſeyn. — Dachte er ſich zu dieſem noch, daß er alsdenn vollſtändige Nachricht von ſeiner Geburt erhalten, daß er erfahren würde, wer dieſe **Roſemunde Klifford** ſey, die er aus Theoderichs Briefe nun als ſeine Mutter kannte, ſo füllte unausſprechliches Entzücken ſeine Seele. Neue Scenen von unbekannter Glückſeligkeit erhuben ſich vor ſeinen Augen, Scenen die auf das ſeltſamſte mit Auftritten von Wuth und Rache durchwebt waren. Er wollte alles wiſſen, was dieſe geliebte, unglückliche, unſchuldig ermordete Roſemunde angieng, wollte ihr Blut an ihren Feinden rächen, ihrer Aſche Ehrendenkmale aufbauen, ſich vor ſeinen Vater ſtellen, den er zwar noch nicht kannte, dem er aber in ſeinen Gedanken den höchſten Rang beylegte, wollte ſich ihm als einen ſeiner nicht unwürdigen Sohn zeigen, wollte ſeine Brüder umarmen, deren er, wie ihm

Hunberga einesmals ſagte, ſo viele hatte, und o Gott, was wollte er nicht alles thun! — Mit glühenden Wangen, mit ſtarr vor ſich hingerichteten Augen, als wenn er die Geiſter künftiger Thaten vor ſich ſähe, in einer Stellung, die ſich nicht mahlen, nur denken läßt, ſtand der Jüngling da, war ſich nichts von der Gegenwart bewußt, lebte bloß in den Tagen der Zukunft. — Schnell giengen die Scenen ferner Zeiten vor ſeiner arbeitenden Seele über, wechſelten, mahlten ſich mit ſtärkern Farben, verblichen, ſtarben, — und er ſah ſich auf einmal wieder in dem Stande wo er war, auf einer einſamen Inſel, in der ihm jetzt ſo abſcheulichen Mönchstracht, ein armer unbekannter verlaßner Jüngling, der nicht das Anſehn hatte, die kleinſte von den Thaten zu thun, die ihm ſeine Einbildungskraft jetzt eben als ſo leicht und ſchnell auszuführen, vorgemahlt hatte. —

Laßt mich hier abbrechen, meine Leſer! laßt mich nichts mehr von dem ſagen, was unſer Walter fühlte; hört lieber was er that, wie er ſeinen Entſchluß, den Grund von allen großen Dingen die er vor hatte, den Entſchluß die Inſel zu verlaſſen, ausführte. Ihr wißt, daß der Abt dem Jünglinge, als Belohnung ſeiner Treue, eine der vornehmſten Stellen im Kloſter antrug, und daß dieſer ſich Bedenkzeit nahm. Jetzt war Paul auf die Inſel gekommen, entdeckte dem Abte ſeinen

Entſchluß im Kloſter zu bleiben, und ward ohne Bedenken unter die Zahl der Mönche aufgenommen. — Walter wurde bey dieſer Gelegenheit um ſeine Entſchließung befragt, und geſtand frey, daß er nicht geſonnen ſey auf der Inſel zu bleiben. Die Stirne des Abts wölkte ſich, die Mönche wurden traurig, und Paul fragte mit mißbilligender Miene, und einem Tone den Walter allein verſtand — denn niemand im Kloſter war genau von ſeinen Angelegenheiten unterrichtet — was er ſonſt anzufangen gedächte? — Meine Abſicht erwiederte der Jüngling, iſt nicht dem geiſtlichen Stand gänzlich zu verlaſſen; ich bin geſonnen als Pilger nach dem heiligen Lande zu gehn, und alsdenn in den Orden zu treten, den ich mir vor allen andern gewählt habe. —

Der Abt hörte nicht ſobald von einer Wallfahrt nach Paläſtina, einer Sache, die er unter allen heiligen Werken für das Verdienſtlichſte hielt, als ſich ſein ganzes Geſicht erheiterte. Er gab Waltern ſeinen Beyfall, und ſeinen Seegen zu ſeinem Vorhaben, meynte, dieſer Entſchluß würde wohl ein Gelübde zum Grunde haben, das er zu der Zeit, da die Peſt auf der Inſel wüthete, etwa dem Himmel gethan hätte, und ermahnte ihn nur zum Beſchluß, wenn er von ſeiner Wallfahrt zurück käme, um ſich völlig dem geiſtlichen Stande zu weihen, ſo ſollte er den Orden, von welchen er ſagte daß er ſich ihn gewählt hätte, keinen andern als den übrigen ſeyn laſſen. Kommt zurück in unſere Arme, mein Sohn! ſagte er, ihr ſollt uns willkommen ſeyn: die erſten Stellen unſers Kloſters ſollen euch offen ſtehen. Ihr habt euch ſo um unſern Konvent verdient gemacht, habt ſo in unſträflicher Heiligkeit unter uns gewandelt, und legt durch eure fromme Entſchließung zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe ſo deutlich an den Tag was für ein Geiſt euch belebt, daß ungeachtet eurer Jugend, niemand ſeyn wird, der euch nicht dereinſt nach meinem Tode, willig in meine Stelle würde treten ſehen. Ihr werdet ein zweiter Thimotheus, ein anderer Origenes ſeyn; beyde waren Jünglinge wie ihr als ſie anſiengen einer Gemeinde vorzuſtehen.

Die Mönche bezeugten ihre Einſtimmung in den Vortrag des Abts mit vieler Herzlichkeit, und Walter hielt es nicht für gut ſeine Abſicht, welche von den Kloſterherren in den meiſten Stücken falſch verſtanden wurde, deutlicher zu erklären. Es war weder ein Gelübde, noch bloße Andacht die ihn nöthigte, nach dem gelobten Lande zu gehen, auch verſtand er unter dem Orden, den er gewählt hatte, nichts weniger als den Kloſterſtand; aber er ſchwieg, dankte den guten Vätern für ihre Liebe, und für die Einwilligung zur Reiſe, erkannte ſich der Ehre und des Lobes unwürdig, das ihm der

Abt bezeigte, und verſicherte, er würde nicht ermangeln, bey ſeiner Rückkunſt die Inſel wieder zu beſuchen, wo er ſo viel Gutes genoſſen hätte, und wo ſo viele ſeiner lebenden Freunde, ſo manche Gräber ſeiner geliebten Verſtorbenen zurückblieben.

Die Reiſe des jungen Pilgers war nun alſo feſtgeſetzt, nur mußte er ſich gefallen laſſen, noch bis zur nächſten Ernte im Kloſter zu verweilen, welches, wie wir ſchon erwähnt haben, nebſt der Weinleſe die einzige Zeit war, wo ordentlicher Weiſe Schiffe von Marſeille ankamen, die ihn mit nach dem Hafen nehmen konnten, wo es faſt zu keiner Zeit an Gelegenheit fehlte, nach dem gelobten Lande zu gehn.

Waltern, welcher in allen Dingen gern eilig zu Werke gieng, war dieſer Aufſchub läſtig: allein er mußte ſich denſelben gefallen laſſen, und hatte das Vergnügen, bey weiten nicht ſo lange auf ſeine Befreyung von der Inſel warten zu dürfen, als er wahrſcheinlich denken konnte. Denn wenig Tage nach Bekanntmachung ſeines Entſchluſſes, und Pauls Aufnahme ins Kloſter, langten Schiffe von Marſeille an, die den Vikomte von Barral nebſt ſeiner Hofſtatt zu einer zweiten Wallfahrt anmeldeten, welcher geſonnen wäre, Gott und ſeinen Heiligen an eben dem Orte für die Rettung ſeines Volks zu danken, wo er vor einiger Zeit dieſelbe erfleht hatte.

Die Boten wurden nicht ganz ſo freundlich von dem Abte empfangen, wie das erſte Mal; woher ſeine Kälte kam, läßt ſich nicht genau beſtimmen, vielleicht war es die Erinnerung an das Elend, welches ihre vorige Ankunft über die Inſel brachte, was ihm ihren Anblick widerlich machte; oder vielleicht ſchwebten ihm Pauls Erzählungen im Sinne, welcher auf Befragen ausgeſagt hatte, daß er bey ſeiner Reiſe durch Marſeille noch die nämliche Pracht und Ueppigkeit geſpürt hätte, welche vor der kürzlich überſtandenen Peſt daſelbſt herrſchte. — Der Beſuch des Vikomte wurde alſo zwar angenommen, aber ohne daß man die entzückende Freude über denſelben bezeugte, wie über den erſten.

Walter wollte gleich mit dieſen Schiffen nach Marſeille abfahren, aber er ließ ſich durch die Bitten ſeiner Freunde bewegen, noch die Tage der Wallfahrt auf der Inſel abzuwarten, und dann erſt mit dem Gefolge des Vikomte ſich überſetzen zu laſſen. Er that wohl, daß er dieſen geringen Aufſchub einging, denn er hätte eins der ſchönſten Schauſpiele verſäumt, wenn er nicht bey der Ankunft der Marſeillaner auf der Inſel gegenwärtig geweſen wäre.

Der Vikomte von Barral landete des andern Tages zwar nur mit dem engern Ausſchuß ſeines Hofes und der Vornehmſten von Marſeille, aber die Geſellſchaft war immer zahlreich genug, die ganze Inſel zu erfüllen. Keine bleichen abgezehrten Geſichter, keine härnen Bußkleider, waren dieſesmal bey den andächtigen Wallern zu ſehen. Zwar hatte man, um den frommen Mönchen kein Aergerniß zu geben, allen weltlichen Pracht vermieden; aber demohngeachtet trug alles, bis auf die geringſte Zierde der Kleidung, das Gepräge der Fröhlichkeit, und zeigte, daß die Ankommenden nicht als Büßende, ſondern als Dankende ſich den heiligen Altären naheten. Auch die marſeillaniſchen Damen waren, zu großen Anſtoß der Kloſterherren, dieſesmal nicht zurück geblieben, und wie hätten auch dieſe Liebhaberinnen der Fröhlichkeit zurück bleiben ſollen, ſie, die Zerſtreuung und Luſtbarkeiten ſo ſehr liebten, und die ſelbſt dieſe Wallfahrt, ſo andächtig ſie auch bey derſelben ſeyn mogten, als eine neue Art von Feſt betrachteten und behandelten. Sie kamen mit aller der Anmuth, mit welcher ſie die Natur vor allen andern ſo verſchwenderiſch begabt hatte, und zeigten der Inſel ein Schauſpiel, das ſie, die nur einige arme ungebildete Bäuerinnen unter ihre Bewohner zählte, vielleicht ſeit Jahrhunderten nicht geſehen haben mogte.

Unter allen Schönheiten welche dieſesmal durch Andacht und Eitelkeit herbeygetrieben wurden, glänzte keine ſo hervor, als die junge Gemahlin des Vikomte, die ſchöne Graſende, eine Dame, welche die Troubadurs der damaligen Zeit faſt zu dem einigen Gegenſtande ihrer Lieder machten, und von welcher der eine dieſer berühmten Dichter den Ausſpruch that: Um würdig zu ſeyn ihr Lob zu beſingen, müſſe man alle Vollkommenheiten beſitzen, die ein Menſch möglicher Weiſe in ſich vereinigen kann.

Auf der Inſel befand ſich indeſſen nur ein Einziger, welcher im Stande war, ihre Vorzüge völlig einzuſehn und zu bewundern, und daß ſie von dieſem Einzigen, ungeachtet ſeine bisherige Lebensart, ſein Gefühl für weibliche Schönheit ein wenig abgeſtumpft hatte, nicht unbemerkt blieb, brauche ich meinen Leſern nicht erſt zu ſagen.

Walter ſah Graſenden, und hielt ſie für ſchön, das iſt, er fand, ungeachtet die Vikomteſſe wohl zehn Jahre mehr haben mogte als Matilde, doch viel Aehnlichkeit zwiſchen ihr und dieſer, die bey ihm das höchſte Ideal weiblicher Vollkommenheit war. — Ein Jüngling wie Walter, unter einem Haufen roher Landleute und abgelebter Religioſen, konnte eben ſo wenig vor Graſendens forſchenden Augen verborgen bleiben. Sie ſah ihn, bewunderte ihn, fragte nach ihm, und erfuhr bald alles, was man auf der Inſel von ſeiner Geſchichte wußte; ſogar ſein Entſchluß als Pilger nach dem heiligen Lande zu gehen, mit dem Zuſatze, daß er alsdenn in dieſes Kloſter zurück kehren würde, blieb ihr nicht verborgen.

Graſende war nicht andächtig genug, um es nicht in die Augen fallend zu finden, daß ſo ein Jüngling nicht für das Kloſter, ſondern für die Welt geſchaffen wäre. Aus allen kleinen Geſchichten von ihm, damit man ihre Neugier befriedigte, von der Begebenheit mit dem geraubten Lamme an, bis auf die Treue die er ſeinem Kloſter in der Peſtzeit bewies, abſtrahirte ſie ſich ſeinen ganzen Charakter, ſie fand ihn der höchſten und edelſten Geſinnungen der Chevallerie fähig, und da ſie ſich eine Ehre daraus machte, an ihrem Hofe alles zu verſammeln was ſchön und vortreflich war, ſo war ihr Plan, ihn dem Kloſter zu entreißen und für die Welt zu bilden, bald gemacht; O Walter, was hätteſt du in der Schule Graſendens werden können!

Walter wurde des andern Tages zum Vikomte von Barral gefodert, ein Beſuch den ihm der Abt, der ſich ſchon jetzt faſt keine Gewalt mehr über ihn anmaßte, ſehr gern geſtattete. Er ward mit vorzüglicher Achtung empfangen; man lobte

ihn

ihn wegen alle des Guten das man von ihm gehört hatte, ſuchte etwas tiefer in ſeine Geſchichte einzudringen, und als man von derſelben nichts weiter erfuhr, als was das Gerücht bereits gemeldet hatte, ſo mußte man zufrieden ſeyn, und ermangelte nicht, ſich gegen ihn zu aller Gnade und Beförderung zu erbieten. Walter bat um nichts als die Erlaubniß, im Gefolge des Vikomte nach Marſeille gehn zu dürfen, und man verwilligte nicht allein dieſes, ſondern man erlaubte ihm ſogar, ſich bis er eine gute Gelegenheit nach Paläſtina zu ſchiffen finden würde, bey Hofe aufzuhalten; eine Gnade, die Walter nicht Luſt hatte ungenutzt zu laſſen, und die er alſo dankbar annahm. — Es iſt wahr, ſeine Neigung riß ihn mehr zur Stille und Einſamkeit, als zum Geräuſch des Hofs, aber er bedachte, daß er zu den großen Dingen die ihm im Sinne lagen Freunde bedurfte, und daß er ſeinen Endzweck im gelobten Lande um ſo viel eher erreichen würde, wenn er von ſo einen mächtigen Herrn, wie der Herr von Marſeille, unterſtützt würde.

Walter reiſte alſo des andern Tages mit dem Vikomte von Barral ab, nachdem er von ſeinen Freunden Abſchied genommen und dem Grabe des redlichen Ulfo einige Thränen geweiht hatte.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Walter wird Edelknabe, Ritter und Pilger.

Ihr werdet euch freuen, meine Leſer! daß ich nun endlich einmal mit euch das Kloſter verlaſſe, und euch an einen ſo großen und glänzenden Hof führe, wie der zu Marſeille war; aber ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, daß wir uns lange an demſelben aufhalten werden. Die Beſtimmung meines Helden erlaubt mir nicht, an einem Orte wo ihm wenig merkwürdiges und zu ſeinem Zwecke dienendes begegnete, lange zu verweilen, und diejenigen unter euch, welche vielleicht ſchon verliebte Abentheuer zwiſchen ihm und der ſchönen Graſende, oder irgend etwas dieſer Art geahndet haben, werden ſich betrogen finden. Graſende war tugendhaft, und ihrem Gemahl ſo treu als es die Sitte jener Zeiten mit ſich brachte, und Walter war zwar ein ſchöner Jüngling und von einem gefühlvollen ganz zur Liebe geſtimmten Herzen, aber wir zweifeln ſehr, daß er iemals eine andere Rolle bey der Vikomteſſe würde geſpielt haben, als die Rolle ihres Edelknabens, und dieſe Stelle wurde ihm auch gleich des erſten Tages ſeiner Anweſenheit zu Marſeille angetragen. Walter trug Bedenken, ſich auf dieſe Art verbindlich zu machen, aber man ſtellte ihm vor, daß ſich ſchwerlich vor dem Herbſte eine gute Gelegenheit nach dem gelobten Lande zu reiſen, finden würde, daß alsdenn die herannahende rauhe Jahrszeit die Seereiſen gefährlich machte, und er alſo am Beſten thun würde, ſo lange bey Hofe zu verweilen, bis gegen die nächſte Oſterzeit, da er mit mehreren Wallern zugleich ſeinen Weg nach dem heiligen Lande antreten könnte. Der Jüngling war ſo ungeübt in der Kunſt eine Bitte abzuſchlagen, daß er einwilligte zu bleiben, doch mit dem Vorbehalt, daß ihm frey ſtehen müſſe, diejenige Gelegenheit zu ſeiner Abreiſe zu wählen die ihm gefiel. Er nahm ſich dabey vor, daß er gleich mit der erſten die ſich zeigen würde zufrieden ſeyn, und ſich alſo nur wenige Wochen zu Marſeille aufhalten wollte; aber er bedachte nicht, daß man es bey Hofe in ſeiner Gewalt habe, ihn abzuhalten die nöthige Erkundigung von den ankommenden Schiffen einzuziehen, und daß er alſo immer ſo lange würde bleiben müſſen, als man verlangte.

Eine Woche ein Monat nach dem andern verſtrich, und Walter war noch immer nicht im Stande ſeine Reiſe anzutreten. Wie dieſes zugieng können meine Leſer errathen; was man aber am Hofe zu Marſeille darunter ſuchte, einen armen unbekannten Jüngling aufzuhalten, das wird ihnen vielleicht unerklärlich ſcheinen, vornehmlich da ich ſie verſichert habe, daß Liebe keinen Theil daran hatte, und alles was Grafende für ihren Gaſt fühlte, höchſtens Bewunderung und eine Art von mütterlicher Zuneigung war, ſo wie ſie durch den Unterſchied ſeiner und ihrer Jahre gerechtfertigt wurde. — Es giebt indeſſen noch mehr Triebfedern als die Liebe, die uns oft zu den unerklärlichſten Dingen bewegen. — Hier in dieſem Falle ward das Meiſte durch Neugierde veranlaßt. — Walters Perſon war auffallend ſchön. Ungeachtet er ſein funfzehentes Jahr noch nicht völlig zurück gelegt hatte, ſo hatte er doch ſchon den Wuchs und die Miene eines Helden; der Tiefſinn, der aus ſeinen redenden Augen blickte, das ernſte Weſen, das ſeine Jahre weit übertraf, und das edle Betragen, das ihm ſo ganz eigen war, und mehr als alles ſeine hohe Abkunft bezeichnete, vollendete das Intereſſante ſeiner Figur, und jeder der ihn ſahe, mußte fragen: wie iſt ein ſolcher Jüngling in ſo eine Einöde gekommen, wie die Inſel war, von der man ihn nach Marſeille brachte. — Man unterließ nicht, dieſe Frage ſo oft und auf ſo mannichfaltige Art zu thun, bis man endlich an einige kam, die etwas um die wahre Beſchaffenheit der Sache wußten, und von denen man ſo viel erfuhr, daß die Gräfin von Flandern ihn nach den ſtöchadiſchen Inſeln geſchickt habe. Man hatte nicht ſobald Hunbergens Namen gehört, als tauſend Muthmaßungen, tauſend Wahrſcheinlichkeiten anfiengen ſich zu bilden, deren Auflöſung man abwarten wollte und mußte, denn die Geſchichte der Gräfin, ihrer Stiefkinder und der drey jungen Leute die bey ihr erzogen worden waren, war keine ſo unbekannte Sache, daß man nicht auch zu Marſeille etwas davon hätte wiſſen, und noch mehr davon zu erfahren hätte wünſchen ſollen.

Unſer Walter war alſo zu Marſeille eine Perſon, auf welche die Augen eines jeden ſahen; er wurde mit vorzüglicher Achtung behandelt, und es war zu bedauren, daß er nicht Zutrauen genug gegen den Vikomte und ſeine Gemahlin hatte, ſich ihnen zu entdecken ſo weit er ſich ſelbſt kannte, denn wahrſcheinlich würde ihn dieſes beſſer und eher zu ſeinem Zwecke gebracht haben, als der Plan, den er ſich ſelbſt gemacht hatte.

Sein Aufenthalt bey Hofe dauerte länger als er gedacht hatte. Manches Schif ſegelte nach Paläſtina ab, ohne daß er es wußte, und bey denen, von welchen er aller Vorſichtigkeit zum Trotze etwas erfuhr, war immer ſo viel einzuwenden, daß ſeine Abreiſe immer weiter hinausgeſetzt werden mußte.

Zu ſeinen Nachtheil gereichte dieſer Aufſchub nun eben nicht, er diente vielmehr dazu, das diejenigen von ſeinen Talenten, welche die vorzüglichſten waren, und die bisher ganz ungebaut gelegen hatten, die Ausbildung gegeben werden konnte, die ihnen fehlte. — Bey dem Muthe und der Stärke eines Helden hatte er doch noch nie eine That gethan, die dieſer Anlagen vollkommen würdig geweſen wäre. Zu Montzon hatte es ihm an hinlänglichen Unterricht in ritterlichen Uebungen gefehlt, und was er noch etwa von dieſer Art daſelbſt begriffen hatte, das hätte er in dem Staube des Kloſters, wo er faſt anderthalb Jahr zubrachte, völlig vergeſſen können; wie gut war es alſo für ihn, zu Marſeille das zu finden, was ihm noch fehlte, und was ihm ſo leicht ward nachzuholen, daß er bald alle Jünglinge ſeines Alters im Gebrauch der Waffen übertraf.

Wir verſtehen zu wenig von Dingen dieſer Art, um uns hierinnen in ein weitläuftiges Detail einzulaſſen, und es ſey uns alſo genug zu verſichern, daß Walter, ohne den ritterlichen Namen zu führen, ein vollkommener Ritter ward, und daß wer ihn ſah, nichts an ihm tadeln konnte, als den Namen eines Edelknaben, welcher ſo wenig mit dem harmonirte was er vorſtellte, daß man ihn als eine Satire auf ihn, oder auf die Jünglinge, die gewöhnlich dieſen Titel führen, hätte anſehen können. Auch ward ihm dieſes Prädikat nach und nach ſo läſtig, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, da er es mit dem Stande eines Pilgers zu vertauſchen gedachte.

Vielleicht wäre es möglich geweſen, ihn, ſeiner Sehnſucht nach dem heiligen Lande ungeachtet, doch noch länger zu Marſeille aufzuhalten, wenn man hierinnen nicht auf einmal zu haſtig zu Werke gegangen wäre. Man fieng an ſeinen Verſaz lächerlich zu machen, bot ihm den Ritterſtand oder eine andre Stelle am Hofe des Vikomte an, und ließ ſich es ſo deutlich merken, daß man nicht geſonnen wäre ihn gutwillig ziehen zu laſſen, daß Walter ſeine Maaßregeln in der Stille und zwar auf ganz andre Art nahm als er ſich Anfangs vorgeſezt hatte. Sein Vertrauen zu ſeinen bisherigen Beſchüzern war hin, er gab den Entſchluß auf, dem Vikomte vor ſeiner Abreiſe die eigentliche Abſicht ſeiner Wallfahrt nach Paläſtina zu entdecken, und ihn um Vorſprache und Empfehlung bey den Streitern Chriſti zu bitten, er fürchtete in allen ſeinen feſtgefaßten Entwürfen Hohn und Widerſpruch zu finden, und ſchwieg von dem, was er thun wollte. — Er dankte der Vikomteſſe und ihrem Gemahl ſchriftlich für das, was ſie an ihm gethan hatten, zog ſein längſt bereitliegendes Pilgerkleid an, und ſezte ſich eines Tages in ſolcher Stille zu Schiffe, daß er die ſtöchadiſchen Inſeln, ſchon längſt vorbeygeſegelt war, und ſeinen gaſtfreyen Wirthen, den Mönchen, den letzten Abſchiedsgruß zugeſchickt hatte, als man ihn erſt zu Marſeille vermißte.

Man ſprach ein bis zwey Tage bey Hofe von nichts als von ihm, las ſeine zurückgelaſſenen Briefe, ließ ſie in Abſchrift herumgehen, und — vergaß ihn; indeſſen er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche immer mehr näherte, und in einer Zeit, die wir nicht beſtimmen können, im Hafen bey Joppe landete, ohne etwas von Sturm und Ungewitter erfahren zu haben.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchließt ſich mit einem Traume.

Wir ſahen unſern Walter ungern am Hofe zu Marſeille, und es freut uns, ihn mit der vollen Unſchuld ſeiner Seele, die uns an ihm und jedem Jünglinge ſo theuer iſt, von demſelben hinweg gebracht zu haben. — Vielleicht wär es möglich geweſen, daß er wenigſtens einen Theil der Eigenſchaften, die uns an ihm gefallen, verlohren hätte. Sein ſtilles ernſthaftes Weſen fieng man ſchon an lächerlich zu machen; die religiöſen Vorurtheile, die er häufig mit aus dem Kloſter gebracht hatte, und die wir, weil ſie wirklich Irrthümer waren, gern aus ſeiner ſchönen Seele hinweggeräumt geſehen hätten, wurden auf ſo gefährliche Art angegriffen, daß wir fürchteten, nebſt ihnen auch den Grund ſeiner ungeheuchelten Frömmigkeit, ſeine rühmliche Gewiſſenhaftigkeit, ſeinen Eifer für die Sache der Religion, ſeinen Trieb, durch Wohlthun gegen ſeine Brüder ſeiner Beſtimmung näher zu kommen, und alle das Schöne und Große, das damals den Stand, den er gewählt hatte, bezeichnete, erſchüttert zu ſehen. — Dank ſey es ſeinem Schutzgeiſte, wir haben ihn, ganz ſo wie er war und wie er ſeyn ſollte, in Sicherheit gebracht. — Im einfachen Pilgerkleide wandelt er den Weg nach Akka zu, ohne die Herrlichkeiten des Hofs zu Marſeille zu miſſen. — Auf ſeinem langen Wege nach dem heiligen Lande mußte er ſich faſt alle Bequemlichkeiten des Lebens verſagen, denn, nach dem Gebrauche den er auf den ſtöchadiſchen Inſeln von Hunbergens Geldſtücken machte, läßt es ſich wohl denken, daß er wenig zu ſeiner Reiſe übrig behielt, und von dem was er noch davon hatte, mehr zum Beſten ſeiner ärmeren Mitpilger als zu ſeinem eignen anwandte: dennoch fühlte er weder Mangel noch Beſchwerden. Nie hat wohl Paläſtina einen Pilgrim geſehen, der dem was dieſer Name in ſich begreift, beſſer entſprochen hätte, wir müßten denn das ausnehmen, daß nicht bloße Andacht, ſondern Trieb zu großen Thaten ihn zur Wallfahrt antrieb. — Er hatte auf ſeinem Wege viel mit den übrigen Wallern, die ſchon mehr in Paläſtina geweſen waren, von den Streitern Chriſti geſprochen, aber da die Tempelherren dieſen Namen ſchon längſt nicht mehr ordentlich führten, ſo konnte man ihm wenig Nachricht auf ſeine Fragen geben.

Er richtete, nachdem er, wie wir ſchon geſagt haben, zu Joppe ans Land geſtiegen war, ſeinen Weg nur darum ſo ſchleunig nach Akkon, weil man ihm geſagt hatte, daß er daſelbſt am erſten, von dem was er zu wiſſen verlangte, Nachricht erhalten würde.

Es war gegen Abend als er in dieſer Stadt der Tempelherren anlangte, und er fühlte ſich ſo ermüdet, daß er nicht daran dachte, ſich an dem Orte wo er war umzuſehen, ſondern nur eine Herberge ſuchte, um von ſeinen Beſchwerlichkeiten auszuruhen.

Da ſeine Reiſegeſellſchafter alle zu Joppe geblieben waren, und ſich auſſer denen, welche von Andacht nach Paläſtina getrieben wurden, wegen der Unruhen die in dieſem Lande herrſchten, wenig Fremde dahin wandten, ſo befand er ſich in dem Hauſe, in welches man ihn aufgenommen hatte, ehe alle

Geſellſchaft, und trauerte ſchon, daß er von dem, was ihm am meiſten am Herzen lag, dieſen Abend keine Nachricht würde einziehen können, als ein Mann in einer ſeltſamen ihm unbekannten Tracht hereintrat, und ihm meldete, daß er auch ein Reiſender wäre, und daß er dieſe Nacht Zimmer und Bette mit ihm würde theilen müſſen.

Walter nahm den Fremden mit der ihm eigenen Zutraulichkeit und Freundſchaft auf, und es dauerte nicht lange, ſo geriethen ſie in ein Geſpräch, das, wie bey Reiſenden gewöhnlich geſchieht, den Endzweck ihrer Reiſe zum Gegenſtand hatte.

Euch, mein Freund, ſagte der Fremde, darf ich nicht fragen, was euch nach Paläſtina gebracht hat; euer Kleid zeigt, daß Andacht die Urſache eurer Wanderungen iſt; aber wie iſt das? Wie ſchicken ſich eure Jahre zu eurer Tracht? Ich glaube noch nie einen ſo jungen Pilger geſehen zu haben. — Schicken ſich Andacht und Jugend ſo ſchlecht zuſammen? — fragte Walter lächelnd. — Doch dafern in eurer Frage, wie ich denke, ein heimlicher Tadel liegt, ſo mögtet ihr doch in demſelben nicht ganz Unrecht haben. Zwar bin ich nicht zu jung als Pilger zu dem heiligen Grabe zu wallen, aber dieſe Tracht Zeitlebens zu tragen, würde für den, der der Welt noch alle ſeine Kräfte ſchuldig iſt, für einen Jüngling, der noch nichts gethan hat, das ihn zu der Ruhe geſchäftloſer Andacht berechtigen könnte, ſchimpflich ſeyn, und dieſes dünkt mich, iſt der wahre Sinn eurer Rede. — Solche Gedanken habe ich nicht von euch, mein Sohn! erwiederte der Fremde, das Feuer, das aus euren Augen blitzt, ſpricht von einer regen, thätigen Seele; — aber darf ich nach dem Plane fragen, den ihr euch zu eurem künftigen Leben gemacht habt? — Erlaubt mir, antwortete Walter, daß ich eure Frage mit einer Gegenfrage erwiedere: Habt ihr wohl je von den Streitern Chriſti gehört? — Ein veralteter Name ſagte jener! — Oder von den armen Rittern von Jeruſalem? fuhr Walter fort. — Gleichviel; ſagte der andere mit Lachen, ihr werdet weder von den einen noch von den andern mehr etwas hören; diejenigen, welche ſonſt ſo hießen, haben dieſen Namen mit gar ſtolzeren Titeln vertauſcht. — Schadet nichts, ſprach Walter, wenn nur ihr Orden, wenn nur der Geiſt ihres Stifters noch exiſtirt. — Noch viel weniger, fiel der Fremde ein. Ich hoffe doch nicht, mein Sohn, daß ihr etwa ihren Orden annehmen wollt? Dieſes Pilgerkleid, dieſer Stab, dieſer leere Beutel würden ſchlechte Empfehlungen bey Fürſten ſeyn, euch zu ihrem Bruder aufzunehmen; denn Fürſten ſind jetzt eure armen Ritter von Jeruſalem. — Seht jener Palaſt, den ihr aus dieſem Fenſter ſehen könnt, iſt die Wohnung ihres Großmeiſters, und dieſe kleinern Gebäude die ihn ſo zierlich umringen, die Häuſer ſeiner Ritter. Wollt ihr mit ihm ſprechen, ſo müßt ihr euch erſt durch eine Menge Ritter und Knappen hindurch drängen, die im Stande wären Könige von ſeiner Thüre zurück zu weiſen, und die euch in dieſem Bettlerskleide gewiß nie den Zutritt zu ihm verſtatten werden. In dieſem Tone fuhr der Fremde fort die Tempelherren zu läſtern, ohne unſerm Jünglinge ihren Namen zu nennen, und Walter, der alles was er von ihnen ſagte, ſo genau mit der Beſchreibung übereinſtimmend fand, die ihm Uſo ehemals von den Hoſpitalitern gemacht hatte, konnte ſich nicht enthalten, den Fremden zu unterbrechen, und ihn in ſeiner Unſchuld zu fragen, ob er ſich vielleicht irrete, und die Streiter Chriſti, oder wie ſie ſich jetzt nennten, mit den Hoſpitalitern verwechſelte, als von denen er alles dieſes gehört habe, was er von den erſtern ſagte.

Walter hatte kaum dieſe Worte ausgeredet, als ſich das Geſicht ſeines Geſellſchafters mit glühender Röthe färbte; er ſprang auf und zog ein Schwerd, das unſer Pilger an ſeiner Seite noch nicht wahrgenommen hatte, über die Hälfte aus, ließ es aber gleich in ſeine Scheide zurück ſinken, indem er einen verächtlichen Blick auf den Jüngling warf und mit verbiſſenem Grimme ſagte:

Du biſt zu gering einen Ritter von Sankt Lazarus zu beſchimpfen! Mit dieſen Worten verließ er plötzlich das Zimmer, und ließ Waltern in großer Verwunderung, womit er doch dieſen Mann mögte beleidigt haben, dem er kein böſes Wort geſagt zu haben glaubte, denn er wußte ſo wenig als meine Leſer es wußten, ehe ich es ihnen ſagte, daß der Fremde ein Hoſpitaliter oder Lazarusritter war, indem er den Namen den er ſich gab nicht verſtanden hatte. Die Art mit welcher er von den Streitern Chriſti ſprach, hätte ihn auf die rechte Spur bringen können, wenn er gewußt hätte, daß dies der gewöhnliche Ton wäre, mit welchen dieſe Herren ſich auszudrücken pflegten: aber von dem unverſöhnlichen Widerwillen der Hoſpitaliter und Tempelherren, den ſie, ungeachtet aller äuſſerlichen Einigkeit, gegen einander im Herzen behielten, war ihm ſo wenig, als von dem wahren Namen der Ritter, in deren Orden er zu treten wünſchte, etwas bekannt worden; denn Ulſo, von dem er alle ſeine Nachrichten hatte, hatte ihm nichts davon geſagt, oder vielmehr wegen Unwiſſenheit ſagen können.

Walter hörte indeſſen bald auf ſich über die ſonderbare Art zu beunruhigen, mit welcher der Fremde, von ihm ſchied, und dachte mehr denjenigen nach, was er ihm von ſeinen lieben Rittern von Jeruſalem geſagt hatte. — Lieb war es ihm zwar, daß er nunmehr wußte, wo er ſie treffen hätte, aber die Beſchreibung von ihrem fürſtlichen Pracht und Reichthum, von ihrem Stolz und Geringſchätzung der Armen, machte ſeinen Vorſatz, ſich zu ihrem Orden zu melden, ganz wankend, und wenn er vollends aus ſeinem Fenſter die Paläſte betrachtete die ihm der Hoſpitaliter als ihre Wohnungen gezeigt hatte, ſo ſank ſein ganzer Muth; alles was er an den Streitern Chriſti bewundert hatte, Demuth, freywillige Niedrigkeit, und alle auf dieſen Grund erbaute Tugenden ſchwanden dahin, er bereuete ſein Kloſter und den Hof zu Marſeille verlaſſen zu haben, und meynte ſeinen ganzen Plan umſchmelzen zu müſſen.

Mit ſolchen Gedanken legte er ſich zur Ruhe, und die Geſchichte ſagt, daß er in dieſer Nacht einen Traum gehabt habe, der uns merkwürdig genug dünkt, hier mit eingerückt zu werden.

Walter befand ſich in ſeinem nächtlichen Geſicht auf der Inſel des Kloſters, und ſaß an ſeines Freundes Uſo Seite, ſo, daß er den zerſtörten und eingeſtürzten Theil des Kloſters im Geſicht hatte, von welchem ihn der abergläubiſche Alte oft geſagt hatte, daß er eine Behauſung der Geiſter ſey, und mehr um dieſer Urſache willen, als wegen ſeiner Baufälligkeit unbewohnbar wäre. — Der Tempelherr Andreas ſtieg in voller Ordenstracht aus den Trümmern empor und nahte ſich mit zornigem Blick zu Uſo.

Warum, ſagte er zu ihm, warum ſchweigſt du nicht von Dingen, die du nicht einmal zu nennen weißt? Wer ſind die Tempelherren, und wer ſind die Streiter Chriſti?

Walter erwachte, und dachte dem nach was er geſehen hatte, denn er war nicht ganz frey vom Glauben an Träume und Nachtgeſichte, aber er fand ſo wenig Licht in den Worten die er den Ritter Andreas hatte ſagen hören, daß er des Forſchens müde ward, und von neuen einſchlief. — Da deuchte es ihm, als wenn er in den Palaſt eingieng den ihm der Lazarusritter als die Wohnung der Streiter Chriſti gezeigt hatte. Ungehindert wandelte er durch die weiten Vorhöfe, und weder Ritter noch Knappen verwehrten ihm den Weg. Nur dünkte es ihm, als wenn die Geſtalt des geliebten Andreas, bis in die Hunderte vervielfältiget, ihm überall begegnete, und ihn mit freundlichen Winken zum Fortgehen aufmunterte. Endlich kam er in einen Saal, wo ebenfalls der Tempelherr auf einem Throne ſaß und eine Menge von Männern, die ihm an Geſtalt und Tracht vollkommen gleichten zur Seite hatte. — Komm in meine Arme, mein Sohn! ſagte er, indem er ihm entgegen gieng, wie war dir es möglich, mich und meine Brüder zu verkennen! Bey dieſen Worten war es ihm als wenn Andreas ihn die Stufen ſeines Throns hinaufführte, und verſchwand. —

Freude

Freude über das, was er geſehen hatte, und Grauen über das Ganze, das mehr Erſcheinung als Traum zu ſeyn ſchien, erweckte den Jüngling. — Der Tag war angebrochen. Er ſtand auf und faßte den Entſchluß, den wir im folgenden hören werden.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Freymüthigkeit und Zutrauen zu ſich ſelbſt, ſind die beſte Empfehlung.

Was wage ich endlich, ſagte Walter bey ſich ſelbſt, indem er das Haus verließ, und nach dem Tempelhofe, den ihm der Hoſpitaliter des vorigen Tages gezeigt hatte, zugieng, was wage ich, wenn ich den Vorſatz ausführe, mit welchem ich Europa verließ? Faſt dünkt mir es unmöglich, daß die Streiter Chriſti ihren alten Sinn ſo ganz abgelegt haben ſollten, daß ſie im Stande wären einen Pilger übel zu begegnen, und geſezt auch ſie thäten es, geſezt ſie hätten mit den ſtolzen Namen, davon mir der Fremde geſtern ſagte, den Stolz weltlicher Fürſten angenommen, und ich fände bey ihnen die nämliche Aufnahme, wie Hugo von Pajens weiland bey den Hoſpitalitern; ſollte nicht ein ſtrafender Blick aus meinen Augen, ſollte nicht die Stimme der Ermahnung aus dem Munde des Jünglings, ſie zu ihrer Schuldigkeit zurück weiſen können? — Walter vermaß ſich viel, wie alle Jünglinge ſeiner Art zu thun pflegen. — Langſam gieng er durch die Straßen, die wegen der frühen Tageszeit noch ganz ſtill und öde waren, und ſann auf die mächtigen Worte, welche im Stande ſeyn ſollten, die Männer, vor welche er jetzt treten wollte, und die man ihm ſo ſtolz und furchtbar geſchildert hatte, ſanft und herablaſſend zu machen. — Er fand wenig Schwierigkeiten hierbey, gieng bald von dieſen Gedanken ab, und fiel wieder auf ſeine Träume. — Er hielt ſie für bedeutend, und gab ſich alle Mühe, die Worte des Ritters Andreas auszulegen. Daß er anfangs die Tempelherren und die Streiter Chriſti faſt in einem Athem nannte, und ihn denn fragte, wie es ihm möglich geweſen ſey, ihn und ſeine Brüder zu verkennen, das brachte ihn bald auf ſeine alte Muthmaßung, die ihm Uſo allemal ſo ſehr beſtritten hatte, daß dieſe beyden Namen einerley Orden bedeuteten; bald fiel ihm die Schilderung ein, die ihm der Fremde geſtern von den Bewohnern des Palaſts gemacht hatte, dem er ſich nun bis auf wenig Schritte genähert hatte, und er zitterte, wenn er dachte, er könnte vielleicht in die Wohnung der Hoſpitaliter kommen, die ihm aus Ilſes Erzählung ſo verhaßt waren. Mit ſolchen verwirrten Gedanken betrat er endlich die Vorhalle des Tempelhofs, und bemerkte auch da überall die nämliche Stille und Einſamkeit, wie auf den Straßen der Stadt. Er gieng durch eine große Pforte, und kam auf einen weitläuftigen freyen Platz; zur Rechten ſah er das Gebäude liegen, welches die Wohnung des Großmeiſters ſeyn ſollte, und gleich gegen ihm über ein anderes, welches allem Anſehen nach eine Kirche ſeyn mußte. Einige in graue Mäntel gehüllte Jünglinge ſtanden inwendig an dem offenen Kirchthor, und machten ihm, als er ſich nahte, mit ziemlicher Freundlichkeit Platz. — Er trat mit einer Art von Schauer in das Gotteshaus. Die Stille des Orts, wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Geräuſch ſeiner leiſen Tritte, und durch das ferne Murmeln des Meſſeleſenden Prieſters. — Er trat einige Schritte weiter hervor, und warf einen Blick auf die Verſammlung; aber welche Empfindung, als er ſo wie dieſe Nacht im Traume überall die Geſtalt, wenigſtens die Kleidung des geliebten Tempelherrn, überall weiſe Mäntel und rothe Kreuze erblickte. — Die Erſchütterung, die dieſer Anblick in ſeiner Seele verurſachte, war ſo heftig, daß ſie ſich kaum bergen ließ. — Jedermann ſtand, und es war nirgend ein Sitz zu ſehen, der ihm bey den Zittern, das ſein

Innerſtes durchſchauterte, hätte zu Statten kommen können. Er ſank auf die Knie und lehnte ſich ſeitwärts an die Wand zurück: ſeine Hände waren gefalten und die Augen zur Erde geſenkt, daß er alſo ziemlich die Stellung eines Betenden hatte, und ſeine Erſcheinung der Verſammlung um ſo viel weniger auffiel. Bald darauf knieten auch die anderen nieder, die Meſſe gieng zu Ende, ein jeder betete für ſich im Stillen, und machte ſich fertig die Kirche zu verlaſſen. Walter hatte ſich indeſſen ziemlich gefaßt; er war aufgeſtanden, und fieng nun an, ſich den entzückenden Gedanken lebhaft zu denken, daß er unter den Brüdern des geliebten Andreas wäre, die ſeiner gegenwärtigen Vorſtellung nach, dieſem edeln Manne alle vollkommen gleich ſeyn mußten. Hatte ſie ihm nicht ſelbſt ſein Traum auf dieſe Art geſchildert? Es überzeugte ſich nun immer mehr und mehr, daß die, welche er vor ſich ſah, auch zu gleicher Zeit niemand anders wären, als die Streiter Chriſti, welche er ſuchte, und die zwar ihren erſten Namen und ihre anfängliche Tracht, aber nicht den Geiſt der Frömmigkeit und Demuth abgelegt hatten, der ſie vordem beſeelte. Er glaubte die Miene und das Betragen, das ſie hier vor dem Angeſichte Gottes hatten, und das ſie ſo ſchön charakteriſirte, wäre eben dasjenige, das ſie auch in der Welt führten, und ſein Muth wuchs durch dieſe

Vorſtellung ſo ſehr, daß, als der Zug der Ritter ſich dem Thore nahte, er ohne Furcht mit ſeiner gewöhnlichen großen edeln Miene hervortrat, und denjenigen der vorangieng zuerſt angeredet haben würde, wenn dieſer ihm nicht zuvorgekommen wäre.

Wer ſeyd ihr, mein Sohn! und was verlangt ihr von uns? fragte der Ritter. — Ein Pilger; antwortete Walter, — ich hörte in meinem Vaterlande von eurer Tapferkeit und Frömmigkeit, und kam nach Paläſtina, weniger um das heilige Grab zu ſehen, als euch kennen zu lernen, und in euren Orden zu treten. — Der Ritter lächelte über die Freymüthigkeit des Jünglings, und ſprach, nach dem er ihn eine Weile ſcharf angeſehen hatte: Ihr ſeyd ſehr jung, mein Sohn! — Man ſagt es, erwiederte Walter, aber ich habe ſchon ſo viel in meinem kurzen Leben erfahren, und fühle ſo viel Muth in meinem Herzen und Stärke in meinen Armen, daß ich mich für dreymal ſo alt halte als ich bin. Auch ſehe ich unter den Jünglingen die euch dienen, manchen der mich nicht viel an Jahren übertreffen wird. — Ein auſſerordentlicher Menſch, ſagte der Ritter zu einem jungen Tempelherrn, der aus der Reihe hervorgetreten war, und Waltern mit eben ſolchen forſchenden Blicken anſahe als der erſte. — Geht, mein Sohn! fuhr dieſer fort, indem er ſich wieder zu unſern Pilger wandte. Meine Abſicht war nicht, euch eure Jugend zu einem Hinderniß eures Verlangens zu machen. Ihr könnt uns folgen, und mich ſogleich, nachdem wir auseinander gegangen ſind, in meiner Wohnung ſprechen.

Walter verbeugte ſich, legte die Hand auf die Bruſt, und trat ehrerbietig zurück.

Der Zug der geiſtlichen Ritter gieng vor ihm über, und ward durch die Jünglinge in grauen Mänteln, die Walter für das was ſie waren, für die Waffenträger hielt, beſchloſſen.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Odo von St. Amantis.

Daß der Ritter, welcher den Zug der Tempelherren führte, ihr Großmeiſter war, werden meine Leſer bereits gemerkt haben, und ſeinen Namen leſen ſie in der Ueberſchrift dieſes Kapitels. Sie aber noch näher mit ihm bekannt zu machen, ihnen denſelben, noch ehe Walter ſeine erſte Audienz bey ihm hat, ſeinem Charakter nach ein wenig zu ſchildern, damit ſie wiſſen, was ſie von ihm zu gewarten haben, das ſoll mein Geſchäft auf dieſen und einigen künftigen Blättern ſeyn.

Odo von St. Amantis, war, wie die Geſchichte von ihm ſagt, ein kühner, großer, edeldenkender Mann; er hatte am Hofe des Königs zu Jeruſalem, nachdem ihn unglückliche Liebe ins heilige Land trieb, die höchſten Ehrenſtellen bekleidet, aber ſo wenig Wohlgefallen an dem ſeltſamen Leben gefunden das daſelbſt geführt wurde, daß er bald und gern den Marſchallſtab mit der Fahne des Kreuzes vertauſchte. Wenig Aufopferung gehörte bey ihm, der alle Hofnung zu irdiſchem Glück in Europa zurück gelaſſen hatte, dazu, dieſen Tauſch zu treffen, und ſich ganz dem geiſtlichen Stande zu weihen. Er war es müde an einem Hofe zu leben, wie der von Jeruſalem war, wo ein ſchwacher König ſich von einer laſterhaften Gemahlin beherrſchen lies, wo der Prinz, der nach ſeines Vaters Tode die Krone tragen ſollte, in Weichlichkeit und Entfernung von Reichsgeſchäften erzogen ward, wo das Oberhaupt der morgenländiſchen Kirche, der Patriarch, zugleich die Stelle des erſten Liebhabers der Königin vertrat, wo man die gröbſten Ausſchweifungen mit heuchleriſchen Andachtsübungen zu büßen ſuchte, und üppige Tänze und näriſche ſinnloſe Spiele, mit Wallfahrten und langen Gebeten abwechſeln ließ. Was für ein Leben für einen Mann wie Odo! So ungern ihn die Königin, die nicht blind gegen ſeine Vorzüge war, von ihrem Hofe entließ, ſo freudig verließ er denſelben. Schon zehen Jahr war er Tempelherr, und beynahe ſieben Jahr Großmeiſter ſeines Ordens. — Dieſe Stelle, welche der uns wohlbekannte Andreas von Montbarry ehemals aus Großmuth, ſeinem Feinde Philip von Neapel überließ, und welche dieſer, als er ſein Unrecht erkannte, dem Ritter Andreas ſo gern wieder zurück gegeben hätte, nahm Andreas nur darum an, um ſie ſeinem Freund Odo aufzutragen, welcher damals zwar einer von den jüngſten Rittern, aber in Andreas Augen der würdigſte des ganzen Ordens war.

Die Vortheile die Odo ſeinen Rittern und der ganzen Chriſtenheit in Paläſtina ſchafte, wie ſehr er die Fonds der Wohlthätigkeit der Tempelherren vergrößerte, und wie ſehr er ihrem Stolze und ihrer Herrſchſucht Gränzen zu ſetzen wußte, wie herrlich er die Reichthümer des Ordens anwandte, und wie friedlich er mit den Hoſpitalitern lebte, mit denen ſich ſonſt niemand vertragen konnte, das würde zu weitläuftig zu erwähnen ſeyn; meine Leſer müſſen ſich mit dieſer kleinen Skizze begnügen, und ſich das, was ich von ſeinem Charakter hier nicht mit habe beybringen können, aus ſeinen Handlungen, von denen ſie Zeuge ſeyn werden, abſtrahiren.

Walter ſäumte nicht dem Befehle des Mannes zu gehorchen, den er ſchon liebte, ohne noch den kleinſten Theil ſeiner ganzen Vortreflichkeit vollkommen zu kennen; er folgte dem Zuge der Tempelherren von weitem in den Palaſt des Großmeiſters, und wurde, nachdem die Ritter auseinander gegangen waren, in Odos Kabinet gefodert.

Ohne Furcht trat er vor ihn, und erwartete ſeine Anrede, welche ſich etwas lange verzog, weil Odo anfangs nichts that, als die Perſon des Jünglings mit ſeinen durchdringenden Augen zu muſtern. Walter wurde durch die Blicke des Großmeiſters ſo wenig aus ſeiner Faſſung gebracht, daß er ihnen vielmehr mit beſcheidener Freymüthigkeit begegnete, und in dem Geſichte des Tempelherrn eben die phiſiognomiſchen Bemerkungen zu machen ſchien die er in den ſeinigen machte. Zuweilen zwar ruhte auch ſein Auge auf dem jungen Tempelherrn, welcher ihm in der Kirche ſo aufmerkſam betrachtet hatte, und der auch jetzt gegenwärtig war. Walter glaubte in ſeinem Geſicht einige Spuren von Aehnlichkeit mit ſeinem alten Freund Blendel zu finden, ſein ganzes Herz neigte ſich zu ihm hin, und die Vorſtellung vergangener Zeiten lockte einige Thränen in ſeine Augen.

Odo ward dieſes nicht ſo bald gewahr, als er das Stillſchweigen brach, und lächelnd anfieng:

Wie? ihr wollt in einen Ritterorden aufgenommen ſeyn, und ſchämt euch nicht Thränen zu vergießen? — Sollten die Thränen der Zärtlichkeit und der Wiedererinnerung einem Helden unanſtändig ſeyn? antwortete Walter. — Und was iſt an dieſem Orte, fragte der junge Tempelherr, indem er ſich ihm freundlich nahte, das euch ſolche Thränen auszupreſſen im Stande wäre. — O alles, Ritter, alles was ich vor mir ſehe, antwortete Walter, ſelbſt eure Kleidung, ſelbſt eure Blicke, die ihr ſo freundſchaftlich auf einen armen Pilger richtet, O, ich hatte auch wohl ehemals Freunde, die mich mit ſolchen Blicken anſahen; und das Kleid das ihr tragt, ermangelt nie mich an einen Mann zu erinnern, bey dem ich es zuerſt ſah, und der faſt in meinen Armen von dem Mordſchwerdte gefällt wurde. Bey dieſen Worten fiengen Walters Thränen an häufiger zu fließen, der junge Tempelherr wandte ſich hinweg, und Odo ſchien bewegt.

Mein Sohn! fieng er nach einer Weile zu Waltern an, ohne mich weiter auf Dinge einzulaſſen, die euer Herz zu ſehr anzugreifen ſcheinen, frage ich euch nochmals, ob ich euren Wunſch dieſen Morgen richtig verſtanden habe. Seyd ihr wirklich hieher gekommen, in unſern Orden zu treten? und kennt ihr die Schwierigkeiten, die ſich eurem Verlangen entgegen ſetzen werden? — Ob es mein Wunſch iſt, einer von euren Rittern zu ſeyn? erwiederte Walter. O Gott, der heißeſte, innigſte, den ich in meinem Herzen habe! — Und was die Schwierigkeiten anbelangt, o die ſind mir auch nicht unbekannt. Nur noch geſtern ſagte man mir von dem Stolze, der bey eurem Orden herrſchte, und der euch verhindern würde, einen armen Pilger eines Anblicks zu würdigen, und ſeine Bitte anders als mit Hohngelächter zu beantworten. Gott lob, ich werde nichts von alle dem an euch gewahr, und ich ſehe alſo keine Schwierigkeiten, die ſich der Erfüllung meiner Bitte entgegen ſetzen könnten. —

Gut, ſagte Odo, ich will es indeſſen gelten laſſen, daß unſer Wille euch allein an eurem Verlangen hinderlich ſeyn könnte, und daß ihr alſo hierinnen nichts zu fürchten hättet, ob es gleich noch lange nicht ausgemacht iſt, daß alle meine Ritter mit uns beyden übereindenken werden. — Aber was könnt ihr uns von euren Herkommen, von eurem bisherigen Aufenthalt, von eurer Aufführung und Redlichkeit für Zeugniſſe bringen? ohne dieſe würde es ziemlich unüberlegt, würde es uns nicht einmal erlaubt ſeyn, einen Fremden, den wir heute zum erſtenmale ſehen, unter uns aufzunehmen. Wiſſet, euer Herkommen muß wenigſtens edel. und eure Sitten müſſen, nach der erſten Einſetzung unſers

Stifters, ganz rein und unſträflich ſeyn, wenn ihr keine abſchlägige Antwort von uns haben wollt.

Ich kenne die Foderungen der Streiter Chriſti, antwortete Walter, und weis wozu mich mein Stand und meine Aufführung berechtigen; aber wenn ihr Zeugniſſe fodert, die habe ich nicht, ihr müßtet denn mein Wort, und das Herz, welches, wie man mir oft geſagt hat, aus meinen Augen ſpricht, für Zeugniſſe annehmen wollen, daß das, was ich ſage, Wahrheit iſt. Ich bin bey der Gräfin von Flandern mit Blondel von Neßle, und Matilden von Tripoli erzogen worden. Unglücksfälle nöthigten meine Pflegemutter mich in ein Kloſter auf den ſtöchadiſchen Inſeln bringen zu laſſen, und noch herbere Unglücksfälle haben mich aus demſelben getrieben und zum Pilger gemacht. — Jüngling, unterbrach ihn der Großmeiſter; ihr ſagt mir in wenig Worten ſo viel, daß ich bey ſchicklicher Gelegenheit eine umſtändlichere Erzählung von euch fodern werde. Eure Rede trägt übrigens das Gepräg der Wahrheit, und ich glaube ihr, bis ich nähere Erkundigung eingezogen habe. Geht hin, ich werde Befehl für euch geben, daß man euch ſtatt dieſes Pilgergewands die Kleidung reiche, die unſere Waffenträger tragen. Eure ordentliche Aufnahme ſoll in wenig Tagen geſchehen.

Der junge Ritter, welcher während dieſes Geſprächs von Waltern kein Auge verwendet hatte, wandte ſich nach dieſen Worten zu Odo: Mein Oheim! ſagte er mit bittender Stimme, dürfte ich wohl dieſen Jüngling zum Waffenträger von euch fodern? — Der Großmeiſter willigte ein, und der junge Tempelherr, welcher in dem Augenblicke, da er ſeinem neuen Waffenträger gebieten wollte, ihm zu folgen, ſich beſann, daß er ſeinen Namen noch nicht wußte, fragte ihn, wie er heiße. — Walter von Montbarry, antwortete unſer Jüngling, indem er dem jungen Tempelherrn nachtrat.

Dreyſigſtes Kapitel.

Walter wird Hugos Freund und Odos Liebling.

Odo war durch die Namen der Gräfin von Flandern und Matildens von Tripoli, die Walter in ſeiner kurzen Erzählung genennt hatte, ſchon aufmerkſam geworden; denn die erſte war ihm vielleicht noch auf andre Art, als durch ihren Bruder Andreas bekannt, und von der andern wußte er ſehr wohl, daß ſie Graf Raimunds Tochter war, aber nun, da er den Namen des Jünglings hörte, deſſen ganzes Weſen ihn ſo ſehr intereſſirte, nun ward ſein Verlangen nach mehrerer Nachricht von ihm, volſtends aufs höchſte geſpannt. Walter von Montbarry? wiederholte er bey ſich ſelbſt, als der Pilger ſich ſeinem neuen Herrn nannte, Walter van Montbarry? die Gräfin von Flandern! Matilde, Raimunds Tochter? — Was für bekannte Namen! Es fehlte nichts, als daß der Jüngling noch den Ritter von Montbarry, meinen Andreas, meinen Freund, meinen Wohlthäter nannte. — O, dieſer junge Menſch feſſelte nicht von ohngefähr beym erſten Anblick meine ganze Seele an ſich! Ich fühle es, er iſt meinem Herzen nahe verwand, wenn vielleicht auch nicht durch Blutsfreundſchaft, doch durch Verbindungen mit meinen älteſten und liebſten Freunden. O Hunberga! O Andreas! o er kennt euch, ihr Theuern! er wird mir tauſend Nachrichten von euch geben können, die ich ſo lange umſonſt geſucht habe. —

Odo verſenkte ſich in ein Meer von Gedanken, und die Folge dieſes Nachſinnens war, daß Walter kaum ſein Pilgerkleid abgelegt, und ſich in ſeine neue Ordenstracht gekleidet hatte, als er ſchon wieder vor den Großmeiſter gefodert ward. Sein Herr, Odos Neffe, oder wie wir ihn lieber inskünftige nennen wollen, Hugo von St. Amantis, der ſeinem neuen Waffenträger, oder vielmehr ſeinem Freunde nicht von der Seite gegangen war, begleitete ihn. — Dem Großmeiſter giengen die Augen über, als er die beyden Jünglinge Arm in

Arm vor ſich treten ſahe, und in beyder Augen las, wie glücklich er den einen durch den andern gemacht hatte.

Hugo hatte Waltern vom Anfange geſagt, daß er nichts von dem Verhältniß des Herrn und des Dieners zwiſchen ihnen beyden wiſſen wollte, und Walter, der ſich ſeiner Würde bewußt war, hatte dieſen Ausſpruch und Hugos Antrag, keinen andern Namen als den Namen ſeines Freundes zu führen, ohne Bedenken angenommen, und mit einem treuherzigen Händedruck, und einer feurigen Umarmung bekräftigt. — Meine Leſer werden vielleicht wider dieſe ſchnellgeſtiftete Freundſchaft vieles einzuwenden haben; aber liegt es nicht in dem Charakter des Jünglings, ſich ſchnell an das anzuſchließen, was ihm ähnlich zu ſeyn ſcheint? Und giebt es keine Sympathie der Seelen? — Daß dieſer tief in unſer ganzes Weſen eingewebte Trieb oft ſeine Gegenſtände verkennt, und alſo oft getäuſcht wird, mag wohl mehr als zu wahr ſeyn; aber zum Glück war dies der Fall nicht bey Hugo und Walter. Sie ſchienen von der Natur zu Freunden, zu Brüdern beſtimmt zu ſeyn; ob ſie gleich in verſchiedenen Welttheilen gebohren waren, ſo führte ſie doch ihr günſtiges Geſchick zuſammen, und erſten Blicks erkannten ſich ihre Seelen; eine Verkettung von glücklichen Umſtänden, die man ſelten findet. — Wie Kinder eines Vaters ſtanden ſie vor Odo, und ſo wurden ſie auch von ihm angeredet. — Setzt euch an meine Seite, meine Söhne! ſagte der Großmeiſter, und du, Walter von Montbarry, ſage mir, wo haſt du den Namen her, den ich nie ohne die tiefſte Empfindung kann nennen hören? — War die große, die reizende Hunberga von Montbarry dir nicht vielleicht mehr als Pflegemutter? Kannteſt du meinen unvergeßlichen Freund den edeln Andreas? und weißt du etwas von der Art ſeines Todes, die uns auf ſo verſchiedene Art vorgetragen worden iſt? Weißt du etwas von der jungen Matilde, die Graf Raimund auf mein und Andreas Anrathen, den Gefahren des Hofes entriß, um ſie in Hunbergens Arme zu liefern, und von welcher wir ſeit Andreas Verſchwindung nichts gehört haben?

Und dieſe lieben Perſonen ſind alſo alle eure Bekannten? fragte Walter mit zuſammengeſchlagenen Händen. — O, ich ahndete es vom Anfang, daß ich hier nicht unter Fremden wäre! Du Hugo! biſt mein Bruder; und ihr, edler Odo! ſeyd mein Vater, mein zweyter Andreas! o laßt mich, laßt mich euch in meine Arme ſchließen, und vergeſſen, alles vergeſſen, was ich gelitten und verlohren habe! —

Vergönne mir, mein Leſer! die Scene welche dieſen Worten folgte, mit Stillſchweigen zu übergehen,

gehen, ſo wie auch alles, was unſer Walter, nachdem der erſte Sturm von Empfindungen vorüber war, den beyden Tempelherren erzählte, und welches alles das in ſich begrif, was er ſich von ſeiner früheſten Kindheit an von ſeiner Lebensgeſchichte beſinnen konnte, und was meine Leſer in den vorhergehenden Blättern von ihm geleſen haben. Seine Erzählung war an manchen Stellen unvollſtändiger, an manchen weitläuftiger als ich ſie geliefert habe, vornämlich ſagte der beſcheidene Jüngling von ſich ſelbſt nicht den zehnten Theil von dem, was er hätte ſagen können, aber es blickte doch immer genug aus ſeinen Erzählungen hervor, das ſeinen Zuhörern ſeinen ganzen Charakter lebendig darſtellte, und ihn ihnen immer theurer machte. In ſeinen Beſchreibungen von Blondeln, Matilden und Hunbergen, war er mahleriſch beredt, und bey der Geſchichte vom Tode des Ritters Andreas, und Hunbergens Verjagung redeten mehr ſeine Thränen als ſeine Worte. Bey dem letzten kam ihm Theoderichs Brief zu ſtatten, daß er ſich kürzer faſſen konnte; er gab ihn dem Großmeiſter und Hugo zu leſen, und erſterer bat den Jüngling, denſelben in ſeinen Händen zu laſſen. — Daß er eine Art von Zeugniß für euch iſt, ſagte er, will ich gar nicht erwähnen, denn ich brauche kein anders als euer Wort; aber vielleicht iſt mir es möglich vermittelſt deſſelben etwas zum Beſten, wenigſtens zum Troſt der unvergleichlichen Hunberga auszurichten. — Wer der Mörder des Tempelherren war, weis ich nunmehr zuverläſſig aus eurer Erzählung, und bin im Stande, durch dieſe Entdeckung die Philip durch tauſend Künſte bisher unmöglich gemacht hat, ihn zu allen zu nöthigen, was zur Genugthuung der Gräfin gereichen kann. — Theoderich war ſehr alt, und in den letzten Tagen ſeines Lebens ſo ſchwach am Verſtande, daß er höchſtens dieſen Zettel hat unterſchreiben können; ob er aber den Inhalt deſſelben Philippen in die Feder geſagt, ob er vielleicht gar nur ein Wort davon gewußt hat, das müßte man erſt unterſuchen.

Walter überließ dem Großmeiſter Theoderichs Brief, und dieſer fuhr in ſeiner Rede folgendermaßen fort: — Aber wißt ihr auch, mein Sohn, daß dieſer Philip von Flandern, euer und Hunbergens Feind, hier eine ſehr große Rolle ſpielt? und daß es alſo nöthig ſeyn wird, euren Namen zu verändern, und euch auf alle Art vor ihm verborgen zu halten, wenn ihr für ſeinen Nachſtellungen ſicher ſeyn wollt? — Walters Wangen färbten ſich mit glühender Röthe. — Vor Philippen, ſchrie er, ſollte ich mich verſtecken? Um ſeinetwillen den Namen Montbarry, das theure Unterpfand von Hunbergens mütterlicher Liebe aufgeben? — Aber bedenket, unterbrach ihn Odo, daß dieſer Name euch nicht zukommt, und daß ihr mit mehrerem Recht den Namen eurer Mutter, welcher, wie ich ſehe Klifford iſt; führen könnt, bey welchem ihr auch noch den Vortheil habt, verborgen bleiben zu können.

Walter fand, ich weis nicht was Beſchimpfendes in der Zumuthung den Namen ſeiner Mutter zu führen. Nein, rief er mit erhöhten Unwillen, nimmer will ich aufhören Montbarry zu heiſſen, bis ich den Namen meines Vaters führen kann, und dieſen ausfündig und mich ſeiner würdig zu machen, ſoll mein ganzes Beſtreben ſeyn. — Und verborgen bleiben? Um Philips willen verborgen bleiben? Trat ich darum in euren Orden, um mein Daſeyn in Dunkelheit zu verhüllen? Nein, die Welt ſoll Waltern von Montbarry kennen! Philip ſoll mich kennen, und meine Rache fühlen!

Odo faßte den Jüngling, der bey Endigung dieſer Worte ſich vor Zorn ſelbſt nicht mehr kannte, bey der Hand. Walter, ſagte er, indem er ihn ſteif anſahe, ihr ſeyd mein Mann! Ganz, ganz entſprecht ihr dem, was ich von euch erwartete. Ich ſehe groſe Dinge von euch voraus; beſtätiget die Erwartungen, die ich von euch habe. — Aber, verſetzte Walter, indem er ſein Gewand faßte, und mit einer Art von Beſchämung anſahe, dieſes Kleid! — Philip, Graf von Flandern; Walter, ein armer Waffenträger?

Ich verſtehe euch, ſagte der Großmeiſter; ſo wie ich euch kenne, gäbe ich euch heute Mantel und Kreuz, machte euch heute zu dem, was ich und mein Neffe ſind: aber ihr müßt noch einige Zeit in dieſem Stande bleiben, bis ihr der Welt durch Thaten bewieſen habt, was ich, der ich euch genauer kenne, auf euer bloßes Wort, auf den Anſtrich, den alle eure Handlungen haben, von euch glaube. — O mein Sohn, glaubt ja nicht, daß ihr alles überſtanden habt, weil ihr mir und eurem Freund Hugo gefallet. Eure plötzliche Erhebung zu dem Stande in dem ihr euch jetzt befindet, ſo gering er euch vorkommt, ſo gering er auch für eure Anſprüche ſeyn mag, wird von vielen unſers Ordens mit ſcheelen Augen angeſehen werden; wollte ich euch noch höher heben, ehe ihr bezeugt habt, daß ihr dieſer Ehre würdig ſeyd, ſo würde man mich offenbar, und zwar mit einigem Rechte, der Partheylichkeit beſchuldigen, und ihr — doch ich darf euch von eigner Gefahr nichts ſagen, ihr macht euch eine Ehre daraus ſie zu verachten: aber glaubt mir, junger Menſch, auch Helden müſſen zuweilen ihren Feinden weichen, und eure Rache an Philip, die ich übrigens für ſehr billig halte, wird noch manche Hinderniß zu überſtehen haben, ehe ſie zur Reiſe kommen kann. — — Meine Leſer! wenigſtens einige derſelben werden ſich wundern, daß ein chriſtlicher Ritter, ein Mann wie Odo, Walters rachgierige Geſinnungen ſo leicht behandeln konnte; aber ſie müſſen nicht mehr von denen fodern die ich ihnen ſchildere, als ſie leiſten können. — Die Tugend der Verſöhnlichkeit, und die Verzeihung angethaner Beleidigungen, ſtand nun einmal nicht in der Moral der damaligen Helden, und ob man gleich einige Beyſpiele von Männern jener Zeiten haben will, welche großmüthig genug dachten, angethanes Unrecht zu verſchmerzen, vielleicht gar mit Wohlthaten zu belohnen, ſo mußte doch gewiß dieſes Unrecht niemand als ihre eigene Perſon betroffen haben, denn dasjenige, was ihren Freunden zugefügt wurde, konnte nicht anders als durch Blut, durch eigene Vorbitte der beleidigten Perſon, oder freywillige Demüthigung des Beleidigers ausgelöſcht werden. — Sehet hier die Urſache, warum Odo Waltern ſo wenig einredete: Die Ermordung des Tempelherrn, und die Verjagung der Gräfin von Flandern, waren auch in ſeinen Augen Dinge, welche nicht ungeahndet bleiben durften.

Auf dieſe Art endete ſich dieſe Unterredung zwiſchen dem Großmeiſter, und dem jungen Kandidaten ſeines Ordens. Hugo hatte zu derſelben nur wenig geſagt, und ſagen können; denn ob dieſer

Ritter gleich edel und heldenmüthig dachte, ſo war doch ſein ganzer Charakter weit ſanfter als Walters, er nahte ſich mehr der weiblichen Stille und Duldſamkeit, und das Feuer das aus jedem Worte, jeder Handlung ſeines neuen Freundes blickte, war ihm etwas Fremdes, das er mit Bewunderung anſahe, aber in ſeinen Charakter weder übertragen konnte noch wollte. Eben dieſer Unterſchied der Geſinnungen, eben dieſe Denkungsart unſers Walters, die ſich Odos Heldenmuth ſo ſehr näherte, machte gar bald, daß er dem Großmeiſter weit lieber ward, als ſein eigener Neffe; ein Vorzug, den Hugo ſeinem Freunde nicht beneidete, und deſſen dieſer ſich nicht überhob.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Walters erſter Feldzug.

Walter wurde nunmehr feyerlich aufgenommen, und zu den Geſchäften und Uebungen ſeines neuen Standes angewieſen; je mehr er ſich in denſelben hervorthat, je mehr erfuhr er das, wovon ihm der Großmeiſter, wie wir im vorigen Kapitel geſehen haben, bereits einige Winke gegeben hatte: Neid und heimliche Tücke, nicht allein bey den Jünglingen die mit ihm im Stande der dienenden Brüder lebten, ſondern auch bey den Ordensrittern ſelbſt.

Er ſahe wohl, daß ſein ominöſer Traum, der ihm die Bewohner des Tempelhofs alle in der Geſtalt des edeln Andreas vorſtellte, nach Art aller ſeiner Brüder, die Wahrheit überſchritten hatte. — Er fand keinen Andreas — denn auch der Großmeiſter hatte ſeine Fehler, die ihn Hunbergens Bruder nie ganz gleichen ließen — und nur einen Odo, nur einen Hugo unter den Tempelherren. Die mehreſten dieſer Ritter waren, ſo wie der gröſſere Theil in allen Ständen, blos alltägliche Geſchöpfe, weder gut noch böſe; verſchiedene von ihnen mehr als alltäglich böſe, und einige wenige, etwas mehr als mittelmäßig gut. Wir haben hier dieſe Herrn in drey Klaſſen getheilt, und wollen, weil es die Gelegenheit giebt, zuerſt etwas von der mittleren ſagen.

Unter den Männern, die ſich bald als Widerſacher des unſchuldigen Walters zeigten, und alſo, da wir unſern Helden ſehr lieben, unſerm Urtheil nach wenig Anſprüche auf Tugend und Güte des Herzens haben konnten, zeichneten ſich vornehmlich zween aus, die wir unſern Leſern nennen müſſen, weil wir in der Folge Gelegenheit haben werden, ihrer zuweilen zu gedenken.

Arnold von Torogio, beſaß bey verſchiedenen guten Eigenſchaften, bey einem hohen Grad von Klugheit und Tapferkeit, und bey einer unerſchütterlichen Treue gegen ſeine Freunde, einen eben ſo feſten, unverſöhnlichen Haß gegen die, welche ihm einmal mißfielen, und einen ſo großen Antheil von Stolz, daß er den ganzen Tempelorden damit hätte verſehen können, wenn ihm dieſe Eigenſchaft, die man damals als den Hauptcharakter der geiſtlichen Ritter anſahe, etwa abgegangen wäre. Jedermann verachtete er neben ſich; alles was ſich vor ihm nicht beugte, war in ſeinen Augen dem Tode geweiht, und konnte durch nichts, ſelbſt nicht durch nachmalige Demüthigung ausgeſöhnt werden. Man urtheile, was unſer Walter, ein Jüngling der ſeine eigne Würde fühlte, und der da, wo man ihn nicht zu achten ſchien, ſich nur deſto höher aufrichtete, in dieſes Mannes Augen für eine Figur machen mußte. — So gram er indeſſen dem jungen Menſchen war, und ſo ſehr er ſich durch alle das Große das ein jeder an ihm wahrnahm beleidigt fühlte, ſo ſchien er ihn doch faſt gar nicht zu bemerken, weil er dieſe Art von Unachtſamkeit für die größte Kränkung hielt, die ſich erdenken ließ.

Terrikus oder **Theoderich von Tremelai**, hatte Arnolds ganzen Stolz und ſeine ganze Unverſöhnlichkeit, aber wenig von ſeinen guten Eigenſchaften. Tapfer genug war er, aber ſeine Klugheit opferte er oft ſeinem Verlangen zu ſchaden auf. Die beſten Anſchläge ließ er gern zu Grunde gehen, wenn er auf ihre Koſten irgend eine Privatrache ausüben konnte. Er ſelbſt war wankelmüthig in ſeinen Freundſchaften, und beſaß einen beſondern Kunſtgrif, diejenigen, welche ſich ihm vertrauten, zu eben dieſen Fehler anzuleiten. Verhetzungen, heimliche Winke, falſche Auslegungen, wohl offenbar erdichtete Umſtände, wurden nicht geſpart, diejenigen, welche er entzweyen wollte, unvermerkt von einander abzubringen, und vielleicht werden meine Leſer in der Folge dieſes Buchs ein Beyſpiel finden, wie glücklich er in ſolchen teufliſchen Unternehmungen war, wie vollkommen es ihm gelang durch unergründliche Künſte, ein paar für einander geſchaffene Seelen auf ewig zu trennen. Dieſe gefährlichen Geſinnungen verbarg er unter der ſchönſten Auſſenſeite. Er war nicht allein angenehm, faſt möchte ich ſagen ſchön von Geſtalt, ſondern auch freundlich, herablaſſend, gefällig, und ſo einſchmeichelnd, daß man ihm faſt nicht widerſtehen konnte. — Da ſein Trieb nach Größe, ſich nicht ſowohl auf Adel der Seele und wahre innere Verdienſte, als vielmehr auf Rang und hohe Ehrenſtellen erſtreckte, ſo war unſer Walter, ſo lange er nur das erſte ohne das andere beſaß, noch eben kein Hauptgegenſtand ſeines Haſſes.

Daß er ſo leicht Aufnahme in dem erſten Grade des Ordens gefunden hatte, war ihm zwar anſtößig; aber er zürnte deswegen weniger mit ihm, als mit dem Großmeiſter, welcher überhaupt derjenige war, den er unter allen Menſchen am meiſten verabſcheute, ungeachtet er ſich für einen von ſeinen erſten Jugendfreunden bekannte. Schon vor mehr als zwanzig Jahren hatte der Orden einen gewiſſen **Bernard von Tremelai** zum Großmeiſter gehabt, und **Terrikus**, welcher aus eben dieſem Geſchlechte war, hatte bey jeder Veränderung die mit den Großmeiſtern der Tempelherren vorgieng, ſich eingebildet, er müſſe die Stelle betreten, welche ehemals ſein Oheim beſeſſen hatte. Nie hatte er dieſes zuverſichtlicher geglaubt als das letzte Mal; aber auch da irrte er ſich. Odo, der ihm ſchon in Europa mit ſeinen höhern Verdienſten oft im Lichte geſtanden hatte, wurde ihm auch hier vorgezogen. Die Feindſchaft die er bereits gegen ihn im Herzen hegte, wurde dadurch unendlich vergrößert; Terrikus ward Odos grimmigſter Widerſacher, ein Feind der ihm ſo gefließentlich insgeheim zu ſchaden ſuchte, als er ihm äuſſerlich den höchſten Grad von Freundſchaft und Ehrfurcht bezeugte, und Odo war es, um deſſenwillen er ſeinen Liebling Walter auch zur Geſellſchaft mit haßte.

So waren die beyden Männer beſchaffen, die unſerm Helden feind waren. Der eine kränkte ihn durch Verachtung, indeſſen der andere ſich nicht zu groß dünkte, ſich durch heuchleriſche Freundlichkeit zu ihm herabzulaſſen, ihm ſeine kleinen Angelegenheiten abzulocken, ihm Unzufriedenheit mit ſeinem gegenwärtigen Stande, und Mißtrauen gegen ſeine Freunde und Beförderer, den Großmeiſter und ſeinen Neffen einzuflößen ſuchte; Verſuche, welche ihm zum Glück nicht ſonderlich gelangen, weil Walter immer offenherzig genug war, ſeinen beyden Freunden alles zu ſagen, was Terrikus ihm perſönlich oder durch ſeinen Waffenträger beygebracht hatte, und weil Hugo und ſein Oheim, die den Ritter von Tremelai kannten, nie unterließen ihn zu warnen.

Walter hatte etliche Monate in ſeinem neuen Stande gelebt, ohne daß etwas merkwürdiges vorgefallen wäre, und er fieng ſchon an ſich heimlich zu grämen, daß er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, irgend etwas zu thun, das ihn ſeinem Zwecke näher gebracht hätte, als zu Akkon eine Bothſchaft erſchallte, die ſeinen Gram, über die Unthätigkeit in der er leben mußte, auf den höchſten Grad trieb.

Philip, Graf von Flandern, der, wie wir aus Odos Munde bereits gehört haben, nach ſeines Vaters Theoderich Tode eine große Rolle in Paläſtina ſpielte, und durch Tapferkeit ſein an dem

Ritter Andreas begangenes Verbrechen, das er doch, ungeachtet aller Kunſtgriffe nicht ganz von ſich abwälzen konnte, nach Möglichkeit zu tilgen ſuchte, dieſer Philip hatte nebſt den Fürſten von Antiochien Harenk, eine wichtige Veſtung, welche die Sarazenen den Chriſten abgenommen hatten, lange belagert gehalten. Der Erfolg blieb bis auf die Letzt zweifelhaft, und der Verluſt war auf beiden Seiten gleich ſtark, als auf einmal, man wußte nicht genau ob durch Tapferkeit oder heimliche Verrätherey, Harenk genöthiget wurde, ſich ſeinen alten Beſitzern den Chriſten zu übergeben. — Das Gerücht von dieſem Siege kam mit ſchnellen Flügeln nach Akkon; jedermann jauchzete, jedermann erhub den Grafen von Flandern und den Fürſten von Antiochien bis in den Himmel; nur Walter trauerte.

Wir wiſſen nicht ob Neid in einer großen Seele Platz haben ſollte, aber eben ſo wenig können wir unſern Helden ganz von dieſer Empfindung frey ſprechen. Er dachte ſo wenig patriotiſch, daß er lieber Harenk und alle Veſtungen in der Sarazenen Händen geſehen, als Philipen die Ehre gegönnt hätte, ſie aus denſelben zu befreyen. Das Siegsfeſt, das wegen dieſer Begebenheit zu Akkon angeſtellt wurde, war ihm ein Trauertag, und nie ſind wohl Danklieder mit betrübterm Herzen angeſtimmt worden, als die, in welchen ſich

Walter bey dieſer Gelegenheit, mit der erfreuten Chriſtenheit vereinigen mußte.

Odo merkte den Unmuth des Jünglings, aber er ſtellte ſich nichts davon gewahr zu werden, weil er ſich vorgenommen hatte, ihn bald auf die Art zu tröſten, die ihm die angenehmſte ſeyn mußte. Die Tage, die bis dahin verliefen, waren traurige Tage für Waltern. Der Troſt, den ihm ſein Freund Hugo gab, war zu kalt, zu unkräftig für ihn, und gegen andere durfte er ſich ſeinen Kummer nicht merken laſſen, doch blieb derſelbe nicht ſo verborgen als er dachte; Terrikus war ihn gewahr geworden, und ſein Waffenträger, der immer um Waltern beſchäftigt ſeyn mußte, hatte aus einigen Worten die ihm in der Hitze entfielen, ſo viel errathen, daß er ſich grämte, immer in Unthätigkeit gelaſſen zu werden, indeſſen andere die Lorbeern des Sieges einernteten.

Terrikus trug ſeinem Diener auf, den Funken der Unzufriedenheit mit den Anordnungen des Großmeiſters, in dem Herzen des Jünglings aufzublaſen. Walter hörte jetzt von nichts andern reden, als von den Heldenthaten, mit welchen unter den vorigen Großmeiſtern, einige von den dienenden Brudern ihren Namen verewigt, und das Ordenskreuz ſchnell errungen hätten. Odo ward dabey als ein neidiſcher eigenſinniger Mann geſchildert, der oft ſeinen Rittern ſelbſt hinderlich wäre, das auszurichten was ſie könnten und wollten, und unſer Jüngling bedauert, daß, wenn es ihm, wie man glaubte, darum zu thun wäre, Ehre zu erjagen, er ſich keinen andern Weg dazu erwählt hätte, als den ihm in den jetzigen Zeiten der Tempelorden zeigte.

Walter ward durch dieſe unaufhörlichen Vorſtellungen ſo ins Feuer gejagt, daß er ſich feſt vornahm, ſich noch dieſen Abend bey Odo wegen des Unrechts zu beſchweren das er ihm anthäte, eine Sache, welche der Großmeiſter, der keine Einrede leiden konnte, ſchwerlich wohl aufgenommen haben würde.

Glücklicher weiſe war dieſes eben der Abend, den Odo beſtimmt hatte, ſeinen jungen Freund zu tröſten; er kam ihm zuvor und redete ihn, ehe er ein Wort vorbringen konnte, folgendermaßen an: Mein Sohn! ſagte er, ihr werdet die Ruhe die ihr bisher genoſſen habt, und die euch, wie mich dünkt, anfängt läſtig zu werden, aufgeben, und euch bereiten müſſen, zum erſtenmal mit uns ins Feld zu gehen. — — Ich habe Nachricht, daß der König vorgeſtern mit ſeinem Heer aus Jeruſalem gerückt iſt, und daß er erwartet, daß wir zu Rama zu ihm ſtoßen, und uns mit ihm wider Saladin vereinigen werden. Ungeachtet ihr noch nicht mit vor dem Feinde geweſen ſeyd, ſo weis ich euch doch hinlänglich von dem unterrichtet, was ihr in eurem gegenwärtigen Stande zu thun habt. Haltet euch zu Hugo, welcher allemal mit den Seinigen an meiner Seite fechten wird, haltet euch brav, und laßt nicht ſowohl mir als der Welt ſehen, was ſie in Zukunft von euch zu gewarten hat. Den Lohn eurer Tapferkeit und Treue kennt ihr. — Ich werde niemanden lieber das Kreuz geben und ihn Bruder nennen als euch.

Es iſt unnöthig meinen Leſern die Freude zu beſchreiben, die Walter bey dieſen Worten fühlte, auch weis ich, ſie werden eben ſo wenig von mir eine umſtändliche Geſchichte dieſes Feldzugs erwarten. Die Heldenthaten, die von den Tempelherren in der berühmten Schlacht bey Rama geſchehen ſind, haben andere, in ſolchen Erzählungen geübtere Schriftſteller, aufgezeichnet, und ich, da ich nichts als die Geſchichte meines Walters ſchreibe, kann ihnen auch nur ſagen, was er that.

Er rettete weder Odos noch Hugos Leben, noch die Fahne des Kreuzes, noch that er andere in die Augen fallende, für einen Anfänger unglaubliche Heldenthaten, wie ich wohl eher von jungen Rittern bey ihrem erſten Feldzuge geleſen habe. Er war das erſtemal in ſo einem Treffen wie dieſes war, und glaubte, die Hauptſache beruhe darauf, ſeinen Feinden keinen Fußbreit zu weichen, und ihnen ſeine Arme wohl fühlen zu laſſen; Was das letzte anbelangt, ſo würde das feindliche Heer wohl kaum hinlänglich geweſen ſeyn, alle Streiter Chriſti mit Gegnern zu verſehen, wenn ein jeder von ihnen deren ſo viel auf ſich genommen hätte, als der heldenmüthige Walter mit ſeiner Löwenſtärke erlegte, und zum Gefecht untüchtig machte; aber der arme Jüngling war bey dem allen ſo unvorſichtig ſich ſelbſt zu ſchützen, daß er bald mit Blut und Wunden überdeckt ward, die er kaum zu fühlen ſchien, und zuletzt, da der Feind ſchon völlig geſchlagen war, verwickelte er ſich ſo tief in einen Haufen flüchtiger Sarazenen, daß er hätte unterliegen müſſen, wenn Hugo ihn nicht mit Gewalt und eigener Gefahr aus dem Gedränge geriſſen hätte.

Ihr habt euch wohl gehalten Walter, ſagte Odo als der bleiche, blutende, kaum mehr Odem holende Jüngling vor ihn geführt wurde, aber nehmt euch der Sache ein andermal nicht zu ſehr und ohne alle Verſicht an, ihr habt nichts davon, als daß ihr denn bey der nächſten Gelegenheit Ehre und Ruhm zu erwerben, nicht gegenwärtig ſeyn könnt. Morgen werden wir näher auf Rama zurücken und vermuthlich neue und noch ruhmvollere Arbeit finden als heute; ihr.

aber

aber werdet nicht mit uns gehen können, ſondern eure Wunden verbinden laſſen müſſen.

Walter ſchwieg, und ließ ſich voller Beſchämung in ſein Zelt führen. — Saladin ward des andern Tages völlig geſchlagen, und unſer heldenmüthiger Jüngling, der ſein Blut ſo wenig geſpart hatte, konnte keinen Theil an der Ehre und Freude des Sieges haben. — Nie iſt einem jungen Krieger die Vorſichtigkeit, und die Einſchränkung des wahren Heldenmuths eindrücklicher gepredigt worden. — Man ſagt, Walter habe ſich dieſe Lection, die jetzt bey ſo wenigen unſerer jungen Kriegsleute nöthig iſt, ſo zu Herzen genommen, daß er nie wieder in den Fehler gefallen ſey, den er bey ſeinem erſten Feldzug begieng, und der die Chriſtenheit um einen ihrer größten Helden hätte bringen, und uns nöthigen können, unſer Buch früher zu ſchließen, als wir geſonnen waren.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Walter bleibt immer noch Waffenträger.

Ich bin genöthigt, hier in der Lebensgeſchichte unſers Walters eine Lücke zu laſſen, weil die Geſchichte ſagt, daß ſich in einer Zeit von zwey Jahren, die ich mit Stillſchweigen übergehe, wenig Auſſerordentliches mit ihm zugetragen habe.

Den Sarazenen wurden unterſchiedliche kleine Schlachten geliefert, bey deren keiner Walter fehlte, und in welchen er ſich ſo tapfer verhielt, daß Odo mehr als einmal auf dem Punkte ſtand, ihm das Ordenskreuz zu geben. Aber Neid und Kabale wußten ihm allemal dieſes Glück zu hindern, und bey Sammlung der Stimmen fand ſich bald dieſer bald jener Fehler in ſeiner Aufführung, welchen zwar nur die ſcharfſichtigen Augen eines Feindes entdecken konnten, der aber immer groß genug gemacht ward, um ſeiner Erhebung Hinderniſe in den Weg legen zu können, ſo daß er allemal den größten Theil der Ritter wider ſich hatte.

Unglücklicher Weiſe gab Walter einesmals ſeinen Feinden ſelbſt einen geringſcheinenden Umſtand an die Hand, der ihn nicht allein für dieſes mal, ſondern auf noch etliche künftige Jahre des Tempelordens unfähig machte; er erſparte ihnen dadurch die Mühe, allemal wenn ſeiner Beförderung gedacht ward, in ſeinen unſträflichen Leben Fehler auszuſpähen, und unſchuldige Handlungen ſo lange zu verdrehen, bis etwas Tadelhaftes herauskam.

Walter hatte die Neigung zu alten Geſchichten, die ihm von Kindheit auf anhieng, noch nicht verlohren, und Ralph, Terrikus Waffenträger, welcher, wie wir ſchon erwähnt haben, auf Befehl ſeines Herrn alle Mittel verſuchen mußte, ſich in das Herz des Jünglings einzuſchleichen, hatte dieſen Trieb nicht ſobald wahrgenommen, als er ihn zu nützen ſuchte. — Ralph wußte immer ſo viel zu erzählen, daß es nicht an ihm lag, wenn der junge Menſch ſich nicht durch ſeine Geſchichten oft von dieſem oder jenem ihm anbefohlenen Geſchäfte ablocken lies. Terrikus, welcher ſah, wie hoch Odo Waltern ſchätzte, und der aus manchen Umſtänden ſchließen konnte, daß dieſer junge Menſch, eine Perſon von mehrerer Wichtigkeit ſeyn müſſe, als die Welt dachte, machte ſich eine Freude daraus, ihm Gelegenheit zu tauſenderley Vergehungen zu geben, die den Großmeiſter hätten kränken, und den Jüngling nach und nach von ihm abbringen können. Terrikus kannte jetzt keinen empfindlichern Ort, wo er ſeinen Feind angreifen konnte, und er fieng ſeine Operationen oft ſchlau genug an, daß jeder andere Jüngling berückt worden wäre. Bey Waltern verunglückten alle Verſuche. Sein Herz war viel zu unſchuldig und verdachtlos, als daß er die Liſt, mit welcher man ihm Fallſtricke legte, hätte einſehen und vereiteln können, aber ſeine Redlichkeit, und der felſenfeſte Entſchluß, kein Haar breit von dem Wege ſeiner Pflicht abzugehen, führte ihn unverletzt durch alle Gefahren hindurch. — Ralphs mannichfaltige Verführungskünſte, und vornehmlich ſeine Gabe zum Erzählen ward ohne Nutzen in Bewegung geſetzt. Ueberſchritten ſeine Geſchichten die beſtimmte Zeit, ſo erſchien nicht ſobald die Stunde, in welcher dem Jünglinge dieſe oder jene Verrichtung oblag, ſo mußten ſie unterbrochen werden; und wenn der Erzähler ſich eben bey dem angenehmſten und bedenklichſten Umſtande der Begebenheit befunden hätte; oder führten ſeine Geſpräche heimliches Gift bey ſich, ſo wurden ſie von dem ſchuldloſen Jünglinge entweder gar nicht verſtanden, oder dem Erzähler wurde mit Ernſt und Bedrohung Stillſchweigen geboten. Schmeicheley wurde verachtet und überhört, und Verleumdung ſtreng geahndet. Kurz alles war vergebens, und Ralph mußte ſich oft von ſeinem Herrn verhöhnen laſſen, daß er nicht einmal Talent genug hätte, die Moral eines unerfahrnen Jünglings zu erſchüttern.

So fruchtlos indeſſen Ralphs Bemühungen in dieſem Stück waren, ſo gaben doch ſeine Erzählungen einmal Gelegenheit zu einem Geſpräch zwiſchen ihm und Waltern, das auf andere Art für das Glück unſers Helden nachtheilig ward. Der Waffenträger hatte an einem Abende eben die Geſchichte Gottfrieds von Bouillon begonnen, die Walter längſt gern ausführlich hatte wiſſen mögen; er war noch in der Beſchreibung des Eroberers von Jeruſalem, und drückte ſich nach ſeiner ſchmeichleriſchen Art folgendermaßen aus: „Gottfried“ ſagte er zu ſeinem Zuhörer, Gottfried war euer vollkommenes Ebenbild; ſo tapfer, ſo ſchön, und wie mich dünkt auch eben ſo jung wie Walter von Montbarry, denn er war, in dem Zeitpunkte, da meine Geſchichte anhebt, noch nicht viel über zwanzig. — Nicht viel über zwanzig? rief Walter, der nie daran gedacht hatte von ſeinem Alter zu reden, mit Unwillen aus. Ich? zwanzig Jahr? ich müßte mich ſchämen ſo alt zu ſeyn als Gottfried von Bouillon war, und noch nicht gethan zu haben, was er that! noch immer ein elender Waffenträger, nicht einmal Ritter zu ſeyn. Wie? fragte Ralph mit einem neugierigen hämiſch lächelnden Blicke, ihr ſcherzet! ihr wäret noch nicht zwanzig Jahr, und hättet ſchon ſolche Thaten gethan? und hattet ſchon ſo oft auf den Punkte geſtanden Tempelherr zu werden? — Walter, der den Fallſtrick, der ihm mit dieſer Frage gelegt wurde, nicht einſahe, und der, hätte er ihn auch geſehen, doch die Wahrheit auf keinen Fall würde verleugnet haben, verſicherte ihn, daß er ſein achtzehentes Jahr noch bey weiten nicht zurückgelegt hätte, und hieß ihn in ſeiner Erzählung fortfahren. Ralph that es, aber mit mehrerer Kürze und wenigerer Genauigkeit, als er ein andermal bey dieſer Geſchichte würde gebraucht haben; denn er brannte vor Ungeduld, ſeinem Herrn eine Nachricht zu bringen, die ihm nicht anders als wichtig ſeyn konnte, und die er erhalten hatte ohne ſie zu ſuchen, ohne ſie nur zu muthmaßen.

Es zeigte ſich bald Gelegenheit, Gebrauch von derſelben zu machen. Die Tempelherren hatten mit den Hoſpitalitern einige Streitigkeiten. Odo bediente ſich unſers Walters, ihn anfangs mit Briefen, und darauf verſchiedenemal mit ſehr wichtigen mündlichen Aufträgen an Roger von Mulnis, den Großmeiſter der Hoſpitaliter, abzuſchicken. Walter verhielt ſich bey dieſen bedenklichen Geſchäften, die alle Ritter von ſich abgewälzt, und ihm ſehr gern überlaſſen hatten, ſo klüglich, brachte alles ſo geſchickt zu Stande, daß Odo abermals in öffentlicher Verſammlung darauf drang, man ſollte einem ſo verdienten Jünglinge das Ordenskreuz nicht länger vorenthalten, oder gewärtig ſeyn, daß er ſich ſeines Rechts gebrauche, und

Waltern ohne weitere Stimmenſammlung zum Ritter ernenne.

Alle Ritter, ausgenommen Arnold von Toroggio, welcher zu ſtolz war etwas anders zu thun als zu ſchweigen, alle Ritter, die vorher von Terrikus unterrichtet waren, vereinigten ſich in Lobeserhebungen des jungen Menſchen, und betheuerten, daß ſie ihn mit Freuden als Bruder grüßen würden, wenn er nur das gehörige Alter erreicht hätte, den Orden anzunehmen, woran ihm freylich, da kein Tempelherr unter zwanzig Jahren erwählt werden dürfte, noch etliche Jahre mangeln mögten. — Wie? fragte Odo, der das Alter des Jünglings von ſeiner erſten Ankunft an nach ſeiner Statur beurtheilt, und ihn ſchon damals wenigſtens für achtzehenjährig gehalten hatte, wie, Walter, ihr ſeyd noch nicht zwanzig Jahr alt? — Wenn man die Verdienſte hier nach Jahren abzählt, erwiederte Walter mit Unwillen, ſo hätte ich in meinem Kloſter bleiben ſollen, wo man, unaechtet ich damals noch jünger war als jetzt, kein Bedenken trug, mir eine der erſten geiſtlichen Stellen anzubieten, oder am Hofe zu Marſeille, wo der Vikomte von Barral bereit war, mir in meinem funfzehenten Jahre das Ritterſchwert anzugürten; jetzt bin ich noch nicht achtzehen, und alſo ohne Zweifel der Unwürdigſte in der ganzen Verſammlung, unwürdig des Kreuzes und des

Mantels, vielleicht auch unwürdig des Schwerts. das ich als Waffenträger ſchon ſo gut führen gelernt habe.

Die ganze Verſammlung empörte ſich über die freche Rede des Jünglings, und über den unbeſchreiblichen Stolz mit welchem ſie vorgetragen wurde. Odo ſah ſich genöthigt ſeinen geliebten Walter zum erſtenmal zu ſtrafen. Die Strafe beſtand darinnen, daß ihm der Gebrauch der Waffen für dieſen ganzen Tag unterſagt wurde, und Walter empfand dieſen Schimpf ſo hoch, daß Hugo, der noch mehr Verargungen auf ſeines Freundes Lippen ſchweben ſahe, ihn geſchwind aus dem Saale führte, um ihn vor weiterer Strafe zu verwahren. — Walter übergab Odos Neffen ſein Schwert, das er ſonſt keinem würde überlaſſen haben, und begab ſich in ſein Zimmer, um ſeinen Schimpf, und den Gram, durch ſeine unüberlegten Worte, deren übermüthiger Ton ihn jetzt ſelbſt anſtößig war, ſeinen Wohlthäter beleidigt zu haben, zu verbergen.

Odo war indeſſen nicht ſo unbillig ihn ſtrenge zu beurtheilen; er wußte wohl, daß ſein trotziges Bezeigen nicht ihm, ſondern denen gegolten hatte, die ihm ſo heimtückiſch zu ſchaden ſuchten, und konnte ſich leicht an Walters Stelle ſetzen, welcher bey immer neuen Hinderniſſen, die ſich ſeinen

Wünſchen entgegen ſetzten, unmöglich kalt bleiben konnte. Er verzieh ihm, lies ihn vor ſich kommen, und gab ihm noch dieſen Abend nebſt einigen väterlichen Warnungen ſein Schwert zurück, ſo daß ſeine Feinde, die Freude nicht hatten, zwo Seelen, die ſich ſo ſehr gleichten, ſich ſo ſehr liebten, entzweyt zu haben. Durch die Entdeckung von Walters zu großer Jugend, ward alſo ſeine Erhöhung noch um einige Jahre verzögert, aber dieſer Verzug war für ihm nicht ohne Nutzen. Philip Graf von Flandern, welcher in den Siegen, die er mit Hülfe des Fürſten von Antiochien erfocht, immer weiter gieng, war mit dem Weihrauch, den man ihm zu Jeruſalem, und ſonſt faſt überall ſtreute, nicht zufrieden, er wollte ſich auch von ſeinen Feinden den Tempelherren räuchern laſſen, und begab ſich deshalben mit einem großen Gefolge nach Akon; ein Entſchluß, den er nachher oft bereute, weil ſeine Aufnahme, dem, was er in dem thörichten Stolze ſeines Herzens gehoft hatte, ſogar nicht entſprach.

Die Tempelherren haßten Philippen nicht allein darum, weil der Verdacht, ſich an einem ihrer Mitbräder vergriffen zu haben, auf ihm haftete, ſondern weil er ſich ſo eifrig bemühte, ihre Thaten, wo nicht zu verdunkeln, doch in allen nachzuäffen, und nie ermangelte, hinterwärts ſchlecht von ihnen zu reden. Wie Odo gegen den,

den er gewiß als den Mörder ſeines Freundes Andreas kannte, gegen den Verfolger Walters und Hunbergens geſinnt war, wiſſen meine Leſer. Staatsklugheit erfoderte einige Mäßigung in ſeinem Haſſe, aber Heucheley oder Verſtellung war einem Manne wie der Großmeiſter unmöglich, und man kann alſo errathen, mit was für Ehrenbezeugungen Graf Philip zu Akkon empfangen wurde. Sie beſtanden darinnen, daß man ihn nicht einholte wie in andern Städten geſchehen war, ihn bey Odo zur Audienz führte, anſtatt daß dieſer, Philips hohen Gedanken nach, ihm hätte aufwarten ſollen, ihm in der Kirche, den einigen Ort wo man ihn hinbegleitete, nicht die Oberſtelle gab, ihn weder beſuchte noch zur Tafel lud, und ihm den Aufenthalt zu Akkon ſo wenig angenehm machte, daß er nach einigen Tagen in aller Stille, mit Rache im Herzen Abſchied nahm.

Niemand hatte ſich über ſeine Zukunft mehr entrüſtet als unſer Walter, und wäre er damals ſchon Tempelherr geweſen, und hätte er ſich alſo nur einigermaßen mit dem Grafen meſſen können, ſo würde ihn nichts von der Unbeſonnenheit abgehalten haben, das Blut des Ritters Andreas von ſeinen Händen, und für Hunbergens Beſchimpfung Abtrag von ihm zu fodern; ein Schritt, der bey der geringen Macht und den vielen Feinden die Walter hatte, und bey Philips Boßheit und hohen

Anſehn, von den ſchlimmſten Folgen für ihn hätte ſeyn müſſen. —

Unſer junger Held war in Verzweifelung, daß ihm hierinnen die Hände gebunden waren, und noch mehr, daß er ſich gewiſſermaßen genöthiget ſahe, dasjenige zu thun, was ihm bey ſeiner erſten Ankunft in Paläſtina ſo ſchimpflich dünkte, daß er, wenn er nicht vor dem ſtolzen Beherrſcher Flanderns, dem ſiegreichen Ueberwinder der Sarazenen, in der demüthigen Geſtalt eines Waffenträgers erſcheinen wollte, ſo viel als möglich die Gelegenheit vermeiden mußte, ihm unter Augen zu kommen.

Hugo, welcher für ſeinen Walter zitterte, und es lieber geſehen hätte, wenn Philip ſeinen Namen gar nicht gehört hätte, bewachte alle ſeine Schritte, und machte dadurch den Grafen noch aufmerkſamer auf den jungen Waffenträger, der von Odos Neffen überall begleitet wurde. Wenig Fragen, ſo wußte Walters Feind den Namen unſers Helden, ſo erkannte er ihn für den Knaben, den er von Kindheit an ſo ſehr gehaßt hatte, und die Maasregeln die er zu ſeinem Verderben nahm, würden bald ausgeführt geweſen ſeyn, wenn ihm das Glück nicht andere Beſchäftigungen in den Weg geworfen, und ihm Waltern einigermaßen wieder aus den Gedanken gebracht hätte.

Nach Philips ſtillen Abzuge aus Akkon, legte ſich Walters Grimm gegen ſeinen Feind ein wenig. Er wandelte ſeinen Weg ſo unſträflich fort, wie er ihn angefangen hatte. Es fanden ſich immer neue Gelegenheiten ſeinen Heldenmuth zu zeigen, und er reiſte immer mehr dem erwünſchten Alter entgegen, wo es ihm erlaubt war, Anſpruch auf die Ehre zu machen, die er ſchon ſo lange geſucht, ſo lange ſchon verdient hatte.

Und zu Ende dieſer Zeit war es, da ſich eine Begebenheit zutrug, die ihm zwar das, was er wünſchte und verdiente, wirklich verſchafte, aber ihm zugleich das Koſtbarſte raubte was er beſaß und beſitzen konnte, ſeinen Freund, den edelſten und beſten, den zweiten Andreas von Montbarry. — Auch Hugo, der Freund ſeiner Jugend ward von ihm geriſſen, er, der Blondels Stelle ſowohl bey ihm erſetzte, der dieſem Geſpielen ſeiner Kindheit in ſo vielen Stücken ähnlich war, und ihm die ſeligen Tage, die er mit dieſem zu Montçon verlebte, ſo oft ins Gedächtniß zurück rief. — Der unglückliche Walter! er war dazu gebohren, alles zu verlieren was er liebte!

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Schlacht bey Belfort,

Seit der Niederlage, die Saladin bey Rama litt, war es zwiſchen ihm und den Chriſten zu keinem ernſtlichen Treffen gekommen. Anfangs Waffenſtillſtand, und von beyden Seiten die äuſserſte Behutſamkeit, keinen Anlaß zum Friedensbruch zu geben; Dann kleine verdeckte Feindſeligkeiten von beyden Theilen, die auch von beyden in der Stille ertragen, oder aufs Behutſamſte geahndet wurden; nach und nach, bald von den Chriſten, bald von den Sarazenen immer verſtärktere und offenbarere Angriffe, weggenommene und wiedereroberte Feſtungen, Scharmützel die klein hießen und doch ziemlich ins Große giengen, und endlich die große entſcheidende Schlacht, welche am fünfundzwanzigſten November 1132 bey Belfort, in den Gegenden von Sidon geliefert wurde, und die einen ſo großen Einfluß auf das Schickſal unſers Walters hatte.

Odo ſchien zu ahnden, von was für Wichtigkeit dieſer große Tag auch für ihn ſeyn würde; denn noch nie hatte er auf jeden Fall, der ſich begeben konnte ſo genau Rückſicht genommen, noch nie ſeine ganze Macht ſo zuſammen gezogen, noch nie ſeinen Rittern, mit Worten von ſolchem Nachdruck, Heldenmuth ins Herz geſprochen wie heute; aber auch noch nie war der ganze Orden ſo einig, ſo zufrieden mit allen ſeinen Anordnungen, noch nie fand er ſo wenig Widerſpruch in allem was er vor hatte, als an dieſem Tage. Zu der großen Menge ſeiner Ritter, deren Anzahl die Geſchichte nicht beſtimmt, zog er dieſesmal noch das kleine Heer von dreyhundert Engländern, das der König von England, Henrich der Andere, zur Büßung der Ermordung des Biſchofs von Canterbury, welche man ihm ſchuld gab, nach dem heiligen Lande ſchicken mußte, und das ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten wohl gehalten hatte. — Ungeachtet dieſer Verſtärkung, war ſein Heer gegen das Heer der Ungläubigen gerechnet, doch immer noch klein zu nennen, und die Ueberlegenheit der Tempelherren beſtand in nichts, als in ihrer Löwenſtärke, ihrer Waffenerfahrenheit, und dem chriſtlichen Heldenmuth der ſie beſeelte oder beſeelen ſollte; Vorzüge welche ſchon oft der größeren Anzahl hatten weichen müſſen. — Um die Macht Odos noch zu vergrößern, und Saladins Niederlage unausbleiblich zu machen, ſtieß auch noch der König von Jeruſalem zu ihm, dem es ſo ſelten beliebte gemeine Sache mit ihm zu machen, ungeachtet er immer das Anſehen ſeines Freundes haben wollte.

Odo traute im Grunde wenig auf Balduins Hülfe, und auf ſeine und ſeiner Völker Treue und Tapferkeit, indeſſen waren ſie doch wegen ihrer Menge nicht zu verachten, ſie konnten durch ihre Anzahl den Feinde ein Schrecken einjagen, ſeine Macht zertheilen, die Flüchtigen vollends in die Flucht ſchlagen, den Helden Odos wenn ſie abgemattet waren, Gelegenheit geben, ſich mitten in der Schlacht ein wenig zu erholen, und was der Dinge mehr ſind, wozu ſich auch unerfahrne Krieger gebrauchen laſſen. — Balduin ward alſo nebſt ſeinen Leuten mit offenen Armen empfangen, und Odo bedingte ſich nichts aus, als daß man den Grafen von Flandern, und den Fürſten von Antiochien mit ihren Leuten hinweglaſſen mögte, als mit welchen er weder Ehre noch Beute zu theilen haben mögte. Balduin verſicherte, daß dieſe beyden Fürſten von ihrem Zuge nach Tabaria noch nicht zurück wären, und es war alſo keine Hinderniß übrig dem Feinde entgegen zu gehen, welcher ſich in den Ebenen von Sidon gelagert hatte, und den man an dem Morgen des großen Tages, den ich zu Anfang dieſes Kapitels genennt habe, erreichte.

Meine Leſer haben ſchon mehr geſehen, daß ich zu unerfahren im Kriegsweſen bin, um eine Schlacht nach der Länge zu beſchreiben, und ich glaube, ſie werden auch dieſesmal zufrieden ſeyn, wenn ich ihnen nur den Ausgang der großen Schlacht bey Belfort melde.

Aſad, Saladins Bruder, welcher, weil der Sultan in andern Gegenden des Reichs zu thun hatte, jetzt ſeine Stelle vertrat, ward gänzlich aus dem Felde geſchlagen. Die Tempelherren thaten Wunder, und Balduins Leute, hielten ſich in dem, was man ihnen zumuthete, beſſer als man ihnen zugetraut hätte. Der Sohn des Königs von Jeruſalem, ein junger verwahrloſter Prinz, dem es nicht an guten Anlagen fehlte, und der, ohne den mindeſten Unterricht in Kriegsweſen, ohne die geringſte Uebung in den Waffen gehabt zu haben, dieſesmal zuerſt mit ins Feld genommen worden war, büßte hier ſein Leben ein. Sein fühlloſer Vater betrauerte ihn nicht. Hatte er doch noch einen Sohn, der bey weit wenigern Gaben als ſein älterer Bruder, auf noch beſſern Wege war, durch die närriſche zweckloſe Erziehung ſeiner Mutter Sibille verderben, oder in dem Frühlinge ſeines Lebens hingeopfert zu werden; doch dies gehört nicht hieher. Vielleicht haben wir in der Folge dieſer Geſchichte Gelegenheit unſern Leſern etwas mehr von dieſem jüngern Balduin zu ſagen; jetzt wenden wir uns wieder zur Schlacht bey Belfort.

Der Feind war geſchlagen; man trieb ihn weit über ſein Lager hinaus, und alle Schätze, die daſſelbe enthielt, wurden eine Beute der Chriſtenheit. Niemand von Odos Leuten durfte vor dem morgenden Tage, da alles unter ſie und die Völker des Königs getheilt werden ſollte, von dieſem geheiligten Raube etwas anrühren. Odo zog ſich mit den Seinigen an die äuſſerſte Gränze gegen Oſten, über die der Feind getrieben worden war, um ſeinen Rückzug zu verwehren. Walters Tapferkeit hatte ſich dieſen Tag ſo ausgezeichnet, daß die dreyhundert Engländer, welche ihren Anführer verlohren hatten, ihm einmüthig das Kommando auftrugen, und jetzt nebſt ihm dem Großmeiſter zu Bewahrung der Gränzen folgten.

Odo trat ſeinen gewählten Poſten mit ſo viel beſſern Muthe an, weil er hoffen konnte, König Balduin, welcher das Lager zu bewachen über ſich genommen hatte, würde ſeines Orts eben ſo gute Obacht haben, daß der feindliche Entſatz, den man von Weſten her vermuthete, nicht durchbrechen könnte, aber er irrte ſich. Er wußte nicht was im Lager vorgieng. Noch deſſelben Abends traf Graf Philip von Flandern daſelbſt ein, und wurde von ſeinem Freunde, König Balduin ſehr freundlich aufgenommen. Der erſtrittene Sieg wurde ihm mit allen Umſtäden erzählt, und den Tempelherren die ganze Ehre deſſelben beygelegt, die man ihnen mit keinen Schein der Wahrheit abſprechen konnte. Philip hatte wider alles dieſes nichts einzuwenden, nur kamen ihm die Verordnungen, die Odo nach gewonnener Schlacht gemacht hatte, ſonderbar und überflüßig vor; er tadelte alles mit höhniſchen Worten, und hielt ſich vornehmlich bey dem Befehl auf, die Beute vor morgen nicht zu theilen, nicht einmal zu beſehen. Er höhnte den König von Jeruſalem, daß er ſich von den Tempelherren befehlen ließ, ſtreute mancherley Muthmaßungen ein, wie wenig von der Beute auf ihn und die Seinigen kommen würde, und bedauerte die Kriegsleute, daß ſie nach einem Tage voll Arbeit und Gefahr, nicht einmal die Freude haben ſollten, am Abend des erſtrittenen Raubes zu genießen.

Die Folge von dieſen und ähnlichen ohne Aufhören wiederholten Reden war, daß man einig wurde, nur wenigſtens zu beſehen, was in Aſads Zelte enthalten wäre. Man gieng hinein, man muſierte die Koſtbarkeiten. Philip weigerte ſich nicht, unterſchiedliches das ihm beſonders behagte von Balduins freygebigen Händen anzunehmen. Er ließ die erhaltenen Geſchenke in das Zelt tragen, das man ihm zur Wohnung angewieſen hatte, und die wachehaltenden Kriegsleute ſahen dieſes nicht ſo bald, als ſie es für das Signal hielten, ſich gleichfalls der erſtrittenen

Beute zu bemächtigen. Man fiel über die feindlichen Gezelte her, und ein jeder raubte ohne rechtliche Theilung, was ihm in die Hände fiel. Graf Philips Leute bedachten nicht, daß ſie nicht beym Streite geweſen waren, und alſo auch keinen Theil an der Beute haben konnten; ſie wollten nicht leer ausgehn. Es kam zwiſchen ihnen und Balduins Soldaten zum Handgemenge. Die äuſſerſten Wachen, welche den Weg nach der Gegend zu beſetzt hielten, woher man den Entſatz der Sarazenen vermuthete, wurden durch den unglaublichen Lerm im Lager herbeygezogen. Sie miſchten ſich mit unter die Streitenden. Alles gieng unter und über, und die Kriegszucht des Königs von Jeruſalem war ſo ſchlecht, daß nichts, weder Bitten noch Drohen vermögend war, den Auflauf zu ſtillen. Graf Philip gab ſich wenig Mühe ſeine Leute zur Ruhe zu bringen; er ſchien alles vorausgeſehen zu haben, und ſich nun zu freuen, daß alles ſo gieng wie er erwartete und wünſchte. Er war entzückt, ſich an den Tempelherren, die ihm nur kürzlich zu Akkon ſo verächtlich begegnet hatten, gerochen, ſie um ihren Antheil an der Beute gebracht, und den Grund zu einem unverſöhnlichen Widerwillen zwiſchen ihnen und König Balduin gelegt zu haben. — Seine Freude war indeſſen nur ſehr kurz. — Auf einmal kam das Geſchrey, der feindliche Entſatz rücke an.

— Man ſchickte ſich an, ihm den Einbruch zu verwehren, aber da keine Wache mehr vorhanden geweſen war, welche die Ankunft des Feindes zeitig genug hätte melden können, ſo war es zu ſpät zum Widerſtand. Die meiſten von dem chriſtlichen Heere wurden unbewafnet und mit Beute beladen angetroffen, und faſt ohne alle Gegenwehr niedergemacht.

Graf Philip zog ſo viel er konnte, von ſeinen Leuten an ſich, und empfahl ſich in der Stille. König Balduin verſteckte ſich in ein Reuterzelt, und entkam auf dieſe Art. Das Lager mit aller Beute kam wieder in die Hände der Sarazenen, und der Weg nach Oſten, zu dem in die Flucht geſchlagenen Hauptheer, ſtand ihnen frey und offen, nur daß ſie ſich vorher durch die Tempelherren hindurchſchlagen mußten, welche, wie wir wiſſen, den Weg auf dieſer Seite beſetzt hielten.

Odo und den Seinigen ahndete nichts von dem, was in ihrer Abweſenheit im Lager vorgienge, auch war ihr Poſten auf anderthalb Meilen von demſelben entfernt, ſo daß es unmöglich war, daß ſie etwas von denen daſelbſt vorfallenden Unordnungen hätten inne werden ſollen. — Sie erſtaunten, als ſie das ſarazeniſche Heer in ausgebreiteter Ordnung auf ſich anrücken ſahen. Dieſe Erſcheinung ließ ſich nur auf die Art erklären, daß der Feind einen Umweg genommen habe, und dergeſtalt ungehindert um das Lager hinumgekommen ſeyn. — Sie waren indeſſen gefaßt. Sie ſchloſſen ihre Glieder feſt, und ſtanden wie die Mauern. Ihr Muth war um ſo viel ſtärker, da ſie glaubten, mit Grund hoffen zu können, ihre geringe Anzahl würde bald durch eine anſehnliche Hülfe aus dem Lager vermehrt werden. Sie ſandten Boten nach dem Lager, aber ſie kamen nicht zurück. Sie hoſten, warteten und hielten den Feind mit unglaublicher Tapferkeit auf; es erfolgte keine Hülfe. Unglücklicherweiſe hatte der Großmeiſter vor dem unverſehenen Ueberfalle ſeine Ritter großentheils an einige weit entfernte Poſten commandirt. Angſt und Gefahr wuchs auf allen Seiten. Die Tempelherren wurden theils aufgerieben theils in die Flucht geſchlagen. Walters Engländer, hatten bis auf etliche zwanzig Mann abgenommen. — Odo ſammelte nun noch achtzig von den Brüdern nebſt einigen Waffenträgern zu ſich. Walter geſellte ſich mit ſeinen wenigen Engländern zu ihm, und nun begann ein Gefecht, als die Welt ſeit den Zeiten der uralten Helden vielleicht nicht geſehen hat. Aber alles war umſonſt. Die Menge der Feinde ſiegte. Hugo ward an ſeines Walters Seite erſchlagen, ohne daß dieſer ihn retten konnte. Nureddin, Saladins Neffe, Aſads Sohn, der den tödtlichen Streich führte, entriß zu gleicher Zeit dem ſinkenden Tempelherrn die Fahne des Kreuzes die er geführt hatte. Walter warf einen Blick auf das, was um ihn her vorgieng, und einen andern auf Odo, welcher ohngefähr zwanzig Schritte von ihm focht. Er ſah ihn von vier Saracenen zu Boden werfen, und aus dem Gedränge tragen. Ihm ſelbſt, unſerm Helden, war in der Hitze des Gefechts, das Schwert dicht beym Griffe abgeſprungen. Er glitſchte auf dem von Blute ſchlüpfrigen Boden aus, und begann zu ſinken; aber ſchnell, als ob eine Gottheit ihm Muth und Kräfte einflößte, ermannte er ſich, und ſprang in einer Art von Raſerey auf Nureddin zu, der ſich eben mit dem chriſtlichen Panier entfernen wollte. Mit einer Hand entriß er ihm das Schwert, und mit der andern das Kreuz. Ein Stoß mit dem Fuße, und er lag zu Boden. Darauf warf er das Schwert von ſich, riß den Gefällten mit wüthender Gewalt von der Erde empor, faßte ihn bey dem Arme, gebot zehen ſeiner Leute, die ihm noch übrig waren, ſich dicht um ihn zu ziehen, und ihm zu folgen. — Auf dieſe Art brachte er Nureddin und die Fahne des Kreuzes von der Wahlſtatt, und legte eine gute Strecke Weges zurück, ehe das feindliche Heer, welches dieſen kleinen Haufen ganz aus der Acht gelaſſen hatte, es gewahr ward.

Sie kamen an ein dichtes Gehölz, und Walter befahl zu halten. — Hier, ſagte er zu ſeinen treuen Leuten, welche die einigen Ueberbliebenen von ſeinen Engländern waren, hier muß ich euch verlaſſen. Nehmet hier das Kreuz, den koſtbarſten Schatz der Chriſtenheit, und hier Nureddin, Saladins Neffen; er iſt das einige Mittel, den Tempelherren ihren Großmeiſter auf leidliche Bedingungen wieder zu ſchaffen. Bedenket, was ich euch anvertraue, und verwahret beydes wohl. Wendet euch weder nach Jeruſalem, noch nach dem Lager; denn ich ahnde Verrätherey. Verberget euch des Tages in Wäldern und Höhlen, und reiſet nur des Nachts, bis ihr nach Akkon kommt; da übergebt das, was ich euch anvertrauet habe Arnold von Toregaio, und beſchwört ihn bey der Heiligkeit unſers Glaubens, und bey der Treue, die er unſerm Großmeiſter ſchuldig iſt, daß er Nureddins Gefangenſchaft zu Odos Befreyung anwende. Arnold iſt nicht unedel, er wird ſeine Pflicht nicht verkennen. — — — —

Walter ließ ſeinen Leuten keine Zeit, ihm etwas wider ſeine Rede einzuwenden. Er zog einem von ihnen das Schwert von der Seite, denn er ſelbſt war ohne Waffen, und hieß die andern die Finger darauf legen, und ihm die Worte des Eids nachſprechen, die er ihnen vorſagte, und die zu heilig ſind, auf dieſen Blättern von mir nachgeſchrieben.

zu werden. Sie ſchwuren. Walter drückte dem Vornehmſten von ihnen die Hand, und eilte unbewafnet, und ganz mit Schweiß und Blut bedeckt nach dem feindlichen Heere, welches er in kurzer Zeit erreichte.

Die Sarazenen hatten den Ort, wo ſie ihren blutigen Sieg erfochten, noch nicht verlaſſen. Nureddin ward vermißt. Der Heerführer wußte zu gut, wie theuer dieſer Jüngling ſeinem Oheim und ſeinem Vater war, als daß er es hätte wagen ſollen, ohne ihn vor Saladin oder Aſad zu erſcheinen. Man ſchickte überall Leute aus, um zu ſehen ob er etwa von einer Schaar flüchtiger Feinde hinweggeführt worden wäre. Man ſuchte ihn unter den Todten; alles vergebens. Man fand unterſchiedliche von denen man wußte, daß ſie an ſeiner Seite gefochten hatten, aber ſie waren entweder ganz entſeelt, oder bereits der Sprache beraubt; denn Hugos und Walters Arm hatte überall Tod und Verderben ausgebreitet. Man fand Nureddins Schwert, das Walter ihm entriß und ihn mit demſelben nöthigte, ihm das chriſtliche Panier zu überlaſſen, und das er nachmals von ſich warf, weil er keinen Arm mehr für daſſelbe hatte, ſondern beyde brauchte, ſeinen Gefangenen, und das gerettete Kreuz davon zu bringen. Man fand auch Nureddins Wehrgehäng und ſeinen Gürtel; und brachte alles dem Heerführer der Sarazenen, welcher nun feſt überzeugt ward, daß Saladins Neffe gefangen hinweggeführt werden wäre. Er verdoppelte ſeine Nachſuchungen, und entſchloß ſich, dieſe Nacht auf dem Schlachtfelde zu bleiben, um die Rückkunft aller ſeiner Abgeſchickten zu erwarten.

Um dieſe Zeit war es, als Walter daſelbſt anlangte. Ein einzelner unbewehrter Mann der ſich in der Dämmerung einfand, und ſich freywillig gefangen nehmen lies, konnte von den Feinden für nichts als einen Kundſchafter gehalten werden. Man führte ihn vor Amru, den General der Sarazenen, man legte ihm tauſend verwirrte Fragen vor, aber ſeine feſten, ungeſuchten Antworten, ſeine Jugend und ſein redliches Geſicht, benahmen den Fragenden bald allen Verdacht. Er gab ſich als Odos Waffenträger an, und in dieſem Charakter trug man kein Bedenken, ihn zum Großmeiſter zu führen. Ueberdieſes bewies ſein Kleid, daß er nicht mehr war, als wofür er ſich ausgab, und zum Glück lebte keiner von denen mehr, die ihm zunächſt gefochten hatten, und welche hätten verrathen können, von was für Wichtigkeit ſeine Perſon bey der Schlacht gewesen war.

Odo hatte in ſeinem ganzen Weſen etwas das Ehrfurcht foderte; auch die Sarazenen hatten ihm dieſelbe nicht verſagen können. Walter fand ihn in einem Zelte, das ſeinem Stande nicht ungemäß war. Er hatte einige Leute um ſich, die man mehr für ſeine Bedienten als für ſeine Wache gehalten haben würde, wenn man ihnen das Beſtreben, ihn nicht aus den Augen zu laſſen, und jede ſeiner Handlungen zu beobachten, nicht zu ſehr angemerkt hätte.

Wie? ſprach Odo, als er Waltern erblickte, wie, mein Freund! du biſt auch in den Händen unſerer Feinde? Walter hielt ſich, um keinen Verdacht zu erregen, daß er etwas mehr ſey, als ſein Kleid ſagte, in größerer Entfernung von dem Großmeiſter, als er ſonſt gewohnt war. — Der Waffenträger des großen Odo, antwortete er, iſt ſchuldig ſeinem Herrn in die Gefangenſchaft zu folgen. Der Großmeiſter verſtand die Meynung des jungen Menſchen, und ſein ganzes Herz bewegte ſich gegen ihn voll Dankbarkeit, für die Treue, die er ihm bewies, aber er ſchwieg, um ſich nicht durch die Art ſeiner Antwort zu verrathen.

Tauſend Fragen hätte er gerne an ihn gethan, von welchen er aber nur die eine, nach Hugos Leben, wagte. Walter meldete ihm ſeinen Tod mit allen den Umſtänden, die er öffentlich erwähnen durfte, und zollte dem Andenken ſeines

Freundes die Thränen, die er ihm bisher, von andern Empfindungen beſtürmt, noch ſchuldig geblieben war. Odo unterdrückte die Wehmuth ſeines Herzens, und ſchickte einen von ſeinen Wächtern an Amru, um für ſeinen Neffen die Ehre der Beerdigung zu erbitten, eine Bitte, die man ihm ohne Verzug bewilligte, und Waltern erlaubte, bey dieſer traurigen Handlung gegenwärtig zu ſeyn. — Schweigend und ganz in ſich ſelbſt gekehrt, kam er zu dem Großmeiſter zurück; keine Worte wurden über die vergegangene Feyerlichkeit zwiſchen ihnen gewechſelt. Die beſtändige Gegenwart der Aufmerker, benahm ihnen die Gelegenheit auch über andere Dinge zu ſprechen, und erſt am Morgen des andern Tages, konnte Walter dem Großmeiſter eilig die Worte zuflüſtern: Das Kreuz iſt gerettet, und Nureddin gefangen; Worte, die Odos Muth von neuem ſtärkten, und ihm die Ertragung der Gefangenſchaft merklich erleichterten.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Walter folgt dem Großmeiſter ins Gefängniß.

Die, welche Nureddin aufſuchen ſollten, giengen die ganze Nacht durch ab, und kamen an, und in Odos Zelt wurden ſo viel Nachrichten von dem, was die Boten ausſagten, gebracht, daß Walter zitterte, man mögte ſeinen Leuten auf die Spur kommen, und ihnen das, was er mit Gefahr ſeines Lebens gerettet hatte, wieder entreißen. Die meiſte Sorge machte ihm die Poſt, daß der Waffenträger des jungen Prinzen, den man des vorigen Tages als tod von der Wahlſtatt aufgehoben hatte, ſich wieder erhole und zu ſprechen anfange. Dieſer hatte die ganze Scene von Nureddins Gefangennehmung noch mit angeſehen, ob er gleich zu ſchwach geweſen war, ſie zu hindern, er kannte Waltern, und wenig Worte von ihm, ſo war er entdeckt, und befand ſich in der verdrüßlichſten Lage die ſich denken läßt. Zum Glück beſtand ſeine Ausſage nur in gebrochenen Worten von Nureddin und dem chriſtlichen Panier, die wenig Licht in der Sache gaben, und bald darauf verſchloß ihm der Tod den Mund. Nie hätte wohl unſers Walters menſchenfreundliches Herz ſich über den Tod eines Menſchen freuen können, wider den er keine weitere Feindſchaft als in ofner Schlacht hegte, aber hier kam zu viel auf die Verbergung der Wahrheit an, daß Walter nicht freyer hätte Athem holen ſollen, als endlich die Nachricht kam, daß der Einige, welcher wider ihn zeugen konnte, dahin ſey. Die Verwirrung, in welche Nureddins Verluſt das ganze feindliche Heer ſetzte, lies ihn erſt recht vollkommen einſehen, was er für eine Eroberung an dieſem von dem ganzen Volke geliebten Jüngling gemacht hatte, und was er ſich für ſeinen Freund Odo für Vortheile von ſeiner Gefangenſchaft verſprechen konnte. Der Nachrichten, daß der junge Prinz nicht gefunden ſey, kamen immer mehr, und da Walter denken konnte, daß ſeine Leute dieſe Nacht über, eine gute Strecke Wegs mit dem Gefangenen würden zurück gelegt haben, ſo wuchs ſein Muth ſo ſehr, daß er kaum ſeine Gefangenſchaft noch fühlte, und im Stande war, dem Großmeiſter der zwar ruhig, doch immer tiefſinnig und in ſich ſelbſt gekehrt ſchien, tauſenderley Troſt zu geben, den er immer ſo einzukleiden wußte, daß nur der, für den er beſtimmt war, ihn völlig verſtand, und diejenigen, welche ihn bewachten, ſich wenig daraus nehmen, oder einen Verdacht auf etwas den Sarazenen Nachtheiliges daraus ſchöpfen konnten.

Der Morgen erſchien, und Amru ſahe ſich

genöthiget aufzubrechen, ohne Nureddin gefunden zu haben. Odo ward dem Heere unter einer ſtarken Begleitung nachgeführt. Amru, der ſich auf ſein Ehrenwort, das nie ein Tempelherr brach, verlaſſen konnte, erzeigte ihm ſo viel Achtung, daß er ihm ſeine Waffen widergeben ließ, und Waltern nicht von ihm trennte. So langten ſie zu Damaſkus an, wohin Aſad mit dem flüchtigen Heere ſchon voraus gegangen war.

Der Großmeiſter ward vor Saladins Bruder geführt. Aſad bezeugte ſich anfangs eben ſo freundlich gegen ihn wie Amru gethan hatte, und machte ihm gute Hofnung, durch Ueberlieferung einiger wichtigen Veſtungen bald wieder frey zu werden, eine Sache, die Odo, der ſich nicht auf ſolche Art zu löſen dachte, und der allezeit wenig ſprach, mit Stillſchweigen übergieng. Ueberhaupt war das ganze Betragen des Tempelherrn ſo ſtolz, daß Aſad beynahe dadurch beleidigt ward. Er ſtand vor ihm nicht wie ein Gefangener, ſondern in der Geſtalt wie der engliſche Dichter den Erzengel beſchreibt, als er unſerm Uranherrn ſein Endurtheil vom Himmel brachte *).

---

*) Solemn and Sublime — — Over his lucid arms a military veſt of purple flowd, livelier than Melibæan or the grain of Sarra, worn by Kings and heroes old in time of truce; Iris had dipt the woof;

Aſads Freundlichkeit dauerte nicht lange. Er konnte es dem ſtolzen Manne nicht verzeihen, daß ſein königliches Anſehen ihn faſt genöthigt hätte, ſich vor ihm zu demüthigen, und daß er ſeine Höflichkeit mit ſolcher Hoheit annahm. — Als er aber vollends den Verluſt Nureddins vernahm, ſo änderte ſich ſein ganzes Weſen, er wandte ſich von Odo weg, um durch ſeinen Anblick nicht in Ehrfurcht erhalten zu werden. Er ließ ſeiner Wuth freyen Lauf: Amru ward das erſte Opfer derſelben, und in Anſehung derer gefangenen Tempelherren gab er Befehle, die ich zur Ehre der Menſchheit verſchweigen will. Odos Leben ward durch nichts, als durch ſeinen hohen Stand und durch die Hofnung gerettet, durch ſeine Auswechſelung anſehnliche Vortheile zu erlangen; nichts konnte ihn indeſſen von einem Gefängniſſe befreyen, welchem jeder andere den Tod würde vorgezogen haben, wenn er hätte wählen dürfen.

> His ſtarry helm unbuckled ſhow'd him prime in manhood where youth ended; by his ſide as in a gliſtering Zodiac hung the ſword, the foe's dire dread, and in his hand the ſpear. — Adam bow'd low; he Kingly; from his ſtate inclin'd not, but his meaning ſhort declar'd.
> Milt. parad. loſt. Book. XI. v. 240.

Walter entſetzte ſich, als man ihn nebſt ſeinem Herrn in ein dumpfes feuchtes Gewölbe führte, das zunächſt eines ſtinkenden Sumpfs halb unter der Erde ſtand, und von keinem Lichte erhellt ward, als von dem, das durch ein enges, übel verwahrtes Loch in dem oberſten Giebel des Gefängniſſes herabfiel. — Ich könnte noch mehr zu Beſchreibung dieſer Hölle hinzufügen, die zur Wohnung des edelſten Mannes auf Erden beſtimmt war, aber meine Leſer ſind vielleicht mit Beſchreibungen von dieſer Art nicht unbekannt, und ich habe alſo nichts weiter zu thun, als ſie zu verſichern, daß dieſes Gewölbe die Schreckniſſe aller Kerker in ſich vereinigte, von denen ſie hier und da geleſen oder gehört haben mögen. Walter ſtutzte, und Odo gieng ruhig in ſeine neue Wohnung.

Eile, junger Menſch, ſagte der Hauptmann der Wache zu Waltern, wenn du von deinem Herrn Abſchied nehmen willſt. Dir, der du nichts verbrochen haſt, iſt die Freyheit geſchenkt, und du kannſt Damaſkus verlaſſen, wenn du willſt — Walter ſahe den Sprechenden mit einem verächtlichen Blicke an, und folgte ſeinem Freunde, ohne etwas auf die Erbietungen, die man ihm that, zu antworten. Die Gefängnißthüre ſchloß ſich krachend hinter ihnen zu, und ſie befanden ſich in einer Finſterniß, die ihren noch an das Licht des

Tages

Tages gewöhnten Augen, der ägyptiſchen Finſterniß ähnlich zu ſeyn ſchien.

Odo fand es nicht unerwartet, daß Walter ihm zu Liebe die Gefangenſchaft der Freiheit vorzog; er kannte ihn lange genug, daß ihm keine Probe ſeiner Treue und ſeines Edelmuths auſſerordentlich vorkommen konnte. — Es iſt kein Zweifel, daß ſeine Geſellſchaft, und die Freyheit, ohne Zeugen mit ihm zu ſprechen, ihm große Erleichterung ſeines Elends war; was ſie aber ſprachen, das läßt ſich leichter errathen, als ausführlich beſchreiben.

O wohl dir, glücklicher Walter, du wurdeſt gewürdiget deinem Freunde in das tiefſte Elend zu folgen, du hatteſt es in deiner Macht, durch deinen Zuſpruch, durch die Ausſichten voll Hofnung, die du ihm überall eröfneteſt, ihm die finſterſten Nächte des Grams zu erhellen! Wohl, wohl dir! Wenige ſind im Stande ihrem leidenden Freunde, ähnliche Proben der Treue geben zu können!

Es vergiengen Tage und Wochen, ohne daß man daran dachte, den beyden Helden eine andere Erleichterung ihres Jammers zu geben, als die elende ſparſame Nahrung, die man ihnen reichte.

Aſad war ſo von Grimm verblendet, daß er nicht bedachte, wie viel auf ſeinen erhabenen Gefangenen ankäme, und daß er allen Vortheil verliehren würde, den er ſich von ihm verſprechen konnte, wenn er ihn umkommen lies; und umgekommen wäre Odo in ſeinem elenden Aufenthalte, wo alles zuſammen kam die feſteſte Geſundheit zu zerrütten, wenn nicht eine Bothſchaft von dem chriſtlichen Heere eine Aenderung in ſeinem Schickſale gemacht hätte. Die Tempelherren meldeten Aſad, daß Nureddin in ihren Händen wäre, und erboten ſich ihn gegen den Großmeiſter frey zugeben. Daß dieſer junge Prinz das nämliche Schickſal mit ſeinem Gefangenen zu gewarten hatte, und daß das Gerücht von ſeiner Grauſamkeit gegen Odo, Nureddin in das tiefſte Elend ſtürzen würde, das konnte Aſad ſich vorſtellen. Nichts konnte ſeinen Sohn retten, als das Leben des Großmeiſters, und um dieſes zu erhalten, ward augenblicklich Anſtalt gemacht, ihm beſſere Wohnung, beſſere Nahrung und Pflege zu geben.

Die Unterhandlungen wegen Nureddins Auswechſelung wurden eifrig fortgeſezt. Abgeſandte von Akkon und Damaſkus giengen hin und her, und Aſad, dem nichts für ſeines Sohnes Freyheit zu theuer war, ward bald mit den Tempelherren einig, ihnen ihren Großmeiſter nebſt einigen wichtigen Veſtungen gegen Nureddin auszuliefern. — — — —

Terrikus von Tremelai war derjenige, deſſen ſich die Tempelherren in dieſem Geſchäfte gebrauchten; er brachte alles zur Richtigkeit, und Aſad war ſo wohl mit ſeiner Unterhandlung zufrieden, daß er ihm erlaubte, ſelbſt zu Odo zu gehen, und ihm ſeine Freyheit anzukündigen.

Meine Leſer kennen dieſen falſchen heimtückiſchen Mann, dieſen Terrikus von Tremelai; ſie wiſſen, wie er den Großmeiſter haßte, und können ſich alſo vorſtellen, mit was für einem Herzen er es übernahm, ihm eine Bothſchaft zu überbringen, die ihm ein Dolch im Herzen war.

Er hatte bisher alles Mögliche gethan, um Odos Befreyung zu erſchweren; ihm und ſeinen teufliſchen Künſten war es zuzuſchreiben, daß die Unterhandlungen wegen Nureddins Auswechſelung, die gleich erſtes Tages hätten vorgenommen werden ſollen, ſo lange verſchoben wurden. — Endlich da die Tempelherren darauf drangen, den geliebten Odo aus den Händen ſeiner Feinde zu reiſſen, und er keine Hinderniſſe mehr in den Weg legen konnte, ſo drang er ſich dazu, der Abgeſandte an Aſad zu ſeyn, um das Schickſal ſeines Feindes, allemal auf gewiſſe Art in ſeiner Gewalt zu behalten.

Arnold von Toreggio, welcher in Odos Abweſenheit die Oberſtelle bey dem Orden vertrat, hätte es für Pflicht gehalten, um den Großmeiſter zu retten, die ſchwerſten Bedingungen einzugehen, welche die Feinde hätten vorſchlagen können, und da ſie nichts gegen Odos Perſon, als den einigen Nureddin verlangten, ſo hatte ſeine Auswechſelung um ſo viel weniger Schwierigkeit.

Terrikus hatte alſo keinen weitern Auftrag, als Aſad die Freyſtellung ſeines Sohnes zu verſichern, ſobald Odo frey ſeyn würde; aber dieſer Boßhafte blieb nicht bey dem, was ihm befohlen war. Er ſuchte Odos Befreyung auf alle Art zu verhindern. Er that Foderungen im Namen der Tempelherren an Aſad, die nur ein ſo zärtlicher Vater wie er war, um ſeinen Sohn zu retten, bewilligen konnte. Terrikus, welcher gehoft hatte, Nureddins Vater durch ſeine überſpannten Vorſchläge aufzubringen, und dem Großmeiſter Tod oder ewiges Gefängniß zuzuziehen, erſtaunte, auf das erſte Wort alles bewilligt, und zur Belohnung für Nureddins Loßlaſſung, die Tempelherren nicht allein wieder im Beſitz ihres Oberhaupts, ſondern auch der Feſtung Damiate, die ſchon ſo viel Blut gekoſtet hatte, und noch einiger andern nicht weniger wichtigen Plätze zu ſehen. Nur Odos Feind konnte ſolche kühne Foderungen machen, nur ein Vater wie Aſad, konnte ſie bewilligen. und nur ein Terrikus konnte, nachdem ſo ein teufliſcher Anſchlag mißlungen war, noch einen andern eben ſo ruchloſen im Vorrath haben, um ſeinen Endzweck zu erreichen. Der gehaßte Odo durfte nicht frey werden, und er konnte es nicht, da ſein Feind ſo zu Werke gieng, wie meine Leſer ſogleich hören werden.

Anſtatt dem Großmeiſter ſeine Freyheit mit dem Triumphe anzukündigen, die die Vortheile, welche mit derſelben verbunden waren verdienten, nahete ſich Terrikus mit geſenkten trüben Blicke zu Odo, faßte ſeine Hand, und ſagte mit einem Tone, als wenn er ſich zwänge, Thränen die in ſeinen Augen ſtanden, zurück zu halten: Ihr ſeyd frey, Herr von St. Amantis; kehrt zu den euren zurück, und nehmt die Stelle bey uns wieder ein, die wir euch nicht zu theuer haben erkaufen können.

Ich danke euch, Ritter! ſagte Odo — eure Nachricht kömmt mir nicht unerwartet; man hat mir Hofnung gemacht, heute gegen Nureddin ausgewechſelt zu werden.

Ja, erwiederte Terrikus! gegen Nureddin, und Harenk, und Rama, und Belfort.

Ihr ſcherzt, Terrikus! ſchrie Odo, indem er zurückfuhr; Gegen ſo einen Preis, meine Freyheit? — — — Und kommt euch dieſes ſonderbar vor? erwiederte der andere, indem er ſchmeichelnd Odos Hand drückte. Die Sarazenen wiſſen euren Werth zu ſchätzen; ſie wiſſen, daß wir bereit ſind, unſern theuern Großmeiſter um jeden Preis zu erkaufen. Glaubt mir, fuhr er fort, indem er den erſtaunten Odo in ſeine Arme ſchloß, und feſt an ſein Herz drückte, glaubt mir, mit Freuden werden wirs alles, was wir haben, verpfänden, um die Schatzung die uns Aſad auflegt zu bezahlen, werden mit Freuden in die Armuth zurück kehren, die der Anfang unſers Ordens war, wenn wir nur euch, nur euch wieder haben. — O daß uns nur nicht durch den Waffenſtillſtand den wir eingehen mußten, auf zehn Jahr die Hände gebunden wären! unter eurer Anführung wollten wir bald alles wieder erlangen, was wir eurer Befreyung aufopfern mußten! —

Schatzung? Waffenſtillſtand? ſchrie Odo, indem er ſich aus des Verräthers Armen loßmachte. Harenk? Rama und Belfort? Dies alles um meinetwillen? — Sind die Tempelherren von Sinnen gekommen? — Nein! behaltet Nureddin, löſet mit ihm Damiate oder eine andere wichtige Feſtung aus, und laßt Odo eher im Gefängniſſe ſterben, ehe ihr ihn auf ſolche Bedingungen frey machet! — Ich müßte der Elendeſte, der Verworfenſte unter allen Menſchen ſeyn, wenn ich die Chriſtenheit, die ich ſchützen ſoll, um meinetwillen in das äußerſte Elend ſinken ließ!

Das Ende dieſer Worte, war weder für Walter noch Terrikus hörbar, denn Odo hatte die Thür ergriffen, ſich durch die Wache gedrängt, und gefodert, augenblicklich vor Aſad geführt zu werden.

Was denkſt du Tyrann, ſchrie er ihn an, einem Tempelherrn auf ſolche Bedingungen ſeine Freyheit anzubieten? Wiſſe, noch nie bezahlten wir um einen Gefangenen einen höhern Preis als ein Meſſer und einen Gürtel; unſer Schwert mußte uns unſere Verlohrnen wiederbringen! — Mit dieſen Worten löſete er ſeinen Gürtel ab, an welchem nach damaliger Gewohnheit ſein Meſſer hieng, und warf beydes zu Aſads Füſſen. — Führt mich fort! rief er, indem er ſich zu der Wache wandte. Bringt mich in mein altes Gefängniß! Ehe will ich ſterben, als auf ſolche unrühmliche Bedingungen frey ſeyn! — Ja! ſchrie Aſad voller Grimm über Odos Undankbarkeit, gegen die Bedingungen, deren Vortreflichkeit er und Terrikus allein kannten, und die er von dem Großmeiſter verſchmäht glaubte, führt ihn in ſeinen vorigen Kerker, und die Strafe des Himmels treffe mich, wenn ich je wieder nach dieſem

Elenden frage. — Unrühmliche Bedingungen? iſt es unrühmlich einen Odo gegen Nureddin auszuwechſeln, und den Undankbaren noch zur Zugabe Damiate, das Auge des Orients, zu überlaſſen? — Odo ward eilig abgeführt, und hörte alſo nichts von Aſads letzten Worten, würde ſie auch in dem Grimme in dem er war, ſchwerlich haben mit Ueberlegung vernehmen können. Man brachte ihn in ſein erſtes abſcheuliches Gefängniß, in welches Walter ihn begleitete; er war ihm auf dem Fuße nachgefolgt, und die Wache hatte ihn nur mit äuſſerſter Gewalt verhindern können, ſich nicht mit bis in Aſads Zimmer zu drängen. Odos ſchnelles Hinwegeilen hatte ihm die ſchrecklichen Dinge beſorgen laſſen, die nunmehr erfolgten.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Strahl von Hofnung für Waltern und ſeinen verrathenen Freund.

Auf dem Punkte zu ſtehen, wieder in den vorigen glücklichen Stand verſetzt zu werden, und ſich plötzlich von neuen in das tiefſte Elend geſtürzt zu ſehen, das war faſt zu viel für Waltern, es ohne Murren zu ertragen; ach, und wie gern hätte er gleich wohl alles ertragen, wenn nur Odo gerettet worden wäre! — Er verbiß ſeine Empfindungen, und folgte ſeinem Freunde mit anſcheinender Ruhe in den Kerker.

Mein Walter! mein beſter, einiger, treuſter Freund! rief der Großmeiſter, indem er die Hand des Jünglings drückte, in was für einen Abgrund von Elend reiße ich dich mit mir hinab! — Ach, Ritter! ſagte Walter, erwähnt doch von mir nichts, für euch blutet mein Herz! euch leiden zu ſehen, das überſteigt meine Kräffte! Ach, ich fürchte, ich fürchte, daß ihr zu raſch gehandelt habt!

Nein, mein Freund! erwiederte Odo, um ſolchen Preis muß das Leben, die Freyheit eines einigen Menſchen nicht erkauft werden; um einen zu retten, dürfen nicht Tauſende leiden.

Ganz gut, unterbrach ihn Walter, aber traut ihr denn auch dem Ritter von Tremelai, den ihr ſo oft falſch befunden habt? Und hat ſich auch Aſad ſelbſt über die ganze Sache gegen euch erklärt?

Walter, verſetzte der Großmeiſter, ich verkenne dich! wie kommt dieſer Grad von Mißtrauen in ein Herz wie das Deinige! Hat das Unglück deine edle menſchenfreundliche Seele ſo erniedrigt, daß du im Stande biſt alle Menſchen für unſere

Feinde zu halten? — Sage mir, wo liegt in Terrikus Worten der geringſte Anſchein von Betrug? Hat er irgend etwas geſagt oder gethan, mir meine Befreyung zu erſchweren? Konnte er, der ſo verſchieden mit mir denkt, nur muthmaſſen, daß ich auf dieſe Bedingungen meine Freyheit ausſchlagen würde? Er an meiner Stelle hätte ſie vielleicht um dieſen Preis angenommen, und daß er glaubte auch ich würde es thun, das gaben ja alle ſeine Worte. — Ueberdieſes, was könnte ihm doch meine Gefangenſchaft oder mein Tod helfen? — Walter ſchwieg.

Sage mir nur, fuhr Odo fort, was dir in Terrikus Worten verdächtig vorkommt? — Ja, das weis Gott, antwortete der Jüngling, genug, mir ahndet, daß hier nicht alles richtig ſey. Ich bitte euch, Ritter! erlaubt mir eins von dieſen beyden: entweder, daß ich Terrikus in eurem Namen noch einmal zu euch fodern laſſe, und euch denn bitte, ihm mit allem Ernſt, der euch eigen iſt, einige Fragen vorzulegen, die ich im Sinne habe, und deren Beantwortung, wie ich denke, meine Zweifel in ſeine Redlichkeit aufklären wird; oder, daß ich gleich in dieſer Stunde bey Aſad um Gehör bitten laſſe, um aus ſeinem eigenen Munde die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen er euch loßzulaſſen willens war. Denn euch die Wahrheit zu geſtehen, ſo kam mir alles, was Terrikus davon ſagte, ſehr übertrieben vor, und ich würde mich nicht geſcheut haben, euch in ſeiner Gegenwart meine Meynung darüber zu ſagen, wenn ihr das Zimmer nicht in ſolcher Eil verlaſſen hättet.

Odo willigte nach einigen Bedenken in den erſten von Walters Vorſchlägen; was das andere anbelangt, ſagte er, ſo kann ich es ſchlechterdings nicht eingehen. Um Gehör bey Aſad zu bitten, würde das Anſehen haben, als wollte ich widerrufen, eine Sache, für welche ich lieber den Tod wähle.

Man ſchickte alſo nach Terrikus, mit der Bitte, den Großmeiſter noch einmal zu beſuchen, aber man erfuhr, daß er bereits abgereiſt ſey. Walter machte ſich kein Bedenken, dem Befehl des Großmeiſters zuwider, insgeheim bey Aſad um Audienz bitten zu laſſen, aber ſie ward ihm abgeſchlagen. Er fragte den Hauptmann der Wache, der ihm gewogen zu ſeyn ſchien, und der es ihm dieſen Morgen, da Odo wieder ins Gefängniß geführt ward, noch frey geſtellt hatte, ſeinen Herrn zu verlaſſen, ob ihm nicht erlaubt werden könne, eine ganz kurze Reiſe nach Akkon zu thun, aber er bekam zur Antwort, es ſey nun zu ſpät, und er und ſein Herr würden gegenwärtig nicht als Kriegsgefangene, ſondern, als Verbrecher wider die Majeſtät Saladins aufbehalten, die ſie in ſeinem Stadthalter Aſad beleidiget hätten. — Ach, mein Gott, ſagte Walter, was gedenkt man mit uns zu machen? — Wenn Aſad, antwortete der Hauptmann, in Saladins Abweſenheit, völlige freye Macht hätte, zu handeln wie er wollte, ſo möchte es wohl um euer Leben gethan ſeyn, denn er iſt aufs Aeuſſerſte aufgebracht; aber der Sultan wird täglich bey uns erwartet, und dieſer, der die Grauſamkeit ſeines Bruders kennt, hat ſich vorbehalten, über das Leben von Perſonen von einiger Wichtigkeit, die im Kriege gefangen werden, allein zu ſprechen. Beruhigt euch indeſſen, wenn Saladin kommt, ſo kann noch alles beſſer werden als ihr denkt.

Walter legte dem Sarazenen noch einige Fragen über die Bedingungen vor, die man wegen Odos Befreyung gemacht hatte, aber die Unterhandlungen zwiſchen Aſad und Terrikus, waren ſo geheim gehalten worden, daß er ihm keine Nachricht davon geben konte.

Nachdem Walter alle Mühe vergebens angewendet hatte, ſeinen geliebten Herrn aus dem ſchrecklichen Zuſtande, in welchen er war, zu reißen, ſo blieb ihm nichts übrig, als alle Mittel zu verſuchen, ihm denſelben zu erleichtern; aber wie wenig war er im Stande dieſes zu thun! — Ich habe meinen Leſern das abſcheuliche Gefängniß beſchrieben, in welchem Odo ſich befand, ich habe auch ſchon etwas von dem Einfluſſe geſagt, den es bereits im Anfange auf ſeine Geſundheit hatte, und es wird ihnen alſo nicht unerwartet ſeyn, daß die Lebenskräfte des unglücklichen Großmeiſters, in einer Zeit von ſechs oder ſieben Wochen, die er von neuen daſelbſt zubringen mußte, ſich vollends ganz verzehrten; ſchon der große Blutverluſt in der Schlacht bey Belfort, und ſeine ſchlecht geheilten Wunden hätten ihn dem Grabe nahe bringen können, und das Ungemach daß er außer denſelben noch in ſeinem Kerker ausſtehen mußte, ſtieß ihn vollends in die Grube hinab. Er ward bald ſo ſchwach, daß er nicht mehr von ſeinem elenden Strohlager aufſtehen, nichts von den geringen Speiſen, die man ihm reichte, mehr zu ſich nehmen konnte. Der Hauptmann der Wache war, wie ich ſchon mehr geſagt habe, Waltern, und um ſeinetwillen auch Odo nicht ungeneigt, aber ſeine Gewogenheit beſtand in nicht viel mehreren, als daß er ſeinen Gefangenen nicht hart begegnete, ihnen, da er ſie in ſeiner Gewalt hatte, keine perſönlichen Beleidigungen zufügte, und ſie zuweilen mit Saladins Ankunft tröſtete, die ſich doch immer von einer Woche zu der andern verzog. Aber die geringſte Erleichterung, die kleinſte Stärkung für den kranken Odo von ihm zu erlangen, dazu waren Walters Bitten zu ſchwach. Aſad war zu gefürchtet von ſeinen Sklaven, und der Hauptmann liebte ſein Leben und die Gnade ſeines Herren zu ſehr, als daß er nur das Geringſte wider ſeinen Befehl hätte thun ſollen.

So ſtanden die Sachen. Der edle Odo nahte ſich immer mehr ſeinem Tode; er hatte ſich ſo ſehr an ſeinen jungen Freund gewöhnt, daß er ihn keinen Augenblick neben ſeinem Lager miſſen konnte. In den Stunden, deren er nicht wenige hatte, in denen ſeine große Seele ganz über die Schwachheit des Körpers ſiegte, ganz heiter und frey war, kannte er kein gröſſeres Vergnügen, als die Unterhaltung des jungen Menſchen, welche bald in geiſtlichen Zuſpruch, bald in Erzählung dieſer oder jener Begebenheit beſtand, die Waltern entweder aus eigner Erfahrung, oder durch andere bekannt war, und die der Erzähler allemal ſo zu wählen wußte, daß ſie dem Kranken Troſt und Hofnung in ſeinem eigenen Elende einflößen konnte.

Eines Tages, als er eben an dem Lager des Großmeiſters ſaß, und ihm von den ſchrecklichen Zeiten der Peſt, die er in dem Kloſter auf den ſtöchadiſchen Inſeln erlebt hatte, und von allen dem Elende erzählte, das er und die unglücklichen Mönche daſelbſt hatten ausſtehen müſſen, und nun eben dahin gekommen war wie doch alles überſtanden.

ward, wie die Seuche ein ſchnelles Ende nahm, und wie die geretteten Landleute in Geſellſchaft der Kloſterherren das Feſt des Wiederſehens feyerten, da öfnete ſich ſchnell die Thüre des Gefängniſſes, und zwar viel weiter, als man ſonſt gewohnt war. Der Hauptmann der Wache trat nebſt noch einigen Männern herein. — Ritter! ſagte er zu Odo, der Sultan iſt angelangt; er hörte von eurem Zuſtande, und ſendet mich euch zu bitten, dieſes Gefängniß mit einer Wohnung zu verwechſeln, die eurem Stande angemeßner iſt, auch erſucht er euch, wegen eurer Befreyung auſſer Sorgen zu ſeyn. — Der Sultan? wiederholte Odo mit ſchwacher Stimme, es iſt zu ſpät! er laſſe mich in Ruhe ſterben! ich bin von den Meinen verlaſſen, und will meinen Feinden weder für Leben noch Freyheit verbunden ſeyn. — Aber Ritter! fuhr der Hauptmann fort, bedenket eure Freyheit. — Ja ja, meine Freyheit, unterbrach ihn Odo, und Harenk, Rama und Belfort! — Geht, geht, ich verſiche euch, laßt mich von ſolchen Vorſchlägen nichts mehr hören. — Walter ſtand bey dieſem Wortwechſel Todesangſt aus. Er kniete vor Odos Lager nieder, und rief, indem er ſeine Hand an ſeine Lippen drückte: Ich bitte euch, ich bitte um Gottes willen! — Mehr konnte er vor Beklemmung nicht vorbringen. Der Großmeiſter riß ſeine Hand hinweg, und wandte ſich auf die Seite.

Der Hauptmann und ſeine Begleiter verließen das Gefängniß, und Walter warf ſich ſchweigend neben Odos Lager nieder, ganz in Gram verlohren, daß die Hofnung, ſeinen Freund gerettet zu ſehen, die ihm ſo plötzlich, ſo unvermuthet erſchienen war, abermals vernichtet werden ſollte. Er getraute ſich nicht, den Tempelherren, den er erzürnt zu haben glaubte, anzureden. Dieſer ſchien zu ſchlafen, und es mochte ohngefähr eine Stunde in dieſem traurigen Stillſchweigen verfloſſen ſeyn, welches Walter, ſo gepreßt ſein Herz war, nicht einmal durch einen Seufzer zu brechen wagte, um ſeinen Herrn nicht zu beunruhigen, als ſich die Thüre zum zweyten Mal eröfnete, und eine ziemliche Anzahl Leute einließ, welche einen großen majeſtätiſchen Mann begleiteten, den man, ſo einfach er auch gekleidet war, erſten Blicks für den erkennen mußte, der er war. Er nahte ſich Odos Lager, nannte etliche mal ſeinen Namen, und als der Großmeiſter ſeine Stimme nicht zu achten ſchien, ſo bückte er ſich zu ihm nieder, und faßte ſeine Hand, indem er mit ſanfter Stimme ſprach: Wie Odo? ihr hört mich nicht? Soll Saladin euch bitten, die Freyheit von ſeinen Händen anzunehmen?

Saladin? wiederholte der Ritter indem er ſich ein wenig umwandte. — Wollt ihr meiner

ſpotten?

ſpotten? ihr wißt, daß ich auf eure Bedingungen die Freyheit nicht annehmen kann! —

Bedingungen? fragte Saladin. Ich mache keine. Ihr habt eure Freyheit, und könnt heute nach Akkon abreiſen, ohne daß ich etwas anders dagegen von euch verlange, als daß ihr Sorge tragt, daß mein Neffe ſeinem Stande gemäß gehalten, und gegen eine Summe Geld, oder eine Veſtung, die ihr ſelbſt beſtimmen möget, loßgegeben werde.

Großmüthiger Mann! ſagte Odo, indem er die Hand des Sultans drückte, und ſich bemühte ſich aufzurichten, aber aus Schwäche wieder zurück ſank. — Aber es iſt zu ſpät! — Saladin traten die Thränen in die Augen, als er das bleiche abgekehrte Geſicht und die Todesſchwäche des Mannes ſahe, der ihm ſo oft in der Schlacht ſchön und ſchrecklich wie ein Kriegsgott erſchienen war. Er wandte ſich hinweg, und Walter, der von neuem anfieng etwas für Odo zu hoffen, nahte ſich ihm. — Sultan! ſagte er, wenn ihr der ſeyd, für den euch ſelbſt eure Feinde rühmen, ſo rettet meinen Herren, ſo leidet wenigſtens nicht, daß ein Held, der euch oft ſelbſt Furcht eingejagt hat, in dieſem Kerker ſterbe. — Saladin warf einen durchdringenden Blick auf den jungen Menſchen, ohne ihm zu antworten, und befahl ſeinen Leuten, den Kranken mit möglichſter Sorgfalt aufzuheben und nach ſeinen Palaſt zu bringen. Du aber, Jüngling, ſagte er zu unſerm Helden, du kannſt mir ſogleich folgen. Walter that als ob er den letzten Befehl nicht hörte, denn es war ihm unmöglich ſeinen Freund allein in den Händen von Saladins Sklaven zu laſſen. Er ordnete alles an, wie er dachte, daß es für das Leben des Großmeiſters am ſicherſten wäre, und ſtellte ſich alsdenn erſt vor den Sultan, als Odo ſchon in einem der prächtigſten Zimmer ſeines Palaſts zur Ruhe gebracht war.

Saladin eilte, ſeinen edeln Gaſt zu bewillkommen; er machte die Anordnungen zu ſeiner Pflege mit ſolcher Sorgfalt, als ob er ſein Bruder geweſen wäre; er ordnete ihm Sklaven zu, und befahl ſeinem Leibarzt, einem Juden, nicht von ſeinem Bette zu weichen, und alles zu Rettung ſeines Lebens zu verſuchen. Seine Verordnungen hatten in wenig Tagen ſo gute Wirkung, daß der Kranke anfieng ſich ein wenig zu erholen, und dem, der den Namen ſeines Feindes führte, und jetzt, da jedermann ihn verlaſſen hatte, ſich ſeiner ſo großmüthig annahm, ſeinen Dank etwas deutlicher als im Anfange zu erkennen geben konnte.

Saladin beſuchte ihn täglich, und brachte oft viele Stunden vor ſeinem Bette zu. Immer bemühte er ſich, ihn mit etwas tröſtlichen zu unterhalten, bald von der Reiſe nach Akkon, die man blos um ſeiner Schwäche willen aufſchieben mußte, bald von ſeinen vorigen Heldenthaten, bald von ſeinem Feind Aſad und der Strafe, die er ihm zugedacht hätte. — Es war ja einem Sarazenen wohl zu verzeihen, daß er dieſen letzten Gegenſtand, für den beleidigten Odo für beruhigend hielt, da in den damaligen Zeiten, ſelbſt Chriſten nicht von Rachſucht frey waren. Aſad iſt mein Bruder, ſagte er, aber ſchon oft habe ich ihm gedroht, ſeine unmenſchliche Grauſamkeit zu ahnden, die er bey ſo vielen Gelegenheiten bewieſen hat, und nun, da er ſich nicht geſcheut hat, einen ſolchen Mann wie ihr, auf ſo eine Art zu behandeln, nun will ich nichts weiter von Nachſicht hören. Wählt ſelbſt, Ritter! auf was für Art ich euch an eurem Feinde kann Genugthuung ſchaffen. — Sultan! ſagte Odo nach einigem Bedenken, ich weis nicht, ob ihr mir dieſen Vortrag, vielleicht noch vor kurzer Zeit umſonſt gethan haben würdet, aber jetzt, da ich ſelbſt auf dem Punkte ſtehe, vor einem Richter zu erſcheinen, der wohl mehr auf mich zu ſagen hätte als ich auf Aſad, jetzt fühle ich, daß ich vergeben muß. Ja, ich vergebe Aſad, und ich bitte auch euch, verzeiht ihm! Verzeiht ihm um Nureddins, verzeiht ihm um ſo vieler treuen Dienſte willen, die er euch geleiſtet, um des Bluts willen, das ihn und euch ſo nahe verbindet. — Odo! rief Saladin voll Erſtaunen, ihr ſeyd ein Held! — Ich bin ein Chriſt, antwortete Odo.

Dieſem Geſpräch folgte eine lange Pauſe, in welcher Saladin tiefſinnig im Zimmer auf- und abgieng, der Großmeiſter ſtill und ruhig da lag, und Walter ganz in Gedanken verlohren, an ſein Bette gelehnt da ſtand und nichts auſſer ſich wahrzunehmen ſchien. —

Sultan! fieng Odo nach einer Weile an, ich habe euch vor meinem Tode noch etwas zu ſagen; denn ich muß ſterben, ich fühle es, obgleich meine anſcheinende Beſſerung mir ein längeres Leben zu verſprechen ſcheint.

Saladin ſetzte ſich ſchweigend zu Odo nieder, faßte ſeine Hand, und ſah ihm mit einem freundlichen fragenden Blick in die Augen. — Seht dieſen Jüngling, ſprach der Großmeiſter, indem er auf Waltern wies. Ich empfehle ihn euch. Es iſt unglaublich was er an mir gethan hat. Er verdient Belohnung. Fodert einen Eid von mir, ſagte Saladin, bey dem, was euch und mir das Heiligſte iſt, ich will ihn euch ſchwören, daß der, den ihr mir empfehlet, mir um euretwillen ſo theuer ſeyn ſoll als Nureddin, daß er an meinem Hofe Anſpruch auf die höchſten Ehrenſtellen ſoll machen können. — Nein, unterbrach ihn Odo, ihr ſollt ihn nicht bey euch behalten. Eure Güte und Tugend iſt verführeriſch, wie bald könntet ihr durch dieſelbe das Herz eines Jünglings verblenden! Walter iſt ein Chriſt, und er ſoll es bleiben. — Aber eins bitte ich euch: — Wenn ich nun todt bin, ſo laßt ihn mit meinem Leichnam ſicher nach Akkon bringen, daß meine Aſche daſelbſt neben der Aſche meiner Brüder ſchlafe. Auch wünſchte ich, daß ich vor meinem Tode noch einige Worte ſeinetwegen ſchriftlich verfaſſen könnte, er ſoll ſie den Tempelherren, er ſoll ſie Arnold von Toroggio bringen, der vermuthlich nach mir Großmeiſter werden wird, und nicht unedel genug denkt, meinen letzten Willen zu verachten.

Walter zerfloß faſt in Thränen, und Saladin, welcher den Ausbruch der ſeinigen zu fürchten ſchien, verſprach dem Kranken mit kurzen nachdrucksvollen Worten, die Erfüllung alles deſſen, was er verlangte, und verließ eilig das Zimmer.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Saladin und Odo.

Der Großmeiſter beſchäftigte ſich dieſen und die folgenden Tage, ſo viel ſeine Schwachheit, und die wenige Fertigkeit erlauben wollte, die er in dieſer, bey den Rittern damaliger Zeit ſo ſeltenen Kunſt beſaß, viel mit Schreiben. Walter wich nicht von ſeiner Seite, auſſer wenn Saladin ihn beſuchte, welcher ſeit dem letzten Geſpräch oft und lang mit ihm allein zu ſeyn verlangte. Was der Inhalt ihrer damaligen Geſpräche war, hat man nie erfahren, nie nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit muthmaßen können.

Walter zwar hat nach dieſem oft geglaubt, Saladin habe dem Großmeiſter genauere Kenntniß von den letzten Unterhandlungen zwiſchen Aſab und Terrikus gegeben, und ihm vielleicht eine Verrätherey entdeckt, die Walter, bey dieſem Manne nur vermuthete, nie zuverläßig erfuhr, die wir aber, da wir mit dem Blicke des Geſchichtſchreibers alles zu durchſchauen vermögend ſind, unſern Leſern bereits im Vorhergehenden entdeckt haben.

Walters Muthmaſſungen beſtätigten ſich theils dadurch, daß der Großmeiſter, der ſich anfangs ſo nach Akkon geſehnt hatte, jetzt ſo wenig Kummer darüber blicken ließ, daß er ſeiner Schwachheit wegen in Damaſkus bleiben mußte, theils durch ein feyerliches Verſprechen, das er Waltern in ſeinen allerletzten Tagen faſt abnöthigte, und welches darinnen beſtand: Walter ſollte ſich zwar vor Terrikus hüten, ſich nie in genaue Freundſchaft mit ihm einlaſſen, aber auch nie daran denken, irgend eine Beleidigung an ihm zu rächen, die etwa irgend jemand von ſeinen Freunden von dieſem Manne wiederfahren ſeyn mögte. — Laß dich nie in genaue Unterſuchung über dieſen Punkt ein, ſagte er, es iſt für uns beſſer, manche Dinge nicht zu wiſſen, als ſie unbeſonnen zu ahnden; es müſſe dir genug ſeyn, ſo viel von ihm zu wiſſen, daß du dich vor ihm zu hüten haſt. Die Böſen ſind mit ihrer Argliſt allemal den Unſchuldigen und Guten überlegen, und es iſt ſchwer, ſich mit ihnen in einen Streit einzulaſſen, da, wenn auch der Vorzug des Rechts und der Tapferkeit auf unſerer Seite iſt, ihnen doch ihre heimlichen Ränke allemal ein Uebergewicht über uns geben werden. Aus dieſem Grunde wünſchte ich auch, daß du Graf Philipen verzeihen, wenigſtens keine Rache an ihm üben mögteſt. Hüte dich, wenn du es meiner Warnung ungeachtet dennoch verſuchſt, daß du nicht durch ihn deinen Untergang findeſt. — Das Blut des redlichen Andreas iſt einmal vergoſſen, und keine Rache wird ihn ins Leben zurück rufen; auch Hunberga wird dadurch, daß du mit deiner geringen Macht ihren Feind verfolgſt, nicht glücklicher werden. Alles was zu der Beruhigung der theuern Gräfin, und zu Aufklärung ihrer verwickelten Angelegenheiten möglich war, das habe ich gethan, wie du aus einem Paket Schriften ſehen wirſt, die man dir auf meinen Befehl, aus meiner Verlaſſenſchaft zu Akkon ausliefern wird. Ein mehreres von Philippen zu erhalten, als ich in der langen Zeit, in welcher ich mich darum bemühte, erhalten konnte, wird dir unmöglich ſeyn; ſey alſo zufrieden, und überlaß das übrige dem Richter aller Ungerechtigkeit.

Walter mußte ſich endlich dazu verſtehen, dem Großmeiſter einen Eid über das abzulegen, was er Terrikus wegen von ihm verlangte; aber den letzten Punkt wegen Graf Philips, ſuchte er immer ſo viel als möglich zu übergehen. Es war ihm unmöglich ſeinen innern Grimm gegen ihn aufzugeben, und Odo mogte ihm noch ſo oft verſichern, daß man am Rande des Grabes von gewiſſen Dingen ganz anders dächte als je zuvor, daß das Andenken an Eine verziehene Beleidigung, uns dann weit glücklicher mache, als die vollkommenſte Rache, die wir an allen unſern Feinden hätten nehmen können, ſo blieb er doch bey ſeinem Sinne, daß es einem Ritter unanſtändig ſey, Boßheit da nicht zu ſtrafen, wo er ſie ſtrafen könne.

Verzeihet, meine Leſer! verzeihet unſerm Walter, dieſe hartnäckige Rachgier; ſie lag theils in ſeinem Temperamente, theils in den Vorurtheilen ſeiner Zeiten, die ſich leider gewiſſermaßen auch bis auf die unſrigen fortgepflanzt haben. Nichts aber müſſe von dieſem Zuge ſeines Charakters, ſeinem Geſchichtſchreiber zu ſchulden kommen, welcher ganz mit dem ſterbenden Odo und allen ſanften gern verzeihenden Seelen übereindenkt.

Endlich erſchien der trübe Tag, der unſerm Jüngling ſeinen beſten, jetzt ſeinen einigen Freund entriß, und ich bitte den, der dieſe Blätter lieſt, daß er mir nicht zumuthe, etwas mehr von dieſer traurigen Begebenheit zu ſagen, als: Der edle, der große, der menſchenfreundliche Odo ſtarb! — Walter, welcher der einzige war, welcher, bis die Schatten des Todes die Augen des Großmeiſters bedeckten, an ſeiner Seite blieb, Walter ſelbſt vermogte nie etwas mehr von dieſer Sache zu ſprechen.

Odo war ſich bis auf den letzten Hauch ſeines Lebens der Gegenwart und des kindlichen Beyſtandes ſeines Walters bewußt. Er hieß, als er die Annäherung ſeiner letzten Stunden vernahm, jedermann von ſich hinausgehen, nur Walter durfte bleiben; er war der Ehre werth an dem Sterbelager des Gerechten allein in der Geſellſchaft ſeines Schutzengels zu ſtehen. Odo ließ es nicht an Worten fehlen, die dem Jünglinge lebenslang unauslöſchlich in der Seele blieben, ob er aber, wie man von manchem Sterbenden lieſt, noch lange pathetiſche Reden an ihn gehalten hat, daran zweifeln wir billig, da Odo ſein ganzes Leben hindurch kein Freund von überflüßigen Sprechen war, und da ſeine Schwachheit und manche Schmerzen, die ſeine letzten Stunden noch verbitterten, ihm viele Worte unmöglich machten.

Odo ſtarb, und Walter hatte ſich kaum ein wenig von dem, was er im Augenblicke ſeines Scheidens erlitte, empor geriſſen, als er zu Saladin eilte, um ihm die traurige Poſt zu bringen. Der Sultan, welcher nicht ſo wie andere Fürſten vor dem Anblick des Todes zurück bebte, folgte Waltern an das Sterbebette des Tempelherren. — Mit in einander geſchlagenen Armen und geſenktem Haupte, ſtand er lange, und heftete ſeine Augen auf das Geſicht des Helden, dem der Tod zwar die friſche ſeelenvolle Anmuth, welche noch vor weniger Zeit auf demſelben verbreitet war, aber nicht jenen Ausdruck von Güte und Größe hatte rauben können, welcher jedem ſeiner Züge eingewebt war.

Walter ſtand in halber Verzweifelung an der Seite des Verſtorbenen, und Saladin brach endlich das Stillſchweigen, faßte mit ſeiner Linken die erſtarrte Hand des Großmeiſters, und rief, indem er die Rechte gen Himmel hub: Odo, bey dem Gott den du und ich verehren, bey dem Gott der dich und mich, den Todten und den Lebenden mit Einem allgegenwärtigen Blicke durchſchaut, ſchwöre ich dir: Nichts von dem, was ich dir verſprach, ſoll unerfüllt bleiben! — Nach dieſen Worten wandte er ſich von der Leiche, gebot Waltern ihm zu folgen, und den Aerzten die Sorge für Odos Ueberbleibſel zu überlaſſen, und verließ das Zimmer.

Walter war dieſem und alle folgende Tage, die man anwandte den Leichnam des Großmeiſters für der Fäulniß zu bewahren, faſt beſtändig um den Sultan. Saladin gewann den Jüngling lieb, und es ward ihm ſchwer, ſich von ihm zu trennen, aber er hatte Odo verſprochen, ihn nicht an ſeinem Hofe aufzuhalten, und er entſchloß ſich, ſeine Abreiſe nicht länger zu verſchieben.

Er beſchenkte ihn am Tage ſeines Abſchieds mit königlicher Freygebigkeit, verſicherte ihn, daß er allemal in Freyheit und ohne Gefahr nach Damaſkus kommen könne, umarmte ihn, und ließ ihn von ſich.

Man überlieferte Waltern hierauf die Leiche des großen Odo, und gab dem Prachtwagen, welcher ſie trug, eine anſehnliche Bedeckung von Reuteren zu. Waltern wurde zu ſeiner Reiſe gleichfalls ein gutes Pferd angeboten, aber er weigerte ſich es anzunehmen, weil, wie er ſagte, ſeine Pflicht erfoderte, als Leidtragender neben der Leiche ſeines Herrn herzugehn.

Die Reiſe gieng langſam und feyerlich fort, und man langte endlich in dem nächſten Flecken vor Akkon an. Terrikus hatte das Gerücht von Odos Tode ſchon längſt vorher ehe er erfolgte ausgebreitet, und denſelben als die Urſache der rückgängigen Auswechſelung Nureddins angegeben. Arnold, der ſogleich die Stelle des Großmeiſters erhielt, verließ ſich ſo blindlings auf Terrikus Worte, daß er keine weitere Unterſuchung darüber anſtellte. Die Ritter waren gleichfalls genöthigt ſich dabey zu beruhigen, und nur einige wagten es zu murren, daß man nicht wenigſtens darauf dächte, den Leichnam des Großmeiſters aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Man ſtellte ihnen vor, daß Saladin auch dieſen nicht ohne Auslöſung würde abfolgen laſſen, und rathſchlagte ſo lange, worinne dieſe beſtehen ſoll, te, wog ſo genau ab, was hier zu viel oder zu wenig ſeyn würde, daß man noch nicht einig war als die Poſt von Walters Ankunft, und dem was er überbrachte, zu Akkon erſcholl. Terrikus freute ſich, ſein Vorgeben von Odos Tode beſtätigt zu ſehen, und zitterte, an Waltern, den er zur Geſellſchaft auch für todt ausgegeben hatte, einen Zeugen wider ſich zu bekommen. Ihm, der ſo reich an Ränken war, fehlte es indeſſen auch hier nicht an Mitteln ſich ſicher zu ſtellen, und Waltern nebſt ſeinem verblichenen Freunde aufs grauſamſte zu verleumden. Man wunderte ſich zu Akkon ſehr über die Höflichkeit der Sarazenen, die Leiche des Großmeiſters ungebeten, ohne gemachte Gegenfoderungen, in Walters Begleitung, mit ſolchem Pracht den Chriſten zuzuſchicken, und war ſehr geneigt, der großmüthigen Freundſchaft Saladins gegen Odo und Walter die nachtheiligſten Auslegungen zu geben. Doch ermahnte Terrikus, welcher dieſes Gift in die Herzen der Ritter ausſtreute, alle ihre Gedanken hierüber, die ſich doch nicht unumſtößlich beweiſen ließen, für ſich zu behalten, und lieber die ganze Sache, ohne weitere Unterſuchung, ruhen zu laſſen; ein Rath, welcher freylich zu Verhehlung der Bosheiten des Verräthers, der ihn gab, das ſicherſte Mittel war.

Walter hatte ſeine Annäherung zu Akkon

maſkus kommen könne, umarmte ihn, und ließ ihn von ſich.

Man überlieferte Waltern hierauf die Leiche des großen Odo, und gab dem Prachtwagen, welcher ſie trug, eine anſehnliche Bedeckung von Reuterey zu. Waltern wurde zu ſeiner Reiſe gleichfalls ein gutes Pferd angeboten, aber er weigerte ſich es anzunehmen, weil, wie er ſagte, ſeine Pflicht erfoderte, als Leidtragender neben der Leiche ſeines Herrn herzugehn.

Die Reiſe gieng langſam und feyerlich fort, und man langte endlich in dem nächſten Flecken vor Akkon an. Terrikus hatte das Gerücht von Odos Tode ſchon längſt vorher ehe er erfolgte ausgebreitet, und denſelben als die Urſache der rückgängigen Auswechſelung Nureddins angegeben. Arnold, der ſogleich die Stelle des Großmeiſters erhielt, verließ ſich ſo blindlings auf Terrikus Worte, daß er keine weitere Unterſuchung darüber anſtellte. Die Ritter waren gleichfalls genöthigt ſich dabey zu beruhigen, und nur einige wagten es zu murren, daß man nicht wenigſtens darauf dächte, den Leichnam des Großmeiſters aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Man ſtellte ihnen vor, daß Saladin auch dieſen nicht ohne Auslöſung würde abfolgen laſſen, und rathſchlagte ſo lange, worinne dieſe beſtehen ſollte, te, wog ſo genau ab, was hier zu viel oder zu wenig ſeyn würde, daß man noch nicht einig was als die Poſt von Walters Ankunft, und dem was er überbrachte, zu Akkon erſcholl. Terrikus freute ſich, ſein Vorgeben von Odos Tode beſtätigt zu ſehen, und zitterte, an Waltern, den er zur Geſellſchaft auch für todt ausgegeben hatte, einen Zeugen wider ſich zu bekommen. Ihm, der ſo reich an Ränken war, fehlte es indeſſen auch hier nicht an Mitteln ſich ſicher zu ſtellen, und Waltern nebſt ſeinem verblichenen Freunde aufs grauſamſte zu verleumden. Man wunderte ſich zu Akkon ſehr über die Höflichkeit der Sarazenen, die Leiche des Großmeiſters ungebeten, ohne gemachte Gegenfoderungen, in Walters Begleitung, mit ſolchem Pracht den Chriſten zuzuſchicken, und war ſehr geneigt, der großmüthigen Freundſchaft Saladins gegen Odo und Walter die nachtheiligſten Auslegungen zu geben. Doch ermahnte Terrikus, welcher dieſes Gift in die Herzen der Ritter ausſtreute, alle ihre Gedanken hierüber, die ſich doch nicht unumſtößlich beweiſen ließen, für ſich zu behalten, und lieber die ganze Sache, ohne weitere Unterſuchung, ruhen zu laſſen; ein Rath, welcher freylich zu Verhehlung der Bosheiten des Verräthers, der ihn gab, das ſicherſte Mittel war.

Walter hatte ſeine Annäherung zu Akkon

melden laſſen, und die Geſinnungen einiger der Tempelherren gegen den Verſtorbenen, möchten jetzt ſeyn welche ſie wollten, ſo konnte man doch nicht umhin, unſerm Helden mit dem entſeelten Körper des Großmeiſters den Einzug zu verſtatten, und dem Letztern das Begräbniß in dem Oratorio des Ordens zu verwilligen, wenn man nicht den größern und beſſern Theil der Brüder, welche Odo faſt angebetet hatten, und keiner Verläumdung Zugang zu ihrem Herzen ließen, aufbringen wollte. Man ließ den Abgeſchickten, welcher Waltern die Freyheit brachte, mit der Leiche des Großmeiſters nach Akkon zu kommen, ſo eilig abgehen, und beredete ſich ſo lange, ob man denen von den Rittern, welche darum baten, erlauben ſollte, die Ueberbleibſel des geliebten Odo feyerlich einzuholen, daß Walter ſchon an den Thoren der Stadt war, ehe man darüber einig werden konnte.

Walter entließ Saladins Leute, welche nur ihm und den er begleitete, zu Ehren mitgeſchickt waren, und keinen Auftrag an die Tempelherren hatten. Er hielt ſeinen Einzug in keiner andern Begleitung als ſeiner zehn Engländer, welchen er in der letzten unglücklichen Schlacht Saladins Neffen und das chriſtliche Panier anvertraute, und die, ſeit Terrikus Widerkunft aus Damaſkus, ſeinen Tod, davon dieſer die Nachricht mitbrachte, ſo ſehr betrauert hatten, als ſie jetzt durch ſein Leben entzückt wurden.

Auf das erſte Gerücht von ſeiner Ankunft waren ſie ihm, ohne um Vergünſtigung zu bitten, entgegen gezogen, und führten ihn jetzt feyerlich zu Akkon ein. Man begleitete ihn zu dem Großmeiſter, und Odos Leiche wurde indeſſen in einer Vorhalle des Tempelhofs niedergeſetzt. Walter nahte ſich mit ſeinen Leuten, und gieng durch die Reihen der Tempelherren, die Arnolds Stuhl umgaben, ohne ſich an einen von ihnen zu kehren.

Ihr wiſſet, ſagte er zu Arnold, nach der Ehrenbezeugung welche die Brüder ihrem Großmeiſter gewöhnlich machten, ihr wiſſet Ritter, was ich euch überbringe; es ſind die heiligen Gebeine eures Vorgängers, und dieſes iſt ſein letzter Wille, auf deſſen Vollziehung er mir zu dringen geboten hat. Mit dieſen Worten trat Walter, nachdem er den Brief überreicht hatte, einige Schritte zurück; Arnold öfnete ihn, und las bey ſich ſelbſt folgende Worte:

„Ich, Odo von St. Amantis, Großmeiſter des Tempelordens, gebiete in den letzten meiner Stunden, euch Arnold von Toreggio, oder wen ſonſt Gott zu meinem Nachfolger beſtimmt hat, daß ihr die Unverletzlichkeit, des letzten Willens eines Großmeiſters unſers Ordens erwägt, und dem, was ich euch und dem ganzen Kapitel unſerer Brüder auflege, ſchnell und unweigerlich nachkommt.“

„Walter von Montbarry, ſonſt auch nach ſeiner Mutter Klifford genannt, von edeln Herkommen aus England, von geprüfter Tapferkeit und Treue, und untadelhaften Sitten, wofür ich, euer Großmeiſter, Bürge bin, überbringt euch dieſen meinen letzten Willen, ſamt meinen entſeelten Körper, (welchem ihr ein ehrliches Begräbniß neben unſern Brüdern gönnen wollt). Er ſodert zugleich von euch Mantel und Kreuz, und begehrt in unſern Orden der Tempelherren aufgenommen zu werden. Weil es nun ſchon fünf Jahr ſind, daß er als dienender Bruder unter uns geſtanden, in welchen er uns manchen Sieg hat mit erfechten helfen, und ihn bisher nichts als die nöthigen Jahre zu ſeiner Aufnahme fehlten, welche er nun erreicht hat, ſo gebiete ich euch, nicht allein dieſes, ſondern auch alles das zu erwägen, was er, ſeit ich zu Belfort von euch getrennt ward, gethan hat; wie er Nureddin gefangen nahm, die Fahne des heiligen Kreuzes rettete, mir, eurem Großmeiſter, da jedermann mich verließ, in die Gefangenſchaft folgte, und mehr als kindliche Treue an mir bewieß; dieſes bedenket, und nehmt ihn, nicht allein um meines Befehls, ſondern vornehmlich um ſeiner Verdienſte willen

in

in die erſten Grade unſers Ordens auf. Dafern die Stelle meines Neffen, Hugo von St. Amantis, welcher zu Belfort ſein Leben ritterlich aufopferte, noch ledig iſt, ſo laßt ihn unverzüglich in dieſe, oder widrigenfalls in die nächſtfolgende einrücken.“

„Dieſes iſt mein Befehl und ernſtlicher Wille, und ich lege den Fluch auf den, der dieſes und was ich noch hinzuzuſetzen habe, zu hindern oder umzuſtoßen gedenkt. Meine Verlaſſenſchaft nehme der hin, welcher ein Recht auf dieſelbe hat, ſie iſt klein, und wird ſchwerlich Anlaß zu Streitigkeiten geben; doch fodere ich, daß derjenige, der ſich derſelben anmaßet, meinem Freunde, Ritter Walter von Montbarry, dem ich als Großmeiſter hiermit zuerſt den Namen eines Tempelherrn beylege, aus derſelben ein kleines, wohl verſiegeltes, und mit ſeinem Namen bezeichnetes Paket ausliefere, welches Schriften enthält, die für niemand als ihn und das Haus von Montbarry von Wichtigkeit ſind.“

Odo von St. Amantis
Großmeiſter des Tempelordens.

Arnold laß die Schrift mit ſichtbaren Unwillen, bis zu Ende, wandte ſie hin und her, und ſchien in ſich ſelbſt zu kämpfen, was er thun ſollte. Endlich behielt die Redlichkeit, die er ungeachtet ſeiner mannichfaltigen Fehler doch noch nicht geradezu verlezt hatte, die Oberhand. Er wandte ſich zu Waltern, den er bisher noch keines Blicks gewürdiget hatte, und ſprach: Walter von Montbarry, Kraft des lezten Willens unſers verſtorbenen Großmeiſters, ſeyd ihr Tempelherr; er ſelbſt nennt euch zuerſt mit dieſem geheiligten Namen, und ihr könnt eure knechtiſche Kleidung dieſen Augenblick ablegen, und euch dieſen Abend in unſerm Oratorio einfinden, um das Kreuz, den Mantel und das Schwert von uns zu empfangen. — Ritter! antwortete Walter, ich danke euch für das Kreuz und den Mantel; das Ritterſchwert erhielt ich den Abend vor der unglücklichen Schlacht zu Belfort, von Odo von St. Amantis ſelbſt, in der Verſammlung der Tempelherren, die nachmals an ſeiner Seite ſtritten, und ihr Leben aufopferten. Ich ſtehe alſo, ungeachtet meiner knechtiſchen Kleidung, nicht mehr als Waffenträger, ſondern als Ritter von Montbarry vor euch. —

Walter hatte Recht. Odo hatte ihn an dem Tage, den er benannte, zum Ritter geſchlagen, um den Muth des Jünglings zu erhöhen, und ihm alsdenn das Ordenskreuz einmal deſto geſchwinder beylegen zu können. Aber unter den Tempelherren entſtand über ſeine Rede ein unwilliges Gemurmel. Man foderte Beweiſe ſeines Vorgebens; Walter gab ſie. Arnold und die Brüder mußten ihn für das erkennen was er war, und man entließ ihn.

Was dieſen und folgende Abende bey der Einweihung des neuen Tempelritters vergieng, bin ich nicht im Stande meinen Leſern zu melden. Man weis, wie genau dieſer Orden von jeher ſeine Geheimniſſe zu verhehlen wußte; ich könnte alſo nichts von denſelben wiſſen, wenn ich nicht ſelbſt zu der geweihten Zahl gehörte, und würde ich nicht in dieſem Falle auch ſchweigen müſſen?

Es ſey alſo genug zu ſagen, daß niemand es wagte Odes letztem Willen ein Wort entgegen zu ſetzen. Walter ward in die erſten Ordnungen der Tempelherren aufgenommen, und Hugos Stelle wurde ihm nur darum verſagt, weil ſie ſchon vergeben war. Die Auslieferung des Pakets aus Odes Verlaſſenſchaft hatte etwas mehr Schwierigkeit. Vielleicht, daß man ſich weniger Gewiſſen machte, dieſen Punkt, welcher eine beſondere Klauſul in dem letzten Willen des Großmeiſters ausmachte, zu überſchreiten; genug, man verſicherte unſern jungen Ritter, es habe ſich dieſes ihm zugehörige Stuck noch nicht gefunden, und man wurde nicht unterlaſſen, es, ſo bald es ſich zeigte, in ſeine Hände zu liefern. Walter mußte ſich dieſes gefallen laſſen, und hofte von einer Zeit zu der andern dieſe wichtigen Schriften in ſeinen Händen zu ſehen, welche man ihm, nach ſeinen Gedanken, um ſoviel weniger vorenthalten konnte, da niemand wußte was ſie enthielten, und wieviel ihm daran gelegen war.

Jetzt war nun Walter das, was er ſo lang gewünſcht hatte zu ſeyn, er war Tempelherr. Ich weis nicht, ob dieſe bloſe Vorſtellung ihn ſo entzückte, oder ob die Einweihungsceremonie etwas ſo großes und Herzerhebendes haben mogte, genug er war des andern Tages nach ſeiner Aufnahme, ganz ein anderer Menſch. Es war, als wäre er ſich der Würde, die im Innerſten ſeiner großen Seele, nicht in ſeinem neuen Stande lag, lebhafter bewußt, als hätte er alle Niedergeſchlagenheit mit dem grauen Waffenträgermantel abgelegt, als athmete er höhere und reinere Luft, dächte hellere und größere Gedanken; — ich weis mich nicht recht auszudrücken, genug es war etwas Unausſprechliches, etwas Triumphirendes in ſeinem ganzen Weſen, welches nur durch die traurige Ceremonie, die ihm an dieſem Tage bevorſtand, durch die Beerdigung ſeines Wohlthäters, des edlen Odo, niedergedrückt und unkenntlich gemacht werden konnte. — Er folgte der Leiche dieſes Helden als erſter Leidtragender zu Grabe; eine Ehre die ihm, aus einer gewiſſen Furcht und Scheu, die jetzt jeder für ihn hatte, niemand beſtritt.

Wir aber wollen uns nicht mit zu den Leichenbegleitern des erhabenen Großmeiſters geſellen, wollen uns nicht mit Beſchreibung der damals üblichen Leichengepränge aufhalten, ſondern das Andenken deſſen, der einmal dahin iſt, auf einige Zeit verlaſſen, und zuſehen, wie unſer Walter ſich in ſeinem neuen Stande verhalten wird.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Walter wächſt ſchnell empor.

Da ich keine Geſchichte der Tempelherren ſchreibe, ſo kommt nun eine Zeit in dem Leben meines Helden, wo ich wieder einige Jahre zuſammen nehmen muß, weil ſie nur durch Dinge ausgezeichnet wurden, welche dem Orden, aber nicht der Perſon unſers Walters, vorzüglich wichtig waren.

Saladins unvermutheter Vorſchlag zum Waffenſtillſtand, der wohl meiſtens, da er mit ſehr vortheilhaften Bedingungen für die Chriſtenheit verbunden war, die Freundſchaft des Sultans für den verſtorbenen Odo zum Grunde haben mogte: die neue Feſtung die Arnold auf den Gränzen der Sarazenen bauen ließ, und die von Saladin für einen Friedensbruch angeſehen, beſtürmt und erobert ward; König Balduins Furchtſamkeit, welcher die Tempelherren abermals im Stiche ließ, und dadurch an der Eroberung der Feſtung hauptſächlich ſchuld war, und andere ähnliche Dinge würden meinen Leſern vielleicht ſehr gleichgültig ſeyn, wenn ich ſie auch weitläuftig erzählen wollte.

Walter war mit unter den Tempelherren, die bey dieſer Gelegenheit in Saladins Hände kamen. Der Sultan verläugnete dieſesmal ſeine gütige Art ganz und gar in dem Betragen gegen ſeine Gefangenen; nur Walter ward verſchont und freygelaſſen, ohne daß ſeine Vorbitten für ſeine Brüder etwas gegolten hätten. Dieſer Vorzug, der ihm noch bey einigen andern Gelegenheiten wiederfuhr, erweckte ihm unter den Rittern viel böſe Nachrede, vornämlich da Saladin, wenn Vergleiche zu treffen waren, mit niemand handeln wollte als mit ihm, da er ihn oft öffentlich einladen ließ, die Seite ſeiner falſchen Glaubensgenoſſen zu verlaſſen, und zu ihm zu treten.

Walter ſetzte dieſem ſonderbaren mit tauſend glänzenden Verſprechungen verbundenen Zumuthen, feſte Treu und Redlichkeit, der böſen Nachrede, Geduld und ſtandhaften Muth, Arnolds Stolz, gleichfalls Stolz, und Terrikus Schmeicheley, Verachtung und Zurückhaltung entgegen. Auf dieſe Art wandelte er mitten unter ſeinen Feinden ſeinen ſchönen Weg ruhig fort, ohne auf eine oder die andere Seite zu wanken.

Zu dieſen unangenehmen Dingen, die ſich ihm in den Weg ſetzten, um ihn irre zu machen, geſellten ſich doch aber auch einige Freuden, die er ſich nicht vermuthet hatte. Ich will der Ehre die ihm ſein neuer Stand brachte, der Gelegenheit zu auszeichnenden Thaten, die er aufs beſte nützte, und der Furcht gar nicht gedenken, in welche ſein wachſendes Anſehen ſeine Feinde, ſelbſt Graf Philippen ſetzte, der ſich jetzt hütete, ihm nicht einmal vor das Geſicht zu kommen; allein ein anderes Vergnügen, das ſich ihm, ſeit er in den Orden getreten war, anbot, darf ich nicht mit Stillſchweigen übergehen.

So lange er bloß Waffenträger war, hatte es der Stolz der Tempelherren nicht erlaubt, ſich zu ihm herabzulaſſen, und das Beyſpiel Odos und ſeines Neffen, die ihn ſo ſehr hervorzogen, hatte nur wenig Eindruck auf ſie gemacht. Jetzt, da er ihres Gleichen war, flogen ihm eine Menge guter Seelen entgegen, die, wenn ſie auch die Vorzüge nicht ganz hatten, die Walter von einem Freunde foderte, wenn ſie auch das Mittelmäßige in der Tugend nicht ſehr überſtiegen, doch immer Gefälliges genug an ſich hatten, ihrem neuen Bruder manche angenehme Stunde in ihren Umgange zu verſchaffen. Sogar gab es einige unter ihnen, von welchen Walter vorausſahe, daß ſie in der Zukunft Anſpruch auf den Platz in ſeinem Herzen würden machen können, den Blondel und Hugo vormals beſaßen. Ob dieſe Hofnung bey einem oder andern erfüllt ward, werden wir in der Folge ſehen; jetzt will ich meine Leſer mit einer Begebenheit unterhalten, an welcher Walter zu großen Antheil hatte, als daß ich ſie übergehen ſollte.

Saladin war noch immer im Beſitz der neuen Feſtung, welche Gelegenheit zu Brechung des Waffenſtillſtandes, und zu Ermordung ſo vieler Tempelherren gab, und die Tempelherren hielten dagegen noch immer Saladins Neffen in genauer Verwahrung. Tauſend Vorſchläge, zu Auslieferung des Letzten, waren in der Zeit von vier Jahren, welche der junge Prinz in der Gefangenſchaft der Chriſten zugebracht hatte, vom Sultan gethan worden, und alle wurden als zu wenig vortheilhaft verworfen. Nureddin war ſeinem Oheim lieb wie ſein Leben, er würde Jeruſalem, wenn es in ſeiner Gewalt geweſen wäre, für ſeine Freyheit hingegeben haben, und die Chriſten konnten alſo, ſie mogten ihn ſo lange zurück halten als ſie wollten, noch allemal hoffen, wenn ſie irgend einmal in der höchſten Noth ſeyn würden, durch ihn einen vortheilhaften Frieden zu machen. Ueber dieſes war Aſads Sohn ein Held, und ſie verlohren nicht allein einen wichtigen Gefangenen an ihm, ſondern ſie gaben auch in ſeiner Perſon den Sarazenen einen furchtbaren Anführer zurück, und ſtellten wider ſich ſelbſt einen Feind ins Feld, der ihnen mehr Schaden gethan hatte und noch thun konnte, als ein ganzes Heer. — —

Saladin ließ ſich nicht abſchrecken, daß er den Tempelherren ſo oft vergebliche Vorſchläge wegen dieſer Sache gethan hatte; er brachte jetzt einen neuen an. Er wußte wie lieb ihnen die neue Feſtung war, und erbot ſich, ſolche gegen Nureddin zurück zu geben. Die Tempelherren hielten fleißige Berathſchlagungen darüber; ſie wollten die Feſtung nicht gern ausſchlagen, und den Gefangenen eben ſo ungern hingeben. Man dachte hin und wieder wie beydes zu vereinigen wär, und konnte keinen Ausweg finden. Endlich beſchloß man, die Sache bey dem Alten zu laſſen, Sultan Saladin ſollte im Beſitz der Feſtung bleiben, und ſie wollten den gefangenen Prinzen behalten. Es war ſchon alles richtig gemacht, den Sarazenen dieſen Entſchluß kund zu thun, als Graf Philip von Flandern, welcher bey dem jetzigen Großmeiſter in beſſerm Anſehn war als bey dem vorigen, zu Tabaria anlangte, wo ſich damals der größere Theil des Ordens aufhielt.

Arnold hatte zu große Begriffe von Philips Einſichten, als daß er ihm die Sache, worüber ſo viel geſtritten worden war, nicht hätte vortragen, und ſeine Meynung darüber vernehmen ſollen. — Philip lächelte, und ſahe mit einem boshaften Blicke vor ſich nieder. — In Wahrheit, ſagte er nach einer Weile, ich hätte nicht geglaubt, daß es dem weiſen Arnold von Teroaglo, daß es einer ganzen Verſammlung von klugen und erfahrenen Männern, ſo ſchwer werden ſollte, ſich aus einer ſo leichten Sache zu finden. — Warum wollt ihr eure Feſtung, die euch ſo nöthig iſt, nicht annehmen? Warum wollt ihr einen unnützen Gefangenen nicht um ſo eines Vortheils willen aufgeben? — Arnold ſtellte hierauf dem Grafen weitläuftig vor, was für wichtigere Vortheile ſie vielleicht noch in der Zukunft durch Nurreddins Auswechſelung erhalten, und was für Schaden ihnen aus ſeiner Freyheit entſtehen könnte. — Was das Erſte anbelangt, ſagte Philip, ſo ſchlagt es euch aus dem Sinne: Ein gegenwärtiger kleiner Vortheil, iſt allemal ſicherer als ein zukünftiger weit größerer; und in Anſehung des andern? — o dafür laſſen ſich Mittel finden! Ein einiger Trunk, den man dem jungen Menſchen zum Abſchied giebt, kann machen, daß Saladins Freude über ſeinen Neffen nur kurz iſt, und die Chriſten ſich nicht für ſeinen künftigen Thaten zu fürchten haben. —

Arnold ſahe Philippen ſteif an, die andern ſchauderten heimlich in ſich zurück, und glaubten nicht recht gehört oder das Gehörte nicht recht verſtanden zu haben. Keiner wollte reden, nur Terrikus nahm das Wort, und bat den Grafen ſeine Meynung, die ohnedem klar genug am Tage lag, deutlicher zu erklären. Philip ſcheute ſich nicht es zu thun, und als jedermann widerſprach, keiner in einen ſo teufliſchen Anſchlag willigen wollte, und es ſich faſt zu einem Aufruhre unter den Ordensleuten anließ, ſo ſahe ſich der Großmeiſter genöthigt, die Verſammlung auseinander gehen zu heiſſen, und den Schluß auf ein andermal zu verſchieben.

Arnold ließ noch denſelben Abend den engern Ausſchuß der Ritter in ſeinem Palaſte zuſammen kommen, um Philips Vorſchlag noch einmal zu hören. — Odalrich Terrikus, der alles bey dem Großmeiſter vermogte, Sorge getragen hatte, eben nicht die Gewiſſenhafteſten unter den Brüdern zu dieſer Zuſammenkunft zu wählen, ſo wollte doch keiner von ihnen von der Hinrichtung des unſchuldigen Nureddins etwas hören. Alle ſchrien, Gift und Meuchelmord wären entſetzliche Worte, die man nie einem chriſtlichen Ritter müſſe nachſagen können. — Nachſagen können? wiederholte Philip, der die Meynung der Ritter ganz falſch verſtand, wer wird euch ſo etwas nachſagen? Wer wirds erfahren, wenn ihr klug zu Werke geht? Un ſpricht Saladin in Zukunft etwas von dieſer Art, ſo gilt euer Leugnen ſo viel, als ſeine Beſchuldigung. Könntet nicht auch ihr ihm die Vergiftung eures vorigen Großmeiſters vorwerfen, welche ſehr wahrſcheinlich, und doch, da, wie ihr alle wißt, Odo eines natürlichen Todes ſtarb, nicht wahr ſeyn würde? Er würde ſie leugnen, ihr ſie bejahen; — wer wollte die Wahrheit ergründen? Und wär es dann nicht einerley ob er die That begangen oder nicht begangen hätte? — So auch mit Nureddin: Schuldig oder unſchuldig an ſeinem Tode; wenn euch nur niemand etwas überweiſen kann.

Terrikus, welcher, wie meine Leſer gemerkt haben werden, ſchon ſehr auf Philips Seite war, ſahe, daß dieſe Gründe nicht von der Art waren, die Tempelherren ihre Meynung ändern zu machen; er wußte wohl, daß die Meiſten von ihnen nicht den Schein, ſondern die That ſelbſt ſcheuten, und dieſe gering zu machen, ſie von dem ſchrecklichen Namen Meuchelmord und Vergiftung zu befreyen, das war nunmehr ſein vornehmſtes Beſtreben. Er gieng in dieſem Stücke ſo ſchlau zu Werke, wußte das Wohl der Chriſtenheit, welchem man alles, ſelbſt das Gewiſſen aufopfern müßte, ähnliche, vielleicht von den Sarazenen empfangene Beleidigungen, welche, wenn man auch nur die entfernteſte Möglichkeit von ihnen muthmaßen könnte, nicht ungerochen bleiben dürften, und eine und eine Menge andere Dinge, ſo künſtlich, mit ſolcher hinreißenden Beredſamkeit anzuführen, daß alle zu wanken begunten, und Arnold ſchon völlig gewonnen war, als man auf einmal beyde Flügel des Verſammlungsſaals aufſpringen, und Waltern an der Spitze aller derer Tempelherren hereintreten ſahe, welche man, aus Furcht vor ihrer Gewiſſenhaftigkeit, nicht zu dieſer Berathſchlagung gezogen hatte.

Walter war ſeit einiger Zeit in den Orden betreffenden Geſchäften verreiſt geweſen, und hatte alſo weder von Saladins neuen Vorſchlägen, noch Graf Philips Ankunft und dem herrlichen Rathe, den er Nureddins wegen gab, etwas wiſſen können. — Mit was für Abſcheu derſelbe von dem gröſſeren Theile der Brüder aufgenommen wurde, haben wir gehört, und daß diejenigen, die ſich Walters Freunde nennen konnten, mit unter dieſer Anzahl begriffen waren, läßt ſich errathen. Man hatte die große Rathsverſammlung, in welcher des Grafen Anſchlag ſo übel aufgenommen wurde, nicht ſo bald auseinander gehen heißen, als Walters Freunde ſich unter einander verſammelten, alle Gutgeſinnte an ſich zogen, und einig wurden, um den Orden für dem unſchuldigen Blute zu bewahren, das Philip auf denſelben zu laden gedachte, Waltern zu ihrem Oberhaupte zu wählen, und ſich der Ausführung von den Rathſchlägen des Grafen offenbar entgegen zu ſetzen.

Die Ritter waren ſchon im Begrif Waltern entgegen zu ziehen, und ihn zur ſchleunigen Rückkunſt nach Tabaria aufzufodern, als er ſelbſt erſchien. Er hatte ſeine Geſchäfte beendigt, trat in ſeiner Wohnung ab, und erſtaunte, daſelbſt eine ſolche Menge der Brüder verſammelt zu ſehen. Die Urſache ihrer Zuſammenkunſt vermehrte ſeine Verwunderung, und der Grimm, der ſeine ganze Seele erfüllte, als er alles umſtändlich erfuhr, iſt nicht auszuſprechen. Den Entſchluß den er faßte, haben meine Leſer geſehen. Er hörte nicht ſobald, daß bey dem Großmeiſter geheimer Rath gehalten würde, und der Graf von Flandern dabey gegenwärtig wäre, ſo machte er ſich mit den Seinigen unverzüglich auf, und betrat den Ort der Verſammlung in dem Augenblicke, der für Nureddins Schickſal entſcheidend ſeyn ſollte. — Unmöglich iſts, das Feuer des Unwillens das aus ſeinen Augen blitzte, unmöglich den Schrecken zu ſchildern, den ſeine Erſcheinung über die ganze Verſammlung ausgoß; auch bin ich nicht im Stande die Worte nachzuſchreiben, mit denen er den Verſammelten ihre Ruchloſigkeit verwies. Nureddin, ſchloß er ſeine Rede, die niemand zu unterbrechen wagte, Nureddin iſt eigentlich mein Gefangener, ich habe ihn mit Verluſt meines Bluts, mit Gefahr meines

Lebens in eure Hände gebracht, weil ich hoſte, durch ihn meinen Freund Odo, den ihr verriethet und verließet, zu retten. Ich glaubte meinen Gefangenen in den Händen des Oberhaupts unſers heiligen Ordens ſicher, und war, hätte ichs nicht geglaubt, damals zu ſchwach, ihn beſſer zu verſorgen. Jetzt erkenne ich meinen Irrthum, jetzt bin ich im Stande ihn zu verbeſſern. Nureddin iſt weder mein, noch des Großmeiſters, noch einiger wenigen Ritter Eigenthum, er gehört dem ganzen Orden, und dieſem muß er augenblicklich ausgeliefert werden, oder ich werde mich der Macht bedienen, die jetzt auf meiner Seite iſt.

Arnold bebte vor Wuth, ſich von einem ſeiner Ritter, von einem, den er in vorigen Zeiten ſo verachtete, ſo kühnlich Trotz geboten zu ſehen. Der Stolz, der ihn beſeelte, gab ihm die Antwort auf Walters Foderung ein, aber dieſer hörte auf keine Einwendung. Terrikus, welcher ſahe, daß hier keine Widerſetzlichkeit ſtatt hatte, redete dem Großmeiſter ſelbſt zu, und viele von den Rittern, welche das Todesurtheil über Nureddin hatten ſprechen helfen, waren zu froh, daß ſie eine Sache aufgeben konnten, in welche ſie nur ungern gewilliget hatten, als daß ſie viel wider Walters Begeheen hätten reden ſollen.

Arnold ward alſo genöthigt die Schlüſſel zu dem Thurme, in welchem Saladins Neffe gefangen ſaß, auszuliefern. Walter nahm ſie an, und wandte ſich zu ſeinen Begleitern. — Ihr Ritter! ſagte er, die ihr die Pflichten des Chriſtenthums und unſers Ordens kennt, von nun an ſey euch die Verwahrung eines Gefangenen anvertraut, dem ihr wohl zum Beſten der Chriſtenheit und unſers Ordens die Freyheit verſagen, aber ihn nicht durch Gift und Meuchelmord aus dem Wege räumen dürft. Er iſt edel und ein Held; ich kann ihm dieſen Ruhm nicht nehmen, ungeachtet ich ihn nie lieben kann, ungeachtet er es war, der in der Schlacht bey Belfort, meinem Freunde, meinem Bruder, dem edlen Hugo von St. Amantis, vor meinen Augen das Leben nahm. —

Das ganze Heer der Tempelherren rief Waltern zu, er ſolle ſelbſt die Verwahrung des Gefangenen auf ſich nehmen, weil ſie in keinen beſſern Händen ſeyn könne. Nein, antwortete Walter, ich bin Nureddins Feind; widerführe ihm ein Unglück, ſo würde man mich in Verdacht der Selbſtrache halten, und ihn von meinen Händen fodern. Wählet einen unter euch zu ſeinem Hüter, und dieſer ſoll aus meinen Händen dieſe Schlüſſel empfangen.

Die Tempelherren wählten nach kurzer Ueberlegung einen gewiſſen Konrad von Staufen; er empfieng die Schlüſſel aus Walters Händen, und

und entfernte ſich darauf auf ſeinen Befehl mit der Hälfte der Ritter, um für des Gefangenen Sicherheit zu ſorgen.

Walter hatte nicht ſobald dieſes zur Richtigkeit gebracht, als er ſich zu den Grafen von Flandern, den er bisher keines Blickes gewürdigt hatte, wandte, und folgendermaßen anfieng:

Endlich Böſewicht! Mörder des Ritters Andreas! Verleumder Hunbergens! gottloſer, verruchter Giftmiſcher und Meuchelmörder! endlich iſt die Stunde gekommen, da ich das Blut des einen und die Schmach der andern von deinen Händen fodern, und dir zeigen kann, wer Walter von Montbarry ſey! — Vertheidige dich, und ſey verſichert, daß einer von uns beyden dieſe Stelle nicht lebendig verlaſſen wird! — Arnolds Grimm wuchs, daß Walter ſich immer größere Freyheiten in ſeiner Gegenwart herausnahm, indeſſen wagte er es nicht ihm einzureden, weil er nur etliche zwanzig, hingegen Walter faſt zweyhundert von den Rittern um ſich hatte. — Er mußte einen Aufruhr und gänzliche Abſetzung, wie ſchon manchem ſeiner Vorgänger geſchehen war, beſorgen, und hielt alſo für das Beſte zu ſchweigen. Auch Graf Philip ſchwieg; aber unter den Rittern erhub ſich ein Murmeln, er müſſe die ihm ſo oft angeſchuldigte und nie zur Gnüge abgelehnte Mordthat des Tempelherrn

Andreas, endlich einmal von ſich abwälzen, oder ſich nicht ferner unter ihnen blicken laſſen. — Philip ermannte ſich, und fieng an, in ziemlich höflichen Worten ſich gegen Waltern wegen deſſen zu rechtfertigen, was er ihm aufbürdete, aber umſonſt; Walter drang nur heftiger auf ihn ein. Du mußt ſterben, ſchrie er, und vor deinem Tode noch alle deine Unthaten bekennen; du mußt mir den Beweiß derſelben, die mir von Odo hinterlaſſenen Schriften, die, wie ich zuverläßig weis, durch Arnolds Hülfe in deinen Händen ſind, ausliefern, und dann den Lohn aller deiner Schandthaten von meinen Händen empfangen. — Philip hatte nicht Zeit zu antworten, er mußte ſein Schwert ziehen, und ſein Leben ſchützen. Der Streit blieb nicht lange zweifelhaft. — Walters Widerſacher war ein großer General, und hatte manchen beträchtlichen Sieg durch ſeine Leute erfochten, aber ſeine perſönliche Tapferkeit war wie nichts gegen Walters Feuer und Heldenſtärke. Bald lag er geſtreckt zu Boden, und ſchon ſtand ſein Ueberwinder auf dem Punkte, alles von ihm zu erhalten was er wollte, als ſich in den Vorhallen des Verſammlungsſaals, ein gewaltiges Getümmel erhub, und Walters Ritter, welche die Thüren beſetzt hielten, ſchnell durch eine äußere größere Macht als die ihrige, zurück getrieben wurden. — Terrikus hatte Mittel gefunden, durch eine verborgne Thür aus dem Saale zu kommen, und Graf Philips Leuten Nachricht von der Gefahr ihres Herrn zu geben. Sie waren es, welche jetzt mit Gewalt eindrangen und es Waltern unmöglich machten, ſein Vorhaben auszuführen. Philip ward ſeinen Händen entriſſen, und die Tempelherren, welche ſich gegen eine ihnen faſt doppelt überlegene Anzahl wehren mußten, konnten nichts mehr thun, als Waltern in Sicherheit bringen. Sie zogen ihre übrigen Gefährten an ſich, und brachten unſern Helden in ſeine Wohnung, die ſie ſo ſtark beſetzten, daß er keinen Ueberfall von ſeinen Feinden zu befürchten hatte.

Graf Philip verließ noch in der nämlichen Stunde Tabaria. Waltern geſchahe von ſeinen Rittern einmüthig der Vortrag ihr Großmeiſter zu werden, und Arnold von Toreggio, welcher dieſes fürchtete, fieng an, Geſandte an die abtrünnigen Ritter zu ſchicken, ſie ihres Gehorſams zu erinnern, ihnen Vergebung zu verſprechen, und Bedingungen vorzuſchreiben. Walter, der nicht geſonnen war, die Großmeiſterwürde mit Unrecht an ſich zu reißen, nahm Arnolds Abgeſchickte freundlich auf, und bot beyde Hände zur Wiedervereinigung, doch mit Bedingungen, die Arnold ſehr ungern eingieng. Er war indeſſen der Schwächere, Walter hatte auſſer der größeren Menge, auch noch das Recht auf ſeiner Seite, und des fünften Tages kam es dahin, daß der Großmeiſter zwar von allen ſeinen Rittern den Eid der Treue von neuen empfieng, aber vorher öffentliche Abbitte deswegen thun mußte, daß er durch Einwilligung in Graf Philips mörderiſche Anſchläge, die Heiligkeit ihrer Ordensregel verletzt hatte. Die erſte Foderung, die er nach ſeiner von neuen beſtätigten Würde an die Brüder that, war, daß ſie Waltern nöthigen ſollten, ihn des Verdachts einiger Mitwiſſenſchaft um Odos verlohrne Schriften zu erlaſſen, als welchen er durch einen Eid von ſich abzulehnen bereit wäre. Terrikus, welcher wohl wußte, daß es wider die Rechte des Ordens war, dem Großmeiſter einen Eid zuzumuthen, hatte ihm dieſe Liſt eingegeben; ſie that ihre Wirkung und Walter mußte ſchweigen.

Die Schlüſſel zu Nureddins Gefängniß blieben indeſſen in Ritter Konrads Händen, und Walter war nun ein ſo furchtbarer Mann für alle ſeine Feinde geworden, daß niemand es wagte, ihn zu beleidigen, und er überall freundliche Geſichter und demüthige Verbeugungen erhielt.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

In welchem einige neue Perſonen auftreten. Die Fabel von dem Igel und der Schlange.

Graf Philip nahm ſeinen Weg mit ſeinen Völkern nach Antiochien zurück, und ſtieß in einer geringen Entfernung von Tabaria, auf Saladins Heer, welches im Anzug war, um den Tempelherren die Foderungen des Sultans etwas näher ans Herz zu legen, und Nureddins Befreyung, dafern ſie nicht mit der gegebenen Bedingung bewilliget werden könnte, mit Gewalt durchzuſetzen. Der Graf von Flandern verlangte mit dem Heerführer der Sarazenen zu ſprechen. Es ward ihm mit großer Mühe eine Unterredung bewilligt, denn der Feind hätte beym Anblick der chriſtlichen Völker lieber gleich zu den Waffen gegriffen. Philip ermangelte nicht, die Geſinnungen der Tempelherren auf das Gehäßigſte vorzuſtellen, und ſich mit ſeiner Entfernung aus Tabaria zu rühmen, welche, wie er vorgab, die Folge von einer Uneinigkeit ſey, die ſich zwiſchen ihm und den Rittern über Nureddins Befreyung, welche er zu eifrig getrieben, erhoben habe.

Philips Abſicht, durch dieſe halb wahre halb falſche Rede, ungeſchlagen durch die Sarazenen hindurch zu kommen, mißlang. Der Heerführer antwortete ihm mit vielem Stolz: Er ſey nicht gekommen, Worte mit den Chriſten und ihren Anhängern zu wechſeln, ſondern ſo lange ſie widerſpenſtig blieben, nichts was ihren Namen führte lebendig aus ſeinen Händen zu laſſen. — Man ſchickte ſich alſo zum Streit. Philip und ſeine Leute fochten verzweifelt; ſie erhielten den Sieg, aber ſie hüteten ſich wohl, den größern Theil des feindlichen Heers, welchen ſie in die Flucht ſchlugen, zu verfolgen, und wie ſie wohl gekonnt hätten, aufzureiben. Die Sarazenen flohen nach Tabaria zu, und der Graf von Flandern hatte die ſüße Hofnung, daß ſie ſich daſelbſt ſammeln, friſche Völker an ſich ziehen, und den Tempelherren, ſeinen Feinden noch genug zu ſchaffen machen würden; denn die letzte Schmach die Walter ihm erwieſen hatte, brachte ſeinen eingewurzelten Haß gegen den Orden auf den höchſten Gipfel.

Wie er gehoft hatte ſo geſchahe es: Tabaria wurde belagert. Die Ritter thaten unter Arnolds und Walters Anführung Wunder; ſie waren ſo glücklich, ihren grimmigen Feind endlich mit großen Verluſt von ihrer Feſtung abzutreiben, aber ihn gänzlich zu entkräften, ihm alle neue Verſuche, auf dieſen oder jeden andern Platz unmöglich zu machen, dazu war ihre Macht zu geringe. Sie ſtanden jetzt ganz allein, Graf Philip und der Fürſt von Antiochien waren beleidigt. König Balduin konnte oder durfte ſich nicht ſehr aus ſeiner Stadt hervor wagen; und die Volkshülfe, die man ſonſt von Zeit zu Zeit aus Europa, zum Beſten der Chriſtenheit erhalten hatte, hörte nicht allein ſeit einigen Jahren ganz und gar auf, ſondern die europäiſchen Fürſten ließen auch das, was ſie noch etwa von Kriegsleuten in Paläſtina hatten, unter dieſen und jenen Vorwand zurück rufen. Selbſt König Henrich von England, *) foderte ſeine Dreyhundert Mann zurück, und als ſich von ihnen niemand mehr ſtellen konnte, als die zehn Helden, welche dem Leſer aus der Schlacht bey Belfort bekannt ſind, ſo fand man dieſes ſo wenig der Mühe werth, daß man ihnen erlaubte, in Paläſtina zu bleiben, und mit ihrem Blute, die Ermordung des heiligen Thomas vollends zu büßen, dafern das Blut, ihrer zweyhundert und neunzig Brüder dazu noch nicht ſollte hinlänglich

*) Der Leſer wird ſich aus den vorigen Blättern erinnern, daß es dem König von England vom Pabſte aufgelegt ward, zur Buße, für die Ermordung des Erzbiſchofs Thomas a Becket, die man ihm ſchuld gab, drey hundert Mann nach Paläſtina zu ſchicken.

Bey den damaligen wachſenden Bedrängniſſen der Chriſtenheit, waren es dieſe dreyzehn Helden, welche überall dem einreißenden Strom des Verderbens Einhalt zu thun ſuchten, auch waren ſie es, die den erſten Einfall hatten, der allgemeinen Noth, durch Hülfe, die man in Europa ſuchen mußte, auf einmal ein Ende zu machen. Ich habe vorhin erwähnt, wie viel die Tempelherren bey der damaligen Lage der Sachen auf ſich hatten, wie geſchwächt ihre Macht war, und wie wenige ſich fanden, die ihnen wider die Sarazenen Hülfe leiſteten. Die Hoſpitaliter befanden ſich faſt in eben der Verfaſſung, und dieſe gegenſeitige Noth vereinigte auf gewiſſe Weiſe zwo Partheyen mit einander, welche ſonſt faſt von Anbeginn ihrer Orden Feinde geweſen waren. **Roger von Mulinis**, der Großmeiſter der Hoſpitaliter, ein Mann von der geprüfteſten Rechtſchaffenheit, welcher ſchon mit Odo in guten Vernehmen gelebt, und faſt alle ehemalige Feindſeligkeiten in Vergeſſenheit gebracht hatte, wandte ſich in Perſon an den Großmeiſter der Tempelritter, um mit ihm einen Zug nach Europa abzureden. Walter und ſeine Freunde hatten ſchon Arnold von Toreggio von dem Wunſche der meiſten Brüder unterrichtet, welcher eben dahin gieng, und der Vortrag der Hoſpitaliter fand alſo deſto mehr Eingang.

Beyde Großmeiſter wurden einig, in Perſon nach Europa zu gehen, und ein jeder eine Begleitung von nicht mehrern als zwölfen ihrer Ritter mit ſich zu nehmen. Roger von Mulinis, der bey ſeinem Orden ein faſt königliches Anſehn hatte, konnte zu Gefährten wählen, welche er wollte; aber Arnold, welcher ſeit des letzten Handels wegen der Vergiftung Nureddins bey ſeinen Rittern viel von der ehemaligen Achtung und Liebe verlohren hatte, mußte ſich gefallen laſſen, daß ſeine Begleiter durch das Loos beſtimmt wurden. Ein Ritter, wurde nach damaliger Gewohnheit durch eine zufällige Verſetzung von Buchſtaben und Zahlen, bey welcher aller Betrug unmöglich war, aus der Zahl der andern ausgehoben, welcher aber auf dieſe Art nicht ſelbſt zum Zuge nach Europa benennt ward, ſondern nur durch das Loos das Recht erlangte, Arnolds zwölf Reiſegefährten zu wählen.

Gerhard von Riedeſſer ward getroffen, und daß die Zwölfe, welche er wählte, Walter, Konrad und die zehen engliſchen Ritter waren, das läßt ſich errathen; er war ſeinen Freunden zu ſehr ergeben, zu ſehr von ihrem Eifer für das gemeine Beſte überzeugt, als daß er anders hätte wählen ſollen. Er ſelbſt durfte nun freylich ſich ſelbſt nicht die Stimme zum Zuge nach Europa geben, und ſahe ſich alſo durch ſeine Wahl genöthigt, eine Zeit lang von denen, die ihm die Liebſten waren, getrennt zu leben; aber ſein Schmerz über eine

Trennung, die er zur Ehre ſeiner Freunde und zum Wohl der Chriſtenheit für wirkſam erkannte, verglich ſich bey weiten nicht mit dem Unwillen des Großmeiſters, daß er lauter ſolche Ritter zu Begleitern erhalten hatte, die er haßte, und die mehr die Stelle ſcharfer Aufmerker, als höflicher nachgebender Reiſegefährten, die ſich in alle ſeine Abſichten ſchmiegten, vertreten konnten. — Wäre das Loos auf Terrikus gefallen, wie er wünſchte, wie ganz anders würden dann die Sachen gegangen ſeyn! — Die Wahl war indeſſen unwiederruflich. Man bereitete ſich von allen Seiten zur Reiſe, und hatte ſchon den Tag derſelben feſtgeſetzt, als ſchnelle Poſt von Jeruſalem kam, welche die Sache verzögerte.

Der Patriarch Herakllius ſandte an die Ritter mit höflicher Bitte, ihre Abreiſe ihm zu Liebe noch einige Tage zu verſchieben, weil er geſonnen wäre, ihnen zu Akkon, wo ſie ſich damals aufhielten, einen Beſuch zu geben, und einige Sachen von Wichtigkeit mit ihnen abzuhandeln.

Niemand unter den Rittern war, dem dieſer Aufſchub lieb geweſen wäre, denn niemand liebte den geiſtlichen Herrn, der ſie mit ſeinem Beſuche beehren wollte. Man beklagte, daß es unmöglich geweſen war, die Anſtalten zur Reiſe in ſolcher Stille zu machen, daß man in Jeruſalem nichts davon erfahren hätte. Einige beſorgten Verrätherey, einige Hinderung der Reiſe, und man ließ endlich, da man keine ſcheinbare Urſache erdenken konnte, dem Patriarchen ſeine Bitte zu verſagen, ihm zurückentbieten: wie man erfreut wäre, etwas von dem Leben des ehrwürdigen Herrn zu vernehmen, und wie man daraus gute Schlüſſe mache, daß gegenwärtig keine Feindſeligkeiten von den Sarazenen müßten zu beſorgen ſeyn, weil auſſerdem der Patriarch ſeine geheiligte Perſon nicht um eines unnöthigen Beſuchs willen in Gefahr ſetzen würde. — Heraklius verſtand dieſe ſpitzige Rede ſehr wohl; er war es ſich bewußt, wie ſo oft er ganz ſicher nebſt König Balduin und ſeiner Königin in der feſten Stadt geſeſſen und geſchwelgt hatte, indeſſen die geiſtlichen Ritter, und die übrige Chriſtenheit in den umliegenden Gegenden, dem Tode, der Gefangenſchaft, und dem äuſſerſten Elend ohne Hülfe ausgeſetzt waren. Niemand hatte zu ſolchen Zeiten daran gedacht, den Bedrängten nur einen Rath zu geben, niemand hatte ſich ihrer erinnert, es müßte denn etwa geweſen ſeyn, einen ihrer guten Anſchläge zu nichte zu machen, oder ſie mit Hülfe zu täuſchen, und ſich dann in dem wichtigſten gefahrvolleſten Augenblicke zurück zu ziehen.

Der geiſtliche Herr mogte indeſſen die zurückbekommene Antwort noch ſo gut fühlen und einſehen, ſo hielt er es doch jezt nicht für die Zeit, ſie zu ahnden, ſondern ſtellte ſich wider Gewohnheit ziemlich ſittſam und ohne Gefolge ein. Ehe er aber erſcheint, ſo ſehe ich mich genöthigt, meine Leſer etwas näher mit dieſem Manne bekannt zu machen, deſſen Namen wir in Zukunft noch ſo oft nennen werden.

Patriarch Heraklius ſchien zum geiſtlichen Fürſten gebohren zu ſeyn*: das iſt — ja ich wollte, daß meine Leſer die drey geiſtlichen Herren kennten, welche mir eben jezt in den Sinn kommen, ſo würde es mir leicht ihnen zu erklären, was ich hiermit ausdrücken will; da ich aber dieſes nicht vermuthe, ſo ſey mir es genung, ihnen zu ſagen, daß er von jedem dieſer drey ehrwürdigen Männer etwas Leibliches und Geiſtliches an ſich hatte. Der Patriarch, ein Mann von beynahe funfzig Jahren, beſaß die anſehnliche, faſt rieſenmäßige Länge, des Kardinals *** nebſt allen ſeinen geiſtlichen und weltlichen Stolze, den Embonpoint des Erzbiſchofs ** und ſeine große Neigung zum bequemen weichlichen Leben, und ſchließlich die ſchwarzen blitzenden Augen und die friſche Farbe des Prälaten * ſamt allen ſeinen Talenten zur Intrigue, aller chamäleonartigen Verſtellungskunſt, aller Schmiegſamkeit in jede Charaktere und Umſtände, die dieſem Herrn auszeichneten. — Sagt mir, meine Leſer! ob ein Mann mit ſolchen combinirten

Talenten, nicht das werden mußte, was die genannten Perſonen zu ihrer Zeit waren, und wozu das Glück auch unſern hochgepreiſten Heraklius zu der ſeinigen machte? Und war er es einmal, ob etwas im Stande ſeyn konnte, ihn aus ſeiner Stelle zu verrücken? —. In der That hatte es dem Patriarchen nicht an Feinden gefehlt, welche dieſes Letzte wohl gewünſcht hätten. Graf Raimund von Tripoli, König Balduins geweſener Vormund, jetzt erſter Staatsminiſter, ein alter redlicher Held, ein Haſſer alles Unrechts, hatte ſeiner ſtufenweiſen Erhöhung, vom niedrigſten Mönchsſtande, bis zur höchſten geiſtlichen Ehrenſtelle im Orient mit Unwillen zugeſehen, aber zu groß, ihn durch Kabale zu unterdrücken, und zu ſchwach, es durch offene Gewalt zu thun, hatte er ihn müſſen ſteigen laſſen, bis er ſich endlich auf einen Poſten erhoben hatte, in welchem er Graf Raimunds Macht völlig die Wage hielt, und durch die Schwachheit des Königs, und die Partheylichkeit der Königin noch weit mehr vermogte, als dieſer trefliche Mann.

Der Graf von Tripoli, hätte ſich dieſe Ueberlegenheit eines Menſchen, der an Tugend ſo weit unter ihm war, noch endlich gefallen laſſen, wenn er dieſelbe nur nicht ſo ſehr zu Unterdrückung des Rechts, und zu tauſend Handlungen angewandt hätte, über welche die ganze orientaliſche Chriſtenheit ſeufzte. Was er für eine Rolle in Anſehung ſehen, ſo hielt er es doch jezt nicht für die Zeit, ſie zu ahnden, ſondern ſtellte ſich wider Gewohnheit ziemlich ſittſam und ohne Gefolge ein. Ehe er aber erſcheint, ſo ſehe ich mich genöthigt, meine Leſer etwas näher mit dieſem Manne bekannt zu machen, deſſen Namen wir in Zukunft noch ſo oft nennen werden.

Patriarch Heraklius ſchien zum geiſtlichen Fürſten gebohren zu ſeyn: das iſt — ja ich wollte, daß meine Leſer die drey geiſtlichen Herren kennten, welche mir eben jezt in den Sinn kommen, ſo würde es mir leicht ihnen zu erklären, was ich hiermit ausdrücken will; da ich aber dieſes nicht vermuthe, ſo ſey mir es genung, ihnen zu ſagen, daß er von jedem dieſer drey ehrwürdigen Männer etwas Leibliches und Geiſtliches an ſich hatte. Der Patriarch, ein Mann von beynahe funfzig Jahren, beſaß die anſehnliche, faſt rieſenmäßige Länge, des Kardinals *** nebſt allen ſeinen geiſtlichen und weltlichen Stolze, den Embonpoint des Erzbiſchofs ** und ſeine große Neigung zum bequemen weichlichen Leben, und ſchließlich die ſchwarzen blitzenden Augen und die friſche Farbe des Prälaten * ſamt allen ſeinen Talenten zur Intrigue, aller chamäleonartigen Verſtellungskunſt, aller Schmiegſamkeit in jede Charaktere und Umſtände, die dieſem Herrn auszeichneten. — Sagt mir, meine Leſer! ob ein Mann mit ſolchen combinirten

Talenten, nicht das werden mußte, was die genannten Perſonen zu ihrer Zeit waren, und wozu das Glück auch unſern hochgepreiſten Heraklius zu der ſeinigen machte? Und war er es einmal, ob etwas im Stande ſeyn konnte, ihn aus ſeiner Stelle zu verrücken? — In der That hatte es dem Patriarchen nicht an Feinden gefehlt, welche dieſes letzte wohl gewünſcht hätten. Graf Raimund von Tripoli, König Balduins geweſener Vormund, jetzt erſter Staatsminiſter, ein alter redlicher Held, ein Haſſer alles Unrechts, hatte ſeiner ſtufenweiſen Erhöhung, vom niedrigſten Mönchsſtande, bis zur höchſten geiſtlichen Ehrenſtelle im Orient mit Unwillen zugeſehen, aber zu groß, ihn durch Kabale zu unterdrücken, und zu ſchwach, es durch offene Gewalt zu thun, hatte er ihn müſſen ſteigen laſſen, bis er ſich endlich auf einen Poſten erhoben hatte, in welchem er Graf Raimunds Macht völlig die Wage hielt, und durch die Schwachheit des Königs, und die Partheylichkeit der Königin noch weit mehr vermogte, als dieſer trefliche Mann.

Der Graf von Tripoli, hätte ſich dieſe Ueberlegenheit eines Menſchen, der an Tugend ſo weit unter ihm war, noch endlich gefallen laſſen, wenn er dieſelbe nur nicht ſo ſehr zu Unterdrückung des Rechts, und zu tauſend Handlungen angewandt hätte, über welche die ganze orientaliſche Chriſtenheit ſeufzte. Was er für eine Rolle in Anſehung der Tempelherren ſpielte, haben wir vorhin mit wenigen Worten berührt; aber er begegnete niemanden, ſelbſt ſeinen ehemaligen Brüdern, den Mönchen nicht beſſer. Unermeßliche Reichthümer in die Klöſter aufzuhäufen, und ſie dann unter dieſen und jenen Vorwande an ſich zu reißen, die Mönche das Gelübde der Armuth faſt bis zum Mangel an der täglichen Nahrung halten zu laſſen, und ſich ſelbſt der Schwelgerey und allen Wollüſten zu ergeben; immer von Aergerniß und guten Beyſpiel ſprechen, und doch den, der ſeinem erbaulichen Vorbilde nachahmte, oder ſeine Handlungen tadelte, mit Gift und Tod verfolgen; täglich neue Unordnungen durch geheime Kabalen anrichten, und dann Graf Raimunden wegen der Folgen derſelben zur Rechenſchaft fodern; dieſes waren Dinge, die ihm nichts koſteten, ihm nicht einen einigen Gewiſſensbiß verurſachten, und ſein genaues Verſtändniß mit Königin Sibyllen war ſo offenbar, ſo landkündig, daß jederman davon ſprach, und wir uns alſo auch kein Bedenken machen dürfen, davon zu ſchreiben. Selbſt König Balduin, ſchwachſinnigen Andenkens, konnte die Vertraulichkeit zwiſchen Heraklius und Sibyllen nicht verborgen ſeyn; denn einer von den Schriftſtellern, von welchen wir unſere geheimſten Nachrichten haben, ein Mann, welcher lange am Hofe zu Jeruſalem lebte, will ſehr oft gehört haben,

daß

daß der König, wenn er mit dem Patriarchen von der Königin ſprach, ſich des Ausdrucks unſere Sibylle gebrauchte; ein Umſtand, der zu den damaligen Zeiten, da ſich die Könige des ſtolzen Wörtleins wir und unſer noch nicht in anderer Bedeutung zu bedienen pflegten, viel ſagen wollte.

So war Heraklius, und ſo waren ſeine Angelegenheiten ohngefähr beſchaffen, und es iſt vorjetzt nichts mehr von ihm zu ſagen übrig, als die Urſache, warum er ſich zu einem Beſuche bey den Tempelherren herabließ. Sie war nichts anders, als die Furcht, ſeine ſchlechte Lebensart mögte, von ihnen bey ihrem Zuge nach Europa ausgebreitet werden, und ſein guter Ruf und geiſtliches Anſehen mögte dadurch einen gewaltigen Stoß bekommen. — Er hörte nicht ſobald von dem Vorhaben der geiſtlichen Ritter, ſo beſchloß er, da er daſſelbe nicht hindern konnte, ſich zu ihrem Geſellſchafter einzudrängen, und allem, was ſie wider ihn vornehmen könnten, ſeine perſönliche Gegenwart entgegen zu ſetzen. Keine geringe Nebenurſache bey dieſem Entſchluß war auch das Vergnügen, das er ſich von einer Reiſe in das ſchöne geſittete und aufgeklärte Europa verſprach. Es gab eine feine Gemüthsergötzung und Erholung von ſeiner geiſtlichen Eingezogenheit. Er hatte Königin Sibyllen ſo lange geliebt, daß er ihrer faſt müde war; vielleicht fanden ſich in Europa andere Sibyllen, bey welchen er die alte vergeſſen, und von denen er zu der alten, ihm dann wieder neugewordenen, mit verneuter Treue zurückkehren konnte.

Die Tempelherren, welche ſowohl als die Hoſpitaliter unmittelbar unter dem Pabſte ſtanden, wußten zu gut, daß der Patriarch kein Anſehen über ſie hatte, und haßten ihn zu ſehr, als daß ſie es ihm nicht auf alle Art hätten fühlen laſſen ſollen. Sie machten es ihm ohngefähr wie ehemals Graf Philippen; ſie holten ihn nicht ein, ließen ihn einen ganzen Tag warten, ehe er beym Großmeiſter zur Audienz gelaſſen wurde, und ſchlugen es ihm ſogar ab, als er den Morgen ſeiner Ankunft ihrem Oratorio die Ehre erzeigen, und eine Meſſe in demſelben leſen wollte.

Heraklius merkte aus dieſer Aufnahme bald, wie wenig er zu erwarten hatte, wenn er ſich nicht ganz von ſeiner Größe entkleidete, keine von dieſen Beleidigungen ahndete, nicht merken ließ, daß er einen andern Empfang federn zu können geglaubt hätte, und ſich den Rittern ganz in der ſanften und demüthigen Geſtalt zeigte, die er ſo wohl anzunehmen wußte, und die es war, welche ihm ehemals zu ſeiner gegenwärtigen Größe geholfen hatte.

Dieſer Kunſtgrif gelang. Die Tempelherren hatten ſich mit allen ihrem verachtenden Stolz gegen ſeine Größe gerüſtet, und erwarteten die Erſcheinung des morgenländiſchen Pabſts. Er trat ein, aber nicht in Pontificalibus, ſondern in geringer geiſtlicher Kleidung, wie ſie kaum der Abt eines mäßigen Kloſters tragen würde; den Weg nach dem Tempelhofe hatte er zu Fuße, ohne einen einzigen Begleiter gemacht, und zeigte ſich nun, zwar nicht mit der demüthigen Miene eines Gnadeſuchenden, aber mit dem offenen gefälligen Blicke, mit welchen ein Freund den andern beſucht. Wie ſein Anſehen, ſo war auch ſeine Rede, ohne Stolz und ohne Niederträchtigkeit, freye offene Darlegung ſeiner Meinung, doch mit Verhehlung ſeiner bewegenden Urſache, und Bitte, ihn in ihrer Geſellſchaft mit nach Europa zu nehmen. — Da er eine Abſicht mit ihnen zu haben vorgab, da er von wegen des Königs von Jeruſalem Hülfe in Europa ſuchen wollte, da er bey Pabſt Alexandern ziemlich gut ſtand, und da ſein Rang und ſeine Macht in Paläſtina groß war, ſo konnte ſeine Mitreiſe den geiſtlichen Rittern aller Wahrſcheinlichkeit nach eher nützlich als ſchädlich ſeyn. Seine Beredſamkeit war hinreißend, ſein Betragen einnehmend, ſie waren auf dieſe Art ſeiner Erſcheinung nicht vorbereitet, ſie willigten in alles was er bat, nicht foderte, und begiengen ſo gar die Unvorſichtigkeit, die Zahl ſeiner Begleiter nicht zu beſtimmen. Sein gegenwärtiger Aufzug war ja ſo demüthig, ſo gering, wem ſollte es nur einfallen, daß man ein zu großes Gefolge bey ihm zu befürchten hätte! —

Der Tag der Abreiſe ward angeſetzt. Der Patriarch in Perſon gieng in den Hafen und machte gute Freundſchaft mit dem, den die Ritter zum Aufſeher über die einzuſchiffenden Sachen geſetzt hatten. Man gieng zur beſtimmten Zeit unter Segel, und erſtaunte nicht wenig, bey genauer Erwägung zu finden, daß die Hälfte der Mannſchaft und der Ladung dem Patriarchen gehörte, und die beyden Großmeiſter mit ihren Rittern und Knappen und dem, was ihnen zugehörte, nur die andre Hälfte ausmachten. Heraklius hatte alles, was ſeinen Stolz und ſeine Liebe zur Pracht in Europa vergnügen konnte, ſo in der Stille aus Jeruſalem kommen, und alles ſo zu gelegener Zeit einſchiffen laſſen, daß niemand, ſelbſt der beſtochene Aufſeher nichts davon hatte merken können. Die Ritter wurden alsdenn erſt inne, wie ſehr der Patriarch ihre Erlaubniß gemißbraucht hatte, als ſie fühlten, wie ſehr die Menge der Leute mit denen das Schif erfüllt war, ſie beſchwerte, und zu beſorgen anfiengen, daß es ihnen auf der Länge des Weges, für ſo viele Menſchen an Nahrung gebrechen mögte. Für dieſes letztere hatten ſie indeſſen nicht Urſache ſich bange ſeyn zu laſſen. Der Patriarch und ſeine Diener wußten zu gut, was zu Erhaltung des Lebens diente, als daß ſie nicht hierauf hatten Rückſicht nehmen ſollen. Heraklius, der noch immer ſeine ſanfte und gefällige Miene nicht abgelegt hatte, ſuchte die Ritter, als man ihm Vorſtellung wegen ſeines zu zahlreichen Gefolgs that, mit der Verſicherung zu begütigen, daß er für ſich und die Seinigen überflüßigen Unterhalt beſorgt habe; er rechnete ihnen die Anzahl ſeiner Begleiter her, er demonſtrirte bey jeden den er nannte, daß er ihn nicht entbehren könnte, und ſchloß endlich mit der Entſchuldigung, daß man ihm die Stärke ſeines Gefolges nicht vorgeſchrieben hätte, daß er alſo unwiſſend geſündigt habe, und daß man dem ganzen Uebel abhelfen könne, wenn die Hälfte der Ritter ſich gefallen ließ zurück zu bleiben, oder wenigſtens ihre Knappen zu entlaſſen, deren ſie eher entrathen könnten als er ſeiner geiſtlichen Diener. Es fehlte wenig, daß die letzte Aeuſſerung ſehr hoch aufgenommen worden wäre, indeſſen fühlten die Ritter, daß ſie unvorſichtig gehandelt hatten, und der Patriarch ihnen gewachſen war; ſie hielten es alſo fürs Beſte, zu einer Sache zu ſchweigen, die nun nicht mehr zu ändern war, und es blieb bey einigen empfindlichen Worten, die Heraklius mit Liebe und heiliger Sanftmuth aufnahm.

Anſtatt, wie ihr Reiſegefährte ihnen rieth, die Hälfte ihrer Leute zu entlaſſen, hätten ſie lieber ihre Anzahl verdoppelt; aber dieſes war zu ſpät, das Schif war zu klein, und ſie befanden ſich bereits auf dem hohen Meere. Das einige Mittel, das Gleichgewicht, das ſie mit den ihrigen gegen ihn hatten, zu erhalten, beſtand nunmehr in der Einigkeit; entzweyten ſie ſich, ſo war die Unterdrückung des einen oder beyder Theile gewiß. Zwar bezeugte ſich Heraklius freundlich gegen ſie, und ließ nicht das geringſte Kennzeichen blicken, daß er Händel mit ihnen anfangen wollte, aber ſeine bekannten Tücke hießen ſie auf ihrer Hut ſeyn, und ſie fanden bald, daß ſie Urſach zu dieſer Behutſamkeit hatten.

Hoſpitaliter und Tempelherren lebten auf dem Schiffe in größter Einigkeit mit einander, ſo lange ſie unter ſich waren, aber nicht ſo bald fand ſich zu einer, aus dieſen beyden Orden gemiſchten Geſellſchaft, die ſich vielleicht in brüderlicher Vertraulichkeit unterredete, einer von des Patriarchen Leuten ein, ſo wurden die alten Streitigkeiten auf die Bahn gebracht, beyderſeitige Vorzüge unterſucht, beyderſeitige Mängel getadelt, oder davon geſprochen, welcher Theil von ihnen wohl in Europa den beſten Fortgang in den Angelegenheiten der Chriſtenheit haben würde. Dinge von dieſer Art mußten zu kleinen Zänkereyen Anlaß geben, und dieſe würden bald ins Große gegangen ſeyn, wenn die Großmeiſter nicht in Zeiten die Abſichten des hämiſchen Patriarchen eingeſehen hätten, deſſen Hand ſie in den ausgeſtreuten Uneinigkeiten nicht verkennen konnten. Er ſelbſt nahm es über ſich, die Häupter der beyden Orden mißtrauiſch gegen einander zu machen, und gieng darinnen nicht ganz mit der ihm eigenen Behutſamkeit zu Werke. Seine Anſchläge wurden merklich. — Roger von Mulinis und Arnold von Toreggio entdeckten einander, was Heraklius mit einem jeden von ihnen insbeſondere geſprochen hatte, und ſahen die Fallſtricke, die er ihnen legte, zu deutlich vor Augen, daß ſie nicht gemeine Sache mit einander hätten machen, und ihm mit vereinter Macht entgegen arbeiten ſollen. Er will uns entzweyen, ſagten ſie, und dann ſeinen Vortheil aus unſerer Uneinigkeit ziehen; aber es ſoll ihm nicht gelingen. — Sie foderten beyderſeits alle ihre Leute, Ritter und Knappen vor ſich, offenbarten ihnen, was ſie entdeckt hatten, und gaben ihnen die ſtrengſten Befehle, alle Zwiſtigkeiten zu vermeiden. — Walter hatte dieſe Warnung nicht nöthig, aber ſein hitziger ſtörriger Freund Konrad deſto mehr. — Man verſprach der geſetzten Ordnung nachzukommen, und nichts mehr auf die Anhetzungen der liſtigen Mönche zu achten. Selbſt Konrad bezwang ſich ſo weit, daß er dieſe Herren reden ließ was ſie wollten, und beantwortete alle ihre ausgeſonnene Spitzfündigkeiten ſo kalt oder ſo fein, daß ſie endlich ihre Verſuche aufgeben, und den übrigen Theil der Reiſe ruhig ſeyn mußten.

Die Reiſenden legten ihren Weg glücklich zurück, und ſtiegen, ohne beſonderes Ungemach von Wind und Meer ausgeſtanden zu haben, zu Brundiſi ans Land.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Etwas weniges von Liebe, und etwas mehr von Gift, Mord und falſchem Verdacht.

O Walter! wie war dir, als du den erſten Fuß auf das Land ſetzteſt, nach welchem deine Gedanken ſo oft wachend und im Traume geflogen waren? — Zwar zwiſchen Brundiſi und England, wo du alle deine Lieben, nach denen dein Herz ſich ſehnte, vermutheteſt, lag noch manche Meile Land und Meer, aber wer weis nicht, daß dem, der lange durch die größten Entfernungen von ſeinen Freunden geſchieden war, ſchon der Gedanke Troſt und halbe Wiedervereinigung iſt, ſich mit ihnen in einem Welttheile zu befinden! — So ſehr unſer Walter auch in allen ſeinen Handlungen von heißen Eifer für das Beſte der Chriſtenheit getrieben ward, ſo können wir doch nicht leugnen, daß ſeine Freude über ſeine Reiſe und nunmehrige Ankunft in Europa nicht allein von dieſem Heldentriebe, ſondern vielleicht eben ſo ſehr von der Erwartung herrührte, endlich einmal ſeine Wohlthäterin Hunberga und ſeine Jugendfreunde Blondel und Matilde wieder zu ſehen. Ihr Andenken war mitten in den tauſendfältigen neuen Beſchäftigungen, die er in Paläſtina fand, nie in ſeinen Herzen erloſchen, aber er hatte nicht immer mit gleicher Ruhe an dieſe drey lieben Perſonen denken können, ja des Andenkens zweyer derſelben hatte er ſich oft mit dem höchſten Grad von Unruhe und Unwillen über ſich ſelbſt entſchlagen müſſen. An ſeinen geliebten Blondel dachte er immer mit gleicher Freude und Sehnſucht; aber wenn Hunberga ihm vor Augen ſchwebte, und er ſich vorſtellte, was ſie alles um ſeinetwillen gelitten hatte, und wie er demohngeachtet noch ſo gar nichts hatte thun können, um ihr das verlohrne Glück wieder zu verſchaffen, ſo war es, als müßte er ſich von ihrem Bilde hinwegwenden, als ſchämte er ſich vor ſich ſelbſt, daß er ſo ſchwach, ſo unvermögend war. Was halfen ihm ſeine Heldenthaten? Hatte er Graf Philippen, Hunbergens Feind, demüthigen oder ſtrafen können? — Brachte er ſelner Pflegemutter etwas mehr mit, als die Muthmaßung, daß ſie nicht durch den Willen ihres Gemahls, ſondern durch die Boßheit ihres Stiefſohns aus Montzon vertrieben wäre? Wo waren die Beweiſe dieſer Unthat, wo die Wiedereinſetzung in ihre Rechte? Hatte er ihren Feind auch nur nöthigen können, die Papiere heraus zu geben, von welchen er aus Odos Worten glauben mußte, daß ſie für das Schickſal der Gräfin von Flandern von Wichtigkeit ſeyn mußten?

Die zweyte Perſon, deren Andenken ſich unſer Tempelherr nie ganz ohne Unruhe überlaſſen konnte, war Matilde. — Wenn er ſich ſie in der erſten Schönheit des angehenden jungfräulichen Alters dachte, wie er ſie zuletzt ſah, wenn er ſich vorſtellte, was ſie nach ihren Anlagen, in einer Zeit von länger als zehen Jahren geworden, ſeyn mußte, ſo entſtand eine Bewegung in ſeiner Seele, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, die er aber nach ſeinem zarten Gewiſſen, bey einem geiſtlichen Ritter, der für nichts Gefühl haben ſollte als für Religion und Heldenmuth, für unrechtmäßig erkannte: und weil er nicht im Stande war Empfindungen von dieſer Art zu unterdrücken, ſo trieb er lieber Matildens Andenken ſo viel als möglich aus ſeiner Seele, und zürnte ſelbſt mit ſeinen Träumen, die ihm das Bild dieſes reizenden Mädchens nur gar zu oft mahlten. — Ungeachtet alles dieſes innerlichen Kampfs, ſehnte er ſich doch mit allen Kräften ſeiner Seele nach ihr, und brachte oft ganze Stunden in der Einſamkeit zu, ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, und ſich zu demonſtriren, daß ſeine Neigung für Matilden bloß brüderliche Freundſchaft wäre, und daß ein Tempelherr gar wohl Freundſchaft für ein ſchönes Mädchen haben dürfe. — Oft gelang es ihm, ſich auf dieſe Art zu beruhigen, und nie beſſer, als wenn Geſchäfte von Wichtigkeit von auſſen dazu kamen, und ihn von allzuſcharfen Nachdenken über ſich ſelbſt abhielten.

Dieſes war auch jetzt der Fall. Sie hatten nun Italien betreten, und es war nöthig, ernſtlich darauf zu denken, wie die Angelegenheiten der Chriſtenheit mit gutem Erfolg könnten getrieben werden. — Auf Waltern, als den Vornehmſten unter den Begleitern des Großmeiſters, kam viel bey dieſen Berathſchlagungen an; er hatte von den Gutgeſinnten unter den Tempelherren, welche Arnolden nicht ganz trauten, den Auftrag, die Geſchäfte der Chriſtenheit ſelbſt zu treiben, und ſich nicht bey den Einrichtungen des Großmeiſters, wenn ſie nicht gut und zweckmäßig wären, zu beruhigen. Dieſes war ein ſchwerer Auftrag, aber Waltern lag die Sache der Religion zu ſehr am Herzen, als daß er bey der Sorge für dieſelbe ſchläfrig hätte ſollen zu Werke gehen.

Der Patriarch, welcher die Zeit nicht erwarten konnte, ſich von ſeinen läſtigen Reiſegefährten, den beyden Großmeiſtern und ihren Rittern zu trennen, und welcher aus Furcht, daß ſie irgend etwas zu ſeinem Nachtheil vorbringen mögten, es lieber dahin gebracht hätte, daß ſie gar nicht vor den Pabſt gekommen wären, that in der erſten Berathſchlagung den Vorſchlag, daß man ſich, um das Beſte der Chriſtenheit mit deſto ausgebreiteteren Nutzen zu treiben, theilen müſſe. Er für ſeinen Theil erbot ſich, es bey dem Pabſte durchzuſetzen, daß er in allen chriſtlichen Landen das Kreuz predigen laſſe, und rieth, die beyden Großmeiſter mögten einer nach England und der andere nach Frankreich gehen, um die Gemüther der Könige und des Volks, zum vorhabenden Kreuzzuge und zum Mitleiden gegen ihre bedrängten Brüder in Paläſtina vorzubereiten.

Die Abſichten des Patriarchen bey dieſem Vorſchlage mogten ſeyn welche ſie wollten, ſo war doch der Vorſchlag ſelbſt gut, und Reger von Molinis, welcher blos um ſeiner heiligen Geſchäfte willen nach Europa gekommen war, und alle Nebenabſichten verachtete, ſtimmte ſogleich in Heraklius Meinung ein. Aber Arnold von Toroggio, welcher fürchtete, Heraklius möchte ihm beym Pabſte Schaden thun, und der den Gedanken, den Patriarchen ſelbſt zu ſtürzen, nicht aufgeben konnte, blieb das ben, daß er, ehe er ſich zu einer beſondern Reiſe in die vorgeſchlagenen Länder entſchlöſſe, ſchlechterdings den Pabſt ſprechen, und ihm die Noth der Chriſtenheit ſelbſt vortragen müſſe. Walter und ſeine Gefährten pflichteten ihm nicht bey, aber da Arnolds Bewegungsgründe, die, wie er ſeine Ritter insgeheim verſicherte, nichts als Furcht und Beſorgniß wegen der Tücke des Patriarchen waren, untadelhaft ſchienen, ſo behielt der Wille des Großmeiſters die Oberhand, und Heraklius mußte ſich gefallen laſſen, die Tempelherren zu Reiſegefährten auf der Reiſe nach Verona zu bekommen, wo der Pabſt damahls eine große Kirchenverſammlung hielt.

Roger von Mulinis trennte ſich gleich zu Brundiſi von ſeinen Gefährten. Vom Patriarchen und den Seinigen nahm er ſehr kalten Abſchied, aber das Lebewohl, das er den Tempelherren ſagte, war etwas herzlicher: Lebt wohl Ritter! ſagte er zu Arnold von Toreggio, indem er ihm treuherzig die Hand drückte, gebe Gott, daß wir uns glücklich in England oder Frankreich wiederſehen; aber wenn dieſes geſchehen ſoll, ſo müßt ihr euch nicht zu lange da aufhalten, wo der heimtückiſche Patriarch ſeinen Sitz aufſchlägt. Ich ahnde nichts gutes für euch. — Und euch ihr Ritter, fuhr er fort, indem er ſich zu den Tempelherren wandte, vornehmlich euch, Ritter von

Montbarrs, euch ermahne ich, ſorgt für euren Großmeiſter, und trauet dem Patriarchen nicht zu viel. — Walter, welcher mit dem Großmeiſter der Hoſpitaliter einerley Meynung hatte, nahm ſich dieſe Worte ſehr zu Herzen, und ermangelte nicht, Arnolden in der Folge oft für dem genauen Umgange mit einem Manne zu warnen, den er haßte, und von dem er wiederum ſo herzlich gehaſſet ward: aber der Großmeiſter war zu gewohnt, alles, was Walter ſagte, zu misbilligen, und in jedem ſeiner Worte, eine Spur von Obermacht, die er ſich über ihn anmaßte, oder irgend etwas anders zu finden, das ſeinen Stolz beleidigte, als daß er ihm hätte Gehör geben ſollen. Er fragte, was er glaubte, das ihm Heraklius ſchaden könne? Und als Walter, deſſen Furcht auf bloßen Muthmaßungen beſtand, ihm keine beſtimmte Antwort gab, ſo lachte er, und fand ſich noch dieſen Abend, Walters Warnungen zum Trutze, bey einem Gaſtmahle des Patriarchen ein, weil man, wie er ſich ausdrückte, es mit dieſem Manne nicht verderben, ſondern äuſſerlich Freundſchaft mit ihm halten müſſe, um ihm heimlich deſto ſicherer zu ſchaden. Walter hatte einen Abſcheu vor ſolchen Grundſätzen, und würde ſich nie mit Heraklius eingelaſſen haben, oder zu einem von ſeinen Feſten, die er häufig gab, gegangen ſeyn, wenn nicht Arnolds Sicherheit, für die ihn die Pflicht zu ſorgen verband, ihn und die andern genöthigt hätte, ihn dahin zu begleiten. Heraklius hatte nun ſeine geiſtliche Demuth, die er bisher ſo meiſterlich behauptete, gänzlich abgelegt. Er hatte nicht ſobald italiäniſchen Boden betreten, als er in der vollen Pracht eines weltlichen Fürſten erſchien, und lange vor ſeiner Ankunft in Verona, von ſich daſelbſt reden machte. Die Tempelherren machten eine ſo ſchlechte Figur neben ihm, daß ſie von ihm abzuhängen, nur von ſeinem Gefolge zu ſeyn ſchienen. — Welches Wunder, daß der ſtolze Arnold dieſes nicht bemerkte, ihn nach wie vor überall begleitete und bey allen ſeinen Feſten war!

Der Pöbel fieng an, die Ritter für eine Art von Leibgarde zu halten, die der morgenländiſche Pabſt zum Staat oder zur Sicherheit um ſich hätte. Walter und ſeine Gefährten merkten dieſes wohl, und ſchämten ſich des; aber Arnold, vielleicht blos um ihrer Meynung entgegen zu handeln, blieb bey ſeiner angenommenen Lebensart, und begnügte ſich, ins Geheim auf den Untergang des Patriarchen zu denken, dem er öffentlich freundliche Mienen machte. Je mehr ſie ſich Verona näherten, je näher hofte der Großmeiſter zu ſeinem Zwecke zu kommen. Seine Abſicht war, ſeinen ſtolzen Reiſegefährten bey der erſten Audienz beym Pabſte, oder lieber auf biſentlicher Kirchenverſammlung zu beſchämen, und ſich dadurch für den Uebermuth zu rächen, den er jetzt von ihm erdulden mußte; aber ſein Anſchlag ward auf das ſchrecklichſte vernichtet. —

Sie langten des Tages vor dem Oſterfeſte zu Verona an. Ihre Ankunft ward dem Pabſte gemeldet und dieſer ließ ſie des andern Morgens zum öffentlichen Kirchgange, und dann zu Ablegung ihres Anbringens einladen. Heraklius lud dieſen Abend noch den Großmeiſter und ſeine Ritter zu ſich, um, wie er ſagte, das Nöthige wegen der morgenden Audienz mit ihm abzureden. — Arnold wollte es, und man fand ſich ungeachtet aller Gegenvorſtellungen, die Walter machte, ein. —

Ich weis nicht wie es war, ob Walter eine Ahndung hatte, oder ob er, wie einige verſichern wollen, dieſen Abend vor beſonderer Nachſtellung gewarnt war; genug er beredete ſich mit den Rittern, heute beſonders auf der Hut zu ſeyn, und in alles, ſelbſt in Speiſen und Getränke, ein Mißtrauen zu ſetzen. Sie baten ingeſamt den Großmeiſter desgleichen zu thun, und unter dem Vorwande, daß der Oſterabend bey ihrem Orden ein Faſttag ſey, nichts von dem zu ſich zu nehmen, was man ihnen vorſetzen würde. — Arnold verſprach es mit genauer Noth, ob er es aber ſo ſtreng gehalten haben hen mag wie ſeine Ritter, welche auch ſogar nichts von dem abgekochten Waſſer koſteten, das man ihnen zu Ehren ihres Faſttages vorſetzte, das weis ich nicht. Soviel iſt gewiß, daß der unglückliche Arnold von Toroggio des Morgens, als ihn die Tempelherren zur Meſſe abholen wollten, todt im Bette gefunden ward. Seine Waffenträger ſchlieſen in ſeinem Gemach, und die Ritter rund um ihn her, daß alſo alle Gewaltthat unmöglich war. An dem Leichnam konnte man keine Merkmahle ſehen, die ſich nicht eben ſowohl auf Schlag als auf Vergiftung hätten deuten laſſen, und die entſeelten Körper zu öfnen, war damals noch nicht ſo gebräuchlich wie jetzt. Den Patriarchen, auf welchen ſie alle muthmaßten, etwas zu beſchuldigen, war unmöglich; wo waren die Beweiſe? Und diente nicht das ſelbſt zu ſeinem Vortheil, daß die Tempelherren ſich des vorigen Abends unter dem Vorwande eines Faſttages geweigert hatten, etwas bey ihm zu ſich zu nehmen? Wer hatte es geſehen, ob Arnold dieſer Weigerung ungeachtet doch etwas gegeſſen oder getrunken habe?

Man wandte alle Mittel an, den Großmeiſter zu ſich ſelbſt zu bringen; man überlegte, als dieſes umſonſt war, die ebenangezeigten Dinge hin und her, und der Schluß fiel endlich dahin aus, daß man ſowohl aus Mangel an Beweiſen, als auch um alle Weitläuftigkeit zu verhüten, und der abendländiſchen Chriſtenheit nicht gleich anfangs durch Zwiſtigkeiten und ſo ſchreckliche Beſchuldigunsdigungen, als Vergiftung geweſen ſeyn würde, ein Aergerniß zu geben, ſeine wahren Gedanken verſchweigen, und dieſe Sache der Rache des Himmels befehlen wolle.

Was indeſſen der Tod des Großmeiſters für Unruhe und Aufſehen erregte, was für boshafte Winke Heraklius wegen der Urſach deſſelben gab, wie unſere Ritter genöthigt waren, ſich durch einen Eid von allem Verdacht, der auf ſie fiel, zu reinigen, dieſes weitläuftig zu erzählen, werden mir meine Leſer erlaſſen. Es iſt ein mühſeeliges Geſchäft, den Kampf der Unſchuld mit falſchem Verdachte zu ſchildern; es iſt fürchterlich, ſich die Möglichkeit lebhaft zu denken, daß oft die Wahrſcheinlichkeit ſo ganz wider den Schuldloſen ſeyn kann, daß er mit Mühe im Stande iſt, ſeine Sache vor dem gerechteſten irdiſchen Richter glücklich auszuführen, daß er hier oft unterliegt, und ſeine Rechtfertigung nur vom großen Weltrichter erwarten darf. Dieſes lezte war indeſſen nicht der Ausgang von der Sache der Tempelherren; der Pabſt unterſuchte alles mit der äuſſerſten Strenge, und fand unſere Ritter ſo unſchuldig, daß er ihnen mit Widerwillen, und nur auf ihre eigene dringende Bitte, den Eid zulies, es ſelbſt über ſich nahm, Arnolds Tod auf die beſte Art nach Paläſtina berichten zu laſſen, und Waltern zum Stellvertreter des Großmeiſters in Europa ernannte, bis der Orden andere Verfügung deswegen getroffen haben würde. Was den Patriarchen anbelangt, ſo wurde er nach einer geheimen Unterredung, die Walter und Konrad von Stauffen, nachdem ſie ſchon völlig losgeſprochen waren, mit ihm hielten, ſo ſanft und gefällig, daß er es gar nicht mehr Wort haben wollte, daß er der erſte war, der Anlaß zu dem ſchrecklichen Verdachte gab, deſſen ſich die Ritter ſo völlig und zur Zufriedenheit einer ganzen Kirchenverſammlung entbrochen hatten, und daß er bis auf den letzten Augenblick durch tauſend Kabalen ihre Losſprechung zu hindern geſucht hatte. — Was es für Worte geweſen ſeyn mögen, die der heldenmüthige Walter und der wilde Konrad dem ehrwürdigen Herrn ans Herz legten, um ſeine hämiſche Bosheit zur Ruhe zu bringen, hat man nie erfahren können; vermuthlich war es Furcht, ſeine Unthaten aufgedeckt zu ſehen, die ihn ſo vollkommen mit denen ausſöhnte, an deren Untergang er bisher gearbeitet hatte; genug er war ganz auf der Seite der Tempelherren, nannte ſie ſeine lieben Söhne, und gab ihnen, als ſie ihre Geſchäfte beym Pabſte geendiget hatten und Verona verließen, ſeine Abſolution und ſeinen väterlichen Seegen, ohne daß ſie eins von beyden erbeten hätten.

Vierzigſtes Kapitel.

Welches beweißt, daß Walter ſich beſſer ins Kloſter, als an den Hof ſchickte.

Wer es je empfunden hat, was ein edles großes Herz bey falſchem Verdacht leidet, und ſollte es auch denſelben bis auf den Grund haben zernichten können, der ſtelle ſich vor, wie Waltern bey den Beſchuldigungen, die er und ſeine Gefährten zu Verona erdulden mußten, ſo völlig ſie auch gehoben waren, zu Muthe geweſen ſey. Sein Leben hätte er hingegeben, wenn er es hätte ungeſchehen machen können, daß man es gewagt hatte ſeinem Charakter einen ſolchen Flecken anhängen zu wollen, und der bloße Gedanke an dieſe Geſchichte, war lange nachher noch im Stande, ihn ganz auſſer ſich zu ſetzen.

Seine Ritter beſchleunigten die Reiſe nach Frankreich, welche Walter ſich vorgenommen hatte, da die Hoſpitaliter nach England gegangen waren, und hoſten an König Philips fröhlichem Hofe, Zerſtreuung für ihres Anführers gekränktes Herz zu finden. Aber wie ſehr hatten ſie ſich geirrt! Konnten die Vergnügungen, wie ſie damals in Frankreich Mode waren, Erhohlung für eine Seele, wie die Seele unſers Helden ſeyn? — Walter fand zu wenig Geſchmack an allem, was er zu Rouen ſahe und hörte, als daß er ſich nur einen Augenblick dabey hätte aufhalten ſollen; er trieb ſein Hauptgeſchäft mit Eifer, hatte aber weniger Fortgang darinne, als er erwartet hatte. — König Philip, ein würdiger Namensbruder des hochgepreißten Philips von Flandern, hatte mehr zu thun, als an das Beſte der Chriſtenheit zu gedenken. Die Angelegenheiten des Königs von England und ſeiner Söhne, die er in ſteter Unordnung erhalten mußte, beſchäftigten jetzt ſeine ganze Seele. Zween dieſer unglücklichen Prinzen, die er zu Werkzeugen brauchte, den König von England zu kränken und zu beunruhigen, waren bereits dahin, der eine durch Krankheit, der andere im Turnier, und er gieng jetzt eben mit Anſchlägen um, auch den dritten, den edeln treflichen Richard, auf den Weg ſeiner Brüder zu leiten, und wider ſeinen Vater aufzubringen. Alles was nicht in dieſe Hauptangelegenheit ſeines böſen Herzens einſchlug, fand wenig Eingang bey ihm, und man kann alſo denken, ob Walter mit ſeinen Vorſchlägen zum Kreuzzuge viel Gehör bey ihm fand.

Die Prinzeſſin Alice, des Königs Schweſter, eine Dame, welche die Welt bis aufs äuſſerſte liebte, und ihre Vergnügungen bis auf die Hefen genoß, hörte nicht ſobald von der Ankunft der Tempelherren, oder vielmehr, ſie ſahe ſie nicht ſobald in aller ihrer Heldenſchönheit, als ſie einen gewaltigen Trieb zur Andacht in ſich ſpürte, ſich zu einer mächtigen Beförderin der Angelegenheiten der Chriſtenheit aufwarf, und mit Waltern und ſeinen Rittern ſehr gern über dieſelben konferiren mogte. Aber unſere Ritter mußten ihren Einfluß in die Entſchließungen des Königs nicht für kräftig halten, oder ſie mußten ſich ſchämen, mit Weibern über männliche Angelegenheiten zu Rathe zu gehen, oder was ihnen ſonſt bey Alicen nicht anſtand, genug ſie gaben ſich weder mit ihr noch ihren Damen ab, wurden von ihnen für Barbaren, für rohe ungeſittete Menſchen, für wilde Thiere geſcholten, und wandten ſich, da ſie ſahen, daß zu Rouen ſo gar nichts auszurichten war, zum Biſchof Wilhelm von Tyre, durch deſſen Vermittelung es ihnen endlich glückte, den König von Frankreich zu einem guten Entſchluſſe für die bedrängte Kirche in Orient zu bringen.

Biſchof Wilhelm kannte ſeinen König und die Triebfedern, wodurch er in Bewegung zu ſetzen war; er wußte wo Eigennutz und hämiſche Bosheit nichts zu thun hatten, da wirkte noch am erſten der Ehrgeiz. Wilhelm redete mit dem Könige, und er hatte ihm kaum einigemale mit Nachdruck vorgeſtellt, daß Kaiſer Friedrich Völker nach dem heiligen Lande ſchickte, daß ſogar ſein

Feind, der König von England, dergleichen zu thun geſonnen ſey, ſo fiel es ihm aufs Herz, daß er, der eben ſo viel, wohl noch mehr ſey, als der Kaiſer und der König von England, dieſen beyden nicht nachſtehen dürfe, und er bewilligte den Tempelherren in dem Eifer, der ihn bey dieſen Gedanken ergrif, eine Volkshülfe, welche die Sarazenen allein aufgerieben haben müßte, wenn ſie vollkommen ſo geleiſtet worden wäre als ſie verſprochen ward. Biſchof Wilhelm, welcher ſchon wußte, was hier etwa abzurechnen wäre, verbürgte ſich bey Waltern für die Hälfte des Verſprochenen, und dieſer, zufrieden mit dem, was er ausgerichtet hatte, ſchickte ſich nebſt ſeinen Rittern zur Abreiſe.

Wohin dieſe Reiſe gehen ſollte, werden meine Leſer beynahe errathen. Nach England, wohin ſein ganzes Herz ſich neigte, nach dem glücklichen Lande, welches ihm die Freude des Wiederſehens kennen lehren, ihm ſeinen Blendel, ſeine Matilde und die Gräfin von Flandern in die Arme liefern ſollte; nach dem Lande, das er als das Land ſeiner Geburt kannte, wo er Vater und Brüder hatte, die er kennen lernen mußte, wo das Grab ſeiner Mutter war. Seiner Mutter! — Seine ganze Seele bewegte ſich, wenn er an ſie dachte, und zu den zärtlichen Empfindungen, die ihm der Name Roſemunde Klifford erregte, geſellten ſich ſchreckliche Gedanken der Rache, blutiger Rache an ihren Mördern.

Dieſes waren die Bande die ſein Herz nach England zogen, ein Land, daß er auch auſſerdem mit ſeinen Rittern hätte beſuchen müſſen, um das, was die Hoſpitaliter daſelbſt ausgerichtet hatten, vollends zu Stande zu bringen, ſich denn mit ihnen zu vereinigen, und in ihrer Geſellſchaft nach Paläſtina zurück zu kehren.

Walter war ſchon im Begrif dieſe ſo lang gewünſchte Reiſe anzutreten, als ihm der Biſchof von Tyre zu verſtehen geben ließ, es würde gut ſeyn, wenn er ſich noch einige Zeit in Frankreich aufhielt, um König Philipen ſein gethanes Verſprechen in friſchem Andenken zu erhalten; wenigſtens mögte er ſich nicht eher entfernen, bis man ſehe, daß der König Anſtalt zur Werbung der verſprochenen Völker machte. Walter mußte ſich dieſen Aufſchub gefallen laſſen; aber der franzöſiſche Hof mit ſeinen Luſtbarkeiten, und Prinzeſſin Alice, die regierende Schönheit, und König Philips Majeſtät mit allem was ihn umgab, war ihm ſo widerlich, daß er ſich entſchloß, die Zeit der Erwartung, die er noch aushalten mußte, in ganz kurze Erinnerungsbeſuche beym Könige, und in kleine Reiſen einzutheilen, die er ſich während ſeines Aufenthalts in Europa zu thun vorgenommen hatte. Es war ſeine Schuldigkeit, die Tempelherren zu Barzellona zu beſuchen, welche daſelbſt auf einem Schloſſe ihren Sitz hatten, das Graf Raimund Berengar ihnen geſchenkt hatte, und an welche er verſchiedne Aufträge von dem Orden hatte. Gern hätte er den Hof König Alphonſus von Arragonien, den Hauptſitz der Troubadurs und eben ſo gern den Hof zu Marſeille beſucht, wo er in ſeinen erſten Jünglingsjahren ſo freundſchaftliche Aufnahme fand, und den er, wie wir wiſſen, faſt ohne genommenen Abſchied verließ. Aber vor allen andern lagen ihm ſeine geliebten Mönche auf den ſtöchadiſchen Inſeln am Herzen; er hatte, als er ſich von ihnen trennte, verſprochen, ſie zu beſuchen, und er freute ſich, daß er ſich nun den guten Vätern in gegenwärtigem ſo ruhmvollen Stande zeigen konnte. Er beſorgte keine Vorwürfe von dem frommen Abte, daß er das Kloſterleben aufgegeben hatte, denn der Stand eines Helden, der für das Beſte der Chriſtenheit ſein Leben aufopferte, müßte ſelbſt dieſem heiligen Greiſe, ſo ſehr er auch für ſeine Lebensart eingenommen war, vorzüglich ſcheinen.

Walter fand ſo viel Vergnügen in der Vorſtellung die Gegenden wieder zu ſehen, wo er ſo manche traurige und frohe Stunde verlebt, wo er den erſten feſten Gedanken gefaßt hatte, das zu werden, was er jetzo war, daß er ſich entſchloß, unter allen Orten die er ſehen wollte, die Schottiſchen Inſeln zuerſt zu beſuchen.

Ein einziger Umſtand hielt ihn noch kurze Zeit zu Rouen auf, es war das Gerücht von der Ankunft des engliſchen Prinzen Richard. Walter hatte ſo viel von ihm gehört, daß er begierig ward, ihn zu kennen; aber der lange Aufſchub ſeiner Erſcheinung, und ein gewiſſes Vorurtheil, das wider ihn in ſeinem Herzen Platz nahm, wenn er bedachte, was dieſer Prinz durch König Philips Verführung werden könnte, oder vielleicht ſchon geworden wäre, ſchwächte ſein Verlangen nach ſeiner Bekanntſchaft, und er trat nebſt ſeinen Rittern die vorgeſetzte Reiſe ohne weitere Verzögerung an.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Auch der Hof zu Marſeille wird dem Kloſter zu Liebe verlaſſen.

Meine Leſer haben Waltern ſchon mehr auf Reiſen begleitet, und ſie wiſſen, daß es meine Art iſt, ihn ſehr geſchwind an Ort und Stelle zu bringen; ich werde mich auch dieſesmal derſelben bedienen, denn die Abentheuer die ihm unterwegens begegneten, die Beſchreibungen der Wege die er nahm, und die Bemerkungen die er machte, ſind theils unerheblich, theils würden ſie mir den Platz zu Begebenheiten hinwegnehmen, die ſich unter meiner Feder häufen, und die ich erzählen muß, wenn ich der Welt die Schickſale meines Helden nicht unvollſtändig liefern will. Vielleicht entſchließe ich mich, das, was Waltern auf ſeinen bisherigen und folgenden Reiſen begegnete, einmal unter dem Titel: **Reiſen und Bemerkungen eines Tempelherrn, oder Beyträge zur Geſchichte des zwölften Jahrhunderts**, heraus zu geben; ein Name, welcher wenigſtens in vorigen Zeiten, da jedermann reiſte, jedermann Bemerkungen machte, ſchon im Stande geweſen ſeyn würde mein Buch zu heben.

Walter langte in der Gegend von Marſeille an, und obgleich ſeine Abſicht war, den Hof des Vikomte von Barral dieſesmal vorüber zu gehen, ſo war es doch unmöglich, daß ein Mann wie er jetzt war, mit einem Gefolge wie das Seinige, unbemerkt durchkommen konnte.

Die ſchöne Graſende, zwar jetzt um zehen Jahr weniger ſchön als da ſie unſer Held zum erſtenmale ſahe, war noch immer eine ſo große Liebhaberin des Schönen und Vortreflichen wie damals, und ſuchte Perſonen, die von dieſen Eigenſchaften etwas an ſich hatten, noch eben ſo gern an ihren Hof zu ziehen. Man hörte zu Marſeille, wo man alles in dem Augenblicke hörte da es geſchahe, nicht ſobald von der Ankunft der Tempelherren, von denen bisher in ganz Frankreich ſo viel geſprochen worden war, als der Vikomte von Barral ſich mit ſeiner ganzen Hofſtatt aufmachte, ſie einzuholen.

Walter durfte der verbindlichen Einladung nicht widerſtehen, und ſahe ſich alſo genöthiget, die Stöchadiſchen Inſeln auf eine kurze Zeit aus den Gedanken zu laſſen. — Drey glückliche Tage lebte er an dem Orte, wo er den erſten Grund zu ritterlichen Uebungen legte, wo er die erſten Proben von dem gab, was er einmal werden würde. Hätte ihn ſein Name auch nicht verrathen, ſo wäre es ihm doch unmöglich geweſen, ſich dem würdigen Vikomte und ſeiner ſchönen Gemahlin zu verbergen, denen er ſo viel zu danken hatte; aber es war hier keine Entdeckung nöthig. — Die ſchöne Graſende hörte nicht ſo bald beym Empfange, den Namen Walter von Montbarry nennen, als ſie ihn feſter ins Auge faßte, und mit einem Tone, aus dem Verwunderung und Freude ſprach, ausrufte: Walter von Montbarry? der ſchöne Jüngling, der uns im Pilgerkleide verließ, ohne denen, die ihn ſo ſehr liebten, das letzte Lebewohl zu ſagen?

Walter wurde von dieſem ſanften Vorwurfe gerührt, er faßte die Hand der ſchönen Grafende, ſetzte ein Knie auf die Erde, und ſprach mit einem Blicke, in dem die Thräne der Dankbarkeit blinkte: O ihr! die ihr mir ehemals Mutter waret, verzeihet dem, der ſich mit Gewalt von einem Orte losreißen mußte, wo er in Gefahr war, ſich durch die ſanfteſten Bande von ſeiner Pflicht zurück halten zu laſſen.

Die Vikomteſſe ſchien froh zu ſeyn, daß ihr der Muttername, den ihr Walter beylegte, und der ſonſt nicht allen ſchönen Damen gefällig iſt, das Recht gab, die Freude, die ſie über ihren Gaſt hatte, völlig ausbrechen zu laſſen. Sie ſchloß ihn in ihre Arme, nannte ihn ihren Sohn, und bat ihn, ſeinen ehemaligen Fehler nun durch einen deſto längern Aufenthalt zu Marſeille wieder gut zu machen.

Meine Leſerinnen ſchütteln den Kopf über Grafendens Liebkoſungen, damit ſie den Tempelherrn beehrte, und ziehen vielleicht in Gedanken eine Paralelle zwiſchen ihr und der franzöſiſchen Prinzeſſin Alice; aber ſie thun der guten Vikomteſſe unrecht, wenn ſie hier etwas von der Art vermuthen wie es zu Rouen Mode war. Es iſt wahr, man liebte zu Marſeille die Galanterie, man wußte Schönheit und Vortreflichkeit zu ſchätzen, aber die

Neigung, womit man dieſe Eigenſchaften beehrte, war von einer edleren Art, als die, welche man an König Philips Hofe kannte. Rouen war der Siz der Ausgelaſſenheit, und Marſeille hingegen der Ort, wo das, was man Chevallerie nannte, in der höchſten Vollkommenheit herrſchte; Tugend und Minne in gleich hohen Grade. Schönheit ward daſelbſt bis zur Vergötterung geſchäzt, und Tapferkeit und Dichtkunſt ſtritten um den Vorzug, welche ihr die größten Opfer bringen konnte.

Auch männliche Schönheit und Tugend blieb nicht unbemerkt, und die Damen, vernehmlich die, welche ſchon die erſten Jugendjahre zurückgelegt hatten ohne ihre Reize zu verlieren, ſcheuten ſich nicht, ſich für Bewunderinnen derſelben zu bekennen; aber ſie äuſſerten ihre Neigung zu denen, die ſie ſchäzten, auf die edelſte Art. Freundſchaft, Unterricht in den Geſetzen der Chevalerie, und mütterliche Vorſorge war es, was ihren Günſtlingen von ihnen zu Theil ward, und dieſe Gunſtbezeugungen wurden ihnen von den Rittern mit mehr als kindlicher Zärtlichkeit, und mit dem ausgeſuchteſten Beſtreben ihnen Freude zu machen und Ehre zu erzeigen, vergolten. Kein Gemahl ward über Verbindungen von dieſer Gattung eiferſüchtig, denn alles blieb ſo in den engſten Schranken der Tugend und des Wohlſtandes, daß nur die Eiferſucht, welche in der Ferne von dem Tone der zu Marſeille herrſchte, ſprechen hörte; ohne ſelbſt Zeuge zu ſeyn wie alles zugieng, etwas darauf zu ſagen haben konnte.

Dieſes Beſtreben zu gefallen, dieſe gegenſeitigen Zuneigungen und Bündniſſe, welche hier durchgängig herrſchten, und deren ſich niemand ſchämte, machten Marſeille zu einen ſo reizenden Aufenthalte, daß mich meine Leſer wohl nicht ſtrafen werden, daß ich vorhin ſagte, Walter habe hier glückliche Tage verlebt. Sie verſtrichen nur gar zu bald, und reichten kaum zu, daß unſer Ritter der ſchönen Graſende und ſeinen andern Freunden und Freundinnen ſo viel von ſeiner Geſchichte erzählen konnte, als ihnen zu wiſſen nöthig war. Er drang auf ſeine Abreiſe, und machte durch ſeine Eilfertigkeit, daß er erſt auf den ſtöchadiſchen Inſeln eine Nachricht erhielt, die ihm von der äuſſerſten Wichtigkeit war, und die er zu Marſeille eben ſo gut hätte erfahren können, wenn er ſeinen Freunden Zeit gelaſſen hätte, ihm alles zu ſagen, was ſie für ihn auf dem Herzen hatten.

Der Vikomte von Barral, wollte Waltern auf die Inſel des Kloſters begleiten, aber er verbat es, weil ſein vornehmſtes Vergnügen darauf beruhte, dieſen Ort ohne Zwang, und ganz in der Einſamkeit wieder zu ſehen, in der er ihn ehemals bekannt hatte, ganz den Umgang der ehrwürdigen

Mönche, und der redlichen Landleute ſo zu genieſſen, wie er ihn vormals genoß. Um dieſen Endzweck völlig zu erreichen, hätte er lieber auch ſeine Ritter von ſich entfernt, wenn er nicht endlich ihren Bitten hätte nachgeben müſſen.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Walter beſucht einen Ort, den er nie ſo ſchön und ruhig wieder ſehen wird.

Wollte ich meine Leſer mit den Gefühlen unterhalten, die Walters Herz bey ſeiner Ueberfahrt nach dem Kloſter einnahmen, ſo hätte ich Gelegenheit manche Seite mit Dingen zu erfüllen, die vielleicht nicht allen verdrüßlich zu leſen ſeyn würden; aber ich übergehe ſie mit Stillſchweigen. — Derjenige, welcher ſich die Lage, in der unſer Ritter dieſe Inſel zum erſtenmal betrat, lebhaft denken, und dasjenige, was ihm ſeit dieſer Zeit begegnet war, und wahrſcheinlich noch bevorſtand, dazu rechnen kann, der wird ſeine Empfindungen am glücklichſten errathen. — — —

Es war eine feyerliche, ſtille, gedankenvolle Stunde, die er auf dieſer kurzen Reiſe zubrachte. —

Um ihn her ſaßen ſeine Ritter, und weideten ſich an den Schönheiten, mit welchen die Natur hier ſo verſchwenderiſch geſchmückt iſt. Die gränzenloſe Ausſicht ins Meer, die Pracht des Morgenhimmels, der ſie umwölbte, und die lachenden Gegenden der zauberiſchen Inſeln die ſich ihnen immer mehr nahten, waren Gegenſtände, die auch dem, der ſchon mehr Schönes geſehen hatte, entzücken konnten. Walter ſaß unter ihnen, bald mit tief ins Meer geſenkten, bald dankbar zum Himmel erhobenen Blicken, bald mit einem ſtillen Lächeln, bald mit einer verhaltenen Thräne im Auge, und kein Laut als das Rauſchen des Schifs unterbrach die Stille. Sie ſtießen ans Land. Der Flor, in dem die ganze Gegend vor ihnen lag, und die blühenden Geſichter der arbeitenden Landleute, zeigten Waltern, wie vollkommen das Elend, daran er vormals auf dieſer Inſel mit Theil nahm, verſchmerzt war. Er gab ſich vielen von denen zu erkennen, die ihm begegneten, und keiner war, der ſich nicht mit Entzücken ſeines ehemaligen jungen Wohlthäters erinnert hätte. Sie erhuben ein allgemeines Freudengeſchrey. Mancher, den er hier als Knabe von ſeinem Alter gekannt hatte, trug ihm ſeine Kinder entgegen, und mancher, der ſchon vor zehn Jahren ein Greis war, ſchlich am Stabe herbey, und freute ſich, lang genug gelebt zu haben, um des geliebten Walters Wiederkunſt zu ſehen. Die Tracht, welche Walter und ſeine Gefährten trugen, und welche in der That etwas Großes und majeſtätiſches hatte, machte zwar Anfangs die guten Leute ſchüchtern, aber die freundliche Herablaſſung der Ritter, und der trauliche Ton, in welchem ſie mit ihnen ſprachen, verbannte bald alle Zurückhaltung. Einige unterhielten ſich mit Walters Begleitern, und die meiſten drängten ſich um ihn ſelbſt, und befleißigten ſich, ihm tauſend Dinge von ihren Privatſchickſalen, und dem Zuſtande der Inſel zu ſagen, wo von ſie wunder dachten, wie wichtig ſie ihm ſeyn müßten. Er hörte alles mit leutſeliger Theilnehmung an, und bewieß durch mancherley Fragen, daß ihm die höhere Sphäre, in der er jezt lebte, nicht das Andenken an vergangene Dinge benommen hatte.

In Geſprächen von dieſer Art waren ſie ſchneller bey dem Kloſter angelangt, als ſie gedacht hatten. Walter klopfte an die bekannte Pforte, und ſie wurde auf die gewöhnliche Art eröfnet. — Er fragte nach dem Abte, und der Mönch welcher ihn und die Seinigen einließ, zuckte die Achſeln. Ihr müßt verzeihen, Herr! ſagte er mit einer Demuth, die durch das herrliche Anſehen der Ankommenden noch vermehrt ward, ihr müßt verzeihen, daß unſer Abt euch nicht ſelbſt empfängt, aber ſeine Jahre! — —

Waltern traten die Thränen in die Augen. Er rechnete nach, daß der Abt, wenn es noch ſein ehemaliger Freund wäre, wenigſtens vier und neunzig ſeyn müßte, und ſein Herz brach ihm, wenn er ſich den ſchwachen entkräfteten Zuſtand vorſtellte, in dem er ihn vielleicht wieder finden würde. Er bat, man mögte ihn und ſeine Gefährten zu ihm führen.

Er fand den ehrwürdigen Greis in ſeiner Zelle an der Seite eines andern Mönches ſitzen, den er erſtes Blicks für Hunbergens ehemaligen Diener Paul erkannte, für den, der ihn zuerſt auf dieſe Inſel gebracht, und der bey ſeiner zweyten Ankunft auf derſelben, das Kloſterleben erwählt hatte.

Mein Vater, ſagte der Tempelherr, indem er ſich dem Abte langſam näherte und ſeine Rechte auf die gefalteten Hände des Greiſes legte, kennt ihr euren Walter noch? Walter? wiederholte der Abt, indem er ſein geſenktes Haupt ein wenig aufrichtete, o ja ihr ſeyd es, mein Herz ſagt es mir, obgleich meine Augen eure Geſtalt kaum mehr erkennen. Gott! iſts möglich? iſts möglich daß ich euch wieder ſehe? —

O mein Sohn! mein Lebensretter! ſetzt euch an meine Seite, damit ich euch bewillkommen kann, ihr ſehet, ich bin ſehr ſchwach. — Dieſe und andere mit gebrochner kaum hörbarer Stimme geſprochenen Worte, bewegten Walters ganze Seele. Er zog ſich einen Sitz an die Seite des Greiſes, drückte und küßte ſeine Hände, und konnte vor Rührung lange kein Wort ſprechen. Paul, deſſen kaltes Herz ſich bey dem Anblicke von Hunbergens Pflegeſohn auch ein wenig erwärmte, fieng nun an, Walters Bewillkommung mit dem Abte zu theilen. Die Neuigkeit von der Ankunft der Fremden breitete ſich bald im ganzen Kloſter aus, und unſer Ritter ſahe ſich, als er mit ſeinen beyden alten Freunden endlich zu deutlichern Fragen und Antworten gekommen war, als die erſte Freude des Wiederſehens verſtattet hatte, von der ganzen Zahl der Mönche umringt, welche das Kloſter enthielt. Er fand unter denſelben noch einige von ſeinen vorigen Bekannten, die ihn gleichfalls väterlich bewillkommten, und den Tag ſegneten, der ihnen eine ſolche Freude mitgebracht hatte. — Alles war im Kloſter geſchäftig die Fremden ſo gut als möglich zu bewirthen, indeſſen Walter vor allen Fragen, die ihm ſeine alten Freunde vorlegten, kaum zu Athem kommen konnte.

Der Abt war der erſte, welcher Rechenſchaft wegen ſeiner Kleidung von ihm foderte, und das, was er darauf erfuhr, gab ihm und ſeinen Mönchen, ſo viel Stof zu neuen Fragen, ſo viel Stof zu Lob, Freude und Verwunderung, daß dieſer Tag vergieng, ohne daß man es gewahr wurde, und ohne daß man ſich den zehenten Theil von dem geſagt hatte, was man ſagen wollte,

Walter hatte beſchloſſen, acht Tage im Kloſter zu bleiben, und die guten Väter hatten alſo volle Zeit, ſich an ſeinem Umgange zu ergötzen, und aus ſeinen Erzählungen Stof zu Geſprächen auf ganze Jahre für ihr Kloſter zu ſammeln.

Unter den mancherley Bildern voriger Zeiten die Waltern in dieſen Aufenthalt ſeiner erſten Jugendjahre, mit doppelter Stärke vorſchwebten, beſuchten ihn keine fleißiger als Hunbergens und Matildens; aber von ihnen zu ſprechen, enthielt er ſich vielleicht auch darum, weil er nicht hoffen konnte, hier jemand zu finden der ihm etwas von ihnen ſagen könnte. — Paul war der erſte von ihnen beyden, der in einem ihrer Geſpräche ihre Namen nennte. — O Ritter! rief er aus, warum ſeyd ihr nicht vor zwey Jahren um dieſe Zeit gekommen, als die Gräfin von Flandern bey uns war, euch noch in unſerm Kloſter vermuthete, und euch bey uns beſuchen oder abholen wollte. Hunberga? wiederholte Walter. Ja ja, die Gräfin von Flandern, ſagte der andere. Sie verließ unſere Inſel, um ſich mit Matilden, welche ſie begleitete, nach Brignolle in das Kloſter de la Celle zu begeben. O wie trauerten ſie, als ſie euch hier nicht fanden, und wir ihnen ſogar keine Nachricht von euch zu geben wußten!

Eine Nachricht wie dieſe, war zu wichtig, als daß Walter nicht genauer nach derſelben hätte fragen ſollen, aber was er erfuhr, war nicht vielmehr, als die Wiederholung, daß er ſich, ohne es zu wiſſen, ganz in der Nähe von ſeinen liebſten Freundinnen, nur durch wenige Meilen von ihnen getrennt befand; eine Bothſchaft, welche ihm eine Empfindung verurſachte, die ſchlechterdings nicht zu beſchreiben iſt; es war, als hübe er ſich auf Flügeln empor ihnen zuzueilen, als ſähe er ſie ſchon vor ſich, ſprach mit ihnen, wie vordem, und die ganze lange Zeit der Trennung wäre vor ſeinen Augen vernichtet, der gegenwärtige Augenblick hienge unmittelbar mit demjenigen zuſammen, da er ſie zuletzt ſahe. Eine höchſt ſonderbare Empfindung, die denenjenigen nicht unbekannt iſt, die einesmals da, da ſie es am wenigſten dachten, diejenigen wiederſahen, oder Hofnung bekamen ſie wiederzuſehen, an denen ihre ganze Seele hieng.

Ich weis nicht, ob nach dieſer Poſt etwas vermögend geweſen ſeyn würde, Waltern länger auf der Inſel zu halten, wenn nicht ohnedem die verſprochenen acht Tage verfloſſen geweſen wären: Er hatte nichts mehr zu thun, als ſich des andern Tages nebſt ſeinen Rittern zu Schiffe zu ſetzen, und die Inſel zu verlaſſen; wir aber, die wir eben ſo eilig ſind ihn an den Ort ſeiner Wünſche zu bringen, als er denſelben zu erreichen, übergehen ſeinen Abſchied von dem Abte, den Mönchen, den Landleuten und Uſos Grabe, ohne einmal zu erwähnen, daß er faſt bey jeden wovon er ſich trennte, hätte ſagen können: Zum letzten Mal!

Drey und vierzigſtes Kapitel.

O Wiederſehn! Vorſchmack ewiger Freuden, nach letzter Trennung!

Wie ſoll ich die Gemüthsfaſſung beſchreiben, mit welcher Walter die Reiſe nach den Geliebten ſeines Herzens antrat! Freude, entzückende Freude war es, was er fühlte, aber mit einer gewiſſen Angſt verbunden, die ſich meine Leſer aus demjenigen erklären können, was ich ihnen in einem der vorigen Kapitel, von ſeinen Empfindungen beym Andenken an Hunbergen und Matilden, geſagt habe.

Die Gräſin von Flandern, ſie, die des glänzendſten Schickſals würdig geweſen wäre, im Kloſter wieder finden; nicht im Stande ſeyn, ihr das zu vergelten was ſie an ihm that, und wodurch ſie ſich zum Theil ihr Unglück zuzog; — Matilden wieder finden; in Gefahr ſtehen, da ihr Andenken ihm ſchon Unruhe genug machte, nun vollends durch ihren Anblick in einen Zuſtand verſetzt zu werden, welcher ſo wenig mit dem Stande eines geiſtlichen Ritters zu vereinigen war! — Hätte Walter den Orden den er trug nicht ſo ſehr geliebt, er wäre bey Betrachtungen von dieſer Art in Gefahr geweſen, den Entſchluß, ein Tempelherr zu werden, zu verwünſchen, da ihm dieſer Stand noch ſo wenig zu Erreichung ſeiner vorgeſetzten Endzwecke geholfen hatte, und ihm doch die liebſte Hofnung ſeines Herzens, Matilden einſt zu beſitzen, vernichtete; ein Wunſch, eine Hofnung, deren er ſich in den erſten Jahren die er im gelobten Lande zubrachte, kaum bewußt war. Seine damahlige große Jugend, das Beſtreben nach Ehre, und die Hinderniſſe die ihm bey Erlangung des Ordenskreuzes in den Weg gelegt wurden, unterdrückten dieſe Gefühle; aber ſie lagen immer in ſeinen Herzen, erwachten, ſo wie er an Jahren zunahm, und ein feſter gegründetes Glück ihm mehr Muſe zum Nachdenken gab, mit doppelten

Lebhaftigkeit, und erreichten einen immer höheren Grad, je näher er dem Orte kam, wo Graf Raimunds ſchöne Tochter ſich aufhalten ſollte. Oft kam es ihm jetzt bey dieſen Gedanken in den Sinn, ſich der Freyheit zu gebrauchen, welche den Tempelherren unter gewiſſen Bedingungen nicht ganz verſagt war, mit Vergünſtigung des Pabſts, das Ordenskreuz niederzulegen, und als weltlicher Ritter zu leben; aber er verwarf ſolche Gedanken mit Unwillen, ſein Herz hieng faſt ſo ſtark an ſeinem Orden, als an ſeiner Geliebten, und es ward ihm ſo ſchwer unter beyden zu wählen, daß er ſich des Nachdenkens über dieſen Gegenſtand gänzlich entſchlug, und ſeine meiſte Ruhe in der Vorſtellung fand, daß er ja Matilden im Kloſter, und alſo vermuthlich als Nonne wiederfinden würde; daß auf dieſe Art eine nähere Vereinigung mit ihr, auch von ihrer Seite unmöglich gemacht würde, und ihnen folglich nichts mehr übrig blieb, als eine geiſtliche Liebe, oder ein gewiſſer höherer Grad von zärtlicher Freundſchaft, welche weder das Gelübde des einen noch des andern verletzen könnte.

Mit Betrachtungen dieſer Art, ſetzte er ſeine Reiſe nach Brignolle fort, und brachte ſie zu Ende. — Seine Ritter hatte er entlaſſen, um die Geſchäfte des Ordens bey den Tempelherren zu Barzellona auszurichten, und er langte alſo ganz einſam vor dem Kloſter de la Celle an.

Dieſes Kloſter war keins von den ſtrengſten, und der Ritter fand alſo wenig Schwierigkeiten eingelaſſen zu werden; auch hätte er, wenn man nicht ſo bereitwillig geweſen wäre, die Pforten zu öfnen, nichts weiter zu thun gehabt, als den Namen ſeiner Freundin, der ſchönen Graſende von Barral zu nennen, deren Mutter, die Gräfin von Provence, die mit ihrer Tochter gleichen Namen führte, Aebtißin dieſes Kloſters war, und welche einen Ritter, der ſich rühmen konnte ihrer Tochter bekannt zu ſeyn, nicht würde haben abweiſen laſſen. Man lies ihn ohne Weitläuftigkeiten ein, und Hunberga erfuhr nicht ſo bald, daß ein Tempelherr nach ihr frage, als ſie mit aller der Ehrerbietung erſchien, die man dieſem Orden zu erzeigen pflegte.

Walters ganzes Herz bewegte ſich, als er ſeine Pflegemutter, von welcher er nur ein Jahr hatte abweſend ſeyn ſollen, und von der ihn das Schickſal auf ſo lange Zeit getrennt hatte, wiederſahe. — Hätte er ſeinen erſten Bewegungen gefolgt, er wäre ihr entgegen geſtürzt, hätte ſich zu ihren Füßen geworfen, ſie in ſeine Arme geſchloſſen, oder wenigſtens ihre theure Hand tauſendmal an ſeine Lippen gedrückt; aber das neidiſche Gitter, und die Ehrfurcht, die man einer Kloſterfrau ſchuldig iſt, verhinderten Ausbrüche von dieſer Art.

Hunberga erſchien in geiſtlicher Tracht, und dieſe gab ihrer Schönheit, welche unverwelklich zu ſeyn ſchien, ein hinreißendes Anſehn. Die Kleidung der Nonnen de la Celle war ganz weiß mit einem breiten goldnen Gürtel, und einem rothen Kreuz auf der Bruſt; eine Tracht, welche dem Tempelherrn um ſo viel mehr auffiel, weil ſie eine große Aehnlichkeit mit der Seinigen hatte, ſelbſt der goldne Ring, welchen dieſe Damen wegen des Namens **Verlobte des Herrn** den ſie führten, tragen durften, kam mit dem, den er als Ritter trug, überein, und der ganze Unterſchied beſtand in dem Schnitt der Tracht, und in dem feinen Schleyer der die Geſtalt der Nonnen bis auf die Knie bedeckte; eine Hülle, die ſo leicht und ätheriſch war, daß ſie zu nichts diente, als die geiſtvollen Augen und die blühenden Wangen die ſie bedecken ſollte, mit mehrern Vortheil zu zeigen. — Noch einmal, Hunberga, ob ſie gleich nicht mehr jung war, erſchien hinreißend ſchön in dieſer Kleidung.

Walter, der ſeine Empfindungen gegen ſeine Wohlthäterin, ſo viel als möglich zu unterdrücken ſuchte, nahte ſich langſam dem Gitter, legte die Hand auf die Bruſt, wollte ſprechen, und konnte nicht. Hunberga, welche bey ſeinem erſten Anblick wie von einer heftigen Bewegung zurück zu beben ſchien, faßte ſich jetzt ein wenig. Sie ſah den jungen Mann der in ſolcher Beſtürzung vor ihr ſtand, mit forſchendem Auge an, ſchlug die Augen nieder, heftete ſie von neuen auf ihn, ſchlug mit einem Mal die Hände zuſammen, rief: O mein Walter! und ſank empfindungslos zur Erde.

Der Tempelherr ergrif die Glocke, und läutete ſo ſtark, daß das Sprachzimmer bald mit einem Dutzend Nonnen erfüllt ward, welche ſich bemühten, die Gräfin zu ſich ſelbſt zu bringen, und die, da ſie alle ſchön waren, dem, der im Stande geweſen wäre auf ſie zu achten, ein reizendes Schauſpiel gezeigt haben würden. Unſer Walter welcher nur um Hunbergen bekümmert war, bemerkte ſie kaum, und warf nur ſo viel Blicke auf ſie, als nöthig waren, zu unterſuchen, ob keine unter ihnen wäre, welche Matilden glich. Er ſuchte vergebens. Hunberga kam wieder zu ſich ſelbſt, und bat die Schweſtern, der Aebtißin die Ankunft ihres Sohns zu melden. Die Nonnen eilten ihren Befehl auszurichten, und unſere beyden wiedervereinigten Freunde, nahten ſich nun einander ſo viel ſie konnten, und beſtrebten ſich, ihren Empfindungen, welche unausſprechlich waren, Luft zu machen. Aber wie ſoll ich beſchreiben auf was für Art ſie dieſes thaten? Abgebrochne Worte, Thränen, Hand und Mund an das Gitter gedrückt welches ſie noch trennte, dieſe und dergleichen, Unempfindlichen vielleicht lächerlich ſcheinende Dinge, giengen unter ihnen vor, bis auf Befehl der Aebtißin das Gitter geöfnet, und der geiſtliche Ritter in das Innere des Kloſters eingelaſſen wurde; eine Sache, welche wegen des Ordens den Walter trug, um ſo viel weniger Schwierigkeiten hatte,

Der Tempelherr ſank zu Hunbergens Füßen, ſie legte die Hand auf ſeine Stirn ihn zu ſegnen, ſie drückte ihn an ihre Bruſt, und die Kloſterfrauen, welche ſich in noch größerer Anzahl eingefunden hatten als zuvor, ſtanden umher, und weideten ſich an dieſer herrlichen Scene des Wiederſehens, die ich nicht ganz zu ſchildern vermag, und alſo ſo viel als möglich abkürze.

Hunberga eilte ihren Sohn der Aebtißin vorzuſtellen, und er ward von dieſer ehrwürdigen Dame mit vieler Huld aufgenommen, man lud ihn ein, die Mahlzeit im Kloſter einzunehmen, und ſo lange er zu Brignolle blieb, den Tag über ſo oft zu kommen, und ſo lange zu bleiben, als er wollte und der Wohlſtand erlaubte. Ob der Ritter dieſe Erlaubniß mit Dank erkannte, läßt ſich errathen.

Dieſen Tag ward zwiſchen ihm und Hunbergen faſt nichts zuſammenhängendes geſprochen, Beyder Herz war zu voll, als daß es zu einer ruhigen Unterredung hätte kommen ſollen, und es war ihnen nicht unangenehm, daß die Aebtiſſin ſich dieſer Zeit, die doch für ſie ungenützt verſtrichen ſeyn würde, bediente, um mit dem Tempelherrn näher bekannt zu werden. Walter erzählte in der Gegenwart aller Nonnen, was alle wiſſen durften, und die Domina hörte keinen Theil ſeiner Erzählungen mit mehrerm Vergnügen, als den, in welchem ihrer Tochter, der ſchönen Vikomteſſe von Barral gedacht ward. Sie war entzückt, in dem liebenswürdigen Fremdlinge den alten Bekannten einer ihr ſo lieben Perſon zu finden und ihre Geſpräche mit ihm, wurden dadurch ſo verlängert, ſo ins Weite gezogen, daß der Gräſin von Flandern und Waltern bange zu werden anfieng, ſie möchten bey dem Geſchmack, den die alte Dame an der Unterhaltung ihres Gaſtes bezeugte, des andern Tages ſo wenig zu einer Unterredung unter vier Augen kommen können, als jetzt.

Die Aebtißin war indeſſen nicht ſo unbillig, und Walter fand, als er des andern Morgens ins Kloſter kam, Hunbergen allein im Sprachzimmer. Ihre Geſpräche waren dieſesmal ſo ganz unerſchöpflich, daß man zur Mittagsmahlzeit läutete, ohne daß noch die Hälfte von dem abgehandelt war, was ſie ſich zu ſagen hatten. Beſonders Eine Frage lag Waltern auf dem Herzen, welche er ſich immer, er wußte ſelbſt nicht warum, vorzubringen ſcheute, und die er vielleicht auch jetzt noch zurückgehalten haben würde, wenn ihm nicht Hunberga in derſelben zuvorgekommen wäre. — Wie? ſagte ſie zu ihm, als ſie nach der Tafel wieder allein waren, es ſind nun ſchon mehr als vier und zwanzig Stunden ſeit wir uns wieder geſehen haben, und du haſt noch nicht mit einen einzigen Worte nach deiner Jugendfreundin, deiner Matilde gefragt? — Ach Gott, erwiederte der Tempelherr, indem eine glühende Röthe ſein Geſicht überzog, ich weis am Beſten wie mein Herz ſchlägt, ſo oft ſich eine Thür öfnet; wie ich in jeder neuen Kloſterfrau die mir vorkommt, ſie zu finden glaube, unter jeden Schleyer ſie auszuſpähen ſuche. — Und würde es dich freuen, erwiederte Hunberga, ſie als Nonne wieder zu finden? — Walter ſchwieg. — Zwar fuhr ſie fort, Matilde war von jeher nichts als deine Freundin, und — du biſt ein Tempelherr. — Walters Wangen glühten ſtärker, ſeine Augen trübten ſich, und er faßte die Hand ſeiner Mutter die er ſtillſchweigend an ſein Herz drückte. O Walter! Walter! ſagte die Gräfin, indem ſie ihn ſchärfer ins Geſicht ſah, wie viele meiner Hofnungen ſind in dir vernichtet worden! — Als ich Matilden zum erſtenmal ſahe, als ich eure kindiſche Zuneigung gegen einander bemerkte, da hatte ich manchen Gedanken von euch beyden, der nun durch dein Kleid vernichtet wird. Himmel! dich als Tempelherr wiederſehen! in all dieſer langen Zeit keine Nachricht von dir haben! Waren unſere Namen ſo unbekannt, daß du nicht unſern Aufenthalt hätteſt ausforſchen können? Konnteſt du nicht den Mönchen auf den ſtöchadiſchen Inſeln Nachricht von dir geben? — Ach wie ganz anders würde alles gegangen ſeyn, wenn mein Rath deine Entſchließungen hätte leiten können! Du weißt nicht zu was für einer Rolle dich dein Schickſal beſtimmt! Du weißt nicht, was du in Matilden verlohren haſt! Himmel! wie täuſchte ich mich, als ich hofte, aus deiner kindiſchen Freundſchaft für ſie, würde einſt Liebe erwachſen!

Walters Herz ward zu ſehr durch dieſe Worte beſtürmt, er ſprang auf, warf den Hut von ſich, rieb die Stirne, gieng mit ſtarken Schritten auf und ab, und die Farbe ſeines Geſichts veränderte ſich ſo oft, daß man ihm den innern Kampf ſeiner Seele anmerken konnte. — Ach Mutter! rief er endlich indem er ſich wieder an Hunbergens Seite ſetzte, ich fürchte, dies alles iſt nun zu ſpät! Unglücklicher, armſeliger Walter! was hätteſt du ſeyn können und was biſt du jetzt! — Beruhige dich, mein Sohn, antwortete die Gräfin, Matilde iſt nun freylich für dich verlohren, aber wer wüßte auch, ob ſie dir noch ſo wie in ihren Kinderjahren gefallen würde? Wer wüßte ob ſie ſich deiner noch

erinner-

erinnerte? — Für das erſte, erwiederte der Tempelherr, bürgt mir mein Herz; und das andere — doch es iſt nun zu ſpät! — Hunberga ſah ihren Sohn lächelnd an: Um dir, ſagte ſie, einen beſſern Bürgen für das erſte zu geben, als das kalte Herz eines Tempelherrn ſeyn mag, ſo nimm hier ihr Bild, und was das andere anbelangt, ſo kannſt du nicht beſſer davon überzeugt werden, als durch Matildens Geſchichte. Agnes mag dir ſie morgen erzählen, wenn ich mit den andern Nonnen in der Meſſe bin, du mußt ſie ohnedem vorher wiſſen, ehe ich dir die Geſchichte deiner Mutter, und die völlige Nachricht von deiner Geburt gebe, nach welcher du ſo ſehr verlangſt.

Hunberga und ihr Pflegeſohn wurden hier durch die Ankunft der Gräfin von Provence geſtört; der Tempelherr mußte der Aebtißin noch einige Nachrichten von ihrer Tochter geben, die er, wegen der Bewegung in der er war, ſo kurz als möglich faßte, ſich bald empfahl, und des andern Morgens ſich ſehr früh einſtellte, um von Hunbergens Kammerfrau das zu erfahren, woran ihm, nachdem er Matildens Bild geſehen hatte, noch unendlich mehr als zuvor gelegen war. Himmel! was für ein Bild! O Hunberga! ziemte es einer Kloſterfrau einen ſolchen Abriß aller Vollkommenheit in die Hände eines geiſtlichen Ritters zu geben? Ziemte es dir, einen ſolchen mächtigen Funken irrdiſches Feuers in ein Herz zu werfen, das dem Himmel geweiht ſeyn ſollte?

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Geſchichte Matildens von Tripoli.

Mit matten Augen, den Zeugen einer durchwachten, vielleicht gar durchweinten Nacht, mit bleichen Wangen, auf denen die Züge tiefen Grams und hofnungsloſer Liebe zu ſehen waren, fand ſich unſer Held im Kloſter ein. Agnes hatte auf Hunbergens Befehl die Meſſe verſäumt, und machte ſich iezt fertig, Waltern das zu erzählen, was meine Leſer ſogleich erfahren ſollen.

Verzeiht mir, Ritter! ſagte ſie, wenn ich das, was ich euch zu ſagen habe, mit Thränen beginne. Himmel! wer hätte es denken ſollen, daß wir euch ſo wiederſehen würden! Wer hätte geglaubt, daß der muntre, fröhliche, muthige Knabe, der zu einem Weltbeherrſcher gebohren zu ſeyn ſchien, einſt dieſes traurige Kleid, dieſes lügenhafte Zeichen eines Mitteldings zwiſchen Freyheit und Sklaverey tragen ſollte! Und die zärtliche, die unglückliche

Matilde! — Doch ihr werdet ungeduldig, ihr wollt keine Vorrede haben, und ich fange meine Erzählung an.

Wie wir zu Montçon nach eurer Abreiſe, bis zu Empfang des fatalen Briefs von Graf Theoderich, den der ſeelige Herr immer hätte können ungeſchrieben laſſen, gelebt haben, das wird euch Paul bey ſeiner Ankunft auf den ſtöchadiſchen Inſeln gemeldet haben, auch kann euch die Art unſers ſchleunigen Abſchieds von unſerm ſchönen Schloſſe nicht unbekannt geblieben ſeyn.

Wir eilten, dem widrigen Anblick von Graf Philips Töchtern, nunmehrigen Beſitzerinnen von Montçon auszuweichen, und waren froh, daß der ehrliche Mathias von Boulogne, wahrhaftig noch der Beſte unter Theoderichs Kindern, uns behülflich war, unſere kleinen Schätze mit uns zu nehmen. Hunberga war faſt nicht bey ſich ſelbſt. Der Stoß, den der abgeſchmackte Zettel ihres Gemahls ihrer Ehre gab, durchbohrte ihr Herz. Matilde weinte und rang die Hände, und ich, die einige, welche die Gräfin von allen ihren Bedienten mit ſich nahm, die einige, welche bey dem Unglück das uns traf ihres vollen geſunden Verſtandes mächtig war, mußte für die Uebrigen ſorgen, und kam dadurch unverdienter Weiſe zu der Ehre, die Hauptperſon bey unſerer Reiſe vorzuſtellen. Dieſes kam vielleicht der Sicherheit unſerer Flucht am beſten zu Statten. Es fehlte uns auf unſerm ganzen Wege nicht an Merkmalen, daß wir verfolgt wurden, aber dem Himmel ſey Dank, die Bemühungen unſerer Feinde waren vergebens; man erkannte uns nicht, und wer hätte auch die Gräfin von Flandern in einem einzelnen Wagen, ohne Gefolge, und in einer Geſellſchaft von drey Perſonen ſuchen ſollen, in welcher ich die Hauptfigur verſtellte.

Von unſerer Ueberfahrt nach England und von der Reiſe, welche wir, als wir ans Land geſtiegen waren, noch bis zu dem Orte unſerer Beſtimmung zu thun hatten, kann ich euch wenig Merkwürdiges ſagen, als daß unſere Gräfin ſich in der Luft dieſes glücklichen Eilandes ein wenig zu erholen ſchien, und Fräulein Matilde oft ſagte, ſie glaubte in England recht glücklich ſeyn zu können, wenn nur Walter bey uns wäre. — Walter ſeufzte, und Agnes fuhr fort.

Unſer Weg lenkte ſich nach Klifford, einen altem Schloſſe am Ufer eines Fluſſes, deſſen Namen ich vergeſſen habe. — Klifford? wiederholte Walter welchen das Andenken an ſeine Mutter überfiel, und dem der Name welchen er hörte, Hofnung machte, hier etwas von ihr zu erfahren. — Ja, antwortete Agnes, was kommt euch in dieſem Worte bedenklich vor? Nichts, verſetzte der Tempelherr, ich wollte nur fragen, ob ihr wohl eine gewiſſe Roſemunde Kliſſord gekannt habt? — Nein, ſagte die Kammerfrau. Sie mag wohl etwa von der Familie des Schloſſes geweſen ſeyn, weil ſie ſeinen Namen führt; aber zu der Zeit da ich dieſen Ort zu ſehen bekam, war keine einzige Dame daſelbſt zu finden, ſondern das ganze weitläuftige Gebäude ward von einem widerlichen, eigenſinnigen Manne, und ſeinen Bedienten bewohnt, welcher zwar den Namen Kliſſord führte, aber wie wir hernachmals erfuhren, nur von einer Nebenlinie dieſes Hauſes war, und erſt ſeit Kurzem die Beſitzungen des kürzlich ausgeſtorbenen Hauptgeſchlechts angetreten hatte.

Einige Damen in dieſem verödeten Gebäude ankommen zu ſehen, war ſo etwas Seltnes, daß alle Hausgenoſſen herbey liefen; ſie kannten die wenige Verbindung die ihr Herr mit unſerm Geſchlecht hatte, und es koſtete uns einige Mühe Zutritt an einem Orte zu bekommen, von welchem wir in der Folge ſo oft wünſchten, ihn nie geſehen zu haben.

Obgleich unſere Gräfin wußte, daß der alte Lord Kliſſord, der Vater einer ihrer Freundinnen, vielleicht eben der Roſemunde nach der ihr fragt, vor einiger Zeit geſtorben war, ſo glaubte ſie doch, den Bruder derſelben hier anzutreffen, und ſich ſeiner in ihrem Angelegenheiten am engliſchen Hofe bedienen zu können; aber welches Schrecken, als ſie in den, dem man den Namen Lord Klifford gab, ganz einen andern erblickte als ſie erwartet hatte. Wiewohl das traurige Anſehen, welches alles im Schloſſe hatte, hätte ihr ſchon ſagen ſollen, was es jetzt für einen Beſitzer haben müſſe.

Er war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, lang, hager und von einer widerwärtigen menſchenfeindlichen Phyſiognomie. Er war nie verheyrathet geweſen, nicht wie ich anfangs dachte, aus einem natürlichen Widerwillen gegen das weibliche Geſchlecht, ſondern wie wir nachmals erfuhren, aus einem Abſcheu den daſſelbe von jeher gegen ihn gehabt hatte. Unſer Empfang bey ihm war nicht beſonders freundlich, doch entfaltete ſich ſein Geſicht ein wenig, als er den Namen der Gräfin von Flandern hörte. Wer hätte es wagen ſollen einer Dame von ſolchem Stande die Gaſtfreyheit auf eine einzige Nacht zu verſagen, denn mehr verlangte Hunberga nicht; das Schloß kam ihr abſcheulich vor, nachdem ſie erfuhr, daß es alle ſeine Beſitzer, die ſie ehedem kannte und liebte, verlohren hatte.

Die Gräfin und Matilde wurden der widrigen gezwungenen Freundlichkeit ihres Wirths bald überdrüßig. Sie begaben ſich zeitig in die Zimmer, die man ihnen angewieſen hatte. — Die Gräfin begrüßte jede Stelle, die ſie vordem gekannt hatte, mit Thränen, ſie klagte gegen Matilden, wie ſich hier alles ſo ganz verändert habe. Warum ſind wir hieher gekommen? ſagte ſie, und was ſollen wir hier? Morgen mit anbrechenden Tage wollen wir dieſes Schloß verlaſſen, das mir jetzt, nachdem es nichts mehr von dem enthält was ich liebe, ein Grab zu ſeyn dünkt. Ach ihr edeln Kliffords! Vater und Bruder meiner Freundin, warum mußte ich euch nicht mehr lebendig finden? Wie ſehr werden mir meine Anſchläge verrückt! An wen werde ich mich nun in meines Walters Angelegenheiten wenden? Wen werde ich zum Unterhändler zwiſchen mir und dem Könige brauchen? Und wer wird mich für der Wuth der Königin ſchützen, wenn ſie meine Anweſenheit erfährt? — Ich widerhole euch dieſe Worte, welche ich behalten habe, ſo unverſtändlich ſie mir auch ſind, aus mehr als einer Urſache; vielleicht daß ihr euch mehr aus denſelben nehmen könnet als ich.

Meine beyden Damen brachten die Nacht in Geſprächen und Berathſchlagungen zu, von welchen ich, weil ich mich in einiger Entfernung halten mußte, nichts verſtand, als daß ſie zum öftern euren Namen nannten, und des Königs und der Königin fleißig erwähnten. Des andern Morgens war unſer erſtes Geſchäft, uns zur Abreiſe zu ſchicken, und Hunberga erſchien nebſt Matilden nun darum beym Frühſtück, wozu ſie Lord Klifford einladen ließ, damit ſie von ihrem unangenehmen Wirthe Abſchied nehmen könnten. Aber dieſe Sache war nicht ſo leicht ausgeführt als ſie dachten: Der Herr des Schloſſes weigerte ſich ſchlechterdings in einen ſo ſchleunigen Abſchied zu willigen. — Dieſes war ſicherlich eure Abſicht nicht, ſprach er, mein Schloß ſo bald zu verlaſſen, da ihr es zu eurem Zufluchtsorte wähltet, es iſt euch nur darum verhaßt, weil ich der Beſitzer deſſelben bin. Aber ihr ſeyd ungerecht gegen mich, ſchöne Damen, ſetzte er hinzu indem er ſich mit einer verhaßten Freundlichkeit zu Hunbergen kehrte, warum kann ich nicht eben ſo viel ausrichten als die edlen Kliffords, der Vater und Bruder eurer verſtorbenen Freundin? Kann nicht auch ich Unterhändler in eures Walters Angelegenheiten zwiſchen euch und dem Könige ſeyn? Kann nicht auch ich euch für der Wuth der Königin ſchützen, wenn ſie eure Ankunſt erfährt?

Hunbergen überlief ein kalter Schauer als ſie den Lord alles was ſie vergangene Nacht mit Matilden geſprochen hatte, wörtlich wiederholen hörte, und aus allen Umſtänden merkte, daß uns unſer gaſtfreyer Wirth behorcht haben müſſe. Ihre Angſt nahm zu, als er noch viel mehr, als ich gehört hatte, und als ich verſtehen und nacherzählen kann, denn ihr wißt, Bediente müſſen die Geheimniſſe ihrer Herrn nicht verſtehen, vor den Ohren ſeiner Leute, die beym Frühſtück aufwarteten, zu wiederholen anfieng. — Um Gotteswillen, Mylord, ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergrif, bedenkt, daß wir nicht allein ſind, und gebietet wenigſtens euren Dienern ſich zu entfernen, wenn ihr eure Zunge, die ſo geſchwätzig iſt als eure Ohren neugierig ſind, nicht bezähmen könnt.

Lord Klifford ließ ſich bewegen Hunbergens Bitten zu erfüllen, und ich bekam von meiner Gebieterin Befehl, an der Thür zu bleiben, damit kein Platz daſelbſt für einen Horcher wäre. Dieſes Amt hätte in keinen beſſern Händen ſeyn können als in den meinigen. Das Horchen iſt niemals meine Sache geweſen, und ich bemühte mich alſo nicht das zu hören, was im Zimmer zwiſchen meinen Damen und unſerm Wirthe vorgieng, ungeachtet ſie zu Zeiten ziemlich laut wurden.

Die Thür öfnete ſich endlich, und Hunberga kam nebſt Matilden ganz erhitzt und in Thränen gebadet heraus und gebot mir zu folgen. — Alles iſt verlohren, ſchrie ſie mit gefaltnen Händen, als wir wieder auf unſere Zimmer kamen; an unſere Abreiſe iſt nicht zu denken. Lord Klifford iſt einer von Eleonorens vertrauteſten Anhängern.

Alles, unſere geheimſten Heimlichkeiten, ſelbſt Walters Aufenthalt auf den ſtöchadiſchen Inſeln, hat er uns abgehorcht. Wir ſind ganz in ſeiner Gewalt. Er wird alle ſeine Drohungen erfüllen, wenn wir uns nicht in ſeine Abſichten fügen.

Was dieſes für Drohungen waren, wurde mir nicht vertraut, und ſeine Abſichten konnten meine Damen zur Zeit ſelbſt noch nicht errathen. Wir wußten weiter nichts, als daß wir keinen Tritt aus dem Schloſſe ſetzen durften, und von allen Seiten wie Gefangene bewacht wurden.

Die fleißigen Beſuche des Lords und die Süßigkeiten, mit welchen er ſeine geheimnißvollen Drohungen, an denen er es nie fehlen ließ, immer vermiſchte, verurſachten mir indeſſen bald den Argwohn, daß ſeine Abſichten auf eine von meinen Gebieterinnen giengen, und daß er etwas der Liebe ähnliches in ſeinem ſteinernen Herzen zu fühlen anfieng. Ich entdeckte meine Meynung Huuberſen, und es fand ſich nur gar zu bald, daß ſie gegründet war. Matilde war der Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft, er entdeckte ſie ihr ohne Umſchweif, und drang gleich nach der Entdeckung mit der nachdrücklichſten Kürze darauf, daß ſie ihm ihre Hand geben ſollte. Die Gräfin erſtarrte vor Schrecken, Matilde weinte, und er mogte noch ſo ungeſtüm in ſie dringen, ſo blieb ſie bey einem kurzen Nein, und verſicherte, daß ſie lieber ſterben, als ihrer erſten Neigung untreu werden wollte. Auf wem dieſe Neigung gerichtet war, kann ich nicht wiſſen, vielleicht daß ihr, Ritter! der ihr mit dem Fräulein erzogen worden ſeyd, glücklicher muthmaßen könnt.

Lord Klifford verließ uns in einer Wuth, die ihn einem wilden Thiere ähnlich machte. Man ſchloß uns des andern Tages noch enger ein, und wir bekamen den ganzen Tag über, weder ihn noch jemand von ſeinen vornehmern Bedienten zu ſehen, die ſonſt beſtändig auf unſere Winke warteten, oder vielmehr alles was wir thaten beobachten mußten. Indeſſen fehlte es uns nicht an Zeitvertreib; meine Damen beſchäftigten ſich mit ihrem Kummer, und ich hatte genug Unterhaltung für meine Augen. In dem Hofe auf welchen unſere Fenſter giengen, war von anbrechenden Morgen bis in die Nacht eine beſtändige Unruhe. Beſtäubte Reuter kamen an, andere wurden abgeſchickt. Es wurden Anſtalten zu einer großen Reiſe gemacht, und ich fieng ſchon an, meinen Gebieterinnen Troſt einzuſprechen, und ſie zu verſichern, daß wir unſern Verfolger gewiß auf einige Zeit loß werden würden.

Schon ziemlich ſpät in die Nacht, kam der Lord in unſer Zimmer. Er wandte ſich, ohne Matilden anzuſehen, an die Gräfin, und fragte mit einem kalten Tone, ob ſie etwas an ihren Walter oder an die Königin zu beſtellen hätte. Ihr ſeht, daß ich verreiſen will, ſetzte er hinzu, und ihr ſeyd klug genung zu errathen, wohin. — Die Königin fodert mich zu ſich, ich kann nicht wiſſen, ob ſie ſchon etwas von eurer Ankunft erfahren hat. Wahrſcheinlich wird ſie mich nach den ſüdindiſchen Inſeln abſchicken, wenn ſie erfährt, daß ſich eine Perſon daſelbſt aufhält, an der ihr ſo viel gelegen iſt. Ich werde Waltern abholen müſſen; ſprecht daher, wenn ihr zu guter letzt noch etwas an ihn zu beſtellen habt, ihr könnt glauben, daß ich es treulich ausrichten werde.

Matilde ſtieß bey dieſen Worten einen lauten Schrey aus, und fiel in Ohnmacht, wir bemühten uns, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen, und ſie hatte ſich nicht ſobald wieder erholt, als ſie zu Lord Kliffords Füßen ſank, und um Gnade für euch, um Verſchweigung eurer Geheimniſſe bat. Hunberga vereinigte ſich mit ihr in ihren Bitten; aber der Grauſame blieb unbeweglich. Geſtern, ſagte er, geſtern hättet ihr mich nicht beleidigen ſollen: hättet ihr meine Hand angenommen, Matilde! ſo wäre ich in eurer Gewalt. Was würde ich meiner Gemahlin abſchlagen können? Aber jetzt? — Ihr haßt mich, ihr verachtet mich, ihr wollt lieber ſterben als die Meinige ſeyn; und ich, was habe ich für Verbindlichkeit, einer ſolchen Perſon die geringſte Gefälligkeit zu erzeigen! —

Matilde antworte mit nichts als mit Thränen, und Hunberga machte ihm tauſend Vorwürfe. Grauſamer! ſagte ſie, was habt ihr für ein Recht, Perſonen von unſerm Range gefangen zu halten, und uns einen ſolchen unerhörten Zwang anzulegen? — Gefangen? unterbrach er ſie, ja ihr habt recht, das iſt grauſam! nein, meine ſchönen Damen, ich fühle es, ich muß euch frey laſſen, Geht! alle Thüren ſtehn euch offen! Befehlet nur wohin man euch führen ſoll; Pferde, Begleitung, alles ſteht zu euren Dienſten; ich bin euch dieſe Dankbarkeit ſchuldig, da ihr euer beſtes Geheimniß in meiner Gewalt laſſet, und mich in den Stand ſetzet, durch Auslieferung eures Lieblings, meiner Königin einen ſo großen Dienſt zu thun.

Meine Gebieterinnen befanden ſich in der tödtlichſten Unruhe, ſie wußten nicht was ſie ſagen und anfangen ſollten. Klifford ſahe ſie eine Weile ſtillſchweigend an, und verließ dann das Zimmer mit einem hämiſchen Gelächter. — In der Thüre kehrte er ſich noch einmal um. Nun, ſagte er, ich denke ihr habt mich verſtanden. Euch zu Liebe will ich meine Abreiſe noch bis morgen verſchieben. Ueberlegt dieſe Nacht mit einander, was für euch das Beſte ſeyn wird. Ihr ſeht wohl, da ich ſo gefällig für euch bin, da ihr mich nichts angeht, was ich im Stande ſeyn würde für meine Gemahlin zu thun. Führt Matilde einmal dieſen Namen, ſo iſt euer Walter in Sicherheit, die Königin erfährt weder etwas von ihm noch von euch, und euer Geheimniß iſt das Meinige.

In meinem Leben will ich den Jammer nicht vergeſſen, der ſich nach Lord Kliffords Abſchied bey uns erhub; eine ſchrecklichere, ſchlafloſere, angſtvollere Nacht, habe ich kaum erlebt. Ihr waret nach unſern Gedanken ſchon ſo gut als in den Händen eurer Feinde. Der Tod eurer Mutter, deren Namen aber nicht genennt ward, wurde auf die grauenvollſte Art erzählt, und euch ein ähnliches Schickſal prophezeyt. Euer Leben und Tod hieng an Matildens Munde, und auf das ſchreckliche Ja das ſie ausſprechen mußte, wenn ſie euch retten wollte, kam ihr eigenes Glück und Elend an. Ihr werdet errathen, was ſie wählte. Elend mußte ſie durch die Verbindung mit einem Manne werden, wie Lord Klifford war; elend würde ſie mit jedem Manne, auſſer dem, den ſie liebte, geweſen ſeyn; aber euch ſterben, euch in den Händen eurer Feinde ſehen? — Welch eine Wahl!

Der Morgen erſchien. Meine Damen erneuerten ihre Bitten, und Lord Klifford ſeine Drohungen; er war unerbittlich, und Matilde

— ward Lord Kliffords Gemahlin. — Verdammte Treuloſigkeit der Weiber! ſchrie Walter, welcher bisher faſt athemlos zugehört hatte, und nun wüthend aufſprang, Matilde? Kliffords Weib? — Ihr bedenkt nicht was ihr redet, ſprach Agnes, erwägt, weil ich doch deutlich mit euch reden muß, erwägt eure Verhältniſſe mit Matilden, bedenkt, ob ſie euch großere Treue beweiſen konnte, als indem ſie ihre Hand dem gab, der euer Leben in ſeiner Gewalt hatte. Sie ein Mädchen, zwar nur von vierzehn Jahren, aber die euch ſchon mit allem Feuer einer erwachſenen Perſon liebte; ihr, zwar auch von dieſem Alter, aber doch immer nur ein bloſer Knabe, von dem ſie nicht wußte, ob er je etwas mehr als Freundſchaft für ſie fühlen würde. Ihr in der augenſcheinlichſten Todesgefahr; ſie in der Nothwendigkeit eine Wahl zu thun, von welcher euer Leben und Tod abhieng. — Armer Ritter! ihr lebtet damals ruhig in eurem Kloſter, und wußtet nicht, was euch das beſte Mädchen auf der Welt aufopferte, wiſſet es jetzt noch nicht, ſonſt könntet ihr ſie nicht tadeln. — So, ſagte Walter indem er wüthend auf den Boden ſtampfte, alſo ſoll ich wohl noch für die Erhaltung dieſes elenden Lebens danken, die mir mit dem Verluſt meines höchſten Guts, meiner Matilde erkauft ward? O Hunberga! fuhr er mit wehmüthiger Stimme fort, nun verfluche ich dich: Matilde iſt für dich verlohren! Doch Matildens Glück. — Wartet nur, unterbrach ihn die Erzählerin, ihr werdet ſchon hören, was für ein Glück ſie in Klifferds Armen genoß. — Walter ſetzte ſich mit verſtörten Geſicht an Agnes Seite, und dieſe fuhr fort.

Es iſt unmöglich, euch das mannichfaltige Elend zu ſchildern, das eure unglückliche Freundin, um euret, ja ja, bloß um euretwillen bey ihrem Gemahl ausſtand. Seine unangenehme widerwärtige Geſtalt, alle ſeine körperlichen Unvollkommenheiten und ſeine verhaßten Arten, wären ſchon im Stande geweſen, eine Dame von Matildens Jugend und Schönheit höchſt unglücklich zu machen; aber dieſes war noch immer der geringere Theil ihrer Leiden. Seine verabſcheuungswürdige Gemüthsart, ſein Geiz, ſein Eigenſinn, ſeine Unbeſcheidenheit, ſeine Härte gegen alle die von ihm abhiengen, ſeine Gottloſigkeit und ſeine Schwelgerey, machten ihr täglich ſo viel Herzeleid, daß es zu verwundern iſt, wie ſie es überſtehen konnte. Ihr einiger Troſt war Hunbergens Umgang, und bloß ihr zu Liebe theilte die Gräfin ihren Aufenthalt zwiſchen das nahgelegne Kloſter zu Godſtow und Klifford's Schloß, wo ihr nicht allemal mit der gehörigen Achtung begegnet wurde. O wie gern hätte ſie Matilde zuweilen zu Godſtow beſucht; aber Klifford hatte ſo einen Abſcheu vor dem

dem daſigen Marienkloſter, und redete oftmals in ſo räthſelhaften und beleidigenden Ausdrücken von demſelben, daß ſeine Gemahlin daſſelbe nicht gern erwähnte, und froh war, daß Hunberga zuweilen es verließ um ihr zu Klifford Geſellſchaft zu leiſten, ohne ſich an die finſtern Geſichter zu kehren, mit welchen ſie von dem Lord aufgenommen wurde.

Matilde ertrug alles mit wundernswürdiger Geduld, ſie bemühte ſich ſogar, den, der es ſo wenig verdiente, zu lieben. Sie ſorgte für ſein Leben, welches bey dem Haſſe, den alle ſeine Unterthanen gegen ihn hatten, oft in Gefahr war; ſie wartete ihn in ſeinen Krankheiten, den Folgen ſeiner Schwelgereyen; ſie ertrug alle ſeine Launen mit himmliſcher Sanftmuth, und die Belohnung dafür war, daß ſie in beſtändiger Furcht euretwegen gehalten wurde, manchen Hohn euretwegen ausſtehen mußte. Immer drohte er ihr, euch Eleonorens Grauſamkeit zu übergeben, und ſie hat zu der Zeit noch oft Todesangſt euretwegen ausgeſtanden, da ihr, wie wir nun wiſſen, längſt in Sicherheit waret, und eure Feinde euch auf den ſtöchadiſchen Inſeln vergeblich geſucht haben würden. Die Gräfin ſchickte in dieſer Zeit oft Boten nach dem Orte eures Aufenthalts um euch zu warnen, aber keiner kam zurück, und wir wiſſen nicht was aus ihnen geworden iſt.

Wir hatten auf dieſe elende Art vier Jahr in unſerer Einſamkeit gelebt. Kliffords Gemahlin war nun in ihr neunzehntes Jahr getreten, und prangte mit einer Schönheit, die ich mit Recht unvergleichlich nennen kann. Der Lord ſahe dieſes ſowohl als andere es würden geſehen haben, und er entſchloß ſich, ſeinem Stolze ein Opfer zu bringen, und den Schatz den er beſaß, an König Heinrichs Hofe zu zeigen. Was für ein Triumph für einen Mann in ſeinen Jahren, für den, der von allen, auch von den Schönheiten der unterſten Gattung, verachtet und verworfen worden war, ſich den Gemahl einer ſolchen Dame wie Matilde nennen zu können! Er kützelte ſich mit der Vorſtellung, wie er alle ſeine Verächterinnen durch Matildens Reize demüthigen wollte, und eilte mit ihr nach Hofe, ſie mogte bitten, ſie mogte vorſtellen wie ſie wollte, daß ſie die Einſamkeit allen Freuden der großen Welt vorzöge.

Hunberga hatte keine Luſt ſich Königin Eleonoren zu zeigen, und wählte in ihrem Kloſter zu Godſtow zu bleiben, ein Entſchluß, der Matilden ſo traurig als ihrem Gemahl erwünſcht war. Er, der gewohnt war, alles zu haſſen was andern Freude machte, haßte auch [illegible], und gönnte ſeiner Gemahlin das Vergnügen nicht, das ſie in ihrer Geſellſchaft genoß. Weil er wußte, daß ſie auch mich liebte, ſo erhielt ich mit genauer Noth Erlaubniß ſie nach Hofe zu begleiten; indeſſen drangen doch Matildens Bitten diesmal durch, und ich war alſo Zeuge von allen dem, was ihr zu London begegnete.

Es ſchien, ſie ſey nur darum an König Henrichs glänzenden Hofe erſchienen, um ein neues ihr bisher noch unbekanntes Laſter ihres Gemahls kennen zu lernen. Er, der ſie ſelbſt alles Bittens und Widerſtrebens ungeachtet in die große Welt gezogen hatte, er, der ſie überall zeigte um ſich mit ihrer Schönheit groß zu machen, er ſcheute ſich nicht, ſie mit der wüthendſten Eiferſucht zu quälen.

Unglücklicher Weiſe mußte der Hof zu eben der Zeit, da meine junge Dame nach London kam, zahlreicher und glänzender ſeyn als gewöhnlich. — Ihr wiſſet die beſtändigen Streitigkeiten König Henrichs mit ſeinen Söhnen, die der König von Frankreich ſo wohl zu unterhalten wußte. Henrich, der älteſte von dieſen Prinzen, hatte ſich jetzt gänzlich von ſeinem Vater losgeriſſen, und ſcheute ſich nicht, die Länder die ihm dieſes guten Königs übertriebene Liebe überlaſſen hatte, von dem König von Frankreich als ein Lehn, gleichſam von neuen anzunehmen, und als ſein Lehnsmann an ſeinem Hofe zu leben. Aber zu eben der Zeit, da der König von England den Kummer hatte, dieſen verblendeten Prinzen für ſeine väterliche Liebe völlig verlohren zu ſehen, war es ihm gelungen, durch ſeine gränzenloſe Güte, ſeine übrigen drey Söhne in ſeine Arme zurück zu bringen, eine Freude, welche zwar nur kurze Zeit dauerte, die aber damals, da wir nach Hofe kamen, noch ganz neu, und alſo in ihrer erſten Stärke war.

Alle drey Prinzen befanden ſich am Hofe. Man feyerte die Vermählung des jüngſten von ihnen, mit Adelaiden, einer ſavoyiſchen Prinzeßin, und jeder Tag dieſes Hochzeitfeſts, wurde durch neue Luſtbarkeiten ausgezeichnet. Matilde erſchien bey dieſen glänzenden Feſten wie ein neuer unbekannter Stern; ſie verdunkelte alles um ſich her, und verblendete durch ihre Reize um ſo viel mehr, je weniger ſie es wünſchte, je weniger ſie ſich ihrer Vorzüge vor jeder andern Dame bewußt war. Ihre Jugend, ihre Unſchuld und Schönheit, die bezaubernde Anmuth, die ſtille ungekünſtelte Einfalt, die in ihrem ganzen Weſen herrſchte, und ſelbſt der Anſtrich von Schwermuth, den ihr ihre unglückliche Lage gab, zog aller Augen auf ſie. Sie machte in einen

Abend tauſend Eroberungen, die ich weder alle kenne, noch alle nennen kann, ſondern nur derer gedenken will, die Lord Kliffords Eiferſucht am meiſten erregten, und ſeiner unglücklichen Gemahlin unendlichen Kummer machten.

Matildens Reize eroberten zu gleicher Zeit die Herzen dreyer Brüder, der drey Prinzen von England, und jeder von ihnen bezeugte ihr ſeine Neigung ſo unverhohlen, daß Lord Klifford ſchon beym erſten Schritte, den er ſeine Gemahlin in die Welt thun ließ, Urſach genug fand, ſeinen unüberlegten Einfall zu bereuen.

Der Bräutigam, deſſen Hochzeitfeſt gefeyert wurde, Prinz Johann, der jüngſte unter ſeinen Brüdern, ein leichtſinniger, gedankenloſer Menſch, ſcheute ſich nicht ſeine Braut zu verlaſſen, und Matilden auf allen Schritten zu begleiten; Prinz Gottfried, der Zweyte unter dieſen dreyen, ein wilder, laſterhafter, ausgelaſſener Jüngling, legte ſich noch weniger Zwang an, er drängte Lord Klifford von der Seite ſeiner ſchönen Gemahlin, ſetzte ſich zu ihr, und unterhielt ſie den ganzen Abend mit ſeiner Leidenſchaft, mit der Häßlichkeit und allen Unannehmlichkeiten ihres Gemahls, und mit dem Glücke, das ſie an ſeiner Seite genießen ſollte, wenn ſie Kliffordꝛen verließ, und ihm die Hand gäb. Er that dieſes mit ſo lauter Stimme, daß

Matildens Beſchämung, ihres Gemahls Grimm, und das Erſtaunen der Anweſenden ohne Gränzen war.

König Henrich, welcher ſeine kürzlich wieder gewonnenen Söhne nicht von neuen aufbringen wollte, that als wenn er von dem unanſtändigen Betragen Gottfrieds nichts merkte, und die arme Matilde hätte ſich den ganzen Abend die überläſtige Geſellſchaft des Unbeſcheidendſten aller ihrer Liebhaber gefallen laſſen müſſen, wenn nicht Prinz Richard, der älteſte von König Henrichs anweſenden Söhnen ihre Angſt zu Herzen genommen, und durch Bitten und Drohungen Gottfrieden endlich genöthiget hätte, ſie zu verlaſſen. Aber ihre unangenehme Lage ward hierdurch nur verändert, nicht aufgehoben. Unter dem Vorwande ſie für den Zudringlichkeiten ſeines Bruders zu ſchützen, begleitete Richard ſie überall, und gab ihr ſeine Liebe zwar etwas feiner als Gottfried, aber immer noch deutlich genug zu verſtehen, um ſie und ihren eiferſüchtigen Gemahl zu beunruhigen.

Ich weis nicht, Ritter, ob ihr den Prinzen Richard je geſehen habt, und ich finde es alſo ſchicklich, euch eine Beſchreibung von ſeiner Perſon zu machen, um einen Wunſch zu rechtfertigen, den ich, ich bekenne es, damals that, und den ich mich jetzt noch nicht entbrechen kann zu wiederholen. Ich wünſchte: O möchte doch die unglückliche Matilde, ſtatt Lady Klifford, Prinzeßin von England ſeyn! Richard war der ſchönſte Mann den ich damals geſehen hatte. Erröthet nicht, Ritter, ich trete euch mit dieſem Ausſpruche nicht zu nahe; ich hatte euch zu jener Zeit noch nicht erwachſen geſehen, und doch — ſelbſt jetzt da ich euch vor mir ſehe, kann ich mein damahliges Urtheil noch nicht ganz zurück nehmen; alles was ich thun kann, iſt, daß ich bekenne, daß mir nie eine auffallendere Aehnlichkeit, als zwiſchen euch und dem unvergleichlichen Prinzen von England vorgekommen iſt. Dieſe majeſtätiſche Geſtalt, dieſer königliche Anſtand, dieſe Heldenmiene, das blendende Feuer im Auge, kurz alles, alles wie ich es an euch vor mir ſehe; nur dünkt mich, ihr habt in dieſem Zuge eures Mundes etwas Holdſeligeres, und in dieſem Blicke etwas Liebevolles, Schwärmeriſchzärtliches, das Richarden fehlt, der den Mund ſelten zum ſanften Lächeln verzieht, und deſſen Augen, auch wenn er ſie zum höchſten Ausdruck des Wohlwollens mildert, immer etwas Furchtbares an ſich haben.

So war Richards Geſtalt, und ich glaube, ihr werdet mich nicht tadeln, daß ich ihn ſtatt des häßlichen Kliffords an Matildens Seite wünſchte. — Aber dieſes iſt noch nicht genug. Wie ſoll ich euch vollends alle das Edle und Große ſchildern, davon ſeine ganze Heldenſeele erfüllt ſeyn mußte, weil jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Handlungen den Abdruck davon führte!

Hört auf, Agnes, rief Walter indem er die Augenbraunen ein wenig zuſammen zog, ich denke ihr wollt mir Matildens Geſchichte erzählen, und nicht eine Lobrede auf Richarden halten, dem ich übrigens unmöglich den Grad von Größe und Güte zugeſtehen kann, den ihr ihm beymeſſet. Wie wär es ſonſt möglich, daß er ein ungehorſamer Sohn eines ſolchen Vaters ſeyn könnte? — Es iſt zu beklagen, ſagte Agnes mit einem kleinen Achſelzucken, aber auch die edelſten Gemüther lenken ſich zuweilen auf eine falſche Seite; wie wär es ſonſt zum Beyſpiel zu erklären, daß man zuweilen, auch bey großen Seelen, Spuren von Mißgunſt und Verkleinerung fremder Vorzüge findet? — Walter erröthete, und Hunbergens Kammerfrau fuhr fort. Weil ihr denn nichts mehr von Richarden hören wollt, ſo will ich den Abend dieſes merkwürdigen Tages zu Ende gehen laſſen, und nichts von allen den bezaubernden Künſten erwähnen, die der Prinz von England brauchte, Matildens Herz zu ſtehlen, wenigſtens einen Anſpruch auf ihre Freundſchaft zu bekommen.

Man gieng auseinander. Richard trauerte über Matildens Härte, Gottfried ſchäumte vor

Wuth von ihrer Seite verdrängt zu ſeyn, und Johann hätte ſich lieber beſtändig nur an ihrem Anblick geweidet, als daß er zu ſeiner Braut zurück gekehrt wäre. Adelaide weinte über ihres Bräutigams Betragen. Königin Eleonore ſchalt, und die arme Matilde, mußte dieſe Nacht, und den ganzen folgenden Tag, bis es wieder Zeit war bey Hofe zu erſcheinen, die bitterſten Vorwürfe über das was vorgegangen war, von ihrem mürriſchen Gemahl ausſtehen. — Wie es dieſen Tag gegangen war, ſo gieng es alle folgende, und niemals hat wohl eine Perſon die Bewunderung, die ſie überall fand, ſo theuer bezahlen müſſen, als die unglückliche Lady Klifford.

Gleichwohl that ihr die Leidenſchaft der Prinzen von England und alle ihre übrigen Eroberungen, bey weiten nicht ſo viel Schaden, als die Liebe und der Umgang eines andern viel geringern aber gewiß nicht weniger reizenden Jünglings, als die ſchönſten unter ihren Anbetern waren. — Ich weis nicht, ob ihr euch noch auf einen gewiſſen Blondel von Nesle beſinnt. — Blondel von Nesle? wiederholte Walter, er? mein Freund mein Nebenbuhler? — Ihr bedenkt nicht was ihr redet, Ritter, ſagte Agnes mit einem kleinen boßhaften Lächeln. Sagt mir nur im Ernſte ob ihr Matilden liebt? Liebt ihr ſie, welches ſich doch ſchlecht zur geiſtlichen Rittertracht ſchicken würde, wer hat dieſes errathen ſollen, da ihrs vielleicht kaum ſelbſt recht wiſſen möget? Und überdieſes, wo ſind denn eure Rechte auf ſie, welche euch ausſchließend erlauben, allein die Vollkommenheit ihrer Reizungen einzuſehen? — Ihr ſchweigt? — Nun gut, ich fahre fort. Blondel von Neſle alſo befand ſich in dem großen Gefolge von Minſtrels, welche Richard, ein mächtiger Beſchützer der ſchönen Künſte, und ſelbſt Sänger und Dichter, beſtändig um ſich hatte. Er war Richards Liebling; Er war noch mehr als dieſes Wort gemeiniglich bey großen Herrn ſagen will; er war ſein Freund. —

Matilde ſahe ſich genöthigt, um Richarden nicht gänzlich zu beleidigen, ihm, deſſen Hülfe ſie wenigſtens wider die Zudringlichkeiten ſeiner Brüder nöthig hatte, unter dem Namen der Freundſchaft einer Art von Umgang mit ihr zu verſtatten, den die ſtrengſte Tugend nicht tadeln konnte, und den ſich Lord Klifford, aus Furcht vor Richards Macht, nicht widerſetzen durfte. Der Prinz beſuchte ſie oft, und weil er ſich nicht getrauen durfte von Liebe mit ihr zu ſprechen, ſo waren Muſik und Dichtkunſt, worinne er Meiſter war, und die, wie ihr wißt, Matilde immer mit Leidenſchaft liebte, meiſtens der Gegenſtand ihrer Unterhaltungen.

Einesmals gedachte er gegen ſie ſeines Blondels, und Matilde, welche ſich augenblicklich ihres

Jugendfreundes erinnere, bezeugte das gröſste Verlangen dieſen geliebten Jüngling wieder zu ſehen. Sie erzählte Richarden von ihrer Erziehung mit ihm und mit euch, und bezeugte ſo lebhafte Theilnehmung an den jungen Minſtrel, daſs Richard ihn gleich des andern Tages zu ihr brachte, und daſs von dieſer Zeit an, faſt kein Tag vergieng, daſs Blondel nicht bald in Geſellſchaft ſeines Freundes, bald allein die Gräſin von Klifford beſuchte. Ich weis nicht ob Blondel Matildens Gemahl zu gering vorkam um eiferſüchtig auf ihn zu werden, oder ob eine Boſsheit hinter ſeiner Nachſicht bey den Beſuchen des jungen Minſtrels verborgen lag, genug er, der ſonſt jedes männliche Geſchöpf um den kleinſten Blick ſeiner Gemahlin beneidete, er, der ſahe, daſs Matilde, ihrer ehemaligen kindiſchen Freundſchaft mit dem lieblichen Harfenſpieler eingedenk, freyer und freundlicher mit ihm umgieng als mit irgend iemand, ſprach nie ein Wort wider den Umgang mit ihm. Matilde überlieſs ſich demſelben um ſo viel ruhiger, da ſie nichts von Blondels Leidenſchaft merkte, und ich, die ich hierinnen weiter ſah, fand die Zuſammenkünfte mit einen ſo ehrerbietigen furchtſamen Liebhaber, ſo unſchädlich, daſs ich unmöglich meiner Lady die einige Freude die ſie genoſs, dadurch rauben konnte, daſs ich ihr die Augen über des jungen Minſtrels Neigung für ſie öfnete, und ſie dadurch nöthigte ihn zu fliehen.

Ueberdieſes, was waren für Bedenklichkeiten, bey Beſuchen wo ſich allemal ihr Gemahl gegenwärtig befand? Lord Klifford war vorſichtig genug, denſelben allemal beyzuwohnen. Er ſchien Geſchmack an der Muſik zu gewinnen, die hier allemal der Gegenſtand der Unterhaltung war, und die Harfe, welche weiland den böſen Geiſt von König Saul verjagte, ſchien bey ſeinem wilden Herzen oft die nämliche Wirkung zu thun, und ihn etwas freundlicher und menſchlicher zu machen. Doch dieſes war eine gefährliche Stille, welche vor einem fürchterlichen Sturm hergieng. Wo dieſer Sturm herkam, werdet ihr errathen, wenn ich euch nur einen einzigen Namen nenne; ihr habt ohnedem lange nichts von euren alten Freundinnen Graf Philips Töchtern gehört.

Ihr wißt die närriſche Neigung, die dieſe Fräuleins beyde für den Grafen von Leiceſter hatten, und ihr könnt wohl glauben, daß ſie, nachdem ſie Beſitzerinnen von Montgon, und freye Gebieterinnen über ſich ſelbſt geworden waren, noch weniger als zuvor daran dachten, dieſe Leidenſchaft zu unterdrücken. Nicht ein Jahr vergieng, nachdem Hunbergens Schloß ihr Eigenthum geworden war, ſo ſahe ſie ſchon England in ſeinen Gränzen.

Wir lebten damals noch in der Einſamkeit zu Klifford, und wußten weder etwas von ihrer Erſcheinung am engliſchen Hofe, noch von den Verfolgungen, welche Graf Leiceſter von ihrer Liebe auszuſtehen hatte, noch von dem Zwiſte der endlich ſeinetwegen unter ihnen entſtand, und der ſie nöthigte ſich zu trennen. Anna gieng nach Frankreich unter die Hofſtatt der Prinzeſſin Alice, und ihr habt ſie ohne Zweifel daſelbſt geſehen ohne ſie zu kennen. Edita aber, welche gemerkt hatte, daß Graf Leiceſter ſie doch noch etwas beſſer leiden konnte als ihre Schweſter, blieb in England, und wollte daſelbſt abwarten, ob ſich das Herz ihres Geliebten nicht endlich völlig gegen ſie erweichen ließ.

Sie befand ſich noch daſelbſt, als Lady Kliſford zuerſt in der großen Welt erſchien, und ob die Art ihrer Erſcheinung und der Beyfall den ſie fand, ihrer neidiſchen Seele behagen konnte, vornehmlich da ſie ſah, daß der geliebte Leiceſter auch mit unter Matildens Bewunderern war, das läßt ſich errathen. — Edita ſann auf Rache gegen die, welche ſie von Kindheit an verabſcheut hatte, gegen die, welche ihr von jeher im Lichte ſtand. — Ihr die allgemeine Bewunderung zu rauben, war unmöglich, aber es gab einen andern Theil ihres Glücks, den ſie ebenfalls beneidete, und den ſie zu untergraben ſuchte; ſie neidete ſie um das, weswegen jeder andre ſie beklagte, um die Ehre Lord Kliffords Gemahlin zu ſeyn. Der Name Gräfin von Klifford, der Glanz mit welchen die Eitelkeit des Lords ſie in der Welt erſcheinen ließ, und andere ähnliche Kleinigkeiten, blendeten ihren ſchwachen Verſtand, und ſie nahm ſich vor, ihre Feindin dieſer Glückſeligkeiten zu berauben.

Lord Klifford, ſo alt und häßlich er, und ſo ſchön und reizend ſeine junge Gemahlin war, beobachtete doch die eheliche Treue gegen ſie nicht allemal zum gewiſſenhafteſten, und wenn er ſie nicht öfter überſchritt, ſo lag es gewiß nicht an ihm; ſondern an der fehlenden Gelegenheit. Ob Edita, die doch wirklich ſchön genug iſt, bey dieſer Beſchaffenheit ſich vergeblich bemühte, ihn an ſich zu ziehen, wenn ſie die Abſicht hatte es zu thun, das iſt leicht zu ermeſſen. Es währte nicht lange, ſo hieng Lord Klifford ſo feſt an ihr, liebte ſie ſo zärtlich, als er vielleicht Matilden nie geliebt hatte; eine Sache, die ich mit nichts, als mit der vollkommenen Gleichheit ihrer boshaften Seelen, und der daraus entſpringenden Sympathie erklären kann. — Was für unnennbare Leiden für die arme Lady Klifford aus dieſem Bündniſſe entſtehen mußten, brauche ich euch nicht erſt zu ſagen. Da ſie ihren Tyrannen unmöglich lieben konnte, ſo fand zwar hier keine Eiferſucht ſtatt, aber gekränkte Eigenliebe, Bewußtſeyn eigener Vorzüge, und Verdruß, ſich Unwürdige vorgezogen zu ſehen, wie können dieſe nicht ein gefühlvolles Herz quälen! und doch waren dieſe Leiden noch die Geringſten von denen, die Matilde auszuſtehen hatte, aber —

doch ich übergehe alles womit die übermüthige Edita und ihr boshafter Liebhaber meine unſchuldige Gebieterin kränkten; ein Grauſen kommt mir an, wenn ich an die Beleidigungen denke, die ſie erdulden mußte, und ich wende mich ſchnell zu dem, was den meiſten Einfluß auf die Entwickelung ihres Schickſals hatte.

Lord Klifford hatte, wie ich vorhin erwähnte, den unſchuldigen Umgang zwiſchen Blondel und Matilden lange ſtillſchweigend angeſehen; niemand konnte beſſer von der Schuldloſigkeit deſſelben überzeugt ſeyn als er, der überall mit gegenwärtig war. Editens Anreizungen gaben das Signal, das bisherige Stillſchweigen zu brechen, und auf einmal brach der Sturm loß. Er überhäufte ſeine unſchuldige Gemahlin ohne den mindeſten Anlaß mit den ſchrecklichſten Beſchuldigungen; er begegnete ihr mit verdoppelter Grauſamkeit; er ließ es nicht dabey bewenden, ihr insgeheim tauſend Quaalen anzuthun, er wollte ſie auch öffentlich beſchimpfen, und nicht lange, ſo war die Klage wider ſie fertig. Er drang darauf von ihr geſchieden zu werden. Aller Beweiß, den er von der Untreu, deren er ſie beſchuldigte, aufbringen konnte, war ein Bild von ihr, das ſie Blondeln geſchenkt haben ſollte, das ſich auch wirklich bey ihm fand, aber kein anders als dasjenige war, welches er, wie ihr euch erinnern werdet, am Tage ſeiner Einweihung von

Hunbergens Hand erhielt. Welch ein armſeeliger ſchwacher Beweis! vornehmlich da es in die Augen fiel, daß das Bild, Matilden nicht anders als in ihrem zwölften oder dreyzehenten Jahre vorſtellen konnte. — Demohngeachtet drang Lord Klifford mit demſelben durch, und ſeiner Gemahlin ward die Rechtfertigung zuerkannt. Wie konnte ſie ſich rechtfertigen, da alle Beweiſe ihrer Unſchuld, ſelbſt der, der von ihres Gemahls Gegenwart bey allen ihren Zuſammenkünften mit Blondeln hergenommen war, verworfen wurden? Sie erbot ſich zur Waſſer und Feuerprobe; aber König Henrich hatte dieſe Art die Unſchuld zu retten, vor kurzen in ſeinen Landen abgeſchaft, und es war uns alſo nichts weiter übrig, als unſere Sache dem göttlichen Gericht zu übergeben, das iſt, ſie durchs Schwert ausmachen zu laſſen. — Die Rechtfertigung durch den Kampf vor dem göttlichen Gerichte, konnte ihr nicht verſagt werden; und Lord Klifford, ſo ſehr er auch dawider murrte, mußte ihn eingehen. — Da er der Stärke ſeines eigenen Arms nicht traute, ſo ſtellte er zum Vertreter ſeiner Sache, einen berühmten däniſchen Ritter von faſt rieſenmäßiger Größe, welcher wegen der vielen Siege die er erfochten hatte, für unüberwindlich gehalten wurde. — Matilde war zu geliebt, zu angebetet von jedermann, als daß dieſer fürchterliche Umſtand jemand von ihrer Vertheiditheidigung hätte abſchrecken ſollen. Ganze Schaaren von Rittern, und unter ihnen, zu Editens größter Kränkung, auch Graf Leiceſter, boten ſich zu ihren Kämpfern an; aber ſie wurden alle verworfen, und der höchſte und vortreflichſte Ritter des Königreichs, Prinz Richard behielt den Vorzug. — O Ritter, wo waret ihr damals! vielleicht beſchäftigt irgend einen unbedeutenden Vortheil von den Sarazenen zu erringen, indeſſen euer Arm ſo nöthig war, die Unſchuld, das Leben der Freundin zu retten, die euch alles aufgeopfert hatte! — Doch zweifle ich, daß der Prinz von England ſich von euch das Recht, die Dame die er anbetete, und ſeinen liebſten Freund zu vertheidigen, würde haben ſtreitig machen laſſen. — Der Tag des Kampfs erſchien; ich zitterte für meine Dame und für ihren erhabenen Kämpfer. Ihr kennt die grauenvollen Zubereitungen zu einem Gottesgerichtskampfe. Das furchtbare Anſehn der Kampfrichter, das offene Grab für den Ueberwundenen, das Läuten der Sterbeglocke, die langen Reihen der trauernden Verwandten, der ſchwarzbezogne Schauplatz, die Todtenſtille, die bey der unzähligen Menge der Zuſchauer faſt unglaublich iſt, und die nun plötzlich durch die feyerliche Stimme des Herolds unterbrochen wird, der die Kämpfer vor das Gericht Gottes, des Rächers der Unſchuld ladet, um durchs Schwert zu beweiſen was wahr iſt, und dann dreymal im Namen Gottes betheuert, daß das Unrecht auf den Kopf des Unterliegenden fallen, und von der Unſchuld nicht mehr ſoll gefodert werden. Schrecklich, ſchrecklich waren mir dieſe Feyerlichkeiten, und ich hielt es für unbillig, daß ſie nicht um des geliebten Richards, des Sohns des Königs willen, ein wenig gemildert wurden, der feſteſte Heldenmuth mußte nach meinen Gedanken durch dieſelben weit mehr als durch das Schwert des Feindes erſchüttert werden. Ob der Held, der unſere Sache vertheidigte, gezittert habe, mag der Ausgang beweiſen.

Er kämpfte, und wenn ihr ſeine Tapferkeit ſo gut kennt wie jedermann, ſo wird es unnöthig ſeyn hinzuzuſetzen; er ſiegte. Matilde ward für unſchuldig erkannt. Lord Klifforden ward das Recht ſich von ihr ſcheiden zu laſſen abgeſprochen, und ihr hingegen bekannt gemacht, daß ſie durch die Boßheit ihres Gemahls die volle Freyheit erhalten habe, ſich mit Beybehaltung aller ſeiner Güter und Titel von ihm zu trennen.

Matilde war zu edel, zu gewiſſenhaft, zu feſt von der Unzertrennlichkeit des Bandes der Ehe überzeugt, als daß ſie ſich dieſer Erlaubniß hätte bedienen ſollen. Kliffords Freunde, die entzückt über ihre Großmuth waren, führten ihn zu ihren Füßen. Ich verzeihe euch, ſagte ſie indem ſie ihn mit dem himmliſchen Blicke, den ihr an ihr kennet, von der Erde aufhub, ich verzeihe euch wie ich wünſche, daß mir Gott in meiner letzten Stunde verzeihen mag. Hierauf erneuerte ſie öffentlich das Gelübde der ehelichen Treue, das ſie nie mit einem Gedanken gebrochen hatte, und kehrte wieder in ſein Haus zurück, welches ſie, ob ihr gleich bald wieder auf den alten Fuß in demſelben begegnet ward, doch gewiß nie verlaſſen haben würde, wenn ſich nicht bald deutliche Spuren gezeigt hätten, daß ihr grauſamer Gemahl, welcher vor Verlangen brannte ſich mit Editen zu verbinden, ihr mit Gift nachſtellte.

Der König drang nun ſelbſt darauf, daß ſie dieſen Unmenſchen verlaſſen ſollte. Sie mußte ſich unter den Schutz der Königin Eleonore begeben, und Lord Klifforden ward das Leben abgeſprochen, ohne daß jemand von ſeinen ehemahligen Gönnern, ohne daß ſelbſt die Königin, deren Gnade er ſich ehemals ſo ſehr rühmte, es wagte, für ihn zu bitten. Matilde ward durch einen Spruch des Pabſts für frey erklärt; ſie nahm dieſes auf Bitten ihrer Freunde an, doch nur unter der Bedingung, daß man ihrem Verfolger das Leben ſchenken ſollte. Was konnte man einer ſolchen Vorbitterin abſchlagen? Die Todesſtrafe des Verbrechers ward in ewige Verweiſung auf ſeine Güter verwandelt, und Matilde blieb im Gefolge der Königin, welche ihr mehr Gnade zuwandte, als ſie vielleicht in ihrem Leben einer Perſon erzeigt hat. Matilde hat etwas Zauberiſches an ſich, welches im Stande iſt die wildeſten Herzen, nur nicht die Herzen eines Klifords und einer Edita zu beſänftigen.

Die Ruhe, welche ſie an Eleonorens Hofe genoß, war indeſſen nicht von langer Dauer. — Sie liebte ihren Erretter, den edeln Prinzen von England, mit einer Freundſchaft, wie ſie die Dankbarkeit in einem Herzen wie das ihrige nur hervorbringen kann; aber Richards Bitten, ihm nun da ſie frey ſey, ihre Hand zu geben, wurden zu dringend, und Matilde hatte nur Ein Herz, das ſie ſchon in ihrer Kindheit vergeben hatte, — Ich leugne es nicht, ich war eine große Tadlerin dieſer ſchwärmeriſchen Treue, und an mir lag es nicht, Ritter! daß euer Ebenbild, der unvergleichliche Richard, nicht glücklich ward; aber eure Freundin blieb unbeweglich. Anfangs diente ihr Lord Kliffords Leben und ihr Gewiſſen zum Vorwand, welches ihr vor ſeinen Tode keine neue Verbindung erlaubte; aber als dieſer ein Jahr darauf an den Folgen ſeiner Schwelgerey ſtarb, und ſie noch immer unerbittlich blieb, als Prinz Richard aus Verzweifelung nach Frankreich gieng, wo man ſich nicht ohne Erfolg bemühte ihn wider ſeinen Vater aufzuhetzen, als der König und die Königin anfiengen ihr ungnädige Mienen zu machen, und ſich nicht ſcheuten, ſie ins Geſicht die Urſach aller dieſer Unordnungen zu nennen, ſo verließ ſie den Hof, und begab ſich zu Hunbergen in das Kloſter zu Godſtow, das ich ſchon mehr erwähnt habe.

Hunberga traute der Sicherheit in England nicht mehr, und beredete Lady Klifford nebſt ihr dieſes Land zu verlaſſen. Sie begaben ſich in dieſes Kloſter, wo die Gräfin von Flandern den Schleyer annahm, und Matilde gewiß das nämliche gethan haben würde, wenn ſie es nicht aus Liebe zu demjenigen unterlaſſen hätte, deſſen Bild ihrem Herzen unauslöſchlich eingedrückt iſt. Die Hofnung, euch noch in dieſem Leben wiederzuſehen, welche oft bey ihr ganz verſchwunden war, lebte wieder auf, als wir bey unſerer Reiſe auf die ſöchadiſchen Inſeln, von den Mönchen vernahmen, daß ihr nach dem heiligen Lande gegangen wäret, und alſo die weite Entfernung den Mangel an Nachrichten von euch entſchuldigte; aber euch einſt als Tempelherr wieder zu ſehen, Himmel wer hätte das gemeint!

Unſere Nachforſchungen nach euch waren vergebens. Gram und fehlgeſchlagene Hofnung, fiengen an Matildens Herz zu verzehren, und an ihrem Leben zu nagen. Das eingeſchränkte Leben im Kloſter, und die beſtändige Einſamkeit mit ſich und ihrem Kummer, würde ſie endlich getödtet haben, wenn ſich nicht eine Gelegenheit gezeigt hätte, dieſen Ort auf einige Zeit zu verlaſſen.

Wir trafen bey unſerer Ankunft in dieſem Kloſter eine junge Dame an, welche Matilden an Schönheit und Charakter ſo ähnlich war, daß eine gegenſeitige Freundſchaft unter ihnen entſtehen mußte. Es war die Prinzeßin Zoe des Königs von Zypern Tochter. Die fromme Unſchuld, die ſie mit meiner jungen Dame gemein zu haben ſchien, war bey ihr mit ſo viel Anlage zur Fröhlichkeit, und einem ſo muntern Geiſte begleitet, daß wir die Wirkung ihres Umgangs an Matildens zunehmender Heiterkeit bald ſpürten.

Zoe ward vor dem Jahre von ihrem Vater in ſein kleines Königreich zurück gefodert, ſie bat Matilden ſie dahin zu begleiten, und die Gräfin von Flandern fand dieſe Reiſe ihrer Pflegetochter ſo zuträglich, daß endlich dieſe ſich bereden ließ, den Bitten und Vorſtellungen ihrer beyden Freundinnen nachzugeben. — Wir haben unterſchiedliche mal Nachricht von ihr gehabt, aber doch nicht ſo umſtändlich als wir wünſchten, weil der König von Zypern etwas darunter ſucht, keine ausführlich geſchriebenen Briefe aus ſeiner Inſel abgehen zu laſſen.

So weit war Agnes in ihrer Erzählung gekommen, und ſie ſchien derſelben noch etwas hinzuſetzen zu wollen, als Hunberga aus der Meſſe zurück kam, und ſie ſtörte.

Die Gräfin von Flandern wandte ſich zu dem Tempelherrn, um ſeine Meynung über das, was er gehört hatte zu vernehmen, aber er war ſo auſſer ſich, ſo in Nachdenken verſunken, daß ſie nur einſilbige Antworten aus ihm bringen konnte. — Geh, mein Sohn! ſagte ſie, als ſie ſahe, daß er ſich gar nicht aus ſeinem Tiefſinn zu reißen vermogte, geh, ich ſehe, daß du für heute genug gehört haſt, und daß alles andere, ſelbſt die Geſchichte deiner Mutter, die ich dir auf dieſen Nachmittag zugedacht hatte, nur einen halben Zuhörer an dir finden würde.

Walter hörte nicht ſobald die Geſchichte ſeiner Mutter erwähnen, als er ſich ein wenig aus ſeinen Nachdenken empor riß und die Gräfin bat, ihm dieſelbe nicht länger vorzuenthalten.

Morgen, morgen, mein Sohn! ſagte Hunberga indem ſie ihm freundlich die Hand drückte. und morgen, morgen ſagen wir zu unſern Leſern, indem wir den erſten Theil unſers Buchs ſchließen.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt, bey Caſpar Simon Iſens ſel. Erben.

Walter von Montbarry,

Großmeiſter des Tempelordens.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.

1786.

Zweyter Theil.

Erſtes Kapitel.

Was man heute thun kann, ſoll man nicht auf morgen verſchieben.

Morgen, ſagte die Gräfin von Flandern zu dem Tempelherrn, und morgen ſagten wir zu unſern Leſern, als wir ſie am Ende unſers erſten Theils auf die Geſchichte der ſchönen Roſemunde vertröſteten, und wir würden dieſe Erzählung vielleicht nicht verſchoben haben, wenn uns der Gemeinſpruch, den wir zur Ueberſchrift dieſes Kapitels gewählt haben, damals ſo-deutlich vorgeſchwebt hätte, als er euch, lieben Leſer! jetzt vor Augen ſteht. Wenn ihr noch vor Ende dieſes Abſchnitts ihn beſtätigt findet, ſo laßt es euch eine Warnung ſeyn, und — doch was gehen mich eure Angelegenheiten und die Eile an, mit der ihr ſie betreibt oder nicht betreibt. — Ich fahre in meiner Geſchichte fort, und ſtelle euch frey, ſie zu leſen, oder, durch den Eingang abgeſchreckt, hinweg zu legen.

Unſer Walter ſtellte ſich zu der ihm von Hunbergen beſtimmten Zeit ein, um die Geſchichte ſeiner Mutter zu hören, die ihm jetzt bey weiten nicht mehr dasjenige war, was ihm am meiſten am Herzen lag. — Meine Leſer wiſſen, was für einen Eindruck Matildens Bildniß auf ſein ohnedem genug für ſie eingenommenes Herz machte. Die Erzählung von ihrer Geſchichte hatte ſeine Empfindungen für ſie aufs äußerſte gebracht. Die Beſchreibung deſſen, was ſie um ſeinet, blos um ſeinetwillen litt, die neuen Züge ihres großen, edlen, liebenswürdigen Charakters, die ſich in ihrem Unglücke entwickelten, und vor allen die häufigen Winke, die Agnes wegen ihrer treuen unerſchütterlichen Liebe zu ihm gab, ſetzten ſeine ganze Einbildungskraft in Flammen; er ſahe ſie handeln, er hörte ihre Engelsſtimme, er zählte die Thränen, die ſie für ihn vergoß, er lag zu ihren Füßen, ſprach mit ihr von ſeiner Liebe, klagte ſich an, daß er ihr untreu ward, und dem Himmel ein Herz widmete, das nicht mehr ſein war, und kurz, er mogte noch ſo ſehr ein geiſtlicher Ritter, und noch ſo ein großer Held ſeyn, ſo hatte doch die Liebe nicht um ein Haar andre Symptomen bey ihm, als bey andern gemeinen Menſchen. So gar Eiferſucht fand ſich bey derſelben, und Neid in keinem geringen Grade. Lord Clifforden beneidete er um den Beſitz ſeiner Geliebten, Prinz Richarden, um alle die Vorzüge, in denen er vor ihr erſchienen war, und die von ihr, einer Kennerin alles Schönen und Guten, unmöglich unbemerkt geblieben ſeyn konnten, Blondeln neidete er um ihren Umgang, und daß ſie, wie Agnes ſagte, **freyer und freundlicher** gegen ihn war als gegen jeden andern, und alle Welt, die, wie die Erzählerin erwähnte, ſie geſehn und bewundert hatte, um ihren Anblick.

Was unſer Walter, auf ſolche mannigfache Art gequält und beſchäftigt, nach Anhörung von Matildens Geſchichte für eine Nacht zubringen, und mit was für einem Geſicht er am Morgen vor ſeiner Pflegemutter erſcheinen konnte, das läßt ſich errathen. Du biſt dir nicht mehr ähnlich, mein Sohn! ſagte die Gräfin von Flandern, nachdem ſie ihn eine Weile ſtillſchweigend angeſehen hatte, was für eine ſchreckliche Veränderung iſt mit dir vorgegangen? — Ach liebe Mutter, erwiederte der Tempelherr, nach der Geſchichte, die ich geſtern hörte, nach dem Bilde, das ich geſtern ſahe, lebe ich in einer ganz andern Welt, ſehe ich alles aus einem ganz andern Lichte. — Wollte Gott, verſetzte Hunberga, du möchteſt auch deinen Stand, dieſes Kleid, das du trägſt, aus dem Lichte anſehen, aus dem ich es betrachte, und Matilde es betrachten wird. — Ich haſſe es, ſchrie Walter, ich haſſe es ſo ſehr ich es vorher liebte und ſuchte! — Und was hindert dich es abzulegen? fragte Hunberga — Walter ſchwieg, und man ſah an den öftern Veränderungen ſeines Geſichts, wie ſehr ſeine Seele von innerlichen Kämpfen beſtürmt ward. — Nein, rief er auf einmal, indem er mit Ungeſtüm aufſprang, nein, ich haſſe es nicht, wie ſollte ich das Gelübde haſſen, das ich meinem Gott that, dieſes Schwerd haſſen, das ich ſo oft zum Beſten der Chriſtenheit entblößte und noch entblößen will, und dieſes Kreuz, das höchſte Ehrenzeichen, das ein Sterblicher tragen kann. — Und Matilde? fragte die Gräfin von Flandern. — O Mutter, rief Walter, indem er Hunbergens Hände mit einem Ungeſtüm faßte, das ſie nie an ihm gekannt hatte, was bewegte euch meine Seele durch ſolche Qualen zu zerrütten, eine Hölle in meinem Herzen anzuzünden! — Sollte dieſes Kleid, das ihr an mir ſeht, euch nicht bewogen haben, Matildens Bild auf ewig vor mir zu verbergen? oder wollt ihr, daß der Sturm, den ihr in meinem Innerſten erregt habt, mich aufreibe? — Beruhige dich, Walter, ſagte

Handerga, indem ſie ſich beſtrebte ihre Hände aus den ſeinigen loszumachen, und ihre Augen von ſeinen wilden Blicken wegwandte, beruhige dich, und höre, was ich dir ſagen will. Bedenke Matildens Herz, das ſo feſt an dem Deinigen hängt, und das, wenn ſie deinen Stand erfährt, aufs grauſamſte zerriſſen werden wird; du weißt, wie ich ſie liebe, du kannſt dir vorſtellen, wie ſehr ich nach allem, was ſie litt, wünſche, daß ſie endlich einmal glücklich werden mag. Du ſelbſt liebſt ſie zu ſehr, als daß du es ohne ſie ſeyn kannſt. Dein Gelübde iſt nicht unauflöslich, und du brauchſt weder das Kreuz noch das Schwerd zu haſſen, das du trägſt, wenn du, ſo wie viele deinesgleichen thaten, das verhaßte Kleid ablegen willſt, das ich, ſo ſchön es in deinen und in aller Menſchen Augen ſeyn mag, doch nicht ohne Entſetzen an dir ſehen kann. Ach Gott! es raubte mir einſt das Liebſte, was ich auf der Welt hatte, es ſtürzte mich in alle das Unglück, das ich ſeit meiner früheſten Jugend ausgeſtanden habe! Soll ich meine Tochter, meine Matilde, gleichen Qualen ausgeſetzt ſehen? Iſts nicht genug an der Standhaftigkeit, mit welcher ich die Meinigen ausdauerte, ohne zu murren, ohne einen Verſuch zu thun, ſie von mir zu wälzen? — So beſchäftigt auch Walter mit ſeinen eignen Gefühlen war, ſo reizten doch die letzten Worte der Gräfin von Flandern ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr, als daß er ſie nicht hätte mit einer Frage erwiedern ſollen, die meine Leſer errathen können, weil ſie ſolche vielleicht in dieſem Augenblicke ſelbſt gethan haben. — Erinnere dich, antwortete Hunberge, indem ſie die Thränen trocknete, welche während ihrer Rede häufig gefloſſen waren, erinnere dich, wie oft du mir in der kurzen Zeit, da du wieder in meinen Armen biſt, alles, was deinen Freund, den großen Odo von St. Amantis, angeht, haſt erzählen müſſen; erinnere dich an die Art, mit der er, wie du ſelbſt ſprichſt, meiner zu gedenken pflegte, an die Mühe, die er ſich mir zum Beſten bey unſerm gemeinſchaftlichen Feinde Philip gab, um die Beweiſe meiner Unſchuld von ihm zu erhalten, die er eigentlich mir, nicht dir in ſeinem letzten Willen hinterließ; rechne dieſes alles zuſammen, und du wirſt merken, daß wir beyde einander nicht ſo fremd waren, als du denkſt.

Walter hörte ſeiner Pflegemutter mit Erſtaunen zu, und die Gräfin von Flandern fuhr fort: Ja, mein Sohn, Odo, mein ewig unvergeßlicher, ewig geliebter Odo war es, der mich verließ, um das Ordenskleid, das ich an dir ſo ſehr haſſe, anzunehmen, der an mir eben das that, was du an Matilden thun willſt, nur mit dem Unterſchiede, daß du keine Urſach haſt in dem Entſchluße zu verharren, den du ehemals aus jugendlichem Unverſtand und weniger Kentniß deines Herzens faßteſt; er hingegen, durch Verleumdung und tauſendfältige Ränke von derjenigen abgebracht wurde, die ihn mehr liebte als ihr Leben. — Es würde zu weitläuftig fallen, dir meine Jugendgeſchichte umſtändlich zu erzählen, und du biſt heute zu wenig im Stande, auf dieſelbe zu achten, wiſſe alſo nur das Vornehmſte. Odo liebte mich und ſtand auf den Punkte mein Gemahl zu werden; ein franzöſiſcher Ritter von Tremlai, eben der Terrikus der ſeine gewöhnliche Rolle in deiner Geſchichte ſpielte, eben der, der den unglücklichen Odo nicht aufhörte zu verfolgen, bis er ihn ins Grab geſtürzt hatte, liebte mich gleichfalls, neidete Odos Glück, und wandte alle ihm eigne Argliſt an uns zu trennen; ſo ſchlecht ihm ſeine Tücke bey mir gelangen, ſo wohl glückten ſie ihm bey meinem Geliebten, er wußte ihn erſt auf kürzere, denn auf längere Zeit von mir zu entfernen, und was er ſeinem Herzen in dieſen Tagen der Trennung für Gift einflößte, iſt mir unbekannt. Ich habe von meinem Bruder, welcher, als es ſchon zu ſpät war, hinter alles kam, nur ſo viel erfahren, daß er es that. Odo war, als er von einer ſeiner Reiſen zurück kam, nicht mehr derſelbe; bleich, von Gram abgezehrt, immer noch mein Liebhaber, aber nicht mehr mein Bräutigam. Er trug das Kleid, das du trägſt. Wir trennten uns; denn du kannſt wohl denken, daß ich mir nicht die Mühe geben durfte, ihn wieder zu mir zurück zu bringen, wie ich zu deinem und Matildens Beſten bey dir anwende. Wie hätte ſich dieſes für die ſtolze, damals überall angebetete Hunberga geſchickt? Und ach, keine Mittelsperſon, unſere Mißverſtändniſſe aufzuklären, keinen rathenden Freund, der Liebenden ſo nöthig iſt, hatten wir! — Ich hielt ſein Gelübde für unauflöslich, welches ich nachher ganz anders erfuhr; und war zu gewiſſenhaft ihm die Haltung deſſelben durch etwas zu erſchweren. — König Heinrichs Liebe, und die Verfolgungen der Königin, nöthigten mich bald darauf, dem alten Grafen von Flandern meine Hand zu geben, und die Treue, die ich ihm ſchuldig war, verbot mir nunmehr vollends alle weitere Gedanken auf meinen untreuen Liebhaber; wiewohl nein, nicht die Gedanken; wie wär ich ſtark genug geweſen, ſie von dem loszureißen, an dem noch mein ganzes Herz hieng! — Mein Bruder Andreas hütete ſich wohl in Briefen oder Geſprächen irgend etwas vorzubringen, das meiner noch nicht ganz getilgten Leidenſchaft hätte Nahrung geben können, aber wie entzückte es mich, wenn ich ohngefehr ein Wort auffaſſen konnte, aus welchem ſich ſchließen ließ, daß ich in Odos Herzen doch noch nicht ganz vergeſſen war, und daß er Terrikus falſche Anklagen einzuſehen anfieng. Terrikus, der ſich vergeblich etwas vortheilhaftes für ſich von unſerer Trennung eingebildet hatte, und dem ich allemal mit dem Abſcheu begegnete, den er verdiente, ergrif bey meiner Vermählung mit dem Grafen von Flandern den Entſchluß, ebenfalls den Tempelorden anzunehmen; wie er ſagte aus Verzweiflung, aber wie ich glaube, um meinem Odo immer nahe zu ſeyn, und ſeine Rache an ihm ausüben zu können, die er meinetwegen gegen ihn in ſeinem Herzen hegte, eine Sache, die er nur gar zu gut ausgeführt hat. — Hunberga beſchloß ihre Erzählung mit einem Strom von Thränen, und Walter, der durch die Theilnehmung an den Leiden Anderer, und durch die Erinnerung an ſeinen Freund Odo von ſeinen ſtürmiſchen Gemüthsbewegungen ein wenig zurück gebracht war, fühlte ſich, nachdem er mit Hunbergen noch vieles über ihre traurige Geſchichte geſprochen hätte, gefaßt genug, ſeine Bitte um die Nachricht von ſeiner Geburt zu wiederholen. Die Gräfin hätte es zwar lieber geſehen, wenn er ſich über die Wahl zwiſchen Mathilden und ſeinem Gelübde deutlich erklärt hätte; aber ſie fürchtete, wenn ſie zu heftig in ihn dränge, ſeine vorigen kaum geſtillten ungeſtümen Empfindungen zurückkehren zu ſehen, und willigte in ſein Begehren; und dieſes zwar um ſo viel lieber, weil ſie hofte, die Nachricht von dem Stande ſeines Vaters, und von der Rolle, welche er in der Welt zu ſpielen beſtimmt war, würde vielleicht etwas dazu beytragen, ihm die Niederlegung des Ordens zu erleichtern.

Walter richtete die Augen ſchon mit der größten Aufmerkſamkeit auf ſeine Mutter, und dieſe machte ſich nach einem kleinen Eingange eben gefaßt, Roſemundens Geſchichte anzufangen, als eine Kloſterfrau hereintrat, und Waltern anzeigte, ſein Waffenträger hätte ſich an der Pforte gemeldet, und verlangte mit einer ängſtlichen Eilfertigkeit mit ihm zu ſprechen. Mit Eilfertigkeit? wiederholte Hunberga. Ja, verſetzte die andre, die Pförtnerin hat ihn gefragt, was der Lärm bedeute, den man wohl ſchon ſeit einer Stunde in der Stadt wahrgenommen hat, aber er hat ſich auf keine Antwort eingelaſſen, ſondern nur darauf gedrungen, mit ſeinem Herrn zu ſprechen, und ſo viel zu verſtehen gegeben, daß ſein Anbringen mit der allgemeinen Unruhe in Verbindung ſtehe. Hunberga erſchrack, der Ritter legte ſtillſchweigend ſein Schwerd an, umarmte ſeine Mutter und entfernte ſich.

Zweytes Kapitel.

Folgen von Nureddins Gefangenſchaft.

Nicht anders als ob der Himmel mit der Welt um Walters Herz rechten wollte, ſchickte er ihm allemal, wenn Matildens Liebe zu ſtark in ihm zu werden begunte, Geſchäfte von ſolcher Wichtigkeit in den Weg, die ſeinen Gedanken eine ganz andre Richtung gaben, und das irdiſche Feuer, wenn es zu ſehr überhand genommen hatte, wo nicht auslöſchten, doch auf lange Zeit dämpften, bis es durch einen Zufall mit neuer Stärke angefacht ward. Unzählige mal, wenn im gelobten Lande bey einiger Muſe Matildens Andenken bey ihm erwachte, war daſſelbe auf dieſe Art getilgt worden; und in dem gegenwärtigen Augenblicke, zu einer Zeit, da unſer Held, wie wir aus dem vorigen Kapitel geſehen haben, nur noch mit halben Herzen an ſeinem Gelübde hieng, warf ihm das Schickſal abermals Dinge in den Weg, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ganz andere Gegenſtände lenkten, als ihn, ſeit er zu Brignolle war und Hunbergens Umgang genoß, beſchäftigt hatten

Die Pförtnerin hatte Recht; das Gewerbe des Waffenträgers an ſeinen Herrn und der Auflauf, den man in der Stadt wahrgenommen hatte, ſtanden in genauer Verbindung, und beyde hatten eine Sache zum Gegenſtande, die Waltern nicht gleichgültig ſeyn konnte. Eilet mein Herr, ſagte der Knappe unſers Helden, als er ſeinen Gebieter erblickte, eilet in eure Wohnung, ihr werdet einen alten Bekannten finden, den ihr nicht vermuthet, und der nebſt noch einigen eurer Freunde gekommen iſt, eure Hülfe anzuflehen. Walter eilte durch die Gaſſen, um ſeine Wohnung geſchwind zu erreichen, ohne daß er ſich erlaubt hätte, ſeinen Begleiter um nähere Erklärung zu fragen, oder die Dinge, die ihm auf dem Wege vorkamen, genau zu beobachten. Er ſah überall in den Straßen Gedränge von Leuten, hier und da zuſammengetretne Haufen von Perſonen, welche mit erſchrockenem Geſicht die Worte Ueberfall, Mord, Brand, Gefahr, ausſprachen, auch begegneten ihm einige Leute mit verweinten Augen, welche ihn mit Namen grüßten, mit ihm ſchienen ſprechen zu wollen, und nur durch die Eile, mit der er ſeinen Weg fortſetzte, davon abgehalten zu werden ſchienen; er erinnerte ſich, ſie ſonſt geſehen zu haben, er wußte, daß ſie nicht nach Brignolle gehörten, woher er ſie aber kannte, darauf war es ihm unmöglich, ſich zu beſinnen.

Endlich langte er in ſeiner Wohnung an, und das erſte, was er erblickte, war ſein alter Bekannter Paul aus dem Kloſter auf den ſtöchadiſchen Inſeln, der ſich nebſt noch einigen von den daſigen Mönchen ihm mit einer Miene nahte, in welcher der tiefſte Schmerz ausgedrückt war. Was denkt ihr? Ritter! fragte er, daß ihr uns auf ſo eine Art wieder ſeht? Und was werdet ihr denken, wenn ich euch ſage, daß unſer liebes Kloſter nichts mehr iſt, als ein rauchender Steinhaufen? — Walter, deſſen geſetztes Gemüth ſonſt über nichts leicht zu erſchrecken pflegte, konnte dieſe Rede nicht ohne die Merkmale des größten Entſetzens anhören, er foderte von Paulen nähere Erklärung ſeiner Worte, und da dieſer ſowohl als ſeine Gefährten zu bewegt war, ſie geben zu können, nahm Walters Waffenträger das Wort.

Mein Herr, ſagte er, ihr waret dieſen Morgen kaum nach dem Kloſter gegangen, als ſich eine ſeltſame Unruhe in der Stadt erhub. Zu den ſüdlichen Thoren ſahe man eine zahlreiche Menge Volks hereinſtürzen, welche von feindlichem Ueberfall mit gebrochenen Worten ſprachen, und wie ſie vorgaben, eben erſt gelandet wären, um Hülfe bey uns zu ſuchen. Man hielt dieſe Flüchtigen anfangs für unſere nächſten Nachbarn, für Marſeillaner; aber wir erfuhren bald, daß ſie aus den ſtöchadiſchen Inſeln, kamen, welche von den Sarazenen ſind angefallen, und auf die Art behandelt worden, wie die ehrwürdigen Väter eben von ihrem Kloſter erzählten. — Ich gieng aus, um mich ſelbſt von dem zu überzeugen was das Gerücht in der Stadt ausſtreute, und ich hatte das Glück, auf dieſem Gange dem ehrwürdigen Vater Paul und ſeinen Gefährten aufzuſtoßen, welche euren Aufenthalt hier zu Brignolle wußten, und hierher geflohen waren, um euch zu ihrer Hülfe, oder vielmehr zu ihrer Rache aufzumahnen. Paul, welcher ſich nun ein wenig erholt hatte, nahm nunmehr das Wort, und erzählte Waltern den Ueberfall der Sarazenen umſtändlicher; meine Leſer aber werden mir verzeihen, daß ich es nicht thue. Was würde dem ſanftern und gefühlvollern Theil derſelben mit der Beſchreibung von ausgeübten Grauſamkeiten gedient ſeyn? Was für Freude könnten ſie daran haben, wenn ich ihnen ausführlich ſchilderte, wie die Gegenden, die ich ihnen ſo oft als die ſchönſten der Welt beſchrieben habe, nun zu Schauplätzen des Schreckens gemacht wurden, und wie ſo manche von unſers Walters alten Freunden unter dem Mordſchwerd der Barbaren fallen mußten? — Paul nebſt ſeinen Gefährten und einige wenige von den Einwohnern des Dorfs waren entkommen, und hatten das Glück gehabt, die Einäſcherung des Kloſters und ihrer

Wohnungen nur von weitem, nur alsdenn erſt anſehen zu dürfen, als ſie ſchon eine halbe Meile in die See zurückgelegt hatten. — Und meinen alten ehrwürdigen Freund, euren Abt, habt ihr in den grauſamen Händen der Feinde zurücklaſſen können? ſchrie Walter mit zuſammengeſchlagnen Händen. Gott, was wird aus ihm geworden ſeyn! — Ihn hat Gott vor dem Unglück hinweg genommen, ſagte Paul. Die Freude, euch wiedergeſehen zu haben, hatte ſeine ſchwachen Lebensgeiſter gewaltig angegriffen. Bald nach eurem Abſchiede nahmen ſeine Kräfte merklich ab, er fühlte es, und wünſchte mit Aengſtlichkeit eure nochmalige Wiederkunft auf die Inſel, die ihr uns verſprochen hattet, erleben zu können; aber auf einmal änderte ſich ſein Sinn, und er fieng an die Beſchleunigung ſeines Todes eben ſo ſehr zu verlangen, als er ſie kurz zuvor gefürchtet hatte. — Laßt mich ins Grab eilen; ſagte er noch kurz vor ſeinem Ende zu mir, als ich traurig an ſeinem Lager ſtand, beweinet mich nicht, gönnt mir das Glück, das nicht erleben zu dürfen, was ihr vielleicht in wenig Tagen ſehen werdet. — Dieſe Worte: **Laßt mich ins Grab eilen**, und andre auf unſer bevorſtehendes Unglück zielende Dinge wiederholte er ſehr oft mit gebrochner Stimme; wir hielten es für Phantaſie, aber der Erfolg hat ausgewieſen, daß es wohl etwas mehr ſeyn mögte.

Walter ſchäzte das Andenken des frommen Abts ſo hoch, daß er gern noch mehr von ihm gehört hätte, wenn ihn nicht höhere Pflichten von müßigen Zuhören abgehalten hätten. Hülfe oder Rache war es, was ihm oblag, und dieſe zu leiſten, durfte er nicht ſäumen. Ein Glück war es, daß ein Theil der Völker, welche König Philip, ſaumſelig genug, zum bevorſtehenden Kreuzzuge werben ließ, in den Gegenden von Brignelle vertheilt lagen; er zog ſie eilig zuſammen, vereinigte ſie mit der wenigen Mannſchaft, welche dieſe Stadt zum Beſten ihrer Nachbaren aufbringen konnte, und gieng mit dieſem kleinen Heer ſo eilig zu Schiffe, daß er ſich nicht einmal Zeit nahm, von ſeiner Pflegemutter Abſchied zu nehmen, und wie man wohl denken kann, in dem Eifer die Pflichten ſeines Standes auszuüben, Matilden und Roſemunden, und alles vergaß, was ſeinem Herzen auch noch ſo nahe war.

Keine von den nächſten ſtöchadiſchen Inſeln war von den Barbaren verſchont geblieben, doch hatte die Inſel des Kloſters am meiſten gelitten, und es iſt unmöglich, den kläglichen Anblick zu beſchreiben, den Walter hatte, als er auf derſelben ans Land trat. Die rauchenden und noch glimmenden Trümmern des Kloſters, das in einen Aſchenhaufen verwandelte Dorf, die verheerten Felder, die Leichname der Ermordeten, welche die wenigen Ueberlebenden, die der Wuth der Feinde entgangen waren, noch bey weiten nicht alle hatten begraben können, die tiefe Todtenſtille, welche überall herrſchte, und welche nur ſelten durch das Zwitſchern eines einſamen Vogels, oder durch die Seufzer eines Menſchen unterbrochen wurde, welcher etwa unter der allgemeinen Verheerung umherirrte, um die Ueberbleibſel eines ſeiner ermordeten Freunde zu ſuchen. — Kein Feind war weder auf dieſer noch auf den andern Inſeln mehr zu ſehen, ſie hatten dieſelben ſchon des vorigen Tages verlaſſen, und unſer Held ſahe wohl, daß er zur Rache zu ſpät kam, und daß die Hülfe, die er leiſten konnte, nur darinnen beſtand, daß er den wenigen überbliebenen Einwohnern der Inſeln einen Zufluchtsort verſchafte. — Die Mönche, welche zu ihm nach Brignolle geflohen waren, hatte er durch Vorbitte der Gräſin von Provence und ſeiner Pflegemutter, denen er ſie ſchriftlich empfahl, in einem daſigen Kloſter untergebracht, und die kleine Anzahl von Leuten, die er aus den ſämtlichen Inſeln zuſammenbrachte, nahm er ſich vor nach Marſeille überzuführen, und ſie ſeiner Freundin, der ſchönen Garſende und ihrem edlen Gemahle zu empfehlen. Dieſer Vorſchlag wurde von den unglücklichen Einwohnern, die ſich hier nicht mehr ſicher glaubten, mit Freuden angenommen. Man machte ſich zur Abreiſe fertig, und Walter hielt ſich nur noch auf der Inſel auf, um die Spuren einiger Orte zu ſuchen, die ihm wegen dieſer oder jener Urſach, noch von den Zeiten ſeiner erſten Jugend merkwürdig waren, aber wo ſollte er ſie ſuchen? Wo ſollte er Ulfos Grab, wo die Stelle, da er ſo oft das Lied von König Alfred, und den traurigen Geſang von Fredegundens Stiefſohn zur Harfe ſang, wo ſollte er den Raſenplatz, auf dem die Mönche und die Landleute das Feſt des Wiederſehens feyerten, und ſo manche andre Gegend finden, da alles rund umher durch Schutt, Aſche und Blut entſtellt, und unkenntlich gemacht war? —

Traurig gieng er zu Schiffe, warf noch einen Blick auf die verödete Inſel, und würde wahrſcheinlich die ganze Zeit der Ueberfahrt in düſtern Stillſchweigen, ohne Achtſamkeit auf das, was um ihn vorgieng, zugebracht haben, wenn nicht das Geſpräch zweyer ſeiner Mitreiſenden einerley Gegenſtand mit ſeinen Gedanken gehabt hätte. —

Es war etwas ſeltnes, beynahe etwas unerhörtes, ſeit man den Sarazenen im gelobten Lande genug zu thun gab, daß ſie es wagten, ſich mit ihren Streifereyen bis nach Europa zu verirren; führten ſie ja ſo einen kühnen Streich aus, ſo geſchah es gewiß aus Hofnung großer Beute. Aber was konnten ſie von ihren feindlichen Unternehmen wider die ſtöchadiſchen Inſeln erwarten, welche außer den einfachen Gaben der Natur, außer ihrer glücklichen Lage und ihrer Fruchtbarkeit, keine Schätze hatten, die die Raubgier der Barbaren hätte reizen können? Wollten ſie ſich vielleicht dieſer Inſeln bemächtigen? Wollten ſie vielleicht feſten Fuß auf denſelben faſſen, um den reichen Marſeillanern von da aus Schaden zu thun? Aber wenn dieſes war, warum hatten ſie dieſelben faſt ſo bald verlaſſen, als ſie ſie betreten hatten? Dieſe und ähnliche Zweifel beſchäftigten das Gemüth unſers Helden, und waren auch zugleich der Gegenſtand des Geſprächs, das Walters Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Die Sprechenden hielten ſich jetzt vornehmlich bey der Frage auf: Warum die Inſel des Kloſters unter allen das traurigſte Schickſal gehabt? Warum die Feinde ſie am erſten betreten und am letzten verlaſſen hatten? Der eine von beyden ſchien über dieſen Punkt gewiſſe Muthmaſſungen zu haben, die er ſeinem Gefährten nicht mittheilen wollte, und die er, wie er ſagte, niemand zu entdecken geſonnen ſey, als dem Ritter von Montbarry. — Mir? fuhr Walter auf, deſſen Gegenwart von den Sprechenden nicht wahrgenommen worden war, mir? — Und was hält euch ab, mir euer Geheimniß ſogleich zu entdecken? — Nichts, antwortete der andre, der über Walters plötzliche Erſcheinung nicht ſonderlich zu erſchrecken ſchien, nichts, als die Gegenwart meines Gefärthen; unſer Held gab dieſem einen Wink ſich zu entfernen, und der andre nahm nach einem kurzen Stillſchweigen das Wort auf folgende Art:

Ihr wundertet euch vielleicht, Ritter, ſagte er, daß ich ſo wenig Worte machte, euch für die Mühe, die ihr euch unſertwegen gabet, für die Sorgfalt, mit welcher ihr auf die Vergütung unſers Schadens denkt, zu danken; aber ihr müßt mir verzeihen, wenn ich euch ſage, daß alles, was ihr thatet und noch thun werdet, nicht mehr als eure Schuldigkeit iſt, da wir um euretwillen gelitten haben. — Um meinetwillen? wiederholte Walter mit Entſetzen. — Ja, verſetzte der andre, ihr allein waret es, den die Barbaren ſuchten. Sie wußten, daß ihr vor kurzer Zeit bey uns geweſen waret, und glaubten euch noch bey uns anzutreffen; da ihre Bemühungen umſonſt waren, ſo hielten ſie uns, vornehmlich die Kloſterherren, in Verdacht, daß wir eure Anweſenheit verhelten, und die Unmöglichkeit euch in ihre Hände zu liefern, zog uns das ſchreckliche

Schickſal zu, das wir erfahren haben. Ihr werdet am beſten wiſſen, was die Barbaren auf euch zu ſprechen haben; ich weis nur ſo viel, daß ihr Anführer Aſſad hieß, wie einige behaupten wollen, ein Bruder des Sultans Saladin und ein Vater des Nureddins, deſſen Name bey ſeiner großen Jugend ſeiner Tapferkeit wegen doch ſchon ſo berühmt iſt. Eine Sache, welche ich kaum glauben kann; wie ſollte Saladins Bruder ſich unter ſo geringer Begleitung aufmachen, in dieſen weitentlegenen Ländern einen einzelnen Mann aufzuſuchen, und einige geringe Beute von armen Landleuten zu machen. — Aſſad? fragte Walter, und was konnte dieſen ſo wider mich aufbringen? Und hatte er Urſach wider mich zu zürnen und mich zu verfolgen, wie nicht ganz zu leugnen iſt, woher wußte er mit ſolcher Genauigkeit meinen Aufenthalt zu muthmaßen? Daß unſer Held auf dieſe Fragen keine befriedigende Antwort erhielt, läßt ſich errathen, da der Befragte das was er wußte, Waltern bereits geſagt hatte, und auch dieſes Wenige nur durch Zufall erfuhr; denn Aſſad war zu ſtolz, ſeinen Namen und Stand nicht aufs möglichſte zu verhelen, und zu klug, die Hauptabſicht ſeiner Unternehmung ohne Vorſicht an den Tag zu legen. — Die Fragen unſers Helden waren alſo umſonſt; ſollten aber unſre Leſer an uns die nämlichen thun, ſo könnten wir ihnen vielleicht etwas beſſere Auskunft geben, wenn wir ſie nur an einige Theile von Walters vergangner Lebensgeſchichte erinnerten. Walter war der, der Aſſads Sohn in der Schlacht bey Belfort gefangen nahm; eine Sache, die zwar, wie wir wiſſen, Saladins Bruder lange verborgen blieb, die ihm aber von Walters Feinden, die er unter ſeinem eignen Orden hatte, und die gern alle Welt wider ihn aufgehezt hätten, durch die dritte, vierte Hand zeitig genug zu verſtehen gegeben ward. — Aſſad wußte dieſes nicht ſobald, als er Waltern als die Urſach alles ſeines Unglücks anſah, und ihn mit der grimmigſten Rache zu verfolgen beſchloß. — Wir wiſſen, wie aufgebracht Saladin über die Grauſamkeit ſeines Bruders gegen den edlen Odo war, auch wird es meinen Leſern vielleicht noch erinnerlich ſeyn, wie rührend dieſer große Mann für ſeinen Feind bat, aber Saladin, ob er ihm gleich, um ihn nicht zu kränken, nicht widerſprach, war doch nicht geſonnen, Aſſads Unmenſchlichkeit ungeſtraft zu laſſen; er ſchenkte ihm zwar das Leben, aber er verbannte ihn auf zehn Jahr von ſeinen Augen, und ſchloß ihn von allem Antheil an Reichs- und Kriegsgeſchäften aus. Nureddins Vater wußte, wie viel Saladin auf Waltern hielt, wie gnädig er ihm begegnete, ſo oft er in ſeine Hände kam, und was er ihm oft für Vorſchläge thun ließ, um ihn von den Chriſten ab auf ſeine Seite zu ziehen, dieſe Gnade des Sultans, welche Walter, wir wir wiſſen, wenig achtete, erfüllte den vom Hofe verſtoſſenen Aſſad, welchem alles durch dienſtfertige Schmeichler hinterbracht wurde, nicht allein mit Neid, ſondern ſie erregte auch den Gedanken in ihm, daß unſer Held, um ſeinen Freund Odo an ihn an Aſſad zu rächen, Saladins Ungnade gegen ihn zu unterhalten und ſeine Verbannung zu verlängern ſuchte; Muthmaſſungen, welche ſeine Wuth gegen ihn vergrößerten, und ihn zu tauſenderley Verſuchen veranlaßten, ihn in ſeine grauſamen Hände zu bekommen. So lange Walter im gelobten Lande blieb, war es Aſſad unmöglich ihm zu ſchaden, und auf ſeiner Reiſe nach Europa würde es ihm noch weniger geglückt ſeyn, wenn nicht Walters chriſtliche Feinde, die ihn, um ihre heiligen Hände nicht mit ſeinem Blute zu beflecken, gern durch Hülfe der Ungläubigen gefällt hätten, immer bemüht geweſen wären, Aſſad unter der Hand in ſeinen Nachforſchungen auf die rechte Spur zu helfen, und ihm Walters jedesmaligen Aufenthalt ſo genau als möglich zu beſtimmen. Auf dieſe Art kam es, daß Aſſad, welcher um nicht müßig zu ſeyn, während der Zeit ſeiner Verſtoßung von Saladins Hofe unter erborgten Namen das Seeräuberhandwerk trieb, Waltern auf den ſtechadiſchen Inſeln ſuchte, und ihn, wär er nur einige Tage eher gekommen, gewiß in ſeine Hände bekommen haben würde, denn was hätten die eilf Ritter und ihre Diener, die er, wie wir wiſſen, bey ſich hatte, als er das Kloſter beſuchte, wider die zahlreiche Macht der Sarazenen ausrichten können?

Der Tempelherr entließ den Erzähler dieſer ſeltſamen und für ihn ſo traurigen und räthſelhaften Sache, weil er ihm dieſelbe nicht ſo gut aufzuklären wußte, als wir ſie unſern Leſern aufgeklärt haben, und verſenkte ſich in tiefen Gram, daß er, der jedermann zu helfen, jedermann glücklich zu machen wünſchte, die Urſach an dem Elend und dem Tode ſo vieler Unſchuldigen geweſen ſeyn ſollte, zwar die unſchuldige Urſach, aber welch ein ſchlechter Grund der Beruhigung für ein Herz, das ſo fühlte wie das edle Herz unſers Walters!

Drittes Kapitel.

Wichtige Nachrichten aus Paläſtina.

Unter Bekümmerniſſen von dieſer Art legte unſer Held den Weg nach Marſeille zurück, und ſein natürlicher Hang zur Schwermuth, der durch ſo manche Widerwärtigkeiten genährt worden war, machte ihn ſehr geneigt in den Fehler zu verfallen, den ſo manche Seelen ſeiner Art an ſich haben; er glaubte dazu beſtimmt zu ſeyn, daß alle ſeine aufs beſte gemeynten, aufs klüglichſte angelegten Handlungen, durch eine Art von unhintertreiblichen Schickſal, eine unvorhergeſehene unglückliche Wendung nehmen müßten. Er muſterte ſo viele Auftritte ſeines Lebens, und fand in denſelben ſo manche Beſtätigung dieſer unglücklichen Meynung, daß es kein Wunder geweſen ſeyn würde, wenn er durch dieſelben ganz muthlos, ganz unfähig gemacht werden wäre, ſeinem Charakter gemäß zu handeln. Beſonders hielt er ſich bey ſeinem Entſchluſſe auf, den Tempelorden zu ergreifen, den er zwar zu ſehr liebte, um ihn zu bereuen, von dem er aber wohl einſah, wie wenig er ihm bis jetzt noch zu Erreichung ſeiner vorgeſetzten Endzwecke geholfen hatte, und wie nachtheilig er ſeiner perſönlichen Glückſeligkeit geweſen war. Das zweite, was ſein trauriges Nachdenken jetzt beſonders beſchäftigte, war die Gefangenſchaft Nureddins, welche er um Odos Befreyung willen beföderte, und die doch, wenn er es genauer betrachtete, zu nichts gedient hatte, als dieſen beſten unter ſeinen Freunden noch unglücklicher zu machen, und ihm den Tode entgegen zu führen; Aſſad ward durch dieſelbe ſo aufgebracht, daß Odo damals in ein abſcheuliches Gefängniß gehen mußte, ſeine Auswechſelung ward durch dieſelbe mehr erſchwert als erleichtert, und die üblen Folgen dieſer kühnen Heldenthat, dieſer Gefangennehmung Nureddins, erſtreckten ſich noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick, ſie war es, die Aſſads rachgierige Wuth bis nach Europa zog, und eine ganze Menge Unſchuldiger um Walters Willen in Tod und Verderben ſtürzte. — Unglücklicher Walter! wehe dem, der ſo wie du den Erfolg ſeiner ſchönſten Handlungen muß verkehrt und zum Böſen gelenkt ſehen!

Unſer Held langte zu Marſeille an, und fand bey dem Vicomte von Barral und ſeiner ſchönen Gemahlin die beſte Aufnahme. Die Flüchtigen aus den ſtöchadiſchen Inſeln wurden um ſeinetwillen gleichfalls mit offenen Armen empfangen, und ein jeder beſtrebte ſich, ihnen das, was ſie verloren hatten, zu erſetzen. Walter erhielt freye Macht ihrentwegen alle Anordnungen zu machen, die ihm am beſten dünkten, und er hatte die dahin abzielenden Geſchäfte nicht ſobald zu Ende gebracht, als er ſich wieder zur Abreiſe nach Brignolle rüſtete; weniger aus Begierde nach der Geſchichte, die ihm ſeine Pflegemutter verſprochen hatte, und durch einen unvorhergeſehenen Zufall hatte ſchuldig bleiben müſſen, als weil ihm bey der tiefen Schwermuth, die über ſeine ganze Seele verbreitet war, Graſendens fröhlicher Hof weniger als jemals gefiel, und weil er ſich ſehnte, in Hunbergens Schoß ſeine neuen Bekümmerniſſe auszuſchütten.

Allein, recht als ob unſer Tempelherr allemal da, wenn er Ruhe und Troſt am meiſten nöthig zu haben glaubte, in einen neuen Strudel von Unruhe und Geſchäften geworfen werden ſollte, ſo zeigte ſich noch an dem nämlichen Tage, den er zu ſeiner Abreiſe nach Brignolle beſtimmt hatte, eine Hinderniß, welche ihn nöthigte, nicht allein den Beſuch bey der Gräſin von Flandern, ſondern auch die Reiſe nach England, die ihn um mancher Urſachen willen ſo ſehr am Herzen lag, aufzugeben und den Rückweg nach Paläſtina eher anzutreten, als er geglaubt hatte.

Ich habe im vorigen Theile erwähnt, daß Walter ſeine Ritter nach Barcellona abſchickte, um bey den daſigen Tempelherren gewiſſe Geſchäfte des Ordens auszurichten; dieſe hatten ihren Auftrag aus Urſachen, die wir bald hören werden, ſchleunig ausgerichtet, und waren nach Beendigung ihrer Angelegenheiten eilig nach Brignolle gegangen, wo ſie unſern Helden noch bey der Gräſin von Flandern vermutheten, um ihn von da abzuholen; ſie fanden ihn nicht. Sie ließen ſich bey Hunbergen melden, erfuhren von ihr den Ort ſeines gegenwärtigen Aufenthalts, erhielten einige Aufträge von ihr an ihn, und langten, wie ich ſchon geſagt habe, zu Marſeille an eben dem Tage an, da Walter von da abgehen wollte.

Wir bringen euch ſeltſame Nachrichten, ſagte Konrad von Staufen zu unſerm Helden; gebet eure europäiſchen Angelegenheiten vor jetzt auf, und macht euch gefaßt, uns nach unſern Brüdern in Paläſtina zurückzuführen, die unſerer Hülfe theils von nöthen haben, theils vielleicht geneigt seyn mögten, dieſes und jenes wider uns in unſerer Abweſenheit anzuſpinnen, das ſich nur durch unſere Gegenwart hintertreiben läßt. — Die Ausrichtung des uns von unſerm Orden Aufgetragnen werdet ihr in dieſen Schriften nebſt dem guten Erfolg, den wir gehabt haben, verzeichnet finden, das Uebrige iſt mündlicher Auftrag von dem ehrwürdigen Oberhaupte unſerer Brüder in Barcelona, von dem euch wohl bekannten Robert Burgundio. — Robert Burgundio? wiederholte Walter, der zweyte Großmeiſter unſers Ordens? iſt es möglich, daß dieſer noch am Leben iſt. — Ja, erwiederte Konrad, eben dieſer Robert, der zweyte nach Hugo dem erſten Stifter unſerer Brüderſchaft. Ihr wißt, daß er wegen häufiger Verdrüßlichkeiten ſeine Würde niederlegte, ohne das Gelübde aufzugeben, und er hat ſich alle dieſe Zeit über zu Barcellona aufgehalten, wo er die Stelle bey den daſiſigen Tempelherrn vertritt, die er ehemals in Paläſtina verwaltete. Ich hätte gewünſcht, daß ihr uns begleitet hättet; die Bekanntſchaft eines ſolchen Mannes hätte euch nicht anders als angenehm ſeyn können; auch beklagte er es ſelbſt, daß er euch diesmal nicht kennen lernen ſollte, doch meynte er, dies könnte bey eurer nächſten Reiſe nach Europa geſchehen, welche nicht lange anſtehen würde. — Stellet euch einen Mann von den Jahren eures Abts auf den ſtöchadiſchen Inſeln vor, denkt euch ſtatt den Zügen der Frömmigkeit und Andacht, welche auf dem Geſicht des leztern herrſchten, den vollen Ausdruck von Größe und Heldenmuth, und ſtatt der hinwelkenden Schwäche, die ihr bey dem Abte bemerktet, noch tauſend Spuren von jugendlicher Stärke und Munterkeit, ſo habt ihr das Bild des Greiſes von Barcellona, von dem wir jetzt herkommen, und der uns unterſchiedliches an euch aufgetragen hat, davon ich nicht weis, ob es die Folge einer Gabe der Weiſſagung, oder einer genauen Kenntniß aller Dinge, die in Paläſtina vorgehen, iſt, und die er vielleicht durch natürliche Mittel, durch Briefwechſel oder auf andre Art erlangen kann. Er war von allem bis auf die kleinſten Umſtände unterrichtet, was bisher im gelobten Lande vorgefallen iſt. Von Terrikus und Philips Anſchlägen wider euch, und einer gewiſſen geheimen Verbindung, in welcher ſie mit Aſſad ſtehen ſollen, entdeckte er uns mehr als wir glauben konnten. Wir äußerten unſere Zweifel, aber er lachte und ſagte, wir ſollten nur euch fragen, wenn wir wieder zu euch kämen, denn ihr würdet in unſerer Abweſenheit nachdrückliche Beweiſe von der Wahrheit ſeiner Rede erhalten haben. — Walter ſeufzte, und bat Konrad weiter zu reden. — Robert Burgundio, fuhr der Ritter von Staufen fort, bittet euch alſo, das, was ihr von euren Feinden wiſſet, zu erwegen, und ſogleich nach Paläſtina zurück zu kehren, wo ſich erſtaunliche Veränderungen zugetragen haben. Der König von Jeruſalem, Balduin der vierte, iſt todt, ſein unmündiger Sohn, der junge Balduin, ſoll zwar unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, der Königin Sibille, und des Grafen von Tripoli der Nachfolger ſeines Vaters ſeyn; aber die Königin hat ſelbſt Luſt zu herrſchen, und weil ſie keine Freundin von der Einſamkeit iſt, ſo ſoll ſie ſtark darauf denken, ſich einen Gehülfen zu ſchaffen. Ihr mögtet nun vielleicht denken, was uns dieſes angienge, da unſer Orden nie gern viel mit den Königen zu Jeruſalem zu theilen hatte, aber Robert bittet euch, zu bedenken, daß ihr nicht allein für das gemeine Wohl der Chriſtenheit, ſondern auch dafür zu ſorgen habt, daß unſere Feinde nicht zu mächtig werden. Der Patriarch iſt, da, wie ihr wiſſet, der Pabſt geſtorben iſt, eilig nach Paläſtina zurückgekehrt, und vermuthlich ſchon wieder in den Armen ſeiner lieben Sibille. Terrikus, der nach der Nachricht von Arnolds Tode zum Großmeiſter erwählt worden iſt, hält ſich beſtändig zu Jeruſalem auf und beſchäftigt ſich nebſt dem Patriarchen und der Königin und Philip von Flandern den Grafen Raimund von Tripoli zu unterdrücken, der euch doch wenigſtens als der Vater eurer Matilde nicht gleichgültig ſeyn kann. Gerhard von Rideſſer, faſt der einige unſers Ordens, der die gute Seite ernſtlich hält, iſt nicht mehr allein im Stande ſie aufrecht zu erhalten; unſere Feinde, welche es nicht wagen dürfen uns den Tod unſers vorigen Großmeiſters, Arnold von Torregio, Schuld zu geben, da wir vom Pabſte und einer ganzen Kirchenverſamlung darüber freygeſprochen worden ſind, fangen um doch etwas wider uns zu haben an, uns unſern langen Aufenthalt in Europa zur Laſt zu legen, und der Greis von Barcellona ermahnt euch alſo, eilig ſo viel ihr von des Königs von Frankreich geworbenen Völkern zuſammenziehen könnet einzuſchiffen, die Ankunft der Hoſpitaliter aus England nicht zu erwarten, von niemand Abſchied zu nehmen, ſondern lieber heute als morgen nach Paläſtina abzugehen, und bey eurer Ankunft daſelbſt euch geradeswegs nach Jeruſalem zu wenden, wo ihr darauf denken müſſet, euch, jedoch ohne weitern Anlaß zu Feindſeligkeiten zu geben, durch die Völker, die ihr mit euch führet, und durch euer eigenes Anſehn furchtbar zu machen. — Dieſes ſind faſt die eigenen Worte des alten Robert Burgundio, und er ſetzte hinzu, dieſes Verfahren, wenn ihr es genau in Acht nähmet, würde das einige Mittel ſeyn, der Sache der Chriſtenheit aufzuhelfen; denn Saladin habe in Paläſtina faſt überall die Oberhand, und diejenigen, welche daſelbſt ſich ihm widerſetzen ſollten, wären nicht im Stande das Beſte der orientaliſchen Kirche einzuſehen, wären wie mit

Blindheit geſchlagen, und theils in Wollüſten erſoffen, theils mit ihren Privatangelegenheiten zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie an etwas anders denken könnten. — So ſchloß der edle Konrad von Stauffen ſeine Rede, und Walter, welcher wohl ſahe, daß hier keine Zeit zu verſäumen war, eilte alles ſo ins Werk zu richten, wie es ihm der weiſe Greis von Barcellona vorgeſchrieben hatte. Er trennte ſich ohne viel Umſtände von ſeinen Freunden zu Marſeille, lies Hunbergen ſeinen Abſchied mündlich durch einen Waffenträger anſagen; ſchickte einen Boten an den Biſchof von Tyre, um ihn zu ermahnen, die franzöſiſchen Werbungen fleißig bey König Philipen zu treiben und ihm die Völker nachzuſchicken, zog das kleine Heer, das ſchon vorhanden war, zuſammen, und trat darauf ſeine Rückreiſe nach dem gelobten Lande in einer Zeit an, die ich meinen Leſern nicht nennen will, weil ſie es für unmöglich halten würden, in ſo wenig Tagen Angelegenheiten von ſolcher Wichtigkeit genau und ordentlich zu beſorgen, und gleichwohl war es wahr, unſer Held hatte nichts vergeſſen, ſogar hatte er Nachricht und Entſchuldigung an die Hoſpitaliter wegen ſeiner ſchleunigen Abreiſe zurück gelaſſen.

Viertes Kapitel.

Etwas wider die Langeweile auf dem Meere.

Es war zu beklagen, daß Wind und Wellen ſo wenig mit der feurigen Eilfertigkeit, die unſern Walter beſeelte, übereinſtimmten, ſonſt müßten ſie ihn im Fluge nach dem gelobten Lande gebracht haben; aber nie iſt wohl die Fahrt eines Abentheurers auf dem ſtillen Meere, der keinen andern Zweck ſeiner Reiſe kennt, als neue Südländer auszuſpähen, läſtiger und ſchläfriger zugegangen, als dieſe, bey welcher doch auf die Geſchwindigkeit ſo vieles ankam. Walters Begebenheiten in Konrads Abweſenheit, die Aufträge des alten Ritters Robert Burgundio, und die genaue Ueberlegung ihres klüglichen Verfahrens, wenn ſie nun in Paläſtina angekommen ſeyn würden, gaben unſern Reiſenden Anfangs Stof genug zu Unterhaltungen, und ließen ſie keine Langeweile fühlen; aber als alle dieſe Dinge ſo oft abgehandelt waren, daß ſich wenig neues mehr darüber ſagen ließ, und man gewahr wurde, daß man ungeachtet der langen Zeit doch erſt die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte, ſo wurde man ungeduldig, und niemand ungeduldiger als Walter und Konrad, die zu viel Feuer in ihrem Temperamente hatten, um die Langſamkeit zu lieben.

Himmel, ſagte unſer Held eines Tages, da er nebſt dem Ritter von Stauffen auf dem Verdeck ſaß, und den hellen wolkenloſen Himmel, die ſpiegelglatte durch kein Lüftgen gekräuſelte See, das langſame Schweben des Schiffes und die ſchlaffen Seegel mit Unmuth anſahe, Himmel! wenn ich eine von dieſen unnütz verlebten Stunden an dem Tage gehabt hätte, da ich ſo plötzlich von der Gräfin von Flandern geriſſen ward, oder wenn ich mich jetzt zu ihr wünſchen könnte, wie viel würde ich von Dingen wiſſen, an denen mir ſo viel gelegen iſt, und über welche ich jetzt übrige Muße nachzudenken hätte. — Konrad fuhr beym Ende dieſer Rede plötzlich auf, verließ das Verdeck, und kehrte bald zu Waltern, der ſich über ſeine jählinge Entfernung wunderte, mit einem Packet Schriften zurück, das er ihm mit dieſen Worten überreichte: Verzeihet, Ritter! ſagte er, daß ich euch dieſes ſo lange vorenthielt; zwar gebet mir die Gräfin von Flandern, welche es euch ſchickt, es euch nicht eher als bey völliger Muße auf dem Schiffe zu überreichen, damit ihr nicht, wenn ihr es leſet, von wichtigern Geſchäften abgehalten würdet. Aber wie lange iſt nicht ſchon dieſe Muße gekommen, da ihr es der Länge und Breite nach hättet beherzigen können? — Walter hatte, während ſein Freund auf dieſe Art ſprach, angefangen das Packet zu öfnen, aber er beſann ſich, daß er das Durchleſen deſſelben auf eine einſame Stunde verſparen müſſe, weil es vielleicht Dinge enthalten könnte, welche ſeinem beſten Freunde verborgen bleiben müßten; er ließ alſo ab, drückte Konraden dankbar die Hand, und dieſer, welcher merkte, daß ſein Freund gern allein ſeyn wollte, entfernte ſich, nachdem er ihn mit einem kleinen Lächeln erinnert hatte, nicht zu geizig mit ſeinen Geheimniſſen gegen den zu ſeyn, der an allem, was ihn angienge, den lebhafteſten Antheil nähme.

Unſer Held war viel zu begierig nach dem Inhalte des Packets, als daß er Konrads Rede hätte beantworten ſollen, er entriß ihm auch die letzte Hülle, und es fiel ihm eine mit einem grünen Band umwundene Rolle Papiere, und ein von der Gräfin von Flandern überſchriebener Zettel entgegen. Er öfnete den letzten zuerſt und fand folgende Worte:

„Reiſe glücklich, mein Sohn! wohin dich deine Pflichten rufen. Vergiß Matilden, und alles, was ich ihrentwegen mit dir ſprach, ſo lange bis du ohne Verletzung höherer Obliegenheiten an ſie denken kannſt, ſo lange bis ſich dein Schickſal ändert. —— Die Nachricht von deiner Geburt, welche ich verhindert ward dir zu geben, iſt zu wichtig, als daß ich ſie dir länger verenthalten könnte, auch iſt ſie von der Beſchaffenheit, daß ſie deinen Trieb zu großen Thaten gewis nicht mindern, eher erhöhen wird. — Die Blätter, die du hier vor dir ſiehſt, ſind von deiner Mutter eignen Hand geſchrieben, und enthalten ihre Geſchichte, ſo wie ſie mir dieſelbe von der Zeit an, da ich in meinem und ihrem funfzehnten Jahre nach Hofe kam, in kurzen Briefen mitzutheilen pflegte. Das Ende, ach Gott, das traurige Ende derſelben fehlt freylich; aber wir werden uns wiederſehen, und denn ſollſt du es aus meinem Munde hören. — Um dein Andenken an die theure, unvergeßliche Roſemunde, deine Mutter, meine Freundin, deſto lebhafter zu machen, habe ich dir ihr Bild beygelegt; du wirſt es in dem innerſten des Packets in einer kleinen goldnen Kapſel finden, ſie gab mir es für dich, als ſie dich meiner Sorge überließ, es ſtellt ſie in ihrem ſechs und zwanzigſten Jahre vor, denn ſo alt war ſie, als ſie dich zum leztenmal umarmte. Mahcherley Gram und vielleicht auch Ahndung deſſen, was ſie hernach betraf, hatte ihr damals ſchon einen Theil ihrer Reize genommen, ſtelle dir alſo vor, was ſie in der Blüthe ihrer Schönheit ſeyn mußte, da man ſie auf dem Bilde, das du vor dir haſt, ſchon nicht ohne Entzücken anſehen kann.“

Hunberga.

Walter hatte kaum ſo viel Geduld dieſen Brief zu Ende zu leſen, ſo begierig war er diejenige zu kennen, welche ihm das Daſeyn gab. Er ſuchte, und fand ein Bild, das ich meinen Leſern lieber hier gemalt mittheilen, als mit Worten beſchreiben möchte. — Wer kennt die Partheylichkeit des Liebhabers nicht, welche geneigt iſt den Reizen, die er anbetet, den höchſten Rang unter allen beyzulegen? Walter hatte keinen geringen Antheil von dieſer Partheylichkeit in Anſehung Matildens; und doch war er ſehr zweifelhaft, als er ihr und Roſemundens Bild zuſammen hielt, welcher von dieſen beyden Schönheiten er den Vorzug geben ſollte; vielleicht weil er zu beyden durch verſchiedene gleich ſtarke Bande, zu der einen durch Leidenſchaft, und zu der andern durch heiße kindliche Liebe hingeriſſen ward; vielleicht auch, weil jede von beyden zu einer beſondern Klaſſe von Schönheiten gehörte, in welcher ſie, ohne der andern zu ſchaden, gar wohl die Oberſtelle einnehmen konnte. Matilde war, ungeachtet ihres ſtillen ſanften Charakters, der den blonden Mädchen eigenthümlicher iſt als den braunen, die ſchönſte, feurigſte Brünette, die man ſich denken kann. Ihre Augen groß und ſchwarz, ihr Haar dunkle Kaſtanienfarbe, und ihre Geſichtsfarbe, wie es ihr Vaterland mitbrachte, mehr bräunlich als weiß. Roſemunde hingegen verſammelte alle Schönheiten in ſich, die man nur bey einer Blondine finden kann. Ihre Augen waren die höchſte Farbe des Himmels, und würden vielleicht faſt zu groß geweſen ſeyn, wenn der ſittſame Blick, den ſie hatten, und die langen Wimpern, die ſie beſchatteten, ſie nicht immer zur Hälfte bedeckt, und ihr Feuer gleichſam gemindert hätten, die blendende Weiße ihrer Haut fiel darum doppelt auf, weil ſie nur durch ein ganz ſchwaches Roſenroth ſchattirt wurde. Auf dem Bilde, das Walter vor ſich hatte, war ihr lockigtes bräunliches Haar mit nichts als mit einem dünnen Schleyer bedeckt, der auf ihren Buſen herabfloß, ihn halb verhüllte, und an demſelben ſo wohl als auf der Locke, die auf ihre hohe gewölbte Stirne herabfiel, mit einer natürlichen Roſe befeſtigt war. Ihre Augen waren niederwärts wie auf einen in ihren Armen liegenden Gegenſtand geſenkt, vielleicht auf ihren Walter, den ſie auf dem Schooße hatte, als ſie ſich malen ließ, und ihr Mund zu einem kleinen halbtraurigen Lächeln gezogen, wie denn überhaupt auf ihrem ganzen Geſichte ein gewiſſer Ausdruck von feyerlicher Schwermuth lag, der durch ein ſcharfes Licht und dunkeln Schatten vermehrt wurde, den der Maler dem Gemälde gegeben hatte, und das dem Ganzen das Anſehen gab, als ob es in Mondenglanz da ſtände! — Walter war im Anſchauen dieſes Zauberbildes ganz verloren, die Reize, die er ſah, wurden durch den Gedanken: Dies iſt deine Mutter, durch die Deutung, die er jedem ihrer Züge, jeder ihrer Mienen gab, und durch tauſend Empfindungen, die ſich beſſer denken als beſchreiben laſſen, unausſprechlich erhöht. Er verlor ſich in ihrem Anſchauen, grif oft nach den Papieren, um diejenige, die er ſah, die ihm ſo nahe angieng, näher kennen zu lernen, und legte ſie wieder hinweg, um das Bild von neuen zu betrachten, bis die Dämmerung anbrach, die Seeluft kälter zu wehen anfieng, und er mit einem tiefen Seufzer ſeine Schätze zuſammen nahm, und in ſein Zimmer gieng, um nun endlich das zu leſen, wornach er ſo ſehnlich verlangte, und was meine Leſer im nächſten Kapitel finden werden, wenn ſie etwa mit ihm gleiches Verlangen haben ſollten.

Fünftes Kapitel.

Briefe.

Roſemunde Klifford an Hunbergen von Montbarry.

I.

Daß ich Dich vermiſſe, Hunberga, daß ich Dich, ach wie gern wieder an meine Seite wünſchen, mir Deine Gegenwart mit dem liebſten meiner kleinen Schätze erkaufen mögte, das iſt wahr; aber meine Einſamkeit mit dem Hofe, an welchen Du glänzeſt, zu vertauſchen? — Nein, behalte Deine Feſte, Deine Bewunderer, und alle Deine Glückſeligkeiten für Dich, und laß mir meine ländliche Ruhe, die ich nie zu verlaſſen gedenke, für welche ich, ich fühle es, geboren bin.

Mein Vater dringt in mich mir eine Lebensart zu wählen, denn ſie, ſpricht er, könne es nicht bleiben; ich ſoll entweder einen von meinen hieſigen Anbetern die Hand geben, oder Dir nach Hofe folgen. Was mich anbelangt, ſo habe ich ſchon gewählt; Du kennſt doch das Marienkloſter, das in dem ſchönen Thale nicht weit von meines Vaters Schloße liegt? — Unſere Freundin, Lady Marie Klifford, hat mich nun auch verlaſſen, und ich bin ganz einſam. Gott, welch ein Abſchied war das!

II.

Ich bin wieder bey meiner lieben Aebtiſſin im Marienkloſter zu Godſtow geweſen. O wie liebt ſie mich! Wie bewundert ſie meine kleinen Vollkommenheiten! Wie freut ſie ſich, wenn ſie deren neue entdeckt! — Sie fragte neulich nach Deinem Ergehen bey Hofe, und ich zeigte ihr einen von Deinen letzten Briefen; Sie erſtaunte über Deine Schreibekunſt, aber noch mehr erſtaunte ſie, als ich ihr ſagte, daß ich auch eine Schreiberin ſey. Ich mußte ihr etwas von meiner Schrift zeigen, und ſie meynte, ſie würde ſich glücklich ſchätzen, wenn eine von ihren Fräuleins meine Geſchicklichkeit beſäße. — Ich habe ihr ein Geſchenk mit drey von meiner Hand geſchriebenen Pſalmen gemacht, und ſie hat mir ein lateiniſches Buch gegeben, aus welchem ich ihr etliche Stellen abſchreiben ſoll, der Biſchof von Lincoln hat es ihr geliehen. Was mich anbelangt, ich verſtehe es nicht, aber ſie iſt ſehr gelehrt, ob ſie gleich nicht ſchreiben kann.

III.

Nun habe ich meinem Vater meinen Entſchluß in das Marienkloſter zu gehen entdeckt; er erſchrack, und will durchaus, daß ich es bis in mein zwanzigſtes Jahr aufſchieben ſoll. Ach, mein Gott, bis dahin ſind noch fünf lange lange Jahre, ſo lange kann ich meinen Vorſatz nicht aufſchieben. — Ich habe meinen Vater gebeten, daß er mir wenigſtens vergönnen ſoll, die Zeit bis dahin als Koſtgängerin zu Godſtow zuzubringen. — Unter den Einwendungen, die er wider meinen heiligen Vorſatz hat, iſt, kannſt Du es denken, auch meine Schönheit; aber ich denke, wenn etwas außerordentliches an mir iſt, ſo hat mir es der Himmel darum gegeben, damit ich es ihm wieder aufopfern ſoll. — Ich ſagte dieſen Gedanken meiner Aebtiſſin. Sie lobte mich ſehr darum, und nannte mich eine Heldin. O was für ein Triumpf, von ſo einer heiligen Frau gelobt zu werden!

IV.

Ich habe ſchon ſeit vierzehn Tagen die Erlaubniß von meinem Vater als Koſtgängerin in das Marienkloſter zu gehen, und kannſt Du es Dir vorſtellen, daß ich demohngeachtet noch zu Klifford bin? — Aber ich beſuche meine Aebtiſſin ſehr fleißig. — Ich glaube, daß mir es ſo ſchwer wird mich von meinem Vater zu trennen; ich wüßte doch ſonſt nicht, was mich abhielt, mich ſeiner Erlaubniß zu bedienen. Vor zehn Tagen, als ich der Aebtiſſin die Einwilligung meines Vaters in meine Wünſche mittheilen und ihr anſagen wollte, daß ſie mich in wenig Tagen unter ihre Jungfern würde zählen können, hatte ich ein recht ſeltſames Abentheuer, das mir ſeit der Zeit faſt ſo oft als ich nach dem Kloſter gehe, ich gehe aber täglich dahin, begegnet iſt. — Ich gehe allemal allein, wie Du weißt, daß ich immer auf meinen Spaziergängen zu thun pflegte, wenn Du keine Luſt hatteſt mich zu begleiten, und wie ich ſo in Gedanken an Dich und an das Kloſter vertieft vor mich dahin gieng, ſo hörte ich hinter mir das Traben eines Pferdes, welches auf dem einſamen Wege zwiſchen dem Fluße und dem waldigten Gebirge, der nach dem Thale des Kloſters führt, etwas ſeltnes iſt. Ich trat ein wenig an die Seite, und es ritt ein Jüngling bey mir vorbey, der mich ſehr ehrerbietig grüßte, und ſich, nachdem er vorbey war, noch einige mal nach mir umſah. Von dieſem Tage an blieb das Traben des Pferds und die Erſcheinung des Jünglings nie außen, ein paar mal iſt er auch zu Fuß gekommen, und hat mir ſteif in die Augen geſehen, ich aber habe ſeit der Zeit immer den Schleyer getragen, er iſt ſehr dünn, und die Kloſterfrauen meynten, er ließ mir überaus wohl, ich würde eine ſchöne Nonne werden.

V.

Die Erſcheinung des Jünglings dauert noch immer fort, und macht mich ganz furchtſam. Ich habe es immer auf der Zunge gehabt der Aebtiſſin etwas davon zu ſagen; aber ich getraue mich es nicht, denn ich beſorge, ſie mögte mir die einſamen Spaziergänge nach dem Kloſter verbieten, oder darauf dringen, daß ich meine Wohnung gänzlich daſelbſt nehmen mögte, wozu ich, ſeit ich es heute ſo wohl als morgen thun dürfte, weniger Luſt habe als jemals. Mein Vater läßt mir meinen freyen Willen, und ſagt nur zuweilen: Ein Mädchen ſey eins der eigenſinnigſten launigſten Geſchöpfe unter der Sonne.

Aber ich wollte ja vorhin von dem Jünglinge noch etwas ſagen. Die Pförtnerin, die mich allemal, wenn ich nach Hauſe gehe, einige tauſend Schritte zu begleiten pflegt, und der ich neulich von meiner Erſcheinung erzählte, kreuzte ſich und meynte, weil es allemal ſich auf die nämliche Art zeigte und niemals ſprach, ſo müſſe es ein Geiſt ſeyn; vielleicht der Geiſt König Arthurs, welcher ſich zuweilen in dem Walde des Gebirgs, wo er bey ſeinem Leben zu jagen pflegte, ſehen läßt. — Ich weis nicht was ich davon denken ſoll; für ein Geſpenſt dünkt mich dieſe Geſtalt zu ſchön; denn glaube mir, Hunberga, wenn ich ſchön bin, ſo iſts dieſer Jüngling in noch viel höherm Grade. So eine Miene! Solche Augen! So ein Gang! — Ich hoffe es iſt nichts Böſes, daß ich meine Freude an ſeiner Schönheit habe; freute ich mich doch auch über die Deinige, freue ich mich doch, wenn ich mein Geſicht im Spiegel ſehe, ob ich gleich häßlich gegen König Arthurs Geiſt bin.

VI.

Ich habe Dir ſehr lange nicht geſchrieben, denn ich bin ſehr oft nach dem Kloſter gegangen. Die Aebtiſſin fragt, ob ich nicht bald meines Vaters Schloß verlaſſen will, und die Pförtnerin, ob ich noch immer von König Arthurs Geiſt beunruhigt werde, ich antworte beyden Nein. Bey der erſten wende ich, ich weis nicht was für Entſchuldigungen vor, und mit der andern laſſe ich mich gar nicht mehr über das Kapitel von meinen Erſcheinungen ein, denn — ich weis ſelbſt nicht, — aber ich wollte niemand wüßte um dieſelben als Du und ich. Zuweilen wünſchte ich ſogar, Dir nichts davon geſchrieben zu haben. Du könnteſt vielleicht gar denken, ich verzögerte meinen Auszug aus meines Vaters Hauſe darum, weil König Arthur nicht kommen wird mich im Kloſter zu beſuchen. — Höre, ich glaube ganz gewiß, daß dieſe Geſtalt ein wirklicher Menſch iſt; neulich war es als ob er den Mund aufthäte, mit mir zu reden, aber ich flohe, ich weis nicht aus was für Furcht, davon, und ſeit der Zeit habe ich ihn nicht wieder geſehen, ob ich gleich mehr als viermal im Kloſter geweſen bin. — Es iſt mir einſam, wenn ich ihn nicht ſehe.

VII.

Ich bin ganz krank und traurig. Ich muß Arzeney nehmen, und mich fleißig baden, aber nicht etwa, wie Du mir von Eleonorens Hofdamen ſchreibſt, in warmer Milch, oder gar in Wein, ſondern in kalten, kalten Flußwaſſer; ich habe mir eine Stelle dazu auserſehen, in dem kleinen Gehölze, das an unſern großen Garten ſtößt. Der Strom hat ſich zwiſchen dem kurzen Geſträuch, an welchen Du und ich immer ſo gern zu ſitzen pflegten, weil es dort ſo einſam war, recht wie ein Becken ausgeſpült, welches aber einen Abfluß haben muß, weil es immer rein und friſch iſt. Die fünf alten Ulmen, in welchen Du unſere Namen einſchnitteſt, bilden einen halben Zirkel um den Ort, wo ich bade, und bedecken ihn mit ſo dichten Schatten, daß mich ſelbſt die Sonne nicht da finden könnte; aber Du könnteſt mich finden, da ich Dir die Gegend ſo genau beſchrieben habe.

Auf die andre Seite des Waldes, da man nach dem Kloſter geht, komme ich gar nicht mehr. Die Aebtiſſin iſt nicht mehr freundlich; ich glaube nicht, daß ich zu ihr ziehen werde. — Ich glaube, ſie zürnt, daß ich ſo langſam mit dem Abſchreiben bin, das ſie mir aufgetragen hat; aber es fehlt mir an Luſt und Zeit. Du weißt, das ich ſo gar Dir nicht mehr ſo fleißig ſchreibe.

VIII.

Ach, Hunberga, König Arthurs Geiſt! So iſt er mir noch nie erſchienen! — und an ſo einem Orte! — O ich vergehe vor Scham! — Nur das tröſtet mich, daß er ganz gewiß der Geiſt iſt, von dem mir die Pförtnerin ſagte, er ſelbſt nennte ſich mir einen König. nun weißt Du, daß kein lebendiger König in dieſe Gegend kommen wird — und alſo. — Vor einem Geſpenſte, denke ich, hat man ſich ſo groß nicht zu ſchämen, die ſind ja ſo überall, und ſehen alles, wenn ſie auch nicht allemal geſehen werden.

Aber ich wollte Dir die Erſcheinung erzählen. Heute gegen Abend, als es begunte ein wenig kühler zu werden, gieng ich in mein gewöhnliches Bad, ich hielt mich, weil es ſehr angenehm war, länger daſelbſt auf, als ich gewohnt bin, und nur die Dämmerung, die in dem Gebüſche eher anbricht als anderswo, ſcheuchte mich aus dem Waſſer. Ich legte mein leichtes weißes Unterkleid an, denn wer wird ſich in dieſer Hitze mit vielen Kleidern beladen, flecht meine Haare wieder ein, indem ich bey mir ſelbſt ganz leiſe ſang; die Vögel rund umher, die ihren Abendgeſang begannen, reizten mich dazu an. — Nun war ich mit meinem Anzug fertig, und gieng, mir von einem der wilden Roſenſträuche ein paar von meinen Lieblingsblumen zu pflücken. Der Mond ſpiegelte ſich im Waſſer, ich bückte mich über das Ufer, um ſein Bild deutlicher zu ſehen, ich blickte rund herum, um den Ort auszuſpähen, wo ſein Strahl in die Dämmerung herein fiel, und wie ich nun ſo meine Augen hier und dahin wandte, ſo ſahe ich — ach Hunberga — den Jüngling, von dem ich Dir ſchon mehr geſagt habe, ihn, den ich, ach! ſo lange nicht ſahe, leibhaftig hinter einer von unſern Ulmen ſtehen. Mit zuſammengeſchlagenen Armen, wie ganz außer ſich ſtand er da, und hatte ſeine feurigen Augen feſt auf mich geheftet; wo mußte ich meine Augen gehabt haben, um ihn nicht längſt gewahr worden zu ſeyn. — Ich that einen lauten Schrey, und ſank halb ohnmächtig am Ufer nieder. — Als ich mich wieder beſann, kniete er an meiner Seite, küßte meine Hände und meinen Mund, und ſagte mir vieles, wovon ich nur die Worte behalten habe, die er mit einer Stimme ſagte, mit einer Stimme! Unmöglich iſt mirs ſie zu beſchreiben! — Roſemunde, ſagte er, meine Roſemunde, erwache! Dein Liebhaber, dein König — — König? unterbrach ich ihn, König Arthur? Und mit dieſen Worten riß ich mich loß und flohe nach dem Schloſſe zu, wohin er mich lange verfolgte, endlich mir aber doch aus den Augen kam und verſchwand. — Ach Hunberga! ſo ein Schrecken! Ich glaube, es kann mir das Leben koſten.

IX.

Wie viele Monate ſinds nunmehr, daß ich Dir nicht geſchrieben habe? Und wie wird mir es möglich ſeyn, Dir alles alles zu ſagen, was ſich in dieſer Zeit begeben hat? — Ach daß Du nur eine Stunde bey mir wäreſt! — Doch der Wunſch iſt vergebens, und ich muß mich entſchließen, Dir es zu ſchreiben, es mag auch noch ſo viel ſeyn. Ich glaube meine Feder wird daden nicht ſo leicht ermüden, als bey den lateiniſchen Büchern der grämlichen Aebtiſſin.

Der Schrecken, den mir ſeine Erſcheinung — Du weiſt ſchon wen ich meyne — machte, zog mir wirklich eine Krankheit zu, und hielt mich länger als eine Woche im Bette. — Meine Phantaſien mochten ſeltſam und verrätheriſch geweſen ſeyn, denn mein Vater fragte mich, als ich beſſer ward, ob ich einen Liebhaber hätte? Er fragte mich mit einer ſo liebreichen Miene, und verſicherte mich ſo väterlich, daß er keinen meiner Wünſche, wenn ſie nur nicht ganz unmöglich wären, entgegen ſeyn wollte, daß ich ihm alles geſagt haben würde, wenn ich damals etwas gewußt hätte; aber ich wußte von nichts als von einem Geſpenſte, und ſowohl mir auch König Arthurs Geiſt gefiel, ſo kannſt Du doch wohl denken, daß ich mir ihn nicht von meinem Vater zum Gemahl ausbitten konnte. Ich zitterte, wenn ich an ihn dachte, und doch verfolgte mich ſein Bild wachend und im Traume. Da mein Vater ſahe, daß ich ſchwieg, wollte er nicht weiter in mich dringen, er drückte meine Hand und bat mich Zutrauen zu ihm zu haben, ihn als meinen Freund anzuſehen. Mit dieſen Worten verließ er mich, und ich verſenkte mich in ein Meer von Gedanken, die zu verwirrt und zu zahlreich waren, als daß ich ſie Dir jetzt, da ich wichtigere Gegenſtände habe, ſollte noch erzählen können, nur ſo viel muß ich Dir ſagen, daß es mir je länger je unwahrſcheinlicher vorkam, daß mein Unbekannter ein Geſpenſt ſey, und daß ich vor Verlangen ſtarb, ihn wieder zu ſehen und ihn näher kennen zu lernen. Mein erſter Ausgang geſchahe ſeinetwegen, ich hoffte ihn wieder zu erblicken und ihm tauſend Fragen vorzulegen, die ich wohl ſchwerlich Kühnheit genug gehabt haben würde, vorzubringen, wenn er wirklich vor mir geſtanden hätte. Meine Zaghaftigkeit zeigte ſich, ehe ich ihn noch zu ſehen bekam. Plötzlich fiel mir die Art ein, wie er mich zuletzt gefunden hatte, und es überfiel mich bey dieſer Vorſtellung eine ſolche Beſchämung, daß ich mein Geſicht verhüllte, ſchnell umkehrte, und mir vornahm, ſeinen Anblick auf das ſorgfältigſte zu meiden. So gieng mir es noch unterſchiedlichmal; wenn der Gedanke an ihn recht lebhaft in meiner Seele wurde, ſo gieng ich aus, ihn aufzuſuchen, und ſchnell trieb mich Furcht und Beſchämung in mein Zimmer zurück, ſo daß ich anfieng wie eine wahre Einſiedlerin zu leben, und die Gedanken an das Kloſter oft wieder in mir erwachen fühlte.

Du weißt, wie ſehr mein Vater die Jagd liebt, und wie geneigt er iſt, ſie für die beſte Aufheiterung des Gemüths zu halten: er ſah meine zunehmende Schwermuth, und wünſchte ſie auf dieſe

Art zu zerſtreuen. Unmöglich war mir es ihm zu folgen. Was für Vergnügen hätte ich, die gern jedem Geſchöpf Leben und Glückſeligkeit im verſchwenderiſchen Maaß mittheilen mögte, an dem Tode unſchuldiger Thiere finden können, und jetzt vollends, da mein erweichtes Herz durch alles doppelt gerührt wurde. Zudem, wie leicht wär es möglich geweſen, auf der Jagd meinen Unbekannten anzutreffen, und was für eine Miene würde ich in ſeiner und meines Vaters Gegenwart haben annehmen können? — Mein gütiger Vater ſah meinem Eigenſinn, wie er es nannte, nach, und überließ mich meiner Einſamkeit, die ich mehrentheils mit Thränen zubrachte, welche, ich wußte ſelbſt nicht über was, floſſen, und die ich nur am Abend trocknete, um meinen Vater bey ſeiner Rückkunft von der Jagd, mit heiterm Geſicht empfangen zu können. — Eines Abends — Himmel wie wird mir es möglich ſeyn, dieſen Abend zu beſchreiben — eines Abends kam er nach Hauſe, aber nicht allein, ſondern in Begleitung deſſen, den ich ſo ſehr zu ſehen wünſchte und fürchtete. Weis der Himmel wo ich Faſſung hernahm, mich bey dieſem Anblick mit leidlichem Anſtand zu betragen. — Hier, meine Tochter, ſagte er, indem er mir den Fremden vorſtellte, ich habe heute einen heißen Tag gehabt, und ich weis nicht, ob Du Deinen Vater wiedergeſehen haben würdeſt, wenn dieſer Jäger nicht gethan hätte, deſſen Gleichen, wie ich glaube, im ganzen Königreiche nicht iſt. — Ich war in ſolcher Verwirrung, daß ich vergaß zu fragen, worin die Gefahr meines Vaters beſtanden hatte, und erſt nachher erfuhr, daß ein fürchterlicher Eber, der den beyden Jägern nachgeführt wurde, mir meinen beſten Freund hätte entreißen können, wenn ihn nicht der geliebte Unbekannte gerettet hätte. Mit Empfindungen, die von Dankbarkeit, Freude, Erſtaunen, und ich weis nicht, was allen zuſammengeſetzt waren, nahte ich mich ihm, wollte ſprechen und konnte nicht, indeſſen er ſich in der nämlichen Verwirrung befand, und mein Vater über die ſtummen Verbeugungen, die wir einander machten, ſich des Lachens nicht enthalten konnte. — Doch was halte ich mich bey ſolchen Kleinigkeiten auf? Laß mich es kurz machen. Der Fremde, welcher kein Geiſt, ſondern ein wirklicher Menſch war, auch nicht Arthur, ſondern Henrich hieß, hielt ſich länger als eine Woche zu Klifford auf, ſuchte beſtändig um mich zu ſeyn, und wovon ſeine Geſpräche mit mir handelten, kannſt Du errathen. Er liebte mich, und ob ich ihn liebte, das würdeſt Du mich nicht fragen, wenn Du ihn kennen ſollteſt; doch

Du kennſt ihn ja! Zu ungeübt in den Regeln des Wohlſtandes, von denen Du mir immer ſchreibeſt, daß ſie bey ſolchen Gelegenheiten in der großen Welt in Acht genommen werden, ließ ich ihn mein Herz unverhohlen ſehen. Er verſicherte mich, daß er ohne mich nicht leben könnte, und ich ſcheute mich nicht, ihm das nämliche zu geſtehen, ja ich ſetzte noch hinzu, daß mein Vater mich zu ſehr liebte, als daß er daran denken ſollte, unſerer Liebe entgegen zu ſeyn. Hätteſt Du dieſe Kühnheit wohl in der blöden Roſemunde geſucht?

Mein Vater, der uns dem Anſchein nach völlige Freiheit ließ, aber demohngeachtet unſer Betragen immer genau beobachtete, und unſerer Liebe alſo gar bald inne ward, nahm mich eines Tages vor, entdeckte mir ſeine Muthmaßungen, und beſchwor mich, ihm nichts zu verhehlen, was in meinem Herzen war. Das Bekenntniß, das hierauf von meiner Seite folgte, kannſt Du errathen. Mein Vater erfuhr alles, von der erſten Erſcheinung König Arthurs an, bis auf die fatale Ueberraſchung im Bade; er belachte unſere Abentheuer, und dachte darauf, wie er ihnen noch dieſen Abend eine glückliche Wendung geben wollte. — Junger Menſch, redete er meinen geliebten Henrich an, ihr ſeyd zu blöde, ihr wißt was ich euch zu danken habe. Ihr liebt dieſes Mädchen, und wißt wie ſie euch wieder liebt, und ihr ſchweigt, und habt keine Bitte an ihren Vater zu thun? — O mein Vater, erwiederte Henrich, der Himmel weis, wie ſich mein Herz ſehnt, euch dieſen Namen mit Recht geben zu können, aber wie ſoll ich zu dieſem Glück gelangen? Kennt ihr die Schwierigkeiten, die ſich demſelben vielleicht auf meiner Seite entgegen ſetzen können? Wißt ihr, ob ich eines Standes mit euch, wiſſet ihr, ob ich nicht vielleicht bereits verheyrathet bin? Was den Stand anbelangt, erwiederte mein Vater, ſo dürft ihr euch nur entdecken, um mir allen Zweifel zu benehmen, oder vielmehr, da es wider brittiſche Sitten iſt, einem Gaſte ſeinen Namen abzunöthigen, mich nur überhaupt verſichern, daß ihr edel ſeyd. Für die frühere Verheyrathung bürgt mir eure Jugend; ein etwas wichtigerer Zweifel mögte vielleicht der ſeyn, ob nicht eine frühere Liebe, als die Liebe zu meiner Tochter — — Liebe? unterbrach Henrich meinen Vater, nein, beym Himmel und bey dem, der darinnen wohnt, und bey allem, was einem Ritter heilig und theuer iſt, Roſemunde iſt die Einige, die ich liebe, ich würde ſagen können, die Erſte, wenn ich nicht einige flüchtige Neigung für eine gewiſſe Hunbezaa von Montbarry gefühlt hätte;

aber ſie achtete dieſelbe nicht, ſie ſteht auf dem Punkte, ſich mit dem Grafen von Flandern zu vermählen. Ich verließ den Hof, um in der Einſamkeit meine Leidenſchaft zu vergeſſen, und ſah Roſemunden, um bey ihrem Anblicke zu erfahren, daß ich nur für ſie ein Herz habe, und daß meine Neigung für Hunbergen kaum den Namen der Liebe verdiente. — Henrich ſagte dies mit einem kleinen Unwillen, und mein Vater faßte freundlich ſeine Hand. Ritter, ſagte er, das iſt eine edle Offenherzigkeit, ich will ſie belohnen, und noch dieſen Abend ſoll Roſemunde eure Frau ſeyn; auch ſetze ich in euren Rang keinen Zweifel, denn wer ſeine Augen zu Hunbergen erheben darf, kann es gar wohl wagen an Roſemunden zu denken.

Siehe, Hunberga! ſo bin ich hinter Deine Geheimniſſe, hinter deine verſchmähten Liebhaber und hinter deinen Brautſtand gekommen. Dein Graf von Flandern muß wohl ſehr ſchön ſeyn, daß du ihn meinem Henrich haſt vorziehen können. O wie danke ich Dir, daß Du mir ihn überlaſſen haſt! Verzeihe mir, wenn ich unüberlegt ſchreibe; der Gedanke meines Henrichs Braut zu ſeyn, entzückt mich ſo, daß ich nicht weis, was ich ſage. Aber kannſt Du es denken, daß er etwas gethan hat, das mir bedenklich vorkommen könnte?

— Er wollte ſchlechterdings nicht eher meine Hand annehmen, bis er, wie er ſagte, meine Geſinnungen gegen ihn etwas beſſer geprüft hätte; und Du kannſt Dir die ſeltſamen Fragen, die er mir in dieſen Tagen vorgelegt hat, gar nicht vorſtellen; ich kann von manchen gar nicht abſehen, was er damit haben will. Heute konnte er mich ja fragen, ob ich ihm auch meine Hand geben würde, wenn er ein König wär. — Ich habe nach einigen Bedenken ja geantwortet, aber mir ſchlechterdings ausbedungen, daß ich dann nicht Königin, ſondern nur ſeine Frau ſeyn wollte, eine Erklärung, die ihn in ein ſolches Entzücken verſetzte, als ich faſt noch nicht an ihm geſehen habe. Seit der Zeit iſts immer, als wenn er mir etwas entdecken wollte, aber er hält zurück, und ich verlange nichts zu wiſſen, was er mir nicht freywillig ſagt. — Unſere Hochzeit ſoll auf ſein Bitten nicht länger aufgeſchoben werden; wir erwarten meinen Bruder von London, aber auch nicht einmal bis dahin, will Henrich unſere Vermählung ausſetzen.

X.

Ach Hunberga! Was für eine ſonderbare Wendung meines Schickſals! Wie wird mir das Glück, meines Henrichs Frau zu ſeyn, verbittert!

Seine Frau? Bin ich das auch wirklich? — Sollte ich nicht Gewiſſenswegen ihn verlaſſen? ihn nie wieder ſehen? — Nein nimmer nimmermehr will ich mich von ihm trennen! — Ich bin ſein, und weder göttliche noch menſchliche Geſetze ſollen mich von ihm reißen! — Ach Hunberga! was habe ich geſchrieben? — ich fühle es, ſie ſind gottlos dieſe Gedanken, aber noch einmal, ich kann ſie nicht wiederrufen, ich kann mich nicht von ihm trennen. Du wirſt denken ich roſe, wenn Du dieſes lieſeſt. Du haſt Recht, ich weis ſelbſt nicht, wie es mit mir iſt, die Welt kehrt ſich mit mir um, ich bin nicht mehr, die ich war, fühle und denke nichts, als daß ich Henrichs bin und es ewig bleiben will — —

Nach langer Zeit habe ich mich endlich ſo weit erholt, daß ich Dir die ſchreckliche Geſchichte, die mich ſo auſſer mich ſetzte, erzählen, daß ich Dir ſagen kann, wer mein Gemahl iſt. Doch das weißt Du ſchon, Du weißt wer mein Henrich iſt: Du verſchmähteſt ſeine Liebe nur darum, weil Du wußteſt, Du könteſt ſie nicht mit Recht beſitzen; aber ich? — Hunberga Du weißt, und mein Gewiſſen und der Himmel weis es, es war mir unbewußt, daß Henrich mein König, daß er der Gemahl einer andern war; ich erfuhr es erſt, da ich ſchon den heiligen unwiderruflichen

Eid geſchworen hatte, ſein und keines andern zu ſeyn, den Eid, den ich nicht brechen will, und wenn! —

Ach, ich bin ſchrecklich getäuſcht worden, und doch kann ich nicht wünſchen, daß es nicht geſchehen wäre. Freylich wenn mein Henrich mir ſeinen Stand, ſeine frühere Verbindung mit Eleonoren geſtanden hätte! — — Gottlob, daß er es nicht gethan hat: entweder ich hätte ihn geflohen und wäre zeitlebens unglücklich geworden, oder ich hätte mich wider mein Gewiſſen ihm doch ergeben, und hätte nicht wie jetzt die Entſchuldigung, daß ich ohne mein Wiſſen gefehlt habe, hätte nicht die Unwiederruflichkeit meines Eides, mich in dem Entſchluſſe zu ſtärken, ewig ſein zu ſeyn, und ihm nie die Hand zu entziehen, die ich ihm einmal gab. — Ich bin Henrichs rechtmäßiges Weib, mag Eleonore Königin ſeyn, ich verlache dieſen elenden Titel, gegen den Rang und das Glück, das mir das erſte giebt.

XI.

Ich habe Dir ſo viel geſchrieben, ſeit ich aus meinem Traume erwacht bin, und immer weißt Du noch nicht, was mich aus demſelben erweckte. Ich will verſuchen, ob ich Dir heute etwas davon ſagen kann, ich bin ja jetzt ruhiger. Wochen und

Monate ſind ſeit dem Sturm vergangen, den mein Herz ausgeſtanden hat, ich bin aus allen meinen vorigen Verbindungen geriſſen, bin allein in der Welt, allein mit meinem Henrich; vergeſſe, daß es noch andere giebt, die auf mich, oder ihn ein Recht haben, und bin in dieſer Täuſchung ſo glücklich, ſo glücklich, Hunderga!

Aber zu meiner Erzählung: doch nein, ich kann Dir es nicht umſtändlich erzählen, wo wollte ich Muth hernehmen, alles das, was mich ſo unglücklich machte, was ich mit Mühe überwand noch einmal zu durchdenken, es gleichſam noch einmal zu erleben? Alſo nur kurz.

Mein Bruder kam den Tag nach meiner Vermählung mit Henrich — König ſoll er in meinem Munde ewig nicht heißen — Man ſtellte ihm meinen Gemahl vor, er zitterte, ward bleich, und rief mit zuſammengeſchlagnen Händen! Der König? Eleonorens Gemahl? Henrich lächelte, nannte mich ſeine Gemahlin, und ſchwur mir die Krone aufzuſetzen, und ſich heute noch von Eleonoren zu trennen. Mein Bruder, der ſeine Hand an den Degen gelegt hatte, und meinen Gemahl mit einem wüthenden Blicke anſah, nannte dieſes die einzige Bedingung, unter welcher er ihm ſeine Schweſter gönnen würde. Was Henrich darauf ſagte, was mein Vater dachte, der nie am Hofe geweſen war, und nun erſt meinen Gemahl kennen lernte, das alles weis ich nicht, denn nicht ſo bald war ich im Stande, alles zu begreifen, was um mich vorgieng; ſo ſank ich empfindungslos zur Erde. — Ich erwachte nur, um von allen Seiten von neuen beſtürmt zu werden. Mein Bruder drang in mich, die Krone anzunehmen, die mir Henrich anbot und die ich verabſcheute, da ich ſie mit der Verſtoßung einer andern hätte erkaufen müſſen. Mein Vater quälte mich, meinen Gemahl zu verlaſſen, und ins Kloſter zu gehen, da in ſeinen Augen Eleonorens Verſtoßung und meine Ehe mit ihrem Gemahl gleich unrechtmäßig waren. Mein Henrich bat mich mit jedem ſeiner Blicke, mich nicht von ihm zu trennen, er nannte mich ſeine Königin und betheuerte, daß niemand als ich ins künftige dieſen Namen führen ſollte. Mit Abſcheu verwarf ich dieſen Vorſchlag, und willigte nur mit der Bedingung ein, ſeine Frau zu bleiben, daß er mir nie mehr etwas von demſelben ſagen mögte. Es iſt unglaublich, was ich in dieſer Zeit von meinem Vater und von meinem Bruder erlitten habe. Beichtväter und Aebtiſſinnen, auch die aus dem Marienkloſter ſind über mich geſchickt werden, aber keins von ihnen hat mich davon überzeugen können, daß ich meinen Eid brechen dürfe, oder daß es meinen

Henrich nicht ſo wohl erlaubt ſey, als den heiligen Patriarchen, zwo rechtmäßige Frauen zu haben. — Endlich hat mein Gemahl ſein königliches Anſehn gebraucht, mich aus meines Vaters Hauſe geführt und hieher nach Woodſtock gebracht. Mein Vater war erweicht bey unſerm Abſchied und gab mir ſeinen Seegen; aber mein Bruder blieb unerbittlich, er hat Klifford verlaſſen und iſt nach Frankreich gegangen. Ich hoffe, er wird zu ſchwach ſeyn, meinem Gemahl Unruhe zu verurſachen.

XII.

Das fehlte noch, Hunberga, daß auch Du mich beſtärkſt, und mir ſagſt, was mir ſo in manchen trüben Stunden einfällt, — deren ich viele habe, wenn mein Gemahl nicht bey mir iſt — daß ich mich mit ſüßen Träumen und ausgekünſtelten Spitzfindigkeiten täuſche, die weder vor dem göttlichen noch menſchlichen Gericht gültig ſind. — Ich bin alſo nicht Henrichs rechtmäßige Gemahlin? — Würde ichs denn mehr ſeyn, wenn ich eingewilligt hätte, wie ich noch täglich könnte, denn mein Gemahl wiederholt, ungeachtet meines Bittens, dieſe Vorſchläge noch immer — würde ichs mehr ſeyn, wenn ich ſeine Königin von ſeiner Seite verdrängte, und mich an ihre Stelle ſezte? Ja, dann würde jedermann die Königin Roſemunde anbeten, und die arme verſtoßne Eleonore verachten. — Siehe, ſo ſeyd ihr Weltleute, euren Gedanken nach läßt ſich manches Unrecht wieder gut machen, wenn man nur das Herz hat, es mit neuen größern Vergehungen zu häufen; wiewohl ich Dir nicht zutrauen will, daß Du mir ſo etwas zumutheſt, Du willſt nur, ich ſoll meinen Gemahl verlaſſen und eidbrüchig werden: — nur ſo eine Kleinigkeit, welches ich aber — ich wiederhole jetzt den Schwur, den ich meinem Henrich vor dem Altar leiſtete — nimmermehr thun werde.

XIII.

Du beſchwerſt Dich, Hunberga, daß ich Jahre habe hingehen laſſen, ohne Dir zu ſchreiben; aber ich habe es nicht gewagt, ich habe mich vor Deinen Antworten gefürchtet; denn wäre jemand im Stande, mich von meiner Schuldigkeit abzubringen, ſo wärſt Du es noch am erſten. — Nunmehr hoffe ich wirſt Du von ſolchen Verſuchen abſtehen, da meine Rechte auf meinen Gemahl verjährt, und durch mancherley Leiden, die ich um ſeinetwillen ausgeſtanden habe, beſtätigt ſind.

Die grauſame Eleonore! Du weißt, wie ich gegen ſie gehandelt habe, da ich ihr ſchaden konnte: Du weißt, daß ich ihr nichts raubte, als das, was ſie nie beſaß, das Herz ihres Gemahls, und doch fehlt es mir nicht an täglichen Beweiſen, daß ſie mir Unſchuldigen nach dem Leben trachtet. Meuchelmord und Vergiftung ſind mir in dieſen Jahren oft mehr als nahe geweſen; aber ich habe meinem Gemahl ſo viel davon verhehlt, als möglich war, um ihn nicht wider ſeine Königin zu erzürnen. Meine Leute müſſen indeſſen nicht ſo verſchwiegen geweſen ſeyn, denn ich ſehe, daß er außerordentliche Sorge für meine Sicherheit trägt; er ſagt mir die Urſach davon nicht, und ich frage nicht nach derſelben. Ich glaube wir verſtehen uns beyde, und hüten uns nur von unangenehmen Dingen zu ſprechen, um uns die ſüßen Stunden häuslicher Glückſeligkeit nicht zu verbittern. — Ich bin ſehr glückſelig, Hunbergа! Ich bin die Mutter zweyer ſchöner Knaben, der eine, mein Gottfried, von fünf Jahren, das lebendige Ebenbild ſeiner Mutter, ſpielt hier an meiner Seite, und der andre, Walter, der noch an der Bruſt liegt, läßt eben ſeine Stimme hören, und fodert meine Hülfe. — Ich habe ihn befriedigt, aber ich werde die Feder niederlegen, denn Gottfried fragt nach ſeinen Vater, und Walter verdoppelt ſein Geſchrey, als ob er ihn gleichfalls vermißte. — Seyd ſtille, meine Kleinen! bald wird er bey uns ſeyn, nicht in dem königlichen Glanze, in dem er die arme Eleonore beſucht, ſondern in der Geſtalt des Gemahls und Vaters, die ihn weit ſchöner ziert als ſeine Krone.

XIV.

O Hunberga! wie ſoll ich Dir danken für dieſe Ueberraſchung! Was waren das für ſelige Tage, die ich in Deiner Geſellſchaft zubrachte! — Was ſagſt Du zu meinen Zuſtande? Bin ich nicht glücklich? Iſt mein Gottfried nicht ſchön, wenn ſeine Mutter es jemals war? Und Walter, iſt er nicht das lebendige Ebenbild ſeines Vaters? — Und mein Gemahl, iſt er nicht ſo gut als wenn er kein König wär? — Mag mich doch die jetzige und die Nachwelt mit den gehäßigſten Namen brandmarken, mag ſie mir den ſüßen Namen, der rechtmäßigen Frau meines Henrichs ganz entreißen, mag mich die Königin verfolgen, und vielleicht endlich gar hinrichten; für ſo eine Glückſeligkeit, als ich genieſe, läßt ſich ſchon etwas aufopfern. — Ich ſchreibe Dir diesmal nicht blos, um Dir für Deinen Beſuch zu danken, ſondern um Dir zu klagen, daß Eleonore anfängt, auch meinen Kindern nachzuſtellen. Ich hatte ſie neulich mit ihren Wärterinnen ins Freye geſchickt, da geſellt ſich ein Mann zu ihnen, der die Kinder bewundert, liebkoſet und nach ihren Namen fragt, meinen Walter nimmt er auf den Arm, und läuft als ſich die

Wärterin nur ein wenig umſieht, mit ihm ins dicke Gebüſch, wo er ihn, als er ſieht, daß er verfolgt wird, hinwirft und verſchwindet. Eben ſo iſt mirs beynahe auch ſchon mit Gottfrieden gegangen, und meine Leute haben die Räuber gekannt, daß ſie von der Königin Bedienten, und zwar keine von den geringſten geweſen ſind. — Ich werde die Kinder nicht mehr dürfen allein ausgehen laſſen. —

XV.

Ich könnte Dir viel von den boshaften Anſchlägen dieſer Eleonore auf mich und meine Kinder ſagen, aber was hilft das Klagen? — Wiſſen mögte ich nur, was ſie wider uns, vornehmlich wider die letzten hätte. Denkt ſie vielleicht, ſie werden ihren Söhnen dereinſt Eintrag thun? — Es müßte durch ihre Tapferkeit geſchehen, durch ihre Macht gewiß nicht, denn der König hat bereits alle ſeine Länder unter Eleonorens Kinder ausgetheilt, ſo daß er den meinigen faſt nichts mehr zu geben hat. Ich zürne nicht darüber: ich könnte es vielleicht mit einer einigen Bitte ändern, denn was würde mir mein Henrich wohl abſchlagen, aber nein; mögen-doch andre alle Herrlichkeiten der Welt hinnehmen, wenn uns nur die Liebe unſers Gemahls und Vaters bleibt.

Henrich liebt Eleonorens Söhne auch von Herzen, und ich misgönne es ihnen nicht, ob ich gleich zuweilen denke, daß ſie es nicht ſo verdienen wie die meinigen. Von den drey jüngſten, welche er einmal zu mir gebracht hat, ohne daß ſie wußten wo ſie waren, gefällt mir keiner, als der einige Richard, zwar ein ſtörriger wilder Knabe, der meinem Gottfried tauſenderley kleinen Verdruß anthat; aber er gefällt mir doch nicht übel, er hat etwas großes und edles an ſich, und ſieht ſeinem Vater ſehr ähnlich. Die beyden andern, deren der eine auch Gottfried und der andere Johann heißt, könnte ich nicht ausſtehen. Der erſte ließ es nicht in ſeinen Spielen bey kleinen Neckereyen bewenden, ſeine Poſſen arteten oft in Boßheit aus, und der andere, dem Anſchein nach ſtill und gedankenlos, zeigt manchmal unvermerkt ſo einen heimlichen Tück, daß ich mir nicht viel gutes von ihm verſprechen könnte. Mein Gottfried, welcher, wie du weiſt, ſtill und fromm iſt, war froh da er dieſe unruhigen Spielgefährten los ward, und der kleine Blondel von Nesle, der immer bey meinen Kindern iſt, kann nicht aufhören von den Untugenden der drey fremden Knaben zu ſprechen.

Mein Gemahl hat noch einen Sohn, der ſchon ziemlich erwachſen iſt, den er ſehr liebt, und den er neulich auf Verlangen der Königin zu seinen Nachfolger hat salben laſſen. Er ſoll ſehr groſſe Eigenſchaften, und vornehmlich viel Wiz und Lebhaftigkeit beſitzen. Mein Gemahl, deſſen Namen der junge Prinz führt, erzählte mir neulich einen, ſeinen Gedanken nach, ſehr artigen Einfall von ihm, den ich Dir herſetzen will, damit Du ihn beurtheilen kannſt.

Um die Salbungsfeyer des jungen Henrichs zu verherrlichen, ließ ſich der König, ſein Vater herab, ihm den erſten Trunk zu überreichen, und ſprach lächelnd zu ihm: Ob er wohl glaubte, daß je ein junger König ſo königlich ſey bedient worden? — Ich finde es nicht auſſerordentlich, antwortete der junge Henrich, daß der Sohn eines Grafen, dem Sohne eines Königs aufwartet! — (Du weiſt Hunberga, daß mein Gemahl kein Königsſohn iſt.) — Der König hatte über dieſe Antwort gelacht, und ſeinen Sohn gelobt, daß er ſtolz auf ſeine Herkunft ſey; aber ich finde etwas kühnes, rebelliſches in derſelben, das meinen Gedanken nach nicht hätte ungeahndet bleiben ſollen.

Was geht mich übrigens dieſes an, wenn nur meine Söhne ihren Vater nie betrüben. Andre zu beurtheilen iſt mir nicht erlaubt, wenn ich nicht das Anſehen von Neid und Eiferſucht haben will; auch hüte ich mich wohl, meinem Henrich mit ſolchen Anmerkungen zu kränken.

XVI.

Eile, Hunberga! eile zu mir, ich habe Deine Hülfe nöthig. Wenn ich meinen Walter retten will, ſo muß ich ihn Deinen Händen anvertrauen, wozu ich auch ſchon von meinem Gemahl Erlaubniß habe. — Die böſe böſe Königin hat mir meinen ältesten Sohn geraubt; ſie iſt ſelbſt bey mir geweſen hat mich mit Schmähungen überhäuft, und meinen Gottfried mit ſich genommen. Zum erſtenmal habe ich meinen Gemahl um Rache wider ſie angefleht; aber er kann nichts thun, die Hände ſind ihm gebunden, und Eleonorens Macht iſt durch die Gewalt, die er nur gar zu unvorſichtig in die Hände ihrer Söhne gegeben hat, ſo verſtärkt, daß er ſich ſelbſt vor ihr fürchten muß.

Mein Henrich hat mir indeſſen heilig verſprochen für meine Kinder zu ſorgen, für Gottfrieds Leben zu wachen, und ihm, dafern er, wie ſein ſtilles Weſen faſt vermuthen läßt, wenn er erwachſen iſt, Neigung zum geiſtlichen Stande zeigen ſollte, eines der beſten Biſthümer im Lande zu geben. Dein künftiger Pflegeſohn, mein Walter, ſoll die Grafſchaft Anjou haben, und mein Gemahl will Dir, als ſeiner Vormünderin, die nöthigen Verſicherungen darüber in Deine Hände liefern. — Ach mein Walter, armes, kleines fünfjähriges Kind! wirſt du das jemals erlangen, was dein Vater dir zudenkt, und deine Mutter dir ſo heiß, ſo herzlich wünſcht?

*) XVII.

Ich danke Dir, Hunberga! für alles was Du in dieſen Jahren an meinem Walter gethan haſt. Mit Ungeduld ſehe ich dem Zeitpunkte entgegen, da ich dieſes theure Kind, und Dich, ſeine zweyte Mutter wiederſehen ſoll; ob ich ihn doch erleben werde? — Ach, mein Herz iſt jetzt allen traurigen Ahndungen offen. — Meinen Gemahl werde ich jetzt in langer, langer Zeit nicht wiederſehen; er zieht nach Frankreich, um Eleonorens ungehorſame Söhne zu züchtigen; o daß doch nie die meinigen ihrem Vater ſolches Herzeleid machen! Mein Fluch müſſe ſie treffen, wenn ſie je ihren Vater und König beleidigen! Eine fröhliche

---

*) Wir laſſen hier unterſchiedliche von Roſemundens Briefen aus, welche ſie in den erſten Jahren von Walters Aufenthalts zu Montgen an Hunbergen ſchrieb, weil ſie nichts von Wichtigkeit enthalten.

Zeitung hat mir mein Gemahl doch beym Abſchiede gebracht. Mein Sohn Gottfried iſt nach ſo vieljährigen fruchtloſen Nachſuchen wiedergefunden. Die Königin hat ihn in einem Kloſter erziehen laſſen, und mein Gemahl hat ihn nicht ſo bald entdeckt, welches durch einen Zufall geſchehen iſt, als er ihn herausgenommen und zu meinem Vater gebracht hat, welcher alles weis, was der König mit ihm im Sinne hat. — In wenig Tagen ſoll ich dieſe beyden lieben Perſonen, meinen Vater und meinen Sohn wiederſehen. Stelle dir vor, wie ich mich nach dieſem Augenblicke des Wiederſehens ſehnen mag!

XVIII.

Es iſt unmöglich Dir zu beſchreiben, was ich fühlte, als ich die Beyden in meine Arme ſchloß, welche mir nach meinem Henrich die Liebſten auf der Welt ſind. Meinen Vater, o dieſen theuren ehrwürdigen Greis, der mir alle meine Vergehungen vergiebt, mich ſegnet, und wie er ſagt, am Rande des Grabes nicht mehr zürnen kann, und meinen Sohn, von dem ich Dir indeſſen doch geſtehen muß, daß er mir nicht ganz gefällt; ich glaube mein feuriger, heldenmüthiger Walter, wird mehr nach meinem Geſchmack ſeyn. Gottfrieds Aehnlichkeit mit mir, hat ſich in dem Alter von achtzehn Jahren, das er nunmehr erreicht hat, völlig entwickelt, und ich möchte faſt ſagen; daß er für eine Mannsperſon zu ſchön iſt; aber ſo angenehm auch ſein Aeuſſerliches ſeyn mag, ſo bin ich doch nicht mit ſeinem Geiſte zufrieden. Sie haben das wenige Feuer, das er beſaß, im Kloſter vollends ganz unterdrückt. Er hat ein Herz wie ein Engel, aber er taugt, was ſeine übrigen Talente anbelangt, meines Erachtens in keinen Stand als in den geiſtlichen, gut, daß ſein Vater hierinnen für ihn geſorgt hat; das Biſthum von York, oder von Lincoln wird ihm nicht entfliehen. Lebe wohl, Hunberga! und mache Dich gefaßt auf die erſte Nachricht von meines Gemahls Wiederkunft aus Frankreich, mit unſerm Walter nach England zu kommen, damit ihm das, was ihm ſein Vater beſtimmt hat, zu Theil werde. Wie werde ich mich freuen, wenn ich den Liebling meines Herzens als Grafen von Anjou werde umarmen, und ihn vor den Nachſtellungen ſeiner Stiefmutter völlig werde geſichert ſehen können. — O, daß die Stunde des Wiederſehens ſchon geſchlagen hätte; Noch einmal, ob ich ſie doch erleben werde!

XIX.

Du ſchriebſt mir in vorigen Zeiten, unter andern kleinen Anekdoten, von meinem Walter, daß er ſo ſehr in die Geſchichte von Fredegundens Verfolgungen gegen ihren Stiefſohn verliebt wär, und Du weiſt, was ich damals für Vergleichungen zwiſchen dieſer alten Tradition, und Eleonorens Nachſtellungen wider meine Kinder machte. Jetzt ſchwebt mir dieſe Geſchichte unaufhörlich in den Gedanken, oft habe ich ſie ſogar geträumt, nur mit dem Unterſchiede, daß in meinem Traume, die Perſon, welche unter Fredegundens Grauſamkeit erliegt, kein Klodowig, ſondern eine Roſemunde iſt. Ja gewiß, Hunberga! mehr als einmal habe ich im Traume mich ſelbſt unter Fredegundens Dolchſtichen fallen, oder von ihr mit Ketten beladen, an einem Gifttrunke ſterben ſehen. Wunderliche Träume! Wenn ſie mir Eleonoren als meine Verfolgerin vorſtellten, ſo wüßte ich es zu erklären; aber die Träume mahlen alles nur halb, und wer weis was dieſe bedeuten. — Du wirſt dieſen Brief für eine Einladung halten mit unſerm Walter nach England zu kommen; aber es iſt noch zu zeitig, mein Gemahl iſt noch nicht aus Frankreich zurück, und ich kann mich kaum ſelbſt vor meinen Verfolgern ſchützen, wie viel weniger meinen Walter. Bleib alſo noch zur Zeit wo Du biſt, komm aber auf meine erſte Anfoderung.

Noch eine traurige Neuigkeit: Des jungen Blondels Vater, mein alter Beſchützer und Aufſcher, der Ritter von Nesle, iſt dieſe Nacht plötzlich geſtorben; ſiehe, ſo wird mir eine Stütze nach der andern entriſſen. Ach, daß mein Henrich wieder bey mir wäre!

Sechſtes Kapitel.

Der Ritter von Staufen weckt Waltern aus ſeinen Träumereyen.

Entzückt, erſtaunt, gekränkt, und bis in das Innerſte ſeiner Seele erſchüttert, durchlas der Sohn der ſchönen Roſemunde dieſe Blätter. Dieſe theuren Züge einer Hand, die er nie hatte kuſſen können; dieſe Ausbrüche der edelſten Mutterliebe, die er nie mit kindlichen Gefühlen hatte erwiedern können; dieſe Tugenden, die einer Heiligen würdig waren, und die hier keine Belohnung fanden, verſetzten ihn in einen Sturm von Empfindungen, unter denen er faſt erliegen mußte, und die durch das Bild der unglücklichen Roſemunde, welches ihm die Schreiberin dieſer Blätter wie gegenwärtig vorſtellte, bis auf den höchſten Grad getrieben wurden. Niemand kann begreifen, was Walter in dieſen feyerlichen Stunden empfand, welcher nicht in einer jemals erklären. Miſchte ſich in ſolche Vorſtellungen nun vollends das Bild ſeiner Matilde, ſo gerieth er in einen Wirbel von gefaßten und verworfenen Entſchlüſſen, von Wünſchen, von Planen für ſein künftiges Leben, deren Ende er oft nicht abſehen konnte, und von denen er ſich mit Gewalt losreißen mußte. — In ruhigern Stunden kam denn auch wohl der Gedanke an ſeine Brüder an die Reihe, die er wegen des Herzeleids, das ſie ſeinem Vater machten, haßte, und die er doch zu kennen wünſchte, weil er hoffte, ſie durch ſein Beyſpiel zu ihrer Schuldigkeit zurückzubringen. Für Richarden fühlte er etwas, das aus Zuneigung und Widerwillen zuſammengeſetzt war; Zuneigung wegen der großen Eigenſchaften, die niemand an ihm verkennen konnte, und Widerwillen, vielleicht allein wegen der Undankbarkeit gegen ſeinen König und Vater, vielleicht auch größtentheils, denn wer kennt die Tiefen des menſchlichen Herzens, weil er ihn als ſeinen Mitbuhler bey Matilden kannte.

Roſemundens erſten Sohn, ſeinen rechten Bruder Gottfried, wünſchte er vornehmlich wegen der Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter zu kennen, die ſie ſelbſt ihm beylegte, und auf dieſe Art war er mit ſeinen Gedanken an dem Orte, wo er lebte, ſo wenig gegenwärtig, war immer ſo ſehr mit tauſend Vorſtellungen von abweſenden Dingen beſchäftigt, daß die Reiſe nach dem gelobten Lande zu Ende gieng, und ſie bey Joppe landeten, ehe er nur ſo viel Zeit gefunden hatte, ſeinem Freunde Konrad, einen kleinen Theil von dem, was in ſeinem Gemüthe vorgieng zu entdecken.

Der Ritter von Staufen hätte den Träumereyen ſeines Freundes ſo lange nachgeſehen, als er wußte, daß er keine wichtigern Dinge durch dieſelben verſäumte, jetzt dünkte es ihm Zeit zu ſeyn, ihn aus denſelben zu erwecken, und ihn zu erinnern, daß er in einer andern Welt lebte, als in derjenigen, welche ihm ſeine Einbildungskraft mahlte.

Ritter! ſagte er zu ihn, ſend ein Mann, reißt euch von dem kindiſchen Zeitvertreibe los, mit welchem ihr nun ſchon ſo manche Woche zugebracht habt. Das ſchöne Bild, vermuthlich der Abriß eurer Geliebten, das ihr Tag und Nacht betrachtet, und der Wuſt von Papieren, der euch immer umringt, und der vermuthlich von ihrer Hand beſchrieben ſeyn mag, ungeachtet ich nicht weis wie ein Weib ſo viel ſchreiben kann, alle dieſe Kleinigkeiten ſchicken ſich nicht für einen Ritter des heiligen Kreuzes. Noch einmal, beſinnt euch, und nehmt eure alte Lebensart wieder an wenn ihr nicht wollt, daß alle eure Ritter euch verkennen, ähnlichen Lage mit ihm geweſen iſt, und wie ſchwer iſt ſichs eine ähnliche zu denken! — Er las die Denkmale von den Empfindungen ſeiner Mutter und von ihren Schickſalen, er las ſie wieder, und der Mond war ſchon lange ins Meer geſunken, die Dämmerung fieng ſchon an die Sterne zu verjagen, als er noch immer ſich nicht von ſeinen Betrachtungen, welche ihm faſt eben ſo viel Zeit hinwegnahmen als das Leſen, losreißen konnte. Von ſo mancherley Gefühlen ermattet, warf er ſich endlich auf ſein Lager; aber unmöglich war es ihm ein Auge zu ſchließen, oder überfiel ihn ein leichter Schlummer, ſo ergänzten ſeine Träume den Schluß, der an Roſemundens Geſchichte fehlte. ſo zeigten ſie ihm ſeine Mutter, wie ſie unter den Streichen ihrer Feindin fiel, oder ſie wiederholten ihm die Worte, die Hunberga zu ihm ſagte, als ſie ihn nach den ſtöchadiſchen Inſeln ſchickte, und die ihm ſeit der Zeit immer unauslöſchlich in den Gedanken geblieben waren: **Deine Mutter iſt grauſam, grauſam ermordet, o wenn du jemals ein Schwert führen lernſt, wenn ein Funken von dem Muthe deines Vaters in deiner Seele glimmt, ſo räche, räche ſie!** Voll Schrecken fuhr er dann aus ſeinem halbwachenden Schlummer auf, und ſank in denſelben zurück, um ſeine Hände in Eleonorens Blute zu baden; aber immer wars, als wenn ſeine Mutter ihm den über ihre Feindin gezuckten Dolch entriß, und um Schonung für ſie flehte — Auf dieſe Art verträumte er nicht allein dieſe, ſondern auch viele folgende Nächte. Die Tage waren dem Leſen von Roſemundens Briefen gewidmet, und man kann wohl nicht fragen, ob bey Beſchäftigungen von dieſer Art, ihm die letzte Hälfte ſeiner Seereiſe ſo lang ward, als die erſte. Wie viel fand er in der Geſchichte ſeiner Mutter noch zu beherzigen, als der erſte Sturm der Empfindungen, welche bloß dieſe Theure zum Gegenſtande hatten, ein wenig geſtillt war. Sein Vater war nun der erſte, der ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er war zwar nicht in allen mit ihm zufrieden, er meinte was viele meiner Leſer auch meinen werden, daß er in vielen Stücken hätte anders handeln ſollen; aber ſein Herz ward doch durch den ſüßen Vaternamen ganz zu ihm hingezogen, er brannte vor Begierde ſich zu ſeinen Füßen zu werfen, und den Seegen von ihm zu fodern, den er mehr als die meiſten ſeiner Kinder zu verdienen glaubte. — Der Gedanke, der Sohn eines großen Königs, und der Erbe eines mächtigen Landes zu ſeyn, kam nach und nach auch an die Reihe; er verweilte mit Vergnügen bey demſelben, und konnte ſich nun Hunbergens Widerwillen gegen ſeinen jetzigen Stand beſſer als und ich ſelbſt weniger von euch halte als ich gern wollte. — Was für ein unſeliger Einfall von dieſer Hunberga; daß ſie euch ſolch weibiſches Zeug in die Hände gab; und warum ließ ich mich doch mit ihren Aufträgen ein, ich hätte doch wiſſen ſollen, daß man von Weibern nichts als Unheil und Verwirrung zu gewarten hat.

Konrad hätte gute Zeit zu dieſer und noch einer viel längern Strafpredigt gehabt; denn Walter ſchien ihn anfangs nicht zu hören, und lieh erſt am Ende ſeinen Worten ſo viel Aufmerkſamkeit, daß er inne ward, was er meynte. — Ach Konrad rief er mit einem tiefen Seufzer, du verkennſt mich! ja es iſt wahr, ich liebe; aber nie ließ ich mich von meiner Leidenſchaft ſo hinreißen, daß ich meine Pflichten darüber vergaß. — Der Zuſtand, in welchem du mich bisher geſehen haſt, iſt die Folge eines Triebes, der, wenn er auch nicht ſtärker iſt als das, was man Liebe nennt, doch meinen ganzen Weſen ſo tief eingewebt iſt, alle ſeine Kräfte ſo im Innerſten erſchüttert, daß — doch du ſollſt einſt alles erfahren. — Jetzt — zum Beweiß, daß ich dir folgen, daß ich mich von mir ſelbſt loßreißen will, um meine Pflicht zu thun, ſo nimm hier alle dieſe Dinge hin die dir ſo ärgerlich ſind, verwahre ſie ſo wohl, wie du ehemals den gefangenen Nureddin verwahrteſt, und gieb mir ſie nicht ehe zurück, bis du ſelbſt urtheilen wirſt, daß mir es erlaubt ſey, mich von den Gedanken an das allgemeine Beſte loszureißen, und einige Zeit, nur eine ganz kurze Zeit, mir ſelbſt zu leben. Mit dieſen Worten pakte er Roſemundens Briefe zuſammen, küßte ihr Bild, vermachte es in die goldne Kapſel, und überließ beydes Konraden, indem er noch hinzuſetzte: Dich an den Reizen dieſes Bildes zu weiden, kann ich dir nicht verbieten; aber die Briefe bitte ich dich nicht eher zu leſen, bis ich dies vergönne. Sehr wohl, erwiederte der Ritter von Staufen mit Lachen, ich kann euch um ſo viel beſſer verſprechen, euer Verlangen zu erfüllen, da ich zwar ſehr gut ſehen, und Schönheit bewundern, aber nur ſehr ſchlecht leſen kann.

Was auf dieſes Geſpräch zwiſchen Konrad und Walter erfolgte, davon meldet meine Urſchrift nichts Ausführliches, ſie ſagt nur ſo viel, daß der Sohn der ſchönen Roſemunde, von dieſem Augenblick an, ganz wieder ſich ſelbſt gleich, kein Träumer mehr, ſondern ein Held war. — Die Völker wurden bey Joppe ausgeſchifft, und da die ganze Gegend von nichts als von dem unglaublichen Fortgang ſprach, den Saladins Waffen zum Nachtheil der Chriſtenheit hatten, die nöthigen Maasregeln der Behutſamkeit genommen, um den Feinden nicht unvorbereitet in die Hände zu kommen.

Walters Abſicht war es indeſſen nicht, ſich vor Saladin zu verſtecken; er hatte nicht ſobald ſich in die gehörige Verfaſſung geſetzt, als er ihm muthig entgegen gieng. — Das Land rund umher war von der Macht der Sarazenen überſchwemmt, und er mußte ſich durch zwey verſchiedne feindliche Heere durchſchlagen, ehe er nach Akkon kam, wo er ſeinen Freund, Gerhard von Riedeſſer zu finden, und von ihm nähere Auskunft über den Zuſtand der Sachen im gelobten Lande zu erhalten hofte. — Er ließ ihm ſeine Ankunft durch Konraden melden, und ward von ihm und den wenigen Tempelherren die ſich zu ihm hielten, mit ſeinen Völkern wie im Triumph nach Akkon eingeholt.

Mein Gott! rief Walter als er mit Konrad und Gerhard allein war, was hat immermehr unſer Orden in der langen Zeit unſerer Abweſenheit gemacht, und wie iſt es möglich, daß Saladin die Oberhand auf ſo eine erſtaunende Art hat erhalten können? Gerhard zuckte die Achſeln, und erzählte unſern Helden, das, was er in wenig Tagen zu Jeruſalem mit eignen Augen ſah, und was meine Leſer mit ihm ſehen ſollen.

Walter verließ Akkon, und hinterließ daſelbſt den dritten Theil ſeiner Leute, damit man hier dem Einbruch der Sarazenen deſto beſſer widerſtehen könnte. Meine Leſer wundern ſich, daß er hierinnen ſo eigenmächtig handeln durfte; aber er erinnerte ſich an das, was ihm der alte Robert Burgundio hatte ſagen laſſen, und nahm ſich vor, da er eine ziemlich anſehnliche Macht auf ſeiner Seite hatte, überall ſo zu handeln, wie es ihm zum Beſten der Chriſtenheit am zuträglichſten dünken würde, ohne die vielleicht zu ſpät kommenden, vielleicht nicht zum Beſten gemeynten oder unüberdachten Befehle des Großmeiſters zu erwarten. Ob ſich in dieſen Entſchluß nicht vielleicht auch ein Funken Privathaß miſchte, wer kann das errathen? — Genug, Walter handelte in dieſem Stück unſern Gedanken nach nicht unrecht, ſeine Bewegungsgründe mogten übrigens ſeyn welche ſie wollten.

Die ganze Gegend von Akkon bis nach Bethabara war durch die Wuth der Sarazenen verheert, und das Elend, das unſer Held in dieſem Bezirk antraf, und dem er bey weiten nicht ganz abhelfen konnte, iſt unausſprechlich. — Je näher er der Hauptſtadt kam, je ruhiger und lachender wurde, die Ausſicht ringsumher; Die frommen und andächtigen Seelen unter ſeinem Volk huben ihre Hände auf, und behaupteten, daß Saladin keine Macht über dieſen geheiligten Boden hätte, welcher durch eine beſondere göttliche Macht geſchützt würde; aber Walter ſchwieg, und ſahe die

Liſt des ſchlauen Saladins vollkommen ein, welcher ſeinen Vortheil in der Schlafſucht die zu Jeruſalem herrſchte, erkannte, und ſich wohl hütete, dieſelbe vor der Zeit, ehe ſeine Anſchläge zur Reife gekommen wären, zu ſtören.

Unſer Held konnte ſeinen Einzug zu Jeruſalem mit ſeinem ganzen Heer, ſo groß es auch war, ungehindert halten, und er ließ ſeine Ankunft bey dem Großmeiſter, welcher wie wir wiſſen ſich jetzt bey Hofe aufhielt, eher anſagen, ehe er noch das Geringſte von derſelben erfahren hatte. — Immer hatte er von Terrikus die Meynung gehabt, daß er ſich weit beſſer zum Hofmann als zum Ritter ſchickte, und er hatte ihn recht beurtheilt. — Meine Leſer wiſſen ſeit unſern letzten Beſuch bey der Gräfin von Flandern, was dieſen Ritter in den Tempelorden brachte; nicht Frömmigkeit, nicht Eifer für die Religion, nicht Trieb zu großen Thaten; verſchmähte Liebe, und Wunſch, dem [illegible]en er zu ſchaden ſuchte, immer nahe zu ſeyn, hatte ihn angetrieben das Kreuz zu nehmen, das Odo damals angenommen hatte. Erſt nach und nach geſellte ſich zu der Begierde, ſich an dieſem großen Manne zu rächen, Ruhmſucht und Trieb nach Größe. Tapfer von Natur, war es ihm leicht Heldenthaten zu thun, um einen Rang zu erlangen, zu deſſen Erreichung er nebenher es nicht an tauſend Kunſtgriffen und Ränken fehlen ließ. Die ſen Trieb zur Kabale hatte unſer Walter längſt vorher an ihm entdeckt, ehe er ihn in der Geſchichte von Odos Befreyung noch deutlicher kennen lernte, und dieſer Trieb war es eben, den unſers Helden edles ofnes Herz eines Ritters unwerth erkannte, und warum er von jeher geglaubt hatte, Terrikus ſtünde als Tempelherr nicht an ſeinem rechten Orte. Nun hatte der Ritter von Tremelai endlich den Poſten erreicht, nach welchem er ſo lange geſtrebt hatte; Macht, Ruhm und Hoheit war ſein, und er nahm ſich vor, dieſe Güter in vollem Maaße zu genießen, und ſie zu Erlangung eines noch größern Guts, des ſchwelgeriſchen Vergnügens zu gebrauchen, welches eigentlich die Hauptgottheit ſeines Herzens war. Er war nicht ſobald in ſeiner neuerlangten Würde befeſtiget, als er Gerharden, deſſen Redlichkeit er traute, ob er ihm gleich als Walters Freunde von Herzen feind war, die Beſchützung des unruhigen Poſtens zu Akkon überließ, ſeine übrigen Ritter, ſo vortheilhaft er konnte, im Lande herum vertheilte, um der Macht der Sarazenen Einhalt zu thun, und nebſt denen von den Brüdern, welche ſeine Lieblinge waren, und mit ihm einerley Göttin, das Vergnügen anbeteten, nach Jeruſalem zog, wohin ihn ſchon lange die Einladungen Sybillens und des Patriarchen, und des Grafen von Flandern, ſeiner Freunde, gelockt hatten. Schon geraume Zeit lebte er daſelbſt, berauſchte ſich in tauſendfachen Freuden, verſchloß ſeine Augen gegen die wachſende Gefahr, und brauchte für die Klagen der Bedrängten, die doch zu Zeiten vor ſeine Ohren kamen, Palliative, die nicht im Stande waren, das Uebel aus dem Grunde zu heben. — Er glaubte in ſeiner erhabenen Stelle ſo feſt zu ſitzen, daß ihn nichts aus derſelben verrücken könnte, demohngeachtet fühlte er einen kleinen Schauer, als er Walters Namen hörte, der ſich bey ihm melden ließ, und noch mehr als er ihn mit einem Gefolge, und mit einem Anſtand eintreten ſahe, welcher ihm zeigte, daß er ſich nicht vor ihm fürchtete, und daß er es nicht würde wagen dürfen, das Geringſte von dem, was er ſich während ſeiner Abweſenheit ausgeſonnen hatte, öffentlich wider ihn vorzunehmen; er hielt es für das Beſte, ſeine alte Maſke der Freundſchaft wieder vorzunehmen, und empfieng ihn mit offenen Armen.

Walter hatte von jeher ein majeſtätiſches Anſehen, welches nur zuweilen durch einen Gedanken an ſeine unbekannte Geburt ein wenig niedergeſchlagen ward; jetzt da er ſich als den Sohn eines Königs kannte, da er wußte, daß er zum Beherrſcher einer Landſchaft beſtimmt wär, die er weder gegen Philips Grafſchaft, noch gegen Balduins wankendes Königreich hätte vertauſchen mögen, jetzt fühlte er ſeine Größe doppelt. Er gieng daher wie ein König, nichts war, das ſeinen Muth niederſchlug, und er nahm Terrikus Freundlichkeit nicht als Herablaſſung des Großmeiſters gegen einen ſeiner Ritter, ſondern als Huldigung an, die der Herr von Tremelai dem Sohn des Königs von England ſchuldig war. — Walter ſetzte ſich dem Großmeiſter gegen über, beyde ſchwiegen lange, bis endlich unſer Held das Wort nahm, und anſtatt daß Terrikus ihn hätte über die Geſchäfte, die Walter in Europa ausgerichtet hatte, befragen ſollen, ſo foderte dieſer Rechenſchaft von ihm wegen des verwirrten Zuſtandes in Paläſtina. Es wurden viel Worte über dieſen Gegenſtand gewechſelt, bey welchen Walter aber, um den Großmeiſter vor ſeinen Rittern zu ſchonen, und die vorgeſchriebene Ehrerbietung gegen ſein Oberhaupt nicht ganz aus den Augen zu ſetzen, immer in gewiſſen Schranken der Mäßigung blieb, Terrikus hingegen ſich ſo ſorgfältig hütete, unſern Tempelherrn nicht aufzubringen, daß man ganz friedfertig auseinander gieng. — Terrikus lud Waltern vor dem Abſchiede noch zu einem Feſte ein, welches dieſen Abend bey der Königin ſollte gehalten werden; denn, ſagte er, es iſt nöthig, daß ihr euch bey ihr vorſtellen laſſet; ihre Macht iſt bey der Minderjährigkeit ihres Sohnes groß, und wir dürfen es auf keine Weiſe mit ihr verderben; ihr ſehet, daß ich mich ſelbſt mehr nach den Sitten dieſes Hofs bequemen muß als mir vielleicht der ſtrengſten Beurtheilung nach geziemet, und als mir ſelbſt angenehm iſt. Bey Endigung dieſer Worte warf er einen beſchämten Blick auf ſeine Kleidung, welche zwar die gewöhnliche Ordenstracht, aber ſo unendlich verfeinert und verziert, ſo ganz nach höfiſchen, faſt möchte ich ſagen nach frauenzimmerlichen Geſchmack eingerichtet war, daß man dem, der ſie trug, die Begierde zu gefallen, — bey einer Dame würde man es Coquetterie nennen — deutlich anmerkte. Walter warf einen Blick auf die Kleidung des Großmeiſters, erröthete für ihn, und entfernte ſich mit ſeinem Gefolge, nachdem er auf wiederholte Bitte des Großmeiſters verſprochen hatte, dieſen Abend bey Hofe zu erſcheinen.

Siebentes Kapitel.

Der Hof zu Jeruſalem.

Es koſtete Waltern viel Ueberwindung ſein Verſprechen zu halten, und ſich einer Perſon vorſtellen zu laſſen, von der er ſo viel gehört hatte, daß er ſie verachtete, und zu einer Zeit bey einem Feſte zu erſcheinen, da vielleicht ſeine Brüder in Lebensgefahr waren. Konrad von Staufen und die zehn engliſchen Ritter, welchen der Großmeiſter, um Waltern und ihnen zu ſchmeicheln, zum Andenken der Schlacht da ſie das Kreuz retteten, den Namen Belfort beygelegt hatte, ſollten ſeine Begleiter ſeyn. — Sie fühlten den nämlichen Widerwillen vor der Ceremonie die ihnen bevorſtand, wie unſer Tempelherr, und manche von ihnen hätten vielleicht lieber einer Schlacht beygewohnt, als die Rolle geſpielt, von welcher ſie voraus ſahen, daß ſie ſelbe würden ſpielen müſſen. Walter hätte vielleicht die ihm von Terrikus zur Audienz bey der Königin beſtimmte Zeit vergeſſen, wenn nicht einer von Sybillens Kammerherren gekommen wäre, ihn an dieſelbe zu erinnern, und ihm und ſeinen Rittern die gnädigſte Aufnahme von ihrer Majeſtät zu verſichern. Der Tempelherr hätte ſich bald über dieſen Ausdruck entrüſtet, aber er beſann ſich, ſchwieg, und folgte Sybillens Abgeſchickten mit ſeinem Gefolge in einiger Entfernung. Man führte ſie in das geheime Zimmer der Königin von Jeruſalem, wo ſie die Ritter von vielen Damen umgeben ſitzend erwartete. Ihr zwölfjähriger Sohn, der junge Balduin, ſaß zu ihrer rechten Hand, und Terrikus ſtand hinter ihr und hatte ſich mit einer vertraulichen Art auf die Lehne ihres Stuhls geſtützt. — Walter trat ein, und ſeine Erſcheinung mußte ſogar nicht mit dem übereinkommen, was Sybille erwartet hatte, daß ſie wie vom Schre cken zuſammen fuhr, und ſich nicht enthalten konnte aufzuſtehen, und ihm einige Schritte entgegen zu gehen. — Sybille war eine Dame von ohngefähr vierzig Jahren, die in ihrer frühen Jugend ſehr ſchön geweſen ſeyn mußte, die auch jetzt noch Reize genug hatte, und dieſelben durch die Künſte des Putzes dergeſtalt zu erhöhen wußte, daß ſie nicht nur gefallen, daß ſie vielleicht manchen verblenden konnte. Walter ward nicht verblendet, er ſahe hier weder eine Matilde, noch Roſemunde oder Hunberga; die Schönheit, welche vor ihm ſtand, war von dieſen dreyen ſo verſchieden, als die Göttin der Freude von der ernſten Tugend, als ſie den jungen Alcides im Traum erſchien und jener den Preis ſtreitig machen wollte. Unſer Held würde wie jener gewählt haben, wenn von einer Wahl die Rede geweſen wäre; jetzt da es nur auf ein flüchtiges Kompliment ankam, machte er daſſelbe ſo kurz, und auf ſolche Art, daß die Königin merkte, daß der Glanz ihrer Schönheit von ihm gar nicht bemerkt, vielweniger gefühlt würde. Sie trat mit einem verdrüßlichen Zurückwerfen des Kopfs von ihm hinweg, und winkte einer ihrer Damen, Waltern zu erinnern, daß er ſich nunmehr zu dem Könige wenden ſollte. Walter, der einen ziemlich großgewachſenen jungen Menſchen zur Rechten der Königin wahrgenommen, und ſogleich geſchloſſen hatte, daß es Balduin ſeyn würde;

bedurfte dieſe Erinnerung nicht, und würde ſeine Rede zuerſt an ihn gerichtet haben, wenn ihn nicht Sybille zuvorgekommen, und die erſte Ehrenbezeigung von ihm gefodert hätte. — Er, der ſich noch wohl erinnerte was er in einem Alter von zwölf Jahren geweſen war, wandte ſich zu dem jungen Könige und redete ihn auf die Art an, wie man Könige anredet, bey welchen doch von Rechtswegen die Kindheit kürzere Zeit als bey gemeinen Perſonen dauern ſollte. Balduin lächelte und ſchwieg. Walter ſetzte noch einige Worte hinzu, um ſeiner Majeſtät Zeit zu geben, ſich zu beſinnen, wenn dieſelben ſeine Meynung etwa nicht recht ſollten eingenommen haben. Balduin lächelte abermals und auf ſo eine unbedeutende kindiſche Art, daß Walter ſich kaum des mitleidigen Achſelzuckens erwehren konnte, und ſich vielleicht gar vergeſſen und auf eine verächtliche Art von ihm hinweggedreht haben würde, wenn nicht die Königin, welche ſich von ihrer gekränkten Eitelkeit wieder ein wenig erholt hatte, das Wort genommen, und Waltern eingeladen hätte. nicht allein dieſen, ſondern alle folgende Abende Theil an den Luſtbarkeiten des Hofs zu nehmen. Hierauf erhuben ſich ſeine Majeſtät, und boten ihrer Frau Mutter auf eine galante Art den Arm, ſie in den großen Saal der Verſammlung zu führen. Die Königin gieng mit einem gnädigen Blick vor Waltern uber, den er nicht verſtand, obgleich die Worte deutlich darinnen lagen: Du biſt zu ſchön um deine Eroberung ſo leicht aufzugeben. Ihr folgte, von Terrikus geführt, die erſte ihrer Hofdamen, welche auf unſern Tempelherrn einen durchdringenden Blick warf, der von ihm erwiedert ward, weil er in ihrem Geſichte eine Menge bekannter Züge entdeckte, von denen er nicht wußte, wem ſie gehörten. — Als hierauf die andern Damen und ihre Führer das Zimmer gleichfalls verlaſſen hatten, folgte auch Walter mit ſeinen Rittern.

Walter hatte den Hof zu Marſeille, und den noch größern, noch glänzendern zu Rouen geſehen; aber an keinem von dieſen beyden war ihm ſo große Pracht vorgekommen, als er hier auf einem einigen Saale beyſammen ſah. Er erſtaunte, und es kann ſeyn, daß dieſes Erſtaunen nicht allein durch das, was ihm in die Augen fiel, ſondern durch einige Nebenideen die er damit verband, verurſacht wurde. In Frankreich und zu Marſeille herrſchte überall Ueberfluß und tiefer Friede, und die Fröhlichkeit nebſt dem Reichthum, der an den daſigen Höfen herrſchte, war alſo dem an angenehme Gegenſtände gewöhnten Auge nichts Unerwartetes. Aber hier, mitten unter Feinden, in einer Stadt, aus welcher man rund umher keinen Weg von etlichen Meilen machen konnte, ohne auf das äuſſerſte Elend zu ſtoßen, hier einen ſolchen Anblick zu haben, das war für Waltern etwas Unerwartetes, etwas Erſchütterndes. Er wäre lieber gleich wieder umgekehrt, Thränen traten ihm in die Augen, es ward ihm zu Muthe wie dem Prinzen aus Dänemark, als er das ferne Geräuſch von dem nächtlichen Feſte des Königs hörte, welches bis an den traurigen Ort erſchallte, wo er ſtand, um Dinge zu hören, die jeden Tropfen ſeines Bluts zu Eiß machen, jedes ſeiner Haare empor ſträuben ſollten. So war es unſern Walter. Das Getön der feſtlichen Freude, das ihn umgab ſchallte ihm wie aus tiefer Ferne, und das Bild des Elends, das in der Nähe von Jeruſalem herrſchte, ſtand vor ihm, groß und ſchrecklich wie der Geiſt vor Hamlet. — Er war indeſſen genöthigt ſich Zwang anzulegen, und das Schauſpiel der Thorheit, an welchem er keinen Theil nehmen wollte, wenigſtens eine kurze Zeit vor ſeinen Augen zu dulden. — Die Königin welche ihn nicht aus den Augen ließ, ließ ſich ſo weit herab, ihn ſelbſt zu unterhalten, und zu verſuchen, ob ſich ihm nicht einiger Geſchmack an dem Tone, der hier herrſchte, beybringen ließ. — Seine Antworten auf ihr artiges Geſchwätz, waren ihrem Urtheil nach ſo albern, daß ſie durch nichts entſchuldigt werden konnten, als durch die Schönheit deſſen, der ſie ausſprach. Sie fand ſo viel Geſchmack an ſeiner Gegenwart, daß ſie ſich vielleicht über die ſchlechte Unterhaltung, die ſie bey ihm fand; würde hinweggeſetzt, und den ganzen Abend bey ihm verweilt haben, wenn ſich Walter nicht ſo ſehr vergeſſen, und von dem angefangen hätte zu ſprechen, was jetzt ſeine ganze Seele beſchäftigte, und wofür man zu Jeruſalem ſo geflieſſendlich die Augen verſchloß. — Was für eine Unhöflichkeit, einer artigen Dame, einer Königin an einem Tage der Freude etwas von Unglücklichen zu ſagen, deren Jammer ſie lindern, oder von Gefahren, denen ſie noch mit einiger Aufopferung entfliehen könnte! Mit einem Blicke voll Unmuth und Verachtung ſtand Sybille auf, und wandte ſich zu Terrikus, gegen den ſie ohngefähr eben das Urtheil über Waltern fällte, daß die Prinzeſſin Alice über ihn gefällt hatte, als er ihre Gnade nicht zu ſchätzen wußte. Er iſt ein roher ungeſitteter Menſch, ein Barbar, ein Ungeheuer, ſagte ſie, welches Terrikus mit einem triumphirenden Lächeln, und einem hoch auf Waltern herabgeſenktem Blicke beantwortete.

Die Königin hatte ſich ſo ſehr bemüht, Walters Aufmerkſamkeit während ſie bey ihm ſaß, allein auf ſich zu heften, daß er bisher nur flüchtige Blicke auf die übrige Geſellſchaft hatte werfen können, und daß es ihm ganz unerwartet war, als er den Patriarchen auf ſich zu kommen ſah. Das Hera-

klius

klius in Jeruſalem war, wußte er zwar, aber den heiligen Mann an dieſem Orte zu finden, wer hätte das denken ſollen? — Seine Gegenwart an einen ſo weltlichen Orte, war indeſſen nicht das einzige was unſerm unerfahrnen Tempelherrn auffiel, ſeine Kleidung reizte ſein Erſtaunen noch mehr. Was ſoll ich von derſelben ſagen? Meine Leſer erinnern ſich, auf was für Art, wie wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, der Großmeiſter des Tempelordens ſeine Ordenstracht mit der weichlichſten weibiſchen Mode zu verbinden wußte, und wir dürfen alſo nur ſagen, daß Sankt Heraklius ihm dieſen Kunſtgrif vollkommen abgelernt, vielleicht ihm noch zu einen höhern Grade der Vollkommenheit gebracht hatte.

Wie? mein geliebter Sohn! redete der Patriarch den Tempelherrn an, ihr ſeyd wie ich höre, ſchon einen ganzen Tag zu Jeruſalem, und euer Herz hat euch noch nicht zu euren Vater, euren alten treuen Reiſegefährten getrieben? — Habt ihr mir ſogar nichts zu ſagen? Wie ſtehts um unſere Angelegenheiten in Europa, wie habt ihr den Zuſtand unſerer Brüder hier im gelobten Lande gefunden? Wie ſtehts zu Joppe, zu Akkon, zu Saphora? — Walter holte wie von neuen Athem, als er doch endlich von jemanden eine Frage hörte, welche von einigen Gefühl für Dinge von Wichtigkeit zeigte. Er warf einen freundlichern Blick auf den Patriarchen, als er ihm vielleicht in ſeinem Leben gegeben hatte, und beantwortete alle ſeine Fragen ſo vollſtändig, und ſo wenig zuträglich für die gute Meynung, die man ſich in Jeruſalem von dem Zuſtande der Sachen zu haben zwang, daß der heilige Mann anfieng unruhig zu werden, ſeinen Stuhl hin und her rückte, und endlich Walters Rede, welche wie ein Strom unaufhaltſam dahin floß, mit einen ſtarken Räuſpern unterbrach. — Davon morgen, mein Sohn! fiel er Ihm in die Rede, jezt erlaubt mir, daß ich euch etwas näher mit der Geſellſchaft bekannt mache, in welcher ihr ſeyd; ihr müßt wiſſen; daß ihr noch bey weiten nicht alle eure Freunde geſehen habt. Walter, welcher auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem eine flüchtige Rede vernommen hatte, als ob Graf Raimunds Tochter aus Europa zu ihrem Vater wiedergekehrt wäre, und der eine ſo erwünſchte Sache nicht unmöglich fand, fühlte bey dieſen Worten des Patriarchen ſein Geſicht mit einer glühenden Röthe übergoſſen, ſein Herz ſchlug ſtärker, und da wir immer nur gar zu geneigt ſind, die Erfüllung unſerer Hofnungen da zu vermuthen, wo ſie am aller unwahrſcheinlichſten iſt, ſo ſtieg ſchnell der Gedanke in ſeiner Seele auf, er würde Matilden zu ſehen bekommen. Willig folgte er der führenden Hand des heiligen Vaters," die ihn auch wirklich zu einer Dame brachte, aber zu keiner Matilde, ſondern zu eben der, die ihm im Kabinet der Königin einen ſolchen durchdringenden Blick zuwarf, und deren Züge auch für ihn etwas Bekanntes hatten. — Gräfin, ſagte Heraklius, kennt ihr dieſen jungen Mann? — Es iſt eben der, der in dem Hauſe eurer Schwiegermutter der Gräfin von Flandern ſo viel Wohlthaten genoß, und ſich demohngeachtet hernach durch unendliche Unbeſonnenheit hinreißen ließ, ſeine Hand wider euren Gemahl aufzuheben. — Bedenket, daß wir Chriſten ſind, und wendet eure Augen nicht von dem, welcher komt eure Freundſchaft zu ſuchen. — Wir müſſen vergeben, antwortete die Dame mit einen gedehnten Tone, indem ſie Waltern den Rücken kehrte. — Unſer Tempelherr, welcher in dieſem Augenblick Remigiens verhaßtes Geſicht erkannte, erſtarrte nicht ſo ſehr über dieſen Anblick, als über die beleidigende Art, mit welcher Heraklius die Kühnheit hatte, ihn dieſem Weibe vorzuſtellen. — Wer erlaubte euch, ſprach er indem er mit einen auf den Patriarchen geworfenen Blicke zurück trat, der dieſen Mann hätte vernichten können, wenn er einiges Gefühls wäre fähig geweſen, wer erlaubte euch, mich denen vorzuſtellen die ich verachte, und da für mich um Verzeihung zu flehen, wo man dieſelbe kniend bey mir ſuchen ſollte? — Walter ſagte dieſe Worte ſo laut, daß Remigia ſie noch hören konnte, und ſie mit einem wüthenden Blicke beantwortete, aber der Patriarch blieb bey ſeiner Gelaſſenheit. Faſſet euch, mein Sohn! ſagte er, und bedenket, daß ich ein Prediger des Friedens bin, und alles zur Beſänſtigung erbitterter Gemüther beytragen muß. Walter entfernte ſich und verließ die Verſammlung mit Ungeſtüm, und Sankt Heraklius eilte zu Remigien, um ſich mit ihr zu freuen, daß er ſich ſowohl an dem gerochen hatte, der ihm eine Viertelſtunde vorher, durch die Stimme der Wahrheit ſo unſanft aus ſeinem Schlummer riß. Voller Unmuth kehrte Walter nach Hauſe zurück, wohin ihn bald der Ritter von Stauſen und die Belforte folgten, — meine Leſer erlauben mir, daß ich die zehn tapfern Engländer mit dem Ehrennamen benenne, den ſie vorigen Tages vom Großmeiſter erhalten hatten. — Keiner von ihnen war mit dem Hofe zu Jeruſalem zufrieden, und ein jeder hatte ſeine beſondern Anmerkungen gemacht, welche, als ſie zuſammen getragen und allgemein erwogen wurden, unſern Rittern ſo viel Stof zu Geſprächen gaben, daß ſie ſich erſt gegen den Morgen trennten und zur Ruhe giengen; daher es kam, daß, ehe unſer Walter noch aufgeſtanden war, ſich ſchon ein Abgeſchickter vom Patriarchen in ſeinem Vorzimmer meldete, mit einer dringenden Einladung, den heiligen Vater ſogleich zu beſuchen. Unſer Held hatte wenig Luſt zu dieſen Gange, und würde ihn, nach dem, was geſtern vorgegangen war, wahrſcheinlich nie gethan haben. Auf Zureden Konrads bequemte er ſich indeſſen nach Heraklius Bitte, und beſchloß auch nochmals zum Großmeiſter zu gehen, und zu verſuchen, ob ſich es heute vernünftiger mit ihm ſprechen ließ als des vorigen Tages. Des Anbringen des Patriarchen war nichts als eine Entſchuldigung wegen des geſtern Vorgegangenen, und eine Bitte, ſeinem Ungeſtüm doch ein wenig Gränzen zu ſetzen, ſich keine Feinde zu machen, ſeine wahre Meynung zu verhehlen, die, ſo gut und edel ſie ſeyn mögte, doch hier keinen Eingang finden würde, ſich ein wenig nach dem hier herrſchenden Tone zu bequemen, und was der höfiſchen Klugheitsregeln mehr waren, die Walter mit Stillſchweigen übergieng, ſich ſchnell zur Hauptſache wendete, und von dem Endzweck ſeines Daſeyns, von der Beſchützung des Landes, der vortheilhaften Vertheilung der mitgebrachten Völker, und der Demüthigung der Saracenen zu ſprechen anfieng. Aber der heilige Vater hatte Geſchäfte, hofte ihn des Abends bey Hofe wieder zu ſehen, und verwies ihn an Terrikus.

Walter fand den Großmeiſter eben ſo freundſich wie geſtern, und eben ſo wenig geneigt etwas Vernünftiges, zur Sache dienendes zu ſprechen; nur dieſes führte er ein, daß die Königin ſehr großen Wohlgefallen an ſeiner Ankunft zu Jeruſalem hätte, daß ſie wünſchte, er mögte mit ſeinen Völkern die Beſchützung der Hauptſtadt auf ſich nehmen, und daß ſie, um ihm hierüber das Nöthige zu ſagen, ſehr wünſchte, daß er ſich dieſen Abend wieder bey Hofe einfinden mögte. — Auf dieſe Art ward unſer Tempelherr nicht allein dieſen ſondern auch viele folgende Tage aufgehalten; ohne daß etwas in der Hauptſache gethan worden wäre; man beſtrebte ſich ihn und die Seinigen, durch die üppigſten verführeriſchten Luſtbarkeiten zu verſtricken. Königin Sybille bot alle ihre Reize auf, um Walters Herz zu beſiegen, indeſſen die junge Iſabelle, Sybillens Tochter, die Gemahlin eines gewiſſen Grafen Herfrand, bey dem Ritter von Staufen die nämliche Rolle ſpielen mußte; die Velforte fanden unter den zahlreichen Schönen dieſes Hofs gleichfalls ein jeder die Seinige, die es auf ſich nahm, ſeine wilde Tugend zu bändigen, und die Geſchichte ſagt, daß nicht alle von ihnen ſo unüberwindlich waren als Walter und Konrad. — Zu der Zeit, als nun Sybille, Heraklius und der Großmeiſter alle Stunden warteten, daß Walter und die Seinigen völlig zu ihnen übertreten, ſich völlig in den Schlummer würden einwiegen laſſen, der ganz Jeruſalem bezaubert hatte, entſchloß ſich Walter plötzlich, daß er von keinem Aufſchub mehr hören, daß er Terrikus nochmals um ſeine Entſchlüſſe fragen, und fielen dieſe nicht ſo aus wie er wünſchte, ſich ſchnell von Jeruſalem entfernen, und zum Grafen Raimund von Tripoli ziehen wollte, welcher ſich jetzt zu Tabaria aufhielt. Das Geſpräch welches unſer Tempelherr mit dem Großmeiſter über dieſen Punkt hielt, iſt nicht wörtlich bis auf unſere Zeiten behalten worden; die Geſchichte ſagt nur ſo viel, daß Terrikus Waltern, als er in ihn drang, zweyerley Vorſchläge that: entweder mit ſeinen Völkern zu Jeruſalem in müßiger Ruhe zu bleiben, und es zu erwarten, ob Saladin ihn daſelbſt aufſuchen, und den Hauptſturm wagen würde, den man für unmöglich hielt; oder ſeine Kriegsleute rings um in das Land zu vertheilen, und allein zu Jeruſalem zu bleiben, wo man, wie Terrikus ſich ausdrückte, ihn ſo ungern vermißte. Bedenket, Ritter von Montbarry! ſetzte er hinzu, bedenket, wie viel ihr ſchon für das Beſte der Chriſtenheit gethan habt, ihr habt weder Mühe und Beſchwerlichkeit, noch ſelbſt euer Blut geſchont, und was habt ihr dafür für Lohn gehabt? Sprecht, iſts nun nicht endlich einmal Zeit für euch, das Leben zu genießen, und wenigſtens auf eine Weile euch zu erinnern, daß ihr ein Menſch ſeyd, welcher, ſowohl Anſpruch auf die Freuden der Welt hat, als ein andrer? — Glaubt mir, die Gefahren, die ihr euch vorſtellt, ſind nichts als eure eignen Hirngeſpinſte. Saladin hat den Muth nicht ſich bis nach Jeruſalem zu wagen, und thut er es, ſo wollen wir ihn empfangen, wie er es nicht vermuthen wird. — Walter ſtand bey Endigung dieſer Rede auf, rückte ſein Schwert zurecht, und fragte, ob dieſes ſein endlicher Entſchluß ſey. — Ja, erwiederte Terrikus, und ich hoffe, ihr werdet euch erinnern, daß ihr dem Haupte eures Ordens Gehörſam ſchuldig ſeyd. Ich erinnere mich, ſagte Walter mit einer gleichgültigen Miene, was ich dem gemeinen Beſten ſchuldig bin; auch weis ich wohl, daß meine Völker niemand als mir gehorchen werden, und daß ich ſie alſo überall ſelbſt anführen will. — Eure Völker? wiederholte Terrikus, — Ja, die Meinigen, ſagte Walter, mir wurden ſie von König Philippen anvertraut, und mir allein gehorchen ſie, wie ich euch ſchon einmal geſagt habe; ein Drittheil derſelben ließ ich zu Akkon, um dieſen ſo wichtigen und ſo ſchlechtbeſetzten Ort zu ſchützen; das andre Drittheil, laſſe ich euch hier zu Jeruſalem, ich denke ihr werdet ihrer Hülfe bald nöthig haben, und mit den übrigen ziehe ich zu Graf Raimunden nach Tabaria, damit ihr hier zu Jeruſalem ruhig ſchlafen könnt. — Terrikus getraute ſich nicht dem mächtigen und entſchloſſenen Tempelherrn etwas einzureden, kaum wagte er es ihn zu fragen, unter weſſen Befehl die Völker ſtehen ſollten, die er zu Jeruſalem zurück zu laſſen geſonnen wäre. Konrad von Staufen, erwiederte Walter, ſoll mit ihnen zurück bleiben, und meine Stelle vertreten. Ritter! ſprach Terrikus in einem Tone voll verbiſſenen Unwillens, ihr vergeßt wer ihr ſeyd und wer ich bin. — Und wo iſt eure Macht, euch mir zu widerſetzen? verſetzte der andre; oder glaubt ihr, daß ich, wenn ich mich vergeſſe, gegen Odo, oder Andreas, oder auch ſelbſt gegen Arnold eben ſo würde gehandelt haben? — Wir ſind jetzt allein, und ich glaube, ich kann es euch ohne euch zu nahe zu treten, frey geſtehen, daß ich nicht mit dem Großmeiſter, ſondern mit dem weibiſchen Sklaven einer laſterhaften Königin zu ſprechen denke.

Wie es einem Ritter möglich war eine ſolche Beſchimpfung ungeahndet zu laſſen, weis ich nicht; genug, Terrikus übergieng ſie mit Stillſchweigen, vergaß aber nicht ihr Andenken, bis auf gelegene Zeit in ſeinem Herzen zu verwahren.

Achtes Kapitel.

Neue Züge zu dem Bilde der unvergleichlichen Königin Sybille.

Walter machte alle Anſtalten zum Aufbruch ſeiner Völker, und würde ohne Zweifel gleich des andern Tages die Stadt verlaſſen haben, wenn ſich nicht plötzlich das Gerücht ausgebreitet hätte, daß Graf Raimund des andern Tages daſelbſt eintreffen würde. — Walter hatte zu viel von dieſem großen Manne gehört, er wußte zu gut, daß er der Einzige unter dieſem verblendeten Volke war, mit welchen ſich Dinge von Wichtigkeit, berathſchlagen ließen, als daß er nicht um ſeinetwillen ſeine Abreiſe hätte aufſchieben ſollen. Zu ihm zu reiſen war eigentlich ſein Vorſatz; wie glücklich alſo für ihn, daß er ihn ſo unerwartet zu ſprechen bekommen ſollte. — Daß er Matildens Vater war, kam jetzt kaum in Anſchlag, denn ſein Schickſal hatte jetzt wieder ſo eine Periode herbey geführt, da die Liebe von andern wichtigern Dingen faſt ganz aus ſeinem Herzen verdrängt war. — Nur in der Einſamkeit, nur im Traume, ſtieg zuweilen das Bild ſeiner

Geliebten ſchnell vor ſeiner Seele auf; aber er, welcher ſich bewußt war, was Gedanken von dieſer Art für eine Gewalt über ſein Herz hatten wenn er ſie zu mächtig werden ließ, riß ſich mit Heldenmuth von denſelben loß, hatte Entſchloſſenheit genug, ſich jetzt ſogar die Betrachtung des Gemähldes zu verſagen, das ihm Humberga von Raimunds Tochter gab, und war mehr als einmal im Begriffe, es Konraden eben ſowohl aufzuheben zu geben, als er ihm das Bild und die Briefe ſeiner Mutter anvertraut hatte; doch blieb es hierinnen immer beym bloßen Entſchluſſe. —

Die Ankunft des Grafen von Tripoli, welche Waltern ſo erwünſcht war, hatte auf die Gemüther Sybillens, Terrikus, und des Patriarchen eine ganz entgegen geſetzte Wirkung. Die Königin ſcheute ſich vor dem, der mit ihr die Vormundſchaft des jungen Königs theilen ſollte, und der allemal ein ſtrenger Tadler ihrer Handlungen geweſen war. Heraklius und der Großmeiſter, fühlten gleichfalls in ſeiner Gegenwart einen gewaltigen Zwang; ein jeder ſeiner Blicke ſtrafte ſie, was ſie thaten, und oft ließ er es nicht bey ſtrafenden Blicken bewenden. Sie waren nicht im Stande die Wahrheit zu wiederlegen welche aus ſeinem Munde ſprach, und zu ſchwach, ihn auf andere Art Stillſchweigen zu gebieten. Das einzige, was ſie thun konnten, war, daß ſie ihm durch ihre Läſſigkeit, mit der ſie die Sache der gemeinen Sicherheit trieben, Gelegenheit zu öftern Abweſenheiten gaben, weil ſeine Gegenwart bald an dieſem bald an jenem Orte des Königreichs erfodert ward, wenn nicht endlich alles zu Grunde gehen, alles in Saladins Hände fallen ſollte;

Da Walter ſeit einigen Tagen nicht mehr nach Hofe kam, ſo hätte er nichts von dem Empfange des alten Grafen daſelbſt gewußt, wenn nicht dieſer ihm zuvorgekommen wäre, und ihm den erſten Beſuch gegeben hätte. Es waren kaum einige Stunden nach ſeiner Ankunft in Jeruſalem verfloſſen, als er ſich bey unſerm Walter melden ließ, und ehe er noch die Antwort ſeines Abgeſchickten haben konnte, in ſein Zimmer trat.

Ritter! ſagte der edle Greis, ich hörte von eurer Gegenwart in dieſer Stadt, und beſchleunigte darum meine Ankunft. Wir brauchen eure Hülfe, und es iſt nöthig, daß ihr ſogleich mit euren Völkern aufbrecht. Saladin naht ſich mit großen Tagereiſen der Gegend von Tabaria, wo wir jetzt unſere Hauptmacht zuſammen gezogen haben, und demohngeachtet ohne eure Hülfe vielleicht würden unterliegen müſſen, da man hier ſogar nicht darauf denkt meine Bemühungen zu unterſtützen. — Man urtheile, wie Waltern bey dieſer Anrede zu Muthe ward, und wie ſich ſein ganzes Herz gegen den aufſchloß, der ſo überein mit ihm dachte, gleich ſtarken Eifer für die gute Sache, gleich großen Unwillen über die Schläfrigkeit fühlte, welche hier alle Gemüther bezaubert hatte ſo oft es auf einen vernünftigen und heldenmüthigen Entſchluß ankam. Drey Stunden vergiengen dieſen beyden wie Augenblicke, in einem Geſpräch, in welchem ſie ganz ihre Gedanken gegen einander enthüllten, alle die Klagen vor einander ausſchütteten, die ſie mit ſo vielem Recht gegen die hieſige Lebensart zu führen hatten. Ich komme jetzt von einer Unterhaltung mit der Königin, bey welcher ich faſt gänzlich mit ihr gebrochen habe, ſagte der alte Graf. Ihr habt den jungen König geſehen, deſſen Vormund ich bin, und ich frage euch, ob ihr ihm das Alter von zwölf Jahren zugetraut hättet, wenn man ihm daſſelbe nicht an ſeiner Statur anſehen könnte? Schon bey Lebzeiten des Königs, ſeines Vaters, eiferte ich über die weibiſche Erziehung die man ihm gab; aber dieſer ließ ſich von ſeiner Gemahlin beherrſchen, und ich ward nicht gehört. Nach ſeinem Tode drang ich, als ſein ernannter Vormund mit mehrerm Ernſt auf Verbeſſerungen in ſeiner Erziehung, und kam endlich dahin, daß man ſich die Anſtalten, die ich hierinnen machte, gefallen ließ. Bey meiner Abreiſe nach Tabaria, ließ ich mir beynahe eidlich von Sybillen verſprechen, daß ſie nichts in meinen Verfügungen ändern, ihm keinen der Lehrmeiſter nehmen wollte, die ich ihm zugab, ihn nach und nach zu ritterlichen Uebungen gewöhnen, und ihn vornämlich von den Affenſpielen ihrer Hofluſtbarkeiten, hinweglaſſen wollte; und nun urtheilet, wie mir zu Muthe war, als ich jetzt zur Königin kam, und ſie mir auf meine Frage nach ihrem Sohne, ein junges Mädchen vorſtellte, das ich mit großen Erſtaunen anſah, und endlich mit Mühe den jungen Balduin in dieſer Kleidung erkannte. Der Grimm in den ich gerieth, iſt nicht zu beſchreiben; Bedenkt es ſelbſt, mich ſo gehöhnt, meinen König in ſo einer unanſtändigen Geſtalt, und mich ſo ganz, ganz in der Erwartung getäuſcht zu ſehen, die ich in dem Jahre da ich abweſend war hegte, bey meiner Wiederkunft an meinen Mündel, nur einige Beſſerung, nur einige Dämmerung von künftigen männlichen oder ritterlichen Eigenſchaften zu finden. — Ich weis nicht, was ich zu dieſem Anblicke geſagt habe; die unſinnige Königin und ihre Weiber ſuchten mich zu begütigen, und ſchrien mir alle mit einem Munde zu, wie ich doch um ſo eine Kleinigkeit ſo viel Aufſehens machen könnte, die ganze Sache ſey ja nichts als eine Verkleidung zu einem höchſt ſinnreichen Schauſpiele, das ich dieſen Abend mit anſehen, und die Talente des jungen Balduins bewundern ſollte. Die Talente eines Schauſpielers, eines Weibes bewundern?

Sie an einem Könige bewundern? ſagte ich, oder ſoll ich nicht vielmehr das Schickſal dieſes jungen Sardanapals beweinen, der, ehe er ein Mann wird, ſeinen Feinden in die Hände gerathen, und ihnen dereinſt durch kein ander Mittel als einen unrühmlichen Tod wird entfliehen können? — Ich weiß nicht, ob mich das unverſtändige Gewäſche Sybillens nur halb ſo ſehr geärgert haben würde, ſo unaufhaltſam es auch zu ihrer Vertheidigung aus ihrem Munde ſtrömte, als die Thränen, in welchen ihr heldenmüthiger Sohn ſich badete, und in welchem die andern Weiber ihm treulich Geſellſchaft leiſteten. Sybille, die den Ernſt ſah, mit welchem ich redete, und welche wußte, daß ich meinen Drohungen Kraft geben könnte, verſicherte mich, daß ihr Sohn nicht ſo unerfahren in Dingen wäre welche ſeinem Stande gemäß ſind, und wollte ſchlechterdings, daß ich ihn mit ins Feld nehmen möge. Aber ich habe mir dieſe Ehre verbeten. Balduins verzärtelter Körper, würde nicht den Marſch eines einzigen Tages aushalten können, und wenn wir ihn gleich in dem ſanfteſten Wagen mit uns führten, und ein halbes Duzend Hofdamen zu ſeiner Bedienung mit uns nähmen. Aber ich hoffe, wir werden durch eure Hülfe mit Saladin bald fertig werden, und dann will ich nicht von Jeruſalem weichen, bis ich aus meinem Mündel nur einigermaßen einen Menſchen gezogen habe. — So ſchloß ſich die abentheuerliche Erzählung Graf Raimunds, welche Walter mit Erſtaunen angehört hatte. Man machte ſich des andern Tages nach Tabaria auf den Weg, nachdem man ſehr kaltſinnig von der Königin und ihren Kreaturen Abſchied genommen, und Raimund Sybillen noch einige Warnungen, ſo wie Walter dem zurückbleibenden Konrad von Staufen noch einige Verhaltungsbefehle ertheilt hatte.

Raimund und Walter giengen mit ſolchen ſtarken Tagereiſen fort, daß ſie die Gegend von Tabaria einen halben Tag eher erreichten als Saladin. Er führte ſein Heer in Perſon an, und obgleich ſeine Gegenwart ſonſt allemal den Seinigen den Sieg mitbrachte, ſo war er doch dieſesmal nicht im Stande, zween ſolchen Helden wie die chriſtlichen Anführer waren, die Waage zu halten; er ward gänzlich aus dem Felde geſchlagen, und ſeine Perſon würde vielleicht ſelbſt in Gefahr geweſen ſeyn, wenn ſeine beyden Ueberwinder, welche die Grauſamkeit ihrer Glaubensgenoſſen kannten, nicht ſelbſt für einen Mann gezittert hätten, welcher keinen Fehler hatte, als daß er ihr Feind, das er ein Sarazene war.

Das ſiegreiche chriſtliche Heer, brachte die Nacht auf dem erſtrittenen Schlachtfelde zu.

Rai-

Raimunds Herz hieng nach dem, was er an dieſem Tage von Walters Thaten geſehen hatte, ganz an dieſem jungen Helden, und er war ebenfalls im Umgange des Grafen von Tripoli ſo glücklich, als nur ein Sohn im Umgange des edelſten, würdigſten Vaters ſeyn kann. Ach! ihn einſt Vater zu nennen, ihn durch Matilden Vater nennen zu können, das war ein Wunſch, der an dieſem Abende nach erfochtenen Siege tauſendmal aus ſeinem Herzen über ſeine Lippen gehn wollte, ohne daß er es gewagt hätte, dieſe Gränzen zu überſchreiten. Nicht einmal getraute ſich Walter Raimunden zu fragen, ob das Gerücht von der Anweſenheit ſeiner Tochter in Paläſtina gegründet ſey; welches er doch ohne allen Verdacht, ohne alle Verletzung ſeiner Pflichten hätte thun können. Matildens Name wurde gar nicht unter ihnen genennt. Graf Raimund wußte entweder nicht, daß Walter ſeine Tochter kannte, oder es war in den damaligen Zeiten nicht Sitte, daß Väter ihrer Töchter im Geſpräch mit jungen Rittern gedachten, und der Tempelherr konnte ſich, ich weis nicht aus was für einer ſeltſamen Blödigkeit, nicht überwinden, die Unterredung zuerſt auf ſie zu bringen.

Man beſchloß des andern Tages, ſobald der Abend einbräch, und die unleidliche Hitze, welche unterſchiedliche des Volks mehr angegriffen hatte als das feindliche Schwert, ſich nur ein wenig gelegt hätte, nach Jeruſalem aufzubrechen. Aber Graf Raimund ward durch einen ſeltſamen Zufall von einem ſo ſchnellen Aufbruch abgehalten. Des andern Tages, da die Sonne mit ihren ſenkrechteſten Strahlen brannte, langte eine Perſon im Lager an, auf welche, ſo unbedeutend ſie auch vor ſich ſelbſt war, doch für die Einwohner zu Jeruſalem, und alſo auch für Graf Raimunden vieles ankam, und um derentwillen er alſo genöthiget war, ſeinen Plan zu ändern. Die weiſe Königin Sybille, um Graf Raimunden von den ritterlichen Talenten ihres verzärtelten Sohns zu überzeugen, hatte den unſeligen Einfall gehabt, den jungen Balduin in eine ſchwere Rüſtung zu ſtecken, und ihn, bald nach der Abreiſe ſeines Vormunds nach Tabaria, unter einer ſichern Begleitung von funfzig Mann eben den Weg nehmen zu laſſen, um daſelbſt, wo nicht an der Schlacht, doch an den Lorbeern des Siegs Theil zu nehmen. Sie bedachte nicht, oder wollte nicht bedenken, daß ſie ſchon einen Sohn auf dieſe Art verlohren hatte, und niemand in dem großen mit weiſen Männern erfüllten Jeruſalem war, der Sybillen den ganzen Unſinn, der in dieſem Einfall lag, demonſtrirt hätte. Was nutzte dem Heere die Anweſenheit eines Menſchen, der an Verſtand und Kräften noch weit mehr als an Jahren ein Kind war? Wie war es ihr möglich, wenn ſie nur halbe Muttergefühle hatte, ihten Sohn, der für jedes Lüftgen empfindlich war, den Gefahren des Weges, der Ermüdung, und dem brennenden Strahl der morgenländiſchen Sonne auszuſetzen? — Zudem, eine Begleitung von funfzig Mann, wie unanſtändig für einen König, wie gefährlich in einem Lande, wo man überall von Feinden umringt war? Warum foderte ſie nicht dem Ritter von Staufen mehrere Völker ab? und überhaupt, was wollte ſie mit der ganzen Kavalkade ausrichten? Raimunden zeigen, daß Balduin eben ſowohl eine Rüſtung als ein Mädchenkleid tragen konnte? Mehr gewiß nicht. Und um ſo eines elenden Zweckes willen das Leben eines Sohnes, eines Königes wagen? — Wir erzürnen uns, indem wir ſchreiben über das thörigte Weib, das ſo handeln konnte, und ſind nicht ungeneigt, den Urtheilen Glauben beyzumeſſen, welche über dieſe That nachher ſo häufig ſind gefällt worden, und die unſere Leſer errathen werden, ohne daß wir nöthig hätten, ſie ihnen zu ſagen.

Balduin ward mit ſeiner anſehnlichen Begleitung vor Raimunden gebracht, welcher über dieſe Erſcheinung in ſolche Wuth gerieth, daß, ſo gut er auch ſonſt war, nicht viel gefehlt hätte, daß es die Begleiter des Königs nicht hätten entgelten müſſen, ſie waren indeſſen lauter Leute von der niedrigſten Klaſſe, und man mußte ihre

Entſchuldigung, den Willen der Königin, denn ſie zu wenig waren ſich zu widerſetzen, gelten laſſen. —

Der junge König ward ſogleich entwafnet; er ward ohnmächtig als man ihm die ſchwere Rüſtung abzog. Dieſe ungewohnte Tracht und die heiße Witterung, welche wohl einen ſtärkern Körper hätte zu Grunde richten können, wären ſchon genug geweſen ihn dem Grabe nahe zu bringen, aber um ihn vollends aufs Aeuſſerſte zu entkräften, war er die ganze vorige Nacht mit den Seinigen irre geritten, und am Morgen unter einen Trupp flüchtiger Sarazenen gerathen, denen er mit Mühe, und bloß durch die äuſſerſte Anſtrengung ſeines abgematteten Pferdes entgangen war; ſeine Leute folgten ihm mit verhängten Zügel, und holten ihn endlich an einer Quelle ein, wo er ſeinen Durſt eben mit einem Trunke löſchte, welcher ihm bey der tödtlichen Erhitzung, in der er war, nothwendig Gift ſeyn mußte. Raimund liebte ſeinen Mündel, und hatte bey weiten noch nicht alle Hofnung aufgegeben, dereinſt einen König aus ihm zu ziehen, und man ſtelle ſich alſo ſeinen Schmerz vor, als er den armen Knaben ſo dem Tode nahe, vor ſich liegen ſah. Er raufte ſein graues Haar, nannte Sybillen eine Kindermörderin, und überließ ſich einem Schmerz, der ihn beynahe unfähig machte, die nöthigen Anſtalten zu Balduins Rettung zu treffen. — Walter vertrat indeſſen ſeine Stelle, ſorgte dafür, daß der junge König zu Bette gebracht und der Sorge der Aerzte überlaſſen ward; ſie zuckten die Achſeln und beſorgten ein hitziges Fieber, welches zu überwinden ſie die Kräfte des Jünglings für zu ſchwach hielten. Raimund konnte ſich nicht entſchließen den Kranken zu verlaſſen; er bat Waltern, allein nach Jeruſalem zurück zu kehren, und durch ſeine Gegenwart zu verhüten, daß der Tod des Königs, dafern er erfolgen ſollte, keine nachtheiligen Folgen für das Beſte der Chriſtenheit nach ſich zög.

Der Tempelherr langte an Sybillens Hofe an, und entledigte ſich der Aufträge, die ihm Raimund an ſie gegeben hatte, und die nicht die freundlichſten waren, ohne die mindeſte Schonung. — Die Königin hörte die Nachricht von der Gefahr ihres Sohnes mit ſehr wohlanſtändigen Thränen an, beklagte ſeine unglückliche Reiſe, ohne daß ſie geſtehen wollte gefehlt zu haben, indem ſie ihm dieſelbe zumuthete, und ſchrie Rache über den grauſamen Grafen von Tripoli, welcher von dem zarten Könige mehr verlangt hätte als ſein kindiſches Alter leiſten könne, und durch ſeine Härte allein an dem Untergang ihres Sohnes ſchuld wäre. Urtheilet ſelbſt, ſagte ſie zu Waltern, was wäre nun dem unglücklichen Balduin beſſer geweſen, in

Frauenzimmertracht ein Schauſpiel aufführen helfen, oder in der Rüſtung eines Helden ohne Noth und ohne Vortheil ſein Leben zuſetzen? Walter ergrimmte über die Boßheit, mit welcher ſie ihre Schuld auf Raimunden wälzen wollte, und ſtellte ihr mit ziemlichen Nachdruck vor, daß nicht er, ſondern ihre raſende Unbeſonnenheit ſchuld an Balduins Untergang wäre; aber es war unmöglich etwas Vernünftiges mit ihr zu reden, ſie blieb auf ihrer Behauptung, daß Raimund an allem ſchuld ſey, und wer ihr zuhörte, mußte den Grafen von Tripoli für den härteſten Tyrannen, und ſie für ein Muſter mütterlicher Liebe halten. Walter ward endlich ſo aufgebracht, daß er ſie ohne Abſchied verließ, und wahrſcheinlich gleich nach Tabaria zurück gegangen ſeyn würde, wenn ihn nicht Raimund ſo dringend gebeten hätte, zu Jeruſalem zu bleiben, und durch ſeine Gegenwart alles Unheil zu verhüten. — Dieſes Letzte zu leiſten war er indeſſen zu ſchwach. Raimund hatte zu mehrerer Sicherheit des Königs, Walters Völker zu Tabaria behalten, und unſer Held war nur mit wenigen Dienern in die Hauptſtadt gekommen, wo er zwar noch unter Konrads Anführung einen guten Theil ſeines Heers liegen hatte, aber demohngeachtet gegen das, was wir bald hören werden, nichts ausrichten konnte.

Des andern Tages nach Walters Ankunft

breitete ſich das Gerücht von Balduins Krankheit aus, welchem gar bald die Nachricht von ſeinem Tode hinzugefügt wurde. Die daraus entſpringende Unruhe war unbeſchreiblich. Das Volk fieng an auf einen neuen König zu denken, einige ſtimmten auf Herfranden, den Gemahl von Iſabellen, Sybillens Tochter, einige auf den Fürſten von Tyrus, [illegible]rad von Montferrat, andre auf den Fürſten von Antiochien, die Meiſten aber auf die Mutter Balduins, die unvergleichliche Sybille, welche ſich, ich weis nicht wodurch, bey dem Volke ſehr beliebt gemacht hatte. — Walter und Konrad von Staufen waren beſchäftigt, ihre Kriegsleute auf jeden Fall, der ſich begeben könnte, fertig zu halten, und durch ihre Macht die Entſcheidung einer ſo wichtigen Sache wenigſtens bis zu Raimunds Wiederkunft aufzuhalten. — Aber wie ſchon geſagt, ſie waren gegen die vereinte Macht des Volks zu ſchwach. — Sybillens Kreaturen, die ſie in allen Ständen hatte, brachten noch, ehe es Abend ward, die getrennten Partheyen alle zu einem einmüthigen Schluſſe, welcher durch das geiſtliche Anſehen des Patriarchen beſtätigt wurde. Sybille ward zur herrſchenden Königin ausgerufen, und durch eine Deputation vom Volke demüthigſt erſucht, des Förderſamſten darauf zu denken, ihren verlaſſenen Unterthanen auch einen König zu geben, damit ſich Jeruſalem bis in die ſpäteſten Zeiten ihrer und ihrer Kinder Regierung zu erfreuen hätte, — Walter und Konrad wurden in den geheimen Rath gerufen, wo die Königin mit dem Patriarchen, dem Großmeiſter und allen ihren Kreaturen verſammelt war, man hatte die Gegenwart der beyden Tempelherren nicht verlangt, daß ſie ihre Stimme zu etwas hätten geben ſollen, ſondern nur um der Feyerlichkeit beyzuwohnen, mit welcher Heraklius und Terrikus in ihren und des Volks Namen, Sybillen das Königreich erblich zuſprachen, und vorgedachte Bitte an ſie wiederholten, deren Erfüllung die Königin mit vieler Huld verſprach ſich angelegen ſeyn zu laſſen. — — Walter und Konrad verließen mit Unwillen die Verſammlung, und eilten Graf Raimunden Nachricht von dem, was in Jeruſalem, wahrſcheinlich noch bey Lebzeiten ſeines Mündels vorgieng, zu geben. — Es vergiengen unterſchiedliche Tage, ehe ſie Nachricht aus Tabaria erhielten, in welcher Zeit bey Hofe tauſend Kabalen geſchmiedet wurden, indem ein jeder der einigen Einfluß in die Staatsſachen hatte, beſließen war, Jeruſalem einen König, und Sybillen einen Gemahl zu geben. Diejenigen, deren Abſichten das meiſte Gewicht hatten, waren unſtreitig die Königin ſelbſt, der Patriarch und Terrikus, und gleichwohl dachte keins von dieſen dreyen ſonſt ſo einigen Perſonen in dieſem wichtigen Punkt überein. Der Großmeiſter, welcher ziemliches Wohlgefallen an Sybillens herbſtlicher Schönheit und eine heiße innige Liebe zur Krone von Jeruſalem hatte, wählte auf ſeine eigne Perſon. Der Patriarch würde das nämliche gethan haben, wenn die hohe geiſtliche Würde, die er begleitete, ihn erlaubt hätte auf weltliche Ehrenſtellen zu denken, und wenn er geglaubt hätte, Sybille, die er eben nicht ſehr mehr liebte, könne durch eine irdiſche Verbindung mehr ſein Eigenthum werden, als ſie es bereits ſeit langen Jahren, in geiſtlicher Liebe war. — Da es dem heiligen Vater alſo nicht einfallen konnte, ſelbſt König zu werden, ſo ſann er wenigſtens darauf, einen Menſchen in dieſe Stelle einzuſchieben, welcher nach der Weiſe der Könige von Jeruſalem leicht zu regieren wäre, und der ſich gern mit dem Titel abſinden ließ, ohne eben darum die Rechte der königlichen Würde zu verlangen. Seine Wahl war ſchon faſt völlig auf einen gewiſſen Veit von Luſignan gefallen, welcher alle erfoderliche Eigenſchaften eines Königs von Jeruſalem in ſo reichem Maaße hatte, daß man geſchworen hätte, er müſſe in gerader Linie von den Balduinen abſtammen, demohngeachtet war er nichts als ein gemeiner Edelmann, der nichts weiter thun konnte als die Stelle eines Hofjunkers ausfüllen, und der ohne ſeine Talente, die ihm die Natur zu der Würde gegeben hatte, die ihn der Patriarch zudachte, nie den geringſten Anſpruch auf eine Krone hätte machen können. Er war ſehr groß von Perſon, und ſehr blond, ſtammelte und liſpelte ein wenig, hatte ein wenig Verſtand, ſo viel als man braucht eine Hofluſtbarkeit anzuſtellen, oder derſelben beyzuwohnen, ſo viel Witz als nöthig iſt über das Bonmot eines andern, das man nicht verſteht, zu lachen, ſo viel Muth als dazu gehört, dem Feinde bis auf eine halbe Meile entgegen zu gehen und dann zu fliehen, nebſt einem überſchwenglichen Antheil von Biegſamkeit, Gelehrigkeit und guter Laune, welche faſt durch keinen Unfall, keinen Schimpf und Beleidigung zu unterdrücken war. — So war der Mann beſchaffen, den Heraklius zu Jeruſalems künftigen König beſtimmte, und wir werden ſehen, ob das Schickſal ſeiner Wahl beypflichtete.

Sybille, welcher die Wahl eines Gemahls mehr am Herzen lag als irgend jemand, hatte ihre Augen auf ganz einen andern geworfen, als den übrigen nur in den Sinn kam. Terrikus gefiel ihr recht wohl zum Liebhaber, aber nicht zum Gemahl. Mit Veit von Luſignan tändelte ſie ſo gern, und mit noch wenigerer Furcht als mit ihrer Meerkatze, weil er ein viel unſchädlicheres Geſchöpf war als dieſe; aber ſeine Talente zur königlichen Würde wollten ihr nicht einleuchten. Ganz anders waren ihre Geſinnungen gegen Waltern; ſo ſchlecht und verdorben auch ihr Geſchmack ſeyn mogte, ſo konnſe ſie ihre Augen doch nicht gegen ſeine Verdienſte verſchließen. Der Stolz und die Verachtung, mit welcher er ihr begegnete, vermehrte ihre Leidenſchaft für ihn eher, als ſie ſelbige verminderte, und die Hofnung daß der Glanz einer Krone, die ſie ihm jetzt anbieten konnte, im Stande ſeyn würde ihn zu blenden, verleitete ſie, alle Mittel anzuwenden, ihn nur erſt zu einer geheimen Unterredung mit ihr zu bringen, da ſie denn ihrer Schönheit und ihrer Ueberredungskunſt ſchon ſo viel zutraute, ihn zur Einwilligung in ihre Wünſche zu bewegen.

Es war kein kleines Unternehmen Waltern zu bereden einen geheimen Beſuch bey einer Perſon zu machen, die er ſo ſehr verachtete als Sybillen, ihn, der von Natur einen Abſcheu vor allen geheimnißvollen Gängen und Anſchlägen hatte, ihn, der dieſelben doppelt verabſcheuen mußte, wenn eine Perſon von den Sitten der Königin Antheil an denſelben hatte. Sie und ihre Bedienten mögen am beſten wiſſen, was für Mühe und vergebliche Wege es ihnen koſtete, ehe ſie Waltern dahin brachten ſich zu einer Privatunterredung bey ihr einzufinden, auch iſt mir nie kund worden, welche Bewegungsgründe oder welche Zaubermittel kräftig genug waren, ſeinen Entſchluß nicht zu kommen, zu erſchüttern. Ich weis nur ſo viel, daß dieſer ſo ſehr gewünſchte Beſuch, weder zur Zufriedenheit des einen noch des andern Theils ausſchlug. Walter kam voll Unmuth und Zorn in ſeine Wohnung zurück, und Ihro Maieſtät befanden ſich des andern Tages vor Aergerniß ſo krank, daß ſie kaum ſo viel Kräfte hatten den Großmeiſter zu ſich kommen zu laſſen, und ihm einen Auftrag an unſern Tempelherrn zu geben, welcher darinnen beſtand, er ſolle Jeruſalem je eher je lieber verlaſſen, und ſich nie wieder daſelbſt blicken laſſen. — Terrikus, welcher nicht blind gegen die Neigung war, welche die Königin bey allen Gelegenheiten gegen Waltern bezeugte, war ganz entzückt über dieſen Ausbruch ihres Zorns, von welchem er wohl merkte, daß er eine Folge verſchmähter Liebe war, die ein Weib wie Sybille, nie verzeiht. Er glaubte die beſte Zeit getroffen zu haben, wegen ſeiner Angelegenheiten in ſie zu dringen, und ſich ihr mit aller ihm eignen Beredſamkeit zu ihrem König und Gemahl anzubieten; aber er irrte, und ward ſehr unfreundlich empfangen. Er begieng die Thorheit, ihr ſeine Muthmaßungen wegen Walters Grauſamkeit gegen ſie zu entdecken, und verſchlimmerte damit ſeine Sache vollends. Die Königin, um das Anſehen zu haben, als ob ſie auf Waltern keinen perſönlichen Unwillen hätte, ungeachtet ſie ihn, wie ſie ſagte, aus Staatsurſachen von Jeruſalem verbannte, zog eine ſo beißende Parallele zwiſchen ihm und Terrikus, und ſetzte dieſen in Vergleidung mit jenen ſo herab, daß der Großmeiſter ſie mit einem Herzen voll Gift und Galle gegen unſern Helden verließ, und ihren Auftrag an ihn mit doppelter Bitterkeit ausrichtete, oder vielmehr, weil er es ſich nicht ſelbſt getraute, ausrichten ließ.

Nichts hätte unſerm Tempelherrn erwünſchter kommen können, als ein königlicher Befehl, der ihn von dem unangenehmen Verſprechen losſprach, das er Raimunden hatte thun müſſen, bis zu ſeiner Ankunft in Jeruſalem zu bleiben. — Was konnte er daſelbſt ausrichten? Sein Aufenthalt in dieſer verlohrnen, verwahrloßten Stadt, diente zu nichts, als täglich neue Ausbrüche von Unſinn und Verblendung vor ſeine Augen und Ohren zu bringen, denen er keinen Einhalt zu thun vermegte, da indeſſen ſeine Gegenwart an tauſend Orten nöthig war, die ſeinen Schutz und ſeine Vorſorge beſſer verdienten als das undankbare Jeruſalem.

Die Meynung der Königin war eben nicht geweſen nebſt Waltern auch ſeine Leute aus der Stadt zu verweiſen; ſie ſah es gern, von dieſen Helden beſchützt zu werden, und ihr Anführer, der Ritter von Staufen, der ihr nach Waltern beſſer als irgend jemand gefiel, hätte vielleicht in der Verlegenheit, in der ſie um einen Gemahl war, gar die Ehre gehabt, von ihr einen ähnlichen Antrag wie ſein Freund zu bekommen. — Walter war indeſſen nicht geſonnen, ſo einſam wie Sybille wünſchte, aus Jeruſalem zu ſcheiden. Er machte ſich mit allen ſeinen Völkern zum Aufbruch fertig, und kehrte ſich nichts an die Geſandſchaften, die man an ihn abfertigte, um ihn von dieſem Entſchluſſe abzubringen. — Die Königin war auſſer ſich über die Fehlſchlagung aller ihrer Entwürfe. Aufgebracht über Waltern, voller Unwillen über Terrikus, entſchloß ſie ſich, um wie ſie meynte, beyde recht zu kränken, ihre Hand ſo ſchleunig als möglich dem erſten dem beſten zu geben, und dadurch zu zeigen, wie wenig ſie die Verachtung des einen und die Liebe des andern achtete. —

Hätte wohl der Patriarch ſich zu einer glücklichern Stunde als zu dieſer bey ihr einfinden können? — Er kam, er that ſeinen Antrag wegen des edeln Veits von Luſignan. Sybille zuckte, ſchauerte ein wenig ob dem einfältigen Tropfen dem ſie die Krone aufſetzen ſollte, und — willigte ein, wozu, wie die Geſchichte meldet, die geiſtlichen Zuredungen des heiligen Vaters, welcher ihr weitläuftig vorſtellte, daß für eine Dame wie ſie, allemal der einfältigſte Gemahl für den größten Helden und Weltweiſen zu wählen wäre, gewaltig viel beytrugen.

Walter verließ alſo Jeruſalem, und hatte bey ſeinem Auszuge noch das Vergnügen, das Freudengeſchrey des Volks über ſeinen neuerwählten König, den gerechten, den gütigen, den frommen, den weiſen Veit von Luſignan zu hören. — Sybille hatte ſich geirrt, er kränkte ſich nicht, er lachte und hätte bey aller ſeiner natürlichen Ernſthaftigkeit, nicht ſo bald aufhören können, die poßirliche Figur zu belachen, die Veit in Regalibus machen würde, wenn ihm nicht ehe er eine Viertelſtunde Weges über die Stadt zurück gelegt hatte, Graf Raimund mit ſeinen Leuten begegnet wäre, welcher auf Jeruſalem zuzog, und mit ſeinem traurigen Blicke Walters Luſt zum Lachen, auf einmal in finſtern Ernſt verkehrte.

Neuntes Kapitel.

Graf Raimund predigt mächtig wie ein Prophet, und wird belohnt wie Jeruſalem von jeher den Propheten zu lohnen pflegte.

Raimund begleitete die Leiche des jungen Balduins nach dem Grabe ſeiner Väter, lange hatte der arme Jüngling gelitten, und endlich doch der Wuth der Krankheit unterliegen müſſen. Wer vermag den Kampf zu beſchreiben! „den Kampf des vollen Lebens im Aufblühn und der innigen Liebe zu dieſen blühenden Leben, mit dem Tode, dieſem Traum als ob wir vergiengen!“ — Umſtändlich erzählte Raimund Waltern die Geſchichte von dem Tode des verwahrloßten Königs, und umſtändlich erzählte der Tempelherr dem Grafen alles, was bisher in der Hauptſtadt vorgegangen war. Raimund erſtaunte, daß der unglückliche Balduin ſchon ſo ganz von ſeiner Mutter und dem Volke vergeſſen war, daß er lange vorher vergeſſen worden war, ehe er die Welt noch wirklich verlaſſen hatte, denn nur wenige Tage waren erſt ſeit ſeinem Tode verfloſſen, welche der Graf dazu angewendet hatte, dem Leichnam nur die erſte Salbung

bung geben zu laſſen, damit man ihn vor der Fäulniß ſicher nach Jeruſalem bringen könnte, wo er völlig balſamirt und beygeſetzt werden ſollte. Raimunden graute vor dem Empfange den er mit ſeinem traurigen Gefolge an einen Ort finden würde, wo alles Freude athmete. Ein Schauer überlief ihn, wenn er ſich Sybillen im königlichen Brautgewand und ihren ermordeten Sohn zuſammen dachte; er meynte, der Leichnam würde anfangen zu bluten, wenn ſie ſich ihm nahte, denn er ſowohl als Walter, und die meiſten Perſonen der damaligen Zeit hiengen der Meynung feſt an, daß der Körper des Ermordeten bey Annäherung des Mörders ein Zeichen von ſich gäbe.

Der Graf von Tripoli trennte ſich ungern von dem Tempelherrn; er verſuchte es, ihn zum Umkehren zu bereden. Aber Walter war zu froh, von einem Orte hinweg zu kommen, wo es ihm ſo wenig gefiel, als daß er dahin hätte zurück kehren ſollen. Ich gehe nach Akkon, ſagte er, indem er Raimunden treuherzig die Hand drückte, daſelbſt könnet ihr mich finden, wenn ihr meine Hülfe nöthig habt. Die beyden Helden trennten ſich, und ich bin zweifelhaft, welchen ich begleiten, ob ich meinen Leſern die kriegeriſchen Geſchäfte die Waltern zu Akkon erwarteten, oder lieber das erzählen ſoll, was bey und nach Raimunds Ankunft, bey den Abderiten von Jeruſalem vorgieng. Ich wähle das Letztere, und verſpreche mich kurz zu faſſen, damit wir uns nicht lange von unſerm Helden trennen mögen.

Eben das Volk, das vor wenig Stunden ſeinen neuen König den großen Veit von Luſignan mit der ausgelaſſendſten Freude bis gen Himmel erhoben hatte, eben daſſelbe empfieng nun die Leiche des jungen Balduins mit einem Klaggeſchrey, und begleitete ſie mit tauſend Lobeserhebungen, welche eher auf den König Salomo glorwürdigſten Andenkens, als auf einen zwölfjährigen Abkömmling der Balduine gepaßt hätte, nach dem königlichen Palaſte. — Ein Kämmerling der Königin wurde herabgeſchickt, um Graf Raimunden zu bitten, er mögte die Ueberbleibſel ſeines Mündels nicht hieher, ſondern gleich in eine Kirche oder an einen andern ſchicklichen Ort bringen laſſen, auch mögte er der Königin verzeihen, daß ſie jetzt ſchlechterdings nicht im Stande wäre, ihn vor ſich kommen zu laſſen; aber der alte Graf kehrte ſich an nichts, ließ die Leiche in die untere Halle niederſetzen, und gieng ohne Umſtände nach dem Zimmer der Königin, wo er ſie in Geſellſchaft des Patriarchen, des Großmeiſters, und ihres würdigen Bräutigams antraf. Meine Leſer werden ſich wundern, daß Terrikus nach ſeinen letzten Geſpräch mit der Königin, und nach der Erwählung des edeln Veit von Luſignan zu ihrem Gemahl, ſich bey ihr konnte finden laſſen; aber ſie kennen den Ritter von Tremelaſ noch nicht, wenn ihnen dieſes ſeltſam vorkommen kann. Terrikus beſaß eine wundernswürdige Gabe, Dinge zu vergeſſen, und als ungeſchehen anzuſehen, die er vergeſſen wollte; — Er dachte nicht mehr an die Sottiſen die ihm die Königin geſagt hatte, um, wenn er daran dächte, nicht dadurch des Vergnügens ihrer Geſellſchaft beraubt zu ſeyn. Daß Veit zum König erwählt und er übergangen worden war, das kränkte ihn weit weniger, als wenn Walter oder ein anderer Mann von Verdienſten dieſen Vorzug vor ihm erhalten hätte, er freute ſich vielmehr, da ihm nun einmal das Glück nicht günſtig geweſen war, daß es die Krone einem ſolchen hirnloſen Kopfe aufgeſetzt hatte, welcher ſchlechterdings andere für ſich mußte denken und handeln laſſen. Er ſah ſchon im Geiſt die Rolle, die auch er bey ſeiner Regierung würde ſpielen können, und wünſchte Veiten ſo herzlich Glück, daß man ſich über ſein gutes Gemüth verwundern mußte. — Sybille, welche ſeit den drey oder vier Stunden daß Veit ihr Bräutigam war, ihn unausſtehlicher als jemals fand, freute ſich, ihren beleidigten Liebhaber zurück kehren und in ſolcher Einigkeit mit ihren künftigen Gemahle zu ſehen, und verſprach ſich daraus goldne Tage für die Zukunft. Heraklius war in einem tiefen Geſpräch mit Remigien begriffen, und fühlte keine Eiferſucht über die Süßigkeiten, die ſich die Königin wechſelsweiſe von den beyden andern ſagen ließ. — In dieſer Situation befand man ſich in Sybillens Kabinet, als das Geſchrey von der Ankunft der Leiche Balduins erſcholl, welches keinen weitern Eindruck auf dieſe kleine Verſammlung machte, als daß man geſchwind einen Hofjunker mit den Befehlen an Raimunden hinunter ſchickte, die wir gehört haben, und die von ihm ſo wenig geachtet wurden. — Er trat ungemeldet ins Zimmer; — Himmel! ſchrie Veit von Luſignan der ihn zuerſt gewahr ward, Himmel! der Vormund der Könige von Jeruſalem! Ja, ſagte Raimund, ich war der Vormund zweyer dieſer Könige, und ich könnte es auch bey dem dritten ſeyn, da wie es ſcheint, dieſes Scepter aus der Hand des einen Unmündigen immer in die Hand des andern kommen ſoll. Man wird euch dieſer Mühe überheben, ſagte die Königin, ihr wißt das Leben und das Glück eurer Mündel zu ſchlecht in Acht zu nehmen, als daß man ſich nach eurer Vormundſchaft ſehnen ſollte. — Was auf dieſe unbeſonnene Rede für eine Antwort erfolgte, iſt leicht zu errathen. Sybille, der Patriarch, Terriſus und ſelbſt Veit waren anfangs kühn genug, den Donnerworten die aus dem Munde des alten Grafen giengen, ihr Geſchwätz entgegen zu ſetzen, aber Raimund brachte einen nach den andern zum Stillſchweigen, denn die Wahrheit war auf ſeiner

Seite. Die Königin weinte, der Patriarch biß ſich in die Lippen und gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, Terrikus beſahe den Grif ſeines Schwerts, und König Veit ſtand mit in die Höhe gezogenen Schultern und Augenbraunen, mit herabgeſunkenen Händen und zitternden Knien, — genug, in einer Stellung in einem Winkel, als ob er alle Augenblicke fürchtete der Vormund von Jeruſalem würde ihn mit einem Schlage für ſeinen Mündel erklären, den ſonſt nie die Könige, ſondern nur ungezogne Knaben zu bekommen pflegen. — Endlich ſchwieg auch Raimund, lehnte ſich auf ſeinem Sitz zurück, und betrachtete mit ineinander geſchlagnen Armen und verächtlichen Lächeln die Verwirrung in die ſeine Zuhörer durch ſeine Worte geſetzt worden waren. — Wie ſie da ſitzen, ſtehen und gehen! rief er nach einer Weile, kann nur ein Einziges von ihnen ein Wort wider das, was die Wahrheit aus mir ſprach, aufbringen? — Lebt wohl! ſetzte er hinzu, indem er aufſtand, ich weis, daß alles was ich ſagte, in den Wind geredet war, ich weis, daß ihr eure vergangenen Thorheiten und Unthaten ſowohl als euer künftiges Unglück nicht ſehen könnt und wollt, und ich trenne mich deswegen von euch und überlaſſe euch eurem Schickſal. Ich bleibe nur ſo lange zu Jeruſalem, als ich Zeit zur Salbung und Beerdigung der Leiche des unglücklichen Balduins brauche.

Niemand unter euch unterſtehe ſich, ihm zu ſeinem Grabe zu folgen. Unglück genug für ihn, daß er in ſeiner kurzen Lebenszeit von Thoren und Böſewichtern umringt war, die ſein Herz verderbten, ſeinen Verſtand verwahrloßten, und ihn dem Tode in den Rachen jagten; ſeine Aſche müſſe euch heilig ſeyn, und nicht durch eure Gegenwart verunruhet werden! Nur ſeiner Mutter ſey es vergönnt, noch einmal die kalten Ueberreſte ihres Sohns zu ſehen, ob ſich vielleicht ihr Herz über denſelben erweichen, und Entſchließungen faſſen mögte, die ihrem Range und ihrem Alter anſtändig wären.

Raimund eilte zu dem Leichname ſeines Mündels, und brachte die wenigen Tage, die er zu ſeinem Aufenthalt in Jeruſalem beſtimmt hatte, auf die Art zu, wie er im Zimmer der Königin geſagt hatte. Balduin ward beerdigt, und Sybille kam nicht die kalten Ueberreſte ihres Sohns noch einmal zu ſehen, und bey dieſem Anblicke ihr Herz zu beſſern Empfindungen erweichen zu laſſen; vielleicht daß ſie auch insgeheim der Meynung beypflichtete, welcher Raimund und Walter, und die Meiſten der damaligen Zeit zugethan waren, vielleicht daß ſie auch zitterte, aus dem Leichnam des verwahrloßten Balduins bey ihrer Annäherung Blut hervorquellen zu ſehen.

Der Graf von Tripoli war im Begrif die Stadt zu verlaſſen, und Terrikus rieth dem edeln

Veit von Luſignan, welcher nun ſchon ſeit einigen Tagen Sybillens Gemahl war, ſein königliches Anſehn dadurch zu beweiſen, daß er dem Vormund von Jeruſalem nur für ſeine Perſon den Abzug geſtattete, und ihm gebieten ließ, alle ſeine Völker zurück zu laſſen. Raimund vernahm den Befehl des ohnmächtigen Veits, eiferte ſich ein wenig darüber, wie man ſich über den Hohn eines Knaben eifert, und zog mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, vor dem königlichen Palaſt über, aus den Thoren von Jeruſalem hinaus, ohne einen einzigen von ſeinen Leuten zurück zu laſſen.

Er nahm ſeinen Zug nach Tabaria, und ſorgte dafür, ſich wider alle feindliche Anfälle zu ſchützen, recht als ob ihm das ahndete was bald darauf erfolgte. Sybille war auſſer ſich vor Wuth über alle den Schimpf den ſie von Raimunden hatte erdulden müſſen. Die Verachtung, mit welcher er ihr und ihren Kreaturen begegnete, die Schande, von der Leichbeſtattung ihres Sohnes ausgeſchloſſen geweſen zu ſeyn, und die Einſamkeit in welcher der Graf von Tripoli während ſeines Aufenthalts zu Jeruſalem lebte, ohne die Königin eines zweyten Beſuchs zu würdigen, waren der Aufmerkſamkeit des Pöbels nicht entgangen, und hatten Sybillens Anſehn gewaltig herabgeſetzt. — Das wankelmüthige Volk, das vor kurzen die Namen Veit und Sybille wie Götternamen ausgeſprochen hatte, fieng an, ſich mit allerley läſterlichen Gerüchten, und ſchimpflichen Liedern von ihnen zu tragen. Einige davon kamen vor die Ohren der Königin, und ſie war unbillig genug, den großen, ernſten, edeln Raimund und ſeine Anhänger für die Urheber ſolcher Armſeligkeiten zu halten, oder wenigſtens auszugeben. Sie ſchnaubte Rache, und Terrikus, welchen die Noth der Chriſtenheit bisher nicht aus ſeinem Schlummer hatte wecken können, mußte nun um eines beleidigten Weibes willen die ſüße Ruhe zu Jeruſalem verlaſſen und die Waffen hervor ſuchen. — Man bemühte ſich ein Heer zu ſammeln, aber es gieng ſehr langſam damit zu. Die Einwohner von Jeruſalem ſchloſſen ſich von dieſem Zuge aus, da ſie hörten daß er wider Raimunden gehen ſollte, wider den, der ihnen ſeit ſo langen Jahren Vater war, der ihnen ſo oft in Gefahr Schutz, und in Theurung Brod gegeben hatte. Der Großmeiſter ſahe ſich alſo genöthigt ſeine Ritter von allen Enden des Königreichs wohin er ſie vertheilt hatte zu ſammeln. Nach Akkon, wo Walter, und Konrad, und Gerhard von Riedeſſer mit ihren Völkern waren, traute er ſich nicht, weil er wohl denken konnte, daß er bey dieſen keine Hülfe wider den Grafen von Tripoli finden würde; ſein Heer würde alſo ſehr klein und gar nicht furchtbar für Raimunden geweſen ſeyn, wenn nicht eben zu dieſer Zeit die Hoſpitaliter mit einer anſehnlichen Macht aus England nach Jeruſalem gekommen wären. Man war entzückt, als man hörte, daß ſie Akkon vorbey gezogen waren und noch kein Wort mit Waltern und den Seinen gewechſelt hatten. Man bemühte ſich, ſie auf die Seite der Königin zu ziehen, und Terrikus, dieſer Meiſter in Verdrehungen, wußte dem Großmeiſter der Hoſpitaliter, dem aufrichtigen, argloſen Roger von Mulinis, alles was bisher zu Jeruſalem vorgegangen war, ſo gehäßig vorzuſtellen, Balduins Tod, Raimunds und Walters Abreiſe von Jeruſalem, und tauſend andre Dinge, ihm in einem ſo falſchen Lichte zu zeigen, daß er ſeinen Zweck völlig erreichte. Ritter, ſagte Roger zu Terrikus, wenn die Ritter eures eignen Orders euch den Gehorſam verſagen, wenn ſie Jeruſalem die Völker entziehen, die bloß zu Vertheidigung dieſer Stadt nach Paläſtina geſchickt wurden, wenn ſelbſt der alte Raimund treulos wird, ſo verlaßt euch auf uns. Die Hoſpitaliter ſind nicht gewohnt, von ihren Freunden abtrünnig zu werden. Morgen brechen wir mit euch auf, und ſehen, ob wir den Grafen von Tripoli nicht zu vernünftigern Gedanken bringen können. — Ein Handſchlag, und die Sache war richtig. Des andern Tages verließen Roger und Terrikus Jeruſalem mit einem ſehr anſehnlichen Heere. Veit mußte, ſo ſehr er auch bat, auf Befehl ſeiner Königin mit zu Felde ziehen; Terrikus verſprach, ihn wohl in Acht zu nehmen, und Roger ärgerte ſich nicht an ſeinen Schwachheiten, weil er dergleichen ſeit langen Jahren an den Königen von Jeruſalem gewohnt war, und vermuthlich dachte, es müſſe ſo ſeyn. — Man langte zu Tabaria an, und Graf Raimund ſah ſich auf einmal ſo hart, ſo ernſtlich belagert, als er nicht vermuthet hatte. Er hatte nur auf einen Gegner wie Terrikus gerechnet, aber den Hoſpitalitern war er nicht gewachſen. — Die Noth und Gefahr zu Tabaria ward mit jedem Tage dringender, Raimund ſchickte zu Waltern nach Akkon um Hülfe; aber dieſer war ſelbſt an dieſem Orte von dem Techedin, den ihm Saladin über den Hals geſchickt hatte, ſo enge eingeſchloſſen, daß er eher ſelbſt Hülfe brauchte, als ſie andern geben konnte. — Der unglückliche Vertheidiger von Tabaria wandte ſich an den Fürſten von Antiochien, und Philip von Flandern, welche, als er noch Vormund der Könige von Jeruſalem war, immer eine beſondere Freundſchaft gegen ihm vorgegeben hatten; aber auch hier war ſein Anſuchen vergebens, und er befand ſich in einer Verlegenheit, in welcher es ihm wohl zu verzeihen war, wenn er einen Schritt that, der ſich nicht ganz rechtfertigen ließ.

Zehntes Kapitel.

Ende der Belagerung von Tabaria und Akkon.

So ſehr Tabaria auch bedrängt war, ſo hatten die Feinde dieſe Stadt dennoch nicht ſo enge eingeſchloſſen, daß nicht Bothſchaften aus derſelben und in dieſelbe konnten gebracht werden, ohne daß der Feind es gewahr geworden wäre; nur die Zufuhr der Lebensmittel war den Belagerten abgeſchnitten, und das friſche Waſſer, ein ſo großes Bedürfniß bey der unleidlichen Hitze, begunnte bald gänzlich zu mangeln, da der Hauptquell, welcher alle Brunnen der Stadt mit Waſſer verſah, in den Händen der Feinde war. Anſteckende Krankheiten fiengen an zu wüthen, und rieben in kurzer Zeit eine große Anzahl der unglücklichen Einwohner von Tabaria auf. Raimunds Familie hatte bereits einen ſeiner jüngſten Söhne, und zwo ſeiner Enkelinnen eingebüßt, die übrigen fühlten ſchon bald alle die Vorboten der Seuche, und ſeine Gemahlin war dem Tode nahe. Ein Trunk friſches Waſſer hätte ſie vielleicht gerettet oder wenigſtens gelabt; aber wie war es möglich die Hülfe von den harten Feinden zu erbitten? — Raimund konnte das Elend der Seinigen nicht mehr mit anſehen, konnte das Schreyen der unglücklichen Tabarienſer nicht mehr anhören. Er ſchickte Boten an Terrikus, um zu kapituliren, und zu hören, was für Bedingungen er gegen Uebergabe der Stadt machen würde. Terrikus entzückt, ſeinen und Sybillens Feind gedemüthigt zu ſehen, wünſchte nunmehr auch ihn ganz aufzureiben. Die Antwort die er ihm ſagen ließ, war: Er hätte keine Bedingungen zu machen, er wolle nur noch einige Wochen vor der Stadt verweilen, und dann gewiß abziehen ohne ihn weiter zu beunruhigen. — Das Leben der Einwohner von Tabaria konnte, wenn keine Aenderung vorgieng, keine Woche mehr gefriſtet werden, und der grauſame Terrikus, redete von mehrern Wochen die vergehen ſollten ehe er die Belagerung aufheben wollte. Daß er nach dieſer Zeit abziehen würde, war freylich ſehr glaublich; warum hätte er länger vor einem Orte verweilen ſollen der alsdenn ganz verödet, und im Stande ſeyn mußte, mit dem Geruche ſeiner Leichen die ganze Gegend anzuſtecken? — Raimund überließ ſich nach dieſem Beſcheid der finſterſten Verzweiflung, und das Volk, welches etwas von demſelben gehört hatte, ſann darauf die Stadtthore zu öfnen und den Feind einzulaſſen, weil man alsdenn doch noch auf einige Gnade hofte. — Um die Geſinnungen des Belagerers indeſſen zu prüfen, und nicht auf Gerathewohl zu viel zu wagen, entſchloſſen ſich einige, heimlich zu Terrikus überzugehen, und zu ſehen, wie ſie aufgenommen werden würden; aber der Grauſame ließ ſie wider alle Rechte der Menſchlichkeit theils niedermachen theils in die Stadt zurück treiben. Was hätte Raimund und ſeine Familie zu erwarten gehabt, wenn ſie, wie dem gebeugten Grafen manchmal einfiel, ſich in ihres Feindes Hände geliefert hätten? In dieſer äuſſerſten Noth erhielt Raimund einen Brief den ich herſetzen will, damit meine Leſer von der Wirkung die er that urtheilen, und den Grafen entſchuldigen können.

Edler Greis!

Verzaget nicht. Ich weis wie ihr von euren Feinden gedrängt werdet; aber ich, ob ich gleich ſelbſt euer Feind bin, will euch retten. Morgen, ehe der Tag anbricht, wird Saladin den verruchten Terrikus, den er noch von Odos Zeiten her haßt und verabſcheut, angreifen, und den Einwohnern eurer bedrängten Stadt Luſt machen. Lebensmittel und Erfriſchungen werdet ihr überflüßig in dem Lager eurer Feinde finden, welches ich euch Preis gebe. Wenn ich euch einen Freundſchaftsdienſt erzeige, wenn ich euer und der Eurigen Leben rette, ſo foderte ich gern zur Belohnung, daß ihr mit den Eurigen eure undankbaren Glaubensgenoſſen verſtießet, und euch in die Arme deſſen werfen mögtet, welcher eure Tugend und Weisheit zu ſchätzen weis; aber ich will weder von Belohnungen noch Bedingungen ſprechen, ich kenne eure Geſinnungen, ich weis, daß ihr euch vielleicht ſchon ein Bedenken machen werdet, mit dem Feinde der Chriſten durch dieſen Brief eine Art von heimlichen Verſtändniß zu haben. Sollte dieſes ſeyn, ſo bitte ich euch, euch zu beruhigen. Ihr ſeyd unſchuldig an dem, was ich auf morgen euren Glaubensgenoſſen zugedacht habe; ihr fodertet mich nicht dazu auf, und nehmet nur gelegentlich eure Befreyung aus ihrer Niederlage. Ich würde euch nichts von der ganzen Sache gemeldet haben, wenn ich nicht eben heute euer äusserſtes Elend erfahren hätte, welches ich durch Hofnung lindern muß; denn ihr ſeyd ein Menſch, und die Verzweiflung könnte euch kurz vor der Aenderung eures Schickſals zu einen ſchrecklichen Entſchluß bewegen. — Ich hoffe, ihr werdet nicht ſo unſinnig ſeyn, und euren Retter euren Feinden verrathen; ſolltet ihr es thun, ſo fürchtet die Rache

Saladins. .

Was hätte Raimund in der Lage in der er ſich befand nach Empfang eines ſolchen Briefs thun ſollen, thun können? — Ich will es nicht entſcheiden, ſondern erzählen was er that, und hinzuſetzen, daß er meines Erachtens recht handelte. — Er dankte Gott für den Strahl der Hofnung der ſich ihm zeigte, gab Ordre, daß man auf allen Thürmen der Stadt die Bewegungen die im Lager vergiengen genau beobachten ſollte, ließ dem ſchmachtenden Volke etwas von dem geringen Vorrathe austheilen, den man auf den künftigen Tag verſpart hatte, und eilte zu ſeiner kranken Gemahlin und zu ſeinen Kindern, um die letzten mit dunkler Hofnung zu tröſten, und bey der erſten zu verſuchen, ob der Funke des Lebens, der noch in ihr glimmte, ſich noch ſo lang erhalten ließ, bis der morgende Tag, ihr und ſo vielen andern, welche mit ihr auf gleiche Art litten, völlige Rettung mit brächte. Er wich dieſe ganz Nacht nicht von ihrem Bette, und man ſtelle ſich die Angſt vor, mit welcher er jede ihrer Bewegungen bewachte, und ihre ſcheidende Seele aufzuhalten ſuchte. — Kaum fieng die erſte Dämmerung des Tages an zu ſcheinen, als von allen auf den Thürmen ausgeſtellten Wachten Botſchaften über Botſchaften von einer ungewöhnlichen Unruhe im Lager kamen. Das zunehmende Tageslicht zeigte Raimunden. welcher ſelbſt auf eine Warte geſtiegen war, um alles in Obacht zunehmen, den Angriſ der Sarazenen ganz deutlich. Terrikus und die Seinen wehrten ſich tapfer, der Feind begann, wie es ſchien zu fliehen, aber der Graf von Tripoli, welcher alles überſehen konnte, merkte gar bald, daß es nur darum geſchah, um die Belagerer zur Nachſetzung zu reizen, und den Belagerten Luft zu machen. Es iſt unmöglich Raimunds Empfindungen zu beſchreiben; Dankbarkeit gegen Saladin, Freude über die Aenderung ſeines Schickſals, Kummer über die Niederlage ſeiner Glaubensgenoſſen, die er vor Augen ſah, und Wiederwille ſich dieſelbe zu Nutze zu machen, kämpften in ſeiner Seele. Und doch — es mußte ſeyn, es galt hier kein langes Bedenken. — Er ließ die Hauptleute der Stadtbeſatzung vor ſich fodern, entdeckte ihnen von der Lage der Sachen ſo viel ihnen zu wiſſen nöthig war, gab ihnen Befehl zu einen Ausfall, und nahm einen feyerlichen Eid von ihnen, ſich an keiner Beute des Lagers, als denen ihnen ſo unumgänglich nöthigen Lebensmitteln und Erfriſchungen zu vergreifen. — Die Tabarienſer jauchzten als ſie dieſen Befehl und die Nachricht von dem Zuſtande im feindlichen Lager erhielten. Alle Thore wurden geöfnet, das Volk ſtrömte Haufenweis hinaus, und kam bald mit Ueberfluß von allen Arten Speiſen und Getränke beladen zurück. Einige hatten ſich durch den Geiz verleiten laſſen, ſich an einigen

Koſtbarkeiten zu vergreifen; aber die gute Aufſicht, welche Raimund hielt, entdeckte gar bald dieſen Raub, welcher ſogleich zurück gebracht werden mußte. Unter andern zum Theil unnützen Dingen, ward auch König Veit eingebracht, welcher ſich nebſt einigen ſeiner Sklaven beym erſten Anblick der Feinde verſteckt, und auf dieſe Art gerettet hatte; ſie hatten ihn nicht vermuthet, und nicht vermißt, und es war ihm alſo leicht geweſen zu entkommen. Graf Raimund ſchickte ihn mit einigen Aufträgen an Terrikus, die er vermuthlich nicht das Herz hatte auszurichten, ins Lager zurück, und König Veit nahm ſeine Freyheit mit tauſend Dankſagungen, tauſend Bitten um Verzeihung und Verſicherungen an, daß er keinen Theil an Terrikus grauſamen Verfahren habe, und wider Willen genöthigt worden ſey, ihn auf dieſem Zuge zu begleiten. Raimund glaubte dieſes gern, und hieß ihn gehen.

Saladin ließ ſich, um den Tabarienſern Zeit zu gönnen, bis gegen den Abend von dem chriſtlichen Heere verfolgen, und wandte ſich alsdenn erſt gegen ſie zurück, und ließ ſie den Nachdruck ſeiner Macht dermaßen fühlen, daß kaum die Hälfte des Heers flüchtig ins Lager zurück kam. Terrikus, welcher mit einigen Wunden davon kam, vernahm von dem Könige alles, was ſich in ſeiner Abweſenheit begeben hatte. Der Schluß, den er aus dem Ausfall der Belagerten und aus ihrem ganzen Verfahrens zog, iſt leicht zu errathen. Graf Raimund lebte nach ſeinen Gedanken in einem heimlichen Verſtändniſſe mit den Sarazenen, und alle Grauſamkeiten die man ſich bisher gegen Tabaria erlaubt hatte, wurden durch dieſe Entdeckung gerechtfertigt. — Man wird ſich vielleicht gewundert haben, wie der redliche Roger von Mulinis, der mit Terrikus gemeinſchaftlich dieſe Stadt zu belagern auszog, dieſem Unmenſchen in allen ſo freye Macht laſſen konnte; aber wichtige Angelegenheiten ſeines Ordens hatten ihn gleich zu Anfang des Zugs wider Raimunden genöthigt, ſich von Terrikus zu trennen, er hatte ſich nur mit wenigen ſeiner Leute entfernt, und dem Großmeiſter den größten Theil ſeines Heers zu Ausführung ſeines Anſchlags hinterlaſſen. Auf was für eine Art ſich Terrikus ſeiner Macht bediente, haben wir geſehen; er ließ es nicht genug ſeyn, die bedrängte Stadt auf unerhörte Art zu ängſtigen, er verſagte ihr auch ſogar alle Kapitulation, er ließ die Unſchuldigen, die ſich aus Verzweiflung in ſeine Hände gaben, auf die grauſamſte Art niedermachen. Oft war ihm bange geweſen, wie er dieſes Verfahren, das ſich nur vor ſeinen eigenen böſen Herzen rechtfertigen ließ, vor dem gerechten Großmeiſter der Hoſpitaliter verantworten wollte; aber nun, da er mit einigem Grunde der Wahrſcheinlichkeit den Bezagerten Bundbrüchigkeit und heimliches Verſtändniß mit den Sarazenen ſchuld geben konnte, nun zitterte er nicht mehr vor der Ankunft des edeln Rogers von Mulinis, welche noch denſelbigen Abend erfolgte. Terrikus wuſte dem Großmeiſter der Hoſpitaliter die Sache auf ſo eine Art vorzuſtellen, daß dieſer ſonſt ſo ſanfte und billigdenkende Mann in einen Zorn gerieth, in welchem er im Stande geweſen wär, Raimunden mit eigner Hand nieder zu hauen, wenn er in ſeiner Gewalt geweſen wäre. Gemeine Sache mit den Sarazenen wider ein chriſtliches Heer zu machen, war in den damahligen Zeiten der ärgſte Hochverrath der ſich denken ließ, und der nicht anders als mit dem Tode beſtraft werden konnte. Der Großmeiſter des Tempelordens wußte Rogers Grimm wider Tabaria ſo anzufachen, daß er gewiß einen wüthenden Angrif auf die Stadt gewagt haben würde, wenn nicht das ganze Heer, welches dem Schwert der Sarazenen dieſen Tag entgangen war, matt und verwundet geweſen wäre; man mußte ſich alſo dieſe Rache vergehen laſſen. Die Belagerung fort zu ſetzen, war auch keine Möglichkeit, weil die Tabarienſer allen Vorrath an Lebensmitteln ſo ſorgfältig aufgeräumt hatten, daß ſelbſt König Veits Majeſtät dieſen Abend halb hungrig zu Bette gehen mußte. Die geſtärkten und geſättigten Einwohner der belagerten Stadt hatten indeſſen ihren Muth völlig wieder erhalten, man ſahe auf den Mauern die beſten Anſtalten einen Sturm abzuſchlagen wenn einer ſollte zu beſorgen ſeyn, und bemerkte Bewegungen in der Stadt, welche den Belagerern vor einen Ausfall bange machten. Man bereitete ſich deswegen dieſe Nacht im Lager zum Aufbruch, und des andern Morgens war das Feld völlig geräumt, und die Tabarienſer konnten ruhig zu ihren Thoren aus und eingehen, ohne den Schatten von einem Feinde zu ſehen. — Dieſer ſo fröhliche Tag der Befreyung von allen Jammer ſollte noch durch eine glückliche Begebenheit merkwürdig gemacht werden.

Unſer Walter, von dem wir ſo lange nichts gehört haben, und welcher wie wir wiſſen, bisher zu Akkon, faſt ſo feſt als Raimund zu Tabaria eingeſchloſſen geweſen war, nur daß ſein Belagerer kein Terrikus, ſondern der ſarazeniſche Teckedin war, unſer Walter hatte unverſehens in ſeiner Veſtung eine Verſtärkung von etlichen zwanzig ſeiner Ordensbrüder bekommen, welche ſich, den Feinden unvermerkt, zu verſchiedenen Thoren bey Nachtzeit in dieſelbe einzuſchleichen gewußt hatten. — Eine ſo geringe Anzahl wäre nun wohl nicht im Stande geweſen dem belagerten Akkon großen Vortheil zu bringen, wenn ſie nicht eine Art von wirkſamerer Hülfe als die Kraft ihrer Arme mit ſich gebracht hätten. Einige von ihnen waren lange Zeit in der Sklaverey der Sarazenen geweſen, und hatten daſelbſt ihren Herren die Kunſt mit dem griechiſchen Feuer umzugehen, welche die Ungläubigen in der höchſten Vollkommenheit beſaßen, ſo aus dem Grunde abgelernt, daß ſie es nun wagen konnten, dieſes fürchterliche Vertheidigungsmittel, wider ſie ſelbſt zu gebrauchen. Waltern waren dieſe Ankömmlinge mit ihrer verderblichen Kunſt, in der äuſſerſten Noth in der er ſich befand willkommen; und man gebrauchte ſich derſelben mit ſo gutem Erfolg, daß der Feind die Belagerung in kurzer Zeit aufheben, und Waltern freye Hand laſſen mußte, zu ziehen, wohin er wollte. Walter wußte etwas von der unglücklichen Verfaſſung, in welcher der Graf von Tripoli ſich zu Tabaria befand, und die Vorſtellung von der Noth ſeines Freundes, vielleicht auch ſeiner Geliebten, (denn er glaubte immer noch zuweilen, daß Matilde ſich bey ihrem Vater aufhielte,) war es, was ihn antrieb, ſich aller Mittel, ſelbſt des grauſamen griechiſchen Feuers zu bedienen, um frey zu werden, und den Geliebten ſeines Herzens beyſpringen zu können.

Die Sarazenen hatten nicht ſobald die Gegend vor Akkon geräumt, als Walter ſein Volk zuſammen zog, nur ſo viel davon in der Stadt zurück ließ, als zur Beſchützung derſelben nothdürftig war, und mit dem größern Theil ſeiner Leute Graf Raimunden zu Hülfe zog, bey welchem er an eben den Tage anlangte, da auch er von ſeinen Belagerern befreyt worden war.

Eilftes Kapitel.

Raimunds Weisheit und Walters Tapferkeit unterliegt der größern Anzahl der Thoren.

Der Graf von Tripoli war frey; ſeine Kinder fiengen an zu geneſen; ſeine Gemahlin war zwar noch dem Tode nahe, aber doch nicht mehr hülflos; und folglich auch nicht mehr ohne Hofnung. Tabaria war gerettet; die Feinde aus dem Felde geſchlagen; wie viel Urſachen zur Freude! und doch trauerte der unglückliche Graf. Die Vorſtellung, daß Saladin, daß der Feind der Chriſten ſein Retter war, daß ſeine Befreyung die Folge von der Niederlage ſeiner Glaubensverwandten war, daß er vermuthlich bey ihnen den Namen eines Verräthers führen müßte, verbitterte ihm alle Fröhlichkeit. Kaum war Walters Erſcheinung im Stande ihn ein wenig aufzurichten. Er erfuhr gar bald aus dem Munde des alten Grafen ſein bisheriges Ergehen und ſeine Rettung, die Urſach der allgemeinen Freude, und ſeines Grams. — Walter bemühte ſich ſeinen Freund zu tröſten, und es gelang ihm einigermaßen. Seine Gewiſſenszweifel ihm zu benehmen, ihm begreiflich zu machen, daß er nicht anders handeln konnte als er gehandelt hatte, brauchte er nicht vielmehr als Saladins eignen Brief, der ihn ſelbſt von aller Schuld an ſeinem Unternehmen wider die Chriſten freyſprach, ihm deutlich ſagte, daß er ſeine Befreyung nur als eine zufällige Folge, nicht als eine Urſach der Schlacht bey Tabaria anzuſehen hatte; daß er bey der Wiſſenſchaft die er um Saladins Vorhaben hatte, nicht anders handeln konnte. Denn was würde es geholfen haben wenn er ſeine Belagerer vor den Ueberfall der Sarazenen gewarnt hätte? Würde man ihm geglaubt, würde man ihm gedankt haben? Würde des Sultans Abſicht dadurch vernichtet worden ſeyn? Und, hätte er nicht vielmehr, wie ſich Saladin in ſeinem Briefe ſehr richtig ausdrückte, unſinnig gehandelt, wenn er ſeinen Retter an ſeine Feinde verrathen hätte? — Unſer Held war alſo in dem Verſuch, Raimunds Gewiſſen zu beruhigen, ziemlich glücklich, ihn aber wegen der übeln Meynung, welche die Chriſtenheit von ſeinem Verfahren haben mußte, zufrieden zu ſtellen, dieſes ward ihm ein wenig ſchwer. Ein alter Held, der die ganze Zeit ſeines Lebens redlich und untadelhaft handelte, kann es nicht gleichgültig anſehen, wenn ein Zufall ihm bald am Ziele ſeiner Laufbahn dieſen Ruhm entreißt. Raimund war durch Walters Vorſtellungen mit ſeinem eignen Verhalten nun ſo weit ausgeſöhnt, daß er wünſchte, jedermann mögte es nach allen ſeinen Umſtänden kennen, und es ſo beurtheilen, wie es beurtheilt werden mußte. Was Sybille, was der Patriarch, was Veit und Terrikus von ihm dachten, das konnte ihm nun endlich gleichgültig ſeyn; aber daß ſie einen Schein in ihrer Gewalt hatten, ſeiner Tugend und Redlichkeit einen Schandfleck anzuwerfen, und ſie mit einigen Grund der Wahrſcheinlichkeit bey dem gutdenkenden Theil der Chriſtenheit zu verleumden, das war ein Gedanke der ihm das Herz abnagte; und für den Walter kein ander Mittel wußte, als das Verſprechen, ſich zum Unterhändler zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern brauchen zu laſſen, und ihn vor ihnen zu rechtfertigen. — Mit Terrikus und ſeinem Anhange eine ſolche Unterhandlung vorzunehmen, wäre nun wohl eine unnöthige Mühe geweſen, denn dieſe würden bey allen Vorſtellungen doch nie weiter geſehen haben als ſie hätten ſehen wollen; aber Roger von Mulinis zählte ſich, wie Raimund und Walter erfahren hatten, zu ihrer Partie, und ſich vor ſo einem Manne zu rechtfertigen, das lohnte ſich ſchon der Mühe; auch konnte man hoffen, daß er die Augen vor der Wahrheit nicht verſchließen, und ſähe er dieſelbe ein, der beſte unverdächtigſte Zeuge von Raimunds Unſchuld ſeyn würde.

Walter, der in allen ſeinen wohlüberdachten Handlungen ſchnell und mit Eifer zu Werke gieng, machte ſich gleich des andern Tages nach ſeiner Ankunft in Tabaria, auf den Weg, das Verlangen ſeines Freundes zu erfüllen, und unſere Leſer, welche wir ſchon vielleicht zu lange bey trocknen Kriegs- und Staatsangelegenheiten aufgehalten haben, werden uns erlauben, nur ganz kurz zu ſagen: es glückte ihm.

Roger von Mulinis, an welchen ſich unſer Held eigentlich wandte, gab der Stimme der Wahrheit Gehör, er geſtand daß Raimund nicht anders hätte handeln können, und noch mehr, er ſah auch alle Tücke ein, welche man bisher wider den Grafen von Tripoli gebraucht, alle Verdrehungen, deren ſich Terrikus bedient hatte, ſein und Walters Betragen, bey ihm, den Großmeiſter der Hoſpitaliter verdächtig zu machen, und ihn auf die falſche Seite zu ziehen. — Terrikus und ſein Anhang würden vielleicht einer ſtrengen Ahndung nicht entgangen ſeyn, wenn nicht Roger eingeſehen hätte, daß das Beſte der Chriſtenheit allein auf der Einigkeit beſtünde, und daß man, um einem ſo mächtigen Feinde wie Saladin gewachſen zu ſeyn, ſich durch keine Privatangelegenheiten müſſe trennen laſſen. Laßt uns das Vergangne vergeſſen, ſagte er. Veit und ſeine Königin mögen ihr Leben fortführen wie ſie es nicht anders können, für uns thut das wenig zur Sache. Terrikus ſoll ſeine heuchleriſchen Tücke laſſen, und Walter ſoll nicht ganz vergeſſen, daß er gleichwohl der Großmeiſter ſeines Ordens iſt. Dem unglücklichen Raimund ſoll nichts von den Begebenheiten zu Tabaria aufgerückt werden, ſo wie er gleichfalls die ihm angethanen Beleidigungen vergeſſen, und dafern bey irgend jemand noch einiger Verdacht auf ihn haſtete, ſich bemühen wird, denſelben durch tapfere Thaten wider die Sarazenen auszulöſchen.

Niemand konnte etwas wider den weiſen Ausſpruch des edeln Rogers einwenden. Sein redlicher unbeſcholtener Charakter verdiente die Ehre Schiedsrichter zwiſchen Perſonen zu ſeyn, die unabhängig von ihm waren, und ſich nur darum nach ſeinem Urtheil bequemten, weil ſie es gerecht und unpartheyiſch fanden.

Es ward eine allgemeine Verſöhnung geſchloſſen. Raimund ward aus Tabaria nach Jeruſalem geholt, man bat einander wechſelsweiſe um Verzeihung, obgleich nicht überall mit gleich redlichen Herzen. Die Königin lächelte gnädig auf Waltern herab, Terrikus drückte ihm freundlich die Hand, und der Patriarch fragte, ob ſein geliebter Sohn nun geneigt wäre, die Beſchützung der Hauptſtadt auf ſich zu nehmen. Walter verſprach alles, doch mit der Bedingung, daß man ihn in ſeiner Ruhe laſſen, und ihn auf keine Weiſe nöthigen möge, an den Luſtbarkeiten oder Kabalen des Hofs Antheil zu nehmen.

So ſtanden die Sachen eine lange Zeit, bis ſich wieder Gelegenheit zu neuem Zwiſt zeigte. — Graf Raimund hatte ſeine Familie wegen der ſchwachen Geſundheit ſeiner Gemahlin zu Tabaria gelaſſen, und es erſcholl plötzlich zu Jeruſalem das Gerücht, daß Saladin auf dieſen Ort anrückte, um ihn zu belagern. — König Veit, welcher jetzt wirklich zuweilen wie ein anderer König that und ſprach, verhieß dem Grafen die Stadt zu entſetzen, und ſeine Familie zu retten. Raimund, um zu zeigen wie wenig er geſonnen wäre, ſeinen Privatnutzen dem gemeinen Beſten vorzuziehen, widerrieth dieſes. — Saladins Macht, ſagte er, iſt zu groß, als daß wir uns wider ihn ins Feld wagen können, und es iſt beſſer, Tabaria mit allen ſeinen Einwohnern kommt in ſeine Hände, als daß wir, wenn wir ihm entgegen gehen, unſere wenige Mannſchaft ſchwächen, und Jeruſalem die nöthige Hülfe entziehen. Terrikus lächelte hämiſch, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſeinen Gedanken nach, hinter Raimunds Worten Verrätheren ſteckte. Tabaria, ſagte er, wird ſehr wohl in Saladins Händen aufgehoben ſeyn, und die Familie des Grafen von Tripoli hat freylich bey ſeinem alten Freund und Retter, dem Sultan der Sarazenen nichts zu fürchten. Walter ward um ſeine Meynung gefragt, und dieſem lag die Möglichkeit, daß ſeine Matilde zu Tabaria ſeyn könne, noch ſo feſt im Sinne, daß er darauf ſtimmte, Tabaria müßte unausbleiblich entſetzt und den Sarazenen nicht überlaſſen werden. — König Veit fiel endlich, da die andern faſt alle ſich auf Walters Seite ſchlugen, nach ſeiner löblichen Gewohnheit den mehrſten Stimmen bey, und der Aufbruch aus Jeruſalem ward auf den dritten Tag feſtgeſetzt. — Auf Terrikus Anrathen, welcher ſeinen heimlichen Groll auf Raimunden nicht laſſen, und keine Gelegenheit verſäumen konnte, ihm einen Schimpf anzuthun, durfte dieſer unglückliche Graf, der nun einmal bey den ſchwachen Köpfen zu Jeruſalem in Verdacht der Verrätherey war, nicht mit zu Felde ziehen, ſondern mußte zu Jeruſalem bleiben, um wie man vorgab, die Stadt zu decken. Raimund verſtand alles, ohne daß man es ihm zu erklären brauchte, und trennte ſich mit ſolcher Wehmuth von Waltern, als wenn er beſorgte ihn nicht wieder zu ſehen.

Um mich nicht zu lange bey dieſem Heerzuge, der ſo unglücklich ablief, aufzuhalten, will ich nur alle Vorgänge deſſelben kürzlich erwähnen. Das chriſtliche Heer ſtieß bey Marſteck auf Saladin, und würde ihm gewiß obgeſiegt haben, wenn nicht der König von Jeruſalem ſobald er einige Gefahr zu ſehen glaubte, die unglücklichen Tempelherren nach der Weiſe der Balduine im Stiche gelaſſen hätte. Die Schlacht dauerte einen ganzen Tag, ohne daß die Tempelherren gänzlich überwunden worden wären. Alle Ritter, ſelbſt Terrikus, der auch tapfer ſeyn konnte wenn er wollte, thaten Wunder bey dieſer Aktion. — Innerliche Verrätherey, Uebergang einiger Hauptleute, die noch mit in der Belagerung von Tabaria geweſen waren, und vor allen Dingen Mangel an Lebensmitteln ſpielte den Sarazenen des andern Tages den Sieg faſt völlig in die Hände. Der weiſe Veit hatte nicht vergeſſen, allen Proviant mit nach Salnubia zu nehmen wohin er geflohen war. — Saladin ſiegte endlich völlig; die meiſten der Tempelherren, und auch der Großmeiſter Terrikus kamen in ſeine Hände. Walter ſchickte das heilige Kreuz, um es, da alles unter und über gieng, zu retten, nach Salnubia; aber König Veit ſahe nicht ſobald, daß dieſer Ort, wo er ſicher zu ſeyn glaubte, auch angegriffen ward, als er dieſen größten Schatz der Chriſtenheit willig hin gab, und dadurch ſeine geheiligte Perſon zu retten glaubte. Die Sarazenen verſtanden indeſſen nichts von dieſer Auslöſung, ſie nahmen das Kreuz und nahmen den tapfern König von Jeruſalem, und brachten beydes an den Ort wo auch Terrikus hingeführt worden war, welcher ſich ſehr wunderte, ſo gute Geſellſchaft zu bekommen, und ſtündlich harrte, auch Waltern als ſeinen Mitgefangenen zu ſehen; aber zum Glück erfolgte dieſes nicht. Unſer Held zog alle Macht, die ihm noch übrig war zuſammen, um Jeruſalem zu Hülfe zu ziehen, aber er kam zu ſpät; Saladin hatte während der Schlacht bey Marſieck durch den Techedin einen Angrif auf Jeruſalem thun laſſen. Graf Raimund hätte dieſe Stadt mit ſeinen Leuten retten können, wenn man ihm nicht aus Furcht der Verrätherey, deren man ihn immer noch beſchuldigte, die Obergewalt über die Beſatzung ſo ſehr eingeſchränckt hätte, daß er wenig ohne Einrede thun konnte. Der Patriarch und die Königin miſchten ſich in alles, und verderbten dadurch alle gute Anſchläge des alten Helden von Tripoli. — Einer der unſinnigſten Einfälle des heiligen Heraklius war dieſer, daß er an eben dem Tage, da man ſich den Hauptſturm vermuthen konnte, eine Faſten und einen großen Kirchgang anſtellte, von welchem Graf Raimund für ſich und einige hundert Mann mit Mühe Diſpenſation erhalten konnte. Saladin wählte unglücklicher Weiſe eben die Zeit, da man in der größten Andacht begriffen war, zum Angrif. Reimund war zu ſchwach zum Widerſtande. Die Stadt gieng über, und Heraklius, Sybille und alles, alles was Jeruſalem enthielt, kam in die Hände der Sarazenen. — Walter erfuhr dieſe ſchreckliche Zeitung noch Zeit genug, daß er ſich von Jeruſalem ab, nach Salnubia ziehen konnte. Die Nachricht, daß auch dieſe Stadt, daß auch das Kreuz in Feindes Händen ſey, ſchlug ihn faſt zu Boden; er faßte indeſſen ſeinen Entſchluß kurz, eilte nach Akkon, ſprach die daſigen Tempelherren auf, ihm zu folgen, nahm den gefangenen Nureddin mit ſich, und ſetzte ſich, da faſt alle feſte Städte hinweg waren, und er ſich zu ſchwach fühlte Akkon zu vertheidigen, in einer kleinen Burg feſt, von wo er anfieng in Unterhandlung mit Saladin zu treten. Es ward ihm nicht ſo leicht als er geglaubt hatte, gegen Nureddin, dieſen geliebten, ſo viele Jahre von ſeinem Oheim getrennten Neffen, den Großmeiſter des Tempelordens und das Kreuz einzutauſchen. Er ſtellte Terrikus den Brüdern vor, und ermahnte den einen und die andern, ſich das Wohl der Chriſtenheit angelegen ſeyn zu laſſen; er aber nahm das Kreuz, den Schlüſſel zum heiligen Grabe und zum Thurm Davids, nebſt noch einigen ſehr verehrten Heiligthümern, und ſetzte ſich, in Begleitung Konrads und der Belforte zu Schiffe, um in Europa Hülfe zu ſuchen.

Zwölftes Kapitel.

Ritter Konrad iſt irre, und zieht Waltern gleichfalls in einen Irrthum.

Wie ganz anders war unſerm Walter bey ſeiner jetzigen Einſchiffung zu Muthe, als damals da er von ſeiner Reiſe nach Europa zurück kam und zu Joppe anlandete; der hohe Muth der ihn damals beſeelte, war durch den ſchlechten Erfolg, den die meiſten ſeiner Bemühungen in Paläſtina gehabt hatten, faſt ganz niedergeſchlagen; die anſehnliche Begleitung von Kriegsleuten, die er aus Frankreich mitbrachte, hatten faſt alle Blut und Leben zugeſetzt, und nichts damit gewonnen. Man ſtand auf den nämlichen Punkte wie vorhin, oder vielmehr auf einem noch ſchlimmern; Jeruſalem, und faſt ganz Paläſtina war in der Sarazenen Gewalt, und er reiſte in weit geringerer Begleitung, mit weit ſchlechtern Hofnungen, um Hülfe in einem Lande zu ſuchen, wo man ſich ſo lange zu beſinnen pflegte ehe man ſich entſchließen konnte, ſie zu geben, wo man ſich den Gedanken ungeſcheut erlaubte, den er, wenn er in ſeinem Herzen zuweilen aufſtieg, als gottlos verdammte, den Gedanken,

daß

daß man beſſer thun würde, den Sarazenen ein Land nicht länger zu beſtreiten, das bereits ſo viel Blut gekoſtet hatte, und deſſen ruhige Beſitzung für die Chriſten keinen andern Nutzen haben konnte, als jährlich eine Menge müßiger Pilger an ſich zu ziehen, welche Gott durch Sorge für ihre Familien, und Fleis in ihren Berufsgeſchäften weit wohlgefälliger als durch die heißeſte Andacht bey dem heiligen Grabe hätten dienen können. Durch Vorſtellungen von dieſer Art ganz niedergeſchlagen, und oft auf die Meynung gebracht, welche einem Manne von ſeiner Art erſchütternd ſeyn mußte, daß er den ſchönſten Theil ſeines Lebens zu Verfolgung eines Schattens angewendet habe, daß er in einem Stande lebte, der bey weiten nicht ſo heilig, nothwendig, verdienſtlich und Gott wohlgefällig ſey, als er bisher geglaubt hatte, ſuchte er ſich bald ſeine Zweifel zu widerlegen, bald von denſelben loßzureißen. — Seine eignen Angelegenheiten, die er bisher ganz aus der Acht gelaſſen hatte, um ſich für andere aufzuopfern, gaben ihm hierzu den beſten Anlaß, und er nahm ſich vor, auf der gegenwärtigen Seereiſe wie auf der vorigen, ſie nochmals zu überlegen, und ſich zu dem vorzubereiten, was in Europa, was in England, wohin er dieſesmal ſeinen Weg richten wollte, auf ihn warten mögte. Zu dieſem Geſchäfte waren ihm die Briefe Roſemundens unumgänglich nöthig, und er nahm keinen Aufſchub, dieſelben von dem Ritter von Staufen, welcher ſie noch immer in ſeiner Verwahrung hatte zurück zu ſodern. Ihr ſollt ſie haben, antwortete Konrad, und das Bild — ſetzte er hinzu, indem er die goldne Kapſel mit einen Seufzer aus dem Buſen zog, da iſt es, nehmt es hin dieſes ſchöne Denkmaal wie oft bey einem Weibe der Blick eines Engels mit dem treuloſeſten Herzen verbunden ſeyn kann. — Walter ſtutzte über dieſe ſeltſamen Worte, glaubte nicht recht gehört zu haben, und verzog, die Hand nach dem Gemählde auszuſtrecken. — Ja, ja, fuhr Konrad fort, nehmt es nur hin dieſes gefährliche Bild, welches mich bald zu euren Mitbuhler gemacht hätte, wenn ich Schönheit ohne Treu und Tugend lieben könnte. — Zu meinen Mitbuhler? fragte der erſtaunte Walter, kennt ihr das Original dieſes Bildes, es iſt meine Mutter. — Wie? rief Konrad, iſt das nicht Graf Raimunds Tochter? Iſt das nicht die Matilde von Tripoli die ihr ſo ſehr liebtet, von deren Liebe ihr mir ſo viel erzähltet, und die doch im Stande war einen Mann wie ihr. — Himmel! ſchrie Walter, was ſagt ihr da? was wißt ihr von Matilden. — Der Ritter von Staufen weigerte ſich eher etwas zu ſagen bis ihm der andere das Original des Bildes genannt, und ihm etwas genauer mit demſelben bekannt gemacht hatte, und Walter ſahe ſich genöthigt, um ſeinem Ungeſtüm Einhalt zu thun, ihm das Hauptſächlichſte von der Geſchichte ſeiner Mutter zu entdecken, ihm ſogar einige von ihren Briefen zu leſen. Konrad gerieth nach Endigung dieſer Nachrichten in einen Tiefſinn, aus welchen nichts ihn erwecken konnte. Walter brannte vor Ungeduld, eine Erklärung über die räthſelhaften Worte zu hören, deren er ſich in Anſehung der Untreue deren er Matilden beſchuldigte, bedient hatte; aber er mußte für dieſen Tag darauf Verzicht thun, und Konraden von ſich laſſen, welcher in einer Bewegung war, die ich ſo wenig zu beſchreiben vermag, als Walter ſich dieſelbe erklären konnte. — Ich übergehe die fürchterlichen Vorſtellungen die ſich unſer Tempelherr von demjenigen machte, was er von ſeiner Matilde hören würde, und in welchen ihm nichts zum Troſte diente, als daß Konrad in der Perſon irre war, und daß, ſo wie er die längſt verſtorbene Roſemunde für Matilden gehalten hatte, auch wohl das, was er von der letzten zu ſagen wiſſen konnte, ein Mißverſtändniß, eine Verwechſelung der Gegenſtände zum Grunde haben konnte.

Mit beſchämten Blick, erſchien Konrad des andern Tages bey Waltern, ſetzte ſich an ſeine Seite und fieng nach einen langen Stillſchweigen folgender Geſtalt an:

Ich muß mich zwingen, Ritter! muß euch meine Schwachheit geſtehen, muß bekennen, daß ich, ſo lange ein Spötter und Verächter der Liebe, endlich ein Raub dieſer fürchterlichen Leidenſchaft geworden bin, ein Raub der thörichtſten Liebe, welche je in einem Herzen exiſtirt haben mag. Das öftere Anſchauen des Bildes, das ihr mir aufzuheben gabt, entriß mir mein Herz, ich hielt es für Matilden von Tripoli, und ihr könnt euch vorſtellen; daß ich mich nicht ohne Widerſtand entſchloß der Nebenbuhler meines beſten Freundes zu werden. Zu ſchwach der Zauberkraft die in dieſen Geſichtszügen liegt zu widerſtehen, überließ ich mich endlich meiner thörichten Neigung, und tröſtete mich mit der Hofnung, daß ihr und ich, beyde geweihte Ritter, auch beyde eine Perſon mit gleichem Glück lieben könnten, ohne Feinde zu ſeyn. Die Leichtigkeit mit welcher ihr euch des Beſitzes dieſes Bildes entſchlagen, und euch der Ausübung eurer Pflichten überlaſſen konntet, ohne ein einzig mal nach demſelben zu fragen, erregte zuweilen gar den Gedanken in mir, daß eure Liebe ſchwächer als die meinige ſeyn, und es euch vielleicht mit der Zeit möglich ſeyn könne euch derſelben um meinetwillen zu entſchlagen. — Wenn ihr jemals recht geliebt habt ſo müßt ihr alle die Unmöglichkeiten kennen, mit welchen ein Liebender im Stande iſt ſich zu ſchmeicheln. — Nichts wäre fähig geweſen mich von meiner thörichten Leidenſchaft loßzureiſſen, als die Entdeckung die ich in den letzten Tagen unſers Aufenthalts in Paläſtina machte, daß Graf Raimunds Tochter, welche ich für das Original meines angebeteten Bilds hielt treulos, einem Walter treulos, und folglich der Achtung eines Herzens wie das meinige ganz unwürdig ſey. — Ich hatte mich ſchon faſt völlig überwunden, hatte das gefährliche Bild in mehrern Tagen nicht angeſehen, und nun muß ich aus euren Munde den rechten Gegenſtand meiner Liebe kennen lernen, muß erfahren, daß mein Herz mich nicht täuſchte, daß ich keine verrätheriſche Matilde, daß es einen Engel anbetet, für die ich mein Leben hingeben müßte, wenn er noch auf Erden wandelte. — Glaubt ja nicht, daß meine Leidenſchaft durch die Vorſtellung geſchwächt wird, daß ſie eine längſt Verſterbene zum Gegenſtande hat; ſie wird dadurch nur noch mehr angefacht, und mit Freuden ſetze ich alle meine Hofnungen über das Grab hinaus, wo ja überhaupt allein alles Glück exiſtirt, das Leute von unſerer Art zu hoffen haben. — Mit dieſen Worten ſank der unglückliche Konrad wieder in einen Tiefſinn, der für Waltern ein fürchterlicher Anblick war. Er zitterte für den Verſtand ſeines Freundes, fieng an, alles was er ihm von Matilden geſagt hatte, für Träumereyen eines zerrütteten Gehirns zu halten, und nahm ſich vor, ihm keine Frage mehr über dieſen Gegenſtand vorzulegen. Um indeſſen ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, zog er Matildens Bild hervor, zeigte es ihm und foderte ſein Urtheil über daſſelbe. Konrad betrachtete es, legte es kaltſinnig hinweg und griff nach Roſemundens Gemählde, aus deſſen Anſchauen er ſich nach einer langen Weile mit einem tiefen Seufzer empor riß, Waltern die Hand drückte, und plötzlich das Zimmer verließ. — Dieſer und viele folgende Tage verfloſſen, ohne daß die beyden Freunde ein Wort über dieſen ſeltſamen Vorgang gewechſelt hätten. Konrad ſchien ſich vor Waltern zu ſchämen, und dieſer ſuchte ihn eben ſo gefliſſentlich auf, als ihn jener zu vermeiden ſuchte. Keine Künſte der Freundſchaft ein krankes Herz zu heilen, wurden geſpart, aber ſie würden wahrſcheinlich vergebens geweſen ſeyn, wenn nicht Konrad ſelbſt Stärke genug beſeſſen hätte, ſeine Schwachheit endlich zu überwinden. — Ritter, ſagte er eines Tages zu Waltern, ich muß euch bitten, die Geſpräche die vor einiger Zeit über ein gewiſſes Bild zwiſchen uns ſind gewechſelt worden, gänzlich zu vergeſſen. Sollte ich in Zukunft aus euren oder irgend eines andern Munde ein Wort hören, das mir auf die entfernteſte Art eine Schwachheit vorzuwerfen ſchien, die wie ich denke, nunmehr beſiegt iſt, ſo würde mich keine Verbindung in der Welt hindern, eine ſolche Beleidigung mit Blut zu rächen. Ich bin ein Menſch und konnte fehlen, aber wehe dem, der mir meine Fehler aufrückt! — Walter antwortete auf dieſe Drohungen ſeines Freundes, die er von keinen andern würde haben gelaſſen anhören können, mit einem freundlichen Blick, und der Bitte, ſich zu beruhigen. — Eben ſo unausſtehlich fuhr Konrad fort, würde es mir ſeyn, wenn ihr, da ich in einem Stück ein Thor war, mich im ganzen für unſinnig halten ſolltet. Ihr fragt nicht nach den Winken die ich euch von der Treuloſigkeit eurer Matilde gab; hältet ihr ſie vielleicht auch für Phantaſien eines Träumers? oder iſt euch ſo wenig daran gelegen, diejenige kennen zu lernen, die ihr würdigtet eure Geliebte zu nennen? — Ach Konrad! erwiederte Walter, ich zittere, aus euren Munde zu hören, daß das, was ich ſo gern für Träume halten mögte, Wahrheiten ſind. — Ich bin jetzt gefaßt genug euch alles zu ſagen, fiel ihm Konrad in die Rede, und ich will eilen, euch zu zeigen, daß derjenige, deſſen Herz an den Reizen einer Verſtorbenen hängt, vielleicht nicht ganz ſo thöricht liebt, als der, welcher ſich von einer Treuloſen nicht loszureißen vermag, welche nicht für ihn leben will.

Dreyzehntes Kapitel.

Gar eine verwirrte Geſchichte, welche ſich erſt lange darauf in der Folge aufklärt.

Walter ſchwieg, und der Ritter von Staufen fieng ſeine Erzählung auf folgende Art an:

„Um euch das, was ihr zu wiſſen verlangt, aus dem Grunde zu ſagen, wird es nöthig ſeyn, daß ich euch in jene Zeiten zurück führe, in welchen der gutdenkende Theil unſerer Brüder, ſich unter eure Anführung begab, um Nureddin, Saladins Neffen, den meuchelmörderiſchen Händen des Grafen von Flandern und derer die in ſeine teufliſchen Anſchläge willigten zu entreißen. Ihr beehrtet mich mit dem Auftrage, die Beſchützung des gefangenen Jünglings über mich zu nehmen, und ihr wißt, mit welchen Freuden ich denſelben annahm. — Ich ließ es nicht dabey bewenden, den jungen Sarazenen in ſeinem Gefängniſſe zu bewachen, ich nahm ihn in mein Haus, ſuchte ihm das, was er in ſeinem Kerker erduldet hatte, denn ein Kerker war ſein bisheriger Aufenthalt, zu vergüten, und brachte alle Zeit, die mir von meinen Geſchäften überblieb, in ſeiner Geſellſchaft zu. Unſer gegenſeitiger Umgang, mein Mitleid mit ſeinem Schickſal, und ſeine Dankbarkeit gegen mich, ward bald der Grund einer Freundſchaft, welche wenig ihres Gleichen kennen wird. Ich brannte vor Begierde ihn zu befreyen, und ward durch die Pflichten, die ich der Chriſtenheit ſchuldig war, von demjenigen abgehalten, was ich wohl hätte thun können, da ihr euch in allen auf mich verließet und in nichts Rechenſchaft von mir fodertet. Nureddin war zu edel mir etwas wider meine Schuldigkeit zuzumuthen, zu edel, ſeine Befreyung auf andre Art als öffentlich und mit gegenſeitiger Bewilligung ſolcher Vortheile zu wünſchen, die der Wichtigkeit ſeiner Perſon angemeſſen waren. Der Himmel weis, wie ſehr ich alle Vorſchläge die Saladin ſeinetwegen ſo oft thun ließ, begünſtigte, und wie ich trauerte, daß man auf unſerer Seite ſo hart war, und Nureddins Gefangenſchaft immer ein Jahr nach dem andern verlängerte. Er ſah wie unglücklich mich meine Schwachheit, etwas zu ſeinem Glück beyzutragen, machte, und ſuchte bey unſern Zuſammenkünften dieſen Gegenſtand ſo viel als möglich aus unſern Geſprächen zu entfernen. — Unſere Schickſale, unſere Reiſen wurden denn meiſtens bey unſern Unterhaltungen hervorgeſucht, und ich kann mich nicht ohne Entzücken, an ſo manche ſchöne und wahre Bemerkung, ſo manchen edeln und großen Gedanken erinnern, den er gegen mich äuſſetzte, und der mir in dem Munde eines Sarazenen doppelt auffallend war. — Aber Nureddin war kein gewöhnlicher Menſch; ſein Oheim Saladin hatte nichts geſpart, ſein Herz und ſeinen Verſtand zu bilden, er hatte ihn frühzeitig der Erziehung ſeines Vaters, des wilden Aſad, entriſſen, und ihn, ohne Rückſicht auf die Gefahr in die ſeine Religion kommen könnte, die Jahre ſeiner früheſten Jugend an verſchiedenen chriſtlichen Höfen zubringen laſſen. Am Hofe des griechiſchen Kaiſers, und am Hofe des Königs von Zypern hatte er ſich am längſten aufgehalten, und ich bemerkte allemal wenn er auf den letztern zu ſprechen kam, daß er ſich länger dabey verweilte, und etwas auf dem Herzen zu haben ſchien, das er ſich nicht vorzubringen getraute. Ich muthmaßte ſchon damals auf eine Liebesbegebenheit, gab mir aber ſehr wenig Mühe ſein Geheimniß zu erfahren. Nureddin kannte mich als einen Feind und Spötter der Liebe, und blieb alſo in dieſem Punkt allemal zurückhaltend gegen mich, ohne daß übrigens unſere Vertraulichkeit darunter gelitten hätte. — Auf dieſen Fuß lebten wir mit einander als ihr, ich und die Belforte, durch das Loos, oder vielmehr durch die Wahl unſers Freundes Gerhard, zu Begleitern des Großmeiſters auf der Reiſe nach Europa ernannt wurden. — Ich trennte mich von meinen Freund Nureddin, und beſchwor Gerharden, ſich ſeine Beſchützung und Verſorgung eben ſo angelegen ſeyn zu laſſen, als ſie mir geweſen war; er verſprach es, und wir reißten ab. —

Bey unſerer Rückkunſt nach Paläſtina, war eine meiner erſten Fragen an Gerharden nach dem Ergehen Nureddins." — Ich verlangte ihn zu ſehen, aber Gerhard wußte immer ſo viel ſcheinbare Ausflüchte zu finden, daß unſer Aufbruch nach Jeruſalem heran kam, ohne daß ich meinen Freund geſprochen hätte. Die Begebenheiten daſelbſt, und das traurige Anſehen, das die Sache der Chriſtenheit gewann, nebſt den Feinden die ich in meinen eigenen Herzen zu beſtreiten hatte, brachten Nureddins Bild eine Zeit lang aus meinen Gedächtniß; aber die Freundſchaft zu ihm erwachte mit neuer Stärke, als ihr, da alles für uns verlohren war, den Entſchluß faßtet, aus der Gefangenſchaft des ſarazeniſchen Prinzen einigen Vortheil zu ziehen. Ich zitterte, daß ihr die Bedingungen ſeiner Freyheit zu ſchwer machen, und Saladin, der ohnedem alles in Händen hatte, lieber ſeinen Neffen noch länger gefangen ſehen als ihn durch wichtige Pläne auslöſen mögte. Wie ich gedacht hatte, ſo gieng es. Ihr wißt, daß Saladin euch gegen Nureddin weder Graf Raimunden, noch Roger von Mulinis, noch eine unſerer Hauptfeſtungen frey geben wollte. Auf mein wiederholtes Bitten gabt ihr endlich nach, fodertet nebſt dem heiligen Kreuze nichts als den Großmeiſter unſers Ordens, welches euch auch endlich zugeſtanden wurde. Mit Entzücken eilte ich auf euren Befehl zu Gerharden, um ihm Nureddins Freyheit anzukündigen, und meinem Freunde die fröhliche Botſchaft, daß er zu Saladin zurück kehren könne, ſelbſt zu bringen; aber wie erſtaunte ich, als ich Gerharden in die größte Verlegenheit gerathen ſahe, und endlich das von ihm erfuhr, was ihr ſogleich hören ſollet.

Nureddin war ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr in ſeiner Gewalt; da er ihn nicht ſo ſorgfältig bewachet und nicht ſo fleißig beſucht hatte als ich, war es kein Wunder daß ſich das ereignete was wirklich geſchahe. Er fand eines Tages, als er einmal ſeinem Gefangenen zuſprechen wollte, an ſeiner Statt eine verſchleyerte Dame die ſich ihm zu Füßen warf, ſich Graf Raimunds Tochter und Nureddins Geliebte nannte, und ihn bat den Betrug, den die Liebe ſie begehen gemacht, zu entſchuldigen und zu verhehlen. — Durch Beſtechung der Wache, ſagte ſie, glückte es mir zu meinem Geliebten zu kommen. Die Bitten der zärtlichſten Liebe bewegten ihn endlich, durch die Mittel die ich ihn an die Hand gab ſeine Freyheit zu ſuchen und mich hier zurück zu laſſen. Glaubt nicht, fuhr ſie gegen Gerharden fort, daß meine Gegenwart hier in eurem Gefängniſſe euch unnütz ſeyn wird, mein Nureddin liebt mich ſo ſehr, daß er, wenn ihr meine Auswechſelung dereinſt zu euren Vortheil für nöthig findet, ſeinen Oheim bewegen wird alles für meine Freyheit zu thun. — Gerhards Gedanken bey dieſem Vortrage kann ich nicht genau beſtimmen, nur ſo viel weis ich, daß er es für gut gehalten hat, dieſe ſeltſame Vertauſchung der Gefangenen zu verſchweigen, und er ſelbſt hat mir zugeſtanden, daß die Geſellſchaft der großmüthigen Geliebten Nuredhins ihm endlich ſo unentbehrlich geworden ſey, daß er mit Zittern daran dächte ſich von ihr trennen zu müſſen.* Ihr kennt ja die weiche gefühlvolle Seele, wie leicht war es, daß weibliche Schönheit ihn beſtrickte, da wohl Stärkere in dieſes Netz fallen können.

Ich konnte mich nicht enthalten, genauer nach dieſer Perſon zu fragen, und er ſagte mir genug, um mich zu überzeugen, daß ſie eure Matilde, daß ſie eben diejenige wäre, welche ich damals für das Original meines angebeteten Bildes hielt. Der Name Graf Raimunds Tochter, — unter einen andern kannte er ſie nicht, — und der Umſtand, daß ſie bisher in Zypern gelebt habe, und erſt ſeit kurzen nach Paläſtina gekommen wäre, trugen das Meiſte dazu bey, mich in meinen Gedanken gewiß zu machen. Nach ihrer Geſtalt fragte ich gar nicht, hatte auch wenig Verlangen diejenige zu ſehen, die euch um eines Sarazenen willen untreu werden konnte, und dadurch alle meine Achtung verlohren hatte. — Ich verſprach Gerharden ſein Geheimniß ſo lange wir in Paläſtina wären vor euch zu verſchweigen, und überließ es ihm die nöthigen Vorkehrungen zu machen, damit es euch und jeden andern verborgen blieb. — Ihr truget kein Verlangen den Gefangenen den ihr euch von Akkon nachführen ließet zu ſehen, und es war Gerharden alſo leicht Graf Raimunds Tochter in Mannskleidern an den Techedin auszuliefern, welcher, wie ihr wißt, um den Gefangenen in Empfang zu nehmen, uns auf halben Wege entgegen geſchickt wurde. Dieſer Techedin war niemand anders als Nureddin ſelbſt, welcher ſeit ſeiner geheimen Befreyung, unter verdeckten Namen uns ſo viel Schaden gethan, welcher nur neulich noch den wüthenden Angrif auf Akkon gethan hat, den ihr mit Mühe durch das griechiſche Feuer zu nichte machtet, und welcher im Grunde auf nichts als auf die Befreyung ſeiner Dame, der tugendhaften Matilde abgeſehen war, dieſer treuen Geliebten, die ihren Walter vergeſſen, und nach Paläſtina reiſen konnte, um die Freyheit eines Sarazenen mit ihrer eignen zu erkaufen. — O Weiber, Weiber! uns zum Unglück ſeyd ihr gebohren; einige von euch täuſchen uns durch ihre Reize, und überlaſſen ſich lieber jedem andern als dem wahren treuen Liebhaber, und die guten, frommen, unſchuldigen Seelen, die Engelsreize mit Engelsherzen verbinden, dieſe Roſemunden, gehen hin in ein beſſer Land, und laſſen uns hier auf Erden vergebens ſuchen, ob wir ihres Gleichen finden werden. — — —

Walter hatte dem letzten Theile von Konrads Erzählung mit einem Erſtaunen zugehört, welches ihm die Fähigkeit benahm ihn zu unterbrechen. Es war ihm unmöglich zu glauben, daß Matilde die Rolle bey der Befreyung Nureddins hätte ſpielen können, die ſie hier geſpielt haben ſollte, und gleichwohl wenn er alles zuſammen nahm, was der Ritter von Staufen von Nureddins Geliebten hatte erfahren können, und was ſo wohl, ſo vollkommen mit Matildens Geſchichte übereinſtimmte, ſo durfte er faſt nicht an der Wahrheit ihrer Beſchuldigung zweifeln. Er fragte Konraden, ob er denn die Geſtalt der Dame nicht mit einem Blick geſehen habe; um ihm Gelegenheit zu geben, daß er ſie mit Matilden vergleichen könnte? — Ihre Geſtalt habe ich geſehen, erwiederte der andere, als wir ſie dem Techedin, oder vielmehr ihrem Nureddin entgegen führten, und ich ſahe ſo viel, daß ſie in der männlichen Kleidung, die ſie trug, ein großes und majeſtätiſches Anſehen hatte; ſie genauer zu betrachten, hatte ich weder Luſt noch Gelegenheit. Ich haßte ſie als diejenige, die euch untreu geworden wär, und fürchtete ihren Zauberblick, weil ich ſie für das Original meines geliebten Bildes hielt, von deſſen Reizen ich mich, wie ich fühlte, mit Gewalt losreißen mußte. — Ich war ſo unmuthig, daß ich mich meinem Freund Nureddin nicht einmal offenbarte, welchen ich gleich unter der Geſtalt des ſogenannten Techedins erkannte, ich kehrte voll Unmuth zu euch zurück, und trachtete nach der Gelegenheit die ſich heute gefunden hat, euch von der Liebe zu einer Treuloſen abzumahnen. Walter fragte, ob er ihm nicht jemanden unter denen, welche mit zu Schiffe gegangen wären zu nennen wüßte, welcher bey der Ueberlieferung des vermeynten Nureddins gegenwärtig geweſen wäre, und Konrad beſann ſich auf einen der Belſorte, welcher ſogleich vorgerufen und befragt wurde. Der Ritter war ſo nahe bey dem ausgewechſelten Gefangenen geweſen, daß er vollſtändige Nachricht von ſeinen Geſichtszügen geben konnte. Er beſchrieb eine morgenländiſche Schönheit mit feurigen ſchwarzen Augen, einer bräunlichen Geſichtsfarbe und lockigten ſchwarzen Haar. — Walter wußte genug, er verlangte nichts mehr zu hören, und überließ ſich von dieſem Tage an dem tiefſten Gram, aus welchen ihn Konrad, welcher ſich aus ſeiner unmöglichen Leidenſchaft zu der verſtorbenen Roſemunde, ein wenig beſſer

zu

zu reißen wußte, oft mit großer Mühe erwecken wußte. —

So wie Walter Stunden hatte, in welchen ihm die Urſach ſeines Grams, Matildens Untreu, völlig erwieſen war, ſo kamen hingegen wieder andere, in welchen er ſich mit tauſend Zweifeln, die er in die ganze fabelhafte Geſchichte ſetzte, zu tröſten ſuchte, und es wäre zu wünſchen geweſen, daß ſein Freund die Klugheit beſeſſen hätte, dieſelben zu nähren, und ihn auf dieſe Art aufzurichten; aber Konrads Charakter ließ dieſes nicht zu. Eine Sache, von welcher er ſelbſt überzeugt war, konnte er um der Ruhe eines andern willen nicht für falſch ausgeben. Die Redlichkeit ſeines Herzens, ließ nicht die mindeſte Liſt, nicht die kleinſte Verſtellung zu, und er war allemal ſo bereit Walters Zweifel, mit denen er ſich ſchmeichelte, zu zernichten, als ob die Glückſeligkeit ſeines Lebens von ihrer Widerlegung abgehangen hätte. Wenn Waltern einfiel, wie Saladin, der doch ſchon längſt der Gegenwart ſeines Neffen wieder genoß, dieſe ihm ſo vortheilhafte den Chriſten ſo nachtheilige Sache hatte verhehlen, wie er ſich hatte bereden können, für Nureddin, der ſchon längſt frey war noch hinten nach eine Auslöſung zu geben, ſo wußte ihm Konrad dieſes mit der Liebe des jungen Prinzen für die an ſeiner Statt gefangene Dame, und mit ſeiner Pflicht auch ſie frey zu machen, aufzulöſen. Wenn denn Walter weiter fragte, warum Gerhard von Riedeſſer nicht Graf Raimunds Tochter an ihren Vater ausgeliefert hätte, ſo verſicherte ihm Konrad, daß er dieſe Frage gleich anfangs an Gerharden gethan, und dieſer ihm geſagt habe, wie Nureddins Geliebte ihn oft mit Thränen gebeten hätte, dem Grafen von Tripoli nichts von ihrer Anweſenheit zu ſagen, indem er von ihrer Ueberkunft nichts wiſſe, und ſie nur für Nureddin dieſe Reiſe unternommen habe. Rechnet zu dieſen Umſtande, ſetzte Konrad hinzu, noch die Neigung die Gerhard für ſeine Gefangene hatte, und die ihn nur gar zu bereitwillig machte, den Bitten ſeiner Dame Gehör zu geben, und auf dieſe Art ihres Anblicks ſo lang als möglich zu genießen. Auch könnt ihr euch vorſtellen, daß ihm vor der Verantwortung grauen mußte, die er zu gewarten hatte, wenn man die Verwechſelung der Gefangenen innen wurde, welches ja unausbleiblich geſchehen wäre, wenn er Graf Raimunds Tochter ihrem Vater überliefert hätte. — Walter war unwillig ſeine Fragen ſo gut, ſo mehr als wahrſcheinlich beantwortet zu ſehen, und nahm ſich vor, ſeinen Freund, der ſo wenig geneigt war ihm zu ſchmeicheln, keinen von ſeinen Zweifeln inskünftige vorzulegen, ſondern allen Troſt und alle Hofnung bey ſich ſelbſt zu nehmen. — Die beſte Aufklärung aller Widerſprüche erwartete er bey Hunbergen, und er ſahe mit Verlangen dem Zeitpunkte entgegen, da er ans Land ſteigen und dem geliebten Kloſter zu Brignolle würde zufliegen können.

Da Wind und Wetter ihm dieſesmal günſtig waren, und weder Sturm noch Windſtille ſeine Fahrt verzögerten, ſo lief er eher als er hätte erwarten können im Hafen zu Marſeille ein, fertigte ſeine Ritter an den Vikomte von Barral ab, um ihm ſeine Ankunft zu melden, und ihn daſelbſt zu erwarten, er aber richtete ſeinen Weg ganz einſam nach Brignolle, um in den Schooß ſeiner Pflegemutter, der Gräfin von Flandern, ſein Herz auszuſchütten, und Rath und Troſt bey ihr zu holen.

Vierzehntes Kapitel.

Hunberga ſieht weiter als Walter, und tröſtet ihn.

Walters Ankunft in dem Kloſter de la Celle, ſeine Aufnahme bey Hunbergen, und die Freude, welche ſeine Ankunft über die ganze Schweſterſchaft von der Aebtißin bis auf die Pförtnerin verbreitete, ſind Dinge welche ich meinen Leſern nicht umſtändlich erzählen darf, um mir die Zeit zu Erzählung wichtigerer Dinge nicht hinweg zu nehmen, auch ſind ſie bereits mit Hunbergens Kloſterſchweſtern, und mit ihren Aufenthalte ein wenig bekannt, Gutherzige, umgängliche, freundliche Geſchöpfe waren dieſe Nonnen de la Celle, und meine Leſer werden es ihnen zutrauen, daß ſie nichts ſparten, dem, der ſie zu beſuchen kam, ſeine Höflichkeit zu vergelten, und ihm den Aufenthalt bey ihnen ſo angenehm zu machen, als ihnen möglich war.

Man wird ſich erinnern, wie viel unſerm Helden ſeit der Zeit begegnet war, da er ſo plötzlich durch ſeinen Waffenträger von der Gräfin von Flandern abgerufen ward. Alle dieſe Begebenheiten, und noch mehr die Briefe der ſchönen Roſemunde die ihm Hunberga nachſchickte, und tauſend' Dinge die er über dieſelben zu ſagen und zu fragen hatte, nahmen die erſten Geſpräche hinweg, welche ſie Gelegenheit hatten ohne Zeugen mit einander zu führen; aber zu der Frage, die Waltern am meiſten auf dem Herzen lag, zu der Frage nach Matilden, fehlte ihm immer Muth und Anlaß. Meine Leſer kennen ſeine Schüchternheit in dieſem Stück, welche jetzt noch durch die Furcht vermehrt wurde, Hunberga mögte, wenn er ihr ſeine eiferſüchtigen Grillen in Anſehung Matildens entdeckte, ihm mit der Frage dazwiſchen kommen, die er nur gar zu oft an ſich ſelbſt that, was er für ein Recht habe, Matildens Handlungen zu meiſtern, oder ſie untreu zu ſchelten wenn ſie einen andern liebte als ihn, den ſie in ſo langer Zeit nicht geſehen, von deſſen Liebe ſie ſo wenig Beweiſe hatte? Auf dieſe Art ward immer der Name Matildens unterdrückt, und eine Frage die er um ihrentwillen angefangen hatte, plötzlich in ſeinem Munde verändert, und auf Roſemunden, oder eine andere Sache angewendet, welche ihm jetzt bey weiten nicht ſo am Herzen lag. —

Hunberga ſah ſeine Verlegenheit, und ermahnte ihn, ja nichts auf dem Herzen zu behalten, was er ihr etwa zu ſagen hätte. Denn, ſetzte ſie hinzu, wir haben dießmal wenig Zeit mit einander zuzubringen, deine Angelegenheiten erfodern deine ſchleunige Abreiſe nach England, und ich wüßte mir nichts Erwünſchteres zu denken als deine Ankunft, ohne welche es hätte geſchehen können, daß du dein Vaterland für dein Glück viel zu ſpät geſehen hätteſt. — Schon vor vier Monaten erhielt ich dieſen Brief vom König von England, welcher dich, ſeinen Sohn ſo nahe angeht, daß du ihn ſelbſt leſen mußt.

Walter nahm den Brief aus Hunbergens Hand, küßte ihn, und las folgende Zeilen.

Werthe Gräfin!

Die Undankbarkeit der Söhne Eleonorens vergilt mir es reichlich, daß ich für die Kinder meiner unglücklichen Roſemunde ſo wenig that. Von Henrichen und Gottfrieden will ich nichts erwähnen; ſie ſind dahin, ein früher Tod war die Strafe ihrer Undankbarkeit. Richarden wieder in meine Arme zu bekommen, habe ich mehr gethan als vielleicht ein Vater thun ſollte, habe ihm alle unbeſcheidne Foderungen bewilligt, die er an mich that, habe ihm und allen ſeinen Mitrebellen volle unbedingte Vergebung ertheilt, aber Himmel! daß ich unter den Namen dieſer begnadigten Rebellen, auch den Namen meines liebſten Sohns finden mußte, daß Johann von Irrland, deſſen Treue ich für unerſchütterlich hielt, auch ſeinen Vater verrathen hat, das iſt mehr als ich ertragen kann. Ich verzeihe ihm, und lege mich hin zu ſterben; doch wünſchte ich vor meinem Tode meinen Sohn Walter noch zu umarmen, und ihm das Land zu beſtätigen, daß ich, wie ihr wißt, faſt von ſeiner Geburt an für ihn beſtimmte. — Eilet, liebe Gräfin! und rufet ihn aus Paläſtina in die Arme ſeines ſterbenden Vaters. Verliehret keine Zeit, ich bin ſehr ſchwach. —

Dieſen Brief, ſetzte die Gräfin hinzu, als ſie ſahe daß Walter vor Bewegung nicht ſprechen konnte, hatte ich nicht ſobald erhalten, als ich einen Boten nach den gelobten Lande abfertigte, deſſen langes Ausbleiben mich auf die Gedanken brachte, er müſſe dich nicht getroffen haben. Vor kurzer Zeit ſchickte ich einige andere ab, deren Wiederkunft du, Gottlob! durch deine Gegenwart zuvor gekommen biſt. — Ich habe ſeit der Zeit fleißige Nachricht von deinem Vater gehabt, er iſt faſt völlig wieder hergeſtellt, aber ich halte es demohngeachtet für nöthig, daß du deine Abreiſe beſchleunigeſt; — König Henrich iſt alt, die Zeit iſt koſtbar, und du darfſt keinen Tag verliehren, den du noch im Umgange deſſen zubringen könnteſt, dem du das Leben zu danken haſt.

Walters Geſpräch mit Hunbergen hatte durch dieſe wichtige Nachricht wieder eine ganz andre

Wendung bekommen. Die rückſtändigen Umſtände von Roſemundens Geſchichte, welche ſie ehemals verſprochen hatte ihm mündlich zu erzählen, kamen wegen angelegentlicherer Dinge nicht einmal an die Reihe, wie viel weniger würde an Walters Zweifel wegen Matildens Treue gedacht worden ſeyn, wenn er nicht ganz auf die Letzt, als er ſchon einmal von Hunbergen Abſchied genommen hatte, wieder umgekehrt wäre, und ihr das entdeckt hätte, was ihm ſo ſchwer auf dem Herzen lag, und wozu er den ganzen langen Tag über keine Gelegenheit hatte finden können. — Hunberga hörte ſeiner Erzählung mit Verwunderung zu, ſtand einige Augenblicke in Gedanken und fieng dann mit einem kleinen Lächeln an: Beunruhige dich nicht, mein Sohn! ſo wenig ich im Stande bin, alle dieſe räthſelhaften Umſtände aufzulöſen, ſo kann ich dir doch ſo viel verſichern, daß deine Matilde vor zween Monaten noch in Zypern war; ich hatte damals die letzte Nachricht von ihr, und ſie verſprach mir, daß ich bald wieder von ihr hören würde, welches ich nun täglich erwarte. — Nureddins Geliebte kann ſie auf keine Weiſe ſeyn; denn erwäge nur den einigen Umſtand, von dem ich nicht weis wie er deiner Aufmerkſamkeit hat entgehen können: Rechne die Jahre zuſammen, in welchen der ſarazeniſche Prinz in der Gefangenſchaft war; wo hätte er in dieſer Zeit Matilden ſollen kennen lernen, welche erſt lange nachdem er ſeine Freyheit verlohren hatte, nach Zypern kam, und vorher nie da geweſen iſt. Oder glaubſt du, er hat ſie in England geſehen, wo er vielleicht nie geweſen iſt? oder ſie hat ſich ihm in Paläſtina gezeigt, welches Land ſie ſeit ihren zehenten Jahre nicht betrat? — Gehe, gehe, mein Sohn, quäle dich mit keinen unnützen Hirngeſpinſten, ſondern brauche deinen Verſtand; rechne dir die Möglichkeiten zuſammen, und tröſte dich. — Für dieſen Abend lebe wohl, morgen vor deiner Abreiſe will ich dir noch einige kleine Erinnerungen, wegen deiner Angelegenheiten in England geben. — Der getröſtete Walter umarmte bey dieſen Worten Hunbergen, und verließ ſie.

Funfzehntes Kapitel.

Träume.

Die Tröſtungen der Gräfin von Flandern erfüllten das Herz unſers Walters mit einem Entzücken, welches ihm den größten Theil der Nacht ſchlaflos erhielt. — Tauſend angenehme Bilder giengen vor ſeiner Seele über, er fühlte ſich ſo glücklich als er kaum je geweſen war, der Kummer wegen

Matildens Wankelmuth, der ihn bisher ſo ſehr gequält hatte, war gänzlich gehoben; je mehr er der Sache nachdachte, je unwahrſcheinlicher fand er es, daß ſie und Nureddin einander je könnten geſehen haben. Die ganze Sache war alſo eine Verwechſelung der Perſonen; Graf Raimund hatte ja vielleicht mehr Töchter, eine von ihnen konnte eben ſowohl als Matilde lange aus ihrem Vaterland entfernt, eben ſowohl wie ſie in Zypern geweſen ſeyn. Die Aehnlichkeit, die ſich nach der Beſchreibung des Ritters Belfort, zwiſchen Matilden und Nureddins Gebieterin fand, beſtand ja in nichts, als in der Farbe der Augen und Haare, in dem bräunlichen Teint, und in der majeſtätiſchen Geſtalt, welche faſt allen morgenländiſchen Schönen eigen war. — Walter fand dieſes alles ſo wahr, ſo in die Augen fallend, daß er ſich gar nicht erklären konnte, warum ihm daſſelbe nicht längſt eingefallen war, warum er erſt nöthig hatte, von Hunderten auf dieſen Weg geführt zu werden. —

Ein anderer Gegenſtand ſeiner angenehmen Betrachtungen, in dieſer ſchönen ſchlafloſen Nacht, war der Gedanke, daß er nun ſeinen Vater bald ſehen, daß er ihn nicht, wie er aus ſeinem Briefe fürchtete, dem Tode nahe, ſondern völlig wieder hergeſtellt ſehen ſollte. — Dieſer liebreiche Vater, ſtreckte die Arme nach ihm aus, er wollte in ſeinem Anblick die Treuloſigkeit ſeiner andern Söhne vergeſſen, und Walter nahm ſich vor, ihm die kindliche Liebe in vollem Maaße ſehen laſſen, die ihm ſeine andern Kinder verſagt hatten; er ſollte in ſeinen Armen alle Leiden dieſer Art vergeſſen, ſein Beyſpiel ſollte auch ſeine Brüder zu ihrer Schuldigkeit zurück bringen, und König Henrich ſollte den Abend ſeines Lebens ſo ſchön und heiter ſehen, als vielleicht kaum der Morgen deſſelben geweſen war.

Der Gedanke, daß König Henrich, indem er ihn zu ſich berufte, die Abſicht hatte, ihm den Beſitz des ſchönen Landes, das er ihm beſtimmte, zu beſtätigen, war auch kein kleiner Theil ſeines Vergnügens. Vielleicht hätte er mit Freuden auf den Beſitz weltlicher Herrſchaft Verzicht gethan. und wäre Zeitlebens dem Kreuze gefolgt, wenn keine Matilde auf der Welt geweſen wäre; aber ſie war es, die ihm den Titel eines Grafen von Anjou nicht mit gleichgültigen Augen anſehen ließ. — Sein Plan war gemacht. So bald als die erſten ſüßen Tage des Umgangs mit ſeinem königlichen Vater verfloſſen wären, ſobald als er die Gewalt über ſein Herz erlangt hätte, mit der er ſich ſchmeichelte, ſo wollte er ihn bewegen, den verlaſſenen Chriſten in Paläſtina ein ſolches Heer zuzuſchicken, als noch kein europäiſcher Fürſt zu einem Kreuzzuge bewilligt hatte, er wollte daſſelbe ſo viel als möglich aus ſeinem ihm beſtimmten

Lande verſtärken, wollte vom König von Frankreich die Völker fodern die er ihm ehemals verſprochen, und bey weiten noch nicht alle geliefert hatte, wollte ſeine durch ihn bekehrten Brüder, Johann und Richard, auch zu einen anſehnlichen Beytrag bewegen, und nun ſich mit einem Heer aufmachen, das ganz Paläſtina überſchwemmen, die Sarazenen völlig demüthigen, Jeruſalem in ſeine Gewalt bringen, und ihn in den Stande ſetzen könnte, dem heiligen Lande Geſetze vorzuſchreiben, welche den Chriſten auf ewig den Beſitz deſſelben verſichern ſollten. Zuweilen gieng er in dieſen Vorſtellungen ſo ſehr ins Detail, daß er ſchon vor den künftigen König zu Jeruſalem ſorgte, und ſich vornahm, dem alten Raimund dieſe Krone aufzuſetzen, auch war er entſchloſſen, große Veränderungen bey ſeinem Orden vorzunehmen, den boßhaften Terrikus abzuſetzen, und den tapfern edeln Konrad, zum Großmeiſter zu machen. — Wenn nun alle dieſe großen Dinge zu Stande gebracht wären, denn wollte er, überzeugt ſeinen heiligſten Pflichten Genüge gethan zu haben, ſeinen Orden und ſein Gelübde niederlegen, wollte vor Matilden gar nicht im Ordenskleide erſcheinen, ſondern ſie in weltlicher Tracht aus Zypern abholen, ſie nach England zu ſeinem Vater führen, und aus ſeiner Hand das edelſte Geſchenk nehmen das ein Mann ſich wünſchen kann, eine tugendhafte, ſchöne, fromme, treue Gattin. — — O wie gerieth ſeine Einbildungskraft in Feuer, wenn er ſich Matilden als die Seinige dachte, wenn er ſich die Tage mahlte, welche er als Graf von Anjou, als Vater ſeines Volks, gehorſamer Sohn ſeines Vaters, treuer Bruder ſeiner Brüder, Helfer alles Elends das er lindern konnte, mit der Freundin ſeines Herzens verleben wollte! — Auf dieſe Art verwachte er die ganze Nacht, und träumte bey den ſchönen Bildern ſeiner Phantaſie nicht davon, daß ſchon der nächſte Morgen, einige von ſeinen ſchönſten Hofnungen zernichten, und ihn dadurch ſchlechte Vorbedeutung für die Erfüllung der andern geben würde.

Sechzehntes Kapitel.

Walter lernt zween ſeiner Brüder kennen.

Walter war des andern Morgens eben im Begrif ſich auf den Weg nach dem Kloſter zu machen, als ein Bote von Hunbergen erſchien, welcher einen Brief an ihn brachte, und die Durchleſung deſſelben ſo eilend machte, daß er ihn mit Unruhe erbrach, und folgendes las:

Mein Sohn!

Wenn du deinen königlichen Vater noch lebend antreffen willſt, ſo eile nach Chinon bey Saumär, wo er ſich, nach der Nachricht die ich vor einer halben Stunde erhielt, gegenwärtig aufhält; er iſt dem Tode nahe, er verlangt darnach, dir noch ſeinen Seegen zu ertheilen, und es iſt nothwendig, daß du keine Zeit verliehrſt, nicht einmal von mir Abſchied nimmſt, wenn du denſelben noch erhalten willſt.

Hunberga.

Die Gräfin von Flandern ſtellte Walters Abreiſe ſo nothwendig, ſo eilig vor, daß wir uns nicht überreden können, ſie durch eine weitläuftige Erzählung ſeiner Empfindungen bey dieſer unerwarteten Nachricht zu verzögern. — Er reiſte ab, und ſetzte ſeinen Weg mit ſolcher Eile fort, daß er ſich ſogar die nöthige Nachtruhe abbrach, um bald an den Ort zu gelangen, wo er den zum erſten, und wahrſcheinlich auch zum letzten Male ſehen ſollte, welchem er ſein Leben zu danken hatte. Aber er kam zu ſpät. König Henrich hatte ſchon an eben dem Tage ſeinen Geiſt aufgegeben, da ſein an Hunbergen abgefertigter Bote zu Brignolle angelangt, und Walter von da abgereiſt war.

Er fand zu Chinon alles in der tiefſten Betrübniß. Der königliche Leichnam war an dem Morgen des Tages, da Walter in dieſer Stadt ankam, nach der nahe gelegenen Abtey Fontevrault abgeführt worden, wo er, wie man ihn berichtete, doch ſo lange zur Schau ausgeſtellt werden ſollte, bis Prinz Richard, der ungezweifelte Erbe der Krone, ſich einſtellen, und der Beyſetzung beywohnen würde. Man ſetzte noch hinzu, der Verſtorbene habe dieſes ſo verordnet, um durch den Anblick ſeines entſeelten Körpers einige Empfindungen der Reue in dem Herzen des Sohnes zu erwecken, der ihm bey ſeinem Leben ſo viel Herzeleid gemacht hatte. — Prinz Johann, er, deſſen Untreu dem Herzen des Vaters, der ihn ſo vorzüglich liebte, den letzten Stoß gegeben hatte, war bereits des vorigen Tages zu Chinon angekommen, aber der traurige Anblick der Leiche, verbunden mit den Erinnerungen, welche ihm der Biſchof von Lincoln im Namen des verblichenen Königs hatte geben müſſen, hatten ihn in eine ſo wüthende Verzweifelung geſtürzt, daß er die Stadt halb ſinnlos verlaſſen, und bey ſeinem Abſchied, wie einige gehört haben wollten, gefährliche Abſichten wider ſein Leben geäuſſert hatte; einige andre aber, welche den guten Prinzen beſſer kennen wollten, verſicherten, daß ſein Schmerz gewiß eben ſo bald nachgelaſſen haben würde, als er ſich von dem Anblick entfernt hätte, der denſelben erregte, ja ſie ſetzten ſogar hinzu, daß er vermuthlich eben darum Chinon ſo ſchnell verlaſſen habe, um bey der ſchuldigen Betrübniß über den Tod ſeines beleidigten Vaters, ſo leicht als möglich hinweg zu kommen, und geſchwind zu ſeinen gewohnten Vergnügungen zurück kehren zu können.

Walter ſchauderte über die Geſinnungen derjenigen, die er ſeine Brüder nennen mußte, und klagte den Himmel an, daß er ihnen das Glück gegönnt hatte, einen Vater zu kennen und ſeiner Liebe zu genießen, den er nur im Tode erblicken ſollte; einen Vater, den ſie kränkten und beleidigten, und den er, hätte er ihn gekannt, ach wie ſehr geliebt haben würde, den aus dem Grabe zurück zu rufen, er noch jetzt bereit geweſen wäre, ſein Leben hinzugeben. — Man erlaube mir, daß ich Walters Empfindungen, bey dieſer Gelegenheit nicht umſtändlicher auseinander ſetze, ein jedes fühlendes, mit kindlicher Liebe erfülltes Herz kann ſich dieſelben vorſtellen. — Er riß ſich von dem Uebermaaß derſelben ſo viel als möglich los, und da er in der Erzählung, die man ihm gemacht hatte, den Namen des Biſchofs von Lincoln unterſchiedliche mal gehört hatte, ſo fragte er nach demſelben, um bey ihm mehr von demjenigen zu hören, was jetzt ſeine ganze Seele einnahm. Man ſagte ihm, dieſer geiſtliche Herr wäre es eben, der

dem

dem König faſt allein in ſeinen letzten Stunden beygeſtanden habe, und er habe ſich auch nach ſeinem Tode nicht von ſeinem Leichname trennen wollen, habe ihn perſönlich nach Fontevrault begleitet, wo er auch, wie man ſagte, bis zur Beyſetzung verweilen wollte.

Walter fühlte nach dieſer Beſchreibung des ehrwürdigen Vaters, daß ſich ſein ganzes Herz zu ihm hinneigte; er liebte den Mann der ſo handeln konnte, und eilte nach Fontevrault, nicht allein die Leiche ſeines Vaters zu ſehen, ſondern auch den kennen zu lernen, der würdig geweſen war, die letzten Seufzer deſſelben aufzufaſſen, und aus deſſen Munde er erwarten konnte ſo vieles zu hören, das ihm in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande wichtig und tröſtlich ſeyn mußte.

Es war Nacht als er zu Fontevrault ankam. Er ſtieg vor der Wohnung des Biſchofs von Lincoln ab, aber man ſagte ihm, daß er ihn in der Kirche bey der Leiche des Königs antreffen würde. Mit zitternden Schritten nahte er ſich dem Orte, wo man ihn hinwieß, und welchen er, um keinen Zeugen bey dem Auftritte zu haben der ihm bevorſtand, ohne Begleiter betreten wollte. — Die Nacht verbreitete tiefe Stille umher, das Volk, welches bey Tage um die Ueberreſte ſeines guten Königs zu ſehen und zu beweinen, unabläßig in dem Gotteshauſe ab und zu ſtrömte, hatte ſich verlaufen; die Kerzen, welche ſonſt in unzähliger Menge in dem heiligen Gewölbe zu brennen pflegten, waren bis auf einige wenige, die bey dem Leichname und auf dem Altare angezündet waren, ausgelöſcht; die Gewohnheit, Tag und Nacht ohne Andacht bey der Aſche der Verſtorbenen murmelnde Gebete zu ſprechen, war damals noch nicht durchgängig eingeführt, und nichts unterbrach das tiefe feyerliche Schweigen, das bey Walters Eintritt, in dem Gotteshauſe herrſchte. Eine kalte Luft wie aus einem Grabe wehte ihm aus dem düſtern Gewölbe entgegen, welches ihm anfangs ganz öde zu ſeyn ſchien, bis er hier und da die Geſtalten einiger theils ſchlafenden, theils wie in tiefes Denken verſunkenen Wächter unterſcheiden konnte. In der Ferne, auf den Stufen des Altars, welcher der Thür, zu welcher er eintrat, entgegen ſtieß, entdeckte er die Geſtalt eines Betenden, der blos mit ſich und dem, den er anrief, beſchäftigt, nichts wahrzunehmen ſchien, was um ihn vorgieng. — Walter trat weiter hervor. — In der Mitte des Gewölbes, nicht auf einem koſtbaren Paradebette, ſondern auf einer kleinen Erhöhung von ſchwarzen Marmor ruhte der Sarg, der den königlichen Leichnam enthielt; ſeine Tracht war nicht das königliche Gewand, ſondern das ſchlechte ungezierte Ritterkleid, das er beym Leben beſtändig zu tragen pflegte. Sein Haupt war unbedeckt, und nur mit einigen grauen Locken geziert, welche ſeine Schläfe dünn beſchatteten und die hohe majeſtätiſche Stirn ganz unbedeckt ließen; ſeine Augen waren wie zu einen tiefen und ruhigen Schlafe geſchloſſen, eine Idee, welche durch die tief eingefallenen Schläfe und Wangen, und durch einen ſchmerzhaften Zug um den Mund ſchnell vernichtet, und mit dem Bilde des Todes verwechſelt wurde. Keine Abzeichen königlicher Hoheit ſahe man nicht um ihn her, als zu ſeinen Füßen auf einen noch niedrigern Stein als der Marmor auf welchen der Sarg ruhte, wie unachtſam hingeworfen, die Krone, die dem, der hier ſchlummerte, bey ſeinen Leben oft ſo eine drückende Laſt war, und welche, wenn man die Miene des Verſtorbenen deuten wollte, kaum die Stelle verdiente, die man ihr, verächtlich genug, bey ſeinem Sarge gegeben hatte. — Walter ſtand jetzt dicht an der Seite ſeines verblichenen Vaters. Mit ineinander geſchlungenen Armen, mit feſt auf das ehrwürdige Geſicht des Todten gehefteten Augen ſtand er da; er hatte ſich das, was er ſehen würde, zu lebhaft vorgebildet, hatte ſich zu feſt vorgenommen, ein Mann zu ſeyn, und ſich nicht von der Gewalt ſeiner Empfindungen hinreißen zu laſſen, als daß er ſich nicht lange hätte aufrecht halten ſollen, ohne den Gefühlen ſeines kindlichen Herzens unterzuliegen. Aber endlich ſiegte die

Menſchheit; der Schmerz ward ihm zu mächtig, er ſank auf die Knie vor dem, deſſen Knie er nie lebend hatte umarmen können. Seine Thränen ſtrömten auf die kalte Hand deſſen, der ihn ſo gern vor ſeinem Tode geſegnet hätte. Seine Empfindungen drückten ſich durch Schluchzen und gebrochne Worte aus. Er ſtand auf, küßte die ehrwürdigen Wangen des Verſtorbenen, ſank wieder an ſeine Seite nieder, und würde vielleicht durch das Gedränge von Bildern, die auf ſeine Einbildungskraft zu ſtürmten, alle Beſonnenheit verlohren haben, wenn nicht eine ſanfte Hand ihn ergriffen, und einige freundliche, mit einer faſt weiblichen holdſeligen Stimme ausgeſprochene Worte, ihn zu ſich ſelbſt gebracht hätten.

Der beſchämte Walter, welcher es ſeinem Stande für ſchimpflich hielt, ſich von dem Uebermaaß irgend eines Gefühls zur Erde beugen zu laſſen, erhub ſich plötzlich, und ſahe den an, der ihn ſo liebreich erweckte. Er erblickte die ſchlanke Geſtalt eines jungen Mannes, der noch faſt an das Alter des Jünglings gränzen mußte; er war in gemeine Prieſtertracht gehüllt, und nur die Hauptzierde zeigte, daß er einen etwas höhern Rang in der Kirche behaupten mußte. — Sein Geſicht, ob es gleich bleich, und von den Zügen des tiefſten Grams entſtellt war, war von einer faſt blendenden Schönheit, und für Waltern deſto rührender, deſto auffallender, weil es ihm das vollkommene Bild ſeiner Mutter Roſemunde vorſtellte. Er trat für Erſtaunen einige Schritte zurück. Das, was er in den Briefen ſeiner Mutter von ſeinem Bruder Gottfried geleſen hatte, fiel wie ein ſchneller Lichtſtrahl in ſeine Seele, er kannte den, der vor ihm ſtand; er eilte auf ihn zu, und ſchloß ihn mit dem Namen Bruder, in ſeine Arme.

Das Bild zweyer Brüder, die ſich an der Seite ihres verblichenen Vaters zum erſten Mal umarmen, zu ſchildern, iſt meine Feder zu ſchwach; ich übergehe daher dieſe Scene mit Stillſchweigen, und ſage nur ſo viel, daß Gottfried in den Zügen Walters, den Sohn König Henrichs eben ſo bald entdeckte, als dieſer in den ſeinigen den Sohn der ſchönen Roſemunde gefunden hatte, und daß er ihn mit eben ſo heiſſer, inniger Liebe an ſeine Bruſt drückte, als Walter zuerſt gethan hatte. — Ach Bruder, rief Gottfried, nachdem er ſich ein wenig von den erſten Sturm der Gefühle erholt hatte, ach, wo haſt du ſo lang verweilt! Wie hat ſich unſer Vater nach deinen Anblicke geſehnt! ſeine Seele ſchien zu zögern, ſchien immer in den ſchon faſt erſtarrten Körper wiederzukehren, aber du kamſt nicht, und der Tod brachte dich um das Glück, den Seegen aus ſeinem Munde zu hören, den er mir für dich zurück gelaſſen hat;

nimm ihn an von meinen Händen! Ewig, ewig ſey er kräftig über dir und mir, und das Gebet unſers Vaters am Throne Gottes beſtätige ihn!

Walter ſank vor ſeinen Bruder auf die Knie, er legte die Hand auf ſeine Stirn, und ſegnete ihn mit den Worten des ſterbenden Henrichs, die kurz und voll Nachdruck, Walters ganze Seele erſchütterten, und eine Ahndung von demjenigen in ihm erregten, was ihm nur gar zu bald bevorſtand. Mich dünkt, ſagte er, indem er aufſtand, mich dünkt, du habeſt mich zum Tode eingeſegnet; du ſprachſt viel von Leben und Glückſeligkeit, aber unſer Vater meynte das wohl für eine andre Welt, für dieſe iſt der Grund meiner liebſten Hofnungen umgekehrt, da ich ihn nicht mehr lebendig angetroffen habe. — Was Gottfried hierauf antwortete, ſo wie auch der Inhalt ihres darauf folgenden Geſprächs, iſt nicht wörtlich bis auf unſere Zeiten behalten worden; die Geſchichte ſagt nur ſo viel, daß ſie daſſelbe kurz abbrachen, und nach dem Altar eilten, wo Gottfried vorher gekniet hatte, um daſelbſt gemeinſchaftlich für die Ruhe der Seele ihres Vaters zu beten. — Was nach dieſer feyerlichen Handlung unter ihnen vorfiel, läßt ſich errathen. Walter wünſchte den Biſchof von Lincoln zu ſprechen, um von ihm umſtändliche Nachricht von den letzten Stunden ſeines Vaters zu erhalten, und Gottfried geſtand ihm mit einigen Erröthen, daß er, ungeachtet ſeiner Jugend dieſes Amt verwaltete. Du weißt, ſetzte er hinzu, daß man Aemter von dieſer Wichtigkeit ungern jemand vor dem funfzigſten Jahre ertheilt, und ich bin noch nicht dreyßig: aber ich bemühe mich, um die Gnade deſſen, der mich ſo erhob nicht zu beſchimpfen, den Mangel der Jahre durch Fleiß und Eifer in meinen Pflichten zu erſetzen. Und wenn du, erwiederte Walter auf Gottfrieds beſcheidene Rede, in deinem ganzen Amte noch nichts gethan hätteſt das dich deſſelben würdig machte, ſo hätteſt du es durch dasjenige verdient, was du, wie dir jedermann bezeugt, an unſerm Vater in ſeinen letzten Stunden thateſt. Gottfrieds Thränen drangen bey der Erinnerung an den Todeskampf ſeines Vaters hervor, Walter begleitete ſie mit den ſeinigen, und der Biſchof begann, nachdem er ſich etwas gefaßt hatte, die umſtändliche Erzählung von König Henrichs Tode, welche wahrſcheinlich den beyden Brüdern wichtiger wär, als ſie meinen Leſern ſeyn würde; ſie verweilten während derſelben, und bey den durch ſie veranlaßten Geſprächen, bald bey der Stelle wo ſie gebetet hatten, bald giengen ſie zu der Leiche, bald riſſen ſie ſich, vom Schmerz übermannt, von dieſem traurigen Anblicke loß, und ſuchten in den entfernteſten Gewölben des Gotteshauſes Linderung. — So verſtrich eine der merkwürdigſten

Nächte in dem Leben unſers Walters, eine Nacht, die, ſo traurig ſie war, doch mit keiner von den feſtlichen Nächten, die an Königin Sybillens Hof unter rauſchenden Luſtbarkeiten verſtrichen, zu vertauſchen geweſen wäre.

Der Morgen fieng bereits an den dämmernden Schein der erlöſchenden Kerzen bey Henrichs Grabe zu verdunkeln, und der von vielen Wachen ermattete Gottfried hatte ſich auf einen niedrigen Sitz am Sarge niedergelaſſen, und ſich ein wenig an die Seite ſeines Vaters zurück gelehnt, um zu ſchlummern, indeſſen Walter dem kein Schlaf in die Augen kam, mit ſtarken Schritten in einiger Entfernung auf und abgieng, als man ein ſtarkes Geräuſch von Pferden am Thore des Gotteshauſes hörte, und bald darauf einen Mann in Begleitung vieler Kriegsleute hereintreten, und nach der Stelle wo der Leichnam des unglücklichen Königs ruhte, zueilen ſahe. — Wilde Verzweiflung ſprach aus ſeinen Blicken; er faßte die kalte Hand des Verblichnen, und ließ ſie ſchnell fahren indem er mit einem Tone, der ſich nicht beſchreiben, nur hören läßt, ausrief: Todt? mein Vater todt? und ich ſein Mörder? — Gottfried war bey den ungeſtümen Eintritt der Ankommenden aus ſeinem Schlummer aufgefahren, und Walter hatte ſich der Leiche genaht. Beyde wurden von kalten Schauer übergoſſen, als ſie auf die Worte des Fremden, König

Henrichs bleiches Geſicht mit einem Strom von Blut überdeckt ſahen, das aus ſeinen Augen quoll, und ſein Gewand ſowohl als die erſtarrten Hände fürchterlich entſtellte. — Biſt du Richard? fragte Gottfried den Ankommenden mit einem Blick der ſein ganzes ſanftes Geſicht veränderte. — Ja, ſagte der andre, ja, ich bins; dieſes Blut, das über mich um Rache ſchreyt, ſagt es, daß ich Richard, daß ich der Mörder meines Vaters bin! —

Der Unglückliche ſank bey dieſen Worten ſinnlos zur Erde, und kam auf wiederholtes Bemühen der Umſtehenden nur darum zu ſich, um einen verborgenen Dolch zu zücken, mit welchem er ſich das Herz durchbohrt haben würde, wenn nicht ein junger Mann in Minſtrelstracht, welcher beſonders um ihn beſchäftigt war, ihm denſelben aus der Hand gewunden hätte. Nicht nur Gottfrieds Herz erweichte ſich bey der fürchterlichen Angſt in der er ſeinen Bruder ſahe, auch Walter, der ihn anfangs mit Wuth und Abſcheu angeſehen hatte, ward bewegt. — Er nahte ſich Richarden, und bemühte ſich gemeinſchaftlich mit dem Biſchofe von Lincoln ihm Troſt zuzuſprechen, eine Bemühung welche ganz vergebens war, denn Richard hatte den Gebrauch ſeiner Vernunft völlig verlohren, und man war genöthigt ihn mit Gewalt von dieſem Orte des Schreckens hinweg zu tragen. Gottfried ließ ihn in ſeine Wohnung bringen, und bat Waltern, ihn dahin zu begleiten. — Er ſelbſt blieb zurück, um ehe die Kirche mit Leuten erfüllt würde, Anſtalten zu machen, die um allen Aufruhr zu verhüten höchſt nöthig waren. Was würde das Volk geſagt haben, wenn es die Leiche ſeines geliebten Königs mit Blut überſtrömt geſehen, und erfahren hätte, daß ſich dieſes ſchreckliche Zeichen bey der Annäherung Richards, ihres künftigen Königs gegeben hätte. — Gottfried fand, als er den Sarg ſeines Vaters zudecken laſſen wollte, den Dolch, welchen man Richard entriſſen hatte, und an welchen etliche Tropfen ſeines Blutes hiengen, weil ſein Retter die Stärke des Stoßes zwar hatte hemmen, aber ihn nicht ganz verhindern können. — Der Biſchof von Lincoln hob ihn auf und trat mit demſelben zu der Leiche des Königs, welche, ſo ſehr man ſich bemühte ſie von dem hervorquellenden Blute zu reinigen, doch immer von neuen damit überdeckt ward. O! ſagte er, indem er den Mordſtahl langſam aus der Hand zu Henrichs Füßen fallen ließ, o daß das Blut des unglücklichen Richards, die Stimme dieſes Blutes hemmen könnte, das hier zum Himmel ſchreyt! o daß ſich der Fluch, den der ſterbende Vater über ſeinen ungehorſamen Sohn ausſprach, ſich in Seegen verwandeln, daß, wenn er ſich in den Wohnungen der Seligen unſerer erinnert, Richard ihm hinfort ſo theuer als Gottfried und Walter ſeyn mögte! —

Mit gefaltenen Händen und ſtarr vor Erſtaunen ſtanden die Mönche, welche um Henrichs Leichnam beſchäftigt waren, gegen Gottfrieden da, deſſen gen Himmel gerichtete Blicke, bey Ausſprechung dieſer Worte etwas übermenſchliches zu haben ſchienen. — Er trat zurück; das Blut hörte auf zu flieſſen; man verſchloß den Sarg und die Kirche, und der Biſchof von Lincoln eilte, um ſeinen unglücklichen Bruder zu beſuchen, von welchen er, nach der Weiſe ſeiner Zeit aus dem Zeichen, das er eben geſehen hatte glaubte, daß er nun völlig mit ſeinem beleidigten Vater ausgeſöhnt, und fähig wäre, Theil an allen den Tröſtungen zu nehmen, die ſein frommes brüderliches Herz ihm zubereitete. — Kein Wort ſollte er von den ſchrecklichen Aufträgen erfahren, die der ſterbende Henrich ihm an ihn gegeben hatte. Die Abſicht des gekränkten Vaters war keine andre, als Reue in dem Herzen ſeines verführten Sohns zu erwecken, und wie hätte er dieſelbe in höherm Grade fühlen können, als er ſie dieſen Morgen geäuſſert hatte? — Gottfried glaubte nicht unrecht zu thun, wenn er den Fluch Henrichs für Richarden in Seegen verwandelte, und nahte ſich dem Zimmer, worinnen er zu Bette gebracht worden war, mit der Miene, welche vor Zeiten die Engel hatten, wenn ſie den Sterblichen eine Friedensbotſchaft brachten.

Siebenzehntes Kapitel.

Auch Blondel von Neſle erſcheint.

Gottfried hatte den troſtvollen Zuſpruch, den er im Sinne hatte, für ſeinen Bruder umſonſt bereitet; er war nicht fähig ſeine Stimme zu hören; er lag entweder in todtenähnlichen Schlummer, oder er erwachte aus demſelben zu einen fürchterlichen Toben, welches zu bezähmen bey ſeiner außerordentlichen Stärke, welche durch die Wuth der Krankheit vermehrt ward, die Kraft ſeiner Wächter, ſo zahlreich ſie waren, oft kaum hinlangte. Das weiche Herz des Biſchofs von Lincoln vermochte nicht ſolche Anblicke auszuhalten, und Walter bat ihn alſo ſich hinweg zu begeben, für die Beerdigung des Königs, und für die Befriedigung des Volks zu ſorgen, welches von Richards Ankunft gehört hatte, und ihn als ſeinen künftigen Beherrſcher zu ſehen verlangte. Gottfried zeigte ſich ihnen und meldete ihnen Richards Krankheit; ſie ſahen dieſelbe als die Folge kindlicher Betrübniß bey dem Tode eines beleidigten Vaters an, verfluchten die, welche Uneinigkeit zwiſchen Henrichen und ſeinen Söhnen ſtiften konnten, und erhuben die kindliche Zärtlichkeit ihres künftigen Königs, die ihn ihren Gedanken nach in dieſen Zuſtand geſtürzt hatte, bis an den Himmel.

König Henrichs Beyſetzung ward dieſen Abend in aller Stille veranſtaltet; niemand als ſeine beyden Söhne Walter und Gottfried ſahen ihn einſenken, und ſprachen den Seegen der Auferſtehung über die heiligen Gebeine ihres Vaters.

Die hierauf folgenden Tage brachte Walter faſt beſtändig bey dem unglücklichen Richard zu; für welchen er, wo nicht Liebe, doch ein unausſprechliches Mitleiden fühlte. — Man ſagt immer, daß in einem Zuſtande, da ein Menſch ſeiner Vernunft nicht mächtig iſt, ſich die unverdächtlichſten Züge ſeiner Seele entwickeln. Walter mußte dieſer Meynung zugethan ſeyn, denn er glaubte, in Richards Phantaſien ſo viel Kennzeichen eines großen und guten Charakters zu entdecken, daß er ſein Schickſal immer mehr zu beklagen, und immer gewiſſer zu glauben anfieng, er würde bey genauerer Kenntniß ſeiner Geſchichte, Gründe zu Verminderung ſeiner Schuld und Hofnung finden, dereinſt einen Bruder in ihm zu umarmen, der ſeiner ganzen Liebe würdig wäre. — Richards Krankheit fieng an ſich zu mindern, und die tobende Wuth verkehrte ſich nach und nach in eine todtenähnliche Schwäche; ſeine Vernunft war zurück gekehrt, und er war jetzt im Stande, Gottfrieds und Walters freundliches und troſtvolles Zureden zu verſtehen, und zu erwiedern. Er fieng an ſtärker zu werden, und ſich um andre Dinge zu bekümmern, als um die fürchterlichen Ideen, die ihm anfangs beſtändig verſchwebten, und die man ihm mit Mühe benehmen konnte. — Eine von ſeinen erſten Fragen in dieſem Zeitpunkte war nach ſeinem Freunde Blondel. Blondel? wiederholte Walter als er den jungen Minſtrel ſeinem Bette nahen ſahe, der Richarden das Leben rettete, und ſich bisher gemeinſchaftlich mit ihm ſeiner Pflege angenommen hatte. Blondel? rief er aus, indem er ihn in ſeine Arme ſchloß, mit dir konnte ich ſo lange umgehen, ohne in deinen Zügen den erſten Freund meiner Jugend zu erkennen? Und du konnteſt den Namen deines Walters täglich hören, ohne dich ihm zu offenbaren? Wie konnte ich, antwortete Blondel, an irgend eine Freude denken, ſo lange mein Richard in Gefahr war? Mit dieſen Worten eilte er aus Walters Armen zu dem Kranken, welcher ſich hoch aufgerichtet hatte, um das, was unter den beyden Freunden vorgieng, mit anzuſehen. Blondel mußte auf ſein Verlangen ihm die Freude erklären die Walter über ſeinen Namen äuſſerte, und er erfuhr nicht ſobald, daß unſer Tempelherr eben der Walter wäre, den er aus Blondels Erzählungen ſchon ſeit langer Zeit kennte, als ſich ſein ganzes Geſicht aufheiterte, und er über dieſe Entdeckung ein Vergnügen bezeugte, welches Blondels Empfindungen bey dieſer Gelegenheit faſt übertraf. Wie? ſagte er, eben der, den Gottfried meinen Bruder nennt, eben der, den ich dieſe ganze Zeit über, ſo oft ich mich ein wenig erholte, an meinem Bette erblickte, eben dieſer iſt dein Walter, den ich mir ſo oft zum Freunde gewünſcht habe? — O komm in meine Arme, kein Name auf der Welt, ſelbſt der Brudername, kann dich mir ſo theuer machen, als der Name des Freundes meines Blondels. — Die beyden Freunde erſchracken über daß Feuer mit welchen Richard dieſe Worte ausſprach, und beſorgten von denſelben einen Rückfall ſeiner Krankheit; aber ſie hatten ſich geirrt, ſeine Beſſerung nahm täglich zu, und die Tage welche Walter, Gottfried und Blondel an ſeinem Bette zubrachten, ſiengen an ruhig, und durch die Hofnung ſeiner baldigen Wiederherſtellung oft gar heiter zu werden. Eine dieſer heitern Stunden, da Richard in einem erquickenden Schlummer lag, ward von Blondeln zu Erfüllung einer Bitte angewendet, welche Walter ſchon oft an ihn gethan hatte, und die er ihm, um in der Seele des Kranken keine unangenehmen Erinnerungen zu erregen, nicht gewähren konnte, wenn dieſer Zeuge davon war.

Achtzehntes Kapitel.

Blondel vertheidigt ſeinen Freund, und erzählt ſeine Geſchichte.

Du haſt, ſagte Blondel von Nesle, ſo oft die Erzählung meiner Geſchichte und der Begebenheiten deines Bruders Richard von mir gefodert, und ich eile, dir ſie in dieſer ſtillen ruhigen Stunde beyde auf einmal zu geben, da ſie beyde auf das Genaueſte mit einander verwebt ſind. Vielleicht, daß das, was ich dir ſagen werde, dich zu billigern Gedanken gegen deinen vortreflichen Bruder bringt, als ich weis, daß du gegenwärtig von ihm haſt, und als er ſelbſt von ſich hegt. — Der Unglückliche nennt ſich den Mörder ſeines Vaters, und gleichwohl, was hat er mehr gethan, als ſeine Brüder, die geliebter wie der von jeher vernachläſſigte, zurückgeſetzte Richard ſich weit mehr gegen einen gütigen Vater verſündigten, als er gegen den, der jederzeit ſtreng gegen ihn war. Er wurde aufs Grauſamſte verführt und getäuſcht, und ſie hatten wenig andre Verführung als ihr eignes böſes Herz. Er war jederzeit bereit zu ſeinem beleidigten Vater wie-

der

herzukehren, und ihm ward ſeine Gnade faſt nie ſo milde, ſo väterlich angeboten, als denen andern die weit ſchuldiger als er, ſie tauſendmal verſchmähten. — Nun kommt er, der reuige Sohn auf den erſten Wink ſeines Vaters, iſt bereit, auf alle Bedingungen Verzicht zu thun, die andere in ſeinem Namen vorgeſchlagen hatten, will ſich unbedingt der Gnade ſeines Königs überlaſſen, und findet ihn — todt. — Er nennt ſich ſeinen Mörder; — der erſtarrte Leichnam fängt an zu bluten; — der mit Vorurtheilen angeſteckte Richard nimmt dies als Beſtätigung ſeiner Schuld an. — O Walter, laß mich abbrechen. Gern mögte ich meine Augen vor den Gräueln eures Aberglaubens verſchließen, mit denen die edelſten Seelen unſerer Zeit, ſelbſt die Walter und Richarde angeſteckt ſind. — Nie hielt ich viel von dergleichen Zeichen, aber das gegenwärtige wendet mich vollends ganz von dem Glauben an ſolche Dinge ab. — Wenn König Henrichs Blut um Rache wider ſeinen Mörder ſchreyen ſollte, warum quoll es nicht bey der Annäherung des gottloſen Johannes aus dem Leichnam hervor? — Wenn einer von Henrichs Söhnen ſich den Mörder ſeines Vaters nennen kann, ſo iſts gewiß dieſer, deſſen Untreu wie jedermann weis, das Herz des unglücklichen Greiſes vollends gebrochen, und ihn ins Grab geſtürzt hat? — Blondel gerieth bey Endigung dieſer Worte in ein tiefes Nachdenken, und Walter überließ ſich der angenehmen Vorſtellung mit Entzücken, den edeln Richard nicht ganz ſo ſchuldig zu finden, als die Meiſten, und als er ſich ſelbſt hielt.

Blondel von Nesle kam nach einer Weile aus ſeinen tiefſinnigen Betrachtungen zurück, und nahm das Wort von neuen. — Ich muß dich bitten, Walter, ſagte er, die Geſinnungen die ich jetzt gegen dich geäuſſert habe, vor jedermann, ſelbſt vor deinen Bruder Gottfried zu verſchweigen; er iſt gut und edel, und es würde mich kränken, wenn er um meines Unglaubens willen ſchlecht von mir dächte. Er iſt ein Geiſtlicher, und die Lehre von den Vorzeichen gehört ja leider bey uns unter die Glaubenslehren, die man nicht ohne Ruchloſigkeit bezweifeln kann; aber noch einmal, ich bleibe dabey, daß das Bluten der königlichen Leiche von natürlichen Urſachen herkommen kann, und daß mein Richard um dieſes Umſtandes willen, nicht um ein Haar mehr Schuld an dem Tode ſeines Vaters iſt als ſeine Brüder. — Walter getraute ſich nicht etwas auf dieſe Meynung ſeines freydenkeriſchen Freundes zu ſagen, welcher er im Grunde gern beygepflichtet hätte, und erwartete den Anfang von Richards Geſchichte, welche ihm Blondel folgendermaßen gab.

Die Umſtände, begann er, in der Erzählung von Richards Begebenheiten ſind ſo zahlreich, daß ich, um dich nicht zu lange bey denſelben aufzuhalten, dir das Meiſte nur Auszugsweiſe werde liefern, und dabey vielleicht manchen kleinen Umſtand werde übergehen müſſen, welcher eine kräftige Apologie meines Freundes ſeyn könnte; aber auch das Wenige was ich dir ſagen werde, wird hinlänglich ſeyn, ihn in den meiſten Fällen zu entſchuldigen.

Du erinnerſt dich der Zeit, da ich England zum erſtenmal ſah, um in dieſem Mutterlande der fröhlichen Kunſt zu der ich mich bekenne, meine Laufbahn als Minſtrel anzutreten. — Die engliſchen Minſtrels welche mich nach England begleiteten, und Rollo, welcher lange an König Henrichs Hofe gelebt hatte, und vorzüglich von ihm geſchäzt wurde, führten mich bey ihm ein, und verſchaften mir eine Aufnahme, welche faſt meine Erwartung überſtieg. — Die Uneinigkeiten zwiſchen König Henrichen und ſeinen Söhnen, hatten damals bereits verſchiedne Jahre fortgedauert. Königin Eleonore, das boßhafteſte Weib das ich jemals geſehen habe, eine Perſon, der ihr ganzer Charakter aus den Augen ſprach, hatte ſichs angelegen ſeyn laſſen, das Herz ihres älteſten Sohns, des jungen Henrichs, bey Zeiten wider ſeinen Vater, ihren Gemahl, den ſie haßte, weil ſie, nicht eben mit Unrecht, ſeine Treue in Zweifel zog, zu empören. Des alten Henrichs Liebe zu ſeinem erſtgebohrnen Sohn hatte gemacht, daß er mit vieler Leichtigkeit in alle unbeſcheidne Foderungen, die dem jungen Prinzen und ſeiner Mutter in den Sinn kamen, gewilligt hatte. Der junge Henrich hatte bereits die Salbung als Nachfolger ſeines Vaters erhalten; man hatte ihn mit der franzöſiſchen Prinzeßin Margaretha vermählt, ihn ſamt ihr zu Rouen ſchon im Voraus die Krone aufgeſezt, die ſie erſt nach des Königs Tode tragen ſollten, und ihm überdieſes, um ihm indeſſen einen Vorſchmack von der königlichen Hoheit zu geben, die Beſitzung der Grafſchaft Anjou, Maine und Tourraine überlaſſen. Zur Belohnung dieſer mehr als königlichen Gnade, die meines Erachtens ſehr nahe an Thorheit und Unbeſonnenheit gränzte, trennte er ſich ganz von ſeinem Vater, hieng nur an ſeiner Gemahlin und an ihrem heimtückiſchen Vater dem König Ludwig von Frankreich, und war durch keine Bitten, keine Vorſtellungen des Königs von England zu bereden, die ihm überlaſſenen Lande zuweilen zu verlaſſen, und am Hofe ſeines Vaters zu leben. — Die ganze

Welt weis, und es kann alſo auch dir nicht unbekannt ſeyn, wie weit ſich dieſe Widerſpenſtigkeit erſtreckte, zu was für immer größern Foderungen an ſeinen Vater er ſich nach und nach verleiten ließ, und wie es endlich dahin kam, daß er die Waffen wider ihn ergrif.

König Henrich ſahe den Fehler ein, den er in Anſehung ſeines älteſten Sohns gemacht hatte, und er nahm ſich vor, denſelben an ſeinen drey jüngern Söhnen zu verbeſſern. Was er dem erſten zu viel gegeben hatte, das gab er denen andern zu wenig, beſonders hatte mein Richard das Schickſal, hinter alle ſeine Brüder zurück geſetzt zu werden. Gottfrieds Lebhaftigkeit — ich meyne nicht Roſemundens, ſondern Eleonorens Sohn — und Johannes einſchmeichelndes Weſen erwarb ihnen noch zuweilen eine königliche Gnade, aber Richard, welcher keine von dieſen beyden Gaben beſaß, der immer ernſt, immer nur mit denen ritterlichen Uebungen beſchäftigt war in denen er vollkommen zu werden ſuchte, bekam wenig freundliche Blicke von ſeinem Vater. — Die Vollkommenheit zu der er es in allen kriegeriſchen Künſten brachte, ſeine unglaubliche Stärke, ſein Heldenmuth und die Tapferkeit, von der er bey ſeiner großen Jugend bereits wichtigere Proben abgelegt hatte, machten ihn ſeinen Brüdern verhaßt, und ſeinem Vater furchtbar. — Der unglückliche Richard mogte ſich bemühen wie er wollte, dem König durch ſeine großen Eigenſchaften Freude zu machen, ein munterer Einfall von Gottfrieden, oder eine Schmeicheley des falſchen Johannes that allemal beſſere Wirkung. König Henrich ſahe in Richarden nicht den Helden der ihm nachzuahmen ſtrebte, nicht den Sohn, der einſt die Stütze ſeines Reichs geworden ſeyn würde, ſondern einen zweyten Henrich, einen Feind, der ihn noch furchtbarer ſeyn mußte, da er alle große Eigenſchaften des ältern Prinzen in doppelten Grade beſaß. Himmel! wie war es möglich, daß ein ſo guter, ſo weiſer König ein Herz wie das Herz meines Richards zu verkennen, ſo von ſich hinweg ſchleudern konnte? Warum ſahe er nicht ein, daß Richards Tapferkeit, da ſie nicht mit dem Stolze und der übeln Gemüthsart ſeines ältern Bruders verbunden war, ihm nicht nachtheilig ſeyn konnte? Unmöglich wäre es geweſen, daß der König ſich ſelbſt ſo hätte täuſchen können, wenn nicht die beyden Prinzen Johann und Gottfried die Kunſt gewußt hätten, ihn auf einen falſchen Weg zu leiten, und alle Handlungen ihres Bruders verkehrt vorzuſtellen. Sie hatten zu Boßheiten von dieſer Art einen getreuen Gehülfen und Anführer an dem jungen Grafen von Leiceſter, deſſen Name dir ſchon aus der Geſchichte der Fräuleins Anna und Edita bekannt ſeyn wird. Er war ein Menſch, deſſen ganzer

Sinn nur darauf gerichtet war, Unheil anzurichten, er that Böſes, nicht um einiges Vortheils willen, ſondern darum weil es böſe war, er konnte heute auf dieſer, morgen auf der andern Seite ſeyn, dann von dem Feinde zum Freunde, und wieder von dieſem zu jenen übergehen, ohne einen andern Nutzen dabey zu haben, als jedermann gegen einander aufzubringen, und ſeine Freude an der daraus entſtehenden Unordnung zu ſehen. Graf Leiceſter war ein ganz guter Freund Prinz Richards, und einer von ſeinen eifrigſten Gefährten in ritterlichen Uebungen, Richard hatte ihn nie beleidigt, als etwa durch höhere Talente, und doch ſpielte er in Anſehung ſeiner faſt wie nur zum Zeitvertreibe, eine ſolche Rolle. —

König Henrich ward durch fleißiges Zureden ſeiner beyden jüngern Söhne und ihres würdigen Gefährten, ſo furchtſam gegen den unſchuldigen Richard gemacht, daß er ihn vom Hofe entfernte. — Der junge Prinz welcher ſich den Vorwand, den man zu ſeiner Entfernung brauchte, ſo nichtig er ſeyn mögte, gern gefallen ließ, und zu wenig geneigt war, etwas Arges zu denken, bat um Erlaubniß nach Guienne zu ſeiner Mutter gehen zu dürfen. König Henrich, welcher den böſen Einfluß kannte, den Eleonorens Ueberredungen haben konnten, und der ſie aus dieſer Urſach ſehr weislich vom Hofe entfernt hatte, ſchlug dieſe Bitte ab.

Graf Leiceſter, welcher dieſe Botſchaft überbringen mußte, richtete ſie auf ſo eine Art aus, hütete ſich ſo ſorgfältig eine einzige Urſach einzuführen warum der König ſeinen Sohn von ſeiner Mutter entfernt halten wollte, daß Richard aufgebracht wurde, und auf einige verrätheriſche Winke, die ihm Leiceſter gab, ſich entſchloß, des Verbots ſeines Vaters ungeachtet, die Königin zu beſuchen. — Dieſes war der erſte Ungehorſam den er ſeinen Vater bewieß, ſeinen Gedanken nach, da es einer Mutter zu Liebe geſchah, ein ſehr unſchuldiges, unſchädliches Vergehen, aber für ihn der Grund tauſendfacher Verirrungen, aus denen er ſich nie ganz wieder hat heraus finden können.

Unter verdeckten Namen kam er zu ſeiner Mutter, die er ſeit ſeinen Kinderjahren nicht geſehen hatte, und die ihn mit einer Zärtlichkeit empfieng, welche ihm, der nie von elterlicher Liebe etwas wußte, etwas ganz Neues war, und ſein ganzes Herz zu Eleonoren hinriß. Er lebte lange glücklich bey ihr, die einigen trüben Stunden die er bey ihr hatte, waren diejenigen, da ſie ihn mit Klagen über ſeinen Vater unterhielt. Seine Untreu gegen ſie, vornämlich die Begebenheiten mit Roſemunde Klifford — Verzeihe mir Walter, daß ich dieſen dir heiligen Namen hier nenne — die Grauſamkeit, mit welcher der König ſie, ſeine Gemahlin vom Hofe verſtieß, und ihr ſogar den

Anblick ihrer Söhne mißgönnte, die Ermordung des Thomas a Becket, des Beichtvaters Eleonorens, und eine Menge andere Dinge wurden Richarden von ſeiner Mutter ſo oft, und auf ſo eine Art vorgebracht, daß er, ſo ungern er dieſe Gattung von Geſprächen auch hörte, und ſo ſehr er auch immer die Partie ſeines Vaters nahm, doch oftmals ingeheim dachte, Eleonore hätte nicht ganz unrecht, und König Henrich ſey zu tadeln. Nach und nach gieng die Königin weiter. Sie beklagte die Härte ſeines Vaters gegen ihn, legte es ihm deutlicher vor Augen als er es zu ſehen wünſchte, wie ſehr er ſeinen übrigen Brüdern nachgeſezt würde; ſie erinnerte ihn an die Liebe die Johann und Gottfried vor ihm genoſſen, und an die Vortheile, die ſein Vater ſeinem älteſten Sohne vor allen ſeinen übrigen Kindern eingeräumt hatte. Bey dieſem Punkte hielt ſie ſich am längſten auf, und machte dem ehrgeizigen Richard die verächtliche Rolle, die er gegen ſeinen Bruder Henrich ſpielte, ſo ſichtbar, daß er kein Menſch hätte ſeyn müſſen, wenn nicht ein Funken von Unwillen in ſeinem Herzen angeglommen wäre. Ihm, dieſem ſo ſehr begünſtigten Bruder, gab man große Länder ein, gab ihm den Titel eines Königs, da er indeſſen unter erborgten Namen, in der Dunkelheit, von der Gnade ſeiner Mutter leben mußte. Dem jungen Henrich gab man eine der ſchönſten und größten

Prinzeßinnen zur Gemahlin, an ihn dachte man nicht, und wenn er ſelbſt an ſich dachte, wenn er ſeine Augen auf dieſe oder iene Dame warf, ſo trat man ihm gleich in den Weg, und ſuchte alle ſeine kleinen Intriguen zu zernichten; dieſes leztere, das ihm, ſo lange er am Hofe ſeines Vaters war, ſo oft begegnete, gieng ſeinem zur Liebe geneigten Herzen am allernächſten. Alle Schönheiten die er angebetet hatte, und die man ihm ſchnell aus den Augen rückte, ſtellten ſich ſeiner Phantaſie vor, und er fieng von neuen an das zu beklagen, was er längſt verſchmerzt hatte. — Eleonore ſahe die gute Wirkung welche ihre Worte auf das Herz Richards thaten, ſie fieng an weniger von dieſen Dingen zu ſprechen, und überließ ſie ſeinem eigenen Nachdenken. — Doch ſäumte ſie nicht lange, ihn zu einem Schritte zu verleiten, der noch bedenklicher war als der Beſuch, den er wider ſeines Vaters Willen bey ihr gemacht hatte.

Eleonorens älteſter Sohn Henrich, dankte ſeiner Mutter das, was ſie ehemals für ihn that, ſo ſchlecht, daß er kein Bedenken trug, ſich unter mancherley Vorwand, eines Theils ihrer Beſitzungen in Guienne zu bemächtigen, und ſie zu ſeinen Ländern zu ziehen. Anſtatt wegen dieſer Ungerechtigkeit Hülfe bey ihrem Gemahl zu ſuchen, beredete ſie Richarden, an den franzöſiſchen Hof zu gehen, ſeinen Bruder wegen ſeines Verfahrens zur

Rede zu ſetzen, und ihn zu bedrohen, daß man, im Fall er ſich weigerte, das angethane Unrecht zu vergüten, ſich durch die Waffen Recht zu verſchaffen ſuchen würde. — Ein anſehnliches Heer ſtand zu dieſer Abſicht bereit, und es iſt kein Zweifel, daß Richard, der es anführen ſollte, durch daſſelbe alles würde haben erlangen, und ſeinen Bruder ziemlich in die Enge treiben können.

Richard trat ſeine Reiſe an, aber er hatte nicht ſobald ſeine Unterhandlungen mit ſeinem Bruder begonnen; als man in England ſchon alles, und noch vielmehr wußte, als wahr war. — Graf Leiceſter hatte dafür geſorgt, daß König Henrich zeitig erfuhr, daß Richard ſeinem Befehl zuwider, ſich alle dieſe Zeit über bey Eleonoren aufgehalten hatte, ſeine Reiſe nach dem franzöſiſchen Hofe wurde auf die gehäßigſte Art vorgeſtellt, und der unglückliche Prinz mit ſeinem rebelliſchen Bruder völlig in eine Reihe geſetzt. — König Henrich, welcher ein großer Freund von geiſtlichen Waffen war, ſchickte nach Rom, und ließ ſich einen Bannſtrahl wider ſeine ungehorſamen Söhne ausbitten, den er unweigerlich erhielt. Der junge Henrich, der von der freyen Denkungsart am franzöſiſchen Hofe angeſteckt war, machte ſich wenig aus dem Donner des heiligen Vaters, aber Richards noch unverdorbenes, unverführtes Herz wurde durch den Gedanken, von der Gemeinſchaft der Chriſtenheit ausgeſchloſſen zu ſeyn, um eines Verbrechens willen von derſelben ausgeſchloſſen zu ſeyn, deſſen Name ihm ſchon abſcheulich war, ganz zu Boden geſchlagen. — Er war anfangs willens nach England zu gehen, und ſich ſeinem Vater zu Füßen zu werfen; aber die Vorſtellung, daß man ihn doch nicht als einen Unſchuldigen, der er war, ſondern nur als einen reuigen Sünder aufnehmen würde, empörte ſeinen Stolz. Er wollte der Welt zeigen, daß er kein Rebell war, daß er die Hoheit ſeines Vaters zu beſchützen, nicht zu erſchüttern ſuchte. — Aller Gift den Eleonore in ſein Herz ausgegoſſen hatte, um ihn gegen König Henrichen aufzubringen, und der nicht allemal ſeine Wirkung verfehlte, war jetzt ohne Kraft. — Er brachte die Angelegenheiten ſeiner Mutter mit ſeinem Bruder zur Richtigkeit, und verließ Frankreich plötzlich, um nach Schottland zu gehen, und daſelbſt die grauſamen Beſchuldigungen ſeines Vaters durch die That zu widerlegen. — Du weißt, mein Walter, wie viel Unruhen Wilhelm von Schottland dem Könige von England in den damaligen Zeiten machte, auch wirſt du vielleicht etwas von den Gegenanſtalten gehört haben, die König Henrich machte. — Anſehnlich war das Heer das er Wilhelmen entgegen ſchickte, aber die Anführer waren ſchlecht, und alles würde verlohren gegangen ſeyn, wenn Richards Heldenarm der Sache nicht ein anderes Anſehn gegeben hätte. Wilhelm von Schottland ward gänzlich gedemüthigt, und diejenigen vom Heere, welche Richarden kannten, beſtanden darauf, ihm die Krone dieſes Landes aufzuſetzen. Mit Abſcheu verwarf er dieſen Antrag, und eilte nach England, um den überwundenen Wilhelm zu ſeines Vaters Füßen zu führen, und ſich ihm zu zeigen, als der, der er wirklich war, kein Rebell, ſondern der Schützer der Hoheit ſeines Königs und Vaters. —

Das Gerücht von dem Siege über die Schottländer war Richards Ankunft zuvorgekommen, und man war, als er erſchien, ſchon ſo mit dieſer fröhlichen Zeitung bekannt, daß man ſie faſt vergeſſen hatte. König Henrich hatte zu der Zeit als die erſte Nachricht von Wilhelms Niederlage nach England kam, eben eine Wallfahrt zu dem Grabe des heiligen Thomas a Becket gethan, deſſen Ermordung man ihm ſchuld gab. — Jedermann behauptete, daß die Vorbitte des lieben Heiligen dieſen Sieg über die Schottländer zu wege gebracht hätte: was hatte denn alſo der tapfere Richard dabey gethan? — Man empfieng ihn ſehr kaltſinnig, und entließ ihn mit Mühe des Verdachts, daß er Schottland aus rebelliſchen Abſichten betreten habe. Das eroberte Land, die Frucht von Richards Siegen wollte man anfangs dem Prinzen Johann, des Königs Lieblinge geben, aber man beſann ſich doch anders, meynte, Johann könnte indeſſen mit Irrland zufrieden ſeyn, und beſtätigte den überwundenen Wilhelm in Beſitz von Schottland, welches er vom König von England zur Lehn nehmen ſollte.

Richard war das Letzte wohl zufrieden, aber daß er ſich ſonſt ſo in Anſehung ſeines Empfangs bey ſeinem Vater geirrt hatte, das durchbohrte ſein Herz. Man beſann ſich lange, ob man ihm des päbſtlichen Banns und der väterlichen Ungnade gänzlich entnehmen ſollte, und als man dieſes nicht Umgang haben konnte, ſo gab man ihm wenigſtens zu verſtehen, er mögte nicht bey Hofe bleiben, ſondern ſich auf ein gewiſſes geringes Kaſtell begeben, das ihm verehrt wurde. Nach Frankreich zu gehen, ſollte ihm unterſagt ſeyn, denn man hielt dieſes Land für die Tugend der engliſchen Prinzen höchſt gefährlich. Prinz Gottfried war vor einiger Zeit heimlich dahin gegangen, und man fieng an Zeitungen von ihm zu hören, welche nicht die beſten waren.

Richard ſehnte ſich nicht nach König Ludwigs Hof, aber ſeine Mutter hätte er gern in Guienne beſucht, und ich weis nicht, was er des Verbots ſeines Vaters ungeachtet gethan haben würde, wenn ihn nicht die Ueberredungen der Freundſchaft davon abgehalten hätten.

Alle dieſe Dinge, mein Walter, trugen ſich vor meiner Ankunft in England zu, und ich habe das Hauptſächlichſte, das Innere derſelben, erſt nach der Zeit, zum Theil erſt kürzlich erfahren. — Als ich König Henrichs Hof zum erſten Male ſah, waren ſchon einige Jahre nach dem Siege in Schottland verfloſſen, und Prinz Richard hatte alle dieſe Zeit über auf ſeinem Kaſtelle in trauriger Einſamkeit gelebt, die er nur zuweilen mit einem ganz kurzen Beſuche bey ſeinem unbewegenen Vater verwechſelte, welchen Prinz Johann, Graf Leiceſter und andere ſeines Gleichen ſo umlagert hielten, daß ſich Richard keiner einzigen Privatunterredung mit dem Könige rühmen konnte. — Doch fieng der alte Henrich an, Richarden ein wenig geneigter zu werden, als er täglich neue widrige Zeitungen aus Frankreich von ſeinen rebelliſchen Söhnen Henrich und Gottfried erhielt, und hingegen das ſtille und unſträfliche Leben ſah, das Richard vor ſeinen Augen führte.

Dieſes ſtille, eingezogne Leben, würde indeſſen nicht ſehr nach dem Geſchmack des feurigen Richards geweſen ſeyn, wenn nicht die Widerwärtigkeiten die er erlebt hatte, ſeinen Muth niedergeſchlagen, und ihm einen Hang zur Schwermuth gegeben hätten, den er zuvor nicht hatte. Muſik und Dichtkunſt waren ſeine Hauptbeſchäftigungen in ſeiner Einſamkeit, und die Liebe zu dieſen beyden Wiſſenſchaften, die bis zum Enthuſiasmus gieng, war es auch die mir die Freundſchaft des edelſten Herzen erwarb, das ich kenne. Verzeihe mir, mein Walter, wenn ich dich durch dieſen Ausdruck beleidige. Es iſt wahr, du biſt mein älteſter Freund, und ich weis deinen Werth zu ſchätzen; aber du warſt beynahe noch ein Kind als ich von dir getrennt ward, ich habe dich erſt ſeit kurzen wieder, und du kannſt meinem Herzen alſo bey weiten das noch nicht ſeyn, was mir mein Richard in ſo vielen Jahren geworden iſt.

Er ſah mich bey einen von den kurzen Beſuchen am Hofe ſeines Vaters, er hörte meine Lieder, hörte mein Harfenſpiel, lud mich zu einem Beſuch auf ſeinem Schloſſe ein, und von da an wurde ich ein unzertrennlicher Gefährte ſeiner Einſamkeit. — Alle ſeine Anliegen ſchüttete er in meinen Schooß aus, alle ſeine Angelegenheiten ſtellte er mit mir in Rath, und ich kann mich rühmen, daß ich vielleicht manche ſeiner raſchen Entſchließungen gehindert, mancher eine beſſere Wendung gegeben habe, als ſie ohne die Leitung eines Freundes erhalten haben würde. — Ich war es, der ihn immer von dem Entſchluß abhielt, wider den Willen ſeines Vaters ſeine Mutter zu beſuchen, und die Wahrheit zu geſtehen, that ich dieſes nicht ſowohl aus Ehrfurcht gegen das königliche Verbot, als weil ich eine ſchlechte Meynung von

Köni

Königin Eleonoren hatte, und es ihr nicht gönnen konnte, mit ihren giftigen Anſchlägen das Gemüth meines Freundes anzuſtecken. — Richard hörte mein Einreden gefällig an, und folgte gern meinen Rathſchlägen. Er ſagte mir oft, daß, ſeit er mich kenne, ihm das Leben wieder anfange lieb zu werden, daß er um meine Freundſchaft kein Königreich eintauſchen mögte, und daß er in meinem Umgange die ganze übrige Welt vergeſſen könne. — Seit ich bey ihm war, beſuchte er den Hof ſeines Vaters ſeltner als iemals, und das Gerücht von den glänzenden Feſten, die man in London feyerte, konnte ihn nicht bewegen ſeine Einſamkeit zu verlaſſen. — Ich, ein Liebhaber der Freude, tadelte ihn oft wegen ſeiner Eingezogenheit, und nöthigte ihn zuweilen Menſchen zu ſehen, weil ich fürchtete, das Leben, das er auf dem öden Kaſtelle führte, mögte nach und nach der Geſundheit ſeines Leibes oder Geiſtes ſchädlich werden; aber wenn ich ihn zuweilen zu einem Beſuch bey Hofe beredete, ſo fand er allemal daſelbſt ſo viel Stof zu neuen Mißvergnügen, daß ich Tage lang zu thun hatte, ehe ich ſein Gemüth wieder aufheitern konnte, und daher ſelbſt anfieng, die Einſamkeit für ihn zuträglicher, als das Hofleben zu finden.

Um dieſe Zeit war es, als das Gerücht in unſere Einöde erſcholl, König Henrichs Hof würde bald einen ſehr ſeltenen, ſehr unerwarteten Beſuch bekommen, auf welchen man, ſo wenig man ſich auch denſelben zur Ehre oder Freude ſchäzte, die größten Zubereitungen machte.

Nachdem der heilige Thomas a Becket, ſich durch ſeine Verbitte ſo wunderthätig erwieſen, und mit derſelben König Henrichen Schottland unterwürfig gemacht hatte, war der Ruf ſeiner Heiligkeit, und der Kraft ſeines Gebets in alle Lande ausgegangen, und hatte der Kirche zu Canterbury, wo er begraben lag, häufige Wallfahrten u[illegible] Opfer zugezogen. — Was Richarden und mich anbelangt, wir wallfahrteten nicht zu ihm, ob wi[illegible] gleich in der Nähe ſeines Heiligthums lebten, und ob es uns gleich nicht an mancherley Anliegen fehlte, in welchen uns die Hülfe eines Heiligen erwünſcht genug geweſen wäre; aber nicht gerechnet, daß wir Minſtrels, wie uns die Welt ſchuld giebt, nicht in allen Stücken einen Glauben mit der heiligen Kirche haben, ſo fühlten Richard und ich auch einen beſondern Widerwillen wider den heiligen Erzbiſchof Thomas a Becket, weil er einen Eingrif in unſere Ehre gethan, und ſich den Sieg in Schottland angemaßt hatte, den der tapfere Richard mit ſeinem Blute erkaufte, ohne zu argwohnen, daß ihm das Gebet eines Heiligen, dieſen Ruhm ſtreitig machen würde. Bey dieſen Geſinnungen war uns die Poſt, daß König Ludwigs

Majeſtät ſich aus Frankreich zu einer Wallfahrt herüber bemühen würde, mehr ärgerlich als angenehm, und wir beſchloſſen, weil wir auch übrigens nicht viel von König Ludwigen hielten, bey keinen von den Feſten zu ſeyn, die um ſeinetwillen angeſtellt werden ſollten. Kaum konnten wir uns entſchließen, nach der Urſach ſeiner Andacht zu fragen, und als wir erfuhren, daß er das Leben ſeines kranken Sohns, des Prinzen Philip, vom heiligen Thomas erbitten wollte, ſo waren wir einig, daß dieſes Geſchäft nicht der Mühe lohnte, einen ſo weiten Weg zu unternehmen, und daß König Henrich um ſo einer Kleinigkeit willen, nicht ſo bereitwillig hätte ſeyn ſollen, einen Feind, mit dem er nur nach Hofart ausgeſöhnt war, in ſein Land zu laſſen.

Ludwig von Frankreich langte mit aller ſeiner Andacht an König Henrichs Hofe an, und wir erhielten bald Nachricht, daß er ſeine Tochter Alice mitgebracht habe; ob durch ihr Gebet für das Leben ihres Bruders mehr beym heiligen Thomas auszurichten als er von dem Seinigen hofte, oder ob er durch ihre Gegenwart andere Endzwecke zu erreichen ſuchte, kann ich nicht entſcheiden, oder vielmehr ich konnte es damals nicht, denn nach der Zeit fiel es jedermann, auſſer Richarden, deutlich genug in die Augen, daß König Ludwig ſich der Schönheit ſeiner Tochter bedienen wollte, noch einen von den engliſchen Prinzen in ſein Netz zu ziehen, ſo wie es ihm vormals durch Margarethens Reize bey dem jungen Henrich geglückt war.

Ich weis nicht, ob Prinz Johann der Prinzeßin Alice und ihrem Vater, keine Eroberung von genugſamer Wichtigkeit zu ſeyn ſchien, oder was ſie ſonſt bewegen mogte, ihre Abſichten mehr auf Richarden zu richten. — Genug, es war offenbar, daß man ſeine Augen auf ihn, auf ihn allein gerichtet hatte. — König Henrich hatte ſeinen Sohn nie aus ſeiner Einſamkeit zu irgend einem Feſte, das bey Hofe gefeyert wurde, einladen laſſen, jetzt kamen dergleichen Einladungen ſehr oft, und ich erfuhr nachher, daß dieſelben nicht die Wirkung des guten Willens König Henrichs, ſondern der dringenden Bitten des Königs von Frankreich geweſen waren. Richard nahm keine von dieſen Einladungen an, und machte damit ſeinem Vater eine herzliche Freude, der jetzt nicht ſowohl aus Widerwillen gegen Richarden, als aus Furcht, er mögte mit den Gäſten aus Frankreich in irgend eine Verbindung gezogen werden, ſeine Gegenwart bey Hofe nicht gern geſehen hätte. — Als König Ludwig ſahe, daß alle ſeine Bemühungen Richarden bey Hofe zu ſehen, vergebens waren, ſo ließ er ſich gefallen, ihm einſt ganz unvermuthet einen Beſuch auf ſeinem Schloſſe zu geben. — Es iſt unglaublich, was für Mühe er ſich bey dieſer Gelegenheit gab, meinem Richard zu gefallen; es glückte ihm nur gar zu gut, und ich kann nicht leugnen, daß ich ſelbſt eine Zuneigung für dieſen huldreichen König zu fühlen und zu glauben anfieng, er könne wohl nicht ſo falſch und boßhaft ſeyn, als man ihn insgemein ſchilderte.

Der König von Frankreich fand die Gegend und vornehmlich die Waldung in dem Diſtrikte unſers Kaſtells ſehr ſchön, und bat Richarden, zuweilen hier jagen zu dürfen; wer konnte Ludwigen etwas abſchlagen? Richard liebte die Jagd ſelbſt, ſie war die einzige ritterliche Uebung, die er ſeit einiger Zeit zu treiben pflegte, und es wurden von dieſem Tage an, ſo fleißige Jagdpartien in Richards Wäldern gemacht, daß man bey Hofe davon zu ſprechen anfieng, und dem Prinzen zu verſtehen gab, er würde ſeinem Vater einen Gefallen erweiſen, wenn er den Umgang mit König Ludwigen einſchränkte. So geneigt Richard geweſen war, die Höflichkeiten des Königs von Frankreich zu erwiedern, ſo bereitwillig war er auch, dem Befehl ſeines Vaters zu gehorchen; und als er kein anderes Mittel wußte ſich der Zudringlichkeiten Ludwigs zu erwehren, ſo trug er kein Bedenken, dem Könige von Frankreich nach ſeiner gewöhnlichen Offenherzigkeit die Urſache zu geſtehen, warum er genöthigt wäre, ſich ſeiner Geſellſchaft zu entziehen. König Ludwig lachte, verſicherte Richarden, daß er lange ſo ein Verbot von dem mißtrauiſchen König von England vorausgeſehen hätte, daß er der Schwachheit des guten Königs nachgeben, und ſeine Beſuche bey ihm einſchränken wollte, und daß er übrigens hofte, es würde den Vornehmſten ſeiner Hofſtatt nicht verſagt ſeyn, ſich zuweilen in ſeinen Wäldern mit der Jagd zu beluſtigen.

König Ludwig kam von dieſer Zeit an nicht mehr, uns in unſerer Einſamkeit zu beſuchen. Seine Leute beſuchten unſer Jagdrevier fleißig, und Prinz Richard hielt es nicht für ſeine Schuldigkeit, Theil an ihrem Vergnügen zu nehmen; ihr Umgang war ſeinem Stolz zu geringe, und er wußte nicht, ob ihm nicht derſelbe, wenn er auch Gefallen daran gefunden hätte, bald ebenfalls vom Hofe würde verboten werden.

Verſchiedne von unſern Jägern, welche den Jagden unſerer franzöſiſchen Gäſte beywohnten, erzählten, daß ſich oft auch Damen in unſerm Walde einzufinden pflegten, davon ſie die eine beſonders ſchön beſchrieben. Es wird die Prinzeßin Alice ſeyn, dachte ich, und ſagte Richard, ohne daß einer von uns Neugierde genug beſeſſen hätte, ihr zu Gefallen einen Ritt zu thun. Wir hielten uns eingezogen in unſerm Schloſſe, und erhielten dafür, wie wir von unſern Leuten erfuhren, von den ſchönen Jägerinnen die oft nach Prinz Richarden fragten, den Namen Menſchenfeinde, und mürriſche Einſiedler. — Ich ſcherzte oft mit meinem Freunde über die Mühe die ſich Alice ſeinetwegen gab, er nannte ſie weibliche Neugier, und verſicherte, daß er ſie nie befriedigen würde. Ich leugne es nicht, ſetzte er hinzu, daß ich ein Freund der Damen, ein Anbeter der Schönheit von jeher geweſen bin, aber ſobald ich bey einem Weibe ein größeres Beſtreben nach meiner Geſellſchaft merkte — ſollte es auch aus bloſer Neugier entſprungen ſeyn, — als ich nach der ihrigen bezeugte, ſo verlohr ſie alles Intereſſante für mich, und ich flohe ſie gewiß in eben dem Maaſe als ſie mich aufſuchte.

Es iſt zu glauben, daß Richard ſeinem Grundſatze treu geblieben ſeyn würde, wenn ihm Alice nicht näher getreten wäre, und ihn mit der ganzen Macht ihrer Reizungen angegriffen hätte.

Es war an einem trüben Tage, der uns, ungeachtet wir Männer waren, auf keine Weiſe ins Freye gelockt haben würde, da ſich eine Begebenheit ereignete, welche der Sache auf einmal eine ganz andere Wendung gab. Der Himmel hieng voll Gewitterwolken; der Donner ließ ſich bereits von Weiten hören, und abwechſelnde Regengüſſe kühlten die Hitze, die das Land ſchon verſchiedne Tage gedrückt hatte. Richard und ich ſaßen in der untern Halle des Schloſſes, verkürzten uns die Zeit mit mancherley Geſprächen, mit Geſang und Saitenſpiel, weideten uns an den Wohlgerüchen die uns aus der erfriſchten Gegend entgegen dufteten, und freuten uns des majeſtätiſchen Schauſpiels, daß das immer näher kommende Gewitter unſern Augen gab. Es kam heran, mit ſo fürchterlichen Blitzen und Schlägen, und mit ſo einen überſchwemmenden Regen, daß wir genöthigt waren, den Eingang unſers Saals den wir gegen das Feld geöfnet hatten, verſchließen zu laſſen, um vor den überhandnehmenden Sturme ſicher zu ſeyn. Er hatte bereits über eine Stunde in einem fort getobt, als unſere Leute herein traten, und meldeten: eben wäre ein ganzer Trupp franzöſiſcher Jägerinnen in unſerm Schloſſe abgeſtiegen, welche vom Ungewitter im Walde übereilt, bey uns Zuflucht ſuchten; die Ueberbringer dieſer Zeitung hatten noch nicht ausgeredet, als wir das Geräuſch der Kommenden hörten, und eine Menge Damen eintreten ſahen, die, ſo übel ihnen das Ungewitter auch mitgefahren hatte, doch einen ſchönen Anblick machten. Vornemlich zeichnete ſich die Vorderſte von den andern aus, die ich mir aus ihrem Vortritt und der prächtigen Kleidung die ſie trug. gleich vom Anfang als die, die ſie war, als die Prinzeßin Alice vorſtellte. Sie trug ein bleichgrünes Jagdkleid, das ein demantner Gürtel umſchloß, und ein funkelnder Stein von gleicher Koſtbarkeit, doch über das linke Knie hinauf zog, um den ſchönſten Fuß zu zeigen, den man ſich denken kann. Ihre Geſtalt war ſchön und zierlich, ob ſie gleich kaum das Mittelmäßige erreichte, ihre Bruſt und Arme waren kaum zur Hälfte bedeckt, und der Glanz ihrer funkelnden Augen wurde durch die von der Erhitzung erhöhte Farbe ihrer Wangen, und durch das dunkle Haar, das ſie in wilder Unordnung umflatterte, faſt verblendend gemacht. — Richard fuhr voll Erſtaunen auf, ſie zu empfangen, er war über ihren Anblick ſo auſſer ſich ſelbſt geſetzt, daß er kaum vermogte ihr etwas auf die Worte, mit welchen ſie ihn in dem einnehmendſten Ton anredete, zu antworten. — Und das war Alice? unterbrach hier Walter die Erzählung ſeines Freundes, iſts möglich, daß irgend jemand an der Figur dieſer Prinzeßin etwas Einnehmendes finden kann? — Was mich anbelangt ich habe ſie geſehen, und nichts an ihr bewundern können, als ihre Frechheit, und den Hang zu der zügelloſeſten Lebensart, der ihr aus den wilden Augen blickt.

Kann wohl ſeyn, erwiederte Blondel, aber du bedenkſt nicht, daß eine Dame von Alicens Gattung, eine andre Figur am Anfang ihrer Laufbahn, als am Ende derſelben macht. — Genug, damahls war ſie noch ſchön, ſehr ſchön, und unterließ nicht, uns beyden zu gefallen, doch Richarden etwas mehr als mir. — Ich vermißte freylich in ihrer Perſon, in ihrem ganzen Weſen den Zauber der Sittſamkeit, der mich bey dem weiblichen Geſchlecht immer am Meiſten hingeriſſen hat, aber Richard überſahe dieſen kleinen Mangel bey ihren übrigen Reizen. Er nannte das, was mir ſchon damals ein wenig frech an ihr vorkam, Lebhaftigkeit; die üppige Nachläßigkeit in ihrer Kleidung, die ſich nicht nur dieſen, ſondern alle künftige Tage die ſie bey uns verweilte an ihr zeigte, Ungezwungenheit, oder jugendliche Unachtſamkeit; und kurz dieſe Zauberin nahm das Herz deines Bruders in wenig Tagen ſo völlig ein; daß er ganz an ihr hieng, für nichts Gefühl hatte, als für ſie, und die kleinen Erinnerungen, die ich zuweilen wagte ihm zu geben, auf ſo eine Art aufnahm, daß ich endlich für gut hielt zu ſchweigen.

Ich habe ſchon von mehrern Tagen geſprochen, und du wirſt alſo errathen, daß ſich Alice keine kleine Zeit bey uns aufhielt. An Zeitvertreib konnte es ihr nicht bey uns fehlen, denn ſie hatte ja die Jagd, und da Richard ſie allemal auf derſelben begleitete, ſo iſt zu glauben, daß ihr dieſe Uebung noch angenehmer ſeyn mußte als zuvor. — Was mich anbelangt, ſo konnte ich nichts thun, als die Verblendung meines Freundes betrauren. So wenig ich Alicen ihre Schönheit ableugnen konnte, ſo gefiel ſie mir doch gar nicht mehr; tauſend

Spuren ihres leichtſinnigen Charakters entdeckte ich täglich an ihr, und ich hätte ihr noch gern alles vergeben wollen, wenn ich mich nur hätte verſichern können, daß ſie die redliche Liebe meines Freundes, eben ſo redlich erwiederte; aber dawider hatte ich große Zweifel, unter denen die freundlichen Blicke die ſie mir oft nur gar zu freygebig verlieh, noch die geringſten waren. — Du kannſt wohl denken, daß ich nicht ermangelte, Richarden meine Gedanken hierüber zu entdecken, aber Alicens Jugend und Lebhaftigkeit entſchuldigte alles, und ich hatte geirrt. Doch merkte ich, ſeit meinen freundſchaftlichen Erinnerungen eine große Verminderung der Vertraulichkeit gegen mich bey dem Prinzen; ich erfuhr wenig von ſeinen Unterhaltungen mit Aliceen; ſie reiſte ab, er begleitete ſie, und ich hörte erſt bey ſeiner Rückkunft, daß er einen geheimen Beſuch bey König Ludwigen gemacht, ihm ſeine Abſichten auf ſeine Tochter entdeckt, und ihm angelegen habe, auf Mittel zu denken, wie die Einwilligung ſeines Vaters zu erlangen wäre. König Ludwig hatte ihm Aliceen zugeſagt, hatte ſich erboten alles beym Könige von England durchzuſetzen, aber zugleich auch verſichert, daß es ihm unmöglich ſey, ſeine Tochter einem Prinzen ohne Land zu geben, und daß er darauf dringen würde, daß König Henrich ihn wenigſtens eben ſo gut als ſeinen ältſten Sohn mit einigen

Ländern verſähe, deren Beherrſchung er ſogleich antreten könne.

Dieſes war das Signal zu allen den mannichfaltigen Mißhelligkeiten, die nach der Zeit zwiſchen Richarden und ſeinem Vater faſt nicht aufgehört haben. König Ludwig fieng ſeine Unterhandlungen ſehr liſtig mit der Vorbitte für Richarden an, daß ſein Vater doch einigermaßen auf ſeine Verſorgung denken möchte. König Henrich ward beleidigt, daß Richard Ludwigen zum Fürſprecher wählte; und ſchlug alles ab. Der König von Frankreich ließ ſich nicht abweiſen, und erhielt endlich, daß Richarden Poitu und Guienne angewieſen wurde; beydes Landſchaften, die ſeine Mutter beſaß, und die ihr eigenthümlich gehörten, weil ſie ſelbige König Henrichen zugebracht hatte. Richard wurde beleidigt, daß man ihn mit den Gütern ſeiner Mutter belehnte; aber ich beredete ihn, alles anzunehmen, weil er auf dieſe Art am beſten im Stande ſeyn würde die Königin bey ihrem Eigenthum zu ſchützen, ohne nöthig zu haben, ſich eines Rechts über daſſelbe anzumaßen. Königin Eleonore, welche man insgeheim darum befragte, war es zufrieden, daß Richard Graf von Guienne und Poitu hieß, und verſprach, ihn bey dieſen Titel durch anſehnliche Einkünfte aus ihren Landen zu unterſtützen.

König Ludwig konnte ſich bey König Henrichs Mildigkeit in dieſem Stücke nicht beruhigen, er verlangte eine beſſere Verſorgung für ſeinen künftigen Schwiegerſohn, und trat allgemach mit den Vorſchlägen zu Richards und Alicens Vermählung hervor, welche aber mit ſolchem Unwillen aufgenommen wurden, daß der König von Frankreich ſich entſchloß, nebſt ſeiner ſchönen Tochter England zu verlaſſen; welches mit deſto beſſern Anſtand geſchehen konnte, da er die ſcheinbare Abſicht ſeiner Reiſe erreicht, und Nachricht aus Frankreich erhalten hatte, wie Sankt Thomas a Becket den Prinzen Philip völlig geſund gebetet habe.

König Ludwig reiſte ab, und es ward ihm leicht den aufgebrachten Richard zur Mitreiſe zu bewegen. So wenig Gefallen ich auch an ſeiner Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe hatte, ſo konnte ich mich doch nicht überreden, ihn zu verlaſſen; ich begleitete ihn, und ich hatte bald Gelegenheit, ihn als Freund, in neuen Widerwärtigkeiten beyzuſtehn. König Ludwig hatte eine Wallfahrt für das Leben ſeines Sohns gethan, und recht, als ob er daſſelbe mit ſeinem eigenen erkaufen ſollte, ward er vom Schlage getroffen, ehe er noch ſeinen wiederhergeſtellten Sohn zu ſehen bekam. Richard begleitete ſeine Alice nach Rouen, ward aber von dem neuen Könige

Philip ſo ſchlecht empfangen, daß er, weil er keine Macht hatte ſich zu rächen, weichen, und ſeine Zuflucht bey ſeiner Mutter in Guienne ſuchen mußte.

Es würde zu weitläuftig fallen, dir alle Unruhen und Zwiſtigkeiten zu erzählen, die in einer Zeit von etlichen Jahren, zwiſchen dem Könige von England und ſeinen Söhnen, und zwiſchen dieſen unter einander vorfielen, es ſey genug dir zu ſagen; daß, wenn von Beſtrafung der Rebellen die Rede war, der unſchuldige Richard, der ſich ganz ruhig bey ſeiner Mutter verhielt, oben an ſtand, da er hingegen, wenn eine Streitigkeit zwiſchen ihm und ſeinen Brüdern, oder irgend etwas das ſeinen Vortheil betraf zu entſcheiden war, allemal nachſtehen mußte.

Ich weis nicht was es war, das zu der ſelbigen Zeit dem alten Henrich auf einmal gütigere Geſinnungen gegen ſeine Söhne Richard und Gottfried einflößte, ob er ſeinen ältern Sohn Henrich durch die Gnade gegen ſeine jüngern Brüder kränken, oder ob er die Vermählung des jüngſten, des Prinzen Johann mit der ſavoyiſchen Prinzeßin Adelaide, durch die Gegenwart der beyden andern Prinzen verſchönern wollte, genug er berufte ſie an ſeinen Hof, und verſprach ihnen völlige Vergebung des Vergangenen, nebſt andern anſehnlichen Vortheilen.

Richard ließ ſich durch kein Zureden ſeiner boshaften Mutter bewegen, die Gnade ſeines Vaters zu verſchmähen; er erkannte das Unrecht, daß er ſeinem väterlichen Anſehen gethan hatte, indem er ſich vormals mit Alicen wider ſeinen Willen einließ. Der üble Empfang den er am Hofe ihres Bruders fand, und der wenige Antheil den ſie in all der Zeit, in der er von ihr getrennt war, an ihm zu nehmen ſchien, hatten ihn faſt ganz von der Liebe zu ihr geheilt, und meinen Zuredungen beſſern Eingang verſchaft, als ſie ehedem hatten. —

Er nahm ſich vor, zu ſeinem Vater zurück zu kehren, ohne die geringſte Foderung zu ſeinen Vortheil zu machen. Nur einer einzigen Bitte konnte er ſich nicht enthalten, und er trieb ſie bey ſeiner Ankunft am engliſchen Hofe mit ſolchem Eifer, daß König Henrich, welcher damals auf der Laune war, Gnade zu erzeigen, ſie ihr nicht abſchlagen konnte. Es war die Zurückberufung Eleonorens an den engliſchen Hof; ſie ward verwilligt. Die Königin kam auf Einladung ihres Gemahls nach London, ward ſehr wohl aufgenommen, bezeigte ſich ſo, daß man mit ihr zufrieden ſeyn mußte, und verſchafte durch ihr Zureden, auch Richarden beſſeres Anſehn und mehrere Gnade bey ſeinem Vater, als er je gehabt hatte.

Dieſes waren glückliche Tage für meinen Freund, Tage die ihm noch durch eine andre Begebenheit zu den merkwürdigſten ſeines Lebens gemacht wurden. Du wirſt errathen was ich meyne. Die Erſcheinung Matildens bey Hofe, und der Eindruck, den ihre Schönheit auf Richarden machte, iſt dir bekannt; aber eins weißt du noch nicht, das ich dir auch ſchwerlich ſagen würde, wenn mich nicht das Kleid, das du trägſt, überzeugte, daß du keinen Anſpruch mehr auf diejenige machſt, die du in deinen erſten Jünglingsjahren zu lieben ſchienſt.

Ja Walter, ich bekenne dir es frey, Matilde war mir von dem erſten Augenblick an, da ſie zu Montzon erſchien, nicht gleichgültig. Ich unterdrückte bloß dir zu Liebe die wachſende Leidenſchaft in meinem Herzen. Unausſprechlich ſchwer ward mir die Trennung von ihr, und in aller der Zeit, da ich von ihr entfernt war, kam ihr Bild nicht aus meiner Seele. Du weißt, wie ſehr die Grundſätze der Minſtrels die hohe idealiſche Liebe begünſtigen, und du wirſt dich nicht wundern, daß ich, ohne Hofnung Matilden jemals zu beſitzen, ſie zu der Dame meines Herzens gewählt, zum Gegenſtand aller meiner Lieder gemacht hatte. Unausſprechlich liebte ich ſie, und du kannſt dir alſo eine Vorſtellung von dem Eindrucke machen, den

ihre

ihre Erſcheinung bey Hofe auf mein Herz hervor brachte. —

Die Güte, mit welcher ſie ſich meiner erinnerte, die Freundſchaft, die Vertraulichkeit, mit welcher ſie mir ihren Umgang gönnte, alle dieſe Dinge ſind dir aus ihrer Geſchichte bekannt, aber du weißt nicht, wie viel mein Herz dabey fühlte, wie es ſo ganz zu derjenigen hingeriſſen wurde, die ich nur anbeten durfte. — Laß mich hiervon abbrechen. Du weißt was für eine traurige Wendung unſer unſchuldiger Umgang durch die Eiferſucht ihres Gemahls gewann; du weißt, mit wie vielem Glück Prinz Richard unſere Unſchuld vertheidigte, auch wirſt du dich erinnern, wie ſchlecht ſie ſeine Liebe, ſelbſt nach dem Tode ihres Gemahls belohnte.

Richard hatte bey Matildens höhern Reizen, Alicen ganz vergeſſen. Eleonore, welche die Verbindung mit der franzöſiſchen Prinzeßin ſo ungern geſehen haben würde als der König, begünſtigte ſeine Liebe zu Matilden, und bewegte auch ihren Gemahl in dieſelbige zu willigen. Nur die, auf welche bey dieſer Sache alles ankam, nur Matilde blieb unerbittlich; ſie ſchlug die Hand des Prinzen hartnäckig aus, und war dadurch Urſach, daß er in halber Verzweiflung das Königreich verließ, und nach Frankreich gieng.

Ich folgte ihm, und unglücklicher Weiſe begleitete ihn noch einer, den ich damals noch nicht genugſam kannte, um ihn nach Verdienſt zu verabſcheuen, und meinen Freund vor ſeinem Umgange zu warnen. Graf Leiceſter, welcher bey dem König und der Königin in Ungnade gefallen war, geſellte ſich zu Richarden, um ſich an den Eltern zu rächen, indem er ihren Sohn wider ſie aufwiegelte. — Er wußte es Richarden ſo wahrſcheinlich vorzuſtellen, daß Henrich und Eleonore ſeine Liebe zu Matilden nur zum Schein begünſtigt, und ihr insgeheim Hinderniſſe in den Weg gelegt hätten, daß ſelbſt ich anfieng es zu glauben, und Richarden ſeinen Unwillen über ſo eine Falſchheit nicht ganz verdenken konnte. Er nahm ſich vor, die Hofnung, ſeinen Vater zu väterlichen Geſinnungen gegen ſich zu bewegen, gänzlich aufzugeben, und da Schutz und Ruhe zu nehmen, wo er ſie finden würde, ohne weitere Rückſicht auf den Willen desjenigen zu nehmen, der ſich jedem kleinen Glück das er ſich wünſchte mit ſolcher Härte entgegen ſetzte. — Er hatte demohngeachtet, die ſchlechte Begegnung die er von König Philipen erdulden müſſen, und die Vergeſſenheit der Prinzeßin Alice noch in zu friſchen Andenken, als daß er ſich an den franzöſiſchen Hof hätte wenden ſollen. Er nahm ſich vor, zu ſeinem Bruder Henrich zu gehen, der ſich, wie er erfuhr, damahls zu Martell, einem Kaſtell bey Turenne aufhielt.

Er fand den Prinzen tödtlich krank, und nur in manchen Stunden fähig, alles das anzuhören, was er auf dem Herzen hatte. — Der junge Henrich, der bey Annäherung des Todes anfieng alles zu bereuen, was er jemahls wider ſeinen Vater verübt hatte, war nicht geneigt, Richards Unwillen wider König Henrichen zu ſtärken; er ſtellte ihm ſein Exempel vor, und redete ihm zu, ſich dem kindlichen Gehorſam, den er ihrem gemeinſchaftlichen Vater ſchuldig wäre, auf keine Art zu entziehen. — Bleib bey mir, mein Bruder, ſetzte er hinzu, ich habe Boten an unſern Vater geſchickt, mir ſeine Vergebung, ſeinen Seegen, und wo möglich, ſeinen Beſuch vor meinem Tode zu erbitten. — Er wird kommen, er wird mich begnadigen, und dich in meine Rechte einſetzen; ſein Herz wird ſich gegen dich erweichen, gegen dich, der du ihn nie ſo ſehr beleidigt haſt als ich, da er ja ſelbſt gegen mich, den ungehorſamſten ſeiner Söhne, nicht wird hart ſeyn können.

Richard blieb bey ſeinem kranken Bruder, und erwartete von einer Zeit zur andern die Ankunft ſeines Vaters; aber er kam nicht. Der König von England, der ſchon ſo oft die Falſchheit ſeines Sohns Henrich geprüft hatte, hielt alles was er ihm ſagen ließ, für einen gelegten Fallſtrick, ihn in die Hände ſeiner Feinde zu bringen, und ſchickte den Boten des Prinzen mit abſchläglicher Antwort zurück. — Das wenige Leben, das bisher noch in dem Kranken geglimmt hatte, verließ ihn auf dieſe ſchreckliche Nachricht, er ward ohnmächtig. — Alſo verſtoßen, verlaſſen, von meinem Vater, von Gott verworfen, ſoll ich mein Leben endigen? ſagte er, als er wieder zu ſich ſelbſt kam. — Mit dieſen Worten kehrte er ſich nach der Wand, antwortete nichts mehr auf das Zureden ſeines Bruders, und verſchied.

Richards Betrübniß über den Tod ſeines Bruders, und ſein Unwille über die Härte des Vaters, der ihn ungetröſtet ſterben ließ, iſt nicht zu beſchreiben. Er vergaß die Ermahnungen des Verſtorbenen, ſein Herz empörte ſich wider König Henrichen, ohne daß er im Stande war, dasjenige zu erwägen, was zu ſeiner Entſchuldigung dienen konnte. Selbſt die bittre Reue des Vaters, als er erfuhr, daß er dem büßenden Sohne Unrecht gethan hatte, indem er ihm die Vergebung verſagte, ſelbſt dieſe Reue, die den alten König dem Tode nahe brachte, konnte ihn nicht gänzlich mit ſeinem Verfahren ausſöhnen, und Graf Leiceſter trug Sorge, daß das, was ich zu Vertheidigung des unglücklichen Königs von Eng land verbrachte, nicht in Richards Gemüthe Platz fand. — Er eilte an König Philips Hof, der ihn dieſesmal freundlicher als vor etlichen Jahren empfieng. Der nunmehrige Erbe der engliſchen Krone war ja wohl mehrerer Ehrenbezeugungen werth, als der damahlige Richard, ein Herr ohne Land und nur der zweyte Sohn eines kargen Vaters. — Das Herz meines Freundes war noch ſo voll von ſeiner fehlgeſchlagenen Hofnung auf Matilden, daß er gewiß nicht an Alicen gedacht haben würde, wenn König Philip ihn nicht ſelbſt an ſie erinnert, und ihn verſichert hätte, daß er ihre Hand haben könnte, ſobald er ſie foderte. Richard, ohne zu bedenken, ob Alice ſeiner Liebe auch noch ſo werth ſeyn mögte, als ehemahls, erinnerte ſich ſeiner Verſprechungen ewiger Treue die er ihr wohl ehe gethan hatte, verdammte ſeine mißlungene Liebe gegen Matilden als einen Bruch des ritterlichen Worts, und hielt ſich für verpflichtet, es Alicen zu halten, ob er gleich nichts mehr für ſie fühlte. Er verlangte ſie zu ſehen, und erfuhr mit Unmuth, daß ſie ſich gegenwärtig in der Provinz aufhielt; ſein Herz brauchte Beſchäftigung; er mußte etwas haben, das ihn aufrecht erhielt, und er hofte dieſes in der Liebe derjenigen zu finden, die ihm ehemals ſo theuer war.

Ich bedauerte meinen unglücklichen Freund;

was er ihm ſagen ließ, für einen gelegten Fallſtrick, ihn in die Hände ſeiner Feinde zu bringen, und ſchickte den Boten des Prinzen mit abſchläglicher Antwort zurück. — Das wenige Leben, das bisher noch in dem Kranken geglimmt hatte, verließ ihn auf dieſe ſchreckliche Nachricht, er ward ohnmächtig. — Alſo verſtoßen, verlaſſen, von meinem Vater, von Gott verworfen, ſoll ich mein Leben endigen? ſagte er, als er wieder zu ſich ſelbſt kam. — Mit dieſen Worten kehrte er ſich nach der Wand, antwortete nichts mehr auf das Zureden ſeines Bruders, und verſchied.

Richards Betrübniß über den Tod ſeines Bruders, und ſein Unwille über die Härte des Vaters, der ihn ungetröſtet ſterben ließ, iſt nicht zu beſchreiben. Er vergaß die Ermahnungen des Verſtorbenen, ſein Herz empörte ſich wider König Henrichen, ohne daß er im Stande war, dasjenige zu erwägen, was zu ſeiner Entſchuldigung dienen konnte. Selbſt die bittre Reue des Vaters, als er erfuhr, daß er dem büßenden Sohne Unrecht gethan hatte, indem er ihm die Vergebung verſagte, ſelbſt dieſe Reue, die den alten König dem Tode nahe brachte, konnte ihn nicht gänzlich mit ſeinem Verfahren ausſöhnen, und Graf Leiceſter trug Sorge, daß das, was ich zu Vertheidigung des unglücklichen Königs von England verbrachte, nicht in Richards Gemüthe Platz fand. — Er eilte an König Philips Hof, der ihn dieſesmal freundlicher als vor etlichen Jahren empfieng. Der nunmehrige Erbe der engliſchen Krone war ja wohl mehrerer Ehrenbezeugungen werth, als der damahlige Richard, ein Herr ohne Land und nur der zweyte Sohn eines kargen Vaters. — Das Herz meines Freundes war noch ſo voll von ſeiner fehlgeſchlagenen Hofnung auf Matilden, daß er gewiß nicht an Alicen gedacht haben würde, wenn König Philip ihn nicht ſelbſt an ſie erinnert, und ihn verſichert hätte, daß er ihre Hand haben könnte, ſobald er ſie foderte. Richard, ohne zu bedenken, ob Alice ſeiner Liebe auch noch ſo werth ſeyn mögte, als ehemahls, erinnerte ſich ſeiner Verſprechungen ewiger Treue die er ihr wohl ehe gethan hatte, verdammte ſeine mißlungene Liebe gegen Matilden als einen Bruch des ritterlichen Worts, und hielt ſich für verpflichtet, es Alicen zu halten, ob er gleich nichts mehr für ſie fühlte. Er verlangte ſie zu ſehen, und erfuhr mit Unmuth, daß ſie ſich gegenwärtig in der Provinz aufhielt; ſein Herz brauchte Beſchäftigung; er mußte etwas haben, das ihn aufrecht erhielt, und er hofte dieſes in der Liebe derjenigen zu finden, die ihm ehemals ſo theuer war.

Ich bedauerte meinen unglücklichen Freund;

die Gerüchte, die in Rouen von Alicen giengen, überzeugten mich, daß ſie nicht einen Blick, wie vielweniger die Hand des edeln Richards verdiente. Richard und ich waren ein einziges Mal bey einer Art von Luſtbarkeit, welche am franzöſiſchen Hofe Mode war, und fanden ſie ſo ungeſittet, daß wir ihr nicht noch einmal beyzuwohnen verlangten. Ich ſagte meinem Freunde, daß man mich verſichert hätte, Alice pflegte dieſe Gattung von Feſten kein einzig Mal zu verſäumen, wenn ſie zu Rouen wäre. Richard erkundigte ſich weiter, und der Umſtand, daß Alice allemal maſkirt dabey erſchienen wäre, tröſtete ihn mit der Hofnung, daß man die Prinzeßin verkannt, und ſie falſch beſchuldigt habe. — Ich ſchwieg, und ſchmeichelte mir, daß ſich ſchon Gelegenheit finden würde, ihm die Augen zu öfnen, ehe er ſich durch eine Verbindung von dieſer Art ins äuſſerſte Elend ſtürzte. — Der Vorſatz den er faßte, Alicen zu beſuchen, ſo ſehr man ihn auch bey Hofe zu hindern ſuchte, machte mir das größte Vergnügen, und ich bemühte mich, ihn auf alle Art zu befördern, weil ich ihn für das beſte Mittel hielt, ihm ſeine Alice kennen zu lernen; aber es fanden ſich bald Angelegenheiten, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erfoderten, und ihm alle andre Gedanken völlig vertrieben. — Dir alle dieſe Dinge umſtändlich zu melden, würde nicht das Werk eines einzigen Tages ſeyn, auch würde dir es wenig Vergnügen machen, die verwirrten Streitigkeiten des Vaters und des Sohns zu hören, bey welchen man oft ſelbſt nicht wußte, welchem von beyden man Recht geben ſollte. — Das iſt gewiß, daß wenn Richard auch zuweilen zu hartnäckig war, man doch oftmals Foderungen an ihn that, welche alle Billigkeit überſtiegen, und bey welchen er recht that, ſie nicht einzugehen. Dir nur ein Beyſpiel zu geben: Der liederliche Gottfried hatte es durch ſeine Ausſchweifungen dahin gebracht, daß die meiſten Herrſchaften des Landes, das man ihm überlaſſen hatte, der ſchönen Grafſchaft Bretagne, verpfändet waren; um ihm aufzuhelfen, wollte man Richarden nöthigen, ihm Poitu und Guienne abzutreten, Lande, welche nicht einmal ſein Eigenthum waren, ſondern Eleonoren gehörten. Richard ſtellte die Unmöglichkeit vor, dieſen Vorſchlag einzugehen, erbot ſich aber das kleine Einkommen, das er aus den Landen, von denen er bloß den Namen führte, durch Gnade ſeiner Mutter genoß, mit Gottfrieden zu theilen. — König Henrich verwarf dieſes Erbieten, und Prinz Gottfried, dem daran gelegen war, nur eine Hülfe zu haben, nahm es an. Zur Dankbarkeit gegen den, der ſeinen Nothdürftigen Unterhalt mit ihm theilte, trachtete er ihm nach dem Leben. Bey einem zu Rouen angeſtellten Turnier faßte er einen Ritter in die Augen, den er, wie er noch ſterbend bekannte, für Richarden hielt. Er fiel ihn wieder die Geſetze des Ritterſpiels mit mörderlichen Waffen an, und derjenige der ſo angegriffen wurde war ſo unglücklich, in Vertheidigung ſeines Lebens ihn tödtlich zu verwunden. — Gottfried ſtarb, und man ermangelte nicht, Richarden bey ſeinem Vater als die Urſach dieſes Unfalls anzugeben, da doch ganz Rouen, vor deſſen Augen die That geſchehen war, es beſſer wußte. Laß mich aufhören, Walter, es iſt ein mühſeliges Geſchäft die Ränke nach zu erzählen, mit welchen die Laſterhaften das Leben der Guten und Edeln zu verbittern, und ihre Handlungen zu verleumden wiſſen.

Sobald als Richards Streitigkeiten mit ſeinem Vater nur ein Wenig ins Gleiche gebracht waren, ſo dachte König Philip mit Ernſt auf Alicens Vermählung mit deinem Bruder. Es lag ihm zu viel daran, ſich die Laſt, die ihn eine ſolche Schweſter machte, endlich abzuwälzen; aber er war weit entfernt ihm es merken zu laſſen, wie froh ihn dieſe Verſorgung der ausſchweifenden Prinzeßin machen würde; er rechnete Richarden ſeine Einwilligung in dieſe Verbindung als eine Gnade an, und erkühnte ſich, Bedingungen zu machen, unter welchen er ſich dieſelbe allein gefallen ließ. — Eine derſelben war, daß Richard ſeine Braut vor der Vermählung nicht zu ſehen bekommen ſollte, und die andere, daß er ſelbſt mit König Heinrichen wegen ſeiner Einwilligung handeln, und einige Foderungen an ihn machen wollte, die Richard nicht eher als nach ihrer Bewilligung erfahren ſollte. Auf dieſe Art kam es, daß man dem guten Könige, der damahls ohnedem genug durch die Abtrünnigkeit ſeines Lieblingsſohns Johannes gekränkt werden ſollte, die Einwilligung in die Vermählung mit Alicen abtrotzte, und Foderungen an ihn that, die nicht viel geringer waren, als wenn man die völlige Abtretung der Krone an Richarden von ihm verlangt hätte. Ich war ſo glücklich, dieſen letzten Punkt zu erfahren; ich entdeckte ihn meinem Freunde, welcher über die Beleidigung erſtarrte, welche man ſeinem Vater zuzufügen gedachte. Er gieng zu König Philippen, um ihm alle Freundſchaft aufzukündigen, und wegen dieſes letzten boßhaften Streichs völlig mit ihm zu brechen. Er nahm keine Einrede an, ſondern eilte nach Chinon um ſich ſeinem Vater zu Füßen zu werfen, und alles zu wiederrufen, was Philip in ſeinen Namen gethan hatte: aber, — er kam zu ſpät. Er fand ſeinen unglücklichen Vater todt. Du weißt das Uebrige, und kannſt nun ſelbſt urtheilen, ob Richard ſich mit Recht den Mörder ſeines Vaters nennen kann.

Neunzehntes Kapitel.

Richards fromme Vorurtheile. Walter Graf von Anjou. Blondel Schiedsrichter zwiſchen zween Brüdern. König Heinrichs Todtenfeyer.

So beſchloß Blondel die Geſchichte ſeines Freundes, und wir würden uns freuen, wenn ſie auf unſere Leſer eben die Wirkung thäte die ſie auf Waltern hatte.

Ganz mit dem unglücklichen Richard ausgeſöhnt, und ſtatt des Widerwillens, den er ehemals gegen ihn fühlte, mit dem lebhafteſten Bedauern erfüllt, entſchloß er ſich, doppelten Fleiß anzuwenden, ſein gekränktes Herz zu beruhigen, und ihm die Vergehungen, in die ihn ſein hartes Schickſal geſtürzt hatte, in einem mildern Lichte vorzuſtellen, als er ſie ſich ſelbſt mahlte. — Es gelang ihm nicht ſo gut als er gehoft hatte. Richard beſſerte ſich, ſein Körper erlangte die völlige Geſundheit; aber ſeine Seele blieb krank. Er dankte ſeinem Tröſter, dem freundlichen Walter, er liebte ihn mit immer ſtärkerer brüderlicher Liebe, aber ſeine Worte die auf die Verringerung ſeiner Vergehungen abzielten, fanden wenig Eingang. Weit beſſer glückte es, als der Biſchof von Lincoln einſt von Büßung derſelben ſprach, und der Tempelherr hinzuſetzte, wenn eine Büßung nöthig wäre, ſo könnte dieſelbe nicht beſſer geſchehen, als durch eine anſehnliche Hülfe, die der leidenden Chriſtenheit im Orient zugeſchickt würde. Mit Entzücken faßte Richard dieſes Wort auf, ehe es noch ganz ausgeſprochen war. Er ſprang auf, ergriff Walters Hand, und gelobte mit einem feyerlichen Eide, nicht nur Völker nach Paläſtina zu ſchicken, ſondern ſie ſelbſt dahin zu führen, und durch dieſe heilige Handlung alle Schuld von ſeinem Gewiſſen zu wälzen.

Der Kreuzzug war alſo beſchloſſen, Walters heiſſeſter Wunſch, den er, bisher mit andern Angelegenheiten beſchäftigt, noch nicht hatte äuſſern können, war erfüllt, und die Seele des armen Richards mehr als zur Hälfte beruhigt. — Die Wolke der Schwermuth, die noch zu manchen Stunden über ihm ſchwebte, auch dieſe ward endlich zerſtreut, aber nicht etwa durch die Gründe, mit welchen Walter, Gottfried und Blondel ihn zu beruhigen ſuchten, ſondern durch die Erzählung die ihm einſt einer von ſeinen Kammerdienern von demjenigen machte, was, nachdem man ihn ſinnlos von ſeines Vaters Leiche hinweg getragen, noch daſelbſt vorgegangen war. Der mit ſeinem Blute benetzte Dolch, den Gottfried zu den Füßen ſeines

Vaters legte, das feyerliche Gebet das er für ihn that, und nach welchem das Blut aus dem Leichnam zu quellen aufhörte, dieſe Dinge waren ihm weit tröſtlicher, überzeugten ihn weit mehr von der Verzeihung ſeiner Verbrechen, als alles, was die Gelehrteſten zu ſeiner Aufrichtung hätten ſagen können.

Richtet den edeln Richard nicht über dieſe Schwachheit, meine Leſer, richtet ihn nicht, er war vielleicht zu ſehr von den Vorurtheilen ſeiner Zeit eingenommen, aber ſein Herz war fromm, rechtſchaffen und gut, und ſeine Schwachheiten verzeihlich.

Die Mühe, die ſich Gottfried und Walter, ihm zum Beſten gaben, erfüllte ſein Gemüth mit wahrer brüderlicher Liebe gegen ſie. — Gottfrieden hatte er lange den Namen nach, als den Sohn Roſemundens, der Feindin, der Nebenbuhlerin ſeiner Mutter, gekannt, und alle Gelegenheiten vermieden ihn zu ſehen, weil es ihm unmöglich dünkte, daß er ſeiner Mutter wegen, jemahls ein brüderliches Herz gegen ihn würde haben können. Walter ward ihm ebenfalls als ein Sohn der verhaßten Roſemunde angekündigt, und die Vorſtellung, daß er auf dieſe Art ſein Bruder ſeyn ſollte, flößte ihm anfangs mehr Widerwillen als Zuneigung gegen ihn ein. Nun waren dieſe beyden die Einzigen, die ſich auſſer Blondels ſeiner annahmen; ſie riſſen ſeine Gewogenheit wie mit Gewalt an ſich; ſie machten ſich ihm unentbehrlich, und er nahm ſich vor, den Namen ihrer Mutter zu vergeſſen, und ſie nur als Söhne ſeines Vaters anzuſehen. —

Walters großer heldenmüthiger Charakter verſchaffte ihm in Richards Herzen einen großen Vorzug vor dem ſtillen, weiblichſanften Gottfried; er nahm ſich vor, ihn, da er nun die Macht dazu hatte, ſo hoch als möglich zu erheben, und er machte den Anfang dazu damit, daß er ihm die Grafſchaft Anjou, von welcher er wußte, daß ſie ihm von ſeinem Vater beſtimmt worden war, übergab, und ihn dem Volke, als er ſich demſelben nach ſeiner Geneſung zum erſten Mal zeigte, als ſeinen künftigen Beherrſcher vorſtellte. Walter dankte ſeinem Bruder mit edlem Stolze, und das Volk jauchzte ſeinem beſtimmten Fürſten Heil zu, und wünſchte ihn näher kennen zu lernen; aber Richard befriedigte ſie damit, daß er ihn ſeinen beſten Freund, ſeinen Bruder nannte, ohne ſich weiter auf ſeine Herkunft einzulaſſen, weil er das Verurtheil des Pöbels wider Roſemunden und ihre Kinder nur gar zu gut kannte, und ſich einiger Widerſetzlichkeit von ihnen befahrte, wenn ſie erführen, daß Walter auf dieſe Art ſein Bruder wäre.

Walter ließ dieſen Umſtand, der ſonſt ſeinen Stolz und ſeine kindliche Liebe zu Roſemunden ſehr beleidigt haben würde, aus der Acht, verſprach ſeinem Volke alles, was ein Vater ſeinen Kindern verſprechen kann, und ſagte ihnen, daß er ſich jetzt nur noch auf kurze Zeit von ihnen trennen wollte, um dem Kreuz nach Paläſtina zu folgen, und dann ſich nimmer wieder von ihm zu trennen. — Das Volk, welches durch die große einnehmende Geſtalt ſeines künftigen Beherrſchers, und durch ſein leutſeliges Betragen ganz bezaubert ward, begleitete den edeln König Richard, und den guten, tapfern, frommen Grafen von Anjou, mit tauſend Seegenswünſchen, und dieſer Tag ſchloß ſich mit einem Feſte, das um ſo viel angenehmer war, je weniger man es zuvor geſehen, und Zubereitungen darauf gemacht hatte.

Richard konnte eigentlich den Titel eines Königs, den ihm das Volk zurief, noch nicht führen, er mußte ſich das Recht zu demſelben erſt in England holen, und und dieſes ſo ſchleunig als möglich zu thun, war das Anrathen aller ſeiner Freunde. Walter ſollte ihn begleiten, aber er ſchlug es aus, und zwar mit einer Art, die Richarden ein wenig beleidigte; er ſchützte den Widerwillen vor, den er haben würde, Eleonoren, die er die Mörderin ſeiner Mutter nannte, zu ſehen. Richard beantwortete dieſes mit einigen empfindlichen Reden auf Roſemunden, und es war möglich, daß ſich durch einige unüberlegte Worte ein Zwiſt unter den beyden Brüdern entſponnen hätte, der die ſchlimmſten Folgen hätte haben können, wenn nicht Blondel ſich mit eingemiſcht, und durch die Gewalt die er über beyde hatte, ſie dahin gebracht hätte, feyerlich zu geloben, daß keiner von beyden der Mutter des andern ohne die größte Ehrfurcht gedenken, oder wäre ihm dieſes nicht möglich, lieber ihren Namen nie in den Mund nehmen ſollte. Dir, Walter, ſetzte er hinzu, muß ich noch das Gelübde auflegen, daß du dich nie erkühneſt, deine Hand wider die Mutter deines Bruders aufzuheben, um das Blut Roſemundens an ihr zu rächen. Walter mußte in Blondels dringendes Begehren willigen, und verſicherte, daß ihm dieſes Verſprechen ſehr leicht würde, da faſt keine Nacht vergieng, in welcher ihm nicht Roſemunde erſchien, und ihn von aller Rache gegen ihre Feindinnen abmahnte. O die ſanfte, milde, verzeihungsvolle Seele! rief er, indem er ihr Bild küßte, welches er nie von ſich ließ. Betrachte ſie Richard, und ſiehe, ob du im Stande biſt, dieſen Engel zu ſchmähen. Richard nahm das Bild, betrachtete es, und gab es Waltern mit einem Seufzer zurück. Laß es genug ſeyn, Bruder, ſprach er, indem er ſeine Hand drückte. Laß uns nicht mehr über das Recht oder Unrecht derjenigen ſtreiten, die uns die Liebſten auf der Welt ſind. Verehre Eleonoren als die Mutter deines Richards, ſo wie ich Roſemunden als die Mutter meines Walters, ohne ihre gegenſeitige Feindſchaft weiter in Betrachtung zu ziehen. — Blondel fand für gut, daß dieſes Geſpräch abgebrochen und nie wieder hervorgeſucht würde, auch ſorgte er ſelbſt dafür, daß Walter Richarden nicht mit nach London begleitete, ſondern, dafern er ja mit nach England gehen wollte, ſich einen andern Weg wählte. Walter hatte ſich dieſen andern Weg ſchon längſt gewählt. Nichts war ihm jetzt in England ſo theuer, als das Grab ſeiner Mutter, und der Wunſch dieſes zu beſuchen, war jetzt das einzige, was ihn in das Land trieb, wo er zuerſt das Licht der Welt erblickt hatte. — Richard trat ſeine Reiſe zuerſt an, und Walter verweilte noch einige Tage zu Saumür, theils um als nunmehriger Graf von Anjou einige Verfügungen in ſeinem neuen Lande zu treffen, und ſich den Beſitz deſſelben zu verſichern, theils um Boten an die Gräfin von Flandern, und an Konraden von Staufen zu ſchicken. Der erſtern meldete er alles, was ſich bisher mit ihm zugetragen hatte, und bat ſie zugleich um Beſtellung eines Briefs an Matilden. Und Ritter Konraden trug er die Beſorgung der Ordensangelegenheiten in Frankreich, und beſon-

ders

ders die Zuſammenbringung der Völker auf, welche König Philip ehemals nach Paläſtina hatte ſchicken wollen, und von denen man kaum die Hälfte geſehen hatte.

Den Tag vor ſeiner Abreiſe nach England, beſuchte er nochmals das Grab ſeines Vaters in der Abtey Fontevrault, und gelobte bey ſeiner Rückkunft aus Paläſtina ſeiner Aſche ein Denkmaal, welches der Größe deſſen, für den es beſtimmt war, und der kindlichen Liebe deſſen, der es errichtete, angemeſſen ſeyn ſollte. — Lange betete er in dem heiligen Gewölbe, und prieß ſich glücklich, daß das Land, das ihm die Milde ſeines Vaters beſtimmt hatte, den Ort mit einſchloß wo ſeine Gebeine ruhten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Wallfahrt zu Roſemundens Grabe.

Der Graf von Anjou, oder um mich ſchicklicher auszudrücken, weil er vor Ablegung des Ordenskreuzes keinen weltlichen Ehrentitel führen durfte, unſer Tempelherr, hatte nun keine weitern Geſchäfte in ſeinen Landen, er ließ, wie er glaubte die Regierung derſelben, in der Hand redlicher Leute, und eilte nach England zum Grabe ſeiner Mutter. — Er würde bey der Gemüthsfaſſung in der er war, wenig Luſt gehabt haben, König Richards prächtige Reſidenz zu ſehen, und den Feyerlichkeiten ſeiner Krönung beyzuwohnen, wenn ihn auch nicht der Widerwille vor Königin Eleonorens Anblicke, von dieſem Orte zurückgeſchreckt hätte. Er ſuchte Stille und Einſamkeit, wählte die ödeſten und unbeſuchteſten Wege zu dem Orte wohin er gedachte, und langte endlich auf dem Schloſſe Klifford an, dem Orte, wo ſeine Mutter das Licht der Welt erblickt hatte, wo er voraus wußte, daß ihm jede Kleinigkeit merkwürdig ſeyn würde, und von wo er nur noch wenig Meilen bis nach Godſtow zu reiſen hatte, wo Roſemunde begraben war.

Dieſes Schloß, welches, wie meine Leſer ſich erinnern werden, nach dem Tode des Vaters und Bruders unſerer Roſemunde an einen weitläuftigen Verwandten ihres Hauſes, an eben den widerwärtigen Lord Klifford fiel, welchen man aus dem vorigen Theile als Matildens Gemahl zu kennen die Ehre hat, war nach ſeinen Abſterben an ſeine Schweſter gekommen, die ganz das Gegentheil von ihrem Bruder war, und die Walter aus Hunbergens Erzählungen und Roſemundens Briefen unter den Namen Lady Marie, als eine von den vertrauteſten Freundinnen ſeiner Mutter kannte. Dieſe Dame hatte den erſten Theil ihrer Jugend, in eben dem Marienkloſter zu Godſtow zugebracht, deſſen Roſemunde in ihren Briefen ſo fleißig erwähnte. Durch Verheyrathung war ſie aus England hinweg gekommen, und erſt nach ihres Bruders Tode, als Wittwe dahin zurück gekehrt. — Sie wählte das Schloß Klifford zu ihrem Aufenthalte, und brachte ihre Zeit damit zu, daß ſie das Andenken ihrer unglücklichen Freundin, bald an dem Ort ihrer Geburt, bald bey ihrem Grabe feyerte. — Als Walter zu Klifford anlangte, befand ſich die Beſitzerin des Schloſſes zu Godſtow, wo ſie ſich gemeiniglich etliche Wochen aufzuhalten pflegte, und wo Walter ſich vornahm, ſie aufzuſuchen, weil er ſehr nach ihrer Geſellſchaft verlangte, und von ihr vielleicht noch manches Merkwürdige von ſeiner Mutter zu hören hofte, von welcher ihm alles merkwürdig war, von der er nie genug hören konnte. — Ich halte mich nicht bey dem auf, womit er ſich bey ſeiner kurzen Anweſenheit auf dem Schloſſe beſchäftigte, und womit ihn ein alter Hausverwalter, der Roſemunden noch gekannt hatte, unterhalten mußte, ſondern ich ſage nur, daß er ſich einſam und zu Fuße nach dem Marienkloſter auf den Weg machte, wo die Gebeine ſeiner Mutter ruhten. Sie hatte, wie er aus ihren Briefen wußte, dieſen Weg auf dieſe Art zu machen gepflegt, und dieſes war genug für ihn es ebenfalls zu thun.

Nie hat wohl ein Pilger die heiligen Oerter wohin ihn ſeine Andacht führte, mit heißern, innigern Gefühlen, und tiefern Nachdenken betreten, als er die Gegenden, wo ſeine Mutter gewandelt hatte. Der einſame Pfad zwiſchen dem Fluß und den Bergen hin, der Wald, wo König Arthurs Geiſt ſich ſehen ließ, das ſchöne Thal, wo das Marienkloſter lag, und tauſend unnennbare Dinge, die ihm durch die Erzählung des alten Hausverwalters zu Klifford angemerkt worden waren, beſchäftigten ihn ſo ſehr, vergegenwärtigten ihn Roſemundens Bild ſo auſſerordentlich, daß er in dieſen Gedanken vor der Pforte des Kloſters ankam, ehe er es geglaubt und gewünſcht hatte, ob er gleich vielleicht dreymal ſo viel Zeit auf dieſem Wege zugebracht, als ein anderer gethan haben würde. —

Er fragte an der Pforte nach Lady Marien, und wurde ohne weitere Nachfrage ins Sprachzimmer geführt. — Die Art, mit welcher er ſich dieſer ehrwürdigen Dame bekannt machte, die Aufnahme die er fand, ihre gegenſeitigen Klagen über den Verluſt derjenigen, deren Andenken in den Herzen der meiſten ſchon längſt erloſchen war, und andere dahinauslaufende Dinge, werden mir meine

Leſer wohl nicht zumuthen, weitläuftig anzuführen, da ſie vermuthlich ein größeres Verlangen nach dem erzählenden Theil der Geſpräche haben, den die Dame mit Waltern hielt, und nicht ohne Grund hoffen werden, in demſelben vielleicht etwas von der Art zu hören, wie die unglückliche Roſemunde durch Eleonorens Wuth den Geiſt aufgab.

Alles, ſagte Lady Marie zu Waltern, als er das nämliche Verlangen gegen ſie äuſſerte, das ich bey meinen Leſern vermuthe, alles, was ich von dieſer ſchrecklichen Begebenheit weiß, habe ich bloß von Hörenſagen: denn ich kam einige Jahre nach Roſemundens Hinrichtung zu Klifford an, und erfuhr zu Anfang nicht vielmehr, als den Umriß ihrer Geſchichte, welcher mir noch dazu eben nicht zum Vortheilhafteſten für die Verſtorbene vorgetragen wurde. — Ihr kennt die Eigenſchaften wahrer Freundſchaft, und wißt, wie wenig ſie geneigt iſt, nach einem vielleicht falſchen widrigen Schein zu urtheilen. Ich glaubte wenig von dem, was das Gerücht ſagte, und beſuchte in den erſten Tagen meines Aufenthalts zu Klifford, dieſes Kloſter, wo die Gebeine meiner Freundin ruhten. Die Aebtißin, noch eben dieſelbe, welche ihr aus den Briefen eurer Mutter kennen werdet, war, wie ihr denken könnt, wenig geneigt, ein milderes Urtheil über diejenige zu fällen, welche um irdiſcher Liebe willen dem heiligen Kloſterſtande untreu ward. Der jüngere Theil der Nonnen, die größtentheils Roſemundens Geſpielinnen geweſen waren, befriedigten mich etwas beſſer, ſie redeten mit Liebe und Achtung von ihr, klagten, daß die Aebtißin ſo viel Schwierigkeiten gemacht habe, ihrer Aſche eine Stelle zu vergönnen, und daß der Konvent durch nichts ihre Hartnäckigkeit habe brechen können, als durch die Vorſtellung, daß das ganze Kloſter faſt allein von den reichen Schenkungen des alten Lord Klifford unterhalten würde, und es alſo eine Unbilligkeit wäre, welche von König Henrichen nicht ungeahndet bleiben würde, wenn man der Tochter ihres Wohlthäters, das Begräbniß in ihren Mauern verſagen wollte.

So viel wußten mir die Nonnen zu erzählen, was aber die Art des Todes meiner unglücklichen Freundin anbelangt, ſo waren ſie ſo unwiſſend als ich: Denn obgleich Hunberga bey ihrer Anweſenheit in England, lange zu Godſtow geweſen war, ſo hatte ſie ſich doch nie in umſtändliche Erzählungen dieſer traurigen Geſchichte eingelaſſen, doch verwieſen ſie mich an einen alten Mann, der ihre Kirche fleißig zu beſuchen pflegte, und allemal ſo lange, und mit ſo augenſcheinlicher Betrübniß bey Roſemundens Grabe verweilte, daß ſie alle glaubten, er müſſe mehr von ihr wiſſen, und daß ſie ihn längſt darum würden befragt haben, wenn dieſes bey der ſtrengen Aufſicht der Aebtißin möglich wäre.

Meine Begierde nach nähern Nachrichten von Roſemundens Tode, machte, daß ich dieſen Wink nicht aus der Acht ließ, und nicht eher ruhete, bis ich den Mann, von welchem die Rede war, bey dem Grabe eurer Mutter angetroffen hatte. Wer er war, und was er erzählte, ſollt ihr aus ſeinem eigenen Munde erfahren, ich aber will euch nur noch kürzlich das Uebrige erzählen, was ſich ſeit der Zeit mit Roſemundens Aſche zugetragen hat. — Die feindſelige Aebtißin ſtarb, und eine von den Freundinnen eurer Mutter kam an ihre Stelle. Zu eben dieſer Zeit bekam das Grab, welches ihre Gebeine umſchloß, einen Beſuch, den es längſt hätte erhalten ſollen, wenn nicht Vergeſſenheit unſern Namen nur gar zu bald aus dem Andenken unſerer überlebenden Freunde hinweg löſchte. — Wiewohl, ich thue vielleicht dem guten König Henrich Unrecht; er wurde vielleicht bis dahin durch unüberſteigliche Hinderniſſe von der Pflicht auf dem Grabe ſeiner Roſemunde zu weinen abgehalten.

Er kam nach Godſtow, und meine guten Freundinnen die Nonnen, ließen mich von Kliſford nach ihren Kloſter holen, um mich mit ihnen in einer Bitte zu vereinigen, die ſie bey dem Könige anzubringen hatten.

Henrich hatte anſehnliche Stiftungen gemacht, um für die Ruhe der Seele ſeiner unglücklichen Geliebten zu beten, aber dieſes dünkte den gutherzigen Nonnen, welche dieſe Pflicht ohnedem niemals verſäumten, überflüßig; ſie wollten etwas anderes; und ich trat ihnen mit meiner Bitte bey, dasjenige vom Könige zu erlangen, was ſie kaum ſo ſehnlich wünſchen konnten als ich. Henrich geſtand uns alles mehr als gern zu, und wir machten unverzüglich Anſtalt, Roſemundens Aſche aus dem kleinen Gewölbe in welchem ſie bisher beygeſetzt geweſen war, in die Mitte des Chors der Kloſterkirche zu bringen, und ihr ein Denkmaal zu errichten, welches der Größe unſerer Freundſchaft für die unglückliche Verſterbene angemeſſen war. Wir wollten auch die kurze Inſchrift verändern, welche die vorige in allen Dingen karge Aebtißin hatte ſetzen laſſen; aber der König meynte, ſie wäre dem Charakter Roſemundens, ihrer Stille und frommen Einfalt, ihrer Liebe zum unbekannten Leben, und ihrem Abſcheu vor allem was Ruhm und hohe Titel hießen, ſo angemeſſen, daß ſie bleiben müſſe*).

*) Tumba Roſamundae.

Henrich beſuchte unſer Kloſter nach dieſem noch verſchiedne Mal, beſchenkte es mit anſehnlichen Freyheiten, und verweilte gern in unſerer Geſellſchaft; aber er fand ſich allemal insgeheim bey uns ein, und blieb endlich, als die Verdrüßlichkeiten mit ſeinen ungerathenen Söhnen zunahmen, gar aus, weil ſeine kriegeriſchen Geſchäfte faſt immer ſeine Anweſenheit an andern Orten nöthig machten. In einer ſolchen Zeit war es, da der Vorſteher unſers Kloſters, der alte Biſchof Hugh von Lincoln, welcher ſonſt nie in unſere Gegend gekommen war, Godſtow beſuchte. — Das marmorne Grabmal unſerer Roſemunde, zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, er las die Aufſchrift, und ließ ſich, weil ſie ſo kurz war, das Uebrige von einigen Umſtehenden erklären, welches auf eine nur gar zu nachtheilige Art für die Verſtorbene geſchah. Er entbrannte in heiligem Eifer, belegte Roſemunden mit den ſchimpflichſten und pöbelhafteſten Namen, löſchte mit eigner Hand die Lichter aus die ihr zu Ehren brannten, riß die ſchwarze ſeidne Trauerdecke von dem Grabſtein, und verließ nicht eher die Kirche, bis das ganze Denkmaal durch alle Werkleute welche die Gegend zuſammen bringen konnte, zertrümmert, und der Erde gleich gemacht war. — Die Nonnen hatten in dieſer Noth zu mir um Hülfe geſchickt, aber ich kam, ſo ſehr ich eilte, zu ſpät; der heilige Mann hatte ſich ſogar an dem Innern des Sarges vergriffen, und die Gebeine Roſemundens herausgeworfen. Ich ſetzte mich ihm mit allen Anſehn, das mir mein Stand und meine Unabhängigkeit von ihm gab, ſeiner religiöſen Wuth entgegen, und brachte es durch meine Drohungen mit der Rache des Königs dahin, daß er das Kloſter murrend verließ, und es nicht wagte, denen Nonnen eine einzige von den Bußen aufzulegen, die er ihnen wegen der Verunheiligung ihres Kloſters zugedacht hatte. Ich ſah mich, nachdem ich den Biſchof ausgetrieben hatte, unter den Trümmern des Monuments und des bleyernen Sarges, nach den Gebeinen meiner Roſemunde um, und fand ſie glücklich beyſammen, weil man die Vorſorge gebraucht hatte, ſie bey der Begräbniß in wohlriechendes Leder einzuhüllen, um ſie auf dieſe Art für der Fäulniß zu verwahren. Die Aſche meiner Freundin war mir zu heilig, als daß ich ſie weiter beunruhigen, und in dieſe innere Hülle hätte eindringen ſollen, ich brachte ſie in Begleitung aller Nonnen in das kleine Gewölbe, wo ſie vormahls geruht hatte; wir ſorgten dafür, daß ſie noch dieſen Abend in ihre alte Gruft beygeſetzt, und mit dem Stein der ihren Namen trug. und ganz unverſehrt geblieben war, bedeckt wurde. —

König Henrich, welcher eben damahls von

einer Reiſe aus Frankreich zurück gekommen war, erhielt von allem Nachricht, und Biſchof Hugh, würde eine ſtrenge Ahndung für ſeine Verwegenheit zu gewarten gehabt haben, wenn ihn nicht ſein hohes Alter, und vielleicht das Aergerniß, das ihm meine Widerſetzlichkeit bey ſeinem heiligen Eifer verurſachte, ehe aus der Welt geriſſen hätte, als wir Antwort vom Hofe haben konnten. — Der König verſprach, nächſtens ſelbſt in unſere Abtey zu kommen, und das Grabmaal ſeiner Roſemunde wieder her zu ſtellen, welches aber nicht erfolgt iſt. Der Tod übereilte ihn, und eure Mutter ruht noch immer in dem kleinen Gewölbe, das ihr vom Anfange von der vorigen Aebtiſſin eingeräumt wurde.

Sehr weislich, und zur größten Freude unſerer Kloſterfrauen, gab der König, dem Sohne der ſchönen Roſemunde das Biſthum ihres Feindes. Euer Bruder Gottfried ward Biſchof von Lincoln und Vorſteher dieſes Hauſes, er iſt oft bey dem Grabe ſeiner Mutter geweſen; unſere Nonnen beten ihn an, und er begegnet ihnen mit der vorzüglichſten Achtung, aber nie hat er ſich bereden laſſen, das Monument zu erneuern, das ſein Vorgänger zerſtörte. Er hat dieſes Kloſter mit den reichſten Schenkungen verſehen, aber ausdrücklich verboten, nichts von denſelben auf Veränderung, oder Verzierung ihres Grabes zu verwenden.

Wenn ich den Charakter meiner Muter recht kenne, ſagte er, ſo würde ſie euch das nämliche verboten haben. Unbekannt und unbemerkt ruhen ihre Gebeine nach ihrem Tode, ſo wie ſie ihr Leben führte. Die Bosheit welche ſie bey ihrem Leben in der tiefſten unbekannteſten Einſamkeit aufſuchte, würde nicht ermangeln, ſo wie ſchon einmal geſchehen iſt, ihre Ruhe nochmahls zu ſtören, und nicht eher aufhören zu wüthen, bis auch der letzte Staub ihrer Aſche von den Winden verweht wäre. Heilig ſey euch dieſes Gewölbe, und ich gebiete euch, meinen Leichnam nach meinem Tode zu den ihrigen zu bringen, und denn die Gruft zu vermauern, ohne einige Anzeige, wer hier ſchlummert. Der große Engel am Tage der Auferſtehung, wird unſern Staub zu finden wiſſen, und gnädig wird unſer Richter ſeyn. — So ſprach euer verehrungswürdiger Bruder, und faſt mit eben dieſen Worten hinterließ er uns ſeinen Befehl ſchriftlich, der uns ſo heilig iſt, daß wir ſchon jetzt niemanden den Zutritt bey Roſemundens Grabe verſtatten, den wir nicht beſonders kennen. — Der Mann, von dem ich euch geſagt habe, daß er euch genaue Nachricht von dem Tode eurer Mutter würde geben können, wurde durch die Schwierigkeit die er fand, ſein Gebet wie er pflegte, täglich bey ihrem Grabe zu verrichten, bewegt, in meine Dienſte zu treten, um immer Zutritt daſelbſt zu haben. Er befindet ſich auch gegenwärtig hier, und es kommt nur auf euch an, ob ihr ihn ſogleich ſehen wollet.

Lady Mariens Erzählung hatte Walters Gemüth auf ſo verſchiedne Art angegriffen, daß er eine lange Weile verzog auf ihre letzten Worte zu antworten. — Am Meiſten beunruhigte ihn gegenwärtig dieſes, daß er ſeinen ſo lang gefaßten Vorſatz ſeiner Mutter ein prächtiges Denkmaal zu bauen fahren laſſen ſollte; dieſes war mit eine von den Abſichten ſeiner Ueberkunft, und es ward ihm ſchwer, dieſelbe aufzugeben, indeſſen machten Lady Mariens Vorſtellungen und genauere Ueberlegung der Gründe ſeines Bruders, daß er endlich dieſen Entſchluß bey Seite ſetzte, aber ſich nicht enthalten konnte, einen andern zu faſſen, den er zur Zeit noch verſchwieg, welcher ihm aber, wie wir in der Folge ſehen werden, ebenfalls fehlſchlug. — Er brach gegenwärtig ſein Geſpräch mit der Dame kurz ab, und bat ſie, den Mann herbeyfodern zu laſſen, von dem ſie geſprochen hatte, den er ſo ſehr zu ſehen wünſchte, und welchen meine Leſer im folgenden Kapitel kennen lernen ſollen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Roſemundens Todtenfeyer.

Unſere Worte, unſere Gedanken, werden oft von den Unſichtbaren belauſcht.

Der Herbeygeſoderte erſchien. Ein majeſtätiſcher Greis, dem noch jugendliche Heiterkeit auf der Stirne ſaß, und den Walter aus den wenig veränderten Zügen würde gekannt haben, wenn er ſich auch nicht in der Tracht ſeines Standes gezeigt hätte, und dadurch doppelt kenntlich geworden wäre. Walter eilte auf ihn zu, und ſchloß ihn in ſeine Arme. O mein Rollo, mein Vater, mein Lehrer! rief er aus, indem er ſeine Liebkoſungen verdoppelte, iſts möglich, daß ich euch noch dieſſeits des Grabes finde? — O ja, mein Sohn, erwiederte der Alte, und die Freude euch wieder zu ſehen, wird mein Leben noch mehr verlängern.

Es würde unnöthig ſeyn, alle die Reden aufzuzeichnen, die zwiſchen dem Tempelherrn und dem alten Minſtrel geführt wurden. Erinnerung vergangner Dinge, Erzählung bisheriger Schickſale, Fragen nach alten Freunden, kurz alles, was beym Wiederſehn lang getrenntgeweſener Freunde vorzufallen pflegt, das kam auch hier an die Reihe, vornehmlich fragte Rollo nach Blondel und Hunbergen, von denen er die leztere zulezt bey ihrer Anweſenheit auf Lord Kliffords Schloſſe einigemal insgeheim geſprochen, und den erſten, das lezte Mal an König Heinrichs Hofe geſehen hatte, als er denſelben verließ, um den Reſt ſeiner Tage in der Einſamkeit zuzubringen.

Walter beantwortete dieſe Fragen ſo kurz er konnte, um bald auf die große Frage zu kommen, die er an Rollo, wegen der lezten Schickſale ſeiner Mutter zu thun hatte. Kommt mit mir zu Roſemundens Grabe, erwiederte der Greis mit einem tiefen Seufzer. Laßt uns in der Nähe ihrer heiligen Aſche das Andenken ihrer lezten Leiden feyern.

Sie empfiengen den Schlüſſel zu dem Begräbniſſe aus Lady Mariens Hand, und Walter folgte ſeinem Freund ſtillſchweigend nach der Kloſterkirche. Es war in den erſten Tagen des Frühlings, die Luft athmete noch kalt, obgleich die Sonne mit verneuter Kraft vom wolkenloſen Himmel ſtrahlte, und Gras und junge Blumen aus den Gräbern des Kirchhofs, über den ſie giengen, hervorlockte. Ein heiliger Schauer, und Ahndung der Auferſtehung durchbebte Walten, wie er, ſeinem Freund zur Seite, über die ſtillen Grabhügel wallte, er ſchwieg mit ernſt zur Erde geſenkten Blick, und Rollo ſchloß die öde Kirche auf. —

Sie wandelten durch manches ſchallende Gewölbe, ehe ſie zu der Stelle kamen, wo Roſemundens Gebeine ſchlummerten. — Rollo öfnete die Halle, und ſie traten ein. — Einige abwärtsgehende Stufen führten ſie in ein kleines reinliches Gewölbe, welches von einem in der Höhe angebrachten Fenſter, das ins freye Feld gieng, genugſames Licht erhielt, das man alle Gegenſtände unterſcheiden konnte. In einer großen Vertiefung der Mauer, welche die gutherzigen Nonnen mit den Trümmern des weiſen Marmors von Roſemundens zerſtörten Grabmaal ſehr zierlich hatten belegen laſſen, ſahe man den Stein mit dem Namen derjenigen welche hier ruhte, der, wenn er hinweggenommen wurde, den Sarg der Verſtorbenen, und einige theils friſche, theils welcke Blumenkränze zeigte, womit ihre Verehrerinnen ihr Grab von Zeit zu Zeit zu ſchmücken pflegten, und welche hier, von den erſten Schneeblumen des frühen Lenzes, bis auf die ſpätſten Roſen, bis auf die noch ſpätern Zeitloſen oder andre einfache geruchloſe Kinder des Herbſts und Winters niemals ausgiengen.

Den Eindruck den der erſte Anblick der Ruheſtatt ſeiner verewigten Mutter auf Waltern machte, und

und alle Ausbrüche der Liebe und des Schmerzens denen er ſich überlaſſen mußte, übergehe ich mit Stillſchweigen. Rollo wußte das Ungeſtüm ſeiner Empfindungen zu mildern, ſie ſetzten ſich in einen Strahl der Frühlingsſonne, welche durch das hohe Fenſter auf das Grabmaal fiel, auf einen Marmorſtein nieder, welchen man zur Seite deſſelben, zur Ruhe dererjenigen angebracht hatte, welche gern hier verweilten, und Rollo ſieng die Erzählung von Roſemundens Tode folgendermaßen an:

Ihr werdet euch nicht wundern, daß ich ſo großen Antheil an der hier Schlummernden nehme, wenn ich euch ſage, daß ich ſie von ihrer erſten Kindheit an kannte, daß ich ſowohl ihr Lehrer war als ich der eurige geweſen bin. O! wie viel intereſſante Dinge könnte ich euch von ihren früheſten Jahren, von den erſten unmerklichen Entwickelungen ihrer Vollkommenheiten, und von ſo manchen kleinen Begebenheiten ſagen, in welchen ſich ihr ganzer Charakter ſo deutlich ausdrückte, als wie in den größern, welche nachmahls den wichtigſten Einfluß auf ihre Schickſale hatten. Doch davon ein ander Mal.

Mein Schickſal brachte mich faſt zu eben der Zeit, da Hunberga, welche mit Roſemunden erzogen ward, nach Hofe kam, eben dahin. — Ich folgte ihr nachmahls, da ſie Gräfin von Flandern ward, nach Montzen. Ich war der Vertraute ihrer und Roſemundens Angelegenheiten. Man vertraute mir eure Erziehung an, ich wuſte um alles was euch und eure Mutter angieng, aber es fand ſich keine Gelegenheit für mich, nach England zu gehen, und die theure Lady Roſemunde wiederzuſehen, bis auf den Zeitpunkt, da mich die Gräfin von Flandern an König Henrichs Hof ſchickte, um, wie ſie vorgab, daſelbſt die Angelegenheiten des jungen Blondels zu treiben. — Im Grunde war dieſes nur der Vorwand meiner Reiſe, denn meine Hauptaufträge beſtanden darinnen, mit euren Eltern Abrede zu nehmen, ob, und auf was für Art ſie eure Ueberkunft nach euren Vaterlande veranſtalten wollten, nach welcher ſich vornehmlich eure Mutter ſo herzlich ſehnte.

Ich erfuhr auf dem Wege, daß König Henrich gegenwärtig in Frankreich wäre, aber ich verſparte meine Geſchäfte bey ihm, bis nach meinen Beſuch bey Roſemunden, und ſetzte meine Reiſe, mit einer Eile die ich mir faſt ſelbſt nicht erklären konnte, nach Woodſtock fort, wo ſich eure Mutter damahls aufhielt.

Aber wie ſoll ich euch die Verwirrung, in der ich alles daſelbſt fand abſchildern? Die Gräfin von Flandern hatte mir viel von der Stille und Einſamkeit dieſes Schloſſes, von den immer verſchloßnen Thoren, und tauſend andern Dingen geſagt, welche König Henrich, zur Sicherheit ſeiner Roſemunde in der Gegend wo ſie lebte, veranſtaltet hatte, aber ich fand nichts von dem allen. — Alle Pforten des Schloſſes waren geöfnet, und lieſſen Haufen von lärmenden Pöbel aus und ein, welche dem Anſehen nach, von, und zu einem ſehr luſtigen Anblicke giengen und kamen, weil man überall Geſchrey und lautſchallendes Gelächter hörte. Ich fragte einige die mir begegneten, was es gäbe? und erhielt nichts zur Antwort, als man hatte Lady Roſemunden geſehen, oder man gienge hin, ſie zu ſehen. — Eine Ahndung von einem Unglück, das ich ſelbſt nicht zu nennen wußte, übergoß mich mit einen kalten Schauer. Ich trat mit Zittern in das Schloß, wo überall die nämliche Verwirrung herrſchte. Ich eilte nach einer von den untern Hallen, wo ich den meiſten Ab- und Zufluß des lermenden Pöbels ſah, und hatte daſelbſt einen Anblick der zu ſchrecklich war, als daß ich im Stande ſeyn ſollte, ihn euch vollkommen zu ſchildern. Eine kleine Anzahl von Leuten, die ich für Bediente des Schloſſes hielt, hielten die offenen Thüren beſetzt, und bemühten ſich, das unverſchämte Eindringen des Pöbels, in dieſes Heiligthum zu verhindern, da ſie zu ſchwach waren es gänzlich aus dem Schloſſe zu treiben. — Ich drängte mich hindurch, ich fragte die Umſtehenden, und erhielt endlich doch ſo viel zuſammenhängende Antwort: Lady Roſemunde, die Beyſchläferin des Königs, habe ſich dieſen Morgen ſelbſt ermordet, und alſo ein Ende genommen, welches man nach ihrem gottloſen Leben längſt hätte erwarten können. — Ich weis nicht, wie ich Kraft genug haben konnte, dieſe Nachricht anzuhören, ohne ſinnlos zur Erde zu ſinken, oder wie es kam, daß ich, da ich Leben und Beſonnenheit behielt, nicht denjenigen, welcher ſo viel Schmähungen in einem Athen ausſtieß, auf der Stelle ermordete. —

Ein gewaltiger Stoß des nachdringenden Volks brachte mich jezt auf einmal völlig an das Thor der Halle, zu welcher ſich jedermann drängte, um das zu ſehen, wofür ich mein Leben hätte hingeben mögen, um es nie erblickt zu haben. — Roſemunde lag in der Mitte des Saals auf der bloſen Erde, mit Blut übergoſſen, unter den Händen einiger bey ihr knienden Weiber, welche ſich zu bemühen ſchienen, das Blut zu ſtillen, und Leben in den erſtarrten Körper zu bringen. Aber gerechter Gott! ſchrie ich, indem ich mein Schwert auszog, und einen von den Leuten bey der Gurgel faßte, welche am Innern des Thors ſtunden, um das Eindringen des Pöbels zu verhüten, welche Raſerey, den Augen des Pöbels einen ſolchen Anblick ſo lange zu gönnen! Wir ſind zu ſchwach, antwortete ein anderer, der ſich zitternd bemühte, ſeinen Gefährten aus meinen Händen zu retten. — Das will ich ſehen, ſchrie ich mit wüthender Stimme. Man verſchließe augenblicklich die beyden Eingänge, wo das wenigſte Gedränge des Volks iſt, man bedecke die blutende Leiche mit einem Tuche, und diejenigen unter euch, welche Schwerter oder andre Waffen haben, ſtellen ſich hier an meine Seite, und folgen meiner Anführung. Die unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher dieſe Befehle vollzogen wurden, zeigte mir, daß es dieſen verzagten Leuten nicht ſowohl an guten Willen, als an Entſchloſſenheit, und einen Anführer gefehlt hatte. — Sie beredeten den Pöbel, um ihn von den andern Thoren abzutreiben, ſich nach dem Haupteingange zu begeben, wo ſie das traurige Schauſpiel beſſer würden ſehen können, indeſſen ich an dem Hauptthore mit entblößtem Schwert auf einen erhabenen Sitz, den ich herbeytragen ließ, in die Höhe trat, ſo, daß mich jedermann ſehen konnte. — Mit erhabner Stimme befahl ich dem Volke, im Namen des Königs dieſen Ort zu verlaſſen, und die Wohnung derjenigen nicht länger zu beunruhigen, die nicht durch Selbſtmord, ſondern durch meuchelmörderiſchen Ueberfall, ihr edles Leben verlohren hätte. Ein wüſtes Geſchrey, und verdoppeltes Eindringen des Pöbels beantwortete meine Rede; aber ich ſprang herab, und einige Hiebe, mit welchen ich diejenigen, welche dem Thor zunächſt ſtanden, zu Boden ſtürzte, nebſt einen Duzend blinkender Schwerter, die in dieſem Augenblick hinter mir erſchienen, verbreiteten ein ſolches Schrecken unter dem tollen Haufen, daß ſie mit großem Geſchrey und ſolcher Eil entflohen, daß verſchiedne von ihnen zu Boden getreten wurden, welche durch ihr Geſchrey um Hülfe, den Wahn des Pöbels von einer großen Anzahl Gewafneten von denen ſie verfolgt wurden, vermehrten. — Wir jagten ihnen mit ſo vielen Geräuſch als möglich nach, warfen ihnen die Verwundeten die ſie hinterlaſſen hatten, hinten nach, und verſchloſſen hinter ihnen das Thor, mit allen Riegeln die es hatte.

Nachdem ich auf dieſe Art in weniger als einer Viertelſtunde das Schloß gereinigt hatte, eilte ich in den Saal zu Roſemundens Körper, verſuchte alle Künſte die ich beſitze, um die Seele in denſelben zurück zu rufen, und überließ mich, als alles vergebens war, dem ausſchweifendſten Schmerz, den ein Vater bey dem Tode ſeines Kindes fühlen kann. Erſt gegen den Abend faßte ich mich ſo weit, daß ich die Leiche in ein anderes Zimmer bringen, und alle Bediente des Hauſes zuſammen kommen ließ, um von ihnen den wahren Verlauf dieſer entſetzlichen Begebenheit zu erfahren. — Dieſe armen Leute verehrten mich ſeit dem, wozu ich ſie dieſen Morgen angeführt hatte, wie eine Gottheit, und nahmen die harten Verweiſe, die ich ihnen wegen ihrer Unentſchloſſenheit und Zaghaftigkeit gab, mit Demuth an; was aber die Erzählung der traurigen Geſchichte anbelangt, ſo verwieſen ſie mich an eine von den Weibern, welche ich zuerſt bey dem Leichnam geſehen hatte, und von welcher ſie mich verſicherten, daß ſie von allen unterrichtet wäre.

Die Erzählung dieſer Frau war zu umſtändlich, als daß ich ſie euch wörtlich mittheilen könnte, höret alſo nur das Vornehmſte derſelben. — Sie hielt ſich weitläuftig bey den Verfolgungen auf, welche die Königin ſchon ſeit Jahren über eure unglückliche Mutter gehäuft hatte, und welche ihr bereits aus ihren Briefen kennt. Der Tod des alten Ritter Thomas von Neſle, deſſen ſie zu Anfange ihres letzten Briefs, welchen Hunberga in meiner Abweſenheit erhielt, gedenkt, entriß ihr, wie ſie ſich ſehr wohl ſelbſt ausdrückt, ihre letzte Stütze; er war der treuſte, klügſte, und tapferſte Beſchützer den ihr der König zugeben konnte, und bey ſeinem Leben war es Eleonoren unmöglich, ihrer Feindin etwas anzuhaben. Er ſtarb aller Wahrſcheinlichkeit nach an Gifte, den ihm die Königin, durch die Gehülfen ihrer Bosheit, welche ſie an allen Orten hatte, beybringen ließ. Roſemunde betrauerte ihn wie eine Tochter, ſie veranſtaltete ſein Leichenbegängniß aufs prächtigſte, und begieng die Unvorſichtigkeit, ihn durch alle Bedienten des Schloſſes zu Grabe begleiten zu laſſen, indeſſen ſie nur mit zwo Weibern im Schloſſe zurück blieb.

Dieſe Zeit nutzte Eleonore, welche von allem Nachricht haben mußte; ſie drang mit einigen ihrer Bedienten in die untere Halle, wo ſie die über den Tod ihres Beſchützers weinende Roſemunde antraf. — Sie fiel ſie mit der Wuth einer Furie an, belaſtete ſie mit den fürchterlichſten Flüchen und Drohungen, und wollte ſie nöthigen ihr zu folgen, und in einem entfernten Kloſter auf ewig auf König Henrichs Umgang Verzicht zu thun. Roſemunde widerſtand ihr mit der ihr eignen Sanftmuth und Standhaftigkeit, ſie bat, ſie weinte, ſie umarmte ihre Knie, und war in dieſer Lage ſo ſchön, daß Neid und Erbitterung auf einmal in dem Herzen der boshaften Königin die Oberhand gewann, und ſie ihr mit einem Dolche fünf Stiche verſetzte, davon ſchon ein einziger hinlänglich geweſen wäre, ſie zu tödten; zwey derſelben giengen in die rechte Seite, zwey in die Bruſt, und mit dem letzten durchbohrte ſie ihr die Gurgel. Nach vollbrachter That winkte ſie ihren Bedienten, welche Roſemundens Weiber hatten abhalten müſſen, ihrer Gebieterin zu Hülfe zu kommen, und entflohe.

Man bemühte ſich, das Blut der Verwundeten zu ſtillen, aber umſonſt, man ſuchte ſie ins Leben zurück zu rufen, aber ihre Seele war bereits entflohen. — Die Leichenbegleiter kamen zurück, aber kaum die Hälfte derſelben, denn die übrigen, welche von Eleonoren beſtochen waren, und wußten, was in ihrer Abweſenheit auf dem Schloſſe vorgehen ſollte, fanden nicht vor gut, dahin zurück zu kehren, ſondern richteten, wie wir nachmahls erfuhren, ein anderes Geſchäft aus, welches ihnen Eleonore aufgetragen hatte, um den ſchrecklichen Tod ihrer Nebenbuhlerin auch noch ſchimpflich zu machen, und ihren Körper wo möglich, dem Spott und der Wuth des Pöbels Preiß zu geben.

Dieſe treuloſen Bedienten eilten in die nahgelegenen Flecken, breiteten aus, ihre Gebieterin habe ſich ſelbſt das Leben genommen, und ſetzten hinzu, ſie glaubten, daß es zu wagen wäre, ſich der Schätze des Schloſſes zu bemächtigen, ohne daß man eine Ahndung vom Könige befürchten dürfe, welcher nach dieſer That ſeiner Geliebten, ihrer gewiß nicht mehr achten, und den größten Abſcheu vor den Andenken einer Selbſtmörderin haben würde. — Auf dieſes ausgeſtreute Gerücht erfolgte das, was ich ſelbſt mit angeſehen hatte. — Der Pöbel war ins Schloß gedrungen, ehe noch Roſemundens wenige Bedienten ſich von ihrer Beſtürzung erholen konnten. Der eine Theil des wüthenden Haufens entblößte das Schloß von allen Koſtbarkeiten, und zertrümmerte das, was ſich nicht mit fortbringen lies, indeſſen die übrigen ſich mit dem Angaffen des ſchrecklichen Schauſpiels in der untern Halle beſchäftigten, und nur durch die ſchwache Gegenwehr der wenigen Bedienten, die um Roſemundens Leiche verſammlet waren, verhindert wurden, ſich an derſelben zu vergreifen. Hier war es, wo ich eintrat, und wenigſtens die Gebeine derjenigen rettete, deren Leben für uns unwiederbringlich dahin war.

Ich beſorgte, der aufgebrachte Pöbel mögte einen neuen Angrif auf das Schloß thun, wenn es kund würde, mit wie geringer Macht er von uns in die Flucht getrieben worden wäre, und wie wenig man ſich vor uns zu fürchten hatte: ich nahm daher ſchleunig meine Maasregeln, gab den Bedienten des Schloſſes Freyheit zu gehen wohin ſie wollten, und machte mich noch dieſelbige Nacht, in Begleitung eines einzigen nebſt Roſemundens Leiche auf den Weg, um ſie an irgend einen Ort in Sicherheit zu bringen. Ich fiel auf das Marienkloſter zu Godſtow, wo ich glaubte, man würde die Ueberreſte der unglücklichen Tochter Lord Kliffords, des Wohlthäters dieſes Hauſes, mit Freuden aufnehmen. Wie ſehr ich mich irrte, wird euch bereits bekannt ſeyn, und ich brauche meiner Erzählung alſo nichts weiter hinzuzufügen, als daß ich meine Reiſe eilig fortſetzte, ſobald ich durch Bitten und Drohungen endlich ein kleines Plätzgen für meine Verſtorbene erlangt hatte. — Was mit Roſemundens Aſche nachher vorfiel, wiſſet ihr ebenfalls aus Lady Mariens Erzählung, und ich habe bey Erwägung dieſer Dinge mich oftmahls glücklich geprieſen, daß ich dieſe heiligen Gebeine, mit ſo auſſerordentlicher Sorgfalt verwahrte, recht, als ob mir geahndet hätte, daß die Wuth ihrer Verfolger auch nach ihrem Tode nicht aufhören würde. — Walter hatte dieſer Geſchichte mit einer Bewegung zugehört, welche ſich beſſer denken als beſchreiben läßt, er war bald unruhig im Gewölbe auf- und abgegangen, hatte bald das Behältniß das Roſemundens Ueberreſte umſchloß, knieend umarmt, bald ſich weinend an die Seite des Erzählers niedergeworfen; Rollo mußte ſeine Thränen hier mit den ſeinigen begleiten, und beſchloß endlich ſeine Erzählung folgendermaßen: —

Ich eilte nach Frankreich, weniger um Blondels Angelegenheiten bey König Heinrichen zu treiben, als um Rache bey ihm, wider die Mörderin Roſemundens zu bitten. Es gelang mir mit Mühe vor ihn zu kommen; Er war von Roſemundens Ermordung bereits benachrichtigt, Sein Herz glühte von Wuth und Rache wider Eleonoren, aber ſie war ihm zu furchtbar, und die ganze Strafe die er wagen durfte ihr anzuthun, war die Verbannung nach Guienne.

Alle Begebenheiten, welche hierauf erfolgten, ſind euch bereits bekannt. Eure Verfolger trieben euch von Montzon, ich folgte Blondeln nach England, wohin, wie ihr wißt, Hunberga und Matilde bald nachkamen. — Ich erfuhr nichts von ihrer Anweſenheit, bis bey Matildens Erſcheinung am Hofe. Ich machte alsdenn einige geheime Beſuche bey Hunbergen, ſo lange ſie ſich zu Godſtow und Klifford aufhielt. Matildens Schickſale trieben die Gräfin von Flandern wie ihr wißt, auch von dieſem Orte, und ſie trug mir bey ihrer Abreiſe die Pflicht auf, die ſie nun ſelbſt nicht mehr ausüben konnte, die Pflicht, bey dem Grabe ihrer unglücklichen Freundin für die Ruhe ihrer Seele zu beten, welcher ich, wie mein Gewiſſen, und dieſe heiligen Gewölbe zeugen können, treulich nachgekommen bin. — Ich ſonderte mich ganz von König Henrichs Hofe ab, und führte hier zu Godſtow ein einſames Leben. Nach Klifford kam ich nicht, das Leben, das der gottloſe Gemahl Matildens, und ſeine boßhafte Geliebte, Edita daſelbſt führten, war mir ein Dolch ins Herz, wenn ich mich erinnerte, was ſonſt in dieſem Schloß für Ruhe, für heilige Stille und Frömmigkeit gewohnt hatte. Lord Klifford ſtarb, und hatte Editen bis an ſeinen Tod vergebens mit der Hofnung geſchmeichelt, ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen. Sie verbarg das Andenken ihrer Verachtungen in dieſem Kloſter, wo ſie noch jetzt in ſchlechten Anſehn bey den beſſern Theil der Kloſterſchweſtern lebt. Ihr werdet ſie nicht zu ſehen bekommen, denn ſie ſcheuet das Licht, und wird niemand weniger geneigt ſeyn ſich zu zeigen, als Euch. — — Walter ſchien auf den letzten Theil von Rollos Erzählung gar nicht geachtet zu haben, er ſaß tiefdenkend an ſeiner Seite, und unterbrach erſt nach einer langen Weile das Stillſchweigen, das nach Endigung ſeiner Rede herrſchte. —

Rollo, ſagte er, indem er ſeine Hand faßte und feſt in die Seinige drückte, ich muß euch einen Wunſch vortragen, der ſchon bey Lady Mariens Erzählung entſtand, und nun durch eure Erzählung erhöht worden iſt. — Dieſer elende Winkel iſt unwürdig die Aſche meiner Mutter zu beherbergen. Ich hoffe, die Kloſterfrauen werden mir dieſes Heiligthum nicht verſagen, werden Roſemunden das Glück nicht mißgönnen, neben ihrem Gemahl zu ſchlummern. Ich bringe die Ueberreſte meiner Mutter nach Fonterrault, wo König Henrichs Gebeine ruhen, und errichte beyden, bey meiner Wiederkunft aus dem gelobten Lande ein Denkmaal, das der zerſtörenden Hand der Zeit, und aller menſchlichen Wuth Trotz bieten ſoll.

Walter war bey Endigung dieſer Worte, in der Heftigkeit des Affekts mit welchem er ſprach, aufgeſtanden, und es erhob ſich ein leiſes Flüſtern um ihn, wie das Flüſtern des Abendwinds im Frühlingslaube. Walter horchte hoch in die Höhe, und Rollo ſprang auf, und ſahe Waltern mit einem Blicke an, der ſich nicht beſchreiben läßt. — O! rief der Tempelherr mit ausgebreiteten Armen, und emporgehobenen Augen, o Geiſt meiner Mutter Roſemunde! der du mich jezo umſchwebſt, ich ſchwöre! — aber ſchnell unterbrach ſeine Worte ein verdoppeltes Rauſchen, es tönte um ihn wie wenn ein ſtarker Wind über ein reifes Erntefeld fährt, daß alle Aehren ſich neigen, und im Aufſtehen ſich ziſchend berühren. — Walters Locken und ſein fliegendes Gewand wehten, ſein Schwert klirrte in der Scheide, und Rollo winkte ihm von der oberſten der Stufen des Gewölbes, die er in dem Anfall von Schrecken betreten hatte, ihm eilend zu folgen. — Walter gehorchte, Rollo verſchloß das Gewölbe, ſie giengen durch die einſame Kirche, wo es ihnen, wie es ihnen dünkte, aus allen Gewölben nachflüſterte, und der Wiederhall den Ton ihres Fußtritts doppelt zurück gab. Rollo verſchloß das Kirchthor, und war ſo wenig als Walter geneigt, das Stillſchweigen zu unterbrechen, das ſie auf dieſem ganzen Wege beobachtet hatten.

Was war das? fragte Walter endlich, indem er ſtill ſtand und nach der Kirche zurück ſah, die ſie nun ſchon auf zwanzig Schritte hinter ſich hatten. Wenn ich euch meine wahre Meynung ſagen ſoll, erwiederte Rollo, ſo hättet ihr den letzten Theil eurer Reden im Gewölbe ſollen ungeredet laſſen. — Roſemundens Aſche darf nicht weiter beunruhigt, darf nicht von ihrer ſtillen Wohnung entfernt werden. — Habt ihr dergleichen ſchon mehr gehört? fragte Walter weiter. Ein einzig Mal, ſagte der andre, als ich einſt mit Lady Marien bey dem Grabe ſaß, wo wir heute geſeſſen haben, und ich vielleicht mit zu vielem Feuer den Wunſch nach Rache an Eleonoren äuſſerte, da umſaußte es uns noch fürchterlicher als heute; wir flohen, und haben nie ein ähnliches Geſpräch nach dem in dem Gewölbe geführt. — Offenbar iſt die Abſicht die ihr äuſſertet, dem Geiſte eurer Mutter, der uns faſt ſichtbar umſchwebte, zuwider. Der Schwur den ihr ausſprechen wolltet, ward unterbrochen; das Geräuſch verdoppelte ſich. — — Walter unterbrach Rollo mit Unwillen, und behauptete, das was ſie gehört hätten, könne eben ſowohl ein Zeichen des Beyfalls, als der Mißbilligung geweſen ſeyn. Der Alte ſchwieg, und der Tempelherr konnte ſich nicht enthalten ſeinen Wunſch noch an demſelben Tage Lady Marien, und dem ganzen Konvent vorzutragen, welcher mit allgemeiner Betrübniß und tauſenfachen Einwendungen aufgenommen wurde. — Es that Waltern weh, die guten Nonnen ſo empfindlich zu kränken; aber es war ihm unmöglich, ſeine Abſicht ganz aufzugeben, und alles, was man von ihm erhalten konnte, war, die Sache mit dem Biſchof von Lincoln in Ueberlegung zu ziehen, da ſie es nicht wagen dürften, ohne deſſen Einwilligung hierinnen etwas zu beſchließen.

Walter beſuchte des nächſten Tages Roſemundens Begräbniß allein, er brachte nach der Zeit oft halbe Tage in demſelben zu, und man will angemerkt haben, daß von dieſer Zeit an, nichts weiter von dem Wunſche erwähnt wurde, welcher den Kloſterfrauen ſo zuwider war, und daß er ſogar beym Abſchied deſſen nicht gedacht, auch gegen den Biſchof von Lincoln nie davon geredet haben ſoll.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Die Helfer der Chriſtenheit vermehren ſich ſtärker, als es Waltern lieb iſt.

Sollten ſich meine erleuchteten Leſer an dem letzten Theil des vorigen Kapitels geärgert haben, ſo muß ich ſie bitten, ſich in die letzten Jahre des zwölften Jahrhunderts zu verſetzen, in welche dieſer Theil unſerer Geſchichte fällt, und ſich daſſelbe mit allen ſeinen Aberglauben, Viſionen, Ahndungen, und allen dahinauslaufenden Meynungen recht lebhaft vorzuſtellen, und dann zu urtheilen; ich aber wende mich zu dem Verlauf meiner Geſchichte, ohne mich von etwas andern leiten zu laſſen, als von der Wahrheit, und dem, was uns in dem Dunkel der Vorzeit, oft ihre Stelle erſetzen muß, von der Wahrſcheinlichkeit.

Es wurde Waltern ſchwer, den Ort zu verlaſſen, wo er bisher ſo lange mit dem ſchwermüthigen Vergnügen, welches ſeinem Charakter das Angemeſſenſte war, verweilt hatte. — Doch ſeine Pflicht wollte es, und er trennte ſich von allem, was ihn in dem Marienkloſter zu Godſow lieb war. — Er hatte verſchiedne Mal

Briefe von Blondel aus London gehabt, in welchen er ihm den guten Fortgang der Werbungen zum Kreuzzuge meldete, und hinzufügte, daß der Biſchof Wilhelm von Tyre, deſſen Vermittelung ſich Walter ehemals beym König von Frankreich bedient hatte, herüber gekommen wäre, und ſehr ſtark an einem Vergleich zwiſchen König Richarden, und König Philippen arbeitete. Es wäre ſehr wahrſcheinlich, fuhr er fort, daß ſeine franzöſiſche Majeſtät ſich perſönlich zum Kreuzzug bequemte, und um die gehörige Abrede deswegen mit dem König von England zu nehmen, nebſt ſeiner erlauchten Schweſter der Prinzeßin Alice nächſtens einen Beſuch in London machen würde. Blondel muthmaßte die Abſichten dieſer beyden edeln Geſchwiſter ſehr richtig; Königin von England zu werden, wäre freylich das wünſchenswertheſte Glück für die Prinzeßin von Frankreich geweſen, deren Schönheit und guter Ruf in gleichem Grade zu ſinken anfiengen, und die es alſo nöthig hatte, daß ihrem Anſehn auf eine mächtige und glänzende Art wieder aufgeholfen würde.

Walter hatte wenig Wohlgefallen an dieſen Anſchlägen auf ſeinen Bruder, doch hofte er, er würde dieſesmal beſſer im Stande ſeyn Alicens Schlingen zu entgehen, als damahls, da ſie durch die Blüthe der Schönheit, in der ſie noch war, gefährlicher gemacht wurden als ſie jetzt ſeyn konnten. — Die Nachrichten von dem Eifer, mit welchen man überall auf Hülfe für die morgenländiſche Chriſtenheit dachte, waren ihm angenehmer; doch war es, als wenn er es ungern ſah, daß König Philip den Kreuzzug in eigner Perſon mit beywohnen wollte, er ſahe tauſend unangenehme Folgen voraus, die aus den verſchiednen Charakteren der beyden kreuzfahrenden Könige entſtehen könnten, und ſeine Furcht, die nachmahls nur gar zu gut erfüllt wurde, vermehrte ſich, als er hörte, daß auch Kaiſer Friedrich mit in ihren Bund treten, und eine anſehnliche Volkshülfe, unter Anführung des ſtolzen, unruhigen Herzogs Leopold von Oeſterreich nach Paläſtina ſchicken wollte. — Was für eine Menge Heerführer, die alle zu einem Zweck arbeiten ſollten, und alle von verſchiednen Intereſſe, von verſchiednen Affekten, und was noch das Schlimmſte war, alle von heimlicher Eiferſucht gegen ihren gegenſeitigen Ruhm angetrieben wurden.

Walter verſprach ſich wenig Gutes hiervon, er wünſchte jetzt nichts ſehnlicher, als nur ein kleines Heer, bloß unter ſeinem Befehl zu haben, und es je eher je lieber nach dem heiligen Lande führen zu können: Wunder würde er damit gethan, und alle fremde Hülfe unnöthig gemacht haben. — Die Erfüllung dieſes Wunſches war indeſſen unmöglich. Das Volk das er aus ſeinem eignen Lande aufbringen konnte, war nicht hinlänglich. Richarden hatte er bereits mit Freuden zum Gefährten beym Kreuzzug aufgenommen, und konnte, und wollte ihn nicht dahinten laſſen. — Wo Richard war, drängte ſich König Philip mit ein, und zu dieſem geſellte ſich unhintertreiblich der Kayſer und der Herzog von Bayern, und der Helfer der bedrängten Chriſtenheit wurden ſo viel, daß Waltern bange ward, ſie bald in gänzlicher Hülfloſigkeit zu ſehen. —

Mit bekümmerten Herzen trat er ſeine Reiſe an, ſehnte ſich nicht darnach London zu beſuchen, wo er ſo viel Perſonen wußte die er haßte, und nur zween die ihm lieb waren, ſchiffte nach Frankreich über, hielt ſich kurze Zeit in der Grafſchaft Anjou auf, und eilte nach Marſeille, um nicht allein ſeine daſigen Freunde zu beſuchen, ſondern auch Nachricht einzuziehen, was Konrad von Staufen, und die Belforte, in den ihnen aufgetragenen Geſchäften ausgerichtet hätten. Er langte an, man nahm ihn mit tauſend Freuden auf, und ſeine Ritter legten Rechenſchaft ab, wovon ſich nicht viel ſagen läßt, als daß die ſchöne Grafende noch immer die ſchöne Grafende war, und daß die Ritter bey König Philipen nichts von der ehemahls verſprochenen Volkshülfe erhalten hatten, weil er, wie er geſagt hatte, ſeine Leute ſelbſt wider die Sarazenen anführen wollte. — Konrads Geſicht und ſein ganzes Betragen trug das Gepräg der tiefſten Schwermuth, welches er zwar auf das ſchlechte Glück in ſeinen Verrichtungen rechnete, wovon aber Walter die wahre Urſache nur gar zu gut errieth. Der Eifer, mit welchen er nach allen Dingen fragte, die ſich in Rückſicht auf die ſchöne Roſemunde zugetragen hatten, und die Art, mit welcher er Walters Erzählungen anhörte, zeigten nur gar zu deutlich, was uns in unſern Zeiten unglaublich vorkommt, daß er ſich noch nicht ganz von ſeinen Gefühlen für eine Verſtorbene loßreißen konnte. — Wie ſehr bedauerte Walter ſeinen unglücklichen Freund, und, wie ſehnlich wünſchte er, daß eine lebendige Schönheit, Roſemunden verdrängen mögte; aber da die reizenden Marſeillanerinnen nichts ausrichten konnten, welche Konrad täglich vor Augen hatte, ſo war wenig Hofnung zu ſeiner Geneſung.

Die Tempelherren, die Walter nach Marſeille geſchickt hatte, hatten die viele müßige Zeit die ſie daſelbſt fanden, unter andern auch zu einem Beſuche bey ihren Brüdern in Barzellona angewendet, von welchen ſie bey Walters Ankunft erſt kürzlich zurück gekommen waren. Konrad wußte ihm ſo viel von dem alten Robert Burgundio zu erzählen, und beſchrieb ihm das Verlangen, das dieſer ehrwürdige Greis nach ihm hatte, ſo lebhaft, daß Walter ſeinen Beſuch bey demſelben beſchleunigte. — Er hatte mit Richarden verabredet, ſeine Ankunft zu Marſeille zu erwarten, und von da nebſt ihm nach Paläſtina abzugehen; Blondel ſchrieb aus London, daß die Zeit des Abzugs nicht nicht mehr weit entfernt ſey; Walter wollte vorher auch noch die Gräfin von Flandern beſuchen, und er hatte alſo Urſach zu eilen, damit er keins von ſeinen Geſchäften verſäumte.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Der Greis von Barzellona.

Wie der Vater den Sohn, ſo empfieng der Greis von Barzellona unſern Tempelherrn. Robert ſah in Waltern ganz den Mann, der er in ſeiner Jugend war, und Walter in ihm, den, der er zu werden wünſchte. Walter brauchte dem alten Tempelherrn wenig oder nichts von ſeinen Angelegenheiten und von dem Zuſtand der Chriſtenheit in Orient zu ſagen, denn dieſer wußte ſchon alles, und ſprach von allem ſo, als ob er ſelbſt dabey geweſen, alles ſelbſt mit angeſehen hätte; die Heiterkeit und Stärke ſeines Geiſtes bey ſeinem hohen Alter war unglaublich. Keine Fehler, welche die Seele nur gar zu oft beym Verfall des Körpers annimmt, kein Eigenſinn, keine mürriſche Laune, nichts von dem allen zeigte ſich bey ihm; die einzige Schwachheit die man ihm Schuld geben konnte, war, daß er bey der Stärke ſeiner Seele, die Hinfälligkeit ſeines ſich zum Grabe neigenden Körpers vergaß. Er trug noch die Rittertracht, die er vor funfzig Jahren trug, wollte das Schwert noch regieren, das er damahls regierte, glaubte ſich fähig, alles das noch zu thun, was er in ſeinen jugendlichen Jahren that, und zürnte, wenn man ihm hierinnen widerſprach, oder wenn ihm ſein eignes Gefühl widerlegte. Walter wußte dieſes aus Konrads Erzählungen, und ſchonte den ehrwürdigen Alten. Robert erbot ſich, ihm alle Befeſtigungen ſeines Schloſſes zu zeigen. Seine Ritter ſollten, von ihm angeführt, Waltern ihre Stärke in ihren gewöhnlichen Uebungen ſehen laſſen, er wollte mit ihm eine Reiſe durch die ganze Gegend von Barzellona thun, welche meiſtens den Tempelherren gehörte, um ihn mit allen ihren Beſitzungen bekannt zu machen; aber Walter beredete den jugendlichen Greis, deſſen Kräfte durch dieſe Dinge völlig erſchöpft worden wären, unter den Vorwand eigner Müdigkeit, die wenigen

Tage, welche er bey ihm zubringen könnte, im Zimmer zu verweilen, oder nur kleine Spaziergänge in den umliegenden Gegenden zu unternehmen. Robert lachte, meynte in Walters Jahren wäre er nicht ſo leicht zum Geſtändniß der Müdigkeit zu bringen geweſen, und triumphirte über ſeine größere Stärke; ein Vorzug den der junge Tempelherr dem Alten mit Vergnügen überließ, und auf nichts dachte, als wie er in der kurzen Zeit, die er bey ihm bleiben konnte, ſo viel Vortheil als möglich aus ſeinem Umgange ziehen wollte. — Sein Wunſch ward erfüllt; Robert gewann ihn ſo lieb, daß er nicht gern eine Stunde von ihm ſeyn mogte, und war ſo bereitwillig ihm über alles was er wollte, Unterricht zu geben, als Walter denſelben von ihm zu erbitten. Seine Ausſprüche trugen zuweilen das Gepräg, einer mehr als menſchlichen Weisheit, und ſeine Gedanken in Anſehung der Zukunft, deren Wahrheit, wie wir wiſſen Walter ſchon erfahren hatte, konnten oft faſt prophetiſch genannt werden. Robert leugnete dieſes, geſtand aber ein, daß lange Erfahrung, und eine gewiſſe Fertigkeit in Vergleichung geſchehener und gegenwärtiger Dinge, einem Greiſe oft Aufſchlüſſe über die Zukunft gäben, welche dem jüngern Theil der Menſchen übernatürlich ſchienen. — Ob dieſes wahr war, ob Robert wirklich keine andere Kentniß künftiger Dinge hatte, als die aus dieſen Quellen entſpringt, das weis ich ſo wenig zu ſagen, als worinnen im kleinſten Detail die Geſpräche beſtanden, welche die beyden Tempelherren alle dieſe Tage über mit einander hielten. —

Aber ſie mußten ſich trennen, ſelbſt Robert meynte, es ſey Zeit zu dieſem Schritt der beyden ſo ſauer ward. Lebt wohl! mein Vater, ſagte Walter zu dem Greiſe, lebt wohl! vielleicht daß wir uns bald wiederſehen. Vielleicht? wiederholte der Alte, warum nicht gewiß? O glaubt mir, mein Sohn! wir ſehen uns gewiß und bald wieder, und an einem Orte, den ihr vielleicht nicht für den erſten Ort unſerer Wiedervereinigung haltet. Walter, der gewohnt war, Dinge aus dem Munde des Greiſes zu hören, die er nicht völlig verſtand, und wußte, daß Robert nicht gern weitläuftige Erklärungen gab, ließ dieſe Rede unerörtert vorüber gehen, aber bey einigen andern Ausdrücken, deren ſich der alte Held gebrauchte, konnte er nicht ſo gleichgültig ſeyn; er drang in ihn, ſich näher zu erklären, aber vergebens.

Schon oft hatte er Roberten mit ſeiner Liebe zu Matilden, und mit ſeinem Vorſatz unterhalten, ſobald die Sarazenen gedemüthigt, oder nur genugſam geſchwächt wären, das Ordenskreuz niederzulegen: Dinge, wider welche der Greis nie den geringſten Schatten der Mißbilligung hatte blicken laſſen, aber jezt, da er dieſer Dinge noch einmal gedachte, und ſich des Ausdrucks bediente, er hofte, ihm Matilden in Kurzen als Gräfin von Anjou vorzuſtellen, — da konnte ſich Robert eines unwilligen Gelächters nicht enthalten. Höret doch auf, ſagte er, mir Dinge vorzureden, die nie geſchehen werden. Matilde wird eher Königin von England, als Gräfin von Anjou ſeyn, und ihr könnt euch noch allenfalls mehr Rechnung auf die Krone von Jeruſalem, als auf die Regierung des Landes machen, das euch euer Vater beſtimmt hat. — Ich habe ſchon geſagt, daß Walter ſich vergebens bemühte, eine Erläuterung dieſer Worte zu erhalten. Robert drückte ihm nochmahls die Hand, und ermahnte ihn, nie muthlos zu werden, wenn ihn auch alle irrdiſche Hofnungen trügen ſollten; wenn wir uns wiederſehn, ſezte er hinzu, ſo wollen wir uns von beſſern Freuden und Hofnungen unterhalten, als die, mit welchen jezt eure Seele angefüllt iſt.

Roberts Abſchiedsreden gaben Waltern Stoff zu mancherley Nachdenken; er errieth oftmahls ihren Sinn ganz genau, er ſah ſich denn mit einem kleinen Bedauren in der Welt um, die ſo ſchön war, ihm jezt mit ſo viel neuen Freuden entgegen lächelte, die er ungern ſo bald verlaſſen hätte; aber bald faßte er ſich wieder, und beſchloß alles willig von der Hand der Vorſehung hinzunehmen, jedes Schickſal für Glück zu halten, das ihm beſchieden wäre.

Neue Gegenſtände verdrängten die Gedanken, die er von dem Greis von Barzellona mitgebracht hatte, nach und nach. — Er kam wieder zu Marſeille an, er erfuhr, daß man faſt die Wochen abzählen könnte, in welchen Richard nach Marſeille kommen, und nebſt ihm, den Zug nach dem heiligen Lande antreten wollte, und er eilte nach Brignolle, um die Gräfin von Flandern noch einmal zu ſehen, und, wie er hofte, nur auf kurze Zeit von ihr Abſchied zu nehmen. Faſt war dieſer Abſchied für eine ſo kurze Trennung als ſie vermutheten, zu traurig. Möglich iſt's, daß Roberts bedenkliche Worte Waltern noch im Sinne ſchwebten, und ihm alle ſeine Hofnungen zweifelhaft vorſtellten; aber er hütete ſich wohl, Hunbergen etwas von denſelben zu ſagen, und alſo konnten ſie unmöglich auf ihre Seele einen Einfluß haben, und ihrem Betragen das Aengſtliche, Kummervolle beylegen, das ſie noch keinmal ſo ſehr, als bey dieſem Abſchiede geäuſſert hatte. — Matildens war bey dieſem kurzen Beſuche nur wenig gedacht worden. Hunberga ſagte ihm nur ſo viel, daß ſie noch immer ſo ſchön, gut und treu wäre, wie jemahls, und daß ſie ſich vorgenommen habe, Zypern nicht eher zu verlaſſen, bis er ſie, wie er in ſeinem letzten Briefe verſprochen habe, ſelbſt von da abhoſen würde. — Der Gedanke an dieſe fröhliche Zuſammenkunft, war im Stande allen Gram, und alle böſe Ahndungen aus ſeinem Herzen zu treiben, er ſtellte ſich dieſelbe ſo nahe vor, als wenn ſchon alles geſchehen wäre, was vor derſelben hergehen ſollte: er kehrte ſchon nebſt den andern chriſtlichen Fürſten ſiegreich aus Paläſtina zurück, die Feſſeln des Gelübdes waren gebrochen, alle Hinderniſſe überwunden, und Matilde ſein. An das Hirngeſpinſt von ihrer Untreu ward gar nicht mehr gedacht.

Bey ſeiner Rückkunft von Brignolle, nach Marſeille, wurde er durch die Anweſenheit ſeines Freundes Blondel von Nesle ſehr angenehm überraſcht. Er war König Richarden, welcher in wenig Tagen folgen wollte, zuvorgeeilt, um Muſe zu haben, Waltern von allen zu benachrichtigen, was ſich, ſeitdem ſie zu Saumür von einander geſchieden waren, bey und mit ſeinem Bruder zugetragen hatte. — Die Erzählung war lang, und nicht ganz unwichtig, und wir halten es alſo für gut, mit derſelben ein neues Kapitel anzufangen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Leſer kommt in ſchlechte Geſellſchaft. Eine geringe Schönheit ſiegt über die ſchöne Alice von Frankreich.

Mit wie viel Freude, begann Blondel, unſer Richard, von ſeinem Volke aufgenommen wurde, und wie wenig Hinderniſſe er zu überſteigen hatte, um in alle Rechte ſeines Vaters eingeſetzt zu werden, das habe ich dir bereits geſchrieben, ſo wie viel andre Dinge, die du nun weitläuftiger von mir erfahren ſollſt. — Selbſt der unbändige, leichtſinnige Johann demüthigte ſich vor ihm, und wollte ſich dann, ſo geſchwind als möglich wieder entfernen, aber Richard hielt es für beſſer dieſen gefährlichen Menſchen, immer unter ſeinen Augen zu haben, und er mußte bleiben. — Derer Aenderungen und Verbeſſerungen die der neue König zu machen fand, waren unzählige, und es wäre zu wünſchen geweſen, daß er dieſelben nicht damit angefangen hätte, daß er ſeine Mutter von einem abgelegenen Schloſſe zurück rufte, wo ſie in den letzten Jahren ihres Gemahls hatte leben müſſen, weil ſie ihre alte Neigung, Unruhen anzuſtiften, von neuen hervorgeſucht, und den von allen Seiten geplagten Henrich tauſenderley Verdruß damit verurſacht hatte.

Sobald Eleonore bey Hofe ankam, ſo bekam alles ein anderes Anſehn, Richard ließ ſich nur gar zu ſehr von ihr regieren, und ſie brauchte ſein Anſehn zu Ausübung ſolcher Ungerechtigkeiten, welche, wie ich befürchte, Quellen großer Unruhen werden können, und die ſeine Gegenwart in ſeinem Lande ſo nöthig machen, daß ich hätte wünſchen mögen, ihn von dem Zuge nach dem gelobten Lande abhalten zu können. Aber Verſuche von dieſer Art ſind umſonſt; er hat noch immer ſeine ſchwermüthigen Stunden, in welchen er ſich durch nichts, als den Gedanken an ſeine Wallfahrt beruhigen kann. — Mit vieler Mühe habe ich von ihm erhalten, daß er mich in England zurück läßt. Zwar iſt meine Macht gering, ungeachtet ich das Herz des Königs habe; aber meine Gegenwart ſoll wenigſtens dazu dienen, alle heimliche Anſchläge auszuſpähen, die zum Nachtheil Richards geſchmiedet werden, und ſie alsdenn durch die Hülfe mächtigerer Perſonen, zu nichte zu machen.

Ich tadelte Richarden vor einem Augenblicke, daß er Eleonoren zu viel Gewalt über ſich gönnte, und du kannſt verſichert ſeyn, daß ich dieſes boßhafte Weib ſo von Herzen haſſe, als du die Mörderin deiner Mutter; demohngeachtet habe ich es für gut gehalten, es nicht mit ihr zu verderben; Sie wird in Richards Abweſenheit in England bleiben, ſie wird hoffentlich den Vortheil ihres Sohns, der ihr eigner Vortheil iſt, erkennen, und zu befördern wiſſen, und durch das Anſehn, das ich theils bey ihr ſchon habe, theils noch zu erlangen hoffe, denke ich mich ihrer Macht ſo zu bedienen, daß es Richards Feinden nicht ſo leicht werden ſoll, einen Nutzen von ſeiner Abweſenheit zu ziehen.

Siehe, das ſind die Anſchläge der Freundſchaft für Richard, und der Ergebenheit gegen meinen König. Gebe Gott, daß ſie mir gelingen, und wir uns alle in Europa fröhlich wiederſehen,. Laß mich jetzt zu Fortſetzung meiner Geſchichte zurückkehren.

Die Ungerechtigkeiten, welche Eleonore unter Richards Namen bereits begangen hatte, die weitläuftig zu erzählen, würde unnöthig ſeyn, auch haſt du vielleicht von ihren unglaublichen Gelderpreſſungen, und von den Grauſamkeiten gehört, die in England wider die unglücklichen Juden verübt worden ſind, um ſich ihrer Schätze zu bemächtigen, und denen Richard, als er durch mich hinter dieſelben kam, noch mit Mühe Einhalt thun konnte.

Ungeachtet dieſer Beweiſe von Eleonorens ſchlechter Denkungsart, iſt demohngeachtet ſeine Liebe und Achtung zu ihr unauslöſchlich. Es wird ihm ſo ſchwer, ſich von ihr zu trennen, daß ſie ihn auch auf ſeiner Reiſe nach Marſeille begleitet, und erſt wenn er Europa verlaſſen hat, nach England zurückkehren wird, welches ich dir unter andern auch darum ſage, damit du dich gefaßt macheſt, deine Feindin mit Anſtand vor Augen zu ſehen, ohne irgend etwas zu thun, das dich mit deinem Bruder entzweyen könnte. —

Walter ſtieß bey dieſen Worten einen tiefen Seufzer aus, und bat ſeinen Freund fortzufahren. Ich habe dir von den Unterhandlungen Biſchof Wilhelms, zu einer Vereinigung König Richards und Philips geſchrieben, auch habe ich etwas davon erwähnt, daß wir den König von Frankreich, nebſt ſeiner ſchönen Schweſter in London erwarteten. Königin Eleonore, welche die Abſicht dieſes Beſuchs ſo gut errieth als ich, zitterte vor den Gedanken Alicen zu ihrer Schwiegertochter, und zur Nebenbuhlerin in Macht und Anſehn zu bekommen. Sie wünſchte Richarden verheyrathet zu ſehn, aber die Gemahlin die ſie ihm wünſchte, ſollte ganz unter ihrer Regierung ſtehen, ganz von

ihr

ihr überſehen werden, gar keinen Anſpruch darauf machen können, ſelbſt zu betrüben. — Als eine ſehr weiſe Dame warf ſie ihre Augen auf die Prinzeſſin Berengaria von Navarra, und gewiß, ſie hätte nicht beſſer wählen können, denn dieſe wird ihr ſicherlich auf keine Art Eintrag thun. Ohne eben gerade zu häßlich oder einfältig zu ſeyn, kann die gute Prinzeſſin ſo wenig Anſpruch auf Schönheit oder Klugheit machen, daß ich glaube, ſie kann Jahre lang an einem Orte ſeyn, ohne von andern unterſchieden, oder nur bemerkt zu werden; man ſieht ſie, man ſpricht mit ihr, man hört ſie nennen, vergißt ſie wieder, fragt von neuen nach ihren Namen, und ſpricht mit ihr zum zweiten und dritten Mal, ohne ſich bewußt zu ſeyn, daß es nicht das Erſte iſt.

So gieng es auch Richarden mit der guten Berengaria, er hatte ſie ſchon zu Guienne bey ſeiner Mutter geſehen, ſie war auch jetzt mit in ihrem Gefolge, man ſtellte ſie ihm überall entgegen, ſuchte ihn auf alle Art auf ſie aufmerkſam zu machen, ſuchte ihre kleinen Talente zu heben, und ins Licht zu ſtellen; umſonſt, ſie war und blieb unintereſſant für ihn, und die Königin gab faſt alle Hofnung auf, ſie zu ihrer Schwiegertochter zu machen. Ihre Unruhe hierüber ward durch die Furcht für Alicens Zukunft vermehrt, und ſie war ſo beſorgt wegen des Entſchluſſes von dem ſie befürchtete, daß ihn Richard ergreifen würde, daß ſie ſich an mich wandte, und ſich, wie ſie glaubte, ſehr liſtig bemühte, mich über die Neigungen meines Freundes auszuforſchen.

Sie hatte keiner Liſt hierzu nöthig. Richards eignes Beſtes erfoderte es, ihn von Alicen abzubringen, und ich hielt es für keine Sünde, hierinnen mit Eleonoren gemeine Sache zu machen, vornehmlich, da wir nichts dabey zu thun hatten um zu unſern Zweck zu kommen, als die Sache gehen zu laſſen wie ſie gieng. — Ich konnte der Königin, ohne die Wahrheit oder meine Treue gegen ihren Sohn zu beleidigen, offenherzig geſtehen, daß Richard keine Liebe mehr für Alicen fühlte, und ihr nie ſeine Hand geben würde, wenn er nicht glaubte, daß er durch Pflicht und ehemalige Verſprechungen dazu verbunden wäre. Ihm es in die Augen fallend zu machen, daß er gegen eine Dame wie die franzöſiſche Prinzeßin, keine Pflicht hätte, glaubte ich nichts weiter nöthig zu ſeyn, als daß man ſie vor ſeinen Augen erſcheinen und handeln ließ, vornehmlich, da ihre Schönheit nicht mehr von der Art war, daß ſie ihn gegen ihre Fehler blind machen konnte.

Eleonore wurde ſehr durch meine Tröſtungen geſtärkt, wandte mir um derentwillen eine beſondere Huld zu, und erwartete nun Alicens Ankunft mit Ruhe.

König Philip traf bald darauf in London ein, und wurde mit aller der Ehrerbietung und Freundſchaft empfangen, welche ihm Biſchof Wilhelms Unterhandlungen bey Richarden verſchaft hatten. Richard machte ſich nun auch gefaßt Alicen zu empfangen, die ihm mit aller Pracht einer Königin entgegen trat, und keine Künſte des Putzes geſpart hatte, ihre vor der Zeit verwelkte Schönheit zu erhöhen. Es war zum Erſtaunen, wie ſie ſich verändert hatte. Ihren Jahren nach, hätte ſie noch lange blühen können, aber daß ſie jemahls geblüht hatte, davon zeigten ſich keine Spuren auf ihren verfallenen Wangen. Ihren groſſen, weitgeöfneten feuerloſen Augen ſahe man ſo manche unter Tanz und rauſchenden Luſtbarkeiten durchwachte Nacht an; ihr Haar hatte durch die Künſte, welche die Koketterie erfand ſeine Schönheit zu erhöhen, die dunkle Farbe verlohren, war verbleicht, und mußte hier und da durch falſche Locken erſezt werden, welche dem Auge des Kenners nicht entgiengen, — ihre — doch laß mich dieſe Schilderung abbrechen, die ich durch ihre ganze Perſon hindurch führen könnte, ohne dir die ganze Unannehmlichkeit ihrer Figur deutlich genug vorzuſtellen, wenn du ſie nicht ſelbſt geſehen hätteſt. — Mit vieler

Urtheilskraft hatte ſie, um mit ihren Reizen nicht ganz zurückzubleiben, lauter alte Damen zu ihren Begleiterinnen gewählt, und von Perſonen ihres Alters niemand unter ihrer Hofſtatt geduldet, als die einige Anna, ihre traute Gefährtin auf dem Wege der Thorheit und des Laſters, die ihr weder durch Schönheit, noch andre Verdienſte, im Lichte ſtehen konnte.

Richard ſahe Alicen mit Erſtaunen an, er muſterte ihre Geſichtszüge, und bemühte ſich in denſelben die Schönheit zu entdecken, die ihn ehemahls an ſeiner reizenden Jägerin ſo bezauberte. Alice war gefällig genug, dieſes Erſtaunen als eine Wirkung ihrer Annehmlichkeiten anzuſehn. Richards Frage nach ihrem Befinden, und ſeine Beſorgniß, ſie mögte erſt kürzlich von einer ſchweren Krankheit aufgeſtanden ſeyn, brachte ſie aus ihrem Irrthume zurück, und färbte ihre Wangen mit einer Röthe des Zorns. Was für eine Unbeſcheidenheit, eine Dame, welcher man nichts als Jugend, Munterkeit und blühende Geſundheit anſehen ſollte, zu fragen, ob ſie etwa kürzlich erſt vom Krankenbette aufgeſtanden ſey? — Die Prinzeßin wußte ſich indeſſen ganz gut in die Sache zu ſchicken, ſie verbiß ihren Unwillen, beantwortete die Frage des Königs mit Ja, und nahm von dem Augenblicke an, ein ſchmachtendes, ſchwaches, kränkliches Weſen an ſich, welches ſie wo möglich noch unangenehmer mochte, als ſie zuvor war. — Der großmüthige Richard hatte Mitleid mit der verſtellten Kranken, er begegnete ihr mit freundſchaftlicher Höflichkeit, und hielt es für ſeine Pflicht, ihr den ganzen Abend Geſellſchaft zu leiſten. — Alice beſaß Verſtand, ſie hatte ihren Sinn darauf geſetzt, Königin von England zu werden; ſie kennte Richards ſchwache Seite, und es iſt kein Zweifel, es würde ihr endlich gelungen ſeyn, ihren alten Liebhaber von neuen zu betrügen. Schönheit die man in meinem Alter durch Krankheit verliehrt, kann wieder hergeſtellt werden. Eine treue Liebhaberin darf den Verluſt ihrer Reize nicht auch durch den Verluſt ihres Liebhabers büſſen. Das Wort eines Ritters iſt unverbrüchlich, Richard liebte ehemahls Alicen, und bewarb ſich um ihre Hand, alſo muß er ſie auch immer und ewig lieben, und ſein Glück in der Verbindung mit derjenigen ſuchen, die nur für ihn lebte, bloß um ſeinetwillen, Geſundheit, Reize und alles verlohr, das ihr nur durch die Hand desjenigen kann erſetzt werden, um deſſen willen ſie ihr Leben im Gram verzehrte. Dieſes waren Alicens eigne Worte, und Sentenzen von dieſer Art ermangelten nicht einen tiefen Eindruck auf König Richarden zu machen. Ich durfte es nicht wagen, Alicen in ihrem wahren Lichte zu zeigen, weil es mir an Beweiſen fehlte. Königin Eleonore ſchäumte für Wuth über Alicens Sieg, ſie nannte mich einen Verräther, einen Mitverſchwornen der Prinzeßin, und es würde ohne Zweifel alles über mich hinaus gegangen ſeyn, wenn ſich nicht ein Zufall ereignet hätte, welcher der Sache eine andre Wendung gab, und Richarden nahe am Abgrunde des Verderbens rettete.

Alice hatte allezeit einen erklärten Bewunderer ihrer Reize, Liebhaber, oder Freund, oder Günſtling, oder wie man es nennen will, den ſie ſo oft als jedes andere Stück ihres Putzes oder Zeitvertreibes zu verwechſeln pflegte. — Sehr lange, — ach viel zu lange für ſeine Wünſche, war jetzt Graf Leiceſter in ihrer Gnade geweſen. — Er hatte ſich etliche Jahre lang am franzöſiſchen Hofe aufgehalten, hatte Alicen gefallen, hatte wenig Geſchmack an ihr gefunden, und demohngeachtet, um zuweilen eine ſehr ſchöne junge Dame zu ſehn, die in ihren Dienſten war, ihren Liebhaber vorſtellen müſſen. Fräulein Anna, welche ſich gleichfalls zu Alicens Hofſtatt rechnete, und ſchlau genug war, Leiceſters wenige Neigung für ihre Prinzeßin zu merken, ſchrieb ſeine häufigen Beſuche auf ihre Rechnung, und begünſtigte ſeine Aufwartungen bey Alicen ſo ſehr als möglich, um ſeines Anblicks genießen zu können. Leiceſter täuſchte beyde, täuſchte Annen und ihre Prinzeßin, um ſeine wahre Neigung zu verhehlen, und gab ſich dadurch ſo gänzlich in die Gewalt dieſer beyden Weiber, daß ſie ihn weit ärger tyranniſirten als er ſie, und ihn jede viertelſtündige Unterredung mit ſeiner eigentlichen Geliebten, durch den peinlichſten Zwang erkaufen ließen, den er Tage lang bey den beyden angeliebten Schönen ausſtehen mußte, um den Augenblick abzulauſchen, da er ſeine wahre Gebieterin ungeſtört ſehen konnte. — Er beſaß nicht Herz genug, die Larve endlich abzulegen, und war alſo genöthigt, um nicht ſich, und die, welche er liebte, in das größte Unglück zu ſtürzen, Alicen nach England zu folgen. — Die Prinzeßin ſah den Gram der ihn verzehrte, und deutete ihn auf ihre baldige Vermählung mit dem König von England. Ihn zu tröſten, verſprach ſie ihm die Fortdauer ihrer Liebe, doch nur mit der Bedingung, daß er Fräulein Annen heyrathete, und dadurch ungetrennt bey ihr blieb. Leiceſter war in Verzweifelung über dieſe Vorſchläge, er faßte allen ſeinen Muth zuſammen, ſich zu weigern. Alice ſah dieſe Weigerung für einen Beweis ſeiner Liebe zu ihr an. Anna ward aufgebracht, ſchob die Schuld ihrer Verſchmähung auf ihre Gebieterin, welche ihr Leiceſters Hand nicht gönnte; man veruneinigte ſich, man machte ſich die bitterſten Vorwürfe; Alice drohte, und Anna, um ihrer Rache zuvorzukommen, ſtellte ſich beſänftigt, und meldete ſich noch dieſen Abend bey König Richarden, um ihm in Anſehung ſeiner Braut die Augen zu öfnen. — Der Anklagen, welche über Alicen zuſammengebracht wurden, waren unzähliche, und von ſolcher Wichtigkeit, daß eine einzige ſchon hinlänglich geweſen wäre, die Beklagte, der Ehre Richards Gemahlin zu heißen, unwürdig zu machen. Der erſtaunte Richard foderte Beweiſe, ſie boten ſich von allen Seiten dar, ſelbſt Graf Leiceſter, um Alicen loß zu werden, zeugte wider ſie. — Die Beklagte wurde vor das Gericht ihres Bruders und ihres Bräutigams gefodert, und die Unmöglichkeit ſich zu entſchuldigen, machte, daß ſie ſich ganz in ihrer wahren Geſtalt, ganz mit der Wuth und Frechheit zeigte, die ihr keine Entſchuldigung überließ, und Richarden auf ewig von ihr befreyte. König Philip, der nur gar zu viel von dem ausſchweifenden Leben ſeiner Schweſter wußte, und ſie eben darum ſo gern zu Richards Gemahlin gemacht hätte, hätte herzlich gern dieſe ſcharfe Unterſuchung vermieden, aber er ward übereilt, er hatte keine Zeit auf Ausflüchte zu denken, und traute Alicen Liſt genug zu, ſich beſſer aus der Sache zu helfen; aber da ſie ſich ſo in ihrer ganzen Blöſe zeigte, da ward ſein Herz mit Abſcheu, nicht gegen ihre Laſter, ſondern gegen ihren Mangel an Verſchlagenheit erfüllt. Er gab König Richarden Recht, und ſchickte die Verbrecherin nach einen ſtrengen Kloſter nicht weit von Rouen, in welchem er ſie vermuthlich nicht lange laſſen wird. Auch Anna gab endlich alle ihre Gedanken auf ihren geliebten Leiceſter auf, und entſchloß ſich, den Schleyer zu Fontevrault anzunehmen. Vielleicht, weil ſie gehört hatte, daß dieſes Kloſter von Mönchen und Nonnen bewohnt würde, welche alle unter einer Aebtißin ſtehen, aber ſie kannte die ſtrenge Regel dieſes Hauſes nicht, und würde das freye ungezwungene Leben das ſie in denſelben erwartete, nicht daſelbſt gefunden haben. — Auch erreichte ſie es nicht; wir erhielten noch vor unſerer Abreiſe aus London Nachricht, daß ſie auf dem Wege meuchelmörderiſch ums Leben gebracht worden ſey, auf weſſen Befehl, läßt ſich errathen.

Wie ſehr Königin Eleonore und ich uns freuten, daß wir ſo ohne unſer Zuthun von Alicen befreyt wurden, und Richarden gerettet ſahen, das iſt nicht zu beſchreiben. Berengaria gewann auch durch dieſe Begebenheit. Ihr ſtilles unſchuldiges Leben ſtach ſo ſehr gegen Alicens Ausſchweifungen, und ihr frommes ehrliches Geſicht und unaffektirtes Betragen, gegen der andern verwelkte Reize und buhleriſche Sitten ab, daß es Eleonoren wenig Mühe koſtete, ſie zu Richards Gemahlin zu machen. Die Vermählung ward in größter Stille vollzogen, und König Philip mußte den Platz von einer andern einnehmen ſehen, den er ſeiner Schweſter zugedacht hatte, und von welchen er nimmer geglaubt hätte ſie durch eine Berengaria verdrängt zu ſehen.

Was mich anbelangt, ſo hätte ich Richarden gern eine vollkommenere Gemahlin gegönnt; aber wo hätte er die finden ſollen? Es iſt nur eine Matilde in der Welt, und dieſe iſt dein. Einen Gedanken an ſie würde er ſich zur Sünde ſchätzen. Die andern Damen, auf die er hätte denken können, ſind theils ſchon verlobt, und theils alle Berengarien oder Alicen, in höhern oder geringern Grad. — Er mag alſo ſeine Prinzeßin von Navarra behalten. Er liebt ſie zwar eben nicht, aber er kann ſie leiden, und er wird vielleicht in Zukunft Freundſchaft für Sie haben. Sie betet ihn an, ſie wird ihm treu ſeyn, und ſo wird er vielleicht eine der erträglichſten Ehen mit ihr führen, die ſich denken läßt.

Sobald dieſe Angelegenheiten in Richtigkeit gebracht waren, ſo dachte man im Ernſt auf die Beſchleunigung des Kreuzzugs, ehe die zur Schiffahrt günſtige Jahrszeit verſtrich. — König Philip hatte funfzig tauſend Mann zuſammen gebracht, und obgleich Richard um die Hälfte mehr liefern konnte und wollte, ſo beredete ihn doch der König von Frankreich, ſein Heer nur dem ſeinigen gleich zu machen. Man ließ die Völker nach Vezelay auf den Gränzen von Burgund vorausgehen, wohin ihnen die Könige gefolgt ſind, um ſie auf der daſigen ungeheuren Ebene zu muſtern.

Wenn es nach Eleonorens Willen gegangen wäre, ſo hätte Richard niemanden als ihr die Regierung in ſeiner Abweſenheit anvertraut; aber die Grauſamkeiten, die ſie ohne Regentin zu ſeyn, bereits in ſeinen Namen verübt hatte, machten ihn behutſam. Er begnügte ſich damit, ihr nicht alle Gewalt und Anſehn zu entziehn, aber er ſetzte ihr, um ſie in Schranken zu erhalten, zwey Biſchöfe an die Seite, welche den Namen der Statthalter des Reichs führen, und auf keine Art von ihr abhängen. Unglücklicher weiſe iſt ſeine Wahl mit auf Longchamp, Biſchof von Elly gefallen, welcher ganz ein Creatur von Eleonoren iſt, und deſſen Bosheit ſein Mitſtatthalter, der redliche Biſchof Hugh von Durham, ſchwerlich wird überall Einhalt thun können. — Mir iſt bange vor allen den Unordnungen, die eine ſolche Regierung in Richards Abſeyn verurſachen kann, und ich kann mich nicht enthalten, den Wunſch zu wiederholen, daß der fatale Kreuzzug vorüber, und Richard wieder in ſeinen Landen ſeyn mögte.

Wie viel Urſach der König hat ſich für ſeinen unruhigen Bruder Johann zu fürchten, das iſt offenbar, und ich kann es nicht mißbilligen, daß er ſeinetwegen die ſtrengſten Maasregeln genommen hat; aber das iſt zu tadeln, daß er ſich von Eleonoren auch wider deinen Bruder den Biſchof von Lincoln hat einnehmen laſſen, und ihm ſowohl, als den Prinzen Johann geboten hat, während ſeiner Abweſenheit England mit keinem Fuße zu betreten.

Mich dünkt, unterbrach Walter Blondeln, mein Bruder iſt durch den königlichen Namen ganz ein anderer Mann geworden als er zuvor war. Glaube das nicht, erwiederte der andere nach einigen Nachdenken. Sobald du ihn wieder allein in deiner Geſellſchaft haben wirſt, ſo wird er wieder der alte Richard ſeyn. — Jetzt wird er in allen was er thut, von Eleonoren angeführt und gelenket. — Sie und Berengaria, welche ihn auch nach Paläſtina begleiten wird, ſind ihm nach Vezelay gefolgt, um der Muſterung des engliſchen und franzöſiſchen Heers beyzuwohnen; es fielen bey derſelben einige Verdrüßlichkeiten zwiſchen den Königen vor, welche einen kleinen Vorſchmack gaben, wie es in Paläſtina gehen wird, aber es wurde alles beygelegt, und man ſchied in guter Freundſchaft von einander. Philip iſt nach Genua gegangen um ſich und ſeine Völker daſelbſt einzuſchiffen, und Richard wird mit den ſeinigen in wenig Tagen hier ſeyn, um nebſt dir ſeine Reiſe von Marſeille aus anzutreten.

Blondels Geſchichte enthielt ſo viel Stof zum

Denken und zum Sprechen, daß die beyden Freunde ſich erſt ſpät in die Nacht trennten. Mancherley Beſorgniſſe raubten Waltern in dieſer Nacht den Schlaf, und er ließ es den andern Morgen ſein erſtes ſeyn, Konraden von Stauſen und die Belforte zu ſich zu ſodern, um mit ihnen den Zuſtand der Sachen in Erwägung zu ziehen.

Die Ritter verbanden ſich aufs neue, alles für das Beſte der Chriſtenheit aufzuopfern, und kein anderes Intereſſe als dieſes zu kennen. Walter muſterte ſein kleines Heer, das er aus Anjou mitgebracht hatte, und welches gegen Philips und Richards hundert tauſend Mann, kaum gezählt zu werden verdiente. Indeſſen beſtand es aus lauter ausgeſuchten Leuten, welche meiſtens von Stande und guter Denkungsart, und ihrem neuen Grafen ſo ergeben waren, daß er hoffen konnte, mehr mit ihnen auszurichten, als vielleicht mit einer dreymal größern Anzahl Volks. — Sie leiſteten ihrem guten Fürſten nochmahls ungefodert den Eid der Treue, und bezeugten das ſehnlichſte Verlangen nach dem Augenblicke, da er von ſeinem Gelübde loßgeſprochen, den Namen eines Grafen von Anjou öffentlich würde führen dürfen, mit welchem ſie ihn am liebſten nannten.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Der Leſer iſt zweifelhaft wer von beyden am thörichſten handle, der große Iſaak Comnenus, oder die ſtolze Eleonore.

Richard kam an; Freude und Liebe glänzten in den Augen der beyden Brüder, als ſie ſich wieder ſahen. Walter ſchätzte Richarden ungeachtet ſeiner kleinen Schwachheiten, und Richard vergaß den einzigen kleinen Fehler den er an Waltern kannte, er vergaß, daß er Roſemundens Sohn war. Nicht ſo Königin Eleonore; ſie haßte Waltern, und ſchwur, ihn ewig zu haſſen; Richard und Blondel hatten ſich vergebens bemüht, ſie auf beſſere Gedanken zu bringen. Alles, was ſie über ſich erhalten konnte, war, daß ſie ihn gar nicht zu bemerken ſchien, und ſich völlig ſo betrug, als ob er nicht zu gegen geweſen wäre. Sie hätte keine beſſern Maasregeln zum Vergnügen unſers Tempelherrn nehmen können. Ihr bloßer Anblick war ihm ſchrecklich; er ſah den Dolch noch in ihrer Hand, ſah ſeine Mutter vergeblich bittend vor ihr auf den Knien, und ſie mit dem Blute dieſer Unſchuldigen beſprützt. Er würde es nicht haben aushalten können, ein Wort zu ihr zu ſagen, oder von ihr anzuhören. Er wandte ſeine Augen von ihr ab, und entfernte ſich ſo ſchnell als möglich von jedem Orte, wo ſie ſich befand.

Die junge Königin Berengaria hielt es für Pflicht, dem Bruder ihres Gemahls ſchweſterlich zu begegnen, und Walter, der ihr den Mangel an glänzenden Talenten, um ihres unſchuldigen trugloſen Herzens willen, gern überſah, erwiederte ihre Höflichkeiten wie ſich es geziemte; eine Sache, die der alten Königin ſo anſtößig war, daß die arme Berengaria noch dieſen Abend ihren ganzen Zorn darüber empfinden mußte, und angewieſen ward, ſich in Zukunft zurückhaltender aufzuführen.

So war das Betragen der Hauptperſonen gegen einander, und Blondel, welcher bey allen Zutritt hatte, von allen geſchätzt wurde, bemühte ſich, daſſelbe ſo viel als möglich zu mildern, und in Schranken zu halten, damit von allen Seiten aller Unwille verhütet würde.

Blondel trennte ſich den Abend vor der Abreiſe von ſeinen Freunden, um nach England zurückzukehren; aber Königin Eleonore fand ſo groſſen Widerwillen an der Zuneigung die Richard und Berengaria unſerm Walter bezeugten, daß ſie ſich nicht überwinden konnte, ſie ohne Aufſicht in ſeiner Geſellſchaft zu laſſen, und ihnen dadurch Raum zu geben, ſich noch feſter mit dem Sohn ihrer Feindin zu verbinden. Sie änderte ihren Entſchluß, und Blondel, welcher ihre Gegenwart in England zu Richards Beſten für höchſt nöthig hielt, mogte bitten wie er wollte, alles war umſonſt, und nichts konnte ſie von dem Vorſatz abhalten, ihren Sohn mit nach dem heiligen Lande zu begleiten.

Ob Richarden, ob Berengarien, ob Waltern dieſe Reiſegefährtin gleich lieb war, kann ich nicht entſcheiden, es ſey mir genug, zu ſagen,. daß die Flotte mit dem erſten günſtigen Winde ausſegelte, und zu Anfang die ſchönſte Hofnung hatte; Paläſtina in ungewöhnlich kurzer Zeit zu erreichen; aber der Wind änderte ſich, und man ſahe ſich genöthigt, zu Meßina zu landen, und daſelbſt beſſere Witterung abzuwarten. König Philipen, welcher wie wir wiſſen von Genua aus abgeſegelt war, hatte das nämliche Schickſal getroffen. Richard fand ihn zu Meßina, und war gezwungen, nicht nur manchen Tag, ſondern etliche Monate in der Geſellſchaft dieſes Königs zuzubringen, mit welchem ſich ſeine Einigkeit in der größten Entfernung noch am beſten erhielt. —

Wenn ich die Geſchichte Richard des Erſten, Königs von England, und nicht eigentlich die Ge-

ſchichte

ſchichte meines Walters unter Händen hätte, ſo würde man mir es verdenken können, daß ich wenig oder nichts von den Uneinigkeiten der beyden Könige zu ſagen Willens bin, welche ſich während ihres Aufenthalts zu Meßina entſpannen *), aber Walter nahm weiter keinen Theil an denſelben, als daß er überall der gerechten Sache, welche auf Richards Seite war, beytrat, und durch den Ernſt und die Entſchloſſenheit, mit welcher er alles betrieb was auf ihn ankam, jedermann, ſelbſt Philippen, ſelbſt ſeinem Bruder Richard, Furcht und Ehrerbietung einflößte, und Königin Eleonoren, die oft geneigt war eine Sache nur darum falſch und verdächtig zu finden, weil Walter ſie billigte, einmal ſo in die Enge trieb, daß ſie es nie wieder wagte, ihm offenbar entgegen zu arbeiten, ſondern wieder zu ihren alten Entſchluß, ihn gar nicht

---

*) Wilhelm, König von Kaſtilien, der Gemahl Johannens, einer Schweſter König Richards, war ohne Erben geſtorben, und hatte, ſeiner Gemahlin zum Nachtheil, das Reich ſeiner Tante Konſtantie hinterlaſſen, deren natürlicher Bruder Tancred daſſelbe zu behaupten ſuchte. Richard war, wie ſich denken läßt, auf der Seite ſeiner Schweſter, und König Philip, der durch eine unwiderſtehliche Gewalt, allemal zum Unrecht hingeriſſen wurde, auf Konſtantiens und Tancreds Seite. Dies war der Grund ſeiner Uneinigkeiten mit Richard zu Meſſina.

zu ſehen, zu kennen, und zu bemerken, zurück kehrte.

König Philip, dem recht viel daran gelegen zu ſeyn ſchien, Grund zu Zwiſtigkeiten mit ſeinem Bundesgenoſſen Richard zu ſuchen, war nicht zufrieden, daß er ihm um fremder Angelegenheiten willen Unruhe machte, er trat ihn immer näher, er ſuchte ſeine ehemalige gebrochne Verlobung mit Alicen wieder hervor, ließ Winke wegen der Unſchuld ſeiner Schweſter fallen, und nennte Berengarien Richards unrechtmäßige Gemahlin. Verſuche, welche durch Hülfe Tancreds, deſſen wir in der Note gedacht haben, eines heimtückiſchen, boßhaften Menſchens, endlich in wirkliche Thätlichkeiten zwiſchen den beyden Königen ausarteten; aber Philip kam zu kurz, und mußte ſchweigen, da man ihm die weltkundige, ſchlechte Aufführung Alicens ſo deutlich vor Augen legte, daß jederman ſie der Ehre, Königin von England zu heißen, unwürdig erkennen mußte.

Alles ward endlich beygelegt, und Richard gebrauchte ſich des erſten günſtigen Winds, um von Meßina hinweg zu kommen, von wo König Philip ſchon zween Tage zuvor, faſt mitten im Ungewitter, aus Unwillen abgeſegelt war. Das Glück war dem Könige von Frankreich günſtiger als Richarden. Ein Sturmwind faßte die franzöſiſche Flotte, und führte ſie, zwar etwas unſanft, aber deſto geſchwinder dem Ziel ihrer Reiſe näher, dahingegen Richards Schiffe, durch den nämlichen Wind zerſtreut, und erſt nach etlichen Tagen wieder zuſammen gebracht wurden.

Das Schif, auf welchem die beyden Königinnen, Eleonore und Berengaria ſich befanden, wurde zuerſt von der Flotte abgeriſſen, und nach der Inſel Zypern verſchlagen. Die hervorragenden Klippen über welche ſie hinweg geſchleudert wurden, beſchädigten das Schif ſo ſehr, daß alle Kunſt der Seeleute kaum hinlänglich war, das eindringende Waſſer abzuwehren, und die Lücken zu verſtopfen.

Man warf in dem Hafen zu Limiſſo Anker, und dachte ſich keine Schwierigkeit hier zu landen, aber man hatte ſich geirrt. — Die Inſel Zypern wurde von einem Fürſten beherrſcht, der in ſeinen **Landen**, wie er ſich auszudrücken pflegte, niemanden den Eintritt auf ſo leichte Bedingungen verſtattete.

Um meinen Leſern dieſes etwas deutlicher zu erklären, wird es nöthig ſeyn, ſie näher mit dem Könige von Zypern bekannt zu machen. Iſaak, ein Prinz aus dem Hauſe der griechiſchen

Kaiſer, war an dem Hofe ſeiner weitläuftigen Vettern erzogen worden, denn nur einer weitläuftigen Verwandſchaft mit den großen Comnenen konnte Prinz Iſaak ſich rühmen. Der damahls regierende Kaiſer Alexius, hatte eine beſondere Huld auf ſeinen Vetter Iſaak geworfen, und ihm nicht allein mit einer ſeiner Stiefſchweſtern vermählt, ſondern ihm auch zum Beherrſcher der Inſel Zypern gemacht, auf welche er von ſeinen Urvätern her, einen kleinen Anſpruch machen konnte.

Prinz Iſaak war ein hochmuthiger, ſchwülſtiger Menſch, welcher beſtändig von großen Dingen träumte, und es nicht für unwahrſcheinlich hielt, dereinſt noch griechiſcher Kaiſer werden zu können, obgleich dieſes unmöglich war, wenn nicht alle ſeine Vettern mit allen ihren Söhnen und Neffen ausſtarben, und er allein überblieb. — Die Ehre eine kaiſerliche Prinzeßin zur Gemahlin zu haben, die Erlaubniß, welche Alexius ihm ertheilte, den Namen Comnenus zu führen, und der Beſitz einer ſo hübſchen Inſel wie Zypern, war ihm das Unterpfand von dem, was künftig noch einmal aus ihm werden könnte. Der Titel, König von Zypern, war ihm für ſeine großen Erwartungen zu gering, und er hatte nicht ſobald ſeine Regierung angetreten, als er ſich in Hinſicht auf ſeine künftige Größe immer in Voraus Kaiſer nennen ließ, ein Titel, welchen ihm niemand verſagen durfte, wei eine gnädige Miene von ihm erwartete. — Die Pracht die er am griechiſchen kaiſerlichen Hofe geſehen hatte, ſuchte er auf alle Art im Kleinen nachzubilden. Sein Palaſt war dem kaiſerlichen zu Konſtantinopel vollkommen ähnlich, nämlich in der Anlage, denn da es ihm unmöglich geweſen war, ihm den nämlichen Umfang zu geben, den der Palaſt ſeiner Vettern hatte, ſo war er ganz nach dem verjüngten Maasſtabe gebaut, und die innere Einrichtung widerſprach dem Anſtrich von Größe den die Auſenſeite trug, auf eine ſo unangenehme Art, daß man ungern daſelbſt verweilte, und nicht recht wußte, was man aus dem Ganzen machen ſollte. Bey der Einrichtung ſeines ganzen Hofſtaats, bey der Benennung ſeiner Hofbedienten, bey ſeiner Leibwache, bey Beſetzung ſeiner Tafel, bey der Wahl ſeiner Kleidung und ſeines Schmucks, kurz bey allen fand ſich die nämliche Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Hofe der Comnenen; überall gleiche Auſenſeite, gleiche Benennungen, und alles, wenn man es in der Nähe betrachtete, nur nach verjüngtem Maasſtabe. —

Ich weis nicht, ob meine Leſer mir es verzeihen werden, daß ich mich ſo lange bey einer Perſon aufgehalten habe, welche kaum eine Nebenrolle in der Geſchichte meines Walters zu ſpielen hat; aber der Charakter des Königs von Zypern, ſchien mir zu merkwürdig zu ſeyn, um ihn ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, auch hat derſelbe einen zu großen Einfluß in das, was wir künftig von Iſaaks Handlungen hören werden, als daß meine Leſer ganz unbekannt mit demſelben ſeyn dürften. Um ihnen dieſes zu beweiſen, kehre ich zu meiner Geſchichte zurück.

Eleonore und Berengaria waren in den Hafen von Limiſſo eingelaufen, und machten ſich eben gefaßt, mit den ihrigen das beſchädigte Schif zu verlaſſen und ans Land zu ſteigen, als ſie von dem Volke, das ſich am Strande verſammelt hatte, verſichert wurden, daß ſie dieſes nicht ohne kaiſerliche Erlaubniß thun dürften. Man hinterbrachte Eleonoren dieſe Rede, welche dieſelbe mit einem höhniſchen Gelächter beantwortete, und ihren Leuten befahl, mit der Ausladung des Schiffes fortzufahren. — Das Volk widerſetzte ſich, und ſprach von Beleidigung des Kaiſers; die Schifleute verlangten den Namen des Kaiſers zu wiſſen, welcher durch die Landung an einer kleinen Inſel beleidigt werden könnte? Die durch das Beywort klein beleidigten Inſulaner, ſchritten zu Thätlichkeiten, und die Sache würde ſchlimm abgelaufen ſeyn, wenn man nicht von der Stadt her einen Trupp, oder wie Kaiſer Iſaak ſich ausgedrückt haben würde, ein ſiegendes Heer von funfzig Mann hätte anrücken ſehen, welches den Strand beſetzte, und die aus

Land geſtiegenen, in das Schif zurück trieb. — Der Anführer verlangte die Namen der vornehmſten Ankommenden zu wiſſen, und als man ihm die beyden Königinnen von England nannte, ſo verlangte er bey ihnen vorgeführt zu werden. — Ohne ſich an den Ausbruch von Zorn zu kehren, mit welchen Königin Eleonore ihn empfieng, verſicherte er ſie im Namen ſeines Kaiſers, daß ſie in ſeinen Landen ſehr liebe und willkommene Gäſte ſeyn würden, wenn ſie ſich nur bequemen wollten, denſelben für denjenigen zu erkennen, der er wäre, und für welchen er ſich in dieſer Schrift bekannt machte. Mit dieſen Worten ließ er Königin Eleonoren ein großes Pergament überreichen, welches mit ſo ausſchweifenden Ehrentiteln des Prinzen Iſaaks, und ſo ruhmrediger Bekanntmachung aller ſeiner Anſprüche angefüllt war, daß die ſtolze Königin von England, die niemanden nur einen Schein von Größe gönnte als ſich ſelbſt, voll Zorn auffuhr, den großen Iſaak einen kleinen thörichten Prinzen ſchalt, und das Verzeichniß ſeiner Hoheiten zur Erde warf. — Es iſt unmöglich die Beſtürzung zu beſchreiben, welche dieſe Unthat, dieſer Hochverrath wider die höchſte Majeſtät ihres Beherrſchers, bey den Abgeſchickten erregte, ſie nahmen die entheiligte Schrift zu ſich, und verließen das Schif mit ſtillſchweigenden Zorn. Die

Mannſchaft welche den Strand beſetzte, ward ſtündlich vermehrt, ſo, daß man nach und nach wohl etliche hundert bewehrte Soldaten rechnen konnte, und das Schif ſtand auf dem Punkte im Hafen umzukommen, weil die Macht der Schifleute kaum noch hinlänglich war, es über dem Waſſer zu erhalten. Berengaria fiel Eleonoren zu Fuße, und bat ſie, ſich nach der Schwachheit des Königs von Zypern zu bequemen, und ihm alle Titel zuzugeſtehen, die er ſich gäbe, damit man nur das Leben rettete; aber die hartnäckige Eleonore war unerbittlich; ſie nöthigte die Schifleute, ſich mit dem beſchädigten Schiffe noch einmal ins Meer zu wagen, und zu verſuchen, ob es möglich wäre, an einer andern Seite zu landen. So gefährlich dieſes Unternehmen war, ſo glückte es dennoch. Das auf allen Seiten waſſerſchöpfende Schif, wurde mit unglaublicher Mühe aus den Hafen gebracht, und lief gegen Abend, in einer kleinen Bucht der Inſel ein, wo man kaum Zeit hatte, die Perſonen welche es enthielt, und die nöthigſten Sachen ans Land zu bringen; es ſank, und unſere Reiſenden ſahen ſich in einer Gegend, die ſie anfangs für ganz öde hielten, bis ihnen, als ſie um die Klippen hinum kamen, welche ihnen die freye Ausſicht ins Land benahmen, ein Haus von mittelmäßiger Gröſſe in die

Augen fiel, in welchem ſie ſich vornahmen zu übernachten.

Berengaria bat Eleonoren mit Thränen ihre Unbiegſamkeit abzulegen, und dafern die Beſitzer dieſes Hauſes etwa auch für Kaiſer oder Könige wollten angeſehen ſeyn, ihnen alles zuzugeſtehen, damit man nicht wieder in ſo ein Unglück wie das letztüberſtandene gerathen mögte. Eleonore, welche durch die ausgeſtandene Todesangſt ein wenig nachgebender geworden war, beantwortete die Bitte ihrer Schwiegertochter mit Stillſchweigen, und befahl einem ihrer Bedienten, ihre Ankunft in dem vor ihnen liegenden Hauſe zu melden und um Herberge zu bitten, doch ohne den Stand der Ankommenden zu melden. — Die beyden Damen folgten ihm in einer kleinen Entfernung, und befahlen ihren Leuten am Strande zu bleiben, und weitere Befehle daſelbſt zu erwarten.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Lady Kliffard.

Meine Leſer werden ſich vielleicht ſchon längſt gewundert haben, warum ich faſt ein ganzes Kapitel lang bey den beyden Königinnen von England verweilt habe, die uns doch gar nicht ſo nahe angehn, daß wir ihrentwegen unſern Walter mitten im Sturme auf dem wilden Meere hätten verlaſſen ſollen; aber ſie dürfen nur noch etwas weiter leſen, um überzeugt zu ſeyn, daß ich ſie zu ihrem Beſten eher als Waltern ans Land gebracht habe, damit ſie eher als er, in die Geſellſchaft einer Perſon kommen, welche ihnen vielleicht nicht ganz unwichtig iſt.

Der Abgeſchickte kam eilig zurück, und meldete, die Dame des Hauſes ſey ſo bereitwillig zu ihrer Aufnahme, daß ſie käme, ſie ſelbſt in ihre Wohnung einzuholen. Warum ſagt ihr nicht lieber Schloß? antwortete Eleonore, denn ich denke doch wohl, daß auf dieſer närriſchen Inſel alle Hütten Schlöſſer, und alle Bäuerinnen Damen heißen werden.

Sie giengen weiter, und ſahen aus dem zierlichen Hauſe das im Glanze der Abendröthe daſtand, eine jugendlich ſchöne, majeſtätiſche Perſon ihnen mit ſo geflügelten Schritten entgegen eilen, als ob ſie ihre liebſten Freunde zu empfangen käme; ihr Gewand war ſchwarz, und ein dünner röthlicher Schleyer, der ihr Haar bedeckte, ward von dem Winde der ihr entgegen gieng ſo zurückgeweht, daß man alle Züge ihres Geſichts deutlich erkennen konnte. — Sie hatte ſich den Kommenden bis auf einige Schritte genähert, als ſie mit allen Merkmahlen des Erſtaunens zurück trat, und ausrief: Wie? Eleonore, Königin von England? — Eleonore ſchien gleiche Verwunderung zu fühlen, ſie trat der jungen Dame näher, faßte ihre Hand, drehte ſie einigemal hin und her, betrachtete ſie vom Kopf bis zu Fuß, ließ ihre Hand ſinken, und wendete ſich zu Berengarien, indem ſie ausrief: Mein Gott! das iſt Lady Klifford, das iſt die Matilde von Tripoli, die einmal beynahe das geworden wäre, was ihr jetzo ſeyd.

Ich weis eben nicht, ob es die vortheilhafteſte Art iſt, einer Dame vorgeſtellt zu werden, wenn ſie ſogleich beym erſten Anblick erfährt, daß ſie in uns eine ehemahlige Nebenbuhlerin ſieht, auch war es ſchwerlich Eleonorens Abſicht, Berengarien durch dieſe Worte für Matilden einzunehmen.

Die junge Königin von England war indeſſen zu gut, oder zu einfältig, durch die Rede ihrer Schwiegermutter zu einigen Mißfallen an derjenigen bewegen zu werden, welche ehemals von Richarden geliebt wurde. Gute Lady Klifford, ſagte ſie, indem ſie Matildens Hand freundlich drückte, werdet ihr der Mutter und der Gemahlin König Richards wohl ein Nachtlager verſagen? — Matilde legte die Hand auf die Bruſt und antwortete mit einer ſittſamen Verbeugung, daß ſie die Ehre zu ſchätzen wiſſe, ſo hohe Damen zu bewirthen.

Aber, fuhr ſie fort, indem ſie Berengarien verließ, und ſich zu Eleonoren wandte, aber meine Königin, warum ſehet ihr diejenige ſo ungnädig an, die ihr wohl ehedem eures Schutzes würdigtet? O! niemahls, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ein Knie auf die Erde ſetzte und die Hand der alten Königin küßte, niemahls will ich vergeſſen, wie mich dieſe theure Hand vor der Grauſamkeit meines Gemahls ſo großmüthig ſchützte, wie ſie bereit war, mir das koſtbarſte Geſchenk zu geben das ſie geben konnte, und das ich nur um meines Unglücks willen ausſchlagen mußte! — Stehet auf, Matilde, erwiederte Eleonore, indem ihr Geſicht ein wenig freundlicher ward, ihr ſeyd unwiderſtehlich wenn ihr bittet. Ich zürne nicht auf euch. Es iſt freylich euer Unglück und Richards Glück, daß nicht ihr, ſondern Berengaria von Navarra Königin von England wurde. Matilde erröthete, und führte ihre Gäſte nach ihrem Hauſe, wo ſie nichts ſparte, ſie nach der ausgeſtandenen Gefahr zu erquicken, welche ihr Berengaria mit geſchwätziger Vertraulichkeit erzählte. Matildens hauswirthliche Sorgfalt, die wir ſchon aus dem erſten Theile dieſes Buchs kennen, erſtreckte ſich auch über das Gefolge der beyden Königinnen, welches, wie wir wiſſen, am Strande zurück geblieben war, und dieſe Leute wurden, weil das Haus zu ihrer Aufnahme zu klein war, unter Zelten ſo wohl bewirthet, daß ſie das Unglück, den glänzenden Hof des Kaiſers von Zypern nicht geſehen zu haben, dabey verſchmerzen konnten.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Matilde iſt vertraulicher gegen Berengarien als vonnöthen geweſen wäre.

Die Königinnen brauchte einige Tage, ehe ſie ſich von dem Mühſeligkeiten ihrer Reiſe völlig erholen konnten Matilde wartete ſie mit ſchweſterlicher und kindlicher Sorgfalt, und es gelang ihr, die das Schickſal hatte faſt von jedermann geliebt zu werden, nicht allein Berengarien ganz für ſich einzunehmen, ſondern auch Eleonoren zu mehrerer Freundlichkeit gegen ſich zu bewegen. — Nur dann war Eleonore unzufrieden mit ihr, wenn das Geſpräch auf den König von Zypern kam, und Matilde, welche freylich ſeine Thorheiten nicht entſchuldigen konnte, ſich bemühte, die aufgebrachte Königin zu beſänftigen, und ihr die Gedanken der Rache auszureden, welche ſie wider ihn im Sinne hatte. — Es iſt eine eurer albernſten Gewohnheiten, ſagte ſie dann, die ich ſchon in vorigen Zeiten an euch getadelt habe, daß ihr alle Welt entſchuldigen wollt, und immer eine Urſach in Vorrath habt, warum man wider den oder jenen nicht zürnen ſoll. — Ich habe Urſach, ſagte Matilde, mich des Königs von Zypern anzunehmen, ungeachtet ich gegen ſeine Schwachheiten nicht blind bin. Er iſt viele Jahre mein Beſchützer geweſen, und hat mir tauſend Gutes erwieſen; er iſt der Vater einer Freundin, die ich liebe, ob ſie gleich nicht allemal ganz redlich gegen mich handelte. Er ſchätzt mich bey allen ſeinen Stolze würdig, mich ſeine Tochter zu nennen, ob er gleich hierbey einige Nebenurſachen hat, die ich nicht auf meine Rechnung ſchreiben darf. Eleonore ſchüttelte den Kopf, und meynte bey allen dieſen Dingen hätte ſie eine Menge Aber genannt, welche alle Verbindlichkeiten aufhüben. Ein Fürſt, ſetzte ſie hinzu, dem ich ſo große Schwachheiten zu gute halten muß wie ihr dieſem Iſaak, der Vater einer Tochter, welche nicht allemal redlich gegen mich handelte, und derjenige, der mich aus Nebenabſichten ſeine Tochter nennt, hat wenig Foderungen an mich zu machen, und ich bitte euch, redet mir nichts mehr von dieſem gottloſen Menſchen, an deſſen Untergange ich arbeiten will, ſo lange mir die Augen offen ſind. — Matilde ſchwieg, und Berengaria, welche nach Art aller Leute von mittelmäßigem Verſtande, ſehr neugierig war, ergrif die erſte Stunde da ſie mit Lady Klifford allein war, ſie zu bitten, ihr über alle dieſe Dinge die ſie zu Eleonoren geſagt hatte, eine Erklärung zu geben, Matilde bedachte ſich ein wenig, und entſchloß ſich endlich, als ſie nicht einſah was es ihr oder ihren Freunden für Nachtheil bringen könnte, Berengarien zu erzählen, was ihr ſeit ihrem Aufenthalt auf der Inſel Zypern begegnet wäre, und was es mit dem Prinzen Iſaak und ſeiner Tochter eigentlich für eine Beſchaffenheit habe. Vielleicht irrte ſie, indem ſie gegen eine Perſon wie Berengaria war, ſich zu dieſer Erzählung bequemte; aber ſie traute der jungen Königin mehr Verſtand zu als ſie beſaß, und hofte, ſie würde die Bedingung erfüllen, unter welcher ſie dieſe Dinge zu wiſſen verlangte, und die alte Königin zu mildern Gedanken gegen den König von Zypern bewegen.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Etwas von der Prinzeßin Zoe und Nureddin Saladins Neffen.

Die Urſach, fieng Matilde ihre Erzählung an, welche mich von England nach Brignolle ins Kloſter trieb, iſt zu bekannt, als daß ich ſie zu wiederholen brauchte; tauſendfacher Gram begleitete mich dahin, verbitterte mir mein Leben, und machte mir ſelbſt die Geſellſchaft meiner Pflegemutter, der vortreflichen Gräfin von Flandern, zur Vermehrung meiner Leiden; ſie litt ſo viel als ich, und wir konnten eine der andern nur wenig Troſt gewähren. Der Verluſt einer geliebten Perſon machte uns beyde unglücklich.

Matilde, Matilde! unterbrach hier Berengaria die Erzählerin, ihr übergeht hier eine Menge Dinge die ich zu wiſſen verlange. — Die Urſach warum ihr die Hand meines Richards ausſchlugt und das Kloſter wählet, die Urſach des Grams der euch und die Gräfin von Flandern verzehrte, der Name der Perſon, deren Verluſt euch unglücklich machte, alles dieſes dürft ihr mir nicht verſchweigen.

Matilde zuckte die Achſeln und wollte weiter reden, ohne dieſe Gewiſſensfragen zu beantworten, aber Berengariens ungeſtümes Eindringen nöthigte ſie endlich, ihr etwas von ihrer frühern Liebe zu entdecken, und ſie wegen des Namens ihres Geliebten auf ein andermal zu vertröſten. — Die junge Königin war übel zufrieden ihre Neugier nicht völlig geſtillt zu ſehen, und Matilde, welche es ſchon halb und halb bereute, ſich auf dieſe Erzählung eingelaſſen zu haben, fuhr folgendermaßen fort, doch mit mehrerer Kürze und Zurückhaltung, als ſie ſich anfangs vornahm.

Mein Aufenthalt in dem Kloſter de la Celle wurde mir ungemein durch die Geſellſchaft einer jungen Dame verſüßt, von welcher ich etwas mehreres ſagen muß als ihren bloſen Namen: — Es war die Prinzeßin Zoe, die Tochter des Königs, in deſſen Gebiete wir uns gegenwärtig befinden. Sie war, ehe Prinz Iſaak die Krone von Zypern erhielt, an dem griechiſchen kaiſerlichen Hofe erzogen worden, und hatte von demſelben eine Menge vorzüglicher Talente mitgebracht, welche ihre Schönheit noch erhöhten. Ein Unglück war es für ſie, ſo wie ich es, wenn ich nach meinem Beyſpiel urtheilen ſoll, allemal für ein Unglück halte, daß ſie ihr Herz von einer frühen Liebe hatte einnehmen laſſen, und noch dazu von einer Liebe, in welcher ſie wenig Hofnung hatte, einmal glücklich zu ſeyn.

Nureddin, der Neffe des Sultans Saladin, hatte ſie zu Konſtantinopel kennen gelernt; er liebte ſie und ſie ihn, ohne daß eins von beyden daran dachte, daß ein ſarazeniſcher Prinz und eine chriſtliche Dame nicht ſo leicht an eine Verbindung denken konnten.

Berengaria kreuzte ſich hier, und meynte, ſie könne nicht viel von dieſer Zoe halten, und ſie wunderte ſich, wie es Matilden möglich geweſen ſey, eine Freundſchaft mit einer Perſon zu ſtiften, von welcher ſich ſo wenig Gutes erwarten ließ.

Vielleicht, meine Königin! erwiederte Matilde mit einem kleinen Lächeln, würdet ihr die gute Zoe mit eben ſo viel Freundſchaft beehrt haben als mich, die ich ja vielleicht manchen Fehler, manche Schwachheit an mir habe, die ich auf den erſten Anblick für denen verbergen kann, denen ich gefallen will. — Berengaria fühlte den Verweis nicht, den ihr Matilde in dieſen Worten, wegen der ziemlich voreiligen, ſehr feurigen Freundſchaft machte, mit welcher ſie ſelbe gleich mit der erſten Stunde an beehrt hatte, ſie ſchwieg und die Erzählerin erzählte weiter.

Ohne der Prinzeßin Zoe ihre Neigung für Nureddin zur Sünde zu rechnen, glaube ich doch, ich würde behutſamer in meiner Freundſchaft für ſie geweſen ſeyn, wenn ich dieſelbe mit allen den

Begebenheiten hätte voraus ſehen können, an welchen dieſe unzeitige Liebe ſchuld war, und in welche ich nur gar zu ſehr mit verflochten wurde. — Zoe kam vom griechiſchen Hofe hinweg, ſie folgte ihrem Vater nach Zypern, und Nureddin ſäumte nicht lange, ihr dahin zu folgen. — König Iſaak war zu eiferſüchtig auf ſeine Ehre, als daß er nicht das geheime Verſtändniß der beyden Liebenden bald hätte gewahr werden, und auf alle Art zu zerſtören ſuchen ſollen. Seine Tochter als die Geliebte eines Sarazenen zu wiſſen, das dünkte ſeinem chriſtlichen Gemüthe der höchſte Schimpf, der ſich denken läßt. Indeſſen mußte er Nureddin wegen der Macht ſeines Vetters, des großen Saladins, ſcheuen, er durfte es nicht wagen, ihm den Hof zu verbieten, und das Einige, was er thun konnte, die beyden Liebenden zu trennen, war, daß er ſeine Tochter vom Hofe entfernte. Um es dem jungen Prinzen deſto ſchwerer zu machen ſeine Geliebte wieder zu finden, ſchickte er ſie über Meer nach Frankreich in das Kloſter zu Brignolle de la Celle. Hier war es, wo ich ſie kennen lernte, wo ihre Schönheit, ihre gute Gemüthsart, ihre Talente, und vornehmlich ihre Munterkeit, welche mir manche trübe Stunde aufheiterte, mich ganz für ſie einnahm. — Nureddin hielt ſich nach der Entfernung ſeiner Geliebten nicht lang mehr in Zypern auf, und Prinz Iſaak hielt es für gut, ſobald der ſarazeniſche Prinz ſeinen Hof verlaſſen hatte, ſeine Tochter zurück zu berufen. — Es wurde der Prinzeßin von Zypern nicht ſchwer, mich zur Mitreiſe zu bewegen. Die Gräfin von Flandern redete mir zu die Einſamkeit des Kloſters zu verlaſſen, welche nur dazu diente, meinen Gram zu vermehren. Zoe bat, und ich hatte mich zu ſehr an ihre unterhaltende Geſellſchaft gewöhnt, als daß ich ſie hätte vergeblich bitten laſſen.

Meine Aufnahme am Hofe des Prinzen Iſaaks war vorzüglich gut, dieſer König mußte ſich von meinem Stande große Vorſtellungen gemacht haben, ſonſt wäre es unmöglich geweſen, daß er ſich mit ſo vieler Herablaſſung gegen mich hätte betragen können; aber ſobald dieſe Täuſchung aufhörte, ſobald er erfuhr, daß ich nichts mehr als Lady Klifford war, ſo minderte ſich ſeine Freundlichkeit. Es wurde meiner Freundin zu verſtehen gegeben, es ſchicke ſich nicht für eine kaiſerliche Prinzeßin, ſich mit einer ſimpeln Gräfin ſo gemein zu machen, und als Zoe dieſe Ermahnung wenig achtete, und auch ich, ohne ſtolz zu ſeyn, mich des Umgangs der Prinzeßin von Zypern nicht unwürdig achtete, ſo bat man uns, lieber den Hof zu verlaſſen und aufs Land zu gehen, wo wir, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, unſere Vertraulichkeit nach Gefallen fortſetzen könnten. Wir waren dieſes ſehr wohl zufrieden. Weder Zoe noch ich hatten Wohlgefallen an dem gezwungenen Ton, der bey Hofe herrſchte, und wir ſündigten daſelbſt ſo oft wider die Etiquette, welche von erſtaunlichen Umfang war, daß wir immer getadelt wurden, und in der Einſamkeit erſt anfiengen von neuen zu leben. Hier war es, wo Zoe mir ihre Liebe zu Nureddin offenbarte, und wo auch ich vertraulicher gegen ſie ward, und ihr mehr von meinem Zuſtande entdeckte, als ihr zuvor bekannt war. — Und vermuthlich auch mehr, als ich weis und wiſſen darf, fiel Berengaria ein. — Das, wovon ich jetzt vornehmlich ſpreche, betrift meine Herkunft. Zoe wußte noch nicht, daß Graf Raimund von Tripoli mein Vater war, ſie wußte noch nicht, daß ich ſeit meinem zehnten Jahre von ihm getrennt, mich oft, ach wie ſehr in ſeine Arme zurück ſehnte, und ſo fleißig nach ihm als nach meinen Walter ſeufzte. Walter? ſagte Berengaria, o Matilde! nun weis ich euer Geheimniß. Walter, der Bruder meines Gemahls, iſt alſo euer Geliebter? — Wir kommen von unſerer Geſchichte ab, verſetzte Matilde, indem ihr eine glühende Röthe, welche ihr ganzes Geſicht übergoß, beynahe die Augen verdunkelte. — Zoe wußte nicht ſobald alle meine Angelegenheiten, als ſie mir täglich zuredete, meinem Vater meinen Aufenthalt zu melden, und um meine Zurückberufung anzuhalten. Du nimmſt mich dann mit dir, ſagte ſie, und ich bin in eben dem Lande, wo mein Nureddin lebt, kann ihn vielleicht wiederſehen, und ungeſtörter als hier ſeines Umgangs genießen. Glaubſt du, erwiederte ich, daß dein Vater in dieſe Reiſe willigen wird? O nimmermehr! war ihre Antwort, aber ich folge dir insgeheim, und man ſoll, ich ſtehe dir dafür, meine Flucht viel zu ſpät erfahren, um uns wieder einzuholen, oder dir wegen des Freundſchaftsdienſts, den du mir leiſteſt, Ungelegenheit zu machen. Sie theilte mir hierauf einen ſo ſchlau und tiefſinnig angelegten Plan zu dieſer Intrigue mit, daß ich erſtaunte, und vor Verwunderung mich ſo ſehr in den Charakter meiner Freundin geirrt zu haben, welcher lauter Einfalt und Trugloſigkeit zu ſeyn ſchien, kein Wort aufzubringen vermogte. Von jeher habe ich einen Abſcheu vor allen krummen und verſtohlnen Wegen gehabt, und es läßt ſich alſo errathen, wie ich die Vorſchläge, welche mir Zoe that, aufnahm. Ich hatte die Freude, ſie, wie mich dünkte, zu ihrer Pflicht zurückzubringen, ich verſprach ihr oder vielmehr ich mußte ihr verſprechen, ihre Angelegenheiten in Paläſtina zu treiben, und tauſenderley Beſtellungen an Nureddin mitzunehmen, und von dieſem Augenblicke an, wurde kein Wort mehr von dem unſinnigen Einfall einen Vater zu verlaſſen, um einem Geliebten zu folgen, unter uns gedacht.

Demohngeachtet lag ſie mir an, ich mögte um meines eigenen Beſtens willen, bey ihrem Vater um Erlaubniß anhalten, eine Bothſchaft an den meinigen ſchicken zu dürfen. — Du wirſt ruhiger ſeyn, ſagte ſie, wenn Graf Raimund um deinen Zuſtand weis, und ſollte er dich denn ja von hier abfodern, ſo muß ich dein Glück dem meinigen vorziehen, muß mir es gefallen laſſen, deine Geſellſchaft zu miſſen, da deine Zufriedenheit auf der Wiedervereinigung mit deinem Vater beruht.

Zoe trug dem Könige von Zypern mein Anbringen ſelbſt vor. Seine Achtung für mich wurde durch die Kenntniß meiner Herkunft vermehrt, und er erzeigte mir die Gnade ein eignes Schif mit meinen Briefen nach Paläſtina abzuſchicken. — Ich zählte alle Stunden bis auf die Wiederkunft deſſelben, und durfte ſie nicht lang vergeblich erwarten.. Wind und Wetter waren günſtig geweſen, und es ließen ſich an einem Tage, da ich mich deſſen am wenigſten verſahe, Abgeſchickte aus Paläſtina bey mir melden, welche mit meinem Schiffe zurück gekommen wären, und eine Werbung von Wichtigkeit von Graf Raimunden bey mir anzubringen hätten. Mein Herz hüpfte für Freuden, und das Vergnügen, das meine Freundin Zoe bezeugte, war nicht viel geringer als das meinige. —

Ich ließ die Boten meines Vaters vor mich kommen, und erhielt die entzückende Einladung, zu ihm zu kommen, und mein bißheriges Pilgerleben aufzugeben. Nichts hätte ich an dieſer freudenvollen Bothſchaft auszuſetzen, als daß ich ſie nur mündlich erhielt; o eine Zeile von der Hand meines Vaters würde mir meine Zurückfoderung doppelt angenehm gemacht haben.

Ich war bereit, den Abgeſchickten Graf Raimunds, welche ein zu meiner Abreiſe prächtig ausgerüſtetes Schif mit in den Hafen gebracht hatten, gleich des andern Tages zu folgen, aber Zoe bat mich, ihr noch acht Tage lang meine Geſellſchaft zu gönnen. Prinz Iſaak wollte uns dieſe Tage des Abſchieds mit mancherley Luſtbarkeiten an ſeinem Hofe verkürzen, aber wir erwählten in unſerer Einſamkeit zu bleiben, und die letzten Stunden vor unſerer Trennung noch recht zu genießen. Zoe kam wenig von mir, auſſer wenn ſie an einem Briefe ſchrieb, welchen ich an Nureddin mitnehmen ſollte, und welcher ſehr lang werden muſte, weil er ſie oft lange genug von mir entfernte. —

Der Tag der Abreiſe erſchien. Zoe und ich hatten den Abend vorher noch den zärtlichſten Abſchied von einander genommen, ich hatte auf ihr Zureden, das Schif aus dem großen Hafen in die kleine Bucht nicht weit von dieſem Hauſe kommen laſſen, wo ihr, meine Königin! gelandet habt, und Zoe hatte gebeten mich den Morgen meiner Abreiſe bis an den Strand begleiten zu dürfen, weil ſie ſich mit den am Abend genommnen Abſchiede nicht befriedigen könnte. — Ich ſtand früh auf ſie zu wecken, aber wie erſtaunte ich, als ich in ihrem Zimmer alles ſtill und öde, ihre Lagerſtatt leer, und niemand von ihren Bedienten gegenwärtig fand, der mir dieſes Räthſel erklären konnte. — Ich hätte denken können, ſie hätte ſich vor mir auf den Weg nach dem Schiffe gemacht, ich hätte mir vielleicht irgend eine andere Vorſtellung von ihrer Abweſenheit machen können, aber es war als ob mir auf einmal ein dunkles Bild von der ganzen Wahrheit vorſchwebte, welches nur gar zu bald beſtätigt und aufgeklärt wurde.

Ich ſah auf ihrem Tiſche den Brief an Nureddin liegen, welcher ihr ſo oft zum Vorwande dienen mußte ſich von mir zu entfernen, und an welchen ich ſie noch des vorigen Abends ſchreibend antraf; ich fieng an ihn zu leſen, und die Aufſchrift ſagte mir, daß er nicht an Nureddin, ſondern an mich gerichtet war. Ihr ſollt ihn hören, denn er kann euch die beſte Aufklärung über das Räthſelhafte dieſer Geſchichte geben. — Matilde holte den Brief und las folgendes:

Liebe Matilde!

Verzeihe, daß ich mich deines Namens gebrauche, um zu meinem Geliebten zu kommen;

verzeihe, daß dein Brief an deinen Vater unbeſtellt blieb, und daß ich mit dem Schiffe, das du an Graf Raimunden zu ſchicken dachteſt, an Aſad, den Vater meines Nureddins, ſchrieb, und ihm die Mittel an die Hand gab, mein Glück und das Glück ſeines Sohns zu befördern. Mein Nureddin iſt gefangen, und ich eile unter deinen Namen hin, ihn zu befreyen; du wirſt mir doch die Ehre gönnen, um mehrerer Sicherheit willen, Matilde von Tripoli zu heißen, da ich die mit Freuden den Namen abtreten wollte, mit welchem ich dieſen Brief ſchließe.

Zoe, Prinzeßin von Zypern.

Unter dieſem Briefe lag, ich weis nicht von ohngefähr oder um mir ihre Anſchläge etwas deutlicher zu machen, der Entwurf ihres Briefs an Aſad, welchen ich euch, meine Königin! gleichfalls leſen will:

Ihr ſchreibt mir, Aſad, daß mein Nureddin nun ſchon ſo lange ein Gefangner der Tempelherren iſt, und daß keine Mittel zu ſeiner Befreyung etwas fruchten wollen? Verlaßt euch auf die Liebe, ſie ſoll ihn befreyen. — Ihr könnt dem Hauptmanne des Schiffes, das euch dieſen Brief überbringt, in allen trauen. Er iſt an Graf Raimunden abgeſchickt, aber er weis, daß er nicht mit ihm, ſondern mit euch zu handeln hat. Kehrt mit ihm zurück, fodert Matilden von Tripoli in Graf Raimunds Namen nach ihrem Vaterlande zurück, und verlaßt euch darauf, daß nicht ſie, ſondern Zoe euch nach Paläſtina folgen, und unſern Nureddin befreyen wird.

Mein Erſtaunen, meine Verwirrung über dieſe Dinge iſt nicht zu beſchreiben. — Ich ſchickte nach der Bucht an dieſer Seite der Inſel, ſie war leer und man ſah nur noch am Rande des äuſſerſten Horizonts ein Seegel, das dem Auge bald völlig entrückt wurde. Ich ſtellte weitere Unterſuchungen an, und fand, daß einige meiner Bedienten fehlten, welche die Einſchiffung meiner Sachen zu beſorgen hatten, und welche ſich mit der Prinzeßin heimlich verſtanden, ihre Sachen ſtatt der meinigen zu Schiffe gebracht, und mit ihr die Inſel verlaſſen hatten.

Mein erſtes Geſchäft war, dem Prinzen Iſaak die Flucht ſeiner Tochter ſchriftlich zu melden; er kam faſt ohne alle Begleitung in dieſes Haus, um die Sache genauer zu unterſuchen; ein Beſuch, welchen ihm auſſer dem äuſſerſten Nothfall ſeine Hoheit nicht würde verſtattet haben. Es glückte mir bloß durch die Briefe ſeiner Tochter, mich gegen ihn zu rechtfertigen, und ſeinen Zorn von mir abzuwenden. Er entließ mich des Verdachts, daß ich einen geheimen Antheil an der Entfernung der Prinzeßin hätte, aber er verlangte ſchlechterdings, daß ich um dieſen ſchimpflichen Schritt ſeiner Tochter zu verhelen, jedermann in den Wahn laſſen ſollte, als ob Matilde abgereiſt, und Zoe zurück geblieben wäre. Es war ihm weniger um die Flucht ſeiner Tochter als um das Urtheil bange, das die Welt über dieſelbe fällen würde. Die Sache wurde verhehlt, und er gab ſich ſo vollkommen zufrieden, daß er ſich nicht einmal die Mühe nahm ſeiner Tochter nachzuforſchen.

Meine wenigen Bedienten mußten ſchwören, den ganzen Vorgang zu verſchweigen, und mich nie anders als die Prinzeßin von Zovern zu nennen. Ich verſtand mich gern zu der ſtrengſten Eingezogenheit, und auf dieſe Art hat niemand etwas von dieſer ſeltſamen Geſchichte erfahren. Jedermann hält die Beſitzerin dieſes Hauſes für die Prinzeßin Zoe, und ich würde es nicht haben wagen dürfen, mir gegen euch und eure Gefährten einen andern Namen zu geben, wenn die Königin Eleonore und ihre Leute mich nicht gekannt hätten, und es mir unmöglich geweſen wäre, mich vor ihnen für eine andere auszugeben als die ich bin.

Ich habe nach Zoens Abreiſe einmal Briefe von ihr gehabt, in welchen ſie ihren Betrug erwas freundſchaftlicher als in dem erſten entſchuldigt, und mir umſtändlich meldet, wie es ihr mit der Befreyung ihres Nureddins gelungen iſt. Sie iſt lange an ſeiner Statt bey den Tempelherren gefangen geweſen. — Saladin, welcher ein Feind aller Betrügereyen iſt, hat anfangs wenig Gefallen daran gefunden, Nureddin auf dieſe Art frey zu ſehen, und ſich, um die Prinzeßin Zoe zu beſtrafen, wenig Mühe gegeben, ſie aus ihrer Gefangenſchaft zu befreyen. — Nun aber iſt ſie, wie ſie mir ſchreibt, in Damaſkus, und ſteht auf dem Punkte, die Gemahlin ihres Geliebten zu werden. Durch ihre Vorbitte genießt auch Aſad, welcher bisher um alter Sünden willen von Saladins Hofe verbannt war, wieder die völlige Gnade des Sultans, und darf nicht mehr wie er bisher gethan haben ſoll, durch Betrug und hinterliſtige Nachſtellung, ſein Glück zu machen, oder Rache zu üben ſuchen, welches ich darum erwähne, weil ich zuverläßig weis, daß der Bruder eures Gemahls, eben der Walter, deſſen ihr vorhin erwähntet, ſeinen Verfolgungen beſonders ausgeſetzt geweſen iſt, und oft auf dem Punkte geſtanden hat, in ſeine grauſamen Hände zu fallen.

Berengaria wunderte ſich ſehr, wie Leute ihres Gleichen zu thun pflegen, über alles, was ſie da gehört hatte; meine Leſer aber, hoffe ich, werden ſich nicht ſowohl über dieſe Geſchichte wundern, als ſich vielmehr vermittelſt derſelben allerley erklären, worüber ſie ſich vielleicht in Ritter Konrads Erzählung in einem der vorigen Kapitel dieſes Buchs gewundert haben.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Berengaria ſchwatzt. Die Königinnen verlaſſen Matilden. Prinz Iſaak beobachtet ſelbſt in der Gefangenſchaft den kaiſerlichen Wohlſtand.

Berengaria nahm ſich feſt vor, die Matilden gelobte Verſchwiegenheit nicht zu brechen, und bey Eleonoren das Wort des Prinzen Iſaaks zu reden, ohne ihr etwas von der Geſchichte zu erzählen; mit welcher ſie ſich dieſe Vorbitte bezahlen ließ. —

Aber noch an demſelbigen Abend war die Unterhaltung zwiſchen den beyden Königinnen ſo mager, und Eleonore ſagte es Berengarien ſo oft, daß ſie unausſtehlich langweilig ſey, daß ſie wenig Verſtand, wenig Gabe zur Unterhaltung beſitze, und was dergleichen Höflichkeiten mehr waren, welche die junge Königin oft von ihrer Schwiegermutter anhören mußte, daß die gute Dame um ihre Ehre zu retten, ihre Schätze aufthat, und eins nach dem andern hervorlangte, was ſie von Matilden erfahren hatte. — Die alte Königin nahm den meiſten Antheil an dem Winke, den ihr die unvorſichtige Berengaria von Walters und Matildens Liebe gab, welche ſie doch nur aus einem einzigen Worte geſchloſſen hatte. — Die junge Königin, welche Matilden recht von Herzen liebte, hatte nichts Böſes bey der Entdeckung dieſes Geheimniſſes im Sinn, aber die arme Lady Klifford hatte des andern Tages ſo viel ungnädige Mienen, und ſo viel ſpitzige Reden von Eleonoren zu erdulden, daß ſie es merken mußte, daß ſie etwas wider ſie habe, und zuweilen ziemlich richtig Berengariens Geſchwätzigkeit muthmaßte.

Sie hatte wenig Zeit hierüber nachzudenken, denn noch des nämlichen Tages, breitete ſich in der Gegend ein Gerücht aus, welches immer mehr beſtätigt wurde, und das Matilden plötzlich um ihre königlichen Gäſte brachte.

Meine Leſer werden mir erlauben, ſie nicht mit dem Gerücht, ſondern mit der Sache, wie ſie an ſich ſelbſt war, bekannt zu machen. —

Die Flotte des Königs von England wurde, wie wir zuvor erwähnt haben, vom Sturme faſt ganz und gar zerſtreuet. Die Art, wie das Schiff der beyden Königinnen zu Limiſſo anlangte, haben, wir erzählt. Das Schif, auf welchem ſich Richard und Walter befanden, wurde in den nämlichen Hafen getrieben. Man wollte ans Land ſteigen, und fand die nämlichen Widerſetzlichkeiten, ſollte ſich nach den nämlichen Zumuthungen bequemen, die man der Königin Eleonore gethan hatte. König Richard fand ſie eben ſo lächerlich, widerſetzte ſich denſelben mit eben ſolchem Unwillen, würde aber vielleicht aus Mitleid gegen den thörichten Kaiſer von Zypern, und aus Verlangen einen ſo merkwürdigen Potentaten kennen zu lernen, nachgegeben haben, wenn er nicht von ohngefähr die Begegnung erfahren hätte, die dem Schiffe der beyden Königinnen vor Kurzen in eben dieſem Hafen wiederfahren war. — Niemand wußte wo es hingekommen war; jedermann meynte, es würde wohl untergeſunken ſeyn, und der Gedanke, daß ſeine Mutter und ſeine Gemahlin Opfer der Thorheit des Prinzen Iſaaks geworden wären, ſetzte Richarden in eine ſolche Wuth, daß er ſich vornahm das Aeuſſerſte zu thun, und das Leben ſeiner Geliebten an ihrem Mörder zu rächen. — Sein Schif war unbeſchädigt und mit guter Mannſchaft verſehen, es geſellten ſich noch einige andere von ſeinen verſchlagenen Schiffen zu ihm, und es ward ihm nicht ſchwer, ſich des Hafens zu bemächtigen.

Walter hatte ſeinen Bruder noch nicht in vollem

vollem Grimme geſehen; Richard verdiente in dieſer Verfaſſung allemal den Namen **Löwenherz**, den man ihm hernach um einer andern Begebenheit willen gab, ſo vollkommen, daß ſich nichts vor ſeiner Wuth retten konnte. Wie ein wildes grauſames Thier, ſchonte er im erſten Anfalle des Zorns nichts was ihm vorkam, und keine Vorſtellungen waren im Stande, ihn zu beſänftigen.

So handelte er auch jetzt: Walter ſuchte ihm vergebens Einhalt zu thun; er gieng mit den Seinen wüthend zum Land hinein, und ließ überall die Spuren ſeines Zorns zurück. Prinz Iſaak, dem es nicht an Tapferkeit fehlte, gieng ſeinem Gegner mit keinen ganz unbeträchtlichen Heer entgegen, aber er war zu ſchwach. Richards Macht vermehrte ſich; es fanden ſich immer mehrere Schiffe ſeiner verſchlagenen Flotte im Hafen ein, und er konnte mit der Mannſchaft die ſie enthielten, ſein Heer immer verſtärken; dahingegen ſich die Macht des Königs von Zypern verminderte. Prinz Iſaak ward gefangen, und, Walters Bitten ungeachtet, mit Ketten belegt. Richard ward Meiſter der Reſidenz, und ließ es nun ſein Erſtes ſeyn, zu Land und zu Waſſer nachzuforſchen, ob jemand etwas von den verlohrnen Königinnen gehört hätte, oder ob ſie umgekommen wären, in welchem Fall Prinz Iſaak das Leben gleichfalls einbüßen ſollte.

Das Gerücht von dieſen Dingen war es, was Matilden ihre Gäſte raubte. Die beyden Königinnen machten ſich auf, um ihren Sohn und Gemahl mit ihrer Gegenwart zu erfreuen, und das Schickſal des unglücklichen Prinzen Iſaaks wurde durch ihre Erſcheinung auf einmal verändert. König Richard ließ ihm ſeine Ketten abnehmen, und ihm Hofnung zur völligen Freyheit machen; aber die rachgierige Eleonore erfuhr nicht ſobald dieſe Milderung, als ſie darauf drang, daß er, wenn man ihm ja das Leben ſchenken wollte, doch noch einige Zeit ſeine Ketten tragen müßte. Richard, welcher ſeiner Mutter nichts verſagen konnte, willigte ein, und Prinz Iſaak legte bey dieſer Gelegenheit einen neuen Beweis ſeiner ſeltſamen Denkungsart ab.

Er hatte am Hofe ſeiner Vettern der griechiſchen Kaiſer oft geſehen, daß man Gefangene von hohen Range mit goldnen oder diamantnen Ketten belaſtet hatte; eine Sache, welche ihm ſo anſtändig vorkam, daß er, im Fall er einmal auch Gefangene von ſolcher Wichtigkeit bekommen ſollte, ſich vornahm, ſie auf gleiche Art auszuzeichnen. Zu dieſem Ende bewahrete er ſeit langer Zeit in ſeiner Schatzkammer eine Laſt ſilberner Ketten, weil er nicht im Stande war welche von größerer Koſtbarkeit anzuſchaffen. — Nie war er ſo glücklich geweſen, ſie einem gefangenen Fürſten oder

Könige anzulegen, ſondern die Ehre ſie zuerſt zu tragen, war ihm ſelbſt vorbehalten.

Als man auf Eleonorens Befehl kam, ihm die Feſſeln von neuen anzulegen, ſo zuckte er einen verborgnen Dolch, und drohte, ſich ſelbſt zu ermorden, wenn man ihn nicht mit Ketten beehrte, welche ſeiner Hoheit angemeſſen wären. — Der Mangel ſolcher Koſtbarkeiten, und das Ungeſtüm dererjenigen welche auf ihn eindrangen, nöthigte ihn endlich, König Richarden bitten zu laſſen, daß ihm erlaubt ſeyn mögte, die ſilbernen Ketten zu tragen, welche man in ſeiner Schatzkammer finden würde. — Ein ſolcher Grad von Thorheit, wurde von Richarden mit Erſtaunen angehört. Walter hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Fürſten, der nicht um Freyheit, ſondern nur um ſilberne Ketten bat; er verdoppelte ſeine Vorbitte für den Gefangenen. Berengaria fiel ihrem Gemahl zu Fuße, und bat, was ſie ſchon oft vergebens gebeten hatte, um Gnade für den Prinzen Iſaak. Glücklicher weiſe nannte ſie jetzt Matildens Namen, und wußte, als Richard durch denſelben aufmerkſam gemacht wurde, den Antheil den Lady Klifford an dem gefangenen Könige nahm, ſo gut vorzuſtellen, daß er ſogleich frey erklart, und vor Richarden geführt wurde.

Richard war nicht ſo ungroßmüthig einem Begnadigten, einen Prinzen von Iſaaks Stande beleidigend zu begegnen, und Iſaaks Stolz diente ihm dazu, ihn mitten in ſeiner Erniedrigung aufrecht zu erhalten. Er betrug ſich gegen den König von England mit ſolchem Anſtand, daß Richard Achtung vor ihn haben mußte. — Er ſpeißte dieſen Abend an der königlichen Tafel, und man fand an ihm, ſeine Träume von Hoheit bey Seite geſetzt, welche er jetzt klug genug war, nicht zum Vorſchein zu bringen, einen Mann an ihm, dem es nicht an Verdienſten fehlte. Welches aber die erzürnte Eleonore nicht finden konnte.

Dreyßigſtes Kapitel.

Berengaria thut Matilden durch ihre Geſchwätzigkeit einen wichtigen Dienſt.

Der Name Matilde, welchen Berengaria bey ihrer Vorbitte für den Prinzen Iſaak nannte, hatte in Richards und Walters Herzen eine gewaltige Erſchütterung gemacht; ſie brannten vor Begierde, mehr von ihr zu hören, und konnten, weil ſie ſich beyde vor Eleonoren ſcheuten, der Zeit kaum erwarten, da ſie mit der jungen Königin würden allein ſprechen können.

Richards angelegentliche Nachfrage nach Lady Klifford, würde einer andern als Berengarien ein Stich ins Herz geweſen ſeyn; ſie fühlte keine Eiferſucht dabey, ſondern erzählte alles, was ſich in ihrem Hauſe zugetragen hatte, mit ſo unverſtelltem Lobe, und ſo umſtändlicher Beſchreibung ihrer Schönheit und Güte, als wenn ſie nie ihre Nebenbuhlerin geweſen wäre. — Die Geſchwätzigkeit, mit welcher ſie Matilden bey der alten Königin ſo ſchlechte Dienſte gethan hatte, ohne daß ſie es wünſchte, ſchafte hier ihrer Freundin ebenfalls ohne ihr Wollen und Wiſſen einen unglaublichen Vortheil.

Ungeachtet die Geſchichte von der Prinzeßin Zoe gar nicht zur Beantwortung von Walters und Richards Fragen gehörte, ſo war ſie doch einmal ſo ins Schwatzen gekommen, daß alles, was ſie wußte, wie ein Strom unaufhaltſam hervorſtürzte. Richard nahm nur mittelmäßigen Antheil an dieſer Geſchichte, aber Walter? — O wie iſts möglich ſeine Empfindungen über die völlige unerwartete Entwickelung einer Begebenheit zu beſchreiben, welche ihm, wie wir wiſſen, ehemals ſo viel Sorge machte! Er fragte Berengarien zwanzigmal, ob es wahr, ob es möglich wäre, daß die Dame, welche ſich in Paläſtina für Matilden ausgegeben hätte, die Prinzeßin

Zoe wäre; und als ſie ihm dieſes bejahte, und noch einige Worte fallen ließ mit was für Bewegung Lady Klifford ſeinen Namen einmal ganz unverſehens genennt habe, ſo gerieth er in eine ſolche Entzückung, daß er lieber auf der Stelle zu ihr geeilt wäre, um ſich ihr zu Füßen zu werfen. Richard beredete ihn, ſeine Reiſe nach Matildens einſamen Hauſe bis auf den andern Tag zu verſparen. Ich beneide dich, ſetzte er hinzu, um den Anblick dieſer Unvergleichlichen; gehe hin, melde ihr, daß ich bald bey ihr ſeyn, und ſie an die vorigen Zeiten erinnern werde. Noch einmal, Walter, ich beneide dich! — O, erwiederte der andere, indem er Berengariens Hand in die ſeinige legte, bey ſo einer guten Gemahlin haſt du niemanden zu beneiden. Richard ſeufzte, und ſchloß Berengarien, die ihn ganz traurig anſah, in ſeine Arme, und Walter entfernte ſich.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Wiederſehn, Liebe, Einfalt und Bosheit.

Die Ahndung der Freuden des Wiederſehns, die unſer Tempelherr ſich ſo oft geträumt hatte, und die jetzt in ſolcher Nähe auf ihn warteten, erhielten ihn dieſe ganze Nacht ſchlafloß; er ſtand vor Aufgang der Sonne auf, um ſeine Reiſe nach dem Orte anzutreten, wo er die ſehen ſollte, die ſeinem Herzen alles war. Die Liebe unſers Walters zu Matilden wird vielleicht manchen meiner Leſer ſonderbar vorkommen, und ſie würde es auch vielleicht in den jetzigen Zeiten ſeyn. Walter und Matilde hatten ſich bloß als Kinder gekannt, ihre Neigung war, da ſie von einander getrennt wurden, nicht viel mehr als kindiſche Freundſchaft, die auf ſeiner Seite durch die Zeit und andere Dinge viel von ihrem Feuer verlohr. — Er ward älter; Matildens Bild fieng an wieder in ſeinem Herzen aufzuleben; er ſtellte ſich ſie vor, wie ſie jetzt ſeyn müßte, er ſuchte unter den mannichfaltigen Schönheiten die er in Paläſtina ſahe, ob er eine finden könne, die ihr zu vergleichen wäre; aber umſonſt; keine entſprach dem Bilde, das er ſich von ihr machte. Er kam nach Europa, er hörte von Matilden, er ſah ihr Bild, und was er von ihr ſah und hörte, übertraf die am höchſten geſpannte Vorſtellung von ihrer Vortreflichkeit, die er ſich in den Stunden verliebter Schwärmerey von ihr gemacht hatte. Er erfuhr, daß ſie ihn noch liebte, und ſein Herz ward dadurch vollends gänzlich zu ihr hingeriſſen. — Sein Gelübde raubte ihm oft alle Hofnung einſt glücklich in ſeiner Liebe zu ſeyn. Eitle Eiferſucht und falſcher Verdacht ließen ihn an ihrer Treue zweifeln, und wenn er alles dieſes überwand, ſo ſchlug ihn der Gedanke zu Boden, daß er ihr kein Glück anzubieten habe, das ihrer würdig wäre. — Alle dieſe Hinderniſſe waren jetzt überſtanden. Er konnte, er durfte an ſie denken, er war im Stande ihr mit ſeiner Hand ein glänzendes Glück zu geben, und in dieſer Lage ſollte er ſie ganz unvermuthet, ſo ſchön, ſo treu, ſo zärtlich als jemahls wieder ſehen. — Lieben Leſer! denkt euch, was das für ein Wiederſehen ſeyn mogte, und verzeiht mir, wenn ich die ausführliche Schilderung deſſelben übergehe. Sie würde allemal unvollkommen ausfallen, ſie würde unvollkommen ſeyn, und wenn ſie von Walter und Matilden ſelbſt gezeichnet würde, die doch unſtreitig am Beſten wußten, wie ihnen in dieſen Augenblicken zu Muthe war, und man wird uns, die wir nie etwas ähnliches erfuhren, um ſo viel lieber verzeihen, daß wir einen Schleyer über dieſe Scene ziehen,

Walter ſaß bey ſeiner Matilde. Der erſte Sturm der Empfindungen war vorüber; ſie ſchwiegen und nur ihre Thränen redeten — doch noch einmal, es iſt unmöglich, meine Leſer! zu beſchreiben was ſie ſprachen, und wie ſie handelten, es iſt unmöglich, den Zeitpunkt zu beſtimmen, da ſie anfiengen zuſammenhängend zu ſprechen, zuſammenhängend zu denken. — den Zeitpunkt, da ihnen die Freude ſich wieder zu umarmen, die ihnen anfangs nur Traum zu ſeyn dünkte, zur Wirklichkeit ward.

Matildens Schönheit, welche alles übertraf was Walter je geſehen hatte, und ihr hohes majeſtätiſches Weſen wäre vielleicht im Stande geweſen, ihn furchtſam und zurückhaltend zu machen, aber ſie ließ es nicht dazu kommen. — Vielleicht hätte ihr nach dem Urtheil meiner Leſerinnen ein wenig Sprödigkeit gegen den nicht übel geſtanden, welchen ſie ſo lang nicht geſehen, den ſie nur als Knabe gekannt, und der ihr noch ſo wenig Beweiſe ſeiner Zuneigung gegeben hatte. — Aber ein ſolches Betragen wäre ganz wider Matildens unſchuldigen offenherzigen Charakter geweſen. Der Walter, den ſie jetzt vor ſich ſah, ſo ſehr ihn auch die Zeit verändert haben mogte, war ihr noch eben derſelbe, den ſie zu Montzon, kurz vor ihrer unvermutheten Trennung kannte und liebte; nur ein Tag war in ihrem Gedanken zwiſchen der damahligen Trennung, und dem heutigen Wiederſehen, und ſie erwies ihn eben die unſchuldige vertrauliche Liebe, mit welcher ſie ihm damahls begegnete. — O ſelig der, der nach Jahre langer Abweſenheit ſo eine Geliebte wieder findet, und o ſelig, wer, wenn er ſie fand, ihrer Liebe noch ſo würdig war, wie Walter der Liebe ſeiner Matilde.

Mancher Tag vergieng, ehe unſere Liebenden nur daran denken konnten, ſich zu trennen. — Walter konnte ſich nicht enthalten, dieſe ſeligen Tage, die ſchönſten die er je gelebt hatte, je leben ſollte, immer noch um einen zu verlängern, und Matilde war zu glücklich in ſeinem Umgange, als daß ſie ihm das traurige Wort Abſchied ſo bald konnte erwähnen hören. — Es war alſo gut, daß andre an ihrer Statt an das dachten, was nun einmal unumgänglich nöthig war, wenn ſie vollkommen glücklich werden ſollten.

Richarden, ward nach Walters Abreiſe aus der Reſidenz die Zeit nicht ſo kurz als ſeinem Bruder. Er konnte nicht ohne Eiferſucht an ihn und Matilden denken. Er machte ſich Vorwürfe wegen der Ungerechtigkeit, die er an ſeiner Gemahlin begieng, welche wenigſtens wegen ihrer gränzenloſen Liebe zu ihm, verdiente allen Matilden der ganzen Welt von ihm vorgezogen zu werden. Eleonore quälte ihn mit ihrer üblen Laune, und er ſahe ſich genöthigt, um die Grillen zu verjagen, ſich mit Geſchäften zu überladen, und ſich dadurch die Gedanken an andere Dinge zu vertreiben.

Berengaria hatte bey ihrer Schwiegermutter auch ſo wenig frohe Stunden, daß ſie ſich herzlich nach der Reiſe ins heilige Land ſehnte, weil ſie hoſte, die Veränderung der Gegenſtände würde auch eine Aenderung in Eleonorens Laune verurſachen. Unaufhörlich ward ſie von der alten Königin mit Vorwürfen gequält, bald über ihre wenige Klugheit, bald über ihren Mangel an Schönheit und Talenten, bald über ihre Anhänglichkeit an Waltern und Matilden, welche beyde ihr doch in der Liebe ihres Gemahls den größten Eintrag thäten. Eleonore ließ es an keinen Verſuchen fehlen, in Berengariens Herzen das Feuer der Eiferſucht gegen Lady Klifford anzuzünden; aber ſie ſchlugen alle fehl, und die junge Königin erklärte ſich eines Tages öffentlich, als Eleonore Richards Liebe gegen Matilden, in ſeiner Gegenwart, ziemlich unbeſcheiden erwähnte, ſie wäre bereit, das Herz ihres Gemahls und den königlichen Namen mit ihr zu theilen, wenn ſie wüßte, daß dies ihn glücklich machen würde, aber freylich, ſetzte ſie hinzu, indem einige Thränen aus ihren Augen fielen, um ihrentwillen verſtoßen zu ſeyn, das würde mich ins Grab bringen! Nein, das ſollſt du nicht! ſagte Richard indem er ſie feurig in ſeine Arme ſchloß, und wehe dem, der es wagt, dein unſchuldiges Herz mit ſo einer ungegründeten Furcht anzuſtecken! — Bey dieſen Worten warf er einen zornigen Blick auf Eleonoren, und verließ das Zimmer.

Richard hatte nun alles zum Abzug nach Paläſtina fertig gemacht, ſeine zerſtreute Flotte war ganz wieder beyſammen, und erwartete im Hafen zu Limiſſo des günſtigen Windes, und es fehlte nichts weiter, als daß auch Walter, er, der den Grund zu dieſem großen Unternehmen wider die Sarazenen gelegt hatte, ſich einſtellte, und das hinausführen hälfe, was ſowohl angefangen wär. — Richard wäre ihm ſchon lang nachgereiſt, weniger um ihn von Matilden abzuholen, als um ſelbſt dieſe geliebte Perſon zu ſehen, aber er zitterte ſo ſehr vor ihrem Anblick als er ſich nach demſelben ſehnte. Er wußte, was er Berengarien ſchuldig war, er wußte, was er immer noch für Matilden fühlte, und ihm war bange, das unſchuldige Herz der erſten zu kränken, und die Tugend der andern zu beleidigen, wenn er nicht im Stande wäre, ſeine Empfindungen vollkommen zu verhehlen.

Wäre Berengaria weniger gut und nachgebend geweſen, hätte ſie mehr Eiferſucht gegen Matilden bezeugt, Richard hätte ſie längſt ingeheim beſucht; eine Freyheit, die er ſich jezt unmöglich geſtatten konnte. Er lud ſeine Gemahlin ein, mit ihm zu Matilden zu reiſen, und Waltern von da abzuholen; und ſie nahm dieſe Einladung mit ſo viel Freude an, als ob ſie nichts von der Schönheit ihrer Nebenbuhlerin zu fürchten gehabt hätte.

Eleonore wurde durch dieſen Einfall ihres Sohns, und durch die Gefälligkeit ihrer Schwiegertochter von neuen aufgebracht; ſie ſuchte dieſen Beſuch zu hindern, und da dieſes unmöglich war, ſo drang ſie ſich zur Reiſegefährtin auf, um durch ihre Gegenwart alles Böſe verhindern, oder vielmehr alles Schlimme noch ſchlimmer machen zu können.

Ich weis nicht, ob Waltern und Matilden die unvermuthete Erſcheinung der Ankommenden lieb war, oder nicht. Richards Gegenwart konnte ihnen nicht mißfallen; aber die Urſach ſeiner Ankunft, die baldige Trennung, Walters Reiſe nach dem gelobten Lande, der zweifelhafte Ausgang der daſigen Unternehmungen, die Ungewißheit in der alle ihre Hofnungen ſtanden, wenn man in Paläſtina nicht glücklich war, alle dieſe Dinge, welche ſie bisher ſo viel als möglich zu vergeſſen geſucht hatten, fielen ihnen nun mit doppelter Stärke aufs Herz, und verbitterten ihnen die Freude über die Ankunft ihrer Freunde.

Ueber niemand freute man ſich weniger, als über die alte Königin; ihre Gegenwart, ihre ungnädigen Blicke, ihre beißenden Anmerkungen, welche ſie ſich vernämlich gegen Matilden über Waltern erlaubte, waren überall überley. — Selbſt Richard, der doch weit mehr Liebe für ſie hatte als ſie verdiente, ſelbſt er, wünſchte ſie nach England zurück, und hätte ihr die Begleitung nach dem heiligen Lande, mit der ſie ihn beehren wollte, herzlich gern erlaſſen. Berengaria ließ ſich nichts abhalten, Waltern und Matilden ihre Freundſchaft zu bezeugen, und ſie wagte es ſogar, als ſie ſahe wie ſchwer es den beyden Liebenden werden würde, ſich zu trennen, Lady Klifford zur Mitreiſe einzuladen. Richard gab ſeiner Gemahlin einen freundlichen Blick, und vereinigte ſeine Bitten mit den ihrigen; Walter bat gleichfalls, bat viel dringender und unwiderſtehlicher als die andern, und — Matilde willigte ein.

Unmöglich iſts, den Zorn der alten Königin hierüber abzuſchildern; ſie verließ mit Ungeſtüm die Geſellſchaft, und Berengaria eilte ihr nach, ſie zu beſänftigen. —

Ein fürchterliches Ungewitter brach über ſie los; ſie ſollte verſprechen, ihre Einladung zu widerrufen, oder auf Eleonorens Geſellſchaft Verzicht zu thun. — Die junge Königin bat, ſtellte die

Unmöglichkeit vor, weigerte ſich, ſo gut es ihre Furchtſamkeit zuließ, und berief ſich auf ihren Gemahl. — Eleonore ward endlich des vergeblichen Zuredens und Drohens müde; ſie eilte nach ihren Wagen, um allein nach der Reſidenz zu fahren, und ſagte Berengarien, welche ſie zitternd begleitete, noch zum Abſchiede: Sie würde ihre Unbeſonnenheit bereuen, und es nur gar zu zeitig erfahren, daß eine Perſon von ſo geringer Schönheit wie ſie, nicht Urſach hätte, ihren Gemahl, der ihrer ohnedem wenig achtete, die Gelegenheit zur Untreu ſelbſt an die Hand zu geben. Wenn werdet ihr doch lernen, ſetzte ſie hinzu indem ſie ihr den Rücken kehrte, daß ihr nie gefallen, nie bemerkt werden werdet, wo Matilde iſt? — Mit dieſen Worten warf ſie ſich in ihren Wagen, und Berengaria gieng weinend zur Geſellſchaft zurück, wo ſie einfältig genug war, alles zu erzählen, was Eleonore geſagt hatte. — Richard, Walter und Matilde errötheten aus verſchiednen Urſachen, und hielten es für gut, der erzürnten Königin nachzueilen, um ſie zu beſänftigen. — Du mußt dich hüten, ſagte Walter, deine Mutter zu beleidigen; ſie hat zu viel Gewalt in deinem Königreiche, und könnte ſich deiner Abweſenheit zu deinem Schaden bedienen.

Man langte kurz nach der Ankunft Eleonorens in der Stadt an. Richard ſprach eine ganze

Stunde allein mit ihr, und es gelang ihm, ſie zu beruhigen. Aber ſich wieder von Waltern, Matilden, und Berengarien ſehen zu laſſen, oder wie ſie vorgehabt hatte, den Zug nach Paläſtina mit anzutreten, dazu war ſie nicht zu bewegen. — Unſere Freunde reiſten mit ihrer Flotte allein ab, und ſie blieb in Zypern bey dem Prinzen Iſaak zurücke, welchen König Richard auf Matildens Vorbitte, wieder in den Beſitz ſeines Kaiſerthums geſetzt hatte, und der jetzt mit Eleonoren auf einen ganz artigen Fuß lebte. — Er begleitete die Kreuzfahrenden bis an den Strand, und verſprach Richarden nochmahls für die ſichere Ueberkunſt ſeiner Mutter nach England zu ſorgen, wo wir ſie zu rechter Zeit wieder finden werden.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Angelegenheiten der Chriſtenheit.

Wir haben bey Walters langwieriger Anweſenheit in Europa ſo lange nichts von dem Zuſtande in Paläſtina erwähnt, daß es nöthig ſeyn wird, ehe unſere Reiſenden daſelbſt ankommen, etwas Weniges davon zu ſagen.

Aber

Aber nur etwas Weniges; denn wie wäre es möglich alle Verwirrungen umſtändlich zu ſchildern, welchen dieſes unglückliche Land unterworfen war! — Meine Leſer werden ſich vielleicht noch erinnern, wie traurig es bey unſers Walters Abreiſe daſelbſt ausſah. —

Jeruſalem und alle Feſtungen von Wichtigkeit waren in Saladins Händen; die königliche Familie und alle Perſonen von einiger Wichtigkeit gefangen; Walter hatte, um doch den Beſchützern der Chriſtenheit ein Oberhaupt zu geben, mit Mühe den Großmeiſter Terrikus frey gemacht, und dieſer, welcher ſonſt nicht ungeſchickt war, das Haupt eines großen Heers zu ſeyn, und eine Sache die ſchon auf gutem Wege war, vollends glücklich hinauszuführen, konnte ſich ſo wenig in den ſchlechten Zuſtand der Sachen finden, und lud durch die verkehrten Anſtalten, die er traf, den Unwillen ſeiner Ordensbrüder ſo oft auf ſich, daß man ihm zu verſtehen gab, er würde beſſer thun, ſeine Würde niederzulegen, damit man ſie einem Tüchtigern auftragen könnte. — Terrikus hatte die Beſchwerden des Ranges, nach welchen er vordem ſo eifrig ſtrebte, genug geſchmeckt, um ihrer überdrüßig zu ſeyn. Er legte das Großmeiſteramt willig nieder, und erbot ſich nach Rom zu gehen, um daſelbſt eben das Geſchäft zu treiben, das Walter in Frankreich und England trieb. Er kam nicht lange nach

Waltern in Europa an, und hatte beym Pabſte faſt eben ſo gutes Glück als Walter an ſeinem Orte. Seine Beredſamkeit bewegte den heiligen Vater das Kreuz ſo eifrig predigen zu laſſen, und denen, die der Fahne des Kreuzes folgten, ſo viel Indulgenz zu verſprechen, daß auch die ſchläfrigſten Gemüther erweckt wurden, und alles ſich zum Kreuzzuge rüſtete. Die Hülfe, welche Kaiſer Friedrich der morgenländiſchen Chriſtenheit zuſchickte, war vornämlich auf Terrikus Rechnung zu ſchreiben, und man ſagt, daß er es weder an Briefen noch mündlichen Ueberredungen habe fehlen laſſen, ihn zu dem zu bewegen, was er leiſtete.

Die Tempelherren hatten indeſſen darauf gedacht, den erledigten Platz des Großmeiſters zu beſetzen, und ihre Wahl war ſehr glücklich auf unſern alten Bekannten, den redlichen Gerhard von Riedeſſer gefallen. — Seine Tapferkeit und ſeine vortreflichen Anſtalten brachten gar bald wieder einige Veſtungen in die Hände der Chriſten, welche man den Sarazenen wieder überließ, um die königliche Familie und andere Perſonen von Wichtigkeit damit auszulöſen. Der Patriarch Sankt Heraklius war der einige, an den er nicht dachte, aber Saladin, welcher ſo wenig ihn als Königin Sybillen groß geachtet hatte, gab ihn zur Zugabe auch mit los, und that dadurch der Chriſtenheit und der allgemeinen Ruhe einen ſchlechten Dienſt. —

Graf Raimund war durch Saladins Güte, der ihn vorzüglich ſchätzte, ſchon längſt wieder frey, und lebte zu Tabaria, welches Gerhard auch wieder erobert hatte, im Schooße ſeiner Familie; aber Alter, Krankheit und ausgeſtandner Gram hatten ſeine Leibes- und Gemüthskräfte geſchwächt, und er ſollte nur noch ſo lange leben, um Matilden wieder zu ſehen, ſie als ſeine Tochter zu erkennen, und dann ſeine Augen auf ewig zu ſchließen. König Veit ließ ſich nach ſeiner Befreyung bereden, ſich bey aller ſeiner Schwäche ſeinem furchtbaren Feind Saladin entgegen zu ſetzen. Der Patriarch wars, welcher ihm dieſen thörichten Einfall in den Kopf ſetzte, der wahrſcheinlich ſehr ſchlimm abgelaufen ſeyn würde, wenn ſich nicht die Tempelherren zu ihm geſellt, und ſich ſeiner angenommen hätten. Der neue Großmeiſter, unſer guter Freund Gerhard, hatte zwar ganz guten Fortgang in ſeinen Unternehmungen wider die Sarazenen gehabt; eine Menge Feſtungen waren nach Auslöſung der Gefangenen wieder in ſeine Gewalt gekommen, und ſein Heer war nicht ganz unbeträchtlich, demohngeachtet aber hielt er für gut, vorſichtig zu handeln, und weitere Hülfe zu ſuchen. Graf Philip von Flandern, und der Fürſt von Antiochien, hatten ſich bey der größten Noth der Chriſtenheit ſo ſchläfrig bezeigt, daß man nicht wußte, ob man ſie zu den Freunden oder Feinden rechnen ſollte. Ein etwas beſſeres Zutrauen hatte man zu dem Fürſten von Tyrus, und dieſer war es, den König Veit und die Tempelherren zu ihrem Gehülfen wählten.

Konrad von Montſerrat, Fürſt von Tyrus, war gar ein ſeltſamer Menſch; ſtolz, hartnäckig, eigenſinnig, tapfer, und zuweilen auch großmüthig; das Letzte höchſt ſelten, das Erſte aber faſt allemal. Sich Saladin entgegen zu ſetzen, und die Schmach der Chriſtenheit zu rächen, war ſein ganzer Wunſch, und ein Vorhaben, zu welchem er ſich ſeit langer Zeit um deſto gewiſſer zu ſiegen, rüſtete. — Aber dieſe Ehre mit den Tempelherren und König Veiten zu theilen, das war ihm unausſtehlich; er ſchlug ihnen ſeine Hülfe ab, und ließ ſie allein nach Akkon ziehen, welche Stadt man jetzt vornämlich aus den Händen der Sarazenen zu retten ſuchte. Um Konraden zu zeigen, wie wenig man ſeine Hülfe vermißte, wendete man bey der Belagerung von Akkon doppelte Stärke und Klugheit an, und hatte den Sieg ſchon faſt in Händen, als ein hinterliſtiger Streich des boshaften Konrads, den die Geſchichte nicht meldet, alles veränderte, und die Sarazenen im Beſitz dieſer Hauptveſtung beſtätigte. — Veit, welchem keine Erniedrigung zu groß war um ſeinen Zweck zu erreichen, und welcher ſich wohl um der geringſten Dinge willen tief unter ſeine Würde herab gelaſſen hatte, demüthigte ſich ſehr vor den hochmüthigen Fürſten von Tyrus, und brachte ihn durch tauſend niederträchtige Schmeicheleyen, die Konrad von Montſerrat wohl vertragen konnte, dahin, daß er ſich endlich bewegen ließ, mit ihm und den Tempelherren gemeine Sache zu machen. Der Graf von Flandern, und der Fürſt von Antiochien geſellten ſich auch zu ihnen, und man wollte nun Saladin mit vereinter Macht begegnen und einen Hauptſturm auf Akkon wagen. Aber die Menge der Anführer that dem chriſtlichen Heere Schaden; die Philipe, die Konrade, die Veite, und wie ſie alle heißen, waren ſo ſelten einig, daß endlich nach Gewohnheit die armen Tempelherren im Stiche gelaſſen wurden, und unſer Gerhard von Riedeſſer, bey einem Ausfall den die Sarazenen aus Akkon thaten, nebſt achtzehn ſeiner Ordensbrüder das Leben einbüßte.

Um dieſe Zeit war es, da der abgeſetzte Großmeiſter Terrikus nebſt einen Theil der kaiſerlichen Hülfsvölker nach Paläſtina kam. — Der Orden war ohne Haupt, Terrikus hatte der Chriſtenheit durch ſeinen Vorſpruch in Europa große Dienſte gethan, Philip von Flandern und die Fürſten von Tyrus und Antiochien waren auf ſeiner Seite: man vergaß das Vergangene, und ſetzte ihn wieder in die Stelle ein, welche er vorher beſeſſen hatte. — O, wäre unſer Walter damals in Paläſtina geweſen, als ſein edler Freund Gerhard ſtarb, niemand würde ihn die Ehre Großmeiſter zu werden beſtritten haben! Viele der Brüder nannten ſchon ſeinen Namen; aber er war abweſend, Terrikus kam ihn zuvor, und er fand alſo ſeinen alten Feind bey ſeiner Ankunft wieder auf der Stelle, von welcher er im Stande war, ihm ſo vielen Schaden zu thun, und alle ſeine ſchönſten Hofnungen zu nichte zu machen.

König Philips Flotte war eher nach Paläſtina gekommen als die engliſche, aber die Ankommenden ließen ſich die Urſache, warum ſie da waren, wenig angelegen ſeyn, ſie hatten von den Mühſeligkeiten der Reiſe noch nicht ausgeruht, als Richard mit den Seinigen ans Land ſtieg, und gleich des erſten Tages ſehen ließ, warum er gekommen war. Von Herzen liebte er ſeine Berengaria, und an Matildens Anblicke hieng ſeine ganze Seele; aber er hatte den Grundſatz, daß Weiber ſich nicht in die Geſellſchaft von Kriegsleuten ſchickten, und Walter brachte ſogleich die Damen zu Graf Raimunden nach Tabaria, wo die junge Königin ihre Niederkunft, welcher ſie in wenig Monaten entgegen ſah, abwarten wollte. — Walter nahm ſich nur ſo viel Zeit, dem ſehr ſchwachen Graf Raimund ſeine Tochter in die Arme zu liefern, und ſich einige Augenblicke an der Freude der einen und des andern zu ergötzen, und eilte nach dem Lager König Richards zurück, um nun ernſtlich über das zu Rathe zu gehen, was man zu thun habe, und wovon ich meinen Leſern, die bereits ſchon zu viel von Kriegsangelegenheiten gehört haben, im künftigen Kapitel nur etwas Weniges melden will.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Richard verliehrt ſeine Gemahlin, und Walter ſeine Geliebte.

Die Tempelherren, König Veit, der Graf von Flandern, die Fürſten von Tyrus und Antiochien, und wer ſich der Sache der Chriſtenheit annahm und auf den Untergang der Sarazenen dachte, jauchzte über die Ankunft der Könige von Frankreich und England, und über die große Macht, die ſie mit ſich brachten. — Die Ehre der feyerlichen Einholung, welche König Philipen wiederfahren war, erzeigte man auch Richarden. Das getheilte Jntereſſe der chriſtlichen Anführer machte, daß ein jeder darauf dachte, die Neuankommenden auf ſeine Seite zu ziehen, und ſich durch ihre Hülfe unüberwindlich zu machen. Die Fürſten von Tyrus und Antiochien, Philip von Flandern, und Großmeiſter Terrikus hatten ſchon große Vertraulichkeit mit König Philipen von Frankreich geſtiftet, und ſie hoften, mit Richarden auf den nämlichen Fuß zu leben, aber ſie irrten ſich. Der König von England ſchlug ſich auf keine Seite. Er erklärte ſich, daß er die Abſicht, warum er gekommen war, ohne Anſehn der Perſon, und ohne Aufſchub treiben würde, und daß er verlangte, daß ſogleich Anſtalt zu irgend einen Unternehmen gemacht würde, welches die Sarazenen wenigſtens zum Anfang ſchrecken, und den Chriſten einen feſtern Fuß verſchaffen könnte. Er ſagte dies mit ſolchem Ernſt, und ſo einer königlichen Miene, daß alle zitterten, und kaum die Einwendung wagten, daß man den ermüdeten Völkern vorher Ruhe gönnen müſſe, ehe man etwas unternähme.

Die Franzoſen, erwiederte Richard, haben, wie ich hoffe, endlich ausgeruht, und die Engländer ſind nicht um der Ruhe, ſondern um der Arbeit willen herüber gekommen; — Ein einiger Tag wird hinlänglich ſeyn, die Schwachen unter ihnen herzuſtellen, und dieſe Zeit bin ich geſonnen dazu anzuwenden, von euch zu hören, was wir zu des Landes Beſten zu thun haben.

Was man hierauf antwortete, und wie es Richarden gelang, alle dieſe theils unruhigen, theils ſchläfrigen Köpfe zur Vernunft zu bringen, weis ich nicht; nur ſo viel weis ich, daß man des andern Tages bereit war, vor Akkon zu gehen, und es mit vereinter Macht aus Saladins Händen zu reißen.

Richard, welcher überall handelte, als ob er allein zu befehlen hätte, ordnete, wer zurück bleiben, wer dieſen und jenen Poſten beſetzen, was man in dieſen und jenen Fall thun ſollte; die erſchrocknen Könige und Fürſten gehorchten, weil ſie ſich in der Beſtürzung auf nichts anders beſinnen konnten, und behielten es ſich vor, Richarden inskünftige zu zeigen, was ſie jetzt in der Eile nicht konnten, daß ein jeder von ſich ſelbſt abhieng, und keiner von ihnen, ſeinen Anordnungen zu gehorchen verbunden wäre. Die Thoren! Das einzige Mittel etwas auszurichten wäre geweſen, wenn ſie ſich hätten gefallen laſſen, ihre Privatabſichten bey Seite zu ſetzen, und in der Sache der Chriſten wider ihre Feinde, alle einem Einzigen Oberhaupte zu gehorchen. — — Richard wollte ſelbſt vor Akkon gehen, und wählte Leopolden, Herzog von Oeſterreich, und Waltern, mit dem kleinen Heer ſeiner neuen Unterthanen zu Begleitern.

Die Dauer der Belagerung, die tapfere Vertheidigung der Belagerten, und Richards endlichen

Sieg ausführlich zu beſchreiben, würde zu weitläuftig ſeyn. — Das griechiſche Feuer, deſſen ſich die Sarazenen aus der Stadt ſo wohl zu gebrauchen wußten, vereitelte anfangs alle Hofnung, Akkon in die Hände der Chriſten zu bringen; aber die Materialien zu dieſem furchtbaren Vertheidigungsmittel fiengen den Feinden an zu fehlen, und Akkon gieng über.

Saladin kannte den Vortheil, den ihm der Beſitz dieſer Veſtung gab, zu gut, als daß er ſie nicht auf alle Art in ſeine Hände zurück zu bringen ſuchen ſollte. Er that Vorſchläge, Richard machte Bedingungen, aber er war ſo wenig geſonnen, eine Stadt, welche ihm ſo viel Mühe und Blut gekoſtet hatte, zurückzugeben, und ſeine Foderungen waren ſo überſpannt, daß Saladin ſie verwerfen mußte. Er verwarf ſie mit den äuſſerſten Uebermuth, und meine Leſer werden mir verzeihen, wenn ich, um Richards Ehre zu ſchonen, verſchweige, wie dieſer König, deſſen wüthenden Zorn ſie kennen, Saladins Widerſetzlichkeit an den gefangenen Sarazenen rächte. Herzog Leopold half treulich dazu, daß Richards grauſame Befehle ins Werk gerichtet wurden, und ermangelte nicht, ſie hintennach aufs ſtrengſte zu tadeln. Walter hinderte und rettete, was er retten und hindern konnte, und ſchwieg, wo der Tadel zu ſpät gekommen wäre.

Saladin glühte von Rache gegen Richarden; er wußte, daß die Gemahlin des Königs von England zu Tabaria ihre Niederkunft erwartete. Graf Raimund war todt, bey deſſen Leben er ſich nie an dem Orte wo er war würde vergriffen haben; ſeine Familie hatte ſich nach ſeinem Tode aus Tabaria entfernt, und nur Berengaria und Mathilde waren zurück geblieben. Walter hatte ihnen die Belforte zugeſchickt, um der Beſatzung, welche Richard der Stadt nach Raimunds Tode gab, zu Anführern, und den Damen zu Beſchützern zu dienen. — Alles dieſes war dem Sultan bekannt, und er eilte nach Tabaria, um Berengarien und Richards künftigen Erben in ſeine Gewalt zu bekommen, durch welche er nicht allein Akkon, ſondern noch mehr verlohrne Beſitzungen ohne Bedingung einzulöſen hofte.

Richard glaubte Tabaria zu gut beſchützt, und Saladin nahm ſeine Maasregeln mit zu vieler Behutſamkeit, als daß man etwas von ſeiner Abſicht hätte muthmaßen und auf beſſere Sicherheit der Königin hätte denken ſollen. Ueberdieſes gab es auch zu Akkon neue Auftritte, welche einen zu wichtigen Einfluß auf das Ganze hatten, als daß wir ſie mit Stillſchweigen übergehen ſollten.

Königin Sybille war, wie wir wiſſen, ſchon längſt, ſchon mit ihrem Gemahl zugleich, aus der

Gefangenſchaft befreyt worden; aber eine beſondre Neigung, die ſie zu den Sarazenen, vornämlich zu dem ſchönſten und vornehmſten derſelben, zu Sultan Saladin hatte, lockte ſie immer dahin, wo ſie ihn, oder jemand von den Seinigen antreffen konnte. Saladin ſahe ſie, ungeachtet er ihren königlichen Stand wußte, für eine Perſon von geringerer Wichtigkeit an, als ſie war, und ſie hatte alſo überall Freyheit, zu kommen und zu gehen, ohne daß man ſie beleidigte, oder ihr etwas mehr als gewöhnliche Höflichkeit erwies. Eine Königin ohne Land, eine Königin wie Sybille, was für Achtung und was für Nachſtellung ſollte dieſe zu befürchten haben? — Sybille hatte immer einen Vorwand, Beſuche in den ſarazeniſchen Feſtungen abzulegen; bald war es eine Unterhandlung, bald ein anderes Geſchäfte, das ſie bey Saladin zu verrichten hatte, ungeachtet jedermann wußte, daß niemand ihr etwas an den Sultan auftrug, und daß dieſer ſie oft nicht einmal vor ſich ließ. —

Bey einen von dieſen Beſuchen, die ſie vornämlich in Akkon abzulegen pflegte, weil Saladin ſich meiſtens daſelbſt aufhielt, bey einen von dieſen Beſuchen war es, daß Richard die Stadt belagerte, und die chriſtliche Sybille ſah ſich auf einmal mit den Sarazenen eingeſchloſſen. Sie wollte ſich ihrer gewöhnlichen Freyheit gebrauchen ungehindert aus- und einzugehen, wie es ihr beliebte. Aber

Richard wußte nichts von dieſem Vorrechte, und ſie war gezwungen, die ganze Belagerung auszuhalten.

Saladin ward genöthigt die Stadt zu verlaſſen. Nicht allein ſeine Schwäche und Richards ſiegreiche Waffen, ſondern eine fürchterliche Seuche, welche zu Akkon zu wüthen anfieng, beſchleunigte ſeine Entfernung; vielleicht wäre es ihm ohne dieſen Umſtand möglich geweſen, ſich noch einige Tage länger zu halten.

Richard traf die nöthigen Anſtalten zum Beſten der unglücklichen Stadt, ohne ſie ſelbſt zu betreten, oder jemand von ſeinen Leuten, deren Gegenwart daſelbſt nicht unumgänglich nöthig war, den Eintritt zu erlauben. Königin Sybille war gänzlich vergeſſen, die Sarazenen hatten ſie zurückgelaſſen, und die Chriſten vermißten ſie nicht. Sie hatte einige ihrer jüngern Kinder bey ſich gehabt, welche von der Seuche aufgerieben wurden, die nunmehr auch ſie anfiel, und ſie in wenig Tagen ins Grab ſtreckte.

König Veit, deſſen kleines Glück zu ſehr auf dem Leben ſeiner Gemahlin beruhte, als daß er ſie ganz hätte vergeſſen, ganz ſorglos ihrentwegen ſeyn können, hörte nicht ſobald, daß Akkon eingenommen wäre, als er eilte, Sybillen zu beſuchen. Er fand ſie todt, und mit ihr giengen alle ſeine

Hofnungen zu Grunde. — Umſonſt bemühte er ſich nun ferner, ſich das Anſehn eines Königs von Jeruſalem zu geben. Die, durch welche er dieſen leeren Titel führte, lebte nicht mehr, und er war nichts weiter als Sybillens Wittwer, Veit von Luſignan. Iſabelle, Sybillens Tochter, maßte ſich den Titel der Königin an, und ihr Gemahl Herfrand betrat die Stelle, welche Veit verlaſſen hatte; aber auch dieſer wurde von derſelben vertrieben; man trennte ihn von Iſabellen, und gab ihr den wunderlichen Fürſten von Tyrus, Konrad von Montſerrat, zum Gemahl, welcher etwas mehr Macht hatte als Veit und Herfrand, den Titel, auf den ſie Anſpruch machten zu behaupten.

Unglaubliche Unruhen und Verwirrungen wurden durch dieſe drey Könige von Jeruſalem verurſacht. Jeder hatte unter den Helfern der Chriſtenheit ſeine Anhänger, aber Richard erklärte ſich für keinen, ſondern ſahe dem Unweſen mit Mitleiden zu, und rieth, man mögte ſich erſt bemühen Jeruſalem wieder zu erobern, ehe man darauf dächte, wer daſelbſt König ſeyn ſollte.

Dieſes fiel den ſtreitenden Partheyen aufs Herz; die drey Könige von Jeruſalem waren vorzüglich der Meynung, daß Richard Recht habe, und wunderten ſich, wie ihnen dieſes nicht eher eingefallen ſey. Indeſſen war es eine Sache von

Wichtigkeit, und die Herren, Grafen, Fürſten, Ritter und Könige, welche zu Zeiten ſehr bedächtig waren, urtheilten, daß man es reiflich überlegen müßte. — Man ſetzte eine eigne Kommiſſion nieder, um die Sache zu unterſuchen, und fand endlich nach langen Forſchen und Abwägen aller Gründe, daß — — Jeruſalem nicht zu belagern ſey.

Richard und Walter riſſen ſich voll Unmuth aus der Verſammlung, wo ihnen dieſer weiſe Schluß bekannt gemacht wurde, welchen umzuſtoßen ihr Anſehn, dem man ſich jetzt nicht mehr ſo willig wie im Anfange unterwarf, nicht hinlänglich war. — Sie beſchloſſen bey dem Heer, das ihnen zuſtand, Leute zu laſſen, auf welche ſie ſich verlaſſen konnten, und mit einer kleinen Begleitung nach Tabaria zu gehen, um in den Armen ihrer Geliebten allen Verdruß zu vergeſſen, den ihnen der Umgang mit den ſinnloſen verkehrten Leuten verurſachte, mit welchen im chriſtlichen Lager alles überſchwemmt war.

Richard und Walter eilten nach Tabaria, ohne etwas von dem zu ahnden, wie ſie es daſelbſt finden würden; denn Saladin hatte Maasregeln genommen, welche es unmöglich machten, daß die Chriſten eher etwas von der Belagerung dieſer Stadt erfahren konnten, bis er zurückgeſchlagen, oder ſie in ſeinen Händen war.

Die Belſerte hatten ſich in der Vertheidigung der ihnen anvertrauten Stadt wohl gehalten. Die beyden erſten Stürme wurden glücklich abgeſchlagen. — Matilde, welche nicht von Berengariens Seite wich, brauchte alle Vorſicht, der ſchwachen, furchtſamen Königin zu verbergen, daß Saladin vor den Thoren wäre; aber in der Folge war es unmöglich ſie ganz unwiſſend zu erhalten. Die feindlichen Angriffe wurden ernſtlicher, Geſchrey und Lärm nahm zu, und ſie mußte es merken, daß die Sache nicht ſo unbedeutend, nicht ſo leicht zu überſehen ſey, als ihr die tröſtende Matilde einbilden wollte. — Angſt und Schrecken verurſachten ihr eine unzeitige Niederkunft. Ihr ſchwacher zärtlicher Körper machte alle Hülfe der Aerzte und alle Sorgfalt ihrer Wärterin Matilde vergeblich, ſie lag empfindungslos in ihren Armen. — Ihre Seele war nach den Gedanken aller Anweſenden bereits entflohen, als ſie ſich noch einmal ermunterte, die Hand ihrer Freundin faßte, und mit einer haſtigen Stimme ſprach: Matilde! ſage Richarden, daß er dich zur Königin von England macht, ich gebiete es ihm! Wer weis ob Walter je der Deinige wird! Den letzten Theil dieſer Worte ſprach ſie mit kaum hörbaren Ton, und ſank in ihren Todtenſchlummer zurück, in welchem ſie auch den Geiſt aufgab. — Matildens Thränen,

die

die Mühe die ſie ſich gab, wenigſtens Berengariens Leiche ihrem Gemahl aufzubewahren, das Begräbniß der Königin, welches die Länge der Zeit unumgänglich nöthig machte, die Angſt und langwierige Vertheidigung der Belagerten, und alles was dahin gehört, will ich übergehen. Genug, dem Sultan war zu viel an der Eroberung von Tabaria gelegen, als daß er dieſelbe ſo leicht hätte aufgeben ſollen. Die Stadt gieng über; Matilde kam in Saladins Hände. — Er ſah es ihr an, daß ſie eine Perſon von Wichtigkeit war, und wollte ſich durch ſie für die fehlgeſchlagne Hofnung, die Königin von England in ſeine Gewalt zu bringen, ſchadlos halten.

Das Gerücht von dieſen traurigen Begebenheiten, kam Richarden und ſeinem Bruder auf dem Wege nach Tabaria entgegen. Der Verluſt dieſer Stadt, Berengariens Tod, und Matildens Gefangenſchaft, waren Unfälle, die unſern Helden faſt zu ſchwer wurden zu ertragen, doch verſcheuchte die Begierde nach Rache endlich den unthätigen Schmerz, und die Begierde Matilden zu retten, welche beyden gleich ſtark anlag, brachte ſie zu dem Entſchluſſe, den wir im folgenden Kapitel hören werden.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Vorbereitungen zu einen Abentheuer.

So herzlich Richard den Verluſt ſeiner Berengaria beklagte, ſo war doch ſeine Freundſchaft für Matilden, wie er das Gefühl für ſie nannte, ſo groß, und das **Verlangen, aus ihrem Munde umſtändliche Nachricht von dem Tode ſeiner Gemahlin zu erhalten**, ſo dringend, daß alle andere Gefühle dadurch verdrängt wurden, und er auf nichts dachte, als Lady Klifford ihren Räubern zu entreißen. — Walter hatte nicht nöthig ſeiner Liebe zu Matilden und ſeiner Begierde ſie zu retten, gegen ſeinen Freund und gegen ſein eignes Herz falſche Namen zu geben; Matilde war ſeine Geliebte, und er hatte das Recht, alles für ſie zu thun was ihm ſeine Leidenſchaft eingab.

Saladin hatte ſeine Gefangene nach Jeruſalem geführt, und unſere beyden Helden wären, in dem ungeſtümen Eifer der ſie beſeelte, lieber mit dem ganzen chriſtlichen Heere vor dieſe Stadt geeilt, um ſie und diejenige welche ihre Mauern einſchloſſen, in ihre Gewalt zu bringen; aber wie war dieſes möglich!

Der einmüthige Schluß, Jeruſalem nicht zu belagern, welchen die chriſtlichen Heerführer erſt kürzlich gefaßt hatten, würde um Matildens willen nicht gebrochen worden ſeyn. Sollte denn Walter ſein kleines Heer mit Richards funfzigtauſenden zuſammen ſetzen und Jeruſalems Belagerung allein unternehmen, ſo würde ihm dieſer Streich bey der Tapferkeit und der noch ſtärkern Liebe die ihn beſeelte; zwar gelungen ſeyn; aber wo war nur ein Anſchein von Hofnung, daß die andern Könige und Fürſten, ihm dieſes Unternehmen geſtatten, daß ſie es geduldig anſehen würden, wenn dieſe Stadt, um deren Beſitz einer den andern beneidete, in des gehaßten Walters, und in des ſtolzen Richards Hände käme? — Unmöglich wäre es unſern Helden geweſen, ſich zu gleicher Zeit wider Saladins Macht, und wider ihre chriſtlichen Bundesgenoſſen zu wehren und beyden obzuſiegen, und dieſer Vorſchlag ward alſo gleich verworfen. Richard ſprach von Auslöſung Matildens mit irgend einer wichtigen Veſtung, oder einer großen Summe Geld; aber Walter wußte wie wenig Saladin das Geld achtete, und wußte aus ähnlichen Beyſpielen, wie langſam die Chriſten waren, für Gefangene von der größten Wichtigkeit, den Sarazenen einen ganz geringen Platz zu überlaſſen; was hatte denn alſo Matilde von ihnen zu hoffen? Ihre Gefangenſchaft und ihre

Freyheit konnte ihnen gleichgültig ſeyn, und Walters Feinde wären gewiß geneigter geweſen, ihr die erſte als die letzte zu gönnen. — Alſo auch dieſer Vorſchlag war vergeblich, und Walter faßte einen Entſchluß, der ſeiner Liebe und ſeinem Heldenmuth vollkommen angemeſſen war.

Ich will das Aeuſſerſte wagen, ſagte er. Ich kenne Saladins Großmuth, und die Treue mit welcher er über einen einmal gegebenen Worte hält. Er hat mir unzähliche Mal Beweiſe ſeiner Achtung gegeben. Das Verſprechen, das er mir bey Odos Tode vor vielen Jahren that, daß ich allemal ungehindert zu ihm kommen, und frey wieder von ihm gehen könnt, ich mögte ihn finden wo ich wollte, dieſes königliche Verſprechen, iſt gewiß ietzt noch ſo gültig bey ihm, als im Anfange; die Begegnung die ich bey ihm antraf, ſo oft mich das Kriegsglück in ſeine Hände ſpielte, hat mir es hinlänglich bewieſen. Ich will ganz allein, ohne die Begleitung eines einzigen Menſchen nach Jeruſalem gehen, meine Matilde von ihm zurückfodern, oder mich an ihrer Stelle zu ſeinen Gefangenen liefern. Meine Perſon iſt doch vielleicht in den Augen des chriſtlichen Heers von größerer Bedeutung als die Perſon eines Weibes, und ich kann eher auf meine Auslöſung hoffen, als Matilde auf die ihrige.

Thue was du willſt, ſagte Richard, aber ſo viel ſchwöre ich dir bey dem königlichen Namen den ich führe, und bey dem heiligen Grabe, zu welchem wir als Pilger wallen, ich begleite jeden deiner Schritte.

Walter erſchrack über dieſen Schwur; er bat ſeinen Bruder zu wiederrufen, er ſtellte ihm vor, daß er nicht das freye Geleit bey Saladin mit ihm gemein habe, daß ſeine Perſon von zu großer Bedeutung wäre, als daß Saladin ihn frey ziehen laſſen, oder ihn um eine Kleinigkeit wieder hingeben ſollte; er gab ihm zu bedenken, daß ſeine Gefangenſchaft und Auslöſung die Chriſtenheit um ihre größten Vortheile bringen, und unter den chriſtlichen Anführern, welche theils für, theils wider ihn wären, eine Uneinigkeit verurſachen würde, die das fürchterlichſte Blutbad nach ſich ziehen könnte; aber umſonſt. — Es kann ſeyn, ſagte Richard, daß du Recht haſt, aber ich habe geſchworen, und wehe dem, der einen Eid, wie der meinige, bricht! Ueberdieſes habe ich das zu meinen Vortheil, daß man bey den Sarazenen zwar meinen Namen und meine Rüſtung, aber nicht meine Perſon kennt, gieb mir eins von deinen Kleidern, oder das Kleid deines Waffenträgers, gieb mir den Namen eines deiner Ordensbrüder, und alles wird gut und ſicher gehen; ich werde ſeyn wo du biſt, und werde Matilden befreyen helfen, die meinem Herzen nach Berengariens Tode, und der Treue die ſie dieſer armen Unglücklichen bewieß, theurer als jemals iſt.

Walter mußte nachgeben. Richard verkleidete ſich; beyde hüllten ſich in lange Mäntel, um die Ordenstracht zu verdecken, und ſie machten ſich mit den erſten Schatten der Nacht auf den Weg, den Freundſchaft und Liebe ihnen bezeichneten.

Weder Walter noch Richard hätten es gern geſehn, wenn man bey dem chriſtlichen Heer etwas von ihrem Vorhaben gemerkt hätte. Sie hatten alle Vorſicht gebraucht, damit man ſie nicht vermiſſen konnte. Man wußte, daß ſie ihren Weg nach Tabaria gerichtet hatten, um die Königin von England zu beſuchen. Das Gerücht von den unglücklichen Begebenheiten in dieſer Stadt, war nicht ſo bald vor unſere Helden gekommen, als Konrad von Staufen mit einem anſehnlichen Heer herüber gerufen ward, die eroberte Beſitzung den Händen der Sarazenen entreiſſen zu helfen. Richard und Walter traten ihren geheimen Weg vor ſeiner Ankunft an, aber ſie hinterließen ihm Nachricht wo ſie hingiengen, und Verhaltungsbefehle, wie er ihre Abweſenheit verhehlen, und überall handeln ſollte als wenn ſie gegenwärtig wären; eine Macht die ſie gar wohl in den Händen desjenigen laſſen konnten, den König Richard immer mit ſo vielem Recht den **Ritter von feſter Treue** zu nennen pflegte.

Um ihren Weg vor chriſtlichen und ſarazeniſchen Augen deſto beſſer zu verhehlen, verließen unſere beyden Abentheurer die gerade Straße nach Jeruſalem, und nahmen einen Umweg, der zwar ihre Reiſe ſehr verlängerte, aber ſie eben ſo ſicher an Ort und Stelle bringen mußte als die Heerſtraße, wenn man ihn nur vorſichtig genug und nicht bey Nacht antrat. — Graf Raimund, welcher damals als er noch Vormund der Könige von Jeruſalem war, oft Urſache hatte ſeine Mündel zu belauſchen, war auf dieſem Wege oft nach der Hauptſtadt gereiſt, und hatte unvermuthet vor den Balduinen und Sybillen geſtanden, da ſie indeſſen auf der Heerſtraße häufige Wachen ausgeſtellt hatten, welche ſeine Ankunft zeitig genug melden ſollten, um in einer Verfaſſung vor ihm zu erſcheinen, welche alle Verweiſe unmöglich machte.

Graf Raimund hatte nach der Zeit Waltern dieſen Weg bezeichnet, und dieſer glaubte ihn gut genug gemerkt zu haben, um ſeinem Begleiter zum Wegweiſer dienen zu können.

Er irrte ſich indeſſen, und ſo gut anfangs alle Merkmale der Richtigkeit des Wegs zutraſen, ſo zweifelhaft wurden ſie nach und nach, bis ſie ſich endlich ganz verlohren, und unſere Reiſenden ſich hin und her wandten, ohne zu wiſſen, ob ſie ſich nord- oder weſtwärts lenken ſollten. Der Weg gieng über einen Theil des Libanons, aber um nicht von den vorgeſchriebnen Pfade abzuweichen, durften ſie ſich nicht der höchſten Höhe des Gebirgs nähern, ſondern ſie mußten ſich zeitig wieder abwärts lenken; demohngeachtet fühlten ſie, daß ſie immer unmerklich höher ſtiegen, und das kleine Geſträuch zwiſchen den höhern Bäumen immer dichter ward. Sie giengen zurück, um die alten Cedern wieder zu erreichen, von denen man ſagt, daß ſie die Waſſer der Sündfluth noch geſehen haben, und deren damahls noch zwey und dreyßig waren. — Bis an dieſe Stelle wußten ſie, daß ihr Weg richtig geweſen war, und Walter getraute ſich, ſich wieder zurecht zu finden, wenn er dieſe Bäume wieder zu Geſicht bekäm. Aber alle Mühe dahin zu gelangen war umſonſt, ſie giengen rück- und vorwärts, ſie ſchweiften zur rechten und zur linken Seite aus, und immer war es, als ob ſie im Kreiſe umher giengen, denn immer kamen ſie wieder auf die alte Stelle.

Einen ganzen Tag hatten ſie in dieſer Verwirrung zugebracht; die Nacht brach ein, und ſie beſchloſſen einen bequemen Ort zur Ruhe zu wählen, eine ſparſame Mahlzeit von ihren mitgenommenen Lebensmitteln zu halten, und ſich dann dem Schlafe, welchem ſie beyde faſt nicht mehr widerſtehen konnten, zu überlaſſen.

Sie führten ihren Vorſatz aus. Die Müdigkeit beſiegte die ſorgenvollen Gedanken, welche ſie hätten wachend erhalten können, und der Strahl der Morgenſonne erweckte ſie erſt zur Fortſetzung ihrer Reiſe. — Sie ſtanden auf, ſie giengen noch etwa funfzig Schritte vorwärts, und plötzlich zeigte ſich ihren Augen ein ganz unerwartetes Schauſpiel.

Das Gebürge ſenkte ſich auf einmal ziemlich jäh in ein tiefes Thal, das an Schönheit alles übertraf was die glühende Einbildungskraft des Dichters nur zu faſſen, nicht zu ſchildern vermag, und von deſſen Beſchreibung wir, die wir keine Dichter ſind, uns weislich enthalten. — Was würde es auch dem Leſer frommen, wenn wir ihm eine unabſehliche Fläche mit einem Gehege von mit Cedern bekrönten, himmelhohen, ſteilen Gebirgen umſchloſſen hinmahlten, und alle Zauberreize der Natur, alles, womit ſich in dieſem Buche die Gegenden von Marſeille, und die um das Marienkloſter zu Gedſlew, und die in der Inſel Zyzern auszeichnen, hineinbrächten, was würde es ihm helfen? Er ſähe doch nichts von dem allen, und wir wären zu ſchwach, es ihm anſchaulich zu machen.

Ueberraſcht, ſtillſchweigend, mit weitgeöfneten Augen ſtanden Walter und Richard da, als ob ſie wünſchten, das Ganze, das ſich ihnen ſo herrlich darſtellte, auf einmal faſſen, und das entzückende Bild immer bewahren zu können. — Was ihnen den Anblick der lachenden Gegend noch reizender machte, war das Leben welches hier überall herrſchte, denn ein großer Theil dieſes ungeheuren Thals, war mit einer unzählbaren Menge kleiner friedlicher Hütten bedeckt, deren Aeuſſerliches von blühenden Wohlſtand ſprach, und deren Einwohner, ſo wie ſie aus denſelben dem anbrechenden Tag entgegen an ihre Arbeit giengen, durch ihre Anzahl und muntere Thätigkeit, das ſchönſte Bild des ländlichen Glücks entwarfen, das ſich denken läßt.

So reizend dieſes Schauſpiel war, ſo hielten ſich doch Richard und Walter nicht lange bey Betrachtung deſſelben auf. Sie fiengen an einen bequemen Weg abwärts zu ſuchen, um ſich unter dieſe fröhlichen Leute zu miſchen, und bey ihnen Nachricht zu erhalten, wo ſie wären, und wo ſie ſich wieder auf den rechten Weg finden ſollten. Sie fanden, was ſie ſuchten. Sie kamen ohne ſonderliche Mühe hinab, und ſahen und erfuhren, was ihr, meine Leſer! auch ſogleich erfahren ſollet.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Der Alte vom Berge.

Ein Trupp von Männern und Weibern umringte die Herabkommenden, deren Kleider dieſen Leuten zeigten. daß ſie keine Eingebohrne des Landes, ſondern Fremde waren. Richard und Walter betrachteten und wurden betrachtet; ſie fanden die Weiber dieſes Volks ſanft und ſchön, und die Männer faſt rieſenförmig, und von einem wilden entſchloſſenen Anſehn. Wie man ſie fand, konnten ſie aus nichts als allenfalls aus dem gefälligen Lächeln und dem leiſen Flüſtern der Weiber ſchließen.

Richard brach zuerſt das Stillſchweigen, und fragte, wo ſie wären. — Uns ziemte vielleicht beſſer als euch, antwortete einer von den Männern, zu fragen wer ihr ſeyd, und was ihr im Lande der Aſaßinen zu ſuchen habt?

Manche unter meinen Leſern, welchen das Volk der Aſaßinen unbekannt iſt, — deren es doch wie ich denke, wenig geben wird, — werden hier vermuthen, daß ich ſie zu irgend einen idealiſchen Volke führen, ſie auf den zehn folgenden Bogen mit der moraliſchen und politiſchen Verfaſſung deſſelben bekannt machen, und ihnen in dieſer Beſchreibung, wie in einem Spiegel, alle Mängel und Verbeſſerungen unſeres heutigen Nähr- Lehr- Wehr- und obrigkeitlichen Standes zeigen werde; aber mit nichten, meine Freunde! Wenn ihr zu ſolchen Dingen Luſt habt, ſo muß ich bitten, euch in die Länder am Südpol zu bemühen, wo ſich dergleichen Obſervationen weit beſſer anbringen laſſen, als bey dem Volke der Aſaßinen, welches wirklich einmal exiſtirte, ob es gleich jetzt ausgeſtorben ſeyn mag, wirklich ſeine eignen Geſetze und Staatsverfaſſungen hatte, ob ſie gleich nicht ſo beſchaffen waren, daß ſie irgend einem andern Volke zur Warnung oder Nachahmung brauchten vorgelegt zu werden.

Richard und Walter hörten nicht ſobald den Namen des Vols, als ſie gleich wußten wo ſie ſich befanden, und zu den Fürſten geführt zu werden verlangten. — Dieſer Fürſt — doch, meine Leſer! welcher unter euch kennt nicht den Alten vom Berge, den König und Prieſter ſeines kleinen Volks, ihn, der mit einem einzigen Wink den Glauben und die Handlungen ſeiner Unterthanen, regierte, ihn, der im Stande geweſen wäre durch ein Wort, die gröſste Unthat zur lobenswürdigſten Handlung zu machen, welche, wie ſein Volk feſtiglich glaubte, blos weil er es gebot mit den höchſten Freuden des Paradieſes belohnt wurde. — Er konnte gebieten, die halbe Welt auszurotten, und ſeine Unterthanen hätten eher ihr Leben als den Verſuch aufgegeben, ſeinen Willen zu bewerkſtelligen. Die ſeiner Rache geweihten Opfer mußten fallen, es war nun in ihren geheimſten am feſteſten verſchloßenen Zimmern, oder mitten auf den Straßen ihrer Stadt, mitten in den volkreichſten Verſammlungen. Wenn Liſt und Geſchwindigkeit nicht hinreichte die Thäter zu retten, ſo ſtarben ſie freudig über der That, hielten ſich für Märtyrer, und erlangten, wie ſie meynten, nach ihrem Tode die höchſte Staffel himmliſcher Seeligkeit zum Lohn ihrer Treue. — Abſcheulich wären dieſe Grundſätze, und doch beruhte auf ihnen allein die Ruhe des kleinen Reichs, das der Alte des Berges regierte; das faſt göttliche Anſehn, das er bey ſeinen Unterthanen hatte, erhielt Ordnung unter ſeinem Volke, und machte ihn ſeinen Feinden furchtbar. Unmöglich wäre es ihm geweſen, ſich ſo lange mitten unter größern und mächtigern Fürſten unabhängig zu erhalten, wenn man nicht gewußt hätte, das die kleinſte Beleidigung, der kleinſte Anſchlag den man wider ihn machte, und den er, wie durch eine Art von Allwiſſenheit, vermittelſt ſeiner überall zerſtreuten Spione augenblicklich erfuhr, unausbleiblich durch den Tod, den Tod der einigen rechtſchuldigen Perſon gerochen wurde. — Nie ſchadete er ungereizt, und ſo ſchrecklich und gewiß ſeine Rache auch allemal war, ſo wußte man doch durch viele Jahrhunderte hindurch, kein einziges Beyſpiel, daß jemand ein Opfer derſelben geworden wäre, der es nicht vollkommen verdient hätte. Gerechtigkeit und weit umfaſſende Einſicht ſchien das Erbtheil dieſer kleinen Prinzen zu ſeyn; ſie nannten ſich Nachahmer des großen Richters, und Diener ſeiner Rache, und niemand kann ihnen nachſagen, daß ſie dieſe furchtbaren Titel jemals mißbrauchten. Sie hatten die volle Macht, Ungerechtigkeiten auszuüben in Händen, da der blinde Gehorſam ihres Volks alles für Recht hielt was ſie geboten, aber nie weis man, daß ſie Ungerechtigkeiten ausgeübt hätten.

Zu dieſem ehrwürdigen und furchtbaren Fürſten wurden Walter und Richard geführt. Er nahm ſie freundlich auf, verſprach, ſie auf den rechten Weg bringen zu laſſen, und bat ſie, weil ihr Anſehn ihm gefiel, einen Tag oder zween bey ihm zu verweilen, und der Güter zu genießen, die Gott und die Natur ſeinem Lande verliehen hätte. Dieſes waren ſeine eignen Worte, und er band ſich bey denſelben an die ſtrengſte Wahrheit. — Die Güter, deren ſein Volk im Schooß der Ruhe genoß, waren blos diejenigen, die ihnen ihr fruchtbares Thal gewährte; die, deren man in den Zeiten des goldnen Alters genoß, ſie kannten und begehrten keine andern; ſie waren reich in ihren Beſitz, und wurden von denen an ſie gränzenden Völkern für arm gehalten, welches noch eine Urſache mehr war, daß man es nie unternahm, den Frieden, der in ihrem kleinen Lande herrſchte, zu unterbrechen.

Der Fürſt der Aſäßinen gewann Waltern und Richarden lieb, er nannte ſie Söhne der reinen unverderbten Natur, und ließ ſie ungern von ſich. — Die beyden Brüder dachten ihm beym Abſchiede ein Merkmal ihres Zutrauens zu geben, und nannten ihm ihre Namen, um welche ſie noch niemand befragt hatte. Der Alte lächelte und ſagte, wie ſollte ich die Söhne der frommen Roſemunde und der boshaften Eleonore nicht kennen? Geht hin, ſetzte er hinzu, und grüßt meinen Bruder Saladin, wenn ihr zu ihm kommt. Ich habe nichts auf ihn zu ſprechen, aber unterſchiedlichen von den Anführern des chriſtlichen Heers mögte ich vielleicht bald ein Zeichen meines Andenkens geben, doch weil mich noch keiner perſönlich beleidigt hat, als Konrad von Montſerrat, der ſogenannte König von Jeruſalem, er, der heimliche Anſchläge wider die Ruhe meiner Kinder ſchmiedet, ſo mag es vorjetzt bey dieſem bleiben. Sagt ihm, daß er meine Rache fürchte!

Richard und Walter verließen mit Erſtaunen dieſen wunderbaren Mann, und folgten dem Wegweiſer den er ihnen gab, und der ſie bey Einbruch der Nacht durch einen Weg, der wie durch Zauberey abgekürzt ward, bis an die Mauern von Jeruſalem brachte.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Richard, Walter und Saladin.

Saladin war gewohnt, jeden Fremden welcher ihn zu ſprechen verlangte, ſogleich vorzulaſſen, und Walter und ſein Bruder wurden in der nämlichen Stunde, da ſie die Stadt betraten und Gehör beym Sultan verlangten, vor ihn geführet.

Die Brüder traten ein, ſie ſchlugen ihre Mäntel zurück und ſtanden in voller Ordenstracht vor ihm. — Saladin erſtaunte. — Wie, Ritter! rief er nach einer kleinen Weile aus, indem er auf Waltern zugieng, wie? ihr wagt es, euch in die Hände eures Feindes zu liefern? — Iſt Saladin Walters Feind? fragte der andere. Nein, erwiederte er, aber der Sultan wohl der Feind des Tempelherren. Ich ſtehe hier nicht vor euch als Tempelherr, verſetzte unſer Held, ſondern als

Walter,

Walter, Odos Freund, dem Saladin ehemals Erlaubniß gab, frey zu ihm zu kommen, wenn er wollte, und der ſich dieſer Erlaubniß noch nie bediente als heute. — O, ſagte der Sultan! dieſes Verſprechen iſt verjährt; die Fürſten ſind vergeßlich! — Ich rede mit Saladin, ſprach der Tempelherr. Laßt uns die Umſtände bey ſeit ſetzen, mein Walter! fieng jetzt Saladin lächelnd an, ſetzt euch an meine Seite, und ſagt mir, was ihr von Odos Freund verlangt. Aber wer iſt euer Begleiter? — Seine Kleidung wird euch antworten, ſagte Walter. Ich wollte lieber ihr hättet mir geantwortet, erwiederte der Sultan, indem er Richarden mit einen durchdringenden Blick anſah, das Kleid kann trügen, aber Walter nicht. — Der Tempelherr erröthete. — Nun es mag gut ſeyn, fieng Saladin nach einem kleinen Stillſchweigen an, ich will nicht in euch dringen. Euer Begleiter mag ſich auch ſetzen, hieher oder dorthin, nur nicht mir gegen über; ich bin nicht allemal ganz kaltblütig beym Anblick meiner Feinde. Richard ſetzte ſich trotzig an Walters Seite, und betrachtete Saladin mit funkelnden Augen. Der Sultan ſchwieg, und Walter nahm das Wort. — Mein Saladin, ſagte er, indem er ſeine Hand freundlich drückte, was that ich euch, daß ihr mir meine Geliebte raubtet? Vergrif ich mich je an dem was eurem

Herzen theuer war? Raubte ich euch Nureddin anders als aus Noth? Erſchwerte ich euch ſeine Befreyung? — Ihr hättet niederträchtig gehandelt, wenn ihr mir ſie erleichtert hättet! unterbrach ihn Saladin; Nureddin war nicht euer Gefangner, er gehörte eurem ganzen Volke; aber Matilde iſt mein, und ihr ſollt ſie heute wieder haben, wenn ihr ſie nicht ſicherer bey mir, als bey euren verrätheriſchen Glaubensgenoſſen haltet. — O Walter, Walter! wie verblendet ſeyd ihr! warum ſetzt ihr euer Glück ſo weit? ſo aufs Ungewiſſe hinaus? Bleibt bey mir! bleibt mit Matilden bey mir; ſie iſt heute noch die Eurige. Warum wollt ihr zu einem Volke zurückkehren, das eure Tugend nicht zu ſchätzen weis? das euch um eure liebſten Hofnungen betrügen, den Beſitz eurer Geliebten ſo lang verzögern wird, bis ihr ihn mit dem Grabe vertauſchen müßt? — Ich kenne dieſe Leute beſſer als ihr; glaubt mir, ſie ſind eurer Treue nicht würdig. — Wem meynt denn wohl Saladin, verſetzte Walter, daß ich meine Treue gelobt habe? Meinem Gott und meinem Gewiſſen, oder falſchen, nichtswürdigen, verrätheriſchen Menſchen? — Ihr mögt wohl Recht haben, ſagte Saladin mit einem Seufzer, indem er aufſtand, und ſich einer Seitenthüre nahte, welche in ſeinen Harem führte. — Kommt und ſeht eure Geliebte, und fragt ſie ſelbſt, ob ſie euch folgen oder bey mir bleiben will; aber ſoll dieſer uns auch begleiten? — 'Wo ich bin, muß mein Freund auch ſeyn; ſagte Walter, indem er ſeines Bruders Arm ergrif und Saladin nachtrat. O, wenn ihr es verlangt, antwortete der Sultan, ſo ſchlage ich ihm nichts ab, und wenn er Richard, wenn er der grauſame Mörder meiner unſchuldigen, wehrloſen, ſich ſeiner Gnade ergebenden Unterthanen ſelbſt wäre. Meynt ihr wohl, daß Saladin ſo hätte handeln können? — Saladin nicht, ſagte Walter, aber wohl der Sultan von Damaſkus. Ach ich weis eine Zeit, da ich unter dreyßig gefangenen Tempelherren der einzige war, deſſen Leben verſchont ward! — Laßt uns vergeſſen! ſagte Saladin indem er ſich umdrehte und mit einer Thräne im Auge Walters Hand ergrif. Auch ich will vergeſſen, ſetzte er mit einen Blick auf Richarden hinzu, will vergeſſen und den ſchonen, den nicht mein Schwert, ſondern freyer Wille, und zu großes Zutrauen auf meine Grosmuth in meine Hände lieferte. Richard wollte antworten, aber Walter drückte ſeinen Arm den er in den Seinigen hielt, und winkte ihm zu ſchweigen. Ich weis nicht, ob der verkleidete König von England dem Verlangen ſeines Freundes gefolgt hätte, wenn man ſich nicht in dem nämlichen Augenblicke an Ort und Stelle befunden hätte. — Es öfnete ſich eine Thür, und Saladin führte die Fremden in ein prächtig erleuchtetes Zimmer, in welchen drey Damen auf niedrigen Küſſen ſaßen, und in einem emſigen Geſpräch begriffen zu ſeyn ſchienen. Eine von ihnen entfernte ſich, und die andern beyden traten dem kommenden Sultan entgegen.

Sieben und dreyſzigſtes Kapitel.

Abentheuer in Saladins Harem. Ein trauriger ahndungsvoller Abſchied.

Daß eine von dieſen beyden Damen Matilde war, iſt überley zu erwähnen. Saladin hatte keine Zeit die beyden Liebenden einander vorzuſtellen; ſie flogen einander in die Arme, ohne ſich an die Gegenwart des Sultans zu kehren. Saladin lächelte, und führte die andre Dame in das nächſte Zimmer. Die Freuden des Wiederſehns brauchen keine Zeugen, ſagte er, und euch, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Richarden umdrehte, euch wollte ich rathen uns zu folgen, oder einen andern Weg zu wählen, denn ich vermuthe, ihr werdet hier überley ſeyn.

Richard blieb, und das Geſpräch das ſich zwiſchen ihm, Waltern und Matilden erhub, werden mir meine Leſer erlauben mit einem Strich zu bezeichnen — Es enthielt nichts, das man ſich nicht ſelbſt denken kann, und doch enthielt es zu viel, um glücklich nachgeſchrieben zu werden.

Unſere drey Freunde wurden nicht in ihrer Unterhaltung geſtört, und der anbrechende Tag fand ſie noch beyſammen, ohne daß ſie mit ihren Geſprächen zu Ende waren. — Matilde bat ihre Freunde, ihren Beſuch zu wiederholen, um das, was ſie ihnen zu ſagen hätte, in beſſerer Ordnung als heute zu vernehmen, ſie trennten ſich, und fanden des andern Tages keine mehrere Schwierigkeit Zutritt zu erhalten, als den erſten.

Den Tod eurer guten Gemahlin, fieng Matilde an, indem ſie ſich zu Richarden wandte, habe ich euch geſtern umſtändlich erzählt. Mich dünkt, unterbrach ſie der König von England, mich dünkt, ihr habt doch einen Umſtand verſchwiegen, den ich von andern gehört habe. Wo bleibt der Befehl, den euch die ſterbende Berengaria an mich auftrug? — Matilde ſchlug erröthend die Augen nieder, und fuhr fort: — Tabaria kam in Saladins Hände, und ich ward ſeine Gefangene. Schon mein Stand und mein Geſchlecht verſchaften mir eine gütige Begegnung von dieſem liebreichen Fürſten, aber der Name von Graf Raimunds Tochter, und Walters Geliebten, für welche ich mich bey unſerer Ankunft zu Jeruſalem zu erkennen gab, machte, daß er mich wie eine Tochter anſah, daß er mich der Prinzeßin Zoe, der Gemahlin ſeines Neffen gleich ſetzte. Ihr habt ſie geſehen, ſie war eine von den Damen, die ihr des erſten Abends bey mir fandet. Unſere Freude bey unſerer erſten Zuſammenkunft könnt ihr euch denken. Ihr wißt, daß ich nicht in allen Urſache hatte mit ihr zufrieden zu ſeyn; aber was iſt die Freundſchaft nicht geneigt zu verzeihen! Und wie viel muß man nicht der Liebe zu gute halten! Was ſie that, geſchah um Nureddins willen, wer wüßte, ob ich für meinen Walter weniger gethan hätte. — Das Vergnügen, bey dieſer meiner alten Freundin zu ſeyn, und die Vorſtellung von der Unruh und Gefahr welche auſſerhalb Jeruſalem herrſchte, machten, daß ich weniger um meine Loslaſſung bat, als ich vielleicht ſonſt gethan haben würde. Ich begnügte mich, euch, mein Walter! ſchriftlich zu tröſten; aber ich merke, daß mein Brief nicht in eure Hände gekommen iſt. — Man gab mir hier in Saladins Harem dieſes Zimmer ein, welches ehemals von Königin Sybillen iſt bewohnt worden, und dieſer kleine unbedeutende Umſtand gab mir Gelegenheit zu einer Entdeckung, welche für die Unglückliche, welche ſie betraf, von der äuſſerſten Wichtigkeit, und auch mir und euch, wie ihr in der Folge ſehen werdet, nichts weniger als unbedeutend war.

Ich hatte einige Tage lang dieſes Zimmer bewohnt, und bald in Saladins, bald in Zeens, bald Nurekdins Geſellſchaft zugebracht. Die Geſellſchaft meiner Freunde machte vermuthlich, daß ich bey Tage dasjenige nicht wahrnahm, welches in der Stille der Nacht niemals meiner Aufmerkſamkeit entgieng. — Ich war des Abends nicht ſo bald allein, als ſich die Tapeten zu bewegen ſchienen, ein leiſes Geräuſch mich umſäuſelte, und oft ſogar klagende Töne in meinen Ohren erſchallten. Ich hielt es anfangs für Phantaſie, aber als in der einen Nacht das Geräuſch ſich in einen unruhigen Lärm, und in ein ziemlich lautes Klopfen verwandelte, welches mir aus einem tiefen Winkel nahe bey meinem Bette zu kommen ſchien, ſo ward ich unruhig. Oft ſtand ich auf dem Punkte aufzuſtehen, und die Sache genauer zu unterſuchen; aber die Sklavinnen, welche man mir zugegeben hatte, welche alles hörten was ich hörte, und die noch eine größere Furcht vor den wandernden Geiſtern hatten als ich, hielten mich davon ab.

Das Geräuſch ließ nach: der anbrechende Tag vertrieb meine Furcht; ich dachte der Sache reiflicher nach, ich beſchloß eine Unterſuchung, und nahm mir vor, weil ich mich doch nicht ganz allein an dieſelbe getraute, die Prinzeßin zu meiner Gehülfin zu wählen. — Zoe war bereit, und bezeugte mehreren Muth zu unſern Unternehmen als ich. Wir entfernten unſere Aufwärterinnen, wir räumten mit eigner Hand die an der Wand ſtehenden Möbeln hinweg, wir zogen die Tapeten zurück, wir klopften an das Täfelwerk; aber alles umſonſt, bis wir an den Winkel in meiner Schlafkammer hinter dem Bette kamen, wo auf die erſte Berührung eine Thüre aufſprang, welche auf eine enge finſtre Treppe führte. Zoe, die einen Ueberfluß an Muth hat und ſich gern damit groß macht, war gleich bereit ohne Licht hinunter zu ſteigen, und ihre Unterſuchung weiter zu treiben. Ich hielt ſie zurück, denn ich ward gewahr, daß auf den oberſten Stufen etwas zu liegen ſchien, über welches ſie hätte ſtraucheln und fallen können. Sie bückte ſich, darnach zu greifen; aber das Gefühl einer eiskalten Menſchenhand, welche ſie zu faſſen bekam, machte, daß ſie ein lautes Geſchrey ausſtieß, und ohnmächtig zu Boden ſank. Ich wußte nicht, was ſie ſo erſchreckt hatte; ich rufte meine Leute; man brachte die Prinzeßin wieder zu ſich ſelber, und ſie hatte ſich nicht ſobald völlig erholt, als ſie mir entdeckte, was ſie geſehen oder vielmehr gefühlt hatte. Man brachte Licht, unſere Sklavinnen mußten die Sache, von welcher ich wenig glaubte, beſſer unterſuchen, und o Himmel! Zoe hatte Recht: auf den Stufen der Treppe lag der erſtarrte Körper einer Weibsperſon, welche ich ſogleich aufheben, und auf mein Bette legen ließ. — Wir gaben uns alle mögliche Mühe ſie zu ſich ſelbſt zu bringen, welches uns endlich gelang. Sie ſchlug die Augen auf, und foderte mit kaum hörbarer Stimme eine Erquickung; wir labten ſie ſo gut wir konnten, und die Begierde, mit welcher ſie das, was wir ihr gaben genoß, beſtätigte das, was uns ihr verfallner abgezehrter Körper ſchon geſagt hatte, daß Hunger und Durſt, ihr ohne unſere Hülfe bald das Leben würden geraubt haben, und daß das Geräuſch, welches ich vornämlich in der letzten Nacht gehört hatte, von der letzten Anſtrengung ihrer Kräfte herrührte, welche ſie brauchte, ſich aus ihren abſcheulichen Kerker zu reißen und ihr Leben zu retten. — Ihre Kleider waren zwar ſehr zerriſſen und unreinlich, aber von ſolcher Koſtbarkeit, daß man wohl ſahe, daß ſie keine Perſon von geringem Stande ſeyn mußte. Unſere Neugierde wurde durch dieſen Umſtand vermehrt, und wir warteten mit Verlangen, bis unſere Kranke ſich genugſam erholt haben würde, uns alle Nachrichten zu geben, die wir verlangten.

Es ſtand etliche Tage an, ehe ſie im Stande war, etwas Zuſammenhängendes zu ſprechen, und was wir alsdenn erfuhren, will ich euch nicht mit ihren Worten, ſondern nur kürzlich erzählen; denn wie wäre mir es möglich, alle Abſcheulichkeiten zu wiederholen, die ſie uns von ihrer grauſamen Kerkermeiſterin, der ehemaligen Bewohnerin dieſer Zimmer, der gottloſen Königin Sybille erzählte.

Die Unglückliche welche hier eingekerkert war, und an deren Quaal ſie ſich täglich geweidet hatte, war niemand anders, als Remigia, Graf Philips von Flandern Gemahlin. Ihr wißt es, ihr habt mir es ſelbſt geſagt, in was für Anſehn ihr ſie an Sybillens Hofe gekannt habt. Sybillens alter Liebhaber, Heraklius, ſchien Geſchmack an Remigiens Umgang zu finden; die Königin, welche nicht gern einen einzigen von ihren Anbetern miſſen wollte, überzeugte ſich von ſeiner Untreu, und rächte ſich an ihrer Nebenbuhlerin. Remigia kam vom Hofe hinweg, man wußte nicht wie; man ſprengte ihren Tod aus, da ſie indeſſen in dieſem entſetzlichen Behältniſſe, welches die Königin in die dicke Eckmauer des Schloſſes hatte hineinarbeiten laſſen, ihr elendes Leben zubrachte; die Nähe in welcher ſie ihre unglückliche Nebenbuhlerin bey ſich hatte, machte, daß ihr faſt keiner ihrer Seufzer entgieng, welche ihr der Hunger und die Schmerzen der Geißelung, die ſie oft ausſtehen mußte, auspreßten. Sybille weidete ſich an ihrem Elend, und beklagte, als ſie dieſen Palaſt verlaſſen mußte, nichts ſo ſehr, als den Verluſt dieſes teufliſchen

Vergnügens. Eine ihrer Kammerfrauen, welche menſchlicher dachte als ihre Königin, hatte Mittel gefunden, nachdem dieſe ſchon das Schloß verlaſſen hatte, in dieſes Zimmer zu kommen, um Remigien zu befreyen. Aber einige Drohungen, welche dieſe Unbeſonnene wider ihre königliche Kerkermeiſterin ausſtieß, machten ihrer Befreyerin bange, die Sache möchte entdeckt und ſie ſelbſt ein Opfer von Sybillens Rache werden. Remigia mußte alſo zurückbleiben, doch verſorgte ſie Sybillens Kammerfrau, mit einem großen Vorrath von allerley Lebensmitteln, mit welchen ſie in ihrem engen Kerker ihr Leben bisher hingebracht, und nun, da ſie merkte, daß dieſe Zimmer wieder bewohnt wurden, vom Hunger getrieben, ſich hervorgemacht, und unſere Hülfe gefunden hatte.

Remigiens Geſundheit ward unter unſerer Pflege bald völlig wieder hergeſtellt. Das ausgeſtandne Elend und ihre unvermuthete Rettung ſchienen eine große Veränderung in ihrem böſen Herzen verurſacht zu haben. Du haſt ſie in vorigen Zeiten gekannt, du weißt wie ſie ihre Bosheit ſogar auf uns beyde, die wir ſie nie beleidigt hatten, erſtreckte, wie ſie uns, da wir noch Kinder waren, haßte, und wie ſie uns in unſern höhern Jahren durch ihren Gemahl und ihre Töchter auf tauſendfältige Art zu ſchaden ſuchte. Wir wußten es nicht, wie vielen Antheil ſie an unſern mannichfaltigen Unfällen hatte, aber das Bekenntniß welches ihr ihre Reue jetzt auspreßte, erklärte mir manche Dinge, welche mir vordem unbegreiflich waren. Sie kannte mich nicht, ſie wußte nicht, daß ich eben die von ihr und den ihrigen ſo ſehr gehaßte und verfolgte Matilde war, und ich konnte alſo dem, was ſie mir in den Stunden der Reue entdeckte, deſto ſicherer glauben. Ich tröſtete ſie nach Möglichkeit; ich verdoppelte meine Sorgſalt für ſie, und verbarg ihr, um ſie zu ſchonen, meinen Namen, weil ich mir wohl vorſtellen konnte, daß die Quaal ihres Gewiſſens, und ihre Beſchämung durch die Gegenwart derjenigen, welche vordem ein Gegenſtand ihrer Verfolgungen war, vermehrt werden würde. —

Die Prinzeßin Zoe, welche eben ſo viel Mitleiden für dieſe reuige Sünderin fühlte als ich, nahm ſie nach ihrer völligen Geneſung in ihr Frauenzimmer auf, und da man daſelbſt nicht alle die Vorſicht brauchte, um welche ich gebeten hatte, ſo währte es nicht lange, daß ſie meinen Stand und Namen erfuhr.

Eben der geſtrige Tag, mein Walter! da der Sultan dich und den König von England ſo unvermuthet zu mir brachte, eben dieſer war der Tag dieſer Entdeckung. Remigia kam mit der Prinzeßin in mein Zimmer, ſie warf ſich mir zu Füßen, und Zoe bemühte ſich, ihr, die vor Thränen nicht ſprechen konnte, das Wort zu reden, und ihr meine Vergebung zu erbitten, die ich ihr längſt gegeben hatte. Remigiens Demüthigung beſchämte mich, ich mußte mit ihr weinen, ich bat ſie aufzuſtehen, und nie wieder an Dinge zu denken, welche längſt vergeſſen wären. Nein, Matilde! ſagte ſie, nicht vergeſſen, wenigſtens bey mir nicht, wenigſtens nicht eher, bis ich euch alle meine Verſchuldungen bekannt habe, welche ich leider nicht wieder gut machen kann. Nicht ihr allein ſeyd es, von der ich Verzeihung zu bitten habe; Nicht Walter iſt es allein, der mir ſo manchen gelungenen und mißrathenen Anſchlag, den ich meinem Gemahl wider ihn eingab, zu vergeben hat. Sie, die vornämlich durch unſere Bosheit litt, ſie iſt nicht gegenwärtig, und nie, nie werde ich ihr meine Reue über das bezeugen können was ich that. — Wiſſet, daß Hunberga ohne unſere Bosheit noch in dem Beſitz von Montzon ſeyn, daß ſie ohne dieſelbe nie die Kränkung und Beſchimpfung erfahren haben würde, welche ſie nach ihres Gemahls Tode leiden mußte. — Ihr wißt, daß ich lange vorher ehe mein Gemahl nach Paläſtina kam, dahin abreiſte. Meine Abſicht war, meinen Schwiegervater, Hunbergens Gemahl, den alten Grafen Theoderich wider ſeine unſchuldige Gemahlin einzunehmen. Da aber dieſes unmöglich war, ſo bediente ich ſowohl, als hernachmals auch mein Gemahl uns der Verſtellung, und gaben für Hunbergen eben ſo herzliche Liebe vor, als er für ſeine Gemahlin hatte. Daß Graf Philip der Mörder des Tempelherrn Andreas war, wurde ihm gar verſchwiegen, welches uns bey der zunehmenden Schwäche des alten Grafen, und der Einſamkeit in welcher er in den letzten Jahren ſeines Lebens zubrachte, etwas Leichtes war. Er fühlte ſein herannahendes Ende. Er befahl ſeinem Sohn Philip, noch eine Schrift zum Beſten ſeiner vortreflichen Gemahlin, wie er Hunbergen allemal nannte, zu verfaſſen. Er ſagte ſie ihm ſelbſt in die Feder, und ich wollte wünſchen, daß ſie noch vorhanden wäre; nicht allein die anſehnlichen Vertheile, welche er der Gräſin von Flandern darinnen zugeſtand, ſondern vornämlich die Ausdrücke voll Liebe und Hochachtung, deren er ſich gegen ſie gebrauchte, würden ihr Troſt und Vergütung wegen deſſen ſeyn, was ſie durch unſere Bosheit gelitten hat. — Es wurde meinem Gemahl Philip nicht ſchwer, dieſe Schrift, ſobald er ſie ſeinem Vater Theoderich vergeleſen hatte, unterzuſchlagen, und dem ſchwachen Grafen an deren Statt diejenige zur Unterſchrift verzulegen, welche Hunberga erhalten hat. Die andere, welche eigentlich für ſie beſtimmt war, wurde verbrannt, und dadurch nach unſern Gedanken alle Möglichkeit aufgehoben, unſere Betrügerey zu entdecken. Aber ich weis nicht, durch was für Mittel einige Jahre nachher der dahlige Großmeiſter des Tempelordens, Odo, eine Muthmaßung von dieſer Sache erhalten haben mußte. Er kam eines Tages zu uns nach Antiochien, wo wir uns damahls aufhielten, entdeckte Philipen ſeine Vermuthungen, und brachte uns durch Drohungen ſo weit, daß wir ihm alles geſtanden. Er gieng noch weiter: Er nöthigte Philipen auf eine Art, die mir ſelbſt unbekannt geblieben iſt, ein ſchriftliches Bekenntniß dieſer Betrügereyen zu verfaſſen, und es in ſeine Hände zu liefern. — Graf Philip zitterte vor dem Gebrauche, welchen Odo von dieſer Schrift machen könnte, aber ſein Tod, welcher bald darauf erfolgte, ſetzte uns aus aller Sorge. Philip fand Mittel, dieſes ihm ſo nachtheilige Bekenntniß, das ſich in Odos Verlaſſenſchaft mit einem Briefe von ihm an Hunbergen vergeſellſchaftet, wiederfand, wieder in ſeine Hände zu bringen; es wurde ſogleich den Flammen übergeben, und das Verſprechen, welches meinem Gemahl nachmals bey einem Zweykampfe abgenöthigt wurde, dieſe Schriften wieder auszuliefern, würde ihm, ſo bereitwillig er es auch gab, unmöglich geweſen ſeyn zu erfüllen; doch zweifle ich nicht, er würde, wenn es die Noth erfodert hätte, ſich ſchon durch eine andere Liſt heraus geholfen haben.

Siehe, ſagte Matilde zu ihrem Walter, ſo endigte Remigia ihre Rede, und ſie wird ſich nicht weigern ſie dir ſelbſt zu wiederholen, und auf alle Art zu bekräftigen, wenn du es verlangſt.

Walter verlangte Remigien nicht zu ſehen, er vergab ihr, aber er konnte ſich nicht überwinden ihr zu trauen, und warnte auch Matilden, ſich nicht zu ſehr auf ihre Reue und Belehrung zu verlaſſen. — Der übrige Theil dieſes Abends wurde ſo wie unterſchiedliche folgende von den drey Freunden mit Geſprächen von ganz anderer Art zugebracht. Liebe, Freundſchaft, Trennung und Wiederſehn, waren ihre Gegenſtände, oft auch das Wiederſehn in jenem Leben. Walters Herz war oft ſo voll von traurigen Ahndungen, daß er alle ſeine Hofnungen auf das gegenwärtige Leben aufgab, und die Erfüllung ſeiner Wünſche, den freyen, ungeſtörten, ungetrennten Genuß der Liebe ſeiner Freundin, ganz in die Gegenden jenſeit des Grabes hinaus ſetzte. Nie war dieſer Gedanke ſtärker in ihm, als am Abend des Abſchieds. Saladins und Zoens Vorſtellungen hatten Waltern bewegt, ſeine Matilde zu Jeruſalem zu laſſen, bis ſein Gelübde aufgelößt wäre, und er ihr die Hand geben konnte. Ungern willigte Matilde ein, ſich von ihrem Bräutigam zu trennen, aber ſie mußte ſeinen Bitten nachgeben. Weinend ſtand ſie vor ihm. faßte ſeine Hand, ſchloß ihn in ihre Arme, riß ſich von ihm, und kehrte wieder zurück, um den Abſchied von neuen anzufangen.

Matilde,

Matilde, rief Walter, du tödteſt mich durch deinen Schmerz, fühlſt du auch die Ahndung, die ich habe? Fühlſt du es auch, daß du auf dieſer Welt nie die Meinige ſeyn wirſt? — Matilde ſchwieg und weinte. O, wenn du dieſes fühlſt, fuhr Walter fort, wenn dieſe Thränen Zeugen dieſes Gefühls ſind, ſo ſchwöre mir den Eid, den ich dir vorlegen will, ſchwöre mir, ihn, wie du ihn ſchwören würdeſt, wenn dein Walter bleich, entſtellt, mit dem Tode ringend vor dir läg, und dieſen Schwur als den letzten Beweis deiner Liebe von dir foderte. Matildens Geſicht heiterte ſich auf, ſie faßte ſeine Rechte in ihre beyden gefalteten Hände, und ſprach mit einem Blicke, in welchem der ganze Himmel war: Daß ich mit meinem Walter ſterben will!

Nein, das ſollſt du nicht, fuhr der Tempelherr fort, ſchwöre mir, damit durch meinen Tod nicht die Erde zweyer guter Männer beraubt werde; (auch Richard würde ſterben, wenn du ihn alsdenn deine Hand verſagteſt,) ſchwöre mir, ſein Weib zu ſeyn. Berengaria gebot es ihm, und dir gebietet es der ſterbende Walter. Matilde erbleichte, und lehnte ſich an ſeine Seite. Siehe hier, fuhr der Tempelherr fort, indem er ſeiner Geliebten den langen roſenfarbnen Schleyer, welchen ſie immer zu tragen pflegte, abnahm, und ihn um Richards Lenden ſchlang, ſiehe, Richard hier das Unterpfand, daß dir Matilde nach meinem Tode dasjenige nicht verſagen wird, was ihr jezt Liebe und Kummer nicht verſprechen laſſen. Bey Endigung dieſer Worte faßte Walter Richards Rechte, und wollte ſie in Matildens Hand legen, aber ſie ſank in dem Augenblick empfindungslos zur Erde. Walter rief ihre Weiber zu Hülfe, drückte den lezten Abſchiedskuß auf ihre Wangen, Richard küßte ihre erſtarrte Hand, und ſie entfernten ſich.

Walters Abſchied von Saladin war zärtlich, aber kurz; er zitterte, daß die ungewogenen Blicke, welche Richard und der Sultan mit einander wechſelten, endlich in Worte ausbrechen, und die Kühnheit des Königs von England ein ſchlimmes Ende nehmen mögte. — Lebt wohl! ſprach Saladin zu Walters Gefährten, und ſagt Richarden von meinetwegen, daß er von mir lernen ſoll, mit Feinden umgehn. Ich ſchlage keinen, antwortete Richard, indem er ſich trozig umwandte, deſſen Leben ich nicht mit dem Schwerte erobert habe. Walter, der ſich vor Saladins Gegenantwort fürchtete, faßte ſeinen Freund beym Arme, und führte ihn fort. Sie verließen Jeruſalem, und langten auf der Heerſtraße zur gewöhnlichen Zeit zu Tabaria an.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Walter ſteht vor Gericht, wird ſeiner Ordenszeichen beraubt, und geht mit Konraden als Pilger nach Rom.

Daß Tabaria wieder in den Händen der Chriſten war, hatten ſie ſchon zu Jeruſalem erfahren. Saladin ſagte es Waltern ſelbſt an, und ſcherzte mit ihm über den Muth, mit welchen er und ſein Begleiter ſich zu einer Zeit in die Hände ihres Feindes wagten, da man nicht abließ, ihn von neuen zum Zorn zu reizen. — Die Art mit welcher er dieſes ſagte, und die Ausdrucke deren er ſich bediente, bezeugten das noch mehr was Walter längſt gemerkt hatte, daß er Richarden kannte, und bewegten ihn, ſeinen Abſchied zu beſchleunigen, weil er fürchtete, Saladins Großmuth würde in die Länge nicht hinreichend ſeyn, den Anblick ſeines Feindes zu ertragen.

Jetzt waren ſie wieder in Tabaria. Konrad von Staufen legte Rechnung von ſeinem Verfahren ab, und der Beſitz der Veſtung, aus welcher er die Sarazenen vertrieben hatte, zeigte genugſam an, wie wenig man bey der Gegenwart dieſes Helden, Richarden und Waltern hätte vermißen ſollen.

Demohngeachtet waren ſie vermißt worden, und nicht allein dieſes, ſondern trotz der Vorſicht, welche Konrad von Staufen brauchte, um alles verborgen zu halten, war bey dem Orden bereits alles bekannt, was ſie vorgehabt hatten, und wo ſie geweſen waren. Ihr Aufenthalt bey dem Alten vom Berge, der Beſuch bey Saladin zu Jeruſalem, die Urſache warum Matilde daſelbſt zurückgelaſſen werden war, alles wußte man; und vermittelſt weitläuftiger Zuſätze noch vielmehr als mit der Wahrheit überein kam. Die Traurigkeit, welche Ritter Konrad bey dem Empfang ſeines Freundes blicken ließ, hätte dieſen ſchon etwas Schlimmes ſollen muthmaßen laſſen, aber er war es gewohnt Konraden traurig zu ſehen, und ſchob ſeine Schwermuth auf das Andenken der ſchönen Roſemunde; aber er irrte ſich. Der Ritter von Staufen wußte, was die Tempelherren wider ihren Ordensbruder, den unglücklichen Walter ſchmiedeten, er ſah wie vielen Schein der Wahrheit ſie vor ſich hatten, und wie ſchwer es ſeinem Freunde werden würde, ſeine Unſchuld zu retten. — Der Eid des Ordens band ihn, Waltern die Anklagen ausführlich zu entdecken, welche man wider ihn zuſammen gebracht hatte, und er mußte ſich gnügen ihm überhaupt zu ſagen, was ihm für ein Ungewitter bevorſtünde. —

Walter erſtaunte: wie ſollte er das Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld mit einer Anklage vor den ganzen Orden zuſammen reimen, einer Anklage, die man wider diejenigen von den Brüdern, die ſo wie er, zu den höchſten Ordnungen gehörten, nur in äuſſerſt wichtigen Fällen zu wagen pflegte. Er verlangte ſeinen Ankläger zu wiſſen, und erſtaunte, daß es einer von den Belforten war, welche Saladin während ſeines Aufenthalts zu Jeruſalem auf ſeine Bitte losgegeben hatte, und für deren Treue er ſein Leben verbürgt hätte. — Richard ſchäumte vor Wuth. Er beſtand darauf, daß ſein Bruder ſich in ſeinen Schutz begeben, und der Macht ſeiner Feinde Trotz bieten ſollte. Du bedenkſt nicht, antwortete Walter, daß ich noch nicht von meinem Gelübde losgeſprochen bin, daß ich mich nicht entbrechen kann, vor dem Richterſtuhl zu erſcheinen, vor welchen ich als Tempelherr gehöre. — Das iſt kein anderer, fiel Richard ein, als der Richterſtuhl des Pabſts. In Europa, ſagte Walter, und hier in Aſien, des Großmeiſters Terrikus, meines Feindes. Freylich, ſetzte er hinzu, bin ich auf dieſe Art ſchon ſo gut als verurtheilt; aber ich muß erſcheinen, muß mich vertheidigen, wenn ich mich nicht ſchon im Voraus des Kreuzes und des Schwerts verluſtig machen will, das ich trage. Und das du ablegen mußt, wenn du Matilden beſitzen willſt, ſagte Richard. Ja, mein Freund! verſetzte Walter, ablegen will ich es, aber geraubt, wegen angeſchuldigter Verbrechen geraubt, darf mir es nicht werden, wenn ich nicht Matildens, und deiner, und aller meiner Freunde unwürdig ſeyn will. —

Unſere drey Freunde, Walter, Konrad und Richard, brachten nach dieſem Geſpräch, welches des Abends nach Ankunft der beyden Brüder zu Tabarik vorfiel, eine ſchreckliche Nacht zu. Konrad war in Verzweiflung, daß er ſo wenig zu einer Sache ſagen und helfen konnte, wovon ihm ſo viel bewußt war. Richard ſann auf Mittel, ſeines Bruders Ehre zu retten, und Walter, der noch der Ruhigſte war, ſann nach, was man ihm ſchuld geben könnte, und tröſtete ſich ſeiner Unſchuld, die, wenn man ſie auch nicht ſollte erkennen wollen, ihn doch in den Augen der Redlichen nie ganz würde ſinken laſſen.

Die Geſandten des Großmeiſters, welche Waltern im Namen des ganzen Ordens auffodern ſollten, Rechenſchaft wegen einiger ſeiner Handlungen zu geben, erſchienen des andern Tages; Richard wüthete und drohte, Walter war willig den Abgeordneten zu folgen, er bat ſeinen Bruder zu Tabaria zu bleiben, und Konrad von Staufen, welcher in Abweſenheit ſeines Freundes zum Ordensmarſchall erwählt worden war, begleitete den Tempelherrn. Er kam zu Akkon an, er wurde nach dem Tempelhofe geführt. Das ganze Kapitel war verſammelt. Walter trat in die Verſammlung, und erwartete ſeinen Ankläger. Ueberall herrſchte tiefes trauriges Schweigen. Jedermann der Waltern vordem geſchätzt und geliebt hatte, wendete die Augen von ihm; ſeine Feinde ſuchten mit höhniſcher Freude Spuren der Angſt und Verwirrung auf ſeinem Geſichte zu entdecken, ſie fanden nichts in ſeinen Zügen als ruhige Hoheit, und wandten ſich unwillig hinweg.

Mein Walter, fieng Terrikus mit ſeiner gewöhnlichen heuchleriſchen Freundlichkeit an, wie kränkt es mich, euch in ſolcher Geſtalt vor unſerer Verſammlung zu ſehen, euch, der ihr ehemals unſer Stolz und unſere Zierde waret. Wie war es euch möglich, ſelbſt in Fehler zu verfallen, die euch unſerer gerechten Ahndung unterwerfen? Euch, einen Helden der Tugend, der jede kleine Verirrung mit der äuſſerſten Strenge zu verdammen pflegte! — Seyd ihr mein Ankläger oder mein Richter? fragte Walter. Euer Richter, antwortete der Großmeiſter, indem ihm die Maſke der Freundlichkeit faſt ganz entfiel, euren Ankläger ſoll man ſogleich aufrufen. — Ritter Konrad als Ordensmarſchall ſtand aus der Reihe auf, und rief den Ankläger mit den gewöhnlichen feyerlichen Worten; traurig ſetzte er ſich wieder an ſeine Stelle, und einer der Velforte trat hervor, ſtellte ſich gegen ſeinen ehemahligen Herrn und Wohlthäter, und hub wider ihn eine Klage an, welche zu lang war, um hier umſtändlich aufgezeichnet zu werden.

Der Inhalt war ohngefähr dieſer: Walters Vorhaben den Orden zu verlaſſen, und ſich von dem Gelübde loszählen zu laſſen, wollte man als ein Vergehen, welches ſchon mehrere vor ihn begangen hätten, und das von weltlichgeſinnten ungewiſſenhaften Leuten leider für kein Vergehen gehalten würde, nicht rügen; aber daß er bereits gehandelt habe, als hätte er den Orden niedergelegt, daß er ſich in Europa weltlicher Herrſchaft und Ehrentitel angemaßt, und Matilden von Tripoli ſeine Hand verſprochen habe, ehe er wüßte, ob man ihn jemals entlaſſen könne und wolle, dieſes wäre ein Verbrechen, welches völlige Verſtoßung aus den Orden, wo nicht den Tod verdiene, und doch ſey es noch nicht das größte, deſſen man ihn beſchuldigen könne. Seine geheime Reiſe nach Jeruſalem, unter dem Vorwand nach Tabaria zu gehen, ſein Aufenthalt bey dem berüchtigten Räuber und

Meuchelmörder, der ſich den Alten des Berges nennte, ſein Umgang mit Saladin, dem erklärten Feinde der Chriſtenheit, die ungemeine Freundſchaft, welche ihm der Sultan erzeigte, Walters ungemeines Zutrauen zu Saladin, indem er lieber ihm, als einem chriſtlichen Fürſten, ſeine ſogenannte Braut anvertrauet hätte. alles dieſes wären Beweiſe ſeines falſchen treuloſen Herzens, welches muthmaßlich auf nichts, als den Untergang der Chriſtenheit und den völligen Triumph der Sarazenen ſänne, mit welchen er in heimlichen Verſtändniß lebte. — Ich ſelbſt, ſetzte der treuloſe Helfert hinzu, könnte mich zum Zeugen dieſer Anklagen aufwerfen, wenn ich zugleich Ankläger und Zeuge ſeyn dürfte. Ich habe Waltern auf allen ſeinen Reiſen begleitet, ich habe es geſehen, wie er ſich in Frankreich mit den Namen eines Grafen von Anjou brüſtete, habe es geſehen, wie er um ſeiner Angelegenheiten, vornämlich um Matildens Liebe willen, die Geſchäfte der Chriſtenheit vernachläßigte, habe geſehen, wie er Matildens Bild in ſeinem Buſen trug, es küßte, über ihn weinte, und ihm faſt die Ehre eines Heiligenbildes erzeigte; ich weis, daß er einen verliebten, einem geiſtlichen Ritter unanſtändigen Briefwechſel mit ihr unterhielt; ich weis, auf was für einen Fuß er in der Inſel Zypern mit ihr lebte, aber hiervon zu zeugen ziemt mir nicht, ich ſtehe hier vor euch als

Ankläger, aber ich ſodere die neun Tempelherren, welche mit mir einen Namen führen, zu Zeugen meiner Anklagen auf; ſie haben Waltern auf ſeinen Reiſen begleitet wie ich, haben geſehn und gehört was ich ſah und hörte, und können am beſten die Wahrheit meiner Ausſage bezeugen.

Die Belſorte ſtanden auf, und zeugten: aber was ſie zeugten, widerſprach ganz der Erwartung des Richters und ſeiner Freunde. Liſtig genug hatte Terrikus dieſe redlichen und treuen Ritter gleich ihren verrätheriſchen Mitbruder in ſein Netz zu ziehen, und wider die Wahrheit zu empören geſucht, und liſtig genug hatten ſie bis auf dieſen entſcheidenden Augenblick, ihre wahren Geſinnungen zu verbergen gewußt. Sie ſtanden auf und zeugten — für Waltern, das iſt, ſie erzählten umſtändlich und nach der Wahrheit, was ſie von Waltern bey ihrem täglichen Umgang mit ihm geſehn und gehört hatten, erzählten umſtändlich, was ihnen von ſeinem Verhältniß mit Saladin bekannt war, und vernichteten durch ihr Zeugniß, welches das Gepräg der Wahrheit trug, allen Verdacht ſo völlig, daß nichts als das Urtheil des Großmeiſters fehlte, um den Beklagten völlig zu rechtfertigen.

Walter hörte allen dieſem, was für- und wider ihn geſagt wurde, ohne Bewegung zu, als ob es ihm nichts angienge. Er ſtand da, und ſtützte ſich auf ſein Schwert, weil er als Beklagter nicht ſitzen durfte. — Die treuen Belforte hörten auf zu ſprechen, und der Beklagte ſchüttelte mit einen kleinen Lächeln den Kopf. — Ich merke wohl, ſagte er, indem er ſich zur Verſammlung kehrte, ihr werdet nichts auf Waltern bringen, wenn ihr euch nicht mit wichtigern Anklagen verſehen habt. —

Frevelt nicht, ſagte Terrikus, es mögte vielleicht ein Ankläger und Zeuge wider euch auftreten, welchen ihr nicht durch beſtochne Freunde widerlegen könntet. — In dieſem Augenblick gab der Großmeiſter ein Zeichen; die Thüre öfnete ſich, und Patriarch Heraklius trat herein. Setzet euch, meine Freunde, ſprach er, als die Verſammlung aufſtand, und ihn mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Armen bewillkommte. Setzet euch. Ich erſcheine jetzt nicht in meiner geiſtlichen Würde, ſondern als Kläger wider dieſen Unglücklichen, welchen ich bisher als meinen Sohn liebte. — Ich frage euch, Walter, fuhr er fort, indem er ſich zu den Beklagten wandte, welcher ihn verächtlich von der Seite anblickte, ich frage euch, ob ihr euch jenes Geſprächs erinnert, welches ihr den Abend vor euren vorgeblichen Abzug nach Tabaria mit Richard, mir und Philipen, Grafen von Flandern, hieltet. — Ich erinnere mich deſſen ſehr wohl, ſagte Walter, aber daß Philip bey demſelben gegenwärtig war, iſt mir unbekannt; ich habe allezeit die Geſellſchaft dieſes Menſchen gemieden, und erinnere mich, nie zwey Worte im Guten mit ihm gewechſelt zu haben. — Wenn ihr den Inhalt dieſes Geſprächs geſtändig ſeyd, ſagte Heraklius, ſo wird ſich das Uebrige geben. Ich leugne keines meiner Worte, erwiederte der Beklagte, und erlaube euch, dieſelben zu widerholen, wenn ihr ſie behalten habt.

Ich bin keiner eures Ordens, verſammelte Ritter! fieng der Patriarch an, indem er ſich zu den Tempelherren wandte, aber die Achtung, welche ich für euch und eure Geheimniſſe habe, hat mich allezeit bewegt, die Größe und Heiligkeit derſelben, mit beſondern Eifer zu vertheidigen. Mich dünkt, fiel Walter ihm in die Rede, indem eine unwillige Röthe ſein ganzes Geſicht bedeckte, mich dünkt, ihr würdet dieſen Geheimniſſen die größe Achtung erwieſen haben, wenn ihr ſie ganz unerwähnt gelaſſen hättet, und ich erinnere mich wohl, daß ich euch das nämliche ſagte, als ihr an jenen Abend, deſſen ihr gedenket, ſo verwegen davon ſchwatztet. — Mit nichten, erwiederte der Patriarch, mit nichten, mein Sohn! nicht verwegen; ich ſagte nichts Mehreres, als daß ich die Geheimniſſe eures Ordens für ſo heilig hielt, daß ein Ungeweihter, der ſie belauſchte, und ſollte er der höchſte König der Welt ſeyn, den Tod verdient hätte; daß er ihn um eurer

Sicherheit willen auf der Stelle leiden müſſe. Und ich, verſetzte Walter, antwortete, was ich jetzt wiederholen will, daß euch ſolches unſinniges Geſchwätz nicht ziemte, und daß wir die Augen keines Menſchen zu ſcheuen hätten, da wir wüßten, daß die Augen des Allwiſſenden uns uberall beobachteten. — O ſtrafbare Gleichgültigkeit! ſchrie Terrikus, ihr werdet alſo die Augen der Ungeweihten nicht ſcheuen? werdet bereit ſeyn, gegen jeden derſelben den Eid der Verſchwiegenheit zu brechen? — Nun erfahre ich die Möglichkeit deſſen, was man mich verſichern will, und was mir kaum glaublich geſchienen hat, daß ihr euch nicht entblödet habt, eurem Bruder, dem Könige von England, Gott weis zu welchem Ende, die Kleider unſers Ordens zu leihen, und dieſe heilige Tracht zu verunehren, um Richards Neugierde zu befriedigen. — Ein unwilliges Gemurmel erhob ſich unter den Brüdern; man foderte Zeugen dieſer Unthat; es fanden ſich unterſchiedliche. Walter konnte es nicht läugnen; Terrikus brach den Stab, und Waltern ward zuerkannt, daß er, der eigentlich durch Entheiligung der Geheimniſſe ſeines Ordens das Leben verwirkt hätte, des Ordenskleids verluſtig ſeyn, als Pilger nach Rom wallen, und vom Pabſte die Abſolution dieſes ungeheuren Verbrechens holen ſollte.

Dieſe Anklage, dieſes Zeugniß, und das Urtheil folgte mit ſo unbeſchreiblicher Schnelligkeit aufeinander, daß man deutlich merkte, daß es eine verabredete Sache war. Es wurde weder an Stimmenſammlung noch an Beſtätigung des Urtheils gedacht, es war geſprochen, und niemand wagte es umzuſtoßen. — Konrad von Staufen welcher während dieſer ganzen Handlung wie halb auſſer ſich geſeſſen hatte, wurde aufgerufen, Waltern Ring, Mantel, Kreuz, und Schwert abzunehmen. Zitternd trat er herbey, that was ihm befohlen war, und fieng darauf folgendermaßen an, indem er den ſeiner Zierde beraubten Walter feſt bey der Hand hielt: Unwürdig iſt der, welcher dieſes Urtheil ſprach der heiligen Kleidung; unwürdig ſind derſelben alle diejenigen, welche in dieſes ungerechte Urtheil willigten, unwürdig bin auch ich dieſes Mantels, dieſes Rings, dieſes Kreuzes, und dieſes Schwerts, weil mich euer Urtheil und mein Amt nöthigte, den beſten und frömmſten Ritter der Welt dieſer Ehrenzeichen zu berauben. Und ſeht, hier lege ich meine Ordenszeichen zu den Seinigen; ich bin nicht beſſer als er; ich theile ſein Schickſal mit ihm, und begleite ihn als Pilger nach Rom! Mit dieſen Worten nahm Konrad Waltern in den Arm, und eilte mit ihm aus der Verſammlung, die ihnen mit Erſtaunen nachſahen. Zorn, Unmuth und Beſchämung hatten

Waltern ſprachlos gemacht, und ihn faſt aller Sinne beraubt. Er bedurfte der Unterſtützung eines Freundes. Konrad handelte und dachte für ihn. Er ſah ein, daß es nöthig ſeyn würde, ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Ihm war bange, daß man ſeine ziemlich verwegne Ablegung der Ordenszeichen ahnden, ihn vielleicht gefangen ſetzen, oder auf andre Art hindern würde, ſeinen Freund zu begleiten; er hielt alſo den geringſten Aufſchub für gefährlich. Richarden wurde der ganze Verlauf der Sache durch einen treuen Waffenträger nach Tabaria gemeldet, und Walter und Konrad machten ſich noch in der nämlichen Stunde in Pilgerkleidern nach Joppe, wo beſtändig Schiffe zur Abfahrt bereit lagen, und wo ſie ſogleich unter Seegel gehen konnten.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Pabſt Cöleſtin der Dritte.

Die beyden Tempelherren werden Carmelitermönche.

Konrad von Staufen hatte ſchon manche Seereiſe mit ſeinem unglücklichen Freunde gethan, aber keine von allen war trauriger als dieſe geweſen. — Nie war Walters Schickſal in ſchwärzere Wolken gehüllt geweſen als jetzt. Rings um ihn her war Nacht. — In der Vergangenheit auf ewig entflohene Freuden, gegenwärtig Schande und Trennung von allem was ihm lieb war, und in der Zukunft auch nicht eine einzige Hofnung den Leidenden zu unterſtützen.

Konrads Troſt war zu ſchwach, den ſinkenden Muth ſeines Freundes aufzurichten. Das, was er für ihn that, der Heldenmuth, mit welchen er ihm zu Liebe auf alles Verzicht that, was er entbehren mußte, tröſtete ihn nicht; der Gedanke, ſeinen Freund mit ſich unglücklich zu ſehen, erſchwerte ſeine Leiden und drückte ihn faſt zu Boden.

Sie landeten zu Aquileia; ſie giengen nach Rom, und erſt hier war es, wo Walter ſich ein wenig erholte, und durch das Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld unterſtützt, Muth genug faßte, um ſich vor dem Pabſt mit der Miene die ihm ziemte, mit der Miene der beleidigten Tugend zu zeigen.

Es war ein Glück für ihn, daß er ſich auf dieſe Art ſeiner Heiligkeit vorſtellte. Cöleſtin der Dritte, ein Mann aus deſſen Charakter man nie recht hat klug werden können, von dem es in den meiſten Fällen unmöglich war zu entſcheiden, ob ſich ſeine Geſinnungen mehr zum Guten oder zum Böſen neigten, hatte einen einzigen feſten Grundſatz, nach welchem er allemal handelte, und auf welchen er Gutes und Böſes fortbaute, wie es die Gelegenheit gab. Dieſer Grundſatz hieß: Er, der allgemeine Vater der Chriſtenheit, müſſe ſich der Bedrängten annehmen; ob dieſe Bedrängten ſchuldig oder unſchuldig waren, ob ſie Recht oder Unrecht hatten, das war ihm gleich, ſo wie auch die Mittel, deren er ſich zu ihrer Unterſtützung bediente. — Ich ſehe mich genöthigt, meinen Leſern hiervon ein Beyſpiel zu geben, welches, weil es zugleich mit in Richards Angelegenheiten in England einſchlägt, hier nicht am unrechten Orte ſtehen wird.

Meine Leſer erinnern ſich, daß König Richard bey ſeinem Zug nach Paläſtina, die Regierung ſeines Landes zweyen Biſchöfen anvertraute, von denen der eine, Longchamp, eine Kreatur Eleonorens, ein Normann, von geringer Geburt und heftigem Charakter war. Schon in Abweſenheit Königin Eleonorens hatte er ſich eine Obergewalt über ſeinen Mitſtatthalter, den Biſchof von Durham angemaßt, und die Wiederkunft der Königin aus Zypern war nicht im Stande, ſeinen Uebermuth zu ſchwächen. Er vergaß ganz und gar, daß ſie es war, welche ihn aus dem Staube erhob. Er achtete weder ihre noch des abweſenden Königs Befehle. Er ſetzte den Biſchof von Durham eigenmächtig ab, führte den Staat eines Königs, und trieb Eleonoren ſo in die Enge, daß ſie weniger als die geringſte Privatperſon thun konnte. — Sie, welche gewohnt war, allemal verkehrte Mittel zu ihren Endzwecken zu wählen, achtete weder Blondels Zureden, noch Richards Verbot, ſie lockte ihren jüngſten Sohn Johann nach England, und bediente ſich ſeiner, ihrem Feind zu demüthigen. — Es gelang ihr, aber ſie veränderte nur dadurch die Urſache ihres Unglücks, und litt von Longchamps Uebermuth vielleicht nicht mehr, als ſie hernachmals von Johanns Leichtſinn und Bosheit leiden mußte.

Longchamp flohe in den Tower, wo er ſich lange wider den Prinzen Johann vertheidigte.

und endlich, da es mit ihm aufs Aeuſſerſte kam, in Weiberkleidern nach Rom entfloh. Dieſer Aufzug war für einen geiſtlichen Herrn eben nicht der anſtändigſte, auch war er auf ſeiner Reiſe in denſelben entdeckt, ſeiner geiſtlichen Würden beraubt, und ſehr beſchimpſt entlaſſen worden, demohngeachtet legte er ſeine profane Verkleidung wieder an, und wagte es, in ſolcher Geſtalt vor den heiligen Vater zu treten.

Er wurde mit ofnen Armen empfangen, der Name eines Bedrängten, eines Verjagten und Beſchimpften war Cöleſtin zu heilig, als daß er ihm hätte Schutz und Hülfe verſagen ſollen. Er unterſuchte nicht, wie ſehr er Unglück und Beſchimpfung verdient hatte: er unterſtützte ihn; ſeine Feinde waren die ſeinigen: und er half ihm treulich, England auf tauſenderley Art beunruhigen, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, daß er die Partie eines Rebellen, wider die Sache ſeines Königs nahm.

Eben den Schutz, den Pabſt Cöleſtin dem verbrecheriſchen Longchamp bewilligte, eben denſelben gewährte er auch den unſchuldigen Walter; beyden aus einem Grunde, und einem ſo gern als dem andern. Walter hätte unter den Namen eines unſchuldig Bedrängten und Verjagten alle Genugthuung, alle Rache an ſeinen Feinden von ihm fodern können, und er würde gethan haben was ihm möglich geweſen wäre, um ihn zu befriedigen. Aber dies war Walters Abſicht nicht; er foderte nichts von ihm, als ſo lange die Zeit Zeit ſeiner Verbannung dauerte, Aufenthalt in einem Kloſter in der Gegend von Rom, und alsdenn Abſolution, Rechtfertigung und Wiedereinſetzung in die Rechte, deren man ihn unſchuldig beraubt hatte. Der Pabſt, welcher gern groſse Dinge that, wäre durch dieſe geringen Foderungen, bald wider Waltern eingenommen worden; Bann und Interdickt wider die Tempelherren und alle ſeine Feinde hätte ihm zu Dienſten geſtanden, und er verlangte nichts als ein einſames Kloſter! — Seine Bitte ward ihm indeſſen gewährt. Er wählte ein ſchön gelegnes Carmeliterkloſter, eine Meile von Aquileja, und bezog es mit ſeinem Freunde Konrad welcher ſich nicht von ihm trennen wollte.

Vierzigſtes Kapitel.

Ein Pilger aus dem heiligen Lande meldet ſich bey unſern Mönchen.

Walters Verbannung von ſeinem Orden, und ſein Aufenhalt im, Kloſter war vom Pabſte auf zwey Jahr zwey Monat und zween Tage angeſetzt. Terrikus Briefe mit der Nachricht von ſeinem Verbrechen und ſeiner Verurtheilung, langten einen Monat nach Waltern zu Rom an. Die Beredſamkeit, Terrikus vorzügliche Gabe, mit welcher ſie geſchrieben waren, hätten leicht einen falſchen Eindruck auf das Herz des heiligen Vaters machen können, wenn er nicht vorher für den Verurtheilten eingenommen geweſen wäre. Zwar war er nicht im Stande die Bosheit der Beſchuldigungen mit denen man Waltern belegte, zu durchſchauen, zwar war er ſchwach genug zu denken, Terrikus könne doch wohl nicht ganz unrecht haben, und der Beklagte mögte doch wohl nicht ganz unſchuldig ſeyn; aber er hatte ſich ſeiner einmal angenommen, er wollte fortfahren ihn zu ſchützen, und das Einzige, womit er bezeigte, daß er nicht mehr ganz ſo günſtig für ihn geſinnt war als im Anfange, war, daß er ſeinen Aufenthalt im Kloſter, deſſen Dauer er anfangs in ſeinen freyen Willen geſtellt, auf die Zeit feſt ſetzte, die wir im Anfange dieſes Kapitels benennten.

Walter fand ſich etwas beleidigt durch dieſe Einſchränkung, welche ihm das Anſehn eines Schuldigen gab, das er, nach der Aufnahme die er zuerſt beym Pabſte fand, hier gar nicht zu führen gedacht hatte; aber Cöleſtins Antwort zeugte, daß ſein Gemüth wider ihn eingenommen ſeyn müſſe, ob er gleich ſich nicht überwinden konnte, es ihm zu geſtehen, oder ihm ſeinen Schutz zu verſagen.

Euer Großmeiſter, ſagte er, mag Recht oder Unrecht haben, ſo erfodert es der ſchuldige Gehorſam, daß ihr ſeinen Willen zu ehren wenigſtens eine Buße auf euch nehmet. Ihr könnt aus der Art und der Dauer derjenigen die ich euch auflege, meine gute Meynung von euch ſchließen, denn ich verſichere euch, daß die Foderungen eures Oberhaupts, deren ich euch überhebe, viel größer und viel nachtheiliger für euch waren, als der kurze Aufenthalt in einen Kloſter, welches ihr euch ſelbſt gewählt habt, und welches keinesweges eins von den ſtrengſten iſt. — Der heilige Vater hatte Recht. Die Lebensart der Mönche des Carmeliterkloſters zu Aquileja, war ziemlich frey, aber anſtatt daß die Freyheit, welche unter ihnen herrſchte, Waltern angenehm ſeyn ſollte, ſo verbitterte ſie ihm vielmehr das Leben. Er war gewohnt, das, was er war, ganz zu ſeyn. Als Matildens Liebhaber treuer und zärtlicher, als je ein Liebender war; als Tempelherr fromm und tapfer bis zur Schwärmerey; und als Mönch ſtreng und eingezogen wie der Stifter ſeines Ordens. — Er und Konrad von Staufen, welcher ganz mit ihm überein dachte, deſſen Herz die andre Hälfte des Seinigen zu ſeyn ſchien, ſchloſſen ſich von allen Ausſchweifungen ihrer Kloſterbrüder aus, und erwarben ſich dadurch bald den Namen mürriſcher Sonderlinge. — Die einzige Freyheit des Kloſters, deren ſich Walter bediente, war die Erlaubniß, einen Briefwechſel zu führen, und Fremde zu ſehen. Er ſchrieb unterſchiedliche mal nach Paläſtina an Richarden und Matilden, aber ohne Antwort zu erhalten. Auch kam nicht leicht ein Schif aus dem heiligen Lande nach Aquileia, daß er nicht mit einem der Ankommenden zu ſprechen, und Nachrichten zu erhalten ſuchte. Sehr verſchieden und ſehr verworren waren die Berichte die er hörte, und wir halten es für beſſer, ſie unſern Leſern zu verſchweigen, bis wir ihnen einen beſſern und glaubwürdigern Zeugen aus dem gelobten Lande vorſtellen können, deſſen Erzählung die Nachrichten, welche Walter bisher erhalten hatte, meiſtens vernichtete, und nur einige derſelben beſtätigte.

Es meldete ſich eines Tages ein Pilger im Kloſter, welcher mit Waltern zu ſprechen verlangte; Walter und Konrad wunderten und freuten ſich, weil noch niemand ungefodert gekommen war, ihre Neugierde nach den Angelegenheiten des gelobten Landes zu befriedigen, und weil ſie hoften, dieſer Ankömmling würde ein Ueberbringer, längſt vergeblich erwarteter Briefe ſeyn. — Er erſchien, und welche Freude, welch Erſtaunen, als ſie erſtes Blicks in ihm eine Perſon erkannten, deren Gegenwart ihnen ſo lieb als unbegreiflich war.

Wie? ſchrie Walter, indem er die Arme nach dem Fremden ausſtreckte. Richard? mein Bruder? du hier, und im Pilgerkleide? — Richard umfaßte Waltern ohne ſeine Fragen zu beantworten. Konrad theilte die Freude der beyden Brüder, und erwartete mit Ungeduld die Zeit, da ſich die Urſach der Erſcheinung des Königs von England in dieſer Tracht, welche ihm ſo räthſelhaft vorkam, erklären würde. Gegenſeitige Fragen, und Antworten gaben ihm nach und nach einige Befriedigung, weil ſie aber immer nur ein dunkles Licht über die Sache verbreiteten, ſo will ich ſie mit Stillſchweigen übergehen, und meinen Leſern lieber Richards vollſtändige Erzählung geben, welche erſt nach Verlauf einiger Stunden erfolgte. —

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Neue Züge von den chriſtlichen Gemüthern der kreuzfahrenden Helden. König Richard iſt auf gefährlichem Wege, und redet Läſterworte wider den Pabſt.

Wie ſoll ich dir den Schrecken, wie den Unwillen beſchreiben, fieng der König von England ſeine Rede an, den mir die Nachricht von der ungerechten Verurtheilung meines Walters, und von ſeiner ſchnellen Entfernung aus Paläſtina verurſachte! du kennſt mich, wenn ich aufgebracht bin, und kannſt dir alſo eine Vorſtellung von meiner Verfaſſung machen. Die Wuth des kleinen Heers, das du aus deinem Lande geſammelt haſt, war der Meinigen gleich; ſie ſchwuren denen den Tod, die ſich an ihrem Grafen vergriffen, und Seine Ehre befleckt hatten. Ich nahm ſie, und eine gleichmäßige Anzahl meiner Leute zu mir, und wir kamen ſchnell wie ein Sturmwind nach Akkon. Wir fanden daſelbſt alles in der äuſſerſten Verwirrung. O, warum hatteſt du doch nicht deine Abreiſe nur eine kurze Zeit verſchoben! Du hätteſt die vollkommenſte Rache und Genugthuung erhalten können. Du und Konrad hattet nicht ſobald den Saal der Verſammlung verlaſſen, und das erſte Erſtaunen über die großmüthige That des edeln Ritters von Staufen, hatte ſich nicht ſobald gelegt, als die Belſorte, die Vertheidiger deiner Unſchuld auftraten, und von ihrem Großmeiſter Rechenſchaft wegen der Beſchuldigung der Beſtechung foderten, welche er ihnen in ſeiner letzten Rede an dich aufgebürdet hatte. Zu ihnen geſellten ſich eine groſe Anzahl anderer Ritter, welche deine Freunde waren, und die ſich durch deine ungerechte Verurtheilung beleidigt fanden. Sie foderten, da man dich wegen der wichtigern Anklagen hätte losſprechen müſſen, Beweis der Geringern, um derentwillen du verurtheilt wurdeſt. Sie fragten, ob es in ihren Geſetzen gegründet ſey, daß derjenige, welcher vielleicht um einer unſchuldigen Urſach willen, einem Freunde die Ordenstracht liehe, als ein Verbrecher geſtraft werden müſſe? — Diejenigen, welche auf Terrikus Seite waren, ſchrien, du habeſt mich im Tempelherrenkleide in ihre heiligſten Verſammlungen geführt, und ihre Geheimniſſe gemein gemacht! Deine Anhänger foderten Beweis, und als niemand denſelben geben konnte, ſo ſah man gar bald überall bloſe Schwerter blinken. Der Patriarch wollte ſich, in Vertrauen auf die Heiligkeit ſeiner Perſon als Schiedsrichter unter die Streitenden miſchen, aber es fehlte nicht viel, daß er ein Opfer der wüthenden Tempelherren geworden wäre. Die kühnen Reden, die er ſich, wie er ſelbſt geſtand, von dem Orden erlaubt hatte, und die du, mein Walter! mit ſo vielem Rechte beſtrafteſt, hatten den größten Theil der Ritter aufs Aeuſſerſte wider ihn erbittert. Die Bosheit mit welcher er die Hand zu deinem Untergange geboten hatte, und ſein bekannter unmoraliſcher Lebenswandel huben alle Scheu vor der Heiligkeit ſeines Amts auf, und ich weis nicht, auf was für Art er ſich aus den Händen ſeiner Feinde muß gerettet haben; es muß ein bloßer Zufall geweſen ſeyn, oder vielleicht dieſes, daß ſich die Aufmerkſamkeit der aufgebrachten Ritter theilte, und die Meiſten von ihnen, auf den Großmeiſter einſtürmten, welcher kaum von ſeinem Anhange konnte geſchützt werden. Dieſer Aufruhr endigte ſich damit, daß man, als man der Thätlichkeiten müde war, ſich trennte. Die gutgeſinnten Tempelherren ſchwuren, ſie wollten nicht länger in einem Orden bleiben, wo man die beſten Ritter theils vertriebe, theils durch Ungerechtigkeiten nöthigte, das Kreuz ſelbſt niederzulegen. Nichts, ſetzten ſie hinzu, ſollte ſie bewegen ihren Eid zu brechen, wenn Terikus nicht Anſtalt machte, dich zurück zu berufen, und dir die in die Augen fallendſte Ehrenerklärung zu thun die ſich denken ließ.

Terrikus brachte es mit Mühe endlich ſo weit, daß die Ritter verſprachen, ſich zu gedulden, bis man Nachricht aus Europa vom Pabſte erhalten könne, deſſen Urtheile er und ſie verbunden wären ſich zu unterwerfen. — Man gieng auseinander, und kam an dem folgenden Tage wieder zuſammen, um über den Bericht, welchen man nach Europa zu erſtatten, und über die Abgeſchickten, welche man zu wählen hätte, zu Rathe zu gehen. — Hierüber einig zu werden, war eine ſchwere und langweilige Sache. Das, was Terrikus vorſchlug, wurde von deinen Freunden verworfen, und ihre Vorſchläge fanden den nämlichen Widerſtand bey ihm. Ich hätte wünſchen wollen, daß man hiermit nicht eher zu Stande gekommen wäre, bis zu meiner Ankunft in Akkon; mich hätte Terrikus nicht betrügen ſollen, wie er ohne Zweifel, wenn ich den Ausgang überlege, deine Freunde betrogen hat. Er bequemte ſich endlich nach allen was man von ihm foderte. Zween Ritter von deiner, und zween von ſeiner Seite wurden mit einen gemeinſchaftlich⸗verfaßten Bericht nach Rom geſchickt, und ich kam den Tag nach ihrer Abfertigung zu Akkon an. Unruhe und Feindſeligkeit dauerten noch immer daſelbſt fort, und meine Ankunft diente nicht dazu, dieſelben beyzulegen. Die Art, mit welcher ich den ohnedem ſchon genug in Furcht geſetzten Terrikus deinetwegen zur Rede ſtellte, kannſt du dir denken. Ich bekam die ſanfteſten Antworten, und wurde an den Schluß verwieſen, den das ganze Kapitel deinetwegen verfaßt hatte. Ich mußte mich mit demſelben befriedigen laſſen; aber ich weis doch nicht, ob ich lange ruhig geblieben ſeyn würde, wenn man mich nicht bey meiner ſchwächſten Seite angegriffen, und auf dieſe Art von Akkon entfernt hätte, wo meine Anweſenheit deinen Freunden zu viel Muth und Anſehn gab, als daß man mich gern daſelbſt hätte ſehen ſollen.

König Philip, der wie du weißt, allemal am meiſten wider die Belagerung von Jeruſalem war, und meinen Wünſchen hierinnen die meiſten Hinderniſſe in den Weg legte, wurde an mich abgeſchickt, mir den Vorſchlag zu thun, der mir einer von den liebſten war, die ich mir denken konnte. — Er ſtellte ſich mißvergnügt mit den Zwiſtigkeiten in Akkon, die; wie er ſagte, nichts mit der Hauptſache, der Demüthigung der Sarazenen zu thun hätten, und ſchlug mir vor, wir wollten unſere Macht vereinigen, und vor Jeruſalem gehen, um einen Hauptſtreich zu wagen.

Nie bin ich mit dem Könige von Frankreich zufriedner geweſen als in dieſem Augenblicke, ich umarmte ihn, nannte ihn meinen Bruder, und redete alles mit ihm ab, damit wir je eher je lieber den Zug wider denjenigen vornehmen könnten, der mir ſeit dem Uebermuthe mit welchen er mir zu Jeruſalem begegnete, verhaßter war als jemals.

Uebermuth? fiel Walter ſeinem Bruder in die Rede, du willſt vielleicht ſagen Grosmuth. O, erwiederte Richard, die Grosmuth unſers Feindes demüthigt uns zu ſehr, als daß wir ſie mit einem gefälligen Namen nennen könnten; überdieſes that Saladin nichts, daß ich nicht an ſeiner Stelle auch gethan haben würde; er komme nach England, und verſuche es! — Aber laß mich in meiner Geſchichte fortfahren. Zu mir und König Philipen geſellte ſich Konrad von Montferrat, Fürſt zu Tyrus und König zu Jeruſalem, damit ich dieſen ſtolzen Manne ſeinen vollen Titel gebe, und Leopold, Herzog von Oeſterreich. Wir rückten vor Jeruſalem, das nach meinen Gedanken ſchon ſo gut als in unſern Händen war. Ich weidete mich ſchon an den Gedanken, zugleich mit dieſer Stadt unſere Matilde zu erobern, deren Gegenwart ich Saladin nicht gönnte, den Sultan in meine Gewalt zu bekommen, und ihm zu beweiſen, daß Richard ein Chriſt, noch wohl beſſer und edler handeln könne, als der ſarazeniſche Saladin. — Es iſt kein Zweifel, daß mir mein Vorhaben in kurzer Zeit gelungen ſeyn würde, wenn meine Helfer mit mir übereingedacht hätten. Wir rückten vor Jeruſalem, aber wenig Tage, ſo machten allerley Uneinigkeiten, daß der Herzog von Montſerrat, und der von Oeſterreich ſich von uns trennten, und ihres Weges zogen. Mit Konraden hatte ich nichts zu thun, aber Leopolden, der bey der Aktion zu Tabarid und bey unterſchiedlichen andern unter meinem Kommando geſtanden hatte, konnte ich mich nicht enthalten einige bittre Wahrheiten zu ſagen, die er mir beantwortete als ob er meines Gleichens geweſen wäre.

Der König von Frankreich und ich waren nun allein, und fiengen an unſer Vorhaben mit Ernſt zu treiben. Wir theilten uns friedlich in die Beſtürmung der Stadt, und in die Bewachung der Trencheen, und ich hatte nichts an meinem Bundesgenoſſen auszuſetzen, als daß es an dem Orte wo er kommandirte, immer ein wenig ſchläfrig zugieng. Dieſe Schläfrigkeit nahm zu, und wechſelte endlich mit eigenſinnigem Wiederſpruch und Vereitelung meiner beſten Anſtalten ab. Es kam einmal ſo weit, daß wir durch ſeine Schuld, ganz von Jeruſalem abziehen mußten. Wir ſetzten zum zweytenmal an; ich war in dem was ich vornahm glücklicher als er; ſeine eignen Leute wollten lieber unter meiner als ſeiner Anführung fechten; er ward mürriſch und eiferſüchtig, er meynte, es wäre hier doch wenig Ehre zu erwerben, er wäre des

Dinges überdrüßig, und — wollte lieber gar wieder nach Hauſe ziehen.

Ich war ſeiner unnützen Gegenwart ſo müde, daß ich mich herzlich über ſeinen Entſchluß freute, und ihm auch wohl die Gefälligkeit geſchenkt hätte, die er mir dadurch zu erzeigen dachte, daß er mir zehn tauſend Mann unter Anführung des Herzogs von Burgund zurück ließ. Wir ſchieden in Friede voneinander, und er ſchwur mir beym Abzug den feyerlichſten Eid, den ein Chriſt ſchwören kann, daß er ſich in Europa nicht in die Unruhen miſchen wollte, die, wie ich ſeit Kurzen erfahren hatte, mein zurückgelaßner Stadthalter Longchamp, und mein Bruder Johann in meinen Landen angerichtet hatten. — Ich begleitete den König von Frankreich bis nach Joppe, wo ich Herzog Leopolden von Oeſterreich fand, bey deſſen Anblick ich mich ſo erzürnte, daß es beynahe zu Thätlichkeiten unter uns gekommen wäre. Ich hielt es nicht für gut, nach König Philips Abzuge ſogleich wieder vor Jeruſalem zu gehn, ſondern ich wollte einmal Saladin eine Schlacht in ofnem Felde liefern. Es fand ſich bald Gelegenheit. Wir hatten einen harten Stand; unſere Leute thaten Wunder, und wir behielten das Feld. Der Herzog von Burgund ereilte den fliehenden Saladin, ich rettete ihn von ſeiner Hand, und denke, wir haben nun wegen ſeiner Aufnahme die er mich zu Jeruſalem finden

ließ,

ließ, mit einander abgerechnet. — Ich hielt es nicht der Mühe werth, mich ihm zu entdecken; ich gab ihm einige meiner Leute zu, und ließ ihn ſicher nach ſeinen Lager bringen.

Nun hatten wir Jeruſalem wieder frey im Geſicht, deſſen Belagerung ich König Philips wegen ſchon zweymal hatte aufgeben müſſen; Mein Herz zitterte vor Freude bey dem Gedanken, daß ich nun zu meinem Endzwecke gelangen würde, da ich niemanden als den braven Herzog von Burgund an meiner Seite hatte. Wir fiengen den Sturm mit Ernſt und Vorſichtigkeit an. Ich eroberte gleich des andern Tages eins von den beträchtlichſten Auſſenwerken, und überließ, indem ich mich auf eine andre Seite wandte, dem Herzog von Burgund die Behauptung deſſelben. — Er ließ ſich freywillig zurücktreiben, und das, was ich mit ſo viel Mühe und Blut erobert hatte, ward mir im Augenblicke wieder entriſſen. — Der Herzog, welchen ich wegen dieſes Fehlers zur Rede ſetzte, antwortete mir lächelnd: Auf die Eroberung einer Mauer käm lange nicht ſo viel an, als auf Saladins Leben, welches ich ihm bey der letzten Schlacht mit eben ſo viel Recht aus den Händen geriſſen hätte, als er mir den anvertrauten Platz. Um ſich indeſſen für das, was er gethan habe, ſelbſt zu beſtrafen, wollte er inskünftige auf die Ehre in meiner Geſellſchaft zu fechten, Verzicht thun, und ſeinem Könige lieber nach Europa folgen. —

Ich mußte ihn mit ſeinen Völkern ziehen laſſen, und ſtand nun mit den Meinigen ganz allein vor Jeruſalem. Nureddin, welcher Saladins Stelle vertrat, vertheidigte ſich tapfer; ich hatte zu großen Abbruch meiner Macht gelitten, und mußte weichen. Saladin und Nureddin, durch das, was ſie ausgeſtanden hatten, ermüdet, ſchlugen einen Waffenſtillſtand vor; die ganze chriſtliche Macht ſtimmte ein, und er ward auf drey Jahr, drey Monat und drey Tage unterzeichnet.

Ich begab mich nach Akon. Die beſtändigen Kriegsgeſchäfte hatten gemacht, daß ich mich bisher nur wenig um die Angelegenheiten meines Walters hatte bekümmern können. Jetzt wachte dein Andenken mit neuer Stärke in mir auf. Ich fragte was der Pabſt deinetwegen entſchieden hatte, und man ſagte mir, er habe dich zwar nicht ganz verdammt, aber doch auch bey weiten nicht ganz unſchuldig befunden, ſondern dich zur Buſe deiner Vergehungen auf zwey Jahr in ein Kloſter geſperrt. Das war mir unbegreiflich; ich fragte nach den Abgeſchickten, und erfuhr, daß nur einer derſelben zurückgekommen, und die andern drey auf der Rückreiſe in einem Sturm ihr Leben eingebüßt hätten. Dieſer Zurückgekommene war einer von Terrikus Anhängern, und ich nahm mir nicht die Mühe deinetwegen ein Wort mit ihm zu wechſeln. — Die Tempelherren hatten ſich mit der Entſcheidung des heiligen Vaters beruhiget, und waren wieder mit ihrem Großmeiſter ausgeſöhnt. Ich hatte meine eignen Gedanken über die Verſchwindung, der beyden Abgeſchickten von deiner Seite, weil aber auch einer von Terrikus Leuten fehlte, ſo ward der Verdacht einer Verrätherey etwas geſchwächt, und ich mußte ſchweigen, vornämlich, da ſich bald Dinge von anderer Art ereigneten, welche meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, und meine Rückreiſe nach Europa beſchleunigten.

Du erinnerſt dich unſers Beſuchs, bey dem Alten vom Berge, du beſinnſt dich ohne Zweifel auf die Aufträge, die er uns an Konraden von Montferrat gab, und daß ich nicht geſäumt habe ſie auszurichten, kannſt du dir vorſtellen. Der Herzog von Montferrat nahm die Warnung, die ihm der Fürſt der Aſaßinen geben ließ, mit ſeinem gewöhnlichen Stolze auf, und ſagte, er wollte die Rache des Meuchelmörders erwarten. — Daß Konrad von Montferrat bald darauf mit mir und den andern vor Jeruſalem gieng, daß er und der Herzog von Oeſterreich uns nach der Zeit verließen, habe ich bereits erwähnt. Der Herzog von Montſerrat gieng nach Tyrus, von wo wir um eben die Zeit, da ich wieder zu Akkon angelangt war, Nachricht erhielten, daß er mitten unter einem zahlreichen Gefolge auf den Straßen der Stadt, von zwey Mördern angefallen, und tödtlich verwundet worden wäre. Man hatte die Mörder gefangen, ſie hatten ſich als Abgeſchickte des Alten vom Berge und Rächer ſeiner Hoheit angegeben, hatten den Tod auf dieſes Bekenntniß freudig ausgeſtanden, und ſich bis auf den letzten Athemzug des Glücks gerühmt, um ſeinetwillen zu ſterben. — Ungeachtet man alſo gar nicht zweifelhaft ſeyn konnte, wer Urſache an der Ermerdung Herzog Konrads ſey, ſo hielt man doch für gut, mir dieſelbe aufzubürden, und dadurch jedermann, ſelbſt meine eignen Leute wider mich aufzuwiegeln. — Glücklicher weiſe lebte der Verwundete noch. Ich machte mich mit unterſchiedlichen, welche Zeugen meiner Schuld oder Unſchuld ſeyn konnten, und mit einem großen Theil meines Heers nach Sidon, um den Herzog ſelbſt zu befragen, ob er mich für den Anſtifter ſeiner Ermordung hielt. Er betheuerte ſterbend, daß er mich von dieſer Unthat losſpräche, daß er ſich bewußt wäre, den Fürſten der Aſaßinen beleidigt zu haben, und daß er wüßte, daß dieſer Streich von keiner

Hand als der Seinigen herrührte. — Wie ſollte ich, ſagte er, Richarden für meinen Mörder halten können, ihn, der wie ihr alle wißt, mich in öffentlicher Verſammlung vor der Rache des Alten vom Berge warnte? — Damahls war es Zeit zu Genugthuung und Abtrag wegen der Beleidigungen damit ich den Fürſten der Aſaßinen wider mich reizte; ich verſäumte dieſes, und muß nun ſterben! Der Fürſt von Tyrus ſtarb, nachdem er nochmals meine Unſchuld betheuert hatte, und ich zog völlig gerechtfertigt wider nach Hauſe. Man ließ meine Unſchuld in Paläſtina gelten, und ermangelte nicht, ſie in Europa ſo viel als möglich zu verunglimpfen. Man ſchrie mich daſelbſt als den Mörder des Herzogs von Montſerrat aus, und nichts war im Stande dieſes Geſchrey zu ſtillen. Der Alte des Berges, welcher eher als ich von dieſer Poſt Nachricht hatte, bezeugte meine Schuldloſigkeit in Schriften, welche er nach Europa ſchickte, und in denen er ſich einig und allein für Herzog Konrads Mörder bekannte, aber alles war umſonſt, und ich ſahe wohl, daß ich ſelbſt in Europa würde erſcheinen müſſen, um alle die Verleumdungen zu zernichten, welche für mein Glück die nachtheiligſten Folgen haben konnten. Meine Abreiſe von Paläſtina wurde durch die Nachricht beſchleunigt, daß der König von Frankreich nicht ſobald in Europa angelangt wäre, als er ſich vom Pabſte von dem

Eide hätte losſprechen laſſen, den er mir beym Abſchiede ſchwur, in meiner Abweſenheit meine Lande nicht zu beunruhigen. Die päbſtliche Abſolution gab ihm alſo nun Freyheit, mit meinem treuloſen Bruder Johann gemeine Sache zu machen. Er begünſtigte und erweiterte die Verläumdungen, welche man ſich wider mich erlaubte, und die Furcht durch dieſe grimmigen Anfälle endlich meiner Ehre, meines Reichs und alles meines Glücks beraubt zu werden, machte, daß ich meine Völker zuſammen zog, und faſt ohne genommenen Abſchied von allen Helden der Chriſtenheite die ich ſämmtlich verachtete, nach Joppe gieng, um daſelbſt unter Seegel zu gehen. Der einzige Veit von Luſignan begleitete mich, ich nahm mich immer ſeiner wider ſeine Feinde an, und ich muß ihn ſchlechterdings, noch auf irgend eine Art verſorgen *), weil er mich dauert, und weil er unter allen derjenige iſt, dem man nur Einfalt, kein böſes Herz verwerfen kann. — Zu Joppe fand ich Herzog Leopolden von Oeſterreich, welcher auch nach Europa zurück gehen wollte. Er wagte es, mich mit ſchimpflichen und höhniſchen Worten wegen der Ermordung des Herzogs von Montſerrat anzugreifen, aber ich denke, ich habe ihm gelohnt, daß er

---

*) Richard hielt ſein Wort, und machte Veiten nach Iſaaks Tode zum König von Zypern.

meiner gedenken wird. Wir griffen beyde zu den Schwertern, ich beraubte ihn im erſten Anfall des Seinigen, warf ihn zur Erde, ſetzte meinen Fuß auf ſeine Bruſt, und zwang ihn in dieſer Stellung mich für unſchuldig zu bekennen, ließ drauf von ihm ab, und ſetzte mich ruhig zu Schiffe. Aber nicht anders als ob mich die Rache Gottes, und der Fluch meines beleidigten Vaters verfolgte, wurden wir bald durch Sturm, bald durch Windſtille in dieſen Gewäſſern aufgehalten. Ich faßte endlich meine Entſchließungen kurz, ließ meine Flotte wieder nach Paläſtina zurück gehen, und daſelbſt meine Befehle erwarten, ich aber ſetzte meine Reiſe mit zwey Schiffen fort, weil ich, dafern mein Untergang beſchloſſen wäre, nicht zu viele mit mir ins Verderben ſtürzen wollte. Wir ſtanden unbeſchreibliches Elend auf unſerer Fahrt aus, wir ſahen endlich dem Hafen von Aquileja vor Augen, aber der Zorn des Himmels gönnte uns nicht das Glück ihn zu erreichen. Wir ſcheiterten: alle die Meinen kamen um, oder ſind hie und dahin verſchlagen worden, und ich rettete auſſer meinen Leben nichts, als dieſes Pilgerkleid, das ich unterweges zu Büßung meiner Sünden anlegte, und dieſen Flor, o das ewig, ewig theure Andenken von unſerer Matilde und der großmüthigen Freundſchaft meines Walters. Bey dieſen Worten küßte Richard das herabhangende Ende des röthlichen

Flors, den Walter Matilden abnahm, um ihn Richarden zu ſchenken, und den dieſer bisher um ſeine Rüſtung, und jetzt um ſein Pilgerkleid allemal als Gürtel getragen hatte. — Waltern traten die Thränen in die Augen beym Andenken an die letzte Scene zwiſchen Richard, Matilden und ihm. Die verblichene Schönheit des Schleyers zeigte ihm, wie lange Zeit ſeit ſeinem Abſchiede von der Freundin ſeines Herzens verfloſſen war, und noch fand ſich nicht die geringſte, die entfernteſte Hofnung, ſie jemals — ſie glücklich wiederzuſehen. Wie lange war noch dahin, ehe er an die Rückkehr nach Paläſtina denken durfte, und war endlich die Zeit ſeines Kloſterlebens verfloſſen, durfte er wieder nach dem heiligen Lande gehen, wo war die Hofnung, Matilden jemals zu beſitzen? Wo die Losſprechung von ſeinem Gelübde? Wo der Beſitz der Grafſchaft Anjou, welche Prinz Johann jetzt an ſich geriſſen hatte? Wo der Beſitz auch nur eines kleinen Winkels der Erde, in welchem er mit ſeiner Geliebten leben konnte?

Walter bekannte Richarden die Urſache ſeiner Thränen, und dieſer tröſtete ihn nach Vermögen. Er rieth ihm, zugleich mit ſeiner Entlaſſung aus dem Kloſter, auch die Aufhebung ſeines Gelübds vom Pabſte zu fodern; er verſprach ihm, zu aller, erſt darauf zu denken, wie er die Grafſchaft Anjou wieder in ſeine Gewalt brachte, und verſicherte ihn, es an keiner Art von Hülfe bey ſeiner Rückkehr nach Paläſtina fehlen laſſen, ihn vielleicht ſelbſt dahin zu begleiten. Es iſt, ſetzte er hinzu, noch faſt ein Jahr bis dahin, ehe du das Kloſter verlaſſen darfſt, und ich habe alſo Zeit übrig genug, alle unſere Feinde in England demuthigen, und die folgen zu können. —

Die beyden Brüder ſprachen noch viel über dieſen Gegenſtand, und Walter fragte endlich, ob Richard keinen von ſeinen nach Paläſtina geſchriebenen Briefen erhalten hätte. Den Letzten, erwiederte der König von England, ich erhielt ihn zu Joppe bey meiner Abfahrt, und ſah aus demſelben, wie viele du vorher an mich und Matilden geſchrieben hatteſt, deren keiner in meine Hände gekommen iſt. Ich bin indeſſen froh, den letzten erhalten zu haben, denn ohne ihn hätte ich den Ort deines Aufenthalts nicht erfahren, und müßte die gegenwärtige glückliche Stunde der Freundſchaft und des Wiederſehens entbehren, die mich zu allen Widerwärtigkeiten ſtärkt, welche mir etwa noch bevorſtehen könnten. — Wenn ich den Weg nach meinem Königreiche nehmen will, den ich mir einmal feſtgeſetzt habe, und von dem ich nicht gern abgehen mögte, ſo muß ich einen großen Theil der Lande meines Feindes, des Herzogs von Oeſterreich bereiſen; Der Kaiſer *), durch deſſen Gebiet ich komme, iſt mir auch nicht hold; ich bin einſam, und mögte nicht gern in die Hände des einen oder des andern fallen. — Wir haben hier in Europa wenig Saladine, welche das Leben eines Feindes zu ſchonen wiſſen. Ich will indeſſen alle Beſorgniß verbannen. Dieſes Pilgerkleid, oder eine noch beſſer gewählte Verkleidung, ſoll, wie ich denke, meinen Stand verhehlen, und England ſeinen König ſicher wiedergeben. — Walter gerieth bey Endigung dieſer Worte in tiefes Nachdenken, er ſann auf Mittel der Sicherheit für ſeinen Bruder. Konrad von Staufen trat ihm in dieſen Ueberlegungen bey, und der Schluß, den beyde für den beſten hielten, war endlich, ſich beym Pabſte zu melden, und von ihm Schutz und ſicheres Geleit vor ſeinen Feinden bis nach England zu erbitten; ein Vorſchlag welchen Richard mit Unwillen verwarf. Soll ein Held, ſagte er, bey einem Prieſter Schutz ſuchen? Soll ich mich vor dem demuthigen, der den Rebellen Longchamp wider mich in Schutz nahm, den treuloſen König von Frankreich von dem mir geſchwornen Eide abſolvirte, und meinen Walter nur mit

---

*) Der Kaiſer haßte Richarden wegen der Angelegenheiten ſeiner (Richards) Schweſter, Johannens von Sicilien, deren Anſprüche mit den Anſprüchen ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Konſtantia in Kolliſion kamen.

halben Herzen gegen ſeine Feinde vertheidigte? Schweiget hiervon, meine Freunde! nennet mir den Namen dieſes Cöleſtins nicht; mein Herz wendet ſich von ihm weg, und ſo ein guter Chriſt ich auch ſeyn mag, ſo vermögte ich doch nicht von demjenigen die geringſte Gefälligkeit, nicht die Loszählung von der kleinſten meiner Sünden zu erbitten, der ſo wie er Recht und Unrecht durcheinander werfen kann. Bewahre Gott ſeine heilige Kirche vor ſolchen Oberhäuptern! ich glaube, Saladin würde ſich beſſer zum Pabſte ſchicken, als Cöleſtin der Dritte. Walter und Konrad von Staufen, welche als geiſtliche Männer ſehr rechtgläubig waren, ärgerten ſich ein wenig an Richards läſterlichen Reden, aber ſie ſchwiegen, weil ſie ſolche nicht zu widerlegen vermogten, und der König von England nahm das Wort von neuem, indem er aufſtand.

Dieſes wird wohl, ſagte er zu Waltern, das erſte und letzte Mal ſeyn, daß ich dich in dieſem Kloſter beſuche. Die Furcht entdeckt zu werden, nöthigt mich morgen meine Reiſe durch Deutſchland anzutreten. Begleitet mich mit eurem Gebet, meine Freunde! und erwartet baldige Nachricht von mir aus England! Walter und Konrad verzögerten Richards Abſchied noch durch einige Gegenreden, umarmten ihn dann, begleiteten ihn, ſahen ihm nach, ſo lange ſie noch das braune Pilgerkleid und den röthlichen Gürtel unterſcheiden konnten, und giengen in ihr Kloſter zurück.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Walters ahndende Sorgen wegen Richards gefährlicher Reiſe werden beſtätigt.

Walter ſann der Reiſe ſeines Bruders Richard nach, und fand ſie immer bedenklicher. Es vergiengen Wochen und Monate, es vergieng ein halbes Jahr und drüber, ohne daß Nachricht aus England ankam. Furcht und bange Ahndungen nahmen zu, und bald, bald wurden ſie in Gewißheit verwandelt. —

Die Zeit, welche Walter im Kloſter zu bringen ſollte, war bis auf fünf Monate verfloſſen, er glaubte, daß es nun Zeit wäre in Paläſtina nachzuforſchen, ob er noch Freunde daſelbſt hätte, die bey ſeiner Erſcheinung bereitwillig ſeyn würden, ſeinem verfallenen Glücke wieder aufzuhelfen. Er nahm ſich vor, an ſeine alten Freunde die treuen Helferte zu ſchreiben; aber er wollte ſeine Briefe nicht ſo, wie die an Richarden und Matilden, dem

Ohngefähr anvertrauen. Oſtern nahte heran. Es fehlte um dieſe Zeit zu Aquileja nie an Pilgern, welche zum heiligen Grabe wallten. Walter ſprach täglich mit welchen, und hofte, unter ihnen einen zu finden, dem er Redlichkeit und Verſtand genug zutrauen könnte, ſeine geheimen Gewerbe zu beſtellen. — Die Pilger waren gewohnt ihre Andacht vor ihrer Abfahrt in dem Karmeliterkloſter zu halten, und es war im Kloſter etwas Bekanntes, und Waltern Unverwehrtes, daß er ſich mit dieſen frommen Leuten unterhielt.

Er und Konrad von Staufen waren ſchon einmal auf die angenehmſte Art überraſcht worden, als ſie im Pilgerkleide einen ihrer beſten Freunde, als ſie Richarden in demſelben erkannten. Dieſe Tracht ſchien ihnen beſonders glücklich zu ſeyn, denn die Freude einen Freund in derſelben zu finden, war ihnen noch einmal aufbehalten.

Sie hatten ſchon lange unter dieſen Wallern, welche in ihrem Kloſter erſchienen, immer gewählt und wieder verworfen, als ſie eines Tages an dem Fuß des hohen Altars einen jungen Mann von ſo edeln Anſtand und ſo guter Miene niederknien ſahen, daß ſie gleich erſten Blicks für ihn eingenommen wurden. Walter und Konrad ſahen ſich an, und ihre Blicke ſagten ſich, daß ſie beyde dieſen Pilger zu Ausrichtung ihrer Geſchäfte im heiligen Lande für tüchtig hielten. Seine heiße Andacht, die häufigen Thränen die er im Gebet vergoß, nahmen ſie noch mehr für ihn ein, er verhüllte ſein Geſicht, ſie ſchlichen ſich leiſe davon, um ihn nicht zu ſtören, und erwarteten ihn an der Kirchthüre, um ihn mit in ihre Celle zu nehmen, nähere Bekanntſchaft mit ihm zu machen, und wenn ſie ihn ſo fänden wie ſie hoften, ihm die Briefe an die Tempelherren anzuvertrauen.

Der Waller mußte ein wichtiges Anliegen haben, er ſtand oft vom Gebet auf, und ſank mit neuen Thränen auf die Stufen des Altars nieder, als wollte er den Himmel die Gnade um welche er flehte, mit Gewalt entreißen. Endlich nahte er ſich der Kirchthüre wo Konrad und Walter ſtanden, welche ſeinem Beginnen lange mit Verwunderung zugeſehen hatten.

Was iſt euer Anliegen frommer Pilger? ſagte Walter zu dem Fremden welcher ſich dichter verhüllte, um die Spuren ſeiner Thränen zu verbergen. — Von dem Ton der bekannten Stimme wie aus einem Schlafe aufgeſchreckt, enthüllte der Fremde ſein Geſicht, ſah die beyden Mönche einen um den andern mit Erſtaunen an, wiederholte die Namen Walter und Konrad, und fiel endlich Waltern mit einem Strom von Thränen um den Hals. Iſts möglich, ſchrie er, daß ich dich hier finde? Iſts möglich, daß du deinen Blondel nicht mehr kennſt? — Walter wollte ſein Erſtaunen und ſeine Freude über dieſen unvermutheten Anblick freyen Lauf laſſen, aber Konrad. welcher ſich etwas beſſer faſſen konnte, winkte ihm, den geliebten Pilger lieber mit auf ihre Celle zu nehmen, weil er ſchon einige neugierige Kloſterbrüder wahrnahm, welch ihre Bewegungen belauſchten.

Blondel folgte ſeinen Freunden in ihre Wohnung, wo die Ausrufungen des Erſtaunens und der Freude, die Umarmungen und die Thränen von neuem angiengen. Aber mein Blondel, fragte endlich Walter, was treibt dich doch wohl als Pilger nach Paläſtina? Wie kommts, daß du nichts von unſerer Anweſenheit in dieſem Kloſter zu wiſſen ſcheinſt? Und wie iſt dir es möglich, dich von unſerm Richard zu trennen, deſſen Gegenwart du noch nicht lange genoſſen haben kannſt? Richard? wiederholte Blondel, dieſen zu ſuchen, ach! dieſen ſo lang entbehrten, vielleicht gar verlohrnen Freund zu ſuchen, verlaſſe ich eben Europa; ihn erflehten meine Thränen von Gott an den Stufen eures Altars; ihn, den die Wünſche ſeiner Mutter und ſeines verlaſſenen Volks ſo lange vergeblich zurück ruften! Stumm vor Entſetzen hörten Konrad und Walter Blondels Worte an. Wie? riefen ſie endlich aus einem Munde, Richard iſt noch nicht nach England zurück? — Mit eben ſo großem Erſtaunen fragte Blondel nach der Urſache die ſie hätten, ihn daſelbſt zu vermuthen. Man erklärte ſich gegen einander, und dieſe Erklärung, in welcher **keiner** zu ſagen wußte, wo Richard in dem gegenwärtigen Augenblicke wäre, machte, daß ſich Schrecken und ahndendes Zittern mit tödtender Kälte durch ihre Gebeine ergoß, und alle drey lange ſtumm und erſtarrt gegen einander da ſaßen, indem einer in der Todtenbläſſe des andern die Gedanken las, die er von dem Schickſal ihres gemeinſchaftlichen Freundes hatte.

Wenn Richard, ſieng endlich Blondel an, welcher ſich am erſten erholte, wenn Richard, wie ihr ſagt, vor länger als einem halben Jahre hier von euch geſchieden iſt, um nach England zu gehen; wenn er, wie ich euch verſichern kann, daſelbſt nicht angelangt iſt, ſo muß er todt, oder in den Händen ſeiner Feinde ſeyn. Ihr ſagt, er habe ſeinen Weg durch Deutſchland genommen, da muß ich ihn aufſuchen, und ich gehe, um augenblicklich dieſe Reiſe anzutreten. Walter und Konrad wollten Blondeln aufhalten; ſie baten ihm, wenigſtens vorher etwas von dem Zuſtand in England zu entdecken, aber umſonſt. Was ſoll ich euch hiervon ſagen,

ſagen, antwortete er, in England ſteht es noch wie es immer ſtand. Johann hat überall die Oberhand; die Königin und das Volk ſeufzen nach Richarden: die Nachrichten von ihm aus Paläſtina haben längſt aufgehört; niemand weis etwas von ihm zu ſagen, und ich habe mich heimlich aufgemacht, ihn aufzuſuchen wo wir ihn noch vermuthen, und wo er, wie ihr ſagt, nicht mehr iſt. Blondel hatte während dieſer Rede bereits die Celle unſerer beyden Mönche verlaſſen; ſie begleiteten ihn. Er ſagte ihnen am Thor des Kloſters noch einige geflügelte Abſchiedsworte, und eilte davon. Walter und Konrad ſahen einander an, und wußten nicht, ob ſie eine Erſcheinung geſehen hatten, oder ob Blondel wirklich bey ihnen geweſen war. — Sie kehrten zurück, beklagten, daß ſie ihren zu eilfertigen Freunde nicht einige nöthige Nachrichten hatten noch mit auf den Weg geben können, und beſchloſſen einen Verſuch zu machen, ob der heilige Väter nicht ihren Aufenthalt im Kloſter um die etlichen Monate, welche ſie noch daſelbſt auszuhalten hatten, abkürzen könnte, damit ſie Blondeln in Aufſuchung Richards Geſellſchaft leiſten könnten. Konrad ward des nächſten Tages in dieſem Geſchäfte nach Rom geſchickt, und was er daſelbſt ausrichtete, werden wir im nächſten Kapitel melden.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Gute Nachrichten von Blondeln, und ſchlechte vom Pabſte. — Cöleſtin übt ſich im Abſolvieren, Tröſten, Prophezeihen und Verſprechen.

Pabſt Cöleſtin hatte ſeine eignen Launen. Die Stunden waren ſich bey ihm nicht allemal gleich, und es kann ſeyn, daß Konrad von Staufen mit ſeinem Gewerbe gerade in einer Stunde bey ihm erſchien, wo er nie Diſpenſationen auszutheilen pflegte. — Seine Bitte ward abgeſchlagen. Doch war der heilige Vater gnädig genug, nach der Urſach zu fragen, warum er und ſein Freund, welche ſich bisher ſo ruhig in ihrem Kloſter verhalten, auf einmal der Eingezogenheit müde geworden wären, und die kurze Zeit nicht vollends ausdauern wollten.

Konrad von Staufen war viel zu aufrichtig, um ihr eigentliches Anliegen zu verhehlen, er bedachte nicht, daß Pabſt Cöleſtin nicht zu Richards Freunden gehörte, und daß ihm alſo der Verluſt dieſes Königs wenig zu Herzen gehen würde, und verſchwieg ihm nicht ein Wort von der Sorge, in der ſie um ihn waren, und ihrer Abſicht ihn aufzuſuchen.

Cöleſtin ſtand eine Weile in tiefen Nachdenken, und ſieng dann an: Euch aus euren Kloſter entlaſſen, kann ich nicht; Den bedrängten Richard ohne Hülfe zu laſſen, iſt mir, dem allgemeinen Vater der Chriſtenheit, auch unmöglich. Wie weit er meinen Schutz verdient, und wie weit die böſen Gerüchte, welche von ihm ausgeſtreut werden, wahr ſeyn mögen, will ich jetzt nicht entſcheiden, genug, er ſoll meine Hülfe haben; geht in euer Kloſter zurück, ihr ſollt bald mehr hören.

Walter konnte ſich nicht enthalten ſeinem Freunde wegen ſeiner Unvorſichtigkeit tauſend Verweiſe zu geben; er glaubte Richards Angelegenheiten in ſchlechten Händen zu ſehn, da ſich der Pabſt derſelben annähm, und nichts konnte ihn deswegen beruhigen, als die Rede, mit welcher man ſich jetzt durchgängig trug, daß Longchamp, Richards Feind, nicht mehr im vorigen Anſehn beym heiligen Vater wäre, und daß dieſes Cöleſtin vielleicht geneigter machen konnte, etwas für den unglücklichen König von England zu thun.

Der Pabſt hatte verſprochen, daß unſere beyden Mönche bald etwas von ihm hören ſollten, und er hielt ſein Wort. Sie erfuhren, daß man Gewißheit habe, daß Richard im Pilgerkleide nach Deutſchland gekommen ſey, daß er ſich da auf einmal verlohren habe, und daß er ganz gewiß in den Händen des Kaiſers oder des Herzogs von Oeſterreich ſey. Der Pabſt gieng nunmehr weiter. Er bedrohte den, der den König von England gefangen hielt, mit Bann und Interdikt; eine Sache, die zwar ſehr ſtreng lautete, aber wenig fruchtete, denn keiner von den beyden Fürſten wollte geſtehen, daß er Richarden geſehen habe, ob gleich der Kaiſer zu verſtehen gab, er mögte wohl beym Herzog von Oeſterreich, und dieſer, der verlohrne König mögte wohl beym Kaiſer ſeyn. Unmöglich war es, ſich hierein zu finden. Man erfuhr in England was man für Verdacht wegen der Gefangenſchaft Richards hätte, und der Kaiſer und Herzog Leopold wurden nun auch von dieſer Seite gedrängt. Beyde leugneten, beyde ſchoben es von ſich aufeinander, und es kam dahin, daß ſich ganz Europa in zwo Partheyen theilte, aus welchen ſich endlich noch eine dritte entſpann, welche behauptete: Richard mögte wohl weder bey dem einen noch dem andern, er könnte wohl verſchwunden, hinweggezaubert, oder lebendig gen Himmel gefahren ſeyn, daß man ihn alſo hienieden vergeblich ſuchen würde.

Walter und Konrad waren bey dieſem verwirrten Handel am unglücklichſten; man denke ſich ihre heiße, herzliche Liebe zu Richarden, ihre Begierde ihm zu Hülfe zu eilen, und die Feſſeln des Kloſters, welche ſie nicht abſchütteln konnten und durften, und urtheile, ob wohl ein peinlicherer Zuſtand zu finden ſeyn kann, als der ihrige.

Zu der Zeit als ihre Ungeduld auf den höchſten Gipfel gekommen war, erhielten ſie von einem unbekannten Mann folgenden von Blondels Hand geſchriebenen Zettel:

„Suchet es beym Pabſte zu vermitteln, daß er die ſtrengen Nachforſchungen nach Richarden aufhebe; ſie ſind mir eher hinderlich als vortheilhaft, ich habe eben dieſes von der Königin von England erbeten. Ich glaube ich bin auf der rechten Spur; erwartet baldige und gute Nachrichten von eurem

Blondel.“

Walter und Konrad hatten wenig Mühe, Blondels Bitte beym Pabſte durchzuſetzen, denn ſein Eifer für Richarden fieng ohnedem an ſehr ſchläfrig zu werden. — Bann und Interdikt ward aufgehoben; Der Kaiſer und der Herzog von Oeſterreich fiengen an frey Athem zu holen. Die Kundſchafter aus England, welche bisher ihre

Länder überſchwemmt, und ſie in beſtändiger Vorſichtigkeit erhalten hatten, wurden zurück gerufen, und König Richard ſchien ganz vergeſſen zu ſeyn.

Walter und ſein Freund hatten ihn nicht vergeſſen; ſie hoften alle Tage auf Nachricht von ihm, aber ſie ſollten nicht ſo glücklich ſeyn, ſie vor ihrem Abzuge nach Paläſtina zu erhalten.

Die Zeit ihres Kloſterlebens war verfloſſen, und der pünktliche Pabſt Cöleſtin, welcher ihnen keinen Monat an derſelben ſchenken wollte als ſie darum baten, ließ ſich auch nicht erbitten ihnen einen Monat zuzuſetzen, da ſie dieſen Wunſch äuſſerten.

Säumet nicht nach Paläſtina zu gehen, ſagte er zu Waltern, als er auf ſeinen Befehl vor ihm erſchien. Euer Glück beruht auf der Eile. Euer Feind Terrikus iſt todt, und die Augen des ganzen Ordens ſehen nach euch. Ich ſehe große Dinge von euch voraus, und ich hoffe, ihr werdet euch allemal in chriſtlicher Unterthänigkeit erinnern, das Glück hebe euch ſo hoch als es wolle, daß ihr an mir einen Vater gefunden habt. — Walter hängte der Antwort, welche eine ſo verbindliche Rede des heiligen Vaters erfoderte, eine Bitte an, die meine Leſer vielleicht errathen werden, die aber dem Pabſte ganz unvermuthet kam. Er ſtuzte als Walter von Erlaſſung ſeines Gelübdes als Tempelherr ſprach, und hatte tauſend Einwendungen.

Walter ſchützte die Verbindlichkeit vor, welche er habe, das ihm von ſeinem Vater hinterlaßne Land dereinſt zu beherrſchen. — Sagt mir nichts davon, fiel ihm der Pabſt in die Rede. Graf von Anjou werdet ihr niemals ſeyn. Ihr wißt es vielleicht noch nicht, daß eure eignen Unterthanen, wie ihr ſie nennt, ſich verſchworen haben, nie den Sohn der berüchtigten Roſemunde zu ihren Herrn zu wählen? So ſorgfältig euer Bruder Richard das Geheimniß eurer Herkunft vor ihnen verborgen hat, ſo ſorgfältig iſt euer andrer Bruder Johann geweſen, ihnen daſſelbe zu entdecken. Jedermann iſt daſelbſt wider euch wegen eurer Mutter aufgebracht, und Königin Eleonore hat den Widerwillen wider euch fleißig genährt. Selbſt das kleine Heer aus dem Lande, das ihr ſo gern beherrſchen wolltet, das Heer, das mit euch in Paläſtina war, und euch mit Aufopferung des Lebens treu diente, und ewig zu dienen dachte, ſelbſt dieſes iſt von euch abgefallen, ſobald man ihm den Namen eurer Mutter genennt hat. Es iſt nicht lange, daß ſie aus dem gelobten Lande nach ihrem Vaterland zurückgegangen und hier durchgezogen ſind, um von mir die Losſprechung von dem Eide zu erhalten, den ſie euch geſchworen haben. Ich habe ſie ihnen gegeben, und ihr müßt darüber nicht zürnen; denn noch einmal, es iſt unmöglich, ſchlechterdings unmöglich, daß ihr Graf von Anjou werdet. Ihr müßtet euch denn dereinſt der Macht eures Bruders bedienen wollen, das euch beſtimmte Land mit den Blut eurer Unterthanen zu überſchwemmen, und euch durch daſſelbe eine unruhige mühſelige Herrſchaft über ein Volk zu erkaufen, das euch verabſcheut.

Daß Walter nicht ermangelte einige Verſuche zu wagen, um in dieſe lange Rede des heiligen Vaters, einige Worte des Erſtaunens und des Widerſpruchs einzuſchieben, läßt ſich denken, aber Cöleſtin ließ ſich nicht irre machen, und als er endlich ſchwieg, und die Verwirrung ſah, mit welcher der aller ſeiner Hofnungen beraubte Walter vor ihm ſtand, ſo faßte er ſeine Hand mit einem mitleidigen Blick, und fieng ſeine Rede von neuem an. — Ihr dauert mich, mein Sohn! ſagte er, aber laßt den Muth nicht ſinken, vergeßt die Grafſchaft Anjou, vielleicht! das euch die Vorſehung dereinſt ein beſſeres Reich beſtimmt hat. Was iſt eurem Muth, eurer Tapferkeit unmöglich? Wie, wenn ihr dereinſt König von Jeruſalem würdet. — Gehet hin, erobert dieſe Stadt, ich ſpreche euch dieſes Reich zu, und gebe euch mit dieſer Bedingung, merkt wohl, nur mit der Bedingung, daß ihr euch auf den Thron von Jeruſalem ſchwingen könnt, völlige Erlaſſung eures Gelübdes.

Wir wiſſen nicht, ob es dem heiligen Vater beliebte unſers Walters zu ſpotten, ob er ihn blos tröſten wollte, oder ob es ſeine Abſicht war, ihm die Entbindung von ſeinem Gelübde gänzlich abzuſchlagen, indem er ſie mit einer faſt unmöglichen Bedingung verband; aber ſeine Meynung ſey nun welche ſie wolle, ſo that ſeine Rede eine ſonderbare Wirkung auf Waltern.

Cöleſtin hatte nicht ſobald die Krone von Jeruſalem genennt, indem er ihm zugleich alle Hofnung auf die Grafſchaft Anjou abſprach, ſo ſtanden auf einmal die Worte des alten Robert Burgundio hell und deutlich vor ſeiner Seele, mit welchen dieſer ehemals Abſchied von ihm nahm, und in welchen er ihm verſicherte, er würde eher König von Jeruſalem, als Graf von Anjou werden. Die Rede des alten Tempelherrn, und die Rede des Pabſts machten in ſeinen Gedanken ein wunderbares Ganzes aus, welches das Anſehn einer Prophezeihung hatte. Sein ganzes Herz erhub ſich, ſo ſehr es vorher geſunken war. Nichts ſchien ſeinem Heldenmuth unmöglich. Die Zukunft vor ihm ward helle. Er ſah ſich im Geiſt auf dem Throne von Jeruſalem, und Matilden als ſeine Königin, ohne daran zu denken, daß der alte Tempelherr Robert Matilden in ſeinen bedenklichen Abſchiedsworten eher die Krone von England zugeſprochen hatte. Glücklicherweiſe entgieng dieſer Umſtand, welcher ihm auf einmal ganz niedergeſchlagen haben würde, ſeiner Aufmerkſamkeit.

Er nahm Cöleſtins Verſprechen an, und erhielt des andern Tages die Ausfertigung der Dispenſation von ſeinem Ordensgelübde, mit ſammt der ſchweren Bedingung, die der ſchlaue Cöleſtin ihr angehängt hatte. — Walter glaubte, vermittelſt derſelben ſein ganzes Glück in Händen zu haben, und eilte entzückt ins Kloſter zu ſeinem Freunde zurück.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Iſt das fröhlichſte im ganzen Buche.

Konrad ſahe Walters vermeyntes Glück nicht mit ſolchen Augen an als er. Er erblickte da noch unendliche Schwierigkeiten, die ihm nicht ſo leicht zu überſiehen dünkten, als dem getäuſchten Walter; ſein argloſes Herz, welches ſonſt nicht leicht jemanden etwas Uebles zutraute, konnte ſich doch nicht enthalten, in Cöleſtins Verfahren etwas Hinterliſtiges zu finden, und er war unvorſichtig genug, ſeinem glücklichen Freunde ſeine Gedanken hierüber zu entdecken, und ſich alle Mühe zu geben, ihn ſeiner ſüßen Täuſchung zu entreißen. Walters Muth war nicht ſo leicht niederzuſchlagen, und

Konrad erfuhr den alten ſo oft beſtätigten Satz, daß Derjenige, welcher uns einen Wahn zu rauben ſucht in welchem wir glücklich ſind, oft ſo wenig Dank verdient, als der uns ein wirkliches Glück entreißt.

Der Ritter von Staufen mußte endlich ſchweigen, und Walter, welchen kein Glück unerreichbar dünkte, welches ſich durch Tugend und Tapferkeit erringen ließ, machte mit frohem Herzen die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Nichts war vermögend ſeine Glückſeligkeit zu vermindern, als der Gedanke an Richarden, und die Ungewißheit in Anſehung ſeines Schickſals, in welcher er Europa verlaſſen mußte. — Er wollte den Ritter von Staufen bereden, zurück zu bleiben, und Erkundigung ſeinetwegen einzuziehen; aber Konrad ſchüttelte den Kopf, und meynte, Richard hätte ſeinen Blondel, der ihn ſchon wieder finden würde, und ihm wäre ſein Walter theurer, als alle Könige von England, welche je gelebt hätten, und noch leben würden. Ich liebe deinen Bruder von Herzen, ſetzte er hinzu, aber es iſt mir unmöglich dich um ſeinetwillen zu verlaſſen. Der Pabſt mag ſagen was er will, ſo dünkt mich deine Aufnahme in Paläſtina noch immer zweifelhaft. Wer weis, ob der, dem wir deine Briefe an die Belforte zu beſtellen gaben, ſie überliefert hat. Keine Nachricht haben wir nicht von ihnen erhalten, und es iſt möglich, daß ich im gelobten Lande der einzige Freund bin, auf den du dich verlaſſen kannſt, und den du alſo nicht von dir treiben darfſt.

Walter umarmte den Ritter von feſter Treue, und ſchwur, ſich Lebenslang nicht von ihm zu trennen. — Und ich, erwiederte der andre, verlaſſe dich auch im Tode nicht, denke an dieſes Wort, und traue darauf wie auf den Eid, den ich zur Fahne des Kreuzes geſchworen habe.

Die beyden Freunde verwechſelten ihre Mönchstracht mit dem Tempelherrnkleide, welches ihnen der Pabſt wieder zu tragen vergönnte, und traten ihre Reiſe an. — Glücklich war ihre Fahrt. Keine Rache, kein Fluch verfolgte den Pfad dieſer Helden; der unglückliche Richard, an deſſen Schwerte ſo manches unſchuldige Blut klebte, bebte bey ſeiner letzten Reiſe nach Europa, vor jedem ſtürmiſchen Winde, und glaubte, in ihm die Stimme des Rächers zu hören. Sie, fromm und untadelhaft wie die erſten Bekenner des Chriſtenthums, hätten vor keinen Sturm gezittert; aber die Stürme ſchienen vor ihnen zu fliehen. Sanft und ſchnell trugen die Wellen das Schif, das die Lieblinge des Himmels enthielt, an die Ufer, wo Walter wähnte, in Zukunft lauter Freuden einzuernten, und das Konrad zwar mit etwas geringern Hofnungen, aber doch auch ohne Furcht betrat.

Der Hafen zu Joppe, wo ſie landeten, war voller Schiffe, welche auf den erſten günſtigen Wind zu warten ſchienen, um nach Europa zu ſeegeln. — Die Ritter fragten nach den Namen der Reiſenden, und man ſagte ihnen, daß die Tempelherren im Begrif wären, eine große Geſandſchaft nach Europa zu ſchicken, um ſich von da einen Großmeiſter zu holen, weil der vorige, der faſt durchgängig gehaßte Terrikus, vor einigen Monaten nach einer langwierigen Krankheit geſtorben wäre. — Waltern ſchlug das Herz voller Ahndungen hoch in die Höhe; er ſahe Konraden an, welcher mit ihm einerley Gedanken zu haben ſchien, und ſeinen Blick, mit einem Auge voll entzückender Freude beantwortete. Sie hatten keine Zeit ſich ihre Muthmaßungen zu entdecken, denn in dem Augenblicke ſtürzte einer der Belforte hervor, welcher die Aufſicht bey den Schiffen hatte, und Waltern erſtes Blicks erkannte. O Ritter von Montbarry! ſchrie er, indem er ihn feſt in ſeine Arme drückte, o unſer Großmeiſter! Willkommen! willkommen! Wiederbringer der erſten glücklichen Zeiten unſers Ordens! Erlaubt, daß ich euch zuerſt mit dem theuern Namen begrüße, welchen euch bald der ganze Orden beylegen wird. Euch aus dem Kloſter abzuholen, in welches euch die Bosheit eurer Feinde brachte, euch im Triumph als unſer Oberhaupt abzuholen, ſteht dieſe Flotte bereit, und ihr kommt ſelbſt euch euren Rittern darzuſtellen? ſo unverhoft? ſo unerwartet?

Man ſagt, daß wahre hohe Freude uns ſtumm, oder zu den größten Rednern macht: das Lezte traf den Ritter Belforten ein: ſeine Worte ſtrömten unaufhaltſam dahin, ſeiner Umarmungen und ſeiner Freudensbezeugungen, gegen die beiden Ankommenden war kein Ende, und das umſtehende Volk, welches gar bald den Namen der Ankommenden erfuhr, und das unſere Ritter zum Theil auch kannte, machte das Chor zu Belforts Jubeltönen, und rief zu wiederholten Malen: Heil dem großen, dem guten Walter von Montbarry, dem Ritter von geprüfter Tugend! dem würdigen Großmeiſter der Tempelherren!

Man weis, wie geſchwind zur Zeit der Freude die Stunden entfliehen. Walter und Konrad hatten ſich nebſt Belforten dem Getümmel entriſſen, um die Nachricht, welche ſie ſo angenehm überraſchte, in beſſerer Ordnung zu vernehmen; aber ſie hatten kaum den Anfang derſelben vernommen, als ſchon das Geſchrey kam, daß die Tempelherren, denen man Walters Ankunft nach Joppe gemeldet hatte, ſich nahten, ihren geliebten, allgemein erwählten Großmeiſter einzuholen. Walter gieng ihnen entgegen, und der Jubel, den der Anblick des großen edeln Mannes erregte, iſt unmöglich zu beſchreiben. — Ich weis nicht, ob meine Leſer jemals einen Tag großer allgemeiner Freude erlebt haben, da Tauſende ſich beſtrebten, einen Einzigen zu ehren, Tauſende über Einen jauchzten, und in ihm die Erfüllung ihrer entfernteſten Hofnungen zu ſehen glaubten. Haben ſie je ſo einen großen himmliſchen Tag erlebt, ſo können ſie ſich ein Bild von der Einholung unſers Walters nach Joppe machen, ob es gleich ſchwerlich die Stärke des Urbilds haben wird; denn nie iſt wohl ein Mann mit ſo viel Recht geehrt worden, nie haben ſich wohl einem Einzigen alle Herzen mit ſo viel Wahrheit und Aufrichtigkeit zu Füßen gelegt, als unſerm Walter.

Walter ertrug die ſchnelle Wendung ſeines Glücks, wie große Seelen Glück ertragen; er blieb ſich immer gleich, er fühlte ſeine innere Würde, welche den höchſten irdiſchen Rang verdiente, und ihm denſelben nichts Fremdes oder Unerwartetes hätte ſeyn laſſen, er fühlte ſie, ohne ſtolz zu ſeyn, er war leutſelig, freundlich, herablaſſend wie er allemal war, ohne ſeinem Stande etwas zu vergeben. Seine Freude über ſeine Erhöhung, war ruhige Heiterkeit, welche oft durch einen kleinen Anſtrich von Kummer umwölkt ward, wenn, — wenn er an Matilden dachte. — Seine Hofnung, ſie zu beſitzen, beruhte auf der Trennung von denen, welche ihm ſo auszeichnende Proben ihrer

Liebe und Achtung gaben. Er mußte aufhören Großmeiſter der Tempelherren zu ſeyn, wenn er Matildens Gemahl werden wollte. — Mancher Kampf entſtand hierüber in ſeinem Innerſten; aber es war nichts weiter nöthig, denſelben zu entſcheiden, als Matildens Anblick.

Iſabelle, die verwittwete Herzogin von Montferrat, welche den eitlen Titel einer Königin von Jeruſalem, den ſie bey Lebzeiten des Konrads ihres Gemahls führen mußte, ſeit ſeinem Tode gar abgelegt hatte, kam des andern Tages nach Walters Erſcheinung zu Joppe an, um ſich ſeinem Schutze zu empfehlen. Sie fand die Aufnahme, welche ihr Stand fodern konnte, und ſie belohnte Walters freundſchaftliches Betragen damit, daß ſie ihm Lady Klifford vorſtellte, welche ſich gegenwärtig bey ihr aufhielt.

Saladin war todt. Nureddin hatte ſchon damals als er noch lebte oft nur gar zu deutlich ſehen laſſen, daß er Augen für Matildens Reize habe. Seine Gemahlin Zoe machte ſich vielleicht von ſeiner Bewunderung ihrer Freundin noch größere Vorſtellungen als ſie Urſache hatte. Matildens Tugend war ſtreng, und ihre Freundſchaft empfindlich, ſie konnte ſo wenig den Schein einer geſetzloſen Liebe als den geringſten Schatten von Eiferſucht, und falſchen Verdacht leiden. — Saladin merkte

dieſes

dieſes, er fühlte, daß das Ende ſeines Lebens herannahte, und er ließ Matilden vor ſich kommen, um noch vor ſeinem Tode für ihre Sicherheit zu ſorgen. — Matilde! ſagte er, du, die du mir ſo lieb, oft lieber wärſt als Zoe und Nureddin, ich ſterbe, ich gehe hin zu dem Gott, den du und Walter verehren, und den Odos Tod mich kennen lehrte; ich fühle das Glück die Welt zu verlaſſen ſo lebhaft, daß ich wünſchte, euch alle die ich liebe, mit mir dahin nehmen zu können wo ich ſeyn werde. Aber dies iſt umſonſt, ihr bleibt zurück, Du, Walter, Zoe und Nureddin bleiben zurück! Für dich, meine Tochter! iſt nach meinem Tode keine Ruhe und Sicherheit mehr in Damaſkus. — Weiche der Schwachheit Nureddins und deiner Freundin; gehe wieder zu deinen Glaubensgenoſſen; geh und nimm den Seegen deſſen mit dir, der dich väterlich liebte; theile ihn mit Waltern, wenn du ihn wieder ſiehſt, und ſage Richarden, daß ich den kenne, der mich aus den Händen des wüthenden Herzogs von Burgund rettete. Wenn wir uns wiederſehen, werden wir alle Freunde ſeyn, Chriſten und Sarazenen, alle, alle vor einem Gott ſtehen! O des großen, des herrlichen Tages!

Saladin war zu ſchwach um dieſe abgebrochnen Reden zu verlängern, er drang in die weinende Matilde, ihn zu verlaſſen; Sie küßte ſeine erſtarrende Hände, und umarmte Zoen und Remigien, welche die Eiferſucht der Prinzeßin insgeheim genährt hatte, und nun über Matildens Abſchied triumphirte. Saladin hatte Befehl gegeben, ſie mit einer ſichern Begleitung nach Tyrus zu bringen, wo ſie ſelbſt hin verlangte. Die verwittwete Fürſtin von Tyrus, Iſabelle, war die einzige chriſtliche Dame, bey welcher ſie jetzt ſich mit Anſtand und Sicherheit aufhalten konnte. Iſabelle, eine Perſon von alltäglichen Charakter, gut bey Tugendhaften, leichtſinnig mit den Leichtſinnigen, und nie ganz böſe in der Geſellſchaft von Laſterhaften, nahm ſie freundlich auf, und hatte ſie nun in der Zeit, da ſie bey ihr gelebt hatte, ſo lieb gewonnen, daß ſie ſich ungern von ihr trennte. Matilde hatte ſich von Saladins reichen Geſchenken ein Landhaus, das ihrem Stande gemäß war, in der Gegend von Joppe gekauft; die Herzogin von Montferrat verließ gern glänzendere Orte, um die ſüße Einſamkeit zu Beautrou mit ihrer Freundin zu theilen. Hier war es, wo ſie die Nachricht von Walters Wiederkunft vernahmen, und Iſabelle der es gleich ſtark am Herzen lag, ſich dem Schutz des mächtigen Großmeiſters des Tempelordens zu empfehlen, und ihre Freundin mit dem Anblicke ihres Geliebten zu erfreuen, beredete Matilden zu der Reiſe nach Joppe.

Walter ſah ſeine Geliebte zuerſt in voller Verſammlung wieder, und der Wohlſtand erforderte, den Neigungen ſeines Herzens, die ihn zu ihr hinriſſen, Zwang anzulegen, aber wer kann die Ausbrüche der Liebe, die Ergießungen der wärmſten Zärtlichkeit ſchildern, als ſie ſich zuerſt ohne Zeugen ſahen! — Walters Wahl war entſchieden. Er war Matildens Eigenthum, und gehörte ſeinem Orden nur noch ſo lange an, bis es ihm erlaubt wäre, durch die vom Pabſte feſtgeſetzte Bedingung, ſich von ſeinem Ordensgelübde loszumachen.

Der mit den Sarazenen getrofne Waffenſtillſtand war noch nicht zu Ende, und es war alſo unmöglich, ſo gleich an die Ausführung ſeines großen Vorhabens wider Jeruſalem zu denken. Er wandte das Jahr, das noch biß dahin verlaufen mußte, dazu an, alle Hofnungen die ſich die Ritter und das Volk von ihm machten, zu erfüllen. Ordnung, Tugend und Ueberfluß herrſchte unter ſeiner Aufſicht bey dem Orden, und Ruhe und blühender Wohlſtand in den Gegenden umher. Seine Freunde kamen in den Strahlen ſeines Glücks empor, und auch ſeine Feinde, ſelbſt ſein ehemaliger Ankläger der treuloſe Belfort hatte nicht Urſache zu klagen. Da ihn die Brüder wegen ſeiner Bosheit nicht mehr unter ſich leiden wollten, ſo brachte ihn Walter bey Richards zurückgelaſſenem und noch nicht zurückgerufenen Heer, auf eine Art an, die ihm das Ordenskreuz konnte vergeſſen machen. — Matilde hielt ſich nebſt der Herzogin von Montſerrat beſtändig zu Beautrou auf, und ob gleich Walter ſich den Zwang anlegte, ſie nur ſelten zu beſuchen, ſo war doch er ſowohl als ſeine Geliebte immer glücklich, bald in der Erwartung, bald in der Erinnerung eines ſolchen Beſuchs, und bald in den entzückenden Vorſtellungen von einer Zukunft, in welcher nichts vermögend ſeyn ſollte, ſie zu trennen, und an welche beyde einen gleich ſtarken Glauben hatten. — Walter hatte nicht ſobald die Angelegenheiten ſeines neuen Standes in Ordnung gebracht, und ruhigere Stunden gaben ihm nicht ſobald Muſe zu andern Gedanken, als Richards Andenken, das ihm bisher am Meiſten in ſchlafloſen Nächten, oder unruhigen Träumen hatte beſchäftigen können, unaufhörlich vor ſeiner Seele ſchwebte. Seine Beſorgniſſe wurden durch die Unruhe erſchwert, mit welcher die zurückgelaſſenen Völker des Königs von England die Nachrichten von ihrem Herrn erwarteten, welche von einer Zeit zur andern ausblieben. Aber recht als wenn das Glück, das ſich bisher ſo ſtiefmütterlich gegen ihn erwieſen hatte, ihm auf einmal in allem günſtig ſeyn, und jede Beſorgniß aus dem Wege räumen wollte, welche ſeine Heiterkeit trüben konnte, ſo kam, als er es am Wenigſten vermuthete, ein Schif mit Briefen von Richard und Blondel an, in welchen meine Leſer ſelbſt die Spuren von demjenigen ſuchen mögen, wornach ſie neugierig ſeyn müſſen, wenn Richards Schickſal ſie nur ein Wenig intereſſirt hat.

„Freue dich, mein Walter! unſer Richard iſt gerettet, er befindet ſich gegenwärtig wieder in den Armen ſeiner Mutter; ſeine Feinde ſind gedemüthigt, und ſein Volk im Beſitz ſeines guten Königs ſo glücklich, als iemals. Die ſchreckliche Gefahr in welcher ſein Leben ſchwebte, das Glück ihn zu retten, welches der Himmel mir aufbehalten hatte, und deſſen ich mich Zeitlebens rühmen werde, alles dieſes erfährſt du aus unſerm eignen Munde. Ein Gelübde, das ich und mein königlicher Freund thaten, als noch Mauern uns trennten und wenig Hofnung für mich übrig war, den wiederzuſehen, deſſen Stimme ich nur hören, und mich durch dieſelbe an vorige glückliche Zeiten erinnern konnte, ein Gelübde nöthigt uns dahin zu kommen wo du jetzt lebſt, und wohin uns der bloſe Gedanke an dich, ohne Beyhülfe der Andacht treiben würde. Siehe künftige Oſtern deinem Richard und Blondel entgegen, welche dich noch weit lieber Grafen von Anjou als Großmeiſter des Tempelordens, der du jetzt ſeyn ſollſt, nennen mögten. — Befiehl deine Schickſale und die Unternehmungen der Freundſchaft dem Himmel.“

Blondel.

Walter war entzückt über die Nachricht von ſeinen Freunden und über die Hofnung ſie bald wieder zu ſehen. — Richards Brief enthielt nicht viel mehr als Blondels; eben die räthſelhaften Ausdrücke wegen ſeines bisherigen Schickſals, und eben die Hofnung des Wiederſehens. — Wegen der Grafſchaft Anjou ſprach Richard etwas umſtändlicher; ſeine Nachrichten ſtimmten völlig mit mit denen überein, die er aus Pabſt Cöleſtins Munde gehört hatte. Walter trauerte, daß ſich ſein Bruder noch ſo viel Mühe gab, ihm den Beſiz eines Landes zu verſchaffen, auf welches er längſt Verzicht gethan hatte. — Er eilte, ihm ſeine Gedanken über dieſen Gegenſtand, und ſeine gegenwärtigen Ausſichten und Hofnungen zuzuſchreiben, um dadurch dem Blutvergießen zu ſteuern, welches dieſe unmögliche Sache bereits angerichtet hatte. — Richard foderte einen Theil ſeiner Völker zurück, welchen Walter die Ueberbringung ſeiner Briefe überließ, indeſſen die übrigen Engländer in Paläſtina blieben, und von Richarden Befehl erhielten, bis zu ſeiner Ankunft den Großmeiſter der Tempelherren für ihren Anführer zu erkennen.

Waltern war dieſe Verſtärkung ſeiner Macht nicht unangenehm, ſie war die einzige auswärtige Hülfe deren ſich ſein Orden jetzt rühmen konnte. Von den Völkern des Kaiſers und des Königs von Frankreich, war ſchon längſt kein Mann mehr im heiligen Lande. Der Fürſt von Antiochien und Graf Philip von Flandern hielten ſich in der Entfernung, ſie ſcheuten und neideten Walters Glück, und konnten den Anblick deſſen nicht ertragen, den ſie ehemals vergeblich zu ſtürzen ſuchten. Auch ſehnten ſich die Tempelherren nicht nach ihrem verrätheriſchen Beyſtand. Gleichwohl gieng die Zeit des Waffenſtillſtandes zu Ende. Die Sarazenen fiengen bereits mit kleinen Feindſeligkeiten an, ihr Verlangen nach Größern zu bezeigen, und Waltern konnte alſo der Zuwachs ſeiner Völker nicht anders als erwünſcht ſeyn. — Matilde zitterte, wenn ſie dachte daß ſich nun der große Zeitpunkt nahte, welcher ihr und Walters Schickſal entſcheiden ſollte. Walter war voll großer Hofnungen. Und Konrad ſchwieg, aber er hätte es lieber geſehen wenn ſein Freund Großmeiſter geblieben wäre, und auf den Thron von Jeruſalem Verzicht gethan hätte.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Falſches Lächeln des Glücks.

Walters Charakter war ganz Redlichkeit und Offenherzigkeit; es war ihm unmöglich verdeckt zu handeln, und denen, mit welchen er in genauer Verbindung ſtand, und denen er einigermaſen Rechenſchaft von ſeinem Thun und Laſſen ſchuldig war, ſeine Abſichten zu verhehlen. Dieſe Geſinnungen machten ihn geneigt, ſeinen Rittern gleich in den erſten Tagen ſeiner Erwählung, die Diſpenſation des Pabſts von dem Gelübde, und die mit derſelben verknüpfte Bedingung zu entdecken. Der Ritter von Staufen, welcher ſonſt, wie wir oft geſehen haben, das Herz immer auf der Zunge hatte, und ſo ein großer Feind der Verſtellung war, als irgend einer, war wider alles Vermuthen hierinnen nicht eines Sinnes mit Waltern. Warum, ſagte er, willſt du vor der Zeit eine Sache entdecken, die noch auf lauter Ungewißheiten beruht? Eine ſolche Entdeckung könnte dir die größten Hinderniſſe bey Erreichung deines Endzwecks in den Weg werfen; deine Feinde würden dir entgegen arbeiten, und deine Freunde würden ſich vor der Zeit über den Verluſt ihres Großmeiſters grämen, und mit Furcht einer Sache entgegen ſehen, welche vielleicht nie zu Stande kommt. Nie zu Stande kommt? fragte der Großmeiſter, kannſt du das deinem Freunde wünſchen? — Warum ſollte ich nicht? erwiederte Konrad, biſt du nicht glücklich in dem Stande in dem du dich gegenwärtig befindeſt? Brauchſt du eine Krone; um alle deine Wünſche befriedigt zu ſehen? Gott weis, ſagte Walter, daß mein Herz nie nach irdiſcher Hoheit ſtrebte. Matilde, Matilde allein iſt es, die meine Wünſche erweitert, und doch würde ich das kleinſte Glück an ihrer Seite dem glänzendſten Throne vorziehen, wenn es dem heiligen Vater nicht gefallen hätte, die Beſitzung der Krone von Jeruſalem, zur einzigen Bedingung zu machen, unter welcher ich meines Gelübds entlaſſen ſeyn ſollte. — O, dieſer Cöleſtin! fuhr Konrad nach einigem Nachdenken fort, verkauft dir deine Freyheit zu theuer; er will erſt alle deine Kräfte zum Beſten der Chriſtenheit nützen, will dich allen Anfällen der Kabale, allen den tauſend unüberſteiglichen Hinderniſſen Preiß geben, die dir bevorſtehen, ehe er dir Ruhe gönnt, eine Ruhe, die du vielleicht eher im Grabe als auf dem Thron zu Jeruſalem finden wirſt. — Und iſt die Hofnung auf Matilden, ſelbſt wenn ſie unerfüllt bleibt, nicht Schadloshaltung für die größten Beſchwerden, ſelbſt für die Auſopferung meines Lebens? fragte Walter. — Ja, dieſe Matilde! ſagte Konrad, ich wollte du hätteſt ſie nie gekannt, oder ſie wäre bereits in jener Welt, wohin Ritter unſers Gleichen allein die Erfüllung ihrer Hofnungen ſetzen ſollten: ihr Andenken würde dir denn ſo wenig an Erfüllung deiner Pflichten und an Genuß des Glücks das dir beſchieden iſt, hinderlich ſeyn, als mir der Gedanke an die ſchöne Roſemunde. — Walter lachte über die ſonderbaren Vorſtellungen welche der geiſtliche Ritter von Glück und Liebe hatte, und wollte nicht weiter über dieſen Gegenſtand mit ihm ſprechen, von welchem er ſo ſchlechte Einſichten hatte. Sie kamen wieder auf den erſten Inhalt ihres Geſprächs, die Geheimhaltung von Walters Abſichten. Ritter Konrad, welcher ſahe daß ſeine Meynung nicht hinlänglich war, Waltern von einem unüberlegten Schritte abzuhalten, beſtand darauf, die Belforte mit in ihrem Rath zu ziehen, und ihr Urtheil, welchen Walter verſprochen hatte ſich zu unterwerfen, lief einhellig darauf hinaus: daß man zur Zeit noch ſchweigen, und die Ritter nicht zu zeitig mit den Gedanken von dem Verluſt ihres Großmeiſters ſchrecken müßte. — Dieſer Schluß war die Urſache, daß noch damals, als man ſchon von neuen anfieng ſich wider die Sarazenen zu rüſten, niemand bey dem Orden, als die neun Ritter und Konrad von Staufen, etwas von Walters wahren Abſichten wußte.

Vielleicht hätten dieſelben noch länger verborgen bleiben können, wenn Walter gewollt hätte, und wenn nicht ein ſonderbarer Zufall ſie auf einmal entdeckt, und ihnen den allgemeinen Beyfall der Tempelherren, und der ganzen orientaliſchen Chriſtenheit, einige wenige von Walters Feinden ausgenommen, verſchaft hätte.

Der Waffenſtillſtand war nun völlig zu Ende. Chriſten und Sarazenen giengen wieder unaufhaltſam gegen einander los. Walter mit ſeinen Rittern, und Richards Engländern that Wunder. Ueberall ſiegten die Chriſten, im ofnen Felde und bey Belagerungen. Saphora, Cäſarea, Neapel, Nazareth, Belfort, und eine Menge andre wichtige Plätze, welche die Sarazenen bisher beſeſſen hatten, ſelbſt Damiate, nach Jeruſalem die wichtigſte von allen Städten in Paläſtina, waren in den Händen der Chriſten. — Nichts fehlte nun als vor Jeruſalem ſelbſt zu rücken, und den letzten Streich zu wagen. Man nahte ſich der heiligen Stadt immer mehr und mehr, und Walter ſchlug ſein furchtbares Lager in der Gegend von Bethanien auf. Er wünſchte nichts mehr, als vor der Ankunft ſeines Bruders Richard, welcher man nun faſt täglich entgegen ſehen konnte, ſein großes Vorhaben zu Stande gebracht zu haben, und ihn als König von Jeruſalem empfangen zu können. — Er ſtand auf dem Punkte, ſeinen Rittern ſeine eigentliche Abſicht, welche ſich nun nicht mehr verhehlen ließ, zu offenbaren, als eben der oben erwähnte Zufall dieſer Endeckung zu Hülfe kam.

Man fand eines Morgens im ganzen Lager eine Menge Zettel gleiches Inhalts ausgeſtreut, welche man mit Verwunderung las, ohne errathen zu können, durch welches Wunder ſie aus der verſperrten Stadt hieher gekommen waren. — Man brachte unterſchiedliche derſelben in die Verſammlung der Tempelherren, wo der Großmeiſter eben anfangen wollte, das Geheimniß zu entdecken, welches er auf Anrathen ſeiner Freunde ſo lang verſchwiegen hatte. —

Walter las und erſtaunte, ſeine Freunde laſen auch und beſtanden darauf, daß eine Nachricht von ſolcher Wichtigkeit, welche zu ihrem gegenwärtigen Vorhaben ſo dienlich war, öffentlich verleſen werden ſollte. Walter willigte ein, und Konrad als Ordensmarſchall las folgendes:

Die Einwohner von Jeruſalem an die Tempelherren.

Ehrwürdiger Großmeiſter des Tempelordens, und ihr heilige tapfere Ritter, unſre Beſchützer.

Daß ihr Beſitzer des ganzen Landes rund umher ſeyd, und daß ihr euch nun gefaßt macht, eure ſiegreichen Waffen wider die heilige Stadt zu kehren, iſt uns nicht unbekannt, und wir ſegnen eure Bemühungen.' Aber ewig Leid ſeyn müßte es uns, wenn wir die Sklaverey der Sarazenen, welche der große Saladin und ſein Nachfolger mehr als leidlich gemacht haben, nur darum verlaſſen ſollten, um die Regierung der Balduine, und der Sybillen wieder in Jeruſalem aufleben zu ſehen. Wir wollen keinen König haben, als den wir uns ſelbſt wählen, jetzt wählen, da es noch in unſerer Macht ſteht, ob wir uns auf die Seite der Sarazenen ſchlagen, und dadurch alle eure Bemühungen vereiteln,' oder unſere Schwerter wider ſie kehren, und euch die Eroberung von Jeruſalem erleichtern wollen. —

Unſere Krone ſoll weder einen ſchwachſinnigen Veit, noch einen weibiſchen Herfrand, von welchen man nie eine kühne Heldenthat hörte, zu Theil werden. — Auch verwerfen wir den heimtückiſchen Fürſten von Antiochien, und den boshaften Philip von Flandern, und alle Fürſten ihrer Art, welche etwa nach dem Scepter des heiligen Landes gelüſten, und uns in eine härtere Dienſtbarkeit bringen mögten, als unter welcher wir jetzt ſeufzen. Unſere Wahl iſt auf einen Helden gefallen, den wir uns von euch, heilige und tapfre Ritter des Tempels, zu unſerm Könige erbitten. Ueberlaßt uns euren Großmeiſter, den großen Walter von Montbarry zu unſerm Beherrſcher, und erzeigt uns durch dieſes Geſchenk eine größere Wohlthat, als alles, was ihr für uns thun könnet, ſeyn würde. Er wird unſer verfallnes Glück wieder empor bringen, er wird uns vor unſern Feinden ſchützen, und alle diejenigen von ſeinem Thron entfernen, welche wir haſſen, und unter welche wir vornämlich den boshaften Heraklius, unſern ehemaligen Patriarchen rechnen, deſſen geiſtlicher Tyranney wir uns nie wieder unterwerfen, ſondern ſeine Stelle mit einem Würdigern beſetzen wollen, auf deſſen Wahl wir bereits bedacht ſind.

Ueberlegt, ehrwürdige Tempelherren, unſer Begehren, und ſeyd unſere Vorbitter bey eurem edeln Großmeiſter, unſerm künftigen Könige. Ihr habt nichts weiter zu thun, als hierinnen einen Schluß zu faſſen, und ſollte es in euren geheimſten Verſammlungen ſeyn. Wir ſind ſo gut mit Kundſchaftern verſehen, daß wir von allem unterrichtet ſind was in eurem Lager vorgeht. — Euch zu beweiſen, daß dieſes die durchgängige wahre unveränderliche Meynung aller Einwohner von Jeruſalem iſt, und euch allen Verdacht einiges Betrugs zu benehmen, würde vielleicht die Unterſchrift unſerer Aeltſten und Oberhäupter, welche vielen von euch bekannt iſt, hinlänglich ſeyn; aber wir wollen euch ein noch mehr in die Augen fallendes Zeichen der Wahrheit geben. — Unter dem Vorwande eines Feſts, haben wir Erlaubniß erhalten, unſere Mauern und Thürme mit grünen Zweigen zu krönen. Kommt, und ſeht dieſe Sinnbilder unſerer Hofnung auf eure Hülfe, und auf unſern künftigen Beſchützer, den großen, tapfern, frommen, edeln Walter von Montbarry, dem wir hiermit nochmals den Namen unſers Königs geben.

O Hand der Vorſicht! ſprach Konrad bey ſich ſelbſt, als er zu Ende geleſen hatte! wer kann dir widerſtehen? Ich unterwerfe mich dir, und höre auf, mich einem Vorhaben zu widerſetzen, das mir, ich weis kaum ſelbſt warum, zuwider war, und das nun ſo augenſcheinlich vom Himmel begünſtigt wird.

Der Großmeiſter ſchwieg, und erwog mit Erſtaunen die ſeltſam zuſammentreffenden Umſtände die ihn zum Thron von Jeruſalem hinriſſen. Und unter den Rittern erhob ſich ein tiefes Gemurmel, welches bald in den einhelligen Schluß ausbrach, man müſſe die Bitte der Einwohner von Jeruſalem eingehen, man müſſe den Großmeiſter zu Annehmung der Krone bewegen, und bedenken, daß ſein Verluſt dem Orden reichlich durch den Vortheil erſetzt werden würde, den er ihm auf dem Throne von Paläſtina verſchaffen könne.

Walter beantwortete den Vortrag ſeiner Ritter mit einer offenherzigen Erzählung aller Umſtände, welche mit dieſer ſeltſamen Wendung ſeines Schickſals zuſammen trafen. Er zeigte ihnen die Diſpenſation des Pabſtes die er auf dieſen Fall erhalten hatte, er wiederholte ihnen Cöleſtins Worte, die er beym Abſchiede zu ihm ſagte, und verſchwieg ihnen auch nichts von den letzten Reden des alten Robert Burgundio, welche durch den Erfolg das volle Anſehen einer Prophezeihung erhalten hatten. — Die Tempelherren kamen darinnen alle mit einander überein, daß dieſe einzelnen unverabredeten, unvorhergeſehnen Umſtände ein ſo wundernswürdiges Ganzes ausmachten, daß der Finger Gottes darinnen nicht zu verkennen ſey. — Sich widerſetzen, ſagten ſie, würde Gottloſigkeit, und am glücklichen Ausgange zweifeln, furchtſame Blödigkeit ſeyn. Walter ward auf dem Fall, daß alles ſo glückte wie man gewiß hofte, von dem ganzen Kapitel ſeines Gelübdes und ſeines Amts entlaſſen, und es ward ihm nicht ſchwer den Ritter von Staufen in ſeinen alsdenn erledigten Platz einzuſetzen. — Konrad war von allen Rittern geliebt, ſie gaben ihm vorläufig den Handſchlag der Treue, und ſchwuren, daß ihnen nach Waltern niemand lieber zum Großmeiſter ſeyn ſollte, als der **Ritter von feſter Treue**, der edle Konrad von Staufen.

Einmüthig ohn allen Widerſpruch ward dieſer

Schluß gefaßt; man gieng auseinander, und gelobte die heiligſte Verſchwiegenheit in Anſehung deſſen, was beſchloſſen war, damit keine Verrätherey ihre Abſichten vereiteln könnte. Die ausgeſtreuten Zettel wurden geſammelt, und ſorgfältig unterdrückt. Das Volk, in deſſen Hände unterſchiedliche derſelben gekommen waren, war bereit Waltern, der allgemein geliebt wurde, den Namen ſeines Königs zuzurufen; aber ſein Mißfallen, das er bezeugte, legte ihm Stillſchweigen auf, und jedermann unterwarf ſich dem Gebot, nichts wieder von dieſer Sache zu erwähnen, bis man von Jeruſalem zurück käme. Das Lager ward noch dieſes Tages aufgehoben, und dicht vor der heiligen Stadt aufgeſchlagen. Die grün bekränzten Thürme und Mauern beſtätigten den Inhalt der Briefe, die man des Morgens geleſen hatte, und erfüllten die Herzen Walters und ſeiner Freunde mit ahndender Freude.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Der große entſcheidende Tag naht heran, und Walters beyde Freunde erſcheinen, bey demſelben gegenwärtig zu ſeyn.

Die Herzogin von Montſerrat, Iſabelle, hatte ſich wieder mit ihrem Gemahl vereinigt, von welchem ſie ſich ehemals um des Fürſten von Tyrus, Konrads von Montſerrat willen, trennen mußte.

Die Erneuerung dieſer Verbindung ward allgemein als ein Merkmal angeſehen, daß Sybillens Tochter noch nicht alle Hofnung auf den Thron zu Jeruſalem aufgegeben habe, und daß ſie ſich darum von neuen mit Graf Herfranden verbände, damit ſie an der Hand eines Gemahls deſto leichter ihre Abſichten erreichen könnte. Herfrand war gar nicht der Mann der ihre Anſprüche geltend machen konnte; nie hatte man eine kühne Heldenthat von ihm gehört, wie ſich die Bürger zu Jeruſalem in ihrem Briefe ſehr paſſend ausdrückten, gleichwohl fürchtete man heimlich, es mögte ihm dennoch glücken, man ſprach davon, es könne und würde geſchehen, und dieſes Gerücht war es vielleicht, was den Hauptanlaß zu der Erklärung gegeben hatte, mit welcher ſich die Einwohner der heiligen Stadt an die Tempelherren wandten.

Iſabelle hatte nicht das mindeſte Recht auf die Krone von Paläſtina, ſie war Sybillens Tochter; Sybille war Balduins Gemahlin geweſen; Iſabellens Vater war Amalrich, zwar auch ein König von Jeruſalem, und einer von Balduins Vorgängern, aber hieraus ſich als Erbin des Throns zu legitimiren, würde eine ſchwere Sache, und bey dem Widerwillen, den das Volk vor ihr und Herfranden, und allem, was die Sybillen und Balduine angieng, bezeugte, faſt unmöglich geweſen ſeyn.

Iſabelle verließ Beautrou, wo ſie bisher mit Matilden gelebt hatte, um ſich mit ihrem wieder angenommenen Gemahl nach Antiochien zu dem daſigen Fürſten, und Graf Philipen von Flandern zu wenden, und daſelbſt entweder fehlgeſchlagne Entwürfe zu beweinen, oder neue zu ſchmieden. — Lady Klifford wandte ſich nach ihrem Abſchied zu ihrer Stiefmutter, Graf Raimunds hinterlaſſener Gemahlin, bey welcher ſie jetzt in Sicherheit leben konnte, und welche ſich nach ihres Gemahls Tode, mit ihren übrigen Kindern auf einem Schloſſe nicht weit von Jeruſalem aufhielt. -- Die Gräfin von Tripoli liebte ihre Tochter, ſie liebte auch Waltern, und ſahe ihn als ihren künftigen Eydam an; mit Entzücken ſah ſie dem Zeitpunkte entgegen, der dieſe beyden Liebenden auf ewig vereinigen, und ihr in Matilden nicht nur die Gattin des geliebten Walters, ſondern auch die glorreiche Königin von Jeruſalem zeigen ſollte.

Das Schloß der Gräfin von Tripoli war ſo gelegen, daß Walter faſt am Ende eines jeden Tages, ſeiner Geliebten perſönlich Nachricht von ſeinen Operationen wider Jeruſalem geben konnte. Die Stadt ward immer enger eingeſchloſſen, man wagte anfangs kleine Stürme, und ſah aus der Art der Vertheidigung, daß die Macht der Sarazenen nicht von den Bürgern der Stadt unterſtützt würde. — Der Tag, an welchen der Hauptſturm gewagt werden, der große Tag, der entſcheiden mußte ob Walter König von Jeruſalem werden, oder auf ewig auf Matildens Hand Verzicht thun ſollte, war feſtgeſetzt.

Walter, der jetzt, da alle ſeine Ritter um ſeine Verfaſſung wußten und ſie billigten, weit freyer mit Lady Klifford umgehen durfte als zuvor, eilte um ihr ſelbſt den großen Tag der Entſcheidung kund zu machen; aber er kam dieſesmal nicht ſo wie er ſonſt gewohnt war allein, ſondern er brachte zween Fremde mit, welche Matilde erſtes Blicks für diejenigen erkannte, die ſie waren.

Richard und Blondel, welche um deſto geheimer nach Paläſtina zu kommen ihren Weg aus Europa nur mit einen einzigen Schiffe angetreten hatten, waren zu Joppe angelangt. Unvermerkt und ohne Meldung ihrer Namen waren ſie in das Lager vor Jeruſalem gekommen, und hatten Waltern eben ſo überraſcht als Matilde jetzt durch ihren Anblick überraſcht ward.

Niemand ſchmeckte bey dieſem Beſuche die Freuden des Wiederſehns in vollerem Maaſe als Blondel, er, deſſen Herz ſo ſehr an der Freundin ſeiner Jugend an Matilden hieng als jemals, er der ſie, den Gegenſtand der heißeſten enthuſiaſtiſchen Liebe welche je ein Minſtrel fühlte, in ſo langer Zeit nicht geſehen hatte. Er wußte den Grad ſeiner Liebe für Matilden meiſterlich zu bergen; Walters Geliebte ahndete nichts davon, und begegnete ihm alſo mit der vollen unſchuldigen Vertraulichkeit, die ein Bruder von ihr hätte erwarten können. Walter und Richard, ungeachtet ſie Blondels ganzes Herz kannten, es beſſer kannten als Matilde, fühlten keine Eiferſucht, und er, welchen die größern Rechte ſeiner Freunde auf die Dame ſeines Herzens bekannt waren, er, deſſen Liebe tugendhaft und rein war wie die Liebe eines Engels, überhob ſich nicht wegen Matildens Gunſtbezeugungen, neidete Waltern nicht wegen ſeines größern Glücks, und fühlte ſich ſo ſelig, als je ein Minſtrel in einer idealiſchen Liebe geweſen war. — Richard ward mit mehrerer Zurückhaltung von Matilden empfangen; ſie kannte die Liebe die er für ſie fühlte, ſie erinnerte ſich der Anſprüche die ihm Walter einſt unter den ſchrecklichſten Bedingungen, die ſie ſich denken konnte, auf ſie gegeben hatte, und der Anblick des roſenfarbnen Schleyers, von welchem noch einige verblichne Ueberbleibſel um ſeine Rüſtung geſchlungen waren, goß ein ahndendes Zittern durch ihr Innerſtes. — Walter merkte die Beſtürzung ſeiner Geliebten, und fühlte in dem nämlichen Augenblicke etwas Aehnliches, doch machte die Heiterkeit, welche iezt ſein gewöhnlicher Gemüthszuſtand war, daß er bald alle unangenehme Vorſtellungen aus dem Sinne ſchlug, und um bey Matilden gleichfalls alle traurigen Gedanken zu verdrängen, ſo bald als möglich Blondeln veranlaßte, die Geſchichte von der Befreyung des Königs von England zu erzählen, welche er verſprochen hatte, ihm in Matildens Gegenwart zu geben.

Walter ſetzte ſich an die Seite ſeiner reizenden Braut, Richard ihnen gegenüber, und Blondel, welcher neben ihm ſeinen Platz genommen hatte, fieng folgendermaßen an.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Geſchichte von Richard Löwenherz und ſeinem Freund Blondel.

Wo ſoll ich die Geſchichte beginnen, die meinem Herzen ewig unvergeßlich ſeyn wird, die Geſchichte von welcher ich wünſchte, daß ſie durch Minſtrels künftiger Zeiten verewigt, und bey jedem Königsmahle zum Andenken des Helden der den Löwen ohne Schwert überwand, und des Dichters der durch den Ton ſeiner Harfe den Helden aus dem Kerker zaubern konnte, geſungen werden mögte! Verzeiht, meine Freunde, daß Blondel ſo kühn iſt, ſich an Richards Seite zu ſetzen; uns Dichtern iſt der Trieb nach ewigen Nachruhm angebohren, und wo können wir denſelben ſicherer erlangen, als wenn wir uns dicht an einen Helden anſchließen und auf dieſe Art unſern Namen der Vergeſſenheit entreiſſen. — Blondel begleitete dieſe Worte mit einem ſchalkhaften Blick. Richard, welcher den Ton der Schmeicheley nicht an ſeinem Freunde gewohnt war, und ihn auch nie würde geduldet haben, überſah die ganze Rede als einen Scherz, und Blondel fuhr fort. Indeſſen war es doch nicht die Begierde nach Ruhm, ſondern heiße innige Freundſchaft und die Unmöglichkeit ohne Richarden länger zu leben, die mich aus England trieb, und nöthigte meinen Freund in Paläſtina aufzuſuchen, wo ich ihn nicht gefunden, und ſeine Rettung verſäumt haben würde, wenn ich dich, mein Walter! nicht in dem Kloſter zu Aquileia angetroffen hätte, und von dir zu recht gewieſen worden wäre.

Du weißt mit welcher unvorſichtigen Eil ich dich und Konraden verließ, ohne zu bedenken, daß ihr mir vielleicht nähere Nachrichten hättet geben können, ohne welche ich nur aufs Ungewiſſe herumirrte, und den Zweck verfehlte, den ich weit leichter erreicht haben würde, wenn ich nur das Eine gewußt hätte, in was für Feindſchaft unſer Richard in Paläſtina mit Herzog Leopolden von Oeſterreich gelebt hatte, und wie wahrſcheinlich es war, daß dieſer boshafte Fürſt keine Gelegenheit ſich zu rächen aus der Hand laſſen würde.

Ja, Herzog Leopold war es, in deſſen Landen ich unſern Freund hätte ſuchen ſollen, und ihr ſollt gleich hören, auf was für Art er in ſeine Gewalt kam. —

Richard, uneingedenk, daß etwas mehr als ein Pilgerkleid dazu gehöre, einen König vor den Blicken ſeiner Feinde zu verſtecken, betrat die Länder Leopolds ohne die mindſte Vorſicht. Er war kühn genug, ſich ſeiner Hauptſtadt zu nähern, und trieb endlich ſeine Unbeſonnenheit, wie ich ſein Verfahren ohne Schonung nenne, ſo weit, daß er ſich vornahm, vor ſeinen Augen zu erſcheinen, und ihn in unbekannter Tracht mit der Erinnerung einiger Vorgänge im gelobten Lande zu höhnen, welche Leopolden eben nicht zur Ehre gereichten.

Es war Pfingſten, Herzog Leopold hielt ſeinen Hof zu Wien troß einem Könige. Er ſuchte eine Ehre darinnen, es dem Kaiſer an Pracht und Freygebigkeit zuvorzuthun. Der Geiz Kaiſer Henrichs, welcher ehemals an ſeinem Hochzeittage die Minſtrels unbegabt abziehen ließ, war noch nicht vergeſſen, und Leopold machte ſich eine Ehre daraus, das Gegentheil zu thun, und die Heere von Sängern und Harfnern, welche ſich bey jedem gemeinen Feſttage an ſeinem Hofe einfanden, allemal verſchwenderiſch zu begaben. Zu der Zeit, als Richard nach Wien kam, hatte ſich eben ein Trouverre mit einem großen Gefolge von Anhängern der fröhlichen Kunſt eingefunden, um Leopolds Pfingſtfeyer zu verſchönern. Richard erhielt nicht ſobald hiervon Nachricht, als er eine ſchickliche Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, Leopolden zu ſehen, bey welchem der Zutritt nicht ſogar etwas Leichtes war. Er begab ſich unter die neuangekommenen Minſtrels, und ward dem Herzoge am erſten Tage des Feſts nebſt den andern vorgeſtellt. Richard war zu den

Geheimniſſen unſerer Kunſt eingeweiht, er war ein Meiſter im Geſang und Harfenſpiel, und konnte alſo hoffen, die Perſon, welche er vorſtellen wollte, glücklich zu ſpielen; die Minſtrelstracht welche er trug, vermehrte ſeine Hofnung, Leopolden unerkannt einige derbe Wahrheiten zu ſagen, aber der erſte Blick den der Herzog auf ihn warf, hätte ihm ſchon ſagen ſollen, daß er in ihm etwas mehr als einen gemeinen Harfner zu ſehen glaubte. — Der Geſang und das Saitenſpiel hub an, ein jeder der Minſtrels ſang ſo wie die Reihe an ihn kam, ſein Lied, und alles was geſungen wurde, hatte das Lob des großen, freygebigen, glücklichen Herzog Leopolds, des Ueberwinders der Sarazenen und Wiederbringers der chriſtlichen Freyheit zum Gegenſtand. — Als die Reihe an unſern Harfner kam, ſo wußte er von dieſem allen nichts zu ſagen, er ſang ein langes Lied von einem Herzoge, deſſen Namen er nicht nannte, welcher ſeine Bundesgenoſſen bey der Belagerung von Jeruſalem im Stiche ließ, und beſchloß mit einem andern, von einem, der ſeinen Freund verleumdete, von dieſem im Kampf überwunden, und mit auf die Bruſt geſetzten Fuße genöthigt ward, die Verleumdung zu widerrufen. — Niemand verſtand den eigentlichen Sinn dieſer ſchimpflichen Lieder als Leopold, er glühte für Unwillen, er betrachtete den kühnen Minſtrel genauer, er glaubte ihn zu kennen, er unterſuchte ſeine ganze Perſon, und die röthliche Binde, welche unſer unvorſichtiger Freund um ſein Pilgerkleid trug, und die Leopold oft um Richards Rüſtung geſehen hatte, hob vollends allen Zweifel den er wegen ſeiner Perſon hatte. Um indeſſen noch gewiſſer zu gehen, nahm er ſich vor, ihn noch auf zwo Proben zu ſtellen, welche ſo ausfielen, daß er den König von England unmöglich verkennen konnte.

Ihr habt wohl geſungen, Minſtrel, ſagte er, und ich muß euch belohnen. Er gab hierauf ſeinen Leuten einen Wink, und Richarden wurde ein großer goldner Pokal mit Goldſtücken angefüllt, dargeboten. Der König von England erröthete, ſich von ſeinem Feinde für die Beſchimpfung die er ihm angethan hatte, bezahlt zu ſehen. Er ſchüttete unwillig das Gold aus, und warfs unter die Bedienten. In ein Trinkgeſchirr gehört Wein! ſagte er, man fülle es, und ich will es auf den Untergang aller Verleumder und Verzagten ausleeren. Richard trank, und ſchenkte den Pokal dem Edelknaben der ihm zu trinken gereicht hatte. — Leopold ſah ihn mit Erſtaunen an; ſeine Vermuthung war nunmehr Gewißheit, doch konnte er ſich das Vergnügen nicht verſagen ihm noch auf eine Probe zu ſtellen, welche zugleich dazu dienen ſollte, ſeinen Feind mit einigem Anſchein des Rechts in ſeine Gewalt zu bringen.

Er hatte an ſeinem Hoſe einen jungen Ritter von auſſerordentlicher Gröſſe und Stärke, welchen er ſo ſehr liebte, daß die Meiſten glaubten, die Natur verbände ihn, ein Vaterherz gegen ihn zu tragen. Wardrewe, ſo hieß der Jüngling, verſtand die Winke des Herzogs von Oeſterreich, und war geſchickt genug, ſeine Abſichten in einem Augenblicke auszurichten. Ein Wort von Leopolden war hinreichend ihm zu ſagen, was er zu thun habe.

Minſtrel, redete er Richarden an, unſer erhabner Herzog lobte euch vorhin, daß ihr wohl geſungen hättet, und ich, der ich mich nicht erkühnen darf, ſeinem Urtheil zu widerſprechen, behaupte indeſſen nur dieſes, daß ich wohl eben ſo gut, wohl noch beſſer ſingen will wie ihr. Gebt mir eure Harfe, und höret zu. Richard reichte dem Jüngling ſein Saitenſpiel, und verſicherte ihn lächelnd, daß er ſich vor keinen Meiſter in ſeiner Kunſt ausgebe, und gern ſeinen höhern Talenten den Vorzug zugeſtehen würde.

Wardrewe ſang, aber was er ſang, war zu beleidigend als daß es Richard hätte kaltblütig anhören ſollen. Er ſang wie der König von England in geheimen Verſtändniß mit dem Meuchelmörder, der ſich den Alten vom Berge nennte, den frommen Herzog von Montſerrat auf den Straßen ſeiner eignen Stadt habe ermorden laſſen, und würde ohne Zweifel dieſer Verleumdung noch mehrere hinzugeſezt haben, wenn es dem verſtellten Minſtrel möglich geweſen wäre, ihm ſeinen Geſang zu Ende bringen zu laſſen. — Richard vergaß ſich ganz und gar, er gieng auf den Sänger los, ſtieß ihn mit ſammt der Harfe zu Boden, faßte ihn bey der Gurgel und fragte, ob er ſich getraute das zu behaupten, was er geſungen hätte? — Alle Stunden! erwiederte der junge Rieſe, indem er ſich losriß, aufſprang und ſich in Vertheidigungsſtand ſetzte. Dieſes war, was Leopold wünſchte, er kannte Wardrewes Stärke, vornämlich im Fauſtkampfe, und hofte durch ihn an Richarden gerochen zu werden.

Der König von England foderte ein Schwert, aber der Herzog fragte ihn, ob er ſich für einen Ritter ausgeben wollte da er ein Minſtrelkleid trüge, und nicht einmal das gewöhnliche Gewehr der Leute ſeines Standes, das kurze Schwert an der Seite führte, das er vermuthlich nicht einmal zu führen wüßte.

Richard ſchwieg, und das Fauſtgefecht gieng an. Wardrewe lag nach wenig Streichen von ſeines Gegners Heldenarmen geſtreckt und empfindungslos auf dem Boden, und der wüthende Minſtrel würde ohne Zweifel ſeinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn er nicht auf einmal von allen Seiten angefallen, feſtgehalten, und vor Leopolden geführt worden wäre. Man beſchuldigte ihn, er habe unredlich gefochten, habe die Hände mit Wachs beſtrichen, und hätte alſo leicht ſeinen Gegner, der nichts von dergleichen Kunſtgriffen gewußt habe, obſiegen können. — Angeklagt, ſchuldig befunden, und verurtheilt werden, war hier eine Sache. Er war in der Gewalt ſeines ärgſten Feindes, er ward in ein abſcheuliches Gefängniß geworfen, wo er lange ſchmachten mußte, und ohne Zweifel ſein Leben hätte aufgeben müſſen, wenn nicht um eben dieſe Zeit die Boten des Pabſts in Oeſterreich und allen deutſchen Landſchaften angelangt wären, welche Fluch und Bann über denjenigen ausrieſen, welcher Richarden, den König von England, gefangen hielt, oder ſich an ſeinem Leben vergriffe.

Leopold wurde hierdurch geſchreckt. Er ließ ſeinen Gefangenen vor ſich kommen, den er, um allemal eine Entſchuldigung zu haben, nicht anders als den zu kennen ſchien, für deu ſein Kleid ihn ausgab. — Minſtrel, ſagte er, mich dünkt ihr habt genug für euren Uebermuth gebüßt, deſſen Umfang euch beſſer als mir bekannt iſt. — Ich ſchenke euch Leben und Freyheit, wenn ihr Muth genug habt euch beydes durch eine ritterliche That zu erkaufen, und Verſtand genug mir die Gnade zu danken die ich euch erzeige. — Ich danke keinem Herzoge von Oeſterreich für eine Gnade! antwortete Richard mit einem verächtlichen Seitenblicke, aber das Leben eines Mannes wie ich, iſt ſchon der Mühe werth, daß man etwas dafür wagt, laßt alſo hören was ihr von mir verlangt. — Ihr werdet es ſehen, erwiederte Leopold, indem er ſich ſchnell entfernte, und bald darauf auf einer Gallerie wieder zum Vorſchein kam, welche die Ausſicht auf den Hof des Gefängniſſes hatte, in welchem er mit Richarden geſprochen hatte. — Richard hatte keine Zeit ſich zu beſinnen, denn in dem Augenblicke da Herzog Leopold auf der Gallerie erſchien, um ſich an der Beſchimpfung, oder an dem Tode ſeines Feindes zu weiden, ließ man einen Löwen von ungeheurer Größe auf den unglücklichen Minſtrel los, den er noch wohl als denjenigen kannte, den er ſelbſt ehemals in Paläſtina, als er und der Herzog von Oeſterreich noch Freunde waren, ihm geſchenkt, und den dieſer nun zu des Gebers Verderben mit herüber gebracht hatte.

Der Löwe kannte ſeinen ehemaligen Herrn nicht mehr, der Hunger, den man ihn hatte leiden laſſen, machte, daß er ſich mit blinder Wuth auf ſeinen Raub ſtürzte, und Richarden im Augenblick zu Boden warf. — Der König war ohne alle Waffen, er war ſelbſt durch Elend und lange Gefangenſchaft geſchwächt, doch hatte ihn ſeine Stärke noch nicht ganz verlaſſen, er riß ſich unter ſeinem Feinde hervor, und bediente ſich in der Angſt ſeines Herzens einer Sache zu Rettung ſeines Lebens, welche ihm nicht zu dieſem Ende gegeben ward, und die ohne einen beſondern Einfluß der ſchützenden Liebe, ihm unmöglich dazu hätte dienen können wozu er ſie anwandte.

Der Schleyer, ſchöne Matilde! von welchem ihr noch einige Ueberbleibſel um Richards Lenden ſeht, war lang genug eure ganze Perſon zu decken, er war lang genug um fünfmal um Richards Hüften geſchlungen zu werden, wie hätte er nicht hinreichend ſeyn ſollen, die Rechte eures Freundes wider den Anfall des Löwen zu ſchützen! Mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit verhüllte Richard ſeinen rechten Arm in denſelben, ſtieß ihn dem Löwen, der mit verneuter Wuth auf ihn anſetzte, bis an das Herz in den Rachen, und tödete auf dieſe Art einen Feind, welcher ohne euch, ohne die Zauberkraft des durch die Liebe geheiligten Schleyers, ſeinem Leben ein Ende gemacht haben würde.

Mit Unwillen verließ Leopold ſeinen Stand, und Richard, ob man ihn gleich auf den Fall des Sieges Leben und Freyheit verſprochen hatte, wurde in ein noch feſteres Gefängniß als zuvor geführt; der Herzog von Oeſterreich zitterte, einen Feind freyzulaſſen, welcher unbewafnet ſolche Wunder thun konnte.

Ich indeſſen durchirrte ganz Deutſchland ohne eine Spur von meinem Freunde zu finden. Der Bannſtrahl des Pabſts, und die Spione aus England, erſchwerten mir meine Nachſuchungen auſſerordentlich. Jedermann war furchtſam, und glaubte in den andern einen Kundſchafter zu ſehen, mit

welchen

welchen den Einwohnern des Landes bey Lebensſtrafe aller Umgang verboten war. Ich ſuchte nach allen Gefängniſſen, oder gefängnißähnlichen Schlöſſern und Thürmen, deren es in Deutſchland nicht wenige giebt. Ich ſchmeichelte mich bey allen Gefangenwärtern und Kaſtellanen ein; umſonſt, ich erhielt keine, oder nur unbefriedigende Antworten auf meine ſchlauen Fragen. — Ein Mittel war mir noch übrig, meine Harfe. — So oft ich auf einen Thurm ſtieß von welchen ich glaubte, daß er wohl meinen Richard einſchließen könnte, ſo erwartete ich die Stille der Nacht, und ermangelte nie wenn alle Wächter ſchliefen, unter den vergitterten Fenſtern welche aufs Feld giengen, eins von den Liedern der Vorzeit zu ſpielen, es mit ſolcher Stärke und Ausdruck zu ſpielen, daß ich geglaubt hätte, Tode damit erwecken zu können. Aber alles blieb ſtill, niemand war, der die Stimme des verlaſſenen Blondels kannte, und ſie zu beantworten wußte.

Zehnmal war mir dieſer Verſuch mislungen, und nun befand ich mich an einer alten Veſte nicht weit von Wien, das abſcheulichſte, höllenähnlichſte Gefängniß, das ich, ein ſo großer Kenner dieſer Mördergruben, je geſehen hatte. Noch einmal wollte ich hier meinen Verſuch wiederholen, und dann auf ein andres Mittel ſinnen, meinen Richard zu entdecken. — Nie habe ich die Nacht mit mehrer Ungeduld erwartet als dieſesmal; ſie kam mit dichſtern Schatten als ich ſie je geſehen hatte, das erſte Mondsviertel erleuchtete nur ſchwach den abſcheulichen Thurm, und der tieſe Schatten, den die vergitterten Fenſter warfen, machte die Dicke der Mauern noch ſichtbarer als am Tage. Alles war ſtill, ich rührte mein Saitenſpiel und ſang. Ich war der vergeblichen Verſuche ſchon ſo gewohnt, daß ich nur die Geſtirne zu Zuhörern zu haben glaubte; aber ſtellt euch meine Empfindungen vor, als ich *) nach den erſten ſechs Zeilen eines Liedes, welches

---

*) Das Lied welches Richard und Blondel ſangen, war im alten Provenzaliſchen folgendes, das wir für die Kenner dieſer Sprache einrücken. Man ſehe Reliqu. of anc. engl. poetry. Tom. I.

B.

Domna voſtra beutas
Elas bellas faiſſos
Els bels oils amoros
Els gens cors ben taillats,
Don Sieu empreſenats
De voſtra amor que mi lia.

R.

Si bel trop affanſia
Ja de vos non partrai
Que major honorai
Sol en vorre deman
Que Sautra des beiſan
Tot can de vos volria.

mein Richard und ich ehemals gemeinſchaftlich auf die ſchöne Matilde, von Tripolis machten, die folgenden ſechſe bis zum Ende des Geſanges aus der Tiefe des Thurms voll und deutlich wiederholen hörte. — Die Harfe entſank mir; ich glaubte ohnmächtig vor Freude zu werden, und kaum konnte ich mich ſo weit ermannen, daß ich mein Saitenſpiel wieder ergrif, mein Lied noch einmal anfieng, und eben ſo wie vorhin das Ende deſſelben im Thurme wiederholen hörte. Jetzt konnte ich Richards Stimme deutlich unterſcheiden; ich hatte ihn gefunden, und konnte mich nicht enthalten mein Entzücken durch ein lautes Freudengeſchrey auszudrücken. Blondel! rief es im Innerſten des Thurms, biſt du es, mein Erretter? — Die Antwort auf die Frage erſtarb mir vor Freuden im Munde, ich ſpielte ſtatt derſelben noch einige von unſern Heldenliedern, welche von der Stimme im Thurme treulich begleitet wurden. Thränen hatten indeſſen meinem Herzen Luft gemacht, ich konnte wieder reden, und nun erhuben ſich Geſpräche unter uns, welche bis an die Morgendämmerung dauerten, und die jede Nacht fortgeſetzt wurden, bis wir unſers Schluſſes einig wurden, und die Art der Befreyung des geliebten Gefangenen völlig feſtgeſetzt war. — Die Aufhebung des päbſtlichen Banns, und die Zurückberufung der engliſchen Kundſchafter, erleichterten mir jetzt mein Vorhaben ein wenig. Die Leute waren weniger furchtſam, und wurden umgänglicher. Meine Harfe verſchafte mir Zutritt bey der Tochter des Kaſtellans, welcher die Aufſicht über Richards Thurm hatte. Sie ſahe, ſie hörte, und liebte mich, es ward mir leicht ſie zu bereden, daß ich den Gefangenen, dem ſie ohne ihn zu kennen, bisher nach Vermögen Gutes gethan hatte, auch mit meinem Harfenſpiel erfreuen dürfte. Meine Foderungen giengen ſtufenweis weiter, ich nannte den Gefangenen meinen Bruder, und ſagte, daß mein Leben an dem Seinigen hieng. Sie konnte mir nichts abſchlagen. Sie befreyte Richarden und flohe mit uns nach England. Sie erfuhr den Stand ihres bisherigen Gefangenen, und den meinigen, ſie ließ es ſich gefallen, ſtatt meiner Liebe die ſie foderte, meine Freundſchaft anzunehmen, und Königin Eleonore erſetzte der Befreyerin ihres Sohnes alles, was ſie in ihrem Vaterlande aufgeopfert hatte.

Die Gegenwart des Königs von England zerſtreute alle ſeine Feinde. Prinz Johann ſank zu ſeines Bruders Füßen, und erlangte auf Vorbitte ſeiner Mutter Gnade. Ich hoffe, ſagte Richard, ich werde ſeine Vergehungen ſo ſchnell vergeſſen können, als er meine Wohlthaten vergeſſen wird. — Gegenwärtig iſt er in Frankreich, wo ihn König Philipp mit ſeiner ſo oft vergeblich ausgebotnen Schweſter Alice vermählt hat, die ihm, wie man ſagt, alles, womit er ſich an ſeinem Vater, ſeiner Mutter, ſeinem Bruder, und der guten Prinzeßin Adelaide, ſeiner erſten Gemahlin, verſündigte, reichlich vergelten ſoll.

Gleich in der erſten feyerlichen Nacht, da ich Richarden und er mich an der Stimme erkannte, da uns beyden ſeine Befreyung noch eine Unmöglichkeit dünkte, gelobten wir dem Himmel eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, wenn er unſer Vornehmen begünſtigte. Richard hatte nicht ſobald in ſeinem Reiche alles in guten Stand geſetzt, als wir auf die Erfüllung unſers Gelübdes dachten. Königin Eleonore wollte nicht einwilligen, ihren Sohn zum zweyten Mal ziehen zu laſſen, aber des Königs Wille behielt die Oberhand; ſeine Abweſenheit blieb in ſeinem Königreiche verſchwiegen, man glaubte ihn in einer der entlegendſten Provinzen, und wir langten auf dieſe Art insgeheim hier an, von wo wir gewiß nicht eher weichen werden, bis wir dich im Beſitz der Krone, die du ſo ſehr verdienſt, für den Verluſt der Grafſchaft Anjou entſchädigt ſehen. Unſer Richard braucht ſeine Rückreiſe nicht zu beſchleunigen, denn ſein Königreich iſt ſicher unter der Aufſicht ſeiner Mutter, und der Aufſicht des redlichen Biſchofs von Durham, dem er dieſesmal keinen Longchamp, ſondern deinen Bruder Gottfried, Biſchof von Lincoln, an die Seite geſetzt hat. Jedermann liebt dieſen ſanften redlichen Mann, und ſelbſt die Königin ſcheint zu Zeiten zu vergeſſen, daß er der Sohn ihrer Feindin iſt *).

Acht und vierzigſtes Kapitel.

Der letzte Abſchied.

Blondel wollte ſeiner Erzählung noch Unterſchiedliches hinzuſetzen, und ſeine Zuhörer, welche, wie man wohl denken kann, ſchon während derſelben manches Wort der Freude, des Erſtaunens und der Bewunderung eingeſchoben hatten, waren bereit, dieſelbe noch durch tauſend Fragen zu verlängern, aber die Ruhe ihrer Unterhaltung ward durch die Bothſchaft von einem wüthenden Ausfalle der Belagerten geſtört, welche Waltern nöthigte, ſich von ſeiner Freundin zu trennen.

---

*) Die Hauptbegebenheiten in dieſer Geſchichte, als Richards Entdeckung durch ſeine königliche Freygebigkeit, ſein Kampf mit Wardrewe, ſein Streit mit dem Löwen der ihm den Namen Löwenherz verſchafte, ſeine Rettung vermittelſt des Schleyers u. ſ. w. werden von einer der älteſten Romanzen Rycharde Cure de Lyowne bekräftigt, obgleich alle Umſtände daſelbſt weit fabelhafter, und dem Helden nachtheiliger vorgetragen werden als hier.

Richard leiſtete ihm Geſellſchaft und Blondel, welcher ſchon mehr an der Seite des Königs von England gefochten hatte, wollte nicht zurück bleiben. Die gemeinſchaftliche Tapferkeit dieſer Helden war indeſſen dieſes mal nicht nöthig den Feind zurück zu treiben, denn der tapfere Ritter von Staufen, welcher in Walters Abweſenheit allemal die Aufſicht führte, hatte geſiegt, ehe ſie noch ankamen. — Walter und ſeine Freunde fanden ihn beſchäftigt einen Soldaten zu vernehmen, welcher ſich beym Ausfall freywillig in ſeine Hände geliefert hatte. — Dieſer Menſch, ſagte er als der Großmeiſter erſchien, dieſer Menſch, einer von unſern Freunden in Jeruſalem, bringt uns Nachrichten, welche uns lehren werden, doppelt auf unſerer Hut zu ſeyn. Graf Philip, Herfrand, und der Fürſt von Antiochien ſind auf der Seite der Sarazenen; es wird an Bedingungen gearbeitet, unter welchen man ihnen Jeruſalem freywillig in die Hände liefern will, und die vermuthlich für die bedrängte Chriſtenheit äuſſerſt nachtheilig ſeyn werden. Die Einwohner von Jeruſalem flehen ihren künftigen König, Walter, an, ihre Rettung zu beſchleunigen, und zugleich für die Sicherheit ſeiner eignen Perſon zu ſorgen, weil ſelbſt unter unſerm Heer nicht einem jeden zu trauen ſeyn ſoll.

Eine Nachricht von dieſer Wichtigkeit, veranlaßte eine allgemeine Berathſchlagung, welche bis gegen den Morgen dauerte. Man gieng auseinander um Anſtalten zu dem letzten Sturme zu machen, welcher zwar beſchleunigt wurde, aber doch um verſchiedner Urſachen willen nicht eher als auf den achten Tag angeſetzt werden konnte. — Walter theilte die Zeit bis dahin zwiſchen ſeinen Kriegsgeſchäften und Matilden; Richard und Blondel wandten ſie zu Ausübung ihrer Pilgerpflichten an, und der fromme Walter leiſtete ihnen oft Geſellſchaft bey denſelben.

Der große Tag nahte heran, es war nur noch eine Nacht bis zu demſelben. Walter und ſeine Freunde hatten Abſchied von Matilden genommen, die ſich bemühte die innerliche Angſt ihres Herzens zu verbergen, um den Muth der Helden nicht niederzuſchlagen. Der Großmeiſter war weniger heiter als bisher, ein feyerlicher Ernſt bezeichnete alle ſeine Handlungen. So ſehr er ſich in Acht nahm, um Matilden nicht zu kränken, ſo entſchlüpfte ihm doch manches ahndende Wort von Tod und Trennung. Feyerlich beſchwor er ſie von neuen, Richarden ihre Liebe zu ſchenken, wenn er nicht mehr ſeyn würde. Es wird mir einiger Troſt im Tode ſeyn, ſagte er, euch beyde, die ich auf der Welt am meiſten liebe, nicht ganz unglücklich zu hinterlaſſen. Richard wird an der Seite einer Geliebten einen Bruder vergeſſen, du Matilde, wirſt dich in Richards Armen leichter über den Verluſt deines Walters tröſten, als in der Einſamkeit, die du dir, wie ich weis, alsdenn wählen würdeſt, wenn du deiner Neigung folgen wollteſt. Laß meine Bitten Statt finden, meine Braut! meine Geliebte! höre die Befehle deines Gemahls, du, die ich in dieſem Augenblicke als meine Gattin anſehe! — Richard ſey dereinſt dein Walter! Himmelsſeligkeit wird es mir und Berengarien ſeyn, wenn wir aus den Wohnungen der Verklärten das Bündniß ſehen werden, das auf unſer Verlangen geknüpft ward, und das zu beneiden wir alsdenn zu glückſelig ſeyn werden. Höre auf, ſagte Blondel, der Matildens Todesangſt bey dieſen Worten ſahe, höre auf, das Herz deiner Freundin mit ſolchen Worten zu quälen! Willſt du ſie durch die Schreckensbilder tödten die du ihr vorſtellſt? Nehmt Abſchied von eurem Walter, liebe Lady Klifford! umarmt ihn, wie ihr ihn an jeden Abend der Trennung umarmtet, um ihn am Morgen wiederzuſehen. — Oder trauert ihr vielleicht, daß der, den ihr jetzo in eure Arme ſchließt morgen beym Wiederſehn nicht mehr derſelbe ſeyn, daß der ehrwürdige Großmeiſter des Tempelordens ſich alsdenn in den König von Jeruſalem verwandelt haben wird? — Blondel nöthigte die Freunde zu ſcheiden, Richard, deſſen Heldenmuth ſonſt alles beſiegen konnte, war ſchon längſt nicht mehr vermögend geweſen, dieſen Sturm von Empfindungen auszuhalten; er hatte kurzen Abſchied genommen, und ſich entfernt. Walter mußte ihm auf die dringenden Bitten ſeines Freundes Blondel folgen. Noch ein Wort, ein Kuß, ein Blick, ein Händedruck, und die Liebenden waren getrennt! — Auf ewig getrennt würde ich ſagen, wenn es dem Geſchichtſchreiber erlaubt wäre die Geheimniſſe der Zukunft zu früh zu enthüllen.

Neun und vierzigſtes Kapitel.

Mag der Leſer ſelbſt überſchreiben.

So nöthig es unſerm Walter war, durch einen ſanften Schlaf Kräfte auf den morgenden großen entſcheidenden Tag zu ſammeln, ſo fieng doch erſt gegen Anbruch des Tages ein leichter Schlummer an, ſeine Augen zu ſchließen. — Was in dieſer letzten ſchlafloſen Nacht für Bilder vor ſeiner Seele über giengen, was für Gedanken ihn beſchäftigten, iſt unbekannt geblieben, weil er nie Gelegenheit hatte, mit ſeinen Freunden über dieſen Gegenſtand zu ſprechen. Der Tag brach an, der zunehmende Lärm im Lager fieng an den Schlummer zu verſcheuchen; da ſtand vor Walters Blicken der ehemalige Großmeiſter ſeines Ordens, der Greis von Barzellona. Ein ſanftes Lächeln erheiterte den

Ernſt ſeines Geſichts: Walter; ſagte er, bereite dich! Heute die Krone von Jeruſalem, oder eine noch herrlichere, und dann — das Wiederſehen! — Walter erwachte; das Bild des edeln Robert Burgundio ſchien vor ſeinen ſich öfnenden Augen zu zögern, das letzte Wort, Wiederſehn!, verhallte ihm wachend noch hörbar vor ſeinen Ohren. — Er riß ſich empor, ſprang von dem Lager auf, und ſchien die Geſtalt die in der Luft zerfloß ſammeln, den verhallenden Ton der Stimme aufhalten zu wollen; aber das Geſicht war verſchwunden. — Der Lärm vor dem Gezelt nahm zu, und Konrad von Staufen trat mit Blondel herein um Waltern zu wecken. —

Du wachſt ſchon, fragte Blondel lächelnd, raubt dir die Krone den Schlaf ſchon eher du ſie trägſt? — Robert Burgundio hat mich geweckt! erwiederte der Großmeiſter. — Der gute Greis! antwortete der andre, er hat dir ſeinen Tod ſelbſt melden wollen, den ich, von andern wichtigern Geſprächen abgehalten, dir noch nicht gemeldet habe. — Todt? ſagte Walter, iſt der Greis von Barzellona todt? — O längſt, antwortete Blondel, ſchon lange vorher ehe Richard und ich unſere Reiſe hieher antraten. — Walter ſchwieg, und die Nachricht von Roberts Tode machten, zuſammen genommen mit den Worten des Traums, einen ſonderbaren Eindruck auf ihn. — Er ſprach, während er ſich waſnen ließ, viel mit Konrad von den Angelegenheiten des heutigen Tages, aber die Worte: Die Krone von Jeruſalem, oder eine noch herrlichere, und dann das Wiederſehn, ſchwebten ihm unaufhörlich im Sinne, und bedurften keine Deutung bey ihm.

Aber weit gefehlt, daß der Gedanke des Todes, der ſich jetzt lebhafter als jemals ſeiner Seele vorſtellte, ihn muthlos machen ſollte, ſo wars vielmehr, als wenn er in demſelben triumphirte, als wenn er gleiches Vergnügen in der Vorſtellung fände, den Thron von Paläſtina zu beſteigen, oder ſein Haupt hinzulegen in den ewigen Schlaf, aus dem keiner ins irrdiſche Leben zurückkehrt. Man ſagt, daß dieſe Gemüthsfaſſung, dieſe Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod den eigentlichen wahren Helden mache. Dieſer Satz traf bey Waltern ein. Heldenmäßig, ſchön und ſchrecklich war ſein Anſehn als er aus ſeinem Zelte hervor trat, um ſich an die Spitze ſeines Heers zu ſtellen, heldenmüthig waren ſeine Worte mit welchen er die Flammen der Tapferkeit in den Seelen ſeiner Krieger anfachte, und ſeine Thaten; — o ſie übertrafen alles, was je die Sonne von Heldenthaten erblickt hat. Richard war ein Held wie wenige waren. Die Tapferkeit Konrads von Stauſen überſtieg die Thaten aller Helden des Alterthums, aber Walter ließ ſie alle, ließ auch dieſe beyden weit hinter ſich zurück. —

Alles ſank vor ſeinem Schwerte zu Boden, ſeine Stimme begeiſterte ſeine Krieger mit Muth, und ließ die Feinde Todesahndung fühlen ehe ſein Arm ſie berührte. — Der größte Theil der Mauern war erſtiegen, die Fahne des Kreuzes wehte bereits auf den meiſten Zinnen, aber ein wüthender Ausfall trieb die Stürmenden zurück. Walter ſtürzte ſich auf den Anführer, und ward zugleich von zween ſeiner eignen Leute hinterrücks überfallen. Konrad von Staufen, welcher nie von ſeiner Seite wich, warf ſich ihren Schwertern entgegen. Es geſellten ſich mehrere zu ihnen; Konrad fiel, indem er ſeinen verrathenen Freund zu retten hofte; der größere Theil ſeiner Leute wandte ſich hinter ihm ab. Funfzehn der Tempelherren, unter welchen auch einige von den Belforten waren, drängten ſich um ihren Großmeiſter, aber umſonſt. Sie wurden alle niedergeſchlagen, Walter ſank mit unzähligen Wunden bedeckt zu Boden. Richard, welcher das Getümmel an dieſem Orte wahrnahm, brach durch Walters eigne Leute, welche ihm den Zugang zu verwehren ſchienen, hindurch, aber alles was er thun konnte, war, daß er Walters und Konrads Leichen rettete, und den Feind, der nun ſeine Abſicht ausgeführt und hier nichts mehr zu thun zu haben ſchien, in die Stadt zurück trieb.

Richard, welchem wenig an der Eroberung

von Jeruſalem gelegen war, er, der nur gefochten hatte, um Waltern die Krone erſtreiten zu helfen, ließ die Leichname ſeiner Freunde in ſein Zelt bringen und begleitete ſie ſelbſt dahin, ohne ſich weiter an die Stürmenden zu kehren. Er warf ſich auf Walters blutenden Körper. Die ſchon faſt entflohne Seele kehrte auf die Stimme der Freundſchaft zurück. Er öfnete die Augen, ſeine Lippen bewegten ſich um Matildens Namen zu nennen. — Ermattet ſchloß er die Augen und nannte Konraden. Richard errieth ſeine Meynung, und ſagte ihm, daß er in ſeiner Vertheidigung das Leben aufgeopfert habe, und daß ſein Leichnam nebſt ihm hieher gebracht worden ſey. Walter wandte ſeine letzten Kräfte an, ſich auf die Seite zu wenden, um ſeinen erſtarrten Freund zu ſehen. Treuer, treuer Freund! ſprach er, treu bis zum Tode! — Eine tödtliche Schwachheit ſchloß ihm Augen und Mund von neuen. Die Bemühungen der Aerzte brachten ihn wieder zu ſich ſelbſt, aber nur um Matildens Namen noch einmal zu lallen, Richards Hand zu drücken, und mit kaum hörbarer Stimme hinzuzuſetzen: Sie iſt dein! Blondel war von Richarden ausgeſchickt worden, Matilden die ſchrecklichſte Poſt die ſie erhalten konnte mit möglichſter Schonung zu bringen, wenn es anders der ſanften Stimme der Freundſchaft möglich iſt, den Worten des Todes einen gelindern Ton zu geben. — Blondel bat Walters Geliebte zu ihrem ſterbenden Bräutigam zu eilen. Sie kam eben da ſeine Seele entflohen war. —

Doch, meine Leſer! laßt mich über dieſe ſchrecklichen Scenen hinweg eilen, laßt mich es machen wie Richard es machte, welcher *) nach dem Tode ſeines Freundes nicht eine Stunde länger in Paläſtina bleiben wollte, er eilte aus den Gegenden hinweg, die nun keinen Reiz mehr für ihn hatten, ſo wie meine Geſchichte keinen Reiz mehr für mich hat, da der Held derſelben, mein Liebling dahin iſt.

Jeruſalem gieng verlohren. Die Tempelherren voll Verzweiflung über den Verluſt ihres Großmeiſters, und voll Mißtrauen gegen alle die ſie umringten, gaben alles auf, und kehrten nach Akkon zurück. Richard und Blondel verließen das gelobte Land eben ſo insgeheim als ſie es betreten hatten. Das engliſche Heer blieb auf Bitte der Tempelherren zurück, um die Sache der Chriſtenheit, welche von neuen ein gefährliches Anſehen gewann, nicht ganz ſinken zu laſſen.

Matilde ward durch eine Krankheit, welche ſie dem

---

*) Richard nahm, wie einige verſichern, Walters Gebeine mit nach England, um ſie in Roſemundens Begräbniſſe zu Godſtow beyzuſetzen. — Aber wahrſcheinlicher dünkt es uns, daß ſich die Tempelherren die Aſche ihres ſo ſehr geliebten Großmeiſters nicht rauben ließen, ſondern ſie in ihrem Oratorie aufbewahrten.

Ziel ihrer Wünſche, dem Grabe nahe brachte, lang in Paläſtina zurückgehalten. Wider ihre Hofnung kehrte ihr Leben und Geſundheit zurück. Sie verließ nebſt ihrer Mutter das heilige Land, und begab ſich nach Europa in das Kloſter zu Brignolle, wo Hunberga jetzt als Aebtißin lebte. — Richards Bitten, Walters letzter Wille und das Zureden ihrer Freundinnen behielt nach Verlauf faſt zweyer Jahre die Oberhand. Sie ward Königin von England, blieb es acht oder neun Jahr, kehrte als Wittwe nach Brignolle zurück, und beſchloß den Abend ihres Lebens in den Armen der Gräfin von Flandern, und unter den Tröſtungen Blondels, welcher nach Richards Tode am Hofe zu Marſeille lebte. — Ihr aber, meine Leſer! die ihr die Geduld gehabt, dieſe ſchwermüthige Geſchichte bis zu Ende zu leſen, was dünkt euch: Verdiente der armſelige kleine Antheil von Glück, der unſerm Walter zu Theil ward, verdiente er wohl durch alle den Kummer, alle die Gefahren errungen zu werden, die ihn ſein ganzes Leben hindurch begleiteten? Verdienten die Hofnungen welche ihm ſchmeichelten wohl die Aufopferung eines ſo edeln Lebens wie das Seine? — — Doch jenſeit des Grabes iſt ein beſſer Land! Gefilde reich an Freude winkten ihm! —

Ende.

Hatto,
Biſchoff von Maynz.

Eine Legende
des zehnten Jahrhunderts.

Behrend

Ab 4010

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1789.

Erſtes Kapitel.

Vorerinnerung.

Lieber Leſer, um deine Begriffe von dem Worte, das du auf dem Titelblatte geleſen haſt, zu berichtigen, wird es nöthig ſeyn, dir zu ſagen, daß es in jenen Zeiten, in welche wir dich zurückführen, eine doppelte Art Legenden gab, Legenden für den Clerus, und Legenden für die Layen; die Helden der letztern Gattung von Geſchichten waren Heilige oder wenigſtens, wie man ſich damals ausdrückte, heiligmäßige Perſonen, die dem frommen Leſer mit dem vollen Glanz ihrer Strahlenkrone zur Nachahmung und Erbauung vorgeſtellt wurden.

Die Geiſtlichkeit, welche gröſtentheils von Erbauung und frommer Nachahmung nicht viel hielt, überließ gern dieſe Art von Lektür dem gemeinen Manne, und ergötzte ſich dafür in müßigen Stunden mit einer andern Gattung geiſtlicher Romane, welche für ſie, blos für ſie geſchrieben waren, und die man deswegen verbotene Legenden zu nennen pflegte.

Den Inhalt derſelben kannſt du errathen. Der feiſte Abt, oder der müßige Kloſterbruder, der in einem Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen eine Pergamentrolle ergriff, wollte nicht mit hohen ihm unerreichbaren Tugendmuſtern unterhalten ſeyn; der Geſchichtſchreiber, der ihm gefallen wollte, muſte ihn in einen Zirkel ihm ähnlicher alltäglicher Menſchenbilder verſetzen, muſte Möglichkeiten ſchildern, bey mäßigen oder gar keinen Talenten zu den höchſten geiſtlichen Ehrenſtellen zu gelangen, Mittel, ohne den geringſten Grad von Heiligkeit, eine Glorie zu erjagen, und Schleifwege bezeichnen, wie man zwiſchen Befolgung der Gebote der Kirche und der Geſetze ſeines eigenen Herzens hindurchſchlüpfen könne, ohne dabey den Ruf eines exemplariſchen Mannes zu verſcherzen.

Menſchen und Sitten wurden in dieſen Schriften denn ſo ziemlich treu geſchildert, und ſie verdienten aus dem Grunde vielleicht mehr auf unſere Zeiten gebracht zu werden, als jene Gewebe von Wundern und Heiligkeit, die man dem gemeinen Mann zur Unterhaltung hinwarf, aber doch gab es wiederum Züge in denſelben, welche nur für eine Mönchsphantaſie gezeichnet waren, nur einem halbtrunkenen Prälaten ein Lächeln abnöthigen konnten, und die alſo den Untergang, den ſie im Kloſterſtaube fanden, wohl verdienten.

Die Legende, welche du vor dir haſt, gehört, wir brauchen es wohl nicht erſt zu ſagen, unter die in jenen Zeiten verbotenen Legenden, ſie ſchildert keinen Heiligen, ſondern höchſtens einen Alltagsmenſchen, wenig Wunder, ſondern meiſtens natürliche Fügungen des Geſchicks, Sitten, Charaktere, Vorurtheile, wie ſie ohngefähr damals gewöhnlich ſeyn mochten, aber — wahrſcheinlich hatte ſie zu wenig, das der Einbildungskraft der Leſer, für welche ſie beſtimmt war, ſchmeicheln konnte, war zu ſittlich, und ſchmeichelte einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen zu wenig, um ſtark geleſen zu werden, und daher überlebte ſie ihre beliebteren Brüder und Schweſtern, und ward faſt allein bis auf unſere Zeiten behalten. Die Legende von der heiligen Euphorbia und Bruder Paul dem kleinen iſt längſt von den lesbegierigen Mönchen und den gefräßigen Ratzen vernichtet worden; aber die Legende vom Biſchoff Hatto von Maynz faltet ſich noch ſo neu und reinlich aus ihrer Hülle, als wär ſie erſt aus den kunſtreichen Händen des Schreibers hervorgegangen; das Lazurblau in den großen Initialen wetteifert noch mit der Farbe des Himmels, das Gold in den Verzierungen blendet die Augen, und die rothgezeichneten Namen ſcheinen ganz friſch in das Blut der Meerſchnecken getaucht zu ſeyn.

Leſer, du kannſt mir den eigenthümlichen Beſitz dieſes ſchönen ſeltnen Dokuments wohl gönnen, da ich mir Mühe geben will, dir die Geheimniſſe der Mönchsſchrift zu enträthſeln, und wo meine Kenntniß der Hieroglyphen trügt, die Lücken ſo gut als möglich mit meinen Muthmaſſungen zu erſetzen.

Zweytes Kapitel.

Die Einſiedlerin und der Räuber.

Der Wind heulte fürchterlich in den Wipfeln der Tännen, die ſchlanken Birken neigten ſich tieſer herab, und ſelbſt die tauſendjährigen Eichen des Speſſarts ſchienen vor der Macht des Sturms zu zittern. **Waldradens** niedrige Hütte fühlte tief im Schooße des wilden Waldes die Empörung der Elemente, der Regen troff ſtrömend von ihren Dächern herab, rund um knarrten die bemoosten Bretter, und inwendig wehte die Flamme der nächtlichen Lampe als wollte ſie verlöſchen.

Er kommt nicht? ſeufzete die Einſiedlerin, und ſtrebte ſich von dem Bette aufzurichten, auf welchem ſie die Krankheit, welche ſie dem Tode entgegen führte, ſchon Monatelang gefeſſelt hielt.

Er kommt nicht, und ich werde ſterben, ohne ihn noch einmal zu ſegnen! —

Kraftlos ſank ſie zurück; und das Getös des Sturms, welches ſich mit doppelter Stärke erhub, verneute ihre Sorge um den, welchen ſie erwartete. — Er wird kommen, fieng ſie nach einer langen Pauſe von neuem an, und ſtreckte die abgezehrte Hand nach der neben ihr glimmenden Lampe aus, um ſie heller flammen zu machen, er wird kommen, wenn es noch Engel giebt, die den Kindern zur Seite gehen; ſein Schutzgeiſt und der Schein des Lichts wird ihn zurecht weiſen.

Der Sturm begann ſich jetzt zu legen, die Todtenſtille in der Hütte ward durch nichts unterbrochen, als durch das Tröpfeln des nachlaſſenden Regens, das Stöhnen der Kranken, und bald darauf durch ein dumpfes Klopfen an der verriegelten Thür.

Gott und der heiligen Jungfrau ſey Dank, ſeufzte **Waldrada**, da iſt er!

Das Klopfen dauerte fort.

Oeffne die Thür, mein Kind, ſagte die Kranke, ich vermag nicht aufzuſtehen.

So ſchickt doch den kleinen Hugo mich einzulaſſen, tönte eine männliche Stimme von auſſen, ich triefe von Regen, und ſehne mich, mich an eurem Feuer zu wärmen.

Ach ſeyd ihr es, **Wolfram**, ſprach **Waldrada** mit einem frölichen Tone, greift durch die Lücke an der Thür, ihr werdet den Riegel finden. Gott Lob! doch eine menſchliche Seele zu meiner Hülfe! Wolfram that, wie die Frau ihm ſagte, und trat herein. Ein Mann, von ſtörrigem wilden Anſehen. Wie gehts euch? fragte er, indem er ſich zu der Kranken wandte. Doch nein, erſt hier meinen Dank und mein Opfer, ehe ich mit Menſchen rede.

Und Wolfram öffnete einen kleinen Vorhang im Winkel der Hütte, der ein beräuchertes Marienbild verbarg, ſank auf die Knie, bekreuzte ſich, murmelte einige Gebete, und legte ein kleines Opfer zu den Füſſen der Heiligen. Die Kranke hatte die Hände gefaltet, und ſeine Worte, ſo viel ſie deren verſtehen konnte, nachgeſprochen.

Jetzt ſtand Wolfram auf und näherte ſich dem Lager. Immer Gebete, immer Opfer, ſagte Waldrada mit aufgehobenem Finger, und immer die nemlichen Sünden!

Wolfram ſtreckte ſeine Hand aus Waldradens warnende Rechte zu faſſen, aber ſchnell zog ſie ſie zurück und verſteckte ſie unter die Decke. —

Gehet! ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, ich fürchte, eure Hände ſind voll Blut!

Bey Gott nicht! erwiederte Wolfram, ſeit ich euch kennen lernte, ſchonte ich jedes menſchliche Leben das in meine Hände fiel.

Nun ſo geht, antwortete ſie, ſchürt das Feuer auf dem Heerde und wärmt euch, eßt von der Milch und dem Brode, das ihr finden werdet, und kommt denn wieder.

Das war ein gefahrvoller Tag, fieng Wolfram an als er von ſeiner Mahlzeit zurück kehrte, und ſich auf dem Schemmel am Bette der Einſiedlerin niederließ.

Ihr werdets ſo lang treiben, verſetzte ſie, bis Gottes Langmuth ermüdet, und ihr der Gerechtigkeit in die Hände fallet.

Die von Frankfurth, fuhr er fort, haben Wernern und Reinhardten hinweg, und ich bin nur durch Hülfe des einbrechenden Sturms entgangen.

Gott Lob, daß ihr gerettet ſeyd, und eure Verführer von euch genommen wurden! vielleicht werdet ihr nun ohne ſie ein beſſerer Menſch werden.

Gebt uns Krieg, Frau, ſprach Wolfrain, und wir wollen nicht mehr rauben! — Aber wo iſt euer Sohn?

Ach Gott, ich ſandte ihn dieſen Morgen ins Kloſter, die heiligen Frauen an mich zu erinnern, und mir die Laurita zu meiner Wartung auszubitten, und er iſt noch nicht zurück. — Ach ich fühl' es, ich werde ſterben ohne ihn zu ſehen.

Und wenn ihr nun tod ſeyd, was ſoll dann aus ihm werden? Habt ihr euch noch nicht entſchloſſen mir ihn zu überlaſſen? — Er wird wiederkommen, Waldrada, ich will ihn aufſuchen, und ihr vermacht mir ihn dann im letzten Willen.

Euch? — einem Räuber? — damit er werde was ihr ſeyd? —

Wißt ihr einen andern Rath für ihn? —

O ja! — Wenn Laurita kommt, ſo werde ich ihn ihr empfehlen, ſie wird ihn mit nach dem Kloſter nehmen, und von da werden ſie ihn zum Abt von Fulda, meinem Verwandten, bringen. —

Und ich werde in der Nähe lauren, und die Nonne und den Knaben davon führen. Laurita wird mein Weib, und Hugo mein Sohn, ſo iſt uns allen geholfen. —

Ruchloſer! Fluch über dir, wenn du thuſt, wie du ſagteſt.

Waldrada, ich denke, ihr kennt mich. — Bis zum Jungfernräuber iſts doch noch nicht mit mir gekommen. Laurita wird vor mir bleiben die ſie iſt. Die Nonnen ſchicken ſich beſſer für die Pfaffen als für den Kriegsmann; aber Hugo, das geſteh ich, könnt' ich dieſen zu meinem Eigenthume machen. — Auch denke ich, er wär bey mir beſſer aufgehoben als bey den Kloſterleuten. Wills Gott, bekommen wir Krieg, ich gebe denn das Handwerk auf, das euch ſo widrig iſt, und Hugo wird dereinſt, was ich dann bin und ehemals war, ein braver Krieger. —

Kein Wort mehr hievon, wenn ihr mich nicht tödten wollet, rief die Kranke mit ſchwacher Stimme.

Der Bube hat zu viel Gutes um ein Pfaffe zu werden, fuhr Wolfram fort, denkt, wie er mich dieſen Frühling verwundet unter euren Bäumen fand, wie er weinend zu euch lief, und nicht ruhete, bis ihr herauskamet und mich erquicktet! hätte er eine Pfaffenſeele, er wär vorüber gegangen ohne auf mich zu achten; ihr wißt, ſo machten ſie es ſchon zu unſers Herren Zeiten. —

Er geht zum Abt von Fulda, wenn ich tod bin, ſagte Waldrada, Abt Ademar iſt kein böſer Mann, er wird ihn nicht zum Böſen anführen.

Wird er ihn aufnehmen? —

Ademar iſt mein Verwandter, wenn er den Namen Waldrada hört. —

Frau, ſagte Wolfram nach einem kleinen Stillſchweigen, ſeit dem Tage, da ihr mich ſo freundlich in eure Hütte aufnahmt, meine Wunden heiltet, und durch eure Vorſtellungen manchen guten Saamen in mein Herz ſtreutet, ſeit dem Tage ſah und hörte ich ſo manches bey euch, das mich begierig nach eurer Geſchichte machte. Abt Ademar, ſagt ihr, iſt euer Verwandter, wer ſeyd aber ihr? —

Ihr ſollt, ihr müßt vor meinem Tode noch alles erfahren, jetzt bin ich zu ſchwach. — Wolfram, einen Trunk Waſſer! —

O ich Thor, rief Wolfram, das nicht zu merken! Ihr wärmet mich an eurem Feuer, labt mich mit Speiſ' und Trank, und ich laſſe euch nach Labſal ſchmachten!

Der Räuber ſtand bey dieſen Worten auf und holte aus ſeinem Queerſacke eine Kürbisflaſche mit Wein, den er ihr zu trinken bat. Er iſt köſtlich, ſagte er, verſucht ihn, er wird euch ſtärken. Die ſchmachtende Waldrada wehrte den Trunk von ſich ab, weil er, wie ſie ſagte, von geraubtem Gute ſey. - Wolfram konnte ihr betheuren, daß er dieſe Flaſche nicht geraubt habe, aber daß ſie aus den Weinſchläuchen des Biſchoffs von Maynz gezapft war, welche einſt ihm und ſeinen Gefährten in die Hände fielen, das verſchwieg er ihr weislich, um ſie nicht von dem Labſal, das ihr ſo nöthig war, zurück zu ſchrecken.

Waldrada trank und erquickte ſich, Wolfram erneuerte ſeine Bitte, und was darauf erfolgte, wird man im nächſten Abſchnitt finden.

Drittes Kapitel.

Waldrada und Werinhar.

Wolfram, ſagte **Waldrada** nach einem tiefen Stillſchweigen, ihr verlangt es und ich muß eine Erzählung beginnen, die auf keine Art meinen Kräften angemeſſen iſt. Laßt mich die Mühe theilen, die ihr mir zumuthet; ihr verlangt ja nur **meine** Geſchichte, nicht Dinge zu wiſſen, die vor meiner Geburt geſchehen. Was kümmert es euch, wenn ſie nun auch den größten Einfluß auf meine Schickſale hatten, wenn nun ich auch vielleicht für Sünden leiden mußte, die begangen wurden, ehe ich das Daſeyn erhielt, wenn ich hier einſam ohne Hülfe auf dem Bette des Schmerzens angefeßelt liege, weil die, welche mich gebahr, die Unſchuld auf ähnliche Art leiden ließ, wenn ich Unſchuld und Ehre darum verlieren mußte, weil ſie eine tugendhafte Fürſtinn mit Schimpf bedeckte, wenn ich in den peinlichſten Zweifeln über das Schickſal meines Sohns die Welt verlaſſen muß, weil ſie die Kinder unrechtmäßiger Liebe gern auf die höchſten Throne der Welt erhoben hätte. — Es iſt ſchwer zu glauben, daß Gott ſo richte, aber die Kirche lehrt es, meine Erfahrung beweißt es, und ich muß den Finger auf den Mund legen.——

Meine Mutter war, wie ſie mir oft ſagte, die Tochter eines Herzogs von Sachſen: vermuthlich nur ein Sprößling aus einer Mißehe; wie hätte ſie ſonſt ihre hohe Abkunft ſo beſchimpfen können, die Buhlerinn eines Fürſten, die Verfolgerinn ſeiner rechtmäßigen Gemahlinn zu werden? Sie lud den Haß ihrer Brüder, die Verachtung der ganzen Welt auf ſich, und hatte keinen Troſt als die armſeelige Hoffnung durch erneute Verbrechen endlich die Krone an ſich zu reiſſen, welche einer andern zukam, um dann durch den Glanz ihres Glücks, die Stimme der Welt und ihres Gewiſſens

wiſſens deſto leichter übertäuben zu können. Die verblendete Neigung ihres königlichen Liebhabers gab ihr Urſach zu den kühnſten Erwartungen, aber, der Tod trat dazwiſchen, **Lothar** ſtarb und hinterließ ſie als die Mutter eines minderjährigen Sohns, den ſie zum Erben aller Kronen ſeines Vaters beſtimmt hatte, und der nun ſo wie ſie, von allen Hoffnungen entblößt, bis zu einer ſchimpflichen Flucht herabgebracht war, die allein ſie vor den Verfolgungen dererjenigen zu ſchützen vermochte, denen ſie bisher auf das übermüthigſte getrotzt hatte.

Waldrada und **Ademar**, dies waren die Namen meiner Mutter und meines Bruders, flohen; die Schatten der Nacht deckten ihre Flucht, und ein kleiner Theil der Juwelen, welche bisher zum Schmucke der Vertriebenen gedient hatten, war das einige, was man in der Eil retten konnte, um vor Mangel ſicher zu ſeyn.

Der erſte Ort, wo **Waldrada** Ruhe und Sicherheit fand, war der Hof des Erzbiſchoffs von Maynz. Der alte Hatto war ſchon allenfalls der Mann, der das Verbrechen vor der Gerechtigkeit ſchützen konnte. **Waldrada** veränderte ihren Namen, mein Bruder, dem man bey ſeiner Geburt den königlichen Namen **Lothar** gegeben

ben hatte, wurde **Ademar** genannt, und da die Feinde meiner Mutter es nach und nach verächtlich fanden wider ſie ferner zu wüten; da ihre Brüder den Schimpf mit ihr verwandt zu ſeyn, gänzlich zu vergeſſen wünſchten; ſo kehrte endlich Ruhe und Sicherheit wieder bey der Schuldigen zurück, das erduldete Leiden ward vergeſſen, und man fing allgemach an, auf Erneuerung der vorigen Lebensart zu denken.

Biſchoff **Hatto** war ſehr alt, aber darum nicht blind gegen die Anmuth einer ſchönen Frau. Die erſten Blüthen von **Waldradens** Reizen waren längſt abgefallen, aber ſie gehörte zu jenen Schönheiten, welche weder durch Alter noch durch Ausſchweifungen ganz herab gebracht werden können, über dieſes beſaß ſie jene Künſte des Putztiſches, jenes Anziehende in ihrem Betragen, das Perſonen ihrer Art faſt nie fehlt, und es war alſo nicht ſehr zu verwundern, daß es ihr gelang einen alten Biſchoff zu feſſeln, der es ſich für eine Ehre ſchätzte der Beſitzer eines Guts zu werden, das einſt einen König glücklich machte.

Die Geſetze der Kirche ſind, ihr wißt es, in unſern Zeiten für niemand bequemer als die Geiſtlichkeit, Freuden, welche ſie ihren Dienern öffentlich zu genieſſen verſagt, verſtattet ſie ihnen insgeheim ohne Bedenken; niemand ſieht ſcheel dazu, daß ein Biſchoff eine oder etliche Freundinnen habe, daß er die Kinder dieſer Damen die Seinigen nennt und in dem Cirkel, den er auf dieſe Art um ſich verſammelt, das Glück des häuslichen Lebens genießt.

Auch **Hatto** genoß das Glück in den vertraulichen Abendſtunden, nach abgelegter Inful von Weiberhänden gepflegt, und von verſchiedenen Kindern Vater genannt zu werden, ich und der kleine **Werinhar** waren die Jüngſtgebornen von ihnen; ich war **Waldradens** Tochter, deren Namen ich trug, und **Werinhar** war der Sohn einer der Vorgängerinnen meiner Mutter in der biſchöfflichen Gnade; wir liebten uns und nannten uns Geſchwiſter, obgleich **Waldrada** uns in der Folge oft verſicherte, daß wir auf keine Weiſe dieſen Namen führen könnten; ſie lehrte mich dem Pater **Benedikt**, dem erzbiſchöflichen Geheimſchreiber, insgeheim die kindliche Ehrfurcht erweiſen, die **Hatto** von mir forderte, und der kleine **Werinhar** ſagte mir, ſeine verſtorbene Mutter habe ihn auf ihrem Todbette dem Hauptmanne der erzbiſchöflichen Leibwache als ſeinen Sohn empfohlen, und ihm geboten ihn Vater zu nennen; Dinge, welche in unſern damahligen Jahren nur ſelten den Gegenſtand unſerer kindiſchen Geſpräche ausmachten, aber in der Folge uns äuſſerſt wichtig und tröſtlich waren.

Wir waren zu jung, um damals über dieſe Dinge nachzudenken, oder es ſonderbar zu finden, daß, wenn der alte Erzbiſchoff von ſeinem Lehnſtuhl herab ſich liebreich zu uns niederbeugte, uns ſeine lieben Kleinen nannte, und Züge ſeines Geſichts in den unſrigen ahndete, der feinſte Geheimſchreiber und die üppiggeſchmückte **Waldrada** ſich hinter ſeinem Rücken verſtohlen zulächelten, wir liebten den alten **Hatto** und nannten ihn gern Vater, denn er liebkoſete uns und ließ uns nie unbeſchenkt von ſich.

Obgleich meine Mutter gegen ihren geiſtlichen Freund nicht ſo redlich handelte, als es die Dankbarkeit und ihre angelobte Pflicht *) erforderte, ſo hatte ſie dennoch ſein ganzes Herz in Händen, und ihr hat man ohne Zweifel eine Menge Dinge zuzuſchreiben, welche **Hatto** in den damaligen Zeiten ſich zu ſchulden kommen ließ, und die mit dem in einem langen Leben behaupteten Charakter, der wenig Anſtrich von Grauſamkeit hatte, ſchlecht überein kamen.

---

*) Alte Schriftſteller verſichern, daß wirklich eine Art von geſetzmäßiger Ehe unter den Geiſtlichen damahliger Zeit, und ihren Geliebten ſtatt gefunden habe, und daß die Kirche nichts gefordert habe als das gegenſeitige Gelübde einigermaſſen mit einem Schleyer zu bedecken; Eine Behauptung, welche Beſtätigung bedarf.

Eine dieſer Geſchichten, die Ermordung *) des Grafen Adelbert von Frankreich, fällt zu ſehr in meine Kinderjahre, um einen Antheil an meiner Geſchichte zu haben, aber die andere trug ſich zu, als ich bereits das zwölfte Jahr zurück gelegt hatte, und ſie ward das Signal zu meinem Unglück; die Rolle, die mich meine Gutherzigkeit dabey ſpielen ließ, brachte mich um die Gnade meiner Mutter, brachte mich von dem erzbiſchöflichen Hofe ins Kloſter, und leitete alle die Schickſale ein, welche mich hernachmals trafen, und mich dem Elend und dem Tode in dieſer Einöde entgegen führten.

Ich war zwölf und **Werinhar**, den ich, ſeit ich heranzuwachſen begunnte, nicht mehr Bruder nannte, dreyzehn Jahr, wir waren Biſchof Hattos Lieblinge, und ob er gleich nicht ſo kühn ſeyn durfte uns der Welt unter dem Namen ſeiner Kinder, mit welchem er uns insgeheim beehrte, vorzuſtellen, ſo ließ er uns doch öffentlich an ſeinem

---

*) Adelbert ward vom König Ludwigen wegen Ermordung ſeines Bruders öffentlich befehdet. Weder Gewalt noch Liſt konnten ihn in ſeine Hände bringen, bis Biſchof Hatto I. ſich mit ihm verband, und Adelberten verrätheriſch auf ſein Schloß Babenberg einzuladen und ihn daſelbſt zu ermorden verſprach. Adelbert war zu klug eher zu erſcheinen, als bis Hatto ſchwur, ihn friedlich wieder ziehen zu laſſen. Hatto ſchwur und hielt. Aber auf Einrathen ſeiner Mätreſſe, die Adelberten wegen Ungefälligkeit haßte, führte er den entlaſſenen Gaſt zurück, ohne ihm von neuem Sicherheit zu ſchwören, und ſo ward Adelbert ohne Verletzung des biſchöflichen Gewiſſens der Rache Ludwigs geopfert.

Hofe erziehen, erlaubte uns in der Kirche ſowohl als bey der Tafel unzertrennlich um ihm zu ſeyn, und überließ es jedem davon zu denken was er wollte. Die Ausſchweifungen, welche am römiſchen Hofe herrſchten, gaben den übrigen geiſtlichen Fürſten ein Recht, ohne Rückſicht auf das Urtheil der Layen, alles zu thun was ihnen recht dünkte. —

Waldrada war nicht mehr jung, da ſie an den erzbiſchöflichen Hof kam, die Jahre, welche ſeit der Zeit verfloſſen waren, hatten von ihren damaligen Reizen ſo viel hinweggenommen, daß ſie gegenwärtig nur in dem Kabinet des Erzbiſchofs zu glänzen ſuchte, und ſich ungern an der Seite ihrer blühenden Tochter öffentlich ſehen ließ. Dieſes war die Urſach, warum ſie niemals gegenwärtig war, wenn **Hatto** Fremde bewirthete, und als ſich das Gerücht ausbreitete, wir würden bald den berühmten Herzog Henrich von Sachſen zu Maynz ſehen, ſo mochte ſie wohl noch einige Urſachen mehr haben, ſich eingezogen zu halten. Sie rühmte ſich einer Verwandſchaft mit dem Hauſe, aus welchem Henrich entſproſſen war, ihre alten und neuen Ausſchweifungen verurſachten, daß niemand von ihren angeblichen Vettern ſie für das erkennen wollte, was ſie vielleicht wirklich ſeyn mochte, ſie hatte von dem edeln ſtolzen Henrich, dem Haſſer des Laſters, dem Freund der Tugend, nichts als verächtliche Blicke zu erwarten, und ſie hielt es alſo für gut, während ſeines Beſuchs, unſichtbar zu bleiben.

Ich und Werinhar mußten auf Befehl des Erzbiſchofs unſere gewöhnliche Rolle an ſeinem Hofe fort ſpielen; wir wurden dem Herzoge von Sachſen als Hattos Schweſterkinder vorgeſtellt, und dieſer hatte zu viel Weltkenntniß, hatte am päbſtlichen Hofe ſo viel Nepoten mancher Art glänzen ſehen, um hier genauer nach unſerer Herkunft zu forſchen, oder uns die Achtung zu verſagen, die uns jedermann erzeigte. Werinhar bekam Verſicherungen ſeiner Gnade, dafern er bey der Wahl eines Standes in Zukunft derſelben nöthig haben ſollte, und ich ward wegen meiner Schönheit und der Unſchuld in meinen Blicken bewundert; ſelbſt mein Name Waldrada ſchien Henrichen nicht aufzufallen, er hatte es vielleicht längſt vergeſſen, daß er eine Verwandte dieſes Namens gehabt habe, oder das Gerücht hatte ihm nie von dieſem ausgearteten Sprößling ſeines Hauſes etwas gemeldet.

Ich war entzückt über die Herablaſſung, mit welcher mir dieſer Fürſt, der edelſte, den ich je an Hatto's glänzendem Hofe erblickt hatte, begegnete. Ich war verſchwenderiſch in ſeinem Lobe gegen meine Mutter, und erhielt damals von ihr die erſten finſtern Blicke. — Henrich hatte mich gegen den Pater Ottfried gelobt, und mit der ihm eigenen Offenherzigkeit geäuſſert, es ſey ſchade, daß ſo viel Unſchuld und Schönheit an dem Hofe eines geiſtlichen Fürſten blühen ſollte, wo der gute Ruf eines jungen Mädchens nie vor böſer Nachrede geſichert ſey. Er hatte zu wiſſen gewünſcht, unter weſſen Aufſicht ich eigentlich ſtehe, ob es nicht ſchicklicher ſey mich in einem Kloſter erziehen zu laſſen, und ob es einige Schwürigkeit bey denen Perſonen, welche über mich zu gebieten hätten, finden würde, wenn ſich in der Folge Gelegenheit zeigte, mich an den Hof irgend einer tugendhaften Fürſtin zu bringen.

Meine Mutter hörte dieſe Aeuſſerungen, die ihr ihr Verwanter, der Geheimſchreiber, hinterbrachte, mit einem höhniſchen Lachen an. — Er kennt ſie und mich, ſchrie ſie, er ſucht mich mit neuen Beſchimpfungen zu überhäufen, mir die Ehre meine Tochter ſelbſt zu erziehen zu entreiſſen, und ſie zu einer Sklavin ihrer ſtolzen Verwandten zu machen, aber ich lache ſeiner Kabalen, und hoffe, noch die Zeit zu erleben, über ihn und alle meine Neider zu triumphiren.

Die Urtheile meiner Mutter hatten wenig Anſehen bey mir, und ich fuhr ohne Rückſicht auf dieſelben fort den großen Herzog zu verehren und auf ſein Wohlgefallen ſtolz zu ſeyn. — Die

Gedanken, welche er in Anſehung meines künftigen Schickſals geäuſſert hatte, erfüllten mich mit Entzücken. Ich wuchs heran, ich hatte ohne Zuthun derer, die für meine Erziehung ſorgen ſollten, das Glück, gehabt in die Hände ſolcher Lehrer zu fallen, die mir ziemliche richtige Begriffe von Tugend und Schicklichkeit eingeflößt hatten, die Handlungen meiner Mutter zeigten ſich mir oft in einem ſehr nachtheiligen Lichte, und es war etwas in mir, das mich wünſchen ließ, unter einer beſſern Aufſicht als der ihrigen zu ſtehen; welch ein Gefühl war es alſo für mich, in dem Herzog von Sachſen vielleicht den Erfüller meiner Wünſche gefunden zu haben!

Ich habe im Anfang meiner Geſchichte geſagt, daß meine Mutter vor meiner Geburt einen Sohn hatte, der in ihren glücklichern Tagen, von ihr zu den ausſchweifendſten Hoffnungen erzogen ward, Hoffnungen, die er in ihrem jetzigen Zuſtande mit beſcheidenern Ausſichten hatte verwechſeln müſſen. Mein Bruder **Ademar** war vierzehen Jahr als meine Mutter an Hatto's Hof kam. Eine der erſten Gnadenbezeugungen, welche die reizende Waldrada vom Erzbiſchoff erhielt, war, daß er ſich ihres Sohnes annahm. Ademar ward in einem Kloſter erzogen, es zeigte ſich in der Folge, daß Liebe zu den Wiſſenſchaften wahre

Herzensgüte und ungeheuchelte Frömmigkeit ihm Neigung zum geiſtlichen Stande einflößten. Es ward dem Erzbiſchoff leicht den Sohn ſeiner Geliebten in dem Stande, den er ſich gewählt hatte, ſchnell empor zu heben, und Ademar mein Bruder, war in dem Zeitpunkte meiner Geſchichte, auf welchen ich jetzt in meiner Erzählung gekommen bin, ob er gleich erſt das ſechs und zwanzigſte Jahr erreicht hatte, ſchon dasjenige, was er jetzt noch iſt, Abt des Kloſters Fulda. Waldrada hatte höhere Abſichten mit ihm gehabt, ſie ſahe es ungern, daß er den Mönchsſtand gewählt hatte, doch haßte ſie ihn nicht wegen ſeiner Wahl, duldete es, daß auch ich ihn liebte, und erlaubte mir zuweilen ihn zu ſehen. Ihm, dieſen theuren tugendhaften Bruder habe ich viel von dem Guten zu danken, das damals in meinem Herzen keimte, er war mein Führer auf meinen immer ſchlüpfriger werdenden Wegen, und der Vertraute meiner geheimſten Gedanken.

Meine Wünſche, meine Hoffnungen, in Anſehung des Herzogs von Sachſen, blieben ihm kein Geheimniß, er pflichtete ihnen bey, aber er that es mit einer Miene, die mich in Erſtaunen ſetzte, er ſchien etwas auf dem Herzen zu haben, das er mir ſo wenig deutlich zu entdecken, als ganz zu verſchweigen wußte.

„Waldrada, ſagte er zu mir nach einem tiefen Stillſchweigen, ich hoffe, deine Erwartungen, die du auf Henrichs Gnade gründeſt, werden dich nicht trügen, aber geſetzt, daß ſie auch das Schickſal aller Hoffnungen hätten, die man auf Fürſtengunſt baut, ſo verdient ſchon eine bloße Aeuſſerung des Wohlgefallens von ſo einem Manne, wie der Herzog von Sachſen, deine volle Dankbarkeit. — Henrichs Leben iſt an dem erzbiſchöflichen Hofe in Gefahr, man ſucht Perſonen, die ihm ohnedem aufſätzig ſind, durch Beſtechungen zu gewinnen. Du mußt ihn warnen, oder, wenn du dieſes nicht kannſt, ohne diejenigen, denen du Ehrfurcht ſchuldig biſt, in Gefahr zu ſtürzen, alle deine Liſt, alle deine Wachſamkeit aufbieten, um ihn vor gewiſſen feinen Schlingen, die ihm gelegt werden, zu ſchützen.

Ademars Reden waren räthſelhaft, ich bat um nähere Erklärung, aber er vermochte mir ſie nicht zu geben. Ich kam nach Hofe zurück, und mein Geſpiele Werinhar, war der erſte, dem ich meine Verlegenheit entdeckte und ihn darüber zu rathe zog. Werinhar war einer der ſchlaueſten ränkevolleſten Knaben an dem erzbiſchöflichen Hofe, er verſprach mir ſich um die Aufklärung meiner Zweifel zu bemühen, und wenig Tage vergiengen als ich alles wußte, was ich zu wiſſen brauchte.

Du wirſt erſchrecken, Waldrada, ſagte er zu mir, deine Mutter iſt die Feindin unſers lieben Herzogs. Verſchwenderiſche Geſchenke haben ſie auf die Seite ſeiner Gegner gebracht: Ein Geſandter des Kaiſers iſt heimlich an unſerm Hofe; ich ſahe das Geld und die Kleinode, die er vor ihren Augen ausbreitete, um ſie zu gewinnen, hörte die Verſprechungen, die ſie ihm that, und dieſen Abend, als ich im Kabinet des Erzbiſchofs eingeſchlafen war, — du weißt, wie ich zu Zeiten zu ſchlafen pflege — da habe ich alles vernommen, was man wider Henrichs Leben im Sinne hatte. — Kein Schwerd, kein Gift ſoll ihn tödten, Hatto iſt furchtſam, beſorgt Entdeckung der Verrätherey, wollte überhaupt ungern in den Tod des Herzogs willigen, ſprach von einem gewiſſen Adelbert, deſſen blutiger Schatten ihm oft im Traume erſcheine, ihn oft zur Stunde wenn Tag und Nacht ſich trennen wachend verfolge, aber endlich ſiegte doch die Bosheit deiner Mutter; ſie brachte eine magiſche Kette zum Vorſchein, welche denjenigen tödtet, welcher ſie zwölf Stunden am Halſe trägt; unvermerkt verengen ſich die Gelenke, bis ſie ſich zuletzt ſo dicht um den Nacken des Eigenthümers ſchlingen, daß ſie ihm Athem und Leben entziehen. Waldrada ſchlug dieſes Kleinod zu einem Geſchenk für den Herzog, zu einem unverdächtigen Mittel vor, ihn zu tödten.

Mit weit geöffneten Augen hatte ich Werinhars ſeltſame Geſchichte angehört, ich war ſtarr vor Entſetzen, und vermochte kaum zu fragen, was der Erzbiſchoff zu dieſem Vorſchlag geſagt habe.

Er lächelte, antwortete Werinhar, bewunderte die künſtliche Arbeit der verrätheriſchen Kette, und meynte, dieſes Mittel würde langſam, aber gewiß ſeine Würkung thun. Es würde doch einmal geſchehen, daß Henrich dieſen Schmuck in zwölf Stunden nicht von ſich lege, und dann würde der entſcheidende Augenblick, der ihn das Leben koſtete, wahrſcheinlich in die Zeit fallen, die er dem Schlaf widme, er würde nicht im Stande ſeyn, Hülfe zu rufen, man würde ihn erwürgt finden, und viel eher glauben, er habe ſich ſelbſt mit ſeinem Halsſchmucke getödtet, als daß man auf die verborgenen Kräfte deſſelben fallen ſollte. —

Deine Mutter, fuhr Werinhar fort, verſicherte, daß auch dieſe Muthmaßung unmöglich ſey, da die Gelenke der Kette ſich bald, nachdem ſie ihre Würkung gethan hätten, wieder aus einander dehnten. — Wollt ihr eine Probe davon ſehen? ſetzte ſie hinzu, indem ſie die Kette dreymal um Hattos Arm ſchlang, der Biſchoff wehrte ſich, aber ihr Scherz, ihr Liebkoſen, und die Verſicherung, daß der Verſuch am Arme von keinem beträchtlichen Schaden für ihn ſeyn könne, beſänftigten ihn ſo weit, daß er verſprach den verrätheriſchen Schmuck vor der zwölften Stunde nicht von ſich zu legen. —

Werinhar wußte mir nichts weiter von dieſem Vorgange zu ſagen, man war ihn in ſeinem Winkel gewahr geworden, hatte, wie ſich denken läßt, ihn mit vieler Mühe aus dem Schlafe ermuntert, und dann mit einigem Ungeſtüm aus dem Zimmer verwieſen.

Viertes Kapitel.

Die Kette.

Hatto hatte des nächſten Tages eine Waſſerfahrt auf dem Mayn nach dem Hattenberge veranſtaltet, um Herzog **Henrichen** ſein zierliches neuerbautes Schloß zu zeigen. Ich und **Werinhar** ſollten auch dabey ſeyn, und wir waren beide begierig, das ſeltſame Kleinod, das Waldrada um ſeinen Arm geſchlungen hatte, noch an demſelben zu ſehen, oder wenigſtens Gelegenheit zu Muthmaßungen zu bekommen, wie es mit der Würkung deſſelben abgelaufen ſey. — Wir hatten vergebens gewartet. Die Luſtfahrt mußte des andern Tages verſchoben werden. Der Erzbiſchoff war über Nacht gefährlich krank geworden, meine Mutter war nicht von ihm gekommen, ſie hatte äuſſerſt beängſtigt geſchienen, und dennoch keinen von Hattos Leibärzten zulaſſen wollen, ſondern erſtlich einen Schmidt, dann einen fremden Wundarzt berufen laſſen, deren Geſchäft bey dem Erzbiſchoff niemand errathen konnte.

Ich und Werinhar hatten unſere Muthmaſſungen, welche bald durch den Augenſchein beſtätigt wurden. — Der Erzbiſchoff befand ſich in wenig Tagen beſſer, die Luſtfahrt auf dem Mayn ward vorgenommen, man ſah unſerm ſogenannten Vater keine Spuren der ausgeſtandenen Krankheit an, nur den linken Arm trug er in einer Binde, ein Anfall von Gicht hatte ihm, wie er ſagte, den Gebrauch deſſelben benommen. Werinhar, der immer ſchmeichelnd um den alten Hatto war, hatte zwiſchen die Bandagen gelauſcht, und verſicherte mich, blau unterlaufene Geſchwulſt und blutige Eindrücke einer Kette geſehen zu haben. — Ich beſtieg mit heimlichem Schauer die Gondel, und ſetzte mich dicht hinter den Herzog von Sachſen, um ihn keinen Augenblick aus den Augen zu laſſen, bis ich ihn behutſam gewarnet hätte. Ich konnte kein Auge auf den verrätheriſchen Erzbiſchoff werfen, ſo innig verabſcheute ich ihn. Der Gedanke an Waldraben, wenn ich ihn mit dem Namen Mutter verband, war mir ein Greuel, mir war es als wenn ein Theil ihres Verbrechens auf mich zurück fiel, weil ich ihre Tochter war.

Dieſer Tag war von dem Erzbiſchoffe, der Freude geweiht, er war, wie er ſeinem erhabenen Gaſte ſagte, der ſechs und zwanzigſte Gedächtnißtag ſeiner Beſteigung des erzbiſchöflichen Stuhls, ein Jubeltag, den er mit Austheilung reicher Almoſen an die Armen und kleiner Geſchenke an ſeine Freunde zu feyern pflegte. Dieſer Eingang ließ mich muthmaßen, was vielleicht heute vorgehen könne, und tauſend Anſchläge, das Unglück, das dem Herzoge drohte, zu vernichten, durchkreuzten einander in meinem Gehirn. Ich wußte nicht, wie leicht Henrichs guter Engel mir ſeine Rettung machen würde.

Meine Angſt wuchs, als ich ſahe, wie Biſchoff Hatto ſich von einem ſeiner Kämmerlinge eine koſtbare Kapſel reichen ließ, aus welcher er eine ſchwere goldne Kette zog, die mir eine innere Ahndung und ein Wink von Werinhar, als diejenige bezeichnete, die zur Mörderin des edeln Henrichs beſtimmt war.

Hatto ſprach viel von der Koſtbarkeit dieſes Kleinods, von der Schönheit der Arbeit, und der Feſtigkeit des edeln Metalls, er zeigte ſchwache

Spuren von der Feile an derſelben, und verſicherte, daß er noch kürzlich Proben gehabt habe, daß auch das feinſte Inſtrument dieſer Art nicht im Stande wär die Glieder zu zerſchneiden, oder die Fugen zu trennen. Ich ſahe meinen Freund Werinhar an, und ein Blick von ihm beſtärkte mich in meiner Muthmaßung, daß dieſe Probe vermuthlich in jener Nacht gemacht worden ſeyn möge, da der Erzbiſchoff von artritiſchen Schmerzen befallen ward.

Jedermann näherte ſich in Demuth um das gerühmte Kleinod in Hattos Händen zu bewundern, aber er mochte Urſachen haben, daſſelbe nicht vor ſo vieler Augen kommen zu laſſen, und rufte allein mich unter den Herzudringenden hervor.

Kommet her, mein Kind, ſagte er, ihr ſeyd es, der ich dieſen Schmuck beſtimme, aber ihr ſeht wohl, daß er für keinen jungfräulichen Nacken gebildet iſt, und ihr werdet ihn alſo nicht behalten, ſondern demjenigen aus der Geſellſchaft überreichen, vor welchen ihr die meiſte Ehrfurcht habet. Ich trat zitternd hinzu, Hatto gab mir die Kette, und flüſterte mir dabey den Namen des Herzogs von Sachſen ins Ohr. — Ich ging nach meinem Sitz zurück, betrachtete das verrätheriſche Geſchenk, als ſönne ich noch, wen ich damit beehren wollte, und unvermerkt verlor ſich meine Hand auf meinen Rücken, ſank über den Rand der Gondel hinab, und das koſtbare Kleinod gleitete in den Mayn.

Ohne die Bewegung blicken zu laſſen, die ich in dem Augenblick der Vernichtung des boshafteſten Anſchlags fühlte, machte ich meine eigene Kette von meinem Nacken los, nahte mich dem Herzoge, kniete vor ihm nieder, und überreichte ſie ihm mit einem Blicke, der alles ausdrücken mußte, was ich fühlte, Freude über meine wohlgelungene That, Ehrfurcht und Liebe gegen den, welchen ich gerettet hatte, und Angſt, wie es mit mir bey der Entdeckung, welche unvermeidlich war, ablaufen würde.

Henrich nahm mein Geſchenk mit der ihm eigenen Herablaſſung an, doch ſagte mir ein Blick auf meine Gabe, daß er ſie nach ihrem geringen Werth beurtheile. Es war ein leicht gearbeiteter Frauenzimmerſchmuck, unwürdig von ſo einem großen Fürſten getragen zu werden; ach er wußte nicht, daß ſie das Zeichen der Beſorgniß für ſein Glück, das Unterpfand ſeines geretteten Lebens ſey!

Der Herzog küßte mich, hies mich aufſtehen, und ich gieng zitternd zu meinem Sitze zurück. — Man drängte ſich um ihn, Hattos hochgerühmtes Geſchenk zu betrachten, jedermann lächelte, ſchüttelte den Kopf, und entfernte ſich, ohne etwas zu ſagen; nur der Graf von Septimanien, welcher ſich damals am maynziſchen Hofe aufhielt, wagte es, zu fragen, wozu der Herzog dieſes Kleinod beſtimme? Vielleicht am Ende zum Schmuck für meine Falken, erwiederte er lachend, aber als das Geſchenk eines ſchönen Fräuleins werde ich es wenigſtens ſo lange tragen müſſen, bis die Geberinn es mit einem beſſern auslößt, oder der Erzbiſchoff mich von dem eigentlichen Werth der ſo hochgerühmten Gabe unterrichtet. — Hatto ſah es ungerne, daß ſo viel über dieſen Gegenſtand geſprochen wurde, er verſtand nicht, was der Herzog mit ſeiner verächtlichen Rede ſagen wollte, antwortete nicht darauf, und fuhr fort, Geſchenke auszutheilen. Der Graf von Septimanien war nach dem Herzoge von Sachſen der Vornehmſte, welcher ſich zu Maynz aufhielt, und erhielt alſo nach ihm die erſte Gabe, gleichfalls eine goldene Kette, die nur derjenigen, welche ich den Nymphen des Mayns geopfert hatte, an Koſtbarkeit wich, die aber vermuthlich keine ihrer gefährlichen Eigenſchaften hatte; der Graf ward von meiner Mutter geliebt, von Hatto nicht gehaßt, ſtand niemanden im Wege, und hatte ſich alſo keiner heimlichen Nachſtellungen zu beſorgen.

Die beyden Fürſten zeigten einander ihre Geſchenke, es kam zu einem ſpitzigen Wortwechſel zwiſchen ihnen, der Graf überhob ſich des Vorzugs, den man ihm vor dem Herzog gegeben hatte; und dieſer, ſo geringſchätzig ihm auch das koſtbarſte Geſchenk bey ſeinen edeln Geſinnungen ſeyn mußte, ermangelte nicht, es hoch zu empfinden, einem Menſchen, der auf alle Art ſo weit unter ihm war, nachgeſetzt worden zu ſeyn. Die Sache ward ernſthaft, der Erzbiſchoff mußte ſich dazwiſchen legen. Es kam zu Erklärungen. Hatto behauptete, die Achtung, die er dem erhabenen Herzog von Sachſen ſchuldig war, in dem Geſchenk, das er ihm durch mich überreichen ließ, nicht aus den Augen geſetzt zu haben. Die Ketten wurden vorgezeigt. Die Verwechſelung, die in meinen Händen vorgegangen war, lag am Tage. Ich wartete nicht, daß man mich aufforderte: Ich warf mich zu den Füßen des Erzbiſchoffs, und bekannte, daß ich das Kleinod aus Unvorſichtigkeit in den Strom habe fallen laſſen; und daß die Furcht vor der verdienten Strafe meines Fehlers mich ihn habe verſchweigen, und ſo gut als möglich bemänteln laſſen.

Hatto war außer ſich! ſein Zorn übertraf augenſcheinlich den Werth des verlornen Kleinods, ſo koſtbar es auch ſeyn mochte, und ein ſcharfſinniger Beobachter hätte nicht ermangeln können, hier eine verborgene Urſache zu muthmaßen, die all' dieſe Unruh über eine Kette, derengleichen hundert im erzbiſchöflichen Schatze ſeyn mußten, hervorbrachte Herzog Henrich nahm ſich meiner an, er bedauerte den Einbruch dieſes Ungewitters über mich gezogen zu haben, er verſicherte, daß er den Verluſt, der ihn doch eigentlich allein träf, wenig achtete, und daß er verlange, man ſollte aus Achtung für ihn, dieſer Kleinigkeit nicht mehr gedenken.

Kleinigkeit! wiederholte der Biſchoff, ich verlange wenigſtens den Ort zu wiſſen, wo das Kleinod verloren ging; ich habe geſchickte Taucher unter meinen Schiffern, der Strom iſt hier nicht allzutief, es muß leicht ſeyn, das Verlorne wiederzubringen.

Ach ich wußte dieſes nur allzugut, ich würde ſonſt ſchlau genug geweſen ſeyn, gleich im Augenblick, da ich meinen Anſchlag ausführte, ein Geſchrey zu erheben, und mir dadurch den Tadel, der mich nun traf, zu erleichtern. Aber ich wollte, daß dieſer gefährliche Schmuck ewig verloren bleiben ſollte, und hütete mich alſo auch jetzt wohl, den rechten Ort anzuzeigen, wo man ihn vielleicht hätte finden können; mich dünkte gar eigen, ich habe die Kette, als ich ſie fallen ließ, ſich zwiſchen unter dem Waſſer verborgenen Geſträuch verſtecken ſehen, wo ſie vielleicht noch hängen möchte, und ich zitterte, daß die Nachſuchenden an dieſe Stelle gerathen möchten.

Ich führte ſie ganz irre mit meinen Beſchreibungen, ſie kamen unverrichteter Sache zurück. **Hatto** war aufgebracht, der Herzog nachdenkend, ich und **Werinhar** traurig, und das Feſt auf dem Hattenberge entſprach der Erwartung, die man davon gehabt hatte, ſo wenig, wie die meiſten großen mit mächtigen Unkoſten veranſtalteten Luſtbarkeiten zu thun pflegen. —

Verzeihet **Wolfram**, ich bin weitläuftig in Erzählung einer Begebenheit geweſen, die euch Kleinigkeit zu ſeyn dünken wird, die es aber für mich nicht war. Sie hatte den wichtigſten Einfluß auf mein Schickſal, brachte mich an den Eingang der Labyrinthe, aus welchen nur der Tod mir den Ausweg eröffnen kann.

Hatto hatte ſich durch des Herzogs Zureden endlich bewegen laſſen, meine Unvorſichtigkeit, wie man es nannte, nicht weiter zu ahnden. Aber die fürchterlichſte Ahndung derſelben ſtand mir noch von Seiten meiner Mutter bevor, die durch den Eifer, mit welchem der Herzog ſich meiner angenommen hatte, nur noch aufgebrachter ward, und Dinge zu muthmaßen anfing, welche die Wahrheit noch übertrafen.

Sie hatte alles erfahren, was auf dem Wege nach dem Hattenberge vorgegangen war, ſie kannte mich, daß ich nichts von dem kindiſchen Leichtſinn, nichts von der Einfalt, der Blödigkeit an mir hatte, welche bey der ganzen Geſchichte hervorleuchtete, und die man einem zwölfjährigen Mädchen noch allenfalls hätte zu gut halten können. Sie nahm mich ernſtlich vor, ſie forſchte mit Liſt und erdichteter Gelindigkeit. Niemand konnte ihr widerſtehen, wenn ſie etwas zu wiſſen verlangte, ſie hätte dem Beichtiger des heiligen Vaters die Geheimniſſe des Vatikans entlocken können. Ich ſtockte, leugnete, widerſprach mir, und — bekannte die ganze Wahrheit.

Man urtheile, ob dieſes Bekenntniß im Stande war mein Urtheil zu lindern? — Nicht Unvorſichtigkeit war es, was ich nun zu büßen hatte; Nein, Ausſpähung verbotner Geheimniſſe, Mißbilligung der geheimen Anſchläge meiner Mutter, und Einverſtändniß mit ihren Feinden. — Sie blieb bey ihrer Meynung, ich habe dem Herzog von Sachſen alles offenbaret, habe ſeine Rache wider diejenigen gereizt, welche ihn auf dieſe Art verfolgen konnten; der Name Verrätherinn und Muttermörderinn waren die gelindeſten, die ſie mir beylegte, ſie verband mit dieſen Worten ähnliche Handlungen, und ich ward endlich aufs äußerſte von ihr gemißhandelt, auf mein Zimmer gebracht, wo man mich verſchloß, und mich meinen eigenen Betrachtungen überließ.

Erſt jetzt erwachte der Wunſch in mir, dem Herzoge von Sachſen, um deſſenwillen ich ſo vieles leiden mußte, etwas von der Wahrheit entdeckt zu haben, um dadurch meine Anſprüche auf ſeinen Schutz zu vermehren, ich fühlte es, daß ich ſeinen Schutz nöthig haben würde, denn was hatte ich nicht alles von meiner wüthenden Mutter zu beſorgen! — **Eine** Hoffnung hatte ich noch; **Werinhar** konnte wiſſen, in was für einer Lage ich mich befand, und er war klug genug, die beſten Mittel zu brauchen, mich aus derſelben zu reißen.

Der Name **Werinhar**, der mir beym erſten Erinnern ſo tröſtlich war, erfüllte mich einige Minuten darauf mit Entſetzen. — **Werinhar**? ſagte ich zu mir ſelbſt, bin ich auch klug genug geweſen, ihn bey der ganzen Geſchichte nicht zu nennen? — Ich war mir bewußt, daß ich den Antheil, den er an der fatalen Begebenheit nahm, verſchwiegen hatte, aber ſollte mir ſein Name in der Bewegung, in welcher ich mich befand, auch nicht ein einigesmal entſchlüpft ſeyn, und war dieſes geſchehen, was hatte denn er zu gewarten?

Die Beſorgniß wegen dieſes geliebten Knaben quälte mich in dieſer ſchrecklichen Nacht am allermeiſten, und der Morgen war beſtimmt, ſie zu vermehren. — Ich ward zu meiner Mutter gefordert. Mein Kind, ſagte ſie mit beſänftigter Stimme, ich fürchte dir geſtern zu viel gethan zu haben, mich dünkt, es ſey unmöglich in deinen Jahren, es ohne Verführer ſchon zu einem ſolchen Grade der Bosheit gebracht zu haben, du nenntest geſtern den Namen **Werinhar**, was gilts, der kleine Böſewicht iſt der Grund des ganzen Vorgangs; fürchte nichts für ihn, wenn er ſchuldig iſt, er iſt mein Sohn nicht, auch kann man einem Knaben, eher Streiche von dieſer Art verzeihen als einem Mädchen.

Ich kannte dieſe Sprache, mit welcher **Waldrada** die verborgenſten Dinge aus der Dunkelheit zu ziehen wußte, ſie hatte mich nur des vorigen Tages mit derſelben betrogen, und ich nahm mir vor, dieſesmal ſtandhafter zu ſeyn, es betraf ja den geliebten **Werinhar**, für welchen ich mit Freuden mein Leben aufgeopfert hätte.

Waldrada verdoppelte ihre Schlingen, und ich meine Vorſichtigkeit, ſie ward endlich müde, und befahl mir mich zu entfernen. Geh, ſagte ſie mit all' der Wuth, die ich des vorigen Tages auf ihrem Geſichte geſehen hatte, geh' mir aus den Augen, und genieß das Elend, das du dir ſelbſt gebaut haſt. Vertauſche das Leben, das du hier hätteſt führen können, mit dem Kloſter, aus welchem dich nichts, ſelbſt mein Tod nicht, retten ſoll, ich werde Sorge tragen, dich feſt genug zu binden, daß auch dann, wenn ich nicht mehr bin, deine Befreyung unmöglich bleibe. Damit du aber doch wiſſeſt, was du verliereſt, ſo höre, was dir beſtimmt war: Daß du **Werinharn** liebeſt, iſt ausgemacht, auch kannſt du ihn lieben, denn er iſt nicht dein Bruder; Eure Verbindung war beſchloſſen, würde, ſo jung ihr auch ſeyd, in weniger Zeit vollzogen worden ſeyn, nun iſt das Kloſter deine Beſtimmung, und für ihn wird man ſchon eine andre Braut finden, die er gern für dich wählen wird; denn das wirſt du doch nicht glauben, daß ſeine Treue für dich ſo feſt iſt, wie die Deinige für ihn? — Hätte **Waldrada** wohl etwas würkſameres zu meiner Quaal erſinnen können, als dieſe Worte? — Sie blieben mir während den langen Jahren der Einſamkeit, die meiner warteten, ein immerwährender Stachel im Herzen, und wurden vielleicht in der Folge der Grund zur höchſten Staffel meines Unglücks.

Ich ward in ein Kloſter gebracht, lebte daſelbſt das Leben, wie es heut zu Tage bey den Nonnen gewöhnlich iſt. Ermüdende übelverſtandene Gebete, unnütze Arbeiten, Müßiggang, und kleine Intriguen machten die Beſchäfftigungen meiner Mitſchweſtern aus, ihr Beyſpiel, zum Theil auch ihre Lehren, erſtickten die beſten Geſinnungen in meinem Herzen, ich lernte ihre Fehler ertragen, bald darauf ſie größtentheils nachahmen, und verließ die Wohnung der Heiligkeit weit ſchlimmer, als ich ſie betreten hatte.

Ja, **Wolfram**, ich verließ ungeachtet der Vorſicht, die meine Mutter gebraucht haben mochte, mich auf ewig zu feſſeln, in meinem achtzehnten Jahre das Kloſter. Meine Mutter war tod. Das ſchreckliche Ende des alten **Hatto**, welcher auf einer Reiſe nach Italien in den Flammen des Aetna umkam, zog das ihrige nach ſich. Sein Nachfolger, Erzbiſchoff **Herriger**, brauchte eine Aufſeherinn für ſeine Oekonomie. Ihr wißt, daß es Sitte iſt, die Wirthſchafterinnen der geiſtlichen Fürſten allezeit aus den jünge ſten und ſchönſten der Kloſterfrauen zu wählen, damit ihre Hofſtatt mit lauter geiſtlichen Perſonen beſetzt ſey, man fragt denn allemal nach den geſchickteſten Köchinnen, ſcharfſinnigſten Rechnerinnen und eifrigſten Beterinnen, aber ſo große Vorzüge auch die alten Mütter der Klöſter in dieſen Stücken vor den jungen Schweſtern haben mögen, ſo trifft es ſich doch allemal ganz wunderbar, daß nicht ſie, ſondern die jüngſten und reizendſten in den geforderten Eigenſchaften vollkommen gefunden werden. —

Ich ward dismal unter vier reizenden Mitbewerberinnen für die geſchickteſte zu der vakanten Stelle gehalten, und ſoltet ihr glauben, daß ich über dieſen Vorzug triumphirte? — Ach in meinen frühern Jahren, in den glücklichen Jahren der ſtolzen ſich ſelbſt bewußten Unſchuld, da ich die Lebensart meiner Mutter ſo innig verabſcheuete, da würde ich gezittert haben, ein Geſchöpf von ſo zweydeutigem Rufe zu werden, als die Hausmeiſterinn eines Erzbiſchoffs. Aber ein ſechsjähriges Kloſterleben hatte mich die Dinge aus einem andern Geſichtspunkte anſehen laſſen, meine Grundſätze waren verderbt, und der Gedanke, die geliebte Welt, die ich auf ewig verlaſſen zu haben glaubte, wiederzuſehen, gab der Sache vollends den Ausſchlag.

Ich verließ das Kloſter unter den Ermahnungen der alten, und den neidiſchen Winken der jungen Nonnen. Ich ward meinem neuen Herrn vorgeſtellt, und fand Gnade vor ſeinen Augen. Selten werden, wie ihr wißt, geiſtliche Würden von der Wichtigkeit, wie das Erzbißthum von Maynz, andern als Perſonen von ſehr hoher Abkunft, oder ſolchen zu Theil, die ſich durch eine lange Reihe von Jahren zu der erhabenen Stufe herangearbeitet haben. **Herriger** war ein ſehr bejahrter Herr, faſt ſo alt, wie der hundertjährige **Hatto**, den der Aetna verſchlung. Der Schnee des Alters hatte ſein Herz erkältet, ich hatte vergebens gezittert in ihm etwas mehr als meinen Herrn zu finden. Er ſah mich gern, ließ ſich gern von meinen Händen pflegen, aber er verlangte nie eine ſtärkere Zuneigung von mir, als kindliche Liebe, die ich dem guten Greiſe aus vollem Herzen gewährte.

Ich war glücklich, das thätige Leben, der Umgang mit Menſchen, das Bewußtſeyn, daß mein Fleiß etwas zum Beſten anderer Geſchöpfe beytrug, daß ich keine entbehrliche an ihrer Stelle kaum vermißte Kreatur ſey, behagte mir beſſer als der Kloſterſtand. Des Erzbiſchoffs Hausweſen gediehe unter meinen Händen, der gute Greis verjüngte ſich, und die kleinen Geſchwätze abgerechnet, welche Perſonen meiner Art nun einmal über ſich ergehen laſſen müſſen, begegnete man mir mit Ehrfurcht.

Noch einmal, ich war glücklich, hätte es immer bleiben können, wenn ich nicht eine Thorheit in meinem Herzen gehegt hätte, die ich mit ins Kloſter brachte, die daſelbſt in der Einſamkeit zu einer ziemlichen Größe heranwuchs, und die nur zu ſehr überhand genommen hatte, als daß ſie bey verneuten Anreizungen hätte getilgt werden können. Es war die Liebe für **Werinhar**. — O **Wolfram**, ihr wißt nicht, mit welcher Zärtlichkeit und Treue eine Kloſterfrau lieben kann! Die Abweſenheit, welche ſonſt jede Liebe tödtet, verſtärkt ihre Flamme, man ſieht den geliebten Gegenſtand nicht mehr, nach und nach verſchwinden alle fehlerhafte Züge, die, ſo lange wir ihn vor Augen hatten, unſere Neigung ſchwächten, ganz aus unſrer Phantaſie, wir ſehen nur ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften, bald wird er in unſern Augen zum Engel, ſtrahlt in einem überirdiſchen Lichte, wird Gott und den Heiligen an die Seite geſetzt, und wir lieben nicht mehr, nein, wir fallen nieder und beten an.

Werinhar war, da ich ihn zuletzt ſah, ein ganz angenehmer Knabe, dem ich von Herzen gut war*); **Waldradens** Verſicherung, daß er nicht mein Bruder ſey, machte mir ihn noch intereſſanter, und denn die Ausſicht auf eine ewige Verbindung mit ihm, die ſie mir ſo boshaft in dem Augenblicke öfnete, da ſie mir auf immer ſolte verſchloſſen werden; die Winke, welche ſie gab, er würde ſich nicht ſehr bedenken, eine andre an meiner Statt zu wählen, was für Stoff zum Nachdenken in ſechs langen einſamen Jahren, was für Anreizung zu dem Wunſche, ihn nur noch ein nur noch ein einiges mahl zu ſehen, nur einmahl über dieſe Dinge mit ihm ſprechen zu können! — Ich leugne nicht, daß dieſer Wunſch eine Haupturſach war, warum ich den Stand, in welchem ich jetzt lebte, mit ſolchem Vergnügen gewählt hatte. Hier war es doch eher möglich, meinen **Werinhar** wieder zu ſehen, als in meinem Kloſter. War er mir untreu geworden, ſo konnte ich es ihm wenigſtens durch einige traurig andächtige Blicke verwerfen, und war er es nicht — o welche Freude!

Meine Wünſche wurden erfüllt. Unter den Hausgenoſſen des Erzbiſchoffs, welche mich in meiner neuen Würde bewillkommten, war ein

---

*) Jetzt war er mir alles, das einige, was mir auf der Welt lieb war, mein einiger Gedanke bey Tage und des Nachts mein Traum, der Mittelpunkt, um den alle meine Wünſche und Entwürfe ſich dreheten.

Jüngling, deſſen Züge mir eine gewaltſame Erſchütterung verurſachten; er trug Ordenskleider, war, wie man mir ſagte, Adjunkt des alten Pater Ottfrieds, den mich **Waldrada** meinen Vater hatte nennen gelehrt, und der beym Erzbiſchoff **Herriger** noch immer das Geheimſchreiberamt behauptete, das er beym alten **Hatto** verwaltet hatte. Es war, als wenn mir die Mönchstracht des jungen Menſchen nicht recht gefiel; eine Idee von **Werinhar** war mir durch den Kopf gefahren, ob ich gleich nur ſchwache Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Jüngling, und dem ehemals geliebten Knaben fand, aber wie hätte **Werinhar** zum Kloſterleben kommen ſollen? **Waldrada** ſprach ja in ihrer letzten Unterredung mit mir von ſeiner Verheyrathung! — Ich fragte nach ſeinem Namen, und nun urtheile von meiner Empfindung, als ich in der Antwort wirklich den harmoniſchen Laut vernahm, der mir ſüßer tönte, als den Seeligen die Lieder der Engel.

Werinhar? **Werinhar**? ſagte ich zu mir ſelbſt. **Werinhar** ein Mönch, und ich eine Nonne? Er mir alſo ſo treu als ich ihm? — O Geſchick! iſts möglich, daß du mir ſolche Freuden aufbehalten haſt?

Werinhars Blicke waren ſo feſt auf mich als die meinigen auf ihn gerichtet. Wir wagten es nicht, mit einander zu ſprechen, aber der Wunſch, uns immer zu ſehen, lag in unſern Augen. Wie iſts möglich, daß dieſer Wunſch unerfüllt bleibe, wenn zwo Perſonen ihn gemeinſchaftlich hegen? **Werinhar** und ich begegneten uns von dieſem Tage an überall, es kam von ehrerbietigen Verbeugungen zu abgebrochenen Worten, von dieſen zu langen Geſprächen, zu Vorwürfen, Erklärungen, heimlichen Zuſammenkünften, offenherzigen Geſtändniſſen, und endlich zu der feſteſten Verbindung, die unter Liebenden ſtatt haben kann.

Ihr wißt, daß es eine Art von geſetzmäßiger Verbindung unter geiſtlichen Perſonen giebt; ſelten wird ſie Leuten von einer niederen Klaſſe verſtattet, aber mein ſogenannter Vater, der erzbiſchöfliche Geheimſchreiber, war auf unſrer Seite, unſer Bündniß ward durch ihn geſchloſſen, durch das tiefſte Geheimniß gedeckt, und — wir waren glücklich.

Wir lagen zu des alten Geheimſchreibers Füßen, dankten ihm unſere Seeligkeit, und gelobten ihm den blindeſten Gehorſam, in allem, was er zur Vergeltung für unſer Glück von uns ſorden würde. Er hub den Zeigefinger an der rechten Hand bedeutend auf, und ſagte, er wolle uns einſt erinnern, was wir ihm gelobt hätten.

Wir küßten ſeine Hände, umarmten uns, und ſchieden. Bey Tage mußten wir uns fremde bleiben, um keinen Verdacht zu erregen. Nur dann und wann, wenn wir der Nacht einige Stunden abſtehlen konnten, ſahen wir uns, und o Gott, wie glücklich waren wir bey dieſen kurzen und ſeltenen Zuſammenkünſten.

Ich erzehlte **Werinharn** meine Geſchichte während der ſechs langen Jahre unſrer Trennung, er mir die Seinige. — Meine Mutter hatte mich betrogen, das Ungewitter war ſo wohl über ihn ausgebrochen, als über mich. Einige meiner Worte hatten Verdacht erregt, daß er in dem, was ich zur Lebensrettung des Herzogs von Sachſen gethan hatte, die Hand mit im Spiel gehabt haben müſſe, und ohne weiter Unterſuchung anzuſtellen hatte man ihn ſo wie mich ins Kloſter geſchickt, er hatte ſich in der Angſt ſeines Herzens auf Herzog **Heinrichen** berufen, und vorgegeben, dieſer habe ihn unter ſein Gefolge aufgenommen, aber dieſe Aeußerung hatte ihn noch verdächtiger gemacht; man hatte ihn verſichert, dieſer Fürſt ſey geſtriges Tages, man wiſſe nicht warum, von Maynz abgereiſt, nachdem er bey dem Biſchoffe eine kurze Abſchiedsaudienz gehabt habe, und er könne alſo nichts von ſeiner Hülfe erwarten.

Dis war würklich die Wahrheit. Wahrſcheinlich hatte der Herzog von Sachſen über verſchiedene Dinge nachgedacht, die ihm an **Hattos** Hofe begegnet waren, hatte Erkundigung eingezogen, Entdeckungen gemacht, und — es fürs ſicherſte gehalten, ſich zu entfernen. So gute Geſinnungen er auch gegen **Werinhar** und mich oft geäußert, ſo wohl er unſere misliche Lage eingeſehen, ſo feſt er verſprochen hatte, etwas für uns zu thun, ſo hat er doch nie in der Folge ſich wieder um uns bekümmert, er wußte nicht, daß wir uns für ihn aufgeopfert hatten, beurtheilte mich vielleicht nach dem Vorgange auf der Farth zum Hattenberge ganz falſch, und ließ deswegen den Gedanken an ſeine Verheißungen willig fahren; ſelten kennen die Fürſten die, welche um ihrentwillen leiden, und ihnen iſt wohl bey dieſer Unwiſſenheit.

Werinhar war nach Verlauf einiger Jahre aus dem Kloſter genommen worden, um den alten **Hatto** auf einer Reiſe nach Rom zu begleiten, er hatte ſich in der Einſamkeit, in welcher er lebte, in verſchiedenen Sprachen, auch in der römiſchen, geübt, und war alſo ein nöthiger Reiſegefärthe für den unwiſſenden Biſchoff und ſein noch unwiſſenders Gefolge. **Hattos** Reiſe erſtreckte ſich weiter als nach Rom. **Waldrada** hatte ihm Dinge in den Kopf geſetzt, die ſeinem Alter und ſeiner Heiligkeit nicht angemeſſen waren. Die alte Sage, daß jener Schlund der Hölle, den man Aetna nennt, die Werkſtätte der Zauberey ſey, fand bey niemand feſtern Glauben, als bey meiner Mutter; zu ihm ſollte die Wallfarth des alten Erzbiſchoffs gehen. **Waldrada** dürſtete, nachdem die Epoche der Schönheit bey ihr vorüber war, nach Reichthümern, Größe und übernatürlichen Kenntniſſen, und der faſt hundertjährige **Hatto** nach noch längern Leben, ewiger Geſundheit, und der dreyfachen Krone; er ging, dieſe Dinge bey den böſen Geiſtern zu ſuchen, die in dieſen ſchrecklichen Gegenden herrſchen. **Werinhar** war der Einzige, dem er hiervon deutliche Winke gab, der einige, der ihn abmahnte, und auch der einige, der, als ihn nichts abwendig machen konnte, dennoch aus Mitleid für ſein hohes Alter bey ihm verharrte, und den gefährlichſten aller Wege mit ihm antrat.

Der verwegene Alte, von der Ruhe des verrätheriſchen Vulkans getäuſcht, wagte es, den

Rand des immer rauchenden Schlundes zu betreten, der warnende und bittende **Werinhar** folgte ihm. Dies war wider **Hattos** Plan, er wollte und mußte mit den Geiſtern der Unterwelt, in deren Bündniß er zu treten gedachte, allein ſeyn, und **Werinhar** ward unter dem Vorwand, gewiſſe in der Herberge vergeſſene Pergamente herbeyzuholen, zurück geſchickt. —

Er war noch nicht daſelbſt angelangt, als ihm das Donnergebrüll, und die emporſteigende Flamme des feurigen Berges das Schickſal verkündigte, das den unglücklichen Biſchoff betroffen hatte. Der Auswurf des Vulkans dauerte ungewöhnliche kurze Zeit. Die umliegenden Gegenden blieben verſchont, kein lebendiges Geſchöpf ward verletzt, ſelbſt der noch nicht gar weit von dem Schreckensorte entfernte **Werinhar** litt, außer der Betäubung des Entſetzens, die ihn zu Boden warf, keinen Schaden. Die göttliche Rache hatte ſich begnügt, denjenigen zu beſtrafen, der es hier gewagt hatte, die Gränzen zu überſchreiten, welche der Ohnmacht der Sterblichen angewieſen ſind.

Werinhar raffte ſich von ſeiner langen Fühlloſigkeit auf, und wagte es über den brennenden und rauchenden Boden nach dem Orte zurück zu kehren, wo er den unglücklichen Greis gelaſſen hatte; ein tollkühner Entſchluß, der nur ſeiner Jugend und der dankbaren Liebe für den elenden Hatto zu gut zu halten war; er fand im Näherkommen einige weit hinweg geſchleuderte von gutem Stahl gearbeitete magiſche Inſtrumente, die Hatto bey ſich gehabt hatte, und die er liegen laſſen mußte, wo ſie waren, weil ſie glühten wie die Steine, zwiſchen welchen ſie ruhten. Er traf etwas weiter hin faſt zu Zunder gebrannte Kleidungsſtücke, und endlich zerſchmetterte menſchliche Glieder an, von denen es leicht zu errathen war, wem ſie zugehörten. Noch einmal warf ihn das Entſetzen leblos zu Boden. Er kam nicht ehe zu ſich ſelbſt, bis das Gefolge des Erzbiſchoffs es wagte, dieſe Gegend zu betreten, und zu unterſuchen, was aus den beyden Unglücklichen geworden ſey, die die gefährliche Wallfarth in dieſe Gegend unternommen hatten.

Man befragte den wiederauflebenden **Werinhar** über den ganzen Vorgang, aber dieſem war die Ehre ſeines unglücklichen Herrn zu lieb, als daß er ſeine ſträflichen Abſichten hätte enthüllen ſollen; er machte aus dem Ganzen einen Zug unglücklicher Neugierde nach einer der größten Naturbegebenheiten. Man nennte dieſes atheiſtiſche Ausdrücke, hörte auf ihn zu fragen, und ſchaffte ihn, noch ſchwach von der

Erſchütterung des Entſetzens, noch der Herberge, wo er bald darauf von einem hitzigen Fieber befallen wurde.

Werinhar genas, aber er ward bald gewahr, daß er in ſeiner Krankheit das koſtbarſte Gut des Menſchen, die Freyheit verloren hatte. Man brachte ihn nach Rom, wo er ein ſcharfes Examen über die letzten Begebenheiten des unglücklichen Hatto aushalten muſte. Der Erzbiſchoff war nicht ſonderlich am römiſchen Hofe angeſchrieben, er hatte ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten erkühnet, mit ſeinem Anſehen dem päbſtlichen Stuhl die Wage zu halten, ſeine Abſichten auf die dreifache Krone waren faſt erwieſen, und da man bey ſeinem Leben es weder wagen konnte noch wollte, Rache an ihm zu üben, ſo ſuchte man wenigſtens nach ſeinem Tode ſein Andenken mit Schande zu brandmarken. **Werinhar** ſollte das Werkzeug zu dieſer ſpäten Rache werden, man legte ihm Fragen vor, welche nach der Wahrheit beantwortet, wohl ziemlich das geleiſtet haben würden, was man wünſchte. **Werinhar** ſchwieg, wo er nicht verneinen konnte. Als Verſprechungen nicht hinlänglich waren, die Treue des jungen Menſchen gegen ſeinen alten Herrn zu erſchüttern, ſo kamen Drohungen, und endlich Erfüllung derſelben an die Reihe.

Werinhar hatte beym letzten Verhör die Frage wegen **Hattos** Geſchäften auf dem Aetna nochmahls mit ſeiner Unwiſſenheit beantwortet, von dem Donnergebrüll, welches die Feinde des Erzbiſchoffs bey ſeinem ſchrecklichen Ende gehört haben wollten, behauptete er, es ſey die natürliche Stimme des feuerſpeyenden Berges geweſen, und von den fürchterlichen Worten *), die bey ſeiner Hinfarth, in der Luft erſchallt ſeyn ſollten, wollte er nichts gehört haben; dieſes war genug, ihn in ein abſcheuliches Gefängniß zu bringen, in welchem er etliche Jahre ſchmachten mußte, und woraus er erſt bey der nächſten Veränderung im Kirchenregimente entkam. Er gelangte wieder an den maynziſchen Hof. **Pater Ottfried** hatte ihn immer geliebt, und es ward ihm nicht ſchwer, durch denſelben die Stelle zu erhalten, die er jetzt behauptete, und ſich nach und nach in den Grad von Achtung bey ihm zu ſetzen, welche ihm eine Willfahrung aller ſeiner Wünſche verſchaffte.

Es war eine ſeltſame Verbindung zwiſchen meinem geiſtlichen Vater und meinem geiſtlichen Geliebten, gegenſeitige Dienſte zogen gegenſeitige Gefälligkeiten nach ſich. **Werinhar** lieh dem erzbiſchöflichen Geheimſchreiber ſeine Feder zu gewiſſen Dingen, deren Rechtmäſſigkeit ich nicht zu behaupten wage, und Otfried trug kein Bedenken, dafür ſeine Liebe zu mir zu begünſtigen.

---

*) Si peccata lues, ſicque ruendo rues.

Der Geheimſchreiber hatte ein wichtiges Werk unter der Feder, das dem römiſchen Stuhl, mit welchem er in genauer Verbindung ſtand, noch in den ſpäteſten Jahrhunderten großen Vortheil bringen mußte; es wurden durch ihn eine Menge von Urkunden zum Vorſchein gebracht, die ſich von einem gewiſſen Iſidor, der ein großer Sammler ſolcher Dinge geweſen ſeyn mag, herſchreiben ſollten, die mit der älteſten Schrift und den älteſten Jahrzahlen prangten, von denen aber niemand beſſer wußte, zu welcher Zeit ſie entſtanden waren, als **Werinhar** und ich, ſeine Vertraute.

Werinhar war im Grunde eine redliche Seele, hatte Abſcheu an ſolchen Verfälſchungen, liebte den römiſchen Hof, zu deſſen Beſten das meiſte abgeſehen war, nicht ſonderlich, und nur die Liebe zu mir, und die Furcht mich zu verlieren, war im Stande, ihn eine Zeitlang hinlänglich zu verblenden, daß er alles that, was man von ihm forderte, doch fehlte es nicht an Gewiſſensbiſſen, die ich weder ſtillen konnte, noch mochte, da ich ſelbſt mit dieſer Art von Gewerbe unzufrieden war.

Jetzt waren des Geheimſchreibers Forderungen, von denen er uns bey unſerer geheimnißvollen Verbindung einige Winke gab, aufs höchſte geſtiegen, er legte dem beſtürzten **Werinhar** eine Schrift vom Jahr nach der Geburt unſers Herrn neun und ſechzig *) vor — ſie zu kopiren, ſie war, ſo wie die andern alle, von **Pater** Ottfrieds Hand geſchrieben, und **Werinhar** ſollte ihr nur durch ſeine künſtliche Abſchrift das Siegel des Alterthums aufdrücken. Der unglückliche Jüngling bebte zurück. Er las, und glaubte Dinge zu entdecken, die mit den wohlthätigen Abſichten des Chriſtenthums ſtritten, er las weiter, und erblickte am Ende die Unterſchrift Sankt **Peters.** — Ein kalter Schauer überfiel ihn, daß er dieſen heiligen Namen entweihen, daß er dieſem groſſen Apoſtel Dinge aufdichten ſollte, welche er nie geſchrieben haben würde, und die noch auf die ſpäteſte Nachwelt Gewiſſenszwang und Elend verbreiten mußten. Zum erſtenmahl wagte er es, ſich dem Willen des Schützers unſerer Liebe zu widerſetzen. **Ottfried** brauchte alle Künſte der Ueberredung, **Werinhar** blieb unbeweglich; der alte Geheimſchreiber drohte, er würde mich ohne blinden Gehorſam, in dem, was

---

(*) Dieſe ſeynſollende Iſidoriſche Sammlung hat ſich lang erhalten, und viel Unheil angerichtet, doch iſt die älteſte Urkunde nur vom Jahr Chriſti etliche neunzig geweſen.

man von ihm verlangte, nie wiederſehen. **Werinhar** erbleichte, ſetzte ſich hin um zu ſchreiben, faßte die Feder, legte ſie wieder von ſich, ſprang auf, und verließ das Zimmer mit einem wütenden Blick auf ſeinen Tyrannen, der ihm nachrief, er ſolle ihm nicht ehe vor die Augen kommen, bis er ſich zum Gehorſam entſchloſſen habe.

Werinhar ahndete, was auf dieſen Vorgang erfolgen würde, ewige Trennung von mir; er eilte in meine Arme, um mich von dem grauſamen Opfer zu benachrichtigen, das er der Redlichkeit gebracht hatte, ehe ihm der Zutritt zu mir verboten würde. Er fand mich in Thränen. Der ruchloſe Geheimſchreiber, den ich nicht mehr meinen Vater nennen will, mußte dieſen Tag für uns zu Prüfungen von der entſetzlichſten Art beſtimmt haben. Ich ward dieſen Morgen zu ihm berufen, mit den zärtlichſten Liebkoſungen väterlicher Zuneigung beehrt, und auf das nachdrücklichſte an das Verſprechen erinnert, das ich ihm am Tage meiner Verbindung mit **Werinhar** that. Du gelobteſt mir ewige Dankbarkeit, unumſchränkten Gehorſam, ſagte er, jetzt kommt es darauf an, dein Gelübde zu erfüllen, und mich, dich und deinen Geliebten auf den Gipfel des höchſten Glücks zu erheben.

Ich wiederholte meine Verſprechungen, er umarmte mich, und nannte mich **Waldradens** würdige Tochter. Blos darum, fuhr er fort, weil du von dieſer großen Frau abſtammſt, die ſo weit über alle kindiſche Vorurtheile erhaben war; blos darum darf ich mich nicht bedenken, dich mit meinen geheimſten Planen bekannt zu machen. Ich weis, was deine Mutter an deiner Stelle gethan haben würde, und ich weis, was ich von dem Blute, das in deinen Adern wallt, hoffen kann! Dein **Werinhar** bekommt heute eine Schrift unter die Hände, die mir beym römiſchen Hofe den erzbiſchöflichen Stuhl von Maynz erwerben ſoll, **Herriger** beſitzt ihn zwar noch, aber ich hoffe, du wirſt das vollenden, was dein Geliebter anfängt, und den Alten nöthigen, mir Platz zu machen. Du biſt ja ſeine Mundköchinn; dieſes Pulver in ſein Frühſtück geſtreut, wird verurſachen, daß er binnen Monatsfriſt eines ganz natürlichen Todes ſtirbt. Ich werde um dieſe Zeit alles von Rom erhalten haben, was ich wünſche, werde Erzbiſchoff ſeyn, werde, wenn Weiſſagungen nicht trügen, dereinſt gar die dreyfache Krone tragen, und dann urtheile, welches das Glück meiner Lieblinge, meiner Kinder, der Schöpfer meines Glücks ſeyn wird. Reichthümer und Ehrenſtellen ſollen euer Lohn ſeyn, und voller freyer Genuß eurer Liebe. Dann nichts mehr von dem Schleyer, der eure geheimen Freuden deckt, die ganze Welt ſoll die Namen des glücklichſten Paars, **Werinhar** und **Waldrada**, mit ſtaunender Bewunderung wiederholen, und eure Kinder, **Waldrada**, eure Kinder! jetzt Abkömmlinge der Schande! unſelige Bälle des Glücks! — Du verſtehſt mich — Sie werden dann nicht mehr der Gegenſtand deiner Thränen, nein, Erben des Glücks ihrer Eltern und des Meinigen ſeyn.

Du verſtehſt mich, ſagte der Geheimſchreiber? — Ach wohl verſtand ich ihn! Ich war ſeit funfzehn Wochen die Mutter eines Sohnes, eben dieſes **Hugo**, **Wolfram**, den ihr ſo zu lieben ſcheint. Es war mir noch im friſchen Andenken, was ich gelitten hatte, meinen Zuſtand zu verbergen, ich wußte, was ich täglich bey dem Gedanken ausſtand, daß ich den geliebten Knaben nur ſelten, nur verſtohlen ſehen konnte, daß ich es dulden mußte, daß ein fremdes Weib meinen Liebling mit ihrer Milch tränkte, und blickte ich dann weiter in die Zukunft hinaus, armer **Hugo**, welche Ausſichten für dich! welches ſollte einſt dein Schickſal, dein Stand im menſchlichen Leben ſeyn? Ich war arm, **Otfried** kannte ſeinen Vortheil zu gut, um mich und meinen **Werinhar** durch Freygebigkeit unabhängig zu machen, ihm war es lieber, uns durch ſeine Kargheit zu ewigen Sclaven zu erkaufen. Ein Weg ſtand mir zwar offen, mich auf Unkoſten meines Herrn des Erzbiſchoffs zu bereichern, wie meine Vorgängerinnen gethan hatten, aber ich erröthete bey dem bloßen Gedanken, und alles was ich mir etwa hierinn zu ſchulden kommen ließ, war, daß ich dasjenige, was die Verſchwendung beym Erzbiſchöflichen Nachtiſche übrig ließ, auf die Seite zu ſchaffen, und mein Kind nebſt ſeiner Wärterinn damit zu erquicken ſuchte. Gott weis, ob ich mit der Zeit nicht weiter gegangen ſeyn würde. Dürftigkeit und heimliche Vergehungen, ſind Mütter des Betrugs und der Uebervortheilung.

Alle dieſe Dinge wurden in meinem Herzen lebendig, als der argliſtige Mönch meiner Kinder gedachte. Ich brach in Thränen aus, und vermochte nichts auf ſeine Forderung zu antworten. — Er nahm mein Stillſchweigen für Einwilligung an, umarmte mich nochmals und hies mich gehen. Verfahre behutſam, rief er mir nach, mein Glück und das Glück aller derer, die dir lieb ſind, iſt in deinen Händen.

Halb außer mir langte ich auf meinem Zimmer an. — Was für Anträge hatte ich hören müſſen! meinen alten Herrn, der mir nichts als Wohlthaten erzeugt hatte, zu ermorden, Sünden auf Sünden zu häufen, ohne zu wiſſen, wo ich endlich ſtehen bleiben würde, da der Anfang meiner ſchrecklichen Laufbahn ſchon von der Art war, daß die Natur davor zurück bebte! — Mir war es, als befände ich mich auf einem jähen abwärts führenden Wege; der Anfang, meine verbotene Verbindung mit **Werinhar**, der ſo wohl als ich durch ein heiliges Gelübde gebunden, keiner irdiſchen Liebe in ſeiner Seele hätte Raum geben ſollen, war der erſte Schritt auf der gefährlichen Bahn; noch ſenkte ſie ſich kaum merklich nach der Tiefe hinab; die tauſend Lügen und Verſtellungen, die mir mein Zuſtand nothwendig machte, die gezwungene Verleugnung meiner Mutterpflichten, die angehende Veruntreuung fremder Güter, riſſen mich ſchon etliche Schritte ſchneller und tiefer nach dem Verderben; nun ſtand ich plötzlich an einem Abgrunde, den ich überſpringen ſollte, um dann unaufhaltſam in die ſteile Tiefe, deren Ende ich nicht abſah, hinunter geriſſen zu werden; dieſer Abgrund, vor welchem ich zurück bebte, hies — Mord — Vatermord möchte ich beynahe ſagen, ich hatte für den alten **Herriger** immer eine Art von kindlicher Liebe gehegt. — Sollte ich mit geſchloſſenen Augen den entſetzlichen Schritt thun? Gewiſſen und Menſchengefühl betäuben nur noch elender zu werden? — Nein, noch war es Zeit, zurück zu kehren, kein Gedanke war in meiner Seele, der mir des Geheimſchreibers Forderung nur für die Dauer eines Augenblicks annehmbar gemacht hätte. Meine Thränen, die er falſch auslegte, waren Thränen der Reue und des tiefſten Kummers über meine elende Lage, und das abſcheuliche Pulver, das Werkzeug zur Erhöhung eines Böſewichts, flog bey meinem erſten Eintritt in mein einſames Zimmer ins Kaminfeuer, und verbreitete einen hölliſchen Geſtank, das Merkmaal ſeines Urſprungs umher.

Werinhar fand mich noch in den Thränen, die mir die Begebenheit dieſes Morgens ausgepreßt hatte; er erfuhr alles, erfuhr noch mehr als ich hier geſagt habe, meinen Entſchluß — völlig zur Tugend zurück zu kehren. Der Antrag des Geheimſchreibers, und die Betrachtungen, die er in meiner Seele veranlaßt hatte, waren Mittel geweſen, mir die Augen völlig zu öffnen. Ich verabſcheute nicht allein die Unthat, die man mir zugemuthet hatte, nein, auch die Vergehungen, welche mir den Weg zu dem Abgrunde gebahnt hatten, der ſich jetzt vor meinen Füßen öffnete. Ich fühlte, daß keine Diſpenſationen, keine Exempel anderer Perſonen meines

meines Standes, keine Billigung eines ſolchen Böſewichtes, die der Vertraute unſerer Liebe, meine Verbindung mit **Werinharn** rechtmäßig machen konnten, und entſchloß mich ihm auf ewig zu entſagen. Von meinen Pflichten gegen mein Kind konnte mich nichts entbinden, ſie waren heiliger als die Gelübde, die mich an das Kloſter feſſelten; ich wollte die erzbiſchöflichen Dienſte, nach möglicher Vergütung der Kleinigkeiten, die ich etwa veruntreuet hatte, heimlich verlaſſen, mit meinem Sohne in eine Wildniß entfliehen, und da beweinen und abbüſſen, was ich verſchuldet hatte. Ein wildes Gewirr von ſeltſamen Planen wogte in meinem Gehirn, und **Werinhar** hatte Mühe, mich nur einigermaſſen zur Ruhe zu bringen, und mich fähig zu machen das anzuhören, was auch ihm dieſen Morgen begegnet war. Unſere Geſchichten machten zuſammen ein ſchreckliches Ganzes aus, wir umfaßten uns und weinten, als wollte eins das andere beklagen, daß es vom Schickſal an ſolche Abgründe geführt wurde, mein Herz erweichte ſich gegen meinen **Werinhar**, ich ſah nichts ſträfliches mehr in meiner Liebe zu ihm, der Theil meiner vorgenommenen Rückkehr zur Tugend, der die Trennung von ihm betraf, ward gänzlich vergeſſen, und der Gedanke, daß der Haß des Geheimſchreibers meinen Geliebten wegen ſeines Ungehorſams gegen ſeine Befehle von mir reißen würde, ſtand in ſeinem ganzen fürchterlichen Umfange vor mir.

Wir blieben lang bey einander, ohne daß uns jemand ſtörte, wir hatten Zeit, den Sturm unſerer Gefühle, in ſanfte Wehmuth, und dieſe endlich in ernſte Berathſchlagungen, was uns zu thun ſey, übergehen zu laſſen. Das Reſultat derſelben war, man müſſe ſich verſtellen. — Da das Gift, welches den guten **Herriger** tödten ſollte, von langſamer Würkung war, wie ich aus den Worten des Geheimſchreibers ſchließen konnte, ſo war es etwas leichtes, ihn zu bereden, ich habe meinen Auftrag bereits ausgerichtet, und die öftern Unpäßlichkeiten des ſchwachen Greiſes konnten mein Vorgeben wahrſcheinlich machen. Für **Werinhar** ein Mittel ausfindig zu machen, wie er die Gnade ſeines Tyrannen und meinen Umgang behalten könne, ohne ſich zu Ausführung ſeiner böſen Abſichten zu bequemen, das war etwas ſchwerer, doch auch hierinn war die Erfindungskunſt meines Geliebten glücklich. Er ſchrieb einen demüthigen Brief an **Ottfried**, in welchem er wegen ſeiner heutigen Widerſpenſtigkeit um Vergebung bat und für den morgenden Tag alles verſprach. Der Brief ward durch ein treues Mädchen, das mich bediente, abgeſchickt, und die Geſandtinn hatte ſich nicht ſobald entfernt, als **Werinhar** ein Federmeſſer ergriff, und ſich damit eine Wunde in die rechte Hand gab, welche ihn auf mehrere Wochen unfähig machen mußte, die Feder zu führen. — Ich that einen lauten Schrey, als ich das Blut meines Geliebten fließen ſah, aber er lachte, und bat mich zu bedenken, daß dieſes das einige Mittel ſey, ſich die Erfüllung ſeines oben gethanen Verſprechens zu erſparen, und zu andern Planen Zeit zu gewinnen.

Unſere Vertraute kam mit der Nachricht zurück: der Geheimſchreiber ſolge ihr auf dem Fuße. Er trat ein, und eilte auf mich zu. Ich fühle es, **Waldrada**, ſagte er, daß ich die glückliche Entſchließung **Werinhars** Deinem Zureden zu danken habe, und ich muß dich belohnen, ich freue mich, daß **Werinhar** bey dir iſt, um mit dir zugleich die Nachricht von eurem Glück zu hören. — Aber was iſt das, mein Sohn, du biſt todenbleich? — Blut auf dem Boden? — **Waldrada**, was iſt das?

Werinhar war beym Eintritt des Geheimſchreibers von ſeinem Siz aufgeſtanden, und es ſey nun, daß das Entſetzen über die Erſcheinung unſers Tyrannen einen nachtheiligen Eindruck auf ihn machte, oder daß die Wunde, die er ſich verſetzt hatte, zu tief, der Blutverluſt zu groß geweſen war. — (Ein Mönch, **Wolfram**, iſt der Wunde nicht ſo gewohnt, wie ihr eures Gleichen) — Genug, der arme Jüngling ward von einer Schwachheit befallen, welche ihn nöthigte, ſich an die Wand zu lehnen, um nicht gar umzuſinken.

Blut? Blut auf dem Boden? Blut an ſeiner Hand? rief **Ottfried** nochmals. **Waldrada**, ſprich, was iſt das?

Ich vermochte nicht zu antworten, ſondern eilte zu meinem Geliebten, ihm Hülfe zu leiſten, der ſich bald völlig erholte, und dem Geheimſchreiber verſicherte, es habe nichts, gar nichts zu bedeuten, es ſey nur eine kleine Verletzung mit dem Federmeſſer.

Der Geheimſchreiber verlangte den Schaden zu ſehen, ſchüttelte bedenklich den Kopf, fand die Wunde für eine zufällige Verletzung ſehr groß, und ſah mich und **Werinhar** mit durchdringenden Blicken an. — Und die Rechte! rief er, warum eben die Rechte! was wird aus deinem Verſprechen werden? — was das betrifft, verſetzte mein Geliebter, ſo hoffe ich — und ſollte ja — ein kleiner Aufſchub.

Der Geheimſchreiber ſchwieg mit einer verdrüßlichen Art, **Werinhar** verließ das Zimmer, und ich blieb allein mit unſerm Verfolger, um eine Stunde lang ſeine künſtlich verſchränkten Fragen anzuhören, und ſie, wie ich glaube, einfältig genug zu beantworten.

Noch eins, fing **Otfried** an, der eben im Begriff war mich zu verlaſſen, und in der Thür zurückkehrte. Noch eins, haſt du dem Erzbiſchoff die Arzeney bereits gegeben, davon ich dir dieſen Morgen ſagte? Ich habe, — ich habe, — ja — nein! — ſtockte ich. — Gut, erwiederte er, du haſt noch nichts, und es iſt mir lieb; gieb mir ſie zurück, ich will ſie mit einer würkſamern vertauſchen. — In der That, mein Vater, verſetzte ich erröthend, ich habe ſie nicht mehr, ihr verſtehet mich falſch, — ich bin zu eilig — zu eilig eure Befehle zu vollziehen. — Wir werden bald die Wirkungen des Pulvers ſehen. —

Seine Würkungen? — rief er mit einem ſonderbaren Tone, o die ſind mancherley — zum Beyſpiel — Aber, mein Kind, ich kann nicht länger bey dir verweilen, die Luft in deinem Zimmer iſt angeſteckt, wo kommt dieſer böſe Geruch an einen Ort, in welchen du ſonſt immer alle Weyhrauchdüſte der Albanskirche zu verſammeln pflegſt?

In der That nichts, erwiederte ich, als etwas angezündete Federn, **Werinharn** zu ſich ſelbſt zu bringen.

Du vergiſſeſt, kleine Lügnerinn', unterbrach er mich, daß die Ohnmacht erſt in meinem Anweſen erfolgte. — Nun nun, erröthe nur nicht, wenn du auch etwas von dem Pulver, das ich dir dieſen Morgen anvertraute, als Rauchwerk ſollteſt verbraucht haben, im Ganzen biſt du doch immer **eilig meine Befehle auszurichten.**

Ottfried verließ mich in einer Verwirrung, die ſich nicht beſchreiben läßt. Ich hatte dunkle Ahndungen von Dingen, die ich nur gar zu bald erfüllt ſah.

Ich ward des andern Tages nicht zu **Ottfrieden** gerufen, wie ſonſt geſchahe. **Werinhars** Wunde hatte ſich entzündet, der ganze Arm war geſchwollen, aber niemand fragte nach ſeinem Befinden. Der Erzbiſchoff ſahe mich, als ich ihm des Morgens ſein Frühſtück brachte, kaltſinnig an, und befahl mir, die Schaale hinzuſetzen, und mich zu entfernen.

Dieſe Begegnung dauerte fort, und begunnte mich im Innerſten meiner Seele zu kränken. **Ottfrieds** fremdes Betragen, erregte in mir nur Furcht und Unruhe, aber die Kaltſinnigkeit des alten **Herriger** griff mir ans Herz, ich hatte eine Art von kindlicher Liebe gegen den guten Greis, der mir nie etwas anders als Wohlthaten erzeigt hatte.

Ich blieb eines Morgens, als er mich gleich nach dem Eintritt gehen hieß, des Gebots ungeachtet im Zimmer und weinte. — Es kam unter uns zu einer Erklärung. Er fragte mich um die Urſach meiner Thränen, und ich wagte es, ihm ſeine geänderten Geſinnungen zu verweiſen. Was habe ich gethan? rief ich, euren Unwillen zu verdienen? — Ich weis wohl, daß derſelbe ſeit einiger Zeit ſo weit geht, daß ihr nichts mehr von demjenigen anrühret, was ich euch mit eignen Händen bereite; habe ich geſündigt, ſo ſtrafet mich, ſo ſchickt mich in mein Kloſter zurück, nur nicht dieſes kalte fremde Bezeigen von dem den ich wie einen Vater liebe.

Waldrada, rief **Herriger**, in einen bedeutenden Ton. — Nur eine Frage: Getrauteſt du dir wohl die Brühe, die du mir jetzt eben gebracht haſt, ſelbſt zu trinken? — Ich ſahe den Fragenden mit Erſtaunen an, mir gieng ein ſchreckliches Licht auf. Ich eilte mich zu rechtfertigen, lief hin, holte die Schale und ſetzte ſie an die Lippen. — Halt ein! — ſchrie der gute Alte, indem er mich zurück hielt, ich will nicht deinen Tod! **Ottfried** hat dieſe Tage über jedesmal das was ich aus deinen Händen erhielt, vor meinen Augen geprüft, und es ſtark vergiftet gefunden, du biſt eine Gottloſe, eine Mörderinn deines Wohlthäters; aber du ſollſt nicht ſterben! Ich verzeihe dir, kehre nur zurück, und bereue deine Vergehungen. — Daß ich dich länger bey mir dulden kann, iſt unmöglich, aber ich will dich ruhig und unbeſchimpft in dein Kloſter ziehen laſſen, und dir nicht fluchen, gewiß nicht fluchen, ehe für dich beten.

Ich antwortete nichts auf dieſe entſetzliche Rede, ſondern wehrte die mich haltende Hand des Greiſes von mir ab, und leerte die Schaale mit einem einigen Zuge, und nun warf ich mich zu ſeinen Füßen, wollte meine Vertheidigung gegen ſeine entſetzlichen Beſchuldigungen vorbringen, aber ich vermochte nichts, als ſeine Knie mit meinen Thränen zu netzen.

Herrigr zog ſtark an der Glocke, um Leute zu meiner Hülfe herbey zu rufen. Sie wird ſterben! ſie wird ſterben! rief er ſeinen eintretenden Dienern entgegen, man berufe eilig meine Aerzte! aber ich erhub mich ſchnell, bat den Biſchoff meinetwegen außer Sorge zu ſeyn, und erhielt endlich ſo viel, daß man mich mit dem Manne allein ließ, dem ich, und der mir ſo viel zu ſagen hatte.

Es gelang mir während einer langen Audienz, ſeinen Verdacht gänzlich zu entkräften, und mich aufs neue von ihm väterlich behandelt zu ſehen.

Ottfrieds Name kam indem, was mir **Herriger** von dem wider mich ausgebrachten Verläumdungen ſagte, fleißig vor, er war der Urheber der grauſamen Beſchuldigungen, und es gehörte Ueberwindung einer Heiligen dazu, das Schwerd, damit er mich hatte tödten wollen, nicht umzukehren, und gegen ihn zu wenden. Aber ſchnell kam mir in den Sinn, daß mich meine Mutter ſo oft verſichert hatte, dieſer **Ottfried**, dieſer Böſewicht, dieſer Verfolger der Unſchuld ſey mein Vater, und — ich ſchwieg. Es war mir genug, den Erzbiſchoff zu bitten, gegen ſeine vertrauteſten Lieblinge, die äußerſte Behutſamkeit zu gebrauchen, und ſich nur auf mich mit vollen Herzen zu verlaſſen.

So war denn das Einverſtändniß zwiſchen mir und meinem alten Herrn wieder hergeſtellt, aber, ſo überzeugt er auch von meiner Unſchuld ſeyn möchte, ſo ſah er mich doch immer noch mit beſorgten Blicken an, ob mir etwa der Genuß ſeines Frühſtücks, das er vergiftet geglaubt hatte, etwas ſchaden möchte. Ich konnte hierinn ſicher ſeyn, es war von meiner eigenen Hand bereitet worden, war noch nicht in die Gewalt desjenigen gekommen, der während der Prüfung, das, was er finden wollte, ſo geſchickt einzuſtreuen wußte.

Nicht lange, ſo trat er ein, vermuthlich die gewöhnlichen Experimente zu machen. Der Erzbiſchoff rief ihm mit ſeiner gewöhnlichen treuherzigen Art die Entwickelung der ganzen Geſchichte entgegen, und gebot ihm, die gerechtfertigte Unſchuld, wie er ſich ausdrückte, in der weinenden **Waldrada** zu umarmen. — Nie hatte ich zuvor auf dem Geſicht des Geheimſchreibers einen Zug von Verlegenheit geſehen; jetzt war er in der That beſchämt und auf das äußerſte betroffen. Ich ſah ihm mit dem Blick des guten Gewiſſens ins Geſicht, er ſchlug die Augen nieder, und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Hätte **Herriger** nur einen alltäglichen Scharfblick gehabt, er hätte die ganze Pantomime erklären können, aber dieſes war bey dem guten Greiſe freylich nicht zu befürchten.

Otfried verbarg den Reſt ſeiner peinlichen Gefühle, in der Umarmung, mit welcher er mich auf des Erzbiſchoffs wiederholten Befehl beehren mußte, und ich ward entlaſſen, nachdem mir **Herriger** nochmals bey Sankt Peters Stuhl zugeſchworen hatte, daß ihm inskünftige niemand, ſelbſt **Ottfried** nicht, meine Unſchuld verdächtig machen ſolle.

Welche Entdeckungen! — So war es alſo gewiß, was ich bisher nur dunkel geahndet hatte, daß **Ottfried** die Ausflüchte völlig durchſchaute, deren ſich die unſchuldige Einfalt bedient hatte ſeinen Stricken zu entgehen? ſo war es gewiß, daß er den verweigerten Gehorſam mit den grauſamſten Verfolgungen zu belohnen dachte? Ich eilte zu **Werinhar**, um meinen Kummer in ſeinen Schoos auszuſchütten, und ſeinen Rath zu vernehmen; wir konnten über nichts einig werden, als daß es nöthig ſey, unſerm Feinde zu ſchmeicheln, und uns vor ihm zu hüten, auch bot er uns ſelbſt die Hand zu einem erneuerten Einverſtändniß. Er beſuchte den kranken **Werinhar** noch dieſen Abend. Geſtand, daß er unſere Kunſtgriffe ihn zu betrügen, durchſchauet, und es für gut gehalten habe, mich für meine Falſchheit durch den Verdacht, in den er mich bey meinen Herrn geſtürzt habe, zu beſtrafen; ein Verdacht, den er ſobald ich genug geängſtigt worden wär, mit einem einigen Worte hätte vernichten können. Von den andern Forderungen, die er ſo wohl an mich, als an **Werinhar** gethan, behauptete er, es ſeyen nur Prüfungen geweſen, und er freuete ſich, daß wir ſo wohl in denſelben beſtanden wären. — Er wußte dieſe lächerlichen Erdichtungen mit der glänzendſten Beredſamkeit auszuſchmücken, wir glaubten davon was wir wollten, und waren froh, daß wir durch eine ſcheinbare Ausſöhnung Zeit gewannen, auf beſſere Sicherheit zu denken.

Nach dieſem Sturme begann eine der glücklichſten Epochen meines Lebens. Ich genoß das volle Zutrauen des Erzbiſchoffs, **Otfried** begegnete mir mit höflicher Zurückhaltung, welches mir lieber war, als wenn er ſo wie vordem die Rechte eines Vaters geltend zu machen ſuchte. Ich ſahe meinen **Werinhar** zwar nur ſelten, und verſtohlen, aber doch mit Ruhe. Unſre Beſorgniſſe begunnten ganz zu verſchwinden, es war, als wenn unſer Verfolger nach der letztern Begebenheit eine Art von Scheu vor uns habe. **Werinhars** verwundete Hand war längſt wieder geheilt, er konnte längſt wieder die Feder führen, aber es kam dem Geheimſchreiber nicht in den Sinn, die anſtößige Zumuthung zu wiederholen, ſogar der Antheil, den er vordem an der Ausarbeitung der Iſidoriſchen Dekretenſammlung hatte nehmen müſſen, fiel hinweg, und es kam nichts unter ſeine Feder, wobey er nicht mit gutem Gewiſſen ſeinen Namen ſetzen, und für die Aechtheit und Unſchädlichkeit der Sache hätte gut ſagen können. Welch ein Glück für den, der nur gezwungen ſündigen mußte, und ſo gern der Tugend treu geblieben wäre.

Auch meine Lage war glücklicher. Ich lebte weniger von Ottfrieds Verfügungen, als von der unmittelbaren Freygebigkeit meines guten Herrn, welche mich reichlich genug bedachte, daß ich auch für den Unterhalt meines Kindes beſſer zu ſorgen im Stande war. Meine Wünſche wuchſen, ſo wie ſich mein Zuſtand verbeſſerte, es war mir nicht genug, den kleinen Hugo wohl verſorgt zu wiſſen, ich hätte ihn gern um mich gehabt, um mich an ſeinem lieblichen Heranwachſen zu ergötzen. Auch dieſes gelang mir; Heiliger war nachſichtig genug, mir zu erlauben, einen ſeiner Eltern beraubten Knaben, meinen Pathen zu mir zu nehmen, er nannte das, was ich für Hugo that, und was nichts als Erfüllung meiner Mutterpflichten war, gute Werke, und gab mir dafür manchen apoſtoliſchen Seegen.

Der Neid über mein wachſendes Glück war auf Ottfrieds Geſicht unverkennbar. Er haßte den Bund der Liebe und die Frucht derſelben, ungeachtet er ihn ſelbſt ehemals mit ſeinen Seegen geheiligt, uns zuerſt die Möglichkeit einer Verbindung einleuchtend gemacht hatte, die **Werinhar** und ich ſonſt aus Treue gegen unſer Gelübde vielleicht ewig würden geflohen haben. Es zeigte ſich bald eine Gelegenheit den Haß des Geheimſchreibers noch mehr auf mich zu ziehen. Gott weis, daß dies nicht meine Abſicht war! Wie hätte mir es in den Sinn kommen ſollen, den Grimm des Löwen wider mich zu reizen, ich wollte nur das thun, was ich für Pflicht hielt, und wozu mich der Trieb der Unſchuld zu retten und **Werinhars** Vorbitte leitete. — Ach ich wußte es, welch ein Schatz unbefleckte Unſchuld ſey, ich hatte die meinige verloren, beweinte ſie noch täglich, ohne die Kraft zu haben, mich von den Banden einer ſträflichen Liebe jetzt los zu machen, und zu der Tugend zurück zu kehren. Was war natürlicher, als daß ich mich eines unſchuldigen Mädchens, welches dem Laſter entgegen reifte, annahm, und ſie vor den Stricken zu ſichern ſuchte, in welche ich gefallen war!

Unter der Aufſicht des Geheimſchreibers ward ein junges reizendes Geſchöpf erzogen, welches mit mir einerley geheimnisvollen Urſprung, und für die Zukunft einerley Beſtimmung hatte;

ſie war wahrſcheinlich aus laſterhafter Liebe entſproſſen, und wuchs heran, um dem Laſter geopfert zu werden. Es war die junge Laurita, von deren Herkunft ich nichts weiter habe, als die Muthmaßung, ſie ſey die natürliche Tochter des Grafen von Septimanien, und einer der verabſchiedeten Geſellſchafterinnen des vorigen Erzbiſchoffs. Die ſchwarzlockigte Laurita war eine aufblühende Schönheit von zehn Jahren, groß und erwachſen über ihr Alter, raſch und voller Feuer, ein Geſchöpf, das bereit war in den Abgrund des Verbrechens hineinzutaumeln, ehe es noch den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter völlig kannte.

Es ward mir leicht, da ich jezt alles über den Erzbiſchoff vermochte, die junge Laurita aus der gefährlichen Aufſicht des Geheimſchreibers unter die Meinige zu bringen. **Ottfried** ſchäumete vor heimlicher Wuth, und Laurita dankte mir nicht ſehr für das, was ich für ſie gethan hatte. Das Leben, das ſie bey mir leben mußte, war freylich etwas eingeſchränkter als das, welches ſie bey ihrem erſten Erzieher gewohnt war. Erſt nach und nach und mit vieler Mühe gelang es mir, dem jungen Mädchen die Reize jungfräulicher Sittſamkeit einzuprägen, und ihr das regelloſe Betragen, das man ihr angewöhnt hatte, verhaßt und verächtlich zu machen; doch war ihr Herz dem Guten nicht ganz verſchloſſen, und ich glaube, es würde mir gelungen ſeyn, ſie ganz zur Tugend zu bilden, ihr alle Vorzüge der Unſträflichkeit zu verſchaffen, welche für mich verloren waren, wenn ich ſie länger unter meiner Aufſicht gehabt hätte; aber leider trennte uns ein Streich, der für mich und alle die ich liebte, das Signal zu langem Elend ward.

Zwey Jahre waren verfloſſen, ſeit ich mich unerſchütterlich feſt in **Herrigers** Gunſt geſetzt zu haben glaubte, faſt eben ſo lange genoß ich das Glück, meinen Sohn unter den Namen meines Pathen ſelbſt zu erziehen, und Laurita, die erſt ſeit wenig Monaten unter meiner Aufſicht war, fieng ſchon an meine Mühe, die ich auf ſie wandte, durch gute Aufführung zu belohnen, und mir das, was ich für ſie that, zu danken. Was **Werinharn** anbelangt, ſo ſahe ich ihn ſelten, theils weil er von dem Geheimſchreiber mit Geſchäften überladen ward, theils weil Laurita, die mich wenig verließ, unſerm Umgang Zwang auflegte. Ihre Unſchuld war mir zu heilig, als daß ich den geringſten Verdacht in ihr hätte erregenſollen, als gäb ich ſelbſt einer ſträflichen Liebe Raum, vorderen Gefahren ich ſie ſo fleiſſig warnte, auch hatte **Werinhar** keine Einwendungen gegen meine Bedenklichkeiten.

Zu dieſer Zeit war es — o Gott, es iſt mir nicht möglich, euch den ſchrecklichen Verfall mit allen ſeinen Umſtänden zu erzählen! — Zu dieſer Zeit war es, daß mein alter Herr, mein Wohlthäter, der gute Erzbiſchoff **Herriger** in ſeinem Bette tod gefunden ward, Gott weis die wahre Beſchaffenheit ſeines Todes, aber ſo viel iſt wohl gewiß, daß er nicht auf eine natürliche Art erfolgt war. Man ſagte, der Schlag habe ihn getroffen, und es giebt denn der Schläge ſo mancherley, daß freylich wohl einer derſelben, ſeinem Leben ein Ende gemacht haben konnte. — Ich war außer mir! Ich drang darauf, ſeine Leiche zu ſehen, aber es ward mir abgeſchlagen, und die ganze Art, wie man mich nach dem Abſterben meines Herrn behandelte, zeigte mir, daß ich mich für nichts beſſers anzuſehen habe, als für eine Gefangene, welcher in der Zukunft vielleicht ein noch ſchlimmeres Schickſal bevorſtünde.

Otfried, welcher von dem verſtorbenen Erzbiſchoff nach Rom verſchickt geweſen war, langte den Tag darauf, als man meinen unglücklichen Herrn tod gefunden hatte, wieder zu

Maynz an. Durch ihn ward die erzbiſchöfliche Beyſetzung, und alle andere Dinge von Wichtigkeit beſorgt; er nahm ſich ein unumſchränktes Recht, über alles zu gebieten, alles zu entſcheiden; und **Laurita**, meine Gefährtinn, welche etwas mehr Freyheit genoß als ich, verſicherte mich, es werde unter **Ottfrieds** Kreaturen ſtark davon geredet, der erzbiſchöfliche Stuhl ſey für ihn aufgehoben. Daß der Geheimſchreiber, ſeit ihm die Plane misglückten, zu welchen **Werinhar** und ich ihm die Hand bieten ſollten, nicht aufgehört hatte, neue zu ſchmieden, das war gewiß; daß ſeine Reiſe nach Rom mehr in ſeinen als in des Erzbiſchoffs Geſchäfften gethan wurde, war mehr als wahrſcheinlich, und daß der Tod des guten **Herriger** gerade nicht ehe und nicht ſpäter erfolgte, bis **Ottfried** nahe genug war, augenblicklichen Beſitz von ſeinen Rechten zu nehmen, dies trug auch in den uneingenommenſten Augen ein verdächtiges Anſehen.

Ich zitterte wenn ich an den Ausgang dieſer Dinge dachte. Was ſollte aus mir, aus **Werinhar** und unſerm Sohne werden, wenn **Ottfried** den erzbiſchöfflichen Stuhl behauptete; der Haß, den er nach der fatalen Geſchichte auf uns geworfen hatte, war uns bekannt, und ſein Betragen nach der Rückkunft von Rom war ſo beſchaffen, daß es alle Beſorgniſſe rechtfertigte und beſtärkte. Ich und **Hugo** wurden äußerſt ſchlecht gehalten, und es war ein Wunder, daß man mir noch die Geſellſchaft der jungen **Laurita** gönnte, die mir jetzt faſt unentbehrlich geworden war. Ihr Herz war im Grunde gut, ſie liebte mich und beſchäfftigte ſich gern mich zu tröſten; ſie war bey meiner angehenden Kränklichkeit, der Folge des elenden Lebens, das man mich führen ließ, meine Wärterinn, des kleinen Hugo Spielgefärtinn, und — ſoll ich es ſagen? — meine Kundſchafterinn. Meine bedenkliche Lage machte es nöthig, auf alles, was vorgieng, ein wachendes Auge zu haben, und ich war ſicher, durch ihre Schlauigkeit von allem Nachricht zu erhalten.

Durch ſie erfuhr ich, daß **Ottfrieds** Hoffnungen mit jedem Tage neue Wahrſcheinlichkeit erhielten, daß er ſich bey gegenwärtiger Vakanz ſchon völlig als **Herrigers** Nachfolger betrage; und daß die Sage von der Ehre, die ihm bevorſtehe, ſchon in dem Munde des Pöbels ſey, welches der neuen Regierung wie gewöhnlich entgegen jauchze.

Was bey allen Einwohnern von Maynz Wahrſcheinlichkeit hieß, ward in **Ottfrieds** Phantaſie ſchnell Gewißheit. Er ließ ſich ſchon von ſeinen Schmeichlern kühnlich Hatto den Zweiten nennen, prahlte mit den mündlichen und ſchriftlichen Verſprechungen des heiligen Vaters; und gab täglich ſchwelgeriſche Feſte, ſein künftiges Glück zu feyern. Laurita ward öfter zu denſelben gefordert, als mir lieb war, ich ſah voraus, daß man mir ſie bald völlig entreißen, bald völlig das Gute zerſtören würde, das ich ſeit einigen Monaten mit vieler Mühe in ein Herz ausgeſtreuet hatte, welches immer noch viel Hang zum Böſen zeigte; aber ich konnte mich dem Willen des künftigen Erzbiſchoffs nicht widerſezzen, und hatte von den öftern Abweſenheiten meiner jungen Geſärthinn den Vortheil, immer von dem gegenwärtigen Stand der Sachen unterrichtet zu ſeyn, und darauf — leider vergebliche! — Plane für die Zukunft bauen zu können — Auch hörte ich durch Hülfe des ſchlauen Mädchens, immer etwas von Werinhar, denn Laurita verſäumte nicht ſich oft zu ihm, den ſie für meinen Bruder hielt, zu ſtehlen und kleine Bothſchaften hin und her zu tragen, welche nur mir und ihm ganz verſtändlich ſeyn konnten.

An einem der feſtlichen geräuſchvollen Tage, den Vorboten der künftigen erzbiſchöfflichen Schmäuſſe Hatto des Zweiten, war es, da ſein und mein Schickſal, was ſage ich, da das Schickſal aller derer, die mir lieb waren, ſich auf die ſchrecklichſte und unvermutheteſte Art entwickelte. — Es war tief in die Nacht; **Laurita** hatte ſich nur auf Augenblicke von dem Feſte hinweggeſtohlen, mich mit dem, was ſie von Erfriſchungen heimlich auf die Seite bringen konnte, in meinem wohlverwahrten Zimmer zu laben, und mir Winke von einer geheimen Unterredung mit **Werinhar** zu geben, welche ihr dieſen Abend bevorſtehe, und welche mir über verſchiedene Dinge, die ich zu wiſſen verlangte, Licht geben ſollte. Jetzt kam ſie, wie ſie ſagte, für dieſe Nacht zum letzten mahle, und brachte mir die Nachricht, daß der morgende Tag zu **Ottfrieds** Erhebung beſtimmt ſey, daß man noch in dieſer Nacht die päbſtlichen Legaten, die Beſtätiger ſeines Glücks erwarte, und daß die goldnen Pokale aufs Wohlſeyn **Hatto** des Zweiten fleißig geleert würden.

Mich verſetzte dieſe Botſchaft in ein tiefes ſchwermüthiges Nachdenken, ich ſtand an dem vergitterten Fenſter meiner kleinen Kammer und weinte. Was hatte ich zu hoffen, wenn **Ottfried** Erzbiſchoff wurde? Wie ſollten die Plane zu einer heimlichen Flucht ausgeführt werden, welche durch **Lauritens** Hülfe ſeit einiger Zeit zwiſchen **Werinhar** und mir angelegt wurden? —

Schon jetzt wurden ſie meines Erachtens weit ſchläfriger betrieben, als ſie ſollten, manche Gelegenheit, die ſich bey dem gegenwärtigen wüſtem Leben an **Ottfrieds** Hofe zur glücklichen Ausführung hätten finden laſſen, wurde verſäumt, was ſollte dann in Zukunft geſchehen!

Tief in dieſe und ähnliche Zweifel verſunken, ward ich endlich durch eine ungewöhnliche Unruhe auf den Straßen aufmerkſam gemacht; das Volk lief zuſammen, die Fenſter in den Häuſern wurden licht. Ich hörte von Oeffnung der Thore, von Ankunft der Geſandten, vom künftigen Erzbiſchoff, und tauſend andern Dingen ſprechen, welche ich mir nach **Lauritens** letzten Bericht auf meine Art auslegte, und endlich unwillig vom Fenſter ging, um nicht mehr von dem künftigen Triumpf meines Verfolgers zu vernehmen.

Ich warf mich auf mein Bette, und drückte den ruhig ſchlafenden **Hugo** an meine Bruſt. Armes Kind! ſchrie ich, was wird aus uns werden, wenn **Ottfried** Herr unſers Schickſals iſt? Ach du wirſt den Haß, den er auf deine unglückliche Eltern warf, theilen, und wir alle werden verloren ſeyn.

Mittlerweile ich ſo klagte und weinte, verdoppelte ſich das Getümmel auf der Gaſſe. Der Tag brach an, ich hörte die Glocken, welche zur hohen Meſſe riefen; das ſilberne Geläut, der erzbiſchöfliche Mauleſel, verkündigte mir, daß eben der Neuerhöhete vorüberziehen würde, die heilige Salbung in der Sankt Albans Kirche zu empfangen.

Kein Funken weiblicher Neugier regte ſich in meinem Buſen, ich mochte nichts von den Herrlichkeiten ſehen, welche mir nichts als Unglück bedeuten konnten! — Heil, Heil! unſerm heiligen Erzbiſchoff, dem Wiederbringer der Zeiten des heiligen Aureus und Kreſcentius! tönte die Stimme des Volks unaufhörlich unter meinem Fenſter. Heil, Heil! dem frommen und andächtigen Vater **Hildebert!**

Hildebert? wiederholte ich, und richtete mich von meinem Lager auf, warum nicht **Ottfried**, oder **Hatto** dem Zweyten? — Doch die Wahl des Namens iſt nicht allemal willkührlich, vielleicht ein ausdrücklicher Befehl vom heiligen Vater.

Indeſſen wurde der Name **Hildebert** ſo oft wiederholt, und einige andere Worte, welche ich vernehmen konnte, erregten ſo ſeltſame Zweifel in mir, daß ich von meinem Lager aufſprang, und ans Fenſter lief, um mich zu belehren.

Ich kam zu ſpät, die Prozeßion war vorbey, und ich konnte nur noch ſo viel in der Ferne unterſcheiden, daß derjenige, welcher die Hauptrolle bey dieſem prächtigen Aufzuge ſpielte, und der ſeine ſegnenden Hände im Vorüberziehen von beyden Seiten über die knieende Menge ausbreitete, unmöglich der anſehnliche ſtattliche **Ottfried** ſeyn konnte. Es war eine kleine zuſammengeſchrumpfte Figur, welche nur durch die thurmichte Inful einiges Anſehen erhielt, und die durch zwey zur Seite reitende Prälaten, auf dem Thier, welches ſie trug, aufrecht erhalten werden mußte. —

Heilige Marie! rief ich mit zuſammengeſchlagenen Händen, ſollte es möglich ſeyn? — O unſer künftiger Herrſcher mag ſeyn, wer er wolle: nur **Ottfried** nicht, nur nicht der, welcher nie eine Beleidigung vergeſſen konnte.

Ich hatte Urſach, ſo zu denken; was hätte der neue Erzbiſchoff auf die treue Dienerinn des alten zu ſprechen gehabt? Nur **Ottfried** hatte Urſachen diejenige zu haſſen, und zu verfolgen, die ſich ſcheute, ihm den Weg zu der Ehre, nach welcher er ſtrebte, durch Verbrechen zu bahnen.

In einem Gewirr von ſeltſamen Gedanken, in einem beſtändigen Wechſel von Angſt und Hoffnung blieb ich, bis gegen den Abend, da man zuerſt kam, meine verſperrte Zelle zu öffnen.

Anſtatt der jungen **Laurita**, welche ich erwartet hatte, ſah ich einen mir ganz unbekannten Mann in geiſtlicher Tracht eintreten, welcher mir im Namen des neuen Erzbiſchoffs gebot, ihm zu folgen. Ich getraute mich nicht nach dem Namen desjenigen zu fragen, welcher mich vorfordern ließ, und gehorchte ſchweigend.

Ich ward durch ein Gedränge von lauter Unbekannten in die erzbiſchöflichen Gemächer geführt, die ich ſo wohl kannte, die mir aber jezt ein ganz fremdes Anſehen zu haben ſchienen. Im Vorgemach des innern Zimmers ſahe ich auf einer kleinen Erhöhung ein wenig zur Seite, etwas wie eine liegende Menſchengeſtalt in weiße Tücher gehüllt. Verſchiedene Mönche und erzbiſchöffliche Bediente gingen um dieſe Gegend ab und zu, flüſterten einander mir nur halbhörbare Worte zu, beugten ſich über den ſeltſamen Gegenſtand, der meine Blicke wider Willen auf ſich zog, hoben leiſe die Hälſe empor, und ließen ſie mit bedauernden Achſelzucken fallen, nahten ſich dann mehr der Mitte des Zimmers, um mich vorübergehen zu ſehen, und ſchloſſen ſich hinter mir an, um mich in das Kabinet des Erzbiſchoffs zu begleiten.

Daß dieſer Erzbiſchoff nicht Ottfried ſeyn würde, davon hatte ich ſchon mehr als wahrſcheinliche Muthmaßungen gehabt, und es überraſchte mich alſo nicht als ich in dem Manne, dem man mich vorſtellte, eben die kleine unanſehnliche Figur erblickte, welche ich dieſen Morgen bey der Prozeßion in Pontifikalibus hatte vorüberziehen ſehen, es überraſchte mich nicht, aber es bekümmerte mich in dieſem Zimmer, in welchem ich ſo oft als eine Tochter an des guten Herigers Seite geſeſſen hatte, nun vor einem andern als eine Verbrecherinn ſtehen zu müſſen.

Mit ſo gutem Muthe ich auch eintrat, ſo zeigte es ſich doch bald, daß ich würklich hier in dem Charakter einer Beklagten erſchien. Die Blicke meines Richters und meiner Begleiter hatten mir es ſagen müſſen, wenn auch nicht die Worte des erſten es bald unzweifelhaft gemacht hätten. —

Seyd ihr Waldrada? Dies war die Frage, die nach einem langen deutungsvollen Stillſchweigen aus ſeinem Munde erging.

Ich bejahte, und wollte etwas von der Stelle, die ich bey der Hofſtatt des vorigen Biſchoffs behauptet hatte, hinzuſetzen.

Still, ſtill! unterbrach mich **Hildebert**, nichts von den Sünden meines Vorgängers; Gott hat ihn gerichtet!

Mir ſchwebte die Antwort auf der Zunge: ich ſey nie die Beichtigerinn des ehrwürdigen **Herriger** geweſen, und wiſſe alſo von ſeinen Sünden nichts zu ſagen, aber ich unterdrückte die kühne Rede; auch verſtand ich den Sinn von **Hildeberts** Worten nur gar zu gut, obgleich mein Gewiſſen für meine Unſchuld, und die Frömmigkeit meines alten Herrn völlige Bürgſchaft leiſtete.

Die Fragen gingen weiter, ich ſollte Privatumſtände aus **Herrigers** Leben entdecken, von welchen mir nichts bewußt war, ſollte Nachricht von der Art ſeines Todes geben, und ich hatte doch nicht den traurigen Troſt gehabt, ihn ſterben zu ſehen. Man trat meinem Gewiſſen immer näher, es war rein, und ich hätte alſo muthig antworten können, wenn nicht Entſetzen und

Schüchternheit, die Frucht des Kloſterzwangs, und des gedruckten Lebens unter **Ottfrieds** Tyranney mir das Anſehen einer Schuldigen gegeben hätten. — O Gott, wie hätte ich es ohne Entſetzen anhören können, als die Fragen, welche man mir vorlegte, immer fürchterlicher wurden, als jene grauenvolle Beſchuldigung, von welcher ich mich ehemals ſo völlig gereinigt hatte, endlich auch zum Vorſchein kam? — **Wolfram!** — laßt mich kurz ſeyn: — Man donnerte mir in die Ohren, ich ſey die Mörderinn, die Vergifterinn meines Wohlthäters; ſey von **Ottfrieden** ſchon einmal auf der That ertappt worden, habe aber den leichtgläubigen Erzbiſchoff zu täuſchen und mich wieder in ſeine Gunſt zu ſetzen gewußt, bis es mir endlich in Abweſenheit des Geheimſchreibers gelungen ſey, mein Bubenſtück zu vollenden.

Ich ſank bey der greulichen Anklage zu Boden, ohne mit etwas andern, als mit meinen Thränen antworten zu können. Man riß mich empor, und ſchleppte mich in das Vorzimmer. Hier, rief der neue Erzbiſchoff, der mir gefolgt war, hier iſt der ſtumme Zeuge deiner Unthaten, verſuche ſeine Worte, die er ſterbend ſprach, zu widerlegen.

Hildeberts ausgeſtreckter Finger war auf den Gegenſtand gerichtet, welcher mir bey meinem Eintritt ſchon eine ſo ſeltſame ſchauervolle Empfindung erregt hatte. Die Hüllen, welche mich damals verhindert hatten, zu ſehen, was es ſey, flogen hinweg, und **Ottfrieds** kalter entſeelter Körper, in der ſcheuslichſten Todtengeſtalt, welche ich je geſehen habe, lag vor mir.

War es möglich, einen ſolchen ſchrecklichen überraſchenden Anblick zu haben, ohne Sinn und Verſtand zu verlieren? **Ottfried** tod? Er, auch ſterbend ein falſcher Zeuge wider mich? **Ottfried** tod? in dem Augenblicke, da er ſeine Hand nach der heiligen Inful ausſtreckte? Tod? welches Todes geſtorben? warum auf dieſer Stelle? Dies waren die letzten Gedanken, deren ich mich beſinnen kann, und die erſten, nachdem ich wieder zu mir ſelbſt kam.

Ich fand mich, als ich mich völlig wieder erholte, nicht mehr in den erzbiſchöfflichen Gemächern, ſondern auf meinem Lager in meiner Kammer, den kleinen **Hugo** ſchreyend an meiner Seite, und die weinende **Laurita** vor meinem Bette.

Laurita! rief ich mit einem Ausdruck von Freude, **Laurita**, du hier? — O ſage, entdecke mir, was iſt ſeit wir uns zuletzt geſehen haben, vorgegangen? ſind die letzten Begebenheiten, deren ich mich erinnere, Wahrheit oder Traum?

Wahrheit! ſchluchzete ſie, Wahrheit iſt alles, was euch unbegreiflich vorkommen mag, das vorhergehende war Traum! Ich träumte mir in meiner ſtrengen Sittenlehrerin **Waldrada** eine Heilige, und ſehe nun in ihr eine Verbrecherinn, die auch mich mit ihren Sünden befleckt, um derenwillen auch ich leiden muß.

Laurita! ſchrie ich, auch du wider mich? — Kannſt du glauben, daß ich — Gott weis, was ich von euch glauben ſoll! erwiederte das Mädchen, nur dies iſt gewiß, daß man mich hier bey euch eingeſperrt hat, um mich in wenig Stunden abzuholen, und in ein Kloſter zu ſtecken, in welchem mir wahrſcheinlich nicht ſehr wohl ſeyn wird.

Der Schmerz, die Verzweiflung des jungen Mädchens, der Unwille, den ſie auf mich geworfen hatte, machten mir es ſchwer, die Erklärung alles deſſen aus ihrem Munde zu erhalten, was ſeit einigen Stunden im erzbiſchöflichen Pallaſte vorgegangen war, und was ich doch zu meiner Sicherheit nothwendig wiſſen mußte. Die Zeit, In welcher ich noch im Stande war Nachricht von ihr einzuziehen, war kurz, und das, was ich alſo erfuhr, ſehr abgebrochen und unbefriedigend. Hier iſt alles was ſie mir ſagte oder ſagen konnte.

Daß man am römiſchen Hofe **Ottfrieds** Bemühungen um die heilige Inſul verſpottete, und ihm abſichtlich mit falſchen Hoffnungen hingehalten hatte, um erſtlich allen Nutzen aus ſeiner Dekretenfabrik zu ziehen und ihn denn zu täuſchen, das ward in dieſer Nacht durch den unvermutheteſten Ausgang erwieſen, den man ſich hätte können träumen laſſen. Indeſſen **Ottfried** mit ſeinen Freunden zechte und ſich unter lautem Jubel **Hatto** den Zweyten nennen ließ, kamen die päbſtlichen Geſandten, welche man erwartete, in der Stadt an, und brachten nicht das päbſtliche Breve, das der Betrogene wünſchte, ſondern an deſſen Statt den Befehl an **Ottfried** mit ſich, von ſeinen bisherigen Handlungen vor demjenigen Rechenſchaft abzulegen, welchen der heilige Vater der Kirche von Maynz unter dem Namen **Hildebert** als ihren Oberhirten vorſtellen ließ.

Die Nachricht von dieſem außerordentlichen Ausgang der glücklichſten Anlagen kam den päbſtlichen Boten zuvor, die **Ottfrieden** dieſelden ankündigen ſollten. **Laurita** wußte nicht, was der Unglückliche hierauf geſagt oder gethan hatte, denn ſie befand ſich zu der Zeit, da dieſes vorgieng, eben in geheimen Berathſchlagungen mit **Werinhar** auf ſeinem Zimmer. Ein heftiger Trunk Wein, den **Ottfried** auf die Schreckenspoſt zu ſich genommen, und den er vermuthlich mit den Ueberbleibſeln von jenem Pulver gemiſcht hatte, welches ich ehemals dem guten **Herriger** beybringen ſollte, hatte ihn ſinnlos zu Boden geſtürzt. Der ankommende **Hildebert**, welcher bald darauf mit ſeinem ganzen Gefolge in dem Saale erſchien, wo die geſtörten Schwelger mit von Entſetzen gebleichten Geſichtern um den lebloſen **Ottfried** verſammelt ſtanden, und nicht wußten, ob ſie ihn ſollten ſterben laſſen, oder ins Leben zurückrufen; Biſchoff **Hildebert**, ſage ich, machte ſogleich Anſtalt den Ohnmächtigen zu erquicken, um von ihm die Urſach ſeines Zuſtands und tauſend andre Dinge zu erfahren. **Ottfried** erwachte unter heftigen Zukkungen, und war nicht vermögend zu antworten. **Hildebert** befragte die Umſtehenden über das, was er wiſſen wollte, ſie zuckten die Achſeln, und wußten ſich mit künſtlichen Antworten zu helfen, er erkundigte ſich bey den niederen Bedienten, ob niemand von **Ottfrieds** Freunden

abwe-

abweſend ſey. Einer von ihnen, nennte die gefangene **Waldrada**, welche ſonſt unter der Regierung des vorigen Biſchoffs ſehr von dem Geheimſchreiber ſey geſchätzt werden, welche einige gar zu ſeiner Tochter haben machen wollen, und die nur jetzt, man wiſſe nicht warum, von ihm eingeſperrt gehalten werde. **Hildebert** gab Befehl, mich herbey zu holen, aber **Ottfried** hörte nicht ſo bald meinen Namen, als die Furcht vor den Entdeckungen, welche ich machen konnte, ihm auf einmal das Vermögen zu ſprechen wieder gab. Er nannte meinen Namen, und legte hierauf vor **Hildeberten** in gebrochenen Worten jenes gräuliche Bekenntniß ab, welches mich aus einer Zeuginn zur Beklagten machte, und ihm den Vortheil ſchaffte, vor ſeinem Tode nicht ganz als der Böſewicht erkannt zu werden, der er würklich war. Zwar blieben noch überall Dunkelheiten genug, die meine Anklage nicht aufklären konnte, und die **Ottfrieds** ſchnell erfolgter Tod auf ewig undurchdringlich machte; aber hatte man doch nun etwas, daran man ſich halten konnte, hatte man doch nun ein Opfer, an dem die Gerechtigkeit ihr Schwerd wetzen konnte! — Arme, arme **Waldrada**! du warſt dieſes Opfer! wer ſollte dich retten? —

Laurita hatte die verwirrte Erzählung von dieſen Dingen noch nicht ganz zu Ende gebracht, als man ſie von mir riß, um ſie nach dem Kloſter * * * zu bringen. — Ihr dieſes ſtrenge Urtheil zuzuziehen, wäre nichts mehr nöthig geweſen, als daß man ſie **Hildeberten** als eine Geſellſchafterinn der Sünderinn **Waldrada** angab, aber man hatte noch ſie überdieß in dem Auflauf, welcher dieſe Nacht den ganzen erzbiſchöflichen Pallaſt aufrühriſch machte, in **Werinhars** Zimmer gefunden, und ein junges Mädchen an der Seite eines jungen Mönchs, war eine Sache, welche in den Augen des ſtrengen **Hildeberts** ſo verdächtig ausſah, daß **Laurita** auch aus dieſer Urſach Strafe und die ſchnellſte Entfernung aus der Wohnung der Heiligkeit verdiente.

Auch **Werinhar** ward in dieſe verdrüßlichen Dinge gezogen; ſo gut er ſich in Anſehung des nächtlichen Geſprächs mit der zehnjährigen **Laurita** rechtfertigen konnte, ſo gereichte es ihm doch zum größten Nachtheil, daß man wußte, **Ottfried** habe ihn vorzeiten geſchätzt, und in geheimen Geſchäfften gebraucht, auch ſchadete es ihm anfangs nicht wenig, daß **Laurita** ihn in dem Verhör, das auch ſie ausſtehen mußte, meinen Bruder genennt hatte, (ihr wißt, daß ſie ihn auf dieſe Art mit mir verwandt glaubte.) **Werinhar** geſtand auf Befragen, ich ſey ſeine Schweſter, und baute in der Folge auf dieſe nahe Verwandſchaft das Recht ſich meiner anzunehmen. Es ward ihm verſtattet, meine Sache zu führen, und — ich ward gerettet, durch ihn, den Theuren gerettet, den mein Herz ewig betrauren, mein Auge ewig beweinen wird.

O **Wolfram**, ſolltet ihr wiſſen, welche Angſt ich während eines zweifelhaften langen Prozeſſes ausſtand, den mir die Anklage des unglücklichen **Ottfrieds** zuzog! — Es iſt ja in unſern Tagen gewöhnlich, die Ausſage eines Sterbenden für untrügliches Zeugniß zu halten, auch iſts freylich unglaublich, daß irgend ein Menſch faſt ſchon vor dem Richterſtuhl des Ewigen es wagen ſollte, zu lügen, doch war dies hier der Fall, und **Werinhar** war geſchickt und in den Rechten erfahren genug, dieſes zu erweiſen. **Ottfrieds** Zeugniß ward verworfen und ich unſchuldig erklärt. **Hildebert** war herablaſſend genug mich vor ſich kommen zu laſſen, und mir meine Freyheit, und alle Genugthuung, die ich verlangen konnte, ſelbſt anzukündigen, er ging ſo weit, mir eine freye Bitte zu geſtatten. Ich war nicht zweifelhaft, was ich fordern ſollte.

Ich wußte, daß der ſtrenge **Hildebert** geſonnen war, an **Ottfrieds** Gebeinen die Strafe auszuüben, welche er als ein falſcher Ankläger der Unſchuld verdient hatte; ich bat, daß man ſeiner Aſche die Ruhe in heiliger Erde nicht misgönnen möchte, ich ward erhört, und mit einem Lobſpruch auf meine chriſtlichen Geſinnungen entlaſſen.

Ich hatte **Werinhar** in der langen Zeit meiner Einkerkerung nicht geſehen, die Entfernung, in welcher wir von einander gelebt hatten, die Unmöglichkeit uns über unſere Ausſagen zu beſprechen, und die Pünktlichkeit, mit welcher ſie gleichwohl bey jedem Verhör übereintrafen, war ein wichtiger Grund zu dem glücklichen Ausgang meiner Sache geweſen. Jetzt ſahen wir uns wieder, und ich laſſe euch urtheilen, welch' ein Wiederſehen dieſes war! Freude über beſiegte Gefahren, Liebe, Dankbarkeit, o Gott, wie viel kam hier zuſammen, uns in einen Zuſtand zu verſetzen, der den kalten Zuſchauern dieſer Scene unbegreiflich dünkte. — Sie ſind Geſchwiſter! ſagte der eine mit Achſelzucken, und er iſt der Retter ihres Lebens, ſetzte ein anderer hinzu, dies kann ſie entſchuldigen!

Die Proben der Zärtlichkeit, die wir, vor ſo vielen Zeugen einander gegeben hatten, wurden vor Hildeberts Ohren gebracht, er fand ſie anſtößig, und ließ mir unter den Fuß geben, mich lieber von ſeinem Hofe zu entfernen, da er nicht geſonnen wär, gleich ſeinen Vorgängern Weiler unter ſeinen Bedienten zu leiden, und ich überdieſes ins Kloſter gehörte.

Ich hatte zu gut gehorchen gelernt, als daß ich bey irgend etwas, das man mir gebot, hätte Einwendungen machen ſollen. Ich war bereit; nur mein Sohn, den man hier noch immer für meinen Pathen hielt, verurſachte einigen Aufſchub, man trug in den meiſten Klöſtern Bedenken, ein Kind, vornehmlich einen Knaben aufzunehmen, und mir war es unmöglich, mich von meinem Liebling zu trennen. Doch würden vielleicht alle Zweifel durch Hugos zartes Alter gehoben worden ſeyn, wenn nicht ein neuer Sturm auch meine letzte armſelige Hoffnung auf Ruhe im Kloſter zerſtört, und mich in dieſe Einöde geſchleudert hätte.

Man unterſuchte **Ottfrieds** Papiere, man fand Nachrichten von Dingen, welche zum Beſten der hohen Theilnehmer an mancher im Dunkeln verübten Frevelthat, unterdrückt wurden, man fand aber auch manches, das mich betraf, und welche Betrachtung hätte den ſtrengen Hil-

debert bewegen ſollen, einer Verlaſſenen zu ſchonen, oder nur ihre Rechtfertigung zu hören? —

Doch ich erwartete nicht, bis von Anklage oder Rechtfertigung die Rede ſeyn konnte, ein warnender Brief von **Werinhar** kam meinem Unglück zuvor, und trieb mich zur Flucht.

„O **Waldrada**, (ſo ſchrieb er mir), verweile keinen Augenblick länger in dieſen Gegenden „**Ottfried**, der Schöpfer alles unſers „Elends, iſt auch im Tode unſer Verräther. „Schriften von ihm nennen mich deinen Vermählten, **Hugo**, unſern Sohn; hier kennt uns jeder als Geſchwiſter, denke, was dies für einen „Eindruck auf die unerbittliche Heiligkeit unſerer „Richter machen muß. Wir ſind unſchuldig, „ſind es wenigſtens in einer Betrachtung, das „weis Gott, und unſer Herz, aber wird man „hier auf Unterſuchung denken, oder unſere „Rechtfertigung hören? — Nein, gewiß nicht! „zum Beweis dient, daß man mich ungewarnt, „unverhört gefangen genommen hat, daß man „mich einen weiten, wilden, ungebahnten Weg „fortgeſchleppt, Gott weis wohin, ohne mir zu „ſagen, warum ich leide. Erſt heute in der „zweyten Nachtherberge bekam ich Winke von „dem, was man uns aufbürdet, und ich eile, „durch den Treuen, der mir dieſe Winke gab,

„auch dich warnen zu laſſen. Ach vielleicht wird „die Warnung zu ſpät ſeyn! — iſt ſie es „nicht, o ſo eile, eile, dich zu retten!“

Werinhars Warner und der meinige, war ein alter Layenbruder, aus dem Kloſter, in welchem er ehemals gelebt hatte. Redlichkeit und Einfalt machten die Hauptzüge ſeines Charakters aus, und doch war die letzte nicht ſo groß, daß es ihm an Fähigkeit hätte gebrechen ſollen, mich und meinen Sohn heimlich davon zu bringen, ohne daß man deswegen einen Verdacht auf ihn hätte werfen können.

Es war die höchſte Zeit zu fliehen. Schon des andern Tages nach unſerer Entkommung, den wir in einem verfallenen Gemäuer nahe vor den Thoren von Maynz zubrachten, war alles in Bewegung, der entflohenen Verbrecherinn und dem Kinde des Laſters, wie man den unſchuldigen **Hugo** nannte, nachzuſetzen.

Der gutherzige Mönch, unſer Retter, brachte mir Nachricht hievon in meine Höle, verſorgte mich mit einigen Lebensmitteln und etwas Gelde, und kündigte mir an, daß er mich, um Verdacht zu meiden, nicht wiederſehen dürfe, und mich nun bey der Fortſetzung meiner Flucht mir ſelbſt überlaſſen müſſe. Mit tauſend Dankſagungen, mit tauſend Schmerzen trennte ich mich von ihm; es iſt traurig, auch das letzte Band reißen zu ſehen, das uns an die menſchliche Geſellſchaft feſſelt. Ich fragte ihn um **Werinhars** Schickſal, er zog die Schultern und ſchützte ſeine Unwiſſenheit vor. Ich fragte ihn nach dem Aufenthalt der jungen **Laurita**, und glücklicher Weiſe konnte er mir das Kloſter nennen, in welches man ſie gebracht hatte. Ich entſchloß mich, es zum Ziel meiner Reiſe zu machen. Es war eines der ärmſten, das ich in dieſer Gegend kannte, und ich hatte lang genung gelebt, um zu erfahren, daß Mitleid gegen Bedrängte, und Beſtreben ihnen zu helfen, noch am erſten bey der Armuth wohne.

Mein treuherziger Rathgeber billigte meinen Entſchluß, und machte mir Hoffnung an dem Orte, wohin ich dachte, auch Zuflucht für meinen Sohn zu finden, da die daſigen Kloſterfrauen ſich zu den nützlichen Orden der Pflegerinnen der Kinder rechneten. Unter den nöthigen Verabredungen zu Fortſetzung meiner Flucht ward auch der Tag nicht vergeſſen, an welchem ich am ſicherſten meinen geheimen Zufluchtsort verlaſſen konnte. Der gutherzige Mönch meldete mir, daß man in den nächſten Tagen in Maynz ein großes Feſt feyern würde, deſſen Heiligkeit es niemand verſtatten würde, an die Sünderinn **Waldrada** zu denken.

Biſchoff **Hildebert**, welcher den Anfang ſeiner Regierung bisher blos durch Handhabung der Gerechtigkeit merkwürdig gemacht hatte, dachte nun auch darauf, ſich durch Handlungen der Andacht auszuzeichnen. Die Sünden ſeiner neuern Vorfahren hervorzuſuchen, und ſeine Heiligkeit dadurch in ein deſto helleres Licht zu ſtellen, war ſeither ſein Geſchäft geweſen, und nun kam es ihm in den Sinn, das Andenken der uralten Biſchöffe von Maynz mit einer neuen Glorie zu umgeben. Daß **Herriger**, **Hatto** und ſo weiter hinauf, Verbrecher, Heuchler, oder Schwachköpfe geweſen waren, war durch ſeine Hülfe erwieſen, und jedermann nannte ihren Namen mit Geringſchätzung, ging verächtlich bey ihren Gräbern vorüber. Aber St. Maximus, Kreſcentius, und Aureus ſammt ſeiner Schweſter, der heiligen Märtyrerinn Juſtina, die erſten Regierer der Maynziſchen Chriſtenheit, kamen jetzt von neuem in Aufnahme, jedermann ſprach von ihnen, als ob ſie erſt geſtern verſchieden wären, und niemand wagte es, ihnen einen Heiligen im Himmel oder auf Erden an die Seite zu ſetzen, es müßte denn der heilige Biſchoff Hildebert geweſen ſeyn, welcher ihre Namen und ihre Reliquien jetzt aus der Dunkelheit hervorzog, und den letzten eine prächtige Aufnahme in der neugebauten Sankt Albanskirche zubereitete.

Der Tag, welcher den heiligen Leibern zu ihrem Einzug in ihre neue Wohnung beſtimmt war, ward der Tag meiner Flucht. Alles Volk hatte ſich in den Mauern der Stadt verſammelt, die Thore waren zu den Stunden der heiligſten Feyer des Feſtes verſchloſſen, die Gegend rund umher war öde und menſchenleer, und ich entkam glücklich. Der Tempelgeſang und das Jubelgetön aus der Stadt ſchallte mir nach, und erregte Empfindungen der Hoffnung und des Vertrauens in meiner Seele. Ich erhub mein Herz, vielleicht mit mehrerer Andacht zum Himmel, als die Feyerer jenes glänzenden Feſtes, erhub es zwar nicht zu Sankt Aureus und Juſtinen, aber deſto inniger zum Herrn aller Heiligen, zum Schützer des Verfolgten, und — ward erhört.

Es würde unnöthig und zu weitläuftig ſeyn, auch jeden Umſtand meiner Reiſe nach den Gegenden, in welchen ich jetzt lebe, zu erzählen, das zarte Alter meines Kindes, und meine geſchwächte Geſundheit machten ſie ziemlich lang, und ich kam endlich nach mancher überſtandenen Mühſeligkeit und Gefahr glücklich an der Pforte des Kloſters an, wo man mir geſagt hatte, daß **Laurira** lebte. Ich ward vor die Oberinn geführt, nannte meinen Namen, erzehlte meine Geſchichte ſo weit ich es für dienlich hielt, brachte das wenige, was ich von Geld und Koſtbarkeiten mit mir hatte nehmen können, hervor, und erlangte durch daſſelbe Aufnahme; die guten Nonnen hätten mich gern umſonſt Zuflucht in ihren Mauern finden laſſen, aber — ſie waren arm, ſie mußten die Kleinigkeit annehmen, die ich ihnen bieten konnte, und welche mir bey der Lebensart, die ich erwählt hatte, nun von keinem Nutzen war. Auch mein kleiner Sohn ward nicht zurück gewieſen. Schon längſt hatte man der Pflege dieſer Nonnen keine Kinder mehr untergeben, weil ihr Kloſter zu wenig Schimmer hatte ſich den Reichen zu empfehlen, und zu unvermögend war, die Dürftigen unentgeltlich aufzunehmen, und ſie freuten ſich herzlich, endlich einmal wieder Gelegenheit zu bekommen, einen längſt vernachläßigten Theil ihres Gelübdes ausüben zu können. Ich war dankbar für die liebreiche Begegnung, welche ich hier fand, und ſtrebte meinen Aufenthalt in dieſem Kloſter den guten Nonnen nützlich zu machen. Es gelang mir; mein Aufenthalt in der Welt hatte mir mehr Erfahrung, mehr Kenntniß des menſchlichen Herzens gegeben, als die gutherzigen Bewohnerinnen dieſes Hauſes beſaßen, ihr Kloſter wurde mehrentheils dazu gebraucht, junge Perſonen auf den rechten Weg zu bringen, mit welchen die Welt nicht auskommen konnte, und dieſe unbändigen Kreaturen wußten tauſend Mittel, die Zucht ihrer Aufſeherinnen zu vereiteln, und ihnen das Leben ſauer zu machen. Ich lehrte ihnen einige Kunſtgriffe, mit welchen man in der Güte mehr ausrichtet, als mit der größten Strenge, und man fand ſie ſo probat, daß ich bald von den Nonnen ſo wohl, als von den Koſtgängerinnen einhellig zur Aufſeherinn der letztern erwählt wurde.

Alles ging vortrefflich, und ich ſah mich bald von einer Schaar junger wohlgezogner Mädchen umringt, die mich liebten, und durch meine Ermahnungen beſiegt, ſich geduldig darein ergaben, die Fehltritte, welche ſie hieher gebracht hatten, unter den heiligen Schleyer zu verbergen. **Kaurita** war eine von den erſten, an welcher ich meine Geſchicklichkeit zeigte. Sie war durch ihren Aufenthalt in dieſem Kloſter ſehr verſchlimmert worden, unzeitige Strenge und Nachſicht hatten ihre böſe Seite, die ich am erzbiſchöflichen Hofe mit Mühe übertüncht hatte, ganz wieder zum Vorſchein gebracht, ſie war ganz wieder das wilde unbändige Schooskind **Ottfrieds** ihres erſten Erziehers, aber ich wußte Mittel ihre Untugenden, ſo Gott will, auf ewig auszurotten, und konnte ſie bald dem ganzen Kloſter als ein Muſter von Frömmigkeit und Tugend vorſtellen.

Mein Ruhm, und der Nutzen, den ich ſchaffte, waren gleich groß, aber meine Zufriedenheit hierüber dauerte nur kurze Zeit. Ich habe euch geſagt, daß meine Verbindung mit **Werinhar** am erzbiſchöflichen Hofe entdeckt war. Biſchoff **Hildebert** hielt nichts von den geiſtlichen Ehen der Kloſterleute, und die meinige erhielt durch die Verwandſchaft, in welcher man mich und meinen Vertrauten glaubte, ein noch entſetzlicheres Anſehen. Fluch und Bannſtrahl verfolgte uns, die ſtrengſten Befehle, den Verbrechern nirgend Zuflucht zu geſtatten, ſollten uns aus unſerer Verborgenheit hervortreiben, und der Gerechtigkeit in die Arme liefern; auch zu den guten Kloſterfrauen, die ſich meiner bisher ſo treulich angenommen hatten, gelangten die Nachrichten von meinem Verbrechen und das Verbot mich zu ſchützen, dafern mich mein Weg in ihre Mauern führte. Nur Mitleid und Vorliebe für mich Unglückliche verhinderten, daß ich nicht ſogleich verſtoßen, und meinem Schickſal überlaſſen wurde. Man kündigte mir die Nothwendigkeit an, mich zu entfernen, und fügte einige Verweiſe hinzu, daß ich durch unvollſtändige Erzählung meiner Geſchichte meine Wohlthäterinnen getäuſcht, und ihre Mauern durch die Verbrechen, welche ich in dieſelben gebracht, entheiligt hätte. Ich entſchuldigte mich, ich bat, aber alles was ich erlangen konnte, war der Rath, mich zu meinem Bruder Abt Ademarn von Fulda zu begeben, welcher vielleicht Rath für meinen verzweifelten Zuſtand wiſſen würde.

Ihr werdet euch wundern, daß ich dieſen theuern Bruder in dem letzten Theil meiner Geſchichte gar nicht genennt habe, aber wie ſollte ich den nennen, deſſen Name in der damaligen Epoche meines Lebens meiner Seele ſo empfindlich war, wie die Mahnung eines böſen Gewiſſens? Abt Ademar beſaß ein Herz, rein und voll Unſchuld wie ein Engel, er kannte die Verführungen der Welt, kannte die Verführungen eigner Schwäche nicht, und wollte jeden, wollte vornehmlich ſeine Schweſter ſo heilig und fehlerlos haben, als er ſelbſt war. Er zürnte ſchon ehedem mit mir, daß ich die Einſamkeit meines Kloſters verlaſſen hatte um den zweydeutigen Namen einer erzbiſchöflichen Oekonomieverweſerinn anzunehmen; doch ſah er mich noch zuweilen beym alten Herriger, oder erlaubte mir, ihn in ſeinem Kloſter zu beſuchen; aber als ich,

ie alles mit ihm in Rath zu ſtellen pflegte, ohne
hm allemal zu folgen, als ich ihm Winke von
neiner und **Werinhars** Liebe und **Otfrieds**
Vorſchlägen einer geheimen Verbindung gab, als
ch bey ſeinen Warnungen taub war, und lieber
er Stimme jenes Verführers, als der Seinigen
gehorchte, da war das Band der Freundſchaft
erriſſen; ich wenigſtens wagte es nicht, dem
vieder vor Augen zu kommen, der mich in je-
em ſeiner Blicke das ſtrengſte Urtheil würde ha-
ben leſen laſſen; und deſſen Prophezeihungen
urch mein gegenwärtiges Elend erfüllt wurden.

Urtheilet, ob ich bey dieſer Lage der Sa-
hen daran denken konnte, nach dem Rath der
Nonnen, meine Zuflucht bey ihm zu nehmen,
a alles mich verließ, da ich nun das Unglück
or Augen ſah, vor welchem er mich ehemals ſo
reulich gewarnet hatte. Zwar wußte er meine
nd **Werinhars** Herkunft ſo gut als ich, wuß-
e, daß wir nicht in dem Grade ſtrafbar waren,
ls die Welt glaubte, aber war dadurch mein
anzes Verbrechen getilgt? Wer darf es wa-
en, mit den kleinſten Flecken vor einem Heili-
en, der nie ſtrauchelte, zu erſcheinen?

Ein Strom von Thränen, und ein offenher-
iges Bekenntniß ſagte der Aebtißinn, welche mit
ir redete, wie unmöglich es ſey ihren Rath

anzunehmen, ſie weinte mit mir, ſie konnte ſich nicht entſchließen, mich ganz dem Verderben preis zu geben, und nimmer arm an guten Vorſchlägen, fragte ſie mich endlich, ob ich Luſt hätte die Einſiedeley hier im Walde zu beziehen, welche unter die Pflege ihres Kloſters gehörte, und nun ſeit etlichen Jahren wüſte ſtand. — Ich war entzückt über das was ich hörte, Einſamkeit und Verborgenheit war ja das einige, was ich wünſchte, der entfernteſte Winkel der Erde wär mir der liebſte geweſen, meine Schande daſelbſt zu verſtecken, und meine Fehltritte zu beweinen.

Ich dankte meiner Wohlthäterinn, und bezog noch am nehmlichen Tage dies kleine Haus, welches mich nun ſeit der Zeit ſechs Jahr lang beherbergt hat, ohne daß ich über etwas anders zu klagen gehabt hätte, als über das Ungemach, das ich von Wind und Regen ausſtehe, und über den elenden ſparſam zugemeſſenen Unterhalt; Dinge, welche freylich meine Geſundheit untergraben, und mich dem Grabe vor der Zeit entgegen führen. Doch ich klage über niemand; die Nonnen laſſen mich nur denn gänzlich Mangel leiden, wenn ſie, wie öfters geſchieht, ſelbſt darben müſſen, und meine elende Hütte iſt ſeit vorigem Frühling, da ein Engel bey mir einſprach, dicht

dicht und feſt genug gemacht werden, um mich nothdürftig vor den Unbequemlichkeiten des Wetters zu ſchützen.

Werdet ihr errathen, **Wolfram**, wer der Engel war, der ſich zu einem Beſuch bey einer Sünderinn erniedrigte? O es war **Ademar**, Abt **Ademar**, mein Bruder! Es iſt unmöglich, euch die Freude und das Entſetzen zu ſchildern, das mich bey ſeinem Anblick überfiel. Schon hat meine Erzählung für meine Kräfte zu lang gedauert. Nur ſo viel. **Ademar** war ganz Güte und Verzeihung, er billigte meinen Entſchluß in dieſer Einſamkeit für meine Sünden zu büßen, in ſolchem Grade, daß er mir nicht rathen wollte, dieſe ungeſunde Wohnung zu verlaſſen, ſondern ſich nur begnügte ihr etwas mehr Feſtigkeit und Dauer zum Beſten ihrer unglücklichen Bewohner geben zu laſſen. Er liebkoßte meinen Sohn, ohne ihn das Kind des Verbrechens zu nennen, und ging gar ſo weit, ihm, wenn er mehr herangewachſen ſeyn, oder durch meinen Tod ganz zur Waiſe gemacht ſeyn wird, Zuflucht und liebreiche Aufnahme in ſeinem Kloſter zu verſprechen. —

Sagt, **Wolfram**! konnte **Ademar** gütiger gegen eine Sünderinn ſeyn? muß mir dis nicht Troſt und Erquickung in meinen letzten Stunden gewähren?

Wolfram ſchüttelte den Kopf, und meynte, das was Abt **Ademar** für ſeine Schweſter gethan habe, ſey leider wenig; er als ein Räuber würde es nicht dabey haben bewenden laſſen.

Ob **Waldrada** die Wahrheit dieſer Worte fühlte, weis ich nicht; ſie wandte ſich auf die andere Seite ihres Bettes, und weinte.

Fünftes Kapitel.

Träume einer Einſiedlerinn.

Waldradens Erzählung hatte lang gedauert, auch weis ich nicht, ob es für eine ſo äußerſt entkräftete Perſon möglich geweſen wär, mit ſolcher Weitläuftigkeit zu ſprechen; ob die wenigen Stunden der Nacht, welche die Geſchichte ihr zur Vollendung ihrer Rede giebt, hinlänglich geweſen ſeyn würden, ſie in ihrem ganzen Umfang zu faſſen; vielleicht, daß der Schreiber unſerer Legende hier manches von ſeinen eigenen Gedanken untergeſchoben hat, und iſt er denn genau von den Vorgängen unterrichtet geweſen, welche die Einſiedlerinn vielleicht mit Stillſchweigen über gieng; hat er vorausgeſehen, daß die Wiſſenſchaft derſelben ſeinen Leſern in der Folge zu beſſerer Einſicht des Ganzen nöthig ſeyn werde, ſo wollen wir ihn weiter nicht tadeln, und uns mit der Freyheit beruhigen, leſen oder überſchlagen zu können was uns gut dünkt.

Die Nacht war vorüber, die glimmende Lampe verloſch und **Waldrada** unterbrach die Anmerkungen des Räubers über ihre Geſchichte mit der Bitte, die Hüttenthür zu öffnen, und ein wenig den ſchmalen Holzweg hinab, dem ſo lang vergebens erwarteten Knaben entgegen zu gehn. Ach Gott, rief die Einſiedlerinn, als **Wolfram** ſie verließ, ſollteſt du noch das letzte ſchwerſte aller Leiden, den Verluſt meines Kindes über mich verhängt haben? — Ach er bleibt ſo lang, ſo lange!! —

Es war ſchon hoch am Tage, als **Wolfram** ohne **Waldradens** Liebling zurück kehrte, er war, wie er ſagte, bis dicht an die Mauern des Kloſters gegangen ohne etwas zu ſehen, oder einen Schall zu vernehmen, als das klägliche Geläut der kleinen ſilbernen Glocke auf dem runden Kloſterthurme, welche die einige Sache von Werth war, deren ſich die dürftigen Nonnen rühmen konnten, und die doch ihnen zu heilig war, als daß ſie von ihnen in dringender Noth Gegen eine beſſer lautende mittelbar hätte dürfen ausgewechſelt werden.

Wolfram dachte nicht, daß er der Einſiedlerinn durch Erzählung dieſes geringſcheinenden Umſtands Troſt bringen wür[illegible]. Ach, ſagte ſie, mit froher Stimme, nun errathe ich die Urſach von **Hugos** Ausbleiben, ich ſandte ihn aus uns Nahrung zu holen, weil die heiligen Frauen uns ganz ſchienen vergeſſen zu haben, der Mangel wird wieder einmal in ihren Mauern eingeſprochen ſeyn, und ſie müſſen ſich, wie oft geſchieht, das Mittagseſſen erſt zuſammenläuten, das ſie mit uns theilen wollen. Nur dieſes hat den Knaben ſo lang aufgehalten; die frommen Bewohner dieſer Gegend werden nicht ermangeln, die Stimme der klagenden Glocke zu erhören, und mein Hugo wird gegen den Abend glücklich und reich beladen zurück kehren.

Der Räuber meynte, **Waldrada** hätte nicht nöthig auf die kärgliche Freygebigkeit der Kloſterjungfern zu warten, da er ſich ja ſchon mehrmahl erboten habe, alles, was er habe, mit ihr zu theilen. Dies möchte denn, antwortete ſie. ganz gut für euch ſeyn, eure Sünden zu büßen, aber mir würde es ſchlecht anſtehen, und weder behagen noch bekommen, mich von geraubtem Gute zu nähren.

Wolfram ſchwieg, denn er pflegte niemals mit einer Frau, am wenigſten mit einer Heiligen, zu diſputiren aber er ging bald darauf hin, um ihr noch einen Trunk von dem geſtrigen Weine anzubieten, der ſie geſtern zu Erzählung einer langen Geſchichte ſo mächtig ſtärkte, und der auch jetzt nicht ermangelte ſie zu erquicken, ungeachtet er geraubtes Gut, und wie wir wiſſen, aus den Schläuchen des Erzbiſchoffs von Maynz gezapft war.

Wolfram, ſprach die Einſiedlerinn, gehet hinaus, um zu hören, ob die Kloſterglocke noch tönt, und zu ſehen, was ihr Rufen fruchtet; aber kehrt ſchnell zurück, denn ich habe euch vor Wiederkunft meines Sohns noch Dinge von Wichtigkeit zu ſagen.

Der gefällige Räuber kam in einer halben Stunde mit der Nachricht wieder, wie das Glöcklein ſchweige und ſich auf den ſchmalen Wegen durchs Holz, und auf der Ebene vorm Kloſter, Leute genug mit beladenen Eſeln und gefüllten Körben ſehen laſſen. Gott ſey gelobet, der die Hungrigen noch nie Mangel leiden ließ, antworte die Frau. Was mich anbelangt, ich werde nun bald nichts mehr bedürfen, als ein ruhiges Grab, aber mein Kind? — Mein armer unberathener Sohn? Ach wollte Gott, er bedürfte nichts mehr als leibliche Nahrung; er würde ſo wenig umkommen, als die Vögel des Himmels, aber ſein ungebildeter Verſtand, ſein unerfahrnes Herz, und bey dem allen ſeine groſſen Erwartungen. —

Große Erwartungen? fragte Wolfram. —

Setz' euch nieder, und hört was ich euch hierüber zu ſagen habe, erwiederte die Einſiedlerinn, denn eben dieſes iſts, wovon ich mich noch mit euch beſprechen muß. Ich habe euch von jedem Umſtande meines Lebens genaue Nachricht gegeben, und meinen ſechsjährigen Aufenthalt in dieſem Walde berührte ich mit wenigen Worten; aber ihr werdet wohl nicht glauben, daß dieſe Zeit ſo ganz leer an erzählenswerthen Begebenheiten geweſen ſey; freylich Begebenheiten, wie ſie einer Einſiedlerinn zuſtoßen, Dinge, die ſo wie ihr ganzes Leben, nicht ganz in dieſe ſichtbare Welt gehören, und von welchen ſich alſo gegen Weltmenſchen nicht viel Worte machen laſſen. Nur eins muß ich euch mittheilen, weil es in eine Bitte, ach vielleicht die letzte, die ich an euch thun kann, den größten Einfluß hat.

Das Schickſal meines Sohns ward mit jedem Jahre ſeines zunehmenden Lebens ein wichtiger Gegenſtand meiner tiefſinnigen Betrachtungen und meiner Sorgen. Welche Mutter iſt, die nicht gern ihrem Kinde das glänzendſte Glück für die Zukunft verſicherte, und welche Mutter hatte wohl je dunklere Ausſichten für ihren Liebling, als ich! — Die Aebtiſſinn, welche mich oft in meiner Einſamkeit beſuchte, ſahe mein heimliches Grämen, ſahe meinen Kampf um Beruhigung, und hörte oft mein ringendes Gebeth nur um einen Strahl des Lichts in der dicken Nacht, welche ſich, wenn ich an die Zukunft dachte, vor meinen Augen ausbreitete. So manche der Welt entflohene Seele ward ja göttlicher Offenbarungen gewürdigt, warum denn ich nicht! — Oft warnte mich die Domina nicht in meinen Wünſchen zu weit zu gehen, Gott nicht zu verſuchen, aber vermochte ich die Unruhe zu dämpfen, die mein Innerſtes verzehrte? war ich im Stande, die Bilder zu verjagen, die mir Tag und Nacht vorſchwebten? —

Ich vergaß Speis und Trank, vergaß endlich Gebeth und jede geiſtliche Uebung über den Gegenſtand meiner geheimen Sehnſucht, ich wär fähig geweſen zu Befriedigung meiner Wünſche meine Zuflucht ſelbſt zu verbotenen Dingen zu nehmen. Und ſolltet ihr glauben, daß dieſer Zeitpunkt der Regelloſigkeit gerade derjenige war, in welchem ich erlangte, was ich wünſchte?

Tief im Innerſten dieſes Waldes, nahe bey der rinnenden Quelle, die uns mit Waſſer verſorgt, werdet ihr eine Gegend finden, die von außen nichts anders, als ein zwiſchen hohen Bäumen dicht verwebtes unzugängliches Gebüſch zu ſeyn ſcheint, das euch aber, wenn ihr euch an der Nordſeite einen Weg hinein zu bahnen wiſſet, den überraſchendſten Anblick darbietet, der ſich denken läßt. Ein runder regelmäßiger Platz von etlichen hundert Ruthen im Umkreis, rings umher tauſendjährige Ulmen wie Säulen eines Tempels, über euch das majeſtätiſche Gewölbe des Himmels und hier und da von der Nacht der verſchlungenen Zweige verhüllt; in der Mitte ein Baum, deſſen Art ich nicht kenne, den ich aber geneigt wär für eine der antideluvianiſchen Cedern des Libanons zu halten, welche durch irgend einen Engel hieher verſetzt ſeyn könnte, dem majeſtätiſchen Bilde zur Decke zu dienen, welches unter ſeinem Schatten wohnt.

Ein Zufall, oder ſoll ich es nicht lieber göttliche Eingebung nennen? brachte mich hieher. Ein heiliger Schauer überfiel mich beym Eintritt, mir war es, als trät ich in einen geweihten Tempel, als fühlte ich mich hier der Gegenwart Gottes und aller Heiligen näher. Ich legte meinen Sohn, den ich, weil er vom Gehen ermüdet war, auf den Arm genommen hatte, und der in demſelben eingeſchlafen war, leiſe nieder in den Schatten der Bäume am Eingang des Heiligthums und eilte auf das Marmorbild zu, welches eine weibliche Geſtalt, vermuthlich die heilige Jungfrau vorſtellte. Lange hatte ich nicht gebetet, jetzt durchdrang glühende Andacht meine Seele, und ich warf mich mit meinem alten ſo oft unerhörten Flehen um Licht und Leitung in Anſehung der Schickſale meines Sohnes, auf mein Angeſicht. — Ich betete lang und feurig, und — ward erhört. Du ſollſt ſehen und erfahren, flüſterte mir eine Stimme ins Ohr, wenn du dich nicht ſcheueſt, mir das erſte unſchuldige Opfer zu bringen, das ſich deinen Händen darbeut. Ich ſchauerte in mich zurück, doch meiner ſchon längſt zerrütteten Phantaſie waren die ſeltſamſten Dinge nicht fremd, und ich faßte mich ſchnell. Ein Opfer? ſagte ich zu mir ſelbſt, welches Opfer ſollte mir für Hugo zu theuer ſeyn? — Da umtönte es mich ſchnell wie Vogelſang; eine zahmgemachte Taube, Hugos Spielgefärthinn, ſchlupfte aus den Falten meines Kleides, in welchen ſie ſich zu verbergen, und mich auf meinen kleinen Reiſen zu begleiten pflegte, hervor, und pickte ſchmeichelnd meine Hände.

Ich ſchauerte nochmals in mich zurück. Sollte dieſes das Opfer ſeyn, ſagte ich zu mir ſelbſt, und Thränen entquollen meinen Augen. Aber ſchnell ermannte ich mich, würgte das unſchuldige Geſchöpf, warf es blutend an das Fußgeſtell des Marmorbildes, wiederholte mein Gebet, glaubte den Troſt der Erhörung zu fühlen, und ſank in einer ſüßen, dem Schlummer ähnlichen Betäubung auf den Boden hin. Ein Traum umſchwebte mich, der mir Dinge zeigte; die mein Herz zu den höchſten Hoffnungen aufſchwellten. Mein kleiner Sohn ſtand vor mir, die heilige Inful auf ſeinem Haupt, den heiligen Hirtenſtab in ſeinen Händen, vor ihm beugte ſich eine zahlloſe kniende Menge, denen er mit ausgebreiteten Armen den Segen ertheilte. Ein allgemeines Jauchzen erhub ſich, ich hörte hoch auf, um keines der Worte zu verlieren, welche meinem Liebling zutönten, aber eben derjenige, um deſſen Willen ich gewünſcht hätte, noch ſtundenlang zu träumen, verſcheuchte das Geſicht. Hugo erwachte und erweckte durch das Geſchrey, das er erhob, als er mich nicht an ſeiner Seite ſah, auch mich; ich verhörte oder vergaß alles was ich zu wiſſen wünſchte, nur dieſes blieb mir noch gegenwärtig, daß man meinem Hugo, o Gott, meinem glücklichen, zu ſo großen Dingen beſtimmten Hugo, den Namen, Hatto der Zweyte, Biſchoff von Maynz, zurief.

Die Gegenwart meines Sohnes war mir an völliger Erreichung meines Wunſches zu hinderlich geweſen, als daß ich ihn bey einem zweyten Beſuch in meinem Heiligthum, den ich nicht lang verſchob, wieder mit mir hätte nehmen ſollen. Ich ließ ihn das nächſtemal in Lauritens Händen, und ging allein — Auf ein zweytes Gebet folgte ein zweyter Schlaf, aber das Geſicht, da ſich mir zeigte, war nicht ſo ſchön und deutlich wie das erſte. Mich dünkte, das Marmorbild, vor welchem ich kniete, beugte ſich gegen mir. Du weißt, ſagte es, wer er einſt ſeyn wird, flöße ihm bey Zeiten Gefühl ſeiner künftigen Größe und unabläßiges Streben nach Hoheit ein. Ueber fünf Jahr ſollſt du mehr erfahren, nimm des zum Unterpfand meine Hand, die du dann mir wiederbringen oder ſterben mußt. — Eine eiskalte Marmorhand rührte mich bey dieſen Worten an, es geſchah ein heftiger Donnerſchlag, und ich erwachte.

Der letzte Theil meines Traums war Wahrheit. Blitze umleuchteten die Gegend, wo ich lag, und über mir brüllte der Donner. Ich raffte mich auf und ſuchte Schutz vor dem herabtriefenden Regen in der Nähe des heiligen

Baums, ich wollte das Bild der Heiligen umfaſſen, das er deckte, aber ein geheimes Schrecken ſcheuchte mich zurück, und in dieſem Augenblick geſchah ein Blitz, der den ganzen Himmel zu öffnen, und die Gegend rund umher in Feuer zu ſetzen ſchien. Die Stelle, wo ich mich hatte retten wollen, glühte, und ein fürchterliches Gepraſſel machte mich glauben, daß der eiferſüchtige Himmel das Heiligthum von Grund aus zerſtört habe, welchem ich ſeither meine andächtigſten Gebete geweiht hatte.

Ich floh auf die entgegengeſetzte Seite, der angelaufene Regen machte gänzliche Entfernung aus dieſer ſchauervollen Gegend unmöglich, und ich glaubte dieſe Nacht hier verweilen zu müßen; aber ſchnell klarte ſich der Himmel auf, die Sonne blickte hervor, und ein Regenbogen, der ſchönſte, den ich je ſah, umzog die grauen Gewitterwolken, die zur Seite entflohen. Mein Muth kam zurück, ich wollte Gott für die Rettung aus dieſer Gefahr danken, aber ein unwiderſtehlicher Trieb riß mich zuerſt nach jener Gegend hin, wo ich vorher gebetet hatte. Ich fand den Gegenſtand meiner Andacht vom Donner geſpalten, und die rechte halb zerſchmetterte Hand deſſelben genau an den Ort geſchleudert, wo ich geſchlummert hatte. Ich hob ſie auf, aber ein ſeltſames Grauen, das mich überfiel, machte, daß ich ſie wieder fallen ließ, ich hüllte mich in meinen Schleyer, und entfloh.

Schon hatte ich meine Hütte wieder vor Augen, ſchon ſah ich Laurita und meinen Hugo von weitem in der Thür ſitzen, und ſich des ſchönen Abends nach vorübergerauſchtem Ungewitter erfreuen, als mir auf einmal mein Traum wieder in den Sinn kam. „Ueber fünf Jahr ſollſt „du mehr erfahren, nimm des zum Unterpfand „meine Hand" dieſe Worte, faſt die letzten, die die Erſcheinung mir ſagte, ſchallten mir von neuem in die Ohren. Dieſe Hand? ſagte ich, welche? Die vom Donner zerſchmetterte? Wo iſt ſie? — Thörinn, du haſt ſie zurück gelaſſen, und damit allen Anſpruch auf mehrere Wiſſenſchaft von der Zukunft vielleicht auf das ganze Glück deines Lieblings aufgegeben.

Ohne lang zu bedenken was ich that, eilte ich zurück dasjenige abzuholen, was mein ſeltſamer Traum mir zugetheilt hatte. Ich hatte eine mühſelige Reiſe nach dem Orte, den ich eben verlaſſen hatte. Der Weg ſchien ſich unter meinen Füßen zu verlängern; Hinderniſſe, die ich vorher nie auf demſelben fand, legten ſich mir entgegen, ſeltſame Bedenklichkeiten ſtiegen in mir auf, noch am Eingange des ſchauervollen Orts wär ich lieber wieder zurück gekehrt, aber ich ermannte mich, eilte an die vom Donner gezeichnete Stelle, hub die Reliquie vom feuchten Boden auf, glaubte mich nun im Beſitz alles deſſen, was ich wünſchte, und eilte davon, als hätte ich einen Raub begangen. Fürchterlich ſäuſelten die Bäume mir nach, und ich ſchwur mir zu, dieſe Stätte vor Ausgang der fünf Jahre nicht wieder zu betreten, auch habe ich ſie nie wieder ernſtlich ſuchen mögen, noch ungeſucht finden können; Ihr aber, **Wolfram**, werdet ſie finden, wenn ihr Hugo zum Führer wählet, welcher vorigen Frühling bey ſeinen kindiſchen Spielen in eine Gegend gerathen iſt, welche ſeiner Beſchreibung nach keine andere als dieſe ſeyn kann.

Und was ſollte ich dort? fragte **Wolfram**.

Habt ihr vergeſſen, ſagte **Waldrada**, daß ich jenes Unterpfand meines Glücks nach fünf Jahren wiederbringen oder ſterben ſoll? Die Zeit iſt um, Krankheit macht mir den Weg dahin unmöglich, und ſollte ich mich geirrt haben, daß ihr dieſe Mühe mit Freuden für mich übernehmen würdet? —

Mit Freuden? wiederholte der Räuber, nein, Frau, mich dünkt, es kommt bey dieſer ganzen Geſchichte manches vor, das einen anten Chriſten bedenklich machen möchte, ſich mit Freuden darein zu miſchen. Doch ich ſehe ſchon den Namen Räuber auf eurer Zunge ſchweben, und wenn ihr denn meynt, daß ein ſolcher Verworfener wie ich, ſich aus nichts Bedenken machen dürfe, ſo gebt eure Reliquie, wie ihr es nennt, nur her, ich will verſuchen, wie ich mich eures Auftrags entledigen kann.

Waldrada zog unter ihrem Bette ein kleines Behältniß hervor, öffnete es, und zeigte dem Vertrauten ihrer Geheimniſſe in demſelben eine ſchön geformte Hand von ſchwarzem Marmor, ſie hielt eine flatternde Taube von ähnlichem Stein gebildet, und trug hier und da Spuren des Blitzſtrahls, der ſie von dem Körper, zu dem ſie gehörte, geſondert hatte.

Wolfram betrachtete die ſeltſame Reliquie mit Kopfſchütteln. — Ihr ſchweigt, ſagte **Waldrada**, was ſind eure Gedanken?

Gott weis, was ich von dieſen Dingen denken ſoll, erwiederte er. Ich miſche mich ſehr ungern in dieſe Händel. Ich fürchte, ihr ſeyd in die Stricke des Böſen gefallen, ohne es zu wiſſen, und wundre mich, wie ihr, eine heilige Einſiedlerinn, nichts davon ahnden konntet, da mir, einem ſo großen Sünder, alles in eurer Geſchichte auffallend iſt. Eure Gemüthsfaſſung beym Anfang des fürchterlichen

Abentheuers, war gewiß nicht diejenige, in der ein Menſch ſich großer Gnadenbezeugungen von Gott und ſeinen Heiligen zu getröſten hat, eure Bereitwilligkeit eurer raſenden Begierde nach Wiſſenſchaft ein unſchuldiges Thier aufzuopfern, da ihr doch wiſſen konntet, daß unſere liebe Frau nie ſo etwas forderte, zeigt, daß ihr ganz verblendet waret, und ſolche Leute ſinds eben, welchen die Verſuchung auf dem Fuße nachſchleicht; auch habe ich nie etwas von einem Marienbilde hier im Walde gehört aber das weis ich wohl, daß der Speſſart vor Alters ein Götzenhayn geweſen ſeyn ſoll. — Nun Gott weis auf was für einem Altar ihr geopfert, vor was für einem Bilde ihr gekniet habt, er hat die Stätte mit ſeinem Donner gezeichnet, und dies hätte euch wenigſtens ſchrecken ſollen!

Die Einſiedlerinn ſchwieg und weinte. Soll ich euch die Wahrheit geſtehen, ſagte ſie nach einer Weile, ſo habe ich wohl auch zuweilen dergleichen Gedanken gehabt, und urtheilet, welche Quaal ſie meinem Gewiſſen verurſacht haben müßen. Die That war einmal geſchehen, und nicht zu widerrufen.

Und warum nicht widerrufen? ſagte der fromme Räuber, Beichte und Beſſerung kann Ge-

Geſchehenes ungeſchehen machen. Hört nur auf euch ferner mit dergleichen Dingen abzugeben, werfet die abſcheuliche Hand in das nächſte fließende Waſſer, oder in eine grundloſe Tiefe, und ſuchet Abſolution für eure Sünden.

So ſehr die Einſiedlerinn den letzten Theil dieſes Rathſchlags billigte, ſo abgeneigt war ſie von dem erſten. Es iſt unmöglich, ſagte ſie, das ſcheusliche Unterpfand meines Unglücks an einen andern Ort zu bringen, als an den, woher ich es nahm. Ihr wißt, der Tod ward mir gedroht, wenn ich ermangelte, es wieder zu bringen. Seit dem Tage, an welchem die fünf beſtimmten Jahre zu Ende waren, fühlte ich ungewöhnliche Schmerzen in meinem Innerſten, eine ungewöhnliche Abnahme meiner Kräfte, ich muß ſterben, wenn ich thue, was ihr verlangt, und — kann vielleicht gerettet werden, wenn ihr meinen Bitten Gehör gebt. — Auch muß ich euch geſtehen, meine Begierde, gewiſſe Dinge zu erfahren iſt noch nicht ganz erloſchen. Ich hoffe bey der Handlung, die ich euch auftrage, noch auf mehrere Aufklärung. Ach Hugos Schickſal iſt's nicht allein, was mich jetzt beunruhigt, **Werinhar**, er, den ich alle dieſe langen Jahre nach meiner Flucht aus Maynz aus gewiſſen Nachrichten für tod hielt, ſoll, wie Laurita mir berichtet, noch leben. O Wolfram, er lebt! wie lebt er, und wo? — Gehet und bringet mir hievon Gewißheit, und ich werde geneſen! — Iſts nicht traurig, da ich nun einmal ſündigte, nun einmal Strafe leiden ſoll, daß ich nicht wenigſtens den ganzen Vortheil meines Vergehens, völlige Kenntniß deſſen, was ich wiſſen muß, eingeerndtet habe? — Geht und verſchafft mir dieſen, und denn kann ich ruhig auf Reue und Beſſerung denken.

Sechſtes Kapitel.

Waldrada beharrt auf ihrem Wahne.

Wolfram, ſo ſehr er auch Räuber war, fand die Geſinnungen der Einſiedlerinn etwas anſtößig; es war in den damaligen Zeiten gewöhnlich, ziemlich richtige Begriffe von Recht und Unrecht mit der geſetzwidrigſten Lebensart zu verbinden, und auch Waldradens Vertrauter befand ſich in dieſem Fall. Er war im Begriff, ihr ſeine Gedanken hierüber zu ſagen, aber er ward durch ein ſtarkes Klopfen an der Thür, und Hugos bekannter Stimme geſtört, welche zum Einlaß bat.

Wolfram öffnete, der Knabe hüpfte herein, und eilte an das Bette ſeiner Mutter. Wo biſt du ſo lang geblieben mein Kind? fragte ſie. Ich blieb ſo lang um euch recht viel zu bringen, erwiederte er, o Mutter viel Vorrath! viel Stärkung für euch auf viele Tage! Draußen iſt **Laurita** mit einem beladenen Eſel, ſie wollte nicht herein, weil ſie eine Männerſtimme bey euch hörte. Guter **Wolfram**, bittet ſie herein zu kommen, mich dünkt, vor euch darf ſie ſich nicht ſcheuen.

Höflichkeit und Neugier, — er hatte die junge Nonne noch nie bey der Einſiedlerinn getroffen — trieben den Räuber hinaus, die Ankommende einzuführen. Die ſchwarzäugigte **Laurita** verbarg ſich vor ihm hinter den Büſchen, aber er wußte ſie zu finden, und es dünkte ihm, daß ihm die heilige Jungfer nicht ungern folgte.

Er führte ſie an **Waldradens** Bette, und ging hinaus nebſt **Hugo** den Eſel abzuladen, indeſſen die Nonne und ihre alte Freundin ſich bewillkommten. **Laurita** erzählte der Einſiedlerinn die Urſach von **Hugos** langem Verweilen, die ſie aus **Wolframs** Relationen ſo richtig gemuthmaßt hatte, und dieſe ſprach gegen das junge Mädchen von der Zunahme ihrer Krankheit, und dem Wunſch ſie auf einige Zeit zur Wärterinn zu haben. **Laurita** verſicherte, daß ſie Diſpenſation habe, ſo lang bey ihr zu bleiben, als ſie wolle.

Einige neugierige Fragen wegen **Wolfram** folgten hierauf, deren Beantwortung durch den Eintritt dieſes Mannes und ſeines kleinen Gefährten unterbrochen wurde.

Laurita, welche der klöſterliche Wohlſtand den Anblick des Fremden vermeiden machte, ging hierauf hinaus, die Mahlzeit zuzubereiten, und **Waldrada** ſchickte den jungen **Hugo** ihr nach, weil ſie mit **Wolfram** noch allein zu ſprechen hatte.

Daß ihre Geſpräche die Fortſetzung desjenigen waren, welches am Anfang dieſes Kapitels unterbrochen wurde, läßt ſich errathen; allein die Geſchichte meldet nur dieſes von demſelben, daß die Einſiedlerinn dem Räuber dasjenige, was ſie von ihm bey jenem geheimnißvollen Gang in den Wald gethan wiſſen wollte, deutlicher vorlegte, daß er ihr ſeine Einwendungen mit aller Stärke der Wahrheit und Entſchloſſenheit entgegen ſetzte, und daß ſie beyde ihrer Sache bey weitem noch nicht einig waren, als die Nonne und der Knabe mit dem bereiteten Eſſen herein traten.

Man ſetzte ſich zu dem ſparſamen Mahle an **Waldradens** Bette nieder, die ſchüchterne

Laurita ſcheute ſich an der Seite eines Mannes zu ſpeiſen; man machte Bedingungen, und es ward ihr am Ende vergönnt, den Schleyer niederzulaſſen welches ſie künſtlich genug zu bewerkſtelligen wußte, daß er Glanz ihrer ſchwarzen Augen und die Reize eines ſchönen Mundes nicht ganz verloren gingen.

Meine heutigen Leſer, nicht diejenigen, welche die Legende von Hatto dem Zweyten im zehnten und eilften Jahrhunderte fand, wundern ſich über die ſeltſame Zuſammentreffung einer Einſiedlerinn, eines Räubers, eines jungen Knabens, und einer Kloſterjungfer bey einem geſellſchaftlichen Mahle, aber die Kloſterſitte war in den damaligen Zeiten nicht allzuſtreng, oder wurde nicht mit der größten Gewiſſenhaftigkeit beobachtet. Herumwandernde Nonnen, welchen auf ihren Reiſen oft Abentheuer zuſtießen, die ſeltſam genug heraus kamen, waren weiland nichts ſeltenes; zwar hatte Karl der Große und ſeine Nachfolger in manchem geſchärften Edikt über dieſes Unweſen geeifert, doch aber blieb es, wie nun ſo zu geſchehen pflegt, unter der Hand immer daſſelbe.

Ob Lauritens Blödigkeit, Wahrheit oder Maſke war, ſteht meinen Leſern frey zu muthmaſſen, genug, bey gegenwärtigem Mahle verhielt ſie ſich ſehr eingezogen, ſpeißte nicht viel, und ſprach noch weniger, **Hugo** aß, und ſchwatzte mit aller Behaglichkeit eines zehnjährigen Knaben; **Waldrada** lag mit gen Himmel gerichtetem Blick und vor ſich gefalteten Händen auf ihrem Lager, und **Wolfram** ſchien über einen Gewühl von Gedanken, die ſich errathen laſſen, die guten Speiſen, die man ihm vorlegte, und den ſchönen Mund nebſt den ſchwarzen Augen, welche ihm zu Liebe immer mehr enthüllt wurden, gar nicht zu bemerken.

Ihr ſeyd alſo feſt entſchloſſen ſagte **Waldrada**, als ſie nach aufgehobener Tafel mit **Wolfram** allein war, mich ohne Hülfe verderben zu laſſen? Fühlet meinen Puls, er hüpft wie ein Uhrwerk das im Begriff iſt, abzulaufen, ſehet die Leichenbläſſe, und den kalten Todesſchweiß, der mein Geſicht bedeckt, und, o ſolltet ihr die zunehmenden Schmerzen in meinem Innerſten fühlen, es iſt als wenn ſie ſich nach dem Bekenntniß, das ich euch that, und nach eurer hartnäckigen Weigerung mir zu helfen, vervielfachten. Ich kann nicht über den Gedanken Meiſter werden, die Zurückbringung jenes unſeeligen Unterpfands eines unerfüllten Verſprechens werde mich retten.

Hugo, fuhr ſie gegen den Knaben fort, welcher eben eintrat, bitte doch unſern Freund, dich in jenes Gebüſch zu begleiten, welches du vergangenen Frühling fandeſt, und mir ſo reizend beſchriebſt. Hugo meynte, dieſe Gegend wär in der That recht ſchön, aber er möchte nie wieder allein daſelbſt ſpielen, ſie ſey ſo öd und ſchauerlich. Mit euch, lieber **Wolfram**, ſetzte er hinzu, wollte ich ſie ſchon allenfalls noch einmal beſuchen, wenn ihr kein Grauen dafür fühltet.

Ein heftiger Schrey, den die Einſiedlerinn in dieſem Augenblicke ausſtieß, unterbrach den Sprechenden. **Wolfram** ſprang auf, und **Laurita** wurde zu **Waldradens** Hülfe herein gerufen, ſie fand ſie ohnmächtig. Sie erholte ſich langſam, und ein bittender Wink, den ſie, nachdem ſie ihre Beſonnenheit völlig wieder erlangt hatte, dem Räuber gab, und der von ihm allein verſtanden ward, machte, daß dieſer ſich endlich entſchloß, das kleine Behältniß mit der ſogenannten Reliquie aus einem Winkel hervorzog, und **Hugo** bey der Hand nahm, mit ihm die Hütte zu verlaſſen.

Der weinende Knabe weigerte ſich, von ſeiner ſterbenden Mutter zu gehen, aber einige abgebrochene Worte von ihr lehrten ihn gehorchen, und er eilte **Wolfram** nach, welcher ſchon einige Schritte vorausgegangen war.

Siebentes Kapitel.

Hugo kehrt einſam zurück.

Die Einſiedlerinn befand ſich nach dem Abſchied ihrer Helfer in einem kläglichen Zuſtande, ihre Krankheit, welche vielleicht mehr als zur Hälfte die Folge einer erhitzten Phantaſie war, vermehrte ſich, ſie klagte über unleidliche Schmerzen, und ſprach in der Hitze Dinge, welche der unwiſſenden **Laurira** Räthſel waren, und ihr Winke von Geheimniſſen gaben, die ſie zugleich mit Neugier und heimlichen Grauen erfüllten.

Die Nonne hatte binnen Zeit von drey Stunden verſchiedenemahl an die Hüttenthür gehen müſſen, um ſich nach der Rückkunft der Abgeſchickten umzuſehen, und ſie kehrte endlich in der vierten mit dem jungen Hugo zurück, welcher ſo ſchwach und zitternd an ihrer Seite ging, als ob ihn Schrecken oder drohende Gefahr halb des Lebens beraubt hätten.

Ach, da biſt du ja wieder, mein Kind! rief ihm **Waldrada** mit ſchwacher Stimme entgegen, aber du ſiehſt bleich, mein Sohn, was iſt dir widerfahren? und wo iſt Wolfram. —

Ach der abſcheuliche Wolfram, weinte der Knabe, der Ruchloſe, der Räuber! mit Mühe bin ich ſeinen Händen entgangen. Ach daß ihr mich mit ihm allein an jenen Ort ſchicktet, welcher einer Gegenwart nicht bedurfte, um mir noch entſetzlicher zu werden!

Dieſer Aeuſerung folgten Fragen, und dieſen endlich folgende Erklärung.

Ich gieng ungern, ihr mußtet es merken, mit Wolfram in das öde Gebüſch, welches ich öfter beſucht habe, als ichs euch ſagen durfte, und das ich allemal mit dem Entſchluß verließ, es nie wieder zu ſehen, ob ich gleich voraus wußte, daß ich immer faſt wider meinen Willen von neuem dahin gezogen werden würde. Es iſt mit alledem eine ſonderbare Gegend, und hättet ihr mir nicht jenes Marmorbild als die heilige Jungfrau bezeichnet, ich würde es bey der hinreiſſenden Schönheit ſeines Geſichts allemal lieber für das Bild eines Dämons gehalten haben.

So oft ich dieſen Sommer über mich dorthin verirrte, ſtürzte mich faſt beym erſten Eintritt ein unwillkührlicher Schlaf ſinnlos nieder, ein Schlaf voll der ſeltſamſten Bilder und Träume, die ſo bunt und lachend ſie auch zuweilen waren, mich doch immer mit einem innerlichen Entſetzen erfüllten.

Und ich bitte dich, mein Kind, was ſahſt du, fragte **Waldrada.**

Ach erwiederte er, die wunderbarſten Dinge; mich bald im Fürſten-Gewand, von Tauſenden mit einem neuen Namen begrüßt, bald wieder auf einem Wege mit Blut überſtrömt, oder in Ketten und Banden, oder mit ſcheußlichem Ungeziefer umgeben. Zuweilen war es auch, als wenn das Marmorbild zu mir herabſtieg, mir ſeinen zerſchmetterten Arm zeigte, und das fehlende Glied von mir forderte; immer wollte ich euch dann, wenn ich nach Hauſe kam, davon ſagen, aber es fehlte mir an Muth, weil ihr mir verboten hattet, oft in jene Gegend zu gehen.

Dieſesmahl machte Wolframs Abſcheu vor dieſem Gange mir ihn noch läſtiger, er wollte mich mehrmahls auf dem Wege bereden, mit ihm davon zu gehen, und eure Hütte nie wieder zu ſehen, aber wie hätte ich euch verlaſſen, oder wieder vor euch erſcheinen können, ohne euren Befehl erfüllt zu haben? Ich drang alſo auf das, was ich ſo ungern that, und hütete mich wohl, ihm etwas von meinem eignen Widerwillen ſehen zu laſſen. Wir langten an, keins von uns ſprach ein Wort, wir gingen ſchweigend um die vom Donner gezeichnete Stelle herum, **Wolfram** zog unter ſeinem Mantel einen ſchwarzen Stein hervor, den er zu den Füßen des Bildes niederlegte; ein heftiger Donnerſchlag, den auch ihr wohl gehört haben werdet, geſchah bey heiterm Himmel, und ſtürzte mich, und wie ich vermuthe, auch ihn ſinnlos zu Boden; meine Betäubung verwandelte ſich endlich in jenen träumevollen Schlaf, von welchem ich euch vorhin ſagte, die Bilder, welche mir vorkamen, waren verwirrter und grauenvoller als je zuvor. Ich ſah kein Ende, und würde wahrſcheinlich noch träumen, wenn nicht Wolfram mich mit Ungeſtüm geweckt, und von dem Boden empor geriſſen hätte.

Steh auf! ſchrie er mit einer fürchterlichen Stimme, und entſchließe dich mir zu folgen!

Wohin? fragte ich. Weit, weit von hier hinweg! erwiederte er, du darfſt dieſe hölliſche Stätte, darfſt deine verführte Mutter nicht wieder ſehen, darfſt nach ihrem Tode, der bald erfolgen wird, nicht in die Hände der Pfaffen gerathen, oder du biſt verloren. — Siehe! wie ich hier vollende, was die Rache des Himmels begonnen hat, auch dich wird ſie treffen, wenn du nicht gehorchſt.

Mit dieſen Worten ergriff er ſeine Streitaxt, und zerſchmetterte mit wenig Schlägen das Marmorbild, das mir durch den Namen, den ihr ihm zu geben pflegtet, ſo heilig war, er ſchleuderte die Trümmern in den Strom, der hinter den Bäumen vorbey fließt, und das Waſſer fieng hierauf an ſo fürchterlich zu ſieden und zu ſchäumen, daß ich entfloh.

Nicht lange ſo hörte ich **Wolframs** Fußtritt hinter mir, und verdoppelte meine Schritte, aber er ereilte mich, faßte mich in ſeine Arme, und lud mich auf ſeine Schultern; ich riß mich los, er ergriff mich zum zweitenmal, es erfolgte das nehmliche, bis er endlich ungeduldig ward, und mich von ſich ſtieß — Fahre hin in dein Verderben! ſchrie er, indem er ſich entfernte, und denke an **Wolfram**, den Räuber, wenn dich der, einſt dasjenige reuet, was du jetzt thuſt. — Ich ſah ihm ängſtlich nach, aber, Mutter! wie könnte es mich je reuen, euch nicht verlaſſen zu haben, wie hätte ich in den letzten Stunden eures Lebens von euch gehen ſollen, um ihm zu folgen?

Waldrada ſchwieg, und zog den Knaben, der ihre bleiche Hand liebkoſete, näher zu ſich, um ihn zu küſſen, und Laurita dachte vor Neugier über die ſeltſamen kaum halb verſtändlichen Dinge, die ſie vernahm, zu ſterben. Gern hatte ſie gefragt, aber die Krankheit ihrer Freundinn nahm zu, und machte jede fremde Unterhaltung unſchicklich. Die unglückliche Einſiedlerinn! ſie hatte in dem Feuer einer erhitzten Phantaſie Linderung von dem Geſchäft gehoft, welches Wolfram für ſie ausrichten mußte, und ſie fühlte nichts, als die Annäherung des Todes, ſie hatte gemeynt, durch ihn wenigſtens mehreres Licht über gewiſſe Dinge zu erhalten, die ſie gern dieſſeit des Grabes ganz aufgeklärt geſehen hätte, und ſie hatte nicht einmal den Troſt, ihn wieder zu ſehen, und ihn über die Begebenheiten im Gebüſche genau befragen zu können!

Hugos Empfindungen theilten ſich in Kummer über ſeine leidende Mutter, und in heiligen Unwillen über den ruchloſen Räuber, der die ſchwarze Madonna im Walde zertrümmerte, und ihn entführen wollte; Waldradens Geſinnungen gegen Wolfram waren milder, das erſte verzieh ſie ihm, weil ſie noch nicht wußte, was ſie davon denken ſollte, und das zweyte ſchob ſie auf die Liebe für ihren Sohn, und auf ſeine vielleicht klärern Einſichten in deſſen künftiges Schickſal. Ihre Gedanken wachten im Uebrigen nun ſeyn, welche ſie wollten, ſo zogen ſie eine heftige Sehnſucht nach ſich, **Wolfram** vor ihrem Ende nur noch einmal zu ſprechen, und der erzürnte Knabe mußte ſich gefallen laſſen, dieſen Tag bald allein, bald an Lauritens Seite den Wald von verſchiedenen Seiten zu durchſtreichen, ob der Räuber nicht vielleicht noch zu finden und zurück zu bringen wär. Die Warnung, dem fürchterlichen Gebüſch nicht zu nahe zu kommen, war unnöthig, denn weder Hugo noch die Nonne fühlten ſich jetzt durch einen ſonderlichen Trieb zu demſelben hingezogen.

Sie gingen und kehrten oft wieder zurück, die Sorgen um die Sterbende machten ihre Abweſenheiten kurz; es war ein trauriger angſtvoller Tag zwiſchen fruchtloſen Nachſuchungen, und wiederholten Trennungen von einer Perſon getheilt, die man nun bald auf ewig verlieren ſollte, und von deren letzten Augenblicken man lieber nicht einen verloren hätte. Laurita und der Knabe weinten ſehr, und verwünſchten Wolfram, den ſie die Urſach ihrer Thränen nannten.

Achtes Kapitel.

Hugo wählt für ſein ganzes Leben.

Es war ſpät gegen den Abend, ſie kehrten von einer der längſten Wanderungen, die ſie dieſen Tag durch den Wald gemacht hatten, zurück, froh, daß nun die einbrechende Nacht ſie der weitern Entfernung überhöbe. Sie hatten **Waldraden** allemal bey ihrer Heimkunft ſchlechter gefunden, und zitterten, was ſie dieſesmal finden würden. Sie öffneten zögernd die Thür, und ſahen den Räuber an dem Bette der Sterbenden ſitzen.

Unwürdiger, fuhr der Knabe heraus, wir haben euch geſucht, wär es auf mich angekommen, ſo — Ich weis, was du meynſt, Hugo, erwiederte jener, aber alles, was du ſagen willſt, iſt jetzt unzeitig! Ihr hättet es alle denken können, daß ich, die erſte Hitze möchte mich auch handeln machen wie ich wollte, mich doch endlich beſinnen, und **Waldraden**, mit welcher ich ſo viel zu ſprechen hatte, noch einmal vor ihrem Ende ſehen würde, aber ach, ich fürchte, ich komme zu ſpät, vielleicht hat ſie das, was ich ihr in eurer Abweſenheit ſagte, noch verſtanden, aber jetzt — —

Hugo kniete weinend an das Bette ſeiner Mutter, **Laurita** ſchob ihren Arm unter ihr Küſſen, und ſuchte ihr einige Stärkungen beyzubringen. — **Wolfram** hatte recht, mit weit geöffneten Augen, die von keinem Gegenſtande, der ſie umringte, mehr einen Eindruck anzunehmen ſchienen, lag die Einſiedlerinn da, ihr Ohr ward von keinem Ton mehr gerührt, und ihre Lippen ſtießen mit ſchwacher Bewegung das dargebotene Labſal von ſich.

Hugo, ſagte **Wolfram**, die Zeit iſt koſtbar, noch weilt die Seele deiner Mutter in ihrem faſt erſtorbenen Körper, noch iſt ſie ſich vielleicht mehr von dem bewußt, was um ſie vorgeht, als wir denken; höre, was ich dir noch in Gegenwart der Scheidenden ſagen will. Ich entdeckte deiner Mutter mehr von den heutigen Vorgängen im Walde, als du ſelbſt weißt, ſie verſtand mich, und äußerte ihre Gedanken darüber auf eine Art, die auch mir verſtändlich ſchien. Ich bat, ſie ſolle dich mir zum Sohne ſchenken, und ſie willigte ein, wie ich glaube.

Nimmermehr! ſchrie **Hugo**! euch, einem Räuber, einem Entführer? einem Stürmer der Heiligthümer!

Laß das jetzt! fuhr jener fort. Ich bin kein Räuber mehr! ſchon lang entſagte ich dieſer Lebensart im Herzen, und heute im Walde gedieh mein Entſchluß zur völligen Reife. — Kaum hatte ich Gott und meinem Gewiſſen ernſtlich zugeſchworen, der Tugend in Zukunft ſtandhaft zu folgen, ſo führte mir die Vorſicht ein Mittel in den Weg, mir die Ausführung des Vorſatzes zu erleichtern. Ich begegnete, als du dich von mir losgeriſſen hatteſt, hier im Walde kayſerlichen Werbern, ich nahm Dienſte, und ich habe mir ſchon die Erlaubniß, dich als meinen Sohn mit ins Feld zu nehmen, mit eingedungen, ich kam zu deiner Mutter, um dich zu bitten, ich glaube, ſie gab meinen Gründen nach, und willigte ein, und auch du mußt einwilligen, wenn du deinem Unglück entgehen willſt.

Ich willige nicht ein, ſchrie **Hugo**, indem er ſich von **Wolfram** losriß, und ſich von neuem an dem Lager der Sterbenden niederwarf, von welchem ihn ſein aufgedrungener Freund empor geriſſen hatte.

Waldrada, rief **Wolfram**, ich beſchwöre euch, wenn noch Beſinnungskraft in euch iſt, wenn ihr noch vermögt, dieſelbe auf irgend eine Art zu äußern, ſo gebt eurem Sohn ein Zeichen von dem, was er zu thun hat.

Die Sterbende bewegte die Lippen, machte eine ſchwache Wendung mit der Hand, und ließ ihre gebrochenen Augen mit einem Blick von **Wolfram** auf **Hugo** ſinken, den jener Bejahung, dieſer Verneinung nannte, bald darauf hauchte ſie den letzten Seufzer aus, und die Sache blieb unentſchieden.

Neuntes Kapitel.

Wolframs Räuberstücke.

Wolfram, dem wir von nun an den ſchimpflichen Beynahmen, der Räuber, erlaſſen, war klug genug, jetzt, in der Stunde des tiefſten Schmerzens, keinen entſcheidenden Entſchluß in einer Sache von Wichtigkeit von dem jungen **Hugo** zu fordern, und liebte ihn zu ſehr, um es bey der abſchlägigen Antwort bewenden zu laſſen, die er eben von ihm erhalten hatte. Er hielt es für gut, ſich für den gegenwärtigen Augenblick zu entfernen. Er machte ein Kreuz über die Entſchlafene, ſprach ein Paternoſter zur Ruhe ihrer Seele, drückte den widerſtrebenden **Hugo** mit einem Kuß an ſeine Bruſt, machte Miene **Lauritens** jungfräulich zurückgezogene Hand beym Abſchied treuherzig zu ſchütteln, verſprach wieder zu kommen, und ging davon.

Nach ſeinem Abſchied verließ auch **Laurita** den weinenden Knaben bey den Ueberreſten ſeiner Mutter, und gieng nach dem Kloſter, den Tod der Einſiedlerinn zu melden. Sie kehrte bald in Begleitung einiger andern Kloſterfrauen, und des Nonnenkappelans zurück, und zog, in, deſſen die erſten den Körper leiblich zum Begräbniß bereiteten, und der andere ihn ſegnete, weihte, und die entflohene Seele mit frommen Gebeten geleitete, den verlaſſenen Hugo aus der Hütte, wie ſie ſagte um ihn zu tröſten.

Aber, guter Hugo, welch ein Troſt! **Laurita** gehörte mit zu denenjenigen, welche, ſo kläglich ſie auch beym Tode ihrer Freunde weinen können, doch ſicher keine Thräne in ihre Gruft fallen laſſen, weil dieſelben gewiß bey der Beerdigung ſchon alle vertrocknet ſind. — Die Nonne ſtellte ihrem jungen Freunde die Thorheit übermäßiger Betrübniß, die Pflicht ſich indie Fügung des Himmels zu ergeben, und die Reize veränderter Auftritte, welche ihn, anſtatt der bisherigen Einförmigkeit, nun erwarteten, nachdrücklich vor, und ging endlich ſo weit, zu dem elenden Mittel der Altagströſter ihre Zuflucht zu nehmen; ſie ſuchte das Geſpräch auf andere Dinge zu bringen, gleich als ob irgend etwas in der Welt fähig ſeyn könnte, dem unglücklichen Knaben, der für ſeine Jahre klug und gefühlvoll genug war, die große Urſach ſeiner Thränen nur auf einen Augenblick aus den Augen zu rücken.

Hugo zürnte, als die Nonne die Geſchichte im Walde, den Gegenſtand ihrer Neugier auf die Bahn brachte, und Erläuterung forderte, er ſchleuderte die Hand der geliebten Laurita, die er ſonſt nie vorſetzlich zu beleidigen pflegte, unwillig von ſich, gab ihr keine Antwort, und eilte in die Hütte zurück zu der Leiche, von welcher ihn nichts hinweg bringen konnte, als endlich die traurigen Worte: Staub zu Staube! welche das letzte Band des irrdiſchen Umgangs, und der Liebe dieſſeit des Grabes auflöſen. — — Waldrada ward an der Seite ihrer Hütte in geweihtes Erdreich verſcharrt, und die Stelle gleich denenjenigen, wo die vorigen Bewohner dieſer Einſiedeley ruhten, mit einem ſchwarzen Kreuze bezeichnet. Die Wohnung ward verſchloſſen, und der Kapellan nahm den verwaiſten Knaben mit ſich in die ſeinige, weil es die Nonnen ſchon ſeit Jahr und Tag unſchicklich zu finden begunnten, den heranwachſenden Hugo, bey ſeinen Beſuchen im Kloſter, ſo wie vordem in ihrer Klauſur zu beherbergen.

Man erlaube mir dasjenige, was in den zunächſt darauf folgenden Tagen vorging, zu übergehen. Thränen von Seiten **Hugos**, fruchtloſe Tröſtungen der Kloſterleute, Botſchaften an und von Abt Ademarn. Der Befehl, ſich nach Kloſter Fulda zu verfügen, und Trennung von ſeinen bisherigen Werthen, welche von Seiten Lauritens ſehr kalt abging, denn ſie konnte die Hartnäckigkeit, mit welcher ihr Hugo die volle Befriedigung ihrer Neugier verſagte, noch nicht vergeſſen. In der That wußte ſie von den Abentheuern im Walde, die ihr ſo ſehr am Herzen lagen, bereits ſo viel als der Knabe, ſie hatte Mittel gewußt, ihm in dieſen Tagen den umſtändlichſten Bericht von allem, was ihm bekannt war, abzudringen, aber ſie glaubte ihm nicht, daß er nichts zurückhielte, und zürnte mit ihm wegen ſeiner Unvertraulichkeit. Freylich war **Hugos** Erzählung von dieſen Dingen noch unvollkommner als die unſrige, denn man kann wohl denken, daß er nichts von all dem je erfahren hatte, was **Waldrada** ihrem vertrauten **Wolfram** einſt in ſeiner Abweſenheit mittheilte.

Hugo nützte die Rechte, welche ihm die Kindheit gab, an deren Gränzen er noch ſtand, und trennte ſich von der ſchönen Laurita mit einem Kuſſe, ſie erröthete, die andern Nonnen wandten ihre Angeſichter ab, und der Kapellan, welcher zu ſeinem Begleiter auf dem Wege nach Oheim Ademarn beſtimmt war, drohte mit dem Zeigefinger.

Die Reiſe würde ganz ohne Abentheuer zurückgelegt worden ſeyn, wenn ihnen nicht im Walde eine Perſon aufgeſtoßen wär, die meine Leſer errathen werden, und die ſich der Fortſezzung des Weges ernſtlich entgegen ſetzte. Eben waren ſie vor der verlaſſenen Hütte der Einſiedlerinn vorüber gekommen, eben hatte Hugo die Ruheſtätte ſeiner Mutter mit einigen Thränen von weitem begrüßt — Sich ihr zu nahen verſtattete die Eil ſeines Führers nicht — als aus dem Gebüſch ein gewaffneter Mann, als Wolfram hervortrat.

Wo willſt du hin mein Sohn? ſagte er zu Hugo. Haſt du vergeſſen, daß ich neulich beym Abſchied verſprach wiederzukommen, und hatte ich nicht ſo viel von dir verdient, meiner zu warten, und mich deine endliche Entſchließung aus deinem Munde hören zu laſſen.

Hugo ließ den Kopf zur Erde ſinken und ſchwieg, er hätte zehn Entſchuldigungen wegen deſjenigen finden können, was **Wolfram** ihm vorwarf, aber ihm fiel ſogleich keine andere ein, als der Widerwille, den er ſeit einiger Zeit auf ſeinen ungeſtümen Freund geworfen hatte, und dieſen ſcheute er ſich ihm geradezu zu geſtehen.

Wolfram wiederholte die Frage, und **Hugos** Begleiter antwortete an ſeiner Statt, ſeine Antwort war eine Frage, was der Fremde an den Knaben, welcher nach Kloſter Fulda beſtimmt ſey, zu fordern habe? **Wolfram** erklärte ſich, und der Kapellan vertheidigte Abt **Ademars** Rechte auf ſeinen Neffen. Jener wandte ſich an den jungen Reiſenden, und wiederholte ihm die ahndungsvollen Vorſtellungen von der Zukunft, mit welchen er ihn ſchon ehedem unterhalten hatte, **Hugo** blieb unbeweglich. **Wolfram** ging ſo weit ſich zum Bitten herabzulaſſen; unglückliches Kind, ſagte er, indem eine Thräne in ſeinen Augen glänzte, folge deinem Freunde, deinem Warner, du ſtehſt an einem großen Scheidewege, du biſt zu jung, zu unwiſſend zu wählen, auch iſts unmöglich, dir alles zu ſagen, was ich weis, und was dich vielleicht zu einer klugen Wahl beſtimmen könnte, noch einmal, folge mir, du wirſt mirs in der ſpäten Zukunft danken. Glaube mir, du taugſt nicht unter die Mönche, zu denen man dich führen will, ſie werden dich täuſchen, dein Herz verderben, und dich unter dem Schein der Frömmigkeit und des Glücks dem Elend und einem frühen kläglichen Tode entgegen führen.

Hugos Führer konnte das Ende dieſer Rede nicht gelaſſen anhören, es kam zu einem harten Wortwechſel zwiſchen ihm und dem Kriegsmanne, und der Kapellan würde ohne Zweifel die Sache ſeines Anbefohlnen, die ſo genau mit der Ehre ſeines Standes verknüpft war, ſtandhaft durchgeſetzt haben, wenn ſeinem Gegner nicht unglücklicher W[illegible]. einige Grundſätze ſeines ehemahligen Standes eingefallen wären, die er mit gutem Vortheil bey dem Mönche brauchen konnte.

Ich laſſe euch und eures Gleichen, ſagte er, in eurem Werth und Unwerth, und rede jetzt nur davon, daß ich den Knaben haben will und muß, er verſteht ſein eignes Beſtes nicht, ich verſtehe es beſſer, und will den, der mir den Betrogenen in meine Arme liefert, nicht unbelohnt laſſen. Einige Goldſtücke, die Wolfram bey dieſen Worten aus ſeinem Seckel zog, machten, daß der Kapellan ſeine Meynung plötzlich verſtand. Und wenn ihr denn, erwiederte er, den Knaben mit einer milden Gabe an die Armuth löſen wolltet, wer durfte es wagen, ihn euch zu überlaſſen, da man zu Kloſter Fulda bereits ſeine Ankunft erwartet? O traute Wolfram, das leichtfüßige Reh kann dem Jäger leicht entſchlüpfen, auch begegnet zuweilen zween Reiſenden ein Wolf oder ein Räuber, welcher Urſach iſt, daß nur einer an Ort und Stelle kommt, und wer darf es wagen, den Geretteten über den Verlornen zur Rede zu ſtellen?

Der Mönch ſchien den Kriegsmann immer beſſer zu verſtehen, ſie traten näher zuſammen, und ſprachen leiſer, ihre Hände begegneten einander. Hugo ſchöpfte Argwohn. Das letzte Wort, das er von ihren Reden verſtehen konnte, war die Parabel vom leichtfüßigen Reh geweſen, die er mit unvergleichlicher Gegenwart des Geiſtes, ſchnell auf ſich deutete, und eben ſo ſchnell zur Würklichkeit machte.

Wie ein Pfeil flog er über eine Wieſe in das Gebüſch hinein, und kam den beyden jetzt ganz einigen Männern zwiſchen den verſchlungenen Geſträuchen aus dem Geſicht. Sie ſetzten ihm nach bis zu Untergang der Sonne, und trafen ihn endlich an jener vom Donner gezeichneten Stelle, die dem Knaben, wie wir aus dem vorhergehenden wiſſen, ſo grauenvoll war, und an welche ihn nichts als die äußerſte Angſt hatte treiben können; man weiß, zu welcher Höhe grundloſer Widerwille in dem Herzen eigenwilliger unwiſſender Jugend ſteigen kann, und Hugo wär im Stande geweſen, ſich bey ſeiner gegenwärtigen Gemüthsfaſſung eher in einen Abgrund, als in Wolframs Arme zu ſtürzen.

Der Mönch war der erſte, welcher den Verfolgten an der Stätte knieen fand, wo ehemals das ſogenannte Marienbild geſtanden hatte. Hier iſt er! rief er nach Wolfram zurück, welcher ihm auf dem Fuße folgte. Aber dieſer hatte nicht ſo bald geſehen, an was für einem Orte ſie ſich befanden, als er ſchauernd zurück bebte, und den zum Fortſchreiten aufgehobenen Fuß wieder nach ſich zog. —

O, rief er Hugo entgegen, der ſich, als er ſahe, daß er hier nicht entfliehen konnte, furchtſam näherte: o wenn du hier Schutz ſuchſt, ſo biſt du für mich verloren; lebe wohl! ich überlaſſe dich deinem Schickſal, nie ſiehſt du mich wieder, es müßte denn dereinſt dicht am Rande des Verderbens ſeyn, um dich zu erinnern, um dir zu zeigen, was du gewählt und was du verworfen haſt.

Hugo hörte die räthſelhaften Worte des ergrimmten Wolfram kaltſinnig an, und freute ſich ſeiner Entfernung, welche in dem nehmlichen Augenblick erfolgte. Der Mönch ſah dem davon eilenden Kriegsmann mit gaffender Verwunderung nach, ohne die Urſach eines Betragens begreifen zu können; doch beunruhigte er ſich eben nicht über die ſchnelle Aenderung von Wolframs Geſinnungen, er fühlte das Gewicht der Goldſtükken in ſeinem Seckel, die er für die Verübung des Bubenſtücks erhalten hatte, und freuete ſich nun deſſelben überhoben ſeyn zu können, denn er war auf ſeine Art gewiſſenhaft, und that das Böſe nur dann, wenn es um ſeines Vortheils willen nicht anders ſeyn konnte.

Hugo, dem es nicht ſonderlich an dieſer Stelle gefiel, zog ihn nachdrücklich bey der Hand um ihn aus ſeinem Nachdenken, oder vielmehr aus ſeiner dummen Gedankenloſigkeit zu wecken, und erinnerte ihn an die Fortſetzung der Reiſe. Zwar, ſetzte er hinzu, kaum weis ich, ob ich mich eurer Führung ferner anvertrauen darf, da ihr ſo bereitwillig waret, mich jenem böſen Manne zu überlaſſen. Der Mönch leugnete hartnäckig die böſe Abſicht, deren Beweis er in der Taſche hatte, und es ward ihm nicht ſchwer, den leichtgläubigen Knaben zu überzeugen, und mit ſeinem Verfahren auszuſöhnen. —

Er forderte im Fortgehen eine deutliche Erklärung, was es mit ihm und **Wolfram** eigentlich für eine Bewandniß habe, und der Knabe ſagte ihm viel davon, obgleich, wie wir zu vermuthen Urſach haben, bey weitem nicht alles. **Hugo** that dieſes ohne Nebenabſichten, vielleicht blos darum, weil er in den ſeelenloſen Zügen ſeines Gefärthen zu wenig Aufmerkſamkeit las, um Luſt zu einer gründlichen Erzählung zu bekommen, und in der That, was würde auch eine ſolche hier für Nutzen gehabt haben? Bruder Bernhard war nicht der Mann, eine verwickelte Sache zu faſſen, oder ein geſundes Urtheil darüber zu fällen, ſind wir doch ſelbſt bey allem Scharfblick eines Nachſchreibers einer Legende nicht im Stande zu entſcheiden, wer unter den beyden Hauptperſonen in der eben erzählten Begebenheit am meiſten zu loben oder zu ſchelten war, da beyde **Wolfram** und **Hugo** Tadel und Entſchuldigung verdienten. Der unſchuldige Knabe, welcher ohne etwas Arges im Herzen zu haben, ſo handelte, wie der Zufall und Neigung oder Abneigung ſeines Herzens es eingab, verdiente gewiß nicht von ſeinem gutherzigen Verfolger auf jene Art angeredet zu werden, die ihn mit Schauer und Entſetzen erfüllt haben würde, wenn er etwas mehr Nachdenken gehabt hätte, und **Wolfram** that freylich Unrecht, den Führer des Knaben zu Unterſtützung einer Gewaltthat zu erkaufen; aber ſeine Abſicht war gut, war Hugos Beſtes, der ihm vielleicht in der Folge gedankt haben würde, wenn der Anſchlag gelungen wär.

Der ganze Vorgang kam indeſſen weder dem Mönche noch ſeinem jungen Begleiter ſo wichtig vor, als er würklich war, man hörte bald auf davon zu ſprechen, ſchwieg oder unterhielt ſich von andern Gegenſtänden, und langte endlich, ich weis nicht wie lang, nach Antritt des Weges, zu Kloſter Fulda an.

Zehntes Kapitel.

Erſtlinge von Wolframs Prophezeyung.

Hugo ward Abt Ademarn vorgeſtellt, und von ihm mit Zärtlichkeit empfangen. Der Kummer des heiligen Mannes über den Tod ſeiner Schweſter, ſtand mit dem Vergnügen, daß ſie in einem Stande geſtorben ſey, den er unter die ſeeligſten der Welt rechnete, in gleicher Wage. Hugo mußte von ihren letzten Stunden erzählen, und der Bericht fiel von ungefähr gerade ſo aus, daß er die großen Meynungen des Abts von der Andacht und Frömmigkeit der bekehrten Sünderinn beſtärkte; alles ward zu ihrem Beſten gedeutet, und der Knabe mit der Ermahnung entlaſſen, in dem Stande, zu welchem er beſtimmt war, das Beyſpiel ſeiner frommen Mutter immer vor Augen zu haben.

Hugos Herz war voll heißer inniger Liebe zu der Entſchlafenen, er verehrte ihr Andenken wie das Andenken einer Heiligen, und brauchte alſo die Ermahnungen ſeines Oheims gar nicht, ſie für ein Exempel der Nachfolge zu halten, er ging ſo weit, daß er ſie in dem Innerſten ſeiner Gedanken oft für ſo rein und fehlerlos als die unbefleckteſte aller Jungfrauen hielt; dieſes konnte er ja wohl, da ihm alle die Dinge unbekannt waren, welche meine Leſer und Weiſſraun im Anfange dieſer Blätter aus ihrem eigenen Munde gehört haben.

Ueberhaupt lebte der Knabe noch in jenem glücklichen Alter, wo wir alles nach der Außenſeite beurtheilen, und nicht wähnen, daß der Schein und das Weſen eines Dinges verſchieden ſeyn könne. Seine Erziehung war nach den ſtrengſten Regeln der Tugend und Frömmigkeit eingerichtet geweſen, ſein Herz war, ein wenig keimenden Stolz und Eigenwillen abgerechnet, nicht böſe, ſeine Meynung von den zu erſteigenden Stufen chriſtlicher Vollkommenheit überſpannt, und ſeine Erfahrung und Menſchenkenntniß ſo gering, daß er glaubte bereits verſchiedene Perſonen zu kennen oder gekannt zu haben, welche die höchſten Grade der Heiligkeit erſtiegen haben mußten. Seine Mutter, die heilige **Waldrada**, ſtand unter dieſen oben an, nach ihr kam die ſchöne und fromme **Laurita**, nach dieſer die jüngern, und denn die ältern Nonnen nebſt der Aebtiſſin jenes Kloſters, das er zur Zeit ſeines Einſiedlerlebens ſo fleißig zu beſuchen pflegte. Auch Bruder Bernhard, der Nonnenkapellan hatte bisher auf keiner niedrigen Stufe ſeiner Himmelsleiter geſtanden, aber die Begebenheit im Walde hatte ihn wenigſtens um zwanzig Sproßen herab geſetzt. — **Wolfram** war zwar ehedem von ihm geliebt, aber nie unter die Heiligen verſetzt worden, denn er war ja ein Räuber, und was hätte ein ſolcher in der Reihe der Engel machen ſollen! **Waldrada** pflegte ihn nie anders als mit dem Namen ſeines Handwerks zu nennen, und flößte dadurch den Abſcheu in Hugos Seele, den er im Vorhergehenden gegen den Gedanken äußerte, einem Manne zu folgen, der ihm übrigens lieb war.

Hugo war ſo glücklich, auch in ſeinem neuen Aufenthalt im Kloſter manchen Gegenſtand zu finden, der in ſein Heiligenverzeichniß paßte, keiner aber kam ſeinen Gedanken nach Oheim **Ademarn**, und dem Bruder **Bruno** bey, welcher ihm von dem erſten zum Lehrer und Aufſeher beſtimmt war. Sollte der geneigte Leſer uns um unſere Meynung von dieſen beyden Helden unſers Hugo fragen, ſo wiſſen wir weiter nichts zu ſagen, als daß wir Ademarn für eine fromme leichtgläubige gutmeynende Seele halten, ohngefähr von der Art, wie die Sage uns den Abt Bernhard von Clareval ſchildert; dahingegen Bruder Bruno bey der treffendſten Aehnlichkeit im Aeuſſerlichen mit ſeinem Abte, doch vielleicht einen geheimen Schalk im Innerſten des Herzens verbergen mochte.

Dieſe Aehnlichkeit erwarb dem andächtigen Bruno wahrſcheinlich die Ehre, der Aufſeher des jungen Hugo zu ſeyn **Ademar** hatte zwar eine auſſerordentlich gute Meynung von allen ſeinen Mönchen, aber demohngeachtet vermißte er bey den meiſten jene Einfalt und göttliche Lauterkeit, die Brunos Hauptcharakter zu ſeyn ſchien, und die ihm zur Bildung ſeines Neffen nothwendig dünkte.

Abt

Abt Ademars Plan war, den Knaben ganz zu der Seeligkeit des beſchaulichen Lebens zu erziehen, ihn von allen Klippen menſchlicher Weisheit zu entfernen, und ihm denn, wenn er auf dieſe Art zubereitet wär, dereinſt ſeine Stelle zu hinterlaſſen, bey welcher man recht bequem ſich und alles irrdiſche vergeſſen, und ſich in himmliſche Welten träumen konnte, wenn man nur immer darauf bedacht war, die vornehmſten Kloſterämter mit Männern zu beſetzen, die für ihren Abt dachten und handelten, ohne ihm dabey Noth leiden zu laſſen.

Hugo hatte ziemlich viel Talent zu der Rolle, die ihm ſein Oheim zudachte, ſein Verſtand war nicht groß, under bezeigte zur Zeit noch wenig Luſt ihn auszubilden, ſein Herz war gut, ſein Hang zur Andacht überſchwenglich, ſeine Meynung von Andern, ſo wie wir ſie im Vorhergehenden geſchildert haben, und er gab die ſchönſte Hoffnung, dereinſt die Stelle ſeines gutherzigen Oheims ſo völlig zu erſetzen, daß das Kloſter bey ihm dieſen frommen Nachſichtsvollen Abt nicht vermiſſen würde.

Auch hüteten ſich die Mönche, die übrigens gar nicht diejenigen waren, wofür Ademar ſie hielt, die herrlichen Keime in der Seele des Knaben zu erſticken, entweder ſeine Unſchuld, oder die Abſichten ihres Oberhaupts, oder ihr eigener Vortheil war ihnen zu heilig, um ihre Ausſchweifungen vor **Hugos** Augen zu bringen, und ſie ließen ihn gerne in dem Wahne, er lebe unter lauter Engeln.

Die Beſchäftigungen des künftigen Abts von Fulda beſtanden im Gebet und Erlernung einer Menge von Dingen, die nirgend hin als ins Kloſter taugten, zwar auch Spielſtunden wurden ihm vergönnt, aber ſelbſt ſeine kindiſchen Beſchäftigungen mußten das Gepräg der Andacht tragen, und **Hugo** beſaß bey weitem nicht Feuer genug, dieſen Zwang läſtig zu finden.

Einer ſeiner Lieblings-Zeitvertreibe war, die Legenden der Heiligen von ſeinem Lehrer **Bruno**, der ihrer unzählige wußte, anzuhören, und ſie in ſeinen Feyerſtunden wie eine Art kleiner ſelbſt erdachter Schauſpiele, die oft Komiſches genug an ſich hatten, nachzuſpielen. Schon lange hatte Hugo in dem Heiligen-Verzeichniſſe ſeines Lehrers ſeine Mutter vermißt, und auf Befragung zur Antwort erhalten, wie **Waldrada** noch nicht kanoniſirt ſey, auch dieſe Ehre wahrſcheinlich nicht leicht erhalten würde. **Hugo** fand dieſes unbillig, ohne ſich weiter um die Urſach zu bekümmern, denn es war, wie man ihm geſagt hatte, wider die chriſtliche Einfalt, den Grund von allen Dingen wiſſen zu wollen; doch kam in einem ſeiner nächſten Feſttagsſpiele Waldradens Heiligſprechung, nebſt einer umſtändlichen Vorſtellung aller Umſtände ihres, Lebens zum Vorſchein, die dem Knaben bekannt waren.

Bruno war, wie wir glauben, nicht aus weiſer Vorſicht, ſondern aus Langeweile ſtets ein aufmerkſamer Zuſchauer der Spiele ſeines Untergebenen, bey denen er immer Unterhaltung genug, aber dieſesmal ſo viel außerordentliches fand, daß er nicht umhin konnte, den kleinen Mimiker zu befragen, und ſo geſchahe es, daß er von Hugo eine umſtändliche Erzählung der Begebenheiten im Walde mit dem ſogenannten Marienbilde erhielt. Der Knabe konnte nichts weiter erzählen, als was er ſelbſt erfahren hatte, und das freylich bey weitem nicht ſo viel war, als meine Leſer wiſſen; indeſſen war es vollkommen hinlänglich, den frommen Bruno mit heiligen Schrecken zu erfüllen, er kreuzte ſich, und verſicherte, wie er nie von einer Madonne in dem Innerſten des Speſſarts gehört habe, wie aber die Sage berichte, daß ſich daſelbſt viel Denkmaale von dem ehemaligen Götzendienſte der heydniſchen Vorwelt befänden, und, ſetzte er hinzu, mir ſoll nicht viel fehlen, daß der Ort, an welchem ihr, wie ihr ſprecht, ungeachtet eines heimlichen Grauens, das euch euer guter Engel einhauchte, ſo oft gekniet und gebetet habt, das berüchtigte Heiligthum jener Göttin, oder vielmehr Teufelin Hertha *) geweſen iſt, welche ſich daſelbſt von jungen Knaben im vorüberfließenden Strome baden ließ, die ſie dann erwürgte.

Hugo hörte mit weit geöfneten Augen, bleichem Geſicht und zitternden Knieen zu, und **Bruno** erzählte weiter, wie von dieſem Orte von jeher viel Sagens geweſen ſey, und wie ihn noch niemand von den Suchenden habe finden können, ſo daß nichts glaublicher ſey, als daß derſelbe bisher vom böſen Geiſte verborgen gehalten, und ihm, Gott wüßte, aus welchen auf ſein Verderben zielenden Abſichten allein offenbart worden ſeyn müſſe.

Mehr war nicht nöthig, den Knaben mit den ſchrecklichſten Empfindungen zu erfüllen, deren ein weiches, ſchwärmeriſches, unſchuldvolles

---

*) Vermuthlich zielt Bruno auf jenen Umſtand im Dienſt der genannten Göttinn, daß ſie von dem jüngſten ihrer Prieſter in einem verdeckten Wagen zum Bade im See gefahrt wurde, deren keiner aber von ihrem Anſchauen lebendig zurückkehrte, weil abſichtlich allemal diejenigen zu dieſem heiligen Dienſt gewählt wurden, welche die [illegible] gern mit guter Art von der Welt ſchaffen wollten.

Herz fähig iſt. Sich bewußt zu ſeyn, vor einem Götzenbilde mehrmals gekniet und gebetet zu haben, ſich für einen gewählten Gegenſtand teufliſcher Verſuchungen zu halten, welch ein Gedanken für den, welcher nach der Heiligkeit der Engel ſtrebte, und ſich ſchon oft eingebildet hatte, ſie faſt erreicht zu haben.

Hugo brach in Thränen aus, und **Bruno**, Gott weis aus welcher Abſicht, ſpannte ſeine peinlichen Empfindungen durch ſeine Reden mehr an, als daß er ſich bemüht hätte, den armen Knaben zu tröſten. — Doch rieth er ihm, Abt **Ademarn** nichts von dieſen Dingen zu offenbaren, von welchen auch er ſchweigen wolle.

Bruno hatte wahrſcheinlich hiebey die Hoffnung, durch ein Geheimniß von dieſer Art den Knaben immer in ſeiner Gewalt zu behalten, und durch ihn vermittelſt der Bedrohung alles zu entdecken, von dem Abte, der ſeinem Neffen nichts verſagen konnte, alles erhalten zu können, was er etwa wünſchen mochte.

Hugo ging den Vertrag, deſſen Endzwecke er nicht durchſchauen konnte, willig ein, aber er war bald ſo unglücklich ſich ſelbſt zu verrathen. Der arme Knabe hielt ſich für einen ſo großen Sünder, fürchtete ſich ſo gewaltig vor ſeinem unſichtbaren Feinde, daß der Eindruck ſeiner heftigen Gemüthsbewegungen auf ſeinen zarten Körper würkte, und gar bald merklich ward.

Ademar ſah ſeinen geliebten Neffen dahin welken, er fragte; Hugo weinte; die Unterſuchung ward ſchärfer, der Knabe geſtand und das Geheimniß war entdeckt.

Wer hätte nicht glauben ſollen, daß dieſe Entdeckung zum Beſten des armen kleinen Schwärmers ausſchlagen würde? wer hätte nicht aus dem Munde Sankt Ademars Troſt und Belehrung des Irrenden erwartet? — Aber leider war Ademar durch ein vieljähriges ſpekulatives Leben faſt zu der Einfalt eines Kindes herab geſunken, und der Troſt, den er dem armen Hugo gab, war ſo beſchaffen, daß er ſeinen ſchwachen Kopf nur noch mehr zerrütten mußte.

Hugo ward angewieſen, ſich von der Sünde der Unwiſſenheit durch ſchwere Bußen zu reinigen, und die Stricke des Verſuchers durch eben dieſes Mittel zu vernichten, ein Gebot, das dieſer in ſolchem Uebermaas erfüllte, daß es vielleicht bald um ſeinen Verſtand oder wenigſtens um ſein Leben würde gethan geweſen ſeyn, wenn das Schickſal nicht eine Veränderung der Scene herben geführt hätte, von der wir noch nicht ſagen können, ob ſie glücklich oder unglücklich für ihn zu nennen war.

Eilftes Kapitel.

Die Keime der Schwärmerey kommen empor.

Der erzbiſchöfliche Stuhl von Maynz hatte abermahls ſeinen Beſitzer verändert. Sankt Hildebert, der Reliquienſammler, war tod, und **Friedrich** der Staatsmann ſaß an ſeiner Stelle; **Friedrich** von Lothringen, **Giſelberts** und **Gerbergens** Sohn, Kaiſer **Ottens** Neffe, ein Mann, von den Vorrechten hoher Geburt aufgeblaſen, ein hochfliegendes Genie, welches an dem heiligen Stuhl von Maynz erſt die unterſte Stufe ſeiner künftigen Größe erſtiegen zu haben glaubte! — —

Eins ſeiner erſten Geſchäfte in ſeiner neuen Würde war die Heiligenkrämer und Andächtler, Hildeberts Favoriten in die Dunkelheit der Klöſter zurück zu weiſen, und Gelehrte, Staatsleute, Intriguenmacher und dergleichen Perſonen, die er zu ſeinen Abſichten brauchen konnte, hervorzuziehen. Zu welcher von dieſen drey Klaſſen ſich ein gewiſſer **Werinhar** rechnen mochte, den wir im Vorhergehenden oft genennt haben, mögen meine Leſer errathen, genug, er befand ſich unter denen, welche Erzbiſchoff Friedrichen zu ſeinen Abſichten beſonders empfohlen worden waren, und ſpielte jetzt am maynziſchen Hofe eine der vorzüglichſten Rollen.

Vielleicht freuen ſich manche, einen alten Bekannten, einen guten rechtſchaffenen Mann wiederzuſehen, und wir wollen ihnen gern dieſe Freude laſſen, ohne die Anmerkung einzuſchieben, wie viel oft der beſte Charakter unter zehnjährigem Druck und Mühſeeligkeit verliert. Werinhar war nicht mehr der zwanzigjährige Jüngling, wie weiland zu Waldradens Zeiten, war vielleicht nie ganz der geweſen, wie ihr ihn Liebe und Einfalt ſchilderten, und wie ſie ihn in jener Nacht dem Räuber mahlte.

Erzbiſchoff **Friedrich** hatte Geſchäfte mit dem Abte von Fulda, Geſchäfte von Wichtigkeit, welche nur ein Mann von Werinhars Einſichten klüglich auszuführen vermochte. **Werinhar** hatte zwar einige Bedenklichkeiten ſich zum Abgeſchickten an **Ademarn** gebrauchen zu laſſen, aber er ſaß noch nicht feſt genug in der Gunſt ſeines Herrn, um unter den Aufträgen, die er erhielt, nach Belieben verwerfen und wählen zu können, und er übernahm alſo die Sache mit geziemender Unterthänigkeit.

Er langte zu Fulda an, hatte geheime Konferenzen mit dem frommen Abte, Ademar nennte Waldradens Namen, ſprach von vergangenen Dingen, und predigte Buße. **Werinhar** erröthete, machte eine ſo hohe Mine als wär er Erzbiſchoff **Friedrich** ſelbſt geweſen, und drang darauf, daß die Angelegenheiten, um deren willen er hier erſchien, ohne weitere Ausſchweifungen auf Nebendinge vorgenommen werden möchten. **Ademar** ſchlug die Augen gen Himmel, ſeufzte tief, und verwieß den erzbiſchöflichen Abgeſandten an einen der vornehmſten Kloſterherrn, welchem die Beſorgung aller weltlichen Händel in der Abtey aufgetragen war, weil der ſchon im dritten Himmel lebende Abt ſich mit ſolchen Dingen nicht befaßte.

Werinhar war hiermit ſehr wohl zufrieden, und that ſeine Sachen mit dem klugen, und doch gegen Geſchenke und Ueberredungen nicht unempfindlichen Mönche, an den er gewieſen war, weit beſſer ab, als es mit dem Abte ſelbſt geſchehen ſeyn würde. Es wär ihm möglich geweſen, das Kloſter gleich des andern Tages nach ſeiner Ankunft zu verlaſſen; aber er blieb; andre Betrachtungen mußten ihn zurück halten, es mußten zwiſchen ihm und dem Mönche noch andre Dinge vorgefallen ſeyn, als die, um derenwillen er nach Fulda geſchickt wurde. Abt Ademar hatte in ſeiner Bußpredigt über Waltradens Geſchichte, einen Namen genennt, Dinge erwähnt, welche Werinhars Innerſtes bewegten. Die Geliebte ſeiner Jugend war vielleicht längſt von ihm vergeſſen, aber der Name ſeines Sohns, den Ademar im heiligen Eifer nennte, ſchlug mächtig an ſein Herz. Hugo? rief er, Hugo hier? Hugo nun beynahe zum Jünglingsalter herangereift? — O ich muß, ich muß ihn ſehen, muß durch ſeinen Anblick das Andenken der ſchönſten Tage meines Lebens zurück rufen, muß ſehen, ob er ſeines Vaters würdig iſt, und für ſein Glück ſorgen.

Aber Werinhar ſahe Hugo nicht; er fragte, und bekam von dem Mönche Winke, die den Knaben betrafen, die ihn lebhaft bekümmerten, und ihn nach ſeinem Anblicke noch begieriger machten, aber Hugo blieb unſichtbar.

Der arme Knabe, welchem der Frühling ſeines Lebens durch Schwärmerey und fromme Grillen ſo umwölkt ward, hatte vor einigen Tagen Träume von den alten Begebenheiten im Walde gehabt, glaubte neue Stricke ſeines Verſuchers zu ahnden, beichtete ſeinem Oheim die vermeynten Sünden ſeiner unſchuldsvollen Seele, und ward zu neuen Bußen verdammt. Er erfüllte mehr als man von ihm verlangte, er hätte ſich in die brennenden Ströme des Fegefeuers getaucht, um aus denſelben in der Reinigkeit ſiebenmal bewährtes Goldes wieder hervorzugehen.

Werinhars Ankunft in dem Kloſter fiel gerade in die Tage von **Hugos** ſtrengſter Prüfung, der Mönch konnte ſeinem Freunde nur Muthmaßungen von dem geben, was mit dem unglücklichen Kinde vorging, ihm ſeinen Anblick zu verſchaffen, beſaß er nicht Anſehen genug im Departement geiſtlicher Angelegenheiten; Dinge von dieſer Art gehörten unter Ademars und Brunos unmittelbare Aufſicht.

Erſt am ſechſten Tage glückte es Werinharn, ſeinen gewählten Liebling kurz vor Untergang der Sonne im Garten zu treffen. Bleich und abgezehrt ſchlich er zwiſchen den grauen Ulmen dahin, ſein Blick war zur Erde geſenkt, wie der Blick des Greiſes, deſſen Augen das Grab ſuchen, das er bald füllen wird. Wir wollen nicht dafür ſtehen, ob nicht **Hugo** auch mit Grabgedanken umging, achttägiges Faſten, tägliche Züchtigungen, ein mit den ſchrecklichſten Bildern erfülltes Gehirn, und Gott weis, welche ungenannte Bußen, könnten ja wohl in der Blüthe des Lebens den Wunſch nach dem Tode rege machen.

Werinhar nahte ſich ihm, Hugo bebte zurück, wie einer der keine andere Geſellſchaft als ſeine Gedanken gewohnt iſt, vor jedem lebenden Gegenſtande bebt. — Hugo! ſagte Werinhar mit einem Ausdruck in ſeiner Stimme, den der Knabe ſeit Waldradens Tode nicht gehört hatte. Ein paar Thränen kamen in ſeine Augen, er bebte nochmals und wollte ſeine Hand ängſtlich aus Werinhars Händen los machen.

Hugo? rief Werinhar nochmals, du fliehſt mich? —

Ich kenne euch nicht —

Auch ich ſehe dich heut zuerſt, aber — du gefällſt mir.

Das verdiene ich nicht, ein Menſch, der Gott nicht gefällt, darf keinen Anſpruch auf Wohlgefallen der Menſchen machen! —

Hugo, armer Hugo! was für Träume! Gott kennt dich und deine Unſchuld, er liebt dich und haßt die Tyrannen, die dich quälen —

— Was meynt ihr? —

Haßt die Tyrannen, die die Unſchuld einkerkern, und das emporkeimende Leben des Jünglings mit unerträglichen Laſten niederdrücken. —

Ihr irrt, mein Herr, ich bin ein Sünder, und doch leide ich keine Strafen, nur Züchtigungen. —

Armes Kind, und dieſes bleiche verfallene Geſicht, dieſe verloſchenen Augen? — Wie alt biſt du?

Ich trete morgen ins zwölfte Jahr. —

Großer Gott, ſind das die Züge eines eilfjährigen Knaben?

Ein einiges Jahr hat mich vielleicht alt gemacht, vorm Jahre war ich noch ein Kind, und ſpielte ſinnliche Spiele, aber ſie wurden die Gelegenheit zu meiner Buße, Gott ſey ewig geprieſen!

Hugo hatte Recht, es war gerade ein trauriges Jahr verfloſſen, ſeit er dem heiligen Bruno jene Geſchichte erzählte, und dem heiligen Ademar jene Beichte that, die er ſo ſtrenge büßen mußte. Er machte dem Fremden eine umſtandliche Erzählung von allem, was er damals geſagt, und was er dafür erlitten hatte, und Werinhar kreutzte ſich über die fromme Einfalt des Knaben, und die Verblendung ſeiner Vorgeſetzten.

Und dieſe Leute, rief er, lieben dich, wie du ſagſt, und vermögen es, dich über ein Hirngeſpinnſt dermaßen zu quälen?

Ja, Herr! ſie lieben mich, ſie erkaufen mein ewiges Heil mit einigen kleinen Leiden, und gönnen mir dabey manche Erholung. Zum Beyſpiel den morgenden Tag, meinen Geburtstag, habe ich noch Freyheit, mich in der Frühlingsluft zu erquicken, und erſt übermorgen gehe ich an den Ort meiner Büßungen zurück, die ich übrigens in einer Woche ganz überſtanden zu haben glaube, wenn nur dann mir mein Verfolger Ruhe läßt, und mir nicht durch neue Verſuchungen neue Qualen bereitet.

Du kehrſt an den Ort deiner Büßungen zurück? ſchrie **Werinhar**, das ſollſt du nicht! — Komm mit mir, ich will wie ein Vater dich pflegen und für dich ſorgen, laß uns fliehen, mein Kind, Rückkehr an den Ort deiner Quaal würde dein Leben enden.

Hugo ſah ſeinen Retter mit matten weitgeöffneten Augen an, in ſeinem Blick lag Wunſch, den liebreichen Vorſchlag annehmen zu können; wie hätte er ſich nicht freuen ſollen, den Leiden zu entfliehen, die ihn nur Nothwendigkeit und Schwärmerey willig ertragen machten!

Werinhar verdoppelte ſeine Vorſtellungen, er faßte den zweifelnden Knaben beym Arme, um Zwang mit der Ueberredung zu verbinden, aber ſchnell riß ſich dieſer los und entflohe. Weg, weg von mir du Verſucher! ſchrie er, weg in Abgrund der Hölle, oder zu jenen Götzenwinkel im Walde, wo du mir die erſten Stricke legteſt. Ich kenne deine Ränke meine bald geendigten Bußen zu vernichten, und mir neue aufzubürden.

Zwölftes Kapitel.

Hugo flieht vor ſeinem Retter.

Werinhars Herz war voll Unwillen über den kleinen bethörten Schwärmer, und über ſeine Anführer; der größte Theil ſeines Zorns fiel freylich auf Ademann, den er nie geliebt hatte, und den er wegen der Wahrheiten, die er kürzlich von ihm hatte anhören müſſen, jetzt doppelt haßte Bruno, den heimtückiſchen Bruno, kannte er nicht genug, um ihn gehörig zu haſſen.

Er kehrte zu ſeinem vertrauten Mönche zurück, um das, was ihn beunruhigte, mit ihm in Rath zu ſtellen. Werinhar ſtellte in den damaligen Zeiten einen gewaltigen Freydenker vor, an die meiſten Dinge, die ſeinen Zeitverwandten heilig waren, glaubte er nur in den Nachtſtunden, und in der Einſamkeit; ſeine Liebe für Hugo, ſein Mitleiden mit ihm, und der Haß gegen ſeine Lehrer verſchlangen vollends das wenige von Ehrfurcht, das er gegen ihre Meynungen hegte, und er drückte ſich in ſeiner Unterhaltung mit ſeinem Vertrauten ſehr anſtößig über dieſelben aus, der Mönch zuckte die Achſeln, als getraute er ſich nicht ſein eignes Glaubensbekenntniß offenherzig abzulegen, geſtand übrigens ſo viel ein, daß Hugo ſich würklich bey aller Liebe, die Ademar für ihn hegte, in ſchlechten Händen befinde, und ließ ſich nicht abgeneigt finden, die Anſchläge zu Rettung des Knaben, welche in Werinhars Gehirn aufgingen, zu begünſtigen.

Werinhar bezeigte keine beſondere Luſt zu einer zweyten Privataudienz bey dem Abte von Fulda, und der Vorſchlag, durch Güte und Vorſtellungen zum Zweck zu gelangen, ward gänzlich verworfen. Liſt oder Gewalt ward anſtändiger befunden, und auf den nächſten Tag, den Hugo noch außer ſeinem Kerker zubringen ſollte, eine Entführung verabredet. Der Mönch, ob er gleich nicht ganz vermochte die Urſachen zu durchſchauen, welche Werinharn ſo geneigt machten, um eines unbekannten Knaben willen die gefähr-

lich

lichſten Dinge zu unternehmen, war dennoch nicht taub gegen die wichtigen Ueberredungsgründe ſeines Freundes, und gab ihm Anſchläge an die Hand, welche hätten glücken, welche den bethörten Knaben ſeinem Elend hätten entreißen müſſen, wenn er mit ſeinen Rettern einverſtanden geweſen wär; aber die Idee, daß er überall von verführeriſchen Geiſtern umringt ſey, daß jedes Ding, welches zu ſeinem Vergnügen oder zu Erleichterung ſeiner Leiden abziele, einer ihrer Fallſtricke ſeyn müſſe, hatte zu feſte Wurzel in ſeiner Seele gefaßt. Schon hatte ihn Werinhar in ſeinen Armen, Hugo hörte ſeinen liebkoſenden Worten von dem Glück, dem er ihm entgegen führte, ſtillſchweigend zu, ſeine Augen hingen an Werinhars angenehmen Zügen, die in ihm, er wußte ſelbſt nicht, welche unnennbare Empfindung erregten, ſein Herz bejahte das was er ſagte, eine innere Stimme rief, er wolle, er müſſe ihm folgen; aber ſchnell behielt Furcht und Schwärmerey die Oberhand, er ſtieß ſeinen Retter zum zweytenmal von ſich, und entfloh ihm mit jener Schnelligkeit, von welcher er ſchon mehrmals Proben abgelegt hatte, und die ihm durch Schwermuth und geſchwächte Kräfte nicht ganz hatte benommen werden können.

Bruno war der erſte, der ihm begegnete, als er athemlos im Kloſter anlangte, und dieſes war die Urſach, daß dieſesmal er, und nicht Ademar, das erſte Bekänntniß von den erneuten Verſuchungen des Satans von ihm erhielt, Verſuchungen, die er noch nie ſo ſtark und faſt unüberwindlich gefunden haben wollte; dieſes Urtheil hatte ſeine Richtigkeit, alles, was er bisher mit dieſem Namen benennt hatte, waren nur Träume ſeines zerrütteten Gehirns geweſen, aber dieſes war ein würklicher Vorgang, bey welchem ſein Herz nur gar zu ſehr in Anſpruch kam, dieſer mächtige Gegner, den nur geprüfte Tugend oder Schwärmerey zu überwinden vermögen.

Bruno freuete ſich, endlich den Knaben dahin gekommen zu ſehen, wo er ihn lang gewünſcht hatte. Der Zufall und einige gut angebrachte Fragen hatten ihn dieſesmal zum Vertrauten ſeiner Geheimniſſe gemacht, ehe Ademar etwas von denſelben erfuhr, und er nützte dieſen Umſtand mit Klugheit, und ganz ſo, wie es ſein Vortheil wollte. Hugo wollte von ihm zu ſeinem Oheim eilen, ihm ſein Abentheuer zu erzählen, und Rath von ihm zu fordern, was bey ſo verzweifelten Anfällen des argen Verſuchers zu thun ſey, aber Bruno hinderte es.

Es iſt unbekannt, was für Mittel er gebrauchte um den Knaben von dem, was dieſer für ſeine Pflicht hielt, abzubringen. Bruno kannte alle Grillen und Vorurtheile ſeines Zöglings ſo gut, daß er gewiß den beſten Weg wählte, ſeine Vertraulichkeit für ſich allein zu behalten. Seine Abſicht glückte, und Hugo blieb dieſesmahl von den neuen Bußen befreyt, welche ihm die verneuten Verſuchungen des Böſen bey Ademars ohne Zweifel würden zugezogen haben.

Bruno, dem es nicht einfiel die Geſchichte, welche ihm der Knabe erzählt hatte, für wahrer zu halten, als ſeine vorigen Träume, ſprach demohngeachtet mit ihm gern und viel von derſelben, und feſſelte den kleinen Schwärmer, der aus mehr als einer Urſache von nichts liebers ſprach, dadurch immer mehr an ſich. Er ging mit ihm an die Stelle, wo ihn das geliebte Geſpenſt, wofür Hugo ſeinen Retter Werinhar hielt, hatte entführen wollen, man beſuchte dieſe Gegend ſo oft, als ob man einen zweyten Verſuch erwartete, um zum zweytenmahl zu ſiegen; aber dieſe Erwartung war vergebens, denn Werinhar hatte das Kloſter längſt verlaſſen, um würkſamere Maasregeln zu Erreichung ſeiner Endzwecke zu nehmen.

Indeſſen nahm Hugos Zutrauen zu Bruno täglich zu, er ſprach nicht mehr mit ſeinem Oheim von ſeinen geiſtlichen Angelegenheiten, ſondern blos mit ihm. Er nahm es mit Dank von ihm an, daß er ſeine noch übrigen Kaſteyungen verſtohlen zu lindern ſuchte, er lernte, als er ganz frey von denſelben war, Geheimniſſe vor dem Abte haben, ſich verbotene Freyheiten erlauben, Fehler verſchweigen, ſie mit Lügen bedecken, ohne dieſes für Unrecht zu halten, da es von Sankt Bruno gebilligt oder überſehen ward; Abt Ademar freute ſich indeſſen, von ſeinem Neffen keine weitern Klagen über ſataniſche Verſuchungen zu hören, er glaubte ihn durch die bisherigen Büßungen ſo gereinigt, daß kein Feind ſich ferner an ihn wagen dürfe, indeſſen der Unglückliche einen Feind, einen Verführer an der Seite hatte, welcher ihm mehr ſchaden konnte als alle Satane der Hölle.

Das Regiſter von kleinen Vergehungen wider die Kloſterpflicht, welche ſich Hugo unter Brunos Aufſicht bisher erlaubt hatte, war ziemlich angewachſen, und letzterer dachte, daß es wohl einmal Zeit ſeyn möchte, Rechnung mit ihm zu halten, und zu verſuchen, ob ſich der Knabe zu ſeinen Abſichten brauchen ließ. Die Schlinge war gelegt, Bruno hatte Wünſche und

Bedürfniſſe, die ſich nicht ohne außerordentliche Mittel befriedigen ließen, Hugo ſollte zum Werkzeug gebraucht werden, dieſelben durch ſeine Vorbitte, oder lieber durch Liſt und Ränke von dem Abte zu erhalten, und im Fall er ſich weigerte das zu thun, was ihm Bruno vorzulegen gedachte, mit der Entdeckung aller ſeiner kleinen Geheimniſſe bedroht werden, welche jetzt in der Gewalt ſeines Verführers waren. Armer Hugo, würdeſt du wohl dieſen Fallſtricken entgangen ſeyn? Bey all deiner ſchwärmeriſchen Andacht, bey all deiner Gewiſſenhaftigkeit in Kleinigkeiten waren deine Begriffe von Recht und Unrecht, wie wir eben geſehen haben, ſo ſchwankend, daß du unmöglich ſo gehandelt haben könnteſt, wie du ſollteſt, daß du gewiß gefallen ſeyn würdeſt, wenn nicht die Vorſicht einen glücklichen Zufall dazwiſchen gebracht hätte!

Dreyzehntes Kapitel.

Hugos Unſchuld werden Fallſtricke gelegt.

Bruno hatte den Abend vor dem Tage, der den Knaben aus ſeiner gefährlichen Lage reißen ſollte; um ihn vielleicht in eine noch gefährlichere re zu bringen, bereits einige vorläufige Gewiſſensrügen vorgebracht, welche den armen Hugo beunruhigten, und ihm die ganze Nacht ſchlaflos erhielten, er ſtand des Morgens mit der Frage an ſeinen treuloſen Führer auf, ob denn in der That die zuletzt verſäumte Frühmetten, die zuletzt genoſſene verbotene Speiſe, die zuletzt geſagte Unwahrheit um ſo viel ſtrafbarer wär als ihre Vorgänger? ob es denn ſchlechterdings nothwendig ſey, dieſe Dinge, ſo wie er gedroht habe, dem Abte vorzubringen, und dadurch ſeine ganze günſtige Meynung von ihm zu zernichten, ob denn keine Buße, keine Vergütung im Stande wär, ihn vor dieſem ſchrecklichen Uebel zu ſchützen? —

O ja, fiel ihm Bruno ins Wort, es giebt noch Bußen und Vergütungen, die meine Nachſicht und mein Stillſchweigen verlängern können, Bußen, welche mit deinen ehemaligen Kaſteyungen nichts gemein haben, ſondern ſo leicht und angenehm ſind, daß du nichts weiter nöthig haſt, als dich über einige kleine Vorurtheile hinweg zu ſetzen, einigen Muth und etwas Schlauigkeit zu zeigen, um zum Zweck zu kommen, und dir Ablaß auf weit größere Vergehungen zu verſchaffen, als ich bereits von dir weis, und die ich ohne deinen blinden Gehorſam in dem, was ich dir fügen werde, unausbleiblich entdecken muß. Indeſſen kenne ich deine Bedenklichkeit in gewiſſen Dingen, und ich will dir alſo nichts von Vorſchlägen ſagen, die dir bey all ihrer Leichtigkeit und Anmuth doch vielleicht misfallen könnten. — Nehmet alles, fordert alles, ſchrie Hugo, nichts kann mir bedenklich ſeyn, wenn nur mein guter Oheim nichts von meinen Fehlern erfährt, mir nur nicht ſeine gute Meynung entzieht.

Wie geſagt, fuhr Bruno fort, ich ſchone deine Gewiſſenhaftigkeit und ſage dir nichts hievon; dieſe Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, ſind ja ohnedem nicht die einigen, ich könnte dir noch einer Buße vorſchlagen, die mich ebenfalls ſo völlig mit deiner bisherigen Aufführung ausſöhnen wird, daß der Abt nicht ein Wort von derſelben erfahren ſoll.

Und dieſe Buße wär? fragte Hugo, ſprechet nur, ich bin bereit alles zu thun!

Nun ſo gehe hin, und bekenne deinem Oheim das letzte Abentheuer im Garten. — Was zweifelſt du? du wollteſt es ihm ja gleich auf friſcher That geſtehen, und ich brauchte Mühe dich von dem Bekenntniß abzuhalten, und dir die Kaſteyungen zu erſparen, die freylich auf daſſelbe erfolgt ſeyn würden.

Hugo dachte nach. Ihr wißt, ſagte er, daß ich mich vor keiner Züchtigung ſcheue, die zu meinem Beſten gereicht, aber was wird Ademar zu meinem langen Schweigen denken? augenblickliches Geſtändniß wär mir leicht geweſen, ein ſo ſpätes koſtet mir Ueberwindung.

Das muß es, ſonſt wär es keine Buße!

Aber was wird mein Oheim denken?

Für einen Heuchler, einen ſcheinheiligen Betrüger, der ſich für einen lebendigen Heiligen ausgab, indeſſen er noch ein Raub teufliſcher Verſuchungen, ſolcher Verſuchungen war, denen er nur gar zu gern nachgegeben hätte, für einen ſolchen wird er dich freylich halten, wird dir ſeine Liebe entziehen, dich von ſeinen Augen verbannen, mit ſeinem Fluch belegen, der Macht der böſen Geiſter übergeben, aber was thut dies zur Sache?

Hugo weinte, und ſchwur, er vermöchte nicht ein Bekenntniß von ſolchen Folgen über ſeine Lippen zu bringen!

Nun, ſagte Bruno, ſo gehe ich ſelbſt hin, dem Abte das Alte mit dem Neuen zu erzählen.

Nur dies, nur dies nicht, ſchrie der unglückliche Knabe, indem er ſich dem Mönche zu Füßen warf, nennet jeden andern Vorſchlag, und ich werde mich nicht weigern, jeden Schritt thun, den ihr fordert. —

Mein Kind, ſagte **Bruno**, vorläufige Benennung deſſen, was ich fordere, würde unzeitig ſeyn, mir iſts vor der Hand genug, wenn du mir ſchwöreſt, mit blindem Gehorſam alles zu befolgen, was ich dir zu der oder jener Zeit ſagen werde, getraueſt du dich dieſes zu beſchwören? — Du weißt, Hugo, was ein Eyd iſt! —

Und der Betrogene willigte ohne Bedenken ein, war eben im Begriff, ein Gelübde zu thun, das für ihn der Anfang namenloſen Elendes und ungezählter Verbrechen geweſen ſeyn würde, als ein Abgeſchickter vom Abte eintrat, welcher Hugo zu ſeinem Oheim forderte!

Ach Bruno! ſchrie der Knabe, indem er von ſeiner demüthigen Stellung aufſtand, ihr habt mich bereits verrathen, und ich werde nun meinen Freund, meinen Vater in einen unerbittlichen Richter verwandelt finden!

Der Mönch lächelte ſtatt der Antwort auf eine Art, die Hugo für Bejahung deſſen hielt, was er fürchtete, die aber nichts war, als Unwillen in einem ſo kritiſchen Augenblicke geſtört worden zu ſeyn.

Vierzehntes Kapitel.

Der Sohn kommt in die Hände des Vaters, ohne ihn zu kennen.

Hugo fand einen ganz andern Empfang bey ſeinem Oheim, als er vermuthet hatte. Mit Thränen in den Augen kam ihm Ademar entgegen, und ſchloß ihn in ſeine Arme. O mein Kind, ſchrie er, wir müſſen uns trennen, man will dich mir entreißen, und ich darf nicht nein ſagen; ſieh hier dieſen Brief vom Erzbiſchoff von Maynz, er fordert dich namentlich nach Hofe, will von deinem Verſtande, deiner Frömmigkeit gehört haben, und bietet dir eine Stelle unter den jungen Leuten an, welche zur unmittelbaren Bedienung ſeiner Perſon beſtimmt ſind. — Du ſchweigſt Hugo? in deiner Miene liegt tiefes Gefühl deiner Unwürdigkeit!

Ach Gott, fiel der Knabe mit gerungenen Händen ein, und der bitterſte Schmerz mich von euch zu trennen!

Er wollte mehr ſagen, aber die Thür ging auf, und ein anſehnlicher Mann in geiſtlicher Kleidung trat herein, deſſen Anblick dem jungen Hugo eine Erſchütterung verurſachte, die er nicht zu bergen vermochte, und die niemanden merklicher ward, als dem Eintretenden.

Iſt es erlaubt, ſagte dieſer zum Abte, euren Neffen zu grüßen und zu ſegnen?

Ademar vergönnte es mit einer kummervollen Miene, und der andre beugte ſich zu dem Knaben herab, und flüſterte ihm ſtatt des Segens, die Ermahnung in wenig Worten zu, willig mit zu gehen, und dafern er ihn kenne, es auf keine Art zu äußern.

Wie hätte Hugo in dieſen Augenblicken irgend etwas äußern können, als das lebhafteſte Entſetzen, welches Abt Ademar gutherzig ganz allein auf den Schmerz der Trennung rechnete; ſo viel dieſer auch Antheil an den Empfindungen des Knaben haben mochte, ſo arbeitete doch noch ein anderes Gefühl in ſeinem Herzen. — Ach dieſer Mann, deſſen Händen er übergeben werden ſollte, war kein anderer, als der ſogenannte Verſucher, der ihn vor einigen Wochen im Kloſtergarten hatte entführen wollen! Was für Vorſtellungen ſollte ſich die ſchwärmeriſche Einfalt dieſes Kindes von einem ſolchen Abentheuer machen?

Ehrwürdiger Abt, ſagte der Abgeſchickte des Erzbiſchoffs, nennt doch eurem Neffen meinen Namen, er ſcheint Zweifel wider meine Perſon zu haben!

Ademar ſtellte ihn dem Knaben als **Werinhar**, den Geheimſchreiber Erzbiſchoff **Friedrichs** von Maynz vor, und zwang ſich einige Lobſprüche ſeiner guten Eigenſchaften mit anzuhängen, die aber, ſo wahr ſie auch ſeyn mochten, durch einen Gedanken an **Waldradens** Geſchichte gewaltig abgekürzt wurden.

Und dieſen Mann, fragte **Hugo** ängſtlich, kennt ihr lang unter dem Namen **Werinhar**? meynt, daß ich mich ihm kühnlich vertrauen kann?

Ademar antwortete befriedigend für jeden andern als ſeinen einfältigen Neffen. **Hugo** blieb zweifelhaft, ob der Mann, der ihm im Grunde ſo wohl gefiel, nicht vielleicht ein Dämon ſey, der unter dem Incognito einer einnehmenden Geſtalt nach ſeiner armen Seele ſtehe, bis man ſich erhub, um in die Meſſe zu gehen, welche **Werinhar** auf Vergünſtigung ſelbſt las, und dadurch **Hugos** Bedenklichkeiten ziemlich vernichtete; er hatte noch nie gehört, daß einem böſen Geiſte erlaubt worden ſey, ein ſolches heiliges Werk unentlarvt zu verrichten.

Werinhar hatte ſeine Sachen ſo gut veranſtaltet, daß er den Knaben, für den er ſich intereſſirte, noch dieſen Tag dem Kloſter entführen konnte, und er war ſo beſorgt, daß man ſeinen Abſichten Hinderniſſe in den Weg legen möchte, daß er ſeinen Geretteten nicht aus den Augen ließ, es war alſo unmöglich, daß **Bruno**, ſo ſehr er auch darnach ſtrebte, noch zu einem geheimen Geſpräch mit ihm kommen, es war unmöglich, daß ihm Ademar noch einige von den Privatwarnungen geben konnte, die er ihm in Anſehung des von ihm gehaßten Werinhars zudachte. Es blieb beym Abſchied bey einigen allgemeinen Lehren, in Rückſicht auf die ganz neue Sphäre, in welche er nun käme, und Werinharn wurde noch mit etwas bedrohlicher Art ins Ohr geflüſtert, ſich den Knaben empfohlen ſeyn zu laſſen, und ihm auf keine Art zu entdecken, wie nahe ihn die Natur mit ſeinem Entführer verbänd, eine Entdeckung, welche, wie **Ademar** meynte, für ihn von keinem Nutzen, und ſeinen Begriffen von Recht und Unrecht nur nachtheilig ſeyn könne.

Funfzehntes Kapitel.

Werinhar baut Luftſchlöſſer für ſeinen Sohn.

So halte ich dich denn alſo würklich in meinen Armen? fragte **Werinhar**, als ihn die dienſtfertigen Begleiter aus dem Kloſter verlaſſen hatten, und er ſich mit ſeinem jungen Reiſegefährten auf dem Wege nach Maynz allein ſah; ſo biſt du würklich mein? **Hugo**! Sohn meines Herzens! Denkmaal der ſchönſten Tage meines Lebens!

Hugo verſtand nichts von dem geheimen Sinn dieſer vielſagenden Worte, er weinte, und konnte das Wohlgefallen an dem ſchönen freundlichen Manne, der ihn dermaßen liebkoſete, noch nicht ganz von der Furcht vor dem argen Verſucher trennen, welche in einem Winkel ſeines Herzens lauſchte.

Werinhars Zureden behielt endlich die Oberhand. **Hugo** ward offenherzig, er geſtand ihm die innerſten Gedanken ſeiner Seele, die jener mit Lachen und mit der Ermahnung beantwortete, inskünftige alle Furcht vor eingefleiſchten teufliſchen Verſuchen aufzugebene, und ſich vor nichts zu hüten, als für den Verführungen anderer Menſchen und ſeines eigenen Herzens.

Hugo hatte unter andern Künſten des Kloſters auch etwas von der Diſputirkunſt begriffen, und er ſetzte den freygeiſtriſchen Reden ſeines Führers alles, was er vom Vater **Bruno** gehört hatte, nebſt ſeinen eigenen kleinen Erfahrungen entgegen; **Werinhar** widerſprach ihm nicht zu heftig, um ihn nicht zurückhaltend zu machen, und es gelang ihm auf dieſe Art, eine umſtändliche Erzählung alles deſſen von ihm zu erhalten, was ihm in ſeinem kurzen Leben begegnet war; der Zuhörer ward immer aufmerkſamer, und fand einige Umſtände merkwürdig genug, um reiflicher erwogen, den Erzähler aber noch zu einfältig, um mit dem Reſultat ſeiner Bemerkungen bekannt gemacht zu werden; er ſchloß am Ende bey der Erzählung von dem Eyde, den Hugo ſeinem Lehrer Bruno hatte ſchwören ſollen, den Knaben in ſeine Arme, und ermahnte ihn, ſich glücklich zu ſchätzen, daß er Gefahren entgangen ſey, die er ſelbſt noch nicht kenne. Wie **Werinhar** dieſes verſtand, iſt leicht zu errathen, aber **Hugo** deutete es auf ſeine Art, ſeufzete tief und ſchwieg.

Auch **Werinhar** ſchwieg, ihn bekümmerte es, in ſeinem Liebling bey weitem nicht das zu ſehen, was er wünſchte, zwar einen Knaben ſchön und gefällig genug von der Natur gebildet, aber von Seiten des Geiſtes ganz vernachläßigt. Wahrſcheinlich hatten die Einſiedler-Erziehung und die Schwärmereyen des Kloſters das ihrige gethan, das Feuer zu dämpfen, das er von ſeinem Vater hätte geerbt haben können, aber es war doch auch ſo ganz erloſchen! kein glimmender Funke war mehr in der toden Aſche zu finden!

Unmöglich konnte urſprünglich allzuviel davon vorhanden geweſen ſeyn! — Dieſe geduldige Ergebung in die härteſten Sitten, des Kloſterlebens, dieſer einfältige Glaube an die abgeſchmackteſten Dinge, dieſe Gleichgültigkeit, gegen all die neuen und reizenden Scenen, die ihm **Werinhar** in der Zukunft ſchilderte, die Kälte, mit welcher er ſelbſt das Gegenwärtige aufnahm, was für Vorzeichen von dem Charakter desjenigen, aus welchem **Werinhar** ſo gern dereinſt einen großen Mann gebildet hätte!

Werinhar, ein feuriger geiſtvoller Mann, hatte von ſeiner früheſten Jugend an Entwürfe in ſeiner Seele gehegt, welche oft zu hochfliegend waren, als daß er ſie ſelbſt hätte aufrichtig geſtehen ſollen; er hatte gegenwärtig bereits die Hälfte des gewöhnlichen menſchlichen Lebens erreicht, und befand ſich jetzt auf einer Stufe, wo er das Ziel ſeiner Wünſche zwar näher, als etwa vor zehn Jahren, aber immer noch in unerreichbarer Ferne erblickte; einer ſeiner erſten Gedanken, als er **Hugo** als ſeinen Sohn erkannte, und den Entſchluß faßte, ihn ſeinem ſchwärmeriſchen Oheim zu entführen, war, alle ſeine Kräfte daran zu ſtrecken, dieſen einſt dem Glücke entgegen zu führen, das er für ſich ſelbſt vergebens wünſch-

wünſchte. Hugo iſt jung, ſagte er zu ſich ſelbſt, mein Unterricht wird ihn frühzeitig klug machen, und ihn bey all den Klippen vorbeyführen, an welchen ſo mancher meiner Entwürfe ſcheiterte; die Stufe, auf welcher ich mich befinde, das Vermögen, das ich gegenwärtig beſitze, wird mich fähig machen, ihn in den erſten Jünglingsjahren ſo hoch zu heben, als ich bereits ſelbſt ſtehe; — Und hui! Hugo, von da hinauf, immer höher hinauf, bis zur heiligen Inful, vielleicht dereinſt bis zur dreyfachen Krone, du haſt ein langes Leben vor dir, haſt Unterſtützung und einen erfahrnen Führer, was könnte dir unerreichbar ſeyn, und wie glücklich wird ſich dein Vater in deiner Größe ſchätzen!

Wir wiſſen nicht, ob **Werinhars** Luftſchlöſſer unzertrümmert geblieben wären, wenn er in Hugo ganz den gefunden hätte, den er wünſchte, aber er fand faſt von allem das Gegentheil, was zu Ausführung ſeiner Abſichten nöthig war, und hätte er nicht noch hier und da bey weiterer Nachforſchung in der Seele des Knaben ein wenig Stolz und Eigenliebe wahrgenommen, das die Kloſterübungen nicht ganz hatten austilgen können, ſein Muth würde gänzlich geſunken ſeyn.

Man kam zu Maynz an, **Hugo** wurde Erzbiſchoff **Friedrichen** vorgeſtellt, und fand bey ihm eben ſo wenig Gnade, als er bey **Werinharn** gefunden haben würde, wär er nicht ſein Sohn geweſen. **Friedrich**, ein geborner Fürſt, ein Weltmann, ein Freydenker, was für Wohlgefallen konnte er an einem einfältigen Kloſterknaben finden? Blos auf **Werinhars** Bitte hatte er den jungen **Hugo** ſeinem Oheim abgefordert; er wünſchte ſeinem Geheimſchreiber jetzt mit einer ſpöttiſchen Miene Glück zu der herrlichen Eroberung, die er an dieſem Kinde gemacht hatte, und fragte, warum ſeine Wahl eben auf dieſen gefallen wär? **Werinhar** durfte nicht geſtehen, wie nahe ihn der Knabe anging, und ſchützte bloßes Mitleid wegen der ſtrengen Begegnung vor, die er im Kloſter hätte erfahren müſſen. O ſagte der Erzbiſchoff lachend, dieſes Mitleid war ſehr übel angebracht! Ihr habt den Knaben aus ſeiner Sphäre geriſſen, ihm war wohl bey ſeinen fanatiſchen Grillen, im Kloſter hätte er noch dereinſt ein Heiliger werden können, was man aber hier mit ihm anfangen ſoll, iſt mir unbegreiflich!

Sechzehntes Kapitel.

Werinhar ſchlägt einen Funken aus kaltem Steine.

Hugo ward ungeachtet des wenigen Beyfalls, den er fand, auf dem verſprochenen Poſten angeſtellt, das iſt, er ward unter die Zahl der jungen Leute aufgenommen, welche beym Erzbiſchoff die Stelle der Pagen vertraten, und die ſich von den Edelknaben weltlicher Fürſten nur durch die Kleidung unterſchieden.

An den Höfen der damaligen Biſchöffe mußte alles geiſtlich ſeyn, Nonnen waren ihre Wirthſchafterinnen, junge Leute, welche noch an den Gränzen der Kindheit ſchon Profeß gethan hatten, ihre Pagen, und in ihren innerſten Zimmern, wo ſie ſelbſt oft die Strahlen der Heiligkeit ganz abzulegen pflegten, mußten die Tapeten und Plafonds mit Martyrergeſchichten und bibliſchen Sinnbildern prangen.

Hugo fand dieſes alles ſehr erbaulich, und weinte Freudenthränen, daß auch hier Andacht und Frömmigkeit wohnten, er vermißte Oheim Ademars und Pater Brunos Gegenwart weniger, als er gedacht hatte, und kam oft auf die ſündlichen Gedanken, es ſey hier beſſer als zu Kloſter

Fulda, hier wo man fromm ſey, ohne ſich täglich zu kaſteyen, und Andachtsübungen mit Bequemlichkeit und Wohlſeyn zu verbinden wiſſe.

Er fing an der Neigung gegen Werinharn, die in ſeinem Herzen lebte, ruhig Platz zu geben, er hielt ihn nicht mehr für einen Verführer, ſondern gab ihm in ſeinem oberwehnten Heiligenverzeichniß die nächſte Stelle nach dem Abt von Fulda, Erzbiſchoff **Friedrich** ward Standes wegen noch eine Staffel höher geſetzt, denn ſein ernſtes zurückhaltendes Weſen, das er beſonders gegen diejenigen annahm, welche er nicht ſeines Beyfalls würdigte, erfüllten den jungen Hugo mit ſo viel Ehrfurcht daß er ihn lieber den heiligen Aureus und Makrinus den Schutzheiligen von Maynz an die Seite geſtellt hätte, mit denen er in den wenigen Tagen ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt bereits gute Bekanntſchaft gemacht hatte.

Werinhar beobachtete ſeinen Sohn unabläßig, und fand kein ſonderliches Behagen an ihm; er würde zufriedner geweſen ſeyn, mehr von ihm gehofft haben, wenn er ſich den Freuden der Freyheit, die man ihm hier geſtattete, ohne Rückhalt überlaſſen hätte, als daß er gleichgültig vor allem überging, nur vor dem nicht, was ſeinem Kloſtergeſchmack angemeſſen war. — Er verſuchte es auf tauſenderley Art, die ſchlummernde Seele des Knaben zu erwecken, aber alles war vergebens; noch eine Probe war dem Knaben vorbehalten, und ſollte auch dieſe nicht vermögen Feuer in ſeine Augen und Glut auf ſeine Wangen zu bringen, denn ſollte alles aufgegeben und er in die Dunkelheit ſeines Kloſters zurück geſchickt werden.

Du haſt noch nicht alle Perſonen geſehen, welche zur Hofſtatt unſers Herrn gehören, ſagte Werinhar eines Tages zu ſeinem Zögling, ich werde dich heute einer Dame vorſtellen, welcher du dich beſonders empfehlen mußt, weil ſie das Herz des Erzbiſchoffs in Händen hat. Hugo ließ ſich, wie er pflegte. von ſeinem Führer leiten wohin er wollte, ohne Verlangen oder Abneigung bey dem zu zeigen, was man ihm vorſchlug. Er ward in das Innere des erzbiſchöflichen Pallaſts geführt, das er noch nicht geſehen hatte. Weite Säle mit purpurfarbenen Teppichen behängt öffneten ſich ihm, hochgewölbte Altäne, über die er geführt war, ließen ihn Blicke in Gärten werfen, die er nie ſo reizend ſah, kleine niedliche Gemächer nahmen ihn auf, von deren Wänden auch Geſchichten der Heiligen ſtrahlten, aber die ſeeligen Bekennerinnen und Martyrerinnen, welche hier ihre Rollen ſpielten, hatten in ihrer Miene und ihrer Tracht ſo viel Weltlichkeit, daß **Hugo** ſeine Befremdung nicht verbergen konnte, **Werinhar** ſagte ihm, dieſes ſey die gewöhnliche Miene der Verklärten, und die ordentliche Tracht des Paradieſes, wo man ſich wegen des warmen Klimas freylich nicht ſo dicht verhüllen könne, wie in unſerer rauhen Erdluft.

Hugos Erwartung ward durch alles, was er ſah, aufs höchſte geſpannt, er vermuthete in der Dame, der er vorgeſtellt werden ſollte, eine geſchmückte Königinn zu erblicken, und erſtaunte nicht wenig, als ihn **Werinhar** zuletzt in ein kleines einfach geziertes Zimmer brachte, wo ihm eine jugendliche Geſtalt in Nonnentracht entgegen kam; die dichten Wolken von weißen Flor, die ſie umhüllten, verhinderten ihn ſie ganz zu ſehen, auch ſchien ſie mehr in **ſeinem** Anſchauen verloren, als bedacht zu ſeyn ſich **ihm** zu zeigen. **Hugos** Augen blieben mit Vergnügen an ihrer Tracht hängen, ihm dünkte, es ſey ihm lieber in der Perſon, um deren Gunſt er ſich bewerben ſollte eine Kloſterfrau als eine Weltdame zu erblicken; eine Art von Geſchöpfen, die er nie geſehen hatte, und von welchen er ſich folglich die ſeltſamſten Begriffe machte.

Hugo ſcheuete und ſchwieg noch immer, und Werinhar, der hinter ihm ſtand, ſchien nicht geneigt zu ſeyn ihn zu hören, als auf einmahl die Verſchleyerte die Arme öfnete, und ſich zu **Hugo** herabbeugte, ihn an ihre Bruſt zu drükken. So biſt du es denn würklich mein **Hugo**, rief eine bekannte Stimme, die dem Knaben bis in das Innerſte der Seele drang, ſo kann ich dich nach Jahre langer Trennung wieder umarmen?

Mit dieſen Worten flogen die Wolken des Schleyers zurück, ein blühendes Mädchen, drückte ihren Mund auf **Hugos** Wangen. Hugo rief den Namen **Laurita** mit einem Ton voller Entzücken aus, und erwiederte die Umarmung mit einem Feuer, welches **Werinhar** nimmer in dieſer kalten Seele geſucht hätte.

Laurita! rief **Hugo** von neuem, o ſprich Schweſter **Laurita**, welches Schickſal brachte dich hieher, ſprecht Vater **Werinhar** wie konntet ihr mir ihre Anweſenheit ſo lange verſchweigen! Thränen der Freude folgten dieſen Worten, dieſen neue Umarmungen, und dieſen wieder ein Gewühl von Fragen und Ausrufungen, denen **Werinhar** endlich durch die Mahnung ein Ende machte, es ſey Zeit ſich wieder zu entfernen. **Hugo** weinte, und **Laurita** meynte, ſie hätte ja von tauſend Fragen noch nicht eine an ihn gethan, habe noch kaum Zeit gehabt, zu bemerken, wie das Kind, das ſie ſo oft auf ihren Knien gehalten habe, zum Jüngling herangewachſen ſey, aber **Werinhar** blieb unerbittlich, er hatte ſeine Probe gemacht; war mit dem Erfolg derſelben zufrieden und unzufrieden, und hielt es unnöthig, länger zu verweilen.

Hugos Lippen waren geöffnet, ſeine Fragen um Laurita, und ſeine Bitten ſie wieder ſehen zu dürfen, waren von dieſem Tage an unzählich, er wollte alles erklärt haben, was ſie anging, von den ſchwarzen Locken, die ſich jetzt unter ihrem Schleyer hervordrängten, und die er ſonſt nicht an ihr gekannt hatte, bis auf die Stelle, die ſie an **Friedrichs** Hofe begleitete. **Werinhar** nannte **Lauriten** die Oekonomieverweſerinn des Erzbiſchoffs, welche durch ſeine Vorbitte zu dieſer Würde gekommen ſey, und ſchob den Wachsthum ihrer ſeidnen Haare auf ein Gelübde, das ſie gethan habe, die heilige Scheere nicht eher wieder ihr Haupt berühren zu laſſen, bis ſie wieder in ihr liebes Kloſter zurückgekehrt ſey.

O daß dieſes ja nicht ſo bald geſchehe! ſchrie Hugo, oder daß denn alles wieder werde wie vordem, ich der kleine Einſiedlerknabe, und ſie meine Spielgefärthinn, an deren Buſen ich ſo oft entſchlief, von deren Mund ich ſo oft geküßt ward!

Werinhar erſtaunte über den mächtigen Funken, den **Lauritens** Anblick aus dieſem kalten todten Steine herausgeſchlagen hatte, **Hugos** Augen glühten, ſein Mund ſtammelte, und doch waren die wenigen Worte, die er zuſammenhängend vorbrachte, ausdrucksvoller, als alles, was ihm die ausgelernteſte Redekunſt hätte lehren können.

Hugo verſtand weder Redekunſt noch Staatskunſt, noch Schreibe- oder Auslegungskunſt, noch irgend eine andere von den Künſten, welche in den Klöſtern gelehrt wurden, und die damals zum Emporkommen in der Welt nöthig waren; und dieſes war es eben, was Werinharn Kummer machte, er wollte gern einen großen Mann aus ihm bilden, und ſahe noch zur Zeit nicht eine einzige Anlage, nicht einen Trieb in ihm, auf welchen er ſeine Hoffnungen hätte bauen können. Nur ſo viel wußte er jetzt, daß dieſes Marmorbild, wofür er ſeinen Sohn immer gehalten hatte, nicht ohne Gefühl ſey, und er dachte durch ſorgfältige Benutzung dieſer Entdeckung ſeinem Ziele näher zu kommen.

Hugo, welcher bisher unter dem Vorwande der ſeeligen klöſterlichen Einfalt ſchlechterdings nichts hatte lernen wollen, mußte ſich jetzt jeden Anblick ſeiner alten Freundinn **Laurita**

durch mühſame Anſtrengungen erkaufen. Es kam wenig von dem, was man ihm ſtundenlang vorſagte, weiter als in das Vorzimmer ſeiner Seele ins Gedächtniß, und auch da blieb es immer nur ſo lange, bis er den Kaufpreis für ſeine Mühe erhalten hatte, indeſſen verzagte **Werinhar** darum nicht, und hoffte Beſſerung von der Zukunft.

Die Beſuche bey Lauriten wurden ihrem jungen Freunde ſparſamer zugemeſſen, als ſie und er wünſchten. Was mag der weiſe Werinhar doch darunter ſuchen fragte ſie den Geheimſchreiber oft mit ſpöttiſcher Mine, den armen Knaben von dem Umgange mit derjenigen zurück zu halten, bey welcher er in einer Stunde mehr lernen würde, als bey ſeinen finſtern Lehrern in zehn Monaten.

Lernen? fragte **Werinhar**, was ſoll er hier lernen? Lieben? Küße geben und nehmen?

Du vergiſſeſt, erwiederte ſie, andere Verbindungen, die mir jede Liebe, als die mütterliche für **Hugo** verbieten, vergiſſeſt, daß er kaum zwölf und ich bereits zwanzig Sommer geſehen habe.

Werinhar ſchüttelte den Kopf, und behauptete, **Hugo** wiſſe von jenen Verbindungen nichts, ſollte ſie auch mit ſeinem Willen nie erfahren; und der Unterſchied der Jahre ſey für die Rechenkunſt der Liebe ein Unding.

Der Geheimſchreiber mußte das, was er ſagte, ſehr ernſtlich meynen, denn er ſchien es nach und nach immer mehr zu bereuen, daß er eben Lauritens Anblick gebraucht hatte, der trägen Seele ſeines Zöglings einen Stoß zu geben, er dachte auf andre Mittel, die das nehmliche bewürken ſollten. Ein junger Menſch von Hugos Alter, aus geringem Stande entſproſſen, aber mit Feuer, Genie und Thätigkeit begabt, wurde in **Werinhars** Dienſte genommen, und mit jenem zugleich unterwieſen. Nacheiferung, Nacheiferung, ſagte **Werinhar**, vermag viel, Hugo, Abt **Ademars** Neffe wird dem Müllersſohn **Willigis**, nicht den Vorrang überlaſſen! Aber Hugo ließ ſeinem Gefärthen gern die Mühe des Lernens, und die mit ſeinem Fleiß verbundene Ehre, auch fühlte er den Vorzug, den man jenem gab, nicht einmal hinlänglich, um ihn zu haſſen, er liebte ihn herzlich, und keine ſeiner kleinen Luſtparthien, die ſparſamen Beſuche bey Lauriten ausgenommen, konnten ohne Willigis gemacht werden.

Alles iſt verloren, ſagte **Werinhar** zu Erzbiſchoff Friedrichs ſchöner Freundinn, dein Hugo iſt für keinen Stand geſchaffen, als für das Kloſter. Und zunächſt dieſem, erwiederte ſie, für die heilige Inful und für die dreyfache Krone. Werinhar, haſt du kurze Zeit in der Welt gelebt, um zu denken, nur Wiſſenſchaft und Talente könnten zu den höchſten Würden erheben? Würde nicht, wie die Läſterer ſagen, die heilige Kirche noch zu unſern Zeiten von einem Weibe beherrſcht? und wer waren die letzt verſtorbenen Beſitzer des Stuhls von Maynz? **Hatto**, ein Sclave der alten **Waldrada**, **Herriger** ein Knecht der jüngern, **Hildebert** ein Reliquienſammler, und **Friedrich**? — nun ja, **Friedrich** iſt ein Fürſtenſohn, ſonſt möchte er auch wohl nicht auf der Stelle ſitzen, wo er gegenwärtig ſchimmert, und wo er — von der unwürdigen **Laurita** beherrſcht wird.

Siebzehntes Kapitel.

Hatto der Zweyte.

Werinhar fühlte ſich mächtig durch **Lauritens** Tröſtungen geſtärkt. Er quälte in Zukunft den jungen **Hugo** nicht mehr mit mühſamen Studiren, und gewann dadurch ſo viel, daß dieſer ſeltner als bisher um Zutritt bey **Lauriten** bitten durfte, eine Gunſt, welche ihm Werinhar, wir wiſſen ſelbſt nicht warum, allemal mit Unwillen verſtattete. Sonderbar war mit alledem dieſer kleine Neid, **Laurita** gehörte ja nicht zu ſeinem, ſondern zu **Friedrichs** Hauſe, ſollte ſie auch bey demſelben vielleicht eine andere Rolle ſpielen, als die Stelle, von welcher ſie den Namen führte, mit ſich brachte, ſo war doch **Werinhar** wohl nicht zum Hüter der erzbiſchöflichen Favoritinn beſtellt.

Hätten wir einen tiefern Blick in die Hofgeſchichte des damaligen Erzbiſchoffs gethan, ſo würden wir unſern Leſern über dieſe und viel andere Dinge Auskunft geben können; aber wir dürfen mit keinen andern Augen ſehen, als mit den Augen unſers Helden, des taubenartigen **Hugo**, welcher dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, durch die Welt zu gehen, ohne etwas mehr zu hören und zu ſehen, als was gerade vor ihm ſtand. Nichts intereßirte, nichts beſchäftigte ihn als ſeine Lieblings-Ideen die Andacht und **Laurita**, durfte er die letztere wöchentlich einmal ſehen, ſtörte man ihn nicht durch unnöthiges Wiſſen in ſeinen heiligen Empfindungen, ſo war er zufrieden.

Immer finde ich dich leſend, ſagte **Werinhar**, als er ihn eines Tages auf ſeinem Zimmer unter verſchiedenen Pergamentrollen antraf, ſollt teſt du endlich anfangen meine Ermahnungen zu hören, und deinen Verſtand zu bilden.

Ich hoffe, das verabſäumte ich nie. —

Was lieſeſt du?

Hier die Evangelien des heiligen **Ottfrieds**.

Die Evangelien? — warum deutſch?

Ottfried war ſo gut, ſie für diejenigen zu überſetzen, welche keine andere Sprache verſtehen.

Und hier, was ſind dies für Schriften?

Das Leben der Erzbiſchöffe von Maynz. Ach das Märtyrerthum des heiligen Aureus und Sankt Juſtinens, wie ſchön iſt das zu leſen! Ich wünſchte wohl dereinſt ſo mit Lauriten vereint gen Himmel zu fahren, als wie der fromme Biſchoff mit ſeiner Schweſter!

Schwärmereyen! — Laß die verjährten Legenden, und beſchäftige dich lieber mit der Geſchichte unſerer Zeiten.

Auch dieſes thue ich. Sehet hier die Geſchichte **Herrigers**, und des frommen **Hildeberts**, der Sankt **Aureus** und **Juſtinens** Gebeine zur Ruhe brachte. Und hier die Chronika des großen alten **Hatto** des Erſten, der im Wetter gen Himmel fuhr.

Werinhar lächelte bey der Erwehnung von Hattos Himmelfahrt, von welcher er, wie wir aus dem Vorhergehenden wiſſen, ſelbſt Zeuge geweſen war, und fragte, warum **Hugo** ihn **Hatto den Erſten** nennte; ſo viel weis ich, ſetzte er hinzu, haben wir noch keinen Zweyten.

Wenn wir nun aber einſt einen bekämen? verſetzte Hugo. — Ich beſinne mich in meinen Kinderjahren oft geträumet zu haben, daß man mir den Namen **Hatto der Zweyte**, Erzbiſchoff von Mayntz zurief.

Kind! Knabe! rief **Werinhar** durch die Einfalt überraſcht, mit welcher ihm **Hugo** Dinge ſagte, welche er bisher blos ſchwärmeriſche Träume ſeines eigenen Herzens gehalten hatte, wer flößte dir Wünſche nach unerreichbaren Dingen ein?

Wünſche? — Das nun wohl eben nicht, wenigſtens weis ich nicht, daß ich vor jenen Träumen jemals ſo etwas gewünſcht hätte! aber möglich wär es mit alledem doch. Der große **Hatto der Erſte**, und viel andere, deren Geſchichte ich las, waren in meinen Jahren nicht das, was ich jetzt ſchon bin.

Männer von Verſtand und Wiſſenſchaft waren ſie, was du niemals werden wirſt, rief

Werinhar mit einer Stimme, aus welcher man nicht recht wußte, was man machen ſollte.

Hugo bewies aus ſeinen Schriften, daß Verſtand und Gelehrſamkeit nicht allezeit unter der heiligen Inful gewohnt haben, und daß alſo auch dereinſt ſein Haupt, ſo leer es auch ſeyn möchte, wohl mit dieſer Zierde prangen könnte; doch, ſetzte er hinzu, ich kümmere mich nicht viel hierum, denn ich könnte doch **Lauriten** nicht an meiner Ehre Theil nehmen laſſen. Könige haben ihre Königinnen, Fürſten ihre Fürſtinnen, aber nie habe ich von einer Erzbiſchöffinn von Maynz gehört.

Werinhar fand ſo viel Einfalt, Liebe und Vorbedeutung in dieſem Geſchwätz, daß er äußerſt unzufrieden mit dem jungen **Hugo**, und zugleich voll Hoffnung und ganz in Gedanken über ſein künftiges Schickſal vertieft, von ihm ging.

Er ſprach dieſen Abend viel mit Lauriten von Hugos Wunderglauben an ſeine künftige Größe, und wurde noch tiefdenkender, als dieſe ihm alles erzählte, was ſie in vorigen Zeiten aus **Wolframs**, **Waldradens** und **Hugos** eigenen Worten, von den prophetiſchen Abentheuern im Walde erlauſcht und errathen hatte. **Werinhar** war, wie wir ſchon geſagt haben, das, was man

man in jenen Zeiten einen argen Freydenker nannte, aber demohngeachtet hatte er Stunden, in welchen er die geheimnißvollſten Dinge nicht unglaublich fand, wenn ſie mit ſeinen Wünſchen harmonirten. Er dachte den Sachen weiter und immer weiter nach, und bald ereignete ſich eine Begebenheit, welche ſeinen Glauben an Hatto den Zweyten faſt ſo groß machte, als Hugos Glaube war.

Achtzehntes Kapitel.

Willigis.

Hugo und **Willigis**, die Unzertrennlichen, wie man ſie an Erzbiſchoffs **Friedrichs** Hofe nannte, hatten einſt nach der Veſper Vergunſt, den Reſt eines der ſchönſten Maytage nach Gefallen zu verwenden. Der milde Hauch der Frühlingsluft lockte ſie ins Freye, ſie wandelten den großen lachenden Abhang, den die Zeit jetzt faſt ganz zerſtört hat, hinab nach den Ufern des Mayns, die Abendſonne ſchattirte den ruhig fließenden dunkelgrauen Strom mit Purpur, ein ſanfter Weſt ſtreute Blüthen von den herüberhängenden wilden Apfelbäumen auf die Fluth, und aus dem

Schatten einer kleinen Bucht ſchwamm ein Fiſcherkahn hervor, der die Knaben zu einer Waſſerfarth einzuladen ſchien. **Willigis** hüpfte hinzu, knüpfte den ſchlaffen Strick los, der das Fahrzeug feſt hielt, ſprang hinein, ergriff das Ruder, winkte **Hugo** und dieſer folgte ihm. **Willigis** ruderte, und **Hugo**, welcher gern Andacht mit Vergnügen verband, zog aus ſeiner Taſche ein Fragment von den Geſchichten der maynziſchen Erzbiſchöſſe, die er ſämmtlich wie Heilige verehrte, hervor. Sein Gefährte proteſtirte wider dieſe Lektüre, und ſchlug zur Unterhaltung lieber ein freundſchaftliches Geſpräch oder einen Wechſelgeſang vor, aber **Ademars** Neffe las fort, ohne ſich ſtören zu laſſen, las zum zwanzigſten mahl die fabelhafte Geſchichte von **Hatto** des Erſten Himmelfahrt. — **Willigis** ließ das Ruder ſinken, und begann bey dem monotoniſchen Geſumm ſeines leſenden Gefährten und dem leiſen Plätſchern des Waſſers zu entſchlummern. Der Kahn ſchwamm ruhig mit dem Strome fort, und der begeiſterte **Hugo** fühlte nicht das Gleiten des ihn hinwegführenden Waſſers. Plötzlich rief er aus! Das iſt eine herrliche Stelle, wie bey **Hattos** Tode die Weiden auf dem Hattenberge ſich neigten, und die Heiligenbilder auf der Zinne des Thurns weinten, und der Strom, der an die Mauern ſpült, ſo kläglich murmelte, daß der alte Romoald es gleich merkte, ſein Herr ſey von der Welt geſchieden, obgleich ſeine Hinfarth ſich weit von hier, im fernen Italien zutrug!

Willigis erwachte durch **Hugos** erhöhte Stimme gerade ſo viel, um anzumerken, die Heiligen hätten ſeinen Gedanken nach nicht weinen, ſondern ſich freuen ſollen, daß Biſchoff **Hatto** zu ihnen gerückt worden ſey, aber der andere achtete nicht auf die profane Anmerkung, ſondern er ſchlug in die Hände und rief: O **Willigis**, mir kömmt ein Gedanke, es iſt noch nicht allzuſpät, laß uns nach dem Hattenberge rudern, wir wollen die Bilder küſſen, welche bey Hattos Tode weinten, und Zweige von den Weiden brechen, welche ſich neigten, und mit dem Waſſerſtrom uns netzen, der damals ſo kläglich murmelte.

Was wollen wir? fragte **Willigis**, der ſich die Augen rieb. Nach dem Hattenberge! erwiederte jener mit bittender Stimme. — Wieder eine Pilgerfahrt? rief der andere, indem er das Ruder ergriff, du wirſt doch noch zum lebendigen Heiligen! — Aber wo ſind wir? ich wollte, du hätteſt ſtatt deinem Leſen deine Arme gebraucht. Siehe, wohin uns der Strom geführt hat! **Hugo** ſahe ſich um, und in dem Augenblick ſtieß der Kahn mit ſolcher Gewalt ans Land, daß er zweymal zurückprallte und die Knaben hin und her ſchwankten.

Siehe, wo wir ſind! rief der unwillige Ruderer, können wir hier ausſteigen, oder wie ſollen wir uns aus dieſem wilden Geſträuch, das ſich faſt in unſern Kleidern verwickelt, losmachen.

Es war eine wilde einſame Gegend, in welche ſie der Zufall geführt hatte, der Strom krümmte ſich, das Ufer machte eine enge Bucht, krumm gewachſene Weiden tauchten ihre Zweige in die Fluth, und unter dem Waſſer verborgenes Geſträuch faßte den Kahn in ſeinen Fugen, und hielt ihn feſt. **Willigis** brauchte ſein Ruder, und **Hugo** beyde Arme, um ſich von der Gefangenſchaft los zu machen. Was iſt dies? ſchrie er auf einmal, und zog die benetzten Hände ſchüchtern zurück, es funkelte wie Feuer, und ſchlüpfte mir zwiſchen den Fingern hin wie ein Aal. Vielleicht eine Schlange erwiederte **Willigis** und langte mit dem Ruder darnach. Hier, hier, ſchrie Hugo, ich ſehe es noch ſchimmern, es iſt keine Schlange, brauche die Hände, denn es hängt feſt. — Und der muthige Willigis ſetzte einen Fuß aus dem Kahn an das ſteile Ufer, und beugte ſich tief ins Waſſer nach der glänzenden Beute, indeſſen Hugo mit ängſtlichem

Blick und zurück gezogenen triefenden Händen ihm zuſahe.

Hier iſt der wichtige Schatz, rief **Willigis**, warf das Gefundene in den Kahn, und ſprang bald darauf ſelbſt hinein. Ey ſchrie Hugo, eine Kette! ſie iſt mein, ich will ſie verſchenken! Sie iſt dein? verſetzte der Ruderer, wer gab dir ſie? Habe nicht ich ſie gefunden? ich ſie mit Mühe und Gefahr aus dem Waſſer gezogen? Hugo führte an, daß er ſie zuerſt geſehen, zuerſt in die Hand bekommen habe, der andere warf ihm ſeine Zaghaftigkeit vor, und behauptete ſeine Rechte ſo eifrig, daß es zum ſcharfen Streite gekommen ſeyn würde, wenn die Knaben einander an Geſinnungen gleich geweſen wären, und Hugo ein anderes Vertheidigungs-Mittel als ſeine Thränen gekannt hätte.

Willigis hatte ein weiches Herz, er konnte ſeinen Freund nicht weinen ſehen, gleichwohl reizte ihn das Kleinod, das unter ſeinen reibenden Händen immer glänzender ward, zu ſehr, um es ſo wohlfeil hinzugeben, er beſann ſich eine Weile, und warf es denn verdrüßlich auf den Boden.

Mit deinem weibiſchen Weinen! rief er, du weißt wohl, daß du alles damit erlangen kannſt. — Hier iſt dein Spielwerk! aber Trotz ſey dir geboten, wenn du es ehe anrührſt, bis wir einen finden, der entſcheidet, wer von uns das meiſte Recht dazu habe.

Und wer ſoll das ſeyn? ſchluchzte Hugo. — Der erſte, erwiederte jener, den wir treffen werden.

Ach, fuhr Werinhars Sohn weinend fort, wenn wir nur erſt wieder unter Menſchen wären. Siehe, es wird immer dunkler, und mir grauet in dieſem öden Winkel.

Willigis antwortete nichts, ſondern ſtrengte Hände und Ruder an, den Kahn umzudrehen, welches ihm auch endlich mit einiger Mühe gelang. Hugo ſprang hoch auf das Fahrzeug wieder ſchwimmen zu ſehen, und meynte, durch einige zu Sankt Aurens und Juſtinen abgeſchickte Seufzer nicht wenig zu dieſem Glück beygetragen zu haben: Sein Gefährte ruderte mürriſch ſchweigend fort, und er getraute ſich nicht, ſeinem erzürnten Freunde von neuem die Fahrt nach dem Hattenberge vorzuſchlagen, welche ohnedem durch die einbrechende Nacht und die Nothwendigkeit der Rückkehr unmöglich gemacht zu werden ſchien.

Neunzehntes Kapitel.

Der Hattenberg.

Was Hugo ſich nicht zu fordern getrauete, bewürkte der Zufall. Der Strom führte nach der Gegend, wohin er ſich wünſchte, und der Ruderer ſchien vergeſſen zu haben, daß er bey der Rückkehr nach der Stadt der Fluth entgegen zu arbeiten habe.

Hugos Schmeicheleyen, der ſeinen Freund nicht zürnen ſehen konnte, hatten dieſen ſchon lange wieder beſänftigt, und da das Leſen bey der zunehmenden Dunkelheit unmöglich war, befand ſich das Geſpräch ſchon wieder in vollem Gange, als Hugo bey einer ſchnellen Krümmung des Fluſſes den Hattenthurm auf einmal vor ſich liegen ſahe, und ihn mit einem frohen Geſchrey begrüßte. Willigis ſahe den Fehler, den er gemacht hatte, ſah die Unmöglichkeit, ihn zu verbeſſern, und ruderte ſtärker, um bald unter Dach zu kommen, denn der Himmel hatte ſich fürchterlich umzogen, und der aufgehende Mond, deſſen Bild vorher ſo lieblich auf der Fluth ſchwamm, war von ſchwarzen ſilberſäumigten Wolken umſchleyert.

Schon fielen die erſten, ſchweren Regentropfen, als ſie ans Land ſtiegen, den Kahn feſt banden, und der bekannten Hütte des alten Remoalds zueilten, welche ſie ſo manchesmal beherbergt hatte. —

Der Berg, den Hatto der Erſte, welcher im Wetter gen Himmel fuhr, mit einem Schloſſe bekrönte, und es nach ſeinem Namen nannte, lag nicht in jener Gegend, wo man noch heut zu Tage Ruinen von alten Gemäuern unter dem Namen des Hattenſchloſſes zeigt; der erſte Verfaſſer unſerer Legende giebt ihm eine weit andere Lage, und verziert die ganze Gegend mit allen Reizen des Feenlandes. Wer wollte es wagen, die Phantaſien eines ſchwärmeriſchen Mönchs nachzuſchreiben? Ströme werden durch ſeine Feder zu unermeßlichen Seen, kleine Inſeln, wo einige Maulwürfe wohnen, zu meilenlangen Landſchaften, und ein niedriger Regenhügel zu einem Alpengebürge.

So viel mag indeſſen wahr ſeyn, daß die Lage jenes berühmten Schloſſes ſchön und einſam, gleich geſchickt zu himmliſchen Betrachtungen und verſchwiegenen Freuden eines geiſtlichen Fürſten war, auch hatten Hattos Nachfolger nicht ermangelt, es zu verſchönern, und es, der Abſicht ſeines erſten Erbauers gemäß, in ſeiner urſprünglichen Einſamkeit zu erhalten. — Die ganze Gegend hatte keinen andern Aufſeher und

Wächter, als den alten Romoald, welcher ſchon zu Hatto des Erſten Zeiten hier das Leben eines Einſiedlers lebte; die Perſonen, welche zu Wartung der Gärten und der Gebäude gebraucht wurden, kamen nur gelegentlich, und wenn es die Noth erforderte, in die ſchöne Einöde, auch war Romoald nicht genöthigt ſie zu ſehen, wenn es ſein Amt nicht erforderte, denn ſeine kleine Wohnung lag abgeſondert, und wurde von niemand beſucht, als zu Zeiten von ſeinem Herrn, dem jedesmahligen Erzbiſchoff, und dann und wann von einem oder andern, dem er günſtig war.

Daß **Hugo** und **Willigis** zu dieſer Zahl gehörten, haben wir aus dem vorhergehenden geſehen; ſie nahten ſich alſo zuverſichtlich ſeiner Hütte, und verkrochen ſich, da ſie die Thür verſchloſſen, und kein Licht durch das kleine Fenſter ſchimmern ſahen, vor dem überhand nehmenden Regen unter das überhangende Dach, das die Bank an der Mauer ſchirmte.

Das erſte, woran Hugo dachte, als er von dem ſchnellen Laufen im Regen ein wenig zu Athem kam, war das gefundene Kleinod, welches er ſchon im Geiſt auf **Lauritens** weißen Buſen ſchimmern ſah, und wovon er jetzt befürchtete, es möchte im flachen Kahne vom Regen hinweggeſchwemmt werden. **Willigis**, der immer Handlung mit Gedanken verband, war bey der erſten Erinnerung ſchon auf dem Wege es zu holen, und ſein Freund rief ihm nach, nicht zu vergeſſen, daß ſein Recht auf dieſe Gabe des Glücks noch nicht entſchieden ſey.

Die Wiederkunft des Abgeſchickten verzog ſich, der Regen ließ nach, die Nachtluft athmete kalt, **Hugo**, der von allen Seiten vergeblich nach ſeinem Freunde und dem alten Romoald ausſah, fühlte einen innerlichen Schauer, der ihn nöthigte, ſich dichter in ſein Gewand zu hüllen, und feſter an die Mauer zu ſchmiegen. Dieſe Mittel halfen nicht; aus dem Schauer ward heimliches Grauen. Die ernſte Stille der Nacht, die Einſamkeit der Gegend, das Romantiſche der Gegenſtände, die ihn nahe und fern umgaben, erregten Gefühle in ihm, die er vorher noch nie gekannt hatte, große ahndende Gefühle, die durch die Erinnerung, welche ihm die Scenen aus den Zeiten ſeiner frühen Kindheit in den ähnlichen Gegenden des Speſſarts herbeyrief, noch mehr erhöht wurden. Der ganze Horizont war jetzt hell, der nächtliche Wind trieb die Regenwolken vor dem Monde vorüber, in jedem Tropfen des feuchten Graſes, und an dem triefenden Laube hing ein leuchtender Funken; alles bewegte ſich rund umher, alles rauſchte, Hugo ſchauerte nochmals in ſich zurück, ſchloß die Augen, öfnete ſie, um ſie vor den Bildern, die ihm ſeine Phantaſie mahlte, ſchnell wieder zu ſchließen, und — entſchlief.

Kaum war er entſchlummert, als Willigis zurück kam, er ging leiſer, als er Hugo ſchlafen ſahe, ließ das mitgebrachte Kleinod noch ein paarmal im Mondglanz ſpielen, hing es dann an einen niedrigen Aſt, ſetzte ſich an ſeines Gefährten Seite, und bald hatte ſich der Schlummer auch ſeiner bemächtigt.

Die Knaben waren einſam, niemand war der ſie beobachten konnte, als etwa die Nachtigallen, die ſich auf den Zweigen wiegten, und ihre Lieder begannen, oder die Elfen, welche ſich auf dem feuchten Graſe zu ihren nächtlichen Tänzen verſammelten; gleichwohl ſagt die Geſchichte, die beyden Schläfer haben durch tauſend Bewegungen unruhige Träume verrathen; eine Nachricht, für welche wir, ſo wahrſcheinlich ſie uns auch dünken mag, nicht zu bürgen getrauen, da es uns an glaubwürdigen Zeugen gebricht.

Hugo war der erſte, welcher erwachte. Willigis, rief er, indem er die Hand ſeines Gefährten ergriff, ermuntere dich, und höre den ſeltſamſten Traum, welcher je geträumet worden iſt. Willigis rieb ſich die Augen und meynte andere Leute möchten auch wohl Träume haben, ohne daß ſie es der Mühe werth achteten, Schlafende durch die Erzählung davon im Schlummer zu ſtören. Siehſt du dort die Spitze vom Hattenthurm, rief jener, ohne ſich irren zu laſſen. Mich dünkte, der große Erbauer dieſes Wunders der Welt ſchwebte von ſeinen Zinnen herab, bis zu mir in die Schatten dieſer Ulmen, wo ich ruhte, er umarmte mich, nennte mich Sohn, und führte mich ſchwebend hinauf, bis dahin, von wo er herab geſtiegen war. Ein blutiger Strahl bezeichnete den Pfad, den wir geſchwebt hatten. Heil dir, Hatto der Zweyte! rief der Biſchoff, und nahm ſeine Inful vom Haupte, um mich damit zu zieren.

Und dies war der ganze Wundertraum? fragte **Willigis** lachend.

O nein, fiel Hugo ein, ohne ihn ausreden zu laſſen; höre weiter: Mein himmliſcher Führer wurde, ich weis nicht wie, von meiner Seite gerückt; ich ſtand allein auf der Zinne, mir ſchwindelte vor der grauenvollen Tiefe unter mir, und über mir vor der unermeßlichen Höhe des Himmels, mich drückte die Laſt der Inful mit Zentnerſchwere, der heilige Stab in meinen Händen ſchien zu brechen. Vor mir neigten ſich die Heiligenbilder auf den Zinnen, ich hielt es für mir gebührende Demüthigung, aber ſiehe, es war der Thurm, welcher unter mir ſchwankte. Er ſank, und ich mit ihm immer tiefer, immer tiefer, bis ich mich endlich auf dem Grunde des Hattenbrunnens befand, welchen, wie du weiſt, der heilige Biſchoff an der Nordſeite ſeines Thurms graben ließ, und der, wie Vater Bruno mich oft verſicherte, faſt bis in das innere Heiligthum der Erde *), die Wohnung der gereinigten Seelen gehen ſoll.

Und da wurde auch Hatto der Zweyte von den Sünden gereinigt, die wahrſcheinlich noch von jezt bis zur heiligen Inſul begangen werden möchten? fragte Willigis mit beißendem Spott.

O nein, erwiederte ſein einfältiger Gefärthe, auch war mir nicht wohl auf dem Grunde des Brunnens, es war finſter um mich; allerley ſcheusliches Gewürm wühlte um mich her, und nagte an meinen Kleidern; auch in meinem Innerſten fühlte ich ein heimliches Nagen, wie vom Zahn [illegible] gefräßigen Thieres; ich griff nach der geweihten Zierde auf meinem Haupte, und wollte ſie von mir ſchleudern, als hielte ich ſie für die Urſach meiner Qual, aber mir vergingen die Gedanken, und ich erwachte.

---

*) Das innere Heiligthum der Erde, die Wohnung der gereinigten Seelen, hat vermuthlich Beziehung auf eine alte Sage, welche nicht bis auf unſere Zeiten gekommen iſt.

Willigis lächelte, und meynte, es ſey ſonderbar wie zwey Menſchen ſo übereintreffende Ideen haben könnten? Wie? ſchrie Hugo, dich träumte mein Traum? O nein, erwiederte jener, nichts von blutigen Pfaden, nichts von ſinkenden Thürmen, ſcheuslichen Abgründen und nagenden Gewürm, aber —

Von der heiligen Inſul und dem Biſchoffsſtabe? fiel **Hugo** ein.

Laß die Träume! verſetzte der Müllersſohn, mein Vater ſagte mir oft, wenn Geringe von hohen Dingen träumten, ſo verſuche der Arge ſie in Sünd' und Elend zu ſtürzen. Gut und rechtſchaffen zu ſeyn, und zu bleiben iſt mein Stolz, das übrige ſind Poſſen.

Ademars Neffen kamen bey dem Wort **verſuchen**, deſſen ſein Gefährte ſich gebrauchte, die ſataniſchen Anfechtungen zu Kloſter Fulda, und die damit verbundenen Büßun[illegible]n den Sinn, welche ihm jetzt, da er das üppige Leben am erzbiſchöflichen Hofe gewohnt war, nicht ſo leicht geworden ſeyn würden, als vordem. Dieſer Gedanke ſtürzte ihn in ein trauriges Schweigen, und verlöſchte das Hochgefühl, das ihm von dem erſten Theil ſeines Traums übrig geblieben war, gänzlich aus ſeiner Seele.

Willigis ſprang indeſſen von ſeiner Seite auf, der Morgen war ſchön, er hüpfte über die blumichten Wieſen, ſang, haſchte die bunten Schmetterlinge, welche im goldnen Strahl der Morgenſonne ſpielten, und ließ ſie lachend entſchlüpfen.

Bald darauf kam er zu ſeinem immer noch nachſinnenden Gefährten zurück, und brachte ihm die Poſt, der alte Romoald nahe ſich, er habe ihn jenſeit der Wieſe aus dem Walde kommen geſehen.

Das iſt gut, erwiederte Hugo, wir wollen ihn um die gefundene Kette befragen, er mag entſcheiden, weß ſie ſeyn ſoll.

Hugo, rief **Willigis**, wär es nicht billig, mir ſie ohne Entſcheidung zu überlaſſen, ich erbeutete ſie zweymal nicht ohne Gefahr; als du mich geſtern Abend darnach ſchickteſt, ſie aus dem Kahne zu holen, hatte der Wind das Fahrzeug tief in den Strom getrieben, und ich weis am beſten, wie viel Mühe ich brauchte, zum Zweck zu kommen, ich blieb lang außen, du wirſt dich es erinnern.

Und was willſt du mit dieſem Kleinod anfangen? fragte jener: meine Eltern ſind arm, ſagte Willigis mit Achſelzucken, ſie könnten ihr Glück mit dieſem Golde machen.

Auch ich, fuhr Hugo fort, denke es nicht für mich zu behalten. Ich kenne eine Dame, o Willigis, eine Dame! — Wie ſchön wird dieſer Schmuck ihren weißen Buſen zieren? Noch nie konnte ich ſie beſchenken, werde es vielleicht nie, wenn ich dieſes Glück von der Hand ſchlage, und ich liebe ſie ſo ſehr!

Da kommt **Romoald**, ſprach **Willigis**, er mag entſcheiden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Romoald.

Die Knaben gingen dem Alten ſittig entgegen, und er beugte ſich vor ihnen tief zur Erde. Willkommen ihr Biſchöffe von Maynz, rief er mit kreuzweis auf die Bruſt gefaltenen Händen.

Hugo und **Willigis** ſahen einander erſtaunend an, und der letzte ergriff ſeine Hand mit traurigem Blick, die er demüthig küßte, und ihn bat ſeiner nicht zu ſpotten.

Ihr habt recht, erwiederte Romoald, der wie aus einer Begeiſterung erwachte, ich weiß nicht was ich ſah, was ich dachte. Doch im

Schoo

Schooß der Zukunft iſt vieles verborgen, ich beziehe mich auf eure Träume.

Schon that Hugo den Mund auf, um das, was der Alte ſagte, zu beſtätigen, aber ſein Freund winkte ihm, und bat den Ankommenden, jetzt nicht von Träumen zu ſprechen, ſondern lieber eine Streitigkeit zwiſchen ihnen ſchnell zu entſcheiden, und ihnen denn zur ſchleunigen Rückkehr nach Maynz beförderlich zu ſeyn, von wo ſie ſchon zu lang abweſend geweſen wären. Die Sache, fuhr er fort, betrift dieſe Kette, welche wir beyde fanden, und beyde zu haben wünſchen.

Ihr fandet ſie beyde, erwiederte Romoald, aber mich dünkt, der eine that mehr ſie zu erlangen, als der andere.

Vielleicht ich, ſagte **Willigis**, aber ich begebe mich meines Vorrechts, weil es ſo ſeyn muß, und überlaſſe es eurer Entſcheidung.

Und du, Hugo, ſprach der Alte, auch du begiebſt dich deines Rechts, und erlaubſt mir ſie zu geben, wem ich will.

Ich kann nicht! rief er, ich kann meinem Rechte nichts vergeben, ich würde in Verzweiflung ſeyn, wenn ich das Kleinod nicht bekäm.

Romoald betrachtete die Kette in der Sonne, wandte ſie hin und her, ſchüttelte den Kopf, ſah ſeufzend gen Himmel, und kehrte ſich dann zu den Knaben. Kinder, ſagte er, ich kenne dieſes gefährliche Kleinod nur gar zu gut, ihr fandet es an einem Orte, wo es zwa Jahr verborgen lag, der Fund bedeutet e beyden ein Glück, daran ihr gegenwärtig nur im Traume denken dürft, derjenige, welcher der Eigenthümer des gefundnen Schatzes wird, kommt am erſten zum Genuß desjenigen, was ihm das Schickſal beſtimmt, wählet nun, wer will es haben?

Beyde griffen nach der dargebotenen Kette, und beyde betheuerten, daß ſie ſich nicht um künftige Deutung nur um gegenwärtigen Beſitz bekümmerten.

Ich merke wohl, ſagte der Einſiedler, ich muß etwas mehr thun, um eure Wahl zu beſtimmen, ſetzt euch an meine Seite, und hört die Geſchichte der Kette, die ich euch, will ich eurem unſchuldigen Herzen kein Aergerniß geben, freylich nur in Schleyer gehüllt mittheilen kann: Ein Fürſt beſtimmte dieſes Kleinod zum Mittel, einen andern, der beſſer als er war, damit zu tödten, ein junges, ach damals noch ſchuldloſes Geſchöpf, ſahe die Gefahr, die dem unſchuldigen drohte, und warf den verrätheriſchen Schmuck in die Fluthen des Mayns. Man ſandte Taucher aus, ihn aus der Tiefe herauf zu holen, dein Vater, Willigis, ein künſtlicher Schwimmer, war unter dieſen Boten, er ſahe das Kleinod ſchimmern, er faßte es bereits mit der Hand, der aufgeſetzte Preis reizte ihn, er war arm, — aber er kannte die geheime Kraft und den gottloſen Gebrauch, zu dem die Zauberkette beſtimmt war, verſchlang ſie noch feſter in die Wurzeln des Ufers, und kam leer und unbelohnt zurück. Da ging vom Stuhle der ewigen Vorſicht das Urtheil aus: Der Lohn der Edelthaten der Eltern erbe auf die Kinder. Zween Jünglinge werden einſt dies Kleinod finden, es ſey ihnen das Vorzeichen künftiger Größe, aber auf ihre Wahl komme es an, ob ſie dieſelbe auf gutem oder böſem Wege erlangen wollen: — Wählet nun Kinder! Die heiligen Väter ſagen, ſeit der groſſen Probe, die unſern Urvater ſtraucheln machte, wird jedem Menſchen einmahl in ſeinem Leben Gutes und Böſes zur Wahl vorgeſtellt, er entſcheidet, und — meiſtens auf ewig. Jetzt ſteht ihr auf dem großen Scheidewege, überlegt wohl, was ihr ſagen wollt, euer Schickſal hängt von einem Worte ab.

Die Knaben hörten hoch auf, denn ſie verſtanden nicht ganz was der Alte meynte, auch hatte er noch nicht geendet.

Wird dieſe Kette, fuhr er fort, aus Geiz oder Habſucht gewählt, ſo giebt dies eine ſchlechte Vorbedeutung für den künftigen Beſitzer. Hugo und Willigis, was ſagt euer Gewiſſen. Jetzt müßt ihr entſcheiden; wer das Kleinod aus Eigennutz wünſcht, bekömmt ſie nicht. —

Beyde riefen aus einem Munde. Es iſt mein, denn ich will es verſchenken! — Nein, ſagte der Einſiedler, höret weiter: Dieſe Kette wird dem Beſitzer ein gefährlicher Schatz werden, wird ihn zu tauſend Fehltritten verleiten, doch ſie ſind nicht unvermeidlich; der Menſch iſt frey, wer ſich ſtark genug fühlt, kann allen Verſuchungen entgegen gehn. Nun, meine Söhne? —

Hugo, der an nichts als an die Freude dachte, den glänzenden Schmuck an **Lauritens** Halſe zu erblicken, griff haſtig zu, indeß **Willigis** ſich beſann, was zu thun ſey. **Romoald** hielt die Kette feſt, und Willigis ſagte: Wenn es auf den feſten Entſchluß, auf das eifrige Beſtreben, gut zu ſeyn, und jede Verſuchung zu beſiegen ankommt, ſo glaube ich, ich darf mich des Anſpruchs auf meinen Fund noch nicht begeben. —

Gut, fuhr **Romoald** fort, noch ſchwankt die Wage, höret jezt das lezte. Dieſe Kette wird, derjenige, welcher ſie jezt aus meinen Händen bekommt, billige es oder nicht, binnen Zeit von einigen Jahren gebraucht werden, einen der beſten Fürſten aus der Welt zu ſchaffen, um einen Unwürdigen an ſeine Stelle zu ſezen, und es wär beſſer, daß dieſes Denkmaal ruchloſer Erfindſamkeit in den Abgrund des Meers verſenkt würde, um nimmer wieder zum Vorſchein zu kommen. Auf euch beyde kommt es an, was geſchehen ſoll. Dort fließt der Mayn; hinter jenen Gebürgen iſt eine grundloſe Tiefe; gilt mein Rath etwas bey euch, ſo machen wir uns alle drey auf, um den Schaz, deſſen verborgene Tücke ihr nicht kennt, den hölliſchen Geiſtern zu übergeben, die ihn erfunden haben, und ihr geht ſo arm, ſo glücklich, und ſo ſchuldlos eures Weges, als ihr zuvor waret.

Willigis, deſſen Geſicht während der Rede ſo bleich wie Aſche geworden war, ſchlug am Ende derſelben voll Entſezen die Hände zuſammen, und ſchwur mit Worten, welche wohl nie zuvor, und nie hernach über ſeine Lippen gegangen waren, er entſage dieſem verrätheriſchen Kleinod, und aller Glückſeeligkeit, die vielleicht mit ſeinem Beſitz verbunden ſeyn möchte, auf ewig, und erwarte nur **Hugos** Einwilligung um das Urtheil an demſelben zu vollziehen, das Romoald eben ausgeſprochen habe.

Auch **Ademars** Neffe war nachdenkend, es fehlte ihm nicht an Ueberlegung, es waren in der Rede des Alten einige Worte vorgekommen, welche ſeine ehemalige Furcht vor ſataniſchen Verſuchungen wieder rege machten, und er bat um Erlaubniß, einen einſamen Spaziergang in den Wald zu thun, damit er ſeine Gründe abwägen, und Entſchließungen faſſen möchte, die die beſten wären.

Ja, mein Sohn, ſagte Romoald, überlege das, was du thun willſt, wenn du nicht ſtark genug biſt wie dein Freund, gleich im erſten Augenblick das Beſte zu wählen.

Willigis und der Alte ſetzten ſich ſchweigend auf die Bank an der Mauer, indeſſen Hugo langſam den Weg nach dem Walde nahm, und ſich bald unter den Bäumen verlor.

Worinn die Ueberlegungen des Gehenden und die Geſpräche der Zurückbleibenden beſtanden, iſt unbekannt. **Romoald** ſchien durch die Unterhaltung mit dem verſtändigen **Willigis** ihn noch lieber zu gewinnen, als er ihm zuvor war.

Mein Sohn, ſagte er am Ende, ich ſehe große Dinge von dir und deinem Gefärthen zuvor, doch das beſſere von dir. Hugo jammert mich, er wird unglücklich wählen, doch gereicht ihm dieſes zum Vortheil, daß er einfältiger und mehr ein Kind iſt als du, dem keine falſche Wahl verziehen worden ſeyn würde. Sein Herz iſt nicht böſe, ſeine Strafen werden blos zeitlich ſeyn. — Du aber, laß nicht ab ihn zu warnen, ſtehe feſt vor dich ſelbſt, und wird dir dereinſt das Glück zu Theil — aber wie iſt das, da iſt ja unſer tiefſinniger Denker ſchon wieder! — Wie, Hugo? ſind deine Ueberlegungen ſchon zum Ende, und was iſt dein Entſchluß?

Vater, antwortete er, die Kette iſt mein!

Und die Gründe deiner Wahl? fragte Romoald.

Hugo ſchwieg, denn er ſcheute ſich, Lauriten und ihre muthmaßliche Freude über das zugedachte Geſchenk anzuführen.

Soll ich dir zur Warnung wiederholen, was ich vorhin ſagte, rief der Alte.

Nein, nein, erwiederte Hugo, ich weis alles, habe alles überdacht; kann und will meinen Entſchluß nicht ändern. — —

Unglücklicher! rief der Einſiedler, denke an den gegenwärtigen Augenblick, wenn du einſt nach Jahren deine Wahl bereueſt.

Hugo empfieng das Kleinod hüpfend aus **Romoalds** Händen, und war bereit es um den Hals zu legen, aber dieſer rieth ihm, es lieber in den weiten Ermel ſeines Gewands zu verbergen, und überhaupt behutſam mit demſelben zu verfahren, weil alles Unheil, das in Zukunft durch daſſelbe entſtehen könne, auf ſeine Rechnung kommen werde.

Hugos eingeſchränkter Verſtand begriffe von dieſen Dingen nichts, er fühlte blos die Freude des gegenwärtigen Augenblicks. Romoald führte die Knaben an den Kahn, drückte den jungen Willigis herzlich an ſeine Bruſt, und entließ den Eigenthümer der Kette mit einem kalten Händedruck. Sie ſetzten ſich ſchweigend ein, kamen ſchweigend an dem Ort ihrer Beſtimmung an, und **Werinhar**, der einen halben Tag und eine Nacht ihnen mit Unruhe entgegen geſehen hatte, ohne die Urſach ihrer langen Abweſenheit errathen zu können, ſah ſie in ſein Zimmer treten, ohne daß ſie ſich ſo wie ſonſt vertraulich mit den Armen umſchlungen hielten. Es war, als wenn die letzten Begebenheiten ſie von einander entfernt hätten. Willigis hielt nicht mehr ſo viel auf ſeinen Freund wie ſonſt, und dieſer fühlte eine Art von keimenden Misvergnügen gegen denjenigen, der durch ſein Betragen ſeine Art zu handeln ſtillſchweigend misbilligte, der es wagen durfte, ihm die Kette zu beſtreiten, wahrſcheinlich einerley Traum mit ihm hatte, und von dem Einſiedler ähnlicher prophetiſcher Winke für die Zukunft gewürdigt ward; doch kam das letzte nur wenig in ſeine Gedanken; der Beſitz des koſtbaren Geſchenks für Lauriten verſchlang alle andere Ueberlegungen, auch beſaß er nicht Feuer genug, um mit übermäßigen Wohlgefallen bey der Vorſtellung künftiger Größe zu verweilen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Hugos Nebenbuhler wird entfernt.

Werinhar ward in dem Augenblick, da die Knaben bey ihm anlangten, zum Erzbiſchoffe gefordert, und es blieb alſo vor der Hand bey einem leichten Verweis wegen ihrer langen Abweſenheit, die umſtändliche Erzählung ihrer Abentheuer mußte verſchoben werden.

Willigis eilte zu ſeinen Büchern, indeſſen Hugo die Einſamkeit ſuchte, ſein Kleinod bewunderte, es durch Reiben glänzender zu machen ſtrebte, und denn auf Mittel ſann, es ſo bald als möglich in Lauritens Hände zu liefern. — Werinhar hatte eilig in Geſchäften verreiſen müſſen, es war unmöglich ſeine Wiederkunft und ſeine Erlaubniß, zu einem Beſuche bey dem geliebten Mädchen abzuwarten. **Hugo** ſann hin und her, und fand endlich Mittel, ſich zum erſtenmahl heimlich in das Innere des erzbiſchöflichen Pallaſts einzuſchleichen, ſich ungeſehen in Lauritens Arme zu werfen, die Kette um ihren weißen Nacken zu ſchlingen und von ihr mit einem Kuß entlaſſen zu werden.

Werinhar kam wenig Stunden nachher zurück, und ſein erſter Gang war, wie gewöhnlich, zur Erzbiſchoff **Friedrichs** ſchöner Freundinn.

Siehe, rief Laurita, nach dem Eingange, den ihre Geſpräche meiſtens hatten, ſiehe, wie mich einer meiner liebſten **Freunde** beſchenkt hat, andere ſind freygebiger als du, welcher es nicht zu wiſſen ſcheint, daß eine Kloſterfrau in meiner Lage wohl Gold und Edelſteine tragen darf.

Solche Geſchenke kann der Erzbiſchoff wohl geben; aber ich? ein armer Mönch?

Der Erzbiſchoff einer meiner liebſten Freunde? — Werinhar, du weißt, wie ich mit ihm ſtehe! Rathe beſſer! — Warum fällſt du nicht auf den kleinen Hugo? — Kenne ich nach dir wohl jemand, der mir lieber iſt?

Du machſt mich raſend mit deinem Hugo, du verrückſt dem Knaben das Gehirn, und weißt, daß er nicht an dich denken darf!

Das weis ich, und eben darum werde ich nicht aufhören, ihn ſo zu lieben, wie ich thue, lieben wie eine Mutter liebt!

Aber wie kam Hugo zu dieſem Schatze?

Laurita erzählte, was ihr **Ademars** Neffe von ſeinen Abentheuern geſagt hatte, und **Werinhar** hörte aufmerkſam zu. Der Theil der Geſchichte, welcher ihr am unbedeutendſten geſchienen, und den ſie ſchon von Herzensgrunde mit dem jungen Hugo belacht hatte, Romoalds Träumereyen in Anſehung der Kette zogen ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich. Er ſchüttelte den Kopf zu ihrer Meynung; das Ganze ſey eine Erfindung des eigennützigen Alten, um das Kleinod für ſich zu behalten; er ſpannte es eigenhändig von Lauritens Halſe ab, drehte es hin und her, und warf es endlich mit allen Zeichen des Schreckens auf den Boden.

Laurita! ſchrie er, Remoald hat Recht! ich wollte dieſe Unglückskette lieber im Abgrund des Meers als an deinem Nacken ſehen, nie, nie laß ſie wieder an deinem Buſen warm werden, wenn du dein Leben liebeſt! Ach nur gar zu gut kenne ich ſie! Iſt es nicht jene Kette, welche die alte Waldrada erfand, um Herzog Heinrichen zu tödten? welche die junge Waldrada, ihre Tochter, die durch mich die geheimen Kräfte derſelben erfuhr, um den Helden zu retten, in den Strom warf? die ſo lang vergeblich geſucht ward, und die nun dein böſer Engel dem vorwitzigen Hugo, und durch ihn dir in die Hände ſpielen muß?

Die erſtaunte Laurita fragte weiter, und erfuhr gar bald das, was Hugos Mutter ehemals dem Räuber Wolfram erzählte, eine Geſchichte, welche machte, daß ſie ängſtlich den hingeworfenen Schmuck vom Boden aufhub, und mit dem Gelübde ihn nie wieder anzulegen, unter ſieben Schlöſſern verwahrte.

Werinhar hätte es lieber geſehen, wenn ihm das Kleinod ausgeliefert, oder aus dem Fenſter in den vorüberfließenden Strom geſchleudert worden wär, aber Laurita brauchte ihre beſondere Liebe zu Seltenheiten zum Vorwand, Hugos Geſchenk zu behalten, und verſprach, nie ſie nen übeln Gebrauch von demſelben zu machen; indeſſen **Werinhar** es ſich vorbehielt, es ihr bey Gelegenheit durch Liſt oder Gewalt zu entrücken, weil er einige Zweifel hatte, ob ſie ſich des gefährlichen Schatzes, ſo wie ſie ſollte, bedienen würde.

Laurirens Erzählungen von Hugos Begebenheiten auf dem Hattenberge wurden dem Geheimſchreiber immer bedenklicher, und er eilte nach Hauſe, ſie aus ſeinem eigenen Munde zu vernehmen. Hugo erzählte mit aller kunſtloſen Aufrichtigkeit, die ſeinem Alter und ſeinem Charakter angemeſſen war. Auch Willigis wurde herbeygerufen, um durch ſeinen Bericht das, was Werinharn Zweifel machte, zu berichtigen oder zu ergänzen. Seine Worte waren eben ſo einfältig und ausgeſucht wie Hugos, er leugnete und verheelte nichts, nur über ſeinen Traum wollte er ſich nicht weiter herauslaſſen, als daß er einige Aehnlichkeit mit dem Traum ſeines Gefährten gehabt habe, übrigens aber zu wenig von ihm beachtet worden ſey, um gemerkt zu werden.

Alſo auch du ſahſt die heilige Inful auf deinem Haupte, fragte Werinhar?

Ich hoffe, ehrwürdiger Herr, ihr haltet mich nicht für ſo unbeſonnen auf Nachtgeſichte zu bauen, erwiederte er.

Werinhar fand in dieſen Worten einen Verweis, daß er, ungeachtet ſeiner Philoſophie, den Traum eines Kindes der Nachfrage würdig geachtet hatte, und hies den verſtändigen Willigis mit einigem Unwillen gehen, ohne ihn in den nächſten acht Tagen wieder zu ſich zu fordern.

Ueberhaupt war es ſeltſam, daß ſeit jenem gemeinſchaftlichen Abentheuer, ſeit dem Anſchein, als wenn der Müllersſohn vielleicht ähnliche Hoffnungen für die Zukunft haben könnten, als der Neffe **Ademars**, der Sohn einer Fürſtentochter, nicht allein Hugos Herz ſich von ſeinem Freunde abwandte, ſondern auch Werinhars Betragen merklich kaltſinnig gegen ihn ward. **Willigis** wurde nicht mehr wegen ſeinem Fleiß im Studiren gelobt, nicht mehr dazu angereizt und dafür belohnt, man bemühte ſich eher ſeinem Fortgange in den Wiſſenſchaften Hinderniſſe in den Weg zu legen. Hugo ward nur unter vier Augen zur Nacheiferung angemahnt, und bald gar ähnlicher Vorſtellungen überhoben, weil Laurita behauptete, ihr kleiner Hugo ſey ein Günſtling des Glücks, welcher zu Erreichung deſſen, was ihm das Schickſal zudachte, keine Mühe nöthig habe.

Werinhars Abneigung gegen Willigis nahm mit jeder wiederholten Erzählung Hugos von dem Abentheuer auf dem Hattenberge zu, und es kam endlich gar dahin, daß man ihn, weil er anfieng, des Erzbiſchoffs Aufmerkſamkeit zu erregen, zu entfernen ſuchte, und unter Abt Ademars Aufſicht nach Kloſter Fulda ſchickte. Der Geheimſchreiber, dem wenig an dem Emporkommen des Nebenbuhlers ſeines Sohns gelegen war, dachte mit Recht, daß Fleiß, Wiſſenſchaft und Thätigkeit, nicht in dem Lande der Schwärmerey und des beſchaulichen Lebens gedeihen konnten.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Hugo iſt blind mit ſehenden Augen.

Hugo hat ſich meinen Leſern verſchiedenemahl gegen dem hoffnungsvollen Willigis auf einer ſehr nachtheiligen Seite gezeigt; indeſſen würden ſie ihm unrecht thun, wenn ſie ſein Herz oder ſeine Sitten für bös und verderben halten wollten. Was man auch bey jener Begebenheit auf dem Hattenberge für Anlagen für die Zukunft in ihm entdeckt haben mag, ſo war er doch noch zur Zeit weder beſſer noch ſchlechter als vorhin; fromme leichtgläubige Einfalt war noch immer ſein Hauptcharakter, und Andacht und Liebe für die ſchöne Nonne die Summe aller ſeiner Gefühle.

Werinhar ſtörte ihn nicht mehr in denſelben, Lauritens Vorſtellungen in Anſehung des einen und des andern vermochten zu viel über ihn, er ließ den Günſtling des Glücks, wie ſie ihn nannte, ſeinen eigenen Weg dahin gehen, und traute mit ihr auf die Fügungen des Schickſals, und auf die prophetiſchen Winke, in Anſehung der Zukunft, die ihr ſo wichtig waren.

Werinhar und **Laurita** hatten ihre Urſachen, dem jungen **Hugo** dereinſt das gröſte Glück zu gönnen; der erſte war ſein Vater, und die andere nährte nur darum die heiße glühende Liebe in dem Herzen des Knaben, weil ſie voraus ſahe, daß ſie, ſollte er einſt auf einer erhabenen Stufe ſtehen, durch dieſe Leidenſchaft alles würde aus ihm machen können, was ſie aus Erzbiſchoff **Friedrichen** und aus **Werinharn** nicht machen konnte; ein einfältiger, träger, leichtgläubiger **Hugo** mußte freylich beſſer zu regieren

gieren ſeyn, als ein würklich kluger und einſichtsvoller Fürſt, oder ein denkender Weiſer.

Wenn Andacht und Liebe Ademars Neffen einmal ein wenig Muſe ließen, ſo kam denn auch bey ihm wohl der Gedanke an die Reihe, was ihm für ſeltſame Dinge für die Zukunft geweiſſagt waren. Er nahm die Träume ſeiner erſten Kindheit, und die in Romoalds Gebiete zuſammen, und ward immer neugieriger, ob, wie, wenn und auf was Art ſie erfüllt werden könnten. Gern hätte er ſich mit Perſonen, welche weiter ſahen, als er, darüber beſprochen, aber Werinhar und Laurita hielten ihn noch für zu jung, um ſich über dieſen Gegenſtand mit ihm einzulaſſen, und der alte Romoald war wenig Wochen nach jener Geſchichte geſtorben. Hugo mußte alſo allen Rath bey ſich ſelber nehmen, und da Fleiß und Wiſſenſchaften der Weg zur Inful, den ihn Werinhar zuweilen anrieth, ihm zu ſchwer dünkte, da Lauritens Mahnungen, ſich beym Erzbiſchoff beliebt zu machen. und dadurch empor zu kommen, ihm auch nicht gefielen, ſo zog er ſich aus den Heiligenlegenden und dem Leben der Biſchöffe, die er noch immer fleißig las, die Regel ab, das einige Mittel zu geiſtlichen Würden zu kommen, ſey ein geiſtliches Leben: eine Meynung, in welcher man ihn, weil man ſie unſchädlich fand, vor der Hand nicht zu ſtören gedachte.

Sein Herz verlor nichts bey derſelben, es blieb unſchuldig und rein, ein Feind des kleinſten Anſcheins von Bosheit, er beobachtete alles um ſich her mit ſeinem einfältigen argloſen Blicke, und fand alles ſo gut und heilig, daß er oft auf den Einfall kam, Sünde und Verbrechen für ein würkliches Unding zu halten; er wähnte nicht, daß er von allem nur die Oberfläche ſah, und bey etwas größerer Aufmerkſamkeit die Sachen ganz anders beurtheilt haben würde.

Man ſchonte aus Ehrfurcht für Erzbiſchoff Friedrichs Liebling den Geheimſchreiber Werinbar, die Unſchuld des jungen Menſchen, den er in Schutz nahm, und brachte ihm ſo wenig von den kleinen Abentheuern, die zu Maynz wie an jedem andern Hofe insgeheim vorgingen, vor Augen und Ohren, daß er zu dem Alter von vierzehn oder funfzehn Jahren heranwuchs, ohne aus dem ſüßen Wahne, er lebe in einer Welt von Engeln, aufgeſchreckt worden zu ſeyn.

Um ewig ſo fortzuträumen hätte er in einer Einöde oder an der Seite ſeines frommen Oheims leben müſſen; hier war es nicht anders möglich, er mußte endlich erwachen, mußte nach und nach alle ſeine angebeteten Muſter der Heiligkeit ihrer Glorien beraubt ſehen, und dahin kommen, eben ſo herzlich an der Exiſtenz der Tugend zu zweifeln, wie ihm jezt das Daſeyn des Laſters unglaublich war.

Der Erzbiſchoff war faſt ein Jahrlang abweſend geweſen, und kam jezt, wie Hugo, der alles zum Beſten kehrte, einfältiglich glaubte, von einer Wallfahrt zurück, die er zu den heiligen Leibern der heiligen drey Könige nach Kölln gethan hatte. Hugo hatte all dieſe Jahre über fleißig Erlaubniß gehabt, die ſchöne **Laurita** unter **Werinhars** Aufſicht zu beſuchen, hatte ſie bey verſchiedenen Launen geſehen, aber ſo auſſer ſich, ſo verſtört, ſo in halber Verzweiflung, wie den Abend vor Erzbiſchoff **Friedrichs** Zurückkunft, traf er ſie noch nie.

Er beſuchte ſie diesmal allein, wie ihm ſeit jenem koſtbaren Geſchenk oft in der Stille erlaubt ward, er fand ſie mit zerſtreutem Haar, aufgelößter Kleidung, und todtenbleichem Geſicht, mitten unter geöffneten Kaſten und Truhen. Tauſend Kleinigkeiten, wie weltliche und geiſtliche Damen ſie brauchen, lagen um ſie hergeſtreut, ſie wühlte ängſtlich in allem, und ſchien eine Generalmuſterung aller ihrer Schätze zu halten.

Hugo! rief ſie ihm entgegen, du findeſt mich in der äußerſten Verzweiflung, ich habe mein liebſtes Kleinod, habe dein koſtbares Geſchenk die Kette verloren.

Nennt es lieber das Einzige, ſagte der Jüngling, und drückte ihre Hand an ſeine Lippen, ich bin zu arm, um mehr als einmal ſchenken zu können!

Du kannſt es zum zweytenmahl, kannſt ſeinen Werth unendlich verdoppeln, wenn du mir es wiederſchaffſt. Es iſt in **Werinhars** Händen, entreiße es ihm, es ſey auf welche Art es wolle, und gieb mir es zurück, gieb mir es heute zurück. Es iſt das einzige Mittel, mich aus der ſchrecklichſten Verlegenheit zu reißen.

Ich werde ihn bitten, werde ihm zu Füße fallen! ja, **Laurita**, ihr ſollt es noch dieſen Abend haben.

Thor! wenn Bitten etwas hülfe. — Heimlich, durch Liſt oder Gewalt mußt du es ihm entrücken, das andre iſt vergebens.

Hugo ſtutzte, ſtutzte noch mehr, als ihm Laurita einige Vorſchläge zu Erreichung ihres Endzwecks that, die ihm äußerſt widerrechtlich vorkamen. Er machte Einwendungen, Laurita vertheidigte ihre Sache, wandte ein, daß **We-**

rinhar ſelbſt es ihr wider Recht und Billigkeit entwandt, und alſo verdient habe, auf ähnliche Art um ſeinen Raub zu kommen, und — endlich ſiegte ſie. Welches Verbrechen kann nicht ein ſchöner Mund dem leichtgläubigen Jünglinge annehmlich machen!

Der ganze folgende Tag wurde mit Ausführung ihrer Plane verbracht. Werinhars Kabinet wurde beſucht, alle Behältniſſe umgeſtört, und — nichts gefunden. **Laurita** rang die Hände, ſchrie, ſie ſey verloren, denn nun müſſe ſie den Erzbiſchoff alle Stunden erwarten, und ihr ſey kein Rettungsmittel übrig.

Hugo verſtand nichts von dem, was ſie ſagte, aber er weinte mit ihr und rang die Hände. Sie warf ſich auf einen Seſſel, und verwandelte ihr Toben in tiefes Nachdenken, ſprang denn auf, ſagte, ſie müßte das Aeußerſte wagen, und ſchickte **Hugo** fort, um **Werinhar** zu ihr zu rufen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Laurita.

Erzbiſchoff **Friedrich** kam an, Hugo nebſt den andern jungen Leuten vom Hofe mußten ihn einholen, und in die innerſten Zimmer ſeines Pallaſts begleiten, welche Hugo bey ſeinen heimlichen Beſuchen, die er der ſchönen Laurita machte, ſehr oft, die andern aber nur an feyerlichen Tagen ſahn. Sie wurden ſchnell entlaſſen, denn **Friedrich** brannte vor Verlangen ſeine ſo lang entbehrte Freundinn zu ſehen.

Des andern Tages breitete ſich das Gerücht aus, ſie ſey krank, und die trüben geſenkten Blikke des Erzbiſchoffs beſtättigten die Wahrheit. Hugo lief zu **Werinhar**, um Troſt für die ſchreckliche Nachricht zu holen, er fand ihn in einer Beſtürzung, die er für Betrübniß nahm, und die ſein eigenes Entſetzen vermehrte.

Sie iſt alſo krank, vielleicht gefährlich krank! ſchrie er mit gerungenen Händen!

Werinhar zuckte die Achſeln.

O, rief Hugo, indem er ſich ihm zu Füßen warf, ich weis, was ſie in dieſen Zuſtand geſtürzt hat, ſie hatte ein Kleinod, das ſie liebte, ihr habt es ihr entriſſen, gebt es zurück, und ſie wird geneſen.

Werinhar ſtieß den künftigen Erzbiſchoff von Maynz mit ſo weniger Ehrerbietung zurück, als bedächte er nicht, wen er vor ſich habe. Geh, ſagte er, mein Kopf ſchwindelt von tauſend Dingen, die du nicht verſtehſt, verwirre mir ihn nicht noch mehr durch dein Geſchrey!

Hugo wiederholte ſeine Bitten. Geh! ſchrie Werinhar, und ſtampfte mit dem Fuße, und komm nicht eher wieder vor meine Augen, bis ich dich rufen laſſe.

Der weinende Jüngling bat um Erlaubniß, ſeine kranke Freundinn wenigſtens beſuchen zu dürfen, aber der Geheimſchreiber faßte ihn bey der Schulter, und trieb ihn zur Thür hinaus, die er hinter ihm verſchloß.

Ach, ſchluchzte Hugo im Gehen, dies iſt zu viel zu ertragen! Laurita krank, und Werinhar zornig! das iſts, daß ich mich in ſein Kabinet ſchlich, und ſeine Kaſten durchwühlte! — Aber Laurita gebot es; konnte Laurita ein Unrecht gebieten? — Ach ſie wollte mich vielleicht nur prüfen, und ich beſtand ſo ſchlecht, daß ich nun ihre und Werinhars und die Achtung aller Rechtſchaffenen verloren habe. Ach vielleicht giebt ihr der Gram um meinen Fehler den Tod!

Hugo war außer ſich, war wahrſcheinlich kränker als Laurita; die heftigen Empfindungen ſeiner Seele griffen ſeinen zarten Körper an, er konnte des andern Tages nicht aus dem Bette; Laurita, war ſein erſtes Wort, als man kam nach ſeinem Befinden zu ſehen, ſie iſt ſchlecht, war die Antwort auf die Frage nach ihr, iſt wahrſcheinlich dem Tode nahe. Hugo ward ohnmächtig. Man öfnete ihm eine Ader, der Wundarzt eilte von ihm, ſo bald er ſich erholt hatte, und empfahl ihn ſeinen Wärtern, mit dem Bedeuten, daß er eilig zum Erzbiſchoff müſſe, welchem er ähnliche Dienſte leiſten ſolle. Was macht die Schweſter Sankt Laurita, fragte Hugo mit ſchwacher Stimme. Ihr ſchneller Tod iſts eben, erwiederte der andere, was den Erzbiſchoff in den Stand geſtürzt hat, der ihm meine Hülfe nöthig macht.

Hugo fiel zum zweytenmahl in eine gänzliche Sinnloſigkeit, aus welcher ihn nichts wecken konnte, als des andern Tages das Läuten der Glocken, welches zu Ehren der Verſtorbenen veranſtaltet worden war. Er fragte, was dieſes bedeute, die Antwort, die er erhielt, ſtürzte ihn in völlige Raſerey, ſie dauerte die neun Tage des Todtengeläuts, und verwandelte ſich nur zu den Stunden, da die Glocken ſchwiegen, in ſtille Wehmuth.

Armer Hugo, du wurdeſt durch fruchtloſen Gram um deine beſten Lebenskräfte, um vieſe Monate deines blühenden Lebens gebracht. Der erſten Wuth der Krankheit folgte ein ſchleichendes Fieber, und es war mehr als die Hälfte eines Jahrs vergangen, Friedrich und Werinhar ſchienen Laurits Tod, der den Jüngling in dieſen Zuſtand ſtürzte, längſt vergeſſen zu haben, da er zuerſt das Zimmer verließ, um ſeinen matten abgezehrten Körper durch die Frühlingsluft nach dem Orte zu ſchleppen, wo er allein mit dem beſten Theil ſeines Weſens lebte, zum Grabe ſeiner Laurita.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die Erſcheinung.

Auf dem kalten Marmor in der Albanskirche, der ihre Gebeine deckte, verweilte er Tage lang, oder er ſchiffte einſam hinüber nach dem Hattenberge, um an dem rinnenden Quell zu weinen, wo er einſt mit ihr geſeſſen, und aus ihrem Munde das Wort, ich liebe dich, gehört hatte, dem ſein

Herz eine andere Deutung gab, als ſie wahrſcheinlich im Sinne hatte.

Nie hat es einen zärtlichern, unſchuldsvollen treuern Liebhaber gegeben, als den jungen Hugo. **Larivaux**, der den ſchwebenden Geiſt ſeines Mädchens raſtlos durch die Thäler der Alpen verfolgte, und **Petrarch**, der Lauren in hundert Kanzonen nachweinte, waren nichts gegen ihn; es fehlt an einem Gleichniß die Leidenſchaft zu ſchildern, mit welcher **Laurita** geliebt wurde.

Hugo lebte ganz allein in ihrem Andenken, alles andere war ihm läſtig, ſelbſt **Werinhars** Geſellſchaft, der ihn vergebens zu tröſten ſuchte, und den er ſelbſt für zu ſehr getröſtet hielt, um mit ihm zufrieden zu ſeyn. Zum Glück ward der Geheimſchreiber um dieſe Zeit in wichtigen Geſchäften verſchickt, und Hugo konnte ungetadelt und ungetröſtet ſeinem Schmerz nachhängen, den er für endlos hielt. Er ſetzte ſeine Wallfarthen nach der Begräbnißſtelle ſeiner Heiligen und nach dem Hattenberge fort, und hatte an dieſen Orten, den einigen, wo ihm wohl war, nichts auszuſetzen, als daß er ſie nie ſo einſam fand, als er wünſchte. Daß er in den öden Gegenden bey der rinnenden Quelle oft menſchlichen Fußtritt vernahm, ließ er ſich noch endlich gefallen, ſeine Phantaſie machte dieſen Laut zum Schweben der

Unſichtbaren, welche Leuten ſeiner Art immer willkommen ſind; aber daß er bey Lauritens Grabe in der Albanskirche immer jemand von den Leuten des Erzbiſchoffs, einigemal auch ihn ſelbſt fand, dies war ihm widrig, und entſchloß ſich, den heiligen Marmor in Zukunft nur des Nachts zu umarmen; eine Sache, wozu er leicht gelangen konnte, ungeachtet das Gotteshaus gegen die Feſte der hier ruhenden erſten Biſchöffe und Martyrer von Maynz, welche nun herannahten, einige Wochen lang Tag und Nacht verſchloſſen gehalten wurde. Die heilige Laurita, ſeligen Andenkens hatte ihrem Hugo ja die Kunſt gelehrt, Schlüſſel zu entwenden um nach verlornen Kleinoden zu ſuchen, wie hätte er dieſe Kunſt nicht noch nach ihrem Tode üben, wie hätte es ihm unmöglich ſeyn ſollen, ſeinem Freunde, dem Sakriſtan, von Sankt Alban unter der Hand einen Theil ſeines Amtsgeräths zu rauben.

Er war indeſſen ſchon zu oft bey Lauritens Grabe weinend gefunden worden, um unbemerkt geblieben zu ſeyn. Erzbiſchoff **Friedrich**, den **Hugo** nie ſonderlich intereßirt hatte, kannte ihn nicht mehr, ungeachtet er ihn täglich ſah, und war neugierig, den Namen desjenigen zu wiſſen, der ſo viel Andacht zu der Aſche ſeiner verſtorbenen Favoritinn hatte. Man nannte ihm Abt

Ademars Neffen, und er ließ ihn zu ſich fordern.

Hugo ward mit einer Menge von Fragen überhäuft, die er ohne Rückhalt beantwortet haben würde, weil er ihre Verfänglichkeit nicht kannte, wenn ihm nicht das Uebermaaß ſeiner Betrübniß daran verhindert hätte, er that nichts als weinen, und der Erzbiſchoff ward endlich verdrießlich und entließ ihn.

Hugo war durch die vergebliche Bemühung, ſeinen Kummer in den Schranken des Wohlſtands zu erhalten, und durch die Beſchämung, daß ſie ſo ſchlecht geglückt war, ſo angegriffen, ſo unmuthig gemacht, daß er ſich in der reinen ätheriſchen Luft am Hattenbrunnen erholen mußte; er ſchiffte hinüber, und überließ wie gewöhnlich das Ruder, welches ſeine Arme zu ſchwach waren, ſelbſt zu führen, dem Eigenthümer des Kahns.

Dieſer Mann, der ſonſt ſo ſtumm war wie der Wallfiſchkopf, der das Vordertheil ſeines Fahrzeugs zierte, brach heute das Stillſchweigen, und erkühnte ſich Fragen an den jungen Menſchen zu thun, die dieſer, nur mit ſeinem Gram beſchäfftigt, ſehr abgebrochen beantwortete.

Werdet ihr nie aufhören zu weinen?

Ich hoffe nie!

Der Erzbiſchoff hat euch, wie man ſagt, beym Grabe der heiligen Laurita geſehen, und auch auf eure Thränen gemerkt!

Leider!

Und hat euch zu ſich rufen laſſen?

Ja!

Vermuthlich nach der Urſach eures Kummers zu fragen?

Hugo ſah den kühnen Frager mit Kopfſchütteln an.

Ihr müßt mir verzeihen, fuhr er fort, auch ich war ein Verehrer der Seeligen, und man kann mir es nicht verdenken, daß ich gern wiſſen möchte, ob und was beym Erzbiſchoff von ihr geſprochen ward.

Hugo ſchwieg und weinte.

Und der Frager ſchwieg endlich auch, da er ſah, daß er keine Antwort erhielt.

Der Kahn gleitete in der grünen Fluth zwiſchen den blühenden Gebüſchen ruhig hin, ſtieß jetzt ans Ufer, Hatto ſprang ans Land und eilte durch den Wald nach der Quelle der Liebe, wie er den Hattenbrunnen nannte, indeſſen der Schiffer ſein Fahrzeug feſt band, und einen andern Weg nahm.

Der aufgehende Mond fand den trauernden Jüngling noch bey dem alabaſternen Becken, in welches ſeine Thränen fielen, und deſſen klare Fluth er mit wilden Apfelblüthen überſtreute! Der Abendwind begunnte über ihm in den Wipfeln der Bäume zu wühlen, das Rauſchen nahm zu, es war nicht blos das Flüſtern der Blätter, er vernahm den Fußtritt, den er hier oft gehört, aber noch nie ſo nah vernommen hatte. Seine Einbildungskraft war durch die Gedanken, mit welchen er ſich einen halben Tag lang unabläßig beſchäfftigt hatte, aufs höchſte geſpannt, er ſah ſich mit einem Blick voll ſchwärmeriſchen Feuers um. Biſt du es, Geiſt meiner Heiligen, der mich umſchwebt? O Laurita, Laurita, komm, deinen Hugo zu tröſten! ſo rief er mit kaum hörbarer Stimme. Das Rauſchen verdoppelte ſich, er ahndete eine Erſcheinung, er ſtrengte all ſeine Sehkraft an, in der immer düſter werdenden Gegend das, was er wünſchte, zu unterſcheiden. Seine Augen blieben auf einer mondhellen Stelle kleben, und ſiehe, es ſtand vor ihm wie die ſchlanke Geſtalt ſeiner Laurita in einen fließenden Schleyer gehüllt, der ſeinen Gedanken nach den Mond an Glanz übertraf.

Zu oft war er hier ſchon durch ähnliche Phantaſien getäuſcht werden, um ſeinen Augen zu trauen, er ging zögernd hinzu um ſo ſpät als möglich den Irrthum zu entdecken, aber das Bild ward mit jedem Schritte deutlicher, und faſt konnte er es ſchon mit den Armen erreichen, als ſich der Schleyer von einander that, und Laurita zwar bleich, aber in ihrer vollen Engelsſchöne vor ihm ſtand. Laurita! ſchrie er, und ſank mit dem Geſicht zur Erde.

Stehe auf, rief ihm die bekannte Stimme ſeines Mädchens mit leiſem Laut. Du haſt mir gerufen, was ſoderſt du?

Ach liſpelte Hugo, noch einmal das Wort: ich liebe dich! aus deinem Munde, und denn einen Kuß *) von deinen Lippen, um mit dir zu ſterben!

Rühre mich nicht an! rief Laurita, und ſtreckte den weißen Arm weit von ſich, um den ſich nähernden Hugo von ſich abzuwehren. Du mußt noch leben, darum fliehe vor meiner Umarmung.

---

*) Laut der alten Sage iſt der Kuß der Geiſter tödlich.

Liebſt du mich noch, **Laurita**?

Du fragſt? laß mich dieſe Frage umkehren.

Ob ich dich liebe? — O **Laurita**, ſieh dieſe Thränen!

Thränen ſind nichts, wenn die Zunge das Andenken des Geliebten entehrt. Du biſt bey Friedrichen geweſen, was ſprachſt du mit ihm? Ihr redetet von mir! ich umſchwebte euch und hörte es.

Er fragte mich viel, aber ich weinte. Verzeih! wenn er mich wieder fragt, ſo will ich mich beſſer faſſen.

Was fragte er?

Das wußteſt du nicht? Du, ein Geiſt, dem nichts verborgen iſt? Du, die uns ungeſehen umſchwebte? —

Ich will es von dir hören, und wehe dir, wenn du mich täuſcheſt!

Der Biſchoff fragte, wer **Laurita** eigentlich geweſen ſey? wie lang ich ſie kenne? ob ich ſie liebe, wie ich ſie liebe; ob ich ſie zu Maynz oft geſehen habe? was **Werinhar** von ihr halte und wie und wodurch ſie geſtorben ſey? — Ach Gott, wer kann die Frauen alle erzählen! Er wird mich wieder rufen laſſen, wird ſie wiederholen, ſen, und ich werde ihm alles ſagen, was ich von dir weis, vornehmlich unſere Liebe; vielleicht daß ich durch das Geſtändniß derſelben meinen Gebeinen das Glück erkaufen kann, dereinſt neben den Deinigen zu ruhen.

Hüte dich, ihm, er frage was er wolle, ein Wort zu antworten!

Warum, Laurita? muß nicht alles, was ich von dir zu ſagen wüßte, deine Glorie vermehren?

Noch einmal, hüte dich! — Der Name der Verſtorbenen iſt heilig! jedes Wort, es ſey wahr oder unwahr, ziele auf Ruhm oder Tadel ab, entweiht das Andenken der ſtillen Bewohner jener Welt, es muß nur durch Thränen gefeyert werden.

So habe ich es gefeyert, und ſo werde ich es ewig feyern!

Noch einmal, nichts als Stillſchweigen auf die verwegenen Fragen, die man dir thut.

Ach Laurita! du fliehſt! werd ich dich dieſſeit des Grabes wieder ſehen?

So oft du willſt an dieſer Stelle!

Lauritens Geſtalt ward zum bleichen Schatten, die Weiße ihres Schleyers verlor ſich in den Blüthen der Bäume, und Hugo ſtand mit ausgebreiteten Armen, und maß die Stelle, wo er den letzten Schimmer von ihr erblickte.

Der Schiffer fand ihn eine Stunde darauf ohne Beſinnung auf dem Raſen liegen, wuſch ihn mit Waſſer aus dem Hattenbrunnen, und führte ihn, als er ſich erholte, langſam nach dem Kahne zurück.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Gram und Verzweiflung.

Hugo kam täglich zu der Quelle der Liebe, um Lauritens Geiſt zu ſehen, und ſelten vergebens; und Erzbiſchoff **Friedrich** ließ den Jüngling noch oft zu ſich fordern, um ſeine Fragen zu erneuern; aber eine Thräne oder ſtummes Hinſtarren war die ganze Antwort, die er bekam; ſo wollte es Lauritens Schatten, und wie hätte Hugo das Gegentheil wollen ſollen?

Der Knabe iſt verrückt, ſprach der Erzbiſchoff zu ſeinen Kämmerern, dieſe ſagten es ihren Freunden, und ſo kam es in der ganzen

Stadt aus, daß Ademars Neffe den Verſtand verloren habe. — Es fehlte nicht viel, daß es würklich mit ihm ſo weit kam; ſein Gram nagte an ſeinen edelſten Kräften, ſeine Phantaſie glühte, jedermann floh ihn, er lebte unter einer Welt von Menſchen das Leben eines Einſiedlers, und ſeit einiger Zeit ließ ſich auch das einige Weſen, mit welchem er noch eine Art von Umgang gepflogen hatte, **Lauritens** Geiſt nicht mehr von ihm ſehen.

Hugo war voll Verzweiflung, er harrte auf den Tod, und würde ſich das Leben genommen haben, wenn es ihm nicht an Entſchloſſenheit gefehlt hätte.

Er ſchiffte nicht mehr nach dem Hattenberge, weil Laurita ihm nicht mehr daſelbſt erſchien, aber die Albanskirche ward deſto fleißiger von ihm beſucht, weil es ihm wahrſcheinlich dünkte, daß er noch am erſten den geliebten Schatten da erblicken könnte, wo die Aſche ſeiner Freundinn ruhete.

Das Feſt Sankt Aurens und Juſtinens war geweſen, die heiligen Leichname mit ihren blutenden Wunden waren zur Schau ausgeſtellt worden. Hugo hatte heiße Thränen der Andacht geweint, und das Gelübde gethan, den theuern

Märtyrern und Sankt Lauriten zu Ehren der Welt gänzlich zu entſagen, und ſein Leben in einer Einöde zu beſchließen.

In acht Tagen war das Feſt aller Seelen, wo, wie die Sage berichtet, viel Verſtorbene ihren Freunden zu erſcheinen pflegen; Hugo gedachte ſich bis dahin in der Albanskirche, die all dieſe Zeit über nicht geöffnet wurde, zu verſchließen, ſich durch Faſten zu bereiten, an aller Seelen Abend noch eine Erſcheinung von ſeiner Laurita zu erwarten, und dann das große Werk der gänzlichen Entſagung der Welt auszuführen, ehe Werinhar zurückkäm, von welchem er ſich einigen Widerſpruch bey der Sache beſorgte. Auch ihm kamen einſt, als ihm von ohngefähr der Name Hatto der Zweyte, Erzbiſchoff von Maynz einfiel, einige Zweifel gegen das Einſiedlerleben in den Sinn, doch er dachte, daß das Schickſal die Heiligen wunderlich führt, und auch in der Einöde zu finden weis, und ſo blieb es bey dem Entſchluß, den ihm Gram und Haß gegen das Leben zum liebſten machte.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Nachtwachen.

Hugo meynte es ſo ernſtlich mit ſeinem achttägigen Faſten, daß er kaum ſo viel Brod und Waſſer zu ſich nahm, um ſein Leben dreymal vier und zwanzig Stunden lang kümmerlich zu erhalten, er verſteckte ſeinen geringen Vorrath in einen Winkel der Sakriſtey, ging mit ſich zu Rathe, ob er auch einige von ſeinen Lieblingsſchriften dahin bringen ſollte, und glaubte am Ende, ſich durch Andacht und Liebe hinlänglich dieſe Zeit über unterhalten zu können, um jeden andern Zeitvertreib zu entbehren.

Der letzte Tag des Feſtes der erſten Biſchöffe von Maynz wurde mit nochmahliger Ausſtellung ihrer blutigen Leichname gefeyert, Hugo weinte andächtiglich über ihnen, verharrte den ganzen Tag über in der Albanskirche, und ließ ſich am Abend verſchließen, ſicher, in **Werinhars** Abweſenheit, welcher erſt in einigen Tagen von ſeiner langen Reiſe zurück erwartet wurde, von niemand vermißt zu werden.

Durch geiſtliche Anſtrengung ermüdet, war er in einen Schlaf verfallen, aus welchem er erſt nach Mitternacht erwachte. Er riß ſich haſtig empor, weil die Enthältung vom Schlummer auch mit in den Plan ſeiner geiſtlichen Uebungen gehörte, und beſchloß einen andächtigen Spaziergang durch die öden Hallen der Kirche, um ſich des gefährlichen Feindes der Wachſamkeit zu erwehren.

Hugo wandelte in dem dämmernden Gewölbe mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Händen und tief zur Erde geſenkten Blicken, die ſich nur zuweilen bey zunehmendem Feuer der Andacht himmelwärts erhuben. Von der Kuppel des Gewölbes hing an dreyfacher ſilberner Kette die große Ampel herab, welche Hatto der Erſte dieſem Gotteshauſe verehrte, und die von dem Künſtler, oder, wie die Sage verſichert, von irgend einem Heiligen die Gabe erhalten hatte, durch einige alle Jahre am Sankt Albans Tage eingeflößte Tropfen heiligen Oels, unverlöſchbar zu brennen. Eigentlich diente ſie nicht zu leuchten, ſondern nur die Dunkelheit ſichtbar zu machen, das Licht, das ſie verbreitete, glich den erſten Strahlen des ſichtbar werdenden Mondes, und Hugo konnte nichts bey denſelben unterſcheiden, als die langen Schatten der koloſſaliſchen Pfeiler, und den Umriß der Heiligenbilder, welche aus ihren Niſchen mit holen Augen auf ihn herabblickten.

Hugos Andacht befand ſich in dem falben Dämmerlichte unvergleichlich wohl; ſie war von der Art, welche mehr die Dunkelheit als heitern Tag liebt, lieber in düſtern Hölen, als auf ätheriſchen Gebürgen anbetet. Auch blieb ſie heiß und anhaltend dieſe Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch, deſſen eine Hälfte er bey Lauritens Grabe verweinte. Erſt gegen den Abend nahm er einige Biſſen Brods und einen Trunk Waſſer von ſeinem Vorrath zu ſich, bey deſſen Genuß es ihm einfiel, daß es nicht übel, und zu Unterhaltung der Andacht faſt nöthig geweſen wäre, hier einige ſeiner Bücher zu haben.

Er erinnerte ſich, bey ſeinem nächtlichen Umgange durch eine kleine Kapelle gekommen zu ſeyn, in welcher er einen vergitterten Schrank wahrgenommen hatte, wo ſich wohl Nahrung für ſeinen ermattenden Geiſt finden könne. Er eilte dahin. Das helle Tageslicht entdeckte ihm, daß er nicht geirrt habe und er machte ſich kein Bedenken, das Schloß zu ſprengen, und in den alten Pergamenten zu wühlen.

Gleich das erſte reizte ihn durch ſeinen Titel, es war die wahre Legende Sankt Aureus und Juſtinens. Lange ſchon waren ihm die Nachrichten von dieſen, welche nach Lauritens ſeine Lieblingsheiligen waren, dunkel und mangelhaſt vorgekommen, und er freute ſich, hier vielleicht manche ſeiner Zweifel aufgelöſt zu ſehen, und in ſeinem Glauben geſtärkt zu werden. Er las, aber was er las, wiſſen wir unſern Leſern nicht zu erzählen. Wahrſcheinlich war dieſes Buch mit ſeinem anlockenden Titel, nichts als eine jener zur Privatandacht der vornehmern Mönche beſtimmten Schriften, deren wir im Eingang unſers Buchs gedacht haben.

Hugo erröthete, und warf das Buch zur Erde, nahm es wieder auf, las einige Seiten, und fieng an zu weinen. Sollte es möglich ſeyn, rief er mit zuſammengeſchlagenen Händen, daß ich und alle Gläubigen uns ſo ganz in dem Gegenſtand unſerer Andacht ſollen geirrt haben? — Doch nein! Verzeihet ihr ſeligen Seelen, böſe Geiſter haben dieſe Läſterungen wider euch erdacht, und ich bin ſtrafwürdig, ſie eines Blicks zu würdigen.

Eine Wallfahrt zu dem einige Schritte von ihm ſtehenden Altar der beſchimpften Heiligen, und eine halbſtündige Andacht vor demſelben ſollte für die begangene Sünde des verbotenen Leſens büßen, die Nacht brach unter dem Gebet ein. Der angefochtene Hugo verbrachte ſie ſehr unruhig, und die erſten Strahlen der Morgenröthe waren nicht ſobald angebrochen, als —— er das hingeworfene Buch aus ſeinem Winkel hervor ſuchte, mehr Speiſe und Trank zu ſich nahm, als des vorigen Tages, dann ſich auf die Stufen des hohen Altars ſetzte, und las, und nicht aufhörte zu leſen, bis er die wahre Legende von Aureus und Juſtinen zu Ende gebracht hatte. Er ſtand auf, ſahe den Bildern ſeiner biſherigen Heiligen kühn ins Geſicht, ohne ihnen die mindeſte Ehrerbietung zu erzeigen, kehrte denn bald zurück, und warf ſich weinend vor ihrem Altar nieder. Es kämpfte ein Gefühl in ſeiner Seele, das er nicht durch Worte laut werden ließ, und das wir auch nicht zu beſtimmen wiſſen, doch ſchien das Einverſtändniß mit ſeinen alten Freunden ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ob er gleich dieſen Tag mehr bey Lauritens Grabe verweilte, deren Geiſt er inſtändig anflehte, ihm die ſtrenge Enthaltſamkeit, die Bußen und all die Anfechtungen, deren er ſich auch ihr zu Ehren unterzöge, doch wenigſtens auf Allerſeelen mit einer Erſcheinung zu vergelten. Auch gelobte er ihr ſtrengeres Faſten, und Enthaltung vor böſen Gedanken.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Abentheuer in Sankt Albans Kirche.

Es ſchien, als wenn Hugo die Nacht, welche auf dieſen Tag folgte, nicht ſo einſam, als die vorigen verbringen ſollte, denn Mitternacht war noch nicht vorüber, als ihn ein dumpfes Geräuſch an einem der Nebenthore des Gotteshauſes aus dem leichten Schlummer weckte, deſſen er ſich aus Mattigkeit nicht mehr hatte erwehren können. Er blickte auf, und ſahe einige Mönche in der Tracht des Kloſters zu Fulda eintreten, eine Erſcheinung, die ihn nicht ſonderlich befremdete, da er wußte, daß dieſe Kirche unter die Pflege dieſes Ordens gehörte.

Die Andacht treibt ſie hieher, ſagte er mit gefalteten Händen; Gott ſey Dank, daß er unter den Menſchen, die ſich erkühnen das Andenken ſeiner Heiligen zu beſchimpfen, noch einige erhält, die ihn ſo wie ich, **Werinhar**, Erzbiſchoff **Friedrich**, meine Mutter Sankt **Waldrada**, und ach die ſelige **Laurita** mit Wahrheit des Herzens verehren.

Die Mönche traten näher, Hugo erkannte unter ihnen den alten **Bruno**, den erſten Fühder ſeiner Jugend während ſeines Aufenthalts zu Kloſter Fulda. Sein Herz hüpfte bey dieſem Anblicke, er hatte Bruno, ungeachtet gewiſſer Auftritte, immer innig geliebt. Ach, ſagte er zu ſich ſelbſt, dieſes fromme ehrwürdige Geſicht! ſchon in dieſem Leben prangt es mit den Strahlen der Verklärten! O daß ich mich in dieſe heilige Arme werfen könnte! doch ich muß meinem Entſchluß treu bleiben, muß meine beſtimmte Zeit hier unerkannt ausdauren!

Die Strahlen der Verklärung, welche Hugo in Brunos Geſicht zu ſehen vermeynte, waren eigentlich nichts anders als der Widerſchein der Kerzen, welche die Ankommenden trugen, die ſich jetzt dem Gotteskaſten näherten, deſſen Reichthum Hugo beym Antritt ſeiner Faſten mit dem Reſt ſeines ganzen kleinen Vermögens vermehrt hatte.

Hugo richtete ſich hoch auf, um zu ſehen, was die Männer machen wollten. Sie zogen Werkzeuge hervor, von welchen Hugo bisher geglaubt hatte, daß ſie ſich nur in Räuberhänden befänden, öfneten die eiſerne Truhe ohne Geräuſch, und begunten in ihren Eingeweiden zu wühlen. Sie waren dem Pfeiler, hinter welchem Hugo lauſchte, nahe genug, daß keines ihrer Worte für ihn verloren gehen konnte.

Muth gefaßt, meine Brüder, ſagte Bruno zu ſeinen Gefährten, welche ſich bey der Arbeit etwas zaghaft bezeugt hatten; es iſt nicht das erſtemal, daß ich dieſem Freunde zuſprach, ohne daß jemand unſere Vertraulichkeit entdeckte. Am Ende iſt ſo viel gewiß, daß die Schätze, welche hier von frommen Seelen aufgehäuft wurden, zum Beſten unſers Ordens beſtimmt ſind, und daß dieſe Abſicht vollkommner erreicht wird, wenn wir ſie zu Abhelfung unſerer dringenden Bedürfniſſe anwenden, als wenn der einfältige Ademar, ſie dem Pater Almoſenier zur Ausſpendung an Arme überträgt, welche keinen Heller davon zu ſehen bekommen.

Ein junger von fern ſtehender Mönch meynte, es ſey mit alledem bedenklich, ſich an heiligen Schätzen zu vergreifen! —

O an ſolche Dinge mußt du dich gewöhnen! ſagte Bruno, indem er ſeine Taſchen mit Gold füllete, ich habe wohl andre Tugendhelden zahm gemacht als dich, ich hatte einſt einen Knaben unter meiner Zucht, einen lebendigen Sankt Johannes, eine unſchuldsvolle einfältige Seele, in der Einöde erzogen, Abt Ademars Schooskind, und ich verſichere euch, ich hatte ihn ſchon auf Wege gebracht, daß mir nicht ſchwer hätte fallen ſollen, ſeine Hand zu allen zu gebrauchen. Scha de, daß er mir entriſſen wurde, ich nahm dich; der du mir bey dem Anblick dieſer lieben Goldſtücke ſo viel von Bedenklichkeiten ſchwatzen darfſt, an ſeiner Statt in die Lehre, und du haſt mir ſchon zu viel Freude gemacht, haſt zu viel Heimlichkeiten in meine Verwahrung beygelegt, um nun abtrünnig zu werden. — Die andern lachten, und einige Winke von den geheimen Abentheuern zu Kloſter Fulda, die mit ungeſchminkten Worten gegeben wurden, nebſt dem bereits gehörten, ſetzten den horchenden Hugo ſo außer ſich, daß er nicht, ſo wie er zuerſt geſonnen war, hervor trat, um den Räubern mit mächtigen Worten ihren Unfug zu verweiſen; ſondern in einer Art von Betäubung verharrte, aus welcher ihn nur ein zweytes Geräuſch an der groſſen Kirchenpforte aufſchrecken konnte.

Wir Thoren! rief Bruno, indem er den Schatzkaſten Sankt Albans zuwarf, und ihn in der Eil mit ſeinen Schlöſſern verwahrte, wir Thoren, daß wir vergeſſen konnten, daß wir heute geſtört werden mußten, iſt nicht morgen die Octave von Sankt Kreſzentius Feſt ? Fort Brüder, in jene düſtre Kapelle, um der ſtillen Meſſe mit Andacht beyzuwohnen.

Hugo, welcher ſo wie die Räuber vergeſſen hatte, daß allemal am achten Tage nach den

Feſten der Biſchöffe, der Erzbiſchoff um Mitternacht in der Sankt Albans-Kirche über ihren Gebeinen eine Meſſe zur Ruhe ihrer Seelen leſen mußte, bereitete ſich auf das vor, was nun erfolgen würde, und ging mit ſich zu Rathe, ob er nicht aus ſeinem verborgenen Orte hervor gehen, und dem eintretenden Erzbiſchoff die That der räuberiſchen Mönche melden ſollte; ihre Anweſenheit und der Raub, der ſich bey ihnen finden mußte, hätten ſie ihres Verbrechens überwieſen, und ſie der gerechten Strafe preis gegeben, auch hätte **Hugo** unſers Erachtens recht gethan, wenn er ſo gehandelt hätte; aber ſein furchtſames Herz erſchuf ſich Zweifel und Bedenklichkeiten, er war noch unentſchloſſen, als Erzbiſchoff **Friedrich** bereits mit ſeinen Begleitern eingetreten, die Kirche erleuchtet, und das Hochamt begonnen war, und verſchiedene Umſtände, die ſich hernach ereigneten, vermehrten ſeine Zaghaftigkeit und ſeine Beſtürzung ſo ſehr, daß alles unterblieb, was er hätte thun ſollen.

Sobald der erſte Sturm in **Hugos** Gemüth vorüber war, bemühte er ſich alles eben Vorgegangene zu vergeſſen, und ſeine Gedanken zur Andacht zu ſammeln. Er zerfloß in Thränen, über die Verbrechen dererjenigen, die eben vor ſeinen Augen die ruchloſe That verübt hatten, und nun hinter ihm in einer Kapelle mit aufgehabnen Händen und frommen Blicken den heiligen Geheimniſſen beywohnten, als glaubten ſie, der Allſehende habe ihre Miſſethaten eben ſo ſchnell vergeſſen, als ſie ſelbſt. — Iſts möglich, ſagte Hugo zu ſich ſelbſt, daß ſo viel Bosheit unter ſo heiligem Schleyer wohne? und warum ruht der Arm des Rächers die Sünder zu zerſchmettern? — Gott, was habe ich in dieſen Tagen der Abſonderung von der Welt erfahren müſſen! Bruno und die frommen Mönche vom Kloſter Fulda, räuberiſche Böſewichter! die Frömmigkeit meines Oheims, ein Mittel für ſie ihre Sünden ungeſtört auszuüben, Sankt Aureus und Juſtinens Heiligkeit zweifelhaft, oder ihre Tugend unverſchuldet und ungerochen ein Raub der ſchändlichſten Läſterungen! Armer Hugo, in welch' einer Welt lebſt du! möchte dich doch der Tod heut aus derſelben erlöſen, und zu den ſeeligen Geiſtern Lauritens und Waldradens verſetzen!

Die heilige Handlung war vorüber, ein Theil der Lichter ward ausgethan, Hugo durfte ſich wieder freyer hinter ſeinem Pfeiler bewegen, und erwartete nun mit Verlangen den Abſchied des Erzbiſchoffs, um dann den Sündern von Fulda eine donnernde Geſetzpredigt zu halten, und dafür, wie er theils hoffte, theils fürchtete, von ihren Händen den Märtyrertod zu leiden.

Aber Erzbiſchoff Friedrich entfernte ſich noch nicht, die meiſten ſeiner Begleiter wurden entlaſſen, und er ſelbſt blieb mit einigen ſeiner vertrauteſten Diener in der Kirche zurück, um, wie er ſagte, noch eine kurze Privatandacht zu halten.

Man entfernte ſich ehrerbietig und verſchloß auf ſeinen Befehl die Kirchthüren. Endlich, ſagte er zu ſeinen Gefärthen, endlich bin ich allein; welche Mühe braucht ein Fürſt ſich einen einigen unbewachten Augenblick zu erkaufen! — Oefnet die kleine Thür an der Nordſeite, und ſeht hinaus, ob ihr **Werinharn** gewahr werdet!

Werinhar, welcher dieſe Nacht von ſeiner Geſandtſchaft zurück gekommen, und vom Erzbiſchoffe zu einer geheimen Audienz hieher beſchieden worden war, hatte ſchon über eine halbe Stunde an der Kirchmauer gewartet, und ward ſogleich herein geführt. Erzbiſchoff **Friedrich** umarmte ihn, führte ihn an die Stufen von Sankt Aureus und Juſtinens Altar, wo er ſich, nachdem er den andern geboten hatte, ſich zu entfernen, mit ihm niederließ.

Glück-

Glücklicher oder unglücklicher Weiſe war dieſes eben der Ort, wo Hugo lauſchte, das Schickſal ſchien beſchloſſen zu haben, ihm dieſe Nacht Geheimniſſe mancher Art ſo nahe vor Augen und Ohren zu bringen, daß ſie unmöglich von ihm unbeachtet bleiben konnten.

Werinhar, rief **Friedrich**, indem er ſeine Hand mit herablaſſender Vertraulichkeit drückte, wie ſtehen unſere Sachen? Was habe ich zu fürchten oder zu hoffen? — Habt ihr wohl bedacht, daß von der Ausrichtung eures Geſchäfts euer Glück und das Meinige abhänge?

Ich habe bedacht, ſagte **Werinhar** lächelnd, daß, wenn Otto den Kaiſerthron räumen, und ſeinem Bruder Platz machen muß, dann dem groſſen **Friedrich** die dreyfache Krone und ſeinem Diener **Werinhar** die heilige Inful nicht entſtehen kann.

Zu viel! zu viel, Werinhar! laßt euch indeſſen mit der Abtey von Fulda begnügen, doch erſt die Ausrichtung eurer Geſchäfte, und dann den Lohn.

Werinhar begann eine Relation, von welcher der horchende Hugo kein Wort verlor, die wir aber unſern Leſern nicht alſo mittheilen können, wenn wir nicht geſonnen ſind, ſie mit dem ganzen Umfang der politiſchen Angelegenheiten jener Zeit bekannt zu machen; ein Unternehmen, welches ganz dem Zweck dieſer Blätter zuwider ſeyn würde. Genug, das, was unſer Lauſcher vernahm, war wiederum ſo beſchaffen, daß es die Meynung, die er von den ſprechenden Perſonen bisher gehegt hatte, ganz umkehrte, und gewiſſe Zweifel wider die Exiſtenz von Tugend und Rechtſchaffenheit, welche ſeit heut und geſtern in ſeinem Herzen zu keimen begunten, faſt zur Reiſe brachte.

Iſts möglich, rief er aus, als die Rathſchlagenden aufſtanden, und einige Schritte vorwärts gingen, iſts möglich, auch den heiligen Erzbiſchoff Friedrich als einen Verbrecher zu finden? Otto, der Kaiſer, dem die Majeſtät, mit welcher ihn Gott bekleidete, dem Menſchen unverletzlich machen ſollte, der gute, fromme, tapfre, wohlthätige Otto wird von Friedrich ſeinem Vetter verfolgt? von ihm, den er in ſeiner hülfloſen Kindheit gegen die Wuth *) eines boshaften Vaters vertheidigte, den er mit der heiligen Inſul

---

*) Otto war Erzbiſchoff Friedrichs Oheim. Die Mutter des letztern, Ottos Schweſter, Gerberga, ward von ihrem Gemahl Giſelbert Herzog von Lothringen, im Verdacht der Untreu gehalten, und Friedrich als ein unächtes Kind aus dem väterlichen Hauſe gejagt; der Kaiſer Otto nahm ſich des Verlaſſenen an, hielt ihn wie ſeinen Sohn, und hub ihn endlich auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Maynz.

bekrönte, den er zum Verwahrer ſeiner heiligſte Geheimniſſe machte? **Friedrich** verräth ſeinen Kaiſer an einen Fürſten wie **Heinrich**? Und **Werinhar**, **Werinhar**, den ich bey lebendem Leibe ſchon, mit der Glorie der Heiligen umgeben ſah, iſt der Unterhändler in dieſen Abſcheulichkeiten?

Jetzt kamen die Wandelnden zurück, und ſetzten ſich wieder auf die Stufen des Altars. **Werinhar**, ſagte **Friedrich** mit einem Tone, in welchem etwas Unwille lag, eure Forderungen ſind zu groß, ſind größer als das, was ihr ausgerichtet habt. Nehmt vor der Hand mit dem vorlieb, was euch werden kann, entweder Abt von Fulda oder — nichts.

Aber **Ademar**? erwiederte der Andere.

Ademar iſt nicht unſterblich, und kein Weg zur Ehre iſt unerlaubt! —

Hugo, welcher den Sinn dieſer und einiger folgenden Worte völlig verſtand, und ſeinen geliebten Oheim ſchon im Blute vor ſich zu ſehen dachte, vergaß ſich in dieſem Augenblicke ſo ganz, daß er einen lauten Schrey ausſtieß, der in den tiefen Gewölben der Kirche gräßlich wiederhallte. Seine Beſinnungskraft verließ ihn, er ſtürzte von der Höhe, auf welche er um beſſer zu hören und zu ſehen hinauf geklimmt war, herunter, und nahm im Fallen ein bis zwey ſilberne Blumentöpfe mit, welche hier zu Ehren der heiligen Märtyrerinn Juſtine, die in ihrem Leben eine Blumenfreundinn geweſen ſeyn mochte, ihre geruchloſen Herrlichkeiten ausbreiteten.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Hugo gehen die Augen auf.

Als Hugo wieder zu ſich ſelbſt kam, fand er ſich allein, und alles rund umher ſo ſtill wie ein Grab; er glaubte geträumt zu haben, aber Wernhars Kapuze, die auf den Altarſtufen liegen geblieben war, die herabgefallnen Blumentöpfe, und einer von Sankt Brunos Dietrichen, den er im Gehen fand, überzeugten ihn vom Gegentheil. Er ging mit angſtvollen Schritten in der ſchallenden Kirche umher, wand unabläßig die Hände, und ſchrie ohn Unterlaß: Iſts möglich! Gott und all' ihr Heiligen, iſts möglich!

Die innere Beklemmung ſeines Herzens trieb ihn nach und nach vor alle Altäre, er opferte vor allen Gebet und Thränen, nur bey Sankt Aureus und Juſtinen nicht, mit welchen er ſeit der wahren Legende von ihrem Leben, ungeachtet er ſie nur halb glaubte, nur auf Hofmanier lebte.

Es war gegen Mittag, als ihn ſeine Andacht zum Monument ſeines Lieblings, **Hatto** des Erſten führte. O heiligſter aller Biſchöffe, rief er, würdiger Nachfolger Sankt Peters, würdig wie er die dreyfache Krone zu tragen, du ſiehſt die Quaalen desjenigen, den du einſt im Traum deinen Sohn nannteſt. Täuſchte mich dieſer Traum nicht ganz, wär es würklich möglich, daß ich einſt auf deiner Stelle ſitzen, und der Zweyte deines großen Namens werden ſollte, ſo rüſte mich mit heiligem Eifer aus, alles Arge, das ich in den Tagen meiner Andacht kennen lernte, hinwegzuthun, und zurächen, oder — darf ich das Beſſere wählen, ſo gönne mir lieber heute den Tod, und laß mich ſeyn wo du, Walbrada und Laurita leben, ich bin müde auf einer Welt zu wohnen, wo **Bruno**, **Friedrich** und **Werinhar** aufgehört haben tugendhaft zu ſeyn, und wo man ſelbſt an den Heiligen irre wird, welche die Altäre zieren. Ein bedeutender Seitenblick auf Sankt Aureus und Juſtinens Heiligthum, zeigte an, was er ſagen wollte, er hatte ſchon des vorigen Tages das Behältniß eröfnet, welches ihre Reliquien verſchloß, um ſeinen Glauben durch den Anblick ihrer heiligen blutenden Leichname zu ſtärken, und nichts als Aſche und modernde Gebeine gefunden; dieſer Anblick hatte ſeine Zweifel genährt, und ihn ſo irre gemacht, daß er ſelbſt nicht mehr wußte, was er glaubte; nur ſein Vertrauen auf den großen Hatto und die heilige Laurita blieb unerſchüttert, und er hatte ſich feſt vorgenommen, dieſen ganzen Tag zwiſchen ihn und ſie zu theilen.

Die Sonne ſchien jezt durch das hohe Kirchfenſter ſenkrecht auf das Monument des heiligen Biſchoffs. Noch nie hatte es Hugo ſo genau betrachtet, als heute er entdeckte in der Gegend, welche mit ſeinem vergoldeten Namen prangte, einen Einſchnitt, wie zu einer verborgenen Oeffnung, er hatte dergleichen mehr an Altären geſehen, welche mit den Reliquien derjenigen verſehen waren, deren Namen ſie führten; zwar hatte er nie etwas von Reliquien Sankt Hattos gehört, aber es war doch möglich, hier etwas ähnliches zu finden, das für die Privatandacht irgend eines Frommen aufbewahrt würde, und die kleine Thür ward ohne Mühe gefunden und geöffnet.

Sie verſchloß nichts, als eine ſchwarze marmorne Tafel mit den Worten:

Si peccata lues
Sicque ruendo rues!

Hugo las und las noch einmal. Was konnten dieſe Worte auf dem Grabmahl eines Hatto bedeuten? — Eine zweyte Thür ward entdeckt, auch die ſchwarze Marmorplatte ließ ſich hinweg ſchieben, und, o Himmel, welcher Anblick zeigte ſich dem Forſchenden, als er ſeine Arbeit geendiget hatte! Ein großes mit aller Kunſt der damaligen Zeit gemahltes Bild, ein rauchender flammender Berg, den der vorſichtige Mahler, um allem Irrthum vorzubauen, mit dem Namen Aetna bezeichnet hatte, auf den Boden rund umher geſtreut alle Inſignien der biſchöflichen Würde, in den Lüften tauſend feurige Teufel, welche einen Greis davon führten, den noch einige Ueberbleibſel der erzbiſchöflichen Kleidung, noch mehr aber das kenntliche Mönchs-Geſicht als Hatto den Erſten bezeichneten.

Hugo rieb die Augen, die er von der Sonne geblendet glaubte. Nach einigen Ausrufungen des Entſetzens, als er immer das nehmliche erblickte, fielen ſeine Blicke auf die Unterſchrift, welche in Mönchslatein, das Hugo nährlich verſtand, ohngefehr alſo lautete.

„Dieſes waren die feurigen Wagen, dies
„deine Roſſe, Hatto Elias, die dich durch die
„Lüfte führten, du rangſt mit dem Satan um
„die dreyfache Krone,„ und er ſetzte dir ſie auf,
„im Pfule des ewigen Feuers.“

Läſterung! verdammte Gottesläſterung! ſchrie Hugo, und ſprang halb wahnſinnig auf, auch Hatto, Hatto ſollte ein Böſewicht geweſen ſeyn? er, der mich ſeinen Sohn nannte? mich zu ſeinem Nachfolger beſtimmte? O wenn dieſes wär, dann gute Nacht Tugend und Frömmigkeit! ihr ſeyd ein Hirngeſpinnſt, und auch ich muß euch entſagen.

Hugo wütete bis gegen den Abend in der Kirche umher, ſchrie, weinte, betete, rang die Hände, bis endlich ihn ein ſtilles Gebet an Lauritens Grabe ein wenig beruhigte, und zunehmender Hunger und Durſt ihm die Kräfte zu weiterm Toben benahmen.

In der That hatte er in zween Tagen ſo wenig zu ſich genommen, daß es Wunder war, wie er noch leben konnte. Seine mitgebrachten Lebensmittel waren aufgezehrt, und hätte er nicht in einer kleinen Zelle nahe an der Sakriſtey in den vorigen Tagen Ueberbleibſel von eß- und trinkbaren Dingen gefunden, von welchen er ſich ſparſam genährt hatte, er hätte verſchmachten müſſen.

Daß dieſe Zelle den frommen und in Gott andächtigen Werinhar zum Eigenthümer hatte, welcher als Aufſeher der Albans Kirche hier bisweilen zu beten pflegte, hatte Hugo gewußt, und ſich deshalben von ſeinen daſelbſt gefundenen Viktualien aus Ehrfurcht ſo ſparſam genährt, jetzt, da ſeit den Abentheuern der vorigen Nacht, ſeine Ehrfurcht für dieſen Mann faſt ganz verſchwunden war, jetzt da ihn die ſchrecklichen Entdeckungen, die ſich vor ihm häuften, mit dem peinlichſten Hunger verbunden, faſt wahnſinnig machten, jetzt kannte er keine Schonung mehr, er eilte in Werinhars Betzimmer, zehrte allen Vorrath auf, den er noch fand, und ſuchte dann in den verſchloſſenen Schränken, die er zu öfnen wußte, noch mehrere.

Er fand nichts als Papiere, aber ſolche Papiere, davon ihm einige flüchtig geleſene Worte mit einer Begierde erfüllten, welche die ziemlich geſtillte Eßluſt faſt ganz verdrängte. **Werinhars Tagebuch?** ſagte er zu ſich ſelbſt, darf ich es leſen? — Doch warum ſoll ich einen Menſchen ſchonen, der ſelbſt weder Treu noch Glauben kennt, und wie, wenn ich nun hier vielleicht Entſchuldigung für ihn fände? man ſagt doch immer, der ſchwärzeſte Verbrecher kann einen Heiligen finden, wie, wenn nun Werinhar ſein eigener Heiliger wär, und mich wieder mit ſich ausſöhnte; überdieſes, Werinhar hat mir oft geſagt, daß er Hatto den Erſten noch gekannt habe, in den letzten Tagen ſeines Lebens bey ihm geweſen ſey, von der Art ſeines Todes wollte er nie etwas erwehnen, wie, wenn ich nun in dieſen Blättern auch Entſchuldigung für den armen Hatto, vielleicht auch etwas zum Beſten Aureus und Juſtinens entdeckte? So dachte Hugo und las das, wovon wir den Leſer im folgenden Kapitel unterrichten werden.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Das Tagebuch.

Wir wollen dir, lieber Leſer ſagen, was **Hugo** in **Werinhars** Tagebuche fand; doch warum ſollten wir Dinge wiederholen, die du bereits weißt, und die nur Abt **Ademars** Neffen neu waren.

Die Namen **Hatto**, **Ottfried**, und **Waldrada**, nebſt noch einigen andern, die er häufig fand, ſpannten bereits beym erſten Durchblättern ſeine

Neugier aufs höchſte, ihm ahndete, daß er hier alles finden würde, was er ſuchte, Aufklärung über eine Menge von Dingen, über welche er ſich zuweilen mit Zittern einige Zweifel erlaubt hatte, er ſchlug die Blätter zuſammen, als getrauete er ſich nach ein paar äußerſt bedenklichen Stellen, auf die er ſtieß, nicht weiter zu leſen, aber endlich war alle Furchtſamkeit überwunden, er machte es, wie bey Aureus und Juſtinens Legende, und hörte nicht auf ſich zu belehren, bis er alles wußte, was in dieſem Buche, welches ſicherlich für ihn nicht geſchrieben wurde, enthalten war.

Werinhar hatte es gemacht wie die mehreſten Tagebuchſchreiber. Dieſe Blätter, welche eigentlich zum Spiegel ſeiner eigenen Sitten beſtimmt waren, enthielten eine weit vollſtändigere Zeichnung von den Sitten und Charakteren ſeiner Zeitverwandten, und von ihm ſelbſt nur gerade ſo viel, als ihn beym Wiederüberleſen ſeine gar zu hohe Schamröthe abjagen konnte, der unſchuldige Leſer erfuhr alſo freylich Dinge, die ihn vor Erſtaunen faſt außer ſich ſelbſt brachten, aber anfangs von Werinhar nicht ſo gar viel, das ſeine ohnedem ſehr geſchwächte Achtung noch mehr vermindern konnte, auch hatte er dieſen, der doch hier die Hauptperſon hätte vorſtellen ſollen, faſt aus dem Geſichte verloren, da eine ſo groſſe Menge andere bekannte und unbekannte Perſonen auf den Schauplatz traten.

Himmel, Himmel! rief er mit zuſammengeſchlagenen Händen, welche Entdeckungen! alſo ich, der ich es immer für den höchſten Adel hielt, der Sohn einer Einſiedlerinn, und der Neffe Abt Ademars zu ſeyn, ich bin zugleich der Enkel einer andern Waldrada, der Buhlerinn Lothars, der Quälerinn der frommen Kaiſerinn Tietberga? Armer Hugo, verhülle dein Angeſicht, daß die Bilder der Heiligen, die dich umgeben, nicht vor deinem ſchändlichen Urſprunge erröthen.

Hugo verhüllte ſich würklich und weinte. Doch, rief er, und fing von neuem an zu leſen. Doch gut, daß meine Mutter nur den Namen, nicht die Sitten meiner Ahnfrau, erbte, daß ich vielleicht einen Grosvater habe, deſſen Tugenden die Fehler der erſten erſetzen. Ich hoffe Lothar, der Untreue, der Quäler ſeiner tugendhaften Gemahlinn, wird nicht der Vater meiner Mutter ſeyn; nein, Waldrada konnte unmöglich aus einer ſündlichen Verbindung entſtehen!

Hugo las, und fand bald Dinge, die ihm noch entſetzlicher dünkten, als Kaiſer Lothars Enkel zu ſeyn. Hatto, ſchrie er, nach einer Stunde emſigen Leſens, Hatto alſo würklich ein Böſewicht und kein Heiliger, und eben dieſer Hatto auch derjenige, von dem ich meinen Urſprung habe, der Vater meiner Mutter? — Ach Waldrada, nun wundere ich mich nicht mehr über deine ſtete Schwermuth, nicht über deinen frühen Tod, Gram über die Sünden deiner Eltern ſturzte dich in Verzweiflung. Heil dir, daß du unſchuldsvoll und heilig bliebeſt, da nichts als Laſter dich umringten!

Die gute Meynung des Jünglings von ſeiner Mutter ward im weiter Leſen beſtätigt, ihr unſträfliches Leben in ihrer erſten Jugend, die Geſchichte mit der in den Mayn verſenkten Lette, und die Verfolgungen, die ſie von der ältern Waldrada darüber erdulden mußte, gereichten ihr in ſeinen Augen zur höchſten Ehre, und er las kühnlich fort, aber als er auf die Geſchichte ſeines eigenen Urſprungs kam, als er erfuhr, daß er ſelbſt die Frucht einer verbotenen Liebe zwiſchen ihr und Werinhar ſey, als ſich vor ſeinen Augen tauſend andere Dinge enthüllten, die meinen Leſern aus dem vorigen bekannt ſind, da kehrten die peinlichſten Empfindungen in ſeine Seele zurück, das Buch ſank ihm aus der Hand, ſeine Augen ſchloſſen ſich, und er blieb in einer Art von Vernichtung, aus welcher er nicht eher zu ſich ſelbſt kam, bis gegen die Nacht, da es in der Kirche um ihn lebendig zu werden begunte, und er aus einigen Zeichen merkte, daß die Diener des Gotteshauſes ſich anſchickten, die Altäre auf das morgende Allerheiligen-Feſt zu ſchmücken.

Hugo ſprang auf, und gab den Blättern, die ihm ſo viel Kummer machten, und welche noch zu ſeinen Füßen lagen, einen kräftigen Stoß, der ſie durch ein Gitter, ich weiß nicht, in welches dunkle Behältniß ſtürzte. Er wollte ungern von jemand hier geſehen ſeyn, und verſteckte ſich, wie weiland die erſten Sünder vor den Kommenden, ungeachtet ſie nicht ſeine Richter, ſondern niemand waren, als der Sakriſtan von Sankt Alban und ſeine Gehülfen.

Hugo wußte, ſeit ihm die Augen auf eine ſo ſchickliche Art geöfnet waren, nicht was er that, nicht was er dachte. So ſind denn alle die, welche ich vor Götter hielt, **Hatto**, **Herriger** und **Hildebert** die Biſchöfe, **Otfried** der Evangelienſchreiber, **Werinhar** mein Wohlthäter, und ſelbſt **Waldrada** geſtürzt, und niemand ſteht mehr auf der Seite der Tugend als ich und Laurita? ſo murmelte er zwiſchen den Zähnen, und nahte ſich zu gleicher Zeit immer mehr dem Orte, wo die Menſchen waren, von denen er ſich entfernen wollte.

Nur der Schein der Kerzen, welche ſie bey ſich hatten, konnte ſie ſo blenden, daß ſie ihn nicht gewahr wurden, er ſtutzte, da er dicht hinter ihnen ſtand, ſie hörten das Geräuſch, das er machte, und er hatte kaum hinlängliche Zeit, ſich vor ihren Augen in einer nahen Niſche zu verbergen.

Es iſt nichts, ſagte der Sakriſtan (auch einer von Hugos Freunden, der ziemlich hoch auf ſeiner Heiligenrolle ſtand) es iſt nichts! wer wird an Geiſter glauben!

Und doch, erwiederte ein anderer, ließen ſich vorige Nacht ſelbſt der Erzbiſchoff und Werinhar, die auch nicht viel von ſolchen Dingen halten, durch ein Geräuſch aus der Kirche treiben, ohne das Herz zu haben nachzuforſchen, woher es kam.

Diebe ſinds geweſen, erwiederte der Sakriſtan, ich habe zween Dietriche gefunden, und auf jenem Altar fehlt etwas vom Silbergeräth.

Und die Schlöſſer hier am Schatzkaſten, fuhr ein andrer fort, hängen verzweifelt leicht, einige ſind nicht einmal verſchloſſen. Vater Bruno und ſeine Gefährthen werden wohl wieder einmal ein geſprochen ſeyn. Wie will das werden, wenn es einmal herauskommt?

Narr, ſagte der Sakriſtan, wir ſchweigen, und haben in der Stille unſern Vortheil davon, kommt es einmal zur Unterſuchung, ſo darf Weinhär und ſelbſt der Erzbiſchoff nicht viel ſagen, wenn wir nicht auch reden ſollen; ich habe hier zuweilen Dinge erlauſcht, welche manchen Groſſen ſtürzen ſollten.

Eine Scene voll ärgerlichen Geſpöttes und Läſterungen folgte dieſem Eingang, und das Ganze endigte ſich mit einem Reihtrunk aus den heiligen Gefäßen, der ſeine Würkungen zu den Zechern ſo kräftig bewieß, daß bald ein Theil von ihnen ſchlafend auf den Altarſtufen niederſank, der andere die Abweſenheit der Vernunft durch tauſend ſinnloſe Handlungen bewies, die dem unſchuldigen Hugo nie vor die Augen gekommen waren, die aber dieſer ehrwürdige Ort wahrſcheinlich nicht zum erſtenmal ſahe.

Nur der Sakriſtan, bekannter mit den Kräften des Weins als ſeine Gehülfen, behielt Beſonnenheit genug, die Kelche wieder zu füllen, die gemachten Unordnungen zu verbeſſern, die Unbändigen zu bedräuen, und nachdem er am Ende auch

auch die Schläfer geweckt hatte, ſich nebſt ihnen kurz vor Tage ganz ehrbar aus der ſchön geſchmückten Kirche zu entfernen.

Hugo ſchauerte in ſich zurück über den immer neu werdenden Beyſpielen der Ruchloſigkeit, die ſich ſeiner Seele aufdrangen, das letzte ſchien ihm das entſetzlichſte zu ſeyn. Die Ermordung Graf Adelberts, davon er in Werinhars Tagebuche geleſen hatte, kam ihm nicht ſo ſchrecklich vor, als die Vergeudung des geweihten Weins, von welchem in den vorigen Tagen, bey dem peinlichſten Durſte den er erlitt, einen Tropfen zu koſten, er für ein Verbrechen gehalten haben würde, welches augenblicklich mit dem rächenden Donner des Himmels beſtraft werden müßte.

Es war nicht lang um ihn her ſtill geweſen, als das Läuten aller Glocken, den Anbruch des hohen Feſts meldete, und ihn aus einem Meer von traurigen Betrachtungen empor riß, die ſich beſſer denken als beſchreiben laſſen.

Das Volk begunte ſich zu verſammeln, der Gottesdienſt ging an, und Hugo bemerkte mit Entſetzen, daß niemand ſich andächtiger bey demſelben bezeugte, als der Erzbiſchoff, welcher das

Hochamt hielt, **Werinhar**, welcher die Predigt that, Vater **Bruno** und ſeine Raubgenoſſen, welche nach Gewohnheit vom Kloſter Fulda zum Feſte herüber geſchickt waren, die Perſon Abt Ademars vorzuſtellen, und der Sakriſtan nebſt ſeinen Gehülfen, die am Altar dienten!

Gott! Gott! ſeufzte Hugo, wo iſt dein rächender Arm, daß er die Heuchler nicht von der Erde vertilgt, — Doch bin ich nicht ſelbſt ein Ruchloſer, die göttliche Rache auf die Sünder herabzuwünſchen? Iſt nicht mein Vater unter ihnen? — Ach Himmel, mein Vater! **Werinhar** mein Vater! — ich die Frucht einer geſetzloſen Liebe!

Dreyßigſtes Kapitel.

Abentheuer am Feſt aller Seelen.

Der lange durch alle Stunden dieſes Tages vertheilte Gottesdienſt war vorüber, Hugo war wieder allein in dem öden Gewölbe. Das heilige Geräuſch, das ihn den ganzen Tag umgeben hatte, nebſt dem Andenken an die ſeltſamen hier erlebten Abenthëuer, würkte eine Art von Betäubung in ſeinem Gehirn, Hunger und Durſt quälten ihn, er zehrte den Reſt eines in Werinhars Zelle gefundenen Zuckergebäcks auf, und wagte mit Zittern einen Trunk von dem, was in den geweihten Gefäßen übergeblieben war, er ſah, daß ihm dieſer Frevel ſo wohl ungeſtraft hinging, als den Zechern von voriger Nacht, und trank zum zweytenmal hinlänglich, um einen Theil ſeiner Sorgen zu vergeſſen, und ſich zu irgend einer Beſchäftigung geſtärkt zu fühlen. — Aber was für eine Beſchäftigung war an dieſem Orte möglich als Andacht? — — Hugo fühlte die quälendſte Langeweile, denn alle Neigung zu dieſem einigen hier anſtändigen Zeitvertreibe war aus ſeinem Herzen gewichen.

Er dachte an Werinhars Tagebuch, ſuchte es überall und bereuete es, ſich ſelbſt durch ſeinen unzeitigen Eifer um daſſelbe gebracht zu haben. Er hatte Lauritens Namen beym Durchblättern am Ende ſehr oft gefunden, und da er ſicher war, von dieſer Seeligen nichts anſtößiges zu erfahren, ſo ſehnte er ſich nach Erquickung an ihrem unſchuldsvollen Lebenswandel, und verwünſchte das Gitter, das den Ort verſchloß, in welchen er das Blatt, welches ihren Namen enthielt, geſchleudert hatte, nebſt ſeinem Fuße, der die Frevelthat vollzog.

Hugo ſuchte unabläßig, und fand endlich in einem Winkel des Kirchbodens etliche Kunſtbüchlein ſeines Freundes des Sakriſtans, welche verſchiedne Handgriffe lehrten, das Volk an Heiligentagen durch allerley Wunder zu blenden; — Er konnte ſich nicht entbrechen zu leſen, und was für Dinge fand der arme Jüngling auf dieſen Blättern! ſein ganzer Heiligenglaube ward durch dieſe Lektüre vollends zertrümmert, und eine neue Quelle von Thränen öfnete ſich, ihm, als er ſah, wie er bisher getäuſcht worden war, wie vergeblich er noch vor kurzem bey den heiligen noch unverweßten Leichnamen Sankt Aureus und Juſtinens geweint hatte.

Nur du, **Laurita**, nur du biſt die einige Heilige, die es verdient verehrt zu werden, rief er, eine Reliquie von dir würde mir das ſchätzbarſte Kleinod ſeyn, eine Locke von deinem finſtern Haar wär mir theurer, als ein Zipfel von dem himmelblauen Mantel unſerer lieben Frau, oder ein ganzer Flügel des Erzengels Michael.

Der Vorabend von Aller-Seelen war angebrochen; mit Sehnſucht nach einer Erſcheinung der heiligen **Laurita** hatte ihm Hugo entgegen geſehen, nichts als die Hoffnung auf dieſes Glück, das er anderwärts ſchon mehr genoſſen hatte, war im Stande geweſen, ihn bis zur beſtimmten Zeit an dem Orte feſt zu halten, der ihm jetzt weit weniger ehrwürdig war, als vor acht Tagen, da er ihn zum erſtenmahle betrat.

Er hatte ſich Lauritens Grabe ſo ſehr genaht, als er konnte, um den Ort, wo er ihren Schatten am erſten zu erblicken dachte, nicht aus den Augen zu verlieren, nur ein eiſernes Gitter trennte ihn von dem Marmor, der ihre Aſche einſchloß, er erblickte Fugen in demſelben, wie an Hatto des Erſten Monumente; der Gedanke an eine Reliquie von ſeiner Heiligen kam ihm wieder in den Sinn, und er bereitete ſich zu einer kühnen That. — Es iſt noch bey weitem kein Jahr, daß Lauritens Gebeine hier ruhen, ſprach er, indem er ſich über das Gitter ſchwung, ſollte nicht noch eine Locke von ihrem Haar vorhanden ſeyn, und ſagt man nicht, die Körper der Heiligen ſeyen unverweßlich? Aureus und Juſtinens Gruft umſchließt nur Aſche und Staub, aber hier getrauete ich mich nach Jahrhunderten noch eben den lächelnden Engel zu finden, der vor einigen Monaten hier verſcharrt ward.

Indem Hugo ſo mit ſich ſelbſt ſprach, waren ſeine Hände nicht müßig, die Marmorplatte, welche mit Lauritens Namen prangte, war ſchon auf die Seite geſchoben, einige Steine, welche das Innere deckten, wurden heraus genommen, die Todtentruhe kam zum Vorſchein, die Decke flog auf die Seite, Hugo ſchaute hinein, und erblickte — Nichts.

Was iſt dieſes, ſchrie er, der Sarg leer? Iſt Laurita lebendig gen Himmel gefahren, oder hat ein böſer Geiſt ihren Körper entführt, um mir den Troſt zu rauben, ihn mit meinen Thränen zu benetzen?

Während Hugo noch ſo mit ſich ſelbſt ſprach, bald in die leere Gruft hinein ſchaute, bald Lauritens Namen auf der Marmorplatte nebſt dem Tage ihres Todes zuſammen buchſtabirte, um ſich zu überzeugen, daß er ihre Grabhöle nicht verfehlt habe, erhob ſich hinter ihm ein Geräuſch, welches ihn bewog, ſich umzudrehen und von dem hohen Umgange, auf welchem er ſich befand, in die Kirche hinab zu ſchauen.

Die Pfoſten der großen Kirchpforte ihm gegenüber ſchienen zu beben, die Riegel rauſchten, die Flügel flogen auf, eine bleiche Geiſtergeſtalt ſchwebte herein, und Hatto des Erſten ſilberne Ampel gab gerade Licht genug, die Idee in ihm zu erregen, ihm nahe ſich die Erfüllung ſeiner Wünſche.

Laurita, Laurita! rief Hugo mit ausgebreiteten Armen, und die tiefen Hallen der Kir che gaben den Namen **Laurita** dreymal zurück.

Hugo befand ſich in einer düſtern von einer einigen kleinen Lampe beſchienenen Gegend, und die Erſcheinung, welche nicht ſo wie andere Geiſter, die Gabe der Allwiſſenheit zu haben ſchien, und die noch überdem durch das lallende Echo auf der entgegengeſetzten Seite irre geführt wurde, ſah ſich vergebens nach dem Rufenden um, ſie ſchlug den Schleyer zurück, und blickte neugierig nach allen Seiten. **Werinhar!** rief ſie, indem ſie weiter vorwärts ging, **Werinhar** wo biſt du? haſt du zu lang gewartet?

Laurita! Laurita! wollte **Hugo**, der jetzt die volle Geſtalt und das reizende Angeſicht ſeiner ſchönen Freundinn erkannte, von neuem ausrufen, aber Freude und Entſetzen hemmten ſeine Stimme, er brachte blos dumpfe, der Erſcheinenden unhörbare Laute hervor, und ſank in einer ſüßen Betäubung auf die Stufen des Monuments zurück. Dies wars, was ich dachte, ſprach er zu ſich ſelbſt, Laurita ward lebendig unter die Engel verſetzt, ſo ſchön und lebhaft ſah ich ſie nie auf dem Hattenberge, ſo feſt und weſentlich kann kein der ewigen Nacht entſchlüpfter Schatten ſeyn.

Laurita fuhr indeſſen fort, ſich unruhig umzuſchauen, ſie wiederholte den Namen Werinhar ſo oft, als Hugo den ihrigen im Innerſten ſeiner Seele ausſprach, bis endlich dem Orte gegenüber, wo ſie herein gekommen war, dicht unter der Tribune, wo Ademars Neffe ſich befand, eine Thür aufging, aus welcher der Gerufene herein ſtürzte, und ſich mit einem Freudengeſchrey in die Arme des reizenden Schattens warf.

Hugo ſah die feurige Umarmung, deren Werinhar von der Verklärten gewürdigt ward, hörte die Worte des Empfangs, den Anfang und den größten Theil eines Geſprächs, das unter beyden vorfiel, aber ſo gern er anfangs aus Verwunderung und Entzücken, und in der Folge aus andern Bewegungen ein Zeichen gegeben hätte, daß er auch vorhanden ſey, ſo benahmen ihm doch die gewaltſamſten Empfindungen, die ſich faſt bey jedem Worte, das er hörte, in ſeiner Seele häuften, alle Kraft einen Laut von ſich zu geben, bis ihm zuletzt vor Entſetzen über das, was er ſah und vernahm, alle Sinne entgingen, und er von dem Orte, wo er ſaß, praſſelnd herabſtürzte.

Es war ein Glück für den Fallenden, daß ein eiſernes Gitter ihn hinderte in die tiefe Kirche hinab zu fliegen, er ſank blos von der höchſten Stufe des Monuments der heiligen Laurita auf den Boden des ſteinernen Umgangs, und nahm im Fallen die hinweggeſchobenen Marmorplatten mit ſich, welche, nicht ſo glücklich wie er, über das Gitterwerk hinunter in die Kirche ſtürzten, einige Kerzen verlöſchten, etliche Heiligenbilder zertrümmerten, und der dreyfachen Kette, an welcher Hatto des Erſten ſilberne Ampel hing, einen ſo gewaltigen Schwung mittheilten, daß ſie in großen Kreißen hin und her taumelte, und zum erſtenmahl ſeit ihrer Entſtehung verloſch.

Werinhar und Laurita glaubten bey dem fürchterlichen Getös, das ſie auf einmahl in ihren tiefſinnigſten Geſprächen umſaußte, der jüngſte Tag, der Richter ihrer Handlungen ſey vor der Thür; beyde ſprangen auf, Flucht war das natürlichſte, ungeachtet ſie nicht wußten, wovor ſie flohen; Laurita bekam von ein paar abgeriſſenen Stücken ihres Monuments etliche fühlbare Kontuſionen an der Schulter, die ſie zu Boden warfen, Werinhar ſtrauchelte in der Dunkelheit über einen zerſchmetterten Heiligenkopf, beyde rafften ſich auf, fanden mit Mühe eine der Thüren, die ſie krachend hinter ſich zuwarfen, und den armen Hugo mitten in der Verheerung, deren Urheber er war, zurück ließen.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Fragmente aus der Geſchichte einer Heiligen.

Da Werinhar und Lauritens ſogenannter Schatten keinen lebendigen Zeugen bey ihrer nächtlichen Unterhaltung hatten, als den lauſchenden Hugo, und da dieſer ſich immer nur des fürchterlichen Ganzen, von dem, was er damals ſah und hörte, bewußt blieb, ohne jemals von jedem einzelnen Theile derſelben genaue Rechenſchaft geben zu können, oder zu wollen; ſo würde es uns ſchwer fallen, die Neugier unſerer Leſer hierinn, wenn ſie einige haben ſollten, mit einer genauen Erzählung von allem, was in jener Nacht vorging, zu bewirthen; wir halten alſo fürs Beſte, ihnen eine kleine Skizze von Lauritens Leben zu entwerfen, als worinn wahrſcheinlich alles enthalten ſeyn wird, was der erſtaunte Hugo damals vernahm, und was auch ſein letztes Götzenbild, die Tugend der heiligen Laurita in den Staub legte.

Laurita, die Tochter einer Favoritinn Hatto des Erſten und eines Grafen von Septimanien, die Schülerinn Ottfrieds, die beſtimmte Geliebte eines geiſtlichen Fürſten, wie ihn der Zufall herbey führen würde, beſaß in ihrem zehnten Jahre, da wir ſie zuerſt auftreten ſahen, ſchon zu viel von den Geſinnungen ihrer Eltern, hatte von ihrem Erzieher zu gefährliche Grundſätze eingeſogen, und wußte zu viel von ihrer künftigen Beſtimmung, als daß ſie Geſchmack an Waldradens Lehren, die ihre Unſchuld zu retten ſuchte, hätte finden ſollen. Alles, was die gute Einſiedlerinn von unterdrucktem Laſter, und in ihrem Herzen aufkeimender Tugend glaubte, war Traum. **Laurita** war mit Hülfe der Schwätzer am maynziſchen Hofe ſchlau genug, ſich zu überzeugen, daß Waldrada die Tugend, welche ſie ihr predigte, nicht immer ſelbſt geübt hatte, daß dieſer Werinhar, den ſie ihr als ihren Bruder bezeichnete, und der kleine Hugo ihr Pathe, wohl ihr etwas näher verwandt ſeyn möchten, als ſie vorgab. Wer weis es nicht, welch einen gefährlichen Eindruck ungebildete Jugend von den Fehlern dererjenigen annimmt, welche ſich zu ihren Führern aufwerfen! **Ottfried** that durch ſeine Kommentarien über **Waldradens** Geſchichte, was er konnte, **Lauriten** ihre gutherzige Retterinn verächtlich zu machen, und während dieſe wähnte, ſich an ihrer jungen Schülerinn eine Freundinn, und der Tugend eine warme Anhängerinn zu erziehen, ſpottete dieſe ihrer und ihrer Lehren, und hieng noch mit vollem Herzen an ſen Grundſätzen ihres erſten Erziehers des ſcheinheiligen Ottfrieds.

Ottfried ging, wir wiſſen es aus dem Vorhergehenden, mit hohen Dingen um, er brauchte alle Mittel, ſich die heilige Inful für die Zukunft zu verſichern; indeſſen war er ſchlau genug einzuſehen, es könne mislingen, und er werde vielleicht einmal unverſehens einen andern auf dem heiligen Stuhl von Maynz ſitzen ſehen. Um auf dieſen Fall keine Entdeckung vergangener Dinge befürchten zu müſſen, und immer ſeiner Herrſchaft über das Haupt der maynziſchen Chriſtenheit verſichert zu ſeyn, brauchte er eine Helferinn. Den alten Hatto hatte er durch die ältere Waldrada und ihre Vorgängerinnen, die alle ſeine Freundinnen waren, beherrſcht; den ſchwachen Herriger durch die jüngere Waldrada, und Laurita ward dazu erzogen, dafern die Sachen nicht ganz ſo gingen, wie es ſich vermuthen ließ, dem künftigen Erzbiſchoffe ebenfalls Ottfrieds Feſſeln anzulegen. Daß Laurita dieſen Endzweck zu bewürken faſt noch zu jung war, als Hildebert auftrat, und daß das Alter und die Gramſeligkeit dieſes bekannten Weiberfeindes, Ottfrieden alle Hoffnungen benehmen mußten, hierinn glücklich zu ſeyn, läßt ſich ausrechnen; auch war Lauritens Lehrer mit Aeußerung ſeiner wahren Abſichten auf die Inful ſchon zu weit gegangen, um vor dem ſtrengen Hildebert gerecht erfunden zu werden, und daher die Schnelligkeit, mit welcher er ſich bey Erſcheinung des neuen Erzbiſchoffs von der Welt ſtahl.

Ottfried hatte den Saamen des Laſters und des Leichtſinns in Lauritens Herzen ausgeſäet, der für einen andern keimte als für den, für welchen ihre Perſon beſtimmt war. Es gelang Lauriten, ſo jung ſie war, Werinharn von der Treue, die er Waldraden ſchuldig war, abzubringen, Laurita war ſchön und blühend wie der frühe Lenz in Italiens Gefilden, Waldrada hatte bereits ein und zwanzig Sommer gelebt, war die Mutter eiens Kindes, beſaß viel Anſtrich von Kloſterſitte, und war ihrem Geliebten nicht mehr neu. Lauritens lebhafter Witz und der freche Muthwille, mit welchem ſie ihn umgaukelte, gefiel ihm freylich beſſer als Waldradens Ernſt und ihre Thränen; ſo geſchah es, daß in den Stunden, da Laurita von ihrer leichtgläubigen Freundinn zu Werinharn geſchickt wurde, mit ihm von ihren Angelegenheiten zu handeln, ihr Name oft kaum von beyden genannt wurde. Liebe war ihre Unterhaltung, und der argwöhniſche Hildebert hatte ſo unrecht nicht, es Werinharn übel auszulegen, als er ihn in der Nacht, da Ottfried ſtarb, in der einſamen Geſellſchaft dieſes jungen verführeriſchen Mädchens fand.

Laurita war außer ſich, als ſie bey der damaligen Revolution in das ſtrenge Kloſter nach *** mußte, und wir wiſſen aus Waldradens Geſchichte, wie ausgelaſſen ſie ſich daſelbſt betrug. Waldrada ſchmeichelte ſich in der Folge, ſie zur Tugend zurück gebracht zu haben, aber der beſſere Schein, den Laurita von ſich gab, kam daher, daß ſie ſich klüglicher verſtellen lernte, und, da Werinhar gefangen war, kein anderes Mittel ſah, ſich erträglichere Tage zu machen, als Gefälligkeit.

Werinhar entkam ſeinem Gefängniß; aber nicht Waldrada, nicht die Mutter ſeines Kindes war es, die er mit der Nachricht ſeiner Entkommung erfreute, nicht ſie, deren Schickſal er zu erleichtern dachte; nur Lauriten entdeckte er ſich. Laurita war in dieſer Zeit älter und nicht häßlicher geworden, die gegenſeitige Liebe zwiſchen ihr und Werinhar ward ernſtlicher, ſie ſahen ſich oft verſtohlen, und die Freuden dieſes geheimen Umgangs machten Lauriten ſo glücklich, daß ſie eine Freundinn aller Menſchen ward, und ſich auch gegen Waldraden, der ſie ingeheim ſo vieles Unrecht zufügte, ſo liebreich betrug, daß die Berögene mit dankvollen Thränen gegen ſie die Augen zum ewigen Schlummer ſchloß.

Proben von ihren wahren Geſinnungen legte ſie überall genug ab, wenn nur Walbrada die Augen hätte öfnen wollen. Selbſt ihre Neigung für den jungen Hugo war eine Verrätherinn ihres Herzens; ſie liebte an ihm nichts als die Aehnlichkeit mit ſeinem Vater, und alle Liebkoſungen, die ſie ihm erwies, galten nur Werinhar. Laurita nennte einſt in einer ſolchen Entzückung **Werinhars** Namen, ſprach von ihm gegen **Waldraden** als von einem Lebenden, nahm denn mit ſichtlicher Verwirrung ihr Wort zurück, aber die einfältige Einſiedlerinn blieb blind.

Werinhar, der ſich weder um **Waldradens** Tod noch um ihr Leben bekümmerte, beſaß übrigens nicht viel Delikateſſe in ſeiner Liebe für **Lauriten**, war nicht neidiſch mit ſeinem Glück. Er war jetzt Erzbiſchoffs **Friedrichs** Liebling, und empfahl Lauriten gern zur Favoritinn ſeines Herrn, theils, weil er ihre unbändige Begierde nach Gold und Weltfreuden nicht befriedigen konnte, theils, weil er gewiß war, auch an Friedrichs Hofe immer noch Stunden genug zu haben, ſie insgeheim zu ſehen.

Sein Vertrauen auf ihre Beſtändigkeit war nicht gar feſt, denn er kannte ſie und wußte wie er ſelbſt geſinnt war, und daher entſtand ſeine Eiferſucht bald auf Friedrichen, bald gar auf den jungen Hugo, als dieſer zum Vorſchein kam, und von Lauriten mit der alten Zärtlichkeit empfangen wurde.

Als Hugo anfieng, ſich durch ein koſtbares Geſchenk ihrem Herzen noch mehr zu empfehlen, wuchs ſein Unmuth, und nicht blos Furcht vor übler Anwendung der gefährlichen Kette, ſondern wirklich Neid gegen den Geber war es, was ihn einſt bewog, ſie ihr heimlich zu entwenden.

Meine Leſer haben Lauritens Verzweiflung über dieſen Raub geſehen, aber ſie wiſſen noch nicht die volle Urſach derſelben. Laurita und Werinhar hatten in Abweſenheit des Erzbiſchoffs froh und faſt ohne Zwang gelebt, ſeine Wiederkunft war beyden unerwartet und ſchrecklich. Laurita mußte Entdeckungen befürchten, denen ſie durch nichts als gewaltſame Mittel glaubte vorbeugen zu können; ſie ſuchte nach der Kette und dachte Friedrichen durch dieſelbe ſchnell und ohne Verdacht aus der Welt zu ſchaffen; auch dieſe Hülfe zu ihrer Rettung war ihr geraubt, und es blieb ihr alſo weiter nichts übrig, als

ſelbſt

ſelbſt zu ſterben. Sie ſtarb mit Werinhars Hülfe, der ſich ein wenig auf die Handgriffe der natürlichen Zauberkunſt verſtand, ſo natürlich, daß nur der kluge Erzbiſchoff in der Folge einige Zweifel wegen ihres Todes bekommen konnte, die er in verfänglichen Fragen an den einfältigen Hugo äußerte; Fragen, welche, ſo wenig auch Hugo ſelbſt von allen Geheimniſſen wußte und ahndete, doch den ſcharfſinnigen Friedrich gewiß auf die Spur gebracht haben würden, wenn die noch lebende Laurita nicht auch dafür Mittel gewußt hätte. Sie hatte überall, unter Vornehmen und Pöbel, ihre Ergebenen, hatte von allem, was in Maynz vorging, Nachricht, ob ſie gleich in der Einſamkeit des Hattenbergs lebte, wohin Friedrich, der dieſen Ort nicht liebte, niemals kam. Sie erſchien hier ihrem unſchuldigen Verehrer Hugo fleißig, fragte ihm alles ab, was ſie wiſſen mußte, und regierte ſein eignes Verhalten ſo, daß ihr keine Gefahr daraus erwachſen konnte.

Der Erzbiſchoff ward es müde, den ſtummen weinenden Hugo öfters vor ſich kommen zu laſſen, und dieſes, nebſt Lauritens eigenen Zuſtand, war Urſache, warum die Erſcheinungen beym Hattenbrunn nachließen. **Laurita** war in dieſer

Zeit die Mutter eines Kindes geworden, das Werinharn Vater nannte. Werinhars Wiederkunft von einer langen Reiſe hatte ſie von dem Hattenberge nach Maynz gelockt, die Albanskirche, wo Hugo ſeine Faſten und Nachtwachen hielt, war zum Ort der Zuſammenkunft beſtimmt, und dieſe Zuſammenkunft, bey welcher der lauſchende Hugo Zeuge war, war ſo zärtlich, war mit ſo vielen Erläuterungen, ſo vielen Umſtänden verbunden, daß dem Neffen Ademars die Augen über den wahren Charakter ſeiner Heiligen aufgehen, daß er Entdeckungen machen mußte, die ihn, wie wir geſehen haben, endlich ohnmächtig zu Boden ſtürzten, und all den Lärm und die Unordnung erregten, welche die beyden Liebenden aus dem heiligen Orte ihrer Zuſammenkunft ſcheuchte.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Schuldigen entfliehen, der Unſchuldige bleibt zurück.

Werinhar, der jetzt in den verrätheriſchen Händeln Friedrichs wider den Kaiſer unabläßig auswärtige Geſchäfte hatte, trat noch in der nehmlichen Nacht eine neue Reiſe an, ohne ſich um die Urſach des hölliſchen Getöſes zu bekümmern, das ihn und Lauriten in ihrer ernſten Unterhaltung geſtört hatte, und dieſe verfügte ſich, noch bebend von dem gehabten Schrecken, zu dem Schiffer, der den jungen Hugo mehrmals über den Mayn nach dem Hattenberge gebracht hatte, und kam durch Hülfe dieſes Mannes, der einer ihrer Vertrauten war, noch vor Anbruch des Tages an den Ort ihrer Sicherheit.

Hugo lag indeſſen in einer dem Tode ähnlichen Ohnmacht bey Lauritens Grabe, und ward, als kurz vor Oefnung der Thüren der Sakriſtan auch zur Ruheſtatt dieſer Heiligen ging, um ſie wie andere zum Feſt aller Seelen mit einigen Kerzen und Blumenkränzen zu beehren, von ihm daſelbſt gefunden. Daß dieſer Sakriſtan ein Freund des jungen Menſchen war, haben wir im Vorhergehenden erwähnt, und es verſtand ſich alſo, daß er von ihm liebreich aufgehoben und erquickt ward.

Hugo öfnete die Augen, und ſchloß ſie mit einem ſchrecklichen Geſchrey, als er den Mann neben ſich erblickte, welcher auch mit ins Regiſter ſeiner entlarvten Heiligen gehörte. Um Gottes willen, **Hugo**, ſchrie der Sakriſtan, und ſchüttelte ihn von neuem, um Gotteswillen, ſagt mir, wie kommt ihr hieher, und was iſt euch begegnet? — Lauritens Grab iſt offen, die Kirche mit zermalmten Steinen beſtreut, die heilige Ampel verloſchen, ſollte euch denn der Böſe — ich weis es, ihr habt mirs geſagt, daß ihr in vorigen Zeiten oft mit geiſtlichen Anfechtungen beladen waret.

Hugo fing ſtatt aller Antwort an noch viel entſetzlicher zu ſchreyen, und gab dem Sakriſtan einen ſo wütenden Schlag ins Geſicht, daß alle Kerzen vor ſeinen Augen verloſchen. Wahrſcheinlich würde der Angriff erwiedert worden ſeyn, wenn es nicht aus einigen ſchnell auf einander folgenden Handlungen und Worten des armen Jünglings, ſeinem Helfer ziemlich wahrſcheinlich geworden wär, daß er nicht recht bey Sinnen ſey.

Heißer Angſtſchweis lief dem Hüter der He ligthümer zu Sankt Alban über die Stirne! Go und ſeinen Heiligen ſey es geklagt! ſchrie er m gerungenen Händen, was ſoll ich nun beginnen Ueber dem Erſtaunen bey der ſeltſamen Verhe rung, die ich hier fand, und der Wiederherſt lung der Ordnung, iſt ſchon Zeit genug verla ſen, nicht lange, ſo wird ſich das Volk verſa meln, und hier den armen Buben finden! W rinhar hat mich ohnedem hart genug angelaſſen, daß ich ihm nicht zu ſagen wußte, wo er dieſe Tage über geweſen iſt; kommt es nun heraus, daß ich ihn hier in der verſchloſſenen Kirche, und in ſolchem Zuſtande traf, ſo komme ich um das Amt der Schlüſſel, und mein Glück iſt dahin.

Der Sakriſtan konnte in der That den jungen Hugo, als ein gutmüthiges unſchuldiges Geſchöpf, ganz wohl leiden, aber ein weit feſteres Band, das ihn zu ſeinem Freunde machte, war die Furcht vor dem erzbiſchöflichen Favoriten Werinhar, der den Knaben liebte, und dem Sakriſtan eine Art von Aufſicht über ihn aufgetragen hatte, die dieſer aber ſchlecht genug verwaltete, um ihn binnen einer achttägigen Abweſenheit faſt nicht einmal zu vermiſſen.

Er hielt es jetzt fürs Beſte, die Unordnung, die er bey Lauritens Grabe wahrnahm, eilig ein wenig zu verdecken, dann den unglücklichen Hugo, der ſchon wieder nichts mehr von ſich ſelbſt wußte, auf ſeine Schultern zu laden, und ihn vor Oeffnung der Kirchpforten durch eine Nebenthür in ſeine Wohnung zu bringen, wo er ihn der Pflege ſeiner Haushälterinn überließ, und an die Verwaltung ſeines heiligen Amtes ging.

Das Feſt aller Seelen wurde ſo wie allemal gefeyert, und wie denn die Neigungen des Menſchen wunderlich ſind, und immer ein jeder Heiliger ſeinen Verehrer findet, ſo fehlte es auch nicht an Leuten, welche kamen, ſowohl das Grab Hatto des Erſten, als der heiligen Laurita mit einer Kerze zu beehren, ungeachtet beyde nicht eben in dem beſten Rufe verſchieden waren. Hugo hatte bey den Entdeckungen, die er in der Albans Kirche machte, ſchlecht dafür geſorgt, dieſelben geheim zu halten. Die Marmorplatte, die er von dem Monument des Erzbiſchoffs hinweg ſchob, war nicht wieder vor die anſtößige Abbildung ſeiner Himmelfarth gezogen werden, und die Worte: Si peccata lues — &c., ſtanden alſo der ganzen Chriſtenheit zu allgemeinem Aergerniß, nebſt dem ſie erklärenden Gemälde vor Augen. Lauritens Grabmaal hatte der Sakriſtan in der Eil nicht hinlänglich hinter ſeinen Gittern verſchloſſen, um zu verhindern, daß es nicht jedermann merklich ward, wie die Aufſchrift fehle, hier und da Stücken abgeriſſen ſeyen, und die Todentruhe nichts enthalte; auf Sankt Juſtinens Altar fehlten die ſilbernen Blumentöpfe, die man in einem Winkel hinter dem Bilde des heiligen Kreſcentius fand, welcher beynahe in Verdacht gekommen wär, ſie geſtohlen zu haben. Auf den Stufen des Hochaltars lagen noch einige Ueberbleibſel von Hugos letzter Mahlzeit, neben einem von Brunos Dietrichen; und als Erbiſchoff Friedrich den Weg hinauf ging, die Meſſe zu leſen, ſtrauchelte er über den Kopf des Engels Gabriel, über welchen auch Werinhar in voriger Nacht geſtrauchelt hatte.

Unordnungen von dieſer Art müſſen eine ſtrenge Unterſuchung nach ſich ziehen. Der Sakriſtan, welcher nicht vermuthete, irgend etwas von der in voriger Nacht gefundenen Verheerung übrig gelaſſen zu haben, ward zur Rechenſchaft gezogen, er wußte von nichts den rechten Grund anzugeben, und da uns allen von unſern erſten Eltern die Erbſünde anklebt, die Schuld gern auf einen andern zu ſchieben, ſo konnte er ſich nicht enthalten, ohne weitere Rückſicht auf Hugos Schützer Werinhar, dieſen als den wahrſcheinlichen Urſacher all dieſes Unheils zu nennen, weil er ihn in voriger Nacht mitten unter der Verwüſtung gefunden habe.

Der Erzbiſchoff ſchüttelte den Kopf. Unter allen dieſen Phänomenen war ihm nichts bedenklicher, als Lauritens leeres Grab, er hatte ſchon ehe ſeltſame Zweifel wegen ihres Todes gehabt, und er verlangte ſelbſt mit Hugo zu ſprechen, um Erläuterung von ihm zu bekommen; aber die Erſchütterungen voriger Nächte waren zu heftig für den Kopf des armen Jünglings geweſen, ſein Verſtand war hin, die Raſerey, von welcher der

Sakriſtan die erſten Proben gefühlt hatte, war völlig ausgebrochen, und er befand ſich in einem Zuſtande, welchen man nicht gern vor die verwöhnten Augen eines Fürſten bringt.

Laßt den Elenden in Ruhe, ſprach Friedrich mit mehr misvergnügtem als mitleidigem Tone zum Sakriſtan, welcher die Nachricht brachte; vor der Hand ſeyd ihr entſchuldigt, pflegt ihn ſo gut ihr könnt, kömmt er davon, ſo wollen wir die Sache ſchon von ihm erfragen, ſtirbt er, ſo fällt alle Schuld auf euch.

Antrieb genug für den Sakriſtan in dieſen Worten, Abt Ademars Neffen treulich zu verſorgen. Er hatte einige Bekanntſchaft mit dem damaligen Hüter des Hattenberges, und brachte ihn in dieſe ruhige Einöde, um daſelbſt Geſundheit und Verſtand wieder zu erlangen.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Das Geſpenſt.

Ihr Kenner der menſchlichen Seele, ihr, die ihr wißt, welche fürchterliche Folgen es zu haben pflegt, wenn ſchlummernder Verſtand mit aufgeregten Leidenſchaften gepaart iſt; ihr wundert euch nicht Hugo nach den Abentheuern der vergangenen Nächte in einer Verfaſſung zu finden, die ſich nicht kläglich genug ſchildern läßt. Alles zertrümmert, alles in den Staub getreten zu ſehen, was uns heilig und ehrwürdig war, zu erfahren, daß man bisher unter lauter trügeriſchen Geſtalten gewandelt habe, um nicht mehr zu wiſſen, was man glauben oder woran man ſich halten ſoll, o dies könnte wohl eine ſtärkere Vernunft als die eines einfältigen Kloſterknaben wankend machen! — Um ſeine Lage noch hoffnungsloſer zu machen, fehlte nur noch dieſes, daß die ſtärkſte Leidenſchaft der menſchlichen Seele, die Liebe, die er bisher unwiſſend in ſeinem Buſen beherbergt hatte, aus ihrem Schleyer hervortrat, daß er in dem nehmlichen Augenblicke, da er ſich ſagte ich liebte, liebte Lauriten, auch ſehen mußte, dieſe Laurita habe ihn nie redlich geliebt, ſey nie für ihn auf der Welt geweſen.

Hugo war in der achttägigen Andachtszeit zu St. Alban um zehn Jahr älter und klüger geworden. Die Lektüre der Legende der heiligen Juſtine, und Werinhars Tagebuch hatten ihm Licht über Gefühle ſeines Herzens gegeben, die ihm zuvor ein Räthſel waren, er wußte jetzt, er hatte Lauriten geliebt wie **Werinhar Waldraden** liebte, und ſo ſträflich ihm auch die Verbindung dieſer beyden dünkte, ſo regte ſich doch im Innerſten ſeiner Seele Wunſch und Hoffnung, ähnliches Glück genoſſen zu haben, wenn ihm **Laurita** nicht ſo früh entriſſen worden wär: eine Empfindung, die ſchon damals die nachtheiligſten Würkungen auf ſein Gemüth gethan haben würde, wenn ihm nicht die ſchwärmende Phantaſie zu Hülfe gekommen, und ihm Scenen ewiger Liebe in himmliſchen Welten im Umgange derjenigen gemahlt hätte, die für dieſe Welt für ihn verloren war.

Er befand ſich eben in der höchſten Entzückung, welche Vorſtellungen von dieſer Art gewähren können, als er Lauriten lebend, Lauriten als eine Verbrecherinn, Lauriten in den Armen eines andern, in den Armen ſeines Vaters erblickte, und dieſes war es eigentlich, was alle Triebräder ſeiner Vernunft verrückte, alle Kräfte aus ihrem Gleiſe trieb, und ihn ſo elend machte, als ein menſchliches Weſen werden kann. Daß er die ſchrecklichen Geheimniſſe nur nach und nach erfuhr, machte ſeine Lage nicht gefahrloſer, er ſchlürfte den Gift langſam ein, um dann beym letzten Tropfen ſeine volle tödtende Würkung zu erfahren.

Hugo war bey ſeiner traurigen Verfaſſung nicht hülflos, der Sakriſtan pflegte ihn aus Sorge für ſein eigenes Beſtes und aus Achtung für Werinharn, dem er heimlich Botſchaft von dem Zuſtand ſeines Lieblings that, auch der Erzbiſchoff nahm ſich ſeiner, wir wiſſen nicht, ob aus Mitleid oder aus andern Gründen, an, einige ſeiner Leibärzte beſuchten ihn, und einer ſeiner Kammerbedienten war Tag und Nacht um ſein Bette, belauſchte ihn in ſeinen Paroxismen, und verzeichnete ſeine Reden ohne Sinn und Zuſammenhang, ſo ſorgfältig, als wären es Sprüche des weiſen Salomons geweſen.

Die Seele des unglücklichen Jünglings war es nicht allein, welche litt, die ungeſunde Diät in der Albanskirche, und der Aufenthalt in dem kalten Gewölbe zu einer Jahrszeit, welche nicht die mildeſte iſt, hatte auch die Kräfte ſeines Körpers zerrüttet; er verfiel nach und nach in eine Ermattung, welche verurſachte, daß das heftige Toben, das er in den erſten Tagen getrieben hatte, nachließ, und einer gänzlichen Bewußtloſigkeit Platz machte. Dieſes war der Zeitpunkt, in welchem die Mittel der Aerzte am wirkſamſten waren; ſeine gequälte Seele ruhte, und gab dem Körper Muſe ſich zu erholen. Die Stille des Hattenbergs, welche durch den einbrechenden Winter vermehrt wurde, war ihm zuträglich; er fing an zu geneſen, das Bewußtſeyn kehrte zurück, und er äußerte es am erſten durch Ströme von Thränen, die er vergoß, und durch Klagen, welche jedes Herz, ſelbſt das Herz der erzbiſchöflichen Bedienten erweichen mußten. Sie beſchäftigten ſich gern und viel mit ihm, und verließen ihn nicht eher bis er außer Gefahr war, da ſie ihn der Sorge ſeines Freundes, des Hüters der Heiligthümer zu St. Alban allein empfahlen, und ihm ſagten, daß er Erlaubniß vom Erzbiſchoff habe, nach ſeiner völligen Geneſung an den Hof zurückzukommen.

Hugo hieß jetzt völlig wiederhergeſtellt, aber ſeine tiefe Schwermuth, ſeine gänzliche Muthloſigkeit machte ihn noch immer zu einem Gegenſtande des äußerſten Mitleids. Sein Freund, welchem mancherley, das er in den Paroxismen aus ſeinem Munde gehört hatte, noch neugieriger machte, als er zuvor war, that ihm viel Fragen wegen der Veranlaſſung ſeiner Krankheit, aber Hugo antwortete durch Stillſchweigen und trennte ſich oft von dem Zudringlichen, um nicht durch ſeine Nachforſchungen gequält zu werden.

Die laue Luft des feuchten Merzmonats, welcher in dieſer Zeit herangekommen war, ſchreckte ihn nicht ab, öftere Spaziergänge in die

Gegenden des Hattenbergs zu machen, die ihm aus vorigen Zeiten ſo bekannt waren, und man urtheile, ob Promenaden von dieſer Art ſeiner verwundeten Seele zuträglich ſeyn konnten. Kein Gebüſch, kein Thal, kein Hügel war, wo ſich ihm nicht das Andenken der Tage der frohen Unſchuld aufdrängte, da er noch die ganze Welt für einen Himmel voller Engel hielt, und heiße Thränen floſſen dem Gedächtniß ſeiner damaligen Seligkeit. Die Stellen, wo er ein paarmahl, bey einer verſtohlnen Farth nach dieſer angenehmen Einöde mit Lauriten geſtanden und geſeſſen hatte, wurden wie Gegenden, wo böſe Geiſter hauſten, vermieden. Eben dieſes Schickſal hatten diejenigen, wo er ſo oft den vermeinten Schatten dieſer Verrätherinn erſcheinen ſah, und nur ein einzigmal lockte ihn das herrliche Schauſpiel des thauenden Eiſes am Hattenbrunn, dorthin, wo er Lauritens ſo genannten Geiſt zum erſtenmale erblickte.

Die rinnende Quelle hatte, ſo wie ihr der Froſt nach und nach Feſſeln anlegte, tauſend ſeltſam geſtaltete Kriſtallſäulen gebildet, welche jetzt die Sonne mit den lebendigſten Farben des Regenbogens bemahlte. Tauſend Tropfen fielen wie funkelnde Edelſteine von oben herab in den Schoos der zerſchmelzenden Fluth. Aus dem Felſen ſtürzte ein ſtarker Strahl von dem entfeſſelten Waſſer, rieſelte ſanft über Geſtein und Eisſchollen hin, und bildete an verſchiedenen Stellen zwiſchen Schnee und jungem Graſe kleine Seen, in welchen ſich das tiefe Blau des Himmels und die nackten Aeſte mit ihren thauigten Eiszacken ſpiegelten. **Hugo** ward unvermerkt nach dieſer glänzenden Scene hingezogen, und ſtand auf einmal da, wo er ſo oft um **Lauriten** geweint hatte, ohne die Stelle in ihrer veränderten Geſtalt zu kennen. Erſt nach und nach fand ſich ſein Auge zurecht, er erkannte jetzt die Felſenkluft, aus welcher der geliebte Schatten herauf zu ſchweben pflegte; die Raſenſtelle, welche die Gränze ſeines Herannahens war, und die Bäume, unter welchen er verſchwand. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen bey der quälenden Erinnerung, er rang die Hände, und ſchrie: **Laurita**, **Laurita**! Heilige unſchuldige **Laurita** wo biſt du!

Willkommen **Hatto** der Zweyte, Erzbiſchoff von Maynz! antwortete ihm eine Stimme aus dem Felſen, die ihm nur gar zu bekannt war. — Dies waren die Worte, mit welchen die Verrätherinn ihn ſonſt zu begrüßen, dies der liebliche Laut, mit welchem ſie ihre Ankunft zu melden pflegte. Hugo ſah ſich zitternd um, und Lauritens Lichtgeſtalt ſchwebte aus der Ferne ihm entgegen!

Ungeheuer! Betrügerinn! ſchrie der Jüngling, welcher die täuſchende Erſcheinung jetzt nur gar zu gut kannte.

Dieſe Worte mit dem Ton des Abſcheues ausgeſprochen, die Bewegung zu fliehn, welche machte, daß er auf dem ſchlüpfrigen Boden ausglitt, und die Miene des Entſetzens auf ſeinem Geſicht, hätten Lauriten wohl einen Verdacht geben können, daß ſie entlarvt ſey, aber ſie ahndete nichts; Hugos Begebenheiten zu Mainz waren äußerſt geheim gehalten worden, Laurita wußte nichts von ihm, als daß er krank in die Einſiedeley gebracht worden ſey, ſchob ſeine Krankheit noch auf den Gram über ihren Tod, und hatte lang gelauert ihn in einer Gegend zu finden, wo ſie ihm mit Anſtand erſcheinen und ihre Täuſchungen fortſetzen könnte.

Hugo! rief ſie, indem ſie aus der Dunkelheit hervortrat, und ihm ſo ſehr nahte, als ſie es ohne Nachtheil der Würde eines Geiſtes wagen durfte; Hugo! du fliehſt? biſt du noch nicht bekannt genug mit dem Schatten deiner Freundinn, um ihn ohne Entſetzen zu erblicken?

Abſcheuliche! ſchrie Hugo, der ſich jetzt aufraffte, und ihr mit kühnen Schritten nahte! Verführerinn! Urheberinn meines Elends! du biſt entdeckt! und jetzt jetzt ſollſt du den Lohn deiner Betrügereyen erhalten!

Hugo war nicht bey ſich ſelbſt, ſeine Paroxismen ſchienen zurück zu kehren, er ſchäumte und knirſchte mit den Zähnen, und wehe Lauriten, wenn ſie jetzt in ſeine Hände gefallen wär; die Abweſenheit der Vernunft macht das ſchwächſte ſchüchternſte Geſchöpf oft fürchterlicher, als die reißendſten Thiere.

Die Reihe zu fliehen war jetzt an Lauriten; ſchon hatte ſie der wütende Hugo beynahe erreicht, ſie vergaß die Würde des geiſtermäßigen Schwebens, und flog mit der Geſchwindigkeit eines Pfeils nach der Oefnung ihrer Felſenhöle, welche ſie in der Angſt verfehlte, und alſo unausbleiblich alle Würkungen von dem Zorn des Beleidigten hätte erfahren müſſen, wenn nicht dieſer bereits nachgelaſſen, und der Wehmuth Platz gemacht hätte.

Hugos kaum wiederhergeſtellte Kräfte unterlagen der heftigen Gemüthsbewegung, er ließ ab dem fliehenden Geiſte nachzuſetzen, und ſank athemlos auf einem Felſenſtück nahe bey der Gegend nieder, wo Laurita ängſtlich ſtrebte ſich zwiſchen Klippen und verwachſenem Geſträuch einen Weg zur Flucht zu bahnen.

Bleib nur Elende! rief ihr Verfolger, der in Thränen ausbrach. Bleib nur! meine Klagen, meine Vorwürfe anzuhören, ſoll die ganze Strafe ſeyn, die du von der getäuſchten Unſchuld zu gewarten haſt.

Laurita zögerte ein wenig um ſich zu überzeugen, daß ſie nichts zu fürchten habe, und trat denn langſam hinzu, um ſich an des weinenden Hugo Seite zu ſetzen. Vorwürfe? wiederholte ſie mit dem Ton des Unwillens, Vorwürfe und Klagen? — Und was hat mir Hugo vorzuwerfen? Worüber hat er zu klagen? — Daß Laurita noch lebt? daß ſie ihren Geliebten eine Zeitlang in dem Wahn von ihrem Tode ließ, um ihn einſt plötzlich mit der Freude über ihr Leben zu überraſchen?

Dein Geliebter? ſchrie der Jüngling, und ſtieß ihre Hand, welche ſie nach ihm ausſtreckte, von ſich. Verführerinn meines Vaters! Verrätherinn meiner Mutter! Heuchlerinn! Du, an welcher es nicht lag, auch eine Mörderinn zu werden? ich dein Geliebter?

Was meynt ihr Hugo? fragte Laurita mit Befremdung, und Hugo richtete ſich hoch auf, faßte ihre Hände, um ſie vom Entfliehen zurück zu halten, und ſchrie ihr das ganze Verzeichniß der Sünden, das er in der Albanskirche kennen lernte, in die Ohren, bis ſie erbleichend das Geſicht von ihm wandte, um ſeinen richtenden Blicken zu entgehen, dann ſchnell mit glühender Röthe übergoſſen, ſich von ihm loszumachen ſtrebte, und endlich von Zorn, Unmuth und Beſchämung übermannt, leblos auf den kalten Boden nieder ſank.

Hugo überſtrömte ihr Geſicht mit Waſſer aus der Quelle, und kämpfte mit dem Mitleid, das ſich bey ihrem Zuſtand in ſeinem Buſen zu regen begunnte, riß ſich, als ſie erwachte und ſich bittend zu ſeinen Füßen warf, ungeſtüm von ihr los, um zu fliehen, und in irgend einer abgelegenen Gegend, wo er ihren Anblick nicht zu fürchten hatte, all die widerſprechende Empfindung ſeines Herzens auszuweinen.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Das Verhör.

Es war zu verwundern, daß Hugo nach der heftigen Erſchütterung aller Kräfte ſeiner Seele nicht wieder in den vorigen troſtloſen Zuſtand zurück ſank; aber es blieb bey einer unglaublichen Ermattung, welche ihn zween Tage bettlägerig hielt, und es ihm am dritten kaum verſtattete, ſich dem Befehl des Erzbiſchoffs gemäß, nach Maynz bringen zu laſſen.

Er ward, ſo ſchwach er war, vor Friedrichen gebracht, und mit Freundlichkeit von ihm empfangen. . .

Ihr habt viel gelitten, junger Menſch, ſagte der Erzbiſchoff.

Ja, erwiederte Hugo, Gott ſey Dank, daß ich es habe, der Reſt des Leidens, das mir übrig iſt, kann nicht groß ſeyn.

Aber ich bitte euch, woher dieſe Schwermuth in den Jahren der Luſt und des blühenden Lebens?

Hugo ſchwieg und ſah mit dem Blicke verbißnen Grams vor ſich nieder.

Daß eure traurige Lage die Folge irgend eines Abentheuers in der Albanskirche iſt, fuhr Friedrich fort, iſt offenbar, auch kann ich hier alles mehr als wahrſcheinlich muthmaßen, aber ich möchte gern die Sache aus eurem Munde hören, um euch deſto nachdrücklicher zu helfen.

Hugo verharrte in ſeinem Stillſchweigen.

Redet mein Sohn, ſagte der Erzbiſchoff mit liebreichem Ton, ihr wißt wohl, ich habe die Macht euch zu befehlen, aber ich bitte euch, entdeckt euch mir als einem Freunde! Was wiederfuhr euch, und was kann ich für euch thun?

Der liebevolle überredende Ton, in welchem der Erzbiſchoff fortfuhr, beſiegte endlich den ſchwachen Jüngling, er faßte alle ſeine Kräfte zuſammen, und erzählte anfangs mit hinlänglicher Klugheit und Zurückhaltung, was ihn in die Albanskirche gebracht habe, und was ihm allda begegnet ſey. Alles gieng gut, bis die Vorfälle intereſſanter wurden, und die Erzählung die ſchwankenden Kräfte ſeiner Seele übermochte. Er fing an zu ſtammeln, ſeine Augen funkelten, ſeine Wangen glühten, ſeine Worte wurden unzuſammenhängend, er ging dasjenige vorbey, was man fragte, und brachte Dinge vor, die er gewiß bey einiger Beſonnenheit nicht erwehnt haben würde.

Friedrich lächelte wechſelsweiſe und runzelte die Stirn. Mein Sohn, unterbrach er ihn endlich, als er eben im Begriffe war, das Geſpräch, das der Erzbiſchoff in der Albanskirche mit Werinharn gehalten hatte, mit allen Umſtänden und all ſeinen darüber gefällten Urtheilen, zu wiederholen; mein Sohn, ich ſehe, ihr ſeyd nicht ganz bey euch ſelbſt, ihr bringt Dinge vor, welche nie geſchehen ſind, und nie geſchehen können; doch mag an allen euren andern Phantaſien etwas wahres ſeyn, und ich will eurem Gedächtniß bey der Erzählung, die ich fodere, zu Hülfe kommen. Ich, ein Forſcher der menſchlichen Seele, habe immer die Neugier gehabt, ſie in ihren verſchiedenen Zuſtänden zu belauſchen, und daher ſchreibt ſich der Einfall, den ich hatte, verſchiedne eurer in euren Paroxismen geführten Reden aufzeichnen zu laſſen. Hier wird das Blatt ſeyn, welches ſie enthält, und ihr habt, da ihr ſo ſchwach ſeyd, nichts zu thun, als zu bejahen, zu verneinen, oder zu ergänzen, was ich euch vorleſen werde.

Der Erzbiſchoff hatte bey dieſen Worten eine Schrift aus einer verſchloſſenen Truhe geholt, welche in der That das enthielt, was er ſagte, und die er ſich herabließ, dem Jüngling ſelbſt vorzuleſen; er muſte wohl dieſe Mühe ſelbſt über ſich nehmen, da es die Natur dieſer ſeltſamen Audienz erforderte, daß niemand bey derſelben gegenwärtig war, als er und Hugo.

Hugo würde erſtaunt ſeyn, hier eine Menge ziemlich zuſammenhängende Fragmente von dem zu hören, was ihm allein bewußt ſeyn konnte, wenn er ſich in der Verfaſſung befunden hätte, über irgend etwas zu erſtaunen. Die ganze Würkung deſſen, was er vorleſen hörte, war, daß ihm alle Scenen jener Nächte ſo vergegenwärtigt wurden, als wenn er ſie zum zweytenmal vor Augen ſäh, und daß er das, was im Zuſammenhange fehlte, ohne Rückhalt und mit allem Feuer ſupplirte, deſſen eine ſchwärmende Einbildungskraft fähig iſt. Er that mehr als man forderte, und fordern konnte, erzählte auch noch die letzte Begebenheit beym Hattenbrunn, und beſchloß die Erzählung mit einem Strom von Thränen.

Friedrich ließ ihn weinen, und ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

Es iſt doch wunderbar, fing Hugo nach einer Weile an, als er ſich ein wenig gefaßt hatte, daß ihr ſo alles von dieſem Blatte leſen konntet, was eigentlich nur in meinem Gedächtniß ſtehen kann; ich halte, ihr ſeyd ein Seher. Nur von einem, von dem Geſpräch des Erzbiſchoffs mit Werinhar, ſagt eure Schrift nichts, und von ſeiner Verſchwörung wider den Kaiſer, und wie er und Herzog Heinrich ſeine Heyrath mit der Königin *) von Italien hindern wollen; Dinge, die ich gern, um Unglück zu verhüten, dem Kaiſer ſelbſt kund thät, wenn ich vor ihn zu kommen wüßte; nur Erzbiſchoff Friedrich müßte nichts davon erfahren, denn ihr ſehet wohl, dies würde mir den Hals koſten.

Nicht doch! ſchrie Friedrich, nichts mehr hievon! Ich ſage euch, dis waren Träume, an die ihr nicht mehr denken dürft, alles kommt jetzt nur darauf an, ob ihr folgende Fragen mit Ja beantworten könnt: Ihr waret es, der die Verheerung bey Hatto des Erſten Grabe anrichtete. Ihr ſahet, daß Bruno den Gotteskaſten beſtahl, ſahet, daß der Sakriſtan und ſeine Gehülfen an heiliger Stelle Ueppigkeit trieben, ihr riſſet die ſilbernen Gefäße an St. Juſtinens Altar herab, beſuchtet Lauritens Grabmaal, und fandet es leer, entdecktet, daß ſie lebe, daß ſie

---

*) Adelheid, die junge ſchöne feurige Wittwe König Lothars, ward allen Kabalen zum Trotze die Gemahlinn des alternden Otto, deſſen erſte Ehe mit der engliſchen Prinzeſſinn Edith vor kurzem durch den Tod getrennt worden war.

und die er ſich herabließ, dem Jüngling ſelbſt vorzuleſen; er mußte wohl dieſe Mühe ſelbſt über ſich nehmen, da es die Natur dieſer ſeltſamen Audienz erforderte, daß niemand bey derſelben gegenwärtig war, als er und Hugo.

Hugo würde erſtaunt ſeyn, hier eine Menge ziemlich zuſammenhängende Fragmente von dem zu hören, was ihm allein bewußt ſeyn konnte, wenn er ſich in der Verfaſſung befunden hätte, über irgend etwas zu erſtaunen. Die ganze Würkung deſſen, was er vorleſen hörte, war, daß ihm alle Scenen jener Nächte ſo vergegenwärtigt wurden, als wenn er ſie zum zweytenmal vor Augen ſah, und daß er das, was im Zuſammenhange fehlte, ohne Rückhalt und mit allem Feuer ſupplirte, deſſen eine ſchwärmende Einbildungskraft fähig iſt. Er that mehr als man forderte, und fordern konnte, erzählte auch noch die letzte Begebenheit beym Hattenbrunn, und beſchloß die Erzählung mit einem Strom von Thränen.

Friedrich ließ ihn weinen, und ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

Es iſt doch wunderbar, fing Hugo nach einer Weile an, als er ſich ein wenig gefaßt hatte, daß ihr ſo alles von dieſem Blatte leſen konntet, was eigentlich nur in meinem Gedächtniß ſtehen kann; ich halte, ihr ſeyd ein Seher. Nur von einem, von dem Geſpräch des Erzbiſchoffs mit Werinhar, ſagt eure Schrift nichts, und von ſeiner Verſchwörung wider den Kaiſer, und wie er und Herzog Heinrich ſeine Heyrath mit der Königin *) von Italien hindern wollen; Dinge, die ich gern, um Unglück zu verhüten, dem Kaiſer ſelbſt kund thät, wenn ich vor ihn zu kommen wüßte; nur Erzbiſchoff Friedrich müßte nichts davon erfahren, denn ihr ſehet wohl, dies würde mir den Hals koſten.

Nicht doch! ſchrie Friedrich, nichts mehr hievon! Ich ſage euch, dis waren Träume, an die ihr nicht mehr denken dürft, alles kommt jetzt nur darauf an, ob ihr folgende Fragen mit Ja beantworten könnt: Ihr waret es, der die Verheerung bey Hatto des Erſten Grabe anrichtete. Ihr ſahet, daß Bruno den Gotteskaſten beſtahl, ſahet, daß der Sakriſtan und ſeine Gehülfen an heiliger Stelle Ueppigkeit trieben, ihr riſſet die ſilbernen Gefäße an St. Juſtinens Altar herab, beſuchtet Lauritens Grabmaal, und fandet es leer, entdecktet, daß ſie lebe, daß ſie

---

*) Adelheid, die junge ſchöne feurige Wittwe König Lothars, ward allen Kabalen zum Trotze die Gemahlinn des alternden Otto, deſſen erſte Ehe mit der engliſchen Prinzeſſinn Edith vor kurzem durch den Tod getrennt worden war.

Traget keine Sorge, ſprach der Almoſenier, Benno iſt eines jähen Todes geſtorben, und verſchiedne andere Mönche, die vielleicht auch nicht eure Günſtlinge waren, ſind in andre Klöſter verſetzt werden.

Hugo fragte nach ihren Namen, und jauchzte hoch auf, daß es eben diejenigen waren, die er bey der Diebsſcene zu Sankt Alban belauſcht hatte. Ja, rief er, nun gehe ich gern zu meinem Oheim; giebt es noch an einem Orte in der Welt Engel, ſo iſts in dem Kloſter zu Fulda, ich will dahin, und an ſeiner Seite die frohen Tage der Kindheit von neuem verleben.

Der Almoſenier, ein würklich redlicher Mann, ſah den Jüngling mitleidig an, er wußte, was er in ſeiner Kindheit von der ſchwärmeriſchen Andacht ſeines Oheims hatte leiden müſſen, und konnte nicht begreifen, wie er die damaligen Zeiten zurück wünſchen könne, auch war ihm bekannt, daß auf den guten Hugo an dem Orte ſeiner Beſtimmung jetzt nichts weniger warteten, als glückliche Tage; er ward nicht aus Rückſicht auf ſein Beſtes ſo ſchleunig vom Hofe entfernt, ſondern weil er gewiſſe Dinge geſehen, von gewiſſen Dingen frey geſprochen hatte, welche der Erzbiſchoff mit Entſetzen von ihm erwehnen hörte. Das Bekenntniß, er habe ihn und Werinharn ſey einer gefährlichen Berathſchlagung belauſcht, und er ſey wohl geſonnen, wenn es ihm möglich wär, den verrathenen Kaiſer zu warnen, fällte ſein Urtheil; was konnte einem jungen Schwärmer, der nicht ganz bey Verſtande war, unmöglich ſeyn? Das einzige Mittel, alle üble Folgen ſeiner etwanigen Unternehmungen zu vernichten, war enge Einkerkerung, und dieſe war das Glück, die Ruhe, die man dem armen Hugo zu Kloſter Fulda bereitete.

Daß eben dieſer Ort zu ſeinem Gefängniß gewählt wurde, daß man den Oheim zum Kerkermeiſter eines geliebten Neffen machen wollte, kann nur denen befremdend ſeyn, welche Abt Ademarn nicht kennen." Der Erzbiſchoff kannte die Indolenz dieſes Prälaten, welcher den vornehmſten Beamten ſeines Kloſters alles überließ; dieſe waren alle auf Friedrichs Seite, und er konnte ſicher ſeyn, daß Hugos Oheim es nie erfahren würde, daß derjenige, welcher in ſeinem Kloſter wegen Vergreifung an den Heiligthümern zu Sankt Alban Buße thun ſollte, der Liebling ſeines Herzens ſey.

Indeſſen irrte Friedrich doch ein wenig, als er glaubte, den Räuber ſeiner Geheimniſſe unvermeidlichem Elend entgegen zu ſchicken: Der Almoſenier, welcher Mitleid mit Hugos Unſchuld hatte, ohne das Verfahren ſeines Herrn ganz mißbilligen zu können, kannte unter den Chorherrn Abt Ademars einen, von dem er wußte, er habe Macht und Willen das Schickſal des armen Jünglings zu erleichtern, und er ſann auf Mittel, ihm denſelben insgeheim zu empfehlen, ohne dabey das Glück und die Ehre des Erzbiſchoffs in Gefahr zu ſetzen.

Hugo ahndete von allem, was ihm bevorſtund, nichts. Sein Gemüth war heiter, ſein Verſtand ganz unumwölkt, und er machte mit Freuden Anſtalten zu der Reiſe, die ihn, wie er meynte, dem Glück und der Ruhe entgegen führte. Das Andenken vergangener Dinge bannte er mit Macht aus dem Sinne, und da niemand um ihn war, der ihn an dieſelben erinnerte, da er in Gegenden kommen ſollte, wo ihm nichts dieſelben in die Gedanken bringen konnte, ſo würde er vielleicht, ſelbſt in der engen Behauſung, die zu Fulda ſeiner wartete, völlige Geneſung von ſeinem Uebel gefunden haben, wenn ihm nicht noch vor ſeiner Abreiſe ein Sturm bevorgeſtanden hätte, welcher alles verderbte, und ihn ganz wieder ſo elend machte, als er zuvor war.

Der Almoſenier, welcher ihn des andern Tages abholen wollte, um ihn ſeine Reiſe unter guter Bedeckung antreten zu laſſen, fand ihn in einem Zuſtande, der zu traurig iſt, um lebhaft geſchildert zu werden. Hugo war die meiſte Zeit über allein geweſen, es war faſt unmöglich zu muthmaſſen, was von neuem eine ſo fürchterliche Würkung auf ſein Gemüth hatte haben können. Ein zuſammengedrucktes Blatt, das man, als man ihn entkleidete, und aufs Bette brachte, in ſeiner geſchloſſenen Rechten fand, gab dem Almoſenier einige Muthmaßungen; allein, da er bey weitem nicht ſo viel von Hugos Geſchichte wußte als wir, ſo tappte er doch immer noch im Dunkeln, vernichtete indeſſen klüglich die Schrift, fragte unter der Hand nach dem Ueberbringer ohne ihn entdecken zu können, übergab den unglücklichen Jüngling guter Pflege, und ſuchte es beym Erzbiſchoff dahin zu bringen, daß die Reiſe nach Fulda noch einige Tage verſchoben ward.

Das Blatt, welches alles dieſes Unheil anrichtete, und das Werinhars beklagenswürdigem Sohne abends in der Dämmerung durchs Gitter in ſeine Wohnung geworfen worden war, enthielt folgendes:

„Wir danken dir, Hugo, ich und Werinhar danken dir, für den Beweis kindlicher Zärtlichkeit, den du uns gegeben haſt; konnte Lan-

„rita nicht deine Geliebte ſeyn, ſo verdiente ſie doch wenigſtens als die Freundinn deines Vaters einige Achtung, und er, der unglückliche Werinhar, was hat er verbrochen, von dir, von ſeinem Sohne ermordet zu werden?

„Du haſt Geheimniſſe verrathen, welche, Gott weis wie, zu deiner Wiſſenſchaft kommen; die Folge davon iſt, daß Werinhar wahrſcheinlich in dieſem Augenblick den letzten Odem aushaucht, und die arme Laurita kaum noch ſo viel Zeit hat, dem Urheber ihres Elends zu danken, ehe ſie einem ähnlichen Schickſal entgegen geführt wird.

„O Hugo, würdeſt du jetzt noch den Muth haben, deiner ehemals geliebten Laurita mit der Miene eines ſtrengen Heiligen ihr Sündenregiſter in die Ohren zu donnern? Mich dünkt, alle Vergehungen, die du von mir weißt, und die du ſo ſorgfältig auszubreiten wußteſt, ſind nichts gegen Eltern- und Brudermord, ich und Werinhar ſind dahin, und unſer Sohn, (welcher, ob er gleich von der gehaßten Laurita gebohren ward, doch immer Werinhars Kind bleiben, und ein Recht auf Hugos Bruderliebe haben wird) unſer Sohn, mein armer kleiner hülfloſer Ruitbert, muß im Elend verſchmachten, da er aus den Armen ſeiner Mutter geriſſen,

„da dieſe aufs Blutgerüſt, oder in ewiges Gefängniß geſchleppt wird.

„O Hugo, Hugo! Lauritens, Werinhars „und Ruitherts Blut ſchreyt um Rache, der Richter wird es einſt von deinen Händen fordern.

„Laurita.“

Werden ſich meine Leſer über den Eindruck wundern, den ein ſolcher Brief auf eine Seele, wie Hugos machte? Der Almoſenier, welcher anfing ſich ernſtlich für den armen Jüngling zu intereßiren, weinte bey ſeinem Bette, that was er konnte ihm zu helfen, flehte beym Erzbiſchoff um Ruhe für den Gequälten, aber Friedrichen war zu viel an der ſchnellen Entfernung des Wiſſers ſeiner Geheimniſſe gelegen; der Antheil, welchen der Almoſenier an ihm nahm, ward ihm verdächtig, und der Kranke muſte, um der Vorbitte ſeines Freundes willen, die Reiſe nach ſeinem Kerker noch etliche Stunden früher antreten, als es anfangs beſchloſſen war.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Heilung des Kranken.

Hugo war zu krank, um es zu fühlen, an welch' einen Ort er am Ende ſeiner Reiſe gebracht ward. Der Erzbiſchoff hatte ihm noch einen tiefern, verborgenern, feſter verwahrten Kerker zugedacht, um alle Möglichkeit, durch ihn verrathen zu werden, aufzuheben, aber die Empfehlung des Almoſeniers hatte ſo viel gefruchtet, daß ſein Aufenthalt leidlich war, und der junge Chorherr, ſein Freund, jetzt Abt Ademars Liebling, der alles im Kloſter vermochte, eilte ſelbſt hin, den Neuangekommenen, der ihm ſo angelegentlich empfohlen ward, zu ſehen, und für ihn zu ſorgen.

Er fand den Knaben in einem beklagenswürdigen Zuſtande, legte ſelbſt Hand an, ihm beyzuſtehen, betrachtete ſein Geſicht genau, bebte zurück, betrachtete von neuem, rief dann mit zuſammen geſchlagenen Händen, und dem Tone des tiefſten Schmerzens den Namen Hugo aus, und warf ſich mit einem Strom von Thränen bey ſeinem Lager nieder.

Nicht lange dauerte bey dieſem thätigen jungen Manne, der in Hugo einen alten Bekannten fand, die Zeit des ſtummen Schmerzens, er ſprang bald auf, um alles zum Beſten ſeines unglücklichen Freundes in Bewegung zu ſetzen, er kümmerte ſich wenig um die Inſtruktionen des Erzbiſchoffs und eilte zum Abte, ihm von der Anweſenheit ſeines Neffen, und der Nothwendigkeit ihm nachdrückliche Hülfe zu leiſten, zu belehren.

Ademar hatte den jungen Hugo zu ſehr geliebt, um nicht bey Nennung ſeines Namens alles zu fühlen, was er fühlen ſollte, er kam ſelbſt ihn zu ſehen, billigte die Anſtalten, welche zu ſeinem Beſten gemacht wurden, weinte über ihn, und vergaß ganz und gar, daß er ihm vom Erzbiſchoff als ein Verbrecher zur Strafe, nicht als ein Kranker zur Pflege überſandt worden ſey, unglücklicher Weiſe fiel ihm doch dieſes am Ende ein, er murmelte die Worte: Vergreifung an den Heiligthümern zu Sankt Alban, welche im erzbiſchöflichen Briefe ſtanden, ein paarmal zwiſchen den Zähnen, warf noch einen mitleidsvollen Blick auf ſeinen Neffen, und entfernte ſich, um keinen Theil an ſeiner Sünde zu haben.

Aber der Chorherr, deſſen Gewiſſen in dieſem Stück nicht ſo zart war, wie Ademars, entfernte ſich nicht. Hugos Gefahr dauerte lang, aber ſein Freund wich nicht von ſeinem Bette, und als der Kranke nach Wochen oder Monaten ſeines Leidens zum erſtenmal aus einem ſüßen Schlummer zum Gefühl der beginnenden Geneſung erwachte, ſah er noch immer die freundliche Geſtalt an ſeiner Seite ſitzen, die er ſo oft mitten in ſeinen Phantaſien geſehen und mit Namen genannt hatte.

Willigis! rief Hugo, und faßte die Hand des Chorherrn, Willigis biſt du es würklich, den ich in meiner Krankheit ſo oft bey meinem Bette erblickte, oder täuſcht mich ein Traum?

Willigis umarmte ſeinen Freund ohne ihm zu antworten, denn die Freude über den erſten Anſchein von wiederkehrender Vernunft bey dem Kranken machte ihn ſtumm, wir aber wollen die Zeit der gegenſeitigen Erklärungen zwiſchen beyden nutzen, auch unſern Leſern einige zu geben.

Willigis und Hugo waren, wir wiſſen es, vor etlichen Jahren nicht in dem beſten Vernehmen von einander geſchieden, Willigis meynte es zwar von Herzen gut mit dem jungen Menſchen, aber er fand wenig Wohlgefallen an gewiſſen

Zügen, die er in ſeinem Charakter entdeckte, und Hugo hatte eigentlich auch nichts wider ſeinen Geſpielen, aber Werinhar und Laurita ſetzten ihm einen lächerlichen Neid gegen denjenigen in den Kopf, der nichts verbrochen hatte, als daß er klüger war als er, und einſt einerley Traum mit ihm träumte. Es war in den damaligen Zeiten gewöhnlich viel auf Träume zu halten, auch ſeynwollende Philoſophen, wie Werinhar, ließen ſich von dieſer Thorheit anſtecken, von welcher meine Leſer, wie ich hoffe, nichts auf meine Rechnung ſchreiben werden.

Werinhar begunte von dieſem Traume an, den der verſtändige Willigis nicht einmal der Wiedererzehlung würdigte, den Nebenbuhler ſeines Sohnes zu haſſen, misgönnte ihm den Fortgang in den Wiſſenſchaften, den er machte, und der mit Hugos Unwiſſenheit ſo gewaltig kontraſtirte, und ſuchte ihn zu entfernen. Die Region, wo Abt Ademar, der Patron heiliger Einfalt, domiſnirte, ſchien ihm der Ort zu ſeyn, wo Talente unmöglich empor kommen könnten, und dahin ward alſo Willigis verwieſen.

Traurig genug war anfangs das Leben des guten Jünglings in einem Kloſter, wo der Abt ſchlief, und Böſewichter wachten. Bruno beſonders und ſeine Gehülfen machten ihm der böſen Tage viel, aber endlich ſiegte die Unſchuld. Willigis hatte Gelegenheit ſich Ademarn durch auszeichnende Dienſte zu empfehlen; hatte Gelegenheit ihm die Augen über Brunos Tücke zu eröffnen, es kam dahin, daß dieſer nur insgeheim Böſes zu thun vermochte, daß die Frevler unterdrückt wurden, und die Guten empor kamen. Ein würdiger Mann, Abt Ademars Almoſenpfleger, der von Bruno und andern mit Unrecht übler Verwaltung ſeines Amts beſchuldigt wurde, und dem es nur an Entſchloſſenheit fehlte, dem Abte die Binde von den Augen zu reißen, bot dem muthigen Willigis die Hand. Die Böſen wurden entfernt, Bruno ſtarb, ich weis nicht, ob durch Gottes oder durch Erzbiſchoff Friedrichs Rache, der ihn im Verdacht hatte, er könne wohl auch einmal etwas von ſeinen Geheimniſſen erlauſcht haben, eines jähen Todes, und die Bande, an welchen der Abt zu Fulda nun einmal geleitet werden mußte, kamen in gute Hände.

Dem Kloſter wiederfuhr ungemein viel Gutes durch Willigis und ſeines Freundes Hülfe, und ſie ſelbſt befanden ſich wohl in dem Sonnenſchein, den ſie aus den düſtern Wolken hervorgebracht hatten. Willigis bekam zum erſten Beweis von des Abts voller Gnade, die Erlaubniß zu ſtudiren, die man ihm biſher als dem Kloſtergelübde zuwider verſagt hatte. Ademar beſann ſich, daß er ſeinem Liebling die Freude an den Büchern wohl gönnen könne, da auch er ehemals vor der Zeit der ſeeligen Einfalt gelehrt geweſen ſey. Bald darauf ward Willigis Chorherr, und jetzt, da ſein Freund nach Maynz berufen worden war, um die Stelle, welche er biſher im Kloſter zu Fulda bekleidet hatte, am erzbiſchöflichen Hofe zu verwalten, jetzt hatte ſich der junge Chorherr zum Poſten eines Almoſeniers bey Abt Ademarn empor geſchwungen; ein Glück, das ſonſt immer nur hoch bejährten Mönchen zu theil ward, und um welches ihn daher mancher beneidete.

Willigis brauchte ſein Glück, wie wir an Hugos Beyſpiel geſehen haben, auf eine edle Art, und ihm ward dafür die Belohnung, einem bedrängten Freunde helfen zu können.

Hugos Unglück fachte das Wohlwollen, das er ehemahls für ihn hatte, zur heißen Zuneigung an, und Dankbarkeit rottete bey jenem alles Unkraut des Neides aus, welches vordem in ſein Herz ausgeſäet worden war. Sein Körper genaß unter der Pflege des gutherzigen Chorherrn, und dieſer beſaß Muth genug, auch die ungleich ſchwerere Kur ſeiner Seele zu übernehmen.

Hugos Herz war offen, Willigis erfuhr alles, was ihm bisher begegnet war, alles was ihn ſo unglücklich gemacht hatte. Oeftere Rückfälle in ſein voriges Elend waren zwar die Folgen dieſer Bekänntniſſe, aber ſie waren nothwendig, um dem verſtändigen Arzte das Uebel kennen zu lehren, das er heilen wollte.

Willigis war zu jung, um alle Kunſtgriffe der Seelenkenner bey ſolchen Fällen zu wiſſen, aber er zog Aeltere zu Rathe, und was er und ſie nicht verſtanden, erſetzte ſein Fleis, und die immer ſtärker werdende Neigung zu dem leidenden Hugo.

Auf dieſe Art kam es endlich dahin, daß Hugo die traurigen Abweſenheiten der Vernunft immer ſeltner erfuhr, daß er mit ſeinem Freunde unter vier Augen (anders geſchah es nie) von den Abentheuern in der Albanskirche reden und Lauritens Namen nennen konnte, ohne die peinlichen Erſchütterungen zu leiden, die ihn anfangs um den Gebrauch ſeiner Sinne brachten. Ihn völlig zu beruhigen war nichts weiter nöthig, als ſeinen Hauptkummer zu heben, ihm zu erweiſen, daß Werinhars und Lauritens in einem ſeiner Paroxiſmen ausgeſchwatzte Geheimniſſe bey weitem nicht die ſchrecklichen Folgen gehabt hätten, wie ihm jene Boshafte in ihrem Briefe zu ſeiner Quaal bereden wollte.

Willigis machte es ihm unwiderſprechlich gewiß, daß Werinhar und Laurita noch lebten, zwar beyde in ſtrengen Klöſtern, aber doch in einem leiblichen Zuſtande und nicht ohne Hoffnung der Befreyung. Was den armen kleinen hülfloſen Ruitbert anbelangt, der, wie ſich Laurita ausdrückte, nach ihrem Hinſchied im Elend verſchmachten müßte, ſo überzeugte Willigis ſeinen Freund, daß dieſes Kind des Verbrechens bereits in den erſten Tagen ſeines Lebens geſtorben ſey, und daß zwar noch ein Sohn Werinhars und Lauritens, der ſich auch Ruitbert nannte, vorhanden wär, aber dieſer ſey ſchon ein achtjähriger Zeuge ihrer Liebe, ein hoffnungsvoller Knabe, den Erzbiſchoff Friedrich in dem Wahne, ihm komme der Vaternahme aus ſeinem Munde zu, bisher unter ſeinen Augen habe erziehen laſſen.

Hugo beſann ſich wohl, dieſen jungen Ruitbert zu Maynz oft geſehen, und ohne zu wiſſen, daß er ſein Bruder ſey, herzlich geliebkoſt zu haben, er begunte ſich über die Verbrechen, welche ihm die boshafte Laurita aufbürden wollte, zu tröſten, ob gleich noch immer ein Reſt von Gram über ihr und Werinhars Schickſal in ſeinem Her zen zurück blieb. So viel war doch einmal gewiß, daß ſeine in einer Abweſenheit des Verſtandes gethane Ausſage, Urſach an dem Verluſt ihrer Freyheit war, und ſie mochten denſelben nun noch ſo wohl verdient haben, ſo glaubte er doch nicht eher ruhig ſeyn zu können, als bis er das, was er unwiſſend veranlaßte, wieder gut gemacht hätte.

Willigis wußte auch hievor Rath: Hoffnung und heitere Ausſichten in die Zukunft. Er ging noch weiter, er ſuchte alte verjährte Schäden in Hugos Seele auf, jagte den Dämon Schwärmerey in derſelben auf, und ſuchte ihn zu vertreiben, verlachte ſeine Träume im Speſſart und auf dem Hattenberge, verlachte ſeine Hoffnung auf künftige Größe, die die ränkevolle Laurita ſo ſorgfältig in ihm genährt hatte, und verſchrieb für alle dieſe Thorheiten eine gute Doſis Arbeit, Arbeit bis zur Ermüdung; eine Arzeney, die den verwähnten Hugo freylich anfangs nicht ſchmeckte, an welche er aber doch ſich endlich gewöhnen mußte.

Eine gefährliche Wunde entdeckte Willigis noch bey ſeinem verwahrloſten Freunde, die ihn oft bange für ihn machte. Hugo, der andächtige Hugo, hatte in jenen Nächten, die er zu Sankt Alban zubrachte, ſo viel Böſes entdeckt, daß es Augenblicke gab, wo er an aller Tugend zu zweifeln Luſt hatte, und die heiligſten Dinge verdächtig fand; was hätte aus ihm werden ſollen, wenn er unter Ruchloſe gerathen wär, die ſeine Schwachheit genutzt hätten! Der tugendhafte und würklich fromme Willigis allein konnte ihn heilen, er lehrte ihn der Tugend ein Heiligthum in ſeinem Herzen errichten, wenn er auch wähnen wollte, daß ſie ſonſt aus der ganzen Welt vertrieben ſey, und an Gott glauben, der ewig gut bleibt, wenn auch alle Heilige, die ihm der Aberglaube damals an die Seite ſetzte, als Böſewichter erfunden würden.

Hugo dankte ſeinem leitenden Schutzengel mit der regſten Dankbarkeit, und dankte ihm doch lange nicht ſo ſehr, als geſchehen ſeyn müßte, wenn ſeine Seele aufgeklärt genug geweſen wäre, den ganzen Umfang deſſen zu überſehen, was der vortrefliche Jüngling in einem Alter, da andere ſelbſt noch Leitung bedürfen, an ihm gethan hatte.

Aber Hugos Verſtand war ſchwach, er war zu lang ungebaut geblieben, als daß ſich noch etwas Großes von ihm erwarten ließ. Die heftigſte Anſtrengung, das anhaltendſte Studiren konnte den armen Jüngling doch nicht weiter als bis zur unterſten Stufe der gemeinen

Mönchsgelehrſamkeit bringen, und Willigis, der ſonſt viel zu gutmüthig war, ſeinen Freund durch irgend etwas zu demüthigen, hielt es doch für dienlich, dieſes zur völligen Ausrottung des noch zuweilen hervorkommenden Wahns von Erlangung der heiligen Inful zu brauchen, zu welchem er keinen Grund als Träume und Prophezeyungen angeben konnte.

Drey Wege ſind uns zu hohen geiſtlichen Würden offen, ſagte er oft, zeitliche Vorzüge, als Geld, hohe Geburt und Gönner; oder Gelehrſamkeit; oder böſe Tücke, beſitzeſt du etwas von den erſten, und würdeſt du das letzte wählen?

Aber, ſagte denn Hugo, auch du träumteſt einſt von dem erzbiſchöflichen Stuhle.

Ich träumte einſt, erwiederte der andre mit Unwillen, und was ich träumte, iſt längſt vergeſſen, darf von keinem Vernünftigen nach Jahren noch erwehnt werden.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Der Sänger wird gefangen.

Hugo lebte lang an der Seite ſeines Freundes Willigis zu Fulda, ohne jemals wieder ſo der Liebling ſeines Oheims zu werden, wie vordem. Die Worte, Vergreifung an den Heiligthümern zu St. Alban, tönten dem frommen Prälaten immer noch in den Ohren, man konnte und durfte ihn nicht mit den Abentheuern in dieſer Kirche völlig bekannt machen, und ſo blieb die Sache unaufgeklärt, und das Vorurtheil wider Werinhars Sohn in Ademars Herzen unerſchüttert; indeſſen haßte er ihn nicht, hinderte es nicht, daß er hier ein beſſeres Schickſal fand, als ihm der Erzbiſchof beſtimmte, ſondern ließ die Sache nun ſo hingehen wie ſie ging, wie er denn immer zu thun pflegte.

Ademar war kränklich, und Hugo, der ſich noch gewiſſer Worte des Erzbiſchoffs bey jener nächtlichen Zuſammenkunft in der Albanskirche erinnerte, äußerte oft gegen den Chorherrn die Furcht, es könne vielleicht ein geheimes Gift in den Adern ſeines guten Oheims wühlen, das man ihm ehemals beygebracht habe, um Werinharn zum Abt von Fulda zu machen. Zwar der in Ungnade gefallene Werinhar konnte nun keinen Vortheil von dem haben, was man ohne ſeine Einwilligung vielleicht damals für ihn gethan hatte, aber der Erzbiſchoff hatte mehr Günſtlinge, die er gern mit reichen Pfründen belehnte, weil ihm dies nichts mehr koſtete, als die Mühe, die alten Innhaber auf die oder jene Art beſſer zu verſorgen.

Hugos Meynung mochte nun wahr oder falſch ſeyn, ſo blieb doch ſo viel gewiß, daß Warnung und Hülfe nun zu ſpät komme; eine Betrachtung, welche machte, daß er den dahin welkenden Ademar nie ohne heimliche Thränen anſehen konnte. War ich auch vielleicht Urſach an dieſem Unglück? fragte er oft in ſchwermüthigen Stunden ſeinen Freund, hätte ich nicht zeitiger warnen ſollen, da ich Verdacht hatte?

Und wie konnteſt du dieſes, erwiederte jener, da du krank, des Gebrauchs deiner Sinne beraubt, und von hundert Augen bewacht warſt?

Aber fuhr der ſinnreiche Quäler ſeiner ſelbſt fort, aber du weißt, ich erfuhr in jener Nacht auch noch andre Dinge. Sollte es mir unmöglich geweſen ſeyn, mir einen Weg zu dem Ohr des verrathenen Kaiſers zu bahnen, und ihm alle Gefahren zu entdecken, welche auch ihn bedrohen?

Willigis wandte alle Beredſamkeit an, dem zweifelnden Hugo zu erweiſen, wie ſchwer und wie unnöthig eine ſolche Warnung geweſen ſeyn würde. Otto, ſagte er, hat hundert Augen, welche für ihn wachen, er weis wahrſcheinlich mehr von ſeinen Feinden als wir, und er wird nicht ſäumen, ſie ſeinen Arm fühlen zu laſſen, ohne daß wir es zu wagen brauchen den Donner aufzufodern, der auch uns mit zerſchmettern könnte.

Willigis hatte Recht. Otto triumphirte bereits zu ſelbiger Zeit über den größten Theil ſeiner Feinde, und ſtand im Begriff, den andern zu züchtigen, indeſſen der Klügete von allen es für gut gehalten hatte, ſich den furchtbaren Fürſten zum Freunde zu machen. Die ſchöne Adelheit von Italien war bereits Ottos Gemahlinn, und alle Ränke, dieſe Verbindung zu hindern, waren geſcheitert. Herzog Heinrich, den Hugo in jener Nacht als den erſten Mitverſchwornen Erzbiſchoff Friedrichs kennen lernte, war jetzt ein warmer Freund des Kaiſers und ſeiner reizenden Gemahlinn, und die Herzoge Ludolf und Konrad, welche noch feſt bey Friedrichen hielten, befanden ſich in einer Lage, die es ihnen nothwendig machte, es kühn zu leugnen, daß ſie die feindſeligen Geſinnungen gegen den Kaiſer hätten, die man ihnen ſchuld gab. Sie zogen ſich nach Maynz unter dem Vorwande, den Erzbiſchoff, welchem Otto fürchterlich drohte, zu ſchützen, aber nachdem ſie eine lange Belagerung in dieſer Stadt ausgeſtanden hatten, kam es endlich dahin, daß ſie mit dem Kaiſer kapitulirten, und ſich ohne viel Schwierigkeit bereit finden ließen, Friedrichen, als ihren gemeinſchaftlichen Verführer anzugeben und auszuliefern.

Mit Mühe erhielt der unglückliche Biſchoff die Freyheit, ſich zu irgend einem ſeiner Prälaten in Verwahrung zu begeben, um daſelbſt Muſe zu haben, ſich durch Eid, oder Beweiſe ſeiner Unſchuld, von dem angeſchuldigten Verbrechen zu reinigen.

Abt Ademar, der frömmſte und trugloſeſte unter allen Biſchöffen, die Friedrich kannte, war derjenige, deſſen Kloſter von dem Erzbiſchoff zum Aufenthalt gewählt wurde. Otto, der bereits ſeine Maasregeln genommen hatte, willigte ein, und ſo geſchah es, daß ſich mitten in den Streitigkeiten, welche Willigis und ſein Freund über Ottos und Friedrichs Angelegenheiten hatten, auf einmal das Gerücht ausbreitete, man würde den letztern bald in den Mauern des Kloſters erſcheinen ſehen.

Der Abt hatte in dieſer Zeit viel geheime Botſchaften vom Kaiſer, und viel geheime Geſchäfte mit ſeinem Liebling Willigis, der ſeinem Herrn, und der gerechten Sache zu treu war, um dem fragenden Hugo hierüber den kleinſten Wink zu geben.

Ademars Neffe bebte bey dem Gedanken, bald ſeinem Feind und Verfolger Friedrich nahe genug zu ſeyn, um von ſeinem richtenden Blicke getroffen, und vielleicht in das traurige Behältniß zurück geſcheucht zu werden, welches ihm anfangs beſtimmt war, und aus welchem ihn Willigis Freundſchaft rettete; aber ſein Freund verſicherte ihn, der Ankommende würde froh ſeyn müſſen, ſelbſt Nachſicht und Gelindigkeit zu finden, gewiß nicht daran denken, alte an ihm begangene Verſündigungen zu rügen, und Hugo war getröſtet.

Der Tag, der zu **Friedrichs** Ankunft beſtimmt war, brach an, der Erzbiſchoff erſchien mit großer Pracht und reiſigem Zeuge, ſeine Roſſe bedeckten die Ebene vor dem Kloſter, und ſein Gefolge war ſo zahlreich, daß Hugo, der vom Thurme ängſtlich herabſchaute, nicht begreifen konnte, wo dieſe alle Raum finden ſollten. Aber plötzlich thaten ſich aus dem nahen Gebüſche andere Reiſige hervor, welche die erzbiſchöfliche Begleitung von ihrem voraus eilenden Herrn abſchnitten, und ihr geboten in Frieden zu ziehen, weil hier niemand als der einige Erzbiſchoff eingelaſſen werden würde.

Friedrich war abgeſtiegen, und nahte ſich zögernd der Kloſterpforte. Was iſt dis, rief er Abt Ademarn entgegen, der hier nebſt ſeinen Kloſterherren in Pontifikalibus ſeiner wartete, iſt dies die Treue, die ihr demjenigen geſchworen habt, deſſen Vorgänger euer Haupt mit dem heiligen Oehle ſalbten?

Es iſt die Treue, die ich meinem Kaiſer ſchuldig bin, erwiederte der bleiche Abt, mit Demuth und kreuzweis auf die Bruſt gelegten Händen. Erzbiſchoff Friedrich, mein Herr, iſt in meinen Mauern willkommen, es ſoll ihm nicht an Ruhe fehlen, die Vernichtung ſeiner Beſchuldigungen zu erwarten, nicht an Gelegenheit ſie zu beſchleunigen; aber er, er allein, iſts, den ich aufnehmen darf. Er kann ſich der vollkommenſten Sicherheit bey mir getröſten, da ich, mit meinem Kopfe für ſein Leben bürgen muß, und zu redlich bin, heimliche Anſchläge wider ihn zu begünſtigen.

Der erſchreckene Erzbiſchoff ſah ſich nach ſeinen Begleitern um, welche ſchon den Rückweg nach Maynz gekommen hatten, that einige Schritte, als wöllte er einen Weg zur Flucht ſuchen, und entſchloß ſich endlich ſein Unglück mit Würde zu ertragen, willig das zu erdulden, was ſich nicht vermeiden ließ. Der Abt trat ehrfurchtsvoll von der Pforte zurück, den Erzbiſchoff, welchem er auf dem Fuße folgte, einzulaſſen, die Chorherrn ketteten ſich hinter ihm an, und die eiſernen Thöre ſchloſſen ſich.

Der Zug ging zuerſt in die Kirche, wo Friedrich wegen eines eben eingefallenen Gedächtnißtages des Kloſters das Te Deum, Gott weis, aus welchem Herzen, mitſingen mußte; nach einem viertelſtündigen einſamen Geſpräch mit Adémarn, von welchem er ſehr unwillig zurückkam, befahl er mit erzbiſchöflicher Hoheit, ihm ſeine Zimmer anzuweiſen, und konnte ſich nicht enthalten, ſehr ungeiſtlich zu ſchimpfen, als er ſah, daß es eine Reihe kleiner Gartengemächer war, deren vergitterte Fenſter und die düſtere Dämmerung, welche hier herrſchte, ſie Gefängniſſen nicht ſo gar ungleich machten. Willigis, welcher den Auftrag hatte, hier die Honnörs zu machen, verſicherte, daß Abt Adémar auch hierinn nach Verordnung handeln müßte, und in nichts freye Hand habe den Erzbiſchoff ſo zu bewirthen, wie er wünſchte.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Friedrich zahlt Hugo Löſegeld.

Erzbiſchoff **Friedrich** lebte in ſeiner eingeſchränkten Wohnung das Leben eines Gefangenen, Abt **Ademar** reiſte dem Tode entgegen, und **Hugo** und **Willigis**, ſeine Wärter, hatten zu Vermehrung des Grams über das Hinſinken ihres Vorgeſetzten das Unglück, ſich noch vor ſeinem Tode trennen zu müſſen.

Willigis war wegen ſeiner Gelehrſamkeit in ganz Deutſchland berühmt, verſchiedene Biſchöfe, denen es an den Gaben gebrach, welche er überflüßig beſaß, gedachten ihn an ihre Höfe zu ziehen, und mit ſeinem Ueberfluß ihren Mangel zu erſetzen. Der Biſchoff von **Osnabrück**, **Drogo**, hatte ihn bey Geſchäften mit dem Abte von Fulda perſönlich kennen gelernt, und ob er gleich ein gelehrter und verdienſtvoller Herr war, der es nicht nöthig hatte, ſich mit fremden Gaben zu ſchmücken, ſo glaubte er doch, ein junger Mann, wie **Willigis**, werde ſeinem Clerus zur beſondern Zierde gereichen, und er eilte, ehe ihm ein anderer Fürſt zuvor kam, ihn zu ſich zu ziehen.

Es war damals die Zeit der neuen Stiftungen; die andächtigen Damen machten ſich hierinn beſonders berühmt. Der heiligen Mereſuide hatte das herrliche Stift Schildeſche im Ravensbergiſchen ſein Daſeyn zu danken, und Mathilde Kaiſer Ottens Mutter hatte um eben dieſe Zeit das prächtige Kloſter zu Enger, welches ihr in der Folge zur Zuflucht diente, zu Ende gebracht. Biſchoff Drogo, Ottes, Mathildens und Mereſuidens Freund und Rathgeber, hatte hier überall die Hand im Spiel, und fand Gelegenheit genug, einen jungen Mann von Talenten wie Willigis zu verſorgen.

Die Vorſchläge waren vortheilhaft, **Willigis** zweifelte, wollte ſich ungern von ſeinem ſterbenden Abt und dem noch immer der Leitung bedürfenden **Hugo** trennen; aber Ademar rieth ihm, befahl ihm, der Stimme der Vorſehung zu folgen, und Hugo hatte nichts als ſeine Thränen ihn zurück zu halten.

Sie trennten ſich, und Hugo ward wenig Tage nach ſeinem Abſchied durch den Tod des guten Ademars völlig zum Waiſen.

Mit Ademars Tode veränderte ſich alles im Kloſter zu Fulda. Ein Theil der Mönche freute ſich, der andere trauerte. Erzbiſchoff Friedrich richtete in ſeiner engen Verwahrung das Haupt höher empor, weil er mehr als wahrſcheinlich muthmaßen konnte, Ademars Nachfolger würde einer von den älteſten Chorherren ſeyn, der ganz ſeine Kreatur war, und von welchem er ſich ſchleunige Befreyung, wenigſtens Erleichterung ſeines Zuſtandes, verſprechen durfte. Hugo ſah allem mit trauriger Ruhe zu, ohne etwas dabey thun zu können, ſo ſeltſame Gedanken auch in ſeinem Gehirn umliefen.

Der Chorherr, deſſen Glück der Erzbiſchoff vorausgeſehen hatte, und deſſen Name, da ich die Annalen des Kloſters zu Fulda nicht zur Hand habe, mir nicht gleich beyfallen will, ward würklich zum Abte erwählt, aber die Aenderung ſeines Schickſals, welche Friedrich von ihm erwartete, blieb außen, er merkte im Gegentheil, daß er, ſeit dieſer zu gebieten hatte, enger eingeſchränkt, und ſchlechter bedient ward, als zuvor je; Urſach genug für ihn, das nehmliche Klaglied über Undankbarkeit anzuſtimmen, zu welchem er ſelbſt andern ſo oft Anlaß gegeben hatte.

In einer der trübſten Stunden, welche ihm die Erſchwerung ſeiner Leiden, und die düſtre Ausſicht in die Zukunft machte, ſah er ſtatt des alten Kloſterbruders, der ihn ſonſt zu bedienen pflegte, einen jungen Mann eintreten, deſſen Phiſiognomie ihm bekannt war, und der, als ſuchte er Gelegenheit ſich ihm kenntlich zu machen, ſich mehr und länger um ihn beſchäftigte, als es nöthig war.

Was zögert ihr? ſchrie Friedrich im Fürſtenton, den er noch immer nicht abzulegen vermochte. Endigt eure Geſchäfte, ich will allein ſeyn!

Und wenn ich nun käme, dem unglücklichen Friedrich meine Hülfe bey ſeinem troſtloſen Zuſtande anzubieten? fragte der Mönch.

Friedrich maß ihn verächtlich mit den Augen, als zweifelte er, daß ihm von ſo einem ſchwachen Werkzeuge einige Hülfe zukommen könne.

Der Kloſterbruder, dem Anſchein nach ein furchtſames muthloſes Geſchöpf, ward durch den erzbiſchöflichen Blick ganz vernichtet, entfernte ſich ſchweigend.

Mein Sohn, ſagte Friedrich, der ſich des andern Tages, als jener wieder kam, beſonnen hatte, daß ein Mann in ſeiner Lage keine Hülfe ausſchlagen müſſe; mein Sohn, euer Geſicht iſt mir nicht unbekannt, nennt mir euren Namen! —

Um dieſes zu wagen, erwiederte der junge Mönch mit ſchüchternem Tone, müßte ich erſt Antwort auf einige Fragen haben, die ich meinem Herrn nicht ohne Erlaubniß vorlegen darf.

Redet!

Fühlet ihr das Elend, das unter dem Verluſt der Freyheit verbunden iſt, hinlänglich, um es gern von euch zu wälzen?

Alberne Frage!

Und reuet es euch, ehemals wohl auch andere auf eben dieſe Art gekränkt zu haben?

Verwegner! — Doch redet nur, ich bin ein Gefangner, und muß mir alles gefallen laſſen!

Und was würdet ihr thun, eure Freyheit zu erkaufen? würdet ihr wohl einige Unglückliche, welche in euren Banden ſchmachten, losgeben, um mich in den Stand zu ſetzen, euch durch eure Befreyung dafür zu danken?

Wer biſt du! und welches ſind die Namen der Verbrecher, mit deren Freyheit ich mich löſen ſoll?

Ich bin **Hugo, Werinhars** Sohn. Die Schatten meines Vaters und der armen Laurita verfolgen mich auf allen Schritten, ich weiß, beyde leben noch, leben in euren Banden, und ich ſehe alſo nicht, was die Erſcheinungen anders von mir wollen, als die Freyheit, um die ich euch für jene Unglückliche bitte! Nennt mir die Klöſter, wohin ihr ſie bringen ließet, gebt mir Vollmacht mit eurem Namen unterzeichnet, und mit eurem Ringe verſiegelt, ſie zu befreyen, und ich breche noch heute eure Bande.

Hugo verſchwand bey dieſen Worten, und hinterließ den Erzbiſchoff voll Erſtaunen über die Möglichkeit, die Nähe ſeiner Befreyung, und das leichte und ſchwere Mittel, ſie zu bewürken. Sollten meine Leſer etwa auch eine Art von Erſtaunen und Befremdung fühlen, den ſchüchternen **Hugo** auf einmahl in einem Geſchäft auftreten zu ſehen, welches doch einige Entſchloſſenheit forderte, ſo iſt es meine Schuldigkeit, ihnen auf den rechten Grund dieſer Dinge zu helfen.

Der Einfall, **Friedrichen**, **Werinhars** und **Lauritens** Freyheit zum Löſegelde für die ſeinige vorzuſchlagen, war nicht neu, **Hugo** hatte ſchon ehemals ſeinem Freunde **Willigis** Winke davon gegeben, und war ſehr ernſthaft zurückgewieſen worden. Meine Leſer können die Einwendungen errathen, welche der verſtändige Willigis gegen einen ſolchen Schritt haben konnte, und die freylich **Hugos** Einfalt nicht in den Sinn kamen; er gab ſeine Plane vor der Hand auf, doch nur darum, weil **Willigis** ſie misbilligte, und weil er einſahe, daß das Leben und die Ehre ſeines Oheims davon abhing, daß **Friedrich** bis zu Austrag ſeiner Sache in ſeiner Verwahrung blieb. Jetzt, da ſein treuer Freund und Rathgeber von ihm genommen, und er ganz ſeiner eigenen Leitung überlaſſen war, jetzt, da Ademar nicht mehr lebte, was hätte ihn abhalten ſollen alles zu thun, was ihm in den Sinn kam, und was ihm bey der genauen Kenntniß aller Schlupfwinkel des Kloſters nicht unmöglich dünkte.

Doch machte die Scheu vor des Erzbiſchoffs furchtbaren Antlitz, daß er langſam bey dem Auftrag zu Werke ging, den er ihm zu thun hatte, und die Ausführung des Ganzen würde wahrſcheinlich noch langſamer erfolgt ſeyn, wenn er ſich nicht durch höhere Mächte zu einem raſchen Entſchluſſe angetrieben geglaubt hätte.

Leider war Hugo in dem vieljährigen Umgang mit ſeinem Schutzengel Willigis von ſeinen Thorheiten nicht ſo ganz geheilt worden, daß kein Rückfall zu beſorgen geweſen wär. Nach der Trennung von ihm, in der Einſamkeit, die kein Freund mit ihm theilte, fing ſeine Phantaſie wieder an zu ſchwärmen, die alten Schreckbilder kamen wieder zum Vorſchein, **Werinhar** und **Laurita** wurden wieder ſeine Hauptideen, und er glaubte ſich in der That, wie er Friedrichen verſicherte, wachend und im Traum von ihren Schatten verfolgt, welche bittend die Hände nach ihm ausſtreckten, ihm ihre Feſſeln zeigten, und ihre Freyheit von ihm forderten.

Hugo nahm ſeine alten Plane wieder vor, dachte reiflich nach, und fand jetzt alles leichter als zu Willigis und Ademars Zeiten.

Hugos Lage hatte es nöthig gemacht, daß er die ganze Zeit ſeines Aufenthalts in dieſem Kloſter in einer Art von Dunkelheit lebte, Ademar hatte aus Urſachen, die uns bekannt ſind, den jungen Menſchen wenig geachtet, Willigis, der Müllersſohn war ihm überall vorgezogen worden, und niemand wußte, niemand konnte muthmaßen, daß dieſer vernachläßigte zurück geſetzte Jüngling des Abts Nepote ſey.

Nach Ademars Tode ward er noch weniger in Betrachtung gezogen, man brauchte ihn zu gemeinen Kloſtergeſchäften, und er konnte ſich mit Gewißheit verſprechen, er würde, wenn es ihm gelänge, von Friedrichen Vollmacht zu Befreyung Werinhars und Lauritens zu erlangen, entkommen können, ohne verhindert, ohne vielleicht vermißt zu werden.

Die Geringſchätzung, in der er lebte, gab ihm eine Art von Freyheit, zu thun, was er wollte, und der Ruf frommer Einfalt, in welchem er ſtand, war ihm zu Ausführung der groſſen Dinge, welche er im Sinn hatte, ſehr zuträglich. Der alte Kloſterbruder, welcher den gefangenen Erzbiſchoff biſher bedienet hatte, war plötzlich geſtorben, und man dachte ſeine Stelle nicht beſſer erſetzen zu können, als durch den trugloſen Hugo, von welchem ſich kein Einverſtändniß mit dem vornehmen Gefangenen, keine Unternehmung zu ſeinem Beſten beſorgen ließ; ſeine Unwiſſenheit ward für ſo unbeſtechbar gehalten, als die mürriſche menſchenfeindliche Gemüthsart des alten Mönchs, deſſen Amt er verwalten ſollte; ſo ward Hugo des Erzbiſchoffs Diener, und nahm dieſen Zufall, der ihm ſeine Anſchläge ſehr erleichterte, als ein Zeichen von dem glücklichen Ausgange an.

Der Erzbiſchoff dachte viel Tage lang dem Antrage, den ihm der junge Mönch gethan hatte, ſehr ernſthaft nach, und ſo erwünſcht ihm auch die Freyheit war, ſo dünkte ihm doch, der Preis, welchen er für dieſelbe zahlen ſollte, übermäßig. Eine Geliebte frey geben, welche ihn getäuſcht, ihm nach den Leben getrachtet hatte; einen Liebling frey geben, der zum alle ſeine Geheimniſſe wußte, und vielleicht nicht ungeneigt ſeyn würde, ihm die harte Begegnung, die er dieſe Zeit über hatte erfahren müſſen, durch ein offenherziges Bekenntniß gewiſſer Dinge an den Kaiſer zu vergelten? Was für Vorſchläge! — Ungeachtet aller Schritte, die Friedrich zu ſeiner Rechtfertigung gethan hatte, war und blieb ſeine Lage doch noch ſehr bedenklich. Gewiſſe Vorfälle lieſſen ſich weder läugnen, noch beſchönigen; was ſollte denn aus ihm werden, wenn er einen der glaubwürdigſten Augenzeugen derſelben losgab, und ihm Freyheit ertheilte, ihm durch ſeine Ausſage den letzten Stoß zu verſetzen? Auch Hugo war ihm verdächtig, er wußte, was für Dinge dieſer in der Albanskirche ehemals von ihm erlauſcht hatte, und da ihm bekannt war, auch dieſer würde, nachdem er ihn losgemacht hatte, ſeine Freyheit ſuchen, ſo mehrten ſich ſeine Beſorgniſſe, und er würde vielleicht geneigt geweſen ſeyn, Hugos Anerbieten auszuſchlagen, und lieber ſein Schickſal in Geduld abzuwarten, wenn ſich nicht Umſtände ereignet hätten, welche ſchleunige Flucht nothwendig machten.

Hugo, welcher jetzt in manchen vertrauten Konferenzen mit dem Erzbiſchoff die Furcht vor ihm faſt ganz abgelegt hatte, trat eines Morgens haſtig in ſein Zimmer. Hier, ſagte er, ein Brief aus Maynz, im Einſchluß eines andern vom Almoſenier an mich, leſet dieſen zuerſt, und beurtheilet aus demſelben die Wichtigkeit des andern. Friedrich befahl ſeinem Retter das Blatt zu leſen, und dieſer gehorchte, wie folgt:

„Hugo, ihr wißt, daß ihr mir einige Dankbarkeit ſchuldig ſeyd, beweiſet ſie jetzt dadurch, „daß ihr inliegendes Blatt an den Erzbiſchoff zu „befördern ſucht, die Ueberreichung deſſelben muß „ſo geheim veranſtaltet werden, als die Art, mit „welcher ich euch daſſelbe in die Hände zu ſpie„len ſuchen will. Denket nicht an Rache wegen „ehemaliger Härte, ſondern rettet den Erzbi„ſchoff, rettet ihn um meinetwillen, und ich „will euch danken, wenn er es unterlaſſen ſollte, „ſein Leben iſt in Gefahr! Die Sache erfordert „Eile!

Friedrich hatte nicht die Geduld, den vorleſenden Hugo ganz auszuhören, er riß das an ihn gerichtete Blatt auf, las einige Zeilen, ward blaß, überflog das andere mit flüchtigen Augen, und warf den Zettel ins Kaminfeuer.

Eile Hugo! ſchrie er mit dem Tone der äußerſten Angſt, öfne mir, wo möglich, noch dieſe Stunde die Thür meines Kerkers, länger verweilen iſt der Tod! — Hugo erbot ſich zu allen, und bat nur um Geduld bis zur Stunde der Nacht, um nicht durch irgend ein lauſchendes Auge verrathen zu werden. Ueberdieſes, ſetzte er hinzu, wißt ihr wohl, daß noch einige Dinge unter uns zu berichtigen ſind, ohne welche ihr unmöglich frey werden könnet.

Ueberläſtiger! ſchrie Friedrich, du ſiehſt, in welchem Zuſtande ich mich befinde! hätte dies nicht Zeit, bis ich in Sicherheit bin? oder traueſt du mir nicht, wenn ich dir bey allem, was einem Diener Gottes heilig ſeyn kann, ſchwöre, Laurita und Werinhar ſollen frey werden, ſobald ich es bin? Hugo zog die Schultern, und erbot ſich ſogleich alle Schreibegeräthſchaft herbey zu ſchaffen, da ja das kleine Geſchäft, welches noch zu verrichten ſey, in weniger Zeit abgethan werden könne.

Hugo war nicht ſo einfältig, als derjenige, der blos ſein Geſicht kannte, zu vermuthen geneigt war. Der Umgang mit dem verſtändigen Willigis hatte ihn klug, und ſeine eigenen Schickſale vorſichtig gemacht. Er ruhte nicht, bis der Erzbiſchoff ſich zu Verfaſſung der nöthigen Schriften niederließ, und ſah ihm bey derſelben ſo genau auf die Finger, daß es unmöglich war, irgend ein doppelſinniges Wort einzuſchalten, irgend etwas zu verſäumen, das die Vollmacht zu Befreyung der Gefangenen rechtskräftig machen konnte. Friedrich unterſchrieb und unterſiegelte mit Unwillen, und warf dem wartenden Hugo die Blätter hin, der ſie ſorgfältig in ſeinem Kleide verbarg, und dem Erzbiſchoff verſprach, um Mitternacht wieder bey ihm zu ſeyn, und ihn durch einen Weg, der ihm allein bekannt ſey, davon zu führen.

Nein! ſchrie der Gefangene, der an ſeinem eigenen Herzen abnahm, wie wenig andern zu trauen ſey, nein, du darfſt mich nicht verlaſſen, oder die Schriften bleiben zum Unterpfand deiner Treue in meiner Hand. Hugo hatte wenig Luſt dem Erzbiſchoff die Möglichkeit zu laſſen, in ſeiner Abweſenheit etwas an dem Geſchriebenen zu ändern, er erbot ſich zu einem Eide, aber Friedrich, welcher vielleicht auf die Bündigkeit ſolcher Formeln nicht viel hielt, ließ nicht mit ſich handeln, und Hugo mußte ſich alſo gefallen laſſen, einen ganzen langen Tag bey dem Gefangenen zu bleiben. Dieſe Zeit wurde von beyden zu völliger Berichtigung ihrer Angelegenheiten angewendet. Hugo ließ ſich vom Erzbiſchoff den Aufenthalt ſeiner Freunde genau bezeichnen, und hatte hierbey Gelegenheit unterſchiedlichemal die Redlichkeit des geiſtlichen Herrn in Zweifel zu ziehen. Zum Glück hatte ihm Willigis ehemals ſchon die Klöſter genennt, in welche die Gefangenen gebracht worden waren, und er ließ ſich alſo nicht ſo leicht irre führen.

Friedrich ſeiner Seits brauchte alle Beredſamkeit ſeinem Retter die Verſchweigung gewiſſer Dinge zu empfehlen, und durch ihn auch Werinharn und Lauriten zu derſelben ermahnen zu laſſen. Hugo erbot ſich nochmals zum Eide, und Friedrich nahm es endlich an, daß dieſer ihm in ſeinem und ſeiner Freunde Namen ewiges Stillſchweigen, und ſchnelle Entfernung aus dem maynziſchen Gebiete zuſchwur.

Die Mitternachtsſtunde erſchien. Hugo ſah durchs Fenſter, ob alles zu dem großen Wagſtück ruhig genug ſey, löſchte alle Lampen aus, bis auf eine, welche ihnen zur Wegweiſerinn dienen ſollte, öfnete denn dem Kandidaten der Freyheit eine kleine in einem Winkel des Schlafzimmers verborgene Thür, und führte ihn die düſtre Treppe hinab auf ein ſchmales Blumenſtück, welches vorzeiten zu des Chorherrn Willigis Vergnügen diente, und zu welchem Hugo noch den Schlüſſel in ſeiner Gewalt hatte, weil wenige um dieſen kleinen blühenden Fleck wußten, und alſo niemand darauf gefallen war, Willigis Freunde das Erbrecht deſſelben ſtreitig zu machen. Hier dieſer Flieder, ſagte Hugo zu ſeinem Gefährten, als ſie hinab kamen, verbirgt die Niedrigkeit der

Kloſtermauer, dieſe Leiter wird ſie uns mit leichter Mühe überſteigen laſſen, und ſind wir hinüber, ſo werdet ihr das weitere wiſſen.

Friedrich half ſich murrend hinüber; die Entdeckung einer verborgenen Thür, welche er ſelbſt hätte wahrnehmen können, wenn er aufmerkſam geweſen wär, die Oefnung einer andern, die ſich allenfalls mit dem Fuße hätte aufſprengen laſſen, und die Ueberſteigung einer Mauer, über welche man hüpfen konnte, waren, wie er meynte, noch lange nicht die wichtigen Dinge, welche verdienten mit der Freyheit zweyer Halsverbrecher erkauft zu werden.

Hugo fand dieſe Anmerkungen ausnehmend einfältig, aber er hatte den Lohn für die Offenbarung dieſer Dinge, auf welche der Erzbiſchoff nimmer von ſelbſt hätte kommen können, und für welche er ihm alſo allerdings Dank ſchuldig war, in Händen, und folgte ſeinem Geretteten ſchweigend nach. Im Felde warteten, wie der Almoſenier in ſeinem Briefe an Friedrichen verſprochen hatte, einige Pferde, man ſaß auf und floh an den beſtimmten Ort der Sicherheit, wo der treue Warner ſeines Herrn wartete, und die Ankommenden fröhlich empfieng.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Freyheit.

Ich will euch danken, wenn er es unterlaſſen ſollte, ſagte der Almoſenier in ſeinem Briefe an Hugo, und es erwies ſich, daß er Urſach zu dieſen Worten hatte. Der Erzbiſchoff hatte es ſchon ſeinem Retter ungern erlaubt, ihn an den Ort ſeiner Sicherheit zu begleiten, hatte ihm zu verſtehen gegeben, es würde beſſer für ihn ſeyn, nachdem er gethan habe, was er ſolle, in ſein Kloſter zurück zu kehren, und es nie zu verlaſſen; eine Aeußerung, welche wiederum ſo ſeltſam war, daß Hugo ſie mit einem Stillſchweigen überging, welches den ganzen Weg über nicht gebrochen wurde.

Nachdem die Gefahr der Flucht überſtanden war, und nun Hugo doch auf ein dankendes Wort aus des Erzbiſchoffs heiligen Munde wartete, erfolgte nichts als ein verächtlicher Blick, und ein Befehl an den Almoſenier, dieſen Menſchen ſo bald als möglich, hinweg zu ſchaffen.

Mein Sohn, ſagte dieſer nach Friedrichs Entfernung zu Hugo, wundert und kränkt euch nicht über dieſe Dinge, ſie ſind in unſerer Welt etwas gewöhnliches. Hier iſt etwas Geld von dem, was mein Herr zu Almoſen beſtimmte, das ich aber dieſesmal zum Anfang der Bezahlung ſeiner Schulden anwenden will. Setzt euren Weg mit Gott und ſchleunig fort, und haltet die weiteſte Entfernung für die ſicherſte.

Hugo eröfnete ſeinem Freunde ſeine Geſchäfte in Werinhars und Lauritens Klöſtern, und dieſer empfahl ihm nun die Eile noch dringender. Laſſet euch nichts aufhalten, als Gottes Gewalt, ſagte er, und vergeſſet nicht eure Befreyten zu ermahnen, daß ſie den Erzbiſchoff ſchonen, und nichts von ſeinen Geheimniſſen ausplaudern, ſeine Undankbarkeit giebt euch kein Recht, feindſelig gegen ihn zu verfahren, auch würdet ihr euch ſelbſt ſchaden; denn nicht lang, ſo wird er wieder feſt auf dem Stuhl zu Maynz, feſt in der Gnade des Kaiſers ſitzen.

Der treue Diener eines böſen Herrn hatte Recht. Die Gefahr, welche Friedrichen drohte, war zwar groß, aber nur augenblicklich geweſen, mit ſeiner Entkommung hatte ſich alles geändert. Ein freyer Mann kann allemal nachdrücklicher für ſeine Unſchuld reden, als ein Gefangener. Seine Vertheidigungen aus dem Orte der Verborgenheit, wo er ſich aufhielt, hatten unglaublichen Eingang beym Kaiſer, es kam bald dahin, daß ihm aller Beweis und alle Widerlegung gewiſſer Dinge erlaſſen, und nur der Eid beym Genuß des Sakraments zuerkannt wurde. Friedrich erbot ſich zu allem, aber ſein Almoſenier, der ein empfindlicheres Gewiſſen hatte, als ſein Herr, und rechtſchaffen genug dachte, auch für die Reinigkeit des erzbiſchöflichen Gewiſſens zu ſorgen, um welche ſich der Innhaber nicht ſonderlich bekümmerte, fand Mittel, es dahin zu bringen, daß Friedrichen auch jener bedenkliche Beweis der Unſchuld erlaſſen, und er ohne weitere Umſtände, blos auf Verſprechen, dem Kaiſer in Zukunft treu und gewärtig zu ſeyn, wieder in ſeine Stelle geſetzt ward. —

Indeſſen ſetzte Lauritens und Werinhars Befreyer ſeinen Weg ohne Ruhe fort, ſahe ſchon im Geiſt die Geliebten, denen er einſt durch ſeine Unvorſichtigkeit Feſſeln angelegt hatte, frey in ſeinen Armen, und war nur noch zweifelhaft, welchen von beyden zuerſt er das Ende ihrer Leiden ankündigen ſolle. Die Pflicht riß ihn zu ſeinem Vater, und innige heiße Liebe, welcher er jetzt den Namen Freundſchaft und kindliche Ergebenheit ertheilte, zur ſchönen Laurita hin.

Hugo gehörte zu jenen Seelen, welche einmal und ewig lieben, welche durch keine Unmöglichkeit, keine Beleidigungen, keine Verbrechen ganz von dem geliebten Gegenſtande können wendig gemacht werden. Laurita war eine Sünderinn, hatte durch manchen boshaften Zug bewieſen, daß nicht ein Funken wahrer Zuneigung für ihn in ihrem Herzen glimmte, aber ſein Herz hing dennoch feſt an ihr; Mitleiden, Wunſch, ihr ſeine Verzeihung anzukündigen; Wunſch, ſie ſelbſt um Verzeihung zu bitten; Hoffnung, ſie zu bekehren, traten jetzt an die Stelle der ehemaligen abgöttiſchen Verehrung, und da er nun wußte, daß ſie als die Geliebte ſeines Vaters, nie einen andern Namen bey ihm führen konnte, ſo gewöhnte er ſein Herz an die ſüße Benennung Mutter, und hoffte, unter dieſer Firma noch oft von ihr umhalſet zu werden.

Bey Empfindungen von dieſer Art war es wohl nicht zu verwundern, daß Werinhars Aufenthalt, ungeachtet er näher war, indeſſen zur Seite liegen blieb, und der Weg nach Lauritens Kloſter mit großen Tagreiſen fortgeſetzt wurde.

Je näher Hugo dem Aufenthalte ſeiner Freundinn kam, je bänger ſchlug ſein Herz. Er erwartete ſie in einem von den gewöhnlichen Kloſterkerkern zu finden, deren Abſcheulichkeit er kannte; er ſah ſie von Elend und Gram abgezehrt, von ihren Feſſeln verwundet, mit der Miene der Verzweiflung auf einer Hand voll modernden Strohes vor ſich liegen, unfähig der Freude der angekündigten Freyheit zu ſchmecken, unfähig vielleicht, ihm zu folgen.

Mit Zittern überreichte er der Aebtißinn den erzbiſchöflichen Befehl, und erwartete mit Todesangſt die Folgen. Die geiſtliche Frau lächelte mit einer zufriedenen Miene. Alſo Laurita ſoll von uns genommen werden, rief ſie mit einem Tone, in welchen ſie etwas Schmerz zu bringen ſuchte, o wie leid iſt mir dies. Ich hoffe, es iſt ihr beſſer bey uns ergangen, als es ſollte doch ihr ſeyd ihr Freund, und werdet uns die gelinde Behandlung, die ſie hier fand, nicht durch Ausbreitung unſerer Nachſicht belohnen.

Es war ſo, wie die Aebtiſſinn ſagte, Laurita hatte hier nicht die Strafe gefunden, welche ihr der Erzbiſchoff zudachte, ſie war nie ohne Geld, und was läßt ſich nicht durch dieſen alles vermögenden Talismann erzwingen. Eine geheime Unterredung mit der Domina bey ihrer Ankunft, und eine reiche Spende an das Kloſter, verſchaffte ihr gleich anfangs einen leidlichen Aufenthalt; bald darauf, als die Sünderinn zu beichten begehrte, und betheuerte, daß ſie ihre Herzensgeheimniſſe niemand als dem Prälaten, dem Vorgeſetzten dieſes Kloſters bekennen dürfe, verbeſſerte ſich ihr Schickſal noch mehr. Laurita brauchte nichts mehr als Gelegenheit, den Glanz ihrer ſchwarzen Augen zu zeigen, um alles zu erlangen, was ſie wünſchte. Sie wohnte jetzt in dem luſtigſten Theil des Kloſters, ward von einigen Layenſchweſtern, die ſie ſich ſelbſt gewählt hatte, bedient, ſpeißte an der Tafel der Aebtiſſinn, und dominirte zu der Zeit, da ihr Befreyer erſchien, mit Hülfe ihres Freundes, des Prälaten, ſo völlig im Kloſter, daß die zufriedne Miene, mit welcher die Oberinn die Nachricht von ihrer nahen Entfernung annahm, wohl nicht erkünſtelt ſeyn mochte. Was konnte wohl der guten Nonne erwünſchter ſeyn, als einer reizenden Nebenbuhlerinn, einer ſchlauen Beobachterinn, einer ſtolzen Mitregentinn und unerbittlichen Richterinn aller ihrer Handlungen entledigt zu werden!

Hugo fand Lauriten in einem Zuſtande, der ſich in einem Kloſter nicht glänzender denken läßt, fand ſie ſo ſchön oder noch ſchöner als zuvor; es giebt Perſonen, bey welchen der Sommer noch mit mehrern Reizen geſchmückt iſt, als der frühe Lenz; Laurita war eine von dieſen unverwelklichen Roſen, und befand ſich noch überdem im Beſitz aller Geheimniſſe ihrer Güldeſchweſtern, lange jung und ſchön zu bleiben.

Sie kannte den Eintretenden nicht, Hugo hatte ſich in den Jahren, in welchen ſie ihn nicht ſah, verändert, zu ſeinem Vortheil verändert, wenn man den Blicken, mit welchen er empfangen ward, trauen darf. Seine Geſtalt hatte ſich ausgebildet, war ſchön und männlich geworden; ſein Geſicht trug zwar noch immer das Gepräg klöſterlicher Einfalt, aber der ſchwärmeriſche Blick ſeiner Augen, die hohe majeſtätiſche Stirn, und die zierlich gebogene Naſe widerſprachen allen nachtheiligen Meynungen. Auch hatte er im Ton ſeiner Stimme etwas Gebietendes, das er mit Mühe unterdrücken konnte, und das oft ſeinen demüthigſten Reden, an die er ſich im Kloſter gewöhnt hatte, einen treffenden Doppelſinn gab.

Die ſtolze Laurita, welche ſeine Begleiterinn die Aebtiſſinn keines Anblicks würdigte, ging ihm einige Schritte entgegen, und fragte mit zuvorkommender Höflichkeit nach ſeinem Namen. Hugo ſah ſie unverwandtes Blickes an, ſchlug die Hände zuſammen, und rief mit strömenden Augen: O Hugo! Hugo! ſo von der Freundinn deiner Jugend vergeſſen zu werden!

Hugo? wiederholte ſie ſtammelnd, Hugo? rief ſie noch einmal, und breitete ihre Arme aus ihn zu umfangen; aber die Aebtiſſin, ſehr durch dieſen totalen Bruch des klöſterlichen Wohlſtandes geärgert, drehte ſich plötzlich um, und verließ das Zimmer, in dem Vorſatz alles dem Prälaten zu ſagen, nichts zu verſchweigen, was ihm den himmelweiten Unterſchied zwiſchen Lauritens Leichtſinn, und ihrer eigenen Tugendlichkeit anſchaulich machen könne.

Die beyden Wiedervereinigten waren alſo allein, und da auch wir nicht bey ihrer erſten Unterhaltung gegenwärtig wären, ſo können wir nichts von derſelben ſagen, müſſen uns nur mit der Erzählung ihrer Folgen begnügen.

Alle gegenſeitige Vorwürfe, Erklärungen und Entſchuldigungen mußten glücklich abgelaufen ſeyn, denn Hugo verließ, nachdem man ſich endlich trennen konnte, mit froher Miene das Zimmer ſeiner Freundinn, und bald darauf das Kloſter, um nach Lauritens Rath zum Prälaten zu eilen, ihm den erzbiſchöflichen Befehl zu zeigen, und auf die Art, wie er gelehrt war, um die Entlaſſung der ſchönen Nonne zu bitten.

Was für Zauberkünſte man brauchte, Lauritens geiſtlichem Freunde die Trennung von ihr leicht zu machen, iſt unbekannt; genug, er willigte mit guter Art ein, verſprach ſelbſt nach dem Kloſter zu kommen, um ſie feyerlich zu entlaſſen, und die Aebtiſſinn, die ihn bey ſeiner Ankunft auf ſolcher Laune ſah, beſchloß Lauriten die zubereiten Pfeile der Verleumdung nur hinten nach zu ſchießen, damit nicht, wenn ſie zu frühzeitig Verdacht in dem Herzen des geiſtlichen Vaters erregte, etwa die ſo erwünſchte Abreiſe der Verhaßten verzögert, oder gar hintertrieben werden möchte.

Vierzigſtes Kapitel.

Laurita ſiegt.

Hugo ſaß mit Lauriten in einem Wagen, lag unabläßig in ihren Armen, und ward von ihr unzähligemal Sohn und Bruder genannt, dieſe Namen entſündigten, wie ſie beyderſeits meynten, hinlänglich die Umarmungen, welche nur Weinharn, oder vielmehr eigentlich nur den ſteinernen Heiligen der Altäre gehörten.

Man kann nicht immer küſſen, nicht immer umarmen; dieſes fühlte vornehmlich Laurita, die ohnedem mehr Gefühl gegen ihren Retter affektirte, als er würklich erfuhr. — Unbeſonnener! ſagte ſie, indem ſie ihn endlich ſanft von ſich ſtieß, was haſt du gethan, du entführſt mich dem Kloſter, ohne einen Ort zu wiſſen, wo du mich in Sicherheit bringen kannſt! Hugo fuhr bey dieſer Mahnung erſchrecken zurück, denn in der That war ihm bey allem tiefen Nachdenken über den Gegenſtand ſeiner Reiſe, doch die ganze Zeit über nicht ein einzigmal das Wichtigſte, Lauritens Sicherheit nach ihrer Befreyung in den Sinn gekommen.

Ja, ja, rief ſie lachend, du biſt noch ganz der Alte, biſt noch immer das ſorgloſe Kind, wie ehemals, ſo verſchwenderiſch dich auch die Natur mit aller Anmuth des männlichen Alters geziert hat. O ich werde dich in meine Vormundſchaft nehmen, dich denken lehren müſſen! — Doch was deine gegenwärtige Verlegenheit anbelangt, ſo ſchlage dir ſie nur aus dem Sinne, ich ſelbſt habe alles bedacht und angeordnet. Wir eilen an einen Ort, da uns wohl ſeyn wird, und da uns der rachſüchtige Friedrich nicht erreichen kann. Mein Freund, der Prälat, den wir eben verlaſſen haben, iſt ein Abkömmling *) des be-

---

*) Nicht dem Worte: Abkömmling eines Biſchoffs, gilt dieſe Note, (es iſt bekannt, daß Biſchöffe in jenen Zeiten Abkömmlinge hatten;) ſondern der Geſchichte, auf welche Laurita anſpielt. Sie nannte ſich die Tochter eines Grafen von Septimanien, und alſo war natürlich jener Bernhard von Septimanien ihr Anherr, den Karl der Kahle 844, nach einem, wie man ſagte, mit dem Blute des Erlöſers unterzeichneten ewigen Frieden verrätheriſch tödten und unbegraben liegen ließ, bis Biſchoff Samuel von Thouloufe, am dritten Tage es wagte, und die Gebeine deſſen, den er nicht hatte retten können, mit heiliger Erde deckte.

rühmten Biſchoffs, Samuel von Thoulouſe, welcher vor hundert Jahren ſchon ein Freund meines Anherrn war, er hat mir Empfehlungen an ſeinen ältern Bruder, den jetzigen Erzbiſchoff von Thoulouſe mitgegeben, welche uns Sicherheit, Ruhe und die beſte Aufnahme verſchaffen müſſen; Vortheile, welche mein Sohn, mein Hugo, mit mir theilen ſoll! O Hugo, du darfſt nicht von meiner Seite, ich will dich ganz umſchaffen, ganz zu dem bilden, was du einſt werden ſollſt, denn jetzt freylich haſt du noch nicht das Anſehen, als ob du einſt von Tauſenden mit dem Zuruf: Heil dir Hatto der Zweyte, Erzbiſchoff von Maynz! begrüßt werden würdeſt!

Hugo hatte die ganze Zeit über vergebens geſtrebt, etwas in die Rede ſeiner beredten Gefärthinn einzuſchieben. Jetzt unterbrach er ſie mit einem Blicke, den nur ſie ganz verſtand, und der Bitte, ſeiner nicht mit der Erinnerung an vergangene Thorheiten zu ſpotten.

Spotten? rief ſie, o wie wenig kennſt du deine Laurita! nie ſprach ich ernſthafter, als jetzt; das was du Thorheit nennſt, war es nie in meinen Augen, aber Thorheit iſts, ſeine groſe Beſtimmung vergeſſen, und auf der Erde kriechen, wenn man ſich zu den Sternen empor ſchwingen kann. O Hugo, was biſt du jetzt, und was würdeſt du ſeyn wenn dich das Schickſal nicht von mir geriſſen hätte!

Laurita! Mutter! ſchrie Hugo, welchem Willigis Warnungen in den Sinn kamen, ich bitte euch, ſchonet mein! Laßt uns von andern Dingen ſprechen, es liegt mir ohnedem noch ein wichtiges Geſchäft ob, ehe ich es wagen darf, euren ſüßen Umgang ruhig und ohne Gewiſſensbiſſe zu genießen.

Und welches?

Die Befreyung meines Vaters, eures Werinhars!

Einfältiger Kleſterknabe! Leute, wie Werinhar und ich, ſind allemal frey, ſie haben das Mittel, ſich aus jedem Kerker zu löſen, in ſich ſelbſt. Dein Vater bedarf deiner Hülfe noch weniger als ich! Er blieb nur ſo lang in der engen Wohnung, welche ihm ſein Verfolger beſtimmte, als es ihm an Gelegenheit fehlte ſeinem Kerkermeiſter dem Abt von * * ſeine Talente bekannt zu machen. Die geiſtlichen Herrn machen ſich gern gute Tage, lieben und pflegen diejenigen, welche für ſie arbeiten. Werinhar ward im erſten Vierteljahr ſeines Aufenthalts in jenem Kloſter des Abts rechte Hand, dieſer Abt iſt gegenwärtig Biſchoff von Paderborn, hat den unentbehrlichen Werinhar mit ſich genommen, und ich verſichere dich, daß dein Vater, um den du ſo beſorgt biſt, bey der Verſammlung der Biſchöffe, welche der Kaiſer zu Enger angeſtellt hat, keine kleine Rolle ſpielt, daß er bey ſeinen Talenten, bey der Stufe, auf welcher er bereits ſteht, mehr Wahrſcheinlichkeit hat, das dereinſt zu werden, wozu die Sterne einen gewiſſen Unwürdigen beſtimmt haben, welcher ſein Glück nicht erkennen will.

Dieſes war der Eingang zu einem Geſpräch, wie Hugo vormals mit der Erſcheinung beym Hattenbrunn oft gehalten hatte. Der junge Mann, welchen die Warnungen ſeines weiſen Freundes vorſichtig gemacht hatten, ſträubte ſich jetzt mehr als ehemals gegen die Phantaſien, welche Laurita in ſeinem Hirn zu erregen ſuchte, aber alle ſeine Gegenreden fruchteten nichts bey der Beredſamkeit ſeiner Gefärthinn, und er mußte es ſich von ihr mit tauſend Gründen beweiſen laſſen, daß er gewiß einſt auf der Stelle ſitzen werde, welche er jetzt kaum ohne Schwindel mit ſeinen Augen erreichen konnte.

Ach Gott, ſeufzte er, ihr vergeßt, was alles zu einem Erzbiſchoff gehört, ich bin zu alt, noch ſo viel zu lernen.

Thor! rief ſie, lernen? doch keine Bücher-Weisheit? — Zwar du haſt recht, einen Theil von deines Vaters Talenten wollte ich wohl in deinen leeren Kopf wünſchen, aber dieſes iſt das geringſte; Weltkenntniß, mein Freund, Politik, Beſiegung gewiſſer alberner Vorurtheile, dieſes fehlt dir vornehmlich, um dein Glück zu machen, und dieſes alles will ich dich lehren. Die Zeit, welche dir das Schickſal zu deiner Erhöhung beſtimmt, iſt noch fern, noch oft müſſen ſich die Planeten über dir in ihren Kreiſen drehen, ehe die erwünſchte Stunde ſchlägt.

Laurita ſprach ſo viel vom Schickſal und Geſtirnen, daß es in die Augen fiel, ſie ſchmeichelte ſich mit einer beſondern Kenntniß dieſer Dinge. Die Winke, welche wir über dieſen Punkt finden, ſind ſehr dunkel. Die Aſtrologie und ihre geheimnißvollen Schweſtern hauſten von jeher gern in Klöſtern, vielleicht daß einer von Lauritens geiſtlichen Freunden Profeßion von dieſen Künſten machte, und ihr ohnedem zum Wunderbaren geneigtes Gemüth, mit der Sucht nach verborgenen Wiſſenſchaften anſteckte. Sie fing denn an in den Geſtirnen zu leſen, und las natürlich, was ihren von Kindheit auf genährten Hoffnungen ſchmeichelte, las, ſie würde einſt die Beherrſcherinn eines Erzbiſchoffs von Maynz werden. — Wer wär wohl leichter zu beherrſchen geweſen, als der trugloſe ganz von ihren Reizen gefeſſelte Hugo, er, dem Träume und Geſichte ſchon in ſeiner Kindheit die heilige Inſul geweiſſagt hatten! Selbſt Werinhar, wenn er die Inſul hätte tragen ſollen, wär nicht das für ſie geweſen, er war zu klug, ſich ganz von einem Weibe beherrſchen zu laſſen, und herrſchen wollte Laurita.

Ihre Wünſche, Hugos geweiſſagte Größe, und ihre eigenen Entdeckungen, trafen hier ſo wunderbar zuſammen; das Schickſal mußte ihr dieſen Hugo, den ſie nach den letzten Auftritten am Hattenbrunn ganz für ſich verloren geglaubt hatte, jetzt unvermuthet, ſo liebenswürdig und noch immer ſo biegſam, immer ſo bethört von ihr wiedergeben, was für Schlöſſer lieſſen ſich auf dieſe Verkettung von Dingen bauen! Ihr war das, was ſie dem ſchwindelnden Hugo einzupredigen ſuchte, ohne Widerſpruch gewiß, und bey ihm gehörte nur wenig dazu, die alten Träume von einer Größe zu erneuern, die ihm nie ſo wünſchenswerth geſchienen hatte, als jetzt, da ihm Laurita demonſtrirte, daß ſie gar wohl an derſelben Theil nehmen, gar wohl ſeine innig vertraute Freundinn und Rathgeberinn bleiben könnte, wenn es auch nicht gewöhnlich ſey, wie er ehemals in ſeiner Kindheit klagte, daß Erzbiſchöffe ihre Erzbiſchöffinnen hätten.

Manchem argdenklichen Leſer kommt die Neigung zwiſchen Hugo und der Geliebten ſeines Vaters verdächtig vor, aber wir verſichern bey Schriftſtellertreue, daß dieſe Liebe bey ihren Aeußerungen nie die Gränzen mütterlicher und kindlicher Zärtlichkeit überſchritt. Laurita, welche eigentlich nichts lieben konnte, als ſich ſelbſt, fühlte noch weniger gegen Hugo, als ſie vorgab; aber ob dieſer nicht vielleicht insgeheim von einer Leidenſchaft gefoltert wurde, die er ſich ſelbſt nicht geſtehen durfte? dies iſt eine Frage, die wir nicht entſcheiden können. So viel iſt gewiß, daß Laurita, welche ſich kein Bedenken gemacht haben würde, die Macht ihrer Reize an den Heiligen des Himmels zu verſuchen, nichts ſparte, den armen Jüngling zu verſtricken, damit ſie einſt unwiderſprechlich Theilnehmerinn ſeiner gehofften Größe werden möchte.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Friedrich ſtellt Netze aus.

Glücklich waren ſie an dem Orte der Sicherheit angelangt. Laurita, in der reizendſten Form, die ſie ihrem geiſtlichen Negligee zu geben wußte, hatte ſich mit der Miene einer Bedrängten zu den Füßen des Biſchoffs geworfen; Biſchoff Gero war ſo wohl ein Kenner weiblicher Schönheit, als ſein Bruder, der Prälat. Die Empfehlungsſchreiben des letztern fanden mehr Eingang, als dieſer vielleicht erwartet und gewünſcht hatte. Laurita und ihr Neffe, wofür hier Hugo gelten mußte, erhielten nicht allein Zuflucht, Sicherheit und Unterhalt, ſondern bald auch Diſpenſation, die geiſtliche Kleidung abzulegen, und den Namen des erlauchten Hauſes zu führen, aus welchem ſie abſtammten. Hugo war zu gewiſſenhaft, ſich dieſer Erlaubniß zu bedienen, aber Laurita kleidete ſich kühnlich in weltlichen Schmuck, und nannte ſich eine Gräfinn von Septimanien; ein Name, den ſie mit den heimlichen Mitteln, die ſie beſaß, anſtändig behaupten konnte.

Eine ganz neue Epoche begann hier für Merinhars Sohn, es fehlte am biſchöflichen Hofe zu Thoulouſe nicht an Ergötzlichkeiten, welche bey dem geiſtlichen Anſtrich, den man ihnen Wohlſtands wegen zu geben wußte, nichts von ihrer Anmuth verloren, und die den jungen Hugo durch den Reiz der Neuheit vollends unwiderſtehlich feſſelten, er genoß ſie an der Seite der ſchönen Laurita, ſeiner Freundinn, ſeiner Lehrerinn; Mutter nannte er ſie ungern, ob ſie gleich ihn oft genug an dieſen Namen erinnerte.

An wahren geiſtlichen Kenntniſſen, an ſolchen, wie der kluge Willigis ſie ihm ehemals beyzubringen ſuchte, nahm Hugo hier augenſcheinlich ab; aber in den Wiſſenſchaften, welche Laurita für unentbehrlich zu Erreichung irgend eines hohen Rangs im Leben hielt, in dieſen machte er in der That unter ihrer Leitung einige Fortſchritte. Sein Aeußerliches gewann dadurch, aber ſein Herz ward verderben, und die wenigen Fragmente von Religioſität, die er noch aus der Albanskirche davon gebracht hatte, gingen vollends ganz zu Grunde. Der Urſchreiber unſerer Legende weis nicht, ob er es Glück oder Unglück nennen ſoll, daß es dem jungen Mann an Geiſtesſtärke fehlte, ganz das zu ſeyn, wozu ihm Laurita bilden wollte; in ihrem Umgange war er ein Freydenker, aber in der Einſamkeit ſkehrten die alten nicht ganz ausgewurzelten Grundſätze zuweilen zurück, er wußte oft nicht, was er von den wichtigſten Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens denken und glauben ſollte, ſchwankte von einer Seite zur andern und — war unausſprechlich unglücklich, ſeine unaustilgbare, von der boshaften Laurita, immer verrätheriſch genährte Leidenſchaft für ſie, die nicht für ihn gebohren war, machte ihn noch elender, und es gab Stunden, wo er in Gefahr ſtand, ganz in jene ſchwarze Melancholie zurück zu ſinken, die ihn ehedem um den Gebrauch ſeiner Vernunft brachte. Geräuſchvolle Luſtbarkeiten wurden zur Arzney für dieſe unheilbare Krankheit gebraucht, er erholte ſich denn auch wohl Tage und Wochenlang, aber immer nur ſo lange, bis ihm die Einſamkeit wieder Muſe gab, über ſich ſelbſt nachzudenken.

Hugo hätte endlich ganz ſinken müſſen, da ihm die einige Stütze der ſchwankenden Seele, der einige Schutz wider tobende Leidenſchaften, der feſte Glaube an Gott und Religion fehlte; Laurita war zu leichtſinnig, ſeine Gefahr zu ahnden, zu ſehr in die ſklaviſchen Anbetungen ihres abgöttiſchen Verehrers verliebt, um ſeine Entfernung von ihr für nöthig zu halten, oder ſie zu wünſchen. Niemand war, der dem Unberathenen zu Hülfe kam, aber das Schickſal trat auf ſeine Seite, und riß ihn noch auf einige Zeit von dem Abgrunde zurück, an welchem er taumelte.

Der Geſchmack, den der ſchwermüthige Hugo für Gräber und Gotteshäuſer hatte, war entſchieden, war unaustilgbar, auch jetzt beſuchte er dieſe Orte oft, aber nicht ſo wie in den glücklichen Tagen der Unſchuld, mit Andacht und frohen Hoffnungen, ſondern blos aus alter Neigung, blos um die Schwermuth, die ihn verzehrte, in düſtern tönenden Hallen und in der kalten Grabesluft zu nähren. Er hatte jetzt einen doppelten Vorwand, dieſe Einſamkeit zu ſuchen, da es die Klugheit und Lauritens Befehle wollten, ſich verborgen zu halten.

Geſandte des Erzbiſchoffs von Maynz waren ſeit einiger Zeit, niemand wußte genau warum, zu Thoulouſe. Der Vorwand, deſſen ſie ſich bedienten, war, die Höflichkeiten zu erwiedern, welche Biſchoff **Gero** Erzbiſchoff **Friedrichen** bey Wiederbeſteigung des heiligen Stuhls von Maynz hatte ſagen laſſen, auch hatten ſie Künſtler bey ſich, welche nebenbey einige Riſſe von gut angelegten Gebäuden aufnehmen wollten, wovon **Geros** Reſidenz Ueberfluß hatte. **Friedrich**, wecher dem Kaiſer beweiſen wollte, daß ihm alle Gedanken zu argen Staatshändeln vergangen waren, ward jetzt ein Baumeiſter, legte Kirchen, Klöſter, Magazine und Palläſte an, und ſandte in alle Lande umher nach guten Künſtlern und ſchönen Modellen.

Die ſcharfſinnige Laurita muthmaßte hierunter ganz andere Dinge, ſie eilte bey der erſten Nachricht von Friedrichs Geſandten, auf eines ihrer Landhäuſer, und ließ ihren ſogenannten Neffen zurück, mit dem Bedeuten, ſich verborgen zu halten, und nicht zu verſäumen, aus ſeiner Verborgenheit die nöthigen Erkundigungen von allem, was zu Thoulouſe vorging, einzuziehen, und ihr mitzutheilen.

Da Biſchoff Gero ſelbſt auf der Seite der Gräfinn von Septimanien, und ihres Verwandten war, ſo fehlte es dieſem nie an den zuverläßigſten und neueſten Nachrichten, die aber immer ſo unverdächtig ausfielen, daß Hugo ſicher wurde, und eben auf dem Punkte ſtand, ſeine Promenaden in der uralten Domkirche mit andern luſtigen Spaziergängen abwechſeln zu laſſen, als ſich dasjenige zutrug, was ihn von Thoulouſe entfernte, und in eine andere für ſeine Gemüthsfaſſung zuträglichere Sphäre brachte.

Dasjenige abgerechnet, was Zeit und Geſchmack ändern, mußte die Domkirche zu Thoulouſe, wenn wir unſerer Legende trauen dürfen, viel mit der großen Todtenhalle zu Weſtmünſter gemein haben, und wir ſehen uns alſo der Mühe überhoben, denen, welche in jenen ernſten ſchauervollen Gewölben vielleicht ſelbſt gewandelt haben, eine umſtändliche Beſchreibung von dem gegenwärtigen Schauplatze unſerer Geſchichte zu machen.

Hugo hatte eines Tages die ihm bekannten Gräber größtentheils beſucht, hatte neue noch unbemerkte entdeckt, und ihre Aufſchriften geleſen, und blieb jetzt, wie er allemal pflegte, zuletzt bey dem majeſtätiſchen Monumente *) ſtehen, welches weiland Biſchoff Samuel, Graf Bernharden von Septimanien, dem meuchleriſch ermordeten ſetzen ließ. Alles, was ſich auf Lauriten bezog, hatte Reize für Hugo, alles was ſie angieng,

---

*) Ob dieſes Monument jetzt noch dasjenige iſt, was es damals ſeyn mochte, können wir nicht entſcheiden. Die Inſchrift, welche man auf demſelben las, und die wir um derjenigen willen, welche die alte Sprache nicht kennen, auf doppelte Art herſetzen, lautete alſo:

Aſſi jay le comte Bernard	Ici git le comte Bernard
Fiſel credaire al ſang Sacrat	Il prouva par le ſang de I. C.
Que ſempre prud' hom es eſtat.	Qu'il avait toujours eté homme de bien.
Pregu' en la divina bontat,	Prions la divine bonté
Qu' aquela ſi que lo tuat	Que celui, qui le tuat,
Poſqua ſoi anm' haber ſalvat.	Puiſſe avoir ſon ame ſauve.

rührte ſein Herz, und es war oftmals geſchehen, daß er demjenigen, welcher lang ausgelitten hatte, welcher nichts intereſſantes für ihn haben konnte, als den Namen, hier wehmüthige Thränen zollte, bloß darum, weil er der Anherr der geliebten Laurita ſeyn ſollte. Auch jetzt weinte er, weinte um Bernarden und ſeine ſchöne Enkelinn, verwünſchte den kahlköpfigen Karl, welcher den erſten tödete, und den heimtückiſchen Friedrich, welcher der anderen nicht das Leben gönnte, beklagte die Nachkommenſchaft des erſten, welche nach ſeinem Tode nie wieder in den ehemahligen Flor kam, und ach, beklagte ſich, der die ſchönſte aller Gräfinnen von Septimanien ſo hoffnungslos liebte.

Meine Leſer ſehen, wie wenig der Todte, welcher hier ſchlummerte, eigentlich von den Thränen, die bey ſeiner Gruft geweint wurden, auf ſeine Rechnung zu ſchreiben hatte; und uns iſt es wahrſcheinlich, daß ſein Geiſt, der vielleicht die Ueberbleibſel ſeines Körpers eben umſchwebte, über dieſe Verrätherey zürnte, und rachſüchtig genug war, dem doppelherzigen Hugo augenblicklich eine Strafe zu bereiten. Hinterliſtig war es allemal, daß er gewiſſen Leuten, welche ſchon lange auf den Mitwiſſer von Erzbiſchoff Friedrichs Geheimniſſen gelauert hatten, eine Zuflucht hinter den gigantiſchen Bildſäulen ſeines Monuments verſtattete, und ihnen erlaubte, gerade in dem Augenblicke mit gewaffneter Hand hervorzubringen, da Hugo ganz in Thränen gebadet, ganz mit Lauritens Bild und tauſend ihr verwandten, ihm ſelbſt unerklärlichen Ideen beſchäftigt, weder ſah noch hörte, weder im Stande war zu fliehen, noch ſich zu vertheidigen.

Erzbiſchoff Friedrichs Leute hatten dieſen ganzen Tag in der Domkirche verweilt, vielleicht um ihn durch die genaueſten Riſſe von dieſem majeſtätiſchen Gebäude in Stand zu ſetzen, ein ähnliches aufzuführen, vielleicht auch bey dieſer Gelegenheit ein Nebengeſchäft zu treiben, das ihnen nun ſo wunderſam und mit ſo kleiner Mühe geglückt war. Daß Friedrich denenjenigen, welche ſeinen Gefängniſſen entflohen waren, nebſt dem, welcher ſie befreyte, von dem Augenblick ihrer Entkommung an, emſig nachſpähte, um ſie wieder in ſeine Gewalt zu bekommen, war mehr als zu gewiß. **Werinhar** war unter dem Schutze des Biſchoffs von Paderborn ſicher; **Laurita** wußte ihren Aufenthalt zu verbergen, und das Ungewitter brach alſo allein über den unſchuldigſten, über den armen Hugo aus, man hatte ihn nur gar zu fleißig beobachtet, um die Orte, wo er ſich gern finden ließ, verfehlen zu können, und ſo ſah er ſich in den Händen ſeines Verfolgers, ehe er die mindeſte Gefahr ahnden konnte.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Erneuerung alter Freundſchaft.

Zuweilen, meine Leſer, iſt der, welcher die Legende von Hatto dem Zweyten erzählt, in Verdacht gekommen, als hänge er zu ſehr am Wunderbaren, als begünſtige er Hirngeſpinnſte, welche jetzt nur gar zu ſehr gehegt und gepfleget werden, und gieße dadurch Gift in den geringen Labetrunk, den er euch zur Erholung nach euren Geſchäften darbeut. Ich weis hierauf weiter nichts zu ſagen, als daß ich euch die Geſchichten der Vorzeit ſo erzählen muß, wie ſie ehemals erzählt wurden; ohne darum behaupten zu wollen, daß die Sage wahr, oder unwahrſcheinlich ſey. Wollte ich alle Vorurtheile des grauen Alterthums, die mir auf meinem einfachen Pfade begegnen, weglaſſen, ſo würde ich euch keine Geſchichte der einfältigen mittlern Zeiten, ſondern des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts liefern; wollte ich alle Dinge dieſer Art widerlegen, ſo überſchritte ich die Gränzen des Romans, und thät euch, meine Theuren, wahrlich groſe Schande an, zu wähnen, daß ihr meine Belehrung bedürſtet, um zu wiſſen, was ihr für Wahrheit, und was für Fabelwerk zu halten habt.

Glaubt daher, oder glaubt es nicht, daß die Gräſinn von Septimanien, als ſie den Abend nach Hugos Entführung gar einſam auf ihrem Zimmer ſaß, und Nachrichten von ihm entgegen harrte, auf einmal um ſich her kläglichen Laut vernahm, wie des ſeufzenden Hugos Stimme, daß ſie dann haſtig in ihr Kabinet lief, um einen planetariſchen Spiegel über die Unglücksahndung zu rathfragen, und in demſelben, Hugos Nebelgeſtalt mit um Hülfe flehender Rechten vorübergleiten ſah.

Die Ahndung und ihre Aufklärung waren gleich dunkel, daher ließ ſie ihre Roſſe anſpannen, warf ſich im Nachtkleide in den Wagen, und flog nach Maynz, um ſelbſt zuzuſehen, was vorgegangen ſey. — Hugo war noch nicht vermißt worden, doch ſo viel wußte man, daß er in die Domkirche gegangen ſey, daſelbſt ſeine Andacht zu haben, und daß man ihn nicht habe zurückkehren ſehen. Auch erfuhr Laurita, die Werkleute Friedrichs hätten in gedachter Kirche den ganzen Tag gearbeitet, und ſie erſt um Veſperzeit verlaſſen. Nachricht genug für die Suchende; welche gleich zum Biſchoff ging, ſich zu ſeinen Füßen warf, und ihn bat, die Häuſer der maynziſchen Geſandten durchſuchen zu laſſen, und ihnen den geſtohlnen Hugo mit einem nachdrücklichen Verweiſe abzunehmen.

Gero war behutſamer, als die ungeſtüme **Lauritz**, er ſah, daß hier Wahrſcheinlichkeit, aber noch lang keine Gewißheit der That ſey, er ſprach viel von den Rechten der Geſandten, von der Gefahr, ſich den mächtigen Friedrich zum Feinde zu machen, und zeigte ganz deutlich, daß ihm bey weiten nicht ſo viel an **Hugos** Befreyung gelegen war, als der Gräfinn von Septimanien. Sie verließ ihn mit verbißenem Zorne, und brauchte andere Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen, welche uns zwar die Legende nicht deutlich meldet, die aber würkſam genug geweſen ſeyn müſſen, da ſie uns verſichert, Hugo habe noch vor Ende des andern Tages zu Lauritzens Füßen gelegen, um ihr als ſeiner Retterinn zu danken.

Hugo, ſagte die ſchöne Muhme nach einem langen trübſinnigen Stillſchweigen zu ihrem ſogenannten Neffen, ja, du biſt frey; aber du wirſt es nicht lange bleiben, wenn du deinen Aufenthalt nicht veränderſt; wir müſſen uns trennen, mein Kind, aber nicht auf lange Zeit, ich folge dir bald, denn auch meine Sicherheit iſt in Gefahr. Daß Gero mich liebt, wirſt du gemerkt haben, daß er eiferſüchtig auf unſere unſchuldige Freundſchaft iſt, muthmaßte ich lange, aber der letzte Vorgang hat es mir gewiß gemacht, er ſah dich gern in der Gewalt deines Feindes, weil er uns unſer Glück nicht gönnte. Er ſoll nichts davon erfahren, daß du deine Laurita wieder umarmt haſt, ich muß ihn ſchonen, denn die Freundſchaft der Biſchöffe wird uns einſt nöthig ſeyn; du aber zeuch hin zu Kaiſer Otten, und nimm dieſen Brief mit dir an deinen Vater Werinhar, welcher dir ſagen wird, was du weiter thun ſollſt.

Wir wiſſen nicht, ob es dem liebenden Jünglinge möglich geweſen ſeyn würde, ſich von ſeiner Donna zu trennen, wenn ſie nicht in ihre Rede etwas von baldigem Wiederſehen, ernſtlich gemeynt oder nicht, hätte einfließen laſſen. Er gab endlich nach, hing lange weinend an ihrem Halſe, vergaß in den Aeußerungen ſeiner Liebe die Mäßigung, welche ihm ſo oft eingepredigt wurde, gar ſehr, und ſchied halb wahnſinnig von der, welche nach ſeinem Abſchied ſingend zu ihrem Spiegel hüpfte, ihren Kopfputz ordnete, um den Biſchoff, welcher dieſen Abend mit ihr nach ihrem Landhauſe fahren wollte, mit Anſtand zu empfangen, und dabey auf Mittel ſann, denſelben eben ſo mit erlogener Zuneigung zu täuſchen als Hugo getäuſcht ward.

Bey aller Beſorgniß um das Wohl und die Sicherheit ihres jungen Liebhabers, fühlte ſie doch nicht das geringſte für ihn. Ihr Beſtreben, ihn aus den Händen ſeiner Feinde zu reißen, entſprang blos aus dem Vergnügen, das ſie empfand, Friedrichs Plane zu zernichten, und aus der Ueberzeugung, daß derjenige, welcher heute der Rachgier ſeiner Feinde überlaſſen würde, nicht nach Jahren den erzbiſchöflichen Stuhl von Maynz beſteigen könne. Wollte ſie einſt an Hugos Seite, ſo wie ihr das Schickſal verhieß, herrſchen, ſo mußte ſie heute Himmel und Erde bewegen, ihn zu retten; ſie hatte es gethan; Hugo war auf der Reiſe zu ſeinem Glück, und ſie ging ſorglos ihren gewohnten Weg fort, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, als daß ſie beym nächſten Briefe, den ſie von Werinhar erhielt, zu ſich ſelbſt ſagte: Wie es doch kommen mag, daß er des Hugos nicht mit einem Worte gedenkt? doch er mag wohl angekommen ſeyn, und es iſt nur vergeſſen worden, ihn zu erwehnen.

Und Hugo war würklich zu Enger angekommen, daß aber Werinhar nichts davon [illegible]

Lauriten gedachte, hatte andere Urſachen als Vergeſſenheit.

Die erſte Zuſammenkunft zwiſchen Vater und Sohn war zärtlich geweſen. Hugo war von der Thorheit zurück gekommen, es Werinharn zu verdenken, daß er der Urheber ſeines Daſeyns war, auch andere Dinge wurden nicht mehr gerügt, und das Gefühl der kindlichen Liebe gewann Raum, ſich in voller Stärke zu äußern, dagegen hätte auch Werinhars Herz von Stahl und Stein ſeyn müſſen, bey dieſen Ausbrüchen heißer Zärtlichkeit kalt zu bleiben, oder es wär nöthig geweſen, daß ſeine Augen die Sehkraft verloren hätten, um nicht mit Wohlgefallen bey dem ſchön gebildeten jungen Manne, und den gefälligen Sitten zu verweilen, die er in Lauritens Schule gelernt hatte.

Aber die Freude dauerte bey Werinharn nicht lang mit gleicher Stärke, er ſah gar bald, daß dieſer ſchöne Kopf noch immer ziemlich leer war, daß die höflichen Sitten um einen guten Theil der Trugloſigkeit des Herzens eingetauſcht worden waren, daß dieſes Herz noch immer bey Lauritens Namen gewaltiger ſchlug, und die Leidenſchaft für die Geliebte ſeines Vaters nicht verheelen konnte; hinlängliche Entdeckungen für Werinharn, ihn unzufrieden und abgeneigt zu machen, Hugos auch nur mit einem Worte gegen Lauriten zu gedenken.

Hugo, ſagte Werinhar eines Tages zu ſeinem Sohne, du haſt jetzt vier und zwanzig Jahre zurück gelegt, und noch biſt du immer derſelbe wie in deinem funfzehnten, was ſind endlich deine Entſchließungen für die Zukunft? Denkſt du nie an folgende Jahre, und was ſoll endlich aus dir werden, wenn diejenigen, auf welche du dein Glück baueſt, nicht mehr ſind?

Hugo erröthete, dis waren Worte, die er wohl ehedem zu Willigis Zeiten anſtändig beantwortet haben würde, die ihn aber jetzt, nachdem Laurita alte Phantaſien in ſeinem Gehirn von neuem erweckt hatte, ſo ungereimt dünkten, daß er ſchlechterdings keine Erwiederung zu finden wußte.

Werinhar wiederholte die Frage, und ſein Sohn antwortete mit einigem Stecken, wie das Schickſal ſeine Lieblinge zu finden wiſſe, und wie er völlig darauf traue, dereinſt das an ſich erfüllt zu ſehen, was ihm geweiſſagt ſey.

Werinhar ſeufzte. Er mochte nun von den Dingen, auf welche Hugo anſpielte, glauben was er wollte, ſo hielt er es nicht für gut, in dem Herzen des jungen Mannes das blinde Vertrauen auf ungewiſſe Dinge zu nähren, zu welchen dieſen ſein Hang zur Trägheit geneigt machte.

O mein Sohn, rief er, träume nicht von Glück ohne Mühe! Das Schickſal, ſagt der Weiſe, verkauft uns ſeine Gaben um unſere Arbeit, was haſt du noch gethan, um die kleinſte Stufe von der ſchwindelnden Höhe zu erſteigen, auf welcher du einſt zu ſtehen hoffeſt? Eile, eile! fange an thätig zu ſeyn, oder laß dir es gefallen einſt im Staube eines Kloſters, oder da du unglücklich genug biſt, mächtige Feinde zu haben, vielleicht im Moder eines Kerkers dein Leben zu endigen. Siehe den Müllersſohn, den **Willigis**, mit betrübtem Herzen ſtelle ich dir ihn zum Muſter vor, er war mir ſeit einem gewiſſen Zeitpunkt immer ein Dorn im Auge, aber ich mag ihn nun lieben oder haſſen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er an deiner Stelle, mit deinen Vortheilen ein anderer Mann geworden ſeyn würde, als du jetzo biſt.

Willigis? ſchrie Hugo mit Entzücken, mein **Willigis** hier? O ich muß ihn ſehen den Freund meines Herzens, muß mit ihm die alten Tage verleben, vielleicht, daß es ihm ſo wie ehemals glückt, meine zerrüttete Seele zu heilen.

O Va-

O Vater, ihr wißt nicht, wie viel ich ihm zu danken habe.

Werinhar runzelte die Stirn und verbot ſeinem Sohne mit **Willigis** umzugehen. — **Willigis** lebte in großem Anſehen beym Kaiſer, war erſt geſtern von einem glücklich ausgerichteten kaiſerlichen Geſchäft zurück gekommen, und hatte ſowohl beym Biſchoff von Oſnabrück ſeinem Beförderer, als beym Kaiſer großen Ruhm davon getragen; er ward überall vorgezogen, und behauptete bereits Prälatenrang, da Werinhar überall als gemeiner Mönch unten an ſtand; Urſach genug für den lezten ihn zu haſſen, und ſeinem Sohne alles freundſchaftliche Verkehr mit ihm zu verſagen, und Urſach genug für **Hugo**, welchen **Lauritens** Lehren die Süßigkeit des Verbotenen kennen gelehrt hatten, ſeinen Buſenfreund deſto eifriger und glücklicher zu ſuchen.

Hugo und **Willigis** trafen ſich des andern Morgens im Luſtgarten der Kaiſerinn **Mathilde**, und erneuerten den zu Maynz, oder vielmehr zu Kloſter Fulda geſtifteten Freundſchafts-Bund mit heißen Thränen. Zwar von dem männlichen **Willigis** können wir nicht genau ſagen, ob er geweint habe, aber Werinhars Sohn, der ſeit Lauritens lezter Umarmung nichts mit der glühenden Zärtlichkeit umſchlungen hatte, deren er fähig war, vergoß Ströme von Zähren an Willigis Halſe, und dieſer mußte ihm eine Zuſammenkunft auf den nächſten Tag anſetzen, weil es unmöglich war, in der gegenwärtigen etwas mehr als abgebrochene Worte aus ihm zu bringen.

Dieſer verabredeten Zuſammenkunft folgten noch viele andere, denn **Willigis**, der keine ſonderliche Achtung für **Werinharn** hatte, und ſeinen Freund ungern der Zucht ſeines Vaters allein überlaſſen ſahe, machte ſich kein Bedenken, die Uebertretung des väterlichen Gebots zu begünſtigen. Seine Abſicht war nicht, Hugo gegen denjenigen einzunehmen, welchen ihn die Natur zu ehren verband, er wünſchte nur Gelegenheit zu haben, nachzuforſchen, ob der gute Saame, den er in ſeines Freundes Herz und Hirn auch geſäet hatte, Früchte getragen habe, oder vom alten Unkraut wieder erſtickt worden ſey.

Was er fand, das wiſſen meine Leſer, und können ſich das Trauren des gutmüthigen jungen Mannes, über vernichteten Fleiß vorſtellen. O **Hugo**, **Hugo**, rief er oftmals aus, daß die Worte eines Weibes mehr bey dir galten, als die Stimme männlicher Tugend! Dieſe Laurita wird dich auch in den Abgrund des Elends hin=

abſtoßen! Ihre Moral iſt die Moral des Teufels, und die Freuden, die ſie dir in der geweiſſagten Zukunft mahlt, Geſpenſter, die dir als Todesboten erſcheinen.

Wie verſtehſt du das? fragte Hugo; **Willigis** antwortete mit neuen Ausbrüchen des Zorns gegen die Gräfinn von Septimanien, und beleidigte dadurch ſeinen betrogenen Freund ſo ſehr, daß er ihn ganz zornmüthig verließ.

Niemand hatte wohl Lauritens Tücke mehr erfahren, als Hugo; ſeine Ruhe, ſein Verſtand, ſein Leben war mehrmals durch ſie in Gefahr gekommen oder ganz zernichtet worden, und doch war er der Einige unter allen, die das Unglück ihrer genauern Bekanntſchaft hatten, der im Stande war, ihre Verbrechen kleine Vergehungen, und ihre Laſter Sonnenflecken zu nennen. Selbſt Werinhar fand jetzt nichts mehr an ihr liebenswürdig, als ihre Schönheit, und ließ das andere unbeherzigt.

Aber der getäuſchte Hugo war nun ſchon ſo weit gekommen, alles anzubeten, was ſie an ſich hatte, er ward **Willigis** hartnäckiger Gegner, wenn von ihr die Rede war, entzweyte ſich mehrmals ihrentwegen mit ihm, und Willigis, der ſeinen Freund nicht mehr ſo biegſam fand, wie vordem, und der ihn doch gern wider ſeinen Dank auf beſſere Wege leiten wollte, mußte auf Mittel ſinnen, ihn von Lauritens Einfluß zu entfernen, und auch Werinhars Lehren, die zuweilen nicht minder gefährlich waren, als die ihrigen, den Zugang zu ihm abzuſchneiden.

Hugo, ſagte er eines Tages zu ſeinem Freunde, dein Gehirn ſchwindelt von hohen Dingen, ohne daß du einen Anfang machſt, ihnen auf eine kluge Art nachzuſtreben. Ich habe einen Antrag für dich, der dich wenigſtens einen Schritt weiter bringen, dich wenigſtens aus deiner Unthätigkeit reißen, und in die Möglichkeit ſetzen wird, etwas nützliches zu thun.

Die Kaiſerinn **Mathilde** wünſcht einen Führer für ihren jüngſten Enkel, den Prinzen **Wilhelm**, fühlteſt du dich geneigt, dieſe Stelle zu übernehmen? — Hugo, welcher kurz zuvor einen Schimpf wegen der mannichfaltigen Lücken ſeines Wiſſens von Willigis hatte einnehmen müſſen, antwortete mit Empfindlichkeit: Willigis vergißt, daß ein Unwiſſender keinen Fürſten bilden kann.

Das ſollſt du auch nicht, erwiederte der junge Prälat. Wilhelm, bereits ein achtzehnjähriger Jüngling, iſt zu dem Stande, für welchen man ihn beſtimmt, gebildet genug, er wuchs unter den Augen ſeiner Mutter und Grosmutter auf, ein paar Damen, welche mit männlichen Kenntniſſen verſehen, gar wohl die Erziehung des jungen Prinzen größtentheils allein auf ſich nehmen konnten. Wilhelms Mutter ſtarb, ſein Vater der Kaiſer ward der Gemahl der ſchönen Adelheid von Italien, und Mathilde, nicht ganz mit ihrer neuen Schnur vergnügt, nicht immer einig mit ihrem Sohn, dem Kaiſer, allezeit voll Beſorgniß, Verrätherey und Argliſt könne ihren Liebling erreichen, iſt entſchloſſen, den Prinzen vom Hofe zu entfernen, und ihm einen Gefährten zuzugeben, der nicht zu alt ſey, ſein Vertrauter zu werden, redlich genug, es treu mit ihm zu meynen, und aufrichtig genug, ihr immer von allem, was dem geliebten Wilhelm angeht, die reine Wahrheit durch Briefe oder Boten wiſſen zu laſſen. Findeſt du hier etwas, dem du nicht gewachſen biſt? Du haſt erſt das vier und zwanzigſte Jahr zurück gelegt, du verſtehſt das, was liebenswürdig iſt; ach, was ſage ich! das, was nur einen Schein von Liebenswürdigkeit an ſich hat, innig zu lieben, wie ſollte der holdſeelige Wilhelm nicht einen Freund an dir finden? deine Feder haſt du ſo ziemlich in deiner Gewalt, und Lauritens Grundſätze werden dein Herz doch noch nicht ſo vergiftet haben, daß ich mit Schanden beſtünde, wenn ich Bürge für ſeine Offenheit und Redlichkeit würde? — Auch ſind die Vortheile nicht unbeträchtlich, Kaiſer Otto, der ſich jetzt am liebſten mit ſeiner Adelheid beſchäftigt, willigt gern in die Entfernung ſeines jüngern Sohns, und hat dem Führer deſſelben, außer dem Verſprechen kaiſerlicher Hulde und hoher Beförderung noch zugeſagt —

O höre auf, unterbrach ihn Hugo; nicht die kaiſerlichen Zuſagen werden mich beſtimmen, ſondern andre Bewegungsgründe. Du haſt Recht, was ſoll ich endlich hier? — Selbſt mein Vater liegt mir täglich an, mich zu etwas zu entſchließen, und überdieſes — Wilhelms und Mathildens Charakter — ich hörte viel Gutes von ihnen. — Laß mich überlegen! — Du ſollſt Antwort haben.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Neue Verbindungen.

Hugos Antwort ſtimmte mit den Wünſchen ſeines Freundes überein. Letzteren war der Widerwille nicht unbekannt, den Werinbar auf ihn geworfen hatte, er konnte vermuthen, daß Hugos

Beförderung vielleicht blos darum ausgeſchlagen werden würde, weil ſie von ihm kam, und er wußte alles ſo künſtlich einzurichten, daß der vortheilhafte Antrag vom Biſchoff zu Münſter, an den von Paderborn Werinhars Gönner, und von dieſem an ſeinen Günſtling gelangte, ſo, daß Hugo von ſeinem Vater ſelbſt zu demjenigen angetrieben wurde, was er mit ſeinem Freunde ſchon geſchloſſen hatte.

Hugo umarmte ſeinen Freund, umarmte Werinharn, ſchrieb einen beweglichen Abſchiedsbrief an Lauriten, ließ ſich dem Kaiſer vorſtellen welcher ihn mit einigen gnädigen Worten beehrte, und reiſte nach *** ab, woſelbſt Mathilde damals Hof hielt.

Der junge Mann, welcher nie in der groſſen Welt gelebt hatte, würde vielleicht jetzt in einer ganz neuen Sphäre einige Verlegenheit gezeigt haben, wenn er nicht zu Thoulouſe bey der welterfahrnen Gräfinn von Septimanien, in einer ſo guten Schule geweſen wär. Ihm hing nichts mehr von der einfältigen Kloſterſitte an, als Nachgiebigkeit gegen die Meynungen anderer, Beſcheidenheit in Aeußerung ſeiner eignen, und ein ſanfter halb ſchüchterner Blick, der ihm ſehr wohl anſtand; die beyden erſten Eigenſchaften empfahlen ihn unendlich bey der Kaiſerinn, und das letzte machte einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf den jungen Prinzen, deſſen Geſellſchafter er werden ſollte. Wilhelm, ſelbſt in der Einſamkeit erzogen, durch Weiber gebildet, konnte an dem klöſterlichen Anſtrich, an der frauenzimmerlichen Zurückhaltung, die er bey ſeinem neuen Freunde fand, kein Mißfallen haben.

So groß aber auch das Vorurtheil ſeyn mochte, welches der Prinz für Hugo gleich in den erſten Augenblicken faßte, ſo verglich es ſich doch nicht mit demjenigen, was dieſer bey Wilhelms erſter Anſicht empfand. Hugo, ein Kenner der Schönheit, ſah eine Figur vor ſich, wie der Engel Gabriel geſchildert wird, las in dem Auge des jungen Fürſten, ſtatt ſtolzer Verachtung oder Herablaſſung liebreiches Wohlwollen, hörte aus ſeinem Munde ſtatt der Verſicherungen von Gnade und Schutz, Worte, wie ſie der Freund zu dem Freunde ſpricht; wie hätte er nicht ganz zu ihm hingeriſſen, ganz von ihm bezaubert werden ſollen.

Mathilde machte den jungen Mann mit den leichten Pflichten bekannt, die ihm ſein neuer Stand auflegte. Treue und Sorgſamkeit für das Wohl des jungen Prinzen, war das Vornehmſte, was man von ihm forderte, und wie hätte dieſes ſeinem für Wilhelmen eingenommenen

Herzen ſchwer werden können. Genaue Aufmerkſamkeit, auf alles, was Mathildens Liebling betraf, und pünktliche Relation von demſelben, war ſeine zweyte Pflicht, und auch dieſes mußte demjenigen leicht werden, welchen die klöſterliche Obſervanz gewöhnt hatte, die größten Kleinigkeiten wichtig zu finden, wenn ſie geboten waren.

Man war von allen Seiten ſo wohl mit einander zufrieden, daß der Aufenthalt zu * * * länger dauerte als anfangs beſtimmt worden war, und daß man den Tag der Abreiſe immer von einer Zeit zur andern verſchob; nur die Poſt, der Kaiſer und die Kaiſerinn Adelheid würden nächſter Tage hier eintreffen, bewegte Mathilden, ihren Enkel endlich zu entlaſſen, für welchen ſie aus großmütterlicher Sorgſamkeit, Gott weis, welches Uebel befürchtete, wenn er ſeiner Stiefmutter und ihrem Hofgeſinde zu oft vor die Augen käme.

Es war damals noch eben nicht gewöhnlich, daß die jungen Fürſten auf Reiſen geführt wurden; indeſſen hatte doch Prinz Wilhelm diesmal würklich bey ſeiner Entfernung keine andere Beſtimmung, als die oder jene Gegend des Landes zu beſuchen, und an jedem Orte ſo lange zu verweilen, als es ſeine Neigung erforderte. Wilhelms Neigungen waren unſchuldig, und ſie würden, wären ſie es auch nicht geweſen, doch immer von ſeiner zärtlichen Grosmutter gebilligt worden ſeyn.

Da er zum geiſtlichen Stande beſtimmt war, ſo waren Kirchen und Klöſter das Vornehmſte, womit er ſich auf ſeinen Reiſen bekannt machen ſollte, aber er war durch dieſe Vorſchrift nicht ſo ſehr gebunden, daß ihm nicht auch andre Excurſionen ſollten erlaubt geweſen ſeyn.

Gleich in den erſten Tagen ſeiner Vertraulichkeit mit **Hugo**, (Tage, welche ſehr bald erſchienen) entdeckte er ihm, er habe einen Freund, welchen er ihm, den er gern Theil an all ſeinem Glück nehmen laſſen möchte, kennen und lieben lehren wolle. — Dieſer Freund, ſagte er, iſt kein Jüngling, wie du und ich, ſondern ein bejahrter Mann; er trägt nicht die Kappe, welche du trägſt, und ich einſt tragen werde, ſondern das ritterliche Schwerd; iſt nicht ſtilles ſanftes Geiſtes, wie wir beyde, ſondern rauh und ungeſtüm. Kannſt du errathen, welches bey all dieſen Ungleichheiten die Bande ſind, welche mich an **Wolfram** feſſeln?

Wolfram? fragte **Hugo**, welchem dieſer in ſeiner Kindheit ſo oft gehörte Laut auffiel, doch dieſer Name war in den damaligen Zeiten ſo gewöhnlich, daß der Fragende bedachte, auch andere Leute als der Mann, den er vor dieſem gekannt hatte, könnten denſelben führen, und daher den erzehlenden Wilhelm ohne Unterbrechung weiter reden ließ.

Sonderbar genug iſts, fuhr dieſer fort, daß derjenige, welchen mein Vater zu meinem Zuchtmeiſter erſehen hatte, mir ſo lieb werden konnte. Du ſollſt wiſſen, daß mich der Kaiſer nicht für die Kirche, ſondern für das Schwerd beſtimmt, gleich als habe er nicht Söhne genug, welche die Waffen, die er ihnen in die Hand gab, freventlich wider ihren eignen Vater blößten. Nie, nie würde ich ſo ruchlos gehandelt haben, doch fühlte ich von Kindheit auf einen Abſcheu auch gegen das, was man rechtmäßige Fehde nennt. Meine Mutter und meine Großmutter lehrten mich, daß alles Blutvergießen Gott ein Greuel ſey. und es dünkte mich, als ich heranwuchs, es ſey beſſer für meinen Vater zu beten, als für ihn zu ſtreiten. Ich wählte den geiſtlichen Stand, und war ſchon im Begriffe, mich mit Bewilligung meiner beyden Mütter, und meines mütterlichen Großvaters, des Königs von England auf ewig zu denſelben zu verloben, als mein Vater aus dem Kriege zurückkam, und meine Plane zerſtörte. Ich ward dem Schooße der Kirche entriſſen, in eine Rüſtung geſperrt, und einem Manne übergeben, welcher jetzt des Kaiſers Liebling war, und der der Natur zum Trotz einen Krieger aus mir bilden ſollte.

Dieſer Mann war Wolfram. Er war ſchon ſeit mehrern Jahren bey dem Heer meines Vaters, hatte unter Graf Eſiko und unter Herzog Herrmannen wider die Böhmen gedient, und ſich durch Klugheit und Tapferkeit zum Range eines Heerführers herangeſchwungen. Diejenigen, welchen meines Vaters Abſichten ſo verhaßt waren, wie mir, ſparten nichts, mir meinen aufgedrungenen Lehrer widerlich zu machen, ſie ſagten mir, er ſey vordem ein Räuber geweſen, und machten mir von ſeinem rauhen Charakter, und ſeiner ſtrengen Zucht, ein ſo fürchterliches Bild, daß ich meinem Schickſal mit Zittern entgegen ging.

Wolfram lächelte, als er mich ſah. Er fragte die, welche mich ihm im Namen meines Vaters überlieferten: ob ich Kaiſer Ottens Sohn oder Tochter ſey? und übergab mich dann einem jungen Manne, der in Kriegsrüſtung neben ihm ſtand, und von mir damals für ſeinen Sohn gehalten wurde. Nehmet ihr ihn hin, Immo, ſagte er lächelnd, ſehet, was ihr aus dem Fürſtenknaben machen könnet; ihr wißt, Prinzen bedürfen oft nur den Schein von dem zu erlernen, wovon ſie den Namen führen. Wilhelm iſt jung und zart wie ein Fräulein, ſchonet ſein ſo viel ihr vermögt, er wird einſt Feldherrn haben, welche das erſetzen, was ihm mangelt.

Der junge Immo erröthete. Verdreußt es euch nicht Prinz Wilhelm, ſagte er, daß man euch wie ein Mädchen behandelt? aber mich verdroß nichts, als daß ich die Rüſtung nicht ablegen und mich wieder in meine langen Kleider hüllen durfte. Immo wandte ſich indeſſen zu Wolfram, indem er mich treulich bey der Hand faßte. Habt Geduld mit ihm, mein Vater, ſagte er, ihr wißt, was ich einſt war, als ihr mich aus dem Kloſter nahmt. Euer Beyſpiel und eure Lehren beſiegten meinen Charakter, und ich lernte die Waffen, die ich damals ſo ſehr verabſcheute, lieben und nicht unrühmlich gebrauchen!

Wolfram ſchüttelte den Kopf, und meynte, in Immos Seele ſey ein Funke von Ehrgeiz geweſen, den er nicht in mir ſpüre.

Ich blieb faſt ein Jahr unter Wolframs und Immos Zucht; ich lernte den letzten lieben, und den erſten verehren, aber die Waffen führen lernte ich nicht. Immo war ein junger Mann, faſt in eurem Alter, mein Hugo. Wolfram erzählte oft, wie er, als er dem Räuberleben entſagte, einen jungen Einſiedlerknaben gekannt und geliebt habe, den er gern zu ſeinem Sohne angenommen, und zu dem Glück erzogen hätte, das Immo nun genoß, aber der Undankbare habe ſich von ihm losgeriſſen, um auf einem andern Wege ſein Verderben zu finden. Er habe denn im Lande umher geſucht nach einem, der des Verlornen Stelle erſetzen könne, und Immo gefunden. Verwaißt und zum Kloſter beſtimmt, wie jener von ſchwacher Leibesbeſchaffenheit und furchtſamer Seele, wie jener, habe er doch kein Bedenken getragen, ihm dem unbekannten rauhen Manne zu folgen, und ſich zu ſeiner Lebensart zu bequemen, dadurch ſey das Bild ſeines vormaligen Lieblings gänzlich in ſeiner Seele erloſchen, und ſein Herz habe ſich ganz zu dem gewandt, den er nunmehr nach Jahren zu einem Helden gebildet hatte.

Dieſes waren **Wolframs** und **Immos** Erzählungen; ich fand tauſend Züge in denſelben, die mich für ſie einnahmen, aber nichts, das mich bewegen konnte, Gefallen an ihrer Lebensart zu finden. Sie ſahen die Fruchtloſigkeit ihrer Bemühungen, und Wolfram war ſo menſchlich, mich den Armen der Kaiſerinn Mathilde wieder zu überliefern, und meinen Vater zu bereden, er möge mich bey dem Stande laſſen, den ich mir gewählt hatte, und ſich freuen, in mir ſtatt eines Helden, einen Engel ſeines Hauſes, und einen Vorbitter bey Gott zu erziehen.

Ihr ſeht Hugo, daß Wolfram zu große Meynungen von mir hatte, aber ich verzieh ihm dieſes, wie man nun ſo pflegt, gar gern, und gewann ihn um deſto lieber. Seine Freundſchaft und **Immos** Freundſchaft zu mir iſt ohne Gränzen, wir ſehen uns ſo oft, als es die Kriegsgeſchäffte der beyden Helden verſtatten, und ich reiſe ihnen gern manche Meile zu Gefallen, um ihres Umgangs zu genießen. Jetzt denke ich Wolfram in den Gegenden von Augſpurg zu finden, wo ſich das Heer meines Vaters zum Zuge wider die Ungarn ſammelt. **Immo** wird nicht daſelbſt ſeyn, er holt ſeine Braut, die Enkelinn des mähriſchen Fürſten **Zwentebold** heim, welche ſich in dem Frauenzimmer der Kaiſerinn **Adelheid** befindet, und geht denn mit oder ohne ſie, nachdem es die Liebe verſtattet, voraus nach Ungarn, wo ihm der Kaiſer nach geendetem Kriege zum Lohn ſeiner Tapferkeit, den Beſitz eines freyen Fürſtenthums verſprochen hat.

Wilhelm endigte, und **Hugo** ſaß in tiefen Gedanken. Ihm war es, als träumte er, oder als hörte er die Erzählung eines Mährleins.

Wolframs Name machte das Andenken an die Geſchichten ſeiner Jugend rege. Daß er eben der Wolfram der Räuber war, deſſen Armen er ſich damals eigenſinnig entriß, war ausgemacht; aber, daß dieſer Wolfram der Räuber, jetzt der Freund großer Fürſten, und ein gewaltiger Heerführer ſeyn ſolle, das dünkte ihm unglaublich. Und dieſer Immo, den er, um den widerſpenſtigen Einſiedlerknaben zu vergeſſen, aufnahm, und zu dem Glück erzog, das wahrſcheinlich jenem zu Theil geworden wär, wenn er klug gewählt hätte, Immo, in den Jahren, da er noch nichts war, als ein armer Layenbruder, ein mit Lorbeern gekrönter Held, der Kandidat eines Fürſtenthums, der Bräutigam eines ſchönen Fräuleins? — Was für Bilder! was für Vorſtellungen!

Hugo fühlte ſeltſame Bewegungen in ſeinem Gehirn, er ſprang auf, und bat den jungen Prinzen dieſes Geſpräch abzubrechen; auch ſuchte er in der Folge die Reiſe nach Augſpurg abzulehnen; aber Wilhelm, der zu Zeiten auch ſeinen Fürſtenwillen zu behaupten wußte, beſtand auf ſeinem Entſchluß, und Hugo mußte folgen.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Wolfram und Hulda.

Hugo hatte Mühe, von ſeinem fürſtlichen Freunde die Gnade zu erhalten, daß er Wolfram nicht vorgeſtellt, ihm nicht genannt wurde. Ihn zu ſehen, ſagte **Wilhelm**, kann ich dich nicht diſpenſiren. Ich muß den Umgang des edeln Mannes täglich genießen, und kann auch dich nicht lang von meiner Seite laſſen. Haſt du ihn ehemals gekannt, haſt du Urſach dich vor ihm zu verbergen, ſo bedenke, wie unkenntlich einige Jahre das Aeußerliche eines Menſchen machen, auch er würde vielleicht nicht von dir erkannt werden, wenn ich dir nicht ſeinen Namen genannt hätte.

Aber Hugo kannte Wolfram erſtes Blickes, und fühlte bey ſeinem Anſchauen den Schauer eines alternden Mädchens, wenn ihr ein ehemals verſchmähter Brautwerber erſcheint, der nun an der Seite einer andern glücklich iſt. **Wilhelms** Erzählungen von **Wolfram** und **Immo** hatten einen ſeltſamen Eindruck auf **Hugos** Herz gemacht, er hatte ſein ganzes Leben gemuſtert, und es mit Immos Schickſal verglichen; bisher hatte er ſich, beſonders wenn Lauritens Syrenenſtimme ihm tönte, oft beredet, er ſey glücklich, aber jetzt, da er entfernt, von ihr nichts empfand, als das Leben einer hoffnungsloſen Leidenſchaft, da er nichts um ſich ſah, als unrühmliche Dunkelheit, obgleich in ſeinem Herzen ſowohl, als im Herzen jedes Jünglings ein Funke von Ehrgeiz glimmte, da ſeine ſchönſten Ausſichten, mit welchen ihn die Zauberinn Laurita zu ſchmeicheln pflegte, nichts waren, als unerſteigliche Gebürge, da mußte ihm wohl der ſchöne ebene Pfad beneidenswürdig vorkommen, der ihm vielleicht vom Schickſal beſtimmt geweſen war, und den er eigenſinnig verworfen hatte. Um ſeine Verzweiflung vollkommen zu machen, mußte noch wenig Tage nach ſeiner Ankunft zu Augſpurg Immo und ſeine neulich vertraute Gemahlinn, die junge mähriſche Prinzeßinn daſelbſt eintreffen, um ſich vor dem Zuge nach Ungarn mit ihrem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Prinzen Wilhelm, zu letzten. Die ſechzehnjährige Hulda war vielleicht das einige weibliche Geſchöpf der damaligen Zeit, die im Stande war, mit ganz entgegen geſetzten Reizen die ſtolze, prächtig blühende Laurita zu verdunkeln; ein vollkommnes Original zu einer neu geſchaffnen Eve, oder zu einer Madonne in dem Augenblick, da ſie der Engel die holdſeligſte unter den Weibern nannte. Freylich dieſer ſanft unter den langen Augenwimpern zur Erde geſenkte jungfräuliche Blick erregte andre Empfindungen, als Lauritens hohes treffendes Auge, dieſer unſchuldig lächelnde Mund, dieſe zwote Nymphengeſtalt, dieſer leichte ätheriſche Gang, würde mit Lauritens ſpottender Lippe, ihrem majeſtätiſchen Wuchs, und dem Stolz, den jede Bewegung ihrer Glieder ausdrückte, kontraſtirt haben; aber ich gebe es dem Kenner wahrer weiblicher Reize zu bedenken, welcher von beyden Göttinnen er den Apfel gegeben haben würde, ob der ſtolzen Juno, oder der lächelnden Hebe.

Hugo war ganz in Huldens Anſchauen verloren. Lauritens Bild ſtarb auf einige Augenblicke völlig aus ſeiner Seele. Kein Sterblicher, ſagte er zu ſich ſelbſt, iſt der Liebe dieſes Engels würdig, der nicht wenigſtens die Hälfte von ihren Reizen an ſich trägt. Nein, dies iſt mein Troſt; das Schickſal hätte aus mir machen mögen, was es wollte, der wohlgefällige Blick dieſer Augen würde nie auf mich gefallen ſeyn, und ich habe alſo nichts verloren; Immo in ſeiner Heldenſchöne würde mich allemal verdunkelt haben.

Hugo machte ſich ſehr große Vorſtellungen von demjenigen, den Hulda zu ihrem Gemahl gewählt hatte, und bemerkte dabey den jungen Krieger nicht, der an ihrer Seite ſtand, und den er vielleicht für einen von den Rittern ihres Gemahls hielt, bis ſie ſich mit einem Blicke, in welchem der ganze Himmel war, und den Worten: mein Immo! zu ihm wandte; Worte, die dem beſtürzten Hugo eine Stimme hören ließen, ſüß wie der Laut der engliſchen Harfen.

Hugo öfnete ſeine Augen weit, um dieſen glücklichen Immo zu muſtern. Er ſah in der That einen jungen wackern Mann, aber bey weitem den Halbgott nicht, den er vermuthet hatte, und eine innere Stimme ſagte ihm: verunſtaltete mich dieſes Mönchskleid nicht, dürfte ich mit den wallenden Locken prangen, die mir die Natur ſchenkte, benähm mir der Kloſterſtand nicht den Muth, das Feuer meiner Augen zu nutzen, dieſer Glückliche ſollte weit unter mir ſtehen, und die ſchöne Hulda würde mit noch himmliſchern Accenten, Hugo! mein Hugo! ſprechen, als ſie jetzt Immos Namen nannte.

Meine Leſer ſehen, daß Hugo von Lauriten den argen Grundſatz eingeſogen hatte, als ſey männliche Schönheit der einige Grund von Weiberliebe, als kämen bey uns nie edlere Vorzüge, die vielleicht Immo vor ihm voraus hatte, in Anſchlag. Er überzeugte ſich, Hulda müſſe ihn, hätte ihn das Schickſal an Immos Stelle geſetzt, viel inniger geliebt haben, als ſie dieſen liebte, weil er ein ſchönerer Mann war; ihre Liebe war ihm in dieſem Augenblick das einige wünſchenswerthe Glück der Erde, er warf ſich vor, auch dieſes verſcherzt zu haben, indem er jenesmal im Speſſart thöricht wählte, und dieſer Gedanke ſtürzte ihn in einen Zuſtand, der ihn nöthigte, den Saal zu verlaſſen, und im weiten All, unter Gottes freyem Himmel, Balſam für ſeine verwundete Seele zu ſuchen.

Wolfram hatte, ſo oft er auch den jungen Hugo in Wilhelms Geſellſchaft, während ſeines Aufenthalts zu Augſpurg, ſah, doch nie von ihm Notiz genommen, und dieſer legte dieſes dahin aus, daß ihn Zeit und mancherley Leiden zu ſehr verändert hätten, um von Wolfram erkannt zu werden; aber er irrte: Wolfram würde die Züge des zehnjährigen Knaben in dem Geſicht des jungen Mannes wieder gefunden haben, wär er auch nicht auf Hugos Erſcheinung vorbereitet geweſen. Dieſes letztere machte freylich die Erkennung von Waldradens Sohne noch leichter, und die Wiſſenſchaft, die Wolfram durch einen Freund von den bisherigen Schickſalen ſeines ehemaligen

Lieblings hatte, machte, daß ſich mit der Ueberzeugung, er ſey es, das innigſte Mitleid und der regſte Wunſch paarte, ihn noch glücklich zu machen, ihn noch jetzt einem Stande zu entreißen, für welchen er, ſeinem Urtheil nach, einmal nicht geboren war.

Wolfram kannte die Grundlinien von Hugos Charakter; das, was er von ſeiner Geſchichte wußte, überzeugte ihn, er habe nicht geirrt, als er ſchon als Knabe von ihm urtheilte, Weiberſchönheit und Weiberliebe würden einſt der Grund ſeines Glücks oder Unglücks werden; er wußte, er habe vorjetzt noch keine Schönheit geſehen als Lauriten, und er merkte auf, was für Eindruck Huldens Anblick auf ihn machen würde. Er ſah ihn mit glühenden Wangen und ſchwimmernden Augen das himmliſche Mädchen anſtarren, denn ſchnell erblaſſen, ängſtlich umherſchauen, die Hand mit ſchmerzhafter Miene an die Stirn legen, und plötzlich das Zimmer verlaſſen; Urſach genug für ihn, ihm zu folgen, und den günſtigen Augenblick zu Beginnung des großen Werks zu nützen, das er vorhatte.

Er fand den unglücklichen Hugo, deſſen Gehirn ſeit den maynziſchen Begebenheiten ſehr leicht in Unordnung gebracht werden konnte, im dickſten Gebüſch des Gartens in einer Verfaſſung, die ihn anfangs unfähig machte, die Stimme eines Freundes zu hören.

Wolfram hatte ſchon zehnmal Hugos Namen genannt, und ſeine Hand mit Freundesblick gedrückt, ehe dieſer aufmerkte, und mit ſtarrem Auge fragte, wer er ſey?

Wer ich bin? Wolfram, aus deſſen Armen du dich einmals eigenſinnig loswandeſt; Wolfram, der dich zu dem Glück geführt haben würde, das nun einem andern zu Theil ward!

Ach Wolfram! erwiederte Hugo, und warf ſich weinend in ſeine Arme, ich erkenne meinen Irrthum, doch es iſt noch nicht zu ſpät, ihr braucht dem Mönche kein Geld zu geben, dort iſt das Grab meiner Mutter, ich verlaſſe es willig um euch zu folgen.

Hugo! beſinne dich, du vermiſcheſt die Gegenwart mit der Vergangenheit, du biſt nicht mehr der, welcher du vor funfzehn Jahren wareſt!

Hugo ſah Wolfram nochmals ſcharf und forſchend an, ſeine Beſonnenheit kam wieder, ſein Geſicht ward mit glühender Röthe übergoſſen, und er ſahe beſtürzt vor ſich nieder. Verziehet, ſagte er nach einer Weile, ich dachte an den Räuber Wolfram, meinen beleidigten Freund; aber ihr ſeyn der Feldherr Wolfram, der den armen Hugo nicht kennt, nicht achtet. Ach das Elend muß meine Züge ſehr verändert haben!

Und wer war der Schöpfer dieſes Elends, als du?

Rüget ihr den Eigenſinn eines Kindes? mich dünkt, hättet ihr es ernſtlich mit mir gemeynt, ihr hättet, als ihr mich in Händen ſahet, die euch gefährlich ſchienen, mich nicht gleich ſo gänzlich verlaſſen, wenigſtens noch einmal nach mir fragen ſollen.

Und was würde es gefruchtet haben? In Fulda hielt dich Ademars Andächteley, zu Maynz Laurita, und zu Thoulouſe die wiederauflebenden Träume aus dem Speſſart gefangen. Hugo, Hugo! hüte dich, vergiß jenes teufliſche Gauckelſpiel *), derjenige, der dich dort mit dem trügeriſchen Namen Hatto der Zweyte, Biſchoff von Maynz zuerſt von der rechten Bahn verlockte, iſt dein ärgſter Feind. Weißt du, was mich jenesmal, als wir die grauenvolle Stelle mit einander beſuchten, bewog, das greuliche Götzenbild mit ſolchem Eifer zu zerſtören? Weißt du, daß

---

*) Werden mir meine Leſer verzeihen, daß ich Wolfram nach dem Glauben ſeines Jahrhunderts reden laſſe?

du nicht mehr leben würdeſt, wenn ich damals dem Einhauchen des Dämons, der in jenen fürchterlichen Gebüſchen hauſet, Gehör gegeben hätte? — Du warſt in tiefen Schlaf geſunken, ich vollführte den ſeltſamen Auftrag deiner Mutter, und ging dann voll Gedanken, an dein künftiges Glück, um den Altar herum; da kam eine Stimme vom Bilde herab: Tödte ihn, das iſt das einzige Mittel ihn von tauſend Leiden zu retten. Siehe, er iſt noch in den glücklichen Jahren der Unſchuld; im ſanften Schlummer wirſt du ihn in eine Welt verſetzen, in der er zu unendlichen Freuden erwachen wird. — Ich glaubte Wahrheit in dieſen Worten zu fühlen, ſeltſame Bilder, die wie im Geſicht vor mir übergingen, ließen mich in der Zukunft ſchreckliche Schickſale für dich erblicken, denen du freylich durch den Tod am ſicherſten entgingſt. Mein Schwerd zuckte in der Scheide, du lagſt ſchlafend vor mir, es war um dich gethan, wenn nicht dein oder vielmehr mein guter Engel, mir den Schleyer der Täuſchung ſchnell entriß, mit welchem ein böſes Weſen mich umhüllt hatte. Ich ſtutzte und kam zu mir ſelbſt. Ich weckte dich, und kehrte die Schärfe meines Schwerds wider das, was ich für die Behauſung deines Feindes hielt, da er ſelbſt mir unſichtbar war. Du weißt, was ich damals that, was ich ſagte, wie du handelteſt, und wie es dir in der Folge erging. Ich beſorge, der Hauptgrund deiner damaligen Widerſpenſtigkeit war nichts, als Rückſicht auf jene Träume von der Zukunft, die in deinem Gehirn ſchwammen, und die du in jenem ſchauervollen Winkel einſogeſt. Laß dich nicht von ihnen verleiten, ſie führen dich dem unausbleiblichen Untergang entgegen. Beſinne dich, kehre jetzt noch zurück, ich bin bereit, dir die Hand zu bieten.

Und was ſoll ich thun? ſchrie der beſtürzte Hugo.

Entſage dem Stande, für den du nicht gebohren biſt.

Mein Gelübde bindet mich!

Noch ſind für Geld, das ich nicht ſparen werde, Diſpenſationen beym heiligen Vater zu haben.

Und was ſoll dann aus mir werden. Zum Kriegsmann bin ich verdorben von Jugend auf.

Nicht von Jugend auf, Hugo, ich könnte dir beweiſen, daß mehr Feuer, mehr Anlage zur Tapferkeit in dir war, als in dieſem Immo, der meiner Zucht ſo viel Ehre macht. Indeſſen haſt du Recht; das Schwerd führen zu lernen, möchte nunmehr wohl zu ſpät für dich ſeyn; aber giebts nicht andre ruhmvolle Stände im Leben?

Und warum dringt ihr bey mir ſo auf die Entſagung des geiſtlichen Standes? bey Prinz Wilhelm handelt ihr anders.

Willſt du dich mit dieſer Engelsſeele, mit dieſem Jünglinge vergleichen, der offenbar nicht für die Welt, nur für den Himmel gebohren ward? — Du kennſt das Toben deiner eigenen Leidenſchaften wahrſcheinlich beſſer als ich, wagſt du es, dich mit dieſen fürchterlichen Feinden in ewige Stille zu verſchließen? Kannſt du deinem Hang zur Liebe gebieten? — für euch und eures gleichen exiſtiren nur verbotene Verbindungen, ſo wie zum Beyſpiel das herrliche Bündniß zwiſchen dir und Lauriten; für einen Weltmann blüht noch manche Hulda, die er ohne Sünde lieben darf.

Und Hulda, Hulda iſt mein? wenn ich der Kirche entſage, ſchrie Hugo mit einem Blicke, der von ſeinem geſtörten Verſtande zeigte.

Hulda dein? erwiederte Wolfram, die Gemahlinn eines andern, dein? Hugo beſinne dich, du biſt nicht bey dir ſelbſt.

In der That, erwiederte der erröthende Hugo, der ſich zu faſſen ſuchte, ich bin in einer ſeltſamen Bewegung, ich weis nicht genau, was ich denke und rede. Gebt mir Zeit, mich zu beſinn nen, Wolfram! helft mir mich aus dem Wirbel reißen, in dem ich mich befinde, und ich will euch meinen Vater, meinen Retter nennen, ſo lang ich lebe!

Wolfram umarmte den weinenden Hugo, und verſprach ihm jeden Beyſtand, den er verlangen könne; man trennte ſich, und Wolfram ſah es gern, daß Prinz Wilhelm ſich zu ſeinem Freunde geſellte, den er geſucht zu haben ſchien. Wilhelm wußte von allen Dingen, die Hugo beunruhigten, nichts, er konnte nicht mit ihm von denſelben ſprechen, und Wolfram urtheilte ſehr richtig, daß eine längere Unterhaltung von dieſer Art Wolframs Gemüth zu ſehr angreifen würde.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Hugo treibt einen ſeiner Schutzgeiſter von ſich.

Es begannen Traktaten zwiſchen Hugo und Wolfram, die wahrſcheinlich zum Vortheil des erſten ausgeſchlagen ſeyn würden, wenn ſie zur Vollziehung gekommen wären. Wolfram zeigte dem jungen Manne die Gefahr ſeiner gegenwärtigen Lage ſo deutlich, daß dieſer nichts angelegentlichers kannte, als ſich aus derſelben zu reiſſen, aber ſchnell drängte ſich eine Hinderung ein, die alles vernichtete. Hugo erhielt einen Brief, er eröfnete ihn, und ſah Lauritens Hand, eine goldne Kapſel war in denſelben verſchloſſen, er eröfnete ſie, und ſah Lauritens Bild.

Die ſchöne Hulda, welche dieſe Zauberinn auf einige Zeit aus Hugos Herzen vertrieben hatte, war nicht mehr zu Augſpurg. Wolfram, welcher nicht gern einen neuen Funken verbotener Leidenſchaft im Herzen des ſchwachen Hugo nähren wollte, hatte Immo Winke gegeben, ſich bald mit ſeiner jungen Gemahlinn zu entfernen, und der blendende Anblick von Lauritens Reizen konnte alſo freylich einen tiefern Eindruck auf ihren alten Liebhaber machen, als es ihrer Nebenbuhlerinn gegen über möglich geweſen wär. Hugo warf den Brief, welcher anfangs ſeine Neugier ſehr gereizt hatte, auf die Seite, und faßte das Bild mit einer Geberde, als ſäh er es heute zum erſtenmal. Göttliches, göttliches Weib! ſchrie er, und drückte es an ſeine Lippen, ſo ſchön, nein, ſchöner wie Hulda! O daß ſie gegenwärtig wär, um ſich vor deinen Reizen zu demüthigen! Hugo ſtockte, als er dieſes ſagte, Hulda und Laurita ſtunden beyde lebendig vor ſeiner

Phantaſie, ein Kampf zwiſchen ihren ungleichen Reizen begann, und natürlich behielt die den Sieg, welche er vor ſich ſah; — Er drückte das Bild nochmals an den Mund. O! ſchrie er, daß ich dich einen Augenblick vergeſſen konnte! dich, die mich liebt, mich mit dem Abdruck ihrer Vollkommenheiten beſchenkt, mich mit Zügen von ihrer Hand beehrt, um eines Kindes willen vergeſſen konnte, das bey Engels Reizen doch ſchwerlich deinen Geiſt hat, nichts für mich fühlt, mich keines Anblicks würdigte!' Lächerlicher Tauſch! ein Veilchen für eine Roſe, für eine Göttinn eine Sterbliche!

Einem Menſchen, wie Hugo, war das Entzücken bey einem Bilde wie dasjenige, welches er vor ſich hatte, wohl zu verzeihen, es war Laurita, zwar nach dem Leben geſchildert, aber von der Phantaſie des Mahlers ſo unendlich verſchönert, daß man glauben mußte, Liebe habe ihm die Hand geführt. Es war ganz die Laurita, wie ſie dem verliebten Hugo während langer Trennung in ſeinen ſchwärmeriſchſten Stunden vorzuſchweben pflegte; nicht eine irrdiſche Schönheit, nein, eine Unſterbliche ohne Tadel und Flecken. Hugo ſog das Gift der Liebe beym unabläßigen Anſchauen von neuem mit langen Zügen ein, legte das Wunderbild beym Gedanken, das Original lebt ſo wenig für dich als Hulda, hinweg, um zu weinen, und ergriff endlich den vernachläßigten Brief, um zu ſehen, ob dieſer ihm Troſt gewähren könne. Er las:

„Hugo, Hugo! Laurita weis alles, was
„du vorhaſt, die allſehenden Geſtirne, die Zeugen
„deiner Untreue, welche über deinem Haupte
„rollen, verſchweigen Lauriten nichts!

„Thor! ſo nah am Ende der Laufbahn
„umzukehren, weil ein Hügel dir das nahe Ziel
„verbirgt! Jahrelange Arbeiten deiner Freunde
„zu vernichten, weil deine Haſſer dir Zweifel einhauchen!
„Doch der, welcher die lebenslang geliebte
„Laurita bey den Reizen eines Kindes vergeſſen
„konnte, vermag alles! — Armer Betrogner!
„Du klagteſt oft zu meinen Füßen: Laurita
„ſey nicht für dich gebohren! findeſt du in
„der kleinen Hulda das, was dir das Glück bey
„mir verſagt? bey ihr, die einen andern liebt,
„die nie für dich leben wird? — Geh, Hugo!
„du warſt nie der, den ich mir in dir träumte,
„die hohen Flüge ſchwärmeriſcher Leidenſchaft,
„mit welchen du mich feſſelteſt, waren Schattenwerk!
„nur irrdiſche Liebe war dein Wunſch!
„freylich fandeſt du deiſe nicht in den Armen der
„früher gebundnen Laurita, aber du wirſt dich
„tröſten an der Seite der nächſten ſchwarz oder

„blauäugigen Dirne, welche Wolfram dir zeigt,
„es iſt eben keine Laurita, keine Hulda nöthig,
„eine Seele, wie die deine, zu beglücken.

„O Hugo, Hugo! alles möchte ſeyn, aber
„auch die Kirche muß deine Untreu erfahren?
„Du willſt lieber der Knecht irgend eines Fürſten
„werden, als ſelbſt ein Fürſt, über Völker
„herrſchen? — Hugo! wache oder träume
„ich? ſage mir das letzte, ſage mir, daß die Tafel
„des Himmels, die Verrätherinn deiner Gedanken
„trügt, und ich will mich im Vorhof der
„Seeligen glauben! O du kennſt nicht die
„Schmerzen, welche deine Verirrungen deiner
„Laurita machen! Ach ſie wird nie dich, Hatto
„der Zweyte, begrüßen hören, nie die heilige Inful,
„vielleicht die dreyfache Krone auf deinem
„Haupte ſehen! Hugo läßt ſich um die Glorie,
„die ihm das Schickſal beſtimmte, durch die Ueberredungen
„einiger Nichtswürdigen betrügen,
„deren Ränke er ſo leicht durchſchauen könnte,
„wenn er nur die Augen öfnen wollte!

„Wer iſt dieſer Wolfram, von dem du
„dich leiten läſſeſt? war er nicht ehedem ein
„Räuber? glaubt er ſich nicht durch vergangene
„Dinge von dir beleidigt? Kennſt du einen

„Kriegs-

„Kriegsmann, welcher Beleidigung mit Wohlthun „vergalt? Rache, Rache iſts, was Wolfram „dir als Wohlthun anrechnet!

„Oder wähnſt du, Hugo, den er ſo bald „um einen andern vergeſſen konnte, ſollte ihm „lieber ſeyn, als diejenigen, welche er Jahrelang „ſeine Freunde nennt, an deren Vortheil der Seinige gebunden iſt? — Wolfram hat Freunde, „die du nicht kennſt, mich ſollte es wundern, „wenn er dir ſein Einverſtändniß mit **Willigis** „eingeſtanden hätte, mit jenem heimtückiſchen „Schleicher, den du Bethörter ebenfalls für deinen Schutzgeiſt hältſt, wie du denn dich gern „an jeden anſchließeſt, der dich von deiner Laurita reißen will. Frage Wolfram kühnlich, ob „er Willigis kennt, frage ihn, warum er dir ſein „heimliches Verkehr mit ihm verſchweigt, und „die Augen werden dir geöffnet werden. Doch „dieſes kann ſchon dieſes Blatt bewürken, welches ich hier beyſchließe, und das durch ein „gutes Geſchick in meine Hände kam, nicht **mich** „zu belehren, die ich alles weis, ſondern **Dir** deine Leichtgläubigkeit vor Augen zu legen.

„Armer, armer Hugo! kränken muß dichs „freylich, deine ſogenannten Freunde als Verräther zu erblicken; aber bedenke, daß kein Freund

„uns ſo nahe iſt, als wir uns ſelbſt, und ent-
„ſchuldige ſie. Willigis und Wilhelm, denen die
„Zukunft faſt mit dir zugleich die heilige Inful
„verſpricht, müſſen freylich Hatto den Zweyten
„gern vom erzbiſchöflichen Stuhl entfernen wol-
„len, ihn, von dem ſie noch nicht wiſſen, ob er
„ihr Glück verzögern oder abkürzen wird! Hu-
„go! ich bitte dich, lerne weiſe ſeyn, lerne ein-
„ſehen, daß niemand dich wahrhaftig liebt, nie-
„mand es redlich mit dir meynt, als deine älteſte
„Freundinn, die Theilnehmerinn deiner künftigen
„Größe, deine Laurita.“

Ohne uns bey den Würkungen aufzuhalten, welche dieſer Brief auf Hugo machte, gehen wir ſo eilig zu der Beylage über, wovon Laurita ſprach, als der Leſende es that. Es war ein abgeriſſenes Blatt, auf welchem er Willigis Hand nicht verkennen konnte, er las folgendes darauf:

„„Auf eure Hülfe hatte ich meine letzte
„„Hoffnung geſetzt, und ſie war nicht vergebens.
„„Trügen die Träume im Speſſart und auf
„„dem Hattenberge nicht, wie ich, ich ſtelle
„„mich gegen Hugo wie ich wolle, dem Glau-
„„ben der Kirche zu Ehren faſt vermuthen
„„möchte, ſo muß er um ſeines Beſten willen
„„von den Gedanken an den heiligen Stuhl zu
„„Maynz entfernt werden, ihr wißt, wer näher

„„zu demſelben iſt, als er, ſollten wir dieſen der
„„Regierſucht der verworfenen Laurita und
„„Hugos Leichtſinn Preis geben? Jhr vermögt
„„durch die Mittel, welche euch bekannt
„„ſind, alles über ihn, nutzt ſie, und entfernt
„„ihn ſo geſchwind als möglich an den Ort,
„„wo ein Schickſal auf ihn wartet, welches ihm
„„beſſer ziemt, als die Jnful, welche nicht er,
„„ſondern Laurita tragen würde.

„„Sie iſt jetzt hier, dieſe Schlange; ſchon
„„hat ſie das Herz der beyden Kaiſerinnen
„„ganz für ſich eingenommen, und Otto und
„„Ludolf und Heinrich und alle Großen kennen
„„nichts reizenders, als die Gräfinn von
„„Septimanien. Jch wußte es, daß ſie kommen,
„„ſah den Beyfall vorher, den ſie finden
„„würde, darum ſuchte ich ihren Sklaven Hugo
„„eilig zu entfernen, und darum müßt auch
„„ihr die Vollziehung unſerer Plane beſchleunigen.
„„Laurita kann uns von hier mehr Schaden
„„thun, als aus der weiten Entfernung
„„von Thoulouſe.“

Ueberlegung und Mäßigung gehörten nicht unter die Kardinal-Tugenden Hugos, ſeines Hangs zur Trägheit ungeachtet, war Feuer genug in ſeinem Blute, um bey Entdeckungen, wie die, welche er vor ſich hatte, in eine Wallung zu gerathen, in welcher er zu allem fähig war.

Mit Lauritens Briefen in der Hand, lief er zu Wolfram, fragte ihn mit von Zorn ſtammelnder Stimme die Frage, bey welcher ein Kluger ſchwerlich die Unterſuchung würde angefangen haben, da ſie zur Hauptſache wenig that, fragte ihn, ob er **Willigis** kenne?

Wolfram ſah ihn mit einem Erſtaunen an, das ſeinem Zuſtand galt, das aber der Fragende für eine Würkung ſeiner Frage anſah, die er wiederholte. —

Ihr ſchweigt, ſchrie Hugo, ſoll ich euch von der Verſchwörung wider mich durch eure Augen überführen? Weß ſind dieſe Züge? Wer iſts, der euch zu der Unthat gedungen hat, mich zu verderben?

Gedungen? ſchrie Wolfram, deſſen Augen vor Wuth zu funkeln begunnten; gedungen, euch zu verderben? Wolfram zu einer Unthat gedungen? — Und dieſer Brief an mich, von Willigis, in eurer Hand? — Räuber! — Entweiher fremder Geheimniſſe! was willſt du von mir! — Rede, oder dieſes Schwerd! — —

Hugo bewies zum erſtenmal in ſeinem Leben, daß er Muth genug habe, dem Schwerd eines Zornigen Trotz zu bieten; er ergriff Wolframs bewaffnete Rechte, um ſich vor ſeinem Angriff zu ſchützen, und fuhr fort, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, indeſſen jener, deſſen Wuth beym Anblick des ergrimmten Jünglings nachließ, ſich von ihm losriß, das Schwerd mit einem verächtlichen Blick in die Scheide ſtieß, und ihm den Rücken kehrte.

Fort! ſchrie er, fort aus meinen Augen! ſchändlicher Zögling Lauritens! Nicht eine Sylbe zur Antwort auf deine Läſterungen! Jetzt kenne ich dich! Dieſer geraubte Brief reißt dich auf ewig aus meinem Herzen. Renne in dein Verderben, mir gilt es gleich! Morgen ſcheide ich, und nie ſehen wir uns wieder!

Es müßte denn ſeyn, rief er dem ſich entfernenden Hugo ſpöttiſch nach, um den Seegen von Hatto dem Zweyten zu empfangen

Und der will ich werden! ſchrie jener zurück, dir und **Willigis** zum Trotz will ich es werden, und euch meine Rache fühlen laſſen.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Und es liegt nicht an ihm, daß nicht auch der zweyte flieht.

Die Zeit des Aufbruchs war für das ganze Heer auf morgen angeſetzt, auch Wolfram und ſeine Völker verließen die Gegend, und Hugo nebſt Wilhelm blieben zurück; Hugo in einer Gemüthsfaſſung, von welcher wir keine genaue Rechenſchaft zu geben wiſſen, da er ſie nicht durch Worte äußerte, und Wilhelm voll Beſtürzung über das, was er an dem einen ſeiner Freunde ſah, und geſtern beym Abſchied von dem andern gehört hatte.

Was ſoll ich von euch beyden denken? rief er in der erſten ruhigen Stunde. Du und Wolfram bisher ſo vertraut, ſo innig gegen einander, daß ich alle Fehde, welche unter euch geweſen ſeyn mag, für aufgehoben achtete, und nun beym Abſchied. [illegible] den Augen des einen, verbißner Zorn, auf den Lippen des andern, Ausbrüche von Wuth?

O, erwiederte Hugo, Wolfram wird freylich nicht ermangelt haben, ſeine Gedanken von mir dem Prinzen Wilhelm auf die vortheilhafteſte Art mitzutheilen!

Nun in der That, Hugo, Wolframs Abſchiedsrede von dir war weder ſanft noch ſchmeichelhaft; aber ich weis, was ich von dir und ihm halten ſoll: Du biſt die ſanfteſte trugloſeſte Seele, die ich kenne, und Wolfram hat den Fehler, bey dem höchſten Grad von Rechtſchaffenheit und Edelmuth durch ein Nichts beleidigt zu werden, und ſeinen Unwillen auf die ungeſtümſte Art zu äuſern. Zürne nicht mit ihm, ſeine Uebereilung muß eurer Freundſchaft keine unheilbare Wunde ſchlagen!

Wilhelm hatte Recht! Meine Leſer haben Wolframs Toben geſehen, zu welchen ihn nun zwar Hugos Verfahren ziemlich berechtigte, aber das doch einem Mann von ſeiner Erfahrung weniger zu verzeihen war, als dem feurigen Jünglinge ſeine Unvorſichtigkeit. Ein Geiſt der Zwietracht hatte beyde in einer Stunde zuſammen gebracht, wo keiner den Gebrauch der Vernunft ganz beſaß, und leider, ward der Freunſchaft, welche beyde für einander hegten, und dem Glück des einen, in dieſer unglücksvollen Stunde, eine Wunde beygebracht, welche die gefährlichſten Folgen hatte.

Hugo ſchwieg auf die Worte ſeines Freundes, und ſah ihn mit einem Blicke an, den ſeine Augen ſelten hatten, mit dem Blicke des forſchenden Scharfſinns. Auch er, auch Wilhelm war ihm in Lauritens Briefe verdächtig gemacht worden, und er wuſte nicht, welches Urtheil er von ihm fällen ſollte.

Prinz, ſagte er, nach einigem Bedenken, ich urtheile, es wird für mich und euch das beſte ſeyn, uns zu trennen; ich kann nicht wiſſen, in wie weit Wolframs Abſchiedsrede auf euch Eindruck machte?

Hugo! wozu dieſer fremde Ton? Wir ſind Freunde, ſind Hugo und **Wilhelm**, ſind Brüder, ſind vom Schickſal zu einerley Stande beſtimmt.

Zu einerley Stande, Wilhelm? wie meynſt du das?

Sind Nebenbuhler!

Nebenbuhler? — Wilhelm, ich beſchwöre dich, erkläre deine Worte!

Du erzürnſt dich, mein Freund, ich hoffe doch nicht, daß wir uns um unſere gemeinſchaftliche Braut, die Kirche, ſchlagen werden? Ihre Arme ſind weit, ſie kann uns beyde umfangen.

Der unſchuldige, lachende, ſcherzende Ton des Prinzen brachte Hugo ganz aus der Faſſung; er ahndete, Wilhelm ſpiele auf gemeinſchaftliche

Anſprüche zur heiligen Inful an, von welchen Laurita in ihrem giftigen Briefe Winke gab, er fühlte, eine ſolche Nebenbuhlerſchaft würde ſie bey ſeinen jetzigen Geſinnungen nicht lange Freunde bleiben laſſen, und gleichwol mußte er aus Wilhelms unbefangenem Weſen urtheilen, ihm ſey von Dingen dieſer Art nichts bekannt, oder er würdige ſie keiner Beachtung.

Prinz, fing er nach einer langen Pauſe von neuem an, es iſt mir unmöglich, mit euch auf den alten Fuß zu leben, bis ihr mir einige Fragen entſcheidend beantwortet habt.

Rede!

Kennt ihr Willigis?

O ja, er war einſt einer meiner Lehrer.

Iſt euch etwas von einer Bekanntſchaft zwiſchen Wolfram und dem Müllersſohn bekannt.

Nein! — Aber warum nennſt du Willigis mit dieſem ſpottenden Blicke, den Müllersſohn? Sollte er dir nicht wenigſtens als der Beförderer meines Glücks zu theuer ſeyn, ihm ſeine niedere Abkunft aufzurücken?

Willigis, der Beförderer eures Glücks! Wie das?

Lehrte er mir nicht meinen Hugo kennen?

Wilhelm! du greifſt mir ans Herz! Gott weis, ob ich mir es minder für Glück achte, an dir einen Freund gefunden zu haben! Sollte ich nur wiſſen, ob Willigis nie dein Herz gegen mich vergiftete, nie dir von vielleicht geträumten Anſprüchen vorſagte, welche machen könnten, daß das Glück des einen von uns, von dem Untergange des andern abhinge?

Du ſprichſt in Räthſeln.

Daß er nie etwas von ſeinen Anſchlägen, mich euren Hoffnungen, oder vielmehr den ſeinigen aufzuopfern, in euer Herz übergehen ließ?

Würde ich denn Willigis noch lieben, ſo wie ich ihn lieben werde, Hugo mag ihn nun den Müllersſohn nennen oder nicht, Böſes von ihm argwohnen, oder nicht; ſo wie ich auch Hugo lieben werde, Wolfram mag ihn noch ſo ſeltſam zum Abſchied parentiren.

Hugo mußte durch die gutherzige Unſchuld, die aus jedem Worte des Prinzen hervorleuchtete, gewonnen werden; er gab jeden Argwohn auf, Wilhelm könne in der geheimen Verſchwörung wider ſein künftiges Glück, die ihm Laurita einbildete, mit begriffen ſeyn. Ruhe und Zutrauen ward wieder hergeſtellt, und Werinhars Sohn tröſtete ſich in Wilhelms Umgange darüber, daß es ſo betrügliche Freunde gebe, wie Willigis und Wolfram.

Sie brachen von Augſpurg auf, und ſetzten ihre Wallfarth durch Kirchen und Klöſter fort, welche ſo unbedeutend war, als die Orte, welche ſie beſuchten. Nichts trug ſich bey derſelben zu, das einen Einfluß auf Hugos Geſchichte hatte, und alſo von uns bemerkt zu werden verdiente.

Wichtiger und bemerkenswerther dünkte uns der Briefwechſel, den Laurita ſeit dem letzten Schreiben, das wir dem Leſer mittheilten, ununterbrochen mit Hugo unterhielt, und der ſeine Abſicht nicht verfehlte. Hugos Zutrauen zu ſeiner gefährlichen Korreſpondentinn, ſeine Leidenſchaft für ſie, und ſein Glaube an alles, was ſie ihm verſagte, kam auf den höchſten Gipfel; ſie war ſeiner ſo ganz mächtig, daß er ihr unterſchiedliche Briefe von **Willigis** und einen von **Wolfram**, der ihm zukam, uneröfnet zuſchickte, und ſeine Antworten ganz nach dem einrichtete, was ſie ihm daraus referirte. Antworten von dieſer Art mußten bald alles Einverſtändniß mit ſeinen verkannten Freunden ganz aufheben, und Hugo blieb ſeiner Verführerinn allein überlaſſen, die, nur den Prinzen Wilhelm nicht um ſeine Freundſchaft zu beneiden, es faſt zu bereuen ſchien, ihn argwöhniſch auf denſelben gemacht zu haben. Wilhelm kam ihr zu unbedeutend vor, als daß ſie ihn vor der Zeit von Hugos Seite hätte verdrängen ſollen. — Eine von den Hauptwürkungen des Briefwechſels mit der Gräfinn von Septimanien, war Hugos Beſtärkung in dem Glauben an jeden geheimnißvollen Wink, den ihm das Schickſal von ſeiner künftigen Gröſſe gegeben hatte, dieſe Dinge waren jetzt faſt das einzige übernatürliche, an was er glaubte, jeden andern Glauben hatte Lauritens freygeiſteriſcher Witz aus ſeinem Herzen gebannt, und nur dann und wann regten ſich Ueberbleibſel ehemals gehegter Grundſätze in ſeinem Innern.

Alle ſein Wünſchen, all ſein Denken ging dahin Lauriten zu Liebe, und ſeinen Feinden Wolfram und Willigis zum Trotz bald die hohe Stufe zu erreichen, zu welcher er noch ſo wenig Schritte gethan hatte; ſeine Hoffnung dazu war unbegränzt, und er nahm es eines Tages ziemlich hoch auf, als Prinz Wilhelm ihm verhieß, ſo bald er einſt eine Inſul tragen würde, ihn in ſeinem Bisthum zum erſten Prälaten zu erheben. Was für eine Beſchimpfung für Hatto den Zweyten ſich eine geringe Abtey als eine Gnade verheiſſen zu laſſen!

Wilhelm fühlte nichts von dem Stolze in Hugos Antwort, er liebte ihn wie zuvor, und ſie langten friedlich in einer Gegend an, wo dem Helden unſerer Geſchichte ein Abentheuer bevorſtand, welches wir nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Rückſicht in die Vergangenheit.

Dinge, wie die, welche in Hugos Kopfe ſchwärmten, mußten nach und nach allen frohen Muth, alle Heiterkeit aus ſeiner Seele bannen, und ihn oft zum wachenden Träumer machen. Man ſage dem an die Erde gefeſſelten Wurme vom Flug über hohe Gebürge, dem Gefangenen von Freyheit, dem Bettler von einer Krone, und ihm wird ſeyn wie Werinhars Sohne nach jedem Empfang eines neuen Briefs von Lauriten war. Er glaubte zwar blindlings, was ſie ihm von der Zukunft vorſchwatzte; aber das Wie und das Wann ſtürzte ihn in ein Nachdenken, aus welchem ihn oft nichts, ſelbſt die Stimme Wilhelms, ſelbſt das Lächeln der blühenden Natur nicht erwecken konnte; die Pflichten ſeines Standes wurden vernachläßigt, die Kaiſerinn Mathilde erfuhr nichts mehr von ihrem Lieblinge, und dieſer hätte eben ſo wohl einſam, als mit einem ſolchen Gefährten reiſen können. Der edle Prinz ward durch die ſeltſamen Launen ſeines Freundes nicht unwillig gemacht, nur zum Mitleiden gereizt, er that alles, ihn aufzumuntern, und ließ keine Gelegenheit vorbey, ihn aus ſeinem Trübſinn empor zu reißen.

Sollten die Gegenden, in welchen mein Hugo die frühſten Jahre ſeines Lebens zubrachte, nicht die Kraft haben, ihm ein frohes Lächeln abzunöthigen? fragte Wilhelm eines Tages.

Welche? fragte der wie aus einem Traum auffahrende Hugo. — Kennſt du dieſe lachende Aue, dieſe Reihe von blauen Gebürgen am Horizont, und jenen düſtern Hayn, dem wir uns nahen, nicht mehr? fuhr der Prinz fort, du haſt mir die Gegenden des Speſſarts, welche dich als lächelnden Knaben ſahen, zu oft beſchrieben, und ich habe mir ſie von des Weges kundigen Perſonen zu genau bezeichnen laſſen, um dich irre zu führen. Siehe, dort zur Seite liegt das Frauenkloſter mit ſeinen röthlichen runden Thürmen, welches du in jenen Tagen ſo oft beſuchteſt, und am Fuße jenes Hügels, den dieſe Krone von Tannen, welche ſich über den ganzen Wald erheben, beſchattet, muß die friedliche Hütte Waldradens ſeyn, und der Ort, wo die Seelige ſchlummert, und die Stelle, die dein Wilhelm zu einem Denkmaal für die Mutter ſeines Freundes beſtimmt hat. Ja, Hugo! wenn ich einſt zum Range eines geiſtlichen Fürſten gelange, ſo verlaſſe ich mein Biſthum, es ſey ſo entlegen es wolle, und walle mit dir zum Grabe dieſer Heiligen. Anſtatt des einfachen Kreuzes, das ihre Aſche beſchattet, erhebt ſich denn ein prächtiges Säulengebäude, und der Schauplatz ihres frommen Lebens, die kleine Hütte, wird zur Kapelle, in welcher Tag und Nacht Meſſen geleſen werden; nicht für ſie, welche der Ruhe des Himmels ſchon längſt genießt, ſondern für alle, die ſich ihrer Vorbitte empfehlen.

Wilhelm hatte das rechte Mittel getroffen, Hugos Herz, das zum Felſen geworden zu ſeyn ſchien, zu rühren; er kannte die Verehrung, welche dieſer gegen das Andenken ſeiner Mutter hegte, und konnte den Eindruck errathen, den jeder Theil ſeiner Rede auf ſeinen Freund machen würde.

Hugo brach in Thränen aus. Ja, rief er mit zuſammengeſchlagenen Händen, ja, ſie ſind es, die Gefilde der Unſchuld und der Ruhe; jeder Baum, jeder Strauch wird mir kenntlich! Zwar hier hat ſich viel geändert, dort dies dichte Gebüſch war vor funfzehn Jahren nur niedriges

Geſträuch, und dort aus dem Zirkel jener alten himmelhohen Ulmen ſcheint manche zu fehlen, die vielleicht von Alter, Sturm oder der Axt gefallen iſt; aber doch das Ganze iſt noch ziemlich daſſelbe; dort am Wege blüht noch ein wilder Roſenſtrauch, den mir die Kloſterfrauen ſchenkten, und den ich und noch Eine hieher pflanzten, und bald werden wir den großen Feldſtein ſehen, auf den ich und ſie bey der Rückkehr aus dem Kloſter zu ruhen pflegten. Ach Wilhelm, Wilhelm! wüßteſt du, wie ſelig ich damals war! und jetzt? —

Thränen hemmten Hugos Rede, die Träume hochfliegender Ehrſucht, welche zuvor ſein Gehirn erfüllten, waren ganz durch das Gefühl ſanfter Wehmuth verdrängt, und Hugo war in dieſen aus der Vergangenheit hergezauberten Augenblicken, ein beſſerer Menſch als er vielleicht ſeit Jahren geweſen war. Er machte Vergleichungen zwiſchen jetzt und ehedem, verwarf gewiſſe Handlungen und Wünſche, faßte beſſere Entſchlüſſe, und fühlte Trieb ſie ſchnell und redlich auszuführen.

Jetzt kamen ſie vor dem Roſenſtrauche, jetzt vor dem großen Feldſteine vorüber. Die Gruppen der Bäume wurden häufiger und dichter, und nun nahm ſie der düſtre Hayn in ſeine Schatten auf. Noch vor Abend erreichten ſie Waldradens Hütte. Wilhelm und Hugo knieten an den zum Theil eingeſunkenen Kreuzen, welche die Ruheſtätten derjenigen bezeichneten, die hier ehemals in der Einſamkeit den Tod erwartet hatten, und Waldradens Sohn zierte dasjenige, welches die Gebeine ſeiner Mutter überſchattete, mit einem Kranze von wilden Roſen.

Hugo hatte die Nacht nach dieſem feyerlichen Abende neben Wilhelm auf einem Lager von Laub und Moos ſanfter geruht, als auf den weichſten Dunen. Den Prinzen wiegte die Freude, ſeinem Freunde Linderung geſchafft zu haben, in himmliſche Träume, und Hugo, deſſen Herz durch Thränen ſanfter Wehmuth und heiliger Wiedererinnerung erweicht war, ſchlummerte ohne ſo wie ſonſt durch die Gaukeleyen einer ſchwärmenden Phantaſie geſtört zu werden.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als er erſt erwachte, ohne den Prinzen an ſeiner Seite zu ſehen. Ueberzeugt, daß ihn nichts als das Verlangen, des kühlen Morgens in der ſchönen Waldgegend zu genießen, von ihm entfernt haben könnte, ging er ihm unter den Bäumen entgegen, und nicht lange, ſo ſah er ihn aus der Ferne daher eilen.

O Hugo! rief Wilhelm ſeinem Freunde entgegen, willſt du eine der ſchönſten Stellen dieſes Waldes ſehen, ſo folge mir, der Abend möchte uns hier nicht mehr finden, und verweilen wir länger, ſo wird uns die Hitze die Hälfte unſers Vergnügens rauben. Hugo folgte ſeinem Führer, indeſſen dieſer ihm ein lebhaftes Gemälde von den Reizen des Zauberorts entwarf, an welchen er ihn führen wollte; auch wir wollten unſern Leſern eine Schilderung von dieſer Gegend machen, wenn ſie ihnen nicht aus den erſten Bogen dieſes Buchs bereits bekannt wär.

Schon Wilhelms Beſchreibung, ſchon das ferne Rieſeln einer Quelle machte Hugo aufmerkſam, und jetzt, als er in einen weiten mit hohen ſchattigten Bäumen rund umſchloſſenen Platz trat, als er das Sauſen des Stroms auf der entgegenſtehenden Seite vernahm, und in der Mitte des magiſchen Kreiſes, den die Rieſengeſtalten der Ulmen beſchrieben, gewiſſe ihm wohl bekannte Ruinen gewahr ward, da war es ihm nicht mehr zweifelhaft, wo er ſey. Die Haare ſträubten ſich auf ſeinem Haupte empor, kalter Schauer durchbebte ſeine Gebeine, und ſeine Füſſe wandten ſich unwillkührlich zur Rückkehr.

Wo willſt du hin? rief Wilhelm, der ihn zurückzog, ſiehſt du nicht das herrliche Mahl, das ich uns hier im Schatten von wilden Erdbeeren, und Honig, den ich in einem hohlen Baume fand, und Waſſer aus dieſer Quelle bereitet habe, die, wie mich dünkt, mit dem kaſtaliſchen Brunnen im Wohlgeſchmack wetteifern kann. Auch wilde Roſen pflückte ich von dem Buſche, den du gepflanzt haſt, um das Feſt der Freundſchaft durch die Freuden der Wiedererinnerung zu krönen.

Der Schauer, welcher Hugo beym erſten Anblick der Stelle betrüglicher Träume überfiel, hatte nachgelaſſen, die Erwehnung des Roſenſtrauchs brachte ihm Lauriten in den Sinn, und mit dieſer Idee war der Gedanke an die Zukunft, welche ihm ehedem hier geweiſſagt ward, ſo feſt verbunden, dieſer Gedanke bekam durch ihr Bild ein ſo bezauberndes Anſehen, daß ſchnell an die Stelle des heimlichen Grauens, eine Empfindung ahndender Freude trat, und er ſeinen Freund mit Entzücken umarmte.

Kenner der verborgenſten Winkel meiner Seele! rief er, Späher meiner geheimſten Gefühle! wie ſoll ich dir danken? — Ja, dieſer Ort! — O Wilhelm, ich kenne ihn, und auch du ſollſt mehr von ihm erfahren.

Sie lagerten ſich auf den Raſen und koſteten von den Erfriſchungen, die Wilhelm bereitet hatte, ohne ſich im Geſpräch auf etwas anders, als die Schönheiten der Gegend, die ſie umgaben, einzulaſſen. Doch nach dem Frühſtück konnte der Prinz ſeine Neugier nicht länger bezähmen, und foderte ſeinen Freund auf, ihm nähere Auskunft über den Ort zu geben, an welchem ſie ſich befänden. Du ſollſt wiſſen, ſagte er, daß nicht Zufall mich in dieſe Gegend brachte, nicht blos Verlangen, dir einen frohen Morgen zu machen, mich bewog, dich hierher zu führen. Ein Traum dieſer Nacht, als die Dämmerung ſchon anfing die Schatten zu verdrängen, mahlte mir dieſes Eliſium, und ſagte mir, ich würde, wenn du einwilligeſt, hier den Anfang der höchſten Glückſeligkeit finden. Der Weg hieher ward mir ſo richtig bezeichnet, daß ich ihn ohne Suchen fand, und bereits im Begriff war, auch dich zu holen, und dir Theil an meiner Freude zu geben, als mich die Neugier zurück zog.

Die Ruinen jenes Fußgeſtells, auf welchem ehemals eine Bildſäule geſtanden haben muß, machten mich aufmerkſam; der Stamm eines vom Donner geſpaltenen Baumes, der dieſe Gegend ehemals beſchattet haben muß, beſchäftigte mich von neuem, ich ſah den Boden mit wilden Erdbeeren bedeckt, die ich im Nachdenken über dieſe Dinge zu pflücken begunte; ich fand während dieſer Beſchäftigung zwiſchen der Höhlung jenes Steins, zwey Dinge, die theils meine Neugier vermehrten, theils mir Hoffnung machten, dieſelbe bald befriedigt zu ſehen; hier den Griff eines Schwerds, und hier ein metallenes Kreuz, auf welchem bekannte Namen ſtehen.

Hugo nahm beydes hin, er ſah auf dem erſten die Züge von Wolframs Namen, und auf dem andern den Seinigen. Ein gemiſchtes Gefühl von Freude und Entſetzen befiel ihn. Er wußte, daß er das Kreuz, ein Geſchenk Abt Ademars, einſt hier verloren, und daß ſeine abergläubige Mutter ihm die Wiederfindung deſſelben als Vorzeichen ſeines höchſten Glücks geweiſſagt hatte; aber eben ſo wohl fiel es ihm ein, bey was für einer Gelegenheit Wolfram ſein Schwerd wider das Marmormild zückte, bey deſſen Zerſtörung es zerſprang, und der Griff verloren ging; es war nicht gar lange, daß Wolfram ihm die Urſach ſeiner damaligen Wuth angezeiget hatte, und wie hätte er ſich derſelben ohne Entſetzen erinnern ſollen?

Wilhelm hatte nichts arges aus dem Schweigen ſeines Freundes, der ihm auf wiederholte Bitte Befriedigung ſeiner Neugier mit kurzen Worten verſprach, und fuhr in ſeiner Erzählung fort; das, was ich gefunden hatte, machte mich begierig, mehreres an dieſem Orte zu finden, ich ſtieß auf Menſchengebeine, ich fing an zu graben, und brachte unter einer Menge von ſolchen kläglichen Trophäen des Todes auch dieſes ans Licht.

Hugo beſchaute die Dinge, welche ihm ſein Freund bey dieſen Worten vorlegte, und ſah nebſt einigen metallenen Tafeln, einen großen Krug von einer ſeltſamen Maſſe, mit Aſche und einigen alten Kupfermünzen gefüllt, und einem ſcharfgeſchliffenen unverroſteten Stahl, den unſere heutigen Alterthumskenner augenblicklich für ein Opfermeſſer würden erkannt haben, aus welchem aber unſere jungen Leute nichts zu machen wußten.

Ueberhaupt war Kenntniß und Schätzung ſolcher Dinge in jenen Zeiten ſo gering, daß Hugo und Wilhelm bald von Betrachtung alles deſſen, was ſie vor ſich hatten, abgingen, und der erſtere ſich auf wiederholte Bitte des letzten bequemen mußte, eine Erzählung von den Geheimniſſen dieſes Orts zu beginnen, die ihm bekannt ſeyn konnten.

Meine Leſer, denen Hugos ganze Geſchichte wiſſend iſt, können urtheilen, ob er es wagen durfte, dem jungen Prinzen alles, was er verlangte, ohne Rückhalt und ohne Bemäntelung vorzubringen. Die Geſchichte ſagt nicht genau, wie er ſich aus dieſer Verlegenheit gewickelt habe, doch verſichert ſie, Hugo ſey zu lang in Lauritens Schule geweſen, um nicht hier einen Mittelweg zwiſchen Lügen und Wahrheit ausfindig zu machen, der den Prinzen befriedigte, ohne daß darum irgend ein Geheimniß hätte enthüllt werden [illegible]. Alſo nichts von den hier gehabten ominöſen Träumen, nichts von Wolfram und Waldraben, nichts von der geweiſſagten Inſul; Hugo hielt ſich am längſten bey dem Mährlein von der Göttinn Hertha auf, welches Vater Benno ihm zu Kloſter Fulda erzählte, und gab dem unſchuldigen Zuhörer von dem übrigen, nicht den Kern, nur die Schale.

Der Abend war unter dieſen Erzählungen herangekommen, Wilhelm, welcher hier einen langen Aufenthalt zur Abſicht gehabt haben mußte, brachte Brod und Wein hervor, das er aus dem Gepäck ſeines Mauleſels mit ſich genommen hatte; man labte ſich, und legte ſich dann unter den ſäuſelnden Bäumen, mit dem Verſprechen zur Ruhe, nach Mitternacht gegen Mondsaufgang wach zu ſeyn, dann den Rückweg nach der Hütte, und von da die kurze Reiſe nach dem

Kloſter anzutreten, welches man noch vor Anbruch des Tages zu erreichen gedachte.

Hugos Phantaſie war durch die Begebenheiten und durch die Erzählungen des vorigen Tages gewaltig erregt worden; das Grauen vor der Stelle, auf der er ſich befand, welches bisher geſchlummert hatte, erwachte jetzt, als alles ſtill um ihn ward, die Nacht ihre dickeſten Schatten ausbreitete, und nun auch ſein unſchul[illegible] Gefärthe der Gewalt des Schlafs nachgab.

Hugo warf ſich unruhig hin und her, Vergangenheit und Zukunft ſchwärmten wild in ſeinem Gehirn durch einander. Laurita nebſt ihren glänzenden Verheiſſungen führten überall den Vorreihn, und die Worte: Heil dir Hatto der Zweyte, Erzbiſchoff von Maynz, die ihm einſt zuerſt hier im Traum ertönten, und die die Verführerinn in der Folge zur gewöhnlichen Begrüſſung ihres Hugo machte, ſchallten ihm unaufhörlich in die Ohren. Glühende Begierden nach dem geweiſſagten Glück erwachten; tief im Innerſten ſeiner Seele riefen Stimmen: Bald, bald! und ſo entſchlief er.

Was Wunder, daß ihm der Traum das ausmahlte, was wachend ſeine Seele ſo lebhaft beſchäftigte! aber das Leben unſers unglücklichen

Träumers iſt bereits zu ſehr mit ſolchen Hirngeburten erfüllt, als daß wir uns mit den Geſichten jener Nacht umſtändlich abgeben dürften, auch vermied es Hugo, der doch allein ſie vollkommen kannte, in der Folge gefliſſentlich, ſich deutlich über dieſelben zu erklären; alles was er von dieſen ſchauervollen Stunden, die ohne Zweifel zu den merkwürdigſten ſeines Lebens gehörten, zu ſagen pflegte, war: „Sie waren ſchrecklich! „Schrecklich mein Wachen! ſchrecklich meine „Träume, am ſchrecklichſten der letzte Theil derſelben, der mich erweckte;

„Mich dünkte, ich rief mit lechzendem Munde meinem geweiſſagten Glücke: Bald! bald! „entgegen, und aus dem grauenvollſten Winkel „der Gegend, in welcher ich ſchlummerte, lallte, „es mit hohlem Ton mir nach: „„Nur der „„Tod deſſen, der neben dir ſchlummert, kann „„dich auf den heiligen Stuhl erheben. Ewige „„Wahrheit ſind dieſe Worte, du wirſt es erfahren.““ — Da wars, als gäb mir einer „das Opfermeſſer in die Hand, das mein Freund „des vorigen Tages fand, ich faßte es, um ein „ſchlummerndes Lamm zu würgen, das ſich an „meine Seite ſchmiegte und mich mit ſeiner „Wolle wärmte. Plötzlich erwachte ich, der „Mordſtahl war in meiner Hand, meine Linke

„lag auf der Bruſt des unglücklichen Jünglings, der in tiefen Schlaf verſunken neben mir ruhte, und die hochgehobene Rechte war im Begriffe, ſich mit dem Blute der Unſchuld zu färben. Ich ſprang voll Entſetzen auf, Wilhelm erwachte, ich warf das mörderiſche Eiſen von mir, wir ſanken einander in die Arme und weinten. Laß uns fliehen! laß uns fliehen, mein Bruder! ſchrie ich, ehe die Dämonen, welche hier hauſen, dich und mich verderben!“

Dies iſt die ſchriftliche Erklärung, die man über dieſe ſeltſame Geſchichte in dem Nachlaß Hatto des Zweyten gefunden hat, und welcher wir nichts hinzuzuſetzen wiſſen; wir brechen daher ab, und fangen ein neues Kapitel an.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

Der Forſcher der Zukunft wird den Gefahren der Gegenwart zur Beute.

Wilhelm und Hugo eilten mit feſtgefaßten Händen durch die grauenvolle Nacht, aus den Gegenden, von welchen tauſend Schrecken ihnen nachwehten, und ihr Haar empor ſträubten. Der eben aufgegangene Mond verſteckte ſich hinter ſchwarze Wolken, und in der Ferne rollte der Donner.

Hugo! rief Wilhelm, als ſie Walrabens öde Wohnung erreichten, und nun vom Entſezzen und dem langen Wege außer Odem, auf die bemooßte Bank an der Mauer niederſanken, Hugo! was war das? Ein Mordeiſen in deiner Hand, deinen Freund zu erwürgen? — Doch nein, vielleicht, daß eine Schlange aus dem Gebüſche hervorſchlüpfte um meinem Leben zu ſchaden. Mich träumte von gift'gen Schlangen; **Hugo** wollte ſeinen **Wilhelm** ſchützen, nicht tödten.

Gern hätte Hugo den Wahn ſeines Freundes begünſtiget, aber wir wiſſen nicht, ob wir ihm dieſe Täuſchung eben zur Ehre anrechnen könnten. Die Thränen, die er vergoß, ſein ſtammelndes Bekenntniß machte ſeinem Herzen vielleicht mehr Ehre.

Man rechnete in jenen Zeiten viel auf die Verführung der Dämonen, und maß ihnen manche Unthat bey, an welcher man den würklichen Vollzieher derſelben gern unſchuldig wiſſen wollte; Wilhelm fand alſo keine Schwürigkeit, den Worten ſeines Freundes zu trauen, beſonders, da ſie das Gepräg der Wahrheit und Schuldloſigkeit hatten, und er keinen Vortheil abſah, den Hugo in der

Ermordung desjenigen finden könne, der ihn ſo innig liebte. Hugos Bekenntniß wurde mit einer innigen Umarmung belohnt, und dieſer, welcher auf die nun folgenden genauern Unterſuchungen Wilhelms doch etwas antworten mußte, gab ihm die Geſchichte zum Beſten, wie Wolfram ehemals auf eben der Stelle, welche jetzt beynahe das Blut der Unſchuld getrunken hätte, von irgend einem böſen Weſen verleitet, auch ſchon das Schwerd aufgehoben hätte, ihn, Hugo, zu tödten: — Wilhelm ſchauerte in ſich zurück; der Umſtand, daß Wolfram ehemals in dieſem Fall geweſen ſey, entſchuldigte ſeinen Freund noch mehr, es ward viel von der Gewalt der Dämonen geſprochen, die Lehre von der Divination kam an die Reihe, Wilhelm hatte von ſeinen Lehrerinnen, der frommen Mathilde und der heiligen Edith, Grundſätze eingeſogen, welche Hugos geheime Hoffnungen begünſtigten, und ſo trug der unſchuldige Prinz durch ſeine Geſpräche vieles bey, einen Wahn in dem Buſen ſeines Freundes zu nähren, der ihm ſo gefährlich war.

Der Morgen war heran gekommen, man machte ſich auf den Weg nach dem Kloſter, welches unſerm Hugo aus vorigen Zeiten ſo wohl bekannt war, und in welchem er vielleicht noch einige ſeiner alten Bekanntinnen zu finden hoffte; aber das Schickſal hatte beſchloſſen, daß er dieſen kurzen Weg nicht zurück legen ſollte. Die Träume voriger Nacht, welche ihm entfernte Dinge ſo deutlich ſchilderten, hatten ihm von dem Abgrunde, der ſich zu ſeinen Füßen öfnete, keinen Wink gegeben.

Sie waren noch nicht vor dem großen Feldſteine vorüber, welcher Lauritens Liebhaber um ihrentwillen ſo merkwürdig war, als ſie ſich von Kriegsleuten umringt ſahen, welche hinter dem Gebüſch hervorbrachen. Hugo ſprang von ſeinem Maulthier herab, bat Wilhelm ſich hinter einen Baum zu retiriren, und bewafnete ſich mit einem heimlichen Wunſch nach dem ſcharfen Eiſen, das er in voriger Nacht hinweg geworfen hatte, mit einigen großen Steinen, um den Freund zu vertheidigen, deſſen Leben ihm jezt doppelt theuer war; aber was vermögen die ſchwachen Arme eines Mönchs gegen die geübte Fauſt der Krieger! Man drang Hugo auf den Leib, warf ihn zu Boden, feſſelte ihn, und verſicherte ihn, auf ſeine Vorbitte für Wilhelm, mit Lachen, daß der Prinz ganz ſicher ſey, und man ſich blos um ſeinetwillen die Mühe gegeben habe, hieher zu kommen.

Hugo ſahe würklich, daß man ſich dem erſchrockenen Prinzen mit Ehrfurcht nahte, ihm betheuerte, man habe keine Abſichten gegen ihn, er habe völlige Freyheit zu ziehen, wohin er wolle, und nur dann erſt ſich des Zügels ſeines Thiers bemächtigte, es einen andern Weg zu leiten, als er Miene machte, ſich der Entführung ſeines Freundes zu widerſetzen.

Die Begleiter, welche man dem jungen Prinzen zugab, ihn von dem Wege abzuführen, den man mit ſeinem unglücklichen Freunde zu nehmen gedachte, brachten ihm denſelben bald aus dem Geſicht. Hugo ſah ihm mit gebrochenem Auge nach; die Trennung von ſeinem Freunde, die Ungewißheit, was man mit ihm vorhabe, und die Gewaltthätigkeit, mit welcher man ihn behandelte, brachten ihn der Ohnmacht nahe.

Ohne ſeinen Zuſtand zu bedenken, ohne der Feſſeln zu achten, welche ſeine Arme und Füße verletzten, ohne auf ſeine ſtammelnden Bitten um Erbarmung zu hören, ſchleppte man ihn fort, ſieben Tage lang, und brachte ihn an einen Ort, welcher alle ſeine Zweifel aufgeklärt, ihn ſeinen Verfolger mit Namen genannt haben würde, wenn er nicht bey Nacht daſelbſt angelangt wär; die Finſterniß verbarg ihm die wohl bekannte Auſſenſeite ſeines Gefängniſſes, das er vordem oft mit Grauen geſehen hatte, und deſſen innere Greuel er nun erſt kennen lernen ſollte.

Neun und vierzigſtes Kapitel.

Der Mäuſethurm.

In den Gegenden von Maynz, unweit Bingen, liegt auf einer kleinen Inſel, die der Rhein bildet, eine alte Veſte, vom Pöbel der Mäuſethurm genannt, und von der Sage *) in die Geſchichte Biſchoff Hatto des Zweyten ganz genau verflochten, obgleich auf eine andre Art, als uns unſere Legende lehrt, welche vor der Hand nur ſo viel ſagt, daß unſer Hugo in einer ſtürmiſchen Nacht in dieſelbe mit dem Bedeuten eingeführt worden ſey, daß er ſie für ſeine nunmehrige Wohnung anzuſehen habe.

Dieſer gräuliche Ort, von undenklichen Zeiten her die Wohnung dererjenigen, welche das Mißfallen der maynziſchen Päbſte verdienten, von undenklichen Zeiten her, die Reſidenz der Geſchöpfe, von welchen er den Namen führte, war indeſſen nicht derjenige, wo unſer Held ſein unglückliches Leben aushauchen ſollte, war nur vom Schickſal beſtimmt, ihn jahrelang einen quaalvol-

---

*) Hier ſoll der Tradition zufolge, welche unſer Referent bezweifelt, der Ort geweſen ſeyn, wo Hatto unter den gefräßigen Zähnen geſchwänzter Ungeheuer ſein Leben aufgab.

len Tod ahnden zu laſſen, und ihm denn die Süßigkeiten der Freyheit und des geweiſſagten Glücks doppelt ſtark empfinden zu laſſen. Ach kurz war dieſes Glück gegen die Leiden, die denſelben vorhergingen! ſchwach das Gefühl deſſelben, da Gram und Elend alle Gemüthskräfte des Unglücklichen abgeſtumpft, und ihm die Fähigkeit Freude zu genießen, faſt ganz geraubt hatten! Hätte er indeſſen nur gewußt, daß ſein Leiden nicht bis zum Grabe dauren ſollte, hätte er ſeinen Kerkermeiſter, den Erzbiſchoff Friedrich von Maynz, dem es nach langen Verſuchen nun doch endlich geglückt war, den gefürchteten Mitwiſſer ſeiner Geheimniſſe zu fahen, nur ahnden können, ſo würde ſein Jammer gemindert worden ſeyn. Was kann die Nacht des tiefſten Kerkers mehr erhellen, als Gewißheit der Befreyung? und was iſt ſo fähig, die leichteſten Bande zu erſchweren, als der Wahn: ſie wurden dir von der Hand eines falſchen Freundes angelegt! — Dieſes letztere war es, was unſern Hugo, als er zum Nachdenken kam, am meiſten quälte, er rieth nicht auf ſeinen Erzfeind Friedrich, als den Räuber ſeiner Freyheit, nicht auf Willigis und Wolfram, die er ſchon längſt im Verdacht der Falſchheit hatte, nein, auf ſeinen beſten Freund, Wilhelm. Ohne Zeit und Möglichkeit in Rechnung

zu

zu bringen, rief er den Verdacht zurück, den ehemals einige Worte Lauritens gegen dieſen Unſchuldigen in ihm erſchufen; wähnte er, jener unglückliche Traum, welcher ihm den Mordſtahl wider den Prinzen in die Hand gab, könne wohl im Stande geweſen ſeyn, einen Argwohn zu erregen, deſſen Folge jetzt ewiges Gefängniß war.

Man urtheile von Hugos Empfindungen, als dieſer Gedanke lebhaft in ſeiner Seele ward! Man urtheile von ſeinen Gefühlen, wenn er Wilhelms unſchuldige herzliche Zuneigung, die er ſelbſt in den Augenblicken, die ihm die meiſten Zweifel gegen ſeinen Freund hätten einflößen können, ſo unverändert äußerte, mit dem Orte verglich, deſſen Schreckniſſen er ihn nun, wie er meynte, Preis geben konnte!

Der alte verfallene Steinhaufen, welchen das Schickſal zur Wohnung unſers Helden beſtimmt hatte, war ohne Zweifel der gräulichſte Kerker, welchen man zu jenen Zeiten, da abſcheuliche Gefängniſſe nichts ſeltnes waren, kannte. Oben auf ſeinen Zinnen und in den tiefen Höhlungen ſeiner Fenſter niſteten Eulen und Fledermäuſe, indeſſen Ratzen, Kröten und Schlangen ſeinen Schoos zerwühlten. Ein ſcheuslicher Sumpf, der tödtliche Dünſte ausathmete, und aus welchem unaufhörlich die Stimme der Unken ertönte, machte den Grund dieſes Gebäudes aus, welches die Winde unaufhörlich umſaußten, und durch ihr Geheul ſeine Schreckniſſe vermehrten.

Eine Woche, ein Tag an dieſem Orte verlebt, wär für jedes menſchliche Weſen, wär für unſern Hugo beſonders ſchon ſchrecklich und gefahrvoll geweſen, aber was werden meine Leſer ſagen, wenn ſie hören, daß dieſer Unglückliche ſieben Jahre daſelbſt hauſen mußte?

Wir geſtehen, daß dieſe Zeit, welche uns unſere Urſchrift angiebt, nicht allzugenau mit der Zeitrechnung der Geſchichte übereinſtimmt, allein es iſt bekannt, daß die Verfaſſer der Legenden immer ſchlechte Chronologen waren, und überzeugt, daß dieſer Umſtand nicht das einige unglaubliche in dem Mährlein von Erzbiſchoff Hatto dem Zweyten iſt, ſchreiben wir getroſt nach, was wir finden, indem wir den Glauben an dieſe Dinge dem guten Willen unſerer Leſer überlaſſen, welchen wir nichts in den Weg legen dürfen; denn ihr ſehet es ſelbſt ein, meine Theuren, daß es mir und andern Erzählern alter Sagen ſchlecht anſtehen würde, die Täuſchung unſerer Zuhörer ſelbſt zu zernichten.

Glaubt es alſo nur alles Widerſpruchs ungeachtet, ganz kühnlich, daß Hugo ſieben Jahre lang alles Elend erfuhr, welches in den Mauern eines ſolchen Gefängniſſes wohnen konnte, aber fürchtet nicht von uns, daß wir euch dieſe Zeit, welche dem, der ſie hier verlebte, eine halbe Ewigkeit dünken mußte, ſo genau zergliedern werden, als wir vielleicht im Vorhergehenden mit einzelnen Tagen gethan haben. — Einer von den vorzüglichſten Gräueln einer ſolchen Gefangenſchaft, iſt die tode Einförmigkeit, kein Tag zeichnet ſich vor dem andern aus, als durch wachſenden Kummer, einer kettet ſich dicht an den andern, und das Ganze, dehnt ſich bald in eine lange unabſehliche Fläche aus, auf welcher das Auge keinen Ruhepunkt findet, und die der Leidende mit dem Namen Unendlichkeit bezeichnet.

Unendlichkeit! Unendlichkeit! ſchrieb Hugo in einem von den zerſtreuten Blättern, welche auf die Nachwelt gekommen ſind, dies iſt der Name der Zeit, die ich hier leide. Mich dünkt, ich war einſt glücklich; nicht allzuglücklich, denn du weißt wohl, Mela, Laurita, wie ich dich ſo oft nenne, und der Name Hatto, Biſchoff von Maynz, machten mich oft elend, aber ich war nun ſo glücklich, wie Sterbliche es ſeyn können; ach dies iſt lange, mich dünkt, es iſt über tauſend Jahr, ich ſehe meine Locken an, und wundere mich, daß ſie noch nicht greifen, lege die Hand auf mein Herz, und wundere mich, daß es noch ſo jugendlich ſchlägt.

* *
*

Sollte ich nur wiſſen, (ſo lautet ein anderes) wer der Wilhelm war, welcher mich in dieſen Kerker bannen ließ; mich dünkt, es war ein holder unſchuldig lächelnder Jüngling, aber nein, mein Gedächtniß betrügt mich, er mußte ein Ungeheuer ſeyn, wie die, welche mir in der letzten Nacht auf dem Speſſart vorkamen. Mich ſo zu verkennen! Er ſahe ja, daß ich die Hand, welche die Dämonen bewafneten, lieber wider mich ſelbſt als gegen ihn gekehrt haben würde; und was ſeine und meine Hoffnungen auf die Inſul anbelangt — — O ſtill, ſtill! daß die Mauern nicht dieſen Laut hören! damit ich nicht in einen ſiebenfach tiefern, ſiebenfach dunklern Kerker geworfen werde.

*
* *

Liebe, liebe Mola! einige Gefärthinn meiner Einſamkeit! einige Zeuginn meiner Thränen! Heldinn! Vertheidigerinn wider die Feinde, welche die ſparſamen Brocken aufzehren, die man mir zu meinem Unterhalte zuwirft, und ſelbſt gefräßig an meinem Leben nagen! Ich verſprach dir, deinen nächſten Sieg mit einem Hymnus zu feyern, und ſiehe hier die Erſtlinge der Muſe, die mich in meinem Kerker beſucht; wer hätte geglaubt, daß Gefängniß und Elend den einfältigen Hugo zum Dichter machen würden!

* * *

Ach Gott und all ihr Heiligen! wie hab' ich geſchwärmt. Zwey Hände voll ſchriftliche Rasereyen, die ich dem Mayn opferte, um das Andenken meines Elendes auszutilgen, zeigten mir den Zuſtand, in welchem ich dieſe Zeit über geweſen bin. Jahre müſſen indeſſen vergangen ſeyn, und noch hat mein Jammer kein Ende! O Gott! wirſt du dieſe verſchwundenen, verträumten Tage einſt zu der Zeit meines Lebens rechnen? wirſt du für ſie Rechenſchaft fordern, wie für die andern? — Ach ſolcher verſchlummerten Tage ſind viel in meinem Leben, oft, ſchon oft ſchwankte meine Vernunft, und ich ward ganz ein Thier, ganz dem guten Geſchöpf gleich, das hier der einige Troſt iſt, den ich kenne. Mola! Mola! wo biſt du? — O Himmel, ich muß ſie aufſuchen! Wie leicht, daß eines von den Ungeheuern, welche ſeit zwanzig Jahren in dieſer fetten Weide des Ungeziefers aufgewachſen ſind, meiner Heldinn zu ſtark ward, und ſie beſiegte!

* * *

Alles Unglück ſchlägt über mich zuſammen! Der kleine Paul, mein Wohlthäter, mein Liebling, er, der mir meine Mola ſchenkte, er, an deſſen lächelnden Geſicht ich oft meine ausgeweinten Augen weidete, er iſt nicht mehr. Die Nachricht von ſeinem Tode war das erſte Wort, welches ich aus dem Munde meines ſtummen Wächters hörte. Thränen ſtanden in ſeinen Augen; wunderbar, daß dieſer Mann weinen kann! Doch er war ja der Vater dieſes lieben Knaben, der mir hier ſo oft wie ein Engel lächelte. O Paul, Paul! möchte ich frey ſeyn, wie du nun es biſt!

* * *

Aus dieſen Blättern, den einigen, welche von tauſenden übrig ſind, die der unglückliche Hugo in ſeinem Kerker ſchrieb, kann man ſich vielleicht einen Begriff machen, wie zerrüttet die meiſte Zeit ſein Gehirn ſeyn mußte; auch wird man nicht zweifelhaft ſeyn, wer die geliebte Mola war, mit welcher er ſich von Lauriten unterhielt, welcher er Siegslieder bey den Niederlagen ſang, die ſie unter den Katzen anrichtete, und die ihm theurer war, als dem König ſeine Krone.

Der Knabe, der ihm dieſes Thiergen ſchenkte, und dadurch in der That dem armen Gefangenen, welcher ohne dieſe Hülfe ein Raub der Mäuſe und Ratzen geworden wär, eine ſehr weſentliche Wohlthat erzeigte, war geſtorben; ſein Vater, Hugos Wächter ſah, daß die Thränen ſeines Gefangenen die ſeinigen begleiteten, und ſein Herz erweichte ſich gegen ihn. Zwey Jahr lang war Hugos Zuſtand ſo erträglich, als dieſer Mann, ein elend beſoldeter Diener von Friedrichs Grauſamkeit ihn machen konnte. Aber die Partheylichkeit des Gefangenwärters ward ſeinem ſtrengen Herrn verkundſchaftet. Friedrich, welcher abermals nicht zum Beſten mit dem Kaiſer ſtand, und feſtiglich glaubte, Hugos Schwatzhaftigkeit, als er an Ottos Hofe war, habe ihm die verneute Ungnade zugezogen, gönnte ſeinem Gefangenen nicht die kleinſte Erleichterung. Sein menſchlicher Hüter ward von ihm genommen, und ihm dagegen ein Unmenſch zum Wächter gegeben, der den Antritt ſeines Amtes dadurch verherrlichte, daß er dem unglücklichen Hugo ſeine einzige Tröſterinn, die milchweiße Mola aus den Armen riß, und ſie vor ſeinen Augen an den Mauern des Gefängniſſes zerſchmetterte.

Wir haben keine Nachrichten von Hugos Verfaſſung nach dieſem letzten Schlage des Unglücks, aber wir ſtellen uns vor, daß ſie ſchrecklich geweſen ſeyn müſſe. Ach, mein Leſer, manches, das dir, der du in Freyheit, Ueberfluß und Bequemlichkeit lebſt, nichts iſt; manches, deſſen Verluſt du nicht fühlen, nicht mit einer bekümmerten Miene bezeichnen würdeſt, wird von dem, welcher aller Rechte der Menſchheit beraubt lebt, der nur noch mit einem ſchwachen Faden an die ſichtbare Schöpfung gebunden iſt, zu einem Werthe erhoben, für den du keinen Begriff haſt. Es iſt vielleicht nur ein ſchwaches Reis, an welches ſich der Ertrinkende hält, über lang oder kurz wird es von ſelbſt brechen, und ihn den Wellen preis geben, aber entreiſſeſt du es ihm muthwillig, ſo biſt du ein Mörder, und der Rächer wird ſein Blut von deiner Hand fordern.

Funfzigſtes Kapitel.

Anbruch des Tages nach ſiebenjähriger Nacht.

Es iſt eine alte auf Erfahrung gegründete Bemerkung, daß die äußerſte Stufe des Elends dicht an die Hülfe gränzt. Hugo konnte nun nicht unglücklicher werden, als er war, und Ruhe und Erleichterung waren vor der Thür.

Vom Hunger gequält, von ſcheuslichen Thieren umringt, die ſich nach dem Tode der wohlthätigen Mola zu Tauſenden mehrten, von nagendem Gram und tauſend fürchterlichen Bildern gefoltert, welche ſeine glühende Phantaſie aus der Nähe und Ferne herbey holte und in abentheuerlichen Gruppen zuſammen kettete; bald bis zur Verzweiflung getrieben, bald durch lächerliche Hoffnungen und tollkühne Träume von Glück und Größe, zu einer wahnſinnigen Freude gebracht, die von der Zerrüttung ſeines Gehirns zeugte, ſchleppte Hugo ſeine Tage hin, und erlag oft ſeinem kläglichen Zuſtande ſo ganz, daß ihn ſein Wächter ohne Lebenszeichen auf ſeinem Strohlager fand, und an die Bereitung ſeines Grabes dachte.

In einer dieſer Stunden, den Vorläuferinnen gänzlicher Vernichtung, war es, da die Vorſehung ſeine Feſſeln brach, und den armen Gefangenen, ihn, der ſchon faſt zur Zahl der Todten gehörte, zu Leben und Freyheit ans Licht rief.

Außer Hugos Kerker war nicht alles ſo einförmig zugegangen, als in demſelben. Das Schickſal drehte ſein Rad; andre Zeiten und andre Verkettungen der Umſtände kamen zum Vorſchein. Erzbiſchoff Friedrich war tod, ein anderer ſaß auf ſeinem Stuhle, der durch Frömmigkeit, Gerechtigkeitsliebe und wahre Herzensgüte alle Verbrechen ſeiner Vergänger zu bedecken im Stande geweſen wär, ein junger Mann, in der Blüthe des Lebens, der aber weiſe genug war, die Rathſchläge der Alten, und beſonders die eines weiſen Vaters, zu hören, deſſen Hoheit ihm die Erſteigung des erhabenen Poſtens, den er behauptete, in ſo früher Jugend möglich gemacht hatte,

Eine der erſten Beſchäftigungen des Engels der Gemeinde zu Maynz war, das Elend zu lindern, das unter der Regierung ſeiner Vorgänger fürchterlich herangewachſen war. Die Gerichtshöfe wurden geöfnet, den Unſchuldigen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und die Verbrecher zu ſtrafen, die öffentlichen Kornhäuſer, und die biſchöflichen Schätze thaten ſich auf, die Hungrigen zu ſpeiſen, und die Nothleidenden zu unterſtützen, und die eiſernen Pforten der Gefängniſſe ſprangen aus ihren Angeln, um den Gefeſſelten den Genuß der Freyheit, und den Anblick der Sonne wieder zu ſchenken.

Der junge Erzbiſchoff achtete es nicht zu gering, die Wohnungen des Elends ſelbſt zu beſuchen, und eine ehrwürdige Matrone, aus deren Blut er entſproſſen war, begleitete ihn auf den Wegen der Wohlthätigkeit. So geſchahe es, daß auch Hugos Kerker an die Reihe kam, geöfnet zu werden. Die beyden wohlthätigen Engel ſcheuten ſich nicht vor den abſchreckenden Namen des greulichen Orts. So bald ſie hörten, daß ein unglücklicher Gefangener ſeit ſieben Jahren hier ſchmachtete, ſo ſchifften ſie muthig durch den grünlichen todathmenden Sumpf. Waſſer konnte dieſe Gegend des Stroms nicht genennt werden; öfneten die feuchten moosigten Pforten, ſtiegen in die bange Dunkelheit hinab, ließen das halb entſeelte Gerippe, das ſie hier auf moderndem Stroh fanden, ſorgſam von den Händen ihrer mitleidigſten Diener ans Licht bringen, und weil alle Umſtände den Gefundenen als keinen gemeinen Gefangenen bezeichneten, ihn nach dem luſtigen Hattenberge bringen, wo der Biſchoff und ſeine ehrwürdige Ahnfrau gern hauſten, weil ihnen die ſüße Einſamkeit, und das paradieſiſche Wehen der dortigen Schatten, Erquickung nach mancher mühſamen Uebung der Wohlthätigkeit war.

Ich muß den Unglücklichen ſelbſt pflegen, ſagte die bejahrte Fürſtinn zu ihrem Sohne, mein Herz bewegt ſich zu beſonderm Mitleid gegen ihn, und ich merke wohl, daß ich diesmal nicht allein durch lohnſüchtige Rückſicht auf das glorreiche: Das habt ihr mir gethan, am Throne des Weltrichters zu meiner Pflicht bewogen werde.

Sollten meine Leſer nicht vielleicht aus einigen Winken, die ich ihnen gab, bereits den Namen der Retter unſers Hugo errathen haben? — **Hugo** errieth ſie, ſo bald ihm die wiederkehrende Vernunft Bemerkungen verſtattete, augenblicklich. **Wilhelm** und **Mathilde** waren in ſieben ruhig verlebten Jahren freylich nicht ſo entſtellt geworden, als ihn Gram und Elend in einem ähnlichen Zeitraum gemacht hatten!

Hugo ſprach, den Namen der Kaiſerinn, die ſchon ehedem ſo viel Vorliebe für ihn gezeigt hatte, und nun wie ein ſchützender Engel an ſeinem Bette ſaß, mit einer Empfindung aus, die ſich nicht beſchreiben läßt. **Wilhelms** Anblick erregte ein entgegengeſetztes Gefühl in ihm; der ſieben Jahre lang gehegte Wahn, er ſey der Urheber ſeines Unglücks, hatte die ehemalige Zuneigung gänzlich vertilgt: er hielt ſeine Rechte vor die Augen, um ihn nicht zu ſehen, indeſſen er die Linke ängſtlich und Schutzſuchend nach Mathilden ausſtreckte.

Den Umſtehenden waren dieſes Räthſel, man wußte noch nichts von der eigentlichen Lage des Elenden, um den man ſich ſo beſorgt erwieß, wußte noch nicht einmal ſeinen Namen; aber als jetzt **Hugo** ſich nannte, als er eine gebrochene Erzählung ſeiner Geſchichte begann, als er aufrichtig genug war, ſelbſt ſeinen Verdacht auf den verkannten Wilhelm nicht zu verheelen; wer kann da die Würkungen der Freude, des Kummers, des Erſtaunens, der beleidigten und ſich rechtfertigenden Freundſchaft, wer alles alles ſchildern, was hier zwiſchen dreyen guten Seelen vorging. Ja, Leſer, erlaube mir, auch den armen Hugo mit unter dieſe Zahl zu rechnen, du weißt nur, was er durch tauſend unglückliche Umſtände ward, aber nicht, was er unter günſtigern Ausſichten hätte werden können.

Ein und funfzigſtes Kapitel.

Hugo, Abt von Fulda.

Die Tage der erſten heftigen Gefühle, welche dem ſchwachen Hugo Gefahr drohten, vergingen, er lernte ſich an gewiſſe Ideen gewöhnen, welche ihm ſeit ſo langer Zeit fremd geworden waren, die Kräfte ſeines Körpers nahmen zu, und die weiſe Behandlung, die er unter der Aufſicht ſeiner erhabenen Freunde erfuhr, verhinderte die öftern Ausſchweifungen ſeiner Vernunft, zu denen er immer noch nur gar zu geneigt war. Meine Leſer wiſſen es, was für Stürme Hugos ſchwacher ungeübter Geiſt in den frühſten Jahren ſeines Lebens ausſtehen mußte; die Triebräder unſerer Vernunft ſind zu fein, um einſt erlittene Stöße zu leicht oder völlig verwinden zu können.'

Doch gelang es dem Erzbiſchoff endlich, ſeinen Freund ein ganzes Jahr lang von jeder Abweſenheit des Verſtandes frey, und des Looſes, das er ihm zudachte, nicht ganz unfähig zu ſehen. Er wagte es, ihn von neuem in die Welt einzuführen, ihn nach und nach Theil an Geſchäften nehmen zu laſſen, ihm endlich die eben erledigte Stelle eines Abts von Fulda anzutragen, und ihm, als der erſtaunte Hugo, der jetzt jeden Gedanken auf Größe vergeſſen gelernt hatte, ſeine Schwachheit vorſchützte, den verſtändigen Werinhar zum Uebernehmer des ſchwerern Theils ſeiner Pflichten vorzuſtellen.

Einen ſo glänzenden Beweis von der Achtung ſeines Freundes zu erhalten, eine Ausſicht auf Ehre und Hoheit vor ſich zu haben, die ſeit ſiebenjähriges Elend ihn ſo tief gedemüthigt hatte, nur ein Gegenſtand ſchwärmeriſcher Träume für ihn ſeyn konnte, über das alles noch plötzlich dieſen Mann, dieſen Werinhar vor ſich zu ſehen, von welchem er allein wußte, wie nah er ihn anginge, und aus Wilhelms Munde zu hören, auf was für Art er in ſeiner neuen Würde mit ihm verbunden ſeyn ſollte, was für Gefühle mußte dies in Hugos Buſen erregen! Er weinte. Thränen waren von je her, waren vornehmlich bey ſeiner gegenwärtigen Schwäche das vornehmſte Mittel, das Uebermaas ſeiner Empfindungen zu äußern.

Wilhelm ſchloß ihn in ſeine Arme. Ich weis, ſagte er, daß dein Geſchick dich zu weit höherm Range berechtigt, und ich denke, du kennſt mich genug, zu glauben, daß ich dir dein künftiges Glück nicht beneide. Sey einſt nach meinem Tode, was ich jezt bin, die Stelle, zu welcher ich dich jetzo beſtimme, bahne dir den Weg zu den höchſten geiſtlichen Würden, und lehre dich, deine künftigen Pflichten im Kleinen üben. Sey ruhig, mein Hugo! Glück und Zufriedenheit werden deinen Körper und deine Seele ſtärken, und Hatto der Zweyte kann einſt ſeinen Freund Wilhelm, ſo emſig er auch ſtrebt ein guter Fürſt zu ſeyn, doch noch weit hinter ſich zurück laſſen.

Hugo und Werinhar ſtutzten, von dieſen Geheimniſſen ſo öffentlich ſprechen zu hören; Wilhelm verſicherte, daß er alle dieſe Dinge blos aus gemeinen Sagen wiſſe, welche unter dem Volke gingen, und die ſich auf niemand als ihn deuten ließen. Der nunmehrige Abt von Fulda konnte kaum durch das Winken ſeines Vaters verhindert werden, Offenherzigkeit mit Offenherzigkeit zu vergelten, und dem Erzbiſchoffe alles zu geſtehen, was er von je her über dieſen Gegenſtand gehört und geahndet hatte; Werinhar wußte aus der Erfahrung, wie behutſam man mit einem Fürſten, und wär er der beſte Menſch von der Welt, wär er unſer vertrauteſter Freund, umzugehen hat, und er handelte alſo nicht unweiſe, der Aufrichtigkeit des immer unmündig bleibenden Hugo Gränzen zu ſetzen.

Hugo machte Anſtalt nebſt dem, den man ihm zum Führer zugeſellte, ſein neues Amt anzutreten, er beurlaubte ſich von Erzbiſchoff Wilhelm und ſeinen Räthen, die über die Erhöhung dieſes Schwachkopfs, wie ſie Hugo nannten, ſauer ſahen, beurlaubte ſich auch von der Kaiſerinn Mathilde, die ihn mit tauſend Gnadenbezeugungen entließ, und ihm verſprach, ſie wolle nächſtens ſein Glück durch die Erſcheinung einer Perſon vollkommen machen, von welcher ſie wiſſe, daß ſie ihm von jeher theuer geweſen ſey. — Hugo dachte mit einem Seufzer an Lauriten, ohne zu hoffen, daß auf ſie bey dieſer Verheiſſung Rückſicht genommen ſey. Er wußte, daß die Gräſinn von Septimanien ſich ſehr in Mathildens Gnade zu empfehlen gewußt habe, aber man hatte ihn beredet, ſie habe in einem von den neu er-

bauten

bauten Klöſtern der Kaiſerin Profeß gethan, und die Hoffnung, dieſe angebetete Perſon wieder zu ſehen, konnte alſo nur ſehr ſchwach ſeyn.

Doch ward ſie erfüllt. Wenig Zeit, nachdem Hugo von ſeiner Abtey Beſitz genommen, und durch Leutſeligkeit und Milde ſich das Herz ſeiner Mönche errungen hatte, indeſſen Werinhars weiſer Ernſt Recht und Ordnung unter ihnen erhielt, wenig Zeit, nachdem der neue Abt ſich an das Gefühl ſeines Glücks völlig gewöhnt, und ſich feſt überzeugt hatte, daß er nie ein größeres wünſche, lag die geliebte **Laurita** in ſeinen Armen, und lernte ihn einſehen, welch einen Zuſatz ihre Gegenwart ſeiner Zufriedenheit geben könne.

Um unſre Leſer nicht irre zu führen, wird es nöthig ſeyn, ihnen hier einen beſtimmten Begriff von Hugos gegenwärtigen Gefühlen für die Gräfinn von Septimanien zu geben. Hugo war in den ſieben traurigen Jahren des Gefängniſſes um dreyßig Jahr älter geworden, ſeine Empfindungen waren nicht mehr die ſtürmenden Leidenſchaften des Jünglings, ſondern die ruhige Anhänglichkeit des Greiſes. So fühlte er wohl, daß Laurita ihm immer noch alles war, daß ſie ewig die Beherrſcherinn ſeines ganzen Weſens bleiben werde, aber hiebey war nicht mehr von jenen ungeſtümen Aufwallungen die Rede, die die Sittlichkeit ſeiner Gefühle verdächtig machen, oder einem Werinhar Eiferſucht einflößen konnten. Der funfzigjährige Werinhar beſaß mehr Feuer, als ſein dreyßigjähriger Sohn; und fand alſo die innige Freundſchaft zwiſchen ſeiner Geliebten und dem neuen Abt von Fulda gar nicht bedenklich; möglich, daß auch ein Theil dieſer auf allen Seiten abgekühlten Empfindungen auf Lauritens verminderte Schönheit zu ſchieben war, die freylich jetzt nicht mehr ſo voll und ſchwelgeriſch blühte, wie vor zehn Jahren.

Seelige Tage verlebte der Abt von Fulda in ſeiner damaligen Lage. Er hatte Ehre, Anſehen und Macht andern Gutes zu thun, hatte an Werinharn einen Gehülfen, der ihm alle Geſchäfte abnahm, welche ſeinen Kräften nicht angemeſſen waren, hatte an Wilhelm einen Freund ohne gleichen, und an Lauriten eine ſüße gefällige Freundinn. — Laurita ſchien ſich ganz geändert zu haben, ſie ſprach nicht mehr in hochtrabenden Worten, von ihren Freunden, den Geſtirnen, verſchonte den ſchwachen Geiſt ihres Lieblings mit den Einhauchen ſchwärmeriſcher Ideen, oder der Erwähnung ehemaliger Träume, hatte den Namen Hatto der Zweyte ganz vergeſſen und auch Hugo würde ſich deſſelben kaum mehr erinnert haben, wenn ihn Wilhelm nicht zuweilen in einer frohen vertraulichen Stunde genannt hätte.

Ich weis, ſagte er einesmals, ich weis, wozu das Glück dich beſtimmt. In jenen langen Jahren der Trennung von dir forſchte ich nach deinem Schickſal, aber kein Weiſer konnte mir deinen Aufenthalt nennen, nur dies behaupteten alle, du ſeyſt, dafern du noch lebteſt, zum Namensträger Hatto des Erſten, und zu meinem Nachfolger auf dem heiligen Stuhle von Maynz beſtimmt. Erſt damals ging mir ein Licht über mein eignes Schickſal auf, die Prophezeihung ward, ſo weit ſie mich betraf, erfüllt, und ich zweifle nicht an den übrigen. O Hugo, ich ſehe es gern, daß dieſe Sage, Gott weis, wie, ſich unter dem Volke ausbreitet, ſehe es gern, daß die Maynzer, wenn du hieher kommſt, mich zu beſuchen, und auf deinem Wege tauſend Beweiſe deiner Milde ausſtreuſt, dir mehr zujauchzen als mir; denn wie lange werde ich noch der Hirt dieſer Heerde ſeyn? O mein Freund, dein Wilhelm fühlt bereits in der Blüthe der Jugend Vorboten des Todes, er wird dir bald die Stelle räumen, die für dich beſtimmt iſt.

Hugo ſah bey dieſen ſchauervollen Worten ſeinen Freund genauer an, als er bisher gethan hatte, er fand ihn ungewöhnlich bleich und verfallen, und ſank mit Unglücksahndung an ſeinen Buſen. Wilhelm! ſchrie er, mein Wilhelm! was iſt dir begegnet? verflucht ſey jeder Gedanke an eine Würde, die ich nach deinem Tode erben könne! mich dünkt, ich werde dich keine Stunde überleben!

Dies weis ich, mein Bruder, ſagte der Erzbiſchoff, aber ich hoffe zu Gott, er wird dich erhalten, und dich meine Stelle erſetzen laſſen! Was aber meine Krankheit anbelangt, ſo wiſſe folgendes: Du kennſt die Vorurtheile des gemeinen Haufens, die ſich nur gar zu gern auch den Groſſen, beſonders dem weiblichen Theil derſelben mitzutheilen pflegen. Kein Fürſt kann ſterben, daß nicht der Pöbel von Vergiftung ſchwatzt. Man hatte der Kaiſerinn Mathilde die Geſchichten der vorigen Erzbiſchöffe von Maynz erzählt, und ihr bewieſen, daß wenigſtens die vier letztern nicht auf natürliche Art aus der Welt gegangen wären. Welch eine Veranlaſſung für die zärtlichſte aller Mütter, ähnliches Unglück für ihren Enkel zu ahnden! — Eine fremde Dame hatte der Kaiſerinn ein güldnes Kleinod geſchenkt, welches die Kraft haben ſollte, Vergiftung anzu zeigen, und dafür zu wahren; die Geberinn, ihren Namen konnte ich nie erfahren, hatte mich bey dieſem Geſchenke ausdrücklich genennt, und den Wunſch geäußert, mein Leben möge dadurch für Gefahren geſichert werden. Ich empfing es aus der Hand der Kaiſerinn, und ſo feſt ich auch allein auf göttlichen Schutz traue, ohne mich um magiſche Verwahrungsmittel zu kümmern, ſo durfte ich doch den mütterlichen Befehl, das Kleinod zuweilen in Geſellſchaften, die mir verdächtig ſeyn könnten, anzulegen, nicht ganz hintanſetzen. Ich habe nicht erfahren können, auf was für Art die geheimnißvolle Kette ihre Kraft äußern ſollte, nur dies weis ich, daß ſie ſich, als ich ſie einſt einen ganzen Tag lang nicht von mir gelegt hatte, auf eine ſeltſame Art zu verengen, und um meinen Nacken zu ſchmiegen begunnte, ſo, daß ich ſie mit Schmerzen losreißen mußte. Ein anderesmal war ich unglücklich oder unvorſichtig genug in dieſem ſeltſamen Schmuck zur Ruhe zu gehen, ich erwachte mit der Angſt eines Erdroſſelnden, mein ſterbendes Winſeln brachte meine Kammerdiener herbey, und ich ward mit Mühe gerettet, aber ſeit dieſer Zeit fühle ich Zufälle, die mich für mein Leben beſorgt machen würden, wenn ich es ausſchweifend liebte. Meine Bruſt iſt ſchwach, der Hauch des milden Abends und die balſamiſche Morgen luft iſt nicht mehr für mich. Ich walle in einem Meer von Wohlgerüchen, von reiner ätheriſcher Luft umher, und ſchmachte nach Erquikkung. Meine Geſtalt verfällt, und meine Augen ſenken ſich zu immerwährendem Schlummer, — Hugo, du weißt, was ich war, und was aus mir geworden iſt! habe ich Unrecht, Todesahndung zu fühlen? habe ich Unrecht, das verrätheriſche Kleinod, welches in jener Nacht nicht anders, als mit der äußerſten Gewalt von meinem Nacken geriſſen werden konnte, als die Urſach meiner Leiden anzuſehen? — — —

Ich danke Gott, daß ſich dieſe ſeltſame Begebenheit in der Zeit zutrug, da die Kaiſerinn ſchon von hier nach Hofe abgegangen war; wie hätte ich ihr ſonſt meine Gedanken verbergen können, und was würde die zärtliche Mutter bey der Vorſtellung gefühlt haben, daß ihr Liebling den Tod aus ihrer Hand empfangen hätte? — Sollte ich nur die erſte Geberinn errathen können! Gott verzeihe mir, meine Gedanken gehen auf meine Stiefmutter die Kaiſerinn Adelheid, doch auch ſie könnte ja mir den Tod gegeben haben, und dennoch unſchuldig ſeyn; ſie kannte die geheimnisvollen Kräfte ihrer Gabe vielleicht ſo wenig, als Mathilde; was hätte ſie davon, dem Leben eines Unſchuldigen nachzuſtellen, welcher ihr und den Ihrigen auf keine Art im Wege ſteht?

Hugo war während dieſer Erzählung bleich wie Aſche geworden, Gedanken, welche meine Leſer errathen können, entſtanden in ſeiner Seele, er verlangte das Kleinod zu ſehen, und ſein Entſetzen erreichte die höchſte Staffel, da ſeine Muthmaßungen zur Gewißheit wurden.

O Romoald, Romoald! rief er, hätte dir der unvorſichtige Knabe getraut! „Sie wird „das Mittel werden, den beſten Fürſten der Welt „zu tödten, und einen Unwürdigen an ſeine „Stelle zu ſetzen.“ ſagteſt du? O du hatteſt Recht! Romoald! Romoald! was ich jenesmal verweigerte, geſchehe jetzt! den böſen Geiſtern, welche in dieſem Abgrund hauſen, ſey dies Meiſterſtück ihrer Erfindungskraft geweiht, ich werfe es ihnen mit Abſcheu zurück, nie komme es wieder ans Licht zum Werkzeuge der Bosheit zu dienen.

Dieſe Scene, welche der erſtaunte Wilhelm mit weit geöfneten Augen anſtarrte, trug ſich auf dem Hattenberge nicht weit von der Gegend zu, wo Hugo und Willigis einſt um den Beſitz der im Mayn gefundenen Kette vor Romoald ſtritten. Hugo war im heftigen Ausbruch der Leidenſchaft aufgeſprungen, und hatte das Kleinod, das ihm ehemals ſo wünſchenswerth ſchien, mit Abſcheu in jene grundloſe Tiefe geſchleudert, die Romoald ſchon damals als den beſten Verwahrungsort für den geheimnißvollen Fund empfahl, ohne gehört zu werden.

Jetzt nach vollbrachter raſchen That ſtand der Abt von Fulda vor ſeinem Freunde, bleich vor Entſetzen wie er, wie er ohne Fähigkeit ein Wort vorzubringen.

Hugo, ſagte **Wilhelm**, der ſich am erſten erholte, was war das? Eifer für das Wohl meines Freundes, ſchrie Hugo.

Das weis und fühle ich, erwiederte jener, aber in den Worten, die du ſagteſt, lag mehr. Das Geheimniß der Kette iſt dir bekannt, du nannteſt Namen, gabſt Winke von Dingen, die ich nicht verſtehe, du mußt dich deutlicher erklären.

Was für Namen nannte ich? erwiederte der erſchrockene Hugo. Ich verſtand keinen als den Namen Romoald, fuhr jener fort, wer war er? ſage mir mehr von dieſen Dingen, die Sache iſt wichtig genug, meine Aufmerkſamkeit zu erregen.

Hugos Herz ſchlug ruhiger, als er hörte, daß er nicht alles geſagt hatte, was er dachte; Laurita, diejenige, welche ehedem dieſe Kette beſaß, und ſie eben nicht auf die rühmlichſte Art zu nutzen dachte, war ihm noch lebhafter in den Sinn gekommen, als der alte Romwald, und es würde ihm leid geweſen ſeyn, ihren Namen bey einer ſo delikaten Sache genannt zu haben. Er erzählte jetzt Wilhelmen mit der Vorſichtigkeit, welche ihm Meriabar bey ähnlichen Gelegenheiten empfohlen hatte, ſo viel er von dem Urſprunge, der Wiederfindung und der Kraft des zauberiſchen Kleinods ohne Nachtheil für irgend jemand wiſſen durfte, und Wilhelm, welcher zu unſchuldig war, Lücken in der Erzählung zu bemerken, lohnte ihm am Ende mit einer dankenden Umarmung. — Nur dieſen Zweifel wünſchte er noch gehoben zu wiſſen, durch welche Hände das Mittel ſeines Untergangs der Kaiſerinn zugekommen wär; ein Umſtand, über welchen Hugo ihm keine Auskunft geben konnte. Muthmaßungen hatte er freylich, ſchreckliche Muthmaßungen, die Wilhelm nicht haben konnte, aber wie hätte er dieſe offenbaren ſollen, da ſie ein ſehr nachtheiliges Licht über den Charakter einer Perſon verbreiten mußten, welche ihm immer theuer blieb.

Zwey und funfzigſtes Kapitel.

Ruitbert.

Hugo eilte in ſeine Abtey zurück, und quälte ſich unterwegs mit den peinlichſten Zweifeln.

Ach Laurita, Laurita, ſagte er, du allein kannteſt die Kräfte dieſer Kette; wie, wenn dich Anhänglichkeit an alte Chimären gereizt hätte, ſie zu nutzen, um deinem unglücklichen Lieblinge auf dem Stuhle von Maynz Raum zu machen? — Entſetzlich! doch nein, wie könnte ſie? Sie iſt nicht mehr die Laurita, welche ich ehedem kannte, boshafte Ränke ſind jetzt weit entfernt von ihrer reinen Seele! — Aber die Umſtände treffen doch ſo wunderbar zuſammen, Mathilde bekam das Kleinod von einer Dame, Laurita hatte viel Zutritt bey ihr, die Kaiſerinn war nie beredter, als wenn ſie von den Verdienſten der Gräfinn von Septimanien ſprach, ſie ließ ſich einſt ſo weit herab, ſie ihre Freundinn, die Wohlthäterinn ihres Hauſes zu nennen; worauf konnte dieſes gehen? Hugo, Hugo! dir liegt es ob, dieſe Dinge zu unterſuchen, du biſt nicht mehr der unbedeutende Jüngling, welcher von niemand Rechenſchaft zu fodern hatte, du biſt Abt von

Fulda, und Laurita lebt unter deinem Schutz, vergiß den Namen Mutter und Gebieterinn, und handle wie dir zukommt.

Hugo war einer von den Männern, die ſich des Umfangs ihrer Obliegenheiten zu Zeiten auf einmal lebhaft bewußt werden, und innern Drang fühlen, ſie zu erfüllen. Um ſich zu dieſem großen Vorſatz zu ſtärken, rufen ſie dann ſich alle ihre Würde, all ihre Macht und Anſehen ins Gedächtniß, und bemühen ſich mit dem vollen Gefühl ihres Werths, und der Gerechtigkeit, die auf ihrer Seite iſt, demjenigen unter Augen zu treten, dem ſie etwas zu verweiſen, oder zu gebieten haben. Wehe ihnen, iſt der Gegenſtand, an den ſie ſich wagen müſſen, ein ſchönes und geliebtes Weib, ſie hat tauſend Mittel den Sturm von ſich abzukehren, und den weiſeſten Mann in Verlegenheit zu ſetzen.

Laurita ward in Weinharts Beyſeyn vorgenommen, ſie erſchien mit all der Leutſeligkeit und Sanftmuth, mit welcher ſie jetzt die ſtolze Miene der gebietenden Schönheit zu erſetzen wußte. — Hugo ward durch ihren Anblick beſtürzt gemacht, er wußte nicht, wo er ſeinen Vortrag beginnen ſollte. Laurita ſah ſeine Verlegenheit, ohne ihm mit einer Frage entgegen zu kommen, und der armſelige Richter war genöthigt, das Bekenntniß ſeines Verdachts verwirrt genug herauszuſtammeln. Bloße Erzählung von Wilhelms Geſchichte und genaue Beobachtung, wie Laurita ſich dabey nehmen würde, wär zum Anfang hinlänglich geweſen aber er begann ſein Geſchäft ganz auf der unrechten Seite, und es lief fruchtlos ab. Man konnte anfangs gar nicht verſtehen, was Hugo meynte, erſtaunte dann, glaubte nicht recht gehört zu haben, gerieth in Zorn, badete ſich in Thränen, und fiel in Ohnmacht, ſo daß Hugo am Ende genöthigt war, die Sterbende ſelbſt zu erquicken, und ihren Vorwürfen, die, ſo bald ſie zu ſich ſelbſt kam, über ihn ausſtrömten, mit reuigen Appellationen an Unſchuld und Pflicht zu begegnen.

Undankbarer, ſchrie Laurita, iſt das der Lohn der Tugend und Heiligkeit, mit welcher ich vor dir lebe, daß du mir Dinge ins Gedächtniß bringſt, die du längſt vergeſſen haben ſollteſt? Was gräbſt du ehemalige Fehltritte aus der Vergangenheit hervor? Mochte ich doch jene vermaledeyte Zauberkette zu Friedrichs Zeiten in der Angſt meines Herzens zum Mittel meiner Rettung gebrauchen wollen, mochte ich doch daran unrecht thun, folgt daraus, daß ich jetzt noch ſo handeln würde? folgt daraus, daß ich würklich ſo gehandelt habe? Weißt du noch wohl, was mich jenesmals verhinderte, meine Anſchläge wider Friedrichen auszuführen? Der Verluſt des Werkzeugs meiner Anſchläge. Die Kette war damals ſchon in Werinhars Händen, und er mag bezeugen, ob er mir ſie je zurück gegeben hat.

Werinhar hatte Lauriten dieſe ganze Zeit über mit unverwandten Augen angeſehen, jetzt wandte er ſich gegen Hugo, welcher ſeine fragenden Blicke auf ihn richtete, als forderte er Beſtätigung oder Widerlegung von Lauritens Worten aus ſeinem Munde. —

Daß ich das Kleinod, von welchem die Rede iſt, ſagte er mit einem tiefen Seufzer jenesmal Lauriten entwendete, weil ich es in niemands Händen als in den meinigen ſicher hielt, iſt unläugbar; aber eben ſo gewiß iſts, daß ich es ſeit langer Zeit nicht mehr beſitze. Gott weis, in weſſen Gewalt es bisher geweſen iſt, man hat es mir geraubt, hat Unheil damit im Sinne gehabt, und Gott ſey Dank, daß es nur zur Hälfte geglückt iſt. Beruhigt euch, mein Sohn, überlaßt das, was wir hier nicht ergründen können, dem Erforſcher aller Dinge, und ſeyd zufrieden, daß der Erzbiſchoff wenigſtens von dieſer Seite nichts mehr zu fürchten hat.

Und glaubt ihr denn, fiel Laurita ein, daß ich, ich unſchuldig in Verdacht gezogene hieher ruhig ſeyn werde? Nein, meine Schuldloſigkeit muß an den Tag kommen, ich biete der Kaiſerinn Trotz mir zu beweiſen, daß ich die Geberinn der verwünſchten Kette war, biete Wilhelmen Trotz, mich zu überführen, ich habe Abſichten wider ſein Leben.

Ihr vergeßt, Laurita, ſagte Merinbar, daß weder Mathilde, noch der Erzbiſchoff eure Ankläger ſind, ſondern daß alles — —

Alles von Hugo herrührte, ſchrie Laurita mit gerungenen Händen; ja, Gott ſey es geklagt, das weis ich! O Hugo, Hugo! wie haben dich Rang und Stand geändert! welche Genugthuung wird hinlänglich ſeyn, das blutige Herzleid zu tilgen, das du deiner ehemals angebeteten Laurita zufügen konnteſt.

Hugo hatte mehrere Tage zu thun, ſich mit ſich ſelbſt wegen Lauritens Kränkung auszuſöhnen, und ganze Wochen und Monate, ehe ſie ihn wiederum eines freundlichen Blickes würdigte. Am Ende beſtand ſie darauf, zwar gern alles zu vergeben und zu vergeſſen, aber dem ohngeachtet ſich aus den Beſitzungen des Abts von Fulda hinweg zu begeben, theils um durch längern Aufenthalt in dieſer Gegend nicht ihrem guten Namen zu ſchaden, theils den Einladungen der Kaiſerinn Mathilde zu gehorchen, welche zu Rigburg krank danieder liege, und ihres Beyſtands begehre.

Hugo fand in dieſer Aeußerung neue Beweiſe ihrer Unſchuld, und trennte ſich mit tauſend Thränen, tauſend Verſicherungen ewiger Freundſchaft, ewig unverrückter guter Meynung, von der Beleidigten, welche es für gut hielt, zum Abſchied auch einen kleinen Strahl alter Gewogenheit leuchten zu laſſen, um ſich dadurch des Herzens des Zurückbleibenden deſto feſter zu verſichern.

Laurita hatte ihre Reiſe zu der kranken Kaiſerinn nicht lang angetreten, als Hugo zu ſeinem Freunde, dem Erzbiſchoffe nach Maynz gefordert wurde. Eine traurige Feyerlichkeit war die Urſach dieſer Einladung. Erzbiſchoff Wilhelm war krank von der Einführung Dittmars, Biſchoffs von Prag zurück gekehrt, und das erſte Geſchäft, das er bey ſeiner Rückkunft vorfand, waren die Exequien ſeines Bruders Ludolf, zu welchen jetzt Hugo von ihm erbeten ward.

Der Abt von Fulda fand ſeinen Freund ſich nicht mehr ähnlich. Die Anſtrengung der Reiſe, der Gram über den Tod eines geliebten Bruders, vergebliche Freude über die nahe Anweſenheit der Kaiſerinn Mathilde, welche gekommen war, ihn zu beſuchen, und nun zu Nordhauſen tödtlich krank geworden war, alle dieſe Dinge zuſammen genommen, hatten ihn in einen verzweifelten Zuſtand geſtürzt. Gleich wie ein Leichnam, ſtand Wilhelm an Ludolfs Grabe, die Worte, mit welchen er ſeine Gebeine zur Auferſtehung einſeegnete, waren kaum hörbar, und alles Volk ſagte, als ſich die Pforten des erzbiſchöflichen Begräbniſſes zu Sankt Alban ſchloſſen: ach! ſie werden ſich bald wieder öfnen, um uns die ſichtbare Gegenwart unſers guten Fürſten zu rauben! O Wilhelm, Wilhelm, unſer Vater! ſcheide noch nicht von uns! Dein Beyſtand auf Erden iſt uns nöthiger, als deine Fürbitte im Himmel.

Wilhelm mußte ſich zur Ruhe legen, als er von der Beerdigung ſeines Bruders zurück kam, und Hugo blieb weinend bey ſeinem Lager.

Hugo, ſagte der Erzbiſchoff, nachdem er ein wenig geſchlummert hatte, deine Thränen um mich kommen zu früh, mich dünkt, ich werde noch einige Zeit leben, denn ich muß gen Nigburg zu meiner Großmutter, mich mit ihr zu letzen; die Engel der Liebe, die ſie und mich mit den innigſten Banden der Zärtlichkeit umſchlungen, werden ihre ſcheidende Seele aufhalten, daß

ich

ich noch den letzten Seegen von der Theuren empfange; auch mußt du wiſſen, ich habe noch manches zu berichtigen, ehe ich mit Ruhe daran denken darf, ihr in die Ewigkeit zu folgen. Jetzt nur von dem Einen: Lange zuvor, ehe ich dich kannte, ehe noch der Zwiſt zwiſchen meinem Vater, und Erzbiſchoff Friedrichen, meinem Vorgänger, ausbrach, befand ich mich einſt zu Maynz, Friedrichen zu beſuchen. Die Luſtbarkeiten, welche er mir gab, waren nicht hinreichend, mich, ſo wie er vielleicht wünſchte, von gewiſſen Bemerkungen über das Innere ſeines Hofs, und der ganzen Verfaſſung von Maynz abzuhalten, und ich lernte zu der Zeit manches kennen, welches mir damals unnöthig dünkte, das ich aber in der Folge, als ſein Nachfolger, ſehr gut brauchen konnte. Von einer Sache machte ich augenblicklich Gebrauch; man ſtellte mir einen ſchönen acht bis zehnjährigen Knaben vor, welchen Friedrich bisher als ſeinen Sohn hatte fürſtlich erziehen laſſen, den er aber nunmehr, ſeit er Zweifel in die Treue der Mutter des Kindes zu ſetzen Urſach hatte, und ſeine Vaterrechte zu bezweifeln anfing, gänzlich vernachläßigte. Das Schickſal des kleinen Ruitbert rührte mich, Verbitten waren eine zu ungewiſſe, zu kärgliche Hülfe, ich nahm mir vor, den Knaben zu entführen, und ſo jung ich auch damals ſelbſt war, die Stelle eines Vaters bey ihm zu vertreten. Das erſte ward mir leicht, da niemand des armen Ruitberts achtete, und das andere, denke ich, habe ich bis hieher redlich gehalten. Ruitbert iſt zum Jünglinge herangewachſen, Willigis iſt der Mann, dem ich ihn anvertraute, und du kannſt urtheilen, was bey den herrlichſten Anlagen unter ſeiner Zucht aus ihm geworden iſt. Ich wünſche nicht, daß du ihn nach meinem Tode von ihm trennſt, aber ich fordere von dir, daß du für ihn ſorgſt, ſo wie einſt gute Menſchen für dich ſorgten. Hatto der Zweyte darf nicht vergeſſen, daß auch er einſt ein verlaßner Knabe war, und der künftige Erzbiſchoff von Maynz wird tauſend Mittel haben, einem jungen Manne empor zu helfen, welche meinem Freunde Willigis, ungeachtet auch er jetzt Biſchoff iſt, fehlen.

Wilhelms Rede machte auf mehrere Art einen tiefen Eindruck auf den Abt von Fulda. Das Ende derſelben, die Gewißheit, mit welcher er von Hugos künftiger Gröſſe ſprach, war unter allem, was dem Zuhörer auffiel, das wenigſte. Willigis Name erſchütterte ihn mehr; ehemals gegen ihn gefaßte Vorurtheile waren noch nicht ganz gehoben, Laurita und Werinhar, die den Müllersſohn haßten, verhinderten alle Aufklärungen, aber doch war noch immer etwas in Hugos Herzen, das für ſeinen alten Freund ſprach, und ihn oft ſeine Gegenwart wünſchen machte. Die Erwehnung des jungen Menſchen, der ihm empfohlen ward, rührte ihn nicht minder. Ruitbert? Ruitbert? ſagte er, iſt dies nicht der, den man mir ehemals als Werinhars und Lauritens Sohn bezeichnete? iſts nicht der, den ich eigentlich meinen Bruder nennen ſollte, da ſein Vater der meinige iſt? und er, dieſer Unglückliche ward ſo vergeſſen? von mir, von ſeinen Eltern vergeſſen, daß er ohne fremde Hülfe umgekommen wär? Mitleid, Unwille und Beſchämung kämpften auf Hugos Geſicht. Wilhelm nahm dieſes für bloſes Gefühl heißer Menſchenliebe an, und verſicherte den Abt, daß er nun ruhiger ſterben würde, da er ſähe, daß er Ruitberts Schickſal in guten Händen verließ.

Werinhar war mit nach Maynz gekommen, und Hugo wagte es, am Abend ihm einige Verweiſe über Ruitberts Vernachläßigung zu geben. Werinhar fühlte die Gerechtigkeit des Verwurfs, aber er verantwortete ſich ſchlecht, und tröſtete ſich in der Stille mit der Gewöhnlichkeit der Sache. Freylich gaben die heimlichen geſetzloſen Verbindungen der Geiſtlichkeit in den damaligen Zeiten einer Men ge unglücklichen Kindern das Daſeyn, welche keine Eltern kannten, von niemanden Verſorgung und Unterricht mit Recht fordern konnten, und alſo oft genug zum Elend und Laſter heran wuchſen; ſelbſt dieſe Geſchichte liefert genug Beyſpiele dieſer Art, und beweiſt, wie ſehr die Mönche Urſach hatten, in ihren Gebeten der Waiſen nie zu vergeſſen, da ihre Laſter ſo manches Kind zum Waiſen machten.

Drey und funfzigſtes Kapitel.

Ueberraſchung.

Die Nachrichten von dem Zuſtande der Kaiſerin Mathilde wurden immer bedenklicher, Wilhelm ſah, daß er eilen müſſe, wenn er die angebetete Matrone noch diſſeit des Grabes umarmen wolle, und krank ließ er ſich nach Rigburg ſchaffen.

Hugo war derjenige, welchem er in ſeiner Abweſenheit das Vikariat übertrug, aber Hugo fühlte ſeine Schwäche zu lebhaft, um ein Amt von ſolcher Wichtigkeit zu übernehmen. Wilhelms Bitten und die Vorſtellungen ſeiner Räthe, die er an ihn abſchickte, fruchteten gleich wenig, und Werinhars Vorwürfe in der Stunde der Einſamkeit, wurden auf eine Art beantwortet, welche dem Abt von Fulda Ehre machten. — Ich weis, ſagte er, was hinter der Ehre verborgen iſt, welche mir der großmüthige Wilhelm aufträgt. Aus dem Stellvertreter des Erzbiſchofs bey ſeinem Leben, kann leicht ſein Nachfolger nach ſeinem Tode werden, und welch ein Gedanke, meine Erhöhung auf Wilhelms Grab zu bauen!

Und würde es euch nicht Pflicht ſeyn, die Gelegenheit Gutes zu ſtiften anzunehmen? fragte Werinhar.

Ich? Gutes ſtiften? ein elender Schwächling zu Zeiten meiner Vernunft nicht ganz mächtig? Ihr wißt nicht, mein Vater, wie oft ich Urſache habe vor Rückfällen gewiſſer Art zu zittern! —

Gut, dem ſey ſo! aber es würde euch nie an Männern fehlen, welche euch eure Pflichten erleichterten.

Freylich! ſo lange Werinhar mich nicht verläßt! Aber Werinhar nehme die Stelle, welche man mir anträgt, für ſich ſelbſt hin! er handle und arbeite für ſich ſelbſt; es iſt ſchwer, einem andern die Erfüllung ſeiner Pflichten übertragen, und doch ſelbſt dafür Rechenſchaft geben müſſen!

Werinhar, welcher im Grunde wohl wünſchen mochte, ihm möchte dasjenige, was ſein Sohn ausſchlug, würklich angetragen werden, verſteckte ſeine Gedanken hinter die Frage: was doch dem Abt von Fulda die heilige Inful ſo zuwider mache, die ihm doch von Jugend auf geweiſſaget worden ſey?

Eben dieſe Weiſſagungen, ſagte Hugo, ſind es, welche mir ſie verleiden, ihr wißt vieles von dem, was mir in dieſer Betrachtung begegnet iſt, aber wüßtet ihr alles, ſo würdet ihr mir nicht verdenken, wenn ich lieber in meine ehemalige Niedrigkeit zurück kehren, als Erzbiſchoff von Maynz werden möchte.

Je mehr ſich Hugo weigerte, die angebotene Ehre anzunehmen, je dringender ward man im Bitten. Selbſt diejenigen, welche ehemals dem Schwachkopf Hugo die Abtey von Fulda misgönnten, ſchienen jetzt ihm eine viel höhere Stelle nicht zu beneiden, und ſtimmten in den Ruf des Volks ein, welches dem Hugo, der ihm während der kurzen Zeit, da er das Vermögen dazu beſaß, ſo viel Gutes gethan hatte, einmüthig ſeine Stimme gab — — — —

Zu Maynz hatten gefährliche Seuchen gewüthet, Feuer hatte ihre Kornvorräthe verzehrt, Theurung und Hunger hatten angefangen unter ihnen umher zu ſchleichen; und immer hatte Abt Hugo die Schätze ſeines Kloſters aufgethan, und mehr geleiſtet, als diejenigen, auf deren Hülfe ſie eigentlich verwieſen waren; dies war der Grund der allgemeinen Vorliebe, dies eine der Haupturſache. warum man den Vorſchlägen des ſcheidenden Wilhelms ſo ernſtlich an die Seite trat. — Aber Hugo war taub gegen beydes, umarmte ſeinen Freund, ſprach mit tauſend Thränen vom Wiederſehen, und ging nach ſeiner Abtey zurück, wohin ihm Werinhar murrend folgte.

Hugo hatte Urſach ſich für mehrerer Gewalt zu fürchten, als er ſchon beſaß; alle Gründe ſeines geheimen Abſcheues vor dem heiligen Stuhl zu Maynz abgerechnet, fanden ſich in die Augen fallende Urſachen genug, die ihn beſorgen ließen, er würde ein kläglicher Erzbiſchoff werden. Er kannte ſeine ſchwachen Seiten; nicht oft war er fähig, ſich dem Gutachten ſeines Führers Werinhar zu widerſetzen, und doch hatte er Beyſpiele, daß es nicht immer heilſam ſey, ihm zu folgen, Werinhar würde geherrſcht haben, und nicht er; an eine noch ſchlimmere, noch mächtigere Mitregentinn zu denken, verwehrte ihm ſeine verblendete Liebe für Lauriten.

Nur einen Beweis ſeiner thörichten Folgſamkeit: — Derjenige, der den Muth gehabt hatte, Werinhars Einreden zum Troz, die glänzende Stelle, welche man ihm in Maynz auftrug, auszuſchlagen, war ſchwach genug, dieſem Manne in einer Sache, wo der Widerſtand viel leichter geweſen wär, nachzuſehen.

Werinhar beſtand darauf, ſeinen und Lauritens Sohn, den in den Jahren der Hülfloſigkeit vernachläßigten Ruitbert, bey ſich zu haben. Wahrſcheinlich war nicht Liebe für den jungen Mann, den er nur dem Namen nach kannte, ſondern nur Neid gegen Biſchoff Willigis ſeinen Erzieher Urſach an dieſen Gelüſten.

Hugo vergaß, daß Wilhelm, als er ihm die Sorge für Ruitbert empfahl, ausdrücklich verlangte, er ſollte nicht aus Willigis Händen genommen werden, er ging alles ein, was Werinhar forderte, und Briefe und Boten wurden zu dem Biſchoffe abgefertigt ihm ſeinen ehemaligen Pflegbefohlnen abzufordern, den er ſich zum Freunde erzogen, und bereits zu geiſtlichen Ehrenſtellen befördert hatte, die ihm die ſchönſten Ausſichten für die Zukunft öfneten.

Werinhar ſchob dem zärtlichen Briefe Hugos, welcher voll ſüßer Erinnerungen ehemaliger Freundſchaft, voll Sehnſucht nach Aufklärung gewiſſer Mißverſtändniſſe war, einen andern unter, in welchem nichts von dem allen ſtand, in welchem dagegen nichts geſpart ward, dem kleinen Biſchoff Willigis die Ueberlegenheit des mächtigen Abts von Fulda und ſeines Geheimenraths Werinhar fühlbar zu machen. Die Antwort ward lang verzögert, und kam, als ſie erſchien, wie alle Geſchäfte des Abts von Fulda zuerſt in Werinhars Hände.

Werinhar erröthete und erbleichte, als er den Brief in Hugos Gegenwart öfnete, um ihm denſelben mitzutheilen; er überlas mit flüchtigen Blicken den Inhalt, und hatte die Kühnheit, das Blatt denn plötzlich ins Kaminfeuer zu werfen, ohne auf den, an welchen es gerichtet war, und der es zu ſehen verlangte, zu achten.

Gern hätte Hugo gezürnt, wenn er es vermocht hätte, aber wenig Worte, wenig Vorſtellungen Werinhars waren vermögend ihm Stillſchweigen aufzulegen, und der unmündige Abt begab ſich traurig in ſein Kabinet, um ſich von neuem zu überzeugen, daß keine höhere Würden, als er bereits bekleidete, für ihn taugten.

Nachrichten von Wilhelm, die er dieſen Abend erhielt, tröſteten ihn über all die Dinge, welche ihn beunruhigten; ihr Inhalt war angenehm, er beſtärkte Hugo in der ſüßen Hoffnung des Wiederſehens, an welcher er mit ganzer Seele hing. Der Erzbiſchoff ſprach, was ihn betraf, von wiederkehrender Geſundheit und wachſenden Kräften, und in Anſehung der ehrwürdigen Kranken, an deren Bette er verweilte, von Hoffnung des Lebens. Auch Lauriten erwehnte er, und nannte ſie einen Engel des Lichts, der an Mathildens Bette wachte, und auch ihn der zärtlichſten Vorſorge würdigte.

Hugo war über dieſe Dinge ſo entzückt, daß er auf keinen Nebenumſtand achtete, der ſeine Freude hätte ſchwächen können! Ach dieſer Brief war über einen Monat alt! warum verzögerte Wilhelm bey ſo günſtigen Ausſichten ſeine Rückkehr? Dieſer Brief, warum war er bey geringer Entfernung ſo lang unterwegens geblieben? und was konnte in dieſer Zeit alles vorgegangen ſeyn, die Gebäude der frohen Hoffnung einzuſtürzen?

Hätte Hugo ſich Zeit zu Ueberlegungen von dieſer Art genommen, ſo würde ihn der Schlag des Schickſals, der ihm bevorſtand, nicht ſo überraſcht, nicht ſo ganz zu Boden geſchlagen haben, wie nun geſchah.

Hugo hatte ſeine Abtey verlaſſen, und war gen Maynz gezogen, um, wie zwiſchen ihm und ſeinem Freunde verabredet war, ſeine Ankunft in der lieblichen Einſamkeit des Hattenberges zu erwarten. Einen ganzen Tag lang war er in den angenehmen Wildniſſen dieſes Zauberorts umher geirrt, das Andenken der Vergangenheit mit den ſüßen Hoffnungen der Zukunft zu verbinden, und nur der ſpäte Abend trieb ihn in das Schloß zurück.

Mitternacht war vorüber, die Kerzen brannten dunkler, der Mond blickte ſchräg durch die hohen Fenſter, und erhielt vom Hugo, wenn er von **Wilhelms** Briefe, den er wieder überlas, aufſahe, fleißig jenen ſehnſuchtsvollen Seitenblick, den Freunde und Liebende ſo oft auf dieſes Geſtirn werfen, gleich als hielten ſie es für den Freund ihrer Hoffnungen. Da wälzte ſich von dem hohen Gewölbe ein Nebel herab, da bildete ſich an der Marmorwand eine Nebelgeſtalt, da umſchwebte ihn ein leiſes Wehn, das ihm Schauer, oder wenigſtens die Frage, was war dies? eingehaucht haben würde, wenn er zu allen dieſem Zeit gehabt hätte, aber ehe Gedanken und Vorſtellungen deutlich zu werden vermochten, dſnete ſich die Thür, und ein Kämmerling trat herein, eine Perſon anzumelden, welche eben herüber geſchifft war, und ungeachtet der ſpäten Nachtſtunde augenblicklich Zutritt verlangte.

Dicht hinter ihm war die Gemeldete, die ſich langſam nahte, denn den Schleyer zurück ſchlug, und Hugo entgegen rief: Willkommen, Hatto der Zweyte, Biſchoff von Maynz!

O Laurita, Laurita! ſchrie Hugo, der aufſprang, ſich in ihre Arme zu werfen.

Aber Laurita zog ſich ehrfurchtsvoll zurück, und bat mit zierlicher Kniebeugung, denn alles, was Laurita that, war voll überdachter Zierlichkeit, um ſeinen Seegen.

Gräfinn? rief Hugo, dem über ihren Anblick aller Schauer vergangen war, mit Lachen, wozu dieſe Umſtände, kommt und empfangt den Seegen in meinen Armen.

Hugo, ſagte Laurita, die ihn von ſich abwehrte, erlaube, daß ich dich zum letzten mahl mit dieſem vertraulichen Namen nenne; ich fühle es, daß ich inskünftige aus meiner Tiefe nur demüthig zu dir hinauf ſehen darf; du biſt einer von jenen wunderbaren Günſtlingen des Glücks, bey welchen auch die unglaublichſten Dinge möglich werden müſſen. O Hugo, Hugo! wer hätte je ahnden ſollen, daß unſere jugendlichen Träume einſt Würklichkeit werden, daß ich meinen Liebling einſt im Ernſt als Erzbiſchoff von Maynz begrüſſen würde.

Laurita? — .

Du weißt, wie wenig ich, ſeit reifer Verſtand und mehrere Jahre die Schwärmereyen leichtgläubiger Jugend gedämpft hatten, auf unſere ehemaligen Hirngeſpinnſte hielt, wie ungern ich ſie ſo gar im Scherz erwehnte, und nun, o Gott, ſo wunderbar! — Unerforſchliches Verhängniß, wer kann deine Tiefen durchſchauen.

Ich bitte dich, Laurita! erkläre dich! gewiſſe Ahndungen verwandeln mein Blut in Eis, was wollen alle dieſe Räthſel ſagen?

Nun, Erzbiſchoff Wilhelm iſt todt; und ganz Maynz iſt rege, um den wohlthätigen Abt von Fulda an ſeine Stelle zu ſetzen.

Wilhelm? mein Freund Wilhelm todt? ſtammelte Hugo, und ſank ohne Empfindung in Lauritens Arme.

Vier und funfzigſtes Kapitel.

Ueberredungen.

Der Morgen dämmerte an den Fenſtern des hochgewölbten Saals, und Hugo kam aus ſeiner langen Ohnmacht zu ſich ſelbſt. Die Gräfinn von Septimanien ſaß mit Herzſtärkungen an ſeinem Lager, und auch Werinhar war zugegen.

Mein Sohn, rief der letzte, indem er die Hände des Erwachenden zärtlich zwiſchen den ſeinigen drückte, willſt du nun ſterben, da das Glück, die Belohnung ſo mancher von dir erduldeten Leiden endlich dir zu lachen beginnt? kann der, welchen das Elend des Mäuſethurms nicht tödtete, dem Gefühl der Freude unterliegen?

Gefühl der Freude? wiederholte Hugo, und Wilhelm iſt todt? und man will auch mich dem Untergange entgegen ſchleppen? — Doch nein, dies waren nur Träume. Sage mir Laurita, daß **Wilhelm** lebt, und daß auch ich leben werde?

Wilhelm lebt bey Gott! erwiederte ſie, und **Hugo** ſoll nur ſterben, um als **Hatto** der Zweyte Tauſenden zum Seegen zu leben.

Entſetzlich! ſchrie Hugo, der ſein Geſicht unter der Decke verbarg, und die Hände, die ſich nach ihm ausſtreckten, von ſich abwehrte.

Werinhar und Laurita drangen mit Gewalt zu ihm ein, ihr Zureden betäubte ihn, er verſicherte, daß er von allem, was ſie ſagten, nichts verſtehe, und bat um Ruhe und Einſamkeit.

Man gewährte ihm das erſte, ohne ihm das andere zuzugeſtehen. Werinhar und die Gräfinn von Septimanien ſetzten ſich an ſein Bette, und ſprachen leiſe, doch für ihn hörbar genug von den Dingen, welche ſie ſeinem zerrütteten Verſtande gern geläufig machen wollten.

Ich wundere mich nicht, ſagte Werinhar zu ſeiner Gefärthinn, daß die Hauptperſon in dieſem ſeltſamen Spiele ſo außer aller Faſſung iſt; ich ſelbſt fühle meinen Theil. Gott und alle Heilige! Wilhelm todt, und unſer Hugo ſein Nachfolger? — Die letzte Nachricht von Rigbura lautete ſo günſtig, wir waren in voller Erwartung, unſern guten Erzbiſchoff bald wieder zu ſehen!

Das weis Gott, ſagte Laurita, wie euch die gute Nachricht ſo ſpät, und die ſchlimmere, als die neueſte, gar nicht zukommen konnte. Die Beſſerung des guten Prinzen war ſo wie die Beſſerung ſeiner ehrwürdigen Großmutter nur ſcheinbar, ich kam nicht von dem Bette der Kaiſerinn, und kann alſo von dem, was ihrem Enkel wiederfuhr, nichts gewiſſes ſagen. Die erſte hielt ich wegen der zunehmenden Schwäche und ihrem hohen Alter immer für ein baldiges Opfer des Todes, und die Erleichterung, welche ſie fühlte, nur für kurze Friſt; aber daß Wilhelm in der Blüthe der Jahre, ſeinem Uebel ſo ſchnell unterliegen ſollte, dies würde mir bedenklich ſeyn, wenn ich zu denenjenigen gehörte, welche bey allen auſſerordentliche Dinge ahnden. Es iſt wahr, Wilhelm hatte Feinde, aber wer wird argen Gedanken ſo leicht Gehör geben! — An dem Tage, an welchem er wahrſcheinlich jenen Brief, der euch ſo irre führte, an ſeinen Freund abgelaſſen hat; an dem nehmlichen Tage ſchon bemerkte man eine ſchnelle Veränderung an ihm, des folgenden Morgens mußte er ſich an Mathildens Bette tragen laſſen, des andern Tages erſchien er gar nicht, die Kranke ſchmachtete darnach, ihren Liebling nur noch einmal zu ſehen, er hörte davon, und ließ ſich aus Furcht, ſie möchte einen Schritt wagen, der die wenigen noch übrigen Stunden ihres Lebens abkürzen könnte, mit Gefahr ſeines eigenen zu ihr bringen. — O Werinbar, könnte ich euch den Abſchied dieſer zwey verwandten Seelen ſchildern, ihr würdet, obgleich eure männlichen Augen ſelten weinen in Thränen zerfließen. — Man ſage nur nicht mehr davon, daß jene Welt alle hieſige Verbindungen aufhebe! Wilhelm und Mathilde bleiben ſich ewig verwandt, die Ewigkeit muß ſie noch genauer verbinden, muß ihr Weſen ganz in eins verweben. Sie trennten ſich nicht mit Thränen des Kummers, nein, wie Liebende, die ſich morgen wiederſehen werden. Wilhelm ſah den Tod in den gebrochenen Augen ſeiner Mutter, und ſie hörte bereits den Vorboten des letzten Hauchs in ſeinem gehemmten Odem, ohne zu trauren. Heil mir, ſtammelte Wilhelm, mein Wunſch, derjenigen, die meiner Seele alles iſt, nicht auf dem Wege des Todes folgen zu dürfen, wird erfüllt! Mutter, Mutter! ich gehe voran, Preis ſey dem, welcher auch das leiſeſte Flehen ſeiner Geliebten erhört! O ihr alle, die ihr in meinen letzten Stunden neben mir ſtehen werdet, hört meine Bitte: meldet, ſo bald meine Seele die Bande der Sterblichkeit abgeſchüttelt hat, meldet es meiner Mutter, daß auch ſie nicht lange verweile, ihrem Lieblinge zu folgen!

Unnöthige Sorgfalt! *) rief Mathilde mit einem muntern Ton und einem Blick, der wie

---

*) Dieſe ſchwärmeriſche Scene, ſo unbedeutend ſie ſeyn mag, iſt doch nicht allein auf die Rechnung des Legens Hatto.

ein Strahl der künftigen Herrlichkeit aus ihren Augen brach, meynt Wilhelm, daß ich es nicht fühlen werde, wenn der beſſere Theil von meinem Selbſt ſich zu Gott aufſchwingt? — Geh, mein Sohn, laß dich auf dein Lager tragen, bald, bald ſehen wir uns wieder, jetzt hindert mich deine Gegenwart, meine letzten Augenblicke ſo zu nutzen, wie ich ſoll. Deine Liebe ſteht noch zwiſchen Gott und mir; gedulde dich, dort wird es anders ſeyn: mit einem einigen großen, allbeſeeligenden Gefühl, werden wir dort alles zugleich umfaſſen, das Geſchöpf und den Schöpfer.

Wilhelm trennte ſich von ſeiner Mutter; es geſchah wie ſie ſagte. O Werinhar! ſchenkt mir die umſtändliche Erzählung! — Meine Thränen! — Wir wußten es an Mathildens Sterbebette eher, daß ſeine Seele bey Gott ſey, als ſeine Boten es uns verkündigten, und wenig Stunden nach ihm — — Mathilde. — Werinhar! laßt mich aufhören! — — Laurita weinte, Hugo badete ſich in Thränen, und Werinhar ging tiefdenkend im Zimmer auf und ab.

Ich bitte euch, Gräfinn, ſagte Werinhar, als er ſah, daß Laurita den Mund zur Fortſez-

---

denſchreibers zu ſetzen, man findet Spuren davon in den älteſten Schriftſtellern. vid. Joann. res mogunt.

zung aufthat, nichts mehr von dieſen Herz erſchütternden Dingen. Wir ſind noch auf der Welt, müſſen noch auf derſelben bleiben; ſeht ihr nicht, welche Würkung eure Erzählung auf die Zuhörer thut? ſoll Hugo Erzbiſchoff von Maynz werden, ſo darf er ſeinem Freunde nicht zu früh ins Grab folgen.

Hugo wird leben, rief Laurita wird den letzten Willen ſeines Freundes erfüllen; warum ſollte er vor einer Größe beben, die er ſich weder ungeduldig erwünſcht, noch unrechtmäßig errungen hat, die ihm ſo natürlich zu Theil wird, daß man die Hand der Verſehung nicht verkennen kann? Wilhelm und Mathilde wünſchten ihm das, was er jetzt erhält, ſie ließen ihre Wünſche gegen den Kaiſer und gegen alle, die hierbey etwas zu ſprechen haben, oft genug laut werden; alle Biſchöffe, außer Willigis, ſind auf unſerer Seite; die Maynzer ſprechen von glücklichen Zeiten, die ihnen unter Hatto dem Zweyten geweißagt ſind, und nennen den wohlthätigen Abt von Fulda mit dieſem Namen, der heilige Vater willigt ein; was iſt nun mehr übrig, als daß ſich der Gewählte mit guter Art in ſein glänzendes Geſchick findet, und den Geſandten, welche morgen kommen werden, ihn demſelben entgegen zu führen, zeigt, daß ſie nicht ſchlecht gewählt haben?

Fünf und funfzigſtes Kapitel.

Hatto der Zweyte.

Das Mittel, welches Werinhar und Laurita zu Hugos Beruhigung gewählt hatten, glückte. Thränen hatten bereits ſeinem gepreßten Herzen Luft gemacht. Neue Fragen zogen neue Erzählungen, und dieſe neue Zähren nach ſich. Hugo war wie ein Kind, das ſich in den Schlaf hinweint, und denn heiter erwacht. Er iſt bey Gott! rief er, als er die Augen aufſchlug, und bald werde ich dem Theuren folgen.

Und was hat Hugo gethan? ſagte Werinhar, dieſe frühe Belohnung zu verdienen? Nein, mein Sohn, eine lange glorreiche Laufbahn iſt dir noch übrig zurück zu legen, ehe du, wie der frühzeitig vollkommen gewordene Wilhelm, auf Ruhe denken kannſt. Die Vorſicht ruft dich auf, ein Fürſt, der Beglücker eines guten Volks zu ſeyn; willſt du gottlos widerſtreben? ——

Alles, was Werinhar ſagte, war recht erbaulich, auch Laurita ſetzte noch eine Menge gute fromme Dinge hinzu, die dem Abt von Fulda mächtig aufs Herz ſielen, ohne ihrem Endzweck völlig zu erreichen.

Es war keine Kleinigkeit, dem Kandidaten des erzbiſchöflichen Stuhls gewiſſe Ideen zu benehmen, die ihm die Rolle, welche er in Zukunft ſpielen ſollte, widrig machten. Er ahndete aus Gründen, die ſich wahrſcheinlich von den Erſcheinungen im Speſſart herſchrieben, in ſeiner Erhöhung das herannahende Ende ſeiner Tage, ſo wie wir das Ende unſers Buchs; er ſchien zu wiſſen, daß vom Fürſtenſtuhl zum Grabe für ihn nur eine Spanne Zeit übrig ſey, und ob Werinhar und ſeine Gehülfinn es gleich endlich dahin brachten, daß er ſich ſeinem Schickſal unterwarf, und denenjenigen, die ihm die heilige Inful entgegen trugen, nichts von ſeinem Widerwillen merken ließ, ſo brauchte man doch keine große Geſichtskunde, in ſeinen Zügen blos traurige Ruhe, nicht den Triumph zu entdecken, den ein anderer an ſeiner Stelle gefühlt haben würde.

Hugo, von nun an Hatto der Zweyte, ward feyerlich abgeholt und unter lautem Jubel des Volks nach der Albanskirche geführt, um daſelbſt geſalbt zu werden. Der Kaiſer und alle Biſchöffe, Lauritens Freunde, außer Willigis waren gegenwärtig, vom heiligen Vater war ein Bothſchafter geſandt, die Gräfinn von Septimanien zu verſichern, wie er ihre güldenen Gaben wohl erhalten habe, um ihren Liebling zu ſeiner neuen Würde zu weihen. Die maynziſchen Großen hatten den Begriff, **Schwachkopf**, wie wir wiſſen, allemal mit dem Namen **Hugo** verbunden, und ſie demüthigten ſich darum ungewöhnlich tief vor Hatto dem Zweyten, weil ſie hofften nun unter ſeinem Namen zu herrſchen.

Sie irrten ſich indeſſen. Daß Hugo beherrſcht werden mußte, war gewiß, aber Laurita hatte die Bande, an denen ſie ihn ziemlich öffentlich leitete, zu feſt gefaßt, um ſie einem andern zu überlaſſen. Und machte nur mit einigen der erzbiſchöflichen Räthe, die am meiſten nach ihrem Sinn waren, gemeine Sache, damit ſie den Namen zu dem hergeben konnten, was ſie verübte. Sogar Werinhar, der nach ihr das meiſte über ſeinen Sohn vermochte, wurde bald von ihr verdrängt, weil ſeine Rathſchläge nicht immer mit den ihrigen übereinſtimmten. Ob Werinhars Charakter rein und ohne Tadel war, ob nicht mancher gefährliche Verdacht unverantwortlicher Handlungen ſowohl auf ihn, als auf Lauriten fallen mußte, das mag der entſcheiden, der die vorhergehenden Blätter mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, indeſſen war ſo viel gewiß, daß er Lauriten an Gewiſſenloſigkeit lang nicht erreichte, daß er manches nicht gethan haben würde, was ſie verübte, daß er ihr ingeheim manchen Vorwurf über Dinge machte, von welchen er, da ſie nun einmal geſchehen waren, Vortheil zog. Laurita las immer Misbilligung in ſeinen Blicken, glaubte immer von ihm in Ausführung ihrer Anſchläge gehindert zu werden, und arbeitete daher an ſeiner ehrenvollen Entfernung. Das Kloſter Fulda hatte ſeinen Abt eingebüßt, und wer hätte ſich zu dieſer Stelle beſſer geſchickt, als Werinhar? —

Hatto war entzückt ſeinen Vater auf dieſe Art ehren und beglücken zu können, und dieſer, ob er gleich auch hier Lauritens Hand nicht verkannte, ließ ſich doch die Sache nicht übel gefallen. Die Stelle, welche er jetzt erhielt, war ehedem das höchſte Ziel ſeiner Wünſche, und jetzt, da dieſelben merklich geſtiegen waren, wie bey lächelndem Glück zu geſchehen pflegt, demonſtrirte er ſich fleißig, daß aus einem Abt von Fulda mehr als einmal ein maynziſcher Erzbiſchoff geworden ſey, und daß die Möglichkeit, ſeinen ſchwächlichen Sohn zu überleben, und zum zweytenmal ſein Nachfolger zu werden, am Tage liege.

In der That war Hattos Leibesbeſchaffenheit gegenwärtig ſo, daß ſie kein langes Leben verſprach. Die Leiden ſeiner frühern Jugend, das ſiebenjährige Elend in einem der abſcheulichſten Gefängniſſe, und der heimliche Gram, der ſeit ſeiner Erhöhung mehr als je zuvor an ſeinem Herzen nagte, hatten ſeine Kräfte nach und nach verzehrt, und der blühende junge Mann, der ehemals zu Thouleuſe ſo manches Weiberauge bezauberte, war jetzt ein bleiches hohläugiges Gerippe, das dem Grabe entgegen ſchmachtete.

Aller Verdacht verbotner Liebe zwiſchen ihm und der verblühten Laurita war lächerlich, doch ſchwiegen die Läſterer nicht. Hattos Beherrſcherinn hatte alle diejenigen getäuſcht, welche geglaubt hatten, den neuen Erzbiſchoff zu regieren, und ſie lohnten ihr dafür mit Verläumdung. Die Gräfinn von Septimanien hatte frühzeitig gelernt, ſich über das: **Was wird man ſagen**, hinweg zu ſetzen, und es war ihr alſo ſehr gleichgültig, wie man ihren Umgang mit Hatto beurtheilte; konnte ſie nur an ſeiner Seite in königlichem Schmucke prangen, und mit ihm die Verehrung des knienden Pöbels theilen, konnte ſie nur Schätze auf Schätze häufen, und dadurch ihrer gegenwärtigen Hauptleidenſchaft ein Feſt bereiten, ſo war ſie zufrieden. Dies war die erſte

Urſach, warum ſie für den ſchwachen Hatto die Inful errungen hatte: ihr Zweck war erreicht, und ſie hatte alſo nichts mehr zu thun, als ihr gegenwärtiges Glück wohl zu genießen, und nebenbey noch größere Plane für die Zukunft zu ſchmieden. Schade, daß Hatto ſo wenig Hoffnung zu langem Leben gab, ſonſt würde die dreyfache Krone ihr nicht zu hoch gedünkt haben, die Hand für ihn nach derſelben auszuſtrecken, um ſie mit ihm zu theilen, und gewiß, ſie würde ein Muſter für die Mathilden und Olympien der künftigen Zeit abgegeben haben. — —

Laurita, welche, ſo lang Hatto Abt von Fulda war, es gern ſah, wenn er die chriſtliche Wohlthätigkeit in verſchwenderiſchem Maaße übte, und oft ſein Kloſter plünderte, um die Maynzer zu unterſtützen, fand die Uebung dieſer Tugend jetzt unnöthig. Die Zuneigung des Volks, das ihren Liebling auf den Stuhl heben konnte, den ſie ihm zugedacht hatte, war errungen, ihr Zweck war erreicht, von nun an mochten diejenigen, welche vormals den wohlthätigen Abt von Fulda ihren Vater nannten, immer darben, wenn nur ihre Kaſten ſich füllten. Indeſſen fing dieſes gedrückte Volk an zu murren, ſeine Klagen und die Läſterungen der Feinde Lauritens wurden immer lauter; wie leicht, daß Hatto verminderte Zuneigung in den Blicken ſeiner Kinder, wie er gern die Maynzer nannte, entdeckte, wie leicht, daß er ihr Weinen und Schmähen hörte! Den Willen Gutes zu thun, hatte er immer, auch beredete ihn ſeine Beherrſcherinn, er überhäufe ſein Volk mit Wohlthaten, unaeachtet dieſelben alle allein in ihren Schoos floßen; aber wenn nun einſt irgend ein Zufall ſeinen Augen die Decke entriß, und er auf einmal ſah, wie er getäuſcht war! — Schon als Knabe bey der erſten Entdeckung ihrer Falſchheit hatte er ſeiner Gebieterinn ſeinen Zorn ziemlich lebhaft fühlen laſſen; noch vor kurzer Zeit hatte er es, wie wir wiſſen, gewagt, Verdacht wegen einer Sache gegen ſie zu äußern, an welcher ſie wohl nicht ganz unſchuldig war, was ſollte denn jetzt geſchehen, wenn man ihm ihre Verbrechen lebendig vor Augen legte? jetzt, da die allmächtige Liebe nicht mehr auf ihrer Seite ſtand, und blos Schwäche, Furcht und Gewohnheit ihn an ſie feſſeln konnten?

Laurita bedachte alles dieſes, und daher geſchah es, daß ſie ihn erſt unabläßig auf eine ſeinem Geſchmack angemeſſene Art zu beſchäftigen ſuchte, und dann gar darauf ſann ihn zu entfernen.

Hatto hatte in den erſten Monaten ſeiner Erhöhung, ſo wie alle neue Regenten pflegen, dem Volke die ſchönſten Hoffnungen gegeben. Alles ſelbſt ſehen, ſelbſt verwalten, alle Misbräuche abſchaffen, alles beſſern und vollkommen machen, war ſein Wahlſpruch; er that unſtreitig hierinn zu viel; und Laurita ſchwieg, weil ſie klug genug war, einzuſehen, daß dieſes nicht lange dauren könne! So bald ſie merkte, daß der Eifer ein wenig erkaltete, trat ſie zwiſchen ein, und bat für ihn um Ruhe, um Schonung ſeines koſtbaren Lebens. Hatto gab nach, und ging bald vollkommen den Weg, den ſie ihm vorzeichnete. Seine Schwächlichkeit diſpenſirte ihn von den Regierungsgeſchäften, welche er in den Händen der Kreaturen Lauritens ſicher glaubte; aber er war, wie er meynte, darum nicht müßig. Die Gebeine ſeines Freundes und Vorgängers, Erzbiſchoff Wilhelms waren herübergeſchaft, und von ihm unter tauſend Thränen in der Albanskirche beygeſetzt worden. Ein prächtiges Monument erhub ſich auf Hattos Befehl über ſeinem Staube, und niemand konnte und durfte bey dieſer heiligen Arbeit die Oberaufſicht führen als er ſelbſt. Zwey Drittheile ſeiner kurzen Regierung gingen unter dieſer Beſchäftigung hin, und Laurita, welche nicht gleich eine neue Aufgabe für ihn bereit hatte, beredete ihn, nach geendetem Werke der Ruhe in der ſüſſen Einſamkeit des Hattenbergs zu genießen, und ſeiner Geſundheit zu pflegen, indeß ſie zurück blieb, nebſt den von ihr gewählten Räthen ſeine Stelle zu vertreten.

Sechs und funfzigſtes Kapitel.

Schlummertränke für erwachendes Gefühl.

Lauritens Vorſichtigkeit konnte nicht hindern, daß Hatto in der Einſamkeit, wohin ſie ihn gebannt hatte, von dem nunmehrigen Abt von Fulda, den ſie ungern bey ihm duldete, beſucht wurde.

Werinhars Herz war voll, die Klagen der Maynzer waren vor ſeine Ohren gekommen, aber er ſcheute ſich zu reden. Wie ſollte er Verdacht gegen Lauriten in Hattos Herz werfen, ohne in Verſuchung zu gerathen, ihm Dinge zu entdecken, die er nie erfahren durfte? Dieſe Frau hatte eine ſeltene Gabe ſich furchtbar zu machen, und immer noch eine gewiſſe Herrſchaft über diejenigen zu üben, welche ſie längſt nicht mehr durch Schönheit feſſeln konnte; alte und neue Geſchichten geben uns tauſend Beyſpiele von dieſer ſeltenen Macht der Weiber; es hat faſt in keinem Jahrhundert an Livien, Siegbritten und Pombadours gefehlt, welche bis an ihren Tod durch einen Zauber herrſchten, den niemand begreifen konnte; Schade, daß dieſe Wundergabe immer in den Händen des ſchlechten Theils des weiblichen Geſchlechts war, indeſſen der beſſere nie nach einer Herrſchaft ſtrebte, die er doch am beſten hätte nützen können.

Mitten in der dringenden Nothwendigkeit ſich von wichtigen Dingen zu unterhalten, blieb es immer zwiſchen dem Abt und dem Erzbiſchoffe bey Alltagsgeſprächen. Kaum, daß ſich Werinhar das Herz faſſen konnte, die alte Forderung wieder hervorzuſuchen, und zu bitten, ſein Sohn Ruitbert möchte vermöge des Anſehens, das Hatto als Erzbiſchoff beſaß, dem Biſchoff Willigis abgefordert und ihm gegeben werden. Werinhar ging nur darum zaghaft an dieſes Geſuch, weil er wußte, daß Laurita ſich nicht ſonderlich ſehnte, an dieſem jungen Manne einen Zeugen ihrer Vergehungen, ihrer unmütterlichen Geſinnungen, und vor allen Dingen — ihres Alters vor die Augen zu bekommen. Laurita ſchmeichelte ſich oft noch jung und ſchön zu ſeyn, weil ſie einen weit jüngern Mann als ſie, den bethörten Hatto, noch immer zu feſſeln wußte, und ſie haßte jeden, ſelbſt ihren Spiegel, der ſie an das Gegentheil erinnerte.

Der Erzbiſchoff fand Werinhars Bitte ſeiner Neigung ſo vollkommen gemäß, daß ſie ſogleich gewährt wurde; er ſelbſt wünſchte ſeinen Bruder Ruitbert zu ſehen, und ihm Gutes zu thun, wünſchte ſehnlich, noch einen Verſuch zu machen, ob nicht das Herz ſeines alten Freundes **Willigis** gegen ihn zu erweichen, ob nicht er ſelbſt in ſeine Arme zurück zu bringen wär.

Vielleicht möchte ſeine Abſicht nicht ganz verunglückt ſeyn, vielleicht wären wenigſtens zwiſchen ihm und dem Schutzengel, den er ehedem von ſich verſcheucht hatte, Erklärungen erfolgt, welche ihm unendlichen Nutzen hätten ſchaffen können, wenn er ſich überwunden hätte, die Sache ſelbſt zu treiben; aber Hatto lebte jetzt lieber in einer idealiſchen als in der würklichen Welt, ſtreifte lieber Tage lang mit ſchwärmeriſchen Erinnerungen der Vergangenheit in den Wildniſſen des Hattenberges herum, als daß er in einer Sache von Wichtigkeit ſelbſt die Feder angeſetzt hätte. Alles ward Werinharn übertragen, der ſich ſeines Auftrags ſo entledigte, wie es ſich von ſeinem alten Haß gegen **Willigis** erwarten ließ.

Willigis, der ſich ſeiner innern Würde immer bewußt blieb, war nie der Mann, ſich trotzen zu laſſen, und am wenigſten jetzt, da das Glück auf ſeiner Seite war, und ihn dem ſtolzen Abt von Fulda faſt gleich geſetzt hatte; er überſchrieb Werinharn eine Antwort, welche ſo beſchaffen war, daß ſie dieſer wütend mit den Zähnen zerriß, und gewiß nicht das kleinſte Fragment von dieſen beleidigenden Zeilen würde übergelaſſen haben, wenn ihn nicht in dieſem Augenblick eine Zeitung zu Ohren gekommen wär, welche ihn bewegte, ſein Zimmer ſchleunig zu verlaſſen, und zum Erzbiſchoffe zu eilen.

Lauriten war verkundſchaftet worden, der Abt von Fulda halte ſich ſchon ſeit einigen Wochen bey ihrem Mündel Hatto dem Zweyten auf, und eilend war ſie herüber gekommen, den Unfug zu ſteuern, welchen vertrauter Umgang zwiſchen dieſen beyden nach ſich ziehen könne. Sie ging mit Anſchlägen um, den Erzbiſchoff noch weiter zu entfernen, und hatte, als Werinhar erſchien, bereits einen guten Anfang gemacht, dem ſchwachen Hatto eine Idee in den Sinn zu bringen, welche ihn auf lange Zeit beſchäftigen, und ihr indeſſen Raum geben mußte, in ihrem Bißthum zu ſchalten wie ſie wollte.

Werinhar fand ſeinen Sohn in Thränen. O mein Vater, rief er ihm entgegen, haſſet mich! verabſcheuet mich! was habe ich gethan? wie habe ich meine Zeit verträumt! was läßt ſich von einem Menſchen erwarten, der die erſten Pflichten der Natur verſäumt!

Der Abt ſah die Gräfinn und den Erzbiſchoff mit wunderndem fragenden Blicke an. Ach, ihm war nur gar zu viel von Stunden, welche Hatto verträumte, von Pflichten, welche er vernachläßigte, bewußt; aber wie war es möglich, daß Laurita ihm hierüber die Augen öfnen ſollte?

Ach, fuhr Hatto fort, auch ihr habt euch einer ſchändlichen Vergeſſenheit überlaſſen, ihr errathet nicht, wovon die Rede iſt. Niemand erinnert mich an meine Schuldigkeit, als die fromme Laurita!

Beruhigt euch, ſagte die Gräfinn, indem ſie über das Urtheil erröthete, welches der kluge Werinhar über ſie fällen mußte, ſobald er erfuhr, wovon die Rede war, beruhigt euch, die Nachrichten ſind vielleicht falſch, und der Schade leicht zu heben; auch ſehe ich nicht, wie ihr euch ſelbſt hiebey Vorwürfe zu machen habt.

Ur-

Urtheilt ſelbſt, ſagte Hatto zum Abte, das Monument, welches Erzbiſchoff Wilhelm den Gebeinen meiner Mutter gelobte, war angefangen, die Kapelle bereits faſt unter Dach, der Tod riß ihn hin vor Vollendung des Werks, und der unnatürliche Sohn, den ihr vor euch ſehet, vernachläßigte das, was er dem Andenken ſeiner älteſten Freundinn ſchuldig war, errichtete Marmorſäulen zu Ehren eines Fremden, und ließ Waldradens Grab ungeziert, las Meſſen für Wilhelm, und that Opfer zur Ruhe ſeiner Seele, indeſſen der Schatten der frommen Einſiedlerinn noch im Vorhof des Himmels traurig umherirrt, und in ihrer Kapelle Raben und Eulen krächzen. Ein Reiſender, welcher durch den Speſſart wanderte, hat der Gräſinn Nachricht von dem Unfug gegeben. Wind und Wetter zerſtören, was Wilhelm bauete, und ich muß hin, muß ſelbſt hin, muß beſſern, ausbauen, zur Vollkommenheit bringen, was er, frömmer als ich, anfing. Vielleicht daß dieſes mein Verbrechen tilgen, und mich mit der Seeligen ausſöhnen kann.

Werinhar zog mitleidig die Schultern bey dieſer Rede, wagte es, Einwendungen zu machen, und Hattos Reue und Trieb zur Beſſerung auf wichtigere Gegenſtände zu lenken; aber ein gebietender Blick von Lauriten benahm ihm den wenigen Muth, den er übrig hatte, und die Abreiſe des Erzbiſchoffs ward unweigerlich feſt geſetzt.

Es war nöthig, vor der Wallfarth zu Waldradens Grabe noch ſich den Maynzern zu zeigen, und wenigſtens einmal die hohenprieſterlichen Geſchäfte zu verwalten, damit die guten Leute nicht gar vergäßen, daß ſie einen Erzbiſchoff hatten. Laurita mußte hierinn Werinhars Vorſtellungen nachgeben, und die Albanskirche ſah Hatto den Zweyten noch einmal in Pontifikalibus.

Der Erzbiſchoff klagte des Abends, als er in ſein Kabinet kam, und ſein müdes Haupt in Lauritens Schoos legte, wie ihm alles in der Albanskirche ſo öd und traurig gedünkt, wie alles ihn ſo lebendig an jene einſt dort verwachten ſieben Nächte erinnert habe, wie er bey dem Volke, das ihn ehemals ſo zu lieben ſchien, den frohen Zuruf und die heitern Geſichter vermiſſe, wie ihn gewiſſe Vorherſagungen von der Zukunft, deren Erfüllung nun nahe ſeyn müſſe, von neuem zu beunruhigen anfingen, und wie er in der Ferne nichts als Nacht und Dunkel vor ſich erblicke. Dieſes zog ein langes Geſpräch zwiſchen ihm und der tröſtenden Laurita nach ſich, welches wohl werth geweſen wär, auf unſere Zeiten gebracht zu werden, weil es uns den beſten Aufſchluß über die Gemüthsfaſſung des unglücklichen Mannes geben könnte, von welchem wir ſchreiben.

Hatto, ſo oft auch ſeine Vernunft ſonſt zu ſchwanken pflegte, war gegenwärtig völlig bey ſich ſelbſt; aber es giebt einen gewiſſen Wahnſinn des Herzens, welcher geradesweges zur Verrückung des Verſtandes führt. Ungewiſſe Begriffe von Recht und Unrecht, Handlungen, welche mit Ueberbleibſeln von guten Grundſätzen ſtreiten, Fragmente von Gewiſſenhaftigkeit und herrſchende Laſter, Schwärmerey und Unglaube, Trieb zur Thätigkeit und überwiegende Indolenz, inneres Gefühl, es ſey in und um uns nicht alles ſo wie es ſeyn ſoll, und Muthloſigkeit den Schaden zu unterſuchen, Unvermögen ihn zu heilen; dieſe und tauſend andere namenloſe Widerſprüche zerriſſen Hattos Seele; aber Laurita wußte für ſeine Schmerzen ein Opiat zu bereiten, welches ſo gefährlich als würkſam war; er ward durch ihre heilloſe Beredſamkeit in ſeinen Schlummer zurück geſenkt, und reiſte wenig Tage darauf ziemlich beruhigt ab.

Sieben und funfzigſtes Kapitel.

Abreiſe und Rückkunft.

Laurita, welche in Abweſenheit des Erzbiſchoffs zu Maynz wichtige Geſchäfte hatte, wollte, und Werinhar durfte ihn nicht begleiten; Hatto trat alſo ſeine Reiſe ganz ſich ſelbſt überlaſſen an, denn das Gefolge, das ihn begleitete, war, wie zu geſchehen pflegt, ganz nach ihm und ſeiner Beherrſcherinn gebildet, entweder würkliche Schwärmer, wie er, oder heuchelnde Ungläubige, wie ſie, die ſich in ſeine Launen fügten; kein einiger rechtſchaffener vernünftiger Mann, der ihnen Einhalt zu thun, ihn auf beſſern Weg zu leiten vermochte.

Was eigentlich binnen drey oder vier Monaten, welche er bey dem Grabe ſeiner Mutter verbrachte, mit ihm vorging, iſt nicht auf unſere Zeiten gekommen; meine Leſer kennen die Gegenden, welche ſeiner Phantaſie ſo gefährlich waren, und werden ſich alſo nicht wundern, daß er tiefſinniger und ſchwermüthiger zurückkehrte, als er abgereiſet war.

Laurita, welche in ſeiner Abweſenheit zu Maynz alles umgekehrt hatte, und Urſache fand, ihn, da er ſchneller zurück gekehrt war, als ſie wünſchte und vermuthete, ungern in der erzbiſchöflichen Reſidenz zu ſehen, trug Sorge, ihn durch ihre Kreaturen, welche ſie ihm entgegen ſchickte, zu bewegen, noch einige Zeit auf dem Hattenberge zu bleiben.

Sie ſelbſt konnte ihm nicht entgegen gehen, denn ſie befand ſich gegenwärtig in einer Lage, die es gefährlich, die es unmöglich für ſie machte, ſich aus ihrem Pallaſte zu wagen. Ihre Bosheit, ihre Unvorſichtigkeit hatte ein Feuer angezündet, welches ſie nun nicht zu löſchen vermochte, und welches ſie ſelbſt zu verzehren drohte.

Sie wußte, entweder durch den Augenſchein, oder würklich durch einige Fragmente übernatürlicher Kenntniſſe, die ſie beſaß, daß die Zeit, ſich unter Hattos Regierung zu bereichern, kurz, daß ſie bald zu Ende gelaufen war, ſie wußte, daß ihr Schickſal nach ſeinem Tode elend ſeyn würde, wenn ſie ſich nicht vorher ganz unabhängig gemacht hatte, da ſie alsdenn keinen mächtigen Freund mehr beſaß, als Werinharn, der jetzt nicht mehr durch Liebe, und durch eine Art von Pflicht und durch eine gewiſſe Furcht an ſie gebunden war, welche mit dem Verluſt ihrer Macht gänzlich wegfallen mußte. Ihre Reizwaren verblüht, ſie konnte nicht hoffen, durch dieſelben neue Bewunderer an ſich zu ziehen, konnte nicht hoffen, die alte Liebe in den Herzen dererjenigen wieder anzufachen, welche ſie ehemals verlaſſen hatte, um eines immerwährenden Wechſels zu genießen. Sie ſetzte alſo ihr ganzes Glück in die Aufhäufung unermeßlicher Schätze, mit welchen ſie, ohne Hattes Tod abzuwarten, ſich nach Italien zu wenden, und daſelbſt als eine Fürſtinn zu leben gedachte.

Plünderung der erzbiſchöflichen Schätze, verkaufte geiſtliche Würden, und ungeheure Erpreſſungen, mit welchen ſie das Volk belegte, waren die Mittel, ihr zu ihrem Zwecke zu verhelfen; die beyden erſten glückten ziemlich, aber das letzte zog ein Ungewitter über ſie zuſammen, welches ſie zu zerſchmettern drohte. Sie hatte mit den Schätzen, die ſie bereits beſaß, alle Vorräthe des Landes aufgekauft, die ihr nun die aufgewandte Summe mehr als vierfach wieder eintragen ſollten. Alles Volk kam zu Lauriten, Brod zu kaufen, und ſie ließ den, welcher ihre unmäßigen Forderungen nicht befriedigen konnte, verſchmachten. Hunger und Seuchen fingen in den Gegenden an zu wüthen, welche dieſe Harpye verheerte. Verzweiflung entzündete die kalten, ſonſt zu keinen großen Unternehmungen fähige Seelen des maynziſchen Pöbels mit dem Geiſte des Aufruhrs, ſie rotteten ſich zuſammen, **Lauritens** Pallaſt zu ſtürmen, und das Ungeheuer aus ſeiner Höhle zu reißen, das das Land zur Wüſte machte. Laurita erkaufte ſich durch ihr Geld auswärtige Hülfe, und dieſe war das einige, was ihr noch einige Sicherheit ſchenkte, aber auch dieſes konnte nicht lange dauren, denn die Klügern des Volks waren zum Kaiſer gezogen, um Hülfe wider ihre Unterdrücker zu fordern.

Zu dieſer Zeit war es, da Hatto von ſeiner Wallfarth zurück kam, und Laurita war ſo glücklich, ihm die gefährliche Lage, in welcher ſich alles befand, zu verhehlen. Sie brauchte hiezu wenig Kunſt und Mühe, denn **Hatto**, der jetzt immer im halben Traume ging, ließ ſich alles gefallen, wunderte ſich über nichts, bemerkte kaum dieſes, daß er bey ſeiner Ankunft auf dem Hattenſchloſſe nicht in die erzbiſchöflichen Zimmer, ſondern in diejenigen gebracht ward, welche er zu Erzbiſchoff **Wilhelms** Zeiten bewohnt hatte, und welche, da ſie zuletzt auch dem jetzigen Abt von Fulda, **Werinharn**, zur Wohnung gedient hatten, nur die fuldiſchen Gemächer genannt wurden.

Auch an dieſem Umſtande, den **Hatto** ſo wenig zu Herzen nahm, war **Lauritens** Raubſucht Urſach, ſie hatte das prächtige Geräthe, das die erzbiſchöflichen Gemächer zierte, längſt in Sicherheit gebracht, und beſorgte, daß **Hatto** beym Anblick der kahlen Wände und der ſchallenden Leere doch vielleicht ſonderbare Ahndungen fühlen möchte.

Acht und funfzigſtes Kapitel.

Ein Brief und eine Feuersbrunſt.

Eins der erſten Geſchäfte des Erzbiſchoffs als er auf der Hattenburg angekommen war, beſtand darinn, nach **Werinharn** zu ſchicken, und ihn zu ſich bitten zu laſſen; die Einſamkeit, vorzeiten ſeine liebſte Freundinn, war ihm jetzt läſtig, ſein Herz war voll ſchwermüthiger Träumereyen, und er hoffte nicht ohne Grund, in den Armen ſeines Vaters Erholung zu finden. Unglücklicher Weiſe war **Werinhar** krank, und **Hatto** blieb ſich ſelbſt überlaſſen. —

Er ſchien dieſen Tag nirgend Ruhe zu finden; die vordem gewöhnlichen Wanderungen in den Gegenden des Hattenbergs, wurden diesmal kurz abgebrochen, und das einige Mittel die lange Zeit in dem Schloſſe, das ihm ohne **Lauriten** und **Werinharn** öde und traurig war, einigermaßen zu vertreiben, waren die Vorleſungen eines einfältigen Mönchs, der zu Hattos Reiſegefolge gehörte, und das Amt hatte, ſeinen Herrn durch Geſchwätz oder Lektüre in den Schlaf hinzumurmeln.

Das Buch, auf welches dieſesmal der Lektor fiel, waren pohlniſche Geſchichten, von einem römiſchen Kloſterherrn in Latein verſirt; dem Anſchein nach ein gutes unſchädliches Buch, welches einem verwundeten Herzen, oder einer kranken Phantaſie wenig zu ſchaffen machen konnte.

Hatto hörte zwiſchen Wachen und Schlafen, den Anfang von der Geſchichte eines gewiſſen Fürſten Popiel, der ſich mit einem teutſchen Fräulein Teuta genannt, vermählte, und ſich von ihr unumſchränkt beherrſchen ließ; er hörte einige Zeit lang geduldig zu, aber fand er in dieſer Altagsgeſchichte keine Nahrung für ſeine heimliche Unruh, ſo gab ſie ihm dagegen auch wenig Unterhaltung; er hieß den Mönch ſchweigen, und verlangte allein zu ſeyn.

Auch die Stille, welche ihn nun umgab, beruhigte ihn nicht; das Andenken ſeines Freundes, Erzbiſchoff Wilhelms, drängte ſich ihm in der Einſamkeit auf eine ſeltſame Art auf, und beklemmte ſein Herz. Er dachte aller frohen mit ihm verlebten Stunden, verglich die Neigung, die er für ihn gefühlt hatte, mit allen zärtlichen Empfindungen, welche je ſein Herz erfuhr, und ſelbſt ſeine erſte jugendliche Leidenſchaft gegen Lauriten war nichts gegen jene ſeeligen Gefühle; eine ſtark auflodernde wilde Glut, welche mit der ſtillen Flamme heiliger Freundſchaft in keine Vergleichung kommen konnte. Seine Thränen floſſen wie am Tage der Trennung, floſſen wie in jener Stunde, da er ſich's zum erſtenmahl lebhaft dachte; Wilhelm iſt nicht mehr! — O Wilhelm! Wilhelm! rief er mit gerungenen Händen. Dich zu verlieren! — — Der Anfang meines Elends! — Fluch über deine Mörder! — — Eine Stunde in deinen Armen, der Anblick des Himmels, der Abdruck deiner unſchuldigen Seele in deinen Augen, dies, dies würde jetzt Balſam für mein leidendes nirgend Ruhe findendes Herz ſeyn!

Hatto fühlte, daß ſeine Gedanken anfingen ſich zu verwirren, er riß ſich empor, wie er allemal bey dieſen Vorzeichen eines noch ſchrecklichern Zuſtandes that, und ſuchte Beſchäfftigung.

Er wühlte in Werinhars Schriften, die er am letzten Tage, den er hier zubrachte, als er durch Lauritens Ankunft ſchnell abgerufen ward, hier zurück ließ. Legenden und Breviere, welche Hatto hier fand, konnten ſeine Aufmerkſamkeit ſo wenig feſſeln, als etliche tiefſinnige Aufſätze, die der gelehrte Abt von Fulda über einige damals beſtrittene Meynungen verfaßt hatte. Er ſuchte weiter: einige unbedeutende Briefe von ſeiner eigenen Hand, einige andere von Kloſterangelegenheiten wurden eben ſo ſchnell auf die Seite geworfen, denn jetzt fiel ihm ein abgeriſſenes Blatt in die Augen, welches ihm bekannte Schriftzüge ſehen ließ; es war die Hälfte jenes Briefs an **Werinhar**, den Biſchoff **Willigis** zur Antwort auf die letzte ſtolze Anforderung, ihm **Ruitberten** auszuliefern, an ihn abließ. Hatto las, was meine Leſer vor ſich ſehen, ein aus dem Zuſammenhange geriſſnes Stück, das ſchwer zu verſtehen war.

„Er iſt dahin, **Wilhelm** iſt dahin, und
„Gott weiß, wie er von der Welt kam! aber
„dies weis ich, Gott wird ſein Blut von der
„Hand der Mörder der Unſchuld fordern. Daß
„der, deſſen Namen, (vornehmlich den, welchen
„er nun führt,) ich nicht nennen will, ganz
„ſchuldlos an der Greuelthat ſey, daß auch ihr
„kein Theil an derſelben haben ſolltet, iſt un-
„möglich; wie ſollte es zugehen, daß mein ern-

„ſtes Warnungsſchreiben an ihn ohne Würkung „blieb, daß auch ihr eure Ohren vor der Stimme der Wahrheit verſtopftet? O wer ſein „Glück auf Unthaten bauen kann, der iſt Theilnehmer derſelben, hat ſie wahrſcheinlich ſelbſt „verübt! — Gott weis, wie er und ihr das „wurdet, was ihr jetzo ſeyd; ich fand mein „Glück auf dem Wege des Rechts und der Tugend, und nimmer werde ich, ſollte mir auch „noch ein höheres beſtimmt ſeyn, es auf andere „Art ſuchen. Ich gehe ruhig meinen Gang „fort, ohne einen Seitenblick auf Träume und „Weiſſagungen zu werfen. Was geſchehen ſoll, „geſchehe; weder euer Neid noch eure Verdienſte werden es hindern. — So viel auf eure „Läſterungen; was aber **Ruitberten** anbetrift, „ſo könnt ihr wohl denken, daß ich ihn in keiner Gegend wiſſen kann, wo die Giftmiſcherinn **Laurita** herrſcht; zwar **Ruitbert** iſt „ihr Sohn, aber was iſt einer **Laurita** zu „viel? — Nie, das betheure ich euch, nie „ſoll er durch mich erfahren, daß er ſein Leben „dieſem Ungeheuer zu danken hat, nie, daß „er Werinhars Sohn, und Hugos Bruder iſt. „Er braucht der Hülfe der Verbrecher nicht, die „Vorſicht war und iſt ſeine Helferinn, ſeine Tugend und ſeine Verdienſte verſchafften ihm mächtige Freunde, und **Willigis**, dem ihr jenen

„unerſättlichen Durſt nach Größe zuſchreibt, welchen ihr ſelbſt fühlt, wartet nur auf Gelegenheit, zu zeigen, daß er die Erhöhung ſeines jungen Freundes ſeiner eigenen vorzieht, daß, und läg die Inful, die Hatto mit Unrecht trägt, ihm ſo nahe, daß er ſie mit der Hand erreichen könnte, er ſie weit lieber auf Ruitberts Stirne, als auf ſeine eigene ſetzen würde. Könnt ihr, kann Hatto dieſes von ſich verſichern?

Willigis.

Euer Vorbitter bey Gott.

Hatto las mit wachſendem Entſetzen, ohne das, was er geleſen hatte, ganz zu verſtehen, das zweyte Ueberleſen würde ihm wahrſcheinlich mehr Licht gegeben haben, wenn er Zeit zu demſelben gehabt hätte; aber eine ungewöhnliche Unruhe, welche ſich in ſeinem Vorzimmer erhub, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit ab. Er rief ſeinen Leuten; ein Kämmerling trat herein, und meldete mit erſchrockener Miene, der Horizont nach Maynz zu ſchwimme im Feuer, auch habe der Thurmwächter eben herab gerufen, wie eine Flamme von der öſtlichen Gegend der Stadt, himmelan emporſteige, und zur Seite ſich verſchiedene andre Gluten erheben. Hatto ſtürzte zum Zimmer hinaus, und eilte im Gefolge all ſeiner Diener, nach dem hohen Umgange des Thurms, von deſſen Zinne die Bilder der Erzbiſchöffe, durch die ferne Glut geröthet, den Kommenden gräßlich entgegen ſahen.

Hatto, welcher jetzt auf der höchſten Höhe ſtand, und ganz Maynz, wie er meynte, brennend in weiter Ausdehnung vor ſich liegen ſah, ſchlug die Hände mit dem höchſten Ausdruck des Entſetzens zuſammen, ohne vermögend zu ſeyn, ſeine Empfindungen durch einen Laut zu erkennen zu geben; aber die Folge des erſten Schreckens war Handlung und That. Er fühlte auf einmal ſeine Pflicht als Vater ſeines Volks in ihrem ganzen Umfange, er eilte ihm zu helfen, und es fehlte ihm nicht an Entſchloſſenheit, die nöthigen Befehle zu geben.

Man eilte ſo ſchnell vom Thurm herab, als man hinauf gekommen war, man warf ſich in die Gondeln, die hier in einer Bucht, welche der Rhein machte, immer bereit lagen, die Ruder arbeiteten dem Strome entgegen, und Hatto nebſt den Seinen langte in unbeſchreiblicher Kürze an dem Orte an, wo er ſeine Gegenwart für nöthig hielt, und wo er, ſo wie er weiter ging, alles um ſich verſammelte, was den Nothleidenden helfen konnte.

Neun und funfzigſtes Kapitel.

Aufruhr.

Meine Leſer wiſſen aus dem Vorhergehenden, in welch' einer Lage ſich die Maynzer befanden; **Lauritens** Geiz hatte ſie aufs äußerſte getrieben, und es iſt nicht zu verwundern, daß ſie die Verzweiflung zu ſeiner That verleitete, welche die ſchrecklichſten Folgen haben konnte. In einem Winkel der Stadt, mitten unter den armſeligen Hütten, welche der geringſte und nothleidendſte Theil des maynziſchen Pöbels bewohnte, erhuben ſich die prächtigen erzbiſchöflichen Magazine, welche zu **Wilhelms** Zeiten Nahrung und Ueberfluß unentgeltlich ausſtrömten, und an deren Thoren der wohlthätige Abt von Fulda, **Hugo**, den ein böſes Geſchick in **Hatto** den Zweyten verwandelt hatte, ſo oft wie ein zweyter Joſeph ſtand, und in eigner Perſon die Aufſicht über die Austheilung des Seegens führte, welchen er zur Zeit der Noth aus ſeiner Diöces herbeyſchaffen ließ. **Laurita** hatte dieſe weiten Gewölber bis oben an, mit dem Reichthum des Landes erfüllt, und ſie mit ehernen Riegeln verwahrt, die ſich durch nichts als Gold eröfnen ließen.

Mit heimlichen Verwünſchungen ſahen die Verſchmachtenden die hohen Mauern an, deren ungebrauchte Vorräthe ihres Elends zu ſpotten ſchienen, und ſchon lange keimte der Vorſatz in ihren empörten Herzen, der jetzt zur Würklichkeit kam. Eine kühne Hand warf zur Stunde der Mitternacht Feuer in eine verlaſſene Strohhütte, die ſich an die Mauern des ſtolzen Gebäudes lehnte. Die göttliche Rache fachte das Feuer an, und ehe man Gefahr ahndete, ſtand der eine Flügel des prächtigen Baues in vollen Flammen. Die Stadt ward rege, die Umwohnenden, welche wenig zu retten hatten, als ihr elendes Leben, flüchteten. Laurita eilte unter ihrer ausländiſchen Bedeckung herbey, das übrige ihres Vorraths zu retten. Sie begegnete einem Haufen der Unglücklichen, welche mit armſeligen Lumpen kaum die ausgedorrten Glieder bedecken konnten, welche jene Harpye ausſaugte, und die vor den Flammen flohen, welche ihre eigne Verzweiflung angezündet hatte.

Laurita konnte mehr als wahrſcheinlich muthmaßen, wer der Urheber des ſchrecklichen Schauſpiels ſey, das ſie vor ſich ſah, ein heiliger Eifer wider die Sünder ergriff ſie, und ſie verübte jene entſetzliche That, welche die Nachwelt

auf

auf die Rechnung des unglücklichen Hatto ſchrieb, der eben mit dem, was er zu Rettung der Maynzer hatte herbey ſchaffen können, in dieſer Gegend angelangt war.

Die Elenden, welche der wüthenden Laurita begegneten, waren bereits von den Dienern ihrer Bosheit in die Flammen getrieben werden, welche der Wind, der von allen Seiten die Glut aufbließ, unauslöſchlich machte. Hatto, der in dieſem Augenblick Lauriten gewahr ward, und ſich mit einem Gemiſch von Freude über ihren Anblick, und Entſetzen über das Schauſpiel, das ſich ſeinen Augen darbot, ohne Scheu vor den Umſtehenden in ihre Arme warf, hörte das Winſeln derer, welche im Feuer verdarben, und fragte nach der Urſach des kläglichen Lautes.

Es ſind die Mäuſe, *) rief die Unholdinn mit teufliſchem Lachen, welche nach deinen Vorräthen lüſtern waren, und die man mit Feuer tödten muß, damit ſie nicht ihre gefräßigen Zähne auch auf uns wetzen und uns zerreißen.

Ein gräßliches Geſchrey des Volks beantwortete die überlaut geſprochene Rede der Gräfinn von Septimanien, laute Verwünſchungen tönten durch das unartikulirte Gebrüll, die Stimme der Läſterung, welche bisher nur im Verborgenen getönt hatte, ſprach deutlich und kühn, und Hatto hörte Lauritens Ge[illegible]; und ſein Bündniß mit ihr, die der Wahn des Pöbels für ſeine Mutter hielt,

---

*) Worte, welche die Tradition dem Erzbiſchoffe ſelbſt in den Mund legt.

weil ſie die Geliebte ſeines Vaters war, mit Namen nennen, die ihm noch nie vor die Ohren gekommen waren. Ein Hagel von Steinen folgte dieſer beleidigenden Vorrede; Laurita floh, und Hatto ward von ſeinen Dienern, die in ſeinem Leben ihr eigenes vertheidigten, auf die Seite gebracht, halb todt in eine Gondel geſetzt, und nach der Hattenburg zurück geführt, in welcher man, wenn das Feuer des Aufruhrs weiter um ſich greifen ſollte, wegen ihrer Veſte eine Zeitlang Sicherheit hoffen konnte.

Es war ein Glück für Hatto, daß er entkam; der Pöbel, welcher in der Wuth, in der er ſich befand, nichts ſchonte, würde ihn ungeachtet des heiligen Salböhls, das auf ſeinem Haupte war, ſo wohl aufgeopfert haben, als er die maynziſchen Groſſen, unter deren Anſehen Laurita bisher ihre Bedrückungen getrieben hatte, aufrieb. Auch einige Unſchuldige kamen in dem gräulichen Tumult um ihr Leben, nur die Urheberinn alles Unheils, nur Laurita entkam, und ſetzte durch die ſchimpfliche Art ihrer Flucht, über welche ſich die Sage nicht deutlicher erklärt, allen ihren Nichtswürdigkeiten die Krone auf.

Man kennt die Hofſitte; ſo lange die Verbrecher durch ihr Glück, oder wenigſtens durch ihre Gegenwart die Wahrheitſager in Ehrfurcht erhalten, ſo lange ſchweigen ſie; aber kehrt erſtern das Glück den Rücken, geben ſie ſich durch eine ſchimpfliche Flucht ſelbſt ſchuldig: ſo thut jedermann den Mund auf, und Dinge werden auf den Dächern gepredigt, welche man zuvor kaum zu denken wagte. Hattos Kammerbediente warteten nur, bis er ſich völlig von ſeiner Bewußtloſigkeit erholt hatte, um ihn durch die Erzählung von Lauritens Flucht und einige Fragmente aus ihrer Lebensgeſchichte in eine zweyte zu ſtürzen.

Sie begannen dieſes Geſchäft, ſo bald ſie glaubten, von ihm verſtanden zu werden, wieder von neuem, und machten durch das ſchreckliche Sündenregiſter derjenigen, welche er ſo innig geliebt hatte, und die er jetzt als die Urſach alles ſeines Unglücks kennen lernte ſein Blut zu Eis. Nur über einen Punkt beobachteten ſie, ſeys aus Abſcheu oder Unwiſſenheit, ein tiefes Stillſchweigen; ach ein anderer ſollte dem unglücklichen Hatto hierüber die Augen öfnen, ſollte es auf eine Art thun, welche die wenige Vernunft, die dem Elenden noch übrig war, völlig vernichten, und ihn dem ſchrecklichen Schickſale entgegen führen ſollte, das ihm vielfältig in räthſelhaften Träumen vorgeſchwebt, und ſeinem Verlangen nach der kläglichen Ehre Erzbiſchoff zu ſeyn, die er kaum eilf Monate genoß, oft mächtig Einhalt gethan hatte.

Hatto ſaß des Abends allein auf ſeinem Zimmer und überlas abermals das abgeriſſene Blatt von Willigis geſchrieben, um Licht in den Dunkelheiten, welche es enthielt, zu ſuchen, und hier Beſtätigung oder Widerlegung deſſen, was man ihm ſtündlich von Lauriten vertraute, zu finden; ihr Name war in denſelben genannt, und er konnte alſo mit Recht hier etwas zu [illegible]

Art erwarten. Seine Sinne waren zu betäubt, als mitten in der Deutlichkeit etwas mehr als dunkle ſchreckliche Ahndungen zu finden, Ahndungen von dem, was geſchehen war, die ihm durch die Vorſtellung, von dem, was noch geſchehen ſollte, doppelt fürchterlich gemacht wurden. Dieſer Abend ſchien recht dazu beſtimmt zu ſeyn, den Armen durch gräuliche Botſchaften zu Boden zu ſtürzen. Die Nachricht von Werinhars Ableben, der an den Folgen ſeiner heimlichen Schwelgereyen geſtorben war, machte den Eingang, und wurde jetzt nicht ganz ſo lebhaft gefühlt, wie unter andern Umſtänden geſchehen ſeyn würde; ihr folgte die Poſt, wie eine gute Anzahl kaiſerlicher Völker zu Maynz eingerückt ſeyen, um die Bedrückten zu ſchützen, und ihrem Unterdrücker, dem Erzbiſchoff Hatto, ſein Recht wiederfahren zu laſſen.

Bald darauf erſchienen Muthmaßungen, und endlich gewiſſe Nachrichten von den Mitteln, deren man ſich zu bedienen gedächte, den unſchuldigen Verbrecher aus ſeiner Veſte zu reißen, und ihn ſeinem Richter entgegen zu führen. Endlich kam niemand mehr, dem Erzbiſchoffe Neuigkeiten anzuſagen, denn alle ſeine Diener waren von ihm geflohen, um ſein Schickſal nicht mit ihm theilen zu dürfen, und Hatto fand beym Nachſehen niemand in ſeinem Vorzimmer, als den Vorleſer, nebſt dem pohlniſchen Geſchichtbuche, welcher einfältiglich fragte, ob er ſeine Lektion bald anheben ſollte?

Sechzigſtes Kapitel.

Unbeſonnener Eifer.

Hatto hatte keine Zeit dem Frager zu antworten, denn in dem nehmlichen Augenblicke, kam am Eingange des Vorgemachs, ihm gerade gegen über die Geſtalt eines geharniſchten Mannes zum Vorſchein, der ſich ihm mit aufgeſchobenem Viſir und drohender Rechte, langſam nahte.

Kennſt du mich? fragte der Kommende, als er dicht vor ihm ſtand.

Hatto bebte zurück, und nannte den Namen Wolfram!

Ja, der bin ich, ſagte der Krieger, ich verſprach dir ehedem, als du dich boshaft aus meinen Armen riſſeſt, noch einmal zu kommen, und dich vor dem Abgrunde des Verderbens zu warnen, wenn du dicht an ſeinem Rande ſtehen würdeſt, und ich rufe Gott zum Zeugen, ob ich dich nicht gewarnet habe; aber du weißt, es war vergebens. — Ich verſprach, als du mich zum zweytenmahle von dir triebſt, einſt wieder zu kommen, und von Hatto dem Zweyten den Seegen zu holen, und ſiehe, hie bin ich. Aber hinweg mit deinem Seegen! — Heilloſer, heilloſer Pfaff! Der ſein geträumtes Glück auf den Untergang ſeines Freundes bauen konnte, der das Blut der Unſchuld vergoß, um der Sclave einer

Furie zu werden, der ſich alle Mühe gab, um ganz elend zu ſeyn, der Jammer mit Jammer erkaufte, verruchter, betrogner Thor! wie könnteſt du mich ſegnen? —— Siehe das Blut der unglücklichen Maynzer, die du verſchmachten ließeſt; ſiehe Wilhelms Blut, das Laurita um deinet willen vergoß, ſein letzter Seufzer, das röchelnde Stöhnen ſeiner ehrwürdigen Ahnfrau nannte dich Mörder, und ſchreyt wider dich um Rache!

Ich Wilhelms Mörder? ſchrie Hatto mit gerungenen Händen.

Ja, erwiederte Wolfram, du und Laurita erſchlugen ihn, ihr Gift ſog ſeine Lebenskräfte auf, und die Vorſtellung, daß er um deinetwillen ſterben müſſe, würde ſeinem Herzen den letzten Stoß gegeben haben, wenn —

Und wer war der Gottloſe, der mich Unſchuldigen um den Segen meines ſterbenden Freundes brachte? unterbrach ihn der Erzbiſchoff.

Du unſchuldig? Wilhelm dein Freund?

Soll ich für das bürgen, was vielleicht Laurita — nein, Laurita, unmöglich! des ſchwärzeſten aller Verbrechen konnteſt du dich nicht ſchuldig machen!

So recht! beſchuldige und vertheidige ſie in einem Athen! — Aber ich ſchwöre es zu Gott, ihr ſeyd beyde gleiche Verbrecher. Lauritens Bosheit konnte dir nicht unbekannt ſeyn; einſt in der Albanskirche; einſt am Hattenberge lernteſt du ſie ſchon kennen. Die Geſchichte mit der Unglückskette, welche dem unſchuldigen Wilhelm den Weg zum Grabe bahnte, mußte dir die Augen öfnen, wenn du auch nicht noch über dem gewarnt, von Willigis zweymal gewarnt werden wäreſt.

Ich, gewarnt? —

Ja, nachdrücklich gewarnet; du müßteſt denn mir vorlügen wollen, daß du Willigis beyde Briefe nicht erhalten hätteſt.

Briefe? fragte der halb entſeelte Hatto ängſtlich, indem er in ſeinen Taſchen ſuchte, und den abgeriſſenen Zettel an Werinhar hervorbrachte, ſehet doch Wolfram, ob dies einer dieſer Briefe iſt, und erkläret mir ihn, er iſt dunkel, ſehr dunkel, aber wenn ich ihn verſtehe, ſo denke ich, mein Wilhelm, mein armer verrathner betrogner Wilhelm kann noch gerettet werden!

Fordre die Erklärung von deinem Gewiſſen, ſchrie der wüthende Wolfram, morgen komme ich im Namen des Kaiſers, Rechenſchaft und Erklärung von dir zu fordern, denke darauf, was du ihm und mir, denke, was du dort dem Richter, der über uns iſt, antworten willſt.

Wolfram verſchwand, und Hatto ging mit gerungenen Händen und ſtrömenden Augen umher, klagend: Wilhelm! ach mein Wilhelm! ich dein Mörder? du um meinetwillen ermordet? — — doch nein, du lebſt, und ich will dich retten!

Ich rieth euch, heiliger Vater, ſagte der Vorleſer, welcher bey dieſer ganzen Scene mit ſtarrendem Auge und offenem Munde gegenwärtig geweſen war, ich rieth euch, ihr ließet dieſen Wahnſinnigen raſen, und machtet euch eine Zerſtreuung, denn wahnſinnig iſt er, das giebt der Augenſchein.

Meynſt du das? fragte Hatto, ja, gewiß, du haſt Recht, Wolfram iſt raſend, und ich brauche Zerſtreuung.

Die Stunde des Vorleſens, fuhr der Lektor fort, indem er ſein Buch aufſchlug, iſt ohnedem bald vorüber, und wir haben noch einen ziemlichen Reſt von der ſchönen Geſchichte des Fürſten Popiel vor uns.

Hatto antwortete nicht, ſondern nahm Willigis Brief zitternd zur Hand, ihn noch einmal zu überleſen, aber der fühlloſe Mönch, welcher keinen Begriff von ſeinem Zuſtande, und den Mitteln ihm zu helfen hatte, begann ruhig die Fortſetzung ſeiner Geſchichte, mit welcher wir unſere Leſer verſchonen wollen, weil wir vermuthen, ſie werden ſo wenig als der unglückliche Erzbiſchoff aufgelegt ſeyn, ſie zu vernehmen. Indeſſen hatte ihr Inhalt, obgleich nur halb berichtet, doch zu großen Einfluß auf den Zuhörer, als daß er ganz mit Stillſchweigen übergangen werden dürfte.

Wem iſt das Mährlein von Popiel und Teuta nicht bekannt? wer weis nicht, wie dieſer an Geiſt und an Körper verwahrloſte Prinz, der Sclave ſeines Weibes, ſich am Ende von ihr zu einer der ruchloſeſten Meuchelthaten verleiten ließ, welche die Erde je geſehen hat. Zwanzig ſeiner unglücklichen Verwandten, vom Volke, wie ihm die Furie vorſpiegelte, geliebter, geehrter, als er, gierige Laurer auf ſeinen Tod, wurden von ihm vor ſein Bette geladen, auf welchem er in erdichteter Krankheit ruhte. Sein Reich, ſeine Gemahlinn und ſeine unmündigen Söhne, empfahl er mit heuchleriſchen Worten ihrer Sorgfalt, gab ihnen den letzten Händedruck vor dem nahen Scheiden, und ward von den redlichen trugloſen Männern mit heißen Thränen zur ewigen Ruhe eingeſegnet. Ein gemeinſchaftlicher Becher ſollte das Angelöbniß der Treue, das er von ihnen forderte, nach damaliger Sitte beſtätigen; ſie tranken, was ihnen Teuta darbot, und tranken den Tod: leblos ſank einer nach dem andern am Bette ihres Mörders, zu den Füßen ihrer Mörderinn nieder. Teuta nannte ſie Opfer göttlicher Rache, und ließ die Ermordeten unbegraben an der Sonne verweſen, aber aus ihren zerſtörten Leichnamen entwickelten ſich lebende Geſchöpfe, Mäuſe und grimmige Ratzen von ungeheurer Größe kamen hervor, und überſchwemmten das Land in zahlloſer Menge, doch beſchädigten ſie niemand, als Popiel, Teuta und die übrigen. Sie verfolgten ſie bis zum Tode; kein Thurm keine Veſte, weder Feuer noch Waſſer ſchützte ſie, ihre Henker verlieſſen ſie nicht ehe, bis jedes Gebein von ihnen verzehrt, kein Staub von ihren Körpern übrig war.

Hatto hatte anfangs wenig auf die Stimme ſeines Vorleſers gehört, unruhig war er bald im Zimmer auf und abgegangen, bald hatte er Willigis Brief überleſen, bald war er in Thränen, bald in klagende Worte ausgebrochen, alles Dinge, welche weiter keine Würkung auf den Lektor thaten, als daß ſie ihm einige Seitenblicke und etwa ein kleines Kopfſchütteln abnöthigten. Um die Aufmerkſamkeit des Zuhörers beſſer zu feſſeln, erhub er beym Beſchluß ſeiner Legende, die Stimme ungewöhnlich, und las die greuliche Nachſcene, von dem Urheber des ſchrecklichen Gedichts mahleriſch beſchrieben mit einem Ausdrucke, der den horchenden Hatto, welcher dem Anſchein nach jetzt ruhiger geworden war, bis ins Innerſte der Seele erſchütterte. Er befahl ihm, als er geendigt hatte, mit keuchender Stimme noch einmal zu wiederholen, was er geleſen habe, unterbrach ihn denn, ehe er zum zweytenmal endigen konnte, mit verwirrten Reden, welche den Mönch in Erſtaunen ſetzten, ſchwärmte viel von Wilhelms Rache ſchreyendem Blut, nannte ſich ſeinen Mörder, wiederholte Lauritens Auslegung, die ſie dem Winſeln der im Feuer verderbenden Elenden gab; erzählte ziemlich zuſammenhängend einige Scenen aus ſeinem ehemaligen Gefängniß, dem Mäuſethurm, und einige

Siege der Heldinn Mela über ſeine geſchwänzten Feinde, und miſchte am Ende dieſes alles ſo ſeltſam durch einander, daß man noch dümmer, als der Vorleſer Gerhard hätte ſeyn müſſen, um hier nicht Wahnſinn und Gefahr zu ahnden.

Gerhard zog ſich mit gezogenen Schultern nach der Thür, aber er hatte dennoch ſo viel Liebe für ſeinen Herrn, ihn nicht ganz zu verlaſſen, ſondern im Vorzimmer auf den Ausgang dieſes ſeltſamen Vorfalls zu warten, deſſen Grund er mit ſeinen Sinnen nicht begreifen konnte.

Aber als Hatto nach einer Stunde wüthend ins Vorgemach ſtürzte, ſich von den Feinden Poziels und Teutas verfolgt glaubte, Schutz in Gerhards Armen ſuchte, und bald darauf Lauriten in ihm erblickte, ihn eine zweyte Teuta nennte, und ihn wüthend an die Wand ſchleuderte, da fing er an für ſein Leben zu zittern. Er ließ den unglücklichen Hatto raſen, entfloh, warf ſich in eine der Gondeln, und dankte den Heiligen für die Rettung ſeiner theuren Perſon, unbeſorgt, was aus dem von aller Welt verlaſſenen Erzbiſchoffe werden möchte.

Ein und ſechzigſtes Kapitel.

Ende.

Die Zeit hat einen undurchdringlichen Schleyer über die letzten Augenblicke des armen verwahrloſten Hatto gezogen. Er war allein; von ſeinen Freunden, ſeinen Schutzengeln, wie er in der Verzweiflung meynte, von Gott dem einigen Retter der Elenden verlaſſen, was konnte in dieſer ſchrecklichen Einſamkeit aus ihm werden! Er ſah in die Vergangenheit zurück, ſah den Weg, den er gegangen war, und den er hätte gehen können, ſeine Fehltritte wurden zu ungeheuren Verbrechen, fremde Unthaten wälzten ſich fürchterlich zu ihm heran, nannten ihn ihren Urheber, und hauchten ihm Verzweiflung in die Seele. Er ſah ſich von denen, die er einſt für Freunde hielt, verlaſſen, andre, die ihn hätten retten können, von ihm verachtet und vertrieben, ſah den, den er über alles liebte, um ſeinetwillen getödtet, glaubte Fluch aus dem Munde zu hören, der ihn ſterbend ſegnete, und erlag der ungeheuren Laſt der Gefühle. Dies war wahrſcheinlich der Zuſtand, in den ihn Wolframs unbeſonnener Eifer ſtürzte, ſein zerrüttetes Gehirn machte das Elend vollkommen, und das einige, was in dieſer Lage geſchehen konnte, geſchah.

Der fliehende Gerhard begegnete Wolfram und ſeinen Leuten, welche ſich mit dem Tage auf gemacht hatten, den Erzbiſchoff auf Befehl des Kaiſers nach Maynz zur Rechenſchaft zu holen, es erfolgten auf Befragen, Erzählungen von Seiten des einfältigen Mönchs, welche dem Heerführer weh am Herzen machten, und ihn veranlaßten, ſeinen Weg zu beſchleunigen, um den, welchen er nur ſchrecken, nicht tödten wollte, wo möglich zu retten.

Wolfram hatte Befehl vom Kaiſer, dem beſchuldigten Hatto bey Ankündigung der Haft mit Achtung zu begegnen; aber das Herz des wilden Kriegers war voll Unwillen gegen den, welcher ſeine mit unrecht errungene Hoheit ſo übel zu brauchen wußte; er hielt ihn für einen verhärteten Sünder, und gönnte ihm keine Schonung. Gleichwohl durfte der Befehl des Kaiſers, der den unglücklichen Erzbiſchoff noch werth hielt, und einen tiefern Blick in ſeine wahre Lage that, als irgend jemand, nicht überſchritten werden; um nun ſeinem eigenen Gefühl, und dem Willen ſeines Herrn auf gleiche Art Genüge zu thun, machte Wolfram ſich in jener unglücklichen Nacht auf, mit dem verkannten Hatto vorläufig einige Worte im Ernſte zu reden. —

Nur gar zu ernſtlich, nur gar zu herzerſchütternd waren dieſe Worte; ſie waren für ein Felſenherz beſtimmt, und trafen ein zitterndes tödlich verwundetes Gewiſſen. Die Folge ließ ſich aus Gerhards Erzählungen errathen, und Wolfram flog zur Rettung, würde noch ängſtlicher geeilt haben, hätte er Hattos ganze Verfaſſung, und ſeine wenige Schuld an allen aufgebürdeten Verbrechen errathen können.

Auf der Hattenburg herrſchte ein todes Schweigen, Wolfram beſorgte, den ſeines Verſtandes beraubten Unglücklichen in irgend einem Winkel ohnmächtig zu finden, aber er ſuchte vergebens. Alle Gemächer und alle Gegenden wurden durchſucht, aber umſonſt. In einem Keller fand man Menſchengebeine, an welchen ſcheusliches Ungezieſer nagte, und dieſer Fund gab vermuthlich der Sage den Grund, Hatto ſey von Mäuſen, welche aus den Körpern der neulich im Feuer verdorbenen Armen entſprungen wären, durch den Rhein nach ſeiner Burg verfolgt, und daſelbſt verzehret worden, eine Sage, welche durch des einfältigen Gerhards Relation von den letzten Phantaſien des ſeiner Vernunft beraubten Hatto beſtätigt wurde.

Aber jene zerfleiſchten Gerippe im Keller der Hattenburg waren nichts als Ueberbleibſel von Lauritens Grauſamkeit, welche in Abweſenheit des Erzbiſchoffs hier hauſte. Hattos entſeelter Körper lag auf dem Grunde des Hattenbrunnens, in welchen ſich der Unglückliche, als er die höchſte Stufe der Verzweiflung erreichte, geſtürzt hatte. Seine Seele erhub ſich wie der Urſchreiber unſerer Legende verſichert, in der mitternächtlichen Stunde, da die That geſchah, wie eine lichte Wolke mit leichtem Schweben aus dem feuchten Grabe des Körpers über den Sternenhimmel empor, ohne ganz von den Wohnungen der Seeligen zurückgewieſen zu werden.

Sie ward verurtheilt bis zur Zeit ihrer Läuterung ruhlos durch die einſamen Gefilde zu wallen, die ſie im Leben liebte, zu Zeiten begegnete der bleiche Schatten dem, der in den lieblichen Wildniſſen der Hattenburg weilte; ein ſtilles unſchädliches Geſpenſt, deſſen Anblick kein Grauen, und deſſen unſichtbares Umſchweben keinen heimlichen Schauer, nur Empfindungen tiefer unerklärbarer Wehmuth einhauchte.

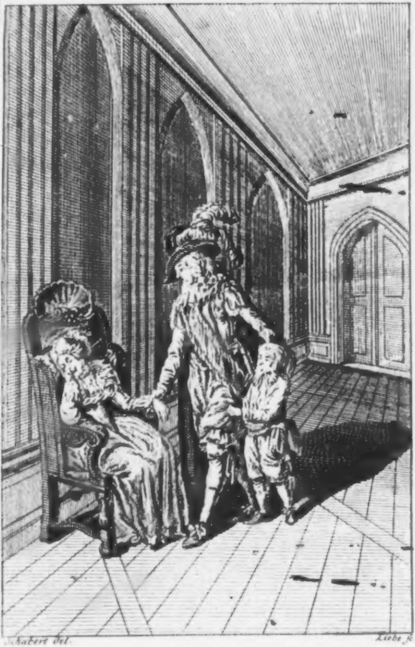
Willigis, der ſeinem Freunde **Ruitbert** *) auf dem erzbiſchöflichen Stuhle von Maynz folgte, fand einſt bey Läuterung des Hattenbrunnens Gebeine, die er durch die dabey liegenden unverweßten Inſignien der erzbiſchöflichen Würde für das erkannte, was ſie waren, Ueberbleibſel ſeines unglücklichen Freundes, deſſen wahre Todesart erſt damals kund ward. Weinend begrub er ſie unter die wehenden Schatten des Hattenbergs; ach ſchon längſt hatte er den beklagenswürdigen Erzbiſchoff milder beurtheilen gelernt. Lauritens ſterbendes Bekenntniß im Kloſter und die nachgelaſſenen Schriften Werinhars, Abts von Fulda, hatten ihm über Dinge

---

*) Daß Hatto dem zweyten ein Ruitbert, und dieſem der Müllersſohn Willigis folgte, iſt gewiß; ob aber dieſer Hatto, dieſer Ruitbert und dieſer Willigis genau diejenigen waren, die ich euch ſchilderte, dies, meine Theuren, kann ich euch nicht verbürgen, ihr wißt wohl, ich war nur der Nachſchreiber einer Legende.

Dinge Aufklärung gegeben, die ich ſelbſt meinen Leſern nicht ganz aufzuklären weiß, da man mit den Ausſagen der erſten und den Urkunden des andern ſehr geheim umgieng.

Willigis und Wolfram, der ſich bey herannahendem Alter des Schwerdts begab, wandelten oft im bleichen Sternenlicht durch die Gegenden, die ihnen um ihres verkannten Freundes willen theuer waren, ſetzten ſich denn auf ſein Grab und ſagten: Wir thaten ihm unrecht! er war nicht boshaft, nur verführt! Friede ſeiner Aſche, und himmliſche Ruhe ſeiner Seele!



Schubert del. Liebe sc.

15464.

Geſchichte

der Gräſin

Thekla von Thurn

oder

Scenen

aus dem dreyſſigjährigen Kriege.

[Naubert, Chr. B. E.]

129 697

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1788.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Ich ſtehe am Ufer einer ſtürmiſchen See, tauſend Wellen treiben vor mir über, mein Auge heftet ſich auf eine aus der zahlloſen Menge, aber ſchnell wird ſie von einer andern zertheilt, unkenntlich gemacht, verſchlungen, ins Unermeßliche geſchleudert. Mein Blick ermüdet, das Geſicht vergeht mir; ich ſehe nichts mehr als das ungeheure Gewühl der Wogen ohne den Punkt wieder finden zu können, bey welchem mein Auge zuerſt verweilte.

Oft gieng beym Gedanken an die Vorzeit, die Geſchichte des leztvergangenen

Jahrhunderts mit allen ihren Schreckniſſen vor mir über, mein Geiſt verlohr ſich in dem Strom von Elend, welcher Deutſchland faſt ein halbes Menſchenalter hindurch verheerte; tauſend Gegenſtände drängten ſich heran, meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ich wählte Einen aus dem dichten Gedränge, Einen Leidenden, Einen Helden, ſuchte ihm mit Ausſchließung aller andern treu zu bleiben, ſeinem Schickſal bis zum Ende, ohne Rückſicht auf das übrige, nachzuſpähen; aber vergebliche Mühe! Desjenigen, was ihn verdunkelte, was mich zu andern mit ihm verketteten hinriß, war zu viel! Ich glaubte falſch gewählt zu haben, wählte von neuen, war eben ſo unglücklich, und grif

endlich

endlich unter tauſend Bildern eins auf, wie mir es der Zufall in die Hand warf, nahm mit, was ſich unmittelbar an daſſelbe anſchloß, warf hinweg was mich zu weit geführt hätte, und ſo entſtand endlich das, was du mein Leſer vor dir ſiehſt, ein einzelnes unvollendetes Gemälde aus einem Gewirr von unzählichen, ein kleines Theil von einem Ganzen, das ſich nicht mit einem Blick überſehen läßt.

Das Haus des großen und unglücklichen Grafen von Thurn, des berühmten Rebellen, wie einige, oder des Retters ſeines Vaterlands, wie andere ihn nannten, iſt mein Augenmerk; ich liefere dir einzelne abgeriſſene Scenen aus der Geſchichte einer Fami-

Familie, welche ſo genau in die Begebenheiten des dreyßigjährigen Kriegs verflochten war, als vielleicht keine andre. Nach und nach heſtet ſich meine Aufmerkſamkeit mehr auf ein einzelnes Glied derſelben, und — Doch keine Vorrede, ich wende mich zum Anfang meiner Geſchichte.

Erſter Abſchnitt.

Die erſten Jugendjahre des alten Grafen von Thurn liegen außer meinem Geſichtskreiſe, und meine Nachrichten heben erſt von der Zeit an, da er, nach tauſend vergeblichen Verſuchen, eine Stufe in der Welt zu erſteigen, die ſeinem Range und ſeinen Verdienſten angemeſſen war, endlich alles aufzugeben ſchien, und die Welt glaubend machen wolte, er ſey geſonnen, ſein Glück als Privatmann blos im Schooße ſeiner Familie zu ſuchen. Groß mußten ſeine Anſprüche, groß ſeine fehlgeſchlagenen Erwartungen geweſen ſeyn, denn man konnte ihn nie ohne Bitterkeit vom kaiſerlichen Hofe, bey welchem er vergebens ſein Glück geſucht hatte, ſprechen hören. Die Männer, welche die erſten am Throne des Kaiſers waren, ſie, auf die ganz Europa mit Ehrfurcht und Bewunderung ſah, waren Gegenſtände ſeines Spottes, und oft entſchlüpften ihm im Zirkel ſeiner vertrauten Freunde Ausdrücke, die ſelbſt des geweihten Hauptes kaiſerlicher Majeſtät nicht ſchonten; Dinge, die ihm in manchen Augen zum Rebellen machten, ehe er noch daran dachte, ein Schwert wider ſeinen Herrn zu zücken.

Der Graf von Thurn war vielleicht ungerecht in ſeinen Aeußerungen; man hatte es ihm ja oft genug geſagt, daß ihm nichts im Wege ſey, die höchſte Staffel in Kriegs- und Civildienſten zu betreten, als ſeine Religion, — Noch das letztemahl, als er ſich beym Kaiſer zu einer Stelle von einiger Wichtigkeit meldete, ward ihm nichts abgeſchlagen; man verwies ihn nur an eine Unterredung mit dem kaiſerlichen Beichtvater, und verſicherte ihn, nachdem er von derſelben äußerſt misvergnügt zurück kam, man beklage es, ihn abermahls leer ausgehen laſſen zu müſſen. Man ſey unſchuldig, er habe ſich über nichts zu beſchweren, das Vaterland aber beſchwere ſich über ihn, daß er ihm durch ſeine Hartnäckigkeit die Dienſte eines redlichen Mannes und dem kaiſerlichen Thron eine Stütze raube. — Konnte man wohl auf verbindlichere Art abgewieſen werden?

Der Graf von Thurn ſchmeckte die Süßigkeiten nicht, mit welchen man ihn zu täuſchen ſuchte; er empfand nur das Bittere der Zurückſetzung,

ſetzung, empfand es um ſo viel tiefer, da er bey ſeiner Wiederkunft nach Prag erfuhr, daß die Stelle, um die er vergebens angehalten hatte, ſchon ſeit mehreren Wochen an einen Menſchen vergeben war, der ihm in jeder Betrachtung nachſtehen mußte, und der ihm aus mannigfaltigen Urſachen verhaßt war.

Ich glaube, es wird nicht am unrechten Orte ſeyn, wenn ich einige Briefe hier einrücke, die zu dieſer Zeit zwiſchen dem Grafen von Thurn und ſeiner Gemahlin gewechſelt wurden, vielleicht ſind ſie beſſer als irgend etwas im Stande, ein Licht über verſchiedene Gegenſtände zu verbreiten, die meinem Leſer nicht unbekannt bleiben dürfen.

* *

Der Graf von Thurn an ſeine Gemahlin Sybille.

Ich vernehme es ungern, daß ihr euch noch zu Pilſen aufhaltet. Die Gräfin Wallenſtein iſt, wie ich euch ſchon oft geſagt habe, nicht die Perſon, der ich eure Freundſchaft, euren Umgang gönne. Wußtet ihr keinen andern Zufluchtsort in der Abweſenheit eures Gemahls? — Doch, mein Gott, was ſage ich, allemahl lieber bey ihr, als hier zu Prag, da ihr den Umgang mit dem hohen Hauſe Slabata doch nicht wohl hättet vermeiden können, da ihr wenigſtens die Glückwünſchungsbeſuche bey dem Hochgebohrnen Reichsfreyherrn von Martinez — — Ha, ich vergehe bey dieſem verfluchten Namen! Hat denn das Unglück dieſen Elenden auf die Welt geſetzt, mir überall in den Weg zu treten? — War ers nicht, der nach dem Beſitz des einigen Gutes das ich habe, nach der Hand meiner Sybille ſtrebte? Durfte ich wohl einen Gedanken auf irgend etwas faſſen, daß er nicht ſchon die Hand darnach ausgeſtreckt hatte? Nun hat er auch dasjenige, was ich für würdig hielt, es noch einmahl an dem Throne zu ſuchen, wo eigentlich kein redlicher Mann etwas ſuchen ſollte. — O, der elenden nichtsbedeutenden Stelle! O, des leeren Titels eines kaiſerlichen Staatsraths! Mich wunderts, wie Jaromir von Thurn um dieſelbe bitten, vergebens um ſie bitten konnte. Doch wißt Sybille: Man bittet oftmals auch um Dinge, damit ſie uns abgeſchlagen werden mögen, damit man deſto dreiſter fodern und nehmen könne, wenn kein Bitten fruchtet. Ja, bey Gott, Matthies, ich will nehmen, was du mir nicht gönnſt, was du mir nicht entreißen ſollſt.

ſolſt. — — — Ich weiß nicht, was ich ſchreibe, Sybille, mich dünkt, ich bin ganz von der Abſicht dieſes Briefes abgekommen. Sie war euch zur baldigen Ueberkunft zu ermahnen. Was nützt euch endlich die Geſellſchaft der alten Wallenſtein? Sie iſt eine Närrin, das beweißt ſchon der Name den ſie führt: oder ſoll ſie vielleicht die Rolle bey euch ſpielen, die der Pater Lammermann in Wien bey mir übernahm? — Soll ſie euch in den Schoos der Kirche zurückführen, aus welchem euer Jaromir euch verlockte? — Ich verſichere euch, man hat es nicht an Verſuchen fehlen laſſen, einen Neubekehrten aus mir zu machen; hat die Wallenſtein etwa ähnliche Aufträge für euch, ſo bitte ich, bedenkt, daß ihr nöthigere Geſchäfte habt, als auf ſie zu hören. — Wie ſteht es um die Kirche zu Kloſtergrab, dieſes rühmliche Denkmahl eures Uebergangs zur wahren Lehre, eurer Verleugnung der papiſtiſchen Irrthümer? Ein herrliches Gebäude! Es wird ſeiner Erbauerin Ehre machen! Es war ſchon faſt vollendet, als ich nach Wien gieng; es muß bis zur Einweihung fertig ſeyn, wenn eure Freundin zu Pilſen keine Hinderungen eingeſtreut hat.

Euer

Euer frommes Beyſpiel hat Früchte getragen. Eine meiner erſten Verrichtungen nach meiner Wiederkunft iſt geweſen, den Leuten von Braunau Erlaubnis zu Erbauung einer proteſtantiſchen Kirche zu ertheilen. Sie foderten das nicht, ſie baten nur um meine Vorbitte bei den kaiſerlichen Staatsräthen; da ich nun weis, wie wenig Glück ich beym Bitten habe, ſo hielt ichs für gut, einmahl einen andern Weg einzuſchlagen. Die Abtey Braunau gehört ohnedem in mein Gebiet, und ich ſehe nicht, wer mir verwehren will, hier als Herr zu ſprechen. — Lebt wohl, theure Gemahlin, und ſäumt nicht mit eurer Rückkunft. Kann etwas Ruhe und Friede in meine Seele zurück bringen, ſo ſeyd ihr es. — Die kleinſte Beſchäftigung mit euch hat Zauberkraft auf meine Seele. Gott weis mit was für Empfindungen ich dieſen Brief anfieng, und wie ruhig, wie heiter unterſchreibe ich mich jezt,

Euren Jaromir.

* *

Die Gräfin Sybille an ihren Gemahl.

O Jaromir, o mein Gemahl, was ſoll ich euch ſagen? Keine Antwort auf euer Schreiben, ſo ſehr auch verſchiedene Stellen deſſelben mich tief in in der Seele verwundeten, nur die Erzählung meines Unglücks. Aber Gott, wo ſoll ich anfangen? Doch alles in ſeiner Ordnung! —

Ich bin nicht bey der Gräfin zu Pilſen geweſen als den letzten Abend vorher, da meine Freude, mein Stolz in die Aſche gelegt wurde, — doch was ich da ſchreibe: Meine Freude? Mein Stolz? — Verzeihet, mein Gemahl; ich weis, daß ich euch habe, und meine Kinder; ihr ſeyd meine Freude und mein Stolz, nicht das bischen Kalk und Stein, an dem unſre Feinde ihre Wuth ausgelaſſen haben. Aber ich bin ein Weib, habe meine Freude auch an Nebendingen, und Nebendinge, die zu Gottes Ehren abzielen, ſind wahrlich keine Kleinigkeiten. Doch ich weis, ihr verſteht noch kein Wort von dem was ich ſagen will, aber ich bin unfähig, Gott weis, ich bin jezt unfähig fortzufahren; der Schlag, der mich traf, iſt zu neu. In einigen Stunden wieder! — Ich hoffe dann gefaßter zu ſeyn. —

Ich war nicht bey der Wallenſtein. Sie erwartete ihren jungen Gemahl, und ſo gut und edel ſie auch iſt, ſo hat ſie doch den Fehler aller alten Frauen, ſie iſt eiferſüchtig. — Ich eilte nach Kloſtergrab, meinen ſchönen Bau zu vollenden; o Jaromir, ſo ein Bau! Ihr habt ihn

ihn geſehen, die herrlichen koloſſaliſchen Säulen! — Der majeſtätiſche Eingang! Der Altar, dieſes Meiſterſtück! — Und der Gedanke, an dieſem heiligen Orte noch einmahl euch und der Wahrheit ewige Treue zu ſchwören! — Und das alles ſo vernichtet! Doch ich fahre fort. — Zwar lieber nichts mehr von dieſem Bau! Genug, er ward vollendet, wie ihr ſagt, bis auf die Einweihung vollendet. Meine Gegenwart trieb die Arbeiter, und keine Einrede des Erzbiſchofs, (vor welcher ich mich doch zuweilen fürchtete, ihr mogtet mich noch ſo ſehr auf unſere Vorrechte tröſten,) nichts hinderte die Vollendung. Euer letzter Brief ſagte mir den Tag eurer Ankunft in Prag. Ich eilte euch zuvor zu kommen. Die Gräſin lies mich erſuchen, vorher noch bey einem ländlichen Mahle zu erſcheinen, welches ſie ihren Freunden auf dem neuen Schloſſe geben wolle. Ich vermuthete ſie noch zu Pilſen, freute mich, meine Freundin ſo nahe zu wiſſen, und erſchien. Doch nichts von dieſem Gaſtmahle, das ſich ſo ſchrecklich für mich endetę. Der Erzbiſchof, den ich ſeit dem Anfang meines Kirchenbaues nicht geſehen habe, war gegenwärtig: man ſetzte mich an ſeine Seite. Ich zitterte, unangenehme Dinge von ihm hören zu müſſen. Man ſprach von der prächtigen Kirche zu Kloſtergrab; ich zitterte noch mehr, aber er nahm keinen Theil daran, ſondern behielt die kalte Miene die Ihr an ihm kennt. Der Oberſte Wallenſtein, den man an meine andere Seite geſetzt hatte, ſprach wenig mit mir, vielleicht weil er die Eiferſucht ſeiner Gattin fürchtete, nur einigemahl beym Geſundheittrinken flüſterte er mir Worte zu, die ich nicht verſtand, die aber, wie ich es nachher überlegte, Warnungen waren, dem Anſchein nicht zu trauen, und mich auf etwas Schreckliches gefaßt zu machen.

Der Abend brach ein, wir begaben uns auf die hohe Terraſſe am Hauſe, da man ins Thal hinab ſieht; der Erzbiſchof mein Begleiter, lobte die Ausſicht und fragte: Ob dort linker Hand wo das Abendroth den Himmel ſo glühend färbte, nicht Kloſtergrab läg? Ich wollte bejahen, aber eine ſchrecklich am Horizont aufſteigende Flamme raubte mir das Wort aus dem Munde. Das iſt Feuer! ſchrie einer aus der Geſellſchaft; das iſt Feuer, ſchrien die andern. Gott! rief ich, ich muß hin um zu retten! Bleibt meine Tochter! erwiederte der entſetzliche Erzbiſchof und hielt meine Hand feſt: Keine ſterbliche Hand kann retten, was Gottes Zornfeuer verheert. Dieſe ketzeriſche Kirche wird ſchon in der Aſche liegen, ehe — Ich weiß nicht wie er endete, denn ich ſtürzte ohnmächtig zu ſeinen Füßen. — Ich weiß auch nichts von dem was hernach vorging. Ich erinnere mich nur, daß ich mit der Gräfin Wallenſtein an dem ſchrecklichen Orte geweſen bin, um die Trümmern meines geliebten Baues zu ſehen, daß ſie die That des Erzbiſchofs zwar zu entſchuldigen ſuchte, aber auf ſo eine Art, daß ich nicht mit ihr zürnen kann. Wer kann für die Vorurtheile, in welchen er erzogen iſt? Kann ich Beſſerbelehrte, kann ich die Meinigen noch allemahl genugſam bezwingen, und ſchallen mir nicht mitten in meinen Schmerzen noch oft die Worte des Erzbiſchofs in die Ohren: Kein Sterblicher kann retten, was Gottes Zornfeuer verheert?

O, mein Gemahl, ich bin ſchwach, ſehr ſchwach an Leib und Geiſt. Komm und nimm mich in Deinen Schutz. Ich befinde mich auf dem kleinen Hofe eine Meile von Prag, wo ich unſere Kinder ließ, als ich nach Kloſtergrab reiſte. Meine Kinder ſind bei mir, außer Bogeslav, welcher zum Heer gegangen iſt. Hole uns zu Dir, und tröſte Deine unglückliche Gattin

Sybille, Gr. v. Thurn.

Zweyter Abſchnitt.

Werden dieſe Briefe hinlänglich ſeyn, dir, mein Leſer, einen kleinen Begrif von Jaromir, von Sybillen, von ihren Freunden und Feinden, von der Lage ihrer Angelegenheiten, und von ihren Ausſichten für die Zukunft zu machen? Jaromir war ein Mann, wild und ſtolz, rachſüchtig und voll groſser hochfliegender Entwürfe. Sybillens Charakter war ſanft und nur allzubiegſam; ſie glaubte ſich feſt und ſtandhaft, und ſchwankte doch leicht von einer Seite zu der andern. Sie hielt ſich für eine eifrige Proteſtantin, und hatte doch allen Aberglauben, alle Bigotterie der Religion, in der ſie erzogen war, treulich mit in diejenige übergenommen, zu welcher ſie durch ihren Gemahl gebracht ward, und die ſie aus Ueberzeugung anzunehmen glaubte.

Der Graf von Thurn war ein groſser und gefürchteter Mann in ſeinem Vaterlande; obgleich der Kaiſer Sorge getragen hatte, ihn von allen hohen Ehrenſtellen zurück zu halten. Er war groß durch ſeine Geburt, groß durch ſeine Talente, groß durch die Liebe des Volks, das ihn anbetete. Die Proteſtanten wurden gedrückt, er war der einige, der ſie aufrecht erhielt. Der Mangel, von welchem der ärmere Theil derſelben durch Hülfe ihrer Regenten beſchwert ward, wurde durch Jaromirs Reichthümer erleichtert; er ſah es gelaſſen an, wie ſeine Schätze ſich minderten, wenn er nur traurige Geſichter dadurch aufheitern und Elend lindern konnte.

Seine Feinde ſagten, er wolle ſich mit ſeiner Freygebigkeit die böhmiſche Krone erkaufen, und wir wollen nicht geradezu leugnen, nicht entſchuldigen, nicht widerlegen, nur fragen, ob das unglückliche Volk keine Urſache hatte, ſich an die Stelle ſeiner Unterdrücker einen ſolchen König wie Jaromir, ob dieſer nicht Urſache hatte, ſich den Retter ſeines Volks zu wünſchen.

Am kaiſerlichen Hofe ſahe man Jaromirs wachſende Macht für gering an; man erblickte ihn von neuem als einen Supplikanten am Throne, und man ſcheute ſich nicht, einem ſolchen Manne ſein ſchlechtes, ſeinem Stande faſt ungemäßes Geſuch abzuſchlagen; und dadurch den

Funken der Rache vollends in ſeinem Herzen auf zublaſen.

Zu Prag dachte man vernünftiger. Der Graf Slabata, der anſtatt des Kaiſers das Regiment führte, hatte von jeher keine Künſte geſpart, den Grafen von Thurn in das Interſſe ſeines Herrn zu ziehen. Sybille war in ſeinem Hauſe erzogen worden, war eine Verwandte desſelben, ſchon war ſie dem jungen Freyherrn von Martiniz zugeſagt, aber kaum zeigte der Graf von Thurn, daß er dieſe aufblühende Schönheit liebte, ſo ward jede andere Verbindung gebrochen, und Slabatas Nichte ihm zugeſagt.

Graf Slabata dachte in Sybillen Jaromirn eine verführeriſche Gabe zu geben. Hat nicht ſchon manches ſchöne Weib den Glauben eines Mannes erſchüttert? Sybille hatte ihre Vorſchriften, nach denen ſie mit der vollen Redlichkeit ihres frommen Herzens handelte. Sie dachte, ſtark genug zu ſeyn, ihrer Kirche einen Jünger zuzuführen, aber ſie ward ſelbſt für die proteſtantiſche gewonnen. Ihr öffentlicher Uebergang zu derſelben, die fehlgeſchlagenen Abſichten ihrer Verwandten, der unbezwingliche Stolz des Grafen von Thurn, ſeine öftern Eingriffe in Slabatas Gerechtſame, entzweyten beide Häuſer, und es kam ſo weit, daß Sybille in den zwanzig Jahren ihres Eheſtandes, ihren Pflegevater faſt nie als verſtohlen und ohne Einwilligung ihres Gemahls zu ſehen bekam. In dieſe Zeit fiel ſeine letzte Reiſe nach Wien, ſein abermahl fehlgeſchlagenes Geſuch, und alle die Dinge, mit welcher wir dich, mein Leſer, im Vorhergehenden unterhalten haben.

Dritter Abſchnitt.

Der Graf von Thurn holte ſeine Gemahlin nicht in Perſon von dem kleinen Hofe ab, auf welchem ſie ſich mit ihren Kindern befand. Er ſandte nur einen ſeiner vertrauteſten Diener, ſie nach Prag zu bringen. Die Bedeckung, die er ihm zur Sicherheit ſeines liebſten Schatzes mitgegeben hatte, war ſtärker als ſie in Friedenszeiten nöthig zu ſeyn ſchien, und verurſachte der Gräſin einige Befremdung.

Sybille und ihre holden Töchter wurden mit lauterm Jubel in Prag empfangen, als die Anhänger des Grafen von Thurn ſich ſonſt erlauben durften. Das Ungeſtüm des Volks gieng ſo weit, daß man dem jungen Jaromir, dem zweyten Sohn des Grafen, der neben den Wagen ſeiner Mutter ritt, den Zügel ſeines Pferdes entrückte, und ſchwur, ihn nicht aus der Stelle zu laſſen, wenn er nicht gelobte, der Vorbitter der Bedrängten bei ſeinem Vater zu ſeyn, und ihm die ſchleunige Abſtellung der Beſchwerden des Volks zu empfehlen.

Was fodert ihr von mir? erwiederte der weiſe Jüngling. Mein Vater und ich ſind Unterthanen wie ihr, können euch durch nichts helfen, als durch Fürſprache bey euern Obern. „Fürſprache, Fürſprache bey eurem Vater!“ tönte ihm von tauſend Stimmen entgegen, unſer Retter ſey unſer Herrſcher, und es ſterben alle unſere Unterdrücker!

Sybille zitterte bei dem Getümmel, das ſie umgab. Zwar war es die Stimme froher Verehrung, aber doch ſchrecklich für ihre ſanfte Seele, ſchrecklich, wenn ſie weiter hinaus ſah, und die Folgen bedachte, welche Aeſſerungen von dieſer Art haben konnten, haben mußten.

Die Menge, die ſich um ihren Wagen drängte, ſchien ihr Misfallen zu merken; man gieng ehrerbietig auseinander, und die Ankommenden wurden durch nichts an der Fortſetzung ihres Weges

ges gehindert, bis ſich nicht weit vom Palaſt des Grafen ein Trupp Reuter zu ihnen geſellte, deren Anführer, der neue Staatsrath Martiniz, ſich der Gräfin nahte, und ſie um ihrer eigenen Sicherheit willen bat, ſich ſeinen Händen anzuvertrauen. Ihr habt, wie ich höre, ſagte er, bereits auf eurem Wege Proben von dem Ungeſtüm der Prager erfahren; es haben ſich ſeit einigen Tagen Dinge von ſeltſamer Art ereignet. Euer Vetter, der Graf Slabata, iſt eurent und eurer Kinder wegen beſorgt, und bieten euch Zuflucht in ſeinem Hauſe an.

Ich weis nicht, was Sybille in der Beſtürzung, in der ſie ſich noch von der vorigen Begebenheit befand, gethan haben würde; aber der junge Graf ihr Sohn trat hinzu, bat den Freyherrn in ziemlich hohem Ton, ſeiner Mutter wegen außer Sorgen zu ſeyn. So lange ich an ihrer Seite bin, ſetzte er hinzu, braucht ſie keinen Schutz als den meinigen, und dort in jenem Hauſe iſt der einige Zufluchtsort, der ſich für die Familie des Grafen von Thurn ſchickt. Aufrührer! ſchrie Martiniz, und ſuchte den jungen Jaromir auf die Seite zu ſtoßen und ſich näher zum Wagen zu drängen. Aufrührer? wiederholte Sybillens Sohn, und riß ſein Schwert über die Hälfte aus der Scheide; aber plötzlich ließ er es zurück ſinken, um nicht durch eine unüberlegte That den Namen zu verdienen, den man ihm ſo unbillig gab. Sybillens Begleiter waren den Leuten des Freyherrn an Anzahl überlegen; ein Wink des jungen Jaromirs machte, daß ſie ihre Kräfte zuſammen ſetzten, und jene ohne ein Gewehr zu entblößen in die Flucht trieben.

Vierter Abſchnitt.

Sybillens Herz ſchlug von banger Erwartung. Sie fürchtete ohne deutlich zu wiſſen was, obgleich Grund zu tauſendfachen Beſorgniſſen in allem lag, was ihr in den letzten Tagen begegnet war. Noch flammte das Feuer, das ihre liebſten, ſtolzeſten Ideen vernichtete, vor ihren Augen. Das Betragen der Gräfin Wallenſtein bey dieſem Vorgange war, ihr freundſchaftliches Herz mochte es noch ſo ſehr zu entſchuldigen ſtreben, nicht ganz ſo wie ſie es gewünſcht hätte. Der Erzbiſchof bekam von nun an bey ihr den Namen eines erklärten Feindes, und doch glimmte noch ein alter Funke von heiliger Ehrfurcht gegen ihn in ihrem Herzen, und ſeine letzten Worte hatten ihre Wirkung auf dieſes ſchwache Herz nicht ganz verfehlt. Die Einſamkeit auf dem Landhauſe, wo ſie erwartete von ihrem Gemahl abgeholt zu werden, dieſes lange ängſtliche vergebliche Warten, der Abgeſchickte, der endlich an ſeiner Statt erſchien, die zahlreiche Begleitung, alles vereinte ſich die verborgene Unruhe ihres Herzens zu nähren, und die verwornen Ideen vom künftigen Unglück, die ihr vorſchwebten, noch lebhafter zu machen.

Und dann ihr Einzug in die Stadt. Die unruhige Bewegung, in welcher alles zu ſeyn ſchien, die Art, mit welcher man ihren Wagen aufhielt, die Begegnung des Martiniz und ſeine räthſelhaften Worte, die gezogenen Schwerter, die Angſt für ihren Sohn, das Geſchrey ihrer beyden kleinen Töchter über dieſe ungewöhnlichen Auftritte! War es wohl zu verwundern, wenn ſie bey dem Eindruck, den alle dieſe Dinge auf ihre ſchon vorher zerrüttete Seele machen mußten, halb ihres Bewußtſeyns beraubt den Weg zurück legte, den ſie noch bis zum Palaſte ihres Gemahls zu machen hatte?

Das Geſchrey der kleinen Thekla, der jüngſten ihrer Töchter, war das erſte, was ſie aus ihrer Betäubung riß! O, Mutter! rief die Kleine, indem Sie nach den Fenſtern des Schloſſes, vor welchem der Wagen eben hielt, hinauf wies, o, wie ſchön iſts hier! Und die vielen gewafneten Männer, o gewiß ſie ſind alle zu unſerm Schutz da, und niemand wird uns mehr beleidigen! — Die Gräfin ſchlug die Augen auf, und erblickte das, was die Augen ihrer Tochter reizte; die Fenſter des großen Saals, welcher die halbe Vorderſeite des Palaſts einnahm, ungewöhnlich erleuchtet, und die Thore mit gewafneten Leuten beſetzt; Dinge, die in ihr bei weiten nicht die angenehme Empfindung erregten, wie in den unerfahrnen Herzen derjenigen, die ſie zuerſt bemerkte. Sybille befand ſich jetzt in jenem Zuſtande, in welchem uns jedes Neue ſchrecklich, uns ein Vorbote künftiger Unfälle iſt.

Ihr Empfang im Palaſte ihres Gemahls diente nicht dazu, ihre Beſorgniſſe zu vernichten. Man drängte ſich um ſie, man bewillkommte ſie mit der tiefſten Ehrfurcht; aber der Einige, der ihr ſonſt nach der kurzeſten Abweſenheit mit Ungeduld entgegen eilte, er, deſſen tröſtender Blick alle Unruhe aus ihrem Herzen verbannt haben würde, er erſchien nicht, und ſie getraute ſich nicht nach ihm zu fragen. Die beyden jungen Fräuleins folgten ihr unwillig in eins der untern Zimmer, in welches man ſie führte. Thekla weinte und wollte hinauf zu ihrem Vater in den großen hellen Saal gebracht werden, und der junge Jaromir begleitete ſie ſchweigend in das Gemach, in welchem ſie, wie man ihnen ſagte, nur ſo lange bleiben ſollten, bis die Verſammlung aus einander gegangen wäre.

Die Verſammlung? wiederholte Sybille, als ſie allein waren. Ich beſorge gefährliche Dinge, antwortete Jaromir nach einigen Stillſchweigen. Die Unruhe, in welcher die ganze Stadt iſt, das Geſchrey des Volks ſein Vorbitter bey meinem Vater zu werden! — Ach nur gar zu bereitwillig war er von jeher, Antheil an Beſchwerden zu nehmen, welche zu heben ſeine Kräfte nicht zureichten, und der Lohn ſeiner Bemühungen wird der Name ſeyn, mit welchem mich Martiniz vor einigen Augenblicken brandmarkte, und der mir noch wie Donner in den Ohren erſchallt!

Und wie nannte er dich? fragte Sybille — — Aufrührer antwortete Thekla, ja gewiß ſo nann-

te

te er ihn, und in ſo einem Tone, daß ich gewiß glaube, er wollte ihn ſchimpfen. Ein Aufrührer muß wohl ein böſer Mann ſeyn.

Wer weis, erwiederte ihre Schweſter Thereſe, ich habe einmahl meinen Vater ſagen hören, die Welt nenne manchen einen Aufrührer, der doch wohl einmahl ein König werden könne.

Und das ſagte mein Vater? rief Jaromir, ſagte das zu dir? —

Nun das wohl eben nicht, ſprach ſie, aber man hört denn doch ſo mancherley — —

Das man nicht hören ſoll, unterbrach ſie ihr Bruder! wenn man in ſeinem zehnten Jahre noch nicht Schweigen gelernt hat. O Mutter, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu ſeiner Mutter wandte, wie voll iſt mein Herz! Was hätte ich euch alles zu ſagen! — Stolz und Ehrſucht bereiten uns den Untergang! Die Namen Patriotismus und Menſchlichkeit, dienen oft den gefährlichſten Anſchlägen zur Hülle. Man gründet Hofnungen künftiger Größe auf die Liebe des großen Haufens, und findet am Ende, daß man auf Sand gebaut hat. — Doch — wir ſind nicht allein! —

Meine Kinder, ſagte die Gräfin zu ihren Töchtern, indem ſie einige von ihren Frauen aus dem Vorzimmer herbeywinkte, es iſt ſpät, ihr müßt zur Ruhe gehen, um morgen zeitig wach zu ſeyn. — Thekla weinte, daß ſie ihren Vater nicht dieſen Abend noch ſehen ſolle, und Thereſe entfernte ſich mit ſchweigender Beſchämung; denn ſie war klug genug einzuſehen, daß ihre vorwitzige Rede die Urſache war, warum man ſie von der geheimen Unterredung ihrer Mutter und ihres Bruders zu entfernen ſuchte. Ein natürlicher guter Verſtand und ununterbrochener Umgang mit Erwachſenen, lehrte ſie weiter ſehen, als man gewöhnlich in ihrem Alter zu thun fähig iſt.

Und was iſts, wovon dein Herz ſo voll iſt? ſprach Sybille, als ſie ſich mit ihrem Sohne allein ſahe. Auch das meinige arbeitet unter einer drückenden Laſt. Laß uns offenherzig gegen einander ſeyn, laß uns endlich jene Zurückhaltung ablegen, die ich ſchon ſeit einiger Zeit an dir bemerkte, und die auch mein Herz gegen dich verſchloß.

O, meine Mutter, rief Jaromir, hattet ihr wohl ſeit jenem Tage, da ihr von der Gräfin Wallenſtein zurück kamt, Gefühl für etwas anderes, als für die Trümmern eurer zerſtörten Kirche.

Und misbilligſt du meinen Kummer?

Das nicht! Und doch! — Ich weis ſelbſt nicht! — Mich dünkt, alles was wir unternehmen führt uns unſerm Untergange entgegen! — Warum mußte dieſes Gebäude unſern Feinden gleichſam zum Trotz aufgeführt werden? Hatten wir Macht es zu ſchützen? Hatten wir eine andere Ausſicht als auf ſeine Zerſtörung?

Schwacher, furchtſamer Jüngling, zu welcher großen Handlung wirſt du bey ſolchen Geſinnungen fähig ſeyn.

Ob ich ſchwach und furchtſam bin, wird die Zeit lehren, jetzt zu dem was ich euch zu entdecken habe. Leſet dieſen Brief, ich erhielt ihn in den letzten Tagen unſers Aufenthalts auf dem Lande. Leſet ihn, ſagt mir, ob ihr meine Beſorgniſſe ungegründet nennen könnt, und verachtet den Schreiber nicht.

Sybille las folgendes:

„Ich weis nicht ob ich Eure Rückkunft nach Prag wünſchen oder fürchten ſoll. Wer weis, ob die Gewalt, die ihr zuweilen über euren Vater hattet, nicht jetzt ſo fruchtlos als meine Vorſtellungen wären. Gott weis, was für Dinge im Verborgenen geſchmiedet werden! — Es

iſt

iſt gar gut, ſich der Bedrängten anzunehmen; aber wenn die Ueberlegenheit der Macht nicht völlig auf unſerer Seite iſt, ſo ſollte man doch nie der nöthigen Behutſamkeit vergeſſen, um nicht die, welche man retten will, und ſich mit ihnen zu verderben. Was hilfts, den Löwen zu reizen, ehe man ihn der Klauen und der Zähne beraubt hat?"

„Eures Vaters Gemüthsfaſſung ſeit ſeiner Rückkunft aus Wien habe ich euch jüngſt mündlich bekannt gemacht. Er verhehlt ſeine Urtheile über den Hof und über die Lage der Proteſtanten ſo wenig, und ſpricht von allen dieſen Dingen ſo frey, daß es bey einem Beſuche, den ihm der Graf Slabata, und der neue Staatsrath Martiniz nach hofmanniſcher Sitte gaben, zu einem heftigen Wortwechſel kam. Leider bleibt es nicht bey Worten. Die ſo eigenmächtig, und (es ſey einem alten Diener eures Hauſes erlaubt, frey zu reden) ſo unüberlegte Erlaubniß zum Kirchenbau in Braunau hat die Folge gehabt, die man erwarten konnte; der Abt widerſetzt ſich den Proteſtanten aus allen Kräften, jedermann von den Unſern ſchreyt über Gewalt, und die Klagen werden in dem Hauſe eures Vaters unver-

unverholen gehört, angenommen, und mit Vertröſtung auf Abſtellung des Unfugs beantwortet.

Unſere Unterdrücker finden dieſes ſehr ſonderbar, und haben ihre Empfindlichkeit, da ſie ſich, Gott ſey Dank, noch nicht an die Perſon eures ſo geliebten und gefürchteten Vaters wagen dürfen, dadurch bewieſen, daß ſie Arreſt auf die Getraidewagen gelegt haben, die die Grosmuth des Grafen von Thurn, zum Unterhalt unſerer vor Hunger verſchmachtenden Glaubensbrüder einführen lies. Geſtern langte der lang erwartete Vorrath hier an, und wurde ſogleich auf Befehl unſerer Obern in das Jeſuiterkloſter gebracht.

Nie habe ich euren Vater ſo entzückt geſehen, als bey der Nachricht von dieſem Vorfall, welcher, meines Erachtens, ihm nichts als Unwillen hätte verurſachen ſollen; er verſprach dem murrenden Volke, welches den Palaſt mit dem Geſchrey um Gerechtigkeit, Erſatz oder Rache erfüllte, alles was es foderte, und begab ſich, faſt von der unruhigen Menge empor getragen, nach dem Schloſſe zu den verſammelten Staatsräthen, wo er nichts ausrichtete, und als er zurück kam, kaum ſeine Begleiter von Gewaltthätigkeiten abhalten konnte. — Es gelang ihm —

faſt möchte ich ſagen — beſſer, als er zu wünſchen ſchien, und das Volk ließ ſich damit begnügen, ihm eine ſtarke Wache von gewafneten Bürgern, ſeinen Palaſt zu bewahren, zuzugeben. Seitdem iſt eine unaufhörliche Unruhe in unſerm Hauſe, Botſchaften von den Staatsräthen und an dieſelben gehen unabläſſig ab und zu. Berathſchlagungen mit den Unſern werden bis tief in die Nacht, und unverholen gehalten, und zu allen Fehlern, die hierin begangen werden, kommt noch dieſer, daß man ſich Leuten vertraut, denen man nicht trauen ſolte, und nicht mit dem Feuer zu Werke geht, mit welchem alle große Dinge unternommen werden ſolten. Wehe dem, der in ſolchen Fällen das Gerücht der That zuvorkommen läßt.

Wie ſich all dieſes endigen wird, weis Gott. Ich hielt es für Pflicht, euch einen Vorſchmack von dem zu geben, was ihr, wenn ihr nebſt der Gräſin und euren Schweſtern in der Begleitung, die euch euer Vater zuſchickt, zu uns kommt, hier finden werdet.

O, mein Sohn, ich habe euch erzogen, ich habe eurer Seele vielleicht etwas von meiner Neigung eingeflößt, da wo Recht und Gewalt nicht ganz auf unſerer Seite ſind, das Aergſte zu fürchten, und ich weis alſo, was ihr bey meiner Erzählung fühlen werdet.

Das wüthende Volk rief dem Grafen von Thurn im innern Hofe ſeines Palaſtes die Namen Vater und König zu; er iſt das eine, und verdient das andere zu ſeyn. Aber wo iſt ſein Recht, die böhmiſche Krone dem zu entreißen, der ſie durch Gottes Zulaſſung trägt? Wo die Gewalt, ſie zu behaupten? Werden die Summen, die wir aus den verkauften Gütern in Ungarn und Pohlen löſten, immer zureichen, eurem Vater den Namen des Ernährers der Mangelleidenden zu verſchaffen? Wird ihm nach Befriedigung ſeines gränzenloſen Hanges zum Wohlthun genug übrig bleiben, ſich durch die Waffen dem Gegner furchtbar zu machen, der zu hoch ſitzt, um für der Macht eines herrſchenden Fürſten, wie viel weniger eines Mannes zu zittern, der in die Dunkelheit des Privatſtandes herabgeſunken iſt?

O, kommt, kommt, mein Jaromir, wenn noch jemand über euren verblendeten Vater etwas vermag, ſo iſts derjenige, der die feurige Beredſamkeit der Jugend mit der reifen Ueberlegung des Mannes verbindet, ſo ſeyd ihr es, der als Sohn freyer mit dem Grafen ſprechen kann, als ich, der bey aller Güte, die er für mich hat, bey aller Treue, die ich für ihn hege, immer doch durch einen gebietenden Blick zum Schweigen gebracht werden kann.

Nikolaus Falk.

Sybille hatte dieſen Brief kaum zur Hälfte geleſen, als eine Botſchaft des Grafen von Thurn ihren Sohn von ihr abfoderte, und ihr die gewünſchte gegenſeitige Erklärung über den wichtigen Inhalt dieſes Schreibens, und über alles was man auf dem Herzen hatte, hinweg nahm. — Sie las bis zu Ende.

Sie ſandte nach dem Schreiber des Briefs, und erhielt die Nachricht: Er ſey dieſen Morgen ausgegangen, ohne zurück zu kommen. Sie ließ die vornehmſten Bedienten des Hauſes vor ſich fodern, aber ſie konnte bei keinem eine Spur entdecken, daß er einen tiefern Blick als ſie, in die Dinge, welche ſie beunruhigten, gethan habe. Allgemeine Antworten, die ſie erhielt, benahmen ihr den Muth zu genauern Nachforſchungen, und ſie ließ endlich jedermann von ſich, um in der Stille den Troſt bey ſich ſelbſt zu ſuchen, den ſie nirgends fand.

Fünfter

Fünfter Abſchnitt.

Es war eine einſame ſchreckliche Nacht, welche die Gräſin auf dieſe Art zubrachte. Die Mitternachtſtunden waren längſt vorbey, der Morgen brach an, und noch immer dauerte die Berathſchlagung in den obern Sälen. Die Angſt ſchärfte ihr Gehör. Sie glaubte unter dem verwirrten Getöſe vermiſchter Stimmen, das ihr zuweilen merklich ward, die Stimme ihres Gemahls und ihres Sohns zu unterſcheiden. Der letzte ſprach lange und mit Nachdruck, bis er von dem Einfallen der andern unterbrochen und endlich durch den entſcheidenden Ton ſeines Vaters gänzlich zum Schweigen gebracht ward. — Schnell glaubte ſie den Fußtritt des Jünglings auf den Treppen zu hören, und ſie flog durch die Vorzimmer der Nachricht entgegen, die ſie aus ſeinem Munde erwartete. — O, meine Mutter, rief er, indem er ſich ihr um den Hals warf, ich habe gefehlt, ich habe zu frey geſprochen. Auf Befehl meines Vaters begebe ich mich auf mein Zimmer, welches ich nicht eher verlaſſen darf, bis alles vorüber iſt.

Vorüber? rief die Gräſin, was ſoll vorüber ſeyn?

Ich darf die Grosmuth meines Vaters nicht täuſchen, antwortete Jaromir mit einer zweyten Umarmung; er erlaubte mir, auf die einige Bedingung mich allein ohne Hüter zu entfernen, daß ich keinen ſeiner Befehle, die er mir gab, übertreten, und ſelbſt mit euch nur wenige Worte wechſeln wolle.

Sybille ſuchte ihren Sohn umſonſt in ihren Armen feſt zu halten; er riß ſich von ihr los, und ein bittender Blick von ihm verhinderte ſie, ihm auf ſein Zimmer zu folgen.

Ihr Zuſtand war durch dieſe letzte Begebenheit noch peinlicher geworden, als zuvor. Sie eilte auf ihr Zimmer zurück, ſie weinte, ſie rang die Hände, und glaubte ihr Unglück könne durch nichts, als durch die Erfüllung deſſen, was ſie ahndete, erhöht werden, aber ein neues Abentheuer zeigte ihr, daß ihre Erwartungen noch ſchrecklicher geſpannt, und ihre Verlegenheiten noch fürchterlicher vermehrt werden könnten.

Eine ihrer Frauen trat ein. Hier dieſer Brief! ſagte ſie mit halblauter Stimme. Der Bote wartet auf Antwort! Sybille riß ihn auf und erkannte die Hand ihres Pflegevaters, des Grafen

Grafen Slabata, für welchen noch immer Dankbarkeit und Vorliebe in ihrem Herzen wohnte, und deſſen Worte alſo einen tiefen Eindruck auf ſie machen mußten. Hier ſind ſie.

„Rette dich, mein Kind, komm in die Arme deines Vaters, der nie aufhören wird, dich zu lieben. Mich dünkt, ich ſehe dich ſorglos in einem Gebäude ſchlummern, in welchem eine verborgene Flamme wüthet; ſeine Grundveſten ſind ſchon von der Glut zerſtört, jetzt wird es einſtürzen und dich unter ſeinen Trümmern begraben. Nur in dem gegenwärtigen Augenblicke iſt deine Rettung möglich. Nimm alle deine Kinder mit dir, auch ihnen ſtehen meine Arme offen, auch ihnen droht Gefahr. Du weißt vielleicht noch nicht, daß die tolle Wuth des unſinnigen Grafen von Thurn auch ſeinem Sohne, auch dir den Untergang bereitet hat, wenn ihr klug genug ſeyn ſolltet, ſeine raſenden Entwürfe, welche in alle Ewigkeit nicht gelingen werden, zu misbilligen. — Eile, eile! An der äußern Pforte des Palaſtes warten Leute, denen du dich vertrauen kannſt.“

Gr. Slabata.

Sybille ließ die Hand mit dem Briefe in ihren Schooß ſinken, und lehnte ſich faſt ohne alle Beſonnenheit an ihren Stuhl zurück, aber ſchnell ermannte ſie ſich, ſprang auf und rief nach ihren Kindern. Welche Antwort ſoll ich dem wartenden Boten bringen? fragte die Kammerfrau. Meine Kinder! ſchrie Sybille nochmals in dem Ausbruch der heftigſten Angſt.

Welches die Urſache dieſes Befehls war, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Sybillens ſchwache furchtſame Seele, welche immer jedem erſten heftigen Eindrucke offen war, machte ſie vielleicht in dem erſten Augenblicke wirklich zu der Flucht geneigt, zu welcher man ſie auffoderte, aber nur ein kurzes Nachdenken war nöthig, ſie zu ihrer Pflicht zurück zu führen, und als die Kinder erſchienen, war ſchon der beſſere Entſchluß völlig gefaßt. Meinen Mann, meinen Sohn verlaſſen? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nimmermehr! Mögen doch die Grundveſten unſers Glücks untergraben ſeyn, mögen die Luftgebäude der Ehrſucht doch über uns zuſammen ſtürzen. Mein Schickſal iſt einmahl unzertrennlich an das ihrige gebunden, und ich muß leiden, was ihnen bevorſteht.

Werde ich nun meinen Vater ſehen? fragte Thekla, indem ſie ſich an ihre Mutter ſchmiegte. Sybille nahm ſie, ohne ihr zu antworten, auf ihre Arme, und befahl zugleich der Kammerfrau, den Boten damit abzufertigen, daß man ſeinem Herrn danke, aber auf den Brief nicht anders als verneinend antworten könne.

Eine ſtumme Scene zwiſchen der Mutter und ihren beyden Töchtern erfolgte hierauf. Gegenſeitige Liebkoſungen und Thränen füllten den Raum von einigen Minuten aus. Die kleine Thekla weinte gutherzig mit, ohne zu wiſſen warum, aber die klügere Thereſe wollte eben eine Frage wegen der Traurigkeit ihrer Mutter, und der Urſache, warum ſie ſo ſpät, oder vielmehr ſo früh zu ihr gefodert würden, wagen; als ſie durch das Geräuſch der aus einander gehenden Verſammlung aufmerkſam gemacht, und nicht lange darauf durch den Eintritt des Grafen von Thurn völlig unterbrochen wurden.

Sybille eilte ihm mit ihren Kindern entgegen, aber die Aufnahme, die ſie fanden, war ſo kalt, daß die Gräſin erſchrecken zurück fuhr. Nur die Liebkoſungen der jungen Thekla waren dringend genug, ihrem Vater einen Kuß abzunöthigen, die beyden andern erhielten weder

Wort noch Blick zur Antwort auf das, was ihnen die Freude über ihren Gemahl und Vater in den Mund legte.

Warum ſind deine Töchter zu dieſer ungewöhnlichen Zeit bey dir im Zimmer? fragte der Graf ſeine weinende Gemahlin, nachdem er einigemahl unruhig auf und ab gegangen war. Wir wurden gerufen! antwortete Thekla, anſtatt ihrer Mutter, welche vor Thränen nicht reden konnte. Man weckte uns aus dem Schlafe, weil man wußte, daß wir uns ſo ſehr nach unſerm Vater ſehnten. Nicht, Mutter? —

O, daß du wahr reden möchteſt! rief der Graf, und küßte die Kleine. — Laß die Kinder hinweg bringen, fuhr er nach einer Weile mit beſänftigter Stimme fort, ich habe allein mit dir zu ſprechen.

Sybille ſtand ſelbſt auf, ihre Töchter fortzuführen, weil niemand von ihren Frauen gegenwärtig war, und verweilte einige Minuten in ihrem Zimmer, um ſich zu dem bevorſtehenden Geſpräch in einige Faſſung zu ſetzen, vor welchem ſie ſich, ſie wußte ſelbſt nicht warum, fürchtete. Einige Ueberlegungen ſtellten ſie wegen des ſeltſamen Betragens ihres Gemahls, das jetzt der Hauptgegenſtand ihres Kummers war, außer Sorgen. Sie war ſich keiner Beleidigung bewußt, und rechnete ſeine finſtre Mine und ſeine drohende Stimme auf die bedenkliche Verfaſſung, in welcher er war, und die, wie ſie meynte, einen Mann noch wohl entſchuldigen könnte, wenn er die ſchuldige Achtung gegen ſeine Frau einmahl ein wenig vergäs.

Mit erleichtertem Herzen betrat ſie das Zimmer, wo ſie den Grafen verlaſſen hatte, von neuen. — Sie fand ihn faſt unbeweglich in einer Ecke ſitzen. Sie trat vor ihm und nannte ſeinen Namen, und ſchnell ſprang er mit einem wüthenden Blick auf, ergriff ihre Hand, und ſchleuderte ſie mit ſolcher Gewalt von ſich, daß ſie zu Boden ſank. Ha, Verrätherin! ſchrie er, Schlange, die ich in meinem Buſen nährte! Teufel in weiblicher Geſtalt! So iſts denn doch wahr, daß du deinen Mann verlaſſen, und zu ſeinen Feinden fliehen wolteſt? Ich hörte, ich hörte davon und wollte es nicht glauben! Ich fand deine Mitverſchwornen, die dich davon führen ſollten, an der Thür, und noch hielt ich dich für unſchuldig, und eilte, mich ohne einen Gedanken an Argwohn in deine Arme zu werfen. Die Anweſenheit deiner Kinder zeugte wider dich, ich wußte, daß du auch dieſe mir hatteſt

entreiſ-

entreißen wollen. — Die Unbefangenheit deiner erſten Blicke und Theklas unſchuldiges Geſchwätz, beſänftigte den Sturm in meiner Seele ein wenig, aber nun, in deiner Abweſenheit, dieſer Brief, den ich fand! — O, Verruchte! ſo einen Brief zu erhalten, ohne ihn zu vernichten, wie ich ihn jetzt vernichte! Ja, ich weis es, du wollteſt entfliehen, entfliehen mit dem edlen Staatsrath Martiniz, der deiner am Wagen wartete. O, entſetzlich! Von ſeinem Weibe, ſeinen Kindern verrathen zu werden! Ha, nun weis ich wohl, warum dein Sohn ſo mächtig die Seite unſrer Unterdrücker hielt, daß ich genöthigt war, ihn aus meinen Augen zu verbannen. Nun weis ich — —

Die wachſende Wuth hinderte ihn fort zu fahren; auch wären alle ſeine Reden überflüßig geweſen, denn ſeine unſchuldige Gemahlin, die Anfangs vergebens geſtrebt hatte, ſeine Vorwürfe durch Entſchuldigungen zu unterbrechen, lag empfindungslos zu ſeinen Füßen, ohne daß die Ausbrüche ſeiner Wuth, ſo geräuſchvoll ſie auch waren, ſie ins Leben zurück zu rufen vermochten.

Sechſter Abſchnitt.

Als Sybille aus ihrer Ohnmacht erwachte, befand ſie ſich in ihrem Zimmer unter ihren Frauen. Sie fragte nach ihrem Gemahl, man ſagte: Er habe unmittelbar, nachdem er ihre Leute zu ihrer Hülfe herbey gerufen, das Schloß verlaſſen. Sie fragte nach ihrem Sohne, und man wußte ihr keine Nachricht zu geben, nach ihren Töchtern, und man antwortete, ſie ſchliefen.

Ganz außer ſich ſprang die Gräfin vom Bette auf und eilte nach der Thür. Sie hatte den Grafen in einer Gemüthsfaſſung geſehen, welche ihn fähig machte, alles zu thun, wovon er wußte, daß es ſie am empfindlichſten kränken, oder ihr zur härteſten Strafe für ihr vermeintes Verbrechen dienen konnte. Sie war in dieſem Augenblick völlig überzeugt, er habe ihr ihre Töchter geraubt, und dieſer Gedanke ſetzte ſie in eine Bewegung, deren man ſie bey dem ſanften Charakter, den ſie beſaß, nicht hätte fähig halten ſollen.

Die Entdeckung, die ſie bey Eröfnung der Thüre machte, daß ſie von einigen Bewafneten bewacht, und ſie alſo hier wirklich gefangen ſey, vollendete das, was ihre fürchterlichen Vorſtellungen von der Entfernung ihrer Kinder angefangen hatten, und ſie ſank von dem Uebermaß ihrer Empfindungen übermocht, zum zweytenmal ohnmächtig auf der Thürſchwelle nieder.

Ihre Ohnmacht dauerte ungewöhnlich lange, und ſie befand ſich bey ihrem Erwachen ſo ſchwach, daß ſie nicht vermochte, die Augen aufzuſchlagen, und ſich durch einen Blick um ſich her, den Troſt zu holen, der der wirkſamſte war, der ſich in ihrer Lage denken lies. Lange lag ſie auf dieſe Art; ſie fühlte, daß man ihre Hand mit Küſſen bedeckte und mit Thränen benetzte, und belohnte die gute zärtliche Seele, die ſie auf dieſe Art liebkoſte, und die ſie für eine von ihren Frauen hielt, mit einem leiſen Drücken.

O, jetzt wieder! hörte ſie auf einmahl Thereſens Stimme, gewiß, ſie lebt, und ich will gern Vater, Bruder und alles verlieren, wenn nur ſie mir bleibt.

Meine Thereſe! Mein Kind! rief Sybille, die ſich auf dieſe Worte völlig ermunterte, und ſich ſtark genug fühlte, die Augen aufzuſchlagen,

gen, und die an ihrem Bette knieende Kleine an ihren Buſen zu drücken. Aber, wo iſt Thekla? Hat der Grauſame mit mir getheilt? Hat er mir wenigſtens eine entriſſen, da er weis, daß ich keine entbehren kann?

Sybille ſagte noch einiges, welches den Umſtehenden die Augen über die Urſache ihrer letzten Ohnmacht völlig öfnete, und indeſſen die Frauen ihre Gebieterin mit Worten tröſteten, und ſie verſicherten, daß ſie keine von ihren Töchtern verloren habe, flog Thereſe aus dem Zimmer, und kehrte bald darauf mit ihrer jüngern Schweſter zurück, welche ſie ihrer Mutter in die Arme lieferte, und dadurch die zärtliche Scene erneuerte, von welcher ihre eigene Erſcheinung, wenig Minuten zuvor, die Veranlaſſung geweſen war.

Der Rauſch der Freude, die Verlorengeglaubten wieder gefunden zu haben, dauerte lange; aber endlich mußte er gemäßigtern Empfindungen weichen, und Sybille fing an ſich heimlich zu ſchämen, daß ſie ſo bereit geweſen war, ihren Gemahl grauſam genug zu glauben, daß er ihr mütterliches Herz auf der empfindlichſten Seite, es durch Beraubung ihrer Kinder verwunden würde. Bin ich wohl billiger als er? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, iſt mein Herz wohl falſchen Argwohn weniger offen als das ſeinige? Die Vorwürfe, die ſie ſich ſelbſt machte, bereiteten ihr Herz zur Verzeihung desjenigen, was ſie von der Härte ihres Gemahls gelitten hatte. Sie wünſchte ihn entſchuldigen zu können, ſie fragte ihre Frauen, auf was für eine Art er von ihr geſchieden wäre, und ſie hatte die Freude, aus allen Umſtänden muthmaßen zu dürfen, daß er ausgeſöhnt und von ihrer Unſchuld überzeugt, von ihr geſchieden ſey.

In der Wuth, in welcher er ſich befand, als die Gräfin bey ſeinen Vorwürfen ohnmächtig vor ihm niederſank, hätte er ſich vielleicht wenig darum bekümmert, ſie, die er für eine Verbrecherin hielt, ins Leben zurück zu rufen. Sein erſter Schritt, den er that, nachdem ihm zu den Ausbrüchen ſeines Zorns, Athem und Kräfte zu mangeln begannen, war, Sybillens Frauen herbey zu rufen, und ſich nach der Ueberbringerin des Briefes, der den Sturm erregt hatte, zu erkundigen. Sie trat mit der Miene einer Perſon, die ſich nichts Böſes bewußt iſt, hervor, und erzählte den ganzen Vorgang mit ſo viel Einfalt, daß ihr ſtrenger Richter zugleich von ihrer und ihrer Frauen Unſchuld überzeugt ward.

Er

Er ließ ſich die Antwort, welche Sybille dem Grafen Slabata hatte ſagen laſſen, zehnmahl wiederholen, verwies ſich in den härteſten Ausdrücken ſeine Grauſamkeit, ſuchte ſeine erſtarrte Gemahlin mit ſeinen Küſſen zu beleben, und würde ſie ſicher nicht eher verlaſſen haben, bis ſeine Bemühungen geglückt wären, wenn nicht ein Bote nach dem andern erſchienen wäre, der ihn erinnert hätte zu eilen, damit die Zeit zur Ausführung des großen Werks nicht verſäumt würde.

Und um Gottes willen, ſchrie Sybille mit gefalteten Händen, was will, was verſteht man unter dieſem großen Werke? Ihre Frauen ſahen einander ſtillſchweigend an, bis endlich die Aelteſte anfing zu reden.

Gnädige Frau, ſagte ſie, daß große Dinge im Werke ſind, haben ſelbſt wir Bediente ſchon ſeit einiger Zeit merken müſſen. Verheimlichung erregt die kühnſten Muthmaßungen, und wir müſſen geſtehen, daß es auch bey uns nicht an dergleichen gefehlt hat; aber nun iſt die Zeit der Muthmaßung vorüber, alles iſt Gewißheit, und man iſt geſtern und vornehmlich dieſen Morgen ſo unverholen zu Werke gegangen, daß wir nicht zu zweifeln haben, daß wir unſere theure

Gebieterin bald mit einem höhern Namen als bisher begrüſſen werden. Man ſagt, der heutige Tag wird wichtige Dinge zu Stande bringen.

O, wie glücklich würden wir ſeyn, eine ſolche Königin zu haben! riefen einige dieſer gutherzigen Geſchöpfe. Aber könnten wir ſie auch denn wohl inniger lieben, tiefer verehren? ſchrien die andern, indeſſen ſich einige zu ihren Füßen warfen, andere ihre Hände und ihr Gewand an ihre Lippen drückten.

Ein ernſter Wink auf die Kinder, deren Gehirn die kluge Mutter ungern mit chimäriſchen Vorſtellungen von Größe erfüllen wolte, machte dieſer Scene ein Ende. Was würde man von mir denken, ſagte ſie, wenn man uns überraſchte, und ſähe, daß ich Ehrenbezeugungen annähme, auf die ich nie ein Recht haben werde, nie eins zu haben wünſche?

Und warum ſolte ſich die erhabene Sybille ſcheuen, die Huldigung anzunehmen, welche ihr bald Tauſende leiſten werden? erſchallte eine Stimme am Ende des Zimmers?

Wer iſt der Mann? fragte Sybille, indem ſie ſich erſchrocken zu ihren Frauen wandte.

Verzeihet, gnädige Frau, rief der Eintretende, verzeihet, daß ich euch überraſche. Ich bin

bin Fabriz, einer der getreuſten Diener eures erhabenen Gemahls, und komme auf ſeinen Befehl, euch und ſeine Kinder von hier an einen Ort zu bringen, wo ihr von den Unruhen und Gewaltthätigkeiten, welche vielleicht hier in der Stadt bald überhand nehmen möchten, ſicher ſeyn werdet.

Fabriz? wiederholte Sybille mit mistrauiſchen Blick, geheimer Staatsſekretär? — Wie kam dieſer dazu, ein Freund des Vertheidigers der Proteſtanten zu ſeyn?

Und doch bin ichs! erwiederte er. Hier dieſe Frauen können bezeugen, ob ſie mich nicht täglich in unſern geheimen Verſammlungen geſehen haben.

Die Frauen bejahten die Frage, und lagen ihrer Gebieterin an, ſich dieſem redlichen Manne zu vertrauen.

Mich ihm vertrauen? Mich ihm ſo ganz ohne einiges Zeichen der Einwilligung meines Gemahls vertrauen? ſagte die nachdenkende Sybille.

O, an einem Zeichen meiner Vollmacht ſolls nicht fehlen, verſetzte Fabriz. Hier dieſer Ring wird eure Zweifel heben.

Sybille beſah das Kleinod. Sie hatte es oft an den Fingern ihres Gemahls geſehen, aber

die

die Möglichkeit, daß er es verſchenkt haben könne, fiel ihr ein, und ſie ſank wieder in ihren Tiefſinn zurück. Nein, rief ſie endlich, ich kann, ich kann mich nicht entſchließen. Schon die Wache an meiner Thüre beweißt, daß ich dieſes Zimmer nicht verlaſſen darf, wenn ich den Unwillen meines Gemahls nicht zum zweytenmahl reizen will.

Fabriz und die Frauen verſicherten ſie, daß dieſes eine bloße Ehrenwache ſey; die jungen Fräuleins, denen der Abgeſchickte viel von der Gefahr, der ſie hier ausgeſetzt wären, vorſchwatzte, baten und weinten, aber Sybille blieb unbeweglich.

Nun, fieng der Abgeſchickte nach einem düſtern Stillſchweigen an, wenn ich denn hier vergebens ſtrebe, Unglück zu verhüten, ſo muß ich ſehen, ob ich wenigſtens Einen retten kann. — Dürfte ich um Zutritt bey dem jungen Grafen bitten?

Er iſt ſein eigner Herr, erwiederte Sybille, ihr werdet ihn auf ſeinem Zimmer finden, welches ihm bey Strafe väterlicher Ungnade zu verlaſſen geboten ward, und ich wolte alſo wohl voraus ſagen, daß ihr auch dort vergebens kommen werdet.

Ich komme auf Befehl und mit der Vollmacht des Grafen, und werde alſo nicht zurück gewie-

gewieſen werden, rief Fabriz, indem er aus dem Zimmer flog.

Aber warum, liebe Mutter, rief Thereſe, als er fort war, warum wollen wir nicht mit dem freundlichen Manne gehen, der uns zu retten verſpricht, da wir hier umkommen müſſen? Die Thränen der andern Anweſenden beſtätigten das, was die Kleine ſagte.

Auf den Straßen wirds ſchon gewaltig unruhig, ſagte eine von den Frauen, die am Fenſter ſtand. Dort bey der Marienkirche kömmt ein Trupp Gewafneter hervor, und dort am Thor ſehe ich verwirrtes Getümmel. Gott weis was ich thun ſoll? rief die Gräfin, welche ängſtlich aufſprang und die Hände rang. Ich kann, ich kann mich dieſem Menſchen mit dem falſchen zweydeutigen Geſicht nicht vertrauen; in ſeinem ganzen Betragen iſt etwas, das ſich ſelbſt ſo ſonderbar widerſpricht! Erſt die kriechende Ehrfurcht, mit welcher er eintrat, und dann die ungeſtüme ungeſittete Art, mit welcher er das Zimmer verlies. Nun, ich hoffe, mein Sohn wird ihn ſo beurtheilen, wie ich, und ihm nicht folgen, und doch wolte ich, ich hätte ihn lieber der Verſuchung nicht ausgeſetzt! — Nein, ich hoffe, ich hoffe gewiß, er wird nicht gehen.

O, da iſt er ſchon, rief die am Fenſter Stehende. Der Staatsſekretär wirft ſich mit ihm in einen Wagen. Sehen ſie! Sehn ſie, gnädige Frau! — Und hier noch eine Geſtalt! — Iſt das nicht Nikolaus, welcher dem jungen Herrn die Hand ſo treulich ſchüttelt?

Jaromir! Jaromir! rief die Gräfin, die das Fenſter aufriß und ſich mit ausgebreiteten Armen hinabbeugte. Aber ihr Rufen war vergebens, der Wagen flog davon, und kam ihr in wenig Minuten aus den Augen.

Siebenter Abſchnitt.

Aller Troſt war bey der geängſteten Gräfin vergebens. Sie hielt ihren Sohn für verlohren, glaubte ihn in der Gewalt der Feinde ſeines Vaters, und ahndete das ſchrecklichſte Unglück für ihn, bis es ihr auf einmahl einfiel, daß ja ſie ſelbſt in vergangener Nacht auf dem Punkte ſtand, ſich in Slábatas Schutz zu begeben. — Slabata, mein Vater, mein Erzieher, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, er der, wie er ſelbſt ſchreibt, noch immer väterliche Geſinnungen gegen mich hegt,

iſt

iſt nur ein Feind des Grafen von Thurn, nicht ſeiner Kinder. Was denn, wenn nun auch Fabriz meinen Sohn, anſtatt ihn zu ſeinem Vater zu führen, zum Grafen Slabata bringt! — Das wird er nicht, ſagte die Aelteſte von den Frauen, ich ſahe ihn zu oft bey unſerm Herrn, und wollte Gott, wir wären alle da, wo Graf Jaromir jetzt ſeyn mag.

Ach! Brigitte, rief die Gräfin, du brichſt mir mein Herz, wären nur dieſe unſchuldigen Kleinen, und ihr meine treuen Dienerinnen in Sicherheit, wie gern wollte ich für meine Perſon unbeſorgt ſeyn.

Die Gräfin warf ſich weinend auf ein Ruhebette. Thekla und Thereſe verhüllten ſich in ihr Gewand und ſchluchzten heimlich, und die Frauen drängten ſich an die Fenſter, um zu ſehen, und Erkundigung von den Vorübergehenden einzuziehen. Sie erhielten wenig befriedigende Nachricht. Sie ſind alle aufs Schloß gezogen! ſagte einer. Der Graf ſpricht mächtig für die gute Sache! rief ein anderer. Gott ſey unſern Unterdrückern gnädig!

Bald darauf ward die Straße ganz leer. Die Hausthüren und Fenſterladen wurden geſchloſſen, und überall herrſchte ein ängſtliches

Schweigen. Jetzt ſtrömte ein wilder Haufen Gewafneter über die Straße; ihr wüſtes Geſchrey und einige Worte von Schwert und Blut, die man verſtehen konnte, ſcheuchten die furchtſamen Weiber zurück, und alles Geſchrey und Getümmel, das ſich hierauf erhub, war nicht im Stande ſie wieder herbey zu locken.

Die tiefe Stille, die nach Verlauf einer Stunde anſieng zu herrſchen, machte ihnen von neuem Muth. Frau Brigitte trat ans Fenſter. Gott, ſchrie ſie, welche fürchterliche Röthe am Himmel. Es iſt Feuer! rief ein Vorübergehender, nahe an eurem Hinterhauſe! Kommt heraus wie viel eurer ſind, ich will euch in einen Keller bringen, wo ich mein Weib und meine Kinder verſteckt habe, ihr möchtet hier nicht lange ſicher ſeyn. Die Proteſtanten wüthen fürchterlich.

Man bedachte ſich nicht lange. Sybille nahm die kleine Thekla auf den Arm, und eilte die Treppen ſo geſchwind hinab, als ihr ihre Füße, die das Schrecken ſtarr gemacht hatte, erlauben wolten. Ihr folgten die andern. Der ehrliche Mann, ihr Beſchützer, empſieng ſie am Thor, und führte ſie einen weiten Weg nach dem Zufluchtsorte, den er für die Seinigen gewählt

wählt hatte, indem er ſie indeſſen mit Geſprächen unterhielt.

Er kannte die Gräfin von Thurn nicht, und ſprach alſo, da er ein Katholik war, ziemlich frey von ihrem Gemahl. Nun hat doch der herrſchſüchtige Aufrührer endlich ſeinen Zweck erreicht, ſprach er, nun iſt doch die Kirche Gottes unterdrückt! Nun, Gott wird drein ſehen, und jedem ſeinen verdienten Lohn geben! Ich für meine Perſon habe es nie gut geheißen, daß man die armen Ketzer ſo verfolgte und unterdrückte, aber machen ſie es nun beſſer? Hätten ſie doch ihre Lebensmittel, die man ihnen entzog, den Jeſuiten wieder entreißen mögen; aber die geiſtlichen Herren ſo grauſam zu mishandeln, ihr Kloſter anzuſtecken? Nein, das iſt zu arg. Mein Freund, ſagte Sybille, der Graf von Thurn wird nichts von ſolchen Abſcheulichkeiten dulden, er iſt viel zu gut, viel zu menſchenfreundlich!

Menſchenfreundlich? antwortete der Bürger. Je ja doch! Daß er den Martiniz und den ſcheinheiligen Fabriz, an denen leider kein gutes Haar war, vom Schloßaltan hat herabſtürzen laſſen, das könnte man ja einem Ketzer wohl zu gut halten. Aber den ehrlichen alten Slabata, mit ſeinen eisgrauen Haaren, ihn, der ſeines Weibes Pflegevater war, und es, wie man ſagte, immer gut mit ihr meynte, eben ſo grauſam zu behandeln, nein, das iſt vor Gott nicht zu verantworten!

Slabata? Mein Vater? rief Sybille mit ſchwacher Stimme, was iſt ihm wiederfahren? Iſt er todt? Nein, nein! Das konnte mein Gemahl nicht!

Todt! Todt! erwiederte der Bürger; zum Fenſter hinabgeſtürzt wie die andern!

Die Gräfin ſank auf dieſe Rede leblos an der Mauer hin. Das Zurufen ihrer Frauen, und die Angſt für ihrer Kinder Sicherheit, machte, daß ſie ſich ſchneller erholte, als vielleicht ſonſt geſchehen wäre; aber als ſie wieder im Stande war zu gehen, ſo befand man ſich in einer neuen Verlegenheit. Sie waren in einer ganz unbekannten Gegend der Stadt, und ihr Führer, der aus einigen Worten bemerkt hatte, daß er in der Gegenwart der Gräfin von Thurn ſo frey geſprochen hatte, war furchtſam davon geſchlichen.

Ein langer enger Weg zwiſchen hohen Gebäuden hatte bisher ihre Wanderung einſam und ſicher gemacht; jetzt da ſie ſich dem Ausgange nach einer Straße näherten, ſchallte ihnen wieder Geſchrey und verwirrtes Getümmel entgegen, und Angſt wegen deſſen, was ihnen begegnen könnte, machte, daß ſie nicht wußten, ob ſie ihre Schritte vor oder hinter ſich kehren ſolten.

Wenn ihr mir folgen wolt, ſagte Brigitte, ſo laßt mich mit Fräulein Thekla voraus gehen; ich höre Worte, die mich Gutes hoffen laſſen, und auf allem Fall hat eine alte Frau und ein unſchuldiges Kind auch von den ärgſten Unmenſchen nichts zu fürchten.

Achter Abſchnitt.

Heil dem Schützer der evangeliſchen Chriſtenheit, dem großen Jaromir von Thurn, unſerm Vater, unſerm Retter! Fluch und Verderben ſeinen und unſern Feinden! Dieſes triumphirende Geſchrey ſchallte Brigitten, als ſie jetzt an die Ecke der Straße kam, ganz deutlich in die Ohren!

Sie ſtieg auf einen hohen Stein, der einem in dieſen Tumult von den Proteſtanten zertrümmerten heiligen Bilde zum Fußgeſtell gedient hatte, und ſchrie: Seyd ihr treue Diener des Grafen von Thurn, ſo rettet ſeine hülfloſe Gemahlin und ſeine Kinder!

Die lärmende Menge ſtrömte vorbey, und Brigittens Geſchrey wurde von dem wilden Gebrüll ausgelaſſener Freuden verſchlungen. Ein einzelner Mann, welcher ſtill an der Seite gieng, bemerkte ſie und die kleine Thekla, welche ſich mit der einen Hand an ihr Gewand feſt hielt, und die andere bittend nach den Vorübergehenden ausſtreckte. Wer ſeyd ihr, Frau? fragte er, und wer iſt das ſchöne Kind an eurer Seite? Steigt herab, es ſoll euch niemand etwas zu leide thun.

Ich bin die Tochter des Grafen von Thurn, ſchrie Thekla, und dort in jenem finſtern Gange iſt meine Mutter, und ich will, daß ihr mich zu meinem Vater bringt. Der Mann ſahe Brigitten mit einem fragenden Blicke an, ſie bejahte die Rede des Kindes. Wenn das wahr iſt, was ihr ſagt, antwortete er, ſo ſteigt eilend herab, laßt das Fräulein bey mir und führt die Gräfin herbey. Der Graf kehrt vom Schloſſe nach ſeinem Palaſte zurück und wird eben hier vorbey kommen; er wird entzückt ſeyn, die Verlornen, die er, ſeit man ſie in ſeiner Wohnung vermißte, überall ſuchen läßt, hier zu finden.

Seine Wohnung? fragte Brigitte, wir ſind aus Furcht vor dem Feuer heraus geflohen; ſollte ſolte ſie gerettet worden ſeyn? Das Minoritenkloſter in eurer Nachbarſchaft iſt niedergebrannt, antwortete der Andere, der Schein des Feuers hat euch geſchreckt, der gräfliche Palaſt iſt unbeſchädigt geblieben!

Heil dem Grafen von Thurn! Unſerm Vater, unſerm Retter! ſchallte jetzt wieder aus der Ferne. Die Straße erfüllte ſich von neuem mit Leuten. Thekla ward von weiten ihrem Vater in einem offenen Wagen gewahr. Er iſt es! er iſt es! ſchrie ſie und wolte ſich von der Hand ihres Führers losmachen, und ſich ſelbſt einen Weg durch das Gedränge bahnen; er nahm ſie auf ſeinen Arm, machte ſich durch den Namen derjenigen, die er trug, Platz, und brachte ſie glücklich an den Wagen des Grafen, welcher ſeine kleine Tochter ſchon in der Ferne erkannte, und halten lies, um ſie einzunehmen. Mit Entzücken drückte er ſie an ſeine Bruſt, und trennte ſich nur von ihr, um ſeine Gemahlin, welche von ihren Frauen eben herbey geleitet wurde, und die junge Thereſe auch in ſeine Arme zu ſchließen. Die lärmende Menge ſchwieg bey dieſer Scene, als ob ſie ſich ſcheute, die Freude des Wiederſehens durch einen Laut zu unterbrechen; aber Sybille, die es läſtig fand,

ſo

ſo viel Augen auf ſich gerichtet zu ſehen, nahm eilig nebſt ihren Kindern Platz an der Seite ihres Gemahls, und der Weg wurde mit triumphirendem Fluge fortgeſetzt. Das Jubelgeſchrey des Volks erhub ſich von neuem, und die Namen Sybillens und ihrer Kinder, wurden in dem Glückszurufen fleißig mit dem Namen des Grafen von Thurn verbunden.

Sybille ſaß ſchweigend neben ihrem Gemahl; ihre Hand lag in der Seinigen, und da das Getöſe, das ſie umgab, es unmöglich machte, einige Worte zu wechſeln, ſo ſagten ihr ſeine Blicke, das, wovon ſein Herz ſo voll war. Die Gräfin antwortete mit Thränen. Ihr Herz war von Kummer ſchwer, und der Glanz, der ſie umgab, war nicht vermögend es zu erleichtern. — Wo iſt Slabata? Wo iſt mein Vater? rief ſie, als das Getümmel eine kleine Pauſe machte. Und dies iſt die erſte Frage, die Sybille heute an ihren Gemahl zu thun hat? erwiederte der Graf, und zog ſeine Hand unwillig von der ihrigen zurück. O, ſo iſts denn gewiß! rief ſie, mein Gemahl hat ſeine Hände mit dem Blute eines unglücklichen Greiſes beflecken können! Die Antwort des Grafen, welche ziemlich heftig ſeyn mochte, ward von dem wieder angehenden Getümmel

tümmel verſchlungen. Der Reſt des Weges ward ſchweigend zurück gelegt; man ſtieg am Palaſte ab, und befand ſich in einer Faſſung, die niemand, der dieſes Paar in ſolchem Glanze, in ſolcher ſcheinbaren Einigkeit, unter den Segenswünſchen ſo vieler Tauſende gleichſam im Triumpf vorüberfahren ſah, hätte ahnden ſollen. Nur Thekla genoß die Herrlichkeit die ſie umgab, und das Glück, gerettet und bey denen zu ſeyn, die ſie liebte, rein und unvermiſcht, der klügeren Thereſe blieb das Misvergnügen, das unter ihren Eltern herrſchte, nicht unbemerkt, und ihre Freude ward durch dieſe Entdeckung gewaltig geſchwächt.

Sorge über die ſchwere Ausführung des angeſangenen, und Unmuth über das Betragen ſeiner Gemahlin, war jetzt das vornehmſte, was den Grafen von Thurn beunruhigte, ſo wie von ihrer Seite nur der Kummer über das Schickſal des Grafen Slabata, und über die zügelloſe Freyheit, die den Proteſtanten geſtattet wurde, und davon eine jede Stunde eine neue Probe mit ſich brachte, ihre Glückſeligkeit trübte; aber bald ſolten beyde von einer Unruhe getroffen werden, die ihren Herzen noch näher war,

und

und die die glänzenden Ausſichten, die vor ihnen lagen, gänzlich trübte.

Nach einem langen Stillſchweigen, welches jedes, aus Furcht vor den Vorwürfen des andern, zu brechen zitterte, öfneten endlich beyde den Mund faſt zu gleicher Zeit, um einander nach ihrem Sohne zu fragen. Wo iſt Jaromir? fragte der Graf. Wie konnteſt du ihn doch von dem treuloſen Fabriz abfodern laſſen? ſagte Sybille, ich hoffe doch, daß er ihn ſicher zu dir gebracht hat! Gegenſeitige Fragen, gegenſeitige Erklärungen folgten dieſem Eingange, und wie konnten ſich dieſe, in der Stimmung, in welcher man gegenwärtig war, anders als mit den bitterſten Vorwürfen endigen! Jedes foderte von dem andern den Sohn, welcher nirgends zu finden war. Der Graf betheuerte, daß er nicht daran gedacht habe, den jungen Jaromir durch den Staatsſekretär zu ſich fodern zu laſſen. Die Gräfin rufte ihre Frauen zu Zeugen, wie ſie bey dem Auftritt mit dieſem Verräther gehandelt habe. Er tadelte ſie, daß ſie nicht die nehmliche Vorſicht für ihren Sohn, wie für ſich ſelbſt gebraucht hatte, und ſie ihn, daß er das geringſte Zutrauen auf einen Menſchen wie Fabriz habe faſſen können, ſo daß er ſich gegen ſie auf den Zutritt, den er in ſeinen geheimſten Verſammlungen gehabt habe, berufen, und durch die Vorzeigung ſeines Ringes, vermuthlich eines Geſchenks von ihm, ihren Entſchluß ihm nicht zu folgen, beynahe habe wankend machen können!

Ach! ich bekenne es, rief der Graf, der Böſewicht hat mich getäuſcht, er war dem Scheine nach die Seele aller unſerer geheimen Berathſchlagungen, und erſt dieſen Morgen habe ich ſeine ganze Tücke erfahren, als er anſtatt ſo wie er verſprochen hatte, bey meinen Foderungen an die Staatsräthe ſich für die gute Sache zu erklären, mit Lügen und hämiſchen Verleumdungen hervortrat, den alten Slabata für die Stimme der Wahrheit betäubte, und dadurch ſich und ihn in den Untergang ſtürzte.

Sybillens Thränen brachen bey der Erwähnung des unglücklichen Greiſes von neuem hervor, und ſie wagte es, ihren Gemahl zu bitten, daß die Ueberreſte ſeines Körpers von dem Orte, wo er ſeinen Untergang gefunden habe, aufgehoben, und ſeinem Stande gemäß zur Erde beſtattet werden möchten. Wenn dich dieſes beruhigen kann, ſagte der Graf. Mit Freuden! Wolte Gott, ich könnte ihm wieder Leben und Seele einhauchen! Ihn haßte ich nicht, mit ihm hätte ich wohl noch zur Richtigkeit kommen wollen, aber dieſer Fabriz, dieſer niederträchtige Martiniz! — Nun auch er hat den Lohn für die unabläſſigen Nachſtellungen erhalten, mit denen er das, was ich auf der Welt am meiſten liebte, ſo unabläſſig verfolgte! — — So ſprach der Graf von Thurn und merkte es vielleicht ſelbſt nicht, wie ſehr ſich Privathaß und Selbſtrache in den Eifer für die gerechte Sache miſchten. War es wohl bey Geſinnungen dieſer Art zu verwundern, wenn ſeine Anſchläge ihren Endzweck verfehlten? Der reine heilige Eifer für die Wahrheit, für jene Wahrheit, welche die Wahrheit Gottes genannt zu werden verdient, iſt in allen ſeinen Wirkungen mild, bedachtſam und wohlthätig. Privathaß und Selbſtrache ſind blind und grauſam; dieſe vergießen Ströme von Blut, und betrügen ſich ſelbſt um den gehoften Nutzen, da indeſſen jener ohne Geräuſch, ohne Gewaltthat ſein Ziel erreicht, und ſelbſt ſeine Feinde in Freunde und Beſchützer umſchaft.

Neunter Abſchnitt.

Ein wenig Nachgeben und Gefälligkeit von beyden Seiten ſtellte die geſtörte Einigkeit unter dieſem Ehepaar ſchnell wieder her. Sie betrauerten gemeinſchaftlich den Verluſt ihres Sohns, ohne ſich weitere Vorwürfe über denſelben zu machen. Sybille nennte Slabatas Namen nicht mehr, und war zufrieden, dem der nun einmahl unwiderbringlich dahin war, ihre Ehrfurcht noch im Tode bezeugen zu dürfen, und als alle Nachforſchungen nach den Ueberbleibſeln des unglücklichen Greiſes vergebens waren, als ſo wenig von ihm als von den Uebrigen ein Gebein mehr zu finden war, ſo ſuchte der Graf ſeine gekränkte Gemahlin durch tauſend Willfahrungen anderer Art zu beruhigen. Keine ihrer Vorbitten blieb unerhört, den Gewaltthätigkeiten der ſiegenden Parthey ward Einhalt gethan, Kirchen und Klöſter wurden verſchont, und ſelbſt der Palaſt des Erzbiſchofs ward von der großmüthigen Sybille in Schutz genommen. Verdient auch der Zerſtörer der ſchönen Kirche zu Kloſtergrab ſo viel Güte? fragte der Graf von

Thurn ſeine Gemahlin. Würde nicht hier ein wenig Rache Gerechtigkeit ſeyn? O Gott, wenn Rache Gerechtigkeit iſt, rief Sybille mit aufgehobenen Händen, ſo gieb mir das Schwert nie in meine Hände, ich bin zu ſchwach es zu führen!

Und möchteſt doch ſo gern eine Königin ſeyn! erwiederte der Graf. Sybille, Sybille! Ich kann der Schwachheit eines Weibes vieles verzeihen; aber dich an dem Tage, da das Schickſal deines Gemahls auf der Wage lag, da vielleicht die Hälfte ſeiner Freunde von ihm abgeſetzt haben würden, wenn ſie ehrſüchtige Abſichten bey ihm vermuthet hätten, dich zu ſo einer bedenklichen Zeit von deinen Weibern Königin nennen, und kniend verehren zu laſſen, dies war doch faſt für den Geiſt und das Herz einer Sybille zu viel, zu unverzeihlich!

Die Gräſin ſtaunte über den ſtrengen Verweis ihres Gemahls; die in ihren Augen ganz unbedeutende Scene an jenem Morgen, da Fabriz ſie in ihrem Zimmer überraſchte, war ihr ganz entfallen. Der Graf erklärte ſich deutlicher, er erzählte wie boshaft der Staatsſekretär dieſen Umſtand in voller Verſammlung vorgetragen, und dadurch den alten Slabata in ſolche Wuth geſetzt habe, daß dadurch alle Hofnung auf gütlichen Vergleich vernichtet worden, und allen den Gewaltthätigkeiten, die ſie jetzt beweinte, der Weg gebahnt worden ſey.

Man ſtelle ſich Sybillens Entſetzen und alle die Empfindungen vor, die demſelben in ihren ſanften Herzen folgten! Zum Glück ward es ihr leicht, ſich bey ihrem Gemahl völlig zu rechtfertigen, und er beſaß Geſchicklichkeit genug, ſie über das übrige zu beruhigen.

Es kam zu einem offenherzigen Geſpräch zwiſchen Beyden über die Begierde nach Herrſchaft und Hoheit. Sybille betheuerte, daß ihr der Gedanke an eine Krone, und alles das, womit man ihr bisher über dieſen Punkt geſchmeichelt hätte, mehr Schrecken als Freude verurſacht habe. Der Graf bat ſie, dieſe Geſinnungen bey jeder gegebenen Gelegenheit laut, und mit allem Ernſt zu äußern, und verſicherte, daß er im Grunde mit ihr die nehmlichen Geſinnungen hege; eine Verſicherung, welcher ſelbſt Sybille nicht von ganzem Herzen glaubte, und bey welcher wir alſo auch unſern Leſern erlauben müſſen, einige Zweifel zu haben.

Zehnter Abſchnitt.

Sybillens Gemüth hatte viel bey den Auftritten der vorigen Tage gelitten, und ſie zitterte, wenn ſie bedachte, daß dieſes nur der Anfang weit größerer Schreckniſſe ſey, welche ſich ihr in der Zukunft zeigten.

Unruhe und Verwirrung nahm in Prag überhand. Die Proteſtanten murrten über die Schranken, die man ihren Gewaltthätigkeiten ſetzte, und die Katholiken ſeufzten über Bedrückung. Mangel an Nahrungsmitteln drängte ſich von neuem ein, und die Schätze des Grafen von Thurn wurden abermahls aufgethan, um die Hungrigen zu ſpeiſen. Man gieng lüderlich und verſchwenderiſch mit den Vorräthen um, und foderte ungeſcheut die erneuerte Wohlthätigkeit des Grafen als ein Recht, dafür man kaum zu danken brauchte.

Der Graf von Thurn war ohne Zweifel einer der reichſten Herrn ſeiner Zeit, wenige kannten die wahre Quelle ſeiner Schätze, und auch wir wiſſen ſie nicht anzugeben. Sie waren gros, das beweiſen die Tauſende, die aus denſelben ihr

Leben

Leben erhielten, aber doch nicht unerſchöpflich, wie man aus der Verpfändung und Verkaufung der Herrſchaften ſehen konnte, die er ſonſt faſt in allen Gegenden von Deutſchland, Böhmen, Ungarn und Pohlen hatte. Anſehnliche Summen waren jetzt nöthig, Prag in den Stand zu ſetzen, eine langwierige Belagerung auszuhalten; eben ſo anſehnliche eine Armee auf die Beine zu bringen, die ſich nicht ſcheuen dürfte, den gefürchteten Gegnern der Proteſtanten entgegen zu gehen. Die evangeliſche Kirche hatte zwar außer dem Grafen von Thurn, noch anſehnliche Stützen, aber er war geneigt, ſo wenig Gebrauch von denſelben zu machen als möglich; und dieſes Beſtreben, alles allein zu thun, dieſer ungeheure Aufwand, den er in dieſer Abſicht machte, diente den Meynungen, die man von ſeinen Abſichten auf die böhmiſche Krone hatte, zu einer ſehr nachdrücklichen Beſtätigung. Was konnte den, der alles aufopferte die Rechte des Landes zu ſchützen, hinlänglich belohnen, als der Beſitz des Landes ſelbſt?

Lange hatte der Kaiſer geduldig zugeſehen, wie dieſer mächtige Aufrührer, ſo nannten die Feinde den Grafen von Thurn, emporſtrebte, ſich einem noch Mächtigern entgegen zu ſetzen;

man

man konnte es ja ruhig mit anſehen, wie er ſich ſelbſt aufzehrte, und ſeinen eigenen Unternehmungen den Untergang bereitete. Erſt ſpät ward ihm ein Heer entgegen geſtellt, und dadurch der Wunſch ſeines ältern Sohns erfüllt, der ſich jetzt bey ihm zu Prag aufhielt, und von Ruhmſucht und hochfliegenden Entwürfen brannte.

Wir haben unſerm Leſer dieſen Jüngling, dieſen Bogeslav von Thurn noch nicht vorgeſtellt, und wiſſen auch vor der Hand nichts weiter von ihm zu ſagen, als daß er in vielen Stücken das Gegenbild ſeines jüngern Bruders, des verlohrnen Jaromirs war. Gut und edel wie er, aber nicht ſo ſanft, nicht ſo weiſe und bedachtſam. Auch Jaromiren fehlte es nicht an Muth und Entſchloſſenheit, aber nie lenkten ſich dieſe Eigenſchaften, ſo wie bey Bogeslav, auf die Seite der Kühnheit und Verwegenheit. Auch der Plan des Lebens, den beyde ſich entworfen hatten, war verſchieden: Jaromir wünſchte im Dienſte des Vaterlands nützlich zu ſeyn und Ehre zu erwerben, Bogeslav wolte nicht dienen ſondern herrſchen. Die Wünſche, die ſein Vater öffentlich leugnete und nur im Stillen ſeinem eigenen Herzen geſtand, äußerte der unbeſonnene Jüngling oft laut genug, und ſein Muth, ſein Zutrauen zu ſeinem günſtigen Geſchick war ſo groß, daß er Wünſche ſchnell zu Hofnungen heranreifen ließ, und dieſe nur allzuoft für Gewisheit annahm.

Bogeslav hatte für einen jungen Menſchen von neunzehn Jahren, ſchon Proben genug von Tapferkeit und Erfahrung in den Waffen gezeigt, um bey dem bevorſtehenden Feldzuge Anſpruch auf eine auszeichnende Rolle machen zu dürfen. Der Graf von Thurn ſchickte ihn mit einem anſehnlichen Heere dem kaiſerlichen General Boucquoi entgegen, welcher im Begrif ſtand, durch Mähren nach Prag zu gehen, und es mit einer fürchterlichen Belagerung zu bedrohen. Der Graf von Thurn verließ bald nach ſeinem Sohne die Stadt, welche ſein liebſtes, ſeine Gemahlin und Kinder aufbewahrte, und gieng auf eine andere Seite, um durch Eroberung einiger feſten, dem Kaiſer zuſtändigen Plätze, ſeine Macht zu vergrößern.

Tauſend Thränen, tauſend ängſtliche zweifelnde Segenswünſche folgten den Helden, und Sybille blieb allein mit ihren Töchtern da zurück, wo ſie ſich nie ſo ſicher halten konnte, als unter dem Schutze dererjenigen, welche ihr alles waren. O, wie gern wäre ſie ihrem Gemahl und Sohn in das Feld gefolgt, wenn dieſes nicht gänzlich wider die Sitte ihrer Zeit geſtritten hätte, welche die Frauen des vorigen Jahrhunderts noch mit ziemlicher Strenge beobachteten.

Als unſere erſte Mutter allein war, da trat der Verſucher zu ihr, und als die Gräſin von Thurn, die Leere der Abgeſchiedenheit von ihren liebſten Geſellſchaften, und das langweilige Sehnen nach langausbleibenden Nachrichten am ſchärfſten fühlte, da erſchien der Erzbiſchof von Prag, um wie er ſagte, ſeiner lieben Tochter für die Treue zu danken, mit welcher ſie das Seinige gegen die Feinde des Glaubens vertheidigt hatte.

Meine andächtigen Leſer verzeihen mir, daß ich den heiligen Mann, auf gewiſſe Art mit dem argen Menſchenfeinde in eine Reihe ſetze; ich weis dieſe Freyheit mit nichts zu entſchuldigen, als mit der gemeinen Rede, welche damahls unter den Proteſtanten gieng; die Beſuche des geiſtlichen Vaters zielten auf nichts anders ab, als die unſchuldige Sybille von der Einfalt und Lauterkeit ihres trugloſen Herzens, oder vielmehr durch dieſelbe zu verführen.

Es iſt zu beklagen, daß nichts von den Geſprächen zwiſchen dem Erzbiſchof und der Gräſin in den alten Urkunden des Thurniſchen Hauſes zu finden iſt, und daß wir unſern Leſern nichts als die Wirkungen derſelben mitzutheilen haben.

Sybillens Freude über die erſte Zuſammenkunft mit dem böhmiſchen Pabſte war faſt größer als es der Zerſtörer ihrer ehemahls ſo geliebten Kirche verdiente, aber das Andenken an das, was vordem ihr ſo nahe am Herzen lag, ſchien ſo gänzlich hinweg gelöſcht, und der Geſchmack am Kirchenbau ſo völlig verſchwunden zu ſeyn, daß der Vorſchlag ihres Gemahls in ſeiner Abweſenheit das vernichtete Werk von neuem vorzunehmen, da man es jetzt mit Sicherheit thun könne, mit Stillſchweigen beantwortet wurde. Vielleicht daß ihr die bedenklichen Worte des Erzbiſchofs: Wer will das retten, was Gottes Zornfeuer verzehrt, noch im Sinne lagen, und ihr jeden Gedanken an Erneuerung ehemahliger Plane benahmen.

Die Freude, mit welcher ſie den Erzbiſchof aufnahm, und von welcher ſich wirklich der Grund nicht recht einſehen läßt, wurde ihr indeſſen dadurch belohnt, daß ſie dieſesmahl in der Unterhaltung mit ihrem Gaſte Urſache zu wirklicher Freude erhielt. Schon lange hatte man ſich in

Prag mit der Sage getragen, daß die aus dem Fenſter geſtürzten Staatsräthe, mit nichten ihren Tod gefunden hätten, ſondern vermittelſt eines Haufens alter Papiere und andern Unraths ohne Beſchädigung davon gekommen wären, und ſich gegenwärtig geſund und friſch am kaiſerlichen Hofe aufhielten. Um Martiniz und Fabriz bekümmerte ſich Sybille wenig, aber um des alten Slabata willen, den ſie noch immer beweinte, war ihr dieſes Gerücht viel zu gut, viel zu erwünſcht, als daß ſie es hätte wagen ſollen, ihm zu glauben. Wie mußte ihr alſo zu Muthe werden, als der Erzbiſchof die glückliche Entkommung Slabatas bezeugte, und ihr überzeugende Beweiſe von ſeinem Leben und Aufenthalt in Wien gab. Sie erzählte noch dieſen Abend die erfreuliche Geſchichte in der Verſammlung ihres Frauenzimmers und ihrer Töchter, nur mit Abänderung des einigen Umſtandes, daß nicht der Haufen Unrath, ſondern der beſondere Schutz der heiligen Maria, zu welcher dieſe Staatsräthe von je her eine beſondere Andacht gehabt hatten, ihre Entkommung bewirkt habe. Ich erzähle euch, meine Lieben, ſetzte ſie hinzu, dieſe Geſchichte mit des Erzbiſchofs eigenen Worten, denn ihr wißt wohl, daß wir Proteſtanten vom

Schutze der Heiligen weniger halten, als wir vielleicht ſolten.

Dieſe Geſchichte und die angehängte Klauſul fiel noch verſchiedene folgende Abende mit einigen Abänderungen vor, und Frau Brigitte hatte ihre eigenen Gedanken darüber.

Die folgenden Beſuche des Erzbiſchofs waren für die Gräſin nicht ſo erfreulich als der erſte. Sie war nach ſeinem Abſchiede immer ſtill und gedankenvoll. Sie beklagte, daß die proteſtantiſche Kirche keine Zufluchtsörter für von ihren Männern entfernte Frauen habe, ſie bezeigte Mistrauen in die Treue der Prager, und wünſchte ſich und ihre Töchter in ein Kloſter.

Auch die erfreulichſten Nachrichten aus dem Felde machten keinen Eindruck auf ſie, ſobald ſie ſolche mit dem geiſtlichen Herrn überlegt hatte. — Graf Boucquoi, der kaiſerliche General, der den jungen Bogeslav, den man ihm entgegen ſchickte, wegen ſeiner Jugend gering ſchätzte, hatte bey ihm mehr gefunden, als er vermuthete, und ſich auf eine Art zurück ziehen müſſen, die man faſt eine Flucht hätte nennen mögen. Dampierre hatte zwar den alten Grafen von Thurn von der Belagerung der Stadt Budweis zurück getrieben, aber er vermochte

dennoch

dennoch in die Länge nicht gegen ihn Stand zu halten, und zog ſich auch zurück. Alle dieſe Dinge waren nichts in den Augen der Gräſin; ſobald ſie mit dem Erzbiſchof davon geſprochen hatte. Sie ſorgte und trauerte beſtändig, bis ſie endlich wirkliche Urſache zu Sorge und Trauern erhielt.

Eilfter Abſchnitt.

Vielleicht haben meine Leſer noch nicht vergeſſen, daß Frau Brigitte bey der Entführung des jungen Jaromirs, eine Geſtalt wie des Meiſter Nikolaus, des alten Lehrers des Jünglings in dem Wagen geſehen haben wolte; eine Erſcheinung, die man ihr zwar ableugnen wolte, weil man nicht errathen konnte, wie der redliche Nikolaus Falk mit Jaromirs Entführer, den immer von ihm gehaßten Fabriz zuſammen kommen ſolte, die aber doch in einſamen Stunden der Gräſin, welche ihren verlohrnen Sohn nicht vergeſſen konnte, manches Nachdenken machte. Falk war faſt um eben die Zeit verſchwunden, da ſein junger Herr den Armen ſeiner Eltern entriſ-

entriſſen wurde; wer wußte, was dieſe Dinge für eine geheime Verbindung unter einander hatten. Auch in den damahligen Zeiten ſchon, pflegte man zu ſagen: Deutſche Treue und Redlichkeit wohnte nur bey den Alten, der heutigen Welt iſt nicht mehr zu trauen. Ein Spruch, deſſen man ſich, ſo weit unſere Nachforſchungen gehen, von jeher bedient hat, und der uns ſehr zweifelhaft machen könnte, welches denn eigentlich die durch Treue und Redlichkeit ausgezeichnete Epoche geweſen ſeyn müſſe.

Bey den Zweifeln, die die Gräſin in die Redlichkeit des Lehrers ihres Sohns ſetzte, bey dem Antheil, den ſie ihm an ſeiner Entführung zuzuſchreiben geneigt war, und bey der unruhigen Begierde, die ſie fühlte, alle dieſe Dinge zu enträthſeln, iſts faſt unmöglich, das frohe Erſtaunen zu beſchreiben, das ſie überfiel, als man ihr eines Tages anmeldete, der [*]) Meiſter Nikolaus befinde ſich in ihrem Vorzimmer und bitte um Gehör.

O,

---

[*]) Meine Leſer ärgern ſich nicht an dieſer Benennung, welche in den damahligen Zeiten ein ſehr ehrenvoller Titel der Gelehrten von der mittlern Klaſſe war.

O, Falk! rief ihm die Gräfin entgegen, wo ſeyd ihr dieſe Zeit über geweſen? Ich bin irre an euch! Wo iſt mein Sohn?

Nikolaus bat um Erlaubniß ſich zu ſetzen; ſeine blaſſe verfallne Geſtalt, die Mattigkeit, die in allen ſeinen Bewegungen herrſchte, und ſeine kaum hörbare Stimme rechtfertigten dieſe Freyheit.

Die mitleidige Gräfin vergas in dieſem Augenblicke alles [redacted] ihn hatte. Sie ſetzte ihm ſelbſt einen Stuhl, und trug Brod und Wein hervor, ihn zu laben. Ich frage euch jetzt nichts, ſagte ſie mit thränenvollen Augen. Bleibt in meinem Hauſe, erholt euch, und dann beantwortet mir meine Fragen.

Ich werde wenig beantworten können, ſagte Falk. Nicht meine Schwachheit verhindert mich zu reden, aber — meine Zunge iſt durch fürchterliche Eide gebunden.

Nur das eine, ſprach Sybille, lebt mein Sohn? Wie, wo lebt er? Darf ich hoffen ihn wieder zu ſehen?

O, zu viel! zu viel! Und doch könnte ich alles mit einem Worte beantworten.

Doch mit Ja, hoffe ich?

Nikolaus zuckte die Achſeln.

O, ſo erbarme es Gott und ſeine Heiligen, ſchrie Sybille und warf ſich weinend in einen Seſſel.

Nikolaus ſetzte den Becher, den ihm die Gräſin gegeben hatte, und in den ſeine Thränen fielen, hinweg. Ich kann nichts von eurer Stärkung koſten, ſagte er, und ich danke Gott, daß ich auf dieſer Welt nicht viel Stärkung mehr brauchen werde.

Aber Nikolaus, rief die Gräſin nach einem langen verzweiflungsvollen Schweigen, indem ſie aufſtand und ſich ihm nahte, ich bitte euch, nur noch ein Wort. Wo ward mein Sohn hingebracht, als er mir entführt wurde.

Wir ſind in böſen Händen geweſen, verſetzte er; dies iſt alles was ich euch ſagen kann, und von den übrigen nur dieſe wenigen Umſtände: Wenn euch der junge Graf den Brief gezeigt hat, den ich an ihn kurz vor Eurer Ankunft in Prag ablies, ſo wißt ihr die zweifelhaften Gedanken, die ich über die damahlige Lage der Sachen hatte. Ich zog die Geburtsſtunde, die Namenszahl und die ſchützenden Geſtirne, aller in dieſen Dingen verwickelten Perſonen zu Rathe, um Gewisheit zu finden, (ihr wißt, ich bin kein unerfahrner Nativitätſteller, ihr habt Proben davon;) aber hier war keine Auskunft für mich.

Ich gieng zu meinen Meiſter, mich Raths zu erholen, und dieſer alte, lang geprüfte Freund — ward mein Verräther. Er lieferte mich in Hände, in welchen mir nicht wohl war, ich ſolte Dinge offenbaren, die euer Haus angiengen, und die ich nicht wußte oder nicht wiſſen wolte. Man gieng grauſam mit mir um!

Ich wußte aus meiner Kunſt — o, wie wars möglich, daß dieſer Strahl der Gottheit mich täuſchen konnte! — Ich wußte, daß es möglich ſey, daß ein Menſch, von dem ich nie viel gehalten hatte, mir in meiner gegenwärtigen Noth als Retter erſcheinen könne, und es kam mir daher nicht unerwartet, als des andern Morgens der Staatsſekretär Fabriz in mein Zimmer trat, und mir meine Freyheit ankündigte. Ich will, ſagte er, auch euren ehemahligen Schüler, den jungen Jaromir befreyen, welcher von ſeinem eigenen Vater auf ſeinem Zimmer gefangen gehalten wird. Er erzählte mir die Urſache ſeines Arreſts umſtändlich, und ſchwatzte mir tauſend Dinge vor, welche mich damahls von ſeiner Redlichkeit völlig überzeugten, wovon aber wahrſcheinlich nicht die Hälfte wahr ſeyn mochte. Wir fuhren nach eurem Palaſte. Wie ich nachher erfuhr, wünſchte Fabriz

nicht

nicht allein euren Sohn, ſondern auch euch und eure Töchter in ſeine Gewalt zu bekommen; ſeine Abſicht ſchlug fehl, aber der ſchwache leichtgläubige Jüngling, der alle Welt für ſo gut und redlich hielt als er ſelbſt war, ward durch Fabrizens bekanntes ihm unverdächtiges Geſicht, durch den Befehl zu ſeinen Vater zu kommen, durch die Vorzeigung eines Ringes, und durch die Verſicherung, daß ihr ſchon in Sicherheit gebracht wäret, und daß ich auf euren Befehl unten im Wagen ſeiner wartete, leicht getäuſcht.

So mußte ich Unglücklicher, ohne es zu wiſſen, ein Werkzeug des Untergangs meines Lieblings werden! So viel habe ich euch deutlich melden dürfen, das übrige muß ich, durch meinen Eid gebunden, in einen Schleyer hüllen.

Man zog die Maske gegen uns ab, man foderte Dinge von uns, die ich von keinem Menſchen fodern würde, ſo lange er noch von der Wahrheit ſeiner Grundſätze überzeugt zu ſeyn glaubte.

Man brachte uns in ein Haus, das ich nicht nennen darf, welches aber noch an dem nehmlichen Tage ein Raub der Flammen ward. Man hatte uns mit Feſſeln belegt, mein Jaromir, ach mein ſchon mit Strömen von blutigen Thränen

nen beweinter Jaromir, iſt ohne Zweifel in der Glut verdorben, ſo wie ich umgekommen ſeyn würde, wenn man mich nicht nach einigen Tagen in einen Keller verſchüttet, und ſehr beſchädigt gefunden hätte. Ich war gerettet, aber wiederum in ſchlechten Händen. Ich wurde elend geheilt, wie ihr ſehet, und war von neuem ein Gefangener, doch gelang es mir, da man mich für unfähig hielt zu entfliehen, in einer unbewachten Nacht davon zu kommen, um euch dieſe ſchrecklichen Nachrichten zu bringen, und in eurem Hauſe einen ruhigen Ort zum Sterben zu ſuchen.

Man erlaube mir über die Wirkung, welche dieſe von dem ſchwachen Nikolaus ſehr langſam erzählte Geſchichte, auf Sybillen that, einen Vorhang zu ziehen. Zur Ehre der Gräfin ſey es geſagt, daß ihr die ſchreckliche Verfaſſung, in der ſie ſich befand, nicht die Beſonnenheit raubte, alles zu thun, was die gegenwärtige Lage erfoderte. Der unglückliche Falk ward in ihrem Hauſe ſorgfältig verpflegt, und ſeine Anweſenheit geheim gehalten, und an allen Orten der Stadt, wo an dem Triumphtage der Proteſtanten die Flamme gewüthet hatte, wurde unter der Hand ſorgfältige Erkundigung nach den Geretteten eingezogen.

Sybillens mitleidiges Herz erfuhr hier manche klägliche Geſchichte von Elend, das ihre wohlthätige Hand zu lindern eilte, aber der ganze Lohn, den ihre Milde fand, war die Ueberzeugung von dem Tode ihres Sohns. Man konnte nicht läugnen, daß ſich in dem abgebrannten Kloſter *** unterirrdiſche Kerker mit Feſſeln und Todenbeinen gefunden hatten; auch brachte man ihr eine kleine metallene, mit aſtrologiſchen Charakteren bezeichnete Platte, welche ein Geſchenk war, das ehemals Meiſter Nikolaus dem jungen Jaromir gemacht hatte, und die dieſer Jüngling, der große Neigung zum Nativitätſtellen hatte, welches damahls ſo in der Mode war, wie heut zu Tage der Magnetismus ſtets bey ſich zu tragen pflegte. Wegen der faſt unvernichtbaren Feſtigkeit des Metalls, aus welchem ſie bereitet war, hatte ſie ſich in der Glut erhalten.

Sybillens Leiden wurde durch die Abweſenheit des Erzbiſchofs erſchwert; bey ihm, glaubte ſie, würde ſie Troſt und Rath gefunden haben, woran es ihr jetzt ſo ſehr gebrach. Ihres Jaromirs Geſtalt erſchien ihr alle Nächte im Traum.

Sie erwachte mit Angſt und Zittern, und wußte nicht womit ſie ſich beruhigen ſolte.

Ach! klagte ſie, ach, der gänzlichen ſchrecklichen Trennung durch den Tod! Ach, daß man doch ſogar nichts mehr für ſeine Lieben jenſeit des Grabes thun kann! Mich dünkt, es muß doch eine Art von Troſt in den Gedanken liegen, ihnen durch Gebet und Opfer nach dem Tode noch dienen, und die Ruhe ihrer Seelen befördern zu können; ich neide unſere Gegner um dieſen ſüßen Wahn, und mich dünkt oft, ich wolte ihn gegen meine beſſere Belehrung eintauſchen.

Brigitte unterſtand ſich oft, Reden dieſer Art manches entgegen zu ſetzen, aber die Worte einer Layin hatten freylich nicht den Nachdruck, wie die Belehrung des Erzbiſchofs über dieſen Punkt gehabt haben würde. Zu unausſprechlicher Freude der bekümmerten Gräſin langte dieſer wieder in Prag an, und einer ſeiner erſten Wege war zu Sybillen.

Sie goß ihr ganzes Herz vor ihm aus, und eine erfahrnere oder weniger mit ihrem Kummer beſchäftigte Perſon, würde Gelegenheit gehabt haben, ſeltſame Bemerkungen über die oft-

mahli-

mahligen Veränderungen zu machen, welche ſich während ihrer Erzählung auf ſeinem Geſicht zeigten.

Verdammte gotteslaͤſterliche Verleumdungen! rief er nach einem Stillſchweigen von ziemlicher Dauer. Wie iſts möglich, daß eine ſo erleuchtete Dame wie Sybille, die Kirche, in deren Schoos ſie erzogen ward, für eine Mörderin, für eine Tyrannin halten kann?

O, heiliger Vater, ſchrie die weinende Sybille, wo iſt mein Sohn? Dieſe einige Frage drückt alles aus, was ich ſagen könnte.

Nun, erwiederte der Erzbiſchof, dieſe Frage ließ ſich noch wohl beantworten: Wenn eure ſchöne Fabel wahr iſt, ſo kam euer Sohn in den Flammen um, welche die Proteſtanten angezündet hatten.

Und in den Feſſeln eurer Glaubensgenoſſen! verſetzte Sybille, er hätte fliehen, hätte ſich retten können, wenn ihn dieſe nicht zurück gehalten hätten.

Und wie dann, ſchrie der geiſtliche Vater mit ziemlicher Entrüſtung, wenn ich euch mit einem Worte den Ungrund aller dieſer teufliſchen Beſchuldigungen zeigte? Wenn ich euch ſagte: Euer Sohn lebt.

Mein Sohn lebte? fragte die Gräſin und ſah den Erzbiſchof mit zweifelnden Augen an.

Er lebt, er lebt! wiederholte er, in Wien, in dem Hauſe des Grafen Slabata, und es wird euch nur eine kleine Aufopferung koſten, Briefe mit ihm zu wechſeln, ihn vielleicht gar ſehen zu dürfen.

Er lebt? fragte Sybille nochmahls mit kaum hörbaren Ton, und war genöthigt, bey der Schwäche die ihr anwandelte, ihre Hand auf die heilige Schulter des Erzbiſchofs zu legen.

Gern erlaubte er ihr, ſich auf dieſe Art zu ſtützen, und ſetzte ſeine Erzählung auf eine Art fort, welche ihr das, was ſie ſich zu glauben kaum getraute, unwiderſprechlich bewies.

Ihr ſeht alſo, beſchloß er ſeine Rede, daß meine Geſchichte wahrer als die Eurige iſt.

Und ich hoffe, ſetzte ſie hinzu, daß mir der Glaube an das, von deſſen Ungrund ich nun zu meinem unausſprechlichen Entzücken überzeugt bin, nicht als ein Verbrechen zugerechnet werden wird.

Weder euch noch demjenigen, der euch die lächerliche Fabel vorgetragen hat, erwiederte der Erzbiſchof. Unſere Pflicht iſt, die Irrenden zu belehren, und ich wünſchte in der That, den

Namen

Namen des armen Betrogenen zu wiſſen, der auch euch mit in ſeinen Irrthum gezogen hat, um auch ihn überzeugen zu können. Wolt ihr mir nicht Gelegenheit geben, dieſes Werk der chriſtlichen Liebe auszuüben?

Sybille war klug genug geweſen, in ihrem ganzen Geſpräch des Ausſagers dieſer Dinge nicht mit einem Worte zu gedenken, und ihre immer noch fließenden Thränen entſchuldigten ſie, daß ſie dieſe Frage des Erzbiſchofs mit Stillſchweigen übergieng.

Der geiſtliche Herr ſtand auf ſich zu entfernen. Ach; noch eins, fieng er an, als er der Gräfin ſchon nach ſeiner Gewohnheit den Segen gegeben hatte, lebt denn der alte ehrliche Nikolaus Falk, der Lehrer eurer Söhne noch in eurem Hauſe?

Ich weis nicht, welcher gute Geiſt der Gräfin es eingab, dieſe Frage mit einem feſten Nein zu beantworten; bey ihrem unbegränzten Zutrauen zu dem Fragenden hätte man eher das Gegentheil erwarten ſollen.

Nun, nun, ſagte der Erzbiſchof, ich habe gute Abſichten für den Mann, und ich ſehe nicht, wie euch meine Frage roth machen kann; ein Hausgenoſſe von dem Stande, von den Jahren, könnte eurer Ehre in Abweſenheit eures Gemahls, weiter keinen Nachtheil bringen.

Die Gräfin fühlte daß ihre Wangen glühten, und ſie antwortete blos mit einer tiefen Abſchiedsverbeugung.

Sybille konnte ihre Freude über das Leben ihres Sohns nicht bergen, der kranke Nikolaus, den ſie täglich beſuchte, war einer von den erſten der ſie erfuhr, und ſeine Aufmerkſamkeit ward auf mehr als eine Art durch ihre Erzählung erregt. Von Jaromirs Leben glaubte er was er wolte, aber einen deſto tiefern Eindruck machte die uneingeleitete Nachfrage des Erzbiſchofs nach ihm auf ſein Gemüth.

Es iſt um mich gethan, ſagte er, nachdem ſich die Gräfin entfernt, zu Frau Brigitten, welche ſeit langer Zeit ſein Zutrauen beſas; man muthmaßt meine Anweſenheit, oder man weis ſie vielleicht gewiß. Ich muß mich retten. O, daß meine Kräfte nur ein wenig beſſer hergeſtellt wären, ich verlies dieſes Haus, ohne der nur allzuweichen Gräfin etwas zu ſagen, und flöhe ſoweit ich vermöchte!

Und wohin? fragte Brigitte.

O, ich wüßte wohl einen Ort, ſagte der nachdenkende Nikolaus, wenn mir der Weg nicht

zu

zu fern wäre. Mein alter Freund und Schulgefährte, Meiſter Hortleder, der Lehrer der jungen Herzoge von Weimar, würde gewiß mich ſchützen können und wollen.

Zwölfter Abſchnitt.

Die Gräſin mußte einiger Geſchäfte wegen, eine Reiſe von etlichen Tagen auf ihre benachbarten Güter thun. Die jungen Fräuleins begleiteten ſie, aber Frau Brigitte ward wegen einer Unpäßlichkeit zurück gelaſſen.

Das Schloß des Grafen von Thurn, war wegen ſeiner herrlichen Bauart und der prächtigen Verzierung ſeiner Gemächer, weit und breit ſo berühmt, daß nicht leicht Jemand Prag verlies, ohne dieſes Muſter des damahligen guten Geſchmacks, und des Reichthums ſeines Beſitzers geſehen zu haben, und es war daher der Gräſin nichts unerwartetes, als ſie erfuhr, daß ſich in ihrer Abweſenheit Fremde hätten herum führen laſſen. Ich hoffe, ſagte ſie zu Brigitten, ihr habt dieſes Amt ſelbſt über euch genommen, denn ich würde es ungern ſehen, wenn man ihnen die Gartenzimmer gezeigt hätte. Unſer Kranker darf nicht beunruhigt, darf von niemand geſehen werden; ich habe ſeine Anweſenheit gegen einen Mann geläugnet, welcher mit tauſend Augen ſieht, und ich möchte ungern auf einer Lügen ertappt werden, die ich mir beynahe nicht verzeihen kann.

Es wäre doch ſchade, ſagte Frau Brigitte in einem etwas ſpitzigen Tone, wenn man den fremden Herrn gerade die ſchönſten Ausſichten eures Palaſts hätte entziehen wollen. Ihre Kleidung zeigte, daß ſie geiſtliche Herrn, vielleicht Diener des Erzbiſchofs waren, und ich hielt mich für verpflichtet, ihnen jeden Winkel des Hauſes, wie vielmehr die Gartenzimmer zu zeigen, nach denen ſie ſo beſonders fragten!

Und ſie haben alſo auch unſern Kranken geſehen? fragte die Gräfin in einem unwilligen Tone.

O, nein, erwiederte Brigitte, der gute Nikolaus iſt gleich den Tag nach eurer Abreiſe verſchwunden, vermuthlich um den neugierigen Fremden nicht im Wege ſeyn zu dürfen.

Verſchwunden? rief Sybille. Unbegreiflich!

Leider

Leider gehn heut zu Tage viel unbegreifliche Dinge vor, antwortete die Kammerfrau mit einem Achſelzucken.

O, elende unvorſichtige Wächterin eures kranken Freundes! rief die Gräfin. Wißt ihr auch, daß eure Nachläßigkeit den redlichen Mann unglücklich machen, und mir viel Verdruß verurſachen kann? — Wie, wenn nun der Erzbiſchof? —

O, wenn er in den Händen des Erzbiſchofs ſeyn ſollte, ſprach Brigitte mit einem Lächeln, ſo wißt ihr ja wohl, gnädige Frau, daß er wohl aufgehoben iſt, und über dieſes — ich war ſelbſt kränklich — durfte das Zimmer nicht verlaſſen. — Wer kann unter ſolchen Umſtänden ſeiner Freunde Hüter ſeyn?

Die Gräfin ward durch die Entfernung des Mannes, für den ſie ſich ſo ſehr intereßirte, ob ſie ihm gleich durch ihre Schwäche und Unvorſichtigkeit wohl geſchadet haben konnte, gewaltig beunruhiget, und ſie würde vielleicht noch mehr durch die Ungewisheit, was aus ihm geworden ſey, gelitten haben, wenn ſich nicht Dinge ereignet hätten, die ihrem Herzen noch näher traten.

Das misvergnügte und ganz veränderte Betragen ihres geiſtlichen Freundes, der ſie nach

einigen

einigen Tagen beſuchte, war der Anfang ihres Verdruſſes. Sie hatte ſich vorgenommen, ihn mit möglichſter Schlauigkeit auszuforſchen, ob ihm nichts von dem Verluſt und dem gegenwärtigen Aufenthalt des Kranken bekannt ſey, aber welch ein Unternehmen für eine Sybille, einen Erzbiſchof auszuforſchen! Er wand ihr die Waffen, mit welchen ſie ihn heimlich zu beſtreiten ſuchte aus der Hand, und kehrte ſie wider ſie ſelbſt. Anfangs hingeworfene Reden von Mangel an Zutrauen, von offenbaren Unwahrheiten, die man bey einer ſo truglöſen Seele wie die ihrige nicht ſuchen ſolte, von unnöthigen Bedenklichkeiten, und dann ſo deutliche Fragen und Vorwürfe, daß die gute Gräſin alles ausbeichtete, was ſie hätte verſchweigen ſollen, und daß dem Erzbiſchof nichts von dem ehrlichen Nikolaus verborgen blieb, als ſein gegenwärtiger Aufenthalt; wenn er ihn nicht beſſer wußte, als die, welche er darum fragte.

Mit ſcheinbaren Unwillen gab er endlich dieſes Geſpräch auf. Was geht mich, ſprach er, übrigens dieſer Menſch an, es iſt ſein Schade, und nicht der meinige, wenn man ihn vor mir verhehlt, und ich habe euch, meine Tochter, jezt wichtigere Dinge zu berichten. Wie oft habe

ich

ich euch gewarnt, wenn ihr von den Siegen eures Gemahls ganz entzückt, und voll großer, lächerlicher Hofnungen waret; wie oft habe ich euch gewarnt, dem Anſchein nicht zu trauen; nun ſehen wir die Erfüllung deſſen was ich ſagte. Eure treuen aufrichtigen Glaubensgenoſſen, die ihren ſchwärmeriſchen Beſchützer mit dem Titel ihres Königs ſchmeichelten, belohnen jetzt alles was er that, damit, daß ſie ſich nach fremder Hülfe umſehen, und dem, der ſie ihm gewährt, zur Vergeltung ihre Krone anbieten.

Und wenn hat mein Gemahl oder ich jemahls — — fieng die Gräſin an.

Ich könnte euch Briefe zeigen, unterbrach ſie der Erzbiſchof, ohne auf ihre Rede zu achten, welche man an den Erzherzog von Bayern, an Karln von der Pfalz, und Gott weis, an was noch für Fürſten geſchrieben hat, um ſie zum Throne zu rufen, wenn ſie da helfen wollen, wo euer Gemahl nicht mehr helfen kann, aber die Anfoderungen finden kein Gehör. Behüte Gott, welcher regierende Fürſt darf ſo leicht ſolche große Dinge unternehmen, zu deren Ausführung nur ein Graf von Thurn vom Himmel erſehen ward!

O Gott, ſchrie Sybille, wozu dieſer tödtende Spott! Nie, ich betheure es vor dem Angeſicht des Höchſten, nie war mir der Titel Königin ein ſüßer Ton, nie kam ein Wunſch darnach in meine Seele, und mein Gemahl —

Redet mir doch davon nicht, unterbrach ſie der Erzbiſchof, wer mich einmahl hintergangen hat, findet weiter keinen Glauben bey mir; aber um euch zu zeigen, daß ich redlicher mit euch handle, und euer Wohl aufrichtig ſuche, ſo hört was ich euch ſagen will. — Wer Herr der böhmiſchen Krone werden wird, kann mir endlich gleichgültig ſeyn, denn ich werde, es ändere ſich alles wie es will, doch immer bleiben wer ich bin. Daß der Graf von Thurn nun und in Ewigkeit nicht böhmiſcher König werden wird, das, denke ich, werdet ihr jetzt ſelbſt einſehen. Aber wie, wenn nun doch ein ausländiſcher mächtiger Fürſt dieſe Würde gegen den Kaiſer zu vertheidigen wagte? Wie, wenn es ihm glückte? Was würde denn aus dem, der ſo thöricht, ſo vergeblich nach der Krone rang, was würde aus ſeinem unglücklichen Hauſe werden?

Und ich muß euch ſagen, fuhr er nach einem kleinen Stillſchweigen fort, ich muß euch

ſagen,

ſagen, ſo ſehr mich auch die Thränen jammern, die euch dieſes ablockt, ein ſolcher Zufall iſt ſehr möglich. — Glaubt mir, ihr und eure Glaubensgenoſſen und vornehmlich ihr und euer unglückliches Haus, ſind durch nichts zu retten, als durch Unterwerfung gegen den Kaiſer, der euch die unumſchränkteſte Vergebung anbietet; und euch auf eine Art behandeln wird, wie der künftige böhmiſche König, er ſey auch wer er wolle, wohl nicht leicht den Grafen von Thurn, der der Krone ſo nah war oder zu ſeyn glaubte, behandeln wird.

Ueberlegt euch das alles, beſchloß der heilige Mann ſeine Rede, indem er aufſtand, erkundigt euch, ob meine Nachrichten wahr oder falſch ſind, und glaubt vor allen Dingen, daß ich euer Freund bin, daß ich euch nicht haſſe, ob ihr gleich in der kleinen Probe, die mir es neulich von eurem Zutrauen und eurer Aufrichtigkeit zu machen einfiel, ſo ſchlecht beſtanden ſeyd.

Und was kann man von mir verlangen, fragte Sybille, was will man, daß ich bey dieſer Lage der Sachen thun ſoll?

Liebes Kind, erwiederte der Erzbiſchof, nichts auf der Welt, nichts verlangt man von euch, alles, alles iſt eure Sache, und da wolte ich denn wohl rathen, daß ihr, ſo lange die Gnadenzeit noch nicht verſtrichen iſt, darauf dächtet, euren Gemahl zu einem Vergleich mit dem Kaiſer zu bereden. Wo ich euch in dieſem, blos für Euch und die Eurigen vortheilhaften Unternehmen dienen kann, ſo ſeyd verſichert, ich werde nicht ermangeln, alles zu thun, was ein Freund zu thun vermögend iſt.

Dreizehnter Abſchnitt.

Ganz betäubt, ganz von ſchrecklichen Ahndungen zu Boden gedrückt, verließ der Erzbiſchof die Gräſin. Die Nachrichten, welche ſie noch an dem nehmlichen Tage von ihrem Gemahl erhielt, vermehrten ihre Beſtürzung. Bogeslav war mit ſeinem Heer zu ſeinem Vater geſtoßen; Boucquoi und Dampierre hatten ihrer vereinten Macht nicht widerſtehen können. Ein völliger unzweydeutiger Sieg war von dem proteſtantiſchen Heer erfochten worden, es hatte die Wahlſtatt mit der Beute ſeiner Feinde bereichert verlaſſen, und doch war in der nehmlichen Nacht des merkwürdigen Tages ein förmlicher Aufruhr wider

wider denjenigen erfolgt, deſſen Anführung die Ueberwinder ihren Sieg, deſſen Grosmuth ſie die reiche Beute, von welcher er nicht den kleinſten Antheil ſoderte, zu danken hatten.

Sie ſprachen von Vergleich mit denen, die ſie eben erſt aus dem Felde geſchlagen hatten, von Auslieferung der herrſchſüchtigen Aufwiegler, welche ſie von ihrem rechtmäßigen Herrn abtrünnig machten, um ſie unter ein noch härteres Joch zu bringen, von allgemeiner ihnen angebotenen Vergebung, die ſie nicht verſäumen wollten, um ſich zu Opfern der Ehrſucht ſchlachten zu laſſen. Unbegreiflich wars, welcher böſe Geiſt dieſen Saamen des Unglücks ausgeſtreut hatte, unbegreiflich, was ſie wider den gütigen, großmüthigen Grafen von Thurn haben konnten; der keine Opfer von ihnen foderte, vielmehr ſich ganz für ſie aufopferte.

Es ließen ſich wenig Muthmaßungen hierüber machen: Vielleicht einige vom jungen Boguslav unvorſichtig geäußerte Hofnungen künftiger Größe, vielleicht die abnehmenden Schätze des Grafen von Thurn, welche nicht mehr im Stande waren, all die ungeheuren Foderungen; die man an ſeine Grosmuth machte, zu befriedigen, vielleicht heimlich eingeſchlichene Aufwiegeler waren an dieſer fürchterlichen Gährung Urſache, die doch noch dieſesmahl durch die Beredſamkeit des Grafen von Thurn und einige neue Proben ſeiner Freygebigkeit gehoben wurde.

Sybille ſahe ein, daß dieſes nur ein kleiner Aufſchub des bevorſtehenden Unglücks war. Sie erhielt durch ihre Nachforſchungen überzeugende Beweiſe, daß ein Theil der ſogenannten treuen Böhmen mit dem Kaiſer, und der zweyte mit andern auswärtigen Fürſten in Unterhandlungen ſtand, welche ihrem Gemahl nachtheilig werden mußten, und ihr Entſchluß war gefaßt, dem Rathe ihres geiſtlichen Freundes zu folgen, dem ihren Gemahl zu Aufgebung einer ſo böſen Sache zu Unterwerfung gegen den Kaiſer zu bereden.

Täglich wurden geheime Konferenzen hierüber zwiſchen ihr und dem Erzbiſchof gehalten, welcher jetzt durch die Ankunft der alten Gräfin Wallenſtein eine mächtige Verſtärkung erhielt, und mit ihrer Hülfe die leichtgläubige Sybille zu allem bereden konnte.

Es iſt zum Erſtaunen, daß es dieſen beyden thätigen geſchäftvollen Werkzeugen, im Verborgenen durch ſie wirkender Mächte, auch ſogar gelang, den lebendigſten Trieb in Sybillens Her-

zen,

zen, die zärtliche Mutterliebe einzuſchläfern. Sie, die bey dem Verluſt ihres Sohns zu ſterben vermeynte, bey der Nachricht von ſeinem Leben in den dritten Himmel verſetzt zu ſeyn glaubte, und gern alles für eine einige Unterredung mit ihm, für einen einzigen Brief von ſeiner Hand aufgeopfert hätte, ſie ſchien jetzt nicht ungeneigt zu ſeyn, ihre beyden Töchter, ihre Lieblinge von ſich zu laſſen, und ſie in die Hände derjenigen zu geben, denen ſie ſo viel Urſache hatte zu mistrauen.

Die Gräfin Wallenſtein hatte eine Nichte von Thereſens Alter in dem Katharinenkloſter bey Pilſen. Sie hatte die jungen Fräuleins einigemahl mit an dieſen Ort genommen; ſeine angenehme Lage, das neue und fremde der Gegenſtände, der Umgang mit einer Menge von Kindern ihres Alters, welche daſelbſt erzogen wurden, hatte einen ſo tiefen Eindruck auf Sybillens Töchter gemacht, daß ſie die Stunden zählten, bis ſie wieder dahin kommen würden, und das Verſprechen ihrer Mutter, ſie während ihrer Reiſe nach dem Lager, die ſie auf Anrathen des Erzbiſchofs vorhatte, daſelbſt zu laſſen, mit Entzücken anhörten.

Ihr

Ihr könnt ſie weit ſicherer daſelbſt wiſſen, wo ich meine Nichte erziehen laſſe, ſagte die Wallenſtein, als hier in Prag unter der Aufſicht dieſer Brigitte, von welcher ſie nichts lernen, und unter dem Schutze derjenigen, die ſo treu ſie auch zu ſeyn vorgeben, doch auf dem erſten Wink euch und die eurigen an den erſten verrathen werden, der ihre Habſucht zu befriedigen, oder ihre Furchtſamkeit zu ſchrecken weis.

Und, ſetzte der Erzbiſchof unſern Gedanken nach, ein wenig unvorſichtig hinzu, eure Bereitwilligkeit, euch die Vorſchläge eurer Freunde gefallen zu laſſen, könnte euch vielleicht auf eine ſehr angenehme Art belohnt werden. Ich ſagte euch vor einiger Zeit, die Erlaubniß euren Sohn Jaromir wieder zu ſehen, ſolte euch nur einige kleine Opfer koſten, und ihr werdet nicht vielmehr zu thun haben, als eure Töchter uns anzuvertrauen, und alles zu erlangen was ihr wünſcht.

Die alte Gräſin gab dem Erzbiſchof einen bedeutenden Wink, und er ſahe ein, daß er durch dieſen Aufwand von Verſprechungen bey einer Sache, die man Sybillen noch als eine Gefälligkeit anrechnen konnte, einen gewaltigen Staatsfehler begangen hatte, auch würde es in der

Thát

That bey einer ſchlauern Perſon als Sybille, einige Aufmerkſamkeit verurſacht haben, daß man ſo viel Mühe anwandte, ſie zu einem Schritte zu bereden, wider den ſie gar keine Einwendung hatte. Sie ließ ja ihre Kinder in den Händen ihrer Freunde, ſie konnte ja gar nicht daran denken, ſie mit ins Lager zu nehmen, das ſo weit entlegen war, und das ſie nicht zur Luſt, ſondern um der wichtigſten Geſchäfte willen beſuchte.

Sybille hatte aus allen dieſen Dingen kein Arges. Nur die Erwähnung Jaromirs koſtete ihr einen Seufzer, aber ſie ließ ſie unbeantwortet, weil ſie ſchon öfters durch ähnliche Verſprechungen getäuſcht worden war, eine Sache, die ſie nur auf das Unvermögen des Erzbiſchofs ihr ganz ſo zu dienen, wie er wünſchte, zu rechnen beliebte.

Frau Brigitte ward von der bevorſtehenden Reiſe ihrer Gebieterin, und dem Orte unterrichtet, an welchem ſich indeſſen die jungen Fräuleins aufhalten ſolten. Dieſe Frau, welche es ſonſt ſeit einiger Zeit öfters wagte, Einwendungen wider die Anordnungen Sybillens zu machen, ſchwieg zu dieſer Sache ganz ſtille, und bat nur um die Erlaubniß, die Kinder begleiten zu dürfen; eine Bitte, die ihr williger von ihrer Gebieterin als dem Erzbiſchoffe und der Gräſin Wallenſtein zugeſtanden ward. Dieſe beyden weiſen weitſehenden Perſonen hätten es lieber geſehen, wenn der künftige Aufenthalt der jungen Gräſinnen von Thurn, jedermann, und alſo auch dieſer Frau, welche ihre Gunſt nicht im geringſten beſaß, verborgen geblieben wäre; aber ſie mußten ſich ſchon die Offenherzigkeit Sybillens in dieſem Stück gefallen laſſen. Sie durften nicht daran denken, einen Zug in dem Charakter der Gräſin von Thurn zu tadeln, der ihnen beſtändigen freyen Zugang zu ihren liebſten Geheimniſſen lies.

Derjenige, der ſich der Geſchwätzigkeit freut, mit welcher ſeine Bekannten ihm alle ihre Angelegenheiten erzählen, muß ſich es freilich gefallen laſſen, dieſes Vergnügen auch mit andern zu theilen.

Vierzehnter Abſchnitt.

Die Anſtalten zu Sybillens Reiſe nahmen mehr Zeit hinweg als ihre ſogenannten Freunde wünſchten. Sie prophezeiten ihr, daß ſie dieſelbe noch ſo lange verſchieben würde, bis irgend ein Zufall dazwiſchen käme, ſie zu verhindern oder zu erſchweren. Leider hatten ſie wahr geredet; eine Begebenheit ereignete ſich, welche die Gräfin ſo zu Boden ſchlug, daß alles Zureden des Erzbiſchofs und ſeiner Gefährtin nöthig war, ſie aufrecht zu erhalten, und zu Ausführung deſſen zu bereden, wozu ihr nun faſt aller Muth entfiel, und was doch, wie ihre Rathgeber behaupteten, gethan werden mußte.

Die Gräfin von Thurn hatte einige Tage auf einem benachbarten Luſtſchloſſe der Gräfin Wallenſtein zugebracht, und Frau Brigitten, welche ſich auf den Aufenthalt im Kloſter ſo ſehr zu freuen ſchien, als ihre Fräuleins, mit denſelben in Prag zurück gelaſſen, um noch einige Nothwendigkeiten zu ihrer Abreiſe zu beſorgen; aber welch Entſetzen, als Sybille zurück kam, und die Nachricht erhielt, daß Frau Brigitte und die Kinder ſchon des vorigen Abends in Begleitung einiger Gewafneten, die ſie im Namen der Gräſin von Thurn abgeſodert hätten, ihren Weg angetreten hatten.

Sybille hätte doch ſchon an unvermuthete Schreckensposten gewöhnt ſeyn ſollen, aber dieſe — doch wir haben die Wirkung, die dieſelbe auf ihr Gemüth hatte, ſchon mit einigen Worten geſchildert. — Der Unmuth des Erzbiſchofs und der alten Wallenſtein, übertraf beynahe noch Sybillens Kummer, welchen dieſe beyden Unholden ihr noch durch ihre Vorwürfe erſchwerten. Ganze Tage wurden mit Muthmaßungen und Nachforſchungen zugebracht. Die Abreiſe Sybillens mußte wegen ihrer Unpäßlichkeit noch etliche Wochen verſchoben werden; alle Plane, die in dem Gehirn des heiligen Mannes ausgebrütet worden waren, wurden mit der Vernichtung bedroht, wenn man nicht eilig zu Werke gieng, und ſo mußte ſich endlich die Gräſin von Thurn, noch halb krank, mit einem Herzen voll Kummer auf den Weg machen, den man ihr vorſchrieb, und den ſie vielleicht nicht zurück zu legen vermocht haben würde, wenn nicht in der erſten Nachtherberge ein Troſt auf ſie gewartet hätte, der ihr neue Kraft zum Leben ſchenkte!

Ein ofner Zettel lag des Morgens auf ihrem Nachttiſche, ohne daß jemand wiſſen wolte, wie er dahin gekommen ſey. Die Gräſin las:

* *

An Sybille, Gräfin von Thurn.

Die Kinder einer ſchwachen verblendeten Mutter, ſind in ſicherern Händen, als diejenigen, in welche ſie ſie zu liefern gedachte. Sobald als ſich verrätheriſche Freunde vom Schauplatze entfernt haben, oder ſobald Sybille für ſich ſelbſt denken, und Wahrheit und Falſchheit von einander unterſcheiden lernen wird, ſo werden die jungen Fräuleins ihr wieder zugeſchickt werden von ihrer guten Freundin

Dorothee.

Es iſt ungewiß, ob Sybille die Wahrheit der Verweiſe fühlte, welche in dieſem Zettel enthalten waren; wahrſcheinlich hatte ſie anfangs für nichts Empfindung, als für die Freude, Nachricht von ihren Kindern zu haben; eine Nachricht, die in einem Tone abgefaßt war, der ihr keinen

keinen Zweifel wegen der Richtigkeit derſelben übrig ließ. — Aber wer war dieſe Dorothee? Sie kannte keine Perſon dieſes Namens, keine, die es hätte wagen dürfen, eine ſo gebietende, und auch da, wo ſie freundſchaftlich ſeyn ſolte, höchſtens nur herablaſſende Sprache mit ihr zu reden. Doch lag auch hierin eine Art von Troſt für ſie. Ihre Töchter konnten ihrem Urtheil nach nicht in gemeinen, nicht in ſolchen Händen ſeyn, welche ſie nicht zu ſchützen vermochten. Und dann die Hofnung des Wiederſehns! Schon dieſe wäre im Stande geweſen, ſie völlig zu beruhigen, und hätte ſie ſich nur überreden können, daß unter dem Namen: **Verrätheriſche Freunde**, der heilige Erzbiſchof und die werthe Gräſin Wallenſtein verſtanden werden könnten, daß ſie dieſe Benennung wirklich verdienten, ſie hätte ſie heute noch dem Vergnügen, ihre Kinder wieder zu umarmen, aufgeopfert.

Sybille fand bei ihrer Ankunft im Lager alles weit beſſer als man ihr vorgeſpiegelt hatte. Das Einverſtändniß zwiſchen dem Grafen von Thurn und ſeinem Heer, das ſich täglich mehrte, war völlig wieder hergeſtellt, vom Vergleich mit dem Kaiſer wurde zwar noch häufig geſprochen, und der Graf von Thurn, der die Schwierigkeiten

keiten ſeiner Unternehmungen immer beſſer einſehen lernte, ſchien ſelbſt nicht abgeneigt davon zu ſeyn, doch befand er ſich in einer Verfaſſung, in welcher er eher Bedingungen vorzuſchreiben, als anzunehmen gedachte, und man ſtelle ſich alſo ſeine Verwunderung vor, als Sybille mit den Vorſchlägen und Ermahnungen des Erzbiſchofs hervortrat.

Dieſes iſt nicht der Ort, ſie meinen Leſern vorzulegen, aber ſoviel können ſie verſichert ſeyn, daß ſie einem Helden, wie der noch immer ſiegende Graf von Thurn, unanſtändig, und der Parthie, deren Schützer er vorſtellte, nachtheilig waren. Schon der Ort, den man zu Beredung der nöthigen Dinge vorſchlug, war bedenklich, und zeigte von den böſen Ausſichten der Feinde. Es war Pilſen, der Ort, den der Graf ſchon wegen der alten Wallenſtein, die daſelbſt wohnte, zu haſſen geneigt war, eine Stadt, mit eitel Mönchen und eifrigen Anhängern der katholiſchen Kirche erfüllt, eine Stadt, wo die Namen Pabſt und Kaiſer zunächſt bey den Namen Gottes geſetzt, und der Begrif der Worte, Rebell und Ketzer weiter ausgedehnt wurde, als an irgend einen andern.

Und dann, die Begleitung, in welcher es dem Anführer ſo mächtiger, ſo ſiegreicher Heere erlaubt ſeyn ſolte, ſich in Pilſen zur Friedensunterhandlung einzufinden! — Unwillig wandte ſich der Graf von Thurn von ſeiner Gemahlin hinweg, die ſich zum Werkzeug brauchen ließ, ihm ſolche Vorſchläge zu thun.

Gott weis, ſchrie er nach einem langen Stillſchweigen, wie ich mit euch daran bin, entweder euer Verſtand leidet, oder ihr habt die Abſicht, mich und euch ins Unglück zu ſtürzen. Ich bitte euch, Sybille, verlaßt mich, daß ich nicht gänzlich vergeſſe, daß ihr meine Gattin, die Mutter meiner Kinder ſeyd. Schon die Kühnheit, mit welcher ihr euch von Prag entferntet, da ich euch zu bleiben gebot, verdiente Strafe, aber in ſolcher Abſicht, mit ſolchen Aufträgen! — Noch einmahl, Gräfin, laßt mich allein, nur jetzt, nur jetzt allein, damit ich euren Namen ohne Unwillen mit dem Namen einer Abgeſchickten meiner Feinde zuſammen reimen lerne, ehe ich euch wiederſehe.

Sybille war zu des Grafen Füßen geſunken. Mein Jaromir! Mein Gemahl! ſchrie ſie, ſo ſchrecklich ſahe ich euch noch nie, ſelbſt nicht an jenem Tage, da ihr ſo wie heute euren Zorn über eine Unſchuldige ausſchüttetet bis ich leblos vor euch niederfiel.

Das Herz des Grafen ward durch dieſe Erinnerung erweicht; er hob ſie vom Boden auf, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Ich kann dir Unrecht thun, Sybille, ſagte er, ſo wie damahls. Der ſchwache Verſtand des Weibes iſt freylich nicht gemacht, die Dinge ganz zu durchſchauen, die nur für Männer gehören, man hat dich, Leichtgläubige, getäuſcht, aber eben darum — Doch keine Vorwürfe!

Er umarmte ſie nochmahls und zog ſie zärtlich an ſeine Seite. Komm, meine Liebe, ſagte er, du biſt meine Gemahlin, meine geliebte Sybille, in dieſem Charakter biſt du mir angenehm, nur nichts mehr von Staatsangelegenheiten und Friedensunterhandlungen, ich bitte dich, dies iſt ein Fach, in welchem du alles Intereſſe für mich verlierſt.

Noch immer ſchwieg Sybille und weinte. Ich ſehe wohl, ſagte er, ich werde dich nur auf eine Art wieder froh machen können. — Wie geht es unſern Kindern? — Sybille ſtockte und fühlte, daß ihr Geſicht mit einer glühenden Röthe überzogen ward.

Wie? ſagte er, als er ſahe, daß dieſe Veränderung, die er für ein Zeichen mütterlicher Freude hielt, mit einer ſchnellen Todesbläſſe wechſelte. Du wirſt bleich? Du zitterſt? Was iſt dir?

Ich denke an Jaromir, erwiederte ſie ſtockend.

Ach, arme Mutter, rief er, du haſt recht, was mag aus ihm geworden ſeyn, auch mich befällt ein Schauer ſo oft ich an ihn denke.

Aber er lebt, ſprach ſie.

Und wo? Doch wie ſolſt du das wiſſen?

In Wien, beym Grafen Slabata.

Beym Grafen Slabata, ſchrie er, bey ihm, nach dem du am Tage des Triumpfs der guten Sache zuerſt fragen, um den du mitten im Jubel meiner Freude Thränen vergießen konnteſt? — Ha, Verrätherin! Wenn du Jaromirs Aufenthalt wußteſt und mir ihn gleich berichteteſt, er könnte ſchon frey, könnte ſchon in deinen Armen ſeyn, wenn du, Gott weis aus welcher Abſicht, nicht geſchwiegen hätteſt!

Sybille war glücklich genug, der wieder ausbrechenden Wuth des wilden Grafen von Thurn Einhalt zu thun, es gelang ihr ſo ziemlich ſich zu rechtfertigen, aber als er nach ſeinen Töchtern fragte, als ſie auch hier die Wahrheit bekennen

kennen mußte, wer vermag den Sturm zu ſchildern, der alsdann über ſie ausbrach; er übertraf alles, was Sybille, die doch in den zwanzig Jahren ihres Eheſtandes manche Scenen ſeiner Wuth geſehen hatte, ſich erinnern konnte. Doch erinnern? — Alle Erinnerung, alle Beſinnungskraft hatte ſie verlaſſen, als er aus dem Zelte eilte, Befehle zu geben, welche ihm bey derjenigen, die er nicht mehr für ſeine Gattin, nein, für eine Verrätherin, für eine Mitverſchworne ſeiner Feinde anſah, nöthig dünkten! —

Schwerlich wäre Sybille einem ſchimpflichen Gefängniß entgangen, wenn ſich nicht der Zufall darein gemiſcht und der Wuth ihres Gemahls eine andere Wendung gegeben hätte.

Sie erwachte aus ihrer Sinnloſigkeit durch ein fürchterliches Getös; es ward Lärm geblaſen; alles im Lager war im vollen Aufruhr, man ſtürzte in das Zelt hinein wo ſie lag: rettet, rettet euch! ertönte von allen Seiten. Ihre Bediente kamen herbey, riſſen ſie empor, ſetzten ſie auf einen Wagen und flohen mit ihr davon.

Im nächſten Dorfe, in welchem ſie wegen ihrer Schwachheit einige Tage liegen bleiben mußte, erfuhr ſie zwar, daß der unverſehene

Ueberfall des Feindes, der dieſe Unruhe verurſachte, glücklich abgeſchlagen, und ihr Gemahl abermahls Sieger geweſen war. Aber ſie fühlte wenig Luſt ins Lager zurück zu kehren, ſondern eilte, ſobald ſie es vermogte, mit ihren Leuten ohne Ruhe fort, um da zu ſeyn, wo ſie ſich für dem Zorne des aufgebrachten Grafen ſicher halten konnte; und welcher Ort hätte ihr einen gewiſſen Schutz vor ihm gewähren können, als das Schloß der Gräſin Wallenſtein zu Pilſen?

Funfzehnter Abſchnitt.

Es iſt unbekannt, was man für Abſichten bey dieſer Abſchickung der Gräſin an ihren Gemahl haben konnte. Konnte man ſich wirklich einige Wirkung von ſolchen Vorſchlägen verſprechen, oder wünſchte man vielleicht nur, da man den hitzigen Charakter des Grafen kannte, ihn auf ewig mit ſeiner Gattin zu entzweyen, ihn durch die Trennung von der die er liebte, unglücklich zu machen, und ſie, wenn ſie von ihm abgeſondert wäre, deſto leichter in den Schoos der Kirche zurück zu bringen?

Daß den Proteſtanten damals ein bedenklicher Vergleich zu Pilſen vorgeſchlagen wurde, iſt bekannt; auch hielt man kaiſerlicher Seits die Macht der ſogenannten Rebellen immer für ſo gering, daß man ſie zu Annehmung jeder Vorſchläge geneigt achtete, und aus dieſem Grunde konnte man wirklich dem Erzbiſchofe zutrauen, daß er einigen Glauben an die Annehmung der angebotnen Vorſchläge gehabt, und es nicht für unſchicklich gehalten habe, denſelben durch die vorläufigen Vorſtellungen, einer geliebten, und mit allen Gaben weiblicher Beredſamkeit ausgerüſteten Perſon, Eingang zu verſchaffen, denn daß alles durch Sybillen nur eingeleitet, nichts geſchloſſen werden konnte, läßt ſich errathen. Aber doch dünkt uns, der Unglück ſtiftende Geiſt des Erzbiſchofs müſſe die Trennung Jaromirs und Sybillens wenigſtens zur zweyten Abſicht gehabt haben, woher ſonſt das Entzücken, mit welchem man ſie zu Pilſen empfieng, und beynahe erwartet zu haben ſchien? Woher die Schwierigkeiten, die man ihren Wünſchen, mit ihrem Gemahl zur Erklärung zu kommen, in den Weg legte? — Sie hofte nicht ohne Grund, daß eine genauere Beherzigung der Sache, den Tadel, den ſie verdiente, mit ein wenig Mitleid wegen ihrer Täuſchung miſchen, und daß dieſes der Vergebung den Weg bahnen würde.

Der Erzbiſchof und ſeine Gehülfin dachte oder fürchtete vielmehr das nehmliche, und daher ward ſie unter ſo genauer Aufſicht gehalten, daß alle Friedensunterhandlungen zwiſchen ihr und ihrem Gemahl unmöglich zu ſeyn ſchienen. Auch ermangelte man nicht, ihr eignes Herz beſtändig wider den zu empören, der ihr ſo übel begegnen konnte, und endlich gelang es ſogar ſie zum Gefühl eines Unrechts zu bringen, das er ihr angethan habe, das ſie aber bisher noch nie für ein Unrecht hatte erkennen wollen. Man ſtellte es ihr als ein Hauptverbrechen vor, daß der Graf von Thurn es hätte wagen dürfen, ſie aus dem Schoos der wahren Kirche zu verlocken, und ſie, die, wie meine Leſer gemerkt haben werden, in einigen Punkten nur gar zu ſchwankend dachte, war leicht dahin zu bringen, das Geſchehene zu bereuen — und — es zu verbeſſern.

Einige ſetzen in dieſen Zeitpunkt eine förmliche Abſchwörung der angenommenen fremden Lehren, einen öffentlichen Uebergang zu der Kirche, in welcher ſie geboren war, und das feyerliche Gelübde, auch ihre Kinder, ſo viel in ihrer Macht ſtehe, zu Verlaſſung desjenigen anzuhalten

ten, was ſie jetzt Irrthum nannte. Uns iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe ernſthafte Begebenheit ſpäter erfolgte, und wir ſchreiten, da dieſer Umſtand nicht ſo gar viel zur Sache thut, in unſerer Erzählung weiter.

In der Zeit, da man zu Pilſen Sybillen einzuſchläfern und ganz von ihrem Gemahl abwendig zu machen ſuchte, war dieſer zu ſehr mit Kriegsgeſchäften beladen, um ſeinem häuslichen Unglück mit Muſe nachdenken zu können. Indeſſen ermangelte es doch nicht ſeinem Herzen Kummer zu machen. Das Gerücht von dem Aufenthalt ſeiner Gemahlin zu Pilſen machte, daß er ſie für ſich und für die Rechtſchaffenheit auf ewig verlohren hielt, und ſchon den Gedanken an ſie verabſcheute. Wo ſeine Töchter hingekommen waren, konnte er durch keine Nachforſchungen erfahren, er vermuthete ſie in einem Kloſter, und dachte ſie einſt als Nonnen, wenigſtens als hartnäckige Anhängerinnen der Lehrſätze, die er verwarf, oder auch nie wieder zu finden. So ſehr ihn dieſe Dinge auch beunruhigten, ſo blieben ſie doch unter dem Geräuſch, das ſie umgab, immer nur flüchtige Gedanken, dahingegen ihn Jaromirs Schickſal um ſo viel mehr und ernſthafter beſchäftigte, weil es unvermerkt mit in die Angelegenheiten des Kriegs verwickelt ward. Er wußte jetzt, wie er meynte, ſeinen Aufenthalt, er machte tauſend vergebliche Verſuche, etwas von ihm zu erfahren, er erhielt endlich Nachricht, daß der feſte Charakter des Jünglings und ſeine unüberwindliche Anhänglichkeit an das, was er für wahr erkannte, ihn unzähligen Leiden in dem Hauſe Slabatas, der die ſchwärmeriſche Dankbarkeit Sybillens ſo wenig verdiente, ausſetzte. Alles ward nun aufgeboten, den Liebling ſeines Vaters und Bruders mit Liſt, Gewalt oder Beſtechung zu retten, aber immer ſchlugen die Verſuche fehl, vornehmlich das einemahl, da die Voreiligkeit des feurigen Bogeslav den glücklichſten Anſchlag zu nichte machte, als nur noch der letzte Zug zu ſeiner Vollendung fehlte.

Man merkte auf der feindlichen Seite nicht ſobald, wie ſehr dem Grafen von Thurn die Befreyung ſeines Sohns am Herzen lag, als man ſie zum Fallſtrick machte, ſeinen Eifer für die gute Sache zu erſchüttern, und was für eine Verſuchung für einen zwar immer ſtrengen, aber doch unausſprechlich zärtlichen Vater!

Seit der Graf von Thurn anfieng, ſeinen Feinden im Ernſte furchtbar zu werden, hatte

man

man es nicht an Bemühungen fehlen laſſen, ihn von der Seite derer, die er zu ſchützen verſprochen hatte, loszureißen. Die glänzendſten Verſprechungen, deren Erfüllung man ihm ſo zu ſagen, faſt ſchon in die Hand gab, waren verächtlich von ihm zurück gewieſen worden; aber die Freyheit, das Leben eines Sohnes? — Faſt war dieſe Verſuchung zu groß für ihn, doch auch hierin blieb er ein Held, blieb dem Eide treu, den er den bedrängten Proteſtanten geſchworen hatte.

Zur Belohnung dieſer Aufopferung ſeiner liebſten Wünſche, ward ihm von den Seinen Kaltſinn und Hintanſetzung zu Theil. Keine Vorſtellungen konnten es verhüten, daß die Proteſtanten zu ihrem Schutze nicht fremde Mächte herbey rufen. Den Gedanken an die böhmiſche Krone, wenn er ihn je gehabt hatte, hatte er längſt aufgeben müſſen, aber dieſes konnte er doch mit einigem Recht hoffen, daß man ihm, dem Beſchützer des Landes, erlauben würde, wenn es zur Wahl eines Königs käme, eine Stimme dabey zu haben. Er ſchlug einen der beſten, edelſten, tapferſten Fürſten ſeiner Zeit, den Herzog Johann Ernſt von Weimar vor, aber dieſer Vorſchlag kam in ſo gar keine Betrachtung,

tung, daß man in den damahligen Geſchichtbüchern wenig Spuren davon findet. Man wolte einen mächtigern reichen Fürſten haben, man bot die Krone dieſem und jenem an, und als keiner ſich getraute, die Hand an dieſes gefährliche, ſo ſchwer zu behauptende Kleinod zu legen, ſo erklärten ſich endlich alle Stimmen einmüthig für den Kurfürſten von der Pfalz, der wenigſtens dieſen Vorzug vor ſeinen edlen Wahlgenoſſen hatte, daß die Tochter eines großen Königs ſeine Gemahlin war, und daß dieſer König, dem gemeinen Wahne nach, ſeine ganze Macht anwenden mußte, ſeinen Eydam und ſeine Tochter auf den Thron zu heben.

Wie ſehr man ſich in dieſer Meynung irrte, wird man leicht errathen, ſobald ich ſage, daß der Schwiegervater des Kurfürſten von der Pfalz, dieſer König, auf welchen man ſo große Hoffnungen baute, niemand anders war, als König Jacob der erſte von England, der im Stande war, unter ſeinen Büchern das Wohl ſeines eignen Landes, wie vielmehr das Wohl fremder Staaten zu vergeſſen.

Unwillig wandte ſich der Graf von Thurn von dieſer Wahl hinweg, deren unglückliches Ende er ausrechnen konnte. Hätte ein tapfrer, tugend-

tugendhafter, beſcheidener Fürſt, wie derjenige, auf welchen meine Wahl fiel, nicht an der Seite von fünf oder ſechs tapfern Brüdern mehr ausrichten können als jener König, der ſich erſt aus dem Staube ſeiner Papiere loswinden muß, um dem ſchwachen Prinzen zu Hülfe zu kommen, der außer ihm wenig Stützen hat? So ſagte der Graf von Thurn zu ſeinen Vertrauten und wir werden in der Folge ſehen, ob er Recht hatte.

Sechzehnter Abſchnitt.

So gegründet in mancher Betrachtung Thurns Urtheile über den künftigen König der Böhmen ſeyn mochten, ſo machte doch der Widerwille gegen den, dem er ſeine Stimme einmahl nicht geben wolte, daß er ihn oft zu viel that.

Es fehlte Friedrichen von der Pfalz nicht an fürſtlichen Talenten, er war klug und tapfer; nur der Stolz, der ihm alles, wornach er ſtrebte, als leicht erreichbar vorſtellte, und allzugroße Nachgiebigkeit gegen diejenigen, welche ſein Vertrauen zu gewinnen wußten, befleckten das Gute das er an ſich hatte, und führten ihn in Laby-

rinthe

rinthe, aus welchen die Rückkehr ſchwer, wo nicht unmöglich war.

Er war am engliſchen Hofe erzogen worden, der Glanz, an welchem er daſelbſt ſein Auge gewöhnen lernte, ſtellte ihm das beſte, was in ſeinem Vaterlande ſeiner wartete, klein und armſelig vor. Ueberall wurden nachtheilige Parallellen zwiſchen dem, was er erlangen konnte, und dem was außer ſeinem Geſichtskreis lag, gezogen. Die Sitten, die Lebensart, die Vergnügungen, die Einkünfte des Landes, wo er einmahl herrſchen ſolte, was waren ſie gegen die brittiſchen Herrlichkeiten, und die Fürſtentöchter Deutſchlandes in ihrer unſchuldigen, beſchriebenen Schönheit, was waren ſie gegen die ſtolze Eliſabeth, die durchgängig angebetete Prinzeßin von England.

König Jacobs Tochter war ohne Zweifel eine der reizendſten Damen ihrer Zeit, und das Bewußtſeyn, daß ſie es war, die Ueberzeugung, daß keine ſich mit ihr vergleichen könnte, der Weyhrauch, den man ihr überall ſtreute, gab ihr jenes zuverſichtliche, hochgebietende Weſen, welches eine herrſchende Schönheit haben muß, wenn ſie ſich bey ihrem Range erhalten, wenn ſie zuwege bringen will, daß man ſelbſt ihre

Fehler bezaubernd finde, und eher an der Richtigkeit ſeines Geſchmacks, als an ihren alles übertreffenden Reizen zweifle.

Und hätte Friedrich auch nicht die junge Eliſabeth ſo reizend gefunden als ſie war, ſo hätte es doch ſchon die herrſchende Mode und ſein Stolz für ihn nothwendig gemacht, ſeine Augen nach dem zu erheben, was er für das Vortreflichſte hielt. Er betrachtete die Prinzeßin von England ſo lange, bis er anfieng ſie zu bewundern; er bewunderte ſie ſo lange, bis ſich ſein Herz zur Liebe erweichte, und wie hätte er bey der guten Meinung, die er von ſich hatte, ohne Hofnung lieben ſollen.

Schon in den damahligen Zeiten bediente man ſich in England des Sprüchworts: Faint heart never won fair lady. Prinz Friedrich baute ſeine Maasregeln auf daſſelbe und war glücklich. Er konnte den Rang, den Eliſabeth unter den Damen behauptete, wenigſtens mit eben dem Recht unter den jungen Fürſten einnehmen. Die Prinzeßin ſah keinen, der ihm an Geiſt und perſönlicher Anmuth gleich war; ihr Stolz hinderte ſie nicht, ſich, wie ſie es nennte, zu ihm herab zu laſſen, ſie fand es erhabner, ihr Herz der Schönheit als der Hoheit aufzuopfern, und ihrem Charakter angemeſſener als Churfürſtin von der Pfalz zu herrſchen, als unter dem glänzenden Namen, Königin von Spanien, den man ihr anbot, gehorchen zu müſſen.

König Jakob wolte ſehr gern was andere wolten, und auf dieſe Art ward Eliſabeth Friedrichs Gemahlin, und war es ſchon verſchiedene Jahre, als die Dinge vorgiengen, welche wir im Vorhergehenden gemeldet haben.

Der Rauſch romanhafter Liebe war vorbey. Eliſabeth fühlte noch immer genug für ihren Gemahl, um es nicht zu bereuen, daß er es war, aber das Leben in Deutſchland kam ihr jetzt armſelig und abſcheulich, der Titel einer Kurfürſtin von der Pfalz gering und ihrer unwerth, und der Gedanke ein ganzes langes Leben hindurch immer daſſelbe zu bleiben, nie in höhern Sphären zu glänzen, ſo unerträglich vor, daß ſie zu ſterben vermeynte, wenn das Schickſal hier keine Aenderung machte.

Ihr Gemahl dachte ganz ſo wie ſie, und man ſtelle ſich vor, wie dieſem der Dunkelheit überdrüßigen Paar zu Muthe ward, als ſich ihm die erſten Ausſichten auf eine Krone zeigten. Umſonſt warnten Friedrichs alte Räthe, welche die Sache beſſer verſtanden, vergebens weinte

und

und bat die weiſere Louiſe, Friedrichs erhabene Mutter, vergebens ſtellte ſie ihm das Beyſpiel anderer zur böhmiſchen Krone gefoderter Fürſten vor, die alle die Anerbietung mit Unwillen zurück gewieſen hatten, deren keiner ſich an ein Gut wagen wollte, das er erſt einem Mächtigern entreißen ſolte; Friedrich hörte die Räthe, hörte ſeine vortrefliche Mutter nur ſo lange, als ſeine Gemahlin ſchwieg, aber nahm dieſe das Wort, unterſtützte ſie ihre hinreißende Beredſamkeit, durch den Glanz ihrer Schönheit, welche ihm immer neu zu bleiben ſchien, ſo waren alle beſſere Erwegungen dahin, und da ſein eigener Stolz ſich noch auf die Seite der bittenden Eliſabeth ſchlug, da der kluge Kammerarius, ſein erſter Miniſter, mit Staatsurſachen hervortrat, und ſein Hofprediger, der bekannte und zu ſeinen Zeiten in beſondern Anſehen ſtehende Scultetus, ihm die Annehmung der böhmiſchen Krone und den damit verbundenen Schutz der Proteſtanten zur Gewiſſensſache machte, wer konnte da weiter widerſtehen!

Man machte des Wohlſtands wegen noch einige Einwendungen, man ſchrieb nach England um Einwilligung und Hülfe, aber die volle Entſchließung war ſchon gefaßt, jedermann kannte den künftigen König von Böhmen, und es war nichts weiter zur öffentlichen Annahme dieſes Namens nöthig, als noch einige Siege, die ihm den Weg zur Krönung in Prag bahnen mußten.

Einer der Hauptplätze, welcher erobert werden mußte, war Pilſen, der Ort, wo ſich die unglückliche Gräfin von Thurn aufhielt. Mit Recht muß ich Sybillen unglücklich nennen. Von ihrem Gemahl, ihren Kindern getrennt, mit Perſonen umgeben, die aufs wenigſte geſagt, bey näherer Bekanntſchaft ungemein viel verlohren, von Gewiſſenszweifeln gemartert, und mit unſtäter Bewegung bald auf die eine bald auf die andere Seite geriſſen, was für ein Leben für Sybillen! Der Tod war ihm vorzuziehen, und dieſer war es einig was ſie wünſchte.

Friedrichs General, Graf Mannsfeld, lag jetzt mit einem fürchterlichen Heer vor den Thoren von Pilſen. Alle die Schreckniſſe, die in einer belagerten Stadt umher ſchleichen, waren der bekümmerten Sybille kaum merkbar. Sie fühlte nichts als ihr eignes Leiden, wünſchte weder daß der Ort ihres Aufenthalts übergehen, noch daß er ſich gegen ſeine Belagerer halten möchte; ihr war alles gleich, ſie glaubte, daß ihr

ihr Schickſal durch jeden Ausgang weder gewinnen noch verlieren könne.

Täglich wurden die fürchterlichſten Dinge vor ihren Ohren geſprochen, ſie hörte ſie kaum; die Anzahl der Perſonen, die ſie in dem Hauſe der Gräſin Wallenſtein zu ſehen pflegte, verminderte ſich immer mehr, denn jedes ſuchte durch heimliche Auswege aus dieſer Stadt zu entfliehen, wo man bald die ſchrecklichſten Auftritte gewärtig ſeyn mußte. Einige verſteckten ſich in Kirchen und Klöſter, andere in unterirrdiſche Behältniſſe, und die alte Wallenſtein würde ohne Zweifel das nehmliche gethan haben, wenn es ihr möglich geweſen wäre, ſich von dem Liebſten was ſie hatte, von ihren Schätzen zu trennen.

Unglaubliche Koſtbarkeiten waren in dem Palaſte, den ſie in der Stadt bewohnte, und in einigen andern vergraben; wie wäre es ihr möglich geweſen, die Bewahrung derſelben aufzugeben! Graf Mannsfeld hatte die Einwohner von Pilſen ſo in die Enge getrieben, daß er hoffen konnte, keiner ſeiner Vorſchläge würde verworfen werden. Hunger und Seuchen fiengen an zu wüthen, verſchiedene heftige Stürme hatten die Veſtungswerke ſo beſchädigt, und die Beſa-

Beſatzung ſo geſchwächt, daß fernere Vertheidigung faſt unmöglich war, wie hätte man denken ſollen, daß irgend eine Summe, die er ſodern könnte, zu groß gefunden werden würde, das Aeußerſte abzuwenden? Die Reichſten waren bereits zu der Zeit, da es noch möglich war, unter der Hand entflohen. Die Aermeren trugen zuſammen was ſie aufbringen konnten, ſelbſt die Klöſter öfneten ihre Schätze, und Sybille, die bey den Klagen der Unglücklichen, mit denen ſie umgeben war, anfieng, aus ihrem Schlummer zu erwachen, entblößte ſich ſo ganz von allen Koſtbarkeiten die ſie beſaß, daß ſie, als ihr noch ein in Gold gefaßtes Bild von ihrem Sohn Jaromir in die Hand fiel, auch dieſes, ihr liebſtes Kleinod den Sammlern der gefoderten Summen nachtrug, nichts ſchonen wolte, das ihnen drohende Unglück abzuwenden. Sie ſelbſt hatte für ihre Perſon nichts zu fürchten, ſie verachtete den Tod, und wäre dieſes auch nicht geweſen, ſo hätte ſie für ſich nicht zu ſorgen gehabt, da ſchon die bloße Nennung ihres Namens, ihr Schutz und Schonung verſichern mußte. Ungeachtet alles deſſen was man gethan hatte, ungeachtet Sybillens anſehnlichen Beyträgen, die leicht die Hälfte der vorhandenen Summe ausmachen

machen konnte, war dennoch das, was Mannsfeld foderte, bey weitem nicht zuſammen gebracht. Er wolte von keinem Nachlaß hören, und man ſah binnen vier und zwanzig Stunden, den ſchrecklichſten Auftritten entgegen.

Die alte Wallenſtein hatte noch nicht ein Geldſtück zu dem, was man forderte, hergegeben. Sie hätte mit einem kleinen Theil ihrer vergrabenen Schätze, die fehlende Summe ganz erſetzen können, aber ſie war taub gegen alle Vorſtellungen, taub gegen ihr eigenes Verderben, das ihr bey dem gedrohten Feuer unausbleiblich bevorſtand. Ihr Palaſt lag nah an der Stadtmauer, ſie lag gefährlich krank danieder. Ihr ſchwaches unbeholfnes Alter, und ihr ſchwerer Körper machten die Rettung beynahe unmöglich, aber nein, ſie entſchloß ſich, lieber zu ſterben als ihre Schätze zu vermindern.

Einer der Obern der daſigen Klöſter, kam im Namen des Erzbiſchofs, welcher Pilſen ſchon längſt verlaſſen hatte, ſie zu ihrer Pflicht zu ermahnen, aber die nachdrücklichſten Vorſtellungen des geiſtlichen Mannes wurden ſo verächtlich aufgenommen, und von dieſer frommen Dame mit ſo ungeiſtlichen Reden beantwortet, daß der aufgebrachte Mönch ihr die Sakramente, welche

ſie

ſie foderte, verſagte, und ſie beym Abſchied dem Satanas übergab, eine Scene, die die fromme Sybille faſt in Verzweiflung ſtürzte, aber bey derjenigen, welche ſie eigentlich angieng, bey ihr, die allemahl eine ſo eifrige Anhängerin ihrer Kirche, ſogar eine Bekehrerin vorgeſtellt hatte, ni[illegible]s als ein ruchloſes Lachen zur Folge hatte.

Sybille wandte alle ihre Beredſamkeit an, die alte Sünderin auf beſſere Geſinnungen zu bringen, und die Wallenſtein, welche vermuthlich mehr Herzrührendes in ihrem Zureden als in dem Poltern des alten Mönchs finden mochte, und welche doch nicht gerührt ſeyn wolte, wandte ſich auf die andere Seite ihres Lagers, verhüllte ſich in ihre Decken und ſtellte ſich zu ſchlafen.

Sybille ward endlich des vergeblichen Redens müde, und entfernte ſich in ein Nebenzimmer. Ein fürchterliches Feuergeſchrey zog ſie ans Fenſter; unglaubliche Mengen von Menſchen ſtrömten vorüber, ohne daß ſie von einem Nachricht erhalten konnte, in welchem Viertel der Stadt das Unglück ſey. Es iſt in der Prager Vorſtadt, rief endlich ein Vorüberlaufender mit lachendem Munde, wir haben ſie ſelbſt angezündet, um Mannsfelden zu ſchrecken, und ihm zu

zei-

zeigen, daß auch wir mit Feuer umzugehen wiſſen, uns vor ſeinen Drohungen nicht fürchten, was haben wir weiter zu verlieren als unſer Leben? Iſt nicht ſonſt alles dahin?

Gott, welche Raſerey! ſchrie Sybille mit zuſammengeſchlagenen Händen.

Ihr müßt bedenken, edle Frau, erwiederte der Mann, daß Armuth die Mutter der Verzweiflung iſt, ihr werdet, wenn ihr den Gartenpalaſt der alten Wallenſtein ausnehmt, in der ganzen Prager Vorſtadt nichts finden, als die armſeligſten Hütten; mit Freuden ſehen wir ſie im Feuer aufgehen, wenn nur auch die Mauern mit eingeäſchert werden, aus welchen nie ein Armer mit frohen Herzen gieng, und im Vertrauen ſeys euch geſagt, wir hoffen unter dem Schutt des Wallenſteiniſchen Schloſſes manches zu finden, was wir uns ſelbſt lieber gönnen als Mannsfelden, dem es doch zu Theil würde, wenn die Stadt übergeht.

Sybille wußte nicht, ob ſie mehr Abſchen oder mehr Mitleid gegen den Redenden fühlte. Als er im Anfang von ſeiner Armuth ſprach, ſo hatte ihre Hand die zwey letzten Goldſtücken gefaßt, die ſie noch beſaß, um ſie ihm zu geben, ob ſie ihm aber wirklich zu Theil wurden iſt

unge-

ungewiß. Ein gewaltiges Geſchrey im Krankenzimmer der Wallenſtein zog jetzt Sybillen vom Fenſter hinweg.

Sie fand die Kammerfrauen der alten Gräfin um ihr Bette ſtehen, ſich den Buſen zerſchlagen, die Haare ausraufen, und alle Zeichen des Entſetzens von ſich geben, die der ſchrecklichſte Vorfall nur verurſachen kann.

Ach unſere Frau! Unſere Frau! ſchrien ſie auf Sybillens Fragen. Wir glaubten ſie ſchlief, wir hörten ein ſeltſames Geſchrey, eilten herbey, fanden das Bette leer, die Thür zur Hintertreppe offen. Ach Gott und alle Heilige! was mag vorgegangen ſeyn! Sie war todtenſchwach, ſie hat ſich nicht ſelbſt entfernen können, und warum hätte ſie es auch thun ſollen? Ach, wir beſorgen, wir beſorgen! — Die Reden des heiligen Vaters, mit denen er ſie verließ! Sybille ſtand faſt ſo ſtarr vor Erſtaunen wie die Erzählerinnen, und wir können nicht gewiß behaupten, ob ihr nicht anfangs eben der Gedanke einfiel, von dem die Kammerfrauen einige Winke gaben; unwahrſcheinlich konnte es ihr nicht vorkommen, daß derjenige, dem der Mönch die Kranke beym Abſchiede ſo nachdrücklich empfahl, geeilt haben könne, ſein Eigenthum zu ſich zu nehmen. —

Alle Nachforſchungen, welche man bey beſſerer Ueberlegung anſtellte, waren vergebens, und bald kam auch die Stunde, da ein jeder alles andere, außer ſeiner eigenen Sicherheit vergaß, und da alſo auch der Verluſt der alten Wallenſtein, ſelbſt von der gutherzigen Sybille vergeſſen wurde.

Graf Mannsfeld nutzte die Verwirrung, in welcher jedermann über das Feuer in der Prager Vorſtadt war; es grif weiter um ſich als man vermuthet hatte, und während man in der einen Gegend mit Löſchen beſchäftigt war, ſo drang Mannsfeld in der andern herein, und bemeiſterte ſich der Stadt mit ſo weniger Mühe, daß man eher in Feindes Händen war, als man daran gedachte.

Der Eroberer war ein Mann von der edelſten Denkungsart; er that den Grauſamkeiten, welche beym Uebergang einer Stadt, die ſich hartnäckig vertheidigte, faſt unvermeidlich ſind, möglichſten Einhalt. Beſonders nahm er das Frauenzimmer, die Alten und die Kinder in ſeinen Schutz, und die Gräſin von Thurn hätte nicht einmahl nöthig gehabt, zu ihrer Sicherheit ihren Namen zu nennen, da ſchon ihr Geſchlecht und ihre Schönheit ſie der freundlichen Behandlung des Ueberwinders empfahl. Doch erwarb ihr der Titel einer Gräſin von Thurn eine beſonders achtungsvolle Begegnung; man gab ihr zu Ehren, nicht allein ihren ſondern auch den Frauen der Gräſin Wallenſtein die Freyheit, man ließ ihnen alles, was ſie beſaßen, und Mannsfeld war allezeit ſo bereit, Sybillens Vorbitten für die übrigen Einwohner der eroberten Stadt zu hören und zu erfüllen, daß wohl nie Beſiegte von ihren Ueberwindern ſchonender behandelt worden ſind.

Auch die Unglücklichen in der Prager Vorſtadt genoſſen ihres Vorſpruchs. Mannsfeld ritt ſelbſt hinaus, die Sache zu unterſuchen, und das Elend ſo viel als möglich zu lindern. — Er brachte der Gräſin eine Nachricht zurück, welche ihr edles Herz mit Entſetzen erfüllte. In einem der Keller des eingeäſcherten Wallenſteiniſchen Palaſts, fand man den entſeelten Körper der alten Gräſin; in ihrer Hand den Schlüſſel zu einem noch ungeöfneten Kaſten, bey dem ſie todt niedergeſunken war, und auf ihrem Geſichte die Züge der Leidenſchaften, mit welchem ſie die Welt verließ, Schrecken und wüthende

thende Furcht, das zu verlieren, was ihr das Liebſte war.

Das Gewölbe, in dem man ſie fand, war zu feſt, um von dem Feuer gelitten zu haben, es enthielt unermeßliche Schätze, und man konnte ſich nun die Art, wie dieſe unglückliche Frau verſchwunden und hieher gekommen war, leicht erklären. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte ſie, die vielleicht nicht ſo krank war, als ſie ſich glaubte, Sybillens Geſpräch mit dem Manne aus der Prager Vorſtadt verſtanden. Die Angſt wegen der Gefahr, in welcher ſie ihre Schätze im Gartenpalaſte wußte, hatte ihr Kräfte gegeben, ſelbſt dahin zu eilen wo ihr Herz war, und Schreck und jählinge Erkältung, vielleicht auch die verdorbene Luft des ſelten beſuchten Kellers, hatten ihr den plötzlichen Tod zugezogen, der ſie überfiel, ehe ſie noch die Augen an ihrem geliebten Golde hatte weiden können.

Sybille konnte nichts mehr für ſie thun, als ſie beweinen, und ihr eine ehrlichere Beerdigung verſchaffen, als ihr die Bürger von Pilſen gönnten, denn mit Mühe konnte man den Körper derjenigen der Wuth des Pöbels entreißen, von welcher nun jederman wußte, daß ſie das Schickſal der unglücklichen Stadt in ihren Händen hatte, daß ſie ſie durch ihre Schätze retten konnte, und es nicht that.

Siebzehnter Abſchnitt.

Die Gräfin von Thurn hatte ihr ganzes Leben hindurch tauſend Proben gegeben, daß nichts einen ſtärkern Einfluß auf ihr Gemüth habe, als die Geſellſchaft in welcher ſie lebte. Die böſen Geiſter, welche ſie umlagerten und zu verführen wußten, der Erzbiſchof und die Wallenſtein waren jetzt von ihr gewichen. Der edle Graf Mannsfeld hatte ſie nach Prag geführt, und ſie in die Hände ſeiner Schweſter geliefert, die ganz dazu gemacht zu ſeyn ſchien, eine hülfreiche leidende Freundin Sybillens zu werden.

Die Gräfin brauchte leibliche und geiſtliche Unterſtützung, und ſie fand beydes bey ihrer liebreichen Geſpielin. Die Geſundheit ihres Körpers ward wieder hergeſtellt, ihr Geiſt ward heiterer, die Gewiſſenszweifel ſchwiegen, und auch für die Theile ihres Kummers, welche Sybille für unheilbar hielt, ward Rath gefunden. Die

Gräſin Mannsfeld und ihr Bruder erboten ſich zu Vermittlern einer Ausſöhnung zwiſchen ihr und ihrem Gemahl, und was die Entfernung ihrer Kinder anbelangte, ſo ſchien auch dieſe ihrer Freundin kein unabänderliches Uebel zu ſeyn. Sie ließ ſich die Art ihrer Entführung verſchiedenemahl von Sybillen erzählen, ſie überlas den Brief der unbekannten Freundin Dorothee, ein lächelnder Zug ihres Mundes ſchien zu ſagen, daß ihr die Schreiberin nicht unbekannt ſey, und ob ſie ſich gleich nicht deutlich erklärte, ob ſie gleich nichts verſprach, ſo lag doch etwas in ihrem Betragen, das Sybillen Hofnung auf Dinge machte, die ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte.

Die falſchen Freunde ſind ja nun abgetreten, ſagte die Gräſin von Mannsfeld lächelnd, Sybille hat ja nunmehr wohl Wahrheit und Falſchheit unterſcheiden gelernt, und es fehlt alſo nichts mehr, als daß dieſe Dorothee die glückliche Veränderung des Schauplatzes wiſſe, um ihr Verſprechen zu erfüllen, und einer gekränkten Mutter ihre Kinder wieder in die Arme zu liefern.

Aber mein Gott, rief Sybille, wie ſoll ſie erfahren was bey uns vorgeht, da wir ſie nicht kennen, ihr keine Nachricht geben können?

Dieſe Dorothee, erwiederte die Gräſin von Mannsfeld, ſcheint mir eine Dame mit ziemlich weitreichenden Armen zu ſeyn; ſolte ſie nun mit dieſem Vorzug auch ein weitſehendes Auge verbinden, wie ich faſt glauben möchte, ſo denke ich immer, ich werde die Töchter einer ſo liebenswürdigen Mutter bald perſönlich kennen, und ſie ſo ſehr lieben lernen, wie ich Sybillen liebe.

Ihr ſpottet meiner, liebe Mannsfeld, ſagte Sybille und lehnte ſich vertraulich an ihre Freundin, doch euer Spott iſt ſanft, er thut meinem Herzen nicht wehe.

Wochen und Monate entflohen. Graf Mannsfeld breitete ſeine Siege immer weiter aus, und bereitete Friedrichen einen ruhigen gebahnten Weg zum Throne. Schon erwartete man den künftigen König der Böhmen zu Prag, ſchon machte man Zubereitungen zu ſeinem Einzug und zu ſeiner Krönung, und das wankelmüthige Volk jauchzte ihm, der noch nichts für das Wohl des Landes gethan hatte, mit eben dem Jubel entgegen, als ehemals dem Grafen von Thurn, welcher alles für die Böhmen aufopferte. War es Sybillen wohl zu verdenken, wenn ſie hiebey etwas fühlte? Es war eben nicht nöthig, daß ſie der ankommenden Kurfürſtin von der Pfalz, den Titel einer böhmiſchen Königin beneidete: es war nicht nöthig, daß ſie durch den Abſtand, der ſich zwiſchen ihr und dieſer Dame befand, ſich gekränkt und gedemüthigt fühlte, um vor dem Tage ihres Einzugs zu beben. Jeder Gedanke, der ſich ihr darbot, mußte ihr vor der Perſon bange machen, die ſie künftig zu ſpielen hatte. Was ſie von Eliſabeth wußte, war wenig im Stande, ihr Hofnung auf Güte und Herablaſſung zu machen; Güte und Herablaſſung gegen ſie, die ſonſt nur dieſe Tugenden ſelbſt geübt, nie ſie von andern gefodert hatte. Die Rolle, die der Graf von Thurn bisher geſpielt, die Hand, die er faſt öffentlich nach der Krone ausgeſtreckt hatte, konnte ihm bey dem künftigen König von Böhmen nicht ſehr empfehlen, und war man übel geſinnt gegen ihn, was hatte dann ſeine Gemahlin zu gewarten? Sie, die durch die Trennung von ihm beſchimpft, bey den meiſten für eine geheime Anhängerin der Feinde, und bey denen, die ſie genau kannten, wenigſtens für eine ſchwache, wankelmüthige Frau gehalten ward, die nicht ein-

mahl

mahl im Stande war, ihre eigenen Kinder zu ſchützen und zu erziehen.

Vorſtellungen von dieſer Art machten Sybillen am Ende wirklich krank. Sie war am Tage des königlichen Einzugs nicht im Stande das Zimmer zu verlaſſen, und ſo wie ſich es geziemt hätte, nebſt der Gräfin Mannsfeld an der Spitze der andern Damen, der neuen Königin entgegen zu gehen.

Das Geräuſch des Einzugs, das Jubelgeſchrey des Volks, ein verſtohlner Blick durch die Gardinen, der ihr die reizende Eliſabeth in aller Pracht einer Königin, an der Seite ihres Gemahls zeigte, ein Gedanke an die Vergangenheit, was für Streiche für die, welche ſchwächer war als die meiſten ihres Geſchlechts, und die doch mehr als ein Weib hätte ſeyn müſſen, um ſich unter denſelben aufrecht zu erhalten! — Sie war genöthigt, ſich zu Bette zu legen; der Schlaf erbarmte ſich ihrer, und machte auf einige Stunden ihren gewaltſamen Empfindungen ein Ende, und ſie erwachte nicht eher, bis ein Geräuſch in ihrem Vorzimmer ſie muthmaßen ließ, die Gräfin Mahnsfeld ſey vorhanden, welche ihr noch dieſen Abend, ſobald die Hofetiquette ihr erlaubte ſich zu entfernen, einen Beſuch verſprochen hatte. Sie ſchlug die Vorhänge zurück und horchte; ein ungewöhnlicher Aufruhr unter ihren Frauen machte ſie aufmerkſam. Die vornehmſte ihrer Kammerfrauen trat mit einiger Beſtürzung herein und zog die Vorhänge des Bettes haſtig zurück. Gnädige Frau. rief ſie, wäre es euch nicht möglich, euch ein wenig zu erheben. Eine Dame vom — vom Gefolge der Königin, begleitet die Gräfin Mannsfeld, ſich nach eurem Befinden zu erkundigen, und der Wohlſtand — —

Wie? ertönte eine Stimme am Eingange des Schlafgemachs, die Arme liegt zu Bette? Iſt wirklich krank? O, erhebt euch nicht, Gräfin! Krankheit hebt jedes Ceremoniel auf! Bey Endigung dieſer Worte war die Ankommende am Bette der Gräfin, eine Menge Wachskerzen kamen um ſie her, und ſie ſtand da, die herrlichſte majeſtätiſche Geſtalt, die je ein Auge ſah. Ein Nachtkleid von weißer Seide floß in weiten Falten um ſie her, und ein Gewühl langer blonder Locken fiel ohne allen Schmuck auf ihre bloße Bruſt und ihre Schultern.

Sybille ſah ſie mit ſtarren Augen an. Gott! ſchrie ſie endlich. Die Königin? Zu mir? Träume ich oder wache ich? — Und wenn ich es nun

bin,

bin, rief die lächelnde Eliſabeth, denkt denn die Gräſin von Thurn, daß dies das letztemahl ſeyn wird, daß ſie ſo von ihrer guten Freundin überraſcht wird?

O, zu viel Gnade, zu viel Herablaſſung! rief die Gräſin von Thurn, indem ſie die dargebotene Hand an ihre Lippen drückte.

Ich hörte, ihr wäret krank, ſprach die Königin, indem ſie ſich auf einem Seſſel an der Seite des Bettes niederließ, und ich konnte nicht ſchlafen gehen, bis ich mich ſelbſt von eurem Befinden überzeugt hatte. Die Gemahlin des tapfern Beſchützers dieſes guten Volks, das mich ſeine Königin nennt, verdiente ja wohl dieſe kleine Aufmerkſamkeit.

Thränen, deren Deutung wir nicht über uns nehmen, ſtürzten aus Sybillens Augen und verhinderten ihre Antwort. Vielleicht Thränen der Rührung und Dankbarkeit, der Rückerinnerung, der Beſchämung ſich geirrt zu haben, ſich durch alles, auch durch herablaſſende Güte gedemüthigt zu ſehen; wer kann in einem Frauenzimmerherzen leſen, beſonders in einem ſolchen, das durch tauſend gewaltſame Leidenſchaften beunruhigt, ſo wenig im Stande iſt, ein feſtes Bild

zurück

zurück zu werfen, als ein vom Sturm getrübtes Waſſer.

Mich dünkt, unſere gute Sybille iſt ſehr ſchlecht, ſprach Eliſabeth, indem ſie ſich zur Gräſin Mannsfeld wandte, ihr müßt ſie nicht verlaſſen, ich nehme eure Begleitung nicht an, ich werde Rechenſchaft von euch wegen ihres Befindens fodern.

Die Königin ſtand auf, die beſtürzte Sybille ſtammelte einige Worte, welche Empſindungen heißer Zuneigung und Dankbarkeit ſprachen. O, was für eine Rednerin ſeyd ihr mit euren gebrochenen Worten! rief Eliſabeth, indem ſie ihre Wange küßte. Doch werdet nur erſt wieder geſund, und was gilts, es ſoll mir glücken, euch vor Freude ganz ſtumm zu machen; ich habe Geſchenke für euch, die ſelbſt ich mehr als königlich nennen muß.

Achtzehnter Abſchnitt.

War das nicht zu viel Herablaſſung bey einer ſo ſtolzen Dame wie Eliſabeth? Was für Triebfedern, was für Bewegungsgründen ſollen wir

eine

eine ſolche Erſcheinung zuſchreiben? Wir wollen die Gräſin Mannsfeld darüber hören.

Himmel, was ſoll das bedeuten? rief ihr Sybille entgegen, als ſie von der Begleitung der Königin zurückkam. Iſts wirklich, wirklich kein Traum? Wie konnte ſich die ſtolze Prinzeßin von England entſchließen? —

Ja, das weis Gott, erwiederte die Gräſin, ich bin ſo beſtürzt, ſo überraſcht wie ihr.

Ich bin noch mehr, rief Sybille, beſchämt, zu Boden gedrückt von dieſem Uebermaas von Güte, deſſen ich, ſo wenig Stolz ich auch beſitzen mag, in ähnlicher Lage nicht fähig geweſen ſeyn würde.

Ihr urtheilt, wie eine Perſon, die den Hof nie geſehen hat, ſprach die Gräſin Mannsfeld mit dem ihr eigenen bedeutungsvollen Lächeln. So hoch ich die Königin ſchätze, ſo wolte ich doch ungern alles was ſie that, auf die Rechnung großmüthiger Güte ſchreiben. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß da man eure Anweſenheit in Prag wußte, ihr mit ziemlich ungnädiger Miene beym Empfang an meiner Seite vermißt wurdet. Die Nachricht von eurer Unpäßlichkeit wurde aufgenommen, wie eine Sache, die man nur halb glaubt; man gedachte eurer ferner nicht

mit

mit einem Worte. Nach aufgehobener Tafel erfolgte ein langes Geſpräch an einem Fenſter zwiſchen dem Könige und ſeiner Gemahlin. Man gieng aus einander. Die Königin, die ſich die ganze Zeit mit der auszeichnendſten Güte gegen mich betragen hatte, erlaubte mir ihr zu folgen, und bei ihrem Auskleiden gegenwärtig zu ſeyn. Ich bin gewohnt, ſagte ſie, als ſie ihren Schmuck abgelegt hatte, wenigſtens eine Stunde des Tages die Fürſtin ganz auf die Seite zu ſetzen, und mir ſelbſt und meinen Freunden zu leben; kommt, liebe Mannsfeld, wir wollen zuſammen ausfahren, ich bin jetzt keine Königin, blos eure Eliſabeth.

Ich folgte ihr in den Wagen, und erſtaunte faſt ſo ſehr als ihr, als er vor eurem Palaſt hielt, als ſie ſich, ohne weiter ein Wort mit mir darüber zu wechſeln, nach eurem Zimmer leuchten ließ, und an eurem Bette ſtand, ehe ich mir alle dieſe Unbegreiflichkeiten zuſammen reimen konnte. — —

Die Damen ſprachen bis tief in die Nacht über dieſe Gegenſtände. Sybille war und blieb für die Königin eingenommen, und konnte ihr keine Nebenabſicht zutrauen, dahingegen die Gräfin Mannsfeld den Grund der ganzen Begebenheit,

benheit, theils in einem Mistrauen wegen einer erdichteten Unpäßlichkeit, theils in der Nothwendigkeit, dem immer noch mächtigen Grafen von Thurn in ihrer Perſon zu ſchmeicheln, theils in dem Wunſche ſuchte, ſich des ganzen Herzens, des völligen Zutrauens derjenigen zu bemächtigen, die einſt ſo nahe an dem Throne geſtanden hatte, den man jetzt ihr entriß.

O, rief Sybille, wenn es Eliſabeth um mein Herz, um mein Zutrauen zu thun iſt, dieſes hat ſie bereits ganz; keine Krone der Welt wäre mir ſo lieb, als die Zuneigung einer ſolchen Königin!

Ich will euch nicht in eurem ſüßen Wahne ſtören, ſagte die Gräfin, auch habe ich nicht nöthig, euch hier zur Behutſamkeit zu ermahnen. Wenn man auch ja ein wenig zärtlicher reden und handeln ſolte, als man fühlt, ſo iſt für euch dabey weiter keine Gefahr, man hat keine böſen Abſichten wider euch, man kann keine haben, und es iſt kein Zweifel, daß ihr, wenn ihr euch der Zuneigung die ihr für Eliſabeth habt, ſo ganz ohne Zurückhaltung überlaſſet wie ihr ſie fühlt, ſie auf ſo hinreiſſende Art äußert, wie dieſen Abend, die Königin kein Herz haben müßte, wenn ſie euch

nicht

nicht bald ſo lieb gewinnen ſolte, wie ſie vielleicht jetzt nur vorgiebt.

Die Gräſin Mannsfeld verließ Sybillen, um ihr Zeit zum Schlafen zu laſſen. Aber wie konnte diejenige ruhen, die ſo voll von tauſend Ideen war, die ganz von denen abgiengen, mit welchen ſie ſich bisher beſchäftigte.

Der ganze Schauplatz hatte ſich vor ihren Augen verändert. Statt der ſtolzen verächtlichen Herablaſſung, die ſie erwartet hatte, fand ſie großmüthige Güte; ſtatt einer herrſchſüchtigen, auf die ehemahlige Größe einer andern neidiſchen, über ihren Fall triumphirenden Königin, fand ſie eine Freundin, und, o Gott, was für eine Freundin. Eliſabeth war ein Engel an Leib und Geiſt, und wenn ſie ſich vorgenommen hatte Herzen zu erobern, wenn ſie den einigen Flecken, den man an ihr finden konnte, den Stolz beyſeite zu legen beliebte, ſo konnte ihr nichts widerſtehen.

Kein Wunder, daß Sybille alles an ihr bezaubernd fand; die geringſte Kleinigkeit entwiſchte ihrer Bemerkung nicht, ſelbſt in der ſimpeln, prachtloſen Kleidung, in welcher ſie kam ſie zu beſuchen, entdeckte ſie Großmuth und ſchonende Güte.

Die Gräfin von Thurn brannte vor Verlangen, des andern Tages wohl genug zu ſeyn, um der Königin aufwarten zu können, aber ſie kannte ihren Vortheil nicht. Das Fieber, von welchem ſie ſehr ernſtlich befallen ward, und das ſie dieſen und einige folgende Tage unfähig machte, das Bette zu verlaſſen, gab ihr vielleicht mehr Intereſſe in Eliſabeths Augen, als ihr eine ſo ſchleunige Wiederherſtellung gegeben haben würde.

Sybillens Zimmer ward dieſe ganze Zeit über von den Hofleuten der Königin nicht leer; jederman bemühte ſich ihr zu ſchmeicheln, jederman war um ſie beſorgt. Der Leibärzt des Königs kam in den gefährlichſten Tagen faſt nicht von ihr, und der Hofprediger, der ſchon erwähnte Herr Scultetus, wußte ſich durch ſeine vernünftigen und gottſeligen Geſpräche bey ihr, welche ohnedem eine Freundin geiſtlicher Herren war, ſo beliebt zu machen, daß ſie gegen die Gräfin Mannsfeld bekannte, die Unterhaltungen des Erzbiſchofs wären mit den ſeinigen nicht zu vergleichen.

Am Abend des Krönungstages erhielt ſie noch einen Beſuch von Eliſabeth. Sie erſchien wieder in einen ſimpeln Nachtgewande, und gedachte

dachte der Feyerlichkeit des Tages auf keine Art, als kurz vor ihrem Abſchiede, da ſie nach einem kleinen Stillſchweigen anfieng: Ich muß doch die Gewohnheit der Könige an ihrem Ehrenfeſte Geſchenke auszutheilen, nicht aus der Acht laſſen; ich bin euch ein Geſchenk ſchuldig, liebe Gräfin, das ich euch vielleicht zu lange vorenthalten habe, aber ihr waret zu krank, ihr würdet ſeinen Werth gar nicht, oder vielleicht für euer Wohl zu ſtark gefühlt haben.

Ein Wink auf eine hinter ihr ſtehende Dame, machte, daß dieſe das Zimmer verließ. Bald darauf öfnete ſich die Thür, und Thekla und Thereſe ſtürzten ſich, ohne ſich an die Königin zu kehren, mit dem Geſchrey: O, meine Mutter! meine Mutter! an Sybillens Bette nieder.

Auch Sybille vergaß, daß ſie nicht allein war. Faſt leblos vor Entzücken drückte ſie die Kinder in ihre Arme, ſie waren der einige Gegenſtand den ſie ſahe, und bald ſchwanden alle Gegenſtände aus ihren Augen, und ſie ſank ohnmächtig auf ihr Kiſſen zurück. O, ſo viel Glück! ſo viel Güte! rief ſie, als das Weinen ihrer Töchter, und die eigene Bemühung Eliſabeths ſie wieder zu ſich ſelbſt brachte. Werde ich je im

Stande

Stande ſeyn, alles was ich fühle auszudrücken? Sybille drückte mit ihrer Rechten die Hand der Königin, die auf ihrem Buſen ruhte, an ihr Herz, indeſſen Thereſe und Thekla an ihrer Linken hiengen und ſie mit Küſſen und Thränen bedeckten.

Hieher! hieher! meine Kinder, rief Sybille, indem ſie ſie näher zur Königin zog, hier müßt ihr knien, ſie iſt eure zweyte Mutter, war euch mehr als ich, rettete euch, da ich Verblendete euch verderben wolte!

Die beyden jungen Mädchen umfaßten Eliſabeths Knie, und Thekla richtete ihre großen ſchwarzen Augen feſt auf ſie, und rief mit der ihr eigenen Naivete: Wir danken euch, gute Königin, daß ihr uns zu unſerer Mutter führen woltet, die wir noch mehr lieben als euch, ob euch gleich alle Welt lieben muß.

O, das iſt das Wenigſte, wofür ihr zu danken habt, rief Sybille, daß dieſe erhabene Dame euch eurer unglücklichen Mutter wieder ſchenken wolte, daß ſie euch mir entriß, euch vor denen ſchützte, die euch verderben wolten, dies war Gnade; Gnade, die ihr und ich ihr nimmer gnug verdanken können.

Nein, Gräfin, rief Eliſabeth, die Sybillens Irrthum merkte, ich finde, ihr ſeyd in einem, falſchen Wahn; ich konnte nichts für eure Kinder thun, als mir die Freude machen, ſie euch wieder zu bringen, ihr würdet ſie auch ohne mich wiedergeſehen haben, nur der Zufall brachte ſie in meine Hände, nie habe ich ſie zuvor geſehen, aber mich dünkt, ich wolte die halbe Welt drum geben, ganz den Dank zu verdienen, den ihr mir gebt. Gott weiß, nur die Unwiſſenheit, daß dieſe Kinder meiner Hülfe bedurften, verhinderte mich, das für ſie zu thun was andere thaten.

Solte Eliſabeth und die großmüthige Dorothee, die zweyte Mutter meiner Kinder nicht eine Perſon ſeyn? fragte Sybille mit einem zweifelnden Blick auf die Königin.

Nein, Mutter, rief die kleine Thekla, Frau Dorothee iſt keine ſo große Königin wie dieſe Dame, auch bey weitem nicht ſo jung und ſchön, aber ach ſo gut! ſo gut! Kein Menſch kann ſo gut ſeyn als ſie.

Süßes, holdſeliges Geſchöpf, rief Eliſabeth und zog das Kind auf ihren Schoos. Aber Thereſe, mein Kind, warum ſo ſtill? Liebſt du mich nicht ſo ſehr wie deine Schweſter? Haſt du mir und deiner Mutter nichts zu ſagen? Meine bisherige Beſchützerin, ſprach das junge Mädchen mit einer tiefen Verbeugung, lehrte mich ſchweigen. In Gegenwart einer großen Königin, darf ein Mädchen wie ich, nur denken und fühlen.

O, Sybille, rief die Königin, was für bezaubernde Kinder habt ihr! Glückliche beneidenswerthe Mutter! Ihr und ſie dürft euch nie von mir trennen. Nur noch ein paar Jahre, und ich bitte euch um die beſcheidene Thereſe, ſie ſoll die erſte unter meinen Hoffräuleins, die nächſte um meine Perſon ſeyn, mit der Kleinen da wüßte ich nicht was ich machen ſolte, ich werde ſie von mir jagen. — Ich werde eure Tochter ſeyn, rief Thekla, und ſchlang ſich feſter um den Hals der Königin und immer, immer will ich euch Mutter nennen.

Eliſabeth trennte ſich ungern von dieſen drey Perſonen, die ſie durch die unverſtellte Liebe, mit welcher ſie ihr ergeben waren, ganz zu feſſeln wußten, und ſie eine Freude kennen lehrten, die den Königinnen ſelten zu Theil wird. Die Gräfin Mannsfeld hatte recht; das, was anfangs vielleicht blos Staatsklugheit, blos feine Verſtellung war, mußte durch den öftern Umgang mit Sybillen wahre Zuneigung werden, eine

eine Zuneigung, welche, wie wir in der Folge ſehen werden, nur durch den Tod getrennt werden konnte.

Neunzehnter Abſchnitt.

Sybille war jezt mit ihren Kindern allein. Ohne Zwang konnte ſie ihr Herz voll mütterlicher Empfindungen überſtrömen laſſen. So habe ich euch denn wirklich, wirklich wieder? rief ſie. O, wo ſeyd ihr geweſen? Wer iſt eure Wohlthäterin? Wem muß ich für eure Erhaltung, wem für die gute Aufſicht, die ich in eurem ganzen Aeußern leſe, danken?

Ich weis ſie nicht anders zu nennen als Dorothee, antwortete Thekla, ihr werdet doch Frau Dorotheen kennen.

Und auch die verſtändige Thereſe ſolte nicht mehr wiſſen? fragte die Gräfin weiter, indem ſie ihre älteſte Tochter anſah.

In der That, liebe Mutter, erwiederte das junge Mädchen, dieſe Dame ließ ſich nie anders nennen als Thekla euch ſagt, doch ſchien

ſie

ſie von uns am liebſten den Namen Mutter zu hören.

Aber wer mußte ſie ſeyn? fuhr die Gräſin fort.

Ich habe ſie allezeit für eine große Fürſtin gehalten, ſagte Thereſe, obgleich meine Schweſter immer meynte, daß ſie nichts fürſtliches an ihr ſähe. Und das war auch wahr, liebe Mutter, ſprach die Kleine, ich habe weder Gold noch Edelſtein bey ihr geſehen, auch war das Haus, welches ſie bewohnte, bey weitem nicht ſo prächtig als dieſes.

Als wenn das nur Fürſtinnen ſeyn könnten, welche prächtig gekleidet gehen und in Paläſten wohnen, ſprach Thereſe mit einem kleinen Lächeln.

Erzähle mir alles, mein Kind, ſagte die Gräſin, vielleicht daß ich mehr errathen kann als du.

Wir glaubten zu euch oder in das Katharinenkloſter gebracht zu werden, als Brigitte mit uns aus Prag abreiſte, fieng Thereſe an, aber man führte uns einen weiten Weg, bis wir an ein einſames Schloß kamen, welches in einer Gegend lag, die faſt noch ſchöner als die um das Katharinenkloſter war; es dünkt mich, ich hörte es einmahl Frauendorf nennen.

Die freundliche Dame, die uns nach der Zeit ſie Mutter zu nennen erlaubte, ließ uns, ſobald wir gemeldet waren, vor ſich kommen. Sie ſchien uns erwartet zu haben, küßte uns, und fragte nach unſern Namen.

Sie fragte uns auch, ob unſere Mutter eine gute Mutter wäre, ſprach Thekla, und ich antwortete, Ja.

Sie ſchien mich alſo nicht zu kennen? fragte Sybille.

Perſönlich wohl nicht, erwiederte Thereſe, aber ſie wußte alles was uns und unſer Haus angieng, und ſprach oft mit Rührung von euch und unſerm Vater.

Sie ſagte einmahl, ſiel Thekla ein, wenn doch der Graf von Thurn wüßte, daß Fürſten nur in den Stunden glücklich ſind, in denen ſie ihren Stand vergeſſen, er würde ſich um keine Krone bemühen.

Und dieſe Rede, ſprach Thereſe, nebſt noch vielen andern von dieſer Art, beſtätigte mich eben in der Meynung, daß Dorothee eine große Dame ſey, welche aus Erfahrung ſprechen könne. Doch auch ihr ganzer Anſtand, die unvergleich-

liche

liche milde herablaſſende Güte gegen Geringere, die tiefe Ehrfurcht, mit welcher man ihr begegnete, alles, alles beweißt mir, daß ich recht habe, und daß Dorothee keine gemeine Perſon ſeyn kann.

Ich glaube es ſelbſt, ſagte die nachdenkende Sybille, aber fahre fort. Sie überließ uns der Aufſicht Brigittens, fieng Thereſe von neuem an.

Alſo Brigitte blieb bey euch? unterbrach ſie ihre Mutter.

O, ja, ja, rief Thekla, Brigitte hatte uns ja zu ihr gebracht. Gott ſey Dank, ſprach ſie zu Dorotheen, hier ſind wir endlich!

Thekla! ſprach Thereſe mit einem unwilligen Blick auf die Kleine.

Und Meiſter Nikolaus war auch da, fuhr Thekla fort, ohne auf das Winken ihrer Schweſter zu achten. O, wir haben ihn recht oft geſehen, er iſt gar nicht mehr krank, und unterrichtet Dorotheens Söhne im Himmelsklauſe.

Thereſe! Thereſe! ſprach Sybille mit einem unwilligen Blick auf ihre älteſte Tochter, du biſt nicht aufrichtig! Ich werde mich nur an deine Schweſter wenden.

Verzeihet, liebe Mutter, erwiederte das junge Mädchen, indem ihr die Thränen in die

Augen

Augen traten, Thekla hätte in der That beſſer gethan zu ſchweigen. Nun werdet ihr auf die arme Brigitte zürnen, und wer weis, was dem guten Falk zuſtoßen kann. Unſere Beſchützerin ſagte, niemand dürfe wiſſen, daß ſich Meiſter Nikolaus bey ihr aufhalte.

Du ſprachſt von den Söhnen dieſer Dame? fragte die Gräfin die kleine Thekla.

O, ſie hatte welche, erwiederte ſie, aber ſie ſind ſchon ſehr groß, vornehmlich der Bernhard. Der kleine Bernhard da, iſt mir doch lieber, da, ſeht einmahl!

Thekla reichte ihrer Mutter ein Miniaturgemälde eines ſchönen Knaben. Ich bat einmahl Frau Dorothern ſo ſehr, ſo ſehr darum, fuhr ſie fort, da ſchenkte ſie mirs, und ſprach, es ſey der kleine Bernhard, ihr jüngſter Sohn, ich liebe es vielmehr, als den großen Bernhard, ungeachtet ich ihm auch recht gewogen bin.

Und doch ſind beyde eins, ſprach Thereſe, nur daß dieſes ihn in ſeinen Kinderjahren vorſtellt, und nicht jetzt, da er wohl ſchon vierzehen Jahr alt ſeyn mag.

Ihr müßt mir künftig mehr von dieſen Dingen ſagen, ſprach die nachdenkende Sybille. Wo iſt Brigitte?

Sie blieb krank unterwegens, antwortete Thereſe, die Königin, welche durch den Ort reiſte, wo wir waren, ſahe uns, erfuhr unſern Namen, nahm uns mit ſich, und verſprach Brigitten nachholen zu laſſen, wenn ſie geſund ſey.

Aber auf was für eine Art wurde eure Wohlthäterin bewogen euch von ſich zu laſſen? fragte Sybille.

Wir fragten und weinten oft nach euch, ſprach Thekla, aber nie wolte man uns zu euch bringen, allein an einem Tage, da außer mir niemand bey ihr war als Nikolaus, ſprach ſie, — wie ſprach ſie doch Thereſe? Ich habe dirs erzählt.

Thereſe ward roth und ſchwieg.

Sybille befahl mit einigen Unwillen, ihrer jüngern Tochter zu reden.

Thekla! rief die Aelteſte, erinnere dich was ich damahls ſprach!

Weils die Mutter will, ſo muß ichs ſagen, fieng das Kind an. —

Die Gräfin von Thurn, ſprach Frau Dorothee, ſcheint im Ernſt klug werden zu wollen; die Gräfin Mannsfeld ſchreibt es mir, und ich muß ihr ihre Kinder wieder ſchicken. Und ſo ſchickte ſie uns dann fort; aber ich gieng nicht gern,

gern, denn damahls hatte ich ſie wohl ſo lieb wie euch.

Auch ſind wir ihr tauſendfachen Dank ſchuldig, ſprach Thereſe. Denn was hat ſie uns in der kurzen Zeit, da wir bey ihr waren, nicht alles lernen laſſen! Ihr werdet erſtaunen, Mutter, wie geſchickt meine Schweſter in einer Menge kleinen Arbeiten geworden iſt, auch ſingt ſie recht artig, und iſt auch viel geſitteter als vormahls, obgleich immer noch ein wenig übereilt.

Ach was hilft mir das, rief Sybille, wenn ſie mir das Herz meiner Kinder entzogen hat!

Die jungen Mädchen ſchmiegten ſich an ihre Mutter, und verſicherten ſie mit den innigſten Liebkoſungen ihrer Zärtlichkeit, welches Sybille von der Jüngſten ziemlich gütig, von Thereſen aber mit ſichtlichen Kaltſinn aufnahm. Sie hatte ſie im Verdacht der Zurückhaltung, der mehreren Anhänglichkeit an die unbekannte Dame, auch traute Sybille ihr Klugheit genug zu, die Schwächen ihrer Mutter einzuſehen, und die Urtheile, die ſie darüber von andern gehört hatte, nicht zu vergeſſen.

Sybillens Neugier war durch die Erzählung ihrer Kinder nicht geſtillt, nur mehr gereitzt worden. Sie brannte vor Verlangen von Brigitten,

ein

ein mehreres zu hören: Sie ließ ſie nach Prag abholen, aber alles was ſie von ihr vernahm, war unbefriedigend. Ein wirklich zur Sicherheit des Meiſter Nikolaus (deſſen Aufenthalt der ſchwachen Sybille verborgen bleiben mußte) geleiſteter oder nur vorgeblicher Eyd, ſchützte Brigitten vor zu heftigen Eindringen, und alles was ſie ihrer Gebieterin geſtand, war, daß die ſogenannte Dorothee wirklich eine große Dame ſey, die auf ihre und des redlichen Falks Vorbitte, ſich der jungen Fräuleins angenommen, und ſie vor der Gefahr, gegen welche ihre Mutter blind war, auf Zeitlebens in ein Kloſter geſteckt zu werden, gerettet habe. Sie lebt, ſetzte ſie hinzu, theils aus Liebe zur Stille, theils aus weiſer Sparſamkeit, die meiſte Zeit wie eine vornehme Privatperſon. Peſt und Waſſerfluthen verherten einige Jahre daher, ihre ohnedem nicht allzu weitläuftigen Lande. Die Flammen verzehrten im vorigen Jahre ihre Reſidenz, ſie iſt eine Mutter vieler Kinder, und ſchränkt ſich deswegen weislich ein, weil ſie eher dem fürſtlichen Aufwand als dem Vergnügen wohlzuthun entſagen kann, das ſie, ohne ſich durch Unglücksfälle hierinne zur Kargheit bewegen zu laſſen, faſt ohne Gränzen ausübt. Hätte wohl

Sybille in dieſen Zügen die erhabene Dorothee Marie, die unvergeßliche Fürſtin von Weimar verkennen können, wenn ſie nur ein wenig in der Geſchichte ihrer Zeit bewandert geweſen wäre? Aber ſie wußte nicht, auf wen ſie rathen ſolte, und das Geräuſch des Hofs, in welches ſie nach ihrer völligen Geneſung verflochten ward, machte, daß ſie ſich nicht weiter nach derjenigen erkundigte, die abſichtlich verborgen ſeyn wolte, und ſich an der ſtillen Dankbarkeit gegen eine Unbekannte genügen ließ.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Die Gräfin von Thurn und ihre Töchter wurden bey Hofe vorgeſtellt. Der König begegnete ihnen mit auszeichnender Gnade, aber bey der Königin war es ſelbſt der argloſen Sybille merklich, daß ſie ein anderes Geſicht öffentlich, und ein anderes bey Privatunterredungen trug. In einem vertraulichen Tete a Tete mit ihrer gewählten Freundin, war ſie ganz die holdſelige Eliſabeth, aber ſich vor andern gegen die Gräfin von Thurn mit der Herablaſſung zu betragen, welche ſie ihrem Stande und ihren ehemaligen Anſprüchen nach, wohl fodern konnte, das war der ſtolzen Engländerin unmöglich, und man mußte ganz ſo ſanft wie Sybille, oder vielmehr ganz ſo ſchwach ſeyn wie ſie, um hiebey nicht zuweilen empfindlich zu werden.

Sie beharrte nach wie vor in ihrer Ergebenheit gegen ihre königliche Freundin, und ſie feſſelte ſich vollends ganz an ſie, als ſie ſahe, daß ſie ernſtliche Anſtalten zu Vollendung einer Sache machte, welche die Gräfin Mannsfeld und ihr edler Bruder ſchon eingeleitet hatten. Was konnte Sybillen mehr am Herzen liegen, als Ausſöhnung mit ihrem Gemahl, und wie entzückte ſie der Eifer, mit welchem man bey Hofe an der Erfüllung ihres Lieblingswunſches arbeitete. Sie ſchrieb alle Schritte die man dazu that, blos Eliſabeths Sorge für ihr Glück, nichts davon den Staatsabſichten zu, welche hiebey vorwalteten.

Der Graf von Thurn, ungeachtet er klug genug geweſen war, ſich für den einmahl gewählten König der Böhmen zu erklären, blieb doch immer noch ein zweifelhafter Freund nnd ein ſehr gefährlicher Feind für den, der kaum den Thron beſtiegen hatte. Man wünſchte ſich ſeiner ſo zu verſichern, ihn mit ſo feſten Banden zu feſſeln, als es der Politik mit ſeiner Gemahlin gelungen war. Sybille und ihre Kinder ſolten das Mittel werden, ihn herbey zu ziehen, man wolte ihn mit Wohlthaten und Ehrenſtellen überſchütten, man wolte ihn durch Ausſöhnung mit derjenigen, die er ehemals mit ſo heißer Zärtlichkeit liebte, glücklich machen, man wolte ihn durch die Freuden des häuslichen Lebens verſtärken, und ihm unvermerkt durch Entfernung von dem Heere, die Macht abſchneiden, welche für Friedrichen ſo gefährliche Folgen haben konnte.

Der Graf von Thurn konnte den dringenden Einladungen nach Prag nicht widerſtehen, ungeachtet er nicht recht errathen konnte, was man unter denſelben ſuchte, und Urſache hatte zu glauben, man wolle ihn zur Rechenſchaft wegen einer Schlacht ziehen, die er wider alles menſchliche Vermuthen, ungeachtet einer unverhoften Verſtärkung von zwanzig tauſend Mann, ungeachtet des weit ſchwächern kaiſerlichen Heers vor kurzem verlohren hatte. Er war auf alle Fälle gefaßt; er erſchien an der Spitze eines wohlgeübten Heers, welches gewohnt war zu gewinnen und zu verlieren wie er wolte, er würde, hätte man ihn zur Rede geſtellt, ſich wenig geſcheut haben. Das, was ihm an der Gerechtigkeit ſeiner Sache abgieng, hätte er durch Macht und Kühnheit erſetzen können. Er wünſchte vielleicht aufgefodert und beleidigt zu werden, um mit Friedrichen zu brechen und Anſchläge ausführen zu können, welchen er noch nicht ganz zu entſagen vermochte.

Seine Vorſtellungen führten ihn irre, und ſeine Abſichten ſchlugen fehl. Der König ließ ihn nach Prag mit fürſtlichem Pomp einholen, er empfieng ihn wie einen Freund, und Eliſabeth bot alle ihre zauberiſchen Reizungen auf, ihn ſo zu beſtricken, wie ſie ſeine Gemahlin beſtrickt hatte. Man ſprach nur von ſeinen Siegen; der verlohrnen Schlachten wurde mit keinem Worte gedacht, man übergieng ſogar das mit Stillſchweigen, was eigentlich gar nicht in den gemachten Plan taugte, daß er nicht allein, ſondern wider Befehl, an der Spitze ſeines Heers gekommen war; wie hätte man es jetzt ſchon wagen ſollen, von einem Manne wie Thurn ſtrenge Befolgung königlicher Befehle zu fodern.

Endlich trat man mit der Urſache ſeiner Berufung nach Prag hervor. Sybille in bräutlichen Gewand und faſt noch ſo ſchön wie am Tage, da ſie ihm zuerſt ihre Hand gab, wurde ihm

von

von der Königin entgegen geführt. Nehmt eure reizende Gemahlin als das erſte Geſchenk von derjenigen an, welche unabläßig ſtreben wird, nicht euch zu belohnen, nein, nur euch ihre Freundſchaft zu bezeigen. Dies waren Eliſabeths Worte, und Sybille ließ ſich vor ihm auf ein Knie nieder. Wird mein Gemahl noch ſo wie ehemals, eine Unſchuldige ungehört verdammen? Iſt kein Funke ehemaliger Liebe mehr in ſeinem Herzen übrig? — ſo ſprach Sybille und Thränen floſſen aus ihren Augen.

Er trat zurück und ſahe ſie ſtarr an. — Weib, ſchrie er endlich, indem er ihre ausgeſtreckte Hand von ſich ſtieß, wo ſind meine Kinder?

Abſcheulicher Menſch! ſprach Eliſabeth leiſe zu ſich ſelbſt, und wandte ihr Geſicht von ihm.

Aber Sybille, welcher dergleichen Begegnungen ſo ungewohnt nicht waren, ſtand gelaſſen auf und holte ihre Töchter, welche bey der Gräfin Mannsfeld ſtanden. Hier, meine Kinder, ſagte ſie, indem ſie ſie zu ihrem Gemahl führte, kniet nieder und bittet bey eurem Vater für eure unglückliche Mutter. — Thurn hätte nicht Vater ſeyn müſſen, wenn er hier hätte widerſtehen wollen. Der Anblick ſeiner Töchter überraſchte ihn, Thereſens aufblühende Schönheit, und die Reize der bittenden Unſchuld in der kleinen Thekla riſſen ihn hin; er drückte beyde, er drückte um ihrentwillen auch Sybillen an ſein Herz, und das Jubelgeſchrey der Hofleute bezeugte, daß man durch dieſe Ceremonie, die Verſöhnung für geſchloſſen hielt.

Sybille war trunken vor Freude, ſie warf ſich in die Arme der Königin, ſie nannte ſie die Retterin ihres Lebens, und dieſe fand ſich über eine ſolche Vertraulichkeit im Angeſicht des ganzen Hofs nicht beleidigt. Ueberhaupt hätte Sybille merken können, wenn ſie für etwas anders Gefühl gehabt hätte als für die glückliche Aenderung ihres Schickſals, daß man ihr in der Anweſenheit ihres Gemahls ganz anders begegnete, als ſonſt, daß man auf alle Art ſtrebte, ſie hervor zu ziehen.

Der Abend ſchien zur Feyer eines Hochzeitfeſtes beſtimmt zu ſeyn, Jaromir und Sybille wurden als Braut und Bräutigam an die Täfel des Königs und der Königin geſetzt, und niemand von den anweſenden Fürſten, ungeachtet Bundsverwandte von ziemlicher Wichtigkeit darunter waren, genoß mit ihnen gleiche Ehre.

Es gieng ausnehmend langweilig bey dieſer Mahlzeit zu. Die Ehre mußte ganz die Stelle

des

des Vergnügens vertreten. Die beyden Neuverſöhnten hatten noch kein Wort gewechſelt, das königliche Paar ſtrebte vergebens ſie zutraulicher zu machen. Sybille blieb ſchüchtern und Jaromir ſtumm. Der König wandte ſich mit der ihm eigenen wohlwollenden Miene an die Gräſin von Thurn, und Eliſabeth verſchwendete alle ihre Holdſeligkeit an Sybillens Gemahl, aber umſonſt; blos abgebrochene Höflichkeiten waren es, was ſie zur Antwort bekamen, bis endlich die Königin in der letzten halben Stunde der Tafel, mit Sybillen in eine Art von Unterhaltung gerieth, und der Graf ſich indeſſen gefallen ließ, einige Fragen des Königs wegen des Heers, richtig und beſtimmt zu beantworten.

Der Rauſch der Freude war Sybillen zeitig vergangen. Die Zurückhaltung ihres Gemahls ließ ihr nichts gutes ahnden, und es kam ihr nicht ganz unerwartet, als er ſie, ſobald ſie allein waren, folgendermaßen anredete:

Ich hoffe, Sybille, ſagte er, als ſie mit ſchüchterner Geberde zu ihm trat und ſeine Hand ergreifen wolte, ich hoffe, ihr denkt nicht, daß durch einige Höflichkeitsbezeugungen gegen euch, die man mir abgenöthigt hat, oder durch eure Thränen, die euch ſo leicht zu weinen werden, unſere ganze Sache geſchlichtet iſt. Wir haben noch eine große Rechnung mit einander abzumachen, in welcher ihr ſchwerlich beſtehen würdet. Doch um dieſen gutherzigen Leuten, die ſo gern ein Verſöhnungsfeſt feyern wollen, die Freude nicht zu verderben, will ich einmahl eure alten Schulden beyſeite ſetzen, und nur von den neuen ſprechen.

Wenn ihr noch einen Funken Liebe gegen mich hattet, wenn nur noch ein wenig Gefühl für die Ehre, nur noch ein Strahl gemeinen Menſchenverſtandes in euch war, wie kommt ihr dazu, mir überall entgegen zu handeln, überall meine Abſichten zu durchkreuzen? — —

War dieſes das Mittel, mir eure Unſchuld zu bezeugen, daß ihr von mir nach Pilſen flohet? Und woltet ihr mit mir ausgeſöhnt ſeyn, mußtet ihr euch dazu meiner Feinde bedienen?

Eurer Feinde? fragte Sybille.

Graf Mannsfeld, der ſtolze Nachäffer meines Ruhms, erwiederte Thurn, wird nie mein Freund ſeyn, und der böhmiſche König? — — Denkt nach Sybille! — Aber Gott, zu wem ſolte ich denn fliehen? ſchrie die Gräfin, wo ſolte ich denn Zuflucht ſuchen?

Freylich, antwortete er, nach eurer Weiſe, allemahl da, wo die wenigſte Sicherheit iſt. — Was ihr und eure Kinder hier für eine Rolle ſpielt, das wißt ihr doch wohl. Geißeln, Geiſſeln ſeyd ihr, Unterpfänder meiner Treue! — Treue? — O der Schande, daß Jaromir von Thurn einem andern Treue ſchuldig ſeyn ſoll, als ſeinem Gott!

Eine fürchterliche Wuth befiel den Grafen bey dieſen Worten. Umſonſt ſtrebte Sybille, ſeinem Toben Einhalt zu thun. Geht Unwürdige, ſchrie er, ihr habt meine Hände auf ewig gefeſſelt euch eine Krone aufzuſetzen, aber ſie ſind noch frey, euch für alle eure Thorheiten zu züchtigen. — Ich muß, ich muß mich losreiſſen, wenn ich nicht zu weit gehen will!

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Der Graf von Thurn hatte das Zimmer verlaſſen, und ſeine unglückliche Gemahlin blieb in einem Zuſtande zurück, der ſich beſſer denken als beſchreiben läßt.

In Prag wars vor Zeiten Sitte, den Neuvermählten zu Ehren in der Nacht nach ihrer Vereinigung, Freudenfeuer anzuzünden, und vor ihrem Fenſter rauſchende Symphonien ertönen zu laſſen. Man verſäumte an Friedrichs Hof ungern eine Gelegenheit der Freude zu opfern, und da man die ſogenannte Ausſöhnung des Grafen und der Gräfin von Thurn nun einmahl ein Hochzeitfeſt zu nennen beliebte, ſo wolte man auch nichts von den gewöhnlichen Feyerlichkeiten hinweg laſſen. Bey Hofe ward die ganze Nacht durch getanzt, die Erleuchtung auf dem großen Platze vor dem Thurniſchen Palaſte verſcheuchte die Nacht, und die Luft ſchallte von Muſik und Freudengeſchrey wieder, indeſſen ſie, der zu Ehren alle dieſe Dinge veranſtaltet waren, die bleiche weinende Sybille an einem Fenſter ſtand, und von all dem Glanz und all dem Geräuſch, nichts als widrige Empfindungen fühlte, bis endlich gegen den Morgen, die, welche ſich ihr zu Ehren, beluſtigten, ermüdeten, und Dämmerung und Stille auch ihr den Schlaf herbey führten, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte.

Sie war auf einen Seſſel am Fenſter eingeſchlummert, als die Stimme ihres eintretenden Gemahls ſie erweckte. Sybille, rief er, der

Tag bricht an, und niemand darf wiſſen, was unter uns vorgegangen iſt. Meine Geſinnungen, ſo wie ich ſie euch dieſe Nacht bezeugte, ſind unabänderlich; zum wenigſten wüßte ich jetzt nicht, durch welches Betragen ihr die begangenen Fehler gut machen und mich ausſöhnen woltet. Aber im Angeſicht der Welt werde ich ganz der zärtliche Jaromir ſeyn, der ich in den erſten Tagen unſers Eheſtandes war. Verſtellung iſt das einige, womit wir uns retten können, und ich will ſehen, ob ihr doch einmahl vernünftig handeln, nur einmahl mir folgen, und euch in dem was ich wünſche einige Gewalt anthun werdet.

Sybillen ward die Antwort durch die Ankunft ihrer Kammerfrauen erſpart; ſie öfneten leiſe die Thür, um die Schlafenden nicht zu ſtören, und traten kühner herein, als ſie ſahen, daß man ſchon erwacht war.

Der Graf von Thurn fieng die Ausführung ſeines Plans mit einer zärtlichen Umarmung und einigen liebevollen Worten an, mit welchen er ſeine zitternde Gemahlin beehrte. Die Ankommenden, um derentwillen dieſes Schauſpiel aufgeführt wurde, freuten ſich des guten Vernehmens ihrer Herrſchaft, aber Sybille, wir getrauen es uns zu behaupten, hätte lieber vor den Augen ihrer Leute die härteſte Behandlung von ihrem Gemahl, als dieſe falſche verrätheriſche Umarmung dulden wollen. Ihr wars als wenn ein Dolch ihr Herz durchbohrte, und jedes Ueberbleibſel von Liebe gegen den, der ſie ſo grauſam höhnen konnte, begann in ihrem Innerſten zu erlöſchen.

Sybille ſpielte die Rolle, die ihr ihr Gemahl aufgegeben hatte, außerordentlich ſchlecht. Die Königin verwies ihr die Kälte, mit welcher ſie demjenigen begegnete, der ſie mit dem Feuer eines unerhörten Liebhabers verehrte. Die Hofleute hatten vom Anfange gemerkt, daß bey dieſen getrennten Eheleuten die Frau mehr Tadel verdiene als der Mann, und die Damen, die den Grafen von Thurn, ungeachtet ſeiner Jahre ſehr hübſch fanden, nannten Sybillen eine Bildſäule von Eis, welche durch keinen Winterſonnenſtrahl zu ſchmelzen ſey.

Nur die verſtändige Gräfin von Mannsfeld errieth die Wahrheit. Sybillens heimlicher Gram, ihre immer mehr verfallende Geſtalt, die übertriebene Zärtlichkeit ihres Gemahls, und ihre Kälte brachte ſie auf die richtigſten Muthmaßungen; auch hatten Sybillens Kammerfrauen

frauen nicht geſchwiegen. Der heftige Wortwechſel in der Nacht der Wiedervereinigung, war ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgangen, und als ſie ihre Frau am Morgen blaß, mit verweinten Augen, und noch völlig ſo angekleidet fanden, wie ſie des Abends den Hof verlaſſen hatte, ſo wäre wohl etwas mehr nöthig geweſen ſie zu täuſchen, als die Umarmungen eines Mannes, deſſen finſteres Auge und wildes Betragen der Zärtlichkeit ſeiner Worte und Handlungen widerſprach.

Die Gräfin Männsfeld hielt dieſe Dinge Sybillen vor, aber ohne Erfolg. Die Gräfin von Thurn, welcher jedes Gelübde heilig war, hatte ihrem Gemahl Stillſchweigen geloben müſſen, und ſie ſchwieg.

Der Graf von Thurn ſahe, daß er das Schauſpiel unter ſo viel Bemerken nicht lange würde unentlarvt fortführen können, und er entſchloß ſich alſo, Prag zu verlaſſen. Sybille ſchien nach ſeiner Abreiſe wieder ein wenig aufzuleben. Es war ihr doch einige Erleichterung, ſeinen Verfolgungen zu entkommen, mit welchen er ſie beſonders auf die letzt zu quälen anfieng. Er verlangte, ſie ſolle heimlich mit ihren Kindern den Hof verlaſſen, ſie verſprachs, wenn er zufrieden wäre, daß alle Welt wiſſe, daß ſie zu ihm flöhe, oder vielmehr, wenn er erlaubte, daß ſie mit Bewilligung des Königs ihm zum Heer folgte; und da er verſicherte, daß ſie dieſe Bewilligung nie erlangen würde, da er erklärte, er wolle ſeine Anſchläge nicht dadurch vernichten, daß er merken ließ, wie er Antheil an ihrer Entfernung habe, ſo trug ſie, und wie wir meynen, mit Recht Bedenken, ihren guten Namen durch einen zweydeutigen Schritt zu brandmarken, und das Glück ihrer Kinder dadurch zu vernichten, daß ſie einem Manne zu Liebe, welcher, wie er ſelbſt bekannte, weder Liebe noch Achtung mehr für ſie fühlte, alles aufopferte.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Eliſabeth ſuchte die Gräfin von Thurn immer mehr an ſich zu ziehen. Sie fand es bedenklich, eine Dame von ihren ehemaligen Erwartungen, eine Art von Bedienung an ihrem Hofe anzutragen, aber unter dem Titel einer Freundin, mußte ſie unabläſſig um ſie ſeyn, und auch ihre Töchter kamen wenig vom Hofe.

Die

Die zwölfjährige Thereſe war über ihre Jahre erwachſen, und ſo ſchön, daß oft die Lobeserhebungen, die ſie erhielt, derjenigen, welche gern allein bewundert ſeyn wolte, der ſtolzen Eliſabeth ein unwilliges Lächeln ablockten, doch konnte ſie es der jungen Gräſin noch verzeihen, wenn ſie ihre Eroberungen nur auf Jünglinge, die ihrem Alter nahe kamen, ausdehnte, und ſie ſahe es nicht ungern, daß der junge Prinz Chriſtian von Anhalt, ein Herr von ſiebzehen Jahren ſeine Augen ziemlich ernſtlich auf ſie warf; ſie ſchmeichelte Sybillen mit ihrer künftigen Vermittlung, ſchmeichelte ihr mit den frühen Eroberungen ihrer Tochter und ihren glänzenden Ausſichten, und Thereſen mit der Hofnung, das geſunkene Glück ihres Hauſes durch eine ſo große Vermählung dereinſt wieder heben zu können. Dies war noch allenfalls die einige Vorſtellung, für welche das junge Mädchen Gefühl hatte. Ihr junger Liebhaber war ihr gleichgültig, und ſie gab ihm nur darum einen Vorzug vor andern, weil man ihr es befahl: Thekla war zu jung, um Eroberungen zu machen, und um doch etwas zu thun, ſo machte ſie Entdeckungen. Ob ihr gleich einige Jahre, welche ſie jetzt mehr hatte, etwas von ihrer kindiſchen Offenherſenherzigkeit benommen hatte, ſo fehlte ihr es doch noch immer nicht an Vorwitz, und Zurückhaltung ſchien auf keine Weiſe ihre Sache zu ſeyn. Meine Mutter, ſagte ſie eines Tages in Gegenwart der Königin, indem ſie einen anſehnlichen Ritter herbey führte, hier ſtelle ich euch den einen Sohn meiner ehemaligen Beſchützerin Dorothee vor, ihr werdet aus ſeinem Namen errathen können, wem wir den Dank, den wir ſo lange verſchweigen mußten, abzuſtatten haben.

Herzog Johann Ernſt von Weimar, der erſt dieſen Tag zu Prag angelangt war, und beym Tanz mit der jungen Thekla Bekanntſchaft gemacht hatte, war der Herbeygeführte, und man ſtelle ſich vor, von was für Empfindungen Sybillens Herz überfloß, als ihr ſo unvermuthet das kund ward, wornach ſie ſo lange im Stillen geſtrebt hatte.

Sybillens Dankbarkeit und des Herzogs Neigung für ihr Haus, machte bald beyde bey jedem öffentlichen Feſte zu unzertrennlichen Geſellſchaftern. Die Freundſchaft, mit welcher dieſer edle Prinz ſie beehrte, that ihrem gekränkten Herzen wohl, und es kam endlich zu einem gemeinſchaftlichen Zutrauen unter ihnen, das nur unter einer Mutter und ihrem Sohne — dies war das einige Verhältniß, das ſich zwiſchen Sybillen und dem jungen Prinzen denken ließ, ſtatt haben konnte.

Er war der erſte, der den Anfang zu einer gegenſeitigen Vertraulichkeit machte. Gräſin, ſagte er eines Tages, wenn ich nach meiner Freundſchaft für euch urtheilen ſoll, ſo müßt ihr viel über euren Gemahl vermögen; o wendet doch eure Macht an, ihn auf den Weg ſeiner Pflicht zurück zu führen, ihn von Abwegen zurück zu reißen, wo er endlich ſeinen Untergang finden muß. Leſet dieſen Brief und vernichtet ihn dann augenblicklich; ich erhielt ihn dieſen Morgen, und bewahrte ihn nur auf, um ihn euch zu zeigen, und euch die Gefahr des Schreibers anſchaulich zu machen.

Sybille ſah die Hand ihres Gemahls und las.

* *

„Ich könnte Zeugen auffodern, die es Euch beweiſen würden, daß es kein flüchtiger Gedanke von mir, kein Einfall von heute und geſtern iſt, Euch den Thron zuzuwenden, auf welchem jetzt ein Unwürdiger ſitzt; ich ſchlug Euch eher zur

Krone vor als jener gewählt ward, aber meine Stimme wurde verworfen. Jetzt ſtehe ich bald auf dem Punkte, da ich Geſetze vorſchreiben kann; ich will Friedrichen den Scepter entreißen, aber nicht für mich, für Euch. Das Heer, das ich kommandire, wächſt täglich, immer werde ich mit demſelben verlieren, wenn ich für Friedrichen und immer ſiegen, wenn ich für Euch ſtreite. Alles was ich dafür zur Belohnung fodre, iſt die Befreyung meiner Söhne, wenn Ihr nun auf den Thron ſitzen werdet. Jaromir iſt ſchon längſt in den Händen unſerer Feinde, und Bogeslav ward im letzten Treffen gefangen. Unglücklicher, unglücklicher Vater! — Man bietet mir die Freyheit meiner beyden Söhne an, wenn ich die Sache der Proteſtanten verlaſſen will; die Verſuchung iſt hart, aber nein, ich kann nicht. Nein, nicht Verrätherey, nur Tapferkeit muß die Unglücklichen befreyen. Nehmt Ihr Euch meiner gefangenen Kinder an. Setzt Euren Heldenarm mit dem meinigen zuſammen, ich will Euch auf den Thron heben, und dann macht mich wieder zu einem glücklichen Vater. Eine Gunſt, die Friedrichen ein einiges Wort koſten würde; aber er wird ſich hüten, die Jungen des Löwen frey zu machen, deſſen Brüllen ihn ſchon von weitem erſchreckt, und ich werde mich hüten, den, den ich verachte, vergeblich zu bitten.

Jaromir, Graf von Thurn.

Der Herzog vernichtete den Brief, den ihm die beſtürzte Sybille zurück gab. O, Gräfin, ſagte er, indem er ihn zerriß. Was ſind das für Foderungen. Meinen Freund verrathen, den vom Throne ſtoßen, zu deſſen Hülfe ich erſchien? Meine guten Unterthanen verlaſſen, um ein König zu ſeyn? Antheil an den Anſchlägen eines Verräthers nehmen? Denn dieſes iſt der Graf von Thurn in meinen Augen, ſo lange er dieſe Sprache führt.

Und was habt ihr geantwortet? fragte Sybille. Es iſt ſchwer, ſolche Dinge ausführlich zu beantworten, erwiederte er, wenn die Unterhandlung durch Briefe geht, und darum habe ich mich an euch gewandt, damit euer Gemahl durch Euch erfahre, daß ich weitere Anträge von dieſer Art für Beleidigung halten werde. Ich bin ein deutſcher Fürſt, ich bleibe dem Worte treu, das ich Friedrichen einmahl gab. Nicht Ehre, nicht Eigennutz, blos Eifer für die Sache der Religion, riß mich aus dem Schooße meines Volks; keine andere Urſache hätte mich bewegen können, mein Land zu verlaſſen, das mir nachweint und meiner Rückkunſt mit Bangigkeit entgegen ſieht. Sagt das eurem Gemahl, oder vielmehr, laßt es ihm durch treue Leute ſagen; das Schreiben iſt gefährlich.

Sybille ſeufzte tief und entdeckte dem Herzoge ſo viel ſie vermochte, ohne ihren Eid zu brechen, in was für einer Lage ſie ſich mit ihrem Gemahl befände, und wie wenig ihr Wort über ihn vermöchte. Allenfalls, ſprach der Prinz nach einigem Nachdenken, kann das genug ſeyn was ich ihm ſagen ließ: Sein Brief ſey in guten Händen, ich bliebe ſeinem Könige meinem Freunde treu, und wolte im Felde tapfer an ſeiner Seite, ohne Rückſicht auf Eigennuß, auch für die Freyheit ſeiner Söhne fechten.

In der Folge dieſes Geſprächs hatte der Herzog Gelegenheit, einen tiefern Blick in Sybillens traurige Verfaſſung zu thun, als ſie ſelbſt wolte, und der Troſt, den er ihr gab, der Schuß, den er ihr verſprach, wenn alles aufs Aeußerſte kommen ſolte, war lindernder Balſam für die Traurende.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Unter dem Schutze mächtiger Heere, im Schoos eines Volks, das nach ſeiner Gewohnheit ſeinen neuen Herrn anbetete, glaubte ſich Friedrich in Prag ſicher, und der hochfliegende Geiſt ſeiner Gemählin, der nun ſchon an den Glanz der böhmiſchen Krone gewöhnt war, ſieng an, um nicht müßig zu ſeyn, nach erhabneren Dingen zu ſtreben. — Wie, wenn Ungern mit der Zeit unſer würde? Wie, wenn Ferdinand, den viele ſo ungern Kaiſer nennen, ſeinen Thron dir räumen müßte, ſo wie er dir den böhmiſchen zu überlaſſen gezwungen ward? Dieſes waren Worte, die ſie nicht allein ihrem Gemahl in mancher ſchlafloſen Nacht ins Ohr flüſterte, ſondern denen ſie auch bey Tage ſo fleißig nachſann, bis ſie es für gut hielt, Gedanken zur Wirklichkeit zu machen, und eifrig an Dingen zu arbeiten, die nur ein verblendeter Friedrich billigen konnte.

Unermeßliche Summen giengen in die kaiſerlichen Lande; denn es war in den damahligen Zeiten Sitte, dem Schwerte durch Geld den

Weg

Weg zu bahnen. Die Schätze des Königreichs wurden erſchöpft, um entfernte Hofnungen zu unterſtützen, und wie gewöhnlich, ward darüber die nahliegende Gewisheit vernachläßigt.

Für die Beſchützung des Landes, welches Friedrichen eher Herr nannte, als an die böhmiſche Krone für ihn gedacht ward, war ſchlecht geſorgt. Die Spanier, die den Kurfürſten von der Pfalz noch darum haßten, weil er der Gemahl der engliſchen Eliſabeth ward, die ſie gern ihrem Könige gegeben hätten, ließen ſich gern vom Kaiſer ausſchicken, ihrem Feinde Unruhe in ſeinem Lande zu machen, und ihm dadurch die Behauptung der böhmiſchen Krone zu erſchweren. Es kam endlich dahin, daß Friedrichs erhabene Mutter, die weiſe Louiſe fliehen mußte; aber ſie floh nicht in das Land, das ihr Sohn nie mit ihrem Willen betreten hatte. Sie achtete es nicht, daß er jetzt der König deſſelben hies, ſondern, als wenn ſie ſein Unglück ahndete, dem ſie durch ihre Gegenwart doch nicht vorbauen konnte, wählte ſie den ſicherern Weg, und wandte ſich nach Brandenburg.

Nachrichten von dieſer Art mußten die hohen Gedanken zu Prag ein wenig mindern, und als vollends das Gerücht von dem Einfall der Kaiſer-

lichen

lichen in Böhmen erſcholl, als es ſchien, daß ſie ſich Prag im ganzen Ernſte nähern wolten, als ſie zu Piſenek und Prachalitz fürchterlich wütheten, ohne daß der Graf von Thurn ſie hindern konnte oder wolte, wer kann da das Schrecken beſchreiben, wovon jedes Herz befallen, jedes Angeſicht gebleicht und jeder Fuß ſchwankend gemacht wurde.

Das Gerücht von dieſen Dingen, die Möglichkeit, die Wahrſcheinlichkeit, die Gewißheit, daß es, aller Zweifel, die man dawider hatte, ungeachtet, doch wahr ſey, folgten ſo ſchnell auf einander, wie die Nacht der Dämmerung.

Dort verſicherten einige, daß die Kaiſerlichen nur noch neun Meilen von Prag ſtünden. Aus den benachbarten Orten hatte man an einem ſtürmiſchen Tage das Kanoniren gehört. Auf den höchſten Thürmen wolte man ſchon das Lager der Feinde ſehen können, und obgleich dieſes anfangs nur nichtige Träumereyen des Pöbels waren, ſo verwandelten ſie ſich nur gar zu ſchnell in Gewißheit, als ein Kurier nach dem andern die Nähe des Feindes verkündigte, und Flüchtige aus den benachbarten Gegenden zu allen Thoren herein ſtrömten, und von der Wuth der Kaiſerlichen in lauten Klagen redeten.

Unmöglich, unmöglich! rief die ſichere Eliſabeth, als man ihr dieſe fürchterlichen Poſten brachte. Solte der tapfre Graf von Thurn unſere Gränzen ſo ſchlecht vertheidigt, ſolte er ſo ganz vergeſſen haben, daß Prag das Liebſte enthält was er hat? Solte er ſeine Gemahlin, ſeine Kinder, die Schrecken einer Belagerung ausſtehen laſſen, ſie dem Feinde Preis geben wollen?

Ein unwilliger Blick, der bey dieſer Rede auf Sybillen fiel, ſagte ihr, daß man die Fehler ihres Gemahls von ihr zu fodern gedächte, und wie gern hätte ſie für ihn gelitten, wenn jene Verbindung noch unter ihnen Statt gefunden hätte, welche unter liebenden Ehegatten ſeyn ſoll; aber um desjenigen willen, der ſich ſo ganz von ihr losgeriſſen hatte, der nicht mehr ihr Gemahl, nicht mehr ihr Freund war, um desjenigen willen Vorwürfe erdulden müſſen, dies war zu viel für ſie. Sie brach in Thränen aus, ſie vergaß das Stillſchweigen, das ſie über die Trennung von ihrem Gemahl bisher ſo heilig beobachtet hatte. Sie gab den erſten Wink von dem, was ſie verhelen ſolte. Hat der Graf von Thurn hier gefehlt, ſchrie ſie, ſo beweißt er damit, wie gleichgültig ihm diejenige iſt, die man für ſeine geliebte Gattin hält, wie gern er viel-

vielleicht ſähe, wenn ſie in die Hände des Feindes fiel, der ſie blos ſeines Namens wegen grauſam behandeln würde.

Es war viel Unvorſichtigkeit in Sybillens Reden. Die Königin ſahe ſie ſtarr an. Alſo glaubt Sybille ſelbſt, daß Thurn bey der Nachläßigkeit, mit welcher er Prag vertheidigte, abſichtlich handeln konnte, fragte ſie.

O, fieng eine von den Damen an, welche längſt Sybillen die Gunſt der Königin beneidet hatte, von Thurns Untreue ließen ſich wohl deutlichere Beweiſe auflegen als die Winke, welche ſeine treue Gemahlin zu geben beliebt. Hier dieſe Papiere werden vielleicht mehr ſagen als man denkt.

Ein Käſtgen mit zerriſſenen Papieren wurde bey dieſen Worten der Königin überreicht; es waren die Ueberbleibſel des Briefs, den der Herzog von Weimar ſo ſorgfältig vernichtet hatte, und die durch nichts verdächtig werden konnten, als durch Jaromirs Hand, und durch einige zuſammenhängende Worte, welche der Wind der Aufmerkſamkeit ihres Vertilgers entriſſen hatte.

Eliſabeth nahm ſich nicht die Zeit, das, was man ihr gab, zu unterſuchen; es war ihr genug, daß man ihr ſagte, es enthalte Beweiſe wider diejenige, auf welche ſie jetzt einen Unwillen zu werfen beliebte, und ein zorniger Blick ſagte Sybillen, daß ſie dem Unwillen der Königin auf keine andere Art als durch ſchnelle Verlaſſung des Zimmers entgehen könne.

Nach ihrer Entfernung erhoben ſich zwanzig Stimmen zu ihrer Anklage; man achtete nicht auf die Gegenwart der Gräſin von Mannsfeld, Sybillens Freundin, welche abſichtlich ſchwieg, um dann mit Nachdruck reden zu können, wenn der Sturm ſich gelegt hätte. Jetzt die Stimme zu erheben, wäre vergeblich geweſen; wie hätte ſie unter dem Geräuſch ſo vieler verläumderiſcher Zungen hörbar ſeyn können!

Die Damen der Königin ſetzten ſich auf Befehl ihrer Gebieterin zuſammen, und wandten alle Künſte an, welche die Neugier erfunden hat, um aus den Trümmern des zerriſſenen Briefs ein Ganzes zu machen. Der Abend kam unter der emſigſten Beſchäftigung heran, zu welcher ſich dieſe müßigen Hände wohl unter keiner andern Bedingung, als eine Unſchuldige zu ſtürzen verſtanden haben würden; aber die Verwirrung blieb wie ſie war, kein Zuſammenhang kam aus den getrennten Worten heraus, als derjenige, welcher

welcher ſchon Anfangs war, und welcher den ganzen Sturm erregt hatte.

Die Gräfin von Mannsfeld, welche bisher weiter keinen Antheil an der Sache genommen hatte, ließ ſich jetzt den Zettel geben, den der Herzog von Weimar ſo ſchlecht zerriſſen hatte, und las folgende Worte: „Jaromir iſt ſchon längſt in den Händen unſerer Feinde, auch Bogeslav ward im letzten Treffen gefangen. Unglücklicher, unglücklicher Vater! — Man bietet mir die Freyheit meiner Söhne an, wenn ich die Sache der Proteſtanten verlaſſe. Die Verſuchung iſt — —“

Meine Königin, ſprach die Gräfin Mannsfeld, was meynen ſie wohl, daß auf dieſes abgebrochene Iſt folgen mag? Wie kann ich das wiſſen? ſchrie die ungeduldige Eliſabeth. Und wäre mir es wohl erlaubt, den Zuſammenhang zu ſuchen? fuhr die Gräfin fort. O ja gnädige Frau, riefen die Unglücksſtifterinnen, vergönnen Sie der Gräfin uns zu helfen, ſie iſt eine Gelehrte, ſie wird glücklicher ſeyn als wir!

Die Bereitwilligkeit, mit welcher Sybillens Feindinnen die redliche Mannsfeld in ihre Gülde aufnahmen, rührte daher, weil ſie nie ihre Freundſchaft zur Gräfin von Thurn zur Schau

getra-

getragen, immer mehr für ſie gehandelt als geſprochen hatte; auch gab ihr das Stillſchweigen, das ſie bey ihren Beſchuldigungen beobachtet hatte, das Anſehen, als ob ſie nichts für ſie zu ſagen wiſſe.

Die Freundſchaft war dieſesmahl glücklicher in ihren Bemühungen als die Bosheit, und keine Stunde vergieng, ſo waren die fehlenden Worte ergänzt und wurden der Königin von der Gräfin mit ſeltener Kunſt auf ein Blatt Papier geheftet, überreicht.

Eliſabeth las: „Die Verſuchung iſt groß, aber nein, ich kann nicht! Nicht Verrätherey, nur Tapferkeit muß die Unglücklichen befreyen. Nehmt ihr euch meiner gefangenen Kinder an, ſetzt euren Heldenarm mit dem Meinigen zuſammen, und ich will euch — —"

Mehr hatte die Gräfin nicht vor gut gefunden zuſammen zu ſetzen, ob ſie gleich mit Entſetzen den ganzen Brief bis zu Ende herausgebracht, und einen guten Theil der bedenklichſten Worte heimlich vernichtet hatte.

O, der treue, tapfere Graf von Thurn! ſchrie die Königin, o die unſchuldige Sybille, wie habe ich ſie verkannt! Man eile ſie herbey zu rufen!

Die

Die Gräfin Mannsfeld verrichtete dieſen Auftrag, und indeſſen Sybille von der ausgeſöhnten Königin in die Arme geſchloſſen wurde, überlegten ihre Feindinnen, an wen doch der Brief geſchrieben ſeyn müſſe, und ob ſich, wenn man dieſes erführ, nicht noch vielleicht etwas gegen diejenige thun ließ, welche man zu ſtürzen gedachte; Bemühungen, welche vergeblich waren, da der Herzog von Weimar in dem ganzen Blatte nicht auf die entfernteſte Art genannt war, und auch der Ort, wo man die unglücklichen Papiere gefunden hatte, eine entlegene Laube des Gartens, keinen Verdacht auf irgend jemand bringen konnte.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Sybille hatte nun eine Probe, in wie weit ſie ſich auf die Gnade der Königin verlaſſen konnte; ein Schatten von Verdacht, der nicht einmahl ſie ſelbſt unmittelbar traf, ein Nichts war im Stande, dieſes Herz, das ſie ganz ihr eigen glaubte, wider ſie aufzubringen. Die Gräfin Mannsfeld unterließ nicht, ſie beym Abendge-

ſpräch

ſpräch hierauf aufmerkſam zu machen, und ſie vor der Zukunft zu warnen. Der zerriſſene Brief war der zweyte Gegenſtand der Unterhaltung der beyden Damen; die Gräfin Mannsfeld machte Sybillen kein Geheimniß daraus, daß ſie mehr von ſeinem gefährlichen Inhalte wußte, als die andern. Sie drang ziemlich ſtark in ihre Freundin, ihr alles zu entdecken; aber Sybille hatte einmahl eine von ihren feſten Stunden, ſie bekannte nichts. Der Herzog von Weimar war ihr zu theuer, als daß ſie ſeinen Namen bey einer ſo bedenklichen Sache hätte nennen ſollen, und die Damen ſchieden ziemlich kaltſinnig von einander. —

Kann auch die beſte weibliche Seele getäuſchte Neugier vertragen? — Doch die edle Mannsfeld war deſſen nicht fähig, was man zweckloſe Neugier nennt, und Sybille war wegen ihrer Unvertraulichkeit zu tadeln.

Während dieſe Dinge unter dem Frauenzimmer vorgiengen, beſchäftigen ſich die Männer auf noch ernſthaftere Art. Es ward bis tief in die Nacht Kriegsrath gehalten, und ob man gleich entſchloſſen war, Prag auf alle Art in den Stand zu ſetzen, daß es eine harte Belagerung aushalten könne, ſo fiel doch endlich der

Schluß

Schluß dahin aus, den Feind hier nicht zu erwarten, ſondern ihm muthig entgegen zu gehen.

Die Kaiſerlichen hatten ſich bey dem weißen Berge gelagert, und dieſer Ort ward gemeinſchaftlich zum Schauplatz einer Schlacht beſtimmt, welche auf alle Art entſcheidend ſeyn mußte. — Die Heere des Königs von Böhmen zogen ſich ſchon von allen Seiten nach dieſer Gegend zuſammen. Der Graf von Thurn hatte ſich ſo poſtirt, daß die Kaiſerlichen bis zu dem wichtigen Tage des Angrifs nicht weiter eindringen konnten, und die Beſchützung von Prag ward dem Grafen Mannsfeld aufgetragen.

Ruhe und Friede waren nun aus dieſer unglücklichen Stadt gewichen. Die Straßen waren Tag und Nacht mit Gewafneten erfüllt, und die Wehrloſen zogen ſich in das Innerſte ihrer Häuſer zurück, um das ſchreckliche Waffengetümmel nicht zu hören, das zwar bis jetzt nur noch von ihren Freunden und Beſchützern herrührte, bey welchem jenen aber doch ſchon aus Furcht und Ahndung der Zukunft und des zweifelhaften Ausgangs das Herz bebte.

Unter dieſen ſchwachen furchtſamen Seelen war Sybille eine der vornehmſten. Die Königin war entſchloſſen ihrem Gemahl ins Feld zu folgen,

gen, aber Sybille bat um Erlaubniß zurück zu bleiben. Ihr eigner Palaſt ſchien ihr dem erſten Angrif zu ſehr ausgeſetzt, weil er auf der einen Seite die Stadtmauer berührte, und ſie bat um Erlaubniß, den Erzbiſchöflichen bewohnen zu dürfen, der, da der heilige Eigenthümer deſſelben, ſeit Böhmen Friedrichen König nennte, in Wien lebte, leer ſtand, und nur von einzigen zurück gelaſſenen Bedienten bewohnt wurde.

Auf zwey Dinge haben die geiſtlichen Herren bey der Lage ihrer Wohnörter immer vornehmlich geſehen, auf Anmuth und Sicherheit; daher in vorigen Zeiten ſo manche biſchöfliche Bergſchlöſſer, daher ſo viel Klöſter in Gebirgen, die mit dem vollen Reichthum der Natur prangen, und zu gleicher Zeit auch denen, welche in ihrem Schooße leben, Zuflucht vor jedem feindlichen Angriffe darbieten. Dem erzbiſchöflichen Palaſt zu Prag fehlte es an keinem dieſer beyden Stücke, welche ihn zu einem würdigen Aufenthalt ſeines heiligen Bewohners machen konnten. Was ihm an anmuthiger freyer Lage abgieng, das erſetzte die Weitläuftigkeit und der Reichthum ſeiner Gemächer, und für ſeine Sicherheit war durch einen unmittelbaren Zuſammenhang mit den Hauptwerken der Veſtung, durch feſte

Gewölbe und heimliche unterirrdiſche Gänge, welche allemahl den Weg zur Flucht offen ließen, geſorgt.

Hieher begab ſich Sybille, nachdem der Abſchied bey Hofe vorüber war. Die Königin, welche jetzt wieder ganz ihre Freundin war, ließ ſie ungern zurück, doch verſprach ſie ihr, um ihre Thränen zu ſtillen, baldiges frohes Wiederſehen mit einer Gewißheit, als wenn ſie die Bücher des Schickſals durchblättert, und den Ausgang, den ſie wünſchte, darinnen geleſen hätte. Ihr Muth ward mächtig durch die Schmeicheleyen der Fürſten, die ſie umgaben, gehoben. Keiner unter Friedrichs Bundsgenoſſen war, der nicht insgeheim ihre Schönheit angebetet hätte, und jeder hielt es deswegen für Pflicht, die, welche er verehrte, mit den froheſten, lachendſten Ausſichten zu unterhalten. Der, welcher hierinnen das meiſte Gehör bey Eliſabeth hatte, war der Herzog von Braunſchweig, Chriſtian, ein ächter Abkömmling alter Ritter und Helden, der den Geiſt der Chevallerie noch ſo ganz mit in die damahligen Zeiten gebracht hatte, daß er ſich durch ein Band oder eine Blume aus den Händen ſeiner Dame, zum Kampfe mit allen Rieſen und Zauberern der Welt geſtärkt fühlte. —

Ein Handſchuh, der dieſesmahl der Königin entfiel, ward feyerlich von ihm aufgenommen, und mit dem Gelübde an ſeinen Hut befeſtiget, nicht zu ruhen, bis diejenige, deren Marmorhand dieſes geweihte Leder berührt habe, auf dem böhmiſchen Throne unerſchütterlich beſtätigt ſey, und die gewiſſeſte Ausſicht auf noch beſſere Kronen habe.

Eine weniger romanhafte aber deſto herzlichere Scene, fiel zwiſchen Thereſen und dem jungen Prinzen von Anhalt vor. Sie mußte ihn auf Befehl der Königin umarmen, und ihm die Scherpe ſchenken, welche die Falten ihres Gewands zuſammen faßte. Die Hoftracht war damahls ſchwarz, und alſo das Geſchenk, das der Jüngling von ſeiner Geliebten erhielt, von der nehmlichen Farbe. — Wie? ſagte er, indem er den Flor um ſeine Rüſtung ſchlang, ſchwarz? Die Farbe des Todes? Iſt das ein Vorzeichen? Soll ich euch nicht wiederſehen? Die Worte des jungen Prinzen, und der Ton, mit welchem er ſie ſagte, bewegten Thereſens Herz ſtärker als jemahls. Sie wiederholte die Umarmung, die man ihr geboten hatte, freywillig noch einmahl. O, rief ſie unter einen Strom von Thränen aus, ihr habt recht, ich fühle es, ich werde euch verlieren, ich bin nicht glücklich genug, mich das Eigenthum desjenigen nennen zu dürfen, der ſo frühzeitig anfängt ein Held zu ſeyn.

Thereſe fühlte, daß ſie zuviel geſagt hatte; die Beſchämung vermehrte ihre Thränen, und ſie war genöthigt, ſich mit ihrer Mutter zu entfernen, welche zum Abſchied noch einen treuherzigen Händedruck vom Herzog von Weimar, und das Verſprechen erhielt, daß für ihre Sicherheit geſorgt werden ſolle, der Ausgang möge auch ſeyn welcher es wolle. Das Haus meiner Mutter, ſagte er, wird euch allemahl offen ſtehen, wenn ihr auch ſonſt nirgend Zuflucht finden ſoltet.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Nach dem traurigen Abzug der Vertheidiger des böhmiſchen Throns, blieb nichts in Prag zurück als eine tiefe öde Stille. Man beſchäftigte ſich mit nichts als mit neugierigen, angſtvollen Nachfragen, mit bangen Ahndungen, mit Ausſichten in die Zukunft, die man einander gemeiniglich heller und fröhlicher ſchilderte, als man ſich im Ernſte getraute, ſie zu hoffen und zu glauben. Man beſuchte einander, erzählte ſich Träume und Vorzeichen, fragte nach Brieſen aus dem Felde, ſtieg auf die Thürme, ſtellte ſich muthig, und fuhr doch bey dem kleinſten Geräuſch, bey dem Traben eines Pferdes, bey dem gewöhnlichen Schall der Glocken zuſammen.

Die Gräſin von Thurn gieng in der Furchtſamkeit weiter als jeder anderer. Prag war noch frey und unbelagert, der Feind ſtand noch weit genug, um die Gefahr nicht vor der Thür glauben zu dürfen. Friedrichs Heere waren noch nicht aus dem Felde geſchlagen, und die Stadt befand ſich unter dem Schutze eines der erſten Helden ſeiner Zeit, des tapfern Grafen von Mannsfeld. Demohngeachtet glaubte ſich Sybille nirgends ſicher, als in den unterirrdiſchen Gewölben des Palaſts, und getraute ſich nicht einmahl ihre Freundin, die Gräſin Mannsfeld zu beſuchen, obgleich der Weg zu ihr nach der Veſtung, wo ſie ſich bey ihrem Bruder aufhielt, nur über einen großen mit hohen Mauern umgebenen Hof gieng.

Sybille that nicht wohl, ſich dergeſtalt von ihrer Freundin abzuſondern. Gar nicht zu gedenken, wie tröſtlich ihr der Umgang dieſer muthigen

thigen Dame und ihres heldenmüthigen Bruders geweſen ſeyn würde, ſo diente auch die Entfernung, in welcher ſie von ihr lebte, nur dazu, das kleine Misverſtändniß, das ſich neulich unter ihnen entſpann, zu nähren, und es endlich dahin zu bringen, daß es Folgen erzeugte, welche in der Zukunft für Sybillens Ruhe nur allzu ernſthaft wurden. Wie oft ſind ſchon aus den unbedeutendſten Vorfällen die wichtigſten Begebenheiten entſprungen!

Sybillens hartnäckige Verſchweigung der eigentlichen Beſchaffenheit, die es mit dem zerriſſenen Briefe hatte, mußte die treue, großmüthige Mannsfeld aufbringen. Wir haben die Gräfin von Thurn oft wegen ihrer Schwatzhaftigkeit getadelt, jetzt müſſen wir es wegen des entgegengeſetzten Fehlers thun; ſo gute Gründe ſie auch in dieſer Sache zum Stillſchweigen haben mochte, ſo glauben wir doch, daß ſie es ohne Gefahr gegen dieſe untadelhafte Freundin hätte brechen können, welche jetzt durch ihre unzeitige Verſchwiegenheit nachdenkend gemacht wurde, heimliche Verſtändniſſe mit Friedrichs Feinden ahndete, die Sache für zu wichtig hielt, um verborgen zu werden, und endlich den ganzen Vorgang ihrem Bruder entdeckte, welcher zwar anfangs denſelben nicht für ſo wichtig hielt als ſie, der aber doch die Pflichten des Bewahrers einer Beſtung zu gut kannte, um nicht ein wachſames Auge auf jede verdächtige Perſon, und alſo auch auf Sybillen zu haben.

Der wichtige achte November, der Tag des entſcheidenden Treffens nahte heran. Die Prager erflehten der guten Sache den Sieg vom Himmel mit Beten und Faſten. Sybille hatte den Vorabend des Tages, weil ſie ſich nicht ſo wie andere getraute, in die Kirche zu gehen, in einem der unterirdiſchen Gänge des Schloſſes mit Beten zugebracht. Sie war in den Geſchichten der erſten Bekenner des Chriſtenthums ziemlich bewandert, der Aufenthalt derſelben in den römiſchen Katakomben kam ihr in den Sinn. Sie verglich ſich mit ihnen, und die geiſtlich romanhafte Aehnlichkeit ſchmeichelte ihrer Phantaſie ſo ſehr, daß ſie ſich entſchloß, ihren finſtern Aufenthalt dieſesmahl auch des Nachts nicht zu verlaſſen, ſondern mit ihren Kindern hier unter Wachen und Beten bis zu Entſcheidung der Schlacht zu verweilen.

Thereſe leiſtete ihrer Mutter treulich Geſellſchaft, bis der Schlaf ihre Andacht übermochte; aber Thekla war zu jung, um lange an Sybil-

lens

lens Beſchäftigung Geſchmack zu finden, und zu munter, um hier ſchlafen zu können, wo alles ihre Neugierde reizte. Sie kannte keine Furcht; mit einer Wachskerze durchſtrich ſie die verſchlungenſten Gänge des Gewölbes, und kehrte von Zeit zu Zeit zurück, ihre Mutter in ihren geiſtlichen Beſchäftigungen, durch die Erzählung deſſen was ſie geſehen hatte, zu unterbrechen.

Jetzt war ſie einmahl ſo lange ausgeblieben, daß Sybille unruhig ward, und ihr eben, aus Furcht, ſie möchte ſich verirrt haben, Brigitten nachſchicken wolte, als ſie ſie am Ende des Ganges zum Vorſchein kommen, und mit ſolcher Eil auf ſich zulaufen ſah, als wenn ſie ſich verfolgt glaubte, oder Dinge zu entdecken habe, die ſie nicht ſchnell genug vom Herzen los werden könne. Einige Schritte von Sybillen entfiel ihr die Kerze, und ſie ſank athemlos in den Schoos der Gräfin nieder.

Mutter! Mutter! keichte ſie, ich habe Jaromir geſehen. — Seinen Geiſt? ſchrie Sybille. Nein, ihn ſelbſt, meinen Bruder, erwiederte ſie, in einer dieſer Hölen. Kommt, kommt mit mir, wir wollen eilen, ehe die Thür wieder verſchloſſen wird, wir wollen ihn überraſchen,

er

er ſchläft, und wie wird er ſich freuen, wenn er erwacht und uns ſieht.

Die Gräfin wolte mehrere Erklärung, aber Thekla duldete keinen Aufſchub. Sie drang darauf ſogleich zu gehen, und verſprach unterwegens alles zu erzählen.

Ich ſah, fieng ſie an, als ich ſo in einem von den entfernteſten Gängen herum ſchlich, von weitem den Schein eines Lichts, ich verbarg das meinige und lauſchte. Ein Mann, der einen Korb auf dem Kopfe trug, öfnete eine Thür, die ich, ungeachtet ich ſchon vorbey gegangen war, nicht wahrgenommen hatte. Ich ſetzte die Kerze in eine Vertiefung der Mauer und lief hinzu, um zu ſehen, was da vorgieng. Ich guckte durch die Spalte der halbofnen Thür, ich erkannte den Mann für einen von des Erzbiſchofs Leuten. Er ſetzte ſeinen Korb ab, nahm allerley Eßwaaren heraus, brummte bey ſich ſelbſt: Das Trinken vergeſſen! nahm ſeine Laterne und gieng davon. — Kaum war er um eine Ecke herum, ſo flog ich in das Gewölbe hinein, welches mich in ein anderes führte, das von einer großen Ampel erleuchtet war. Hier fand ich, o Himmel, fand ich meinen Bruder, meinen Jaromir! Ja gewiß, Mutter, er war es, zwar ſehr bleich und verfallen, aber ſich doch immer noch ähnlich, er ſaß auf einem Stein und ſchlief, ich kniete voll Freude vor ihm nieder und küßte ſeine Hände; ich wolte ihn wecken, aber ich dachte ſchnell, daß es beſſer ſei euch zu rufen, ehe der Mann wiederkäme und mich und ihn verſchlöß, ſo daß ihr nie wieder etwas von uns gehört hättet. —

Und ſehet, hier iſt ſchon der Ort, dort in jener Ecke. O Himmel, wenn das Gewölbe nicht mehr offen wäre. Doch nein, ich ſehe einen Schimmer von Licht! Geſchwind, Mutter, ehe man uns überraſcht!

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Wer kann das Entzücken der Mutter und der Schweſtern, wer Jaromirs zweifelndes, frohes Erſtaunen beſchreiben, als er erwachte, als man ſich gewahr ward, ſich erkannte, ſich mit Namen nannte, und wechſelsweiſe fragte, ob dies Traum oder Wahrheit ſey.

Noch war man nicht zu verſtändlichen, zuſammenhängenden Worten gekommen, als der

Diener des Erzbiſchofs mit dem Tranke für ſeinen Gefangenen zurückkam, und die Höhle, deren Geheimniſſe er allein zu wiſſen glaubte, entdeckt, und mit denenjenigen angefüllt ſah, denen ſie am meiſten hätten verborgen bleiben ſollen.

Die Beſtürzung des Mannes gab der entſchloſſenen Brigitte Zeit, ihm die Schlüſſel aus der Hand zu nehmen, und es ihm dadurch unmöglich zu machen, ſie alle hier gefangen zu behalten, ein Streich, der einen Diener des Erzbiſchofs wohl hätte beyfallen können. Er warf ſich zu Jaromirs Füßen, und bat um ſein Leben. Wer unter den Anweſenden hätte es ihm nehmen ſollen? Seine Furcht war ungegründet, und Jaromir zu edelmüthig, ſich an demjenigen zu rächen, der nur ein Werkzeug in der Hand eines andern war, und ihm außer der Freyheit nie etwas verſagt hatte, das er wünſchen konnte. Man entließ ihn, ohne es einmahl für nöthig zu halten, ihm Verſchwiegenheit aufzulegen. Die Stadt war in den Händen der Freunde, man hatte nichts zu beſorgen, und Jaromir war von dieſem Augenblick an ſo gut als frey. Brigitte ſchloß mit einem kleinen Schlüſſel, der ſich unter den andern fand, eine leichte Kette los, mit welcher

der

der unglückliche Jüngling an die Mauer gefeſſelt war, und er warf ſich nun mit dem vollen Gefühl der Freyheit von neuem in die Arme ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern, die ihn mit Liebkoſungen und Fragen überhäuften, ohne ihm faſt Zeit zu Erwiederung oder Beantwortung derſelben zu laſſen.

O, wie biſt du aus Wien hieher gekommen? fragte Sybille.

Aus Wien? erwiederte er, ich habe dieſen Ort nicht verlaſſen, ſeit mich der Erzbiſchof aus dem brennenden Jeſuitenkloſter abholen und hieher bringen ließ.

Unmöglich! ſprach die Gräfin, dein Vater, der dich in Wien beym Grafen Slabata zu wiſſen glaubte, hat deine Befreyung auf tauſenderley Art angefangen, man hat dich das einemahl ſchon faſt in Händen gehabt. —

Nein, nein! unterbrach ſie der Jüngling, glaubt mir, das iſt alles Täuſchung geweſen, wie konnte man den Aufenthalt eines Unglücklichen beſſer verhehlen, als wenn man die Aufmerkſamkeit ſeiner Ausſpäher an einen andern Ort leitete. Dieſes ſind die feinſten Züge mönchiſcher Argliſt, von welcher ich in meiner langen, langen Gefangenſchaft ſo viel Proben kennen

nen lernte. — Was hat man alles gethan, mich zum Abfall von der Wahrheit, zur Entdeckung der geheimen Angelegenheiten meiner Glaubensverwandten, zu andern gefährlichen Dingen zu verleiten? Nicht Gewaltſamkeiten waren die Mittel, deren man ſich bediente, um zum Zwecke zu kommen, nein, die feinſten ausgeſuchteſten Liſten, Wege, deren Krümmungen ſich nicht abſehen ließen. Auch ihr, meine Mutter, auch ihr, Schweſtern, habt oft Mittel der Verführung für mich werden ſollen, und ich weis noch nicht wie ich entgehen konnte, kann mich noch nicht gerettet, noch nicht frey halten, bis ich wirklich dieſen Kerker verlaſſen habe, und die reine Himmelsluft athme. So erfuhr dann Sybille, daß der Erzbiſchof all' die Zeit über, da er ihr mit ſeiner Freundſchaft ſchmeichelte, ſie hintergieng, daß er das Mittel, ſie glücklich zu machen, in den Händen hatte und es ihr verſagte, und ach, daß ſie dieſe Tage über oft in den Gemächern ſeines Palaſts über ihren Jaromir geweint und geklagt hatte, ohne zu wiſſen, daß ihre Füße über ſeinen traurigen Aufenthalte ſchwebten, daß er ſeine Klagen faſt in der nehmlichen Luft mit ihr aushauchte.

Die Nacht verſtrich unter der umſtändlichen Erzählung dieſer Dinge, und der Morgen fand die Familie von Thurn noch in dieſen Gewölbern; jener große wichtige Morgen der Entſcheidung, von welchem Sybille geglaubt hatte, daß ſie jede ſeiner Minuten mit beſondern Ahndungen zählen, und der Nachricht aus dem Felde ängſtlich entgegen harren würde: Dinge, die ſie jetzt, da ſie ihren Sohn ſo unvermuthet wieder hatte, unter den gegenſeitigen Erzählungen ganz vergaß, und nur zuweilen ſich ihrer mit einem ängſtlichen Gedanken erinnerte.

Dieſes Gewölbe war ihr durch die fröhlige Begebenheit, die ſich darin ereignete, ſo lieb geworden, daß ſie ihren Sohn bat, bey ihr daſelbſt zu verweilen, bis man Nachricht vom weißen Berge habe. O, ſie wird gewiß gut ſeyn! ſetzte ſie hinzu; das Glück, dich wieder gefunden zu haben, macht, daß ich jetzt alles hoffe, und mit Freuden das Gelübde erfülle, das ich halb und halb gethan habe, das Tageslicht nicht ehr wieder zu ſehen, bis alles entſchieden iſt.

Wirklich nahten ſich die Sachen mit ſtarken Schritten ihrer Entſcheidung. Der neblichte Morgen verzögerte anfangs den Angrif, aber man gieng alsdann deſto heftiger gegen einander los. Friedrichs fürchterlicher Gegner war Tilly, ein Held, dem wenige die Wage zu halten vermogten, und der König von Böhmen war nicht unter dieſen wenigen.

Das Kriegsglück hieng nicht lange in gleicher Wage; ſchnell neigte ſichs auf die Seite der Kaiſerlichen. Der Flügel, bey welchem der König von Böhmen war, fieng am erſten an zu wanken. Die tapferſten Generals blieben; der junge Held, Prinz Chriſtian von Anhalt, focht wie ein alter Krieger, und hielt faſt noch allein die gänzliche Niederlage auf; doch auch er war zum Todesopfer ausgezeichnet. Er fiel und das Heer flohe; der König flohe mit ihm, und die ganze übrige noch ungeſchlagne Armee würde dem Beyſpiel ihres Herrn gefolgt ſeyn, wenn nicht das Exempel des großen Herzogs von Weimar, und des heldenmüthigen Grafen von Thurn mächtiger gewirkt hätte.

Herzog Johann Ernſt von Weimar hatte den Abend vor der Schlacht eine ſehr ernſthafte Unterredung mit dem alten Jaromir, deren Ende war, daß dieſer ihm mit dem Handſchlag der Treue verſprach, redlich für die Sache der Proteſtanten ohne Rückſicht auf Nebenabſichten zu fechten. Er hielt ſein Wort, aber der Haufe, der ihn umgab, minderte ſich zuſehens, die Wuth und die Macht der Kaiſerlichen ſchien zu wachſen, das Blut entſtrömte ihm aus zwanzig Wunden, er vermochte endlich kaum mehr den Degen zu führen, doch brauchte er ſeine Stimme noch, den Seinigen Muth einzuſprechen. Allein wer kann wider die Unmöglichkeit ſtreiten? — Der Feind ſiegte, alles floh rund umher, und Graf Thurns Leute nahmen ihren Herrn zwiſchen ſich, und riſſen auch ihn mit ſich fort.

Herzog Johann Ernſt war noch der einige, der auf ſeiner Seite feſt ſtand. Der Zuruf an ſeine Krieger: „Erinnert euch, daß ihr Deutſche, daß ihr Sachſen ſeyd,“ that Wunder. Laßt Ungern und Böhmen fliehen, ſchrie er, und trieb mit dem Degen in der Fauſt die Flüchtigen zurück, dies iſt ihre Sache, ihr müßt das Feld behalten, und dem, dem ihr jetzt dient, wenigſtens freyen Abzug verſchaffen.

Der Herzog von Weimar erreichte ſeine Abſicht. Zwar mit den Wenigen die ihn umgaben allein dem Feinde den Sieg zu entreißen, war unmöglich, aber doch war er der einige der unbeweglich ſtand. Er flohe nicht, Tauſende lagen zu ſeinen Füßen geſtreckt, ſein Heer hatte verhältnißmäßig nur wenig abgenommen, und da ſtand er mit den Seinen in ausgedehnter Reihe und blinkender Rüſtung, und ſchützte den Weg nach Prag, und ſicherte den Abzug des Königs und der Königin.

Kein Feind wolte ſich ferner an ihn wagen. Sie zogen auf der andern Seite mit dem Jubelgeſchrey ab, und nun erſt kehrte der weimariſche Held dem Schlachtfelde den Rücken, und folgte ſchützend denenjenigen nach, welche die Flucht nach Prag ergriffen hatten.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Gerücht kam den Fliehenden zuvor. Ganz Prag wußte den ſchrecklichen Ausgang, und glaubte ſchon den ſiegenden Feind vor den Thoren zu ſehen. Auch zu Sybillen erſchallte die Poſt in ihre düſtre Höhle hinab, und der Gedanke an die Flucht war das erſte, was Platz in ihrer Seele nahm. Der Weg iſt offen, ſagte ſie, dieſer Gang führt uns noch einige tauſend Schritte unter der Erde hin, und dann aufs freye Feld.

O, wie gut, daß wir unſere liebſten Koſtbarkeiten mit uns herabnahmen; nun ſind wir zum Abzug fertig, und nichts kann uns aufhalten.

Die Gräſin hielt offenbar die Lage der Sachen für gefährlicher als ſie war; in gleichem Wahn ſtanden auch Tauſend andre; alles ſann auf die Flucht, und Graf Mannsfeld war genöthiget, wenn er die Stadt nicht ganz entvölkert ſehen wolte, die Thore verſchließen zu laſſen, wodurch der Aufenthalt in Prag denen, die den Grund dieſes Verfahrens nicht wußten, noch ängſtlicher ward.

Der weiſe Vertheidiger von Prag ſahe ſich gezwungen, ſeine Aufmerkſamkeit noch auf eine andere Seite zu lenken. Die Nachrichten, die er von ſeiner Schweſter erhalten hatte, hatten ſchon den Anfang gemacht, einen Argwohn auf Sybillen in ihm zu erregen; die gänzliche Abgeſchiedenheit, in welcher ſie von ſeiner Schweſter, ihrer ehemahligen Freundin lebte, ungeachtet ſie ihr ſo nahe war, vermehrte ſein Mistrauen, und es war ihm, der nichts von Furcht wußte, unmöglich, die Urſache davon in einer albernen ganz ungegründeten Furchtſamkeit zu ſuchen. Bald darauf hörte er, daß ſie die meiſte Zeit unter der Erde lebte, daß ſie alle ihre Koſtbarkeiten in eines der Kellergewölbe des erzbiſchöflichen Palaſts habe bringen laſſen. Dinge von dieſer Art hatten ihn ſchon vorbereitet, demjenigen Glauben zu geben, was er jetzt am Tage der erſten Nachricht von der verlohrnen Schlacht erfuhr. Das Gerücht breitete ſich aus, die Gräfin Sybille, welche überhaupt jetzt in ſchlechtem Anſehen bey den Pragern war, ſtehe im Begrif, kaiſerliche Soldaten durch einen unterirrdiſchen Gang des erzbiſchöflichen Palaſts in die Stadt zu bringen; ein Gerücht, deſſen Entſtehung man nie erfahren konnte, welches aber die Wirkung hatte, daß Graf Mannsfeld gleich eine Compagnie Soldaten hinabſchickte, die Zugänge zu verſchließen, und die Gräfin und die Ihrigen zurück zu bringen.

Die Abgeſchickten konnten nur den erſten ihrer Aufträge ausführen, Sybille und ihre Kinder hatten ſich ſchon entfernt, man hatte zwar noch den Fußtritt von Fliehenden gehört, aber ſich in den verſchlungenen Gängen nicht zurecht finden können, und die Verfolgung aufgegeben.

Die Sache war ſo, wie man Graf Mannsfelden ſagte. Das Geräuſch von Bewäfneten, hätte in Sybillen die Idee von Feinden, die ſie verfolgten, geſtärkt. Sie war eben nebſt Brigitten und ihren Töchtern in einer Nebenhöhle beſchäftigt, ihre Koſtbarkeiten zu ſich zu nehmen. Sie flehen und dicht hinter ihnen ward die eiſerne Thür verſchloſſen und ihnen die Rückkehr unmöglich gemacht.

Fürchterlich tönte das Geräuſch der ſtarken Riegel in den gewölbten Gängen wieder, und weckte die Gräfin und ihre Begleiterinnen, welche die Furcht, die ſie zum Fliehen zwang, faſt ſinnlos gemacht hatte, aus ihrer Betäubung.

Ach, Jaromir! Jaromir, ſchrie Thekla, wo iſt er? Wo iſt mein Bruder? Wir haben ihn zurück gelaſſen, ich muß hin ihn zu holen. Sie lief an die eiſerne Pforte, ſie ſchlug an dieſelbe mit ihren kleinen Händen, aber ſie öfnete ſich nicht, gab von ſo ſchwachem Schlage kaum einen Schall zurück.

Wie Dämmerung zog ſichs vor Sybillens Augen. Sie hatte dieſen lieben beweinten Sohn alſo nur darum wieder in ihre Arme ſchließen ſollen, um ihn auf ewig zu verlieren! Die Stadt war ihren Gedanken nach in den Händen der Feinde, und er alſo wieder in der nehmlichen unglücklichen Verfaſſung wie zuvor. Alle Sinne vergiengen ihr, und ſie erwachte nur zu den ſchrecklichſten Gefühlen.

Brigitte wandte alle ihre Beredſamkeit an ſie zu tröſten. Jaromir war ja in der weiten Höhle ſicher, er konnte ſich ja verſtecken, konnte die Thür zu öfnen wiſſen, und ſich ſo zu ſeinen von ihm getrennten Fluchtgenoſſen finden, oder ſich bey Nacht in die Stadt herauf ſchleichen, ohne erkannt zu werden, lange daſelbſt verborgen bleiben, und ihnen doch endlich wieder gegeben werden.

Schwache, ungewiſſe Hofnungen, von welchen die Trauernden wenig glaubten, und auch wirklich wenig zu glauben Urſache hatten! Jaromir war nicht der Mann, der durch Flucht oder Verbergung Sicherheit zu ſuchen wußte; ſein Muth trieb ihn allemahl eher der Gefahr entgegen. Er hatte das Geräuſch der Gewafneten ſo wohl gehört wie die Frauenzimmer, ſo wohl wie ſie, ſich von Feinden umringt geglaubt, er wolte hinaus, um ſeinen Geliebten beyzuſtehen, aber der Diener des Erzbiſchofs, ſein ehemahliger Kerkermeiſter, der ſich nach ſeiner Befreyung gewaltig bey ihm einzuſchmeicheln wußte, und immer um ihn war, hielt ihn zurück. Was woltet ihr machen? rief er; die Gräfin und ihre Töchter ſind in ihrem Gewölbe ſo ſicher als wir in dem unſrigen, niemand wird uns entdecken.

Die

Die Gewapneten werden ſich entfernen, wenn ſie hier nichts finden das Verdacht erregt, und wir werden wieder ſo frey ſeyn als zuvor, dahingegen wir durch unſere unzeitige Erſcheinung alles verderben würden.

Jaromir ſahe die Richtigkeit der Bemerkungen ſeines Rathgebers ein, der ſich erbot, nachdem die Stille wieder hergeſtellt war, auszugehen, und Kundſchaft einzuziehen. Auf allen Fall, ſagte er, kann mein Hervorkommen keinen Verdacht erregen, da man mich als einen Bedienten des Hauſes kennt.

Der Kundſchafter blieb für Jaromirs Ungeduld lange außen; einige fürchterliche ſchwarze Vermuthungen fuhren dem unglücklichen Jüngling durch den Sinn, als er ihm nach wolte, und die Thür verſchloſſen fand; Vermuthungen, die er ſich ſelbſt verwies, die aber bald darauf nur gar zu ſehr beſtätigt wurden, als der Verräther in Begleitung noch zweyer andern zurück kam, ihn von neuem in Ketten ſchloß, und ihn bat, es ihm zu verzeihen, daß er einen Gefangenen, an deſſen Bewahrung ſein Leben hieng, und den ihm der Zufall ſo glücklich wieder in die Hände geliefert hätte, nicht aufzugeben vermöchte.

Wie würde Sybillen, wie ihren Töchtern zu Muthe geweſen ſeyn, wenn ſie die Gewißheit von dem, was ſie fürchteten, gewußt hätten! — Sie beſtrebten, ſie quälten ſich, alles böſen Anſcheins ungeachtet doch zu hoffen, bis ihre eigene traurige Verfaſſung ſie nöthigte, alle ihre Gedanken auf ſich ſelbſt zu richten. — — — Lange hatten ſie in der Hoffnung, Jaromir würde ſich noch endlich zu ihnen finden, nahe bey der eiſernen Thür verweilt, und durch Rufen und Klopfen ihre Gegenwart zu verſtehen gegeben. — Wenn der gute, freundliche Mann, meines Bruders bisheriger Kerkermeiſter uns hört, ſagte Thereſe, ſo wird er gewiß Mittel finden, ihn zu uns zu bringen, uns wenigſtens zu tröſten! Ach, ſie hatte Recht, der Böſewicht hörte ſie, aber er ſpottete ihrer vergeblichen Mühe, und ſchlich ſtill vorüber. Brigitte bewegte endlich ihre Herrſchaft, ihre vergeblichen Bemühungen aufzugeben, und den Ausgang des unterirrdiſchen Weges zu ſuchen, ehe ihnen derſelbe verſchloſſen würde. Sie fanden ihn ohne Mühe, aber ach, er war mit Kriegsleuten beſetzt; der argwöhniſche Mannsfeld, welcher nichts verſäumen wolte, was zur Sicherheit der ihm anvertrauten Feſtung dienen konnte,

konnte, und welcher wohl einſah, daß es hier dem Feinde möglich ſey, in die Stadt zu kommen, ehe man nur ſeine Gegenwart vermuthete, ließ dieſe Oefnung Tag und Nacht bewachen.

Er war wider Sybillen aufgebracht, er hatte ſie in Verdacht eines Verſtändniſſes mit den Feinden, ihr ſonderbares entferntes Betragen, ihre unnöthige Flucht, beſtärkte ihn in ſeiner Meynung, und er hielt es für unumgänglich nöthig, ſich ihrer Perſon zu bemächtigen. Er ließ ihr, weil er ſie ſchon entkommen glaubte, viele Tagereiſen weit nachſetzen, und als es ihm einfiel, ſie könne ſich wohl noch in der Höhle verſteckt haben, ſo ließ er auch dieſe durchſuchen. Aber die Nachſpäher verfehlten den Ort, wo ſich die unglückliche Gräfin eigentlich befand, und durch dieſen Zufall ward eine Zuſammenkunft verhindert, welche alle Misverſtändniſſe aufgeklärt, allem Unheil abgeholfen haben würde. Graf Mannsfeld hätte ſich durch ein einiges Geſpräch mit Sybillen von ihrer Unſchuld überzeugen können, und ſie hätte erfahren, daß Prag noch nicht in der Gewalt der Feinde ſey, hätte ihren Jaromir, der jezt wieder in ſo böſen Händen war, ohne daß Mannsfeld nur ein Wort von ihm wußte, durch die bloße Nennung ſeines Namens frey machen können.

Die unglücklichen Damen hielten die Wächter vor der Höhle für kaiſerliche Soldaten, und zogen ſich ſchüchtern zurück. Es iſt ungewiß, wie lange ſie in dieſem traurigen Aufenthalte durch vergebliche Furcht zurück gehalten wurden. Am dritten Tage ihrer Einkerkerung hätte ſie der Hunger bald hervor getrieben; aber glücklicher oder unglücklicher Weiſe, entdeckten ſie nicht weit von der eiſernen Thür, die ſie von Jaromir trennte, ein kleines Vorrathsbehältniß mit Brod, Wein und trockenen Früchten, wovon ſie ſich ſparſam nährten, bis ſie endlich an einem Morgen den Eingang der Höhle unbeſetzt ſahen, und ſchnell hervor giengen, um nicht zum zweytenmahl eingeſperrt zu werden.

Acht und zwanzigſter Abſchnitt.

Viele Tage, vielleicht Wochen lang, hatten ſich die Betrogenen in ihrer Höhle mit vergeblicher Angſt und Kummer gequält, da ein einiger Schritt, ein Laut von ihrer Stimme ſie in die

Hände ihrer Freunde hätte führen können. Jetzt jauchzten ſie eben ſo vergeblich über das Glück ihrer Befreyung, da ſie bey jedem Tritt den ſie thaten, bey jedem Laut, den ſie von ſich gaben, fürchten mußten, in die Gewalt ihrer Feinde zu kommen.

Das was ſie bisher beſorgt und bereits als wirklich geglaubt hatten, war jetzt erſt geſchehen. Die unbewachte Oefnung des unterirrdiſchen Gangs, die ihnen ſo viel Freude machte, war ein Zeichen ihrer höchſten Gefahr. Geſtern war Prag in die Hände der Kaiſerlichen gefallen. Graf Mannsfeld hatte fliehen müſſen, er hätte alle ſeine Mannſchaft zuſammen gezogen, um die fliehende Königin zu ſchützen, welche nach der verlohrnen Schlacht nach Prag zurück gekehrt, und bis jetzt daſelbſt geweſen war. Und ſo war auch der Eingang in die Höhle frey geworden, welcher den Kaiſerlichen unbekannt war, und alſo mit keiner Wache von ihnen beſetzt werden konnte, wie ſonſt wohl geſchehen ſeyn möchte, wenn ſie gewußt hätten, was für wichtige Gefangene ſie auf dieſe Art in ihre Gewalt bekommen könnten.

Der Ausgang des Gewölbes führte in einen dichten Wald, und die tiefe Stille, die daſelbſt herrſchte, gab den Wanderinnen Nahrung für ihre ſüßeſten Hofnungen.

Ich glaube gewiß, ſagte die freudige Thereſe, daß Prag wieder in den Händen der Unſrigen iſt, der Prinz von Anhalt wird nicht geruht haben, bis er es den Feinden entriſſen hat.

Als wenn dein geliebter Ritter der einige Held beym Heere wäre, ſprach Thekla mit einem kleinen höhniſchen Lächeln, warum nennſt du nicht lieber den Herzog von Weimar, oder unſern tapfern Vater, oder irgend einen andern?

Eine hohe Röthe, die Thereſens Geſicht überzog, vertrat die Stelle der Antwort, indeſſen ihre Mutter anmerkte, daß die glückliche Aenderung der Sachen, welche auch ſie ahnoete, nun von dem oder jenem ihrer Beſchützer herrühren möge, doch Gott der erſte Dank dafür gebühre. Und doch, fiel die verſtändige Brigitte ein, wolte ich rathen, ſich nicht zu frühzeitig zu freuen, in keinem Stücke unbehutſam zu verfahren, und lieber erſt zu fragen und dann zu handeln.

Ein Bauer war der erſte, welcher ihnen im Walde begegnete, und an den ſie ihre Fragen auf eine Art richteten, die ihnen, er mochte ſich zu dieſer oder jener Parthey rechnen, keinen Nachtheil bringen konnte.

Sie hatten Urſache, ſich ihrer Vorſichtigkeit zu freuen, denn ſeine Antwort zeigte, was ſie zu gewarten gehabt haben würden, wenn ſie anders gehandelt hätten.

Gott und der heiligen Jungfrau ſey Dank, ſprach er auf ihre Erkundigung, ſeit geſtern iſt Prag unſer; die Fahne, welche uns auf dem weißen Berge die Schlacht gewann, ward auch vor die Mauern der abtrünnigen Stadt getragen, und ſie öfneten ſich uns wie Joſua weiland die Mauern zu Jericho. Nun fängt ſchon das Rachſchwert an wider die Ketzer zu wüthen; man giebt alle ihre Güter Preis, und es wird gute Beute geben. Auch werden wir in den künftigen Nächten noch manch' ſchönes Luſtfeuer zu ſehen bekommen: Geſtern machte der Palaſt des Grafen von Thurn den Anfang, und heute werden, wie ſie ſagen, die Häuſer des Heiningen, des Schulz und des Breisgau an die Reihe kommen.

Wir ſind müde, ſprach Frau Brigitte, welche ſah, daß ihre Frau ſich vor Mattigkeit und Schrecken nicht mehr halten konnte, ſetzt euch zu uns auf dieſen Stein, und ſagt uns mehr von ſo guter Nachricht.

Gute Nachricht? fiel die weinende Thekla ein.

Kinder verſtehen von ſolchen Dingen nichts, ſprach Brigitte mit einem unwilligen Blick, und dürfen nicht ſprechen, nur hören.

Und doch, fuhr der Bauer fort, ſind manche alte Leute nicht beſſer als die Kinder; ich habe euch brave rechtſchaffene Katholiken über die geſtrigen Auftritte zu Prag weinen geſehen; nun war es freylich zum Erbarmen, aber es ſind doch alles nur Ketzer, die Gott und die heilige Kirche verflucht hat.

Erzählt nichts davon, guter Mann, ſprach Thereſe, und drückte dem Bauer heimlich ein Goldſtück in die Hand. Und wer ſeyd ihr denn? fragte er, indem er das Geld einſteckte und die Geberin bedeutend anſah.

Gute Freunde des Herrn Erzbiſchofs von Prag, ſprach Brigitte. Iſt er bereits wieder in der Stadt angelangt?

Ja, ſprach der Mann, dieſen Morgen, in Begleitung des Kardinals Karaffa und des Fürſten von Lichtenberg, welchen vom Kaiſer das Verfahren wider die Ketzer aufgetragen iſt. Wenn ihr ſeine Freunde ſeyd, ich will euch bis an die Stadt begleiten, und wohl gar in ſeinen Palaſt bringen. — Erzählt uns nur noch erſt etwas von der Schlacht auf dem weißen Berge, ſprach Brigitte, und wo der König und die Königin hingekommen ſind, und wo die Proteſtanten jetzt ſtehen, und dergleichen.

Der Erzähler proteſtirte feyerlich wider den Namen eines Königs und einer Königin von Böhmen, und belegte Friedrichen und Eliſabeth mit den ſchimpflichſten Benennungen. Sie ſind beyde zum Teufel, ſprach er, an keine Verfolgung iſt nicht zu denken, denn dort am Ende des Waldes ſteht der Herzog von Weimar, und ſchützt den Weg den ſie gezogen ſind. Er kann ſich, Gott ſey bey uns, feſt machen, denn er war der einige, der auf dem weißen Berge vor der heiligen Wunderfahne nicht floh.

Wollen wir nicht aufſtehen und unſern Weg fortſetzen, fragte die Gräfin.

Doch wohl nach Prag, ſagte ihr Gefährte, und ich will euch gern begleiten.

Es war unmöglich, den läſtigen Menſchen los zu werden; er erzählte jetzt die Lieblingsgeſchichte des Pöbels der damahligen Zeit, wie der heilige Vater Dominikus aus Spanien, *) von einem Engel eine Fahne mit dem Muttergottesbilde erhalten, und ſie eigenhändig in die Schlacht getragen, und wie man ihr allein den Sieg auf dem weißen Berge zu danken habe. — Es war hier kein Aufhören, bis Brigitte ihm noch ein Goldſtück gab, und ihn bat, einige Erfriſchungen, und wo möglich, einen vierſpännigen Wagen aus dem nächſten Dorfe zu holen, weil es ihnen unmöglich ſeyn würde, zu Fuße und ungelabt nach Prag zu kommen.

Er ſchien ſie ungern zu verlaſſen, und ſahe ſich oft nach ihnen um, welches ſie in der Meynung beſtärkte, daß er einen Verdacht auf ſie haben, und wohl etwas anders ſeyn möchte, als ſeine Kleidung ſagte. Offenbar waren ſeine Reden für einen böhmiſchen Bauer der damahligen Zeit zu klug.

Was ſollen wir nun thun? rief Sybille mit gerungenen Händen, als ſie ſich getraute den

Mund

---

*) Eigentlich ward dieſes Bild an einem unreinen Orte gefunden, wohin es die unartigen Proteſtanten, denen es nicht zu klein war wider Bilder zu wüthen, geworfen hatten. Der ſpaniſche Mönch machte es zur Fahne und gab es für ein Geſchenk der Engel aus.

Mund zu öfnen. — Ohne weiter ein Wort zu wechſeln, jenem Ende des Waldes zueilen, wo der Herzog von Weimar ſteht, ſprach Brigitte. Dort iſt der einige Ort, wo wir ſicher ſeyn können. Aber Eile, Eile, iſt uns vonnöthen, denn ich fürchte die Rückkunft dieſes Menſchen mit jedem Augenblicke.

Neun und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Furcht ſchien unſern Fliehenden Bley an die Füße befeſtigt zu haben; ich weis nicht ob ſie den Ort der Sicherheit erreicht haben würden, wenn ihnen die Hülfe nicht von ohngefähr entgegen gekommen wäre.

Sie erblickten in der Ferne Kriegsleute, deren einige Zweige von den Bäumen hieben, andere das Holz ſammelten und davon trugen. O! ſchrie Thekla, welche immer alles zuerſt erblickte, blaue Binden und weiße Feldzeichen, das ſind Leute des Herzogs von Weimar. — Gute, gute Männer! Wolt ihr mich und die mir folgen nicht zu eurem Herzog führen? Wir ſind ſeine Bekanntinnen. Dieſe Worte, welche

das

das junge Mädchen den Kriegsleuten in vollem Fluge mit ausgebreiteten Armen entgegen rief, wurden ihr von einem der Vorderſten auf eine Art beantwortet, welche ſie gewaltig beſchämte. Zu ihn tragen, bis ans Ende der Welt tragen will ich euch, kleine Schöne, antwortete er, indem er ſie zu ſich in die Höhe zog, und ihr einen ſchallenden Kuß mit ſeinem bärtigen Munde auf die Lippen drückte.

Thekla weinte, und die andern kamen indeſſen herbey, wiederholten die Bitte der Kleinen, und wurden auf Nennung ihres Namens mit der größten Ehrerbietung bis zum Lager geleitet, wo ſie zwar Herzog Johann Ernſten nicht, aber doch einen ſeiner Brüder fanden, der ſie freundlich aufnahm, und ſie noch dieſen Abend nach Eibig bringen ließ, wo ſich die Königin insgeheim aufhielt.

Wer kann die Zuſammenkunft dieſer beyden Damen ſchildern, wer die Thränen zählen, welche bey derſelben vergoſſen wurden! O, Sybille, ſchrie Eliſabeth, in was für einem Zuſtande ſehen wir uns wieder! Wo ſind meine großen Hofnungen, wo meine Beſchützer! Das Schwert hat ſie aufgerieben, ſie ſind in die vier Winde zerſtreut, alle, alle haben mich verlaſſen, nur du

nicht,

nicht, treue, treue Freundin, welcher ich in dem thörichten Stolz meines Herzens ſo oft unrecht that.

Sybille weinte und küßte die Hand ihrer Königin. Thekla drängte ſich dicht an ſie, und Thereſe behauptete mit froher Zuverſichtlichkeit, die Königin von Böhmen würde nie verlaſſen ſeyn, ſo lange ihr Vater und der Prinz von Anhalt noch lebten.

Der Prinz von Anhalt? rief Eliſabeth, armes betrognes Kind; er iſt todt, dein junger Freund iſt todt, auch deine, ach zu kühnen Hoffnungen, die ich Thörin unterſtützte, ſind geſcheitert!

Thereſe war zu jung, um den Verluſt ihres erſten Liebhabers ſo zu fühlen wie eine erwachſene Perſon, aber doch fühlte ſie ihn ſtark und dauernd, und was die Liebe nicht dabey that, das erſetzte das Mitleiden. Ströme von Thränen wurden dem Andenken des jungen Helden geweint, und Thekla leiſtete ihrer Schweſter treulich Geſellſchaft, ob ſie gleich ihre Klagen oft mit der Verſicherung unterbrach, daß es nur gut ſey, daß ihr Vater und der Herzog von Weimar noch lebten.

Werden wir nun zu der lieben Fürſtin Dorotheen reiſen? fragte Thekla ihre Mutter. Wenn unſre Königin will, erwiederte Sybille. Wenigſtens, ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich zu Eliſabeth wandte, ſehe ich nicht ein wo wir ſicherer ſeyn könnten. Der Herzog verſprach noch beym Abſchiede, daß das Haus ſeiner Mutter mir und den Meinigen, im Fall das Aergſte erfolgte, offen ſtehen ſolte. Der milden Fürſtin von Weimar iſts Freude, jeden Bedrängten, wie vielmehr eine unglückliche Königin aufzunehmen.

O, Sybille, ſchrie Eliſabeth, für uns iſt alles verlohren, auch dieſer Zufluchtsort, wo ich doch auch nur ſo lange, als man mich nicht gekannt hätte, ſicher würde haben leben können. Dorothee iſt nicht mehr. Laßt euch ihren Tod von meinen Leuten erzählen, und mich hingehen und im Stillen weinen.

Die Hofſtatt der Königin von Böhmen war durch ihr Unglück und durch die Nothwendigkeit verborgen zu ſeyn, ſehr gemindert worden. Sie beſtand nur noch aus ihrer Oberhofmeiſterin, die ſie mit aus England gebracht hatte, und zwey pfälziſchen Damen; die Böhminnen hatten ihr mit dem Glücke alle den Rücken gewandt.

Die Engländerin erzählte die Geſchichte von Dorotheens Tode, mit all denen Umſtänden, mit welchen ſie damahls die Liebe zum Fabelhaften entſtellte, und welche zu jener Zeit, da der Glaube an Geiſtererſcheinungen noch ziemlich ſtark war, nur von denen verworfen wurden, welche die Sache beſſer unterſucht hatten.

Die edle wohlthätige Dorothee Marie, deren ganzes Leben thätige Menſchenliebe war, ſolte auch in der Ausübung ihrer Lieblingstugend den Tod finden. In ſpäter Abenddämmerung ritt ſie einſt mit einem kleinen Gefolge von einem Luſtſchloſſe nach ihrer neugebauten Reſidenz zu Weimar zurück, da umtönte ſie klagendes Geſchrey. Aus dem Strome, vor welchem ſie überritt, ſtreckte eine menſchliche Geſtalt bittend die Hände nach ihr aus, und flehte um Rettung. Gott, was iſt dies! rief ſie, will hier niemand helfen? Sie ſah ſich nach ihren Leuten um, welche ſie, weil ſie gewohnt war ſchnell zu reiten, faſt zweyhundert Schritte zurück gelaſſen hatte. Es war einſam um ſie, die klagende Stimme tönte noch immer in ihren Ohren, und die menſchliche Geſtalt kam wieder aus den Fluthen empor. „Will denn niemand retten? ſchrie ſie mit ſtärkerer Stimme einigen Leuten zu, die

ſie

ſie in einer kleinen Entfernung erblickte, und denen ſie ihre Goldbörſe entgegen reichte, um ſie zur ſchleunigen Hülfe zu bewegen.

Sie machte jetzt Miene ſelbſt abzuſteigen, ihr Pferd wurde durch die Bewegung die ſie machte, und durch ihr ängſtliches Rufen ſcheu, ſie ſtürzte, blieb im Steigbügel hangen, ward eine gute Strecke geſchleift, und obgleich in dem Augenblicke ihr ganzes Gefolg um ſie herum kam, und hundert Hände bereit waren ſie zu retten, ſo war doch nun die Hülfe zu ſpät, ihr zarter Körperbau hatte zuviel gelitten, und ſie ſtarb wenig Tage darauf in den Armen zweyer ihrer Söhne, die eben von einer Reiſe zurück kamen, in den Armen des geliebteſten von allen des edeln Bernhard, deſſen Namen wir in der Folge dieſer Geſchichte noch öfter nennen werden.

So wenig die Erzählerin als die Zuhörerin zweifelten, einen Augenblick, daß bey der Erſcheinung im Strome, und bey ihrer nochmahligen gänzlichen Verſchwindung, etwas übernatürliches geweſen ſey; Furcht und zitterndes Entſetzen miſchte ſich in den Kummer, den der Tod dieſer vortrefflichen Fürſtin erregte, und machte dieſen Abend zu einem der ſchauervollſten, deſſen

ſich

ſich die jungen Mädchen, die bleich vor Schreck und Kummer zuhörten, in der Folge erinnern konnten.

Dreißigſter Abſchnitt.

Man ſaß bis tief in die Nacht unter dieſen und ähnlichen Geſprächen, man beweinte die Verſtorbenen, trauerte über das Unglück der Lebenden, machte Plane für die Zukunft, und wünſchte endlich, als alle Ausſichten rund umher ſo dunkel waren, als ſich nirgend ein Ausweg zeigte, nur ſelbſt geſtorben zu ſeyn, um alle dem Schrecklichen zu entgehen, das noch im Schooße der Zukunft verborgen ſeyn mochte. — Der trübe, feuchte, herbſtliche Morgen kam auf dieſe Art heran, nur die Königin, von Angſt und langem Wachen ermüdet, hatte ein wenig geſchlafen. Die Ankunft eines Kuriers von ihrem Gemahl machte, daß man ſie wecken mußte. Er brachte die Nachricht, daß Friedrich ſich nach Brandenburg gewendet habe, um daſelbſt ſein Glück und die Hülfe ſeiner Freunde abzuwarten. Sie ward nicht eingeladen auch dahin zu kommen; die Mutter ihres Gemahls, mit welcher ſie nie vollkommen harmonirt hatte, war daſelbſt, und man rith ihr, ſich lieber nach England zu ihrem Vater zu wenden. — — —

Nach England? rief Eliſabeth, zu dem der mich Unglückliche nicht auf die entfernteſte Art unterſtützte? — Nicht einmahl die kleine Geldhülfe, die er verſprach, leiſtete? O hätte ich in den letzten Tagen meines Aufenthalts zu Prag nur Gold genug gehabt, wären die Schatzkammern nicht aus unſinnigen, weitausſehenden Abſichten entblößt werden, die Kaiſerlichen ſolten noch nicht da ſeyn wo ſie jetzo ſind; aber freylich, eine arme, verlaſſene, hülfloſe Königin kann bey einem Volke wie dieſes, keinen Anſpruch auf Schutz und Achtung machen. Alles was man für ſie thut, iſt höchſtens, daß man zu ihrer Flucht die Augen zudrückt, und ſie nicht allzu eifrig verfolgt. . .

Mit der äuſserſten Bitterkeit ſagte die Königin dieſes, und verſchloß ſich in ihr Kabinett, welches ſie erſt gegen den Mittag verließ, und ihren Entſchluß bekannt machte, nach Schleſien zu gehen.

Sybille fand nicht für gut, daß dieſes öffentlich geſchehe. Sie erinnerte ſich, daß ſie von allen ihren ehemaligen Herrlichkeiten noch ein ganz artiges Landgut in der Nähe von Breßlau beſaß, welches die Königin ſo lange unbekannt bewohnen konnte, bis ihr das Glück günſtiger zu werden anfieng.

Eliſabeth nahm das Erbieten der Gräfin ohne Bedenken an, und man machte ſich ungeſäumt auf den Weg. Unterwegens hatte die Königin noch die Freude, ihre Hofſtatt durch eine Perſon vermehrt zu ſehen, die ihre Achtung auf alle Art verdiente, ob ſie dieſelbe gleich in ihren glücklichen Tagen nicht allemahl in gleichem Grade genoſſen hatte, weil ſie immer zu edel war, die Rolle der ſchmeichleriſchen Böhminnen zu ſpielen. — — — Die Ankommende war die Gräfin Mannsfeld. Sie hatte ihren Bruder aus Böhmen begleitet, aber es war unmöglich, ihm auf alle ſeinen Feldzügen zu folgen; zwar ihrem Muthe und der Liebe zu dieſem theuern Bruder wäre nichts ſchwer, nichts unmöglich geweſen, aber ſie durfte die Schranken des Wohlſtandes, welche in den damaligen Zeiten dem weiblichen Geſchlecht noch enger gezogen waren, als jetzt, nicht überſchreiten, und ſie nahm die Sicherheit, welche ihr Fürſt *) Gabriel aus Siebenbürgen in ſeinen Landen anbot mit Freuden an; aber nur gar zu bald giengen ihr die Augen über die ſträflichen Abſichten auf, welche er auf ihre Perſon hatte, und ſie entflohe. Der Zufall führte ſie dem Herzog von Weimar entgegen, ſie erfuhr den geheimen Aufenthalt der Königin und eilte zu ihr, bey welcher ſie mit dem meiſten Anſtande leben konnte, und welche im Unglücke zu verlaſſen ihr ſchimpflich dünkte.

Sybillen bey ihr zu finden, war ihr eine unerwartete Freude. Zwar war ihr Misvergnügen noch nicht ganz gegen ſie aufgehoben, und wenn ſie auch zuweilen geneigt war, ſie wegen all des Böſen, das man ihr aufgedichtet hatte, zu entſchuldigen, ſo konnte ſie ihr doch die Entfernung, in welcher ſie in den letzten Tagen ihres Aufenthalts zu Prag von ihr lebte, nicht verzeihen; doch verſcheuchte ihr unvermutheter Anblick jede andere Betrachtung, und man ſank einander in die Arme, ohne irgend etwas zu fühlen, als die alte Freundſchaft.

---

*) Gabriel Bellem, in der Geſchichte gemeiniglich Bellemgabor genannt.

Fragen und Erklärungen folgten dieſem Auftritt. Sybillens Unſchuld lag offen vor den Augen ihrer Freundin, ſie beweinte das Mistrauen, das ſie in ſie geſetzt hatte, beweinte es um ſo herzlicher, da es ſo ernſthafte Folgen für die unglückliche Gräſin von Thurn gehabt hatte.

Ich war alſo die erſte Veranlaſſung, ſchrie ſie, daß der unglückliche, unterirrdiſche Weg verſchloſſen wurde? Durch mich ward der beklagenswürdige Jaromir, von welchem weder mein Bruder noch ich etwas wußten, von ſeiner Mutter geriſſen, und wieder in die Hände ſeiner Feinde gebracht? — O, Sybille, warum verweiltet ihr einen Augenblick nach der Befreyung eures Sohns, an dieſem gefährlichen Orte? Ahndete euch nicht, daß eure Saumſeligkeit dem edeln Jünglinge das Leben koſten könnte?

Das Leben? fragte Sybille, das hoffe ich nicht! Die Gräſin Mannsfeld ſchwieg, doch ihre Thränen redeten. Wiſſet ihr etwas von meinem Sohne? rief die erſchrockene Sybille, was wißt ihr von ihm?

Nichts weis ich, ſagte die andere ſtockend, in der That gar nichts zuverläßiges. Die Kaiſerlichen haben freylich grauſam wider die Proteſtanten gewüthet; auch gieng ein Gerücht von

einem

einem jungen Grafen von Thurn, als wir bereits die Stadt verlaſſen hatten; wir glaubten nichts davon, in der That wir glaubtens nicht, denn wir glaubten je zu wiſſen, daß eure Söhne in Wien waren, und ich kann euch verſichern, Gräfin, meine Thränen fließen blos wegen der Möglichkeit!

O, ſchreckliche, ſchreckliche Möglichkeit! rief Sybille, welche wohl Gewißheit ſeyn könnte, aber ſprecht, was wißt ihr von meinem Sohne? — Er meldete ſich alſo nicht bey eurem Bruder, als er von uns getrennt war? Ich dächte doch das müßte er, Prag iſt ja nach unſerer thörigten Flucht noch ſo lange in dem Schutz eures Bruders geblieben.

Ich weis weiter nichts, fuhr die Gräfin Mannsfeld fort, als daß nach dieſer eurer uns ſo unerklärlichen Flucht, die unterirrdiſchen Gänge noch einige Zeit von Gewafneten beſetzt blieben, und niemanden der Aus- und Eingang verſtattet wurde, als den erzbiſchöflichen Bedienten, welche Geſchäfte in den Kellern ihres Herrn zu haben vorgaben; welches mein Bruder, der ſich zu edel hielt, mit den Weinen des Biſchofs Krieg zu führen, nicht verwehrte. Eures Jaromirs Namen hat keins von uns gehört.

Gott! ſchrie Sybille mit gerungenen Händen, ſo iſts denn nur allzu gewiß, daß [illegible] wieder in die Gewalt ſeiner Verfolger fiel. Aber ich bitte euch um Gottes willen, Gräſin, ihr wißt noch mehr, ſagt mir alles, ihr ſeht, ich bin gefaßt! — —

Die Gräſin von Mannsfeld wußte in der That nichts als unzuverläßige Gerüchte, die aber ſchrecklich genug waren, das Herz Sybillens zu brechen, ſo ſchonend ſie ihr auch von der mitleidigen Mannsfeld mitgetheilt wurden. Ihr einziger Troſt war, die Möglichkeit, mit welcher ſich jeder Bekümmerte ſchmeichelte, der ſein Unglück nicht mit eigenen Augen angeſehen hat, daß alles falſch ſeyn, alles nicht ſo ergangen ſeyn möchte, als man ſagte.

Leider müſſen wir unſern Leſern verſichern, daß die Gräſin von Thurn berechtigt war, das Schlimmſte zu glauben. — Jaromir, dieſer edle, unglückliche, ſtandhafte Jüngling, ward, wie wir wiſſen, wieder der Gefangene des Erzbiſchofs. Sein Kerkermeiſter fand es nicht ſchwer, den Schatz, den er heimlich bewahrte zu verhehlen, bis ſein Herr, nachdem Prag in die Hände der Kaiſerlichen fiel, daſelbſt eintraf. Die Gefahr, den erhabenen Gefangenen zu verlieren,

und

und der glückliche Zufall, der ihm die Feſſeln von neuem anlegte, war eine der erſten Nachrichten, die er von ſeinem treuen Diener erhielt, Jaromir wurde vor den Erzbiſchof und ſeine Mitinquiſitoren, den Fürſten von Lichtenſtein und den Kardinal Karaffa gebracht. Man hofte große Dinge aus dem unerfahrnen Jünglinge zu bringen, ſeine Qualen giengen von neuem an; er blieb unerſchütterlich bey ſeiner Treue für die Wahrheit, und für das Beſte ſeines Vaters und ſeiner Glaubensverwandten. Er ermüdete die Geduld ſeiner Richter; die Schonung, mit welcher man ihn bisher behandelt hatte, ward auf die Seite geſetzt, man kündigte ihm ſein Todesurtheil an, und als er die einige Art der Rettung, die man ihm vorſchlug, verächtlich verwarf, ſo erfuhr er das Schickſal, das in den damahligen fürchterlichen Tagen ſo manche Unglückliche leiden mußten. Keine Rückſicht auf ſeinen Stand, ſeine Jugend, ſeine großen Eigenſchaften konnte ihn retten. Seine Unſchuld, ſeine einnehmende Geſtalt machte keinen Eindruck auf ſeine Henker, ſein Blut floß in die Ströme von Blut, welche damahls vergoſſen wurden, und der Erzbiſchof bewies ſeine Achtung gegen Sybillen doch gleichwohl dadurch, daß er ſeinen Körper von der Verſtümmelung rettete, und ihn, wie er ſich ausdrückte, ſeinem Stande gemäß, in der Höhle beyſetzen ließ, welche ihm bisher zum Kerker gedient hatte. — Man zeigte mir bey meiner letzten Anweſenheit in Prag, in einem verfallenen Gewölbe, welches man für dasjenige ausgab, von welchem ich bisher geſprochen habe, eine mit ſchlechten Steinen zugemauerte Seitenthür, welche der Eingang zu dem Orte ſeyn ſolte, in welchem die Gebeine eines der edelſten unſchuldigſten Jünglinge ſeiner Zeit, des Tages der Auferſtehung und der Rache erwarten.

Bruchſtücke von dieſer Erzählung erhielt die Gräfin von Thurn mit einigen Abänderungen von der ſchonenden Hand ihrer Freundin. Schwache Hofnungen, daß alles wohl nicht wahr ſeyn könne, daß Jaromir gerettet ſeyn, ihr noch eines Tages wieder gegeben werden könnte, erhielten die unglückliche Sybille, daß ſie nicht unter ihrem Schmerz erlag. Die liebreiche Mannsfeld nährte ſorgfältig dieſe ſüſſen Täuſchungen, und wußte doch immer durch eingeſtreute Zweifel ihre Gewißheit ſo zu mindern, daß endlich aus dieſer ſchwankenden Ungewißheit, eine Art trauriger Ergebung erwuchs, die die Gräfin von Thurn, bey den mannigfachen Leiden, die ihr noch bevorſtanden, ſo nöthig hatte.

Es iſt zum Erſtaunen, wie viel Diejenigen, welche das Schickſal zum Ziel ſeiner Pfeile gemacht zu haben ſcheint, zu dulden vermögen. Die Bitterkeit wird ihnen Tropfenweis mit ein wenig Hofnung verſüßt eingeflößt, die Wunden werden ihnen langſam beygebracht, und von Zeit zu Zeit mit ein wenig lindernden Balſam verbunden, bis ſie endlich feſt und abgehärtet da ſtehen, lebendige Denkmahle menſchlicher Leiden und menſchlicher Kräfte.

Ein und dreißigſter Abſchnitt.

Sybille hatte auf ihren Gütern in Schleſien Ruhe gehoft. Ruhe von der Seite ihrer geliebten Königin, und einiger gewählten Freundinnen; aber wie konnte Ruhe in ſo ein verwundetes Herz kommen wie das Ihrige? Wo konnte Ruhe in dem Aufenthalte wohnen, der durch die wachſenden Gefahren jener Zeiten unzuverläßig und ungewiß gemacht wurde, den man vielleicht

leicht morgen verlaſſen mußte, um ihn gegen einen andern noch ungewiſſern zu vertauſchen!

Wenig Wochen verlieſen da nicht traurige Zeitungen eintrafen. Der König von Böhmen, welcher nun nebſt allen ſeinen Freunden in die Acht erklärt worden war, lebte in Brandenburg und ſann jetzt faſt allein darauf, ſich ſein vernachläßigtes Kurfürſtenthum zu erhalten. Graf von Thurn hatte ſich bey der Armee der evangeliſchen Union verbindlich gemacht, ohne daſelbſt einen Wirkungskreis zu finden, der ſeinen Wunſch und ſeinen Kräften angemeſſen war. Graf Mannsfeld hatte wenig Glück wider den kaiſerlichen General Tilly, und ſiegte er denn einmahl, ſo war der ganze Vortheil des Siegs, gute reiche Beute, oder die Behauptung einiger unbedeutender Orte; die Sache Friedrichs kam dadurch um keinen Schritt weiter. Nur ohngefähr drey Monate laſſen ſich von all der Zeit, die die Königin in Schleſien zubrachte, zu den Tagen der Ruhe und der Hofnung rechnen. Es war Winter, die Krieger ruhten auf ihren Lorbeern. Aus England war endlich einmahl ein kleiner Anfang von den verſprochenen Subſidiengeldern angelangt, der aber ſo einen gewaltigen Einfluß auf Friedrichs Bundsgenoſſen hatte, daß man ihm mit den beſten Hofnungen für den künftigen Frühling ſchmeichelte. — Eliſabeth wagte es zum erſtenmahl ohne Verhehlung ihres Namens nach Breslau zu gehen; unterſchiedliche von den alliirten Fürſten kamen dahin, ihr den Hof zu machen, der Herzog von Braunſchweig trat wieder mit ſeinen glänzenden nach den [illegible] der Ritter ſchmeckenden Verſprechungen hervor, noch immer hafteten die Ueberbleibſel des königlichen Handſchuhs auf ſeinem Hute, noch immer waren die Gelübde, die reizende Eliſabeth wieder auf den böhmiſchen Thron zu ſetzen, unerfüllt, aber daß ſie es bleiben ſolten, wer hätte das wider den Herzog behaupten wollen, ohne eine Lanze mit ihm zu brechen.

Aus Brandenburg kam auch die Mutter Friedrichs, die erhabene Louiſe herbey, ihre Schwiegertochter zu beſuchen. Die Nachrichten die ſie brachte, waren gut, und die beyden Fürſtinnen waren einiger als jemahls. Eliſabeths hochfliegende Entwürfe waren das einzige was Louiſe an ihr zu tadeln hatte, und dieſe waren jetzt ſo ſehr niedergeſchlagen, daß beynahe keine Urſache zu Tadel und Zwiſt mehr übrig war.

Louiſe ſah Thereſen Sybillens älteſte Tochter; das beſcheidene Weſen des jungen Mädchens gefiel ihr, und ſie wünſchte ſie in ihre Hofſtatt aufzunehmen; ein Vorſchlag, welcher wenig Widerſpruch fand. Sybille hatte Thereſen noch von alten Zeiten her im Verdacht der Zurückhaltung und weniger kindlicher Liebe, und da ſie zu den Gemüthern gehörte, die ſich ſchwer von Vorurtheilen zurück bringen laſſen, ſo ſtand Thereſe in ihrer Zuneigung immer unten an. Für die Königin war ſie zu ſchön, um ihr Liebling zu ſeyn. Der Herzog von Braunſchweig war zuweilen ein zu warmer Lobredner ihrer aufblühenden Reize, und ſie hatte alſo auch von Eliſabeth nicht zu befürchten, daß ſie von ihr in Schleſien zurück gehalten werden würde.

Deſto ſchwerer ward es der jungen Thekla, ſich von ihrer Schweſter zu trennen, deſto ſchwerer Thereſen, die zu verlaſſen, welche ihr immer lieber ward, jemehr ihre wachſenden Jahre den Unterſchied aufhoben, der ſich etwa noch unter ihnen gefunden hatte. Nie hatte die großmüthige Thereſe ihrer Schweſter den Vorzug beneidet, den dieſe in der Liebe ihrer Mutter hatte, nie hatte Thekla ſich wider die Verweiſe empört, welche ihr Feuer, ihre jugendliche Unbeſonnenheit, ihr oft von ihrer weiſen Schweſter zuzogen, es befand ſich unter dieſen beyden jungen Perſonen das vollkommenſte Freundſchaftsbündniß das ſich denken läßt. Die Natur und gemeinſchaftliches Unglück hatten ſie ſchon frühzeitig an einander gefeſſelt, und gegenſeitige Vertraulichkeit, Lehren von der einen und Folgſamkeit von der andern Seite, Ernſt und Hang zur Schwermuth bei der einen, und froher Leichtſinn bey der andern, kurz alles, ſelbſt das was oft andre Seelen entzweyt, diente bey dieſen zur Befeſtigung einer Zuneigung, welche bis in den Tod dauerte, und dieſe Liebe ſolte geſtört, dieſes Band ſolte nun zerriſſen werden!

Beynahe zürnte Sybille mit ihrer jüngern Tochter wegen des Schmerzens den ſie über die Trennung von ihrer Schweſter äußerte, und der Zwang den ſie ſich anlegen mußte, um den mütterlichen Verweiſen zu entgehen, nebſt ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, trug vielleicht etwas dazu bey, daß ſie ſich, nachdem nur der Augenblick des Scheidens erſt überſtanden war, leichter beruhigte, als die ſtille, tiefer fühlende Thereſe.

Der Frühling, von welchem ſich die Königin nicht viel weniger als die Wiedererlangung

des

des böhmiſchen Throns verſprach, kam heran. Man rückte ins Feld, verlohr Schlachten und gewann einige, überließ proteſtantiſche Städte der Wuth ihrer Feinde, und übte das Wiedervergeltungsrecht an Kirchen und Klöſtern aus. Der Sommer vergieng und der Herbſt kam heran, ohne daß etwas wichtiges für den unglücklichen König von Böhmen gewonnen ward. Die berühmte Schlacht bey Höchſt ſolte alles entſcheiden, und ſie entſchied auch, aber nicht zum Vortheil der Proteſtanten. Kaiſer Ferdinand war ein zu gewaltiger Beter, und die Himmelskönigin, deren Dienſte er ſich noch als Prinz zu Loretto weihte, ſeine zu eifrige Schützerin, als daß ſeine und ihre Feinde etwas hätten hoffen dürfen.

Eliſabeth ließ ungeachtet dieſer traurigen Ausſichten, den Muth nicht ſinken. König Jakob hatte engliſche Schutzvölker einrücken laſſen, um ſeinem Schwiegerſohn wenigſtens den Beſitz der Pfalz zu verſichern. Die vertriebene Königin von Böhmen war entzückt, doch endlich einmahl einen ernſtlichen Anfang väterlicher Hülfe zu merken. Sie mußte ihre lieben Landsleute ſehen, mußte ſelbſt mit den Abgeſchickten ihres Vaters ſprechen, mußte ſich dem Volke zeigen, welches ihr immer treu geweſen war, ungeachtet ſie es in den Tagen ihres Stolzes für zu gering hielt, ſeine Fürſtin zu ſeyn.

Sybille mußte ſie nach Manheim begleiten. Die Königin, oder vielmehr die Kurfürſtin, wie ſie die treuen Unterthanen Friedrichs lieber nannten, wurde mit Entzücken empfangen, aber ſie kam nur in dieſe Stadt, um ſich daſelbſt einſchließen zu laſſen, und eine fürchterliche Belagerung auszuhalten. Manheim gieng über, ſie flohe nach Heidelberg, und auch hier wurde ſie von dem ſiegenden Erzherzog von Bayern vertrieben. Die Sage berichtet, denn die Geſchichte weis von dieſen Dingen wenig zu melden, die geraubte Heidelberger Bibliothek, welche dem heiligen Vater zu Rom, unter einer prahlenden Aufſchrift an den Wagen die ſie trugen, zugeſchickt wurde, habe der unglücklichen Königin Gelegenheit gegeben, unbekannt nach München, und von da durch tauſend Umwege nach dem einſamen Schloſſe in Schleſien zu entkommen, welches ſie ohne Noth verlaſſen hatte, und nun unglücklicher als jemals wieder betrat.

Ihre Hofſtatt beſtand jetzt aus der einzigen Gräfin von Thurn, ihre engliſche Oberhofmeiſterin war geſtorben. Die beyden pfälziſchen

Damen

Damen waren in der Eil, mit welcher man von Heidelberg aufbrach, zurück geblieben. Und da Friedrich auf Verlangen des Feindes und auf Vermittelung des weiſen Königs Jakob von England, ſeinen treuen Schützer, Graf Mannsfelden ſeiner Dienſte entließ, und dieſer, den alle Mächte in ihren Vortheil ziehen wolten, ſich nach Frankreich wandte, ſo verlohr die Königin auch ſeine edle Schweſter aus ihrem Gefolge. Die Gräſin Mannsfeld folgte ihrem Bruder ungern, es ſchmerzte ihrem großmüthigen Herzen, ſich von der unglücklichen Eliſabeth zu trennen, aber war es dem Helden der ſeinen Werth kannte, wohl zu verdenken, wenn er niemand von den Seinigen im Dienſte eines Hofs wiſſen wolte, wo man treuer Diener ſobald vergaß, und ſich von jedermann, ſelbſt von erklärten Feinden und ſchwachen wankelmüthigen Freunden dahin lenken ließ, wohin ſie wolten?

Zwey und dreyßigſter Abſchnitt.

Schwach, entkräftet, von Kummer und Mühſeligkeiten in der Blüthe ihrer Jahre verzehrt, langte Eliſabeth in Schleſien an. Sybille verſchaffte ihr Ruhe auf ihrem einſamen Schloſſe. Alle Ueberbleibſel ehemaliger Reichthümer wurden angewendet, es zu einem Aufenthalte zu machen, der einer ſo erhabenen Bewohnerin nicht unwerth war. Eliſabeth war an Glanz und Größe gewöhnt, alles was nicht einigermaaßen das Gepräg der Hoheit und des Reichthums trug, kam ihr gemein vor, und verwundete ihr ohnedem genug gekränktes Herz noch mehr. Der Krieg, welcher alle Gemeinſchaft zwiſchen ihr und ihrem Gemahl abſchnitt, verminderte ihre Einkünfte, und die Gräfin von Thurn erſchöpfte ihre Schätze, den Mangel zu erſetzen. Sie verbarg ihrer Fürſtin was ſie that, und wenn Eliſabeth je einen Argwohn ſchöpfte, ſo ſorgte Sybille, die gern jedes unangenehme Gefühl von ihrer königlichen Freundin verſcheuchen wolte, daß derſelbe ſchnell durch eine frohe Ausſicht in die Zukunft ausgetilgt ward. —

O, Sybille, ſprach Eliſabeth oft, was machſt du doch! Weißt du auch, daß alle dieſe Dinge meine Einkünfte weit überſteigen? Du biſt nicht mehr die Zahlmeiſterin der Königin von Böhmen. Und doch hoffe ich, erwiederte Sybille mit Lachen, ganz wohl zu beſtehen, wenn die Kurfürſtin von der Pfalz einmahl mit mir rechnen ſolte.

Die guten Damen! mit was für vergeblichen Erwartungen ſchmeichelten ſie ſich doch! Freylich war die Entlaſſung des tapfern Mannsfelds die Bedingung, unter welcher man Friedrichen verſprochen hatte, ihm wieder in die Kurwürde einzuſetzen, aber nie ward an die Erfüllung gedacht, bis ein mächtiger Helfer an die Seite des unglücklichen Fürſten trat, und die erſten Schritte zur Wiedereinſetzung in ſeine Lande that. Doch bis dahin war noch lange Zeit; Eliſabeth ſolte dieſen Zeitpunkt eines ſcheinbar wiederkehrenden Glücks nicht erleben. Sie legte ſich hin zu ſterben, und Sybille drückte ihre Augen zu. Die Geſchichte ſpricht nur dunkel von der Zeit, dem Ort und der Art ihres Todes, es iſt ſchwer in der Geſchichte wichtiger Perſonen ſich mit Muthmaßungen zu behelfen, noch ſchwerer ſie zu überſchreiten, und ich eile

um

um ſo viel ſchneller, bey dieſem für Sybillen ſo traurigen Zeitpunkte vorbey, da er eigentlich in ihre Geſchichte keinen weitern Einfluß hatte, als daß er ſie der Einſamkeit wieder gab, und durch den Verluſt ihrer königlichen Freundin, abermahls ein Band zerriß, das ſie noch an die Welt feſſelte.

Eliſabeth war, wie die meiſten behaupten, zu Nonen geſtorben, und Sybille eilte nach ihrem Landſitze zurück, um ſich ganz der Erziehung ihrer Tochter zu weihen, die ſie unter Brigittens Aufſicht daſelbſt zurück gelaſſen hatte.

Thekla war jetzt zur vollen jungfräulichen Schönheit heran gewachſen, ein ſchlankes Mädchen von funfzehen Jahren, mit ſchwarzen funkelnden Augen, deren Feuer nur der beſcheidene zur Erde geſenkte Blick milderte, mit finſtern wallenden Haar, von welchem ſich nur ſelten eine ſeidene Locke unter dem ſittſamen Schleyer hervor drängte. So ſtellte Brigitte die junge Gräfin von Thurn ihrer Mutter vor. Das Bewußtſeyn, was für einen Schatz ſie zu bewahren hatte, und die Furcht einer der jungen Krieger, mit welchen alle Gegenden rund umher erfüllt waren, möchte Anſchläge auf denſelben machen, hatte Brigitten bewogen, ihre junge

Dame

Dame in der ſtrengſten Eingezogenheit zu erziehen. Sybille fand ungemein viel Klöſterliches in der Kleidung, dem Betragen, dem ganzen Weſen ihrer Tochter, und ſie drückte ſie darum mit doppelter Zärtlichkeit an ihr Herz.

Ja, du biſt ganz mein Kind! ſagte ſie, du wirſt die beſte Gefährtin meiner Einſamkeit, die ſchicklichſte Vertraute meiner Klagen werden, wirſt die Welt nur aus den Erzählungen deiner Mutter kennen lernen, ſie nie auf andre Art zu kennen wünſchen. Sie verdient es nicht gekannt zu werden, und glücklich, wer ſie wieder verläßt, ohne nur einen Verſuch gemacht zu haben, mit ihr in nähere Verbindung zu treten.

Auch Thekla hatte, ungeachtet ihrer wenigen Jahre, ſchon genug Trauriges in der Welt geſehen, um Wahrheit in den Worten ihrer Mutter zu fühlen, und ſie bequemte ſich gern zu der Lebensart, welche ihr die der Welt abgeſtorbene Sybille vorſchrieb, und welche, da in den damahligen Zeiten weder Muſik noch Lektüre jungen Damen die Einſamkeit zu verkürzen pflegte, wirklich in der Folge etwas ins Langweilige fiel.

Selbſt

Selbſt Sybille mußte Langeweile haben, denn ſie verfiel wieder auf ihre alten Grillen, verglich die Grundſätze, in welchen ſie erzogen worden war, mit denen, welche ſie ihrem Gemahl zu gefallen angenommen hatte, fand Mängel in den letzten, und wünſchte das was ihr in beyden gefiel vereinigen, und ein Ganzes daraus machen zu können. Walfahrten, Kirchen- und Kloſterbau, Heilgendienſt, Seelmeſſen, würden ihrem leeren Herzen eine feine Beſchäftigung gegeben haben, der Nonnenſtand wäre, wie ſie meynte, ihrer Lage ganz angemeſſen geweſen. Sie ſehnte ſich, ſie wußte ſelbſt nicht nach was, ſchmachtete nach Ergänzung der Lücken die ſie in ihren Syſtemen fand, bekam Gewiſſensbiſſe, und verließ nach langen innern Kämpfen plötzlich ihre Einſamkeit, eine Reiſe anzutreten, auf welcher ſie niemand begleiten durfte, und wovon auch Thekla und ihre Hofmeiſterin nie etwas deutliches erfuhren, als das was ſie ſich aus den Wirkungen abſtrahirten. Wahrſcheinlich iſts, daß Sybille in dieſer Zeit das Kloſter beſuchte, in welchem Graf Slabata ſie hatte erziehen laſſen, und welches ſie verlaſſen mußte, um dem Grafen von Thurn ihre Hand zu geben. Ihre Zweifel, ihre Gewiſſensbiſſe

wurden

wurden da auf die Art beantwortet, welche ſich errathen läßt, und ſie that vermuthlich damahls erſt den Schritt, den ſie, wie einige behaupten, bereits bey Lebzeiten der alten Wallenſtein, unter der Aufſicht des Erzbiſchofs von Prag gethan haben ſolte.

Der jungen Thekla hatte es in ihrer Abweſenheit nicht an einigen Abentheuern gefehlt. Auf einem einſamen Spaziergange mit Brigitten, ob er gleich wie gewöhnlich in die ödeſten Gegenden des Waldes gethan ward, hatte ſich ein junger Krieger zu ihnen geſellt, welcher genug Einnehmendes in ſeinem Aeußerlichen, genug Zuverſichtliches in ſeinem Betragen hatte, um der jungen Thekla ein Mann von Stande, und Brigitten gefährlich zu dünken.

Er kannte den Stand der jungen Gräfin, wolte ein Bekannter ihres Vaters ſeyn, wußte viel von ihm zu erzählen, bat um Zutritt in ihrem Hauſe, wenigſtens da dieſes in Abweſenheit ihrer Mutter nicht ſchicklich war, um Erlaubniß, ſich dann und wann bey ihren Spaziergängen zu ihnen zu geſellen.

Brigitte brauchte nicht erſt durch ihre Kundſchafter zu erfahren, daß dieſer junge Mann wahrſcheinlich zu den Leuten des Oberſten Pappenheim gehörte, welcher in der Nähe lag, um nicht mehr mit ihrer Untergebenen ſpazieren zu gehen. Sie kannte Theklas Schönheit beſſer als das junge Mädchen ſie ſelbſt kannte, und würde den Anblick derſelben jedem Jünglinge argwöhniſch entzogen haben, wenn er auch nicht den gehäßigen Namen eines kaiſerlichen Offiziers geführt hätte.

Die Spaziergänge wurden eingeſtellt, aber man gewann nur wenig dabey; Theklas Bewunderer wußte ſich andere Mittel zu verſchaffen ſie zu ſehen. Die Feinde hatten bisher ruhig an den Gränzen dieſes Diſtrikts gelegen, jetzt drangen ſie tiefer ins Land hinein, ohne daß die ſchützende Beſatzung es hindern konnte. Der benachbarte Flecken ward mit kaiſerlichen Soldaten erfüllt, auch das Schloß mußte ungeachtet ſeiner vorgeſchützten Rechte und Befreyungen den Oberſten und die Vornehmſten ſeiner Leute einnehmen.

Die kluge Brigitte überließ die Beſorgung dieſer Dinge, ſobald ſie ſahe, daß das Uebel unvermeidlich war, dem Schloßvogt, und begab ſich bey anbrechender Nacht in verſtellter Kleidung mit ihrer jungen Dame nach einem kleinen Bauerhofe, der einer ihrer Bekannten gehörte, und auf welchem ſie ſich nur ſo lange aufhielt als man brauchte, um ſich zu einer weiten Reiſe anzuſchicken.

Sybille beſaß noch ein kleines Gut an der polniſchen Gränze; dieſes war der Ort, wohin Brigitte mit ihrer jungen Gebieterin flohe. Ein in den Händen des Hausvogts zurück gelaſſener Brief, ſagte der Gräſin bey ihrer Wiederkunft, wo ihre Tochter ſey, und die Urſache ihrer Flucht. Der Beſuch Pappenheims und ſeiner Leute war offenbar nur darauf abgeſehen geweſen, ihm, denn er ſelbſt war Theklas unbekannter Verehrer, ihren Anblick zu verſchaffen, der Verſuch ſchlug fehl, ſie hatten keine Ordre zu Feindſeligkeiten in dieſer Gegend, und begnügten ſich alſo nur ein kleines Andenken an den koſtbaren Hausgeräthen des Schloſſes zu hinterlaſſen, und ſich denn zurück zu ziehen.

Die Gräſin fand ihre Wohnung von dieſen ungefoderten Gäſten gereinigt, aber der Zuſtand, in welchem ſie alles verlaſſen hatten, zeigte ihr, daß ſie mit wüthenden Feinden zu thun habe, und ſie hielt es für gefährlich, ſich länger an dieſem Orte aufzuhalten, oder ihre Tochter, um derenwillen dieſer Unfug entſtanden war, zu ſich zu berufen; überdies fand ſie die Gegend [illegible] wo

die

die junge Gräfin lebte, ihren anderwärtigen Abſichten ſo angemeſſen, daß ſie ihr unverzüglich dahin folgte, und ſich entſchloß, nicht ſobald das kleine Landhaus an der polniſchen Gränze, mit einem andern Aufenthalte zu vertauſchen. — Mein Kind, redete ſie ihre Tochter an, nachdem man mit allen Geſprächen fertig war, welche durch die letzten Abentheuer veranlaßt wurden, ich finde, oder vielmehr ich habe ſchon vor meiner Abreiſe gefunden, daß dir die Einſamkeit Langeweile macht, du brauchſt Beſchäftigung, dein thätiger Geiſt fodert Nahrung, und ich habe dir dieſen frommen und gelehrten Mann mitgebracht, welcher die Lücken deines Wiſſens ausfüllen, deine Begriffe berichtigen, und dich von den Irrthümern, welche ſich in deine Seele eingeſchlichen haben könnten, zurück führen ſoll. Sieh ihn als den zweyten Nikolaus Falk an, er wird dir mehr werden, als dieſer ſeyn konnte, er iſt kein Schwärmer, kein Nativitätenſteller, kein Sterndeuter, nein, ein Schüler der wahren Weisheit, die du von ihm lernen ſolſt.

Nie hat wohl in der Seele einer jungen Perſon, mehr Begierde zum Wiſſen, zur edelſten beſten Art deſſelben gewohnt, als bey der jungen Thekla. Der Name eines Lehrers machte

ihr

ihr Freude, ſie dankte ihrer Mutter, und bewillkommte den Herrn Petrus Pilkow mit der Miene, wie in den damahligen Zeiten junge Leute Bejahrte zu bewillkommen pflegten.

Er war ein Alter mit einem von jenen Geſichtern, an welchen alles den Ausdruck hoher Jahre trägt, außer den Augen; in ſie ſchien alles Jugendfeuer geflohen zu ſeyn, als es aus dem übrigen Körper wich, und mit dieſen Augen ſah er die junge Thekla ſo ſcharf und deutungsvoll an, daß ſie die ihrigen hinweg wandte, und auf Brigitten richtete, als wolte ſie fragen, ob dieſer wohl ein würdiger Stellvertreter des alten redlichen Nikolaus ſeyn könne?

So wenig als der jungen Gräfin die Augen des Meiſter Peters gefielen, ſo unmöglich war es ihr auch, an ſeinem Unterricht Geſchmack zu finden. Auf die feinſte und ſpitzfindigſte Art wußte er alle Grundſätze zu erſchüttern, die ihr bisher lieb geweſen waren, und ihr von unbeweglicher Feſtigkeit zu ſeyn gedünkt hatten. Mit Beweiſen gab er ſich nicht viel ab, aber ſein Spott, ſeine Sophismen mußten die Stelle der Beweiſe vertreten, und Thekla war freylich nicht im Stande, ſich hierin mit ihm zu meſſen, auch war ihr von ihrer Mutter mehr als einmahl geſagt worden, daß ihre Pflicht wäre, ihren neuen Lehrer nur zu hören nicht zu widerlegen.

Was wird doch dieſer Menſch noch endlich aus euch machen, ſagte Brigitte, welche ſeine Lehrſtunden einmahls belauſcht hatte, und was mag eure Mutter für Abſichten mit euch haben? Mich dünkt, wenn es Meiſter Petern gelänge, ſeinen Lehren überall Eingang zu verſchaffen, ſo könnte auf einmahl Friede unter uns und unſeren Feinden werden. Die Proteſtanten würden die Waffen niederlegen, und ſich der Macht ihrer Unterdrücker gutwillig unterwerfen, der halbe Theil von uns würde in Klöſter gehen, und die andere Hälfte ſich von dem was wir in der Welt zurückgelaſſen hätten, wohl ſeyn laſſen.

Theklas Lehrer trat immer weiter mit ſeinen Grundſätzen hervor, Sybille trat an ſeine Seite, und das, was ſie nicht öffentlich geſtand, lag Brigitten und ihrer Untergebenen nun deutlich am Tage, beſonders da ſie fleißige Beſuche von einem benachbarten Prälaten erhielt, ihre Tochter öfters mit in ein Nonnenkloſter an der Gränze nahm, halbe Wochen daſelbſt verweilte, und es ungern ſah, wenn Thekla an dieſem Aufenthalt nicht den Geſchmack finden konnte den ſie wünſchte.

Was für eine Wendung dieſe Dinge endlich genommen haben würden, nehme ich nicht auf mich zu entſcheiden, aber zum Glück warf Theklas guter Schutzengel eine Begebenheit in den Weg, welche Meiſter Peters Unterweiſungen, den Beſuchen des Prälaten, und den Wallfahrten ins Kloſter auf einige Zeit Einhalt that, und dem jungen Mädchen eine Ausſicht eröfnete, den Verfolgungen zu entgehen, welche wahrſcheinlich nun erſt recht über ſie losgebrochen ſeyn würden.

Drey und dreyßigſter Abſchnitt.

Vor nichts hatte Thekla einen heftigern Abſcheu, als vor dem Gedanken ans Kloſter; die Erziehung die ihr Brigitte, eine eifrige Anhängerin der proteſtantiſchen Lehren, gegeben hatte, und der feurige thätige Geiſt des jungen Mädchens machten ihr das Leben ewiger Abgeſchiedenheit, ihre Mutter mochte es noch ſo oft ein Leben der Engel nennen, verhaßt. Sybille nahm keine Einrede an, Brigitte weinte mit ihrer jungen Gebieterin ohne helfen zu können, und ſelbſt Mei-

ſter

ſter Peter ſchien Mitleiden mit ihr zu haben, verſprach, ihr Einſchläge zu geben, wie ſie dem, was ſie fürchtete, entgehen könnte, und ſtieg dadurch eine Stufe höher in ihrer Gunſt.

In der That hatte Thekla dem Anſcheine nach, noch nicht ſo viel Urſache, das Aeußerſte zu beſorgen. Ihre Mutter redete nur von einem kurzen Aufenthalte im Kloſter. Sie hatte noch nie öffentlich davon geſprochen, daß ſie in den Schoos der Kirche zurück gekehrt ſey, in welcher ſie erzogen war, und dem jungen Mädchen war noch nie zugemuthet worden, ihren Grundſätzen zu entſagen; aber man hatte dieſelben doch auf alle Art zu untergraben geſucht; binnen einem Jahre, ſo lange ſolte der Aufenthalt im Kloſter dauern, konnte man vielleicht noch weiter gehen, konnte Ueberredungen mit Liſt und Gewalt verbinden, Sybillens Tochter dahin zu bringen, wohin ihre Mutter wünſchte, und würde ſie denn immer im Stande geweſen ſeyn, zu widerſtehen? Würde ſie nicht vielleicht überraſcht, betäubt, halb gezwungen, in irgend einem unglücklichen Augenblicke einen Schritt gethan haben, welcher ſchwer zurück zu nehmen war?

Die Gräfin von Thurn ſagte ihr täglich vor, daß für die Tochter eines ſo hohen und ſo tief

geſun-

geſunkenen Hauſes, kein anſtändiger Aufenthalt, kein Glück in der Welt zu finden ſey, als klöſterliche Einſamkeit; Thekla mußte beyſtimmen, auch fühlte ſie, daß es ihr ſchwer werden würde, ſich von ihrer Mutter zu trennen, welche oft merken ließ, daß ſie für ihre Perſon entſchloſſen ſey, ihr Leben an dieſem Orte zuzubringen, wo man ſo gefällig war, Perſonen von aller Art Zutritt zu verſtatten, wenn ſie nur von hohen Stande wären, und ſich einigermaßen nach der Ordensregel richteten. Was für gefährliche Fallſtricke für Thekla! Ein ihrem Stande gemäßes Leben an der Seite ihrer Mutter, das Verſprechen, ihren Meynungen keinen Zwang anzulegen, nur äußerliche Bequemung nach der Kloſterſitte zu fodern, ihr zu erlauben, den Ort ihrer Einſchränkung in Zukunft zu verlaſſen, wenn ſich ihr ein beſſeres Glück zeigte. Vielleicht wäre ſie gefangen worden, wenn ihr Herz nicht ſo gar ſehr widerſprochen, Brigitte ihr nicht den glänzenden Schein verdächtig gemacht, und nicht ſelbſt Meiſter Peter insgeheim abgerathen und Hülfe verſprochen hätte. Er war ein Mann, aus dem man auf keine Weiſe wußte was man machen ſolte.

Zu dieſer Zeit war es, daß Sybillens Schloß Zuſpruch von einigen Perſonen bekam, deren Erſcheinung das Herz der Gräfin in vorigen Zeiten mit Entzücken erfüllt haben würde, welche aber jetzt, da ſie ſich, wie ſie oft zu ſagen pflegte, von allen irrdiſchen Banden losgemacht hatte, nur einen leichten Eindruck auf ſie machten. Sie liebte gegenwärtig nichts mehr als die gewählte Gefährtin ihrer künftigen Einſamkeit, die junge Thekla, und das Andenken ihres unglücklichen Sohns, ihres Jaromirs. Sie war von ſeinem Tode jetzt völlig überzeugt, ob ſie gleich die Art deſſelben nicht vollkommen wußte, ſein Bild beſchäftigte ſie unaufhörlich, ihre Einbildungskraft ſchwärmte in den Gegenden jenſeit des Grabes umher, ſeinen Schatten aufzufinden; er erſchien ihr im Traum, umſchwebte ſie, wie ſie ſagte, oft ſichtbar, wenn ſie wachte, und dieſe Art des Umgangs mit den Verſtorbenen, gnügte ihr ſo völlig, daß ſie keinen andern wünſchte, und bey der Freude ihren Sohn Bogeslav und ihre Tochter Thereſe in die Arme zu ſchließen, wenig fühlte.

Sie waren es; der langverlohrne Bogeslav, und ſeine Schweſter Thereſe war es, die das Glück ihrer Mutter zuführte, und der Kaltſinn, mit

mit welchem ſie von ihr empfangen wurden, befremdete ſie nicht außerordentlich; ſie wußten, daß ſie nie Gegenſtände ihrer vorzüglichen Liebe geweſen waren. Das was Sybillens Herz von Thereſen ablenkte, wiſſen meine Leſer, auch werden ſie angemerkt haben, daß die Gräfin von Thurn ſchon damahls, als ſich das Gerücht von der Gefangenſchaft ihres älteſten Sohnes ausbreitete, bey weitem nicht die Empfindung als bey dem Verluſte des jüngſten äußerte. Bogeslav war immer mehr der Liebling ſeines Vaters geweſen als der Ihrige; ſeine Begierde nach kriegeriſchen Uebungen hatte ihn frühzeitig von ihr geriſſen, ſein wildes aufbrauſendes Temperament, das ihn ſeinem Vater nur gar zu ähnlich machte, konnte ſeiner ſtillen Mutter nicht gefallen, und die Jahre, welche nunmehr verfloſſen waren, ſeit ſie ihn zum letztenmahle ſahe, hatten ihn ihr vollends ganz fremd gemacht.

Thereſen ſchloß ſie mit einigem mütterlichen Gefühl in ihre Arme, gegen den Jüngling aber, der ſie begleitete, verbeugte ſie ſich tief, (ſeine Kleidung und ſein hoher Anſtand foderten Ehrerbietung) — ohne ihn zu kennen.

Kennt ihr euren Sohn Bogeslav nicht mehr? rief der junge Krieger und beugte ein Knie vor ſeiner Mutter, iſt nichts in eurem Herzen, das euch ſeinen Namen nennt?

In der That, Bogeslav, ſprach die Gräfin von Thurn, indem ſie ihm ihre Hand zum Kuß reichte, ich hätte dich hier nicht vermuthet, du mußt mir verzeihen; dieſer finſtre Zug um die Augen, dieſe dunkeln Augenbraunen, hätten mir freylich ſagen ſollen, daß du der Sohn des Grafen von Thurn biſt.

Nicht auch der Eurige? fragte der Jüngling und drückte ihre Hand an ſein Herz.

O ja, ich hoffe es, ſprach die Gräfin, doch nur die Liebe, nicht die Natur feſſelt mich an meine Kinder, und ich habe dich zu wenig geſehen, um wiſſen zu können, ob du etwas für deine Mutter fühlſt.

O, mein Bruder! mein Bruder! ſchrie Thekla, welche hier zur Thür herein ſtürzte, und den knienden Bogeslav an ihren Buſen drückte. Iſts möglich, daß du es biſt? Darf ich dich in meine Arme ſchließen?

Sybille merkte an, daß es gut geweſen ſeyn würde, dieſe Frage vorher zu thun, um ſich die Beſchämung, einen Fremden zu umarmen, zu erſparen.

Fremd? rief Thekla, nein, das iſt er nicht, mein Herz ſagt mirs; doch hier iſt eine, die dieſem Herzen noch näher iſt. O, Thereſe, Thereſe! Dich wieder in meinen Armen? Iſts möglich? Iſts wirklich kein Traum?

Das Entzücken hemmte ihre Worte. Die beyden jungen Mädchen hielten ſich ſo feſt umfaßt, als ob ſie ſich nimmer trennen wolten, ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, und nur gebrochene Worte tönten von ihren Lippen.

Sybille ward durch das Entzücken, in welchem ſie ihre Tochter ſah, bewegt; nichts was ihre Thekla rührte, konnte ihr gleichgültig seyn, und die Ankommenden fanden eine etwas zärtlichere Begegnung als zu Anfang. Die Frage: Was ſie ſo unvermuthet hieher brächte, welche gleich beym erſten Anblick auf ihren Lippen ſchwebte, ward noch etwas verſchoben, und als ſie endlich heraus brach, von Thereſen mit einer glühenden Erröthung beantwortet. Sie ſah ihren Bruder an, und als auch dieſer ſchwieg, ſo zog ſie einen Brief hervor und überreichte ihn ihrer Mutter.

Meine Fürſtin, ſagte ſie, oder vielmehr meine zweyte Mutter, die erhabene Louiſe, wird das Wort für mich thun. Hier dieſes eigenhändige Schreiben, enthält die Urſache meiner Reiſe, und — und unterwirft mein Schickſal eurer Entſcheidung.

Sybille las:

* *

„Theure Gräfin!

Vom Anfang, da ich eure und meine Thereſe zuerſt erblickte, und ſie aus euren Händen erhielt, war es mein Entſchluß, ſie nicht von mir zu laſſen, als um ſie einem würdigen Gemahl in die Arme zu liefern; dieſer für mich — ſoll ich ſagen, ſo frohe oder ſo traurige Zeitpunkt iſt gekommen. Der Oberſte Falkenberg bewirbt ſich um ihre Hand, er hat ihr Herz, und ich muß mich von ihr trennen. Ihre Treue, ihr holdſeliger Umgang machte mich glücklich; ich werde keine unter meinen Damen finden, die ihr gleicht. Aber ſoll ich ihr für ihre Tugenden dadurch lohnen, daß ich ihr Glück hindere? Nein, ziehe hin, meine Thereſe, bitte deine Mutter, daß ſie die Verbindung mit dem Geliebten deines Herzens bewillige, ſo wie ich ſie bewillige, und meinen Seegen auf dieſelbe lege. O, Gräfin, eure Tochter wird glücklich ſeyn in ſo einem Gemahl, und ihr in einem ſolchen Sohn

wir

wie Falkenberg; er iſt die beſte Belohnung, welche ich euch für die Treue geben kann, mit welcher ihr der unglücklichen Eliſabeth bis auf den letzten Hauch ihres Lebens beyſtandet; eine Treue, welche nie vergeſſen wird

Eure geneigte
Louiſe.“

Und könnte die Tochter des Grafen von Thurn im Ernſte darauf denken, einem Menſchen ohne Stand und Namen die Hand zu geben, fragte Sybille, indem ſich eine Wolke des Unwillens auf ihrer Stirne zuſammen zog. Wer iſt dieſer Falkenberg? Nie hörte ich ihn nennen? — Iſt unſer Haus nicht ohnedem tief genug in den Staub gedrückt? Will man es noch mehr durch Mißheyrathen ſeiner Töchter erniedrigen? — Nein, meine Thereſe, laß ab von ſolchen Gedanken die deiner unwürdig ſind! Deine Fürſtin kann wohl gleichgültig dabey ſeyn, was du künftig für einen Namen führſt, aber deine Mutter nicht, du biſt ihrem Herzen zu nahe, und ich weis, du wirſt dich bedenken, und ſo wie deine Schweſter lieber eine rühmliche Einſamkeit als eine ſchimpfliche Heyrath wählen.

Sybille hätte Zeit zu einer noch weit längern Rede gehabt, denn die ſchüchterne Thereſe war ſo beſtürzt, daß ſie kein Wort aufbringen und mit Mühe die Thränen unterdrücken konnte. Bogeslav hatte unterſchiedlichemahl eine Bewegung gemacht, einige Worte einzuſchieben, aber ein Druck von Theklas Hand hatte ihn verhindert. Sie wußte, wie wenig ihre Mutter ſeit einiger Zeit Widerſpruch vertragen konnte, und wie leicht bey ihr durch ein unzeitiges Wort alles zu verderben war.

Vier und dreyßigſter Abſchnitt.

Und wollen wir nicht, ſprach Thekla zu ihrer Mutter, als ſie des andern Tages ihren ganzen Unwillen auf Thereſen gegen ſie ausſchüttete, wollen wir nicht erſt hören wer dieſer Falkenberg iſt, ehe wir ihn verachten und ihn einer Verbindung mit unſerm Hauſe unwerth nennen?

Er ſey wer er wolle, ſprach Sybille, ſo zeigt ſich ſchon ſein unbekannter Name, daß eine Tochter des Grafen von Thurn, eine Perſon, um welche ſich, als ſie noch kaum der Kindheit ent-

entſchlüpft war, ſchon Prinzen bewarben, nicht an ihn denken dürfe.

Mich dünkt, ſprach Thekla nach einem tiefen Nachdenken, das Glück hat unſerer von jeher geſpottet, hat uns mit Ausſichten geſchmeichelt, welche nichts als leere Träume waren; würde es nicht thöricht von uns ſeyn, noch an jene Zeiten zu denken, welche für uns nie wiederkehren werden? Wir ſind einmahl zu Boden gedrückt, und werden nie die Höhe erreichen, der wir uns ehemahls ſo nahe träumten, auch weis ich nicht, ob wir darum unglücklicher ſind.

Du haſt recht, erwiederte Sybille, zum Emporſteigen ſind uns leider die Kräfte genommen, aber müſſen wir darum immer tiefer hinab ſinken? Du kennſt das einige Mittel uns in dem ehrenvollen Stande zu erhalten, in welchem wir, Gott ſey Dank! noch ſind, und ich wünſchte, deine Schweſter möchte ſo geneigt ſeyn, ſich für daſſelbe zu erklären, als ich von dir hoffe.—

Die Gräfin von Thurn vermied von dieſem Augenblick an, alle Gelegenheit, mit ihren Kindern von Dingen zu ſprechen, welche ihr ſo verhaßt waren; auch fehlte es nicht an Stof zu anderweitiger Unterhaltung. — Noch wußte

man

man nicht, wie Bogeslav der kaiſerlichen Gefangenſchaft entkommen, wie er in die Geſellſchaft ſeiner Schweſter gerathen war, und welcher Zufall ihn in die Dienſte des Königs von Schweden gebracht hatte, für welchen er jeʒt die Waffen trug. Schon die Neugierde mußte Sybillen bewegen, nach dieſen Dingen zu fragen, wenn auch die mütterliche Liebe nicht ſehr dabey in Rechnung kam, und da Bogeslav die Gelegenheit zu einer ſolchen Erzählung mehr aufſuchte als vermied, ſo erfuhren ſeine Zuhörerinnen noch am nehmlichen Tage, was auch du mein Leſer erfahren wirſt, wenn es dir beliebt die folgenden Blätter zu leſen.

Ihr wißt, meine Mutter, fieng der junge Graf von Thurn ſeine Geſchichte an, daß ich bey einem der kleinen Treffen, welche vor der unglücklichen Schlacht auf dem weißen Berge hergiengen, in die Hände der Kaiſerlichen fiel. Faſt war mein Vater ſchon in ihrer Gewalt, die kindliche Liebe gab mir Stärke; ich rettete ihn; meine Gefährten opferten ihr Leben für ihn auf, mir koſtete es nur meine Freyheit. Mein Name, oder wie mich der Heerführer der Feinde verſicherte, meine Art zu fechten, erregte Aufmerkſamkeit und rettete mich vom Tode, den ich lieder geduldet haben würde, als die Bande, die meinem damahligen hochfliegenden Sinn ſo ſchim pflichdünkten, und die, wenn ich auch allen andern wichtigern Nachtheil, den ſie mir brachten, übergehen will, mir die Ehre raubten, an dem entſcheidenden Tage der Hauptſchlacht an meines Vaters Seite zu ſtehen, und ihm eine Krone erfechten zu helfen.

Und dieſer edle Stolz, unterbrach Sybille ihren Sohn, iſt ſo ganz herab geſunken, daß du einen Mann ohne Stand und Namen zum Gemahl deiner Schweſter wünſchen kannſt?

O, rief Bogeslav mit unterdrücktem Unwillen, wer einen Helden wie Falkenberg, für einen Mann ohne Namen halten kann, der muß in einer Einöde gelebt haben! — Und edler Stolz? Mein damahliger Unſinn, edler Stolz? — Laßt mich abbrechen, Mutter, ich bin zu wenig, Eure Begriffe zu berichtigen.

Ich war in die Hände des großen Wallenſteins gefallen, ja, erlaubt mir, ihn ſo zu nennen, er iſt unſer Feind, iſt wild und oftmahls grauſam, aber es liegt ein Grund von furchtbarer Größe in ihm, die — die ſelbſt ſeinem Herrn, für den er kämpft, ſchaudern machen ſollte. Er iſt jetzt ein treuer Diener Ferdinands,

aber

aber er hat Gefühl für Recht und Unrecht, und ich wollte, er wäre auf unſerer Seite! — Er behandelte mich groſsmüthig. Junger Mann, ſagte er zu mir, ich danke dem Glück, daſs ihr und nicht euer Vater in meine Hände gefallen ſeyd, euch darf und will ich ſchonen, aber er? — Man iſt hier ſehr freygebig mit dem Namen Rebell, und Rebellen müſſen bey uns hängen. —

Das Blut ſtieg mir in die Stirne über der beleidigenden Art, mit welcher man meines Vaters gedachte, ich vergaſs wer ich war, und riſs das Schwert aus der Scheide. — Laſst das gut ſeyn, junger Menſch, ſprach Wallenſtein und ſchlug mich auf die Schulter, ich weis, daſs ihr einen Degen habt, ihr habt ihn im Treffen redlich gebraucht, ſonſt ſolte es euch nicht erlaubt ſeyn, ſo vor mir zu ſtehen, wie ihr jetzt ſteht. Ich haſſe die Feigherzigen!

Es waren wenig Unterhaltungen mit meinem Ueberwinder nöthig, — und ich hatte ihrer viele, — um mich ganz für ihn einzunehmen. Wäre es einem Menſchen möglich geweſen, meine Treue für die gute Sache zu erſchüttern, ſo wäre er es geweſen er, der mich durch den Gleichlaut, den ich zwiſchen unſern Seelen fand, ſo unwiderſtehlich an ſich feſſelte. Aber Wallenſtein

ſtein dachte zu groß, mich von einer Seite abzuziehen, deren Gegner er nicht aus Haß, nur als Diener ſeines Kaiſers war.

Er gieng in ſeiner Freundſchaft für mich ſo weit, daß er mir alles, was mit der Treue gegen ſeinen Herrn beſtehen konnte, ſelbſt die Befreyung meines Bruders verſprach, wenn er ſo wie ich behauptete in Wien ſeyn ſolte. Wir wollen ihn ſchon finden, ſagte er, die Mönche und die Hofſchranzen müſſen ſich vor mir fürchten; mein Schwiegervater, der Graf von Harrach, hat Ferdinands Herz in Händen; ich bin Wallenſtein, und kann keine Fehlbitte thun.

Wallenſtein führte ſchon damahls den Namen eines Herzogs von Friedland, alles beugte ſich vor ihm, um ſeinetwillen begegnete man mir nicht als einem Kriegsgefangenen, ſondern als einem Gaſte. Man gieng noch weiter, man ſchmeichelte mir, trat mit glänzenden Verſprechungen hervor, deren ich lachte. Der Herzog von Friedland lachte mit mir, ich verbarg ihm nichts, und er lobte mich, daß ich mich durch keine Beſtechungen von dem abbringen ließ, was ich einmahl als wahr und gut erkannte!

Mein edler Freund mußte ſeine Gelübde, mir meinen Bruder wieder in die Arme zu liefern, ſern, unerfüllt laſſen. Jaromir war nicht in Wien; man verſicherte es, man betheuerte es uns. Wir glaubten nicht; weder Paläſte noch Hütten waren vor unſern Nachforſchungen ſicher, weder Liſt noch Beſtechungen wurden geſpart, um hinter des geliebten Jaromirs Aufenthalt zu kommen, und wir waren genöthigt, endlich, da alles vergebens war, dem Gerücht zu glauben, daß er frey und wieder in euren Armen ſey. Die reizende Katharine von Harrach, Wallenſteins Gemahlin, die mit einem einigen Blick die verborgenſten Geheimniſſe aus dem Herzen des alten Erzbiſchofs von Prag heraus ziehen konnte, hatte das Geſtändniß von ihm erpreßt, daß Jaromir dieſe ganze Zeit über von ihm zu Prag in einem unterirrdiſchen Gewölbe gefangen gehalten worden ſey, daß ihn aber jetzt ein für ihn höchſt widriger Zufall frey gemacht, und mit euch, meine Mutter, wieder vereinigt habe.

Ach wahr! nur gar zu wahr! ſchrie Sybille mit ſtrömenden Augen, nur daß ich Thörin mein Glück nicht zu nutzen wußte!

Bogeslav, welcher Jaromirs Geſchichte ſchon des vorigen Tages von ſeiner Schweſter Thekla gehört hatte, unterdrückte die Thränen, die auch ihm beym Andenken an dieſen unglücklichen Bruder in die Augen ſtiegen, und fuhr fort:

Die junge Herzogin von Friedland war damahls die herrſchende Schönheit am kaiſerlichen Hofe. Ihr Gemahl, entzückt nach dem Tode der alten Furie, ſeiner erſten Gemahlin, endlich das Glück der Liebe in den Armen eines Engels zu genießen, betete ſie an, und ſah es ohne Eiferſucht, daß auch andere es thaten, aber als er die Bewunderung gewahr ward, mit welcher auch ich ſie betrachtete, als er zu merken glaubte, daß ich ihren Umgang ſuchte und ſie den meinigen nicht floh, da ward er ernſt und nachdenkend.

Graf, ſagte er, daß bunte Hofſchmetterlinge die Blume die ich liebe umflattern, daß geiſtliche Raupen ſie umkriechen, das rührt mich wenig, aber — ihr verſteht mich; geht, junger Held, ihr werdet bey den Euren Arbeit für euer gutes Schwert finden. Eure Freyheit ſteht in meiner Hand, und ihr könnt abreiſen, wenn es euch beliebt.

Ich verließ Wien, ohne daß ſich jemand getraute, etwas dawider zu ſagen, obgleich die heimlichen Feinde des Herzogs von Friedland, welche jetzt mehr wider ihn zu gewinnen ſcheinen, ſchon damahls anfangen mochten, im Verborgenen zu murren, und vor den Ohren des Kaiſers ſeinen Namen mit den Worten Verräther und Aufrührer zuſammen zu ſetzen. Daß man mir meine Freyheit nicht gönnte, daß man mich von neuem zu beſtricken ſuchte, war offenbar. Ich hatte bey jedem Nachtlager Spuren, daß ich beobachtet wurde; man machte Verſuche, mich von den Orten zu verlocken, wo man keine öffentliche Gewalt brauchen durfte, und leider glückte es endlich meinen heimlichen Verfolgern, mich durch den Namen, welcher Zauberkraft für mich hatte, durch den Namen meines Bruders Jaromirs in ihre Gewalt zu bekommen. Man wußte mich glauben zu machen, daß ein alter Thurm an der böhmiſchen Gränze ſein Gefängniß ſey; ich machte Anſtalt ihn zu befreyen, und — lief in die Hände meiner Feinde. Man brachte mich in ein Kloſter, wo die Wohnung, die man mir gab, die Begegnung die ich fand, genugſam zeigte, was man für Abſichten mit mir habe. Schwerlich würde ich meinen Kerker lebendig verlaſſen haben, wenn des Herzogs von Weimar ſiegendes Schwert mich nicht gerettet hätte. Alles zitterte in dieſen Gegenden vor ſeinen und des braven Mannsfelds Waffen. Den

Städten begegnete man mit mehrerer Schonung als den Klöſtern, und wenn daſjenige, in welchem ich mich befand, in Mannsfelds Hände gefallen wäre, ſo würde ich mich der Anweſenheit meiner Freunde wohl nicht ſehr zu erfreuen gehabt haben; er war nur gar zu bereit, das was er geplündert hatte, mit Flammen zu verheeren, ohne zu unterſuchen, ob vielleicht auch Unſchuldige durch den Grimm, den er Gerechtigkeit nannte, leiden möchten. Der Herzog von Weimar handelte edler und vorſichtiger, er nahm die Schätze des Kloſters, welche die Sitte des Kriegs zur freyen Beute machte, ließ die Mönche frey, ſchonte das Gebäude und verließ es nicht eher, bis er die Gefängniſſe, an welchen es in keinem Klöſter unſerer Zeit mangelte, perſönlich durchſucht, und die Elenden, die er fand, in ſeinen Schutz genommen hatte. Auch mich fand er. Er kannte mich aus dem Felde, drückte mich an ſeine Bruſt, nannte mich ſeinen lieben Waffengenoſſen, und freute ſich, daß er ſein Verſprechen erfüllen, und meinem Vater wenigſtens einen ſeiner Söhne wieder ſchenken könne. Ich fragte nach dieſem unglücklichen Vater, er war gegenwärtig bey der Unionsarmee in den Niederlanden, und es war unmöglich, uns eher zu ihm zu verfügen, als bis wir in unſern Gegenden die Feinde beſſer gedämpft hatten. Herzog Johann Ernſt konnte die Hofnung nicht aufgeben, ſeinem Freunde, dem vertriebenen Könige von Böhmen, wieder empor zu helfen.

Der Fürſt von Siebenbürgen, unſer ehemahliger Streitgenoſſe, gab das nehmliche vor, wir wußten nicht, daß er ſchon damahls mit dem Kaiſer in heimlichen Unterhandlungen ſtand, und folgten ihm ohne Verdacht auf eines ſeiner Schlöſſer, in welchem, wie er uns beredete, eine Verſammlung von allen Alliirten Friedrichs gehalten, und ein feſter Entwurf gemacht werden ſolte, wie man zu ſeinem Beſten verfahren müſſe.

Dieſes war es, was der Herzog von Weimar wünſchte; alle bisherige Anſchläge hatten misglücken müſſen, weil man faſt ohne allen Plan gehandelt hatte. Mit Freuden begleitete er den Fürſten von Siebenbürgen nach Michaelsburg an der ungariſchen Gränze und — fand daſelbſt ſeinen Tod.

Fürſt Gabriel haßte den edeln Herzog von Weimar, vielleicht aus keinem andern Grunde als aus dem, der alle Ruchloſen den Guten und Großmüthigen abgeneigt macht, vielleicht blos darum,

darum, weil ſein heimlicher Bundsgenoſſe, der Kaiſer ihn haßte, und den Untergang dieſes tapfern Schützers der Proteſtanten wünſchte; doch dünkt mich es unmöglich, daß ſein Haß ohne irgend eine beſondere Veranlaſſung ſo weit gegangen ſeyn könnte, ſeinen Gaſt, ihm, der ſich ihm ganz vertraute, zu tödten, vielmehr glaube ich, daß thörigter ungegründeter Verdacht Platz in Gabriels Herzen nahm, und den Tod des Herzogs verurſachte.

Der Fürſt von Siebenbürgen hatte nicht lange vor unſerer Ankunft zu Michaelsburg eine Dame gefangen gehalten, die ihm entflohen war; er pflegte ziemlich offenherzig von ſeinen Galanterien zu ſprechen, und that es auch hier. Der Herzog, der jeden Schatten des Laſters haßte, und ſich nichts Schrecklichers denken konnte, als die Verführung einer unſchuldigen Perſon, wovon hier die Rede war, äußerte ohne Rückhalt ſeine Meynung, und als es herauskam, daß die Entflohene, die Gräſin Mannsfeld die Schweſter ſeines Freundes, eine Dame war, welche er allezeit vorzüglich geſchätzt hatte, ſo brach ſein Unwille wider ihren Verfolger, und ſeine Freude über ihre Rettung unaufhaltſam hervor; er bekannte offenherzig, daß er ihr auf ihrer Flucht begegnet, und ihr vollends davon geholfen hatte. Aus ſeinen Aeuſſerungen erhellte zwar, daß er ihren Feind nicht gekannt hatte, und alſo keiner abſichtlichen Beleidigung ſeines Gaſtfreundes zu beſchuldigen war, aber Gabriels tückiſches Stillſchweigen, damit er die ſtrafenden Reden des Herzogs beantwortete, ſeine verdoppelte Freundlichkeit und noch einige andere Dinge, brachten mich auf die Vermuthung, daß dieſes den Herzog nicht bey ihm entſchuldige, und daß man alles von ihm zu fürchten habe.

Ich warnte den Herzog, es gelang mir endlich, ihm die Augen über ſeine Gefahr zu eröffnen, und er ſchickte mich aus, ſeine Begleiter, die er ſechs Meilen vom Schloſſe im Gebirge zurück gelaſſen hatte, herbey zu holen, um ihm im Fall der Noth Schutz zu halten, auch eilte ich nach Möglichkeit, aber das Unglück zu verhüten, kam ich zu ſpät. Ach Gott, ich fand den edeln, den mir ewig unvergeßlichen Helden todt! — Eines unrühmlichen Todes geſtorben! Eine nicht gahr gekochte Speiſe ſolte ihn getödtet haben. Wahr war es, daß Gabriels Aerzte geſchickter ſeyn mochten als ſeine Köche, und ihre vereinten Bemühungen konnten ja wohl hinlänglich geweſen ſeyn, einen verdachtloſen

Fürſten,

Fürſten, der höchſtens nur offenbare Gewalt ſcheute, zu tödten.

Gott verzeihe mir das Verfahren, welches mir damahls der wüthende Schmerz eingab. Ich fand den entſeelten, fürchterlich entſtellten Leichnam des theuren Herzogs, fand ſeinen Mörder nicht, weibiſch war er meiner Rache entflohen, er hatte nichts im Schloſſe zurück gelaſſen als Sklaven und Weiber. Ich hielt alle für Mitgenoſſen ſeiner Bosheit, alle mußten für ihn büßen, und ich verließ endlich die rauchenden Trümmern des verfluchten Schloſſes, um die traurigen Ueberreſte desjenigen in Sicherheit zu bringen, für welchen ich, ach wie gern geſtorben wäre, und dem ich, da er nun für mich verlohren war, eine halbe Welt zum Rachopfer hätte ſchlachten mögen. — Das Geſicht des Erzählers glühte, ſeine Augen funkelten indem er ſprach. —

Bogeslav! ſprach Sybille, und wandte ihre Augen von ihm, du biſt fürchterlich!

Laßt mich über Gegenſtände hinwegeilen, fuhr er fort, welche noch jetzt machen, daß ich mich ſelbſt vergeſſe. — Ich will mich bemühen, gelaßner zu ſeyn, und lieber, um die Schwachheiten des weiblichen Herzens zu ſchonen, Umſtände hinweglaſſen, andere zuſammen ziehen, und nur das Nothwendigſte berühren.

Der Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſtand in der Nähe, ich war ihm mit den Völkern, welche ich nach dem Tode des Herzogs von Weimar anführte, willkommen. Aber — was ſoll ich von ihm ſagen? — Er war kein Herzog von Weimar! — Unſer Kriegsleben war eher ein Leben der Freybeuter als der Helden, wir fegen das Land aus wohin wir kamen, ſchwelgten im Ueberfluß, und wußten uns zu helfen, wenn wir Mangel litten. Es fehlte dem Herzog von Braunſchweig nicht an Heldenmuth und Tapferkeit, aber ſeine großen Eigenſchaften wurden nur durch allzu häufige Fehler verdunkelt. Unvorſichtigkeit und unzeitige Strenge ſetzte ihn oft ſelbſt in Gefahr, und raubte ihm die Herzen ſeiner Krieger, er bedachte nicht, daß immer doch ein großer Theil ſeiner Leute Katholiken waren, und ſcheute ſich nicht, ſie durch Spott und Verachtung der Dinge, die ihnen heilig waren, aufzubringen. O, mein Bruder, rief er bey dem goldnen Bilde des heiligen Liborius zu Paderborn, und drückte es an ſeine Bruſt, o, wie freut mich es, dich zu finden. Wir brauchen Geld, ſolteſt du dich wohl ſcheuen,

dich

dich ganz für deine Freunde aufzuopfern, um unſere Wünſche zu erfüllen? — Ich finde es nicht tadelnswürdig, daß dieſes unnütze Heiligenbild bald darauf auf ſeinen Befehl in Münze verwandelt wurde, aber die Art, wie er ſich hier betrug, war unanſtändig, ſein Verfahren eines Helden unwürdig, und es hatte die Wirkung, viel ſeiner Krieger von ihm abtrünnig zu machen. Seine Armee nahm täglich ab, man liebte ihn nicht, wenn er die Beute ſeiner Siege austheilte, und bedauerte ihn nicht, wenn er verlohr. Der Verluſt ſeines Arms in der Schlacht bey Namur, war, wie ſeine eigenen Leute behaupteten, die gerechte Strafe für die gottloſe Umarmung des heiligen Biſchofs Liborius, und die verlohrne Schlacht bey Stadtloo, die Rache für die wenige Schonung, mit welcher er die wehrloſen Bürger eines kleinen Städtgens dieſer Gegend, deſſen Namen mir entfallen iſt, wenige Tage zuvor behandelt hatte.

Ich habe dieſen Herzog, ſagte Sybille, ſehr oft an dem Hofe der verſtorbenen Königin von Böhmen geſehen, und nie viel Achtung für ihn haben können; ſeine Verſprechungen waren groß und hochtönend, ſeine Worte ſüß, und der Erfolg ſo, wie es am Tage liegt.

Und doch kann ich ihn nicht haſſen, fuhr Bogeslav ſort, denn ihm habe ich das Glück zu danken, daß ich der Freundſchaft eines Helden genoß, der mir mehr als einmahl das Leben rettete, der mich von tauſend Irrthümern zurück brachte, der mich erſt einſehen lehrte, was wahre Tapferkeit iſt. Wir ſtanden bey Stadtloo, der Oberſte Falkenberg ſtieß mit der Hälfte des neugeworbenen Heers zu uns, und mit ihm kam Ruhe und Ordnung unter uns. Der Oberſte Falkenberg! ein Mann, der, wenn ich ihn unter die meiſten unſerer heutigen Fürſten ſtellen wolte, allein ein Fürſt und die andern alle ſeine Diener zu ſeyn ſcheinen würde! So iſt ſchon ſein Aeußerliches, und dann ſein Herz! ſein unbezwinglicher Müth! — O, es giebt nur einen der ihm gleicht, und das iſt er, der ihn mehr als ſich ſelbſt liebt, er, der ihn zum Helden bildete, dem er die meiſten ſeiner Siege erfechten half, der große Guſtav von Schweden.

Thereſe konnte die Bewegung, in welche ſie die Beſchreibung von dem Manne ſetzte, der ihrem Herzen ſo theuer war, mit Mühe verbergen, und Sybille ſah verdrüßlich vor ſich nieder.

Mein

Mein Vater, fuhr Bogeslav fort, war beym Obriſten Falkenberg, den er ſo zu verehren ſchien wie ich ihn verehre. Er ſah mich hier ſeit meiner Befreyung zum erſtenmahle, und ihr könnt euch, nein, ihr könnt euch keine Vorſtellung von dem Wiederſehen des Vaters und des Sohnes machen. Sie war ſo, als wenn jetzt mein Bruder Jaromir erſchien, und ihr wüßtet es, daß ihr ihn lebendig in eure Arme ſchließet.

Wir verbanden uns zu neuen Heldenthaten, unſere Hofnungen waren jetzt weniger kühn und hochfliegend als vordem, unſere Abſichten reiner und edler, wir konnten hoffen zu ſiegen. Der Freund meines Vaters und mein Freund, und der Freund aller Menſchen, der edle Falkenberg hatte auch ihm die Augen über das, was wahre Größe iſt, geöfnet. Der Graf von Thurn ſtrebte nicht mehr nach dem Beſitz einer Krone, ſuchte nicht mehr die Bemühungen derjenigen zu vereiteln, welche glücklicher waren als er; nein, blos Ruhe und Glaubensfreyheit für die Unterdrückten, war das, was er jetzt zu erkämpfen ſtrebte.

Der Tag der Schlacht erſchien; der erſte Angrif war heftig, aber wie es nun ſo die Gewohnheit

heit bey unſerm Anführer war, ſchnell ließ das Feuer nach, und eine unaufhaltſame Flucht erfolgte. Der Theil des Heers, wo ich und mein Vater kommandirten, ſtand unbeweglich, ich detaſchirte den Oberſten Kniphauſen, der an meiner Seite focht, mit tauſend Mann, die Flucht des Herzogs zu decken, aber die Ueberlegenheit des Feindes, gegen den ſie nun allein ſtanden, brachte ein paniſches Schrecken unter ſie, und alles flohe Chriſtian nach. Auch wir mußten endlich unterliegen, der größte Theil von uns blieb auf dem Platze, und wir andern entkamen entkräftet und mit Wunden bedeckt nach dem Lager. Der Oberſte Falkenberg, welcher daſelbſt kommandirte, hatte uns als Sieger erwartet, und ſahe uns als Flüchtige ankommen. Ein treffender Blick ſagte unſerm Anführer was er von ihm dachte. Der Herzog erkannte ſtillſchweigend Falkenbergen das Recht zu, Richter ſeines Betragens zu ſeyn, er hielt es für nöthig, ſich gegen ihn zu entſchuldigen. Alle Schuld ward auf meinen Vater, mich, und Kniphauſen geſchoben, auf uns die wir noch feſt ſtanden, als jedermann die Flucht nahm. Es ward Kriegsrecht über uns gehalten, und da diejenigen, welche über unſer Leben und Tod urtheilen ſollten,

ten, alle von denen waren, welche in Chriſtians Geſellſchaft, den andern den Weg zur Flucht zeigten, ſo kann man denken, was aus uns, auf welche man ſo gern fremde Schuld ſchieben wollte, geworden wäre, wenn nicht Falkenberg ſich unſrer angenommen hätte. Er bat für uns, mit der Miene, mit welcher andere zu befehlen pflegen, und da er nun einmahl der Mann war, vor welchem Fürſten ſich fürchteten, da der ungeſchlagene und unentflohene Theil des Heers auf ſeiner Seite war, ſo konnte man ihm ſeine Bitte, wie er es ſehr höflich nannte, nicht abſchlagen.

Wir wurden frey, aber wir hielten es nicht für gut, länger bey dem Heere zu bleiben, das Herzog Chriſtian anführte. Falkenberg verſprach uns Dienſte beym großen Guſtav, und nach Ueberſteigung aller Hinderniſſe führte er uns ihm, der damahls eben erſt zu Uſedom ans Land geſtiegen war, entgegen.

Wir ſahen ihn, wir ſahen Guſtaven; o Mutter, welch ein Mann! — Alle andere Helden, und ich denke, ich habe Helden geſehen, ſelbſt der Herzog von Weimar, ſelbſt mein Falkenberg, ſtanden im Schatten, wenn man ihn erblickte. Doch war es wohl möglich, alles das auf dem erſten Anblick zu ahnden was er war? Nein, er gewann mit jedem Tage. Jedes Wort, jede Handlung von ihm, verbreitete ein ſchöneres Licht über ſeinen Charakter, und diejenigen, welche ſo glücklich waren, ihn im Innerſten ſeines Kabinets zu kennen, dieſe wußten erſt, wie er die Verehrung, die ihm jedermann bezeugte, ſo ganz verdiente. Da wo andere Fürſten oft den Glanz, in welchem ſie die Welt erblickt, ſo ganz verlieren, da ſahe man, daß das, was jedermann an Guſtaven bewunderte, kein erborgter Schimmer war. Heldenmuth und wahre ungeheuchelte Frömmigkeit, waren das feſte unveränderliche Eigenthum ſeiner Seele. Wahrheit war der unerſchütterliche Grund ſeines ganzen Charakters, und wenn das Urtheil von ihm jemahls täuſchen konnte, ſo geſchah es darin, daß er noch beſſer, noch edler war, als er erſchien.

Doch ich ſpreche von ihm als von einem der geweſen iſt, und ohne Zweifel ſchwebt mir dabey die mannigfaltige Gefahr ihn zu verlieren vor Augen, Gott ſey Dank, er iſt noch was er war, und daß er es iſt das haben wir —

Ohne Zweifel dem hochgepreißten Falkenberg zu danken? fiel Sybille ein.

Ja,

Ja, Mutter, ja, ihr habt recht, rief Bogislav, Falkenberg wars, er rettete ihn. Schon zuviel habe ich euch von kriegeriſchen Scenen geſagt, und ich will alſo die Auftritte, die ſich gleich nach Guſtavs erſter Erſcheinung zutrugen, übergehen. Die deutſchen Fürſten wußten nicht wie ſie den Eintritt dieſes unbekannten Geſtirns aufnehmen ſolten, ſein Glanz, der ſie verdunkelte, machte, daß ſie ihn für einen Feind hielten, und ſich allem was er unternahm widerſetzten; aber er wußte ſeinen Foderungen Eingang zu verſchaffen; unaufhaltſam drang er hindurch, und ſein redliches trugloſes Herz fürchtete nicht, daß er irgendwo auf Gefahren ſtoßen könnte.

Bey Garz in Pommern erfuhr er zuerſt, wie ſehr er hierin irrte. Schon war er dem Feinde entgangen, der ihm einſt beym Recognoſciren, das er oft zu kühn und in zu weniger Begleitung unternahm, auf den Hals gekommen war. Es war ein Trupp Spanier und Italiener, welche in dieſer Gegend der Beute nachgiengen, die an der prachtloſen Kleidung des Königs und ſeiner Gefährten nichts ſahen, das ihre Raubgier reizte, und die ihn deswegen nicht beachteten bis ſchnell ſich einer aus ihnen hervordrängte und ihnen zurief: Brüder, was macht ihr, es iſt Guſtav! Es iſt der König! Guſtav war nicht gewohnt zu fliehen, er hörte daß er erkannt war, und hielt ſein Pferd an. Der Sprecher, welcher der erſte war, der mit gezogenem Piſtol auf ihn los gieng, zeigte ihm ein Geſicht, das ihm nicht unbekannt war, es war ein Böſewicht, der ſchon ehemahls Abſichten auf ſein Leben gehabt, ergriffen, und durch ſeine Großmuth frey gelaſſen worden war. Es ſchmerzte den König, daß er ſich wider einen gedungenen Meuchelmörder vertheidigen ſollte, aber ehe er noch faſt ſich ſeiner Gefahr lebhaft bewußt werden, und ſich zur Gegenwehr rüſten konnte, ſo brach Falkenberg, der alle Schritte ſeines Königs bewachte, ſchon hinter ihm aus dem Gebüſch hervor, ſchlug die Feinde, ungeachtet ſie ihm an Mannſchaft weit überlegen waren, in die Flucht, und brachte den geliebten Guſtav glücklich und unverwundet davon. Das ganze Heer jauchzte ihm zu, der König gab ihm die Namen die er verdiente, und keine Ehrenſtelle wäre zu hoch geweſen, ihn für das was er that zu belohnen, wenn er ſich nicht für zu groß gehalten hätte, Lohn für die Leiſtung ſeiner Pflicht, für die Rettung deſſen, den er ſo unausſprechlich liebte, anzunehmen. Dieſes war nur eine einzige Probe

von

von dem was Falkenberg für ſeinen König zu thun im Stande war, aber wie viel könnte ich euch von ähnlichen Dingen, wie viel von dem ſtillen edlen Heldengang der Waffen Guſtavs und Falkenbergs ſagen, dadurch das Geräuſch, womit andere handelten, die Grauſamkeiten, die andere verübten, in ſo ein nachtheiliges Licht geſetzt wurden.

Doch ich habe euch verſprochen, nichts mehr von kriegeriſchen Scenen zu erwähnen, und ich will zum Schluß meiner Geſchichte eilen. Auch gegen den Kurfürſten von Brandenburg verfuhr Guſtav edel, es iſt wahr, er war zu klug ſich ohne ſtarke Begleitung in ſeine Lande zu wagen, da er nicht wußte, ob er geneigt ſeyn würde, ihn als den Beſchützer der Proteſtanten zu erkennen, und Eingang zu verſtatten; auch brauchte er andere Mittel ſich ſicher zu ſtellen. Aber er handelte ſo wie er mußte, und es waren nur einige Unterredungen mit dem Kurfürſten nöthig, ihn von der Gerechtigkeit ſeines Verfahrens zu überzeugen.

An ſeinem Hofe war es, wo ich, der Guſtaven begleitete, meine Schweſter Thereſe, nach langer Trennung wieder umarmte; hier war es, wo Falkenberg ſie zuerſt ſahe, ſie liebte, und —

e, erröthe nicht Thereſe! — von ihr geliebt ward. Der König von Schweden warb ſelbſt um ſie für ſeinen Freund, jederman, auch ſelbſt ihre Fürſtin, die ſie ſo ungern von ſich ließ, prieſſen ſie glücklich, daß ſo ein Held nach ihrer Hand ſtrebte. Die erhabene Louiſe willigte ein, Falkenberg ward nur noch auf eure mütterliche Einwilligung vertröſtet, und ſoltet ihr uns dieſe verſagen?

Aber mein Gott, ſprach Sybille, die das Unſchickliche ihrer Weigerung zu fühlen begann, du ſagſt kein Wort von deinem Vater, bin ichs allein, die hierin etwas entſcheiden kann.

Ach, rief Bogeslav mit einem tiefen Seufzer, mein Vater iſt — — Und was iſt er? fragte Sybille.

Laßt es euch die Thränen meiner Schweſter und die Meinigen ſagen, ſprach der junge Graf von Thurn. Der König von Schweden hätte ihn ausgeſchickt, die Feſtung Baſewalk zu entſetzen, wo der kaiſerliche General, der grauſame Götz wüthete, und — weint nicht, Mutter, mein Vater ſtarb wie er gelebt hatte, ſtarb als ein Held!

Sybille winkte ihren Kindern ſie zu verlaſſen, und eilte in ihr Kabinet. Auch Thereſe, Boges-

Bogeslav und Thekla trennten ſich, und ſuchten in der Einſamkeit dem mannigfaltigen Schmerz Luft zu machen, welchen jedes auf dem Herzen hatte.

Fünf und dreyßigſter Abſchnitt.

Sybillens Töchter waren die erſten, welche ſich wieder zuſammen fanden; Thereſe traf ihre Schweſter in einer abgelegenen Laube des Gartens. Beyde ſetzten ſich ſtill zu einander, umfaßten ſich und weinten. Nie ſind frömmere, kindlichere Thränen um einen Vater gefloſſen. Nie ward ein Held würdiger betrauert! Dies war alſo das Ende tauſendfacher Mühſeligkeiten, ein kläglicher Tod im Geräuſch der Waffen? rief die eine. Und nie, ſprach die andere, vielleicht keinen Tag ſeines Lebens, hatte er jene Ruhe geſchmeckt, die das ſüſſeſte Loos des Menſchen iſt, das einige Ziel, nach welchem doch am Ende jede Arbeiten des Kriegers gehen? Meynſt du nicht, daß alle die, welche ſich jetzt ins tiefſte Gewühl der Schlachten ſtürzen, den Gedanken in ihrem Innerſten fühlen: am Abend meines Lebens wird Ruhe ſeyn; ich werde mit zufriedener Stille auf das zurück ſehen, was ich jetzt that und litt, mich deſſen freuen, und die Früchte davon genieſſen? Ach, er hat keine Früchte ſeiner Arbeiten genoſſen, als fehlgeſchlagene Erwartungen, Wunden und Tod!

Und doch, ſprach Thekla, glaube ich, daß wir dieſe Dinge wohl falſch beurtheilen könnten; wir ſind Mädchen. — Wenn auch der Held keine Ruhe findet, ihm gnügt ja wohl die Ehre! Aber fand er die? Nennt die Welt den Namen des Grafen von Thurn, ſo wie er es verdient? Wird ihn die Nachwelt ſo nennen? — O, Thereſe, Thereſe! mein Herz bricht mir, ob den vergeblichen Beſtrebungen der Menſchen! Wir ringen nach Glück, opfern unſere ſchönſten Stunden einem Hirngeſpinſte auf, und — finden das Grab.

Wenn man ſchon ſo weit gekommen iſt, über ſeinen Schmerz philoſophiren zu können, wenn ſchon die Zeit der ſtummen Thränen vorbey iſt, ſo fängt die Wunde bereits an zu heilen, man denkt an ſich ſelbſt, fühlt ſeinen eigenen Kummer, und hängt nicht mehr blos an dem Andenken deſſen, was man verlohr. . . . .

In der That konnten die jungen Gräfinnen von Thurn auch den Verluſt ihres Vaters nicht allzu ſtark und dauernd fühlen. Sie wußten faſt nur, daß ein ſolcher Mann in der Welt war, hatten ihn ſelten geſehen, wenig Liebkoſungen von dem rauhen Helden genoſſen, und ihn auch in der letzten Zeit der Trennung ihrer Eltern, nicht einmahl oft oder mit Zärtlichkeit von ihrer Mutter erwähnen hören. — Unvermerkt ſtahl ſich jetzt das Geſpräch von ihm hinweg auf andere Angelegenheiten, die ihrem Herzen näher lagen, und die zum Theil dringend genug waren, um ohne ſchleunige Hülfe einen nachtheiligen Einfluß auf ihr Glück zu haben.

Meynſt du, daß die Entſcheidung meiner Mutter mir und Falkenberg günſtig ſeyn wird? fragte Thereſe nach einer langen Pauſe.

Ich will es hoffen, ſagte Thekla, wer könnte meinen Bruder von ihm ſprechen hören, ohne ganz für ihn eingenommen zu werden!

O, wie kalt war das, was Bogeslav ſagte! rief Thereſe, ich zürnte mit ihm wegen der Unberedſamkeit ſeiner Lippen. Muß man ſo ſprechen, wenn man ſeinem Freunde Herzen gewinnen will?

Kalt? Unberedt? fragte Thekla. Ich erſtaune! ſeine Worte, der Ton ſeiner Stimme waren die glühende Sprache partheiiſcher Freundſchaft, und wenn er hier nichts übertrieben hat, ſo muß Falkenberg ein Engel ſeyn!

O, du ſolteſt ihn geſehen haben, rief Thereſe mit zuſammen geſchlagenen Händen, wie ich ihn zuerſt erblickte! Ach Bogeslav hat nichts, gar nichts von unſerer erſten Zuſammenkunft erwähnt! Es war zu Loiz bey Demmin. Ich war im Gefolge meiner Fürſtin dahin gekommen, die kranke Herzogin von Pommern zu beſuchen. Schrecken und Aergerniß hatten die bejahrte Dame krank gemacht. Die Spanier hatten die Stadt inne. Guſtav ſtand vor den Thoren, der Kommendant, ein lächerlicher Groſſprecher, wolte ſich dem Helden, vor welchem alles fiel, nicht ohne Sturm ergeben. Wir Damen weinten und baten; vergebens! Bis endlich meine Bitten durchdrangen. Es beliebte Don Peder Peralta mich ſchön zu finden. — Es fand ſich daß er zu zaghaft war, die Unterhandlung ſelbſt auf ſich zu nehmen, ſie ward mir — einem Mädchen aufgetragen. Ich begab mich nebſt einigen Damen meiner Fürſtin ins Lager. Der König war abweſend, Falkenberg war zugegen!

Er ſahe mich, ich ihn. Ich ſprach mit Feuer für die Stadt, deren Abgeſchickte ich war. Falkenberg — — Doch ich kann nicht — ſprich ſelbſt, wie kann ich dirs ſagen? — Genug, es glückte mir. Loiz erfuhr die edelſte großmüthigſte Behandlung. Selbſt der Kommendant Peder Peralta erhielt freyen Abzug. Die Herzogin von Pommern ſegnete mich noch ſterbend für die Ruhe, die ich ihr in ihren letzten Stunden verſchafte, und — ich hatte Falkenbergs Herz.

Thereſe ſprach noch viel von dem, wovon ihre Seele ſo voll war, ohne gewahr zu werden, wie wenig ihre Schweſter darauf zu achten ſchien. Himmel, was iſt dir? rief ſie endlich, als ſie ſahe, daß Thränen aus Theklas Augen auf eine Roſe fielen, die ſie gedankenvoll entblätterte. Iſt meine Erzählung ſo rührend? Oder — Nein, dies iſts nicht? Ein verborgener Kummer arbeitet in deinem Buſen! O, ſprich, meine Thekla, entdecke deiner Schweſter alles!

Ich bin ſehr unglücklich, Thereſe, rief Thekla, indem ſie ihrer Schweſter um den Hals fiel. Von allen Seiten werde ich gedrängt!

O, du liebſt! du liebſt! ſprach Thereſe, und drückte ſie feſter an ſich. Rede! und glaube, wenn ich glücklich werde, ſo ſollſt auch du es ſeyn.

Lieben? ſprach Thereſe. Nein, könnte ich etwas lieben ſo wie du deinen Falkenberg, ſo wärs allenfalls dieſer holde Knabe.

Ach der kleine Bernhard, wie du ihn in deinen Kinderjahren nannteſt, erwiederte die andere, indem ſie das Bild beſah, das Thekla ehemals von der Herzogin von Weimar geſchenkt bekam, und dieſen Tag an einer goldnen Kette am Halſe trug.

Halte mich für keine Thörin! fuhr Thekla fort und verbarg das Gemälde in ihren Buſen, wichtigere Dinge bekümmern jetzt mein Herz. Ach, Thereſe, es wird mir ſchwer, ſehr ſchwer über meine Mutter zu klagen, und doch muß ich es! — Ich ſoll — ach es ward mir verboten dirs zu entdecken, aber ich muß! — Ich ſoll ins Kloſter!

Ins Kloſter? wiederholte Thereſe, und Thekla erzählte ihr hierauf alles, was meine Leſer im Vorhergehenden von Sybillens Verfahren nach ihrer letzten einſamen Reiſe gehört haben. — Nunmehr, endigte ſie ihre Erzählung, iſts feſt beſchloſſen, daß nach Bogeslavs Abreiſe der kurze Beſuch im Kloſter, welcher

aber,

aber, wie Brigitte ſagt, wohl ein ewiger Aufenthalt werden könnte, gemacht werden ſoll. Auch dich wird man ſuchen hier zu behalten, denn die Mutter wird dich gewiß lieber eine ewige Gräfin von Thurn, als eine Oberſtin Falkenberg werden laſſen.

Nun, ſagte Thereſe, nachdem ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatte, hiegegen ließen ſich ja noch wohl Mittel finden. — Mein Geliebter hat verſprochen, ſich hier einzufinden, und ſeine Erſcheinung wird, muß das Herz meiner Mutter bewegen; ich werde die Seinige, und du begleiteſt mich dann.

Ach alles, alles viel zu weit ausſehende Dinge! rief Thekla, zum Glück habe ich nähere Hülfe. Mein Lehrer Peter Pilkow, von dem ich dir ſagte, iſt, ſo wenig ich Geſchmack an ſeinen Grundſätzen finden kann, doch ein guter Mann; er hat Mitleid mit mir, und will mich retten, auch dich will er retten, wie er geſtern ſagte, wenn du uns begleiten wolteſt, denn er hält deine Gefahr für ſo groß als die Meinige.

Und dieſe Rettung, fragte Thereſe, wie ſoll ſie geſchehen?

Er will uns entführen, wir wollen fliehen, weit, weit von hier. Mir iſt die Gräfin von

Mannsfeld eingefallen, ſie iſt in Frankreich, zu ihr will er uns bringen, ſie kann uns leicht eine Stelle bey Hofe verſchaffen, wir können daſelbſt unſerm Stande gemäß leben ohne uns vor dem Kloſter zu fürchten.

Träumſt du, Thekla? Fliehen? Von deiner Mutter fliehen? An einen Hof, wo der Verfolgungsgeiſt herrſcht wie hier?

Thereſe, du weißt wie ich meine Mutter liebe; unausſprechlich ſchwer wird mirs ſie zu verlaſſen, mein Herz bricht mir, wenn ich daran denke, aber — du ſolteſt nur den ehrlichen Pilkow darüber ſprechen hören, er würde alle deine Zweifel heben; ſoll ich ihn zu dir führen?

Abſcheulicher Menſch! — Und denkſt du, daß ich meinen Falkenberg ſo leicht aufgeben könnte, um die ungewiſſe Hofnung am franzöſiſchen Hofe einen Schutz zu finden, den ich, ſo lange er lebt, nicht brauche?

Nun das wohl eben nicht, ich bitte nur, daß du mich dieſe Nacht, (denn heute, heute noch müſſen wir fliehen, da Bogeslav morgen abreiſt, wie mein Freund ſagt,) daß du mich nur bis auf eine geringe Entfernung begleiteſt, nur bis wir bey einem gewiſſen Orte vorbey ſind, den ich ſcheue. In der That, ich habe noch einige

einige Zweifel, mich bis dahin meinem Führer ſo ganz allein zu vertrauen.

Und dieſe wären?

Der Graf Pappenheim liegt auf der Gränze, wir müſſen bey ſeinem Lager vorüber. Pilkow ließ ein Wort davon fallen, das er zwar gleich wieder zurücknehmen wolte, als er ſah, daß es mir Sorge machte, das ich aber nicht vergeſſen kann. Du weißt, ich habe dir erzählt, daß einer von Pappenheims Offiziers, oder wie Brigitte meynt, er ſelbſt, mich einesmahls mit ſeiner Zudringlichkeit quälte, und wie leicht wärs, daß er mich auf meiner einſamen Reiſe wieder zu Geſicht bekäme, deine Gegenwart — Brigitten darf ich, wie Pilkow will, von dieſen Dingen nichts ſagen, noch weniger ſie mit nehmen. — Deine Gegenwart, dünkt mich, würde mir Schutz und Troſt ſeyn.

Und was würde ſie dir helfen? Würde ich etwas anders können als die Gefahr mit dir theilen? Warum will Pilkow meine Gegenwart bey dieſer ſeltſamen Flucht zulaſſen?

Weil er auch dich zu retten wünſcht.

Kann ich ihn ſprechen?

O, gleich, gleich! rief Thekla, und eilte aus der Laube!

Der

Der ehrliche Meiſter Peterl Pilkow erſchien, Thereſens ſanftes unſchuldiges Geſicht hatte ihn glauben gemacht, ſie würde eine ſo leichte Beute für ſeine Anſchläge ſeyn, als die junge Thekla, und er hatte daher dieſer armen Betrogenen gern erlaubt, ihrer Schweſter etwas von dem Plane zur Flucht zu entdecken.

Einige Jahre, welche Thereſe mehr hatte als ihre Schweſter, mehrere Bekanntſchaft mit der Welt, und eine Seele, die mehr Hang zur Ueberlegung hatte, als Theklas feuriges Temprament zuließ, machten ſie geſchickt, den Mann, der ſich ihr mit ſcheinheiliger Miene nahte, ganz zu durchſchauen. Sie nutzte die Meynung, die er von ihrer frommen Einfalt zu haben ſchien, ſie entdeckte ohne Mühe, daß ſeine Abſicht ſey, die unſchuldige Thekla in Pappenheims Hände zu liefern, und daß er hofte, auch ihre Gegenwart würde denen, welche Schönheit zu ſchätzen wußten, nicht unwillkommen ſeyn. Es ward ihr ſchwer, ſich zu ſtellen, als entgiengen die Worte, die ſeine Abſicht hier und da verriethen, ihrer Aufmerkſamkeit, und ſie entließ ihn mit der Verſicherung, daß die Ausführung des Anſchlags nur für dieſe Nacht unmöglich ſey, und daß man ſchlechterdings noch einige Tage brauchte,

um

um die gehörigen Maaßregeln zu nehmen, damit man auf allen Seiten geſichert ſey.

O, Thekla, rief Thereſe als ſie allein waren, du hatteſt recht, du biſt unglücklich, ſehr unglücklich! biſt in böſen Händen, haſt einen ſchlechten unbrauchbaren Wächter an deiner eignen Klugheit, und — biſt doch ſchon funfzehn Jahr! — Fliehen? Von deiner Mutter fliehen? Mit einem Menſchen wie Peter Pilkow? — O lieber das Kloſter, lieber einen Kerker auf Lebenszeit, als einen ſolchen Schritt! —

Es gelang der klugen Thereſe ihrer unvorſichtigen Schweſter die Augen über ihre Gefahr zu eröfnen. Das junge Mädchen bebte vor dem Abgrunde, an welchem ſie mit verſchloſſenen Augen geſtanden hatte. Sie nannte ihre Schweſter ihren Schutzengel, und gelobte ihr, ſich ganz ihrer Leitung zu überlaſſen, und keinen Schritt zu thun, ohne ihr Gutachten zu haben. Sie wolte ſich Sybillen zu Füßen werfen und ihr alles entdecken, wolte den ſchändlichen Pilkow, der ſeiner Wohlthäterin mit der Beraubung ihrer Töchter lohnen wolte, vor ihr entlarven, und — was wolte das Mädchen nicht alles thun, welches in ihrer Reue eben ſo unvorſichtig war als in ihren Fehlern!

Alles muß vor der Hand ſo bleiben wie es iſt, ſprach Thereſe nach einigem Nachdenken. Pilkow iſt ein Mann, von dem ſich alles fürchten läßt, wir müſſen ihn in dem Wahne erhalten, daß wir nichts von ſeinen gottloſen Anſchlägen ahnden, bis wir Hülfe haben die uns ſicher macht, bis mein Falkenberg kommt! O, wo muß er bleiben! Nur in ſeinem Schutz dünke ich mich ſicher! O daß ich mich einen Augenblick von ihm trennen mußte!

— Doch, fuhr ſie nach einer Weile fort, als ſie ſahe, in was für eine Bewegung Thekla durch ihre Angſt geſetzt wurde, wir müſſen uns faſſen, müſſen uns, bis unſer Retter kommt, ſo wenig von Bogeslav und unſerer Mutter trennen als möglich, denn nur in ihrer Gegenwart ſind wir ſicher; müſſen Pilkows Anblick ſo viel als möglich vermeiden, denn ich traue weder mir noch dir hinlängliche Verſchlagenheit zu, unſere wahren Gedanken vor ihm zu verhehlen.

Die jungen Fräuleins eilten nach dem Zimmer ihrer Mutter, welche zwar ihre Beſtürzung merkte, aber ſie ganz auf den Kummer über den Tod ihres Vaters rechnete. Auch Bogeslav ward die veränderte Miene ſeiner Schweſtern gewahr, aber ein Wink von Thereſen hinderte die

unbe-

unbeſonnene Thekla ihnen die Urſache ihrer Verlegenheit zu entdecken. Thereſe kannte die ungeſtüme Hitze, mit welcher ihr Bruder in allen zu Werke gieng, und welche ihren Gedanken nach hier eher Schaden als Nutzen ſchaffen konnte.

Sechs und dreyßigſter Abſchnitt.

Die Fräuleins waren den folgenden Tag für niemand ſichtbar, als für ihre Mutter, ihren Bruder und ihre Frauen. Falkenberg erſchien noch nicht. Sybille, welcher man ſeine bevorſtehende Erſcheinung bekannt gemacht hatte, und die ſich noch auf keine Art bereden konnte, ſich zu ſeinem Vortheil zu erklären, war gleichgültig bey ſeinem Verweilen; aber die Fräuleins trauerten und legten ſich mit Angſt und Sorge zur Ruhe, um — mit Schrecken zu erwachen.

Eine Stunde nach Mitternacht erhob ſich ein fürchterlicher Lärm im Schloſſe. In den Höfen tönte Waffengeräuſch. Die Thüren wurden geſprengt. Gerüſtete Männer drangen in die Zimmer, und obgleich Bogeslav und ſeine Diener ſchnell zur Wehr gegriffen hatten, und die Gemächer

mächer Sybillens und ihrer Töchter ſtandhaft vertheidigten, ſo war die Ueberlegenheit des Feindes doch zu groß. Sie ſanken verwundet und entkräftet vor ihren Siegern hin, die jungen Damen wurden davon geführt, und Sybille entgieng der Grauſamkeit ihrer Feinde nur durch die Treue ihrer Brigitte.

Sie breitete ſich über ihre Gebieterin und empfieng die Wunden, welche derjenigen zugedacht waren, welche davon zu führen man für zu beſchwerlich hielt, und welche unverletzt zurück zu laſſen wider die Sitte des damahligen Kriegs geweſen wäre.

Die entſeelte Brigitte und ihre ohnmächtige Gebieterin lagen in dem öden Zimmer, welches die Feinde nunmehr verlaſſen hatten, ihre verwundeten und zum Theil getödteten Vertheidiger im Vorſaal; einer von ihnen, der die meiſte Kraft hatte, rafte ſich leiſe auf, ſuchte den Leichnam ſeines Herrn unter den Gefallenen, fand noch Leben in ihm, trug ihn auf ein Ruhebette, ſtillte das Blut und labte ihn mit ein wenig Wein, das er auf dem Schenktiſche fand. Bald darauf ſchlich er ins Gemach der Gräſin, wälzte Brigittens Leichnam von ihr, labte auch ſie

ſie, verſprach ihre Hülfe zu holen, verſchloß die Thür und ſchlich leiſe die Treppe hinab.

Sybille ermunterte ſich. Neben ihr lag der entſeelte blutende Körper ihrer treuen Dienerin, in der Nähe auf einem Ruhebette Bogeslav, deſſen Unempfindlichkeit bey ihren Klagen, und ſein ſchwerer röchelnder Athem ihr den Zuſtand andeuteten, in dem er war, und den ſie ſelbſt zu erforſchen zu ſchwach war. In der Ferne ſchallte das Freudegebrüll der Feinde, welche in den Gemächern des Schloſſes ſchwelgten, in der Trunkenheit ihre Schwerter an dem koſtbaren Hausgeräth übten, zertrümmerten, zerfetzten was ihnen vorkam, und hochauf jauchzten, wenn ſie einen neuen Unfug erdacht hatten. Man ſtelle ſich die Lage der unglücklichen Gräfin und ihre Furcht vor der vielleicht noch ſchrecklicheren Zukunft vor!

Einige Stunden hatte der Lärm jetzt geſchwiegen, die Schwelger waren in Schlaf, und die Gräfin in eine todtenähnliche Betäubung geſunken. Ein Geräuſch, welches das vorige an Gräßlichkeit noch übertraf, brachte ſie einigermaßen zu ſich ſelbſt. Sie ſchlug die Augen auf und ſahe ihr Zimmer zum zweytenmahl mit Gewapneten erfüllt. Einer von ihnen nahte ſich ihr, und faßt ſie in die Arme. Ich zeige euch den Weg durch die Flammen, ſagte er zu ſeinen Leuten, nehmet ihr dort jenen Verwundeten und folget mir, auch wer unter den verwundeten Dienern noch lebt, darf nicht vergeſſen werden!

Jetzt befand ſich die Gräfin auf den Armen ihres Retters im Vorzimmer. Der Widerſchein der Glut, welche in dem einen Flügel des Palaſtes wüthete, erklärte ihr die Worte, welche ſie bey ihrem Erwachen nur halb verſtanden hatte, und die Gefahr, von welcher ſie ſich umringt ſah, ſchloß ihre Augen zum zweytenmahl.

Fürchterlich lang mußte dieſe letzte Ohnmacht gedauert haben, denn als ſie ſich wieder erholte, waren alle dieſe ſchrecklichen Dinge vorüber, um ſie her herrſchte eine tiefe Stille; und alles was vorgegangen war, kam ihr wie ein Traum vor. Wo bin ich, rief ſie, und richtete ſich auf? Wo ſind meine Töchter? Wie komm ich in dieſes Zimmer?

Beruhiget euch gnädige Frau, ſagte ein Menſch, der ſich ihrem Bette nahte, ihr ſeyd gerettet, und die jungen Gräfinnen werden es, ſo Gott will, bald auch ſeyn. Das Feuer iſt gelöſcht, wir ſind hier ſicher, und Graf Bogeslav iſt außer Gefahr!

Alſo iſts dennoch, dennoch wahr, was mir träumte? rief Sybille und hüllte ſich weinend in ihre Decke.

Aber fieng ſie nach einer Weile an, und richtete ſich plötzlich auf, ſage mir nur, erzähle mir nur, was iſt das alles? Iſts wirklich, wirklich kein Traum? Und du? ſage mir, wer biſt du? und wo iſt Brigitte?

Beſinnet euch, gnädige Frau, antwortete er, ich bin der, welcher geſtern in eurer Vertheidigung verwundet ward, und noch Kräfte genug hatte euren Retter herbey zu holen.

Ich entkam durch Hülfe der Nacht. Ich wußte, der Freund meines Herrn, der Oberſte Falkenberg konnte nicht weit ſeyn, er hatte meinem Herrn heimlich Botſchaft gethan, daß er dieſe Nacht im nächſten Dorfe eintreffen würde. Ich traf ihn, und benachrichtigte ihn von den ſchrecklichen Scenen auf dem Schloſſe. Er war nicht ohne Begleiter, ſie eilten herbey um zu retten, aber beynahe wäre alle Rettung zu ſpät geweſen, denn wir erblickten, als wir hinter dem rothen Berge hervorkamen, das Schloß in vollen Flammen. Entweder der Muthwille, oder der trunkene Schlaf der Feinde war Urſache an dieſem Unglück. Wie ihr gerettet wurdet, das wißt ihr. Man brachte euch und den jungen Grafen in dieſe Hütte, ließ einen Wundarzt bey ihm, und mich, der ich ohnedem vor Mattigkeit nicht fort konnte, bey euch zurück, und nun bitte ich, beruhiget euch, und verſucht zu ſchlafen; wenn ihr erwachet, wird der Oberſte Falkenberg mit euren Töchtern an eurem Lager ſitzen; er eilte ihnen nach, ſobald er euch aus den Flammen getragen hatte, denn er wolte eure Rettung niemand als ſich ſelbſt vertrauen.

Sybille hüllte ſich abermahls in ihre Decke und weinte, und ich glaube, der größte Theil meiner Leſer wird die Urſache ihrer Thränen errathen.

Sieben und dreyßigſter Abſchnitt.

Die Begebenheiten häufen ſich zu ſehr unter meiner Feder, als daß ich anders als im Fluge über die Scenen des Wiederſehens der Mutter und der Töchter, über den Eindruck, den Falkenbergs Erſcheinung auf Sybillen machte, und über die vortheilhafte Aenderung, welche die

Dankbarkeit in den Geſinnungen der Gräſin hervorbrachte, hinweg eilen könnte.

Thekla und Thereſe waren ihrer Mutter wieder geſchenkt. Pilkows Treuloſigkeit hatte ſie in Pappenheims Hände gebracht, und Falkenbergs Heldenmuth ſie gerettet. So lebhaft Sybille das letzte fühlte, ſo ſchwer war es, ihr über das erſte die Augen zu öfnen. Falkenberg hatte das Geſtändniß ſeiner Bosheit aus ſeinem eigenen Munde erpreßt, als dieſer Verräther bey der Rettung der Fräuleins in ſeine Hände fiel, aber die unglaubige Sybille mußte ſelbſt hören, ſelbſt ſehen, um in ihren Heiligen ein Mistrauen zu ſetzen, und Pilkow war leider entflohen.

Sie war jetzt völlig wieder hergeſtellt, Graf Bogeslav war ſo weit, daß er wieder zu Pferde ſitzen konnte, und Sybille welte, ehe ſie dieſe Gegend verließ und ihr Schloß in der Nachbarſchaft von Breslau von neuem bezog, die Ruinen ihrer verheerten Wohnung nochmahls ſehen, die Gebeine ihrer Retterin Brigitte aufſuchen, und ſie mit den Thränen, welche ihrer Treue gebührten, zur Erde beſtatten. Leider fand man auch in dem ganz von den Flammen zerſtörten Gemach, wo ſie den Heldentod ſtarb, nichts als unkenntliche Trümmern ihres Körpers; Sybille ſammelte ſie mit eigner Hand in ein ſilbernes Gefäß, und ihre Töchter trugen ſie in die Gruft. Unter den Theilen des Schloſſes, welche das Feuer verſchont hatte, waren auch Pilkows Gemächer. Auf Theklas Bitte wurden ſeine Sachen unterſucht, und man fand unter ſeinen Schriften hinlängliche Beweiſe wider ihn, um ihn vor derjenigen, die ihn immer noch ſchätzte, ganz zu entlarven.

Thekla lief mit einem Briefe, der den Tag vor den ſchrecklichen Scenen in dieſem Schloſſe geſchrieben war, zu ihrer Mutter. Leſet, rief ſie ihr entgegen, lernet den Urheber unſers Unglücks kennen, und urtheilet, was wir vielleicht noch in Zukunft von ihm zu fürchten haben.

Sybille erkannte die Hand des Grafen Pappenheim, welche ihr aus kleinen zur Zeit ſeiner erſten Liebe an Thekla geſchriebenen Briefen nicht unbekannt war, ſie ſah ſeinen unterzeichneten Namen, und las.

* *

„Euch dieſer Thereſe zu vertrauen, welche vielleicht mehr Geiſt beſitzt als ihr Nonnengeſicht, das ihr ſo reizend zu ſchildern wiſſet, vermuthen

läßt,

läßt, dieſes, mein ehrlicher Pilkow, war in der That einer eurer dümmſten Streiche. Ihr habt Recht, die Art, wie ſich die Mädchen nach eurem letzten Geſpräch gegen euch betragen haben, läßt nicht viel Hoffnung übrig, daß ſie gutwillig in unſere Schlingen gehen, und euch zu euren verſprochenen tauſend Piſtolen verhelfen werden. Doch verzagt nur nicht; was Liſt nicht ausrichtet, das kann Gewalt bewirken. Ich liege mit funfzig meiner tapferſten Leute ſchon ſeit fünf Tagen in Marienwalde, meinen Raub in Empfang zu nehmen. Oefnet uns heute um Mitternacht heimlich das Schloßthor, und die Mädchen ſind unſer. Die kluge Thereſe ſoll uns ſo willkommen ſeyn als die feurige Thekla, ihr Name iſt mir nicht unbekannt, mein alter Waffengenoſſe — Don Peter Peralta, der jetzt bey mir iſt, hat mir ihn nur gar zu oft genannt.

Solte auch dieſer Streich verunglücken, ſo wißt ihr, daß euer Eid, den ihr uns leiſtetet, als euch die alberne Sybille in ihre Dienſte nahm, nicht auf heute und morgen allein, ſondern auf Lebenszeit bündig iſt. Ihr werdet doch nicht alle eure Talente verlohren, werdet doch noch ſo viel Geiſt haben, einmal in eurem Leben ein

Mädchen zu überliſten, das ſo ganz neu und unerfahren iſt wie meine Thekla.

Dieſer Brief braucht mündliche Antwort, ihr wißt wo ihr mich findet.

Gr. v. Pappenheim.“

Ein tiefer Seufzer, mit welchem Sybille den Brief zurück gab, war die ganze Antwort; aber der Eindruck, den das, was ſie geleſen hatte, auf ſie machte, zeigte ſich bald darauf.

Thereſe ward nach wenig Tagen Falkenbergs Gemahlin. O, mein Sohn, rief die Gräfin, als ſie ihn nach der Trauung in die Arme ſchloß. Retter meines Lebens! meiner Kinder! Held, den ich Thörin verkannte, weil er kein Fürſt war! Darf ich Strafbare, jetzt da ich mich zuerſt ganz deine Mutter nennen kann, eine Bitte an dich thun? — Siehe du ziehſt jetzt mit Thereſen von mir unter Guſtavs Schutz; ich weis ſie in deinen Armen ſicher; nimm meine Thekla auch mit dir, wie kann ich Einſame ihre aufblühende Schönheit vor Nachſtellungen ſchützen, da ich überall von meinen und ihren Feinden umringt bin? Da ich weis, daß kein Ort heilig genug ſeyn wird, ſie vor Pappenheim zu ſchützen.

O, Mutter, rief Falkenberg und drückte Sybillens Hand an ſeine Bruſt, erlaubt, daß ich dieſe Bitte, die ihr mir aus dem Herzen geſtohlen habt, mit einer Gegenbitte erwiedere: Woltet ihr mich und eure Töchter allein ziehen laſſen? Woltet nicht auch ihr das Land der Sicherheit ſuchen? Begleitet uns, was hält euch hier, wo ihr keinen Augenblick vor Mord und Brand ſicher ſeyd?

Ich bin ſicher, ſprach Sybille nach einigem Nachdenken, ich werde ſicher ſeyn. Ich darf dieſe Gegend nicht verlaſſen, mein Gelübde hält mich.

Ein Gelübde? fragte Falkenberg mit einem forſchenden Blick. Doch nicht das nehmliche, welches die arme Thekla an das Kloſter feſſeln ſolte?

Wer hat euch das geſagt? rief Sybille mit etwas Unwillen; doch meine Gelübde beſtehen worin ſie wollen, man laſſe ſie mir zur Dankbarkeit, daß ich nachgebend genug bin, die Gewalt, die ich über meine Kinder habe, nicht in ihrer ganzen Strenge zu üben.

Falkenberg ſahe, wie wenig dazu gehörte, Sybillens gute Seite zu verſchieben, und die alten Thorheiten wieder zum Vorſchein zu bringen. Er dankte für die Erlaubniß, die junge Thekla mit ſich zu nehmen, und hütete ſich übrigens, weiter in ſie zu dringen.

Bogeslav war ſchon vor einigen Tagen abgereiſt, um Falkenbergs Völker, welche in der Nähe lagen, zuſammen zu bringen, und die Reiſe ſeiner Schweſtern zu ſichern; jetzt kam auch der Tag des Abſchieds der Mutter und der Tochter; ernſt war er und feyerlich, wie der Abſchied am Rande des Grabes. Gott geleite dich! rief Sybille, als ſie ihre Thekla endlich zuletzt aus ihren Armen ließ, ach, ich kann mich noch kaum bereden, daß du an irgend einem Orte ſicherer ſeyn wirſt, als im Schooße deiner Mutter! Ich denke immer, überall wird dich das Unglück eher übereilen als hier. O, wäre es nicht um Pappenheims deines Verfolgers willen, du müßteſt bleiben wo ich bin, und nur der Tod ſolte uns trennen.

Thekla kniete vor ihrer Mutter und weinte ihre Empfindungen in ihren Schoos. — Doch hierüber einen Vorhang; gnug ſie trennten ſich, und Thekla glaubte in dieſem Augenblicke alles, ſelbſt die Einkerkerung im Kloſter eher ertragen zu können, als dieſen Abſchied, dieſen Gedanken an Nimmerwiederſehen.

Die Reiſenden weilten noch einen Augenblick an Brigittens Grabe, als ſie vorüber kamen, beteten daſelbſt und weinten der Retterinn ihrer Mutter eine dankbare Thräne. Dieſe antiproteſtantiſche Andacht, wie der Oberſte Falkenberg es ſcherzend nannte, wurde durch einen Trupp feindlicher Reuterey unterbrochen, welcher ſich in der Ferne zeigte, und ihnen vielleicht Gefahr gedroht hätte, wenn nicht faſt im nehmlichen Augenblick der Vortrab von Bogeslavs Leuten, der auf der Gränze ihrer wartete, zu ihnen geſtoßen wäre.

Ihre anſehnliche Begleitung machte ihre Reiſe ſicher, und ſie kamen unangegriffen, faſt ungeſchreckt zu Frankfurt an, wo der König von Schweden damahls ſein Lager aufgeſchlagen hatte.

Acht und dreyßigſter Abſchnitt.

Obgleich Thekla die erſten Jahre ihrer Jugend an einem ziemlich glänzenden Hofe zugebracht hatte, ſo tilgte doch ihr nachmahliges einſames Leben, die klöſterliche Erziehung, welche ſie von Brigitten erhielt, der Umgang mit ihrer ſchwermüthigen Mutter, und die Lehren des ſcheinheiligen Pilkow, den vortheilhaften Einfluß, den der Umgang mit der Welt auf ihr Aeußerliches gehabt hatte, ſo ganz aus, daß ſie bey ihrer erſten Erſcheinung vor dem Könige nicht ganz in ihrem wahren Lichte erſchien. Sie war ſtill und verlegen, beantwortete die Fragen, welche man an ſie that, kurz und ſchlecht, hatte des Abends bey der Tafel lange Weile, fand Guſtaven, ihn, von dem man ihr ſo viel Vortheilhaftes geſagt hatte, nur mittelmäßig, die andern abgeſchmackt, die Damen ſtolz und gezwungen, und unter den Männern nur einen, der ihre Aufmerkſamkeit erregte, und ihre Blicke zu verſchiedenenmahlen auf ſich zog.

Wer war der Ritter, fragte ſie des Abends beim Schlafengehen die Oberſtin Falkenberg, der bey der Tafel neben dir ſaß, und dich auf ſo eine verbindliche Art unterhielt?

Wie? fragte Thereſe mit einem muthwilligen Lachen, du ſolteſt den nicht kennen, von welchem du mich vor kurzer Zeit verſicherteſt, er ſey der einige, den du ſo lieben könnteſt, wie ich meinen Falkenberg?

Wie verſtehſt du das? ſprach die erröthende Thekla, ich kenne deinen Beyſitzer nicht, habe ihn nie geſehen.

Solte er ſich denn ſo ganz verändert haben? Wo haſt du deinen Lieblingsſchmuck, das Geſchenk der Herzogin von Weimar?

Thekla faßte ſchnell das kleine Gemälde, welches dieſesmahl an ihrem rechten Arm glänzte, betrachtete es, ward glühend roth, wiederholte den Namen Bernhard, und fragte, ob es möglich wäre, daß dieſes der junge Herzog von Weimar geweſen ſeyn könne? Glaubſt du denn, fragte die ſcherzende Thereſe, daß du allein heran gewachſen biſt, und alle andre in den Jahren der Kindheit zurück gelaſſen haſt? Mein Beyſitzer warf bedeutende Blicke auf das Kleinod an deinem Arm, und da ich ihm nichts von den Geſinnungen verſchwiegen habe, die du vor einigen Wochen gegen den Knaben Bernhard äuſſerteſt, ſo zweifle ich nicht, daß er nächſtens kommen wird, ſeine Rechte auf dich geltend zu machen.

Ich hoffe nicht, ich denke nicht, daß er das Bild geſehen hat! rief Thekla, indem ſie das Kleinod verſteckte, und gewiß, gewiß, er ſoll es nie wieder zu ſehen bekommen!

Dieſer Scherz, ſo unſchuldig er auch war, hatte doch ſehr ernſthafte Folgen für das junge Mädchen. Das Kleinod wurde verborgen, aber deſto öfter insgeheim betrachtet; man machte Vergleichungen mit Bernhard dem Knaben und Bernhard dem Helden; man fand die Aehnlichkeit treffend, der ganze Unterſchied beſtand in vermehrter Hoheit der lebendigen und ſüßeren kindiſchen Holdſeligkeit des gemahlten Prinzen; man trug unvermerkt das Wohlgefallen an dem letzten auf den erſten über, und kam bald dahin, ihn mit eben der Unruhe im Kreiſe der Geſellſchaften zu vermiſſen, als man das geliebte Bild im Schmuckkäſtgen vermißt haben würde.

Es war Liebe, heiße innige Liebe, was die unerfahrne Thekla nach und nach in ihrem Herzen für den zu fühlen anfieng, welcher damahls der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung war, ein Held wie Guſtav und Falkenberg, ein König dem Anſtande nach, und ein lächelnder blühender Jüngling nach ſeinen Jahren, und den holdſeligen Zügen ſeines ſchönen Geſichts.

Theklas Wohlgefallen an Bernharden ward dadurch vermehrt, weil er faſt der einige war, der ſie hervorzog und ihre ſchüchterne Verlegenheit zu überwinden ſuchte. Die Gemahlinnen

nen der anweſenden Offiziers, Damen, welche meiſtens bereits ihre Schönheit überlebt hatten, behandelten ſie als ein Kind, die Mannsperſonen waren theils zu alt, ſich mit ihr zu beſchäftigen, theils wurden ſie durch ihre ſtille Zurückhaltung abgeſchreckt, und nur Bernhard und noch einer, ahndeten in dieſer ſchönen Bildſäule, den mächtigen Funken von Geiſt und Empfindung, der wirklich in ihr lag, und den ſie beyde, doch aus ſehr verſchiedenen Abſichten, zu erwecken ſuchten.

Dieſer zweyte, welcher die junge Thekla ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte, war Herzog Albert von Lauenburg, jung, ſchön und feurig wie Bernhard, aber den Geſinnungtn nach von ihm ſo verſchieden wie die Nacht von dem Tage. Jedes ſchöne aufblühende mit den Künſten der Verführung unbekannte Mädchen hielt er für ſeine freye Beute, und Theklas ſchwarzes feuriges Auge, das durch den zur Erde geſenkten Nonnenblick ſo unbeſchreiblich viel gewann, erregte ſchnell den Wunſch in ihm, hier Eroberungen zu machen, und die ſchöne Unwiſſende auf ſeine eigene Art die Welt kennen zu lehren.

Bernhard kannte Alberten, er ſah ihn um die junge Gräfin von Thurn herum ſchwärmen, das

das Mädchen intereſſirte ihn durch die Unſchuld und Beſcheidenheit, welche jede ihrer Bewegungen verſchönerte, und er machte es ſich zur Pflicht, ſie dem zu entreißen, welcher keine guten Abſichten auf ſie haben konnte. Ueberall durchkreuzte er Alberts Bemühungen um Thekla zu ſeyn, zündete dadurch in ſeinem Herzen Wuth und Rache an, und erregte zu gleicher Zeit bey dem jungen Mädchen den Gedanken, daß ſie ihm nicht gleichgültig ſey; Gedanken, die um ſo viel leichter Wurzel in ihr faßten, da Thekla einen guten Antheil von dem Familienfehler der Grafen von Thürn, den Stolz, ererbt hatte, und es gar nicht für unmöglich hielt, daß ſie einen Fürſten feſſeln, und das Werkzeug werden könne, durch eine glückliche Vermählung den alten Glanz ihres Hauſes wieder herzuſtellen. Wer kennt nicht die ſangwiniſchen Hoffnungen eines funfzehnjährigen Mädchens, welcher bey ihrem erſten Eintritt in die Welt alles entgegen lacht, und die vor den Ausſichten, welche ihr finſter und drohend ſcheinen könnten, abſichtlich die Augen verſchließt.

Dieſes letzte zu thun, ſich alles was Angſt und Schrecken erregen konnte aus dem Sinne zu ſchlagen, dazu beſaß Thekla eine bewundernswürdige Gabe. Rund um ſie her war Krieg, man ſprach von nichts als drohenden Gefahren, aber ſie genoß der gegenwärtigen Ruhe, genoß der ſüßen Träumereyen ihrer Phantaſie, und zitterte nicht vor der Zukunft, als in flüchtigen Augenblicken.

Um die Damen ſo wenig als möglich von den Mühſeligkeiten des Kriegs empfinden zu laſſen, hatte man ſie in eine kleine Stadt gebracht, welche ſo ziemlich der Mittelpunkt des Diſtrikts war, in welchem die Beſchützer der Proteſtanten damahls den Meiſter ſpielten. Sie waren ſicher, die ſiegreichen ſchwediſchen Waffen ſcheuchten ringsumher die Gefahren von ihnen, ſie hörten das Geräuſch der Waffen nur von fern, hörten von geſchlagenen Feinden, von eroberten Städten, feyerten mit den Helden, welche von Zeit zu Zeit zu ihnen kamen, Siegsfeſte, und trauerten nur dann, wenn ſie ihre Gemahle oder ihre Geliebten an irgend einem wichtigen Tage in der Hitze der Schlacht wußten, und ihnen das ferne Donnern des Geſchützes Gefahr und Tod ahnden ließ. An einem ſolchen Tage war es, daß die Oberſtin Falkenberg ein Geſpräch mit ihrer Schweſter hatte, welches billig mehreren Eindruck auf ihr Gemüth hätte machen ſollen, als es wirklich that. Arme Thekla! wie manchen Schmerzen würdeſt du entgangen ſeyn, wenn du der Stimme der Warnung Gehör hätteſt geben wollen!

Wo kommſt du her, meine Thekla? fragte Thereſe, ich habe dich den ganzen Morgen nicht geſehen. Konnteſt du deine Schweſter heute ſo allein laſſen? Thekla küßte ihre Schweſter, trocknete ſich die rothgeweinten Augen, und ſetzte ſich an ihre Arbeit.

Das Kanoniren dauert heut unaufhörlich, fieng die Oberſtin nach einer Weile an, Gottlob, daß ich meinen Gemahl heute ſicher weis, ſonſt würde ich zittern!

Ach Gott! ſchrie Thekla mit zuſammen geſchlagenen Händen, daß doch jederman ſo ſicher ſeyn möchte! Es iſt entſetzlich! nichts als Dampf am nördlichen Horizonte, und das fürchterliche Getös des Geſchützes, das der Wind einem in der Höhe ſo ganz nah an die Ohren führt.

Du biſt wieder auf dem Thurme geweſen, Thekla? Warum thuſt du das? Du machſt dich nur ängſtlich, und wir ſind doch ſicher, keine halbe Meile von uns ſtehen der König und mein Falkenberg, unſere Schützer. Du haſt ja niemand im Felde der deinem Herzen ſo nahe gehen,

dieſe

dieſe Thränen, dieſe unbeſchreibliche Angſt verdienen ſolte.

Niemand? fragte Thekla, niemand um den ich ſorgen könnte? Das ich nicht wüßte, ſprach Thereſe, unſer Bruder iſt ja in Frankfurt, zwar jezt beſinne ich mich, Lauenburg, dein geliebter Herzog von Lauenburg!

Unzeitiger Scherz! Ich ſorge nicht um Lauenburg, ſorge um niemand, ſorge um alle. Soll ich das nicht? Sie ſind ja unſre Schüzer!

Nun, wenn das Thränen der allgemeinen Menſchenliebe ſind! rief Thereſe.

Wo iſt denn heute der Herzog von Weimar? fieng ſie nach einer Weile an, als ſie ſahe, daß Thekla ſchwieg, wohl beym Könige? — — Aber was iſt das, Thekla? Thränen? noch mehr Thränen? ſolche Thränen? und bey Bernhards Namen?

Thekla verbarg ihr Geſicht in den Buſen ihrer Schweſter, wolte ſprechen, aber ihre Stimme wurde von Schluchzen und Seufzern unterdrückt.

Kind! Kind! ſagte die Oberſtin, was ſoll ich von dir denken? So weinte ich um meinen Falkenberg, als er dem großen Tilly entgegen zog. — Iſt dem Herzog ein Unglück begegnet?

Ich

Ich hoffe nicht! aber es könnte —

Und alſo wegen bloßer Möglichkeit? — Liebe Thekla, darf ich dir meine Meynung ſagen? Traure nicht um Bernhard, er iſt nicht in Gefahr, iſt meines Wiſſens gar nicht bey der heutigen Aktion gegenwärtig, aber traure um dich, dein Herz iſt in Gefahr, ſo weint man nicht um einen bloßen Freund, um einen Beſchützer; dies ſind Thränen der Liebe!

Und wenn ſie es wären? ſprach Thekla und ſchmiegte ſich dichter an den Buſen ihrer Schweſter.

Dann müßte ich dich in der That unglücklich nennen. Ein Herzog von Weimar, und eine Tochter des unglücklichen Grafen von Thurn, welch ein Paar! Er, der jüngſte unter ſeinen Brüdern, deſſen ganzer Reichthum in ſeinem Degen beſteht, du ohne alle Mitgift als deine Schönheit und dein gutes unſchuldiges Herz!

Thereſe hatte einen übeln Weg eingeſchlagen, das Herz ihrer Schweſter zu heilen, jedes ihrer Worte verwundete es noch tiefer, auch ſchien es nicht ihre Abſicht zu ſeyn zu tröſten. Sie wolte den gefährlichen Feind, den ſie in dem Buſen ihrer Schweſter entdeckt hatte, aus demſelbigen vertreiben, die wachſende Leidenſchaft mit der Wurzel austrotten, und ſolte es auch derjenigen, die ſie liebte, die empfindlichſten Schmerzen machen. Sie ließ jetzt in ihrem ſchweren Unternehmen etwas nach, aber als ſie gegen den Abend wieder beyſammen ſaßen, und man nun alle Augenblicke der Nachricht entgegen ſehen konnte, wie es mit dem Treffen dieſes Morgens abgelaufen ſey, da brachte ſie Bernhards Namen von neuem auf die Bahn, muſterte ſein Betragen gegen Thekla, fand überall nichts als kalte Freundſchaft, nannte die ſchöne Amalie von Hanau, beſchrieb ihre Reize, ihre und Bernhards Freundſchaft, ſeinen unverſtellten Kummer, als ſie Landgraf Wilhelms Gemahlin ward, ſeine Beſtürzung, wenn man ihm jetzt noch von ohngefähr ihren Namen nannte, alles Dinge, welche von ihrer Schweſter nur halb geachtet, und faſt gar nicht beantwortet wurden. Thekla ſtand am Fenſter, ihre Augen giengen nach dem Wege, woher die erwartete Botſchaft kommen mußte. Schon ſah man von ferne Getümmel. Wagen mit Verwundeten, ledige Pferde nahten ſich der Stadt, und ſchnell erhob ſich das Geſchrey: Ein blutiger Sieg ſey erfochten, der Feind ſey geſchlagen, aber der Herzog gefährlich verwundet, und dem Tode nahe, er werde in dieſe Stadt als die nächſte gebracht,

um

um hier geheilt, oder welches wahrſcheinlicher ſey, begraben zu werden.

Thekla hatte kaum dieſe Worte aus den verwirrten Stimmen des Volks, der Vorläufer der Kommenden entwickelt, als ſie ſinnlos zur Erde ſank, und ihrer Schweſter, welche ſo wie ſie an keinen andern Herzog als Bernharden dachte, einen neuen Beweiß gab, wie viel ihr Herz für ihn fühlte, und wie ſchwer es ſeyn würde, die gefährliche Leidenſchaft, welche Beſitz von ihrer Seele genommen hatte, auszurotten.

Neun und dreyßigſter Abſchnitt.

Wäre dieſer verwundete Herzog wirklich der geliebte Bernhard geweſen, ſo würde es der jungen Gräfin von Thurn ſchwer geworden ſeyn, das Geheimniß ihres Herzens, welches ſie an dieſem Tage ihrer Schweſter ſchon ſo ſehr verrathen hatte, vor fremden Augen zu verbergen; dahingegen ein einiges Wort, welches Thereſe ihr zuflüſterte, als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, der Name des Herzogs von Lauenburg, im Stande war, ihr ihre Ruhe und Faſſung ganz wieder zu ſchenken.

Nicht Bernhard, ſondern Albert war der Verwundete. Er ward in die Stadt gebracht, verbunden, todt geſagt, beſſerte ſich, und genas, und niemand achtete es, denn niemand liebte ihn, niemand ſorgte um ſein Leben, als die Genoſſen ſeiner Ausſchweifungen, eine wilde zügelloſe Bande junger Leute, welche der gemeinſchaftliche Trieb zu laſterhaften Vergnügungen zu ſeinen Brüdern machte, ſie mochten übrigens von Stand und Grundſätzen ſeyn wer ſie wolten. Der Herzog von Lauenburg war nicht ſehr bedenklich in ſeinen Verbindungen. Ehemals war er in ſchwediſchen Dienſten, verlies ſie, weil er von Guſtav beleidigt ward, diente dem Kaiſer, war ein geheimer Freund der deutſchen Fürſten, die es nur mit halbem Herzen mit dem Vertheidiger der Proteſtanten hielten, und machte ſich bald darauf wieder beym König von Schweden verbindlich, der ihn zu jedermans Verwunderung aufnahm, ihn liebte und ſchätzte, ob er gleich faſt überwieſen war, daß er einen heimlichen Briefwechſel mit Wallenſtein führte, mit Wallenſtein, den Guſtav ſo herzlich haßte, und zu haſſen Urſache hatte, daß der junge Graf

von

von Thurn, Bogeslav, halb und halb in ſeine Ungnade fiel, und ſich nach Frankfurt begeben mußte, weil er einſt beym Trunke zu vortheilhaft für ſeinen alten Freund, den Herzog von Friedland geſprochen hatte. Dieſe ſeltſame Verblendung, in welcher Guſtav gegen Albert war, eine der vornehmſten Schwachheiten dieſes großen Königs, erſtreckte ſich auch ſogar bis auf ſeine Kreaturen. Lauenburgs erſter Vertrauter Haynim, ein Menſch, den man nur ſehen durfte, um ihn zu haſſen und zu fürchten, erhielt bey einem Beſuche, den Guſtav dem verwundeten Herzoge machte, zur Belohnung ſeiner im letzten Treffen bewieſenen Tapferkeit, die Stelle als Kommendant des Orts, in welchem er jetzo lag. Die meiſten Damen, die bisherigen Bewohnerinnen dieſes Städtgens, brauchten nur von der Vergebung dieſer Stelle zu hören, um den Schluß zu faſſen, ihren Gemahlen lieber ins Feld zu folgen, als ſich einem ſo gefährlichen Beſchützer anzuvertrauen; auch Thereſe und Thekla waren feſt entſchloſſen, den nehmlichen Schritt zu thun, und ungefodert nach dem Orte zu eilen, wo der Oberſte Falkenberg damahls ſtand, nur eine Unpäßlichkeit der letzten ſchob die Ausführung noch einige Tage auf, und ſetzte ſie einem Abentheuer aus, welches eines der gefährlichſten, und dem Ausgange nach, wie ſie damahls wähnte, auch zugleich eines der glücklichſten ihres Lebens war.

Die Oberſtin Falkenberg und ihre Schweſter waren die einigen Damen, welche ſich noch in dem Städtgen, wo Lauenburg und Haynim die Herrſchaft hatten, befanden. Albert hatte ſich die ganze Zeit über, die er daſelbſt ſeiner Verwundung wegen zubrachte, ſo wenig um ſie bekümmert, als ſie ſich um ihn, und ſie hoften die wenigen Tage, welch noch bis zu ihrer Abreiſe verfließen mußten, hinzubringen, ohne Verdrüßlichkeiten mit ihm oder dem gefürchteten Haynim zu haben.

Ein Brief, den Thekla den Abend vor ihrer Abreiſe von Lauenburgen in Abweſenheit ihrer Schweſter erhielt, ließ ſie das Gegentheil ſehen. Haynim ſelbſt war, ungeachtet ſeiner neuen Würde, der Ueberbringer, und drang mit ſolchem Ungeſtüm auf Antwort, daß Thekla ſich wenigſtens entſchließen mußte zu leſen. Sie las:

„Verſtelle dich wie du willſt, ſchönes Mädchen, doch weis ich, was ich von dir zu hoffen habe. Derjenige, deſſen Verwundung dich ohnmächtig machen konnte, kann dir nicht gleichgültig ſeyn. Lebt er? Lebt der theure Herzog? fragteſt du, als du wieder zu dir ſelbſt kamſt. Ja, meine Thekla, er lebt, er liebt dich, und erwartet nur die Zeit der Einſamkeit um es dir zu ſagen. O, wie ſchlau biſt du hier zurück geblieben, da jene Närrinnen, um welche niemand ſich kümmert, entflohen! Nur deine neidiſche Schweſter ſteht uns noch im Wege, aber ſorge nicht, ſie wird dieſen Abend nicht zurück kommen, und niemand wird mich hindern dir zu ſagen, wie ſehr ich bin

Dein

Verehrer

Albert v. L.“

An wen iſt dieſer Brief? rief die erzürnte Thekla und warf den unſinnigen Zettel auf den Boden; an mich? Die Gräſin von Thurn? Falkenbergs Schweſter? Oder — — —

Fräulein, ich bitte, ſprach Haynim, verſtellen ſie ſich nicht, man kennt ſie hier, auch macht ihnen die Liebe für einen der ſchönſten und beſten Fürſten keine Schande; nur nicht dieſe Sprödigkeit, welche alles verderbt! Wenn

ſoll

ſoll der Herzog erſcheinen? — Befehlen ſie nur, die Oberſtin Falkenberg wird heute nicht nach Hauſe kommen, ſie hat, wie ſie glaubt, Befehl von ihrem Gemahl erhalten, zu ihm zu eilen, und vermuthet, daß ihre Schweſter ſchon voraus ſeyn, oder ihr unmittelbar folgen wird.

Unmenſch! ſchrie Thekla und rang die Hände, was foderſt du von mir, womit habe ich verdient — —

Ruhig, ruhig, Gräſin, erwiederte Haynim und führte ſie zu ihrem Stuhl zurück. Mein Fürſt und ich halten wenig von der Tugend, die ſo viel Geſchrey macht, auch fodern wir hier nicht eben Tugend, nur Liebe.

Es war unmöglich für Thekla zu Worten zu kommen. Haynim ſetzte ſein abſcheuliches Geſchwätz unablässig fort, achtete weder Betheurungen noch Thränen, und rief endlich eine von ihren Kammerfrauen auf, ſie wegen der Liebe zu Lauenburgen, die ſie leugnete, zu überführen. Die Freche erzählte die ganze Geſchichte von ihrer Ohnmacht bey der Nachricht von der Verwundung des Herzogs; ihre Worte bey ihrem Erwachen, einige Bruchſtücke einer übelverſtandenen Unterredung mit ihrer Schweſter, welche eigentlich nicht von Alberten, ſondern von dem geliebsgeliebten Bernhard handelte, und beſchloß damit, daß Thekla ſehr oft im Traume vom Herzoge und von ihrer unglücklichen Liebe zu ſprechen pflegte.

Unglücklich! Bedenken Sie wohl, Fräulein, wiederholte Haynim, unglücklich, und der Herzog liebt Sie, wollen Sie fortfahren ſich zu verſtellen? Wollen Sie den Boten Ihres Glücks von ſich weiſen?

Thekla verfiel in ein tiefes Nachdenken. Ich muß ſchlechterdings Zeit haben zu mir ſelbſt zu kommen, rief ſie endlich. Jetzt will ich allein ſeyn, und wenn man vor Verlauf einer Stunde in mich dringt, ſo ſoll ein Sprung aus dem Fenſter mich retten. Der wüthende Blick, mit welchem Thekla aufſprang und Miene machte, ſich auf das Fenſtergeſims zu ſchwingen, ſchreckte Haynim. — Ich will im Vorzimmer warten, ſagte er zu der treuloſen Kammerfrau, ihr werdet indeſſen verſuchen, ſie zu Verſtande zu bringen.

Ich will ganz, ganz allein ſeyn! ſchrie Thekla und ſtampfte auf den Boden.

Die Kammerfrau öfnete die Thür ſich zu entfernen, kehrte aber bald zurück und warf einen mistrauiſchen Blick auf das Fenſter.

Thekla verſtand ihn. Wenn du ſo überzeugt biſt, daß ich den Herzog liebe, ſprach ſie mit bitterm Lachen, ſo darf dir wohl vor keiner verzweifelten That bange ſeyn.

Und doch, wolte ich bitten, erwiederte das Weib, daß ihr euch lieber ins Kabinet begäbet; junge Fräuleins haben zuweilen wunderliche Grillen.

Thekla gieng ins Kabinet, und die Verrätherin ſchloß hinter ihr zu.

Vierzigſter Abſchnitt.

Theklas Entſchluß war bereits in Haynims Gegenwart gefaßt. Sie wünſchte nur Zeit zu gewinnen; es gelang ihr, und ſie war gerettet. Sie wußte, daß die Oberſtin von Falkenberg zu einer Freundin in der Stadt gefahren war, um von ihr Abſchied zu nehmen, die Zeit war zu kurz, als daß ſie auf die falſche Nachricht von dem Befehl ihres Gemahls zu ihm zu kommen, ſchon hätte abgereiſt ſeyn ſollen. Sie war gewiß, ſie noch zu treffen, oder wenigſtens in dem Hauſe, wo ſie geweſen war, Schutz zu finden.

Eine

Eine ſchmale Treppe hinter der Tapete im Kabinet, die nur wenigen ihrer Leute bekannt war, half ihr davon. Im leichten Nachtgewandt mit aufgelößtem Haar, mit bloßen Füßen, um durch die hohen hölzernen Schuhe, die man damahls trug, kein Geräuſch zu machen, flog ſie in der finſtern regnigten Nacht über die Straße, kam an das Haus das ſie ſuchte, fand den Wagen ihrer Schweſter angeſpannt, und ſie im Begrif hinein zu ſteigen.

Rette, rette mich! rief ſie und ſank athemlos zu ihren Füßen nieder

Du, Thekla? Du hier? In dieſer Geſtalt? Du ließeſt mir ſagen, du wärſt ſchon voraus!

Nein! nein! Um Gottes willen, rette mich!

Der Kutſchenſchlag flog auf. Thekla warf ſich hinein, ihre Schweſter ihr nach, und man eilte davon.

Man hatte das Städtgen ſchon eine ziemliche Strecke hinter ſich, ehe Thereſe im Stande war, eine zuſammenhängende Erzählung von dem was vorgegangen war, aus ihrer Schweſter zu bringen, und man hatte ſich noch nicht aus dem Entſetzen, welches dieſe Dinge erregten, heraus gefunden, als Pferdetrab und die bekannte Stimme Hahnlins hinter ihnen, ihnen

ſagte,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſagte, in weſſen Hände ſie von neuem gefallen wären. Man war Theklas Flucht zu zeitig inne worden. Für Alberten hieng nicht allein das Glück ſeiner Liebe, ſondern das Glück ſeines Lebens davon ab, daß die Flüchtigen wieder ereilt wurden; Guſtav mußte von dieſen Dingen nichts erfahren, wenn ſie nicht auf das Strengſte an dem Thäter ſollten gerochen werden. War Thekla und ihre Schweſter einmahl in ſeiner Gewalt, ſo war er entſchloſſen, ſie feſt genug zu halten, damit ſie ihm nicht wieder entwiſchten, und auf allem Fall durch fürchterliche Eide ihre Zungen zu binden, daß ſie nie ſeine Anklägerinnen werden könnten.

Haynim warf ſich zu den Damen in den Wagen, Thekla war ohnmächtig, und Thereſe hatte noch gerade ſo viel Faſſung, um ihren Beyſitzer nicht durch die Begegnung die er verdiente, wüthend zu machen. So ſanft ihr Herz war, ſo kochte es doch jetzt Wuth und Rache, und nur die Erwägung, wie ſie ſo ganz hülflos, ganz in der Gewalt ihres Verfolgers waren, konnte ſie zu Mäßigung und Stillſchweigen bringen.

Stumm und düſter ſaß man beyſammen. Thekla war zu ſich ſelbſt gekommen; einige

Worte

Worte in lateiniſcher Sprache, welche damahls viele Damen ſehr gut verſtanden, ermahnten ſie zur Gelaſſenheit. Der unwiſſende Haynim begrif nichts von dem was Thereſe ſagte, und die Stille dauerte fort, bis gegen den Morgen, da ſie bey einem einſamen Hauſe in einem dicken Walde abſtiegen. Albert hatte nicht für gut gehalten, ſeine Beute in das Städtgen zurück bringen zu laſſen.

Erſt gegen die Nacht trat man den Weg wieder an, und die Damen — eilten ihrem Retter entgegen. Einer ihrer Bedienten, den man in der finſtern Nacht beym Ueberfall überſehen hatte, war davon geſchlichen, kam nach Guſtavs Lager, entdeckte die Entführung ſeiner Damen, und ſchrie um Hülfe.

Derjenige, welchem die Rettung ſeiner Gemahlin am meiſten am Herzen gelegen haben würde, der Oberſte Falkenberg war nicht zugegen, aber der tapfere menſchenfreundliche Bernhard ſäumte nicht, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen.

Thereſe mußte ahnende Hofnung von ihrer Rettung gehabt, ein guter Geiſt mußte ihr ein ſonderbares Mittel eingegeben haben, ihren Helfern die Nachforſchung zu erleichtern. Sie entriß ihrem Haar alle Blumen, mit welchen ſie nach der damahligen Mode verſchwenderiſch geſchmückt waren, und verſtreute ſie heimlich aus dem Wagen. Handſchuhe, Schleyer, Bänder, und tauſend Kleinigkeiten, an welchen es dem Putz der Damen, ſeit Mutter Eva ihre einfache Kleidung ablegte, nie gefehlt hat, erfuhren das nehmliche Schickſal. Der anhaltende Regen durchnäßte die ausgeſtreuten Merkmahle, und verhinderte, daß ſie vom Winde verweht wurden, ohne ſie ganz unkenntlich zu machen, und der anbrechende Morgen zeigte ſie den Rettern der Damen.

Ein langer wehender Schleyer Thereſens, der an einem Strauche hangen geblieben war, war Bernhards erſter Wegweiſer; von jedem hundert der Schritte zum andern erſchienen neue, und ſo kamen ſie endlich zu dem einſamen Hauſe im Walde, wo Thereſe ſich aller entbehrlichen Dinge ſo ganz beraubt geſehen hatte, daß ſie es dem Schickſal überlaſſen mußte, ihren Rettern den Weg zu zeigen. Die friſche Spur des Weges, die ihm der Mond entdeckte, ließ Bernharden nicht irren, er ereilte die Damen, er rettete ſie, etliche ihrer Entführer blieben todt auf dem Platze, Haynim und die andern flohen, und Thekla lag ohnmächtig in den Armen ihres Retters.

Thereſe fand dieſen Umſtand gefährlich; ihr war bange, ihre Schweſter möchte beym Erwachen ihre Leidenſchaft durch einige unvorſichtige Worte verrathen, aber ihre Furcht war in dieſer Betrachtung vergeblich geweſen. Thekla kam zu ſich ſelbſt, aber leider ſo matt, und durch die gehäuften Begebenheiten dieſer Tage, vielleicht ſelbſt durch Bernhards Anblick ſo zerſtreut, daß ſie wohl hätte reden dürfen was ſie wolte, ohne daß ihr etwas davon hätte übel ausgelegt werden können.

Mit möglichſter Behutſamkeit wurde ſie ins Lager gebracht. Thereſe wartete ſie mit ſchweſterlicher Treue, Bernhard bekümmerte ſich um ihre Geneſung wie ein Bruder, ſelbſt der König beſuchte ſie und forſchte nach dem Urheber dieſes Unglücks, aber Haynim hatte dafür geſorgt, ſich in dem einſamen Hauſe im Walde ihrer Verſchwiegenheit durch einen Eid zu verſichern, ſie ſchützten Unwiſſenheit vor und ſchwiegen.

Thekla genas, Bernhards zärtliche Bekümmerniß um ſie hatte ihre Leidenſchaft nicht gemindert und ihre Hofnungen gemehrt, aber ſie wußte ſich jetzt beſſer zu mäßigen. Die Begebenheit

benheit mit Alberten hatte ſie gelehrt, behutſam zu ſeyn, und ihre geheimen Gedanken ſelbſt nicht in dem Innerſten ihres Kabinets ausbrechen zu laſſen. Auch auf Thereſen erſtreckte ſich ihre Zurückhaltung, ſie betrug ſich auf ſo eine Art, daß ſie ſie für geheilt von ihrer Thorheit hielt, und kein Wort mehr über Dinge verlohr, welche ihren Gedanken nach unter die Vergangenen gehörten, die der Vergeſſenheit überlaſſen werden mußten.

Ein und vierzigſter Abſchnitt.

Die Geſchichte verſichert uns, daß Thekla durch ihr zunehmendes Alter, durch mehreren Umgang mit der Welt, und durch Thereſens gute Lehren geneigt gemacht wurde, die Unterdrückung ihrer Leidenſchaft zu wünſchen; ein Wunſch, der, wie die Erfahrung ſagt, wenn er ernſtlich gethan wird, ſelten ohne Erfüllung bleibt. Herzog Bernhard, der nie einen Gedanken davon gehabt hatte, daß Theklas Freundſchaft die gewöhnlichen Gränzen überſchritt, und der auch in der Folge nie hinter die Wahrheit kam, machte jetzt, ohne es zu wiſſen, ſelbſt den Anfang, dasjenige gänzlich zu zerſtören, deſſen Daſeyn ihm nicht einmahl bekannt war.

Es ward ſtark davon geſprochen, daß der Oberſte Falkenberg Kommandant von Magdeburg werden könne, ſeine Frau und ſeine Schweſter müßten ihn alsdann dahin begleiten; Bernhard ward von den Kriegsgeſchäften weiter ins Land hinein gezogen, und eine lange, lange Trennung war möglich.

Wer weis nicht, daß beym Abſchied ſich das Herz dem Freunde oft mit mehrerem Zutrauen öfnet als zuvor. Bernhard ließ ſeine Freundin Thekla im Innerſten ſeiner Seele leſen, er ſprach mit ihr von Amalien, von ſeinen vernichteten und von ſeinen künftigen Hofnungen. Ich fühle es, ſagte er, ungeachtet der Stärke dieſes Körpers, welcher der Zeit und den Mühſeligkeiten Troz zu bieten ſcheint, werde ich nicht lange leben, auch beſtimmen mir die Kenner der Geſtirne ein kurzes Ziel, dort Thekla, dort iſt das Land des Wiederſehns, und der Erfüllung hier vernichteter Hofnungen!

Thekla weinte, ſeine feſte Neigung für eine andere, die Ausſicht in eine Welt, wo auch ſie mehr glaubte zu hoffen zu haben als in der gegengenwärtigen, was für Empfindungen machten dieſe Dinge in ihr rege!

Gute, theilnehmende Seele, ſagte er und drückte ihre Hand, auch dich wünſchte ich glücklich zu ſehen. Ach die gefährlichen Zeiten des Kriegs! doppelt furchtbar für euch hülfloſe Weiber! Wenn ich nur überall gegenwärtig seyn könnte, euch, gute Gräſin, und eure Schweſter zu retten! Wenn ich nur wüßte, wenn ihr Gefahr littet! Aber welchen Zufällen ſind Briefe unterworfen, und welchen Veränderungen die Herzen der Menſchen; ich werde euch immer wohlwollen und Gutes wünſchen, aber werde ichs immer mit dem Feuer wie heute? Werden mich nicht vielleicht andere Betrachtungen langſam zu eurem Beſten machen? Thekla weinte ſtärker. — Eure Thränen machen mir Angſt, rief er, fallen mir ſchwer auf mein Herz, ich glaube, ihr ahndet Unglück, nehmt hier dieſen Ring, ſeht ich zerbreche ihn vor euren Augen, dieſe Hälfte iſt mein, dieſe die Eure. Die Vorſtellung meiner Sorge, meines Kummers um euch, alles deſſen, was ich in dieſem Augenblick fühle, binde ich ſo feſt an dieſes Merkmahl meiner Freundſchaft, daß ich denken ſolte, und wenn es mir mitten in der Schlacht, mitten im Sturm einer belagerten Stadt von euch vorgeſtellt würde, ich würde an den gegenwärtigen Augenblick, an dieſe eure Thränen denken, und ehe alles vernachläßigen, als euch hülflos laſſen. Schickt es, bringt es mir, wenn es die Zeit erlaubt und ich euch helfen kann, keine Worte werden dann weiter nöthig ſeyn, ich eile zu euch, und thue was ich für euch thun kann!

Thekla glaubte ein Heiligthum aus Bernhards Händen zu empfangen, ſie nahms, dankte ihm nur mit einem Blick, und entfernte ſich.

Falkenbergs Beförderung nach Magdeburg ward immer gewiſſer, aber Bernhard mußte ſich noch eher von ihm und ſeinen beyden Freundinnen trennen als die Sache völlig zu Stande kam.

Herzog Albert hatte die Frechheit zu Guſtaven ins Lager zu kommen, ungeachtet er wußte, daß Thekla und Thereſe, die er ſo tödtlich beleidigt hatte, gegenwärtig waren; er verließ ſich auf ihre beſchworne Verſchwiegenheit, begegnete ihnen mit verachtendem Stolz, und behauptete ſeinen alten Platz in der Gunſt des Königs. Bernhard war der Gegenſtand ſeines heimlichen Haſſes und ſeiner Rache, er hatte ihm ſeine Beute entriſſen, zwar ohne zu wiſſen wem er ſie entriß, aber dieſes minderte nichts

von

von Lauenburgs giftigem Groll. Bernhard verachtete den Laſterhaften ohne ihn ganz zu kennen, es kam zu Zwiſtigkeiten zwiſchen ihnen, welche ziemlich ernſthaft hätten werden können, wenn der König ſie nicht getrennt hätte, er ſchickte den Herzog von Weimar nach den Gegenden am Rhein, und Lauenburg ward nach Schweden beſtimmt, mehrere Völker von da herbey zu holen.

Zwey und vierzigſter Abſchnitt.

Thereſe und Thekla lebten nach Bernhards Abreiſe in der ſtrengſten Eingezogenheit. Sie ſcheuten den Anblick Alberts und ſeiner Kreaturen, und er ſchien gefliſſentlich ſeine Abreiſe nach Schweden zu verzögern, um diejenigen, die vor ihm flohen, durch ſeine Gegenwart einzukerkern. Vielleicht, daß er auch noch andere Abſichten bey ſeinem Verweilen haben konnte; die Liebe, wie er ſeine Gefühle für Theklas Reize nannte, war noch nicht erloſchen, es ließ ſich viel von ihm fürchten, und die Oberſtin Falkenberg und ihre Schweſter konnten nur durch die äußerſte Behutſamkeit Sicherheit finden.

Nur einige vertraute Damen hatten Zutritt bey ihnen, und von Mannspersonen niemand als der alte Hans von Haſtendorf, der Kammerherr des Königs, den Thekla besonders gern ſah, weil er ſo viel von Bernharden zu erzählen wußte. Wie oft war Bernhard der Retter des allzumuthigen Guſtavs geweſen, wenn er ſich an gefährliche Orte verlocken ließ, und nun auf einmahl unter lauter Feinden da ſtand; wie oft warnte er ihn vor Verrätherey und riß ihn mit Gewalt zurück, wenn er ſich nicht warnen ließ. Die Vorſicht ſchien dieſe beyden Helden für einander geſchaffen, einen zum Schutzgeiſt des andern beſtimmt zu haben. Bernhard wachte mit tauſend Augen für ſeinen Freund, ahndete überall Gefahr, riß mehrmahls den Giftbecher von ſeinem Munde, und vor kurzem erſt das Blatt, in welches ſeine Feinde den Tod gehüllt hatten, aus ſeiner Hand. *)

Guſtav that nicht weniger für ſeinen Freund als er für ihn; ſeine Lehren, ſein Beyſpiel bildeten den jungen Herzog zum Helden, beyde kämpf-

---

*) Ein in einen evangeliſchen Prediger verkleideter Mönch überreichte Guſtaven ein vergiftetes Buch.

kämpften am liebſten und am glücklichſten einer an der Seite des andern, der Sieg folgte ihren Fußtritten, und vor ihnen flohen die Feinde.

Thekla verlohr ſich in Erzählungen von dieſer Art, die künſtliche Tapete, das Werk ihrer Nadel wuchs ſchneller zur Vollkommenheit, wenn der ehrliche Alte von Bernhard ſprach, und die Oberiſtin wiegte den holden Knaben, deſſen Mutter ſie ſeit länger als einem Jahre war, ſanfter auf ihren Knien, um keins von Haſtendorfs Worten zu verlieren. So entflohen die langen Winterabende, und der Frühling kam heran, welcher den edeln Falkenberg und die Seinigen ihrem Schickſal entgegen führen ſolte.

Ich meyne es gut mit den Magdeburgern, ſprach Guſtav zu Falkenbergen, beym Abſchied, drum gebe ich ihnen einen Helden zum Schützer, auch denke ich, es ſoll keine Noth mit ihnen haben. Die Stadt iſt gut befeſtigt, reich an Mannſchaft und Vorrath, auch werden die guten deutſchen Fürſten, meine Freunde, ſie nicht verlaſſen, werden ſie gewiß entſetzen, wenn es mit ihr aufs Aeußerſte kommen ſolte. Mir ſind die Hände gebunden, ich weis nicht wem ich trauen ſoll, und darf meinen Poſten nicht ohne Vorſicht verlaſſen; das Aeußerſte, was ich für die gute Stadt thun kann, iſt, daß ich ihr meinen Falkenberg zuſchicke. Zieht hin! ſeyd glücklich! als Sieger ſehen wir uns wieder!

Und ihr? ſprach er zu den Damen, wolt ihr euch auch den Schreckniſſen einer Belagerung ausſetzen? Oder glaubt ihr, daß Magdeburg nichts zu fürchten hat? Bleibt bey mir, ich will für eure Sicherheit ſorgen, ich habe Plätze genug innen, wo ich euch laſſen kann, wo ihr ruhig den Frieden abwarten könnt.

Wo mein Falkenberg iſt, ſprach Thereſe, da iſt allein Friede und Sicherheit für mich.

Oder auch wohl der Tod! ſprach der König, euch ſchwache Weiber kann ja ein fürchterliches Geräuſch, ein einiges Schrecken tödten.

Nun gut, ſprach die Oberſtin, auch der Tod! Ich habe gelobt mit Falkenberg zu leben und zu ſterben.

Und die ſchöne Thekla von Thurn? fragte der liebreiche Held. Ich kann mich nicht von meiner Schweſter trennen, antwortete ſie, iſt ſie ſchwach, ſo braucht ſie vielleicht meine Hülfe.

Edle, trefliche Weiber! rief Guſtav. Gräfin! Gräfin! ich habe Anſchläge auf euch, ich wünſchte eure Vorzüge auf meine kleine Tochter übertragen zu können, was würde eine ſolche

Erzieherin aus ihr machen! Doch davon wenns Friede iſt! Ich werde doch unter meinen Helden einen einigen haben, der die ſchöne Thekla von ihrer Schweſter losreißen, und mir ſie mit nach Schweden führen kann.

Unwiderſtehlich riß Guſtav durch ſeine Güte, durch ſeine Herablaſſung hin, man verließ ihn nie, ohne ſtärker von ihm eingenommen zu ſeyn. Die Damen entfernten ſich mit Thränen in den Augen, und Thekla ſagte zu ſich ſelbſt: Er iſt ganz das, was Bernhard einſt werden wird!

Mit ſchweren Herzen reiſten die Damen an den Ort ihrer Beſtimmung, auch Falkenberg war ſtill und ernſt; ein Mann, der den Krieg ſo verſtand wie er, konnte einen tiefern Blick in die Lage der Sachen thun als andre. Er ſahe in mancher Betrachtung weiter als ſelbſt Guſtav. Er wußte, daß die Stadt, welche man ihm anvertraute, ihm nicht allein überlaſſen war, der Koadjutor von Magdeburg, Markgraf Wilhelm, welcher mit ihm wenigſtens in gleicher Gewalt ſaß, konnte verhindern, vernichten, aufſchieben was nicht in ſeine Plane paßte, und damit alles verderben, die Mannſchaft und die Vorräthe der Stadt waren bey weiten das nicht, wofür man ſie ausgab, und

den

den deutſchen Fürſten, auf welche Guſtav ſo viel traute, denen er die Beſchützung Magdeburgs mit Bitten und Drohungen empfohlen hatte, waren wie tauſend andere ihres Standes den Eingebungen der Zaghaftigkeit, des Wankelmuths und böſer Rathgeber unterworfen.

In der Gemüthsfaſſung, in welcher die Ankommenden waren, mußte es ſie überraſchen, befremden, beynahe beleidigen, von den Magdeburgern auf diejenige Art empfangen zu werden, wie geſchah. Daß man ſich freute, den tapfern Falkenberg mit ſeinen muthigen Schweden in den Mauern zu ſehen, welche von allen Seiten vom Feinde bedroht wurden, das war natürlich; aber wozu der glänzende triumphirende Empfang, das Jubelgeſchrey der geſchmückten Bürger, das ſchwelgeriſche Mahl, mit welchem der Tag beſchloſſen wurde? Der ernſte Falkenberg that der Fortſetzung dieſer Feſte, damit man ihn bedrohte, Einhalt, gleich der andere Tag ward zur Beſichtigung der Feſtungswerke, der Vorräthe, und zu Muſterung der Beſatzung angewandt. Er fand die erſten faſt unüberwindlich; aber was die beyden andern Punkte anbelangt, ſo waren die Mängel, die er antraf, ſo groß, daß er über die Unvorſichtigkeit und Ver-

Unglücklicherweiſe ward an dem nehmlichen Tage die Stadt wirklich von Tilly aufgefodert. Halb und halb hatte man bis jetzt noch Falkenbergs Worte in Erwägung gezogen, aber nun war alles verlohren, man ſprach von Einverſtändniß mit dem Feinde, von Beſtechung, und brachte den redlichen Falkenberg dahin, daß er einen fürchterlichen Eid that, es komme auch wie es wolle, für ſeine Perſon nie etwas von Ergebung zu hören, ſondern auf den rauchenden Trümmern der Stadt, welche er ſchon im Geiſt erblickte, fechtend zu ſterben.

Man verſicherte ihm, er könne handeln wie er wolle, man werde ſich ſchon ſelbſt zu helfen wiſſen. Einige unvorſichtige fruchtloſe Ausfälle von der ungeübten Stadtwache, brachten den grimmigen Tilly noch mehr auf, doch mäßigte er ſich ſo viel, die Stadt nochmahls mit den gelindeſten Bedingungen aufzufodern.

Einige Tage hatten eine gewaltige Aenderung in den Geſinnungen der Magdeburger hervorgebracht; der oftmahlige Verluſt bey den Ausfällen, der einreißende Mangel an Lebensmitteln, an welchem einige unverzeihliche Verſehen bey der Anzündung der Vorſtädte ſchuld waren, das Murren des Volks, und andere Dinge machten, daß man ſich geneigt fühlte, Rath bey dem beleidigten Falkenberg zu ſuchen. Er kannte ſeine Pflicht zu gut, um ſich denen zu entziehen, welche er einmahl zu ſchützen verbunden war, war zu edel, der erlittenen Beleidigung zu gedenken. ....

Die Zeit zu vortheilhaften Bedingungen, ſagte er, iſt vorbey, wir haben ſie muthwillig verſäumt, die Furcht vor dem Entſatz unſerer Freunde würde vor einigen Tagen den General unſerer Feinde geneigt gemacht haben, alles einzugehen, was wir bey unſerer Ergebung gefodert hätten; jetzt ſieht er, daß niemand ſich unſerer annimmt, daß die deutſchen Fürſten ſich vielmehr zurückziehen, und er wird, er verſpreche was er wolle, kühnlich ſo mit uns verfahren, wie es ihm gut dünkt; ich rathe alſo jetzt nicht mehr zum Vergleich, nein, zu verzweifelter Gegenwehr, und kann es um ſo viel mehr thun, da mir ein unerwarteter Weg aufgeſchloſſen iſt, einen Theil meiner Leute, welche neulich durch die Unvorſichtigkeit meiner Mitkämpfer von mir abgeſchnitten wurden, wieder an mich zu ziehen. So viel ihrer damahls der Wuth der Kaiſerlichen entgiengen, retteten ſich von der Stadt in ein altes Gemäuer, welches eine unterirrterirrdiſche Verbindung mit dem Theil eurer Beſtungswerke hat, welches ihr die hohe Pforte nennt, ich habe Poſt von ihnen; dieſe Nacht ſind ſie bey uns, noch einige Ausfälle, die ihr aber, ich bitte euch, blos mir und den Meinigen überlaſſen müßt, und wir ſind geborgen, oder wir gewinnen doch wenigſtens Zeit, daß unſere ſaumſeligen Freunde uns zu Hülfe kommen, daß wir heimlich Mannſchaft und Lebensmittel einbringen können.

Die Rathſchlagenden ſchüttelten die Köpfe, meynten, Falkenberg habe einmahl geſchworen, ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und dieſer Eid, nicht die Rückſicht auf das Wohl der Stadt bewege ihn zu dieſem Rathe. Der kaiſerliche Trompeter ward aufgehalten, man wolte ſich beſinnen, und ermangelte nicht, in dieſer Zeit der Ueberlegung ganz laut von dem heimlichen Wege unter der hohen Pforte, von der Mannſchaft, welche durch dieſen Weg herein gebracht werden ſolte, von der Nothwendigkeit Zeit zu gewinnen, und von vermuthlicher Hülfe der aliirten Fürſten zu ſprechen.

Der wirkliche Erfolg von dem, was Falkenberg geſagt hatte, änderte die Entſchließung der Schwankenden zum zweytenmahl. Die Be-

ſatzung

ſatzung war durch den heimlichen Weg geſtärkt, einige Wagen mit Lebensmitteln eingebracht worden, man faßte friſchen Muth, und entließ den kaiſerlichen Trompeter, mit der Erklärung, man wolle lieber ſterben als ſich ergeben!

Der zurückgeſchickte Trompeter konnte kaum im kaiſerlichen Lager angelangt ſeyn, als das fürchterliche Kanoniren, welches ſeit ſechs Tagen faſt unaufhörlich gedauert und nur jezt einige Stunden geſchwiegen hatte, wieder angieng, und Furcht und Schrecken, welches die Geängſteten kaum verlaſſen hatte, von neuem verbreitete.

Wie bleiche Geſpenſter ſchlich der ſchwächere, und faſt möchte ich ſagen, der beſſere Theil der Bürger dieſer unglücklichen Stadt umher, weinte, flehte zu Gott, daß er die Herzen der Feinde zum Mitleid, und diejenigen, von welchen Rath und Entſchließung abhieng, zu den vernünftigſten Rettungsmitteln lenken möge. Die Armen fühlten kaum den einbrechenden Mangel an Nahrungsmitteln, man vergaß Schlaf und Speis und Trank in dieſer fürchterlichen Angſt, und die Reichen hätten gern alle ihre Schätze hingegeben, um ſich Ruhe zu erkaufen.

Thereſe! rief Thekla, indem ſie leiſe in das Schlafzimmer ihrer Schweſter trat. Ach, ich

ich verſtehe dich! antwortete die Oberſtin, die ſich nach ſo manchen ſchlafloſen Nächten ein wenig niedergelegt hatte, um dem Tage die ſtillen Stunden zur Ruhe abzuſtehlen, die das ſchweigende Donnern des Geſchützes verurſachte. — Ich verſtehe dich! Das entſetzliche Gebrüll hebt von neuem an, die kurze Zeit der Stille und Hofnung iſt vorüber. Ich frage nicht was man für Entſchlüſſe gefaßt hat, ach, man will nichts von Gnade hören! will alles aufs Aeußerſte kommen laſſen.

Thekla ſaß an dem Bette ihrer Schweſter und weinte.

O, Falkenberg! rief Thereſe, iſt dies auch der beſte Weg für uns? Wir ſind zu ſchwach zum Widerſtand, Ergebung wäre beſſer!

Ergebung? fragte Thekla, du denkſt an die Belagerung von Loiz, da du abgeſchickt wurdeſt, der Stadt Gnade und Schonung zu erflehen, und ſie ſo glücklich erhielteſt. Ach, wir haben hier keinen Guſtav, keinen Falkenberg vor unſern Thoren, der ſchreckliche Tilly wird um unſertwillen nicht aufhören grauſam zu ſeyn, ihm iſts eins, die Stadt gehe mit Sturm über oder wir ergeben uns ihm.

Ich denke doch, fieng ſie nach einer langen Pauſe von neuem an, wir könnten noch gerettet werden, die Fürſten haben es dem Könige zu heilig verſprochen, Magdeburg nicht ganz zu verlaſſen!

Ja wohl, ſagte Thereſe, und er ſelbſt, der große Guſtav, iſt nicht fern, und Herzog Bernhard ſteht wenig Meilen von uns, und alle ſehen kaltblütig zu was aus uns werden wird.

Bernhard! ſchrie Thekla und ſprang auf, Bernhard ſteht in der Nähe? — Unmöglich! Wo? Woher weißt du! — Nein, gewiß du irrſt!

Zuverläßig nicht! ſprach die Oberſtin. Unſere Leute, die geſtern durch den geheimen Weg herein kamen, brachten die Poſt! — Der Herzog von Weimar ſteht beym Eckartsberge, aber freylich nicht um das arme Magdeburg zu entſetzen, um ſeine Freundinnen zu retten, ſondern um ſich zum Könige zu ziehen, der ſich zu den Fürſten, unſern ſogenannten Helfern nichts Gutes verſieht, und ſein Heer verſtärken muß.

Wenn dieſes gewiß wäre! rief Thekla und legte die Hand nachdenkend an die Stirne. Wenn der Herzog — — Thereſe, obs nicht möglich wäre, ihm einen Boten zu ſchicken?

Wunderlicher Einfall! Wer wird ſich durch das kaiſerliche Heer wagen, das dort am ſtärkſten ſteht, und was ſolte eine ſolche Botſchaft helfen? Ein bittendes Wort von einem Mädchen wird einen Helden nicht bewegen, ſeine Plane zu ändern.

Ich dächte doch! — Wenn nur jemand! — Ich ſolte glauben Liſt, verſtellte Kleidung, oder ſo etwas könnte einen durchbringen! — Der Weg unter der hohen Pforte führt nach dieſer Gegend, und bringt einen überdieſes eine gute Strecke ſicher fort. — Gewiß! Gewiß Thereſe, es wird gehen! Alles was ich an Koſtbarkeiten beſitze, ſoll der treue Bote haben, und iſt er nur erſt bey Bernharden, o es ſoll weder Bitten noch Worte noch Briefe bedürfen, ihn zu unſerer Hülfe herbey zu bringen. Ich habe Mittel —

Um Gotteswillen, Schweſter, unternimm ſo etwas nicht! Keiner als ein Unwiſſender, und alſo ganz Unbrauchbarer wird ſich zu deinem thörigten Unternehmen bewegen laſſen. Du kennſt die Geſetze einer belagerten Stadt nicht; wer auf einem heimlichen Wege aus den Mauern betroffen wird, ſeine Abſicht, ſein Vorwand ſey welcher es wolle, muß den Tod eines Verräthers ſterben.

ſterben. Wer von dem Feinde außer den Mauern aufgefangen wird, iſt nach den Regeln des Kriegs ein erklärter Spion, und nichts rettet ſein Leben. Wer wird ſich um alle deine Schätze in eine doppelte Gefahr wagen? Die Möglichkeit hier oder dort ertappt zu werden iſt zu groß, und ich bitte dich, laß ab von ſolchen fruchtloſen Bemühungen.

Aber wenn wir deinen Gemahl zum Vertrauten machten? — Wenn mein Bote mit allgemeiner Bewilligung abgeſchickt würde?

Ein Bote der Gräfin von Thurn an Herzog Bernharden? — Willſt du die albernen Gerüchte von euch beyden wieder erwecken, welche kaum geſchwiegen haben?

Ach, Leben, guten Ruf, alles gebe ich hin, um nur hier zu retten!

Sehr löblich, wenn Rettung auf dieſe Art möglich wäre! Aber, gutes Kind, dein Bote wird dein Geld nehmen, ohne deinen Auftrag auszurichten, und richtete er ihn aus, bey Bernharden nichts finden als Schimpf und Gelächter!

Thereſe ſagte noch viel über dieſen Punkt, Thekla ſchwieg endlich und verließ das Zimmer.

Ende des erſten Theils.

15465.

Geſchichte

der Gräfin

Thekla von Thurn

oder

Scenen

aus dem dreyſſigjährigen Kriege.

Zweyter Theil.

29.697

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1788.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Drey und vierzigſter Abſchnitt.

Thekla verſchloß ſich in ihr Zimmer, holte das bedeutende Kleinod, das Bernhard ihr beym Abſchiede gab, aus ihrem Schmuckkäſtgen hervor, und drückte es an ihre Lippen. Solteſt du uns nicht retten können? rief ſie nach einem langen Stillſchweigen aus. Er verſprach zu meiner Hülfe herbey zu eilen, wenn ich dich ihm in der Stunde der Gefahr vorſtellen könnte, band die Erinnerung aller ſeiner damahligen Gefühle für ſeine Freundin an dich! — Solte, ſolte er nicht? — O gewiß! Hier iſt nicht die Rede von dem Wohl der einigen Thekla, das Glück der Bürger einer ganzen Stadt ſteht in ſeiner Hand! — Aber er ſteht ſo nahe, würde er nicht ungefodert kommen, wenn er könnte? — Und wird er, wird er nicht in der Stunde der höchſten Gefahr vielleicht wirklich ungefodert kommen? Wird meine Auffoderung nicht vielleicht alles verderben, alles entdecken, und mich beſchimpfen?

Ein tiefes Stillſchweigen folgte auf dieſe Worte, ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen, ihr Geſicht ſank auf ihre Arme herab, ſie ſchien innerlich mit ſich zu kämpfen. Sie ſprang auf und gieng unruhig im Zimmer auf und ab, verließ es dann ſchnell, und kehrte erſt in einigen Stunden zurück.

Endlich habe ich dich! rief ſie bey ihrer Wiederkehr und warf ein Paket mit Kleidern auf den Tiſch. Liſt, deren ich mich nicht fähig geglaubt hätte, und Gold ſetzte mich in deinen Beſitz. Ach, daß es ſchon vorbey wäre! Ach, was bin ich im Begrif zu unternehmen!

Marie! ruft ſie dann ihrem Mädchen mit ſo leiſer Stimme, als ob ſie wünſchte, nicht gehört zu werden, lief dann in die Nebenzimmer, um zu unterſuchen, ob ſie einſam wären, verſchloß die Thüren und fieng an ſich zu entkleiden. Ihre Haare wurden des weiblichen Schmucks beraubt und mit einem drohenden Hute bedeckt, ihren ſchlanken Leib umſchloß das Kleid eines Kriegers, ein fürchterliches Schwert, das ſie nicht zu brauchen wußte, hieng an ihrer Seite herab, und ſie ſtand da, ganz in einen Jüngling verwandelt, nur die ſanfte ſchüchterne Miene, und der jungfräuliche Schritt, drohten ſie zu verrathen. Ein groſser Spiegel entdeckte ihr dieſe Fehler; und [illegible] bemühte ſich, ihre Augenbraunen durch die Kunſt dunkler zu färben, um ſich ein wildes Anſehen zu geben, und übte ſich über eine Stunde in feſten männlichen Tritten, bis die Nacht einbrach, und es ihr dünkte, die Zeit der Ausführung ihres Anſchlags ſey erſchienen.

Komm, liebes Kleinod, ſagte ſie, indem ſie Bernhards zerbrochenen Ring zu ſich nahm, komm, du ſolſt mir Zutritt bey dem Helden verſchaffen; er wird dich ſehen. Thekla, werd ich ſagen, Thekla ſchickt dir ihn und beſchwört dich, ſie und Magdeburg zu retten. Er wird mich nicht kennen, wird nie, nie den kühnen Schritt erfahren den ich that, wird mir folgen, und wir werden gerettet ſeyn. — Aber ehe ich zu ihm komme! Himmel, welche Gefahren! doch ich fürchte keine, o ich habe Muth!

Leiſe ward bey dieſen Worten die Thür geöffnet, und ſchnell wieder geſchloſſen; ein Schall, wie der Fuſstritt ihres Mädchens, tönte von fern her den gewölbten Gang herauf, ſie fuhr zurück und zitterte verrathen zu werden. Es war noch zeitig, es war beſſer die Stunde abzuwarten da jederman zu Bette war, doch die Furcht, zur Zeit des Schlafensgehens vermiſst und aufgeſucht zu werden, überfiel ſie; ſie ergrif die dunkle Leuchte und eilte durch manche Kreuzgänge, durch manche ſchallende Gewölber, nach der verborgenen Treppe, die zu dem Eingange des Weges führte, den [illegible] nicht ohne Zittern antreten konnte.

Sie hatte vergeſſen, daß er mit einer Wache beſetzt ſey; der Anblick der Gerüſteten ſchreckte ſie zurück, doch von der Seite, woher ſie kam, war kein Feind zu vermuthen, die Soldaten giengen in der Ferne auf und ab, und ſchnell ſchlüpfte ſie hinein ohne bemerkt zu werden.

Die Neugier hatte gemacht, daß ſie dieſen Ort ſchon einigemahl mit ihrer Schweſter beſucht hatte. Sie hatten beyde die Bemerkung gemacht, daß hier ein guter Zufluchtsort in äußerſter Gefahr ſey, hatten ſich an die Begebenheiten in den unterirrdiſchen Gewölbern des erzbiſchöflichen Palaſts zu Prag erinnert, und hier über Jaromir, Brigitten, und die von ihnen getrennte Mutter geweint. Dieſe Gefühle, dieſe Erinnerungen hatten ſich feſt an dieſen Ort gekettet, ſie fielen jetzt von neuem ſchwer auf ihr Herz, Thränen quollen aus ihren Augen, ſie fühlte ſich ſchwach und hielt es nicht für überflüßig, hier einen Augenblick zu verweilen, ihre

Gedan-

Gedanken zu ſammeln, und ſich nochmahls auf das, was ſie thun wollte, vorzubereiten. Sie verbarg ihre Leuchte hinter eine Säule, und ſchmiegte ſich in einen engen Abſatz, welcher in der feuchten Mauer wohl ſchwerlich zum Sitzen angebracht war.

Statt der nöthigen Ueberlegung der gegenwärtigen und zukünftigen Dinge, drängten ſich tauſend Scenen der Vergangenheit ihrer Seele auf. Jaromirs und ihres Vaters Schatten ſchwebte vor ihr über, ſie klagte um ihre Rathgeberin Brigitte und trauerte um die Mutter, welche vielleicht in dieſem Augenblicke in der Ferne ahnende Thränen um ſie vergoß. Endlich riß ſie ſich aus ihren Träumereyen empor, glaubte Zeit verſäumt zu haben, und war eben im Begrif aufzuſtehen, als ſie durch ein Geräuſch, welches aus der Tiefe des Ganges, von der Seite her, die aus der Stadt führte, herauf tönte. Sie ſah einen ſchwachen Schein von Licht, unterſchied den Fußtritt und die Stimmen vieler Kommenden, und ſchmiegte ſich dichter an die Mauer.

Seyd mir willkommen, liebe Freunde, ſagte ſie leiſe zu ſich ſelbſt, als ſie eine gute Anzahl Gewapnete unterſcheiden konnte, die, wie ſie wähnte, noch von Falkenbergs treuen Schweden ſeyn mußten, welche ſich aus dem kaiſerlichen Lager wieder zu ihm fanden, ſeyd mir willkommen, die armen Magdeburger brauchen eure ſtarken Arme, bis [illegible] mit Bernhards Heer herbey eilt ſie völlig zu retten. Die Männer kamen näher. Wie gut, ſagte ſie vor ſich, daß ich ihnen nicht begegnet bin, es hätte doch Nachfrage gegeben, und ich mag weder von Freund noch Feind auf meiner Wallfahrt entdeckt ſeyn. Aber Gott, was iſt das? Rothe Binden, das Kennzeichen der Kaiſerlichen, und dies ſchüchterne unbekannte Umherſehen? Die Schweden kennen dieſen Ort, er iſt ihnen nicht neu!

Gedanken ſeltſamer Art entwickelten ſich in Theklas Seele, ihr Entſetzen vermehrte ſich von Minute zu Minute, kaum war ſie ihrer ſelbſt bewußt, ihre Seele ſchien ganz in ihre weitgeöffneten Augen geflohen zu ſeyn, und das was ſie immer deutlicher ſahe, und bald darauf auch hörte, beſtätigte ihre fürchterlichen Vermuthungen.

Hier, ſagte der Anführer der Rotte, welche ſich ohngefähr auf funfzig Mann belaufen mochte, hier poſtirt euch, indeſſen ich und dieſer nach dem Eingange ſchleiche, und das Ende des Wegs unterſuche, es kann meiner Rechnung nach

nach nicht mehr weit ſeyn. Thekla ſaß athemlos in ihrem Winkel, und verſtand wenig von dem, was die andern, nachdem dieſe beyden abgetreten waren, ſprachen.

Es iſt fürwahr der Ort, ſprachen die Männer als ſie wiederkamen, von welchem der Trompeter in der Stadt gehört hatte; euer keiner wolte es glauben, und ich weis am beſten, was mirs vor Mühe koſtete, daß euch der Hauptmann mir vertraute, aber er warte nur, ein Unteroffizier hat oft zehnmal mehr Nachſinnen als ſeine Obern, und dieſe That ſoll mich bald zu dem machen was er iſt.

Was wolt ihr aber mit uns hier, fragte einer, was ſind funfzig Mann gegen das Volk das in dieſem Neſte ſtecken mag? Sollen ſie uns hier entdecken und abſchlachten. — Das ſolt ihr gleich hören, antwortete der Unteroffizier, ein Theil von euch geht gleich mit dieſem [illegible] zurück, um die frohe Poſt ins Lager zu bringen, und mehr Volk herbey zu führen, die andern vertheilen ſich in dieſen Höhlen und warten auf Ordre, indeſſen ich dieſen Hut herunter ſchlage, das grüne Futter meiner Binde hervor kehre, und ſo ganz in einen Schweden verwandelt herauf ſchleiche, und ſehe was ſich in der Stadt erhor-

chen,

chen, und noch zum Beſten der unſern thun läßt; denn übermorgen muß die Stadt unſer ſeyn, ſie ergebe ſich nun auf die dritte Anfoderung oder ſie erwarte den Sturm.

Holla, he! künftiger Herr Hauptmann, ſchrie hier einer, was war das? ſaht ihr nichts?

Ich habs auch geſehen, rief ein anderer. Ein Kerl mit einem langen Degen ſchlich den Weg nach der Stadt zu.

Narren! es war ein Schatten! rief der Anführer, ſeht ihr nicht die ſchwarzen rieſenförmigen Figuren, die die Leuchten auf das düſtre Gewölbe zurück werfen?

Nein, nein, Hauptmann, ſchrie ein anderer, ich ſah die grüne ſchwediſche Binde, ſoll ich ihm nach und ihm auf den Kopf ſchießen.

Wolt ihr alles verderben? rief der Unteroffizier, der verdammte Wiederhall, hier in dem Geſteine giebt unſer leiſes Murmeln zehnfach zurück, wie vielmehr einen Flintenſchuß. Doch gut. Eilig ihm nach, und wenn ihr ihn in der Stille ergreifen könnt, ſo bringt ihn her, wo nicht, ſo laßt ihn laufen, der Rückweg nach dem Lager ſteht uns allemahl offen, wenn er ſie uns zu zahlreich über den Hals bringt. Vor

einen

einen Schatten laufe ich nicht, wir wollens abwarten!

Es iſt nichts, riefen zwey der ſchnellfüßigſten, die ſich auf das erſte Wort aufgemacht hatten, und jetzt zurück kamen. Wir haben bis zum Ausgang nachgeſpürt, aber es iſt nichts da, als die Wache, die in der Ferne patrouillirt.

Vier und vierzigſter Abſchnitt.

Die Oberſtin Falkenberg und ihre Leute hatten, wie Thekla vermuthete, ſie beym Schlafengehen vermißt, und ſie mit Todesangſt durch das ganze Haus geſucht; man wußte nicht was man denken ſolte, man beſorgte die ſchrecklichſten Dinge; vor Thereſens Seele ſchwebten einige dunkle Bilder, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen, und die ſie nur noch nicht recht zu entwickeln wußte. Sie klagte über nichts mehr, als daß ihr Gemahl abweſend und ſie ſo ganz ohne Rath ſey, was ſich in dieſer bedenklichen Sache thun ließ. Sie ſchickte alle Augenblicke Boten aus, ob ſich von der Gegend der Stadt, wo man dieſe Nacht einen Ausfall hatte thun wollen, noch nichts

nichts hören ließ, und eben hatte ſie Nachricht erhalten, daß das Gerücht gienge, der Oberſte und die Seinen würden ſich bald ſehen laſſen, ſie hätten wenig Verluſt gehabt, und ein gutes Stück Arbeit verrichtet.

Gott ſey Dank! rief Thereſe, ſobald er wieder bey uns iſt, müſſen wir hinab nach dem unterirrdiſchen Gange, dort denke ich, werden wir die Verlohrne finden; in ſeiner Abweſenheit entferne ich mich keinen Schritt!

Hülfe, Hülfe! ertönte eine Stimme wie Theklas, indem die Thür aufſprang und ein junger Menſch faſt athemlos herein ſtürzte.

Was iſt das? rief Thereſe, wer biſt du?

Ach Schweſter, wir ſind verlohren, rief die Ankommende, welche den Hut abwarf und ſich dadurch kenntlich machte, ach, was ſollen wir thun? Wo iſt dein Gemahl? Laß die zurück gebliebenen Soldaten zuſammen kommen, der Gang muß augenblicklich beſetzt werden, er iſt voller Feinde. Ich habe der Wache am Eingang ſchon einen Wink gegeben, aber was wollen dieſe Wenigen wider eine ſo große Anzahl thun? Ach Gott, wo iſt dein Gemahl!

Er kommt, er kommt, ſprach Thereſe. Um Gotteswillen, was iſt vorgefallen, wie kommſt

du

du in dieſe Kleidung? Was willſt du mit den Feinden?

Er kommt? wiederholte Thekla, ohne auf das andere zu achten, von welcher Gegend? — Dort, dort, rief eine von den Weibern, dort kommen ſie ſchon um die Ecke, ſehet die Waffen, ſie blinken im Mondenſchein!

Thekla flog zur Thür hinaus, und ihm entgegen. Sie fand den Hof ſchon voll Gewafnete, welche ihre erſten Worte, die ſie mit der Wache am Eingange wechſelte, zuſammen gebracht hatten. — Zieht euch nach dem unterirrdiſchen Gange, rief ſie im Vorübereilen dem Anführer zu, Falkenberg iſt nicht weit, und wird euch weitere Ordre geben.

Der Oberſte entſetzte ſich über die Art, mit welcher Thekla ihm entgegen flog, aber noch mehr über die Nachricht die ſie brachte. Sie führte ihn und ſeine Leute nach dem Platze, wo ſich ſchon weit mehr Gerüſtete verſammelt hatten, als zu Beſtreitung der wenigen Feinde nöthig waren, welche Schreck und Dunkelheit dem furchtſamen Mädchen bis in die hunderte vervielfältigt hatten. Er lobte ihre Entſchloſſenheit, gab ihr ein Paar von ſeinen Leuten zu, ſie auf das Zimmer ihrer Schweſter zu begleiten,

ten, und machte mit den Uebrigen ſolche Anſtalten, welche dem zahlreichſten Feinde wohl den Einbruch unmöglich gemacht haben ſolten. Man ſtieg hinab; man fand nur noch ohngefähr zwanzig Mann in dem Gewölbe, die übrigen hatten den Rückzug nach dem Lager genommen.

Alle die, welche noch vorhanden waren, wurden Theils nieder gemacht, Theils gefangen genommen, der Ausgang nach dem Lager zu, ward ſtark beſetzt, und die eiſerne Thür nach der Stadt zu feſt verſchloſſen; Dinge, welche mit ſo wenig Aufwand, Zeit, Geräuſch und Mühe verrichtet wurden, als man immer zu Verhütung der größten Unglücksfälle brauchen würde, wenn man allemahl ſo glücklich wäre, ſie in ihrer erſten Entſtehung zu entdecken.

Indeſſen befand ſich Thekla in den Armen ihrer Schweſter. Erzählungen von der einen, und Lobſprüche, Verweiſe, und verwunderungsvolle Ausrufungen von der andern Seite, wechſelten mit einander ab. —

Der Oberſte Falkenberg fand ſie noch auf dieſe Art, als er von ſeiner Expedition zurück kam. Noch wacht ein guter Engel über uns, rief er, da ſogar die Thorheiten eines unvorſichtigen Mädchens zu unſerm Beſten gekehrt werden.

ben. Gott ſey Dank, und euch unſerer Retterin, das Unglück iſt verhütet, unſere Feinde ſind gedämpft; aber Schweſter, Schweſter! welcher Zufall, faſt möchte ich ſagen, welcher Unſinn brachte euch in dieſe Kleider, brachte euch zu dieſer Zeit in das Gewölbe? Hier liegen Geheimniſſe verborgen, die ich wiſſen muß, ehe ich euch für das Lobenswürdige in eurem Verfahren mit voller Zärtlichkeit in meine Arme ſchließe.

Mit ſchüchtern niedergeſchlagenen Augen und zitternder Stimme bekannte Thekla dem Manne, den ſie wie einen Vater verehrte, alles, erhielt den Tadel den ſie verdiente, mit einer kleinen Doſis Lob verſüßt, und zum Beſchluß die Verſicherung, daß, wenn ſie auch ihren verwegenen Entwurf ausgeführt hätte, ihre Abſicht doch gänzlich fehlgeſchlagen ſeyn würde. Sie hätte Herzog Bernharden, auf welchen ſie ſo große Hofnungen ſetzte, nicht getroffen; die Gegenden am Rhein waren gegenwärtig der Schauplatz ſeiner Waffen, und die Poſt von ſeiner Anweſenheit auf dem Eckartsberge, war blos eins der lügenhaften Gerüchte, wie ſie zur Zeit des Kriegs zu Tauſenden umherfliegen, ohne daß man ihren erſten Urſprung und die Urſache, warum ſie ausgebreitet wurden, errathen könnte.

Thekla beweinte jetzt nicht ihre fehlgeſchlagene Abſicht, aber deſto mehr die zerſtörte Täuſchung, in welcher ſie wegen Bernhards naher Anweſenheit geſchwebt hatte. Sie dünkte ſich nun ganz einſam, ganz ohne Retter zu ſeyn, und die Nachricht, welche eine der erſten war, die ſie des Morgens erhielt, daß abermahl ein kaiſerlicher Trompeter erſchienen ſey die Stadt aufzufodern, erregte den Wunſch in ihr, der bisher noch nie recht in ihrem Herzen hatte Platz nehmen wollen, man möchte die Erbietungen Tillys annehmen, möchte ſich zur Güte bequemen und den Feind nicht durch längern Widerſtand in Wuth bringen. Ihre Schweſter dachte hierin mit ihr überein; man wußte, daß der Oberſte, der Markgraf und alle Vornehmſte der Stadt auf dem Rathhauſe verſammelt waren, das Anbringen des Abgeſchickten zu hören, und Entſchließungen zu faſſen, und die Zeit, bis man erfuhr, was beſchloſſen worden ſey, wurde von den beyden Damen mit tauſend ängſtlichen Wünſchen, Gebeten, Gelübden, Sorgen und Hofnungen zugebracht.

Gegen den Mittag kam der Oberſte in ſein Haus zurück, ganz außer ſich, ganz aufgebracht wider diejenigen, welche es ſich zur Regel gemacht hatten, ſeinen Rathſchlägen allemahl entgegen zu handeln, ihre Ohnmacht der Stärke des Feindes entgegen ſetzten, wenn er zur Güte rieth, und von Ergebung ſprachen, wenn er ihnen die böſen Abſichten vor Augen legte, welche Tilly bey ſeinen friedlichſten Vorſchlägen nicht ganz verbergen konnte.

Es iſt geſchehen, rief er, und warf ſein Schwert von ſich, die Uebergabe iſt beſchloſſen, man hält den Trompeter nur noch etwas auf, um die Bedingungen, welche ſicher nicht werden gehalten werden, ſo vortheilhaft als möglich zu machen, und übermorgen ſind die Kaiſerlichen Meiſter von Magdeburg.

Wirklich, wirklich, gütliche Uebergabe? riefen die erfreuten Damen.

Thörigte, verblendete Weiber! rief der unwillige Falkenberg, auch ihr verſchließt die Augen vor eurem Untergange? — Gütliche Uebergabe? — Als wenn bey dem wüthenden Tilly nach ſo langem Zögern Güte zu hoffen wäre. — Ich ſelbſt würde aufgebracht werden, ſo viel Zeit vor einem Orte verſchwenden zu müſſen, welcher doch endlich die Gnade ſuchen müßte, die er beſſer beym erſten Erbieten angenommen hätte.

Aber, mein Gemahl, ihr ſelbſt waret anfangs für die Uebergabe, ſprach Thereſe. Iſt unſere Lage jetzt vortheilhafter als damahls?

Sie iſt anders, ganz anders, ſprach Falkenberg, und in gewiſſer Betrachtung möchte ich ſie faſt vortheilhafter halten. Ich habe Poſt vom Könige, er iſt aufgebracht wider unſere nachläßigen Helfer, er wird uns nicht ganz verlaſſen, könnten wir uns nur noch einige Tage halten! — O Gott, und alle meine Bitten, alle meine Vorſtellungen konnten nicht dieſe eiſernen Köpfe zum Aufſchub von einigen Tagen bewegen!

Der Abgeſchickte iſt ja noch in unſern Mauern, ſprach Thekla, er kann ja aufgehalten werden, vielleicht ändern ſich die Dinge in ſeiner Anweſenheit!

Es iſt Thorheit ihn aufzuhalten, ſage ich! ſchrie Falkenberg. Ein Kriegsmann haßt nichts mehr als ſchwankende Ungewißheit. Schneller feſter Entſchluß wäre das beſte; ich kann Tilly nicht tadeln, wenn er über das ewige Zögern müde wird.

Aber,

Aber, mein Bruder, ihr ſelbſt wünſcht Aufſchub von einigen Tagen, ſprach Thekla.

Das wünſche ich, aber nicht Aufſchub einer beſtimmten Antwort an den Feind. Er muß heute noch wiſſen, daß wir uns nicht ergeben ſondern wehren wollen. Nur den Verluſt aller Hofnung, nur die zaghafte Verzweiflung wollen wir aufſchieben. Guſtav kommt gewiß uns zu helfen. Bis dahin ſparſamen Genuß der wenigen Lebensmittel, ſtrenge unermüdete Wachſamkeit, dann und wann einige Ausfälle, nicht mit den unerfahrnen Bürgern, ſondern mit meinen braven Schweden, ſo einer wie der geſtrige war.

Falkenberg hatte nicht ermangelt, dieſe Dinge, welche er jetzt den fragenden Frauen ſo gut vorlegte als ſie es zu faſſen im Stande waren, noch weitläuftiger und klärer in öffentlicher Verſammlung vorzutragen, auch würden ſeine Reden Eingang gefunden haben, wenn nicht die Dämonen, Mistrauen und falſcher Verdacht, die ſo viel Gutes zerſtören, die Herzen ſeiner Zuhörer beſeſſen hätten.

So viel Mühe er ſich gegeben hatte, die Begebenheiten des vorigen Abends verborgen zu halten, ſo ſagte man ſich es doch überall ins

Ohr: Die Gräfin Thekla, Falkenbergs Schweſter, ſey dieſe Nacht in Mannskleidern auf dem geheimen Wege unter der hohen Pforte ertappt worden, und bald darauf habe man einige hundert Mann kaiſerliche Soldaten daſelbſt entdeckt, von welchen man nicht wiſſe, ob ſie niedergemacht, gefangen genommen, oder nicht vielmehr heimlich eingelaſſen worden wären.

Die Art, wie man ſich dieſe Dinge erzählte, die Zuſätze, womit man ſie vergrößerte, warfen ein falſches Licht auf Falkenberg und ſeine Familie, und man wußte alle Umſtände ſo wunderlich zuſammen zu ſetzen, daß es jedermann klar ward, der Oberſte ſtehe in geheimen Verſtändniß mit dem Feinde, alle ſeine Rathſchläge zielten alſo auf das Verderben der Stadt ab, und man könnte folglich nicht ſicherer gehen, als wenn man dem was er riethe, es beſtehe nun worin es ſey, gerade entgegen handelte.

Man würde kein Bedenken getragen haben, dem redlichen Manne dieſe ſchrecklichen Beſchuldigungen ins Geſicht zu ſagen, und ihn unüberwieſen als einen Verräther zu beſtrafen, wenn man nicht ſeine tapfern Schweden geſcheut hätte, die ſo mit ganzer Seele an ihm hiengen, daß man ſich nicht ungeſtraft an ihm hätte vergreiſen können, und die, ſo wenig ihrer auch gegen den in Waffen ungeubten Troß waren, der ſich zu den Vertheidigern von Magdeburg zählte, doch immer durch ihre Stärke, Muth und Kriegserfahrenheit furchtbar blieben.

Thereſe und Thekla wußten nach dieſer Unterredung mit dem Oberſten nicht was ſie wünſchen und warum ſie den Himmel bitten ſolten, und ich weis nicht ob dieſe Ungewißheit ihren Zuſtand nicht noch peinlicher machte.

Sie brachten dieſen ganzen Tag in trauriger ängſtlicher Einſamkeit zu. Der Markgraf kam zu Falkenberg, er ſcheute die Uebergabe der Stadt ſowohl als der Oberſte, nur aus weniger edeln Gründen; er freute ſich, daß dieſer tapfere Mann mit ſeinen Schweden auf ſeiner Seite war, und man blieb bis tief in die Nacht beyſammen, um zu rathſchlagen, was ſich noch etwa in dieſer verwickelten Sache thun ließ.

Angſt, Kummer, und langes Wachen wiegte dieſe Nacht die Damen in tiefen Schlummer, ſie erwachten geſtärkt und zu den ſüßeſten Hoffnungen. Das Geſchütz des Feindes, welches ſonſt bald ſtärker bald ſchwächer, wenigſtens doch ſtündlich einigemahl ſein fürchterliches Gebrüll hören ließ, hatte ſeit Morgens vier Uhr gänzlich geſchwiegen. Entzückt ſank Thereſe auf ihre Knie, als ihr ihre Frauen beym Aufſtehen mit erheitertem Geſicht dieſe Nachricht brachten. O, Dank, Dank ſey dir, mein Gott, rief ſie, nicht umſonſt haſt du dieſen Frühlingstag mit den ſchönſten Reizen geſchmückt, er wird der Tag unſerer Rettung ſeyn. Die Herzen unſerer Feinde werden ſich gegen uns erweichen, wir werden auch einmahl wieder ruhig und froh unſere Hände zu dir erheben können.

Thekla trat ein, und brachte ebenfalls ihrer Schweſter die Poſt, welche dieſen Morgen in ganz Magdeburg jeder Freund dem andern, jeder dem der ihm begegnete entgegen trug, daß ſchon ſo und ſo viel Stunden vergangen wären, ſeit das Kanoniren abgelaſſen hätte, daß ſich alles beſſer endigen würde als man dächte, und daß überhaupt der brave Tilly gar nicht ſo grauſam wäre als man ihn ausgäbe.

Die Oberſtin und ihre Schweſter wagten ſich dieſen Morgen zum erſtenmahl in den Garten, der mit allen Reizen blühte, die ihm die erſten Tage des Mayes geben konnten. Thränen der Freude und der wiederkehrenden Hofnung floſſen aus ihren Augen, und nur ein heiterer Zug auf dem Geſichte Falkenbergs wäre nöthig geweſen, um um jeden Schatten von Beſorgniß aus ihrem Herzen zu verjagen.

Er kam zu ihnen ehe er in die öffentliche Verſammlung gieng, aber ſein Blick war ernſter und trüber als jemahls. — Macht die liebliche Stille des heutigen Tages keinen Eindruck auf dein Herz? fragte Thereſe, indem ſie ſich an ſeinen Buſen ſchmiegte. Tilly iſt doch wohl ſo böſe nicht als wir denken; ſiehe, dieſe Ruhe ſchenkt er uns, und weis noch nicht, ob wir wünſchen ihn zum Freunde oder zum Feinde zu haben. —

Falkenberg drückte ſeine Gemahlin feſter an ſein Herz; er ſchwieg und kämpfte ſichtbar, die Empfindungen zu unterdrücken, von welchen ſeine Seele beſtürmt ward. Holde, unſchuldige, trugloſe Seele! rief er endlich aus. Jeder Schein kann dich täuſchen, jedem, der dir lächelt, trauſt du Gutes zu. O, daß ich dir deine Hoffnungen laſſen könnte! Mir ſehen die Dinge gefährlicher aus als ſie jemahls waren. Ich eile in die Verſammlung, noch einmahl für das zu reden, was ich für das Beſte halte, und finde ich keinen Eingang, wenigſtens darauf zu dringen, daß Tillys Bote ſogleich abgefertigt werde, daß das, was man thun will, heute noch geſchehe.

Es iſt möglich, daß es uns erträglich ergehe, wenn wir den gegenwärtigen Augenblick nützen. Die ärgſten Wütriche haben ihre ſanften Stunden; und wollen wir unſerm Feinde denn einmahl trauen, ſo iſt er vielleicht eben jetzt auf der Laune, uns mit einiger Schonung zu begegnen. Aber ich fürchte, ich fürchte! O, Guſtav! Guſtav! Wo bleibſt du!

Falkenberg hatte die Damen mit dieſen Worten verlaſſen, aber ſchnell kam er zurück. — Ich wolte euch eben nicht rathen, den ganzen Tag im Garten zu bleiben, ſagte er, im Hauſe ſeyd ihr auf alle Fälle ſicherer. Die hohe Terraſſe und dort jener Hügel müſſen beſonders vermieden werden. — — Falkenberg verfügte ſich zu den Verſammelten aufs Rathhaus, ſeine Worte fanden die gewöhnliche Aufnahme. Eben weil er das Gegentheil für gut hielt, behielt man den Trompeter zurück, und ließ ihn an dem Wohlleben Theil nehmen, welches die Reichen, der wiederkehrenden Hofnung zu Ehren hier und da angeſtellt hatten. Der Hofnung, ſage ich? — Nein, Gewißheit, feſte Ueberzeugung des glücklichſten Ausganges war es, womit man ſich ſchmeichelte, und die ein jeder auf ſeine Art äußerte; die meiſten durch Gaſtmahle, welche

bey

bey dem einreißenden Mangel wohl ſchwelgeriſch konnten genannt werden, andere durch freundſchaftliche Beſuche bey denen, zu welchen ſie ſich in den bisherigen fürchterlichen Tagen nicht gewagt hatten, und noch andere durch Dankſagungen und Gelübde, die ſie in den bisher unbeſuchten Tempeln ablegten. Einige von den Erfahrenſten ſeufzten denn wohl in der Stille, und wünſchten den morgenden Tag vorüber, dem es, die Sache mochte noch ſo gut ablaufen, nicht an Angſt und Schreckniſſen fehlen dürfte; andere rechneten auf eine beträchtliche Brandſchatzung, beſtimmten dazu was ihnen beliebte, und verſteckten oder vergruben das Beſte ihrer Habſeligkeiten, indeſſen noch andere, vornehmlich die, welche blos für ſich, weder für Kinder noch Anverwandte zu ſorgen hatten, auf Verkleidung, Verbergung oder heimliche Flucht ſannen. Unter dieſen letztern befand ſich auch der Markgraf; er beſorgte nicht ohne Grund, daß ſein Schickſal bey der feſt beſchloſſenen Uebergabe der Stadt nicht das beſte ſeyn würde, und nahm ſeine Maasregeln ſo gut, daß er wirklich entkam, vielleicht eher entkam, als das Aeußerſte erfolgte.

Ganz andere Gedanken hatte Falkenberg. Je mehr ſich der Tag neigte, je ernſter und in ſich gekehrter wurde er. Er rufte ſeine Schweden zuſammen, empfahl ihnen in dieſer letzten Nacht vor der Entſcheidung, (denn immer noch hatte man Tillys Trompeter nicht zurück geſchickt) Vorſicht und Wachſamkeit, und auf den künftigen Tag kluge Mäßigung. Ihr ſeyd es nicht gewohnt, edle Krieger, ſagte er, euch dem Feinde zu ergeben; doch wir ſind überſtimmt und müſſen dahin folgen, wohin wir von der größern Menge geriſſen werden. Ihr bleibt in den Waffen und legt ſie nicht eher von euch, bis ihr müßt. Ein tapferer Mann erſcheint auf dieſe Art allemahl am beſten vor dem, dem er zu weichen gezwungen iſt. Tilly iſt ſelbſt ein Held, er wird nicht vermögen, euch, ihr Helden, auf eine unwürdige Art zu begegnen; doch auf allen Fall weis ich, daß euer Edelmuth euch gleich unfähig zu ohnmächtigem Trotz und niederträchtigen Bitten machen wird. Mein Schickſal ſey welches es wolle, ſo empfehle ich euch die Meinigen. Euer alter Anführer, ihr trauten Streit- und Siegsgenoſſen, kann noch wohl ſo viel von euch hoffen, daß ſeine Gattin und ſein unmündiger Sohn, Schützer an euch finden werden.

Um

um meiner Gemahlin und ihrer Schweſter deſto ſicherer durchzuhelfen, werde ich ihnen Mannskleider anlegen laſſen; ihr allein werdet ſie kennen, und ſie mit keinem unvorſichtigen Winke verrathen. Jetzt verlaſſe ich euch, um zu ſehen, wie viel ſich noch von jenen ſchlummernden Seelen zur Wachſamkeit erwecken laſſen, und dann, meine Worte mögen nun bey ihnen etwas fruchten oder nicht, kehre ich wieder, wir beſetzen die Gegend bey der hohen Pforte, durchwachen die Nacht, wie es Kriegern geziemt, und erwarten den künftigen Morgen, wie ich, ſo lange ich die Waffen trug, noch nie einen erwartet habe.

Fünf und vierzigſter Abſchnitt.

Es war ſpät in die Nacht, Thereſe und Thekla erwarteten Falkenbergen bey einem ſparſamen Mahle; er hatte verſprochen, dieſen Abend mit ihnen zu ſpeiſen, nachdem ſie ſo manche traurige einſame Mahlzeit ohne ihn hatten halten müſſen. Dieſer Tag, an welchem ſich alles freut, alles Feſte feyert, darf nicht ohne die Geſellſchaft deſſen, der uns allein erfreuen kann, beſchloſſen

ſchloſſen werden, ſprach Thereſe, als ſie ihren Gemahl um die Gefälligkeit bat, die er ihr lächelnd zugeſtand.

O, da iſt er, rief Thekla, als ſie ihn in der Dämmerung nebſt einigen ſeiner Bedienten, durch das Fenſter, an welchem ſie und ihre Schweſter ſchon lange ſeiner gewartet hatten, daher kommen ſahen.

Sie giengen ihm freudig entgegen, führten ihn in das helle Tafelgemach, nahmen ihm einen Theil ſeiner Waffen ab, und gaben einander durch fröhliche Winke zu verſtehen, daß er viel heiterer ausſähe als dieſen Morgen.

Nun, wie ſtehen unſere Sachen? fragte die Oberſtin als man ſich geſetzt hatte.

O, antwortete er, mit den Magdeburgern muß es ja recht gut ſtehen. Alle die es vermögen, ſitzen bey vollen Pokalen und trinken Freund Tillys Geſundheit, die andern bequemen ſich zum Schlaf. In der That recht gut, recht gut ſteht es mit uns. Eben höre ich auch, daß man die Hälfte von der Bürgerwache auf den Veſtungswerken abführen will, damit die guten Leute auch einmahl der Ruhe genießen. Wir ſind ja unter lauter Freunden, es iſt ja nun eben Zeit, die wachſame Vorſicht auf die Seite zu ſetzen.

Thekla lehnte ſich an ihren Stuhl zurück, und ſah den Oberſten mit ſtarren Augen an.

Und mein Falkenberg, fragte Thereſe, wird er nicht auch dieſe Nacht einige Stunden der Ruhe genießen? Seine Krieger wachen ja um ihn her. Ich weis gewiß, und wenn die ganze Welt ſchlief, ſo würden die treuen Schweden gerüſtet an ihres Falkenbergs Lager ſtehen.

Ich? der Ruhe genießen? wiederholte der Oberſte. Schwerlich! Und wenn dieſes die letzte Nacht meines Lebens ſeyn ſolte! Es kommt ja endlich eine Zeit, da jeder lange genug ausruhen kann, und wer weis, ob mir dieſe ſo gar fern iſt. — Aber Thereſe, wo iſt unſer Kleiner? mich dünkt, ich habe ihn dieſen ganzen Tag noch nicht geſehen.

Er ſchläft, mein Falkenberg; ſoll ich ihn wecken?

O ja, wenn du wolteſt, er kann ja ſeinem Vater zu gefallen ſchon noch einmahl wachen.

Die Oberſtin holte das Kind, welches eben jetzt erſt anfieng, die erſten Schritte allein zu gehen, und ſeines Vaters Namen deutlich zu ſtammeln.

Falken-

Falkenberg nahm es in ſeine Arme. O, mein Sohn, rief er, und drückte es an ſein Herz, liebſtes, beſtes Geſchenk des edelſten Weibes, o, daß ich dich in dieſem Getümmel zurück laſſen muß, dich nicht überall, überall mit mir nehmen kann!

Du wirſt ihn ſchon einſt mit dir nehmen, ſprach Thereſe, und lächelte auf den Knaben in ſeines Vaters Armen. Nicht wahr, mein Chriſtiern, du wirſt einſt was dein Vater war, kämpfſt einſt mit dieſem Schwerte an ſeiner Seite? Nun, antworte doch! — O, über die kleine Einfalt, es iſt mit dem Knaben noch ſchlechterdings nichts anzufangen. Gieb mir ihn, Lieber, ob ich ihn zum Sprechen bringe, er ſpricht viel, und iſt nur jetzt ſo ſtill, weil er ſchlaftrunken iſt.

Thekla ſtand an einem Fenſter und weinte, indeſſen Thereſe mit dem Knaben auf dem Schooß an des Oberſten Seite ſaß, zwanzig kleine Fragen an das Kind that, und alle ſeine kindiſchen Begriffe ſeinem Vater zu entwickeln ſuchte. Falkenberg beobachtete ein tiefes Stillſchweigen, drückte bald mit der Rechten, mit welcher er Thereſen umſchlungen hielt, ſie an ſein Herz, bald liebkoſte er mit der Linken den Kleinen, der mit ſeinem Schwerte ſpielte, und ſeinem Bilde im hellpolirten Stahl des Stichblattes zulächelte. — Aber was iſt dir, mein Gemahl, fragte endlich Thereſe, als der Knabe anfieng wieder ſchläfrig zu werden, und ſie weniger zu beſchäftigen. Ich glaubte, das Kind würde dich ermuntern, auch ſchienſt du mir überhaupt heiterer als dieſen Morgen.

Ich bin es auch, Thereſe, ich ſehe das Ende meiner Mühſeligkeiten ganz nahe vor mir, würde ganz heiter ſeyn, wenn ich nicht dich verlaſſen müßte.

Verlaſſen? — Nein, ich denke nicht, daß man uns trennen wird. Tilly wird ja kein Unmenſch ſeyn? Ich denke morgen eben ſo an der Seite meines Helden zu ſitzen wie heute.

Deines Helden? Ein Held mit gebundenen Händen?

Pfui doch, wer wird es wagen, dieſe Hände zu binden? O, ich weis auch, wie es in einer Stadt zugeht, die ſich dem Stärkern ergiebt. Feſſelte mein Falkenberg Don Pedro Peralte als Loiz ſich ihm ergab? Und der elende Grosſprecher hätte Sclavenfeſſeln doch ſo reichlich verdient.

Thereſe!

Thereſe! Thereſe! Du berechneſt alles nach deinen kleinen Erfahrungen, machſt dir alles leicht! Dein Falkenberg ſtellte bey Loiz die Perſon des grosmüthigen Guſtavs vor; Tilly iſt kein Guſtav! Doch — wir müſſen uns jetzt trennen. — Eben hat die Wache die zwölfte Stunde abgerufen. Lebe wohl, theure Gattin, lebe wohl du kleine ſchlafende Unſchuld, und du Thekla, haſt du keine Umarmung für deinen Bruder? Wie? dort am dunkeln Fenſter? Und dieſe Thränen? Pfui, pfui, ihr Weiber! ihr werdet auch mich weich machen, lebt wohl, ich muß fort!

Er riß ſich los, und die weinende Thereſe lief ihm mit dem Kinde in ihren Armen nach. Wenn ſehe ich dich morgen? ſtammelte ſie. So früh als möglich! antwortete er. Bis dahin ſeyd ruhig und ſchlafet, wir bewachen euch, ihr werdet Kräfte auf den morgenden Tag nöthig haben. — Noch eins, Thereſe, fuhr er fort, indem er umkehrte, ich wünſchte dich morgen in Mannskleidern zu ſehen; dieſe Tracht ſteht der Frau eines Kriegers nicht übel an, auch Schweſter Thekla könnte immer die Kleidung wieder anlegen, mit welcher ſie neulich auf Abentheuer ausgehen wolte.

Die Frauen eilten ihm nach, um noch ein Wort aus ſeinem Munde, noch eine Umarmung von ihm zu erhaſchen, aber er war verſchwunden, und bald darauf hörten ſie ſeine Stimme auf dem großen Platze vor dem Hauſe, wie er einem Theil ſeiner Leute die Bewachung dieſer Gegend auftrug, und den andern nach der Stadtmauer abführte.

Man erſpare mir die Beſchreibung des Geſprächs, welches die beyden Schweſtern nach Falkenbergs Entfernung mit einander hielten, Thekla ſchien weiter geſehen zu haben als Thereſe; ſchon ihre Thränen bezeugten es. Der Gedanke, daß Falkenberg nimmermehr lebendig in die Hände der Feinde kommen würde, faßte feſte Wurzel in ihrer Seele, ſie wolte das Herz ihrer Schweſter nicht mit ihren Vermuthungen kränken, aber die Oberſtin hätte ganz verblendet ſeyn müſſen, wenn ſie nicht einen Blick durch ihre Verſtellung gethan, und ihre wahre Meynung heraus gebracht hätte. Kaum hatte ſie einen Wink von derſelben, als ein Gedanke wie ein Blitzſtrahl in ihre Seele fiel, der ihr ganzes Weſen umänderte, ſie wie neu belebte, ihren trübegeweinten Augen neues Feuer, und ihren bleichen Wangen die höchſte Farbe der Geſundheit gab.

Was iſt dir, Schweſter? fragte Thekla, deine Arme ſinken, du wirſt den ſchlafenden Knaben fallen laſſen.

Nimm, nimm hin, Thekla! rief Thereſe, und küßte das Kind, du wirſt eine beſſere Mutter ſeyn als ich. Sey es, ſey es, Liebe! ſey es für ihn! willſt du?

Thekla drückte ihn feſt an ihr Herz, und trug ihn aus dem Zimmer um ihn ſchlafen zu legen.

Als ſie zurück kam, fand ſie ihre Schweſter in groſser Bewegung auf und abgehen.

Was, ſind deine Gedanken, meine Thereſe? fragte die Eintretende.

Nichts, ſagte die Oberſtin. Weibergrillen! Ich dachte, wie ich mich in männliche Kleidung ſchicken werde, mein Mann will, ich ſoll ſie morgen tragen. Es käm auf eine Probe an, wo haſt du die Deinige? Du biſt um ein Weniges länger als ich, ſie wird mir paſſen.

Thekla ließ ihre Mannskleider herbey bringen, die Oberſtin legte ſie an, ohne dabey einen Blick in den Spiegel zu thun. Wo iſt das Schwert?

Schwert? fragte ſie als ſie fertig war, eine Kriegerin muß auch eine Wehre an der Seite haben.

Thekla reichte es ihr, ſie zog es aus, beſahe die Schärfe, ließ es zurück in die Scheide fallen, und warf ſich dann gedankenvoll auf einen Stuhl.

Ich werde dieſe Nacht nicht zu Bette gehen, ſagte ſie zu ihren Frauen, welche ſie fragten, ob ſie die unbequeme Tracht nicht ablegen wolte, und, ſetzte ſie hinzu, ich haſſe das öftere Umkleiden, und bleibe wie ich bin. Meine Schweſter kann ſchon ein andres Kleid bekommen, nicht wahr, Thekla, du kannſt?

O ja, erwiederte ſie, und wandte ſich zu ihrem Mädchen, ihr einige Befehle zu geben, und, fuhr ſie fort, bis ich habe was ich brauche, werde ich dich nicht verlaſſen. Sie ſetzte ſich der Oberſtin gegen über, und die Nacht verfloß in Geſprächen, die zuweilen mit einem viertelſtündigen Schlaf abwechſelten.

Der Tag brach an. Die Frauen brachten die Poſt ins Zimmer, eben ſey Tillys Trompeter mit großen Pomp aufs Rathhaus geholt worden, die endliche Abfertigung zu erhalten. Marie brachte ihrer Gebieterin das verlangte Mannskleid, aber Thekla war eben in einen tiefen Schlummer geſunken, und die Oberſtin verbot ſie zu wecken.

Einige Kanonenſchüſſe, nach der bisherigen Stille etwas ganz ungewöhnliches, machten, daß die Frauen erſchrocken zuſammen fuhren und ſich anſahen. Auch Thekla regte ſich aus dem Schlaf, ſank aber ſchnell wieder an die Lehne ihres Stuhls zurück, indem ſie lallend zu ſich ſelbſt ſagte: Schon der ſiebente Tag; wirds denn nie ein Ende haben?

Das Gebrüll des Geſchützes verdoppelte ſich, eine Todtenbläſſe breitete ſich über alle Geſichter aus, die Oberſtin lehnte ſich an die Wand, als ſey ſie im Begrif umzuſinken. Ich hoffe, fieng eine von den Weibern zitternd an, das hat nichts zu ſagen, es iſt vielleicht die gewöhnliche Begrüſſung des Morgens.

Um Gotteswillen, ſchrie Marie und ſtürzte zur Thüre herein, was iſt das, ich ſtehe am Fenſter, weil mich das wunderliche Schießen aufmerkſam macht, da ſehe ich! — O Gott, o Gott, gnädige Frau, kommen ſie, ich glaube die ganze Stadt iſt voller Feinde und nicht friedlich, ich ſah bloße blinkende Schwerter.

Himmel!

Himmel! ſchrie Thereſe, ich muß fort, wo iſt mein Kind? Die Oberſtin flog aus dem Zimmer, und alle die andern folgten ihr. Thekla ſchien ſich auf das Geräuſch, das ſie machten, ermuntern zu wollen, aber ihre Augen ſchloſſen ſich von neuen. — Thekla! Thekla! erſchallte einige Minuten darauf eine Stimme in ihr Ohr die ſie völlig erweckte.

Sie richtete ſich auf, ihre Schweſter ſtand vor ihr den Hut tief in die Augen gedrückt, und ihren kleinen Sohn in ihren Armen. Thekla, rief ſie, hier iſt mein Kind, ſey ſeine Mutter, ich fodre es dereinſt von deinen Händen. Alles, alles iſt vorbey! Ich muß zu meinem Gemahl!

Thekla nahm den Knaben in ihre Arme, fuhr auf, ſahe ihn an, ſahe ihrer Schweſter nach, welche wie ein Blitz aus dem Zimmer verſchwand, rufte ihr nach, aber vergebens.

Eine fürchterliche Salve in der Gegend des nächſten Walles, ein Gepraſſel wie von einſtürzenden Gebäuden, und in der Ferne Waffengeklirr und Angſtgeheul, folgte auf einander, miſchte ſich zuſammen, und bildete vereint ſo einen ſchrecklichen Ton, daß Thekla, welche ſich jetzt völlig beſann, und mit dem Kinde nach dem

Fenſter eilen wolte, auf ihren Stuhl zurück taumelte.

Die Thüre gieng auf, der Oberſte trat hinein. Wo iſt meine Frau? Wo iſt Thereſe? ſchrie er. Fort! Fort! rief Thekla. Gott, was geht vor?

Was ich gedacht habe! erwiederte er. Wo iſt Thereſe?

Zu euch! Zu euch! ſchrie Thekla, eilig ihr nach, wenn ihr ſie erreichen wolt! Ach Gott, was wird aus mir und dieſem Kinde werden?

Falkenberg war bereits verſchwunden. Das ſchreckliche Getös von Geſchütz, praſſelnden Gebäuden, Mordgeſchrey und Angſtgeheul, eine ganz eigne Miſchung, für welche es an einer Vergleichung fehlt, ließ der unglücklichen Thekla keinen Zweifel, daß die Stadt in den Händen der Feinde ſey. Sie hüllte ſich und das weinende Kind in ihr Gewand, und ſchmiegte ſich in einen Winkel, als wolte ſie ſich vor dem kommenden Unglück verbergen.

Der Widerſchein von einem aufgehenden Feuer, welcher durch ihre geſchloſſenen Augen drang, riß ſie aus ihrer Betäubung empor. Sie ſprang auf, getraute ſich nicht an das Fenſter zu gehen, von welchem die ferne Flamme ihr

ihr entgegen leuchtete, ſondern ſchlüpfte nah an der Wand hinweg zur Thür hinaus, die Treppe hinab, wo ihr nicht ein einiger Menſch begegnete; alle hatte die Furcht in verborgene Winkel getrieben.

Fräulein! Fräulein! rief ihr im Vorhof Marie entgegen, welche athemlos auf ſie zuſtürzte, in den Gang unter der hohen Pforte! Dort iſt noch Sicherheit! Hier wird bald alles voller Feinde ſeyn.

Treuloſe; ſprach Thekla, mich ſo zu verlaſſen!

Ich wollte erſt forſchen, und denn euch holen, ſtammelte das Mädchen! Schweigend eilten ſie durch den Weg, durch welchen man aus dem Hauſe verborgen nach dieſer Gegend kommen konnte.

Aber ihr müßt euch nicht entſetzen, ſieng Marie nach einer Weile an, das letzte von dem zerſchoſſenen Thurm über der hohen Pforte iſt eingeſtürzt, ihr habt das Gepraſſel gehört, der Eingang von dem Gewölbe iſt faſt ganz verſchüttet, und wir müſſen uns durch eine kleine Oeffnung hindurch drängen, aber dann ſind wir auch deſto ſicherer.

Und, ſetzte Thekla hinzu, der Ausgang aufs freye Feld kann uns völlig retten, wenn wir uns eine kurze Zeit verborgen halten.

Sie eilten jetzt über einen engen Hof, welcher unmittelbar nach dem Orte führte, nach welchen ſie gedachten.

Fräulein, rief die zurückkehrende Marie, welche einige Schritte voraus gegangen war, dort iſts nicht richtig, ich höre Waffengeräuſch — horcht nur, — hört ihr?

Ach! ſprach Thekla, und das entſetzliche Donnern des Geſchützes von der andern Seite! Wo ſollen wir hin?

Ich riethe, wir blieben hier am Brunnen, ſagte die andre, wer wird ſich gleich hier herab zu uns finden!

Sie ſetzten ſich auf die Erde und weinten. Der Knabe ſchlüpfte aus Theklas Armen und badete ſeine kleinen Hände in dem rinnenden Waſſer. Hier iſts ſchön, Thekla, lallte er, du mußt nicht weinen, gieb mir Steine, wir wollen ſpielen!

Sie verweilten wohl eine Viertelſtunde daſelbſt, das Kind, deſſen Geſchrey ſie zuvor mit Mühe gehemmt hatten, warf Steine in das Becken, und jauchzte über die entſtehenden Kreiſe.

Kreiſe. — Endlich erhuben ſie ſich, das Geräuſch vor ihnen am Eingange ſchwieg, Thekla nahm den Knaben, welcher ſein Spielwerk ungern verließ, wieder auf den Arm, und dachte ſich ſchnell mit ihm an den Ort der Sicherheit zu retten. Die Stille machte ihnen Hofnung, auch hätten ſie jetzt ohne Gefahr hinein ſchlüpfen können, aber welch ein Anblick ſtand ihnen bevor, als ſie aus dem Thor traten, welches auf den großen Platz vor dem Eingang führte. — Die ganze Gegend mit Todten überſäet, über welche zum Theil ihr Fuß gehen mußte, wenn ſie ihren Weg fortſetzen wolten.

Thekla ſtutzte und wäre lieber zurück gekehrt, das Kind fieng von neuem an zu weinen, und Marie bückte ſich, um einen von den nächſten Leichnamen, der ihnen den Weg verſperrte, auf die Seite zu ſchieben.

Hier iſt noch Leben! rief ſie, und fuhr ſchnell zurück.

O Gott! wer hier retten könnte! ſetzte Thekla hinzu, und beugte ſich tiefer hinab.

Um Gotteswillen nicht! ſchrie Marie, wir haben genug zu thun, uns ſelbſt zu retten!

Lebſt du noch, Unglücklicher? fragte Thekla, können wir dir helfen?

Ach, einen Tropfen Waſſer! ächzte ihr eine Stimme entgegen, welche ihr Innerſtes durchſchnitt.

Meine Schweſter! Meine Thereſe! ſchrie ſie, und ſank faſt ohnmächtig auf den Verwundeten nieder!

Thekla? Du hier? lallte die Stimme. Laß mich! Du liegſt ſchwer auf mir!

Marie hob ihre Gebieterin in die Höhe, und erkannte nun ſowohl als ſie, die Oberſtin Falkenberg, welche hier an der Seite ihres Gemahls gefallen war. Sie kniete bey ihr nieder, und netzte ihr Geſicht mit ihren Thränen.

Wo iſt mein Kind? lallte die Sterbende. Iſts nicht bey Thekla?

Thekla hatte ſich erholt, und ließ den Knaben aus ihren Armen, ſeine Mutter zu küſſen. Ach! rief ſie, indem ſie ſich an die Seite ihrer Schweſter ſchmiegte. Zu ſchrecklich! zu ſchrecklich, dich ſo zu finden!

Bald, bald iſts vorbey! ſtammelte die Verwundete, keine Schmerzen, nur Schwäche! Ich ſterbe mit Falkenberg!

Der Kleine ſchrie und küßte ſeine Mutter, die ihn an ſich zog ſo feſt ſie konnte, und Theklas Hand von ſich abwehrte, um ſie auf ihn zu lenken,

lenken, als wolte ſie ihn ihr durch dieſe Geberde von neuem empfehlen.

Ach, iſt denn keine Rettung, rief Thekla, und bemühte ſich das Gewand ihrer Schweſter zu öfnen, und ihr Luft zu machen. Aber ein Strom von Blut kam ihr entgegen, und nöthigte ſie einzuhalten. Die Oberſtin ſank in eine todtenähnliche Schwäche zurück.

Ein wenig Waſſer! lallte ſie als ſie ſich erholte, und Marie ſprang auf, an dem kleinen Brunnen, an welchem ſie vor kurzen geſeſſen hatten, einen Hut voll zu holen. — Thereſe trank. Ach, ſagte ſie, wenn mein Falkenberg! — Will niemand ihn laben?

Wo, wo iſt er? rief Thekla.

Die Sterbende deutete auf eine Ecke in einer ziemlichen Entfernung, wo Thekla auch einen Zipfel ſeines ſcharlachnen Gewands zu erblicken glaubte.

Das elende Trinkgeſchirr ward noch einmahl mit Waſſer gefüllt, und da Marie zu furchtſam war, wagte Thekla ſich, uneingedenk der Gefahr, welcher ſie ſich ausſetzte, nur die Ecke hinum, Falkenbergen die Stärkung zu bringen, die ihm ſeine ſterbende Gattin ſchickte; aber ehe ſie ihn noch erreichte, ſtürmten zwey kaiſerliche

Solda-

Soldaten, welche die Raubſucht hieher gebracht hatte, zu ihr ein, und bemächtigten ſich ihrer. Ha, ſchöne Beute! ſchrie der eine, du ſolſt mir heute hundert Goldſtücken gelten, wenn ich dich zu meinem Herrn bringe. Und mein iſt die Hälfte! ſchrie der andre, wenn ich, während du ſie feſt hältſt, mich an dieſen mache, und ſehe, womit er die Wunde, die ich ihm gab, bezahlen kann.

Thekla mußte ſich mit zu dem Manne im ſcharlachnen Gewand ſchleppen laſſen, welcher wirklich Falkenberg war, und der jetzt das Ziel der Habſucht dieſer Böſewichter ſeyn ſolte. Tauſend Goldſtücke, ſchrie Thekla, noch mehr, ſo viel ihr wolt geb ich euch, wenn ihr den Mann da retten könnt.

Retten, Jungfer? fragte der Soldat, nein, das kann ich nicht, die letzte Wunde, ſeht dieſe hier, machte ſeiner Qual ein Ende. Thekla wendete ihre ſtrömenden Augen ab. Die Räuber begannen ihr Werk, und mit Mühe erhielten die Bitten ihrer ſchönen Gefangnen ſo viel von ihnen, daß ſie ſich an den Koſtbarkeiten, die er bey ſich trug, begnügten, und ihm ſeine Kleider ließen. Sie ſah, daß ſie doch etwas über dieſe Unmenſchen vermochte, und ſuchte ſie durch die glänzendſten Verheißungen zu bewegen, daß ſie ſie zu ihrer ſterbenden Schweſter zurück kehren ließen; aber dieſes war umſonſt, ſie mußte ihnen folgen, und Zeugin von Scenen der Unmenſchlichkeit ſeyn, welche ich gern vor meinen Leſern verhülle.

Die Stadt war ganz in den Händen der Feinde, die Gegend bey der hohen Pforte, wo Falkenberg gefochten hatte, war die einige, wo Tilly noch Widerſtand gefunden hatte, die andern waren ſchlecht oder gar nicht beſetzt geweſen. Die Magdeburger hatten es nicht für möglich gehalten, daß der Feind während den Unterhandlungen zur Uebergabe, einen Verſuch machen könne, die Stadt mit ſtürmender Hand einzubekommen. Falkenberg, welcher die Falſchheit der Belagerer kannte, hatte dieſes von Anfang her befürchtet, und ſeine Maasregeln ſo genommen, daß er entweder noch einen Theil der Veſtungswerke eine Zeitlang vertheidigen, oder hier fechtend ſterben könnte. Nur um ſeine Gemahlin zu retten, hatte er ſich einen Augenblick entfernt, als der Feind die erſten Angriffe that. Er kehrte ohne ſie zurück, ſuchte ſie vergebens, und wußte nicht als er in den Streit zurück kam, daß der Jüngling, der ſich ſo feſt an ſeiner Seite hielt, und mit ſchwachen Arm ſich herzhaft genug vertheidigte, diejenige war, welche Liebe und Verzweiflung zur Heldin gemacht hatten, ſeine Thereſe. — Erſt als ſie voller Wunden an ſeiner Seite niederſank, erkannte er ſie, und hörte, daß ſie ſich glücklich pries, ihren Zweck, an ſeiner Seite zu ſterben, erreicht zu haben. Eine Zeitlang vertheidigte er noch ihren Körper, den er für ganz entſeelt hielt, bis ſich der Streit weiter hin nach der Stelle zog, wo er endlich von der Menge übermocht dahin ſank, und eine Stunde, nachdem dieſer Platz gänzlich verlohren und von Feinden und Vertheidigern leer war, von einem der Männer, in deren Hände Thekla fiel, den Stoß erhielt, der ihn gänzlich des Lebens beraubte.

Sechs und vierzigſter Abſchnitt.

Theklas Glück war es, daß ihre Räuber ſich am Ende über ihre Beute entzweyten, und ihr Zeit gaben zu entfliehen, und ſich in einen Keller zu verbergen, aus welchem ſie ſich erſt um den Mittag, da der Lärm des Mordens und

Würgens ein wenig nachließ, hervor wagte, und glücklich in das nahe Haus des erſten Predigers an der Domkirche, ihres Bekannten, entrann.

Dieſes Haus war bisher noch von der Wuth der Feinde verſchont geblieben, und der redliche Mann, wo ich nicht irre, war Baaker ſein Name, hatte es zur Freyſtatt einer großen Menge von Fliehenden gemacht. Er nützte die Stille der Mittagsſtunde, in welcher die Wütriche von ihren Schandthaten auszuruhen ſchienen, diejenigen, welche ſich in ſeinen Schutz begeben hatten, durch einen geheimen Weg in die Domkirche zu führen, ein Gebäude, von welchem man hoffen konnte, daß es den Gewaltthaten ehrwürdig, und den Flammen, welche ſchon hier und da zu wüthen anfiengen, unerreichbar ſeyn würde.

Hier war es, wo Thekla zuerſt friſch Athem ſchöpfte, und zum lebhaften Gefühl aller der ſchrecklichen Dinge erwachte, die ſie in dieſen wenigen Stunden erfahren hatte. Der Uebergang der Stadt, Falkenbergs Tod, ihrer Schweſter tödtliche Verwundung, die Trennung von ihr, die Scenen des Entſetzens, die ihr ſonſt überall aufgeſtoßen waren, dies alles waren Dinge,

die,

die, ſo deutlich ſie ſich derſelben auch bewußt war, ſie doch zu ſehr überraſchten, zu ſchnell auf einander folgten, um ihr anders als wie Träume vorzukommen. Jetzt erſt, da ſie alles überſehen, ſich alles auf einmahl vorſtellen konnte, ward es ihr zur Wirklichkeit, und von dem Gewicht dieſer Vorſtellungen übermocht, ſank ſie empfindungslos auf den Stufen des Altars nieder. Sie hatte ſich auf denſelben bey ihrem Eintritt in die Kirche in einer betenden Stellung niedergeworfen; aber dies war blos maſchinenmäßige Bewegung, wie hätte ſie beten können mit einer Seele, in welcher nichts als wilde Ideen und tiefes nahmloſes Gefühl ihrer Leiden war. Doch iſt nicht eben dieſes Gefühl des Elends mehr als Gebet vor dem Throne desjenigen, der retten und erhören kann?

Hier lag ſie lange ohne Bewußtſeyn, niemand bekümmerte ſich um ſie. Die Verſammlung war zu groß, ein jeder war zu ſehr mit dem allgemeinen Leiden beſchäftigt, um Theil an einem einzelnen Gliede der Geſellſchaft zu nehmen. — Ihr erſter Gedanke bey der Wiederkehr ihres Bewußtſeyns war an Thereſens Kind, welches ihr ſo angelegentlich von ſeiner Mutter empfohlen, und nun doch von ihr getrennt wor-

den

den war. Als Thekla hingieng, den Willen ihrer Schweſter zu erfüllen, und dem, den ſie noch für lebend hielt, eine Labung zu bringen, blieb der Knabe bey ſeiner ſterbenden Mutter zurück, und ſie hatte ſeit dem, von andern Gegenſtänden hingeriſſen, mit keinem Gedanken wieder an ihn gedacht, als in dieſem Augenblicke.

Die Vorſtellung, was nach Thereſens Tode aus ihm geworden ſeyn möchte, fiel wie ein Stein auf ihr Herz, aber anſtatt von dieſem Gefühl zu Boden gedrückt zu werden, erhielt ſie durch daſſelbe neue Thätigkeit. Sie durchſtrich die ganze Kirche, fragte alle Anweſende, betrachtete alle Kinder, deren eine große Menge herein gebracht worden waren, ohne daß ſie jemanden von den Anweſenden gehörten, hoſte immer, ein Zufall könne auch den, für welchen ſie ſorgte, gerettet haben, aber umſonſt, ſie fand nicht was ſie ſuchte, und ſank in tiefen Kummer zurück.

Der edle Prediger Baaler nützte die Nacht, ſeine gerettete Gemeine anſehnlich zu vermehren. Mehr als tauſend Perſonen waren des andern Tages in der Domkirche verſammelt, und durch verborgene Wege fehlte es nicht an immer neuen Zufluß von Flüchtigen. Thekla war ſo glücklich unter dieſen Marien ausfündig zu machen. Sie hofte bey ihr den kleinen Falkenberg zu finden, wenigſtens ſein Schickſal von ihr zu erfahren, aber alle Nachricht, die ſie von ihr erhielt, beſtand in dem bald nach ihrer Entfernung erfolgten Tod ihrer Schweſter, und in einer umſtändlichen Beſchreibung von einem neuen Einbruch der Feinde, welche, nachdem ſie Falkenbergs bisherige Wohnung in Brand geſteckt hatten, durch den verborgenen Weg an den Ort kamen, wo Marie ſich nebſt dem Kinde verſteckt hatte, daſelbſt die Todten beraubten, das Mädchen davon führten, und ſie auf dieſe Art von demjenigen riſſen, welcher freylich in Theklas Armen ſicherer geweſen wäre; ſie hätte ſich ſo leicht nicht von ihm trennen laſſen.

Drey Tage vergiengen ehe man es wagte, ſich außer den Mauern des geweihten Zufluchtsortes ſehen zu laſſen. Die Nachrichten, welche alle Neuankommende mit ſich brachten, waren zu ſchrecklich, als daß man ſich hätte ins Freye ſehnen ſollen. Die Stadt ſchwamm in Blute, die Zahl der in die Elbe geworfenen Leichen hemmte den Lauf des Stroms, und längſt an ſeinem Ufer ſtanden nur noch etwa zweyhundert

Häuſer unverſehrt, indeſſen alles übrige ein Raub der Flammen geworden war.

Der Hunger war es endlich was die Unglücklichen hervortrieb. Wie wäre es möglich geweſen, eine ſo große Anzahl von Menſchen lange hier mit hinlänglichen Lebensmitteln zu verſehen! Wir wollen uns ihm ergeben, wir wollen uns Tilly ergeben, ſagte Baaker, ſein Herz iſt erweicht, er hat, wie man uns ſagt, heute Thränen über den Jammer vergoſſen, dem er nicht Einhalt thun konnte oder wolte. Die Mordgier ſeiner Leute läßt nach, ſo wie es hier an Nahrung gebricht. Wir wollen uns ihm ergeben, gegen Mittag zieht er, wie man mich verſichert, hier verüber, er wird uns hören, wenn er hoft, daß ihn Gott in ſeinen letzten Stunden auch höre.

Die Kirchthüren wurden geöfnet. Der ehrwürdige Baaker, und hinter ihm ſeine Gemeine giengen Tilly entgegen. Wenig und voll Nachdruck waren die Worte des weiſen redlichen Mannes, ſie erreichten Tillys Herz, doch weit beredter als ſie, ſprachen die bleichen abgezehrten Geſtalten dererjenigen, für welche er um Gnade flehte; lebendige Bilder des Elends, wandelnde Leichen, Geiſter, die aus einer andern Welt zurück gekehrt zu ſeyn ſchienen, den Tyrannen zu erinnern, daß er ein Menſch war.

Noch einmahl floſſen Thränen aus Tillys Augen; er ſchenkte den Bittenden das Leben, befahl, ihnen Nahrung und Obdach zu geben, und ſich an keinem zu vergreifen. Ihnen auch die Freyheit zu ſchenken, dies wäre zu viel für den geweſen, welcher in nichts die Schranken der Mäßigkeit ſo wenig überſchritt, als im Gnade erzeigen.

Die Begnadigten wurden unter die kaiſerlichen Offiziers vertheilt, und von ihnen nach Germersleben ins Lager gebracht, bis ſie ſich durch die Löſegelder, die man ihnen auflegte, die Freyheit erkaufen konnten. Thekla befand ſich unter dem großen Haufen ohne beſonders bemerkt zu werden. Alles was ſie bisher ausgeſtanden, hatte ihr wenig übrig gelaſſen, das ſie vor andern auszeichnen konnte, und auch dieſes Wenige wußte ſie geſchickt genug zu verſtellen, um aller läſtigen Aufmerkſamkeit zu entgehen. Selbſt ihre Kleidung war ſchlecht und unſcheinbar. Ihr Gewand, ein langes Kleid von roſenfarbner Seide, trug nicht die entfernteſte Spur von dem, was es am Morgen des Einbruchs der Feinde war; zerriſſen und in weiten ſchlaffen

ſchlaffen Falten hieng es um ſie her, und ward ſtatt des ſilbernen Gürtels, den ſie ſonſt zu tragen pflegte, von einem verblichenen Bande zuſammen gehalten. Alles was ſie von Koſtbarkeiten bey ſich trug, hatten ihr ihre erſten Räuber abgenommen. Ihre Füße waren ohne Schuhe. Man hatte ihr dieſelben geraubt, um einige goldne Hefte, mit welchen ſie befeſtigt waren, nicht zu verliehren, und ihre Haare waren, ſtatt alles Schmucks mit einem Tuche umwunden, welches kaum den dritten Theil ihres Geſichts ſehen ließ.

So geſtaltet ſchien ſie für den, dem ſie das Loos zutheilte, eine ſehr geringe Beute zu ſeyn, ſie ward von ihm nach ihrem äußerlichen Anſehen geſchätzt, und das Löſegeld, das man von ihr foderte, war ſo gering, daß der Schmuck, den ihr kleinſter Finger in glücklichern Tagen trug, ſie hätte frey machen können. Jetzt hatte ſie auch dieſes Wenige nicht, und mußte auf einen Zufall hoffen, der ſie in den Stand ſetzen konnte, die mäßigen Foderungen ihres Eigenthümers zu befriedigen.

Es war ein alter Hauptmann unter dem ligiſtiſchen Heer, von Geburt ein Unger, in Anſehung des Verſtandes im höchſten Grade verwahrloſt, aber nicht ſo in Anſehung des Her-

zens.

zens. Seine Geſpräche, die Thekla des Abends, als er ſie zu ſeiner Frau ins Zelt gebracht hatte, mit anhörte, zeigten ihr, daß er ein Menſch war, vielleicht der einige unter einer ganzen Heerde grimmiger Thiere. Er hatte ſeine Hände in dieſen ſchrecklichen Tagen nicht mit Menſchenblute beſudelt, hatte entwiſchen laſſen, was in ſeine Gewalt gekommen war, nicht gehört und nicht geſehen, wo Unglückliche ſich verſteckt hatten, nicht geraubt, wo ihm Gold und Koſtbarkeiten in die Augen blitzten, und war dadurch überall ſo zu kurz gekommen, daß in der gefangenen Thekla beynahe ſeine ganze Beute beſtand. Mir iſts ſo lieber, ſagte er zu ſeiner Frau, mein Herz iſt mir ſo leichter, und ich möchte dieſen Abend nicht Tilly oder Pappenheim ſeyn, bey aller Beute, die ſie gemacht haben.

Thekla gelobte ſich in der Stille, dieſen redlichen Mann zu lohnen, ſobald ſie es vermöchte, und ihm ihre Freyheit theurer zu bezahlen als er dächte. Pappenheims Name erfüllte ſie mit Schrecken, ſie hatte noch nicht gewußt, daß dieſer einer von den vornehmſten Verheerern Magdeburgs geweſen war, und ſie dankte der Vorſicht, nicht in ſeine Hände gefallen zu ſeyn.

Die

Die alte Habaſſa, die Frau des Hauptmanns, ſchien Wohlgefallen an der Gefangenen ihres Mannes zu haben, ſie rief ſie aus dem Winkel, in welchem ſie ſich geſetzt hatte, an den Tiſch, zu dem ſparſamen Mahle, das ſie mit ihrem Manne hielt, und labte ſie mit Bier und etwas Brod und Fleiſch, welches ihr, die wenig Nahrung bisher genoſſen hatte, beſſer ſchmeckte, als die herrlichſten Gerichte, die ſie ehemahls an königlichen Tafeln genoß.

Wofür tragt ihr das ſeltſame Tuch um euren Kopf? fragte Habaſſa. Oder ſcheint die Sonne nicht, und ich fürchte, daß ihr den Mund nicht finden könnt? — Oder ſollen wir vielleicht euer Geſicht nicht ſehen?

Meinetwegen braucht ſich die Jungfer nicht zu ſcheuen, ſprach der Hauptmann, ich achte nicht darauf wie ſie ausſehen mag.

Thekla nahm die dicke Hülle von ihrer Stirne, und ein Meer von dunkeln glänzenden Locken wallte auf ihre Schultern herab.

Ihr ſeyd ſchön, mein Kind, ſprach Habaſſa und klopfte ihren Gaſt freundlich auf die Schulter. Dankt Gott und ſeinen Heiligen, daß ihr in unſere Hütte gekommen ſeyd, Schönheit iſt hier nicht in den beſten Händen.

Der

Der Hauptmann warf einen verſtohlnen Blick auf Theklas entblößtes Geſicht, und fuhr fort zu eſſen.

Schön? ſagte Thekla, ich ſchön? und Thränen fielen auf ihren Buſen.

Ich glaube es wohl, daß ihr ſonſt ſchöner geweſen ſeyn möget, erwiederte Habaſſa, aber Geduld, das wird ſich geben, die gute Nahrung bey uns wird dieſe hohlen Wangen und dieſe tief geſunkenen Augen bald wieder empor heben, und wir wollen darum eure Ranzion nicht um ein Goldſtück höher anſetzen.

Ich wolte ſie gleich umſonſt losgeben, ſo wohl gefällt ſie mir, ſagte der Hauptmann.

Gute, edle, liebreiche Seelen! rief Thekla, indem ſie eine Hand von einem jeden ihrer Nachbarn ergrif, und ihre ſtrömenden Augen gen Himmel richtete. O, wenn jemahls, wenn ich jemahls! Gott hört, was ich ſagen will, nicht ſagen kann! Dieſe ſtille Ruhe in eurer Hütte, der Biſſen den ihr mit mir theilt, die freundlichen Worte, mit welchen ihr mein bekümmertes Herz tröſtet, o, das iſt mehr als ich euch je verdanken kann, aber ich wills verſuchen, ob ichs einſt können werde, ob ich euch glücklich machen kann!

Der

Der Hauptmann und ſeine Frau erſtaunten über das Feuer, mit welchem Thekla ſprach, und das ihr Geſicht unbeſchreiblich verſchönerte. Sie wußten nicht wie demjenigen, der an Ruhe, Gemächlichkeit und liebreiche Behandlung gewöhnt iſt, zu Muthe wird, wenn er nach langer Entbehrung dieſer Dinge, wieder den erſten Schimmer von dem erblickt, was ihm unentbehrliches Bedürfniß geworden iſt.

Der Aufenthalt in dem Zelte des Hauptmanns war nichts weniger als reizend, er und ſie nichts weniger als einnehmend, ihre Mahlzeit nicht ſehr köſtlich und wohlſchmeckend, und doch ſetzte alles dieſes die arme Thekla, nach dem was ſie gelitten hatte, in eine Art von Entzücken, das ſie kaum ausſprechen konnte.

Habaſſa machte des Abends mit ihrer ſchönen Schlafgeſellin beſſere Bekanntſchaft, und Thekla fand das Betragen der alten Frau ſo gut, ſo mütterlich, daß ſich ihr Herz ganz zu ihr hinneigte, und daß ſelbſt das Zurückſtoßende in dem Aeußerlichen ihrer neuen Freundin, ihr anfangs erträglich und in kurzer Zeit faſt liebenswürdig dünkte.

Habaſſa war eine Frau über funfzig, ihre Geſtalt konnte für eine Perſon ihres Geſchlechts faſt rieſenförmig genennt werden, ihr Geſicht war ſo männlich als ihr ganzes Betragen, und ihre Stimme, wenn ſie ihr den ſanfteſten liebkoſendſten Ton gab, zwar nie wild und unfreundlich, aber doch ſo ſtark, daß ſie den empfindlichen Gehörnerven eines ſo ſanften Mädchens wie Thekla große Gefahr drohte. Und in dieſem ſo unangenehm gebildeten Körper wohnte eine gute menſchenfreundliche Seele, ein genügſames frohes Herz, ein Geiſt, der zwar nicht über andere ſich hoch empor ſchwang, aber dem es doch nicht an Verſtand und Entſchloſſenheit für die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Vorfälle des Lebens fehlte, und ein Muth, der ſich ſo ſehr wie ihre Geſtalt dem Männlichen nahte, und ſie zu einer unvergleichlichen Schützerin ihrer ſchwachen Gefährtin machte.

Thekla brauchte eine Freundin, gegen welche ſie ihr ganzes Herz ausſchütten, allen ihren Kummer vor ihr ausbreiten konnte. Hadaſſa ward dieſe Freundin, und fühlte ſich durch das Zutrauen des jungen Mädchens ſo für ſie eingenommen, daß ſie ihr ſchwur, ſie, ſo lange ſie lebte, nicht zu verlaſſen, und Unglück und Glück mit ihr zu theilen. Vornehmlich das Glück, liebe Mutter, ſagte Thekla, ihr verdient,

dient, daß ich euch dereinſt vergelte, was ihr jetzt für mich thut.

Unter den Dingen, welche jetzt Theklas Herz am meiſten beunruhigten, ſtand die Sorge um das verlohrne Kind ihrer Schweſter oben an, und Hadaſſa, welche alles für ſie gethan hätte, ermangelte nicht in der Nachforſchung deſſen, wonach ſie ſich ſehnte, ihren Wünſchen zuvor zu kommen. In den ſchrecklichen Tagen des magdeburgiſchen Unglücks, waren genug Kinder in die Hände der Feinde gekommen, welche zu jung waren, den Namen ihrer Angehörigen zu nennen, es war möglich, daß ſich der kleine Falkenberg unter ihnen befand, und welche Freude für Hadaſſa, ihn in die Arme ſeiner nunmehrigen Mutter, wie ſich Thekla jetzt nannte, liefern zu können.

Sie gieng täglich aus, Erkundigungen einzuziehen, brachte zwanzig Kinder zu Thekla, aber keiner war der, welchen ſie ſuchte. Ihre öftern Abweſenheiten, ob ſie gleich zu Theklas Vergnügen abzielten, hätten doch bald zu ihrem größten Nachtheile gereichen können. Des Hauptmanns Gezelt war nicht immer ſo einſam wie des erſten Tages, es ward fleißig von höhern und niedern Offiziers, als er ſelbſt war, beſucht

und

und es war nicht unwahrſcheinlich, daß das ſchlanke Mädchen mit dem verhüllten Geſicht, einigen Antheil an dieſen Biſiten hatte. Trotz ihres Beſtrebens ſich zu verbergen, ward ſie doch geſehen, und trotz des Tuchs, das ihren Kopf verunſtaltete, muthmaßte man doch, daß zu einer ſchönen Geſtalt auch ein artiges Geſicht gehören möchte.

Man hatte dem Hauptmann ſchon zwanzigmahl das Geld für ſie geboten, das er zu ihrer Ranzion geſetzt hatte, aber wenn man ihn fangen wolte, ſo mußte es nicht durch Eigennutz geſchehen. Seine Einfalt zu berücken, ihm in Abweſenheit ſeiner Frau tauſend Geſchäfte außer ſeiner Wohnung zu geben, und die arme Thekla indeſſen mit läſtigen Beſuchen zu quälen, dieſes glückte beſſer.

Unter denen, welche ſich hierin die meiſte Mühe gaben, war ein gewiſſer Moriz von Falkenberg, deſſen Namen Thekla nur gar zu gut kannte. Er war ein ausgearteter Neffe des edeln Falkenbergs ihres Schwagers, er diente dem Kaiſer, weil er in ſeinen Dienſten mehr Freyheit für ſeinen Hang zu Ausſchweifungen fand, als in dem Dienſte des ſtrengen Guſtavs, und keine Ermahnungen ſeines tugendhaften Oheims hatten ihn zu ſeiner Pflicht zurück führen können. Sehr oft war er der Gegenſtand trauriger Unterhaltungen in dem Falkenbergiſchen Hauſe geweſen, war ſchon ein Gegenſtand des Widerwillens in Theklas Herzen ehe ſie ihn kannte, und da ſie ihn kennen lernte, derjenige, deſſen Gegenwart ſie unter allen, die ſie beunruhigten, am meiſten haßte und zu vermeiden ſuchte.

Er war kühn und unbeſcheiden in ſeinem Betragen, er hatte ſich einesmahls, da er dafür geſorgt hatte, ſie allein zu finden, unterſtanden, ihr ihre Hülle vom Geſicht zu reißen, und ein andermahl ihr in die Augen geſagt, daß er ſie kenne; ſie ſey die Gräfin Thekla von Thurn, die Schwägerin ſeines Vetters, er fühle ſich wegen der nahen Verwandtſchaft verbunden, ſich ihrer anzunehmen, und ehe ſie ſich verſehe, ſolte ſie in ſeinen Händen ſeyn.

Daß Moritz dieſe Nachricht mit leichter Mühe aus dem einfältigen Hauptmann hatte bringen können, lies ſich wohl errathen, aber was die Urſache ſeiner Zudringlichkeit ſey, war eine deſto ſchwerere Aufgabe. Liebe konnte es nicht ſeyn, ſein unbeſcheidenes faſt an Verachtung gränzendes Betragen bezeugte es; was denn alſo ſonſt?

Es dauerte nicht lange, ſo wurden Theklas Augen hierüber geöfnet. Eines Tages, da Habaſſa auf die rechte Spur gekommen zu ſeyn glaubte, den kleinen Falkenberg ausfündig zu machen, und deswegen ausgegangen war, ward auch der Hauptmann durch eine von Moritzens gewöhnlichen Erfindungen aus ſeinem Gezelte verlockt.

Moritz trat bald nach ſeiner Entfernung ein, aber nicht allein, ein prächtig gekleideter junger Offizier begleitete ihn, der ſich anfangs ſchüchtern nahte, dann etwas kühner hinzutrat, ſich vor Thekla auf die Knie warf und ihr ſtarr ins Geſicht ſah.

Sie wolte entfliehen, denn ſie ſah ein Geſicht vor ſich, welches faſt dem gehaßten Pappenheim glich, aber Moritz hielt ſie zurück, und wußte ihr mit guter oder ſchlechter Art ihre Hülle ſo ſchnell zu entreißen, daß ſie auf einmahl im vollen Glanz ihrer wiederkehrenden Schönheit vor dem Knieenden daſtand. Ja ſie iſts, ſie iſts! ſchrie Pappenheim, indem er aufſprang und ſie in ſeine Arme ſchloß, und nun laßt uns keinen Augenblick ſäumen, ſie hinweg zu führen.

Theklas Mund ward verſtopft, ſie wurde in die Hände einiger Gewafneten gegeben, und ſo ganz

ganz ohne Geräuſch davon gebracht, daß Hadaſſa bey ihrer Nachhauſekunſt das Zelt leer fand, ohne auf die Spur kommen zu können, wo Thekla hin war.

Bey des Hauptmanns Wiederkunft giengen ernſtere Unterſuchungen an, man argwöhnte auf Moritzen, und Hadaſſa war kühn genug, ſelbſt zu Tilly zu gehen, und ihn um Gerechtigkeit anzuflehen. Tilly war ein Haſſer verliebter Abentheuer; ſo nachſichtig er auch zu manchen Zeiten gegen ſeine Leute war, ſo duldete er doch ordentlich keine Ausſchweifungen. Moritz ward vorgefödert, Pappenheims Antheil an der Sache ward entdeckt, Tilly machte Miene Theklas Entführung als offenbare Gewaltthätigkeit, und Bruch des Friedens, der im Lager herrſchen ſolte zu rächen, und ehe noch der Abend kam, war Hadaſſa wieder im Beſitz ihrer ſogenannten Tochter; Dinge, die ich nur darum anführe, weil ſie einen Einfluß auf die Folge haben, und alſo nicht gleich andern kleinen Abentheuern dieſer Art verſchwiegen werden konnten.

Sieben und vierzigſter Abſchnitt.

Theklas Abentheuer hatte Aufſehen gemacht, alle Augen richteten ſich nun doppelt ſtark auf ſie, ſelbſt Tilly, ſonſt kein großer Verehrer des weiblichen Geſchlechts, verlangte ſie zu ſehen. Sie erſchien ungern vor dem Zerſtörer Magdeburgs, vor dem Verheerer alles ihres Glücks, dem Mörder ihrer Geliebten, dem Räuber desjenigen, was ihr noch das Leben lieb machte, ihres angenommenen Sohns. Ihr ſeyd unbillig, ſagte er, als ſie ihren Abſcheu unverholen gegen ihn äußerte, ich kann nicht alles verantworten was unter meinem Namen geſchah, meine Augen ſind nicht überall, auch kann ich dem Soldaten nicht die kleine Vergütung ſeiner Mühſeligkeiten rauben, muß ihm wenigſtens ein paar Stunden in einer eroberten Stadt ſeine Freude gönnen. Doch was verſteht ein Weib von dieſen Dingen!

Thekla bebte vor dieſer entſetzlichen Entſchuldigung, und wandte ſich voll Abſcheu hinweg. Sagt mir doch, fuhr der rauhe Tilly fort, ſeyd ihr wirklich die Thekla von Thurn, für welche ihr euch ausgebt?

Ich gebe mich für nichts aus, ich bin hier nichts als eine Gefangne!

Nun, ihr mögt ſeyn wer ihr wolt, mich kümmert das wenig, aber damit ihr doch ſeht, daß ich ſo böſe nicht bin als ihr glaubt, was wolt ihr von mir; eure Freyheit?

Ich verlange den, zu deſſen Eigenthum mich der Krieg gemacht hat, nicht um mein Löſegeld zu betrügen.

Euer Verſprechen muß ihm genug ſeyn. Soll ich euch zu euren Freunden bringen laſſen?

Gern! erwiederte Thekla, wenn ich nach Schleſien gebracht werden könnte!

Unmöglich! ſagte Tilly, dorthin iſt kein Durchkommen. Fodert etwas anders.

Oder ins ſchwediſche Lager, fuhr ſie fort.

Nein, ſprach er, ich habe mit den Schweden in Güte nichts zu thun. Beſinnet euch beſſer auf eine Bitte.

Thekla ſann nach. Der ehrwürdige Domprediger Baaker fiel ihr ein, und ihre Marie, ſie wußte nicht wo ſie hingekommen waren, und bat um Nachforſchung und ihre Freyheit. Marie war nirgend zu finden; aber Baaker erhielt was ſie für ihn ſuchte. Hadaſſa ward von Thekla abgeſchickt, Tilly zu danken, als ſie nach einigen Tagen erfuhr, daß ihre Bitte Statt gefunden hatte, ſie ſelbſt konnte ſich nicht überwinden, den Mann, der ihr ſo ſchrecklich war, noch einmahl zu ſehen, auch litt es ihre Geſundheit nicht, daß ſie das Zelt verließ.

Das, was ſie ſeit einiger Zeit gelitten hatte, war von der Art, daß ihr ſchwacher Körper endlich darunter erliegen mußte; Leiden des Körpers und der Seele. Verluſt alles deſſen was ſie liebte, Anblick der ſchrecklichſten Scenen, Angſt wegen ihres eigenen Schickſals, und ach keine Ausſicht, daß es ſich jemahls ändern würde. Die letzte Begebenheit mit Pappenheim hatte ſie vollends gänzlich zu Boden geworfen, ſie vermochte kaum den erſten Gang zu Tilly zu thun, und legte ſich nach ihrer Nachhauſekunft nieder, um das Lager lang nicht wieder zu verlaſſen.

Hadaſſa war ihre treue Wärterin in einer gefährlichen Krankheit, in welcher die Kräfte ihrer Seele ſo heftig angegriffen wurden als ihr Körper. Die Magdeburgiſchen Scenen ſchwärmten unaufhörlich in ihrem zerrütteten Gehirn. Falkenberg, ihre Schweſter, ihr Sohn, Pappenheim, Tilly, Guſtav und Bernhard gau-

kelten

kelten in ihren Phantaſien wild durch einander, und Hadaſſa, welche wenig von den Paroxismen hitziger Fieber verſtand, glaubte oft, ihr Verſtand ſey auf immer dahin. Eine ſchleichende zögernde Geneſung folgte der überſtandenen Gefahr, ſie wolte nichts von den Aerzten hören, welche Tilly menſchlich genug war ihr zu ſchicken. Sie bildete ſich ein, unter ihnen ein Geſicht wie Peter Pilkows geſehen zu haben, des Mannes, der ſie, als ſie noch bey ihrer Mutter war, ſchon einmahl in Pappenheims Hände geliefert hatte. Dieſe Erſcheinung konnte vielleicht blos eine Geburt ihrer erhitzten Phantaſie, vielleicht auch Wirklichkeit ſeyn. Pappenheim hatte immer noch ſeine Anſchläge auf ſie nicht aufgegeben, und es war ihr nicht zu verdenken, wenn ſie an dem Orte, wo ſie ſich befand, gegen alles mistrauiſch war.

Hadaſſens Treue gegen die Kranke gieng ſo weit, daß ſie lieber ihren Mann als ſie verließ; der Hauptmann mußte Tilly folgen, welcher mit einem Theil des Heers das Lager verließ, um ſeine Siege fortzuſetzen. Hadaſſa, welche bisher jeden Feldzug mit gemacht hatte, blieb bey Theklâ, welcher ſie bey Tilly eine ſchützende Wache gegen ihre Verfolger erbeten hatte.

Dieſe Vorſicht war gut, aber nicht hinlänglich; Pappenheim dachte nichts zu ſchonen, die, auf welche ſeine raubſüchtigen Augen einmahl gerichtet waren, in ſeine Gewalt zu bringen. Das ſchreckliche Feuer, welches, wie die Geſchichte ſagt, einen großen Theil des kaiſerlichen Lagers bey Germersleben verzehrte, ward wahrſcheinlich von dem angelegt, welcher dieſes Lager in Tillys Abweſenheit beſchützen ſolte.

Nur die Hütte, welche die geneſende Thekla einſchloß, ſolte ſeiner Abſicht nach ein Raub der Flammen werden, und das unglückliche Mädchen in ſeine Arme bringen, aber ſelten bleibt die Ausführung böſer Abſichten in den Schranken des Plans. Aller gemachten Anſtalten zum Trotz, führte der Wind die Glut weiter als er ſolte, Pappenheims eigene Gezelte geriethen in Gefahr, dahingegen die, welche man verderben wolte, Thekla, an der Seite ihrer Hadaſſa glücklich entkam.

Aehnliches Glück hatten viele von den gefangenen Magdeburgern, welche in den Gezelten ihrer Eigenthümer, dem Augenblick, da ſie ihre Freyheit erkaufen könnten, entgegen ſchmachteten; die Flammen machten ſie frey ohne Entgeld, und man würde erſtaunen, wenn man

den

den Schickſalen dieſer Geretteten folgen wolte. Diejenigen, welche damahls kaum das Leben aus den Flammen brachten, die ſchon vorher durch die Wuth ihrer Feinde alles deſſen beraubt waren, was ſie ihr Eigen nannten, ſie, die nach ihrer Flucht eine Zeitlang ihr Leben durch Betteln hinbringen mußten, wenig Jahre darauf glücklich, und in dieſer oder jener Stadt als wohlhabende Bürger zu finden. Mit verſchwenderiſcher Mildigkeit nahm ſich jeder dieſer Unglücklichen an; wo ſie hinkamen wetteiferte man, ſie empor zu bringen; ihre Unternehmungen, durch Fleiß und Erfindſamkeit wieder in den ehemaligen Wohlſtand zu kommen, gelangen, und das Volksſprichwort, daß eine beſondere Vorſehung über diejenigen wache, welche ohne Schuld durch Krieg und Feuer unglücklich wurden, ſchien an ihnen in ſeinem weiteſten Umfange wahr werden zu wollen.

Der großmüthige König von Schweden hatte auch hiebey viel gethan, unter ſeiner ſchützenden Hand ſammelten ſich die Unglücklichen an ihren verheerten Wohnort, und kamen wieder empor. Auch die Todten waren Gegenſtände ſeiner Menſchlichkeit, keiner blieb unbeerdigt, und

Falkenbergs und Thereſens Leichnam ruhen an der Stelle, wo dieſes treue Ehepaar fiel, unter einem gemeinſchaftlichen Steine.

Doch, wir verirren uns zu weit von unſerm Gegenſtande. Diejenige, auf welche wir hier beſonders unſer Augenmerk richten, die fliehende Thekla fand Zuflucht in einem kleinen Städtgen nur wenig Meilen von dem abgebrannten Lager. Sie hielt ſich daſelbſt ungeachtet ihrer noch unbefeſtigten Geſundheit, nur ſo lange auf, als Hadaſſa brauchte Mannskleider für ſich und ſie zu beſorgen, und dadurch ihre Reiſe, welche nach Wolmirſtädt zu einer Schweſter der Hauptmannin gehen ſolte, ſicherer zu machen.

Von da aus, ſagte Hadaſſa, könnt ihr Botſchaft nach Schleſien, oder wenn ihr wolt, nach dem ſchwediſchen Lager haben, euer Glück abwarten, und eurer Geſundheit pflegen.

Thekla zog ihr Mannskleid ſeufzend an. Ach, ſagte ſie, hätte ich dich in jenen ſchrecklichen Tagen getragen, du würdeſt mich vor mancher Verfolgung geſchützt oder mir wenigſtens Gelegenheit gegeben haben, ſo rühmlich wie meine Schweſter zu ſterben, aber das Unglück übereilte mich, ehe ich Zeit hatte, die Hülle anzulegen, die mir Falkenberg ſo weislich anrieth.

Es war ein Vortheil für Thekla, daß ſie ſchon ehemahls männliche Kleidung getragen hatte, und ſich alſo ein wenig darein zu ſchicken wußte. Sie würde ſonſt eine doppelt auffallende Figur gegen die Hauptmannin gemacht haben, welcher in dieſer Tracht nichts fehlte, das ganz vorzuſtellen, was ſie ſeyn wolte, als ein Bart, und die, als dieſer Mangel durch Kunſt erſetzt ward, ein ſo wildes Anſehen hatte, daß der an ihrer Seite gehende ſchlanke jungfräuliche Jüngling, ſich unter ihrem Schutz für nichts fürchten zu dürfen ſchien.

Theklas Geſundheit war zu ſchlecht befeſtigt, um die Beſchwerlichkeiten einer Reiſe lang aushalten zu können. Die in dieſen Gegenden ſchwärmenden Pappenheimſchen Truppen, verrückten den Plan eines ruhigen Aufenthalts zu Wolmirſtädt; es war unmöglich, ohne die äuſſerſte Gefahr dahin zu gelangen, man mußte dieſen Vorſatz fahren laſſen, und einen viel weitern Weg unternehmen. Theklas einige Sicherheit war jetzt im ſchwediſchen Lager. Falſche Nachrichten von dem Stand deſſelben, trieben ſie und ihre Gefährtin lang auf vergeblichen Wegen umher, bis ſie endlich unter den gehäuften Mühſeligkeiten erlag, und auf einem kleinen Dorfe krank liegen blieb. Der Ort ihres Aufenthalts lag mitten in einem Wald und in einer ſo glücklichen Entfernung von der Hauptſtraße, daß er bisher noch von keiner der feindlichen Parthien beſucht worden war, und das Geräuſch der Waffen zwar oft nahe genug hörte, aber wenig oder nichts von den Schreckniſſen des Kriegs zu ſehen bekam. Die Behutſamkeit der Einwohner befeſtigte ihre Sicherheit, und Thekla fand hier wirklich Ruhe. Habaſſa, die alle Zeit, welche ſie von der Wartung ihrer kranken Freundin, die hier ſowohl als ſie für einen Mann gehalten ward, abbrechen konnte, auf Nachforſchungen verwandte, erfuhr bald, daß ſie ſich ſehr nahe bey dem Orte befanden, wohin ſie gedachten. Guſtav ſtand mit ſeinem Heer bey Wolgaſt, welches von ihrem Dorfe kaum ſechs Stunden entfernt war; doch war der Weg dahin unſicher. Vor wenig Tagen war in dieſen Gegenden ein Treffen vorgefallen, bey welchem die Schweden die Oberhand behalten hatten, und von den Flüchtigen waren hie und da noch viele in den Wäldern verſteckt, welche den Reiſenden aufzulauern, und ihnen, wie man unterſchiedliche Exempel erzählte, oft nebſt ihren Habſeligkeiten auch das Leben zu nehmen pflegten.

Die Hauptmannin hielt für gut, Theklas völlige Geneſung abzuwarten, und dann erſt, wenn die Zeit die Wege ſicherer gemacht hätte, die kurze Reiſe nach dem Orte anzutreten, wo ſie glaubte, daß ihre Freundin allein ruhig leben könnte. Der Einfall, nach dem ſchwediſchen Lager zu gehen, war ganz Habaſſens, Thekla hatte immer viel wieder denſelben einzuwenden gehabt. Es dünkt ihr unmöglich zu ſeyn, ſich, die man ehemals bey dem ſchwediſchen Heer im vollen Glanz der Schönheit, als die Schweſter des berühmten Falkenbergs geſehen, und ſie ihrem Stande gemäß verehrt hatte, in der elenden armſeligen Geſtalt daſelbſt zu zeigen, in welcher ſie jetzt war; es dünkte ihr ſchimpflich zu ſeyn, ſo lange in der Gewalt wilder Feinde gelebt zu haben, bey welchen der gute Ruf eines Mädchens keinen Tag ſicher war. Pappenheims Verfolgungen, die ſie im kaiſerlichen Lager ausgeſtanden hatte, und bey welchen ihr Name, wider ihren Willen nur gar zu ſehr genennt worden war, verletzten ihr zartes Gefühl für die Ehre. Wie ſolte ſie Guſtaven, wie Bernharden, welcher gleichfalls im Lager war, unter die Augen ſehen können, ohne durch ihr ſchüchternes Erröthen den Verdacht zu erregen, die Erzählung von ihren mannigfaltigen Errettungen ſey nur Fabel, und Liſt und Gewalt habe ſowohl über ſie als tauſend andere unſchuldige Seelen den Sieg davon getragen.

Zu dieſen Bedenklichkeiten, welche der beſte Beweis von der Unſchuld und Reinigkeit ihrer Seele waren, geſellte ſich auch noch ein heftiger Unwille wider Guſtav und Bernharden. Sie glaubte ihren Anblick nicht ertragen zu können, ſie hatten ſie verlaſſen, hatten Magdeburg verlaſſen, kein Schritt war zu Rettung der unglücklichen Stadt gethan worden, in welcher ſich die Familie des Falkenbergs befand, den der König und der Herzog ſo oft der innigſten Freundſchaft, des treueſten Beyſtandes in allen Gefahren verſichert hatten. Daß Bernhard zu weit von dem Schauplatz ihres Unglücks entfernt war ihr zu helfen, daß Guſtav ohne eigene Gefahr nicht helfen konnte, das kam bey ihr wenig in Betrachtung. Daß Bernhard, wie man ihr ſagte, über Magdeburgs Unglück Thränen vergoſſen hatte, und Guſtav in ſeinem Zorn über die ſaumſeligen Helfer dieſer Stadt faſt ſo weit gegangen war, ihnen denſelben thätlich fühlen zu laſſen, daß nur Erkenntniß und tiefe Bereuung des begangenen Fehlers, Berlin vor den ſchwebiſchen Kanonen ſchützen konnte, das dünkte ihr alles bloß Grimaſſe zu ſeyn. Sie haßte den König und den Herzog, glaubte ihnen nie vergeben zu können, und nichts konnte ſie bereden, wieder als Gräfin von Thurn vor ihnen zu erſcheinen; nur dahin ließ ſie ſich endlich von der verſtändigen Hadaſſa bringen, in männlicher Kleidung nebſt ihr nach Wolgaſt zu gehen, und ſo lange bey dem ſchwediſchen Heer in möglichſter Verborgenheit zu bleiben, bis ſich Gelegenheit zeigte, ſicher zu ihrer Mutter nach Schleſien zu kommen, und mit ihr in oder außer dem Kloſter zu leben, wie ſie es von ihr fodern würde. Sie hatte zu viel Unglück erfahren, um einen andern Wunſch für dieſe Welt zu kennen, als Stille und Einſamkeit.

Hadaſſa ließ ihrer jungen Freundin ihre Grillen, ſie liebte ſie zu ſehr um Bedenklichkeiten zu beſtreiten, welche ihr freylich ſo fremd waren als die Grundſätze, aus welchen ſie entſprangen, und war froh, als ſie ſich nur nach völlig wieder erlangter Geſundheit endlich erklärte, ihr zu folgen, und den Weg nach dem ſchwediſchen Lager anzutreten.

Die Ausführung dieſes Entſchluſſes litt keinen Aufſchub, denn auch der kleine Ort, an

welchem

welchem ſie bisher gelebt hatten, und der bis dahin durch ſeine Verborgenheit ſicher geweſen war, ſtand jetzt auf dem Punkte das allgemeine Schickſal zu erfahren. Man hatte Poſt, daß ein Trupp der geflüchteten Kaiſerlichen ſich zuſammen gerottet, und an einem Ort gelagert habe, von wo man jede Stunde ihres Beſuchs gewärtig ſeyn könne. Die wenigen Einwohner des Dorfs retteten ihre beſten Habſeligkeiten, verſteckten ſich in den nahgelegenen Wäldern, überließen ihre leeren Wohnungen der Zerſtörungsſucht der kommenden Feinde, und erwarteten alle Stunden den Wiederſchein von der Flamme zu erblicken, welche ihre lieben Häuſer verzehrte. Mit ihnen war auch Thekla und ihre Gefährtin geflohen. Sie lebten einige Tage nebſt den andern verſteckt im Walde; aber als das erwartete Unglück wirklich kam, als die aufgehende Gluth ihnen die Anweſenheit der Feinde meldete, ſo glaubten ſie auch hier in den Gebüſchen nicht mehr ſicher zu ſeyn, und traten ungeſäumt den Weg an, den ſie ſo lange verſchoben hatten.

Mitten in der Nacht hatten ſie ihre Reiſe begonnen, und alſo hoffen können, mit dem früh=ſten Morgen im ſchwediſchen Lager zu ſeyn; aber die

die Dunkelheit täuſchte ſie, ſie verirrten ſich in den Gebüſchen, und traten erſt beym Aufgange der Sonne aus dem Walde, von wo ſie noch fünf reichliche Stunden nach Wolgaſt hatten; ein Weg, den ſich die ermüdete Thekla kaum zurück zu legen getraute. Oefteres Ruhen brachte faſt den Mittag heran, doch hatten ſie nun ſchon die friedlichen Gezelte vor Augen, wo ſie hoffen konnten ſich zu erholen. Sie hatten ſich unter einem ſchattigen Baum gelagert, etwas weniges von Erfriſchungen zu ſich genommen, welche die Hauptmannin für ihre ſchwache Freundin in ihrem Querſack bey ſich führte, und wolten ſich nun eben nach dem Lager erheben, welches eine Viertelſtunde weit vor ihnen lag, als ein paar Kerls mit kaiſerlichen Feldbinden und ſchwediſchen Hüten hinter ihnen mit gezogenem Säbel hervorſtürmten, und ihr Geld oder ihr Leben foderten. Hadaſſa trug ihr Gewehr nicht umſonſt, ſie dachte ſich zu vertheidigen, aber die Parthie war zu ungleich, und Theklas Bitten beſiegte ihren Grimm. Sie leerte ihre Taſchen in die Hände des einen der gierigen Räuber aus, indeſſen der andere die Kleider des zitternden Mädchens durchſuchte, und ſie wüthend zu Boden ſtieß, als er nichts bey ihr fand als

Herzog

Herzog Bernhards zerbrochenen Ring, welcher ſo unſcheinbar ausſah, daß er der Habſucht aller Beutemachenden entgangen und ſeiner Eigenthümerin geblieben war. Indeſſen die Hauptmannin den Geiz des andern etwas beſſer befriedigte, ward derjenige, welcher bey Thekla leer ausgegangen war, einen goldnen Ring an Habaſſens Hand gewahr, welchen er mit Ungeſtüm von ihr foderte, und auf ihre Weigerung ihn ihr zu entreißen drohte.

Dieſes Kleinod war der Beſitzerin zu theuer, um es anders als mit Verluſt ihres Lebens herzugeben, es war der Ring, welchen ſie am Verlobungstage von ihrem Manne erhielt, und einige magiſche Charaktere, welche der Aberglaube in ſeine innere Seite gegraben hatte, hatten ihr ihn immer zu einem Unterpfand von der Gunſt des Glücks gemacht, von welchem ſie glaubte, ſich nie ohne Gefahr trennen zu können.

Die Behauptung dieſes unglücklichen Kleinods ward ihr jetzt gefährlicher als ihr der Verluſt deſſelben hätte werden können. Sie vertheidigte es mit mehr Muth und Kraft, als man einem Weibe hätte zutrauen ſollen, die ſich gegen zween Männer zu wehren hatte. Sie ſtreckte den einen von ihnen in wenig Hieben leblos zu ihren Füßen, indeſſen der andere ſeinen Gefährten zu rächen, ihr einen Stich in die linke Seite gab, welcher ſie in gleichen Zuſtand verſetzte.

Thekla hatte ſich indeſſen von der Betäubung erholt, in welche ſie der wüthende Stoß ihres Gegners geſetzt hatte. Sie ſah ihre Freundin fallen, und die Liebe zu ihr verjagte ihre Zaghaftigkeit, und das Gefühl ihrer Schwäche ſo ganz, daß ſie aufſprang ihr zu Hülfe zu kommen. Sie war wenig gewohnt, mit mördlichen Waffen umzugehen, ſo lange als ſie das Schwert trug, hatte es ruhig an ihrer Seite geſchlafen, ſie vergaß es auch jetzt, und bediente ſich in der Angſt zu Habaſſens Rettung ihrer bloßen Hände, welche freylich nichts weiter ausrichteten, als den Böſewicht, welcher ſich noch weiter an der Sterbenden vergreifen wolte, gewaltſam zurück zu reißen, und ſeine Wuth gegen ſich zu kehren. Ein Hieb über ihr ſchönes Geſicht füllte ihre Augen mit Blut. Sie fieng an zu wanken, und ſtürzte halb ohnmächtig auf die todte Hauptmannin nieder. Die Wunde, welche einen großen blutigen Bogen über ihre Stirn und Wangen zog, war nur ſchmerzhaft nicht gefähr-

gefährlich. Sie erholte ſich ſchnell genug, um den Räuber mit ſeiner kläglichen Beute dem Ringe noch entfliehen zu ſehen, und ſich allein an Hadaſſens Seite zu erblicken.

Acht und vierzigſter Abſchnitt.

Hadaſſa war ihrer jungen Freundin jetzt alles, Mutter, Schweſter, Schutz und Rathgeberin geweſen, und man denke ſich ihre Empfindung, auch dieſe letzte Stütze fallen zu ſehen. Sie war dahin, noch ein mattes Aufſchlagen der Augen, eine ſchwache Bewegung der blaſſen Lippen, ein ſchmerzhafter Zug der Hand nach der linken verwundeten Seite, und dann der letzte Lebenshauch. Thekla hatte ſich erhoben, um ihre Binde zu zerreißen, und mit derſelben das hervorquellende Blut aufzuhalten; jetzt ſagte ihr die Todesmiene, die ſich auf dem Geſichte ihrer Freundin verbreitete, daß alles vorüber ſey, und mit einem fürchterlichen Geſchrey ſank ſie von neuem auf ſie nieder. Sie fühlte nicht die Schmerzen ihrer eigenen Wunde, achtete nicht der Gefahr, welche hier im freyen Felde auf ſie warten

warten konnte, dachte nichts als den Verluſt derjenigen die ihr alles war. Schnell ſprang ſie auf, breitete die Hände aus und ſchrie, als wolte ſie Hülfe von allen lebloſen Gegenſtänden fodern die ſie umgaben, und eben ſo ſchnell warf ſie ſich von neuem nieder, küßte die Hände der Erblaßten, netzte ihr Geſicht mit ihren Thränen, umſchlang ihren Körper feſt, drückte ihn an ſich, als wolte ſie ihn an ihrem Herzen erwärmen, und fiel endlich in jene Sinnloſigkeit, welche nicht eigentlich das iſt, was man körperliche Ohnmacht nennt, ſondern jenes Stillſtehen aller Kräfte der Seele nach dem höchſten Uebermaaß von Gefühlen. Das Herz ſchlägt noch, man athmet noch, aber es iſt blos thieriſches Leben was ſich in uns regt, das Auge iſt offen und ſieht, aber ohne etwas gewahr zu werden, es ſtarrt in eine weite leere Wüſte hinaus, wo nichts im Stande iſt es feſt zu halten.

O ihr, die ihr dieſe Beſchreibung zu überſpannt findet, die ihr nicht einſehen könnt, wie eine Hadaſſa das unglückliche Mädchen in ſo kurzer Zeit ſo feſſeln konnte, ihr wißt nicht, wie feſt ſich das Herz an den Freund im Unglück anſchmiegt, wißt nicht wie dem Hülfloſen zu Muthe iſt, der auch die letzte Hofnung verliert und ſich nun ganz allein in einer Welt erblickt, wo niemand ihn kennt, niemand ſich um ihn kümmert.

In dieſem Zuſtande ward Thekla von einigen ſchwediſchen Offiziers gefunden, welche von der Gegend des Lagers herkamen, um in dem nahen Walde zu jagen. Ein paar Perſonen, die ſich feſt umſchlungen hielten, ein Strom von Blut um ſie her, welch ein Anblick! Die Ankommenden konnten nicht vorübergehen. Sie gehörten zu den guten edeln Seelen, welche ſich beſtrebten, ihrem Könige, dem großen Guſtav nachzuahmen. — Sie hielten beyde für todt, wenigſtens für gleich ſchwer verwundet. Hadaſſens ſteifer ſchwerer Körper beſtätigte die erſte Meynung; aber Theklas rollende Augen, ihre glühende Wangen, das ſchlagende Herz bezeugte, daß hier noch Hülfe ſey. Man machte einen Verſuch, ſie von dem todten Körper loszureißen, aber ſie erhob ein Geſchrey, welches in dem nahen Walde widerſchallte, und umklammerte ihre erblaßte Freundin noch feſter. Nein! Nein! rief ſie, ſie iſt nicht todt! ſie iſt mein! ich laſſe mir ſie nicht entreißen!

Unglücklicher Jüngling, ſprach einer von den gutherzigen Kriegern, beſinne dich, ſiehe dieſe ſtarre Hand, dieſe geſchloſſenen Augen, dein Freund iſt todt, willſt du mit ihm ſterben?

Gern! Gern! ſchrie Thekla, ich habe nichts als ſie!

Sie war endlich zu ſchwach, den Bemühungen ihrer Retter zu widerſtehen, ihre Hände ließen ab, man hob ſie von dem todten Körper empor, den man, um ihr den ſchrecklichen Anblick zu benehmen, mit Laub und Gras bedeckte, und zwang ſie, ſich an die Seite des einen von den Schweden zu ſetzen, indeſſen die beyden andern nach dem Lager giengen, um Anſtalt zu machen, daß der junge Menſch, den ſie wegen ſeines entſetzlichen Anſehens und des Blutes, mit welchem er übergoſſen war, für ſchwer verwundet hielten, hinweg gebracht würde.

Und wer iſt der, den du auf ſo außerordentliche Art bejammerſt? unterbrach der Schwede Theklas Klagen. Vermuthlich dein Vater?

O nein! ſchrie ſie, mehr! viel mehr!

Und wer ermordete ihn?

Gott weis wer! Schweden oder Kaiſerliche! Sie überfielen, ſie beraubten uns, dort hinter dem Baume werdet ihr den Körper des einen finden!

Keine Schweden! antwortete der Mann, indem er hinter den Buſch gieng, den Ermordeten zu ſehen. Wir Schweden ſind keine Straßenräuber!

Und wer von euch beyden, fragte er, als er zurück kam, erlegte den Mann? Zwar was frage ich! Dieſe ſchwachen Arme wohl ſchwerlich, dies ſind Hiebe eines Helden, und dein Schwert iſt noch in der Scheide.

Thekla ſchwieg.

Pfui, junger Menſch, fuhr der andre fort, deinen Freund ſterben zu laſſen, ohne einmahl das Schwert für ihn zu ziehen, nichts für ihn zu haben als ſchwache kindiſche Thränen. Faſt möchte ich denken, du wärſt ein Weib, und dieſer dein Mann oder dein Geliebter!

Thekla erröthete, und die Furcht entdeckt zu werden, erweckte ſie wie aus einem Traume; ein Theil des Kummers über ihre Freundin ſchwand hin, und die Sorge für eigene Sicherheit kehrte wieder. Sie ward ſich bewußt, daß ſie in der Angſt manches geſagt hatte, welches einen Argwohn hätte erwecken können, wer ſie wäre, und ſie nahm ſich vor, beſſer auf ihrer Hut zu ſeyn.

Der Schwede nahm die Verwirrung auf ihrem Geſicht für Unwillen, und ſchämte ſich, eines Schwächern geſpottet zu haben. Nein, ſagte er, guter Jüngling, ich wollte dich nicht kränken, deine Jugend entſchuldigt dein Verhalten, und du kannſt in der Zukunft deinen Fehler verbeſſern.

Er that noch viele Fragen an ſie, aber es war ihm unmöglich eine Antwort aus ihr zu bringen. Sie ſank wieder in ihren Schmerz zurück, der um deſto peinlicher war, da ſie nicht wagen durfte, ihn vor ihrem ſcharfen Bemerker in Thränen ausbrechen zu laſſen.

Armer Jüngling, fuhr ihr mitleidiger Beyſitzer fort, du leideſt viel an den Schmerzen deiner Wunde. Die Unmenſchen! einen Wehrloſen zu verletzen! Kann ich dir Linderung verſchaffen? Die Wundärzte bleiben lange, ich will dich ſelbſt verbinden.

Ich bin nicht verwundet! ſchrie Thekla mit Unwillen, indem ſie ſich von ihm losmachte.

Nicht verwundet? und doch ſo matt, ſo voller Blut? Brav! Dieſer Zug iſt edel! Es kann wohl noch ein Held aus dir werden!

Thekla antwortete nicht, ſondern eilte nach Habaſſens Körper, und warf ſich mit neuen Klagen auf ihn nieder.

Indeſſen kamen die Abgeſchickten mit einem Wundarzte und einem Wagen, die Verwundete ins Lager zu bringen, die ſich mit Mühe ihrer Dienſtfertigkeit erwehren, und ſie überreden konnte, daß ihre ganze Verwundung in einem Hiebe über das Geſicht beſtand. Sie weigerte ſich, Platz auf dem Wagen zu nehmen, und drang darauf, daß man den todten Körper darauf legen ſolte, in deſſen Einſcharrung auf freyem Felde ſie ſchlechterdings nicht willigen wolte. Sie gieng nebſt den andern ſtillſchweigend beyher, und verhüllte ihr Geſicht, um ruhig weinen zu können.

Ihre Begleiter wußten nicht recht, was ſie aus ihr machen ſolten, ihre Jugend und Schwäche, ihr Unglück und ihr Kummer erregten Mitleid, und der Trotz und das gebieteriſche Weſen, mit welchem ſie ſich betrug, um allen Zudringlichkeiten, allen verfänglichen Fragen auszuweichen, machten, daß man ihr mit einer Art von Ehrfurcht begegnete. Das erſte hätte beynahe die Vermuthung erregt, daß ſie ein Mädchen ſey, aber das andere vernichtete dieſelbe. Man

war

war geneigt, ſie nicht nur für den zu halten, für den ſie ihre Kleidung ausgab, ſondern man muthmaßte auch, ſie müſſe von hohem Stande ſeyn, weil ſie ſo gut zu befehlen wußte. Man gab ihr auf ihr Verlangen ein eigenes Zelt ein, in welchem ſie dieſen Tag und dieſe Nacht nebſt ihrem Todten blieb, und beerdigte ihn des andern Tages ſo wie ſie es verlangte, ohne zu wagen, etwas wider ihre Vorſchriften einzuwenden.

Das Gerücht von dieſem ſeltſamen Jünglinge kam vor Herzog Bernharden, welcher in Abweſenheit des Königs im Lager kommandirte; er verlangte ihn zu ſehen, und Thekla konnte ſich nicht entbrechen vor ihm zu erſcheinen. Man gab ihr Kleider, um ſich mit Anſtand ſehen laſſen zu können, weil die Ihrigen mit Blut und Staube bedeckt waren. Der Hieb über ihr Geſicht, ungeachtet er nicht ſehr tief war, und den ſie des erſten Tages nur gewaſchen und ſelbſt verbunden hatte, ſieng an zu ſchwellen und heftiger zu ſchmerzen. Sie mußte ſich der Hand der Wundärzte untergeben, die ſie ſo gern von ſich entfernt gehalten hätte, und erſchien vor Bernharden mit einer Bandage um den Kopf, welche ihr in dieſem Augenblicke lieber war als der ſchönſte Schmuck, weil ſie ſie demjenigen unkenntlich machte, vor welchem ſie ſich nicht hätte überwinden können, in ihrer wahren Geſtalt zu erſcheinen.

Es iſt unmöglich, ihre Gefühle bey dieſer Unterredung zu beſchreiben. Die ehemahlige Neigung gegen den, auf welchen ſie jetzt unwillig zu ſeyn glaubte, kehrte mit voller Stärke wieder; es koſtete ihr Mühe, ſich zu zwingen, ihn nicht mit der ehemaligen Vertraulichkeit anzureden, und ich glaube, ihr ganzer Plan, ſich vor ihm zu verbergen, würde zu Grunde gegangen ſeyn, wenn nicht in ſeinen Fragen ſo viel geweſen wäre, das ſie von einem offenherzigen Bekenntniß zurück ſchreckte. Er ſprach viel von ihrem erſchlagenen Freunde, von ihrem unmäßigen Kummer bey ſeinem Tode, forſchte nach, auf was für Art er mit ihr verwandt ſey, und zeigte, daß ihm alles bis auf die kleinſten Umſtände bekannt ſey, was ſie die Liebe zu ihrer Habaſſa hatte begehen gemacht. Wie? Die, welche man in den Armen eines Mannes ihre Lippen auf die Seinigen geheftet, in wüthenden Schmerz über ſeinen Tod verſunken gefunden hatte, ſolte bekennen, vor Bernharden bekennen, daß ſie die Gräſin von Thurn ſey? Oder

ſolte

ſolte ſie zu gleicher Zeit geſtehen, daß dieſer geküßte, bethränte, geliebkoßte Leichnam der Körper eines Weibes war? Würde man ihr geglaubt haben, da die Hauptmannin ſo völlig das Anſehen eines Mannes hatte, da ihr Arm ſo männliche Thaten gethan hatte? Oder ſolte ſie, um die Wahrheit ihrer Ausſage zu bekräftigen, die begrabene Freundin beſchimpfen, ſie dem Schooße der Erde wieder entreißen laſſen? — Dieſes waren alles Weitläuftigkeiten, die ſich ihr mit einem Blicke vorſtellten, und ſie bewegten, feſt bey der Verhehlung ihres Geſchlechts zu verbleiben. Freylich handelte ſie ſchwach und mädchenhaft, daß ſie lieber ſich in ein Meer von Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten ſtürzte, die ihr in der Folge ſchwer genug zu ertragen wurden, als daß ſie für den gegenwärtigen Augenblick einige Unannehmlichkeiten und etwas Beſchämung über ſich nahm, die ſich ſo leicht vernichten ließ, aber ſie war — nur ein Mädchen, und handelte ſo, wie es die Schwachheiten und Vorurtheile ihres Geſchlechts mit ſich brachten.

Thekla befriedigte den fragenden Bernhard in Anſehung ihres ermordeten Freundes ſo gut ſie konnte, und auch ſeine übrigen Nachforſchungen beantwortete ſie nach Gefallen, wobey ſie doch der Wahrheit ſo treu als möglich blieb.

Bernhard merkte aus Theklas Erzählungen nicht ſo bald, daß ſie bey der Eroberung von Magdeburg geweſen war, als er ihr mit einer Frage nach der jungen Gräfin von Thurn in die Rede fiel. Daß die edle Thereſe an der Seite ihres Gemahls fechtend ſtarb, ſagte er, habe ich erfahren, aber was iſt aus Thekla, der armen bedauernswürdigen Thekla geworden?

Thekla ſah bey dieſer Frage Thränen in Bernhards Augen, und die ihrigen ſtürzten unaufhaltſam hervor.

Scheuet euch nicht, mir das Aergſte zu ſagen, fuhr er fort, und faßte den weinenden Jüngling bey der Hand, es iſt wahr, Thekla war mir eines Tages lieb, ſehr lieb — aber ihr fahret fort zu weinen? Was iſt das? Kennet ihr Thekla ſo genau, ſeyd ihr vielleicht mit ihr verwandt? — Das Gerücht ſagt von einem lang verlohrnen Bruder von ihr, ſoltet ihr vielleicht? — Ich finde eine ſonderbare Aehnlichkeit der Züge. Thekla, es iſt wahr, ſchien etwas jünger, war nicht ſo ſchmächtig, ihr Mund war kleiner, ihre Wangen voller und röther, und doch dünkt mich — Sprecht, edler Jüngling,

ling, ihr ſeyd ohne Zweifel mehr als ihr geſtehen wolt, verheelt euch nicht vor mir, ihr ſolt einen Freund an mir finden, und ſeyd ihr mit Thekla verwandt, einen Bruder; brüderlich habe ich das edle Mädchen geliebt.

Thekla fuhr fort zu weinen. Sie mußte ſich endlich entfernen und ein Verſprechen von ſich geben, das ſie nicht zu halten gedachte, das Verſprechen, des andern Tages wieder zu Bernhard zu kommen.

Neun und vierzigſter Abſchnitt.

Thekla gieng in ganzem Ernſt mit dem Gedanken um, lieber das Lager zu verlaſſen, lieber ſich allen Unbequemlichkeiten einer heimlichen Flucht auszuſetzen, als da zu bleiben, wo ſie ſich für ſo gut als entdeckt hielt. Sie hätte es ſicher gethan, hätte einen neuen Beweiß gegeben, was für unnöthigen Leiden ſich derjenige ausſetzt, welcher ohne Noth aus thörigten Bedenklichkeiten einen Schritt von der Wahrheit abweicht, wenn ſie nicht durch den, vor dem ſie zu fliehen gedachte, ſelbſt abgehalten worden wäre.

Schon war die Stunde bey ihr feſt geſetzt, in welcher ſie ſich heimlich davon ſchleichen wolte, und nur der Gedanke, daß ſie ſo ganz ohne Geld ſey, hielt ſie zurück. So viel Erfahrungen von den Gefahren der damahligen Zeit ſie auch hatte, ſo waren ſie doch nichts in ihren Augen gegen die Beſchämung, in ihrer damahligen Lage für ein Mädchen erkannt zu werden. Sie glaubte, die männliche Kleidung könne ſie vor aller Beſchimpfung ſchützen, und den Tod zu finden, dafür ſcheute ſie ſich ſo ſehr eben nicht, da wenig mehr auf der Welt war, das ihr das Leben lieb machen konnte.

Sie war eben im Begrif zu überſchlagen, daß eine ſilberne Agraffe und einige goldne Hefte an dem Kleide, das man ihr gegeben hatte, wohl hinlänglich wären, ſie auf der Flucht einige Zeit zu erhalten, als der Eingang ihres Zeltes ſich öfnete, und Herzog Bernhard ohne einige Begleitung zu ihr eintrat. — Ich kann mich nicht länger halten, Graf, ſagte er, indem er auf ſie zueilte, und ſie in ſeine Arme ſchloß, ich weis wer ihr ſeyd. O, Theklas lieber beweinter Bruder, der verlohrne todtgeglaubte Jaromir! Alle Umſtände beweiſen es. Euer Geſicht verräth die Verwandtſchaft mit ihr, dieſes

Kleinod beweißt, daß ihr ihr lieb ſeyn mußtet, ſonſt hätte ſie es euch nicht gegeben, und dieſes Blatt nennt euren Namen.

Thekla riß ſich mit jungfräulicher Schüchternheit von ihm los, und ſetzte ſich in eine weite Ecke von ihm nieder, ohne ihm zu antworten. Aber Bernhard nahte ſich ihr von neuem. Sehet, ſehet nur, ſagte er, dieſes Blatt und dieſen Ring, man hat es in den Kleidern gefunden die ihr geſtern ablegtet. Leugnet, o leugnet mir nicht mehr wer ihr ſeyd, geſteht mir, was ich ohnedem ſchon weis.

Unter allen Schwachheiten ihres Geſchlechts beſaß Thekla auch diejenige, auf Kleinigkeiten einen großen Werth zu legen. Sie hatte unter allen Koſtbarkeiten, deren Eigenthümerin ſie in glücklicheren Tagen war, nur vier Stücke, welche ihr unſchätzbar waren, und die ſie um keinen Preis von ſich gelaſſen hätte; zwey davon, ein kleines goldnes Kreuz, ein Geſchenk ihrer Mutter, und das Bild des Knaben Bernhards waren in Magdeburg eine Beute der raubgierigen Soldaten geworden, aber Bernhards zerbrochener Ring und ein Stückchen Pergament, auf welches ihr unglücklicher Bruder Jaromir einſt ſeinen Namen geſchrieben hatte, waren den

Räubern zu unbedeutend geweſen, und ihr geblieben. Dieſe beyden Stücke waren es, die Bernhard ihr jetzo vorlegte, und auf welche er ſeinen Wahn baute. Sie ſah ſie mit Erröthen an, beantwortete die Fragen, mit welchen er in ſie drang, auf eine Art, die er für Geſtändniß hielt, verſprach endlich, ihm alles zu ſagen was er zu wiſſen verlangte, wenn er nur jetzt ſie verlaſſen, und ihr Muſe geben wolte, ſich von der Beſtürzung zu erholen, in welcher ſie ſich befand.

Beſtürzung? fragte Bernhard, weil ich euren Namen entdeckt habe? Was kann euch doch immer mehr zu dieſem geheimnißvollen Betragen veranlaſſen? Doch ihr werdet mir alles entdecken, und ich will euch jetzt verlaſſen. Kommt zu mir, um welche Stunde ihr wolt, mein Zelt ſoll dem Bruder der guten Thekla und der heldenmüthigen Thereſe immer offen ſtehen.

Wir wiſſen nicht, ob wir es Glück oder Unglück nennen ſollen, daß Bernhard Theklas Verlangen erfüllte, und ſie ſo ſchleunig verließ; wäre er noch einige Augenblicke länger geblieben, ſo hätten ihre Beſtürzung, ihre Thränen, und zwanzig andere kleine Umſtände ſicher ihr Geheimniß verrathen, und ſie wäre dadurch zwar auf einige Augenblicke beſchämt, aber zugleich einer faſt unerträglichen Laſt für die Zukunft entledigt worden.

Was ſoll ich thun? rief ſie mit gerungenen Händen als ſie allein war; ſeinen Irrthum nützen und fortſetzen? — Mich ihm entdecken? — Nein, alles in der Welt, nur das nicht! — Aber werde ich mir durch Betrug nicht zwar ſpäte aber eben ſo gewiſſe Beſchämung bereiten? — Flucht iſt das einige was mich hier retten kann, und ſie ſey beſchloſſen, feſt und unabänderlich beſchloſſen. — Eine zweyte Zuſammenkunft würde mich verrathen.

Dieſer feſte unabänderliche Entſchluß blieb demohngeachtet von einer Stunde zur andern unausgeführt; unüberwindliche Hinderniſſe ſetzten ſich ſeiner Ausführung entgegen. Der König, der ſeiner Gemahlin, welche ihm ein anſehnliches Heer aus Schweden zuführte, entgegen gereiſt war, kam dieſen Tag nebſt ihr und den neuen Truppen zurück, das ganze Lager war in Aufruhr, es war unmöglich zu entkommen.

Gegen Abend kam ein Ritter und lud die verkleidete Thekla in Herzog Bernhards Namen ein, zu ihm zu kommen. Sie entſchuldigte ſich, klagte über heftige Schmerzen an ihrer

Wunde,

Wunde, aber eine wiederholte Geſandtſchaft nöthigte ſie zu folgen. Herzog Bernhard hatte dringende Geſchäfte mit ihr abzuthun. Nun ſo ſey es denn, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, indem ſie gieng. Ich muß ihn wieder ſehen, ich werde mich ihm entdecken, und das iſt vielleicht eben ſo gut; er mag die Abentheuerin Thekla verachten, ihre Geſchichte mit zweydeutigen zweifelnden Blicken anhören, ſie nicht ferner ſeines Anblicks würdigen; ich bin ja einmahl beſtimmt, alles, auch die Achtung meines Freundes zu verlieren, und Unglück iſt doch wohl beſſer als vorſetzlicher Betrug.

Herzog Bernhard empfieng ſie am Eingang ſeines Zelts. Graf, ſagte er, ihr müßt ſogleich mit mir zum Könige, ich habe mit ihm von euch geſprochen, er ſowohl als die Königin verlangen euch zu ſehen, es wird euer Glück ſeyn.

Zur Königin? Herzog, unmöglich!

Keinen Aufſchub, Jaromir! Theklas Bruder hat nichts zu fürchten.

Aber, ihr kennt mich nicht, ihr wißt nicht wer ich bin.

Ich weis alles! Hier gilt weiter kein Leugnen. Ich habe euch dem Könige bereits unter eurem wahren Namen bekannt gemacht, und

Guſtav

Guſtav iſt zwar gnädig, aber er läßt nicht mit ſich ſpielen.

Aber dieſe Binde? Iſt dies ein Aufzug vor Königen zu erſcheinen?

Eure Verwundung macht euch Ehre, man kennt ihre Veranlaſſung, man bewundert den Muth, mit welchem ihr euch, einem Freunde zu Liebe, der Wuth der Feinde ausſetztet, man brennt vor Verlangen durch euch auch den Mann zu kennen, der als ein Held fiel, und ſchon dadurch Achtung verdient, weil Jaromir von Thurn mit ſo heißer, inniger, mehr als freundſchaftlicher Liebe an ihm hieng.

Thekla dachte in die Erde zu ſinken; faſt mit Gewalt ward ſie von Bernharden in das königliche Zelt geführt. Guſtav empfieng ſie mit der gewöhnlichen Huld, aber ſeine Gemahlin mit etwas königlichem Stolz und Zurückhaltung. Sie war eine der beſten Fürſtinnen ihrer Zeit. Eine Dame voll Muth und Entſchloſſenheit, eine Mutter ihres Volks, ihrem Gemahl ſo ganz ergeben, ſo ganz an ihn gefeſſelt, als wenn ſie eine gemeine Frau keine Königin geweſen wäre; aber — nicht ohne Fehler, ſchnell und entſcheidend in ihren Ausſprüchen, hartnäckig in ihren Vorurtheilen, eine ſtrenge Richterin aller Fehler, vornehmlich derer ihres eigenen Geſchlechts und vor den, der ſie zuerſt ſahe, durch ihr hohes gebietendes Weſen, furchtbar und abſchreckend.

Was mußten Theklas Gefühle bey ihrem Anblick ſeyn! Wie eine Verbrecherin ſtand ſie vor ihr, und Bernhards Winke konnten ſie kaum zur Beobachtung des gewöhnlichen Ceremoniels ermuntern.

Die Königin ſahe ſie mit ſcharfen treffenden Auge an. Er iſt liebenswürdig, ſagte ſie, indem ſie ſich zu ihrem Gemahl wandte, faſt möchte ich dieſe zierliche Geſtalt, und das Wenige, was man von dieſem verhüllten Geſicht ſieht, ſchön nennen; aber ich muß geſtehen, ſein Anſehen überraſcht mich, er iſt ſo ganz das Gegentheil von dem braven Bogeslav ſeinem Bruder.

Seine Jugend! erwiederte Bernhard.

Auch dieſe überraſcht mich, fuhr ſie fort, es iſt lange, daß man von dieſem gefangenen und ermordet geglaubten Jaromir ſprach, und dieſe Geſtalt, dieſe Züge, ungeachtet ihnen Spuren genug des ausgeſtandenen Elends eingedrückt ſind, haben noch ſo viel jugendliches!

Der König fiel hier ſeiner Gemahlin mit einer Zeitrechnung in die Rede, welche Thekla ſehr gut hätte berichtigen können, aber die ſie gern

gern mit Stillſchweigen übergieng, da ſie ſo gut zu ihrer Verſtellung paßte, die ſie nun einmahl ſchien beybehalten zu müſſen.

Bernhard war ſo ſchlecht als Guſtav von der eigentlichen Zeit unterrichtet, in welcher derjenige, deſſen Perſon Thekla hier vorſtellte, in die Hände ſeiner Feinde fiel; er trat auf des Königs Seite, ſprach in ſo entſcheidenden Ton von dieſen Dingen, in welchem oftmahls Perſonen ſeines Standes von demjenigen reden, was andere beſſer und richtiger wiſſen als ſie. Die Königin war überwieſen, und Thekla ſchwieg — Ihr müßt euch ein wenig faſſen, flüſterte Bernhard dem vermeynten Jaromir zu, man wird ſonſt hier ein ganz verkehrtes Urtheil von eurem Verſtande fällen. Thekla ermannte ſich, und einige Antworten, die ſie auf die Fragen der Königin gab, überzeugten jedermann, daß es ihr nicht an Geiſt fehle, und daß ihr Stillſchweigen bloße Schüchternheit ſey.

Eine Schüchternheit, ſagte Bernhard, welche man dem, der ſo viel gelitten hat, wahrſcheinlich Jahrelang in der Gewalt der Mönche, vielleicht vor kurzer Zeit noch in unterirrdiſchen Gefängniſſen eingekerkert war, wohl verzeihen kann.

Unglücklicher Jüngling! rief Guſtav. Ihr müßt uns von dieſen Dingen erzählen; wiewohl, brauchen unſere Herzen auch zu mehrern Mitleid erregt zu werden, als wir gegenwärtig für euch fühlen?

Die Königin, welcher die Thränen in die Augen kamen, wendete ihr Angeſicht leutſeliger als zuvor gegen den ſogenannten Jüngling, und bat, er möchte ſich ihnen entdecken und glauben, daß man darauf denken würde, ihm das zu vergüten, was er ausgeſtanden habe.

Thekla antwortete verbindlich, aber lehnte, wie man denken kann, eine Erzählung von ſich ab, bey welcher ſie ſich zu weit für ihr trugloſes Herz in das Feld der Erdichtungen hätte verirren müſſen.

Dies iſt doch die allgemeine Sprache derer jenigen, welche in der Gewalt der Mönche geweſen ſind, ſagte die Königin, indem ſie ſich zu Guſtav wandte! Gott weis, was man für Mittel braucht, dieſen Unglücklichen die Verſchwiegenheit einzuprägen. — Nun gut, Jaromir, wir wollen nicht in euch bringen, aber die Erzählung von der Geſchichte eurer Schweſtern werdet ihr uns nicht verſagen?

Der

Der König trat an die Seite ſeiner Gemahlin, und der Herzog bat ſeinen Freund inſtändig, doch das, was man foderte, nicht zu verſchieben. Ich brenne vor Verlangen von den beyden unglücklichen Schweſtern zu hören, ſetzte er hinzu, vornehmlich von der guten Thekla.

Herzog! Herzog! ſagte die Königin mit aufgehobenem Finger, dieſe Thekla liegt euch ſehr am Herzen, es ſind allerley Gerüchte von ihr und euch gegangen, und wer weis, ob ihr euch nicht blos für dieſen Jaromir darum ſo intereſſirt, weil er ſeiner ſchönen Schweſter, wie ihr ſagt, ſo ähnlich iſt.

Ja ähnlich! rief Bernhard lachend, aber nicht gleich! Ihr müßt mir verzeihen, Graf, ein Jüngling kann wohl einem Mädchen den Vorzug der Schönheit gönnen.

Jaromir könnte immer noch etwas weniger ſchön ſeyn, ſprach die Königin, um euch vor dem Verdacht zu ſchützen, daß euer Freund ein verkleidetes Mädchen, vielleicht gar die geliebte Thekla ſey. — Ihr werdet roth, Graf? Ich will doch nicht hoffen, daß ihr glaubt, ich könne im Ernſte einer Dame von ſo bekannter Ehre und Tugend wie eure Schweſter ſo etwas zutrauen?

Ha, rief Guſtav, das Schwert zuckt dem jungen Menſchen ſchon in der Scheide, und ihr habt euch glücklich zu preiſen, meine Theure, daß ihre eine Dame ſeyd, ſonſt würde es blutig gerochen werden, daß ihr den Namen der Gräſin von Thurn auf ſo eine Art anführtet.

Die Königin lachte, und wiederholte ihre Bitte an Jaromir, und diejenige, welche jetzt dieſen Namen führen mußte, bequemte ſich, ſo gut es ihre Verwirrung zuließ, zu einer Erzählung, die unſern Leſern ſchon aus dem Vorhergehenden bekannt iſt, welche ſie aber vielleicht mit mehr Feuer und Beredſamkeit vortrug als wir, wie auch ihr, einer Augenzeugin aller dieſer Dinge zukam.

Die Bewegung, in welche ſie ihre Zuhörer ſetzte, war Zeuge von der Macht ihrer Worte. Sie erzählte die magdeburgiſchen Begebenheiten nicht, ſie mahlte ſie; die Königin gab ſich keine Mühe, ihre Thränen zu verbergen, und Guſtav und Bernhard ſahen ſich reuevoll an, daß ſie nicht lieber alles hintangeſetzt hatten, um dieſem Elend zu ſteuern. Guſtav konnte nicht begreifen, wo Falkenberg die Hofnung auf Entſatz hergenommen hatte, die er ihm auf keine Weiſe zu geben gewußt hätte, er ahndete hier Betrug, wie auch wohl wahrſcheinlich war, ungeachtet dieſe Dinge nie ans Licht gekommen ſind, es hatte ſich einmahl alles vereinen ſollen, die unglückliche Stadt ins Verderben zu ſtürzen.

Die Königin ließ ſich die Scene von Thereſens Tode noch einmahl wiederholen. Das iſt groß! das iſt edel! rief ſie. Ich glaubte nicht, daß ich ihr würde verzeihen können, daß ſie aus den Schranken ihres Geſchlechts heraus trat, und ſich in männlichem Gewand mit dem Schwert an der Seite in den Streit wagte; ein Schritt, den meines Erachtens kein Frauenzimmer aus irgend einer Urſache thun ſolte; aber dieſe Thereſe! ihr Tod! Ja, ich muß ihr verzeihen, muß ſie bewundern!

Würdet ihr im Stande ſeyn, ihr gleich zu handeln? fragte der König mit zärtlichem Blick.

O, erwiederte ſie, ich kann euch keinen größern Beweis geben, wie ihr geliebt werdet, als wenn ich ſage, daß ich um eurentwillen fähig ſeyn könnte, alles, ſelbſt meine Grundſätze vom weiblichen Wohlſtande, auf die Seite zu ſetzen, und anders zu handeln als ich denke, daß es mir ziemen würde. Alle Betrachtungen von Schicklichkeit und Unſchicklichkeit ſchwinden ins Nichts,

wenn

wenn man im Begrif ſteht, von demjenigen getrennt zu werden, an dem unſere ganze Seele hängt.

Und was ward aus Thekla? fragte Bernhard, indeſſen der König die Rede ſeiner Gemahlin ſo erwiederte, wie ſie verdiente. Die Erzählerin ſtockte, ſie hatte, um ſich nicht zu verreden, ihren eigenen Namen ſo wenig als möglich erwähnt, hatte, wie man denken kann, nichts von ihrem Unternehmen geſagt, durch den Gang unter der hohen Pforte zu Bernharden zu kommen, und noch eine Menge andere Dinge mit Stillſchweigen übergangen, jetzt half ſie ſich damit, daß ſie gleich nach dem Tode ihrer Schweſter, Tilly unmittelbar erſcheinen und das wirklich ausführen ließ, warum ſie ihn im Lager vergebens bat. Tilly, ſagte ſie, ſchickte meine Schweſter mit einer ſichern Bedeckung nach Schleſien zu unſerer Mutter, er war zu edel, ein wehrloſes Mädchen zu beleidigen.

Da hat er mehr gewagt als ich auszurichten wüßte, ſagte der König, die Wege ſind dahin ſo unſicher, daß ich dem, den ich dahin zu bringen gedächte, ein halbes Heer zur Bedeckung mitgeben müßte.

Ach,

Ach, ſagte Jaromir, und die erſte Gnade, um die ich den großen Guſtav bitten wolte, war dieſe, mir Gelegenheit zu geben, meine Mutter wieder zu ſehen.

Warum nicht lieber euren Vater? fragte die Königin, wiſſet ihr noch nicht, daß er lebt? Er und euer Bruder ſtehen mit einem anſehnlichen Heer in den Niederlanden, und —

Mein Vater, ſchrie Thekla, mein Vater lebt! O Entzücken! Das Feuer, mit welchem der ſogenannte Jaromir der Königin in die Rede fiel, fand Beyfall, und man ward überzeugt, daß es dieſer ſtummen Bildſäule, dieſem lebendigen Bilde der Schüchternheit, nicht an Gefühlen mangelte; eine Entdeckung, die man ſchon in ihrer Erzählung gemacht hatte. Man that der Freude, welcher ſie ſich überließ, keinen Einhalt, und der Herzog erhielt Erlaubniß, ihr die bisherigen Schickſale ihres Vaters und Bruders mitzutheilen; eine Sache, die wir als zu umſtändlich für den engen Raum unſers Buchs mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe Blätter enthalten ohnedem nur allzuviel kriegeriſche Scenen, und das was die beyden Grafen von Thurn angeht, gehört ſo ganz in dieſes Fach, daß man es uns ohne Mühe ſchenken wird.

Thekla, welche aus allen vorgefallenen Geſprächen, beſonders aus den Reden der Königin ſah, daß ſie hier ihre Maſke nicht ablegen dürfe, und die es wohl fühlte, wie läſtig ihr dieſelbe in der Länge werden würde, wiederholte ihre Bitte, da der Weg zu ihrer Mutter unmöglich ſey, zu ihrem Vater gebracht zu werden, und der König beklagte, daß er auch dieſe nicht erfüllen könnte. Ihr müßt, ſagte er, vor der Hand ſchlechterdings bey uns bleiben, aber ihr ſolt euren Vater ſehen, ihn vielleicht bald ſehen, die Lage der Sache wird erfodern, daß alle Helfer der Proteſtanten ſich nächſtens in ein Heer vereinigen, und dann wird auch der brave Thurn zu uns ſtoßen, und ſich freuen, wenn ich ihm ſeinen ſo lange todtgeglaubten Jaromir wieder in die Arme liefere.

Dieſe Art des Wiederſehens war es nun eben nicht, was Thekla wünſchte. Sie kannte ihren Vater und ihren Bruder zu gut, als daß ſie hätte hoffen können, ſie würden ihre Verſtellung unterſtützen, oder wenn ſie öffentlich bekannt würde, ſie vergeben und ihr beytreten; aber zu ihnen zu reiſen, ihnen ohne Zeugen alles zu entdecken, und dann unter ihrem Schutz heimlich nach Schleſien zu gehen, daß niemand wiſſe, wo ſie geblieben ſey, dies war ihr Wunſch. Seine Erfüllung ward ihr verſagt, ſie ſah in der Ferne neue Gefahren, neue Schwierigkeiten entſtehen, und ſank in ihr trauriges Schweigen zurück.

Sie ward vor dieſen Abend entlaſſen, wechſelte nur wenig Worte beym Abſchied mit Bernharden, verbat ſeinen frühen Beſuch, und begab ſich in ihr Zelt, um zu verſuchen, wie ſie ſich aus dem Labyrinth von Gedanken finden könne, in welches ſie durch ihre letzten Begebenheiten von neuem gerathen war.

Funfzigſter Abſchnitt.

Thekla hatte die Zeit verſäumt, in welcher ihre Entdeckung ſchicklich geweſen wäre. Sie hatte ſie aus grillenhaften Bedenklichkeiten vermieden; und nun, da ſie bey beſſerer Ueberlegung ſahe, daß es gut für ſie ſeyn würde, unter ihrem Namen bekannt zu ſeyn, da ſie Gelegenheit zu Enthüllung dieſes Räthſels gewünſcht hätte; nun hatte ſie ſchon zu viel Schritte in der Verſtellung gethan, mußte bleiben was ſie war, oder allen den Tadel, alle die üble Nachrede doppelt auf ſich nehmen, welche ſie anfangs vermeiden wolte. Meine Leſerinnen, laßt mich keine Anwendung machen, ſie ſey euch überlaſſen. Heiter und offen gehe die Unſchuld einher, nie hülle ſie ſich ein in verdächtige Schleyer, um unverdienten Tadel zu vermeiden, wenn ſie nicht endlich wirklich die Geſtalt des Verbrechens tragen will.

Thekla vermied Bernhards Umgang gefliſſentlich, und war gern um die Königin, welche doch nie einen rechten Geſchmack an ihrer Perſon finden konnte. Sie war eine Dame von richtiger Urtheilskraft, ſah gern, wenn jeder das was er vorſtellte ganz war, haßte den mädchenhaften Jüngling ſo ſehr, wie das männliche Frauenzimmer. Nach dieſer Richtſchnur war nicht nur ihr Urtheil über andere, ſondern auch über diejenigen abgemeſſen, welche ihr der Natur nach die nächſten waren. Guſtav der Held, der ſeinem Stande und ſeinem Geſchlechte Ehre machte, war der Abgott ihres Herzens, und ihre eigene Tochter die männliche Chriſtine der Gegenſtand ihres geheimen Widerwillens. Dieſe Prinzeßin hatte damahls kaum noch das ſiebente Jahr zurück gelegt, aber ſie zeigte bereits was ſie werden wolte, und wandte dadurch das Herz ihrer Mutter ganz von ſich ab. Ihre Geſtalt war ſo männlich als ihre Stimme; ſchon als Kind zog ſie die Vergnügungen des Knaben den ſtillen Zeitvertreiben ihres Geſchlechts vor, ſah es gern, wenn ihre Hofmeiſterin ihr erlaubte, die Kleider mit dem jungen Grafen B.., einem Knaben ihres Alters zu verwechſeln, und nannte ſich denn in ihren Spielen König Chriſtian.

Dieſe Dinge, ſo heimlich ſie getrieben wurden, kamen doch zuweilen an den Tag, und ſo herzliches Lachen ſie Guſtaven auspreßten, wenn er etwas davon erfuhr, ſo wurden ſie doch von der Königin allemahl mit dem höchſten Unwillen aufgenommen. Man gab der Prinzeßin neue Aufſeherinnen, und als keine vermogte Chriſtinens natürlichem Hange eine andere Wendung zu geben, ſo urtheilte ihre Mutter, wie ſie zu thun pflegte, ziemlich voreilig, die Schwedinnen hätten kein Talent eine junge Prinzeßin zu bilden; ſie nahm ſich vor, eine deutſche Dame zu dieſem wichtigen Geſchäfte zu gebrauchen, und ſie auf der Reiſe, die ſie in dieſes Land that, ſelbſt zu wählen, ſelbſt zu unterrichten, was ſie von ihr verlange.

Der

Der König, der ſich gern nach den Wünſchen ſeiner Gemahlin bequemte, pflichtete ihr auch hierin bey, er verſprach ihr, ſelbſt auf die Erfüllung ihres Verlangens zu denken, und meine Leſer werden ſich vielleicht aus dem Vorhergehenden erinnern, daß er einſt mit einigen Worten äußerte, daß ſich ſeine Wahl am liebſten auf die junge Gräfin von Thurn lenken würde. Auch die Königin neigte ſich auf dieſe Seite, ſie hatte ſo viel von dieſer Thekla gehört, Guſtav und Bernhard hatten ſo vortheilhaft von ihr geſprochen, ſelbſt in des ſogenannten Jaromirs Erzählungen, ſo wenig er auch hievon ſprach, war ſo viel das für ſie einnahm, daß die Königin im Ernſte wünſchte, dieſe junge Dame perſönlich zu kennen, die ſo ganz zu Ausführung ihres Plans gemacht zu ſeyn ſchien.

Sie äußerte dieſe Gedanken oftmahls gegen die verkleidete Thekla ſelbſt, und ſetzte ſie dadurch in unbeſchreibliche Verwirrung. Ich wünſchte, ſagte ſie eines Tages, als der verſtellte Jüngling Sehnſucht nach ſeiner Mutter äußerte, ich wünſchte, euch gleich zu ihr verſetzen, und eure Schweſter Thekla an eurer Stelle zu mir zaubern zu können. Sie ſolte mir meine Tochter zu einem Frauenzimmer bilden helfen, ich mag keinen

Mann zur Tochter haben. Ich liebe dieſe Thekla ohne ſie geſehen zu haben, ihr Charakter iſt edel, und nach dem, was ich von ihr gehört habe, ſo ganz weiblich, daß ſie mir gewiß den wilden Knaben die Chriſtine zu einen Mädchen umſchaffen würde.

Was für eine Lage für Thekla, ſich als abweſend loben zu hören, ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, und das Lob nicht annehmen zu dürfen! Wie gern hätte ſie ſich der Königin zu Füßen geworfen, ihr alles entdeckt, und das günſtige Urtheil für ſich eingefordert, welches Chriſtinens Mutter über eine entfernte Perſon zu fällen glaubte.

Alles, fuhr die Königin fort, alles gefällt mir an eurer Schweſter, ſelbſt dieſes, daß ſie nicht ſo wie Thereſe Mannskleider anlegte. Was meynt ihr, würde ſie von Tilly wohl ſo ſchonend behandelt worden ſeyn, wenn ſie nicht in weiblicher Tracht in ſeine Hände gefallen wäre?

Der verkleidete Jaromir erkühnte ſich der entgegen geſetzten Meynung zu ſeyn, und wandte alle ſeine Beredſamkeit an, der Königin zu erweiſen, daß Verwechſelung der Kleider unſchuldig und in manchen Fällen nützlich und nothwendig ſey, aber vergebens; ſeine Gegnerin war

eine

eine Fürſtin, und blieb alſo auf ihrer Meynung, u Thekla ſah wohl, daß ſie ſich nicht entdecken dürfe, um die gute Meynung, die man von ihr hatte, wohl mit einemmahle zu zerſtören.

Sie begnügte ſich, der Königin für ihre gnädigen Geſinnungen gegen die vermeynte Abweſende zu danken, und im Namen dieſer Thekla das königliche Anerbieten auf die Zukunft anzunehmen.

In der That wäre eine ſo anſehnliche Stelle am ſchwediſchen Hofe alles geweſen was Thekla nur hätte wünſchen können; was hatte ſie ſonſt für Ausſichten? Die Einſamkeit an der Seite ihrer Mutter hatte ihr nur ſo lange das wünſchenswertheſte Glück geſchienen, als ihr Herz durch Unglück zu tief verwundet war, um Gefühl für irgend ein irdiſches Glück zu haben. Der Trieb zum Leben, zum geſelligen Leben erwachte jetzt von neuem in ihrer Seele. Die kühnen Gedanken an dieſen Bernhard, der für Thekla nur Freundſchaft, und für Amalien allein Liebe fühlte, waren ihr längſt vergangen. Je einem andern ihre Hand und ihre Liebe zu geben dünkte ihr unmöglich. Vor ſich ihrem Stande gemäß zu leben, war ſie nicht reich genug, wie glücklich würde ſie denn eine Stelle an einem Hofe

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Hofe gemacht haben, wo ſie den König ſo innig verehrte, und die Königin, ungeachtet aller ihrer Vorurtheile, doch lieben mußte!

Dieſe Gedanken beſchäftigten ſie ſehr ernſthaft, und ſie dachte bey allem was ſie vornahm einen Schritt zu thun, der ihre künftigen Hofnungen vernichten könne. Die Wunde, die ihr bisher das Recht gegeben hatte, nur mit halbem Geſicht zu erſcheinen, war längſt geheilt, aber ſie getraute ſich nicht ſich völlig vor derjenigen ſehen zu laſſen, welcher ſie einſt als Thekla nicht kenntlich ſeyn wolte. Sie wolte lieber ihre Wundärzte in Verdacht der Ungeſchicklichkeit als ſich ſelbſt in Gefahr ſetzen, ihr künftiges Glück zu verlieren. Schon fieng man an, über dieſe ewige Cur einer nicht gefährlichen Wunde zu ſpotten, und Jaromirs Geſicht mit einem Monde zu vergleichen, welcher immer im erſten Viertel blieb, als die Abreiſe der Königin ihm Erlaubniß gab, ſich etwas freyer zu zeigen. Die Zeit der entſcheidenden Aktionen nahte heran, Guſtav hielt ſeine Gemahlin nicht mehr für ſicher im Lager, und begleitete ſie nach Erfurt. Der ſogenannte Jaromir ließ ſich die königlichen Verſprechungen für Thekla erneuern, und beſchloß, gleich des andern Tages nach der Abreiſe der

Königin mit offenem Geſicht zu erſcheinen, welches er um deſto kühnlicher wagen konnte, da Herzog Bernhard, vor deſſen ſcharfem Auge er ſich fürchtete, dieſen Tag nicht gegenwärtig war, und er hoffen konnte, im Fall ſein Geſicht zu kenntlich ſeyn ſolte, ehe er von ſeiner Reiſe zurück käme, ſich ſeinen Augen zu entziehen, um dadurch das Geheimniß, in welches er faſt unwillkührlich verflochten worden war, auf ewig vor ihm zu verbergen.

Ein und funfzigſter Abſchnitt.

Sorgfältig verſchloß ſich Thekla in das Innerſte ihres Zelts, um die Operation vorzunehmen, vor welcher ihr ſo bange war. Sie nahm den Spiegel, ſie enthüllte ihr Geſicht, und nie hat ſich wohl ein Mädchen mehr über neuentdeckte Reize gefreut, als ſie über die Verheerung, welche Krankheit, Kummer und der Säbel des Räubers in ihrer Schönheit angerichtet hatten. Ihr heimliches Entkommen war noch immer zweifelhaft, und wie erwünſcht war ihr die Hofnung, ſich mit offenem Geſicht zeigen zu können, ohne erkannt zu werden, und auf dieſe Art die gelegendſte Zeit zu ihrer Entfernung abwarten zu können!

Noch immer machten dieſe geſunkene Wangen, dieſer weite Mund, dieſe bleiche Farbe die ſchöne Thekla in ihr unkenntlich. Leiden wie die ihrigen können nicht ſo leicht verſchmerzt werden, laſſen oft nur gar zu dauernde Spuren zurück. Der Bogen, welchen der feindſelige Säbel über ihr ſchönes Geſicht gezogen hatte, und der noch immer in einem breiten rothen Streif ſichtbar war, that das Seinige, das Feuer und die Anmuth dieſer Augen zu entſtellen, welche nicht gelitten hatten; und ach die ſeidnen Locken, ſie, die die reizende Thekla vor allen andern hätten auszeichnen können, wie waren ſie durch die Krankheiten, die ſie ausgeſtanden hatte, gemindert worden! — Sie dachte ſich kühnlich zeigen zu können wo ſie wolte, eine tief über die Stirn, welche ſie ſonſt ganz frey trug, herunterfallende Locke, gab ihr ein finſteres Anſehen, der Hut war tief in die Augen gedrückt, und die vorgenommene Wanderung aus dem Zelte angetreten.

Niemand war im Lager der ſie als Thekla gekannt hatte, als der alte Hans von Haſten-

dorf,

dorf, der Kammerherr Guſtavs, welcher krank zurück geblieben war. Bey ihm dachte ſie die Perle zu machen, und ſie glückte ganz ſo wie ſie wünſchte. Er ſchien ſie nicht zu kennen, ſie für den zu halten, für welchen jeder ſie hielt, für den jungen Jaromir von Thurn, und wünſchte ihr Glück zur völligen Geneſung. Es war etwas in ſeinem Betragen, welches ſie muthmaßen ließ, daß ihre Gegenwart hier nicht ganz angenehm ſey, daß man ihre Entfernung wünſche, und ſie würde dieſen Winken gefolgt ſeyn, wenn ſich nicht etwas zugetragen hätte, welches ſie auf etliche Stunden länger zurück hielt. — Ein junger Menſch von zwölf bis dreyzehn Jahren trat ein, und an ſeiner Hand ein Kind, deſſen Anblick die verſtellte Thekla ſo überraſchte, daß ſie mit einem Geſchrey auffuhr, und ehe ſie das was ſie ſagen wolte, ausreden konnte, faſt empfindungslos zurück ſank. O, Falkenberg! mein Chriſtiern Falkenberg! rief ſie aus als ſie ſich wieder beſann. Iſts möglich, ſind ich dich hier? Ja, ja, du biſts, dies ſind Thereſens Augen, dieſes der Mund deines Vaters! — O, Haſtendorf, wie kommt ihr zu dieſem Kinde? Und wie konntet ihr mir es ſo lange verbergen, daß er in euren Händen war?

Das

Das iſts, was ich befürchte! ſagte der Alte, und kehrte ſich unwillig nach der Wand, nun iſt uns der ganze Anſchlag verdorben! — Das Kind weinte in Theklas Armen, und gab dadurch einen neuen Beweis daß ſie unkenntlich ſey. — Ich bitte euch, Herr von Haſtendorf, rief Thekla, wie kam mein kleiner Vetter in eure Hände? Daß dich — — fluchte Haſtendorf, mußtet ihr ihn denn eben in meinem Hauſe finden? Konntet ihrs denn nicht erwarten? Der Herzog würde ihn euch ja zeitig genug gezeigt haben.

O, mein Kind! mein Chriſtiern! rief Thekla von neuem, ohne auf den Alten zu hören, und beynahe hätte ſie die gefährliche Frage: Kennſt du mich? hinzugeſetzt, aber ſchnell verſchlang ſie das erſte Wort in Liebkoſungen, zog den Knaben auf ihren Schoos, drückte ihn an ihre Bruſt, und beſann ſich erſt ſpät, daß ihr Betragen die Zärtlichkeit überſchritt, welche Jünglinge gemeiniglich gegen Kinder zu bezeugen pflegen.

Nun, das muß ich ſagen, rief Haſtendorf, weder Vater noch Mutter könnten ſich ſo mit dem Knaben anſtellen wie ihr thut, und er ſcheint euch nicht einmahl zu kennen. Kennſt du deinen

nen Vetter nicht, Falkenberg? Haſt du ihn nie zuvor geſehen?

Ach! wozu dieſe Frage! rief Thekla, und verſchloß den Mund des Kindes mit Küſſen, er hat mich ſo oft nicht geſehen, ſo ein Kind kann leicht vergeſſen.

Sagt mir doch, fuhr Haſtendorf fort, wenn und wie ſeyd ihr denn eigentlich in Magdeburg zu euren Schweſtern gekommen?

Thekla hatte dieſe Frage, welche die Königin und der Herzog ſehr oft an ſie thaten, allemahl leicht und unbeſtimmt beantwortet, ſie that es auch dieſesmahl, und bat den Alten, ihr lieber die Geſchichte von der Rettung des Knabens zu erzählen.

Haſtendorf drohte ihr mit dem Finger, und ſagte, wer mir nicht aufrichtig antwortet, dem ſolte ich auch nichts erzählen, auch will und kann ich es nicht thun, wendet euch an Falkenbergs Begleiter. Herr von Leublingen, ſeyd ſo gut und erzählt dem Grafen, wie ihr zu eurem kleinen Freunde kamet. Denn ihr müßt wiſſen, ſetzte er hinzu, indem er ſich wieder zu Thekla wandte, ihm habt ihr vornehmlich zu danken, daß euer Vetter kein Raub der Bosheit geworden iſt.

Thekla hatte bey der Freude über ihren angenommenen Sohn den jungen Menſchen der ihn führte, gänzlich überſehen, jetzt wandte ſie ſich mit Verwunderung zu ihm, und fragte, ob er in einem Alter, wo man ſonſt ſelbſt noch Schutz bedürfte, ſchon andere ſchützen gelernt hätte. — Der junge Leublingen beantwortete die Frage kurz und mit etwas Stolz, und ſchritt gleich zu der Erzählung, die man von ihm foderte. Ich habe nichts für euren kleinen Vetter gethan, ſagte er, als daß ich mich in jenen ſchrecklichen Tagen, da mich das Schwert ſowohl als ihn meiner Eltern beraubt, die Flamme mich ſowohl als ihn aus meiner Wohnung getrieben hatte, zu ihm geſellte, da ich ihn einſam und weinend daher laufen ſah. Mit Bitten und auch mit Drohungen (hier ſchlug er auf ſeinen Degen) brachte ich die, welche uns begegneten, dahin, ſich nicht an ihm zu vergreifen, beraubte ihn mit eigner Hand aller ſeiner Koſtbarkeiten, und zuletzt auch ſeiner Kleider, um ſie nebſt dem was ich bey mir hatte, anzuwenden, die Barmherzigkeit der Feinde zu erkaufen und zu verhindern daß keine rauhen Fäuſte dem zarten Knaben nahe kommen möchten. Es gelang uns, um den Mittag in einen Keller zu kommen. Oft waren forſchende Feinde um uns her, aber wir waren zu klein, um gefunden zu werden, auch hatten wir nichts mehr ihre Raubgier zu reizen, denn wir waren beyde faſt ohne alle Bedeckung, und ich glaube, ich würde mich hervorgewagt haben, wenn ich nicht für den Kleinen gezittert hätte; ich hatte es mit Entſetzen geſehen, wie grauſam man ſelbſt mit Kindern umgegangen war; ach, ich hätte ſie alle retten mögen!

Faſt todt vor Hunger ſchlichen wir am andern Tage hervor, es glückte uns ins freye Feld zu kommen, ich bettelte für mich und meinen kleinen Freund, dem ich ſeinen Namen ſchon abgefragt hatte, und ſo kamen wir bis ans ſchwediſche Lager; man brachte uns zu Herzog Bernharden, welcher ſich unſerer wie ein Vater annahm, und uns in die Aufſicht des Herrn von Haſtendorf gab. Was mich anbelangt, ſo habe ich ſchon von dem großen König von Schweden das Verſprechen erhalten, als Edelknabe dienen zu dürfen, und für den kleinen Falkenberg will Herzog Bernhard ſorgen, er ſcheint ihn vorzüglich zu lieben.

Ja ſo ſcheint es nicht, ſagte Haſtendorf, ſondern ſo iſts. Er liebt ihn als wenn er ſein Kind wäre, ſein Name ſetzte ihn in Entzücken, und als ihr, Herr Graf, hier ankamt, ſo ward ſeine Freude dadurch noch vermehrt, daß er euch durch ihn erfreuen konnte. Er ſuchte ihn bis auf einen gewiſſen Zeitpunkt vor euch zu verbergen, ſchien nicht auf eure Klagen über das verlohrne Kind zu achten, ſondern dachte ihn einmahl ſchnell vor eure Augen zu bringen, um — um eine Abſicht damit zu erreichen, die — ich nicht ganz genau zu ſagen weis.

Der junge Leublingen, der von Thekla allen den Dank und alle die Lobſprüche erhalten hatte, die er verdiente, hatte ſich jetzt auf einen Wink von Haſtendorfen entfernt; der Alte war allein mit Thekla, welche den Knaben noch immer auf ihrem Schooße wiegte und mit Liebkoſungen überhäufte. — Der kleine Falkenberg ward immer bekannter mit ihr, ſchien ihr Geſicht mit Aufmerkſamkeit zu muſtern, und ſieng denn auf einmahl an: Thekla! Biſt du nicht Thekla? wo haſt du deine Locken? —

Thekla verbarg ihr Schrecken über dieſe Rede unter verneuten Liebkoſungen, hoffte, der Alte würde die lallende Sprache des Kindes nicht verſtanden haben, und ſetzte ihr Geſpräch fort. — Haſtendorf ſtellte ſich nichts zu merken, bis der Knabe, welcher jetzt die Narbe auf ihrem Geſichts gewahr ward, anfing: Arme Thekla, was haſt du gemacht? Biſt du gefallen?

Nein! das iſt zu viel, ſchrie Haſtendorf, das iſt zu viel, Fräulein. Wozu dieſe Verſtellung? denkt ihr, daß alle Leute blind ſind?

Kaum, daß Thekla bey dem Entſetzen, das ſie bey dieſen Worten befiel, hinlängliche Faſſung behielt, ihre Hand auf den Mund des Alten zu legen, und ihn mit einem bittenden Blick auf den kleinen Falkenberg zu weiſen. — Soll ich dich hinausführen, mein Kind? fragte ſie ihn hierauf, indem ſie ihn vom Schooße ließ. Ja gern, antwortete er, zu meinem Bruder Leublingen.

Ich bitte euch um Gotteswillen, Fräulein, rief Haſtendorf bey ihrer Rückkunft, indem er ſich aufrichtete, was können eure Abſichten bey dieſer hartnäckigen Verſtellung ſeyn? Ich weis, wie man in euch gedrungen hat, euch zu entdecken, und es wäre ſo gut für euch geweſen, wenn man euch gekannt hätte!

Thekla konnte lange Zeit mit nichts als mit Thränen antworten, bis es ihr endlich gelang, zu Worten zu kommen, und dem ehrlichen Alten ihre ganze Geſchichte mit allen Umſtänden und die Urſachen ihrer Verſtellung mit allen denjenigen

nigen zu entdecken, was es ihr nun faſt unmöglich machte, ſie ohne Beſchimpfung aufzugeben.

Haſtendorf hörte aufmerkſam zu, ſchwieg eine Weile, und geſtand dann ſelbſt, daß er glaubte, ſie ſey zu weit gegangen, um nun umkehren zu können. Das Beſte, ſagte er, was ich euch rathen kann, iſt Flucht, ſchleunige Flucht, ehe Herzog Bernhard zurück kommt.

Und was wird ſie mir helfen? weinte Thekla, wenn man mich hier ſchon kennt, wenigſtens mein Geſchlecht muthmaßt.

Niemand kennt euch, niemand muthmaßt etwas als ich, ſagte der Alte. Ich hatte gleich bey eurer erſten Erſcheinung meine Gedanken, ich fand zu viel Weibliches in dieſem Jünglinge, hatte die Gräſin Thekla zu oft geſehen, um ihre Hauptzüge nicht ſelbſt in dem halbverhüllten Geſicht erſtes Blicks zu erkennen, und nun vollends mit ofner Stirn!

Und Herzog Bernhard? fuhr Thekla weinend fort.

Kennt euch nicht, glaubt kein Wort davon, daß ihr ein andrer ſeyd, als für welchen ihr euch ausgebt; aber das geſtehe ich euch, daß ich ihn beredet habe, euren kleinen Vetter zur Probe zu machen, was man von euch denken ſoll. Wie ihr beſtanden ſeyd, das wißt ihr ſelbſt am beſten. Schon die Art, das Kind zu behandeln, verrieth das Mädchen, und dann des Knaben eigne Worte!

Aber ihr habt den Herzog ſchon eure Muthmaßungen entdeckt?

Nicht doch, von dem, wofür ich euch hielt, kein Wort, nur meine Zweifel, daß ihr Jaromir von Thurn wäret. Ich weis die Geſchichte der damaligen Zeit zu gut, um mich ſo leicht durch eine falſche Erſcheinung irren zu laſſen. Auch ſehen die Augen des Alten oft weiter als des Jünglings.

Aber, was ſoll ich thun?

Laßt michs dieſe Nacht überlegen, die Sache iſt zu verwickelt, um ſogleich entſchieden zu werden.

Zwey und funfzigſter Abſchnitt.

Thekla wußte nicht ob ſie über die Entdeckung ihres Gәheimniſſes trauern, oder ſich freuen ſolte, beynahe behielt die letzte Empfindung die Oberhand. Es war, als ſey ihr ein Theil einer Laſt vom Herzen genommen, als ſey ſie froh wieder

der einen Theilnehmer ihrer geheimſten Gedanken, einen Rathgeber zu haben, ſich nicht mehr ganz ſelbſt überlaſſen zu ſeyn. Ihr dünkte es, als ſey die Stelle der ſo ſehr beweinten Hadaſſa jetzt einigermaßen erfüllt; einigermaßen, denn ganz konnte ihr ein Mann doch das nicht erſetzen, was ihr dieſe redliche Freundin war.

Haſtendorfs Alter und ſeine Redlichkeit machten ihn ſehr geſchickt zu der Stelle, welche Thekla geſonnen war, ihm einzuräumen. Weis doch er, ſagte ſie, die wahre Lage meiner Sachen, habe ich doch ihm die Bewegungsgründe meiner Handlungen vorgelegt; auf ihn kann ich mich nun berufen, wenn man meiner Aufführung einen Flecken anhängen wolte; er iſt von allem unterrichtet, er glaubt mir, und, o Thörin, die ich war, daß ich nicht dachte, eben den Glauben bey andern zu finden! Daß ich mich von thörichten Bedenklichkeiten hinreißen ließ, die mich in eine Menge von Krümmungen verwickelt haben, aus welchen ich mich nun nicht zu finden weis!

Thekla war mit dem erſten Morgen ſchon vor Haſtendorfs Bette, um ihr Urtheil bey ihm zu holen. Hört, ſagte er zu ihr, ich habe es überlegt, ihr könnt auf keine Weiſe heimlich entfliehen,

fliehen, ohne Verdacht zu erregen; ihr müßt dem Herzoge, um, wenn ja einmahl alles entdeckt würde, euren guten Namen zu ſchonen, ſo wenig als möglich vors Geſicht kommen, müßt euch ſobald als ihr könnt, mit ſeiner Bewilligung entfernen, dann eine Weile im Verborgenen leben, und alsdenn, wenn ihr ja wolt, euch zu der Königin begeben, welche euch nicht kennen kann, da ſie euer Geſicht nie ganz ſah, und die Zeit indeſſen auch noch etwas zu Veränderung deſſelben beitragen wird; daß ich euch nie verrathen werde, darüber läßt ſich nichts weiter ſagen, ihr kennt mich. — Wenn ich euch aber meine wahre eigentliche Meynung entdecken ſoll, ſo rieth ich, ihr ließt das letzte. Das Hofleben iſt ein misliches Ding, und die Erzieherin unſerer Prinzeßin zu ſeyn, ein ſehr mäßiges Glück. Bey eurer Mutter in Schleſien würdet ihr ruhiger leben.

Ach Gott, ſagte Thekla, wenn ich nur erſt bey ihr wäre! Seit mir es fehlgeſchlagen iſt vor euch unerkannt zu bleiben, ſeit dem dünkt mich, jeder müſſe mich kennen der mich anſieht!

Dies habt ihr nun nicht zu fürchten, erwiederte Haſtendorf. Daß ich euch kannte, das machte der Scharfblick der Erfahrung, welchen Herzog

Herzog Bernhard, der einige, der euch als Thekla ſah, noch nicht hat; auch iſt er nie um euch geweſen, als wenn ihr mit allen Geflitter der Mode umgeben waret. Eure Gewürge von Blumen, eure wehenden Schleyer, eure blitzenden Steingen, verſtellen euch Weiber mehr als ihr denkt, aber ich; — denkt dran, wie oft ich euch in eurer Einſamkeit belauſchte, wenn ihr bey eurem Tapetenrahm ſaßet und keinen andern Schmuck hättet als eure Locken, die zum Glück jetzt auch nicht mehr die ſind die ſie vormahls waren!

Ach glückliche, glückliche Zeiten! rief Thekla, da ich noch nichts von all dem Unglück erfahren hatte, das ich jetzt kenne, da ich noch nicht Urſache hatte, das zu verhehlen, was ich war, noch nicht in dieſes Gewühl von Verwirrungen geſchleudert war! Wie ruhig wandelte ich den einfachen Pfad des Mädchens, kannte keine liebere Beſchäftigung als meine Nadel, kein größeres Vergnügen als die Geſellſchaft meiner trauten Schweſter, und die Erzählungen des treuherzigen Haſtendorfs.

Welche von Herzog Bernharden handelten, unterbrach ſie der ſchlaue Alte. Gräſin! Gräſin!

Gräfin! mich macht man ſo leicht nicht blind. Ihr liebtet den Herzog, liebt ihn vielleicht noch.

Ehemahls, ſtammelte das erröthende Mädchen, als ihr die Thränen der Beſchämung, die bey dieſer Gewiſſensrüge aus ihren Augen ſtürzten, zu reden verſtatteten. Ehemahls! Jetzt iſt dies vorüber!

Ich will es hoffen, ſagte Haſtendorf, auch beſtärkt mich euer Betragen, daß ich bey dem Verdacht auf euer Geſchlecht, den ich vom Anfang hatte, ſorgfältig beobachtete, in dieſer Meynung. Ihr ſuchtet Bernhards Geſellſchaft nicht, hieltet euch mehr zu den Damen, welches euch von denen, die euch für einen Jüngling hielten, oft ſehr verdacht ward. Mich ſöhnte dieſe Aufführung mit eurer Verkleidung ein wenig aus, welcher ich anfangs ſehr üble Auslegungen gab — Und die waren? fragte Thekla. — Was ſoll ichs euch verhehlen, erwiederte er, ich glaubte, Liebe habe euch dieſe Kleider angezogen, oder bewegte euch wenigſtens ſie beyzubehalten.

Gerechter Gott! ſchrie Thekla, in was für ein Gewirr von ſchimpflichen Muthmaßungen habe ich mich durch die Mittel geſtürzt, welche ich gebrauchte ihnen zu entgehen!

Dieſe

Dieſe Gedanken, fuhr Haſtendorf fort, veranlaßten mich, Bernharden aufmerkſam auf eure Perſon zu machen, und ihm einen Betrug unter dieſer Hülle ahnden zu laſſen; ich gab ihm den Einfall ein, euch durch die Erſcheinung des kleinen Falkenbergs auf die Probe zu ſtellen.

Und konntet die Ehre eines Mädchens ſo aufs Spiel ſetzen? ſchrie Thekla.

Die Ehre der Thekla, welche ich jetzt vor mir ſehe, ſprach der Alte, iſt mir heilig; um die Ehre eines Mädchens, welches Mannskleider anlegt, um den Umgang eines geliebten Jünglings ungeſtört zu genießen, glaubte ich mich nicht ſonderlich kümmern zu dürfen.

Himmel! Himmel! rief Thekla, und verhüllte ihr Geſicht.

Jetzt, fuhr Haſtendorf fort, hebt eure Offenherzigkeit jeden falſchen Verdacht auf. Eure Unſchuld an allen dieſen verdächtigen Dingen macht es unnöthig, daß jemand anders euch kenne als ich, der Schützer und Zeuge eurer Tugend. Bernharden mußten nur im entgegengeſetzten Falle die Augen geöfnet werden, damit er ſich hüten könne. Er hat frühere Verbindungen, welche wohl mit der Zeit ernſthaft werden könnten, und die durch nichts geſtört werden dürfen, was den entfernteſten Schein von Argwohn oder Eiferſucht erregen könnte.

Haſtendorf! rief Thekla, wenn ich wüßte! wenn ich denken könnte, daß ihr! —

Ich denke gegenwärtig nichts von euch als alles Gute, erwiederte er, und um es euch zu beweiſen, rathe ich euch eure Verſtellung beyzubehalten, bis ihr euch mit Anſtand entfernen könnet, und will euch ſogar einige Anſchläge geben, euch noch unkenntlicher zu machen.

Ach, nach dem was ich jetzt gehört habe, ſprach ſie, lieber die Flucht! lieber Tillys Bande! oder den Tod!

Nun, nun, erwiederte der Alte, ſo blindlings wollen wir nur nicht in unſer Verderben laufen, ich ſorge für eure Sicherheit und will ſchon Gelegenheit finden, euch mit guter Art fort zu bringen, wenn ich nur erſt weis, wohin. Nach Schleſien zu eurer Mutter iſt vor der Hand unmöglich. In die Niederlande zu eurem Vater rathe ich euch nicht; euer Vater und euer Bruder ſind Feuerköpfe, welche über den kleinſten Anſchein von Unanſtändigkeit aufgebracht werden, ohne ſich auf kaltblütige Beurtheilung der Unſchuld einzulaſſen. Auch würdet ihr dort keine Gelegenheit haben, unbemerkt wieder in die euch ziemenden Kleider zu ſchlüpfen.

Ich denke an die Gräſin Mannsfeld, die alte Freundin meiner Mutter, ſagte Thekla.

Nach Frankreich? erwiederte er, wie wolt ihr bey jetzigen Zeiten ſicher dahin kommen? Sie iſt nach dem Tode ihres Bruders, Marquiſe de la Tremouille geworden, und wird das Land ihres Gemahls, der ſie anbetet, ungeachtet ſie eine Proteſtantin iſt, nicht verlaſſen, und uns die Reiſe zu ihr abkürzen. – – – – –

Auch kennte ich noch eine Dame, welcher ich mich wohl vertrauen wolte, fuhr Thekla fort. Sie war die Gemahlin eines angeſehenen Mannes im Gefolge des Herzogs von Braunſchweig.

Der Herzog von Braunſchweig iſt todt, und ſein Gefolge hat ſich zerſtreut! ſprach Haſtendorf.

Großer Gott, ſtirbt und zerſtreut ſich denn alles, was mir zur Stütze dienen könnte? rief Thekla. Ich zittere, die Kurfürſtin von der Pfalz, die grosmüthige Louiſe, die Beſchützerin meiner Schweſter zu nennen, vielleicht iſt auch ſie dahin.

Sie iſt gegenwärtig zu Erfurt bey unſerer Königin, ſprach der Alte.

Jeder, jeder Weg iſt mir verſchloſſen! ſchrie das unglückliche Mädchen. Was ſoll ich anfangen?

Bleiben, ſagte Haſtendorf, und von der Zukunft ein beſſeres Glück erwarten. Ihr lebt unter meinem Schutze, und wenn ihr ſo wolt, unter meiner Aufſicht. Bernhard ſoll euch ſelten ſehen, und ſieht er euch, ſo wollen wir ſchon Mittel finden, euch noch unkenntlicher zu machen, als dieſe Narbe und dieſe verblichene Schönheit thun können.

Drey und funfzigſter Abſchnitt.

Haſtendorf lehrte dem verſtellten Mädchen einige Kunſtgriffe bey ihrer Kleidung, welche ſelbſt ihren erſten Entdecker, den kleinen Falkenberg täuſchten; ſeine hellen Augen durchdrangen zwar endlich auch dieſe Hülfsmittel, und er fieng an, ſeine Thekla wieder oft zu nennen, aber man ſagte ihm den Namen Jaromir fleißig vor, er ward ihm bald ſo geläufig wie der andere, und eine zufällige Verwechſelung deſſelben konnte gar wohl auf die vorgegebene Aehnlichkeit zwiſchen dem Bruder und der Schweſter geſchoben

werden,

werden, von welchen nur die eine wirklich exiſtirte.

Mannigfaltige Kriegsverrichtungen hielten den Herzog von Weimar länger abweſend, als man vermuthet hatte. Er kehrte im Gefolg des großen Guſtavs mit neuen Siegen gekrönt zurück, und kaum hatte er ſich von weniger angenehmen Geſellſchaftern losgemacht, ſo eilte er nach dem Zelte des Jünglings, für den er ſich ſo ſehr intereſſirte.

Der ſogenannte Jaromir verließ den alten Haſtendorf wenig, und bey ihm war es, wo ihn Bernhard zuerſt antraf, bey ihm ſaß ſie, den kleinen Falkenberg auf ihrem Schoos, und den jungen Leublingen, den Retter des Knaben, an ihrer Seite. O wehe! rief der Herzog, mein Geheimniß iſt entdeckt, und die Probe iſt in meiner Abweſenheit vorgefallen! Nun, Herr von Haſtendorf, zweifelt ihr noch an der wirklichen Anweſenheit eines Grafen von Thurn? — Was ſagt der kleine Falkenberg? Kennt er ihn? — Wer bin ich, mein Kind? fragte das zitternde Mädchen, und flüſterte dem Knaben heimlich den Namen Jaromir zu. Du biſt Thekla, rief der kleine Chriſtiern, aber ohne deine Locken.

Ja, wahrhaftig, Graf, ſagte der Herzog, nur dieſe Locken fehlten, um euch zu dem vollen Ebenbild eurer Schweſter zu machen, die Aehnlichkeit iſt treffend, erſtaunenswürdig! — Jetzt nach der Enthüllung eures Geſichts, fehlt wenig euch zur völligen Thekla zu machen. Doch nicht ſo ganz, verſetzte Haſtendorf. Die Gräſin iſt, dünkt mich, um ein gutes Theil größer, und dieſe dunkeln Augenbraunen geben ihrem Bruder ein männlicheres Anſehen.

Und dieſes ſchüchterne blöde Niederſchlagen der Augen, ſetzte Bernhard hinzu, machte ihn ganz zu einem Mädchen. Pfui, Jaromir, gewöhnt euch das düſtre, mönchiſche Weſen ab, ſehet da meinen kleinen Helden, den jungen Leublingen, wie männlich ihm alles anſteht! Wahrhaftig, man dürfte euch nur Weiberkleider anziehen, um an eurer Perſon irre zu werden, und wenn mir nicht der Name der guten Thekla heilig wäre, oder ich gewiſſe Leute für würdig hielt, mit ihnen zu ſcherzen, ſo hätte ich wohl Luſt, euch eine Verkleidung anzubieten. Der Herzog von Lauenburg iſt wieder im Lager, und wenn er euch ſehen ſolte — —

Eine glühende Röthe des Unwillens überzog Theklas Geſicht. Es war in Bernhards Betragen

gen eine gewiſſe Vertraulichkeit, die der Name eines Jünglings, den ſie führte, ſehr verzeihlich machte, die ihr aber in Haſtendorfs Gegenwart, der ihr Geſchlecht kannte, unausſtehlich war; und nun noch zur Zugabe die Erwähnung des Herzogs von Lauenburg! Die Art wie dieſelbe geſchahe!

Ich bitte euch, Herzog, rief ſie mit einem verachtenden Blick auf Bernharden, vergeſſet nie, daß Theklas Bruder eben ſo viel Achtung von euch fodert als ſie ſelbſt. — Und Lauenburg? — Theklas Verfolger? — Nie müſſe ſein Name wieder vor mir genennt werden! — Ich bin vielleicht kein Held wie ihr, aber ich habe Gefühl, und weis es gegen meine Beleidiger zu äußern!

Graf, ſagte Bernhard, ich ſchätze euch wegen dieſes Zugs! In euch ſchlummern verborgene Funken von Muth, die ich erwecken muß, wolt ihr euch meiner Leitung überlaſſen? — Ich will das nachholen, was man bey eurer Bildung verſäumt hat, ich ſelbſt will euch in den Streit führen, an meiner Seite ſolt ihr lernen das Schwert gebrauchen, damit ihr nicht in einer Familie von Helden der einige ſeyd, welcher — —

O, fiel Thekla ihm in die Rede, was mir an Waffenerfahrenheit abgeht, das kann der Zorn gegen denjenigen erſetzen, welcher mich zu beleidigen wagt! —

Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer, und Bernhard ſahe ihr mit Erſtaunen nach.

Haſtendorf nützte ihre Abweſenheit, den Herzog zu ermahnen, jede Zuſammenkunft zwiſchen ihr und Lauenburgen zu verhüten. Die Aehnlichkeit, ſetzte er hinzu, zwiſchen dieſem Jaromir und ſeiner Schweſter, die ihr ſo groß ſindet, und ſelbſt der Name eines Grafen von Thurn könnte Gelegenheit zu gefährlichen Auftritten geben. Bernhard verſprachs und entfernte ſich.

O, Haſtendorf! rief Thekla, als ſie mit ihm allein war, was habe ich gehört. Lauenburg hier? Mein alter Verfolger? — O die Augen der Bosheit reichen weiter, als die Blicke der Freundſchaft! Bernhard kennt mich nicht, aber Albert wird mich kennen.

Der kluge Alte ſagte ihr was er zu ihrer Sicherheit gethan hatte, redete ihr die Gedanken von einer heimlichen Flucht aus, welche abermahls in ihr erwachten, und beredete ſie zu bleiben bis ſich irgend ein Mittel zu ihrer anſtändigen Entfernung erſinnen ließ.

Sie blieb, ſie mußte täglich Bernhards Umgang dulden, welcher ihr, ſo ſehr ſie ihm noch immer verehrte, in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung läſtig war, mußte ihm auf die Jagd folgen, endlich ihn gar in einige kleine Treffen begleiten, welche zwiſchen ſtreifenden Partheyen von den Pappenheimſchen Truppen und den Schweden vorfielen. Bernhard wollte mit Gewalt aus dieſem Jaromir einen Helden bilden, ſeine ſchwachen Arme mußten ein Schwert führen lernen, ſein Gehör mußte ſich an den Donner des Geſchützes gewöhnen, der ihm durch die Erinnerung an die magdeburgiſchen Scenen doppelt ſchrecklich war.

Nothwendigkeit und Verzweiflung jemahls anders als durch den Tod aus dieſer peinlichen Lage zu kommen, vertraten bey dem unglücklichen Mädchen die Stelle des Muths und der Kräfte, ſie fieng wirklich am Ende an, ſich in das zu ſchicken, was ſie begreifen mußte, vergaß in der Hitze des Gefechts den Gedanken, daß die Streiche ihres Säbels den Gegner ſchmerzten, und hielt ſich bey unterſchiedlichen Gelegenheiten, vornehmlich einmahl, da das Leben des geliebten Bernhards in Gefahr war, für ein Mädchen ziemlich wohl. Aber den Foderungen des Herzogs that ſie noch lange nicht genug, immer ward ihr der junge Leublingen zum Exempel vorgeſtellt, welcher ſich ungefodert mit in den Streit drängte, und große Hofnungen gab.

Die heftigen Leibesübungen, zu welchen ſie gezwungen ward, ſtärkten ihre Geſundheit und beförderten die Rückkehr ihrer Schönheit. Ihre Wangen wurden voller, die Luft verwiſchte die Spuren der Narbe, welche jetzt nur bey heftiger Erhitzung als ein ſchmaler weißer Streif zum Vorſchein kam, ihre Farbe war von der Sonne zwar etwas bräunlich, aber doch der Blüthe des roſenwangigen Mädchens nicht ungleich, und der kleine Chriſtiern hatte nicht mehr Urſache nach Theklas Locken zu fragen; mit verſchwenderiſchem Wuchſe drängten ſie ſich unter dem Hute hervor, und ſtrebten einen Hals zu verhüllen, welcher zu ſchön für den Jüngling Jaromir war.

Gräfin! Gräfin! ſagte Haſtendorf, es iſt Zeit euch zu entfernen. Wären dieſe Veränderungen nicht ſtufenweiſe vorgegangen, ich würde erſtaunen, daß der Herzog noch in ſeinem Wahn bleiben könnte. Ueber dieſes wird er ſich mit einem Theil des Heers bald von hier entfernen, und ihr müßt ihm folgen, oder da der König

gleich-

gleichfalls dieſe Gegenden verläßt und ich ihm folgen muß, hier in Lauenburgs Gewalt bleiben.

O, mein Freund, rief Thekla, wie wenig habt ihr nöthig mich zu einer Sache anzumahnen, die mein ſehnlichſter Wunſch iſt. Schaft mir nur Gelegenheit, mich aus einer Sphäre zu entfernen, die ſich ſo ſchlecht für mich ſchickt.

Und dieſe Gelegenheit, erwiederte er, könnte vielleicht vor der Thüre ſeyn. Eine erdichtete Krankheit wird euch Erlaubniß verſchaffen, euch in das nächſte Städtgen bringen zu laſſen, in wenig Tagen geht von da ein Transport neugeworbener Völker nach — —

Nach Breslau? fragte die entzückte Thekla.

Nein, verſetzte Haſtendorf, leider nur nach Erfurt, ihr könnt ſicher mit ihnen überkommen, und entweder da im Verborgenen bleiben, oder euern alten Anſchlag ausführen, und euch der Königin als Gräſin von Thurn zeigen.

Und glaubt ihr im Ernſt, fragte Thekla, daß dieſe Narbe mich nicht verrathen wird, daß dieſes Geſicht meinem ehemaligen wieder gleich ſieht?

O, nur gar zu ſehr, erwiederte er! und was die Narbe anbelangt, hütet euch nur für Erhitzung und heftigen Gemüthsbewegungen, traget eure Stirne nicht zu offen, und duldet niemand zu nahe um eure Perſon, ſo könnet ihr euch kühnlich zeigen wo ihr wolt, und eure Wahl nach eurem Gefallen einrichten.

Kann ich wählen? fragte ſie. Muß ich nicht folgen wohin mich das Schickſal ſchleudert? Und iſt's nicht vielleicht ein Wink von einer höhern Hand, daß ich nach Erfurt zur Königin geführt werde? Aber was wird in meiner Abweſenheit aus Chriſtiern? — Er bleibt unter meiner Aufſicht, verſetzte Haſtendorf, ich ſorge für ſeine Erziehung, und meine Frau für die Pflege ſeines Körpers.

Dieſer Dame, dieſer Frau von Haſtendorf, haben wir gegen unſere Leſer noch gar nicht gedacht, weil ſie bey niemand ſehr in Betrachtung kam. Sie war eine gemeine Hofſeele, die keinen andern Vorzug hatte als Liebe für den Knaben, welcher, wie ſie zu ſagen pflegte, ihr von hoher Hand anvertraut worden war. Im Gefolg der Königin war ſie nach Deutſchland gekommen, zur Pflege ihres kranken Mannes war ſie im Lager geblieben, als er jenesmahl Theklas Geheimniſſe entdeckte. Sie hatte ihn bisher noch nicht verlaſſen, und Thekla beruhigte ſich, weil ſie in ihren Händen den kleinen Falkenberg

kenberg ſicher glaubte. Daß dieſe Frau Thekla nur als Jaromir kannte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen; ihre zweydeutigen Blicke, der ſpitzige Ton ihrer Rede, ſcheuchte jedes Vertrauen zurück, und ſie wai ſo wenig der Liebling des verſtellten Jünglings als er der ihrige.

Vier und funfzigſter Abſchnitt.

Der Anſchlag gieng ſo glücklich von ſtatten, als ſich bey einer Perſon wie Thekla, welche zu beſtändigen Fehlſchlagungen beſtimmt zu ſeyn ſchien, kaum hätte vermuthen laſſen.

Der Herzog ließ ſeinen kranken Freund dahin bringen wohin er verlangte, er äußerte ernſtliche Beſorgniſſe über ihn gegen Haſtendorfen. Nicht ſeine gegenwärtige Unpäßlichkeit iſts was mich beunruhigt, ſagte er, ſondern ſein künftiges Schickſal. Ich wünſchte ſo ſehr ihn auf alle Art zu heben, aber Gott weis was aus ihm werden ſoll! Es iſt ja offenbar, daß ihn die wenigen Strapazen, die er ausgeſtanden hat, krank gemacht haben! — Zum Krieger iſt er verdorben,

ben, ſein Wille iſt gut, aber die Kräfte ſind zu ſchwach.

Ich rieth, wir ſchickten ihn zu ſeiner Mutter nach Schleſien, erwiederte der Alte.

Daß ſie ihn vollends ganz zum Mönche machte? ſprach der Herzog. Wer weis wie es der armen Thekla bey ihr gehen mag? — Nein, ich kann mich noch nicht von ihm trennen, er muß mir folgen, ſobald er hergeſtellt iſt, und ich will denn ſehen, was ich aus ihm mache. Der Krieg wäre freylich das beſte, aber — wenn mir das Glück wohl will, ſo kann ich den armen Zärtling wohl einſt in einer Civilbedienung anbringen. — Der Herzog von Weimar gieng mit ſeinen Völkern nach Werben, Guſtav folgte ihm dahin zu einer Unterredung mit dem Landgrafen von Heſſen; dem tapfern Wilhelm, der faſt der einzige von den deutſchen Fürſten war, welcher es redlich mit Guſtaven und der guten Sache meynte. Ein feſter Bund ward zwiſchen dieſen drey Helden geſchloſſen, welchen nur der Tod brechen konnte, der ihn auch nur gar zu bald brach. Wilhelm war der erſte von ihnen, welcher fiel, ihm folgte — — Doch es ziemt dem Geſchichtſchreiber nicht, die Schlüſſe des Schickſals zu früh zu enthüllen. —

Thekla kam indeſſen mit ihrer Begleitung ſicher nach Erfurt, und würde gewiß den nächſten Tag nach ihrer Ankunft Anſtalt gemacht haben, weibliche Kleider anzulegen, und ſich der Königin vorſtellen zu laſſen, wenn ſie nicht auf doppelte Art daran verhindert worden wäre. Die Königin war abweſend, ſie hatte ihre Freundin, die Kurfürſtin von der Pfalz begleitet, und war noch nicht zurück, doch wäre ſie auch gegenwärtig geweſen, ſo hätte die arme Thekla doch nicht vor ihr erſcheinen können, ein Sturz vom Pferde verrenkte ihren linken Fuß, und die Verletzung war ſo groß, oder vielmehr die Kur ſo langweilig, daß Eleonore längſt wieder in Erfurt war, als Thekla noch nicht daran denken durfte, ſich ihr vorſtellen zu laſſen; eine Sache, vor welcher ſie ohnedem einige Scheu hatte, da die großmüthige Louiſe, von welcher ſie hofte die Gnade zu erlangen, bey der Königin von ihr eingeführt zu werden, nicht mehr gegenwärtig war.

Sie hatte Urſach vor dem wichtigen Schritt zu zittern, den ſie thun wolte. Sie kannte Eleonorens ſcharfen richteriſchen Blick, eine kräftige Vorſprecherin, denſelben ein wenig zu mildern, wäre ihr nöthig geweſen, und ſie konnte

noch

noch nicht alle Furcht aufgeben, als Thekla für den vorgeblichen Jaromir erkannt zu werden.

Eines Abends, als ſie ſchon ihren verletzten Fuß wieder brauchen konnte, ſtand ſie in ernſthaften Gedanken über das, was nun bald oder gar nicht gethan werden mußte, am Fenſter; oft entſtand der Entſchluß in ihr, lieber Haſtendorfs Rath zu folgen, und ſich nicht in das gefährliche Hofleben zu wagen, lieber hier im Stillen das Ende des Kriegs und eine gute Gelegenheit nach Breslau zu kommen, abzuwarten, als einer Fürſtin unter die Augen zu treten, bey welcher ſie nur ſo lange glücklich ſeyn konnte, als ihre ganze Geſchichte, ſo unſchuldig ſie auch war, verborgen blieb. Die untergehende Sonne ſchien ihr hell ins Geſicht, und mußte ſie jedem Vorübergehenden, der ſie zuvor geſehen hatte, kenntlich machen; doch konnte ſie wohl fürchten, hier an einem Orte, wo ſie nie geweſen war, von irgend jemand gekannt zu werden, vor welchem ſie verborgen zu ſeyn wünſchte.

Es mußte indeſſen doch etwas ſeyn, welches ihr ſagte, ſie habe nicht Urſach ſich an irgend einem Orte zu kühnlich zu zeigen, denn auf vermehrtes Getümmel auf der Straße zog ſie ſich zurück, und fragte einen eintretenden Bedienten, blickten, was vorgienge. Es rücken mehr ſchwediſche Truppen in die Stadt, war die Antwort, ihr müßt die erſten Eſkadrons geſehen haben. Kann wohl ſeyn, erwiederte Thekla, Waffengetümmel iſt nichts neues. Ich ſah blinkendes Gewehr, aber die Sonne blendete mich — und, hätte ſie hinzuſetzen können, ich war mit meinen Gedanken zu weit entfernt, um mir deſſen bewußt zu ſeyn, was ſich meinen Augen vorſtellte.

Daß dieſe kleine Begebenheit nicht ſo unbedeutend ſey als ſie wähnte, ſolte ſie noch dieſen Abend erfahren. Sie war eben im Begrif ſich zum Nachteſſen nieder zu ſetzen, als ſie vor der Thür fragen hörte, ob nicht ein junger Fremder ſo und ſo geſtaltet hier wohne, und bald drauf den Bedienten eintreten ſah, um einen vornehmen ſchwediſchen Offizier zu melden. Dicht in ſeine Fußtapfen trat der Gemeldete, der auf den immer noch verkleideten Jaromir zugieng, ihn in ſeine Arme ſchloß, ſeinen Namen mit Entzücken nannte, und ſchnell von ihm für Herzog Bernharden erkannt ward.

Wie, Graf? fragte der Ankommende, mußtet ihr mir ſo entlaufen? Ich glaubte euch krank zurück gelaſſen zu haben, und finde euch friſch und geſund an dem Orte, an welchem ich erſt ankom-

ankomme? Doch nein, das heißt nicht entlaufen; ihr wußtet, daß der König hier eintreffen, und ich ihn begleiten würde, und ihr woltet mir zuvor kommen.

Die beſtürzte Thekla ſtammelte etwas von Länge der Zeit, von ihrem verrenkten Fuße und andern Dingen, welche gar nicht hier paßten.

Bernhard hörte nicht darauf, und fragte, ob ſie oft bey der Königin geweſen ſey? Gar nicht, erwiederte Thekla, welche ſich ſchnell erholte, und ich wünſche auch nunmehr nicht vor ihr zu erſcheinen. Ich bitte euch, Herzog, nennt meinen Namen hier gegen niemanden, ich wünſche verborgen zu ſeyn.

Auch vor eurem alten Freunde Hans Haſtendorfen? fragte Bernhard. O nein, ſagte ſie, vor ihm nicht! Iſt er hier? Ich wünſche ihn bald zu ſehen, lieber noch dieſen Abend.

Der Herzog war zu voll von andern Dingen, um die Unruhe und Verwirrung ſeines jungen Freundes zu bemerken, und er eilte, ſein Herz in den Schoos desjenigen auszuſchütten, deſſen ſanftes theilnehmendes Weſen ihn ganz zu der Rolle eines Vertrauten beſtimmt zu haben ſchien.

Wir wiſſen aus dem Vorhergehenden, daß der Herzog von Weimar gar nicht in allen mit dem ſogenannten Jaromir zufrieden war. Sein weniger Trieb zu Heldenthaten, ſeine Schwäche, ſeine Furchtſamkeit, wenn er ſich ja einmahl entſchließen mußte, das Schwert zu ziehen, machten ihm viel Kummer; aber er verkannte deswegen nicht ſeine andern Verdienſte.

Aus den Augen dieſes vermeynten Jünglings leuchtete die innigſte Ergebenheit gegen ſeinen Freund, dieſes Gefühl für alles was ihn angieng, und hinlängliche Klugheit zum Rathgeben in zweifelhaften Fällen. Bernhard hatte ſeinen Jaromir bey verſchiedenen Gelegenheiten während ihres Aufenthalts zu Wolgaſt geprüft, und ihn bewährt gefunden; er ſchloß ſein ganzes Herz vor ihm auf, und ließ die arme Thekla oft mehr in denſelben leſen als ihr lieb war. Auch dieſesmahl waren ſeine Eröfnungen von der Art, daß ſie ihr, bey ihrer noch nicht ganz gedämpften Leidenſchaft, Kummer machen mußten.

Dieſe Amalie, vielleicht die einige Urſache, warum Thekla nur Bernhards Freundin war; dieſe Amalie war jetzt Wittwe, die Hofnungen des Herzogs lebten auf, der König von Schweden war auf ſeiner Seite, er hatte große Dinge

im

im Sinn, große Dinge auch für ſeinen Freund Bernhard. Die Zeiten der Entſcheidung nahten heran. Einige Siege mußten nur noch erfochten werden, um den bedrängten Proteſtanten die Glaubensfreyheit, dem verlaſſenen Friedrich von der Pfalz ſeine Erblande, und Bernharden — vielleicht einen Thron zu verſichern! — Was für Ausſichten, Graf! rief der Herzog; Amalie dann an meiner Seite und Jaromir mein Freund! Dann will ich dieſe ſchwachen Arme nicht mehr nöthigen die Waffen zu führen; nein, mein Freund, ich werde dich in einen Wirkungskreis ſetzen, welcher deinen Kräften beſſer angemeſſen, und eben ſo nützlich als rühmlich für dich ſeyn ſoll. Auch für dein holdes Ebenbild, deine Schweſter Thekla wollen wir dann ſorgen; ſie ſoll nicht bey ihrer finſtern trübſeligen Mutter in Schleſien bleiben, ſoll nicht nach Schweden ziehen, um eine Zuchtmeiſterin der wilden Chriſtine zu werden, wir wollen ſie verheyrathen, mit dem beſten und größten Manne, den ich in meinem Reiche haben werde.

Und darf ich den, der ſo viel verſpricht, nicht um eine vorläufige Gnade bitten? fragte der verſtellte Jaromir. Nicht um ſicheres Geleit zu meiner Mutter nach Schleſien, oder um ruhigen Aufent-

Aufenthalt an dieſem Orte fern von dem Geräuſch der Waffen, das ich mich nun einmahl nicht überwinden kann zu lieben?

Und wenn ich dich nun um die Gefälligkeit bäte, mich nur noch auf dem einigen Zuge nach Sachſen zu begleiten, fragte der Herzog, würdeſt du ſie deinem Freunde abſchlagen? Dein Rath, deine holde theilnehmende Freundſchaft iſt mir jetzt ſo unentbehrlich! Ich muß doch jemanden haben, mit welchem ich von Amalien und meinen künftigen Hofnungen ſprechen kann; du biſt der einige, der von dieſen Dingen weis, wolteſt du, nachdem ich meine liebſten Geheimniſſe in deinen Schoos ausgeſchüttet habe, mit denſelben davon gehen, und mich allein laſſen?

Thekla ſchwieg, und der Herzog fuhr fort in ſeinem ſtolzen Plane für die Zukunft, fuhr fort, ſeinem Freunde die lachendſten Ausſichten vorzumahlen, welche er nie anders als im Bilde ſehen ſolte. Er war ſich bewußt, daß, wenn Heldenmuth und Rechtſchaffenheit Anſprüche auf Glück geben könnten, er nicht leer ausgehen würde, er hielt die Freuden der Folgezeit ſchon für ſein gewiſſes Eigenthum und genoß ſie im Voraus; kleine Schwachheiten, die man einem Fürſten, der, als er vom Schauplatz abtrat, das neun und zwanzigſte Jahr noch nicht einmahl erreicht hatte, der jetzt noch in allen ſüßen Täuſchungen der Jugend lebte, wohl verzeihen kann.

Fünf und funfzigſter Abſchnitt.

Der Morgen brach an, ehe der Herzog ſich von ſeinem Freunde losreißen konnte; Thekla erröthete über die Unſchicklichkeit eines ſolchen Beſuchs. Sie fürchtete Haſtendorfs Tadel, aber wie konnte ſie Bernharden von ſich treiben, ohne dieſe Freyheit mit dem Bekenntniß ihres liebſten Geheimniſſes zu erkaufen? — Wichtige Dinge erfuhr ſie in dieſer merkwürdigen Nacht von dem Herzoge, Dinge, welche ſie auf gewiſſe Art an ihn feſſelten, es faſt unmöglich machten, ihn ohne Verdacht der Untreue und Verrätherey zu verlaſſen. Bernhard vertraute ſeine geheimſten Papiere ihren Händen an. Bey dir weis ich ſie ſicher, ſagte er, mein Leben iſt den Gefahren der Waffen zu ſehr ausgeſetzt, auch nach meinem Tode dürfen dieſe Sachen nicht bekannt werden; du opferſt ſie dann dem Feuer. So lange ich lebe,

lebe, bleibt mein ganzer Briefwechſel, die ganze Direktion meiner Angelegenheiten in deinen treuen freundſchaftlichen Händen, und zur Dankbarkeit verſpreche ich dir, daß dieſe Hände hinfort keine andern Waffen führen ſollen als die Feder, kein Schwert ausziehen ſollen als zu deiner eigenen Vertheidigung.

Oder zur Vertheidigung meines erhabenen Freundes, erwiederte die lächelnde Thekla.

Armer Jüngling! rief Bernhard, wenn ich keinen andern Schutz hätte als deine ſchwachen Arme, ſo würde es ſchlimm um mich ſtehen! — Doch nein, ich thue dir Unrecht, ich habe Beyſpiele, daß die Freundſchaft Muth in deine furchtſame Seele zu gießen vermochte! —

Thekla legte ſich nach Bernhards ſpäten Abſchied nieder, um einige Stunden der Ruhe zu genießen, aber die Dinge, welche ihr zuletzt vorgekommen waren, beſchäftigen ſie zu ſehr, um ihr die Erholung des Schlummers zu gönnen. Ein unbehagliches Mittelding zwiſchen Wachen und Schlaf, ein wildes Umherſchwärmen von Ideen zu Ideen, und ein Gewühl unruhiger Träume war alles, was ſie auf ihrem Lager fand.

Der Herr von Haſtendorf traf ſie noch auf demſelben. Bernhard hatte ihm von der Anweſenheit ſeines Freundes Nachricht gegeben, und er ſäumte keinen Augenblick zu ihm zu eilen, und demjenigen ſeinen Rath anzubieten, von welchem er voraus ſehen konnte, wie ſehr er deſſelben bedürfen würde.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, ihr Geſpräch der Länge nach zu wiederholen, es ſey genug, meinem Leſer zu ſagen, daß man alles hin und her erwog, keine Ausflucht, keine Möglichkeit unbeherziget ließ, und doch am Ende das Urtheil fällte, Thekla müſſe vor der Hand noch Jaromir bleiben, müſſe ſich gefallen laſſen, den Feldzug nach Sachſen in ihrer Verkleidung mit zu machen, und dann die erſte Gelegenheit ergreifen, in das nahe Schleſien zu entkommen; eine Entſcheidung, welcher Thekla, ſo widrig ſie ihr auch war, mit deſto größerer Ueberzeugung beypflichtete, da ihr weit mehr von den Urſachen bewußt war, welche jetzt die Trennung von Bernharden unmöglich machten, als ſie Haſtenborfen offenbaren durfte; Thekla hatte das den Lieblingen großer Herren ſo ſeltne Glück, ihres erlauchten Freundes einige Vertraute zu ſeyn, und ſie genoß

noß dieſes Vorzugs mit der Treue und Behutſamkeit, welche ihr zukam.

Der König von Schweden war aus keiner andern Abſicht nach Erfurt gekommen, als um den letzten Abſchied vor den entſcheidenden Schritten, welche ihm bevorſtanden, von ſeiner Gemahlin zu nehmen; und welch ein Abſchied! — Ein Tag nach dem andern ward dem Aufenthalte in Erfurt zugeſetzt, und ein jeder derſelben war nichts als eine erneute ſchmerzhafte Trennung.

Thekla, welche für jedermann, außer für Bernhard und Haſtendorf verborgen blieb, erfuhr von ihnen alles, was unter dem königlichen Ehepaar vorgieng, und hatte darüber Gedanken, wie ſie den Vorurtheilen ihrer Zeit angemeſſen waren. Bernhard, ungeachtet er ein Held war, und alle Kräfte anſtrengte, ſich aus den Stricken des Aberglaubens loszuwinden, war doch nicht vermögend, die Grundſätze, die man ihm bey ſeiner Erziehung eingeflößt hatte, ganz zu bemeiſtern, und pflichtete den Ahndungen ſeines Freunds oft nur allzu herzlich bey.

Du haſt recht, ſagte er, wenn ich die ungewöhnliche Bangigkeit dieſes Scheidens, dieſe ſorgfältige Berichtigung aller Dinge, wenn das Aeußerſte erfolgen ſolte, dieſe Thränen erwege, welche ich jetzt mehr als einmahl in den Augen des größten Helden ſah, ſo ſolte ich faſt glauben, Meiſter Nikolaus könnte die Wahrheit geſagt haben.

Und was ſagte er? fragte Thekla. Du kannſt ihn ſelbſt fragen, wenn wir nach Sachſen kommen, erwiederte der Herzog, er hält ſich gegenwärtig in Leipzig auf und wird dir nichts verhehlen. Und o! wie wird er ſich freuen, den geliebten Jaromir lebendig zu ſehen, deſſen Schickſal doch ſeiner Kunſt unerforſchlich war; denn immer beharrte er ſtandhaft auf deinem Tode, und wolte, als ich vor einigen Wochen mit ihm von dir ſprach, keine Möglichkeit zulaſſen, daß du gerettet ſeyn könnteſt, war eher geneigt, — verzeihe mir, mein Freund, — dich für einen Betrüger als den wahren Jaromir zu nehmen.

Lieber Herzog, ſprach Thekla, indem ihr Geſicht glühend erröthete, und die Narbe auf ihrer Stirn wie ein bleiches Nordlicht zum Vorſchein kam. Lieber Herzog, ihr ſucht meiner Frage auszuweichen; was ſagte Nikolaus, das ſich auf das Schickſal des Königs beziehen ſoll?

Ungern rede ich mit dir davon, erwiederte Bernhard, denn auch in dem Glauben an ſolche Dinge beweiſeſt du oft weibliche Schwäche; Er

ſagte

ſagte — Doch du ſolſt die Nativitäten ſehen, die er mir und dem Könige geſtellt hat — Er ſagte, einer von uns beyden müſſe bey dieſem Feldzug bleiben. — Und wenn ich die Bangigkeit des Königs und der Königin erwege, die ſich ſonſt ſo oft ohne ſonderliche Angſt trennten, ſo möchte ich bald befürchten, das Loos würde auf Guſtav fallen.

Fürchten, Bernhard? fürchten? ſchrie Thekla.

„Nun, wolteſt du alſo lieber mich als ihn gerettet ſehen? fragte der Herzog.

O Gott! rief das zitternde Mädchen mit ſtrömenden Augen. Ob ich wolte? Bernhard! mein Leben gäb ich hin um dir Unſterblichkeit zu erkaufen!

Haſtendorf fand dieſen Auftritt gefährlich, er gab dem verſtellten Jaromir einen Wink, das Zimmer zu verlaſſen.

Bernhard trat ans Fenſter und rieb ſeine Augen! Der Menſch, rief er nach einer Weile, wird uns noch alle mit einander zu Weibern machen. Ich haſſe ſeine Weichherzigkeit, und doch weis Gott, welch ein Gefühl mir bey ſeinen Thränen durch das Innerſte meiner Seele dringt. — Gute, zärtliche, himmliſche Seele! — Ruft ihn zurück, Herr von Haſtendorf, wir dürfen ſen ihn ſeinen finſtern Grillen nicht überlaſſen. Hier iſt Wein; wir wollen den Kummer vertrinken! — Haſtendorf führte die weinende Thekla zurück ins Zimmer, welcher er unterwegens wohl einige ernſte Ermahnungen mochte gegeben haben, ſich ins künftige männlicher zu bezeigen, wenn ſie nicht alles verrathen wolte. Pfui, Graf, ſagte er noch beym Eintritt; ob ihr nicht ausſeht wie ein weinendes Marienbild! Ihr müßt das Ding bey euren Mönchen gelernt haben! Thränen ſchicken ſich für keinen Mann!

Man ſetzte ſich zuſammen und trank, Bernhard wie ein deutſcher Fürſt, der mit den Kräften des vaterländiſchen Rebenſafts bekannt und ihnen gewachſen iſt, und Thekla ſo jüngferlich, daß der alte Haſtendorf, welchen die Dünſte des Weins anfiengen zu begeiſtern, ihrer mit einer Art ſpottete, die bey einem andern als dem verdachtloſen Bernhard wohl einen Eindruck hätten machen können; er nennte ſie, wenn er von ihr ſprach, öfter ſie als er, und beſchuldigte ſie, ſie nähme das Glas nur um es zu küſſen, nicht zu trinken; ein Gebrauch, welcher bey den züchtigen Jungfrauen des vorigen Jahrhunderts ſehr in der Uebung war.

Der

Der Herzog belachte die Einfälle des Alten, aber der armen Thekla ward bange, und ſie ſuchte die gefährlichen Trinker ſobald als möglich los zu werden, welches ihr auch noch vor Mitternacht gelang.

Endlich ward der Abſchiedstag, der Guſtav von Eleonoren trennen, auf ewig trennen ſolte, auf den 20. October feſt geſetzt. Der König hatte ſchon zu oft in dieſen Tagen Proben abgelegt, daß auch der größte Held ein Menſch iſt, er ſchämte ſich der Schwachheit, welche ſeinem Herzen Ehre machte, er wolte keinen Zeugen bey dem letzten Lebewohl haben, das er ſeiner Gemahlin ſagte; ſelbſt Bernhard durfte bey dieſer traurigen Scene nicht gegenwärtig ſeyn; niemand war in dem geheimen Kabinet der Königin, da Guſtav ſich mit ihr letzte, als der Kanzler Oxenſtiern, er, der auf den ärgſten Fall zum Statthalter des Reichs und zum Vormund der jungen Thronerbin Chriſtine beſtimmt war, und durch Weisheit und Treue gegen ſeinen König dieſen Vorzug ſo wohl verdiente.

Der Herzog befand ſich indeſſen nebſt dem Herrn von Haſtendorf bey dem ſogenannten Jaromir, und ſah mit ihm die aſtrologiſchen Papiere durch, von welchen er vor einigen Tagen mit ihm

ihm geſprochen hatte; eine Beſchäftigung, welche eben nicht fähig war, die niedergeſchlagene Thekla aufzuheitern. Zu viel war ſchon von dieſen Dingen eingetroffen, als daß man wegen dem Reſte der Erfüllung hätte außer Sorgen ſeyn können. Das, was der große Tycho de Brahe längſt vor Guſtavs Geburt von ihm vorher geſagt hatte, traf bis jetzt faſt wörtlich zu; auch den Ausrechnungen des Meiſter Nikolaus, ungeachtet er gegen dieſen großen Mann nur für einen Schüler zu rechnen war, fehlte es nicht an Richtigkeit, und er hatte vor kurzen einen neuen Beweiß von dem Umfang ſeiner Kenntniſſe abgelegt, welcher ihn in großes Anſehen ſetzte, und den der alte Haſtendorf, dieſes lebendige Archiv aller Vorgänge ſeiner Zeit, bey dieſer Gelegenheit etwas unvorſichtig erzählte. Der Glaube der armen Thekla an die Untrüglichkeit ihres ehemahligen Lehrers war ohnedem nur gar zu ſtark, brauchte nicht noch mehr befeſtigt zu werden.

Haſtendorfs Erzählung bezog ſich auf die berühmte Schlacht bey Breitenfeld, welche Guſtav gegen Tilly gewann, und die ich ſo wie unzählige andere wichtige Begebenheiten mit Stillſchweigen übergangen habe, weil ſie keine unmittelbare Verbindung mit meiner Hauptgeſchichte haben. Tilly ſtand in den erſten Tagen des Septembers vorigen Jahrs vor Leipzig, Meiſter Nikolaus hatte die Liebe zu der Kunſt, welche in den damahligen Zeiten ſo beliebt war, als ähnliche Dinge in den unſrigen, nach dieſer Stadt gezogen; er dachte von einem gewiſſen Doktor Löbmann, welcher damahls einer der daſigen berühmteſten Profeſſoren war, Wunder der Weisheit zu lernen, er fand in ihm nichts als einen tiefſinnigen Mathematiker, welcher ſich nicht mit den Träumen der Aſtrologie abgab, und daher bey dem, welcher gekommen war, ſein Schüler zu werden, wenig Beyfall fand. Meiſter Nikolaus wolte bereits die Stadt verlaſſen, als ſie von Tilly eingeſchloſſen ward. Die Erfahrung die er in den Geheimniſſen der Natur hatte oder zu haben glaubte, machte ihn kühn, er verſprach ſeinen damahligen Mitbürgern, ſie zu retten. Er gieng hinaus zu dem feindlichen General, welcher eben in dem einigen Hauſe Kriegsrath hielt, welches die von den Leipzigern ſelbſt angezündeten Flammen in der halliſchen Vorſtadt übergelaſſen hatten. Er ſagte ihm ſein Schickſal voraus, und warnte ihn, durch eine unbarmherzige Behandlung der Stadt, welche von

ſeinen

ſeinen Waffen bedroht ward, die Blutſchulden, welche auf ihn hafteten, nicht zu vermehren. Soltet ihr, ſagte er, meine Warnung verſchmähen, und die geringſte Feindſeligkeit wider dieſe Stadt, welche Gott ſchützt, vornehmen, ſo wißt, ihr werdet in der nächſten Schlacht wider Guſtaven den Ruhm eines nieüberwundenen Helden verlieren. Die Heiligthümer, die ihr bey euch tragt, um euch unverwundbar zu machen, werden euch nicht vor der Gefahr eines kläglichen Todes ſchützen. Vielleicht möchtet ihr derſelben noch entgehen, aber nur, um bald darauf nach einem halberfochtnen Siege unter den Händen der Wundärzte zu ſterben.

Tilly befahl dieſen Raſenden zu greifen, aber Nikolaus lachte und begab ſich mit großer Gelaſſenheit, ohne daß jemand wagte, ſich ihm zu widerſetzen, nach der Stadt zurück.

Seine Warnungen wurden in den Wind geſchlagen. Leipzig mußte kaiſerliche Truppen einnehmen, und würde vielleicht eben ſo wenig Schonung erfahren haben wie andre Städte, wenn der abergläubige Tilly nicht an dieſem Tage noch auf eine Art wäre erſchreckt worden. Ohne es zu wiſſen, hatte er ſeinen Kriegsrath in der Wohnung des Todtengräbers gehalten; man fand ein

ein feſt verriegeltes Gewölbe, hielt es für den Bewahrungsort heimlicher Schätze, eröfnete es mit Gewalt, und fand — ein Beinhaus. Tilly und ſeine Helden erbleichten vor dem Bilde des Todes, welches ihnen ſo unerwartet am Eingange in einem künſtlich aufgeſtellten Gerippe entgegen grinſte; das Thor wurde zugeſchlagen, und man entfernte ſich mit einer Eil, welche einer Flucht nicht unähnlich ſah. Tilly ermannte ſich nach einigen Minuten, und erwies den Umſtehenden, daß man dieſes keineswegs als ein böſes Zeichen anzuſehen habe; ein Ausſpruch, welchem ſeine Beſtürzung laut widerſprach. — Alles hatte hier ein finſteres klägliches Anſehen für ihn, er begab ſich in eine andere Gegend der Stadt, und verfuhr mit ihr auf eine Art, welche ſehen ließ, daß die doppelte Erinnerung an das Ende aller Siege und aller Eroberungen, nicht ganz fruchtlos bey ihm geweſen war. Bald darauf erfolgte der Verluſt der Schlacht bey Breitenfeld, er fiel in die Hände eines ſchwediſchen Offiziers, welcher ihn auf eine Art behandelte, wie keinem Helden, wer er auch ſey, *) geſchehen ſolte.

---

*) Ein Schwede war unedel genug, den verwundeten Helden mit dem umgekehrten Schießgewehr ins Geſicht zu ſchlagen.

ſollte. Herzog Maximilian von Sachſenlauenburg rettete ihn, aber er ſtarb bald darauf zu Ingolſtadt nach einer neuen Schacht gegen die Schweden an ſeinen Wunden.

Thekla hörte dieſe Geſchichte mit Entſetzen an, hielt den weiſen Nikolaus von nun an für unfehlbar, und beruhigte ſich nur damit, daß ſeine Urtheile über Guſtavs und Bernhards Geſchick ſo beſchaffen waren, daß der Tod, den er einem von ihnen weisſagte, allemahl ſo leicht den erſten als den letzten treffen konnte; eine traurige, klägliche Beruhigung: Sie liebte, ſie verehrte den großen König von Schweden, wie jederman ihn lieben und verehren mußte, und ſollte den Gedanken an ſeinen Untergang als eine Art von Hofnung anſehen.

Ha, rief Bernhard, als er ſah, welch einen Eindruck dieſe Dinge auf ſeinen Freund machten, ich hätte große Luſt all den Plunder von Papieren ins Feuer zu werfen! Albernes, dummes Pfaffengewäſch! Wir nennen die Feinde der Proteſtanten abergläubig, und hängen doch ſelbſt an ſolchen Träumen! Ruhig, mein Jaromir, dieſer Nikolaus hat nicht im Rathe der Vorſehung geſeſſen. Im Himmel wohnt einer der mich und Guſtaven ſchützen kann. Ich verlange ohne meinen

nen Freund nicht zu leben, will gern mit ihm ſterben, aber — Recht und Tapferkeit iſt auf unſerer Seite; wir werden ſiegen und dem Tode trotzen.

Den nächſten Tag brach das Heer auf, und Jaromir folgte ihm. Bernhard verlangte, ſo gern es auch der verſtellte Jüngling abgelehnt hätte, daß er wieder öffentlich an ſeiner Seite leben ſolte, und die Verdrüßlichkeiten, welche dieſes nach ſich zog, nebſt den Zerſtreuungen des Kriegs, vertilgten bald den träumeriſchen Kummer aus Theklas Seele, und ſetzten wirklichen an ſeine Stelle.

Sechs und funfzigſter Abſchnitt.

Nie hat es wohl einen Heerszug gegeben, der fröhlicher und reicher an glücklichen Vorbedeutungen angetreten und fortgeſetzt ward. Die Traurigkeit, mit welcher Guſtav Erfurt verließ, mußte ſchwinden, da alles umher ihn anlachte. Sein Heer mehrte ſich unterwegens ſehr anſehnlich, und die ſächſiſchen Städte, durch welche er zog, empfiengen ihn wie man einen Retter empfärgt, dem man ſchon ſo viel zu danken hat, und von welchem man noch ſo viel erwartet. Man mußte frey von aller Eitelkeit, mußte Guſtav ſeyn, um ſich des allgemeinen Zujauchzens nicht zu überheben. Der König fand die Benennungen, die man ihm in der Fülle der Dankbarkeit gab, übertrieben! — Bin ich der einige Helfer, der Schutzengel dieſes Landes? ſagte er am Abend eines der Feſte, die man ihm feyerte. — Armes bethörtes Volk! O, daß dir die Vorſicht die Stütze nicht nehme, die du für unerſchütterlich hielteſt, und dir zeige, daß ſie auch wohl ohne deinen ohnmächtigen Abgott retten kann.

Guſtav war nicht von Schmeichlern umgeben; der Held, zu welchem er dieſe Worte im Innerſten ſeines Kabinets ſagte, Herzog Bernhard trat nicht zur Beantwortung derſelben mit einem feinen Hofkompliment hervor. Er geſtand ein, was der König ſagte. Ihr habt recht, antwortete er, ſie übertreibens, aber Gott wird die Fehler anderer nicht an euch ſtrafen, wird den, der ſich der Gränzen ſeiner Macht bewußt iſt, nicht ſinken laſſen, weil andere ihn zu hoch erheben.

Und wenn ich auch ſänke, erwiederte Guſtav, es ſey nur rühmlich, ſo bin ichs zufrieden. Mein Haus iſt beſtellt; dasjenige, was bitterer iſt als der Tod, der Abſchied iſt überſtanden; ich bin bereit!

Eines von den Heeren, welche unterwegens zum Könige ſtießen, ward von Theklas altem Verfolger, Herzog Alberten angeführt. Der alte Haſtendorf, welcher unermüdet für die Sicherheit ſeines Mündels, wie er den verſtellten Jaromir nannte, zu wachen gewohnt war, hinterbrachte ihr dieſe verdrüßliche Nachricht, und ſetzte ſie mit derſelben in unglaubliches Schrecken. Was ſoll ich thun? ſchrie ſie. Fahre ich fort mich ſo wie bisher öffentlich zu zeigen, ſo bin ich verlohren! Fodere ich vom Herzog Erlaubniß mich abzuſondern, ſo geht die alte Klage über weibiſche Zaghaftigkeit, welche ſich vor den Schatten eines Feindes ſcheut, von neuem an! Haſtendorf verſprach zu helfen, und Thekla erfuhr noch denſelbigen Tag was er für ſie gethan hatte.

Mein Jaromir, ſagte Herzog Bernhard bey dem gewöhnlichen Abendbeſuche, ſolteſt du wohl Bedenken tragen, mir das Vergnügen, bey einigen ſchalen Hoffeſten gegenwärtig zu ſeyn, aufzuopfern? — Ich wünſchte in der That, du möchteſt dich jetzt eine Zeitlang auf dein Zimmer einſchränken, ich habe dringende Arbeiten für dich und — —

Thekla nahm keinen Anſtand in das zu willigen, was ſie ſelbſt ſo ſehnlich wünſchte. Ich danke dir, guter Haſtendorf, ſagte ſie bey ſich ſelbſt, dies iſt ein Zug deiner ſchlauen Wachſamkeit für mein Glück.

Sie irrte nicht, der kluge Alte hatte dem Herzog vorgeſtellt, zu was für Verdrüßlichkeiten eine Zuſammenkunft zwiſchen Lauenburg und dem jungen Grafen von Thurn Anlaß geben könnte, und von ihm ohne Mühe das Verſprechen erhalten, den jungen Menſchen, dem es, wie Haſtendorf verſicherte, nicht an Muth fehle, vor allen Gelegenheiten zu hüten, mit dem Verfolger ſeiner Schweſter in Zwiſtigkeiten zu gerathen.

Auf dieſe Art lebte Thekla in der Einſamkeit ſicher, aber nicht glücklich, ſie konnte das Ende ihrer verwickelten Schickſale nicht abſehen, und ſobald ſich eine Ausſicht auf vortheilhafte Aenderung zeigte, ſo hatte ſie immer, ehe ſie ſichs verſahe, Urſache ihren Verluſt zu betrauren. Wir haben bisher, von andern Dingen, die uns näher lagen, beſchäftigt, nicht Muſe gehabt, des

des unglücklichen Grafen von Thurn, des Vaters unſerer Heldin zu gedenken.

Dieſer Krieger, bey welchem die zunehmenden Jahre und die tauſend fehlgeſchlagenen Hofnungen, die er in ſeinem Leben erfuhr, nach und nach begunten das Heldenfeuer auszulöſchen, fieng an ſich nach Ruhe zu ſehnen. Er ließ auf Guſtavs Vergünſtigung das Heer, das ihm befohlen war, unter der Aufführung ſeines Sohnes des tapfern Bogeslav, und machte ſich auf den Weg nach dem Hauptlager, wo der König verſprochen hatte, ihn mit einer unerwarteten Freude zu überraſchen. — Dieſe unerwartete Freude ſolte das Wiederſehen ſeines Sohns des vermeynten Jaromir ſeyn, und Guſtav hatte die Sache ſo veranſtaltet, daß Vater und Kind beyde wirklich überraſcht worden wären, ob auf die angenehmſte Art, iſt die Frage. — Die Sache zerſchlug ſich indeſſen. — Die Reiſe des alten Grafen von Thurn fiel eben in die Zeit, da die Waffen der Sachſen in Böhmen ſo guten Fortgang hatten, daß ſich ihnen Prag faſt unaufgefodert in die Hände lieferte. Der alte Jaromir hörte, wie gnädig der Kurfürſt von Sachſen mit denen verfuhr, die ſich ihm ergeben hatten, hörte, wie man die vertriebenen Böhmen in ihr Vaterland zurück berief, und ſie wieder in den Beſitz ihrer verlohrnen Güter ſetzte, und ſein Entſchluß war gefaßt. Er war alt, ſein ermatteter Geiſt, ſein abgemergelter Körper lehrten ihn nach Ruhe ſchmachten; er gieng nach Prag. Wenig Mühe, kaum eine Bitte, kaum die Nennung ſeines berühmten Namens hatte er nöthig, um in alle ſeine böhmiſchen Beſitzungen wieder eingeſetzt zu werden. Die Gnade des Kurfürſten gieng ſo weit, daß er ihm auch den herrlichen Palaſt in Prag eingab, welchen der Graf Miehna auf die Trümmern des alten eingeäſcherten Schloſſes der Grafen von Thurn aufgeführt hatte. Der Greis wäre lieber in die alten Mauern als in das prächtige moderne Gebäude eingezogen, von deſſen Zinnen ihm die abgeſchlagenen Häupter mancher edeln Männer, die vormahls an ſeiner Seite für die gute Sache gefochten hatten, fürchterlich entgegen ſahen; indeſſen mußte er ſich in die traurigen Veränderungen der Zeit finden. — Er ließ die Ueberbleibſel ſeiner ehemahligen Streitgenoſſen in den Ringmauern des Palaſts beerdigen, ſchafte ſich eine Hofhaltung an, wie ſie ſeinem Stande gemäß war, und hofte hier ruhig ſein Ende erwarten zu können.

Nur

Nur eins fehlte ihm zu der gehoften Ruhe; er wünſchte die Ueberbleibſel ſeiner unglücklichen Familie um ſich zu verſammeln und in ihren Armen ſterben zu können. Bogeslav wußte er beym Heer, und dachte ihn nicht von der Bahn des Ruhms zurück zu rufen. Von dem Tode ſeines jüngern Sohns Jaromir, deſſen Perſon jetzt Thekla vorſtellen mußte, war er nur gar zu wohl überzeugt. Er ſchrieb nach ſeiner Gemahlin in Schleſien, und lud ſie zu ſich ein; aber ſchwerlich kam ſeine Einladung vor ihre Augen. Sie war ſchon ſeit mehreren Jahren im Marienkloſter an der polniſchen Gränze; eine Nachricht, welche den alten Grafen doppelt verwundete, weil er glaubte, ſeine Tochter Thekla halte ſich bey ihr auf, und habe den nehmlichen Schritt gethan. Er dachte an Thereſen; zwar hatte ihm das gemeine Gerücht von ihrem Heldentode bey der Belagerung von Magdeburg geſagt, aber ſein geſchwächter Verſtand lehrte ihn Dinge zu bezweifeln, deren Wahrheit ihm zu ſchmerzhaft war. Er erhielt auf ſeine öftern Schreiben an zwanzig verſchiedene Gegenden, wo er ſie vermuthete, nichts als die beſtätigte Nachricht von ihrem Tode, und der Verluſt aller ſeiner Kinder, alles deſſen was er liebte, dieſe traurige Einſamkeit am Abend ſeiner Tage, nebſt der Muſe, deren ſein thätiger Geiſt ungewohnt war, ſtürzte ihn zu Zeiten in einen Zuſtand, welcher zu traurig war, um hier umſtändlich beſchrieben zu werden.

Thekla, von deren Begebenheiten dem Greiſe nichts bekannt war, die er ganz an einem andern Orte vermuthete als wo ſie war, hörte ſpät von dieſen Dingen, und man ſtelle ſich ihre Empfindungen vor, da ſie ſolche endlich vernahm. Zu ihrem unglücklichen Vater zu eilen, ihm zu ſagen, daß er noch nicht ganz kinderlos ſey, daß noch eine Thekla lebe, welche im Stande wäre, ihn zu Glück und Freude zurück zu rufen, ihm die letzten Tage ſeines ſinkenden Lebens zu verſüßen, dies war ihr Gedanke bey Tage, und der Gegenſtand ihrer unruhigen Träume. Kaum konnte ſie Haſtendorf abhalten, ſich durch ihr Ungeſtüm zu verrathen; er verſprach ihr, er mußte ihr verſprechen, wenn er nicht auch für ihren Verſtand fürchten wolte, ihr öffentlich oder heimlich, mit oder ohne Bernhards Bewilligung nach Prag zu helfen. Aber als der Anſchlag auf dem Punkte ſtand ausgeführt zu werden, als Thekla ſich ſchon im Geiſte in den Armen ihres Vaters ſahe, ſo kam die fürchterliche Nachricht,

richt, Prag ſey wieder in den Händen der Kayſerlichen, und Wallenſtein ſey zwar zu edel geweſen, den alten Grafen von Thurn, dieſen großen Rebellen, wie man ihn nannte, in die Hände des Kaiſers ſeines Herrn zu liefern; aber man wiſſe doch nicht, wo der unglückliche Greis hingekommen ſey. Nur ſo viel war bekannt, daß ihn Wallenſtein hatte entfliehen laſſen.* — Er gab den Abgeſchickten Ferdinands, die ihn über dieſe Nachſicht zur Rede ſtellen mußten, zur Antwort: Er war unſinnig, und ich glaubte, mein Herr, der Kaiſer, könne den nicht für einen furchtbaren Gegner halten, oder ihn zu ſtrafen ſtreben, welcher kaum halb als ein Lebendiger anzuſehen iſt, und ſchon längſt aufgehört hat, die Waffen wider ihn zu führen.

Die ſinſterſten Stunden, welche die unglückliche Thekla wegen dieſer ſchrecklichen Dinge verlebte, ſielen ſehr ſchicklich in die Zeit, in welcher ſie ſich aus Furcht vor Lauenburgs Anblick eingezogen halten mußte. Sie konnte in Bernhards Gegenwart dem kindlichen Kummer über das Schickſal ihres Vaters ungehinderter nachhängen als im Gewühl des Hofs, erhielt von ihm Mitleid, Troſt und Verſprechungen, welche ihr kein anderer mit ſolchem Nachdruck geben konnte.

konnte. Er trauerte mit ihr, öfnete ihr Ausſichten voll Hofnung für die Zukunft, gieng ernſthaft zu Werke, ihr Gewißheit wegen des gegenwärtigen Aufenthalts ihres Vaters zu verſchaffen, verſprach, ſie ohne Verzug zu ihm zu bringen, ſobald man wiſſe wo er ſey, und was der einſchläfernden und lindernden Mittel mehr ſind, welche die Freundſchaft für unheilbare Schmerzen zu brauchen pflegt.

Bernhard hatte oder erdichtete in der Folge günſtige Nachrichten, um ſeinen Freund zu einiger Faſſung zu bringen; Haſtendorf wußte denſelben mit ſeiner gewöhnlichen Kunſt ſo viel Wahrſcheinlichkeit zu geben, daß Thekla anfieng ruhiger zu athmen, und ſich mit der Hofnung ſchmeichelte, denjenigen, nach welchem ſich ihr frommes kindliches Herz ſo innig ſehnte, dereinſt vielleicht bald wieder zu ſehen, wenn auch die Unruhen des Kriegs ſie vor der Hand dieſes Glücks beraubten.

Die Ueberzeugung, die man ihr zu ſchaffen wußte, ihr Vater ſey gegenwärtig wohl und ſicher, brachten ſie nach und nach dahin, daß ſie anfieng Platz zu andern Gedanken zu haben, daß ſie Lauenburgs läſtige ſie einſchränkende Gegenwart von neuem fühlte, über die Kleider

ſeufzete,

ſeufzete, die ſie zu tragen genöthigt war, an Guſtavs und Bernhards Nativitäten gedachte; alle Betrachtungen, welche zwar ſchmerzhaft genug, aber doch mit dem ſchrecklichen Zuſtande, in welchen ſie die kindliche Liebe verſetzt hatte, nicht zu vergleichen waren. — —

Das Heer rückte dem Orte, welcher zu der entſcheidenden Schlacht beſtimmt war, immer näher, und immer war es der verſtellten Thekla gelungen, ſich ſo verborgen zu halten, als es ihre gegenwärtige Lage nöthig machte, bis ſich ein Zufall ereignete, welcher die zärtliche Schwärmerin aus ihrer Dunkelheit hervor ſchreckte, und ſie Begebenheiten ausſetzte, welche theils für ſie, theils für ihre Freunde nicht ohne Folgen waren.

Haſtendorf traf ſein Mündel eines Morgens in außerordentlicher Bewegung.

Was fehlt euch, Gräfin? fragte er, und fuhr über ihren wilden zerſtörten Anblick zurück.

Ich, bin außer mir, bin halb von Sinnen, und ihr würdet erſtaunen, wenn ihr die Urſache davon wiſſen ſollet.

Lauenburg hat doch nicht? —

Behüte Gott! Keine Wirklichkeit, ein Traum iſts, was mich ſchreckt!

Ein Traum? Thekla! Thekla! Bald Träume, bald Ahndungen, bald Nativitäten, ich fürchte vor euren Verſtand!

Auch ich! — Wenn ich noch ſo eine Nacht erlebe wie die vergangene, ſo iſts um mich gethan!

Liebe, liebe Gräfin, faſſet euch! Wolt ihr euch mit Hirngeſpinſten quälen, da die Wirklichkeit genugſame Unruhen für uns hat?

Haſtendorf, in was für einer Gegend ſind wir?

Der Ort, wo ihr dieſe Nacht zuerſt geſchlafen habt, heißt Altranſtädt, und der, welchem wir uns mit jedem Tage immer mehr nahen werden, Leipzig.

Recht, recht, da war ich dieſe Nacht. Es war düſter, um mich wie Abenddämmerung, ich wandelte in den wiedertönenden Hallen der Paulskirche. (Gott weis ob es in der Stadt, die ihr mir nennt, eine ſolche giebt.) Alles war einſam um mich, ich gieng langſam vorwärts und ſank endlich auf die Stufen des Altars nieder, um für Bernhards Leben zu beten. Auch für Guſtavs Leben betete ich. Da ſchwebten die aſtrologiſchen Tabellen vor mir, welche ihr mir recht zum Unglück vor die Augen brachtet, ich breitete ſie auf dem Altar aus, und fieng an zu rechnen, mit einer Kunſt, die mir wachend nicht beywohnt; was ich fand war ſchrecklich! — Beyde? Beyde? Ach Gott es iſt zu viel!

Die Nacht um mich nahm zu, auf dem Altar entzündeten ſich zwey Kerzen, und ich ſah über demſelben ein Bild, das meine Andacht neuentflammte. Ich ſank mit heißen thränenden Bitten von neuem auf die Stufen nieder, richtete mich dann auf, und wandelte denkend umher; da kam hinter dem Altar ein Mann hervor, wie der alte Nikolaus, faßte meine Hand und hieß mich getroſt ſeyn. Die Fügungen des Schickſals ſind nicht unbedingt, ſagte er, Sorgfalt und Wachſamkeit können die Schlingen des Todes vermeiden — — er ſagte noch andre Worte, aber ach Gott, ich habe ſie vergeſſen; ich wühle in den Verräthen meines Gedächtniſſes ſie wieder zu finden, mein Gehirn glüht, mein Verſtand wankt, umſonſt, ich erinnere mich nichts als deſſen was ich hernach ſahe. — Menſchliche Geſtalten giengen vor mir über, die Geſtalten aller die ich haſſe, Lauenburg, Hainim und Moritz von Falkenberg, und wieder Moritz, Hainim und Lauenburg, da war kein Ende! Ich entflohe! Ein finſterer gewölbter Gang nahm mich

mich auf; hier ſtand Nikolaus, als ob auch ihn die Furcht vor dieſen Teufeln in menſchlicher Geſtalt verſcheucht hätte. — Komm mit mir, ſagte er mit leiſer Stimme, als fürchtete er gehört zu werden, ich will dich den Weg führen, den ich in wenig Tagen gehen werde, um dich zu warnen. — Er führte mich weit unter der Erde hin; ich fragte ihn viel, aber er antwortete mir nicht, bis er mich endlich plötzlich ans Licht ſtellte und mich verließ. Um mich her lag die Gegend in tiefer ſchweigender Dämmerung, ein heimliches Grauen trieb mich von dem Orte wo ich herauf geſtiegen war, doch ein Blick über mich auf den hellgeſtirnten Himmel, goß Ruhe in meine Seele, und ich erwachte, aber nur um von neuem einzuſchlummern, und meinen ſeltſamen Traum von neuem, bald halb, bald ganz zu träumen. Auf die letzt erwachte ich allemahl bey den ſchrecklichſten Stellen. Fieberfroſt durchbebte meine Gebeine, und ich gerieth endlich in den Zuſtand, in welchem ihr mich gefunden habt.

Nun rathet, Haſtendorf, fuhr ſie fort, als ſie ſahe, daß der Alte in ein tiefes nachdenkendes Schweigen verſunken war, rathet, was ſoll ich thun?

Es iſt ein Traum, ſagte er, und nahm eine verſtellte Gleichgültigkeit an, ihr müßt dieſen Abend etwas Beruhigendes nehmen, euer Blut iſt in Wallung.

Ein Traum? — Ja, wahrhaftig ein Traum, wie ich ihn noch nie träumte! — Ha, ha! etwas Beruhigendes? Mein Blut in Wallung? — Ich ſehe wohl ich muß mir ſelbſt rathen.

Glaubt ihr wohl, fieng ſie nach einer langen Pauſe an, daß die Helden, ihr wißt wen ich meyne, hier im Lager mit Gewalt könnten angefallen werden, oder daß ſich ein erkaufter Dolch den Weg zu ihren Herzen bahnen könnte?

Unmöglich, ſagte Haſtendorf, der König und Bernhard ſind hier im Lager ſo ſicher wie Salomo unter ſeinen ſechzig Starken.

Aber Gift? meynt ihr nicht Haſtendorf?

Der Alte zuckte die Achſeln, doch behauptete er, Speiſen könnten nicht ſo leicht, ohne durch falſchen Geſchmack Verdacht zu erregen, vergiftet werden, und bey dem Trank müſſe das Unglück doch zuerſt an den Kredenzern ſichtbar werden, welche ihr Amt allemahl eine halbe Stunde vor der Ueberreichung verrichten müßten, und alſo gewiß um ihres eigenen Lebens willen, über die Pokale wachten.

Und dieſe Kredenzer ſind treue und ehrliche Leute? nicht wahr Haſtendorf?

Der Alte wolte antworten, aber Thekla fiel ihm mit der Frage ins Wort: Ob der Herzog und der König noch immer aus einem Becher zu trinken pflegten?

Ja, erwiederte er, ſeit dem Bunde, der bey Werben zwiſchen ihnen und dem Landgrafen von Heſſen geſchloſſen ward.

Sehr bequem, ſagte Thekla, für die, welche ſie beyde verderben wollen! Geht nur, geht nur, Herr von Haſtendorf! Ihr habt heute keinen Rath für mich, aber ich will mir ſchon helfen!

Der treuherzige Alte ſtrengte alle ſeine Beredſamkeit an, das unglückliche Mädchen zu beruhigen, und ſie von der Sicherheit der Helden, für welche ſie beſorgt war, zu überzeugen, auch gelang es ihm am Ende. Sie faßte ſich, bat ihn, dem Herzoge von dieſen Dingen nichts zu ſagen, und zu verhindern, daß ſie dieſen Tag nicht in der Einſamkeit geſtört würde, welche ſie der Ruhe widmen wolte, die ihr nach einer ſolchen Nacht ſo nöthig ſey.

Sieben und funfzigſter Abſchnitt.

Haſtendorf konnte der Bitte Theklas nicht nachkommen, ihr Zuſtand machte ihm zu viel Sorge, er mußte ihre Einſamkeit unterbrechen.

Er fand ſie völlig gekleidet, und ſo ſchön und blühend als er ſie faſt nie geſehen hatte.

Wie gefalle ich euch? fragte ſie, als ſie ſah, daß er ſie mit Bewunderung betrachtete.

Ihr ſeyd ſchön wie Thekla, ehe ſie Jaromir ward!

Was meynt ihr? Ob ich wohl Gift bekommen habe? Sehe ich wie eine Vergiftete aus?

Nein, Gräſin! Gott! Was meynt ihr?

Und doch habe ich mit Bernhard und Guſtav aus einem Becher getrunken, ſie ſind heute ſicher bis zu Abend, mein Leben bürgt ihnen für das Ihrige, auf den Abend und Morgen und ſo fort, wollen wir weiter ſehen. — Aber, fuhr ſie nach einer Weile fort, als Haſtendorf ſie ſchweigend mit zweifelnden Augen anſah, es iſt doch ſonderbar, der Traum hat doch wahr geredet. Von Lauenburgs Anweſenheit wußte ich, aber auch Haynim und Moritz von Falkenberg? —

Ich bitte euch, wie kommt Moritz von Falkenberg hieher?

Er ward beym letzten Treffen gefangen, antwortete Haſtendorf faſt ohne es zu wiſſen, der König hält ihn wohl und giebt ihn frey ohne Auslöſung wegen ſeines Namens.

Entſetzlich! rief ſie, daß ein Böſewicht dieſen Namen führen kann! Aber gewiß, mein lieber Haſtendorf, der Anblick dieſer drey böſen Geiſter war mir weit ſchrecklicher als die Furcht vor dem Gifte, welche mich doch ein wenig überfiel, als ich kredenzte, um dem Helden den Becher zu reichen.

Um Gotteswillen, Gräſin! was meynt ihr?

Glaubt ihr etwa ich träume, oder ich bin nicht bey Sinnen? Nein, nein, mein Freund, was ich ſage geſchahe wirklich und bey geſundem Verſtande. Ich habe dieſen Mittag hinter dem Könige und dem Herzoge geſtanden, kein Tropfen iſt über ihre Lippen gegangen, den die Meinigen nicht zuvor gekoſtet, lange zuvor gekoſtet haben; ſo daß ich längſt hätte todt niedergefallen ſeyn müſſen, und den dem ich diente, durch meinen Tod gewarnt haben, ehe die Gefahr nur den geliebten Bernhard von weitem hätte erreichen können.

Thekla? rief Haſtendorf.

Ihr zweifelt? erwiederte ſie. Wolt ihr einen Eid, daß dies Wahrheit iſt, was ich ſage? Doch Pfui, ein Eid verunziert den Mund eines Mädchens, ich muß euch beſſer überzeugen. — Muß euch Dinge ſagen, die ich mit meinen Augen ſah, um euch zu beweiſen, daß ich gegenwärtig war. — Ob ich gleich glaube, daß ihr mich dieſen Morgen für wahnſinnig hieltet, ſo ſcheinen doch meine Worte einen Eindruck auf euch gemacht zu haben; denkt an euer Geſpräch mit dem Küchenmeiſter, und an die Ermahnungen, die ihr dem jungen Boje und dem Grazenſtein gabt. Sie hatten heute das Amt der Kredenzer, aber freylich dem Grafen von Thurn, Bernhards erklärten Lieblinge, der ſie ſo höflich bat, dieſem konnten ſie ſich nicht weigern ihre Stelle zu überlaſſen.

Und ihr ſoltet wirklich, wirklich gewagt haben?

Ja wohl gewagt. Lauenburg ſaß mir gegenüber, und ſeine abſcheulichen Augen ruhten beſtändig auf meinem Geſicht, und Haynim und Moritz unter den Aufwartenden! — Ich denke an meinen Traum und ein Schauer überfällt mich.

Unvorſichtiges, unbeſonnenes Mädchen!

Scheltet nur, lieber Haſtendorf! rief Thekla und ſchloß ſeine Hände mit dem ihr eigenen lieblichen Lächeln zwiſchen die Ihrigen, ich dulde alles gern; habe ich doch meine Pflicht gethan, und ich bin ſo froh! ſo froh! — Aber weiter in dem Beweiſe von der Wahrheit meiner Erzählung. Guter Haſtendorf, was bewegte euch doch, ſo ſtrenge Befehle zu geben, daß das Volk das den König ſpeiſen ſehen wolte, nicht näher herzudringen durfte?

Vorſicht, Vorſicht, Gräſin! Wie leicht könnte hier ein gedungener Meuchelmörder ——

O unter den ehrlichen Geſichtern dieſer Landleute liegen keine Tücke verborgen! Wenigſtens hättet ihr doch den guten Alten mit den weißen Haaren hinzulaſſen ſollen; wahrhaftig ein Geſicht, welches mich im Innerſten meiner Seele erſchütterte, faſt Meiſter Nikolaus Züge, nur durch die Jahre verändert! Ich habe ihn ganz nahe zur Tafel geführt und ihm Bernhard und Guſtav gezeigt; aber freylich ſo ganz ſicher war ich nicht, ich hielt ſeine Hände die ganze Zeit über feſt in den meinigen. Warum thut ihr das? fragte er. Ihr müßt mir verzeihen, Vater, ſagte ich, die Zeiten ſind gefährlich! Wie heißt ihr? fragte er. Jaromir, Graf von

Thurn,

Thurn, erwiederte ich. Er wiederholte meinen Namen, ſah mir ſcharf ins Auge, ſchüttelte den Kopf und entfernte ſich!

O Thekla, rief Haſtendorf, wie ſoll ich euch nennen? Und ich bitte euch, was ſoll aus der Sache werden?

Je nun, erwiederte ſie, ich gehe dieſen Abend wieder an mein Amt, ich habe mit den Pagen geredet, und ſie haben mir verſprochen, die Erlaubniß zu verſchaffen, daß ich all die künftigen Tage den Dienſt für ſie verſehen darf, für ſich dürfen ſie ſo etwas freylich nicht thun.

Aber denkt ihr denn gar nicht an Lauenburg? — — Wollt ihr mir einen Gefallen thun, ſo verſchaft, daß er mir nicht wieder gegenüber geſetzt werde. Haynim und Moritz könnten ganz und gar aus dem Zimmer gelaſſen werden, ich ſehe nicht ein, wie man es verantworten will, die unſchuldigen ſächſiſchen Bauern von der Freude ihren Retter zu ſehen, zurück zu ſtoßen, wenn man zugleich ſolche Menſchen, welche im Stande ſind ihr Leben für eine Unthat zu verkaufen, ganz nahe bey dem Könige mit ungebundenen Händen herum ſchleichen läßt!

Gräſin? geht ihr nicht zu weit mit euren Urtheilen? Weil Haynim und Moritz eure Verfolger waren, müſſen ſie darum feile Böſewichter ſeyn, die ſich zu Fürſtenmord erkaufen laſſen?

O, ihr habt die Begebenheiten von Werthhaus und Germersleben vergeſſen! Wem die weibliche Unſchuld nicht heilig iſt, der iſt jeder Unthat fähig, und über dieſes, dieſer Moritz, dieſer Haynim —— mir ſchweben dunkle Ideen vor — vielleicht Ueberbleibſel meines Traums —

Kleine Träumerin! Könnte ich euch doch nur davon überzeugen, daß Guſtavs und Bernhards Leben uns allen theuer, und daß eure Vorſorge ganz unnöthig, ganz überflüſſig iſt? Sprecht ſelbſt, was wollen die paar Stunden ſagen, in welchen ihr für die Helden wachet? Wie viel Zeit bleibt übrig, da ſich die Bosheit dicht an ſie drängen kann, ohne daß ihr es zu verhindern vermögt? Glaubt mir, hellere Augen, ſtärkere Arme, wachen für ſie als die eurigen.—

Ja wohl, antwortete Thekla mit tiefdenkendem Blicke, hellere Augen! ſtärkere Arme! Augen, die keine Finſterniß der Bosheit täuſcht, Arme, welche die Verbrecher mit einem Schlag zu zerſchmettern vermögen — aber ſo ſehr ich dieſes auch fühle — ſo — Haſtendorf, ihr müßt mir verzeihen, ich kann von meinem Vorſatz nicht abge-

abgehen, und ihr werdet mich dieſe und die folgenden Tage hinter Bernhards Stuhle wachen ſehen.

Haſtendorf brauchte alle Künſte der Ueberredung, die ſchwärmende Thekla von ihrem Vorſatze abzubringen, aber was helfen die vernünftigſten Vorſtellungen bey einem ſchwankenden Verſtande und einer glühenden Einbildungskraft.

Thekla verrichtete ihr Amt dieſen Abend ſo, wie ſie ſich vorgenommen hatte. Der junge Leublingen traf ſie bey dem Kredenztiſche, wie ſie die Pokale mit eigener Hand reinigte, den Wein unterſuchte, die Trinkgeſchirre füllte, und mit zweifelndem Blick den erſten Trunk that. Lieber, lieber Graf! rief der Knabe da er ſie gewahr ward, welche Freude, euch wieder zu ſehen! — Stille, ſtille! winkte Thekla, ich bin hier inkognito, was treibt euch zu uns? Warum ſeyd ihr nicht bey eurem Bruder Chriſtiern geblieben? Eine ſchöne Zumuthung! rief der junge Menſch; Chriſtiern iſt ein Kind, aber ich bin der Leibpage des Königs!

Thekla wußte, daß bey der Abreiſe von Erfurt, der kleine Falkenberg mit ſeiner Pflegerin, der Frau von Haſtendorf, unter den Leuten der Königin geblieben war, und freute ſich, Nachricht von ihm zu hören. Sie war gut, und die Freude darüber verminderte einen Theil von Theklas Wachſamkeit.

Man ſetzte ſich zur Tafel, die Zeit, die Trinkgeſchirre zu überreichen, kam heran. Thekla ſetzte nach Gewohnheit den Becher noch einmahl an den Mund, ehe ſie ihn dem Könige überreichte, aber ſchnell bekam ſie einen Stoß von hinten an den Arm, welcher machte, daß Bernhard über und über mit dem Weine begoſſen ward. Es erfolgte ein Aufſtand, die erröthende Thekla ſah ſich unwillig nach demjenigen um, welcher ihr dieſen Streich geſpielt hatte. Sie erblickte den kleinen Leublingen, welcher ihr noch mit dem Finger drohte und ſchnell davon ſchlüpfte.

Was iſt das? rief jetzt der König, welcher den verkleideten Jaromir gewahr ward. Graf! Graf! ihr verwaltet ein Amt das euch nicht zukommt, ihr verwaltet es ſchlecht, ihr müßt beſtraft werden, nehmt Platz bey uns, dies ziemt euch beſſer als hinter dem Tiſche aufzuwarten.

Bernhard, welcher eben aus den Händen der Diener kam, welche ſeine Kleider getrocknet hatten, warf ein Auge voll Verwunderung auf ſeinen Vertrauten, den er hier nicht vermuthet

hatte;

hatte; es war etwas Unwille in ſeinem Blick, und er trat dem zitternden Mädchen in ihrer Bitte, ſich entfernen zu dürfen, an die Seite. Aber Guſtav blieb bey ſeiner Foderung. Er muß geſtraft werden, ſagte er, nicht allein, daß er ſich in Dinge miſchte die ihm nichts angehen, ſondern auch daß er ſich bisher ſo verborgen vor uns hielt. Wo ſeyd ihr dieſe Zeit über geweſen, junger Menſch? Habt ihr vergeſſen, daß der Sohn des tapfern Grafen von Thurn, der Bruder Bogeslavs, einen großen Anſpruch auf meine Gnade hat, es nicht verdient, bey der Tafel das Amt eines Pagen zu verwalten?

Thekla mußte gehorchen. Sie bekam ihren Platz weit von Bernharden unter lauter Geſichtern die ſie nicht kannte; ein Umſtand, welcher das beſtürzte Stillſchweigen, das ſie beobachtete, entſchuldigen konnte. Haynim und Moritz giengen fleißig um die Tafel herum, und verweilten abſichtlich ihr gegenüber. Zum Glück war es damahls gewöhnlich, ſelbſt in Gegenwart des Königs mit bedecktem Haupte zu ſpeiſen, und der große Hut nebſt den winkenden Federn verhinderte, daß das zitternde Mädchen nicht ganz ſo beobachtet werden konnte, wie man vielleicht wünſchte.

Mittlerweile war ſie am obern Ende der Tafel der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs. Lauenburg ſagte mit einer höhniſchen Miene, er habe ſchon bey der Mittagstafel dieſen außerordentlichen Diener hinter Bernhards Stuhl bemerkt, und ſeine treffende Aehnlichkeit mit der Gräſin Thekla von Thurn bewundert. Der Herzog von Weimar antwortete treuherzig, daß Theklas Züge in Jaromirs Geſicht auch ihm nicht entgangen wären, und erzählte auf Verlangen des Königs umſtändlich, auf was für Art der junge Graf zu ihm gekommen ſey; Dinge, welche von Lauenburgen wenig beantwortet wurden. Er beſchäftigte ſich mehr, zwiſchen den Lichtern hindurch nach dem ſogenannten Jaromir zu ſchielen, und von Zeit zu Zeit bedeutende Blicke auf Haynim zu werfen.

Endlich ward die Tafel aufgehoben, und Thekla entfernte ſich ſo ſchnell als möglich, um unangeredet von denen, deren Anblick ſie ſcheute, nach Hauſe zu kommen. An der Thür des Speiſeſaals geſellte ſich Leublingen zu ihr. Ey, ey, Graf! rief er, mich dünkt ihr ſeyd nicht zum Pagen geboren, ich hoffe, ich werde meine Sache beſſer machen, wenn ich den Dienſt antrete. Ihr ſeyd wohl recht zornig auf mich, daß ich

euch

euch den Pokal aus der Hand ſtieß, aber wiſſet, der Herr von Haſtendorf hat mirs geheißen, hier kommt er ſelbſt, laßt euch die Sache erklären.

Und ihr ſehet nicht, fragte der Alte, der ſich indem zu ihnen geſellte, daß man euch die Trinkgeſchirre, Gott weis wie? vertauſcht hatte? Der große Becher mit dem Namen Guſtav Waſa, aus welchem der König allemahl zu Ehren ſeines großen Ahnherrn zu trinken pflegt, und den ihr kredenzt hattet, ſtand auf dem Schenktiſche, und ein andrer war in eurer Hand. Werdet ihr nun bald glauben, daß auch eure Augen zu betrügen ſind, und daß ihr euch ſo gut auf andre als auf euch ſelbſt verlaſſen könnt? — O Graf, Graf! Was für Begebenheiten habt ihr euch dieſen Abend ausgeſetzt! — Hier iſt nicht der Ort zu reden, aber ihr verſteht mich!

Thekla konnte vor Kummer und Beſchämung nicht ſprechen, endlich fragte ſie mit zitternder Stimme, ob Gift in dem vertauſchten Becher geweſen ſey. Vielleicht nicht, antwortete Haſtendorf, aber es war doch möglich: die Vertauſchung war doch einmahl ein höchſt bedenklicher Umſtand. Gut, daß mir der ſchlanke Purſche, der Leublingen in den Weg kam, der überall wie eine kleine Schlange durchſchlüpft, und den ungeſchickten Streich, wie manche es nennen würden, auf ſo eine geſchickte Art ausführte.

Thekla hätte alles darum geben mögen, von Haſtendorfen zu hören, ob er glaubte, daß ihre Erkennung als Jaromir üble Folgen für ſie haben werde; aber die Gegenwart des jungen Leublingen hinderte ſie zu fragen, und ſie ſolte auch bald eine thätige Beantwortung ihrer Zweifel haben. Eben kamen ſie um eine Ecke hinum, und ſchnell ſahen ſie ſich von vier Männern angefallen, welche gleich mit ihren erſten Bewegungen zeugten, was ſie im Sinne hatten; dreye von ihnen zogen die Degen, um ſich des jungen Leublingen und des alten Haſtendorfs zu bemächtigen, welche ſich gleichfalls in Vertheidigungsſtand geſetzt hatten, indeſſen der vierte den verkleideten Jaromir, der ſeine Wehre nicht aus der Scheide bringen konnte, um den Leib faßte, und Miene machte, ihn davon zu ſchleppen.

Aber die Sache war nicht ſo leicht gethan, Haſtendorfs Arme hatten noch einige Stärke, Leublingen erſetzte durch ſeine ſchallende Stimme das, was ſeinen Streichen an Nachdruck fehlte, und Thekla ſchrie ſo heftig, daß die Wache des Königs, welcher dieſe Nacht mit Herzog Bernhärden noch einen Ritt thun wolte, herbey gezogen

zogen ward, und den Angefallenen Luft machte, entkommen zu können. Haſtendorf und Leublingen zwar hielten Stand, aber Thekla fühlte ſich nicht ſobald aus den Armen ihres Räubers befreyt, als ſie mit ſolcher Schnelligkeit entflohe, daß ſie in wenig Minuten in ihrer Wohnung anlangte, ungeachtet dieſelbe noch eine ziemliche Weite von dem Kampfplatze entfernt war.

Acht und funfzigſter Abſchnitt.

Die Geſchichte meldet nichts von den Empfindungen, mit welchen die Gräfin nach Hauſe kam, nichts von der Art, wie ſie dieſe Nacht hinbrachte, doch iſt zu hoffen, daß ihr guter Engel ſie vor Träumen wie der in letztvergangener Nacht bewahrte. Er hatte zu viel Einfluß in das, was ihr wachend begegnete, gehabt, hatte zu viel widrige Zufälle nach ſich gezogen, als daß man ihr oft dergleichen hätte wünſchen ſollen.

Der junge Leublingen war der erſte, welcher ſie des kommenden Morgens beſuchte; er hinterbrachte ihr, daß Haſtendorf ein wenig verwun-

det

det ſey, und beklagte, daß er ohne Ehrenzeichen, wie er es nannte, davon gekommen ſey.

O, Leublingen! guter tapfrer Jüngling! rief Thekla, wie ſoll ich dir alles Gute verdanken das du an mir thatſt. Mein Retter, des kleinen Falkenbergs Retter, vielleicht auch der Retter Bernhards und Guſtavs! Fahre fort wie du rühmlich angefangen haſt, und wo dein Arm zu ſchwach iſt, ſo ſtelle deine Augen und Ohren auf die Wache und erforſche alles, was deinem Könige und dem Herzoge könnte nachtheilig ſeyn. Ich werde doch einmahl in den Stand kommen, deine Treue zu lohnen.

Ich mag nicht belohnt ſeyn, rief Leublingen mit einigem Unwillen, es lohnt ſich ſo ſchon hier alles mehr als mir lieb iſt; doch der Lohn, den ich für meine geſtrige Unhöflichkeit erhielt, iſt mir lieb, ich darf heute ſchon mein Amt antreten, und als des Königs Leibpage hinter ſeinem Stuhl aufwarten. Nicht ihr, Graf, damit hats nun ein Ende!

Ihr müßt wiſſen, fuhr er fort, als er Theklas fragende Blicke ſah, die ganze Sache iſt vor den König gekommen, der Herr von Haſtendorf hat alles erzählen müſſen, und ihr ſeyd ſehr gelobt worden, aber auch ich ward gelobt.

Es haben ſich auf dem ſcharlachnen Kleide des Herzogs gelbe durchſtoßne Flecke gefunden, man ſagt, der Wein, den ich euch aus der Hand ſtieß, ſey ſtarkes Gift, und ich ein Werkzeug geweſen, drey der edelſten Menſchen, den König, den Herzog und den treuen Jaromir zu retten, der für ſeinen Freund ſterben wolte! Ihr glaubt nicht was der Herzog alles von euch ſagte, und wie unwillig er auf den Herzog von Lauenburg iſt, daß er Abſichten auf ſeinen unvergleichlichen Freund, wie er euch nennt, haben konnte. Sie ſind hart an einander gekommen, Herzog Bernhard und Herzog Albert, und es fehlte nicht viel — daß —

Ein deutungsvoller Blick des jungen Menſchen auf ſeinen Degen ſagte der verſtellten Thekla was er meynte. Himmel! ſchrie ſie auf, ich will nicht hoffen! — Solte Albert wirklich abermahls mein Verfolger geweſen ſeyn? Und ſolte Bernhard? —

Nicht anders, erwiederte Leublingen, aber Herzog Albert verdiente es auch, daß der Herzog von Weimar ſeinen Degen gegen ihn zog. Des geſtrigen Ueberfalls gar nicht zu gedenken, ſo hat er Dinge von euch geſprochen, Dinge! — ich mag ſie nicht nachreden.

Und was? fragte die erſchrockene Thekla. —

Denkt nur, er ſagte, ihr wäret ein verkleidetes Mädchen, vermuthlich weil ihr ſo ſchön ſeyd. Und die Gräſin Thekla von Thurn — verzeihet, daß ich eurer edeln Schweſter auf dieſe Art gedenke, hätte in vorigen Zeiten ſo oft eine ganz beſondere Neigung gegen Herzog Bernharden blicken laſſen, daß es einem eben ſo unerwartet nicht ſeyn würde, ſie in Mannskleidern an ſeiner Seite zu ſehen. — Ich hätte dem abſcheulichen Menſchen den Degen durch den Leib rennen mögen, und dies mochte auch Herzog Bernhards Meynung ſeyn; aber der König machte Frieden, und drohte mit Verluſt ſeiner ganzen Achtung, wenn einer wider den andern etwas feindſeliges beginnen ſolte.

Thekla hatte ihr Geſicht verhüllt, und vermochte auf dieſe Dinge, die wie ein Dolch ihr durchs Herz fuhren, nicht eine Sylbe zu antworten.

Ein Brief vom Herzog von Weimar nöthigte ſie ihre Augen zu erheben, und ſich aus ihrer Beſtürzung loszureißen. So lautete er:

„Jaro-

* *

„Jaromir!

Ich bewundere eure Treue, ich verehre eure Freundſchaft, aber Ihr habt durch die Unvorſichtigkeit, mit welcher ſie begleitet war, mich und euch in verdrüßliche Händel geſtürzt. — Ich mag die Gerüchte, welche von mir und euch gehen, nicht wiederholen, euch kommt es zu, ſie zu vernichten. Es iſt nicht mehr Zeit für euch im Verborgenen zu leben, ihr müßt euch von nun an öffentlich zeigen, und durch das offene Betragen der Unſchuld, welche einem jeden kühnlich ins Geſicht ſehen kann, den verdammten Lauenburg zum Schweigen bringen. Zeigt, daß ihr ein Mann ſeyd, Jaromir, ſetzet die weibiſche Furchtſamkeit auf die Seite, ihr verſteht ja den Degen zu führen; ihr müßt inskünftige nicht allein mein beſtändiger Gefährte bey Hofe, ſondern auch im Gefechte ſeyn. Dies allein kann ihm beweiſen, wer ihr ſeyd. Ich hielt für gut euch ſchriftlich einen Wink von dieſen Dingen zu geben, weil ich inskünftige euch, um Verdacht zu meiden, wenig anders als öffentlich ſehen werde. Ihr wiſſet, wen ich zu ſchonen habe; ein Schatten von Argwohn in ein liebendes Herz geworfen, kann oft die geprüfteſte Zärtlichkeit zerſtören, und wünſchte wohl mein Jaromir, er, der im Stande war, ſein Leben für mich in Gefahr zu ſetzen, wünſchte er wohl, mich um die ſüßeſten Hofnungen der Liebe zu bringen?“

„O, mein Freund, ich geſtehe dirs, mit einer Art von Unwillen fieng ich dieſe Zeilen an, aber mein Herz erweicht ſich gegen dich; du biſt unſchuldig an unſern gemeinſchaftlichen Verdrüßlichkeiten, du wirſt das wieder gut zu machen ſuchen, was verderbt ward. Strenge alle deine Kräfte an, übertrif dich ſelbſt. Ich werde dich heute an der Tafel des Königs ſehen.

B. H. v. W.“

So mußte es denn gewagt ſeyn, ſo mußte ſich denn die arme Thekla überwinden, vor denenjenigen zu erſcheinen, welche ſie mit dem Adlerblick der Bosheit zu durchſchauen ſuchten, mußte die Gerüchte öffentlich zu widerlegen ſuchen, in welchen ſo viel Wahrheit zum Grunde lag! Ich glaube, es würde ihr an Muth gemangelt haben, Lauenburgen mit dem Blick beleidigter Unſchuld in die Augen zu ſehen, wenn ſeine ganze Beſchuldigung darin beſtanden hätte, daß ſie ein verkleidetes Mädchen ſey; aber die boshaf-

boshaften Winke, welche er gab, Liebe habe ihr dieſe Kleider angelegt, da ſie doch in ſich ſelbſt überzeugt war, nur unumgängliche Nothwendigkeit habe ihre Verkleidung verurſacht und verlängert, dieſe füllten ihr Herz mit Unwillen, und gaben ihren Zügen einen Ausdruck, welcher in der That nicht übel zu der Rolle paßte, die ſie ſpielen ſolte.

Sie erhielt Einladung vom Könige bey Hofe zu erſcheinen. Sie kleidete ſich abſichtlich prächtig, aber zu ihrem Nachtheil, damit kein Zug weiblicher Schönheit ſie verrathen möchte. Ein Beſuch bey Haſtendorfen, welchen ſie vorher ablegte, verſahe ſie noch mit einigen heilſamen Rathſchlägen zur Behauptung ihres Charakters, und ſie erſchien in der Verſammlung der Helden mit einem Anſtand, wie nur gereizter Zorn, und Wunſch die Verleumdung zu beſchämen, ſie einem Mädchen geben können.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle Scenen, welche hier vorfielen, zu ſchildern, und es ſey genug zu ſagen, daß Thekla ſich überall durch weniges und entſcheidendes Sprechen forthalf. Den König feſſelte ſie durch ihre treffenden Antworten voll Geiſt und Anſtand; Herzog Bernharden gefiel ſie durch die wenige Notiz, die ſie von ihm vor andern zu nehmen ſchien, und Herzog Albert war ſo gewiß, überall mit beißenden Spott von ihr abgefertiget zu werden, daß er endlich müde ward, ſeine geſammelten Pfeile auf ſie zu verſchießen. — Er beſchloß die Unterhaltung mit ihr durch die Verſicherung, er habe zu viel Achtung gegen den jungen Grafen von Thurn, um, wenn er ihn gekannt hätte, einen ſolchen Anfall wie der geſtrige auf ihn zu wagen. Das Ganze, ſetzte er hinzu, war nichts als ein kleiner Scherz, von welchem ich glaubte, daß ich mir ihn gegen ein verkleidetes Mädchen wohl erlauben könnte. Ganz gewiß glaubtet ihr das! ſagte Thekla mit verächtlichem Blick. Wenn ihr andre Gegner als ein wehrloſes Weib vermuthet hättet, ſo würdet ihr freylich behutſamer gegangen ſeyn.

Und doch, ſchöner Jaromir, erwiederte der Boshafte, doch dünkt mich, euer Schwert ſaß ſo feſt in ſeiner Scheide, als ob ihr es ſelten zu brauchen pflegtet, als ob ihr wirklich ein Mädchen wäret.

Ich ziehe es wider Krieger aus, nicht wider feige nächtliche Räuber, ſagte ſie, und wandte ihm den Rücken.

Sie brannte vor Begierde das zu beweiſen was ſie ſagte, und hörte vielleicht zum erſtenmahl mit Entzücken, daß der morgende Tag zu einem kleinen Treffen beſtimmt ſey, in welches ſie Herzog Bernharden begleiten ſolte. — Eine Begebenheit, welche ihr dieſen Abend zuſtieß, vermehrte ihr Verlangen nach einer Sache, vor welcher ihr ſonſt ihr Geſchlecht und das Gefühl ihrer Schwäche einen unüberwindlichen Abſcheu eingeprägt haben würden.

Sie erfuhr bey ihrer Nachhauſekunft von ihren Leuten, daß ein alter Mann von einem ehrwürdigen Anſehen faſt den halben Tag auf ſie gewartet, und am Ende Schreibezeug gefodert, und dieſen Brief an ſie zurück gelaſſen habe.

Thekla öfnete das Paket und fand ein anderes in demſelben enthalten. In dem Umſchlag las ſie folgende Worte.

„Rette den König, rette deinen Freund; rette dich ſelbſt! — Du biſt erkannt, und die Helden ſind in offener Schlacht vor dem Schwert des Meuchelmörders nicht ſicher. Ueberreiche dieſen Brief dem Könige, er wird ihm die Verräther nennen, und du wirſt zu jeder Stunde, da dir Sicherheit nöthig iſt, ſie finden, wenn du ſie auf dem Wege nach Leipzig ſucheſt. Verborgene Gänge ſollen dich zu demjenigen bringen, der dieſes ſchrieb, und dem du trauen wirſt, wenn dir ſeine Hand ſeinen Namen ſagt."

Thekla kannte aus den aſtrologiſchen Tabellen die Schriftzüge des weiſen Nikolaus nur gar zu gut; auch kam ihr ihr Traum in den Sinn, welcher ſo ſonderbar zu dieſen Dingen paßte. Sie gab dem Inhalt des Briefs blinden Glauben, bereuete, daß ſie ihren freundlichen Warner nicht ſelbſt habe ſprechen können, und fand die Ueberreichung des Briefs an den König ſo dringend, daß ſie, ſo ſpät es auch war, dieſelbe noch ſelbſt würde übernommen haben, wenn nicht der junge Leublingen, welcher ſie begleitet hatte, zugegen geweſen wäre. Sie ſchickte das Paket durch ihn an den Herrn von Haſtendorf, welcher ihr verſprechen ließ, er wolle es, ungeachtet ſeiner Schwachheit, noch dieſe Nacht dem Könige ſelbſt überreichen, und ihr des andern Morgens Nachricht von der Aufnahme ſagen laſſen.

Dieſe Nachricht, welche ihr der junge Leublingen mit anbrechendem Tage brachte, beſtand darin, daß der Brief geleſen und verbrannt worden ſey. Der König habe den Kopf geſchüttelt, von gut gemeynter Schwärmerey geſprochen,

chen, und geklagt, daß man ihn gegen ſeine beſten Freunde argwöhniſch machen wolle.

Und wer könnten dieſe Freunde ſeyn? fragte Thekla. Der Herr von Haſtendorf, erwiederte Leublingen, ſprach, er wiſſe keine, welche gegenwärtig ſo hoch in der Gnade des Königs ſtänden, als der Herzog von Weimar, und leider der Herzog von Lauenburg, welcher ſich durch tauſend Ränke in das Herz des Königs zu ſtehlen weis.

Thekla ſchwieg und hatte keinen Zweifel, wer der Angeklagte ſeyn würde; wider Bernharden war es unmöglich, etwas mit einem Schein der Wahrheit zu ſagen. — Aber Albert! — Theklas Herz bebte, wenn ſie nur ſeinen Namen nennen hörte.

Und was erfolgte hierauf weiter? fragte Thekla.

Nichts als die Beſtätigung der Ordre, daß der Herzog von Weimar gegen das Heer, welches der Fürſt von Eggenberg anführt, aufbrechen, und der Herzog von Lauenburg ihm den Entſatz zuführen ſolte.

Albert und Bernhard mit einander gepaart? rief Thekla, o, nun iſt mein Entſchluß gefaßt! — Leublingen, fieng ſie nach einem langen Stillſchweigen an, du biſt noch ſehr jung, aber dein Schickſal führt dich zeitig zu großen Dingen, deine Pflichten ſind wichtig. Gehe deinem König keinen Schritt von der Seite, wenn Lauenburg um ihn iſt, ſo wie ich mit Herzog Bernharden thun werde. Wir ſind beyde ſchwach; aber oft kann auch ein ſchwacher Arm Rettung ſchaffen. Hier iſt meine Rechte, ſchlag ein, und gelobe ſo wie ich, den Helden Treue bis zum Tode; wir können ja wenigſtens mit ihnen ſterben. — Treue bis zum Tode! rief Leublingen mit einem mächtigen Schlage in Theklas Hand; die Gräfin ſchüttelte die Seinige mit einem wohlwollenden Blick und er verließ ſie.

Thekla rüſtete ſich Herzog Bernharden zu begleiten, welcher mit ihrer Pünktlichkeit und der entſchloſſenen Miene, mit welcher ſie vor ihm erſchien, ſehr zufrieden war. Du wirſt alle unſere Verläumder beſchämen, Jaromir, ſagte er, deine geſtrige Aufführung war unvergleichlich, und ich hoffe, die heutige wird dem Namen den du führſt, auch keine Schande machen.

Die Geſchichte meldet wenig von den Thaten, welche der ſchwache Arm des Mädchens bey dieſem Treffen that, und uns iſts glaublich, daß ihre ganze Tapferkeit darin beſtand, daß ſie dem Tod, der in tauſend Kugeln um ſie ſauſte, in tauſend Schwertern um ſie blinkte, mit geſchloſſenen Augen entgegen gieng, und ſich gegen den, der ſie oder Herzog Bernharden unmittelbar angrif, möglichſt vertheidigte. Indeſſen bedurfte es ihrer perſönlichen Tapferkeit hier nicht, und der Sieg ward ohne ſie erfochten.

Nur am Ende gab ihr das Gefühl der Menſchlichkeit und der Haß gegen Lauenburgen Gelegenheit, ſich durch eine That auszuzeichnen. — Nachdem der Feind ſchon in die Flucht geſchlagen, und der Befehl bereits ergangen war, den der mitleidige Bernhard allemahl ſo ſchnell als möglich ertheilte, daß man mit Morden aufhören, und die Gefallenen aufheben und verbinden ſolte, traf Thekla Alberten, daß er einen vornehmen Offizier, der unter Bernhards Streichen geſunken war, unbarmherzig empor riß, und ihm auf die Art begegnete, wie man ſagt, daß dem großen Tilly nach der Schlacht bey Breitenfeld von einem ſchwediſchen Offizier geſchehen ſey. Grimm und Unwille gegen die That und den Thäter, vermehrten ihre Stärke. Sie riß Alberts Schwert zurück, deſſen Knauf er wider den Verwundeten gerichtet hatte, als wenn er nicht der Schärfe deſſelben werth wäre.

Ein Stoß in die Seite warf Lauenburgen zur Erde, und ihr Ruf brachte mehrere Leute herbey, denen ſie den Gefangenen übergab, und ihnen im Namen des Herzogs von Weimar befahl, ihn verbinden zu laſſen und wohl zu halten.

Lauenburg machte ſich in der Stille davon, und wolte nie geſtehen, daß er Theil an dieſer Begebenheit gehabt habe, welche dem verſtellten Jaromir ſehr verſchieden ausgelegt wurde. — Selbſt Guſtav ſagte dieſen Abend im Scherze zu ihm: Graf! ich weis nicht wie ich mit euch und den Euren dran bin. Euer Bruder Bogeslav war mehrmahls ein warmer Lobredner Wallenſteins, und ihr nehmt euch der Anverwandten ſeines Vertrauten auf eine ſo heldenmüthige Art an?

Thekla erröthete, und ſtammelte etwas von Entſchuldigung.

Nein, nein, rief der König, und ſchlug ſie lachend auf die Schulter, ich tadle euch nicht. Ein überwundner Feind iſt kein Feind mehr für mich, und ich würde nicht ermangeln den Wütrich zu ſtrafen, der ſo wider alle Geſetze der Menſchlichkeit ſündigen konnte, wenn er mir bekannt wäre.

Thekla warf einen Blick auf Lauenburgen, hatte aber nicht den Muth, oder hielt es nicht für ſchicklich ihn zu nennen.

Herzog Bernhard trat zu ihr, und gab ihr ſeinen Beyfall über ihr heutiges Verhalten zu erkennen. Euer Geretteter iſt euch geſchenkt, ſagte er, es iſt billig, daß ihr auch anfangt die Vortheile der Waffen kennen zu lernen, dies muntert einen jungen Krieger auf. Euer Gefangener iſt der junge Graf von Eggenberg, ein Neffe des Buſenfreundes des Herzogs von Friedland, des bekannten Fürſten von Eggenberg. Er wird ſich gut löſen, ihr könnt von ihm fodern was ihr wolt.

Fodern? löſen? fragte Thekla mit einem halb unwilligen Blick auf Bernharden.

Findet ihr das ſchimpflich? fragte der Herzog, ſind euch die Rechte des Kriegs ſo ganz unbekannt?

Thekla ſchüttelte den Kopf. — Das Kleid das ſie trug, konnte die mädchenhaften Vorurtheile von Schicklichkeit und Großmuth, die ſie hatte, nicht aufheben, und ſie betheuerte, Eggenberg ſey frey, ſie würde keine Auslöſung von ihm annehmen, und dies um ſo viel weniger, da nicht ſie, ſondern Bernhard ihn gefällt habe.

Seltſa-

Seltſamer Menſch! rief Bernhard. Doch dies wird ſich geben, wenn ihr die Waffen etwas länger geführt habt, wenn ihr erſt ſelbſt ein paarmahl in Feindes Händen geweſen ſeyd, und geſehen habt, was das Kriegsrecht mit ſich bringt! — Doch ich will euch die Freude einer großmüthigen Handlung nicht verderben, ſie kann euch leicht mehr werth ſeyn als die größte Summe Geld. Kommt, wir wollen den Verwundeten beſuchen, er muß ſein Urtheil aus eurem eignen Munde hören.

Sie traten in Eggenbergs Zelt. Matt und entkräftet lag er auf einem Lager, welches Bernhards Großmuth ſo bequem als möglich hatte machen laſſen. Ein junger ſchöner Mann, nur durch den Blutverluſt und die Zierrathen der Wundärzte ein wenig entſtellt.

Bernhard ſprach ihm freundlich zu, und lobte ſein Wohlverhalten, und Thekla kündigte ihm ſeine Freyheit an. Er richtete ſich langſam auf, beantwortete ihre Rede wie ſichs gebührte, drückte ihre Hand zwiſchen den Seinigen, und nannte ſie ſeinen Retter.

Wenn ich euren Namen richtig vernommen habe, ſetzte er hinzu, ſo möchte ich vielleicht eure Großmuth mit einer Nachricht belohnen können,

können, die euch nicht gleichgültig wäre. Thekla ſchwieg. — Darf ich noch einmahl fragen, fuhr der Verwundete fort, wem ich Leben und Freyheit zu danken habe?

Mein Vater, ſprach Thekla, und zog ihre Hand, ſie wußte ſelbſt nicht warum, aus Eggenbergs Händen. Mein Vater iſt der Graf von Thurn.

Und dieſer Vater, ſprach Eggenberg, was wißt ihr von ihm? Was iſt nach euren Gedanken ſein Schickſal?

Ach, rief Thekla, indem Thränen aus ihren Augen ſtürzten, man ſchmeichelt mir mit ſeinem Leben, ſagt mir, daß es ihm wohl gehe, aber — ich kenne die Täuſchungen der Freundſchaft.

Ich weis, erwiederte Eggenberg, was hier für Gerüchte von ihm gehen, welche man euch vielleicht aus Schonung verſchwiegen hat; aber ſeyd ohne Sorgen, der Graf von Thurn lebt, und iſt zwar — (hier ſah er ſich um als ob er Aufmerker beſorgte) — und iſt zwar insgeheim noch in Wallenſteins Händen, aber er wird ſo großmüthig behandelt, wie mir bey euch wiederfährt.

Thekla war entzückt, gewiſſe und ſo gute Nachricht von ihrem Vater zu hören. Ihre

Fragen

Fragen ſeinethalben waren ohne Ende, und der Beſuch bey dem Verwundeten verlängerte ſich ſo, daß Herzog Bernhard ſich endlich entfernen mußte, und ſie allein bey ihm ließ.

Was ſie von Eggenberg erfuhr, war hinlänglich, ſie für eine That zu belohnen, für welche ſie keinen Lohn verlangte, weil ſie ihrer Großmuth ſehr alltäglich vorkam. — Der Graf von Thurn war zwar unter dem Vorwand, er ſey nicht bey Verſtande, von Wallenſtein losgelaſſen worden, aber dieſer Mann, den man in anderer Betrachtung mit Recht einen Wütrich nennt, war doch zu menſchlich geweſen, einen ſchwachen hülfloſen Greis ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Er hatte ihn heimlich auf ſeine Güter bey Pilſen bringen, und ihm ankündigen laſſen, daß er bleiben oder ſich ſeiner Freyheit bedienen könne wie er ſelbſt wolle. Bogeslav hatte ſeinen Vater ſchon einmahl heimlich beſucht, und Eggenberg verſprach ſeinem jungen Retter, auch ihn zu ihm zu bringen, ſobald es der Zuſtand der damahligen Zeitläufte erlauben würde. Ein Erbieten, welches Thekla lieber heut als morgen erfüllt geſehen hätte.

Neun

Neun und funfzigſter Abſchnitt.

Thekla würde ihren Beſuch bey Eggenbergen wiederholt haben, wenn die kriegeriſchen Ausſichten nicht immer ernſthafter geworden wären, und der Entſchluß, Bernharden ſo wenig als möglich zu verlaſſen, ihr faſt alle Stunden des Tages geraubt hätte. Der Verwundete verließ alſo das Lager ohne ſeinen Retter nochmahls zu ſehen.

Das ſchwediſche Heer rückte immer weiter vorwärts; die große Ebene bey Lützen, einem kleinen Städtchen bey Leipzig, wurde zum Schauplatz einer der merkwürdigſten Schlachten beſtimmt, der Tag auf den 6. November angeſetzt, und alle Anſtalten gemacht, welche bey Begebenheiten dieſer Art vorher zu gehen pflegen. Guſtav wählte einen von den vorhergehenden Tagen, das Schlachtfeld zu beſichtigen, und die Vornehmſten ſeines Heers begleiteten ihn. Auch Herzog Bernhard fehlte nicht unter der Zahl der Helden, und der verſtellte Jaromir ſein Schatten folgte ihm. Eine Begebenheit hatte ſich am Morgen dieſes Tages zugetragen, welche dem verkleideten Mädchen viel Sorge gemacht haben würde, wenn nicht noch wichtige Beſorgniſſe jetzt ihre ganze Seele erfüllt hätten. Graf Bogeslav, Theklas Bruder, war mit dem Heer, das er kommandirte, eingetroffen, er war bey dem gegenwärtigen Ritt der Begleiter des Königs, welcher ſich ſehr ämſig mit ihm unterhielt, und alſo dem ſogenannten Jaromir Zeit ließ, ſich ungehindert mit dem geliebten Bernhard zu unterhalten.

Thekla wußte, daß der König ſich hatte verlauten laſſen, er wolle noch dieſen Abend die beyden Brüder, nehmlich ſie und Bogeslav, einander vorſtellen, und ſie konnte errathen, was aus ſo einer Zuſammenkunft entſtehen würde. Bogeslav wußte, daß er keinen Bruder mehr hatte, kannte das Geſicht ſeiner Schweſter zu gut, um ſich einen Augenblick täuſchen zu laſſen, hatte Begriffe von der weiblichen Ehre, welche den damahligen ſtrengen Regeln des Wohlſtandes genau angemeſſen waren, und war noch überdieſes von einem Temperamente, welches ihn zu jähen Zorn und zu den unbehutſamſten Ausbrüchen deſſelben geneigt machte. Was konnte die verkleidete Thekla bey dieſen vereinten Umſtänden erwarten? Wie mußte dem ſtrengen Bruder zu Muthe werden,

werden, ſeine Schweſter in Mannskleidern unter lauter Männern zu erblicken? Und war es wohl wahrſcheinlich, daß er ſeine Empfindlichkeit zu verhehlen wiſſen, ſie nicht durch eine unbehutſame Entdeckung öffentlich beſchimpfen würde?

Betrachtungen von dieſer Art wären wohl im Stande geweſen, die junge Gräfin ganz allein zu beſchäftigen, und ihr jeden Platz zu andern Gedanken zu benehmen. Flucht oder vorläufige Entdeckung gegen denjenigen, an deſſen Achtung ihr das meiſte gelegen ſeyn mußte, wäre wohl das beſte geweſen, was man ihr hätte rathen können, auch ſchwebte ihr beydes im Sinne; aber ein Gewirr von andern Gedanken kam dazwiſchen, und Ahndungen von unbekannten Unfällen, Beſorgniſſe um Bernharden, Gedanken an die Erfüllung ihres Traums, und der Vorherſagungen des Meiſter Nikolaus ſchwärmten ſo wild in ihrem Gehirn umher, daß ſie nichts von dem, was ſie ſich vorgenommen hatte dem Herzog zu ſagen, hervor zu bringen wußte, ſondern ſtumm und gedankenvoll an der Seite desjenigen herritt, deſſen Geſellſchaft ſie dieſen Morgen ſo ſehr, ſo abſichtlich geſucht hatte.

Was fehlt dir, mein Jaromir? fragte Bernhard.

Mir iſts,' antwortete der Gefragte, als wenn ich die Zukunſt wie eine große grundloſe Tiefe vor mir ſähe, ich blicke mit Schaudern hinab, ich entdecke Schatten von Dingen, die ich nicht begreifen kann, ſehe andre ganz deutlich und quäle mich darüber, daß niemand das ſehen will, was ich ſehe, und die Gewarnten blind in ihr Verderben laufen.

Du ſprichſt räthſelhaft, mein Freund, und ich wünſchte, daß du dir mit ſolchen Dingen nicht ferner den Kopf zerbrächſt. Aberglaube und Schwärmerey müſſen von dem Helden am Eingang ſeiner Laufbahn zurück gelaſſen werden. Du biſt noch ein großer Neuling in der Tapferkeit, haſt gar nicht nöthig, dich durch Träumereyen noch ſchwächer zu machen, als du biſt.

Ach, Lauenburg! Lauenburg! rief Thekla, könnte ich nur dieſen tauſend Meilen von hier entfernen, ſo wolte ich ruhig ſeyn! —

Fürchte dich nicht vor ihm, er verfolgte dich nur ſo lange, als er dich für ein Mädchen hielt; ſeit deiner letzten Waffenprobe, dünkt mich, ich leſe eine Art von Scheu und Achtung gegen dich in ſeinem Geſicht, welche durch die Gegenwart deines tapfern Bruders vermehrt werden wird. —

Fürch-

Fürchten? für mich fürchten? Nein, Herzog, ich ſorge um euch und den König. — Und die Gegenwart meines Bruders? Ach, ihr kennt meine Verhältniſſe zu wenig, um urtheilen zu können, ob Bogeslavs Erſcheinung mir ſchädlich oder vortheilhaft ſeyn wird.

Wie verſteht ihr das, Graf?

Laßt uns von etwas andern ſprechen. Jetzt noch eine Frage, Gott weis, wie viele ich noch in meinem Leben werde an euch thun können. — Wenn es geſchehen ſolte, daß der, welcher jetzt dieſe theure Hand ergreift, ſchnell von eurer Seite geriſſen würde, — es gilt gleich auf was für Art es wäre, würdet ihr denn nicht die Freundſchaft für ihn verlöſchen laſſen? ihn nicht verachten, nicht falſch beurtheilen, der Schein möchte auch noch ſo ſehr wider ihn ſeyn?

Was für Fragen! — Nein doch, Jaromir! Nein! — Quäle dich doch nicht mit unnützen Grübleyen?

Gut, Herzog, ich nehme eure Worte für Wahrheit an, und ſolten ſie ja in der Folge euch ſchwer zu erfüllen werden, ſo wendet euch an den Herrn von Haſtendorf, er iſt im Stande mich zu rechtfertigen und alle eure Zweifel zu heben — — —

Bernhard ſchüttelte den Kopf und ſah ſeinen Gefährten bedeutend an.

Und noch mehr, lieber Herzog, wenn dieſer arme ſchwache Jüngling, der ſo gern wie ein Schutzengel euch immer zur Seite gieng, und euch mit mächtigen Flügeln deckte, wenn er von euch geriſſen würde, würdet ihr denn noch zuweilen an ſeine Warnungen denken, und Leuten, welche es nicht verdienen, nicht zu viel trauen?

Du denkſt an Lauenburgen? — Vergebliche Furcht! Du kennſt meine Geſinnungen gegen ihn!

Es giebt auch noch andere, vor welchen man ſich zu hüten hat. Man ſagt, der König habe dem gottloſen Haynim, den niemand beſſer kennt als ich, eine Oberſtenſtelle bei ſeinem Leibregiment gegeben, und Moritz von Falkenberg habe die nehmliche Ehre bey dem eurigen erhalten. Ich bitte euch, Herzog, wie kamen dieſe Boshaften zu dieſem Glück?

Haynim und Falkenberg ſind beydes Leute von Ehre und Tapferkeit, und du müßteſt mir erſt etwas wider ſie beweiſen, ehe ich meine gute Meynung von ihnen aufgeben könnte.

So viel Böſes auch Thekla von dieſen Männern wußte, ſo war es doch nicht hinlänglich, Bernharden zu überzeugen; vieler Dinge mußte ſie mit Behutſamkeit gedenken, um ſich nicht zu ſehr als Thekla kenntlich zu machen, und mit Ahndungen und dunkeln Empfindungen kam ſie bey dem klugen Bernhard nicht fort.

Sie ſchwieg und drehte den zerbrochenen Ring, welchen ſie ehemahls als Thekla vom Herzog bekommen hatte, zwiſchen ihren Fingern. Und wenn ich euch, fieng ſie an, bey dieſem Denkmahl eurer Freundſchaft, bey Theklas Andenken beſchwöre. — —

Ach, der Ring! unterbrach ſie der Herzog lachend, ja mit dieſem Zauberzeichen könnteſt du freylich alles bey mir erhalten! — Die arme Thekla! Ich ſehe dieſes Denkmahl unſerer Freundſchaft nie in deinen Händen, daß ſie nicht in allem ihren unſchuldigen Reiz, in ihren Thränen, die mir ſo ſchwer aufs Herz fielen, ſo lebendig vor mir ſteht, wie ich dich, ihr Ebenbild vor mir ſehe. Du biſt mir die Erzählung noch ſchuldig, wie es kam, daß ſie das Kleinod, auf das die Gute ſo viel Werth zu legen beliebte, dir überließ? —

Ich weiß nicht wie Theklas Antwort ausgefallen wäre, da vielleicht ſchon der Entſchluß, ſich Bernharden zu entdecken, ehe Bogeslavs Ungeſtüm ſie bekannt machte, in ihrem Herzen arbeitete; aber ſie wurden geſtört. Der junge Leublingen erſchien und foderte Bernharden zum Könige, ſah ſich dann ängſtlich um, und bat den verſtellten Jaromir, bey ihm bleiben zu dürfen, weil er ihm Dinge von Wichtigkeit zu entdecken habe. Viel habe ich euch zu ſagen, rief er, habe den ganzen Morgen mit Todesangſt geſtrebt, euch zu ſprechen.

Worin das Geſpräch dieſer beyden jungen Leute eigentlich beſtand, iſt nie wörtlich an den Tag gekommen, nur ſo viel ſagt die Geſchichte, daß ihre ämſige Unterhaltung noch lange nicht zu Ende war, als das Zeichen gegeben wurde, Halte zu machen, und ſich um den König zu verſammeln. Sie drückten einander die Hand, und verſprachen ſich, den Faden des Geſprächs ſobald als möglich wieder anzuknüpfen.

Man befand ſich auf einer großen Ebene, die damahls durch nichts abgeändert wurde, als durch die fernen Spitzen einiger kleinen Thürme, welche zu dem nächſten Städtchen gehörten, einige Windmühlen, die ſich dem Auge etwas mehr näherten, und einen großen Stein, welcher ſo ziemlich den Mittelpunkt der ganzen Fläche bezeichnen mochte, dieſesmahl aber der nächſte Gegenſtand war, der ſich den Verſammelten zeigte.

Eine Linde von verwunderſamer Größe breitete ſich über ihm aus, und zog rund um ihn her mit ihren ſtarken Aeſten und dem gelben Laube einen Kreis von Schatten, welcher auch ſelbſt in der damahligen ſpäten Herbſtzeit den ermüdeten Reutern zur Mittagsſtunde nicht unangenehm war. Hier wollen wir ausruhen, ſagte der König, unſere gemachten Plane noch einmahl überdenken, und eine Feldmahlzeit einnehmen.

Die Helden lagerten ſich um ihn her, man trug Brod und Wein auf, und ein Geſpräch begann, welches wir unſern Leſern abſichtlich vorenthalten. Es betraf den Stand des ſchwediſchen Heeres bey der künftigen Schlacht, die Ordnung des Angrifs nnd andere Dinge, welche ſie ſo wenig intereſſiren würden, als die verkleidete Thekla, welche auf nichts zu achten ſchien, ſondern ſich in einer unbeſchreiblichen Unruhe befand, — Man merkte ihr das Beſtreben an, dem Könige oder Herzog Bernharden ſich nahen oder dem letzten nur einen Blick abſtehlen zu können; aber der Inhalt des Geſprächs war dem Helden zu wichtig, als daß er auf etwas außer demſelben hätte achten ſollen, und ſich ihm auf irgend eine Art zu nähern, oder wie Thekla zu wünſchen ſchien, einige Worte mit ihm zu wechſeln; dieſes verhinderte einer der in der Geſellſchaft war, der abſichtlich ſeinen Sitz ſo genommen hatte, daß er alle Gemeinſchaft zwiſchen dem verkleideten Jaromir und Bernharden aufhob, und der den erſten unabläßig mit durchdringenden Blicken beobächtete.

Es [illegible] Bogeslav, welcher anfangs in einem tiefen Geſpräch mit Herzog Alberten begriffen war, und nun ganz ſtumm an ſeiner Seite ſaß, und kein ander Geſchäft zu haben ſchien, als die Züge ihres Geſichts zu muſtern.

Thekla hatte vor andern Gedanken, die ſie beſchäftigten, noch nicht Muſe gehabt, dieſen Mann, ſeine wilden Blicke und ihre wahrſcheinlichen Folgen in Erwägung zu ziehen, als der König auf einmahl in einem ganz beſondern Ton anfieng: Wer iſt der, welcher mir gegenüber ſitzt, mich dünkt, er gehört nicht in unſere Geſellſchaft! — Es iſt bekannt, daß Guſtav ein kurzes Geſicht hatte; man ſagte ihm, der, auf welchen er deutete, ſey der Herzog von Lauenburg. Unmöglich! rief er mit fortdauernder Bewegung, er trete näher, daß ich mich überzeuge!

Albert trat vor den König, der ihn eine Weile mit Verwunderung anſah, und dann lachend anfieng: Wie der Schatten mich täuſchen kann! Die Aeſte dieſes Baums und das gelbe Laub muß dieſe unglückliche Verwandelung verurſacht haben, denn in Wahrheit, Herzog, für ſo ein Geſicht wie ich vor einem Augenblick an euch ſah, hättet ihr der Natur nicht ſehr zu danken, und doch dünkt mich, eure Züge ſind jetzt noch nicht ganz dieſelbigen. Ueberhaupt, fuhr er fort und ſtand auf, mir gefällt es hier nicht ſonderlich, der Boden iſt feucht, man fühlt ſo eine gewiſſe Beklommenheit, wir wollen fort, und nun auch die andre Hälfte der Ebene bereuten. Aber vorher, fieng Lauenburg mit lächelnder Miene an, erlauben ihre Majeſtät, daß ich meine Rache an demjenigen ausübe, welcher mich meinem Könige in einem nachtheiligen Lichte vorgeſtellt hat. Mich dünkt, dieſer Beum ſteht hier nicht am rechten Orte, er wird uns bey Poſtirung der Truppen hinderlich ſeyn, *) er muß ausgerottet werden. Mir zu gefallen! ſagte Guſtav; ich wolte, daß ich auch jene Windmühlen

---

*) Der ſogenannte ſchwediſche Stein auf dem Schlachtfelde bey Lützen, ſteht jetzt frey, doch will man vor einigen Jahren noch Ueberbleibſel eines ausgerotteten Baums an ſeiner Seite gefunden haben.

len hinweg wünſchen könnte, um ganz freyes Feld zu haben.

Ein Wunſch der leicht erfüllt werden könnte, ſprach Lauenburg, die Nacht wird kalt werden, und wenn wir hier kampiren wollen, ſo könnten wir uns ein Feuer von der alten Hütte anzünden, um uns dabey zu wärmen.

Pfui, Herzog! rief der König, ich bin nicht in dieſem Lande zu ſengen und zu brennen; vor mir ſollen die Habſeligkeiten dieſer armen Leute und ihre Wohnungen wohl ſicher ſeyn; mich kränkt jede Ueberlaſt, die ich ihnen gezwungen machen muß. Man führte jetzt dem König ſein Pferd vor, er war im Begrif es zu beſteigen, und Thekla drängte ſich dicht an ihn, um, wie es ſchien, ſich bey ihm Gehör auf einige Augenblicke auszubitten. Ach, Graf! rief er aus, als er ſie gewahr ward, ihr erinnert mich an eine Sache, welche ich ganz vergeſſen hatte, und welche hier ſowohl als anderswo geſchehen kann. Graf Bogeslav, empfanget hier aus meinen Händen euren jüngern Bruder, den ſo lange todtgeglaubten Jaromir, einen jungen Menſchen, dem es nicht an Muth und Verſtande fehlt, und den ihr noch einmahl zum Helden bilden könnt.

Bogeslav, der ſich auf den Ruf des Königs genaht hatte, beantwortete dieſe Rede ſo wie ihm zukam, und wendete ſich dann zu der verkleideten Thekla, welcher in dieſem Augenblick aller männliche Anſtand vergieng, und die ſo bleich und zitternd vor ihm ſtand, wie ein wahres Mädchen.

Es freut mich, ſagte Bogeslav mit unausſprechlicher Kälte, es freut mich, Bruder, euch ſo unerwartet wieder zu finden. und ich zweifle nicht, ihr werdet mir auf dieſem Nachmittag beym Rückweg nach dem Lager, eure Geſellſchaft gönnen, damit wir uns beſſer kennen lernen.

Tauſend Urſachen machten dieſe Einladung dem erſchrockenen Mädchen unangenehm, unter welchen das Verlangen nach der fortzuſetzenden Unterredung mit Leublingen, oder nach einem geheimen Geſpräch mit Bernharden oder dem Könige nicht die geringſte war. Sie ſuchte auszuweichen, und zeigte auf Herzog Bernharden, den ſie in der Angſt ihren Herrn nannte.

So, ſagte Bogeslav mit einem höhniſchen Blick, der Herzog von Weimar iſt euer Herr? Nun, ich glaube, der ſtrengſte Gebieter würde dem Bruder nicht den Umgang des Bruders entziehen, und ich hoffe alſo keine Fehlbitte zu

thun,

thun, wenn ich dieſen Helden um eure Geſellſchaft erſuche.

In keinen beſſern Händen wüßte ich meinen Freund Jaromir zu laſſen, als in den Eurigen, ſagte Bernhard. Ich habe nichts über ihn zu gebieten, ſonſt würde ich all mein Anſehen anwenden, ihm eben die Ergebenheit gegen euch zu empfehlen, die er gegen mich gezeigt hat.

Dieſes wird die brüderliche Liebe unnöthig machen, erwiederte Bogeslav. Bekleidet ihr ſchon eine Stelle unter des Herzogs Völkern, Jaromir?

Ich habe ihm noch keine gegeben, antwortete Bernhard an Theklas Stelle, aber er hat ſich bey verſchiedenen Aktionen ſo gut gehalten, daß er längſt eine verdient hätte.

Ich hoffe, erwiederte Bogeslav, daß es mir erlaubt ſeyn wird, ihn unter meinem Heer anzuſtellen.

Bernhard erinnerte ſich an Jaromirs zweifelhafte Reden bey dem letzten Geſpräch von Bogeslav, und ließ ihn ungern ſo ganz in der Gewalt ſeines rauhen Bruders; es war indeſſen hier unmöglich etwas einzuwenden, da die Einwilligung des Königs da war.

Sechzigſter Abſchnitt.

Der Rückzug gieng an, und Bogeslav blieb mit ſeinem ſogenannten Bruder zuletzt. Ein Fehler an dem Zeug ſeines Pferdes nöthigte den erſten abzuſteigen, der verkleidete Jaromir mußte aus Höflichkeit ſeiner warten, und als man den Weg wieder antrat, ſo fand ſichs, daß die übrige Geſellſchaft eine ſo große Strecke voraus hatte, daß man ohne Furcht, von ihnen bemerkt zu werden, alles vorzunehmen im Stande war was man wollte; eine Sache, welche Graf Bogeslav bey ſeinem Zögern vermuthlich zur Abſicht haben mochte.

Der junge Leublingen, welcher immer noch hofte eine Gelegenheit zu finden, ſein wichtiges Geſpräch mit dem ſogenannten Jaromir fortzuſetzen, war allein zurück geblieben; er ritt beſtändig bald hinter bald vor ihnen, bis endlich Bogeslav ihn warnte, ſich nicht zu weit von den andern zu entfernen; ein Wink, den er verſtehen und ihm gehorchen mußte.

Der armen Thekla war ein großer Stein vom Herzen gefallen, daß Bogeslav, welcher

ſie

ſie kennen mußte, ſo behutſam verfuhr, ſie nicht öffentlich zu beſchämen; aber die Kälte, mit welcher er ſich gegen ſie betrug, ſo lange ſie bemerkt wurden, und dieſer Grimm, welcher jetzt, als ſie allein waren, ſich immer ſtärker auf ſeinem Geſichte zeigte, erfüllte ſie mit Entſetzen, ſagte ihr, daß bey weiten noch nicht alles überſtanden ſey, und daß ſeine anfangs bezeugte Nachſicht. nichts als Furcht, eine Perſon, welche ſeinen Namen führte, öffentlich zu beſchimpfen, zum Grunde hatte.

Sie wußte nicht was ſie thun ſolte; die Geſellſchaft war jetzt ganz aus ihren Augen verſchwunden, und ſie war allein mit einem Manne, von welchem ſich nach ſeinen wüthenden Blicken nichts Gutes vermuthen ließ.

Bogeslav ſtieg ab, er band ſein Pferd an einen Strauch, und ſie that ſtillſchweigend das nehmliche. Sie wandte ſich nach ihm um, und ein Blick auf ſein entſtelltes Geſicht machte, daß ſie zu ſeinen Füßen niederſtürzte, und ſeine Knie feſt an ihre Bruſt drückte. Mein Bruder! ſchrie ſie, du kennſt mich! Ja, ich bin Thekla, deine unglückliche Schweſter! Siehe mich nicht ſo zornig an, richte mich nicht, ehe du mich hörſt! Unwürdige! ſchrie Bogeslav, indem er ſich ſo ungeſtüm von ihr losriß, daß ſie zu Boden ſiel, die Gewiſſensangſt in dieſen entſtellten Zügen, die gar nicht mehr der unſchuldigen Thekla ähnlich ſind, dieſes Beben einer Verbrecherin, dieſes heiſere mistönende Geſchrey, ſagt mir, daß du weiſt was du verdient haſt, und wolte Gott, ich könnte dich es unverzüglich leiden laſſen. Schande unſers erlauchten Hauſes! Schimpf deines Vaters und einer edeln Schweſter, welche die Nachwelt noch bewundern wird! Räuberin des edeln Namens Jaromir, der durch dich entehrt ward! Mörderin meines Lebens! Denn ich fühle es, dieſer Tag wird mich ins Grab ſtürzen, der ſchreckliche Tag, an welchem ich meine Schweſter als die verkleidete Buhlerin, Herzog —

Nenne den Namen nicht! Nenne den heiligen Namen nicht! ſchrie Thekla, welche hier in einem Zuſtande aufſprang, der ſich ſchwerlich beſchreiben läßt. Ich weis was du ſagen willſt, und ich erröthe vor demjenigen, dem es möglich iſt, die niedrigſten Läſterungen wider eine unſchuldige Schweſter und einen Helden auszuſtoßen, der mich, ſeit ich dieſe Kleider trug, nie anders als unter dem Namen Jaromir kannte. Ha, ich Thörin! daß ich mich ſo vor einem Unmenſchen demüthigen konnte! Ich dachte, dein ganzer Zorn traf meine Verkleidung, und ich glaubte dir, der du meine Lage nicht kennſt, etwas nachſehen zu müſſen, aber nun? — Ha, ich lache deiner Verleumdung, und eile jetzt zum Könige, um ihm ſelbſt zu ſagen wer ich bin, und denjenigen aufzufodern, der mir einen andern Fehler aufbürden kann, als dieſes Kleid und dieſen Namen.

Bogeslav hatte die Rednerin dieſe ganze Zeit mit Erſtaunen angeſehen. Ihr edler Unwille — nicht der entſtellende Zorn eines beleidigten Weibes, erregte Ehrfurcht, er wagte es nicht ſie zu unterbrechen, und konnte es nicht wehren, daß ſie ſich nun auf ihr Pferd ſchwang, und wie ein Pfeil von der Sehne davon flog.

Bogeslav ſprengte ihr nach, und ereilte ſie endlich in einer Gegend, da man ſchon die hinterſten Reuter vom Gefolge des Königs wieder erblicken konnte. Die Nähe ihres Verfolgers machte, daß ſie ihr Pferd mehr anſtrengte, es ſtrauchelte, ſie fiel, und war wieder in der Gewalt ihres Bruders. Er zog ſie ohnmächtig unter ihrem Pferde hervor, und labte ſie mit dem Waſſer aus einer nahen Quelle. — Sein Herz ſchien ſich bey ihrem Zuſtand zu erweichen.

Thekla! rief er ihr zu als ſie ſich erholte, vor wem fliehſt du? Vor deinem Bruder? Oder vielleicht vor einem Richter, vor welchem du nicht glaubſt dich verantworten zu können?

O, daß ich einen billigen, nein, einen gerechten Richter hätte mich zu hören, keichte die entkräftete Thekla. Laß mich zum Könige, er ſoll unſere Sache entſcheiden!

Schweſter! Thekla! Beſinne dich! erwiederte er, willſt du die Sache, die mir, deinem Bruder, ſo gehäßig vorkommt, öffentlich ausrufen? Ich will ja glauben, daß du dich entſchuldigen kannſt, will ja eingeſtehen, daß ich vielleicht dich zu heftig angrif, aber ſoll ich nicht dieſe Meynung auf einmahl verlieren, ſo beruhige dich. Die Unſchuld, welche ſich mit ſolchem Ungeſtüm vertheidigt, iſt verdächtig!

Eine zweyte Ohnmacht verhinderte Theklas Antwort, und ſetzte Bogeslav in die äußerſte Verlegenheit. Die Nacht, welche in der damahligen Jahrszeit ſo früh anbricht, begunte heranzudämmern, keine Hütte war in der Nähe, wo er Zuflucht für ſich und ſeine ſchwache Gefährtin hätte finden können, als die Wohnung eines Windmüllers, in welcher eben ein kleines

Licht zum Vorſchein kam, welches ihm ſagte, er würde allda Leute finden.

Er wagte es, die Lebloſe allein zurück zu laſſen, und holte den Windmüller und einen ſeiner Knechte herbey, ſie vor den einfallenden Regen unter Obdach zu bringen.

Als Thekla ſich erholte, ſah ſie ihren Bruder mit einer bekümmerten Miene an ihrem Lager ſitzen, welche ſie ſo ſehr bewegte, daß ſie ſeine Hand an ihre Lippen zog, und in einen Strom von Thränen ausbrach. Dieſes war der Anfang zum Schluß eines Friedens, welcher für beyde die beſten Folgen hatte. Bogeslav ward geneigt zu hören, und Thekla faßte alle ihre Kräfte zuſammen ſich zu erklären. Sie ſprach mit der Beredſamkeit der gekränkten Unſchuld, und Bogeslav ward überzeugt. Er bereute ſein voreiliges Betragen, und geſtand, daß nach allen Umſtänden ihrer Geſchichte, die er jetzt von ihr erfuhr, ſie eigentlich in nichts zu tadeln, daß ſie durch eine Reihe von unüberſteiglichen Nothwendigkeiten dahin getrieben worden ſey, wo ſie ſich jetzt befand. Nur in einem Stück blieb er hartnäckig. Ihre ehemahlige Neigung zu Bernharden war ihm nicht unbekannt, Lauenburgs hämiſche Anſpielungen,

mit

mit welchen er ihn heute die ganze Zeit unterhalten hatte, bewieſen ihm, daß auch andre auf ihr Geſchlecht und ihre Liebe argwohnten. Er glaubte keiner von ihren Betheuerungen, daß ſie jetzt nichts als Freundſchaft für Bernharden fühle, und drang darauf, daß ſie nicht wieder ins Lager zurück kehren, ſondern ihm gleich des andern Tages nach Weißenfels folgen ſolle, um die ihrem Geſchlecht ziemenden Kleider anzulegen, und ſich daſelbſt ſo lange verborgen zu halten, bis ſie mit Sicherheit zu ihrem Vater nach Böhmen, oder zu ihrer Mutter an die pohlniſche Gränze gebracht werden könne.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher Thekla ſich alles gefallen ließ, überzeugte Bogeslav völlig von ihrer Unſchuld, und er drückte ſie zum erſtenmahle mit voller brüderlicher Zärtlichkeit an ſein Herz.

Er verließ ſie mit einem Kuſſe, und bat ſie, ſich nun in allen zu beruhigen, an nichts zu denken als an eine frohe Zukunft, welche er ihr zur Vergütung der heutigen Beleidigung, auf die vollkommenſte Art zu ſichern gedenke. Thekla fühlte bey der Ausſicht auf ein Leben, wie ſie es wünſchte, und wie es ihrem Geſchlecht zukam, ein inniges Vergnügen. Die Art, mit welcher ſie die letzten Stunden dieſes Tages zugebracht hatte, war im Stande geweſen, alle andere Gedanken außer den an ſich ſelbſt aus ihrer Seele zu vertilgen, und ſie glaubte einige Minutenlang in ganzem Ernſt, bey der Hofnung in dem Stande, den ihr die Natur angewieſen hatte, ruhig leben, ihren Vater, ihre Mutter wiederſehen zu können, glücklich zu ſeyn. Aber ſchnell fiel der Gedanke an Bernharden auf ihr Herz, ſchnell kam ihr das letzte Geſpräch mit dem jungen Leublingen wieder in das Gedächtniß, und ſie gerieth in eine ſolche Bewegung, daß ſie ſchnell aus dem Bette ſprang und ihr Zimmer verließ.

Bogeslav, welcher eben im Begrif war ſich niederzulegen, ſah ſie bleich, mit Augen, in welchen Angſt und Entſetzen abgemahlt war, zu ſich eintreten. Ich muß fort, Bruder! rief ſie, ich muß fort! noch dieſe Nacht, noch dieſe Stunde, muß ich nach dem Lager; das Leben Bernhards, das Leben des Königs iſt in Gefahr, er iſt von Verräthern umgeben, ich muß die Helden warnen und retten!

Der Graf ſah ſie mit Erſtaunen an, er foderte Erklärung, und ſie brauchte ihm nur einige Fragmente von der Unterhaltung mit dem jungen

jungen Pagen mitzutheilen, um ihn zu überzeugen, daß ihre Angſt um Guſtaven und Bernhard keine Frucht einer erhitzten Einbildungskraft oder eines Traums ſey, wie er anfangs ziemlich geneigt ſchien zu glauben.

Dir, mein Leſer, alles, was Thekla von Leublingen erfahren hatte, umſtändlich mitzutheilen, würde theils zu weitläuftig, theils aus andern Gründen nicht rathſam ſeyn, gnug, der junge Menſch, den die Treue gegen ſeinen König zu unabläßiger Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Umſtände antrieb, und der kein Page hätte ſeyn müſſen, wenn er ſich nicht aufs Lauſchen verſtanden hätte, kam dieſen Morgen hinter den ſchrecklichen Plan, den man zum Verderben des größten Helden gemacht hatte, und deſſen Ausführung, wie es ſchien, durch ein unveränderliches Schickſal beſchloſſen ſeyn mußte, weil alle Mittel ſie zu hintertreiben verunglückten. Moritz und Haynim waren die beſtimmten Ausführer deſſelben; und derjenige, welcher ihn ausgebrütet und verſprochen hatte, im Fall der Noth ſelbſt die letzte Hand ans Werk zu legen, ein fürſtlicher Böſewicht, deſſen grimmige Begierde nach dem Untergang eines guten Königs, der ihn liebte und auf alle Art hervorzog, ſich die Nachwelt unmöglich würde erklären können, wenn die Geſchichte nicht Winke gäb, daß Nachgier wegen*) alter von Guſtav längſt vergeſſener Beleidigungen, und glänzende Verſprechungen dererjenigen, deren Glück von dem Fall des Helden abhieng, eine That zur Reiſe gebracht hätten, welche die ſpäteſte Folgezeit noch mit Entſetzen anſtaunen wird, und die damahls nur darum ungeſtraft bleiben konnte, weil kein lebendiger Zeuge derſelben überblieb, und es alſo leicht war, ſie in den Schleyer des tiefſten Geheimniſſes zu hüllen.

Leublingen hörte mit Schaudern was er vernahm, und freute ſich, durch die genaue Nachricht von den geheimſten Umſtänden, ſeinen Herrn retten zu können; er war zu jung, die geringſte Bedenklichkeit zu fühlen, als ein einiger Zeuge wider einen Fürſten, und zwey von dem König

und

---

*) Man ſagt, eine Unverſchämtheit in Gegenwart der verwittweten Königin von Schweden begangen, welche Guſtav, damahls noch ein junger feuriger Herr, mit einem Schlage ins Geſicht an Lauenburgen rächte, habe den Grund zum unverſöhnlichen Haß und unerbittlichen Nachgier im Herzen des Beleidigten gelegt. Puffendorfii epiſt. ad Pregitium.

und dem ganzen Heer, wegen ihrer Tapferkeit geliebte Krieger aufzutreten, er wähnte Wahrheit müſſe überall Glauben finden, und die Gefahr, welche dabey auf ſeine eigene Perſon fallen konnte, fühlte er entweder nicht, oder war zu edel ſie in einige Betrachtung zu ziehen. Unbeweglich und kaum athmend ſaß er in dem verborgenen Winkel, welcher ihm Gelegenheit gab, alle dieſe Dinge zu hören. Mehrere ankommende Perſonen nöthigten die Sprecher, ſich ſelbſt an den Ort zu verſtecken, wo Leublingen war, das böſe Gewiſſen machte, daß ſie ſich ungern beyſammen betreffen ließen, ungeachtet ihr Stand und ihre bekannte Freundſchaft ihren Umgang ſehr unverdächtig machten.

Der lauſchende Jüngling ſchmiegte ſich dichter in ſeinen Winkel, und ſtellte ſich zu ſchlafen, um Moritz und Haynim, welche ganz dicht bey ihm ihren Platz nahmen, wenn ſie ihn ja gewahr würden, zu täuſchen. Die Dunkelheit ſchien ſie auch anfangs wirklich zu blenden. Sie fiengen ein anderes, für Theklas jungen Freund auch nicht unwichtiges Geſpräch an; ſie nennten Jaromir, ſprachen mit Gewißheit davon, daß er ein Mädchen ſey, und Haynim eröfnete Moritzen einige Anſchläge Herzog Alberts, welche die Unglückliche unfehlbar in ſeine Hände bringen mußten, doch mit ſo leiſer Stimme, daß es faſt unmöglich war, daß ein anderes Ohr als das Ohr eines Pagen, oder vielmehr als das leiſe Gehör der Freundſchaft ſie hätte vernehmen ſollen. — Aber plötzlich ſchwiegen ſie, Leublingen merkte, daß ſie ihn gewahr wurden, er fühlte, daß man das Ohr nach ſeinem leiſen Athmen hinneigte, ſeine Hand ſanft, und bald darauf ſtärker anrührte, — und er hielt für gut nicht zu erwachen. Aber als die beyden Freunde bald darauf ganz laut anfiengen von gleichgültigen Dingen zu ſprechen, ſo war er klug genug, das Spiel nicht weiter zu treiben, er ſprang auf als ob er plötzlich erwachte, tappte um ſich her, fragte wer bey ihm ſey, und bat dann die beyden Offiziers, welche ſich ihm mit vieler Freundlichkeit nannten, dem Pagenhofmeiſter ja nicht zu ſagen, daß er hier geſchlafen habe, weil ihm ein Auftrag gegeben worden ſey, den er eilig hätte ausrichten ſollen, und den er vielleicht noch nachholen könne.

Moritz und Haynim hatten ein paar Worte in einer Sprache mit einander gewechſelt, die Leublingen nicht verſtand, der erſte entfernte ſich hierauf, und der andere blieb bey dem jungen Men-

Menſchen. Sie verließen ihren Ort, welches das Hintertheil eines Zelts war, und Leublingen wolte ſich unter dem Vorwand ſeines Geſchäfts entfernen, aber Haynim überhäufte ihn mit Liebkoſungen, und hielt ihn mit verfänglichen Fragen auf, deren Abſicht er leicht errathen konnte, welche er aber ſeinen Gedanken nach klug genug beantwortete.

Es iſt zu glauben, daß Haynim nicht ermangelt haben würde, den jungen Horcher, der, ſo unſchuldig er ſich auch ſtellte, doch Verdacht erregen mußte, auf die Seite zu ſchaffen, und ihm die Entdeckung deſſen, was er vielleicht gehört hatte, auf irgend eine Art unmöglich zu machen; aber die Dazwiſchenkunft mehrerer Leute rettete ihn, und gab ihm Gelegenheit zu entkommen. — Er brannte vor Begierde, ſeines ſchrecklichen Geheimniſſes los zu werden.

Er eilte zum Herrn von Haſtendorf, um ſein Herz vor ihm auszuſchütten, aber man ſagte ihm, er habe ſich mit Moritz von Falkenberg verſchloſſen; er wolte geradesweges zum Könige oder zu Herzog Bernharden, um mit ihnen zu ſprechen, aber er erfuhr, daß ſie ſchon vor einer Stunde ausgeritten wären, das Schlachtfeld zu beſehen. Einer ſeiner jungen Freunde, die mit ihm gleichen Dienſt verſahen, begegnete ihm, und warnte ihn, vor dem Zorn ihres gemeinſchaftlichen Aufſehers, bey welchem Haynim eben einige ſo heftige und guterwieſene Klagen gegen ihn angebracht hätte, daß ihm achttägiger Arreſt beſtimmt ſey. Leublingen war klug genug einzuſehen, daß dieſes alles ſchlaue Züge der beyden Verſchwornen wären, die Entdeckung ihrer Geheimniſſe, im Fall er ſie vernommen hätte, zu verhindern, er ſah, daß man ihm alle Gelegenheit abſchneiden würde, mit dem König zu reden, und er ergrif die klügſte Partie die ſich erſinnen ließ, er ſetzte ſich eilig zu Pferde, ſprengte dem Gefolge des Königs nach, um wenigſtens mit dem treuen Jaromir ſprechen zu können, wenn es unmöglich wäre, vor den König oder Herzog Bernharden zu kommen.

Sein Anſchlag glückte. Moritz und Haynim, ob ſie gleich die Furcht, es möchten Dinge durch ihn an den Tag kommen, welche ihnen den Hals koſten konnten, mit tauſend Augen über ihn wachen hieß, waren getäuſcht. Indeſſen der eine den Herrn von Haſtendorf abhielt, ihn zu ſehen, und der andre ihm durch ſchlaue Angaben, das Gefängniß bey dem Aufſeher der Edelknaben, einem Mann von alltäglichen Verſtand

und

und Charakter, bereitete, war Leublingen ſchon an des verſtellten Jaromirs Seite, entdeckte ihm das ſchreckliche Geheimniß, und bat von ihm nur dieſes, wenn hier keine Gelegenheit zu Eröfnung dieſer Dinge ſeyn ſolte, vom Könige die Gnade auszubitten, daß er ihn, den jungen Leublingen, nach der Rückkehr ins Lager vor ſich fodern laſſen möchte, weil er ihm Dinge von Wichtigkeit zu ſagen habe, an deren Entdeckung man ihn durch unverſchuldeten Arreſt zu verhindern ſuchte. Und nun, ſetzte der junge Menſch hinzu, werde ich ohne Furcht mich gefangen nehmen laſſen, mich dumm und unwiſſend ſtellen, dabey bleiben, daß ich geſchlafen habe, wenn man mich über gewiſſe Dinge befragt, und nicht eher reden als in deſſen Gegenwart, der mich auf eure Vorbitte, lieber Jaromir, gewiß wird zu ſich berufen laſſen, und der, ſolte er es auch nicht thun, doch gerettet werden muß, und wenn es mir Blut und Leben koſten ſolte. — Hier war es, daß ſich die beyden jungen Freunde trennen mußten. Sie ſchüttelten ſich noch einmahl die Hand, und riefen ſich die neulich beſchworne Loſung zu: Treue bis zum Tode!

Leublingen verſteckte ſich während der Feldmahlzeit, die am großen Steine gehalten wurde,

weil

weil er von weiten Haynims und Moritzens Geſichter geſehen hatte, welche ihn überall und endlich auch hier aufſuchten. Er hatte der verkleideten Thekla noch nicht alles entdeckt, der Anſchlag auf ihre eigene Perſon fehlte noch, und dieſen ihr mitzutheilen, ſchwebte er beym Rückzuge unablåßig um ſie herum, bis Bogeslavs rauhe Worte ihn verjagten, und ihn zu dem Gefolge des Königs trieben, wo bereits ſeine vorgeblichen Unthaten kund gemacht waren, und wo ihn ſeine Freunde, ſelbſt Moritz warnten, und ihm riethen, lieber zu fliehen als ſich dem Gefängniß auszuſetzen, aber Leublingen errieth zu gut, aus was für Abſichten dieſer Rath ihm von dem letzten gegeben ward; er behauptete, er ſey unſchuldig, verlangte lieber gleich vor den König gebracht zu werden um ſich vertheidigen zu können, und als dieſes fehlſchlug, als er auch mit Bernharden nicht ſprechen konnte, ſo ritt er ruhig mit den andern ins Lager zurück. Er ließ ſich muthig gefangen nehmen, ohne ein Wort zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen; er hatte Jaromir von weiten mit dem Könige ſprechen ſehen, wußte nicht, daß es unmöglich geweſen war, ihm ein Wort zu ſagen, glaubte, er wiſſe ſchon alles, und wartete jede Stunde vorgefodert und

und um die Dinge befragt zu werden, welche er ſo gern vom Herzen los geweſen wäre; aber er wartete vergebens, er ward nicht eher frey, bis — Doch ich darf der Geſchichte nicht vorgreifen, ſie gehe ihren eigenen Gang! —

Bogeslav gerieth über die Entdeckung, welche ihm ſeine Schweſter machte, in eine Unruhe, welche der ihrigen faſt gleich war. Er ſah ein, daß hier Eile, unverzügliche Eile nöthig war; aber ihr die Rückkehr ins Lager zu geſtatten, dazu hatte er keine Neigung, ſondern er erbot ſich, ſich ſelbſt augenblicklich auf den Weg zu machen, und die Botſchaft zu überbringen. O, thue es, thue es, mein Bruder! rief Thekla, ich traue dir wie mir ſelbſt! Warne den König, warne auch den Herzog; auch ihm droht Gefahr! Hier bringe ihm dieſen Ring, beſchwöre ihn bey dem Denkmahl unſerer Freundſchaft — Du magſt ihm immer ſagen, daß ich Thekla bin — Beſchwöre ihn, daß er ſich vorſtelle, ich ſein Freund, ſeine Freundin ſey in Lebensgefahr, und ſo gewiſſenhaft für ſich ſelbſt ſorge, wie er für mich ſorgen würde.

Bogeslavs Strenge fand dieſe Aeußerungen faſt zu zärtlich, doch jetzt war es nicht die Zeit

Empfindlichkeit zu äußern; er nahm das Kleinod zu ſich, und verſprach die pünktlichſte Ausrichtung.

Jetzt war er gerüſtet, ſein Pferd war geſattelt, er empfahl nur noch dem ehrlichen Windmüller die Sorgfalt für die zurückbleibende Thekla, die er von ſeinen Händen fodern wolte, und dachte denn, ſich ſo eilig zu entfernen, daß er noch vor Tage im Lager ſeyn müſſe; aber auch hier mußte ſich Hinderung zeigen.

Thekla ſtand am kleinen Fenſter und ſah gedankenvoll in die regnichte Nacht hinaus, da dünkte ihr, ſie höre entferntes kriegeriſches Getös. Sie rufte Bogeslav, er horchte und hörte das nehmliche. Es wird der Vortrab von den Wallenſteiniſchen ſeyn, ſagte der Windmüller, es hat ſchon einige Tage daher geheißen, ſie würden hier vorbey marſchiren; ſie kommen von Merſeburg!

Wärs nicht möglich noch voraus zu kommen? fragte Bogeslav ängſtlich. Der Mann zuckte die Achſeln. Dort der Hügel, ſagte er, verhindert nur, daß wir den Schall nicht vernehmen, oben kann man es deutlicher hören, und ſie auch bereits ſehen. Er hatte recht, wenig Minuten, ſo bedeckte das ganze furchtbare Heer

die

die Fläche. Sie zogen vorüber; eine kleine Pauſe, und es folgte ein zweytes Regiment, dieſem ein anderes, und ſo dauerte es fort, bis gegen den Morgen, ohne daß der Reiſefertige eine Zwiſchenzeit hätte finden können, ſicher durchzukommen.

Jetzt war der Tag völlig angebrochen, es waren bereits anderthalb Stunden vergangen, ohne daß man neue Heere erſcheinen ſah. Bogeslav umarmte ſeine Schweſter, ſchwur ihr nochmahls alles treulich zu verrichten, ſetzte ſich zu Pferde und verſchwand.

Tauſend heiße Wünſche flogen ihm nach; ſchweſterliche Liebe, Zärtlichkeit für einen Freund, Treue gegen einen guten König, vereinten ſich, Bogeslavs Reiſe zum einigen Gegenſtand von Theklas Gedanken zu machen. Sie begleitete ihn im Geiſte auf jeden Schritte. Jetzt, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, zieht er vor dem Orte über, wo ſich die Kaiſerlichen gelagert haben; o, ihr guten Engel, begleitet ihn, daß er ſicher hindurch komme! — Jetzt langt er im Lager an, ſpricht mit Bernharden, erſcheint vor dem Könige, Leublingen wird vorgefodert, die Sache wird unterſucht, entdeckt, das Leben der Helden iſt gerettet, den Böſewichtern iſt die Macht zu ſchaden benommen! Jetzt eilt Bogeslav zu mir zurück, oder ſendet mir wenigſtens einen Boten, vielleicht den guten Leublingen, mir Poſt von ſeiner glücklichen Verrichtung zu bringen. — So dachte ſie, aber die Zeit, in welcher dieſes alles hätte geſchehen können, war ſchon zweymahl vorüber, ohne daß ſich ein Bote ſehen ließ. Sie werden die Gefahr wegen der kayſerlichen Truppen ſcheuen, ſagte der Windmüller, welcher wußte, daß ſein Gaſt Nachricht von dem Reiſenden erwartete, und es wird auch in der That bald für uns hier keine Sicherheit mehr ſeyn. Ich habe eine Hütte in einem Dörfgen nahe bey Weißenfels. Einige Kompagnien von den Schweden liegen dort herum, ich wolte, daß ihr euch gefallen ließet mir dorthin zu folgen.

Thekla bat nur noch um einen Tag Aufſchub. Ihre Unruhe wuchs mit jeder vergebens durchharrten Stunde, und ich glaube, ſie hätte ſich ſelbſt noch auf den Weg nach dem Lager gemacht, wenn die Gefahr wegen der Kayſerlichen ſie nicht abgehalten hätte. Andere Gefahr kannte ſie nicht; Leublingen hatte keine Zeit gehabt, ihr Alberts Anſchlag auf ihre Perſon zu entdecken, und ſie wußte nicht was für Unglück ſie durch ihre Abweſenheit von dem Orte, wo man ihr nachſtellte, entgangen war. Es wurde je länger je unmöglicher durchzukommen, und ſie mußte endlich alle Hofnung auf Nachricht aufgeben. Sie folgte ihrem Wirthe nach der Freyſtatt die er ſich gewählt hatte, und entdeckte ihm unterweges ihr Geſchlecht, und den Wunſch weibliche Kleider zu haben. Er verſprach ihr, ſie ſolle dieſe durch Hülfe ſeiner Frau mit aus Weißenfels bekommen, und ſie waren kaum einige Stunden an dem Orte ihrer Beſtimmung angelangt, als dieſes Verſprechen erfüllt war. — Es gab eine Zeit, in welcher Thekla glaubte, ganz glücklich zu ſeyn, wenn ſie frey von Aufmerkern, und ganz wieder in ein Mädchen verwandelt wäre. Jetzt war ſie beydes, aber wie viel fehlte zu ihrem Glück! Sie ſchien ſich mit ihren Kleidern wieder die volle Freyheit erkauft zu haben, den Kummer, die Beklemmung ihres Herzens durch Thränen zu äußern. Sie weinte unaufhörlich, und ach, ihre Thränen würden noch viel bitterer geweſen ſeyn, wenn ſie gewußt hätte, wie es im ſchwediſchen Lager ſtünde, daß ihr Bruder dort nicht angelangt, ſondern einer ſtreifenden Parthey von den Pappenheimiſchen in die Hände gefallen ſey, daß der König und der Herzog ungewarnt dem Tage der Gefahr mit Sicherheit entgegen ſahen, daß Leublingen immer noch gefangen ſaß, und den unveränderten Gang ſeines Schickſals nicht begreifen konnte. Und wenn alles fehlgeſchlagen wäre, meynte dieſer arme Gefangene, ſo hätte doch wenigſtens Jaromir nach mir fragen, mich beſuchen, und Mittel zur Entkräftung der heimlichen Bosheit ausfindig machen ſollen. Auch Haſtendorf, ſagte er zu ſich ſelbſt, läßt ſich nicht ſehen, niemand fragt nach mir, alle ſchlagen meine Warnungen in den Wind, halten mich vielleicht für unſinnig oder für einen Lügner? O Gott, wie wird das endlich ablaufen.

Der arme Leublingen! er wußte nicht, daß dieſer Jaromir, auf welchen er ſo viel Hofnung ſetzt, weder ſeinen Auftrag an den König hatte ausrichten noch ins Lager zurück kehren können, daß Haſtendorf von ſeinen Feinden bewacht und mit Lügen getäuſcht ward, und daß ſich alles verſchworen zu haben ſchien, die beſten Abſichten fruchtlos zu machen.

Er verſuchte zu entkommen, aber vergeblich; einen Brief an Haſtendorfen abzufertigen, aber umſonſt; er ergrif endlich das äußerſte Mittel, und begehrte mit dem Aufſeher der Edelknaben zu ſprechen, auf deſſen Befehl er gefangen ſaß.

Er

Er gab ihm einige Winke von den ſchrecklichen Dingen, welche im Werke waren, und bat, man möchte ihn zu dem Könige bringen; aber der, mit welchem er ſprach, ein einfältiger hirnloſer Kopf, der ſich auf nichts verſtand als Hofetiquette, nahm alles, was er ihm ſagte, für Knabengeſchwätz, und verließ ihn lachend.

Ein und ſechzigſter Abſchnitt.

Der entſcheidende ſechſte November dämmerte heran, ein finſterer, ſchwarzer, neblichter Tag, den die Sonne mit keinen von ihren Strahlen zu durchbringen vermochte. Leublingen befand ſich noch zu Rippach, wo der König die letzten Tage zugebracht hatte. Er hatte die Nacht hindurch das Getümmel von dem Ausmarſch der Truppen vernommen, es ſchallte wie Todeston in ſeine Ohren. Er war nicht vorgefodert worden, die Verrätherey war unentdeckt geblieben, er wußte, welchem Schickſal ſein König und der geliebte Bernhard entgegen giengen, konnte ausrechnen, daß ihr Fall den Verluſt der ganzen Schlacht nach ſich ziehen, daß alle Gegenden rund umher,

balb

bald der Wuth der ſiegenden Kayſerlichen ausgeſetzt ſeyn würden, die er zu Magdeburg in ihrer ganzen Abſcheulichkeit hatte kennen lernen, und welcher er mit Mühe damahls entgangen war. Was für Gedanken für einen armen Gefangenen.

Er bildete ſich ein zu merken, daß er heute ſchlechter als bisher bewacht wurde. Furcht vor künftigen ſchrecklichen Scenen, und ach, die Hofnung, den geliebten König noch vielleicht retten zu können, erneueten den Gedanken der Flucht in ſeiner Seele, er verſuchte es, und — ob es ihm gelang, das werden wir in der Folge ſehen.

Thekla ſah den Begebenheiten dieſes Tages mit gleicher Angſt entgegen. Kein Schlaf war dieſe Nacht in ihre Augen gekommen, ſie ſtand mit dem erſten grauenden Morgen ſchon an dem höchſten Fenſter des kleinen Hauſes das ſie bewohnte, und welches hoch genug lag, um ihr eine freye Ausſicht nach der Gegend des Schlachtfeldes zu gewähren. Ein dicker Nebel ruhete auf der ganzen Fläche, das Auge konnte die Gegenſtände kaum in der Entfernung von zwanzig Schritten unterſcheiden. O Gott, rief ſie, indem ſie auf die Knie ſank, in ſolcher dicker undurchdringlicher Dämmerung wie dieſe, liegen

meine

meine Schickſale, die Schickſale meiner Freunde! Wirſt du, wirſt du Licht aus dieſer Nacht hervorbringen? Du kannſt es! Aber wirſt du auch wollen? Doch kein Zweifel! Ich hoffe auf dich! — Sie hofte, wie ſie ſagte, ſie zwang ſich zu hoffen, und doch badeten Thränen der Angſt und des Kummers ihre Hände. — Die gutherzige Müllerin, deren einfältiger Troſt Theklas Herz ſchon des vorigen Tages einigemahl aufgerichtet hatte, öfnete jetzt die Thür hinter ihr ganz leiſe. Was macht ihr, Jungfer? fragte ſie, als ſie herein trat, ach, ihr betet! Das iſt recht! Beym Heere haben ſie auch gebetet, der Knecht iſt eben heimgekommen, der iſt ſeithalben bey der *) großen Huſe vorbey geſtrichen, und da haben ſie das Lied geſungen: Eine feſte Burg iſt unſer Gott; man ſolls auf eine Viertelmeile weit gehört haben. Mein Mann will wir ſollens auch ſingen, und ſo kommt hinab zu uns, Jungfer, wenn ihr wolt. — Erlaubt, daß ich hier bleibe, erwiederte Thekla, ich will mich in der Stille mit eurer Andacht vereinigen. —

---

*) Der Name, welchen das gemeine Volk vorzeiten dem Schlachtfelde bey Lützen gab.

Die Müllerin ſagte, ſie ſäh es nicht gern, daß die Jungfer hier oben allein ſey, und entfernte ſich.

Thekla hörte den entfernten Schall des Heldenliedes, ihre Gedanken ſchwebten von Furcht zur Hofnung empor, und ſanken bald eben ſo tief wieder hinab. Sie verſetzte ſich im Geiſt auf das Schlachtfeld, an Bernhards, an des Königs Seite; ihr war es als könnte ſie mit ihnen reden, ſie warnen, von ihnen verſtanden werden. Ihre Gedanken verwirrten ſich, und die Müllerin fand ſie in einer Art von Ohnmacht, als ſie wieder hinauf kam. Das iſt nichts, ſagte ſie zu ihr, als ſie ſich erholte, ihr möget nun noch ſo etwas Liebes unter dem Volke haben, Bräutigam oder Bruder oder Vater, mit all dem Grämen helft ihr ihm nicht. Betet fleißig, und trauet auf Gott, der alles zum Beſten lenkt. Kommt hinab, hier oben iſts auch nicht gut. Sehet den wüſten Nebel draußen, der fällt euch vor Mittag nicht, und ehe er fällt, kommen ſie ſo nicht an einander.

Thekla mußte folgen. Das Geſchwätz von Krieg und Schlachten, davon der Müller, ein ehemahliger Soldat, viel zu ſagen wußte, betäubte ihr Ohr. Sie wünſchte Einſamkeit. Die erſten Kanonenſchüſſe, welche ſich nach eilf Uhr hören ließen, zogen ſie wieder nach ihrer Warte, und Angſt und Furcht trieben ſie eben ſo ſchnell wieder hinab.

Nach einigen Stunden, die unter beſtändigem Kanoniren hingegangen waren, wovon der Wind den Schall ſehr deutlich herführte, begunnten fliegende Gerüchte von dem Stande der Sachen ſich im Dorfe auszubreiten. Dieſer wolte das, ein anderer jenes gehört haben, und Thekla floh, um dem widerſprechenden Geſchwätz zu entgehen, wieder in ihre Einſamkeit. — Sie ſtrengte ihre Augen an, um in die jetzt ganz erheiterte Gegend zu blicken, aber was ſie entdeckte, war nicht viel mehr als der Rauch des Geſchützes.

Die Müllerin trat ein. Wenn ihr doch nur bey uns bliebet, rief ſie, es iſt hier ſo bange. Was hört man? fragte Thekla. Es ſoll ein Großer gefallen ſeyn! erwiederte ſie, es mag ein großes Leidweſen ſeyn, doch ſiegen die Unſern. Wer? Wer iſt gefallen? ſchrie Thekla, doch nicht der Herzog von Weimar?

Ganz recht, ſagte die Müllerin, mich dünkt, ſo hörte ich ihn nennen.

Thekla wußte, nachdem ſie dieſe entſetzliche Antwort gehört hatte, nichts mehr von ſich ſelbſt. Sie befand ſich, als ihre Beſonnenheit wiederkehrte, in der Unterſtube auf dem Bette der Müllerin, und man ſagte ihr, ſie habe faſt zwey Stunden in einem dem Tode ähnlichen Zuſtande gelegen. Wie iſt euch? fragte die gutherzige Frau. Ich bitte euch, rief Thekla, ohne auf ſie zu hören, ſagt mir alles, wenn? wie? Durch wen fiel er?

Wer denn, Jungfer?

Ach Gott, wer ſonſt, als der Einzige, der Herzog von Weimar!

Nicht doch, erwiederte der Müller, ihr verſprecht euch. Der Fürſt von Anhalt wolt ihr ſagen.

Der Fürſt von Anhalt? rief Thekla, und richtete ſich ſchnell und freudig auf, iſts gewiß, daß dieſer und nicht Herzog Bernhard fiel?

Mein Gott, unterbrach ſie der Mann. Gewiß? Jetzt weis einer auch etwas von Gewißheit! Doch habe ich Fürſt Ernſten wohl von zwanzig Leuten nennen hören.

Thekla ſank traurig auf ihr Lager zurück, doch war es als wenn ſie ein wenig durch die zweifelhafte Hofnung gelabt wäre, des Unglück könne

könne vielleicht vor ihrem Freunde übergegangen ſeyn.

Das Getümmel im Dorfe vermehrte ſich. Sieg! Sieg! ſchrien einige, die Kayſerlichen ſind geſchlagen! — Ach Gott! riefen einige andere, was hat uns dieſer Sieg gekoſtet!

Da werde der Teufel klug aus dem verwirrten Gewäſche, rief der Müller und ſah zum Fenſter hinaus um zu fragen. Der König, der König iſt gefallen! ſchrien ihm zwanzig Stimmen entgegen! Mit bleichen Geſichtern ſahen ſich alle an die im Zimmer waren, und alle wiederholten die ſchrecklichen Worte die ſie gehört hatten. O Gott! rief Thekla! So hat die Bosheit dennoch geſiegt? — Ach, wie mags um Bernharden ſtehen?

Vielleicht iſts auch nicht wahr, Gott wird den König ſchon geſchützt haben, rief die Müllerin, indem ſie das Zimmer verließ, ich muß mehr davon wiſſen.

Sie bringen Verwundete, ſprach der am Fenſter ſtehende Müller nach einer Weile.! Ha, welch ein Getümmel! — Narren, wo ihr ſie hinbringen solt? Nur hier herein, ſo viel in mein Haus gehen! Ich weis, Gott ſey Dank, wie einem armen Verwundeten zu Muthe iſt!

Thekla

Thekla hatte in der Angſt über das verwirrte Getös das Bette verlaſſen. Die Thür ward aufgeriſſen, und die Müllerin ſtürzte weinend herein. Ach das iſt Gott zu erbarmen! ſchrie ſie — So ein Knabe! Noch ein pures Kind! Er ſchwimmt im Blute. Hier herein in dieſes Bette! Ach Gott, wie wird ſeiner Mutter zu Muthe ſeyn, wenn er noch'eine hat!

Man brachte den Verwundeten, deſſen Ankunft die Thränen der guten Müllerin meldeten. Ein geheimer Trieb nöthigte die ſchwache Thekla ſich hervor zu drängen. Sie ſah eine kaum aufgeblühte Roſe vom Tode entblättert, einen Knaben mit Wunden bedeckt, die einem Greiſe Ehre gemacht hätten, ſah — Leublingen, und ſtürzte ſich mit einem Geſchrey auf ihn, welches machte, daß er ſeine gebrochenen Augen ein wenig öfnete, aber die, welche ſeinen Namen unaufhörlich nannte, nicht zu kennen ſchien, und die Augenlieder wieder ſinken ließ.

Gott! ſchrie ſie, auch du? auch du? Iſt dies der Tag da ich alles verlieren muß?

Man brachte den jungen Helden in eine bequeme Lage. Thekla ſchob ſanft ihren Arm unter ſein geſunkenes Haupt, küßte ſeine bleichen Wangen und nannte ſeinen Namen.

Er öfnete die Augen nochmahls, ſtammelte Jaromir, und entſchlummerte von neuem.

Er iſt mein Bruder! rief Thekla zu der Müllerin, welche ſie nöthigen wolte, ihr ihre Stelle zu überlaſſen; niemand darf ſeiner pflegen als ich. — Die Wundärzte kamen, verbanden ſeine Wunden, ſchüttelten auf Theklas Fragen den Kopf und entfernten ſich. — Der Schmerz der Verbindung hatte den Jüngling ein wenig ermuntert. Thekla fragte ihn leiſe: Lebt Bernhard? Ja, lallte er, aber der König, mein König iſt dahin! — Er fiel wieder in ſeinen Todtenſchlummer, und Thekla weinte leiſe an ſeinem Bette.

Ihre Bitten und einige Geſchenke verſcheuchten alles Geräuſch von dem Sterbenden, und ſie nebſt der Müllerin waren die einigen welche um ihn blieben. Nur ein leiſes Athmen ſagte, daß er noch lebe; ſein Geſicht trug die Farbe und alle Züge des Todes, desjenigen Todes, den man in der Geſtalt eines Engels zu malen pflegt.

Um Mitternacht kam plötzlich einiges Leben in ſeine Miene. Er verſuchte ſich aufzurichten, foderte zu trinken, und ſah die, welche ihm den

Trunk reichte, die bleiche Thekla ſtarr an. Ich träumte von Jaromir, ſagte er, du biſt es nicht!

Ich bin, ich bin es, rief ſie, nur in andern Gewand.

Du biſt es? ſtammelte er, und neigte ſeine Lippen auf ihre Hand.

Es erfolgte eine lange ſtumme Scene, Leublingen ſank zurück auf ſein Lager, und betrachtete Thekla mit weit geöfneten Augen.

Ach daß ich nicht leben ſoll, ſprach er, um dieſes zu begreifen. Doch es iſt beſſer ich ſterbe, da der König todt iſt!

Ach, rief Thekla, daß ich nicht aus deinem Munde hören ſoll, wie er ſtarb.

Es iſt ſchrecklich! rief er mit einer Stimme, die man bey ſeiner damahligen Schwäche wohl ein Geſchrey nennen konnte, verlange es nicht zu wiſſen!

Thekla nannte fragend die Namen, Lauenburg, Moritz und Haynim, und der Verwundete antwortete mit einem bejahenden Wink.

Ich war entflohen, fieng er nach einer langen Pauſe an, ich kam ins Feld, ich hörte daß ſie mit ihm waren ——

Hier ſtockte er aus Schwäche, und Thekla half ihm aus. Und da du das hörteſt, ſprach ſie, ſo folgteſt du ihm, um ihn zu retten? — —

Oder zu ſterben, ſetzte er hinzu. Haſtendorf war mit mir, ich ſagte ihm alles! Und er warnte den König? fragte ſie, und Guſtav ließ nicht ab von der Kühnheit, auf welche man ſeinen Untergang gebaut hatte? ſonderte ſich ab in weniger Begleitung von dem Heer?

Leublingen winkte ja. Es waren unſere nur fünfe mit den Verräthern, ſagte er! — Und ſie überfielen euch? fragte Thekla.

Zwey Schüſſe von hinten auf den König von Moritz und Haynim, ſagte er, der Dritte von — Du verſtehſt mich.

Und ihr konntet ihn nicht retten? rief ſie.

Haſtendorfs linkes Bein war zerſchoſſen, ſagte er, ich warf mich auf meinen Herrn, und davon dieſe Wunden!

O Gott! ſchrie die Müllerin, deren Anweſenheit man nicht beachtet hatte. Gott! Rächer der Bosheit! Vergelter der Treue!

Dieſer Ausruf ſchien den ſchwachen Leublingen zu ſchrecken, er fiel in Zuckungen, und bald darauf in eine gänzliche Fühlloſigkeit zurück.

Thekla hielt dies für die Vorboten des Todes. Sie ſchickte nach Hülfe, aber die Wundärzte waren zu ſehr beſchäftigt, um erſcheinen zu können. Leublingens Ohnmacht verwandelte ſich in einen ruhigen Schlaf; ein wenig Hofnung kam in die Seele ſeiner treuen Wärterin, und auch ſie fiel in einen leichten Schlummer.

Ein dumpfes Geräuſch im Dorfe erweckte ſie. Es iſt ein wunderliches Getümmel dort um die Kirche, ſprach die Müllerin, welche ans Fenſter gelaufen war, ich gehe hinaus, um zu ſehen was es giebt.

Sie blieb lange, und kehrte mit rothgeweinten Augen zurück. Ach Gott! rief ſie, welch ein Anblick, eben haben ſie den Leichnam des Königs, des guten großen unglücklichen Königs gebracht; ich drängte mich hinzu, ach es war nicht mehr der ſchöne Guſtav, wie ich ihn ſonſt geſehen habe! Keine Aehnlichkeit, Jungfer, keine Aehnlichkeit. Grauſam, grauſam zugerichtet!

Sie weinten beyde, ihr Schluchzen, der Athem des Kranken, und das dumpfe Getös von außen war das einzige was die Stille unterbrach.

Der Morgen brach an. Der Fürſt von ***, einer von denen, welche nach der Schlacht das

Gerücht todt geſagt hatte, war mit der Leiche des Königs gekommen. Bernhard, der Held, der Guſtavs Tod ſo blutig gerochen, ſeine Stelle ſo tapfer vertreten, das Feld wie ein zweyter Guſtav behauptet hatte, war nicht im Stande, den Körper ſeines königlichen Freundes zu begleiten. Wenn auch ſeine Gegenwart nicht beym Heer unumgänglich nöthig geweſen wäre, ſo würde ihn doch der wüthende Schmerz über den Fall desjenigen, der ihm mehr war als Vater und Bruder, dieſen ſchrecklichen Gang unmöglich gemacht haben.

Der Fürſt verlangte Leublingen, welcher heute munterer war als des vorigen Tages, zu ſehen; er befragte ihn um den Tod des Königs, und der Verwundete wiederholte die ſchreckliche Geſchichte weit deutlicher und zuſammenhängender, als ſie Thekla in der vergangenen Nacht von ihm gehört hatte.

Thekla, welche gegenwärtig war, bemerkte deutlich, daß man ſich bemühte, den Worten des Befragten eine fremde Deutung zu geben, ihm Antworten in den Mund zu legen, welche weit von der Wahrheit entfernt waren, aber der junge Menſch war zu edel, noch am Rande des Grabes zu lügen; er nannte die Namen der

Verräther deutlich, er blieb bey ſeiner Ausſage, und der Fürſt verließ ihn etwas verdrüßlich. — Er war zu klug, die wahre Beſchaffenheit der Sache nicht einzuſehen, zu rechtſchaffen, um Wohlgefallen an der ſchrecklichen That zu haben, aber — Privatverbindungen nöthigten ihn vielleicht, den Namen desjenigen zu ſchonen, den er im Herzen haſſen und verabſcheuen mußte.

Thekla erfuhr, daß der alte Hans von Haſtendorf, der den Körper ſeines lieben Herrn nicht hatte verlaſſen wollen, in voriger Nacht auch mit Gefahr ſeines Lebens hieher gebracht worden ſey. Sie flog zu ihm und fand ihn dem Tode nahe. Sein Alter machte den zerſchmetterten Fuß und ſeine andern Wunden unheilbar, doch war ſein Kopf noch heiter, und ſein Herz froh und muthig; er triumphirte über das Glück, wenigſtens mit dem zu ſterben, den er nicht zu retten vermochte. Er ſprach ganz laut von den Dingen, welche Leublingen ausgeſagt hatte; er ſagte ſie ſogar in ſeinem eigenen treuherzigen Tone einem ſeiner Wundärzte in die Feder, und keine Kabalen konnten verhindern, daß dieſe Handſchrift nicht auf die Nachwelt kam, *) doch findet

---

*) „Wir waren fünf, die mit Guſtav dem Lager entritten, zu eilen dem Feind nach, zu ſehen

ſindet man in derſelben den Namen nicht, den Chemnitz, Puſendorf und andere ſo kühnlich nennen.

Thekla erfuhr von Haſtendorfen, alles was nach dem Tage vorgegangen war, da ſie mit Bogeslav, auf dem großen Felde bey Lützen, zurück blieb. Mit viel Bekümmerniß ward ſie von Herzog Bernharden vermißt; man forſchte nach und erfuhr des andern Tages ſo viel, daß Graf Bogeslav in die Hände der Kayſerlichen

---

ſehen wie ſie ſtritten, zwey ſchickt er mit Ordre zu den Finnen, ſie ſollten nicht laſſen die Feinde entrinnen, der dritte war König Guſtav, den wir den Großen nennen, der vierte ein großer Herr, deß Namen ich nicht will nennen, der fünfte war ich, Hans Haſtendorf alſo genannt; ich war mit dem König allzeit, und mein Treu iſt bekannt. — Der Feind ſchoß unerhört von allen Seiten, doch ließ ich nicht ab, an Guſtavs Seit zu reiten. Da kam eine Kanonenkugel und riß mich vom Pferd, mein Bein verlohr ich bald, mein Leben war nicht viel werth. Der König eilt voraus, wohl funſzig Schritte von mir, verrätherlich ihn traf ein Schuß, das ſag ich dir — Sobald der König emſieng den Schuß ins Haupt, füllt ihm das Blut die beyden Augen, daß ſie nicht mehr zu ſehen taugen. Der König

gefallen ſey, und daß man ſein Heer einen andern anvertrauen müſſe; es war natürlich zu vermuthen, daß ſie das nehmliche Unglück gehabt hätte. — Leublings Schickſal ward von niemand ſonderlich beherziget, es waren Pagenſtreiche, die man ihm Schuld gab, welche in den Augen einiger nicht viel auf ſich hatten, und von andern das Urtheil erhielten, es ſey gut, daß der junge ſchwülſtige Menſch, welcher ſich ſo viel auf ſein frühes Glück, und die Gunſt
des

ſchoß beyde Piſtolen nach dem Uebelthäter, aber er fehlte; ſein Pferd er nicht mehr vermochte zu gewaltigen; der Verräther lauerte vom fern wie das werden wolte. Guſtav vermochte nicht länger zu ſitzen, ſtieg ſchwächlichen vom Pferd und befahl Gott ſeine Seele mit heller Stimme, und befahl die um ihn lagen auch ſo zu thun; da kam der Verräther und gab dem König noch bey neun Wunden, und der König rief ihn mit Namen: Gott bekehre dich, und vergebe dir wie ich dir vergebe. Schauet alle, die ihr noch das Leben habt, wie ich für meine Treu bin umgebracht. — Da fleucht der Mörder davon!“ —

„Der König zog ſein Schwert, mit Blut war er beſprengt, ſein Sattel; Kleid und Pferd, daß man ihn kaum mehr kennt. So lang ich leb' in meinem Herzen es mich brennt.
Ich

des Königs einbildete, ein wenig gedemüthigt würde; aber niemand konnte auf die wahre Urſache kommen, warum man ihn von dem König entfernte. Der König ſelbſt und Bernhard waren mit zu wichtigen Dingen beſchäftigt, als daß ſie auf Umſtände, die ihnen Kleinigkeiten dünken mußten, hätten achten ſollen, und Haſtendorf war von Moritzen wider den armen Gefangenen eingenommen.

Ich darf nicht ſagen was ich hab geſehen!“ — — — —

„Den ſechſten November bey Lützen! — Ich ſterbe drauf und zweifle nicht — Gott iſt Richter, das verſichere dich — Du Mörder und Verräther! — Es geſchieht hier recht was David ſpricht, der mein Brod ißt, mit Füßen mich tritt, ſo geſchah auch König Guſtavo von dem Vierten, der mit ihm dem Lager entritt.“ —

„Dies iſt alles wahr, was hier ſteht geſchrieben, weil ich alles ſelbſt hab mit meinen Augen geſehen, und bezeuge es mit meinem Blute, das vor Gott komme.“ —

Dieſe alte Handſchrift findet man faſt wörtlich in Arkenholzens Leben Guſtav Adolfs abgedruckt.

Am Tage der Schlacht ſonderte ſich der König nach ſeiner Gewohnheit von wenig Reutern begleitet, eine gute Strecke von dem Regimente ab, das er in Perſon kommandirte. Seine nächſten Begleiter waren Haynim, Moritz und Lauenburg; der alte Haſtendorf war nicht im Stande in ſtarkem Galopp zu reiten, er blieb einige hundert Schritt zurück, da kam ein Reuter queer über Feld gejagt, der ihn anhielt und ganz athemlos nach dem Könige fragte; es war Leublingen, ſie erkannten und erklärten ſich. Mit verhängtem Zügel jagten ſie dem Könige nach, welcher jetzt niemand um ſich hatte, als die drey oft genannten. Haſtendorf bat um Erlaubniß für Leublingen mit zu reiten. Der König verwilligte es, indem er lächelnd fragte: Ob der junge Menſch Luſt hätte, Muthwillen mit Tapferkeit auszuſöhnen? Für meinen König zu ſterben! erwiederte der Jüngling mit einer Ernſthaftigkeit, die ſeinem jugendlichen Geſicht einen außerordentlichen Ausdruck gab. Haynim und Moritz knirſchten heimlich mit den Zähnen, bald darauf ſchickte ſie der König mit Verhaltungsbefehlen an das finnländiſche Regiment; auch der Herzog entfernte ſich. Haſtendorf und Leublingen waren nun allein bey dem Könige. Endlich

war

war der gewünſchte Augenblick erſchienen, da der treue Jüngling ſeinen Herrn warnen konnte. Guſtav hatte ſich noch nicht ganz in Leublingens außerordentliche Erzählung gefunden, als der arme Haſtendorf von einer Kanonenkugel getroffen wurde; bald darauf — doch meine Leſer wiſſen das übrige aus Haſtendorfs Handſchrift, bis auf die letzten Wunden, die Guſtav von dem Stahl ſeines Mörders empfieng, und die der heldenmüthige Leublingen, freylich nur zum Theil mit ſeinem Körper auffangen konnte.

Zwey und ſechzigſter Abſchnitt.

Thekla theilte ihre Sorgfalt zwiſchen ihre beyden verwundeten Freunde; ſie gieng von Leublingen zu Haſtendorf, und von dieſem zu jenen. Der Tod des erſten machte bald, daß ſie ſich dem andern ganz widmen konnte; aber der Eifer, mit welchem ſie ſich des armen Alten annahm, den ſie weder Tag noch Nacht verließ, zuſammen genommen mit alle dem was ſie bisher gelitten hatte, zerſtörte ihre eigene Geſundheit. Sie fiel in ein hitziges Fieber. Haſtendorf, ob er ſich gleich dem Tode mit ſtarken Schritten nahte, hatte doch noch ſo viel Kräfte für ſeine treue Freundin zu ſorgen. In dem Dorfe, *) auf welchem ſie ſich befanden, war keine rechte mediziniſche Hülfe zu haben; er veranſtaltete, daß die kranke Thekla von der gutherzigen Müllerin nach Weißenfels gebracht wurde, und ließ ſie der Königin von Schweden, welche eben damahls daſelbſt angekommen war, um die traurigen Ueberreſte ihres Gemahls in Empfang zu nehmen, unter ihrem wahren Namen auf das Dringenſte empfehlen.

Der Name der Gräfin Thekla von Thurn, welchen die Königin, wie wir wiſſen, ſchon ſonſt mit Vorliebe zu hören gewohnt war, und die Empfehlung des wegen ſeiner vieljährigen Treue ſo beliebten Haſtendorfs, machten einen vortheilhaften Eindruck. Die Königin ſandte einen ihrer Leibärzte, ſich der Heilung der vornehmen Kranken anzunehmen, und einige Frauen ihrer zu warten. — Der redliche Haſtendorf ſtarb während den Tagen da das Fieber der Gräfin alle Beſonnenheit raubte, und ſeine Gattin, welche auf die erſte Nachricht von ſeiner nahen Anweſenheit

---

*) Meuchen bey Weißenfels.

ſenheit zu ihm geeilt war, kehrte jetzt nach Weiſſenfels zurück. Auch ſie bekam Befehl, ſich zu der kranken Gräfin von Thurn zu verfügen, und bey ihr bis zu ihrer Geneſung zu verharren. —

Wir haben ſchon erwähnt, daß der kleine Chriſtiern, der Sohn der unglücklichen Thereſe, der Aufſicht der Frau von Haſtendorf anbefohlen worden war. Der Herzog von Weimar, und ſelbſt der König intereſſirten ſich damahls für dieſes Kind, und übergaben es ſeiner erwählten Pflegerin mit den nachdrücklichſten Empfehlungen und anſehnlichen Summen zu ſeiner Erziehung; Dinge welche nicht ermangelten, ihm einen hohen Werth in den Augen derjenigen zu geben, welcher es anbefohlen ward. Ihre Liebe für den Knaben ſtieg auf den höchſten Gipfel, als ſeine Schönheit ihm auch Gnade bey der Königin erwarb, und ſie ſich oftmahls verlauten ließ, ſie wolte herzlich gern ihre Chriſtine gegen ſo einen Sohn vertauſchen.

Die Frau von Haſtendorf fand den kleinen Falkenberg nach dieſen Aeußerungen ſo liebenswürdig, daß ſie ſich keine Stunde von ihm trennen konnte, und daß er ſie auch jetzt nach dem Hauſe, in welchem die junge Gräfin von Thurn krank lag, begleiten mußte. Er war einer von den erſten Gegenſtänden, die Theklas Aufmerkſamkeit an ſich zogen, als ihr Verſtand aus dem Taumel des Fiebers erwachte. Chriſtiern! mein Chriſtiern! rief ſie, und ſtreckte ihre Arme nach ihm aus, und der Knabe warf ſich mit dem Namen Thekla an ihren Buſen. — Die Frau von Haſtendorf ſahe die gegenſeitigen Liebkoſungen, welche hierauf folgten, mit einem ſpitzigen Lächeln an, aber ſie war zu fein, ihre Gedanken zu äußern. Die kranke Gräfin war ihr einmahl von Ihro Majeſtät anbefohlen worden, und es wäre nach ihrer Hofmoral Todſünde geweſen, ſich mit einem Worte gegen ſie zu vergehen, ſo lange ſie in Gnaden blieb.

Der Kranken ward das Vergnügen, ihren kleinen Vetter immer um ſich zu haben; dem Anſchein nach ſehr gern von ſeiner Pflegerin gewährt, und nur zuweilen blickte ein Funke von Neid hervor, wenn der von der Königin geliebte Knabe, ſeiner Tante Thekla zärtlichere Liebkoſungen machte als ihr.

Perſonen von dieſer Art pflegen alles zu einem Gegenſtand des Neides zu machen, was in einer Verbindung mit ihrer angebeteten Gottheit ſteht. Sie zürnen mit der Fliege, welche gewürdigt ward, den durchlauchtigen Saum des königlichen

Kleides küſſen zu dürfen, und die ſich nun auf eine andere Hand als die ihrige niederläßt.

Thekla kannte die Frau von Haſtendorf ſchon von jenen Zeiten her, da ſie ſie im Lager bey Wolgaſt als Jaromir zuweilen geſehen hatte, und ſie fand ſich nicht ſonderlich durch ihre Gegenwart beglückt. Sie hätte ſich eine Geſellſchafterin gewünſcht, mit welcher ſie als Freundin hätte leben, welcher ſie ſich hätte vertrauen, und ſich ihres Raths in manchen Dingen, die ihr jetzt im Sinne lagen, bedienen können. Wünſche, welche bey dieſer Dame alle unerfüllt blieben. Sie war eine zu ſteiſe Anhängerin des Hoftons, ihr Herz war durch die lange Uebung der Hofſitten ganz zu Schaum geworden; es fühlte nichts, ſondern ſtellte ſich nur zu fühlen, nahm von nichts einen Eindruck an, war bey nichts gegenwärtig, ſondern ſtellte ſich nur es zu ſeyn. Wohlſtand und Ziemlichkeit waren zunächſt dem Willen ihrer Fürſtin ihre einigen Gottheiten, denen alles aufgeopfert werden mußte.

Thekla fühlte eine unglaubliche Leere in dem Umgange dieſer Frau. Sie fragte nach ihrer gutherzigen Müllerin aus Meuchen, die ſie, ſeit ihre Beſinnungskraft zurück gekehrt war, vermißt hatte, und ſie erfuhr bald, daß die Frau von Haſtendorf für gut gefunden hatte, eine ſo gemeine Perſon ſo ſchnell als möglich zu entfernen. Man verſicherte zwar, Ihro Majeſtät haben befohlen, der Wille der Gräſin ſolle das unumſchränkte Geſetz ihrer kleinen Hofſtatt ſeyn, und ſie dürfe nur befehlen, ſo ſolle die Perſon, welche ſie verlangte, zurück berufen werden; aber Thekla ſeufzte, und that den Ausſpruch, der guten Müllerin könne leicht zu Hauſe beſſer zu Muthe ſeyn als hier, und ſie möchte alſo bleiben wo ſie wäre.

Theklas Geneſung legte ihr die Pflicht auf, ſich der Königin vorſtellen zu laſſen, und ihr für die großmüthige Theilnehmung zu danken, welcher ſie von ihr während ihrer Krankheit gewürdiget war. Sie fand die unglückliche Eleonore bey der Leiche ihres Gemahls, welche dieſen Tag eben die letzte Salbung erhalten hatte. *) Die Gegenwart eines ſolchen Gegenſtandes, und die tiefe Betrübniß, in welcher die

---

*) Guſtavs Körper ward zu Weißenfels von den geſchickteſten Aerzten des Landes balſamirt. Die Zeit, welche man hiezu gebrauchte, ſcheint zu beweiſen, daß man mit außerordentlicher Kunſt zu Werke gegangen ſeyn muß.

die Königin war, verſtatteten wenig Worte bey dieſer Vorſtellung. Theklas Blicke wandten ſich bald von der erhabnen Dame, vor welcher ſie ſtand, nach demjenigen, den ſie bey ſeinem Leben ſo innig verehrt, den ſie gern mit einem Theil ihres Blutes gerettet hätte. Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und ohne zu bedenken wo ſie war, ſank ſie vor den noch ungezierten Leichnam des großen Königs nieder, und bedeckte ſeine Hand mit ihren Küſſen.

Kein Winken der Frau von Haſtendorf, welche ihr vorher in mancher langweiligen Stunde über das gewöhnliche Hofceremoniel Unterricht gegeben hatte; kein Flüſtern der ſchwarzbeflorten Damen konnte ſie in dieſem Ausbruch des tiefſten Schmerzes ſtören, und, welches das ganze Gefolge der Königin mit dem größten Erſtaunen erfüllte, dieſe gewaltige Abweichung von der hergebrachten Sitte ward von Ihro Majeſtät keinesweges in Ungnaden vermerkt. — Die Königin ward ſo heftig gerührt, daß ſie ihre Augen abwenden mußte. Sie geruhte bald darauf mit einer ſehr gnädigen Miene ſich ſelbſt ihr zu nahen; ſie reichte ihr die Hand, und hieß ſie mit leiſer Stimme, als fürchtete ſie den Schlummernden zu ſtören, aufſtehen und ihr folgen.

Man

Man begab ſich in ein anderes Zimmer. Die Königin und Thekla weinten, und die Damen hüllten ihre Augen in ihre weißen Schnupftücher. — Ihr kanntet, ihr liebtet meinen Gemahl? fragte ſie nach einer langen Pauſe. — Ach Gott! rief Thekla und richtete ihre ſtrömenden Augen gen Himmel, ob ich ihn kannte? ihn liebte? — Ich war. — — — Keine Erzählung, liebe Gräfin! Jetzt keine Erzählung, rief die Königin, und ſtreckte die Hand freundlich nach ihr aus, alles, alles iſt noch zu neu. In der Zukunft, ach vielleicht erſt nach Jahren, darf ich es wagen, mit euch über dieſe Dinge zu ſprechen. Ich hoffe, ihr werdet bey mir bleiben, ihr wiſſet ohne Zweifel durch euren Bruder, was für Abſichten ich mit euch habe?

Thekla antwortete mit einer tiefen Verbeugung. Eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht bey der Vorſtellung, das ſie ſchon ehemahls in Mannskleidern vor der Königin geſtanden habe, und daß ſie, wie es ſchien, von neuem in die Nothwendigkeit verſetzt werden ſolte, die Täuſchung fort zu ſetzen. Eleonore kannte ſie nicht, konnte ſie nicht kennen. Nie hatte ſie Jaromirs Geſicht weiter als zur Hälfte geſehen, und nicht zu gedenken, das die hohen Cothurnen,

welche

welche damahls Mode waren, und der aufgethürmte Kopfputz, die Gräfin um eine halbe Elle verlängerten, ſo gab der Trauerflor, der ihr Geſicht, und der breite Kragen, der ihren Buſen bedeckte, ihr auch ſo ein ganz verändertes Anſehen, daß es unmöglich war, in ihr eine Aehnlichkeit zu finden, welche für jetzt nur noch der Frau von Haſtendorf aufgefallen war, weil dieſe ihre Geſtalt oft und ohne die Verunſtaltungen der Mode geſehen hatte.

Hätte die Königin ihre Rede, die ſie vorhin mit den Worten: „Ich war,“ begann, nicht unterbrochen, ſo iſt kein Zweifel, ſie hätte ihr Geheimniß mit den erſten Worten verrathen. Auch jetzt ſchwebte das Bekenntniß auf ihren Lippen, ſie und Jaromir ſey eine Perſon. Sie hatte die Unannehmlichkeiten der Verſtellung zu ſehr erfahren, um nicht der Wahrheit gern, es koſte auch was es wolle, dieſes Opfer zu bringen, aber ſie ward verhindert. Die Oberhofmeiſterin, eine Dame, welche das Herz der Königin ganz in Händen hatte, nahte ſich Ihro Majeſtät, und einige Worte von ihr, vielleicht eine unterthänige Warnung, durch die Gegenwart der traurigen Gräfin nicht den allerhöchſten Kummer zu ſehr zu nähern, thaten die Wir-

kung,

kung, daß Thekla mit vieler Gnade entlaſſen ward.

Hatte man die Abſicht, die Gräfin, welche jetzt ſchon gar zu gnädige Blicke von der Königin erhielt, zu entfernen, ſo ſchlug ſie fehl; keine Vorſtellungen, welche man Eleonoren machte, konnten verhindern, daß die ſchwermüthige Böhmin, wie man ſie hier nannte, nicht des andern Tages wieder nach Hofe berufen ward. Es iſt Labſal für eine tiefverwundete Seele, Augen zu ſehen, welche wahre, keine verſtellten Thränen vergießen. Die Königin liebte die Gräfin, weil ſie Gefühle in ihr entdeckte, welche den ihrigen ähnlich waren. Nicht nur dieſen, alle künftige Tage mußte ſie um ſie ſeyn, und Thekla war klug genug, dieſe Gnade nicht zum Schaden der edeln Trauernden zu misbrauchen; Theklas Kummer über Guſtav war natürlicherweiſe nicht ſo tief wie der der Königin. Ihre eigenen Leiden vergaß ſie ihrer Fürſtin zu Liebe, und ſo ward ſie bald geſchickt, unvermerkt lindernden Balſam in das Herz dieſer unglücklichen Dame zu gießen, und die weiſe Oberhofmeiſterin zu überzeugen, daß die Unterhaltung mit ihr wohl vermöchte, Kummer zu zerſtreuen, aber nicht zu erſchweren.

Man fand ſich allgemach darein, die Gräfin Thekla von Thurn als Eleonorens erklärte Favoritin zu betrachten. Die Frau von Haſtendorf ſank bis zur tiefſten Unterthänigkeit gegen diejenige herab, welche ſie bisher ſehr geneigt geweſen war, als ihres Gleichen anzuſehen, aber der vornehmere Theil der Damen blieb bey freundſchaftlicher Höflichkeit, und tröſtete ſich im Stillen, daß man ſchon mehrmahls das Ende ſolcher Dinge erlebt habe.

Man trat die Reiſe nach Schweden an. Thekla konnte keinen Umgang haben, die Königin zu begleiten. Die Gnade, mit welcher Eleonore ſie beehrte, die Liebe, welche ſie für dieſe große Dame zu fühlen begann, wären hinlängliche Bande geweſen ſie zu feſſeln, wenn es auch gleich nicht ausgemacht geweſen wäre, daß ſie keine andere Wahl zu thun hatte. Jede Ausſicht war ihr verſchloſſen, ihr Bruder war gefangen, Herzog Bernhard, nach welchem ſie ohnedem, ſeit ſie wieder die Kleider ihres Geſchlechts trug, nicht verlangte, zu weit entfernt; der Krieg machte es unmöglich zu ihren Eltern zu kommen, und ſie mußte alſo dahin folgen, wohin das Schickſal ſie führte.

Die Gnade der Königin gegen ſie war ungemein, und je mehr dieſelbe wuchs, je ſtärker Theklas Dankbarkeit für die auszeichnenden Proben derſelben zunahm, je ſchwerer ward es ihr an die Trennung von dieſer geliebten Fürſtin zu denken. Unzähligemahl ſchwebte während der Reiſe ihr Geheimniß auf ihren Lippen, aber die Furcht vor dem, was auf ein ſolches Bekenntniß erfolgen könne, ſcheuchte es ſchnell zurück. Sie hatte täglich Gelegenheit, die ſtrengen Vorurtheile Eleonorens kennen zu lernen. Sie wußte aus den Erzählungen der Damen, daß die Königin von dem gewöhnlichen Fehler der Fürſten, dem Wankelmuth nicht frey ſey, daß ein einiger Flecken an dem, was ſie liebte, ihren Widerwillen ſo hoch treiben konnte als vorher ihr Wohlgefallen war, und ſie gelobte ſich ſelbſt zu ſchweigen, und den Augenblick nicht zu beſchleunigen, welcher ihr, aller Behutſamkeit ungeachtet, doch vielleicht bevorſtand.

Die Stelle, welche ihr Eleonore an ihrem Hofe zudachte, war eben nicht die wünſchenswertheſte, dennoch machte Neigung für die Königin und Hofnung etwas zu leiſten, welches ihren Wunſch, Gutes zu ſtiften, ganz entſprach,

ihr

ihr die Ausſicht auf ihren künftigen Wirkungskreis angenehm.

Thekla ſolte das Herz, die Sitten der Prinzeßin Chriſtine bilden helfen, ſolte durch die Erziehung einer jungen Königin Einfluß auf das künftige Wohl eines ganzen Volks haben; was für ein Gedanke für eine ſo ſchwärmeriſche Anhängerin der Tugend als ſie war! Sie fühlte ſich, daß ſie das konnte, was man von ihr verlangte. Frühzeitige Unfälle hatten ihr Herz veredelt, hatten ſie mit Erfahrungen bereichert, welche man ſelten bey einem neunzehnjährigen Mädchen findet. Sie glaubte, ſie dürfte die Ausflüſſe dieſes edeln Herzens nur in ein anderes überſtrömen laſſen, um es ganz zu, dem zu bilden, was ſie ſelbſt war, glaubte in der Folge der jüngern Dame, die man ihr anvertraute, nur ihre Erfahrungen mittheilen zu dürfen, um ſie für allen Klippen, die ihr gefährlich geweſen waren, vorüber zu führen. Sie prieß ſich glücklich, daß ſie keine Gelegenheit verſäumt hatte, ihren Verſtand und ihre Kenntniſſe zu erweitern, und war verſichert, daß ſie auch hier alles zu leiſten im Stande war, was man von der Aufſeherin einer jungen Prinzeßin fodern konnte. Sie hatte die Welt geſehen, ihre Sitten waren edel, obgleich nicht

nach

nach dem ſteifen Hofton geformt, den man damahls zum Regelmaß der guten Lebensart machte. Sie war ſchön und gefällig genug, um ein junges Herz für ſich einzunehmen, war ſelbſt jung, und darum deſto geſchickter, die Führerin eines Kindes zu ſeyn, ohne es durch den Ernſt und den Eigenſinn, welchen gemeiniglich höhere Jahre mit ſich bringen, von ſich zurück zu ſcheuchen.

Die Königin ſah alle dieſe Vorzüge ſo wohl ein, als Thekla ſich derſelben bewußt war, aber wir können nicht gewiß behaupten, ob ſie eben ſo feſt überzeugt war als die Gräfin, daß ihr um derſelbenwillen ihr Unternehmen glücken müſſe. Sie kannte den ſtörrigen Sinn ihrer kleinen Tochter, konnte ausrechnen, daß die Aufſicht, unter welcher ſie in ihrer Abweſenheit geweſen war, ihren Eigenwillen gemehrt, und die Krone, deren Erbin ſie geworden war, denſelben auf den höchſten Gipfel gebracht haben würde.

Thekla hatte keinen Begrif von allen den Prinzeßinnen, Gräfinnen, Oberhofmeiſterinnen, Erziehungsräthen und Vormündern, unter denen ſie ſtehen ſolte, und die im Stande waren, alles zu verderben, was ſie gut zu machen gedachte,

hatte

hatte keinen Begrif davon, daß ſelbſt die von ihr ſo ſehr eingenommene Königin, bald unzufrieden werden würde, wenn ſie nicht bald vermöchte, die kleine Prinzeßin ganz umzuſchaffen, an welcher der Mutter alles, ſelbſt ihre Geſtalt, ſelbſt der Ton ihrer Stimme, widrig war. Zum Glück ſolte es nie dazu kommen, daß die Abſichten der Königin, und Theklas ſtolze Hofnungen erfüllt wurden. Eleonorens Macht nach dem Tode ihres Gemahls war eingeſchränkter als ſie zur Zeit noch ſelbſt wußte. Der weiſe König kannte die wenige Liebe, welche die Mutter zu ihrer Tochter hatte, wußte, daß Eleonore, ungeachtet tauſend groſſer und guter Eigenſchaften, nicht zu Regierungsgeſchäften geſchickt war, und dieſes war Urſache, daß ſie durch ſeine Verordnungen gleich weit von Erziehungs- und Staatsangelegenheiten entfernt ward.

Die Prinzeßin Katharine, Schweſter König Guſtavs, war diejenige, welche bisher die Oberaufſicht über die junge Thronerbin geführt hatte. Nie fand eine beſondere Freundſchaft zwiſchen ihr und der Königin Eleonoren Statt. Auf ſo guten Fuß man äußerlich mit einander lebte, ſo ſuchte man doch insgeheim ſehr gern gegenſeitige Abſichten und Lieblingsentwürfe zu durchkreuzen.

Der von beyden angebetete Guſtav erregte kleine Anfälle von Mißgunſt; die Schweſter und die Gemahlin eiferten oft äußerlich im Scherz und heimlich im ganzen Ernſt über den erſten Platz in ſeinem Herzen, und ſchienen nur ihm zu gefallen ſich ſchweſterlich zu lieben. Jetzt war dieſes Band der Liebe ſehr leicht geſchlungen. Guſtav war todt, es war keine Urſache mehr da, ſich zu verſtellen. Die Königin glaubte ſich zurück geſetzt, die Prinzeßin Katharina war ſtolz auf den Vorzug, deſſen ſie ſich rühmen konnte, und ſo nahm ein ſtilles Mißverſtändniß zwiſchen beyden Platz, deſſen erſte Wirkung war, daß die Gräſin Thekla von Thurn die Stelle — nicht erhielt, welche die Königin für ſie beſtimmt hatte.

Thekla mißfiel, weil ſie Eleonorens Gnade hatte. Sie fand deſto mehr Hinderniſſe, je eifriger die Königin ſich für ſie verwendete, und man trat endlich mit dem Ausſpruch hervor, den der verſtorbene König einmahl gethan hatte oder gethan haben ſolte: Nie ſolle ein Ausländiſcher oder eine Ausländiſche Theil an der Erziehung ſeiner Tochter haben.

Um dieſe Sentenz unumſtößlich zu machen, brachte man noch eine Prophezeihung zum Vorſchein, in welcher entſcheidend geſagt ward, die junge Königin würde untreu an ihrer Religion und an ihrem Volke werden, wenn man Fremden den mindeſten Zutritt zu ihrer Perſon verſtattete, und wer konnte wider Prophezeihungen etwas einwenden.

Drey und ſechzigſter Abſchnitt.

Die feyerliche Beyſetzung der Ueberreſte des großen Guſtavs war ſchon längſt vorbey; die junge Chriſtine war bereits gekrönt, als die Kabalen, welche man wider unſere Thekla machte, zu Stande kamen. Nächſt der Königin trauerte vielleicht niemand mehr darüber, daß die Gräfin von Thurn die geſuchte Stelle nicht erhielt, als Chriſtine. Thekla hatte eine verborgene Macht alle Herzen an ſich zu ziehen, welche nicht mit Neid gegen ſie eingenommen waren, und ob ſie gleich weder an der Perſon noch an den Sitten der jungen Königin ein beſonderes Wohlgefallen fand, ſo gelang es ihr doch, ohne daß ſie es ſuchte, ihre volle Gnade zu erhalten. Nur in Gegenwart ihrer Tante Katharine, und ihrer zahlreichen Ober- und Unterhofmeiſterinnen begegnete ſie der Gräſin mit dem ſtolzen Anſtand, den man Prinzeſſinnen allzufrühzeitig angewöhnt, aber wenn es ihr gelang, die holdſelige Thekla bey ihrer Mutter ohne Zeugen zu ſehen, ſo äußerte ſie ihre Wohlgewogenheit und den Wunſch, ſie immer um ſich zu haben, ohne Rückhalt.

Thekla ward der Gegenſtand ihrer kindiſchen Vertraulichkeit. Chriſtine klagte oft über den Zwang den ſie unter dem Vorwand der königlichen Hoheit ausſtehen müſſe, klagte, daß ihr dieſes noch peinlicher ſey, als die Begegnung, die ſie ſonſt unter dem Frauenzimmer ihrer Mutter habe erfahren müſſen. Theklas Unwille ward aufs Aeußerſte gebracht, über die Dinge, die ſie hier vernahm. Die wenige Liebe Eleonorens zu ihrer Tochter hatte ihren Wärterinnen zum Vorwand gedient, ſie auf alle Art zu vernachläßigen. Ihre Geſtalt, die vielleicht eine der edelſten geworden ſeyn würde, trug noch in ihren höhern Jahren Spuren davon, wie unvorſichtig man ſie behandelt hatte. — Die Gräſin erkannte in dieſen Zügen die Frau von Haſtendorf, welche eine von den vornehmſten Hüterinnen der erſten Kindheit Chriſtinens geweſen war. Sie wußte, daß dieſe Frau nicht weiter liebte und

haßte,

haßte, als es die Königin für gut fand zu lieben und zu haſſen, und daß ſie im Stande war, das Geliebte ſo hoch zu erheben, und das Gehaßte ſo ſehr zurück zu ſetzen, als es Eleonorens Verſtand und edler Charakter nie würden geduldet haben. — Thekla durfte die kleine Prinzeßin nur anſehen, welche vermuthlich einem Fall von dem Arme ihrer unvorſichtigen Wärterin den Anſatz zu einer verſchobenen Geſtalt zu danken hatte, um den äußerſten Widerwillen gegen die Thäterin zu fühlen, einen Widerwillen, den ſie ſich nicht immer die Mühe nahm zu verbergen.

Dieſes ward der Grund zu ihrem Fall. Die Gnade, mit welcher ſie die Königin Eleonore zu beehren fortfuhr, die anſehnliche Stelle, welche ſie ihr unter ihrer Hofſtatt gegeben hatte, erregte ohne dem Neid genug. Sie hatte nicht nöthig, ſich noch durch unzeitige Wahrheitsliebe Feinde zu machen, welche zwar klein, aber liſtig genug waren, durch heimliches Untergraben ſie zu ſtürzen.

Die tiefe Trauer war jetzt vorüber. Die Damen zeigten ſich wieder mit unverhüllten Geſichtern, und auch Theklas Reize leuchteten von neuem mit vollem Glanze. Sie hatte die ehemahligen Begebenheiten faſt ganz vergeſſen, es fiel ihr nicht ein, daß man Jaromirs Geſicht in ihr erkennen könne, bis die Königin eines Tages unverſehens bemerkte, man habe ihrer Schönheit großes Unrecht gethan, ſie mit den Zügen des bleichen abgezehrten Jaromirs zu vergleichen. Und doch, dünkt mich, ſagte die Gräſin Y., welche mit der Königin zu Wolgaſt geweſen war, die Aehnlichkeit iſt treffend.

Aehnlichkeit, aber kleine Gleichheit, erwiederte Eleonore.

Thekla ſchwieg und ergrif die erſte Gelegenheit, da es ihr erlaubt war ſich zu entfernen. Sie wußte nicht, daß dieſes Geſpräch nach ihrem Abſchied ſehr lang und ſehr lebhaft fortgeſetzt, daß endlich ſogar auf Bitte einer der Damen die Frau von Haſtendorf vorgefodert, und in daſſelbe gezogen wurde.

Die Blicke der Königin ruhten in den folgenden Tagen mit beſonderer Aufmerkſamkeit auf dem Geſichte der Gräſin, und ſie gieng eines Tages ſo weit, daß ſie fragte, ob ſie und Jaromir Zwillinge wären, weil die Natur ſie beyde ſo ganz gleich gebildet habe?

Die Großen pflegen oft Fragen zu thun, ohne die Geduld zu haben, die Antwort abzuwarten,

oder

oder ohne überhaupt nur an eine Antwort zu denken; dieſes war auch hier der Fall, und Thekla blieb einer gefährlichen Erwiederung überhoben.

Die Aehnlichkeit zwiſchen Thekla und Jaromir, welche der Königin ſo ſchnell zur vollkommnen Gleichheit geworden war, kam von der Zeit an ſo oft zum Vorſchein, daß die Gräſin oft im Begrif ſtand, die ganze Wahrheit zu geſtehen, da ſie wußte, daß ſie ihr weiter keine Schande bringen konnte; aber wo ſolte ſie jetzt Muth zu ſo einem Bekenntniſſe hernehmen, da ſie eine ſo augenſcheinliche Aenderung in dem Betragen der Königin merkte, da ſie nicht mehr ſo oft vorgefodert, ſelten mehr gefragt, ſelten gelobt und faſt unaufhörlich getadelt wurde.

An einem Tage, da das Geſpräch im Kabinet der Königin Mutter, auf Chriſtinen fiel, und eine jede von den Damen, von der Oberhofmeiſterin an bis auf die Frau von Haſtendorf, (welche jetzt viel Zutritt bey Ihro Majeſtät hatte) mit aller Beſcheidenheit und Ehrerbietung etwas an der jungen Königin auszuſetzen hatte, wagte es die Gräſin von Thurn allein, ſie wegen der wirklich guten und großen Anlagen, die ſie zeigte, zu loben. — Die Königin ſah ſie mit Mißfal-

len

len an. Es iſt eine wunderbare Sympathie zwiſchen euch und dieſem verwahrloßten Kinde, rief ſie nach einer kleinen Pauſe, ihr ſchmeichelt ihr, und ſie hängt mehr an euch als an ihrer Mutter.

Und wenn ich mich erkühnen darf zu bemerken, ſetzte eine von den Damen hinzu, die Vorliebe der jungen Königin für die glückliche Gräfin von Thurn geht ſoweit, daß ſie anfängt, ſie ſogar im Anzuge zu kopiren.

Ihr meynt die Locke die ſie auf die Stirn herab fallen läßt? fragte die Oberhofmeiſterin.

Ich darf mich nicht unterſtehen über ſolche Dinge zu urtheilen, erwiederte die erſte, aber mich dünkt, da Ihro Majeſtät die Königin Chriſtine ein dunkles Haar haben, ſo giebt ihr dieſes ein etwas finſtres Anſehen. —

Abſcheulich! Abſcheulich! rief die Königin, und ich wolte euch wohl rathen, Thekla, auch ihr unterließet ſolche Thorheiten, und trüget euch, wie es die Mode unſers Hofes mit ſich bringt.

Erlauben Ihro Majeſtät, rief ein junges Fräulein, daß ich eine Probe mache, wie der lieben Gräfin eine ganz freye Stirn anſtehen müſſe. O, ſie würde allerliebſt ſeyn, wenn ſie dem Rath ihrer Freunde folgen wolte!

Ohne eine Antwort zu erwarten, ſchlüpfte die kleine Natter hinter Theklas Seſſel, auf welchen ihr ihr Rang erlaubte, vor der Königin zu ſitzen, entriß ihrem Haar eine Perlenſchnur, welche der verhaßten Locke ihre widernatürliche Lage gab, und die ſchöne Stirn, welche nur noch durch einige Spuren der ofterwähnten Narbe entſtellt ward, zeigte ſich den Augen ihrer Neiderinnen ohne Hülle.

Wahrhaftig, rief die Gräſin P., indem ſie ſich zur Königin wandte, die Aehnlichkeit zwiſchen Jaromir und ſeiner Schweſter iſt außerordentlich, man ſieht auf ihrer Stirne ſogar den Säbelhieb, den er einſt nicht weit von Wolgaſt, wo wir damahls ihn kennen lernten, erhielt. Unwille und Beſchämung färbten Theklas Geſicht mit glühender Röthe, und machten das verrätheriſche Merkmal, welches allein ungefärbt blieb, noch ſichtbarer.

Ungeheuer! rief die Königin, Schlange, die ich ſo lange in meinem Buſen nährte! ſage, wer biſt du! Ein Mann, der es wagt, unter dieſer Maske meiner Hofſtatt einen Schandflecken anzuhängen? Oder ein Weib, welches ſo lange in Mannskleidern unter lauter Männern leben konnte ohne zu erröthen, und die es nach dem

allen

allen noch wagen konnte, ſich in meine Gunſt einzuſchleichen, nach der Stelle der Erzieherin einer jungen Prinzeßin zu ſtreben, die nur von den ſittſamſten unbeſcholtenſten unſeres Geſchlechtes umgeben ſeyn ſolte?

Thekla lag ſchon lange zu Eleonorens Füßen, und bat um Gehör, ohne daß man darauf zu achten ſchien. Ja, ich bin es, rief ſie, ich bin das unglückliche Mädchen, welcher die Nothwendigkeit eine Tracht anlegte, die ihr nicht zukam, und die ſie bey dem beſten Willen nie abzulegen vermochte.

Und warum nicht, vermochte? rief die Königin.

Furcht vor der Beſchämung, welche ich jetzt erfahre! ſtammelte Thekla.

Und konnteſt du dich nicht mir damahls entdecken? fragte Eleonore, welche die Schönheit des bittenden Mädchens zu rächen ſchien. Würde ich dir die Mittel heimlich und unbeſchimpft zu entkommen verſagt haben?

Ihro Majeſtät erlauben, ſagte Frau von Haſtendorf, die Liebe entſchuldigt alles; vielleicht war ſie die Urſache dieſer Verkleidung. Ich kenne junge Fürſten, welche den ſchönen Igromir ſehr liebten, und eben ſo ſehr von ihm geliebt

liebt wurden. Der Name Thekla wird ja wohl keine Aenderung in dieſer Zuneigung gemacht haben? Man verhehlte ihn, um in dem Geheimniß deſto glücklicher zu ſeyn.

Entſetzlich! Entſetzlich! rief die Königin. Sprich, Verworſene, kannſt du nach ſolchen Beſchuldigungen noch leben, noch dich kühnlich vor den Augen einer tugendhaften Königin ſehen laſſen?

Ich kann es, ſtammelte Thekla, die ihre Thränen trocknete, und ſich zwang, zu einiger Faſſung zu kommen, ich kann es, denn ich bin unſchuldig!

Ich verlange keine Unwahrheiten zu hören, rief Eleonore und ſtand auf ſich zu entfernen.

O, wolten Ihro Majeſtät nicht geruhen, den ſchönen Roman anzuhören, ſprach eine von den Damen. Ich zweifle zwar nicht an der Erfindungskraft der Gräſin Jaromir, aber wie ſie ſich hier heraus wickeln will, das iſt faſt unbegreiflich. Die meiſten von den andern vereinigten ſich mit dieſer Bitte, und die Königin ließ ſich endlich mehr von Neugierde als Mitleid und Gerechtigkeitsliebe bewegen zu bleiben. Sie gebot der armen Thekla aufzuſtehen, und bey

Erzäh-

Erzählung ihrer Fabel nicht ganz zu vergeſſen, daß ſie vor einer Königin ſtehe.

Thekla ſtand auf, ſie erzählte, aber keine Fabel. Wahrheit floß von ihren Lippen, und wer kann der Wahrheit in dem Munde der Schönheit und Unſchuld widerſtehen. Die Königin ward bewegt, ſie ließ ſich zu Fragen herab, ſie wurden auf die befriedigendſte Art beantwortet. Sie warf Zweifel auf, ſie wurden gehoben, eine ganz gnädige Miene und das Verſprechen, man wolle ſie des andern Tages weiter über dieſen Gegenſtand hören, war die Folge davon, und Thekla ward entlaſſen. —

Gott weis, was das Mädchen für einen Zauber an ſich hat, hörte ſie die Königin ſagen, als ſie ſich entfernte; mich dünkt, ſie iſt mir jetzt noch theurer als zuvor. Was für Züge von Größe in ihrer ganzen Geſchichte! Was für Unſchuld in ihrem ganzen Betragen. Was für gehäuftes Unglück, ohne es verſchuldet zu haben!

Es war offenbar, daß Thekla dieſe Worte noch mußte gehört haben, und die Damen, welche ſich dieſen Abend alle bey ihr verſammelten, hielten alſo für gut, ſie ihr zu wiederholen, und ihr Glück zu der unerſchütterlichen Gnade der

Königin

Königin zu wünſchen. Denn, ſagten ſie, das iſt etwas Unerhörtes, daß man Ihre Majeſtät überführt hat, ſie könne ſich in ihrem Urtheil betrogen haben, und der Gegenſtand ihres Mißfallens verdiene Bewunderung

Vier und ſechzigſter Abſchnitt.

Thekla nahm die Höflichkeiten der Damen mit vieler Kälte auf, ſie hatte ſie an dieſem Tage kennen gelernt. Die Frau von Haſtendorf war eine von den eifrigſten ſich ihr gefällig zu machen, um den böſen Eindruck des Vergangenen zu verlöſchen. Sie brachte den kleinen Chriſtiern mit ſich, welchen ſie bisher auf keine Art hatte von ſich laſſen wollen, ſo oft ſie auch von der Gräfin erſucht ward, dieſes geliebte Kind ihrer Aufſicht anzuvertrauen. Der Anblick des holden Knaben that ſeine Wirkung; Thekla dankte ſeiner bisherigen Pflegerin mit einer freundlichen Miene und übergab ihn ihren Frauen.

Wir haben ſchon einmahl geſehen, wie ſich die junge Gräfin von Thurn bey Beſchuldigungen zu benehmen pflegte; ſie war ſanft, beſchämt, unruhig, bekümmert, ſo lange ſie fühlte, daß Fehler auf ihrer Seite waren, für welche ſie Verzeihung bedurfte, aber ſobald die Ahndung derſelben über die Gebühr ausgedehnt ward, ſobald ſie unverdiente Beſchimpfung erfuhr, ſobald richtete ſich ihr Muth wieder empor. Sie ſah ſtolz auf die herab, die ſie verkennen konnten, vertheidigte ſich um ihrer eignen Ehre willen, und wandte ihr Herz von dem ab, der ſich an ihr vergieng. Dieſes war ehemahls ihr Betragen gegen Bogeslav, und jetzt auch gegen die Königin. Jener ſah ſeinen begangenen Fehler zu redlich ein, die ſchweſterliche Liebe kam ihm zu mächtig zu Hülfe, als daß ſie ſich nicht ganz mit ihm hätte ausſöhnen ſollen, aber nicht ſo bey Eleonoren, bey ihr, welche bey dem Widerruf eines Beſchuldigung ſtets langſam zu Werke gieng.

Sie war eine Königin, es koſtete ihr viel es nur einzuſehen, daß ſie geirrt, daß ſie jemand Unrecht gethan habe, wie vielmehr es zu geſtehen. Sie machte ſich bereits Vorwürfe, daß ſie dieſes Geſtändniß zu leicht von ſich gegeben habe; ihre Damen traten auf ihre Seite, ſie legten die Worte, die ſie ſelbſt geſagt hatten, in Theklas Mund, und dieſe wurde, als ſie des andern

Tages

Tages nach Hofe kam, mit ſehr kalter Miene empfangen, und die Folge davon war, daß auch ihr Herz ſich gegen Eleonoren immer mehr erkältete.

Anſtatt verſprochenermaßen die Geſchichte des vorigen Tages wieder vorzunehmen, ward ihrer mit keinem Worte weiter gedacht; Thekla war zu ſtolz, ſelbſt davon anzufangen, man ſuchte die Königin zu bereden, ſie ſey noch nicht völlig von Theklas Unſchuld überzeugt, man verhinderte ſie Ueberzeugung zu ſuchen, und ſo gieng man in jenem ſtillen gegenſeitigen Mißvergnügen hin, welches mit jeder Stunde wächſt, und das oft die feſteſten Freundſchaften geſtört hat. Alles ward der Gräfin übel ausgelegt, ſogar die Kühnheit, wie man es nannte, mit welcher ſie ſeit der Entdeckung ihre Stirne blos trug, und jedem, welcher die Narbe auf derſelben bemerkte, die Geſchichte davon frey und offenherzig erzählte.

Es war jetzt ſchon ſo weit gekommen, daß ſich die Königin ſelten über einen Gegenſtand ſelbſt in Unterhaltung mit ihr einließ; es befremdete ſie daher nicht ſehr, als die Oberhofmeiſterin eines Tages an ſie abgeſchickt wurde, um ſie wegen einiger Nachläßigkeit in ihren bisherigen Aufwartungen zu befragen. Ihro Majeſtät, ſagte die finſtre Dame nach einem langweiligen Eingange, vermuthen, Eure Unachtſamkeit rühre daher, weil ihr euch mit Dingen abgebet, welche eurem Stande eigentlich nicht ziemen. Man ſagt, ihr habet ein Kind zu euch genommen, von welchem man nicht genau weis, wie nahe es euch angeht.

Ihro Majeſtät wiſſen ſehr wohl, daß es das Kind meiner Schweſter iſt.

Ihr ſeyd eine ſehr zärtliche Tante. Man hat Ihro Majeſtät viel davon geſagt, mit was für Entzücken ihr es ehemahls zu Wolgaſt, und jetzt nach eurer letzten Krankheit zu Weißenfels an eure Bruſt gedrückt habt.

O, ihr ſoltet ſehen, wie ich meinen Chriſtiern täglich zu liebkoſen pflege!

Wie man hört, nennt euch der Knabe nicht anders als Mutter?

Thekla, Jaromir, Tante, Mutter, eins ums andere wie es ihm gefällt; doch muß ich ſagen, daß ich mich am liebſten mit dem letzten Namen von ihm nennen höre. — Sey ſeine Mutter, ſagte Thereſe zu mir, als ſie ihn an ihrem letzten Tage in meine Arme legte, und ſo habe ich auch das Kind gelehrt mich Mutter zu nennen!

Mutter?

Mutter? — Sehr frech für ein junges Mädchen! Fällt euch kein Gedanke an üble Nachrede ein?

Nicht einer, und ſolte ich hier dergleichen zu befürchten haben, ſo würde ſie mir ſo leicht werden zu vernichten, daß es kaum der Mühe lehnte, einen Verdacht auf eine Tugend zu werfen, die ſich ſo leicht vertheidigen kann.

Und wie wolte dieſe kühne Tugend es anfangen, den Augenſchein zu widerlegen?

Sie würde ſich zum Beyſpiel auf die Frauen berufen, welche zu Frankfurt bey der Geburt des Knaben gegenwärtig waren, auf tauſend Perſonen, welche ihn zu Magdeburg bey ſeinen Eltern ſahen. Das Geſicht des jungen Falkenberg iſt kenntlich, ihr wißt es; wenig Kinder haben dieſen Ausdruck im Auge, dieſe ſprechende Süßigkeit um den Mund; er iſt ganz das Ebenbild ſeiner großen unglücklichen Eltern.

Ich hoffe, fieng die Dame nach einem kleinen Stillſchweigen an, ihr glaubt nicht, daß ich Arges von euch denke; wenigſtens bin ich nicht von denen, welche auch ſehr viel Züge von der Gräfin Thekla in dem Geſicht des Knaben finden wollen: die Narbe hat er auf alle Fälle nicht. — Aber — dem ſey wie ihm wolle — Ihro Majeſtät

jeſtät ſind in dieſem Stück vielleicht allzubedenklich. — Der ganze Hofſtaat beſteht aus lauter Perſonen von unbeſcholtenem Ruf, und — überhaupt — man liebt hier zu Lande die jungen Damen nicht, welche — Narben vor der Stirn haben — und — ſich ſo gern von jungen Kindern — Mutter nennen laſſen.

Thekla hatte gedacht ſich feſt zu halten, aber es war ihr unmöglich. Sie brach in Thränen aus. Thränen, welche dem böſen Herzen ihrer Beſucherin ein rechtes Labſal zu ſeyn ſchienen. — Sie ſaß ſtill ihr gegenüber, ſpielte mit einem Kleinod an ihrer Bruſt, und ſchielte zuweilen auf die Weinende.

Kann ich mit Ihro Majeſtät ſelbſt ſprechen? fragte Thekla nach einer Weile.

Weswegen, Gräfin? Um zu bitten? zu weinen? ſich zu vertheidigen?

Keins von allen! — Um meine Entlaſſung zu bitten. —

Trotzige — Iſt das euer feſter Entſchluß?

Feſt und unverbrüchlich! — Es wird mir ſchwer, mich von einer Königin zu trennen, welche mich ehemahls liebte — aber — die Liebe iſt erloſchen. — Es iſt nöthig, daß ich ein Land fliehe welches —

Welches blind gegen eure Verdienſte iſt, ſetzte die Boshafte lachend hinzu, indem ſie das Zimmer verließ.

Fünf und ſechzigſter Abſchnitt.

Die Gräfin von Thurn erhielt noch dieſen Tag ihre Entlaſſung. Sie fand die Königin, als ſie nach Hofe kam ihr zu danken, außerordentlich kalt, und die Mienen ihrer Damen voll Triumphs und boshafter Schadenfreude. Thekla lachte des letzten, aber über das erſte brach ihr das Herz! Sie hatte Eleonoren ſo innig geliebt, nicht als Königin, blos als Frau, als eine edle, große, tugendhafte Frau, die faſt alle ihre Fehler, alle ihre Vorurtheile ihrem Range zu danken hätte, die ohne Tadel geweſen ſeyn würde, hätte ſie das Schickſal nicht in dem gefährlichen Fürſtenſtande gebohren werden laſſen.

Theklas Augen ruhten auf Eleonorens verändertem Geſicht, dieſer weggewandte Blick, dieſe ſtolze Miene, dieſe kurzen königlichen Worte, was für ein Unterſchied gegen die bewundernde Aufmerkſamkeit, gegen das freundſchaftliche Lächeln, gegen den ſanften Ton: Thekla! meine Thekla! liebe, holde, reizende Thekla!

Thränen traten dem unglücklichen Mädchen in die Augen, aber der Stolz und das Bewußtſeyn, daß dieſe Thränen hier von niemand verſtanden, von allen falſch ausgelegt werden würden, trieb ſie zurück. — Man erklärte ſich gar nicht über die Urſache ihrer Entlaſſung, hielt es aber doch für gut, ſie ſo ehrenvoll als möglich zu machen. Noch eine Abſchiedsaudienz, und die in den damahligen Zeiten übliche letzte Bitte um eine Gnade, wurde ihr zugeſtanden.

Das Gerücht, die Gräſin Thekla von Thurn ſey bey der Königin Mutter in Ungnade gefallen, breitete ſich nicht ſobald aus, als die Prinzeßin Katharine, welche ſie bisher kaum eines Blickes gewürdiget hatte, anſieng, ſich ſehr angelegentlich nach ihr zu erkundigen. Sie ward eingeladen vor ihr zu erſcheinen, hatte unterſchiedliche ſehr gnädige Audienzen, und man trat endlich mit dem Antrag hervor, Schweden nicht zu verlaſſen, ſondern ſich in das Gefolge der Prinzeßin zu begeben, wo man ihr alles Unrecht, welches ſie vielleicht anderswo erduldet hätte, reichlich erſetzen wolle.

Thekla befand ſich in der That in einer kritiſchen Lage; ſie hatte nach ihrer Entlaſſung von der Königin keine andere Wahl als in Schweden im Dunkeln zu leben, oder in ihr Vaterland zurück zu kehren, wo ihr in der Nähe keine Zuflucht offen ſtand, da der Krieg noch immer fortdauerte, und ihr Bruder zwar durch ſeines Freundes des Herzogs von Friedland Vermittlung wieder frey war, wieder ſein Regiment, das bey der Schlacht bey Lützen, ohne ſeine Anführung ſich tapfer gehalten hatte, kommandirte, aber mit demſelben entweder bey Herzog Bernharden an der Donau oder tief in dem Innerſten von Schwaben ſtand. Doch hielt ſie es für bedenklich, Katharinens Anerbieten anzunehmen. Der Königin Eleonore gleichſam zum Trotz an dem Orte zu bleiben, aus welchem ihre Ungnade ſie verbannte, vielleicht gar den Verdacht auf ſich zu laden, ſie habe die Gnade der Prinzeßin durch unedle Mittel erkauft; was für ein Gedanke für Theklas edles Herz, welches jeden Schatten von Unrecht haßte, und nur gar zu oft durch böſe Nachrede gelitten hatte.

Die Prinzeßin ſahe, daß ſie mit der Antwort zögerte, war ſcharfſinnig genug, ihre Zweifel zu muthmaßen, und ſo großmüthig ihr zu verzeihen. — Ihr habt Bedenkzeit, Gräſin! ſagte ſie. Eure Einwilligung wird nie zu ſpät kommen, und — ſo gern ich ſie jetzt gleich aus eurem Munde hörte, ſo bin ich doch nicht fähig über eure Bedenklichkeiten zu zürnen. Ihr handelt in allem edel, man kann euch nirgend verkennen, als wo man ſich von boshaften Weibern beherrſchen läßt, welches bey mir nie der Fall ſeyn wird.

Thekla bekam durch dieſe gnädige Erklärung Muth, entſcheidend zu ſprechen. Sehnſucht nach Ruhe und nach ihrem Vaterlande, diente ihr zum Vorwand, das ehrenvolle Erbieten, das man ihr that, auszuſchlagen. Sie entfernte ſich, und die junge Königin, welche bey dieſer Audienz gegenwärtig war, konnte kaum durch die Blicke ihrer Tante und das Flüſtern der Oberhofmeiſterin gezwungen werden, ihr Mißfallen über den Entſchluß der Gräſin, in den Schranken des königlichen Wohlſtandes zu halten. Sie liebte Thekla, ſie konnte es ihr nie vergeſſen, daß ſie immer die ſtrengen Blicke ihrer Mutter gegen ſie zu mildern gewußt hatte, immer für, nie wider ſie war. Ihr Auge, das gewohnt war, lauter ernſte bejahrte Damen um ſich zu ſehen, ruhte gern auf dem holdſeligen

Geſicht der jungen Gräſin, und ſie hätte gewünſcht, ſie immer um ſich zu haben.

Die Abſchiedsaudienz bey der Königin war gnädiger als die vorhergehende. Eleonore und Katharine hatten die genauſten Nachrichten, was in den geheimen Zimmern der einen und der andern vorgieng, und ſo konnte der erſten denn auch nicht unbekannt ſeyn, was der Gräſin von Thurn für ein Antrag von der Prinzeßin gethan und wie er von ihr aufgenommen worden ſey; eine Sache, die einen ſolchen Eindruck auf ihr Herz machte, daß Theklas Feindinnen Urſache hatten zu wünſchen, die arme Verfolgte möchte nur ſchon weit hinweg ſeyn, damit ſie nicht noch auf die lezt den Sieg über ſie alle davon trage.

Die Königin geruhte, die Gräſin ſelbſt an die Bitte zu erinnern, welche ſie ihr noch zu gewähren habe.

Solte es einer großen Königin wohl zu viel ſeyn, zwey Bitten für eine anzuhören und keine auszuſchlagen? fragte Thekla.

Fobert was ihr wolt, ſagte Eleonore.

Die Gräſin ſchwieg eine Weile, als ſönne ſie auf die Art ihres Vortrags; eine Zwiſchenzeit, welche von den Anweſenden mit Muthmaßungen ausgefüllt wurde. Einige von ihnen

und

und die Königin ſelbſt, dachten, Thekla würde um Unterſuchung ihrer Beſchuldigungen und Wiedereinſetzung in ihre Stelle bitten, die andern riethen auf eine gewöhnliche Anſuchung verabſchiedeter Hofleute, eine Penſion auf Lebenszeit, oder ein anderes Andenken voriger königlicher Gnade, aber beyde Theile irrten.

Darf ich bitten, ſagte Thekla, daß ich meinen angenommenen Sohn Chriſtiern Falkenberg mit aus Schweden führen darf.

Gut! erwiederte die Königin etwas verdrüßlich. Bittet weiter.

Die Gräfin ſchlug die Augen nieder, ſuchte ihr Herz, das ſich bey dem was ſie ſagen wolte, zu empören begunte, zu beſänftigen, und fieng dann an: Ich habe Urſache zu vermuthen, daß Ihro Majeſtät unterſchiedliche Scenen aus meinem Leben noch aus andern Munde als aus dem meinigen haben erzählen hören, dürfte ich die Bitte wagen, daß die Erzählerin aufgerufen und ihr erlaubt würde, ihre Geſchichten in meiner Gegenwart zu wiederholen.

Eine ſeltſame Bitte! ſprach die Königin. Doch man rufe die Haſtendorf, von ihr wiſſen wir nächſt euch das meiſte; ich hoffe, ſie wird alles, was ſie ſagte, zu verantworten wiſſen. Sie

mußte

mußte euch ja kennen, da ihr Mann ſich immer ſo ſehr für euch intereſſirte!

O ja! das that er! rief Thekla mit einer Art von Entzücken. Der treue edle Greis! Könnte ich ihn mit meinen Thränen aus der Ewigkeit herbey rufen, daß er an die Seite ſeiner Gattin trät und ihre Erzählungen ergänzte! Er war der Zeuge, war der Führer und Beurtheiler meiner meiſten Handlungen!

Mit etwas Befremdung und einem Anſchein von Widerwillen erſchien die Haſtendorf. Thekla foderte von ihr die Scenen aus Wolgaſt, deren Zeugin ſie geweſen war. Sie erzählte, aber ſo kurz und zuſammen gedrängt, daß die Königin ſie etlichemahl an weggelaſſene Umſtände erinnern mußte, welche die Boshafte vermuthlich nicht kühn genug war, in Theklas Gegenwart zu wiederholen. Die Gräfin bat lächelnd, daß man ihr dieſelben ſchenken möchte, weil ſie ſich vermuthlich nur in ihrer Abweſenheit ſagen ließen.

Ein Wink entfernte die beſtürzte Haſtendorf Habt ihr nichts weiter zu bitten, Gräfin? fragte die Königin. Thekla antwortete mit einer verneinenden Verbeugung, ward zum Handkuß gelaſſen, und entfernte ſich.

Die Trotzige! rief Eleonore nach einer langen Pauſe, nur ein Wort hätte es ihr gekoſtet, ſo — — doch ſie fahre hin! — Nur dies dünkt mir ſchimpflich, daß wir ſie ſo ganz unbeſchenkt von uns laſſen ſollen; ſie iſt arm, ſie braucht Unterſtützung!

Und wie wollten Ihro Majeſtät ſie beſchenken, ſie unterſtützen, ohne Ihrer Hoheit etwas zu vergeben? fragte die Oberhofmeiſterin. Beliebte es auch der Uebermüthigen, ſich nur zu einer Bitte von dieſer Art herab zu laſſen? — Nur Hochverdiente, nicht Perſonen von zweydeutigem Ruf und Charakter werden ungebeten von Königen beſchenkt.

Auf was für Art die Königin, deren Herz noch immer heimlich an Thekla hieng, ihrer Großmuth Genüge zu thun ſuchte, ohne ihrer Hoheit etwas zu vergeben; das erfuhr die Verabſchiedete noch dieſen Abend. Sie hatte nicht erwartet einen Abſchiedsbeſuch von einer einzigen ihrer Feindinnen zu erhalten, und ſie erſchienen dieſen Abend alle bey ihr. Keine kam mit leeren Händen; unter dem Vorwand, ihr ein kleines Andenken von ihren ſchwediſchen Freundinnen zurück zu laſſen, wurde ihr Nacht-

tiſch

tiſch mit einer Menge koſtbarer Kleinigkeiten bedeckt, welche die Oberhofmeiſterin mit einer ſehr anſehnlichen Summe Geld vermehrte. Thekla erkannte hierin die großmüthige Eleonore; die Blicke der Geberinnen zeigten ihr, daß ſie hier nichts waren, als Werkzeuge in einer fremden Hand. Die Eitelkeit der Gräfin ward hiedurch geſchmeichelt, ihre Dankbarkeit gegen die Königin erregt, aber ihr Entſchluß wurde ſehr kurz gefaßt. Sie dankte ihrem Geſchick, daß ihr dieſe Dinge nicht unmittelbar von der Hand angeboten wurden, aus welcher ſie kamen. Sie hätte dann nicht ausſchlagen dürfen, was ſie ſo ungern genommen hätte. Mit dieſen Damen machte ſie ſehr wenig Umſtände, ſie ſchlug alles mit ziemlichen Stolz aus, und da man nicht für gut hielt, ſie zu nöthigen, ſo hatte dieſer Auftritt ein ſchnelles Ende. Nur dem jungen Fräulein, der erſten Enthüllerin der merkwürdigen Narbe auf ihrer Stirn, nahm ſie einen Blumenſtraus aus den Haaren, und ſchenkte ihr dafür die Perlenſchnur, welche ſie an jenem Tage den Ihrigen entriß. Ihr ſeyd noch ſehr jung, mein Kind, ſagte ſie zu ihr, ihr ſeyd liebenswürdig, und ihr verdient, daß man euch ein Andenken gebe, das euch erinnere, euch nimmer,

nimmer, es ſey aus Muthwillen oder aus Bosheit, wider die Unſchuld zu wafnen!

Man ſagt, dieſe Rede und das koſtbare Geſchenk habe einen ſo tiefen Eindruck auf die junge Schülerin der Bosheit gemacht, daß ſie die einige geweſen ſey, welche der Königin dieſen ganzen Auftritt treu genug erzählte, um ihr den Ausruf abzunöthigen: Das iſt groß! das iſt edel! Sie kann ſo ſchlimm nicht ſeyn als man ſie ſchildert! Trotz iſt der häßlichſte Zug in ihrem Charakter!

Auch dieſe Geſchichte kam noch an dem nehmlichen Tage überall aus. —

Man darf der ſtolzen Gräſin von Thurn, wie ich höre, keine Geſchenke anbieten, ſagte die Prinzeßin Katharine, als Thekla zur Abſchiedsaudienz bey der jungen Königin war, aber, ſetzte ſie hinzu, ich hoffe, ihr werdet den Eigenſinn nicht zu weit treiben; von der Tochter König Guſtavs läßt ſich noch wohl eine Kleinigkeit annehmen, ohne daß man darüber erröthen dürfe.

Die kleine Chriſtine konnte kaum dieſen Wink ihrer Tante erwarten, ihrer lieben Thekla, wie ſie ſie nannte, ein wirklich königliches Andenken zu überreichen. Wenn ich erſt handeln darf wie ich will, ſagte ſie mit einer liebenswürdigen

Naivetät, dann kommt wieder an meinen Hof, und niemand ſoll euch von meiner Seite drängen.

Ziehet hin, gute Gräſin, ſetzte Katharine mit einem kleinen Lächeln über die Rede der ſiebenjährigen Königin hinzu. Bekümmert euch über nichts, was eure Feinde wider euch ſagen und thun, niemand iſt der ihnen glaube. Wir richten nach dem was wir ſehen, nicht nach dem was wir hören.

Sechs und ſechzigſter Abſchnitt.

Alle Augen folgten Thekla bey ihrer Abreiſe; ihre Schönheit hatte nicht ermangelt, ihr Bewunderer zu verſchaffen, ob gleich ihr ſtrenger Blick ſie zurück ſcheuchte. Alle Stutzer des Hofs verſicherten, ſie und Chriſtiern an ihrer Seite, wären das leibhafte Bild von Amor und Cytheren geweſen. (Denn auch ſchon damahls bediente man ſich in den nordiſchen Ländern ſo galanter Vergleichungen.) Der ältere und weiſere Theil ihrer Anbeter ſetzte dem Lob ihrer Schönheit auch das Lob ihrer Tugend hinzu; aber die luſtigern und leichtſinnigern, deren es auch an dieſem ernſten ſittſamen Hofe genug gab, zwangen ſich, aller Wahrheit zum Trotz, eine ſo nahe Verwandtſchaft zwiſchen ihr und dem kleinen Falkenberg zu vermuthen, wie zwiſchen den Gottheiten der Schönheit und der Liebe, und fanden die ſchöne Thekla darum nicht minder reizend.

Thekla war glücklich von dem Gewäſch, deſſen Gegenſtand ſie einige Tage hindurch nach ihrer Abreiſe war, nichts zu wiſſen. Sie verließ Schweden ohne Kummer, entließ, als ſie zu Schiffe gieng, alle ihre Frauen, und behielt nur ein einziges Mädchen bey ſich, deren Treue ſie geprüft hatte, und die ihr wegen des kleinen Chriſtierns nöthig war; ſich ſelbſt zu bedienen hatte ſie längſt gelernt, da ſie die lange Zeit über, da ſie Mannskleider trug, lauter Männer um ſich haben mußte.

So vielfache Leiden ihr auch dieſe Tracht verurſacht hatte, ſo war ſie doch an dieſelbe gewöhnt, und hatte ihre Vortheile bey tauſend Gelegenheiten erfahren; dies war die Urſache, warum ſie ſich und ihre Begleiterin auch jetzt in dieſelbe hüllte. Sie kam in ein Land, wo das Kriegsfeuer noch immer loderte, wie wäre es hier für zwey junge Mädchen möglich geweſen

durch-

durchzukommen, wenn ſie nicht wenigſtens die äußerliche Geſtalt von Männern an ſich genommen hätten!

Es fehlte der verkleideten Reiſenden nicht an Mitteln, ſich alle Sicherheit und Bequemlichkeit zu verſchaffen, welche in den damahligen Zeiten möglich war. Chriſtinens Freygebigkeit hätte ſie vor Mangel ſchützen können, wenn ſie auch nichts außer ihren königlichen Geſchenken gehabt hätte; aber dies war der Fall nicht. Bogeslav ließ ihr an jener Nacht, als er ſich in der Windmühle bey Lützen von ihr trennte, alles zurück was er bey ſich trug. Es iſt möglich, ſagte er, daß wir von einander getrennt werden, und ich bedarf auf dem kurzen Wege nach dem Lager nichts als meine Sporen und mein gutes Pferd. — Er hatte recht; was hätte die arme Thekla ohne Geld anfangen ſollen? Und er, würde er wohl ſo leicht durchgekommen ſeyn, wenn man irgend etwas bey ihm gefunden hätte, welches ſeinen hohen Rang hätte muthmaßen laſſen? Er fiel, wie wir wiſſen, damahls in die Hände der pappenheimiſchen Truppen; nach Pappenheims Tode, welcher, wie bekannt, auch bey der Schlacht von Lützen erfolgte, ward er nebſt andern gemeinen Gefangenen dem General

Wallen-

Wallenſtein vorgeſtellt, dieſer erkannte in ihm ſeinen alten Bekannten den braven Bogeslav, und ließ ihn in aller Stille entkommen; ein Streich, den man ihm am kayſerlichen Hofe nicht leicht würde verziehen haben, der aber ſchon damahls von den Geſinnungen zeugte, die er zu der Zeit, da Thekla nach Deutſchland zurückkam, noch deutlicher zu äußern anfieng.

Thekla, welche keine Abentheuer ſuchte und ſich durch ihre Verkleidung für allen ungeſuchten zu ſchützen wußte, ſetzte ihre Reiſe unangetaſtet fort, und langte endlich an einem Orte an, nach welchem wohl wenige meiner Leſerinnen glauben werden, daß die Gräfin von Thurn, die Favoritin einer großen Königin, ſich umgeſehen haben würde. Es iſt wahr, zu der Zeit, da ſie noch zweifelhaft war, was ſie thun ſolle, fiel ihr die und jene Fürſtin, die und jene große Dame ein, welche ſie ſonſt gekannt hatte, und an deren Hofe ſie hätte denken können eine Stelle zu finden; aber wer das Hofleben von der Seite kennen gelernt hat wie ſie, dem iſts wohl nicht zu verdenken, wenn er ſchon für den Gedanken an daſſelbe ſchaudert. Sie ſetzte alle ihre erhabenen Freundinnen beyſeite, und nahm ſich vor, die erſte Ruhezeit von einigen Wochen nach

nach einer ununterbrochen fortgeſetzten Reiſe, bey — der gutherzigen Windmüllerin zu Meuchen zu nehmen.

Mit Entzücken ward ſie hier empfangen, ihre verſtellte Kleidung täuſchte die Augen nicht, welche ſie ohne Rückſicht auf ihren Stand oft mit ſo vieler Liebe angeſehen hatten. Auch jetzt ward die Gräfin ganz auf die Seite geſetzt; zwar hatte die Müllerin, als ſie durch die Frau von Haſtendorf zu Weißenfels von der vornehmen Kranken getrieben wurde, ihren Stand leider erfahren, aber ſie hatte ihn wieder vergeſſen, und die Gräfin von Thurn hieß jetzt wieder Jungfer Thekla wie an jenem Tage, da ſie von der Warte auf dem kleinen Hauſe die Schlacht bey Lützen obſervirte.

Ich übergehe, mit was für Empfindungen die Gräfin hier das Andenken jener ſchrecklichen Tage feyerte, und wende mich zu den Entſchlieſſungen, die ſie während ihrem Aufenthalte in dieſer ruhigen Wohnung der Einfalt für die Zukunft faßte, und die durch die Nachrichten, welche ſie von ihren gutherzigen Wirthen erhielt, befeſtigt wurden. Der ehrliche Windmüller ſprach immer noch ſo gern von Schlachten und großen Herrn und Kriegsläuften, wie vordem, und durch ihn erfuhr ſie in mancher langweiligen Abendſtunde alles was in ihrer Abweſenheit vorgefallen war; den Tod des unglücklichen Kurfürſten von der Pfalz, welcher wenig Tage, nachdem die Nachricht von dem Fall ſeines einigen Retters des großen Guſtav erſcholl, erfolgt war; die Thaten des Grafen Bogeslav in Schwaben, und die noch größern Thaten Bernhards an der Donau. Thekla ſeufzte ein wenig, als ſie ſo viel von dem heldenmüthigen Herzog von Weimar hörte, aber ſie fühlte doch, daß Zeit und Unmöglichkeit ihre Gefühle für ihn ganz geändert hatten, daß ſie jetzt noch mit mehrerer Wahrheit als bey ihrem letzten Aufenthalte in dieſem kleinen Dörfgen zu ihrem Bruder würde ſagen können: „Bernhard iſt mir nichts als Freund.“ — Beſonders lange hielt ſich der politiſche Windmüller bey Wallenſtein auf, und was Thekla in dieſer Betrachtung erfuhr, war ihr nicht gleichgültig. Er ſtand gegenwärtig mit ſeinen Völkern in Böhmen, die er mehr zum Schutz ſeiner eigenen Perſon und ſeiner Herrſchaften, als zur Ausführung der Angelegenheiten des Kayſers um ſich zu haben ſchien. Es wurden wenig Feindſeligkeiten ausgeübt; er ſtand, wie man ſich ins Ohr ſagte, in wirklichen*) Unterhandlungen mit den Feinden ſeines Herrn, und die Gegenden umher, hatten während derſelben ziemlichen Frieden. —

Was für Ausſichten für Thekla! Wie leicht war es ihr bey dieſer Lage der Sachen nach Böhmen zu ihrem Vater zu kommen, welcher jetzt, wie der Erzähler ſie verſicherte, öffentlich auf einem Landhauſe in der Nähe von Pilſen lebte, und mit Wallenſtein gute Freundſchaft hielt! . .

Einen dummen Streich, fuhr der Windmüller fort, hat der kluge Wallenſtein doch gemacht; er mag nun große Dinge im Sinne haben, von welchen ſich nicht viel reden läßt, und über dieſe mit Herzog Bernharden Abrede zu treffen, ſchickte er Lauenburgen an ihn ab, Lauenburgen, den Feind des jungen Herzogs von Weimar, ihn, an dem es nicht lag, daß dieſer Held nicht des nehmlichen Todes ſtarb, wie der große König Guſtav.

---

*) Er bediente ſich dabey der Freyheit überall ohne höhere Ordre nach eignen Gutdünken zu handeln, welches die einige Bedingung war, unter welcher er das Kommando der kayſerlichen Völker von neuem übernahm.

Lauenburg? Lauenburg beym Herzog von Friedland? fragte Thekla. — Ja, nicht anders, erwiederte er, aber ich denke, der Herzog hat dieſen Abgeſchickten geantwortet wie ers verdient; Wunder, daß es ohne Blut abgegangen iſt!

Lauenburgs Name füllte Theklas Herz mit Entſetzen; ohne ihn würde ſie ſich gerade an Wallenſtein gewandt, und von ihm ſicheres Geleit bis zu ihrem Vater gefodert haben, aber Lauenburg? — Sie traute dem rauhen Herzog von Friedland nicht, daß er einem Freunde zu Liebe nicht ein unbekanntes Mädchen aufopfern würde, und ſie ſahe ſich genöthigt, ihre entworfenen Plane noch einmahl zu überdenken und ganz umzuſchmelzen.

Sie war einige Tagelang ſo tiefdenkend, daß ſelbſt die Geſchwätzigkeit ihres Mädchens und der Müllerin ihr kein Lächeln, und die Liebkoſungen des kleinen Chriſtierns kein Wort ablocken konnten.

Wie kommt es doch, fragte eines Tages der Windmüller ſeine Frau, ohne zu denken daß Thekla ihn höre, daß der alte Herr aus Leipzig ſo lange nicht zu uns gekommen iſt. Ich denke, wir werden ihn bald ſehen, antwortete die Frau, er muß ſich ganz verrechnet haben, es iſt doch heute ſchon der fünfte Tag, daß ſie — (auf Thekla zeigend) bey uns iſt, und er verſprach gleich des erſten Abends zu kommen.

Was iſt das? fragte Thekla.

Ja, erwiederte die Müllerin lachend, die Jungfer darf nicht denken, daß ſie uns ſo ganz unvermuthet gekommen iſt; wir hatten Nachricht, ich verſichere es ihr, wohl ein halbes Jahr vorher, ehe ſie an uns gedacht haben mag.

Du mußt es ihr ordentlich erzählen, ſprach der Müller. Ihr müßt wiſſen, Jungfer, nicht lange nach dem Tage, da ſie euch krank nach Weißenfels geſchaft hatten, kam ein alter Mann zu uns mit weißem Haar, in einem dunkeln Rocke, mit einem knotigen Stabe in der Hand, der ſehr eifrig nach euch fragte. Ihr müßtet, wie er ſagte, einige Tage in dieſem Hauſe geweſen, müßtet vielleicht noch da ſeyn, und er müſſe euch ſehen. Wir ſagten ihm die Wahrheit, und er war ſchon im Begrif, traurig davon zu gehen, als einer in die Stube kam, und von einem der Verwundeten, die damahls bey uns lagen, berichtete, er werde es bald ausmachen. Der Mann hörte nicht ſobald einen Verwundeten nennen, als er hinzueilte ihn zu ſehen; und ſehen, ſelbſt Hand anlegen, helfen und retten, das war eins bey ihm; er war ein rechter Wundermann, er hat über zehn der gefährlichſten wieder aufgebracht. Ach, der alte Haſtendorf hätte noch leben ſollen, und der junge Menſch, der hier in dieſem Bette ſtarb, vielleicht hätte er auch ſie erhalten.

Thekla vergoß bey Haſtendorfs und Leublingens Andenken eine Thräne, und errieth aus der nachfolgenden langweiligen Erzählung ihres Wirths ſo viel, daß dieſer gutherzige Weiſe kein anderer geweſen war, als der Greis, der ſie zu Altranſtädt durch ſeine geheime Nachricht zur Retterin des unglücklichen Guſtavs beſtimmte, und ihr, wenn alles aufs Aergſte gehen ſolte, Zuflucht in Leipzig anbot. Er hatte ſie auf dem Wege dahin viele Tage vergebens erwartet und erwarten laſſen, hatte dann auf eine dieſen guten Leuten unbegreifliche Art erfahren, daß ſie zu Meuchen ſeyn müſſe, ſie mit betrübtem Herzen nicht mehr daſelbſt gefunden, und in Weißenfels durch den Eigenſinn der Frau von Haſtendorf nie vor ſie kommen können.

Schon zu Altranſtädt hatte Thekla, wie wir wiſſen, mehr als gemuthmaßt, daß dieſer Alte der weiſe Meiſter Nikolaus ſeyn müße, und ſie

ward

ward durch die Erzählungen ihrer Wirthe in ihrer Meynung beſtärkt. — Sie rühmten, daß er ſie wegen ihrer treuherzigen Einfalt liebgewonnen, ſie oft beſucht, und verſichert habe, er fühle ſich glücklicher bey ihnen als im Umgange der Großen. Und, ſagte die Müllerin, er muß doch ſelbſt etwas Großes ſeyn, denn er weis mehr als alle andere Menſchen. Was für Dinge haben wir nicht durch ihn erfahren, lange vorher, ehe ſie geſchahen! Wie manchmahl hat er uns gewarnt, wenn der Feind uns wieder ein Unglück drohte! Wie oft uns in Krankheit geholfen! Und vor allen uns immer Nachricht von euch, liebe Jungfer, gegeben. Anfangs hieß es immer, es gehe euch wohl, ihr wäret bey Fürſten und Herrn angenehm, darnach aber lautete es ganz anders: Ihr würdet es nicht mehr lange machen, dort draußen bey den falſchen Leuten, wir würden euch bald wiederſehen; und ſo hat er uns faſt die Stunde beſtimmt, da ihr da ſeyn würdet. Ihr werdets auch wohl gemerkt haben, daß ich mich gar nicht wunderte, euch gleich kannte, und den Kleinen da, Junker Chriſtiern nannte, als wenn ich ihn hätte auf die Welt kommen ſehen; und ſo befremdet mich denn nichts mehr, als daß der alte Herr noch nicht da iſt,

iſt, aber er wird kommen, verlaßt euch drauf, denn er hat euch gar zu ſehnlich entgegen geſehen.

Sieben und ſechzigſter Abſchnitt.

Er kam, der weiſe Alte kam, Thekla flog ihm mit ahnender Neugier entgegen, und erkannte in ihm den treuen, ach vergeblichen Warner von Altranſtädt, und bald darauf an ſeinen auszeichnenden Zügen, an dieſer redlichen offenen Stirn, dieſem hohen Seherauge, den Meiſter Nikolaus Falk, der ihr aus tauſend Urſachen ſo theuer war.

Die Perſonen, welche Theklas Herzen verwandt waren, hatten ſich durch Zeit und Unfälle ſehr gemindert; Falk war einer von den wenigen Ueberbliebenen, in deren Arme ſie ſich mit vollem Vertrauen werfen, denen ſie ihre Lage ganz enthüllen, und Rath, wie ſie ihn brauchte, von ihnen erwarten konnte. Ihr war wohl, dieſen treuen alten Diener ihres Hauſes, dieſen erſten Lehrer ihrer Kindheit um ſich zu haben, und ſie hielt ſich an ſeiner

Seite

Seite ſicher vor jeder Gefahr, die ihr noch drohen könne.

Alles ward vor ihm ausgeſchüttet was ihr begegnet war und was ſie noch bekümmerte; alle Entwürfe für die Zukunft ihm vorgelegt, und ſein Urtheil darüber gefodert.

Daß ihr euch ſehnen würdet zu eurem großen unglücklichen Vater zu kommen, ſagte er, das habe ich gedacht, und hätte ich mich hierin geirrt, ſo würde euch mein Rath zu dieſem Entſchluß geleitet haben.

Geirrt? fragte Thekla, Erforſcher der Zukunft! Erforſcher menſchlicher Gedanken! ihr geirrt?

O Gräfin! rief der Greis mit gen Himmel gerichteten Augen, in welchen Thränen ſchwammen, denkt an die Unglücksfälle bey Lützen, und fragt dann noch, ob ich irren kann? Was half mir mein Vorauswiſſen? Vermochte es den größten und beſten aller Könige zu retten? Was halfen die Anſtalten, die ich zu eurer Sicherheit getroffen hatte? Guſtav ward ein Raub der Bosheit, und euch führte das Schickſal einen ganz andern Weg als ich vermuthete. — Die Kenntniß von der Zukunft, welche der Menſch der Natur entreißt, iſt wie die Fabel des Prometheus,

metheus, eine Gabe, die das Schickſal ihnen zu beneiden ſcheint, ſie durch tauſend Wege zu vereiteln, ſie zu ſeinem Schaden zu kehren weiß; dieſes zu bewirken erfand es den Zufall, das unerklärlichſte, unerforſchlichſte, unbezwingbarſte aller verborgenen Dinge. Von ihm ſprechen die Geſtirne nie anders als dunkel, keine Ausrechnungen, keine Seherblicke können ihn enthüllen.

Thekla verſtand nicht ganz was Nikolaus ſagen wollte, und hielt es auch nicht für gut, jetzt, da wichtigere Dinge ihn beſchäftigten, tiefer zu forſchen. Sie fragte nur, was er von ihrem Entſchluß denke, ſich an den Herzog von Friedland zu wenden, um durch ihn zu ihrem Vater zu kommen.

Ich billige ihn nicht allein, ſagte der Alte, ſondern ich habe euch auch ſchon vorgearbeitet. Ich komme von Wallenſtein, und er hat verſprochen, euch eine Begleitung zu ſchicken, welche euch ſicher durchbringen wird; er freut ſich, dem alten Grafen von Thurn, und dem tapfern Bogeslav in eurer Perſon Gefälligkeiten erzeigen zu können.

Und ihr? fragte Thekla, wie kommt ihr zu dem Zutritt bey dem ſtolzen wilden Krieger.

O, erwiederte Nikolaus lächelnd, die Freunde der Geſtirne ſind bey ihm alle wohl gelitten. Er hörte, während der Zeit, daß Leipzig in ſeiner Gewalt war, von meiner Wiſſenſchaft, und ließ mich zu ſich rufen. Das Gerücht hatte mehr aus mir gemacht als mit der Wahrheit übereinſtimmt, doch glaubte er genug in mir zu finden, um mich hochzuſchätzen. Er ſelbſt iſt Lehrling unſerer großen Kunſt, und dünkt ſich Meiſter zu ſeyn; eine Schwachheit, die man ihm, ſo lange ſie unſchädlich bleibt, wohl laſſen kann.

Aber, fiel Thekla ein, würdet ihr es auch im Ernſte billigen können, daß ich mich in die Gewalt desjenigen lieferte, welcher Lauenburgs Freund iſt?

Ich denke, erwiederte Nikolaus, ihr werdet dieſen böſen Menſchen nicht lange mehr zu fürchten haben, er iſt gegenwärtig nicht bey Wallenſtein, er hat ihn dem Helden Torſtenſon mit einem Heer entgegen geſchickt, die künftigen Tage ſind ſeinem Leben gefährlich, der Schwede wird den Tod ſeines Königs rächen, Lauenburg entgeht der Strafe nicht, ſolte ſie auch dieſesmahl vor ihm übergehen.

Thekla war gewohnt, die Worte des weiſen Nikolaus wie Götterſprüche anzuſehen, und dieſe

Nach-

Nachricht, ſo ſchwankend und ungewiß ſie auch war, beruhigte ſie ſo vollkommen, daß, als zween Tage darauf die Begleitung ankam, welche ihr der Herzog von Friedland zuſchickte, ſie kein Bedenken trug, ſich derſelben anzuvertrauen. Auf Anrathen ihres alten Freundes hatte ſie wieder Frauenkleider angelegt. Mich dünkt, ſagte er mit einem bedeutenden Lächeln, euer Glück hängt davon ab, daß ihr euch inskünftige als diejenige zeigt, die ihr ſeyd. Thekla gehorchte, ohne dieſe Worte weiter zu überlegen. Sie beſchenkte die gutherzige Müllerin auf eine Art, die ihrem Stande und ihrer Dankbarkeit gegen ſie Ehre machte, letzte ſich mit dem Seher Nikolaus, welcher verſprach, ſie ſolle bald wieder von ihm hören, und ſetzte ſich nebſt ihrem ſogenannten Sohn und ihrem ſchwediſchen Mädchen, in den Wagen den man ihr ſchickte, voll von der Erwartung, den Vater zu ſehen, nach deſſen Anblick ſie ſich ſo lange geſehnt hatte, voll von dem Gedanken, welchen die Reden ihres alten Freundes in ihr erregt hatten, die Bahn ihres Lebens, die bisher ein ewiges Gewirr von Abgründen und unüberſteiglichen Felſen geweſen war, würde ſich nun in eine liebliche Ebene verwandeln, ſie würde nach ſo viel überſtandenen

Leiden

Leiden nichts mehr zu dulden haben, — **als das bittere Mitgefühl der Unfälle ihrer Freunde,** hatte Nikolaus geſagt, aber ſie ließ dieſe Klauſul abſichtlich aus. — Warum hätte ſie ſich in der frohen Gemüthsfaſſung, in der ſie gegenwärtig war, an etwas erinnern ſollen, das ihrem freundſchaftlichen Herzen ſchwerer dünken mußte als eignes Unglück.

Wallenſtein hatte zu viel von der Gräſin Thekla von Thurn gehört, um nicht neugierig zu ſeyn, ſie zu ſehen. Seine Gemahlin, welche meine Leſer ſchon im Vorhergehenden einmahl haben auftreten ſehen, theilte dieſe Neugier mit ihm, und die ſchöne Reiſende mußte es ſich gefallen laſſen, nicht unmittelbar nach ***, wo ihr Vater lebte, ſondern erſt nach Pilſen, wo der Herzog von Friedland reſidirte, gebracht zu werden.

Thekla war nicht unbekannt mit der Pracht königlicher Höfe, und doch ward ſie von dem überraſcht was ſie hier fand. Es iſt bekannt, daß der Aufwand, welchen Wallenſtein machte, ſich beſſer zu dem Stande ſchickte, nach welchem er ſtrebte, als zu dem, welchen er gegenwärtig behauptete. Ein königlicher Palaſt, eine königliche Leibwacht, königliche Pracht umgab denjenigen,

nigen, welcher hofte, nächſtens eine Krone zu tragen, er dachte ſich durch das Königreich Böhmen, für das Herzogthum Meklenburg zu entſchädigen, das er vergebens an ſich zu reißen geſucht hatte, und verhehlte dieſe Abſichten weniger als es zu ſeiner Sicherheit gut geweſen wäre.

Thekla, die beſcheidene Haſſerin alles ſtolzen Gepränges, gieng mit heimlichem Unmuth durch alle die prächtigen Vorhöfe und Vorzimmer, wandelte mit Unmuth durch die Reihen geſchmückter Krieger und Hofleute. Vielleicht würden ſie ihr weniger aufgefallen ſeyn, wenn ſie ſie im Palaſte eines Königs gefunden hätte; aber hier? Was konnten ſie ihr anders weiſſagen, als unleidlichen Stolz und Uebermuth der Beſitzer dieſes Hauſes?

Sie hatte ſich ſchon vorgenommen, ſich gegen die ſtolze Herablaſſung, die ſie erwarten mußte, mit aller ihr eigenen Größe zu wapnen, und ſich auf keine Art vor Götzen zu beugen, welche ſo tief verehrt ſeyn wollen; aber ſie ward von dem, was ſie in dem Innerſten dieſer goldnen Säle fand, noch mehr überraſcht, als von dem, was ſie bisher geſehen hatte. Ein junger Menſch mit einem Geſicht, das ihr nicht ganz fremd war, trat ihr am Eingang des Audienzzimmers entge-

entgegen ſie einzuführen; ſein ganzes Anſehen zeigte von hoher Abkunft, ob er gleich nur ein einfaches Ritterkleid trug. Sie trat ein; ein Mann kam ihr entgegen, von hohem majeſtätiſchen Wuchs, und einer Miene, die einem König hätte Ehre machen können; aber ſein ſimples ungeziertes Gewand widerſprach dem, was man in ſeinen Augen zu leſen glaubte, und die Art, mit welcher er die Eintretende empfieng, zeigte, wie weit er entfernt war, ſich gegen eine Perſon von Theklas Stande zu erheben, wie ſehr ſie ſich in Anſehung ſeiner geirrt hatte. — Es war Wallenſtein, er ergrif die Hand der Gräſin auf eine ehrerbietige Art, ſagte ihr einige verbindliche Worte, und führte ſie zu ſeiner Gemahlin, die ihr mit all der Holdſeligkeit, die ihr eigen war, mit dem ganzen Anſtand entgegen trat, den man in den damahligen Zeiten gegen Perſonen ſeines Gleichen zu beobachten pflegte.

Thekla war beſchämt, daß ſie hier ſtolzen Uebermuth geahndet hatte, wo ſie ganz das Gegentheil fand. Der Herzog von Friedland flößte ihr Ehrfurcht ein, und ſeine reizende Gemahlin heiſchte ihre ganze Liebe; ſie ſehnte ſich nach der Zeit, da mehrerer Umgang ſie überzeugt haben würde, ob ſie ſich in dem vortheilhaften Urtheil, daſs ſie von ihr fällte, geirrt habe, oder ob ſie hoffen dürfe, hier ein Herz zu finden, welches ihrer Freundſchaft würdig ſey. Thekla hatte Erfahrung, ſie war nicht gewohnt, ohne Prüfung zu trauen, und ſie äußerte bey dieſer erſten Zuſammenkunft bey weitem das nicht, was ſie ſchon in der Stille für die einnehmende Katharine zu fühlen begunte. Mehrere Tage waren nöthig ſie zutraulicher zu machen, und wie hätte man von derjenigen, welche ſich ſo ſehr ſehnte ihren Vater zu ſehen, einen langen Aufenthalt zu Pilſen fodern können!

Die Herzogin bat nur um einen einigen Tag, und Thekla durfte das, was auf ſo eine einnehmende Art gefodert wurde, nicht abſchlagen.

Acht und ſechzigſter Abſchnitt.

Liebe Gräfin, ſagte Katharine bey einem Beſuch, den ſie ihr des andern Morgens machte, erlaubet, daß ich euch heute eine Perſon vorſtelle, welche geſtern ganz von euch überſehen wurde; es iſt der junge Graf von Eggenberg, ein Mann, der eure Achtung auf alle Weiſe verdient, und der auch zu euch durch die Bewunderung, die euch niemand verſagen kann, und noch überdieſes durch eine Art von Dankbarkeit hingeriſſen wird. Er iſt von einem eurer Brüder einesmahls ſehr edel behandelt worden, hat ihm, wie er ſagt, Leben und Freyheit zu danken, und brennt vor Verlangen, bey der Schweſter das abzuſtatten, was er dem Bruder ſchuldig geblieben iſt.

Thekla erröthete, der junge Ritter ward eingeführt, und ſein Anblick vermehrte ihre Verwirrung. Schon hatten die Reden der Herzogin eine Vorempfindung von der Wahrheit in ihr erregt, welche jetzt beſtätigt wurde. Dieſer Eggenberg, welcher ſo ſehnlich verlangte, ihr vorgeſtellt zu werden, der ſich einen Freund, einen Geretteten ihres Bruders nannte, war eben der, welchen ſie ſelbſt unter Jaromirs Namen aus den Händen des wüthenden Lauenburgs riß, und ihm ohne Löſegeld die Freyheit gab. Seine Geſtalt, ſein Name war ihr faſt gänzlich entfallen geweſen, aber nun erinnerte ſie ſich ſeiner, und ihre Verlegenheit bey den verbindlichen Dingen, welche er ihr ſagte, war kaum zu verbergen. Wie ſolte ſie die Lobſprüche aufnehmen, die man dieſem großmüthigen Jaromir gab? Solte ſie bekennen, daß er und Thekla

eine

eine Perſon war? Solte ſie vielleicht gar muthmaßen, man wiſſe dieſes Geheimniß ſchon, und verſtelle ſich nur, um ihre Sittſamkeit zu ſchonen?

Dieſe Furcht war indeſſen ganz ungegründet; Eggenberg hatte zwar wirklich eine unvollkommene Idee von der Geſtalt ſeines liebenswürdigen Retters behalten; es dünkte ihm zuweilen in dieſen Augen, in dieſem Munde, in dieſer ſüßtönenden Stimme Aehnlichkeit zu finden, aber dies war ein flüchtiger Gedanke, wer hätte auf den Einfall kommen ſollen, daß dieſes ſanfte, ſchüchterne Mädchen einmahl den Degen geführt habe, einmahl im Stande geweſen ſey, einem Helden das Leben zu retten.

Die Herzogin bat für ihren jungen Freund um die Erlaubniß, die ſchöne Thekla zu ihrem Vater begleiten zu dürfen. Sie willigte mit einer Verbeugung ein, ſprach wenig, um ihre Verlegenheit zu bergen, umarmte ihre neue Freundin noch einmahl, hüllte ſich dann, nach der Weiſe der Jungfrauen des vorigen Jahrhunderts, feſt in ihren Schleyer, und ließ ſich von ihrem alten oder neuen Bekannten, wie man es nennen will, nach dem Wagen führen.

So heftig die Bewegung war, welche dieſe unerwartete Begebenheit in ihr erregte, ſo ward ſie doch bald durch andere noch ſtärkere Empfindungen verdrängt. Sie reiſte zu ihrem Vater, war im Begrif, endlich das zu erlangen, wornach ſie ſo oft mit tauſend Thränen geſeufzt hatte. Was für ein Gedanke für ein ſo kindliches Herz wie das ihrige! Eggenberg ritt faſt unbemerkt an der Seite ihres Wagens, und konnte ſelten ein Wort aus ihrem Munde erhalten, indeſſen ſeine Unterhaltung mit dem kleinen Chriſtiern deſto lebhafter war, die endlich ſo weit gieng, daß der Knabe zu ihm heraus auf ſein Pferd, welches den vornehmſten Gegenſtand des Geſprächs ausmachte, gehoben werden wolte, und ſich kaum durch die warnenden Vorſtellungen ſeiner Wärterin von dem gefährlichen Abentheuer abhalten ließ.

Jetzt hielt der Wagen. Thekla ſah ſich am Eingange eines alten Schloſſes, deſſen ſie ſich von vorigen Zeiten noch ſehr deutlich erinnerte, unter bejahrten Bäumen, in deren Schatten ſie als Kind oft geſpielt hatte; es war ihr, als wenn ihr die Geiſter aller derer entgegen ſchwebten, die ſie ſonſt in dieſer ſüßen Einſamkeit zu umgeben pflegten. Sie ſah ihre holde Spielgeſellin Thereſe vor ſich, die ſich wegen einiger Jahre, die ſie mehr hatte als ſie, ſo gern ein ſchützendes, vorſorgendes Anſehen gab, die gute Brigitte, die ſo ſorgfältig die Schritte der unbedachtſamen Kindheit bewachte, und ach, ihre Mutter, die ſo oft mit ihnen hier im Schatten ſaß, ſich ihrer aufblühenden Töchter freute, und große Dinge in der Zukunft für ſie träumte. Der Gedanke an jene Zeiten, und die Vergleichung mit den gegenwärtigen fiel gewaltig auf ihr Herz. Zitternd ſtieg ſie aus, und Eggenbergs unterſtützende Hand war nicht überflüßig ſie aufrecht zu halten.

Man führte ſie in den untern Saal; ein altes Meiſterſtück der gothiſchen Baukunſt, noch immer daſſelbe das es zu jenen Zeiten war, die der Eintretenden vorſchwebten, aber der Beſitzer des Schloſſes, welchen ſie hier erblickte, wie verändert! Von Zeit und Mühſeligkeiten wie entſtellt! Was können fünf, zehn und mehrere Jahre aus einem Helden machen, der ſchon in Theklas erſter Jugend nicht mehr im Frühling ſeines Lebens war.

Thekla ſah einen ſchwachen Greis mit weißem Haar, mit geſunkenem Haupt in einem Lehnſtuhl, welcher ſich, als ihm ein Ritter, der hinter ihm

ſtand,

ſtand, ſagte: Die Ankommende ſey ſeine ſo lang erwartete Tochter, vergebens bemühte, ihrer Umarmung entgegen zu eilen. Schwachheit und die Heftigkeit ſeiner Gefühle machten es ihm unmöglich, ſeinen Sitz zu verlaſſen, die letztern würden ſeinem Leben Gefahr gedroht haben, wenn man nicht Sorge getragen hätte, ihn ſchon lange auf dieſe Scene vorzubereiten. Es iſt bekannt, daß Nikolaus lange zuvor Theklas Rückkehr nach Deutſchland ahndete, und er hatte dem Grafen von Thurn, der ihn gern um ſich ſah, ſehr oft davon vorgeſagt. Sobald man wußte, daß Thekla wirklich in dem Hauſe der Müllerin angelangt war, ſobald eilte die freundliche Herzogin von Friedland ſelbſt hinüber zu dem alten Grafen, und lehrte ihn nach und nach das als Wirklichkeit anſehen, was man ihm bisher als bloße Möglichkeit geſchildert hatte; und ſo hatte man ihn fähig gemacht, die Umarmung ſeiner Thekla mit Faſſung zu ertragen. Sie ſelbſt litt von dem Uebermaaß der Freude weit mehr, und es gab Augenblicke in dieſer erſten Zuſammenkunft, wo nur die äußerſte Anſtrengung verhindern konnte, daß ſie nicht unter ihren Empfindungen erlag.

Meine Leſer kennen den alten Grafen von Thurn aus dem Anfange dieſes Buchs, als einen wilden aufbrauſenden ſtörrigen Mann, bey welchem die Begierde nach Größe, und weitausſehende ſtolze Entwürfe, oft alle zärtlichen Gefühle verſchlangen, und viele, welchen die Veränderungen, die oft eine ganz kurze Zeit anzurichten vermag, unbekannt ſind, werden erſtaunen, ihn jetzt ſo ganz verſchieden von dem, was er ehemals war, zu finden. Er war noch keiner von den hochbejahrteſten, konnte ſchwerlich damahls ſein ſiebenzigſtes Jahr zurück gelegt haben; aber die Mühſeligkeiten des Kriegs hatten ſeine beſten Kräfte aufgezehrt, hatten ſeine Haare längſt gebleicht, die Fehlſchlagung ſeiner hochfliegenden Entwürfe hatten ſein Herz abgenagt, das Elend, das er ſo oft ſtatt der geſuchten Größe fand, ihn gebeugt, und zwar ſpät aber doch endlich die Ueberzeugung herbey geführt daß die Glückſeligkeit, die er ehedem verſchmähte, vermöge ſeines Standes verſchmähen mußte, Ruhe und häusliche Stille einer Krone vorzuziehen ſey. — Wie geſegnet war ehemals ſein Haus an allem was ihm die Freuden des häuslichen Lebens verſchaffen konnten, und wie arm war er jetzt. Eine liebende Gattin war durch

ſeine

ſeine Härte von ihm geſcheucht, ſeine Kinder in ſeiner Abweſenheit zerſtreut, und dem Verderben Preis gegeben worden; ſeine Größe dahin, und ſeine Güter verheert. Nur ein einiges Haus, das ſchlechteſte von allen, war ihm übrig, um darin zu ſterben, nur die einige Thekla, ihn ans Grab zu begleiten. — Thekla fühlte ſeine traurige Lage mehr als er ſelbſt; die Kräfte ſeines Verſtandes hatten ſo abgenommen, als die Kräfte ſeines Körpers, und dieſe Schwachheit war es, was ihm ſeinen Zuſtand erträglich machte, ihn veranlaßte, ſich ohne Rückſicht auf die Vergangenheit glücklich zu fühlen, da nur eins ſeiner ehemahls beſeſſenen und verſchmähten Güter, da Thekla nur wieder ſein war. Der Anblick des holden Knaben, den ihm Thekla als ſeinen Enkel vorſtellte, machte nicht den Eindruck auf ihn, den ſie erwartet hatte, er ſchien es nicht ganz zu begreifen, wie nahe ihm dieſes Kind angienge, und erſt ſpät, nachdem die zärtliche Pflege ſeiner Tochter, und ihr Umgang ſeine Ideen begunte beſſer aufzuklären, fieng er an ſich zu freuen, einen Sohn Thereſens auf ſeinen Knien zu halten.

In der That lebte der alte Graf ein ganz neues Leben ſeit Thekla um ihn war. Die

Herzo-

Herzogin von Friedland, und Graf Eggenberg, (welcher an dem großen Tage des Wiederſehens wenig bemerkt ward, und ſich deswegen bald entfernt hatte,) kamen oft, die Einſamkeit des Vaters und der Tochter zu ſtören, und erſtaunten, den ſchwachen Greis gleichſam verjüngt zu finden. Zwar kehrten mit der vollen Stärke ſeiner Vernunft auch die bittern Erinnerungen des Vergangenen zurück, doch auch für dieſe wußte Theklas Klugheit Linderung, und es gelang ihr oft Tage lang, ihren Vater ganz glücklich zu machen.

Es iſt unbekannt, wie lange dieſe für die junge Gräfin von Thurn ſo glückliche Zeit dauerte, in welcher ſie wirklich alles beſaß, was man zu den edelſten Freuden des Lebens rechnen kann: Ruhe nach tauſend ausgeſtandenen Mühſeligkeiten, den Umgang eines Vaters, deſſen Herz an ihr hieng, und deſſen ganzes Glück ſie war, die Freundſchaft der edeln Herzogin von Friedland, und — die erſten Gefühle einer glücklichen Liebe, — Eggenberg, auf deſſen Herz Theklas erſter Anblick ſchon einen tiefen Eindruck gemacht hatte, konnte ſie unmöglich ſo oft in allen Reizen einer wiederaufblühenden Schönheit ſehen, konnte unmöglich die namenloſen Züge ihres großen liedenswürdigen Charakters, die ſich täglich vor ihm enthüllten, bemerken, ohne nach und nach die heftigſte Leidenſchaft zu fühlen, die je ein männliches Herz erfüllte. — Nur noch eins war nöthig, um die Liebe, die er noch zu verhehlen ſtrebte, zu der Stärke zu bringen, daß ſie ihre Hülle zerreißen mußte; er mußte dieſe Thekla, die ihn ſo bezauberte, ganz kennen lernen, nicht nur ſo wie er ſie jetzt in tauſend intereſſanten Situationen des häußlichen Lebens vor ſich ſah, ſondern ſo, wie ſie ſich in allen Scenen ihrer verſchlungenen Laufbahn gezeigt hatte. Die Herzogin Katharine foderte eines Tages die Erzählung ihrer Geſchichte von ihr. Thekla hatte dieſelbe ihrem Vater längſt verſprochen, und ſie nur darum verſchoben, weil ſeine Seele nicht alle Stunden gleich heiter war, eine Unterhaltung von dieſer Art faſſen und ertragen zu können; jetzt war einer ſeiner hellſten Tage, keine Spur der gewöhnlichen Schwachheit zeigte ſich, und Thekla ergrif begierig dieſe Zeit, das Verlangen ihrer Freundin und das ſeinige auf einmahl zu erfüllen.

Sie erzählte, und wie ſich von ihrer Beſcheidenheit denken läßt, bey weitem nicht ſo vortheilhaft für ſich als ein unpartheyiſcher Zeuge aller ihrer Handlungen würde gethan haben; ſie verſchwieg und beſchönigte keine ihrer Schwachheiten, prangte mit keiner ihrer ſchönen Handlungen, und doch machte dieſes einfache offenherzige Bekenntniß einen Eindruck auf ihre Zuhörer, den ſie faſt nicht begreifen konnte. Sie hatte den Tadel beſorgt, den ihr ihr eigenes unſchuldiges Herz bey dem geringſten Schatten eines Fehlers gab, und erhielt von ihrem Vater manchen Zuruf des Lobs und der Bewunderung, von Katharinen Thränen der tiefſten Rührung, und von Eggenbergen, der in dem Hauſe des Grafen von Thurn überall und alſo auch hier war, von Eggenbergen ein Stillſchweigen, welches beredter war als die größte Lobrede.

Es iſt uns natürlich, durch alles, worin unſere eigene Perſon unmittelbar verwickelt iſt, doppelt ſtark gerührt zu werden; ſo gieng es auch dem letztgenannten von Theklas Zuhörern. Bey allen Auftritten, die ſie geſchildert hatte, war es ihm möglich geweſen, ſeine Gefühle zurück zu halten, aber, als ſie jetzt auf die Stelle kam, da ſeiner gedacht wurde, als ſie mit wenigen flüchtigen Worten erwähnte, daß ſie ſelbſt dieſer Jaromir geweſen war, dem er ſo viel Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, da übermochte ihn die

Stärke

Stärke ſeiner Empfindungen; er unterbrach die Erzählerin mit einigen Ausrufungen, die er vielleicht ſelbſt nicht verſtand, und die alſo auch wir nicht zu nennen vermögen, Worte, unausſprechlich, wie das Gefühl welches ſie eingab! Er ſank zu ihren Füßen. Himmliſches, himmliſches Mädchen! rief er, Heldin! Engel in Menſchengeſtalt! Retterin! Befreyerin! Wie ſoll ich dich nennen! Sein Geſicht ſank auf ihre Knie, Thränen netzten ihren Schoos; er nannte ſie Thränen der Dankbarkeit und Bewunderung, aber es waren nichts als Thränen heißer, lang verhehlter Liebe!

Die erröthende Thekla machte ſich von ihm los, er ſtand beſchämt auf, nahm den gewöhnlichen ehrerbietigen Ton an, bat um Verzeihung, ſetzte ſich an ſeinen Ort, und die Geſchichte ward fortgeſetzt, aber mit ſo großer Verwirrung von Seiten der Erzählerin, und ſo gewaltiger Unruhe von Seiten des einen der Zuhörer, daß endlich die Herzogin lachend aufſtand, und ihre Freundin bat, den Reſt ein andermahl nachzuholen. Der Menſch da, ſagte ſie, hat uns mit ſeinem Ungeſtüm alles verderbt, und wir werden ihn in Zukunft ganz von unſerer Geſellſchaft ausſchließen müſſen!

Neun und ſechzigſter Abſchnitt.

Dieſe kleine Begebenheit war von großen Folgen. Die Herzogin ſcherzte anfangs mit dem Grafen über ſeine Neigung für Thekla, die ſie ſchon längſt, und beſonders hier ſo deutlich gemerkt hatte. Sie ſprach dann ernſthaft mit ihm, er entdeckte ſich ihr, ſie benahm ihm die Zweifel, die er noch wegen alter, vielleicht nicht ganz verloſchner Gefühle in Theklas Herzen hatte, (denn ſie hatte auch in Anſehung Bernhards offenherzig und ohne Zurückhaltung geſprochen.) — Man entſchloß ſich, eine glückliche Stunde abzuwarten, um ſich der Einwilligung des alten Grafen von Thurn zu verſichern; es glückte mit einigen kleinen Bedingungen, auch Thekla wurde mit dem bekannt gemacht, was ſie längſt hatte merken müſſen, wenn ſie nur halbes Mädchengefühl hatte, und ſo kam nach und nach eine Sache zur Reife, von welcher die Herzogin von Friedland mit Grund behauptete, ſie müſſe zum Glück ihrer jungen Freundin gereichen. Eggenberg war liebenswürdig, wenn er auch kein Bernhard war, und Thekla, wenn ſie

auch

auch nicht ſo für ihn fühlte, wie ehemahls für dieſen geliebten Fürſten, ſo war ſie doch nicht blind gegen ſeine Vorzüge, und gab Hfonung, ſeine Liebe einſt ganz mit den Gegengefühlen zu belohnen, die er verdiente.

Der alte Graf von Thurn hatte mit der Bedingung in eine künftige Verbindung gewilligt, daß ſeine Thekla, der einzige Troſt ſeines Alters, auf keine Art von ihm getrennt werden dürfe; und man kann denken, ob er in etwas das er fodern konnte, Widerſpruch fand. Der Fürſt Eggenberg, der Vetter des jungen Grafen hatte anſehnliche Güter in der Nähe der gegenwärtigen kleinen Beſitzungen des Grafen von Thurn; es ließ ſich nicht vermuthen, daß er ſeinem Neffen, den er ſo ſehr liebte, der einſt der Erbe aller ſeiner Güter und ſeines Ranges werden mußte, die kleine Bitte verſagen würde, hier mit Thekla, ſo lange ſie das Glück genießen ſolte, die Pflegerin ihres Vaters zu ſeyn, von Kriegs- und Hofgeſchäften entfernt zu leben, oder nur gelegentlich an denſelben Theil zu nehmen. Dem alten Fürſten dieſe Bitte vorzutragen, rüſtete ſich der Graf bereits zu einer Reiſe nach Wien, als Briefe von demſelben ihn trieben, den Abſchied zu beſchleunigen. Fürſt Eggengenberg foderte ſeinen Neffen ſo eilig und in ſo einem ſeltſamen Tone zu ſich, daß man nicht wußte was man davon denken ſolte, und daß der junge Graf alle die Ahndungen einer Hinderung ſeines Glücks zu fühlen begunte, die ein jeder Hauch bey einem Liebenden erregen kann. Der Graf von Thurn und die beyden Damen tröſteten ihn, ſo gut ſie vermochten, und er reiſte mit ſchweren Herzen ab.

Der Graf irrte, wenn er aus dieſem Umſtande etwas Nachtheiliges für ſeine Liebe beſorgte. Sie kam hier gar nicht in Betrachtung. Zwar hatte der Fürſt durch Briefe ſchon Nachricht von den Abſichten ſeines Neffen auf die junge Gräfin von Thurn, zwar regten ſich in der That einige Zweifel in ihm, wegen der Verbindung mit einem Hauſe, welches am kayſerlichen Hofe ſehr ſchlecht empfohlen war; doch traute er ſich mit Recht zu, bey Ferdinanden, deſſen Liebling er war, Anſehen genug zu haben, um die Sache zum Vergnügen des geliebten Grafen dereinſt zu Stande zu bringen. Gegenwärtig war, wie geſagt, gar nicht die Rede von dieſen Dingen, weit wichtigere Betrachtungen nöthigten den Fürſten von Eggenberg, ſeinen Neffen zu ſich zu berufen; er wollte ihn vom Herzog von Friedland entfer-

entfernen, deſſen warmer Anhänger er war, und deſſen naher Fall ihn leicht mit in den Untergang hätte ziehen können.

Immer war der Fürſt von Eggenberg ein ſo treuer Freund Wallenſteins als ein redlicher Diener ſeines Herrn geweſen, und es hatte Gelegenheiten gegeben, wo dieſe beyde Charaktere ſchwer mit einander zu vereinigen waren. Oft hatte der wilde, unbiegſame, herrſchſüchtige Wallenſtein auf dem Punkte geſtanden, in Ungnade zu fallen, oft war ihm ſogar dieſes Unglück wiederfahren, und immer hatte ihn ſeine Tapferkeit, die ihn dem Kayſer faſt unentbehrlich machte, und Eggenbergs Freundſchaft wieder gehoben. Wallenſtein ward durch den Ruf ſeiner Thaten immer kühner und trotziger, ſeine Foderungen, die er an den Kayſer that, waren oft ſo überſpannt, daß nur die Fürſprache ſeines treuen Freundes ihm Verzeihung und Gewährung verſchaffen konnte. In den Fällen, wo es unmöglich war, die ehrſüchtigen Anſprüche des ſtolzen Herzogs von Friedland geltend zu machen, hatte oft das weiſe Zureden Eggenbergs ihn dahin gebracht, aufzugeben, was ſich nicht durchſetzen ließ, es wenigſtens zum Schein zu thun, bis günſtigere Ausſichten erſchienen. Auf dieſe Art war es immer bey einem leidlichen Verſtändniß zwiſchen dem Kayſer und ſeinem großen Heerführer geblieben, bis der letzte endlich in ſeinen hochfliegenden Entwürfen alle Schranken überſtieg, und ſelbſt das Herz ſeines alten Freundes von ſich abwendete.

Es war offenbar, daß Wallenſtein nach der böhmiſchen Krone ſtrebte; er ſelbſt machte kein Geheimniß daraus gegen ſeine Vertrauten, welche ſehr zahlreich, und zum Theil zu neidiſch auf ſeine wachſende Größe waren, um ihm treu zu ſeyn. Man wußte bey Hofe alles was er in ſeinem Kabinet beſchloß. Fürſt Eggenberg bat, warnte, drohte: vergebens! Wallenſtein achtete die Stimme des Freundes nicht, und dieſer mußte endlich ihn ſeinen Weg gehen laſſen, konnte ſich ſeiner nicht weiter annehmen, wenn er nicht den Verdacht der Untreue an ſeinem Herrn gleichfalls auf ſich ziehen und mit ihm fallen wolte.

Der Fürſt von Eggenberg kannte die Neigung ſeines Neffen für den Herzog von Friedland; er wußte zwar, daß er zu edel war, ſich mit ihm in ein Verſtändniß einzulaſſen, das den Gerechtſamen ſeines Herrn des Kayſers nachtheilig ſeyn konnte, aber er wußte auch, daß er Wallenſtein ſtark genug liebte, ſein Leben für ihn zu wagen, wenn

wenn es aufs Aeußerſte kommen und irgend etwas vorgehen ſolte, dabey die Perſon ſeines Freundes in Gefahr kommen könne. — Dieſes war die Urſache eines Rufs, welcher den jungen Grafen ſo viel Sorge wegen ſeiner Liebe machte und deſſen Veranlaſſung er ſo wenig einſehen konnte, als die Perſonen, die er zurück ließ, und die um ſeinen Abſchied trauerten.

Die Herzogin von Friedland hatte Urſache, über die Entfernung des jungen Eggenbergs zu trauren. Wenn ſie den ganzen Umfang der Sache hätte überſehen können, ſo würde es ihr vorgekommen ſeyn, als wenn ihr Schutzengel von ihr gerufen worden wäre. So rufte vorzeiten der Himmel ſeine Lieblinge aus den Gegenden hinweg, die er wegen ihrer Sünde zerſtören wolte. — Gegenwärtig ahndete ſie noch nichts von dieſen Dingen, bedauerte blos, daß ſie den angenehmen Umgang des Grafen, und ihre Freundin in ihm einen Geliebten verlohren hatte; aber es ereigneten ſich bald kleine Begebenheiten, welche ihr Urſache gaben dieſes zu vergeſſen, und ſich mit wichtigern Beſorgniſſen zu beſchäftigen. Wallenſtein war nicht der Mann, welcher ſeine großen Entwürfe mit einem Frauenzimmer in Rath ſtellte, er liebte ſeine Gemahlin zu ſehr, um ihr Herz mit der Angſt über den ungewiſſen Ausgang künftiger Dinge zu martern; ſie erfuhr von ſeinen geheimen Angelegenheiten nichts, aber ſie ſah doch, daß er welche hatte, daß er ſie gefliſſentlich vor ihr verbarg. Sie konnte muthmaßen, und ihre Muthmaßungen waren ſchrecklich; ſie ſehnte ſich nicht nach einer Krone, welche mit Unrecht und ſo vielen Gefahren ſolte errungen werden. — Sie war jetzt öfter als ſonſt bey ihrer Freundin Thekla. Es war ihr zu Pilſen am Hofe ihres Gemahls zu geräuſchvoll, das Gedränge um ihn her, die Berathſchlagungen, die heimlichen Unruhen vermehrten ſich, Wallenſtein ſchien ihre Entfernung gern zu ſehen, und ſie hielt ſich oft Wochenlang auf dem Schloſſe des alten Grafen von Thurn auf. —

Thekla ſah ihre Bekümmerniß; wenig Nachforſchungen waren nöthig ihr die Urſache derſelben abzulocken. Die gute Katharine wolte Troſt, aber wie ſolte ihr ihre Freundin denſelben geben? — Aehnliche Auftritte aus den Zeiten ihrer Kindheit waren ihr noch mit all der Lebhaftigkeit im Andenken, mit welcher ſich die Begebenheiten unſerer erſten Jahre in unſerer Seele erhalten. Sie erinnerte ſich wohl, daß ihr

ihr Vater in den damahligen Zeiten mit viel anſcheinendem Glück nach eben demjenigen ſtrebte, was jetzt Wallenſteins Augenmerk war; ſie hatte die ſchrecklichen Scenen, welche die Ehrſucht des Grafen von Thurn veranlaßte, hatte ihren Ausgang erlebt, und konnte, ſo jung ſie auch war, ihre ältere Freundin aus der Erfahrung warnen, ſich keinen Hofnungen zu überlaſſen, die andere vor ihr ſo grauſam getäuſcht hatten.

Dieſe Warnungen waren bey der Herzogin faſt unnöthig, ſie hofte nichts, ſie fürchtete nur! Thekla fürchtete mit ihr, und man ſtelle ſich vor, ob in einer ſolchen Verfaſſung eine der andern ſehr tröſtlich ſeyn konnte.

Die Dinge welche man beſorgte, enthüllten ſich immer deutlicher. Täglich kamen Nachrichten aus Pilſen zu den beyden beängſtigten Damen in ihre Einſamkeit, welche ſie noch ängſtlicher machten. Wallenſtein hatte einen Menſchen in ſeinen Dienſten, einen gewiſſen Schoſſenberg, welcher ſichs zum Geſetz machte, ſeiner gnädigen Frau, der Herzogin alles zu hinterbringen, was um ihren Gemahl vorgieng, ohne ihr irgend etwas deutlicher ſagen zu können oder zu wollen. Thekla haßte ihn; er war der Räuder der Ruhe ihrer Freundin! Was nützte es Katharinen zu wiſſen, daß dieſen Tag heimliche Unterhandlungen mit auswärtigen Geſandten waren gepflogen worden, daß geſtern Schreiben vom kayſerlichen Hofe angekommen waren, welche den Herzog von Friedland wegen eines geheimen Verſtändniſſes mit den Feinden zur Rechenſchaft foderten, und daß heute alle Große des Heers bey ihm verſammelt wären, um ihm von neuem den Eid der Treue zu ſchwören; was hälf ihr die Wiſſenſchaft dieſer Dinge, welche ihr, wenn ſie ihrem Gemahl einmahl zu ſehen bekam, von ihm entweder abgeläugnet, oder doch nie erklärt wurden.

Sey ruhig, meine Liebe, ſagte der Herzog bey einem Beſuch auf dem Schloſſe des Grafen von Thurn, als ſich die reizende Katharine an ſeinen Hals hieng und ihn mit Thränen bat, ihr doch nur zu ſagen, was vorgienge. Sey ruhig! kümmre dich um nichts! Würke auf deinem Weberſtuhl, bete für mein Glück, gehe mit deiner Freundin ſpazieren, und laß mich für das übrige ſorgen. Dir ſoll nichts geſchehen, ich verſichere dich. Alle Gefahr komme auf mich. Du haſt die Schlacht bey Lützen nicht verlohren, und dies iſt alles, was man mir beym kayſerlichen

Hofe vorzuwerfen beliebt; aber des lache ich! Ich will mich rechtfertigen, daß Ferdinanden beyde Ohren gellen!

Die Herzogin fand wenig Beruhigendes in dem Ton, in welchem ihr Gemahl ſprach. Sie dachte an Scheffenbergs geheime Nachrichten, ihre Angſt kehrte zurück, und ſie brach in Thränen aus.

Gräfin, ſagte Wallenſtein nach einer kleinen Pauſe, indem er ſich zu Thekla wandte, ich finde euch und eure Freundin auf einer ſehr trübſeligen Laune, ſie weint, und ihr zählt die Blumen in eurem Schleyer, die Einſamkeit iſt euch nicht gut, und ich kann euch nicht beſſer beweiſen, daß nichts von den Hirngeſpinſten wahr iſt, die ihr euch macht, als wenn ich euch ſage, daß ich blos darum hergekommen bin, euch aus dieſem düſtern öden Schloſſe zu führen, euch einen Vorſchlag zu einer Luſtparthie zu thun; ihr könnt daraus ſicher ſchließen, daß nichts vorgehen müſſe, und daß mein Kopf heiter und frey genug ſey, auf Nebendinge zu denken.

Die Herzogin trocknete ihre Thränen und lächelte ein wenig. Ich höre, fuhr Wallenſtein fort, die Aerzte haben dem Grafen von Thurn eine Reiſe nach Eger zu Befeſtigung ſeiner Geſundheit gerathen; ohne Zweifel, wird ihn ſeine ſchöne Tochter begleiten, und ich wolte euch, liebe Gemahlin, dann wohl rathen, nicht zurück zu bleiben. Ich werde euch bald folgen, und ich denke, wir wollen vergnügte Tage an dem Orte unſers Aufenthaltes zubringen.

Katharine war ſchwach genug, in dieſer Rede Grund zur Beruhigung zu finden. Sie umarmte ihren Gemahl, verſprach überall hinzugehen wohin er wolte, und ſah ihn mit mehrerer Ruhe abreiſen als andremahl. Thekla ſahe weiter, doch hielt ſie es für gut, ihre Gedanken zu verhehlen.

Die Aerzte hatten dem Grafen von Thurn die Reiſe nach Eger noch nicht angerathen; aber daß ſie es nun ohne Aufſchub thaten, das läßt ſich denken. Der Greis willigte ein, als er hörte, daß er ſeine Tochter darum nicht verlaſſen dürfe. Die Herzogin von Friedland mit ihrem Gefolge vermehrte die Geſellſchaft, man reiſte ab, man langte an, von allen Seiten wohl zufrieden, von einem Orte entfernt zu ſeyn, wo man unaufhörlich den Widerhall verdrüßlicher, ängſtigender Nachrichten vernahm, und wo die kluge Thekla in der Stille urtheilte, es müſſe keine Sicherheit mehr für ſie ſeyn, weil man ſie ſo gefliſſentlich von demſelben zu entfernen ſuchte.

Siebenzigſter Abſchnitt.

Die Wahrheit von dieſen Dingen, welche unſere Damen ſo wenig zu durchſchauen vermochten, war dieſe: Der Herzog von Friedland wurde durch die Noth aus den Gegenden bey Pilſen getrieben; er war mit ſeinem großen Anſchlag zu unvorſichtig umgegangen, hatte ſich durch Mönche, die an ihn abgeſchickt wurden, ausforſchen, durch Schmeichler hintergehen laſſen. Man wußte ſeine Abſichten auf die böhmiſche Krone, und ſuchte ſie zu vereiteln, ohne das Anſehen haben zu wollen, daß man ſie merkte. Unter dem Vorwand, einige muthwillig verlohrne Schlachten an ihm zu ahnden, kündigte man ihm den Verluſt ſeiner Stelle als erſter kayſerlicher Heerführer an; er ſtellte ſich, ſie willig niederlegen zu wollen, und wußte es ſo künſtlich zu veranſtalten, daß dieſes die Gelegenheit ward, ein neues Gelübde der Treue ſeiner Völker zu erhalten. Er war kühn genug, auf

die

die allgemeine Bitte ſein Heer nicht zu verlaſſen, von ihm den Eid des Gehorſams für ſeine eigene Perſon ohne Rückſicht auf den Kaiſer zu fodern; er erhielt was er ſuchte, und es würde ihm vielleicht in allen geglückt ſeyn, wenn er klug genug geweſen wäre, alle verdächtige Perſonen aus ſeinem Rathe zu entfernen. Man hatte ihn beſonders vor *) einen derſelben gewarnt, aber dieſer kannte Wallenſteins ſchwache Seite, die Liebe zur Sterndeutekunſt, und er brauchte nur zu erweiſen, daß er mit ihm in einem Jahr, einem Tag, einer Stunde gebohren ſey, als es dem betrogenen Herzog von Friedland unmöglich dünkte, daß eine ſo nah mit ihm verwandte Seele treulos an ihm werden könne, und gleichwohl war dieſer eben derjenige, der ihn verrieth, der ſich jetzt mit einem fürchterlichen Heer, das ihm der Kayſer anvertraut hatte, Pilſen nahte, und Wallenſtein kaum ſo viel Zeit ließ, ſich vor ſeiner Ankunft mit den Seinen nach Eger zu ziehen.

Die Damen freuten ſich, ihn daſelbſt erſcheinen zu ſehen, ob es gleich Katharinen ein wenig befrembdete, daß das Heer, welches er mit ſich führte, zu anſehnlich war, um eine bloße Bedeckung

---

*) Piccolomini.

deckung bey einer Luſtreiſe vorzuſtellen. Wallenſtein wußte ihre Beſorgniſſe bald zu zernichten. Ihr ſollet ſehen, ſagte er, daß wir hier nichts thun wollen, als uns beluſtigen, alle künftige Tage von dem heutigen an, ſind zu Feſten beſtimmt, und es kommt nur auf euch an, ob ihr an denſelben Theil nehmen wollet.

Was er geſagt hatte geſchah. Der Kommendant von Eger, Gordon, ein anſcheinender warmer Freund Wallenſteins, ſuchte eine Ehre darin, täglich neue Luſtbärkeiten für ihn zu erfinden. Es nahm aus Staatsabſichten, die Herzogin ſelten, und Thekla niemahls an denſelben Antheil. Der Umgang ihres Vaters war ihr lieber, als alles Vergnügen das ſie hier finden konnte.

In den Stunden der Einſamkeit, die ſie an dieſem Orte verlebte, wo alles von lauter Freude wiederſchallte, wurde ſie einſt durch die Erſcheinung einer Perſon überraſcht, deren Anblick ihr ein Gemiſch von Freude und Schrecken verurſachte, das ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Man meldete ihr eines Abends, als ſie in dem Vorzimmer ihres ſchlafenden Vaters ſaß, einen Fremden, er trat ein, und es war der weiſe Nikolaus Falk, den ſie, ſeit ſie das kleine

Dorf

Dorf bey Weißenfels verließ, nicht wieder geſehen hatte.

Ihr erſtaunt über meine Ankunft? ſagte er. Ahndet euch vielleicht, daß ich in einem ähnlichen Geſchäft erſcheine wie ehemahls zu Altranſtädt? — Ihr irrt euch nicht! Zwar gilt es hier nicht das Leben eines Guſtavs; aber der Herzog von Friedland iſt auch ein Mann, den man nicht ungewarnt verderben laſſen muß. Schaffet mir Zutritt bey ihm; er iſt hier mit ſo vielem Geräuſch umgeben, daß ſeine beſten Freunde nicht ohne Vorſprache zu ihm durchbringen können.

Die erſtaunte Thekla foderte Erklärung von dem was er ſagte, aber dieſe Art Leute wie Nikolaus, ſind in ihren Ausſprüchen ſo räthſelhaft, als die Geſtirne die ſie ihnen diktiren. — Sie verſprach was er foderte, und gieng von weitern Nachforſchungen ab. Ihre eigenen Angelegenheiten zeigten ihr ein weiteres und angenehmeres Feld zur Unterhaltung, und es war tief in die Nacht da ſie ſich trennten. Bernhards Schickſale waren auf die letzt der Gegenſtand ihres Geſprächs; immer noch war die zärtliche Thekla für ſein Wohl beſorgt, ob gleich jetzt ein anderer den Platz in ihrem Herzen einzunehmen begunte, welcher ehemahls ſein geweſen war.

Sie war entzückt, daß Nikolaus in Anſehung ſeiner ſo deutlich ſprach; eitel Ruhm und Siege ſolten von nun an ſeine Pfade bezeichnen, alles ihm zulächeln, ſogar das Glück der Liebe. Amalie iſt in wenig Jahren ſein, ſagte der weiſe Alte, wenn alles ſo geht wie es gehen ſoll, aber nur eins iſt mir dunkel, in dieſer Gegend; mich dünkt, ich ſehe ſchon die holde Fürſtin im Brautgewand, den Helden im Begrif, ihr ſeine Hand zu küſſen, und dann Plane auszuführen, welche ganze Völker beglücken werden, aber — nun auf einmahl tiefe Dämmerung, alle Bilder vor dem Auge der Phantaſie wie weggehaucht, ein Grab! — Nein, Gräſin! nicht das Grab Bernhardts, es kann, es kann nicht ſeyn. — Ich muß dieſe Dinge noch einmahl vornehmen, ſie in eurer Gegenwart vornehmen, wir müſſen hier Licht bekommen; das Schickſal eures und meines alten Freundes verdient ſchon dieſe Mühe. Armer Nikolaus! Licht im Schickſal deines Freundes, und dein eigenes war undurchdringlich vor deinen Augen! — Er beſuchte des andern Abends die Gräſin wieder, rühmte, daß er auf ihre Vorſprache Zutritt beym Herzoge von Friedland gefunden habe, daß es ihm gelungen ſey, ihm ſeine Gefahr begreiflich zu machen, daß er ihm

ſogar

ſogar das Geſtändniß abgenöthigt habe, es würde ſicherer für ihn ſeyn, gewiſſe Anſchläge aufzugeben, deren Ausführung er nahe zu ſeyn glaubte; aber ſchnell, fuhr der Seher fort, ſchnell wurden alle gute Eindrücke, die ich auf ihn gemacht hatte, verlöſcht. Der Sterndeuter Seno trat ein, von deſſen Anſehen bey Wallenſtein ich ſchon gehört habe; ein Mann aus einer böſen Schule, der ſich mit Unrecht einen Meiſter der himmliſchen Weisheit nennt. Er bemühte ſich alles zu widerlegen was ich ſagte, fand da nichts als Kronen, wo ich Sarg und Todtenkleid erblickte, mußte mir am Ende zwar eingeſtehen, daß die künftigen Tage gefahrvolle Tage für den Herzog ſeyn würden, die am beſten in der Einſamkeit zuzubringen wären, aber über die Mittel, all der Gefahr auf einmahl zu entkommen, konnten wir nicht einig werden, und giengen im Zorn auseinander. — Rückkehr zum Gehorſam gegen deinen Herrn, Wallenſtein, dieſes, dieſes kann dich retten, zuverläßig retten; alles andre iſt vergebens. — Hier ſchwieg der weiſe Alte, ein tiefer Ernſt breitete ſich auf ſeinem Geſicht aus, und Thekla konnte wenig Worte mehr aus ihm bringen. Ich weis nicht wie mir iſt, ſagte er am Ende, ich muß euch verlaſſen, ich

ich hoffe, Euch ſteht kein Unglück bevor. Meine Gefühle ſind ſonderbar. Nehmt euch in Acht, ich will für euch beten!

Thekla entließ ihn mit Thränen im Auge, und ſahe ſchlaflos dem künftigen Tage entgegen, von welchem ihr Nikolaus geſagt hatte, daß er ein großer Tag ſeyn würde.

Ein und ſiebenzigſter Abſchnitt.

Die Warnungen des weiſen Nikolaus mußten doch einen Eindruck auf den Herzog von Friedland gemacht haben, wenigſtens in ſo weit ſie mit den Ausrechnungen des noch weiſern Seno, und mit ſeinen eigenen übereinſtimmten.

Gordon hatte dieſen Tag zu einem Feſte beſtimmt, ſeine Boten überliefen den Herzog bis gegen den Abend, aber Wallenſtein blieb bey dem Entſchluſſe, ſich nicht von ſeiner Wohnung zu entfernen, und eine kleine Unpäßlichkeit mußte ihm zur Entſchuldigung dienen. Ich bitte euch, Gordon, ſagte er, als dieſer auf die letzt ſelbſt kam, ſeine Bitte zu wiederholen, ich bitte euch, gönnt mir nur heute Ruhe; da iſt mein Schwager Terzky und der brave Illo, und meine andern Freunde, laßt ſie heute meine Stelle vertreten, ſeyd fröhlich, und trinkt auf mein Wohl; eure Wohnung iſt nicht ſo fern, daß ich nicht das Getön von eurer Freude hören, und mich zu euch denken ſollte.

Gordon verließ ihn mit einer gezwungenen Art, und bald nach ihm trat der Sterndeuter Seno ein. Wallenſtein hatte ihn zu ſich berufen dieſen Abend mit ihm hinzubringen. Die Warnung des Meiſter Nikolaus hatte eine genauere Unterſuchung der Nativität des Helden verurſacht, der heutige Tag war beſonders gefahrvoll befunden worden, der Herzog hatte beſchloſſen, den Abend in Geſellſchaft des Weiſen mit geheimnißvollen Arbeiten zuzubringen, bis der fürchterliche Zeitpunkt vorüber ſey, und freundlichere Geſtirne zu ſcheinen begönnen.

Beyde giengen eine Weile unruhig und ſchweigend im Zimmer auf und ab. Habt ihr die Papiere? fragte Wallenſtein. — Der Alte antwortete bejahend.

Was iſt die Uhr? fragte der Herzog weiter. Noch eine Stunde bis zu der Zeit, da wir unſere Arbeit anfangen können, erwiederte er.

Dieſe Stunde wurde abermahls mit unruhigem Umherwandeln und wenig abgebrochenen Worten zugebracht.

Mich dünkt doch, ſagte Wallenſtein, es ſolte mir lieb ſeyn, wenn der ehrliche Nikolaus bey uns wäre.

O, er wird nicht ermangeln zu kommen, der Zudringliche! rief Seno, ob ich gleich nicht einſehe, wozu wir ihn bedürfen! Er entdeckte uns nichts, das wir nicht ſelbſt gefunden haben würden.

Wunderlicher Mann! Du haſſeſt ihn, und wäreſt du nicht ein Weiſer, ich würde Neid in deinem Herzen muthmaßen.

Neid? — Neid gegen einen Nikolaus? ſprach Seno.

Wallenſtein ſchwieg eine lange Weile. Hui! rief er dann, indem er ans Fenſter trat, wie ſich die Lichter ſchon in Gordons Saale entzünden, das wird luſtig hergehen! Doch dünkt mich, es iſt gut, daß ich geblieben bin wo ich war, meynſt du nicht, Seno?

Seno bejahte. — — Es erfolgte wieder ein langes Stillſchweigen. O, rief der Herzog endlich, Nikolaus kommt nicht, die Stunde muß lange vorüber ſeyn; ich dächte wir fiengen an.

Seno

Seno bedeckte die Tafel mit einer Menge Papieren und andern aſtrologiſchen Geräth; beyde ſetzten ſich und fiengen an zu rechnen. Des Herzogs ganzer Lebenslauf ward gemuſtert, jeder Umſtand bemerkt, wo die große Kunſt zugetroffen oder getäuſcht hatte, und nun kam die Zukunft an die Reihe. Ein ernſtes ſchauervolles Geſpräch erhub ſich; die immer bleicher werdenden Geſichter zeigten, wie ſehr beyde von dem Gegenſtand, den ſie vor ſich hatten, angegriffen wurden. Zuweilen waren ihre Meynungen ſtreitig, Wallenſtein dünkte ſich kein kleiner Meiſter ſeiner Kunſt zu ſeyn, auch Seno glaubte dieſes von ſich, er war kein vorſätzlicher Betrüger, hielt alles, was er behauptete, ernſtlich für Wahrheit, und haßte den mit Bitterkeit, der ihm widerſprach; auch den Herzog würde er gehaßt haben, daß er dieſes that, wenn nicht Wohlthaten, und eine Art natürlicher Zuneigung ihn an denſelben gefeſſelt hätte. Sie vereinigten ſich wieder, und nur das einemahl, da Wallenſtein den Namen des weiſen Nikolaus von neuem erwähnte, erzürnte ſich Seno wiederum. Der Nichtswürdige! der Schwätzer! ſchrie er, ich hoffe, wir werden bald Proben haben, daß ſeine Kunſt Träumerey iſt, daß er ſeine

ſeine eigenen Pfade nicht auszuſpähen vermag, wie viel weniger die Pfade der himmliſchen Sonnen.

Die eilfte Stunde ſchlug, Wallenſtein ſank die Feder aus der Hand! Todesſchweiß überzog ſein Geſicht, er beugte ſich matt an die Lehne ſeines Stuhls zurück. Ach, ſeufzte er mit kaum hörbarer Stimme, daß ſie überſtanden wäre, dieſe ſchreckliche Stunde, vielleicht die letzte meines Lebens!

Seno! fieng er nach einer Weile an, ſieh an die Thür, daß der Tod nicht herein bringe! Verriegele ſie dreymahl! Sieh erſt hinaus ob die Wache noch ſteht!

Der Alte gehorchte und kam mit guter Nachricht zurück. —

O, der Schande! ſeufzte der Herzog. Der, den die ganze Welt einen Helden nennt, der nächſtens eine Krone zu erkämpfen hoft, der den Tod in tauſendfacher Geſtalt ohne Zittern, oft auf ſich zueilen ſah, der bebt jetzt vor einem Schatten. — Doch nein, kein Schatten! Die Stimme der Geſtirne iſt ewige Wahrheit! O, die Stunde! Die fürchterlich lange Stunde!

Seno wünſchte, daß mit dieſer Stunde nur alle Gefahr vorüber ſeyn möge.

Es erfolgte ein langes Stillſchweigen.

Der Herzog, welcher ſeit den gewöhnlichen Kriegsgeſchäften von dieſem Morgen gewafnet geblieben war, zog ſeinen Degen aus und legte ihn vor ſich. Wenigſtens, ſagte er, wenigſtens will ich nicht ungerochen ſterben.

O, welche Schwäche! rief Seno, läßt ſichs mit den Mächten des Himmels ſtreiten, wißt ihr, ob ſich auch der Tod mit kriegeriſchen Waffen nähern wird? Kann nicht das Einſtürzen dieſes Gewölbes, kann nicht ein Blitzſtrahl eurem Leben ein Ende machen?

Wallenſtein glaubte aus den Geſtirnen nur Gefahr von der erſten Art geſehen zu haben; Seno war der entgegengeſetzten Meynung, ſie bewieſen einander ihre Sätze, und ſo gieng endlich die Stunde hin, deren Endigung der Herzog ſo ſehnlich wünſchte.

Sie iſt vorüber! Die Gefahr iſt vorüber! ſchrie er, indem er aufſprang, und Seno in ſeine Arme ſchloß. Laß dir morgen zwanzigtauſend Goldſtücken von meinem Schatzmeiſter auszahlen. Mir iſt, als hätte ich dir, dir allein meine Rettung zu danken! Mir iſts, als wäre ich von neuem gebohren! O, willkommen, willkommen, neugeſchenktes Leben! Weg zum Throne, zur lung meiner Wünſche. O Seno! Seno! wie ſoll ich dir danken!

Seno ſchüttelte bedeutend den Kopf, und bat den Herzog, ſich nur noch eine Stunde ruhig zu halten, weil die eben angebrochene ſeines Erachtens der vorigen an Gefahr wenigſtens gleich käme; aber umſonſt. Wallenſtein glaubte ſich völlig ſicher, und drang darauf, Seno ſolte ihn verlaſſen, weil er den übrigen Theil der Nacht dem einſamen Nachdenken und der Ruhe widmen wolle. — Mich dünkt, ſagte der Alte, wenn wir unſere jetzige Lage auf die kleinſte Art verändern, ſo ſeyd ihr verlohren, dieſe Thür muß verſchloſſen, dieſer Degen muß gezogen, ich muß bey euch und ihr müſſet gekleidet und außer dem Bette bleiben, wenn ihr ſicher ſeyn wolt.

Es kam zum heftigen Wortwechſel zwiſchen beyden, in welchem doch endlich der Herzog den Sieg behielt und der Sternſeher weichen mußte. Er verließ ihn mit Thränen im Auge.

In faſt gleicher Unruhe wie dieſe beyden die vergangene Stunde zugebracht hatten, ſaßen in einem andern Theil des Palaſts Thekla und die Herzogin. Die letzte konnte ſich die wunderliche Stimmung, in welcher ihr Gemahl dieſen ganzen Tag über geweſen war, nicht erklären, und

die

die erſte errieth aus Nikolaus geſtrigen Geſprächen die Wahrheit ohne Luſt zu haben, ſie ihrer Freundin mitzutheilen. Thekla dachte daran, daß dieſer nun faſt vergangene Tag, der nach Nikolaus Worten ſo wichtig ſeyn ſolle, nun doch ohne die mindeſte wichtige Begebenheit verfloſſen war. Sie zitterte, daß vielleicht dieſe letzte eben angebrochene Stunde die Weiſſagung erfüllen, und irgend etwas Schreckliches mit ſich bringen würde, und die Herzogin ſahe, daß eine geheime Angſt in dem Buſen ihrer Gefährtin arbeitete.

Was iſt euch, Gräſin! fragte ſie, ihr ſeyd ſo unruhig!

Ich weis nicht, ſagte Thekla, indem ſie aufſtand und ans Fenſter trat, Nikolaus hatte mir verſprochen, dieſe Nacht zu kommen, und noch iſt er nicht da!

O, daß er käme! rief Katharine, mich dünkt, eine jede Vermehrung unſerer Geſellſchaft würde mich beruhigen!

Er war ſo ſonderbar! ſo ängſtlich, geſtern beym Abſchiede! fuhr die Gräſin fort.

Ja, ja, das glaube ich wohl, antwortete Katharine, ohne faſt zu wiſſen was ſie ſagte, ich wolte er käm! Dieſe abſcheuliche Einſamkeit!

Wie

Wie dünkt euch, wenn wir unſere Frauen herein ruften?

Ha! ſprach Thekla, die das Fenſter geöfnet hatte, um ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen, ha, wie hell und lebendig dort drüben bey Gordon! Dort klagt man nicht über Einſamkeit! Tretet ein wenig zu mir, liebe Herzogin, die herrliche mondhelle Nacht wird euch erquicken, und vielleicht bekommen wir auch bald etwas zu ſehen. Es iſt ſpät, ſie müſſen bey Gordon bald aus einander gehen, dies wird euch die Grillen vertreiben.

Was ſieht man beym Ende ſo eines Gaſtmahls, ſagte die Herzogin, als Trunkene.

Die Gegenwart der Damen wird ſie doch im Zaum gehalten haben, ſprach Thekla.

Damen? rief die Herzogin. — Nicht eine iſt dabey! Sie können nichts Gutes vorhaben wo wir verſcheucht ſind, und darum iſt mirs recht lieb, daß mein Gemahl nicht zu dem Feſte gegangen iſt.

Gott ſey Dank, daß wir ihn ſicher wiſſen! rief Thekla, aber ſeht, welch ein Getümmel dort im erleuchteten Saale, wie die Schatten ſich vor den Lichtern herumjagen! Was muß das ſeyn?

Unmöglich iſt das richtig, ſchrie die Herzogin, wir müſſen ins nächſte Zimmer, dort können wir mehr ſehen.

Ach Gott, rief Thekla, und mehr hören! Mich dünkt, ich höre Waffengeräuſch!

Wir wollen nicht hin! ſchrie die Herzogin, und verbarg ihr Geſicht an Theklas Buſen, gut, daß mein Gemahl ſicher iſt!

Ob er es aber auch iſt? ſprach Thekla mit ängſtlicher Stimme. Ich will auf den Altan und fragen wer die Wache kommandirt, ob einer von unſern Treuen!

Die Herzogin ſank ſprachlos vor Angſt auf einen Stuhl, und Thekla gieng hinaus zu fragen.

Der brave Deverroux hat ſelbſt geantwortet, rief ſie mit vergnügter Miene, als ſie zurück kam; er ſagte: Neumann, der vom Gaſtmahl käme, würde ihn eben ablöſen, und er führte dann ſeine Leute unmittelbar vor des Herzogs Zimmer. — Ich kenne keine treuern Diener eures Gemahls als Neumann und Deverroux.

Die Herzogin zog Thekla dicht an ſich, das Geräuſch auf der Gaſſe ward ſtärker, aber ſie wolte ihr nicht erlauben nach der Urſache zu ſehen oder auch nur die Frauen im Vorzimmer zu fragen.

In dem Augenblick öfnete ſich die Thür; eine von den Frauen trat ein, und fragte mit beſtürzter Miene, ob nicht eine von den Damen belieben wolte, die kranke Gräſin Terzky zu beſuchen, welche eben durch eine ſchreckliche Nachricht in einen traurigen Zuſtand verſetzt worden ſey.

Eine ſchreckliche Nachricht? wiederholte die Herzogin, was muß das ſeyn?

Wir müſſen beyde hin! rief Thekla, und faßte ihre zitternde Freundin unter den Arm.

Sie eilten in einen andern Flügel des Palaſts, welcher von Wallenſteins Schweſtern, den Gräſinnen Terzky und Kinsky bewohnt wurde.

Sie fanden die erſte ohne alle Empſindung in den Armen ihrer Frauen, die andere in einem noch fürchterlichern Zuſtande, denn ſie hatte noch alle Beſonnenheit um die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, die eben ſich auszubreiten begann, ganz zu fühlen, da hingegen die bedauernswürdige Terzky bey einer ähnlichen Poſt glücklich genug geweſen war, alles Gefühl zu verlieren.

Ermer=

Ermordet! ſchrie ſie den Kommenden entgegen, verrätheriſch ermordet, iſt er bey jenem Blutmahle, o, laßt mich hinüber ihn zu rächen oder mit ihm zu ſterben!

Die Herzogin von Friedland ſank bey dieſem Zuruf leblos zur Erde, und Thekla, welche für Wallenſtein beſorgt war, ließ ſie in den Armen ihrer Frauen, um hinaus zu eilen, und Nachricht von dieſem einzuholen.

Noch fürchterlichere Dinge kamen ihr hier entgegen. Ein dumpfes Getös in den obern Zimmern, welche der Herzog bewohnte; bald darauf, als ſie die Treppe hinauf eilte, um alles zu wiſſen, der gottloſe Deverroux, auf welchen ſie ſo großes Zutrauen ſetzte, der mit bloßen blutigen Degen bey ihr vorbeyſtrich, und ſein Auge von ihr abwendete.

Sie wußte nicht, ob ſie ſtehen bleiben, oder vor ſich gehen ſolte, der Oberſt Lesle kam ihr entgegen, ergrif ſie bey der Hand und führte ſie in ein Seitenzimmer. Kommen ſie, Gräſin, ſagte er, ſie ſind hier nichts nütze. Wallenſtein iſt dahin, und ich kann mich nicht enthalten ihn zu beklagen, ungeachtet er es nicht um mich verſchuldete, der boshafte Mörder meines Bruders,

ders *), welcher andere für ſeine eigenen Fehler büſſen ließ. —

Thekla wußte nicht was ſie ſah, nicht was ſie hörte; die Gedanken vergiengen ihr, und ſie erinnerte ſich erſt ſpät, daß ſie zu der Herzogin zurück eilen müſſe, um ihr in dieſen fürchterlichen Stunden beyzuſtehen.

Meine Leſer ſchenken mir die Beſchreibung wie ſie ſie fand, und wie es möglich war, daß dieſe unglückliche Frau dieſe Stunden überlebte; ſie ſchenken mir dieſe klägliche Scene, wie Thekla hingieng, bey Wallenſteins Mördern um ſeinen Leichnam zu bitten, und endlich mit Mühe ihn erhielt! Katharine war nicht fähig in dieſen ſchrecklichen Augenblicken an irgend etwas zu denken; aber Thekla dachte für ſie. Sie erfuhr, daß der ermordete Herzog bereits hinüber zu Gordon geſchaft worden ſey, und es war ihr unmöglich, die Ueberbleibſel des großen Mannes der Gewalt ſeiner Feinde zu überlaſſen.

Sie

---

*) Wallenſtein ließ nach der Schlacht bey Lützen einige Offiziers hinrichten, weil ſie geflohen waren, da er ſelbſt fliehen mußte. Einer von dieſen Unglücklichen war Leßles Bruder.

Sie eilte, von einigen Bedienten begleitet, Gordon anzuflehen, nicht wider einen Todten zu wüthen, ſondern ſeine Gebeine unbeſchimpft ſeiner Gemahlin zu überlaſſen.

In einen elenden Reutermantel gewickelt, ward ihr der Körper des Helden zu Füßen gelegt. Ohne Waffen, in ſeinem Nachtkleide, wie er im Begrif war zur Ruhe zu gehen, hatte ihn der teufliſche Deverroux, der ſein Hüter ſeyn ſollte, überfallen, und den, deſſen Arm ſonſt ganzen Heeren ſchrecklich war, ohne Gegenwehr in den Staub geſtreckt. Er ſey euch geſchenkt, ſprach Gordon, eure Vorbitte ſey ſein Glück.

Thekla verhüllte ihr Geſicht und weinte. — Gordon kannte ſie nicht, weil ſie ſich, ſo lange ſie in Eger war, ſehr eingezogen gehalten hatte. Er fragte den Hausmarſchall der Herzogin, der ſie mit andern Bedienten hieher begleitet hatte, wer ſie ſey. Der Name der Gräſin von Thurn ſchien ihn aufmerkſam zu machen; er befahl ihrem Gefolge, den Körper des Herzogs hinweg zu ſchaffen, und fragte Thekla mit Ehrerbietung, ob ihm erlaubt ſey, einige Worte insgeheim mit ihr zu ſprechen? Sie verbeugte ſich ſchweigend, und ließ ſich von ihm in ein unteres Zimmer führen. Es war eben der Saal, wo in dieſer

Nacht

Nacht das ſchreckliche Feſt gefeyert worden war; da Blut unter den Wein floß, und das Jauchzen der Freude ſich in das Röcheln des Todeskampfs verlohr. Noch ſtanden die Ueberbleibſel der Schwelgerey umher, und Terzkys Körper lag in ſeinem Blute auf der Erde. Gordon ſchien zu zürnen, und befahl, ihn mit einem Tuche zu bedecken, daß ſein Anblick der Dame kein Entſetzen verurſache. Entſetzen? fragte Thekla, was für eine Benennung meiner Gefühle. Ich kannte Terzky! ſeine Gemahlin! Sie und die unglückliche Kinsky ſind meine Freundinnen, dürfte ich nicht meine Bitte erneuern? Solte mir der großmüthige Gordon nicht die Leichname der beyden Hingerichteten ſchenken, wie mir der Körper des Herzogs geſchenkt wurde? — Es iſt ja nur eine Hand voll Staub! Darf ich, darf ich hoffen? — Ich ſpreche im Namen zweyer unglücklicher verwittweter Frauen!

Gordon ſchien ein Vergnügen, daran zu haben, ſich ſo innig von dem ſchönen Mädchen bitten zu laſſen, aber ſein Herz blieb hart. Die Unmöglichkeit ward vorgeſchützt! Ich bin nicht unerbittlich, wo ich mich erbitten laſſen darf, ſagte er; ſehet, hier bringen ſie den Leichnam des Kapitän Neumann, den ich ſeinen Freunden

den ungeweigert ausfolgen laſſe; Neumann war kein ſolcher Hauptverbrecher wie Terzky und Kinsky.

Die Leiche ward dicht an Thekla vorbeygetragen. Neumann war ein treuer Diener Wallenſteins, war eben der, deſſen Namen der falſche Deverroux der Gräſin in voriger Nacht nannte, um ſie ſicher zu machen, ungeachtet er wußte, daß er damahls ſchon mit dem Tode rang. Thekla ſchenkte ihm eine Thräne und ſchmiegte ſich an die Wand, um nicht mit Blut beſleckt zu werden.

Der Aufenthalt in dieſem Zimmer war grauenvoll; Thekla wünſchte ſich zu entfernen. Ich weis nicht warum man mich hieher geführt hat, ſagte ſie ängſtlich, meine Bitten werden abgeſchlagen, meine Gegenwart iſt hier von keinem Nutzen. — Bleibet, Gräſin, rief Gordon und führte ſie nach einem Fenſter, ich habe mit euch zu ſprechen, euch zu warnen. Ich will euch wohl, eure Unſchuld, eure Schönheit, die Güte eures Herzens intereſſiren mich. Ich weis wer ihr ſeyd, weis durch einen Bedienten Wallenſteins, einen gewiſſen Schoffenberg, deſſen Namen ich euch nenne, damit ihr euch vor dem hüten könnt, der auch einer der Verräther ſeines

Herrn

Herren war, daß ein hochbejahrter Greis in eurem Palaſte aufbehalten wird, deſſen Namen man aus Urſachen nicht öffentlich nennt; ſolte es etwa euer Vater, der alte Graf von Thurn ſeyn, ſo entfernt euch ſo eilig mit ihm als euch möglich iſt. Ich werde heute und morgen für eure Flucht weder Augen noch Ohren haben, aber weiter darf meine Nachſicht nicht gehen; der Kopf eines Mannes, der nicht weniger Verbrecher war, als der Herzog von Friedland, würde dem Kaiſer kein unangenehmes Geſchenk ſeyn!

Thekla vermochte nicht zu antworten, und Gordon, welcher ſah, daß ihre Augen ſich ſchloſſen, und ſie im Begrif war umzuſinken, befahl ihre Leute zu rufen und entfernte ſich.

Zwey und ſiebenzigſter Abſchnitt.

Die Wichtigkeit der ſchrecklichen Nachricht, und die Stärke, welche ſo vielfaches Unglück, das ſie erfahren hatte, der armen Thekla gab, machten, daß ſie nicht in gänzliche Sinnloſigkeit fiel, ſondern ſich noch eher erholte, als man ihr zu Hülfe kam. Sie verließ dieſen Ort des Entſetzens, ſie gieng nicht zur Herzogin zurück, ſondern flog zu ihrem Vater. Sie fand ſeine Vorzimmer leer, und ihn im innerſten Gemach nebſt einem alten Kammerdiener, der ihn bewachen ſolte, im tiefſten Schlafe. Die Begebenheiten der vorigen Nacht hatten alle, die zu ſeiner Hut beſtellt waren, hinweg gelockt, und er ſelbſt, nebſt ſeinem alten Gefährten, hatte die Stunden dieſer ſchrecklichen Auftritte ſorglos verſchlummert; ſeine Zimmer waren zu abgelegen, als daß er durch irgend ein Geräuſch hätte geweckt werden ſollen.

Thekla ſchauderte in ſich zurück, daß ſie, mit dem Unglück anderer beſchäftigt, ihre eigene Gefahr vergeſſen, und nichts ſchlimmes für den geahndet hatte, der ihr alles war, und den ſie nur darum ſicher glaubte, weil ſie ſeinen Namen für verborgen hielt. — Sie war in voriger Nacht von einer Scene des Schreckens zur andern hingeriſſen worden, ohne ein einigesmahl zum Nachdenken zu kommen, erſt jetzt beſann ſie ſich, und dankte Gott kniend für die Rettung ihres Vaters.

Der Greis erwachte von dem Flüſtern ihres leiſen Gebets; er ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus, rühmte, wie ſanft er geſchlafen habe, und fragte nach der Urſache ihres frühen Beſuchs; denn noch war die nächtliche Lampe nicht ausgegangen, und der Morgen dämmerte erſt ſchwach an den Fenſtern.

Thekla kniete an ſein Bette, küßte ſeine Hand und ſuchte ſich zu faſſen. Was iſt dir, mein Kind? fragte der Graf, du ſcheinſt mir ſehr bewegt.

Nichts, antwortete ſie, ich wolte euch nur ſagen, daß der Herzog von Friedland dieſe Nacht mit ſeinen Völkern von Eger aufgebrochen iſt, und daß wir hier allein und alſo nicht ſo gar ſicher ſind. — Dürfte ich bitten, daß ihr euch gefallen ließet, noch dieſe Stunde aufzubrechen? — Ich habe Befehl gegeben, daß man alles zu unſerer Abreiſe bereit mache, und ihr dürft euch nur ankleiden laſſen, um mir zu folgen.

Der Graf hatte nicht Beſinnungskraft genug, unter dieſer Eil etwas Arges zu vermuthen; er that nur noch einige gleichgültige Fragen, die ihm ſeine Tochter mit möglichſter Ruhe beantwortete. Sie ſahe wohl ein, daß er zu ſchwach war, um durch den geringſten Wink von dem, was vorgegangen war, geſchreckt werden zu dürfen.

Sie entfernte ſich, um von der Herzogin, von welcher ſie ſich nun trennen mußte, Abſchied zu nehmen, und befahl im Weggehen dem alten Diener, ſeinen Herrn nicht zu verlaſſen, keinen Fremden den Zutritt zu ihm zu verſtatten, und vor allem nicht zu dulden, daß jemand ihn mit Erzählungen von irgend etwas unterhielt das vorgegangen ſeyn könne.

Sie fand Katharinen ſo ſchwach, daß es ihr Herz durchbohrte, ſie in dieſem Zuſtande verlaſſen zu müſſen. Sie umarmte ſie, ohne von von ihr gekannt zu werden, und empfahl ſie der Sorgfalt der Gräſin Kinsky, welche die einige von den unglücklichen Damen war, die das Schwert ihrer Gemahle beraubt hatte, welche ſich ſtark genug fühlte, die Wärterin und Tröſterin der andern zu ſeyn. Gern hätte ſie noch eine Thräne auf den Leichnam des Herzogs von Friedland geweint, welcher eben zubereitet werdem ſolte, nach Gitſchin in das von ihm erbaute Karthäuſerkloſter abgeführt zu werden; aber die Sorge für die Lebendigen ließ ſie die Pflichtem gegen die Todten vergeſſen, und ſie eilte zu ihrem Vater zurück.

Ihre Abweſenheit war kurz geweſem, und doch hatte ſie ſchon zu lange gedauert; Neugier und

und Geſchwätzigkeit hatten die Begebenheiten voriger Nacht mit allen fürchterlichen Umſtänden vor ſeine Ohren gebracht. Es iſt bekannt, was für einen Eindruck ſchreckliche Scenen auf ſchwache Seelenkräfte machen, und ſie fand ihren Vater in einem Zuſtande, der ſich beſſer denken als beſchreiben läßt.

Es war unmöglich abzureiſen; man mußte medizinische Hülfe ſuchen, und wo ſolte man dieſe finden, an einem Orte, wo alles verdächtig war! Thekla erinnerte ſich an den weiſen Nikolaus, welcher, ohne ein Arzt zu ſeyn, die ſchnelleſte Hülfe in verzweifelten Fällen zu ſchaffen wußte. Unverzüglich ward nach ihm geſchickt, aber die Boten kamen mit der Nachricht zurück, — man habe ihn dieſen Morgen todt auf ſeinem Bette gefunden.

Ein kalter Schauer überlief die Gräfin bey dieſer Nachricht! Der Unglückliche! Er glaubte an jenem Abend Gefahr für ſeine Freundin zu ahnden, und der Tod trat in ſeine eigenen Fußtapfen! Wahrſcheinlich war er ein Opfer der Rache des heimtückiſchen Seno geworden, der ihm ſeine höhern Kenntniſſe beneidete, und ihn zu verderben ſuchte!

Thekla war jetzt nicht im Stande, dieſer Sache nachzudenken; wichtigere Sorgen beſchäftigten ihre Seele, es blieb bey einer dunkeln grauenvollen Empfindung und einer Thräne, die ſie dem Andenken ihres redlichen Freundes weihte.

Sie verließ das Bett ihres kranken Vaters nicht, bis an den Abend, da er etwas ruhiger ward, und ſie es für gut hielt, dieſe Stunde zu nützen, und ihn davon zu führen. — Gordon hatte von neuem zu ihr geſchickt, und ſie bitten laſſen, die bewußte Sache zu beſchleunigen, wenn nicht alles vergebens ſeyn ſolte; ſie verſtand den Wink, und wolte es eher wagen, den alten Grafen der Gefahr der Reiſe, als eines gewiſſen Todes auszuſetzen.

Jetzt waren ſie glücklich entkommen, die gefährliche Stadt lag bereits einige Meilen weit hinter ihnen, es war nöthig, dem Kranken Ruhe zu gönnen, und man hielt bey einem kleinen Dorfe, wo Thekla geſonnen war, ſich einige Stunden aufzuhalten, theils ihren Vater zu erquicken, theils mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen, was für die Zukunft anzufangen ſey. Sie hatte den Ort der Gefahr verlaſſen, ohne zu wiſſen, ohne nur daran zu denken, wo ſie Sicherheit finden ſolle. In die Gegenden bey Pilſen zurück zu kehren war unmöglich; ſie waren in ſolchen Händen, denen das Leben des Grafen von Thurn nicht ſicher anzuvertrauen war, anderer Zufluchtsorte wußte ſie wenig, und dieſe wenigen waren entweder zu entfernt, oder zu ſehr von Feinden umgeben, um bald und ſicher zu ihnen gelangen zu können. Ihre Unruhe zu vermehren, hatte ſie unter ihren Leuten, die ſie mit ſich genommen hatte, den verrätheriſchen Schoſſenberg geſehen, dem ſie nie Gutes zugetraut, und vor welchem ſie Gordon namentlich gewarnt hatte; was konnte er für Abſichten gehabt haben, ſich zu ihr zu geſellen, als ſolche, die ſie und ihren Vater ins gewiſſeſte Verderben ſtürzen mußten! Sie fühlte ſich ganz hülflos. — O, Eggenberg! Eggenberg! ſchrie ſie, wo biſt du! Mich ſo in der Stunde der Gefahr zu verlaſſen! Iſt dies die Art deiner Retterin zu danken?

Es iſt möglich, daß Thekla noch einen andern Namen als den Namen ihres Verlobten im Sinne hatte, aber ſie würde es ſich zur Sünde gerechnet haben, jetzt einen andern als den ſeinigen zu nennen. Die Gewiſſenhaftigkeit der Mädchen in ſolchen Dingen war zu jenen Zeiten ſehr groß.

Der Graf Eggenberg verdiente die Vorwürfe nicht, die ihm ſeine Geliebte machte, er war mit ſeinen Gedanken unaufhörlich bey ihr, doch ohne das mindeſte von ihrer Gefahr zu ahnden. Sein Onkel, der Fürſt, wußte ihn zu Wien ſo tief in Hofgeſchäfte zu verwickeln, die Angelegenheiten Wallenſteins wurden ſo geheim traktirt, der junge Graf hielt ſeine Thekla in dem alten Waldſchloſſe bey Pilſen ſo ſicher, daß er für nichts ſorgte als nur nicht von ihr vergeſſen zu werden, und nach der Zeit, die ihm der Fürſt beſtimmte, und welche bis auf wenig Wochen verlaufen war, wieder zu ihr zurückkehren zu können.

So fruchtlos auch das Verlangen der Gräfin war, durch denjenigen, welcher das nächſte Recht auf ihre Perſon hatte, aus ihrer Verlegenheit geriſſen zu werden, ſo war ſie doch darum nicht vom Schickſal verlaſſen, es ſorgte auf andere Art für ſie, ſorgte in dem Augenblicke, da ſie glaubte, einen neuen Streich von ihm zu erhalten.

Eben hatte ſie das einige Mittel erſonnen, welches ihr wahrſcheinlich helfen konnte. Sie erinnerte ſich zu Eger unter den Beſchuldigungen, mit welchen man die Ermordung Wallenſteins zu beſchönigen ſuchte, gehört zu haben, er ſey nur darum in dieſe Gegend gekommen, um ſich mit dem in der Nähe ſtehenden Herzog von Weimar zu vereinigen, und dann ſein Verſtändniß mit den Feinden, das ihm die Ausführung ſeiner andern großen Anſchläge erleichtern ſolte, öffentlich ausbrechen zu laſſen. Bernhard, der noch immer geliebte Bernhard in der Nähe? Welch ein Gedanke für Thekla! Sie hatte die Nachricht nicht ſonderlich beachtet, da ſie ſie hörte, aber jetzt fiel ſie wie ein Lichtſtrahl in ihre Seele; ſie erkundigte ſich nach dem Stand der weimariſchen Truppen, fand ihn nicht zu entfernt, um den Weg dahin nicht in kurzer Zeit machen zu können, und ihr Entſchluß war gefaßt.

Sie war verſichert, bey ihrem alten Freunde Schutz und ſicheres Geleite nach jedem Orte, wohin ſie ſich wünſchte, zu finden; alle andere Betrachtungen, die ſie ſonſt bey einem ſolchen Schritte zweifelhaft gemacht, alle Erinnerungen an die Vergangenheit, die ihr eine Röthe ins Geſicht getrieben und die Furcht erregt haben würden, als Thekla für Jaromir erkannt zu werden, wurden von der gegenwärtigen Noth verſchlungen. Sie dachte nur an Sicherheit und Rettung für ihren Vater, und wäre vielleicht im

Stande geweſen, um dieſen Preis bey Lauenburgen Schutz zu ſuchen; ihr eigenes Glück war nichts in ihren Augen gegen das, worauf es hier ankam, das Leben ihres Vaters.

Nur eine Sorge hatte ſie noch. Sie hatte in Schoſſenbergen einen gefährlichen Menſchen in ihrem Gefolge, der im Stande war, durch ſeine Gegenwart alles zu vernichten; ſie durfte ihm ihren Argwohn nicht merken laſſen, weil ſie nicht wußte, wie nahe vielleicht die Schlingen waren, die ihr durch ihn gelegt wurden, und denen ſie nur durch anſcheinende Sicherheit entgehen könne.

Sie mußte darauf denken, ihn durch Liſt von ſich zu entfernen, und in ſeiner Abweſenheit in die Arme desjenigen zu fliehen, der ſie allein retten konnte. Sie ließ ihn zu ſich fodern. Er wußte nicht, daß ſie ſeine Falſchheit kannte, und der vertrauliche Ton, in welchem ſie ihn anredete, war ihm alſo nicht befremdend. — Was hab ich gethan, rief ſie ihm entgegen, ich habe Eger verlaſſen, ohne im mindeſten darauf zu denken, mich mit Geld zu einer ſo weiten und gefährlichen Reiſe zu verſorgen. Dieſer Beutel enthält mein ganzes Vermögen, mein Gold und meine Juwelen, alles, alles iſt zurück geblieben.

O, daß ich einen treuen Menſchen hätte, meine Unvorſichtigkeit zu verbeſſern! Keine Belohnung ſolte mir für ihn zu groß dünken, und dieſer Ring ſolte der Anfang meiner Dankbarkeit ſeyn. — Der geizige Schoffenberg ſchielte nach dem glänzenden Steine, und meynte, es ſey ſchade, daß er dieſe Botſchaft nicht ſelbſt übernehmen könne, weil es unmöglich ſey, ſie hier in einem unbewachten Dorfe ſo ganz ohne einen Schützer von einigem Anſehen zurück zu laſſen.

Thekla lachte des Großſprechers, der ſolch einen Werth auf ſeine Perſon ſetzte, aber ſie mußte ſich in ſeine Thorheit fügen. Unmöglich, ſagte ſie, unmöglich kann ich euch von mir laſſen; ich verdoppele die Belohnung, und bitte euch, mir irgend einen treuen Ausrichter meines Geſchäftes ausfindig zu machen. Hier iſt der Schlüſſel und die Anweiſung zu meinen kleinen Schätzen, aber die Sache erfodert Eile! — Schaffenberg rechnete nach wo der meiſte Vortheil für ihn läge, ob in der Auslieferung des unglücklichen Grafen von Thurn, in die Hände der Feinde, welche ſeiner warteten, oder in dem Beſitz der Koſtbarkeiten, welche Thekla ihm zeigte. Er traute der klugen Gräfin nicht ganz, er war zu erfahren, um nicht auch in ihrer unſchuldigen

Miene

Miene ſchlaue Liſt zu beſorgen, und er hielt es für bedenklich, ſie einen Augenblick zu verlaſſen, in welchem ſie ſeinen Stricken entkommen könne; doch ſie wußte ja nichts von dieſen Stricken, es war ſo ſchön, den Lohn der Verrätherey mit der Belohnung zu vereinigen, welche ihm für einen Weg von ſo wenig Stunden angeboten wurde, und er entſchloß ſich, weder das eine noch das andere aus der Hand zu laſſen.

Ich wolte endlich den Weg ſelbſt übernehmen, ſagte er, und bald genug zurück kehren, daß ihr euch in meiner Abweſenheit nicht fürchten dürftet, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich euch hier wieder treffen, und ihr euch auf keine Art verleiten laſſen würdet, dieſen Ort ohne meinen Schutz zu verlaſſen.

Thörigte Beſorgniß! rief Thekla, ihr ſeht wie ängſtlich ich bin, wie ungern ich euch auf eine Stunde von mir laſſe, wißt, daß ich ohne euch nirgend hin weis, daß wir noch gar nicht über den Ort unſerer Sicherheit zu Rathe gegangen ſind!

Ich nehme es über mich, unterbrach ſie der Betrogene, gebt mir das Verſprochene und die Schlüſſel, und erwartet mich noch vor Abends zurück!

Er hatte kaum das Dorf mit verhängtem Zügel verlaſſen, Thekla hatte kaum Befehl gegeben eilig anzuſpannen, und andere nöthige Vorkehrungen zur eiligen Abreiſe zu machen, als ſich das Gerücht ausbreitete, es ſey ein Chor kayſerlicher Truppen in Anmarſch, welche hier im Dorfe Nachtlager halten, und dann weiter nach Eger gehen wolten. Dergleichen Begebenheiten waren in den damahligen Zeiten nichts ſeltnes, und auch dieſe machte weiter keinen Eindruck auf die Bauern, als daß ſie alle ihre Vorräthe hervor trugen, um ſich durch Ueberfluß an allem, was man fodern konnte, Gnade bey den Ankommenden zu erwerben; denn Freund und Feind pflegten oft gleich grauſam zu verfahren, wenn ihre Bedürfniſſe nicht ungefodert befriedigt wurden.

Thekla allein war troſtlos, ſie weinte und rang die Hände. Heimlich zu entkommen, wäre für ſie und einige wenige vielleicht möglich geweſen, aber ſie hatte für einen ſchwachen Greis und ein unmündiges Kind zu ſorgen. — Schon hörte man das Getön der ankommenden Krieger, welche eben ihren Einzug im Dorfe hielten, als der kleine Chriſtiern, welcher mit ſeiner Wärterin an der Thür des Hauſes geſtanden hatte, mit großem Geſchrey herbey gelaufen kam. Herzog Bernhard! Herzog Bernhard! rief er, Thekla komm und ſieh! — Das Bild des Helden, der ſich zu Wolgaſt ſo gern mit dem Knaben zu beſchäftigen pflegte, hatte ſich ſo tief in ſeine Seele geprägt, daß er ihn überall zu ſehen glaubte, und alles was eine der ſeinem ähnliche Rüſtung trug, mit ſeinem Namen zu benennen pflegte. Thekla kannte die Gewohnheit des Kindes, und glaubte nichts von dem was es ſagte, doch konnte ſie ſich nicht enthalten, aus dem Fenſter nach denjenigen zu ſehen, welche jetzt eben vorbey zogen. — Sie erſtaunte! Was iſt das? rief ſie aus. Weiße Feldzeichen und grüne Binden, dies ſind keine Kayſerlichen, das ſind Schweden oder weimariſche Truppen! Zu dienen, Jungfer, rufte einer hinauf, und ſenkte ſeinen Spies, brave Schweden, von Graf Bogeslavs Regiment! — Ein wildes Gelächter von ſeinen Gefährten folgte auf ſeine galante Antwort, und Thekla zog ſich beſchämt zurück.

Ihr Herz war voll Freude über dieſe unvermuthete Nachricht. Bogeslav? rief ſie, Leute meines Bruders Bogeslav? Vielleicht er ſelbſt in der Nähe? — Sie gab Befehl, genauere Erkundigung einzuziehen, und eilte noch, ehe

ſie

ſie ſie erhielt, zu ihrem Vater, um ihm den Namen ſeines Sohnes zu nennen.

Sie ſandte, ſobald ſie Gewißheit hatte, zum kommandirenden Offizier dieſes kleinen Corps, welches kein anderes Geſchäft in dieſen Gegenden hatte, als nach Kriegsgebrauch Fourage einzuholen. Sie ließ ihren Namen nennen, und dieſer verſchafte ihr ſogleich den Beſuch des Kriegsmanns; es war, wie man denken kann, weder Herzog Bernhard noch Graf Bogeslav, aber doch ein Mann, dem ſie ſich und die Ihrigen kühnlich anvertrauen und hoffen konnte, ſicher von ihm dahin gebracht zu werden, wohin ſie verlangte.

Es war unmöglich, die Reiſe eher anzutreten, als der Offizier ſein Geſchäft in dieſen Gegenden ausgerichtet hatte, und Thekla befand ſich alſo wirklich noch im Dorfe, als Schoffenberg aus Eger zurück kam. Der Auftrag, den er von Thekla hatte, wer keine bloße Erfindung geweſen; ſie hatte wirklich noch etwas von Koſtbarkeiten zurück gelaſſen, welches ſie gern in die Schanze ſchlug, um ſich ihre Freyheit zu erkaufen. Sie hatte gehoft, Schoffenberg würde ſich von dem, was er abholen ſolte, verblenden laſſen, es für ſich zu behalten, und lieber nicht wieder zurück zu kehren, aber er war diesmahl ehrlicher geweſen als ſie ihm zutraute, oder vielmehr, er hofte mehr Vortheil von der Ausführung ſeines Plans, als von dieſem kleinen Raube.

Das Gerücht, daß das Dorf, wo Thekla ſich befand, voll kayſerlicher Soldaten ſey, kam ihm von weitem entgegen, und er glaubte, es ſey dieſes die Ausführung des Anſchlags, welchen die Mörder Wallenſteins gemacht hatten, durch den Kopf des alten Grafen Thurn ihre Ehre und ihren Gewinn beym kayſerlichen Hofe zu vergrößern, aber — er irrte ſich. Er ſah ſich in den Händen der Schweden, ehe er ſich retten konnte. Das rothe kayſerliche Feldzeichen, das er trug, machte ihn zum Gefangenen, und die Koſtbarkeiten, die er brachte, waren nunmehr weder ſein noch der wahren Eigenthümerin, ſondern des ſchwediſchen Offiziers, welcher hier kommandirte. Thekla war zu erfahren in den Sitten des Kriegs, um ihre Rechte auf ſo eine Kleinigkeit geltend zu machen, die ſie um eines Schoffenbergs in den Wind zu ſchlagen geneigt geweſen war, und die ſie dem braven Schweden noch lieber gönnte; ſie vermehrte ſie noch mit einem anſehnlichen Geſchenk, und kam auf dieſe Art endlich dahin, wo ſie für ſich und ihren Vater Sicherheit hoffen konnte.

Die Geſchichte nennt den Ort nicht, wo ſie ihre Freunde traf, und wir können alſo auch nicht beſtimmen, wie viel Tage ſie auf der Reiſe zubrachte, aber deſto mehr könnten wir von der Freude ſagen, mit welcher die Ankommenden empfangen wurden. Bernhard und Bogeslav hatten hier ihre Heere zuſammen gezogen, aber nur der letzte war gegenwärtig. Welch ein Entzücken für ihn, ſeinen Vater und ſeine Schweſter wieder zu ſehen, welch freudiges Schrecken, als er erfuhr, welcher Gefahr ſie entgangen waren!

Der alte Graf von Thurn fand hier Ruhe, Pflege und Sicherheit, und Thekla fieng wieder an frey zu athmen. Man überdachte die Plane für die Zukunft, welche die Gräſin ſchon während ihrer Reiſe in der Stille gemacht hatte, und ſie wurden von Bogeslav gebilligt. Der einige Platz, welchen die Familie des ehemahls ſo groſſen Grafen von Thurn noch ihr eigen nennen konnte, nachdem auch das Waldſchloß in Böhmen in den Händen der Feinde war, war das kleine Landgut an der pohlniſchen Gränze; es lag in einer wüſten gebirgigen Gegend, zu verſteckt, um den Gefahren des Kriegs ausgeſetzt zu ſeyn, und zu unbedeutend, um von denen, die es kannten, ſonderlich geachtet zu werden. Sein Vorzug für Thekla und ihren Vater beſtand darin, daß es das Einzige war, was ſie noch beſaßen, und daß es — nahe an dem Kloſter lag, wo die Gräfin Sybille lebte.

Welch ein Gedanke für Thekla, ihre Mutter wieder zu ſehen! Sie jauchzte im Stillen darüber, ohne ihre Freude gegen ihren Vater äußern zu dürfen. Der Graf von Thurn fand den Aufenthalt im Kloſter für ſeine Gemahlin zu anſtößig, als daß er mit Liebe oder Freude an das Wiederſehen ſeiner ehemahls ſo ſehr geliebten Sybille hätte denken ſollen.

Bogeslav, ſonſt ſtreng wie ſein Vater, dachte billiger; er brachte die Umſtände und Veranlaſſungen in Rechnung, und war geneigter, ſeine Mutter zu bedauern als zu tadeln.

Der Tag der Abreiſe war erſchienen. Thekla hatte bey aller Freundſchaft, die ſie für Herzog Bernharden immer noch fühlte, keine ſonderliche Luſt ihn zu ſehen, und war wohl zufrieden, daß ſie ihn hier nicht getroffen hatte, da ſie durch ihren Bruder eben ſo gut und noch beſſer gerettet war. Aber ſie war der Prüfung noch nicht entgangen; er traf wenig Stunden vor ihrer

Abreiſe ein, und es wäre wider den Wohlſtand geweſen, ſich zu entfernen, ohne ihn geſehen zu haben. Bogeslav ſtellte ſeine zitternde Schweſter dem Herzoge vor, und ſie ward von ihm als eine alte Freundin empfangen. Er erinnerte ſich an tauſend kleine Begebenheiten, die bey ihrem ehemahligen Umgange zu Frankfurt und an andern Orten, da ſie als Thekla lebte, zwiſchen ihnen vorgefallen waren, aber Jaromirs ward mit keinem Worte gedacht; ein Umſtand, welcher die junge Gräſin nur gar zu richtig muthmaßen ließ, er müſſe nicht ganz unbekannt mit der Geſchichte dieſes Jaromirs ſeyn, und nur, um ihrer Beſcheidenheit zu ſchonen, die damahligen Auftritte unerwähnt laſſen.

Bogeslav, der die Verwirrung ſeiner Schweſter ſah, und auch in dem Betragen des Herzogs einen gewiſſen Zwang zu bemerken glaubte, dachte dieſer wunderlichen Scene dadurch eine andere Wendung zu geben, daß er Bernharden die erröthende Thekla, als die Verlobte des jungen Grafen von Eggenberg bekannt machte; eine Erklärung, die die Wangen der Gräſin noch höher färbte. — Ich habe auf dieſe Art euch doppelt Glück zu wünſchen, ſagte der Herzog nach einem kleinen Stillſchweigen; zu einer

Verbin-

Verbindung, welche, wie ich hoffe, euch beglücken wird, und zu Erhöhung eures Standes. Die neuſten Nachrichten aus Wien melden, daß euer Bräutigam nach dem plötzlichen Tode ſeines Oheims, den Namen eines Fürſten von Eggenberg und einen Theil der Aemter des Verſtorbenen erhalten habe. — Darf ich hoffen, daß die ſchöne Fürſtin von Eggenberg ſo viel Freundſchaft für mich haben wird, als die holdſelige Thekla von Thurn?

Wird der Gemahl der Landgräfin Amalie ſeine Geſinnung gegen mich nie ändern? fragte ſie. —

Man vergaß von beyden Seiten die Antwort. Thekla fühlte, daß ſie etwas unſchickliches geſagt hatte; Bogeslav bemerkte den Zwang, unter welchen beyde waren. Es ward erinnert, daß die Zeit der Abreiſe vorhanden ſey, und man trennte ſich nach damahliger Sitte mit einem Händedruck, welcher zärtlicher war, als die vorhergewechſelten Worte.

Ewige Freundſchaft, Thekla! rief Bernhard, indem er ihre Hand feſt in der ſeinigen hielt.

Ewige Freundſchaft! erwiederte ſie mit einer Thräne im Auge, dort wird fortgeſetzt, was hier angefangen ward!

Noch eins, Herzog, rief ſie, und bog ſich vom Arm ihres Bruders, der ſie eben aus dem Zimmer führte, zurück. Noch eins! hütet euch vor heimlicher Bosheit, denket an die Exempel Guſtavs und ſo mancher anderer.

Treue, treue Warnerin! rief Bernhard, und eilte ihr nach. Aber Bogeslav gieng ſchnell und ſie verſchwanden aus ſeinen Augen.

Drey und ſiebenzigſter Abſchnitt.

Es iſt zu glauben, daß die Fortſetzung dieſes Geſprächs beunruhigend für Thekla geworden ſeyn würde, und daß es gut war, es hier zu endigen, es ſchwebte ein Dank auf Bernhards Lippen, welcher nicht für Thekla allein, welcher auch für den Jaromir war, der ihn ſo zärtlich geliebt, ſo oft gewarnt, auch wohl gerettet hatte; es war beſſer, dieſe Dinge blieben unaufgeklärt, bis zu jener Zeit, welche Bernhards ſchwärmeriſche Freundin ſelbſt zur Fortſetzung einer auf dieſer Welt unter tauſend Unruhen angefangenen Freundſchaft feſtſetzte.

Thekla war zu Anfang ihrer Reiſe ernſt und nachdenkend, auch wohl traurig, nach und nach verdrängte die wiederkehrende Geſundheit ihres Vaters, und die Hofnung auf das Wiederſehen ihrer Mutter, die finſtern Gedanken, und ſie langte froh und heiter auf dem kleinen Gute an der pohlniſchen Gränze an.

Das Unglück ſchien ermüdet zu ſeyn, diejenigen, welche ſo lange gelitten hatten, weiter zu verfolgen; ihre Reiſe war ohne widrige Abentheuer zu Ende gelaufen, und hier am Ziel ihrer Wünſche wurden ſie von unvermutheten Freuden und angenehmen Ueberraſchungen erwartet.

Schon der Anblick des kleinen Landhauſes war einer derſelben; neu und zierlich lag es in ſeinem ruhigen Thale vor ihnen, und ſchien eben erſt aus ſeinen Trümmern empor geſtiegen zu ſeyn. Es war in den damahligen Zeiten ſo etwas gewöhnliches, ein Eigenthum, das man lange nicht beſucht hatte, in fremden Händen zu finden, daß den Ankommenden ganz natürlich der Zweifel einfiel, ob ſie auch hier Zuflucht finden, oder von unbekannten Einwohnern ungeſtüm zurückgejagt werden würden.

Bogeslav bebte vor Grimm bey einem ſolchen Gedanken; die Begleitung, welcher er die Sicherheit

heit ſeines Vaters und ſeiner Schweſter anvertraut hatte, war nicht klein, er konnte ſich ſchon getrauen, nach dem Ausdruck jener Zeiten, mit denſelben einen Satz zu wagen. Gedanke und That war bey ihm gemeiniglich eins, und ehe er noch genau wußte, ob ein Feind vorhanden war, hatte er ſich ſchon mit der Hälfte ſeiner Leute auf den Weg gemacht, eine Unterſuchung anzuſtellen, welche nicht friedlich abgelaufen ſeyn würde, wenn er irgend etwas gefunden hätte, das ihm misfällig geweſen wäre.

Der alte Graf von Thurn mit ſeiner Tochter und den Kriegern, die er zu ihrem Schutz zurück gelaſſen hatte, warteten im Thal und — ſahen ihn nicht zurück kommen.

Erſt nach Verlauf einer Stunde langte einer ſeiner Offiziers an, und lud ſie ein, ihren Weg nach dem Schloſſe zu beſchleunigen, wo ſie Dinge finden würden, die ſie nicht erwarteten. Der alte Graf von Thurn war jetzt ſtark genug, am Arm eines Kammerdieners ſelbſt gehen zu können, es ward beſchloſſen, den kurzen Weg zu Fuße zu machen, und ſie waren kaum hinter einem kleinen Gebüſch hinweg, welches ihre Ausſicht beſchränkte, als ſie Vogeslav mit einer Dame auf ſich zueilen ſahen, deren majeſtätiſche Geſtalt

durch

durch ihre Tracht noch erhöht wurde. Das ſchwarze faltige Gewand im Geſchmack des Hofs, und der klöſterliche Schleyer, machten es zweifelhaft, zu welchem Stande man die Kommende zählen ſolte.

Theklas Herz hielt ſich weder bey dem Stande noch der Tracht auf, es ſagte ihr wen ſie vor ſich ſehe, ſie vergaß, daß ihr Arm ihren Vater von der einen Seite zur Stütze diene; ſie flog mit dem Geſchrey: O meine Mutter! meine Mutter! auf die Gefährtin Bogeslavs zu, und ſtürzte zu ihren Füßen.

Thekla! Tochter! Wiedergefundene! vom Tode erweckte! rief Sybille, die ſich zu ihrer Tochter herabbeugte und ſie an ihre Bruſt drückte. Thränen floſſen in ihre Liebkoſungen, Thränen, die ſich verdoppelten, als nun der alte Graf ſich herzuleiten ließ, und auch ſeinen Antheil an der gemeinſchaftlichen Freude foderte. Der Anblick Sybillens, die Ueberraſchung, ſie außer dem Kloſter und in dieſer zweydeutigen Tracht zu finden, verſcheuchte allen Unwillen, und machte, daß er ganz mit der ehemaligen Zärtlichkeit in ihre Arme ſank.

Es iſt unmöglich, dieſe Scene des Wiederſehens mit allen ihren einzelnen Zügen zu ſchildern, unausſprechlich, nur fühlbar, und auch nur wenigen ganz fühlbar, ſind die Freuden der Liebe nach langer Trennung.

Vier und ſiebenzigſter Abſchnitt.

Man verfügte ſich nach dem Schloſſe, man fragte ſich tauſendmahl, ob man wache oder träume, ob dies wirkliche feſte Wahrheit, keine Täuſchung ſey, und antwortete mit Stillſchweigen und verneuten Liebkoſungen.

Dieſer Abend und ein Theil des künftigen Tages ward wirklich im eigentlichen Verſtande verträumt. Fragen, unzählige Fragen folgten dieſer Scene, deren Beantwortung dem Leſer meiſtens bekannt iſt, nur nicht die Beantwortung derjenigen, welche an Sybillen gethan wurden.

Der Aufenthalt im Kloſter hatte die unglückliche Gräfin nicht vor dem allgemeinen Elend geſchützt, dieſe Gegenden waren nicht immer ſo ruhig geweſen, wie in dieſem Augenblick, die Aſchenhaufen des Kloſters, welches Sybille ehemahls zu ihrer Zuflucht wählte, redeten von den ſchreck-

ſchrecklichen Auftritten, welche ſie daſelbſt erlebt hatte. Sie war unter den wenigen geweſen, welche durch zeitige Flucht der grauſamſten Behandlung entgangen waren. Die öden Trümmern dieſes Schloſſes, welches ſie kürzlich erſt gewagt hatte neu aufzubauen, hatten ihr und einigen ihrer unglücklichen Mitſchweſtern lange zum verborgenen Aufenthalt gedient, bis dieſe bey ruhigern Zwiſchenzeiten in andre Klöſter vertheilt worden waren, und ſie Erlaubniß erhalten hatte, hier außer der Klauſur ſo lange ein klöſterliches Leben zu führen, bis ſie irgend einen geiſtlichen Aufenthalt ausfündig mache, welcher ihren Wünſchen ganz entſpräch. — Sie hatte das Innre der Klöſter, ſeit ſie eine Bewohnerin deſſelben war, beſſer beurtheilen gelernt als zuvor, und dieſe Kenntniß hatte ſie behutſam in ihrer Wahl gemacht.

Das wenige Vermögen, das ihr nach ſo viel erlebten Unglücksfällen übrig geblieben war, hatte kaum zugereicht, ihre gegenwärtige Wohnung im ländlichen Geſchmack wieder aufzubauen, und ihr die Freyheit zu erkaufen, es bewohnen zu dürfen; ſie war genöthigt, ſehr eingeſchränkt zu leben, und der Ueberfluß, den die Neuangekommenen mit ſich brachten, war eine Sache, die zwar im Anfange wegen höherer Freuden, der Freuden des Wiederſehens wenig beachtet, aber nachher deſto lebhafter gefühlt wurde. Der alte Graf von Thurn konnte nicht arm ſeyn, da der großmüthige Herzog von Friedland ſein Freund war und dafür geſorgt hatte, daß er einen großen Theil ſeiner geraubten Güter wieder bekam. Thekla beſaß noch einen Theil ihrer ſchwediſchen Schätze, und Bogeslav war der reichſte von allen durch die Beute ſo mancher gewonnenen Schlacht, ſo mancher eroberten Feſtung; die Krieger jener Zeit pflegten ſich ihre Wunden beſſer bezahlen zu laſſen als die heutigen.

Dieſer Bogeslav, der einſt von ſeiner Mutter ſo ſchwach geliebt wurde, hatte jetzt gleichen Antheil mit Thekla an ihrem Herzen, die Zeit hatte Züge von ihrem Charakter und von dem ſeinigen verwiſcht, welche nicht harmonirten, und es war nichts mehr vorhanden, das ſie trennen konnte.

Seine Abreiſe war das erſte, was die Zufriedenheit trübte, welche dieſe ſo lang unglückliche Familie jetzt zu fühlen begann. Doch Hoffnung des Wiederſehens trocknete die Thränen der Trennung, und Thekla fieng bald an zu ſchmecken, was ungetrübte Glückſeligkeit im Schoos

Schoos dererjenigen iſt, welche man liebt. Doch ſage ich nicht zu viel, indem ich dieſes behaupte? — Gab es nicht noch einen, nach deſſen Gegenwart ſich das zärtliche Mädchen ſehnen, und ſeine Anweſenheit wünſchen mußte? — Theklas Neigung für den Fürſten von Eggenberg war nicht ſo ſchwach, daß ſie nicht zuweilen durch ſein Andenken hätte beunruhigt werden ſollen. — Es vergiengen Monate, in welchen ſie ſich ganz von ihm vergeſſen zu ſeyn dünkte, indeſſen er ſie, nachdem Wallenſteins Unglück und ihre Flucht kein Geheimniß mehr war, überall vergebens ſuchte, und lang ſie auf ewig verlohren zu haben glaubte.

Das Glück führte ihn endlich auf ſeinen nachforſchenden Reiſen Herzog Bernharden entgegen, den er verehrte, ob er gleich das Schwert wider denjenigen führte, deſſen Seite zu halten Eggenbergs Pflicht war. Sie ſahen, ſie ſprachen ſich; der Name Thekla machte ſie zu Freunden, und Bernhard ſäumte nicht, den bekümmerten Verlobten ſeiner Freundin, durch eine umſtändliche Nachricht von ihren letzten Schickſalen und ihrem jetzigen Aufenthalt zu tröſten.

Indeſſen lebte Thekla einſam und nur halb glücklich bey ihren Eltern; Eggenbergs Andenken

ken war es nicht allein was ihre Ruhe ſtörte; auch andre Schatten ſiengen nach und nach an, die heiteren Ausſichten zu verdrängen. Dieſe zärtlich geliebte Mutter, dieſe Sybille hatte ihre Vorurtheile noch nicht ganz abgelegt, ſie miſchte ſich mehr als Thekla wegen ihrer Grundſätze wünſchen konnte, in die Erziehung des kleinen Chriſtierns, den ſie nur allzuſehr liebte. Die nähere Bekanntſchaft mit dem Kloſterleben hatte die Hofnung, endlich ein geiſtliches Haus zu finden, das ihren Wünſchen gänzlich entſprach, noch nicht ganz vertilgt, und ſie ſprach oft gegen ihre Tochter davon, daß auch ſie, da der Fürſt von Eggenberg nicht mehr für ſie zu leben ſchien, wohl thun würde, allgemach daran zu denken, daß der geiſtliche Stand für ſie der beſte ſey. Der alte Graf von Thurn ward täglich ſchwächer, und Thekla bebte vor dem Gedanken, in ihm nicht allein einen zärtlichen Vater, ſondern auch denjenigen zu verlieren, welcher ſie allein vor Sybillens frommen Grillen zu ſchützen vermochte.

An einem der trübſten Tage, welche ihr den Gedanken dieſer Art verlieſen, erſchien ihr, wie ein tröſtender Engel, eine Freundin, die ſie vor einiger Zeit mit blutendem Herzen verlaſſen, und nur durch ſeltene Briefe eine Art von Umgang mit ihr unterhalten hatte. Die Herzogin von Friedland, welche, wie ſie damahls zu ſagen pflegte, unglücklich genug geweſen war, den Tod ihres Gemahls zu überleben, konnte nirgend Ruhe ſinden als in dem Schoos ihrer Freundin Thekla, und ein Augenblick, da die letzte am wenigſten an eine ſolche Glückſeligkeit dachte, lieferte ihr die geliebte Katharine in die Arme.

Katharine war nicht mehr die ſtolze Herzogin von Friedland, die man nie ohne königliches Gefolge ſahe, von wenig Frauen begleitet, langte ſie auf der kleinen Reſidenz des Grafen von Thurn an, und war durch ihre glanzloſe Erſcheinung der Freundin, die ſo wie ſie vom Glück gedemüthigt war, doppelt theuer. Die Gegenden, wo die Herzogin an der Seite ihres Gemahls glückliche Tage verlebt hatte, waren ihr jetzt ſchrecklich, wenn ſie auch nicht durch Bosheit und Habſucht der Feinde Wallenſteins aus denſelben vertrieben worden wäre! Mit Mühe konnte ſie das Beträchtlichſte ihrer Reichthümer retten, und nebſt ihrer kleinen Tochter den Zufluchtsort erreichen, den ſie ſich gewählt hatte.

Mit ofnen Armen ward ſie von ihrer Freundin und den Eltern derſelben empfangen; die Veränderung der Scene machte, daß lange Zeit nichts von den Dingen erwähnt wurde, von welchen Thekla ungern hörte, und erſt nach etlichen Wochen trat Katharine mit einem Entſchluß hervor, der die Verfolgungen, die Thekla von Sybillen auszuſtehen hatte, erneuerte. Die Herzogin von Friedland erklärte, daß ſie aus keiner andern Urſache dieſe Gegend betreten habe, als in der Nachbarſchaft ihrer Thekla irgend einen Ort zu ſuchen, wo ſie ihr Leben mit Anſtand und beſtändiger Beweinung ihres unerſetzlichen Verluſts beſchließen könne.

Man wußte in den damahligen Zeiten ſchon, was ähnliche Reden in dem Munde einer jungen Wittwe zu ſagen hatten. Alle ſprachen in den erſten Monaten ihrer Trauer vom Kloſter, und bey Damen von Katharinens Rang war der Schleyer nur gar zu oft die einige Wahl, die ſie zu thun hatten.

Sybille erhub den frommen Entſchluß der Herzogin von Friedland bis an den Himmel, und ermahnte ihre Tochter mit ſolchem Nachdruck zur Nachfolge, daß nichts fehlte, die arme Thekla völlig unglücklich zu machen als der Tod ihres Vaters.

Er erfolgte nur gar zu bald. Ihr einiger Freund, ihr einiger Schützer ward von ihrer

Seite geriſſen; ein Schlag zerriß den Lebensfaden, den Kummer und Krankheit ſo mürbe gemacht hatten, daß er durch den Hauch einer rauhen Luft hätte zerſtört werden können.

Troſtlos weinte Thekla bey ſeinem Grabe, ſie war in der letzten Zeit ſeines Lebens zu ſehr ſein Liebling, er zu ſehr ihr liebſter Geſellſchafter geweſen, als daß ſie nicht durch ihn hätte glauben ſollen alles verlehren zu haben, daß ſie nicht nach ſeinem Verluſt, ſelbſt den Gedanken ans Kloſter, den ſie ſonſt ſo ſehr verabſcheute, hätte erträglich finden ſollen.

Fünf und ſiebenzigſter Abſchnitt.

Auch Sybille fühlte den Tod ihres Gemahls tief und ſchmerzlich, ob er ſie gleich in den Stand ſetzte, ihren Lieblingsgedanken, die Annehmung des Schleyers auszuführen. Die Herzogin fühlte bey dieſer traurigen Scene den Gedanken an ihren eigenen Verluſt erneuert, und die beyden Kinder Chriſtierns und Katharinens Tochter, die kleine Eliſabeth, lernten frühzeitig

Thrä-

Thränen vergießen, ohne genau zu wiſſen warum ſie weinten.

Mitten in dieſer Finſterniß des tiefſten Kummers brach ein Lichtſtrahl hervor, der ſchwerlich in glücklichern Zeiten den Eindruck würde gemacht haben, als in den damahligen freudenloſen Augenblicken.

Schon die Erſcheinung eines Freundes von gemeiner Gattung iſt in ſolchen Zeiten, wie die verlaſſenen Frauen damahls verlebten, Troſt und Entzücken, wie mußte denn der armen Thekla zu Muthe ſeyn, als ſie ſich eines Tages ganz unvermuthet in den Armen ihres Bruders ſah, wie, als er ihr die Ankunft eines noch lieben Freundes ankündigte, und bald darauf der junge Fürſt von Eggenberg, zärtlicher als jemahls und voller Entzücken die lang Geſuchte endlich gefunden zu haben, zu ihren Füßen lag.

Meine Leſer erlauben mir, dieſe Scenen mit ihren Folgen nur kürzlich zu berühren; wird eine Feder, welche zu ſehr an tragiſche Bilder gewöhnt iſt, wohl im Stande ſeyn, Auftritte der Freude und der Liebe zu ſchildern?

Auch Sybille, auch Katharine nahmen Theil an Theklas Freude, und der Stolz der erſten war nicht ſo ganz erloſchen, daß ſie es nicht hätte vorzüglicher finden ſollen, die Mutter einer Fürſtin von Eggenberg als eines Kloſterfräuleins zu ſeyn. Theklas Verlobter brauchte wenig Mühe, die Plane zum Kloſterleben, die man für ſeine Braut gemacht hatte, zu zerſtören, und ſelbſt ihr hartnäckiger Gram über den Tod ihres Vaters ſchien an ſeiner Seite zuweilen zu fliehen.

Der Fürſt von Eggenberg eilte, nachdem er ſeines Glücks verſichert war, an den kayſerlichen Hof zurück, um ſich zu einer Geſandtſchaft nach Schweden zu rüſten, welche er nach einigen Monaten antreten ſolte.

Bogeslav blieb nach ſeiner Abreiſe noch einige Zeit bey ſeiner Mutter und Schweſter, oder vielmehr bey der ſchönen Herzogin von Friedland, welche ſeit ſeiner Erſcheinung den Wittwenſchleyer beſſer zurück ſchlug, und ſeltener vom Kloſter ſprach; eine Sache, die Thekla ſehr ſchlau bemerkte, und nichts verſäumte, die reizende Katharine demjenigen geneigt zu machen, der ſie noch beym Leben ihres Gemahls mit einer oft ſehr ſchlecht unterdrückten Leidenſchaft angeſehen hatte.

Der Fürſt von Eggenberg kehrte zurück, ſeiner ſchönen Braut die Hand zu geben, und dann mit ihr die Reiſe nach Schweden anzutreten. Bogeslavs Glück war in dieſen feſtlichen Tagen vollkommen. Die Herzogin von Friedland erfuhr, daß man in ihr noch immer die Gemahlin Wallenſteins verfolgte, und daß ſie nirgend Sicherheit als in weiter Entfernung finden würde. Bogeslav ſtand auf dem Punkte nebſt Herzog Bernharden in Kriegsgeſchäften nach Frankreich zu gehen, und Katharine ließ ſich leicht bereden, daß auch für ſie dieſe Reiſe ein Glück ſeyn würde. Es ward den Damen in jener Zeit ſehr ſchwer, Liebe zu geſtehen, und die Herzogin beredete ſich in ganzem Ernſt, ſie willige nur darum ein, Gräfin von Thurn zu werden, weil es der einige Schritt ſey, den ſie zu ihrer Sicherheit thun könne; eine Grille, welche ihr Bogeslav, Eggenberg, Thekla, und alle ihre Freunde, die die Sache beſſer wußten, gern gönnten.

Die Fürſtin von Eggenberg begleitete ihren Gemahl nach Schweden, und hatte die nicht kleine Freude, in vollem Glanz des Glücks wieder an dem Orte aufzutreten, wo man ihr unwürdig begegnet hatte. — Sie hatte die damahligen Begebenheiten noch nicht vergeſſen, aber am ſchwediſchen Hofe bemühte man ſich, nichts mehr davon zu wiſſen. Sie war der Ge-

gen-

genſtand der allgemeinen Bewunderung, niemand wollte ſie je verkannt, niemand ſie beleidigt haben, und ſie ließ die Höflichkeiten, mit welchen man ſie überhäufte, ſo kaltſinnig überhin gehen, als ſie vordem mit den Beleidigungen gethan hatte.

Die Oberhofmeiſterin der Königin, eine reiche Dame ohne Erben, trieb die Sache ſo weit, daß ſie ſich erbot, bey dem jungen Chriſtiern Falkenberg, welcher die Reiſe nach Schweden mitgemacht hatte, Mutterſtelle zu vertreten. Man ſtellte der Fürſtin von Eggenberg vor, daß es ihr, der Gemahlin und der Tochter ſolcher Perſonen, welche ſich zur katholiſchen Religion bekannten, ſchwer werden würde, ihren Pflegeſohn in den Grundſätzen der Religion ſeiner Eltern erziehen zu laſſen; aber Theka erklärte, daß ſie hievor ſchon geſorgt habe. Sie ſagte die Wahrheit. Chriſtiern war Sybillen ein zu geliebter Enkel, als daß man nicht hätte fürchten ſollen, ſeine Erziehung möchte eine falſche Wendung bekommen, wenn man ihn nicht von ihr entfernte. Theklas Gemahl dachte freyer, und hatte zu feſt verſprochen, nur das zeitliche Glück des jungen Falkenbergs ſeine Sorge ſeyn zu laſſen, aber demohngeachtet hielt Thekla es für gut, ihren Pflegeſohn

ſohn in Hände zu liefern, bey welchen ſie ganz ohne Sorgen ſeyn könne.

Schon vor der ſchwediſchen Reiſe ward Chriſtiern dem Schutze Herzog Bernhards von ihr empfohlen. Viele Briefe waren ſchon über dieſen Gegenſtand gewechſelt worden; der Knabe wurde ſchon von dem guten Fürſten erwartet, als das Schickſal Theklas Hofnungen und Bernhards Leben ein Ende machte. Bernhard, der Held, der Chriſt, der Menſchenfreund, der jetzt mit neuem Ruhm bekrönt aus Frankreich zurück gekommen war, der endlich auf dem Punkte ſtand, nach langen Mühſeligkeiten zu erfahren, was Glück, Glück der Liebe iſt — ſtarb den Abend vor ſeiner Verbindung mit Amalien an der Geſchicklichkeit eines franzöſiſchen Kochs, welcher vermuthlich von Richelieu, dem Feinde deutſcher Tugend und Rechtſchaffenheit, und alſo auch Bernhards Feinde, unterrichtet ſeyn mochte. —

Die holde Fürſtin im Brautgewand, der Held im Begrif ihr die Hand zu reichen, und nun auf einmahl Dämmerung, tiefe Dämmerung! Alle Bilder vor dem Auge der Phantaſie wie weggehaucht! Ein Grab! — Nein, nicht das Grab Bernhards! — So ſagte ehedem der

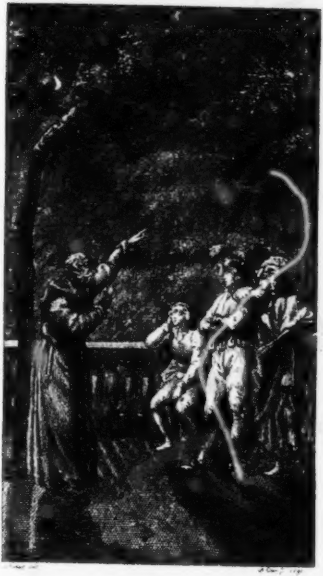
Seher Nikolaus zu Thekla, und er hatte Recht und Unrecht wie bey ſeinen meiſten Prophezeihungen.

Lieber Leſer, der Vorhang fällt! Das Gerücht von Bernhards Tode kam der unglücklichen Thekla bey ihrer Rückkehr in ihr Vaterland entgegen, ihr Kummer war unausſprechlich wie ihre Freundſchaft.

Sie fand ihre Mutter in Wien in dem Kloſter der **innen.

Die erhabene Amalie, nachher eine vertraute Freundin der Fürſtin von Eggenberg, vertrat bey Chriſtiern Bernhards Stelle, und Bogeslav machte ein dauerhafteres Glück in Frankreich, als ſich bey Richelieus Regierung hätte vermuthen laſſen.

Ende des zweyten Theils.



[illegible] del.

[illegible]

15459.

Gebhard Truchſes von Waldburg Churfürſt von Cöln,

oder

die aſtrologiſchen Fürſten.

[Naubert

120.606

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1791.

[illegible]

Die Hofſitte zu Kaiſer Maximilian des zweiten Zeiten war etwas ſteif, und man unterließ nichts ſie immer noch ſteifer zu machen. Man nannte den herrſchenden Ton ſpaniſche Grandezza, und glaubte nicht genug davon annehmen zu können, damit kein Auge die Hoheit des Hauſes verkennen möchte, das nun ſeit ſo manchem Jahrhunderte dem deutſchen Reiche Kaiſer, und den höchſten Thronen Europens Könige und Fürſten, Königinnen und Fürſtinnen gab.

Kaiſer Maximilian hatte viele Kinder, welche ſich zu größtem Anſtoß der ſteifen auf Fürſtenwürde haltenden Höflinge ſo herzlich liebten, als wären ſie von den niedrigſten im deutſchen Reiche entſproſſen geweſen. Der älteſte Prinz Rudolf beweinte unabläßig den Tod dreyer liebenswürdiger Schweſtern, die eine epidemiſche Krankheit in einem Zeitraum von ſieben Tagen aus dem Zirkel ſeiner und ihrer Spielgefährthen entriſſen hatte; er fand keinen Troſt als in dem Umgang ſeines Bruders Mathias, der ein Jahr jünger als er, mit mehr Munterkeit begabt als der junge Rudolf und ſeiner ganz mächtig, in kurzem wohl ſo viel vermocht haben würde, ſeinen Bruder aufzuheitern, ungeachtet ſeine Schwermuth würklich weiter gieng, und ein ernſteres und daurenderes Anſehen hatte, als man ſonſt bey Kindern von zehn und eilf Jahren wahrzunehmen pflegt.

Man wollte dem jungen Rudolf nicht zugeben, Troſt und Beruhigung auf dem Wege zu ſuchen, wo gemeine Kinder ſie ungeſucht zu finden pflegen; man glaubte, die Krankheiten eines künftigen Kaiſers dürften nicht auf alltägliche Art geheilt werden, und — daß ich es kurz mache, man gönnte den jungen Prinzen das Glück nicht, ſich Brüder zu ſeyn, und frühzeitig den Grund zu einer Freundſchaft und Vertraulichkeit zu legen, die in künftigen Zeiten aller Hofintriguen ſpotten und die Kabale gänzlich vom Throne verbannen könnte.

Rudolfs Oberhofmeiſter, Wilhelm, Freyherr von Truchſeß Waldburg, war ein redlicher ſchon etwas bejahrter Mann, dem wir nicht zutrauen wollen, daß er an den Planen Theil gehabt habe, welche argliſtige Höflinge geneigt machte, die Bruderliebe der beyden Prinzen zeitig zu ſtören; aber er war ein ernſter Anhänger der Hofſitte, ſtolz wie ein Spanier, und ſteif und feyerlich wie Romerich, Kaiſer Friedrichs Ehrenhold in ſeinem Perſevantenkleide.

Die geſelligen Thränen des jungen Rudolfs und Mathias über ihre kleinen Schweſtern behagten ihm ſo wenig, als die Knabenſpiele, die der letzte zuweilen hervorbrachte, ſeinen finſtern Bruder aufzuheitern. Er verfügte ſich mit gehöriger Beobachtung des Ceremoniels, das er völlig inne hatte, und von welchem er auch bey den allerzufälligſten Zufällen nicht ein Haarbreit abwich, zu kaiſerlicher Majeſtät, und kam nach Verfluß der bis auf die Minute beſtimmte Zeit mit dem Beſcheid zurück, daß die Sache, welche er in Vortrag gebracht, des förderſamſten ſollte in Ueberlegung gezogen, entſchieden und die nöthigen Papiere darüber ausgefertigt werden.

Im Grunde hatte der Freyherr von Waldburg nichts weiter in Vortrag gebracht, als daß zuweilen in den Spielen des Prinzen Mathias mit dem Prinzen Rudolf muthwillige Knabenſtreiche vorfielen, deren erſterer ſich gegen letztern als ſeinen ältern Bruder, und geliebts Gott künftigen Kaiſer, billig enthalten ſollte; daß Prinz Rudolf in der Einſamkeit noch immer fortfahre, ſeine Schweſtern, die durchlauchtigſten Prinzeßinnen Maria, Margaretha und Eleonora zu beweinen, und daß um ſolchen doppelten, obgleich verſchiedenen Unheil abzuhelfen, das beſte ſeyn würde, die Prinzen zu trennen, und beſonders dem jungen Rudolf durch Veränderung des Orts, andere Ideen beyzubringen.

Kaiſer Maximilian, weit weniger ſtolz und hochtrabend als ſeine Hofleute, welche ſich viel darauf wußten, mit Kaiſer Ferdinand in Spanien geweſen zu ſeyn, und von daher ſpaniſche Sitte herüber gebracht zu haben, lächelte ein wenig zu dem Vortrag des Freyherrn von Waldburg, doch war er mit dem Schluß deſſelben nicht unzufrieden. Er war ſeit einiger Zeit ſelbſt geſonnen, ſeinen älteſten Sohn auſſer Landes zu ſchicken; er ſagte dieſes dem Mentor des jungen Rudolfs und ſchien geneigt, ihm ſogar den Ort zu benennen, welchen er ſich zur Schule des Prinzen auserkohren hatte. Aber Waldburg hätte nicht die Welt genommen, ſo etwas vor Verlauf der zu Entſchließungen ſolcher Art beſtimmten Zeit zu wiſſen, und er hatte alſo einige Wochen ſpäter erſt das entzückende Vergnügen zu erfahren, daß Alkala de Henares, Kaiſer Ferdinands Geburtsort, den Ruhm haben ſollte, dem deutſchen Reiche, — wie Waldburg ſich ausdruckte, — einen Kaiſer erzogen zu haben.

Spanien wiederzuſehen, wo er die ſchönſten Tage ſeines Lebens zugebracht hatte, ſich daſelbſt all der genoſſenen Ehre und Herrlichkeit noch einmal zu erinnern, und bey den Spaniern noch einmal in die Schule zu gehen, um ächte Würde und Majeſtät im Betragen zu lernen, das war in der That ein Gedankenfeſt für den feyerlichen Alten; und er fing zeitig an, alle Zubereitungen zu der großen Reiſe zu machen.

Ein wenig fand er freylich ſeine Rechnung verrückt, als ihm unter den Fuß gegeben wurde, ſeine Anſtalten etwas einzuſchränken, und ſich nicht einzubilden, daß der Kaiſer ſeinen Sohn mit alle der Pracht, und dem ganzen weitläuftigen Gefolge werde reiſen laſſen, das ihm als einem der größten Prinzen Europens zukomme. Die Wiſſenſchaften, ſagte der weiſe Maximilian, und die Tapferkeit haſſen an ihren Lehrlingen den blendenden Glanz und die Spuren der Hoheit. In der Schule der Niedrigkeit ſind unſere größten Helden und Krieger gebildet worden, und wollte Gott, ich könnte meine Söhne ganz vergeſſen machen, daß ſie gebohrne Fürſten ſind; erſt dann würden ſie die Throne, die ſie einſt beſitzen ſollen, wahrhaftig zieren.

Der Freyherr von Waldburg mußte ſich alſo gefallen laſſen ſeine Plane einzuſchränken, und den Reiſeetat ſeines Prinzen ſehr ins kleine geſchmolzen zu ſehen. Die Liſte von Rudolfs Gefolg, als er ſie dem Kaiſer überreichte, enthielt nur noch auſſer dem höhern Perſonal, welches unmittelbar um den Prinzen ſeyn ſollte, etwa zwanzig Hofkavaliers, und noch einmal ſo viel Bediente von der niedern Claſſe; der Kaiſer lächelte, ſtrich aus, gab dem Oberhofmeiſter die Liſte zurück, und zu großer Beſtürzung des feyerlichen Alten waren nur drey Namen des höhern Ranges, und die Namen von ein paar alten als treu bewährten Kammerdienern ſtehen geblieben.

Maximilian liebte und ſchätzte den Freyherrn von Waldburg würklich wie er verdiente; ſchon die Stelle, die er ihm bey ſeinem Sohne anvertrauet hatte, bewies es. Er wollte ihn durch die gänzliche Verwerſung ſeiner Anlagen nicht kränken. ſelbſt in dem, was er jetzo gethan hatte, lag der ſchmeichelhafteſte Vorzug, den das Geſchlecht der Truchſeſſe von Waldburg nur erwarten konnte; jedermann war von der Liſte ausgeſtrichen, auſſer der Freyherr von Waldburg ſelbſt, und ſeine beyden Söhne, Gebhard und Karl. Jünglinge, die von dem väterlichen Schloſſe vor kurzen erſt nach Hofe gekommen waren, und in der That den Vorzug verdienten, welche ihnen der Kaiſer hier beylegte.

Der Oberhofmeiſter müßte kein Herz gehabt haben, wie er es würklich hatte, wenn er nicht in dieſem Zuge alles gefühlt hätte, was ihn der Kaiſer darin wollte fühlen laſſen; er war gerührt, er dankte, ließ ſich wegen dieſes

Zeichens kaiſerlicher Gnade die Zertrümmerung ſeiner Entwürfe gefallen, und dachte bey ſich ſelbſt, daß im Grunde das Geſchlecht der Truchſeſſe von Waldburg den Vorzug wohl verdient habe, welchen ihm der Kaiſer zum Nachtheil ſo vieler andern beylegte.

Das Geſchlecht, zu welchem der alte Freyherr ſich zählte, war in der That eins der erſten Deutſchlands, und hatte ſich von uralten Zeiten her bey Königen und Kaiſern, durch tapfere Thaten berühmt und beliebt gemacht: ſie fielen jetzt den Urenkel ſo tapferer Ahnen alle nach der Reihe ein, indem er den Kaiſer verließ, und er war eben mit ſeinen Gedanken bey Conradins*)

---

*) Die Geſchichte des unglücklichen Conradins iſt bekannt. Der junge Heinrich Truchſeß von Waldburg war einer von den wenigen, die mit ihm zum Tode geführt wurden. Conradin bat auf dem Schafott um eine Gnade; ſie ward ihm, ausgenommen ſein und ſeines Freundes Friedrich Leben, verwilliget. Gern hätte der junge Prinz all ſeine unſchuldigen Todesgefährthen gerettet, aber man gewährte ihm nur das Leben des einen. Er wählte Heinrich Truchſeſſen, gab ihm Ring und Handſchuh, und ſchickte ihn mit denſelben und der Trauerbotſchaft von ſeinem Tode, zu Petern von Arragonien, ſeinem Schwager. Der Heinrichen den Ring ſeines Herrn zum Andenken ließ, ihn mit deſſen Wappen begnadigte, und in ſeinen Dienſten behielt.

Ringe, den Herr Heinrich Truchſeß von Waldburg, Petern von Arragonien überbrachte, und dafür das Wappen ſeines unglücklichen Herrn, drey ſchwarze Löwen im güldnen Felde von ihm zu dem ſeinigen geſchenkt bekam, als ihm der Kaiſer einen Kämmerling mit der Beſtätigung des Freyherrntitels für ſeine Söhne zuſandte, den er bisher als das Oberhaupt ſeines Hauſes allein geführt hatte.

Maximilian hatte bey dieſer Begnadigung wohl ſchwerlich an Conradins drey Löwen gedacht, aber der Oberhofmeiſter fand eben um derſelben willen die kaiſerliche Gnade wieder ganz natürlich und wohl verdient, und vergaß nicht ſeine Söhne, als er ihnen die erlangte Ehre ankündigte, zu erinnern, daß die Anſprüche ihres Hauſes groß, und keine der Ehrenſtaffeln, die ſie vor ſich ſähen, ihnen unerreichbar wär.

Wilhelm von Waldburg hätte dieſe Erinnerung bey ſeinen Söhnen nicht nöthig gehabt. Stolz, Trieb zur Größe und kühne Hoffnungen waren ihnen angebohren, waren durch die Erziehung einer ſo edeln als ſtolzen Mutter, einer gebohrnen Gräfin von Mansfeld, genährt, und jetzt am kaiſerlichen Hofe durch den erhaltenen Vorzug von neuem angefacht worden.

Maximilian hatte bey dieſem Vorzug, den er den jungen Waldburgen gab, nichts von dem, worauf ſie oder ihre Väter ſtolz waren, zum Augenmerk gehabt, ſondern vielmehr das einzige, was die Jünglinge demüthigte, und den Wahn in ihnen erregte, ſie zeigten ſich am kaiſerlichen Hofe bey weitem nicht in dem gehörigen Lichte.

Beyde waren in der Dunkelheit ihrer Provinz erzogen, beyde ſahen jetzt die große Welt zum erſten mal, und beyde hatten in der Stille, in welcher ſie ihre früheſten Jahre verlebten, zwar eine Menge gründlicher Kenntniſſe und Fertigkeiten, aber nichts von der glänzenden Politur an ſich genommen, welche im ſechzehenden Jahrhunderte ſowohl als im achtzehenden nöthig war, Verdienſte geltend zu machen.

Dieſes war es eben, was dem Kaiſer an Waldburgs Söhnen gefiel. Des älteren ſtille Zurückhaltung, das Reſultat von der beſcheidenen Schätzung ſeiner Verdienſte, und die treuherzige Offenheit des andern, die Folge gänzlicher Unbekanntſchaft mit der Weltſitte, nahm den Kaiſer ein, und machte ihn entſchloſſen, ſeinem Sohne lieber dieſe guten, unverderbenen Seelen zu Begleitern zu geben, als die zierlichen Junkern ſeines Hofes, welche Rudolfs Herzen gerade mit den Gefahren bedrohten, welche ſein weiſer Vater am meiſten von ihm zu entfernen wünſchte.

Der Tag der Abreiſe war angeſetzt, die Brüder Rudolf und Mathias umarmten ſich zum letztenmale ſo wie alle Brüder, ſie mögen Fürſten oder Bettler ſeyn, ſich umarmen ſollten. Die Prinzeſſinnen weinten an ihres ältern Bruders Halſe und der Kaiſer gab ihm ſeinen Segen.

Der Freyherr von Waldburg war traurig und mißmüthig beym Abſchiede, nicht allein, weil es ſich überhaupt geziemt bey einem Abſchiede traurig zu ſeyn, nicht weil er denſelben für die kaiſerliche Hofetikette zu herzlich fand, ſondern, weil er nur einen ſeiner Söhne mit ſich nach Spanien nehmen, und den andern gefährlich krank zurück laſſen mußte.

Prinz Mathias, der den treuherzigen Carl Truchſeß beſonders lieb gewonnen hatte, verſprach nebſt dem Kaiſer ſich ſeiner in ſeine Krankheit anzunehmen, und ihn nach ſeiner Geneſung, entweder ſeinem Vater nach Spanien nachzuſenden, oder ihn in ſeinem Gefolge zu behalten; der Kaiſer aber erſetzte ſeine Stelle mit einem andern jungen Edelmanne, der ihn durch eben das ſtille beſcheidene Weſen, das ihm an dem jungen Gebhard Truchſeß gefiel, eingenommen hatte, und der ſich für einen vornehmen Siebenbürgen ausgab, aber niemand am ganzen Hofe bekannt war, als vielleicht dem Kaiſer.

Eben dieſes war es, was den alten Herrn von Waldburg zunächſt der Krankheit ſeines Sohnes beunruhigte; einen Unbekannten ſeinem Prinzen zugeſellt, ihn mit ſeinem Sohne in eine Reihe geſetzt zu ſehen, das war zu viel für ſeinen Stolz. Zwar hatte der junge Siebenbürge ein edles, faſt möchte ich ſagen, ein großes Anſehn, zwar führte er den Namen Bathori, welchen König Stephan von Pohlen, deſſen Geſchlechtsname er war, königlich geadelt hatte; aber dies war nicht genug für den bedenklichen Oberhofmeiſter, und Prinz Rudolf ſowohl als Gebhard Truchſeß, erhielten eine Menge Regeln, wie ſie ſich gegen den Fremden behutſamlich zu verhalten hätten, die wohl ganz gut hätten ſeyn mögen, wären ſie nur auf einen andern Grund gebaut geweſen, als den, welchen ſich der alte Waldburg von dem Mißtrauen in ſeinem Herzen anzugeben wußte.

Man langte zu Alkala de Henares an, die Studien des Prinzen wurden eingerichtet, und er bekam, weil Maximilian auch hier ſich einer weiſen Einfalt befleißigen wollte, nur zwey Lehrer; Don Diego Nunnez de Infantado, ein Ritter des Ordens von Calatrava, ward ſein Lehrmeiſter in den Waffen, und Marianus Scotus, ein alter Auguſtinermönch, ſollte ihn in der Philoſophie und andern, damals einem Prinzen nöthigen Wiſſenſchaften, unterrichten.

Gebhard und Bathori waren überall Rudolfs Gefährten, und ob ſich gleich hier ein großer Unterſchied in den Jahren fand, indem ſie ſchon Jünglinge, er allererſt ein Knabe war, ſo hinderte dieſes doch nichts; es iſt bekannt, daß Fürſten die Kinderjahre früher zurücklegen als gemeine Leute, und Rudolfs für ſein Alter faſt zu ernſte Gemüthsart, diente noch mehr den Abſtand zwiſchen ihm und ſeinen Cavaliers auszugleichen.

Der alte Waldburg ſah immer mehr die Unbequemlichkeit einer allzukleinen Hofſtaat bey einem großen Prinzen ein. Rudolf mußte Umgang, mußte Zeitvertreib haben, er fand ihn bey den beyden ihm zugeſellten Jünglingen. Diejenigen, mit welchen er ſprach, ſpielte, die Waffen und die Wiſſenſchaften trieb, waren die nämlichen, dieſes verurſachte, daß man einander gewohnt ward, Gewohnheit zog Vertraulichkeit, Vertraulichkeit Freundſchaft, nach ſich, und Freundſchaft eines Fürſten mit ſeinen Hofjunkern, ſchien Waldburgen die höchſte Unanſtändigkeit unter der Sonne zu ſeyn. In Rückſicht auf den jungen Gebhard hätte ſich ſo etwas noch entſchuldigen laſſen; aber Bathori? ein Unbekannter? ein unbemittelter ſiebenbürgiſcher Edelmann? denn das ergab ſich immer mehr, daß der junge Fremdling nicht reich war, und die Stelle, welche ihm der Kaiſer bey ſeinem Sohne gegeben hatte, wohl nicht blos, wie er vorgab, aus Begierde Spanien zu ſehen, angenommen hatte.

Eine andere Herzenskränkung für den deutſchen Freyherrn, war der Ordensmeiſter von Calatrava, Don Luigi de Infantado, des jungen Nunnez Oheim, den wir vorher als Rudolfs Waffenmeiſter erwähnten; dieſem edeln treflichen Manne war eine Art von Oberaufſicht über den Prinzen aufgetragen, und ob er gleich ein Spanier war, ſo hielt er doch ſo wenig von der ſteifen Sitte, in welcher Waldburg die eigentliche Fürſtenwürde ſuchte, daß darüber mancherley Zwiſt und getheilte Meynungen entſtanden, bey welchen ſich der Prinz und ſeine Geſpielen, oder vielmehr die drei Freunde, immer am übelſten befanden, weil ſie nimmer wußten, welchen von denen, unter deren Aufſicht ſie ſtanden, ſie es recht machen ſollten.

Verſchiedene Jahre vergiengen auf dieſe Art, Carl Truchſeß blieb in Deutſchland zurück, weil Prinz Mathias eine beſondere Liebe für ihn gewonnen hatte, und ihn nicht von ſich laſſen wollte; Bathori ward alſo zu des Freyherrn von Waldburg höchſten Verdruß in ſeinem Poſten beſtätigt, und gieng mit Gebharden in der Freundſchaft, die Rudolf gegen ſeine Gefährten bezeigte, zu gleichen Theilen.

Gleichheit des Charakters iſt eins der feſteſten Freundſchaftsbande; ſie fand ſich zwiſchen dieſen Dreyen. Rudolf, von Natur zu ſtiller Schwermuth geneigt, durch Trauerfälle, die ſeinem fühlenden Herzen nahe giengen, noch ernſterer und finſterer gemacht, hätte die Jünglinge, die man ihm zugeſellt hatte, nicht lieben können, wären ſie munterer und lebhafter geweſen, als er ſelbſt; aber ſo waren auch ſie ſtill und verſchloſſen, jeder ſchien ſeinen eigenen heimlichen Kummer zu haben, und dieſes war dem Prinzen eben recht; er forſchte nie nach ihrem verborgenen Anliegen, zufrieden, daß ſie gegen ihn die nemliche Behutſamkeit beobachteten, und überzeugt, daß ſie ihm ſo wenig befriedigende Auskunft würden geben können, als er dem, der es unternommen hätte, ſein Herz auf den Grund zu durchforſchen und das ſeltſame Etwas an den Tag zu bringen, das ihm ſelbſt unerklärlich war.

Vor Unterſuchungen dieſer Art ſahen ſich die jungen Leute ſicher. Der Freyherr von Waldburg ſah das ernſte Weſen ſeiner Zöglinge als äuſſerſt ſchicklich und anſtändig gern. Don Lüigi de Infantado, ungeachtet er in dieſem Punkte etwas freyer dachte, als der Oberhofmeiſter, war doch immer ein Spanier, der den feyerlichen Ton gewohnt war. Der alte Auguſtinermönch Marianus konnte ihn wohl nicht auffallend finden, und der Ritter Nunnez, ein muntrer junger Mann, war alſo der einzige, der zuweilen bey den Waffenübungen ein Wort von frohem Muth und heiterm Sinn einfließen ließ, welche die Seele der Tapferkeit ſind.

Mit der Melancholie der drey Jünglinge, ſo ähnlich die Auſſenſeite derſelben war, ſchien es ganz verſchiedene Bewandniſſe zu haben, bey dem Prinzen war ſie wahrſcheinlich Temperament, durch Kränklichkeit und finſtre Geſellſchaft genährt, an dem kaiſerlichen Hofe möchte er ſie vielleicht ehe abgelegt haben, als in der Gegend, wohin man ihn verwieſen hatte.

Der junge Gebhard Truchſeß war allen Kennzeichen nach, ein zärtlicher Schwärmer, dem irgend eine Herzensangelegenheit den Kopf ein wenig verrückte. Bathori hingegen ſchien von irgend einer geheimen Furcht oder Beſorgniß gequält zu werden, das zeigte ſein unſtäter Blick, ſein öſteres Auffahren, ſeine Bedenklichkeit, oft die gemeinſten Fragen gerade zu beantworten.

Der Prinz und ſeine Freunde bildeten ſich in den Jahren, die man ihnen zu ihren Studien gönnte, vortreflich, doch in den Wiſſenſchaften mehr, als in den Waffen. Nunnez hatte öfter Urſach über ſeine Lehrlinge zu klagen, als der weiſe Marianus Schott, (man erlaube uns ſeinen Namen, da er ein Deutſcher wär, auch der Kürze wegen Deutſch zu nennen).

Schott füllte ſeine Lehrlinge mit Kloſtergelehrſamkeit bis oben an, und fand ſie, beſonders Rudolfen, immer bereit, auch die ungenießbarſten, unverdaulichſten Dinge von ihm lehrbegierig hin zu nehmen; bey ſo viel Fleiß war in wenig Jahren das Gebiet gemeiner Wiſſenſchaften, das damals noch nicht ſo weitläuftig war, als heut bey Tage, bald durchlaufen, und man mußte auf neue Nahrung für die Schüler der Weisheit denken.

Von der Theologie, Weltweisheit, Sprachkunde, Geſchichte und Rhetorik wußten ſie bereits alles, was ſie Marianus lehren konnte, aber ein weites Feld des damaligen Wiſſens Aſtrologie, Lehre von den Verwandlungen der Metalle, und natürliche Magie war noch übrig; hier rühmte ſich der Mönch Meiſter zu ſeyn, oder vielmehr, er gab, da es die Natur dieſer Wiſſenſchaften iſt, ſich immer in Schleyer zu hüllen, nur durch Winke zu verſtehen, was man von ihnen hierin zu halten hätte.

Dieſe Winke wurden immer deutlicher, und man urtheile, was dieſelben auf Jünglinge wie Rudolf, Gebhard und Bathori waren, für Eindruck machen mußten.

Man kann ſich ſchwerlich eine wißbegierigere nach verborgenen Dingen ſchmachtendere Seele denken, als des jungen Prinzen. Gebhard war verliebt und Schwärmer, folglich auch abergläubiſch, Bathori furchtſam und argwöhniſch, und auch dieſe Gemüthsart verſtattete den Dingen, welche Marianus jetzt in allen Stunden mit verdeckten Worten predigte, viel Eingang.

Rudolf war der erſte, welcher ſeinen Gefährten geſtand, wie er ihren gemeinſchaftlichen Lehrer jetzt weniger als ſonſt verſtehe, und doch gleichwohl ſich unwiderſtehlicher nach allem, was aus ſeinem Munde gieng, hingeriſſen fühle, als jemals. Es muß, ſetzte er hinzu, Quellen menſchlicher Weisheit geben, die uns noch ganz verborgen ſind, und die er uns entdecken kann. Weisheit iſt Glückſeligkeit, wir verſäumen unſer Glück, wenn wir hier nicht tiefer forſchen, wenn wir den Brunnen nicht ganz auszuſchöpfen ſuchen, der uns offen ſteht. Laßt uns ihn fragen, laßt uns unſern Lehrer um die Meynung ſeiner unbegreiflichen Worte fragen, laßt uns die Einweihung in die Geheimniſſe annehmen, die er uns wahrſcheinlich gewähren kann, und dann, wenn wir erhalten haben, was wir wünſchen, alles mit dem heiligſten Schweigen verſiegeln; denn mich dünkt, wäre das, was wir erfahren werden, nicht Geheimniß, es würde mich weniger reizen; wo jedermann hinſchauen darf, davon wende ich meine Augen ab, ich will nur da wandeln, wo es wenigen erlaubt iſt den Fuß hinzuſetzen.

Dies war in der That eine Rede, welche ſelbſt dem weiſen Marianus Schott Ehre gemacht haben würde; der Prinz erfüllte ſeinen Lehrer mit himmliſchem Entzücken, als er ſich des andern Tages in ähnlichen Ausdrücken an ihn wandte, und ihn in ſeiner Wißbegierde des Beytrittes ſeines Gefährten verſicherte.

Ja, mein Sohn, erwiederte Schott, ihr irret euch nicht; es giebt Quellen des Wiſſens, aus welchen nicht ein jeder ſchöpfen kann, weil nicht einem jeden die Augen offen ſtehen, die Winke des Himmels zu ſehen; Euch hat ein guter Geiſt ſie geöfnet, und ihr ſollt erblicken, was ihr zu erblicken wünſcht. Wiſſet, dieſe ſichtbare

Welt umſchließt noch eine unſichtbare himmliſche, reich an Wundern und Kräften, und willig, ſich dem mitzutheilen, der ihrer begehrt. Siehe, die rauhen Produkte der Erde, die ſie den Profanen unausgearbeitet zuwirft, können von heiligen Händen unnennbar veredelt werden, jede Hand voll Erde iſt Gold, und jeder Stein trägt den ſchimmernden Demant in ſeinem Schooße. Siehe die tauſend Augen Gottes, die Sterne, die dort über uns funkeln; ſie ſind nicht blos leuchtende Punkte, unſere Nächte zu erhellen, aetheriſche Kraft ſtrömt von ihnen auf die Erde herab, und wer ihre Sprache verſteht, kann in ihnen die Geheimniſſe des Schickſals leſen. Die ganze Natur iſt beſeelt, der verlaſſenſte Winkel der Erde iſt nicht einſam; rund um uns her wohnen Geiſter, von irdiſchen Augen unbemerkt, aber ſichtbar dem geheimen innern Sinn, der ſo leicht in uns zu wecken iſt: dieſe unſere unbekannten Gefährten ſind unſere Knechte, wenn wir ſie zu binden wiſſen, aber ſie gehorchen nur den Reinen, denn ſie ſelbſt ſind rein und heilig, dem, den dieſe genauen Bemerker menſchlicher Handlungen unſträflich finden, öfnen ſie das Buch heimlicher Weisheit, Unſträflichkeit iſt das einige Band, das ſie an uns feſſelt.

Die Zuhörer des begeiſterten Mönchs ſtanden mit weit geöfneten Augen, als wollten ſie auſſer dem Gehör noch einen Sinn bräuchen, ihn ganz zu faſſen. Alles, ſelbſt Zeit und Ort dieſes Auftritts kam hier zuſammen, die jungen Leute ganz hinzureiſſen: die Rede, die der von ihnen allen geliebte Lehrer, ein freundlicher, einnehmender Greis mit weißem Haar und Bart zu ihnen hielt, ertönte von ſeinen Lippen in ſanften, herzerſchütternden Accenten, ihr Inhalt war hoch unbegreiflich, und hatte die reinſte Tugendlehre, die er ihnen täglich predigte, zum Grunde; in dem Gedanken, überall von dem Auge der Gottheit bewacht zu ſeyn, zu deſſen Symbol der Redner die Sterne machte, die eben über ihnen funkelten, in dem Gedanken, überall ſpähende Geiſter um ſich zu haben, die nur durch Unſträflichkeit zu Freunden gewonnen werden könnten, lag etwas, das beſonders Rudolfs reinem ſchuldloſen Herzen willkommen war; die andern fühlten blos einen kleinen wohlthätigen Schauer, und ſanken, als der Mönch geredet hatte, in das ernſte Nachdenken, das auch ihn und den Prinzen eine lange Weile ſtillſchweigend erhielt.

Es war Nacht, (wie es denn dem Prinzen oft erlaubt war, des Nachts bei den Auguſtinern zu bleiben,) ſie befanden ſich mit ihrem Lehrer auf einem hohen ſteinernen Umgange des Kloſterthurms, wo er ſie oft im Himmelslaufe zu unterrichten pflegte; unter den unzähligen Sternen, die die ſchwüle Sommernacht erleuchteten; gieng der Mond herauf; wie eine ſchmale gekrümmte Sichel, und verſichtbarte mit düſterm Licht die Geſtalt des Mönchs, der wie ein Heiliger unter den Jünglingen ſtand, die gigantiſchen Mauern des Thurms hinter ihnen, und vor ihnen die freye, dämmernde Gegend, eine Ausſicht, die ſich weit über das ummauerte Gebiet der Mönche bis an die Gebürge erſtreckte, waren Dinge, welche zuſammen ein Ganzes formirten, das bey den jungen Schwärmern den Eindruck von dem, was ſie eben gehört hatten, unnennbar erhöhen und ihr Stillſchweigen verlängern mußte.

Meine Söhne, ſagte Marianus endlich, Mitternacht iſt längſt vorüber, die Glocke tönt zur Metten, die Brüder werden allmälig im Kloſter wach; laßt uns hinabſteigen und mit ihnen ins Chor gehn; mich dünkt, unſere Seelen ſind wohl vorbereitet zur Andacht. Morgen aber macht euch gefaßt, Proben von dem zu ſehen, was ich heute geſagt habe, und jeder ſchicke ſich auf eine Forderung zum Beweis meiner Worte, die ich euch gewähren kann.

Die Jünglinge folgten ihrem Lehrer ſchweigend, und betraten die Kirche, aus welcher ihnen ſchon der feyerliche Geſang der Religioſen, der *) allemal zu dieſer Stunde geſungen wurde,

---

*) Christe, qui Lux es et Dies etc.

entgegen ſchällte; Töne, welche geſchickt waren, die Gefühle, mit welchen ſie eintraten, aufs höchſte zu ſpannen.

Ein jeder betete für ſich, und gieng denn zur Ruhe, nicht um zu ſchlafen, ſondern ſich noch die wenigen Stunden bis zum Morgen voll Gedanken herum zu werfen, und über das, was der morgende Tag mit ſich bringen würde, Muthmaßungen zu faſſen.

Unſere Leſer würden uns unrecht thun, wenn ſie glaubten, daß wir ihnen in dem, was wir ihnen erzählt haben und noch erzählen werden, unſer eignes Glaubensbekenntniß ablegten, nein, wir wiederholen Ihnen blos, was die Geſchichte der damaligen Zeiten von ſolchen Dingen vorgab und glaubte, ohne unſerm erleuchtetern Jahrhunderte dieſelben aufdringen zu wollen; ſo werden die künftigen Zeiten die Wunder und die Meynungen der unſrigen wiederholen, und ſich ihres hellern Verſtandes freuen. Prinz Rudolf und ſeine Gefährten würden ſich ſehr unglücklich geachtet haben, hätte man ihnen den Glauben an das, was ihrer Phantaſie ſchmeichelte, und wovon ſie des andern Tages Proben zu ſehen koſten, hinweg philoſophiren wollen; wollen unſere Leſer ihre Abentheuer mit einiger Theilnahme leſen, ſo müſſen ſie es ſich freylich gefallen laſſen, ihre beſſern Einſichten ein wenig bey Seite zu ſetzen, und auf einige Minuten zu denken, wie ſie dachten.

Der Frühgottesdienſt war kaum zu Ende, ſo ſah der aſtrologiſche Mönch ſchon den Prinzen mit ſeinen Begleitern bey ſich in der Zelle, ihn an das in geſtriger Nacht gethane Verſprechen zu erinnern, und ihm die Forderungen, die ſie ſich ausgeſonnen hatten, vorzutragen.

Meine Kinder, erwiederte der lächelnde Alte, man ſieht, daß ihr noch völlige Neulinge in den Geheimniſſen ſeyd, zu welchen ihr eingeweiht zu werden wünſchet. Nicht ohne Vorbereitung darf man ſich ihnen nahen, auch iſt die gegenwärtige Stunde des Tages völlig ungeſchickt zu dem, was ihr begehret. Dieſe Nacht, um die nämliche Stunde, da ihr geſtern die erſte Ahndung von den Geheimniſſen der unſichtbaren Welt erhieltet, findet euch an dem Orte ein, wo wir geſtern waren; bis dahin ſtrenge Vorbereitung durch Einſamkeit, Faſten und Gebet! Keiner darf in dieſer Zwiſchenzeit den andern ſehen, ſo wie auch ich bis zur beſtimmten Stunde Euch ſo wenig, als einen andern lebendigen Menſchen ſehen werde. Gehet, meine Kinder, verlaſſet mich; die Zeit iſt koſtbar! nutzet ſie, das, was ihr euch in den Sinn genommen habt, noch einmal zu überdenken, denn auch hierauf kommt etwas für Eure Zukunft an.

Die Jünglinge gehorchten und ſuchten die Einſamkeit, einer im Kloſtergarten, der andere auf der Bibliothek, der dritte auf dem Zimmer, das ihnen, ſo lange ſie hier wären, zur Wohnung eingeräumt war, alle aber vergaßen, daß Don Luigi und der Freyherr von Waldburg ſie heute ſchon von den Auguſtinern zurück erwarteten, und daß der Ritter Nunnez, der ohnedem nicht allemal mit ihnen zufrieden war, abermals über Nachläſſigkeit in den Waffenübungen klagen würde.

Der Tag ſchwand dem einen geſchwind, dem andern langſam dahin, je nachdem ein jeder in ſich ſelbſt Stoff zur ernſten Beſchäftigung in der Einſamkeit fand. Die Nacht brach an, ſie fanden ſich einer nach dem andern auf dem Umgange des Kloſterthurms ein, und eben, als der Mond am Himmel ſichtbar ward, hörten ſie auch den Mönch herauf kommen.

Mir iſt eingefallen, meine Söhne, begann er, nachdem er ſie alle umarmt und dem Mond gegenüber auf die ſteinerne Bank an der Thurmmauer neben ſich zum Sitzen genöthigt hatte. Mir iſt eingefallen, daß ihr mich nach dem, was geſtern unter uns vorgefallen iſt, bey eurer Unwiſſenheit in dieſen Dingen, wohl für einen Magum oder Teufelsbanner halten könntet; aber hütet euch wohl, die Tochter des Himmels, die göttliche Aſtrologie, für deren Geweihten ich mich bekenne, mit jenem Kinde des Abgrunds der Zauberkunſt zu vermengen. Ungeachtet beyder Würkungen zuweilen Aehnlichkeit haben mögen, ſo ſind ſie ſelbſt doch weiter von einander entfernt, als dieſer klare, leuchtende Himmel von der Erde. Euch dieſes nach dem innern Weſen beyder Wiſſenſchaften zu beweiſen, fehlt es mir an Zeit, und auch vor der Hand noch an Faſſungskraft. Euch als Neulinge muß ich nur auf einige unter tauſend äuſſerlichen Kennzeichen verweiſen, durch welche ſich die Würkungen des Guten von den Würkungen des Böſeſten aller Weſen unterſcheiden: wiſſet aufs erſte, die Magie ſcheut den Anblick des Himmels und verbirgt ſich gern in Höhlen und düſtern verſperrten Zimmern, wo der Betrug (denn der zehnte Theil der Magier ſind Betrüger) hinter jeder Gardiene, an jeder Thür lauſchen kann. — Der Magus wird euch zu ſeinen Erſcheinungen in dicke Finſterniſſe führen, vom Kerzenglanz ſparſam erhellt, aber der Tempel der Theoſophie iſt die freye Natur; unter dem offenen Auge des Himmels, (freylich nicht bey Sonnenglanz, dies verbietet die Natur der

Sache), aber doch allemal unter der Beleuchtung himmliſcher Körper, tritt der Aſtrolog auf, euch einen Blick in die heiligſten Geheimniſſe thun zu laſſen. Jeder Ort iſt ihm dazu gerecht, den nur kein Nebel entſtellt, und der nur den offenen Himmel über ſich hat. Auch hat er — merket hier das zweyte Abzeichen der Wahrheit von der Lügen — auch hat er wenig Vorbereitungen nöthig ſein Werk zu treiben. Der Magus hüllt euch in ſchwarze Decken, benimmt euch den Athem durch Weyhrauchduft, ſammelt Todtengebeins und geweihte Kerzen um euch her, ſtammelt furchtbar tönende Worte und Gott entehrende Gebete; der Sohn der himmliſchen Weisheit braucht nichts von dem allen, ſeine einige Vorbereitung iſt ſtilles Gebet, Heiligkeit und Faſten, ſeine einige Ceremonie, daß er, wenn er ſeine Schüler durch irgend einen Vortrag zu heiliger Aufmerkſamkeit geſtimmt hat, ſich nebſt ihnen erhebt, wie ihr jetzo mich thun ſehet, ihnen, ſo wie ich Euch thue, die Hand auf die Augen legt, und dann fragt, wie ich Euch frage: Sterbliche, was fordert ihr von den Sternen!

Weder durch Weyhrauchdampf noch ſchreckende Ceremonien, hätten die Jünglinge wohl ſo aus der Faſſung gebracht werden können, als durch dieſe ſchnelle überraſchende Aufforderung zu dem, was einen Tag und eine Nacht lang ihre

Phantaſie ſo lebhaft beſchäftigt hatte. Marianus irrte nicht, ſie hatten allerdings eine Idee von dem, was ihnen bevorſtand, und eine ganz andere, als die, welche ſie nun gerechtfertigt ſahen. Nichts hatten ſie weniger erwartet, als ſich auf einmal ohne alle Ceremonie dicht vor den Vorhang der Geheimniſſe geführt zu ſehen, deren Enthüllung ſie in dieſem Augenblicke faſt ſo ſehr ſcheuten, als wünſchten. Sie waren mit dem Aſtrologen von ihrem Sitze aufgeſtanden, hatten die Berührung ſeiner Hand empfunden, aber keiner hatte die Kraft auf ſeine wiederholte Frage zu antworten, bis endlich der Prinz zitternd den Mund öfnete, ſein Begehren zu nennen.

Haltet ein, mein Sohn, rief der Mönch, indem er mit ſeiner Hand ſeine Lippen verſchloß. Ich habe vergeſſen Euch zu ſagen, daß hier nicht der Stand, ſondern das Alter den Vorrang beſtimmt; Siegmund Bathori, ihr ſeyd der Aelteſte: Redet!

Iſt dem Kenner veborgener Geheimniſſe, erwiederte Bathori mit zitternder Stimme, iſt dem wahren Theoſophen, die Gabe verliehen, die Natur der Dinge umzuwandeln, ſo mache er dieſe Hand voll Erde zu Goldſtaub, dieſen Stein zum ſchimmernden Juwel, wie er in der Krone des Königs von Pohlen prangt.

Warum ſagt Siegmund nicht lieber in der Krone meines Vaters? erwiederte der Mönch. Siehe, Jüngling, ich kenne dich! und dein erſtes Begehren hat mir auch dein Inneres kenntlich gemacht, ſo wie ich längſt das Aeuſſere deiner Verhältniſſe kannte. Dein Herz iſt nicht ganz gut und edel, es neigt ſich wie zu zaghafter Furcht und heimtückiſchen Argwohn ſo zum Geiz! Hinweg mit Erde und Steinen! Der wahre Philoſoph findet keine Gattung derſelben edler, als die andern! Alchymie iſt nur die unächte Tochter der himmliſchen Weisheit, auch könnt ihr denken, daß ich beym Gelübde der Armuth nie daran dachte, dieſen Theil meines Wiſſens zu nützen!

Bathori ſtand voll ſtummer Beſtürzung da, der Mönch hatte ihm Erde und Stein aus der Hand geſchleudert, ſeine Gefährten ſahen ihn voll Befremdung über das, was Marianus geſagt hatte, an, aber dieſer ließ ihnen nicht Zeit, Muthmaßungen zu bilden, ſondern forderte den jungen Gebhard Truchſeß auf, als den, der nach Bathori der Aelteſte war, ſeine Forderung zu nennen.

Ich zittere zu ſprechen, erwiederte Gebhard, vielleicht kann mein Wunſch ſo wenig den Blick himmliſcher Weisheit vertragen, als Bathoris!

Und

Und ich muß Euch warnen, keinen andern zu nennen, als den, welcher euch bis zu dieſer Stunde beſchäftigt hat.

So höret denn, fuhr der Jüngling fort: Ich liebe, liebe mit gränzenloſer Zärtlichkeit eine Perſon, welche das Glück meinen Hoffnungen zum Hohn mir unerreichbar gemacht hat; iſt Euch Gewalt gegeben, mich nur auf eine Minute zu beglücken, ſo zeigt mir ſie, wie ſie dieſer gegenwärtige Augenblick findet.

Liebe, mein Sohn, erwiederte der Mönch, iſt dem Sterblichen keine Schande, macht ſie doch das höchſte Glück der Seeligen aus, doch iſt ſie dem Sterblichen oft Unglück, auch dir wird ſie es ſeyn. — Komm und ſiehe, was du gefordert haſt.

Die drey Jünglinge nahten ſich dem ſteinernen Geländer des Umganges, und beugten ſich, ſo lehrte ſie Marianus, hinab; ſie ſahen in den dämmernden Kloſterhof, welcher das Gebäude zunächſt umſchloß. Ein kleiner Nebel ſtieg aus der Erde auf, der ſich bald zertheilte, und ihnen eine ganz veränderte Ausſicht übrig ließ. Es war ihnen, als ſtänden ſie auf der Tribune einer Kirche, die Gebharden, als er ſich umſah, nicht unbekannt war. Sie ſchauten in die Tiefe hinab. Gleich unter ihnen war der hohe Altar, auf welchem zwey Kerzen flammten; auf ſeinen Stufen lag eine junge betende Perſon, welche ſich jetzt aufrichtete und in dem Feuer der Andacht Augen und Hände gen Himmel erhub. Die Jünglinge erblickten das ſchönſte Geſicht, welches je der Nonnenſchleyer, den ſie halb zurückgeſchlagen trug, entſtellte, ihre Augen ſtrömten, ihre Lippen bewegten ſich. O Gebhard! Gebhard! flüſterte es in des jungen Truchſeß Ohren, dich vergeſſen? dich verlaſſen?

Sie iſts! ſie iſts! ſchrie Gebhard, indem er Bathori umarmte, und hörteſt du, was ſie ſprach? — Bathori ſowohl, als der Prinz hatten geſehen, was er ſah. die Stimme hatten ſie nicht gehört. Sie wandten die Augen nach dem ſchönen Schauſpiel, das ihre Blicke, durch Gebhards Ausruf geſtört, auf eine Minute verlaſſen hatten, aber ſiehe, es war verſchwunden.

O ſchrie Rudolf! hat der göttliche Mann, an deſſen Seite ich ſtehe, Macht dem Auge zu zeigen, was die Seele wünſcht, ſo zögre ich nicht mein Begehren zu nennen! Gebhard liebt eine Sterbliche, ich liebe die drey Engel, die einſt meine Schweſtern waren; ſie in dem Himmelsglanz zu ſehen, der ſie jetzt umgiebt, dies, denke ich, würde endlich die Thränen trocknen, die immer noch um ſie flieſſen, und die Schwermuth zerſtreuen, die ein jeder mir zum Vorwurf macht.

Marianus lächelte noch freundlicher, als bey Gebhards Begehren; der aufſteigende Nebel verkündigte Verneuerung der Geſichte, die jungen Seher ſahen — was uns zu wiederholen nicht möglich iſt, da ihnen ſelbſt die Beſchreibung der Scene des Entzückens, die ſich ihnen zeigte, nie ſo glückte, daß ſie auf die Nachwelt gekommen wäre. Ihre Zungen ſtammelten, ihre Augen ſtrömten, wenn ſie davon ſprachen, ſie begannen das Gemählde, aber — ſie vollendeten nichts, wie auch wir nichts vollenden, ſondern unſere Freunde vom Kloſterthurm herab in ihre Cellen begleiten.

Mein Vater, ſagte Bathori, als er ſich von dem Mönche trennte, ihr kennt mich, wie ich merke, ihr wißt, daß mir Rath und Troſt nöthiger iſt, als meinen Gefährten, ſoll ich allein leer ausgehen? Sie haben geſehen, was ſie am meiſten lieben. — —

Und was würde Bathori zu ſehen wünſchen?

Was ich am meiſten fürchte!

Oft fürchtet der Menſch, was am wenigſten zu fürchten iſt. Gehet hin, dieſe Nacht wird euer Schutzgeiſt warnend an Eurem Lager ſtehen, gehorchet ſeiner Stimme!

Der lange Aufenthalt des Prinzen und ſeiner Gefährten bey den Auguſtinern verurſachte Befremdung bey ſeinen Aufſehern. Der frühe Morgen des nächſten Tages ſahe Don Luigi de Infantado und den Freyherrn von Waldburg perſönlich im Kloſter, Rudolfen abzuholen. Er konnte ſich nicht entbrechen ihnen zu folgen, und Marianus, welcher nicht leugnete, der Urſache dieſes verlängerten Beſuchs geweſen zu ſeyn, nahm, ungeachtet er der Mann war, dem Geiſter gehorchten, mit gehöriger Demuth, über ſein eigenmächtiges Verfahren, einen ziemlich ſtrengen Verweis von ſeinen Obern hin.

Bathori war finſterer und zerſtreuter als jemals, er ſuchte den ganzen Tag über nach Gelegenheit mit dem Prinzen allein zu ſprechen, und als man ihm dieſe ſo wohl, als Gebharden, Gott weis warum, entzog. ſo wußte er des Nachts durch ſeinen Kammerdiener ein Billet in das Schlafzimmer des Prinzen zu ſpielen, das dieſer am Morgen fand und folgendermaßen las:

„Euch, den das Schickſal oder vielmehr meine eigene Wahl auf eine Zeitlang zu meinem Herrn machte, Euch, den näherer Umgang mich lieben lehrte, Euch muß ich verlaſſen; die Stimme des Himmels weiſt mich an den Ort zurück, von welchem ich geflohen bin. Oft fürchtet der Menſch, wo nichts zu fürchten iſt, ſagte jener übernatürliche Mann? — Gott gebe, daß er, daß mein Geſichte von voriger Nacht mich nicht betrügen."

„Marianus kennt mich ohne Zweifel ſo gut ich mich ſelbſt kenne, ungeachtet ich mich ihm ſo wenig, als irgend einem Menſchen auſſer meinem Vaterlande, entdeckt habe. Einige Worte, die er in geſtriger Nacht zu mir ſprach, und die auch Eurer Aufmerkſamkeit, wie es ſchien, nicht ganz entgingen, ſagten mir, daß er mich kennt, und daß ich daher Eure Neugier ſicher an ihn verweiſen und mir dadurch ſchmerzhafte Bekenntniſſe erſparen kann."

„Ich gehe, Dank ſey es ſeinem köſtlichen Geſchenke, von einem warnenden Engel begleitet nach dem Orte, wo vielleicht ſonſt der Tod meiner warten würde."

„Siegmund Bathori."

Rudolf las dieſen ſeltſamen Brief mit Erſtaunen, und er und Gebhard, dem er ihn mittheilte, waren voll Ungeduld das Auguſtinerkloſter wieder zu ſehen und daſelbſt Aufklärung zu erhalten.

Daß Schott in jener merkwürdigen Nacht einige befremdende Worte zu Bathori geſagt hatte, erinnerten ſich beyde, aber die folgenden Scenen hatten dieſelben ſo gänzlich aus ihrem

Gedächtniß verwiſcht, daß auch nicht eine Spur davon zurücke geblieben war, und ſie das, was ſie durch den Aſtrologen von Bathori zu erfahren hofften, nicht einmal muthmaßen konnten.

Doch ein Beſuch im Kloſter ſollte ihnen nicht ſo bald wieder verſtattet werden. Der Ritter von Calatrava, der, wie wir ſchon geſehen haben, nicht allemal mit dem Prinzen und ſeinen andern beyden Waffenträgern zufrieden war, hatte eine lange Unterhaltung mit ſeinem Oheim über den geſtrigen um des Kloſters willen verſäumten Unterricht gehabt, und bey Don Luigi vollen Beyfall gefunden.

Ich fürchte, ſagte letzterer, dieſe Mönche ſind geſonnen, den jungen mir anbefohlnen Prinzen ganz an ſich zu ziehn; heimliche Kabalen vom Hofe her ſtecken vielleicht hierunter. Ich weis, daß viele den Prinzen Mathias lieber dereinſt auf dem Throne ſähen, als ſeinen ältern Bruder, man ſucht Rudolfen vielleicht zu raſchen Entſchlüſſen zu verleiten, die er ewig bereuen würde, und die ich, der ihn liebe, ich, der dem Kaiſer geſchworen habe, mich ganz der Wohlfahrt ſeines Sohnes zu widmen, nicht befördern darf.

Ihr habt recht, verſetzte Nunnez, die Luſt des Prinzen zu den Waffen iſt ſchlecht, ſein Hang zur Schwermuth unaustilgbar, und ſein deutſcher Aufſeher ſo wohl, als ſeine trübſeligen Geſellſchafter, ganz ſo, daß ſie Tiefſinn und Melancholie nähren, und vielleicht dem feurigſten Jüngling, welches doch wahrhaftig unſer Prinz nicht iſt, aus lauter Unmuth Luſt zum Kloſter machen müßten. Aber was ſollen wir thun, dieſes Unheil zu verhüten?

Die Beſuche im Kloſter ſo viel als möglich einſchränken, ihm nach und nach ſtatt ſeinen gegenwärtigen Hofkavaliers munterere Jünglinge zugeſellen, und endlich, wenn des alten Waldburgs hohe Jahre ihn nicht bald von ſelbſt abtreten machen, auch dieſen verdrängen.

Wir wiſſen nicht, ob die Spanier bey dieſer Berathſchlagung ganz allein des Prinzen Wohl zum Augenmerk hatten, oder ob ſich vielleicht etwas Neid gegen den Freyherrn von Waldburg wegen der Gnade, damit ihn der Kaiſer beehrte, mit einmiſchen mochte. Ein Glück war es für den guten Alten, daß nur Spanier keine Italiäner ſeine heimlichen Feinde waren; dieſe beyden Nationen, welche einander ſo gleich in verborgenen Anſchlägen ſind, gehen bey der Ausführung derſelben doch ſo verſchieden zu Werke, daß man der Rache der erſten ſehr oft, der andern nie entgehen kann. Bey dem Italiäner folgt ſchnelle Handlung dem Plan, der Spanier bedenkt ſo viel, und wägt und wählt ſo lange, daß ſelbſt der verdachtloſe Deutſche ſeinen Fallſtricken leicht entgehen kann.

Bathoris heimliche Entfernung, Flucht möchte man ſein ſchnelles Entweichen faſt nennen, brachte ſchon eine kleine Aenderung in die Plane Don Luigis und ſeines Neffen; ihre argwöhniſche Gemüthsart machte, daß ſie hier verborgenen Zuſammenhang mit verborgenen, aber den Prinzen nah angehenden Dingen ahndeten, und weil ihnen nun hier alſo alles verborgen war, ſo brauchten ſie viel Zeit, nur einige Muthmaßungen zu faſſen, und darüber blieb alles noch eine lange Weile wie es war.

Selbſt das ſtrenge Verbot, nicht mehr zu den Auguſtinern zu gehen, wurde endlich auf die Seite geſetzt, weil man weder den Prinzen kränken, noch die heiligen Väter, die zu Alkala in großem Anſehn waren, beleidigen, noch die wahre Urſach geſtehen wollte, warum man ihnen Rudolfs Vorliebe beneidete.

Der Prinz und ſein einziger, nunmehr deſto lieberer Gefährte, Gebhard, flogen alſo wieder in die Arme des Aſtrologen, und ihre erſte Unterhaltung war Bathori.

Marianus lächelte, wie er immer zu lächeln pflegte, wenn er nicht für gut fand, das ganz zu ſagen, was er wußte oder dachte.

— Die Geheimniſſe, fing er nach einer Pauſe an, welche uns die Geſtirne vertrauen, ſind eigentlich ein verſiegeltes Buch, davon der Aſtrolog einen jeden nur ſein eignes Blatt leſen läßt; indeſſen, Bathoris Brief giebt mir Recht, eure Neugier zu befriedigen, und ich gebe nach, ſo weit es mir erlaubt iſt.

Bathori iſt ſo wohl ein geborner Fürſt, als Rudolf, aber weder ſo mächtig, noch ſo glücklich, wie er. Kaiſer Maximilian iſt ein großer Kaiſer, ein gütiger Vater; Siegmund Bathori iſt der Sohn des Fürſten von Siebenbürgen, des gegenwärtigen Königs von Pohlen, eines Mannes, der immer ſtreng und karg gegen den jungen Prinzen war, welchen er im Grunde liebte; daher Bathoris Hang zu Argwohn und Geiz, daher ſein raſcher Entſchluß, als ſein Vater den pohlniſchen Thron beſtieg, zu fliehen und Zuflucht bey dem Kaiſer zu ſuchen, der der Nebenbuhler ſeines Vaters an der pohlniſchen Krone war; ein wilder, regelloſer Entſchluß, welcher bey einem andern, als Maximilian, böſe Folgen hätte haben können!

Der Kaiſer kannte den jungen Bathori, ungeachtet er ſich ihm nicht entdeckte, er redete ihm zu, zu ſeinem Vater zurückzukehren, und war ſo großmüthig, als dieſer auf ſeinem Entſchluſſe beharrte, ihn nach ſeinem Begehren ſo weit als möglich zu entfernen, ihn euch zum Geſellſchafter nach Spanien mitzugeben.

Bathori war aus bloßem Wahn den Armen ſeines Vaters entflohen, er wußte, daß die pohlniſche Krone durch eine Vermählung erkauft werden ſollte, und meynte, unter ſolchen Bedingungen hätte ſie ihm ſelbſt angeſtanden. Er haßte ſeine beſtimmte Stiefmutter ohne ſie zu kennen, und fürchtete ſeine künftigen Brüder, von denen er doch wahrlich nichts zu beſorgen hat, denn die Prinzeſſin Anna, des vorigen Königs Tochter, die man dem alten Fürſten Bathori vermählte, iſt bereits in Jahren, da der junge verblendete Prinz von ihr wohl keinen Nebenbuhler an der Krone zu fürchten haben dürfte, ein Traum hat ihm dieſes in jener Nacht gezeigt, er hat gehorcht, und iſt in die Arme eines traurenden Vaters zurückgeeilt; aber wie ich aus dieſem Briefe ſehe, ſo iſt ſein argwöhniſches Herz noch nicht geheilt; er beſorgt noch immer Gefahr, ungeachtet er einen treuen Warner vor derſelben mit ſich nimmt.

Und was iſt das für ein Warner? fragte der aufmerkſame Rudolf.

Ich beſitze, antwortete Marianus, verſchiedene kleine aſtrologiſche Kunſtſtücke, die ich zu Geſchenken für meine Lieben aufbewahre. Noch keinen meiner Lehrlinge habe ich ohne ein ſolches

Andenken entlaſſen; auch für euch beyde ſind beym Abſchied, der vielleicht bald erfolgen möchte, ein paar kleine Gaben dieſer Art aufbehalten, über welche ihr Euch dann nach Gefallen vergleichen mögt.

Bathori erhielt von mir, was ihm ſo nöthig iſt, eine warnende Glocke, die es ihm, ſo bald er einſam iſt, mit hellen Schlägen anſagen wird, wenn Gefahr vorhanden iſt, ſich durch eine raſche Handlung oder thörichten Argwohn von neuem unglücklich zu machen. Gott gebe, daß er den wahren Gebrauch dieſes unſchätzbaren Schatzes nicht verkenne. Aber ich leſe in den Sternen, der verwahrloſeſte Jüngling wird der alte bleiben, Furcht, Habſucht, Wankelmuth und Argwohn, werden ihn vor ſeinem Beſten vorüber führen, und er, den das Schickſal zu mehr als einer Krone beſtimmte, wird als ein Fürſt ohne Land ſterben.

Die prophetiſche Geberde, mit welcher Marianus das Schickſal des jungen Bathori vor ſeinen Freunden enthüllte, und der eindringende Ton ſeiner Worte, ſpannte die Aufmerkſamkeit der beyden Jünglinge aufs höchſte, und ſtärkte in ihnen den ſchon gefaßten Entſchluß, von ihm die

Einweihung in die Geheimniſſe der Aſtrologie mit Ernſt zu begehren.

Marianus willigte ein, und von nun an wurden alle im Kloſter zugebrachte Stunden der Erlernung deſſen geweiht, was unſere Urſchrift den edelſten Theil des menſchlichen Wiſſens nennt, und wovon ſie auf mehreren Seiten ſo vieles ſagt, daß derjenige, welcher Geduld hätte, das alles zu durchleſen, ſich vielleicht rühmen könnte, ſo viel zu wiſſen, als der gelehrte Auguſtinermönch; oder als wenigſtens ſeine beyden hoffnungsvollen Zöglinge ſehr bald wußten.

Zum Probeſtück der erlangten Fertigkeiten, ward einem jeden aufgelegt, ſeine eigne Nativität zu ſtellen, und jeder fand in dem, was er erfuhr — — den Grund ſeines nachmaligen Unglücks. Rudolf kannte nach dem Andenken ſeiner verſtorbenen Schweſtern, deren Bild ihm ſeit jenem himmliſchen Geſicht weit theurer, weit gegenwärtiger war, als zuvor, nichts; das ihm lieber geweſen wäre, als der Freund ſeiner Jugend, ſein Bruder Mathias, es entzückte ihn bey der erſten Stellung der Zahlen ihn überall, ſein Schickſal ganz mit dem Seinigen verwebt zu finden. Er rechnete weiter, und er fand Umſtände, die ihm bedenklich vorkamen. Er zog ſeinen Lehrmeiſter zu Rath, und dieſer fand keinen Fehler in der Berechnung. Rudolfs Erſtaunen wuchs wie er weiter gieng. Faſt ließ es ſich an, als hätte das Schickſal den Bruder, den er liebte, nach deſſen Wiederſehn er ſo ſehnlich ſchmachtete, nicht als Freund, nein als Nebenbuhler ihm an die Seite geſetzt. Hier waren Kronen, nach denen ſich beyder Hände ausſtreckten, dort ſetzte die Liebe beyde auf die Wagſchale; der arme Rudolf ward zu leicht befunden, und das Glück entſchied für den überall ausgezeichneten Mathias.

Rudolf war Kaiſer, aber Krieg und mannichfaltige Unruhen, ließen ihn die Freuden der Krone nicht genießen. Mathias lächelte erſt einer nahen Krone zu, die ihm, die Konſtellationen beſtimmte es mit Gewißheit, nicht entgehen konnte; es war eine doppelte, eine *) königliche und eine kaiſerliche; die Liebe, das ſahe der junge Aſtrolog, hatte ihn ſchon vorher gekrönt, indeſſen er, der arme Rudolf, zu ewiger Einſamkeit verdammt, im Dunkeln ſchmachtete. Mathias Schickſal ward in dem Augenblick auf eine blendende Art glänzender, da ſich das ſeinige in volle Finſterniß verlor. Ein Todesſchauer überfiel den beklagenswürdigen Nativitätſteller, er wollte nichts weiter wiſſen, und warf das Ganze in einen Haufen zuſammen, ohne weder jetzt, noch jemals Muth

---

*) Er ward König in Pohlen und nach Rudolfs Tode Kaiſer.

und Geduld zu haben, die peinliche Arbeit von neuem anzufangen.

Als wenn böſe Geiſter ihn verfolgten, flog er aus ſeinem Zimmer in das Kabinet, wo Gebhard arbeitete. Er fand ihn eben in einer ſolchen Extaſe, als die Seinige war, nur daß Rudolfs halbe Verzweiflung, Gebhards Begeiſterung, entzückende Freude zum Grunde hatte.

O Prinz! rief er, indem er ihm entgegen flog, und ihn mit mehr Freiheit, als er ſich ſonſt erlaubte, an den Buſen drückte, ich bin auſſer mir! Hätte ich, hätte ich jemals vom Glück ſo viel hoffen dürfen?

Und was?

Die Erlaubniß, meinen Fürſten Freund nennen zu dürfen!

Und ward die Gebharden je verſagt?

Ja, Rudolf, ich war euer Freund, wie der Diener der Freund ſeines Herrn ſeyn kann; aber ich werde es einſt ſeyn, wie der Gleiche des Gleichen, der Fürſt der Freund des Fürſten iſt.

Du ein Fürſt? wiederholte Rudolf, deſſen Seele nicht ganz frey von dem Stolz des Kaiſerhauſes war.

Rechnet ſelbſt nach, dieſe Zahlen und dieſe! — Ziehet den Calcul, ſehet hier den Stand der Geſtirne, dort unten Stunde, Namen und Tagezahl! — Nun, was ſagt ihr!

Rudolf fand, was Gebhard gefunden hatte, er legte die Feder hinweg, und warf den Kopf mit der Miene zurück, als wollte er ſagen, unter Fürſt und Fürſt ſey immer noch ein gewaltiger Unterſchied, und mit dem Sohn eines Kaiſers könne ſich ſo leicht keiner meſſen.

Und weiter! weiter! theurer Rudolf! fuhr der entzückte Gebhard fort, das Glück der Liebe! O Agnes von Mannsfeld iſt mein! ihr ſetzt das Schickſal einem Fürſten an die Seite, und dieſer Fürſt bin ich!

Aber ich bitte dich, Gebhard, erwiederte der Prinz, [illegible] er ſich an das Schreibepult des jungen [illegible]ſeß ſetzte, und die Feder nahm, rechne [illegible]r weiter, mich dünkt, dort unten kommen [illegible]nkliche Dinge!

Nein! nein! ſchrie Gebhard, und vernichtete mit einem Zuge die Arbeit mehrerer Tage, ich will nichts weiter wiſſen. Ehre und Liebe krönen mich, dies iſt mir genug. Daß einſt der Tod dies alles endigen wird, iſt mir bekannt; wenn? das verlange ich nicht zu wiſſen, wer wollte ſich durch die Herbeyrufung ferner unvermeidlicher Uebel, den Genuß gegenwärtiger Freuden verbittern? Agnes iſt mein, mehr brauchen weder ich noch Rudolf zu wiſſen.

Der Prinz fand ſich durch Gebhards Betragen beleidigt, vielleicht, weil er vorher ſchon zu

Unmuth geſtimmt war, vielleicht, weil ein kleiner Neid über das beſſere Glück ſeines Freundes in ſeiner Seele Platz nahm, vielleicht auch, weil das Betragen des jungen Truchſeß gegen die bisherige ihm ſtreng empfohlne ehrfurchtsvolle Zurückhaltung würklich ein wenig zu kühn war. Der unbedachtſame Jügling dachte auf einmal eines Kaiſerſohns Bruder geworden zu ſeyn, weil das Glück in Zukunft einmal vielleicht einen Fürſten aus ihm machen konnte. Rudolf hatte vielleicht Urſach über die Zudringlichkeit ſeines Dieners, ſo wie dieſer über ſeine kalte Sprödigkeit beleidiget zu ſeyn, und beyde verdienten ohne Zweifel den Verweis, den [illegible]ielten, als ihr Lehrer hineintrat und den [illegible] erfuhr, den ſie vorgenommen hatten.

Am meiſten ſchmerzten ihm ihre zernichteten Arbeiten, und die Widerſpenſtigkeit, mit welcher ſie ſich weigerten, das mühſelige Werk von neuem vor die Hand zu nehmen.

O thörichte Jünglinge! rief der Aſtrolog, unwürdig des kleinen Gnadenblicks, den euch die himmliſche Weisheit ſchenkte! Ihr habt von ihrer Huld nichts geerndtet als Unmuth und unheilbare Verirrungen, denn ihr waret zu träge, das, was ſie euch darbot, recht zu überſchauen, zu voreilig, den Ausgang ihrer Offenbarungen zu erwarten, der ſonſt dem einen Mittel wider die Unzufriedenheit, dem andern ein Heilpflaſter wider thörichten Stolz und Uebermuth gewährt haben würde. Gehet hin und lernet weiſe ſeyn, und du Gebhard erwäge, daß wenn ich auch in dieſem meinen Verweiſe dich mit deinem Herrn in eine Klaſſe ſetzte, wenn auch das Glück in der Folge dich vielleicht einmahl einige Stufen höher zu ihm hinauf heben ſollte, du dich nie vergeſſen darfſt, wer du jetzt biſt, und wer er iſt, wenn du nicht deine eigene Wohlfarth zerſtören willſt.

Von dieſem Augenblicke an nahm eine merkliche Kaltſinnigkeit zwiſchen Rudolf und Gebhard Platz, welche dadurch noch vermehrt ward, daß beyde einen ganz verſchiedenen Weg zu gehen begannen.

Rudolf war noch täglich im Kloſter, und ſuchte im Schoos der Wiſſenſchaften Heilung für die Schwermuth, welche ſein Herz, ſeit dem fatalen Blick in die Zukunft, mehr als jemahls folterte. Gebhard, von der Ausſicht auf künftige Größe trunken gemacht, von dem Gedanken, ſeine Geliebte werde einſt ſein, einſt durch ihn eine große Fürſtin ſeyn, jedes andern Gefühls; als des Gefühls ſchwärmeriſcher Liebe beraubt; Gebhard vernachläßigte alles. Die Bücher lagen auf der Seite, und nur Ritter Nunnez bekam jetzt fleißiger Beſuche; vielleicht, weil der junge Truchſeß meynte, Waffener[illegible]heit ſey eine Sache, welche einem Fürſten nicht ganz fehlen dürfe, wenn auch das Glück ſich vorgenommen habe, ihn, wie er von ſich zu hoffen ſchien, gleichſam im Schlafe empor zu heben. Der thörichte Gebhard! Wonnetrunken taumelte er in fernen Zaubergefilden umher, und ſah nicht das Ungewitter, das ihm [illegible] dem Haupte ſchwebte, er brüſtete ſich, [illegible] die ihn einſt umgeben ſollte, ausgeſ[illegible] haben, und ſahe nicht den Abgrund, der ſich vor ſeinen Füßen öfnete.

Kein größeres Unglück konnte den jungen Truchſeß in ſeiner gegenwärtigen Lage befallen, als das, welches würklich ſchnell über ihn herein brach. Ein ſchneller unvorhergeſehener Tod riß nach langer Kränklichkeit ſeinen Vater dahin. Der gute Greis wollte noch Kräfte ſammeln, ſeinen Sohn der Gnade des Prinzen zu empfehlen, aber die Sprache fehlte ihm, und Rudolf nahm das wenige, was er von ſeinem Verlangen verſtand, bey weitem nicht ſo auf, als er es vor Monatsfriſt aufgenommen haben würde. Er verſprach dem guten Alten noch einen würklich herzlichen Dank, den er ihm für ſeine geleiſtete Treue ſagte, nur ſo viel, er wolle ſeinem Sohn zur Rückreiſe nach ſeinen Gütern behülflich ſeyn, und ihm übrigens mit beharrlicher Gnade zugethan verbleiben.

Er hielt wenigſtens das erſte pünktlich, und die Beerdigung des alten Freyherrn von Waldburg war nicht ſobald vorüber, als Don Luigi Gebharden vor ſich kommen ließ, und ihm andeutete, er habe ſeine Entlaſſung und werde wohlthun, wenn er ſich, da ſeine Stelle bey dem Prinzen bereits durch einen jungen Spanier wieder erſetzt ſey, ſo bald als möglich nach Deutſchland erhübe.

Man würde dem Prinzen unrecht thun, wenn man ihm zutraute, blos die kleine Uneinigkeit bey Gelegenheit des Nativitätſtellens habe ihm ſeinen Freund ſo zuwider gemacht, daß er ihn kaltſinnig, beynahe mit Freuden konnte von ſich ziehen ſehen, nein, er hatte andre Urſachen wider Gebhard zu klagen, welche, wenn ſie ganz gegründet waren, den jungen Truchſeß, deſſen Herz keiner Niederträchtigkeit fähig war, wenigſtens großen Leichtſinns ſchuldig, gemacht haben würden.

Die Aſtrologiſchen Vorgänge im Kloſter waren nicht ſo, daß ſie in einem Lande, wie Spanien, allzulaut werden durften; es waren außer dem Prinzen keine andere Zeugen dabey geweſen, als der abweſende Barheri und Gebhard; gleichwohl wußte der Großmeiſter von Calatrava, nun des Prinzen einziger Aufſeher, ſehr viel von dieſen Dingen, und ſcheute ſich nicht, Rudolfen Vorhaltungen darüber zu thun, und den ehrlichen Marianus Schott mit Anklage bey ſeinen Obern zu bedrohen. Der Prinz hatte Spuren, daß die ganze Sache durch den Ritter Nunnez an Don Luigi gelangt war, und daß dieſer ſie von keinem andern, als Gebhard, der jetzt viel um ihn geweſen war, herausgebracht haben konnte, war dem Prinzen ſo gut als ausgemacht.

Heut zu Tage ſtrafen und zürnen Fürſten, ohne es der Mühe werth zu halten, den Gegenſtand ihres Unwillens mit der Urſache deſſelben bekannt zu machen. Damals war es noch nicht ſo; Rudolfs Herz erweichte ſich beym Abſchied gegen ſeinen ehemals ſo lieben Diener, er machte ihm Vorwürfe, und gab ihm dadurch Gelegenheit, ſich zu rechtfertigen. Gebhard, der bey dem ſtarken Anſchein, der wider ihn war, ſeine Unſchuld durch nichts darzuthun wußte, berief ſich auf das Zeugniß der Aſtrologen; dieſer Mann ward von ihm ſowohl als von dem Prinzen beynahe für allwiſſend gehalten, und die Appellation an ſein Urtheil, war für Gebharden in Rudolfs Augen ſchon halbe Entſchuldigung.

Solltet ihr würklich Muth haben, euch vor ihn zu ſtellen? fragte Rudolf halb erweicht?

Kann ich Alkala verlaſſen, erwiederte Gebhard, ohne meinen treuen Lehrer vorher geſehen, und ihm gedankt zu haben? Es iſt wahr, die Ungnade, in welche ich ſowohl bey ihm als bey Euch gefallen zu ſeyn ſcheine, würde mich zaghaft zu dieſem Beſuche gemacht haben, aber an Eurer Seite [illegible]

Wofür fürchtet ſich Gebhard, wenn er ſich unſchuldig fühlt?

Meine Nachläßigkeit, meine ſparſamen Beſuche im Kloſter! antwortete Gebhard mit Achſelzucken.

Kommt, kommt! verſetzte der Prinz, habt ihr euch nichts vorzuwerfen, als dieſes, ſo hoffe ich euch leicht bey unſerm Freunde Vergebung zu verſchaffen.

Der Prinz und der junge Truchſeß verfügten ſich nach dem Auguſtinerkloſter, und der letzte ſowohl als der erſte fand eine freundſchaftliche

Aufnahme. Gebhard begann ſich mit Zittern wegen ſeiner wahren und aufgebürdeten Vergehungen zu rechtfertigen, und provocirte auf Scotts Kenntniß der verborgenſten Dinge, indeß Rudolf voll Erwartung ſtand, ſeinen Gefährten durch einen entſcheidenden Spruch ſeines Orakels entweder völlig gereinigt, oder völlig verdammt zu ſehen.

Es erfolgte weder das eine noch das andre, Marianus hüllte ſeine Antwort in zweifelhafte Ausdrücke, und Rudolf blieb unbefriedigt. Es iſt wahr, ſagte der Mönch nach einigem Nachdenken, es ſind von den Dingen, die ich mit Euch, meinen Kindern, ohne Furcht verhandelte, weil ich glaubte auf unverbrüchliche Verſchwiegenheit trauen zu können, Sagen ausgebrochen, welche mich vielleicht bald nöthigen möchten, vor unverdienten Verfolgungen flüchtig zu werden, aber — — ich klage niemand an. Hier, Gebhard, iſt meine Hand, zum Beweis, daß ich noch jetzt ſo von euch denke, wie ich immer dachte —

Und wie denkt mein theurer Lehrer von mir? fragte Gebhard mit einer Thräne im Auge.

Nicht ganz vortheilhaft, aber auch bey weitem nicht ganz ſchlimm. — Gebhard! Gebhard! die Nativität kann ich Euch nicht vergeſſen! Wer ſo wie ihr mit trunkener Freude dem Schimmer eines gehoften Glücks entgegen taumeln kann, ohne weder Beſchaffenheit noch Dauer deſſelben, noch Mittel dazu zu gelangen, und es feſt zu halten, gehörig zu erwegen, wer muthwillig die Augen verſchließt, aus Furcht, irgend ein Schatten könne die bunten Bilder ſeiner Phantaſie verdunkeln, kurz, wer ſo handelt, wie ihr, was ſoll man dem für ein Prognoſtikon ſtellen? —

Gebhards Thränen brachen los, er ſprach viel von Reue und Beſſerung, und längerem Aufenthalt zu Alkala.

Junger Menſch, rief Marianus mit durchdringendem Blick, und gen Himmel gehobener Rechten, prüfet euch wohl, ich beſchwöre euch bey unſern unſichtbaren Zeugen, prüfet euch, ob Euer Wunſch, länger bey uns zu bleiben, euch ein Ernſt iſt.

Gebhard ſchwieg, denn die ſchöne Agnes von Mannsfeld, und die heiße Begierde, ſie wieder zu ſehn, kam ihm in den Sinn.

Nun ſo laßt uns nicht weiter von dieſen Dingen reden, rief Marianus, und weil ich ſehe, daß wir uns trennen müſſen, ſo laßt uns zur letzten Scene unſers Abſchieds ſchreiten, die ich nicht übergehen darf, wenn ich nicht wortbrüchig werden will. Ich verſprach euch einſt, auf den Fall der Trennung, ein Andenken, wie ich es von je her allen meinen Schülern zu geben pflegte; Bathori hat das ſeinige; zwey Stücke ſind noch übrig, für euch und Rudolfen beſtimmt, ihr ſollt wählen. Zwar hat der Prinz ſchon vor euch gewählt, aber ſollte Eure Wahl auf das nehmliche Stück fallen, dem er den Vorzug giebt, ſo wird es mir demohngeachtet leicht werden, Euch und ihn zu befriedigen.

Marianus ging bey dieſen Worten zu einer verſchloſſenen Niſche in der Mauer, und holte ſeine Geſchenke heraus, die er vor Gebharden auf den Tiſch ſtellte: Einen runden von Stahl geſchliffenen Spiegel, und zwey ſeltſam geſtaltete Wurzeln, in purpurfarbene Seide gehüllt. Es wird nöthig ſeyn, ſetzte er hinzu, euch mit den Tugenden dieſer Dinge bekannt zu machen, und durch die Kenntniß ihres Werths eure Wahl zu lenken; ihr ſehet, dieſer Spiegel iſt mit zu vielen Eindrücken und Krümmungen durchzogen, um zu dem nehmlichen Endzweck, wie andre Spiegel zu dienen; ihr erblickt nichts in demſelben, als abgeriſſene Stücke von dem, was ihr ihm entgegen ſtellt, die kein Ganzes formiren. Sein Gebrauch iſt ſo myſtiſch, als die Charaktere, die ſeine Einfaſſung zieren. Der Sphinx, das Sinnbild des Geheimniſſes, auf dem obern Ende derſelben, zeigt euch die verborgenen Tugenden des Kunſtſtücks, es gewährt dem Beſiber, wenn er es recht zu gebrauchen weiß, die Kenntniß der verborgenſten Dinge, und den höchſten möglichen Grad des menſchlichen Wiſſens. Derjenige, welcher nur einige Tropfen von dem Nektar der Weisheit gekoſtet hat, wird wohl ehe alles hingeben, als dieſes Mittel aus der Hand laſſen, zum Genuß der vollen Ströme zu kommen.

Das andre Geſchenk, das ich euch zur Wahl aufſtelle, iſt ein bloßes Erdprodukt, zwo Mandragorawurzeln, unter einer beſondern Konſtellation gegraben, und in geweihten Purpur gehüllt; man ſagt, ſie gewähren dem Beſitzer Fürſtengunſt und Frauenliebe, und helfen ihm zu den höchſten Ehrenſtaffeln empor, ohne daß er dazu weitere Mühe, Kunſt und Geſchicklichkeit braucht, als die Bewahrung und Pflege dieſer Unterpfänder ſeines Glücks; gemeine Dinge, die ihr von jedem Anfänger in dem Studium der großen Natur lernen könnt. — Nun, Gebhard, ihr wißt nun, was ihr vor euch habt, wählet, was ihr zur Befriedigung eurer geheimſten Wünſche am nothwendigſten haltet.

Gebhard wollte den Mund öfnen, aber er ſtockte und ſann nach; nicht, als ob er zweifelhaft geweſen wäre, wozu er greifen ſollte, o nein, ſeine Wahl war geſchehen, Agnes und der Fürſtenhut kamen ihm wieder in den Sinn, und ſein ganzes Herz neigte ſich zu den geheimnißvollen Wurzeln, die ihrem Beſitzer das Unterpfand des Glücks, der Liebe und der Ehre werden ſollten. — Ganz eine andere Sache war es, was ihn beunruhigte: Sein Herz ſagte ihm, er habe nicht ſo gewählt, wie Marianus Schott es billigen würde, und er ſchämte ſich, ſein und des Prinzen Hohngelächter auf ſich zu ziehn; gleichwohl war ihm die Seligkeit gränzenloſen Wiſſens, die ihm der Spiegel verſprach, nichts gegen Fürſtengröße und Minneglück, nach welchen ſeine Seele ſchmachtete, ſeine Wahl blieb feſt, und er ſann nur nach, wie er ſie auf eine ſchickliche Art rechtfertigen ſollte.

Wenn der Prinz, begann er nach einer langen Pauſe, ſo wie ich, unter dieſen beyden Stücken die Wahl gehabt, wenn er, wie ihr ſagt, ſchon gewählt hat, ſo fiel gewiß ſeine Wahl auf den Spiegel; mir gebühret nicht, ihm Eingriffe in ſeine Rechte zu thun, und ich bin zufrieden, daß die andere, vielleicht geringere Gabe auf meinen Antheil falle.

Ihr vergeſſet, unterbrach ihn der Mönch, was ich vorhin ſagte; doch dieſes bey Seite geſetzt: warum glaubt ihr, daß er den Spiegel gewählt habe? Weil ihr ihn überhaupt der klügſten Wahl fähig haltet?

Nicht allein dieſes, ſondern auch, weil ich glaube, daß ihm die andere Gabe entbehrlich iſt. Was könnte ihm der kräftigſte Talisman von Fürſtengröße zuſichern, das er nicht ſchon beſitzt?

Erwägt ihr nicht, daß an euer gewähltes Kleinod auch Fürſtengunſt und Frauenliebe gebunden iſt? Rudolf hat Urſach, oder glaubt ſie zu haben, über die Zuneigung einiger Perſonen ſeines Hauſes zweifelhaft zu ſeyn, was wäre ihm wohl erwünſchter, als ſich hierüber zufrieden ſtellen zu können? überdies, Rudolf iſt nicht ſchön; Prinzeſſinnen ſehen ſowohl in der Liebe auf körperliche Schönheit, als gemeine Jungfrauen; er iſt ſowohl ein Jüngling als ihr, ſeine Wünſche gehen vielleicht ſo gut auf Minneglück, als die Eurigen, glaubt ihr, daß es ihm gleichgültig ſeyn könne, ſich deſſelben durch die Gunſt der Geſtirne unwiderſprechlich verſichern zu können? — Nein, Gebhard, eure Ausflucht taugt nichts, und beharrt ihr auf Eure Wahl, ſo —

Ich beharre darauf, verſetzte Gebhard, und ſtreckte die Hand nach der purpurfarbnen Hülle ſeines Kleinods aus, indeß der Aſtrolog dem Prinzen den Spiegel, den er in der That ſchon vorher mit heißer Begierde gewählt hatte, zuſprach, und ſich dann wieder zu dem jungen

Truchſeß wandte, kaltſinnigen Abſchied von ihm zu nehmen.

Gebhard, ſagte er, ihr ſeyd ein verlorner Menſch, wenn ihr nicht weiſer werdet; doch ihr ſeyd jung, ihr bedürfet Rath, und ihr ſollt ihn haben, ſobald ihr dieſes Bedürfniß fühlen werdet, jetzt wär es vergeblich, euch denſelben aufzudringen.

Und wenn ich einſt um dieſen Rath bitte, erwiederte Gebhard, wo ſoll ich den finden, von dem ich ihn am liebſten annehmen möchte, Euch den treuen Lehrer meiner Jugend?

Keine Schmeicheleyen, Gebhard! Derjenige, bey welchem ihr am liebſten Rath nehmet, das ſeyd ihr ſelbſt; doch ſolltet ihr einſt nach mir Verlangen tragen, ſo wird der Prinz immer Nachricht von meinem Aufenthalt haben, und dieſen werdet ihr ja auf dem Kaiſerthrone zu finden wiſſen!

Gebhard verbeugte ſich, weil er dieſes Geſprächs herzlich überdrüßig war. Rudolf umarmte ihn kaltſinnig, der Mönch gab ihm einen deutungsvollen Seegen, den er nicht beobachtete, und man trennte ſich.

Bald nach Gebhards Abreiſe von Alkala änderte ſich auch das Schickſal des Prinzen. Der Ordensmeiſter von Calatrava wandte die letzten Kräfte an, ihn der mönchiſchen Erziehung zu entreiſſen, die, wie er ſehr weltlich urtheilte, einmahl einen ſchlechten König aus ihm machen würde. Marianus Schott bekam heimliche Weiſung, wie man ihn in Verdacht verbotener Künſte habe, und wie er wohl thun würde, einer ſtrengen Unterſuchung zeitig auszuweichen. Dieſe Warnung zeigte, daß man ihn mit Schonung zu entfernen wünſchte, er gehorchte dem Wink, forderte Diſpenſation zu einer Reiſe nach Rom, und umarmte den Prinzen, deſſen Herz an ihm hing, und der ihm die heißeſten Thränen nachweinte.

Nach ſeinem Abſchied ward ihm ſein längerer Aufenthalt zu Alkala läſtig und langweilig, auch verlief noch ein einziges Jahr bis zu ſeiner Zurückberufung an den väterlichen Hof, man forderte ihn nach Presburg, allwo er zum römiſchen König gekrönt wurde, und ſeinen Bruder Mathias wieder ſahe; doch ach nicht mit den Empfindungen, mit welchen er ihn in ſeinen Knabenjahren verließ! Sein vorher ſchon zu Argwohn und ſchwarzen Verdacht geneigter Charakter, war durch die im Kloſter verlebten Tage, durch das tiefſinnige Studium der Aſtrologie, und die daraus geſchöpfte unvollkommene Kenntniß künftiger Dinge nicht heiterer und offener gemacht worden, und lag in der Wendung, die man der erſten Bildung dieſes guten Prinzen zu geben ſuchte, Hofliſt, Kabale und Wunſch, die Eintracht der Brüder zu ſtören, zum Grunde, ſo hatte man ſeinen Endzweck völlig erreicht. — Rudolf kam den herzlichen ofnen Umarmungen des feurigen Mathias ſehr kaltſinnig entgegen, weil ihm die ſtreitigen Kronen, und andere von der geſtellten Nativität zurückgebliebenen Bilder unabläßig vor Augen ſchwebten. Mathias fühlte ſich anfangs gekränkt, denn befremdet, zuletzt beleidigt, und der erſte Grund zum heimlichen Bruderhaß war da, auf welchen dann diejenigen, welche ihren Vortheil bey Misverſtändniſſen im kaiſerlichen Hauſe ſuchten, mit vielem Glück fortzubauen ſuchten.

Doch wir vergeſſen, daß die Prinzen nicht unſere eigentlichen Helden ſind! es ſey uns erlaubt, zu unſerm Gebhard zurückzukehren, Rudolf und Mathias werden uns in dem Verfolg ſeiner Geſchichte ſchon wieder entgegen kommen.

Gebhard war verliebt in Agnes von Mannsfeld verliebt, dies iſt eigentlich das vornehmſte, was unſre Leſer bis jetzt noch von ihm wiſſen, und es wird daher nöthig ſeyn, ihnen von dieſen Dingen, welche den Grund ſeiner nachmahlichen Geſchichte ausmachen, etwas mehreres zu ſagen.

Agnes, Gräfin von Mannsfeld, eine nahe Verwandtin von Gebhards Mutter, war die jüngſte unter einer Menge von Brüdern und Schweſtern, man achtete ihrer wenig im väterlichen Hauſe, wo eine Stiefmutter das Regiment führte, ihr Vater und der älteſte ihrer Brüder waren abweſend, und ſie wurde in dem Hauſe ihrer Tante, der Freyfrau von Truchſeß, mit Gebhard und Carl erzogen, erſt von den beyden Jünglingen als Schweſter und Spielgefährtin, denn bey mehreren Jahren, mit höherer Zärtlichkeit geliebt. Sie war das ſchönſte, unſchuldigſte Geſchöpf, das man ſich denken kann, fromm, ſittſamm, tugendhaft, und wie bey dieſen Vorzügen, den höchſten, die wir an einem Mädchen kennen, nur allzuoft geſchieht, mit einem zärtlichen, allzuzärtlichem Herzen begabt; ſie war gegen die Liebe beyder Brüder nicht undankbar, aber ihre Wahl entſchied für den ältern; die Urſach? — weil der wackere Carl, obgleich ſeinem Bruder am inneren Werth unendlich überlegen, nicht ſchön, Gebhard hingegen von ſo einnehmender Figur war, als der ſchönen Agnes nur jemals, jenſeits ihrem Spiegel, zu Geſicht gekommen ſeyn mochte.

Agnes war ſich der Urſach, die ihre Wahl beſtimmte, nicht bewußt, ſie hatte Verſtand, und würde ſonſt anders gewählt haben; aber Ihr Auge täuſchte ihr Herz, und gab dem jungen Gebhard ſo viel Schönheit der Seele, als er Schönheit des Körpers beſaß, die Täuſchung war nicht ſchwer, denn Gebharden fehlte es weder an Verſtand noch guten Herzen, Eigenſchaften, welche die Liebe unendlich erhöhte, und ſie zum Deckmantel aller kleinen Schwächen machte, welche bey Gebharden hier und da durchblickten; ſein Stolz war in den Augen ſeiner jungen Liebhaberin Bewußtſeyn ſeiner Vorzüge, ſein Leichtſinn Feuer, ſeine Unbeſorgtheit hoher Muth, die kühne Wagniß aufs Ungewiſſe, die er frühzeitig in allen Dingen äußerte; Tapferkeit, und ſo erwuchs in ihr eine Leidenſchaft, welche der ſeinigen gleich war, und ein Vorurtheil für den Geliebten, welches in der Folge den härteſten Schickſalen trotz bot.

Die Liebenden wurden getrennt. Gebhard und Carl begleiteten den kaiſerlichen Prinzen nach Spanien, Gebhard ſchied mit hohem Muthe, weil er viel von dem gewahr werden konnte, was Agnes ſittſame Zurückhaltung ihm verbarg, und Carl ſo traurig, daß er, wie wir im Anfang dieſer Blätter geſehen haben, zu Wien dem Kummer erlag und krank zurückblieb, da ſein Bruder Rudolfen nach Alkala begleitete.

Jahre

Jahre waren ſeitdem vergangen, die Liebenden, welche bey ihrer Trennung noch ſehr jung waren, waren mehr heran gewachſen und hatten die Gefühle der Kindheit in das Jünglingsalter herüber genommen. Carl, entſchloſſen, ſeine Leidenſchaft heldenmüthig zu bekämpfen, war in den Dienſten des Prinzen Mathias geblieben, und hatte das väterliche Schloß und die geliebte Agnes all dieſe Zeit über nicht wieder geſehen. Gebhard kehrte liebend und hofnungsvoll aus Spanien zurück, und fand ſeine Geliebte — im Kloſter.

Die junge Gräfin von Mannsfeld, die jüngſte Tochter eines Hauſes, welches für ſeine zahlreiche Familie lang nicht bemittelt genug war, um alle ſeine Sprößlinge ſtandesmäßig in der Welt zu verſorgen, hatte faſt nie andre Ausſichten haben können. Einige ihrer ältern Schweſtern waren fürſtlich, andre blos adelich verheirathet, einige ihrer Brüder folgten den Waffen, andere hatten der Kirche huldigen müſſen, und für die arme kleine Agnes war der Schleyer aufgehoben.

Der Aufenthalt in dem Truchſeſſiſchen Hauſe hatte eine Zeit lang andere Hofnungen begünſtigt. Die Frau von Waldburg liebte ihre Nichte, ſie ſah gern, daß ſie die Aufmerkſamkeit ihrer Söhne auf ſich zog, und freute ſich, daß die

Vorliebe des jungen Fräuleins ſichtbar auf Gebharden, den Liebling ſeiner Mutter fiel.

Schon war es zwiſchen der alten Dame und der ſchönen Agnes zu verdeckten Erklärungen über dieſen Punkt gekommen, ſchon hatte die erſte der letztern verſichert, daß ſie ſich in einer ſolchen Tochter glücklich ſchätzen würde, daß ſie hoffe, ihr Sohn werde einer ſolchen Geliebten würdig, aus Spanien zurückkehren, und daß dann an der Einwilligung des mannsfeldiſchen Hauſes nicht zu zweifeln wäre, als der Tod des alten Freyherrn von Waldburg alles zertrümmerte.

Ihn auf die Seite der Liebenden zu ziehn, wäre nicht ſchwer geweſen, er liebte die junge Agnes, welche jedermann lieben mußte, ihr Haus prangte mit dem höchſten Adel, und der Mangel an Vermögen war — für ihn zu überſehen. Aber jetzt, da dieſer gute Greis nicht mehr war, gewann alles ein verändertes Anſehen; ſeine Söhne, bereits an den Gränzen der Jahre, da es dem Jünglinge erlaubt iſt, für ſich ſelbſt zu ſorgen, mußten ſich noch gefallen laſſen, unter die Vormundſchaft eines Oheims zu kommen, und dieſer Oheim war nicht der Mann, von dem man Begünſtigung der Wünſche der Liebenden hoffen konnte.

Es war Biſchof Otto von Augsburg, ein Mann, der im Schooße der Kirche, Glück, Ueberfluß und Ruhe gefunden hatte, ein Mann, der Hofnung zu den höchſten Ehrenſtellen in derſelben hegte, und ſchon jetzt dem Kardinalshut mit ungetäuſchter Erwartung entgegen ſah.

Das Glück, das er ſelbſt genoß, gönnte er niemand lieber, als ſeinen Neffen; von ihrer Kindheit an hatte er gewünſcht, wenigſtens einen derſelben einen Geiſtlichen zu ſehen, um an ihm die volle Macht zu zeigen, einen Liebling empor zu heben. Seine Vorliebe war immer auf Gebharden gefallen, den er ſanfter, gefälliger, lenkſamer, und alſo zum Dienſt der Kirche geſchickter fand, als Carln. Es war ſonderbar, Gebhard hatte den Einfluß ſeines Talismans, der ihm Fürſtengunſt und Frauenliebe bringen ſollte, ſchon lang vorher erfahren, ehe er ihn erhielt, war er nicht der Liebling ſeiner Mutter und der ſchönen Agnes, und hing nicht von Kindheit an, das Herz ſeines fürſtlichen Oheims an ihm, ſo wie Kaiſer Maximilian und Prinz Rudolf in der Folge faſt erſten Blicks für ihn eingenommen waren?

Die Zuneigung des Biſchofs von Augsburg, die er nie ſonderlich geſchätzt hatte, ſollte jetzt in ſeiner Abweſenheit die erſten bittern Früchte für ihn bringen. Biſchof Otto kannte das Verhältniß, welches zwiſchen ſeinen Neffen und der jungen Gräſin von Mannsfeld war, und er bekam nicht ſobald Gewalt über ihn, als er eilte, dasſelbe zu ſtören. Gebhard ſollte und mußte der Kirche geopfert werden, und damit Agnes nicht dieſem Opfer Hinderung ſchafte, ſollte ſie ein ähnliches zuerſt bringen.

Die Frau von Waldburg war durch Biſchof Ottos glänzende Vorſpiegelungen bald zu gewinnen, die Grafen von Mannsfeld hatten nichts wider den Stand, den ſie der armen Agnes von Kindheit auf beſtimmt hatten, ſie hatte keinen Schutz, und ſo geſchahe es, daß ſie bereits das Novizenkleid trug, als man durch wachſende Kränklichkeit des alten Freyherrn von Waldburg, und der immer bedenklichern Zeitungen, die aus Spanien einliefen, nur noch die Muthmaſſung hatte, ſeine unmündigen Söhne könnten bald unter die Vormundſchaft des geiſtlichen Oheims kommen, und er dadurch in den Fall geſetzt werden, mit Gebhard, ſeinem Auserkohrnen, zu ſchalten, wie er wollte.

Ach Gebhard! Gebhard! dich vergeſſen! ſeufzte Agnes am nächtlichen Altar, vor welchen ſie nun bald ihr Gelübde ablegen ſollte! — das war die klagende Stimme, welche der Aſtrolog einſt im Geſicht vor Gebhards Ohren brachte, der leichtſinnige Jüngling fühlt in derſelben nichts, als das Entzücken, in dem Andenken ſeiner Geliebten zu leben, und ſogar der Gegenſtand ihrer Gebete zu ſeyn; die Umſtände, welche die Töne, die ihm ſo ſüß lauteten, bedenklich machten, überſahe er, nach ſeiner gewohnten Flatterhaftigkeit, ſah nicht die Thränen, die aus des Mädchens Augen ſtrömten, oder hielt ſie einig für Thränen ſehnender Liebe, ſah nicht den klöſterlichen Schleyer, der ſie ſchon halb bedeckte, oder hielt ihn für eine Tracht, die ſie aus Gefälligkeit gegen die Eliſabethinerinnen angelegt habe, in deren Hauſe ſie oft Beſuche von einigen Wochen abzulegen pflegte.

Gebhard hatte hier gehandelt, wie bey der aſtrologiſchen Erforſchung ſeines Schickſals, er hatte das Angenehme mit Entzücken hingenommen, und die Augen, ſo feſt er konnte, vor dem verſchloſſen, was ihm hätte Kummer machen können, eine Maxime, die er ſein ganzes Leben hindurch beobachtete, und dadurch endlich das ward, was ſein gutes Glück, das ihm dann und wann noch immer lachte, ſicherlich nicht aus ihm hatte machen wollen.

Agnes hatte bey den Eliſabethinerinnen zwey Freundinnen gefunden, deren Umgang ihr ihr ſtrenges Loos verſüßte. Sidonie, die Gräfin von Arenberg, und die junge Prinzeſſin Anna, Ferdinands des zweyten Tochter, zwo Damen, die ſich der jungen Verlaſſenen annahmen, und ihr zuſchwuren, ihr Schickſal ſo viel als möglich zu lindern.

Eine gewaltige Linderung erhielt ſie ſchon durch den langen Aufſchub ihres Gelübdes. Die Aebtißin des Kloſters war geſtorben; es fanden ſich mehrere Competentinnen; die Kloſterfrauen beſtanden in ihrer Wahl auf der Prinzeßin Sophia, einer Tochter Kaiſer Maximilians, und ältern Schweſter Rudolfs, aber dieſe Dame, ob ſie gleich ſchon als Nonne verſchiedene Jahre zu Kloſter Wettingen gelebt hatte, war doch zu der Stelle, welche man ihr antrug, noch viel zu jung, und der Conſenſe und Diſpenſationen, welche darüber einzuholen waren, waren ſo viele, daß darüber viel Zeit verging, und die Einkleidung der Gräfin von Mannsfeld und einiger andern jungen Novizen, (mit welcher Feyerlichkeit man die Einführung der neuen Domina zu verherrlichen dachte) ungewöhnlich lang verſchoben wurde.

Gebhard fand ſeine Geliebte noch im Noviziat, er erfuhr den ganzen Zuſtand ſeiner Sachen in dem mütterlichen Hauſe, und erhielt, als ſeine Verzweifelung durch die Unmöglichkeit, ſeine Agnes zu ſprechen, aufs höchſte getrieben wurde, von einer mitleidigen Seele, die ihn und Agnes liebte, von der Amme der jungen Gräfin den Rath, ſich am Gitter bey der Gräfin von Aremberg melden zu laſſen, und das Uebrige von ihr und dem Schickſal zu erwarten.

Dieſes gelang; die Gräfin von Aremberg, ſelbſt in den Leiden durch geiſtliche Gelübde getrennter Liebe hocherfahren, fühlte Mitleid bey Gebhards Thränen, und Agnes in ihrer Novizientrachte erſchien das nächſtemahl mit ihr am Gitter.

Welch eine Zuſammenkunft der beyden Liebenden! welch ein Wiederſehn! Agnes verhehlte ihre Thränen nicht, ließ ihren Geliebten mehr von ihrer Zuneigung ſehen, als auſſer dem Kloſter geſchehen ſeyn würde, und dieſer beging, nach ſeiner Gewohnheit, tauſend Ausſchweifungen, und redete Dinge, welche niemand als die tolerante Gräfin von Aremberg, ſie, die aus mehr als einer Urſache, Mitleiden haben gelernt hatte, hätte hören dürfen.

Die Gräfin von Aremberg war nicht allemahl gegenwärtig, wenn Agnes und Gebhard ſich am Gitter ſahen, ſie hatte oft Briefe an Salentin, den Erzbiſchof von Kölln, einen Graf ſen von Iſenburg, ihren nahen Verwandten, zu ſchreiben, deren Beſtellung an die dritte Hand, durch welche ſie ihm zukamen, Gebhard übernahm, und alſo natürlich manche Stunde bey ſeiner Geliebten im Sprachzimmer zubringen mußte, die er ungerne abgekürzt ſahe: das Kloſter hatte damals kein Oberhaupt, manche kleine Freyheit ging hin, die unter den Augen einer ſtrengen Aebtißin nicht geduldet worden wäre.

Und wenn man ſich gleich liebte, wie Jakob und Rahel, denen vor lauter Liebe ſieben Jahre zu einzelnen Tagen wurden, ſo kann man doch, wenn man ſich täglich ſieht, unmöglich immer von Liebe reden; Liebe ſey immer der Eingang und das Ende eines jeden Geſprächs, ſo entwickeln ſich doch aus denſelben andre Dinge, welche der Unterhaltung mehr Feuer und Abwechſelung gewähren, und nicht ſelten der Grund zu dieſer oder jener großen Ereigniß werden.

Agnes war nicht immer ſo willig, wie das erſtemal am Gitter, ihrem Liebhaber das volle Feuer ihrer Leidenſchaft blicken zu laſſen, ſie nahm oft die ſcheue Zurückhaltung wieder an, mit welcher ſie ihn vor der ſpaniſchen Reiſe, ſo jung ſie auch damals war, hinzuhalten wußte, und die ſie mit Recht für ihren gegenwärtigen Stand beſonders ſchicklich fand.

Kann Agnes grauſam gegen mich ſeyn? fragte Gebhard eines Tages, kann ſie ihr eignes Herz gegen mich verleugnen, gegen mich, der es in ihren einſamſten unbewachteſten Stunden belauſcht hat.

Belauſcht? mich belauſcht, in meinen einſamſten Stunden?

Wollt ihr die Liebe leugnen, die ihr mir an heiliger Stätte geſtanden habt?

Was meynt ihr?

(Gebhard mit ausgebreiteten Armen, gen Himmel gerichtetem Aug — und der ganzen Pantomime, die ihm von dem Geſicht im Auguſtinerkloſter noch unvergeßlich war) — o Gebhard! Gebhard! dich verlaſſen? dich vergeſſen?

(Agnes erſchrocken) Wenn ſagte ich das? und wenn hörtet ihr mich?

Laßt mich ſehen! — Es war vorm Jahr, am Abend vor Kreuzerhöhung, wenig Minuten nach Mitternacht!

(Agnes noch erſchrockener) Ihr waret damals in Spanien, und ich —

Und ihr in dieſem Kloſter. Noch ſehe ich euch knien, noch ſehe ich eure ſchönen Augen gen Himmel ſtrömen, noch iſt mir alles erinnerlich, bis auf den kleinen Umſtand, daß die eine der Wachskerzen auf dem Altar verloſch, und ihr — —

Gebhard, ſeyd ihr ein Geſpenſt oder ein Zauberer?

Agnes!

Kein Wort weiter! Entfernt euch, wenn ihr mich nicht tödten wollt!

Von unſern heimlichſten Heimlichkeiten öffentlich reden hören, Scenen, bey welchen wir gewiß ſind, nur die Unſichtbaren zu Zeugen gehabt zu haben, als eine bekannte Sache detaillirt zu ſehen, o meine Leſer, wer iſt unter uns, der hiebey nicht eine ſonderbare mit einigem Schauer verbündene Empfindung erfahren würde? man verzeihe alſo der jungen Agnes, wenn ſie bey dem, was ihr Gebhard ſagte, ein Entſetzen fühlte, das freylich durch Umſtände noch erhöht ward.

Niemand kann von der vollen Zeugenloſigkeit irgend einer Handlung ſo gewiß überzeugt ſeyn, als es Agnes von ihrem damaligen nächtlichen Gebet am Hochaltar der Eliſabethinerinnen war. Die fromme Schwärmerin, mit Liebe zu ihrem Gebhard und aufgeregten Religionsempfindungen ringend, ohne Leitung, ohne Rath, auf welche Seite ſie ſich ſchlagen ſollte, ohne Hoffnung, ob ſie das, wohin ihr Herz am meiſten hing, Beſtändigkeit für Gebhard, würde durchſetzen können, dieſe junge Verlaſſne hatte in den Bedrängniſſen, die ſie von allen Seiten erlitt, alles auf überirdiſche Entſcheidung geſetzt. Nie iſt irgend ein Götterſpruch mit größerer Zuverſicht erwartet worden, als Agnes erwartete, zu gewiſſer von ihr beſtimmten Zeit die Stimme Gottes in ihrem Herzen zu hören, ob ſie der Liebe, oder dem Eindringen derer folgen ſolle, welche ihr zum Kloſter riethen. Die Zeit war faſt verfloſſen, ihr Herz ſprach noch ſo laut als jemals; für Gebhard; zu fromm und gewiſſenhaft dieſem, was ſie mit Recht nur Stimme der Natur nannte, ganz zu trauen, wollte ſie noch einmal an heiliger Stätte um göttliche Leitung flehen. Durch ſtrenges Faſten, faſt zwey voller Tage zubereitet, durch Leſen ſchwärmeriſcher Schriften, die ihre Andacht nähren ſollten, in die überſpannteſte Gemüthsfaſſung gebracht, machte ſie ſich am Abend vor Kreuzeserhöhung, eine Stunde vor Mitternacht auf, zu ihrer Betfahrt. Kein Pilger iſt je zum heiligen Grabe mit mehrerer Inbrunſt gewallt. Der Schlüſſel zur Kloſterkirche war in ihren Händen, mit Liſt hatte ſie ſich deſſelben bemächtigt, mit zitternden Schritten ſchlüpfte ſie durch die tönenden Hallen, die ſich über Gräbern empor wölbten, vermittelſt einer kleinen Leuchte in ihrer Hand, zündete ſie die Kerzen auf dem Altar an, auf deſſen Stufen ſie ſich nunmehr niederwarf und Gebete begann, von denen Gebhard im Geſichte nur einige Worte vernommen hatte, Worte, die ihr nur gar zu lebhaft noch im Sinne lagen, und deren Wiederholung ihr alſo, da ſie wußte, daß ſie von keinem Sterblichen gehört worden ſeyn konnten, wohl einigen Schauer machen mußte; ihr Herz hatte mit denſelbigen den Wunſch verbunden, wär dieſes Verlaſſen, dieſes Vergeſſen ihres Geliebten, Wille des Himmels, ſo möchte er ihr denſelben durch irgend ein ſichtbares Zeichen kund thun, und ihr Herz vermittelſt deſſelben zu willigem Gehorſam ſtimmen. Zitternd wünſchte ſie dies, und ſiehe, die eine der geweihten Kerzen verloſch, bald darauf auch die andere. Tieſe Dunkelheit umhüllte die zagende Beterin, die ohne Rückſicht auf den Zugwind, der durch das Gewölbe wehte, die verloſchenen Kerzen für Entſcheidung ihres Unglücks annahm, und ohnmächtig auf den Stufen des Altars niederſank.

Hier fand ſie noch der anbrechende Tag, ſie ermunterte ſich. Furcht, entdeckt zu werden, machte, daß ſie ſich zitternd erhob, und nach ihrer Zelle ſchlich, um ſich auf ihr Bette zu werfen, auf welchen ſie ein heftiges Fieber, eine

Folge der nächtlichen Begebenheit, Wochenlang feſt hielt.

Dieſe nächtliche Begebenheit hatte Aufſehen erregt, ob man gleich derſelben nie hatte auf den Grund kommen können. Agnes hatte in der Schwachheit, mit welcher ſie nach ihrer Zelle ſchlich, den Schlüſſel an der Kirchthür vergeſſen, welchen die Domina ſelbſt zu verwahren pflegte, man ſah, daß die Kerzen auf dem Altar gebrannt hatten, und weil man nun auf keine Art die Wahrheit muthmaßen konnte, ſo hatte man aus der ganzen Sache ein Vorzeichen gemacht, welches, wie man meynte, auch bald darauf durch den Tod der Aebtißin gerechtfertigt wurde. Die kranke Agnes aber blieb unbeargwohnt und unbefragt, und hatte auch nie, ſelbſt gegen ihre vertrauteſte Freundin, die Gräfin von Aremberg nicht, mit jemand von dieſen Dingen geſprochen, daher Gebhards Wiſſenſchaft von denſelben ſie billig äußerſt befremden mußte.

Jetzt ward die Gräfin von Aremberg ihre Vertraute bey dieſer Sache, ſie trat eben ein, da Gebhard auf die dringende Forderung ſeiner erſchrockenen Geliebten das Sprachzimmer hatte verlaſſen müſſen, und ſie ſelbſt noch ganz auſſer ſich an die Mauer gelehnt da ſtand, und ſich nicht zu faſſen wußte.

Die Gräfin von Arenberg dachte in vielen Stücken aufgeklärter, als das Kloſterfräulein, ſie überzeugte ſie, daß man oft auch über die unbegreiflichſten Dinge Auskunft finden könne, ohne eben darum Wunder zu Hülfe zu nehmen. Nach ihrem Rathe mußte Gebhard ernſtlich über den ganzen Vorgang befragt werden, und er ward es gleich des nächſten Tages.

Gebhard fand kein Bedenken, den ſchönen Fragerinnen alles zu entdecken, was ſie ſo dringend von ihm verlangten, und die ganze Geſchichte im Auguſtinerkloſter kam zum Verſchein; Dinge, welche ihm, dem ſie unter den Augen ſeines Lehrers geläufig geworden waren, weit unbeträchtlicher vorkamen, als den Damen, die ſtarr und bleich vor Erſtaunen ihm gegenüber ſaßen, und ſich das, was ihnen im Grunde keinen kleinen Schauer erregte, zehnmal von dem jungen Truchſeß wiederholen ließen.

Dem Erſtaunen und dem Schauer folgten andre Empfindungen, denn jetzt erzählte Gebhard von dem Unterrichte, den er ſelbſt in der Aſtrologie erhalten, und von den Progreſſen, die er in dieſer tiefſinnigen Wiſſenſchaft gemacht hatte, erzählte von ſeiner eigenen Nativität, und von dem Glück, der Ehre und der Liebe, das ihm die Geſtirne weiſſagten.

Agnes ſahe den Jüngling, der ſich ſo auſſerordentlicher Dinge rühmen konnte, mit wachſender Theilnehmung an, und ſelbſt die Gräſin von Aremberg betrachtete ihn mit einer Art von Ehrfurcht. Gebhard ein Fürſt? ich die Seinige? wiederholte die erſte, indem ſie der Sache weiter nachdachte, und ihr Herz von den ſüßeſten Regungen erwärmt fühlte, alſo nichts mehr vom Kloſtergelübde? oder ſollten die Geſtirne dem Willen des Himmels widerſprechen?

Schade iſts, rief die Gräſin von Aremberg, daß der Herr von Truchſeß ſeinem Schickſal nicht tiefer nachgeforſcht hat!

Wenn? wie? wo ſoll das alles geſchehen, was ihm das Schickſal verſpricht? was für Wege ſoll er einſchlagen, zu ſeinem Glück zu gelangen?

O wenn Gebhard mich liebt, ſchrie Agnes, ſo wird er dieſes alles heute, heute noch erforſchen!

Nimmermehr! erwiederte er, ich habe geſchworen, meine eigene Nativität nie zum zweytenmale zu ſtellen, ich hatte einen Freund, der durch zu tiefes Forſchen ſeinen ganzen Verſtand aufopferte, ich weiß von meinem Schickſal genug, um mich deſſelben zu freuen; der Reſt möchte Bitterkeiten enthalten, die ich, wenn ſie kommen, Zeit genug ſchmecken werde.

Herr von Truchſeß, ſprach die Gräfin von Aremberg, welche eine kleine Weile in Gedanken geſeſſen hatte, ich erwarte morgen Euren Beſuch nicht hier am Gitter, ſondern auf meinem Zimmer, ich habe Dinge von Wichtigkeit mit Euch abzuhandeln! Jetzt entfernt Euch, euer Beſuch hat für unſre kleine Novize ſchon ein wenig zu lang gedauert.

Die Wichtigkeiten, welche die ſchöne Sidonie von Aremberg mit Agneſens Liebhaber zu bereden hatte, waren ein Antrag, den man ſich von der feurigſten flüchtigſten Dame ihrer Zeit nicht ſeltſamer hätte denken können. Gebhards Erzählung hatte Erſtaunen, Bewunderung, zuletzt Neugierde erregt; ſie wollte genauer wiſſen, was ſie nur oberflächlich gehört hatte, wollte tiefer in Geheimniſſe eindringen, an deren Möglichkeit ſie bisher mit freygeiſteriſchem Unglauben gezweifelt hatte, wollte nicht allein ſehen und hören, weſſen ſich Gebhard rühmte, nein, ſie wollte es ſelbſt lernen.

Sidonie befand ſich in einer Lage, die der Leſer aus der Folge beſſer wird beurtheilen lernen, und die uns gemeiniglich ſehr forſchbegierig nach der Zukunft macht: zu wiſſen, wie gewiſſe Dunkelheiten, die noch auf ihrem Schickſal ruhten, ſich aufklären; wie gewiſſe Unmöglichkeiten möglich gemacht werden ſollten, dies war ſeit geſtern ihr herrſchender Wunſch; ſie brannte vor Begierde, den jungen Aſtrologen zum Mittel der Beförderung ihrer Wünſche zu gebrauchen, und gleichwohl lag in ihrer ganzen Verfaſſung etwas, das es ihr höchſt ſchwer machte, ſich jemand zu entdecken, und ein fremdes Auge zu Erforſchung deſſen zu gebrauchen, was ſie allein ſehen wollte. Wie ſollten dieſe widerſprechenden Dinge vereinigt werden? — O ſehr leicht, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ich will von einem Fremden das Sehrohr borgen, und es dann ſelbſt brauchen. Was Gebhard lernen konnte, das wird mir zu begreifen nicht unmöglich ſeyn! Die Sache koſtet nur ein wenig Zeit, und dieſe dem Schlaf, dem Putztiſch und der Mode abgekürzt, — ja, ja, es wird gehen, und in wenig Monaten bin ich Meiſterin der Kunſt aller Künſte, und durch dieſelbe Meiſterin meines Glücks!

Die Forderung, welche ſich auf dieſe Reflexionen gründete, und nun dem jungen Truchſeß vorgetragen wurde, ſetzte ihn in Erſtaunen; er machte Einwendungen, ward widerlegt und gab nach, da er den vornehmſten ſeiner Einwürfe entkräftet ſahe. Er hatte Sidonien von dem gänzlichen Mangel der Hülfswiſſenſchaften jener großen Kunſt geſprochen, die ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach bey ihr als einer Dame finden mußte, und ſie hatte ihm mit Lachen entdeckt, daß er hier eine Gelehrte vor ſich habe, welche es in der Arithmetik, in den Sprachen u. ſ. w. mit manchem Abt aufnehmen könnte. Was in der Kindheit meine Plage war, ſetzte ſie hinzu, das ſoll nun Mittel zu meinem Vergnügen werden, und ich bitte euch, lieber Gebhard, keinen weitern Aufſchub, wenn ihr anders wollet, daß ich ferner eurer Liebe hold ſeyn, und euch in derſelben zu Zeiten einige kleine Willfahrungen leiſten ſoll.

Die Beſchwörung war zu groß und Gebhard mußte einwilligen; die erſte Lehrſtunde wurde begonnen, und ihr folgten ſo viele andere, folgte ſo viel eignes tägliches und nächtliches Studiren, daß jedermann im Kloſter ſich wunderte, wie die vornehme Koſtgängerin, welche ſich bisher ihrer Freyheit ſo wohl gebraucht hatte, ſo andächtig geworden ſey, daß ſie Tag und Nacht über den Büchern liege.

Gebhard ſah ſeine ſchöne Schülerin bald ſo weit als er ſelbſt war. Sie wählte ſich zum erſten Probeſtück ihrer erlernten Kunſt, die Nativität eines jungen Fräuleins von Rietberg, die ſich als Koſtgängerin im Kloſter aufhielt, und es ereigneten ſich gleich in den erſten Tagen, nach Vollendung des Werks, ſo auffallende Beweiſe, daß die Sterne wahr geredet hatten, und von Sidonien richtig gedolmetſcht worden waren, daß ſie, wir wiſſen nicht ob mit mehrerm Muth oder mit mehrerm Zittern an den Hauptverſuch gieng, welcher der einige Entzweck ihrer mühſamen Studien geweſen war, und ſich rüſtete — ihr eigenes Schickſal zu erforſchen.

Gebhard war dieſe Zeit über durch die Wißbegierde der Gräfin von Aremberg ſehr von dem Umgange mit ſeiner Agnes abgehalten worden, er mußte manche Stunde jener ſchenken, die er dieſer gern gewidmet hätte, nun ſah er ſich mit Entzücken aus einem aſtrologiſchen Schulmeiſter wieder in einen Liebhaber verwandelt; und konnte, während Sidonie in den Sternen las, und Zahlen gegen Zahlen wog, die Geſellſchaft ſeiner Agnes deſto ungeſtörter genieſſen.

Ach nur kurze Zeit dauerte dieſe Freude, ein Augenblick erſchien, den man ohne ein Sternkundiger zu ſeyn, längſt hätte ausrechnen können, und der die Trennung der Liebenden wie ein Ungewitter ſchnell herbeybrachte.

Wir haben im vorhergehenden geſehen, daß Gebhard einen Oheim hatte, welchem es gelungen war, ſchon manche Irrung in die Zufriedenheit ſeines Neffen einzuſtreuen und der ſich aus lauter Liebe vorgenommen hatte, dieſes in Zukunft noch mehr zu thun.

Er, der Biſchoff von Augſpurg war es, der die arme Agnes ins Kloſter beförderte, wo ſie, ſeinen Gedanken nach, nun ſchon eingekleidet ſeyn mußte. Eine Reiſe nach Rom um den Cardinalshut zu erlangen, hatte gemacht, daß er das, was in Deutſchland vorgieng nicht ſo genau wiſſen konnte, und dieſe geſegnete Reiſe, die nach dem Wunſche der Liebenden wohl hätte ewig dauern mögen, war es auch geweſen, was ihnen ſo ſchöne Muſe und Freyheit gegeben hatte, ſich ungehindert und unbeneidet zu ſehen, und Oheim und Kloſtergelübde faſt ganz und gar zu vergeſſen.

Ach nun war Biſchoff Otto zurück, und ſie wurden nur gar zu ſchnell an das Vergeſſene erinnert. Mit Zittern entdeckte Gebhard ſeiner Agnes, daß er Briefe von Augſpurg habe, und ſich gleich des andern Tages entfernen müſſe. Ihre Antwort waren Thränen.

Sind dies, ſchluchzte ſie, die erſten Proben von dem Glücke, damit Gebharden die Geſtirne ſchmeicheln?

Geliebte, erwiederte er, ich würde in Verzweiflung ſeyn, wüßte ich nicht, daß oft die widrigſten Dinge Mittel zu unſerm Glück ſind. Was ich auch immer von leichter mühloſer Erlangung meines ſchönen Looſes hoffen mag, ſo läßt ſich es doch leicht denken, daß es mir hier nicht ungeſucht entgegen kommen wird; oder denkt meine Agnes, ich werde den Fürſtenhut hier am Sprachgitter finden?

Und wird er euch beym Biſchoff von Augſpurg zu Theil werden? Ach ich ſorge, nur allzubald wird er ſeinen Neffen der Kirche weihen, und dieſe mächtige Braut wird der armen Agnes alle Anſprüche ſtreitig machen.

Wenn ich meinen Oheim erſt ganz für mich gewonnen habe, dann werde ich ihm bekennen, daß der geiſtliche Stand meine Wahl nicht iſt, dann werde ich ihn bitten, mir das Schwerd umgürten zu laſſen, und mit dieſem, o mit dieſem kann man ſehr leicht den Purpur gewinnen.

Ach Gebhard, laß den Purpur, du bleibſt mir lieb auch ohne denſelben.

Aber bedenkt meine Agnes auch, daß nur der Purpur ſie mir erreichbar macht? Nur als Fürſt kann ich die Gelübde löſen, die ſie ſchon halb gebunden haben, einen gemeinen Ritter zu lieben, pflegt der Pabſt nicht allzufreygebig mit Diſpenſationen zu ſeyn, und wollte man ſie auch mit Golde aufwiegen.

Aber wie werde ich mich ſo lang, bis dieſe weitausſehenden Dinge Würklichkeit werden, der Annehmung des Schleyers erwehren können?

Gebhard ſann nach, fand keine befriedigende Antwort, und ſchloß mit ſeinem gewöhnlichen Spruche, dies alles müßte ſich ſchon geben, da das Glück und die Geſtirne auf ihrer Seite wären; ein leidiger Troſt, der weder für Agnes noch ihn befriedigend war, das zeigten die heiſſen Thränen beym Abſchiede und die tauſendmal von beyden Seiten wiederholte Frage: werde ich dich auch, und wenn und wie werde ich dich wieder ſehn?

Der Leſer denke nicht, daß dieſe zweifelhaften Worte allein aus dem Munde der jungen Gräfin von Mannsfeld giengen, auch Gebhards Muth und Glaube ſank ein wenig beym Scheiden. Er ſahe wohl, daß die Erreichung ſeiner Wünſche nicht ſo nahe war als er in Spanien geglaubt hatte, da er faſt meynte, den Fürſtenhut und die Hand ſeiner Agnes gleich bey ſeiner Ankunft in Deutſchland zur Annahme bereit zu finden; er dachte jetzt oft an den alten Marianus Schott, der es ihm ſo ernſtlich verwies, bey ſeiner Erforſchung der Zukunft, blos beym Allgemeinem geblieben zu ſeyn, nicht auf Nähe oder Entfernung des ihm beſtimmten Glücks, nicht auf Mittel der Erlangung geachtet zu haben. Oft wünſchte er die Unterſuchung noch einmal vornehmen zu können, aber theils fehlte es ihm jetzt an Muth, Muſe und Entſchloſſenheit zu dieſem ſchweren Werke, theils hatte auch Prinz Rudolfs trauriges Beyſpiel ihn würklich veranlaßt zu tiefes Grübeln zu verreden, er war Zeuge geweſen, wie ſehr der wenige gute Muth, den ſein fürſtlicher Freund übrig hatte, vollends geſchwunden war, als ihm in Rückſicht auf ſein eignes Schickſal nichts mehr zu erfahren übrig blieb.

Biſchoff Otto empfing ſeinen Neffen mit wahrer Vaterfreude. Der junge Truchſeß hatte ſich ſeit der Abreiſe nach Spanien ungemein zu ſeinem Vortheil ausgebildet, ſein Körper hatte ſich ſchöner entwickelt, und er ſtellte jetzt würklich die einnehmendſte Figur vor, die je zu einem geiſtlichen Kleide beſtimmt war. Seine Sitten waren noch eben ſo ſanft als zuvor, aber viel mehr nach dem damahligen feinen Weltton geformt; ein Vorzug, den der geiſtliche Herr wohl einſah, und nach Würden zu ſchätzen wußte.

O mein Gebhard! rief Otto, indem er ihn in ſeine Arme ſchloß, wie ganz biſt du das, was ich wünſche, und was ich mir ſeit deiner frühen

Kindheit von dir verſprochen habe! Welche glänzenden Stufen ſehe ich dich im Geiſte beſteigen! Sorge nur nicht! dein Glück iſt gänzlich mein Werk! Habe ich dich erſt ſo weit, daß du die Weihen annehmen kannſt, denn geht es ſchnell weiter: Prälat! Biſchoff! Erzbiſchoff! Kardinal! — —

O zu viel mein Oheim! zu viel!

Nicht zu viel, mein Neffe, — Kardinal, ſage ich! und ſollte dieſer Kardinal einmal der Nepote eines Pabſts werden, dann mit der Zeit auch die dreyfache Krone.

Wär ich der Nepote eines Pabſts, ſo würde die dreyfache Krone, könnte ich ſie auch erlangen, wohl ehe der Gegenſtand meiner höchſten Furcht als meiner Hoffnung ſeyn.

Das zärtliche Kompliment, das in dieſer Antwort lag, ward von dem Biſchoff wohl verſtanden, tief gefühlt, und mit einer erneuten Umarmung belohnt.

Guter Jüngling! rief er, damit du dein Glück nie auf meinen Tod bauen darfſt, ſo werde ich dafür ſorgen, daß es bey meinem Leben ſo feſt gegründet werde, daß du es nicht beſſer verlangen kannſt.

Dieſem Eingange, der würklich Gebhards weiches Herz ganz für ſeinen Oheim einnahm, folgte ein ernſteres Geſpräch über die erlangten

Kenntniſſe des jungen Menſchen. Biſchoff Otto ſchien zu glauben, Gebhard werde wohl zu Alkala nichts mehr getrieben haben, als die gewöhnlichen ſuperficiellen Studien der Höflinge, und es werde ihm einige Mühe und Ueberwindung koſten, ſich an die tiefſinnigen Wiſſenſchaften zu gewöhnen, die von einem Geiſtlichen gefordert werden. Ein Strahl der Zufriedenheit, und die Hofnung ſeinen Neffen doch nicht ganz unwiſſend zu finden gieng ihm ſchon auf, als er erfuhr, Gebhard habe mit dem Prinzen im Kloſter der gelehrten Auguſtiner zu Alkala ſtudiert, und er erſtaunte bey noch genauerer Unterſuchung, in dem jungen Menſchen Schätze geiſtlicher Weisheit zu finden, die manchem Alten, die vielleicht ihm ſelbſt fehlten.

Wahrhaftig! rief er einmal über das andere, indem er mit groſſen Schritten das Zimmer maß, wahrhaftig, das iſt viel! ſehr viel! das hätte ich nicht vermuthet! das wird uns ſehr helfen, da dem Ziel entgegen zu laufen, wo ich glaubte, wir würden nur gemachſam gehen dürfen. Statt der Verlegenheit, in welcher ich mich glaubte, wo ich dich ſollte deine Studien beginnen laſſen, ſehe ich mich nun verlegen, wohin ich dich deiner Kenntniſſe würdig plaziren ſoll. Geh mein Sohn! ruhe aus von der Reiſe, und den Zweifeln, die du vielleicht über dein

Schickſal gehabt haſt; beſchäftige dich von nun an mit den heiterſten Ausſichten, denn noch einmal, dein Glück iſt meine Sorge.

Ob Gebhard ſich würklich damit beſchäftigte, was ſein Oheim heitere Ausſichten nannte, das wiſſen wir nicht, nur ſo viel iſt uns bekannt, daß er gleich des andern Morgens erfuhr, daß er einen gewaltigen Fehler begangen hatte, den Biſchoff ſo viel von ſeiner Gelehrſamkeit merken zu laſſen. Wie viel ſchöne Zeit hätte er mit ſcheinbarer Erlernung nöthiger Dinge gewinnen können, da man ihm nun ſchon als einem der nichts mehr zu lernen hatte, Bedienungen entgegen trug und Schritte zumuthete, welche entſcheidend waren, und ſeiner Liebe und ſeinen Hofnungen alle Ausſichten zu benehmen drohten.

Gebhard konnte ſich ſeines ſchnellen Glücks nicht anders erwehren, als daß er, da man ſein Wiſſen vollkommen fand, einige Lücken in ſeinem Glauben äuſſerte, welche den guten Biſchoff von Augſpurg in groſſes Schrecken ſetzten. Gebhard hätte in dem ſpaniſchen Kloſter die Polemik nicht ſo ernſtlich getrieben haben müſſen, als würklich geſchehen war, um mit den Lehren der Proteſtanten, welche jetzt immermehr überhand nahmen, nicht ziemlich bekannt worden zu ſeyn. Zwanzig mahl hatte er unter des weiſen Marianus Vorſitz, die Ketzer, deren Rolle allemal andere junge Kloſterſchüler ſpielen mußten, mit mächtigen Gründen niedergedonnert; und oft gedacht, daß die Ueberwundenen ſich beſſer hätten vertheidigen können; jetzt kam er auf den Gedanken die Waffen umzukehren, und die oder jene Lehre ſeiner bisherigen Gegner als glaublich wenigſtens als nicht ganz widerlegbar vorzuſtellen.

Daß dieſes, da er nichts darunter ſuchte, als nur Aufſchub zu gewinnen, immer nur in der tiefſten Einſamkeit des biſchöfflichen Kabinets geſchahe, läßt ſich denken, aber deſto beſſer für die Parthie, deren ſich Gebhard damahls nur noch ſcheinbar annahm, und deſto ſchlimmer für die Gegenſeite, welche dort keinen Vertheidiger haben konnte, als den Biſchoff.

Gebhard war ſeinem alten Oheim zu mächtig. er ängſtete ihn wahrhaftig mit ſeiner Beredſamkeit, die alles vor ſich her niederſtürzte, und wenn das ſo fortdauerte, ſelbſt den heiligen Stuhl zu bedrohen ſchien.

Gebhard ſah Thränen in des guten Biſchoffs Augen, er fürchtete zu weit gegangen zu ſeyn, fürchtete, von dem Feuer des Diſputirens hingeriſſen, das zu ernſthaft vertheidigt zu haben, was er damals noch nicht im Ernſt für wahr hielt. Er lenkte ein. Er hatte erlangt was er wünſchte, hatte Zweifel in ſeiner Fähigkeit zum Dienſt der Kirche erregt, und allzuernſtes Eindringen wegen Annahme der Weihen von ſich abgewehrt; aber, er hatte auch noch mehr gethan, hatte ſeinen alten Oheim in Bekümmerniß und Beſtürzung geſetzt; das wollte er nicht, und er bat faſt knieend um Verzeihung.

Verzeihung? erwiederte der bekümmerte Greis, Verzeihung für das, was dein Unglück, nicht dein Fehler iſt? — Ja, das ſind die Folgen der philoſophiſchen Grübeleyen! Wir treiben die Spitzfündigkeiten ſo weit, bis wir ſelbſt nicht mehr wiſſen, was wir denken und was wir glauben ſollen. Doch gehe hin, mein Sohn, ich glaube, nur dein Verſtand, nicht dein Herz iſt ſchuldig; gehe hin, ich will auf ernſte Heilung für dich denken.

Es gehörte nicht in Gebhards Plan ſich ſo bald heilen zu laſſen; er zeigte ſich willig Gründe zu hören, aber er ſorgte immer noch Gegengründe übrig zu behalten, und ſtudirte, damit es ihm hierin nie fehlen möge, tiefer in verbotenen Schriften, die er ſich heimlich zu verſchaffen wußte, als vielleicht auſſerdem geſchehen ſeyn würde.

Er blieb den Gegnern, die ihm der Biſchoff entgegen ſtellte, immer unüberwindlich, und mußte es bleiben, da Otto ſich hüten mußte, den mangelhaften Glauben ſeines Neffen nicht dem gelehrteren und vornehmern Theil der Gottesgelehrten blos zu ſtellen, welche ſeine Irrgläubigkeit hätten ausbringen, und ihm dadurch an ſeinem Emporkommen hinderlich ſeyn können.

Einen mächtigen und gelehrten Freund hatte der Biſchoff, dem er ſich in dieſer Sache ganz glaubte vertrauen zu können, von deſſen tiefen Einſichten er Hülfe erwarten konnte, und den das Glück gerade zu rechter Zeit damals nach Augſpurg führte. Es war Friedrich Salentin, der Churfürſt von Cölln, der mit dem Biſchoff von Augſpurg in beſondern Verhältniſſen ſtand, weil er durch ihn am römiſchen Hofe gewiſſe Angelegenheiten hatte treiben laſſen, die für ihn von der äuſſerſten Wichtigkeit waren.

Salentin, ein geborner Graf von Iſenburg, der letzte eines groſſen Hauſes, welches mit ihm ganz ausſterben mußte, gieng mit den Gedanken um, den Stand eines geiſtlichen Fürſten zu verlaſſen um ſich vermählen zu können. Liebe drängt ſich auch unter den geiſtlichen Purpur, und Liebe zu einer angebeteten Dame war es, was den Grafen von Iſenburg vornehmlich beſtimmte Diſpenſationen zu ſuchen, die er nicht ohne die größten Aufopferungen erhalten konnte.

Sein Freund, Biſchoff Otto, hatte auf ſeiner römiſchen Reiſe nach dem Cardinalshute der

Sache des Churfürſten von Cölln mächtig vorgearbeitet, aber ganz gewonnen hatte er ſie bey weitem noch nicht, er hatte dieſes ſeinem erhabenen Klienten kürzlich überſchrieben, der, weil hohes Alter und Schwachheit dem guten Biſchoffe die Reiſe zu ihm vermehrte, jetzt herüber kam, die ganze Lage ſeiner Angelegenheiten, umſtändlich aus Ottos Munde zu vernehmen.

Hier war es, wo Salentin den jungen Gebhard Truchſeß kennen lernte, deſſen Name ihm ſchon ſehr wohl bekannt zu ſeyn ſchien, und den er mit einer beſondern Vorliebe betrachtete. Der Biſchoff empfahl dem Churfürſten ſeinen Neffen, welcher die Klage über ſeine Anhänglichkeit an gewiſſe Irrlehren lächelnd anhörte, und ſeinen Freund verſicherte, wie er in ſeinen Klöſtern ſo gelehrte Mönche habe, daß der junge Zweifler vor ihren Gründen nicht aufkommen und ihnen ſchnell werde gewonnen geben müſſen.

So nehmt ihn hin, ſagte Biſchoff Otto, nehmt ihn hin, meinen Neffen, ſorget für ſeinen Glauben und für ſein Glück, ich überlaſſe es euch ganz und fordere euch auf, wenn ihr glaubt mir einige Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn, ſie auf ihn zu übertragen, und ihm das ganz genieſſen zu laſſen, was ich noch einzufordern zu alt bin.

Ein Handſchlag bekräftigte hierauf den Vertrag der beyden Biſchöffe, und Gebhard ſah ſich unter dem Schutze eines Fürſten, den man nur ſehen durfte um ihn zu lieben, und den er bald darauf mit viel Vergnügen nach Kölln begleitete. Gebhard hatte doppelte Urſachen, ſich ſeines neuen Looſes zu freuen; es entriß ihn einem Orte, wo man zu heftig wegen gewiſſer Dinge, die ihm widrig waren, in ihn drang, und kam an einen andern, wo die Regierung eines aufgeklärten Fürſten ihn für ſein gewähltes Glück alles hoffen ließ.

Ihm, dem edeln Salentin, wollte er ſich entdecken, ihm wollte er offenherzig geſtehen, daß er keine Neigung zum geiſtlichen Stande habe, und ſich ſeiner Vermittlung bey ſeinem Oheim bedienen; ihm wollte er auch nothfalls die Urſach ſeiner Abneigung gegen Biſchoff Ottos Wünſche, ſeine Liebe zu der Gräfin von Mannsfeld entdecken. Salentin liebte ja ſelbſt, wie er einſt erlauſcht hatte, er ſuchte ja ſelbſt um Liebe willen das Joch der Kirche vom Halſe zu reiſſen, wie hätte er zugeben ſollen, daß ein anderer Liebender, der bey ihm Zuflucht ſuchte, in die heiligen Feſſeln gezwungen würde, die er ſelbſt abzuſchütteln im Begriff war?

Um in ſeinem Geſuch beym Churfürſten von Kölln deſto ſicherer zu gehen, hielt Gebhard für gut, deſſelben nicht eher zu gedenken, bis er ſich ſeiner ganzen Vorliebe verſichert, und ſich ſo feſt in ſeine Gunſt geſetzt hätte, daß er nicht fürchten dürfe, eine Fehlbitte zu thun; eine Sache, die, wie er bald merkte, hier anders als bey dem Biſchoff von Augſpurg angefangen werden müßte.

Der Churfürſt ſah es ſehr gern, daß der junge Menſch, der eigentlich zu Erlangung mehrerer Feſtigkeit in Glaubensſachen unter ſeinen Schutz gegeben worden war, ſich in den köllniſchen Klöſtern bekannt machte; er ſelbſt empfahl ihm einen jungen Mönch, einen Herren von B * * * der unter dem Namen des Bruders Johann, als einer der ſtärkſten Verfechter der Lehren ſeiner Kirche bekannt war, und freute ſich, daß er und Gebhard ſo viel Theil an einander nahmen, daß keiner faſt ohne den andern ſeyn konnte; aber eben ſo lieb, oder vielleicht noch lieber war es ihm, daß er den jungen Truchſeß ſehr gut im Kabinet brauchen, und ihm Dinge unter die Hände geben konnte, die er ſonſt keinem andern vertrauen durfte. Fleiß, Betriebſamkeit und Geſchicklichkeit in ſolchen Dingen war es vornehmlich, wodurch man ſich am köllniſchen Hofe empfahl, nicht bloſſe Rechtgläubigkeit, die überhaupt, ſo klagten die Anhänger der römiſchen

Kirche, hier durch allzugroſſe Duldung der Proteſtanten viel Anſtoß nahm.

Gebhard ſahe ſich in ſeiner neuen Sphäre auf einmal mit Geſchäften überhäuft, die ihm wohl jeden Gedanken an die Liebe, welche bey guter Muſe immer am beſten gedeihen, hätte benehmen können, aber ſo war es nicht; Gebhard beſchäftigte ſich hier fleißiger mit Agnes als zu Augſpurg, weil er hier mehr Hofnung zu ihrem künftigen Beſitz zu ſammeln glaubte, und ſchon einen guten Anfang gemacht hatte, ſeinen Fürſten für ſeine Wünſche einzunehmen.

Herr von Truchſeß, ſagte Salentin einſt in einer vertraulichen Stunde, ich habe euch viel Verbindlichkeiten und ihr werdet mich nicht für ſo undankbar halten, daß ich dieſelben unvergolten laſſen ſollte.

Mir Verbindlichkeiten? wiederholte Gebhard, verdient der Fleiß, den ich im Dienſte meines Herrn anwende, dieſen ſtolzen Namen?

Auch euer Fleiß, iſt gut und dankenswerth, doch zielte ich jetzt nicht auf dieſen, ſondern auf andere frühere Gefälligkeiten, die ich von euch erhielt, ehe ihr mich noch kanntet.

Wie konnte ich ſo glücklich ſeyn meinem Fürſten unwiſſend zu dienen?

Gebhard, ich rede hier mit euch als meinem Vertrauten, ich weiß, daß ich euch aus gewiſſen Dingen keine Heimlichkeit zu machen brauche; euch iſt bekannt, warum ich dieſen Purpur abzulegen geſonnen bin, ihr wißt, ich liebe, aber kennt ihr auch den Namen meiner künftigen Gemahlin?

Wie ſollte ich?

Habt ihr den Namen der Gräfin von Aremberg vergeſſen?

Sidonie? Die Gräfin von Aremberg? Himmel, ſollte es möglich ſeyn?

O Gebhard, ich habe es noch nicht vergeſſen, daß zu der Zeit, da mir faſt keine Hoffnung lachte, ihr es waret, der durch Erleichterung meines Briefwechſels mit meiner Sidonien, mir unbekannter Weiſe Dienſte leiſtetet. Ich habe es euch nicht vergeſſen, daß ihr mir halft ein Herz völlig zu erobern, welches in dieſem geiſtlichen Kleide, in der gewöhnten Unmöglichkeit es abzulegen, und in tauſend ſchwarzen Bildern von der Zukunft immer Vorwand fand, ſich mir nicht ganz zu ergeben.

Und das alles hätte ich gethan?

Ja, eben ihr! Ihr unterwieſet meine ſchöne Schwärmerin in Dingen, die, ich hälte nun von ihrem eigentlichen Werth was ich wolle, ich doch immer ſchätzen werde, weil ſie zu meinem

Glück beytrugen. Die Gräfin von Aremberg, von euch gelehrt, glaubt, Blicke in die Zukunft gethan zu haben, die ſie der Erfüllung unſerer Wünſche gewiß machen. Ich, ohne an eure aſtrologiſchen Träume zu glauben, treibe, ſeit Sidonie Muth faßt, unſere Angelegenheiten eifriger, und ich denke, ich ſtehe auf dem Punkte ſie durchzuſetzen.

Gebhard ſchwieg mit einer Art von Beſchämung ſtill; es war als ſäh er es ungern, daß ſein Unfug mit den Sternen vor ſo erleuchtete Augen gekommen war. Die Kloſterluft iſt ſolchen Schwärmereyen am günſtigſten, ſeit Gebhard dieſe nicht mehr athmete, ſeit er ſahe, daß das geweiſſagte Glück ihm nicht, ſo wie er anfangs gehoft hatte, entgegen flog, ſeitdem glaubte er weniger an den Werth ſeiner aſtrologiſchen Entdeckungen, und ſelbſt das Unterpfand ſeines Glücks, die geheimnißvollen Wurzeln, die er anfangs, wie ihn ein abergläubiſcher Mönch gelehrt hatte, täglich in Wein zu baden und ſorgfältig zu pflegen gewohnt war, wurden jetzt in einer Woche kaum einmal aus der verſchloſſenen Truhe genommen. —

Valentin ſah Gebhards Verwirrung und wußte ſie zu deuten. Herr von Truchieß, ſagte er lächelnd, ihr braucht euch vor mir nicht zu ſchämen, jeder Menſch iſt wenigſtens einmal in ſeinem Leben ein Thor, ich traue euch zu, daß ihr jetzt nicht mehr an die Träumereyen des ſpaniſchen Mönches glaubt, ihr habt ſie genutzt eine Dame zu amüſiren die ich liebe, und ich bin euch dafür verbunden, ihr habt vielleicht einige Hofnungen für eure eigene Liebe drauf gebaut, und ich will dieſe Hofnungen erfüllen. Agnes von Mannsfeld ſoll die Eurige ſeyn, ſo bald ich mit Sidonien glücklich bin; was den Fürſtenhut anbelangt, den ihr für euch ebenfalls in den Sternen geſehen haben ſollt, ſo kann ich euch freylich nicht damit dienen, laßt ihn fahren, ihr ſeht wohl, daß dies ein höflicher Spott war, den die Planeten mit euch trieben. Der Purpur, ihr lernt es an meinem Beyſpiel, gewährt keine Freude, ihr ſeht wohl, ich muß ihn erſt ablegen, ehe ich glücklich werden kann.

Es war ſo viel Gutmüthigkeit, und zugleich ſo viel Satyre in den Worten des Grafen von Iſenburg, daß Gebhard nicht wußte, ob er danken oder ſich entſchuldigen ſollte. Seine Wangen glühten von hoher Schamröthe. Salentin umarmte ihn, und hieß ihn auf ſein Zimmer gehen, wo er ſich augenblicklich hinſetzte, um an Agnes zu ſchreiben, und ſie mit den nahen Hofnungen ſeines Glücks, die er auf die Gnade des Churfürſten baute, und von denen er ſich ganz berauſcht fühlte, bekannt zu machen.“ Drey Seiten hatte Gebhard bereits mit allem zärtlichen Unſinn angefüllt, der den Hoffenden ſo wie den verzweifelten Verliebten eigen iſt, als ein Brief von eben derjenigen, mit welcher er ſich jetzt beſchäftigte, ihn bewog, alles unvollendet zu laſſen, um zu leſen was das theure Mädchen; von welchem er ſo lang nichts gehört hatte, ihm meldete.

O, rief er, indem er das Siegel aufriß, mein Glück iſt vollkommen, eben das Verſprechen, das ich jetzt aus dem Munde meines Fürſten erhielt, hat meine Agnes, meine Geliebte, meine Braut von ihrer Freundin erhalten! Sidonie wird ſich mit Salentin vereinigen uns zu verbinden. Mein Oheim wird den mächtigen Ueberredungen nachgeben, Agnes wird vom Kloſter losgeſprochen, meine Mutter und die Grafen von Mannsfeld willigen ein, meine Kenntniſſe in Staatsſachen heben mich zu irgend einem rühmlichen Poſten empor, mein Vermögen iſt hinlänglich, der Fürſtenhut wird vergeſſen, und wir ſind ohne ihn glücklich. Aber was iſt das: Herr von Truchſeß? „ſehe ich recht? ſchreibt ſo die Braut an ihren Bräutigam? ward dieſer Ton nicht längſt unter uns verbeten? Himmel! Himmel! was das? „Euch das letzte Lebewohl zu ſagen“ — welch ein Eingang! „das Schickſal fordert ewige Trennung“ So nicht weiter! nicht weiter, oder ich vergehe!

Der Herr von Truchſeß hatte, wie meine Leſer ſehen, ſchon von den erſten Zeilen eines Briefes genug; den wir ihnen aber doch ganz mittheilen müſſen, weil er kein gemeiner Liebesbrief war, und in der Geſchichte unſers Gebhards Epoche machte.

„Herr von Truchſeß,

„Euch das letzte Lebewohl zu ſagen, ergreiſe ich zitternd die Feder; Sidonie unterſtützt mich, ach es iſt billig, daß die Freundin mir Beyſtand leiſte; welche, ohne es zu wollen, meinem Herzen den Todesſtoß gegeben hat. —

„Ja mein Gebhard, ach laß mich dich zum letzten, letzten mahle mit dieſem theuern Namen nennen! ja, das Schickſal will unſere Trennung, denn es kann nicht wollen, daß deine Agnes dich unglücklich mache! Geh, mein Geliebter, ſey glücklich auf dem Fürſtenſtuhle, der deiner wartet. ich darf ihn nicht mit dir theilen, ich würde das Unglück an deine Seite bringen.

„Mein Loos iſt der Schleyer, ich nehme ihn gern, er wird die Thränen verdecken, die ewig um dich flieſſen werden, wird meinen Mitſchweſtern die Miene des Grams verhelen, die meine bleichen Wangen entſtellt.

„Doch nein, nichts von Gram und Thränen! Gebhard, glaube nichts von dem, was ich hier geſchrieben habe, ſey verſichert, ich habe Muth deinem Glück auch das größte Opfer zu bringen, und ich bringe es eilig, ehe dieſer Muth ſinkt. Wenn du dieſen Brief erhältſt, ſo iſt deine Agnes ſchon eine Geweihte des Herrn, an die du ohne ſtrafbar zu werden, nie wieder mit irrdiſcher Liebe denken darfſt.

„Geh, mein Geliebter, verfolge deine glorreiche Laufbahn, ich werde von deinem Glück und deiner Größe hören und für dich beten. Mich hoffe nie wieder zu ſehen; ich habe das Kloſter der Eliſabethinerinnen verlaſſen, und in dem Augenblicke, da du dieſes lieſeſt, bereits das Gelübde in einem andern abgelegt, wo keine Nachforſchungen mich finden werden.“

„Agnes.

Man denke ſich den Zuſtand eines jungen Liebhabers, der ſich bereits nahe am Ziel aller ſeiner Wünſche glaubte, nach einem ſolchen Briefe. Er enthielt für ihn ſchreckliche Räthſel, die ihm nichts auflöſen konnte, ein Brief an die Gräfin von Mannsfeld gieng augenblicklich nach dem Kloſter der Eliſabethinerinnen zurück, es erfolgte, was er hätte vermuthen können, hätte er das Schreiben ſeiner Geliebten überall mit gleicher Aufmerkſamkeit geleſen; ſein Brief kam uneröfnet und mit der Nachricht zurück, die junge Novize, ungeduldig ihr Gelübde in dieſem Kloſter länger aufgeſchoben zu ſehen, habe ſich in ein anderes begeben, deſſen Namen unbekannt ſey. Das Fräulein von Rietberg, durch deren Hände die Korreſpondenz der Liebenden gegangen war, verſicherte zu gleicher Zeit, daß es ihr nicht erlaubt ſey, auch wenn ſie den Aufenthalt der jungen Gräfin wiſſe, den Herrn von Truchſeß von demſelben zu benachrichtigen, wenn ſie ſich nicht ihrer Freundſchaft gänzlich verluſtig machen wollte.

Ein Brief an die Gräfin von Aremberg hatte das nehmliche Schickſal, Sidonie war nicht mehr im Kloſter, ſie hatte die junge Prinzeſſin Anna nach Preßburg begleitet, woſelbſt die Krönung des Prinzen Rudolfs zum Könige von Ungarn viel Feyerlichkeiten nach ſich zog; Feſte, bey welchen man die Tochter Ferdinands aus guten Urſachen gegenwärtig wünſchte.

Gebhard war in Verzweiflung; ſein Schickſal war alſo unwiderruflich entſchieden. Agnes war Nonne und alſo auf ewig für ihn unerreichbar. Nichts konnte ſein Unglück lindern, ſelbſt die Verwendung des Churfürſten, wenn er auch gegenwärtig geweſen wäre, hätte hier wenig thun können; aber ſein Troſt, ſein Rath würde doch wenigſtens ſeinen unglücklichen Liebling zu ſtatten gekommen ſeyn, wenn nicht eine ſchnelle Reiſe in ſeinen eignen Angelegenheiten, Gebharden auch dieſer Zuflucht beraubt hätte.

Er hatte ſchlechterdings keinen Freund, als den ſchon mehrerwähnten Bruder Johann, der es über ſich nahm, durch Briefe von dem Fräulein von Rietberg irgend etwas heraus zu bringen, das für Gebharden, der jetzt wirklich krank darnieder lag, tröſtlich ſeyn konnte.

Es war billig, daß dieſer gute Mönch irgend etwas that, ſeinen Freund zu beruhigen, den ſein Umgang übrigens manches Troſtes beraubt hatte. Die geiſtlichen Unterhaltungen mit ihm, die ihm bey ſeiner Ankunft zu Kölln, von dem Churfürſten ſo nachdrücklich empfohlen worden waren, hatten nicht die Würkung auf Gebhards Glauben gehabt. die man ſich verſprochen hatte. Johann von B . . ſowohl als der junge Truchſeß war ein tiefſinniger Forſcher der Wahrheit, ohne noch volle Gewißheit erlangt zu haben. Beyde Jünglinge verloren ſich bey ihren Unterhaltungen oft in Labyrinthen, deren Ende ſie nicht ſahen, ſie hoften auf Licht, aber wie troſtlos der Zuſtand einer ſolchen, immer unerfüllten Hofnung iſt, wird jedem bekannt ſeyn.

Noch einen Troſt hatte Gebhard in ſeinem Umgang mit dem gelehrten Mönche verloren, ſeinen Glauben an die Aſtrologie. Johannes hellere Einſichten zernichteten das ganze Luftgebäude, das der Schwärmer Marianus im ſpaniſchen Auguſtinerkloſter aufgerichtet hatte. Gebhard dankte ſeinem Freunde in ſeinen ſtärkern Stunden die Befreyung vom Aberglauben, aber jetzt war er ſchwach, ſchwach durch Liebe und Kummer, und es war ihm oft, als wünſchte er Zuflucht bey den Sternen ſuchen, und in ihnen Hofnung auf beſſere Zeiten leſen zu können; er verſuchte ſogar einſt, insgeheim das wieder zuſammen zu ſetzen, was er einſt zu Alkala zernichtete, ſahe von neuem ſich durch Agnes Hand und den Fürſtenhut beglückt, ſahe noch mehr, wußte nicht was er glauben ſollte, verſchloß die Augen und war wieder ſo unglücklich als vorher.

In dieſen trüben trauervollen Tagen war es, da ein Entſchluß zur Reife kam, den er ſo raſch wie immer ausführte, der Entſchluß, ſich ganz der Kirche zu weihen, da nach Agnes Kloſtergelübde doch nun kein Glück für ihn in der Welt zu hoffen war. Sein Vertrauter, der ihn durch den Briefwechſel mit der jungen Freundin, der Gräfin von Mannsfeld, wenig Beruhigung hatte verſchaffen können, billigte ſeinen Entſchluß, weil er meynte, nichts ſey dem Forſicher der Wahrheit günſtiger, als die Abgeſchiedenheit von der Welt, die der wahre Geiſtliche in ſeinem Stande findet; Gebhard könne ſich durch unabläßiges Studiren für unglückliche Liebe tröſten, und Gewißheit in den wichtigſten Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens, die dem, der ſie emſig ſuche, doch endlich zu Theil werden müſſe, könne alles Glück aufwiegen, das er in der Welt verlaſſen habe; ein Urtheil, das dem Herzen desjenigen, der es fällte, Ehre machte; aber nur durch Gebhards Beyſpiel in der Folge nicht gerechtfertigt ward.

Der Biſchof von Augsburg erhielt ſchnell Nachricht von dem lang herbeygeſehnten Entſchluſſe ſeines Neffen, ſich nun ganz dem geiſtlichen Stande zu widmen, und ſo wie der bisherige Aufſchub deſſelben, in den Augen Ottos, ſtillſchweigendes Bekenntniß ſeines mangelhaften Glaubens geweſen war, ſo hielt er die Nachricht, die er nun bekam, für Gewißheit des Gegentheils.

Weder Alter noch Schwachheit konnten den guten Greis abhalten, zu ſeinem kranken Neffen zu fliegen, und durch ſeine Gegenwart das zu beſchleunigen, was er für das höchſte Glück hielt, das ihm noch dieſſeits des Grabes begegnen konnte. Gebhards Eintritt in eine Laufbahn, die ihm ſeine mächtigen Gönner, Otto und Salentin, ſo glänzend und glorreich machen konnten.

Biſchof Otto hatte vielleicht bey der Eil, mit welcher er herbeykam, ſeinen Neffen beym Worte zu nehmen, auch ein wenig Furcht zum Bewegungsgrunde, ſein heiliger Entſchluß könne wanken, wenn er nicht plötzlich ausgeführt werde, und in der That, er hatte hierin nicht ganz unrecht: Selbſt zu der Zeit, da Gebhard glaubte, ſich ſchon völlig von der Welt losgeriſſen zu haben, lebte Agnes noch in ſeinem Herzen; er verzieh ſich das Andenken an ſie und beredete ſich, er habe ja an nichts gedacht, als an die Unmöglichkeit, ſie zu beſitzen, aber wenn er dieſe, ſeinem Gedanken nach, höchſt erlaubte Beſchäftigung recht beym Lichte beſah, ſo fand ſichs, daß er ſich nicht eigentlich dieſes lebhaft vorgeſtellt hatte: daß Agnes für ihn verloren ſey; nein das Warum verſetzte ihn in unendliche Grübeleyen. Er konnte ſich die Urſach nicht denken, warum ihn Agnes eigentlich verlaſſen habe, er fing von neuem an zu forſchen, und wagte endlich noch einen Brief an die Gräfin von Aremberg, der beßres Glück hatte als der erſte. Er fand ſie zu Presburg und ward beantwortet.

Doch es wird nöthig ſeyn, den Leſern Brief und Antwort mitzutheilen, und ſie werden es uns gern verzeihen, daß es nur im Auszuge geſchieht, denn zu den damaligen Zeiten war ſchon der gewöhnliche Briefſtiel ſo weitläuftig und gedehnt, daß vollends die Sendſchreiben, welche zwiſchen einem halben Mönche und einer gelehrten Dame gewechſelt wurden, für unſere Tage wohl ganz ungenießbar ſeyn möchten.

Gebhard ſchrieb ohngefähr wie folgt:

„Von Euch, Gräfin, fordre ich Auskunft, über den wichtigſten Zweifel meines Lebens.“

„Ihr habe der Gräfin von Mannsfeld bey Abfaſſung des ſchrecklichen Briefs beygeſtanden, der mich an den Rand der Verzweiflung geführet hat, ſie ſelbſt geſteht mir in demſelben, daß ihr es waret, die ihre zitternde Hand unterſtützte, ach, und ſie ſetzt hinzu, daß eben die Freundin, die ihr dieſen (für meine Wünſche wahrhaftig ganz unnöthigen) Beyſtand leiſtete, eben diejenige war, die ihr — es ſind ihre eigenen Worte — den Dolch in den Buſen ſtieß.“ —

„Welchen Dolch, Sidonie? vielleicht eben den, der das Band unſerer Liebe zerſchnitt? Und dies war Euer Werk? ihr, von welcher ich ganz das Gegentheil hofte? — Gräfin, ich kenne euer ganzes Verhältniß mit dem Grafen von Iſenburg, ich habe euch in eurer Liebe unwiſſend gedient, Gott weiß, ich hätte es auch wiſſend gethan. Was ich that, verſpricht mir euer erhabener Geliebter, auf die wirkſamſte Art zu danken, und ihr — ihr wußtet keinen andern Dank, als meiner Agnes den Dolch in den Buſen zu ſtoßen, und mich mit ihr zu töden? — Redet, iſt der Todesſtreich unheilbar, ſo will ich wenigſtens wiſſen, wie er geſchah. — Verzeihet, Gräfin, ich vergeſſe vielleicht die Achtung, die ich Euch ſchuldig bin, aber ich bin auſſer mir, kenne in dem gegenwärtigen Augenblick keine Achtung, als gegen mein eigenes Glück, das jetzt auf dem Punkte ſteht, durch einen unwiderruflichen Schritt auch von meiner Seite vollends unheilbar zertrümmert zu werden. Noch einmal: Redet! Alles iſt mir Räthſel in Agneſens Briefe, und dieſe Räthſel will ich von Euch gelößt wiſſen; ſchnell gelößt wiſſen; jetzt wäre es vielleicht noch möglich, zurückzunehmen, was ſchon feſt beſchloſſen iſt!“

Sidoniens Antwort:

„Freylich ſetztet ihr die Achtung, die ich von Euch fordern kann, in eurem ſeltſamen Schreiben gewaltig aus den Augen, doch einen Menſchen, der auſſer ſich iſt, kann man viel verzeihen. Hier alſo die Antwort auf Eure Frage.“

„Der, welcher Euch den Todesſtreich verſetzte, waret im Grunde ihr ſelbſt; ihr gabt mir die Waffen zu demſelben in die Hand. . . . Ja, ich bin, wenn man es ſo nehmen will, diejenige, welche Euch von Eurer Agnes trennte, aber Gott weiß, daß ich es unvorhergeſehen, unwiſſend that, daß ich bey dem unglücklichen Ausſchlag einer Sache, die ich auf ihr Bitten zu ihrer Beruhigung unternahm, ſo viel litt, als ſie ſelbſt!“

„Armer Gebhard! ich zürne nicht mehr, ich bemitleide euch! Euer Schickſal iſt unwiderruflich! Wollt ihr glücklich ſeyn, ſo kann Agnes nicht die Eurige werden, und noch mehr, ſie will es nicht! Klaget hierüber niemand an, als die Sterne! und ſuchet in der Hofnung auf nahe Größe, Troſt für unwiderbringlich verlorne Liebe! Unwiderbringlich verloren, Gebhard! ich wiederhole es euch, und verſteht ihr, unter dem Schritte, den ihr zu thun im Begriffe ſteht, Annahme des geiſtlichen Standes, ſo thut ihn eilig; nicht zu viel Hinderniſſe können zwiſchen Euch und Agnes gelegt werden, um Euer beyderſeitiges Unglück, das in Eurer Vereinigung beſteht, zu verhüten.“

„Möchte ich doch im Stande ſeyn, euch das verlorne nur auf einige Art zu vergüten! nur daß ihr nicht mehr ſaget, ich Unſchuldige ſey diejenige, die Euch den Todesſtreich gegeben hätte. Möchtet ihr doch einſt in dem Glanze, den Fürſtenhoheit giebt, die verlornen Freuden der Liebe vergeſſen!“

„Rechnet auf mich! kann ich bey dem, was Euch das Schickſal nun bald beſtimmt, hülfreiche Hand anlegen, (und ihr wiſſet wohl, daß das Schickſal Menſchenhände, bey Schwingung ſeiner geheimen Triebräder zu brauchen weis;) ſo werde ich nicht ſäumen! — Die Sterne haben mir mehr vertraut, als Euch. Ich kenne den Fürſtenſtuhl, auf welchem ihr zu ſitzen beſtimmt ſeyd, ich ſehe die Möglichkeit dazu, ſehe auch die Mittel. Noch einmal: Rechnet auf

Sidonien.“

Gebhard verſtand von dieſem räthſelhaften Briefe ſo wenig, als unſere Leſer, er diente zu nichts, als ihn einige Stufen tiefer in den Abgrund der Verzweiflung zu ſenken, und da an dem nehmlichen Tage, da er ihn erhalten hatte, auch der Biſchof von Augsburg eintraf, ſo fand er ſeinen Neffen ſo willig, ſich von nun an ausſchlieſſend der Kirche zu weihen, daß weder Ueberredungen noch weitläuftige Anſtalten nöthig waren, ſein Gelübde feſt zu machen, und er ſchnell das ward, wozu ihn der Biſchof gern gleich, in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts zu Augsburg, gemacht hätte.

Drei

Dieſes war der Weg, auf welchem ihn ſein zärtlicher Oheim, wie im Fluge, empor heben konnte, wir verlaſſen ihn auf demſelben, und beſuchen, indeſſen er von Stufe zu Stufe emporſteigt, die Gräfin von Mannsfeld, ob wir vielleicht bey ihr Auflöſung der Räthſel finden möchten, die dem unglücklichen Gebhard erſt ſo ſpät klar wurden.

Der Ort, wo wir die junge Agnes zuletzt ſahen, war das Kloſter, die Zeit, der Abſchiedstag von ihrem Gebhard.

Nie haben ſich zwo gute Seelen inniger geliebt, als dieſe beyden, und nie iſt alſo auch Trennung ſo tief, ſo ſchmerzhaft gefühlt worden, als beyde, als vornehmlich die Gräfin von Mannsfeld ſie fühlte. Gebhard fand Troſt in ſeinen Geſchäften und in ſeinen Hofnungen. — Agnes? — was hat eine Nonne viel von dieſen beyden letzten Heilmitteln wider den Kummer!

Das traurige Novizenkleid, das Unterpfand von noch viel ſchwereren Banden, die ſie einſt feſſeln mußten! — So oft ſie es anſah, quollen Thränen aus ihren Augen, und jede Ausſicht auf die Zukunft verdunkelte ſich ihr. Dachte ſie denn an Gebhard, an ſeinen Oheim, an den Stand, den er ihm wahrſcheinlich beſtimmte, an die Folgen, welche Widerſpenſtigkeit, an die Schwierigkeiten, die ihre Verbindung auf allen Seiten heben mußte, ſo ſank ihr vollends der Muth. Nein! nein!" rief ſie mit gerungenen Händen, ich werde nie die Seinige werden! Nein! nein! alle ſeine Hofnungen und Möglichkeiten trügen! Wie kann er mich, wie kann er ſich ſelbſt, bey allem, was unſerer Liebe entgegen iſt, ſo hartnäckig täuſchen? oder er fühlt nicht, was ich fühle, ſonſt würde er mehr fürchten, weniger hoffen!

Die Kämpfe, welche die arme Agnes kämpfte, hatte die Gräfin von Aremberg, ihre Freundin, vor ihr beſtanden, und — ſie hatte geſiegt, wie keine liebende Seele gern zu ſiegen wünſcht, durch Unterjochung ihrer Leidenſchaft, nein, durch neugewonnene Hofnung, deren Urſprung niemand kannte, als ſie ſelbſt.

Ihr Verhältniß mit dem geliebten Salentin war das nehmliche, nein, war noch bedenklicher, als das, welches zwiſchen Gebharden und der Gräfin von Mannsfeld ſtatt fand. Gebhard war noch nicht ſo feſt gebunden, wie der Graf von Iſenburg.

Ein geiſtlicher Fürſt und *lieben*? eine Perſon *lieben*, die zu hoch, zu tugendhaft iſt, um heimliche, geſetzloſe Liebe zu begünſtigen? — Was ließ ſich hier für Glück erwarten? — Sidonie hätte ihren Geliebten haſſen können, wenn er nur einen unrechtmäßigen Gedanken in Rückſicht auf ſie gehegt hätte gleichwohl was war für Hofnung, daß rechtmäßige je von der Welt gebilligt werden würden? Die Kirche hatte die erſten und älteſten Rechte auf Salentin, ſie iſt keine Braut, die ſich nicht ſo leicht den Scheidebrief geben läßt.

Gebhard konnte kühnlicher an Agnes denken; er ſtand nur noch am Eingange des Tempels, aus welchem man nicht in die Welt zurückkehren darf, Agneſens Gelübde waren noch nicht ſo feſt, daß ſie nicht durch Diſpenſation hätten gelößt werden können, er für ſeine Perſon hatte nichts aufzuopfern, als allenfalls die Gunſt ſeines Oheims; Salentin hingegen? — Ein Fürſtenthum? — ſolche Opfer werden ſelten auf dem Altare der Liebe gebracht.

Und dieſem allen ohngeachtet, erſchien Sidonie, die nichts weniger als leichtſinnig und unüberlegt, in dem wichtigſten Geſchäft ihres Lebens, zu Werke ging, Sidonie, deren tiefer Kummer bisher durch keine Weltfreude zu zerſtreuen, durch keine von ihrer natürlichen Munterkeit geborgte Schminke zu verſtecken geweſen war, dennoch erſchien ſie auf einmal unter ihren Kloſterfreundinnen, mit einer Heiterkeit, welche ihre Reitze bis zum Blendenden erhöhte, und die nicht etwa ein oder zwey Tage dauerte, nein, die zum herrſchenden Charakter bey ihr geworden zu ſeyn ſchien.

Sidoniens edles freundſchaftliches Herz, das jedermann wohl wollte, kettete ſich während ihres Aufenthalts bey den Eliſabethinerinnen, beſonders an drey junge Perſonen, welche immer um ſie waren, und die, weil ſie unter ihnen allen die ältere war, mit der Freundſchaft zu ihr eine gewiſſe Ehrfurcht verbanden, die ihr gegen eine wie die andere, einen gleich vertraulichen Ton verſtattete.

Im Kloſter iſt die Gleichheit der Stände größer als in der Welt, die Einſamkeit macht, daß man ſich einander mehr nähert. Der Mangel an abändernden Gegenſtänden bringt Beſtändigkeit, man wird ſich daher nicht wundern, daß das Dreyblatt, das Sidonien faſt immer umgab, aus, dem Stande nach, ſehr ungleichen Perſonen beſtand. Eine Prinzeßin, eine Gräfin und ein ſimples Edelfräulein, treffen an Höfen nicht leicht als vertraute Freundinnen einer dritten zuſammen, die, ungeachtet ſie nicht die vornehmſte unter ihnen iſt, doch das Band wird ſie alle zu verbinden, und ſich unter ihnen mit einem gewiſſen Anſehen behauptet. Hier war es ſo; wo Sidonie ſich befand, da war auch die junge damals noch nicht vierzehnjährige Prinzeßin Anna, da war auch Agnes, Gräfin von Mannsfeld, und da war auch die kleine Lucie von Rietberg, ein holdes Geſchöpf von ſiebzehn Jahren, bey allen durch Verſtand und ſich immer gleichbleibende frohe Laune gleich beliebt.

Dieſe drey jungen Perſonen waren diejenigen, welchen, vermittelſt des genauern Umgangs, die ganz geänderte Laune der Gräfin von Aremberg zuerſt in die Augen fallen mußte; ſie freuten ſich derſelben, aber ſie waren klug genug, auf eine beſondere Urſach ihres Frohſinns zu ſchließen, und neugierig genug, um auf die Entdeckung derſelben ihren ganzen Sinn zu ſetzen. Einige Data hatte man ſchon durch Luciens Hülfe; und zu den übrigen ſollte ſie gleichfalls beförderlich ſeyn. Ihr war von den beyden andern das große Wort übertragen, und ſie begann einſt in ihrer Gegenwart wie folgt:

So heiter, liebe Gräfin? darf ich rathen, was Euch heute ſo blendend ſchön macht?

Rathe, meine Lucie.

Ein Brief von einem der uns allen bekannt iſt?

Geſeh't! du weißt wohl, daß mich dieſe ſonſt eher trauriger zu machen pflegten.

Gleichwohl ſahe man euch, wenn man euch in eurem Zimmer beſchlich, immer unter Papieren begraben — Zwar dies iſt nicht erſt ſeit heut und geſtern, mich dünkt, das Unweſen, das uns Eure Geſellſchaft ſo oft entzog, hat ſchon ſeit Monaten gedaurt.

Und doch ſoll dieſes Unweſen die Urſach meiner Heiterkeit ſeyn? — Lucie, du weißt nicht, was du ſprichſt!

Ihr ſeyd, ſeitdem der Herr von Truchſeß hier im Kloſter aus und einging, mächtig gelehrt geworden!

Gelehrſamkeit, Lucie, iſt ſonſt nicht das Mittel, die Stirn eines Weibes aufzuheitern, du biſt alſo hier abermals auf der falſchen Spur.

Eure Gelehrſamkeit, liebe Sidonie, hat wenigſtens meine Stirn einſt ſehr aufgeheitert, ihr habt da ſo gewiſſe Rechnungen, da könnt ihr Einem ſein Glück ausrechnen, und da fragtet ihr mich einſt: Lucie, zu welcher Stunde und an welchem Tage biſt du gebohren? in welchem Zeichen ſtand die Sonne, welcher Planet hatte bey deiner Geburt das Regiment! Dinge, die ich, von meiner Amme gelehrt, nun ſo ziemlich wußte, und da —

Nun weiter,

Und da machtet ihr aus dieſen Dingen eine Kette von Berechnungen und Schlüſſen, die mir mein Glück weiſſagten. Lucie, ſagtet ihr, traure nicht, du wirſt nicht ewig ein Kloſterfräulein bleiben, es geht etwas vor, das dir ein Weltglück verſpricht, und ſehet, nicht acht Tage vergingen, ſo machte mich das Teſtament eines guten Oheims, den ich nicht kannte, zur reichen Erbin, und ich kann nun die lieben Eliſabethinerinnen verlaſſen, ſobald ich mündig bin.

Du denkſt alſo etwa, ich habe mir auch etwas von einem Teſtament, und von einem guten Oheim ausgerechnet, das mich ſo fröhlich macht?

Das nun wohl nicht; euch zu erfreuen, möchten wohl andre Dinge nöthig ſeyn, aber gerechnet habt ihr, und ich wette für Euch; und ich wette gute glückliche Dinge, und dieſe wollt ihr uns vorenthalten? — O redet, liebe Sidonie, daß wir uns mit euch freuen!

Rede, rede, liebe Sidonie, riefen die beyden andern, und ſchloſſen ſie in ihre Arme, daß wir uns mit dir freuen!

Der Gräfin von Aremberg traten die Thränen in die Augen über die zärtliche Theilnehmung, welche ſie bey ihren Freundinnen, von der höchſten bis zu der niedrigſten, fand, und es war ihr unmöglich, etwas vor denen zu verſchweigen, denen ſie bereits ſo viel von ihren Angelegenheiten entdeckt hatte.

Ja, rief ſie, ich habe die heilige, große, geheimnißvolle Kunſt, die Gebhard mich lehrte, verſucht, ſie für mich verſucht, wie ich ſie zuerſt für Lucien verſuchte; mit Zittern that ich es, aber mit Freude bin ich belohnt, hört mit wenig Worten, was ich erfuhr: Die Wolken, welche mein Schickſal umhüllen, werden ſich zerſtreuen. Salentin liebt mich genug, mir alles aufzuopfern, und man wird ſein Opfer annehmen. Die Kirche löſt ſeine Bande, und überläßt ihn meinen Armen; wir werden hingehen in irgend eine ſelige Einſamkeit, und glücklicher ſeyn, als auf dem Fürſtenthrone. Man wird Salentin die Ablegung des heiligen Purpurs nicht zur Sünde rechnen, man weiß nicht, daß Liebe ihm denſelben zuwider macht; man glaubt nicht dieſe ſüßeſte edelſte uneigennützigſte aller Leidenſchaften, nein, Sorge für die Dauer des Namens, den er führt, und Rückſicht auf einige weltliche Vortheile, regieren ſeine Entſchlüſſe, man verzeiht ihm dieſes gern; edlere Bewegungsgründe würde man ihm nicht verzeihen. — O Salentin, nach dem, was ich in meinem Herzen fühle, iſt das Opfer nicht groß, das du mir bringen wirſt, und doch, woher dieſe gränzenloſe Dankbarkeit für das, was du thateſt? mir iſts, als hätteſt du nicht dein, nur mein Glück zur Abſicht gehabt, als könnte ich nimmer, nimmer vergelten, was ich an deiner Stelle, dir, ach wie gern, geopfert haben würde.

Sidonie fühlte, wie wahre unſchuldvolle Liebe zu fühlen pflegt. Thränen ſtanden in ihren ſchönen Augen, da ſie ſprach, und lockten aus den Augen ihrer jungen Zuhörerinnen Zeugen ähnlicher Empfindungen hervor. Alle ſeufzten, alle dachten das ihrige, und Anna, die jüngſte und offenherzigſte unter den Mädchen, äußerte ihre Gedanken am unverholenſten. —

Ich möchte wohl wiſſen, ſagte ſie mit halb traurigem Ton, ob ich auch einſt lieben werde, wie Sidonie liebt?

Und was hindert Euch, liebe Prinzeßin, rief die muntere Lucie, was hindert Euch, unſre Prophetin um Euer Schickſal zu fragen, auch ich finde in dem meinigen noch einige Dunkelheiten, die ich gern aufgeklärt ſäh; wenn die Gräfin es übernähm, ſich noch einmal mit den Sternen darüber zu beſprechen.

Sidonie war jetzt auf der Laune, keine Bitte abzuſchlagen. Die Prinzeßin hing ſich an ihren Hals, und wiederholte Luciens Bitte, beyde wurden noch über einige nöthige Punkte befragt, und auf eine beſtimmte Zeit hingewieſen; aber Agnes war zu zaghaft, eine ähnliche Forderung zu thun, ob ſie gleich fühlte, daß übernatürlicher Troſt ihr nöthiger ſey, als einer ihrer Geſpielinnen. Aber, als nach Verfluß der angeſetzten Tage, die Prinzeßin ſowohl als das Fräulein von Rietberg von der ſchönen Sterndeuterinnen einen Beſcheid bekamen, wie ihn nur die ſüßeſten Erwartungen der einen und der andern hätten entwerfen können, da wuchs ihr Muth, und ſie beſchloß, Forderungen an ihre Freundin zu thun, die ihr zu ihrem Unglücke nicht abgeſchlagen wurden.

Ihr alle ſeyd alſo glücklich, ſagte ſie eines Tages, da ſie mit der jungen Aſtrologin auf dem einſamen Zimmer, mitten unter ihren geheimnißvollen Geräthſchaften, ſaß. Lucie ſieht dem Tage entgegen, da ſie den kennen lernen ſoll, den ihr die Sterne ganz als denjenigen ſchildern, der ihre gute fromme Seele glücklich machen kann. Die Prinzeßin erwartet Kron und Thron, dein Ausſpruch ſetzt ihr den edelſten Prinzen unſrer Zeit an die Seite, und macht ſie zur doppelt gekrönten Fürſtin; und ich? — was habe ich als die Verzweiflung? — Jede Ausſicht iſt für mich mit dichtem Flor umhangen; und Sidonie kann ihre Freundin ungerührt leiden ſehen?

Agnes, rief die Gräfin, was forderſt du von mir?

Was du den andern gewährteſt.

Wozu ſie mich aufforderten.

Und was ich auch dir unaufgefordert nicht gewähren kann. Eine der Regeln unſerer Kunſt iſt, ſich niemand anzubieten. Warum ſprachſt du nicht, als neulich jene andern ſprachen?

Ach, ich weiß nicht wie es kommt, mein Herz iſt voll der heißeſten Wünſche, endlich einen Ausgang aus meinen Labyrinthen zu ſehen; Sidonie, du kennſt meine Lage! Ich möchte wohl ſo glücklich ſeyn wie du, glücklich, wenigſtens durch Hofnung, und doch — —

Faſſe Muth, Geliebte, was du empfindſt, empfand auch ich. Lucie und die Prinzeßin ſind noch zu jung, haben noch keinen beſtimmten Wunſch für ihr künftiges Leben gefaßt, alles, was ihnen das Schickſal bot, konnte ihnen willkommen ſeyn, daher die Kühnheit, mit welcher ſie es wagten, hinter den Vorhang zu ſchauen, deſſen Enthüllung uns beyden ein Grauen machte. — Doch noch einmal, faſſe Muth, ich habe, wie du, gezittert, und bin nun ſo glücklich, ſo glücklich durch ſelige Hofnung! — auch du wirſt es ſeyn; vertraue dich mir ganz, und unter deinen Augen will ich anfangen zu arbeiten. Es iſt Wonne des Himmels, den werdenden

Tag in den Tiefen des Schickſals zu ſehen, man ſchmeckt kein Glück bey Tropfen, und darum deſto vollkommner. Du biſt mir zu lieb, daß ich dir dieſen ſüßen Genuß entziehen ſollte. Dieſe Nacht, wenn alles im Kloſter zur Ruhe iſt, komm auf dieſes Zimmer; du ſollſt alles zu unſerer Arbeit bereitet finden, und ich will dich gleichſam bey der Hand, durch all die Wege führen, die du in Zukunft betreten wirſt. Dunkelheiten bleiben überall, auch dem geübteſten zurück, wie vielmehr mir, der Anfängerin, und dir, die nie einen Blick in die heiligen Geheimniſſe that; alſo vor allen Dingen Geduld und Ausharren, der Erfolg lohnt die Mühe.

Agnes ermangelte nicht, dieſe Nacht der Einladung ihrer Freundin zu folgen; man verſchloß die Thüren, löſchte die überflüßigen Kerzen aus, unterſuchte vom Altan den Stand der Geſtirne, und ſetzte ſich denn zuſammen, die einleitenden Schritte zu einer Arbeit zu thun, die wir nie geübt haben, und deren Behandlung wir alſo auch nicht beſchreiben können.

Die Damen arbeiteten die ganze Nacht, ohne einen Schimmer von Licht zu ſehen. Sidonie ſagte, dies ſey im Anfang etwas gewöhnliches, und entließ am Morgen die unzufriedene Gräfin von Mannsfeld mit einem Kuße, und der Hinweiſung auf Geduld und Beharrlichkeit.

Die nächſte Nacht brachte ein Gewühl verworrener Bilder zum Vorſchein, bey welchem der ungeweihten Schülerin die Gedanken vergingen, und die nur die geübtere Hand Sidoniens zu ordnen wußte. Die dritte Nacht lernte man nur allzudeutlich ſehen, aber was man erblickte, war ſo wenig tröſtend für die arme Agnes, daß ſie gern die Augen hätte verſchlieſſen mögen, hätte ihr die Gräfin von Aremberg nicht geſagt, daß nun zurückzugehen unmöglich oder wenigſtens höchſt gefährlich ſey. Die vierte Nacht brachte endlich ein Prognoſticon zu ſtande, welche die Geliebte des unglücklichen Gebhards in Verzweiflung ſtürzte. Sidonie zitterte, als ſie ihr das Urtheil ſprach, ſie bemühte ſich, es in wenig Worte zuſammen zu drängen, aber ſie that damit nichts, als ſein Gewicht zu erſchweren.

Ja, rief ſie mit gedämpfter Stimme, ihr ſeyd für einander beſtimmt, aber wie es ſcheint, eins zum Unglück des andern. Gebhard und du tragen den Fürſtenhut, und ſchleppen zugleich die Ketten des Elends. O Trennung, Trennung, daß dieſe möglich wäre, damit ihr nur nicht beyde zugleich, nur nicht eins durch das andere littet! Gebhards Gemahlin netzt ihren Purpur mit nie verſiegenden Thränen. Agneſens Gemahl iſt an den ehernen Wagen des Unglücks geſchmiedet, bis an ſeinen Tod. Die Geſtirne ſprechen hier dunkel; ich kann nicht genau unterſcheiden, ob der, den dir das Schickſal zugeſellte, ſchlechterdings Gebhard ſeyn ſoll und muß, aber ſo viel iſt gewiß, du bringſt deinem Bräutigam dauerndes Elend zur Morgengabe.

O, lieber ſterben will ich, ſchrie Agnes, als den, den ich liebe, durch meine Hand unglücklich machen: ich wähle den Schleyer! durch die feſteſten Gelübde will ich mich binden, damit nur nie verblendete Liebe die Oberhand über die Entſchlüſſe der Klugheit gewinne. Führe mich zum Altar, Sidonie! führe mich hin in dieſer Stunde, damit ich die quälende Möglichkeit vergeſſe, Gebhard könne einſt durch mich unglücklich ſeyn. Er erfahre nie das Opfer, das ich ihm bringe, bis es zu ſpät iſt, es zu hindern, und die Urſach deſſelben erfahre er nie; das Urtheil, das das Schickſal über mich fällt, iſt zu demüthigend! Himmel, Himmel! was habe ich verbrochen, daß der, den ich liebe, den Tod in meinen Armen finden ſoll?

Während die unglückliche Agnes ihre Verzweiflung auf eine Art äußerte, deren man ihre ſanfte Seele nie hätte fähig halten ſollen, ſtand Sidonie in tiefen Nachdenken verloren. Laß uns nichts übereilen, ſprach ſie nach einer langen Pauſe, indem ſie die Hand ihrer Freundin liebreich an ihren Buſen zog; ich überſehe das

Ganze noch einmal, überſehe es für mich, ob ich vielleicht einigen Troſt für meine Agnes finden möchte.

Ach, ſchrie die Gräfin von Mannsfeld, du wirſt mich hintergehen, du wirſt mir mit Hoffnungen ſchmeicheln, die mir das Schickſal verſagt, und ich werde dadurch nur doppelt unglücklich ſeyn!

Aber Sidonie hinterging ihre Freundin nicht, ſie hatte in der That bey ihrem nochmaligen Forſchen, genauere Aufſchlüſſe über Gebhards und Agnesens Schickſal, aber keinen Troſt gefunden, ſie bekannte es ihr zur beſtimmten Zeit mit trauriger Miene, ſie billigte ihre Entſchlüſſe, ſich auf ewig von ihrem Geliebten zu trennen, und fand die Mittel, die dieſe dazu brauchen wollte, vor der Hand tauglich.

In dieſer Stunde war es, da jener Brief zu Stande kam, der Gebharden ſo unglücklich machte, und über welchen wir unſern Leſern nun allen Aufſchluß gegeben haben, der in einer ſo verworrenen Sache möglich war.

Die Prinzeßin und Lucie, erfuhren von dem Schickſal ihrer gemeinſchaftlichen Freundin ſo viel, als man ihnen nicht verhelen konnte, und verbanden ſich, zur Linderung oder Abkehrung deſſelben alles beyzutragen, was in ihrem Vermögen war. Gelegenheit, dieſes auf ſehr würkſame Art zu thun, fand ſich für die Prinzeßin ſehr bald, und glücklich wären die Liebenden geweſen, wenn die Plane, die ſie mit Sidonien gemeinſchaftlich zu machen begann, gelungen waren, glücklich durch Trennung, da ſo wenig Anſchein war, daß ſie es jemals durch ihre Vereinigung werden könnten.

Sidonie hatte nach reifem Nachdenken gefunden, daß Agnes durch das Kloſtergelübde, bey weitem nicht hinlänglich vor der Gefahr zu ihrem Unglück, mit Gebhard verbunden zu werden, geſichert wäre, und ſie dachte es auf alle Art zu hindern, daß ſie nicht den Schleyer nehme. Die Hand eines andern Gemahls und weite Entfernung von ihrem Vaterlande, konnte die nöthige Trennung, ſo meynte ſie, glücklicher bewirken.

Die Prinzeßin Anna ward um die ſelbige Zeit nach Hofe erbeten, wo man hofte, einen der kaiſerlichen Prinzen, durch ihren Beſitz, glücklich zu machen, und Agnes mußte ſich entſchließen, ſo wollte es das zärtliche Eindringen ihrer Freundinnen, Gewalt möchte man es faſt nennen, — ſie mußte ſich entſchlieſſen, ſagen

wir,

wir, ihr nach Presburg zu folgen, wo ſie ſich auch würklich zu der Zeit, da Gebhard ſie im Kloſter glaubte, noch aufhielt; ein unſchuldiger Betrug, der für ihren Liebhaber keine Aenderung machte. Ihrer feſtgefaßten Meynung und dem Rath ihrer Freundinnen zufolge, war ſie in der Welt ſo gewiß für ihn verloren, als unter dem Schleyer.

Die Erſcheinung der jungen Damen zu Presburg machte in der daſigen gallanten Welt Epoche. Die junge Prinzeſſin Anna, welche hier die Hauptperſon vorſtellte, war ſchön, die Gräſin von Aremberg noch ſchöner, aber unſere Agnes? — Wir können dem Leſer nicht beſſer begreiflich machen, wie ſchön ſie war, als wenn wir ihm ſagen, daß jedermann, der die damalige Krone aller Schönheiten, die junge Königin Maria von Schottland, perſönlich oder im Bilde geſehen hatte, die treffendſte Aehnlichkeit zwiſchen ihr und der reizenden Gräſin von Mannsfeld finden wollte; ein Umſtand, deſſen Richtigkeit ſich aus verſchiedenen der folgenden Begebenheiten noch mehr beſtätigen wird.

Das Aufſehen, welches die beſcheidene Agnes hier erregte, diente ihr nur dazu, ſich noch mehr zurückzuziehen; nur einer war in der Welt, dem ſie zu gefallen wünſchte, dieſer war für ſie verloren; und die Bewunderung, die ihr ſonſt auf allen Schritten entgegen kam, war ihr mehr als gleichgültig, war ihr oft läſtig. Sie begleitete die Prinzeßin nur dann in die großen glänzenden Cirkel, wenn ſie mußte; weit lieber war ihr die Einſamkeit ihres Zimmers, wo ſie von allen, die ſich um ihre Bekanntſchaft drängten, niemand ſah als ihren Vetter, den jungen Karl Truchſeß. Gebhards Bruder, den ſie noch von ihren Kinderjahren ſchätzte, und dem ſie um der Verwandſchaft willen den Zutritt nicht ganz verſagen konnte.

Wir wiſſen aus dem Anfang dieſer Geſchichte, wie dieſer junge Menſch gegen ſie geſinnt war, und jetzt wird es Zeit ſeyn, etwas mehr von ihm und ſeiner Liebe zu ſagen. Karl Truchſeß war jetzt in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, und die Zeit nebſt dem Umgange mit der groſſen Welt hatte ganz das aus ihm gemacht, was er in ſeinem funfzehenten, da er in die Dienſte des Prinzen Mathias kam, zu werden verſprach. Die Natur hatte ihn, indem ſie ihm die zarte faſt weibliche Schönheit ſeines Bruders verſagte durch die edelſte Geſtalt und Geſichtszüge ſchadlos gehalten, welche ohne hinreiſſend ſchön zu ſeyn, den rechtſchaffenen Mann und den Helden vollkommen charakteriſirten.

Die Vorzüge, die man in ſeinen Augen las, waren das Eigenthum ſeiner groſſen Seele. Nichts finſteres, abergläubiſches, mönchiſches lag in derſelben, überall herrſchte hier der helle Tag der reinen Vernunft, ein Tag, der ihn aufgeklärter denken und handeln machte, als es in den damahligen Zeiten erlaubt war. Im Grunde neigte er ſich ſehr auf die Seite derjenigen, welche die römiſche Kirche Irrlehrer nannte, da er dieſes nicht ſo offenbar äuſſern durfte, ſo bekam er oft das Anſehen eines Freygeiſts, und dieſes verzieh man ihm eher als den Namen eines heimlichen Proteſtanten; überhaupt verzieh man Karl Truchſeßen viel, denn er war ein Held, welche von jeher das Recht hatten, ſich ein wenig von der allgemeinen Regel auszuſchlieſſen, war der Buſenfreund des Prinzen Mathias, dieſes durchgängig angebeteten Fürſten: wer hätte es wagen ſollen, den Liebling desjenigen anzutaſten, den jedermann liebte jedermann die Kronen, die ſeinem ältern Bruder winkten, und die Anwartſchaft auf den kaiſerlichen Thron lieber gegönnt hätte, als dem, dem ſie beſtimmt waren.

Weil wir hier von Gebhards edlen Bruder, und ſeinem fürſtlichen Freunde Mathias einige Worte geſagt haben, ſo wird es wohl gut ſeyn, auch unſeres alten Bekannten, des Prinzen Rudolfs, wieder mit einigen Worten zu gedenken.

Wir ſahen ihn zuletzt im Kloſter unter der Aufſicht des aſtrologiſchen Marianus Schott, und faßten vielleicht ſchon damals einige Muthmaßungen, was er einſt werden könnte. Keinen edlern gründlicher guten Charakter als Rudolfs kann man ſich vielleicht denken; ſchade, daß die Wendung, die er zu Alkala erhielt, ihn durch finſtern Trübſinn und mönchiſche Träumereyen ſo ſehr entſtellte, und Keime zu Argwohn und Menſchenhaß entwickelte, welche vielleicht durch Umgang mit der Welt zu unterdrücken geweſen wären; jetzt kam dieſes Hülfemittel zu ſpät. Kaiſer Maximilian ſahe die wachſenden Fehler ſeines Sohns, und dachte ſie zu heilen, aber Rudolf lernte ſich höchſtens verſtellen, und eine heiterere Miene annehmen, als mit ſeinen Gefühlen übereinſtimmte. Er lebte im Zirkel der Groſſen die ſein Rang um ihn verſammelte, weil er mußte, und kehrte immer mit Entzücken in ſeine Einſamkeit zurück.

Die geheimen im Kloſter erlernten Künſte waren dort ſein Zeitvertreib, und fühlte er ſich zuweilen durch die Anſtrengung, welche dieſelben erforderten, zu ſehr erſchöpft, ſo eilte er wieder zu andern Uebungen, die er abermals mit zu viel Eifer trieb; als daß ſie Zerſtreuung oder Aufheiterung für ihn hätten werden können. In allem was er unternahm, Muſik, Mahlerey und Mechanik, wollte er nicht nur Kenner und Liebhaber, nein, Meiſter ſeyn, und verfehlte darüber den Endzweck, warum er ſich zu dieſen Dingen von ſeiner düſtern Höhe herabgelaſſen hatte, ſein Vergnügen.

Es war zu beklagen, eine ſo edle Seele durch übertriebenes Streben nach Vollkommenheit ſo von ihrer wahren Beſtimmung entfernt, ſo unglücklich gemacht zu ſehen. Die Herzen aller derer, die ihn gern geliebt hätten, entfernten ſich von ihm, und hingen ſich an ſeinen Bruder, den muntern freyen Mathias, von welchem jedermann nicht ohne Grund behauptete, er ſey nicht allein jetzt ſchon liebenswürdiger, ſondern würde auch dereinſt ein beſſerer Regent werden, als der tiefſinnige Rudolf.

Der Kaiſer ſahe dieſes alles, und es bekümmerte ihn, auch er liebte den Prinzen Mathias mehr als ſeinen unglücklichen Bruder, aber — dieſer war und blieb der Aelteſte, welchem ſeine groſſen Anſprüche erhalten werden müßten.

Ein Mittel hatte ſich Maximilian noch zu Heilung ſeines Sohns aufbehalten, die Liebe. Für ihn, den künftigen Kaiſer, wuchs die junge Prinzeßin Anna heran, für ihn war ſie bey den Eliſabethinerinnen erzogen worden, und um ſeinetwillen befand ſie ſich gegenwärtig bey den Krönungsfeyerlichkeiten zu Preſburg. Anna wußte nichts von den Abſichten, die man mit ihr hatte, und ihre Unbefangenheit machte ihren Sieg deſto gewiſſer, einen Sieg, den ſie doppelt an einem Tage erhielt. Weder Rudolf noch Mathias konnten die aufblühende Schönheit ohne werdende Leidenſchaft ſehen, ſie liebten beyde auf den erſten Augenblick, liebten vielleicht beyde gleich ſtark, aber die Art, mit welcher ſie ſich dabey betrugen, war ſehr verſchieden.

Als Rudolf noch über die Natur ſeiner Gefühle für die ſchöne Anna mit ſich zu Rathe ging, und Möglichkeit und Unmöglichkeit wiedergeliebt zu werden abwog, hatte Mathias ſchon die erſten Schritte gethan, ſeiner Geliebten ſeine Leidenſchaft kenntlich zu machen, und die Gewißheit, er ſey der ſchönen Anna nicht gleichgültig, traf bey ihm gerade an dem nehmlichen Tage ein, da ſich Rudolf aus dem Lauf der Geſtirne überzeugt hatte, es ſey bedenklich, hier weiter zu gehen, weil er einen Mitbuhler habe, dem er wohl werde nachſtehen müſſen.

Der Kaiſer trauerte, als er ſah, daß ſeinem ältern Sohn auch auf dieſe Art nicht zu helfen ſey; ſein düſtres Stillſchweigen war ihm Unterpfand ſeiner Gleichgültigkeit für die junge Prinzeßin. Daß Mathias mehr für ſie fühlte, als ſein philoſophiſcher Bruder fiel in die Augen, und es war ihm endlich gleichgültig, durch welchen von ſeinen Söhnen ſie ſeine Tochter ward, nur daß er bey der Vermählung des jüngern nicht für nöthig hielt, ſo ſchleunig zu Werke zu gehen, als bey dem ältern, welchem, hätte er ſeine Gefühle geäuſſert, wie andere Sterbliche ſie zu äuſſern pflegen, die ungariſche Krone, und der Myrthenkranz der Liebe, an einem Tage aufgeſetzt worden wären.

Der unglückliche Rudolf! wie verblendet ging er vor ſeinem Glück vorüber! Wie viel Unheil hatte der aſtrologiſche Auguſtiner Mönch in den Schickſalen ſeiner Zöglinge angerichtet! Während hier der eine trauerte und ſich abhärmte, da er hätte triumphiren können; eilte dort der andere dem vorhergeſehenen Schickſal entgegen, indem er es vermeiden wollte, und der dritte, der unglücklichſte unter allen, der Fürſt Bathori hörte täglich die warnende Glocke vor ſeinen Ohren klingen, ohne ſie zu verſtehen, ſie tönte regelmäßig, allemal wenn das Herz ihres Beſitzers wieder durch ſeine gewohnten Schwachheiten zu fallen in Gefahr war. Bathori glaubte ſich vor andern Gefahren gewarnt, ſah den zärtlichen Vater, und die beſte aller Stiefmütter mit mistrauiſchen Augen an, glaubte ſich immerdar gehaßt, verrathen und zurückgeſetzt und verlor dadurch nach und nach alles, was er nur zu verlieren gemeint hatte, Liebe ſeiner Eltern, Zutrauen ſeines Volks, und Hofnung auf ein Königreich, das ihm nicht hätte entſtehen können, wenn er unbefangen und natürlich gehandelt hätte.

Eben zu der damahligen Zeit war Bathoris Vater, der König von Pohlen, geſtorben, die Hülfe die er beym Kaiſer ſuchte, konnte ihm nicht verſchaffen, was allein von der Wahl der Groſſen abhing. Ein anderer ging mit der pohlniſchen Krone davon, und Bathori zog in ſein Fürſtenthum Siebenbürgen, entſchloſſen dem Kaiſer, dem er nun nicht mehr traute, weil er nicht helfen können, für nicht helfen wollen, annahm, kein gutes Wort mehr zu verleihen, ſondern Schutz und Beſtättigung bey dem Reſt ſeiner Hoheit, von den Türken zu fordern; ein Entſchluß, den er ſo eilig ins Werk richtete, als ſchnell er ihn bereute.

Wir haben uns über der Muſterung unſerer alten Bekannten zu ſehr von Agnes entfernt, zu welcher wir wieder zurückkehren. Karl Truchſeß, mit jedermann überzeugt, ſein Bruder Gebhard habe ſich, nach dem Willen ſeines Oheims, für die Kirche beſtimmt, und er habe alſo um ſeinetwillen nicht mehr nöthig, ſeinen Gefühlen Zwang anzulegen, hing der Leidenſchaft, die er beym Anblick der Gräfin von Mannsfeld erneuert fühlte, ohne Bedenken nach; er ergriff die erſte Gelegenheit, mit ihr von derſelben zu ſprechen, und ihr Anträge zu thun, welche ſeine Perſon, ſein Charakter, ſein Stand, und das Anſehen, in welchem er bey Hofe lebte, wohl annehmenswürdig machen konnten.

Agnes fühlte viel für ihren Vetter, aber keine Liebe, noch hing ihr ganzes Herz an Gebharden; nach ſeinem Verluſt auf etwas anderes zu denken, als auf den Schleyer, war Hochverrath in ihren Augen, und ſeinen Bruder für ihn zu wählen, darin lag vollends etwas, das ihr ganzes Herz empörte.

Die Gräfin von Aremberg pflichtete ihr hierin bey; ſie wünſchte Gebhards und Agneſens Glück, ſie glaubte, dieſes könne durch nichts als durch die weiteſte Entfernung bewirkt werden, und es war alſo natürlich, daß ſie ihre Freundin lieber jedem andern, als Gebhards Bruder gegönnt hätte. Ihrem Urtheil nach, mußte ihr unglücklicher Lehrer in der Sternkunde ſich denn am beſten befinden, wenn er ſeine Geliebte im Kloſter glaubte, und bis an den letzten Tag ſeines Lebens nichts wieder von ihr hörte.

Jenen verweisvollen Brief des Herrn von Truchſeß, den wir im vorigen erwähnten, hatte ſie jetzt kürzlich erhalten und beantwortet, und ſie handelte völlig nach den Meynungen, die ſie in ihrer Antwort äuſſerte. Agnes ſollte und mußte für Gebharden verloren bleiben; aus Freundſchaft für ihn, wünſchte ſie dieſes. Sein anderweitiges Glück zu heben, es ſo hoch zu heben, als weder er noch irgend ein anderer damals denken mochte, dies war bey Tag und Nacht das unabläßige Sinnen ihres freundſchaftlichen Herzens; ſie glaubte, ihm das Glück zu danken zu haben, dem ſie jetzt hoffend entgegen ſah, und ſie fand keinen Preis für daſſelbe zu hoch.

Seltſame ausſchweifende Plane nahmen Platz in ihrer dankbaren Seele, Plane, die ſie niemand entdeckte, als dem Biſchoff von Augſpurg; ſie wurden von ihm gebilligt; Mittel, ſie zur Ausführung zu bringen, wurden ausfündig gemacht, unabläßig gingen von dieſem Augenblick an, Boten zwiſchen Otto und Sidonien ab und zu, deñ die Entfernung verhinderte mündliches Verkehr, und Gebhards Patrenin von ſeinem zärtlichen Oheim belehrt, was ſie bey der Anweſenheit der päbſtlichen Geſandten, und einer Menge anderer geiſtlichen Fürſten zu Presburg zu ſeinem Beſten zu thun habe, ſahe bereits mit voller Hofnung dem Augenblick entgegen, da ihrem Freunde der Beſitz ſeiner Agnes mit einem Fürſtenthum erſetzt werden ſollte.

Gebhard genoß zu Kölln der Vorzeichen ſeines Glücks, er ſah ſich zu den höchſten geiſtlichen Ehrenämtern, wie im Fluge, erhoben, ſah Salentins Gnade faſt zur Freundſchaft des Gleichen mit dem Gleichen erhöht; der Schritt, welcher dieſen Fürſten ſeiner geiſtlichen Feſſeln entnehmen, und ihn zum glücklichen Privatmanne machen ſollte, war nahe. Jedermann ſprach davon, Herzog Ernſt von Bayern werde ſeine erledigte Stelle einnehmen; ein Mann, dem Salentin aus mehr als einer Urſach gehäßig war. Nach einer langen Conferenz zwiſchen ihm und dem Biſchoff von Augſpurg ward beſchloſſen, einen treuen und geſchickten Mann nach Rom zu ſenden, der im Stande wär, den Ausſpruch des heiligen Vaters auf eine andere Seite zu lenken, und wen ſollte man hiezu erwählen, als Gebharden, dem Beydes ſein gegenwärtiger Rang, und ſeine Talente den nächſten Anſpruch auf dieſe Ehre gaben?

Gebhard reiſte, ihm kamen unterwegs vielerley Gerüchte zu Ohren, die er anhörte, wie ein Menſch der mit ganz andern Dingen beſchäftigt iſt. Die halbe Welt war damals voll von den Feyerlichkeiten der Krönung des nunmehrigen Königs von Ungarn zu Presburg, Fremde, die dort geweſen waren, begegneten Gebharden überall, und alle redeten von der Pracht, die ſie geſehen hatten, und von der glänzenden Verſammlung, die durch Rudolfs Krönungsfeſt aus allen Theilen Europens, herbeygezogen worden war. Man nannte zwanzig erlauchte, damals berühmte Fürſten und Herrn, nannte zwanzig durch ihre Schönheit, und ihren Rang ausgezeichnete Damen, nannte auch Sidonien die Prinzeßin Anna, und die Gräfin von Mannsfeld,

Gebhard ſeufzte tief bey dem letzten Namen, er dachte an ſeine Agnes, aber er vermuthete nicht ſie ſelbſt unter denſelben. Es gab damals der Gräfinnen von Mannsfeld ſehr viele, und er wußte ja ſeine Geliebte im Kloſter. Ein wenig nahe ging es ihm bey Sidoniens Namen, daß ihm Salentin keine Geſchäfte nach Presburg an ſie aufgetragen hatte, die ihm hätten Vorwand geben können, heftiger in Sidonien wegen Agnes zu bringen; aber er bekämpfte dieſen Gedanken mit Heldenmuth. Sie iſt Nonne, ſagte er zu ſich ſelbſt, ich bin ein Verlobter der Kirche, wir haben nichts zu thun als einander zu vergeſſen; und verdient diejenige, welche mich wahrſcheinlich aus bloßem Eigenſinn aufgab, verdient ſie auch nur einen Gedanken von mir? —

Ein andermal fiel es ihm wieder ein, Agnes könne wohl von ihren Verwandten zum Kloſter gezwungen worden ſeyn, könne wohl in dieſem Augenblicke laut ihres Briefes die Trennung von ihm mit tauſend Thränen beweinen; dieſer Gedanke erweichte ihn ſo, daß er ſich abermals losreiſſen mußte, wenn er nur erträgliche Faſſung zu Fortſetzung ſeiner Reiſe, und zu Betreibung der großen Dinge, die ihm aufgetragen worden waren, behalten wollte.

Mittlerweile litt Agnes würklich von ihren Verwandten um ſeinetwillen große Bedrängniß, aber nicht zu Annahme des Schleyers, ſondern zu Ablegung eines andern Gelübdes, das ihr weit widriger war als das Kloſtergelübde. — Unter den vielen Großen, welche die Krönung zu Presburg verſammelt hatte, befand ſich auch ein alter Graf von Mannsfeld, ein Oheim von Agneſens Vater, der von ihrem ganzen Hauſe tief reſpektirt, aber bey weitem nicht immer zu Rathe gezogen wurde. Auch bey Agneſens Beſtimmung zum Kloſterleben hatte, te man es nicht gethan, er kannte ſeine ſchöne Nichte nicht, und ſahe ſie jetzt am kaiſerlichen Hofe zum erſten mahle. Sie bezauberte ihn auf den erſten Anblick, und er verſprach ihr, ihr Glück ſeine Sorge ſeyn zu laſſen.

Die traurige Agnes, welche das geräuſchvolle Leben immer überdrüſſiger ward, bat um Beförderung nach dem von ihr gewählten Kloſter. Dieſe Bitte erregte den heftigſten Unwillen des alten Herrn, er fluchte ſeinen Vettern, die ein ſo ſchönes Geſchöpf zum kläglichen Leben zwiſchen vier düſtern Mauern beſtimmen konnten, und als Agnes betheuerte, daß hier alles ihre eigene Wahl ſeye, ſo fluchte er auch demjenigen, der einen ſo unnatürlichen Wunſch in ihr hätte erregen können; er ſchwur, dieſes könne nicht von rechten Dingen zugehen, unglückliche Liebe müße hierunter verborgen liegen.

Agnes geſtand dies halb und halb ein, und da der alte Graf zufälliger Weiſe etwas von ihrer ehemaligen Verbindung mit Gebhard Truchſeß gehört hatte, ſo ſetzte er ſich hieraus, und aus ihrer Sehnſucht nach dem Kloſter eine Geſchichte zuſammen, die ihm weder ſeine Nichte, noch die Gräfin von Aremberg, noch ſelbſt die

Prinzeßin aus dem Sinne reden konnten. Gebhard war nach ſeinem Wahn, ein Treuloſer, Agnes die Verſchmähte, die er nun ihm zum Trotz durch irgend eine glänzende Verbindung glücklicher machen wollte, als ſie je durch ihn hätte werden können. Ihre ſchon halb und halb gethanen Gelübde wurden durch Geld und das Anſehen, in welchem er bey den anweſenden päbſtlichen Geſandten, ſo wie bey dem heiligen Stuhl ſelbſt ſtand, bald gelößt, und unglücklicher Weiſe mußte ſich auch ein Gegenſtand zeigen, der dem alten Grafen alles Glück zu verſprechen ſchien, das er nur für ſeine Nichte hoffen konnte.

Daß dieſes Karl Truchſeß nicht war, den er ſchon um des bloßen Namen willen haßte, läßt ſich leicht errathen; er erhielt die Weiſung, ſeine ſchöne Muhme, die ſich jetzt größtentheils in dem Hauſe des alten Grafen von Mannsfeld aufhalten mußte, ſeltner zu ſehen, ein unbeſcheidenes Kompliment, welches den Kopf des jungen Helden wohl ein wenig in Feuer geſetzt haben würde, hätte die ſanfte Agnes die Ausrichtung deſſelben nicht über ſich genommen. Von ihren Lippen, pflegten ihre Lobredner zu ſagen, würde auch ein Todesurtheil ſchön lauten, kein Wunder alſo, daß der ſonſt ſo leicht aufzubringende Karl, in dem Abſchied, den ihm die holde

Gräfin geben mußte nichts fühlte, als bittere Nothwendigkeit, Nothwendigkeit ſich von einer Perſon zu trennen, die es ihm tauſendmal zugeſchworen hatte, wie ſie nie dran denken dürfe, ihm etwas mehr als Freundin zu ſeyn.

Agnes fühlte eine Art von Erleichterung, den Mann nicht mehr immer um ſich zu ſehen, den ſie wegen ſeiner tauſend Vorzüge ſo innig ſchätzte, ohne ihm Liebe mit Gegenliebe vergelten zu dürfen. Es iſt Qual für eine gutdenkende Seele, dem Verdienſtvollen hart zu begegnen; aber konnte Agnes anders? ihr Herz ſprach allein für Gebhard, ſie fühlte, ſie müſſe ſich von ihm losreiſſen; ihre Freundinnen, von denen ſie ſich vielleicht zu ſehr lenken ließ, ſagten ihr unaufhörlich vor, dies könne durch das Kloſtergelübde nicht ſo ſicher geſchehen, als wenn ſie ihre Hand einem andern böte, Karl Truchſeß konnte und durfte dieſer andere nicht ſeyn, wäre denn nicht beſſer ihn nicht mehr zu ſehen, als Gebhards Andenken, und Karls Leidenſchaft durch längern Umgang mehr zu nähren?

Agnes hoffte Ruhe, in dem Hauſe ihres Oheims, an deſſen Gemahlin, einer ehrwürdigen betagten Matrone, ſie eine wahre Mutter fand, und ihr ward wenigſtens einige Zeitlang was ſie gehoft hatte. Der Stand des Grafen von Mannsfeld forderte zwar Umgang mit der groſſen Welt, aber die Jahre, in welchen er und ſeine Gemahlin ſich befanden, erlaubten Einſchränkung. Die alte Gräfin ſah es gern, daß Agnes Geſchmack an der Stille fand, die der gewöhnliche Ton ihres Hauſes war, und ließ ſie nur ſo viel Theil an den unumgänglichen Geſellſchaften nehmen, als ſich ohne Beleidigung des Wohlſtandes nicht vermeiden ließ.

Die Gräfin von Aremberg, und die Prinzeßin waren die einigen Perſonen, die ſie öfters ſahe, und dieſe ſtimmten ſo wohl in das was ihre Verwandten mit ihr vorhatten, daß Agnes, die den Gedanken an das Kloſter ungern aufgab, das Geſpräch immer gern von ihren eigenen Angelegenheiten ablenkte, und ihren Freundinnen Gelegenheit gab, ſich mit dem zu unterhalten, was ihre Herzen beſchäftigte; Salentin und der Prinz Mathias wurden oft von ihr im Geſpräch herbeygerufen, ihre zudringlichen Rathgeberinnen von widrigen Gegenſtänden hinwegzuziehen; der Kunſtgriff glückte. Die Geliebten der beyden Prinzen ſprachen gern von ihren nahen Hoffnungen, und Agnes gewann Zeit in der Stille über ihr härteres Schickſal zu ſeufzen.

Sie ſah mit einiger Beruhigung, daß der Graf von Mannsfeld keinen von denjenigen begünſtigte, welche ihre Schönheit bewunderten, und ſich in dem Wahn, in ihr eine Erbin ihres reichen Oheims zu ſehen, um ihre Hand bewarben; ſie hofte durch geduldiges Ausharren endlich doch das zu erlangen, was ſie wünſchte, den klöſterlichen Schleyer; aber ſchnell brach der alte Graf mit ſeinen wahren Abſichten hervor, und gebot ihr in jenem milden väterlichen Ton, dem kein Herz wie das ihrige Widerſpenſtigkeit entgegen ſetzen kann, ſich zum Empfang desjenigen bereit zu machen, welcher zu ihrem Gemahl beſtimmt ſey.

Unter den zahlreichen Fremden, welche die ungariſchen Krönungsfeyerlichkeiten zu Presburg verſammelt hatten, und welche dem kaiſerlichen Hofe, als dieſe vorüber waren, nach Wien folgten, befand ſich ein Mann, der ſich durch etwas Auſſerordentliches in ſeinem Weſen vor allen andern auszeichnete.

Nicht ein groſſer Name, nicht ein glänzendes Aeuſſerliches, nicht ein zuverſichtliches

Hervordringen war es, was ihn merkwürdig machte; von all diesem fand ſich bey ihm das Gegentheil: niemand kannte ſeinen Namen, doch vermuthete man aus einigen Gründen, er ſey ein vornehmer Engländer, von welcher Nation man bey dem damahligen verirrten Zuſtand in den brittaniſchen Inſeln viel hochbenahmte Männer als halbe Flüchtlinge an den übrigen europäiſchen Höfen zu ſehen gewohnt war. Sein äuſſerlicher Aufzug war jene geſuchte zierliche Simplizität, welche nicht die Folge der Dürftigkeit, ſondern eigener freyer Wahl zu ſeyn pflegt, und ſein Betragen, die äuſſerſte Sorgfalt, nirgend bemerkt zu werden, nirgend in die Augen zu fallen.

Der engliſche Geſandte war derjenige, deſſen Blicken der Fremde ſich auf das gefliſſentlichſte entzog, und der auch überall, wo er ſeinen Anblick nicht vermeiden konnte, die Augen eben ſo gefliſſentlich vor ihm verſchloß. Es ſchien ein ſtillſchweigendes Einverſtändniß zwiſchen beyden zu ſeyn, nicht zu kennen, und nicht gekannt zu werden. Sir Arthur, das war der Name, den man ihm in Ermangelung eines andern überall zu geben flegte, war ein Mann, der bereits das vierzigſte Jahr erreicht haben konnte, ein gewohnter ſtiller Ernſt gab ihm noch mehr düſtres, als dieſes Alter gemeiniglich zu haben pflegt, er nahm an nichts Theil, ſprach mit wenigen und ſchmeichelte niemand, und dieſem allen ungeachtet unterließ er doch nicht, hinreiſſend liebenswürdig zu ſeyn. Ein hoher Wuchs, die edelſte Miene, durch einen gewiſſen Anſtrich von Schwermuth noch intereſſanter gemacht, erſetzten bey ihm das, was ihm an Jugendreizen und einſchmeichelnder Munterkeit abgieng; er maßte ſich keines Ranges an, und darum hätte man ihn lieber für einen Fürſten gehalten. Er machte keinen Aufwand, und jedermann hätte ſich glücklich geſchätzt, den vornehmen Unglücklichen, dafür hielt man ihn, unterſtützen zu dürfen, wenn man es hätte wagen können, ihn von dieſer Seite für würklich hülfsbedürftig zu halten. Man ſuchte ihn überall hervorzuziehen, aber er gab ſich mit wenigen ab, und der alte Graf von Mannsfeld war faſt der einige, der ſich einer Art von Vertraulichkeit mit ihm rühmen konnte, und den er zu Zeiten in ſeinem Hauſe beſuchte.

Seit er die junge Agnes einſt im Gefolge der Prinzeßin Anna geſehen hatte, wurden ſeine Beſuche in dem Hauſe ihres Verwandten häufiger, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß das Intereſſe, das dieſer beſondere Mann an ihr zu nehmen ſchien, zuerſt die Vorliebe ihres Oheims für ſie weckte, und ihn auf den Entſchluß brachte, ihr Glück zu machen; — Nur gar zu oft iſt es nöthig, daß Fremde Vorzüge in uns entdecken, um uns bey denen, welche uns näher ſind, einen Werth zu geben.

Dieſer Unbekannte, dieſer auſſerordentliche Mann, von welchem jedermann ſprach, ohne ihn genau zu nennen zu wiſſen, war es, welchen der Graf von Mannsfeld beſtimmt hatte, das Glück ſeiner ſchönen Nichte zu machen, und den er ihr nach einer kurzen in ſeinem Hauſe genoſſenen Ruhe, unter dem Namen des Herzogs der orkadiſchen Inſeln, als ihren künftigen Gemahl vorſtellte.

Agnes erröthete, der große Name, den man ihr ankündigte, weckte ihre Eitelkeit. Das Bekenntniß ihres Sieges aus einem Munde, der nie zu ſchmeicheln pflegte, war Triumph für ein gewiſſes Etwas, das in eines jeden Mädchens Herzen ſchlägt. Der vornehme Fremde mußte gefallen, wo er ſich zeigte, wie viel mehr, da wo er gefallen wollte, und wo er die ausgeſuchteſten Künſte, ſeine Verdienſte geltend zu machen anwandte. Die Worte, mit welchen er ſich an die junge Gräfin wandte, hatten einen ganz eigenen, unendlich feinern Ton als den, welchen ſie aus dem Munde ihrer übrigen Anbeter zu hören gewohnt war. Die Sitte an den deutſchen Höfen war damals noch etwas plump, aber ſie verlor ſich da, wo man dieſen Fehler vermeiden wollte, in unerträgliche ſpaniſche Steife, die keiner Seele, welche ſo viel innern Sinn für das wahre Schöne hat, als Agnes, behagen konnte. Hier ſah ſich die junge Gräfin auf eine Art angeredet, die ſich ſo weit von dem gezwungenen Ton des Wiener Hofs, als von der freyen Sitte der Franzoſen, die ihr auch nicht ganz fremd war, entfernte. Es war die edle Sprache eines Britten, voll beſcheidner Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und voll leidenſchaftlicher Wärme gegen den geliebten Gegenſtand, eine Sprache, die ein Geiſt der Finſterniß nicht hätte glücklicher wählen können, um ſich in einen Engel des Lichts zu verſtellen. So hatte Agnes bisher nur noch Einen ſprechen hören, ihren Gebhard, dem unſchuldige herzliche Liebe all die Vorzüge gab, welche Kenntniß der wahren groſſen Welt, und feine Hofſitte einem andern beylegen konnte; ach wär das Andenken dieſes Einen nicht geweſen, welchen Eindruck hätte der Mann, der ihr vorgeſtellt wurde, auf ſie machen können! ſo blieb es bey einer kleinen wohlgefälligen Bewegung, die nicht in das Innere ihres Herzens kam, und bey einer Antwort, wie ſie gute Lebensart, Scheu vor dem Grafen von Mannsſeld, und ein gutes Theil von Beſtürzung ihr in den Mund legen konnten.

Man war zufrieden mit dem, was ſie ſagte, der Herzog der orkadiſchen Inſeln, ſchmeichelte ſich mehr, als er Urſach hatte, und Agnes mußte noch dieſen Abend viel Glückwünſchungen von ihren Verwandten annehmen über eine Sache, die ſie im Grunde äuſſerſt beunruhigte. Man umarmte ſie, man nannte ſie Tochter, und überließ ſich ganz der Freude, die gutherzigen Seelen zu empfinden pflegen, wenn ſie das Glück ihres Lieblings, ein Glück, für deſſen Schöpfer ſie ſich halten, anſtaunen.

Sir Arthur, denn dieſen mäßigen Titel, den er dem Publikum preis zu geben gewohnt war, beliebte der Herzog immer noch beyzubehalten, Sir Arthur war würklich verliebt in die ſchöne Agnes; und viel zu geſchickt in der Kunſt, Herzen zu gewinnen, als daß es ihm hier hätte ganz mislingen ſollen. erſiegte er ſich wenigſtens bald die gränzenloſe Achtung ſeiner Geliebten. Mehr konnte, mehr wollte ſie ihm nicht geben. Die alte Gräfin von Mannsfeld ſagte ihr, dies ſey genug zum Glück in der Ehe, ihre jungen Freundinnen, welche freylich hierin ein wenig anders dachten, verhehlten ihre wahre Meynung und widerſprachen nicht, weil ſie ſchon längſt ſich überzeugt hatten, Agnes müſſe ſo ſchnell und unwiderruflich von Gebharden entfernt werden, als nur möglich, und die nächſte Gelegenheit hiezu ſey bey erträglich gutem Anſchein mit beyden Händen zu ergreifen.

Agnes war alſo überſtimmt, aber bey weitem nicht befriedigt. Sie weinte Tag und Nacht, und wußte nicht, was ihr Herz beengte. Sie hielt es für ſchlecht getilgte Liebe zu Gebharden; und dachte, um ſich gegen die Ueberbleibſel ihrer Leidenſchaft zu ſtärken, an das, was die Sterne von ihrer Verbindung mit ihm ſagten. Ein Schauer vor dem Gedanken, ihn durch ihre Hand unglücklich zu machen, wandelte ihr an, und ſie ließ ſich nach langem Weigern, endlich zum Beſten des Herzogs das Jawort abdringen. Anſtatt hierin Beruhigung zu finden, fühlte ſie ihre Beängſtigung erſchwert. Sie fragte ſich, ob ſie ihren beſtimmten Gemahl haſſe? ein lautes Nein ertönte aus ihrem Herzen; ſie ſchätzte, ſie bewunderte ihn, ſie fühlte einen ſüßen Stolz ſich durch ſo einen auſſerordentlichen Mann vor tauſenden, die mit ihr gleiche Anſprüche auf Bewunderung hatten, ausgezeichnet zu ſehen, und doch und doch — —

Rath und Auskunft über die Widerſprüche ihres Herzens wäre ihr jetzt ſo nöthig geweſen, und ſie fand ſie nirgends. Die alte Gräfin von Mannsfeld war ſowohl als ihr Gemahl für den Unbekannten eingenommen, die Prinzeſſin Anna dachte nicht vielmehr als ihren geliebten Prinzen, und war überdem zu jung, die Rathgeberin einer ältern zu ſeyn; und Sidonie, o dieſe war gänzlich für die arme Agnes verloren, da ſie ſich jetzt auf dem entſcheidenden Punkte ihres eigenen Schickſals befand, und für nichts anders Sinn hatte, als für die unausſprechlich glückliche Entwickelung deſſelben.

Die Sterne hatten, in Rückſicht auf ſie, wahr geredet. Salentin, nun nicht mehr Churfürſt von Kölln, war ſeiner geiſtlichen Feſſeln entnommen, und breitete ſeiner gewählten Braut offene Arme entgegen. Jedermann, anſtatt den Schritt, den er gethan hatte, zu tadeln, begleitete denſelben mit lautem Beyfall. Die päbſtliche Diſpenſation, die Einwilligung des Kaiſers, der glückwünſchende Zuruf der Welt, die glänzende, zu ihrer Heimholung abgefertigte Geſandtſchaft des Grafen von Iſenburg, alles vereinte ſich, ſie in eine Art von fröhlichen Rauſch zu verſetzen, vor welchen ſie weder ihr feſter Charakter, noch ihr tiefes Wiſſen, noch alle Vorzüge, die ſie vor Tauſenden ihres Geſchlechts hatte, ganz verwahren konnten. Es giebt Augenblicke, wo auch das beſte Weib ſich nicht über die Schwachheiten ihres Geſchlechts erheben kann.

Ich beſchwöre dich Sidonie, rief die trauernde Agnes, der es glückte, ſie den Abend vor ihrer Abreiſe, auf einen Augenblick, aus dem geräuſchvollen Cirkel zu reiſſen, der ſie jetzt immer umgab, ich beſchwöre dich, verlaß deine Agnes nicht ganz ohne Rath; ſiehe mich auf dem Punkte, Schritte zu thun, die mich vielleicht auf ewig unglücklich machen!

Agnes, rief die ungeduldige Gräfin, deren Gedanken ſchon halb an einem andern Orte waren, woher die Zweifel über eine Sache, die wir ſchon zwanzigmal gemeinſchaftlich durchdacht und gut gefunden haben? An Gebharden darfſt du aus Urſachen, die dir nicht entfallen ſeyn können, und aus noch andern, die dir nicht lang verborgen bleiben werden, nicht mehr denken Den Schweizer darfſt du, nach meiner Einſicht, nie annehmen, was bleibt dir alſo übrig, als die Hand eines andern? Dein Bräutigam, der Herzog — ?

Ach ich bitte dich, Sidonie, wer iſt dieſer Herzog? So wenig Kenntniß ich von der Geſchichte ſeines Vaterlandes habe, ſo weiß ich doch genug, um dieſen Titel, den er gegen niemand, auſſer mir, eingeſtändig ſeyn will, ſonderbar zu finden!

Haſt du eine andere Wahl, als den Mann, zu dem dir alle deine Freunde rathen?

Muß ich eben heut und morgen wählen?

Ja, Agnes, du mußt! die entſcheidendſten Stunden deines Lebens nahen heran, die dich nicht unbeſtimmt finden dürfen.

Die entſcheidenden Stunden? — O Sidonie, dieſer Ausdruck bringt mir deine Prophezeyungen in den Sinn; wie unglücklich haben ſie mich gemacht!

Und mich, wie glücklich! Siehe auf mein Beyſpiel, und lerne den Sternen gehorchen!

Sidonie, ich beſchwöre dich, kannſt du mich verſichern, daß ich durch die Hand dieſes Mannes glücklich ſeyn werde? —

Die Gräfin von Aremberg ſchwieg. —

O, rief Agnes, du ſchweigſt! Gott weiß, ob dieſes Schweigen Zweifel oder Zerſtreuung iſt! — Geh; du Glückliche, du haſt in den lachenden Scenen, die dich jetzt umgeben, keinen Gedanken für die grauſame Lage deiner Freundin. Geh, überlaß mich mir ſelbſt, du wirſt von mir hören, wenn ich vielleicht nicht mehr zu retten bin!

Agnes! Was ſoll ich für dich thun? rief die Gräfin von Aremberg, indem ſie ſich ihrer weinenden Freundin um den Hals warf.

Du weißt, wo du Rath für mich holen ſollſt, erwiederte die Gräfin von Mannsfeld, gieb mir nur einige Auskunft über den Charakter desjenigen, den ich nicht ohne heimliches Grauen meinen Bräutigam nennen kann, aber den, vor welchen ich noch heute durch dieſe Zeilen gewarnt ward.

Gewarnt?

Lies hier dieſen Zettel, die Unterſchrift wird dir den Schreiber kennen, und das Gewicht ſeiner Worte ſchätzen lehren.

Sidonie las:

„Wird Agnes blindlings in ihr Verderben rennen? — Wer iſt dieſer Herzog der arkadiſchen Inſeln, dem ſie ihre Hand beſtimmt? Ich kenne nur Einen, der dieſen Namen führen könnte; ſollte dieſer Verführer hieher gekommen ſeyn, noch ein edles Herz zu bethören, wie er ſchon zum Entſetzen der halben Welt in ſeinem Vaterlande gethan hat? — Ich bitte Euch, Gräfin, prüfet, worauf euch aufmerkſam macht der zurückgewieſene

Rath Truchſeß.“

Was mag er meynen? Er hätte deutlicher ſchreiben ſollen! rief die Gräfin von Aremberg, indem ſie ihrer Freundin den Brief zurück gab.

Da er es aber nun nicht gethan hat —

Wir müſſen ihn aufſuchen laſſen!

Als ob er zu finden wäre! Glaubt die Gräfin von Aremberg, daß ich außerdem ihr mit Bitten beſchwerlich gefallen wäre, die ſie wohl verſieht?

Ja, Agnes, ich verſtehe dich! Aber bedenke ſelbſt die Zeit; in drey Stunden iſt Mitternacht, morgen früh vor Tage muß ich von hier aufbrechen! —

Nun ſo leb wohl, lebe wohl ſchöne Agnes, indem ſie Sidonien den Abſchiedskuß auf die Wange drückte, ich habe dich weiter nichts zu bitten, als, du magſt einſt von mir hören was du wolleſt, ſo denk an die heutige Stunde.

Die Gräfin von Mannsfeld eilte von ihrer glücklichen Freundin, um eine ſchreckliche Nacht auf ihrem Lager zu verweinen; am Morgen erhielt ſie die Nachricht von Sidoniens Abreiſe und dieſen Zettel:

„Ich habe der Nacht ihre Stunden entriſſen, um dein Verlangen einigermaſſen zu erfüllen, aber was ich dir ſagen kann, iſt mangelhaft, denn weder Zeit noch Umſtände, noch meine eigene Gemüthsfaſſung ſchicken ſich zu meiner Arbeit, ſogar fehlte es mir an den nöthigſten Vorkenntniſſen von dem, was du wiſſen willſt; ſiehe hier einige Fragmente.“

„Dein Unbekannter ſey wer er wolle, ſo ſtand er einſt nahe am Throne.“

„Der Name, den er ſich giebt, ſcheint ihm deutlich zuzukommen, ob er gleich andere, die ihn kenntlicher machen könnten, verſchweigen mag.“

„Du biſt nicht ſeine erſte Liebe, es könnten vielleicht Perſonen leben, welche Rechte auf ihn hätten. Ihn ſelbſt mußt du darum befragen, mich können meine Berechnungen diesmal irre führen.“

“Glücklich ſcheinſt du nicht durch die Hand deines Gemahls zu werden, es ſey dieſer oder ein anderer, der einſt dieſen Namen führen wird. Du weißt, ich ſagte dir dieſes ſchon oft, und du baueteſt hierauf den Entſchluß zum Kloſterleben, welchem alles, was die Geſtirne von dir ſagen, widerſpricht, und welchem auch ich feyerlich widerſpreche.“

„Du wirſt dich vermählen, wirſt deinem Gemahl mit deiner Hand Unglück zubringen; ſoll dieſe traurige Mitgabe dein Gebhard oder ein anderer haben? — Doch es iſt Thorheit, von Gebhärden, noch zu ſprechen; haſt du nicht bereits jeden Gedanken an ihn aufgegeben, ſo laß ihn nun durch die Nachricht vernichtet werden, daß ihn das Glück jetzt auf eine Stufe erhoben hat, die er nicht beſtiegen haben würde, wenn noch irdiſche Liebe, Liebe für dich in ſeinem Herzen wohnte.„

„Arme Agnes, mein Herz fühlt es, wie ich das deinige mit jeder Zeile, die ich ſchreibe, verwunden muß, aber du willſt Wahrheit, und ich gebe ſie dir, ſie in ein tröſtendes Gewand zu kleiden, verhindert mich die Eile, welche keine gewählten Worte kennt!“

„O leb wohl, leb wohl! Nöthige Kundſchaft, die du verlangteſt, haſt du nunmehr, Rath kann ich dir nicht geben. Wär die Sprache der Geſtirne überall ſo dunkel, als ſie es in Rückſicht auf dich iſt, ich würde meinem Lehrmeiſter ſeinen Unterricht wenig danken, mich dünkt, ich habe ihn dieſe Nacht zum letztenmal genutzt. Es iſt eine traurige Mühe, mehr wiſſen wollen, als andere Sterbliche. Mir zwar ſchafte ſie ſeligen Vorgenuß des Glücks, das ich nun vor mir ſehe, aber — — Ich habe den Schatz gefunden, und zerbreche den Schlüſſel, der mir die Thür dazu öfnete.“

Agnes war durch den räthſelhaften Brief ihrer Freundin um nichts klüger geworden. Sie las ihn zehnmal und war am Ende zu nichts entſchloſſen, als den einigen Rath, den er ihr gab, zu befolgen, und bey demjenigen nähere Auskunft über die Warnung ihres Freundes zu ſuchen, der ihr dieſelbe am beſten geben konnte, bey dem Manne, den dieſelbe betraf.

Bey dem Grafen und der Gräfin von Mannsfeld, denen ſie einen Theil ihrer Zweifel entdeckte, fand ſie wenig Gehör, weil ſie diejenigen, welche ihr dieſelben eingeflößt hatten, weder nennen konnte noch wollte.

Der Herzog beſuchte ſie am Abend zu der Stunde, die er gewöhnlich die ſeligſte ſeines Lebens nannte, und die auch ihr, vermöge des unwiderſtehlich anziehenden, das in ſeiner Unterhaltung, vermöge des namenloſen Zaubers, der in ſeiner Perſon lag, ungeachtet aller Widerſprüche ihres Herzens nie ganz unwillkommen geweſen war. Läßt ſich die Möglichkeit denken, eine Sache zugleich zu lieben und zu haſſen? ſie herbeyzuwünſchen und vor ihr zu zittern? Sie fand ſich bey Agnes. Ohne Zweifel fühlte ſie eine Art von Werthſchätzung gegen die glänzenden Vorzüge deſſen, den ſie, wenn nur ein Theil von dem, was man ihr Schuld gab, zutraf, verabſcheuen mußte, ohne Zweifel zitterte ſie vor der Zuſammenkunft mit ihm, die ſie um anderer Urſachen willen herbey, oder vielmehr, vorüberwünſchte. Es iſt keine Kleinigkeit, auf dem Punkte zu ſtehn, ſein Urtheil von irgend einer Perſon, die uns wichtig iſt, ändern zu müſſen.

Der gute Verſtand der jungen Gräfin und der einnehmende Ton, welchen ſie allem, was ſie ſagte, zu geben wußte, ſetzte ſie in Stand, die verfänglichen Fragen, die ſie ihrem Verlobten zu thun hatte, auf eine unbeleidigende Art vorzutragen.

Die Bewegung, in welche er durch dieſelben gerieth, war unverkennbar; aber ſie ſchien nichts von der Erſchütterung eines böſen Gewiſſens an ſich zu haben; derjenige, welcher noch ſolchen Gefühlen unterworfen iſt, kann nur noch ein Lehrling in der Bosheit heiſſen, und der Herzog, er möchte nun ein Engel des Lichts oder ein Geiſt der Finſterniß ſeyn, ſchien an der Spitze ſeiner Gattung zu ſtehen.

Gräfin, ſagte er nach einem kurzen Bedenken, ich liebe euch, ich bete euch an, einer Leidenſchaft wie der meinigen könnte es vielleicht verziehen werden, wenn ſie ein wenig von dem geraden Pfade abgegangen wäre, um ihre Befriedigung zu erlangen, aber dies ſindet ſich bey mir nicht. Ihr habt ein Recht auf meine aufrichtigen Geſtändniſſe, und ſie ſollen euch nicht vorenthalten werden. Hört hier kürzlich meine Geſchichte: Meine Geburt iſt die edelſte meines Vaterlands; ſie beſtimmte mich ſo wie meine Neigung zu den Waffen. Durſt nach Größe war von Jugend auf mein herrſchender Trieb, zu welchen ſich erſt ſpät Neigung zu Eurem reizenden Geſchlecht geſellte. Wie wäre es bey dieſem Hange zu der ſüßeſten aller Leidenſchaften, wie wäre es im Vaterlande der Schönheit möglich geweſen, ſo lang ohne Feſſeln geblieben zu ſeyn, daß ich Euch meine erſte Liebe nennen könnte? — Nein, Agnes, das ſeyd ihr nicht, aber ich fühle, daß ihr meine letzte ſeyn werdet; wie dauernd meine Leidenſchaft für euch ſeyn wird, das beweiſen euch die äußerlichen Reitze, die mich zuerſt zu euch hinriſſen. Dieſe ganze Fülle der Schönheit, wie ich ſie hier vor mir ſehe, habe ich ſchon, ehe ich Euch kannte, in einer andern Perſon geliebt, die nun auf ewig für mich verloren iſt, zu welcher ich aber, ungeachtet der treffenden Gleichheit ihrer perſönlichen Vorzüge mit den Eurigen, nicht zurückkehren würde, wenn mir auch nicht die Unmöglichkeit im Wege ſtünde, dann das Uebergewicht geiſtiger Vollkommenheiten iſt auf eurer Seite. Dieſes unſchuldsvolle argloſe Herz, dieſer helle, doch ganz weibliche Verſtand, dieſer feſte, von aller Wankelmuth freye Charakter, die ich an euch bewundere, tragen den Preis von der Weltſitte, dem tiefen Wiſſen, und der Unſtättigkeit Eures reitzenden Ebenbildes davon. Sie habe ich vergeſſen, Euch werde ich ewig lieben, Sie verleitete mich zu Vergehungen, ihr werdet mich auf dem Wege der Tugend unterſtützen.

Ich liebte, ich betete ſie an, doch das Glück hatte ſie einige Stufen über mich erhoben, nur durch Heldenthaten konnte ich mich zu ihr emporſchwingen. Ich handelte unter ihren Augen, und erhielt Lob aber keine Liebe. Die ganze Neigung meiner Angebeteten lenkte ſich auf einen, der mir am Stande gleich, an Verdienſten — ich darf es wohl ſagen — tief unter mir war, ſein ganzer Vorzug beſtand vielleicht in mehr Schönheit und mehr Jugend als ich beſaß.

Er ward der Gemahl meiner Angebeteten; ich war wütend! Ich ſuchte Heilung in fremder Liebe, ich verband mich mit einer andern, und gewann dadurch nichts, als die Nothwendigkeit, ein Band wieder zu zerſchneiden, das mich noch unglücklicher machte. Während ich mich von meiner Gemahlin ſcheiden ließ, gingen meiner vermählten Geliebten gleichfalls die Augen auf; ſie ſah, wie elend ſie in ihrem Gemahl, den ich Lord Heinrich nennen will, gewählt hatte. Dieſer Undankbare ließ es nicht dabey bewenden, der erſten Schönheit ihrer Zeit, bald nach der Vermählung, mit zurückſtoßender Kälte zu begegnen, er quälte ſie auch noch mit

Eiferſucht und pöbelhaftem Betragen. Er nützte die Gewalt, die ſie ihm gegeben hatte, ihre liebſten Diener zu verfolgen und zu tödten, er ergab ſich dem Trunk und andern Ausſchweifungen, und zürnte, wenn er in den Krankheiten, die er ſich auf ſeinen Laſterwegen zuzog, mehr Abſcheu als Mitleid von ihr erfuhr.

Das Schickſal führte mich zu dieſer Zeit, da meine Geliebte die Folgen einer thörichten Wahl beweinte, Gelegenheit in die Hand, mich ihr auf eine vortheilhafte Art wieder ins Gedächtniß zu bringen. Räuber verheerten ihre Beſitzungen, ich bekämpfte und beſiegte ſie, und fiel ihr beym triumphirenden Einzug auf ihr Schloß ſo vortheilhaft in die Augen, daß eine Leidenſchaft in ihr erwachte, welche ich früher hätte erregen mögen! O Marie! Marie! nur ein Jahr früher deine Liebe, und du und ich wären vom Verbrechen rein geblieben!

Meine Geliebte fand in meinem Umgange das, was ſie in den Armen ihres Gemahls nicht fand, Troſt und Unterſtützung bey ſo manchen, was ſchwer auf ihr lag. Mit Thränen bekannten wir einander, wie unglücklich wir wären, einander nicht mehr ganz angehören zu können, und das Gefühl der Moralität hätte ſtärker in uns ſeyn müſſen, als es war, um den Wunſch zu beſiegen, das was jetzt unmöglich wär, möchte einſt möglich werden, und ein ſolcher Wunſch, wird er nicht allzuoft der Grund von frevelhaften Verſuchen, dem Schickſal in die Räder zu greifen, und Vorgänge zu beſchleunigen, die uns glücklich machen könnten?

Meine Geliebte war ſich bewußt, wenigſtens durch Gedanken, eine Verbrecherin gegen ihren Gemahl zu ſeyn, ſie geſtand ſich dieſes, und eilte ihr Vergehen durch verdoppelte Zärtlichkeit gegen ihm im Aeußerlichen zu büßen. Mehr Beweiſe von Liebe hatte er ſeit den erſten Monaten ihrer Verbindung nicht von ihr erhalten, als damals, ſie ſchloß ſich mit ihm auf einem einſamen Schloſſe ein, ſie wartete ihn in ſeinen eckelhaften Krankheiten, und nur ſelten erlaubte ſie ſich den Genuß der Vergnügungen, zu welchen ſie ihr Stand, ihre Jahre, und die Nothwendigkeit, ſich von ſtets flieſſenden Thränen endlich einmal zu erholen, berechtigte.

Heinrich befand ſich eines Tages leidlich, er ſelbſt ermahnte ſeine Gemahlin, nach der nahen Stadt zu fahren, um bey einem Feſte gegenwärtig zu ſeyn, deſſen Verſchönerung man von ihrer Gegenwart hofte. Ueberzeugt, auch mich allda zu finden, ließ ſie ſich überreden. Sie verließ das einſame Bergſchloß, und — rettete dadurch ihr Leben. Mitten in der Nacht ſchlug der Donner in die Gemächer, welche ſie nebſt ihrem kranken Gemahl zu bewohnen pflegte. Der Knall erſchütterte die ganze Gegend umher. Auch wir im Tanzſaale bebten, und hatten uns noch kaum erholt, als das Gerücht von Heinrichs ſchrecklichem Tode ein zweytes noch heftigeres Entſetzen verbreitete.

Darf ich es ſagen? Entſetzen war auch das einzige, das ich und Marie fühlten, Mitleid wenig, Kummer und Bedauren noch weniger. Unſere ſchlecht verholenen Empfindungen zogen das Auge der Welt auf uns, und machten uns zu Verbrechern; die meiſte Schuld fiel auf mich; unſere heimliche Liebe hatte man längſt bemerkt, meine ehemaligen kühnen Wünſche kannte man, und man fand es nicht unwahrſcheinlich, daß ich einen Tod, der ſie noch erfüllen konnte, herbeygerufen habe.

Aber mein Gott, unterbrach hier Agnes den Erzähler, welch ein ungeheurer Einfall! Was für Gewalt hattet ihr über den Donner des Himmels, der Lord Heinrichen tödtete?

Der Herzog erröthete ein wenig, und fuhr bald darauf ungehindert alſo fort: Wer kann für die Beſchuldigungen des großen Haufens Rechnung ablegen? Genug, man wußte ihnen einen Grad von Wahrſcheinlichkeit zu geben, und für mich wurden ſie Quellen der ſchrecklichſten Gefahr. Der Vater des Getödte ſen wagte es, mich öffentlich des Meuchelmords anzuklagen, und einige andere als meine Mitſchuldigen anzugeben, welche würklich Lord Heinrichs heimliche Feinde ſeyn mochten, und für deren Unſchuld ich nicht reden mag.

Meine Geliebte hatte eine Verwandte, eine Dame von noch größerer Macht und Anſehen, als ſie ſelbſt, ſie ward von ihr wegen mehrerer Schönheit und Jugend geneidet, und wegen gemeinſchaftlicher Anſprüche heimlich verfolgt. So verſchieden das Aeußere der beyden Schweſtern, wie ſich die Nebenbuhlerinnen immer voll ſcheinbarer Höflichkeit nannten, ſeyn mochte, ſo verſchieden war auch der Ton, der in ihren Häuſern herrſchte, und noch mehr ihre Gemüthsart. Meine Geliebte, an dem franzöſiſchen Hofe erzogen, war frey, leichtſinnig, unbeſonnen, wie die Sitte jenes Landes, die andre, welche ihre ſchönſten Jahre in einem Gefängniſſe zugebracht hatte, zurückhaltend, ſpröde, altklug, darum aber nichts tugendhafter, als ihre ſchöne Muhme; ſie wußte ſich nur beſſer zu bergen, und gab ſich dadurch das Recht, Rathgeberin und Richterin zu ſeyn, wo man es nicht verlangte; dieſe Rolle ſpielte ſie auch hier, und meine Geliebte mußte ſich, wenn ſie ſich nicht ganz der böſen Nachrede Preis geben wollte, gefallen laſſen, mir den Schutz zu entziehen, den ſie mir hätte gewähren können, und mich der Anklage meiner Neider Preis zu geben.

Die Kläger klagten, die Richter richteten, und ich ward unſchuldig befunden; hintennach zwar gab die blinde Göttin mit der Wage vor, ſie ſey durch meine Macht geſchreckt, durch Umſtände irre geleitet, nicht an ihr erſtes Urtheil gebunden, aber wer wollte ihr dieſes zugeſtehen? Meine Geliebte wenigſtens that es nicht, ſie hielt mich der Unthat völlig entſchuldiget; und gönnte mir einen Umgang und Hoffnungen, welche die Mißgunſt von neuem aufregten und mein Unglück herbeyführten.

Wir liebten, und waren alſo natürlich blind gegen alles, was auſſer uns vorgieng, unſere Verbindung war beſchloſſen, doch um, in Rückſicht auf meine Geliebte, der übeln Nachrede auszuweichen, ſollte ſie keine Folge ihrer freyen Einwilligung, ſondern des Zwanges zu ſeyn ſcheinen. Wir trennten uns, ich that einen neuen Zug wider die Räuber, ſie eine Reiſe nach einem entfernten Theil ihrer Beſitzungen.

Ein Zufall, wie ihn ſchlaue Liebe leicht herbeyzuführen weiß, brachte ſie, deren Beſitz mir niemand gönnte, in meine Gewalt. Ich entführte ſie auf eins meiner Schlöſſer; ein gutherziger Biſchof, mein Verwandter, verband uns, und meine nunmehrige Gemahlin fühlte ſich durch die Gewaltthätigkeit, mit welcher ich mir ihren Beſitz errungen hatte, ſo wenig beleidigt, daß ſie mich zum Unterpfand ihrer Gnade, mit dem Titel beſchenkte, unter welchen ich der ſchönen Agnes zuerſt vorgeſtellet ward, und den ich hier nicht öffentlich führen kann, ohne mich kenntlicher zu machen, als meine Sicherheit erlaubt.

Die erſten Tage unſerer Ehe entflohen in einem Rauſch von Entzücken; in der Verbindung mit Euch, meine Angebetete, erwarte ich die Erneuerung deſſen, was ich damals empfand: daß es von längerer Dauer ſeyn wird, dafür bürgt mir eure Tugend und Treue. Mariens Treue konnte mir keinen Monat für mein Glück bürgen. Man riß ſie mit gewafneter Hand aus meinen Armen, ſie ſchwur, mit mir zu ſterben, aber noch lebt ſie, um die gerichtliche Scheidung von mir zu begünſtigen, um mir zaghaft zu entſagen, und ſich dem Schutz ihrer neidiſchen Muhme zu ergeben, die ſie zwar faſt wie eine Gefangene hält, aber ihr doch, wie ich höre, die Möglichkeit nicht rauben kann, neue Liebesverſtändniſſe anzuſpinnen, welche vollends jedes zärtliche Verhältniß, das unter uns ſtatt finden konnte, aufheben, und mir volle Freyheit geben, eine andere Wahl zu treffen. Sie iſt auf Euch gefallen, theure Gräfin! Ebenbild des ſchönſten

Weibes, das je die Sonne ſah! Engel, die mit himmliſcher Geſtalt, auch eine himmliſche Seele verbindet! Ich danke dem Schickſal, das mich nach der Verbannung aus meinem Vaterlande, nach der Irre, in welcher ich lang in verſchiedenen Ländern umherſchweifte, Euch und mit Euch Ruhe und Hofnung wieder finden ließ. — Werdet ihr großmüthig genug ſeyn, jetzt, da ihr mich kennt, einem Vertriebenen die Hand zu geben, der euch nichts als die Trümmern ehemaliger Hoheit anzubieten hat? Zwar auch dieſe Trümmern ſind nicht unbeträchtlich; aber was ſind ſie gegen die Erwartungen, zu welchen Euch Eure Schönheit und Eure Verdienſte berechtigen? Das einzige, worauf ich jetzt, nächſt Eurer Beſtändigkeit, einige künftige Hofnungen zu bauen habe, iſt eine kleine Seemacht, die ich, unter der Anführung meiner Freunde, an den norwegiſchen Küſten zurück ließ. Mit ihr und den Ergebenen, die ich noch in meinem Vaterlande habe, muß es mir glücken, mich erſt zum Beſitz der Inſeln zu machen, von denen ich mich nenne, und dann von da meinen Arm noch weiter auszuſtrecken, ſie nach dem auszuſtrecken, auf was ich ganz gerechte Anſprüche habe. O Agnes! welch ein Gedanke, einſt Größe und Hoheit mit Euch zu theilen, von welchen ihr gegenwärtig vielleicht nicht einmal eine Ahndung habt! Doch wie? ſollt ihr nach dem, was ihr jetzt von mir hörtet, würklich nicht ahnden, wen ihr vor Euch habt? weſſen Glück ihr einſt theilen werdet?

Agnes war ſo unſchuldig, auf dieſe verfängliche Frage geradezu mit Nein zu antworten; auch ſagte ſie die Wahrheit. Die Geſchichte, die vielleicht keiner unſerer Leſer unter ihrer nicht allzudichten Hülle verkannt haben wird, war in den Zeiten, da ſie geſchah, ſo wenig nach allen ihren Theilen durchgängig bekannt, als die Vorgänge unſers Jahrhunderts uns und unſern Zeitverwandten mit voller Deutlichkeit in die Augen leuchten; unſre Enkel werden von denſelben mit mehrerer Richtigkeit zu ſprechen wiſſen, als wir, die wir das, was zu unſerer Voreltern Zeiten geſchah, aus der Ferne beſſer beurtheilen, als dieſe zu thun vermochten.

Agnes, die die größte Zeit ihres Lebens, in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt zugebracht hatte, war natürlicher Weiſe mit dem, was auſſer ihrem Vaterlande vorging, noch unbekannter als andere, ſie konnte alſo ihr Nein mit der vollen Wahrheit, welche jedes von ihr geſagte Wort auszuzeichnen pflegte. wiederholen; ſie hofte, es ſollte eine nähere Erklärung von ihrem geheimnißvollen Liebhaber nach ſich ziehen.

Die deutliche Nennung weniger Namen würde hinlänglich geweſen ſeyn, ihr die Augen über Dinge zu öfnen, von welchen das Gerüchte damals viel ſprach, aber dieſe erfolgte nicht, und Agneſens Unwiſſenheit gab dem Herzoge nur Gelegenheit, ſich in noch glänzendere Wolken zu hüllen, welche die unſchuldige Gräfin in dem Grade verblendeten, wie ſie der Mann, den ſie vor ſich hatte, gern verblendet ſehen wollte.

Alle Zweifel, die ihrem zarten Gefühl für Ehre und ſtrenge Moralität, bey der angehörten Geſchichte entgegen gekommen waren, wurden durch die hinreiſſende Beredſamkeit des Auslegers getilgt. Ihr Herz floß von Mitleid, Zuneigung, ſelbſt einer Art von Bewunderung gegen den Helden des Romans über, der Theil ſeiner Geſchichte, der noch in einer Art von Dunkelheit lag, vermehrte das Intereſſe derſelben, wie uns dann immer das am meiſten bezaubert, was wir nicht ganz überſehen können. — Jede Entwickelung noch übriger Bedenklichkeiten, jede Erſetzung des Mangelhaften, das wir noch hier und da erblicken, jeden vermehrten Reiz, den wir etwa noch wünſchen möchten, ſetzen wir in jene dunkle Gegend, und erwarten volle Befriedigung, wenn dieſe einmal hell werden ſollte.

Agneſens Liebhaber wußte ihr Herz noch von einer andern Seite feſt zu halten, er zeigte ſich ihr in der Geſtalt eines Unglücklichen, die jeder Seele, welche der ihrigen gleich fühlt, weit intereſſanter iſt, als der Schimmer von Glück und Größe. Er appellirte an ihre Großmuth, gab ihre Treue und Beſtändigkeit als das höchſte Gut an, das ihm noch übrig ſey, und nach deſſen Verluſt er ſich an dem Rande der Verzweiflung ſehen würde. Er ſchmeichelte zugleich mit unter ihrer Eitelkeit, und brachte ſie dadurch ziemlich dahin, wohin er ſie haben wollte. Alle nachtheilige Eindrücke waren verſchwunden, der Wunſch, ihm ſo viel erlittene Leiden vergeſſen machen zu können, wurde laut geäußert, und mit dem wiederholten Geſtändniſſe, daß man nichts als Freundſchaft für ihn übrig habe, verband ſich das Verſprechen, ihm dieſe zu leiſten, ſo lange er derjenige blieb, für welchen man jetzt ihn zu halten geneigt ſey.

Er hätte mehr gewünſcht, aber Agnes hatte bey aller ihrer frommen Einfalt etwas Ehrfurcht gebietendes, wie hätte er es wagen ſollen, ſeine Zweifel zu äußern, ob der alte Graf immer ſeine Vorliebe für ihn beybehalten würde, wie hätte er ſich zu der Frage erkühnen ſollen, ob auf dem Fall, daß dieſer ſeine Meynung von ihm ändere, auf dem Fall, daß hier Stürme wider ihn losbrächen, die er ſchon von Ferne drohen ſah, Agnes Muth und Zuneigung genug haben würde, ihm heimlich aus dem Schooß ihrer Familie zu folgen? Mit einer ſolchen Frage, der ren Beantwortung er vorausſehen konnte, hätte er die unſchuldige Seele auf einmal geſchreckt, und ſich alle Möglichkeit zu Ausführung der Plane benommen, die er auf den ärgſten Fall zu Befriedigung der raſenden Leidenſchaft, mit welcher er die Gräſin verfolgte, im Stillen zu bilden begann.

Die einige Bitte, welche er zu thun wagte, und die ihm ohne Bedenken verwilligt ward, war Verſchwiegenheit. Es ſchmeichelte Agneſens Eitelkeit, von welcher ſie, wie der Leſer bemerkt haben wird, einen guten Antheil beſaß, von den Geheimniſſen dieſes großen intereſſanten Mannes mehr zu wiſſen, als jeder andre, es that ihrem Herzen wohl, ſich des Vertrauens, deſſen ſie gewürdiget ward, würdig zu erzeigen, und ſie ſchwur feyerlich, was ihr Freund feyerlich beſchworen haben wollte.

Agnes hofte dieſe Nacht ruhiger zu ſchlafen, als die vorige, weil Zweifel von ihrem Herzen gewälzt waren, die demſelben wehe thaten, aber was hatte ſie durch die Auflöſung derſelben gewonnen? Nichts, als die Gewisheit, daß ſie nun weder Recht noch Vorwand übrig habe, ihre Hand demjenigen zu entziehen, dem man ihr zum Gemahl beſtimmte; ein Gedanke, der ihr wie Centnerſchwere aufs Herz fiel, und jede Hofnung auf Ruhe vernichtete, mit welcher ſie ſich geſchmeichelt hatte. Die unglückliche Gräfin, ſie wußte im Grunde ſelbſt nicht, was ſie wollte. Gebharden wollte und mußte ſie vergeſſen, die Hofnung auf das Kloſter mußte ſie aufgeben, ihren ſogenannten Freund wünſchte ſie glücklich zu machen, und gleichwohl befiel ſie ein Schauer, wenn ſie ſich als ſeine Gemahlin dachte, und alle ihre Wünſche ſtrebten von neuem nach dem Geſtändniß hin, wovon Sidoniens Prophezeihungen ihr ſagten, ſie müſſe ſich ihrer begeben.

Ihre Angſt ward vermehrt, als ihr am folgenden Tage von ihrem Oheim angedeutet ward, ſie müſſe ſich bequemen, dem Herzog eilig und in der Stille die Hand zu geben; dieſer räthſelhafte Mann, der nicht wußte, wie hoch die Verſchwiegenheit derjenigen zu ſchätzen war, der er einen Theil ſeiner Geſchichte entdeckt hatte, glaubte ſich nach dieſer Entdeckung der Enthüllung all ſeiner Geheimniſſe nahe. Er hatte Urſach zu glauben, der alte Graf von Mannsfeld werde bey dem geringſten Schimmer von Licht tiefer forſchen, als ſeine unſchuldige Nichte, und da ihm überdem noch andere Stürme drohten, ſo mußte er beſorgen all ſeine Hofnungen auf den Beſitz des ſchönſten Mädchens ihrer Zeit zu verlieren, wenn er ſich deſſelben nicht ſchleunig verſicherte; daher ſeine dringenden Bitten, um die Vollziehung der Verbindung mit Agnes, und daher die Weiſung, die ſie von ihrem Oheim erhielt, ſich auf den andern Tag geſchickt zu machen ihrem Verlobten die Hand vor dem Altar zu geben.

Agnes fand ſich nach einem durchweinten, und unter tauſend widerſprechenden Gefühlen durchkämpften Tage zur Nachtruhe, ſo wenig geneigt als geſtern und ehegeſtern; ſie mochte auf dem Lager das nicht ſuchen, was ſie daſelbſt nicht zu finden hoffen konnte, ſondern beſchloß auſſer dem Bette zu bleiben, und die nächtliche Stille zu einem Briefe an Sidonien zu nützen. Sie fand dieſen Brief nöthig, da ſie nach der traurigen Ceremonie, die ihr auf morgen bevorſtand, nichts vor ſich ſah, als daß ſie ihrem Gemahl nach ſeinem Vaterlande werde folgen müſſen, ohne vielleicht je Gelegenheit zu haben, ihrer Freundin von ſich einige Nachricht zu geben.

Sie ſetzte ſich zu ſchreiben, aber wovon ſollte ihr Brief handeln? Ihr Herz floß von Gefühlen, von kummervollen Gedanken über, die ſie gern in einen freundſchaftlichen Buſen ausgeſchüttet hätte, aber alles, was ſie am meiſten

beun

beunruhigte, betraf Dinge, die ſie zu verſchweigen geſchworen hatte. Sie ſchüttete Klagen im Allgemeinen auf das Papier, ſprach von ihrer nahen Vermählung, von Trennung und ungewiſſen Schickſal, weinte dazwiſchen, und, verlor ſich oft ſo in Gedanken, daß ſie wie halb auſſer ſich daſaß, das Geſchäft, das ſie vor ſich hatte, ganz vergaß, und nicht einmal gewahr ward, wie die Kerzen, die ihr Zimmer erleuchteten, nach einander ausgiengen, und die trübe Morgendämmerung durch die Fenſter herein brach.

Aus ihrer Träumerey ward ſie auf einmal durch ein Geräuſch, das die horchende Stille unterbrach, aufgeſchreckt. Es rauſchte etwas an der Seitenthür; ſie öfnete ſich, eine weiße Geſtalt gleitete durch das Zimmer, und blieb ihr gegenüber in einiger Entfernung ſtehen.

Wer biſt du? rief Agnes, die ſich, nicht ganz frey von Geſpenſterfurcht, zitternd ein wenig von ihrem Sitze erhob, und nicht wußte, ob ſie bleiben oder fliehen ſollte.

Wer ich bin? antwortete eine weibliche Stimme. Ich gebe dir dieſe Frage zurück: biſt du Agnes von Mannsfeld, die Braut des Herzogs der orkadiſchen Inſeln?

Die bin ich!

Hüte dich etwas mehr zu werden, ich bin ſeine Gemahlin! — Wie? du zitterſt? iſt dirs verborgen, daß er dir kein freyes Herz zu ſchenken hatte?

Ehebündniſſe können gelößt werden, wenn Untreue dazu Urſach giebt.

Untreu? Ja wohl die ſchwärzeſte Untreue von ſeiner Seite, ich bin Johanne Gordon, die er um Marien verließ. Marien ſchützt nicht ihr Unglück, nicht ihr königlicher Stand, daß er ſie nicht der Leidenſchaft für dich aufopfern ſollte.

Königlicher Stand? — Von wem ſprecht ihr?

Von Marien, Königin von Schottland, und Lord James Bothwell, ihrem Verführer.

Bothwell? wie kommt der verruchte Bothwell, der Mörder ſeines Königs, hieher?

Kennſt du den nicht mit welchem du im Begriff biſt, dich auf ewig zu verbinden?

Der Herzog? Bothwell?

Agnes? ich könnte dich haſſen um der Reitze willen, die mir zum zweyten mahl das Herz meines Gemahls raubten, aber deine Unwiſſenheit erregt mein Mitleiden. Geſtern, als ich ihn ſo mit meiner Erſcheinung erſchreckte, wie ich dich erſchreckt habe, rühmte er ſich dir alles entdeckt zu haben — —

Er hat, er hat mir viel entdeckt, aber dieſes nicht! Nein, der Herzog iſt nicht jener Mörder, zu dem du ihn machſt! etwas ähnliches kommt in ſeiner Geſchichte vor, aber er iſt unſchuldig, ſeinen Nebenbuhler tödete das Feuer des Himmels —

Das Feuer des Himmels? — O des Gedichts! Das Feuer brach aus den unterirrdiſchen Schlünden hervor, in welche er es verborgen hatte, damit die Wunden des ermordeten Königs nicht wider ihn zeugen, damit der Name Meuchelmörder ihn nicht um den Genuß der Liebe in den Armen einer leichtſinnigen Königin betrügen möchte!

Königin? — Ihr beharrt dabey? — O ich bitte euch, ſagt, ob ich dieſer ſchrecklichen Entwickelung all meiner Zweifel trauen kann?

Du kannſt, ich ſchwöre dirs bey dem heiligſten was ich zu nennen weiß!

Gott! Gott! — aber wie ſoll ich mich ſeinen Armen entreiſſen?

Entdecke ihn denen, welche über dich zu gebieten haben!

Kann ich dieſes? verſiegelte er nicht meine Lippen mit den heiligſten Eiden?

So fliehe!

Wohin? auf was für Art?

Fliehe mit mir! Zufrieden den Verbrecher, an welchem ich längſt kein Theil mehr zu haben wünſchte, ein wenig erſchüttert, zufrieden noch einigen andern auſſer dir, über ihn die Augen geöfnet zu haben, verlaſſe ich dieſes Land, und willſt du mich begleiten, ſo bringe ich dich an jeden Ort den du wählen wirſt. Mir wird es Troſt ſeyn, eine Unſchuldige gerettet, und ſüße Rache, jenem Elenden ein Opfer ſeiner Boſheit entführt zu haben. — Du zögerſt? — Eile, Eile! hier keine weiten Rückſichten! der Tag bricht an! wir werden verrathen! Willſt du gerettet ſeyn, ſo folge, wo nicht, ſo bleib, um, es ſey, auf welche Art es wolle, in die Hände deines Verfolgers zu fallen, und in den nächſten Monaten die Zahl ſeiner Verlaſſenen zu vermehren.

In ſeine Hände fallen? Gott in ſeine Hände fallen? wie meynt ihr das? rief Agnes mit gerungenen Händen, ich denke, wenn ich meinem Oheim entdecke, was ich jetzt aus Eurem Munde erfuhr — —

Thörin! — Er wird Mittel wiſſen, dich all deinen Beſchützern zum Trotz in ſeine Gewalt zu bekommen! — Iſt dir gewiſſe Rettung lieb, ſo folge mir; jetzt in dieſem einigen Augenblick iſt ſie noch möglich.

Lady Gordon öfnete bey dieſen Worten die Thür, und trat hinaus. Agnes halb auſſer ſich, folgte ihr mit zitternden Schritten, ſie zögerte unterweges, aber ihre Führerin ſtreckte die Hand nach ihr aus, und zog ſie halb mit Gewalt mit ſich fort, durch den Garten nach einer Thür, durch welche ſie ſich herein geſchlichen hatte, und wo ein Wagen mit einigen Bedienten auf ſie wartete, der ſie und ihre ſchöne Beute aufnahm, und wie im Fluge davon führte.

Alles was die Engländerin gethan hatte, hatte Rache zum Grunde. Rache hatte ſie aus ihrem Vaterlande herüber gebracht, einen Mann zu verfolgen, der, ſo lange er unter dem Schutz der Königin lebte, für ihre Rache zu hoch war, und den ſie nun, da das Unglück von allen Seiten über ihn herein brach, erſt zu erreichen hoffen konnte. Bey der Flucht aus ſeinem Vaterlande, war ſie immer wie ein Rachgeiſt hinter ihm, geweſen, nicht ſein Tod war es, was ſie ſuchte, nur die weit quälendere Vernichtung all ſeiner Anſchläge.

Die Schiffmacht, deren er ſich gegen die leichtgläubige Agnes rühmte, einige Galeeren, mit denen er einige Zeit lang das Handwerk eines Seeräubers getrieben hatte, gerieth an den norwegischen Küſten in die Gewalt ſeiner Verfolger, und er ward ihr Gefangener. Hier hatte Lady Johanne Gordon, auf einige Zeit, die Spur des Unglücklichen, den ſie verfolgte, verloren, bis ſie zuverläßige Nachricht erhielt, er ſey ſeinen Fängern entkommen, und lebe unter erdichtetem Namen, bald an dieſem bald an jenem Hofe. Zu Presburg hatte ſie ihn getroffen, und war ihm nach Wien nachgereiſt. Faſt unglaublich war es ihr, wie er hier vor den Augen des engliſchen Geſandten unentdeckt bleiben konnte, allein die Königin Eliſabeth hatte nicht überall treue Diener, und Lord Bothwell fand nicht überall die erbitterten Feinde, die ſeinen Untergang ſuchten. Lady Gordon öfnete denen, die nicht ſehen wollten, mit Gewalt die Augen, erſchien hierauf ihrem ehemahligen Gemahl, und rührte, wie ſie gewohnt war, mit Flammenworten ſein Gewiſſen, und flog denn zu Agnes, um hier das nehmliche zu thun. Dolche waren ſchon bereit, ſich an der verführeriſchen Schönheit zu rächen, hätte ſie ſie mit Bothwells Liebe einverſtanden gefunden, aber ihre Unſchuld entwafnete ſie, und die fromme Leichtgläubigkeit, die aus jedem Worte der jungen Gräfin ſprach, gab ihr, indem ſie mit ihr redete, Plane zu noch ausgeſuchterer Rache in den Sinn.

Bothwell ſollte das Unglück, das ſie ihnen bereitet hatte, bey Tropfen ſchmecken. Der engliſche Geſandte, vielleicht um ihm Zeit zur Flucht zu laſſen, hatte ſeine Verhaftnehmung erſt auf den dritten Tag beſtimmt: damit der dazwiſchen liegende Zeitraum an Kränkungen nicht leer wär, beſchloß jene Rachgöttin, er ſollte an demſelben ſeine Braut vergebens am Altar erwarten, ihre Flucht vernehmen, und durch das Schrecken über dieſen Streich, unfähig gemacht werden, dem nächſtfolgenden auszuweichen.

Ihre Rache glückte, aber doch nur halb. Das ſchwerere Theil derſelben, die Verzweiflung, das Mädchen, das er anbetete, aus den Armen geriſſen zu ſehen fiel des andren Tages, da Agnes in dem Hauſe ihres Oheims vermißt ward, mit all ihrer fürchterlichen Macht auf Bothwell, aber ſie machte ihn nicht unfähig, dem zweyten Schlag, den er hier vermuthen konnte, aus dem Wege zu gehn. Die Entführung der jungen Gräfin, bey welcher er die Hand ſeines eiferſüchtigen Weibes nicht verkennen konnte, machte ihn aufmerkſam. Lady Gordon, hatte ſich ihm geſtern mit aller quälenden Beredſamkeit eines beleidigten Weibes gezeigt; er hatte die Vorwürfe, die Drohungen aus ihrem Munde gehört, die ſie überall, wo ſie ihn ereilen konnte, über ihn auszuſchütten gewohnt war; er wußte, daß dieſe Erſcheinung allemal für ihn Vorbote eines nahen Sturms war; er konnte denken, daß ihn des nächſten Tages hier jedermann, unter dem verhaßten Namen des Grafen Bothwell kennen würde; daß der engliſche Miniſter gezwungen, die Augen über ihn würde öfnen müſſen, und er hielt Flucht für das Beſte.

Unter dem Vorwande, ſeiner geraubten Braut nachzueilen, trennte er ſich von dem alten Grafen von Mannsfeld, der ihn mit Thränen eines Vaters von ſich ließ. Ach er wußte nicht, wie bald er die günſtigen Vorurtheile für einen glänzenden Verräther würde zurücknehmen müſſen, und dieſer hatte nicht Unverſchämtheit genug, ſich dem ehrwürdigen Greiſe, als der bekannt zu machen der er war. Bothwell war noch nicht verworfen genug, um hier gar nichts zu fühlen. Seine Thränen floſſen an dem Halſe des alten Grafen, der ihn tauſendmal ſeinen Sohn nannte, und die Zeit glücklicher Wiederkunft herbeywünſchte; Thränen reuiger Wehmuth, den Namen nicht zu verdienen, der ihm hier gegeben ward! — O hätten geſchehene Dinge ungeſchehen gemacht, hätten die Zeiten zurück gebracht werden können, da Bothwell weder Johanne Gordon noch *) Marien kannte, wäre er wieder der ſchuldloße tugendhafte Mann geweſen, der er damals ſeyn mochte, ehe ſträfliche Liebe ihn zum Verbrecher machte, als der Sohn eines Mannes wie Mannsfeld, in den Armen eines Weibes wie Agnes hätte er geglaubt, tugendhaft, und ohne Rückſicht auf Macht und Größe, glücklich ſeyn und bleiben zu können.

Dies iſt der Wahn jedes Laſterhaften, wenn er den guten Weg, den er hätte gehen können, von fern erblickt. Er flucht auf das Schickſal, das ihn, wie er läſtert, in Verhältniſſe ſetzte, wo er unvermeidlich elend werden mußte. Er verſucht in Gegenden, wo man ihn nicht kennt, ſeine Verbrechen durch geänderte Lebensart zu tilgen, die Rache eilt ihm nach und vereitelt ſeine Plane. Er mag nun nichts mehr von Rückkehr zur Tugend wiſſen, weil ihm ihre Maske, in der er ſich eine Zeit lang wohl gefiel, entriſſen wurde; er giebt alles auf, und beginnt von neuem den Weg zum Abgrund, von welchem er ſich durch einen Schimmer von Glück und Tugend getäuſcht, auf Augenblicke entfernte.

---

*) Es iſt unmöglich, die hier eingewebten Geſchichten anders als mit Vorausſetzung zu erwehnen, daß ſie jedem bekannt ſind. Das vornehmſte davon iſt im Buchanan und Richardſons Geſchichte von Schottland zu finden.

Eine große Frage iſts, ob ein Mann wie dieſer, wenn Plane ihm glückten, wie diejenigen, welche hier zernichtet wurden, auf dem beſſern Wege bleiben, oder zu gewohnten Vergehungen zurückkehren würde; wir wiſſen ſie nicht zu beantworten, und kehren zu Agnes zurück.

Während der unglückliche Bothwell eine Zeitlang der Spur ſeiner geraubten Geliebten folgte, und denn die Hoffnung auf ihre Wiedererlangung der Sorge für eigene Sicherheit aufopferte, während man in Wien, da der Verhaftsbefehl wider ihn nicht länger aufgehalten werden konnte, die Augen über den bisher durchgängig bewunderten Fremden aufthat, ſetzte ſie nebſt ihrer Gefährtin ihren Weg ununterbrochen nach der Gegend fort, die ſie ſich zu ihrer Sicherheit gewählt hatte.

Lady Gordon ſchlug ihr vor, ſie nach England zu begleiten, und verſprach ihr eine Stelle in dem Frauenzimmer der Königin Eliſabeth, wo ſie ſelbſt ſich engagirt hatte; aber Agnes wünſchte nichts als das Kloſter. Nur gezwungen hatte ſie dieſen Wunſch bisher um eines Mannes willen aufgeben müſſen, für den ſie nie etwas anders gefühlt hatte, als Mitleid und Freundſchaft; jetzt da Johannens Unterhaltungen ſie dieſen Mann verabſcheuen lehrten, jetzt da mit Gebhards mühſam unterdrückten Andenken; auch die Ueberzeugung zurückkehrte, daß dieſer auf ewig für ſie verloren ſey, daß die weiteſte Entfernung von ihm immer die beſte ſeyn würde, jetzt ward ihr Entſchluß feſt, ſich an den Ort zu verfügen, den ſie vor allen andern zu Erreichung ihrer Entzwecke am geſchickteſten hielt.

Sie hatte zu Presburg eine ungariſche Dame kennen gelernt, welche nebſt ihrer Tochter, einer jungen ſehr unglücklichen Witwe auf dem Wege war, in ein Kloſter ihres Vaterlandes zu gehen, und daſelbſt durch Andacht, das Gefühl unheilbarer Schmerzen zu lindern. Auch Agnes litt jetzt an unheilbaren Wunden, ihr Glaube an Menſchentugend war verletzt; weil der bewunderte Herzog der orkadiſchen Inſeln, den ſie ihrer Freundſchaft gewürdigt hatte, ein Böſewicht war. Ihr Glaube an Menſchenglück war dahin, ſie ſelbſt war ſich ein Beyſpiel, wie wenig Tugend von irrdiſchen Freuden zu hoffen hat; bey ſolchen Gefühlen ſeufzte ſie da zu ſeyn, wo jene Leidenden Troſt ſuchten; die Einrichtung des ungariſchen Kloſters, die ſie von ihnen erfahren hatte, paßte zu ihren Wünſchen, die Aufnahme in daſſelbe war etwas koſtbar, aber ein Diamant von großem Werth, ein Geſchenk des Kaiſers, das ſie bey ihrer unvorhergeſehenen Entweichung von ohngefähr am Finger trug, hob dieſen Zweifel, und machte ſie entſchloſſen, keinen andern Aufenthalt zu wählen, als den, der ſie weit genug von dem Schauplatz verdrüßlicher Abentheuer, weit genug von Gebhard, Sidonien und dem Haus ihrer Verwandten entfernte.

Sie glaubte ihren guten Ruf durch die letzte Begebenheit verletzt, und ſie irrte nicht ganz. Ihre Entweichung ward ſehr verſchieden gedeutet, nur ihr Oheim und deſſen edle Gemahlin beurtheilten dieſelbe richtig, aber ohne ihre Ueberzeugung der groſſen Welt mittheilen zu können, die ſich freute an einer ſo auſſerordentlichen Perſon, wie die bewunderte Gräfin von Mannsfeld, Flecken geſunden zu haben, und ungern etwas von ihrer Entſchuldigung hören wollte.

Indeſſen Agneſens ehrwürdige Verwandten durch den angefangenen Brief an Sidonien, den man auf ihrem Schreibepult mitten in einem Worte abgebrochen liegen fand, überführt wurden, daß hier Gewaltſamkeit oder irgend ein unvorhergeſehener Zufall zum Grunde liegen müſſe, indeſſen ſie aus allen Umſtänden ſahen, daß der nun entlarvte Graf Bothwell hieran keinen Theil haben könne, flüſterten ſich Agneſens Feindinnen ins Ohr, eben dieſer Bothwell, eine Eroberung, die man ihr noch vor kurzem beneidete, ſey ihr Entführer, und ſie theile vielleicht willig das Schickſal des Vertriebenen, den man nun ſo ſehr herabwürdigte, als man ihn vorher in thörigter Verblendung erhoben hatte.

Was die Welt von Bothwell ſagte, hörte Agnes täglich aus Johannens Munde. Iſts möglich Verbrechen, wie die Seinigen, noch ſchwärzer zu ſchildern, als ſie würklich ſind, ſo vermochte dieſes der Mund ſeines rachſüchtigen Weibes, die in der Schule der Rache, Italien erzogen, nur zur Hälfte eine edle Brittannierin, alles Giſt über ſeine Handlungen ausſtrömte, das aus dem Pfuhl der Hölle hervorquellen mag.

Die unſchuldige Agnes weinte, die Menſchheit ſo herabgewürdigt zu ſehen. Lady Gordons Erzählungen beleidigten ihr Ohr, und ſie trennte ſich an der Pforte des nun erreichten Kloſters von ihr, ohne eben den Wunſch zu hegen ſie jemals wieder zu ſehen.

Hier war es, wo neue Auftritte ihrer harrten, die wir, von entfernter liegenden Begebenheiten ihres verhängnißvollen Lebens angezogen, dem Leſer, ſo viel als möglich ins Kurze gebracht, liefern müſſen.

Agnes fand in den heiligen Mauern die Gräfin Palfy und ihre Tochter, (die Leyden

Damen, deren wir im Vorhergehenden gedachten), fand in ihrem Umgang den Troſt, den eine verwundete Seele immer bey denen findet, welchen ihre geheimen Schmerzen ganz unbekannt ſind, in deren Armen ſie ſich dem Schlummer der Vergeſſenheit ganz überlaſſen kann. Dies alles fand ſie in ihrem Kloſter, aber Sicherheit von neuen Tücken des Schickſals fand ſie nicht.

Wir haben im vorhergehenden des Fürſten Bathori gedacht, der dem Leſer als der Dritte von Marianus aſtrologiſchen Schülern noch vielleicht im Gedächtniß ſeyn wird, und es kommt die Zeit, da ſich ſeine Geſchichte wieder ein wenig mit der unſrigen verflicht.

Dieſer Prinz, durch Temprament und eingeſogene ſchwärmeriſche Grundſätze, ein hartnäckiger Feind ſeines eigenen Glücks, war jetzt bereits dahin gekommen, daß er nicht mehr wußte, wo er Befriedigung ſeiner durch mancherley Träume, unabläßig hin und hergeworfenen Seele finden ſollte. Wie viel hatte er ſchon durch Argwohn, Wankelmuth und Voreiligkeit verloren! Er konnte jetzt eine Krone tragen, konnte der Gemahl einer der ſchönſten Prinzeßinnen ihrer Zeit, der Prinzeßin Margaretha von Pohlen ſeyn, wenn er dem Lauf ſeines Schickſals ſo ruhig folgte, als andere Sterbliche ihm zu folgen pflegen. Er ſtörte das Glück, das ihm der Himmel beſchieden hatte, durch abergläubiſche Grillen, und verkannte die Stimme des Warners, den ihn der Weiſe zugeſellt hatte ganz und gar.

Dies war vorüber, und konnte vergeſſen werden. Noch war er Fürſt von Siebenbürgen, noch war der Kaiſer ſein Freund und ſein Schutzherr, noch blühten für ihn die ſchönen Töchter ſeines Vaterlandes, und er konnte durch die Verbindung mit einer vornehmen Tranſſilvanierin, ſein Anſehen und ſeine Macht unerſchütterlich befeſtigen. Auch dieſe Vortheile verkannte er. Sein Fürſtenthum war für ſeine unerſättlichen Wünſche zu klein. Dem Türken war nach ſeinem Wahn ehe zu trauen als dem Kaiſer, und er verließ dieſen, um ſich mit jenem zu verbinden. In Anſehung der Liebe, hatte er noch beſondere Grundſätze. Jedes Herz, deſſen Erlangung ihm das Schickſal auf leichten Wegen zeigte, war, ſo meynte er, ſeiner unwerth, und die Sterne mußten ſich ſelbſt in die Wahl einer Gemahlin des Fürſten von Siebenbürgen miſchen, wenn er durch ſie glücklich zu werden hoffen ſollte.

Bathori war nicht ſo wie andere Menſchen, welche den Flecken ihres Charakters, den ein jeder hat, kennen und zu bergen wiſſen; er trug den ſeinigen zur Schau, und nicht ſo bald war es ruchbar in ſeinen Landen, welches die ſchwache Seite des Fürſten war, als ſich von allen Seiten Betrüger einfanden, derſelben auf ſeine Koſten zu ſchmeicheln. Aſtrologen, Alchymiſten, Zauberer und Schwärmer erfüllten ſeinen Hof, einer wußte ihn immer beſſer zu täuſchen als der andere, und er war nach der Reihe der Betrogene von allen.

Dermalen führte ein Sterndeuter das groſſe Wort, der, weil er ſich für einen Schüler des groſſen Marianus Schott ausgab, und durch Bilder aus den ſchönſten Jahren des Fürſten, aus den Lehrjahren im ſpaniſchen Auguſtinerkloſter herbeygeholt, ſeiner Phantaſie lieblich zu ſchmeicheln wußte, Hofnung hatte, die Epoche ſeines Glücks weiter auszudehnen als alle ſeine Brüder. Sein Kunſtgriff war, den Fürſten immerdar in überirrdiſchen Ideenwelten zu erhalten, und ihm dadurch Beſchäftigung, ſo wie ſich Muſe genug zu verſchaffen, daneben ungehindert und ungeſtraft zu ſchalten wie es ihm recht däuchte. Während Bathori ſich mit den Sternen beſprach, übte der Aſtrolog, und durch ſeine Nachſicht die übrigen Meiſter der geheimen Wiſſenſchaften, ihre Künſte weit glücklicher als unter den Augen des Fürſten, und beſonders die Alchymiſten machten eine ſo verwundernswürdige Menge Gold zu eigenem Gebrauch, als er,

ein

ein beſonderer Liebhaber dieſer Kunſt, nie in ihren Schmelztiegeln hatte finden können.

Die himmliſchen Regionen gaben dem verblendeten Fürſten indeſſen nicht allemal Unterhaltung genug, daß nicht zuweilen zu ungelegner Zeit einer ſeiner Blicke auf die Erde hätte fallen ſollen; welche Einbildungskraft, ſie ſey auch noch ſo feurig, kann ſich immer in gleichem Fluge erhalten? Bathoris Diener ſannen drauf, ihrem Herren auch in den Stunden geiſtlicher Ermattung Zeitvertreib zu ſchaffen, und der Aſtrolog, unter allen der weiſeſte, fiel auf die Liebe. Er kannte das Temprament ſeines Fürſten hinlänglich, um von ihm, der nie ernſtlich geliebt hatte, Wunder zu erwarten, wenn einſt ein Gegenſtand, der ſeiner ſchwärmenden Phantaſie auf alle Art ſchmeichelte, Eingang zu ſeinem Herzen finden ſollte. Aber hierzu ward viel erfordert; nicht nur Schönheit der Perſon, ſondern auch ein Zuſammenfluß von romanhaften Umſtänden, beym erſten Anblick ſo wohl, als bey der Erlangung ihres Beſitzes, die dem Ganzen das Anſehn eines überirrdiſchen Abentheuers gaben.

Der Aſtrolog machte Plane, alles zu bewürken, was ihm nöthig dünkte, und dabey noch einige Nebenabſichten auszuführen, die ihm von

Perſonen, in deren heimlichen Sold er ſtand, nachdrücklich waren empfohlen worden. Der Fürſt von Siebenbürgen lebt, wie wir ſchon vorher gedacht haben, in genauem Schutz und Trutzbündniß mit Sultan Mahomed, der dieſe Verbindung um ſo viel lieber annahm, weil er von ihr Gelegenheit hofte, mit den übrigen europäiſchen Mächten ſeinen Feinden anzubinden. Eine ſolche Gelegenheit herbeyzuführen, hatte Sultan Mahomeds Söldner, der Aſtrolog, lang vergeblich geſtrebt, jetzt glaubte er ſie gefunden zu haben, und er eilte, ſie in ſeinen Plan zu benutzen.

Dicht an den Gränzen von Siebenbürgen lag ein ungariſches Frauenkloſter, das, nach der Berechnung des Aſtrologen, viel Schönheiten enthalten mußte. Durch den Anblick einer derſelben Bathoris Herz zu rühren, war ſein Anſchlag. Liebe mußte Wunſch des Beſitzes nach ſich ziehen, Erſchwerung deſſelben erzeugte verneuten Eifer, oder vielmehr, in einem Gemüth wie des Fürſten, Wuth ſich das Verlangte zu erringen. Raub an einem Kloſter begangen konnte ihm wenig Bedenken machen, denn Bathoris Religioſität ging eben nicht bis zum Uebermaß. Das Kloſter lag auf fremden Grund und Boden, die Rechte ſeines eigenen Landes wurden durch Entweihung deſſelben nicht gekränkt, aber die durch dieſe That gereizten Ungarn konnten Unruhen erregen, welche dem Fürſten Gegenwehr abnöthigten, dem Sultan Gelegenheit gaben, ſeinen Bundsverwandten beyzuſtehen, und dem Waffenſtillſtand mit den Chriſten ein Ende zu machen, der ohnedem bald verlaufen war, und welchen am erſten zu brechen, er vor Verlangen brannte.

Der Plan war da, und ſeine Ausführung war bey dem Aſtrologen nicht in ungeſchickten Händen. Die Sitten des ungariſchen Kloſters, auf welches er ſein Augenmerk gerichtet hatte, waren nicht allzuſtreng, ein frommer Mahler, welcher ſchöne Geſichtszüge kopirte, um Heiligenbilder damit auszuſchmücken, fand leicht Zutritt. Keine der Ordensdamen war, die ſich nicht gern unter dem Namen einer Madonne, oder einer heiligen Katharina von Siena in einem Betzimmer adorirt geſehen hätte — So gewann der Abgeſchickte des Aſtrologen eine große Sammlung mittelmäßiger und einiger ſchönen Geſichter, bey welcher doch noch die beyden ſchönſten fehlten.

Das Kloſter, in welchem er arbeitete, war das nehmliche, welches der Gräfin Palfy nebſt ihrer ſchönen Tochter, und unſerer Agnes zur Zuflucht diente; noch hatte er die beyden jungen

Damen nicht geſehen, aber ein Zufall brachte ſie vor ſein Geſicht, und zeigte ihm in ihnen, was er bisher noch hier vergebens geſucht hatte, Reize, welche das Herz des Fürſten unmöglich verfehlen konnten.

Die Kloſterfrauen hatten ein Auge auf die alte Gräfin Palfy geworfen; ſie war fromm, ſanft, gutmüthig, reich und von einem großen Geſchlecht; nach dem Ableben ihrer hochbejahrten immer ſchwächer werdenden Aebtiſſinn konnte es niemand die erledigte Stelle beſſer erſetzen als ſie. Wünſche dieſer Art jetzt ſchon deutlich zu äuſſern, würde unzeitig und beleidigend geweſen ſeyn, aber ihr vorläufig durch einen Beweis vorzüglicher Achtung ein Kompliment zu machen war erlaubt, und konnte gute Folgen haben. Die klügſte und vornehmſte unter der Schweſterſchaft that den Vorſchlag, der Konvent willigte ein, und der Mahler ward gedungen, die Apotheoſe der heiligen Eulalia zu fertigen, einer Dame, welche, als ſie zu der himmliſchen Glorie gelangte, ohngefähr in den Jahren der Gräfin Palfy geweſen ſeyn mochte, und zu deren Bilde ſie alſo füglich ſitzen konnte.

Die Gräfin lächelte ein wenig zu dem Opfer, das man ihrer Eitelkeit brachte, der Mahler ward zugelaſſen, und es traf ſich einmal von ungefähr, daß er die beyden jungen Gräfinnen im Kabinet der künftigen Aebtißin fand. Er erſtaunte über den Anblick ſo vieler Reize, er glaubte nichts ausgerichtet zu haben, wenn er nicht auch dieſe beyden himmliſchen Geſichter mit aus dem Klöſter brächte. Nicht arm an Einfällen und erfahrner in der Heiligengeſchichte als wir, erwies er den Nonnen, St. Eulalia habe zwo Töchter gehabt, die an ihrer Seite nicht fehlen dürften, wenn das Bild vollkommen werden ſollte. Agnes und ihre Freundin, die weit weniger begierig waren, ſich durch den Pinſel eines Mählers verewigt zu ſehn, als die Kloſterſchönheiten, bequemten ſich erſt nach vielen Bitten zu dem, was man von ihnen forderte, und würden es gar nicht gewährt haben, hätten ſie ähnden können, wie viel Verdruß die Kopie von ihren Reizen, die der argliſtige Künſtler mit aus dem Kloſter brachte, der einen von ihnen zuziehen würde.

Der Aſtrolog erſtaunte, als er das Bild der ſchönen Töchter St. Eulaliens erblickte, nie hatte er die ganze Fülle weiblicher Reize ſo gleich in zwo verſchiedenen Geſtalten geſehen, als hier. Ward Barthort hier nicht beſiegt, ſo war ſein Herz ein Demant; entweder die ſanfte blauäugige Maria Palſy mußte ihn fangen, oder die hochgebildete Agnes mit dem Rabenhaar, und dem ſchwarzen feuervollen Auge, deſſen

Ausdruck durch die Sanftmuth der himmliſchen Seele, welche aus denſelben blickte, minder blendend, aber deſto beſiegender gemacht ward.

Es war ſonderbar, daß dem Fürſten Bathori von dieſem Augenblicke an die Geſtalt der Tochter Eulaliens, die er ſonſt nie geſehen hatte, überall entgegen kam. Zuerſt erblickte er ſie in einem magiſchen Kriſtallſpiegel, den der Aſtrolog von ſeinem Lehrer Marianus Schott erhalten haben wollte; denn ſah er ſie in unterſchiedlichen Geſichten, und unzählige Träume gaukelten noch, was er wachend, und wahrſcheinlich ohne Wunderwerk geſehen hatte. Immer entſchied ſein Herz für die majeſtätiſche Brünette. Der Aſtrolog und die Sterne wurden zu Vertrauten der neuen Liebe gemacht, und beyde ſollen Rath geben, was in dieſer Sache, die dem bezauberten Fürſten immer dringender ward, zu thun ſey; nur den Namen, nur den Aufenthalt ſeines ſchönen Traumbildes wollte Bathori wiſſen, von dem ihm der Aſtrolog aus den Sternen erwies, daß es das Bild einer jetzt lebenden, für ſeine Wünſche nicht unerreichbaren Perſon ſey.

Den Namen der Gräfin von Mannsfeld wußte der Aſtrolog nicht, wie hätten ihn alſo die Sterne wiſſen ſollen? deſto deutlicher aber redeten ſie von ihrem Aufenthalte, von undurchdringlichen Mauern, die ſie verſchlöſſen, von unüberſteiglichen Hinderniſſen, die hier zu überwinden wären, und von zwanzig andern Dingen, welche das Verlangen des Fürſten aufs höchſte ſpannten, und ihn zu allen bereit machten, was er zu Eroberung eines ſolchen Schatzes zu thun hatte.

Bathori war genug gereizt, um alles von ihm erwarten zu können. Die Sterne nannten — noch nie hatten ſie ſo deutlich geſprochen — den Namen des Kloſters, das die ſchöne Agnes einſchloß. — Der Fürſt befand ſich in einem Taumel von Entzücken, der ihm alles unmögliche als möglich vorſtellte. Der Aſtrolog warnte, aber, wie er wünſchte, er ward diesmal nicht gehört, und ſchon der andre Tag ſahe den verliebten Schwärmer an der Spitze von tauſend Reiſigen den Zug wider das Kloſter beginnen, wohin ihn die heilige Sternkunde wies.

Die Geſchichte ſagt nicht, auf was für Art der Fürſt von Siebenbürgen ſein Werk, die Eroberung der ſchönen Agnes, begann, ob durch gütliche Unterhandlung mit den Kloſterfrauen, oder ſo, wie der Aſtrolog und Sultan Mahomed gewünſcht haben würden, mit Gewalt; genug, Agnes ward aus den Armen ihrer Freundinnen geriſſen, und ſah ſich auf einmal in der Gewalt eines Menſchen, deſſen Liebe Wuth, deſſen Anbetung Raſerey war.

Schlimmer hätte das Schickſal wohl nicht an ihr handeln können, als es hier dem Anſcheine nach geſchah, und doch ward das, was zu ihrem Unglück abzuzielen ſchien, Mittel, ſie Auftriten entgegen zu führen, welche, wenn auch ihre Folgen gefährlich waren, ſie doch auf einige Zeit glücklich machten.

Karl Truchſeß, der treue Freund, der, nachdem er von Agneſens Liebe zurückgewieſen worden war, doch ſein Auge nicht von ihr wenden konnte, für ihre Sicherheit zu wachen, er, der durch genaues Forſchen belehrt, den erſten Schritt that, ihr den Grafen Bothwell verdächtig zu machen, er konnte bey ihrer nachmaligen Entweichung mit Lady Gordon nicht kaltblütig ſtill ſitzen. Er war der erſte, der die Fußſtapfen der Fliehenden aufſuchte und ſie fand. Von einigen erkundſchafteten Umſtänden getäuſcht, ſah er in dieſem plötzlichen Verſchwinden der Gräfin von Mannsfeld nicht freywillige Flucht, nein, gewaltſame Entführung. Bothwells eiferſüchtige Gemahlin, ſo viel brachte er am Ende deutlich heraus, war das Werkzeug derſelbigen geweſen, ſie hatte Agneſen in ein entlegenes Kloſter gebracht, wo niemand ihrer Freunde ſie ſuchen oder vermuthen konnte, und auf welches, ſo wähnte Karl, unmöglich ihre eigene Wahl gefallen ſeyn konnte. All dieſes zuſammen genommen ſtellte ihn ſeine Freundin als eine Bedrängte, von der Eiferſucht zu ewigen Feſſeln beſtimmte, vor, und erregte in ihm den Entſchluß, Blut und Leben zu ihrer Rettung zu wagen.

Seine Leute, von deren Treue er alles erwarten konnte, lagen ſchon ſeit drey Wochen in den benachbarten Gegenden des Kloſters, zwiſchen Wäldern und Gebirgen verſteckt, bereit, auf den erſten Wink ihres tapfern Anführers, alles zu wagen, was er zu Ausführung ſeiner Anſchläge nöthig hielt. Karl war auf den ärgſten Fall zum äußerſten entſchloſſen, doch wollte er anfangs behutſam gehen, wollte erſt Erkundigungen von dem Innern des Kloſters einziehen, und da er nun keinen ſo ſchlauen Diener in ſeinem Solde hatte, wie der Aſtrolog, ſo ging dieſes freylich ein wenig langſam.

Schon hatte er ſich, da er mit ſeinen andern Anſchlägen nicht von der Stelle kam, zum gewaltſamen Angrif des Kloſters entſchloſſen, als einer ſeiner Spionen, die unabläßig die heiligen Mauern umſchlichen, ihm athemlos die Nachricht brachte, eine Dame, an Geſtalt der Gräfin von Mannsfeld nicht unähnlich, ſey von einem Trupp Gewafneter dieſen Morgen aus dem

Kloſter geführt worden. Karl fragte nach näheren Umſtänden, und er erfuhr die Zahl ſeiner Gegner, und den Weg, den ſie wahrſcheinlich nehmen würden; die erſte ſchreckte ihn ein wenig: Tauſend Mann waren Bathoris Begleiter, und er konnte ihnen nicht die Hälfte ſo viel entgegen ſetzen. — Doch der Weg in den Gebürgen war eng, Liſt und gute Kenntniß der Gegend konnte hier vielleicht ausrichten, was Gewalt nicht vermochte. Doch auch dieſe Hofnung täuſchte ihn; er lauerte mit ſeinen zuſammengezogenen Leuten den ganzen Tag vergebens auf die ſchöne Beute, die hier vorüberziehen ſollte, und kehrte am Abend voll Unmuth nach ſeiner Herberge, einer Felſenhöle, zurück, die er nun fürchtete, bald unverrichteter Sache verlaſſen zu müſſen, weil der Endzweck ſeines Hierſeyns ihm immer mehr verrückt ward.

Faſt hatte er ſeine dunkle Wohnung erreicht, als er aus dem Gebüſch drey Reuter ſprengen ſahe, die ihm verdächtig ſchienen. Er ließ ſie anhalten, und es ward zu ſcharfer Befragung geſchritten. Was er von ihnen erfuhr, und was ihn, faſt ohne Schwerdſchlag, in den Beſitz ſeiner Freundin Agnes ſetzte, war in wenig Worten ohngefähr das, was wir unſern Leſern jetzt etwas weitläuftiger melden müſſen.

Bathori war in dem Beſitz ſeiner Unbekannten und hätte ſie faſt ohne Gefahr, nach ſeiner Reſidenz in Sicherheit bringen können, wär er nicht, zu ihrem Glück, durch ſeine abentheuerlichen Phantaſien, abermals bewogen worden, den falſchen Weg zu gehen, den er immer zu gehen pflegte.

Die Leſer wiſſen aus der frühern Jugendgeſchichte dieſes Fürſten, daß er beym Abſchied von Marianus Schott eine kleine Glocke zum Andenken erhielt, welche er niemals von ſich ließ, und deren warnende Stimme er zu gewiſſen Zeiten hörte oder zu hören wähnte; dieſer wahre oder eingebildete Laut, nur ihm allein hörbar, im Grunde vielleicht nichts als Erinnerung des warnenden Gewiſſens, ward immer von ihm misverſtanden, und dahin gedeutet, wohin ſie am wenigſten zielen konnte.

Ließ die geweihte Glocke ſich würklich jetzt vor ſeinen Ohren hören, wie diejenigen, welche den Schwärmer kannten, aus ſeinem plötzlichen Erſchrecken und aus der Todesbläſſe, die ſein Geſicht bedeckte, abnehmen wollten, ſo glauben wir ſicherlich, daß ſie von Agneſens guten Geiſt geläutet, und die Deutung ihrer Stimme ihrem Entführer ins Herz gegeben wurde, wenigſtens nichts würkſameres zur Rettung der Geraubten hätte ſich denken laſſen, als das, das Bathori jetzt würklich that.

Es ſchwebt Gefahr über mir, ſagte er plötzlich zu denen, die ihm am nächſten ritten; ſorgt, daß ſich die Völker theilen, und in getrennten Haufen nach der Reſidenz ziehen; indeß ich nur von wenigen meiner Leute begleitet, die Dame zu mir nehme, und im Walde harre, bis günſtigere Geſtirne über mir aufgehen.

Der Einfall war in der That ſonderbar, und ganz eines Schwärmers würdig, unter einer Begleitung von tauſend Reiſigen Gefahr beſorgen, und ſich zu mehrerer Sicherheit mit wenig Gewappneten im Walde verbergen. Bathoris Räthe, die es gut mit ihm meynten, ſagten ihm hierüber, was zu ſagen war, aber er blieb auf ſeiner Meynung, wie er pflegte. Der Wald war bis gegen Abend ſeine Freyſtatt vor einer Gefahr, die er nicht einmal kannte, und die, hätte ſie ihn betroffen, für ihn ſehr leicht würde zu überwinden geweſen ſeyn. Gegen die Nacht, als er eben den Aufgang günſtiger Geſtirne erwartete, ſandte er drey ſeiner Reuter aus, die Sicherheit des Weges zu erkunden; dieſe fielen, wie wir geſehen haben, in Kurls Hände, welcher ſich eben mit zwanzig Mann ſeiner nächtlichen Behauſung nahte. Bathoris Leute wurden unter Bedrohung des Todes ſcharf befragt, einer von ihnen verrieth die Anweſenheit ſeines Fürſten und der geraubten Dame, und — haben wir noch erſt hinzuzuſetzen, daß dieſe Entdeckung das Signal zu Agneſens Freyheit ward? — Er fand die Gräfin mit einer einigen ihrer Frauen, die man ihr verſtattet hatte, aus dem Kloſter mit ſich zu nehmen, in der nehmlichen Höle, da er gewohnt war, ſein Nachtlager zu nehmen, ihr Entführer hatte ihr erlaubt, ſich vor dem Schnee, der dieſen Tag ſehr ſtark gefallen war, daſelbſt zu bergen, indeß er mit ſeinen Reiſigen hier und da im Gebüſch die Wache hielt.

Der Fürſt ward Karls Gefangner, der, als er ſeinen Namen erfuhr, wohl ſah, daß er eine ſo wichtige Beute, die ihm überdem ganz unnütz geweſen wäre, ohne ſeine und Agneſens Gefahr nicht würde behaupten können, und ihn frey ließ. Bathori ergab ſich in den Verluſt ſeiner geraubten Dame, wie er ſich in alles zu ergeben pflegte, wo er Schickſals Hand zu ſehen glaubte, und ſagte bey ſich ſelbſt: Die Stimme ſeiner warnenden Glocke ſey durch die Vorgänge des heutigen Tages abermals als untrüglich erwieſen worden.

So befand ſich alſo Agnes, nach den heftigen Schrecken einer unvorhergeſehenen Entführung auf einmal in den Händen deſjenigen, den ſie mit Recht ihren beſten Freund nennen konnte. Mit Vergeſſenheit alles deſſen, was ſteifer Wohlſtand von einem befreyten Fräulein fordern mochte, folgte ſie nur ihren dankbaren Gefühlen; ſie ſchloß ihn in ihre Arme, benetzte ſeine Wangen mit Freudenthränen, nannte ihn ihren Retter, ihren Bruder, und zeigte dem entzückten Karl durch dieſe Benennungen, wie wenig er ſich ſeines Glücks zu überheben hatte.

Agnes verlangte in ihr Kloſter zurückgebracht zu werden, aber ihr Befreyer ſtellte ihr die Gefahr vor, die ſie dort in der Nachbarſchaft ihres Verfolgers zu beſorgen haben würde, und überredete ſie, in ſeiner Geleitſchaft den Rückzug nach ihrem Vaterlande anzutreten.

In den damaligen Zeiten *) waren Begebenheiten von der Art, wie ſie die Gräfin von Mannsfeld hier erfahren hatte, ſchon nicht mehr ſo etwas gewöhnliches, als wie in den frühern Jahrhunderten, und die einſame Reiſe einer Dame, an der Seite eines Ritters, pflegte oft üble Nachrede nach ſich zu ziehen, aber Agnes fand Schutz gegen allen böſen Verdacht, in ihrem und Karls ſchuldloſen Herzen, auch hatte ſie hier

---

*) 1572.

keine frey Wahl; ſie mußte dem Rath ihres Retters folgen, oder in die Gefahr, welcher ſie kaum entkommen war, zurückkehren. Einer von Karls Leuten brachte ſchriftliche Nachricht von ihrer Befreyung an die Gräſin Palfy, ihre Tochter und die Nonnen, nebſt einem herzlichen Abſchiedsgruß zurück, ſie aber ſetzte ohne Säumen ihre Reiſe nach Teutſchland, an ihres Retters Seite fort, und that erſt ſpät die Frage, die wir dem Leſer im nächſten Abſchnitt melden wollen.

Ritter, ſagte Agnes beym erſten Nachtlager, das ſie in einem ungariſchen Dorfe an der Donau nahmen, wo führt ihr mich hin?

Nach Teutſchland, theure Gräſin.

Das weiß ich, aber welches wird dort mein Zufluchtsort ſeyn?

O daß Agnes mir verſtattete, ſie nach Wien, in das Haus ihres Oheims, zurückzuführen, und dort Bewerbungen um ſie zu erneuern, welche ehemals zurückgewieſen wurden!

Karl, ihr wißt, daß mir der Graf von Mannsfeld ſogar Euren Umgang unterſagte, daß er mich nöthigte, euch, den ich ſo gern als meinen Freund, meinen nahen Verwandten um mich ſahe, ſein Haus zu verbitten.

Das that er, Dank ſey es dem Verräther Bothwell!! — Ich verzeihe ihm, denn jetzt ſind ihm die Augen geöfnet. Graf Mannsfeld iſt mein Freund, ich habe dieſen Zug nicht ohne ſein Vorwiſſen unternommen, jeden Schritt, den ich näher zu eurer Rettung that, habe ich ihm durch treue Boten überſchrieben, und von ihm mehr als einmal die Verſicherung erhalten: Agnes ſolle mein ſeyn, wenn ich ſie in ſeine Arme zurückzubringen, und ihr Herz zu gewinnen wüßte.

Mein Vetter, rief Agnes, indem ſie mit wehmüthiger Miene ſeine Hand ergrif, ihr kennt meine ganze Lage, ihr wißt, ob ich Eure Liebe belohnen kann!

Des Verräthers Bothwell Liebe konnte wohl belohnt werden! —

Karl, Zwang war es, was mich zu dieſem hinriß, und — dann noch etwas.

Liebe?

Nein, Wunſch, mich ſo weit als möglich von Gebhard zu entfernen, für den ich nun einmal nicht leben darf.

O von Gebhard auf ewig entfernt zu bleiben, nicht in die Möglichkeit zu kommen, alte

Liebe wieder zu erneuern, braucht ihr keine Reiſe nach England zu thun!

Was ſagt ihr? iſt Gebhard tod?

Geiſtlich tod für Euch!

In ein Kloſter geflüchtet? Seliger Entſchluß! o nun, heiliger Schleyer, nun ſey mir doppelt willkommen!

Nein, meine Agnes, kein Mönch iſt mein Bruder nicht geworden, aber ich zweifle, ob er jetzt, da ſo manche ihre Kloſterketten zerbrochen, im Kloſter ſo ganz für irdiſche Liebe verloren wäre, als auf der Stelle, auf welcher er jetzo ſteht. — Gebhards Glück iſt unbegreiflich, oder ſoll ich es lieber ſein Unglück nennen? — Er iſt das, was der nunmehrige Graf von Iſenburg einſt war, iſt durch einhellige Wahl des Pabſts, aller geiſtlichen Fürſten, der Stände und des Volks — Churfürſt von Kölln! —

Churfürſt von Kölln? wiederholte Agnes mit dem nehmlichen Erſtaunen, mit welchem es einige meiner Leſer wiederholen werden. Churfürſt von Kölln? alſo hätten doch die Sterne ihn nicht getäuſcht, ſo hätte doch der Fürſtenhut ihm werden müſſen, der ihm beſtimmt war? Karl! Karl! ihr wißt nicht, in welch ein Meer von ſeltſamen Gedanken ihr mich durch eure Nachricht ſtürzt! Gebhards Schickſal iſt mir ein

Unterpfand des Meinigen! Ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder trauren ſoll, weiß ſchlechterdings nicht, was ich eigentlich denke, ich bitte, überlaßt mich mir ſelbſt, ob es mir glückt, das Gewirr von Phantaſien, das mich umgaukelt, auseinander zu wickeln.

Ob der Gräfin das ſchwere Werk der Enträthſelung dunkler Ideen gelang, und was ſie fand, wiſſen wir nicht, und wir ſind alſo ganz auſſer Stande, unſern Leſern hievon etwas mitzutheilen. Sie war den größten Theil der rückſtändigen Reiſe traurig, in ſich gekehrt, mit ſich ſelbſt nicht einig. In Anſehung des Plans für ihr künftiges Leben blieb ſie unentſchloſſen, bis das Schickſal ſich einmiſchte, und ſie gleichſam mit Fingern an den Ort wies, wo ſie leben ſollte.

Das Haus des Grafen von Mannsfeld fand ſie bey ihrer Ankunft zu Wien in tiefer Trauer; er hatte ſeine gute Gemahlin verloren, und ſtand im Begriffe, ungeachtet ſeiner hohen Jahre, Heilung eines verwundeten Herzens unter den Waffen zu ſuchen. Der Kaiſer — (Rudolf nahm bereits den Thron ſeines Vaters ein) — war geſonnen ein Obſervationskorps an die türkiſchen Gränzen zu ſchicken, weil er fühlte oder vorausſah, daß ſo nahe am Ende des Waffenſtillſtandes, dieſem fürchterlichen Feinde nicht allerdings zu trauen wäre. — Wie richtig er urtheilte, haben wir aus dem vorhergehenden geſehen. — Der alte Held, Agneſens Oheim, der vorausſahe, daß die Völker, die man ihm auf ſeine Bitte anvertraut hatte, nicht lange müßig bleiben würden, wünſchte hier ſeinen letzten Feldzug zu thun, er ſtand auf dem Punkte, Wien zu verlaſſen, da Agnes daſelbſt mit ihrem tapfern Retter eintraf. — Ihr Anblick machte, daß er es einigermaßen bereute, die Möglichkeit aufgegeben zu haben, ihr in ſeinem Hauſe Schutz zu gewähren; aber nun ließ ſich hier nichts mehr zurücknehmen.

Ich hatte zu viel verloren, ſagte er, indem er ſeine ſchöne Nichte in die Arme ſchloß, um es länger in der Ruhe des häuslichen Lebens aushalten zu können! Meinen Freund verlor ich, meine Gattin und dich! — Nun habe ich dich wieder, aber dein Beſitz iſt, ſo ſehr ich dich liebe, immer noch zu wenig, mich für das übrige ſchadlos zu halten, ich muß hinaus, in das Getümmel des Kriegs, um die Täuſchungen meines eigenen betrogenen Herzens und den Raub zu vergeſſen, den der Tod an mir beging. Liebſt du mich ſtark genug, mich nicht zu verlaſſen, ſo —

Ich euch nicht verlaſſen, mein Oheim? fragte die erſtaunte Agnes, der auf einmal die Unſchicklichkeit eines Zugs wider die Türken in die Augen fiel und ſie nicht erröthen machte.

Laß mich ausreden, Agnes, fuhr er fort: Werde die Gemahlin deines Retters, und du begleiteſt mich und ihn, ſo wie zwanzig andere Officiers von ihren Frauen begleitet werden. — Du ſchweigſt? du ſtaunſt? — Wohl! ſo ſchleunige Entſchließung, als hier nöthig wäre, wäre dir kaum zuzumuthen; bedenke dich, und ſuche, bis wir, oder wenigſtens einer von uns zurückkehren, Zuflucht in den Armen der Mutter deines Karls —

O ja! rief Agnes mit Entzücken, in den Armen meiner zweyten Mutter, der theuern Frau von Waldburg! Wo iſt ſie, daß ich mich ihr zu Füßen werfe!

Du findeſt ſie wieder, als Aebtißin von Gerisheim, eine Stelle, die der Mutter des Churfürſten von Kölln völlig würdig iſt, aber hüte dich, daß dich die Matrone nicht mit der Liebe zum Kloſterleben anſtecke, keine Nonne ſollſt du mir nicht werden, ſondern das Weib meines braven Karls, dem ich in die Vergütung für ehemals angethanes Unrecht zu geben gedenke.

Karl Truchſeß dankte ſeinem Oheim, als ob er ſchon am Altar die Hand ſeiner ſchönen Muhme aus der ſeinigen erhalten hätte, aber Agnes dachte am wenigſten auf den Theil der

Rede des Grafen, der ihn bezauberte. Ihre Gedanken blieben einig bey der Mutter ihres Gebhards ſtehen, von der ſie nun ſo lang getrennt geweſen war, und nach deren Wiederſehn ſie ſich blos um ihrer ſelbſt willen zu ſehnen glaubte.

Die Anſtalten zur Reiſe wurden ſo ſchleunig als möglich gemacht, und die Zeit bis dahin den nöthigen Beſuchen in der Reſidenz gewidmet; bloße Ceremonienbeſuche, denn Sidonie, die nunmehrige Gräfin von Iſenburg, war abweſend, und auch die Prinzeßin Anna, deren Verbindung mit dem Prinzen Mathias ſich, ſeit Rudolf auf dem Thron ſaß, ſehr in die Länge zu ziehen ſchien, hatte Wien verlaſſen.

Agnes ließ ſich, auf Gutachten ihres Oheims, dem Kaiſer präſentiren, aber ſie fand eine äuſſerſt kalte Aufnahme. Es ward von dem Churfürſten von Kölln geſprochen, der Kaiſer brach von ihm, ſeinem alten Freunde, mit ſichtbarem Widerwillen ab. Agnes mußte glauben, der Kaiſer ſäh ihn ungern auf der Stelle, auf welche ihn das Glück erhoben hatte, und die Worte, die er ihr beym Abſchiede ſagte, hatten noch ein befremdenderes Anſehn für ſie:

Gräfin, ſo ſprach er, da ihr Euer Vaterland einmal habt wiederſehen wollen, ſo hoffe ich, ihr werdet feſt bey eurem Entſchluß zum ſchicklichkeit eines Zugs wider die Türken in die Augen fiel und ſie nicht erröthen machte.

Laß mich ausreden, Agnes, fuhr er fort: Werde die Gemahlin deines Retters, und du begleiteſt mich und ihn, ſo wie zwanzig andere Officiers von ihren Frauen begleitet werden. — Du ſchweigſt? du ſtaunſt? — Wohl! ſo ſchleunige Entſchließung, als hier nöthig wäre, wäre dir kaum zuzumuthen; bedenke dich, und ſuche, bis wir, oder wenigſtens einer von uns zurückkehren, Zuflucht in den Armen der Mutter deines Karls —

O ja! rief Agnes mit Entzücken, in den Armen meiner zweyten Mutter, der theuern Frau von Waldburg! Wo iſt ſie, daß ich mich ihr zu Füßen werfe!

Du findeſt ſie wieder, als Aebtiſſin von Gerisheim, eine Stelle, die der Mutter des Churfürſten von Kölln völlig würdig iſt, aber hüte dich, daß dich die Matrone nicht mit der Liebe zum Kloſterleben anſtecke, keine Nonne ſollſt du mir nicht werden, ſondern das Weib meines braven Karls, dem ich in dir Vergütung für ehemals angethanes Unrecht zu geben gedenke.

Karl Truchſeß dankte ſeinem Oheim, als ob er ſchon am Altar die Hand ſeiner ſchönen Muhme aus der ſeinigen erhalten hätte, aber Agnes dachte am wenigſten auf den Theil der

Rede des Grafen, der ihn bezauberte. Ihre Gedanken blieben einig bey der Mutter ihres Gebhards ſtehen, von der ſie nun ſo lang getrennt geweſen war, und nach deren Wiederſehn ſie ſich blos um ihrer ſelbſt willen zu ſehnen glaubte.

Die Anſtalten zur Reiſe wurden ſo ſchleunig als möglich gemacht, und die Zeit bis dahin den nöthigen Beſuchen in der Reſidenz gewidmet; bloße Ceremonienbeſuche, denn Sidonie, die nunmehrige Gräfin von Iſenburg, war abweſend, und auch die Prinzeßin Anna, deren Verbindung mit dem Prinzen Mathias ſich, ſeit Rudolf auf dem Thron ſaß, ſehr in die Länge zu ziehen ſchien, hatte Wien verlaſſen.

Agnes ließ ſich, auf Gutachten ihres Oheims, dem Kaiſer präſentiren, aber ſie fand eine äuſſerſt kalte Aufnahme. Es ward von dem Churfürſten von Kölln geſprochen, der Kaiſer brach von ihm, ſeinem alten Freunde, mit ſichtbarem Widerwillen ab. Agnes mußte glauben, der Kaiſer ſäh ihn ungern auf der Stelle, auf welche ihn das Glück erhoben hatte, und die Worte, die er ihr beym Abſchiede ſagte, hatten noch ein befremdenderes Anſehn für ſie:

Gräfin, ſo ſprach er, da ihr Euer Vaterland einmal habt wiederſehen wollen, ſo hoffe ich, ihr werdet feſt bey eurem Entſchluß zum jetzt mehr als jemals glaube, daß ſie ihm entſagen müſſe. Die Frau von Waldburg wußte das nehmliche von Gebharden, ohne Agneſens Herz durch dieſes Geſtändniß noch unheilbarer zu verwunden; ſie bat für ihren zweyten Sohn, und, als die junge Gräfin hier unerbittlich blieb, ſo rieth ſie, faſt wie Kaiſer Rudolf, zu baldiger Annehmung des heiligen Schleyers, ein Vorſchlag, zu welchem Agnes mehr als willig war.

Mittlerweile zu Gerisheim mancher Tag in ähnlichen Verhandlungen hinging, begann Gebhard zu Kölln ſeine erhabene Laufbahn auf eine Art, die ihm Liebe und die allgemeine Bewunderung zuzog. Agneſens Andenken lebte mehr als je in ſeinem Herzen, aber er kämpfte heldenmüthig und ſuchte Rath für eine unheilbare Leidenſchaft, da, wo man ihn noch am erſten findet, in unabläßiger Uebung ſeiner Pflicht.

Die Gerüchte von der geliebten Gräfin von Mannsfeld waren ſehr mannichfaltig, er ſelbſt hatte ſie lang im Kloſter geglaubt, aber die Sagen von den Abentheuern zu Wien, und an der ſiebenbürgiſchen Gränze, bey welchen die Welt ausdrücklich ihren Namen nennte, waren ebenfalls vor ſeine Ohren gekommen. Er wußte hieraus nicht klug zu werden, er brannte vor Verlangen, dieſe Räthſel zu löſen, und war doch heldenmüthig genug, ſich dieſe Genugthuung zu verſagen. Auf das lebhafteſte überzeugt, daß Agnes auf jeden Fall für ihn verloren ſey, zog er einen dichten Vorhang über das übrige, wollte hier weder wiſſen noch muthmaſſen, und ſtürzte ſich unaufhaltſam in die Geſchäfte ſeines neuen Standes, die ihm doch bey weitem nicht die Genugthuung gewährten, die wir ſonſt bey Erfüllung unſerer Pflichten finden.

Sie würden ſie ihm gewährt haben, wäre nicht auſſer jener unglücklichen Leidenſchaft, ein gewiſſes Etwas in ſeiner Seele geweſen, das ihn zu keiner Ruhe kommen ließ.

Der Leſer weiß aus dem vorhergehenden, daß der hellſehende Denker Gebhard bey weitem nicht mit allen Lehren ſeiner Kirche einverſtanden war. Zu jenen Zeiten, da Agneſens Liebe ihm noch jeden Gedanken an den geiſtlichen Stand verbitterte, ſpähte er Zweifel auf, um die entſcheidenden Schritte zu ſeiner Beſtimmung zu verzögern, aber dieſe Dämonen, die er damals gleichſam nur zum Scherz citirte, verſchwanden nicht ſo ſchnell, als er wollte. Als Agneſens Entſchluß ihn zwang, der Liebe zu entſagen, gingen ſie mit ihm in den geiſtlichen Stand hinüber, und blieben auch von dem tiefſten Forſchen nach Wahrheit unbeſiegt.

Der Umgang des gelehrten Mönchs aus dem köllniſchen Kloſter verſchlimmerte hierin mehr als er beſſerte, beyde prüften und forſchten ſo lang, bis ſie endlich von dem überzeugt waren, wovon ſie nicht überzeugt ſeyn wollten, und als treue Söhne ihrer Kirche nicht überzeugt ſeyn durften. —

Gebhards Glück hub ihn von Stufe zu Stufe empor, ſein Wiſſen erweiterte ſich, ohne daß ſich ſeine Ueberzeugungen änderten. — Er reiſte nach Rom, aber auch am St. Peters Stuhl fand er nichts, ihn von dem Ungrund ſeiner neuen Meynungen zu überführen, von welchem er ſo gern hätte überführt ſeyn mögen. Er entdeckte ſich einigen der frömmſten und gelehrteſten Männer ſeiner Kirche, einige derſelben ſahen ihn mit weitgeöfneten Augen an, und murmelten ganz leiſe das Wort Ketzer zwiſchen den Zähnen, indeſſen die andern die Schultern zogen und ihm riethen, ſeine Gedanken vor ſich zu behalten, wenn er ſich in denſelben glücklich fühlte, vor allen Dingen aber ja den unmündigen Kindern der Kirche ihre Milch nicht zu entziehen, wenn er ſelbſt ſtärkere Speiſe vertragen könne.

Gebhard, der jetzt viel ernſthafter und gründlicher dachte, als ehemals, hatte wider dieſen Rath, ſo klug er ihn übrigens fand, manches einzuwenden, doch tröſtete er ſich damit, daß er zu ſchwach ſey, das auszuführen, was er für

Pflicht des Wahrheitserkennens hielt, und alſo ohne Gewiſſenszweifel für ſich allein behalten könnte, was er andern nicht mittheilen durfte; — aber wer mißt ſeine Empfindungen, als ſich nun ſein Wirkungskreis erweiterte, und er ſich faſt im Nu auf einem Poſten ſah, der höhere Pflichten von ihm foderte?

Gebhard war dreyßig Jahr, da er den Namen eines Churfürſten von Kölln erhielt, die Träume leichtſinniger Jugend waren größtentheils verraucht, und der Fürſtenſtand, ehemals das höchſte Idol ſeiner Eitelkeit, erregte jetzt, da er ihn erlangt hatte, mehr Erſtaunen als lebhafte Freude in ſeiner Seele, vielleicht, weil er den Gedanken an Agnes nicht mit ihm verbinden durfte, vielleicht auch blos, weil er vor der ſchlüpfrigen Laufbahn ſchauderte, auf welcher er weniger als jemand feſten Tritts zu gehen im Stande war. Der Geblendete kann vielleicht den ſchmalen Weg zwiſchen drohenden Abgründen glücklich zurücklegen, auf welchen er, würde die Binde von ſeinen Augen genommen, beym erſten Schritte ſtraucheln würde. Gebhards Oheim, der fromme feſtgläubige Biſchof von Augsburg, der das höchſte Ziel ſeiner Wünſche, ſeines Neffen Fürſtenglück, nicht erlebt hatte, würde dem erhabenen Poſten, auf welchen das Glück ſeinen Neffen ſtellte, vielleicht mehr Ehre gemacht haben, als der arme Gebhard, der zwar nun ſchon nicht mehr ſchwankte, aber gerade auf eben der Seite feſt war, auf welcher er als der Mann, der er nun war, nicht feſt ſeyn ſollte.

Von ſeinen Kämpfen, ſeinem Kummer, ſeinen Thränen war niemand Zeuge, als ſein Freund, der ihm wenig Troſt gewähren konnte. Bruder Johann war feſt entſchloſſen, ſich je ehe je lieber öffentlich zu der Wahrheit zu bekennen, welcher er jetzt heimlich anhing; aber welche Schwierigkeit für Gebharden, einen der größten geiſtlichen Fürſten, ein gleiches zu thun!

Zur ſelbigen Zeit ward zu Aachen eine große Verſammlung aller geiſtlichen Fürſten oder ihrer Geſandten, zur Unterſuchung der proteſtantiſchen Händel, gehalten. Gebhard erhielt, ſo wie die andern geiſtlichen Churfürſten, Befehl vom Pabſte, Leute von bewährter Gelehrſamkeit und feſtem Glauben an die Lehren der Kirche, dorthin abzufertigen. Gebhard wählte, ſo wie er für das Beſte des Glaubens, zu welchem er ſich noch bekannte, wählen mußte, aber er hielt es nicht für genug. Geſandte nach Aachen zu ſchicken; für das Beſte ſeiner Kirche hätte dieſes wohl genug ſeyn mögen, aber nicht für ſeine eigene Beruhigung. Er ſelbſt wollte, ſeinen eigenen Leuten unwiſſend und unbekannt, die Reiſe mitmachen, welche er wohl mit Recht die wichtigſte ſeines Lebens nannte. Was er nirgend fand, konnte er zu Aachen unter den größten gelehrteſten und frömmſten Männern beyder Partheyen zu finden erwarten, Beruhigung über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens, und er fand ſie, aber ſie machte ihn bey weitem nicht glücklich. Die Pflichten, die ſeine geſtärkten Ueberzeugungen für die Lehren des Proteſtantismus ihm auflegten, waren ſchwer und bedenklich, er konnte ſie nicht ohne heimlichen Schauer überſehen.

Gebhard, entſchloſſen, von nun an die Proteſtanten, denen er die Palme des Siegs in dem großen Streit über Irthum und Wahrheit zuerkannte, in ſeinen Landen auf alle Art zu begünſtigen, begann ſein Werk mit einer Klugheit, mit einer Mäßigung, wie ſie allen Anfängern großer Dinge zu empfehlen wäre; und o, daß er auf dieſem Wege fortgegangen wäre, o daß ſich nicht eine blinde Leidenſchaft ins Spiel gemengt hätte, die nicht allein übereilte Schritte nach ſich zog, ſondern auch allem, was er that, einen falſchen Anſtrich gab, und dadurch alle gute Wirkung vernichtete!

Gebhards Lande waren glücklich unter der beſten mildeſten Regierung, die Wiſſenſchaften nahmen zu, der Ueberfluß wuchs, und die Proteſtanten lebten hier mehr, als an einem Orte, neben ihren Gegnern, wie Brüder. Die Vortheile, die er ihnen verſchafte, waren groß, aber ſo klug ausgetheilt, daß niemand über Partheylichkeit klagen, niemand ſie nur muthmaßen konnte. Von Gebhards heimlichen Religionsgrundſätzen wußten, auſſer dem Mönche, nur wenige; vielleicht wäre es gut geweſen, wenn vor der Hand noch gar niemand um dieſelben gewußt hätte. Aber wie hätte ſie ſeinem erſten Miniſter, dem Grafen Neumark, verborgen bleiben können, der mit ihm auf ſeiner heimlichen Reiſe nach Aachen geweſen war, und von da die nehmlichen Grundſätze zurückgebracht hatte, die ſein Fürſt hegte?

Graf Neumark war einer von denen Charakteren, welche in allem, was ſie intereſſirt, Feuer und Flamme ſind. Gern hätte er von dem, was jetzt ſein Herz erfüllte, alle Welt in einem Tage überzeugt. Der vorſichtige Gang der Klugheit war ihm zu langſam. Die Politik des Staatsmanns, in welcher er ſonſt kein Fremdling war, ließ ſich, wie er meynte, auf geiſtliche Dinge nicht anwenden. In dem ſchwärmeriſchen Eifer, in welchem er ſich befand, wär es ihm lieber geweſen, wenn ſein Fürſt nebſt ihm und andern, in der erſten Stunde der Rückkunft nach Kölln, den Lehren ſeiner Kirche öffentlich entſagt, und ſich zu der proteſtantiſchen bekannt hätte. Die Proteſtanten ſollten, ſo meynte er, ſchon Tempel und Altar in Kölln haben, und die Nothwendigkeit, in welcher ſie ſich befanden, Lehr und Unterricht nur heimlich anzunehmen, war, dies ſagte er Gebharden dreiſt ins Geſicht, der größte Beweis von ſeiner eigenen Laulichkeit, den er nur ablegen konnte.

An einem Abende, da der Graf von dem Churfürſten nachdrücklich widerlegt, und zur Geduld verwieſen, nur noch um Aufmerkſamkeit für einen einigen Vortrag bat, den er zum Beſten der Proteſtanten zu machen hatte, überreichte man Gebharden Briefe aus Gerisheim, die von einem Couriere gebracht worden waren, und laut der Ueberſchrift, ſchnelle Eröfnung und Beantwortung forderten. Schon dieſe Ueberſchrift verurſachte Gebharden eine Erſchütterung, die auf einmal die Aufmerkſamkeit, welche Neumark forderte, auf eine ganz andere Seite riſſen, wie viel mehr der Inhalt des Schreibens. Man denke ſelbſt, eine von der Hand der geliebten Agnes geſchriebene Nachricht, von der äußerſten Lebensgefahr der Frau von Waldburg, die vom Schlage getroffen, den Segen und die Abſchiedsumarmung von ihrem Sohn, in ihren letzten Stunden erbat.

Gebhard, unfähig den erſten Bewegungen ſeines Herzens zu widerſtehen, fühlte ſich auf doppelte Art nach Gerisheim hingezogen, er hatte von dieſem Augenblick an, für nichts Gedanken, als für die Beſchleunigung ſeiner Abreiſe. Im halben Taumel gewährte er dem Grafen, was er ihm bat, Erlaubniß, auf einem ſeiner benachbarten Güter, proteſtantiſche Predigten halten laſſen zu dürfen; eine Sache, deren Folgen er jetzt unmöglich überſehen konnte. Er überließ ihm alles, warf ſich in den fertig ſtehenden Wagen, und legte wie im Fluge den Weg zurück, auf den ihn kindliche Pflicht und erwachende Leidenſchaft fortriſſen.

Kindliche Pflicht, und erwachende Leidenſchaft? der Leſer verzeihe uns, daß wir zwey Regungen zuſammen paaren, die bey der gegenwärtigen Gelegenheit, an einem Herzen, wie Gebhards, unmöglich gleichen Antheil haben konnten. Der Gedanke, Agnes wiederzuſehen, das überraſchende, das in demſelben lag, die Begierde, all das Unerklärliche ſie zu Gerisheim zu finden, enträthſelt zu ſehen, konnte ihn nur auf Augenblicke, konnte ihn höchſtens nur ſo lang beſchäftigen, als er noch nicht an dem Sterbelager der Frau von Waldburg angelangt war; die Luſt, die dieſes

ſes Heiligthum umwehte, verſcheuchte jeden irrdiſchen Gedanken, und er kniete neben Agnes an dem Bette ſeiner Mutter, ohne ſich es faſt bewußt zu ſeyn, daß ſie, die Langvermißte, an welcher noch immer ſein Herz hing, ihm ſo nahe war.

Agneſens Gefühle waren den ſeinigen gleich, in dieſen feyerlichen Augenblicken ſchienen alle alte Verhältniſſe aufgehoben zu ſeyn. Sie, die zu andern Zeiten den bloßen Gedanken verwarf, der Churfürſt könne ſie einſt bey einem Beſuche zu Gerresheim an der Seite ſeiner Mutter finden, hätte in der Verwirrung, in welcher ſie jetzt war, kein Bedenken getragen, ihn eigenhändig zu der traurigen letzten Pflicht, die er der Frau von Waldburg zu erweiſen hatte, einzuladen, kein Gedanke war ihr eingekommen, was dies für Folgen haben könnte, auch hätten alle andere Betrachtungen dem Wunſche der Mutter, ihren Sohn noch einmal zu ſehen, nachſtehen müſſen. Sich vor Gebharden zu verbergen, und um irgend einer Beſorgnis willen die letzten koſtbaren Augenblicke einer gemeinſchaftlichen Mutter zu verſäumen, daran dachte ſie noch weniger. Sie kannte jetzt ſchlechterdings keine andere Beſorgniß, als die, keine Pflicht gegen diejenige zu verſäumen, die ihr nun bald entriſſen werden ſollte. — Sie ſah den Mann, deſſen Anblick ſonſt ihre ganze Seele in ihren fernſten Tiefen erſchüttert haben würde, ohne Gefühl eintreten. Er kniete neben ihr, ſein Hauch vereinigte ſich auf der kalten Hand der Sterbenden mit dem ihrigen, ihre Thränen floſſen gemeinſchaftlich; nichts war im Stande, ihre Seele nur auf Augenblicke von ganz andern Empfindungen zurück zu rufen, die ſie jetzt allein beſchäftigten.

Die Frau von Waldburg war dem Tode noch nicht ſo nahe, als ihre Kinder beſorgten; der Anblick ihres Sohns ſchien ihre ſcheidende Seele zurückzurufen. Ein Strahl von Heiterkeit kehrte in ihre Augen zurück, ſelbſt die Sprache, welche ſich ſeit mehrern Stunden ganz verloren hatte, ſchien ſich wieder zu finden. Sie ſtammelte ziemlich verſtändlich die Worte: meine Kinder! und vereinigte beyder Hände in den ihrigen. — Auch hierbey fühlten ſie nichts, als den Druck der mütterlichen Liebe, und all die Tage, welche ihr noch geſchenkt wurden, waren zu heilig, als daß hierin eine Aenderung hätte ſtatt finden können.

Die Vorſicht verlängerte, würklich das Leben der ehrwürdigen Aebtiſſin von Gerisheim noch um mehrere Tage, und gab ihr, da ſie auch das Vermögen zu ſprechen wieder erhielt, Raum, noch eine Menge Dinge, die ihr auf dem Herzen lagen, mit ihrem Sohne zu berichtigen. Der Churfürſt, reſidirte dieſe Zeit über auf dem benachbarten Schloſſe, das er aber auſſer den Stunden, da es Wohlſtand und Kloſterſitte erforderten, wenig ſahe, indem er das Lager ſeiner Mutter faſt nie verließ. Er ſah hier Agnes oft; ihr Anblick ward ihm gewöhnlich. Das nehmliche Verhältniß, wie unter Geſchwiſtern, ſchien Platz zwiſchen ihnen zu nehmen, und die Reden der Kranken, welche ſie allemal unter dieſen Namen zuſammen paarte, dienten dazu, ſie völlig gegen die Rückkehr zärtlicherer Empfindungen, als die von Bruder und Schweſterliebe ſicher zu machen.

Die Frau von Waldburg hatte alles gethan, was ſie noch auf dieſer Welt zu thun hatte, ſie hatte dem Churfürſten die Angelegenheiten des Kloſters, und die ihrer eigenen Familie empfohlen, hatte ihn beſchworen, ſeine Schweſter Agnes nicht zu verlaſſen, und brüderlich für ſie zu ſorgen. Nichts war ihr nunmehr übrig, — ſie ſagte es ſelbſt, — als die Augen ruhig zu ſchlieſſen, und hinüber zu ſchlummern in jene beſſere

Welt, die ſie mit frohen Dankſagungen über das ſchon hier genoſſene Gute begrüßte.

Ihr wißt es, ſagte ſie kurz vor ihrem Tode zu ihren Kindern, ich habe hier der Leiden wenig gehabt, durch eine lange Reihe glücklicher Ereigniſſe, bin ich zu einem hohen fröhlichen Alter gelangt. Der gegenwärtige Augenblick iſt mir nicht ſchrecklich, ich weiß, was ich dort zu hoffen habe, und hier kenne ich keine weitern Wünſche, als die Dauer des Glücks dererjenigen, die ich liebe. — Meinen zweyten Sohn, meinen Karl, hätte ich noch dieſſeit des Grabes umarmen mögen, doch ich weiß, ihr werdet ihm meinen Seegen bringen, und die Früchte meines Gebets am Throne Gottes werden auch ihm gewährt werden. Lebt wohl! lebt wohl! meine Kinder, wir trennen uns auf kurze Zeit, die Ewigkeit vereinigt uns wieder!

Die Frau von Waldburg blieb ruhig, heiter und ſchmerzlos, bis auf den letzten Augenblick, da ſie ein verneuter Anfall ſchnell hinriß, ohne ſie die gewöhnlichen Leiden der Sterbenden erfahren zu laſſen. Ein ſolcher Tod wie der ihrige, iſt ganz der lächelnde Engel, wie ihn die ſchmeichelnde Phantaſie des Mahlers bildet; iſts nicht Verbrechen, bey ſo einem Grabe zu weinen?

Doch floſſen Gebhards und Agneſens Thränen unaufhaltſam auf die Aſche ihrer Mutter. Der Gedanke an ihren ſanften Tod, den Glanz ihrer Seligkeit, der ihnen über ihr Grab herüber ſchimmerte, waren nur ſchwache Tröſtungen über den Verluſt, den ſie erlitten hatten. Sie klagten, ſie weinten zuſammen. Gemeinſchaftlicher Kummer, ward das Mittel zu erneuter Liebe. Gebhard tröſtete Agneſen, ſie ihren Freund; beyde wurden ſich mit jedem Tage unentbehrlicher, und — iſt's wohl noch nöthig dem Leſer zu ſagen, daß vormahlige Gefühle, die zur Zeit der erſten Trauer nur geſchlafen hatten, unvermerkt wieder erwachten, und in dem Augenblicke, da die Liebenden die erſte Ahndung von der Beſchaffenheit derſelben erhielten, ſchon ſo ſehr überhand genommen hatten, daß ſie an ihre Tilgung weder denken konnten noch wollten?

Die Krankheit der Frau von Waldburg hatte den Churfürſten faſt drey Wochen zu Geriſheim aufgehalten; die Exequien der edeln Verſtorbenen, die Vollziehung ihres letzten Willens, und andere durch ihren Tod veranlaßte Geſchäfte, nahmen faſt eben ſo viel Zeit hin; und als dieſe geendigt waren, ſo war die Nothwendigkeit, die troſtloſe Agnes zu beruhigen, neuer Bewegungsgrund zu verlängertem Aufenthalt in der Gegend des Kloſters.

Troſtlos war Agnes in der That, nicht ſo wohl über den Verluſt ihrer mütterlichen Freundin; ihre Frömmigkeit, und die Bekanntſchaft mit den Troſtgründen ihrer Religion, hätten hier den Schmerz endlich mäßigen müſſen, aber ſie fand in ſich ſelbſt eine unerſchöpfliche Quelle der Thränen an einer Leidenſchaft, die jetzt mit fürchterlicher Stärke zu erwachen begann, und die durch die Entdeckung nicht gemindert wurde, daß der, um deſſentwillen ſie litt, nicht ſchwächer fühlte als ſie. —

Keins hatte dem andern ſein Herz noch entdeckt, aber ſie verſtanden ſich beyde. Beyde fühlten die Nothwendigkeit ſich loszureiſſen, und keins hatte Muth genug, hiezu den erſten Schritt zu thun. Wir müſſen uns trennen, ſagte endlich Agnes an einem Abend, voll Thränen und traurigen Schweigens, wir müſſen uns trennen, um uns nie wieder zu ſehen, wir müſſen auf Mittel ewiger Entfernung denken, und dieſes verſchließt mir den Mund zu einer Bitte, die ich ſonſt an den Churfürſten von Kölln zu thun geſonnen war.

Welche Bitte, meine Agnes? rief Gebhard; kann die, welche mein ganzes Herz beſitzt, mir irgend einen Wunſch des ihrigen verhelen?

— Wenn Gerisheim, fuhr Agnes fort, tauſend Meilen von Kölln entfernt wär, wenn Meere und Wüſteneyen ſich in dem Zwiſchenraume ausdehnten, ſo würde ich bitten, daß die Stelle der Frau von Waldburg unbeſetzt blieb, bis ich geſchickt wär dieſelbe einzunehmen, die Nonnen lieben mich, mein Wunſch iſt der ihrige — —

Agnes Aebtiſſin von Gerisheim? wiederholte der Churfürſt, indem er haſtig aufſtand, und ſich der ausgeſtreckten Hand der Bittenden bemächtigte.

Ihr habt recht, mein Fürſt, erwiederte ſie, und entzog ſich ihm mit ſchüchterner Miene, ihr habt recht, meine Bitte iſt kühn, und aus tauſend Urſachen unerfüllbar. —

Ich kenne keine andere, erwiederte er, als die —, als daß — — ich will ſagen — kurz es iſt unmöglich, und wenn Agnes noch einige Neigung zu ihrem Freunde hat, ſo wird ſie mir verſprechen, nie wieder eine ähnliche Forderung an mich zu thun.

Und wenn Gebhard noch einige Neigung für ſeine Freundin hat, wird er denn auch mir etwas verſprechen, wovon ich mich nicht ſo leicht, wie von dem erſten, werde zurückweiſen laſſen? —

Alles! Alles! Agnes, nur dieſes nicht!

Nun ſo verſpreche mir der Churfürſt von Kölln, der ſeine und meine Pflichten wohl beſſer kennt, als ſie ihm ein armes unwiſſendes Mädchen ſchildern könnte, er verſpreche mir, dieſes Kloſter nie wieder zu beſuchen, bis ich es verlaſſen, und an irgend einem andern Orte Zuflucht gefunden habe.

Agnes, ihr tödet mich! — Ich kann nichts verſprechen, ſchlechterdings nichts. — Ihr müßt bleiben, ich muß die Erlaubniß haben, euch dann und wann zu ſehen —

Und was ſoll hier endlich aus uns beyden werden? —

Euer und mein Stand, Agnes, eure und meine Tugend — — — —

Schützen uns aufs wenigſte nicht vor übler Nachrede, die vielleicht früher erwachen wird, als wir denken. — —

Beruhigt euch, Gräfin, der gehäſſige Gebhard ſoll euch bald aus dem Auge gerückt werden. Neumarks Briefe werden immer dringender; ich muß Kölln in den nächſten Tagen wiederſehen, wenn ich auch nicht wollte.

Agnes weinte über die Ausdrücke, deren ſich der Churfürſt bediente. Der Verdacht, als haſſe ſie ihn, drang ihr durchs Herz. Alle Standhaftigkeit, mit welcher ſie ſich zu dieſem Auftritte bewafnet hatte, war hin. Zärtlicher Unſtille; Vorwürfe der Liebe, Zwiſt, Wiederausſöhnung, alles vereinigte ſich, die gefürchtete Leidenſchaft ſtärker und ſichtbarer zu machen, als außerdem geſchehen ſeyn würde, und am Ende verließ man ſich, mit dem Entſchluß, für den gegenwärtigen Augenblick, zwar bey ſchneller Trennung zu bleiben, aber den entbehrten Umgang durch einen Briefwechſel zu erſetzen, der zwiſchen einem geiſtlichen Fürſten, und einem Stiftsfräulein, ſo unmöglich ein verdächtiges Anſehen haben konnte.

Die Gegenwart des Churfürſten war in Kölln höchſt wichtig, um Unruhen zu ſtillen, die ſich in der kurzen Zeit von noch nicht zwey vollen Monaten, welche er zu Gerisheim zubrachte, entſponnen hatten.

Die Gewährung der Bitte, welche Neumark am Abend der Abreiſe von Kölln, ihm faſt mit Gewalt entriß, hatte böſe Früchte getragen, denn der fromme Eifer des Miniſters für die freye Religionsübung der Proteſtanten hatte mehr eingeriſſen als der weiſere Gebhard in Jahren wieder hätte gut machen können.

Die erſte proteſtantiſche Predigt, welche Neumark auf ſeinem wenig Meilen von Kölln entfernten Schloſſe halten ließ, war von keinen großen Folgen, ſie hatte ſtille Erbauung ſeiner Glaubensverwandten zum Entzweck, und dieſes erreichte ſie, ohne andere zu beleidigen. Menthuſius, ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, den Gebhard in Aachen kennen lernte, und heimlich mit herüber brachte, um ſich im Stillen von ihm unterrichten zu laſſen, verband mit der gründlichſten Gelehrſamkeit und Frömmigkeit eine kluge Politik und Weltkenntniß; [illegible]marks Antrag, öffentlich als Lehrer [illegible] einer unterdrückten Religionsparthey aufzutreten, nicht ohne Bedenken anzunehmen. Er machte Schwürigkeiten und wich endlich, weil er mußte, der Einwilligung des Churfürſten, die ihm Meckmark unwiderleglich darzulegen wußte. So trat er alſo, wie ſchon erwehnt, vor der proteſtantiſchen Gemeinde, die der Miniſter aus Cöln auf ſein Schloß zu Mechtritz eingeladen hatte, auf, und hielt eine geiſtliche Rede, die ſeinen Zuhörern genug that, ohne die Gränzen der weiſen Mäßigung zu überſchreiten, eine Rede, welche die ganze katholiſche Chriſtenheit unbeleidigt hätte hören dürfen, ungeachtet er ſo vorſichtig war, unter dem Vorwand ſeiner ſchwachen Stimme, die Oefnung der Thüren des Hörſaals zu verhüten; ein Umſtand, welcher dem Ganzen mehr das Anſehen [illegible] einer Privatübung der Andacht gab, und Verantwortung faſt unmöglich machte.

Aber der weiſe Northuſius predigte nicht allemal, er ward oft von einigen jungen Feuerköpfen abgelößt, welche, wie man im Sprichworte zu ſagen pflegt, noch mit dem erſten Schwerde fochten, und mit ihren ſchwachen, ungeprüften Waffen alles vor ſich nieder zu Boden ſchlagen wollen, was ihnen entgegen ſtand. Ihre Reden waren ſo, daß ſie verſchloſſener Thüren mehr bedurft hätten, als die vernünftige Predigt des weiſen Freundes der Wahrheit, aber dieſe Herren waren viel zu begierig, die ganze Welt zu bekehren, oder ſie wenigſtens zu Zeugen ihrer Beredſamkeit zu haben, als daß ſie auf dieſe löbliche Behutſamkeit hätten denken ſollen. Alle Zugänge des Schloſſes wurden geöfnet, das ſchon vorher vorbereitete Volk ſtrömte herein, und hörte was ihnen unausſprechlich wohl gefiel, weil es neu war.

Northuſius, oder um ſeinem Namen die pedantiſche Bildung zu nehmen, welche zu ſeinen Zeiten Mode war, der gute Nordhauſen ſahe ſich das nächſte mahl, da er auftrat, genöthigt, ſeiner Rede die nemliche Publicität zu geben, die ſeine jungen Kollegen für gut gefunden hatten; er predigte auf Unkoſten ſeiner Lunge, und auf Gefahr der guten Sache bey ofnen

Thüren, denn ſchon fing man unter ſeinen Glaubensverwandten an, ſeine Vorſichtigkeit Menſchenfurcht, und ihn einen Heuchler zu ſchelten; Beſchuldigungen, die ſein redliches Herz empfindlich kränkten, und zugleich drohten, alle Erbauung aufzuheben, die er, ſo lang ſein Charakter unverletzt blieb, zu ſtiften hoffen konnte.

Hatten die Reden ſeiner Brüder Beyfall gefunden, ſo fanden die ſeinigen denſelben noch mehr. Man wußte den Mann zu lieben, der mit der ſtillen Würde des Weiſen auftrat, und mit ſeiner Gemeine, von den wichtigſten Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens, aus Ueberzeugung und Erfahrung in einem Tone ſprach, wie ein liebender Vater mit ſeinen Kindern. Der Ernſt, mit welchem er die Wahrheit predigte, ohne ihr das geringſte zu vergeben, erregte Ehrfurcht; und die Delikateſſe, mit welcher er jede Beleidigung der anders denkenden vermied, Bewunderung.

Seine Gemeinde vergrößerte ſich von Tag zu Tag; Neumarks Schloß ward den herbeyſtrömenden Köllnern zu eng. Nur immer die Hälfte der Zuhörer beſtand aus Nordhauſens Glaubensverwandten, die Anhänger der herrſchenden Kirche hörten ihn eben ſo gern, und verließen den Hörſaal nie, ohne öffentlich zu geſtehen, ſie ſeyn hier mehr erbaut worden, als man ſie zu Kölln zu erbauen wiſſe; Urtheile, welche vielleicht blos das Reſultat der Liebe zur Neuheit waren, die aber doch nicht ermangelten, Aufmerkſamkeit der Gegner der Proteſtanten zu erwecken.

Man ſah dem Unweſen noch eine kleine Weile in der Stille zu, Aufmerker wurden von allen Seiten geſandt, auszuſpähen, was an der Sache wär; Northauſens eindringende herzrührende Reden wurden ſo gefährlich befunden, als die unvernünftigen Ausfälle ſeiner Kollegen kühn und beleidigend. Eilig mußte man der Sache ſteuern, und wie leicht war dieſes bey der vollen Uebermacht gegen die Proteſtanten, und bey der gewöhnlichen Wankelmuth des großen Hauſens!

Eben die, welche ſich geſtern an Nordhauſens hinreiſſender Beredſamkeit ergözt hatten, ſchrieen ihm heute den Namen Ketzer entgegen. Um ſein Leben zu retten, mußte er die Gegend verlaſſen, und nach Bonn fliehen. Neumarks Schloß entgieng mit Mühe der Schleifung, und Gebhard fand den vollen Aufruhr als er zu Kölln anlangte.

Schon mehrere Briefe ſeines Miniſters hatten ihn von der wachſenden Unruhe in ſeiner Stadt Winke gegeben; die volle Wuth eines Feuers, das er im Grunde ſelbſt angezündet hatte, wollte Neumark nicht beſchreiben, und der Churfürſt ſah ſich alſo würklich ganz unvorbereitet in Verlegenheiten, die er nicht erwartet hatte.

Die kühngemachten Proteſtanten, denen man den Beyfall, welchen der Fürſt ihren Meynungen gab, nicht verſchwiegen hatte, trotzten auf ſein Anſehen, und machten durch Widerſpenſtigkeit die Gewaltthaten, die ſie erfahren mußten, noch größer. Man haßte Gebharden als Urſacher all dieſer Unruhen, und rief ihm, als er ſich jetzt den Mauern ſeiner Stadt nahte, den Namen eines ketzeriſchen Fürſten kühnlich entgegen.

Der Einzug ward ihm verweigert, und da er, auf ſolchen Fall nicht gefaßt, beynahe ohne alle gewaffnete Begleitung erſchien; ſo mußte er ſich gefallen laſſen, der Gewalt nachzugeben, und ſein Ablager auf Neumarks Schloſſe zu Mechtriz zu nehmen; ein Umſtand, der den Widerwillen des Volks gegen ihn aufs höchſte trieb: der Ort, wo Nordhauſen gelehrt hatte, ward von dem Pöbel als ein Tempel des Teufels angeſehen, und Gebhards Entſchluß, daſelbſt zu verharren, ſchien ihm ſtillſchweigendes Geſtändniß zu ſeyn, zu welcher Seite er ſich zähle.

Was Jahrelang hätte verſchwiegen bleiben können, was vielleicht nie an den Tag gekommen war, das ließ ſich jetzt nicht mehr ableugnen; Gebhard war zu edel zu heucheln, er geſtand die Grundſätze ein, um derenwillen man ihn verdammte, aber er that es auf eine Art, welche ihm die Zuneigung des Volks, das ihn im Grunde liebte, wieder hätte gewinnen können, wär es ſich ſelbſt überlaſſen geweſen; aber Gebhards Feinde, die ſeine Erhöhung von Anfang mit ſcheelen Augen angeſehen hatten, ſie, denen nichts hätte erwünſchter kommen können, als dieſe Gelegenheit, ſich ſeiner zu entledigen, ſchürten das Feuer zu, ſie nannten laut den Namen ſeines ehemahligen Mitbewerbers, Herzog Ernſts von Bayern, welcher freylich mehr Macht hatte, ſich den Namen eines Churfürſten von Kölln zu erringen, als Gebhard ſich bey demſelben zu erhalten.

Ueberzeugt, daß in der Nähe von Kölln keine Sicherheit mehr ſey, begab er ſich nach Bonn, wo man etwas aufgeklärter und toleranter dachte, als zu Kölln, und wo man ihn mit offenen Armen aufnahm. Hier beſchloß er zu verweilen, bis durch ſeine Geſandten auf dem augſpurgiſchen Reichstage, gewiſſe entſcheidende Schritte gethan wären, von welchen er ſich mehr verſprach, als er noch zur Zeit irgend jemand geſtehen mochte, denn ſchon ſeit einiger Zeit keimten Plane in ſeiner Seele, die ohne dieſe wunderbate Lage, in welche er, er wußte faſt nicht wie, geſchleudert worden war, wohl nie bey ihm Platz genommen haben würden.

Einige Briefe an die Gräfin von Mannsfeld, die er aus Bonn an ſie abließ, werden vielleicht etwas von dem, worauf wir zielen, ans Licht ſetzen. —

Der Leſer wird ſich erinnern, daß, da wir hier auf einigen Seiten die Geſchichte mehrerer Monate geſchildert haben, dieſe Briefe nicht die erſten waren, die Gebhard, ſeit er Agneſen zuletzt ſah, an ſie geſchrieben, nicht die erſten, die ſie beantwortet hatte.

Gebhard an Agnes.

Die Ausſichten werden immer drohender, fänd ich nicht Zuflucht in dieſen Mauern, wo wollte ich ſie ſonſt finden? — Man wütet in Kölln wider meine Freunde. Johann von D * * *, mein Freund, mein Mitgenoß in dem Forſchen nach Wahrheit, mein Lehrer und Zurechtweiſer, hat das Kloſter verlaſſen müſſen, um öffentlichen und heimlichen Nachſtellungen zu entgehen. O Agnes, laßt euch nicht merken, daß ihr meine

Freun=

Freundin ſeyd, mein Unglück möchte auch euch hinreiſſen!

Im ganzen Ernſt, Gräfin, ich ermahne euch, den Gegenſtand unſerer Unterredungen zu Gerlohheim ein Geheimniß bleiben zu laſſen. Nicht den Theil derſelben, welcher Liebe, eine Liebe, die ich gern heute vor Gott und der ganzen Welt bekennen möchte, zum Grunde hatte, nein, jene ernſtern Unterredungen, die euch glauben lehrten, was ich glaube. Das öffentliche Geſtändniß deſſen, was wir als Wahrheit erkennen, würde euch ſo unglücklich machen als ich es bin; und in euch, hülfloſe, unſchuldige Seele, in euch würde ich erſt die Macht der Leiden fühlen lernen. Wagte man es euch anzutaſten, ſo würde die Mäßigung, die mir ſo noth iſt, Wuth, würden alle meine Schritte Verzweiflung werden.

O Agnes, wenn ich an euch denke, welche Gefühle überſtrömen mein Herz! Ihr ſeyd das einzige Mittel, mich mit meinem Schickſale auszuſöhnen. Eure Liebe vergüldet mir die traurigſten Ausſichten! — Geſetzt nun, es käm mit uns aufs äuſſerſte, würde nicht dann vielleicht erſt mein Glück angehen? — Ich weiß, ihr verſteht mich nicht, auch iſts jetzt noch nicht noth, mich deutlicher zu erklären, aber ſo viel iſt gewiß, ich weiß auf jeden Fall, was ich zu thun habe.

Hat man mich nicht muthwillig aus meiner Ruhe aufgeſchreckt? Hat man die Folgen vergeſſen, die dieſes nach ſich ziehen kann? —

Ich weiß, was ich dem Beſten der katholiſchen Kirche ſchuldig bin, zu deren Oberhaupte mich das Glück machte; ich würde es nie vernachläßigt, ich würde mich in der Stille meines Glaubens gefreut haben, ohne ihn öffentlich zum Anſtoß anderer zu bekennen. Die, welche glauben und leben wie ich, würde ich geduldet, und mit Klugheit unterſtützt haben, ohne ſie zum Nachtheil ihrer Gegner zu erheben. Bekehrungsſucht iſt kein Trieb meines Herzens, ich weiß, Tauſende denken in der Stille wie ich, und hoffen völlige Aufklärung ihrer Brüder von einer beſſern Zukunft; warum läßt man uns, warum läßt man vornehmlich mich, nicht den ſtillen Weg gehen, den wir gewählt haben? Warum zerreißt man den Schleyer, der ewig undurchdringlich hätte bleiben können? ... Was that ich, daß man einen Durchächteten, Verjagten aus mir macht? — War ich ein Wüterich? ein Tyrann meines Volks? Ein Verſchwender? ein Wohllüſtling? — Nein, ſelbſt die, welche mich wegen einiger tief in meinen Herzen verſchloſſenen Meynungen von

Land- und Leuten zu verjagen drohen, geſtehen, daß ihnen unter meiner Regierung wohl war, und daß alles Herzleid, das mir widerfährt, nur auf das Uebel zu rechnen ſey, das ich etwa künftig hätte anrichten mögen.

Neumieks übel verſtandner Eifer für ſeinen Glauben hat mir im Grunde all dieſes zugezogen. Die Abſtellung der Unruhen, die er durch misverſtandenen Wahrheitseifer herbeygerufen hatte, war nicht hinlänglich, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Das was ich zur Beſänftigung der beleidigten Kirche that, nahm man, da einmal das Geheimniß meiner wahren Meynungen verrathen war, für Zaghaftigkeit und Heucheley, und hielt ſich, weil man dieſem Wahn zu folge, mich nun verachten mußte, doppelt berechtigt, ſich an mir zu vergehen. — O Gott, von der kaum erſtiegenen Höhe, ſo ſchnell, ſo unverſchuldet herab geſchleudert zu werden!! — —

Noch einmal, Gräfin, nichts tröſtet mich in der gegenwärtigen Lage, als eure Liebe, erhaltet mir ſie, und wir können einſt noch glücklicher werden, als wir je hoffen durften.

Gebhard an Agnes.

Mein letzter Brief hat euch erſchreckt? er iſt euch ein Räthſel? ihr zittert, daß ich das Wort Liebe, das wir bisher immer Freundſchaft zu dollmetſchen pflegten, ſo kühnlich nenne? — O Agnes, könnte ich euch alles ſagen, was ich hierüber auf dem Herzen habe! Doch es wird ja endlich eine Zeit kommen, da ich öffentlich werde bekennen dürfen, was zu denken ich mich jetzt nicht mehr ſcheue.

Man hat mich auf einen wüſten dornenvollen Pfad geleitet, den ich nie zu betreten hoffte, ſprecht ſelbſt, ob es mir nicht auch erlaubt ſeyn möchte, die Blumen zu brechen, die mir etwa auf demſelben blühen? Das öffentliche Geſtändniß deſſen, was ich für Wahrheit halte, führt manche Vortheile mit ſich, die ich nicht vernachläßigen werde. Der Erzbiſchoff von Bremen bekennt ſich öffentlich zur proteſtantiſchen Lehre, hätte er eine Agnes, er würde noch mehr thun. Salentin war einſt der, welcher ich jetzt bin, er entſagte ſeiner Größe, um in den Armen der Liebe glücklich zu ſeyn; war dies unumgänglich nöthig? — Laßt ſehn, ob nicht ein kühner Mann Liebe und Hoheit mit einander vereinigen könnte. Ihr wißt wohl, als les kommt in der Welt auf kühne Wagnis an, das Glück iſt den Kühnen hold; alles wird nach dem Ausgange beurtheilt; denkt nach über dieſe drey Sätze, und beurtheilt nach denſelben meine Hoffnungen, beurtheilt zugleich nach denſelben meine Verfahrungsart, die ich wählen werde. Ihr könnt wohl denken, daß ich in einem Falle, wo alles auf dem Spiele ſteht, nichts aufs ungewiſſe wagen werde.

Der Kaiſer hat mich auf den Reichstag nach Augſpurg beſchieden, aus Urſachen werde ich nicht ſelbſt erſcheinen. Graf Solms, der treueſte meiner Räthe, er, deſſen kluge vorſichtige Politik euch aus Beyſpielen bekannt ſeyn wird, reiſt an meiner Stelle, ihn begleitet der gelehrte Schwarz, nach unſerm guten Nordhauſen, den ich hier bey mir habe, der geſchickteſte, die gute Sache der Wahrheit zu vertheidigen. Von ihren Aufträgen ſchweige ich, werden die öffentlichen wohl aufgenommen, ſo haben ſie auch noch etliche heimliche Werbungen, von denen ich nichts ſage, als daß ſie abzielen, den unglücklichen Gebhard, zum glücklichſten Fürſten unter der Sonne zu machen.

Gebhard an Agnes.

Nichts von euren finſtern Träumen! meine Theure, muß die düſtre Aſtrologie nun gar noch hervorgeſucht werden, um Eure und meine Schreckniſſe zu vermehren? Der ſonderbare Gang unſerer Schickſale, ſagt ihr, ſey euch Unterpfand für die Wahrheit jener Vorherſagungen? und eben auf dieſe Wahrheit baut ihr die Unmöglichkeit, — wenn auch alle andere Hinderniſſe weichen ſollten — mir anzugehören?

Wahrhaftig, Agnes, ich verſtehe euch nicht! und eben darum ſage ich euch nur überhaupt: Verabſchiedet den Glauben an Dinge, welche die Lehre, zu der ihr euch vielleicht einſt öffentlich bekennen werdet, nicht begünſtiget. O meine Geliebte, wären alle andere Steine, die unſerm Glücke im Wege liegen, ſo gewiß gehoben, als ich jene Grillen bey der erſten Zuſammenkunft mit euch zu heben gedenke, wir könnten heute der Freyheit genießen, die ich uns erkämpfen will und muß.

Ja, erkämpfen will ich ſie, wenn ich ſie nicht durch die bloße Stimme der Wahrheit und der Rechte der Natur erſiegen kann. —

Die Nachrichten aus Augſpurg lauten nicht eben vortheilhaft, aber denkt ihr, daß dies meimir Muth niederſchlägt? o nein, eben durch dieſe Fehlſchlagungen fühle ich mich geſtärkt zu den kühnſten Streichen! Himmel, wie hat ſich alles mit mir geändert! Es war eine Zeit, da ich unſere Feſſeln für unauflöslich hielt, und bey dem Gedanken, Agnes vergeſſen zu müſſen, verzweifeln wollte. Wiederum kam eine andere Zeit, da dämmerte mir wohl ein Ausgang aus unſern Labyrinthen, aber ſchüchtern wandte ich die Augen von demſelben ab, und hielt den Blick, der heimlich nach ihm ſchielte, für Verbrechen. Man brachte mich aufs äuſſerſte; ein gewiſſer Trotz, der dem, der unverſchuldet leiden muß, eigen iſt, machte, daß ich meinen Gedanken mehrere Freyheit gönnte, als geſchehen seyn würde, hätte man mich auf meinem ſtillen ruhigen Pfade nicht geſtört. Meine Kühnheit wächſt mit jeder Minute, und jetzt bin ich in der Stimmung, wenn man mir nichts zugeſteht, nichts zu ſchonen, wenn man mir alles verſagt, alles zu wagen.

Man beſchlieſſe über mich was man wolle; ſo viel iſt gewiß, Agnes bleibt mein, und der Fürſtenhut ſoll es, wills das Schickſal, auch bleiben! Ich müßte mich ja ſchämen, eure guten Freunde und Rathgeber, die Geſtirne, Lügen zu ſtrafen. Minneglück und Fürſtengröße war es, was ſie mir verhieſſen, darf ich es wagen, ihre Gaben zu trennen.

Gebhard an Agnes.

Ich ſoll die Geſtirne nicht mit ins Spiel bringen, wenn ich hoffen will, Euch völlig zu beſiegen? — Recht wohl, meine Agnes, ihr wißt ohnedem, wie ſehr, ſeitdem ich heller denken lernte, mein Glaube an dieſe Dinge geſunken iſt, ich kann ihrer jetzt nicht anders, als im Scherz gedenken; und weil denn niemand ſcherzen kann, als der, welcher frohen Muthes iſt, ſo ſehet ihr wohl, wie gut es um mich ſtehen mußte, da ich meinen letzten Brief ſchloß.

„Ihr nennet mich verwegen, da ich bey ſo trüben Ausſichten ſo viel hoffe, ihr ſendet mir meine Briefe, die ihr ohnedem, wie ihr euch ausdrückt, bey Euch nicht mehr zu bergen wiſſet, damit ich ſelbſt den Unterſchied zwiſchen dem erſteren und dem letzteren ſehe, und urtheile, ob die höhere Stufe der Kühnheit, die ein jeder bezeichnet, ordentlicher Gang der Geſinnungen eines vernünftigen Mannes, und nicht vielmehr wachſender Rauſch einer gefährlichen Leidenſchaft ſey.“ Dies ſind eure eigenen Worte, meine

Geliebte, und fürwahr, ſie enthalten eine harte Lection.

Höret hier mein Bekenntniß: Ja, ich habe meine Briefe geleſen, von dem erſten, den ich euch beym Anfang der kölniſchen Unruhen, bis auf den letzten, den ich euch vor zehn Tagen ſchrieb. — Der Unterſchied iſt allerdings groß zwiſchen dieſen Kindern eines Vaters, in dem ältern zeigte ſich ganz der feige mönchhafte Gebhard, der drückende Feſſeln fühlen kann, ohne ſich den Wunſch, ſie abzuſchütteln, einzugeſtehn; in dem jüngſten ſpricht der kühne Mann, der das liebſte Gut ſeines Lebens allenfalls mit Blut zu vertheidigen geſonnen iſt. Ob bey dieſer ziemlich ſchnellen Fortſchreitung zu ſtärkern und ſtärkern Gefühlen, der Rauſch der Leidenſchaft, die jede neue Hofnung kühner macht, nicht das ſeinige gethan hat, will ich unentſchieden laſſen, aber für ſo berauſcht müßt ihr Euren Gebhard nicht halten, daß er wie ein Träumender handle, und ſich und Euch mit grundloſen Hofnungen ſchmeichele; für ſo berauſcht nicht, daß er ohne Macht trotze, oder Plane hege, zu deren Ausführung ſeine Kräfte zu ſchwach ſind! —

Nein, Agnes, der verfolgte Churfürſt von Kölln iſt nicht ohne Freunde, die ihm nothfalls mit gewafneter Hand beyſtehn werden, ſeine

Rechte zu vertheidigen, wenn man fortführe hart gegen ihn zu handeln.

Ich könnte Euch mehr hievon ſagen, und alle Eure Zweifel auf einmal zum Schweigen bringen, wenn mich nicht eine Stelle Eures Brieſes behutſam machte.

„Ihr wißt meine Schreiben nicht mehr bey Euch zu bergen,“ Himmel, Gräfin! worauf deutet dieſes? Auf Gewaltthat? auf Beſchimpfung derjenigen, welche die Anbetung der ganzen Welt verdient?

Sollte man ſich erkühnen, euch in dem Kloſter, das euch noch vor kurzem einmüthig zu ſeiner Oberin begehrte, unwürdig zu begegnen, eure Freyheit einzuſchränken, euch mit Argwohn zu quälen, oder nach Euren Geheimniſſen zu forſchen?

Nur ein Wort hievon, und meine Plane müſſen früher reifen, um Euch zu retten, und mein Glück zu beſchleunigen.

Ihr erhaltet dieſes Schreiben durch einen ungewöhnlichen Weg, der Ueberbringer hat Befehl, und wird auch Muſe haben, ausführlich mit Euch zu reden. Sagt ihm alles, was ihr der Feder nicht vertrauen könnt, und vernichtet dieſen Brief augenblicklich, damit er weder mir noch Euch ſchade.

Der Argwohn, den Gebhards ſorgſame Liebe, aus einem einzigen Worte, in dem Briefe der Gräfin, geſchöpft hatte, war nicht ganz ungegründet.

Die Schickſale des Churfürſten von Kölln hatten Einfluß auch auf ſeine Freundin, unter dieſem Charakter war Agnes bekannt, und unter demſelben mußte ſie, ſo wie das Glück Gebharden den Rücken wandte, nach und nach immer ſteigende Verdrießlichkeiten erfahren.

Die fromme alte Priorin, deren Führung das Kloſter, nach dem Tode der Frau von Waldburg, indeſſen übertragen worden war, ſtarb bald, nachdem der Churfürſt die Gegenden von Kölln verlaſſen, und zu Bonn Zuflucht ſuchen mußte. Niemand dachte mehr an den ehemaligen Wunſch, die erledigte Stelle für die Gräfin von Mannsfeld offen zu erhalten. Die Parthie, welche jetzt in Kölln dominirte, eilte die Fürſtin von * * *, eine Seitenverwandtin des bayerſchen Hauſes, hereinzurufen; eine Dame, welche ganz dazu gemacht ſchien, alle Abſichten zu begünſtigen, zu deren Ausführung man etwa ihrer Hülfe brauchen konnte.

Agnes war zu klein in ihren Augen, als daß ſie dieſelbe öffentlich gewürdigt hätte, viel Notiz von ihr zu nehmen; aber die Fürſtin war klug genug, einzuſehen, daß ſie an ihr eine Perſen von Wichtigkeit in ihrer Gewalt hatte, und ſie unterließ nicht, dieſen Vortheil in der Stille ſo viel zu nutzen, als es die kluge Vorſichtigkeit der jungen Dame möglich machte.

Man wußte, wie theuer die Gräfin von Mannsfeld Gebharden von jeher geweſen war. Die Spähungsfähigkeit, die den Kloſterfrauen eigen iſt, hatte ſie im Beſitz einer Menge wahrer und falſcher Anekdoten, aus dem Roman ihrer Liebe, geſetzt, auf welche ſie Muthmaßungen fortbauten, die ſie für ausgemachte Wahrheiten ausgaben, und unter welchen die vornehmſte war: Gebhards Proteſtantismus hänge genau mit Agneſens Liebe zuſammen, und er würde nie darauf gefallen ſeyn, einer fremden Lehre Gehör und Beyfall zu geben, wenn dieſe, welche die Prieſterehe ſo ſehr begünſtige, ihm nicht Hoffnung ließ, der Gemahl der Dame zu werden, die zu ſtolz ſey, ſich ihm auf leichtere Bedingungen zu ergeben; ein Gewebe von ſchimpflichen Dichtungen, deren ſich viel auf ſpätere Zeiten fortpflanzten, um ein Paar unglücklich Liebende, die nur Mitleiden verdienten, der Nachwelt unter einem verhaßten Lichte vorzuſtellen.

Gebhard, ſo wie wir ihn jetzt kennen, war nicht der Mann, der das höchſte Gut des Menſchen, die Religion, irdiſcher Liebe aufopfern ſollte. Seine Zweifel und ſeine Ueberzeugungen waren älter, als ſeine erneuten Hofnungen auf die Gräfin von Mannsfeld. Zu der Zeit, die für ſeinen Glauben unwiderruflich entſchied, war für ihn keine Agnes mehr auf der Welt, und als jetzt unverhoftes Wiederſehen alle Gefühle erneuerte, ſo war er ſo weit entfernt, kühnen Hofnungen den Zugang zu verſtatten, daß er vielmehr einen Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht in ſeinem Herzen beginnen ſah, in welchem offenbar die letzte die Oberhand behalten haben würde, wenn nicht äußerliche Umſtände eine Aenderung herbeygeführt hätten.

Man nöthigte ihm ein Geſtändniß der Meynungen ab, die er vielleicht ewig verholen haben würde, man beleidigte, kränkte, erbitterte ihn durch immer neue Verfolgungen, man drohte ihn mit Entſetzung ſeiner Würde; was Wunder, wenn nun auch er nichts mehr ſchonte, und den kühnſten Entwürfen Raum gab; wenn er ſich für berechtigt hielt, alle Vortheile der Lage zu nützen, in welche man ihn gebracht, alle Blumen des dornenvollen Wegs zu pflücken, auf welchen man ihn geſchleudert hatte. Agneſen wollte er beſitzen, das erlaubte ihm die Religion, zu welcher er ſich nun öffentlich bekannte, ſeine Fürſtenwürde wollte er darum nicht aufgeben, dieſes entſchuldigte ſein hoher Muth, und die Gewißheit, ſich mit großen Dingen zu ſchmeicheln, die dem Mann von dreyßig Jahren, dem bisherigen Günſtling des Glücks, wohl zu verzeihen war. Wäre es ihm gelungen, die Nachwelt würde bey weitem nicht ſo viel Urſach haben, ſich darüber zu wundern, als über viel andre Dinge, welche zu jenen Zeiten, durch Gunſt und Macht des Geldes glückten; dieſe beyden Dinge hätte Gebhard nur im Ueberfluß haben dürfen, nie würde er ganz geſunken ſeyn.

Dieſer Mann, den wir in dieſem Punkte gerechtfertigt haben, bedarf es wohl kaum, daß wir ihn in Rückſicht der übrigen gerisheimiſchen Läſterungen entſchuldigen. — Nie hatte er Agneſens Beſitz auf Bedingungen geſucht, die bey den geiſtlichen Herrn ſeiner Zeit etwas gewöhnliches waren, nie hatte ſie Urſach gehabt, ihn hier zurückzuweiſen; die Nothwendigkeit, dieſes zu thun, würde der Liebe und Hochachtung gegen ihn, bey ihr ein ſchnelles Ende gemacht haben. Eben ſo wenig wünſchte ſie, ſeine Gemahlin zu werden. Ungeachtet des faſt völlig getilgten Glaubens an die Geſtirne, ſchwebte ihr doch Sidoniens Urtheil beſtändig im Sinn: „Du wirſt deinem Gemahl mit deiner Hand dauerndes Unglück zubringen; ſoll dein Gebhard dieſe traurige Mitgift von dir erhalten?“

Dieſes unſchuldige Paar war es, zu deſſen Verfolgung ſich jetzt alles vereinigte, ſie ging zu

Gerrisheim ſo weit, daß man, bey dem ſtarken Verdacht eines geheimen Briefwechſels mit dem unglücklichen Fürſten, würklich ſich der Papiere Agneſens bemächtigte, ſo daß Gebhards Schreiben, der großen Unterſuchung nur durch die Vorſicht, oder durch die zärtliche Thorheit entgingen, die ihnen den Platz zunächſt dem Herzen derjenigen anwies, an welche ſie gerichtet waren.

Auch hier waren ſie nicht mehr ſicher, an eben dem Tage, da Agnes die ganze Sammlung ihrem Geliebten durch den gewöhnlichen treuen Boten zufertigte, hatte ſie den Befehl von der Aebtißin erhalten, in Zukunft in ihrem Zimmer zu ſchlafen. Sie konnte die Urſach dieſes Befehls muthmaßen, ſie war froh, ſo gleich Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Geheimniſſe in Sicherheit zu bringen, und lachte heimlich, als ſie ſich des Abends beym Auskleiden genau beobachtet merkte, und des Nachts gar deutlich die Hand einer vorwitzigen Schweſter unter ihrem Kopfküſſen ſpürte, nach Dingen zu ſpähen, die nun nicht mehr vorhanden waren.

Die Hausſuchung, welche man in ihrer Abweſenheit auf ihrem Zimmer gethan hatte, war eben ſo fruchtlos abgelaufen, und in allen Zirkeln der Nonnen, ward an dieſem Tage erwieſen, die Gräfin von Mannsfeld ſey entweder unſchuldig, oder die ſchlaueſte Creatur unter der Sonne.

Bey der ſtrengen Aufſicht, unter welcher die Gräfin von nun an im Kloſter gehalten wurde, wäre es unmöglich geweſen, Nachricht von ihrem Freunde zu erhalten, oder ihm dergleichen zuzufertigen. Briefe auf dem gewöhnlichen Wege würden in unrechte Hände gefallen ſeyn; aber Gebhards vorſichtige Liebe ahndete dieſes und wußte vorzubeugen.

Nicht die köllniſchen Mönche allein hatten den Vorzug, einen helldenkenden Bruder Johann unter ſich zu zählen, auch in dem Franziskanerkloſter zu Bonn gab es, wie ſich unſere Urſchrift ausdrückt, Forſcher und Erkenner der Wahrheit.

Gebhard, ein Herr, welcher jedermann Zutritt verſtattete, ſelbſt wenn er Urſach hatte, Zweifel in ſeine Redlichkeit zu ſetzen, lebte auch mit den Vorſtehern des genannten Kloſters in gutem Vernehmen, er beſuchte ihre Kirche oft, bezeigte Wohlgefallen an unterſchiedlichen Predigten, die er allda hörte, und nahm und gab im Umgang mit den geiſtlichen Herrn, ſo viel ſchöne Sentenzen von friedlicher Verträglichkeit und Religionsduldung zum Beſten, als man nur in dem Jahrhunderte, in welchem wir jetzt leben, hören mag.

Gebhard hörte alle von den Brüdern, die ſich ihm nahten, und begegnete ihnen freundlich, traute aber nur einem, der ſich ihm durch unverkennbare Proben nach und nach als einen zweyten Bruder Johann bewies, und endlich ſein Vertrauen in ſolchem Grad erhielt, daß er ſich entſchloß, ſeiner Hülfe in einer ſehr kützlichen Sache zu gebrauchen.

Bruder Jakobus dachte im Grunde in allen Lehrſätzen mit Gebharden überein, mit Behutſamkeit, die keinen Verdacht der Schmeicheley übrig ließ, hatte er dies ſeinem vornehmen Freunde endlich eingeſtanden, und ziemlich freymüthig einige Lehren hinzugefügt, die der Churfürſt nicht übel aufnahm, und zu mehrerer Vorſichtigkeit in ſeinem Betragen zu brauchen wußte. Dieſer Mann war es, der Gebharden gerade an dem Tage, da er durch Agneſens letztes Schreiben aufmerkſam gemacht worden war, in den Weg kam, und von ihm, nicht erſt Mittheilung jener Geheimniſſe, — die wußte er längſt — ſondern den Auftrag erhielt, hier zu rathen.

Nach vielfältigem Hin- und Herdenken auf beyden Seiten ward der Entſchluß gefaßt, Agneſen künftig keine Briefe, als durch Jakobs eigene Hand, zukommen zu laſſen, welchem es, vermittelſt einiger Bekannten, die er zu Gerisheim hatte, nicht ſchwer ward, in Agneſens Kloſter Zutritt zu finden.

Liebende und ihre Vertrauten verſtehen ſich leicht; die Unterhandlungen der Gräfin von Mannsfeld mit einem Religioſen, der jedermann im Kloſter bekannt, und nur ihr fremd war, erregten keinen Verdacht. Briefe kamen und gingen durch dieſen Weg, und Plane wurden reif, deren Ausführung ſich nun faſt nicht länger verzögern ließ.

Es war mit der Gräfin ſo weit gekommen, daß ſie nun ſich in Gebhards Armen werfen, oder Schritte thun mußte, deren Zurücknehmung ihrem zarten Gewiſſen unmöglich geweſen ſeyn würde. Man drang in ſie, endlich ein Gelübde abzulegen, zu welchem ſie ſich in der That ein wenig lang vorbereitet hatte. Man forſchte tiefer nach ihren Grundſätzen, und da ſie dieſe nicht allzuwohl bergen konnte, ſo erfolgten Drohungen, welche das Blut der Gequälten zu Eis machten, und von deren Erfüllung ſie völlig überzeugt war.

Sie mußte fliehen oder ſich ergeben. Jakob rieth zu keinem von beyden, ſeine Klugheit fand einen Mittelweg. Ohne weitere Rückſicht auf Gebhard war er zu fromm, einem mit weltlicher Liebe angefüllten Herzen zum Kloſtergelübde zu rathen, und zu fein fühlend, um Flucht in des Geliebten Arme zu begünſtigen. Agneſens und Gebhards Schickſal jammerte ihn, aber er fühlte, daß wenigſtens jetzt, ihre Verbindung Unglück für beyde ſeyn würde, dies hatte er Gebharden oft geſagt, dies ſagte er auch der Gräfin, und er fand bey ihr ſehr leicht Einwilligung zu dem, was er für das beſte hielt.

Agnes, die die größte Zeit ihres Lebens unter Fremden zugebracht hatte, weil ihre nähern Verwandten kalt gegen ſie waren. hatte noch einen Vater und einen Bruder, welche viele Jahre lang in fremden Kriegsdienſten abweſend geweſen waren, zuletzt dem Kaiſer wider die Türken gedient hatten, und nun mit dem alten Grafen, Karl Mannsfeld, Agneſens Oheim, ſiegreich zurückkehrten. Der Vater und der Bruder der jungen Gräfin, die ſie zuletzt faſt noch als Kind geſehen hatten, liebten ſie, und die Nachrichten des alten Grafen, ihres Verwandten, mit dem ſie an der türkiſchen Gränze zuſammen getroffen hatten, vermehrten ihre Zuneigung gegen diejenige, die ſich auf des weiſen Jakobs Rath jetzt entſchloß, ſich in ihre Arme zu werfen, und bey ihnen, die allein das Recht hatten, ſie zu beſchützen, Zuflucht vor den Bedrängniſſen des Kloſters, Zuflucht vor ihrem eigenen Herzen zu ſuchen.

Jakob übernahm es, den drey Helden Nachricht von ihrer Tochter, Nichte und Schweſter zu geben, und ſie zu ihrer Hülfe herbeyzurufen. Nachdem er dieſes Geſchäft wohl und glücklich verrichtet hatte, kehrte er in ſein Kloſter zurück, und überließ es ihren Verwandten, inskünftige ein Schickſal zu ordnen, zu deſſen Lenkung er ſich nicht klug genug dünkte.

Die drey Grafen von Mannsfeld erſchienen zu Gerisheim, und ihre Gegenwart gab auf einmal Agneſens Angelegenheiten ein ganz anderes Anſehn. Sie erklärten, daß die junge Gräfin, mit ihrer Bewilligung, nie den Schleyer nehmen ſollte, befriedigten das Kloſter mit reichen Geſchenken von der türkiſchen Beute, hörten einige ſchlangenartige Ausfälle auf ihre geheime Geſchichte kaltblütig an, und eilten mit der Geretteten davon nach der Freyſtatt, die ſie ihr bereitet hatten.

Hier war es, wo Agnes ſich ihren Verwandten zu Füßen warf. und ihnen alle Geheimniſſe ihres Herzens enthüllte, hier war es, wo ſie ihnen feyerlich zuſchwur; nie einen Schritt zu begünſtigen, der mit ihren Wünſchen nicht übereinſtimmte, und hier endlich war es, wo ſich ihr Schickſal auf eine Art entwickelte, die ſie zwar damals für Glück hielt, die aber — doch ſollen wir unſre Leſer abſchrecken, dieſe Blätter zu Ende zu leſen?

Gebhard ſahe den gutherzigen Mönch, der Agnesens Entſchlüſſe ſo vernünftig geleitet hatte, nicht zurückkommen, aber das gemeine Gerücht ſagte ihm, daß ſie das Kloſter verlaſſen, und ſich unter den Schutz ihrer Verwandten begeben hätte. — Die Bedrängniſſe, welche Agnes im Kloſter ihm zu Liebe erlitten hatte, blieben ihm nicht verſchwiegen und erhöhten ſeine Erbitterung. Er wollte ſeinen Feinden zeigen, daß er ſie nicht fürchte und Agnes rächen.

Sein Verlangen, ſich ihren Beſitz zu verſichern, war jetzt auf das höchſte geſtiegen; und er ſäumte nicht, dieſes Glück da zu ſuchen, wo es allein mit Anſtand geſchehen konnte, in dem Hauſe ihres Vaters.

Heimlich verließ er Bonn, und die Grafen von Mannsfeld ſahen den vornehmen Fremden in ihrem Hauſe, ohne ihn zu kennen, oder ſein Anbringen zu ahnden. Sein Aeuſſerliches, das bey dem geringen Gefolg, und unter der ſchlechten Kleidung, die er abſichtlich gewählt hatte, doch den Fürſten nicht verleugnen konnte, erregte Aufmerkſamkeit, ehe er ſich zu erkennen gab, und die hinreiſſende Beredſamkeit, eine ſeiner vorzüglichſten Gaben, vollendete, was ſchon ſein erſter Anblick über die Herzen gewonnen hatte.

Herr Churfürſt, ſchrie der alte General Mannsfeld, ehe er den Eingang ſeiner Rede noch ganz geendet hatte, ich kannte euch nie zuvor ſo, wie ich euch jetzt kennen lerne; ihr ſeyd ſo groß als unglücklich, und wir alle ſind begierig zu hören, womit wir euch die Theilnahme bezeugen ſollen, die Euer Schickſal bey jedem unbefangenen Herzen erregen muß. [illegible] Agneſens Bruder, ein junger Mann, voll Muth, Heldenfeuer und ſchwärmeriſcher Gefühle, ſchwur bey ſeinem Schwerde, den letzten Blutstropfen daran zu ſetzen, Gebhards Gerechtſame und das Beſte der Religionsparthey, zu welcher er ſich bekannte, gegen alle Feinde zu vertheidigen.

Ihr irrt, Herr Graf, erwiederte Gebhard mit Lächeln, wenn ihr glaubt, eure Hülfe zu ſuchen, ſey ich hieher gekommen. Ich ehre euer tapfres Schwerd, ich werde glücklich ſeyn, wenn ihr es einſt ſo ſiegreich für mich, als gegen die Türken brauchte; aber dies wollte ich jezt nicht. — Ein andrer Wunſch erfüllt mein Herz — Euer Haus beſitzt ein Kleinod — dieſes zu meinem Eigenthum zu machen — der Vater der ſchönen Agnes verſteht mich; — auch ihr Oheim; und die Bewilligung meiner Bitte leſe ich in ihres Bruders Augen.

Der wilde voreilige Friedrich Mannsfeld murmelte Beſtätigung deſſen, was Gebhard in ſeinen Augen zu leſen glaubte, der alte General nannte den Namen Carl Truchſeß, mit zur Erde geſenktem Blicke, und Agneſens Vater, der all dieſe Zeit über geſchwiegen hatte, fragte mit einem tiefen Seufzer, ob dies die Zeit ſey, auf Heyrathswerbungen zu denken?

Eben jezt, jezt, mein Vater, ſchrie Friedrich Mannsfeld; jezt muß Gebhard beweiſen, daß er ſeinen Feinden zu trotzen weiß, und wir? jezt müſſen wir ihm Agnes geben, wenn wir uns des Verdienſtes rühmen wollen, den redlichen Mann im Unglück nicht verkannt zu haben!

O mein Bruder! ſchrie Gebhard, indem er Friedrichen in die Arme ſchloß, nie will ich euch eure mächtige Vorſprache vergeſſen! Doch entzückt es mich, Euch zu ſagen, daß ich nicht ſo unglücklich bin, als ihr mich haltet. Welch ein Unmenſch müßt ich ſeyn, meine Lage mißlich zu finden, und meine Geliebte, die um meinetwillen ſo viel erduldete, gleich zum Anfang unſerer Ehe in ein Labyrinth von Elend führen zu wollen! — Nein, zugegeben, daß Pabſt, Kaiſer und Reich wider mich ſind, ſo iſt wenigſtens die Hälfte meines Volks ſamt dem Domkapitul zu Kölln für mich, laßt die Mönche ſchweigen, ſo erklärt ſich das ganze Land zu meinem Beſten. Mich haßt ſonſt niemand, und wie wenig man von mir zu fürchten habe, das ſoll mir leicht ſeyn, meinen befriedigten Unterthanen vor die Augen zu legen.

Nicht gut, nicht gut, Herr Churfürſt! ſchrie der General, ich wollte, daß man Euch fürchten müßte, dies würde Eure Sache mächtig verbeſſern.

Auch dieſes, wenn ihr wollt, fuhr Gebhard fort; bin ich gleich aus Kölln ſammt allem vertrieben, ſo ſitze ich an andern Orten deſto feſter. Auf meine Feſtungen Bonn und Kaiſerswerth, glaube ich, kann ich trotzen, aus Weſtphalen erwarte ich ein anſehnliches Heer in den nächſten Tagen, alle proteſtantiſchen Mächte müſſen auf meiner Seite ſeyn. Pfalzgraf Kaſimir hat geſchworen, den letzten Blutstropfen bey mir aufzuopfern. Solms, Naſſau, Geroldseck und mehrere ſtehen an meiner Seite; glückt mirs, hiezu auch die Grafen von Mannsfeld zu gewinnen —

Ich wollte, ſagte Agneſens Vater, ihr könntet euch ſo gewiß der nehmlichen Hülfe von England, Holland, Sachſen und Brandenburg rühmen.

Auch dieſe werde ich gewinnen, wenn das Glück mir nur ein wenig leiht; vor der Hand iſts genug, wenn ſie nur nicht wider mich ſind.

Die beyden alten Grafen von Mannsfeld wollten die Sache in Ueberlegung ziehen, Friedrich fand Ueberlegung bey einer Werbung, wider die er nicht eine einige Einwendung hatte, zu langweilig. Er liebte ſeine Schweſter mit Feuer, er hatte ihre Geſchichte mit tiefer Rührung aus ihrem Munde gehört, für Gebharden war erſtes Blicks eine unnennbare Zuneigung in ſeiner Seele erwacht; die Verbindung mit einem mächtigen Fürſten ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, die Sache des Proteſtantismus, für die er mit ſchwärmeriſchem Eifer glühte, miſchte ſich hier mit ein, und machte ſein Intereſſe deſto lebhafter; auch entzückte ihn der Gedanke, bey Gebhards noch zweifelhaften Ausſichten, ſchnell wieder Arbeit für ſein Schwerd zu finden, das er höchſt ungern in die Scheide ſteckte, und immer ſiegen zu ſehn gewohnt war.

Er verſicherte Gebharden nochmals ſeines Beytritts, und führte ihn, während die beyden alten Herrn der Ueberlegung pflogen, zu ſeiner

Schweſter, welche die Ankommenden auf ihrem Zimmer betend fanden, und die beym ſchnellen unvorbereiteten Anblick ihres Geliebten in eine Bewegung gerieth, welche ſie der Ohnmacht nahe brachte.

Ueberraſchung hebt alle Geſetze der Zurückhaltung auf. Agnes ſtand auf von der Stelle, wo ſie gekniet hatte, ſie wollte dem Churfürſten entgegen gehen, aber ſie ſchwankte, und Schwäche, oder Uebermaaß von Freude und Zärtlichkeit, machte, daß ſie ihrem Geliebten in die Arme ſtürzte, welche er ihr entgegen breitete. Liebkoſungen wurden gegeben und angenommen, Worte voll Liebe und Leidenſchaft gewechſelt, Thränen vergoſſen und Fragen gethan, die niemand verſtand oder beantwortete.

So, ſchrie Friedrich Mannsfeld, der voll theilnehmenden Entzückens dabey ſtand, ſo wird meine Schweſter geliebt? ſo liebt ſie wieder? und dieſe Liebe ſollte getrennt werden? Nein, ſo wahr ich Graf Mannsfeld heiſſe, das dulde ich nicht. und ſollte ich mein Leben daran wagen!

Friedrich verließ die Liebenden, die ſich wahrſcheinlich viel zu ſagen hatten, und gieng nach dem Zimmer, wo ſein Vater und ſein Oheim in tiefen Berathſchlagungen beyſammen ſaſſen. Der alte General hätte freylich ſeine Nichte dem edeln Karl Truchſeß, Gebhards Bruder, lieber gegönnt, der bey dem Zug wider die Türken, durch ſeine ausgezeichnete Tapferkeit, vollends ganz ſein Liebling geworden war, aber ach, dieſer junge Held wurde ſeit dem letzten Treffen vermißt. Bey der großen Niederlage, die die Türken zu Jaſprin, unweit Zolnock litten, focht er noch an der Seite des Erzherzogs Maximilian, aber die Freude des Siegs theilte er nicht, man ſuchte ihn unter den Erſchlagenen, ſpähte nach ihm unter den Gefangenen, die der fliehende Feind durch die hämiſchſte aller Kriegsliſten davon brachte, aber er war und blieb verloren, und der Erzherzog theilte mit den Grafen von Mannsfeld die Trauer über den Verluſt eines der edelſten Helden.

Er, dieſer ſo ſchmerzlich beweinte Karl Truchſeß war es, deſſen Andenken jetzt die Freude des alten Generals trübte; er hätte ſich vielleicht eher entſchloſſen, ſein Ja zu Agneſens Vermählung mit dem Churfürſten von Kölln zu geben, hätte es ihm nicht ein Raub gedünkt, dem einen Bruder das zuzuſagen, was er dem andern lieber gegönnt hätte.

Johann Georg von Mannsfeld, Agneſens Vater, wurde durch keine Bedenklichkeiten zweifelhaft erhalten, als durch die, welche ſich aus Gebhards zweifelhaften Lage ergaben. Dem Churfürſten mit Leib und Leben, mit Gut und

Blut zu dienen, ſich für die Sache der Proteſtanten, die an ſein Schickſal gebunden zu ſeyn ſchien, aufzuopfern, dazu war er ſo feſt entſchloſſen, als der alte General und der junge Friedrich; aber ſeine Tochter auf einen ſchwankenden Fürſtenſtuhl zu erheben, Gebhards bedenkliche Lage durch einen gewagten Schritt zu verſchlimmern, dies ſchien ihm mehrerer Ueberlegung werth, und ſein Entſchluß würde vielleicht nicht ſo ſchnell, nicht ſo vortheilhaft für die Liebenden ausgefallen ſeyn, wenn das Glück nicht der Schaale, in welcher Gebhards zweifelhaftes Schickſal lag, eben jetzt durch Beytritt einiger mächtigen Freunde, das Uebergewicht gegeben hätte.

Bis jetzt waren noch der Graf von Naſſau und Pfalzgraf Kaſimir, die mächtigſten Freunde des Churfürſten geweſen. Den Herzog von Lauenburg rechnete er auch unter dieſelben; (mit wie vielem Rechte wird man vielleicht in der Folge ſehen) — aber jetzt kam die Zeit, da ſich noch mächtigere Fürſten für ihn erklärten. Während der Werbung um Agnes und der genommenen Bedenkzeit, ſchickte der Churfürſt von der Pfalz und der von Brandenburg, ihre Geſandten, Gebharden Hülfe und Vermittelung zu verſprechen; er begab ſich von Graf Mannsfelds Schloſſe, das dieſer erſt kürzlich in dieſer Gegend gekauft hatte, nach *) Roſenthal; die Geſandten anzuhören, und ihr Anbringen war ſo, daß es ihm die ſchönſten Ausſichten gewährte, und alle Zweifel auflößte, welche Agneſens Verwandte noch hätten haben können, ſie an ſein ungewiſſes Schickſal zu feſſeln.

Gebhard, von Natur geneigt leicht zu träumen und offen zu handeln, legte den Männern, die von den beyden Churfürſten an ihn abgeſendet worden waren, treuherzig die ganze Lage ſeiner Sachen vor Augen, er verſchwieg ihnen nichts, ſelbſt den Schritt nicht, den er jetzt im Begrif ſtand, zu thun, ſeine Vermählung mit Gräfin von Mannsfeld.

Ein Schimmer von Misbilligung blickte aus den Augen der beyden redlichen Männer, doch als ſie hörten, wie weit die Sache ſchon gegangen ſey, daß die Einwilligung der Verwandten Agneſens da ſey, und man die Braut nächſtens zu Roſenthal erwartete, da ſchwiegen ſie, und lieſſen ſich Gebhards Einladung gefallen, als Zeugen bey der Trauung gegenwärtig zu ſeyn.

Dieſe Trauung ward indeſſen noch eine kurze Zeit durch einen Umſtand aufgehalten, den wir dem Leſer nicht verſchweigen müſſen, weil er ihm einiges Licht über das Urtheil aufſtecken wird, welches damals von Gebhards und Agne-

---

*) Roßberg nach einigen.

ſens Verehelichung gefällt ward. Gebhard hatte den ſchon oft genannten proteſtantiſchen Prediger Nordhauſen, der ſich jetzt zu Bonn aufhielt, einladen laſſen, die Ceremonie zu verrichten, und man ſehe hier, was ihm dieſer kluge Mann zur Antwort überſchrieb.

Nordhauſen an den Churfürſten von Kölln.

„Mit tiefer Rührung erkenne ich die Ehre, die Ew. Churfürſtliche Gnaden mir zudenken. Es würde einem alten treuen Diener keine kleine Freude ſeyn, den Segen über eine Verbindung zu ſprechen, welche ſein Herr die Fülle ſeines Glücks nennt, aber eben dieſem alten treuen Diener ſey es auch erlaubt, einige Einwendungen gegen dasjenige zu machen, was meinem Urtheil nach, vielleicht nur falſcher Wahn ſeyn könnte.

Iſt Gebhard auch überzeugt, in einer Lage wie die gegenwärtige die Fülle des Glücks, in den Armen einer geliebten Gemahlin zu finden? Sind dies auch würklich die Zeiten, da wir drauf denken dürfen Ehebündniſſe zu knüpfen, und frohe Hochzeitfeſte zu feyern? — O, daß mein Fürſt der Stimme eines redlichen Rathgebers trauen, und die Früchte des Glücks nicht früher brechen wollte, bis ſie reif ſind! Die Gräfin von Mannsfeld, die ihrem Gebhard; ihr Herz, ſo manches Jahr treu erhielt, wird ja gern mit ihm ruhigere Zeiten erwarten, da keine Furcht naher Trennung, keine Ausſicht auf blutige Auftritte ihre Freuden trüben, da nicht die Beſorgniß ſie wird beunruhigen dürfen: Was wohl die Welt von dem Gelübde denken möchte, das ſie heute beſchworen hat.

O mein Fürſt, die Welt iſt nur gar zu geneigt, demjenigen, den ſie einmal haßt, Fehler aufzubürden, mit denen ſie ihre Verfolgungen beſchönigen kann! — Diejenigen, welche bisher keine Urſach hatten zu zweifeln, Gebhard habe aus redlicher Ueberzeugung ſich zum Proteſtantismus gewandt, werden gar bald den edlen Entſchluß, den er, ich weiß es, blos der Wahrheit zu Liebe faßte, auf Weiberliebe rechnen. Gebhard, werden ſie ſagen, ward treulos an ſeiner Kirche, weil eine andere ihm Freyheit ließ, ehelich zu werden. Diejenigen, welche euch vorher bewunderten, anhingen, zu helfen geſonnen waren, werden lächelnd an die Seite treten, und ſprechen: was iſts noth Blut zu vergieſſen, damit ein geiſtlicher Fürſt ſich vermählen darf? er fechte die Sache ſeiner Liebe allein aus, oder er thue Verzicht auf den Fürſtenhut, ſo wird niemand ſeinen Wünſchen weiter entgegen ſeyn; — und ihr, ihr werdet denn blos, vertheidigungslos, dem Unglück preis gegeben ſtehen, noch mehr, ihr werdet die, welche ihr liebt, mit euch unglücklich machen, blos — weil ihr einen voreiligen Schritt thatet, der, wenn Liebe Beſtändigkeit und geduldiges Ausharren zu Begleiterinnen hat, noch Jahre lang hätte verſchoben bleiben können.

Bedenket, o bedenket mein theurer Fürſt, was für Schade für den Proteſtantismus, was für Aergerniß für ſchwache Seelen, was für Unglück für euch ſelbſt, aus dem entſtehen wird, welchem ich für den gegenwärtigen Augenblick ſchlechterdings meinen Beyfall verſagen muß. — Ich wünſchte, der Churfürſt von Kölln kehrte ſtatt der Feyer der Hochzeitfeſte lieber in ſeine Stadt zurück, wo ſeine Gegenwart beginnt höchlich noth zu werden.

Graf Neumark iſt, wie aus vergangenen Dingen ſchon zur Gnüge erhellt, ſo voreilig als edel und gutmeinend er iſt; kein Menſch kann ſeinem Herrn treuer dienen als er, aber eben dieſe Treue macht ihn zu Schritten geneigt, welche man auf die Rechnung ſeines Fürſten ſchreiben, und ihn dafür büßen laſſen könnte.

Von den übrigen Verhältniſſen in dieſer Stadt kann ich wegen der Furcht der Weitſchweifigkeit nicht viel gedenken. Ob dem Bürgermeiſter zu Bonn, Michael Picklern, ganz zu

trauen

trauen ſey, weiß ich nicht; auch wider die falſchfreundlichen Franziskaner habe ich Zweifel. Wo iſt der ehrliche Bruder Jakob hingekommen, den Ew. Churfürſtlichen Gnaden vor einiger Zeit in Geſchäften nach Gerisheim ſchickten? Nach ſeinem Kloſter zurückgekehrt iſt er, das weiß ich aus den Nachforſchungen, zu denen mich die Beſorgniß um ihn anreitzte, aber — hier ſtocken meine Nachrichten! — Hat er vielleicht für die, ſeinem Fürſten erzeigte Treue büſſen müſſen? und iſt das Verfahren gegen den Diener vielleicht Unterpfand von dem, was man gern wider den Herren verüben möchte?

Ew. Churfürſtlichen Gnaden empfahlen uns bey Dero heimlichen Abreiſe das Einverſtändniß mit dem groſſen köllniſchen Domherren, dem Herzog von Lauenburg, zu unterhalten, aber ohne unſere Schuld iſt dieſes gänzlich abgeſchnitten, ich weiß nicht, was Klügere, als ich, hiervon denken mögen, aber ſo viel iſt mir längſt bekannt, daß der Domherr gern Churfürſt ſeyn möchte, und alſo nicht der letzte ſeyn wird, ſeinen Herrn von ſeiner Stelle zu drängen.

Verzeihet, mein Fürſt, daß ich auch Wermuth in eure Hochzeitfreude miſchte, ich geſtehe es offenherzig, ich wünſchte nicht allein ſie zu verbittern, nein, vor jetzt gänzlich zu verſchieben.

Mißlang mein wahrhaftig treugemeintes Vorhaben,[*] ſo bitte ich nur dieſes, man fordere mich nicht auf zu Knüpfung eines Bandes, dem ſo viel Unheil droht, ein anderer genieße die Ehre, die mir zugedacht war, ich denke meinem Herrn hier zu Bonn nützlicher dienen zu können, als am roſenfeldiſchen Traualtar.

Ein Brief, wie dieſer, hätte wohl Aufmerkſamkeit verdient, aber er war zu unangenehm zu gefallen, zu lang, um ganz geleſen zu werden.

Gebhard legte ihn unwillig auf die Seite, und war ſich aus dem wenigen, was er von demſelben begriff, nur zweyer Nothwendigkeiten bewußt, — ihn vor Agnes zu verbergen, und auf einen andern Prediger zu Vollziehung des Bündniſſes zu denken, das nun einmal für ſeine Wünſche nicht weiter hinausgeſetzt werden durfte.

Zacharias Urſinus, einer von den jungen Feuerpredigern, deren wir im Anfang der kölniſchen Unruhen gedachten, wurde herbeygerufen, und verrichtete willig und ohne Bedenken, was dem grämlichen Nordhauſen, dieſen Namen erhielt er von Gebhards Schmeichlern, zu thun nicht gelegen geweſen war.

; Agnes erſchien an dem beſtimmten Tage zu Schloß Roſenthal, Niemand begleitete ſie, als ihr Vater, Bruder und Oheim, nebſt einer von ihren verheyratheten Schweſtern. Sie war ſchön wie ein Engel, aber tiefe Trauer umhüllte ihr Geſicht, und jede ihrer Reden zeigte, daß Gebhard, wenn ihm an Vollziehung ſeines Glücks gelegen war, wohl gethan hatte, Nordhauſens Brief nicht vor ihre Augen kommen zu laſſen! — Ach ihr Herz war ohnedem nur allzuſehr von ſchwermüthigen Träumen beängſtigt, ſie bekämpfte ihre Zweifel und nannte ſie Hirngeſpinſte, weil ſie ſie lediglich für Folgen des ehemahligen Glaubens an die leidige Aſtrologie und ihre Vorherſagungen annahm; aber immer kehrten ſie zurück, und ſtimmten ſo gut mit der augenſcheinlichen Lage der Sachen zuſammen, daß würklich Ueberwindung dazu gehörte, zu thun was ſie that, heimlichen Gram vor ihren Geliebten verbergen, und ihm mit heiterer Miene am Altar die Hand zu geben.

Gebhard fühlte ſich glücklich im Beſitz ſeiner Geliebten, und es gelang ihm endlich, auch ſie zu ruhiger Freude zu ſtimmen. Die alten Gra ſen von Mannsfeld waren gutes Muths, die beyden Geſandten und die Schweſter der nunmehrigen Churfürſtin waren zu artig, um eine Hochzeitluſt mit finſtern Mienen zu verderben, aber niemand erzeigte ſich fröhlicher als Friedrich Mannsfeld, Agneſens Bruder; dieſe Vermählung ſchien ihm nicht nur Glück für eine geliebte Schweſter, nein, auch das ſeinige zu ſeyn, ſie war, ſo meynte er, das Signal zu neuen Heldenthaten. Bey Ausſichten, wie die gegenwärtigen, konnte das Schwerd nicht ſo lang in der Scheide bleiben, und ſchon rechnete er aus, in welcher Gegend es am erſten blinken würde.

Er ſo wohl als die beyden alten Grafen waren nach Abzug der Geſandten, die ein wenig kaltſinnig ſchieden, der Meynung, man müſſe nun nicht ſäumen nach Bonn aufzubrechen. Gebhard, der jetzt Muſe gehabt hatte, Nordhauſens treuherzigen Brief zu Ende zu leſen, und der das Ende deſſelben ziemlich bedenklich fand, ward der nehmlichen Meynung, und Agnes willigte ein, wie ſie in alles, was Gebhard wollte, zu willigen pflegte.

Der Churfürſt, auf eine Sicherheit trauend, deren Grund er in ſeinem kühnen und ſchuldloſen Herzen fand, führte wenig bewaffnete Begleiter mit ſich, aber ſein treuer Freund, der Pfalzgraf Kaſimir, der ſeiner in der Nachbarſchaft von Bonn wartete, ſandte ihm einen Trupp Reuter entgegen, die mit den Leuten der Grafen von Mannsfeld ein ganz artiges Corps formirten, das ſich allenfalls vor keinem Feinde, der in dieſer Gegend zu erwarten war, ſcheuen durfte.

Die Zuſammenkunft der beyden Freunde war voll herzlicher Freude. Der Pfalzgraf bewillkommte die Churfürſtin, und ſagte ihr mit der Redlichkeit des Deutſchen, und mit der am franzöſiſchem und engliſchen Hofe erlernten Feinheit, alles was ihm die Bewunderung ihrer Perſon, und die Freundſchaft für ihren Gemahl eingeben konnte. Sie iſt ſo ſchön als die bewunderte Königin von Schottland, für die ich ſie ſchier ſelbſt gehalten hätte, ſagte er zu Gebharden, aber ſie iſt reizender als ſie. Marien fehlt Agneſens Jugendblüthe, fehlt die holde Sittſamkeit, die aus dieſen Augen leuchtet, und die Tugend und Treue, die gewiß, gewiß in dieſem Herzen lebt.

Agnes ſuchte ihren Lobredner beſcheidentlich von dieſem Tone abzulenken, der ihr nicht ſonderlich gefiel, ſie konnte ſich nie mit der ſchottiſchen Marie vergleichen hören, daß ihr nicht die fatalen Abentheuer mit dem Herzog von Orkney einfielen, die ſie ſo ſehr zu vergeſſen wünſchte; auch kam die Unterhaltung bald auf andere Gegenſtände.

Wer mögen die Leute geweſen ſeyn, fragte Gebhard den Pfalzgrafen, die uns geſtern gegen Mitternacht begegneten? die Nacht war ſtürmiſch und ungeſtüm, ſich aufzuhalten würde aus mehr als einer Urſach, bedenklich geweſen ſeyn, aber der Aufzug reizte meine ganze Neugier, die Leute ſchienen von den unſern nicht froh; ſie hatten einige beladene Wagen bey ſich, und ſchienen von Bonn zu kommen.

Ich will nicht hoffen, erwiederte der Pfalzgraf, daß Neumark den unbeſonnenn Anſchlag ausgeführt habe, den er mir neulich vertraute.

Welchen Anſchlag?

Das erzbiſchöfliche Archiv zu entführen, und es zu eurem Beſten zu Godesberg zu bergen.

Gott, welch ein Einfall! Läßt ſich der Vortheil den mir dieſer Raub bringen kann, wohl mit dem Schaden vergleichen, der mir aus ſo einer Gewaltthat erwachſen muß? — Steht es mit mir ſchon ſo ſchlecht, daß ich meine eigene Stadt berauben muß, um mir Nutzen zu ſchaffen?

Herr Churfürſt, es ſteht in der That nicht allerdings wohl zu Bonn, und die Gewaffneten, welche wir um uns haben, möchten uns nicht unnütz ſeyn, unſern Einzug zu ſichern. Michael

Pirkler ſpielt die Rolle des Aufwieglers unter der Bürgerſchaft, und die Franziskaner ihm das nehmliche unter der Geiſtlichkeit. Neumark hat vielleicht ſo unrecht nicht gethan, einen Schatz zu entführen, nach welchem die Mönche ſchon beyde Hände ausgeſtreckt hatten.

Herr Pfalzgraf, rief hier der junge Friedrich Mannsfeld welchem Gebhard Nordhauſens Brief hatte leſen laſſen, und der durch einen Theil deſſelben ſehr beunruhigt worden war, erlaubt, daß ich eine Frage an euch thue, deren Beantwortung für mich Eile hat: In dem Franziskanerkloſter lebte ein Mönch, der auſſer den Verdienſten, die ihn auch euch können bekannt gemacht haben, um mich noch das beſondere Verdienſt hatte, der Lehrer meiner Jugend geweſen zu ſeyn. Sein Kloſtername war Jakobus; er erzeigte meinem Hauſe nur noch neuerlich dadurch einen weſentlichen Dienſt, daß er ihm meine damals ſehr unglückliche Schweſter in die Arme lieferte. Alle Liebe und Freundſchaft erneuerte ſich bey mir durch ſeinen Anblick, er ſchied von uns um in ſein Kloſter zurückzukehren. Lebt er noch und wie gehts ihm? Ich habe Urſach über ſein Schickſal zweifelhaft zu ſeyn.

Zweifelhaft? wiederholte der Pfalzgraf, dieſes zu ſeyn hat wohl nun kein Menſch fernere

Urſach. Sein Schickſal iſt bekannt; er iſt nicht mehr!

Ausrufungen des Schmerzes und des Erſtaunens unterbrachen hier den Pfalzgrafen von allen Seiten, der ſeine kurze Trauergeſchichte auf folgende Art endete.

Jakobs Treue gegen ſeinen Herrn, und die heimliche Anhänglichkeit an die Lehre, zu welcher wir uns alle bekennen, hat ihm den Tod gebracht. Er war keinem unter uns unbekannt, wir alle, die wir denken, wie der fromme Alte in der Stille dachte, wurden unruhig, von ſeiner Rückkunft ins Kloſter zu wiſſen, ohne ihn wieder zu ſehen; durch emſige Nachforſchungen ward es uns gewiß, daß man ihn nach Ueberweiſung ſeiner ſogenannten Verbrechen — (dergleichen Ueberweiſungen ſind in Klöſtern etwas leichtes) — eine Zeitlang in harter Gefangenſchaft hielt, und ihm denn den Tod gab.

Es war niemand in der Geſellſchaft, den Jakobs Schickſal nicht auf das lebhafteſte intereſſirt hätte, alle beklagten ihn, und fluchten ſeinernen Mördern; Agnes weinte, und beſchuldigte ſich die Urſach ſeines Todes zu ſeyn, aber Friedrich Mannsfeld fühlte Regungen, wie ſie ſeiner Liebe für ſeinen Lehrer, ſeinem Haß alles Unrechts, und ſeinem wilden Temperamente angemeſſen waren; — der Ausbruch derſelben würgewaltſam geweſen ſeyn, noch hatte er Mäſſigung genug, Verletzung des Wohlſtandes durch ſchnelle Entfernung zu vermeiden; — Was er in der Einſamkeit, die er ſuchte, dachte, fühlte, und ausſann, wird die Folge lehren.

Die Nachrichten, welche Gebhard hier vernahm, konnten ihm nicht gleichgültig ſeyn, und Agnes fühlte in denſelben die erſten Leiden ihres kummervollen Eheſtandes. — Die Reiſe nach Bonn wurde mit gleicher Eil und Vorſichtigkeit fortgeſetzt, und es fand ſich, daß beydes ſo wenig vergeblich geweſen war, als der Entſchluß, ſich nicht ohne zahlreiche Begleitung den Thoren zu nahen, die billig ihrem Fürſten hätten offen ſtehen ſollen.

Gebhard fand ſie nicht geöfnet; mit gewaffneter Hand mußte er ſich Eingang verſchaffen, und da Friedrich Mannsfeld überall an der Spitze war, ſo läßt ſich urtheilen, ob hier Blut gefloſſen ſeyn mag. Dieſer junge Löwe ſchäumte Rache, der Pfalzgraf mußte es ihm mit Ernſt zu Gemüth führen, daß hier keine feindliche Stadt mit Sturm zu erobern wäre, und daß es Vorſichtigkeit bedürfe, um dem, dem man helfen wollte, durch Ungeſtüm nicht mehr zu ſchaden. Wär es nach Friedrichen gegangen, wenigſtens das Franziskanerkloſter, wo Bruder Jakobs Blut um Rache ſchrie, hätte der Wuth der Soldaten Preis gegeben und geſchleift werden müſſen. Mit ſolchen Gewaltthäten den Anfang zu machen, würde wahrhaftig ſo löblich, als vortheilhaft für den Churfürſten geweſen ſeyn, Friedrich erhielt eine nachdrückliche Weiſung, und mußte ſeine Rache auf beſſere Gelegenheit aufſparen, die ſich bald fand, da ſich der klagenden Stimmen mehr wider die Franziskaner erhuben, und es Gebharden, ſo wie er ſich in Bonn feſt geſetzt hatte, faſt zur Pflicht machten, dieſe boshaften Mönche aus der Stadt zu treiben, und ſich ihres Kloſters zu bemächtigen.

Gebhard begann jetzt einiger Ruhe zu genießen er gewann nach und nach das unſelige Talent, ſich über traurige Aſpekten hinauszuſetzen, und die Stimme des Volks für nichts zu achten. Die Stadt hatte ihn wider Willen aufnehmen müſſen, er hatte es gewagt, eins ihrer vornehmſten Klöſter von ſeinen Bewohnern zu leeren. Der Raub des erzbiſchöflichen Archivs kam auf ſeine Rechnung, einige ſetzten auch noch Plünderung des erzbiſchöflichen Schazzes hinzu, wovon wir aber nichts wiſſen, es müßte denn ſeyn, daß die Geldgier der ſchlechtbeſoldeten Kriegsleute, und die Nothwendigkeit hier und da die Ruhe mit Golde zu erkaufen, Gebharden genöthigt hätte, etwas von Schäz-

[illegible] anzugreifen, die hier ungenutzt vermoderten.

Zu dem Unwillen, den dieſe Dinge bey dem Volke erregten, kam auch noch der Verdruß über Gebhards Vermählung. Die Schönheit und Huld der Churfürſtin verminderte nicht das Vorurtheil, das man wider die Ehe eines geiſtlichen Fürſten hatte, ihre Milde, die überall Wohlthaten ausſtreute, ward ſchief beurtheilt. Der undankbare Pöbel murmelte, Agnes wollte die Gemüther der Bürger zu Bonn mit ihrem eigenen Gelde erkaufen, von dem beraubten erzbiſchöflichen Schatze, ſey noch wohl ein kleiner Theil auf die Armen der erzbiſchöflichen Stadt zu verwenden, und was der Läſterungen mehr waren, welche die fromme Churfürſtin nicht treffen konnten, ja die ſie nicht einmal erfuhr. Was ihre freygebige Hand ausſpendete, waren kleine Gaben, die ihr die türkiſche Beute, General Mannsfelds Hochzeitgeſchenk, erleichterte, ſonſt beſaß ſie nichts. Weder als Geliebte, noch als Gemahlin duldete ſie, daß Gebhard ihr ſeine Liebe durch Geſchenke bewies, ſie war eine gute Wirthſchafterin, brauchte für ſich wenig, und kannte die groſſen Koſten, die die gegenwärtigen bedenklichen Zeitläufte erforderten. Der einige Aufwand, den ſie machte, ging auf Handlungen der

Mildigkeit, zu denen ſie freylich ſich immer reich genug fühlte.

Gebhard, nicht ganz ſo weiſe und mäßig als ſie, und ein wenig zu kühn auf das falſche Lächeln des Glücks, beſann ſich jetzt, da er zu Bonn Ruhe hatte und zu haben glaubte, daß der glücklichſte Tag ſeines Lebens, ſein Hochzeittag, mit einer angebeteten Gemahlin zu Roſenthal nicht ganz ſo gefeyert worden war, wie es die Größe des Feſtes erforderte. Der Pfalzgraf ſein Freund, jung und ein Liebhaber des Vergnügens wie er, rieth das Verſäumte nach zu holen, und machte einige Plane zu Luſtbarkeiten, die wahrhaftig keinen Fehler hatten, als daß ſie ein wenig koſtſpielig waren; er ſelbſt ſah dieſen Fehler ein, und ſorgte dafür ihn zu vermindern.

Kaſimir war ein reicher Herr, war Gebhards Freund, und wußte ſeine Sachen ſo fein einzurichten, daß man ohne ihn zu beleidigen, nicht widerſprechen durfte; Dinge, die nur den drey Hauptperſonen bekannt waren, und dem Pöbel Raum zu neuen Läſterungen gaben. Das Volk ſtaunte die prächtigen Zurüſtungen an, und meynte, das hätten die alten heiligen Erzbiſchöffe nicht gemeynt, daß ihre geſammelten Schätze einſt zum Hochzeitfeſte eines ihrer Nachfolger ſollten vergeudet werden.

Agnes und Gebhard, welche nichts von dem wußten, was das Volk murmelte, ſahen mit unſchuldiger Freude der Geſchäftigkeit ihres edeln Freundes zu, den ſie nur zuweilen zu erinnern wagten, er möchte ſich das Verlangen ihrem Feſt Ehre zu machen, nicht ſo weit treiben laſſen. — Agnes hatte jetzt einmal, da alles aufgeboten wurde, ſie aufzuheitern, die Laſt der Sorgen ganz von ihrem Herzen geworfen, und trauerte nur darüber, daß ihr Bruder, den ſie unausſprechlich liebte, nicht Zeuge von des Pfalzgrafen ganz neuen, zuvor nur an den Höfen von Frankreich und England geſehenen Entwürfen ſeyn ſollte. — Friedrich Mannsfeld war jung und feurig, er liebte Luſt und Lachen, ſeine Gegenwart würde hier nicht überflüßig geweſen ſeyn; aber er liebte Ruhm und Heldenthaten noch mehr, und darum war er gleich in den erſten Tagen der zu Bonn wiederhergeſtellten Ruhe, mit dem Grafen Solms nach Kaiſerswerth gezogen, um dieſe Feſtung gegen wahrſcheinliche Angriffe des Feindes zu vertheidigen.

Damals, als die Helden Bonn verließen, wußte man noch nicht, wen man eigentlich zu fürchten habe, aber ſeit dem der Ausſpruch des Reichstags zu Augſpurg für Gebharden nachtheilig ausgefallen war, hatte ſich die Sache deutlicher entwickelt, und der Churfürſt konnte, um mich der Worte eines alten Schriftſtellers zu bedienen, „ſehen, wenn er ſehen wollte, daß er ſchier ſo viel Feinde als Haar auf ſeinem Haupte hatte, (und ſeine Churfürſtliche Gnaden prangten, ſeitdem ſie die Kutte abgelegt hatten, wieder mit einem ſtattlichen Wuchs von geringelten Locken)“

Unter Gebhards Feinden zeichnete ſich beſonders aus, der Domherr Friedrich von Lauenburg, der, wie Nordhuſius in ſeinem Briefe, lang vorher angedeutet hatte, ohne Glauben zu finden, nach der Churwürde trachtete, und aus einem verſtellten Freunde ein mächtiger Widerſacher geworden war. Gegenwärtig hatte er die Larve ſo ganz abgelegt, daß er, während der Churfürſt alle Tage ſeine Beantwortung eines Briefs erwartete, in welchem ihm allerley gütliche Verhandlungen mit Gebhards kölniſchen Gegnern aufgetragen waren, ſelbſt die Waffen anlegte, und einen Theil der kaiſerlichen Völker, die ihm untergeben wurden, wider Kaiſerswerth anführte, indeſſen der Herzog von Parma mit den andern auf Brüel losging.

Zu Bonn dachte man auf nichts, als Hochzeitfreude. Der erſte der feſtlichen Tage wurde mit einem Kirchgange begonnen, der dem Volke das erſte Aergerniß gab. Es konnte ſich nicht mit dem Gedanken ausſöhnen, ſeinen geiſtlichen, von rechtswegen chriſtkatholiſchen Fürſten, an der Hand einer Gemahlin den proteſtantiſchen Gottesdienſt beſuchen zu ſehen, und nur die ſtarke Bedeckung von den Soldaten des Pfalzgrafen ſchützte ſie, als ſie mit ihm nach dem Schloſſe zurückfuhren, vor Beſchimpfung.

Dem Kirchgange folgte ein köſtliches Mahl, bey welchem keiner der Vornehmen der Stadt, ſelbſt Michael Pirkler, nicht fehlen durften. Der Nachmittag — damals pflegte man nur von eilf bis drey Uhr zu tafeln — war einer Art von Schauſpiel gewidmet, bey welchem der Pfalzgraf all ſeine Erfindungskraft erſchöpft hatte, und das den Zuſchauern, welche die churfürſtliche Gnade zuließ, nur darum üppig und unziemend dünkte, weil es prächtig und ausländiſch war.

Agneſens unſchuldiges Herz ſchwamm in frohen Gefühlen, ſo etwas bezauberndes hatte ſie ſelbſt bey Rudolfs Krönungsfeyer, am kaiſerlichen Hofe, da es überhaupt ein wenig ſteif zuging, nicht geſehen; ſie dankte dem Pfalzgrafen mit Nährung für die fröhlichen Stunden, die er ihr machte, und er antwortete ihr wie ein Mann, der die glänzenden Höfe Franz des Zweyten, und der ſchottiſchen Marie geſehen hatte. — Neue Urſach für die Aufmerker zu Hohnlächeln, und Folgerungen zu machen, wie ſie im Herzen wie die ihrigen aufgeheckt werden konnten.

Ein Glück war es für Gebharden und ſeiner Gemahlin, daß ſie ſich der Würde ihres Standes hinlänglich bewußt blieben, um keinen Theil an dem Tanze zu nehmen, der das Feſt beſchloß. Einen geiſtlichen Churfürſten tanzen zu ſehen, dies wär zu viel für die ſtrengen Einwohner der erzbiſchöflichen Stadt geweſen, und hätte augenblicklich üble Folgen nach ſich ziehen müſſen.

Man ging ſpät zur Ruhe, und dachte den nächſten Tag, und noch einige folgende, in ähnlicher Freude hinzubringen; aber ſchon des andern Morgens ſchüttelte das böſe Gerücht einige Nachrichten von ſeinen Rabenflügeln, die die ganze Luſt ſtörten, und nur gar zu ſchnell beſtättigt wurden.

Zur nehmlichen Stunde, da zu Bonn alles von Luſt und Lachen ertönte, brachen in ziemlicher Nähe die Wolken des Ungewitters los; Kaiſerswerth war übergegangen, der Herzog von Lauenburg war Meiſter dieſer ſtarken Veſte, Graf Solms ſchwerlich verwundet, und der tapfere Friedrich von Mannsfeld in Vertheidigung der Mauern eine Beute des Todes geworden.

Wer mißt das Entſetzen des Churfürſten und ſeines Freundes, wer zählt Agneſens Thränen, die auf die Leiche eines angebeteten Bruders, welche jetzt zur Beerdigung herüber gebracht ward, vergoſſen wurden!

Gebhard und der Pfalzgraf zogen all diejenigen zuſammen, deren Treue ſie glaubten trauen zu können, und unter denen ſich unglücklicher Weiſe auch der falſchfreundliche Michael Pirkler befand. Hier wurde Rath über die Einrichtung des künftigen Verfahrens gepflogen, dort wurden Anſtalten zum ſchleunigen Aufbruch, niemand wußte nach welcher Gegend, gemacht, indeſſen die unglückliche Churfürſtin ſich einſam unter ihren weinenden Frauen befand, und niemand hatte, der ihr Troſt einſprach, als den ehrwürdigen Nordhauſen, welcher bey ihrer Ankunft zu Bonn ihr Zutrauen gleich erſtes Blicks gewonnen hatte, ungeachtet er wenig freundliche Mienen von dem Churfürſten erhielt, der ihm jenen warnenden vor Agnes verborgenen Brief noch nicht vergeſſen konnte.

Die Churfürſtin lag von Thränen und Angſt bis zum Tode ermattet auf dem Bette, der treuherzige Prediger ſaß an ihrer Seite, und lehrte ſie durch mächtigen Herz erfreuenden Zuſpruch, den Tod ihres Lieblings als eine Chriſtin betrauren, und durch die Unglückswolke hinauf nach dem heitern Himmel ſehen. Keine von den gewöhnlichen Sentenzen verſchmähter Warner ging über ſeine Lippen, er wußte, Agnes war die nicht, welche ſeine Warnung verſchmäht hätte, auch fühlte er, daß alles, was er ſelbſt Gebharden hierüber ſagen könnte, zu ſpät kommen und unzeitig ſeyn würde.

Gebhard trat herein, als der tröſtende Engel noch an Agneſens Lager ſaß.

Ich finde euch in ſchlimmer Geſellſchaft, rief er, indem er einen verdrüßlichen Blick auf Nordhauſen warf. Hier werdet ihr vermuthlich nichts hören, als daß es nicht anders habe kommen können, als es nun gekommen iſt, und daß es anders hätte gehen ſollen, wenn man ungeforderten Rathſchlägen gefolgt hätte.

Was verſehen iſt, läßt ſich nicht zurückbringen; erwiederte Nordhauſen mit Würde. Die Churfürſtin, welche hier nichts verſah, bedarf keiner Vorwürfe, ſondern Troſt.

Was ſagt er euch, meine Geliebte? fragte Gebhard ſeine Gemahlin.

In der That, erwiederte ſie, er hat mich ganz getröſtet, zwar den, den ſie jetzt begraben, bringt mir kein Troſt zurück, um ihn werden ewig meine Thränen flieſſen; aber übrigens, was iſts denn, warum wir trauren? Kaiſerswerth iſt über; nun wohl! Nordhauſen ſagt mir, daß mit dieſer Feſtung noch bey weitem nicht alles verloren iſt.

Eine mächtige Neuigkeit, die er euch hier ſagt! die Frage iſt jetzt, was nun zu thun ſey?

O, ehrwürdiger Herr, rief Agnes, indem ſie ſich zu Nordhauſen wandte, ihr tröſtet ſo ſchön, könnt ihr nicht auch rathen?

O ja, gnädige Frau, wenn man mich auffordert. — Zum Beyſpiel hier würde ich rathen, Unterhandlung mit dem Kaiſer zu ſuchen, zu beſſerer Sicherheit die weſtphäliſchen Völker vollends herein zu ziehen, den Pfalzgrafen mit einem Theil derſelben dem Herzog von Parma entgegen gehen zu laſſen, inzwiſchen aber Bonn ja ja nicht zu verlaſſen, ſie iſt feſt genug ihren Herrn zu ſchützen, und hat Einwohner, auf welche zu bauen iſt, wenn man ihre Treue zu wecken weiß.

Bonn nicht verlaſſen? ſchrie Gebhard: Gerade das Gegentheil! Der allgemeine Schluß geht dahin, daß der Pfalzgraf hier bleibe, die Stadt zu bewahren, indeſſen ich nach Weſtphalen, den Völkern entgegen ziehe. —

Und ich? fragte die weinende Churfürſtin.

Und ihr, meine Theure, euch die erſte Trennung von eurem Gemahl gefallen laſſet; und ſeine Wiederkunft auf meinem feſten Schloß Godesberg erwartet.

Nun wahrhaftig, ſchrie Nordhauſen, hier höre ich ganz Michael Pirklers Stimme, ſo konnte nur er rathen! — O mein Fürſt, daß euch nicht einſt das dieſem Manne geſchenkte Zutrauen gereue!

Nordhauſen entfernte ſich, und ließ den Churfürſten bey ſeiner Gemahlin allein, die von ihm die Verhandlungen im Rathe, wo Michael Pirkler das groſſe Wort führte, umſtändlich erfuhr, und ſich denn, voll geduldiger Folgſamkeit von ihrem Bette erhub, um ſich zu der Reiſe zu rüſten, welche noch dieſe Nacht ſollte angetreten werden.

Sie ließ Nordhauſen bitten, ſie zu begleiten, dieſer aber hatte zwo Urſachen nein zu ſagen, die eine, die Ueberzeugung, daß ihn Gebhard nicht gern bey ſeiner Gemahlin ſehe, die zweyte, die Nothwendigkeit hier zu bleiben, um für den Fürſten, dem er mit feſter Treue anhing, noch irgend etwas gutes auszurichten.

Nichts von den Thränen, welche beym Abſchied der beyden Liebenden floſſen, ſie würden noch ſtärker gefloſſen, oder vor Uebermaß des Grams ganz verſiegt ſeyn, hätte man gewußt, wann und wie man ſich wiederſehn würde.

Von der Geſchichte nicht zur Gnüge von den Schritten unterrichtet, welche Gebhard zur Vertheidigung ſeiner Sache that, laſſen wir ihn ſeinen Weg ziehen, und folgen ſeiner bedrängten Gemahlin, welche der böſeſte aller Rathſchläge, der ihr und dem Churfürſten das verdächtige Anſehen von Flüchtigen gab, wohl nicht ſchlimmer hätte führen können.

Hätte Agnes das Schloß, welches Gebhard zu ihrem Zufluchtsort beſtimmte, ſchon erreicht gehabt, ſo möchte ſie wohl, wenigſtens für den gegenwärtigen Augenblick, vor allen Unfall geborgen geweſen ſeyn, hoch und drohend ſtand es auf ſeinem ſchwarzen Baſaltberge, und trotzte der Macht der Feinde, von denen es unten im Thal wimmelte, aber wie war es möglich, eben durch dieſes Gewimmel von Feinden zu der gewählten Freyſtatt hindurch zu dringen? — Das benachbarte Städtchen Brüel war vor wenig Tagen von dem Herzog von Parma eingenommen worden; ſeine Völker überſtrömten die lachende Gegend, und machten ſie zum Heerlager; alles, was in ihre Hände fiel, war freye Beute, und welch erwünſchter Raub würde ihnen Gebhards ſchöne Gemahlin geweſen ſeyn! Durch eine ſolche Geiſſel hätte man alles von dem durchlauchten Churfürſten erzwingen können.

Agnes wurde von ihren Führern beredet, nach einem benachbarten Flecken zurückzukehren, und ſich daſelbſt, — da ſie an dieſem offenen unbewahrten Orte nicht bleiben konnte, — zu entſchließen, was ihr weiter zu thun ſey.

In dieſer Gegend erheben ſich eine Anzahl gigantiſcher Hügel, von denen die höchſten unter dem Namen der ſieben Berge berühmt ſind, jeder von ihnen führt ſeine beſondere Benennung, welche die altdeutſche Fabellehre zu deuten weiß; wir aber, die hier nicht mit Fabeln umgehen, ſagen nur ſo viel, daß vor Alters ein jeder dieſer Berge ein ſtolzes Schloß auf der Stirn trug, und daß in den damaligen Zeiten, noch einige mit dieſer Zierde prangten.

Agnes fragte nach den Namen einer jeden dieſer, zum Theil faſt nur Ruinen ähnlichen Burgen, und als ſie die eine derſelben, die noch feſte Mauern und ſechs ſtarke viereckigte Thürme zeigte, Drachenfels und ſeine Eigenthümerin, Apollonia, Herrn Wallbot von Baſſenheim Gemahlin nennen hörte, da bemeiſterte ſich Hoffnung und Freude ihres zagenden Herzens, und ſie ſah dankend gen Himmel, der ihr ſo unverſehens einen Ausweg aus ihren Zweifeln zeigte.

Apollonia? rief ſie, Apollonia von Drachenfels? — meine älteſte Jugendfreundin, die mir das Schickſal ſo oft nach ſchmerzhafter Trennung wieder entgegen führte? die ich in meinem erſten köllniſchen Kloſter, denn in dem zweyten, denn zu Presburg bey der Krönung, denn zuletzt zu Gerisheim unvermuthet wieder ſah? muß ich auch hier ſie vorfinden? — O noch hat mich das Glück nicht verlaſſen, da es mir eine Freundin zeigt, welcher ich mich ganz vertrauen kann, und die allenfalls mächtig genug iſt, einer unglücklichen Fürſtin eine kurze Freyſtatt zu gewähren.

Boten wurden augenblicklich an die Frau von Baſſenheim abgeſendet, welche nicht ſobald Agneſens Namen, den man ihr im höchſten Vertrauen meldete, vernahm, als ſie ſelbſt herabeilte, die Freundin ihres Herzens mit offenen Armen zu empfangen, und ſie in ihren Wolkenſitz hinaufzuführen.

Agneſens Gefolge war klein, aber dennoch ward es, um Verdacht zu vermeiden, im Thal zurückgelaſſen, und die Churfürſtin hielt an der Hand ihrer Freundin ihren einſamen Einzug auf dem Schloſſe, wo niemand ſie kannte, und wo, ſo wollte es Apollonia, ſelbſt dem Hausherren ihr Name fremd bleiben mußte.

Der Herr von Baſſenheim war dermalen abweſend, und die Einſamkeit gab ſeiner ſchönen Gemahlin Muſe, den Umgang ihrer unglücklichen Freundin ganz ſo zu genieſſen, wie ihr Herz wünſchte. Unterſchied des Standes hatte hier keine Aenderung gemacht, die Churfürſtin war hier nur Agnes, und die Schloßbeſitzerin Apollonia; die letzte ſchien vor der erſtern noch einen Vorrang zu haben, weil ſie ihrer Freundin Zuflucht gewähren konnte, aber das Glück hatte ſie, was Urſach zu innerer Zufriedenheit anbelangt, wenig unterſchieden: Agnes war die Gattin eines liebevollen, aber unglücklichen Gemahls, Apollonien hatte das Schickſal an einen reichen und mächtigen, aber hartherzigen Herrn gefeſſelt, der ihr das Recht, auf ihrem Eigenthum zu gebieten, nur in ſeiner Abweſenheit gönnte.

Beyde Damen ſchütteten ihre Sorgen gegen einander aus, beyde tröſteten einander, und zitterten vor der Stunde, die ſie trennen, oder wenigſtens mehr von einander entfernen mußte; dieſes war die Stunde der Rückkunft des rauhen Wallbots, der freylich, wie wir hoffen wollen, artig genug geweſen ſeyn würde, einer bedrängten Fürſtin Schutz und Aufenthalt in ſeinen Mauern nicht zu verſagen, in deſſen Munde aber Apollonia Agneſens Geheimniß nicht für ſicher hielt, und der alſo nur ſo lang Freund bleiben mußte, als es den Frauen gelang, ihn zu täuſchen; ein Hülfsmittel, welches der edeln Fürſtin nicht allerdings anſtand, und das ſie zum Glück auch nur wenig Tage zu nutzen brauchte.

Wallbot kam zurück von Brühl, wo er den Herzog von Parma, mit dem er auf Reiſen in Verbindung gekommen war, geſprochen hatte, er brachte einen Gefangenen des Herzogs mit ſich, der bey dem Uebergang von Kaiſerswerth in Lauenburgs Hände gefallen war, den dieſer nebſt dem Herzog von Parma, Baſſenheimen anvertraute, weil er ſelbſt dieſe Gegenden in den nächſten Tagen zu verlaſſen dachte, und den gefangenen Fremden, der ein Mann von Wichtigkeit zu ſeyn ſchien, niemand ſicherer anbefehlen konnte, als dem wilden Wallbot.

Wallbot war, ſo wie der größte Theil des Cölniſchen Adels, wider Gebharden, und ganz auf der Seite ſeiner Feinde. Mit Recht beſorgte Apollonia Gefahr von ihm, gern hätte ſie die Churfürſtin vor ſeiner Rückkunſt einer beſſern Sicherheit anvertraut, aber, wo war dieſe zu finden, ſo lange die Gegend noch nicht gänzlich von den Völkern des Herzogs von Parma gereinigt war?

Agnes muſte alſo bleiben; ſie bekam einen von Apollonien nach Belieben gewählten Namen, ſah den Herrn von Baſſenheim nur, wo ſie es nicht vermeiden konnte, und blieb die meiſte Zeit auf ihrem Zimmer. Was ihren Umgang mit Apollonien anbelangt, ſo war derſelbe ſo eingeſchränkt, daß, als dieſe am dritten Tage dieſes Zwanges eine Privatunterredung höchſtnöthig fand, die Maasregeln dazu mit ſo viel Umſtänden und ſolcher Behutſamkeit genommen werden mußten, als wenn hier von Hochverrath, oder wenigſtens von der verſtohlnen Zuſammenkunft zweyer verfolgten Liebenden die Rede geweſen wäre.

Es ſchlug Mitternacht, und die Churfürſtin ſtieg, wie es durch eine vertraute Zofe verabredet worden war, aus ihrem Zimmer, in den untern Theil eines der Thürme hinab, die die Auſſenwerke des Schloſſes ausmachten.

Kurz nach ihr erſchien die Frau von Baſſenheim, mit einem Geſicht, auf welchen Angſt und Entſetzen gemahlt war. Wir ſind verrathen, meine Agnes, ſchrie ſie, indem ſie ſich ihrer Freundin in die Arme warf. Durch Mittel, welche mir verborgen ſind, vielleicht durch

Unvorſichtigkeit eurer eigenen im Thal zurückgebliebenen Leute, hat Walbot erfahren, wer ihr ſeyd. Morgen werdet ihr von ihm in die Hände des Herzogs von Lauenburg geliefert, und ein Kloſter trennet euch auf ewig von Eurem Gemahl, wenn ihr Euch nicht in dieſem Augenblicke zur Flucht entſchlieſſet.

Zur Flucht, Apollonia? wie? wohin? unter weſſen Schutze?

Unter dem Schutze eines Mannes, den ich nicht kenne, der aber euch kennt und dem ich um euretwillen mit Gefahr meines Lebens die Freyheit gebe: von ihm habe ich die Entdeckung eurer Gefahr, und es iſt billig, daß er Euch vollends ganz retten helfe, und zugleich ſelbſt mit gerettet ſey. Es iſt der Gefangene, der beym Uebergang von Kaiſerswerth in die Hände der Kaiſerlichen fiel, und den der Herzog von Parma meinem Gemahl anvertrauete.

Bey Kaiſerswerth? wiederholte Agnes. Ein Mann, der ſich für mich intereſſirt? der mich retten will? — O mein Bruder! hätte ich nicht deinen blutigen Leichnam mit dieſen Augen geſehen, ich würde hoffen! — Doch ſein Geſicht war von Kreuzhieben entſtellt! — O Gott, wärs möglich? O mein Bruder! mein Bruder! erſcheine! dein Anblick ſoll mich nicht ſchrecken, ob ich dich gleich unter den Todten glaubte.

Ja, Agnes! ertönte eine Stimme hinter der Churfürſtin, Euer Bruder, der bin ich, weil es das Schickſal nicht anders hat haben wollen, und als einem Bruder müßt ihr euch mir vertrauen, wenn ihr nicht für euren unglücklichen Gemahl auf ewig verloren ſeyn wollet! Agnes ſah hinter ſich, und erblickte die Geſtalt eines Mannes, der aus einer offenen Seitenthür herausgetreten zu ſeyn ſchien, und der ihr ein ſo bekanntes Geſicht zeigte, daß ſie keinen Augenblick über ſeinen Namen zweifelhaft ſeyn konnte.

Himmel! ſchrie ſie, mit allen Zeichen ſchreckenvoller Freude, Karl Truchſeß? — Ja, ihr ſeyd in der That mein Bruder! mein theurer todgeglaubter Bruder! den der Himmel beſtimmt hat, überall bey drohender Gefahr mir als Schutzengel zu erſcheinen.

Keine weitläuftigen Erklärungen, ich bitte euch um Gotteswillen! ſchrie die angſtvolle Frau von Baſſenheim, indem ſie eine eiſerne Thür öfnete, die auf einen jähen Abhang des Hügels führte. Ihr kennt euch, wie ich ſehe, dies iſt genug, mich über die Sicherheit meiner Agnes zu beruhigen. Leb wohl! Leb wohl, Geliebte! Ich eile zurück, daß die Stelle an der Seite meines ſchlafenden Gemahls nicht erkalte, von welcher ich mich hinweg geſtohlen habe.

Apolloniens Eil verſtattete ihrer Freundin nicht einmal den Abſchiedskuß. Die Thür, durch welche ſie die Fliehenden beynahe hinausgetrieben hatte ſchloß ſich hinter ihnen zu, und Karl und Agnes ſtanden allein auf einem ſchwarzgrauen ſchroffen Felſen, den der Mond nur ſchwach beglänzte, und ihnen eine grauenvolle Ausſicht ins tiefe Thal eröfnete.

Agnes ſtand voll Erſtaunen da, und wußte ſich nicht zu faſſen. Die ſeltſamſten Zufälle waren hier ſo dicht in wenige Minuten zuſammengedrängt, daß man ihr ihre Beſtürzung verzeihen muß; Gefahr und Rettung in dem nehmlichen Augenblicke erfahren, einen Todgeglaubten wieder finden, und ſich nun auf einmal mit ihm von der Geſellſchaft aller übrigen Weſen ausgeſchloſſen, auf einen unwegſamen Pfade ſehen, davon man nicht die nächſten Schritte kennt; dieſes hatte wahrhaftig ſo viel Traumähnliches an ſich, daß man Agneſens Zweifel, ob ſie ſchlummere oder wache, wohl begreifen kann.

Sie ſah ihren Gefährten, der gleichfalls in ihrem Anſchaun, wie verloren da ſtand, mit ſtarren weitgeöfneten Augen an, und ſtammelte noch einmal ihr: Iſts möglich? —

Karl Truchſeß zog ihre Hand an ſeine Lippen, eine Thräne glänzte in ſeinen Augen, und er gab ihr mehr durch Zeichen als Worte, welche ihm die Bewegung, in der er ſich befand, verſagte, zu verſtehen, daß es hier nicht der Ort zu Erklärungen ſey, und daß man ſich eilend entfernen müſſe, wenn man nicht die gehofte Sicherheit verfehlen wollte.

So gingen ſie ſchweigend den Berg hinab, und jedes dachte das ſeine; Agnes wahrſcheinlich nicht viel mehr, als Gefahr, Rettung und frohes neugieriges Erſtaunen über die erwünſchte Anweſenheit ihres Freundes; Karl — alte Liebe und zernichtete Hofnungen.

Auf der Mitte des Hügels ward er erſt gewahr, was auch die Frau von Baſſenheim ziemlich unvorſichtig aus der Acht gelaſſen hatte, daß Agnes im dünnen Nachtkleide entflohen, und den gefährlichen Wirkungen der mitternächtlichen Kälte ausgeſetzt war; er nahm, ohne ein Wort zu ſprechen, den Waffenmantel von ſeinen Schultern, hüllte ſie darein, und bedeckte ihre Locken mit ſeinem Hute, welcher der Fliehenden auch noch den, vermuthlich in dieſer Minute nicht beherzigten Vortheil brachte, daß ſie ihre Reiſe in einem ziemlich ſichern Inkognito fortſetzen konnte.

Jetzt waren ſie den Berg hinab, der Flecken Königswinter, wo die Leute der Churfürſtin geblieben waren, lag vor ihnen, und beyde hielten mit wenig Worten Rath, ob es gut ſey, hier einzukehren; die vor Kälte und Angſt zitternde Agnes ſtimmte für, Karl wider dieſen Schritt, und ſeine Bewegungsgründe behielten die Oberhand.

Wer weiß, ſagte er, ob euer Gefolg noch hier anzutreffen, wer weiß, ob ihm ganz zu trauen iſt, ob ihr nicht wenigſtens durch die unvorſichtige Freude dieſer Leute verrathen werden könntet! Das ſicherſte wäre, wenn wir Godesberg erreichen könnten!

Aber welche Möglichkeit? erwiederte die Churfürſtin, bedenkt, daß das Thal von den feindlichen Soldaten erfüllt iſt!

Nein, verſetzte Karl, hierüber beruhigt euch; aus eben dem Geſpräch, das mich zu eurem Retter machte, weiß ich, daß der Herzog von Parma geſtern ſein Lager abgebrochen, und ſich nach Mehlem begeben hat, dort Eure Auslieferung zu erwarten. Wir haben hier nichts zu beſorgen, wenn es nicht das Unglück fügt, daß wir irgend einer ſtreifenden Parthey des Herzogs von Lauenburgs in die Hände fallen; doch hoffe ich, ſichere Nebenwege, die mir bekannt ſind, ſollen uns ſchützen.

Agnes fühlte ſich etwas ruhiger, und ſie ſetzten eine Zeitlang ihren Weg eilig und ſtillſchweigend fort, aber ehe ſie noch den verborgenen Pfad zwiſchen kleinen Hügeln und kurzen Geſträuch, deſſen Karl ſich tröſtete, erreichen konnten, ſo ſahen ſie ſich ſchon von einem Trupp Reuter umringt, die ihnen bey dem eben erſt anbrechenden Morgenlicht, ſie wußten ſelbſt nicht wie, über den Hals kamen, und denen ſie nun nicht mehr entgehen konnten.

Ein paar einſame Reiſende, von dem Anſehen, wie Karl und Agnes, können in Zeiten, wie die damaligen, leicht Verdacht erregen. Er in voller Rüſtung mit unbedecktem Haupte, ſie mit dem unverkennbaren Anſtand eines Frauenzimmers in männlicher Hülle machten in der That eine ſeltſame Figur; wer hier nicht auf die wahre Beſchaffenheit dieſer Reiſegeſellſchaft, auf Entführung rieth, der mußte entweder dem einen oder dem andern dieſes ſeltſamen Paares, den gefährlichen Namen, Spion, zuerkennen; und als ſolche wurden ſie auch beyde von ihren Fängern angenommen.

Noch war die Dämmerung ſo ſchwach, daß die Gefangenen die Rüſtung ihrer Feinde nicht deutlich unterſcheiden konnten, und alſo nicht wußten, ob ſie es wagen durften, ſich zu erkennen zu geben, und ob ihnen nicht unter ihrem wahren Namen eben ſo viel Gefahr bevorſtünde, als unter dem, mit welchem man ſie ſo freygebig beehrte. Zwar regte ſich in Karls Herzen eine ſchwache Hofnung, aber er muſte es doch erſt

völlig

völlig Tag werden laſſen, ehe er ſich derſelben ſicher überlaſſen konnte.

Sie war nicht vergeblich, der helle Morgenſtrahl ließ ihn des Pfalzgrafen dunkelblaue Feldbinden von Lauenburgs ſchwarzen unterſcheiden, und er ſahe ſich unter Freunden. Er nannte ſich, und ward von Kaſimirs Leuten, die ſeit des Herzogs von Parma Abzug hier flankirten, mit Jubel für den erkannt, für den er ſich ausgab; nach ſeinen ſchönen Gefährten fragte niemand, doch waren viele, die die Wahrheit muthmaßten, und ſich darum die verlangte Begleitung nach Godesberg deſto mehr angelegen ſeyn lieſſen. Dieſe Feſtung ward auch würklich ohne weitern Anſtoß bey guter Zeit erreicht, und man denke ſich das Entzücken, das von allen Seiten Platz nahm, als die Churfürſtin in dem Godesbergiſchen Kommendanten den alten General Mannsfeld, und er in ihr ſeine geliebte Nichte Agnes erkannte.

Hier war Agnes auf geraume Zeit ſicher, dieſe Burg, welche Churfürſt Siegfried ſchon im dreyzehnten Jahrhunderte zur Schutzwehr wider die Kölner anlegen ließ, war faſt unüberwindlich; ein ſolcher Vertheidiger, wie General Mannsfeld, erhöhte ihren Werth; mit Lebensmitteln war man reichlich verſehen, und es wäre zu wünſchen geweſen, daß man verhältnißmäßig ähnliche Vorräthe von Geld gehabt hätte, um die Geldgier der zahlreichen Beſatzung, die einem durchächteten Fürſten nicht um halben Sold dienen wollte, immer befriedigen zu können.

Noch von einer Seite hatte das Schloß Godesberg für ſeine nunmehrige ſchöne Bewohnerin unbeſtreitbare Vorzüge, von Seiten der reizenden Lage. Man athmete hier die reinſte geſündeſte Luft, und da Churfürſt Gebhard in glücklichen Zeiten, des Sommers immer hier zu reſidiren pflegte, ſo fehlte es an nichts, womit die Kunſt der Natur zu Hülfe zu kommen weiß, um ſie unwiderſtehlich anziehend zu machen.

Noch einmal war es alſo, daß Agnes hier frey Athem holte, und Hofnungen auf beſſere Zeiten, die ſo ſehr bey empfindlichen Seelen, von einem günſtigen Sonnenblick abhängen, wieder aufleben fühlte. Nichts ging der Churfürſtin hier ab, ſie war ſicher, ſie hatte zuweilen Nachricht von Gebhard, der in Weſtphalen zeigte, daß er das Schwerd vielleicht noch beſſer als den Biſchofsſtab zu brauchen wußte; ſie lebte unter dem Schutze ihres heldenmüthigen Oheims, der nur weniger bejahrt hätte ſeyn ſollen, um mit Feſtigfeſt auf ſeine Hülfe zu bauen. Poſten von Bonn, durch welche der Pfalzgraf ſeiner Freundin immer lauter gute Zeitungen wiſſen ließ, gingen ungehindert durch, denn Karl Truchſeß erhielt mit ſeinen ihm untergebenen Leuten immer die Zugänge offen.

Das Geſchäfte, die Communikation zwiſchen Bonn und Godesberg ununterbrochen zu erhalten, gab ihm Gelegenheit, bald an dem einen, bald an dem andern von dieſen beyden Orten zu ſeyn, und an einem Tage, den er ganz der Churfürſtin und ihrem Oheim widmen konnte, kam endlich eine Erzählung zu Stande, nach welcher beyde ſchon längſt begierig geweſen waren, die Erzehlung von Karls Begebenheiten, ſeit der Trennung von ſeinen Streitgenoſſen bey Jaſprin, bis auf den Augenblick, der ihn durch Apolloniens Hülfe zu Agneſens Retter machte.

Karl befand ſich nirgends lieber, als in der Geſellſchaft derjenigen, die er fleißig Schweſter zu nennen pflegte, um ſich immer an ſeine Pflicht zu erinnern; wie erwünſcht mußte ihm alſo die Gelegenheit ſeyn, ſie einmal einige Stunden lang, ſie von ſich zu unterhalten.

Er traute ſeinem Herzen, das Agneſen einſt ſo heiß, ſo ſtark, mit ſo viel Hoſnung liebte, wenig, und darum ſah er ſie nie ungefordert und nie allein. Er wußte noch ſehr wohl, was ihn der einſame Weg an ihrer Hand, von Drachenfels nach Godesberg, gekoſtet hatte, und wie oft es andem war, Gefühle laut werden zu laſſen, deren Aeuſſerung jetzt Verbrechen war.“ Nichts konnte ihn mehr vor dergleichen Uebereilungen ſchützen, als die Gegenwart des ehrwürdigen Mannsfeld, der zwar Agneſen wohl auch lieber Frau von Truchſeß, als Churfürſtin von Cölln, geſehen hätte, aber nun, da das Schickſal es anders gefügt hatte, nach der Art weiſer Alten, Vergangenes vergangen ſeyn ließ, und den kleinſten Rückblick auf das, was hätte ſeyn können, und nun nicht war, an Karln immer ſtreng zu ahnden pflegte.

Die Türken flohen, (ſo begann Karl Truchſeß ſeine Erzehlung,) der Sieg bey Jaſprin war erfochten, aber er hatte Blut gekoſtet, mir war von dem meinigen wenig mehr übrig; als tod lag ich unter den Verwundeten, und dies war meine Rettung.

Die Türken, welche im Fliehen, durch einen unverzeihlichen Fehler Bernard Bathoris, noch eine Menge der unſrigen als Gefangene davon brachten, ſuchten auch mich, ſie hatten mich neben dem Erzherzog Mathias fechten geſehen, und hielten mich wahrſcheinlich für einen Größern, als ich war. Die Vortheile, die ſie ſich in ihrem Wahn von meinem Beſitz verſprechen mochten, wurden ihnen durch einen andern Wahn, den Wahn von meinem Tode, benommen, ſie beraubten mich, wunderten ſich, daß ihre Beute nicht köſtlicher war, und warfen mich in den Strom; Dinge, die ich erſt nachher erfuhr, denn ich fühlte nichts von dem, was mit mir vorging, nur die Kälte und die Schnelligkeit des mich davon führenden Waſſers, erregte eine dumpfe Empfindung in mir, wie die, wenn wir uns im tiefen Schlaf von irgend etwas angerührt oder geregt fühlen, ohne die Macht zu haben, uns völlig zu ermuntern.

Fürſt Bathori und ſein Bruder Bernard waren ſowohl als wir in dem Streite, deſſen Urſache ſie waren, gegenwärtig geweſen, aber ſie waren mit leichten Wunden davon gekommen, und hatten, ohne von dem fliehenden Feinde etwas widriges erfahren zu haben, ruhig ihr Ablager auf einem Schloſſe, am Ufer der Donau, nehmen können, um ſich verbinden zu laſſen.

Mein Leichnam war vom Strom in die Hände einiger Fiſcher geführt worden, ſie hatten einen Funken des Lebens in mir gefunden, und brachten mich nun nach dem Schloſſe, um die Barmherzigkeit des fürſtlichen Hofgeſindes zu meiner beſſern Erquickung anzuflehen. Ich ward hier von Bathoris Leuten, die mich in der Schlacht geſehen hatten, bald erkannt und vor dem Fürſten gebracht.

Bernard, ſein Bruder, ein Menſch, der mir von jeher ſo wenig hold war als ich ihm, ſah meine Erſcheinung mit einer noch ſchlimmern Empfindung als Gleichgültigkeit an; aber der Fürſt, freute ſich meiner Rettung, und bezeugte mir ſeine Gefühle, ſobald ich im Stande war, dieſelben zu verſtehen.

Mein braver Waffengenoſſe, ſagte er, Euer Glück iſt es, das Euch in meine Hände geführt hat, die Sterne ſtanden in einer günſtigen Verbindung, als man meine Burg zu Eurer Freyſtatt wählte; wir wollen ſehen, was Euch und mir aus dieſem Zufall gutes erwachſen wird.

Niemand iſt wohl, dem die Schwachheit des ſiebenbürgiſchen Fürſten, die Neigung zur Aſtrologie unbekannt ſey; eine ſchreckliche Seuche, die leider auch mehrere der größten und beſten Menſchen unſerer Zeit angeſteckt, und ihr Leben mit tauſendfachen Elend erfüllt hat. Ich war damals zu ſchwach, um in ſeiner Rede, welche zeugte, daß er von alten Thorheiten noch immer nicht geheilt ſey, etwas anders zu beherzigen, als das Verſprechen, daß ich hier Zuflucht und Pflege finden ſolle, bis meine Geneſung mir erlaubte, mich wieder zum Heere zu verfügen.

Ich dankte dem Fürſten für das, was mir, beym vollen Gefühl der äußerſten Hülfsbedürftigkeit, mehr als erwünſcht war, und fügte nur die Bitte hinzu, man möchte den Erzherzog und den General Carl Mannsfeld, die ohne Zweifel um meinen Verluſt bekümmert ſeyn würden, von mir wiſſen laſſen; eine Sache, die mir zwar verſprochen, aber nicht gehalten ward. — Gott weiß, was Bathori ſich von der Conſtellation verſprechen mochte, unter der ich in ſein Schloß kam. — Man ließ die Freunde, welche um mich ſorgten, unbelehrt nach Teutſchland zurückziehen, und ich war längſt völlig wieder hergeſtellt, und im Stande ihnen zu folgen, als mir noch verwehrt wurde, einen Fuß aus dem Schloſſe zu ſetzen, in welchem nur Einer mich gern ſah, und die andern alle mich haßten.

In der That, ich kann mir die Möglichkeit denken, daß meine Gegenwart dem unglücklichen Bathori ſo vortheilhaft hätte werden können, da er ſich aus den Geſtirnen weiſſagte: Dankbarkeit und eine Art mitleidiger Zuneigung, die wir gemeiniglich gegen die Schwachen fühlen, machte, daß ich es mit dem beklagenswürdigen Fürſten redlich meynte, da er übrigens mit lauter Verräthern umgeben war.

Dieſer Mann, von der Natur mit den edelſten Eigenſchaften begabt, ein Held im Kriege, ein weiſer Regierer ſeines Volks, wenn ſeine Thorheit ſchlief, ein feſter redlicher Freund, wenn ſeine Wuth für die geheimen Wiſſenſchaften ihn nicht wankelmüthig machte, ward von allen, die ihn umgaben, an unſichtbaren Banden geleitet. Sie ſchmeichelten ſeiner Leidenſchaft, und wußten durch dieſelbe alles zu erhalten, was ſie verlangten. Sein Bruder Bernard, und all die andern Bathoris, ſeine Verwandten, trachteten heimlich nach dem Stuhl, auf welchem er ſaß, und ſtrebten unabläßig, ein jeder zu ſeinem eigenen Nutzen, ihn zu den unüberlegteſten Schritten; zu Schritten zu verleiten, die ihn endlich ſtürzen mußten. Sie nebſt den unzählichen untreuen Räthen, welche ihn umringten, machten ein wankendes Rohr aus ihm, um auf ſeine Unbeſtändigkeit ihr Glück zu gründen. Nachdem er ſich ſchon ein paarmal von dem Kaiſer zu dem Türken, von dieſem zu jenem gewendet hatte, war er jetzt ganz auf die Seite des letztern; er war Rudolfs alter Jugendfreund; als gemeinſchaftliche Lehrlinge eines abergläubiſchen Meiſters, hatten ſie einſt aus den Sternen geleſen, ihre vereinten Kräfte würden vermögen, den Mond vom Himmel zu reiſſen, und in den Abgrund zu ſtürzen, und auf dieſen räthſel-

Haſten Ausſpruch gründete ſich das jetzt feſt beſchworene Bündniß wider den Türken, welches der Chriſtenheit ſo glücklich hätte werden können; aber ſchon hatten Bathoris Aſtrologen den Worten wieder andere Deutungen untergeſchoben, und er begann zu wanken.

Seine Gedanken völlig von dem, worauf er jetzt einig hätte denken ſollen, abzuleiten, bedienten ſie ſich noch eines Kunſtgrifs; ſie ſuchten ihn in neue Liebe zu verſtricken. Die Geſchichte von den beyden Töchtern der heiligen Eulalia, in welcher ihr, meine Schweſter, eine Hauptrolle ſpieltet, kann euch noch nicht entfallen ſeyn; die Schönere derſelben war ihm in Eurer Perſon entrückt worden; aber auch die zweyte, auch Maria Palfy war ſchön, man wußte ihm ihre Reize auf neue verführeriſche Art wieder vor die Augen zu bringen, und er war zum zweytenmale gefangen. Die alten Plane zu Beraubung und Entweihung des ungariſchen Grenzkloſters kamen wieder zum Vorſchein, und das alte Spiel, das man ehemals, um Unheil anzuſtiften, und Ungarn und Siebenbürgen zu entzweyen anzettelte, würde vielleicht diesmal beſſer als das erſtemal gelungen ſeyn, hätte nicht der Himmel durch mich eine Aenderung drein gebracht.

Ich ſah und hörte alles, was um den Fürſten vorging, ich verachtete die Verſuche, die man machte mich zum ſchweigen zu bringen, und öfnete auch ihm die Augen. Durch vernünftige Vorſtellungen ſuchte ich ihn von unvorſichtigen Schritten abzuleiten, und ſeine thörichte Liebe zu einer für ihn unerreichbaren Schönheit ſtrebte ich durch Erregung einer Leidenſchaft zu beſiegen, welche ihm Ehre und Glück, und ſeinem Lande Ruhe bringen mußte.

Auf einem Turnier erhielt ich einſt von der öſterreichiſchen Prinzeßin Maria Chriſtiana, zum Dank ihr ſchönes Bild an einer goldnen Kette, ich zeigte es dem Fürſten, ich ſchenkte es ihm, ich komentirte die Reize dieſer bewundernswürdigen Dame, die Ehre und den Vortheil, der mit ihrem Beſitz verbunden ſeyn würde, und die Möglichkeit zu demſelben zu gelangen, unabläſſig vor ſeinen Ohren. Endlich ſiegte ich. Maria Palfy, ward von der öſterreichiſchen Schönheit verdrängt, und Bathori, immer ſchwach, fand nichts reizender an ihr, als den Namen Maria, der ihm, wie er ſagte, allzeit Glück gebracht habe.

Ueberzeugt, daß ich den Mann, der ſich jetzt mehr als jemals meinen Freund nennte, nicht in hofnungsloſe Liebe ſtürzte, trieb ich die Sache ſo weit ich konnte, und erhielt nach kurzer Zeit würklich den Auftrag, diejenige am kaiſerlichen Hofe für Bathori zu ſuchen, von welcher ich wußte, daß man ſie ſchon längſt gern Fürſtin von Siebenbürgen geſehen hätte. Bernath Bathori, der Cardinal Bathori, die Aſtrologen und die ungetreuen Räthe murrten, ohne etwas ausrichten zu können, denn der Fürſt hatte, wenn er eine Stütze an ſeiner Seite fühlte, Stunden, da er ſein Anſehen zu behaupten wußte. Mir wurden einige vornehme ſiebenbürgiſche Herren, wie ich ſie ſelbſt wählte, zugegeben, um nach Wien zu reiſen, und die Werbung um die öſterreichiſche Prinzeßin zu beginnen.

Der Fürſt umarmte mich beym Abſchied, nannte mich den Schöpfer ſeines Glücks, rühmte die untrüglichen Ausſprüche der Geſtirne, und ſchwur, wie er, wenn alle Menſchen falſch wären, allein auf meine Redlichkeit bauen würde, denn, ſo lang ich bey ihm ſey, habe ihn die warnende Glocke auch nicht ein einzigmahl Anlaß gegeben, ein Mistrauen in mich zu ſetzen. Ihr kennt das Spielwerk ſeiner Phantaſie, auf welches er hier zielte, und könnt urtheilen, wie es mich kränkte, ſeinen Glauben an die Wahrheit meines Herzens keinem beſſern Grunde zu danken zu haben. Mit Thränen in den Augen ſchied ich von dieſem unheilbaren Manne, ungewiß, ob, wie ich noch immer gehoft hatte, eine kluge und tugendhafte Gemahlin ihn beſſern, oder ob er ſie nicht vielmehr mit ſich in nahmloſes Unglück hinabziehen würde.

Meine Abreiſe wurde von den Groſſen des Hofs ſo begünſtigt und beſchleunigt, daß ich die Freude, welche man über meine Entfernung hatte, nicht verkennen konnte; hätte ich doch eben ſo offene Augen für die Gefahr haben mögen, die man mir auf meiner Reiſe zur Begleiterin gab!

Meine Behutſamkeit hatte nicht hindern können, daß ſich unter dem geringern Perſonal der Geſandtſchaft, an deren Spitze ich mich befand, Leute mit eingeſchlichen hatten, die für mich den Tod im Herzen trugen. Meine Feinde, entzückt, mich aus einem Lande entfernt zu haben, wo ich den Fürſten ſehen und ſelbſt regieren lehrte, wünſchten nicht mich dahin zurückkehren zu ſehen, und gleichwohl hatte ich, von dem Gerücht überzeugt, daß in meinem Vaterlande für mich kein Glück mehr zu hoffen ſey, geſchworen, meinen fürſtlichen Freund wieder zu ſehen, und ihm ſeine Braut in die Arme zu liefern.

Sorge für mein eigenes Leben brach dieſen Schwur. Der Nachſtellungen, welche ich auf dieſer Unglücksreiſe mitten unter dem Schutz einer anſehnlichen Begleitung erfahren mußte, waren unzählig. Zwanzig mahl wurde der Todesſtreich auf verſchiedene Art gegen meine Bruſt gekehrt; kein Wunder wär es geweſen, ich wär der höhniſchen Bosheit, die jeder Entdeckung ſpottete, unterlegen, ein Wunder war es, daß ich ihr entgieng.

Der beſtändigen angſtvollen Sorge um mein Leben müde, auf die letzt ſelbſt irre an den Männern, die ich aus Ueberzeugung von ihrer Redlichkeit mir zugeſellt hatte, trennte ich mich von ihnen. — Man hinderte mich nicht; der Stolz der ſiebenbürgiſchen Fürſten hätte es ohnedem nicht dulden können, die Ehre einer ſolchen Werbung als die, welche ſie an den kaiſerlichen Hof trieb, mit einem Ausländer zu theilen. Der Vornehmſte von ihnen, Michael Zamoſcy, verſicherte mich, daß ihnen das Glück ihres Fürſten, und der Vortheil, welcher dem Lande durch eine Verbindung mit dem öſterreichiſchen Hauſe zuwachſen müßte, mehr am Herzen liege, als mir, daß alles ohne mich eben ſo gut glücken, und daß man meine Entfernung bey dem Fürſten nachdrücklich entſchuldigen würde. Was wollte ich mehr? Beſchämt und gekränkt kehrte ich nach meinem Vaterlande zurück, wo neue Kränkungen meiner warteten.

Ich fand den Bruder wieder, der mich immer liebte, ich fand ihn wieder in fürſtlichem Purpur, und doch ganz ungeändert gegen mich,

— aber — ich fand ihn als den Gemahl der ſchönen Gräfin von Mannsfeld. Ich durfte meine Augen nicht mehr nach dem aufheben, was ich ehemals, durch Verſprechen eines edeln Freundes getäuſcht, ſchon faſt als mein Eigenthum anſah — —

Karl! unterbrach hier der General den Erzähler, wo denkſt du hin? vergiſſeſt du ganz, vor wem du ſteheſt?

O nur einmal, ſchrie hier der junge Truchſeß, mit ſchwimmenden Augen, nur einmal, mein Oheim, vergönnt meinem Herzen zu reden, nur noch einmal laßt mich bekennen: Ich liebte Agnes! Ich durfte ihren Beſitz hoffen, und — ich würde ſie glücklicher gemacht haben als ſie jetzo iſt!

Der alte Mannsfeld trat mit einer Miene voll verbiſſenen Grams an das [illegible], die Churfürſtin trocknete die Augen, und nach einer langen Pauſe fuhr Karl folgendergeſtalt fort.

Was ich in Deutſchland näher ſah und tiefer empfand, war mir nicht neu; das Gerücht hatte mir ſchon vieles davon in Siebenbürgen vor die Ohren gebracht und den Entſchluß beſtättigt, mein Vaterland nie wieder zu ſehen. Durch Zufall, faſt durch Gewalt ward ich dahin genöthigt, und kann ich über dieſes Geſchick murren? wo wäre denn ohne daſſelbe das Vergnügen, das ſüße ſchwermuthsvolle Vergnügen der gegenwärtigen Stunde? — Doch ich verirre mich, Gott weiß wohin! — Laßt mich meine Geſchichte endigen.

Auſſer meinem glücklichen Bruder wurden noch mehrere durch die Wiederkunft des verloren geglaubten Karls erfreut; Agneſens Vater, ihr und mein Oheim, der edle General, und ach mein Buſenfreund, der unvergleichliche Friedrich Mannsfeld, der meine unglückliche Liebe zu ſeiner Schweſter nicht kannte, jauchzten, ihren alten Waffengenoſſen noch einmal zu umarmen. Warum man mein Leben Agneſen verſchwieg, die doch als Freundin oder Schweſter wenigſtens etwas dabey würde gefühlt haben, warum ſie auf dem Schloſſe der Frau von Baſſenheim zuerſt erfahren mußte, Karl Truchſeß ſey noch vorhanden, das weiß Gott; ich verlange es nicht zu ergründen.

Begierig etwas für diejenige zu thun, um derenwillen allein ich noch zu leben wünſchte, begierig das Glück eines Bruders und einer Schweſter durch meinen Tod zu befeſtigen, legte ich von neuem die Waffen an; Urſach genug war hier vorhanden ſie zu üben. Ich ging mit meinem Bruder Friedrich Mannsfeld von Bonn, wo ich die Churfürſtin von Kölln verſtohlen geſehen hatte, nach Kaiſerswerth; lieber wär ich geblieben, wo ſie war, um an dem Orte, wo ich Gefahr für ſie ahndete, mein Leben für ſie zu wagen; aber — man hielt es für beſſer, mich von ihr zu entfernen — daß man es hierin gut mit mir meynen mochte, fühle ich in dem gegenwärtigen Augenblicke.

Nicht allemal iſt das Kriegsglück auf der Seite der Gerechtigkeit und Tapferkeit; der unglückliche Ausgang der Belagerung von Kaiſerswerth iſt euch bekannt; mir wird er ewig unvergeßlich ſeyn. — Der Sieg war ſchon faſt in unſern Händen, Verrätherey entriß uns ihn. Mein Freund, mein Friedrich Mannsfeld, der Bruder Agneſens, fiel an meiner Seite. „Mein Schwerd vertheidigte noch eine Zeitlang ſeinen blutenden Leichnam, und denn ſank auch ich, um meiner Freyheit beraubt wieder zu erwachen.

Ich war dem Herzog von Parma, und dem ſtreitbaren Domherrn von Lauenburg eine willkommene Beute. Wie zärtlich Gebhard ſeinen Bruder liebte, war bekannt, auch wußte man, daß er in der kurzen Zeit, da er den fürſtlichen Purpur trug, den Fürſtenſinn noch zu wenig angenommen hatte, um meine Freyheit nicht ſelbſt mit ſeinem Schaden zu erkaufen. Ich war nicht beſtimmt, auf die bey Kriegsgefangenen gewöhnliche Art frey zu werden, man ſann darauf, dem

Chur-

Churfürſt von Kölln gröſſere Opfer für den geliebten Karl Truchſeß zuzumuthen.

Wo ich nicht irre, ſo war der Plan unſerer Feinde ohngefehr dieſer: den Mann, der ſich durch ſein Schwerd furchtbar zu machen begann, den Mann, der ſich durch Tugend und Unglück immer mehr Helfer erſiegte, der ſchon zwey mächtige Churfürſten, Pfalz und Brandenburg auf ſeine Seite gezogen hatte, dieſen wollte man durch Liſt und Verrätherey ſo zu demüthigen ſuchen, daß er gutwillig dem heiligen Purpur entſagte; unmöglich war es dieſen Entſchluß von ſeiner Heldenſeele zu erzwingen, wenn man nicht ſein Herz beſtechen, und das Glück ſeiner Lieben mit in Anſchlag bringen konnte. Ich war ſeinen Feinden ſchon ein Unterpfand ſeiner Entſchlieſſungen; die Churfürſtin, deren man ſich nächſtens zu bemächtigen hofte, ſollte das andere werden; durch verrätheriſche Rathſchläge wollte man ſie aus ihrer Sicherheit zu Bonn zu locken und ihren Gemahl von ihr zu entfernen ſuchen, das übrige blieb dem Zufall überlaſſen, der, wie ihr wißt, ziemlich günſtig für die heimtückiſchen Planmacher würde ausgefallen ſeyn, wenn ſich nicht eine höhere Schickung ins Spiel gemiſcht, und diejenigen, an welchen Gebhards Herz hing, gerettet hätte. Wären ihre Anſchläge geglückt, ſo hätte der Churfürſt von Kölln, nachdem man ihn noch einige Zeit lang mit Angſt und Sorge um uns, und vergeblichen Bemühungen ſich auf ſeinem ſchlüpfrigen Pfade feſt zu halten, hätte ringen laſſen, den Antrag erhalten, den Freund und die Gemahlin nebſt einer mäßigen Penſion oder einer kleinen Herrſchaft, gegen den Fürſtenhut einzutauſchen, und Ruhe im Schooß des häuslichen Glücks, gegen die glänzende Stelle zu verwechſeln, die ihm das Schickſal anwies, und die er nun, wie ich hoffe, behaupten ſoll. —

In der Hofnung nun, dieſe Anſchläge auszuführen, jauchzte man über meine Gefangenſchaft, und ſah der eurigen ſehnſuchtsvoll entgegen. Der Herzog von Parma, und der von Lauenburg, entzweyten ſich über meinen Beſitz; ein jeder hofte durch denſelben Privatvortheile zu erhalten, die er dem andern nicht gönnte; man handelte über die Eroberung, die man nächſtens an euch, theure Schweſter, zu machen dachte, und konnte auch hierin nicht einig werden. Ein Ausweg ward gefunden, den die Vorſicht zu unſerm Glück ausſchlagen ließ. Der Herr von Waſſenheim, ein alter Bekannter des Herzogs von Parma, und mit dem ſtreitbaren Domherrn etwas verwandt, befand ſich damals im Lager. Mit den beyden ſtreitenden Fürſten auf ziemlich gleiche Art verbunden, ſchien er hier den Vorzug der Unpartheylichkeit zu haben, den er auch dadurch behauptete, daß er ſich weder für den einen noch den andern erklären wollte, ſondern ſich allein dazu verſtand, mich auf ſeinem feſten Schloſſe zu verwahren, und darüber aus zu ſeyn, daß auch die Churfürſtin, ihr, theure Schweſter, welcher auf jedem Schritte, genſeits der Sicherheit, aus der man euch geriſſen hatte, Fallſtricke gelegt waren, in ſeine Gewalt kämet; ein Verſprechen, das er ſehr leicht leiſten konnte, da man wußte, daß ihr Bonn bereits verlaſſen hattet, daß ihr mit eurer Begleitung in der Gegend der ſieben Berge geſehen worden waret, daß eure Leute ſich noch zu Königswinter aufhielten, und nur ihr aus ihrer Mitte, man wußte nicht wohin, entkommen waret.

Der Herr von Baſſenheim, der ſein Schloß nie verließ ohne Spione zurückzulaſſen, die jeden Schritt ſeiner unglücklichen Gemahlin belauſchen mußten, wußte noch mehr, er wußte, daß Apollonia in ſeiner Abweſenheit Beſuch von einer unbekannten Dame erhalten habe, die der Schönheit und dem zärtlichen Empfange nach, den ſie bey ihrer Jugendfreundin erhalten hatte, niemand anders ſeyn konnte, als die ehemaliche Agnes von Mannsfeld.

Arme unſchuldige Seelen! ihr glaubtet euer Geheimniß in den dichteſten Schleyer gehüllt zu haben, glaubtet, als nun der wilde Wallbot von Baſſenheim auf ſeine Burg zurück kam, ihn durch eure Dichtungen recht gut zu täuſchen, und wußtet nicht, daß ſein ſcharfes Auge alles durchſchaute, und daß Gefahren obſchwebten, welche nur durch eine auſſerordentliche Schickung zernichtet werden konnten.

Dieſes ſeltſame Zuſammentreffen von zufälligen Umſtänden, das wir Schickung nennen, war zu unſerm Beſten ſehr nahe. So unwiſſend in der wahren Lage der Sachen, wie ihr und eure Freundin, langte ich zu Drachenfels an; von meiner eigenen Beſtimmung wußte ich wenig, und von der nahen Anweſenheit meiner angebeteten Schweſter nichts. Erſt am letzten Tage vor unſerer Flucht, erhielt ich deutliche Winke von beyden.

Zufolge der groſſen Entzwecke, die man durch meine Gefangenſchaft erreichen wollte, war dem Herrn von Baſſenheim aufgetragen mich wohl zu halten. Aus einer angebornen guten Meynung von ſich ſelbſt, glaubte er mich nicht höher zu beglücken, vielleicht auch nicht beſſer zu hüten, als durch ſeine unabläßige Gegenwart; er verließ mich nie, als des Nachts, und wenn er ſeiner Gemahlin und Euch, die ſo unbeſorgt unter ſeinen Augen lebte, bey der Tafel Geſellſchaft leiſtete. Er verhandelte ſo viel von ſeinen Geſchäften auf meinem Zimmer als ihm nur möglich war, und beging endlich gar die für uns ſo glückliche Unvorſichtigkeit, einen ſeiner Unterhändler zwiſchen den beyden Herzogen in meiner Gegenwart abzuhören. Er glaubte, die geheimen Dinge, welche hier abgehandelt wurden, völlig dadurch geſichert zu haben, daß er mit ſeinem Spion, einem alten Soldaten, der ihn auf unterſchiedlichen Feldzügen begleitet hatte, in der türkiſchen Sprache redete, und ſich der Nennung aller Namen enthielt.

Es iſt eine glückliche Vorſicht, ſich nicht aller kleinen Talente zu rühmen, die man beſitzt. Ich ſprach und verſtand das Türkiſche, das in unſern Zeiten, Gott weiß aus welcher Afektation, ſo ſehr geliebt wird, vollkommen, ich mußte es wohl verſtehen, da mich mein Schickſal mehr als einmal an die türkiſche Gränze geſchleudert, und lang daſelbſt aufgehalten hatte. Die beyden Herzoge wußten hiervon ſo wenig als ihr Vertrauter, der Herr von Baſſenheim; aus einer Art von ſtolzem Eigenſinn hatte ich in ih- er Gegenwart nie, weder meine türkiſchen Feld- üge, noch meine auf denſelben erlangten Fertig- eiten erwehnt, und ſie oft mit heimlichem Lachen von Dingen großſprechen laſſen, deren ich mich mit weit mehrerm Recht hätte rühmen können; jetzt brachte mir dieſe kleine Bosheit, wenn man es ſo nennen will, guten Vortheil.

Ich hörte in Wallbots Unterhaltung mit ſeinem Spion Dinge, wie ſie nur ein warnender Schutzgeiſt vor meine Ohren bringen konnte, Dinge, bey welchen ich all meiner Faſſung nöthig hatte, um nicht durch irgend ein Etwas zu verrathen, daß ich dasjenige verſtehe, wovon mein Glück und das Glück noch einer Perſon abhing, die mir lieber war als mein Leben.

Himmel, wie ward mir, als ich erfuhr: eben dieſe, welche ich nicht bey dem Namen nennen darf, den ihr mein Herz giebt, lebe mit mir unter einem Dache! Ihr Name ward nicht genannt, aber konnte ich andere Umſtände, die nur bey ihr zuſammentreffen konnten, verkennen? — Wie ward mir, als mir die obſchwebende Gefahr der theuren Gemahlin meines Bruders, und die Nothwendigkeit ſchleuniger Hülfe in die Augen leuchtete, zu welcher ich noch keine Möglichkeit ſah.

Alles was meine eigene Perſon anging, ſo viel deſſen auch war, was mir Verwunderung und Sorge verurſachen konnte, ſetzte ich bey Seite, dachte nichts als Euch, ſtrebte nur kein Wort zu verhören das Euch anging, und afektirte dabey die dümmſte Unbefangenheit, die einer, der nicht verſteht, wo von die Rede iſt, nur zeigen kann, indeß mein Herz vor Ungeduld zerſpringen wollte, und ich kaum Wallbots Entfernung und die erſten ſichere Minuten abwarten konnte, da ſich einige vorbeugende Maasregeln nehmen lieſſen.

Ich fand dieſe Zeit während der Mittagstafel. Die Dirne, welche mir den Tiſch zu dekken pflegte, ein gutes einfältiges Geſchöpf, eben nur klug genug, um gegen die Reize eines gefüllten Geldbeutels nicht unempfindlich zu ſeyn, übernahm das Geſchäft, ihrer Frau ein kleines ſchriftliches Gewerbe zu überbringen; es enthielt alles was Apollonia wiſſen mußte, um für ihre Freundin beſorgt zu werden, und auf ihre Rettung zu denken. Noch unterſchiedliche Poſten durch ſchlauere Boten gingen hin und her, und brachten die mitternächtliche Zuſammenkunft zu Stande, die den unglücklichen Karl zum Retter derjenigen machte, deren Rettung er ſich nur halb freuen kann, weil — weil ſie nicht für ihn geſchah, weil Agnes, ungeachtet derſelben, dennoch immer für ihn verloren bleibt.

Verzeihet, Schweſter! verzeihet! ich weiß nicht was ich rede. Ich weiß, was ich der Liebe für euren Gemahl, was ich euch, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin — aber — von dem mächtigſten unaustilgbarſten aller Gefühle bemeiſtert — noch einmal, verzeihet! — Dieſe Erzählung hat, was ich längſt überwunden glaubte, fürchterlich geweckt! — Vergeſſet, was ich zu kühn laut werden ließ! — Ruhigere Stunden werden ja wiederkehren, in welchen Karl Truchſeß wieder er ſelbſt iſt.

Gebhards unglücklicher Bruder von einer Leidenſchaft hingeriſſen, die er ſonſt ſo gut zu verſtecken oder zu beſiegen wußte, hatte hier auf eine Art geſprochen, welche die Strenge des alten Generals, und Agneſens Delikateſſe beleidigte. Sie bedauerten ihn beyde, ſie waren weit entfernt mit ihm zu zürnen, aber — ſie ſahen die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung ein, fühlten für ihn das Bedürfniß emſigerer Geſchäftigkeit, und Gelegenheit zu derſelben mußte ſich ſehr bald finden.

Der Pfalzgraf wurde durch Umſtände, die von niemand als Gebhards heimtückiſchen Feinden herbeygeführt ſeyn konnten, von Bonn in andere Gegenden gerufen, er mußte die Vertheidigung der Stadt wider Gegner, die ſich bald ſtellen ſollten, andern Händen überlaſſen, und wo hätte er einen treuern Stellvertreter finden können als denjenigen, der bey der Sache des Churfürſten von Kölln, wie bey ſeiner eigenen, intereßirt war?

Karl Truchſeß wurde einmüthig zum Kommendanten von Bonn erwählt, und ſelbſt diejenigen, welche den anrückenden kaiſerlichen und bayeriſchen Truppen lieber die Thore geöfnet als verſchloſſen hätten, welche Giebharden im Herzen haßten, konnten doch ſeinem edeln Bruder nicht feind ſeyn, und was ſie in der Folge wider ihn begannen, zielte vielleicht weniger auf ſeine Perſon, als auf die Sache, welcher er diente, und den Fürſten, deſſen Gerechtſame er vertheidigte.

Es war die Sache einer gehäßigen Religionsparthey, es war ein ketzeriſcher Fürſt, für welchen das rechtgläubige Bonn die Schreckniſſe einer Belagerung ausſtehen ſollte, war es zu verwundern, wenn ſich tauſende wider dieſen Gedanken empörten; und wenn der Vertheidiger einer ſolchen Feſtung Feinde zu beſiegen hatte, die ihm fürchterlicher ſeyn mußten, als der, welcher mit aller Ueberlegenheit die Macht, Anzahl, und Ruf der gerechten Sache, geben kann, ſchon ganz nahe vor den Thoren war? Die Grenzen, welche wir uns vorgeſchrieben haben, erlauben nicht die Belagerung von Bonn umſtändlich zu ſchildern. Die Geſchichte enthält viel Beyſpiele von Unternehmungen, welche man gleich beym erſten ernſtlichen Anblick für verloren erklären mußte, und deren Vernichtung nur eine Meiſterhand eine Zeitlang aufhalten konnte; in dieſe Claſſe gehört das, was Karl Truchſeß mehrere Wochen lang that, ſeinem Bruder eine Stadt zu erhalten, auf welcher in dieſer Gegend faſt allein noch ſein Anſehen beruhte.

Was der Pfalzgraf vielleicht mit einigem Erfolg unternommen haben würde, dazu waren in die Länge die Kräfte des unglücklichen Karl Truchſeß zu ſchwach. Der Pfalzgraf war genöthigt geweſen, den größten und beſten Theil ſeiner Völker aus der Feſtung zu ziehen. Karl hatte niemand um ſich als die Hälfte der Soldaten, welche Gebhard in Weſtphalen geworben hatte; Leute, die bey der Vertheidigung von Bonn keinen weitern Gewinn ſahen, als den Sold, der ihnen verſprochen war, den ſie aber, weil man dem gehaßten Churfürſten von Cölln alle Hülfequellen zu verſchlieſſen wußte, nicht erhielten.

Der Unmuth über den Mangel an Gelde, den ſie ſowohl als ihr Anführer litten, wurde durch den Widerwillen vermehrt, mit welchem ihnen die Einwohner von Bonn auch das nothwendigſte reichten, und durch die beleidigende

Art; mit welcher man ihnen ins Geſicht ſagte: ſie befänden ſich hier ganz aus unnöthigen Bewegungsgründen, ſie wollten Dinge vertheidigen, die niemand vertheidigt wiſſen möchte, in welchen niemand ihnen beytreten würde, und ihr Blut da vergieſſen, wo es niemand achtete, oder ihnen nur den magerſten Lohn des Kriegers, Nachruhm und eine Thräne, ſchenken würde.

Dieſe Dinge, welche man im Anfange nur leiſe murmelte, wurden bald laut wie die Stimme des Donners; die Proteſtanten, deren immer die kleinere Anzahl in dieſer Stadt geweſen war, konnten wenig ausrichten, und ſelbſt ſie, die am feſteſten hätten ſtehen ſollen wankten, ſo wie die Lage bedenklicher ward. Die Vornehmſten und Reichſten von ihnen hatten Bonn verlaſſen, ehe es zum ärgſten kam, die Aermern und Geringern fühlten nichts, als den gegenwärtigen Druck ihrer Noth, und ſcheuten ſich nicht, öffentlich zu bekennen, ihre Sachen würden beſſer geſtanden haben, wär Churfürſt Gebhard nicht auf ihre Seite getreten.

Bann und Acht war ſchon wider dieſen bedrängten Fürſten deklarirt, der Kaiſer konnte oder wollte ſeinem alten Freunde nicht helfen. Die zahlreichen Hirtenbriefe des Pabſts empörten aller Herzen wider den ungehorſamen Sohn der Kirche, und die heimlichen Anlagen, die zu

Gebhards Untergang gemacht worden waren, würkten nun auf einmal ſo ſchnell, daß er, deſſen Sachen noch vor kurzem ſo gut geſtanden hatten, daß der alte Kriegsheld, General Mannsfeld, die Vertheidigung von Bonn eben für keine ſchwere Sache hielt, jetzt von jedermann aufgegeben wurde.

Ach wenig dachten Agnes, und ihr ehrwürdiger Oheim, da ſie Karln von ſich lieſſen, und ſich die Stelle, die ihm der Pfalzgraf übertrug, nur von der Seite vorſtellten, da ſie ihm Ehre und Gelegenheit zu nöthiger, zerſtreuender Beſchäftigung brachte, ach wenig dachten ſie, daß ſie der letzte Schauplatz ſeyn ſollte, auf welchem Gebhards Bruder ſeine Heldenkräfte äuſſerte! Er ſelbſt, ſo ſehr ihm auch die bedenkliche Lage der Sachen gleich anfangs in die Augen leuchtete, dachte ſich doch den Poſten, den er hier zu behaupten hatte, bey weitem nicht ſo gefährlich als er würklich war. Natürlicher Weiſe brachte ſein redliches Herz das nicht mit in Anſchlag, was Verrätherey und heimliche Kabale zu ſeinem Schaden herbeybringen konnten; wer weiß ſich vor dieſen hölliſchen Dämonen hinlänglich zu hüten, wer all ihre heimlichen Wege ſchlau genug zu ſpähen, der nicht durch lange traurige Erfahrung, oder durch ein Etwas in ſeinem Herzen; das mit ihren Tücken harmonirt, auf die verborgene Spur geleitet wird? —

Unſere Leſer erinnern ſich noch aus den vorigen Blättern eines gewiſſen Michael Pirklers, welcher in dem Magiſtrat zu Bonn eine groſſe Rolle ſpielte, und ſich durch Liſt und ſchlaue Schmeichelkünſte, auch das Ohr des Churfürſten zu gewinnen gewußt hatte. Seinen treuloſen Rathſchlägen dankte Gebhard den unzeitigen Entſchluß, Bonn zu verlaſſen, und ſelbſt ſeine Gemahlin der Sicherheit zu berauben, die ſie in der Erzbiſchöflichen Reſidenz noch am beſten hätte finden können. Der Churfürſt trug, ſeit dieſer fatalen Entfernung aus ſeiner Stadt, in den Augen des groſſen Haufens das nachtheilige Anſehen eines Flüchtigen, und wie ſchwer es der unſchuldigen Agnes ward, den Fallſtricken zu entgehen, die ihr auſſerhalb den ſchützenden Mauern gelegt waren, das haben wir bereits geſehen.

Pirkler hatte bey all dieſen Dingen die Hand im Spiele gehabt, auch über den Pfalzgrafen hatte er mehr vermocht, als ſich mit Gebharts Vortheil vertrug, und jetzt hofte er bey dem nunmehrigen Kommendanten der Feſtung, durch ſeine gleiſſende Außenſeite, den nehmlichen Einfluß zu gewinnen. Karl Truchſeß war zu groß und zu klug, um den Schmeicheleyen eines Unbekannten zu trauen, auch hatte ihn der redliche Nordhauſen, der Pirklern von Grund aus kannte, gewarnt, und dieſer, welcher bisher überall das große Wort geführt hatte, mußte es ſich alſo jetzt gefallen laſſen, zu ſchweigen.

Deſto lauter redete Pirkler da, wo ihn Karl nicht hören konnte. In allen Gülden der Bürger tönte ſeine Stimme, und predigte Aufruhr; von den Kanzeln redete ſie aus dem Munde beſtochener Mönche, und ſogar die Träume der alten Weiber ſchien er beſtochen zu haben, dem ſchwächern Theil der Einwohner zu Bonn rebelliſche Gedanken zuzuflüſtern.

Der rechtliche Mann, der vielleicht das Gotteshaus noch mit dem Entſchluſſe beſuchte, dem friedlichen Gebhard, unter deſſen Regierung Nahrung und Wohlſtand bisher geblühet hatte, treu zu bleiben, hörte ihn jetzt von der Kanzel faſt namentlich anathematiſiren; las des Abends in ſeiner Trinkgeſellſchaft des Pabſts Hirtenbriefe nebſt einer Läſterſchrift, die Gebhard wider den heiligen Vater ſollte verfaßt haben, und die Michael Pirkler vor der Verſammlung kommentirte; fand des Abends beym nach Hauſe kommen ſeine Frau in Thränen über einen Traum ihrer Großmutter, der Feuer vom Himmel über die Stadt prophezeyte, welche ſich noch länger eines ketzeriſchen Fürſten annahm, und durchwachte eine Nacht in fruchtloſen Anſchlägen, wie ſich Treue gegen einen Herrn, der noch immer geliebt wurde, mit der Treue gegen die Kirche zuſammenräumen ließ.

Dieſes waren die unbeargwohnten Wege, auf tauſenderley Art abgeändert und vervielfältigt, durch welche die Kabale Gebhards Verderben herbeybrachte. Die Stimme des Volks wider den Churfürſten wurde immer lauter. Er hat unſere Klöſter zerſtört, unſere Schätze beraubt, das erzbiſchöfliche Archiv geplündert, ſchrie der Pöbel: Unſere gegenwärtige Noth, und die noch härtere, die uns treffen wird, wenn wir ſäumen, uns zu ergeben, iſt ſein Werk; er opfert Land und Leute, das Beſte ſeines Volks und die Wohlfahrt ſeiner eigenen Seele auf, um in den Armen einer ſchönen Frau zu ruhen, ſchrie eine andre Parthie. Er iſt ein Abtrünniger, ein Ketzer, ein Mann, dem man weder Treu noch Glauben halten darf, endigten die Mönche, und Michael Pirkler ſprach dazu das Amen.

Das Unglück, das wider Gebharden im Verborgenen entglomm, brauchte eine Gelegenheit, zum Ausbruch zu kommen, und dieſe war bald gefunden: An der Stelle, welche jetzt den Namen des Michaels Thors führt, ſtand zu der damaligen Zeit ein alter Thurm, eine der Hauptſchutzwehren der Stadt. Die Sage berichtete, die ungeheuren Grundmauern, auf welchen er ruhte, ſeyen noch Ueberbleibſel von einem der Kaſtelle, welche die Römer am Rheine bauten; dieſes an ſeinen Ort geſtellt, blieb es allemal gewiß, daß dieſer Theil der Stadtmauer, beydes, wegen ſeiner Lage und wegen ſeiner Feſtigkeit, die vorzügliche Aufmerkſamkeit desjenigen verdiente, dem es ein Ernſt war, Bonn vor dem eindringenden Feinde zu vertheidigen.

Durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, wir wiſſen nicht, ob Gebhards oder des Pfalzgrafen, war der Druſenthurm, — ſo nannte man ihn damals, vielleicht nach ſeinem Erbauer; — zu einem Gebrauch herabgewürdigt worden, der eine Satyre auf ſeine uranfängliche Beſtimmung zu ſeyn ſchien: Michael Pirkler hatte die Erlaubniß erhalten, ſeine Weine, deren er einen merkwürdigen Vorrath beſaß, in den daſigen unterirdiſchen Gewölbern zu haben.

Karl Truchſeß, dem dieſes unbekannt war, hatte ſich, als er die Beſchützung der Stadt übernahm, und bey Beſichtigung der Feſtungswerke, dieſen Theil derſelben ganz ungenützt fand, begnügt, auf dem obern Theil des Druſenthums die Vorkehrungen zu treffen, die hier nöthig waren, ohne einen Argwohn zu haben, was er für Einwohner in ſeinem innerſten Schooße hegte: als er aber bey den Viſitationen, die er oft in eigener Perſon verrichtete, immerdar Pirklers Leute in dieſer Gegend beſchäftigt fand, und auf Nachfrage erfuhr, daß der Bürgermeiſter hier ſein Weinlager habe, da konnte er kaum ſeinen Unwillen ſo weit mäßigen, daß er die Aenderung, welche hier augenblicklich nöthig war, für den mächtigen Mann, der geſchont werden mußte, in ein gefälliges Gewand kleidete.

Der Kommendant ſtieg, ſo ſehr man es zu verhindern ſuchte, ſelbſt in die ſogenannten Keller hinab, die er ſo beſchaffen fand, daß ſie ihm Anlaß zu ſehr ſeltſamen Muthmaßungen gaben, und ihm die Gefahr zeigten, die der Sache, welche er vertheidigen ſollte, bevorſtand, wenn dieſes wundernswürdige Gebäude noch kurze Zeit in ſo verdächtigen Händen geblieben wäre. Die Treppen, welche ſich in dieſes unterirdiſche Schloß hinabwanden, ſchienen ſo tief hinabzugehen, als der Bau über ihnen hoch war. Die verſchlungenen Gänge dehnten ſich, das ſahe man, ohne ein Meßkünſtler zu ſeyn, weit über die Stadtmauer hin, und hatten wahrſcheinlich Ausgänge, die von dem Erbauer zum Beſten der Feſtung angelegt worden waren, die aber, wenn ſie ſich unter unrechten Händen befanden, eben ſowohl zur höchſten Gefahr derſelben gebraucht werden konnten.

Michael Pirkler, der, ſobald er Karls Einbruch in ſeine unterirdiſche Reiche vernommen hatte, augenblicklich ſelbſt herbeygeeilt war, verſicherte mit Achſelzucken, daß ihm nichts von dergleichen Ausgängen bekannt ſey, und daß er in dieſer Gegend ſeinen Fuß nie weiter, als ſo weit ſich ſein Weinlager erſtrecke, geſetzt habe.

Karl mußte dieſes glauben, und begnügte ſich, die ihm verdächtigen Orte, Pirklers Proteſtationen zum Trotz, mit Gewafneten ſtark zu beſetzen.

Die Unterſuchung war noch nicht zu Ende: Man ſtieß auf große Gewölber, unter denen ſich ganze Schwadronen hätten ſammeln können, die Schlüſſel zu denſelben waren in Pirklers Händen, und er konnte alſo die Kenntniß derſelben nicht ableugnen, doch konnte er ſich, als die Frage an ihm erging: warum er ſo viel ungenutzten Raum für ſich behalte, und ob ihm die Wichtigkeit einer ſolchen Verſchweigung bey gegenwärtigen Zeiten unbekannt ſey, noch ſo ziemlich rechtfertigen.

Pirklers Weinvorräthe nahmen verhältnißmäßig einen ſehr kleinen Platz ein, einen weit größern erfüllten eine Menge leerer Fäſſer; auch hier befriedigte ſich Karl, der innerlich immer mehr ergrimmte, dem äußerlichen Anſcheine nach mit einer kahlen Auskunft; aber als jetzt ſeinem allesüberblickenden Auge eine kleine Seitenthür ſichtbar ward, welche keine Vorſtellungen Pirklers vor der Oefnung retten konnten, als ſich hier nicht allein ein neu zugerichteter Ausgang nach dem feindlichen Lager, ſondern auch ein gewaltiger Vorrath an Brod, Mehl und Getreide, daran die Stadt allmählich Mangel zu leiden begann, zeigte, als man in einem andern Behältniß eine Menge Pulver, Bley und andere Kriegsbedürfniſſe fand, und Pirkler auf die Frage: Wozu? die Antwort ſchuldig blieb, da konnte ſich der Held, der ſich in dieſem Augenblicke mitten unter Verräthern fühlte, nicht länger halten. Er ſtrömte ſeinen Argwohn, oder ſollen wir es lieber gewiſſe Ueberzeugung nennen, in tauſend Vorwürfen über den Schuldigen aus, und gab Befehl, den Mann, der ihm von dieſem Augenblick an mehr als verdächtig ſeyn mußte, gefänglich anzunehmen.

Karl Truchſeß hatte bisher ſo klug und vorſichtig gehandelt, daß es zu wünſchen geweſen wäre, er möchte auch in dem letzten Theil ſeiner ſchweren Rolle nicht gefehlt haben.

Hätte er den ſicherſten Weg gehen wollen, ſo hätte Pirklers Gefangenſchaft ein Geheimniß bleiben müſſen. Die Macht, die dieſer Mann in der Stadt, die Liebe, die er beym Volke hatte, war zu groß, als daß man ihn öffentlich und ungeſtraft antaſten durfte; gleichwohl hatte Karl nicht die nöthigen Vorkehrungen zu Verheimlichung der Vorgänge im Druſenthurme getroffen; aber vielleicht hätte er ſie gar nicht treffen können, da Pirklers Creaturen überall waren, und das, was ihm geſchehen war, gleich im erſten Augenblicke in alle Viertel der Stadt austrugen.

Sie machten kein Geheimniß aus dem, was man dem Gefangenen ſchuld gab, und da dieſes nur Verbrechen gegen Gebharden, nicht wider das Beſte der Stadt waren, ſo kann man denken, was die Beleidigung, die er erfahren mußte, für einen Eindruck auf die Gemüther des voreingenommenen Volks machte.

Die bevorſtehende Nacht, auf welche Karl von langen her alle Vorbereitungen zu einem Streiche gemacht hatte, der, wenn er glückte, Bonn auf einmal von ſeinen Belagerern befreyen mußte, und der, nach der glücklichen Anlage, faſt nicht mislingen konnte, eben dieſe wichtige kritiſche Nacht, welche ſo große Dinge in ihrem Schooße führte, ſollte nun eine Nacht des ſchrecklichſten Aufruhrs werden.

Der Pöbel war wüthend. Pirklers Gefängniß ward erbrochen, und er ſelbſt führte nun die raſende Menge wider Karln, ſeinen Todfeind, an. Während die Häuſer all derer, die nur den entfernteſten Schein hatten, auf ſeiner und Gebhards Seite zu ſeyn, der räuberiſchen Hand der niedrigſten Volksklaſſe Preis gegeben waren, ſtürmten andre die ſtille Wohnung des unglücklichen Nordhauſen, der in ſeiner Abgeſchiedenheit, weil er Karln ſeit mehreren Tagen nicht geſehen hatte, nichts von den letzten Verdrießlichkeiten wußte. Er ſaß ruhig auf ſeinem Studierzimmer, und dachte an die morgende Erbauung einiger wenigen, die ſich in ſeinem Hauſe zu verſammeln pflegten, weil die öffentliche Beſuchung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes bey gegenwärtigen Zeitläuften nicht ohne Gefahr war.

Da vernahm er wachſenden Lärm auf der Straße, da hörte er die Thür ſeines Hauſes erbrechen, und das Gebrüll des Verderbens in ſeinem Hofe. Ahndung von Gefahr und ihr Einbruch war ein Gedanke.

Das Volk, von den Mönchen aufgehetzt, haßte ihn, es wollte die Schrecken dieſer Nacht des Aufruhrs nicht ohne Blut gendigt ſehen, und weil man nun gleich kein andres Opfer wußte, als dieſen unſchuldigen Mann, indem Karl durch ſeine Leute zu gut vertheidiget wurde, ſo riß man ihn ohne Gnade herab auf die Straſſen, ſchleppte ihn unter tauſend Beſchimpfungen zum Markte, und ließ ihn daſelbſt den Kopf verlieren, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, warum man dieſes gethan habe, auſſer daß hintennach einige ſagten, es ſey wahrſcheinlich, daß er Theil an Pirklers Gefangennehmung, und vielleicht noch an andern zum Beſten der Proteſtanten abzielenden Streichen gehabt habe, die man doch weder zu nennen noch zu muthmaßen wußte.

Während ſich hier die Steine mit dem Blute eines redlichen Mannes färbten, ward Karl auf einer andern Seite von den Seinen nur noch ſchwach vertheidigt. Endlich würde auch er der raſenden Menge zur Beute geworden ſeyn, wenn nicht das, was er ſich vor wenig Stunden als das ärgſte, das ihm begegnen könne, gedacht haben würde, die Rettung ſeines Lebens geworden wäre.

Man hatte den Kaiſerlichen die Thore geöfnet, und mit ihnen kehrte Ruh und Ordnung in die tobende Stadt zurück. Genns Belagerer hatten einen edeln Anführer, deſſen Augen erſten Blicks jedem Unrecht Einhalt thaten; er ſah mit Abſcheu Nordhauſens unſchuldig vergoßnes Blut an den Händen ſeiner Mörder, er befahl, weil ihre Unthat jetzt zu ſtrafen unzeitig geweſen wäre, nur die ehrliche Beerdigung ſeines verſtümmelten Körpers, und eilte nach der Gegend, wo er wußte, daß der tapſere Kommendant der erzbiſchöflichen Stadt Noth litt. Er ward den Händen ſeiner wüthenden Gegner entriſſen, und während der kaiſerliche General von der zuletzt ſo leicht eroberten Feſtung Beſitz nahm, auf die ehrenvollſte Art nach dem Lager gebracht, wo er, mit Wunden bedeckt, anlangte, und treuen Aerzten in die Hände kam, welche ihm mit Grund baldige Geneſung verhieſſen. —

Der Erzherzog Ferdinand, der hier kommandirte, und der Karl Truchſeßen längſt, wegen ſeiner Tapferkeit, ſchätzen gelernt hatte, nannte ihm den Namen ſeines alten Gönners, des Erzherzogs Mathias, er machte ihm einige Vorwürfe, daß er ſein Schwerd wider den Kaiſer gekehrt habe, geſtand indeſſen die Vorrechte, welche die Vertheidigung eines Bruders behaupte, ſtillſchweigend ein, und verſprach ihm die gelindeſte Behandlung und baldige Freyheit; Dinge, welche dem getröſteten Karl eine weite helle Ausſicht zeigten, die doch auch nur gar zu bald durch die Frevelhand ſchleichender Bosheit auf ewig verdunkelt werden ſollte.

Indeſſen zu Bonn Gebhards Schickſal eine ſo traurige Wendung bekam, indem es ſeinen Bruder zum Gefangenen ſeiner Feinde machte, ſchlich ſich das Unglück auch auf der Feſtung Godesberg ein, und bedrohte die Sicherheit der andern Hälfte ſeines Herzens.

Agnes weinte an dem Bette ihres ehrwürdigen Oheims, der ohne Hofnung darnieder lag. Dieſer edle Greis, munter, thätig, aufmerkſam auf jede Kleinigkeit, troz ſeinem jungen Neffen, nüzte die Zeit der Ruhe zu Godesberg, um auf die Zeit der Gefahr, die er jezt ganz nahe vor Augen ſah. Vorkehrungen zu treffen. Von dem Zuſtand der erzbiſchöflichen Stadt und Karls bedenklicher Lage war ihm mehr bewußt, als er der Churfürſtin merken ließ. Es ließ ſich errathen, daß der Feind, er möchte Bonn gewinnen, oder dieſe Feſtung unverrichteter Sache verlaſſen, ſich von da unmittelbar nach Godesberg wenden würde. Daß es auf die Zeit der nahen Belagerung daſelbſt an nichts fehlen möchte, nuzte der wackere General Mannsfeld jede Minute, und ſah überall mit eigenen Augen, weil er keinen andern, als den Seinigen traute; auf dem Wege dieſer unbedeutenden gefahrloſen Geſchäfte war es, daß der, der ſo oft in offener Schlacht den Pfeilen des Todes troz geboten hatte, fallen ſollte.

Der vorſichtige Mannsfeld hatte für das Pulver, das er in Menge heraufſchaffen ließ, ein neues Behältniß, in einer Gegend des Berges, zubereiten laſſen, wo die Nachbarſchaft dieſes gefährlichen Kunſtprodukts, für die Feſtung, bey den hier öfters zündenden Gewittern, keinen Schaden beſorgen ließ.

Nur wenig Pulver war noch herauf gebracht, der General, der ſelbſt bey der Aufbewahrung der Vorräthe gegenwärtig ſeyn wollte, ging in der Erwartung des Uebrigen, von auſſen hin und her, und beachtete nicht das Thun ſeines einigen Begleiters, den er bey ſich hatte, eines jungen Pagen, der ſo lang unvorſichtig mit einer Zündruthe hin und her gauckelte, bis endlich das Pulver Feuer fing, und mit großem Krachen aufflog, den vorwitzigen Thäter auf der Stelle tödete, und den alten Helden ſinnlos zu Boden warf.

Der Knall erſchütterte den ganzen Felſen; Agnes vernahm ihn auf ihrem weit abgelegenen Zimmer, mit einer ſo ſchrecklichen Unglücksahndung, daß ſie nur wenige Schritte nach der Thür zu thun vermochte, um ihren Leuten zu rufen, und ehe ſie dieſes vollendet hatte, ohnmächtig zu Boden ſank. Alles eilte nach dem Orte, von wo ſich die Erſchütterung vernehmen ließ, und man wußte nicht ehe etwas von Agnes ſens Zuſtande, bis man kam, ſie auf die Schreckenspoſt vorzubereiten, die ihr in Anſehung ihres guten Oheims bevorſtund.

Noch lebend aber ganz betäubt, und mit fürchterlich zerſchmettertem Schenkel war er herauf auf das Schloß gebracht worden; Agnes mußte ſich ermannen, um das Leiden ihres zweyten Vaters durch kindliche Wartung zu lindern, und in der Ueberzeugung, daß ſeine Rettung unmöglich ſey, ihren gänzlichen Untergang zu fühlen. Der Tag, da Bonn überging, war der dritte Tag ſeines Leidens. In den Augenblicken, da er zu denken und zu ſprechen vermochte, hatte er oft den Namen, Karl Truchſeß, genannt, und ſeine unglückliche Nichte hatte dies für Befehl angenommen, nach dem Genannten zu ſenden. Sie war ganz unwiſſend in der damaligen Lage der Sachen. Der Officier, der jetzt an der Stelle des Generals das Kommando führte, ein alter treuer Diener des mannsfeldiſchen Hauſes, hatte Sorge getragen, ihr alles, was ihren gegenwärtigen Kummer erſchweren konnte, ſo vorſichtig zu verbergen, als ihr guter Oheim zu thun gewohnt war. Ohne ſein Wiſſen waren Boten von ihr ins Thal hinab geſchickt worden, und die Unglückliche ahndete wohl wenig, was für ſchreckliche Nachrichten ſie ihr an das Sterbebette ihres nunmehr noch einzigen übrigen Freundes zurückbringen würden!

Der Churfürſt von Kölln, den wir, um von den beyden Perſonen zu ſprechen, die ihm auf der Welt die liebſten waren, ſo lang aus den Augen lieſſen, hatte in Weſtphalen, wohin er ſeinen Zug genommen hatte, anfangs beßres Glück, als ſeine Vertheidiger, mehrere feſte Orte waren in ſeiner Gewalt, ſeine Völker, gutwillig genug, ſich mit Verſprechungen hinhalten zu laſſen, mehrten ſich, und war etwas, das ihm gebrach, ſo war es Geld, deſſen er viel bedurfte und ſehr wenig beſaß. Ach wie oft dachte er jetzt an den gelehrten Auguſtinermönch und ſeine verborgenen Wiſſenſchaften; Bedürfniß iſt die Mutter der ausſchweifendſten Wünſche. Gern hätte er ſeine unter Marianus' Anweiſung erlangten, jetzt ganz vernachläßigten aſtrologiſchen Talente, um die Kunſt, ein wenig Gold zu machen, hingegeben, ſeine beſſern Ueberzeugungen von der Nichtigkeit all dieſer Dinge fruchteten jetzt nichts, und alle Thorheiten behaupteten oft in ganzem Ernſt wieder ihren Platz in ſeiner Phantaſie. Gewiß, es iſt kleine Kunſt, klug und mäßig in Wünſchen und Planen zu ſeyn, ſo lange uns das Glück lächelt; bey widrigem Geſchick erwachen tauſend unordentliche Neigungen. —

Die Sterndeutekunſt war, ſo lange Gebhard noch auf ſeiner Höhe ſtand, in ihrem wahren Lichte von ihm betrachtet worden, jetzt, da ſeine Wohlfahrt ſchwankte, griff er oft nach dieſer morſchen Stütze. Bald wollte er dies, bald jenes wiſſen, er unterrichtete ſich nach ſeiner Art, und glaubte immer feſtiglich an die Ausſprüche der Geſtirne, ſo ſehr ſie ihn auch oftmals täuſchten; vor kurzem hatten ihm ſeine Berechnungen einen Sieg wider den Herzog von Lauenburg geweiſſagt, den er am nehmlichen Tage noch wirklich erfocht, und dieſes hatte ſeinen Glauben dermaſſen geſtärkt, daß er die Wirklichkeit hätte vor Augen ſehen, und doch ihr weniger, als der Stimme ſeiner überirdiſchen Rathgeber, trauen können.

Vor der völligen Ueberſicht ſeines Schickſals graute ihm immer, er hatte einſt zu viel davon geſehen, um ſich den Anblick noch einmal zu wünſchen, er begnügte ſich mit der Erforſchung einzelner Fragmente, und überredete ſich von den widerſprechendſten Dingen, wenn ſie nur mit ſeinen Ausrechnungen übereinſtimmten.

So kamen ihm jetzt von Bonn und Godesberg die nachtheiligſten Gerüchte zu, aber er glaubte gewiß zu ſeyn, daß es um ſeine Feſtungen, ſeine Gemahlin und ſeinen Bruder wohlſtehe, und er ſchlug alles in den Wind, um andere Plane auszuführen, die ihm ſeit einiger Zeit in den Sinn gekommen waren.

Der Sieg wider den Herzog von Lauenburg hatte ihn ſtolz, ſeine weſtphäliſchen Eroberungen, ſo klein ſie gegen das waren, was er überall einbüßte, übermüthig gemacht; wie mußte ihn denn der Ausſpruch des damals über ſeine Angelegenheiten zu Maynz gehaltenen Conciliums, befremden und beleidigen, welcher darauf hinauslief; er ſollte die Churwürde niederlegen, und ſich mit einer anſehnlichen Penſion begnügen, welche ihm der Herzog von Bayern, den man ſchon Churfürſten von Kölln nannte, auszahlen würde.

Nie hat man ihm aufgebrachter geſehen, als an dem Tage, der dieſe Nachricht mit ſich brachte. Tauſend Entwürfe ſchwärmten in ſeinem Kopfe, an deren Ausführung ihn nur der dringende Geldmangel hinderte. Er ging mit ſeinen überirdiſchen Rathgebern zu Rath, er glaubte zu ſehen, daß eine Reiſe zur Verbeſſerung ſeiner bedenklichen Lage nöthig ſey, und da er nun lang eine geheime Reiſe zu ſeinem alten Freunde, dem Kaiſer, im Sinn gehabt hatte, ſo deutete er den Ausſpruch der Geſtirne dahin, wo er wollte, und eilte, ſeinen Einfällen Genüge zu leiſten.

Ach hatte hier die Stimme der Aſtrologie wirklich eine Meynung, ſo deutete ſie ſicher auf ganz andere Dinge, als der verblendete Gebhard meynte. Eine fruchtloſe Reiſe zu Rudolſen, der längſt ſein Freund nicht mehr war, wollte er unternehmen, da zu Bonn und Godesberg ſeine Gegenwart ſo nöthig geweſen wäre, dorthin war es vielleicht, wohin ihn eine warnende Stimme lockte.

Gebhard machte die Verfügungen in ſeinen Sachen, die er für die beſten hielt, und trat ſeine heimliche Reiſe an, ohne einmal die entſcheidenden Nachrichten von Bonn und Godesberg, denen er mit jedem Tage entgegen ſehen konnte, abzuwarten; er hielt ſich in ſeinem Sinn zu verſichert, daß dort alles wohl ſtehe, als daß er um mehrerer Gewißheit willen ſeinen Aufbruch, über welchen jetzt, wie er meynte, günſtige Geſtirne wachten, noch um eine Stunde hätte aufſchieben ſollen.

Das Kommando über ſein kleines Heer, zu deſſen Befriedigung er den ganzen Reſt ſeiner Baarſchaft angewendet hatte, und das alſo jetzt wirklich auf der Laune war, für ihn zu leben und zu ſterben, blieb einem tapfern Officier überlaſſen, deſſen Muth, Klugheit und Treue den bevorſtehenden Actionen ſicherlich einen guten Ausſchlag gegeben haben würde; aber zum Unglück hatte er Befehl, ſobald Graf Neumark von Bonn zurückkommen würde, ihm zu weichen, und ihm den Kommandoſtab zu überlaſſen, dem Grafen Neumark, der den Succurs für Bonn ſo unglücklich angeführt hatte, und der bald nach Gebhards Abreiſe, als ein Flüchtiger, und zum Oberkommando alſo gar ſchlecht charakteriſirt, anlangte! — So mußte ſich alles zum Verderben eines unglücklichen Fürſten fügen.

Gebhard voll Hofnung und froher Ausſichten, was er durch ſeine perſönliche Unterhandlung mit dem Kaiſer für Wunderdinge ausrichten würde, erfuhr ſchon die erſte Fehlſchlagung darin, daß er ihn zu Wien vergeblich ſuchte, und als man ihn nach Prag wies, lang zweifelhaft blieb, ob er auch wirklich allda zu finden ſey. —

Das Inkognito groſſer Herrn, mit welchem ſie zuweilen ihren Aufenthalt zu verhüllen belieben, iſt ſonſt immer nicht von ſo undurchdringlicher Art, daß das Publikum würklich zweifelhaft ſeyn ſollte, wo und wie es ſie aufzuſuchen hätte; aber mit Kaiſer Rudolfen hatte es eine ganz andere Bewandniß: er war eine Sonne, die ſich immer hinter dichte Wolken verbarg, ohne ſich von dem kleinſten neben ausfallenden Strahl verrathen zu laſſen.

Die Grundzüge ſeines Charakters ſind unſern Leſern noch aus dem Anfang dieſer Blätter bekannt, die Erziehung, welche er in Spanien erhielt, verſchlimmerte, was ſie hätte beſſern, was ſie zum Wohl ganzer Völker hätte lehren können. Der Hang zu den tiefſinnigſten, grundloſeſten Wiſſenſchaften, verdüſterte ſeine Gemüthsart noch mehr. Das Streben nach Dingen, welche für den eingeſchränkten menſchlichen Verſtand unerreichbar ſind, ward ihm der Grund zu einer beſtändigen Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt. Längſt hätte ihn der rauhe dunkle Pfad des Wiſſens, den er ſich gewählt hatte, ermüden müſſen, hätte ihn nicht hie und da auf demſelben trügeriſches Licht geſchimmert, das er für Wahrheit hielt, und ſich von demſelben noch tiefer in endloſe Labyrinthe locken ließ. Welch ein Aufwand von Zeit und Kräften ward erfordert, die Jagd nach täuſchenden Traumgeſichten unabläßig fortzuſetzen, und welches war die Beute, die man von derſelben zurückbrachte? Ermattung an Leib und Seele, Widerwille gegen jedes andere nöthigere Geſchäft, und eine Art von

Men-

Menſchenſcheu, die eben der Grund zu jener Abgeſchiedenheit ward, in welcher Rudolf, von der Welt, von ſeinen Freunden, ſelbſt von dem Wirkungskreis lebte, deſſen er ſich nicht ganz entäuſſern konnte, ohne zugleich Verzicht auf den hohen Namen zu thun, den er führte.

Die Liebe zu den Wiſſenſchaften hatte in Rudolfen das Gefühl ſeiner Fürſtenpflicht nicht ganz verſchlungen, er wußte, daß es ihm zukam, einige Zeit den Reichsgeſchäften zu widmen; aber wenig waren nach Verhältniß dieſer Stunden, da der Philoſoph dem Kaiſer weichen mußte, Rudolf beobachtete ſie, wie er bey allen Dingen pflegte, mit Emſigkeit und Anſtrengung, er arbeitete und ordnete in denſelben mehr als ein mittelmäßiger Kopf in ſo viel Tagen gethan haben würde, aber — dieſe Arbeit war und blieb ihm läſtig, völlig geendet ward ſie nie; zuletzt kam immer noch das meiſte auf einige Miniſters an, welchen ſich der Kaiſer ganz vertraute, und die denn freylich ihre Urtheile und Entſchlüſſe gern auf Rudolfs Rechnung ſchrieben, die es auch bey ſeiner Unbeſorgtheit in ſolchen Dingen ungeſtraft und mit leichter Mühe thun konnten, und dadurch tauſenderley Unruhen, tauſenderley Misvergnügen gegen einen der beſten und gütigſten Fürſten erregten, welcher im Grunde keinen Fehler hatte, als den, daß er mehr in den Regionen des Aethers, als auf der Erde lebte.

Ob Rudolf in denen verborgenen Geſchäften, welche er nun Jahre lang in ſeiner Einſamkeit getrieben hatte, den ſchwärmeriſchen Grundſätzen, die er in dem ſpaniſchen Auguſtinerkloſter eingeſogen hatte, ganz treu blieb, ob, wie einige behaupten wollen, Schotts magiſcher Spiegel in der Geſchichte ſeiner Phantaſien ſeine Rolle fortſpielte, oder ob die Seele des erhabenen Philoſophen ſich nach und nach über dieſe Kleinigkeiten empor ſchwung, wiſſen wir nicht. Hang zur Aſtrologie, und Glaube an dieſelbe blieb immer, ſo wie die feſte und treue Liebe zu ſeinem erſten Lehrer in derſelben, zum alten Marianus.

Unglaubliche Mühe und ungeheure Summen hatte es ſich der dankbare Schüler koſten laſſen, den alten Auguſtiner Mönch aus der Gefangenſchaft des Pabſts los zu machen, in welche er bey ſeinem Aufenthalt in Rom gerathen war, weil er ſich durch einige übereilte Handlungen der Zauberey verdächtig gemacht hatte.

Der Pabſt ſchmeichelte Rudolfen unaufhörlich mit dem Verſprechen, den unglücklichen Marianus loszulaſſen, bis ihn endlich der Tod frey machte. Auf ähnliche Art täuſchte er den

Kaiſer in Anſehung ſeiner nachgelaſſenen Schriften; dieſer gab endlich voll Unmuth alles auf, fand in der Fehlſchlagung dieſer Hofnungen neuen Stoff zu düſterm Gram, und fing erſt ſeit der Zeit an, ſich wieder ein wenig zu beruhigen, da ihm das Glück einen zweyten Marianus Schott, oder vielmehr einen Mann, der mehr war als dieſer, und all ſeine damaligen Brüder, entgegen geführt hatte.

Eine Seele wie die Seele Rudolfs, iſt, ſie mag ſich noch ſo ſehr in ſich ſelbſt zurückziehen, nicht ohne Bedürfniß der Freundſchaft. Die Befreyung des gefangenen Auguſtinermönchs war von dem Kaiſer ſo lang er lebte, weniger aus Sorge um ihn, weniger aus Begierde mehr von ihm zu lernen geſucht worden, als vielmehr aus Sehnſucht, in ihm einen Freund an die Seite zu bekommen, der ſich durch Gleichheit der Geſinnungen und Grundſätze ſein ganzes Vertrauen verdiente. Kein Fürſt, kein Höfling, keiner ſeiner Brüder, von denen ihn ohnedem Mistrauen und Argwohn entfernt hielt, konnten die Leere in ſeinem Herzen erfüllen, nur ein Philoſoph konn-e der Freund des philoſophiſchen Fürſten wer-en. Diejenigen, welche Rudolfs Wünſche annten, und es gut genug mit ihm meynten, hm die Erfüllung derſelben zu gönnen, empfahlen ihm den groſſen Sternkundigen Aloyſius Lilius, den Pabſt Gregor mit dem neu umgeſchaffenen Kalender, jetzt an alle Fürſtenhöfe, auch an den kaiſerlichen geſchickt hätte, aber Aloyſius war nur ein groſſer Mathematiker, kein ſchwärmeriſcher Aſtrolog. — Andre empfahlen Rudolfen den berühmten Karhanus, der ſich damals in den brittaniſchen Inſeln durch einige Wunderkuren den Namen eines auſſerordentlichen Mannes errungen hatte, doch dieſer war in Rudolfs Augen mehr Arzt als Philoſoph, er ward verworfen, und die Stelle ſeines Buſenfreundes blieb für einen andern aufgehoben, den ſein Schickſal eben um dieſe Zeit nach Wien führte.

Wer kennt nicht die Geſchichte des berühmten Tycho de Brahe! Eine übereilte Mißheyrath hatte ihm das groſſe Haus, aus dem er ſtammte, zuwider gemacht, andere Verdrüßlichkeiten in ſeinem Vaterlande machten die Nothwendigkeit, es zu verlaſſen, noch dringender, und als ein halber Flüchtling kam er in die öſterreichiſchen Lande dort Schutz zu ſuchen, wo ihm noch mehr, wo ihm der oberſte Platz in dem Herzen des Kaiſers aufgehoben war.

Tycho hatte ſich zu der Zeit, als Gebhard Rudolfen in Wien ſuchte und zu Prag fand, ſchon mehrere Monate in dem erhabenen Poſten behauptet, den ihm die Vorliebe des Kaiſers, der ihn bewunderte, ſehr bald einräumte; aber Rudolf — war durch ſeinen neuen Freund um nicht glücklicher geworden. Tychos aufgeklärter Verſtand war ſchwach genug, ſich auf eben die Seite zu neigen, wo auch Rudolfs groſſe Seele irre ging. Beyde hingen feſt an dem Glauben an die Aſtrologie. Rudolf ſchätzte den groſſen Mann um dieſer Gleichheit willen deſto höher, aber ſie ward ſein Unglück. Schotts aſtrologiſche Berechnungen wurden wieder hervorgeſucht, und da Brahes Ausſprüche faſt in allen mit denſelben übereintrafen, ſo fühlte ſich der Kaiſer von neuem in allen den Meynungen geſtärkt, die ihn von Kindheit an ſo unglücklich gemacht hatten.

Ja, ja, ſagte er oft zu ſich ſelbſt, ich fühle es, ich weiß es aus der Erfahrung, daß mir kein Erdenglück beſtimmt war, dort oben über den Sternen, mags vielleicht einſt beſſer mit mir ſtehen, aber bis dahin iſt und bleibt mein Schickſal Nacht und Dunkelheit. Ich trage eine Krone, ohne ihre Freuden zu fühlen, das Glück der Liebe verdarb mir in der Blüthe, einem andern iſt die Frucht davon beſchieden, die er, ich entziehe ſie ihm auch noch ſo lange, doch endlich genieſſen wird. Mathias wird Kaiſer, wird dann auch Annens Gemahl ſeyn! O ich glaube dir, guter Brahe, daß er dieſe Zeit nicht erwarten kann, ich glaube, daß er gern den Augenblick meines Todes beſchleunigt ſähe, welcher der Anfang ſeines Glücks ſeyn wird!

Der weiſe Tycho hatte es wohl nie in den Sinn genommen, in das Herz ſeines fürſtlichen Freundes Mistrauen gegen ſeinen edeln Bruder zu pflanzen; aber Gefahr für Rudolfs Leben, Gefahr, von ſeinen vorgeblichen Freunden herbeygebracht, hatte er in den Sternen zu ſehen geglaubt und es für Pflicht gehalten, ihn zu warnen.

Rudolf deutete dieſe Warnung, wohin er wollte; der wahrſcheinliche Nachfolger eines argwöhniſchen Fürſten hat allemal die nächſte Anwartſchaft auf ſein heimliches Mistrauen. Rudolf war kinderlos, er ſelbſt konnte nach ſeinem Tode den Thron niemand lieber gönnen, als dem, der das nächſte Recht dazu hatte, ſeinem Bruder Mathias; er ſah und hörte, daß man dieſen allgemein geliebten Fürſten lieber ſchon bey ſeinen Lebzeiten zum Theilhaber der kaiſerlichen Hoheit gemacht hätte, und dies ward Urſach genug für ihn, den zu ſcheuen, den er im Grunde nicht haßte, und heimliche Nachſtellungen von demjenigen zu beſorgen, der zu edel war, nur einen nachtheiligen Gedanken gegen ſeinen wunderlichen Bruder zu faſſen. Wunderbare Verwickelungen, die Menſchenhände in ein Schickſal hineingekünſtelt hatten, das auſſerdem eines der glücklichſten hätte ſeyn können! Hätte man Rudolfs ſeltſame Gemüthsart eher zu hellen, als zu falſchen Zwecken zu leiten geſucht, er hätte ein weiſer ſelbſt regierender Fürſt ſeiner Unterthanen, der glückliche Gemahl irgend einer edeln Prinzeßin, der Vater ſeines künftigen Thronerben, und der Freund ſeines Bruders Mathias ſeyn können, der, wenn Rudolf ſelbſt Kinder gehabt, oder ſein Reich ſelbſt regiert hätte, wohl nie auf den Gedanken gekommen ſeyn würde, nach dem Zepter zu greifen, das ſeiner Hand denn nicht bedurft hätte.

Der Kaiſer, deſſen Furcht vor heimlichen Nachſtellungen immer heftiger wurde, kam jetzt faſt niemals aus, als zuweilen um ſeine Hauskapelle, oder ſeine Pferde zu beſuchen, an welche beyde Orte er durch verborgene Gänge kommen konnte. Von Fremden bekam ihn niemand zu ſehen als Tycho, der aber bey Gebhards Ankunft zu Prag abweſend war, und ſeine Schweſter, die ſchöne Sophia Brahe, die der Kaiſer, ſo wie ſie es verdiente, als Freundin behandelte; und die durch Muſik und Dichtkunſt, in welchen beyden ſie Meiſterin war, dem unglücklichen Rudolf die einigen frohen Stunden ſchafte, die er zu genieſſen jetzt fähig war.

Sophie war ſehr ſchön, und Rudolf ein Herr, dem nur Schwermuth und tiefſinnigeres Studieren, die Miene und die Denkungsart des Alters geben kannten. Die Läſterſucht würde heut zu Tage bey einer ſolchen Verbindung bald etwas mehr als Freundſchaft vermuthen, damals ſchwieg ſie, und man hat nie gehört, daß der Umgang zweyer der edelſten Seelen mit ſo einem zweydeutigen Namen ſey belegt worden. Rudolfs philoſophiſche Kälte, Sophiens Tugend, und ihres Bruders ſtrenges Gefühl für die Ehre, nebſt ſeiner unabläßigen Theilnahme an ihrem Umgange mit dem Kaiſer, verſcheuchten jeden Verdacht. Selbſt jetzt war ſie mit dem groſſen Tycho abweſend, und Gebharden ward alſo jede Möglichkeit abgeſchnitten, durch irgend eine freundſchaftliche Verwendung Zutritt beym Kaiſer zu erlangen.

Eckhard, dem nur wenig von den gegenwärtigen Launen Rudolfs zu Ohren gekommen war, hätte nicht geglaubt, daß er ſo viel Umſchweife nöthig haben würde, bey ihm Gehör zu erlangen, als er nun brauchte, ihn nur ein einiges mahl zu ſehen. Als Churfürſt von Kölln, war er in ſeinem Sinn gewiß, augenblicklich Audienz zu erhalten, eben dieſen Namen wollte er aus Urſachen nicht brauchen. Er dachte ſeinen Entzweck eben ſo gut unter einem erborgten, der ſein Inkognito begünſtigte, zu erreichen; aber er irrte: Er mochte ſich ſo oft bey Hofe melden als er wollte, ſo blieb es bey der Sage: der Kaiſer befinde ſich gar nicht zu Prag, ungeachtet Gebhard ſich endlich mit eigenen Augen überzeugt hatte, dieſe Ableugnung ſey Unwahrheit.

Rudolf bey dem Gefühl, daß ſeine Eingezogenheit zuweilen durch Bewegung unterbrochen werden müſſe, hatte um das Schloß, das er bewohnte, lange hochgewölbte Gänge bauen laſſen, durch deſſen enge Fenſter, die kaum das Tageslicht einlieſſen, man ihn zuweilen verſtohlen ſehen konnte, wenn er daſelbſt auf und abging. Hier hatte ihn auch Gehard einſt erblickt, und war kaum im Stande geweſen, in dem blaſſen, traurigen abgezehrten Geſicht, noch die Züge ſeines ehemaligen Jugendgefährthen zu erkennen. Doch ſagte man ihm, dies ſey der Kaiſer, und er wußte alſo nun, daß der, den er zu ſprechen wünſchte, wohl gegenwärtig, aber nur für ihn nicht vorhanden wär.

Man ſagte ihm, das ſey das Schickſal aller Fremden, welche nicht beſondere Empfehlungen hätten. Er fragte, bey wem man ſich zu melden hätte, um Audienz zu erlangen, man nannte ihm einige Miniſters, denen ſich zu zeigen er keine Luſt hatte, und den Herrn von Brahe nebſt ſeiner Schweſter, welche aber gegenwärtig nicht in Prag waren.

Gebhard hatte ſich ſchon feſt überzeugt, daß er unverrichteter Sachen den Weg wieder würde zurücknehmen müſſen, auf den er ſo groſſe Hofnungen geſetzt, und durch den er weit wichtigere Vortheile vernachläßiget hatte; als ihn das Schickſal in die Geſellſchaft eines Mannes führte, deſſen Namen er nur hören durfte, um die Begierde zu fühlen, alte lang vergeſſene Bekanntſchaft zu erneuern, und in ſeiner Geſellſchaft Erinnerungen früher Jugendfreuden herbeyzurufen, welche auch dem Unglücklichſten eine Art von Linderung gegenwärtiger Leiden ſind.

In dem nehmlichen Hauſe, wo der Churfürſt von Kölln unter ſeinem erborgten Namen abgetreten war, wohnte auch ein anderer vornehmer Fremder, der unbekannt bleiben wollte, der aber Prag zu oft beſucht hatte, um nicht ſehr vielen, als der Fürſt von Siebenbürgen, bekannt zu ſeyn.

Gebhard fühlte eine ſonderbare Bewegung, als er Bathori, den Geſpielen ſeiner Jugend, nennen hörte, noch mehr als er vernahm, daß dieſer unglückliche Prinz ſich gegenwärtig in einer Lage befinde, welche viel Gleichheit mit der ſeinigen hatte.

Ganz ohne Gefolg war Gebhard nach Prag gekommen, niemand kannte ihn hier, niemand war dem er ſich entdecken mochte; gleichwohl befand er ſich in Verlegenheiten, welche ihm Rath nothwendig machten, ſollte es auch nur über die Art und Weiſe ſeyn, wie ſich Zutritt beym Kaiſer erlangen ließ, den er vergebens ſuchte. Bathori, das ſagte man ihm, war auch hierin mit ihm in einerley Fall. Er fuhr täglich nach Hofe, man wußte wer er war, aber er wollte unbekannt ſeyn, und als ein Unbekannter — ward er abgewieſen; hätte er ſich indeſſen auch unter ſeinem wahren Namen gemeldet, ſo würde ihm das nehmliche begegnet ſeyn, denn er hatte dem Kaiſer durch ſeine wilde ruhloſe Unbeſtändigkeit in kurzem ſo viel Verdruß und Unruhe gemacht, daß dieſer im Ernſt wünſchte ihn nicht mehr zu ſehen, und daß Gebhard allemal noch eher auf Gehör hätte hoffen können als der Mann, deſſen Anweſenheit ihm jetzt als ein beſonderer Glücksfall vorkam, und bey welchem er ſich in der erſten Stunde, da er von ihm hörte, melden ließ.

Man erſpare uns die Mühe, ſeine Aufnahme, und den Anfang eines Geſprächs zu ſchildern, das erſt in der Folge intereſſant wurde, als Gebhard dem Fürſten ſehen ließ, daß er ihn kennte, und ſich ihm, um ihn zur Vertraulichkeit zu reitzen, gleichfalls kenntlich machte.

Es koſtete Mühe, ehe dem Fürſten von Siebenbürgen das glaublich ward, was Gebhard ihm ſagte, und noch mehr, ehe ſich ſein mißtrauiſches Herz bequemte, die Offenherzigkeit zu erwiedern, mit welcher ihm der Churfürſt von Kölln entgegen kam. Die zauberiſchen Ideen aus der Vergangenheit, welche Gebhard aufzuregen wußte, waren es, die ihn endlich beſiegten; eine Thräne kam in ſein Auge, und er ſchloß ſeinen alten Freund in ſeine Arme.

O Gebhard! Gebhard! rief er, das waren glückliche Zeiten, die wir im Auguſtinerkloſter verlebten! Wollte Gott, wir könnten uns in dieſelben zurückwünſchen!

Glücklich, Bathori? wiederholte Gebhard, würden wir es damals eingeſtanden haben, daß wir glücklich wären? Mich dünkt, ein jeder von uns fühlte den Druck ſeiner damaligen Leiden ziemlich ſtark!

O was ſind Leiden der Jugend gegen die der reifern Jahre? ſchrie der Fürſt. Meine damaligen Beſorgniſſe waren Kinderſpiel gegen die gegenwärtige Würklichkeit!

Und ach, fiel Gebhard ein, meine damaligen ängſtlichen, unruhvollen Hofnungen, gewährten mir mehr Glück als ihre Erfüllung.

Und nun, dünkt mich, ſtehen wir beyde auf einem Punkte, ſind beyde Fürſten ohne Land! ſprach Bathori.

Das verhüte Gott! erwiederte Gebhard, meine Sachen ſtehen gut, und ich hoffe, die Eurigen nicht ſchlimmer.

O Gebhard; ich bitte euch! täuſcht euch nicht ſelbſt! Solltet ihr glücklicher ſeyn, als euch das Gerücht macht?

Sollte Bathori unglücklicher ſeyn, als ich ihn halte? —

Leider bin ich es, bins durch eigene Schuld! Ich wünſche euch, daß ihr euch nicht die nemlichen Vorwürfe zu machen habt!

Gebhard ſchwieg eine Weile, weil er keine Antwort auf Bathoris ſchmerzliche Gewiſſensrüge finden konnte. Verſchuldung ſeiner bedenklichen Lage hatte er ſich nimmer ganz geſtehen wollen, und gleichwohl drang die Gewißheit derſelben oft nur gar zu mächtig auf ihn ein.

Und wenn es denn nun um euch ſo wohl ſteht, fuhr Bathori nach einer langen Pauſe fort, was bringt euch denn, was bringt euch in dieſer Geſtalt hieher?

Gebhard ſeufzte, und gab ſeinem Freunde einen kurzen Auszug ſeiner Geſchichte, welche dieſer, deſſen Herz ſich allmählig zu öfnen begann, nicht unvergolten ließ, ſondern in einlgen Stunden, die ſie in der Einſamkeit bey verſchloſſenen Thüren mit einander zubrachten, ihm weitläuftig erzehlte, wovon wir unſere Leſer nur kürzlich benachrichtigen wollen, theils, weil Bathoris Angelegenheiten hier nur Nebenſache ſind, theils, weil ſie von ſeinem Munde erzehlt, durch ſeinen Hang zu überſpannten Phantaſien verſchoben und entſtellt, mehr das Gewand der Fabel als der Wahrheit trugen, welche wir, ſo weit nehmlich unſere Urſchrift derſelben treu bleibt, unſern Leſern mitzutheilen ſchuldig ſind.

Die letzte Nachricht von den Abentheuern des Fürſten von Siebenbürgen erhielten wir aus dem Munde des unglücklichen Karl Truchſeß, der wahrſcheinlich durch ſeine treue uneigennützige Freundſchaft gegen Bathori den Stahl geſchärft hatte, welcher in dem Augenblicke, da Gebhard ihn vor aller Gefahr ſicher hielt, im Begriff war, ſeinen Lebensfaden zu zerſchneiden; doch von der Meuchelthat, die uns um einen unſerer liebſten Helden brachte, ein andermal. jetzt zu der Geſchichte des Fürſten von Siebenbürgen!

Karl Truchſeß hatte während ſeines Aufenthalts in dieſem Lande die Feſſeln zu zerbrechen geſucht, in welchen Bathori von denen, die ſeine Schwäche kannten, gehalten wurde. Da es unmöglich war, den Fürſten von der Grundurſach aller ſeiner falſchen Schritte, von ſeinen aſtrologiſchen Träumen zu heilen, ſo hatte Karl wenigſtens einige der böſen Folgen derſelben zu heben geſucht. Einer und der andre von den verrätheriſchen Miniſtern, die Bathori an der Seite hatte, war geſtürzt, die thörigte Liebe zu der ſchönen Maria Palſy, in die man ihn zu ſeinem Unglück verſtrickt hatte, war durch die vernünftige und tugendhafte Neigung für eine Dame verdrängt, die auf alle Art das Glück des Fürſten machen mußte. Karl Truchſeß befand ſich mit den ſiebenbürgiſchen Geſandten auf dem Wege, ihm in der öſterreichiſchen Prinzeßin Maria, einen Schutzengel zuzuführen, an deſſen leitender Hand Bathori ſicherere Schritte, als bisher, gethan haben würde.

Wir haben geſehen, was Karln von dieſer Geſandtſchaft entfernte, bey welcher er eigentlich nach Bathoris Willen eine Hauptrolle ſpielen ſollte; es war die Ueberzeugung, daß er in der Geſellſchaft der Siebenbürgen von heimlichen Nachſtellungen verfolgt wurde, und die Verſicherung, die ihm ſeine neidiſchen Mitgeſandten gaben: Man bedürfe ſeiner bey dem Geſchäft am kaiſerlichen Hofe nicht, und werde die Brautwerbung auch ohne ihn zu enden wiſſen.

Sie ward würklich glücklich geendet, und Michael Zameſky, nach Karls Abzug das Haupt der Geſandtſchaft, brachte die ſchöne Braut ſeinem Fürſten, mit einer Heimſteuer, die nicht zu verachten war, in die Arme.

Die nunmehrige Fürſtin von Siebenbürgen war ſo ſchön, als Karl Truchſeß ſie ihrem Gemahl in dem Augenblick, da er die Liebe zu ihr in ſeinem Herzen weckte, geſchildert hatte; aber für Bathori und die Kabale, die an ſeinem Hofe das Zepter führte, war ſie zu fromm und unſchuldig. An den Buhlerkünſten, mit welchen der verächtlichere Theil ihres Geſchlechts die Herzen der Männer halbe Jahrhunderte, ja! auch nach verblühter Schönheit, zu feſſeln weiß, fehlte es ihr ganz, und eben ſo unwiſſend war ſie in den Ränken, durch welche ſie diejenigen, welche ihre Verbindung mit dem Fürſten gern ſahen, in ihrem Intereſſe hätte erhalten, und ihre Gegner ſchrecken können. Sie war eine holde trugloſe Seele, eine Geſpielin für einen Engel, eine gute Fürſtin für irgend ein unſchuldiges Hirtenvolk des goldnen Alters, aber für Bathori und ſein Land — Nichts.

Schon dieſes ſchadete ihr in ihres Gemahls wankelmüthigem Herzen, ſchon dieſes gab ihr in ſeiner verwahrloßten Phantaſie ein nachtheiliges Licht, daß ſie eine ſo leichte Eroberung war, daß ſich in ihre Angelegenheiten die Sterne ſo gar nicht miſchten; und daß bey ihrer Heimholung auch nicht ein einziges Abentheuer vorgefallen war. Alles alltägliche verurſachte dem Fürſten Eckel, und um die gute Prinzeßin, deren Schönheit ihrem Gemahl nun nicht mehr neu war, völlig zu ſtürzen, brauchte man nur dem verblendeten Bathori die Hand verdächtig zu machen, die den erſten Wunſch, ſich mit Oeſterreich zu verbinden, aufregte, brauchte man nur ein paarmal die warnende Glocke zu gehöriger Zeit tönen zu laſſen, ſo hatte man geſiegt.

Bathori ward unmuthig, nachdenkend; ſchwermüthig. Es lag am Tage, daß es ihn reute, die Feſſeln des Eheſtands zu tragen. Er floh ſeine Gemahlin, wo er konnte, und war froh in den Unruhen, welche die Türken unaufhörlich erregten, Vorwand zu finden, die Stille des häuslichen Lebens mit dem Getümmel des Kriegs zu vertauſchen.

Bathori beſaß unter tauſend von ſeinen Fehlern verdunkelten guten Eigenſchaften. auch Tapferkeit. Die Thaten, zu welchen er ſich mit den Kaiſerlichen wider den Erbfeind verband, waren groß; nur dies war zu beklagen, daß der Vortheil, der ihm aus denſelben zuwuchs, immer klein blieb. Ob die Hülfsvölker, deren er ſich freute, es allemal ehrlich mit ihm meynten, iſt ungewiß; die Geſchichte ſagt, daß wenigſtens durch ihre Saumſeligkeit, Unwiſſenheit und Uebereilung, ihm oft unwiederbringlicher Schade zugezogen wurde, und daß er ſich auf die letzt in einer ſo bedenklichen Lage ſah, daß er den Türken gewonnen Spiel geben, oder in irgend einem auſſerordentlichen Hülfsmittel Rettung ſuchen mußte.

Dieſes Hülfsmittel glaubte er in einem Schritte gefunden zu haben, den wohl nie ein Fürſt gethan hat, ohne ihn ſchwer bereuen zu müſſen.

Der drückenden Laſten müde, die ihm der Name eines regierenden Herrn auflegte, eben ſo überdrüßig der Bande, die ihn an eine Gemahlin feſſelten, die er nicht mehr liebte; eilte er nach Prag zum Kaiſer, und bat, ihn beyder zu entnehmen. Rudolf erſtaunte über den erſten Theil der Forderung, und verwarf den andern ganz; doch ſeine Misbilligung minderte ſich, da ihm ſeine Räthe die Sache aus einem andern Lichte zeigten. Bathori kam, dem Kaiſer ein groſſes ſchönes Fürſtenthum in die Hände zu legen, und forderte dagegen nichts, als den Beſitz zwey mäßiger Herrſchaften nebſt einer jährlichen Penſion, die ſich überſehen ließ; welcher Monarch hätte ein ſolches Geſuch von der Hand weiſen ſollen? Man ward der Sache einig, Bathori bekam Oppeln und Ratibor, und Rudolf machte Anſtalten, Siebenbürgen in Beſitz zu nehmen. Die Scheidung von einer öſterreichiſchen Prinzeßin würde etwas mehr Einwendung gefunden haben, aber die kaiſerlichen Räthe, die ſich, Gott weiß durch welchen Vortheil, bewogen, mit Bathoris Rathgebern in allem verſtanden, wählten eine Stunde, da der Kaiſer eben eine wichtige aſtrologiſche Berechnung zu endigen hatte, und er überließ ihnen alles. Es war auf einmal erwieſen, daß die Fürſtin von Siebenbürgen ihren Gemahl nie mit Erben erfreuen würde, und daß er alſo ein Recht habe, ſich von ihr auf ewig zu trennen.

Wir glauben nicht, daß dieſe Dame, da es bey all ihrer ſtillen Sanftmuth nicht an Verſtand und edeln Stolz fehlte, die Trennung von einem Gemahl, wie Bathori, ſchmerzhaft empfinden konnte. Die Welt kannte ſie, und kannte den wunderlichen Fürſten von Siebenbürgen, und durch dieſe Kenntniß war ihre Ehre geſichert. Der Kaiſer, ihr Verwandter, ſorgte, als er einmal wieder von den Sternen zurückkam, daß es ihr nicht an ſtandesmäßigen Einkommen fehlte, ſie blieb in dem Lande, deſſen Fürſtin ſie nun nicht mehr war, und lebte unſers Erachtens glücklicher als Wittwe, denn als Bathoris Gemahlin.

Bathori hatte die Ruhe auf ſeinen neuen Beſitzungen nicht ohne Rückſicht auf die geliebte Aſtrologie gewählt. Bey der Muße, die er nun hatte, glaubte er ungeſtört aus dem Becher einer Wiſſenſchaft ſchwelgen zu können, die er für unerſchöpflich hielt. Auch ließ ſeine immer rege Goldliebe ihn von Schätzen träumen, die, wie man ihn beredet hatte, in dem Schooße ſeiner neuen Herrſchaften liegen ſollten. Er war getäuſcht in beyden. Oppeln und Ratibor machten ihn nicht ſo reich, als er gehofft hatte, und die unabläßige Muſe ekelte ihn bald an. Die Sternkunde war ihm als tägliche Beſchäftigung bey weitem das nicht, was ſie ihm als abgeſtohlner Zeitvertreib geweſen war. Immer noch reizend, immer noch unerſchöpflich war ſie ihm, aber — wer kann ſich ewig mit einer Sache beſchäftigen.

Bathoris Kanzler, Johann Zamoſcy, hatte Siebenbürgen verlaſſen, ſo bald der Fürſt dem Regiment entſagt hatte. Zamoſcy war dem Fürſten treue, er war ſein Verwandter, und der übereilte Schritt, den er gethan hatte, war ganz ohne Rückſprache mit ihm geſchehen.

Er lebte in Pohlen. Zu ihm flohe jetzt Bathori, klagte ihm die Reue nach der That, und erhielt nach einigen ernſten Verweiſen die Einſchläge, deren Ausführung umſtändlich zu beſchreiben, die Gränzen dieſer Blätter, und die Geduld unſerer Leſer überſchreiten würde.

Bathori ward wieder Fürſt von Siebenbürgen, fand ſchlechtes Glück, verglich ſich von neuem mit dem Kaiſer, wankte wieder und wieder, bis er ſich endlich auf dem Punkte ſah, wo er jetzt mit Gebhardten zuſammen traf, und ſich mit Recht, ſo wohl als ihn, einen Fürſten ohne Land nennen konnte.

Sein Volk, das er ſo unüberlegt, ſo treulos verlaſſen hatte, litt am meiſten durch ſeine Verirrungen. Siebenbürgen war ein beſtändiger Schauplatz des Kriegs. Der Kaiſer hatte ſeine Rechte, die ihm Bathori zum öftern übertragen hatte, bald gegen den bald gegen jenen zu vertheidigen, der ſich zum Fürſten von Siebenbürgen aufwarf; die Türken miſchten ſich mit ein, und das Volk, welches Bathori immer noch liebte, und welches es jetzt lebhaft fühlte, daß es ihm ehemals unter ſeiner Regierung beſſer gegangen war als gegenwärtig, rufte ihn noch einmal herein, mit dem Angelöbnis, alles aufzuſetzen, um nur ihn wieder zum Fürſten zu bekommen.

Wie konnte Bathori einem ſolchen Rufe widerſtehen? Er kam, er ergriff die Waffen, er würde jetzt glücklich, und denn vielleicht klüger geweſen ſeyn; wenn ihm das Schickſal ehemals verſäumte Stunden, ehemals vernachläſſigte treue Diener nun hätte wiedergeben wollen; aber Johann und Michael Zamoſcy waren jetzt nicht mehr, an ihrer Statt hatte ſich ein Mann ſeines ganzen Zutrauens zu bemächtigen gewußt, der ihn verrieth. Sein General Moſes Zäckler arbeitete, unter dem Vorwand ſeinem Herrn zu dienen, für ſich ſelbſt, er trachtete für ſich nach dem Fürſtenthum, und ſeine Treuloſigkeit war es eben, was den unglücklichen Bathori jetzt nach Prag trieb, und ihn Hülfe bey dem Kaiſer ſuchen machte, dem er ſo viel Verdruß und Unruhe verurſacht hatte, und der ihm jetzt mit vieler Billigkeit das Gehör verſagte.

Bathoris und Gebhards Lage, die ſo vieles unter ſich gemein hatte, machte ſie unzertrennlich, und brachte die Freundſchaft, die bey ihrer ehemaligen Entſtehung im Auguſtinerkloſter, unter die allerkühlſten und alltäglichſten gehört hatte, ner ſchwärmeriſchen Hitze. Sie ſchwuren einander, in Zukunft jeder für den andern, ſo wie für ſich ſelbſt, zu arbeiten, und machten den Anfang damit, daß ſie gemeinſchaftlich auf Mittel ſannen, wie ſie den öftern Abweiſungen zum Trotz, dennoch Gehör beym Kaiſer erlangen wollten.

Bathori, der überhaupt mit Rudolfs Launen bekannter war, als Gebhard, wußte von ſeiner Neigung zum Beſitz ſchöner Pferde, die er zwar faſt nie gebrauchte, aber ſehr gern ſah, und von allen Orten um die theuerſten Preiſe aufkaufte. Er hatte durch ſeine Leute erfahren, daß des Kaiſers Geſchmack in dieſem Fach, der freylich, wie alle ſeine Phantaſien, endlich zur Leidenſchaft werden mußte, jetzt die höchſte Stufe erreicht habe, und daß er jede Stunde, die er den Sternen und dem Gottesdienſt abbrechen könnte, anwendete, ſeine prächtigen Ställe zu beſuchen.

Bathori hatte ein Gefolg um ſich, das für einen flüchtigen Fürſten nicht klein war, ſein übriger Aufwand war dem gleich, und er hatte beſonders eine große Menge Pferde mit herüber gebracht, deren Nutzen und Gebrauch, bey ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, niemand abſehen konnte, wenn es nicht ſchon gleich anfangs ſein

Plan geweſen war, hier bey Rudolfen den Roßtäuſcher zu machen.

Er veranſtaltete, daß der Kaiſer auf eine unverdächtige Art durch die dritte Hand Gelegenheit erhielt, ſeine Ställe von Bathoris Vorrath um billige Preiſe zu bereichern, und als er endlich den fremden Kaufmann ſelbſt zu ſehen, und mit ihm zu handeln wünſchte, ſo hatte dieſer, was er wollte. Er las zwey türkiſche Pferde von ſeltener Schönheit aus, legte nebſt Gebharden zu ihrem Endzweck dienende Kleider an, und verfügte ſich nebſt ihm an den Ort, wo man ihn hin beſchieden hatte, und wo ſie den Kaiſer aus ſeinen Gallerien, die dorthin führten, bald auch eintreten ſahen.

Die Geſchichte ſagt, daß damals beynahe das einige Mittel, den lichtſcheuen Kaiſer zu ſehen, die Verkleidung eines Roßtäuſchers oder Reitknechts geweſen ſey. Rudolf kam nach und nach hinter dieſe Liſt, die manche brauchten, ſeinen Anblick zu gewinnen; die neugierigen Lauſcher hätten ſich nicht allemal klug genug bey ihrem angenommenen Charakter behaupten können, und es war nicht zu verwundern, wenn er bey Bathoris und Gebhards Anblick etwas ahndete, das er bey andern ſchon mehrmals gemerkt hatte. Die beyden Fürſten hatten vergeſſen, mit der Kleidung auch die Miene ihres Standes abbürgen, und ſie ſtellten in der That, ſo wie ſie hier vor Rudolfen ſtanden, ein paar ſehr ſeltſame, ſich in ihren Theilen ganz widerſprechende Figuren vor.

Des Kaiſers Verdacht vermehrte ſich, als Bathori die Pferde, um die er zu handeln begann, ihm zum Geſchenk anbot; und als er in dieſem Augenblick den Geber beſſer fixirte, und die bekannte Geſtalt des Fürſten von Siebenbürgen entdeckte, ſo fehlte nicht viel, daß die ganze Liſt verunglückte, und die beyden Gehörſuchenden, ſo wie immer, mit dem bloßen Anſchaun abgefertigt, ſich entfernen mußten.

Rudolf wandte dem Fürſten voll Unwillen den Rücken; Bathori erkühnte ſich, ihm nachzueilen; Gebhard, der wohl einſah, daß hier alles gewagt ſeyn mußte, folgte ihm, und da der Kaiſer durch einen Zufall den rechten Eingang in ſeine düſtern Labyrinthe verfehlte, wo er denen, die er vermeiden wollte, mit leichter Mühe hätte aus den Augen kommen können, ſo gelang es den beyden zudringlichen Fremdlingen endlich, ihn ſo weit zu bringen, daß er in einem kleinen Hofe, wohin man gerathen war, ſtehen, und ſich nach ihnen umwenden mußte.

Mit Unwillen und einigen zornigen Worten, wie der Fürſt von Siebenbürgen ſie vom Kaiſer erwarten konnte, fragte er, was Bathoals Begehren ſey? — Bathori ſtellte ihm ſtatt aller Antwort, Gebharden vor, und ließ Rudolfen glauben, wenn er es glauben wollte, daß dieſer die einige Urſache ſeiner gegenwärtigen Zudringlichkeit ſey.

Größere Ueberraſchung kann man ſich wohl nicht vorſtellen, als dieſe, hier auf einmal zwey Fürſten vor ſich zu ſehen, die Rudolf hier am wenigſten hätte vermuthen ſollen, und deren gemeinſchaftlicher Anblick dem Kaiſer die ſeltſamſte Erſchütterung verurſachen mußte. Wie ausgezeichnet waren beyde, in Rückſicht auf ſich ſelbſt, und wie viel mehr wären ſie es, in Beziehung auf Rudolfen!

Alte Geſpielen ſeiner Jugend, ehemalige Freunde, von den Sternen ehemals auf gewiſſe Art mit ihm in eine Reihe geſtellt, denn ſo wunderbar von ihm getrennt; merkwürdige Beyſpiele eines ſeltſamen Schickſals, merkwürdige Beyſpiele von der Untrüglichkeit ſeiner Lieblingswiſſenſchaften. — Den Fürſten von Siebenbürgen hatte er, ſeit der Trennung im Auguſtinerkloſter, zu ſeinem Verdruß ſehr oft geſehen, Gebharden nicht wieder, gleichwohl war die Aenderung in ſeinem Aeuſſerlichen nicht ſo groß, daß Rudolfen bey ſeinem Anblick nicht ſchnell das Bild ſeines ehemaligen Jugendgefährten hätte vor die Seele kommen ſollen; eine

Verſtellung, die ihn ſo mächtig faßte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Man ſagt, ein Mitbürger aus unſerm Vaterlande, der uns in der Fremde begegnet, wird uns auf einmal zum lieben Freunde; wie ſollte nicht der, den wir einſt in dem Zauberlande der Jugend kannten, mit allen lachenden Bildern, die ſich an ſeinen Anblick ketten, uns in höhern Jahren willkommen ſeyn! Gebhard war Rudolfen im Auguſtinerkloſter, beſonders auf die letzt, nicht ſehr theuer geweſen, ſie waren mit vielem Kaltſinn damals geſchieden; und doch bewegte ſich ſein Herz jetzt auf eine ſo ſonderbare Art gegen ihn, daß er ſchnell den Unwillen, den er als Kaiſer auf den abtrünnigen Sohn der Kirche haben mußte, herbeyrufen, um Gebharden wenigſtens freundlich zu empfangen. — Er arbeitete unter den heftigſten Bewegungen, und konnte endlich ſich kaum zu der kalten Frage, nach ſeinem Begehren, zwingen.

Wir wiſſen nicht, ob Gebhard gewahr ward, was auf den erſten Anblick zu ſeinem Beſten in Rudolfs Herzen vorging, aber ſo viel iſt gewiß, daß er, um dieſen günſtigen Eindruck noch einige Zeit zu unterhalten, nichts würkſameres hätte ausdenken können, als die Antwort, die er ihm auf ſeine Frage gab.

Was mein Begehren an den Kaiſer iſt? wiederholte er mit einem Seufzer — Ach, es iſt freylich lange, daß Rudolf und Gebhard ſich zuletzt unter den Augen ihres gemeinſchaftlichen Lehrers ſahen, der Dinge, die das Andenken der damaligen Zeiten bey dem Kaiſer auslöſchen mußten, waren viel; ſonſt würde er ſich noch ſo wohl, als ich, erinnern, mit was für Worten mich Marianus damals entließ, in was für Angelegenheiten er mir damals gebot, mich an ſeinen Liebling zu wenden.

Sein Liebling? verſetzte Rudolf, deſſen Augen bey Marianus Namen noch feuchter wurden, ja, das war ich! — Aber in der That, ich habe vergeſſen, was er euch damals ſagte. Wiederholt mir ſeine Worte; eine jede Sylbe, die aus ſeinem Munde ging, iſt mir heilig.

Will Gebhard Rath bey ſeinem Lehrer holen, dies waren Marianus Worte, ſo wende er ſich an Rudolf, den er ja wohl auf dem Kaiſerthron zu finden wiſſen wird, dieſer wird allemal wiſſen, wo ich bin.

Ach Gebhard, unterbrach hier Rudolf den Churfürſten, der noch etwas von ſeinem Zuſtande anhängen wollte, welcher ihn guten Raths ſo bedürftig machte. Ich habe den, nach dem ihr fragt, ſeit meiner Abreiſe aus Spanien, nicht wieder geſehen, und nun iſt er Euch und mir auf ewig entrückt. Dort über den Sternen ſchwebt ſeine edle Seele! O nur eine Stunde, nur eine Stunde ſeines Umgangs! ſeines Unterrichts! niemand, ſelbſt Tycho, kann mir denſelben nicht erſetzen!

In dem Feuer, mit welchem Rudolf ſprach, hatte er die Hand des Churfürſten ergriffen, und führte ihn mit ſich unter den Bäumen hin, welche den Platz beſchatteten. Der Spatziergang wurde eine lange Weile ſtillſchweigend fortgeſetzt, bis Gebhard ſich erkühnte, noch eine Frage über den Tod des Philoſophen zu thun; dieſes zog aus dem Munde Rudolfs, welchen kindlicher Schmerz die kaiſerliche Gravität auf eine Weile ganz vergeſſen ließ, eine lange Erzählung nach ſich, welche Gebharden, der andre Dinge im Sinne hatte, in der That ein wenig ermüdete, und deren Ende er gern ſah.

Es iſt Zeit, daß ich euch entlaſſe, ſprach Rudolf zuletzt, ihr wiſſet jetzt, was ihr wiſſen wollet, wenn ihr nicht noch andere Dinge auf dem Herzen habt.

Ach gar viel hatte Gebhard auf dem Herzen, vom weiſen Marianus reden zu hören, war er wahrlich nicht hieher gekommen; ſeine Gedanken drängten ſich, und er ließ ſie, da er des Kaiſers Eil ſahe, und kein Verſprechen einer zweyten Audienz erhalten konnte, vielleicht nicht mit der ſchlauen Politik und all der Behutſamkeit laut werden, die man nöthig hatte, wenn man bey einem Fürſten, wie Rudolf, in ſeinem Geſuch glücklich ſeyn wollte.

Ein Wort, ein unvorſichtiger Ausdruck war es vielleicht, was den Kaiſer aus ſeiner anfänglichen Laune brachte, und ihm Gebhards gegenwärtige Lage auf einmal im gehäſſigſten Lichte darſtellte. Rudolfs gütige Miene verfinſterte ſich, es erfolgten Vorwürfe; die Vertheidigungen des Churfürſten machten es noch ſchlimmer, und er erhielt endlich die Weiſung, ſich zu entfernen, und mit dem, was über ihn in verſchiedenen Reichstagen und Concilien beſchloſſen worden war, zufrieden zu ſeyn; wenn er nicht endlich der Stimme der Wahrheit Gehör geben, und in den Schooß der Kirche, die er freventlich verlaſſen habe, zurückkehren wolle.

Und weis mein Kaiſer, verſetzte Gebhard, was ich bey dieſer Rückkehr aufopfern würde? — Nicht nur mein Glück, nicht meine Ehre, nicht meine Hoheit, die man mir, wenn ich ſie nicht mit dem Schwerde zu behaupten weis, doch wohl ſchwerlich wiedergeben würde! — —

Und was denn? fragte Rudolf mit Unwillen.

Den Beſitz dieſes Engels! verſetzte Gebhard, indem er Agneſens Bild aus dem Buſen zog, und es dem Kaiſer darreichte, das Glück und die Ehre dieſes Weibes, das mir alles aufopferte, und alſo auch wohl gleiche Opfer von mir verlangen kann.

Gebhard müßte in dem Augenblicke, da er einer der wichtigſten Unterhandlungen ſeines Lebens dieſe Wendung gab, wohl nicht recht bey ſich ſelbſt ſeyn. Agneſens hätte hier gar nicht gedacht werden müſſen, wenn er ein günſtiges Vorurtheil für ſich, in dem Herzen des Kaiſers, hätte erhalten wollen. Seine Vermählung gab ſeinem Uebertritt zum Proteſtantismus, in den Augen der ganzen Welt, einen falſchen Anſtrich; wie vielmehr in den Augen des ſtrengen Rudolfs; des Eiferers in ſeiner Religion, des Mannes, der ſelbſt die härteſten Kämpfe mit den gefährlichſten aller Leidenſchaften gekämpft hatte, und von jedermann erwartete, er ſolle ſie eben ſo beſiegt haben, wie er ſie beſiegt hatte, oder beſiegt zu haben glaubte.

Das Bild der Churfürſtin, davon Gebhard meynte, es ſollte ſeine beſte Apologie ſeyn, und ihm Rudolfs Herz völlig gewinnen helfen, ward gar nicht angeſehen. Der Kaiſer nannte ihn einen verliebten Thoren, und wandte ihm den Rücken, und da Gebhard auf dieſen wirklich etwas harten Ausdruck einige Gegenrede wagte, und Rudolfs Wink, ſich zu entfernen, auf keine Weiſe verſtehen wollte, ſo ergrif der Kaiſer endlich Bathoris Arm, und eilte mit ihm nach den Gallerien, die ſonſt niemand an ſeiner Seite betreten durfte.

Bathori hatte während des langen Geſprächs mit Gebhard, das ſich ſo unglücklich für denſelben endigte, faſt ganz unbemerkt dageſtanden, und wenn der Kaiſer in ſeiner Promenade mit dem Churfürſten bey ihm vorüberkam, kaum einen verdrießlichen Seitenblick erhalten. Jetzt half ihm Gebhards ungnädige Entlaſſung zu einem Glück, das er faſt nicht mehr zu hoffen wagte, zu einer Privataudienz bey dem Kaiſer, die von dem Monarchen ſelbſt auf eine ſo gnädige Art eingeleitet ward, daß ſich alles von demſelben erwarten ließ.

Wir wiſſen ſelbſt nicht, was dem Fürſten von Siebenbürgen, der im Grunde die ungnädigen Blicke des Kaiſers weit mehr verdient hatte, als Gebhard, zu dieſer glücklichen Wendung ſeines Schickſals verhalf, wenn es nicht eine Art von Uebereilung, von Seiten Rudolfs, war, der vielleicht in dem Unwillen über Gebhards Zudringlichkeit, nicht recht wußte, was er that, oder wenn nicht der Kaiſer die Abſicht hatte, den unglücklichen Churfürſten von Kölln, ſeinen Unwillen in dem Vorzug, den er einem andern gab, deſto ſtärker fühlen zu laſſen.

Bathori, überhaupt weit ſchlauer und weltklüger, als Gebhard, und mit des Kaiſers Launen nicht ganz unbekannt, hatte ihm die, in welcher er ſich gegenwärtig befand, in den Fragmenten ſeines Geſprächs mit dem Churfürſten, ziemlich abgelauſcht; und wußte ſich bey der nunmehrigen Unterhaltung ſo klüglich nach derſelben zu bequemen, daß er den Kaiſer ganz für ſich einnahm. Von Gebhard fielen nur einige wenige unwillige Worte von Seiten des Kaiſers vor. Nach der Urſach von Bathoris Anweſenheit ward gar nicht gefragt. Marianus und die Aſtrologie waren der einige Gegenſtand des Geſprächs; der Fürſt brauchte ſeine Leidenſchaft für dieſe verrätheriſche Kunſt, die ihn ſo unglücklich gemacht hatte, nicht zu heucheln, er hing ihr noch immer mit ganzer Seele an, und wußte Rudolfen ſo viel darüber zu ſagen, als ob er einig aus dieſer Urſach nach Prag gekommen wäre, und ſich die gegenwärtige Audienz nur darum mit ſo vieler Mühe errungen hätte, damit er dem Kaiſer neue Supplemente zu den Wundern der Sterndeutekunſt liefern könnte.

Dies war das rechte Mittel, Rudolfs Herz zu gewinnen. —

Bathori war von dieſem Tage an täglich bey Hofe, und ob er gleich für ſeine eigenen Angelegenheiten keinen weitern Vortheil erringen konnte, als den Beſitz des Schloſſes Lobkowitz, nebſt einer ſehr mäßigen Penſion, ſo war er doch hierinnen immer weit beſſer daran, als der Churfürſt, welchem gar nichts verwilligt wurde, und dem man ohne viel Umſtände unter den Fuß gab, er möchte Prag, ſo bald als möglich, verlaſſen, und wenn er nicht zu jeder Aeußerung entſchloſſen wäre, die man ihm vorſchlagen würde, ſich nie wieder mit einem Geſuch bey dem Kaiſer melden.

Eine Audienz hatte Gebhard noch bey dem Erzherzog Mathias, der ihn ſo mild und freundſchaftlich behandelte, wie es die liebenswürdige Gemüthsart mit ſich brachte, die dieſen Fürſten zum Abgott der ganzen Welt machte. Er that Gebharden, den er nicht wie einen Supplicirenden, ſondern noch ganz wie einen Fürſten behandelte, zwey Vorſchläge, die nicht hätten ausgeſchlagen werden ſollen: er ſchlug ihm vor, dem Churhut freywillig zu entſagen, und ſich um das Bisthum von Strasburg zu bewerben, das kürzlich erledigt worden war, und bey welchem die meiſten der proteſtantiſchen Domherren würklich ihre Wünſche auf den unglücklichen Mann gerichtet hatten, der, er mochte nun von ſeinem eigenen Zuſtand halten was er wollte, ſchon vom der ganzen Welt als ein Fürſt ohne Land angeſehen ward.

Gebhard war ſchwach genug, ſich durch den klugen Rath des Erzherzogs halb beleidigt zu finden, und verwarf denſelben ſowohl als den zweyten, welcher darin beſtand, ſich irgend eine ungariſche oder böhmiſche Herrſchaft auszuſehen, und ſich auf ihn zu verlaſſen, daß er ihm dieſelbe mit einer jährlichen Penſion von funfzigtauſend Dukaten verſchaffen wollte.

Mathias zuckte die Achſeln, daß Gebhard ſeine wahre Lage ſogar nicht einſehen wollte, gern hätte er ihm auf irgend eine Art geholfen, wäre es auch nur aus alter Zuneigung für den geliebten Karl Truchſeß geweſen, um deſſen Ergehen er Gebharden angelegentlich befragte. Dieſer beantwortete das letzte, indem er der Feſtung Bonn, die damals ſchon übergegangen war, und bey deren Vertheidigung er Karln noch beſchäftigt glaubte, auf eine ziemlich großſprecheriſche Art gedachte, er beurlaubte ſich darauf kurz, und der Erzherzog ſah ihn an als einen Mann, dem nun nicht mehr zu helfen ſey, indeſſen ſich Gebhard durch ſeine Güte höchlich beleidigt fühlte, und ihn nicht ohne Unwillen verließ.

Bathori, der täglich um den unglücklichen Churfürſten war, that ihm bald noch einen an dern Vorſchlag, durch welchen er mehrere Urſache hatte, ſich beſchimpft zu glauben, und der ihm einen hellen Blick, ſowohl auf den Charakter ſeines Freundes, als auf ſeine Meynung von ſeinem Zuſtand gewährte.

Bathori hatte das Bild der ſchönen Agnes damals, als Gebhard es dem Kaiſer zeigte, zuerſt geſehen, und ſich es nach der Zeit [illegible] oft von ihm zeigen laſſen. Er hatte ſich erſten Blicks überzeugt, daß die Gemahlin ſeines Freundes, niemand anders ſey, als die unbekannte Schönheit, die er ehemals unter dem Namen der Tochter Sanke Eulaliens geliebt und entführt hatte. Durch das öftere Anſchauen dieſes Wunderbildes war die alte Leidenſchaft in ſeinem verwahrloßten Herzen von neuem entglommen; und er hatte kein Bedenken getragen, endlich mit der Frage hervorzutreten, ob Gebhard ihm nicht den Beſitz dieſes Engels, gegen das Fürſtenthum Siebenbürgen, überlaſſen wollte. Sie iſt deine Frau, ſagte er, ich weiß aus meinem Beyſpiel, wie leicht und gern man ſich von einer Gemahlin ſcheidet. Ich kann ihr, da es mir nicht an Geld und Gut fehlt, auf meinem Schloß ein glücklichers Loos verſchaffen, als du in deinem Churfürſtenthum, das nicht mehr dein iſt. Sie wird lieber Fürſtin Bathori, als Frau von Truchſeß ſeyn wollen, auch denke ich ihr beſtändiger zu bleiben, als der öſterreichiſchen Maria. Du hingegen erhältſt durch ein leichtes Opfer die Anwartſchaft auf Siebenbürgen, das dich, wenn ich dich empfehle, gern an meiner Statt aufnehmen wird, und deſſen Beſitz du dir leicht, mit den Waffen in der Hand, erhalten kannſt.

Es lag doppelter und dreyfacher Unſinn in dieſem Vortrage, Gebhard fühlte nichts in demſelben, als die Beleidigung, und antwortete dem Fürſten ganz mit der Verachtung, die er verdiente. Man ſchied von einander mit dem höchſten Unwillen, der, auf Gebhards Seite, nahe an Wuth gränzte. Voll Verdruß, ſie hier nicht ſo äußern zu dürfen, als er gewollt hätte, voll Unmuth über den wenigen Vortheil, den er von dieſer Reiſe gehabt hatte, und voll Zorn auf die Geſtirne, die ihn zu derſelben verleitet hatten, verließ er Prag, und langte bald in den Gegenden an, wo neue Kränkungen von der bitterſten Art auf ihn warteten.

Der unglücklichſte Schritt, den Gebhard zu dieſer Zeit hätte thun können, war die nutzloſe Reiſe nach Prag geweſen, von welcher er nun zurückkam. Er hatte ſeine Angelegenheiten in Händen gelaſſen; die ſie theils nicht glücklich durchführen konnten, theils nicht wollten. Böſe Zeitungen flogen ihm, ſo wie er dem Schauplatz ſeines Unglücks näher kam, von allen Seiten entgegen. Die Exkommunikation des Pabſts, von welcher man bisher nur noch geredet hatte, war öffentlich bekannt gemacht. Eine entſcheidende Schlacht wider den Herzog von Lauenburg war verloren, und obgleich dieſer hämiſche Feind des Churfürſten ſeinen Endzweck durch dieſen Sieg nicht erreicht hatte, ſondern ſich gefallen laſſen mußte, daß Herzog Ernſt von Bayern den Churhut erhielt, auf welchen er gehoffet hatte, ſo ward doch Gebhard dadurch nichts gebeſſert, ſondern er war und blieb der Ehre entſetzt, die er, allen böſen Aſpekten zum Trotz, zu behaupten gedacht hatte.

Die ſchmerzlichſte Poſt war ihm, der Uebergang von Bonn, und die unglückliche Belagerung von Godesberg. Er hätte nicht geglaubt, noch heftiger zu Boden geſchlagen werden zu können, wenn er nicht in der nächſten Stunde den Todesſtreich, durch die beſtätigte Nachricht, erhalten hätte, daß ſein Bruder, der edle Karl Truchſeß, tod, und ſeine Gemahlin, nach der Eroberung der Feſtung, wo wir ſie verlaſſen haben, wahrſcheinlich in die Hände ſeiner Feinde gerathen ſey.

Gebhard hatte ſein Liebſtes auf der Welt; ſeine Agnes in einer Feſtung, welche damals für unüberwindlich gehalten wurde, ganz ſicher geglaubt, auch würde ſie es vielleicht geweſen ſeyn, wenn nicht jener ſchreckliche Zufall, deſſen wir im Vorhergehenden gedacht haben, ſie ihres tapfern Beſchützers, des alten Generals von Mannsfeld, beraubt hätte; er litt noch einige Tage an der Zerſchmetterung ſeines Schenkels, und ſtarb dann in den Armen der unglücklichen Churfürſtin, die hier alle Standhaftigkeit zuſammennehmen mußte, um nicht durch den letzten Streich, den ihr das Schickſal, wie ſie glaubte, verſetzen konnte, ganz zu Boden geſchlagen zu werden. Ach, ſie glaubte, dies ſey das härteſte, was ihr jetzt wiederfahren könnte, von andern Seiten hielt ſie ſich ſicher, da doch das Unglück auch daher mit aller Macht auf ſie eindrang.

Der ſterbende General ſuchte ſeine troſtloſe Nichte durch Worte aufzurichten, die nach ſeinem Urtheil einiges Gewicht hatten. Er nannte ihr, da er zu ſchwach war, viel und zuſammenhängend zu ſprechen, oft die Feſtung Bonn und ihren tapfern Vertheidiger, Karl Truchſeß; ſeine Meynung war ohne Zweifel, daß Agnes nach ſeinem Tode Godesberg verlaſſen und nach Bonn fliehen, oder hier ſich Karls Schutz anvertrauen ſollte; ach, er wußte nicht, daß die erzbiſchöfliche Reſidenz ſchon damals in der Gewalt des Herzogs von Bayern war! Agnes, der man dieſes nicht hatte verſchweigen können, weinte bey dem Troſt, den der Sterbende für ſie aus dieſer Gegend hernahm, aber ſie hütete ſich, ſeine letzten Stunden durch die Nachricht zu trüben, daß auch hier alles für ſie verloren ſey, daß Karl, durch Verrätherey genöthigt, die Stadt habe übergeben müſſen, und ſich jetzt als ein Kriegsgefangener in der Gewalt des Eroberers befinde.

Agnes wußte, daß er in keine unedeln Hände gefallen war, wußte, daß beſonders der Erzherzog Ferdinand ſich ſeiner annehme, und ihm baldige Freyheit verſprochen habe, und hierauf baute ſie noch einige Hofnungen, auch erwartete ſie täglich Nachrichten von ihrem Gemahl, aus Weſtphalen, aber ach, all dieſe morſchen Stützen, an welchen ſich die Hülfloſe aufrecht zu halten ſtrebte, ſollten ſinken, ſinken an einem Tage.

Karl Truchſeß befand ſich in der That unter dem Schutz des Erzherzogs Ferdinand ſo wohl, als es bey ſeinen Wunden und dem Gram über die zu Grunde gehende Hoheit ſeines Hauſes möglich war. Er würde geneſen ſeyn, würde dem Glück ſeines Bruders wieder empor geholſen, würde wenigſtens die geliebte Agnes gerettet haben, wenn nicht hier der Tod im Verborgenen auf ihn gelauert hätte, der ihm, ſeit den ſiebenbürgiſchen Händeln, immer auf den Ferſen geweſen war; ein grauſamer meuchelicher Tod, deſſen Pfeil ihn ungewarnt und ohne Rettung treffen ſollte.

Karl hatte ſich, bey ſeinem Aufenthalt in Siebenbürgen, durch ſeine edle uneigennützige Freundſchaft gegen Bathori, viel Feinde gemacht, die ihm, weil ſie noch fernere Zernichtung ihrer Anſchläge von ſeinem Leben fürchteten, den Untergang geſchworen hatten. Karl, der in ſeinem eigenen Hauſe jetzt genug zu thun fand, hätte wahrſcheinlich an die ſiebenbürgiſchen Kabalen und ihre Zerſtörung nicht wieder gedacht, aber er ſollte jetzt ſowohl für das büßen, was er bereits gethan hatte, als was man noch von ihm fürchtete.

Eines Morgens lag er wachend auf ſeinem Zimmer, wo ihn der Erzherzog Ferdinand eben beſucht hatte; einige Nebenzimmer waren geöfnet, um ihm von ſeinem Lager die Ausſicht ins Freye zu verſchaffen. Er genoß der lieblichen Kühlung der Luft, die ihm wohl that, und achtete nicht auf das, was auf dem Walle vorging, auf welchen die Fenſter des geöfneten Kabinets hinausſahen. Plötzlich fiel ein Schuß, und

Hut und Degen, welche über ſeinem Bette hingen, wankten und fielen herab; Karl, nicht ohne Empfindung des Schreckens, richtete ſich auf und grif nach der neben ihm ſtehenden Glocke, ſeinen Kammerdiener zu läuten, aber ehe dieſer noch hereintrat, hatte ſchon eine zweyte beſſer gerichtete Kugel, Karls Heldenthaten ein Ende gemacht, und der erſchrockene Diener fand ſeinen Herrn mit dem Tode ringend; der rechte Schlaf war zerſchmettert; alle Hülfe kam zu ſpät, und der Mann, auf dem Gebhards und Agneſens Glük noch faſt allein ſich ſtützte, hauchte den letzten Seufzer aus.

Man denke ſich das Entſetzen, das dieſe That erregte, und alle die fruchtloſen Nachforſchungen nach dem Thäter, ſo hat man kaum; und erlaube uns nach der verlaſſenen Churfürſtin nach Godesberg zu eilen, welche die Poſt von dieſem ſchrecklichen Vorgange, die ihr Ohr nicht verfehlte, auf dem Krankenlager fand, wohin ſie die Leiden an dem Sterbebette ihres Oheims, mit tauſendfachen Beängſtigungen und Schreckniſſen verbunden, endlich geſtreckt hatten. Godesberg war damals ſchon belagert, der tapfere Officier, der, wie wir ſchon erwehnt haben, die Stelle des nun verſtorbenen Generals vertrat, hatte ſein Leben in einem der erſten Angriffe verloren. Die Feſtung vertheidigte ſich nur noch ſchwach, die Beſatzung, bey welcher aus Mangel eines rechten Oberhauptes, tauſend Unordnungen vorfielen, ſchrien nach Geld, welches nicht vorhanden war, und ſprach von Uebergabe, welche die ſchwache Agnes nur noch durch Nennung des Namens Karl Truchſeß aufhielt. Jedermann reſpektirte dieſen Helden; jedermann hofte mit der unglücklichen Churfürſtin, er werde nun bald erſcheinen, und den Sachen eine andre Wendung geben, ſo viel wußte man, daß er von dem großmüthigen Ferdinand die Erlaubniß erhalten hatte, ſich unmittelbar nach ſeiner Geneſung nach Godesberg zu begeben, ſeine verlaſſene Schwägerin von da davon zu führen, und andre für Gebharden nicht unvortheilhafte Vorkehrungen zu treffen; aber ach, ſtatt des gehoften Helfers kam die Poſt von ſeinem Tode!

Agnes, welche an dem nehmlichen Tage auch die Nachricht erhalten hatte, daß von der Hülfe ihres Gemahls, der eben damals auf ſeiner unnöthigen Pragerreiſe begriffen war, nichts zu erwarten ſey, fiel bey der Schreckenszeitung, Karl ſey ermordet, in eine gänzliche Bewußtloſigkeit. Mehr konnte ihre matte Seele nicht ertragen; das volle Gewicht der Leiden mußte ſie endlich zu Boden drücken.

Man kam unabläßig in ihr Vorzimmer, Verhaltungsbefehle zu holen, ihre Damen, deren Anzahl ſich jetzt bis auf zwey vermindert hatte, konnten keine andre Antwort geben, als daß ſich der Zuſtand ihrer Gebieterin von Stunde zu Stunde verſchlimmere. — Von dieſem Augenblick an betrachtete man die unglückliche Fürſtin als eine Sterbende. Man liebte ſie nicht, weil ſie die Forderungen des Kriegsvolkes nicht befriedigen konnte, und war alſo froh, mit ihrem Tode die Vertheidigung ihrer Sache ganz aufgeben zu können.

Godesberg hatte ſich zu lang vertheidigt, und ſeinen Angriffen zu viel Blut gekoſtet, als daß es bey der Uebergabe allzu vortheilhafte Bedingungen hätte hoffen können. Es war viel von der Wuth der erbitterten Soldaten zu fürchten. Die vornehmſte von Agneſens Frauen, die unter den Officiers der Beſatzung einen Verwandten hatte, der ihr Gelegenheit zur Flucht oder Verbergung anbot, überwand ſich nach einem kleinen Kampfe, ihre Gebieterin zu verlaſſen, die ja als eine Sterbende, — ſo überredete ſie es ſich — von ihrem Gehen oder Bleiben keinen Vortheil haben, und überhaupt durch den Tod nun bald alles Jammers befreyt werden würde. — Noch einmal ſchlich ſie ſich hinein, kniete an Agneſens Bette, drückte auf ihre kalte Hand einen heuch ſteriſchen Kuß, und verließ die unglückliche Fürſtin, unter den Händen der einigen Freundin, die ſie nun noch übrig hatte, einer alten Dame, die Agneſen unter ihren Augen hatte erwachſen ſehen, und die ſie ſtark genug liebte, um ſie auch im Tode nicht zu verlaſſen.

Die Frau von Welltorp, ſo hieß die edle Seele, deren Namen die Sage nicht vergeſſen darf zu nennen, hatte ſich in alles ergeben, was nun erfolgen konnte, und ſich mit aller Standhaftigkeit gerüſtet, um die Schreckniſſe, die ſie ſchon jetzt umſchwebten, zu ertragen. Die traurige Stille des Krankenzimmers, wo kein andrer Laut zu hören war, als Agneſens ſchwaches Röcheln, ward von Zeit zu Zeit durch fernes Kriegsgetös unterbrochen, das ſich die beängſtigte Hörerin, die durch die ſchreckliche Ungewißheit doppelt litt, nicht zu erklären wußte. Dies ſollte friedliche Uebergabe der Feſtung ſeyn, und gleichwohl hörte ſchon ſeit einer Stunde das Kanoniren nicht auf. Wilde Stimmen brüllten, Waffen klirrten, Steine, wie von einſtürzenden Gebäuden, praſſelten, und machten, daß der Theil der Feſtung, wo Agnes lag, ſo abgelegen er auch von dem Schauplatze des Gewaltſamkeit war, unaufhörlich wie vom Erdbeben zitterte.

Die Kranke, von Zeit zu Zeit aus dem ſchweren todähnlichen Schlummer, in dem ſie lag, aufgeſchreckt, fühlte doppelte Leiden; die Augen ihrer treuen Wärterin hingen mit Wehmuth an ihr, und ihre Thränen ſchienen zu wünſchen, daß der Seufzer, der ſich jetzt aus ihrer beklommenen Bruſt hervordrängte, der letzte ſeyn möchte.

Das Vorzimmer der Churfürſtin war jetzt ſchon ſeit mehrern Stunden ganz leer geweſen, und auf den Gallerien, die zu demſelben führten, hatte ſich kein Laut hören laſſen. Jetzt nahte ſich es auf einmal wie der Fußtritt eines einzelnen Mannes, und die Thüren flogen nach einander mit mehrerm Geräuſch auf, als man ſich ſonſt in der Nähe einer ſo kranken Perſon zu erlauben pflegt. Die gegenwärtigen Umſtände verſtatteten keine Schonung, doch konnte ſich die Frau von Welltorp, die dem Kommenden mit Angſt entgegen ſah, und jetzt mit einiger Beruhigung einen Bekannten in ihm erblickte, ſich nicht enthalten, eine Stillſchweigen bittende Miene zu machen.

Der Eintretende war ein junger Officier, den das Getümmel, aus welchem er kam, und die Botſchaft, die er brachte, wohl wegen ſeiner Uebereilung entſchuldigen konnte.

Ich bitte euch, Herr von Rietberg, flüſterte die alte Dame, bedenkt wo ihr ſeyd, und raubt unſerer unglücklichen Gebieterin nicht noch den letzten Troſt im Stillen zu ſterben.

Ach, antwortete Rietberg mit möglichſt gemilderter Stimme, hier iſt weder Verzug noch Behutſamkeit möglich, wenn Rettung geſchehen ſoll. Es iſt doch bey Gott unverantwortlich, die Fürſtin ſey dem Tode ſo nahe als ſie wolle, daß wir ſie hier von den einſtürzenden Mauern begraben werden laſſen.

Gerechter Gott, mein Sohn, was meynt ihr?

Die Wütriche, die nun Meiſter von der Veſtung ſind, wollen ihre tolle Rache, da Blutvergieſſen ihnen verboten iſt, an den toden Steinen auslaſſen. Die ſüdliche Baſtey, an welcher ſich ſo mancher von ihnen den Kopf zerſchellt hat, iſt nieder, und alles Geſchütz iſt nun auf den ſchwarzen Thurm gerichtet, unter deſſen Trümmern wir alle begraben werden, wenn wir hier noch einen Augenblick verſäumen. Ich ſah wie ich davon kam, euch zu warnen, und die Fürſtin zu retten.

Aber Gott, was ſollen wir thun?

Laßt uns die Kranke in ihre Bettdecken hüllen, und ſie davon bringen ſo gut wir können. Weg zu weiterer Flucht, oder Verbergung muß ſich denn ſchon finden.

Hier war keine Zeit zu Bedenklichkeiten, denn das Brüllen des Geſchützes ließ ſich ſchon von neuem und weit näher hören. Agneſens Retter verhüllten ihre Kranke ſo gut ſie konnten, und brachten ſie, da ſie dem langen Wege über die Gallerien nicht trauten, durch ein Fenſter davon, das, weil dieſer Theil des Schloſſes in den Felſen hineingearbeitet war, mit dem Erdboden gleich ging, und ihnen einen ziemlich ſichern Weg nordwärts bergab durch niedriges Nadelgehölz gewährte.

Sie ruhten nicht eher, bis ſie den Abſatz des Felſens erreichten, wo der verſtorbene General den Pulverbehälter anlegen ließ, deſſen erſter Gebrauch ihm das Leben koſtete. Die Spuren der damahlichen Verheerung waren noch kenntlich, und die Frau von Welltorp ſchauerte in ſich zurück. Aber hier war Sicherheit, und man konnte nicht lange wählen.

Während Agneſens treue Freundin Anſtalt machte, ihr nach der Gelegenheit des Orts ein bequemes Lager zu geben, und ſie ein wenig zu erquicken, ſuchte Rietberg den nördlichen Weg von dem Felſen vollends herunter, und verſprach, bald mit beſſerer Hülfe wieder da zu ſeyn.

Er hielt Wort, und war, ehe die Nacht völlig einbrach, mit der Nachricht vorhanden, wie er nicht allein einen bequemen unbewachten

Pfad ins Thal hinab gefunden, ſondern auch einen Bauerwagen mitgebracht habe, die Flucht vollends auf eine unverdächtige Art fortzuſetzen.

Und wohin? fragte die beängſtigte Wellstorp. —

Zur Frau von B*** meiner Schweſter, antwortete er, ſie wohnt in Lippſtadt, und wird ſich freuen, etwas zur Sicherheit unſerer guten Fürſtin beyzutragen.

Ach wollte Gott! ſchrie die alte Dame? Wollte Gott, daß meine Agnes zu retten wär! — Einige Hofnung dazu lebt bey mir auf! Sie hat in eurer Abweſenheit zweymal die Augen aufgeſchlagen, weniger geröchelt, und einmal ſo gar gefragt: wo ſie ſey und was für wunderliche Dinge mit ihr vorgenommen würden. Ich habe ihr geantwortet: das Fieber ſey ſo reich an ſeltſamen Phantaſien, ſie ſollte ſich befriedigen, und alles mir überlaſſen. Gott ſey dank! jetzt ſchläft ſie, und wie ihr ſehet ziemlich ruhig. Wär es nicht Grauſamkeit, einen ſolchen Schlaf zu unterbrechen?

Rietberg wagte es noch eine Stunde zu verziehen; bis man aus Furcht vor der einbrechenden Nacht ſich endlich doch entſchloß, die Fürſtin ſchlafend, wie ſie war, den Fels hinab zu bringen, und ſich nebſt ihr der Treue des wartenden

Fuhrmanns anzuvertrauen, welcher durch eine mäßige Geldgabe gewonnen, nicht groß fragte, was für eine Reiſegeſellſchaft er aufgenommen hatte.

Der Weg nach Lippſtadt ward ſowohl wegen der Kranken, als wegen der Gefährlichkeit der Wege ſehr langſam fortgeſetzt. Agnes erholte ſich verſchiedenemal auf denſelben zu völligem Bewußtſeyn, und ließ ſich auf die letzt nicht mehr ganz mit dem Vorgeben befriedigen, daß alle die neuen Gegenſtände, die ſie umringten, bloße Fieberphantaſien ſeyen. Man geſtand ihr endlich ein, daß ſich groſſe Veränderungen mit ihrem Schickſal zugetragen hätten, deren völlige Kenntniß man ihr an dem Orte der Sicherheit verſprach, der nun bald erreicht ſeyn würde.

Der Einfall war gut; böſe Zeitungen hören ſich noch am erträglichſten im Schooß hülfreicher Freundſchaft; ihr ſüſſer Zuſpruch, die zum Schutz dargebotne treue Hand, lindert viel von den Schreckniſſen des Unglücks, und wo ſie zu würklicher Hülfe zu ſchwach iſt, da läßt ſie wenigſtens Hofnungen aufgehen, die uns bis zum Eintritt beſſerer Zeiten aufrecht erhalten.

Dieſe treue, obgleich zu völliger Hülfe ganz unfähige Freundſchaft, fand Agnes in dem Hauſe, wohin ſie der junge Rietberg gebracht hatte. Sie empfand die Erquickung zärtlicher Pflege, noch ehe ſie dieſelbe zu erkennen vermochte, und als ſie ſich nach einigen zu Lippſtadt zugebrachten Tagen beſſer erholte, und ihr Herz zu fragen begann: wo bin ich? und welche Hand iſt es die meiner pflegt? da fand ſie die Antwort in ihrem Gedächtniß, das ſich bey dem Anblick einer jungen ſchönen Frau, die immer um ihr Lager beſchäftigt war, ſchnell eine alte Kloſterfreundinn zurück rief, und ihr den Namen Lucie nannte.

Lucie! meine Lucie! rief Agnes, biſt du es, die ich vor mich ſehe? Biſt du es, die der Verlaſſenen Hülfe leiſtet?

Lucie küßte die Hand der Churfürſtin, und bemühete ſich Thränen zu unterdrücken, welche ihr bey dem Gedanken in die Augen kamen, daß die geliebte Gräfin von Mannsfeld in einem Zuſtande ſeyn ſollte, der ſich würklich ihrer Hülfe bedürftig machte.

Lucie war vermählt, vermählt an einen edeln Mann, deſſen ſich der Leſer vielleicht noch aus dem Anfang dieſer Blätter erinnern wird.

Ihr Briefwechſel mit dem gelehrten Mönch aus dem kölniſchen Kloſter, deſſen erſte Veranlaſſung Gebhards und Agneſens Schickſal war, wurde nach des Zeſtaus eigenem Antrieb fortgeſetzt, und man ſchätzte ſich, man liebte ſich, ohne einander zu kennen. Der Herzog von Lauenburg, welcher gern jedermann zu Gebhards Nachtheil in ſeine Kabalen gezogen hätte, verſuchte ſeine argliſtigen Künſte auch an den Mönchen des Kloſters, in welchem der Herr von G*** lebte, der den Leſern unter dem Namen des Bruders Johann bekannter ſeyn wird. Auf dieſen treuen Freund Gebhards war ſein beſonderes Augenmerk gerichtet, und es fehlte nicht an glänzenden Verſprechungen, ihn auf Lauenburgs Seite zu bringen. Von ihm, der Gebhards Buſenfreund geweſen war, hofte man viel Nachrichten zu erhalten, die zum Untergang des unglücklichen Fürſten gereichen konnten.

Kaum iſt es nöthig zu ſagen, wie ſehr der Mönch die Anerbietungen des groſſen Domherrn verachtete, hätte er auch Gebharden nicht geliebt, ſo würde er doch ſeinen Feind gehaßt haben, und weder Gold noch die höchſten Ehrenſtellen, zu denen man ihm Hofnung gab, würden ihn der Redlichkeit untreu gemacht haben. Er ſah indeſſen je länger je mehr ein, daß er ſich durch ſeinen feſten Gang auf dem Wege der

Rechtſchaffenheit hier Feindſchaft zuziehe, und daß es ſeine Sicherheit ſo ſehr als ſein Gewiſſen nothwendig mache, Kölln zu verlaſſen, und endlich mit den Grundſätzen öffentlich hervorzutreten, welche er für ſein zartes Gefühl ſchon zu lang in ſeinem Herzen verholen hatte.

Er verließ das Kloſter, und eilte nach Lippſtadt, daſelbſt ein öffentliches Bekenntniß ſeines Glaubens abzulegen. Lucie; die ſchon ſeit länger als einem Jahre von einer proteſtantiſchen Verwandtin aus dem Kloſter abgeholt worden war, lebte hier an ihrer Seite, und bekannte ſich zu der Kirche, zu welcher ſich dieſe bekannte; wie hätte ſie ſo lang Johannes Korreſpondentin ſeyn können, ohne davon überzeugt zu werden, wovon er überzeugt war.

Man ſahe ſich hier durch Zufall, man gefiel ſich, man fand etwas bekanntes in dem Namen, und als auf Unterſuchung der ehemals gepflogene, ſeit geraumer Zeit unterbrochene Briefwechſel zum Vorſchein kam, ſo ward das freundſchaftliche Einverſtändniß vollkommen. Alte Gefühle wurden erneuert und erhöht, bis endlich das glücklichſte Ehebündniß zu Stande kam, das je in den ſichern Regionen des Mittelſtandes geſchloſſen wurde.

Agnes genoß in dem Hauſe ihrer Freundin, und des Freundes ihres Gebhard, alles Glück, deſſen ihr verlaſſener Zuſtand fähig war. — Neue Hofnungen giengen ihr auf, als ſie erfuhr, daß ihr Gemahl, von dem ſie ſo lange nichts vernommen hatte, wieder ſichtbar ſey, und nicht ohne Hofnung eines glücklichen Erfolgs ſich rüſte, ſeinen Feinden entgegen zu gehen. — Von dieſem letzten Schritte erwartete ſie alles, erwartete mehr als ſie erwarten ſollte. [illegible] zu; Ihre Wirthe, welche weiter ſahen als ſie, ſagten ihr unaufhörlich von der Trüglichkeit ihrer Erwartungen vor; und bemühten ſich, ihr die Ausſicht auf den Verluſt ihrer Hoheit, und auf die Rückkehr in eine niedere Sphäre, die doch das wahrſcheinlichſte war, was ſie vor ſich hatte, erträglich zu machen. Auch wußte Agnes wohl, wußte es an Luciens Beyſpiel, daß man eben nicht die Gemahlin eines Fürſten zu ſeyn brauchte, um die höchſten Glückſeligkeiten der Erde zu genießen; — aber der Glanz und die Größe, die man einmal beſeſſen hat, verleugnet ſich ſehr ſchwer, und Agnes blieb dabey, den Namen einer Churfürſtin von Kölln, den ſimpeln Titel einer Frau von Truchſeß vorzuziehen. — [illegible]

Ihre Wahl würde auch hiebey ſehr wenig gethan haben, denn Gebhard ſtand ſchon in voller Rüſtung, Herzog Ferdinanden gegenüber, ſeine Rechte zu vertheidigen, und den Verluſt ſeines Bruders und ſeiner Gemahlin an denenjenigen zu rächen, denen er denſelben unverſchuldeter Weiſe zuſchrieb. Ach hätte er gewußt, wo Agnes ſey, und wie wenige Meilen ihn von ihr trennten, dies würde neuen Muth in ſeine Seele gegoſſen, und das Schwerd in ſeinen Händen unüberwindlich gemacht haben. Aber es war unmöglich, ihm etwas von dem Zuſtand ſeiner Gemahlin wiſſen zu laſſen. Gefahren lauſchten auf allen Seiten, und machten, daß man jeden Schritt, den man vorhatte, mehr als zweymal bedachte, ehe man wagte, ihn zu thun.

Agnes erfuhr die Unſicherheit der damaligen Zeiten ſelbſt im Schooße der Ruhe und Dunkelheit, den ſie ſich zum Zufluchtsorte gewählt hatte. Niemand kannte ſie in Lippſtadt, aber theils um noch unbekannter zu bleiben, theils wegen ihrer Geſundheit, die noch etwas ſchwach war, entſchloß ſie ſich mit Lucien auf ein kleines Landgut zu gehen, das der Herr von W** ſich in der Nähe der Stadt gekauft hatte; aber hier war es eben, wo neue Gefahren ſie bedrohten, ſie aus dem Arm der Freundſchaft riſſen, und zum zweytenmal zur Flüchtigen machten.

Auf einem einſamen Landſchloſſe, das eben nicht reich an den Sinnen ſchmeichelnden Veränderungen iſt, bekommt eine Fürſtin ſehr leicht Langeweile, und dieſe bringt oft Beſchäftigungen zum Vorſchein, auf die man ſonſt nimmer gefallen ſeyn würde. Bey Agneſen war es blos das Andenken faſt ganz vergeſſener Freunde, das ſich ihr bey der Muſe des Landlebens aufdrang, und ſie zu einem Schritt verleitete, welcher, ſo unbedeutend er war, doch Urſach, Störung ihrer Ruhe wurde.

Sehr oft handelten ihre Geſpräche mit der Frau von B * * * von den ehemals zuſammen im Kloſter verlebten Tagen. Alle alte Kloſterfreundinnen wurden ins Gedächtniß zurückgerufen, und ihre Schickſale gemuſtert, und daß die Prinzeßin Anne, und die Gräfin von Iſenburg hierin keine von den letzten waren, das läßt ſich aus den engen Banden ſchlieſſen, mit welchen ſie ſich ehemals an Agneſen und ihre Freundin knüpften.

Agnes gab in den Urtheilen, welche über das Glück gefällt wurden, das jede von vier jungen Perſonen, die damals auf einem Punkte zu ſtehen ſchienen, gefunden hatte, immer Sidonien den oberſten und ſich ſelbſt den unterſten Platz, da hingegen Lucie ſich das Vorrecht nicht rauben laſſen wollte, unter allen die glücklichſte zu ſeyn, und — vielleicht blos um Agneſen ihren Zuſtand nicht gar zu ſchwarz zu machen, — die Prinzeßin Anna für die unglücklichſte rechnen, die durch den unverantwortlichen Eigenſinn des Kaiſers, ewig die Braut ihres Geliebten blieb, ohne jemals ſeine Gemahlin zu werden.

Lucie mochte in der Schätzung ihres eigenen Glücks recht haben, in Anſehung des Unglücks ſehen wir uns genöthigt, der armen Agnes nach ihrer eigenen Einſicht den Vorrang zu geben; auch hat dieſes kleine freundſchaftliche Geſchwätz der beyden Damen nichts weiter auf ſich, als daß es uns Gelegenheit giebt, dem Leſer zu ſagen, wie eigentlich Sidonie der Churfürſtin wieder in den Sinn kam.

Sie ſprach jetzt mit der Frau von B * * * ſo viel von ihr, daß ſie ſich weder wachend noch ſchlafend von ihrem Andenken losreiſſen konnte, und endlich beſchloß, an ſie zu ſchreiben. Der letzte Brief, den ſie an ſie abzulaſſen geſonnen war, war derjenige, bey welchem ſie Lady Gordon ehemals überraſchte, und der auf ihrem Pulte unvollendet liegen blieb. Daß ſie nie eine Antwort auf denſelben erhalten hatte, ſchrieb Agnes dahin, daß er wohl nicht zu ihren Händen gekommen wär; aber ſie irrte hierin: der General Mannsfeld hatte ihn richtig beſtellen laſſen, und Sidoniens Stillſchweigen hatte ſeine andern Urſachen.

Die Gräfin von Iſenburg gehörte unter diejenigen Charaktere, die ſich mit jedem halben oder ganzen Jahrzehend einmal ändern, und auf welche beſonders das Lächeln des Glücks einen nachtheiligen Einfluß hat. Daß Sidonie ſchon in ihren erſten Brauttagen mit dem geliebten Salentin gegen Agneſen nicht ganz mehr dieſelbige war wie ehemals, muß dem Leſer bey einiger Aufmerkſamkeit in die Augen gefallen ſeyn. Der letzte Abſchiedsbrief an die damalige Gräfin von Mannsfeld war ihr gleichſam wie abgedrungen, und ſie konnte es ihr immer noch nicht vergeben, daß ſie ihr um deſſelben willen einige Stunden ſüßer Träumereyen hatte aufopfern müſſen. Agneſens halb vollendeter Brief, den ſie, wir wiſſen durch welchen Zufall, erhielt, verſchlimmerte die Sache; Sidonie verſtand ihn ganz natürlich an den wenigſten Stellen, weil ihm der Schluß fehlte. Dieſen Mangel hielt ſie, aufs gelindeſte genommen, für Mangel an Ehrfurcht, den ſie, die Gemahlin eines fürſtenmäßigen Herrn, von einer Agnes, damals noch einem Fräulein von unbeſtimmten Glück, in ſehr hohen Grad zu fordern geneigt war.

aber der Unwille, den ſie wider ihre unſchuldige Freundin gefaßt hatte, ward in der Folge durch die wunderlichen Gerüchte gerechtfertigt, welche damals die Verleumdung, Bothwells und Bathorias Namen, in Agneſens Geſchichte verwebte. Wie abgeſchmackt, wie unüberlegt, wie leicht zu vernichten dieſe Sagen waren, ſahe ſchon damals faſt ein jeder ein. Sidonie, welche zu jener Zeit eben im Begriff war, mit ihrem Gemahl eine Reiſe nach Frankreich zu thun, ſahe nichts als die Schuld der Freundin, auf welche zu zürnen ſie gern ein Recht haben wollte.

So nahm ſie eine Menge gehäßiger Vorurtheile gegen die unſchuldige Agnes mit ſich in das Ausland, die nach einigen Jahren bey ihrer Rückkehr neue Nahrung erhielten. Gebhard war Churfürſt von Kölln geworden; Sidonie brüſtete ſich mit dem Wahne, ſie habe hiezu viel gethan; Gebhard wußte hievon nichts, und dachte alſo nicht daran, ihr als ſeiner Beförderin zu danken. — Agnes war ſeine Gemahlin geworden; Sidonie hatte ſie hievor als ihrem höchſten Unglück gewarnt, man hatte alſo ihren Rath verſchmäht, und Sidonie war eine von den Perſonen, welche ihre Rathſchläge gern als unumſchränkte Befehle befolgt wiſſen wollen; hier lag der Hauptgrund von ihrem

Verdruß wider die Churfürſtin von Kölln, welche ſie nie ohne Unmuth auf dieſe Art [illegible] nennen hören, und deren gegenwärtige Erniedrigung ſie, als einen Beweis von der Wahrheit ihrer Worte, nicht ganz ungern ſahe.

Sidoniens Widerwillen gegen Gebhard und Agneſen zu vermehren, mußte es noch geſchehen, daß ein aus Frankreich mit ihr herübergekommener witziger Kopf, ein Epigramm auf die Churfürſtin von Kölln ſagte, in welchem er Salentin und Gebhard, welche beyde die Liebe in dem heiligen Purpur verbargen, in eine Reihe ſetzte, und halb und halb zu verſtehen gab, daß der letzte das Beyſpiel von dem erſten zu einem Schritt genommen hätte, welchen auſſer ihnen beyden noch keiner der geiſtlichen Fürſten wagte. Das Epigramm des Franzoſen war lahm und ſchwerfällig; niemand konnte auf den Einfall kommen, Gebharden mit Salentin, der ſeiner Religion treu blieb, der nie an die unmögliche Vereinigung des geiſtlichen Fürſtenhuts mit dem Eheſtande gedacht hatte, in eine Klaſſe zu ſetzen; demohngeachtet machte dieſe Sache einen fürchterlichen Eindruck auf Sidonien, die von dieſem Augenblick an Agneſens heimliche Feindin ward, und alſo den Brief, der jetzt an ſie geſchrieben wurde, unmöglich mit dem Herzen abnehmen konnte, welches ihn ihrer unſchuldigen Freundin in die Feder ſagte. —

Es iſt eine Schwachheit guter Seelen, ihre Freunde nach Jahren noch für die nemlichen zu halten, die ſie im Augenblick des Abſchieds waren; auch Agnes fiel in dieſen Fehler. Ihr Schreiben an Sidonien war ſo lang und ſo herzlich, wie ſie ſie bey den ehemaligen kurzen Trennungen im Kloſter, an ſie abzulaſſen pflegte. Ihre ganze Seele ſtrömte ſich in denſelben aus. Den Anfang machten einige zärtliche Vorwürfe gegen ſich ſelbſt, eine Freundin, wie die, an welche ſie ſchrieb, ſo lang vernachläßigt zu haben, hierauf Andenken an vergangene Zeiten, mahleriſche Schilderungen ihres gegenwärtigen Schickſals, und Sehnſucht nach freundſchaftlichen Troſt. „Auch Rath — ſo ſchloß die Churfürſtin — auch Rath wünſchte ich von dir zu nehmen; meine gegenwärtige Lage iſt ſo, daß ich freundſchaftlichen Raths bedarf. — Aber darf ich auch auf denſelben hoffen? — ich, die ehemals deinen Rath verwarf? — Verzeihe, Geliebte, verzeihe! ich kanns nicht bereuen, was ich damals that. Ohne dieſen Ungehorſam, zu dem mich Schickſal und Liebe hinriſſen, würde ich je das nicht ſeyn, was ich jetzo bin, die Gemahlin meines Gebhards; ein Name, der mir immer der höchſte Ehrentitel bleibey wird, wenn ich auch jeden andern verehren ſollte. — O Sidonie, du, die weißt, was lieben iſt, du verſtehſt alles, was in dieſen Worten liegt, und kannſt derjenigen nachempfinden, welche das Schickſal nicht ſo glücklich machte als dich, ſo viel Aehnlichkeit ſie auch übrigens in der Wahl des Geliebten mit dir haben mag.“

Dies kleine Fragment von Agneſens Briefe hat uns die Sage aufbehalten, Sidoniens Antwort liefert ſie uns ganz. Hier iſt ſie, der Leſer mag urtheilen, ob ſie der Verewigung würdig iſt.

„Ueber die Zurückſetzung und Vergeſſenheit der Gräfin von Mannsfeld würde ich klagen, über Vernachläßigungen der Gemahlin Gebhard Truchſeßes nicht. Die erſte war meine Freundin, die andere, das muß ja Agnes wiſſen, kann es nie ſeyn, und ſie kann alſo glauben, daß ich in dem Punkte, worüber ſie ſich Vorwürfe macht, ſie völlig abſolvire.“ Die abentheuerliche Geſchichte ihres Lebens iſt lang, doch ſpüre ich in derſelben, ſo weit ich ſie noch geleſen habe, merkliche Lücken. Recht wohl; diejenige, deren Rath verſchmäht ward, beſcheidet es ſich, keinen Anſpruch auf Vertraulichkeit zu haben.

„Tröſten ſoll ich alſo, auch vielleicht helfen? — Sonderbar! Hülfe können wir nur den Geringern erzeigen, und die ſogenannte Churfürſtin von Kölln fühlt ſich doch im Herzen wohl weit, über eine Gräfin von Iſenburg erhaben! daß es ihr noch nicht reut, Gebhards Gemahlin geworden zu ſeyn, das zeigt an; daß ſie zu freundſchaftlichen Troſt und Rath noch lange nicht reif genug iſt. O Agnes, Agnes! Was habe ich dir geweiſſagt? — Daurendes Elend wirſt du deinem Gemahl zubringen, und es mit ihm theilen! Rechne nicht auf beſſere Tage, der Ausſpruch der Geſtirne muß ganz erfüllt werden!

„Willſt du ihn und dich noch retten, ſo trenne dich von ihm. Wenn das Anſtößige, was in der Prieſterehe liegt, von den Augen der Welt hinweggethan iſt, ſo kann Gebhard vielleicht noch irgend ein Glück machen, und Agnes kann ja wieder in dem Hauſe ihres Vaters leben, wenn ſie ſich nicht dem Kloſter weihen will. — O, daß ich dich ehemals von dieſem ſeligen Entſchluſſe zurück hielt!! — Dies iſt der einige Vorwurf, den ich mir in Rückſicht auf dich zu machen habe, und blos um dieſen Fehler zu büſſen, überwand ich mich zu einigen Rathſchlägen, die aber vermuthlich, ſo wie die ehemaligen, verworfen werden möchten.

„Auf dieſen und überhaupt auf jeden Fall, Agnes, bitte ich dich, mich nie wieder etwas von dir hören zu laſſen. Ich würde deinen Anblick ſo wenig aushalten können, als deine Briefe. Ich fühle, mein Herz verſchließt ſich gegen dich, ſo wie ich den Schluß deines Briefes leſe. Himmel, deine Liebe ſoll eine Aehnlichkeit mit der meinigen haben! welche Läſterung! — Setze lieber hinzu, Gebhard habe das Beyſpiel zu dem verwegenen Schritt, den er that, von Salentin genommen; dies einige fehlte noch, um die Fülle des Unſinns und der Bosheit vollkommen zu machen."

„Sidonie Gr. v. Iſenburg."

Die arme Agnes! was mußte ſie bey einem Briefe wie dieſer fühlen! — Sie ward ganz durch denſelben zu Boden gedrückt, ſelbſt der armſelige Troſt des Beleidigten, das ſtolze Gefühl von erlittenem Unrecht fehlte ihr, ihr ward in den erſten Augenblicken, als ſey Sidonie wegen ihrer Strenge nicht ganz zu tadeln, als verdiene ſie wenigſtens einige der Streiche, welche ſie ihr ſo unbarmherzig zutheilte. —

Sie hat recht! ſchrie ſie, ich verwarf ihren Rath! ich machte Gebharden unglücklich! Stolz und Selbſtſchmeicheley herrſcht noch genug in meiner Seele! das Schickſal iſt auf Sidoniens Seite, die geſchärfſten Pfeile, mit welchen es mich verfolgt; ſind der beſte Beweis meiner Strafbarkeit!

Wir klagen oft über die Welt, daß ſie uns im Unglück verläßt; — Sie nimmt hierin das Beyſpiel von uns ſelbſt. Nur wenige Seelen ſind groß genug, ſich bey gehäuften Leiden nicht ſelbſt zu verlaſſen, ich will ſagen, nur wenige wiſſen ſich das Gefühl ihrer Unſchuld, oder die Verzeihlichkeit ihrer Fehler, (— wenn ſie ſich derſelben würklich rühmen können —) bey widrigem Geſchick ſo gegenwärtig zu erhalten, daß es ihnen zum Troſte wird.

Agnes hatte in den letzten Tagen verſchiedene ſehr böſe Zeitungen erhalten. An dem nehmlichen Morgen, da ſie Sidoniens Brief erhielt, breitete ſich das Gerücht aus: Gebhard ſey bey Alſt vom Herzog Ferdinand zum zweyten mal geſchlagen worden, und mit Wunden entkommen, die ſeinem Leben ein Ende zu machen drohten. Sie rang ſchon mit der Verzweiflung, da jener ſchreckliche Brief erſchien, und die Verleſung deſſelben machte ihr Unglück vollkommen!

Das hatte die Frau von B * * * die ihr denſelben mit lächelnder Miene brachte, nicht erwartet. Ihr ganzes Haus hatte ſich ſchon in Bemühungen erſchöpft, die unglückliche Fürſtin zu beruhigen; ihr edler Gemahl hatte ihr mit jener heitern Feſtigkeit zugeſprochen, welche ſonſt den Balſam des Troſts einer verwundeten Seele mit ſo viel Gewißheit zuführt. Ihre Kinder, die von Agneſen ſehr geliebt wurden, hatten verſucht ihren Gram hinwegzulächeln, ihr Bruder, der junge Rietberg, war auf den Flügeln der Winde davon geeilt, um beſſere Nachricht von Gebhard einzuholen, und ſie ſelbſt, die gute Lucie, dachte nun, die Palme vor allen ihren Lieben davon zu tragen, und das Herz der Fürſtin, die ſie liebte, durch den Troſt der Freundſchaft völlig zu heilen. Ein Brief von einer alten Freundin, meynte ſie, die Antwort auf ſo ein Schreiben, wie Agnes an Sidonien abgelaſſen hatte, konnte nichts als Troſt und Hofnung enthalten, und Gift, Verzweiflung war es, was ſie der Leidenden in denſelben gebracht hatte!

Es würde ſchwer geweſen ſeyn zu entſcheiden, welche hier die Troſtloſeſte war, ob Agnes oder Lucie; nur daß die letzte ſich am erſten zu Unwillen gegen Sidonien ermannte, und die Partie der Churfürſtin gegen ſie ſelbſt, und gegen ihre harte Anklägerin mit ſolchem Eifer nahm, daß dieſe arme niedergedrückte Seele ſich endlich wieder ein wenig aus ihrer Tiefe erhob, und die Frage: was that ich, um dieſe Begegnung zu verdienen? mit einigem Selbſtgefühl zu thun wagte.

Ihr die Schreckniſſe dieſes Tages völlig zu vergüten, langte auch noch der junge Rietberg am Abend mit der Zeitung an, die er auf das gewiſſeſte beglaubigen konnte: Zwiſchen Herzog Ferdinanden und dem Churfürſten von Köln ſey ſchlechterdings noch gar nichts vorgefallen, beyde Heere ſtehen noch mehrere Meilen, von einander, und wenn nicht gewiſſe Vergleiche, von welchen ſtark geredet werde, zu Stande kommen ſollten, ſo hänge der wahrſcheinliche Ausgang zwiſchen beyden Gegnern völlig in gleicher Waage, wenn nicht vielleicht, wegen Lage des Orts, ſich der Vortheil noch ein wenig auf Gebhards Seite neige.

O Rietberg! Bruder meiner Lucie! rief die Churfürſtin, werde ich jemals dahin kommen, euch eure Treue, euch beſonders den gegenwärtigen Troſt zu danken? — Doch dünkt mich, ihr habt hier noch etwas verſehen, das meine Glückſeligkeit vollkommen machen würde.

Und was, gnädige Frau? gebietet, und ich fliege es nachzuholen!

Ihr habt meinen Gebhard nicht geſprochen, — o hättet ihr mir Nachricht unmittelbar von ihm, ihm Nachricht von ſeiner Agnes gebracht, was würde meinem Glück gleichen!

Rietberg hatte die bündigſte Entſchuldigung in der Unmöglichkeit. All ſeine Nachrichten waren aus dem Munde des Feindes, welcher Lippſtadt am nächſten ſtand, die Glaubwürdigkeit derſelben ward dadurch vermehrt, aber zugleich lag es am Tage, daß man ſich vor der Hand mit denſelben begnügen müſſe, weil das, was Agnes wünſchte, perſönliche Unterhandlung mit Gebhard, nicht allein gefährlich faſt unmöglich war, ſondern auch in Anſehung ihrer eigenen Sicherheit, ſchlimme Folgen nach ſich ziehen mußte.

Ach, Agneſens Sicherheit war ohnedem dahin, ſeit ſie der Gräfin von Iſenburg Nachricht von ihrem Aufenthalt gegeben hatte, und die grauſame Beantwortung des Briefs der Churfürſtin war immer nur das kleinſte Uebel, das ihr dieſe unüberlegte Korreſpondenz zugezogen hatte.

Sidonie war nicht ſo unedel, die unglückliche Fürſtin, welche ehemals ihre Freundin war, zu verrathen, aber ſie war unvorſichtig, und dieſe Unvorſichtigkeit ward Agneſens Verderben.

Der Graf von Iſenburg hatte ſeit ſeiner Rückkunft aus Frankreich ſeinen Aufenthalt zu

Wien genommen. Dieſer Ort war damals der Sitz des guten Tone, der Mittelpunkt der Gallanterie und der Mode; der Kaiſer war ſelten daſelbſt, weil ihm die Stille zu Prag beſſer behagte, aber die Hauptſtadt verlor durch die Abweſenheit dieſes ernſten und ſparſamen Prinzen nur wenig an ihrem Glanz, und der Aufwand, den ſeine Groſſen — ich ſetze hinzu nach Maasgabe der damaligen Zeiten — machten, erſetzte alles.

Unter allen bewunderten Schönheiten der Wiener Welt, behauptete die Gräfin von Iſenburg den Vorrang; ſie verdunkelte alle erſt aufblühende Reitze um ſich her, denn was den ihrigen an friſcher Blüthe abging, das erſetzte Lebhaftigkeit, Witz, Weltſitte, und wohlgewählter Putz, welchen Vorzügen noch dieſes zu ſtatten kam, daß ihre Schönheit wenigſtens hier neu war. Vor ihrer Vermählung mit Salentin hatte ſie zwar ſchon in Wien geglänzt, aber ſie war ſeitdem in Frankreich geweſen, und hatte aus dieſem ſchon damals ſehr bewunderten und nachgeahmten Lande, ſo viel neue unwiderſtehliche Annehmlichkeiten mit ſich gebracht, daß man ſie nicht mehr kannte, daß man ſie mit recht eine ganz neue Perſon nennen konnte.

Alles verſammelte ſich um ſie her, die Wiener Damen neideten ſie und ahmten ſie nach, die Männer bewunderten ſie und beteten ſie an. — Unter den Groſſen und Kleinen, die ihr aus Neigung oder Mode den Hof machten, befand ſich auch einer von unſern alten Bekannten; der Fürſt Bathori, der eben als Sidonie zuerſt den Schauplatz der groſſen Welt von neuem betrat, der ſchwermüthigen Geſellſchaft Rudolfs, und der Einförmigkeit zu Lobkowitz und Prag überdrüſſig, ein wenig herübergekommen war, ſich zu zerſtreuen; wiewohl auch einige behaupten wollen, die Sehnſucht nach dem aufgegebenen Namen eines Fürſten von Siebenbürgen habe ſich wieder einmal eingefunden, und die heimliche Anweſenheit Michael Zamoſcys und einiger vornehmen Siebenbürgen habe ihn nach Wien gelockt, wichtige Dinge mit ihnen zu betreiben.

Wir laſſen dieſes an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, und behaupten blos dieſes, daß Bathori nicht dermaßen in ſeine Geſchäfte vertieft war, daß er nicht auch Stunden zu ſeinen Vergnügen hätte übrig behalten ſollen.

Von Natur kein Feind ſchöner Frauen, ließ er ſich ſehr leicht von dem Gerücht bewegen, die bewunderte Sidonie von Iſenburg zu ſehen, und ſie ſehen, und für ſie eingenommen werden; ward in der damaligen Sprache, für ein Wort gehalten.

Der Graf von Iſenburg hielt in ſeinem Hauſe eine Art von offenen Hof, wohin ſich alles verſammelte, was groß und glänzend war, und wo alles Vorzügliche ſich auch einer ausgezeichneten Aufnahme verſprechen konnte. Bathori war in aller Abſicht ein ausserordentlicher Mann, der ſich nicht leicht unter der groſſen Menge verlieren konnte; ſein Reichthum, ſeine ſchöne Perſon empfahlen ihm den einen Theil der Welt, indeß ſein berühmter Name und ſeine ſeltſamen Schickſale und Launen das Intereſſe des andern für ihn weckten. Er war ein Gegenſtand, den man nicht erſten Blicks ganz umfaſſen, aber den man ſich nicht leicht ganz ausſprechen konnte, und wieviel dergleichen Perſonagen auch in der heutigen Welt gelten, iſt ja bekannt.

Salentin ſtellte den Fürſten ſeiner Gemahlin vor, und beyde fingen bey dem erſten Anblick an, ſich für einander zu intereſſiren. Bathori war entzückt, hier in einem Weibe Schönheit und Geiſt vereint zu finden; eine Sache, die damals ziemlich ſelten war. Sidonie ſchätzte die Bewunderung, die ſie ihm anmerkte, vielleicht noch höher, als ſie Urſach gehabt hätte, und war entſchloſſen, ſich eine Eroberung, die ihrem Siegeswagen ſo viel Glanz geben konnte, nicht entgehen zu laſſen.

Man ſahe ſich oft, und Sidonie gewann in ſeinen Augen unendlich bey genauem Umgang. Das fehlte noch, den Fürſten ganz hinzureiſſen, daß er in der Gräfin von Iſenburg eine Geweihte der großen Kunſt erkannte, die ſein Lieblingsſtudium war und blieb.

„Die Aſtrologie, ſo ſchrieb ehemals Sidonie an Agneſen, war der Schlüſſel zu dem liebſten Gut meines Lebens; ich habe den Schatz gefunden, und zerbreche den Schlüſſel, der mich dazu führte.“ Dieſe ſchön eingekleidete Entſagung der geheimen Wiſſenſchaften war indeſſen nicht ſo ernſtlich gemeint, daß ſie nicht gelegentlich hätte widerrufen werden ſollen. Sidonie ließ gern ihre Gelehrſamkeit glänzen, wo ſie wußte, daß ſie ihre Triumpfe vergrößern konnte. Der Fürſt erfuhr ſehr bald etwas von den Talenten der ſchönen Sterndeuterin, und von dem Augenb[illegible] an wurden Entwürfe zu gemeinſchaftlichen [illegible]beiten gemacht, die Sidonien gefielen, weil ſie ſich bey denſelben in einem glänzenden Lichte zeigen konnte, und dem Fürſten wenigſtens darum, weil ſie ihm Gelegenheit gaben, die gelehrte Dame öfter zu ſehen.

Salentin kannte die Tugend ſeiner Gemahlin, und hatte wider dieſe Uebungen nichts einzuwenden, auch hatte er von der Reiſe ins Ausland zu viel guten Ton mit ſich gebracht, um den Eiferſüchtigen zu ſpielen.

Auch wär Eiferſucht hier nicht ganz am rechten Orte geweſen; Eitelkeit und Wunſch nach angenehmer Unterhalung, nicht Liebe war das Band, welches dieſe Freundſchaft knüpſte. Sidonie war ſchön, aber nicht ſchön genug, um bey Bathori das neulich wieder erweckte Andenken an die Tochter St. Eulaliens auszutilgen. — Dieſen erſten und wahrſten Gegenſtand ſeiner Liebe kannte er jetzt aus dem Bilde, das Gebhard dem Kaiſer zeigte, als die Churfürſtin von Kölln. Ein andres Bild von ihr, das er einſt verlaſſen und verachtet, unter Sidoniens aſtrologiſchen Geräthſchaften fand, wo es vielleicht noch ſeit der Ausrechnung ihres Schickſals geſchlafen hatte, fachte die Flamme noch ſtärker an, er ſtahl es heimlich hinweg, denn auch ſchon damals machten ſich Herrn nach der Mode aus einem gallanten Diebſtahl kein Bedenken. Aber er hütete ſich wohl, Sidoniens Eitelkeit dadurch zu kränken, daß er ihr etwas von ihrer Nebenbuhlerin in ſeiner Bewunderung merken ließ.

Tauſendmal ſeufzte Bathori, ſeit er der Eigenthümer des ſchönen Bildes war, daß auch das Original ſein werden, daß er wenigſtens wiſſen möchte, wo es ſich aufhielt. Er bekümmerte ſich ſeit einiger Zeit mehr um Gebhards

Angelegenheiten, als ohne Agnes geſchehen ſeyn würde; er wußte, daß diejenige, deren Beſitz er ihrem Gemahl beneidete, auf der Feſtung Godersberg geweſen wäre, aber wohin ſie nach der Einnahme dieſes Orts gekommen ſey, das war ihm ſo unbekannt als aller Welt, außer Sidonien, die eben um dieſe Zeit jenen verachteten verſchmähten Brief erhielt, deſſen grauſame Beantwortung wir vor kurzem geleſen haben.

Sidonie hatte Agneſens Brief nicht ohne heftige Bewegung erhalten und beantworten können. Bathori traf ſie bey dem letzten an, und fragte ſie um die Urſach der Heftigkeit, die aus allem, was ſie that, ſelbſt aus der Art, mit welcher ſie bey ſeinem Eintritt die Feder niederlegte, hervorleuchtete. Er glaubte wohl wenig, daß ihm hier eine zufällig gethane Frage den Weg zu einer Sache bahnen ſollte, die ihn jetzt ſchlafend und wachend beſchäftigte. Sidonie ſagte, ſie habe verdrießliche Briefe von einer Freundin erhalten, und nannte Agneſens Namen. Bathori erröthete aus Ueberraſchung, und die Verlegenheit, in welche er gerieth, verhinderte die Frage, welche auf ſeinen Lippen ſchwebte: Wo Agnes jetzt lebte? Eben ſo gut für ihn; mit dem Feuer gethan, welches jetzt ſeine ganze Seele durchglühte, hätte ſie ihn verdächtig gemacht, und wär ſicherlich unbeantwort [illegible] geblieben. Er ſchwieg, dachte, daß es andere Mittel gebe, zu ſeinem Entzweck zu gelangen, und brach von der ganzen Sache ab. — Aber noch am nehmlichen Tage bekam er durch eine beſtochene Kammerfrau Agneſens Brief zu ſehen, durchlief ihn eilig und gab ihn zurück, denn er wußte nun, was er wiſſen wollte, und war keiner von den tändelnden Liebhabern, die nach einem Gegenſtand, von der Hand der Geliebten berührt, nach einem Zug von ihrer Feder, wie nach einem Kleinod, ringen. Nicht verliebte Tändeley, nein, voller Beſitz der Perſon, die er anbetete, war ſeine Abſicht, und wir wollen ſehen, was er that, ſich denſelben zu verſchaffen.

Agnes lebte nach dem letzten Sturme einige Tage in ziemlicher Ruhe, an der Seite ihrer Lucie, auf dem B . . ſchen Landhauſe, und wußte nichts von der Gefahr, die auf ſie im Verborgenen lauerte.

Zugleich mit Sidoniens Briefe waren Bathoris Abgeſchickte in der Gegend angelangt, wo die ſchöne Gemahlin Gebhards lebte, ſie hatten den Auftrag, ihn zum Beſitz ſeiner Dame auf jede Koſten zu verhelfen, und von nun an kennte Agnes keinen Schritt thun, wo nicht der Verfolger auf ihren Ferſen wär.

Eine Menge ſeltſamer Abentheuer, deren wahre Meynung die Damen erſt ſpät erriethen, lieſſen ſich hievon erzehlen, wenn es uns bey dieſen Blättern um Erzehlung ſolcher Abentheuer zu thun wäre. Wir begnügen uns, unſern Leſerinnen die Mittel zu ſagen, durch welche Agnes den heimlichen Nachſtellungen entging: Vorſichtigkeit und Eingezogenheit, zwey Tugenden, die ihr zur Gewohnheit geworden waren, und die ſie unabläßig übte, ohne es einmal zu ahnden, wie ſehr ihr dieſelben, jetzt vorzüglich, nöthig wären.

Die Frau von Welltorp und Lucie waren es endlich, die ſie aufmerkſam machten. Eines Abends wurden verſchiedene Vorgänge der vorgemeldeten Art recitirt, und aus denſelben ſo bündig erwieſen, daß irgend eine verborgene Macht darnach trachte, ihre Ruhe zu ſtören, daß die Churfürſtin wirklich geſchreckt ward, und ſich entſchloß, den Anfang zu noch mehrerer Behutſamkeit, mit Vermeidung des morgenden Kirchgangs, zu machen.

Ihr thut wohl, gnädige Frau, ſagte die alte Frau von Welltorp, euch endlich warnen zu laſſen, denn immer wird der Herr von Rietberg mit ſeinen Leuten nicht bey der Hand ſeyn, wenn bewafnete Unbekannte ſich auf dem Spatziergange zu uns geſellen, immer wird kein gutwilliger Bauer uns auf den rechten Weg bringen, wenn ein vielleicht beſtochener Kutſcher uns im Walde irre führt, und immer wird ſich euer ſcheugemachtes Pferd nicht von ſeiner Reuterin herumwerfen laſſen, wenn ſchon die Hand eines Fremdlings, unter dem Vorwand der Hülfe, ausgeſtreckt iſt, euch auf Wege zu leiten, wohin euch niemand hätte folgen können!

In der That, liebe Welltorp, ſagte hier die Churfürſtin mit Lachen. ihr thut nicht wohl, mir dieſe Abentheuer ſo zu zergliedern, wenn ihr mich furchtſam machen wollet; ſie kommen mir in dieſem Augenblick ſo unbedeutend vor, daß ich faſt mein Wort zurücknehmen, und Euch morgen auf Eurer Kirchfarth begleiten möchte.

Nein! nein! ſchrie die alte Dame, Fürſtinnen brechen ihre Zuſage nicht, und ich beſorge nicht ohne Grund, daß wir morgen einen Hauptangrif haben werden! — Ihr ſehet mich an? — Nein, nein, ich ſcherze nicht, fraget die Jäger des Herrn von B . . Die Gegend iſt voll verdächtiger Herumſtreicher, welche unter verſchiedenen Geſtalten geſehen werden, und die ſich wahrſcheinlich zu einem Zwecke vereinigt haben.

Und dieſer Zweck ſollte meine Entführung ſeyn? Was habe ich gethan? Was wollte man mit mir? — Wer könnte mein Feind ſeyn?

Gebhards Feinde ſind die Eurigen, und ein Kloſter iſt der Aufenthalt, den man Euch ſchon längſt gerne gegönnt hätte.

Es ward noch viel hierüber geſprochen. Lucie, welche den Beſorgniſſen der Frau von Welltorp ſelbſt nur halben Glauben beymaß, und die der Churfürſtin gern zuweilen ein Lächeln abnöthigte, machte einen Scherz daraus, man lachte und es kam zur Wette, welche die beyden jungen Damen wider die ältere hielten, wie ſie ihre Beſorgniſſe beweiſen ſollte.

Wohl gut, Frau von G . ., ſagte die Frau von Welltorp in halbem Zorne, gebt mir morgen eure beyden Jungfern mit, welche meine und Eure Rolle ſpielen können; und laßt mich denn in den Kleidern unſrer Churfürſtin fahren, welcher ich an Geſtalt ſo ziemlich gleichen werde, ſo wollen wir ſehen. — Oder habt ihr ſelbſt Luſt mitzufahren und das Abentheuer zu beſtehn?

Lucie entſchuldigte ſich lachend und es blieb bey der Verabredung. Das Ganze war dem Anſchein nach ein Scherz, der der Fürſtin einige heitere Minuten machen ſollte; daß es hier Ernſt werden ſollte, glaubte vielleicht ſelbſt die Frau von Welltorp nicht ganz, ſonſt würde ſie ſich ſchwerlich zu einer Farth entſchloſſen haben, von welcher — man ſie nicht zurückkommen ſah.

Luciens Mädchen ſah man gegen den Mittag weinend und auſſer Athem zurückkehren, aber die gute Welltorp ward das Opfer für ihre Gebieterin geworden.

Voll Gegenwart des Geiſtes hatte ſie die im Scherz angenommene Perſon ihrer Fürſtinn bey dem feindlichen Angrif, der nicht ausblieb, behauptet; ſie hüllte ſich dichter in ihren Flor, forderte mit wenigen Worten, nur für ihre Begleiterinnen Entlaſſung, und ließ ſich denn ruhig davon führen, überzeugt, daß ſie ihrer Gebieterin keinen geringen Dienſt erzeigte, indem ſie ihre Verfolger glauben machte, ihr Anſchlag ſey geglückt, und der Verfolgten dadurch Raum gäb, frey Athem zu ſchöpfen, und Vorkehrungen zu beſſerer Sicherheit zu treffen.

Dieſe ſeltſame Begebenheit, welche ganz in die Romanenwelt zu gehören ſchien, erfüllte in dem Hauſe, das Agneſen bisher Sicherheit gegeben hatte, alles mit der äußerſten Beſtürzung. Die Churfürſtin drang darauf, man ſollte auf Befreyung ihrer alten treuen Freundin denken, und es koſtete Mühe, ehe man es ihr anſchaulich machte, daß die Rettung der Frau von Welltorp ſo unmöglich ſey, als ihre eigene es geweſen ſeyn würde, wenn dieſer ihr zugedachte Streich ſie wirklich getroffen hätte. Agnes zitterte für die Entführte, und der Herr von B . ., welcher mit den andern glaubte, die Sache ſey nur darauf abgeſehen geweſen, die Churfürſtin ihrem Gemahl zu entreiſſen, und in ein Kloſter zu ſtecken, zitterte mit ihr. Er kannte die Wuth der Mönche, wenn ihre Anſchläge zernichtet werden. — Je mehr er aber glaubte, daß der Streich von dieſer Seite herkomme, je unmöglicher dünkte es ihm auch, etwas dawider zu beginnen. Die ganze Gegend war mit kaiſerlichen Truppen erfüllt, die gewiß jeden Anſchlag decken mußten, der nur irgend eine Beziehung auf Gebhards Nachtheil hatte. Was ließ ſich hier thun?

Als man alſo die gute Frau von Welltorp, deren Schickſal indeſſen nicht ſo böſe war, als man beſorgte, für verloren erklären mußte, als ſelbſt der muthige Rietberg eingeſtand, daß man für jede Unternehmung zu ihrem Beſten zu ſchwach ſey, ſo wendete man ſich zu Berathſchlagungen, welche mehr Nutzen verſprachen. Agneſens Freunde hielten ſie mit Recht, bey ſo viel Nachſtellungen, im offenen Lande nicht mehr ſicher. Einige Vorſchläge wurden gethan, ſie in ein welt-

weltliches Fräuleinſtift zu bringen, welches damals ſchon zu Lippſtadt exiſtirte, aber ſie ſelbſt hatte hiezu wenig Neigung, und der einhellige Schluß lief endlich darauf hinaus, man wollte ſtreben, die Verfolgte in die Arme ihres Vaters zu bringen, deſſen Aufenthalt ihr, wie ſie aus Rietbergs Nachforſchungen wußte, näher war, als ſie bisher geglaubt hatte, und den ſie vermittelſt einiger Ueberwindungen, Umwege und Wagniſſe hoffen konnte, in einer kleinen Anzahl von Tagen zu ſehen.

Agnes hatte ſeit der letzten ſchweren Action bey Aſt, — wir wiſſen nicht genau, ob wir derſelben im Vorhergehenden gedacht haben, — da ihr Vater tödtlich verwundet das Feld verlaſſen mußte, nichts wieder von ihm gehört. Sie verlebte zu jener Zeit die angſtvollſten Tage ihres Lebens zu Godesberg; die ſchmerzlichen Verluſte, die ſie dort nach einander erlitt, machten, daß ſie auch wenig Lebenshofnung für ihren Vater übrig behielt, und kein andres Unterpfand hatte, daß Graf Mannsfeld noch lebe, als Sidoniens Wink in ihrem Briefe, bis Rietberg nicht allein die glückliche Wahrheit deſſelben, ſondern auch den Aufenthalt des Grafen entdeckte.

Verwundet war dieſer tapfere Greis aufgehoben, und nach einer kleinen Inſel gebracht worden, welche zwey Arme des Rheins in der Gegend machen, wo Gebhards Heer damals die große Niederlage erlitt. Graf Mannsfeld hielt ſich noch in der daſigen Einſamkeit auf, ſeine zweifelhafte Heilung abzuwarten, und war bey dem Wahn, den er von dem Zuſtand der Sachen hatte, immer daſelbſt zu bleiben geſonnen.

Bonn, das wußte der unglückliche Held, war übergegangen, Karl Truchſeß und der alte General Mannsfeld, auf deren Arm er große Hofnungen ſetzte, waren tod, Godesberg in Feindes Händen, die Churfürſtin verſchwunden, oder wie einige behaupteten, unter den Trümmern der einſtürzenden Feſtungswerke begraben, Gebhard, der eben damals die unnöthige Prager Reiſe vorgenommen hatte, nirgend zu finden, vielleicht auch tod, gefangen, oder wenigſtens flüchtig; was war nun dem Manne, der Gebhards Schickſal alles aufgeopfert hatte, übrig, als ruhig an dem Orte zu bleiben, dahin die Vorſicht ihn geführt hatte, und von da aus dem bunten immer wechſelnden Schauſpiel der Dinge, an denen er keinen Antheil mehr zu nehmen begehrte, zuzuſehn?

Die Gegend, wo er lebte, ſchien recht dazu beſtimmt, einem lebensmüden Weiſen die letzte melancholiſche Ruhe zu geben. Sie war nicht arm an Naturſchönheiten, die Ufer der *) Ströme, die ſie umfaßten, prangten mit Wäldern und fruchtbaren Auen, und dem kleinen Landhauſe, auf welches den Grafen ſein gutes Glück gebracht hatte, fehlte es nicht an den wenigen Reizen und Gemächlichkeiten, die ein alter Held fordert, um ſich von den langen Mühſeligkeiten des Lebens zu erholen; aber die gänzliche Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt gab ihr ein ödes und trauriges Anſehen. Ein kleines Dorf war die ganze Nachbarſchaft des Schloſſes; gegen denſelben über, auf einer andern Abtheilung der Inſel, welcher ein kleiner Arm des Stroms machte, lagen Trümmern einer verfallenen Burg, deren Entſtehung ſo tief in die graue Vorzeit gehörte, daß niemand ſie zu nennen, oder ihre ehemaligen Beſitzer zu errathen wußte. —

Dies war die Gegend, wo Agnes ihren Vater finden ſollte. Nun auch etwas von der Hand, die ihn dahin brachte: Graf Mannsfeld fiel bey jener unglücklichen Schlacht, deren wir im Vorhergehenden gedachten, an der Seite eines jungen Officiers, der in ihm ſeinen Freund und Beförderer verehrte. Die kindliche Liebe,

---

*) Nach einigen der Lech und die Waal. Der Name der Inſel wird nirgend genannt.

mit welcher ſein Herz an ihm hing, machte daß er, ſeine eigenen Wunden nicht achtend, die letzten Kräfte anſtrengte, den mit dem Tode ringenden Helden aus dem Gedränge zu ſchaffen.

Dieſer Jüngling, ein Edler von Drachenfels, war der Beſitzer der Gegenden, die wir eben geſchildert haben, ein armſeliges kleines Erbtheil, deſſen Ertrag ihm ſparſam bey dem Heer erhielt, wo er ſein Glück zu ſuchen geſonnen war. — Nie war ihm dieſer abgelegne Zufluchtsort lieber geweſen, als in dem Augenblicke, da er ſeinen Wohlthäter auf denſelben in Sicherheit brachte, und ihn reich genug fand, ſeine gegenwärtigen Bedürfniſſe daſelbſt zu befriedigen.

Der Graf von Mannsfeld genaß daſelbſt, unter der ſorgſamen Pflege des jungen Lieutenant von Drachenfels, und ſein Entſchluß immer hier zu bleiben, ward in dem Augenblick feſt, da der Jüngling den Wunſch äuſſerte, ſeine kleinen Beſitzungen verpfänden oder verkaufen zu können, um denn ſein Glück unter einem andern Himmel zu ſuchen.

Graf Mannsfeld hatte von den Türken, deren Beſtreiter und Sieger er ſo oft war, die Sitte angenommen, alles was er von Werth beſaß, mit ſich ins Feld zu nehmen; ein Gebrauch, der, wenn man die mannichfaltigen Wandelungen des Kriegsglück bedenkt, wohl zu rechtfertigen iſt. Gegenwärtig hatte er für den alten Helden und ſeinen jungen Freund ſeinen guten Nützen. Der Herr von Drachenfels erhielt eine anſehnliche Summe, die ihn in den Stand ſetzte, auf eine Art, die ſeinem Namen Ehre machte, in die Welt zurückzukehren, und der Graf von Mannsfeld erhielt eine ruhige Wohnung für ſeine letzten Tage, ein Grab, welches, wie er glaubte, nun ſein nächſtes Bedürfniß ſeyn würde.

Der Kauf ward von beyden Seiten auf eine ſehr leichte und uneigennützige Art geſchloſſen. Der Herr von Drachenfels entſchloß ſich, auf des Grafen Gutachten, eine Reiſe nach dem kaiſerlichen Hofe zu thun, und daſelbſt Kriegs- oder Civildienſte zu ſuchen, zugleich machte er ſich anheiſchig, ſeinem alten Freunde von dort aus die nöthige Beſtätigung bey ſeinen neuerkauften kleinen Beſitzungen zu verſchaffen.

Dieſe Verhandlungen, denen ſich Drachenfels, ſobald er nach Wien kam, mit aller Emſigkeit unterzog, waren es vielleicht, was Sidonien mit dem Leben und dem Aufenthalt des Grafen von Mannsfeld bekannt machte, und ſie in den Stand ſetzte; der Churfürſtin in dem Briefe, der ihrem Herzen ſo wenig Ehre machte, wenigſtens einen Wink zu geben, welcher Annahme und Beherzigung verdiente und fand. Sie hätte nur deutlicher reden, nur den Ort nennen ſollen, wo Agneſens Vater lebte; doch dieſer Fehler war bereits durch Rietbergs rege Thätigkeit gehoben. Agneſe kannte die Gegend, wo ſie künftig Ruhe und Sicherheit hoffen konnte, der Entſchluß war gefaßt, und es kam nun noch auf die ſchmerzliche Trennung von ihrer Lucie an, welche ihr allerdings viel Ueberwindung koſtete, und die nur durch die Begierde, einen Vater wiederzuſehen, leicht und möglich gemacht wurde.

Lucie weinte, ihre Fürſtin nicht begleiten zu können, der Herr von B . . . ſegnete die Reiſende mit prieſterlicher Würde, und der junge Rietberg, dem es aufgetragen war, Agneſen zu begleiten, ſchwur, daß er ehe ſein Leben verlieren, als ihr ein Unglück wiederfahren laſſen wollte.

Den Weg, den die Reiſenden nahmen, und die Zeit, welche ſie auf denſelben verwendeten, meldet die Geſchichte nicht, aber die Sage berichtet ein kleines fröhliches Abentheuer, das den Pilgern faſt am Ziel ihrer glücklich geendeten Wallfahrt zuſtieß.

Mit Herzklopfen ſah jetzt Agnes das kleine Fleckgen Land vor ſich, wo ſie im Arm eines Vaters glücklichern Zeiten entgegenblicken wollte.

Nur der breite Arm des Stroms hinderte es noch, daß ſie nicht die Erde küſſen konnte, die ſie in der romantiſchen Schwärmerey, in welche ſie ihr nahes Glück verſetzte, heilig, und ihr Vaterland nannte.

Ein Fahrzeug war bereit, ſie einzunehmen. Sie hatten es für ſich und ihre wenigen Leute allein bedungen, und hörten nicht ohne Verdruß, daß der Schiffer noch von mehreren Paſſagiers ſprach, die er einnehmen müſſe. Jede Geſellſchaft dünkte Agneſen in der gegenwärtigen Lage verdächtig, ſie drang in ihren Begleiter, Geld über Geld zu bieten, um ſich nur eine einſame Ueberfahrt zu erkaufen; ſie war um keinen Preis zu erhalten, auch ſchien alle Weigerung, ſich Reiſegefährthen gefallen zu laſſen, zu ſpät zu ſeyn, denn ſchon nahten ſich die Erwarteten, und machten durch ihren Anblick, daß das Herz der beängſtigten Fürſtin um einen guten Theil ruhiger zu ſchlagen begann.

Es waren zwey Damen, in Begleitung eines einzigen Bedienten. Rietberg redete der Churfürſtin, die ſich ſchon mehr als halb beruhigt hatte, zu, ſich nicht durch fernere Einrede verdächtig zu machen, und zu bedenken, wie wenig ſich von einer ſolchen Reiſegeſellſchaft befürchten ließ. Man ſtieg ein und Agnes hatte nur noch den Zweifel, was doch dieſe Frauen in dem kleinen Bezirk, der, wie ſie erkundſchaftet hatte, ganz das Eigenthum ihres Vaters war, zu thun haben möchten.

Es war in der erſten Morgendämmerung, da man abfuhr, die Gegenſtände waren noch nicht allzuwohl zu unterſcheiden, doch ſah Agnes aus der Kleidung ſo viel, daß ſie ein paar Perſonen vom Stande neben ſich hatte, und ihre Neugierde wurde dadurch nur vermehrt — Die beyden andern fühlten das nehmliche, und trugen kein Bedenken, es zu äußern.

Darf ich fragen, hub die eine der Fremden gegen die Churfürſtin an, wen uns das gute Glück zur Gefährtin gegeben hat? —

Dieſe kühne Frage hätte der furchtſamen Agnes wohl das beſte Unterpfand ſeyn können, daß hier niemand auf das muthmaße, was ſie gern verborgen wiſſen wollte, demohngeachtet erſchrack ſie, und verzog zu antworten.

Rietberg antwortete an ihrer Statt: die Dame ſey ſeine Schweſter, und ſie wollten mit einander einen gemeinſchaftlichen Verwandten beſuchen, der genſeit des Stroms wohne.

Einen Verwandten? wiederholte die Fremde mit gedämpfter Stimme, indem ſie ſich gegen ihre Gefährtin wandte, ſollte dort noch jemand anders wohnen, als der Graf Mannsfeld? oder ſind dieſe Leute Bekannte von Euch? — Ich weiß nicht, flüſterte die andre, der Ton des jungen Menſchen iſt mir nicht unbekannt, ich ahnde etwas, und wahrhaftig, ich muß mehr wiſſen? — Eben wollte die Sprecherin ihre Stimme, die ſie Agneſen augenblicklich verrathen haben würde, zu einer zweyten Frage erheben, aber die glückliche Entdeckung war ſchon durch die Augen geſchehen. Ein Strahl der aufgehenden Sonne fiel, als die beyden Fremden, indem ſie mit einander ſprachen, ihre Kappen ein wenig zurückſchlugen, ihnen ins Geſicht, und Agnes, die ihre Augen feſt auf ſie geheftet hatte, ſank mit dem Ausruf: Himmel! Appollonie und die Frau von Welltorp! auf ihren Sitz zurück.

Die Churfürſtin glaubte zu träumen, und eine Art von froher Betäubung, die gewöhnliche Folge unerwartet angenehmer Begebenheiten, bemächtigte ſich ihrer Sinnen. Als ſie ſich beſſer zu faſſen vermochte, ſah ſie ſich wirklich in den Armen der beyden Damen, deren Anblick ihr in ihrer gegenwärtigen Lage ſo erwünſcht ſeyn mußte.

Man denke ſich eine Perſon von Agneſens Stande, von Kindheit an an weibliche Bedienung, weiblichen Umgang, weibliche Freundſchaft gewöhnt, und nun auf einmal ſo weit herab gebracht, eine lange einſame Reiſe mit einem Manne, nach einem Orte zu thun, wo zwar die Umarmung eines Vaters, aber ebenfalls wieder gänzlicher Mangel an demjenigen auf ſie wartete, was jedem weiblichen Geſchöpf, wenn es die Eigenheiten ſeines Geſchlechts nicht ganz verleugnet hat, unentbehrlich iſt: Umgang mit ſeinesgleichen. Der Mann kann, auch im Kreiſe der ſchönſten und geiſtvolleſten Frauen, ohne einen Freund, nicht ganz glücklich ſeyn; auch dem Weibe gnüget nicht Bruder, nicht Vater und Gatte; die Freundin iſts, die ihr erſt das Glück, das ſie in den Armen jener genießt, zur höchſten Fülle bringt; eine Wahrheit, die niemand ſo lebhaft fühlen kann, als das Geſchlecht, von welchem ich rede, und aus deſſen Herzen ich ſchreibe.

Agnes empfand ſie in ihrem vollſten Umfange. Nicht allein das Glück, bekannte und gute Frauen um ſich zu haben, ward ihr jetzt unvermuthet zu Theil, ſondern auch ſolche, die ſie mit recht ihre einzigen und älteſten Freundinnen nennen konnte. Sidonie hatte ſich treulos von ihr losgeriſſen. Lucien mußte ſie verlaſſen, was konnte ihr dieſe Verluſte erſetzen, als die edle Frau von Baſſenheim, und die treue Wellſetp, für welche ſie mit Recht eine Art von kindlicher Zuneigung hegte.

Die Entzückungen waren gegenſeitig. Appollonie und ihre ehrwürdige Gefährtin zerfloſſen in Thränen, die Fürſtin, deren Gegenwart ſie zwar in der That in dieſen Gegenden gehoft hatten, ſo ſchnell gefunden zu haben, indeſſen auch Agnes an ihrem Buſen weinte, und die Namen, Mutter! Geſpielin meiner Jugend! tauſendmal in dem afektvollſten Tone ausrief.

Die Churfürſtin, deren Herz durch die Schläge des Unglücks ohnedem zum höchſten Grad der Fühlbarkeit gebracht war, erlitt in dieſem Augenblick eine zu heftige Bewegung, als daß man dieſelbe durch Verlängerung der zärtlichen Scenen noch mehr hätte erhöhen ſollen. Die Damen fühlten die Nothwendigkeit, ſie zu unterbrechen, und andre Ideen in ihr zu erregen.

Wird mir, fragte Appollonie, indem ſie ihre Thränen trocknete und muthwillig lächelte, wird mir meine Agnes verzeihen, daß ich ſie beym letzten Abſchied faſt mit Ungeſtüm aus meinem Hauſe trieb, und ſie unbekleidet in kalter finſtrer Nacht, mit einem mir unbekannten Manne, auf dem kahlen Felſen ihrem Schickſal überließ, indeß ich die Thür krachend hinter ihr verſchloß, und in die weichen Federn zurück eilte?

Ach, Appollonie! rief Agnes, ich müßte dich nicht kennen, wenn dir dieſe weiche Federn nicht aus Sorge um mich zu Dornen geworden wären!

Auch aus Sorge um mich, gnädige Frau, fuhr die Frau von Baſſenheim lachend fort, denn ihr könnt leicht denken, daß die Befreyung zwey wichtiger Staatsgefangenen mich einem Ungewitter entgegenſehen ließ, das nur ein halbes Wunder von mir abwenden konnte.

Gute, liebe, freundſchaftliche Seele! was magſt du um mich geduldet haben! Doch von deinem Wunder, das, wie ich hoffe, den Zorn deines Gemahls wirklich von dir abkehrte, hernach! Jetzt nur die Frage an meine liebe Welltorp: was ſie aus der Gewalt meiner Verfolger rettete, und mit der geliebten Baſſenheim zu meinem Glück vereinigte?

Gnädige Frau, verſetzte die Matrone, ſollte ich meine Rede nicht auch mit einer Entſchuldigung anfangen, daß ich die ſchöne Agnes um ein gallantes Abentheuer brachte, und mich, ganz wider die Sitte meines Alters, an ihrer Statt entführen ließ?

Ach, meine Mutter! ſeufzte Agnes, wie ſehr würde ich eurer Treue auch in dieſem Fall danken; aber Entführungen dieſer Art gehören nicht unter die gallanten Abentheuer, heimtückiſche

Mönchswuth iſt ihr Grund, ihr Ende der Kerker des Kloſters?

Ihr ſeyd ganz irre, meine Fürſtin, erwiederte die Frau von Welltorp. Heimtückiſche Mönchswuth, welche ihr vielleicht ein wenig zu oft fürchtet, war hier auſſer Schuld. Größere Gefahren waren es, die euch hier drohten, für deren Abwendung ihr aber freylich nicht mir, ſondern Gott zu danken habt.

Agnes hatte eine verwunderungsvolle Frage auf den Lippen, aber eben war das Fahrzeug am Lande, und die Erzählung der Abentheuer, welche die beyden Damen zuſammenbrachten, mußte verſchoben werden.

Man ſtieg aus, der Morgen war ſchön, die Gegend mahleriſch, Agneſens Herz, durch die Wendung, welche ihre Freundinnen dem Geſpräch gaben, zur Heiterkeit geſtimmt. Der Herr von Rietberg eilte voraus, dem Grafen die Ankunft ſeiner Tochter zu melden, und die Frauen ſcherzten und plauderten den Weg vollends dahin, wo neue, doch nicht ganz ungetrübte Freuden auf ſie warteten.

Es iſt Weisheit, einem Leben, das ſo viele traurige Abänderungen hat, zuweilen einige frohe Stunden zu entreiſſen, Weisheit, ſich mitten im Sturm eines Sonnenblicks zu freuen, mitten unter den Dornen eine Roſe zu pflücken, und wir können alſo die gute Agnes nicht tadeln, daß ſie ſich zu einer Zeit, da wirklich rund umher alles ſehr dunkel und drohend ausſah, von ihren Freundinnen zu einem Lächeln verleiten ließ, das nur gar zu bald verſchwinden ſollte. Durch ſolche gelegentliche Erholungen, ſie ſeyen ſo klein als ſie wollen, ſammelt man Kräfte von neuem zu dulden was uns das Schickſal auflegte, und was ganz abzuſchütteln, mehr als ein bloßes Lächeln gehört.

Der Herr von Rietberg war lang vor der Churfürſtin auf dem Schloſſe angelangt, und hatte hinlängliche Muſe gehabt, den Grafen auf die Ankunft ſeiner Tochter vorzubereiten; deren nahe Gegenwart ihm Freude, aber auch bey weitem nicht ganz reine ungetrübte Freude gewährte. Daß die todgeglaubte Agnes lebte, entzückte ihren zärtlichen Vater, aber die Art, mit welcher ſie kaum gerettet ward, lockte ihm Thränen ab, der Zuſtand, in welchem ſie kam, ſich in ſeine Arme zu werfen, bekümmerte ihn, und die Nacht, welche rund um auf ihrem Schickſal ruht, erfüllte ihn mit Schrecken, auch hatte er bey ſeinen Jahren die Gabe froher Jugend, ſchwarze Beſorgniſſe hinwegzulächeln, längſt verlohren.

Der Herr von Rietberg ſprach mit dem alten Helden offenherziger von dem Zuſtand der

Sachen, als es ihm Mitleid und Behutſamkeit bey Agnes verſtatteten. Der Graf erfuhr eine Menge neuer Dinge von Gebhards Lage, aus Rietbergs Munde, aber keine einige durchaus gute Zeitung, und da Jahre und Erfahrung ihn weitſehender gemacht hatten, als der junge Menſch ſeyn konnte, ſo ſchüttelte er zu manchen Nachrichten den Kopf, welche dieſem noch nicht ſo gar übel vorkamen.

Man war geſonnen geweſen, den Damen wenigſtens am Abhang des Schloßbergs entgegen zu kommen, aber man vertiefte ſich dermaſſen im Geſpräch, daß die Churfürſtin mit ihren Begleiterinnen in die Halle trat, ehe man noch geendigt hatte, und ehe der Graf ganz die frohe Miene annehmen konnte, um die der Herr von Rietberg zu Agneſens Beruhigung bat.

Vater und Tochter ſanken einander in die Arme. Heiße Thränen floſſen auf beyden Seiten; ach nicht blos Thränen der Freude! bitterer Kummer miſchte ſich nur gar zu zeitig mit ein! Eins ſahe in dem andern ein Opfer, das dem Schickſal eines unglücklichen Fürſten geſchlachtet worden war, Mannsfeld in ſeiner Tochter eine blühende Schönheit, mit allen Anſprüchen auf glänzendes Glück, zu dauerndem Elend verdammt; ſie in ihrem Vater, einen Helden, welchen das falſche Kriegsglück in ſei nen beſten Jahren zum Greiſe gemacht, und mit Wunden bedeckt hatte, die dadurch noch ſchmerzhafter wurden, daß nichts damit erkauft ward.

Agnes grämte ſich, ihren Vater bleich, abgezehrt, ſteif, und wie er ſelbſt geſtand, zu ſeinem Lieblingsgeſchäft, dem Waffenſpiel faſt unbüchtig wieder zu finden, und es trauerte das ſchönſte Geſchöpf von der Welt, ſeine Agnes, in der Blüthe des Lebens faſt aller Hofnungen beraubt zu ſehen, auf welche ihre Vorzüge ihr ein Recht gaben. Arm, freundlos, eine Fürſtin ohne Land, eine Vermählte ohne Gemahl, lag ſie in ſeinen Armen, ſie hatte auf der Welt nichts als ihn, der es am lebhafteſten fühlen mußte, wie ſchwach dieſe einige Stütze war, auf die ſie ſich noch verließ.

Der Tag verfloß bey Unterhaltungen, die, man mochte ſich drehen wie man wollte, doch immer eine traurige Wendung nahmen; und erſt der Abend brachte der unglücklichen Fürſtin einen Troſt, da ſie ſich wieder bey ihren Freundinnen, allein ſah, welche es ſich zur Regel gemacht hatten, den Kummer, der nicht zu heben war, wenigſtens auf Stunden und Augenblicke hinwegzulächeln. Leſer, tadle ſie nicht, dieſe gutmeinenden Seelen. Es giebt unheilbare Schmerzen, bey welchen die Arzneykunde, ihrer Unfähigkeit zu helfen eingedenk, den Gebrauch des Opiums nicht verwirft.

Agnes verlangte nach der Erzählung, welche dieſen Morgen verſchoben ward, und Appollonie von Baſſenheim, froh ein Mittel zu ihrer Unterhaltung gefunden zu haben, nahm das Wort, ſie zu befriedigen.

Nie, ſo begann ſie, nie vergeſſe ich die ängſtvolle Nacht, die ich nach der Befreyung meiner fürſtlichen Freundin an der Seite meines Gemahls zubrachte. Unter ſeinem Kopfküſſen hatte ich die Schlüſſel, die euch den Weg ins Freye öfneten, mit Herzklopfen hinweggeſtohlen; mit Herzklopfen brachte ich ſie wieder, und hofte kaum noch den ſchlafend wieder zu finden, den ich gezwungen betrogen hatte. Betrug iſt allemal eine mißliche, beſchämende, herzquälende Sache, ſollte er auch in Sachen der Tugend verübt worden ſeyn. Ich zitterte, und erröthete vor mir ſelbſt, da ich das, was ich dem chlummernden Wallbot frevenlich entwendet hatte, wieder an ſeinen Ort brachte; doch er ſchlummerte noch feſt, die Sache war glücklich abgelaufen, und dies verminderte, wie gewöhnlich, das Schmerzgefühl über eine That, über welche ich unmöglich Reue fühlen konnte.

Andere Bekümmerniſſe hielten mich die ganze Nacht hindurch wachend, die Ungewißheit eines Entkommens nach Godesberg, und die Möglichkeit meiner Entſchuldigung, wenn mich Karin vermiſſen, und auf mich argwöhnen ſollte. Meine einige Hofnung beſtand darauf, daß man auf meinen Antheil an ſeiner Flucht gar nicht muthmaßen, und mich alſo unbefragt laſſen würde, denn ich fühlte, daß ich bey der kleinſten Rüge, zu jeder Leugnung, jeder Bemäntlung der That, ſo leicht ſie einer Geübten als ich geweſen ſeyn möchte, unfähig daſtehen, und alles über mich ergehen laſſen würde, was der Zorn meinem Gemahl zu meiner Strafe eingegeben hätte.

Die Flucht des Staatsgefangenen, den ich erſt aus eurem Munde, als den bekannten Helden Karl Truchſeß kennen lernte, war es eigentlich, was mich am meiſten beunruhigte; über Eure Entweichung konnte ich nicht zur Rechenſchaft gezogen werden. Ihr waret ja dem Anſchein nach blos als eine gleichgültige Beſucherin bey mir geweſen; daß Baſſenheim den wahren Werth eurer Perſon kannte, hatte er mich nie merken laſſen, noch viel weniger ſich angemaßt, eure Freyheit in Gehen und Bleiben einzuſchränken; und dieſes vermuthlich darum, weil er euch durch völlige Gleichgültigkeit am gewiſſeſten, bis auf den Zeitpunkt eure Ueberlieferung an den Herzog von Parma, der ja ohnedem ſehr nahe war, feſt zu halten dachte.

Dieſes beruhigte mich bey meinem Nachdenken einigermaßen, doch war mir es unmöglich, ein Auge zu ſchlieſſen. Ich wachte, und Wallbot ſchlief; auf einmal erhob ſich vor unſern Fenſtern, die auf den Abhang des Felſens gingen, gräßliches Geräuſch. Groſſe Steinmaſſen ſchienen ſich loszureiſſen, und taumelten wiedertönend ins Thal hinab. Ich fuhr auf. Auch Wallbot erwachte. Wir fragten einander, was dieſes bedeute; wir horchten genauer, wir hörten die Stimmen der umgehenden Wachten der Veſtung, (auf die wir bey eurer Flucht, liebe Fürſtin, nicht einmal gedacht hatten, und denen ihr blos durch ein Ungefehr entgangen ſeyd,) hörten unterſchiedliche Schüſſe fallen, und mein Gemahl, deſſen erſte Bewegung nach den Schlüſſeln unter ſeinem Kopfküſſen war, ſprang mit denſelben auf, weitere Unterſuchungen anzuſtellen. —

Ehe er ſich noch völlig bekleidet hatte, ſchlug man an die Thür unſers Schlafzimmers. . Die Kammerleute öfneten, und einer der Offiziers trat haſtig herein. Er raportirte, daß man an unterſchiedlichen Stellen des Felſens Leitern habe angeſchlagen gefunden, welche vermuthlich einigen Böſewichtern haben den Weg öfnen ſollen, uns, wie ſchon vor kurzem geſchehen war, zum zweytenmal zu beſtehlen.

Wallbot fluchte und ſchrie, warum die Wache ihre Schuldigkeit ſo ſchlecht thue, daß dergleichen Angriffe möglich ſeyen!

Der unzugänglichſte Theil des Felſen, war die Antwort, wo keine Wache feſten Fuß faſſen kann, war die Stelle des Frevels, deſſen wir unmöglich hätten inne werden können, wenn die Diebe mit ihren Werkzeugen nicht unter andern, an einen loſen Stein gekommen wären, der ihre Bosheit wahrſcheinlich vereitelt hat. Das Hinabſtürzen der einen der Leitern und das Winſeln eines Sterbenden unten im Thal wars was uns herbey zog, ſonſt hätte die That ohne unſere Schuld und ungehindert geſchehen können.

Die That? fuhr Wallbot auf. Welche That? Gott gebe, die Böswichter hätten nur Diebſtahl im Sinn! — Hat man den Mann im Thal aufgehoben? — Man eile es zu thun, vielleicht iſt noch Leben in ihm; er muß bekennen! Ich ahnde verborgene Anſchläge.

Mein Gemahl verließ bey dieſen Worten das Zimmer, und ließ mich in einer Bewegung zurück, die ich nicht beſchreiben kann; ſie war nicht ganz unangenehm, es war als ahndete mir, daß aus dieſer unvorhergeſehenen Begebenheit etwas gutes für mich erwachſen könnte.

Ich hatte nicht geirrt. Meine dunkeln Vorſtellungen klärten ſich auf, als mein Gemahl nach einer halben Stunde in voller Rüſtung wieder herein trat, und mir faſt athemlos ankündigte; Es ſey nur allzuwahr, daß jene nächtlichen Böſewichter, nicht Diebſtahl, ſondern weit gefährlichere Dinge zur Abſicht gehabt hätten. Aus dem Hinabgeſtürzten habe ſich nichts erfragen laſſen, weil er bereits mit dem Tode ringe, aber der fremde Offizier ſey entflohen, dies erkläre alles, und er müſſe eilig fort, ihn wo möglich zurück zu bringen.

Halb beruhigt rief ich ihm mein Lebewohl nach, und hatte während ſeiner Abweſenheit Zeit, meine weitern Maasregeln zu nehmen. —

Voll Wuth kehrte Wallbot des andern Tages zurück und erklärte, daß Karl Truchſeß, den er mir jetzt zum erſtenmale nannte, bereits aller Nachſtellung entkommen ſey. Zugleich forderte er mir die Schlüſſel zu den Zimmern meiner Freundin ab, damit dieſe uns nicht auch entkommen möchte.

Meine Freundin? erwiederte ich, iſt auch dieſe eure Gefangene? Von der nächtlichen Begebenheit geſchreckt, und über die Sicherheit unſeres Schloſſes zweifelhaft gemacht, hat ſie ſich bald nach eurer Abreiſe von mir beurlaubt, und ich ſehe nicht unter was für einem Vorwande ich ſie hätte zurückhalten wollen!

Unglückliche! ſchrie er, und weißt du, wen du aus dem Garn gelaſſen haſt?

Aus dem Garne, mein Gemahl? Ich glaubte meine alte Freundin, Agnes von Mannsfeld, nicht ins Garn zu locken, da ich ihr Zuflucht in eurem Schloſſe gab. Ihr kanntet ſie ohne Zweifel ſo gut als ich; euer beſcheidnes Stillſchweigen war mir Einwilligung in die Pflichten der Gaſtfreyheit, die ich ihr ſchuldig war, und wie ſollte ich glauben, daß ihr mir jetzt Bruch derſelben zumuthen, oder das letzte was ich für ſie that misbilligen ſolltet?

Baſſenheim wußte hierauf nichts zu antworten, er ſchlug ſich vor die Stirn, und fluchte ſich und mir, daß wir uns hierin nicht mit einander verſtändigt hätten.

Der Verdacht, als könnte ich jemals in eine treuloſe Handlung willigen, griff mir ans

Herz, doch ich ließ ihn in ſeinem ſchimpflichen Wahn, und that blos die einfältige Frage: was er denn auf die Churfürſtin von Kölln zu ſprechen hätte? Sie blieb unbeantwortet. Wallbot verließ mich, und ich hörte bald darauf, daß er mit ſeinen Leuten aufſaß, vermuthlich neue, gleich fruchtloſe Unterſuchungen nach euch anzuſtellen.

Nichts von der Angſt, welche ich bey den nachfolgenden Vorgängen um euch litt, es war eine ſchauervolle ſchreckliche Zeit, da ich euch in der Gefahr der Belagerung von Godesberg wußte, da ich den Tod eurer Schützer erfuhr, und nun endlich ganz unwiſſend war, was aus der edelſten Fürſtin der Welt geworden ſey. Man ſagte euch tod, und die Mauern der Burg, wo ich einſt einige glückliche Wochen an eurer Seite verlebte, wiſſen, wie ich euch betrauerte.

Die Einſamkeit meines Schloſſes gab mir in der Folge Muſe genug, die Thränen der Freundſchaft ungeſtört zu weinen. Ein Zug meines Gemahls zu den deutſchen Rittern hatte mich zur Wittwe gemacht. Gott weiß, was den Verſtorbenen zu dieſer Reiſe bewog! In uralten Zeiten war einſt ein Wallbot von Baſſenheim, Hochmeiſter jenes Ordens geweſen, mein Gemahl, der ſtolz auf dieſen Theil der Geſchichte ſeines Hauſes war, hatte immer viel

Vorliebe gegen die geiſtlichen Ritter gehabt, und war feſt entſchloſſen geweſen das Kreuz zu nehmen, als ihn die Liebe und unſere Vermählung von dieſem Vorhaben abzog. Man wollte mich bereden, heimlicher Verdruß gegen mich habe ihn zu den Einfall bewogen, ſich von mir zu trennen, und ſeinen ehemaligen Entſchluß auszuführen; ſeine Reiſe zu den Rittern ſey der erſte Schritt zu dieſer mich ſo ſehr entehrenden und betrübenden Handlung geweſen? und was der Sagen mehr waren, welche dahin abzielten, meinen Kummer um Wallbot in Unwillen zu verwandeln. —

Ach, ſchrie hier die Churfürſtin, ach Appollonie! zürnte dein Gemahl mit dir, ſo war es um mich! Gott! muß ich denn alle, die ich liebe, mit mir ins Unglück ziehen?

Ich handelte Recht, verſetzte die Frau von Baſſenheim, als ich euch und dem Herrn von Truchſeß die Freyheit gab, und über dieſes, wie ſollte Wallbot die Rolle erfahren haben, die ich hiebey ſpielte?

Trauet hierauf nicht, erwiederte die ernſte Frau von Welltorp; jede heimliche Handlung hat tauſend Zungen. Wir ſchmeicheln uns umſonſt mit der Verborgenheit unſerer Thaten, nicht ſelten müſſen wir einen einigen Flecken in denſelben ſchwer genug büſſen; wohl uns, wenn ſich das Ganze vor dem oberſten Richter entſchuldigen läßt!

Appollonie weinte, und hieß die Wellterp eine ſtrenge Urtheilerin, die aber die Wunde, welche ſie geſchlagen hatte, bald mit linderndem Troſt zu verbinden wußte, und die Erzählerin denn in ihrem und Agneſens Namen fortzufahren bat.

Mein Gemahl war unterweges an einer anſteckenden Krankheit, die in jenen Gegenden wütete, geſtorben. Ich verſchloß mein Ohr gegen die Sagen, die mir ſein Andenken hätten verleiden können, und weihte die Einſamkeit meines Schloſſes den Thränen der Pflicht und Freundſchaft. Ich vernahm in dieſer Zeit nichts von den Dingen, welche auf das Schickſal meiner Agnes Beziehung hatten, als ein einziges mal, da ein Vetter von mir, ein Herr von Drachenfels, auf ſeiner Reiſe nach Wien bey mir einſprach, und mir viel von dem Grafen Mannsfeld, eurem Vater, meiner Fürſtin erzählte, der damals das kleine Erbgut des jungen Menſchen an ſich gekauft, und ihn durch die großmüthige Bezahlung deſſelben in den Stand geſetzt hatte, ſeinen neuen Eintritt in die Welt mit einigem Glanze zu machen. Ich hörte den Namen Mannsfeld gern, weil er ehemals der Eurige war. Da ich den Grafen nicht kannte, konnte er mich nur in Rückſicht auf euch intereßiren. Auch dachte ich damals wenig, daß ich in den eben erhaltenen Nachrichten das Mittel gewonnen hatte, die Freundin meines Herzens einſt wieder zu finden.

Mein Vetter Drachenfels ſchied von mir, und meine Einſamkeit kehrte zurück; ſie ward durch nichts unterbrochen, als durch öftere Botſchaften des Herzogs von Parma, der ſich meiner Schlöſſer bald zu dieſem bald zu jenem Endzweck bedienen wollte, dem ich aber auf die letzt die offenherzige Nachricht zufertigte, wie durch den Tod meines Gemahls alle Verbindung, in welcher die Baſſenheime ehemals mit ihm geſtanden haben möchten, aufgehoben ſey.

Auf dieſes nicht ſehr häßliche Kompliment bekam ich die Bitte zurück, den Leuten eines ſeiner Freunde, welche eine kranke Dame nach Wien führten, nur die Ruhe einer einzigen Nacht auf einer meiner Burgen zu vergönnen. Da von einer kranken Perſon meines Geſchlechts die Rede war, ſo lud ich die Reiſenden auf das Schloß ein, das ich ſelbſt bewohnte, welches aber höflich verbeten, und dagegen die benachbarte Burg Strömberg gewählt ward; ich erbot mich die kranke Dame zu beſuchen; auch dieſes ward verbeten, und da ich bald drauf den Namen des Fürſten Bathori, als den Namen des Freunds des Herzogs von Parma, von deſſen Leuten hier die Rede war, nennen hörte, ſo bekümmerte ich mich gar nicht mehr um dieſe Dinge, weil ich mich in Bathoris Angelegenheiten, den ich aus dem Rufe kannte, auf keine Art zu miſchen dachte.

Wie ſehr irren wir doch, wie oft gehen wir vor einer Gelegenheit gutes zu thun, vor unſerm eigenen Glück über, wenn wir uns von blinden Urtheilen leiten laſſen! Ich hielt die kranke Dame des Fürſten Bathori für eine wandernde Liebſchaft von ihm, und hätte beynahe darüber das Glück verſäumt, eine Freundin meiner Agnes in meinen Armen zu empfangen. Die Frau von Welltorp war es, die das gute Schickſal in meine Beſitzungen gebracht hatte.

Dieſer edlen Seele, die ſich an eurer Statt euren Räubern in die Arme geworfen, und bald auf der erſten Station gemerkt hatte, in welchen Händen ſie war, und was man für Abſichten mit derjenigen hatte, deren Perſon ſie vorſtellte, der guten Frau von Welltorp, ſage ich, war daran gelegen, ihre Rolle bis auf die letzt hinaus zu ſpielen, und ſich erſt zu Wien zu entdecken. Sie achtete des Schimpfes nicht, dem ſie Bathoris getäuſchte Liebe ausſetzte, und befriedigte ſich, durch den langen Aufſchub der Entdeckung, euch Ruhe vor weitern Verfolgungen, und Friſt zur Flucht gegeben zu haben.

Ihre Kräfte entſprachen ihrem Willen nicht; und ſie — doch, theure Mutter, würde unſere Fürſtin nicht dieſen Theil der Geſchichte am liebſten aus eurem Munde hören?

Wie ihr wollt, meine Tochter, lächelte die Matrone, auch iſts nur wenig, was ich eurer Erzählung noch hinzuzuſetzen habe.

Der Streich, gnädige Fürſtin, der mich an eurer Statt traf, den Abend vorher noch ein Gegenſtand unſers Scherzes, war für mich nicht ohne Schrecken geweſen. Meine Geſundheit iſt ſchwach, meine Jahre thun das ihrige; die forcirte Reiſe griff mich an, auch blieb heimliches Aergerniß über die bald von mir entdeckten böſen Abſichten gegen euch, die bey dieſer Entführung zum Grunde lagen, nicht auſſen. Alles dieſes zuſammen genommen machte mich endlich ſo krank, daß man mir einige Tage Ruhe gönnen mußte.

Die Wichtigkeit der Perſon, die ich vorſtellte, machte, daß man mich nicht in offenem Lande traute, und ſich von der Frau von Baſſenheim ihr Schloß Stromberg zu meinem Aufenthalt erbat. Ich ward ſehr krank. Alle Verſtellung fiel hinweg. Die, welche um mein Leben bekümmert waren, weil ſie es für das Leben der ſchönen Agnes hielten, wurden endlich inne, daß ſie an der Stelle der verfolgten Fürſtin ihre alte Hofmeiſterin entführt hatten. Nichts gleichte ihrer Wuth bey dieſer Entdeckung. Eine Perſon, die man zu meiner Wartung gedungen hatte, ſagte mir, weil ich damals zu ſchwach war es ſelbſt zu bemerken, es habe wenig gefehlt, daß man ſich nicht perſönlich an mir vergriffen hätte, um eine Täuſchung zu rächen, die man mit den gehäßigſten Namen belegte.

In voller Raſerey verlieſſen ſie das Schloß, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern; ſie würden mich eben ſo gut in einer Wüſte verlaſſen haben, mein Schickſal hätte ſie auf alle Fälle wenig bekümmert. — In den Gegenden wo die gute Apollonie zu gebieten hatte, konnte es indeſſen nicht beklagenswürdig ſeyn; meine Wärterin, die ihre Güte kannte, ſäumte nicht, ihr meinen Zuſtand, und ſo viel ſie von meiner Geſchichte wußte oder errathen konnte, anzuſagen; und mir war auf einmal geholfen.

Schon des andern Tages beſſerte es ſich mit mir, ich ſah die Frau von Baſſenheim in eigner Perſon um mein Bette beſchäftigt, erfuhr von ihr, was mit mir vorgegangen war, und konnte ihr danken.

Meine volle Geneſung brachte nähere Bekanntſchaft mit ſich, und urtheilet, wie ich mich freute, als ich in ihr die Appollonie erkannte, deren ihr ſo oft gegen mich, als einer eurer liebſten Jugendfreundinnen gedachtet?

Auch ich, fiel die Frau von Baſſenheim ein, auch ich freute mich der Frau von Welltorp, ich erfuhr von ihr, Gott weiß mit welchem Entzücken, daß ihr lebtet, und ihr, geliebte Fürſtin, wurdet von nun an der Hauptgegenſtand unſerer Unterhaltungen. Meine Kranke war nicht ſobald völlig hergeſtellt, als Plane gemacht wurden, euch wieder zu ſehen, und nie uns wieder von euch zu trennen.

Wir konnten aufs wahrſcheinlichſte berechnen, daß ihr, von den heimlichen Nachſtellungen eurer Verfolger aus den Gegenden getrieben, wo ihr bisher gewohnt hattet, Zuflucht in den Armen eures Vaters ſuchen würdet. Die Frau von Welltorp wußte, daß der Herr von Rietberg auf euren Befehl ſchon darüber aus war, den Aufenthalt des Grafen von Mannsfeld auszukundſchaften; mir war derſelbe aus den Erzehlungen meines Vetters bereits bekannt, und ſehet hier die Möglichkeit, wie uns der glücklichſte Zufall von der Welt auf einem Wege zuſammen bringen konnte. Wir ſind nun von euch auf immer unzertrennlich, meine Güter ſind unter der Verwaltung meines Vetters, dem ich ſie übertragen habe, ſicher, und es iſt kein Land, kein Himmelsſtrich, nach welchem euch euer Schickſal führen könnte, dahin euch nicht eure Appellenie folgen wird.

Wie ſüß iſts im Unglück die edle uneigennützige Zuneigung ſeiner Freunde kennen zu lernen! Agnes genoß dieſes Troſts, und ihr Herz verband ſich feſter als jemals mit den guten Seelen, die ihr wahrlich jetzt aus keiner Nebenabſicht, blos aus Liebe zu dienen entſchloſſen ſeyn konnten. Innig hatte ſie ſie ſchon in heiterern Tagen geſchätzt, aber die gegenwärtige Zeit zeigte ihr erſt den ganzen Werth dieſer guten Frauen.

Die Stunden, welche ſie in ihrem einſamen Umgange zubrachte, waren die einigen, die ſie auf eine vergnügte Art genoß, das Vergnügen in den Armen ihres Vaters war zu ſehr mit mannigfältigem Kummer gemiſcht, als daß es ihr Herz ganz hätte befriedigen können. Seine ſinkenden Kräfte, der tiefe Gram, der auf ſeiner Seele ruhte, ſein Haß gegen die Freude, der der unglücklichen Fürſtin oft das kleinſte Lächeln für Leichtſinn anrechnete, alles vereinigte ſich, ſie ganz niederzudrücken.

Agnes hatte in der That wenig Urſach, ihren Vater durch Aeuſſerung einiges guten Muthes zu beleidigen; das Lächeln, das er haßte, überflog ihr Geſicht nur dann ein wenig, wenn ihre Frauen zu ihrer Aufheiterung, Hoſnung und Frohſinn erkünſtelten. Die Ausſichten wurden immer bedenklicher. Gebhards ganzes Glück beruhte nur noch auf eine Action, welche die Hoſnung auf nur einigermaßen annehmliche Vorſchläge, Vorſchläge, welche vielleicht noch vor kurzem verworfen wurden, bisher von einer Zeit zur andern verzögert hatte.

Der Graf von Mannsfeld war bey welchem nicht ganz mit dem Verfahren ſeines Schwiegerſohns zufrieden; doch das Glück ſeiner Tochter hing an dem Seinigen, und er brannte vor Begierde, die letzten Kräfte ſeines Lebens zu Sicherung deſſelben aufzuopfern.

Bey der Schwäche des alten Helden würde der kleinſte Verſuch, das Schwerd wieder zu führen, Tollkühnheit geweſen ſeyn. Agnes flehte knieend um Schonuug ſeines Lebens, flehte ihn knieend, ſie nicht zu verlaſſen, da vielleicht bald alles ſie verlaſſen würde. Endlich willigte Mannsfeld ein, den Ausgang der Sache auf ſeiner Burg abzuwarten; und der junge Rietberg, entſchloſſen in Gebhards und Agneſens

ſens

ſens Dienſten zu ſterben, verließ die Inſel allein, um ſich mit dem Heer des Churfürſten zu vereinigen, dem nun ſchon faſt niemand mehr dieſen Namen gab.

Recht als wenn das Schickſal das Herz der armen Agnes auf die härteſten Proben ſtellen wollte, mußte es ſich fügen, daß der Schauplatz der letzten entſcheidenden Schlacht ſich ganz nah an das Ufer der Ströme zog, in deren Schooß Mannsfelds Inſel ruhte. Das Getümmel des Streits war für das Auge zu fern, aber das Ohr vernahm genug davon, um die zagende Fürſtin mit Todesangſt zu erfüllen.

Der Donner des Geſchützes brüllte mehrere Stunden unabläßig, Agnes konnte den greulichen Ton faſt nicht mehr aushalten, ſie verbarg ſich in ihre innerſten Zimmer, um nur nichts mehr zu hören. Ihr dünkte, eine jede neue Canonade ſey ein neuer Angrif auf ihr Leben, und doch war das, was ſie dabey erduldete, nichts gegen die Empfindung, die ſich ihrer Seele bemächtigte, als Appollonie eintrat, und ſagte: ſie könne ruhig hervorgehen, weil nun wahrſcheinlich alles geendet ſey. —

Geendet? ſchrie Agnes. Entſchieden? O, ſchreckliches Wort! Nichts, nichts iſt alſo mehr für mich zu hoffen übrig!

Die Angſt dieſes Tages hatte die Fürſtin ſo abgemattet, daß ſie ſich früher als gewöhnlich zur Ruhe legen mußte; erquickender Schlummer war ihr nöthig, man wußte ihn zu befördern, und ſie genoß deſſelben ununterbrochen, bis an den Morgen, und ohne Ahndung deſſen, was ſich in dieſer Zeit zu Beſtättigung ihrer Beſorgniſſe ereignete.

Ach ja, geendigt, entſchieden war Gebhards Schickſal! nichts war für ihn und Agnes mehr zu hoffen! Ferdinand hatte geſiegt. Als ein Flüchtling langte der Ueberwundene auf der Inſel an, die ihm allein Zuflucht vor ſeinen Verfolgern geben konnte, und die er nicht gekannt haben würde, hätte ihm nicht ein guter Engel den Weg gezeigt.

Rietberg hatte an Gebhards Seite wie ein Löwe gefochten, aber er hatte dem unglücklichen Fürſten nicht den Sieg, und ſich — den Tod erkämpft. Heftig blutete er aus mehrern Wunden, die tiefſte derſelben deckte er mit der Hand, um mit dem ſtrömenden Blute nicht die Kraft zu dem letzten Dienſte zu verlieren, den er ſeinem Fürſten und ſeiner Fürſtin noch zu erzeigen vermochte.

Das Schlachtfeld war leer, der Feind, durch eine glückliche Kriegsliſt geblendet, verfolgte

Gebharden, auf deſſen Perſon hier alles ankam, von einer falſchen Seite.

Rietberg verlangte von denen, die ihn faſt mit dem Tode ringend aufhoben, zu Gebharden gebracht zu werden, der ſich unter einem nahen Baume verbinden ließ. Gebhard kannte den Helden, deſſen Schwerd immer an ſeiner Seite geblitzt hatte, ungeachtet er ſeinen Namen nicht wußte. Mit Vergeſſenheit ſeiner eigenen Schmerzen neigte er ſich zu ihm hin, und eine Thräne quoll aus ſeinen Augen. Rietberg faßte Gebhards Hand, und nannte Agneſens Namen. Eine zweyte Anſtrengung brachte den Namen der Inſel hervor, wo ſie lebte, und einige ſtumme Winke berichtigten das Uebrige.

Man verſtand Rietbergen vollkommen, der nun lebensmüde in die Arme dererjenigen zurück ſank, die jetzt begannen, ſich mit ſeinen Wunden zu beſchäftigen. Der Schmerz des Verbindens weckte ihn nicht aus ſeiner Bewußtloſigkeit, auch mußten die Wundärzte ihr Werk ſehr eilig thun, denn neue Verfolger, die ſich in der Ferne zeigten, machten ſchnelle Flucht nöthig.

Gebhard konnte ſich noch nicht von dem frohen Erſtaunen erholen, mit welchem er den Namen der verlornen Agnes, und den Wink von ihrem Aufenthalt aus Rietbergs Munde vernommen hatte, ſein Entzücken überwog die Sorge für ſeine Sicherheit, und den Schmerz ſeiner Wunden, die überhaupt gegen Rietbergs tödtliche Verletzungen nichts zu ſagen hatten. Unaufhörlich nannte er ſeine Gemahlin, und fragte ſich, obs möglich ſey, daß dicht an das Unglück die Fülle des Glücks gränze? daß er nun die Todgeglaubte wiederſehen würde?

Die, welche um ſein Leben beſſer beſorgt waren, als er ſelbſt — riſſen ihn beym Anblick der neuen Gefahr, faſt wider ſeinen Willen fort. Der ohnmächtige Rietberg ward nicht vergeſſen. Man erreichte den Strom; man ſetzte über, und — war geborgen. Die Gegend, wo Graf Mannsfeld lebte, war zu entlegen, zu unbekannt, als daß man dort einen Flüchtigen von Gebhards Wichtigkeit hätte ſuchen ſollen, auch würde er ſelbſt dieſen Ort der Sicherheit ohne Leitung nicht gefunden haben.

Der Engel, der ihm dort hin den Weg zeigte, konnte die Freude, am Rande des Lebens noch gutes geſchaft zu haben, nicht ſchmecken; ohne Bewußtſeyn ward er in das Schloß des Grafen von Mannsfeld gebracht; der Graf um ihn faſt mehr beſorgt, als um ſeinen Schwiegerſohn, der eine etwas kaltſinnige Aufnahme fand, that alles, den jungen Helden zu retten, aber dieſe Nacht ſollte die letzte ſeines Lebens ſeyn. Er ſtarb; ſein Tod ward das Siegel einer Treue, die hier nicht belohnt werden konnte.

Dies waren die Vorgänge einer Nacht, welche man die ermattete Agnes verſchlafen ließ, um ſie Kräfte zu neuen Leiden ſammlen zu laſſen; mit ihrem Erwachen drängten ſie ſich Haufenweis um ihr Lager. Ihre erſte Frage war nach dem Ausgang der Schlacht. Von Graf Mannsfeld unterrichtet, durfte man ihr nicht verhelen, was ſie doch über kurz oder lang erfahren mußte. Man geſtand ihr, der Feind ſey Sieger, der letzte Anſpruch auf die Hoheit, die Gebhard ſo tapfer vertheidigt hatte, ſey dahin. Sie hatte eine Frage, die ihrem Herzen noch näher war, auf der Zunge, aber voll Angſt, ſchreckliche Dinge zu hören, unterdrückte ſie ſie, und fragte nur nach Rietberg. Auch der Tod dieſes jungen Helden ward ihr nicht verſchwiegen; man ließ ſie über denſelben ſich ausweinen, um ſie denn mit der Nachricht von Gebhards Leben, von ſeiner nahen Anweſenheit tröſten zu können.

Und welch ein Troſt! — Graf Mannsfeld, der dieſes alles ſo veranſtaltet hatte, verrieth in dem Maas, mit welchem er der Tochter, an welcher ſein Herz hing, Schmerz und Freude zuwägen ließ, welch ein Menſchenkenner er ſey. Anſtatt durch das Uebermaas wahrlich nicht tröſtlicher Neuigkeiten zu Boden gedrückt zu werden, ermannte ſie ſich zum höchſten Gefühl der Freude. Gebhards Rettung, die Gewißheit, den, den ſie ſo lang gemißt hatte, in dieſem Augenblicke wieder zu ſehen, war ein elektriſcher Schlag, der ſie aufs neue beſeelte. Er lebt? ſchrie ſie, mein Gemahl lebt? o laßt mich hin, ihn zu umarmen! Nichts von ſeinen Wunden! er wird geneſen, wenn er ſeine Agnes erblickt! Nichts von ſeinem Unglück! Der Churfürſt von Kölln war von jeher nichts in meinen Augen, Gebhard alles! — Jener mag verſchwinden, wenn nur dieſer mir bleibt! O nun, nun hoffe ich, ſoll erſt die Zeit meines wahren Glücks beginnen!

Agnes flog an das Lager ihres Gemahls, ohne daß man ſie hindern konnte oder wollte. Seine Wunden waren nicht von der Erheblichkeit, daß man für eins oder das andere der beyden zärtlichen Gatten hätte Nachtheil beſorgen ſollen.

Gebhard umarmte ſeine Agnes, aber nicht mit dem Entzücken, mit welchem ſie an ſeinem Halſe die ſüſſeſten Thränen weinte. In Anſehung weltlicher Hoheit und Glücks dachte er nicht ſo ganz philoſophiſch als ſie. Ihr Schickſal lag ſchwerer auf ihm, als ſein eigenes; er ſuchte in ihrem Auge Vorwürfe und fand Liebe. Dies heilte ſein Herz nicht. Sie zerfloß in ſeinen Armen in Thränen der Freude, indeß er an ihrem Buſen Ströme von Zähren des bitterſten Kummers vergoß.

Der weiſe Graf von Mannsfeld war gegenwärtig, die Würkungen zu mildern, die ſo überſpannte Gefühle doch vielleicht hätten nach ſich ziehen können. Keine umſtändlichen Erklärungen wurden für den gegenwärtigen Augenblick verſtattet. Agnes, die ſich ſchon den Plan gemacht hatte, die einzige Wärterin ihres kranken Gemahls zu ſeyn, wurde, nach einer ziemlich kurzen Unterhaltung, zurück auf ihr Zimmer verwieſen, und Wochen vergingen, ehe man ſie und den Geneſenden ſtark genug hielt, ſich lang und ununterbrochen zu ſehen, und ſich alles, wovon ihre Herzen überfloſſen, zu ſagen.

Rietbergs Leichenbegängniß fiel in die erſten Tage dieſer Zeit der Abſonderung. Graf Mannsfeld ſah es gern, daß Agnes den Helden, dem ſie ſo viel verdankte, zu Grabe begleitete, und bey ſeiner Aſche Thränen einer Schweſter weinte. Ihre Gefühle, die ſich jetzt nur allzuſehr auf einen Gegenſtand lenkten, auf mehrere zu zerſtreuen, war einer ſeiner Kunſtgriffe, die er zu ihrem Beſten erſann. Der Weiſe hatte noch andre Kunſtgriffe, noch andre Plane im Sinn, und o wie glücklich wären Gebhard und Agnes geweſen, wenn ſie in allen mit ihrem klugen Vater übereingeſtimmt hätten! aber wenigſtens Gebhard war nicht allemal mit denſelben einverſtanden, und Agnes hing zu ſehr an ſeinem Willen, als daß ſie ſeinen Entwürfen, ſelbſt wenn ſie der Meynung eines geliebten Vaters nicht zuſagten, ſelbſt wenn ihr Herz bey denſelben blutete, hätte widerſprechen ſollen.

Für Gebharden war im eigentlichſten Verſtande alles verloren. In einer Welt, welche ihre Achtung allemal nach der Wage des Glücks austheilt, konnte er faſt nicht mit Anſtand wieder öffentlich auftreten. Zudem lauerten Gefahren mancher Art auf ſeine Wiedererſcheinung. Man glaubte ihn tod, und es wäre Klugheit geweſen, dieſen Wahn zu begünſtigen, und mit Verleugnung aller höhern Hofnungen das Leben des Weiſen in der Stille zu leben.

Dies wars, was Graf Mannsfeld wünſchte, was Agneſens Herz im Stillen bejahte, und — worein Gebhards Feuergeiſt ſich auf keine Art bequemen konnte. War der unglückliche Fürſt ganz zu tadeln? — Man denke ſich ſeine Jahre, die ſchönſten des männlichen Alters, das volle Gefühl reger Thätigkeit und Kraft, die beſchämende Empfindung, nach einer kurze Zeit geſpielten glänzenden Rolle auf einmal ins Nichts, in die Vergeſſenheit hinab zu ſinken, und wundere ſich denn, daß alle Vorſchläge ſeines weiſen Rathgebers, ihm weniger behagten, als die Pläne, die von dem erſten Augenblick der Geneſung, ſeine ganze Seele erfüllten.

Graf Mannsfelds Lieblingsgedanke war, ſich nun nicht wieder von ſeiner Tochter zu ſcheiden; hier, ſo wünſchte er, ſollten ſich in ihren Armen ſeine Augen ſchließen. Hier wollte er, bis zu dieſem Augenblick nothwendiger Trennung, Tage verleben, wie ſie nur die Menſchen des goldnen Zeitalters kannten; Gebhard und Agnes ſollten ihre Fürſtenrolle bey dem Leben glücklicher Landleute vergeſſen. Die Mannsfelds Burg gegenüberliegende Trümmern einer alten Feſte, deren wir im Anfang gedachten, ſollte ſich unter Gebhards Aufſicht zum ſtattlichen Schloſſe erheben. Im Arm eines Sohns, einer Tochter, im Kreiſe ſeiner Enkel wollte der alte Held den Abend eines mühevollen Lebens genieſſen, wollte er nach langer Arbeit einen Ruhetag feyern, der es werth ſey, das Vorſpiel himmliſcher Ruhe zu werden. — Agnes dachte ſich nichts entzückenders, als die Ausführung dieſer Entwürfe. Graf Mannsfeld hatte ins Geheim viel Unterhaltungen mit ſeinem Sohne über dieſen Gegenſtand, die ernſter und nachdrücklicher waren, als das, was er ſich in Agneſens Gegenwart von Vorſtellungen dieſer Art erlaubte; aber — Gebhard blieb unbeweglich.

Er wußte den Schimpf unthätiger Ruhe zur Zeit der beſten männlichen Kraft, wußte den Schimpf zaghafter Verzweiflung an ſeinem Schickſal, ſeinem weiſen Rathgeber ſo lebhaft vorzuſtellen, daß dieſer oft nicht mehr wußte, was er antworten ſollte. Der alte Held war verlegen, nicht eben überwieſen, wenn er Gebharden reden hörte. Es war natürlich, daß der ehemalige Churfürſt von Kölln, aus den Schulen der Mönche mehr Sophismen, mehr künſtliche Beredſamkeit übrig hatte, als dem alten Sieger der Türken je zu Ohren gekommen war. Seine Philoſophie war blos die Philoſophie des vernünftigen und guten Mannes, ſeine Gründe, ein ſtarkes aber unregulirtes Heer, das ſich mit der Macht, die ihm Gebhard entgegenſetzte, nicht eben wegen ihrer Ueberlegenheit, nein, nur we gen der guten Ordnung, deren ſie ſich rühmte, auf keine Art meſſen durfte, ſondern allemal geſchlagen zurückkehrte.

Dies was das Gleichniß, deſſen ſich der bejahrte Krieger, der überall ſo gern auf ſein ehemaliges Lieblingsgeſchäft anſpielte, von dieſen Dingen zu bedienen pflegte, und das wir daher zu ſeinem Andenken beybehalten haben.

Nur eine Frage gab es, die Mannsfeld dem ſiegenden Gebhard immer in den Weg zu legen pflegte, und die, weil ſie nicht beantwortet werden konnte, immer den Ueberwundenen noch auf dem Schlachtfelde erhielt. Sie war: — Wenn nun Gebhard ſchlechterdings Ruhe und Sicherheit verſchmähe; wenn er nun ſchlechterdings ſich und ſeine unglückliche Gemahlin wieder in den Sturm hinauswagen wollte, dem er kaum entgangen war; wo er denn feſten Fuß faſſen, wer ihn nur einigermaßen ſchützen, und was er weiter beginnen ſollte?

Gebhard mußte ſchweigen, aber ſein Unglück wollte, daß er nicht lange ſchweigen durfte. Vielleicht hätte ihn der Mangel an allen Ausſichten endlich mit den gutgemeinten Vorſchlägen ſeines Vaters ausgeſöhnt, wenn nicht das falſche Glück ihm wieder ein kleines Lächeln gezeigt, und dadurch ſeinen Untergang immer näher herbeygebracht hätte.

Wilhelm, Prinz von Oranien, ein Fürſt, den Großmuth und Tapferkeit für die ſpäteſten Zeiten unſterblich machen, war immer Gebhards Freund geweſen, ohne ihn perſönlich zu kennen; ſie hatten beyde an den Spaniern einen gemeinſchaftlichen Feind, hatten hier und da gemeinſchaftlichen Nutzen; ſchon dieſes wäre hinlänglich geweſen, den Prinzen für den unglücklichen Churfürſten von Kölln einzunehmen, wenn ſich auch nicht ſein Herz aus edleren Grundſätzen auf ſeine Seite geſchlagen hätte.

Gebhard, deſſen ſeltſames Schickſal es immer wollte, vor erreichbarem Guten vorüber zu gehen, um die Hände nach dem Unerreichbaren auszuſtrecken, hatte, Zeit ſeines Unglücks, bald hie bald da um Hülfe geworben, nur da am wenigſten oder gar nicht, wo ſie ihm am gewiſſeſten zu Theil geworden wäre.

Der Prinz von Oranien, durch dieſes anſcheinende Mistrauen, durch dieſen Kaltſinn oder Vernachläßigung beleidigt, hatte keine Neigung gehabt, das anzubieten, was man nicht forderte. Nur der höchſte Grad von Unglück war es, was bey ihm jede Bedenklichkeiten aufhob, und ſein großmüthiges Herz reizte, dem entgegen zu kommen, der ihm die erſten Schritte ſchuldig geweſen wäre.

Wie weit herabgebracht Gebhard war, das wußte er; er hielt ihn mit den meiſten für tod, und beweinte ihn, aber er durfte nur Nachricht von ſeinem Leben hören, die ihm ein Zufall gab, durfte nur des Orts gewiß ſeyn, wo der verlaſſene Fürſt lebte, als das Mitleid thätigen Freundeserbietungen Platz machte.

Er ſchickte eine Geſandtſchaft an Gebharden, deren er ſich in ſeinen beſſern Tagen nicht hätte ſchämen dürfen. Er ſchrieb an ihn in dem Ton, der dem Niedergedrückten ſo wohl thut. Er bot ihm ſeine Hülfe an. Zwar ſchmeichelte er ihm nicht mit der vergeblichen Hofnung auf die einmal verlorne Hoheit, aber er ſprach von andern Ausſichten, nannte das Bisthum von Straßburg, das ſchon ehemals Gebharden unter der Hand angetragen, und von ihm thörichter Weiſe war ausgeſchlagen worden, verſprach Hülfe und Vermittelung, und bot auf den Fall, daß auch hier alle Hofnungen vergeblich wären, dem Manne, für welchen er ſich ſo großmüthig intereſſirte, wenigſtens an ſeinem Hofe Aufenthalt und Unterhalt an, der, ſo drückte ſich Wilhelm aus, den Talenten und Hofnungen eines Gebhards angemeſſener wäre, als das müßige Leben auf einer unbekannten Inſel.

Die Großmuth, mit welcher der Prinz einen Unglücklichen behandelte, welcher ſonſt von aller Welt verlaſſen war, mußte ſein Herz zu Liebe und Dankbarkeit ſchmelzen. Es war faſt unmöglich, Erbietungen, wie die Seinigen, auszuſchlagen. Die Sache ward mit dem Grafen von Mannsfeld in Rath gezogen; er hatte ſeine wichtigen Einwendungen, er ſprach von ungewiſſen Hofnungen, von glücklicher Unabhängigkeit und Sclavenfeſſeln, aber — er ſiegte nicht, und Wilhelms Geſandte zogen mit der Antwort zurück, die ſie erwarten konnten.

Der bald darauf erfolgte Abſchied des Vaters von der Tochter war ſo, wie man ihn, bey der Liebe, die zwiſchen dieſen beyden herrſchte, denken kann. Des Grafen Herz hing an Agneſen, das ihrige an ihn. Sie beweinte an ſeinem Halſe die traurige Pflicht, ihrem Gemahl folgen zu müſſen, eine Pflicht, deren ſie ſich gleichwohl auf keine Art hätte entziehen mögen.

Bleib bey deinem Vater, Geliebte, ſagte Gebhard, der ihre Angſt ſahe, mit unterdrücktem Schmerz, bleib an dem Orte der Sicherheit, bis du weißt, welches Schickſal du mit deinem unglücklichen Gemahl theilen ſollſt. — Agnes ſtutzte eine Weile, verglich den Zug der Verzweiflung in dem Geſicht des Gemahls, mit dem geſetztern Kummer in den Blicken ihres Vaters, wählte, warf ſich noch einmal in die Arme des letztern, und riß ſich denn mit gefaßtem Muthe empor, dem erſtern zu folgen.

Gehe hin, meine Tochter! rief Graf Mannsfeld, dies wärs was ich von deiner Mutter in ähnlicher Lage erwartet hätte. Ich tadle dich nicht, du folgſt deiner Pflicht. Mein Segen begleitet dich, vielleicht iſts der letzte, den du aus meinem Munde höreſt.

Der Prinz von Oranien hatte für eine Begleitung geſorgt, welche die Reiſe Gebhards und Agneſens ſicher und gefahrlos machen mußte. Ihr eigenes Gefolge war gering, das Unglück hatte es klein gemacht. Agnes hatte ihre beyden treuen Freundinnen, die geſchworen hatten, ſie nie zu verlaſſen, zu Begleiterinnen, und ihrem Gemahl folgte ein einiger Edelmann. Welch ein Unterſchied von dem Gedränge ſchmeichelnder Höflinge, das ſie in beſſern Tagen umringte!

Der Prinz von Oranien, ihr großmüthiger unbekannter Freund, erwartete ſie zu Delft mit Ungeduld, und ließ ſie auf eine Art einholen, welche von der Achtung zeigte, die er gegen einen unglücklichen Fürſten hegte, dem ſonſt jedermann den Rücken wandte. Agnes fand in der Gräfin von Hohenlohe, einer Tochter des Prinzen, welche eben angelangt war, ihren Vater zu beſuchen, eine liebenswürdige Freundin; und Gebhard war bald von dem edeln Wilhelm, der in ihm alles fand, was er vermuthet hatte, unzertrennlich.

Gebhards erſte Bemühungen in ſeiner nunmehrigen Ruhe, gingen, unter Wilhelms Vorſprache, nach jenem Bisthum, das er einſt verſchmäht hatte. Lauenburg war auch hier ihm hinderlich. Er wollte ſich zu Strasburg tröſten, daß ihm die Hofnung auf den köllniſchen Churhut fehlgeſchlagen war? Ein ſolcher Mitbewerber war Gebharden widrig; er gab bey ziemlich guten Ausſichten die Sache auf, und der Prinz von Oranien war ſo wenig dawider, daß er ſich vielmehr darüber zu freuen ſchien.

Nicht leicht iſt auch die edelſte Handlung ganz ohne Beziehung auf eigenen Nutzen; es iſt möglich, daß auch Wilhelm von Oranien, indem er den ehemaligen Churfürſten von Költn zu ſich berief, Abſichten hatte, die Gebhards Wohl nicht einig zum Grunde hatten; ſie ſind nie völlig kund worden, aber ſie mochten ſeyn, welche ſie wollten, ſo läßt ſich aus Wilhelms übrigen Charakter urtheilen, daß Gebhard bey Ausführung derſelben nicht verloren haben würde.

Es war dem Prinzen vielleicht blos darum zu thun, einen Freund um ſich zu haben, auf den er ſich verlaſſen konnte, da die meiſten von denen, die ihn umringten, ſein Vertrauen nicht zu verdienen ſchienen, und diejenigen, welchen die Natur das nächſte Recht auf daſſelbe gab, weit von ihm getrennt lebten. Seine Töchter waren vermählt, die Gräfin von Hohenlohe war die einzige, die er ſeit mehreren Jahren geſehen hatte. Von ſeinen Söhnen lebte Prinz Moritz in ſeiner Nähe, ein junger feuriger Herr, voll Plane zu großen Dingen, voll unruhiger Herrſchbegierde, der ſeinem Vater aber eben aus dieſem Grunde oft verdächtig ward.

Wilhelms älteſter Sohn, Philipp, befand ſich ſchon ſeit länger als funfzehn Jahren in der Gewalt der Spanier, der alten Feinde ſeines Vaters. Wilhelm liebte ihn, gönnte ihm nach ſeinem Tode, den er, Gott weiß aus welcher Ahndung, ſehr nahe glaubte, ſeine Lande vor allen ſeinen Brüdern; und dennoch war etwas in ſeiner Seele, das ihn verhinderte, ihm ganz zu trauen. Die Spanier, ſo pflegte er oft zu ſagen, haben ſich einen Sclaven an ihm erzogen, ſie werden ihm einſt den Beſitz ſeiner Lande vielleicht weder entziehen können, noch entziehen wollen, er wird herrſchen — aber zu gleich ihnen dienen, und alles, was ich für Freyheit und Unabhängigkeit heran gearbeitet hatte, wird verloren ſeyn.

Wilhelm zitterte aus noch einem Grunde vor ſeinem Sohne, der Unterſchied der Religion machte ihn ihm furchtbar. Wilhelm war ein eben ſo eifriger Proteſtant, als Philipp ein Anhänger der gegenſeitigen Parthey; dieſes ſetzte die Wünſche des erſten, ſeine Hofnungen und ſeine Plane für die Zukunft in unaufhörlichen Widerſpruch; er hatte einen Freund nöthig, der dieſelben berichtigen und ausführen half, und er irrte vielleicht nicht, wenn er glaubte, denſelben in Gebhard gefunden zu haben, der ihm ſchon wegen ſeines Eifers für den Proteſtantismus merkwürdig war, und es ihm durch die tapfere Art, ſich im Unglück aufrecht zu erhalten, noch mehr wurde. — Er dachte ohne Zweifel ihn durch Wohlthaten dermaſſen an ſich zu verbinden, daß er hoffen konnte, einſt nach ſeinem Tode einen Mann zurückzulaſſen, in deſſen Händen das Wohl ſeines Landes und ſeines Sohns, das Beſte des Proteſtantismus und die aufkeimende Freyheit in gleich guten Händen wäre; große, für Gebharden ſo rühmliche als glückliche Plane, die man bey der ſchnellen Aenderung, die der Tod dazwiſchen brachte, nur muthmaßen, nicht gewiß behaupten kann.

An Wilhelms Hofe gab es zwey Perſonen, die zwar Gebharden, den angehenden Buſenfreund des Prinzen, ſo wohl ſchmeichelten, als alle die andern, vor welchen aber von Anfang ein feſtgeſetzter Widerwille in ſeiner Seele Platz genommen hatte; der erſte war der Herr von Blascon, ein Mann, den Wilhelms ehemalige Gnade ſo groß gemacht hatte, daß man ihn furchtbar nennen konnte; und Gerard, ein junger Edelmann von denen welche zunächſt zur Bedienung des Prinzen beſtimmt waren.

Wilhelms Herz vereinigte ſich mit Gebharden im Mistrauen wider den erſten, aber deſto feſter und inniger war es für den andern eingenommen. Der junge Gerard vereinigte mit einer einnehmenden Geſtalt, einen hinreiſſenden Tugendſchein, und in Aeußerungen von Religioſität ging er ſo weit, daß er ſeinem Herrn ſo ehrwürdig als andern, beſonders unſerm Gebhard verdächtig ward.

Niemand konnte wohl feſter und inniger an dem hängen, was er für Wahrheit erkannte, als der unglückliche Churfürſt von Kölln. Was hatte er ſeinen Ueberzeugungen nicht alles aufgeopfert! Diejenigen, welche glauben, er habe ſeine Religion um der ſchönen Agnes willen geliebt, thun ihm unrecht, der ganze Glanz ſeiner

Geſchichte, wenn er meinen Leſern noch im Andenken iſt, muß ſie hievon überzeugen. Noch kürzlich hatte man ihm Vorſchläge gethan, die ihm den Beſitz fürſtlicher Hoheit, den Beſitz ſeiner Agnes verſicherten, wenn er nur in den Schooß der Kirche, aus welchem er entflohen war, zurückkehren wollte. Seine Sachen ſtanden damals ſo, daß er auf den Verweigerungsfall nicht nur das erſte, nein, auch das andre, den Beſitz ſeiner Agnes, verloren geben mußte; er glaubte ſie in Feindes Händen, und konnte denken, daß nichts als Einwilligung in alles, was man verlangte, ſie ihm wiederſchenken könnte. Dennoch blieb er ſtandhaft. Leben, Ehre, Hoheit und Liebe opferte er der Religion auf, die er bekannte, aber — er trug ſeinen Eifer für dieſelbe nie zur Schau. Die Andacht muß im Herzen wohnen, ſagte er oft, nicht der Auſſenſeite zum Schmuck dienen. Der Heilige mit der ſichtbaren Glorie ums Haupt, giebt mir viel Verdacht, ein Böſewicht zu ſeyn.

Bey Grundſätzen, wie dieſe, mußte Gebhard dieſes lebendige Madonnenbild, dieſen Gerard, haſſen, den man Tag und Nacht betend und ſtöhnend fand, der überall den Pſalter in der Taſche mit ſich herumtrug, allem, was den Namen eines Proteſtanten führte, auf die niedrigſte Art ſchmeichelte, und die Gegenparthey mit einer Wuth, die Gebhard nie an einem ſeiner Glaubensverwandten wahrgenommen hatte, in den Abgrund der Hölle verfluchte. —

Es wär faſt unglaublich, wie ſich Wilhelm von einer ſo grob aufgetragenen Schminke täuſchen ließ, auch glückte es würklich endlich Gebharden, den Menſchen, den er für gefährlich hielt, von der nähern Bedienung des Prinzen zu entfernen. — Urſach, auf diejenigen aufmerkſam zu ſeyn, welche Wilhelmen umgaben, war genug vorhanden. Ein in der Dunkelheit auf ihn gezucktes Eiſen, da er gewiß zu ſeyn glaubte, niemand als ſeine treuſten Leute um ſich zu haben, ein in der Morgenſuppe genoſſenes Gift, deſſen Wirkung nur der Umſtand zernichtete, daß er es nicht allein bekam, ſondern diesmal Gebharden und den Grafen von Leiceſter, den engliſchen Geſandten, an ſeinem Frühſtück Theil nehmen ließ, waren Anmahnungen nicht ſicher zu ſeyn, und ſich all derjenigen Perſonen zu entſchlagen, welche nur das Geringſte an ſich hatten, das Verdacht erregen konnte.

Von dieſer letzten Begebenheit der mislungenen Vergiftung wird es nöthig ſeyn, etwas mehr zu ſagen, weil ſie in der Folge nur gar zu viel Einfluß auf das Schickſal des unglücklichen Gebhard hatte.

Er und Leiceſter beſuchten den Prinzen einſt beym Frühſtück, das, nach damaliger Gewohnheit, in nichts als in einer ſtarken mit allerley Wurzeln abgekochten Fleiſchbrühe, und etwas weiſſen Brod beſtand. Der Engländer, gewohnt mit dem großen Prinzen von Oranien im vertraulichen ſcherzenden Ton zu ſprechen, machte eine Vergleichung zwiſchen dem, was er vor ſich ſah, mit den Frühmahlzeiten ſeines Vaterlands, und erhielt von dem Prinzen das Versprechen, des nächſten Tages ein engliſches Frühſtück bey ihm einzunehmen; die einige Bedingung war, daß auch er jetzt ſich ſetzen und koſten möge, was er zu verachten vorgab. Leiceſter genoß wenige Löff.l, aber Gebhard ward von ſeinem Freunde genöthigt, zur Beſchämung des Fremden, bis auf die Letzt auszuhalten. Im Grunde hatte die Suppe weder dem einen noch dem andern recht geſchmeckt, und die Urſach zeigte ſich bald. Wilhelm hatte, ohne es zu wiſſen, ſeine Gäſte zu einer Giftmahlzeit genöthigt, Leiceſter kam blos mit einem leichten Erbrechen davon, aber der Prinz und Gebhard erkrankten ſo gefährlich, daß man urtheilen konnte, was dem wiederfahren ſeyn würde, der die zugemeſſene Doſe allein bekommen hätte.

Dieſe Begebenheit war ſo beſchaffen, daß ſie wohl Aufmerkſamkeit und ſtrenge Unterſu chung nach ſich ziehen mußte; ſie waren fruchtlos, alle Bedienten des Prinzen waren ſchuldlos erkannt worden, und der Fehler mußte an der zufälligen Schädlichkeit der Peterſilie gelegen haben; ein Vorgeben, welchem die Aerzte nicht ſo, wie ſie geſollt hätten, widerſprachen.

Gebhards und Wilhelms Wiederherſtellung, welche ziemlich bald erfolgte, brachte das Ganze als einen unglücklichen Zufall in Vergeſſenheit, und ſelbſt Gebhard ſchien hier endlich der gemeinen Meynung nachzugeben, und ſeine immer behauptete Furcht vor heimlichen Nachſtellungen zu verabſchieden; bis ſchnell und unverwarnt der letzte Streich geſchah, der nicht abgewendet werden konnte, und der auch Gebhards Glück in dem allgemeinen Untergang mit dahin riß.

Wilhelm, bereits von höhern Jahren, als der Theilnehmer des letztern Unfalls, Gebhard brauchte mehr Zeit, ſich völlig zu erholen, als dieſer unter der Pflege ſeiner treuen Agnes, beym Vollgenuß der beſten männlichen Kräfte, zu ſeiner Geneſung bedurft hatte. — Was hatte die treue Gemahlin nicht alles am Lager desjenigen geduldet, an dem ihr ganzes Herz, ihr Glück und ihr Leben hing, wie hatte ſie getrauert, die ſichere Ruhe auf dem Schloſſe ihres Vaters, gegen die Gefahren, umgetauſcht zu haben, die hier ihren Geliebten umſchwebten! Gerettet war Gebhard nunmehr, zwar ging er noch bleich und entkräftet umher, zwar prophezeihten die Aerzte, er könne Zeitlebens ein Andenken von dem Delfter Frühſtück behalten, doch war ſein Befinden völlige Geſundheit, gegen das, was ſie an dem guten Prinzen von Oranien bemerkte, den er, ſeit er wieder auſſer dem Bette ſeyn konnte, wenig verließ, und deſſen Herz er durch die bezeugte Anhänglichkeit immer noch mehr feſſelte.

Es war auf Anrathen der Aerzte beſchloſſen, die ſchöne Jahrszeit auf einem benachbarten Luſtſchloſſe des Prinzen zuzubringen, die daſige freyere Luft ſollte ihm volle Geneſung bringen, und die daſige Einſamkeit ſollte, ſo meynte der großmüthige Freund unſers Gebhard, ihm Muſe und Gelegenheit geben, alles auszuführen, was er zu ſeinem Beſten und zur Erreichung ſeiner eigenen Wünſche im Sinne hatte.

Theurer Gebhard, ſagte er noch dem Morgen vor dem Aufbruche, zu ſeinem Vertrauten; Ihr ſeht die Hinfälligkeit meines Lebens, Gott friſte es mir nur noch ſo lange, als es nöthig iſt, die Sache der Freyheit und Religion ſicher zu ſtellen. In Euren Händen wünſchte ich alles zu laſſen, ihr würdet gut enden, was ich begann. — Nicht dieſe traurige zweifelnde Miene, edler Mann! nicht dieſes Mistrauen in Eure Kräfte! — Ich weiß, was ihr ſagen wollt, ihr wiederholtet mir es ſchon oft, wenn ich mit Euch aus dieſem Tone ſprach! — Wie kann man, ſo ſagtet ihr, dem, der ſein eignes Glück nicht zu erhalten wußte, das fremde anvertrauen? — Aber ihr bedachtet nicht, daß in Eurer eigenen Sache alles wider Euch war, nichts Euch unterſtützte; dies ſoll hier, gefällts Gott, der Fall nicht ſeyn. Wenn ich das Schickſal meiner Lande, das Eigenthumsrecht meines Sohns, den Sturz der Vlacons und andere heimlichen Feinde in eure Hände lege, ſo werde ich Euch auch hinlängliche Macht zur Ausführung hinterlaſſen, und in Summa bey meinem Leben alles ſo machen, daß Euch nach meinem Tode nur wenig zu thun übrig bleibt. Die frohe Zeit der Muſe und gänzlicher Entfernung von denen, die ich haſſe, ſoll dieſen großen Dingen gewidmet ſeyn, welche berichtigt zu ſehen ich vor Verlangen brenne.

So ſprachen die beyden guten edlen Männer mit einander, auf deren Leben die Bosheit im Verborgenen lauerte, ach, es ſollte noch manche Wolke vorüberziehn, noch manche Ströme von Blut ſollten flieſſen, ehe denen Unterdrückten all das Gute zu Theil werden konnte, das

Wilhelm für Religion und Freyheit im Sinn hatte, und die Ausführung ganz nahe glaubte!

Die Gräfin Marie von Hohenlohe und unſre Agnes nebſt ihren Damen, waren ſchon des vorigen Abends nach dem Sommeraufenthalte abgereiſt, wo ſie für ſich und ihre Lieben tauſendfachen Vergnügen entgegen ſahen. Agnes beſonders war entzückt, den Lärm der Stadt mit der Einſamkeit zu vertauſchen, der ſie immer hold war, und die ihr die ſeligſten Tage ihres Lebens zurück rief. Das Gewühl des Hofs war ihr aus mehr als einer Urſache widrig, ihre Schönheit zog ihr läſtige Anbeter zu, welche von der Hoheit ihres Standes nicht allzeit gleich gut zurückgeſchreckt wurden. Die Bemühungen des Grafen Leiceſter waren immer noch die erleidlichſten, weil ſie mehr der Gallanterie eines Mannes glichen, welcher gewohnt iſt, jeder vorzüglichen Schönheit ſeine Anbetung zu bezeigen; aber der verwegene Bacon war mit ſeinen Zudringlichkeiten ganz unausſtehlich, und fühlte Agnes den Verluſt ehemaliger Hoheit in irgend etwas, ſo war es in der Unmöglichkeit, dieſen mächtigen Böſewicht ſo zu demüthigen, als er verdient hätte.

Die Damen hatten auf dem Wege nach ihrem Tempe Plane zu einem kleinen ländlichen Feſte gemacht, mit welchem ſie den Prinzen überraſchen wollten, der Geſchmack der damaligen Zeiten war in ſolchen Dingen ſehr von dem unſrigen verſchieden, und wir verſchonen unſere Leſer mit der umſtändlichen Beſchreibung deſſen; was ihnen vielleicht nicht ſo gefallen würde, als den ſchönen und empfindenden Seelen des ſechszehnten Jahrhunderts. Gnug für uns, daß Agnes und Marie von ihrem Einfall bezaubert, die halbe Nacht im Vorgenuß ihres Glücks ſchlaflos zubrachten, und mit dem Aufgang der Sonne wieder wach waren, um Anſtalten zu dem zu machen, was den Vater und den Gemahl erfreuen, und ſie einen Blick in die guten Seelen laſſen thun ſollte, die bereit waren, alles zu ihrem Vergnügen herbeyzurufen.

Der Plan war für die kurze Zeit bis zur Ausführung faſt zu groß. Die geſchäftigen Frauen ängſtigten ſich, daß der Mittag, da der Prinz erwartet wurde, zu zeitig anbrechen, und ihr Werk unvollendet finden möchte. Aber ach, der Mittag erſchien, und brachte andere Beſorgniſſe mit ſich. Das Feſt war bereitet, aber der, zu deſſen Ehren es abzielte, erſchien nicht. Man wunderte ſich, man bildete Muthmaſſungen, man fing an bange zu werden, man mußte Nachricht haben, und ſchickte Boten aus.

Die erſten blieben aus, ſo auch die andern, und die letzten, welche vielleicht mehr Eil haben mochten, böſe Botſchaft zu bringen als ihre Vorgänger, kamen mit Zeitungen zurück, welche die gute Weſtorp, die bedenkliche Dinge vorſahe, vergebens von dem Ohr ihrer Gebieterin abzulenken ſuchte. Agneſens Begierde, Poſt von Delft zu haben, hatte ihre Anſtalten vernichtet, ſie ſelbſt war dem Boten entgegen geeilt, und hörte nun aus ſeinem Munde, was keine Vorſicht, keine Einkleidung erträglich machen konnte.

Die Gräfin von Hohenlohe, welche nicht weit war, ſahe ſie mit dem Ankommenden ſprechen, bleich werden, und ſich an einen Baum lehnen um nicht umzuſinken. Sie flog herbey, zu hören und zu helfen. Ach, Marie, ſtammelte Agnes, die noch Kräfte genug hatte, ſich in die ausgebreiteten Arme ihrer Freundin zu werfen, wir ſind verloren, ihr habe keinen Vater, ich habe keinen Gemahl mehr!

Jede böſe Zeitung iſt, wie man zu ſagen pflegt, immer nur zur Hälfte wahr, die muthige Gräfin von Hohenlohe, welche dieſes oft gehört hatte, und welche hofte, die beſſere Hälfte würde auf ihr Antheil fallen, ließ Agneſen unter den Händen ihrer Frauen, und flog nach Delft, ſich von der wahren Lage der Sachen mit eignen Augen zu unterrichten; ach ſie kam um Zeugin des ſchrecklichſten zu werden, was ihr begegnen könnte; Zeugin von dem Tode des beſten Vaters, der bey dem erſten Schritt aus ſeinem Schloſſe von einem meuchelmörderiſchen Schuſſe getroffen, unter den Händen der helfenden Aerzte, nur noch ſo lang gelebt hatte, um ſeine Tochter mit dem letzten ſcheidenden Blicke zu ſegnen; bis der nahe Tod ihm bereits den Mund geſchloſſen hatte.

Gebhard, auf den ein zweyter Schuß gerichtet worden war, der ihn aber verfehlte, ſtand ſtumm und verzweifelnd an dem Bette des großmüthigen Prinzen von Oranien, in welchem er nicht allein den Freund, ſondern auch den einzigen Beförderer ſeines Glücks verlor. Der Anblick der Gräfin von Hohenlohe ſchreckte ihn auf einmal aus ſeiner Bewußtloſigkeit auf, er nannte den Namen Agnes, that noch einen Blick auf ſeinen ſterbenden Freund (der ihn nicht mehr ſahe, ſondern die letzte Kraft ſeiner brechenden Augen in einen Blick auf ſeine verzweifelnde Tochter erſchöpfte) — und verſchwand aus dem Zimmer.

Ein ſchnelles ahndendes Gefühl ſagte ihm, wie hülfsbedürftig ſeine Gemahlin in dieſem Augenblick ſeyn müſſe, wenn die Zeitung, die die Gräfin von Hohenlohe herbeybrachte, auch ihr zu Ohren gekommen wär. Ach, er wußte nicht, daß man das Herz der unglücklichen Agnes mit einem doppelten Pfeil durchbohrt hatte; wußte nicht, daß ſie auch ihn ermordet glaubte, und daß nur ſeine ſchnelle Erſcheinung ihre ſcheidende Seele aufhalten konnte!

Er handelte, als wenn er es gewußt hätte, er flog nach dem Schloſſe, wo ſeine Gemahlin zurückgeblieben war, und Agnes, die mehrere Stunden lang ſich nur in den Armen ihrer Damen erholt hatte, um in neue Bewußtloſigkeit zurückzuſinken, erwachte zuletzt an dem Buſen ihres Gemahls, deſſen Anblick das beſte Heilmittel für ihren troſtloſen Zuſtand war.

Ich lebe, Geliebte! rief Gebhard, indem er die entzückte Agnes feſter an ſich drückte. Der Pfeil des Todes verfehlte meine Bruſt, der Engel der Liebe ſchützte mich!

Eigentlich war es nicht der Engel der Liebe, ſondern der Freundſchaft und Dankbarkeit, welcher ihn vor der Bosheit des Meuchelmörders deckte. Der Prinz von Oranien fiel an Gebhards Seite, ſeine erſte Bewegung war ihn in ſeine Arme aufzufangen, dies veränderte ſeine Lage, der auf ihn gezielte Schuß ging über ihn hin, und verletzte einem der Umſtehenden den Arm. Dieſe Vorgänge, das Werk weniger Augenblicke wurden der Anfang der größten Verwirrung. Ein betäubendes Geſchrey tönte aus dem Munde der Volksmenge, die ſich verſammelt hatte, den geliebten Prinzen abreiſen zu ſehen, die ſich ſeines vor kurzem geretteten Lebens freute, und ſchon den Zuruf daurenden Glücks auf der Zunge hatte, als ſie ihn durch die ſchwärzeſte Bosheit, ſchnell wie Gedanken vor ihren Augen in einen Sterbenden verwandelt erblickte.

Aller Hände ſtreckten ſich nach dem ſinnloſen Meuchelmörder aus, welcher ſich nicht verbarg, ſondern freudig aus ſeinem Schlupfwinkel hervortrat, und ſich in die Gewalt derer lieferte, die ihm mit augenblicklicher Rache drohten, und ihn in Stücken zerriſſen haben würden, wenn die Diener der Gerechtigkeit ihrer Göttin dieſes Opfer nicht zu ausgeſuchtern Qualen hätten aufbehalten wollen.

Es war der elende Gerard, der, indem er ſeine Waffen von ſich warf, mit hohem Triumpf rühmte, wie er nun die glorreichſte That ſeines

Lebens geendet, und die beleidigte Religion mit dem Blute eines ketzeriſchen Fürſten ausgeſöhnt habe.

Wiſſet, ſchrie er, mein Leben iſt mit groſſen Sünden befleckt; nichts konnte dieſelben büſſen, als der Streich, um welchen ihr mich nun den Märtyrertod wollet leiden laſſen. Dank euch für die Krone, die Ihr mir darbietet! Ein Sünder, wie ich, konnte dieſelbe nimmer hoffen: ach! durch neue Verſündigungen mußte ich zu dem Gipfel empor klimmen, den ich nun erreicht habe. Ich mußte die Anhänglichkeit an eine Sekte heucheln, die ich verfluche, und mich aus dem Schooße der heiligen mütterlichen Kirche losreiſſen, zu der ich nun rein und ausgeſöhnt zurückkehre.

Der Unſinn des Fanatikers wurde mit neuem Wuthgebrüll des raſenden Pöbels beantwortet, und man mußte den Elenden ſchnell auf die Seite ſchaffen, wenn ihm die blutige Märtyrerkrone, die er ſich träumte, nicht in dieſem Augenblicke aufgeſetzt werden ſollte.

Das Toben des Volks, das um den Verluſt ſeines Prinzen nicht weinte, ſondern raßte, verbitterte die letzten Augenblicke des groſſen Mannes, der hier gefallen war. Man hatte ihn aufgehoben, und war kaum im Stande, ihn durch die herbeydringende Menge die Stufen des Pallaſts hinauf zu bringen. Die ſchwache Bewegung ſeiner Hand gebot Friede. Sein erſchüttertes Nervenſyſtem litt unausſprechlich durch das Getümmel wütender rachſüchtiger Liebe, das ihn umringte; man verſtand ihn nicht, man wütete fort, und er mußte ſich in die entlegenſten Zimmer ſeines Schloſſes bringen laſſen, um nur in Friede ſterben zu können.

Er verlangte ganz allein mit den Perſonen zu ſeyn, die zu ſeinem Beyſtand nöthig waren, nur der weinende und verzweifelnde Gebhard ward durch einen Wink von ihm ausgenommen; er ſchien ihm viel zu ſagen zu haben, er bewegte die Lippen, um Worte auszuſprechen, die auch das ganz nahe zu ſeinem Munde geneigte Ohr ſchon nicht mehr verſtand. Gebhards Hand ward feſt in der ſeinigen gehalten, bis der Tod ſie erſtarren machte, und ſeine Augen hafteten nur auf ihn, bis die Erſcheinung der Gräfin von Hohenlohe den letzten Scheideblick ihres Vaters auf ſie lenkte, und ein ſchneller Gedanke an Agnes den Mann, der in Wilhelm alles verlor, bewog, den ſterbenden Freund zu verlaſſen, um der bedrängten Geliebten zu Hülfe zu eilen.

Dies waren die nähern Umſtände des grauſenvollen Vorgangs, der die ganze Gegend umher, ſo wie ihn das Gerücht weiter trug, mit Entſezzen und Verwirrung erfüllte. Agnes hörte ſie aus dem Munde ihres Gemahls, und ſo viel ſie auch bey dem Tode ihres Wohlthäters empfand, ſo ſehr ſie den Einfluß überſchaute, den er auf ihr eignes Schickſal haben mußte; ſo war doch ihr Schmerz nichts gegen die Verzweiflung, die ſie damals fühlte, als ſie glaubte, auch den Gemahl verloren zu haben.

Gebhards Gegenwart linderte alles, verſüßte alles, und dankende Freudenthränen, nur ihn gerettet zu ſehen, miſchten ſich in die Ströme bitterer Zähren, die hier um den Prinzen von Oranien vergoſſen wurden.

Die Poſten, welche von Delft herüber kamen, wurden immer bedenklicher. Man ſahe immermehr, daß der Tod des groſſen Wilhelms, bey ſeinen Freunden nicht nur tiefes Trauern, nein auch Beſorgniſſe wegen ihrer Sicherheit erregen mußte. Blakon ergrif, ſobald der Prinz die Augen geſchloſſen hatte, die Zügel der Regierung; er hatte Macht dasjenige, weſſen er ſich anmaßte, zu behaupten. — Auf der andern Seite gab ſich Prinz Moriz, der Bruder des gefangenen Philipps die Miene, die Rechte ſeines Bruders zu vertheidigen, welche Blakon durch ſein eigenmächtiges Verfahren nicht verletzt haben wollte. — Alles ward Unruhe, alles Verwirrung, niemand konnte mehr auf perſönliche Sicherheit rechnen. Selbſt die Gräfin von Hohenlohe hielt es fürs beſte, ſich von dem Schauplatz der Zerrüttung zu entfernen. Sie hatte nicht Zeit, ihre Freundin Agnes wiederzuſehen, aber ſie ließ ihr durch vertraute Hand rathen, auch ſie möchte auf einen andern Zufluchtsort denken, und ihren Gemahl bereden, das nemliche zu thun; ein Rath, der Gebharden noch am nemlichen Tage, auch durch einen andern Freund gegeben wurde, den er ſo wenig, als die Gräfin von Hohenlohe, wegen Nebenabſichten im Verdacht hatte.

Graf Leiceſter, der nur mit dem Prinzen von Oranien Geſchäfte gehabt hatte, und hoffen konnte, nach dem Tode deſſelben die Niederlande auf ganz andre Art wieder zu ſehen, kehrte nach ſeinem Hofe zurück, und wollte nicht verſäumen, vor ſeinem Abzug, Gebharden und ſeine ſchöne Gemahlin noch einmal zu beſuchen. Was er ihnen über die gegenwärtigen Aſpekten ſagte, war das nemliche, was ihnen bereits die Gräfin von Hohenlohe hatte ſagen laſſen; die

Nothwendigkeit ſchneller Entfernung aus dieſen Gegenden.

Er rieth Gebharden, da er in dem ermordeten Prinzen einen ſo mächtigen Schützer verloren hätte, ſeine Zuflucht zur Königin von England zu nehmen. Er erbot ſich, dafern er ſich ſchnell zu dieſem Schritt entſchließen könnte, ihn und Agneſen ſelbſt, in ein Land, an einen Hof zu bringen, wo er ſich ihnen für die freundſchaftlichſte Aufnahme verbürgen könnte. — Gebhard ſah das gute und annehmenswürdige, das in dieſem Vorſchlag lag, auf das lebhafteſte ein, aber — es fehlte ihm an der Möglichkeit, ſo ſchnell zur Ausführung deſſelben bereit zu ſeyn, als hier bey Leiceſters ſchleuniger Abreiſe nöthig geweſen wär. — Die Hinderung lag in dem Geſundheitszuſtand des unglücklichen Mannes, auf dem erſt jetzt das Unglück von allen Seiten loszuſtürmen begunnte.

Gebhard hatte ſich nach dem gefährlichen Frühſtück, deſſen wir im Vorhergehenden gedacht haben, zwar merklich erholt, aber doch nicht ſo, daß er ſolche Stürme, als die, welche ihn in den letzten Tagen betrafen, ohne den größten Nachtheil hätte ausdauern können. Welche Empfindung, den Freund, den Wohlthäter faſt in ſeinen Armen ermordet zu ſehen! welche Todesangſt bey ſeinem Verluſt! Welche

Beſorgniſſe für die Zukunft! — Dieſe Leiden der Seele wären ſchon hinlänglich geweſen, einen durch Gift geſchwächten Körper völlig niederzuwerfen, aber kleine Unvorſichtigkeiten, welche einem Mann, der im höchſten Afekt ſich ſelbſt vergaß, wohl zu gut zu halten ſind, machten den Schaden, den die erſten angerichtet hatten, äuſſerſt gefährlich. Gebhard, dem die Aerzte alle heftige Bewegung unterſagt hatten, der die vorgehabte Reiſe an der Seite des Prinzen in einem ſanften Wagen zurücklegen ſollte, hatte ſeinen Zuſtand in dem Augenblick des Kummers um Wilhelm, und der Angſt um Agnes, ſo ganz aus dem Geſichte verloren, daß er ſich auf das erſte beſte Pferd warf, um zu der letzten zu eilen, und ihr durch ſeine Gegenwart das Gefühl des Entſetzens zu erleichtern.

Ohne Ruhe hatte er mehrere Stunden fortgejagt, bis ihn ein fürchterlicher Bluthuſten nöthigte abzuſitzen, und einige Hülfe in einem Bauerhauſe anzunehmen. Der Weg, der noch bis zu dem Luſtſchloſſe übrig war, betrug kaum eine halbe Stunde; ſo bald er ſich ein wenig erholt hatte, legte er denſelben mit beſſerer Behutſamkeit zurück, und war würklich ſtark genug, ſeine Gemahlin, ſo wie wir geſehen haben, in ihren Leiden zu unterſtützen; aber — das Uebel kehrte zurück, und zu der Zeit, da der Graf von Leiceſter erſchien, weinte Agnes würklich an dem Bette ihres bis zum Tode entkräfteten Gemahls. Wo war hier für ihn die Möglichkeit zu einer ſo groſſen Reiſe, als ihm der Engländer vorſchlug!

Leiceſter, dem es vielleicht hier überhaupt mehr um Agnes als um Gebhard zu thun ſeyn mochte, that den Vorſchlag, ſie ſolle ihm erlauben, nur ſie an den Hof einer Königin zu begleiten, die, wie er rühmte, ihre offene Arme entgegenbreiten, und nicht ſäumen würde, ihren Gemahl ſchleunig nachholen zu laſſen; der ja indeſſen ſeiner Geneſung unter guter Pflege abwarten könne, bis er ſelbſt im Stande wär, die Früchte von der Vorbitte der ſchönen Agnes zu genieſſen. — Dann, ſagte Leiceſter, zögern dürfen wir nicht, wenn wir etwas Gutes ſchaffen wollen. Es giebt Augenblicke, wo die Herzen der Groſſen günſtigen Eindrücken offen ſtehen, und ich darf ſagen, daß der gegenwärtige ein ſolcher iſt. Die Ermordung des groſſen Prinzen von Oranien iſt noch neu, das unglückliche Schickſal des Churfürſten von Kölln, und ſeine Leiden für die Wahrheit, ſind noch neu, die Erſcheinung ſeiner ſchönen Gemahlin giebt dem Ganzen mehreres Intereſſe, und wir können groſſe Dinge erwarten, wenn wir den glücklichen Zeitpunkt nicht verſäumen.

So redete Leiceſter, man fühlte das Wahre oder Wahrſcheinliche in ſeinen Worten, aber ob man im Stande war, ſich nach ſeinem Rathe zu bequemen, dies läßt ſich leicht berechnen. Agnes hatte jetzt nichts angelegentlicheres, als die Pflege ihres kranken Gemahls; ihn verlaſſen konnte ſie nicht. Mit Leiceſtern zu reiſen hatte ſie wenige Luſt, und ſie mit Leiceſtern reiſen zu laſſen, dazu bezeigte auch Gebhard, der in der letzten Epoche ſeines Lebens nicht ganz frey von Eiferſucht war, kein ſonderliches Belieben. Man war alſo genöthigt zu den dringenden Bitten des Grafen, Nein zu ſagen, man that es auf die beſte Art von der Welt, ſchützte die Unmöglichkeiten vor, die ihm ſelbſt einleuchten müßten, und empfahl den angemutheten Schritt, wenn man ihn in der Zukunft thun könnte, ſeinem Schutz und ſeiner Vermittlung; Leiceſter machte auch zu allem eine ziemlich gefällige Miene, doch ſchied er mit dem Weſen eines Mannes, der ſeine Abſicht verfehlt hat, und nicht ganz mit denen zufrieden iſt, denen er dieſe Fehlſchlagung zuſchreibt.

Nach Leiceſters Abſchied, nach der Abreiſe der Gräfin von Hohenlohe, nach ſo manchen Warnungen, ſo manchen Erfahrungen von der Ge fährlichkeit ſeiner Lage, hatte Gehard nichts weiter zu thun, als ſeine Abreiſe zu beſchleunigen, und man wartete nur den erſten Grad von Wiederherſtellung ſeiner Kräfte ab, um ſich auf den Weg zu machen.

Wohin, war eine groſſe Frage, welche Agnes durch Nennung des Namens ihres Vaters entſchied; aber Gebhard hatte keine Luſt, Graf Mannsfelden in ſeiner verſchlimmerten Lage, die, wie er meynte, ihm eine noch kältere Aufnahme als zuletzt verſchaffen würde, wieder zu ſehen, auch fürchtete er ſich vor Winken auf verſchmähte Warnungen, die dem Unglücklichen allemal ein Dolch im Herzen ſind. Agnes glaubte ſich für ihren Vater verbürgen zu können, daß keins von dieſen kränkenden Worten über ſeinen Mund gehen würde, da ſie ſich aber nicht für ſeine Gedanken verbürgen konnte, ſo blieb Gebhard, den Krankheit und Misgeſchick äuſſerſt empfindlich gemacht hatten, auf dem Entſchluß, lieber Appoloniens Antrag Gehör zu geben, die es ſich zur Freude machte, ihrer Freundin alle ihre Schlöſſer, ſo viel derer waren, zum Aufenthalt anzubieten, und die es mit Entzücken anhörte, daß die Entſcheidung günſtig für ſie ausfiel.

Agnes wär lieber in die Arme ihres Vaters zurückgeeilt, aber — ſie mußte gehorchen, und die Reiſe nach den ſieben Bergen ward angetreten.

Die Frau von Baſſenheim, welche eher nach ihren Beſitzungen aufgebrochen war, als ihre hohen Gäſte, empſing ſie zu Drachenfels auf die Art, welche unſere Leſer ihrem Herzen, ihrem Verſtande und der zärtlichen Rückſicht auf alles, was den Ankommenden Freude machen konnte, zutrauen werden.

Gebhard und Agnes fanden auf der Burg Stromberg, die Appollonie wegen ihrer vorzüglichen Lage, zur Reſidenz ihrer Agnes gewählt hatte, alles wie zu lebenslänglichem Aufenthalt zubereitet, auch waren es mehrere Jahre, die ſie hier zubringen ſollten; Jahre jener ſtillen unabgeänderten Ruhe, die nur dem Glücklichen angenehm, Perſonen in Gebhards und Agneſens Lage, ſie mögen auch ſagen was ſie wollen, läſtig und langweilig iſt. Beyde verſicherten ſich unaufhörlich, ſie ſeyen hier glücklich, ſehr glücklich; aber insgeheim quälte Gebharden das Andenken ehemalicher Hoheit, und gewiſſe körperliche Gefühle, die er Agneſen verſchwieg, um ihr traurige Ahndungen zu erſparen, die ſich ihm ſelbſt nur allzuoft aufdrangen. Sie hingegen weinte in der Stille über eben das, was er ſich ihr zu verbergen quälte, und was ſie nicht zu merken vorgab. Auch ſeufzte ſie unaufhörlich nach dem Umgange ihres guten Vaters, den ſie all dieſe Zeit über, wegen Unſicherheit der Wege, nur einmal ſehen konnte, und ach, deſſen Verluſt ihr ſo nahe bevorſtand!

Graf Mannsfeld ſtarb, ohne die Beruhigung zu haben, ſeine Agnes vor ſeinem Abſchied noch zu ſegnen, und ſeine Augen von ihrer Hand geſchloſſen zu wiſſen. Bittre ſchmerzliche Thränen floſſen ſeinem Andenken, ſolche, wie wir ſie nur den lezten unſerer übriggebliebenen Freunde nachweinen; Agnes konnte ihren Vater mit Recht den letzten ihrer Freunde nennen, denn Gebhard? — welch eine ſchwache Stütze für ſie! auch gewährte ihr ſein Umgang bey weitem jetzt nicht den Troſt, den ſie ſich in den Armen ihres Vaters verſprochen hätte; ſie war nicht allemal ohne heimlichen Unwillen gegen ihren Gemahl, daß er ihr die Genugthuung an der Seite ihres Vaters zu leben entzogen hatte, auch hatte Kränklichkeit und Unglück Gebhards Gemüthsart ſehr verändert, er war nicht mehr derſelbe, wie im Frühling der Liebe und des Glücks. Andenken an die glückliche Vergangenheit, und Grübeln über die düſtre Zukunft brachte Schwermuth, körperliche Schwäche Eigenſinn, Mangel an würdiger Beſchäftigung Langeweile herbey, und man weiß, wie ſehr dieſe drey Dämonen das Leben verbittern können.

Agnes hatte Geduld und Mitleid gelernt, auch liebte ſie ihren Gebhard noch ganz mit der ehemalichen ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit; aber — ihr Loos ward darum nicht glücklicher. Ihre Liebe für den Mann, der auch ſie noch anbetete, wie am erſten Tage ihrer Verbindung, machte ihr das Gefühl, daß er ſie oft aus lauter Liebe quäle, zur Sünde, jede heimliche Klage über ihn zum Verbrechen. Sie war nicht nur unglücklich, nein, auch uneinig und unzufrieden mit ſich ſelbſt; ein Umſtand, der unſer Leiden allemal, faſt bis zum Unerträglichen erſchwert.

Gebhard kehrte in der Zeit der langweiligen Muſe allmählich zu ſeiner ehemaligen Lieblingsbeſchäftigung, zur Aſtrologie, zurück. — Agnes, welche dieſe Wiſſenſchaft aus mehr als einer Urſach haßte, wagte jetzt, was ſie ſonſt nie zu wagen pflegte, Einrede und behutſame Abmahnungen. Ihre Gründe waren ſo ſtark, als ihre Worte ſanft waren, auch ſchien ſie zu ſiegen. Wenigſtens für den gegenwärtigen Augenblick überzeugt, umarmte ſie Gebhard, und verſprach, ihre Winke nicht zu verſchmähen. Aber im Grunde hatte ſie nichts gewonnen, als daß ihr Gemahl, der ihr ſonſt ſein ganzes Herz zu öfnen pflegte, nun anfing, Geheimniſſe vor ihr zu haben. Nach kurzem Anſtand wurden die tiefſinnigen Studien heimlich wieder hervorgeſucht, halbe Nächte unter dem kalten Sternhimmel verwacht, und nicht die geringſte Rückſicht auf den Schaden genommen, der für Leib und Geiſt aus dieſen Uebungen erwuchs.

So groß derſelbe war, ſo ſollte er doch nicht der einzige ſeyn; Agnes ſollte bald aus neuen ſeltſamen Schritten gewahr werden, daß ihr unglücklicher Gemahl wieder die Sterne zu Regierern ſeiner Handlungen angenommen hatte.

Gebhard war noch in dem Alter, da man den Gedanken unleidlich findet, auf der Stelle, wo man ſteht, ſein Leben zu endigen. Er forſchte nach, ob jenſeit dieſer peinlichen trägen Ruhe, in der er gegenwärtig lebte, und die er verabſcheute, nichts mehr für ihn zu hoffen ſey, und er war entzückt, daß die Antwort der Geſtirne ſo ausfiel, wie er wünſchte. Er glaubte aus einem nordweſtlichen Lande eine Glücksſonne für ſich aufgehen, und dort ein wohlthätiges Weſen, Engel, Geiſt, oder Sterbliche zu ſeinem Beſten beſchäftigt zu ſehen. Glück, Geſundheit, wiederkehrende Hoheit winkten ihm aus der Ferne, wenn er nur Muth hatte, die erſten Schritte darnach zu thun. Was waren dies für Schritte? welch ein Land, welch ein Weſen war es, dem er dies alles zu danken haben ſollte? Doch Perſonen wie Gebhart, ſind über Auslegungen niemals verlegen, und er überzeugte ſich ſehr bald, daß er ſein Glück in England finden, daß die Hand der Königin Eliſabeth es ihm darreichen, und eine Reiſe zu ihr ihn in den Beſitz deſſelben ſetzen ſollte; die alten Erbietungen des Grafen von Leiceſter waren es, die ihm wieder in den Sinn kamen, und ihn zu der Auslegung verhalfen, die jetzt dem Ausſpruch der Geſtirne angepaßt, und da, wo ſie nicht zutreffen wollte, mit Gewalt dazu gezwungen wurde.

Die Reiſe nach England beſchäftigte Gebharden jetzt unaufhörlich, und nie hatte er mehr mit ſeinen Aerzten gezürnt, nie ſeine eigene Empfindung von Schwäche mehr beklagt, als jetzt, da er ſich ſo wohl von dem einen als dem andern überzeugen laſſen mußte: er könne nicht reiſen. —

Wer ſollte denn dieſe Reiſe unternehmen? — Agnes? — Unmöglich war es ihm, ſich von dieſer geliebten Geſellſchafterin, welche allein ihm noch ſein Leben erträglich machte, zu trennen, unmöglich ſie Gefahren auszuſetzen, die er ſchon in Leiceſters Geſellſchaft ſcheute, und die ohne die Begleitung dieſes groſſen Mannes wohl noch mit mehrerm Rechte für ſie zu beſorgen waren. —

Nein, Agneſens Reiſe war unmöglich, die Sache konnte vorläufig durch Schreiben abgemacht werden, auch dieſe konnten der erſte Schritt ſeyn, den die Geſtirne forderten, ſie mußten es ſich ſchon gefallen laſſen, daß man ihrem Ausſpruch dieſe Deutung unterlegte.

Die Briefe wurden alſo geſchrieben, geſchrieben mit all der hinreiſſenden Ueberredungskunſt, welche Gebhard noch nicht verloren hatte. Was er eigentlich von der Königin von England forderte, wiſſen wir nicht, genug er ſchrieb an ſie, ſchrieb auch an den Grafen von Leiceſter, ihn an ehemahliche Verſprechungen zu erinnern, und ihm ſeine Sache zu empfehlen.

Leiceſter war eben damals aus den Niederlanden nach England zurückgekehrt; die Rolle, die er an dem Ort, den er verließ, geſpielt hatte, und die glänzend genug war, ſelbſt die Königin, die ihn liebte, eiferſüchtig zu machen, hatte einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſinnungen für alle Freunde gehabt. Gebhards erinnerte er ſich gar nicht mehr, und nur Agnes kam ihm durch ſeinen Brief wieder in die Gedanken. Er beantwortete Gebhards Brief nicht, und ſorgte, daß die Königin den, welcher an ſie gerichtet war, ſo beantwortete oder beantworten ließ, wie es in ſeinen Plan taugte.

Eliſabeths Antwortſchreiben an den unglücklichen Churfürſten von Kölln war das kälteſte, troſtloſeſte, damit jemals eine groſſe Königin einen gedemüthigten Fürſten abfertigte; es war voll von Tadel und Berichtigungen vergangener unwiderruflicher Dinge, voll von guten Rath, der keinen andern Fehler hatte, als daß er ſich nicht ausführen ließ, am Ende erſchien ein wenig geiſtlicher Troſt, und zu allerletzt, die Verſicherung, daß man auf keine Art zu helfen wiſſe, aber dennoch ſich unterzeichne, als Gebhards wohlafektionirte Eliſabeth, Königin von England.

Dies waren alſo die herrlichen Dinge, welche die Geſtirne ihrem Verehrer, aus dem nordweſtlichen Lande hervorgehen lieſſen! dieß war die Verwendung des wohlthätigen Weſens, das dort für ihn geſchäftig war! O verzweifeln hätte Gebhard mögen, all ſeine Hofnungen ſo geſcheitert zu ſehen; zwar ſchob er die Schuld nicht auf ſeine überirrdiſchen Rathgeber, ſondern nur, wie ſich denn das gebührte, auf ſich ſelbſt, der etwa nicht die rechten Schritte zu Erreichung ſeines Glücks gethan haben mußte; aber, wir lieſſen ſich dieſe Fehler verbeſſern? welche andere Wege ſollte man gehen, da kein einiger ſich dem Auge darbot? —

Gebhard gelobte ſich in der Stille, dem geringſten Schimmer von Licht nachzugehen, das er in dieſer dunkeln Gegend erblicken würde, und das Schickſal ſchien ihm bey dem Worte halten zu wollen. Eliſabeths königliches Gnadenſchreiben war nicht das einzige, das Gebharden heute aus England zukam, hier war noch ein Brief, zwar nicht an ihn, ſondern an ſeine Gemahlin; Gebhard brannte vor Begierde ſeinen Inhalt zu wiſſen, er ward Agneſen ausgeliefert, und hier iſt das, was ſie aus demſelben ihrem Gemahl vorlas.

Lady Johanna Gordon an Agnes von Mannsfeld.

„Bey einem andern Namen weiß ich Euch nicht zu nennen, ungeachtet ich vernehme, daß Euch das Schickſal zu der Gemahlin eines Mannes machte, der euch in eurem Lande den Rang einer Fürſtin gab, ob ihr gleich jezt im Unglück ſchmachten ſollt.

„Soll-

„Sollten die Gerüchte, welche hier von Euch gehen, nicht trügen, solltet ihr würklich Freundeshülfe von nöthen haben, warum wendet ihr Euch nicht an mich? Habt ihr Johanne Gordon vergeſſen, die Euch ſchon einmal vom Abgrunde des Elends zurückriß? — Kommt nach England; all mein Vermögen ſoll zu Eurem Beſten aufgeboten werden, und ich verſichere Euch, daſſelbe iſt nicht klein. Vielleicht zeigen ſich Ausſichten für euch, die ihr nicht einmal ahnden könnt! Kommt, die erſten Winke davon zu hören aus dem Munde

Eurer geneigten Freundin

J. G.“

Wir wiſſen nicht, wie unſern Leſern dieſer Brief gefällt, Agneſen wollte er durchaus nicht behagen. Ganz unbekannt mit Gebhards engliſcher Korreſpondenz wußte ſie nicht zu errathen, wie ſie zu dieſem ſeltſamen Schreiben kam; der kalte Protektionston, der in demſelben herrſchte, war ihr beynahe beleidigend. Ihr Stolz empörte ſich, daß man ihr eine Hülfe anbot, welche ſie nicht geſucht hatte, auch bey ihren wenigen Bedürfniſſen wahrhaftig nicht brauchte. Johannens Rückblick auf vergangene Begebenheiten, deren ſie nie gern gedachte, war ihr peinlich, auch hatte ſie die Engländerin bey demſelben in einem Lichte erblickt, der ſie keinesweges nach Erneuerung der alten Bekanntſchaft begierig machte. Ein rachſüchtiges, ſtolzes, intriguantes Weib war keine Geſellſchaft für die arme Agnes, und was hatte ſie auch bey ihr zu ſuchen? Die Güter, welche ſie ſich einig zu Verbeſſerung ihres Zuſtands wünſchte, die befeſtigte Geſundheit ihres Gebhards, Herzensruhe für ihn, und Wohlgefallen an der kleinen Sphäre, in welche ihn das Glück zurückgewieſen hatte, dieſes waren Gaben, die ſie nur von Gott erflehen konnte, und auſſer denſelben kannte ſie kein Bedürfniß.

Dieſe Gefühle, welche Lady Gordons Brief ſo lebhaft in ihr rege machte, waren ganz das Gegentheil von dem, was Gebhard bey denſelben empfand. Er konnte ſich ſo wenig in ihren Kaltſinn, als ſie in ſein Entzücken finden, ſie hatte ſich wegen des erſten bald gerechtfertigt, aber um ſie in Anſehung des andern zufrieden zu ſtellen, war es nöthig, daß Gebhard ſie mit all den Schritten bekannt machte, die er bisher ohne ihr Wiſſen gethan hatte.

Agnes verſank in tiefes Nachdenken. O Gebhard! Gebhard! rief ſie endlich, was ſoll ich zu allen dieſen Dingen ſagen? Ich maße mich nicht an deine Rathgeberin ſeyn zu wollen, aber ſo viel weiß ich, daß nichts als die Ueberzeugung, daß du hier nie meinen Beytritt erhalten haben würdeſt, dich gegen deine Agnes unvertraulich gemacht haben kann. Du mußt es errathen, was ich von den fruchtloſen Bemühungen, uns noch einmal in die Welt zu wagen, uns noch einmal zu der verlornen Hoheit zu erheben, halte! Ruhe, Ruhe iſt das einzige, was dich und mich beglücken kann! — Was ſoll uns die Hülfe der ſtolzen Königin von England? Aus was für einem Lichte dich ihr dein Schreiben darſtellt, zeigt dir ſchon ihre Antwort, noch mehr der Brief der übermüthigen Gordon. — Ich verlange nicht nach England, dort Gnaden zu bitten, die ich entbehren kann. Ich flehe zu niemand, als zu meinem Gott, und jetzt zu dir, lieber unglücklicher Gemahl, um Beruhigung deines eigenen Herzens. Laß mich hier vor dir knien ſo lange, bis ich das Verſprechen errungen habe, all deine weitausſehenden Plane in unſrer kleinen Sphäre zu beſchränken. Wollte uns die Vorſicht noch einmal emporhelfen, wollte ſie uns nahe liegende, leicht anzuwendende, gewiſſe Mittel zu höherm Erdenglück zeigen; wohl gut! Aber warum ſollen wir uns quälen, warum ſollen wir uns erniedrigen, Dinge zu erlangen, die wir entbehren können?

Gebhard blieb unbeweglich bey den Bitten und zärtlichen Vorſtellungen ſeiner klugen Gemahlin, es fehlte ihm nicht an Beredſamkeit, ſie einigermaßen mit ſeinen Planen auszuſöhnen, aber ihren völligen Beyfall konnte er ſich auf keine Weiſe erſiegen. Am unleidlichſten war es ihr, daß ſie zum Werkzeug gebraucht werden ſollte, dieſelben der Ausführung näher zu bringen, und gleichwohl war dieſes Gebhards ernſtlicher Entſchluß, ſeit er den Inhalt von Lady Gordons Brief wußte.

Alle Zweifel waren überwunden. Agnes ſollte die Reiſe nach England unternehmen, für welche er ſich zu ſchwach fühlte. Er litt unausſprechlich bey dem bloßen Gedanken, ſeine geliebte Lebensgefährthin auf einige Zeit von der Seite zu laſſen, aber er hatte ſich gelobt, den erſten Fingerzeig anzunehmen, was er zu Erreichung ſeiner Abſichten zu thun habe, dieſen merkwürdigen Fingerzeig glaubte er in Lady Gordons Briefe gefunden zu haben, und er hätte es für Sünde gehalten, demſelben nicht zu gehorchen.

Wie wenig zuverläßiges oder entſcheidendes in dieſem ſeltſamen Schreiben lag, wie viel dagegen, das er gar nicht verſtand, darum bekümmerte er ſich nicht. Durch den Umgang mit den Geſtirnen an mit Gewalt herzugezogene Deutungen gewöhnt, wollte er dieſe Dolmetſchungsart auch auf die Sprache der Menſchen übertragen, und ſo mußte er freylich in Lady Gordons Briefe alles finden, was er darinnen ſuchte.

Agnes weinte Tag und Nacht über die Reiſe, zu welcher ſie ſich nach langem Weigern verſtehen mußte, und über die Trennung von einem Gemahl, der wahrhaftig ihrer ſorgfältigen Pflege jetzt mehr als nöthig hatte; ſeine gänzliche Vernachläßigung ſeiner ſelbſt, eine Folge der unabläßigen Beſchäftigung mit überirdiſchen Dingen, begünſtigte jede ihrer furchtſamen Ahndungen, was ihn in Abweſenheit ſeiner treuen leidenden Freundin begegnen könnte. O Gebhard! rief Agnes, als ſie ſich am Tage des Abſchieds zum letztenmal in ſeine Arme warf, mein Herz bricht mir! Mich dünkt, ich ſcheide von dir auf ewig! — Noch jetzt, nimm noch jetzt deinen Entſchluß zurück! noch liegt meine Hand in der deinigen, halte ſie feſt oder ſchleudre ſie zurück, die Wahl iſt entſcheidend!

Gebhard nannte die Beſorgniſſe ſeiner Gemahlin ſchwermüthige Träume, empfahl ihr noch einmal ſeine Angelegenheiten, deren Betreibung er ſie in mancher langen, für Agnes peinlichen Unterhaltung gelehrt hatte, drückte den letzten Scheidekuß auf ihre Lippen, und riß ſich los, um in der Stille Gefühle auszuweinen, die er mit Mühe unterdrückt hatte, damit er die unglückliche Agnes nicht noch kleinmüthiger machen, damit er ihr verhelen möchte, daß in dieſem Augenblick auch ihm Zweifel vorſchwebten, die nur der feſte Glaube an die Geſtirne beſiegen konnte.

Die Frau von Baſſenheim hatte Agneſens Reiſegefolge ſo glänzend gemacht, als Graf Mannsfelds Verlaſſenſchaft und ihr eigenes Vermögen es verſtattete; ſie kannte die Welt, und wußte, daß beſonders in einem Lande wie England alle Achtung, die ein Fremder erwarten kann, von dem erſten Eindruck abhängt, die er auf die Einbildungskraft dererjenigen macht, die ſeinen innern Werth noch nicht zu beurtheilen wiſſen.

Agnes durfte nicht in der demüthigen Geſtalt einer Supplicantinn an Eliſabeths Throne erſcheinen, ehe Appollonie dieſes geduldet hätte, ehe hätte alles aufgeopfert werden müſſen. Das Vorurtheil, das ſie aus dem Briefe der übermüthigen Gordon, den man ihr mitgetheilt hatte, muthmaßte, mußte getilgt werden, ſie wußte ohnedem wohl, daß man am Throne der Fürſten mehr durch beſcheidene Forderungen, als demüthige Bitten ausrichtet, und daß die erſten am beſten bey einer glänzenden Außenſeite, die von keiner dringenden Hülfsbedürfniß zeigt, gethan werden.

Auf dieſe Art geſchah es, daß Agnes nach einer der glücklichſten Reiſen, England als eine Fürſtin betrat, die nur die Hülle eines beſcheidenen Inkognito umgeworfen hat, und gutwillig einen Theil ihres Glanzes verbirgt. Sie erfuhren gleich bey ihrer Ankunft in London, daß Lady Gordon anweſend ſey, aber es war ebenfalls nicht in dem Plan der Damen, Audienz bey der Königin durch ihre Vermittelung zu ſuchen, und eben darum geſchah es vielleicht, daß ſie dieſelbe deſto leichter erhielten.

Die Frau von Baſſenheim, deren Gemahl in einiger Verbindung mit dem Ritter Raleigh geſtanden hatte, ließ ſich bey dieſem melden, und Agnes ward des andern Tages durch denſelben, nebſt zweyen ihrer vornehmſten Damen, Appollonien und der Frau von Welltorp der Königin vorgeſtellt.

Es iſt möglich, daß die Sage wahrredet, welche verſichert, es ſey Raleigh nicht leicht geworden, bey der Königin Audienz für die Churfürſtin von Kölln zu erlangen, von welcher Eliſabeth ſich vielleicht ganz falſche Vorſtellungen machte; aber eben ſo gewiß iſt es, daß ihre Aufnahme, als ſie würklich erſchien, die gnädigſte war, die ſich denken läßt.

Man war von allen Seiten in der Erwartung getäuſcht, die man von einander hatte, und änderte alſo unvermerkt etwas in dem Betragen, auf welches man ſich vorbereitet hatte.

Eliſabeth ſahe ſtatt der gleichgültigen Figur, die ſie in einer Teutſchen vermuthet hatte, eine herrliche majeſtätiſche Geſtalt, voll Anmuth und Würde, eintreten, die durch die Trauer, welche ſie noch um ihren Vater trug, noch mehr Intereſſe erhielt. Der ſchwarze Schleyer bedeckte, nach damaliger Mode, das Geſicht bis an die Oberlippe, und auch dieſer Umſtand trug, wie wir in der Folge ſehen werden, nicht wenig zu dem guten Empfang bey, welchen Agnes fand, obgleich einige unſerer Leſer, welche wiſſen, wie ſchön ſie war, muthmaßen möchten, der volle Anblick ihres reizenden Geſichts würde den günſtigen Eindruck noch vermehrt haben.

So wie Eliſabeth in der ſchönen Fürſtin, die vor ihr ſtand, mehr erblickte, als ſie vermuthet hatte, ſo ſahe hingegen Agnes in der Königin von England — weit weniger, als das Gerücht von ihr ausbreitete.

Die ſchmeichleriſche Sage maß dieſer Dame eine Schönheit bey, welche ſich faſt nicht mit ihren Jahren zuſammenräumen ließ; der Ritter Raleigh war jetzt noch Agneſens einiger Bekannter in England, war in dieſem Stück beſonders freygebig gegen ſeine Königin, und er hatte den teutſchen Damen, des vorigen Abends, ſo viel von Eliſabeths Reizen vorgeſagt, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn Agnes diejenige unter ihrem Gefolg geſucht hätte, in welchem ſich in der That einige ſehr ſchöne Perſonen befanden, die ihr nun als Königin gegen über ſtand, und ſich von ihren Damen durch nichts auszeichnete, als durch den prächtigern Putz und das Bewußtſeyn ihrer Hoheit, das ihr aus den feurigen ſcharfblickenden Augen leuchtete.

Eliſabeth war von mittelmäßigem Wuchſe, ihre Züge waren nicht ſchön und kennten ihre Jahre nicht verleugnen, ihr Anzug war ſo bunt als prächtig, und darum etwas geſchmacklos; es ſchien, ſie wollte durch die jugendlichen Farben deſſelben die Welt das Alter vergeſſen machen, das ihr ſelbſt unmerklich herangeſchlichen war. Das Inkonſiſtente in dieſer Erſcheinung verminderte die Ehrfurcht ein wenig, mit welcher Agnes ſich der großen Königin nahte, ihre Anrede wurde freyer und gewann dadurch unendlich, ſo wie die Sprache, in welcher ſie Eliſabeth anredete, ihr zugleich einen neuen Vortheil in der Achtung dieſer Dame gab.

Agnes ſprach ſehr gut Latein; um Eliſabeth, die ſich übrigens ſehr gern in derſelben anreden hörte, vollkommen zu gefallen, hätte ſie faſt erwas ſchlechter ſprechen mögen; die Königin glaubte Meiſterin in dieſer Sprache zu ſeyn, und ſah ſich ſehr ungern übertreffen.

Doch bey aller Würde, die Agnes zeigte, bey allen Talenten, bey aller Schönheit, war ſo wenig prunkhaftes und anmaßendes, daß ihr eins wie das andere verziehen ward, und die erſte Audienz übrigens ablief, wie gemeiniglich alle erſte Audienzen ablaufen, ohne die mindeſte Berührung des Hauptzwecks, der auf andere Gelegenheit aufgehoben ward.

Zwey Perſonen befanden ſich im Audienzzimmer, welche durch Agneſens Erſcheinung auf die ſeltſamſte Art überraſcht wurden: Lord Leiceſter und Lady Gordon; die Trauer, welche die Fremde trug, und die ſie in der That ſehr entſtellte, verhinderte augenblickliche Erkennung, aber als Ritter Raleigh Agneſens Namen nannte, ſahen beyde ſich voll Erſtaunen an, und ſobald als es der Wohlſtand erlaubte, nahm ein heimliches Geſpräch unter beyden Platz, das ohne Zweifel Agneſen zum Gegenſtande hatte, deſſen ganzen Inhalt wir aber unſern Leſern nicht mitzutheilen vermögen.

Leiceſters Augen, die ſich unaufhörlich nach der ſchönen Agnes lenkten, lieſſen vermuthen, daß alles, was er von ihr ſagte, nur Bewunderung ſey, aber Lady Gordons Blicke ſprachen von Empfindlichkeit, und ſchienen nicht eben Bewunderung, höchſtens Verwunderung, auszudrücken.

Als am nächſten Hoffeſte, zu welchem Agnes noch dieſen Abend eingeladen wurde, beyde Damen, Lady Gordon und Agnes zuſammen trafen, zeigte ſich etwas von dem, was beym erſten Anblicke in dem Herzen der erſten vorgegangen ſeyn mochte. Neugierige Fragen über Agnes wahren Zuſtand und über die Urſache ihrer Anweſenheit in England, wechſelten mit Vorwürfen ab, daß man ſich in Anſehung der Vorſtellung bey der Königin nicht an ſie gewendet habe. Agnes beantwortete beydes kurz und mit Würde. Von jenem Briefe, deſſen wir im Vorhergehenden gedachten, ward gar nichts erwehnt; die eine der beyden Damen ſchien ſich zu ſchämen, ihn geſchrieben, und die andere ihn empfangen zu haben, und man trennte ſich am Ende ſehr gleichgültig. Es war Agneſen wenig darum zu thun, ſich an der Gordon eine Feindin gemacht zu haben, ſie wußte, dieſe Dame vermöge bey der Königin ſehr wenig, und wäre auch ihre Macht größer geweſen; ſo war Agneſen an dem, was ſie bey Hofe ſuchen ſollte, ſo viel nicht gelegen, daß ſie ſich über Vernichtung ihrer Hofnungen hätte allzuſehr beunruhigen ſollen, ſie war hier, weil ſie mußte, dachte auszurichten, was ſie könnte, und ſich ſobald als möglich zu entfernen, um bald wieder bey einem Gemahl zu ſeyn, an deſſen Andenken ihr Herz unaufhörlich mit banger Ahndung hing.

Der Eindruck, den die erſte Erſcheinung der ſchönen Deutſchen bey Hofe gemacht hatte, war günſtig. Agneſens Geſchäfte gingen einen beſſern Gang, als ſie ſelbſt vermuthet hatte, und Eliſabeths Entſchlüſſe zu Gebhards Beſten lenkten ſich auf eine Seite, wo Agnes ſelbſt einen Schimmer von Glück ſahe, das ihr beſſer behagte, als die dunkle Verborgenheit in Deutſchland, die ſie ſo ungern verlaſſen hatte. Eliſabeth hatte ihre Launen, die ſehr oft wechſelten. Gebhards Brief traf ſie in einer ganz entgegengeſetzten, als diejenige war, in welcher ſie Agneſens mündlicher Vortrag fand. Leiceſter, der damals alles bey der Königin galt, und der ſich für die Angelegenheiten Gebhards mehr und auf andere Art intereſſirt fühlte, als ſich noch zur Zeit abſehen ließ, wußte durch ſeinen Rath alle Entſchlüſſe ſeiner Monarchin zu lenken; Eliſabeths erſte Hartherzigkeit und ihre gegenwärtige Milde war beydes ſein Werk, er wußte beydes zu verborgenen Abſichten zu nützen. Er wußte überall Maſchienen zu finden, die zu ſeinen Endzwecken taugten, und ſelbſt Lady Gordon hatte unwiſſend eine derſelben werden müſſen.

Seine Abſicht war, ſobald er Gebhards Brief, nebſt den Schreiben an die Königin erhielt, er ſollte nichts erhalten, wenn er ſich nicht entſchlöſſe, ſelbſt nach England zu kommen, oder die ſchöne Agnes, die Leiceſtern jetzt auf einmal mit allen ihren Reizen wieder in den Sinn kam, dahin zu ſchicken. Aber von wem ſollte dieſer Antrag kommen? Von ihm, von Leiceſtern ſelbſt, würde er verdächtig geweſen ſeyn, und vielleicht gar das Gegentheil bewürkt haben. Gebhards Eiferſucht, Agneſens Scheu vor ihm, der ihr ſo oft Liebe geſtanden hatte, war ihm ehemals zu Delft nicht entgangen. Das beſte, Gebharden und Agneſen ſicher zu machen, war, daß er gar keine Notiz mehr von ihnen zu nehmen ſchien, und ſo ward der Brief des erſten mit verächtlichem Stillſchweigen übergangen, und das Antwortſchreiben der Königin fiel ſo aus, daß man keine günſtige Verwendung ihres Lieblings für ſeinen alten Bekannten daraus vermuthen konnte. — Gebharden in Anſehung ſeiner ſicher zu machen, war Leiceſtern gelungen, auch das übrige, was er bewirken wollte, wußte er glücklich einzuleiten.

Er wußte die zufällige Verbindung, in welcher Lady Gordon ehemals mit Agneſen geſtanden hatte. Ein Einladungsſchreiben von ihr nach England war unverdächtig, und mußte in dem Augenblicke, da die Perſonen, welche Leiceſter in ſein Netz locken wollte, alles verloren gaben, gute Wirkung thun. Um Lady Gordon zu bewegen, eine ſolche Einladung an ihre faſt vergeſſene deutſche Bekanntin abzulaſſen, brauchte Leiceſter ihr nur eine rührende und klägliche Geſchichte von Agneſens Zuſtand zu erzählen, und ſie zu bereden, daß ſie ſich vergeblich um Hülfe an die Königin gewandt habe. Lady Gordon ſpielte gern die Beſchützerin, nicht eben aus gutem Herzen, ſondern aus Stolz. Die unglückliche Gemahlin eines deutſchen Fürſten, wäre ſo recht ein Gegenſtand geweſen, an welchen ſie ihre wohlthätige Verwendung hätte zur Schau tragen können. Leiceſters Trauergeſchichte von Agneſen hatte ſie ihr aus einem ganz falſchen Lichte vorgeſtellt, ſie dachte ſich in ihr eine hülfloſe Wittwe, welche in England freygebige Unterſtützungen ſuchte, dergleichen ſie in ihrem armen Vaterland nicht finden könnte; daher der ſeltſame Ton ihres Briefs, der Agneſen ſo ſehr befremdete, und den freylich Leiceſter, wenn er Lady Gordons Schreiben geſehen hätte, ein wenig ſchmeichelhafter und überredender würde eingerichtet haben: aber ſo weit ging Lady Gordons und Leiceſters Vertraulichkeit nicht, daß ſie ihm ihre Briefe gezeigt hätte. Sie ſchrieb an Agneſen, wie es ihr ihr Stolz eingab, und ihr Schreiben würde alſo gewiß ihres Endzwecks verfehlt haben, wenn ſich nicht Gebhards Thorheit mit eingemiſcht, und der Sache den Ausſchlag gegeben hätte.

Agnes erſchien in England, und Leiceſters heimliche Freude über das ſchnelle Glücken ſeines Plans maß ſich nun mit Lady Gordons Erſtaunen, die bedrängte deutſche Fürſtin ſo auftreten zu ſehen. Ihre Meynung von ihr änderte ſich ſchnell; anſtatt des erniedrigenden Mitleidens nahm eine erzwungene Art von Achtung Platz. Der Tauſch der Empfindungen war widrig für ihr ſtolzes Herz, ſie machte, weil ſie ihren Unmuth doch an jemand auslaſſen mußte, Leiceſtern Vorwürfe, und begann Agneſen zu haſſen, wider die ſie eigentlich nichts hatte.

Leiceſter kehrte ſich an nichts, was die Gordon ſagte, hatte er doch durch ſie ſeinen Endzweck erreicht, Agneſen nach England zu locken; ſie nunmehr daſelbſt zu behalten, bis er ſeine Anſchläge auf ihre Perſon ausgeführet hätte, war ſeine nächſte Sorge. Ihm dankte Agnes alle freundliche Mienen, alle glänzende Verſprechungen, die ſie von der Königin erhielt, und die wirklich ihre Erwartung, aber ſetzt nicht ihre Wünſche übertrafen. Es gefiel Agneſen in England. So gern ſie es ſah, daß Eliſabeth Gebharden ihre Verwendung in Teutſchland ſchlechterdings abſchlug, ſo ſehr entzückte es ſie, daß die Königin davon ſprach, den unglücklichen Fürſten nach England zu ziehen, und ihm daſelbſt Schadloshaltung für die verlorne Hoheit zu geben. Die königliche Zuſage war ſehr freygebig, die kluge Agnes rechnete wenigſtens die Hälfte davon ab, aber ſie war auch mit dieſer zufrieden. Sie mahlte ſich die glücklichſten Tage an der Seite ihres Gemahls, in einem Lande, das ſie jetzt ſehr gern mit ihrem Vaterlande vertauſchen mochte, ſie ſöhnte ſich mit der Reiſe nach England aus, und ſäumte nicht, Gebharden alles, was ſie hierüber dachte und empfand, zuzuſchreiben. Unglücklicherweiſe nannte ſie in dem Briefe an ihren verlaſſenen Gemahl Leiceſters Namen, und verbitterte dadurch, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, dem Unglücklichen alles, was ihm ſonſt einige frohe Gefühle hätte erregen können

Agnes ſahe jetzt Leiceſtern oft, nicht allein bey Hofe, nicht allein an öffentlichen Orten, nein, auch in ihrem eigenen Hauſe, aber ſie war weit davon entfernt, etwas verdächtiges bey ſeinen

Beſuchen zu finden. Leiceſter, ſo ſehr ſein Herz von wiederkehrender Neigung gegen das ſchöne Ebenbild der ehemaligen Königin von Schottland glühte, wußte ſich ſo gut zu bergen, daß Agneſen nicht ein Gedanke an ſeine ehemalichen Gallanterien in den Sinn kam, oder daß ſie, wenn ſie an dieſelbe dachte, ſich ſelbſt verlachte, daß ſolche alltägliche Dinge ihr nur jemals hatten Sorge machen können. Sie lernte jetzt die Welt beſſer kennen, als ſie dieſes an den Höfen ihres einfältigen Vaterlands vermocht hatte. ſie wußte, daß es nun einmal hergebrachte Sitte für die Inſekten des Tages iſt, jeder ſchönen Blume zu ſchmeicheln; ein Spiel, welches jedermann verſteht, und das die Frau nach der Welt duldet, weil ſie muß, und ſo gering ſchätzt, als es die Poſſe verdient.

Auch von dieſem Ton unbedeutender Gallanterie, der der ſchönen Agnes hier ſo geläufig als läſtig war, nahm der vorſichtige Leiceſter ihr gegenüber nicht das geringſte an, und ward ihr darum deſto ehrwürdiger, ſie hielt ihn für den einzigen vernünftigen Mann unter einem Haufen tändelnder Knaben, und gönnte ihm von Herzen das Loos, das ihm das Publikum zumaß, das Loos, vielleicht noch den Thron mit der Königin zu theilen. Das Gerede von dieſem Schritt, an welchen Eliſabeth vielleicht nie im Ernſt gedacht hatte, war damals noch ſehr ſtark, und Leiceſter hätte durch denſelben, wenn auch keine ſchöne und junge Gemahlin, doch wenigſtens eine Hoheit gewonnen, zu welcher er gebohren zu ſeyn glaubte.

Eliſabeths Gnade gegen Agnes wuchs dergeſtalt, daß ſie Aufmerkſamkeit zu erregen begann; es war faſt nicht zu begreifen, wie die Königin, die ihre eigenen Anſprüche auf Schönheit nie aufgeben konnte, ſich neben der reizenden Teutſchen nicht verdunkelt fühlte, und ihr darum aufſätzig ward. Agnes hatte dies vielleicht niemand mehr zu danken, als dem Schmeichler Raleigh, der ihr Freund war, und derhalben ihre Vorzüge bey aller Gelegenheit gegen ihre erhabene Nebenbuhlerin herabſetzte. Eliſabeth brachte oft Agneſens Schönheit im Geſpräch mit ihm auf die Bahn, und Raleigh wußte denn allemal ſchon was er zu thun hatte; die gute Königin konnte bey allem Verſtand, bey aller Gelehrſamkeit, die ſie beſaß, eine ſtarke Doſe Schmeicheley vertragen, und fand es gar nicht auffallend, daß Agnes bey Raleighs Vergleichungen mit ihr allemal verlor. Der angenehme Eindruck, den dieſe Dame auf jedermanns Auge machte, gereichte ihr auf die letzt ſogar bey Eliſabeth zum Vortheil. Wie ſchön iſt Lady Agnes! hörte ſie jedermann ſagen, wie ſchön iſt ſie! ſagte ſie oft ſelbſt, und allemal ſetzte ihre Eitelkeit hinzu, wie ſchön muß alſo Eliſabeth ſeyn, die die reizende Fremde noch übertrift!

Bey allem Geſchrey, das man von den Reizen der Churfürſtin machte, hatte man ihr ſchönes Geſicht doch vermöge des neidiſchen Flors immer nur halb geſehen; o hätte ſie ihn immer behalten mögen, dieſen Schützer ihrer Sicherheit und ihres Glücks! die kluge Frau von Baſſenheim, die in allem wußte, was ſie that, hatte ihr denſelben empfohlen, und nur eine neidiſche Dämone konnte Verſuche machen, ihn ihr zu entreiſſen. —

Lady Johanne Gordon ſah die wachſende Gnade der Königin gegen Agneſen ſehr ungern, und in dem Maaße, wie ihr dieſe Dame durch den Vorzug, den ſie auch hier, ſo wie überall, vor ihr erhielt, widriger ward, in eben dem Maaße vermehrte ſich auch ihre Freundlichkeit gegen ſie. Agnes, welche jetzt einige Fortſchritte in der Weltkenntniß that, würde ſich um eben dieſer Freundlichkeit willen, noch mehr vor ihr gehütet haben, wenn ſie nur die entfernteſte

Urſach abgeſehen hätte, warum dieſelbe verſtellt ſeyn, warum Lady Gordon ſie haſſen könne.

Ach ſie wußte nicht, wie ſehr dieſe ſtolze Kreatur durch ihre glänzende Erſcheinung beleidigt, durch die Vernachläſſigung ihrer Vermittelung in den Geſuchen bey Hofe aufgebracht, und durch die Bewunderung, die ihr gleich beym erſten Anblick überall entgegen kam, gedemüthigt worden war, ſonſt würde ſie ſie ewig von ſich entfernt gehalten, nicht endlich den Zudringlichkeiten nachgegeben haben, mit welchen die Gordon, die nur Urſach an ihr ſuchte, ſich ihren Umgang zu erringen ſtrebte.

Seit der Aufenthalt in England Agneſen angenehm zu werden begann, ſeit ſie zu wünſchen anfing, das, was Eliſabeth für ſie und Gebhard im Sinne hatte, möge ausgeführt werden, ſeitdem war ſie behutſamer, ſich Feinde zu machen, und Lady Johanne Gordon, die ſie eigentlich nie, als durch ihren wunderlichen Brief beleidigt hatte, bekam alſo auch freundlichere Mienen, und zuweilen einen Antheil an ihrem Umgange.

Johanne nahm gern mehr als man ihr gab, und drängte ſich bald auch zu Stunden ein, wo man ſie nicht vermuthete. Sie hatte einſt Agneſen am Putztiſch ohne Hülle, ohne andern Schmuck, als ihre ſchöne Locken überraſcht, faſt erloſchene Ideen waren durch dieſen Anblick, der eine Art von bewundernden Erſtaunen durch ihre Seele zittern machte, wieder rege geworden, und ſie baute auf dieſelbe Plane, Agneſen auf einmal aus der beneideten Gnade der Königin zu ſtürzen.

Agnes hatte eines Abends bey Hofe die Geſchichte der Ermordung des Prinzen von Oranien umſtändlich erzählt. Die Königin wiederholte das, was ihr beynahe um eben dieſe Zeit die ſchwärmeriſche Wuth des berüchtigten *) Sommerville gedroht hatte; ein langes Geſpräch von dem Ketzerhaß der damahligen Kinder der römiſchen Kirche nahm Platz, bey welchen Agnes ſo aus der Erfahrung reden konnte, daß Eliſabeth begierig ward, ihre und Gebhards ganze Geſchichte umſtändlich zu hören, und ſie erſuchte dieſen Wunſch nächſter Tage zu erfüllen.

Lady Gordon wußte, daß Agnes auf einen Abend nach der Mahlzeit zur Königin beſchieden war, um ihr Verſprechen zu erfüllen. Eliſabeth pflegte an den Tagen, da ſie der Einſamkeit und den Geſchäften widmen mußte, zeitig zu ſpeiſen. Die Zeit zwiſchen der Abendtafel bis zur Nacht-

---

*) Aus ähnlichem Antrieb, wie Gerard den Prinzen von Oranien ermordete, das iſt, zu Büßung ſeiner Sünden, kam damals Sommerville nach London, die Königin zu ermorden, großer Ablaß ſtand auf dieſe Thaten.

ruhe war denn leer, und mußte ſo gut als möglich durch Muſik, Geſpräch oder Spiel ausgefüllt werden, damit die unruhigen Geiſter, die ſchon damals die Königin in der Einſamkeit zu quälen begannen, von ihr wichen. Ach das Blut der unglücklichen Marie von Schottland war kürzlich von ihr vergoſſen worden! die Thränen, die Eliſabeth nach vollbrachter That vergoß, waren nicht ganz erkünſtelt, es gab Augenblicke, da die Königin von England ihre Grauſamkeit wirklich beweinte, und gern Geſchehenes ungeſchehen gemacht hätte, um Mariens klagenden Schatten von ſich zu entfernen, den ihr ihre Phantaſie oft deutlich genug ſchilderte.

Eine von dieſen ſchwer auszufüllenden Zeiten, die Eliſabeth ungern allein zubrachte, war für Agnes beſtimmt, die verlangte Geſchichte ihrer Schickſale darin vor die Ohren der Königin zu bringen, und Lady Johanne verſäumte nicht, kurz vorher, ehe Agnes ſich nach Hofe verfügen mußte, bey ihr zu ſeyn.

Wie, Lady Agnes? ſchrie die Dame, die gern den Ton franzöſiſcher Freymüthigkeit annahm, gleich beym Eintritte, wie? bald iſt es neun Uhr, die Königin erwartet Euch bereits, und ihr ſeyd noch nicht gekleidet?

Wie ſo, Lady Johanne? erwiederte die Fürſtin, ich denke keine Stecknadel in meinem Putz zu ändern!

O pfui!! Wahrhaftig die Spötter des Hofs vergleichen euch nicht ohne Urſach mit einer Muſchel, welche man nie ohne ihre Schaale ſieht! — Wißt ihr nicht, daß jede Tageszeit in der großen Welt ihre eigene Tracht hat? — Bis zu Mittag niedliche Morgenkleidung, des Nachmittags, wenns denn ſeyn muß, den ſteifen Putz, mit welchem ihr euch immer beladet; aber am Abend die ſchönſte Tracht von allen, das reizende Negliſchee, das jeden Reiz enthüllt, der durch die neidiſche Etikette verſtellt ward.

Negliſchee, Lady Gordon? wenn man der Königin von England aufwarten will?

Ich verſtehe euch; Eliſabeth ſieht uns gern bis in die Nacht in Feſſeln geſchmiedet, aber ich bitte Euch, legt Euch nur nicht mehr auf, als ſie Euch zumuthet. Dieſes Kleid von ſchwarzen Sammet mag hingehen, dieſe leichte Stickerey von Silber zeigt, daß Eure ewige Trauer bald geendigt ſeyn wird, aber der Kopfputz taugt gar nichts! Hinweg mit dem neidiſchen Schleyer! wozu ſoll er? Misgönnt ihr vielleicht dem Monde Euren Anblick? — Die Nacht iſt unausſtehlich ſchwul; wahrhaftig, ihr macht euch lächerlich mit Euren Verhüllungen.

Agnes ſtand vor dem Spiegel, ſchlug den Schleyer ein wenig zurück und lächelte dem Zuwachs, den ihre Reize durch die Enthüllung erhielten, Beyfall zu; eine kleine Schwachheit, die man einer ſo ſchönen Frau wohl verzeihen kann!

O ſetzt Euch, fuhr Lady Gordon fort, erlaubt, daß ich euch ein wenig nach meiner Weiſe putze.

Agnes weigerte ſich der Ehre, die man ihr erzeigte, und grif nach der Glocke, ihren Frauen zu läuten.

Um Gotteswillen, ſchrie die tändelnde Gordon, die Agneſens Hand hielt, nur nicht der albernen Appollonie, ſie iſts eben, die euch mit ihrem ſteifen teutſchen Putze entſtellt, und euch überredet, man dürfe den Trauerflor um einen Vater nimmer ablegen.

Agnes verſicherte lachend, daß die Frau von Baſſenheim an ihrer Toilette keine Geſchäfte habe, und bequemte ſich endlich nach dem Willen der zudringlichen Dame.

Der Schleyer ward abgenommen, die Haare auf eine ganz neue, Agneſen unbekannte Art geordnet, wobey die Gordon hinter ihrem Rücken oft ein kleines Bild zu Rathe zog, das ſie in der Taſche trug. Die weiten Aermel des Trauerkleids wurden, als der Kopfputz geendet war, ein wenig zurückgeſchlagen, damit man zwey der ſchönſten Arme ſehen konnte, welche die Natur je gebildet hatte, und zuletzt nach allen machte die Gordon noch ein halbes Dutzend gröſſe Demantknöpfe von ihrer eigenen Kleidung los, Agneſens Gewand am Buſen damit zuſammen zu faſſen.

O dies iſt zu viel! ſchrie Agnes, die ſich ungern mit fremden Kleinodien ſchmücken wollte, und die Gordon von ſich abwehrte. Nein, nein! erwiederte ſie, indem ſie noch ein groſſes goldnes Kreuz an ihren Buſen hing, auch noch dieſes! Zwar, wenn ihr wollt, nur bis auf morgen, aber ich denke, ihr werdet euch nach meiner Weiſe geſchmückt, ſo gefallen, daß ihr dafür ſorgen werdet, euch in Zukunft allemal wie dieſen Abend zu kleiden.

Agnes hatte die Einwendung im Munde, daß Johanne ſich ſelbſt widerſpreche, und ihr hier ſtatt eines zierlichen Abendnegliſchees einen Schmuck angelegt habe, mit welchem ſie Bedenken trage, zu einer Stunde, wie die gegenwärtige, vor der Königin zu erſcheinen; aber es war zu ſpät, man kam Agnes nach Hofe zu holen, und Lady Gordon ſchied voll Verlangen, ob ihre Tücke die gewünſchten Folgen haben würden.

Agnes ſah in den Augen ihrer Begleiter ein ſeltſames Erſtaunen, das ſie vielleicht nicht ganz ohne Grund auf ihre vermehrten Reize ſchob, ſie ſelbſt hatte im vorübergehen vor einem groſſen Spiegel wenigſtens ſo viel geſehen, daß Lady Gordens ſchöpferiſche Hände ſie nicht entſtellt hatten.

Man führte ſie in die Zimmer der Königin, ſie waren ganz einſam, die Kerzen brannten dunkel, und ſie fand Eliſabeth erſt im innerſten Kabinet; Sie war, (vermuthlich weil Agnes ſo lange zu kommen verzog) auf ihrem Armſtuhl eingeſchlafen, und ein Tabouret ſtand für die erwartete Erzählerin bereit.

Agnes hatte oft gehört, die Königin pflege ſich gern ſchlafend überraſchen zu laſſen, weil ſie glaube, ſchön zu ſchlafen; die ſanft geſchloſſenen Augen, der lächelnde Mund, und das ganze wohlgeordnete All ihrer Geſichtszüge machte, daß Agnes glaubte, dies ſey auch hier der Fall, und alſo ohne ſonderliche Beſorgniß die Schläferin beym Erwachen durch ihre Anweſenheit zu erſchrecken, ihr gegenüber ſtehen blieb, herzlich wünſchend, daß das für ſie ſehr langweilige Spiel endlich ein Ende nehmen möchte.

Faſt eine Viertelſtunde war vorüber, und Eliſabeth erwachte nicht. Agnes konnte es nicht länger aushalten, ſie räuſperte ſich ein wenig, und ſuchte, indem ſie die Lichter heller brennen machte, ein kleines Geräuſch zu erregen.

Die Königin, die wohl würklich geſchlafen haben mochte, fuhr ein wenig zuſammen, öfnete die Augen, ſah die Geſtalt ihr gegenüber, und ſprang mit dem Geſchrey: Himmel! Marie von Schottland! von ihrem Stuhle auf.

Agnes, welche nicht verſtand, was Eliſabeth ſagte, breitete die Arme nach ihr aus, um ſie, die würklich im Begriff war umzuſinken, zu halten.

Fort! Fort! ſchrie die Königin, du Schreckbild! oder ich vergehe!

Agnes, die nicht das geringſte von dem Begrif, was hier vorging, zog ängſtig an der Glocke, um mehr Leute zum Beyſtand der Königin herbey zu rufen, und bemühte ſich indeſſen, bis jemand erſchien, Eliſabeths Schrecken, deſſen Urſach ſie nicht einſah, durch ſanfte Worte zu lindern.

Gnädige Königin, ſagte ſie mit einer Stimme, die Eliſabeth aus der Hälfte ihres Irthums riß, und ſie bewog den Kopf, mit dem ſie ſich an eine Säule gelehnt hatte, nach der Sprecherin aufzuheben, — gnädige Königin, kennt ihr Agnes von Mannsfeld nicht mehr? Ich erſchien hier auf eurem Befehl, wie iſts möglich, daß mein Anblick euch in ſolche Bewegung ſetzt!

Agnes von Mannsfeld? wiederholte Eliſabeth, deren ſeltſame Phantaſien jetzt völlig verſchwanden, und die es wagte, das Bild, das ihr die Aehnlichkeit einer ermordeten Königin ſo fürchterlich lebhaft ins Gedächtniß gerufen hatte, näher zu betrachten. Würklich, würklich Agnes von Mannsfeld? —

Das Zimmer füllte ſich in dieſem Augenblick mit Eliſabeths Kammerbedienten, die auf Agneſens ängſtliches Läuten herbey gelaufen waren, und auf alle Zufälle gerüſtet waren, welche die beyden einſamen Damen hätten ihrer Hülfe bedürftig machen können.

Sie fanden die Königin noch beſchäftigt Agneſen, die ſie näher zu den Lichtern gezogen hatte, auf das genauſte zu muſtern. Meine Königin, ſagte Agnes, welche die Todenbläſſe auf Eliſabeths Wangen betrübte, ſollte ich würklich ſo unglücklich geweſen ſeyn, euch zu erſchrecken?

Wahrhaftig, Madam, erwiederte die Königin, die, als ſie jetzt ſo viel Zeugen um ſich ſah, eine andre Stellung annahm, ihr habt mich da auf eine ſeltſame Art überfallen! Gott weiß, wie viel Bosheit bey dieſem Streiche iſt! ohne Zweifel iſt euch bekannt, was mir jetzt zum erſtenmal an euch auffällt, und was ihr abſichtlich in dieſer Stunde recht auf alle Art ausgerüſtet habt, mir Schrecken zu erregen.

Agnes betheuerte, ſie wiſſe kein Wort, und bat um Erklärung!

Ich bitte Euch gleichfalls, ſagte die Königin, daß ihr euch augenblicklich entfernt, ihr ſeht wohl, daß Erklärungen in dieſem Zirkel nicht möglich, und überhaupt zwiſchen euch und mir ganz unnöthig ſind.

Agnes, ſelbſt ehemals eine Fürſtin, und ſolcher Begegnung, wie ſie hier fand, ganz ungewohnt, verbeugte ſich und ging nach der Thür; ſie hatte kaum das Vorzimmer erreicht, als eine Kammerfrau der Königin ſie einholte, und ihr einen Schleyer überreichte, mit Vermelden, wie Ihro Majeſtät ſie bitten laſſe, ſich zu bedecken, damit ihr die Nachtluft nicht ſchade.

Agnes that faſt ohne es zu wiſſen, was man von ihr forderte, und ließ ſich dann nach ihrem Pallaſt leuchten, der zum Glück nicht weit war. Bey dem Schrecken, das ſie ſelbſt, ſie wußte nicht worüber, empfand, bey der Beſtürzung in der ſie war, und bey dem Verdruß über eine unverſchuldete Beleidigung, die ſie auch einer Königin zu verzeihen zu ſtolz war, würde es ihr ſchwer geworden ſeyn, einen langen Weg zurück zu legen. Ihr Gemüth war ſo angegriffen, daß ſie ſchwankte, da ſie in ihr Haus kam, und ſich von ihren Leuten, die über ihre ſchleunige Wiederkunft erſtaunt herbey liefen, die Treppe hinauf leiten laſſen mußte.

Agnes ſaß mit der Frau von Baſſenheim und der treuen Welltorp die ganze Nacht auf, um Muthmaſſungen über die ſeltſame Begebenheit zu bilden.

Das iſts, was ich euch geſagt habe, rief Appollonie, Eure Reize ſind zu groß, um euch bey dieſer alten eiteln Königinn, die allein ſchön ſeyn will, ohne den mindſten Anſpruch darauf zu haben, nicht Nachtheil zu bringen. O hättet ihr euren beſcheidenen Schleyer euch nicht durch die Eitelkeit, euch im vollen Lichte zu zeigen, entreiſſen laſſen! —

Agnes verſicherte, daß ſie hier faſt gezwungen gefehlt habe, und erzählte Lady Gordons Abendbeſuch, und ihre Geſchäfte bey ihr, wovon noch niemand etwas wußte. Dieſes machte die Ueberlegungen noch verwirreter, und man wußte auf die letzt ſich gar nicht aus dem Labyrinth zu finden.

Die Frau von Welltorp und Appollonie haßten beyde die Gordon, und ſtimmten überein, in dem, was ſie gethan hatte, irgend einen Tück zu vermuthen; aber in die rechte Gegend geriethen ihre Muthmaſſungen nicht, und ſie riethen höchſtens, daß die Gordon etwas in Agneſens Putz hineingekünſtelt habe, das der eigenſinnigen Königin etwa zuwider ſey, oder, daß die

Koſtbarkeit der Juwelen, die ſie ihr angelegt habe, zu groß geweſen ſey, um von der Monarchin nicht in Ungnaden vermerkt zu werden.

Agnes ſchwieg, weil ſie in allem, was hier geſagt wurde, keine Wahrſcheinlichkeit fand, ſie beſchäftigte ſich Lady Gordons Juwelen, und das goldne Kreuz abzulegen, welche ſie einpackte, um ſie der Eigenthümerin des andern Morgens wieder zuzuſchicken; ſie wollte ihre eigene Worte dazuſchreiben, aber ſie fand ſich unvermögend dazu, ſie wußte eigentlich nicht, was ſie ihr ſagen ſollte, und unterließ es

Es war weit gegen den Morgen, und Agnes wollte ſich eben völlig entkleiden laſſen, um noch einige Ruhe zu ſuchen, als man noch ein ſtarkes Klopfen am Thor vernahm, und bald drauf angeſagt war, wie Lord Leiceſter im Vorzimmer ſey, und auf einen Augenblick um Gehör bey Lady Agnes anſuchen laſſe.

Lord Leiceſter in dieſer Stunde? rief Agnes. Doch man laſſe ihn eintreten, vielleicht hat ſeine Erſcheinung zu ſo ungewöhnlicher Zeit einen Zuſammenhang mit dieſen Dingen.

Sie trat dem Grafen entgegen, der ſie nicht ſobald erblickte, als er zurückfuhr, und mit dem Ton des Erſtaunens ausrief: Gerechter Himmel! die leibhafte Marie von Schottland! die Königin iſt zu entſchuldigen!

Agneſen, die ſich in dieſem Augenblick dunkel erinnerte, den Namen Marie ebenfalls aus dem Munde der erſchrockenen Eliſabeth gehört zu haben, kam ein ſchneller Gedanke von dem, was man ihr ehemals ſo oft vorgeſagt hatte. Himmel, ſchrie ſie mit zuſammengeſchlagenen Händen, ſollte es möglich ſeyn, daß dieſe unglückliche Aehnlichkeit, mit welcher man mir in vorigen Zeiten ſchmeichelte — —

Ach, ſchrie Leiceſter mit halben Unwillen, ſagt nichts von dieſer Aehnlichkeit; ſie iſt groß, aber ohne dieſen Anzug würde ſie nichts gethan haben. Mein Gott, die völlige Tracht, wie ſie Marie trug, als ſie zuerſt von Schottland herüber kam, Hülfe bey unſerer Königin zu ſuchen! Ich bitte euch, gnädige Frau, wer lehrete euch Mariens Toilette bis auf die kleinſten Nuancen nachahmen? wer brachte euch auf den unſeligen Einfall, das Spiel, das die Natur mit euch trieb, auf dieſe Art zu eurem Unglück anzuwenden? — Wahrhaftig um ganz Marie zu ſeyn, wie ich ſie vor zwanzig Jahren vor Eliſabeth ſtehen ſahe, fehlt euch nichts als ihre groſſen Juwelen, und das goldne Kreuz, das ſie nie abzulegen pflegte!

Sehet hier beydes! erwiederte Agnes, indem ſie ihm Lady Gordons Schmuck vorhielt.

Die Boshafte, die mir den Fallſtrick legte, in den ich unwiſſend gefallen bin, wollte, wie es ſcheint, nichts vergeſſen, um mich ſo unglücklich als ſtrafbar zu machen. —

Und wer gab euch dieſe Dinge? ſchrie Leiceſter, dies iſt ja der ganze Schmuck, den die bußfertige Königin von Schottland der Gordon vermachte, um ihr die Reue zu bezeugen, daß ſie ihr ehmals den Gemahl geraubt hatte?

Agnes verſicherte, daß er die nemliche Perſon genannt habe, die ſie in dieſem Augenblick als die boshafteſte Kreatur unter der Sonne kennen lerne, ungeachtet ſie nicht abſehen könne, wodurch ſie ihren Haß, der aus dieſem Streiche ſo deutlich hervorleuchte, auf ſich gezogen habe.

Der Grund ihres Widerwillens, antwortete der Graf, ſey welcher es wolle, ſo iſt gewiß, daß ſie nichts würkſameres euch zu ſtürzen hätte erſinnen können, als das, was nun geſchehen iſt. Die Königin ſchickte unmittelbar, nachdem ihr ſie verlaſſen hattet, nach mir. Ich fand ſie in einer Bewegung, in welcher ich ſie ſelten ſah. Das Schrecken über das Ebenbild der ermordeten Königin, welches vielleicht, da ſie die Wahrheit ſahe, bald vorübergegangen ſeyn mag, war noch das wenigſte, aber Haß und Widerwillen gegen die, welche es an ſich trägt, Beſorgniſſe was dieſe Aehnlichkeit, wenn ſie öffentlich gezeigt wird, für Folgen haben könne, der höchſte Zorn über die Verwegenheit, mit welcher ihr dieſelbe gegen ſie zur Schau trugt, und bey welcher ich ihr faſt die Muthmaſſung auf böſen Willen verzeihen muß, denn in der That, der Schein iſt ganz wider euch, dieß, dies ſind die Dinge, welche einen Sturm wider euch erregten, der nicht zu beſänftigen iſt. Ich beſorge, all eure Hoffnungen ſind nun verloren, und Sorge für eure Sicherheit wird das nächſte ſeyn, auf was ihr zu denken habt.

Agnes warf den Kopf zurück, und meynte, es ſey hart, für Sicherheit ſorgen müſſen, wenn man nichts verbrochen habe. Sie wiſſe ſich hier ſo gut zu rechtfertigen, daß ſie alles abwarten wolle!

O Agnes, ſchrie Leiceſter, Rechtfertigung iſt oft noch ſchlimmer als das Verbrechen ſelbſt! Wie meynt ihr, müßte Eliſabeth bey Unterſuchungen zu muthe ſeyn, wo Mariens Name ſo oft vorkommen würde? oder glaubt ihr wohl, daß ſie täglich das Ebenbild derjenigen vor ſich ſehen könnte, deren Blut ſie vergoß, ohne —

Am Ende, fiel Agnes Leiceſtern verdrüßlich ins Wort, iſts wunderbar, mir unaufhörlich die Aehnlichkeit mit eurer Marie entgegen zu tragen, und ich finde mich im Grunde wenig durch dieſelbe geſchmeichelt!

Ich weis, was ihr ſagen wollt, erwiederte er: Marie war nicht mehr ſo jung und blühend als ihr, da ſie auf dem Blutgerüſte ſtarb, der Gram hatte die Locken gebleicht und dünner gemacht, die hier noch mit verſchwenderiſchem Wuchſe prangen, Thränen hatten die Augen getrübt, die hier noch wie Sterne funkeln; aber ihr müßt rechnen, daß Mariens Bild, ſo wie ſie ſtarb, nur wenigen bekannt iſt. Die Meiſten, ſelbſt die Königin, ſahen ſie und erinnern ſich ihrer, ſo wie ſie vor zwanzig Jahren in England erſchien. Hier liegt die Illuſion, die, ihr mögt ſo ſtolz auf eure Reitze ſeyn als ihr wollt, euch wahrhaftig keine Schande bringt. — Doch laßt uns hievon abbrechen, und Maasregeln für die Zukunft nehmen.

Agnes ſagte, ſie könne ſich in dieſem Augenblicke ſchlechterdings zu nichts erklären; einige Worte wurden noch hierüber gewechſelt, und Leiceſter, der den Tag anbrechen ſah, und ungern ſeinen Beſuch bey Agnes verrathen wiſſen wollte, nahm Abſchied. Er bat Agnes, ſich in allen Fällen auf ihn zu verlaſſen, aber in keinem ſich gerade zu auf ihn zu berufen;

auch nahm er es über ſich, Lady Gordon ihre Juwelen auf eine Art wieder zu überliefern, wie es ihre Bosheit verdiente; eine Genugthuung, zu welcher er jedoch nicht perſönlich gelangen konnte. Dieſe boshafte Kreatur, die durch ihre Kundſchafter bereits wußte, wie wohl alles geglückt ſey, und ſich vor der Entdeckung des Antheils fürchtete, den ſie an dem nächtlichen Abentheuer hatte, hielt es für gut London noch in dieſer Nacht zu verlaſſen, und eine Reiſe nach ihren Gütern im nordlichen Schottland anzutreten, zu welcher ſie, aus Verdruß über das wenige Glück, das ſie an Eliſabeths Hofe machte, längſt entſchloſſen geweſen war.

Der Tag war kaum in der groſſen Welt angebrochen, als ſich ein doppeltes Gerücht ausbreitete: Lady Agnes, die jetzt faſt durchgängig für die Favoritin der Königin gehalten wurde, ſey in Ungnade gefallen, und die hingerichtete Königin Marie ſey Eliſabeth erſchienen. Es war faſt nicht abzuſehen, wie das letzte ruchtbar werden konnte, da die Königin gewiß alles gethan hatte, die geglaubte Erſcheinung des Geſpenſts zu unterdrücken; gleichwohl iſt dieſelbe durch verſchiedne Federn ſelbſt auf die Nachwelt gekommen, und uns iſt bekannt, daß wir nicht die erſten ſind, die, durch irgend eine Sage berechtigt, den Beſuch aus einer andern Welt auf eine natürliche Art erklären mußten. Verzeihet uns, ihr Liebhaber des Wunderbaren, verzeihet uns dieſe Streiferey, die wir in eure Gebiete thaten.

Agneſens Ungnade ward durch den Befehl beſtättigt, den ſie am Mittag von der Königin erhielt, ſich nicht auſſer dem Hauſe zu zeigen, und am wenigſten bey Hofe zu erſcheinen. Gott weiß, was für Hirngeſpinſte der aufgebrachten Eliſabeth in dieſer Nacht; die ſie ſchlaflos zubrachte, vorgeſchwebt haben mochten, faſt ſollte man denken, ſie ſey aller Wahrſcheinlichkeit zum Trotz, auf den Wahn einer wiedererſtandnen Marie gekommen. Zwey Umſtände brachten ſelbſt Leiceſtern darauf, Eliſabeth müſſe dieſes denken: dieſer, daß es Agneſen für Erſchwerung ihrer Schuld gerechnet wurde, daß ſie, als ſie vor wenig Tagen erfuhr, Bothwell ſchmachte zu Glaſtonbury in einem ſchrecklichen Gefängniß, aus alter Bekanntſchaft um Erleichterung für ihn bat; und dieſes, daß Eliſabeth Eiferſucht in Rückſicht auf Agneſen, gegen Leiceſtern bezeigte. Eliſabeth hatte ehemals, als ſie die Königin von Schottland gern durch eine Vermählung mit einem ihrer Vaſallen erniedrigen wollte, Leiceſtern mit Hofnung auf die Hand der ſchönen Marie geſchmeichelt, und dieſer hatte damals dieſelbe mit ſo viel Vergnügen angenommen, daß er ſich ſehr ſchwer und ſehr ſpät des Verdachts entbrechen konnte, er ſey in die Königin von Schottland verliebt. Dieſer Verdacht wurde in Leiceſters Audienz von vergangener Nacht wieder vorgeſucht, und auf Mariens Ebenbild die ſchöne Agnes übergetragen worden.

Leiceſter wußte am beſten, wie ſchuldig er in dieſem Punkte war, aber er wußte ſich zu rechtfertigen, und beſchloß zu Vermeidung alles Argwohns, deſto mehr auf ſeiner Hut zu ſeyn; daher ſeine Behutſamkeit bey dem nächtlichen Beſuch, den er Agneſen gab, daher ſeine Warnung ſich in nichts unmittelbar auf ihn zu berufen, und daher endlich ſein Entſchluß, ſie in der Nacht, welche auf dieſen Tag folgte, abermals heimlich zu ſehen.

Leiceſter hatte dieſen Tag über Muſe gehabt, über die Vorgänge nachzudenken, die das Schickſal ungerufen und unvermuthet für ihn herbeygebracht hatte, und die doch, ſo wie er bey dem leichteſten Ueberblick gewahr werden mußte, zu Erreichung ſeiner Entzwecke dienen konnten.

Agnes, obgleich durch ſeine ſchlauen Machinationen nun in England, war doch daſelbſt ſo wenig in ſeiner Gewalt, als ſie es in Deutſchland geweſen ſeyn würde; dort wachten die Augen eines eiferſüchtigen Gemahls über ſie, hier wachten über ihn die Augen einer eiferſüchtigen Königin, und an beyden Orten befand ſich Agnes unter der Aufſicht einer unbefleckbaren Tugend und Vorſichtigkeit. Dieſe letzte einzuſchläfern, und ſich denn nebſt der Geliebten ſeines Herzens, mit ihrer eigenen Bewilligung, dem Auge der Welt zu entziehen, um mit ihr in irgend einer romantiſchen Einſamkeit glücklich zu ſeyn, dies war ſein herrſchender Wunſch; aber, welche Wahrſcheinlichkeit ihn je zu erreichen?

Wenigſtens die ſchöne Agnes in ſeiner Gewalt haben wollte er, da er höhere Hoffnungen aufgeben mußte, und um dieſe zu erreichen, würde in dem Beſuche, den ſie dieſe Nacht abermal von ihm erhielt, nichts geſpart, ſie zu bewegen, daß ſie ihr Schickſal in ſeine Hände ſtellen möchte.

Alle Gefahren, die ihr hier von der Rache einer erzürnten Königin drohen konnten, alle Schreckniſſe des Towers, ſelbſt die höchſt unwahrſcheinliche Furcht vor dem Blutgerüſt, ward gebraucht, Agneſen aus London hinweg zu ſchrecken, und ob gleich dieſe Bemühungen am Ende würklich glückten, ſo war doch Agnes klug genug, nichts hievon blicken zu laſſen. Sie gab vor, auf ihre Unſchuld trotzen, und hier alles abwarten zu wollen, was ſich in einer Begebenheit, wie die ihrige, von einer ſo weiſen Fürſtin, wie Eliſabeth, hoffen ließ.

Was hier Agnes nur vorgab von Eliſabeth zu hoffen, war ſehr gegründet; ſie hätte vielleicht nur wenige Tage verziehen dürfen, um völlig gerechtfertigt zu ſeyn. Und hätte auch die Königin ſich nie mit Mariens Aehnlichkeit in ihrer Perſon ausſöhnen können, ſo würde ſie doch vielleicht billig genug geweſen ſeyn, ſie nicht um einer Sache willen, an der ſie unſchuldig war, zu haſſen oder ihr ihre helfende Hand zu entziehen, ſie würde ſie gehört haben, und zuletzt hätte doch alle Schu[illegible] auf die Gordon fallen müſſen.

So wahrſcheinlich dieſes war, ſo fiel es doch der beängſtigten Agnes nicht in die Augen, konnte ihr nicht in die Augen fallen, da Leiceſter ihr mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit die Gewißheit des Gegentheils zeigte, und ihr Gefahren ſchilderte, welche ihr Grauen erregten. Ja, es war beſchloſſen, ſie wollte London verlaſſen, aber ohne ſich darum in Leiceſters Arme zu werfen, der in dem Affekt, mit welchem er heut und geſtern vor ihr erſchienen war, ſich nicht ſo gut zu bergen gewußt hatte, daß nicht allerley Verdacht in dem Herzen einer ſo klugen Dame hätte entſtehen ſollen.

Leiceſter verließ den Gegenſtand ſeiner Anbetung in dieſer Nacht, erhielt Erlaubniß zu einem zweyten Beſuch auf die folgende, und ſand ſich genau zur beſtimmten Stunde ein, um — Agnes nicht zu finden, und die vielleicht für ihn noch ganz neue Erfahrung zu machen, daß auch die ſchlaueſte Bosheit von frommer Einfalt betrogen werden kann.

Man ſagte ihm, Lady Agnes ſey nach einem kleinen Landgute, in der Nähe von Coventry gegangen, das ſie, wie bekannt war, zu ihrem Aufenthalt für die herannahende Zeit, da es in London leer zu werden beginnt, gemiethet hatte. — Leiceſter hätte ein Thor ſeyn müſſen, Agneſens Meynung von ihm nicht aus dieſem ſchnellen mit ihm nicht berathſchlagten Schritte vollkommen zu errathen, oder ſich einzubilden, er würde ſie an dem Orte finden, den ſie ihm benennen ließ. — Eine Weile ſtand er, wie vom Donner gerührt, doch er war nicht arm an Gegenmitteln, auch bey den unvorhergeſehenſten Vorfällen, — und in der Geſchwindigkeit waren ſeine Maasregeln ſo genommen, daß die ſchöne Beute, ſie mochte ihm auch auf dieſem oder jenem Pfade entrückt worden ſeyn, den geübten Dienern ſeiner Intriguen nicht entgehen konnte. Er konnte ſich auf dieſe hocherfahrnen Leute ganz verlaſſen, und hatte, indeſſen ſie geſchäftig waren, den Vortheil, bey Hofe den Müſſigen und Unbefangenen zu ſpielen.

Die Königin hatte von Agneſens Entfernung nach Coventry gehört, und war damit zufrieden; kein Gedanke kam ſchon jetzt bey kühlerer Ueberlegung ihr in den Sinn, Agneſens Freyheit zu beeinträchtigen, als in ſo fern, daß ſie es ungern geſehen haben würde, wenn ſie Mariens Aehnlichkeit öffentlich zur Schau trüge, wofür ihr aber ihr Verbot und Agneſens guter Verſtand, an den ſie wieder zu glauben begann, Bürgſchaft leiſtete. Sie völlig zu entſchuldigen, ihr einen Theil der vorigen Gnade zu gewinnen, wäre vielleicht jetzt möglich geweſen, wenn Leiceſter wie ein Freund hätte handeln wollen; die beſten Beweiſe von Agneſens Unſchuld bey dem Schrecken, den ſie der Königin gemacht hatte, waren ja noch in ſeinen Händen.

Lady Gordons Juwelen, die Eliſabeth ſehr wohl kannte, hatte er der Eigenthümerin noch nicht zurück geben können, dieſe hätte er nur vorzeigen, und dabey den ganzen Vorgang, wie er ihm bekannt war, erzählen dürfen, ſo wäre alles Misverſtändniß auf einmal gehoben geweſen.

Doch dies taugte nicht in Leiceſters Plan. Damit Eliſabeth ſich nimmer wieder um Agnes bekümmerte, nie fragte wo ſie hingekommen ſey, wußte er ihren Unwillen gegen ſie zu erneuern und zu ſchärfen, und gewann ſich durch dieſe verrätheriſche Rolle, die er ehemals auch in Anſehung der Königin Marie geſpielt haben ſoll, noch obendrein dieſen Vortheil, daß Eliſabeth ihn ganz von der gemuthmaßten Liebe zu der ſchönen Fremden losſprach, und ſich von neuem für den einzigen Gegenſtand ſeiner Anbetung hielt.

Ach, dieſem Böſewicht mußte es in allem glücken! was werden meine Leſer ſagen, wenn wir ihnen berichten, daß Agnes ſich ſchon des andern Tages ihrer Flucht, wirklich in ſeinen Händen befand, und ſich, von den Werkzeugen ſeiner Ränke, einen weiten Weg, der kein Ende nehmen wollte, nach einen entlegenen Winkel Schottlands mußte führen laſſen, wo der Räuber glaubte ſeines Raubes ſicher zu ſeyn, und ſich des Beſitzes deſſelben zu einer Zeit oder der andern freuen zu können.

Die treue Gemahlin, die ſich ſo ungern von ihrem Geliebten trennte, die nur um ſeinetwillen die fremde Erde ſchöner finden konnte, als ihr Vaterland, der jede Stunde eine Ewigkeit dünkte, welche die Wiedervereinigung mit ihm aufſchob, wohin konnte ſie anders fliehen wollen, da ſich von allen Seiten Ungewitter über ihr aufzogen, als zurück in ſeine Arme?

Ein Brief verkündigte Gebharden ihre nahe Ankunft, günſtige Winde trugen die Nachricht auf ſchnellen Flügeln zu ihm über, aber ach, das was ſie verkündigte, blieb auſſen!

Gebhard hatte ſeit Agneſens Abreiſe wenig frohe Stunden gezählt; die Reue, ſie von ſich gelaſſen zu haben, ſtellte ſich bald ein. Ihre letzten Worte ſchwebten ihm unablässig im Sinn: Noch liegt meine Hand in der deinigen? halte ſie feſt oder ſchleudre ſie zurück, die Wahl iſt entſcheidend! tönte es unaufhörlich in ſeinen Ohren. Die Wahl war geſchehen, die theure Hand zurückgewieſen, nichts war im Stande ſie zurückzubringen; Gebhards alte Rathgeber, die Geſtirne, ſprachen von ewiger Trennung, ach, ſo oft hatte er ſie misverſtanden, jetzt glaubte er die Untrüglichkeit deſſen, was ſie ſagten, nicht verkennen zu können.

In der tiefſten Dunkelheit des Grames, der ihn folterte, erſchien ihm Agneſens letzter Brief, wie ein tröſtender Lichtſtrahl; er erfreute ihn mehr, als alle ſeine Vorgänger, denn er ſprach vom Wiederſehen; alle andern Hofnungen waren ihm gegenwärtig nichts gegen dieſe. Die Trennung von Agneſen hatte ihm fühlen laſſen, was wahres Unglück für ihn ſey. Er glaubte alles andere aufgeben, ruhig im Schooß der Dunkelheit verharren, ſich gern mit ſeinem Schickſal ausſöhnen zu können, wenn nur ſie es mit ihm theilte.

„Ich kehre wieder, Geliebter, ſo ſchrieb Agnes, kehre wieder in deine Arme! Zwar mit Zernichtung aller großen Hoffnungen, mit denen man mir bisher ſchmeichelte, aber mit der Ueberzeugung, daß du dir ihre Erfüllung nicht um den Beſitz deiner Agnes eintauſchen würdeſt. — Nein, das wird Gebhard nicht, er wird die verſcheuchte Taube an ſeinem Buſen aufnehmen, er wird ſeiner unglücklichen Gemahlin die Täuſchungen nicht zurechnen, die ihr hier auf allen Seiten entgegen kamen. Wiſſe, mein Theurer, Gefängniß und Tod drohen mir hier, wenn ich nicht fliehe! Die Gordon hat mir ſchreckliche Tücke bewieſen; die Gunſt der Königin hat ein Hauch verweht; ſelbſt Leiceſter iſt falſch! — Doch ich bedenke nicht, daß jeder Federzug meine Reiſe zu dir verzögert. Warum ſoll ich dem Papier anvertrauen, was ich dir bald mündlich erzählen werde? Rechne darauf, daß deine Agnes in die Fußtapfen des Boten tritt, der dir dieſen Brief bringt. Widrige Winde oder kleine unbedeutende Zufälle, die einem ja wohl auf kurzen Reiſen begegnen, können meine Ankunft verzögern, aber nicht lange, ich hoffe es zu dem Schützer treuer unglücklicher Liebe, nicht lange, ſo liegt Agnes in ihres Gebhards Armen.

Nichts iſt mit Gebhards Entzücken beym Empfang dieſes Briefs zu vergleichen, er ſchalt die Geſtirne Lügner, und ſchwur ihnen, nie wieder zu trauen; aber als ſich jetzt die Ankunft der Erwarteten von einem Tage zum andern verzog, als andre Dinge erfüllt wurden, die der unglückliche Aſtrolog ſich in den letzten Tagen, zu Vermehrung ſeiner Quaal, ausgerechnet hatte, da ſank aller Glaube an beſſere Zeiten, an verneuetes Glück im Arm ſeiner beſten Freundin dahin, und zu dem Gefühl gegenwärtiges Unglücks geſellte ſich gänzliche Verzweiflung an der Zukunft.

Eine fürchterliche Feuersbrunſt brach auf der Burg Stromberg aus. Es war Nacht, Gebhard wußte auf ſeiner Sternwarte, die er ſich auf der Zinne eines der höchſten Thürme hatte bauen laſſen, nichts von den Flammen, die unter ihm wüteten, er wäre ohne Rettung verloren geweſen, wenn nicht der Mann, der einſt auch Graf Mannsfelds Leben rettete, der edle Herr von Drachenfels, Appolloniens Vetter, der in ihrer Abweſenheit wieder die Aufſicht über ihre

Beſitzungen übernommen hatte, ſein Leben gewagt, Agneſens unglücklichen Gemahl von ſeiner Höhe herabgeführt, und endlich, als Angſt und Feuerdampf ihn ohnmächtig machten, herabgetragen hätte. —

Ach, ſagte Gebhard, als er in Sicherheit war, und die Augen zuerſt aufſchlug, dieſe Glut mahlte ſich mir längſt am nächtlichen Himmel! Ihr redetet wahr, ihr Geſtirne! ihr werdet mich nimmer trügen; mein gegenwärtiges Unglück iſt mir Unterpfand von dem künftigen!

Gebhard hatte ſchon längſt aufgehört, ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung ſeiner ehemaligen Feinde zu ſeyn. Er war nicht mehr furchtbar, und man fühlte nichts gegen ihn als Mitleiden; nicht jenes erniedrigende Mitleid, das mit Verachtung verbunden iſt, nein, die ſtille traurende hülfsbegierige Empfindung, die uns jeder vom Schickſal zu großen Dingen beſtimmte Mann abnöthigt, wenn er durch eigene oder fremde Schuld ſeines Endzwecks verfehlt.

Die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, die es immer gut mit dem Truchſeßiſchen Hauſe gemeynet hatten, baten für ihn bey dem Kaiſer. Rudolf dachte mit einiger Zärtlichkeit an ſeinen ehemaligen Jugendfreund, und glaubte, er ſey zu hart gegen ihn geweſen; ſelbſt Gebhards Nachfolger, der nunmehrige Churfürſt von Köln, Herzog Ernſt von Bayern, bequemte ſich zu Vorſchlägen, die ſelbſt dem ſtolzen Gebhard annehmungswürdig hätten ſeyn können, und von welchen der erſte der Beſitz ſeines Lieblingsſchloſſes Godesberg war, das ihm zur Bewohnung angetragen wurde.

Noch hatte Gebhard ſich nicht entſchlieſſen können, den Schauplatz verlorner Hoheit wieder zu ſehen, aber jetzt, da ſein verneutes Unglück das allgemeine Intereſſe für ihn wieder rege machte, jetzt da man von allen Seiten ſich drängte, ihm Troſt zuzubringen, jetzt erweichte ſich ſein gedemüthigtes Herz, und er nahm an, was er nicht ohne beleidigende Undankbarkeit ausſchlagen konnte.

Das reizende Godesberg, das nichts mehr von den Verheerungen jener Belagerung zeigte, öfnete ihm ſeine Thore, die guten Fürſten ſeine Freunde hatten ſeine neue Reſidenz mit allem verſehen, was er zu Stromberg verloren hatte. Der Herr von Drachenfels, der ihn ungern von den ſieben Bergen ſcheiden ſah, verſprach dort oft um ihn zu ſeyn; Gebhard hatte auſſer allen Guten, womit man ihn überſchüttete, alſo auch einen einem Freund, hatte Hofnung. Er hätte glücklich ſeyn können; wäre ſein Herz nicht für den Genuß des Glücks verwahrloßt geweſen, hätte er Muth gehabt, verzögerte Hofnungen abzuwarten.

Sein Hang zu jener Wiſſenſchaft, die das Unglück ſeines Lebens gemacht hatte, war unaustilgbar; man wundre ſich nicht darüber: weit niedrigere Leidenſchaften behaupten ihre Rechte, dem gefühlten Nachtheil zum Trotz, mit tyranniſcher Gewalt über ihre Ergebenen! — Liebe, Spiel und Trunk halten ihre Sclaven meiſtens mit unauflöslichen Feſſeln, und laſſen den Wahn von fröhlichem Genuß nicht ſo leicht in ihnen ſchwinden; iſts denn ſonderbar, wenn der weit edlere Durſt nach Wiſſenſchaft, nach geiſtigen Vergnügen unauslöſchlich iſt, und immer zu der Quelle zurückkehrt, aus welcher er einmal glaubt Befriedigung geſchöpft zu haben?

Agnes, die ſo ängſtlich herbeygeſehnte Agnes kam nicht, ſie hatte Wiederkunft verſprochen, aber ihr kranker Gemahl ſah umſonſt nach ihr aus. Krank war Gebhard am Geiſt und am Leibe. Seit der niederländiſchen Giftſuppe war ſeine Geſundheit ſchon geſchwächt geweſen, Gram, fehlgeſchlagene Hofnungen, und körperliche und geiſtige Anſtrengungen im Dienſt ſeiner täuſchenden Gattin, der Astrologie, hatten ihn noch mehr herabgebracht. Die stromberglische Feuersbrunst und Agnesens verzögerte Ankunft verschlimmerten seinen Zustand dermassen, daß er jetzt meistens bettlägrig war, und von den Aerzten nur unter der Bedingung sehr strenger Lebensordnung, Lebensverheissung erhalten hatte. [illegible]

Der mäßige Gebhard konnte jede [illegible] Regel mit leichter Ueberwindung befolgen, wenn sie nur keinen Eingrif in die Bedürfnisse des Geistes that; aber der Denker sollte nicht denken, die empfindendste Seele alle Gefühle betäuben, der Mann, der dem Schlafe nie über sechs Stunden schenkte, sollte Tage lang auf seinem Lager verharren, und niemand um sich sehen, als solche Personen, die seinem Geiste keine Nahrung geben konnten, selbst [illegible]chenfels nicht, damit seine Unterhaltung ihn nicht etwa aus der todten Einförmigkeit auf Augenblicke herausriß? — Nein, das war zu viel, ein solches Pflanzenleben war, seinen Gedanken nach, der Mühe nicht werth, und er sündigte oft wider das, was ihm zur Erhaltung desselben aufgelegt war.

Gebhard sah sich eines Tages allein, und half sich leise von dem Lager auf, um Unterhaltung zu suchen. Er schlich nach einer Seitenthür, die in die südlichen Zimmer des Schlosses

Theile, welche er noch nicht beſucht hatte, und wo er wenigſtens eine freyere Ausſicht wußte, als diejenige, welche man ſeinen Wohnzimmern gegeben hatte, in welchen man alles entfernte, was die Luſt, das Bette zu verlaſſen, in ihm hätte erregen können.

Gebhard kannte in dem Theil des Schloſſes, den er jetzt verſtohlen beſuchte, beſonders einen Altan, mit deſſen herrlicher Ausſicht er ſich in glücklichern Tagen oft ergötzt hatte, dieſen wollte er ſuchen, und ſich noch einmal an den Anblick des Himmels laben, der ſich auf dieſer ſchwindelnden Höhe majeſtätiſcher über den Schauenden emporwölbte, als im niedern Thale; und der überhaupt für Gebharden von mehrerer Bedeutung war, als für gemeine Augen.

Eine halbe Stunde hatte er hier der reinſten Wohlluſt genoſſen; ſeine Empfindungen waren unausſprechlich, und verloren ſich endlich im ſtillen Gebete. Er war im Feuer der Andacht auf die Knie geſunken. Ein wenig entkräftet half er ſich vom kalten Boden empor, ſehnte ſich nach ſeinem Lager, und trat den Rückweg an. Er verfehlte ihn, er war lang nicht hier geweſen, und hatte vergeſſen, wie ſich die Gallerien zwiſchen den zahlreichen Gemächern kreuzten. Er öfnete verſchiedene Thüren, und befand ſich auf einmal in einem Zimmer, deſſen Anſpuz ihn befremdete. — Es ſchien die Wohnung einer Dame zu ſeyn. Hier ſtand ein angelegter Rocken, dort lag neben einem Blumentopf mit verdorrten Blumen etwas Nätherey, einige Bücher, ein paar Schildereyen, alles in einiger Unordnung, und ſo, daß man ſahe, die Eigenthümerin müſſe dieſen Ort längſt verlaſſen haben. Wer mußte ſie ſeyn? fragte Gebhard ſich ſelbſt, wer wohnte einſt hier? — Dort in dem Winkel eine Harfe mit einem welken Blumenkranze? — Gott! es iſt Agneſens Harfe! ich befinde mich in dem Zimmer, in welchem ſie die erſten Tage der godesbergiſchen Belagerung verlebte!

Gebhard hatte recht, dies war Agneſens Zimmer, ſo wie ſie es an dem Tage verlaſſen hatte, da der General Mannsfeld mit der Verletzung, die ihm den Tod gab, auf das Schloß gebracht ward. — Alles ſtand und lag hier noch ſo, wie ſie es damals im höchſten Schrecken verließ. Die Sonne hatte die angefangene Blume im Nährahm gebleicht, das feine Geſpinnſt auf dem Rocken war beſtäubt, der Harfe fehlten zwanzig Saiten, und der Kranz, welchen der General, Agneſens fleißiger Zuhörer, noch den Abend vorher an das zierliche Saitenſpiel hing, fiel bey Gebhards Berührung entblättert

rab. Ach Agnes, war von Mannsfelds Kran-
nbette, und bald darauf von ihrem eigenen feſt
halten, nicht wieder hieher gekommen, die
eiſter der hier zuletzt verlebten Stunden ſchienen
ebharden zu umſchweben, er dachte ſich die letz-
Gedanken, die hier ihre fromme Seele be-
äftigt haben mochten, und die man aus dem
ben der Stickerey aufgeſchlagenen Buche muth-
aßen konnte, er dachte ſich jenes Damals,
d das Heute, das ihn hieher brachte, dachte
den großen Zwiſchenraum zwiſchen beyden
itpunkten, mit all ſeinen Abänderungen, und
rſank in einen Wirbel von Betrachtungen, die
enbar einen zu heftigen Eindruck auf ſeine
wache Seele machten.

Als er ſich aus denſelben empor wand, war
Dämmerung ſchon angebrochen, und er konnt
ſich ſchwerer als vorher nach ſeinem Zimmer
rück finden. Doch Drachenfels, der ihn ge-
ht hatte, kam ihm von einer andern Seite ent-
gen, und brachte ihn unter einigen zärtlichen
rweiſen auf einem kürzern Wege nach ſeinem
ger zurück, deſſen er hochbedürftig war.

Gebhard fühlte ſich dieſe Nacht ſehr krank,
d konnte wohl nicht zweifelhaft ſeyn, was
n das verneute Leiden zugezogen habe, aber
ſt entfernt, ſich dadurch von einer zweyten
anderung abſchrecken zu laſſen, beſchloß er

vielmehr, die nächſte Stunde der Einſamkeit zu einem wiederholten Beſuch des Orts anzuwenden, wo er ſich ſeiner Agnes näher glaubte, als an jedem andern. Es war das Heiligthum der ſtillen weiblichen Tugend, der Schauplatz des Gebete und der Thränen der frommen Agnes; die Stätte, wo auch ſein Andenken [illegible] ſtiller Trauer gefeyert worden seyn, [illegible]

Die Zeit, welche der kranke und immer kränker werdende Fürſt, dem Mittagsſchlaf zu widmen vorgab, und wo er allemal völlige Einſamkeit forderte, wurde unausgeſetzt in Agneſens Zimmer zugebracht, ſeine Kräfte mochten ihm den Weg dahin auch noch ſo ſchwer machen. Er beſchäftigte ſich hier, all ihre Sachen durchzuſehen, und ergötzte ſich an den kleinen und großen Zügen von der Vortreflichkeit dieſer herrlichen Frau, die ihm überall aufſtießen. Ihre Schriften, ihre Tagebücher, die Verzeichniſſe von ihren Ausgaben, alles war reich an Unterhaltung für ihn, und ſo viel Thränen auch hier um die Abweſende floſſen, ſo waren ſie doch nicht ganz leer an Tröſtung für ihn. Wenn er ſie eine Weile als eine Todte beweint hatte, ſo ſtieg ſchnell die Ueberzeugung, daß ſie noch lebe, und ihm einſt wiedergeſchenkt werden könnte, in ihm auf. Selbſt der Gedanke an Leiceſtern, der ſeinem eiferſüchtigen Herzen zuweilen Unruhe

nachte, wich dann der Vorſtellung von Agnes-
ens Treue, und der Hofnung, ſie aller Verzö-
etung zum Troz, doch einſt wieder zu beſitzen,
nd ſüße Beruhigung überſtrömte ſeine Seele.
lch wäre er dieſer Art ſich mit Agnes zu beſchäf-
igen treu geblieben, oder vielmehr, hätte ihn nicht
in unglückliches Geſchick auf eine andere Seite
eleitet, vielleicht daß er noch glücklichere Zeiten
hätte erleben können.

Gebhard hatte alles; was aus Agneſens Feder
gefloſſen war, und das ihn mehr als alles andre
eſchäftigte, wie oft geleſen, und ſtieß endlich in
hrem Schreibetiſch auf ein verborgenes Fach,
as er aufzuſchlieſſen wußte, und wo er ein ver-
iegeltes Paket fand, das mit dem Namen, Si-
onie, bezeichnet war; er öfnete es, fand einige
Briefe der Gräfin von Iſenburg, und zulezt auch
inige Bogen mit aſtrologiſchen Berechnungen.
Er legte ſie auf die Seite, weil er es für Schü-
erarbeit aus den ehemaligen Lehrſtunden hielt,
elche er ſich erinnerte, Sidonien in dieſer Wiſ-
enſchaft gegeben zu haben. Er kehrte zu den
Briefen zurück, die dann manches Befremdende
ür ihn enthielten, manches, das ihn veranlaß-

te, die Tabellen wieder zur Hand zu nehmen, und ſie genauer zu unterſuchen.

Wie? ſagte er zu ſich ſelbſt, Sidonie ſtellte Agneſens Nativität; eine Sache, die Agnes mir ſelbſt nie verſtattete, unter dem Vorwand, daß ihr die nöthigen Data, die ich forderte, unbekannt wären? Aber für Sidonien mußte ſie genug, um ihre Arbeit zu begünſtigen [illegible] Sie gab alſo auch Geheimniſſe, welche Agnes vor mir haben konnte? — Ach gute Seele! ich beargwohne dich nicht, du verbargſt mir ſicherlich nichts, als das, wovon du glaubteſt, es könnte mir Schmerzen machen! Wer weiß, welche unglückliche Planeten bey deiner Geburt regierten, wer weiß, was ich, hätteſt du mir den Schlüſſel gegeben, in der Zukunft für dich erforſcht hätte! für dich und mich! dein Schickſal war beſtimmt, das meinige zu werden! — Aber was mußte das Reſultat von Sidoniens Arbeiten ſeyn? Die unabläßigen Warnungen in ihren Briefen: Gebharden nicht die Hand zu geben, laſſen mich ſeltſame Dinge vermuthen. Ach nur zu gewiß iſt es, Agnes hätte ein glänzenders Loos ziehen können, hätte Liebe ſie nicht in mein Unglück verflochten!

Gebhard ſah Sidoniens Berechnungen durch, fand das ſchreckliche Urtheil, deſſen wir im Anfange dieſes Buchs gedacht haben, warf betäubt vor Entſetzen, die Schriften von ſich, rief ein zitterndes: Es iſt unmöglich, und rafte ſich auf, um aus dem Zimmer zu entſchleichen, das er gern, wenn es ihm ſeine Schwäche verſtattet hätte, mit flüchtigen Füßen hätte verlaſſen mögen, weil es ihm war, als wenn Dämone des Unglücks hier hauſten.

Agneſens Mitgift verderben? Ihr Gemahl zu daurendem Elend verdammt? rief er, indem er ſich faſt ſinnlos auf ſein Lager warf. — O armer Gebhard! nur gar zu wahr iſt dieſes an dir geworden! — Aber daurendes Elend? Elend bis zum Grabe? alſo hier kein Ausweg? — Und Agneſens Schickſal der Grund des Meinigen? — Nein, nein, du Engel des Himmels! es wäre Läſterung, dieſes zu denken! — Und doch, vielleicht glaubteſt du es ſelbſt, ſonſt hätteſt du mir es nicht verſchwiegen! — O Agnes, es war grauſam, deinen Gebhard nicht zu warnen, ihn gutwillig ins Verderben zu ziehen! — Aber würde ich mich haben warnen laſſen? — War ihre lange Weigerung mir ihre Hand zu geben, nicht Warnung genug? — Freylich endlich übermochte ſie die Liebe! — Sie würde auch mich übermocht haben! — Doch welch ein Thor ich bin, den Berechnungen eines Weibes zu trauen! Sidonie war eine Schülerin in der großen Wiſſenſchaft, Gebhard du mußt dich mit deinen eigenen Augen überzeugen, ehe du verzweifelſt!

Gebhard war von dem heutigen Vorgang ſo angegriffen, daß er ſich des andern Tages unfähig fühlte, ſeine gewöhnliche Wallfarth anzutreten. Die nächſten Tage waren hierin glücklicher, oder vielmehr unglücklicher für ihn; während ſein Freund, Drachenfels, und ſeine Bedienten, die ihn anbeteten, ihn in den Armen des ſüßeſten Schlafs glaubten, und ſich der herrſchenden Stille in ſeinem Gemache freuten, befand er ſich in dem ſogenannten Heiligthum der Aſtrologie, wohin er ſich mit Todesmattigkeit ſchleppte. Von dieſen Wallfarthen, deren ſogar, wenn er ſeine Wächter betrügen konnte, einige des Nachts auf den Altan gingen, um den Stand der Geſtirne zu beobachten. Von dieſem mühſeligen Forſchen nach Wahrheit brachte er nichts als Verzweiflung zurück. Er beſtätigte ſich immer mehr in ſeinem Glauben: Sidonie habe recht: er ſey zu daurendem Elend beſtimmt. Er forſchte weiter nach den kleinern Umſtänden ſeines traurigen Schickſals, die Ueberzeugung: Sie ſey gegenwärtig in böſen Händen; er werde Agneſen nie wiederſehen, ihr Staub werde dereinſt fern von dem Seinigen unter fremden Himmeln verwehen, brachte die Verzweiflung herbey. Bis zum Tode geſchwächt erhob er ſich noch eines Abends nach dem Altan, dort unterm freyem Himmel zu beten, oder etwa noch irgend eine Bemerkung zu machen, ſeine Diener ſuchten ihn die ganze Nacht, und fanden ihn am Morgen durch einen Zufall an dem Orte, wo ihn eigentlich niemand vermuthen konnte, entſeelt auf den kalten Steinen, wo er ſeine letzten Gebete ausgehaucht hatte. Tödliche Erkältung, Schlag, oder gänzliche Erſchöpfung der Kräfte, hatte einem Leben ein Ende gemacht, das man vielleicht hätte retten können, wenn man nur eine Muthmaßung von Gebhards heimlichen Gängen, von ſeinen heimlichen Leiden gehabt hätte, die er ſo meiſterlich zu bergen wußte.

O Agnes, Agnes! wo warſt du damals? Deine Gegenwart würde dem verwundeten Herzen deines Gebhards Balſam geweſen ſeyn! Derjenige, der dich in fremden Gegenden zurückhielt, war der Mörder deines Gemahls, der zu ſeiner Geneſung vielleicht nur einen Blick von dir bedurft hätte, oder den wenigſtens deine Aufſicht, deine Pflege von Schritten zurück gehalten haben würde, die ſein Leben abkürzen mußten.

Mit unbeſchreiblicher Angſt ſetzte Agnes einen Weg fort, der ſie immer weiter von ihrem Geliebten entfernte, ſie wußte, ſie ſey in Leiceſters Händen, wußte, daß man ſie in eine Gegend ſchleppe, wo ſie nichts von der Gewalt ihres Räubers entreiſſen konnte, und ſie mußte ganz die ſeyn, die ſie war, um ihre Rettung nicht in irgend einem verzweifelten Entſchluſſe zu ſuchen.

Unſer Urſchreiber, er mag ſich ſtellen, wie er wolle, ein Freund aller geheimen übernatürlichen Dinge, behauptet, die fürchterlichſten Tage, welche Agnes auf dieſe Art verlebte, ſeyen diejenigen geweſen, da ihr Gebhard dem Tode mit ſchnellen Schritten entgegenging, und endlich unter der Laſt ſeiner Leiden völlig erlag. Agnes war in denſelben faſt nicht bey ſich ſelbſt, und ihr Zuſtand erfüllte ſelbſt die Herzen ihrer Räuber mit Mitleiden.

Agnes hatte das Unglück gehabt, auf der Reiſe von ihrer treuen Appollonie getrennt zu werden, und die Frau von Welltorp, die einzige ihrer Frauen, die ihr übrig geblieben war, hatte alſo allein das ſchwere Werk auf ſich, ihre Gebieterin vom Verderben zu retten; ach zu ſchwach wäre ſie hiezu geweſen, hätte nicht Agnes ſelbſt in ihrem Buſen eine Kraft gefühlt, die ſie über alles Unglück empor trug, die Kraft feſter Tugend und Frömmigkeit.

Sie waren jetzt nah am Ziel ihrer Reiſe. Die Clyde, welche die Mauern von Leiceſters Schloß beſpülte, zeigte ſich ihnen bereits, und floß jetzt in hohen Ufern an ihrer Seite dahin. Agnes ſchaute hinab in die reiſſende Fluth, und wünſchte, ein Zufall möchte ſie hier ihr Grab finden laſſen, da Tugend und Großmuth ihr verbothen, es ſelbſt allda zu ſuchen.

Die Gegend vor den unglücklichen Pilgerinnen ward immer wüſter und grauenvoller; in unſern Tagen iſt ſie es weniger, als ſie es damals war. Sie ließen die Feſtung Dumborton auf ihren himmelhohen Felſen zur Seite liegen, ihr Anblick war mehr ſchrecklich als einladend, doch war es, als wenn Agnes lieber hier das Ende ihrer Reiſe gefunden hätte, als ihren Räubern noch tiefer ins Land hinein gefolgt wäre. Mit Sehnſucht betrachtete ſie das Schloß, und ſah es ungern aus ihren Augen verſchwinden.

Immer fragte ſie ängſtlich: Noch weiter? und immer erhielt ſie ja zur Antwort, bis ſie endlich an einen See kamen, den die Clyde machte. Man nannte ihr ihn Lochlevin, und deutete ihr an, daß ſie auf der Inſel, die ſeine Waſſer umſchloſſen, den Ort ihrer Beſtimmung finden würde.

Agnes ſetzte ſich mit ihrer Begleiterin traurig in das fertig liegende Fahrzeug, und ſah mit ſchwimmenden Augen bald in die graue Fluth, bald auf das alte Schloß, dem ſie dieſelbe entgegen trug. Es lag in der Mitte der Inſel; es war, einige Fiſcherhütten ausgenommen, das daſige einzige Gebäude, und von einem Anſehn, das daſſelbe eher zu einem Gefängniß, als zum Aufenthalt für eine Dame zu beſtimmen ſchien, die ein zärtlicher Liebhaber nach und nach zur Liebe erweichen wollte.

Leiceſtern war dieſes wahrſcheinlich unbekannt; er wußte, daß er auf dem Lochlevin ein Schloß hatte, welches feſt und entlegen genug war, ihm einen köſtlichen Schatz aufzubewahren; aber geſehen hatte er es ſo wenig, als viele andre ſeiner Beſitzungen, auch hatte die Eile, mit welcher er Agneſen entführen ließ, jede Vorkehrung verhindert, welche er daſelbſt zu ihrer Bequemlichkeit hätte machen können.

Die klägliche Gegend, die Einſamkeit und der unfreundliche Himmel wären das wenigſte, was Agneſen beunruhigte, ihr Herz ſchlug von andern Beſorgniſſen, und nur die Hofnung beruhigte ſie, welche ihr von der treuen Wellcorp täglich eingeſchärft wurde: daß Jahre vergehen könnten, ehe ſie ihren Verfolger, der ſich wenig vom Hofe entfernen durfte, hier zu ſehen fürchten dürfe, Jahre, von welchen vielleicht das erſte in ſeiner erſten Hälfte, ſchon Rettung herbey bringen könnte. —

Ach, das gebe Gott! ſchrie Agnes, denn ich weiß, langer Aufſchub meiner Wiederkunft könnte meinen Gemahl tödten. Ach, wer weiß, mit welcher Angſt er bereits gegenwärtig ringt! — O daß ich nur im Stande wäre, ihm von mir etwas wiſſen zu laſſen, damit nur Hofnung ihn erhielte, bis beſſre Zeiten erſcheinen!

Ein Troſt war es für die Damen, daß man ihre Freyheit hier nicht allzuſehr einſchränkte, und ihnen auf ihrer Inſel Spatziergänge ſo lang und ſo weit ſie wollten, zuließ. Das Waſſer war Hinderniß genug für ihre Flucht. Die Gegend rund umher war öde, und lieſſen ſich ja etwa die Bewohner eines jenſeit des Sees gelegenen kleinen Städtchens oder einige Fiſcher blicken, ſo machte die Unkunde der Landesſprache, und das wenige Intereſſe, das ſie von den fremden Frauen zu nehmen ſchienen, alles Verkehr mit denſelben unmöglich.

Doch nutzte die kluge Welltorp dieſen Umſtand, daß ſich zuweilen Fiſcher vom gegenſeitigen Ufer auf der Inſel ſehen lieſſen, zu Agneſens Beruhigung. Sie wußte, daß eine ganz kleine vielleicht ganz ungegründete Hofnung, oft dem Unglücklichen auf lange Zeit Linderung ſeiner

Schmerzen, wenigſtens Beſchäftigung wird, und ſie eilte, ihrer Dame dieſen Troſt zu gewähren.

— Gnädige Frau, ſagte ſie, hier iſt ein Fiſcher, von dem ich, vermöge einiger teutſchen Worte, die er verſteht, ſo viel erfahren habe, daß ſein Bruder, ein Schiffmann, zuweilen hinüber nach Dännemark fährt; wärs nicht möglich durch dieſes Mittel, freylich durch einen langen Umweg, Euren Gemahl etwas von Eurem Zuſtand wiſſen zu laſſen?

O ja, ſchrie Agnes, die das Unglück leichtgläubig gemacht hatte, mit zuſammengeſchlagenen Händen. Gott ſey Dank für den erſten Schimmer von Licht, den er mir zeigt! Gebhard ſoll alles wiſſen, wie es ſeiner Gattin ergeht, und ſoll von ihr mitten im Unglück hoffen lernen! —

Agnes beſchäftigte ſich mehrere Tage, alle ihre Leiden auf das Papier auszuſchütten, das ſie tauſendmal küßte, weil ſie hoſte, es würde einſt in ihres Gebhards Hände gerathen. Ach, ſie wußte nicht, daß ſie an einen ſchrieb, der nicht mehr war, an einen, deſſen Schatten — wenn es wahr iſt, daß die Abgeſchiedenen gern diejenigen umſchweben, die ihnen im Leben lieb waren — deſſen Schatten ihr vielleicht unſichtbar zur Seite ſtand, und die Thränen zählte, die für ſein Andenken vergoſſen wurden.

Es waren lindernde Thränen, die Agnes weinte, Thränen des Troſtes und der Hofnung, und die weiſe Frau von Weſtorp hätte nichts beſſers erſinnen können, als die Fabel vom däniſchen Schiffer, der leider nicht exiſtirte, und der gleichwohl die arme betrogene Agnes, als ſie ihren Brief in ſeiner Hand, und ihn abgegangen glaubte, auf ſo tauſendfältige Art beſchäftigte, daß ſie unmöglich ganz unglücklich ſeyn konnte. Es iſt ja bekannt, daß jedes Leiden durch Thätigkeit einen Theil ſeiner Schärfe verliert; Thätigkeit der Seele in Wünſchen, Phantaſien und Hofnungen, iſt hier ſo probat als Thätigkeit des Leibes.

Während ſich Agneſens Gedanken auf eine Seite lenkten, wo ſie eigentlich nichts mehr zu hoffen hatte, ſorgte die Vorſicht auf einer andern deſto wirkſamer für ſie, und brauchte eine Perſon zum Mittel ihrer Rettung, die ſchon oft in ihrem Leben das Amt eines Schutzengels bey ihr verwaltet hatte.

Es war in einem dicken Walde, an den Gränzen von Schottland, daß das Schickſal die Frau von Baſſenheim von ihrer Gebieterin trennte. Während Agnes und die Frau von Wellterp, unter der Aufſicht ihrer Begleiter, unter den Bäumen ein ſparſames Mittagsmahl hielten, hatte ſich Appollonie durch Zufall auf einige hundert Schritte von ihrer Geſellſchaft entfernt, und ſich im Zurückkehren ſo vergangen, daß es unmöglich war, ſie wieder zu finden, oder von ihnen wiedergefunden zu werden.

Appelloniens Angſt war ſo groß, als die Angſt Agneſens und der Frau von Wellterp. Um ſich wiederzufinden, erfüllte man den Wald von beyden Seiten mit den Namen Agnes und Appollonie, aber keines hörte das andre, denn jedes wurde von ſeinen Schritten, nach einer entgegengeſetzten Seite des Gehölzes getragen, ſo daß man, anſtatt ſich zu nähern, immer weiter von einander abkam.

Agneſens Begleiter, welche eine Zeitlang die Unruhe mit ihrer Dame getheilt, und nichts geſpart hatten, die Verlorne wiederzufinden, wurden des Spiels endlich müde. Sie ſahen den Abend einbrechen, ſie wußten, daß in dieſer Gegend mit ihrer ſchönen Beute einige Vorſicht zu brauchen ſey, und drangen drauf, daß man jene Unglückliche ihrem Schickſal überlaſſen, und auf eigene Sicherheit denken möchte, die in dieſem Walde nicht zu finden ſey. — Agnes bat und weinte, aber ſie mußte endlich gehorchen, und Appolloniens Verluſt, nebſt der Ungewißheit ihres Schickſals, waren ſeit dieſer Zeit keine kleine Erſchwerung ihres Leidens geweſen. Wie hätte ſie denken müſſen, nicht alles für die zu fühlen, die ihr von jeher ſo viel geweſen war. Noch jetzt floſſen Agneſens Thränen unaufhaltſam um ihre Freundin, und die Erzählungen ihres Schloßverwalters und ſeiner Frau von Wölfen und Räubern, die in jenem Walde haußten, trugen wahrlich nichts zu ihrer Beruhigung bey.

Aber der Himmel hatte beſſer für Appollonien geſorgt, als ihre Freundinnen hoffen durften, und das gute Loos, das ſie gleichſam blindlings gezogen hatte, ward das Mittel, auch Agneſen wieder zum Genuß einiges Glücks zu verhelfen, ſo viel als davon auf [illegible] Antheil einer Perſon, die verloren hat w[illegible] ſie verlor, fallen kann.

Die arme Verirrte erfüllte die Luft mit Klagen, ſie hörte keine Antwort als das Echo des Waldes, ſie ſuchte, als ſie endlich alle Hofnung aufgegeben hatte, ihre Geſellſchaft wiederzufinden, wenigſtens einen Ausgang aus dem Holze, und drängte ſich, nicht ohne Beſchädigung ihrer

Hände und ihrer Kleider, durch das niedrige Geſträuch, das, wie ſie meynte, das Ende dieſes grauenvollen Waldes ſeyn mußte. Sie hatte geirrt, es führte nur auf eine groſſe Wieſe, wo ſie in der weiteſten Ferne Menſchen zu ſehen glaubte.

Ungewiß, ob die immer lichter werdenden Schatten ſie nicht täuſchten, nicht ganz ohne Furcht vor Geſpenſten und Waldgeiſtern, die im ſechszehenden Jahrhunderte noch in den hellſten Köpfen ihren Platz behaupteten, eilte ſie der Gegend zu, und fand im näherkommen, daß ihr gutes Auge ſie nicht betrogen hätte; es waren Leute eines benachbarten Herrn, die ſich beſchäftigten, eine Fallgrube zu ergänzen, wo ſich in voriger Nacht ein Wolf gefangen hatte, und wo, wie ſie hoften, ſich dieſe Nacht wieder einer fangen ſollte.

Sie ſahen eine ſchlanke weiſe Geſtalt über die Fläche auf ſie zufliegen, und wurden vielleicht bereits von einem zitternden Zweifel befallen, was eine ſolche Erſcheinung an ſolch' einem Orte, bey dieſer Tageszeit, ſagen wollte, als ſie ſich von Appolloniens ſanfter Stimme Worte zurufen hörten, die ſie auf einmal aus allem Zweifel ſetzen.

Hülfe? rufte einer der Jäger, bey Gott, Jungfer, die ſollt ihr haben, ich hielt euch in eurem weiſſen Kleide, wahrhaftig für Molly Perkins Geiſt, die ſich jüngſt in die Clyde geſtürzt hat und hier umgehen ſoll. — Nun weil ihrs denn nicht ſeyd, ſo kommt heran und ſagt, womit man euch dienen kann.

Appollonie machte in ihrem gebrochenen Engliſch, das man hier an der Gränze noch ſo ziemlich verſtand, eine kurze Erzählung von dem Zufall, der ſie von ihrer Reiſegeſellſchaft entfernt hatte, und hängte demſelben die Bitte an, ſie nicht in dem Walde zu laſſen, wo Wölfe und Geiſter umgingen.

Freylich, freylich! war die Antwort; hier könnt ihr nicht bleiben. Wir ſind Lord Eduard Flemmings Leute; zu ihm wollen wir euch bringen, — doch ſeht, dort kommt er eben über die Wieſe, und ihr könnt ihn ſelbſt um Hülfe bitten; fürchtet euch nicht vor ihm, er iſt ein guter Mann, er wird euch zu der alten Lady, ſeiner Mutter, führen, und euch nichts zu leide thun, er iſt nicht von der Art wie eure groſſen Herrn aus der Hauptſtadt.

Ehe noch der geſchwätzige Alte geendigt hatte, hatte Appollonie ſich ſchon Lord Eduarden mit beſcheidner Würde genaht. Er war ein ſchöner majeſtätiſcher Mann in den beſten Jahren, dem Wohlwollen und Edelmuth aus den Augen ſah. Er nahm ſie freundlich auf, ſo chelte ein wenig über die Mühe, die ſie ſich gab, ſich in einer ihr ungewohnten Sprache auszudrücken, und bot ihr ſeinen Arm. Ihre Rede beantwortete er mit einigen tröſtenden Worten, von denen ihr aber wegen des unbekannten Accents der freundliche Ton am verſtändlichſten war.

So kamen ſie auf einem Landſchloſſe in der Gegend von Stirling an, wo Lady Flemming reſidirte, und ihren Sohn, wenn ihm nicht die Stelle, die er an König Jakobs Hofe begleitete, von ihr riß, faſt immer um ſich ſahe.

Gern möchte ich den Empfang, den die Fremde hier fand, als eines Beyſpiels von altengliſcher, oder vielmehr altſchottiſcher Gaſtfreyheit umſtändlich gedenken, wenn ich mich nicht an den Gränzen eines Buchs ſähe, das für euch, lieben Leſer, vielleicht ſchon allzulang gedauert hat.

Es ſey Euch alſo genug zu wiſſen, daß Apollonie ſich hier wohl befand, und ihren gütigen Wirthen mit vieler Rührung für eine Aufnahme dankte, die ſie im Hauſe der älteſten Freunde nicht beſſer hätte finden können; ach noch mehr würde ſie gedankt haben, wenn ſie ihr Hofnung gemacht hätten, wieder zu ihrer verlornen Reiſegeſellſchaft zu kommen! aber man erwies ihr aus der Lage des Orts, daß dieſes unmöglich ſey, und daß nach ihrer Beſchreibung, ihre Freundinnen auf einem Wege von ihr getrennt worden wären, der ſie jetzt in dieſem Augenblicke, ſchon ſo weit entfernt haben müſſe, daß Einholung unmöglich ſey. Appollonie ließ traurig den Kopf ſinken und ſchwieg. — Nach der Tafel führte Lady Flemming ſie zu Bette, und überließ ſie ihren eigenen Gedanken, welche dieſe Nacht wahl wunderlich durch einander gingen, und deren Reſultat am Morgen war, ſich dieſer edeln Familie ganz zu vertrauen, und ihre Freundſchaft, wo möglich, zu Agneſens Beſten zu nützen.

Lord Eduard ging dieſen Tag nach ſeiner Gewohnheit wieder auf die Jagd, und Appollonie hatte Muſe mit ſeiner ehrwürdigen Mutter von allem zu ſprechen, was ihr ihr Herz eingab. Es kam ihr hiebey ſehr zu ſtatten, daß ſie Lady Flemming beſſer verſtand, und beſſer von ihr verſtanden wurde, als von all den andern.

Die edle Dame, eine Wittwe des groſſen Gouverneurs von Dumbarton, der dem Grafen Lenox die Eroberung ſeiner Veſtung ſo ſchwer machte, trug all den hohen Sinn in ihrem Buſen, der ihr Volk zum Beyſtand der Unglücklichen ſo geneigt macht. Ihr Herz brannte bey Appolloniens Erzählung von dem Schickſal ihrer

Fürſtin, und ſie konnte kaum die Rückkunft ihres Sohns erwarten, um ihm Nachricht von allem zu geben, was ſie von der ſchönen Fremden erfahren hatte, und zu vernehmen, ob ſeine Gedanken mit den ihrigen übereinſtimmten.

Was dünkt dich, mein Sohn, ſagte ſie, was dünkt dich zu dem neuen ſchändlichen Streiche, den der Liebling der Königin von England geſpielt hat? — Iſts nicht Pflicht, daß wir dem Räuber auf die Spur zu kommen, und die unſchuldig Geraubte zu retten ſuchen?

In dem Theil des Königreichs, in welchem das gute Glück Appollonien geführt hatte, und beſonders in dem Hauſe, wo ſie ſich gegenwärtig befand, herrſchte noch viel von dem alten Ritterſinn, der vorzeiten dieſe Völker beſeelte. Lord Edward fühlte, was ſeine Mutter bey Appolloniens Geſchichte gefühlt hatte, nur daß Gedanken und Empfindungen bey ihm ſchnell in That übergiengen, und ſein Eifer für die Rettung einer entführten Dame, ſeine Begierde ihren Räuber zu demüthigen, welcher hier allgemein gehaßt war, Lady Flemming einigermaßen für die Maaßregeln bange machte, die er zu Erreichung ſeines Endzwecks brauchen würde.

Ich weiß, mein Sohn, ſagte die vortrefliche Dame, daß wir einen Lord Leiceſter eben nicht zu fürchten haben, und allenfalls im Stande ſind, ihm öffentlich die Spitze zu bieten; aber laß uns den Weg gehen, der nicht ſo wohl für uns, als für die entführte Dame der ſicherſte ſeyn wird. Nichts kann dieſelbe, wenn wir ſie aus Leiceſters Händen geriſſen haben, beſſer vor neuen Verfolgungen ſchützen, als die Ungewißheit, unter weſſen Schutz ſie gerathen iſt. Ich weiß nicht, ob wir ſie hier vor der Liſt ihres Feindes, ſo wie vor ſeiner Gewalt hinlänglich würden ſchützen können; ich wünſchte, wir ſtellten die Sache mit einer Perſon in Rath, die ſo mächtig als bereit ſeyn wird, uns an die Seite zu treten.

Ihr ſprecht von Lady Margarethe Douglas, erwiederte Lord Eduard, und ich fliege nach Dumbarton, ſie von allen zu benachrichtigen.

Lady Margarethe Douglas, die höchſte Dame im ganzen Lande, die Nichte König Heinrich VIII. die Wittwe des Grafen Lenox des groſſen Regenten von Schottland, binnen König Jakobs Minderjährigkeit, die Grosmutter dieſes Monarchen, der nun bald die engliſche Krone mit der ſchottiſchen verbinden ſollte, war wohl ganz die Perſon, ſich des Schickſals einer bedrängten Fürſtin mit Nachdruck anzunehmen, und daß ih ihr: die ſelbſt in einem Leben von drey und ſiebenzig Jahren, ſo viel erduldet hatte, hiezu nicht an Willen fehlen konnte, brauchen wir nicht erſt zu ſagen.

Sie verlangte die Frau von Baſſenheim ſelbſt zu ſehen, und Lord Eduard begleitete ſie gleich des andern Tages mit einem anſehnlichen Gefolge nach der Veſtung, wo ſich die königliche Dame die meiſte Zeit aufzuhalten pflegte. Ach es war eben der Ort, der der unglücklichen Agnes im Vorüberziehen auf eine ſo auſſerordentliche Art in die Augen fiel, den ſie damals ſo innig zum Ziel ihrer Reiſe wünſchte! War es vielleicht Ahndung, daß dort ihre Schützerin wohnte, daß ſie dort in den Armen der ehrwürdigſten Dame ihrer Zeit Vergeſſenheit des Unglücks lernen, und wieder einen Schimmer von Glück und Zufriedenheit erblicken würde? —

Die Frau von Baſſenheim ward der erhabenen Matrone vorgeſtellt. Lady Margarethe fand viel Wohlgefallen an der ungekünſtelten Einfalt der ſchönen Deutſchen, und der kurzen naiven Erzählung von dem Zuſtand ihrer Gebieterin, ſo wie hingegen Appollonie, von einer mit Liebe gemiſchen Ehrfurcht gegen die groſſe Frau, vor welcher ſie ſtand, hingeriſſen wurde, die ſie zuvor gegen niemand gefühlt hatte. Alles athmete hier Hoheit und königliche Würde. Lady Douglas trug nie eine Krone, aber Appollonie fühlte tief in ihrem Herzen den Unterſchied zwiſchen der Kronenträgerin Eliſabeth, und derjenigen, die von ihr mehr als einmal *) zum Stand einer Gefangenen erniedrigt wurde.

Lord Eduard, und die Frau von Baſſenheim erlangten von Lady Douglas was ſie wünſchten, die Erlaubniß, den ſchönen Raub, den man Leiceſtern entreiſſen wollte, unter ihren Schutz zu bringen. Agneſen aus den Händen ihrer Räuber zu entführen, dazu brauchte und verlangte Lord Flemming keine Hülfe, und den Ort, wo die Entführte aufbehalten wurde, konnte er ziemlich wahrſcheinlich muthmaſſen. Appollonie blieb auf Verlangen der königlichen Dame ſogleich unter ihrem Frauenzimmer, um ihre Gebieterin zu erwarten, und Lord Eduard verließ ſie mit dem Verſprechen, daß ſie die Verlorne, ehe ſie es meynte, wieder in ihren Armen ſehen ſollte; ein Verſprechen, deſſen Erfüllung ſich dennoch, wir wiſſen nicht durch welchen Zufall, einige Zeit verzögerte. Vielleicht, daß Agneſens

---

*) Lady Lenox war die Mutter König Heinrich Darnleys, welchem die ſchottiſche Marie die Krone aufſetzte. Eliſabeth verfolgte die Mutter, die ſie ohnedem wegen ihrer Anſprüche auf den Thron haßte, mit doppelter Wuth wegen des Glücks ihres Sohns. Lady Margarethe wurde in den Tower geſchickt, wo ſie die härteſte Begegnung erfahren mußte.

großmüthiger Befreyer, in Anſehung des Orts, der ſie einſchloß, irre geleitet war, und erſt ſpät gewiß wurde, in welchem Theil von Lord Leiceſters ſchottiſchen Beſitzungen er die Unglückliche, die ihrer Rettung ſo nahe war, ſuchen ſollte.

Agnes genoß der Freyheit, die man ihr auf ihrer Inſel gönnte, mit einer Mäßigung, welche die Aufſicht, die man auf ſie haben ſollte, merklich ſchwächte. Das Waſſer und die Einſamkeit des Orts, ſo meynten ihre Hüter, wären gnugſame Hinderniſſe ihrer Flucht, und es geſchah daher, daß man ihr ſelbſt nächtliche Spaziergänge erlaubte, ohne ihr dabey mehr als einen, höchſtens zwey Gewaffnete zur Begleitung aufzudringen.

Das gelaſſene anſtändige Betragen, das der Gefangenen ſo viel Nachſicht verſchaffte, war eine Folge von den Hofnungen, welche die kluge Frau von Welltorp immer in ihrer Seele zu unterhalten wußte. Ach, leider hofte die arme Agnes mehr als der Erfüllung fähig war! ſie hofte auf Wiedervereinigung mit ihrem Gebhard dieſſeit des Grabes, die ihr doch allererſt in hellern Gegenden, als die dunkeln Gefilde der Erde bevorſtand.

Meynt ihr nicht, fragte eines Abends Agnes ihre Gefärthin, als ſie mit ihr am Rande ihres Sees der nächtlichen Kühlung genoß, meynt ihr nicht, daß mein Gebhard in dieſem Augenblick an mich denke? — Seht dieſen funkelnden Sternhimmel, ich glaube in jedem Strahl, der zu uns hernieder fällt, den Blicken des Freundes der Geſtirne zu begegnen. Der Abend iſt hier ſo ſchön, vielleicht iſt er es auch in den Gegenden, wo Gebhard lebt; ſeine Augen hängen gewiß an dieſen leuchtenden Körpern, deren Anblick er nie verſäumt, und er denkt dabey an Agnes, denkt — ach, daß er ſich nicht zu ſehr in Gedanken verirre, die ſein und mein Unglück machten!

Die Bahn war gebrochen zu einem langen und intereſſanten Geſpräch, wie es ſich für die ſchauerliche Stunde, in der es gehalten wurde, ſchickte. Agnes und die Frau von Wellſtorp vertieften ſich in Wiederholung vergangner Geſchichten; in Muthmaſſungen über verborgene Dinge, an welche die damalige Welt noch mehr Glauben hatte als die heutige, und in Wünſchen für die Zukunft. Sie hatten ſich auf einer ſteinern Bank am Ufer des Sees niedergelaſſen, ihre Wächter, einige zwanzig Schritte von ihnen im Gebüſche, waren eingeſchlafen und ſie genoſſen eines Gefühls der Freyheit und der Ruhe, das ſich nicht ganz zu ihrer unglücklichen Lage ſchickte, das aber der Himmel ſeinen Günſtlingen zuweilen wohl mitten im Kerker gewährt.

Beyde hatten jetzt eine Weile geſchwiegen, um in ihren Gedanken die Vollendung von dem zu finden, was ſich durch Worte nicht ausdrücken ließ. Alles war ſtill um ſie her, nur der Wind rauſchte in den Wipfeln der Bäume, rauſchte im hohen Schilf, und die tiefſinnigen Denkerinnen merkten nicht, daß dieſes Geräuſch ſich von Minute zu Minute verſtärkte, bis es endlich ſo ſtark war, daß Agnes aufſprang und ſchrie: Was iſt das? Ein Fahrzeug ſcheint hier zu landen! droht uns neues Unglück?

Es ſind die Fiſcher, erwiederte die Welltorp, welche kommen ihre Netze auszuſtellen.

O rief Agnes, daß dieſe Fiſcher einſt ein Mittel zu meiner Befreyung werden könnten!

Ich habe ſchon oft daran gedacht, ſprach die Frau von Welltorp, aber wenn uns nun auch ein mitleidiger Retter über dieſen See führte, wären wir darum geborgen? Was wollen wir beginnen, hier in einem fremden Lande, wo wir keinen Zufluchtsort kennen, wo uns der Arm unſerer Verfolger auf dem erſten Schritte erreichen würde?

Ach, ſeufzte Agnes mit gerungenen Händen, iſt dies die Hofnung, mit welcher ihr mir ſonſt zu ſchmeicheln pflegtet? —

Hofnung und Erfüllung iſt hier, wenn ihr uns folgen wollt! tönte hier eine Stimme von dem Gebüſch her, hinter welchen ſich vorhin das Geräuſch des landenden Fahrzeugs hören ließ.

Agnes, welche zugleich ihre Hand von der Hand eines unbekannten Mannes gefaßt fühlte, fuhr zuſammen, und würde in ein lautes Geſchrey ausgebrochen ſeyn, wenn das heftige Schrecken, davon ihr Herz bebte, es ihr erlaubt hätte.

Seyd ihr Lady Agnes, fuhr der Fremde fort, ſo faßt Muth, und folgt uns unverzüglich, die Stunde Eurer Rettung hat geſchlagen!

Die Frau von Welltorp, erſchrecken wie ihre Gebieterin hatte doch Faſſung genug, um eine Frage zu thun, welche Zweifel in die Ehrlichkeit ihres Befreyers zeigte. Wie ſollten wir euch trauen, rief ſie, wie ſollten wir nicht fürchten, durch euch nur aus einer Gefangenſchaft in die andre zu kommen, da wir niemand kennen, der ſich in dieſem unbekannten Lande um unſre Freyheit bemühen ſollte?

Denkt an eine verlorne Gefährthin, verſetzte der Fremde mit einiger Ungeduld, denkt an Appollonien von Baſſenheim, und zweifelt denn noch an der Hand, die unſre Schritte leitet. Ich bitte euch, keinen Augenblick längere Weigerung, wenn Euch eure Freyheit lieb iſt!

Appollonie! Appollonie! riefen die Damen aus einem Munde. Ihr Retter aber, welcher beſorgte, ihre Freude möchte zu laut werden, eilte mit ihnen die Anfurth hinab. Das Fahrzeug nahm ſie auf, und ſie ſchwammen ſchon auf der Mitte des leuchtenden Sees, als ſich ihre Hüter erſt ermunterten, ſie ſuchten, und ihren Verluſt gewahr wurden.

Lord Eduard, den unſre Leſer wohl nicht verkannt haben werden, hatte die Anzahl der Wächter Agneſens größer geglaubt als ſie war, und darum mehrere Behutſamkeit gebraucht, als er ſonſt gethan haben würde. Es lagen nur Fiſcherkähne in dieſer Gegend des Sees, einen ſolchen, der auſſer ihm, und dem gehoften Raube, nicht mehr als einen einigen Ruderer faſſen konnte, hatte er wählen müſſen, ſo, daß er alſo zu gewaltſamer Ausführung ſeines Anſchlags ganz unfähig war. Sein Plan war geweſen auf der Inſel zu landen, und dort die Gelegenheit durch Liſt zu ſuchen. die ihm nun der Zufall ſo wunderbar, ſo ſchnell in die Hände geführt hatte.

O wie dankte Agnes ihrem Retter, wie viel mehr dankte ſie ihm, als ſie aus ſeinem Mun-

de

e den ganzen Zuſammenhang der Sache erfuhr, nd ſich überzeugte, in welch eine Sicherheit, nter welch einen mächtigen Schutz er ſie zu füh- n gekommen war.

Meine Leſer, unſre Geſchichte iſt am En- e; oder ſollen wir Euch noch umſtändlich von gneſens ehrenvollen Empfang in dem Hauſe r königlichen Dame, die ſich ihrer annahm, llen wir euch noch umſtändlich von der Freu- e über das Wiederſehen ihrer abermahlichen Ret- rin, ihrer Appollonie, erzählen?

Der Eindruck, welchen Lady Douglas, und ie gerettete Agnes auf einander machten, war egenſeitig. Hätte etwas die Vorliebe, welche ie alte Dame gleich erſten Anblickes für die höne Fremde gewann, ſchwächen können, ſo är es die unglückliche Aehnlichkeit geweſen, die gneſen ſchon am Hofe der Königin Eliſabeth viel Nachtheil gebracht hatte. Die Mutter es ermordeten Heinrich Darnley hatte wenig rſach, die Züge *) ſeiner geglaubten Mörderin

---

*) Die Königin Marie von Schottland, mit welcher hier Agneſen eine Aehnlichkeit zugeſchrieben wird, ward, viel- leicht nicht ganz ohne Grund, in Verdacht gehalten, ihrem Liebhaber Böthwell zu Ermordung ihres Gemahls, Rath und Einwilligung gegeben zu haben. Lady Douglas, die Mutter des Ermordeten, war am hartnäckigſten in dem Wahn von Mariens Schuld, und nahm ihre Hinrichtung für Rache des vergoſſenen Blutes an.

zu lieben. Doch ſie war auf dieſen Umſtand durch Appoloniens Klugheit nicht ganz unvorbereitet, auch fand ſie in der frommen Agnes ſo wenig von dem Charakter, den ſie Marien beymaß, daß ſie das Bild einer gehaßten Perſon gar bald in ihr lieben und bewundern lernte.

Agneſens Trauergeſchichte, von ihr mit der ihr eigenen Anmuth vorgetragen, gewann ihr das Herz ihrer Schützerin vollends ganz, Lady Douglas Thränen floſſen in die ihrigen; ſie glaubte in Agneſens Schickſalen die Wiederholung der ihrigen zu hören. Auch ſie hatte viel erduldet, auch ſie hatte viel verloren: Sohn, Gemahl und Verwandte, und die meiſten von ihnen auf eine ſchrecklichere Art, als Agnes von den ihrigen ſagen konnte.

Die beyden Damen wogen ihre Leiden gegen einander ab, und indem ſie es thaten, kam Troſt in ihre Seele. Sie tröſteten ſich, nicht alles verloren zu haben. Lady Douglas freute ſich, in dem König von Schottland noch einen geliebten Enkel zu haben, und Agnes hofte auf die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl, den ſie noch lebend glaubte. Sie brannte vor Verlangen, ſich wieder in ſeine Arme zu werfen; Lady Douglas, ſo ſchwer ihr auch das Scheiden ward, that ihr allen Vorſchub zu ihrer Reiſe, als — o Gott, welch ein Donnerſchlag, als die Schrekkensbotſchaft an Appollonien durch Briefe des Herrn von Drachenfels gelangte: Gebhard ſey nicht mehr! — —

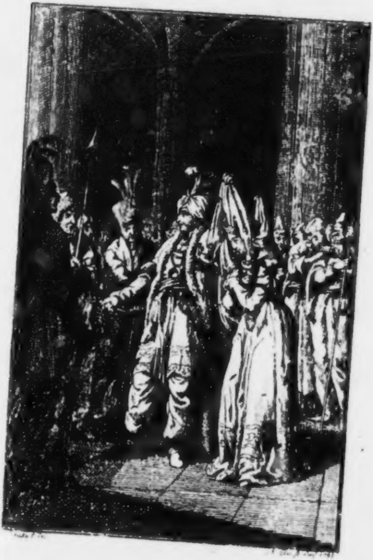
Dies war der letzte Schlag, der Agneſen treffen konnte. Sie würde ganz geſunken ſeyn, hätte die geprüfte Dulderin, Lady Margarethe, ſie nicht aufrecht gehalten, die ihr zuſchwur, von dieſem Augenblick an, ihr ganz Mutter zu ſeyn.

Als Tochter wollte und durfte Agnes die königliche Dame nicht verlaſſen, ſie blieb in Schottland, um zu lernen, daß Zeit und Freundſchaft auch für unheilbare Wunden Linderung haben.

Als Leiceſter ſtarb, als Eliſabeth ſtarb, und der König von Schottland die engliſche Krone erhielt, kehrte ſie an der Seite Lady Margarethens noch einmal in die groſſe Welt zurück, aber weder der einen noch der andern behagte etwas anders als ihre Einſamkeit, die ſie, ſobald es der Wohlſtand erlaubte, wieder ſuchten.

Lady Douglas war entzückt, daß ihre Tochter alle Anträge, die ſie aufs neue in den Rang hätten ſtellen können, den ſie ehemals behauptete, nicht gegen das Glück ihres Umgangs und ſtiller Abgeſchiedenheit vertauſchen mochte. Wie hätte eine Agnes anders handeln können? — Appollonie war Lady Flemmig geworden, und wir verdenken es ihr nicht, daß ſie einen Walbor vergaß, und die Liebe des edeln Lord Eduard belohnte, der ſie von erſtem Anblick angebetet hatte; aber, wie hätte Agnes ihren Gebhard vergeſſen, welchen Titel hätte ſie mit dem Namen ſeiner Wittwe vertauſchen ſollen?

Das Glück gönnte ihr den tröſtenden Umgang ihrer theuren Lady Douglas noch lang; und nach ihrem Tode wandte ſie einen Theil der von ihr als Tochter ererbten Schätze an, die Inſel auf dem Lochlevin an ſich zu kaufen, die Gegend rund umher zu verſchönern, und das Schloß auf denſelben, ihr ehemaliches Gefängniß zum zierlichen Aufenthalt für ſich zu erbauen. Stirling, und die Feſtung Dumbarton, wo die Familie ihrer Appollonie ſich aufhielt, waren nicht ſo weit, daß man ſich nicht oft hätte ſehen, und die Freuden der ſüſſeſten Freundſchaft genieſſen ſollen.



15490.

Philippe von Geldern.

Oder

Geſchichte Selims,

des Sohns

Amurat.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1792.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſtes Buch.

Conſtantinopel.

Amurat, Uladislaws Obſieger, und Amurat der Einſiedler am Hämus, ſind dem Forſcher alter Geſchichten gleich bekannt; dem minder Kundigen giebt die Folge Belehrung.

Schon drey Tage war Sultan Mahomed der Gaſt ſeines erhabenen Vaters geweſen, der hier in der Einöde von den Mühſeligkeiten des Throns ausruhte, ſchon drey Tage waren Zeugen von Geſprächen geweſen, wie ſie nah am Rande des Grabes geführt werden, und ſiehe, die Sonne des vierten ſank hinter die Berge hinab, ohne daß ſich der Sohn vom Vater, der Vater vom Sohne trennen konnte; da erhub ſich der königliche Einſiedler von ſeinem Sitz am Felſen, und faßte Mahomeds Rechte, und führte ihn weiter hinaus in die freyere Gegend, wo das Abendroth ſie heller umglühte, und kein Schatten der Berge die Ausſicht beſchränkte, die hier den halben Erdkreis zu umfaſſen ſcheint.

Bey dem, der von Ewigkeit Gott iſt, rief Amurat, mit der Geberde eines Ueberirdiſchen, bey dem, des Sonne dort unten hinab ſinkt, bey dem, den ich bekenne und du, gilt gleich auf welche Weiſe, bey ihm beſchwöre ich dich, laß nie das Andenken dieſer Stunden in deiner Seele verlöſchen. Er ſah dich, ich nicht. Er ſah dein Innres, ich nur die äuſſere Hülle. Ich will, ich muß glauben, ſie täuſche mich nicht, er allein weis, ob ich irre. Mahomed! Mahomed! denk' an dieſe Stunden, denk' an die gegenwärtige, da dich dein Vater warnte, warnte zum leztenmahl!

Und wofür braucht Amurat denjenigen zu warnen, den er nie ſeines Zutrauens unwerth ſand?

Gott weis es, ich nicht! Mahomed war gut und edel bis hieher, war ein dankbarer Sohn, ein treuer Bruder, ein ſanfter Regent, ſo weit dieſe wilden Völker das zu tragen vermögen; aber — wird er es immer ſeyn?

Auf Mahomeds Lippen ſchwebte eine Antwort, welche, wär ſie laut geworden, Amurats Zweifel auf einmahl würde entſchieden haben, eine kühne Antwort, die ſich auf die Ohnmacht des königlichen Einſiedlers gründete, dem bisherigen Betragen ſeines Sohnes Feſſeln anzulegen, und daher günſtige Folgen für die Zukunſt leiten ſollte. Mahomed fühlte nicht, wie ganz ſich ſein Herz in einer ſolchen Erwiederung enthüllt haben würde, doch ſcheuchte er ſie in die Tiefe zurück, aus welcher ſie kam, und täuſchte durch zweydeutiges Stillſchweigen den edelſten Vater noch mehr, als er ſchon getäuſcht war.

Mahomed! rief Amurat mit einer Thräne im Auge, indem er ſeine Hand feſter in die ſeinige drückte. Mahomed, dein Schweigen beruhigt mich, es ſpricht von weiſem Mißtrauen in ſich ſelbſt, es ſpricht von frommer Reue über vielleicht mir verborgen gebliebene kleine Fehler. Dies iſt ſchöne Hoffnung für die Zukunft, wer ſo fühlt, kann nicht fallen. Daß du nimmer von jener Rechtſchaffenheit falleſt, die der Bekenner Mahomeds, und der beſſer Belehrte, für gleich ehrwürdig halten, iſt mein Wunſch in den letzten Augenblicken des Lebens. Mehr darf ich ja nicht wünſchen! Auch weis der, der alles zum Beſten lenkt, unſere Wünſche in der Erfüllung zu übertreffen.

Mahomed drückte ſeinen Vater an ſein Herz, er liebte ihn würklich, auch hätte er kein Menſch ſeyn müſſen, um bey ſeinen Worten; Worten, denen ſein ganzes Aeuſſeres den Werth von Götterſprüchen gab, nicht einige Rührung zu fühlen.

Geh, mein Sohn, rief Amurat, indem er ſich aus ſeinen Armen wand, dies iſt genug für dein Herz und das meinige! Männer müſſen nicht weinen wie die Sclavinnen des Harems. Auch iſts ja möglich, daß wir uns wiederſehn. Mein Ende mag nahe ſeyn; das allmählige Hinſinken meiner Kräfte läßt michs vermuthen; aber ein, vielleicht mehrere mahle dich noch diesſeits des Grabes zu umarmen, bleibt immer noch wahrſcheinlich. Geh, Mahomed; das nächſtemahl, daß du mir einige Tage ſchenken kannſt, müſſen **Helene** und **Kalepin** dich begleiten. Leid iſt mirs, daß du nicht diesesmahl wenigſtens den redlichen **Ali** mit dir brachteſt, Ihm und ihr, und dir um ihretwillen, habe ich noch manches zu ſagen. Gott wird mich nicht ſo ſchnell von hinnen fordern, daß dieſes Unmöglichkeit ſey, und thut er es, ſo ſey die Liebe für mich, die in deinem Herzen wohnt, ſo ſey Menſchlichkeit und Furcht vor Gott dein Geſetz.

Während Sultan Mahomed ſich zu ſeinem Gefolg verfügte, das hinter dem Gebürg ſeiner wartete, während Amurat ſich in ſeine Einſiedlerwohnung zurück begab, welcher es nicht an Pracht und Bequemlichkeit fehlte, denn ſie war die Wohnung eines morgenländiſchen Fürſten, während deſſen fielen in Mahomeds Harem zwiſchen eben dem Ali und eben der Helene, deren Amurat gedachte, Geſpräche vor, welche, wenn wir ſie belauſchen könnten, uns vielleicht manches richtiger beurtheilen lehren würden, was bisher uns dunkel war.

Helene, eine Griechin, war Sultan Amurats, — nicht Favoritin, — der Ausdruck wär zu zweydeutig; nein, ſeine liebſte Gemahlin, die Mutter Kalepins, ſeines jüngſten Sohns, der jetzt erſt den dreyzehnten Monat zurück gelegt hatte. Sich von ihm, ſich von ihr zu trennen, war das, was dem königlichen Einſiedler, der nur erſt ſeit Jahresfriſt den Thron verlaſſen hatte, die Erfüllung ſeines Gelübdes einig erſchwerte. Ali Baſſa war ſein vertrauteſter Diener, und, ſo berichtet die Sage, insgeheim ſowohl als Amurat und Helene einem Glauben zugethan, den ſie öffentlich nicht bekennen durften. Dieſer Glaube, und die Unmöglichkeit, ihn auf dem Throne länger zu verbergen, war vielleicht eine eben ſo ſtarke Veranlaſſung von Amurats Trennung von der Welt, als ſein Einſiedlergelübde, das er, da die Religion der Muſelmanen dergleichen Verlobungen zur Einſamkeit eben ſo wohl begünſtigte, als damals jede andere, übrigens ohne Verdacht erfüllen konnte.

Werden wir ihn wiederſehen? fragte Helene Ali, welcher wider die Sitte des Harems Vergunſt hatte ſie zuweilen zu ſprechen; werden wir Amurat wiederſehen? wiederholte ſie, nachdem ein langes Geſpräch über die Reiſe des Sultans nach dem Hämus zu Ende war.

Euch zu antworten, Sultaninn, erwiederte Ali, müßte ich den Grund Eurer Frage wiſſen. Irgend ein Zweifel giebt ſie Euch ein; fällt er auf Mahomed oder auf ſeinen königlichen Vater?

Auf Mahomed? — Nein! Welcher Zweifel könnte mich hier beunruhigen? — Aber Amurat; — ja! — ſeine wachſende Schwäche, davon mir jeder ſagt, der ihn kürzlich ſah, zernichtet jede Hoffnung, die ſich auf den gründet, welcher mir alles ſeyn würde, wenn Mahomed nicht wär.

Warum doch dieſer Mahomed, von welchem Ihr ſo viel hoffet, Euch dieſe kleine Hoffnung zernichten mochte, die nun vielleicht nächſtens unerfüllbar ſeyn wird.

Ihn dieſesmal zu Amurat zu begleiten? dieſesmal den Geliebten noch an mein Herz zu drücken, und ſeinen letzten Seegen für dieſen hülfloſen Kleinen zu erbitten? — Ach freylich, dieſe!

Helenens ſchöne Augen lieſſen ſchwere Tropfen auf den ſchlafenden Knaben fallen, der in ihren Armen ruhte.

Und da nun dieſe kleine, ſo leicht zu befriedigende, Hoffnung zernichtet ward, fuhr Ali fort, was könnt Ihr doch für die Erfüllung der größeren erwarten?

Verlangt ihr, daß ich Mahomeds Eigenſinn rechtfertigen ſoll, der mir dieſesmal die Mitreiſe nach dem Hämus, Gott weis warum, verſagte?

Ihr würdet es nicht können, auch verlange ich das nicht. Nur aufmerkſam will ich Euch machen, nur warnen will ich Euch, dem nicht zu viel zu trauen, welcher — —

Ali, ich verkenne euch! —

Dafern ihr in mir den redlichen Mann verkennt, und den Verläumder zu finden glaubt, ſo will ich mich rechtfertigen. Meine Furcht vor Mahomed iſt nicht neu; ſoll ich euch in die Vergangenheit zurück führen? ſoll ich Euch ſagen was ich fühlte, als Amurat den erſten Entſchluß faßte, den Thron zu verlaſſen.

Kummer freylich! wer wollte nicht getrauert haben das gewiſſe Gute mit dem Ungewiſſen zu vertauſchen? Auch ich trauerte, ungeachtet er mir damals das noch nicht war, was er jetzt iſt, ungeachtet noch kein Kalepin mich mit feſtern Banden an ihn kettete.

Wir lagen wider das chriſtliche Heer zu Felde, der furchtbare Korvin machte uns zittern, da ſuchten wir Friede, wenigſtens Waffenſtillſtand. König Vladislaw verkannte ſeine Ueberlegenheit, die uns gänzliche Niederlage gebracht haben müßte. Neid gegen ſeinen großen Feldherrn machte, daß er bewilligte, was jener nicht bewilligt haben würde. Korvin zürnte mit dem ſchwachen Könige, der den Vortheil aus den Händen gab; ihn wieder zu erlangen dünkte ſeiner Redlichkeit unmöglich. Er hatte nicht geſchworen, doch hielt er ſich durch Vladislaws Eid gebunden. Vladislaw banden die fürchterlichſten Eide, bey allem, was dem Chriſten das heiligſte iſt, er fühlte die Verbindlichkeit nicht. So bald er ſah, daß Meineid ihm Nutzen ſchaffen könnte, ſo war Schwur und Pflicht vergeſſen, der Waffenſtillſtand gebrochen, und das Schwerd der Chriſten wüthete von neuem gegen die, welchen ſie Friede bey der Fahne des Kreuzes geſchworen hatten. — Da hob Amurat ſeine Hand gen Himmel, da rief er den Gott der Chriſten an um Rache gegen den, der ſeine Rechte, die heiligen Rechte der Menſchheit mit Füßen trat. — Doch, Sultaninn, warum erzähle ich Euch, was Euch beſſer bekannt iſt als mir?

Ja wohl, Ali, bekannt genug. Ich war es, die durch gut gemeinte Frömmigkeit mein eignes Glück untergrub. Amurats Vorliebe für den Glauben derjenigen, die er als Muſulman bekriegen mußte, war mein Werk; nur ein in die Augen fallender Beweis von der Wahrheit, die ich bekannte, nur ein Wunder war nöthig, ihn ganz zu gewinnen. Er meinte beydes in der faſt unglaublichen Niederlage ſeines unüberwindlichen Feindes gefunden zu haben, und es gnügte ihm nicht dem Irrthum zu entſagen, wie er im Stillen gelobt hatte, nein, er entſagte auch dem Throne, er ward ein Einſiedler, und ließ mich und dieſen armen Kleinen ganz unglücklich, ganz verwaiſt zurück, wenn es wahr iſt, was ihr fürchtet, wenn es wahr iſt, daß Mahomed — — o Ali! laßt mich nicht ausreden was ich mich zu denken ſcheue!

Ich will es ausreden, ich will mit einemmahle all meinen Beſorgniſſen Luft geben; ob ſich vielleicht auf die Ahndung von Gefahr Möglichkeit gründen ließ, ihr zu entgehen. — Ja, Helene, Mahomed iſt nicht derjenige, für welchen Amurat und ihr ihn haltet, längſt ſchon hätte ich die Ueberzeugung hiervon Eurem Herzen anvertraut, wären die Gelegenheiten Euch zu ſehen mir nicht ſo ſparſam zugemeſſen, geſchähe es nicht ſo ſelten, daß ich Euch wie heute ohne Zeugen ſähe — —

Und ſind wir das auch? fragte Helene auf griechiſch, indem ſie auf eine ſtumme Sclavin deutete, welche keins von ihnen bisher wahrgenommen hatte, und die vielleicht eben jetzt erſt ins Zimmer getreten war. Die Hoffnung, die Anweſenheit einer Perſon, welche der Mangel der Sprache nicht unverdächtig machte, noch zu rechter Zeit wahrgenommen zu haben, minderte das Schrecken. Man ſetzte eines der wichtigſten Geſpräche, welche jemals geführt wurden, anfangs in der griechiſchen, dann in der hier noch unbekanntern galliſchen Sprache fort, und wir, die beider, wie ſie damals geſprochen wurden, nicht kundig ſind, ſehen uns alſo genöthigt, unſern Leſern das Reſultat der Verhandlungen zwiſchen Ali und Helenen, nebſt dem, was uns zu beſſerer Aufklärung des Ganzen wichtig dünkt, mit unſern eigenen Worten zu geben.

Niemand beſſer, als Ali Baſſa, konnte die Dinge beurtheilen, von welchen hier die Rede war; er, Amurats Buſenfreund, er, einer der erſten Feldherrn des muſulmaniſchen Heers, war Zeuge alles deſſen geweſen, was in den letzt vergangenen Jahren die größten Begebenheiten zur Reife brachte, und zu noch weit größern, die jetzt nahe am Hervorbrechen waren, den Keim enthielt.

Als Wladislaws oder vielmehr des Helden Korvins fürchterliches Schwerd die Moslems nöthigte, den Frieden zu ſuchen, war er der Geſandte des Sultans an den König von Ungarn: Er traf ihn, bereits zum Heereszuge gerüſtet, beym Fürſten der Wallachey. Weder die Vorſtellungen dieſes weiſen und guten Prinzen, noch Alis Mahnungen an Eid und Pflicht, noch Korvins ſtürmender Unwille konnten hindern, was in des treuloſen Königs Herzen beſchloſſen war; man ließ ab von ihm. Korvin verfügte ſich zu dem Theil des Heers, der ihm gehorchte, entſchloſſen, nicht anders, als durch feindlichen Angriff gezwungen, zu fechten. Der wallachiſche Deſpot, ein geborner Morgenländer, gab dem unheilbaren König noch einige ſinnbildliche Warnungen, und Ali ſchied mit der Ueberzeugung, ſein Prophet würde ähnlichen Friedensbruch ähnliche Entheiligung deſſen, was den Seinen das ehrwürdigſte ſey, nicht ungerochen laſſen: eine Ueberzeugung, mit welcher ſich ein Entſchluß verband, welchen wir in unſern Zeiten wohl ſchwärmeriſch oder abergläubiſch nennen würden, der aber dem Chriſtenthum an ihm und Amurat, der mit ihm gleichen Vorſatz gefaßt hatte, in der Folge zwey geheime, doch nicht unwürdige, Anhänger gab.

Als Ali Baſſa noch nicht zwey Meilen von Varna entfernt war, wo er mit Wladislaw die letzte Unterredung gehabt hatte, da holten ihn die Boten des Königs ein. Einer von ihnen führte zwey Roſſe am Zügel leicht und flüchtig, wie die gefabelten Pferde der Sonne. Ein Schreiben von Wladislaws eigener Hand begleitete ſie; ſo lautete es:

„Der Freund der Türken, der Deſpot aus „der Wallachey, ſchenkte dem König von Ungarn dieſe Roſſe, vermuthlich, um ihn mit einem Ausgang der nächſten Schlacht zu höhnen, „den der ſtete Sieger der Türken nicht fürchtet. „Wladislaw hat der flüchtigen Füſſe dieſer Roſſe, und der Schwingen des Windes an ihren „Lenden nicht nöthig; nicht Flucht, ſondern „Sieg iſts, was ihn auf dem bevorſtehenden „Feldzuge erwartet. Er ſendet ſie Amurat und „Ali, damit ihre Schnelligkeit, die dem Flug „der Gedanken gleicht, den Sultan und ſeinen „Feldherrn bey der nächſten Niederlage, ſeinem „Schwerd entrücke, denn er ſchätzt Amurat und

„Ali, und wollte ungern ihr Blut mit dem „Blut ihrer dem Tode geweihten Völker ver„miſcht flieſſen ſehen.“

Ali ſchlug lächelnd die Augen gen Himmel. Meineid und Uebermuth waren ihm ein Unterpfand des Erfolgs, den er wünſchte, aber er würdigte den großſprecheriſchen König keiner Antwort. Die Roſſe ließ er unter der Hand einiger Sklaven im Weingebürg. Sie ſollen, ſo ſagte er, gebraucht werden, den Ausgang der Schlacht, den Gott, der Rächer des Meineids, entſcheide, nach Mecka und nach Ofen zu überbringen.

Der wallachiſche Fürſt, der würklich dem Könige das ſymboliſche Geſchenk gemacht hatte, war wegen der Warnung, die in demſelben lag, kein Abtrünniger, kein Freund der Türken, wie Vladislaw glaubte; nein, er ſtand, als die Noth einbrach, feſt auf der Chriſten Seite. Korvin, zum Streite genöthigt, ſiegte ſeines Theils. Der Deſpot wachte, den Rückzug des überwundenen Königs zu decken, welcher aus unedelm Verdacht ſeine thätigere Hülfe bey der Schlacht, die nun verloren war, ausgeſchlagen hatte; aber ach, diejenigen, denen ſein Heldenarm die Heimkehr ſicherte, waren nur einige wenige

Flüchtige, welche die Ueberreſte des entſeelten Königs in trauriger Stille den Weg führten, welchen er als Sieger zu ziehen gemeynt hatte.

Während die verſchmähten Warner, Korvin und der Deſpot, auf der Gränze zuſammen kamen, die ungewünſchte Erfüllung ihrer Vorherſagungen über Vladislaws Leichnam zu betrauern, während, wie bey wilden Kriegern oft geſchieht, Trauer in Unmuth überging, und Korvin von dem Fürſten das Blut des Königs, dieſer von ihm das Blut ſeines einigen Sohnes forderte, der an ſeiner Seite ſiegend geblieben war, vermiſchte ſich bey den Türken das Jauchzen über einen faſt unglaublichen Sieg mit der Trauer über den Verluſt ihres Sultans, der von ſeinem wilden Volk geliebt wurde, wie heut zu Tage die Muſulmanen keinen ihrer Beherrſcher lieben.

Ich habe es gelobt, ſagte der tiefdenkende Amurat, als jetzt die Fürſten ſeines ſiegenden Heers um ihn her ſtanden, ich habe es Gott gelobt, ihm um dieſen Sieg den Thron zu geben; ich erhielt das erſte, und darf ihm das andre nicht verſagen. Lebt wohl, tapfre Moslems! Euer Sultan flieht in die Einöde, dort dem Propheten, den er verehrt, dieſen Sieg zu verdanken, und für das Wohl ſeiner Völker zu beten. Hier iſt mein Sohn Mahomed; er ſey euch das, was ich bisher war, Vater im Frieden, Heerführer im Kriege!

Wer kann das Klaggeſchrey ſchildern, das auf dieſe Aeuſſerung unter den Siegern der Chriſten entſtand, nie hat ein morgenländiſcher Fürſt ein reineres Opfer der Unterwürfigkeit und der Liebe erhalten, als hier Amurat in den Thränen ſeines Heers. Ihr wehmüthiges Bitten, das zuletzt in Wuth überging, erſiegte ihnen von ihrem angebeteten Beherrſcher noch zwey Jahre, deren letztes Kalepins, der jetzt in Helenens Armen ſchlummerte, Geburtsjahr war. Aber nach Endigung dieſer Zeit, konnte nichts den Sultan zurück halten, er flohe in die Einöde am Hämus, und hinterließ den Seinen, Mahomed, wie er meynte, als ſeinen würdigen Nachfolger.

Mahomed war ein Held, wie Amurat ſein Vater, war ſein Gefärth und Mitſtreiter manches ſchweren Sieges geweſen; er fühlte hierin ſeine Anſprüche zum Thron ſo lebhaft, daß er keiner von denen war, die den Entſchluß des Sultans beſtritten. Seine Augen funkelten vor Freude, ſobald das Glück zu erlangen, das er bey Amurats ungeſchwächten Kräften, erſt ſpät glaubte hoffen zu können. Das Entzücken, ſeinen Vater den Thron mit der Einöde vertauſchen zu ſehen, wechſelte ſchnell mit ſichtlichem Verdruß, als das Bitten des Heers ihm noch zwey Jahre der Regierung abgewann. Ali, immer ein ſcharfer Beobachter alles deſſen, was der Beobachtung würdig war, ein tiefer Menſchenkenner, und ein ſchlauer argwöhniſcher Hofmann, ließ ſich keinen von den Blicken des künftigen Sultans entgehen, und ſchöpfte aus denſelben die erſten Beſorgniſſe deſſen, was ſich ihm in der Folge bey tauſend Gelegenheiten beſtätigte.

Mahomed war nicht ganz undankbar gegen den Vater, der ihm bey ſeinen Lebzeiten ſchon den Scepter in die Hände zu geben geſonnen war, war kein ganz ausgearteter Sohn, das bewies der Abſcheu, welchen er gegen jeden Wink feiler Böſewichter äuſſerte, die ſich erboten, auf geſchickte Art Amurats zwey letzte Regierungsjahre zu kürzen; aber lang dauerten ſie ihm doch immer, und die Freude, mit welcher er am Ende derſelben die Regierung aus den Händen des edeln Sultans nahm, und ihn nach den Hämus begleitete, ließ ſich kaum unter der Hülle der Beſcheidenheit bergen.

Alis Grauen vor dem Nachfolger Amurats, und ſeine Sorgen um das Schickſal mancher Perſon, die er liebte, nahmen zu, ſie erreichten den höchſten Gipfel als Mahomed den Weg zum Throne mit dem Blute dererjenigen benetzte, welche bey Amurats Entfernung zu laut getrauert hatten; unter mancherley Vorwand mußten ſie ſterben, einige ſtarben, ſo ſagte man, auch eines ganz natürlichen Todes, und nur ein Ali konnte auf den ſeidenen Strick rathen. Er ſelbſt lebte nur darum, weil er ein zu alter Hofmann war, um Leid oder Freude auf dem Geſicht zur Schau zu tragen. Mahomeds Verdacht, in ihm einen warmen Anhänger der vorigen Regierung zu ſehen, blieb immer mit vielen Zweifeln untermiſcht, auch war Ali ihm zu mächtig, um ſich ohne Vorſicht an ihn zu wagen. Er wartete der Gelegenheit, und glaubte dieſelbe ſchon dereinſt in den Grundſätzen zu finden, die Ali, wie er wußte, insgeheim mit ſeinem Vater gemein hatte.

So lang Amurat lebte, war hierin nichts zu thun, aber auf den Fall ſeines Todes, dem Mahomed zwar jetzt mit Ruhe, aber auch ohne ſonderlichen Kummer entgegen ſahe, waren ſchon Entſchlüſſe gefaßt, die den guten Ali ſeinem angebeteten Herrn den Todesweg bald nachführen ſollten.

Ali Baſſa ahndete dieſes, aber er fürchtete nicht für ſich. Er hatte geſorgt, durch die gränzenloſe Liebe, die er bey dem Heer hatte, es ſeinem Feinde ſchwer zu machen, ihn zu ſtürzen. Deſto ängſtiger war er um Amurats Kinder, Mahomeds Brüder, und die unglückliche Helene beſorgt.

Dieſe Beſorgniſſe, mit allen ihren hier angeführten Gründen, waren jetzt der Gegenſtand einer Unterhaltung mit Helenen, über welche die ſtumme Zelruck, die das Zimmer nicht wieder verließ, in den Schlaf ſank, und der Morgen heran kam, der den Rathſchlagenden ſagte, es ſey endlich Zeit zu ſcheiden.

Das Geſpräch war am Ende ſo wichtig geworden, daß das Scheiden faſt unmöglich ſchien, ehe man ſich völlig über gewiſſe Dinge verſtändigt hätte. — Ach, mein Kind, rief Helene gegen den Schluß deſſelben, indem ſie den erwachenden Kalepin an ihre Bruſt drückte. Iſt Mahomed derjenige, als welchen ich ihn jetzt kennen lernte, ſo mögen ſich deine Augen bald zu ewigem Schlummer ſchlieſſen, um deiner Mutter den Anblick deines gewaltſamen Todes zu erſparen, ſo müſſeſt du hingehen, wo Selim hinging, und Ruhe finden, wo er ſie fand!

Wo Selim Ruhe fand? wiederholte Ali. Ja, Prinzeßin, mein ernſtlicher Wille, und der einige Entzweck meines heutigen Beſuchs war es, Kalepin dahin zu befördern, wohin ich ſeinen Bruder brachte.

Wohin ihr Selim brachtet? wiederholte Helene, und eine befriedigende Antwort auf dieſe Frage ſchwebte ſchon auf Alis Lippen, als einer der Hüter des Serails, welchem der Baſſa zuweilen eine Stunde, wie die gegenwärtige, dankte, hereintrat, und mit einigem Unwillen erinnerte, daß die bedungene Zeit bereits bis zur Ungebühr überſchritten ſey, und daß er auf augenblickliche Entfernung dringen müſſe.

* * *

Helene brachte noch eine Stunde zu, über Alis letzte unerklärt gebliebene Worte nachzudenken. Selim, deſſen Namen er ihr auf ſo ſonderbare Art genannt hatte, dieſer junge Prinz, der, wie man wußte, oder zu wiſſen glaubte, vor einigen Monaten, im zehenten Jahr ſeines Alters geſtorben war, war ſo wohl Sultan Amurats Sohn, als der kleine Kalepin; der Umſtand, daß er nicht der ihrige war, ſondern eine ihrer Freundinnen zur Mutter hatte, hatte für Helenen, die an die Sitten des Harems gewöhnt war, nichts zu ſagen, und hinderte es nicht, daß ſie den liebenswürdigen Knaben wie ihr eigenes Kind geliebt, und mütterlich beweint hatte; die Nennung ſeines Namens, der Blick, mit welchem der Baſſa ihn begleitete, führten eine Deutung mit ſich, die Helene nicht begreifen konnte. Der junge Selim, den man Alis Aufſicht untergeben hatte, war in ſeinem Pallaſt, wie man ſagte, an einem Schlagfluſſe geſtorben; ſollte die Sage wahr ſeyn, welche ſeine Neider damals ausbreiteten: Er hätte den königlichen Knaben, Mahomeds heimlichen Bruderhaß zu Liebe, abgeſchlachtet? und führte der Wunſch, Kalepin dahin zu befördern, wo Selim war, ähnliche Abſichten auf des Kindes Leben mit ſich? — Unmöglich! — Wahrſcheinlicher war Helenen, nach allem was ſie von Ali wußte, und in dieſen Stunden aus ſeinem Munde gehört hatte, wahrſcheinlicher war ihr eine andere Möglichkeit, die ihr Herz mit doppelten Entzücken erfüllte, und die ſie ſich eben ganz zu durchdenken gefaßt machte, als ſie auf eine Art gehindert ward, die die ganze Gegend in Schrecken ſetzte.

Es war faſt Tag, als Helene ſich aus einem Meer von Gedanken emporriß. Zelruck ſchlummerte noch immer im Gartenſaal, wo die Sultanin ſich mit Ali beſprochen hatte, und Helene ſchlich mit dem wieder entſchlummerten Kleinen nach den innern Zimmern zurück, wo ſie hoſte, man werde ſie und ihn noch nicht vermißt haben. Sie legte ihn an die Seite ſeiner ſchlafenden Wärterinnen, von wo ſie ihn, als Ali gemeldet wurde, genommen hatte, weil ſie ihn ungern minutenlang aus den Augen ließ, und oft die Stunden der Nacht um ihre Rechte beneidete, und den Schlummer nur halb genoß, weil er ſie von ihm entfernte.

Als ſie ſich leiſe nach ihrem eigenen Lager ſtahl, um dort, nicht zu ruhen, ſondern den Geſprächen dieſer Nacht ungeſtörter nachzudenken, konnte ſie ſich nicht entbrechen, noch einen Blick vom Altan ins Freye zu thun, um zu ſehen, ob das Gewitter, welches den vorigen ganzen Tag über der Gegend gehangen, und dieſe Nacht ſchon mit fürchterlichem Leuchten gedroht hatte, den Strahlen der Morgenſonne weichen wollte.

Noch glühte die ganze Atmosſphäre. Die Luft war drückend. Die Sonne ſtieg fürchterlich unter ſchwarzen Wolken herauf. Der Donner murmelte in der Ferne. Es ließ ſich zu einem Tage an, wie man ſie in jenen Gegenden, zwiſchen den himmelhohen Gebürgen, um deren Stirn die Gewitter ſich lagern, oft ſieht, zu einem Tage der Nacht gleich, und ſchwanger mit Unglück und Verderben.

Helene deckte die Augen mit der Hand und kehrte zurück, entſchloſſen nicht zur Ruhe zu gehen, oder wenigſtens vorher ihre Sklaven zu wecken. Ehe dieſes noch geſchehen konnte, brachte ein Sturmwind die ſchweren Wolken im Nu herauf, und eine Scene war da, zu deren Schilderung dem Bewohner der kühlen Abendländer die Farben fehlen. Jene Gegenden, denen eine wärmere Sonne lächelt, bezahlen dieſe Gunſt theuer genug. Kein Jahr vergeht, da nicht, auſſer dem Verderben, welches Peſt und giftige Seuchen verbreiten, noch die ganze Wuth eines erzürnten Himmels über ſie losbricht, Verheerungen anzurichten, von welchen wir Glücklichern nichts wiſſen.

Das Getös der ſtreitenden Elemente, das Flammen des Horizonts, die Würkungen der zündenden Blitze, welche ſich ſchon von verſchiedenen Gegenden der Stadt in aufſteigenden Rauch und Feuerſäulen zeigten, waren hier nichts unbekanntes, doch war das Schrecken allgemein. Wer hätte bey den anſcheinenden Vorboten des letzten Tages ſchlummern können! Im ganzen Pallaſt, wo vor einigen Minuten noch alles ruhte, war jetzt kein geſchloßnes Auge, von allen Theilen des weiten Gebäudes ſtrömten Menſchen herzu, die einander ſonſt faſt nie ſahen, das Entſetzen brach jeden hier ſo ſtrengen Zwang; Todesfurcht vereinte alles, und das Angſtgeheul von dem Volk auf den Straſſen, nebſt dem Getümmel von den Anſtalten, zu Löſchung hier und da hervorbrechender Gluten, vermehrten das grauenvolle des Auftritts.

Helene ſah ſich von all ihren Leuten umringt; Ein betäubender Schlag, der zu ihren Füſſen niederzuſchmettern ſchien, machte die ganze Verſammlung zu lebloſen Bildern des Entſetzens. Das Feuer des Himmels hatte einen der angränzenden Palläſte ergriffen. Man riß ſich empor zu den nöthigen Rettungsanſtalten, ſie waren bald gemacht, da man hier auf ähnliche Fälle immer gefaßt ſeyn mußte. Helene ſorgte für nichts als Kalepin; ſie ſah ihn in den Armen einer ſeiner Wärterinnen, küßte ihn, und befahl einigen Sklaven, ihn nebſt ihr durch den Garten nach einer entlegenen Moſchee zu bringen, wohin ſie [illegible] folgen wolle, ſobald hier keine Sicherheit mehr, und Entfernung für ſie möglich ſeyn würde.

Der Mittag kam unter Angſt und Gefahr heran. Der ſtürmende Himmel begann ſich zu beruhigen, das Feuer war gelöſcht, das Getös auf den Straſſen, das Getümmel im Pallaſt ließ nach. Helene ſchickte nach Kalepin, ihn in ihre Arme zurück zu bringen, und ſah ſeiner verzögerten Ankunſt mit ſorgſamer Sehnſucht entgegen.

Dieſer Tag ſchien zu einem Tage der Unruh ausgezeichnet zu ſeyn. Die Worte, welche die zitternde Helene, die erſt jetzt ſich ein wenig zu faſſen begann, während dem Toben des Ungewitters aus aller Munde gehört hatte, die Verſicherungen, das Verderben ſey von der Gegend des Hämus herauf geſchwebt, wo es wahrſcheinlich ſchon einen Theil ſeiner Wuth ausgelaſſen habe, wurden jetzt als Gewißheiten beſtätigt, und man gab denſelben einen Anhang, der zu ſchrecklich war, als daß man ihn vor der Sultanin hätte laut werden laſſen. Von Mund zu Mund ging das flüſternde Gerücht: die Wetterſtrahlen, welche heute Sultan Amurats Reſidenz zu zerſtören drohten, ſeyen Boten von dem geweſen, was ſie bereits geſtern auf das Wort der Allmacht ausrichteten; einer von ihnen habe des königlichen Einſiedlers irrdiſche Hülle zerſtäubt, und ſeine Seele auf dem feurigen Wagen des Propheten gen Himmel geführt.

Nur gar zu wahr war, was man vor Helenens Ohren, in Hofnung, es ſey ein falſches Gerücht, verbergen wollte. — Wir haben die Trennung des Vaters und des Sohnes, Amurat und Mahomeds Abſchied geſehen; keiner von beyden ahndete, daß es Trennung auf ewig ſeyn ſollte. Wenn werden die Menſchen lernen, daß jedes Lebewohl das letzte ſeyn kann? Mahomed war es nicht werth, all das zu fühlen, was in dieſen

Gedanken liegt, auch flog ſein Geiſt bald von den Rührungen, die ſich beym Abſchied von dem beſten aller Väter um ihn drängten, hinweg, zu andern Gegenſtänden, und ſchwärmte in Gegenden umher, wo eigentlich jezt für ihn kein Intereſſe hätte liegen ſollen. Durſt nach wachſender Gröſſe, Plane, ſie auf jeden Preiß zu befeſtigen, ſollte es auch mit Bruderblut ſeyn, Sehnſucht, den laſtenden Zwang abzulegen, unter welchem er ſich; ſo lang Amurat lebte, noch zu fühlen glaubte; was für Gedanken für den, der erſt vor wenig Stunden aus dem Munde, aus dem Beyſpiel ſeines groſſen Vaters, Lehre und Warnung zum Gegentheil erhalten hatte.

Das fürchterliche Wetter, das Tags drauf ſeine lezten Kräfte an den Palläſten von Uskadama verſchwenden ſollte, ſtieg aus dem Meer herauf, auf ſeinen Fittigen ſchwebte der Todesengel, der den Einſiedler Amurat in beſſere Welten abrufen ſollte.

Amurat war auf dem Rückwege nach ſeiner Wohnung. Der Hämus ſchwamm in Feuer. Ruhig und furchtlos lenkte Mahomeds Vater, durch die wachſende Finſterniß, durch die röthenden Blitze ſeinen Schritt nach der Gegend, von wo zwey Sklaven, die ihn in der Einſamkeit bedienten, ihm mit

Fackeln entgegen kamen. Tief in ſich ſelbſt verſenkt, dachte er nicht an die Nothwendigkeit, der Wuth des zornigen Himmels durch Vorſicht oder Eil zu entgehen. Vor ſeiner Seele ſchwebte Vergangenheit und Zukunft ſo hell, daß er darüber der Gegenwart vergaß, und daß, käm auch ein Gedanke an dieſelbe in ihm auf, es doch ſicher kein anderer war, als dieſer! Ob auch der Gott, den ich erkenne, mich jetzt von hinnen rief, ob auch dieſes Wetter geſandt wär, mich zu ihm zu führen; wohl gut! Die Vergangenheit reut mich, die Zukunft ſchreckt mich nicht. Ich gehe hin, den heller zu erblicken, den ich hier dunkel ſah, und ihm Rechenſchaft zu geben, wie ich das wenige Licht, das er mir verlieh, anwendete.

Konnte wohl der Augenblick des Todes den Frommen in ſeeligerer Faſſung finden? —

Amurat kam jetzt bey einer Ceder vorüber, der einigen, welche in dieſer Gegend ſtand. Die heilige Sage, welche auch bey Muſulmanen in Ehren gehalten wurde, fabelte, der zweyte Stammvater des Menſchengeſchlechts habe bey ſeiner erſten Reiſe durch ſeine, durch die groſſe Waſſerfluth verödetem Gebiete, neben einem Altar, den er dem

Ewigen auf der Stirn des Hämus erbaute, dieſen Baum gepflanzt. Die Sage war nicht unwahrſcheinlich, die Geſtalt des Rieſenbaums zeugte von den Jahrhunderten, die er hier gegrünt hatte, und von welchen nun — der letzte Augenblick erſchienen war. Ein zuckender Wetterſtrahl traf ihn, und ſtürzte ihn ins Thal; vom gleichen Schlage getroffen, ſank auch Amurat. Er war ſich im Sinken keines andern Gefühls bewußt, als eines freudigen Erſchreckens über den Glanz, der ihn auf einmal umgab, und der Ueberzeugung, es gehe in dieſem Augenblicke mit ihm vor was da wolle, ſo ſey ihm wohl gerathen.

Unter den griechiſchen Chriſten galt damals der Glaube, der Mann, den Gott nahe an dem Tage, der ihm das Leben gab, der Mann, den er im Wetter von hinnen rief, gehöre unter ſeine vorzüglich Geliebten; ſeelig war alſo Amurat, nach den Lehren der Kirche, zu welcher er ſich in Stillen bekannte, auf doppelte Art: der Morgen des zwanzigſten Tages des Monden Aib, dem er entgegen ſah, ſollte die Zahl ſeiner Jahre voll machen, und die Art ſeines Todes ſchien ſtillſchweigender Beweis, daß ihn Gott zum beſ-

beſ-

beſſern Leben reif fand. — Die Muſulmanen hatten hierin andern Glauben. Amurats Sklaven, die, ſobald ſie ſich aus ihrer Betäubung, der Folge des ſchmetternden Schlags, erholt hatten, hinaus eilten durch die Nacht ihren Herrn emſiger zu ſuchen, welchen ihnen kein Strahl der folgenden Blitze mehr ſichtbar machte, fanden ihn mit Entſetzen an einem Steine zuſammengeſunken, ohne Leben auf dem Boden. Seine Kleider waren verſengt, aber ſeinen Körper hatte das himmliſche Feuer verſchont, keine ſichtbare Verletzung war es, die die Seele aus demſelben getrieben hatte.

Daß er getödet, von Blitze getödet war, lag vor Augen. Amurats treue Diener ſahen ſich mit wachſendem Schauer an, aber bey aller Liebe zu ihrem guten Herrn, wagten ſie es nicht, ſeinen Leichnam anzurühren. Der beſänftigte Himmel ergoß ſich jetzt in Strömen über ihn; wär noch Leben in ihm geweſen, dies müßte es erweckt haben. Die Sklaven lieſſen ihn liegen wie er lag, und eilten den Weg, den er herauf gekommen war, über den Hämus herab, nach Sultan Mahomeds Gefolge, das ſie des andern Tages erſt nach Sonnenaufgang erreichten, und unter demſelben, durch die Poſt, die ſie brachten, ein Entſetzen verbreiteten, das mit nichts zu ſchildern iſt. Auch Mahomed fühlte als Sohn und als Menſch, das bezeigten die Thränen, mit welchen er den Leichnam des Vaters, zu welchem er zurückeilte, bethaute. Doch die Vorurtheile des Muſulmanns, das Einflüſtern falſcher Tröſter, und ſein natürlicher Leichtſinn beſiegten ſchnell jedes beſſere Gefühl. Amurats Leichnam ward auf der Stelle beerdigt, da er gefallen war, und Mahomed eilte nach Adrianopel zurück, das auszuführen, was ihm ſeine Rathgeber, nach dem Schlage, den der Himmel gethan hatte, nun als das nöthigſte vorſpiegelten.

Das Gerücht vom Hämus, welches ſich mit jedem Augenblicke beſtättigte, hatte Helenen endlich nicht länger verborgen bleiben können. Sie rang mit der Verzweiflung. Amurats Tod verdrängte jede andere Vorſtellung aus ihrer Seele. Die Boten, welche ſie nach Kalepin geſchickt hatte, kamen zurück; aber der Knabe, den ſie ihr brachten, war nicht ihr Sohn, war der Sohn der Sklavin Zelruck, der, man wußte nicht wie, den Plaz des kleinen Prinzen eingenommen hatte. Verwechſelung war in den Unruhen dieſes ſchreckensvollen Tages mehr als einmal möglich geweſen; wenn ſie eigentlich geſchehen ſey, konnte niemand angeben. Vielleicht ſchloß Helene ſchon da, als ſie ihren Sohn nach der Moſchee zu ſchicken glaubte, an ſeiner Statt ein fremdes Kind in die Arme, vielleicht war ſeiner Wärterin durch Angſt gehemmte Sorgfalt unterwegens getäuſcht worden. Wer war vermögend das zu errathen. Man rief nach Zelruck, welche vielleicht hierüber einiges Licht hätte geben können; ſie war nirgend zu finden. Man ſchickte nach Ali, ſich ſeines Raths zu bedienen; er konnte wegen Mahomeds naher Rückkunft auf keinen Augenblick abkommen. Niemand war bey der ganzen Sache unempfindlicher als Helene; ſie nannte Amurats Namen, drückte den Knaben, den man ihr auf ihr Bitten in die Arme gelegt hatte, an ihr Herz, ohne zu bemerken, daß es ein fremdes Kind ſey.

Zelide, die Mutter jenes Selim, deſſen wir im Vorhergehenden gedachten, war es, die ſie vornehmlich in dieſen ſchweren Augenblicken unterſtützte. Sie traf einige Anſtalten, deren Nutzen ſich in der Folge erwies, und gab vornehmlich Befehl, nichts von Kalepins Verluſt zu gedenken, ſo lange Helene ihn bey dem Beſitz von Zelrucks Sohne nicht gewahr zu werden ſchien; ein ſo verwundetes Gemüth wie das ihrige mußte, wie ſie klüglich bemerkte, auf alle Art geſchont werden.

Nach einigen Tagen hielt Sultan Mahomed ſeinen Einzug zu Uskadama. Ein Gerücht von Thaten ging vor ihm her, welches von dem zeugte, was man für die Zukunft von ihm zu erwarten hatte. Amurats Kinder bebten vor ihren ſchrecklichen Bruder, der den Thron, welchen ihm doch niemand beſtreiten mochte, nicht gewiß zu beſitzen glaubte, ſolang er nicht der einige übrige Sohn ſeines Vaters war. Auch Helene würde für Kalepin gebebt haben, wäre ſie ſich eines andern Gefühls, als des dumpfen thränenloſſen Schmerzens über Amurats Tod bewußt geweſen. Die ſeltſamſten Gefühle beſtürmten ihre zerrüttete Seele. Peinigende Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, war kein kleiner Theil derſelben.

Die höchſte Staffel des Grams liegt in einer Nacht, welche wenig Strahlen der Vernunft zu durchdringen pflegen, daher die ſchrecklichen Entſchlüſſe, die oft in derſelben gefaßt werden. Helene klagte ſich an als die Urſacherin von Amurats Tod. Der Streich, der ihn ihr entriß, kam vom Himmel, aber ſie quälte ſich mit einer Reihe von Sophismen, die es ihr klar machten, Amurat würde nicht gefallen ſeyn, hätte ſie ſo und nicht anders gehandelt. Auf die Gewißheit, Amurats Entſchluß dem Thron zu entſagen, Amurats Einſiedlergelübde ſey die Folge von Grundſätzen, die er in ihren Armen eingeſogen hatte, gründete ſie ein ganzes Heer ſchwarzer Selbſtbeſchuldigungen, welche vor einem andern Richterſtuhl, als dem ihrigen, unmöglich zu erweiſen geweſen ſeyn würden, und welche, wär ihr Eingeſtändniß möglich geweſen, ihr doch mehr Ruhm als Tadel gebracht haben würden. Ach, und, ſetzte ſie in den ſchrecklichen Kämpfen mit ſich ſelbſt hinzu, warum ich ihn allein ziehen ließ! warum ich ihn nicht begleitete! Meine Gegenwart, meine Sorgfalt würde ihn vor der Gefahr geſchützt, ihn dem Tode entriſſen haben! Ach, ohne ihn verlebte Stunden! wie nagt ihr an meiner Seele! — Warum ergab ich mich ſo kaltblütig in Mahomeds Weigerungen? warum drang ich nicht wenigſtens das letztemal hartnäckig darauf, ihm nach dem Hämus zu folgen, und noch einen Seegen aus Amurats Munde, für mich und Kalepin zu erringen? Ach liebte ich ihn auch, wie ich ſollte, um dieſes zu verſäumen?

Zelide, Helenens jetzt untrennliche Gefärthin, weniger von Amurat geliebt als ſie, und von weniger feinen Gefühlen als Kalepins Mutter, ging dahin in einem ruhigen Kummer, der ſie nicht unfähig machte, für das Beſte ihrer Freundin, und für ihr eigenes zu ſorgen. Sie hatte keinen Sohn mehr, für den ſie zittern konnte, für Kalepin zitterte ſie auch nicht; alles Unglück, das ihm vielleicht zugedacht war, mußte Zelrucks Sohn treffen, den das Schickſal recht um ihn zu retten, an ſeine Stelle geſchoben zu haben ſchien. Für ihr und Helenens Leben ſorgte ſie nicht; ſie wußte, daß Mahomed ſich nicht an wehrloſen Weibern vergreifen würde. Beruhigung für ihre Freundin hofte ſie von der Zukunft, und für dieſe Zukunft hatte ſie bereits Maaßregeln im Sinn, welche ihr und Helenen Mahomeds Zutrauen gewinnen, und ihr ein ruhiges Leben ſichern müßten.

Was Zelide längſt gemuthmaßt hatte, geſchah am dritten Tage nach Mahomeds Einzug; die Stummen erſchienen, das Kind, welches Helene nicht aus ihren Armen ließ, zu erwürgen. Zelide hatte geglaubt, Zelrucks unglücklichen Sohn ohne Kummer ein Opfer für den jungen Prinzen werden zu ſehen, aber die Menſchheit erwachte, als ſie das arme kleine ſchuldloſe Geſchöpf in den Händen ſeiner Mörder ſah, und ihre Thränen, ihre Bemühungen das Kind zu retten, mehrten die Ueberzeugung, daß Mahomeds Mordluſt den rechten Gegenſtand nicht verfehlt habe.

Helene weinte und weigerte ſich nicht, ungeachtet ſie noch nicht ſo viel zu heller Ueberlegung gekommen war, daß ſie die Verwechſelung der Kinder hätte wahrnehmen können; ſie ſah kaltblütig den vermeinten Kalepin den letzten Oden aushauchen, und wandte ſich denn lächelnd zu ihrer Freundin.

Zelide, ſagte ſie, indem ſie ihr ihren Schleyer reichte, gieb mir die letzte Liebesprobe, die Reihe iſt nun an mir, erwürge du mich, und laß dieſe Unreinen nicht die Hände an mich legen; unbefleckt will ich vor Amurat erſcheinen, und ihn deiner baldigen Nachfolge verſichern.

Auf die höchſte mögliche Anſtrengung menſchlicher Kräfte folgt gänzliches Dahinſinken. Was hatte Helene in dieſen Tagen gelitten! Es mit vollem Bewußtſeyn zu ertragen, wär unmöglich geweſen. Die Hand, welche jedes Leiden zu lindern weis, reichte ihr gleich anfangs einen Schlummertrank, ſie hatte die Stürme, die ſie betrafen, in halben Taumel ausgehalten, hatte gefühlt, ohne ganz zu wiſſen, was ſie fühlte, die letzte Scene ſtürzte ſie völlig zu Boden. Nach einigen Tagen, die ſie als eine Sterbende unter den Händen ihrer Freundin zubrachte, zeigten ſich die erſten Spuren von Lebenshofnung. Helene war äuſſerſt matt, aber heiter und gelaſſen. Das Vergangene ſchwebte ihr, wenn ſie einen Blick darauf warf, wie im Nebel vor, keine Zukunft ſah ſie gar nicht, als die, jenſeit des Grabes.

Ich habe einen ſchweren Kampf gekämpft, ſagte ſie lächelnd zu Zeliden, Gott lob, er iſt vorüber. — Wer iſt der Mann, fragte ſie hierauf nach einer Weile, der zu den Füſſen meines Bettes ſteht? —

Unſer Herr, der Sultan, antwortete Zelide, welcher gekommen iſt euch zu beſuchen.

Ach, Amurats Sohn und Kalepins Bruder! ſchrie die Kranke.

Sultanin, rief Mahomed, ich fühle den Vorwurf, der in dieſen Worten liegt. Aber ich bin Kalepins Mörder nicht, die Sklaven, welche Hand an ihn legten, ſind in Eurer Gewalt!

Auf einen Wink des Sultans ſchleppte man die Mörder Kalepins herein, deren Geſicht Helenen von jener Schreckensnacht nur gar zu kenntlich war. Hier iſt mein Dolch, fuhr Mahomed fort, rächet das Blut Eures Sohns! Ich will rein ſeyn an dem Verbrechen, das man unter meinem Namen beging!

Hinweg! hinweg! lallte Helene mit abgewandtem Geſicht. Hier nichts von Rache! es iſt ja gut, daß ich Kalepin bey Amurat finde!

Zelide bat, daß man die Elenden abführte, welche Mahomed für ſeine Verbrechen wollte büſſen laſſen. Ihr Anblick machte ihr das nehmliche Grauen, das die Kranke empfinden mochte.

Wenn dieſe Genugthuung verſchmäht wird, fuhr Mahomed fort, wird die Gemahlin meines theuren Vaters keine andere fordern?

Mahomed, erwiederte ſie, der Raum bis zum Grabe iſt klein!

O, rief Zelide, daß es mir erlaubt wär, für Helenen zu ſprechen!

Redet! redet! ſchrie Mahomed. Ich wüßte nichts, das ich in dieſem Augenblicke nicht gewähren könnte.

O, daß es uns erlaubt wär, fuhr Zelide fort, unſern Herrn in dem Hauſe am Hämus, bis an das Ende unſerer Tage zu beweinen!

Recht! recht! rief die Kranke mit zuſammengeſchlagenen Händen, es muß ſich gut ſterben wo Amurat lebte! O, Eile! Eile! daß mich der Augenblick des Todes an keinem andern Ort überraſche!

Mahomed verſprach, die Sache zu überlegen, und entfernte ſich; er überlegte ſie mit Ali, der ſeit einiger Zeit ſehr feſt in ſeiner Gunſt ſaß, und es iſt alſo kein Zweifel, daß der Wunſch der Sultaninnen Gehör fand, und Zelide ihre kranke Freundin mit einem kleinen Gefolge nach dem Orte begleiten durfte, den ſie für ſich und ſie gewählt hatte.

Helene, die zu ſterben gehoft hatte, mußte anfangen, ſich mit den Gedanken an längeres Leben auszuſöhnen. Sie genaß unter Zelidens Pflege.

Der damalige Glaube der griechiſchen Chriſten begünſtigte manche ſüſſe Schwärmerey, die einem durch Trennung von ſeinem Lieben verwundeten Herzen wohl thut. Die vierzig Tage, welche der Erſte unter den Auferſtandenen, dem Umgang ſeiner trauernden Jünger ſchenkte, ehe er gänzlich von ihnen ſchied, waren der Kirche, zu welcher ſich Helene zählte, ein Unterpfand ähnlicher Verbindung mit ihren Verſtorbenen.

Sobald als die Kranke zuſammenhängender denken und ſprechen konnte, fragte ſie, wie viele Tage nach Amurats Tode verfloſſen wären, man ſagte ihr, ein und zwanzig. O, wohl! wohl! rief ſie, Zeit genug zum ſeeligſten Genuß diſſeit des Grabes iſt mir alſo übrig!

Es war niemand unter den Anweſenden, der dieſe Worte verſtand, ſelbſt Zelide hielt ſie für rückkehrende Phantaſie, erſt in der Folge, als ſie Zeugin von den Handlungen ihrer wiedergeneſenden Freundin war, bekam ſie, vermöge einiger Kenntniſſe, die ſie von ihren

Meynungen hatte, Muthmaſſungen von dem, was ihre kranke Seele beſchäftigte.

Unter Faſten, Beten und einſamen Spaziergängen verſtrichen Helenen verſchiedene Wochen. Um die Geſundheit ihres Geiſtes mochte es ſtehen wie es wollte, ihr Körper fing wieder an zu blühen. Sie ſprach wenig, am wenigſten von Amurat, deſſen Name anfangs beſtändig auf ihren Lippen ſchwebte; aber ſie war heiter, und ein beſtändiges Lächeln verſchönerte ihr Geſicht. Zelide war nicht ohne Sorgen, und es fehlte nicht viel, daß Kummer um ihre Freundin, nebſt der ewigen Einſamkeit und Stille, welche hier herrſchte, ſie in einen Gemüthszuſtand ſetzte, von welchem ſie bey ihrem heitern Temperamente nie geglaubt hätte, ihn jemals erfahren zu können; auch ihr Körper litt, und war würklich krank, vielleicht kränker als jetzt Helene, da ſich etwas zutrug, welches beyden wieder empor half, und wenigſtens die Eine von ihnen, mit einem Leiden auszuſöhnen begann, das wie eine drückende Laſt auf ihnen lag.

In dieſer Einſamkeit, die, ob ſie gleich mit dem gewöhnlichen Zwang, unter welchem die morgenländiſchen Frauen leben, wenig gemein hatte, doch bisher von nichts geſtört worden war, in dieſer Abgeſchiedenheit von allen menſchlichen Geſchöpfen auſſer den Sklaven, die zu ihrer Hut und Bedienung beſtimmt waren, geſchah es einſt, daß Amurats trauernde Frauen durch den Anblick einer Perſon überraſcht wurden, die ſie ehemals für Freund hielten, an deren Redlichkeit ſie aber ſchon längſt irre geworden waren.

Helene, welche ſonſt immer ihre Spaziergänge allein zu machen pflegte, vergönnte es Zeliden eines Tages, ſie nach dem gewöhnlichen Ort ihrer Wallfarth zu begleiten. Es war die Stelle, wo Amurat vom Feuer des Himmels getroffen fiel, wo ſie auch die Ueberbleibſel ſeiner Gebeine zu wiſſen glaubte, ob es gleich unentſchieden iſt, ob ſie hierin recht hatte. Der Tod Amurats, und ſein Begräbniß iſt mit ſo viel Dunkelheiten umhüllt, Chriſten und Muſulmanen haben von jeher ſo viel davon gefabelt, als von den Grundſätzen, in welchen er lebte und ſtarb. Die Türken wollen ſich nie die Ehre rauben laſſen, daß er, einer der edelſten ihrer Sultane, als ein gläubiger Anhänger ihres Propheten geſtorben ſey, ungeachtet es Vielen in den damaligen Zeiten, ſelbſt ſeinem Sohn Mahomed, nicht unbekannt war, wie ſehr er ſich auf eine andere Seite neigte. Die Chriſten hingegen fanden eben ſo viel Vergnügen daran, in ihm einen eifrigen Bekenner, vielleicht einen Märtyrer ihres Glaubens zu finden, ungeachtet er ſeine Grundſätze nie öffentlich laut werden ließ, und ungeachtet dieſelben wohl überhaupt ſo ſchwankend, mit ſo vielen falſchen Begriffen durchwebt ſeyn mochten, daß man ſie ſchwerlich hätte Chriſtenthum nennen können. Worauf beruhten ſie auch? auf eingebildeten Wundern und Zeichen. — Wer hatte ihm das vornehmſte davon eingeflößt? — Helene, eine junge griechiſche Fürſtin, die den Armen ihrer Verwandten, dem Schoos ihrer Kirche, viel zu früh entriſſen wurde, als daß ſie in Sultan Amurats Serail, für welches ſie geraubt wurde, hinlängliche Kenntniſſe hätte mitbringen ſollen, um eine Bekehrerin zu werden.

Hier alſo, wo Amurats treue Verehrerinnen ſeine Aſche wähnten, hier wo die Trümmern der vom Donner zerſchmetterten Zeder ihm ein Monument bildeten, welchem an edler rührender Einfalt kein Marmordenkmal gleich gekommen ſeyn würde, hier ſaſſen Helene und Zelide und trauerten. Es war Abend. Aus dem Schatten des Gebürgs trat eine Geſtalt hervor, die die Frauen lang unbemerkt beobachtete, und eben ſo unbemerkt hätte wieder abtreten können; wär es hier auf müßige Beobachtungen, nicht auf wichtigere Dinge, abgeſehen geweſen.

Es war endlich Zelide, welche zuerſt gewahr ward, daß hier ein Dritter ihre Einſamkeit theilte. Sie ſprang auf, und der Name Ali, den ſie mit Haſtigkeit ausrief, ſagte ihrer Gefärthin, in was für Geſellſchaft ſie ſich befänden.

Helene war jezt in einer Gemüthsverfaſſung, in welcher nichts ſie ſonderlich rührte, ſie ſtand auf, ihn als einen Bekannten zu bewillkommen, den ſie geſtern geſehen hätte, und der heute wiederkäm, ihr einen gleichgültigen Beſuch abzulegen.

Zelide fühlte mehr bey Alis Erſcheinung. Seit er ſich nicht im Serail hatte ſehen laſſen, ſeit jener merkwürdigen Nacht, deren wir im Anfang gedacht haben, waren Muthmaſſungen in ihr aufgeſtiegen, welche ſeine ſo oft beſchworene Treue in ein ſehr falſches Licht ſezten; ſie brach in Vorwürfe aus, Vorwürfe, welche auch Helenens Empfindungen weckten, und Thränen, die erſten Thränen über Kalepin aus ihren Augen lockten.

O, Ali! rief ſie. Wo iſt die Frucht eurer Warnungen? Wo iſt mein unglücklicher

Sohn? Zelide will mich bereden, er ſey es nicht geweſen, der jenesmal vor meinen Augen durch Mahomeds Würger fiel!“ auch iſts möglich, denn Amurats Schatten, der mich hier ſo oft beſucht, hat nie den Schatten ſeines Sohnes zur Seite. Sie habe indeſſen Recht oder nicht, ſo dünkt mich, ich muß meinen Sohn von Euren Händen fordern. Wer ſo warnte, hätte auch wohl retten können!

Rechne hinzu, rief Zelide, ſeine Weigerung uns zu rathen als wir ſeines Raths bedurften, rechne hinzu, das Anſehen, in welchem er bey Mahomed lebt! — Ach, er hat ſeine Gunſt mit dem Tod unſerer Kinder erkauft! Kalepin iſt Selims unglücklicher Bruder! O, Ali! Ali! der Verluſt des einen mahnt mich an das, was ich mit der ganzen Welt über den Tod des andern denken mußte! Noch lange nicht genug habt ihr euch über den Tod meines Sohns gerechtfertigt! Ali! Ali! Selims Blut und Kalepins fordre der Richter von Euren Händen!

Er fordere es! erwiederte Ali mit Lächeln, mein Gewiſſen iſt rein! Euch hievon zu überzeugen ſey der morgende Tag beſtimmt.

Und warum nicht der heutige? ſchrie die ungeduldige Zelide.

Ver-

Verſäumt nicht, Euch morgen um dieſe Stunde wieder hier einzufinden, fuhr Ali fort, ſo ſollt ihr alles erfahren. Jetzt verfügt Euch zu denen, welche Euch ſchon zu lang vermißten, und mich nicht bey Euch finden dürfen.

Ali verſchwand in der immer düſterer werdenden Dämmerung, und die Sultaninnen ſahen ſich wenig Augenblicke darauf von ihren ſie ſuchenden Leuten umgeben, in deren Gefolg ſie ſich nach ihrer Wohnung zurückbegaben. So viel Freyheit man ihnen hier gönnte, ſo hätten ſie doch ſehr geirrt, wenn ſie ſich ohne alle Aufſicht geglaubt hätten; die beyden liebſten Gemahlinnen ſeines Vaters in einer verdächtigen Einſamkeit ganz ſich ſelbſt zu überlaſſen, dies wär ein Staatsfehler geweſen, den man dem klugen Mahomed wohl ſchwerlich zutrauen wird. Alis Erinnerung, ſeine Behutſamkeit bey ſeiner Erſcheinung hätte ihnen hierüber wenigſtens die Augen öfnen können, doch Helene dachte jetzt über nichts nach, als über ihren Kummer, und nur Zelide ſchöpfte einige Muthmaſſungen mehr, als ſie bisher ſchon gehabt hatte.

Sollen wir dem Leſer das, was die Sultaninnen an dem erſten Tage, da ſie wieder unbemerkt zu Amurats Grabe wallfarthen konnten, aus Alis Munde hörten, mit ſeinen eigenen Worten nacherzählen? oder iſts nicht zur Schonung der Zeit, bey einem Gedräng von Scenen, die uns zu ſchildern bevorſtehn, rathſamer, was er ſagte, ins Kurze zu faſſen?

Die Entſtehung von Ali Baſſas Verdacht in Mahomeds Redlichkeit iſt unſern Leſern bekannt, man mußte in Amurats Einöde leben, oder mit ſeinen Vorurtheilen für den zu ſehr geliebten Sohn eingenommen ſeyn, um nicht falſche Züge in ſeiner Seele, nicht falſche Wendungen in ſeinem Betragen wahrzunehmen. Selbſt Amurat war zwar vielleicht nicht ganz frey von Argwohn, aber Ali hegte ihn in höherm Grad, und noch mehr, er ließ es nicht bey bloſſen Beſorgniſſen bewenden, ſondern er eilte, das was böſe werden konnte, in Zeiten zum Guten zu kehren.

Unter Amurats Söhnen, für welche von Mahomeds heimlichen Bruderhaß ſo viel zu beſorgen war, befanden ſich zweye, für die der redliche Ali ſich beſonders intereſſirte, weil er ihre Mutter kannte und ſchätzte. Zelide und Helene waren einſt durch Siege, die Ali erfocht, in Amurats Harem gekommen; Urſach gnug für ihn, ihr Schickſal, und das Schickſal ihrer Kinder, immer im Auge zu behalten. Selim und Kalepin, die Söhne der beyden Sultaninnen, Amurats Jüngſtgebohrne, zogen ſchon durch ihr zartes hülfloſes Alter mehr Mitleiden auf ſich, als ihre ältern Brüder. Selim hatte das zehnte Jahr noch nicht erreicht, und Kalepin war ein Kind von wenig Monaten, als der Sultan in die Einöde floh, und ſein Reich und die Seinen Mahomeds Willkühr zum Raube ließ; ein von Ali äuſſerſt gemißbilligter, doch vergebens beſtrittener Entſchluß, von welchem ſich die Folgen zeitig ſehen lieſſen.

Ali Baſſa, den man zum Hüter des jungen Selims beſtellte, hatte ſehr bald Spuren von heimlichen Nachſtellungen, welche auf ſeinen Pflegſohn gerichtet waren. Er ließ ihn ſterben, und erndtete dafür den öffentlichen Verdacht der Redlichen und Mahomeds heimlichen Dank. Ali verachtete beydes, und dankte Gott, daß er weder das eine noch das andere verdiente. Was aus Selim eigentlich geworden ſey, das kam nicht über ſeine Lippen, und keinem andern als ihm war das Schickſal des jungen Prinzen bewußt, denn überall hatte er fremde Hülfe ausgeſchloſſen, überall ſelbſt und allein gehandelt. Erſt jetzt dünkte es ihm Zeit, zum Troſt der Sultaninnen das Geheimniß zu brechen, und ihnen zu ſagen, daß Selim lebe, daß er ihn an einen ſichern Zufluchtsort gerettet habe, und jetzt im Begriff ſtehe, dem kleinen Kalepin den nemlichen Dienſt zu thun.

Bey ſeiner letzten Zuſammenkunft mit Helenen hatte die unvermuthete Gegenwart der Verrätherin Zelruck ſeine Plane zeitiger zur Reife gebracht. Er wußte, daß Mahomed durch ſie alles erfahren würde, und ſie mußte noch in ſelbiger Nacht dieſen ſchnell erwieſenen Verdacht mit dem Leben bezahlen. Auch ihr Sohn ward das Opfer deſſelben; ihn in jener Nacht der Verwirrung mit Kalepin auszutauſchen, dieſen zu retten, jenen an ſeiner Statt Mahomeds Grimm in den Weg zu werfen, war etwas leichtes geweſen, auch war Ali noch zu ſehr Muſulmann, um hierin etwas bedenkliches oder unrechtes zu finden.

Helenens Fühlloßigkeit, die ihr die Verwechſelung der Kinder lange Zeit unmerkbar machte, und Zelidens Klugheit kam ihm hierin zu Hülfe. Mahomed konnte unmöglich all ſeine Brüder kennen, und der blutende Sohn der Zelruck galt alſo ohne Widerrede bey ihm für Kalepin; auch widerſprach der kluge Ali der Einbildung Mahomeds nicht, er ſey zu dem Tode des jungen Prinzen mitwürkend geweſen; er fand in derſelben das Mittel, ſich feſter in ſeine Gunſt zu ſetzen, das Mittel noch mehr gutes zu ſtiften, als er auſſerdem gekonnt haben würde.

Hierin mit völliger Sicherheit zu gehen, mußte Kalepin eine Zeitlang in Alis Pallaſt verborgen bleiben, und erſt nach Verfluß eines Monats hielt er für rathſam, mit ihm die Reiſe anzutreten, an deren Ende wir ihn erblickt haben, die Reiſe nach dem Hämus zu Amurats Grabe und zu ſeinen traurenden Frauen.

Hier wars, wo er Zeliden mit der Nachricht von dem Leben ihres Sohns erfreute, und wo er Kalepin ſeiner Mutter in die Arme gelegt haben würde, hätte man gewußt, wie dieſes möglich zu machen ſey, und hätte Helenens ſehr kühle Freude über ſeine Rettung irgend eine Wagniß nöthig gemacht.

Kalepin lebt alſo, ſagte Helene nach einigem Bedenken, und ich werde ihn nicht da finden, wo ich nun bald zu ſeyn hoffe. Meine Thränen, die in dieſen Tagen ſo oft um Erſcheinung ſeines Schattens flehten, forderten alſo die Unmögligkeit! das hätte ich ja denken ſollen! — Amurat ſah ich ſo oft, Kalepin niemals! — Wohl gut Ali! dieſes unglückliche Kind wird nun bald euch ganz allein angehören; wo denkt ihr es zu bergen? Wiſſen muß ich doch wenigſtens, in welcher Gegend ich und ſein Vater ihn zu ſuchen haben, wenn die Geſetze der andern Welt uns einſt einen Beſuch bey ihm verſtatten.

Ali war in der kurzen Zeit ſeines Umgangs mit Helenen es ſchon gewohnt geworden, ausſchweifende Dinge aus ihrem Munde zu hören, daß er die gegenwärtigen ungeahndet und unbeantwortet hingehn ließ, und ſich nur mit Beantwortung ihrer Frage beſchäftigte.

Gilt mein Rath hier etwas, ſagte er, ſo muß der junge Prinz da leben, wo ich ſeinen Bruder in Sicherheit brachte.

Und wo lebt er? wo lebt mein Selim? ſchrie die entzückte Zelide, die bisher vor Freudenthränen kaum zu Worten hatte kommen können.

„Muß ich euch denn alles entdecken, erwiederte Ali, ſo höret das heimlichſte meiner Geheimniſſe: Meine und Amurats Grundſätze ſind Euch nicht unbekannt; Amurat, ein tieferer Denker als ich, fand ſie noch ſchwankend und ungewiß, da ſandte er mich, Gewißheit in den wichtigſten Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens zu holen, auf den Berg Athos. Seit den erſten Zeiten des Chriſtenthums wohnt dort eine Geſellſchaft heiliger Mönche und Einſiedler, ſie ſind die frömmſten und weiſeſten ihres Glaubens. Bey ihnen fand ich hinlängliche Befriedigung für meinen Durſt nach Wahrheit, für den ſeinigen wenigſtens einige lebende Tropfen. Er ſchickte mich ſo oft, dort aus der Quelle des Unterrichts zu ſchöpfen, daß ich endlich mit unſern Lehrern bekannt und vertraut gnug ward, um ihnen meinen liebſten Schatz zu überlaſſen. Ich brachte Selim dort in die Arme eines heiligen Einſiedlers, unter ſeinem Schutz lebt er das Leben der Sicherheit. Auch Kalepin wird dort alles finden, was wir für ihn wünſchen, und ſollten hier gefährlichere Zeiten anbrechen, ſo könnte auch wohl jenes Gebürg für Amurats Frauen einen ſchicklichen Zufluchtsort enthalten. Hoch auf der

Spitze des Berges, der ſeinen *) Schatten auf die Inſel Lemnos wirft, erhebt ſich ein Nonnenkloſter — Helene weis, was dies für ein Haus iſt, und wird es ihrer Freundin Zelide erklären — dort würden die Thränen um Amurat ſicherer flieſſen, als hier an ſeinem Grabe.

Zelide hatte keinen Begriff vom Kloſterleben, und keine Neigung dafür. Helene ſchweifte mit ihren Gedanken in andern Welten umher, und der letzte Theil von Alis Rede blieb alſo unbeantwortet.

Ali wiederholte die Frage, wie er ſchon einmal gethan hatte, ob ſie keine Neigung hätten, ihre Söhne wiederzuſehen? O, rief Zelide, daß mir die Erfüllung dieſes heiſſen innigen Wunſches ſo leicht werden möchte als Helenen! daß Selim uns ſo nahe wär als Kalepin!

Ich mag ihn jezt nicht ſehen, fiel die tiefſinnige Sultanin ein, was würde mir

---

*) Plutarch ſagt, vielleicht ein wenig hyperboliſch, auf dem Marktplaz der Stadt Myrrhina wandle man im Schatten des Bergs Athos; — Man beurtheile die Höhe eines Bergs, der einige und funfzig italiäniſche Meilen über Meer und Land ſeinen Schatten werfen kann.

Hülfloſen der Anblick eines hülfloſen Kindes für Freude bringen? Amurats Tod hat alle irrdiſche Bande zerriſſen, dort ſehe ich Kalepin wieder. Aber der Berg Athos? Nein! Kalepin darf dorthin nicht gebracht werden!

Und warum nicht?

Sehet Ali, — doch wie ſoll ich Euch das begreiflich machen? — Wiſſet, die *) Gipfel der Berge ſind den Erſcheinungen nicht günſtig. Komm ich einſt mit Amurat aus jenen düſtern Gegenden Kalepin zu beſuchen, ſo dünkt mich, ich werde ihn am liebſten da aufſuchen, wo ich gebohren ward, in den friedlichen Mauern des väterlichen Hauſes, im Schoos meiner Familie, in welche ich mich, ſelbſt in Amurats Armen, ſo oft zurück ſehnte. — Iſtimboli ſey der Zufluchts-

---

*) Eine alte abergläubiſche Sage, die vielleicht nicht ohne Grund iſt. Auf heitern ätheriſchen Höhen gedeiht keine düſtere Phantaſie; ſchweres Blut in dunklen Gründen erzeugt, heckt Erſcheinungen aus, und begünſtigt Aberglauben und Schwärmereyen; eine Erklärung, die freylich Helene hier nicht im Sinne haben mag. Helene, die wir, der Leſer verzeihe es uns, ſo wie viele andre, dem Wahn ihrer Zeit und ihres Geburtslandes gemäß zu ſchildern genöthigt ſind.

ort des unglücklichen Kindes, das ich hier zurücklaſſen muß. Dort im Pallaſt des Kayſers lebt noch meine Schweſter Irene. Eilt, mein Ali, ſagt ihr von mir, ſagt ihr, wie ich dieſe vier Jahre, die ich von ihr getrennt leben mußte, um ſie verweint habe, obgleich des groſſen Amurats Liebe mich tröſtete. Sagt ihr, daß ich ſie zur Mutter meines Sohns mache; er mag leben, wenn es nicht anders iſt, aber lieber wär mirs, ihn und ſie bald da zu ſehen, wohin ich gedenke; ſagt ihr, ſie ſolle mir folgen, und ihn mit ſich bringen.

Wo ſollte Ali anfangen, die Sonderbarkeiten dieſer Rede zu beantworten? Er ergriff die kluge Partie, alles unberührt zu laſſen, auſſer der Unmöglichkeit, den Prinzen nach Konſtantinopel zu bringen. Bedenket, ſagte er, das Konſtantin, ein chriſtlicher Fürſt, dem Muſulman Ali keinen Zutritt verſtatten, daß die Prinzeßin Irene mich mit Abſcheu anſehen, und mein Geſuch verwerfen wird, ehe ſie es anhört. Bedenkt ferner, daß mein und Kalepins Leben bey der Entdeckung auf dem Spiele ſteht, und daß dieſe Entdeckung unvermeidlich iſt, da mir keine Liſt auf eine verborgene Art in die Mauern von Konſtantinopel helfen wird.

Was Konſtantin anbelangt, antwortete Helene, ſo mögt ihr recht haben; auch iſt eben er derjenige, dem das, was ich vorhabe, am meiſten verſchwiegen bleiben muß; aber meine Schweſter? — Nein! Irene wird die Worte Helenens nicht verkennen; ſie wird jeden anhören, der ihr Botſchaft von der Langgetrennten bringt! — Was ihr von Gefahr, was ihr von Liſt ſagt, das brauchte einige Ueberlegung. Mir iſt allerdings ein verborgenes Mittel bekannt, das Kalepin ohne Gefahr in die Stadt ſeiner Voreltern bringen könnte; aber ſie Euch zu entdecken, Euch, den Pflicht und Geburt zum Feinde der Chriſten machen, wenn ihr auch einige Vorliebe für ihre Lehren haben ſolltet, — welch ein Gedanke! — Geht, Ali, ich muß darüber nachſinnen. Mein Gehirn iſt ſehr zerrüttet! Gönnt uns das Glück morgen noch eine Zuſammenkunft, ſo kann ich vielleicht deutlicher mit Euch über dieſe Dinge ſprechen.

Ali und Zelide zitterten über die öftere Wiederholung von Zuſammenkünften, welche nie ohne Gefahr waren. Helenens Sorgloſigkeit in Anſehung der Dinge, die ſie umgaben, ihr Zögern, ihre Unentſchloſſenheit machte Schritte nöthig, welche ſonſt hätten vermieden werden können. Mit Mühe ſicherte Zelidens Klugheit noch die nächſte Wallfarth zu Amurats Grabe, aber ſie vergaß nicht, es ihrer Freundin zu ſagen, daß es wahrſcheinlich die letzte ſey, die ſie unbegleitet würden thun können. Man begann aufmerkſam auf ihre öftern Abweſenheiten zu werden, man ſprach im Frauenzimmer, und unter den Sklaven bereits heimlich davon, daß die Sultaninnen ihre Einſamkeit bey der Aſche Amurats ſchon zweymal mit einem Unbekannten getheilt hätten. Entdeckung war nahe, und welche Gefahr war mit dieſer Entdeckung verbunden!

Zelidens Unwille gegen ihre unvorſichtige Freundin wuchs, als ſie ſahe, daß bey der diesmaligen Wallfarth noch eine Perſon mitgenommen wurde, daß Helene eine ihrer Sklavinnen zur Theilnehmerin ihrer Geheimniſſe gemacht hatte; ein Umſtand, der auch den verkleideten Baſſa zittern machte, und ihn beynahe veranlaßt hätte, ſich mit eben der Eil zu entfernen, mit welcher er der Ankunft der Sultaninnen an dem verabredeten Orte dieſesmal zuvorgekommen war.

Ali, ſagte Helene, die ſich durch nichts irren ließ, ich habe ein Mittel erfunden, das mich in dem, was geſtern mir Zweifel machte, völlig ſicher ſtellt. Hier iſt Zara, eine Perſon, auf deren Treue ich mich völlig verlaſſen zu können glaube. Iſt es Euch unmöglich, in ſie das nemliche Zutrauen zu ſetzen, ſo beruhigt Euch damit, daß ſie auſſer Stand geſetzt iſt, Euch Gefahr oder Nachtheil zu bringen. Sie kehrt nicht mit mir und Zeliden zurück, das auszuſchwazen, was ich ihr anvertraut habe, ſie bleibt in Eurer Gewalt. Tödet ſie, ſo bald ihr berechtigt ſeyd, ſie für untreu zu halten! doch das werdet ihr nie, ſie iſt werth, daß ich mein Liebſtes auf der Welt in ihre Hände lege. — Geh, treues zärtliches Weib, geh, gute Seele, die mich aus dem väterlichen Pallaſt in dieſe Sklaverey begleitete, welche mir die Liebe zu Amurat ſo leicht gemacht hat. Verlaß mich jetzt mit eben der Bereitwilligkeit, als du mir bis zum Grabe gefolgt ſeyn würdeſt. Du weißt meine Aufträge, ſey beſorgt, ſie pünktlich zu erfüllen.

Ali ſtand erſtaunt, ohne Helenens Meynung ganz zu faſſen. Zelide war eben ſo unwiſſend; eine Frage ſchwebte vielleicht auf ihren Lippen, aber Kalepins Mutter kam derſelben mit näherer Erklärung zuvor.

Ali, ſagte ſie, Zara iſt die Perſon, welcher ich die Sorge für meinen Sohn übertragen will, ihr dürft mir hiebey nicht einreden; Euer Geretteter iſt in ihren Händen ſo ſicher, als in den Eurigen. Ihr habe ich die Mittel anvertraut, Kalepin heimlich nach Konſtantinopel zu bringen. Euch, ihr begreift es, durfte ich dieſelben nicht offenbaren. Ihr habt jetzt nichts zu thun, als Sie und das Kind in die Gegend der kayſerlichen Stadt ſicher überzuführen. Bey der Bildſäule des erſten Eroberers von Neurom, oder auf dem groſſen Platz St. Georgii bey dem ehernen Ochſen, könnt ihr Kalepin in ihre Arme legen, und ſie verlaſſen, ohne weiter um ihn beſorgt zu ſeyn. Zara wird Wege wiſſen, nach Konſtantinopel zu kommen, welche Euch unbekannt ſind, und die zu erforſchen, ihr, wenn ihr mein Freund ſeyd, Euch keine Mühe geben werdet. Lebt wohl, Ali, lebe wohl, gute Zara, meine Aufträge an Irenen ſind dir, wie ich hoffe, noch in friſchem Gedächtniß. Vergeßt nicht, wenn der Mond zum ſiebentenmal voll wird, meiner auf der hohen Terraſſe zur Linken des Romanusthurms zu warten; zuverläßig werde ich denn ſichtbar oder unſichtbar bey Euch ſeyn.

Die Sultaninnen entfernten ſich. Zara blieb bey Ali, ſie warf ſich zu ſeinen Füſſen, und ſuchte durch Gelübde unverbrüchlicher Treue das Zutrauen in ihm zu erregen, das ſie vergebens in ſeinen Blicken ſuchte, und das erſt dann ſich allmählig einſtellte, als er ſah, mit welcher Sorgfalt ſie ſich des kleinen Prinzen annahm, den er, ſobald ſie mit ihm in ſeiner einſamen Herberge angekommen war, weil Helene es nun einmal ſo wollte, ihrer Pflege übergab.

Schmerzhaft blieb es ihm immer, daß das Kind, für welches er ſo viel gewagt hatte, nun ſeiner Hut entriſſen, daß eine Sklavin für düchtig erklärt ward, ſeine Stellvertreterin zu ſeyn, ja, daß man ihr in mancher Rückſicht mehr Zutrauen ſchenkte als ihm, dem zärtlichen Retter des Knaben, der ohne ihn verloren geweſen wäre.

Der kleine Unwille, der über dieſe anſcheinende Undankbarkeit in ſeinem Herzen erwachte, erſtreckte ſich indeſſen nur auf die Mutter nicht auf das Kind. Er blieb ſo ängſtig um ſeinen Liebling beſorgt, daß er die vorhabende Reiſe, und alſo die Trennung von ihm von einem Tage zum andern verſchob. Eine geringe Unpäßlichkeit des Kleinen mußte erſt vorübergehn, Zaras Treue mußte ſich erſt beſſer beſtättigen, und da Zara nicht den Muth hatte, den Mann, deſſen immer finſteres Geſicht ſie ſchreckte, zur Eile anzumahnen, ſo dauerte dieſes Zögern ſo lange, bis endlich würkliche oder geglaubte Gefahr ſie von dannen trieb.

Mahomeds Leute ſtanden in der Nähe; wahrſcheinlich waren ſie auf irgend ein gleichgültiges Geſchäft ausgeſchickt, auch brauchte Ali nicht vor den Dienern ſeines Herrn zu zittern; aber hier von ihnen getroffen, in dieſer Geſellſchaft hier getroffen zu werden, war doch immer eine bedenkliche Sache. Man machte ſich des Nachts heimlich von hinnen, man reiſte mit Behutſamkeit, folglich langſam, und ſo gelangte man endlich, eines Morgens kurz vor Aufgang der Sonne, in der Gegend hart vor Konſtantinopel an, welche Helene bezeichnet hatte, und wo Ali nach ihrem Willen den jungen Prinzen in Händen zurücklaſſen ſollte, zu welchen er freylich in den letzten Tagen

mehr

mehr Zutrauen gefaßt hatte, als er anfangs haben konnte.

Zara, ſagte Ali, als er das Kind zum letztenmal geküßt hatte, ich muß mich von ihm trennen, von ihm, der mir durch tauſend Bemühungen um ihn ſo lieb ward. Von nun an iſt er ganz in deiner Gewalt. Ich habe keine Urſach, Zweifel in deine Treue zu ſetzen, aber zittre, wenn du mich täuſchen ſollteſt! Ali iſt Kalepins Rächer! Er liebt dieſes unglückliche Kind vielleicht mehr, als es ſeine ſchwärmeriſche Mutter liebte. Sein Aug' iſt ſcharf, ſein Arm iſt lang! Ali, Kalepins Rächer, kann dahin ſehen, kann dahin reichen, wo Verbrechen und Hochverrath ſich nur immer verbergen mögen.

Zara küßte die Erde vor Ali, nahm den jungen Prinzen aus ſeinen Armen, und ſetzte ſich, indem der Baſſa ſich mit öſterm Zurückſehn entfernte, nebſt dem Kinde auf die unterſte Stufe des Piedeſtals, von welcher ſich die gigantiſche Bildſäule des groſſen Byzantes, des erſten Eroberers von Konſtantinopel, drohend gen Himmel erhub; hier wollte ſie nach Helenens Vorſchrift warten, bis Alis gänzliche Entfernung ihr erlaubte, das weitere zu befolgen, was ihr von Punkt zu Punkt vorgezeichnet war, und wovon ſie kein Jota verfehlen durfte.

Es war noch ſehr früh, die erſte der Morgenröthe dämmerte kaum heran. Auf dem groſſen Platze, den man damals den *) Byzantes Markt nannte, und wo vom Morgen bis tief in die Nacht das drückendſte Gedränge von geſchäftigen Menſchen und müßigen Spaziergängern zu ſeyn pflegte, war noch alles einſam; aber noch kurze Zeit, und dieſe glückliche Stille war vorüber, ſie mußte genutzt werden, ehe die Strahlen der höher ſteigenden Sonne Hinderung heranbrachten.

Noch einmal ſah ſich Zara um, ob ſie allein war, denn ſtieg ſie einige Stufen höher hinauf, ſuchte hin und her in den Marmorfeldern des Poſtaments, zog oft eine kleine Tafel zu rathe, welche ſie bey ſich trug, und fand endlich einen Stein, der ſich bewegen ließ. Sie arbeitete lang ihn völlig herauszunehmen, das Kind auf ihren Armen machte die Sache ſchwerer, als ſie vielleicht

---

*) Andere ſetzen dieſen Plaz innerhalb der Mauern von Konſtantinopel.

auſſerdem geweſen ſeyn würde. — Endlich glückte es, der Stein wich, und zeigte eine Oeſnung, aus welcher mit einem höchſt ſeltſamen Getön ein ſtarker Zugwind herauf fuhr, der Kalepins Wärterin, ungeachtet ſie von allem unterrichtet, auf alles vorgewarnt war, auf einige Augenblicke vor Beſtürzung des Athems beraubte. Sie erholte ſich, aber nur um den höchſten Grad des Entſetzens von neuem zu fühlen. Das Getön von unten dauerte fort; es glich dem Geräuſch eines groſſen Uhrwerks. Unter ihr bebte der Boden, über ihr zitterte die Bildſäule, ſie ſchien ſich zu beleben. Zara verhüllte ſich und floh, die vorläufige Kenntniß, die ihr Helene von dieſen Dingen und ihrer Urſach gegeben hatte, vermochte nicht die Furcht zu mindern, die ſie auf einmal mit allen ihren Schrecken ergriff, und ſie vergeſſen ließ, daß ſie hier noch nicht alles gethan hatte, was ihr aufgetragen war.

Sie ermannte ſich zurück zu gehen. Noch bebten unter ihr die Stufen, die ſie betrat, noch wankte über ihr der marmorne Kolloß; ſie faßte ſich ſo gut ſie konnte, griff in die Oeſnung, fand einen kleinen Schlüſſel, brachte den ausgehobenen Stein wieder an ſeinen Ort, und entfernte ſich mit minderm Grauen.

Noch einen Weg hatte ſie vor ſich, ſie eilte ihn zurück zu legen, denn ſchon fing der Byzantes-Markt an ſich zu beleben, ſchon zeigten einige frühe Arbeiter, die mit ihren Werkzeugen über denſelben an ihre Geſchäfte gingen, daß hier nicht läng mehr Sicherheit ſeyn würde, daß das, was unbemerkt gethan werden ſollte, eilig geſchehen müſſe.

Zara kam mit dem Kinde in ihren Armen, das ſie ſorgfältig vor der kalten Morgenluft verhüllte, bald nach dem Platze, wo die ehernen Ochſen ſtunden, deren Urſprung und Deutung man ſchon damals nicht mehr wußte, und wovon wir alſo jetzt noch viel weniger etwas ſagen können. Sie waren Meiſterſtücke der Kunſt, einer ſtehend, der andere liegend gebildet. Nur ihre Gröſſe, welche die Natur bey weitem übertraf, raubte dem Künſtler den Ruhm, ſeine Meiſterin aufs täuſchendſte nachgeahmt zu haben.

Zara öfnete mit ihrem Schlüſſel in der Bruſt des liegenden Stiers, eine kleine Pforte, ſah über eine enge Treppe in eine grauenvolle Dunkelheit hinab, bebte ein wenig, beſann ſich, daß ihr verſprochen war, ſie würde hier auf den erſten Stufen Licht finden, wagte ſich muthig hinein, und ſah ſich, nachdem ſich die Thüre ohne Geräuſch hinter ihr von ſelbſt zugezogen hatte, in einer ſo gänzlichen Finſterniß, daß ſie ſich auf die Stufe, die ſie eben betreten hatte, niederlaſſen mußte, weil es eben ſo unmöglich war, ohne Licht und Führer weiter zu gehen, als durch die geſchloſſene Oeffnung zurück zu kehren.

Der kleine Prinz, der all dieſe Zeit über ruhig in den Armen ſeiner Wärterin geſchlummert hatte, oder wenigſtens nicht laut geworden war, erhub hier ein helles Geſchrey, welches das eherne Gewölb über ihnen zehnfach verſtärkt zurück gab. Zaras Beängſtigung wuchs; ſie fürchtete von auſſen gehört und verrathen zu werden. Ihr fiel nicht bey, daß niemand gleich ihr die Mittel hatte, in den Leib des geheimnißvollen Thiers hinabzuſteigen, niemand vielleicht nur muthmaßte, daß hier eine Oefnung ſey.

Kalepin ſchwieg, und ſeine Wärterin faßte neuen Muth. Ihre Augen gewöhnten ſich an die Dunkelheit. Ihr wars, als dämmerte über ihr einiges Licht, welches vielleicht durch eine verborgen angebrachte Oeffnung hereinfiel, auch glaubte ſie einige Stufen unter ihr, die ſie nun ganz deutlich ſah, einen noch hellern Schein aus der Mauer hervorkommen zu ſehen. Sie ſtieg hinab, fand eine brennende Ampel in einer Niſche ſtehen, nahm ſie ihrer Anweiſung zu folge heraus, und ſetzte von ihr geleitet den Weg weiter fort.

Die Treppe war bald zurückgelegt, aber ein ziemlich höher Abhang ohne Stufen dauerte länger fort, und endigte ſich zuletzt in einer Art von gewölbten Gängen, die der Wandererin nicht unbekannt waren. Zara hatte nicht immer in Konſtantinopel gelebt, die erſten Feſſeln ihres Sklavenſtandes trug ſie zu Rom in einem Pallaſt, der in ſeinen Souterrains noch viel Ueberbleibſel der alten Katakomben faßte, deren Beſtimmung den Kennern der erſten chriſtlichen Kirchengeſchichte nicht unbekannt ſeyn kann, Zara erinnerte ſich, in den Tagen der neugierigen Jugend, ſich einſt in jenen Gängen des alten Roms ſo vergangen zu haben, daß nur ein Ausgang bey dem Thor Viminalis, eine Viertelmeile weit von der Stelle, wo ſie hinabgeſtiegen war, ihr endlich wieder ans Tageslicht half, und ſie vom Umkommen rettete.

Dieſe Dinge kamen ihr jetzt wieder in den Sinn, ſie fühlte Beruhigung, gleichſam an einem bekannten Orte zu wandeln, und war doch auch nicht ohne Sorge vor ähnlicher Verirrung. Nichts konnte ihr hier helfen als behutſame Eile, und ſtrenge Beobachtung aller Regeln, die ihr Helene auf eine Tafel verzeichnet mit gegeben hatte, und die ihr durch öfteres Ueberleſen vollkommen im Gedächtniß waren.

Durch Hülfe derſelben kam ſie nach einer Stunde in einer Gegend an, welche ihr zu genau beſchrieben war, als daß ſie ſie hätte verkennen und ſich nicht verſichern ſollen, daß ſie bis hieher des rechten Weges nicht verfehlt habe.

Es war ein ziemlich groſſer Platz, deſſen Boden, ungeachtet er mit Steinen gepflaſtert war, ſich ſo ſchlüpfrig ging, als habe vor kurzem hier Waſſer geſtrömt, auch hörte ſie von weitem das Rauſchen eines Waſſers. — Auf Stufen war ſie in dieſen Bezirk wie in ein Becken hinab geſtiegen, auf Stufen ſtieg ſie jetzt, nachdem ſie ihn weſtwärts durchkreuzt hatte, eben ſo wieder herauf. —

Helene hatte ſie gelehrt, an der weſtlichen Mauer, die hier ziemlich weit von der öſtlichen entfernt war, ein groſſes Rad zu ſuchen. Zara, die in allem wohl unterrichtet war, was ſie thun ſollte, fand es, legte den Schlüſſel, der in ihren Händen war, auf eine Hölung in der Nabe deſſelben, drehte es einigemal herum, und zog ſich denn eilig zurück, vor dem, was ſie wußte, das nun erfolgen würde.

Ueber ihr erhub ſich jetzt plötzlich das nemliche Getön, das ſie heute ſchon einmal unter ſich vernommen hatte, ſie würde aus demſelben geſchloſſen haben, hätte ſie es nicht auch vorher ſchon durch Helenens Unterricht gewußt, daß ſie ſich jetzt gerade unter der byzantiſchen Bildſäule befand. Sie glaubte, das Zittern des Kolloſſes ganz deutlich über ſich zu vernehmen. Ein ungeheures Rad lief in ſchnellen Kreißen hoch über ihr herum, auch ſah ſie die Würkung des untern Triebwerks, die ſie damals nur von weitem gehört hatte. So wie daſſelbe dieſen Morgen vermuthlich dazu diente, das groſſe Becken, durch welches die Wandererin eben gegangen war, von Waſſer zu leeren, ſo kam jetzt vermittelſt deſſelben der Strom mit einemmal zurück, und füllte den groſſen Behälter bis an den Rand, ſo daß die Rückkehr, an welche Zara ohnedem nicht dachte, auf eine neue Art unmöglich gemacht ward. —

Zara ſah dieſes alles nicht ohne Schauer. Das Toben des Räderwerks, das Rauſchen des Waſſers, das wenige was ſie von all dem bey dem ſchwachen Glimmer ihrer Lampe ſehen konnte, hatte etwas grauenvolles, das ſich beſſer denken und fühlen als beſchreiben läßt.

Zara hatte oft und viel in Konſtantinopel von einer unterirrdiſchen Waſſerleitung gehört, welche die ganze Stadt auf die wundervollſte Art mit Waſſer verſorgte, jetzt glaubte ſie, etwas von ihrer Würkung beynahe geſehen zu haben, und ſie erfuhr ganz das ſonderbare Gefühl, das uns bey Ueberſchauung groſſer Kunſtwerke befällt, welchen Menſchenhände eine Art von Leben beygelegt haben.

Sich lange hiebey aufzuhalten, verhinderte Zaras angſtvolle Gemüthsfaſſung und ihr eingeſchränkter Verſtand, auch drang ſie die Nothwendigkeit, das Ende ihrer Reiſe nahe herbey zu wünſchen, denn Kalepin war faſt nicht mehr zu ſchweigen, er erfüllte die Gewölber mit ſeinem Klaggeſchrey, und es fehlte ſeiner Wärterin an jedem Mittel ihn zu ſtillen. Ein wenig aus dem Becken mit der holen Hand geſchöpftes Waſſer, befriedigte ihn endlich und löſchte auch ihren Durſt, und ſo ſetzten ſie den Reſt ihres Weges ohne weiteres Abentheuer fort, als daß am Ende deſſelben die Lampe verloſch, und ſie ſich in noch gröſſerer

Dunkelheit befanden, als die, welche ſie beym Anfang ihres Hinabſteigens umgeben hatte. Das Kind nahm nichts hievon wahr, denn es war zuletzt auf Zaras Armen in tiefen Schlaf geſunken. Sie tappte leiſe eine Treppe hinauf, an deren Fuß ſie die verloſchne Lampe zurückließ; ſie kannte die Zahl der Stufen, ſie zählte, horchte, als ſie dieſelben zurückgelegt hatte, ein wenig, und ſtreckte, als ſie alles ſtill fand, die Hand aus, dieſe letzte von allen geheimnißvollen Verrichtungen zu vollziehen, die ihr Helene zu glücklicher Zurücklegung ihrer Reiſe gelehrt hatte.

Zara wußte, daß ſie jetzt nur noch durch eine dünne Mauer, und eine Tapete, von dem kayſerlichen Pallaſte getrennt wurde, in welchem ſie die beſten Jahre ihres Lebens zugebracht hatte, und die ihr durch Länge der Zeit und Liebe zu ſeinen Bewohnern, ein halbes Vaterland geworden war,

Ein Gewühl von freudigen und traurigen Empfindungen überſtrömte ihre Seele, die Vorſtellung von der Wichtigkeit des Schritts, den ſie vor ſich hatte, und auf welchem nun das ganze Glück ihrer Reiſe beruhte, geſellte ſich dazu, und ſie zog zweymal die Hand zurück, ehe ſie es wagte an einer kleinen Maſchiene zu drehen, welche durch die Rückſeite der Tapezerey in die Mauer ging, und dazu diente, einen verborgenen Eingang in einen der groſſen Säle des *) Purpurpallaſts zu öfnen.

Da dieſer Saal um dieſe Tageszeit ſelten ganz leer war, beſorgte ſie mit Recht, bey ihrem Hervorgehen von Augen geſehen zu werden, welche nach Helenens Willen nichts von denſelben wiſſen ſollten. Wahrſcheinlich würde ſie hier gewartet, und ihren Eintritt auf die Nacht verſpart haben, hätte nicht Sorge um das Kind in ihren Armen, welches immer noch ſchlummerte, Eile geboten.

Sie überwand ſich endlich, die geheimnißvolle Feder zu berühren, deren Stelle ihr ſo genau beſchrieben worden war, daß ſie dieſelbe auch im Finſtern finden konnte. Sie zog, ſie drehte, und augenblicklich erfolgte ein Geräuſch, das ihr Helene vielleicht aus Vergeſſenheit unter ſo vielen wundervollen Dingen allein nicht bezeichnet hatte, und das ſie daher in eine Beſtürzung ſetzte, damit nichts

---

*) Der Purpurpallaſt; das goldne Schloß; einige der beſcheidenſten Benennungen dieſer Wohnung ſtolzer Erdengötter.

von dem, was ſie auf ihrem gefahrvollen Wege erfuhr, zu vergleichen war.

Der betäubende Ton, der ſich dicht vor ihrem Ohr erhub, glich dem hellen Wiehern eines Roſſes; es ward zum zweytenmal wiederholt, und die erſchrockene Zara vermochte kaum das Kind in ihren Armen feſt zu halten, und ſich zu mehrerer Sicherheit auf der oberſten Stufe niederzuſetzen.

Kalepin war erwacht, der Ton, den er vernahm, und die Dunkelheit um ihn her, bewogen ihn zum Weinen, und vermehrten die Angſt ſeiner Wärterin, welche ſtrebte, ſeinen Mund mit Küſſen zu verſchlieſſen, und alles anwendete, den kleinen Verräther ihrer Anweſenheit zur Ruhe zu bringen.

Kalepin weinte und Zara zitterte noch, als ein Getös von innen ihr Entſetzen vermehrte. Der ganze Saal, zu welchen der Eingang führte, den die Ankömmende ſich noch nicht ganz zu öffnen getraute, ſchien mit Leuten erfüllt. Zara hörte unterſchiedliche bekannte Stimmen. Sie konnte jedes Wort vernehmen. Sie verſtand, daß man jenſeit der Mauer den Ton, der ihr ſo viel Entſetzen gemacht, mit ähnlichem Schauer gehört hatte, und von demſelben herbeygezogen, ſich nun verſammelte, um über Urſach und Folgen deſſelben zu muthmaſſen. Auch Kalevins Weinen, das von Zeit zu Zeit wieder hervorbrach, ward mitin Ueberlegung gezogen, und ſie überzeugte ſich bald, daß man überall den rechten Grund verfehlte, und daß der Aberglaube dieſen Dingen ſolche Deutung gab, die ihr Inkognito ſicherten.

Der Saal ward in mehrern Stunden nicht leer von neugierigen Beobachtern und ſcharfſinnigen Beurtheilern. Das Kind in Zaras Armen ſchwieg endlich aus Mattigkeit, ſie glaubte es dem Verſchmachten nahe, und dankte Gott und St. Michaeln, als gegen Abend die wachſende Stille ihr ſagte, das Zimmer ſey leer, und ſie könne ohne Furcht hervorgehen.

Sie ſtieß die angelehnte Thüre vollends auf; die Tapete wich; ſie trat herein, ſahe ſich ſchüchtern um, und warf noch einen Blick nach dem Orte, wo ſie hervorgegangen war, und der auf der Tapete ganz deutlich durch den ritterlichen Heiligen St. Georg bezeichnet ward, welcher hier über dem erlegten Drachen auf ſeinem Pferde paradirte.

Sie hielt ſich hier nicht lang auf, nahm im Vorbeygehen von einem Schenktiſch etwas zu Befriedigung des Kindes mit ſich, wenn es etwa wieder laut werden ſollte, und ſtahl ſich leiſe nach Irenens ihr ſehr wohl bekannten

Schlafzimmer, das ſie glücklicher Weiſe offen fand, und wo ſie, weil es einſam war, gute Muſe hatte, ſich nebſt dem Knaben hinter eine Gardine zu verbergen, und mit ihm von dem mitgebrachten zu zehren.

Sie hatte auf Irenens Nachttiſche einen Brief an ſie von Helenen zurückgelaſſen, und dachte nun der Zeit, da ſie ſich ihr entdecken könnte, ruhig abzuwarten.

Es war ſpät in die Nacht, Kalepin ſchlummerte feſt, und alles war ſtill, als ſie zwey Perſonen durch den äuſſern Eingang hereintreten hörte. Es war Irene, und noch eine andre Dame des kayſerlichen Hauſes, die ſie, ſo wie jene, an der Stimme erkannte.

Nun, Hermione, fragte die erſte, iſt das Schrecken vorüber? oder kann ich noch etwas thun, dich zu beruhigen.

O, könnteſt du es! erwiederte Hermione. Ruhe bey dir zu holen, die lächeln kann, da ganz Konſtantinopel zittert, folgte ich dir hieher. Doch was könnteſt du mir ſagen, das ich nicht ſchon aus deinem Munde hörte?

Vielleicht doch noch einiges, das ich blos zu deiner Beruhigung aufgehoben hätte, und das kein anderer als du erfahren dürfte.

Sollteſt du allein im Beſitz von tröſtenden Geheimniſſen ſeyn? Ward nicht ſelbſt der Kayſer bleich, da er von den Vorgängen des heutigen Tages hörte?

Er wußte vielleicht nicht was mir bekannt iſt.

O, Irene, nichts kann die Vorſtellung von Gefahr mindern, die ſich uns durch die Sinne aufdrängt. Jedermann in Konſtantinopel klagt, und eilt zu den Altären, und ich ſollte mich von deiner trügeriſchen Ruhe hinreiſſen laſſen? St. Georgs Pferd hat gewiehert, dies geſchahe, wie die Aelteſten und Erfahrenſten dieſer Stadt behaupten, nur zweymal; einmal kurz vorher, ehe die Stadt von den Lateinern erobert wurde, und das zweyte, da Andronicus ſie einnahm. Man hat an verſchiedenen Orten, ſelbſt hier im Pallaſte, klägliche Laute wie von weinenden Kindern vernommen; dies deutet, wie die Kenner der Vorzeichen wiſſen, nie auf etwas gutes, deutet auf Verderben von Stadt und Land, auf Blutvergieſſen und nahmloſes Wehe. Sprich, was ſollen wir für die Zukunft erwarten? Wir haben an Mahomed einen gefährlichen Feind, er wird uns nicht die Ruhe gönnen, die wir unter Amurat hatten. Dies weis Konſtantin nur gar zu wohl.

daher ſein Entſetzen, daher ſein Erbleichen, und die ſichtliche Angſt in ſeinen Mienen.

Dir die Wahrheit zu geſtehen, fuhr Irene nach einigem Bedenken fort, ſo bin ich doch nicht ganz ohne Sorgen; ehe ich es werden kann, iſt eine Unterſuchung nöthig. Willſt du mir in jenen Saal folgen, wo St. Georgs Pferd gewiehert haben ſoll, und dir dort auf der Stelle, woher dein Schrecken entſprang, daſſelbe benehmen laſſen, oder mit mir daſelbſt Stoff zu neuen noch gegründetern holen?

Wo du hingehſt, da folge ich gern, antwortete Hermione, indem ſie Irenen aus dem Zimmer begleitete, und die lauſchende Zara voll Neugier zurück ließ, wie ſich alles das endigen würde.

Es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe die Damen zurück kamen.

Das Geheimniß, ſagte Irene im Eintreten, das Geheimniß von der Tapete, die den verborgenen Eingang deckt, von der Feder, die unter St. Georgs Zaum angebracht iſt, und die, wenn ſie von auſſen gedrückt wird,

wird, den Ton eines wiehernden Pferds von ſich giebt, nebſt all den andern Dingen, von denen ich dir zu deiner Beruhigung geſagt habe, dieſes alles iſt auſſer mir im ganzen kayſerlichen Pallaſte niemand bekannt, als dem alten Prokop, dem Hauptmann der Leibwache, und einer unſerer älteſten Frauen, von welcher ich und meine Schweſter Helene es einſt in einer geſchwätzigen Abendſtunde erfahren haben. Ich muß dir geſtehen, ich habe die ganze Geſchichte bisher für Fabelwerk gehalten, bis ich mich ihrer dieſen Abend zu meiner und deiner Beruhigung erinnerte.

Beruhigung? ſchrie Hermione, geſetzt dies alles wär wahr, kann nicht eben durch dieſen Eingang Gefahr zu uns herauf geſtiegen ſeyn?

Bedenke, daß der Eingang verſchloſſen war, und daß, da vermöge des Kunſtwerks, ſo viel ich weis, das Hinabſteigen von innen unmöglich iſt, unſer geglaubter Feind ſich ſelbſt gefangen haben müßte. Bedenke ferner, daß Prokop, ſobald er die Poſt von dem wiehernden Roſſe vernahm, gleich Anſtalt machte, daß alle Zugänge mit ſtarken Wachen beſetzt wurden, daß alſo unſer Feind in unſerer Gewalt iſt, und der Entdeckung nicht entgehen kann.

Aber kann er ſich nicht irgendwo, kann er ſich nicht ſelbſt hier verborgen haben?

Was mich betrift, ſchloß Irene etwas verdrüßlich, ich halte, ſeit ich den verſchloſſenen Eingang ſah, das Ganze für eine Fabel. Weder du noch ich haben den fürchterlichen Laut gehört. Das überall verbreitete Schrecken iſt nur eine Folge von den Ausſagen der Dienerſchaft. Wie leicht in dem Gehirn dieſer Leute Wunder ausgeheckt werden, iſt bekannt, ich denke, dieſer Hirngeſpinſte ungeachtet, dieſe Nacht ſehr ruhig zu ſchlafen.

Irene war mit dieſen Worten nach ihrem Nachttiſch gegangen, und fing an, den Reſt des Schmucks, von welchem ſie ihre Frauen bereits entkleidet hatten, vollends auf denſelben abzulegen. Helenens Brief fiel ihr in die Hände, ſie ſah ihn ſcharf an, hielt ihn an eine der brennenden Kerzen, ließ voll Beſtürzung die Hand ſinken, fuhr einigemal mit der andern über die Stirn, und mußte ſich an einer Säule aufrecht erhalten.

Was iſt dir? rief Hermione, mich dünkt du befindeſt dich übel.

Recht wohl, ſagte Irene, die ſich zu faſſen ſtrebte, nur bin ich ſehr ſchläfrig.

Ich verlaſſe dich nicht, erwiederte die andre, ich habe meinen Leuten ſchon geſagt, daß ich dieſe Nacht bey dir ſchlafen werde.

Um Gottes willen nicht! ſchrie Irene. Viel eher wollte ich dich in dein eignes Zimmer begleiten, und dieſes verſchlieſſen. Ich muß dir ſagen, — es iſt kurz, ich finde es auf keine Art ſchicklich, daß — daß wir durch bezeigte Furchtſamkeit das allgemeine Schrecken noch vermehren. Folge mir, Hermione, verlaß mich! morgen mit dem Frühſten ſehe ich dich wieder!

Nach einigem Wortwechſel gehorchte die zudringliche Freundin. Irene begleitete ſie, und kehrte bald darauf in einer Bewegung zurück, die ſich mit nichts beſchreiben läßt.

Helene! ſchrie ſie mit ausgebreiteten Armen, Helene! niemand als du! O, wo biſt du, wo biſt du, geliebte, lang vermißte Schweſter! — Doch dieſer Brief? — Nein, hinweg mit der ſüßen Hoffnung! du würdeſt nicht geſchrieben haben, wenn du ſelbſt gegenwärtig wäreſt! — Wenigſtens wollteſt du mich durch denſelben auf irgend etwas vorbereiten; ich muß ihn leſen, ehe ich dich ſuche, leſen, ehe ich mich in deine Arme ſtürze.

Irene faßte das Blatt; ihre Hände flogen. Sie las; ihr Herz ſchlug ſichtbar herauf. Hier iſt, was ſie in dem verſchloſſenen Schreiben fand.

„Irene, deine ſterbende Schweſter, empfiehlt dir ihren Sohn. Ich hoffe Amurat bald zu folgen. Kalepin in deine Arme zu bringen, bediene ich mich eines Mittels, welches ich in anderer Gemüthsfaſſung, als meine gegenwärtige, wohl ſchwerlich für ſicher gehalten haben würde. Zara, die dir mein Kind in die Arme legen wird, giebt dir Erklärung über alles. Leb' wohl, bald ſehen wir uns wieder. Wenn der Mond zum ſiebenten male voll wird, denn warte meiner auf der hohen Terraſſe.“

Helene,
Gemahlin des groſſen Amurat.

Ehe Irene den Inhalt dieſes ſeltſamen Schreibens ganz zu faſſen vermochte, ehe ſie noch mit demſelben zu Ende war, lag Zara ſchon zu ihren Füſſen. Sie legte das ſchlummernde Kind der Prinzeßin in den Schoos, und beyder Unterhaltung beſtand in den erſten Augenblicken nur aus Thränen.

Iſt Helene, iſt meine theure lang entbehrte Schweſter, iſt ſie nicht hier? fragte die Prinzeßin, die ſich immer noch nicht von ihrer Hoffnung entwöhnen konnte.

Sie ſendet euch an ihrer Stelle, antwortete die Sklavin, das, was ihr lieber iſt als ihr eigenes Selbſt.

Amurats Sohn? — Himmel, welche Schadloshaltung für die Umarmung einer Schweſter!

Er iſt auch der Sohn Helenens, Prinzeßin! — Verdamme ſie nicht! verwerft ihn nicht! Er iſt das letzte Vermächtniß einer Perſon, die dem Tode entgegen eilt.

Dieſes war der Anfang eines Geſprächs, welches die ganze Nacht hindurch dauerte. Irene war unerſättlich in Anhörung des Vergangenen, und vergaß nöthigere Erwegungen darüber ganz und gar. Erſt gegen den Morgen fühlte man die Nothwendigkeit, Plane zu entwerfen, welche zu Erhaltung des Kindes, und zu Verbergung des ganzen Vorgangs ſo nöthig waren.

Ja, rief Irene, Helenens und Amurats Sohn ſoll der meinige ſeyn! Ich verzeihe ihr, daß ſie ſich ſo gern die Folgen ihrer Entführung gefallen ließ, ſo gern die Gemahlin eines Ungläubigen ward, ihn ſo bitter betrauert! Schweſterliche Liebe iſt keine ſtrenge Richterin, auch wird ihr Gott verzeihen, wenn es wahr iſt, daß es ihr gelang, den argen Feind der Chriſten für die Wahrheit zu gewinnen; aber gute Zara, was ſind wir durch das Urtheil gebeſſert, welches ich von Helenen fälle? Sind mit mir auch alle andere gewonnen? Darf ſich Amurats Sohn ohne Gefahr hier öffentlich zeigen? Kann ich ihn ohne Gefahr für meine Ehre, ohne merkliche Erſchwerung ſeiner Erhaltung heimlich bey mir halten? Zara! Zara! ſprich ſelbſt, was iſt hier zu thun? Das wachſende Tageslicht vermehrt meine Angſt. Man wird kommen mich zu ſuchen. Meine Leute werden nicht ſchweigen. Man wird dieſes Kind bey mir finden, und wir ſind verloren.

Nach langem Rathſchlagen kam man endlich auf den Entſchluß, der in allen be-

denklichen Dingen der ſicherſte iſt, man woll-
te die Mittelſtraſſe gehen. Das Abentheuer
dieſer Nacht ſollte bey weitem nicht allen,
aber doch einigen vertrauten Perſonen offen-
bart werden. Die vorläufig ernannten Theil-
nehmer des Geheimniſſes, waren Irenens
Buſenfreundin, Hermione, und die alte Ra-
a Heſittem, eben diejenige, von welcher die
rinzeßinnen einſt in einer geſchwätzigen
bendſtunde, die Wunder des verborgenen
anges erlernten, durch deren Kenntniß
ara den jungen Prinzen in die Arme Ire-
nens gebracht hatte.

Es war hier keine Zeit zu verlieren.
rene ſchlug in die Hände, und gab einer
klavin, die auf dieſes Zeichen erſchien, an
r Thür ihres Schlafzimmers Befehl, Ra-
Heſittem wegen einer ihr ſchnell zugeſtoſ-
nen Unpäßlichkeit zu ihr zu erbitten.

Es war in dieſer Forderung nichts auf-
lendes: die alte Raja, eine geborne Mu-
manin, war in den Geheimniſſen der
ilkunde hocherfahren, und machte in dem
ſerlichen Frauenzimmer die Aerztin, auch
die beſtürzte Irene würklich ſehr blaß,
ihr Uebelbefinden ließ ſich gut auf Rech-
ng der Abentheuer des vorigen Tages

ſchreiben, welche kein Herz in ganz Konſtantinopel unerſchüttert gelaſſen hatten.

Raja erſchien, mit ihr Hermione, die auf das Gerücht von Irenens Unpäßlichkeit, ungefordert herbeyeilte, und ſich nicht von dem geheimen Zimmer ihrer Freundin würde haben zurückweiſen laſſen, wenn auch ihre Gegenwart bey den verborgenen Verhandlungen in demſelben nicht nöthig erfunden worden wär. Sie war eine junge zartfühlende Perſon, die in ihrem kurzen Leben noch wenig erfahren hatte, und die Dinge, welche ſie hier vorfand, machten alſo auf ihre Einbildungskraft und auf ihr Herz einen gleich ſtarken Eindruck.

Erſtaunen und zärtliche Wehmuth waren ihre Gefühle, als ſie den kleinen Prinzen ſah, und die Geſchichte ſeiner wundervollen Herüberkunft vernahm. Raja erſtaunte, und weinte nicht über Kalepin, aber während Hermione ihn mit ſtrömenden Augen an ihre Bruſt drückte, und mit jener gutmüthigen Schwärmerey, die bey einem funfzehnjährigen Mädchen nichts ſeltnes iſt, ſchwur, ſie wollte die Mutterpflichten mit Irenen theilen, ſaß die weiſe Alte tiefdenkend, wie tauſend Dinge, die den jungen Prinzeßinnen, vornehmlich Hermionen, nicht in den Sinn kamen, klüglich zu veranſtalten, und beſonders wie Offenbarung und Geheimhaltung der Sache am beſten zu behandeln ſey.

Der Schluß fiel endlich einhellig dahin aus, man müſſe den Oberſten der kayſerlichen Leibwache, den alten Prokop mit in den vertraulichen Zirkel ziehen; ein Vorzug, der ihm wegen ſeiner Macht, ſeiner bekannten Redlichkeit, und ſeiner genauen Kenntniß aller Geheimniſſe des kayſerlichen Schloſſes zuzukommen ſchien, und den er gewiß durch eine vortheilhafte Wendung der Sache, mit Dank belohnen würde.

Was man hofte, geſchah. Prokop, dem es übrigens nicht gleichgültig ſchien, die Heimlichkeiten des unterirrdiſchen Ganges in der Gewalt ſo vieler Perſonen, in der Gewalt von Weibern zu wiſſen, gegen deren Geſchlecht er ein altes eingewurzeltes Vorurtheil hegte, nahm es über ſich, die Sache zum Beſten zu kehren. Dem jungen Prinzen Schutz zu verſagen, weil er Amurats Sohn war, das verſtattete ſein gutes menſchenfreundliches Herz nicht, ſeine Anweſenheit vor ſeinem Herrn zu verbergen, wär wider den Vortheil des Kindes, ſo wie offenherziges Geſtändniß aller Dinge, die daſſelbe angingen, bey einem Fürſten wie Konſtantin;

wider die Klugheit geweſen; er forderte, man ſollte den Knaben und ſeine Wärterin ihm überlaſſen, und baldiger Nachricht von ihm entgegen ſehen. Irene und Hermione baten, nur nicht zu lang von ihrem angenommenen Sohn getrennt zu werden, und lieſſen ihn mit tauſend Küſſen aus ihren Armen.

Es war gegen den Abend, als Kayſer Konſtantin einen ſeiner Kämmerlinge an Irenen abſchickte, ſich zu erkundigen, ob ſie ſich wohl genug befinde, ihn zu ſprechen, weil er Dinge von Wichtigkeit mit ihr zu bereden habe.

Meine Nichte, ſagte er, als er ſie dicht hinter dem zurückkehrenden Boten nebſt Hermionen eintreten ſah, Eure Bereitwilligkeit, Euch bey mir einzufinden, ungeachtet ich höre, daß Ihr unpäßlich ſeyd, iſt mir ein gutes Unterpfand, was ich in dem vorliegenden Fall von Euch zu erwarten habe. Durch eine Kette von Begebenheiten, die ſelbſt mir noch nicht ganz deutlich ſind, iſt ein Kind in die heiligen Mauern dieſes Pallaſts geliefert worden, welches man wahrſcheinlich nur unter meinem Schuze ſicher hält. Zweifelsfrey gehört es einem meiner Freunde und Bundsverwandten; das Zutrauen, mit welchem man es meinen Händen überläßt, zeugte hievon, ſo wie die Koſtbarkeit alles deſſen, womit es umgeben iſt, von ſeiner hohen Abkunft. Dieſe Nachforſchung würde hier unnöthig und pflichtwidrig ſeyn, nöthiger iſt es, auf Mittel zu denken, dem verlaſſenen Kleinen mütterliche Pflege, deren er ſo ſehr bedürftig iſt, zu verſchaffen. — Es iſt wahr, der menſchenfreundliche Prokop hat ihm ſchon eine gute Sklavin zugegeben, aber was iſt Sklaventreue gegen das, was ich für meinen kleinen Schutzverwandten wünſche! — Euch, gute Irene, habe ich zu ſeiner Mutter und Pflegerin erſehen; und es iſt mir lieb, daß ich meine Tochter Hermione an Eurer Seite ſehe; ſie kann ſich unter Eurer Aufſicht üben, das göttliche Geſchäft einer Schützerin der Verlaſſenen kennen zu lernen. Rechenſchaft werde ich fleißig von Euch fordern, und ich hoffe, ihr werdet in dem, was über Eure Erfahrung und Kräfte geht, die verſtändige Raja zu rathe ziehen.

Die Prinzeßinnen hörten, daß Prokop durch den Mund des guten Kayſers ſprach. Was er ihm eigentlich vorgeſpiegelt hatte, wußten ſie nicht, aber ſie waren mit dem Erfolg ſeiner Verhandlungen zufrieden.

Beyde weinten, als man Ihnen ihren Pflegeſohn in die Arme legte, und dieſe Thränen wurden ihnen von dem frommen Kayſer höher angerechnet, als ſie es verdienten, Konſtantin fand es himmliſch, göttlich, ſich eines ganz fremden Kindes mit ſolcher Milde anzunehmen. Irene wußte wohl, wie nahe ihr dieſes Kind verwandt war, und Hermione machte ſich alles deſſen, was ihre Freundin betraf, zu ſehr theilhaftig, um kalt zu bleiben, auch floſſen beyder Thränen guten Theils aus Freude, wegen der überſtandenen Angſt, und wegen der guten Wendung, welche eine ſchwere Sache unter den Händen des weiſen Prokops genommen hatte.

Ruhig und ohne Furcht vor falſcher Deutung, konnten ſich nun die Damen der Pflege des Prinzen überlaſſen. Die ſchon vorher aus Freundſchaft Unzertrennlichen wurden durch dieſes Kind noch feſter verbunden. Zara blieb Kalepins Wärterin, und die weiſe Raja Haſittem verſtärkte oft die Geſellſchaft in Irenens innerſtem Zimmer.

In der Stadt hatte man ſich indeſſen noch ſo wenig, als in den Mauern des Pallaſts von dem Schrecken erholt, welches aus dem ominöſen Wiehern des Roſſes auf der Tapete entſtanden war. Dieſes fürchterliche Vorzeichen vermehrte ſich mit dem Gerücht von andern noch ſchrecklichern. In den Morgenſtunden des Tages, ehe Konſtantinopel durch das gräßliche Getön erſchüttert ward, welches man hier vorher nur zweymal gehört haben wollte, waren alle Waſſerbehälter der Stadt übergeſtrömt; wie die Vielſeher behaupteten, hier und da vom Blut übergeſtrömt. In dem Bauche der ehernen Ochſen hatte man klägliches Wimmern, wie von unter dem Würgeſchwerd zitternden Kindern vernommen, und die Bildſäule des groſſen Byzantes hatte zu zwey verſchiedenen Mahlen vom Kopf zu den Füſſen gezittert.

Die ſchwache Hermione bebte, als dieſe Dinge mit vielen Zuſätzen im Frauenzimmer erzählt wurden, ungeachtet ihr Raja Heſittem, und Irene genug geſagt hatten, das ihr zu beruhigender Erklärung dieſer Wunder hätte dienen können. Dieſe beyden klugen Damen, vielleicht die aufgeklärteſten im ganzen kayſerlichen Frauenzimmer, und alſo auch die geneigteſten, Kenntniſſe, die ihnen zur Beruhigung dienten mit andern gemein zu haben. konnten nicht begreifen, warum der weiſe Prokop, die Bewohner Konſtantinopels ſamt ihren Beherrſcher unter den fürchterlichſten Vorſtellungen zittern ließ, die der Aberglaube hervorbringen kann, da Enträthſelung all der ſchrecklichen Wunderzeichen in ſeiner Gewalt war.

Ihr ſeyd Weiber, antwortete Prokop in einem Geſpräch, das einſt mit ihm über dieſen Gegenſtand gehalten ward, ihr ſeyd in Eurer Abgeſchiedenheit, für kluge Beurtheilung der Menſchen verwahrloßt; Furcht iſt die Mutter der Sicherheit. Den Bewohnern dieſer ſtolzen Kayſerſtadt, an deren Mauern ſich ſo mancher Feind den Kopf zerſchellte, iſt eine Erinnerung, daß auch ſie fallen könnten, nicht unnöthig, und woher meynt ihr, daß dieſe kommen ſoll? Am beſten aus der Welt der Wunder, an die ſie einen ſo ſtarken Glauben haben; andre Mahnungen erſchüttern ſie zu wenig. Die nahe Nachbarſchaft der Türken, ihre wachſende Macht, Amurats Tod, ſeines Sohns ſich allmählig entwickelnder Charakter, macht ſie nicht zittern, nun ſo mögen ſie denn zittern, weil die Bildſäule des groſſen Byzantes gezittert hat, weil Kindergewimmer in dem

Hauche der ehernen Ochſen gehört ward, und weil St. Georgs Pferd mit ſeinem prophetiſchen Wiehern das Signal von naher Gefahr gab.

Aber was hat mein unglücklicher Vater gethan, fragte Hermione, daß auch er keinen Strahl von dem Lichte ſehen darf, das uns erheitert.

Ich wollte auch ihr, auch Eurer keine hätte von dieſem tröſtenden Lichtſtrahl etwas erblickt, ſagte der Alte.

Und warum? rief Irene mit einiger Empfindlichkeit.

Das könnte ich euch mit der höchſten Deutlichkeit vor Augen legen. Weibern ſind Geheimniſſe ein gefährlicher Schatz, ſie ſind in dieſem Stück ſo freygebig, daß ſie nichts für ſich behalten können. Durch Raja, die ihre Kenntniß jener verborgenen Dinge wohl auch einer Dame, vielleicht einer unſrer alten längſt verſtorbenen Kayſerinnen zu danken haben mag, ward Helene und Irene von dieſen Dingen unterrichtet, durch Irenen erfuhr es Hermione, und dieſe gute Prinzeſſin denkt vor Unmuth zu ſterben, daß ſie nicht alle Welt, daß ſie nicht wenigſtens ihren Vater, dem Licht in dieſen Dingen am aller wenigſten nützt, ſo klug machen ſoll, als ſie ſelbſt iſt.

Aber die Urſach, die Urſach Prokop, warum es beſſer geweſen wär, daß Raja, und ich, und Helene, und Hermione, und wir alle von jenen Geheimniſſen nichts wüßten?

Wie, Irene? dieſe leuchtet euch nicht ein? Amurats Gemahlin war wohl eine ſehr bedenkliche Mitwiſſerin der heimlichen Zugänge von Konſtantinopel. Laßt es ſeyn, daß ſie dieſe verborgenen Dinge treulich bewahrte, ſo hat ſie uns doch vermittelſt derſelben an ihren Sohn ein ſehr gefährliches Geſchenk gemacht.

Wie? dieſes unſchuldige Kind? könntet ihr es haſſen?

O nein! Nur wünſche ich ihm Sicherheit an jedem andern Orte lieber, als in unſern Mauern.

Ich begreif euch nicht, Hauptmann! ſchrie Irene, aber den Schaden beyſeit geſetzt, den Helenens Theilnehmen an unſern Verborgenheiten hätte bringen können, ſo werdet ihr doch wenigſtens eingeſtehen, daß meine Wiſſenſchaft von denſelben gut und unſchädlich war.

Nichts weniger! mindſtens für Euch ſelbſt nicht. Furcht und Unwiſſenheit möchte wohl auch für Euch der Grund zu mehrerer Behutſamkeit werden. Ueberdieſes muß ich auch ſagen, daß Euer Nichtglaube an das Wiehern von St. Georgs Pferd, und Euer freyer Muth, da jedermann zitterte, Euch den Konſtantinopolitanern aus einem ſehr falſchen Lichte gezeigt hat; man denkt zweydeutig von Eurer Rechtgläubigkeit, und man dürfte nur noch wiſſen, daß ein mahomedaniſcher Prinz hier unter Eurem Schutz und Eurer Pflege lebt, ſo würde man Euch in ganz Konſtantinopel Eurer durchächteten Schweſter Helene an die Seite ſetzen, und Euch haſſen, wie man ſie haßt.

Die Damen ſchwiegen. Raja, weil ſie viel von der Wahrheit in den Worten des alten Kriegsmanns fühlte, Irene, weil ſie aus dem Felde geſchlagen war, und Hermione, weil ſie bey ihrer funfzehnjährigen Weisheit ſich klüger dünkte, und weniger zu überzeugen war, als all die andern.

Mit ſeinem Geſchwätz! ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Bewieſen iſt im Grunde gar nichts! Auf die Frage wegen meines Vaters blieb er mir ſogar die Antwort ſchuldig.

Der unglückliche Kayſer! wie er ſich das Herz über einem Hirngeſpinſte abnagt! in wie viel Gefahr er iſt, aus bloßer Furcht falſche Schritte zu thun! Hermione! Hermione! bedenke dich, wie du die Pflichten einer guten Tochter und einer guten Bürgerin gewiſſenhaft erfüllen willſt!

Mahomed und Konſtantin befanden ſich, ſo lang Amurat lebte dem Anſchein nach, in einem ganz freundſchaftlichen Verhältniß gegen einander. Man liebte ſich, man traute einander gegenſeitig nicht, aber man ſuchte ſich, aus Urſachen, die einem jeden bekannt waren, zu ſchonen.

Konſtantin hielt es der Höflichkeit gemäß, ſeinem furchtbaren Nachbar zu Adrianopel oder Uskadama, über den Tod ſeines Vaters ſein Beyleid bezeigen zu laſſen; ſeine Geſandten wurden freundlich aufgenommen, und ihm ward zurück entboten, wie man von ſeinen guten Geſinnungen gegen den Verſtorbenen ſo überzeugt wär, daß man ohne Furcht vor abſchlägiger Antwort, nächſter Tage mit einem möglichen Anſinnen hervortreten würde. Dieſes mögliche Anſinnen, über welches man den griechiſchen Kayſer nicht lang zweifelhaft ließ, betraf nichts geringers, als die Anlage eines Gebäude dieſſeit des Bosphorus, in welchem, ſo gab Mahomed vor, die Gebeine ſeines Vaters, der doch längſt am Hämus beerdigt worden ſeyn ſollte, dort beyſetzen laſſen zu wollen.

„Genſeit des Kanals, welcher zweyen Meeren gebietet, ſo lauteten die Worte des Sultans, erbaute Amurat in dem feſten Schloſſe Anadoli ein Denkmal ſeiner Gröſſe, ihm gegenüber zeige das Trauergewölbe, das ſeine Aſche deckt, daß Amurat ein Menſch war, wie Mahomed und Konſtantin. Brüderlich werden ſich denn beyde die Hände reichen, und bis zum Ende aller Dinge wie Brüder leben.“

Die Urtheile über dieſes Anmuthen, welches noch in der nehmlichen Stunde, da es an den Kayſer gelangte, durch ganz Konſtantinopel ſchriftlich von einer Hand zur andern ging, waren ſehr getheilt und verſchieden. Einige ſchrien hoch auf über die edeln wahrhaftig chriſtlichen Geſinnungen des Sultans, die aus jedem Wort deſſelben athmeten, andere fanden das Geſuch wenigſtens unſchädlich, und leicht zu gewähren, die dritten zuckten die Achſeln, indeſſen die vierten und die fünften, welche ſpitzfündige Grübler waren, nichts bedenklicher fanden, als daß Mahomed ſeinen Namen dem Namen ſeines gewählten Bruders vorgeſetzt habe; auch meynten ſie, es könne wohl in den Worten vom Ende aller Dinge eine Zweydeutigkeit liegen.

Niemand war mehr wider Mahomeds Anſinnen als Prokop, oder vielmehr, er war unter allen Miniſtern des Kayſers allein dawider, denn die andern gehörten alle zur erſten und zweyten der vorerwehnten Klaſſen; ſie ſtritten und argumentirten ſo heftig für Mahomeds Redlichkeit, als wären ſie mit türkiſchem Golde zu ſeinen Lobrednern erkauft.

Und laßt ihn unredlich ſeyn, ſchrie das Volk, bey welchem das Schrecken über St. Georgs wieherndes Roß ſchon vorüber war, laßt ihn auch böſes im Sinn haben, was kann er uns ſchaden? Schützt uns nicht die alte Sage, welche wörtlich alſo lautet: „Kein „Feind kann der Stadt der Städte ange„winnen, ſo lang die ehernen Ochſen, der „Stadt Schutzbild, noch zwiſchen ihm und „ihr liegen; ja wär er auch bis hart an „die Hörner der geheimnißvollen Stiere ge-

„langt, ſo mag man ihn doch noch zurück„ſchlagen, ſo lang er nur ihren Rücken noch „nicht geſehn hat.“

Der Kayſer hörte das Volk, hörte ſeine Diener, prüfte und erwog, und — lenkte ſich auf die Seite des einzigen Prokops; ob allein wegen der Kraft ſeiner vernünftigen Vorſtellungen, oder nicht vielmehr, weil ihm die kürzlich geſchehenen Wunderzeichen noch in friſcherm Gedächtniß waren, als den andern Konſtantinopolitanern, das wollen wir nicht entſcheiden.

Im Frauenzimmer bekümmerte ſich niemand ſonderlich um dieſe Dinge als Kalepins Freundinnen; doch auch dieſe waren getheilt. Die weiſe Raja neigte ſich auf die Seite des Hauptmanns von der Leibwacht. Zara, die als eine Sklavin freylich keine Stimme hatte, meynte, ihre Gebieterin Helene würde entzückt ſeyn, dem geliebten Amurat auf chriſtlichem Grund und Boden ein Denkmal errichtet zu ſehen. Irene geſtand, daß ſie nicht weitſehend genug ſey, um hier zu entſcheiden, aber Hermione behauptete überlaut, daß nur noch die Ueberbleibſel grundloßer Furcht ihren Vater bewegen könnten, dem Sultan in ſo einer Kleinigkeit entgegen zu ſeyn, daß man durch

Weigerung nichts thun würde, als einen zum Frieden geneigten Feind zu reitzen, und daß überdieſes ihr nichts ſchöner und erbaulicher dünke, als gemeinſchaftliche Wallfarthen von Türken und Chriſten zu Amurats Grabe; Feyerlichkeiten, die, wie ſie meynte, bey der gleichen Achtung, die beyde Völker für ihn hegten, nicht ausbleiben würden. O Kalepin! rief ſie aus, indem ſie das Kind an ihre Bruſt drückte, welch Entzücken, dich über der Aſche deines Vaters zum Chriſten weihen zu laſſen!

Und, ſetzte Irene halblaut hinzu, die entzückende Möglichkeit, einſt vielleicht Helenen dort zu umarmen! Dies wär ja wohl Vorſchmack, der uns vorlängſt geweisſagten ſeeligen Vereinigung aller zu einem Glauben!

Hermione ſchwieg, aber kein Zweifel iſt, daß die, obgleich zaghaft geäuſſerten, Wünſche ihrer Freundin jeden Entſchluß beſchleunigten, den ſie vielleicht ſchon vorher gefaßt haben mochte. — Ihn auszuführen, nahm ſie der erſten Gelegenheit wahr, da es das Ceremoniel erlaubte, ihren Vater zu beſuchen.

Mahomeds Botſchafter hatten ſchon um den Mittag verneinende Abfertigung bekommen ſollen, jetzt kam auf einmal der Entſchluß des Kayſers dazwiſchen, daß ſie bis den andern Tag bleiben ſollten, und ſie wurden denn — mit einem bereitwilligen, faſt durch keine Bedingung eingeſchränkten Ja entlaſſen.

Hermione, welche ihre Freundin in länger als zwölf Stunden nicht geſehen hatte, kam mit dieſer Botſchaft nach dem innern Pallaſt der Damen zurück, und wunderte ſich nicht wenig, Irenens Freude über dieſelbe ſo klein zu ſehen.

Liebe Hermione, ſagte die Prinzeßin, wer bürgt uns für den Ausgang dieſer Dinge? Und glaubſt du nicht, daß ich die Wünſche, welche ich würklich um Helenens willen hegte, kühnlich hätte laut werden laſſen, wenn mich nicht Mißtrauen in mein Urtheil, und Ueberzeugung zurück gehalten hätte, daß in einer Lage, wie die unſrige, gegen Mahomed jeder Schritt mit Ueberlegung gethan werden müſſe?

Hermione verſicherte, daß, ſo viel ſie wiſſe, eben dieſe Ueberlegung der Grund von dem Entſchluß des Kayſers geweſen ſey. Gegen den Abend, als Hermione nicht gegenwärtig war, trat der alte Prokop haſtig ins Zimmer. Prinzeſſin, rief er, indem er ſich zu Irenen wandte, ich komme, Abſchied von Euch zu nehmen. Der Pallaſt, deſſen Hüter ich nun ein halbes Sekulum war, ſtößt mich aus. Ich muß die Sicherheit ſo vieler Perſonen, die mir werth ſind, andern, Gott gebe, treueren Händen überlaſſen.

Irene und Raja traten näher zu ihm; das lebhafteſte Erſtaunen mahlte ſich in ihren Augen.

Ich verſtehe, fuhr Prokopius fort, ich verſtehe die Frage, die auf Euren Lippen ſchwebt, aber beantworten kann ich ſie nicht. Was ich verbrochen habe, wer oder was mich von hinnen treibt, das iſt mir unbekannt. Vielleicht, legte der Ernſt, mit welchem ich gegen die Wankelmüthigkeit des Kayſers ſprach, der Ernſt, mit welchem ich mich der unbedachtſamen Einwilligung in die vielverſteckende Forderung Mahomeds widerſetzte, vielleicht legte dieſer den Grund zu meinem Fall, vielleicht liegt auch hier noch etwas anders verborgen. Räthſelhaft war die Art, mit welcher mich der Kayſer entließ, räthſelhaft, aber doch nicht hart; der ſanfte Konſtantin kann ſelbſt, indem er zu kränken ſcheint, nicht anders als mild verfahren.

Prokop, ſagte er zu mir, alter treuer Diener meines Hauſes, ich muß dich entlaſſen; nöthige mir die Urſach meines Verfahrens nicht ab, es würde mir kränkend ſeyn, mit dir rechten zu müſſen! — Der Kayſer rechte mit mir! rief ich mit mehr Stolz als Beſtürzung, und ich weis, ich werde unſchuldig befunden werden. Alter! Alter! fuhr er fort; hier nicht! und ob du mich einmal in deinem Leben, ob du mich aus Grundſätzen der Klugheit oder Menſchlichkeit hintergangen hätteſt, ſo müßte ich dich doch entlaſſen, weil dir einer der vornehmſten Vorzüge meiner Diener fehlt — Und welcher? — Der, mich nie hintergangen zu haben. — Ich bin zu alt zu bitten, auch habe ich dem Kayſer auf meinem Poſten gedient und nicht mir, daher ſagte ich nichts weiter gegen Konſtantins Worte, ſondern verließ ihn mit dem Wunſch, der mir wahrhaftig von Herzen geht, daß alle ſeine Diener immer dem Bilde entſprechen möchten, das er ſich von ihnen machte.

Prokop hatte noch nicht ganz geendigt, Irene und Raja ſich noch nicht ganz von ihrem Entſetzen erholt, da ſtürzte Hermione herein. Ihre Augen ſchwammen in Thränen, ſie flog auf den guten Alten zu, und wenig fehlte, daß ſie ihn, in der Bewegung, in welcher ſie war, nicht ganz wider die Hoheit ihrer Perſon, und die Geſetze der Sittlichkeit, in die Armen geſchloſſen hätte.

Unglücklicher, unglücklicher Greis, ſchrie ſie, indem ſie eine ſeiner Hände zwiſchen den ihrigen drückte; was ſoll ich thun? Ich habe für Euch gebeten! alles alles iſt umſonſt!

Habt ihr? fragte der kaltblütige Alte. Wahrhaftig, Prinzeßin, da hättet ihr warten ſollen, bis ihr vorher von mir gebeten worden wäret. Ueberlegt doch ein wenig, ob ihr etwa ſchon vorher irgend eine ungebetene Bemühung für mich übernommen habt?

Hermione weinte ſehr, und fuhr fort ſo untröſtlich zu weinen, daß die weiſe Raja, die ſich auch ein wenig auf den Gang menſchlicher Empfindungen verſtand, zu glauben begann, die junge Dame müßte ſich hier irgend etwas vorzuwerfen haben, das ihr zartes Gewiſſen beengte, ſo, daß dieſe Thränen mehr auf Selbſtvorwürfe, als auf Betrübniß über das Schickſal eines Mannes gingen, gegen welchen ſie nie eine beſondere Anhänglichkeit bezeigt hatte. Irene war hierin mit ihr einverſtanden, doch ſetzte ſie hinzu, daß ſie Hermionen, es möge auch vorgegangen ſeyn, was da wollte, keines Bosheitsfehlers fähig halten könne.

Nach der Zeit ward es merklich, daß Konſtantin das Wiehern des Roſſes auf der Tapete, und das Zittern des groſſen Byzantes, zwar nicht vergeſſen hatte, aber nicht mehr darüber bebte. Er verweilte oft und lange in dem Saale, wo St. Georgs Bild paradirte, und einige wollten ſogar wiſſen, daß er die Tapete habe aufheben, und hinter derſelben allerley Unterſuchungen anſtellen laſſen. Uebrigens bezeigte er ſich froh und hochgemuthet; der nahe Untergang des griechiſchen Kayſerthums, von welchem er bisher oft angſtvolle Ahndungen gehabt hatte, ſchien von hellern prophetiſchen Ausſichten in die Zukunft verdrängt zu werden; ein halber Prophet mußte ja Konſtantin auch wohl ſeyn, weil er auf einmal eine Menge ihm bisher dunkler Dinge zu durchſchauen ſchien. Selbſt Kalepins Herkunft ſchien ihm kein Räthſel mehr zu ſeyn. Unglücklicher Sohn Amurats! ſo wollte ihn einſt Zara haben ſagen hören, als ihm Hermione das Kind in die Arme legte, unglücklicher Kalepin! in mir ſollſt du den Vater wiederfinden, den du verlorſt! — Irene erfuhr oder achtete dieſes nicht. Sie fuhr fort, dem kleinen Prinzen Mutter zu ſeyn; hätte man ſie um ſeine Geburt befragt, ſo würde ſie dieſelbe vielleicht nicht verſchwiegen haben, dies geſchahe nicht, und alles blieb im gewohnten Gange.

Indeſſen ſtieg das Gebäude am Bosphorus immer herrlicher empor; Mauſoleum oder Moſchee, oder was es werden ſollte, ſo zog es die Bewunderung aller Umwohnenden auf ſich. Die neugierigen Konſtantinopolitaner wallfartheten fleißig dahin, aber alles was ſie ſahen, machte ſie keinen Augenblick zweifelhaft über die Beſtimmung des Baus; ſie glaubten ja, derſelben aus Mahomeds eigenen Worten gewiß zu ſeyn. Die näher wohnenden Bürger von Pera, die alles beſſer beobachten konnten, hatten hierin andre Gedanken. Der Kayſer litt von dieſen Leuten viel Ueberlauf, welche wie alle Kleinſtädter, (ſo nannte man ſie in der Kayſerſtadt,) ſehr furchtſam und nachdenklich waren. Herr, ſagten ſie, wir ſorgen, der Erbfeind der Chriſtenheit, handle trüglich mit uns. Amurats Grabgewölbe wird nichts anders als ein veſtes Kaſtell; ob dir in der Nähe deiner Reſidenz ein ſolches zu dulden anſteht, magſt du ſelbſt erwegen. Seyd ruhig, antwortete Konſtantin, den endlich der Augenſchein überzeugte. Die Ungläubigen haben dieſe Veſte für uns gebaut; ſie ſind hier in unſerer Gewalt, die erſte Feindſeeligkeit von ihrer Seite, welche uns das Recht giebt, feindlich gegen ſie zu verfahren, bringt die ſtolze Burg in unſere Gewalt, und wir haben denn eine Schutzmauer mehr gegen Mahomed.

Aus dieſer Antwort des Kayſers erhellt, daß ſeine Gedanken von Mahomed nicht mehr ganz diejenigen waren, die man zu Anfang von ihm gehegt hatte; wie hätte man auch an ihm lang irre bleiben können. Das Blut ſeiner ermordeten Brüder zeigte ſeinen Charakter in ſeinem wahren Lichte, und die Freyheiten, die er dem Kriegsvolk gönnte, das ihn anbetete, und die Emſigkeit, mit welcher er dieſes Kriegsvolk zu mehren, und ſeine Heersmacht zu vergröſſern bemüht war, machten den Denkern manches Nachſinnen. Was Prokop dabey dachte, wiſſen wir nicht, denn er war jetzt ganz auſſer Würkung geſetzt, und hielt es nicht für gut, ohne Aufforderung zu handeln oder zu rathen. —

Einige vernünftige Beurtheiler der mahomedaniſchen Macht meynten, ſo lang Ali Baſſa noch beym Sultan in gutem Anſehen ſey, ſo dürfte man an ſeiner Treue nicht gänzlich verzagen. Fünfjähriger Friede war den Chriſten zugeſagt, und Ali Baſſa war bey Türken und Chriſten als ein heiliger Vertheidiger geſchworner Eide bekannt. — Es war eigentlich zu verwundern, daß Ali, nach ſo manchem, das uns von ihm bekannt iſt, ſeinen Platz immer behaupten konnte; aber er wußte, theils durch Furcht, theils durch Entfernung jedes Mißtrauens, immer ſo viel über den Sultan zu erhalten, daß er ihn von ſeiner Stelle weder heben konnte noch mochte.

So ſorgfältig auch Ali war, alle Schritte, die er heimlich gethan haben mochte, mit dicker Dunkelheit zu umhüllen, ſo war ihm doch dieſes vielleicht nicht überall gleich gut gelungen, wenigſtens wußte Mahomed manches das geſchehen war, wenn ihm auch zur Zeit noch unbekannt ſeyn mochte, wer es gethan hatte. Was wir hierunter verſtehen, das lehre die Folge.

Konſtantinopel ſah abermals Geſandte des Sultans mit Briefen und mündlicher Botſchaft in ſeinen Mauern.

„Mahomed, Amurats Sohn," — ſo ſchrieb der Sultan, — „vernimmt es nicht „ungern, daß der liebſte ſeiner Brüder, der „junge Kalepin, unter den Augen des mildthätigen Konſtantin erzogen wird; da aber „der Knabe, den Mahomed zu ſeinem Thronfolger beſtimmt, dieſer Milde nicht bedarf, „und von ſeiner Mutter, der Sultanin Helene, genſeit der goldenen Pforte, ſeiner Be-

„ſtimmung weit gemäßer erzogen werden wird,
„als in Konſtantinia, ſo bittet Mahomed ſeinen
„Bruder, den Beherrſcher der Chriſten,
„ihm das geliebte Kind nicht länger vorzuenthalten,
„ſondern es durch dieſe Boten in ſeine
„Arme, und in die Arme ſeiner traurenden
„Mutter zurückzuſchicken.“

Der Kayſer las dieſes Schreiben vollkommen mit den Gedanken, mit welchen es unſere Leſer geleſen haben werden, und er dachte edel genug, ſeiner Ueberzeugung gemäß zu handeln. Nicht darum hatte er Kalepin in ſeinen Schutz genommen, daß er ihn ſeinem ergrimmteſten Feinde ausliefern wollte.

„Mir iſt, ——“ ſo antwortete er mit klugem Doppelſinn, „von Kalepin nichts, als
„ein dunkles Gerücht zu Ohren gekommen,
„welches vielleicht nichts mehr als bloßes Geſchwätz
„unſerer Damen war, auch kann ich betheuern,
„daß nie ein türkiſcher Prinz meinem
„Schutz empfohlen ward. Kühn wär in der
„That eine ſolche Empfehlung geweſen, da ja
„bekannt iſt, daß ein griechiſcher Kayſer das
„Band, das Amurat und Helenen verknüpfte,
„und aus welchem dieſer Kalepin entſprungen
„ſeyn ſoll, nicht billigen konnte. Beharret
„indeſſen Mahomed auf ſeiner Meynung, ſo
„komme er ſelbſt zu ſeinem Bruder Konſtan-

„tin; die innerſten Gemächer des Porphyriums ſollen ſich vor ihm öffnen, und kann er ſein Recht auf irgend eine Perſon oder Sache, die in demſelben enthalten iſt, geltend machen, ſo darf er an der Rückgabe nicht zweifeln.“

Mahomed, der dieſes Schreiben mit ſchäumendem Grimm las, ließ mündlich dem Kayſer zurück entbieten. Er würde die Einladung in das Innere des kayſerlichen Pallaſts in gutem Gedächtniß bewahren; auch dürfe man nicht zweifeln, daß er bey ſeiner Erſcheinung ſeine Rechte vollkommen geltend zu machen wiſſen werde.

Die Urſach der türkiſchen Geſandſchaften blieb dem Volke nicht ganz verborgen, es rottete ſich zuſammen, und drang auf Kalepins Herausgabe. Prokop ſtand an der Spitze des Haufens, und führte das Wort mit mächtiger Beredſamkeit.

Der Kayſer erſtaunte, den redlichen Mann als den Worthalter einer rebellirenden Volksmenge zu erblicken, und Hermione, des Kayſers Lieblingstochter, die bey der Audienz gegenwärtig war, warf einen Blick auf ihn, der den ganzen Drang ihrer Empfindungen ausdrückte.

So,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

So, Alter! ſprach ſie, als es ihr gelang einige Worte mit ihm zu wechſeln, jetzt kenn' ich dich! Und hinfort reut mich nichts mehr, das ich mir bisher deinetwegen zum Vorwurf machte.

Prinzeßin, antwortete Prokop, mich dünkt, ihr habt ſo viel zu bereuen, daß ich mich billig beſcheide, daß das, was davon auf meine Rechnung kommt, vergeſſen werde. Eure Schwatzhaftigkeit war vielleicht die Urſach meines Falls, ganz gewiß aber iſt ſie der Grund der Gefahr, welche über eurem Liebling ſchwebt. Wo könnte man auſſerhalb Konſtantinopel etwas von Kalepins Anweſenheit wiſſen, wenn nicht Weiber die Bewahrerinnen des Geheimniſſes wären? Nun iſt der unglückliche Prinz verrathen, und ſeine einige Sicherheit möchte vielleicht darin beſtehen, daß man ihn meinen Händen auslieferte. Wär indeſſen ſeine Rettung unmöglich, ſo dächte ich doch, das Leben eines unmündigen Kindes dürfte dem Wohl einer ganzen Stadt, und dem Leben ihrer fünfmal hundert tauſend Einwohner mit einigem Schein von Gerechtigkeit aufgeopfert werden.

Prokops und Hermionens Unterredung ward hier unterbrochen. — Das Volk wurde vom Kayſer auf beſſere Beherzigung ſeines Geſuchs hingewieſen. Man durfte Konſtantin nur ſehen, nur ſprechen hören, ſo war es unmöglich ſeinem Willen entgegen zu ſeyn. Der unruhige Haufe zerſtreute ſich, und was die nachmahlige Erklärung des Kayſers noch für Zweifel in den Herzen des Volks überließ, da ward durch eine von jenen Proben der kayſerlichen Milde getilgt, welche unter den Namen von Largitionen bekannt ſind, und die Konſtantin dieſesmal mit beſonderm Glanze veranſtaltete.

Von der groſſen Pforte des Pallaſts ſchlang ſich damals ein majeſtätiſcher Säulengang nach der Stadt zu; er führte wegen ſeiner Geſtalt den Namen Sigma, und endete ſich in einen groſſen viereckigten Platz, auf deſſen Mitte aus einem ſilbernen Becken von ungeheurer Gröſſe, das Waſſer aus dem unterirrdiſchen Aquadukt, der uns bekannt iſt, himmelan getrieben wurde. Konſtantins Befehl hemmte dieſen Tag das verborgene Triebwerk; ein Befehl, der weiter keinen Schaden that, als daß in dem entlegenſten Theil der Stadt, der von armen Leuten bewohnt wurde, einige Häuſer unter Waſſer geſetzt wurden, und in einem andern eben ſo bevölkerten, ein halbes hundert Menſchen zwölf Stunden Durſt leiden mußten; Kleinigkeiten, welche bey einem Fürſten wie Konſtantin, in einer Stadt wie das zweyte Rom, nicht in Anſchlag kam.

Das von Waſſer geleerte Becken ward auf Koſten des Kayſers mit den ſchönſten und ſeltenſten Früchten erfüllt, die man, ſo wie die umher geſtellten, aus dem groſſen Magazin mit dem ſchönſten egyptiſchen Korn beladenen Wagen, auf gegebenes Zeichen dem Volke Preis gab. Konſtantin von ſeinen Cäſaren, Autokratoren, und Sebaſtokratoren umgeben, ſah dem geräuſchvollen Schauſpiel, das nicht ganz ohne Blut abging, von ſeinem Throne zu, und ſeine Lieblingstochter, die ſchöne Hermione, die an dieſem Tage für ihren künftigen ſchon gewählten Gemahl, den Titel eines Deſpoten *) erhielt, theilte mit ihrem erhabenen Vater die königliche Luſt, das Lärmen und Drängen des Volks von der höchſten Staffel des Throns mit anzuſehen; wohlbefriedigt verließ

---

*) Ehrenbenennungen der griechiſchen Prinzen von Geblüte. Der Name Deſpot war der höchſte, denn er ward meiſtens dem Geliebteſten unter allen Söhnen oder Brüdern des Kayſers beygelegt.

daſſelbe den groſſen Platz, es rief ſeinem freygebigen Beherrſcher, indem es ſich zerſtreute, tauſend hohe, ſonſt nur auf die Gottheit anwendbare Benennungen zu, niemand dachte mehr daran, Konſtantins Entſchlieſſungen zu meiſtern, von Mahomeds Forderungen war gar nicht mehr die Rede, und die neue Deſpotin kehrte über das Schickſal Kalepins völlig beruhigt in das Innere des Pallaſts zu Irenen zurück, um in ihren Armen von den Laſten drückender Gröſſe auszuruhen.

Dieſe Largition oder allgemeine Ausſpendung, worin das neue Rom dem alten nachahmte, und von welchen wir hier etwas geſehen haben, war nicht die einige in ihrer Art; des Jahres viermal, pflegte die Milde der Kayſer, und die Nothwendigkeit, das immer murrende Volk zu ſtillen, ähnliche Feſte zu veranlaſſen; dieſes hier hatte nur das einzige voraus, daß es zu ungewöhnlicher Zeit veranſtaltet wurde, und daß es — das letzte in ſeiner Art war.

Ach, die Herrlichkeit Konſtantinopels war nahe an ihrem Untergange. Fröhliche Feſte ſollten hier gar bald mit ganz andern Auftritten wechſeln, und der Thron, der ſich über alle Throne der Welt zu erheben glaubte, ſollte in kurzem ſo zertrümmert werden, daß wir ihn noch jetzt in ſeinen Ruinen unter der Gewalt der Ungläubigen nicht mehr kennen.

Aus dem nun geendigten Schloſſe am Bosphorus, dem ſein ſchnelles Entſtehen nichts an Veſtigkeit und drohender, unglückweiſſagender Anlage benommen hatte, begannen die Umwohner allgemach von der türkiſchen Beſatzung allerley Ueberlaſt zu leiden. Geraubte Mädchen und Pferde machten den Anfang, wichtigere Beeinträchtigungen des Eigenthums und der Ruhe folgten, und ehe Konſtantin und Mahomed Recht und Unrecht abwägen konnten oder wollten, hatte man ſchon von einer Seite mit dem Schwerd in der Fauſt Rache genommen, von der andern Gegenrache geübt, und durch immer neue Feindſeligkeiten ein Feuer angefacht, das mit jedem Augenblick wuchs, und ehe man noch Gefahr ahndete, ſchon den Mauern der Kayſerſtadt Verderben drohte. Mahomed verhehlte es jetzt nicht mehr, daß ſein Auge auf Konſtantinopel gerichtet war, und daß er gute Hoffnung hegte, durch Eroberung derſelben, dem griechiſchen Kayſerthum, das ihm ein Dorn im Auge war, auf einmal ein Ende zu machen.

Jedermann ſahe, jedermann glaubte dies, nur die ſtolzen Bewohner des neuen Roms wollten die Augen nicht öfnen, Konſtantin hielt ſich, ſeit Hermione die Furcht über die gewähnten Vorzeichen eines nahen Unglücks zerſtörte, zwiſchen ſeiner hundertthürmichten Mauer ſicher, hofte auf längſtverſprochenen Beyſtand von allen Fürſten der Chriſtenheit, dafern es je zum ärgſten kommen ſollte, und ſpottete des furchtbaren Mahomeds.

Die Damen im Innerſten des kayſerlichen Pallaſts theilten die Ruhe, in welcher die ſo genannte Königin der Städte ſamt ihrem Beherrſcher ſchlummerte, und höchſtens war es die weiſe Raja, die kluge Kennerin ihrer Landsleute, welche zuweilen warnende Winke gab, die den Sicherheitstaumel, in welchem jedermann dahin ging, hätten ſtören können. — Sie war eine läſtige alte Frau, man hörte ungern auf ſie, und überließ ſich lieber den langweiligſten Zeitvertreiben, ehe man ihre Worte beachtete.

Es war ein mondheller Abend, die Sklavinnen hatten ſich entfernt, Irene und Hermione, die Unzertrennlichen, waren mit Raja allein. Um die geläufige Zunge der Prophetin nicht wieder in Gang zu bringen, hatte ſich jede der Damen ihr eigene Beſchäftigung gewählt, die wohl auſſerdem nicht an die Reihe gekommen ſeyn würde. Irene ſpielte auf einem Inſtrument, deſſen Namen die Sage vergeſſen hat, das aber, ſo meldet ſie, das einige war, welches die griechiſchen Prinzeßinnen ſpielen durften; denn die ausübende Tonkunſt ward im allgemeinen der Hoheit dieſer Damen unwürdig gehalten. — Irene alſo, ſagen wir, ſpielte eine Art von Ballade, welche man zu Ehren des von Mahomed erbauten Schloſſes gemacht hatte. Sie enthielt einige nicht unwitzige Anſpielungen auf die berühmte Fabel von Hero und Leander, welche ſich in den Zeiten des grauen Alterthums auf der nehmlichen Stelle begeben haben ſollte, die der Sultan jetzt für die Gebeine ſeines Vaters beſtimmt zu haben vorgab. Auch von Seiten der Muſik war ſie ganz artig; aber, mein Gott, ſie war ſchon einige Monden alt! welche elegante Griechin hätte ſich bey erträglicher Laune mit ſo etwas abgenutzten beſchäftigen können? —

Nicht beſſer als ihre Freundin, unterhielt ſich Hermione mit dem weitläuftigen Werke Alexias genannt, welches ſie ſich aus dem St. Georgenkloſter hatte bringen laſſen, in Hoffnung in demſelben, weil es eine kayſerliche *) Prinzeßin zur Verfaſſerin hatte, etwas zu finden, das leider nicht in demſelben lag, Gegengift wider Mißmuth und Langeweile. Beyde Prinzeßinnen gähnten, und machten Miene nächſtens in den nehmlichen Zuſtand zu gerathen, in welchem ſich die ſchlummernde Raja, ſeit ſie zu ſchweigen genöthigt ward, bereits befand.

Auf einmal geſchah ein Knall, deſſengleichen, wie die Geſchichtſchreiber verſichern, damals in dieſen Gegenden noch nie gehört worden war. Die Grundveſte des Pallaſts bebte, die Schläferinnen fuhren auf, die Sklavinnen ſtürzten herein, und das verwirrteſte Getümmel verdrängte die horchende Stille, die zuvor in dieſen Gemächern geherrſcht hatte. —

Was war das? ertönte aus aller Munde. Und wo iſt Zara mit Kalepin? ſetzte Irene, die ſie unter den Weibern vermißte, erſchrecken hinzu. Mich dünkt, antwortete Raja, ich ſah ſie mit dem Prinzen auf den Altan gehen, der auf die hohe Terraſſe führt, wo ſie, wenn der Mond voll wird, ſo gern zu ſitzen pflegt.

---

*) Anna Komnena.

Ich erinnere mich, ſagte Irene, die ſich im Gefolg ihrer Frauen ſelbſt auf den Weg machte, die Vermißte zu ſuchen, ich erinnere mich, daß ſie auch mich durch die Schöne des Abends, und die entzückende Ausſicht aufs Meer und Konſtantinopels Marmorpalläſte heute an dieſen Ort locken wollte. —

Man verſtand kaum halb, was Irene mit geflügelten Worten ſagte. Man eilte ihr nach. Man war bald auf der hohen Terraſſe, deren gränzenloſe Ausſicht nur auf der einen Seite durch die ungeheure Felſenmaſſe des nahen Romanusthurms beſchränkt wurde.

Man achtete auf nichts von den Gegenſtänden, welche hier jedem Auge, dem dieſelben neu geweſen wären, jedem Herzen, das mit keinen andern Gefühlen zu thun gehabt hätte, das lebhafteſte Entzücken eingeflößt haben würden. Ein Schrecken war hier auf das andre gefolgt; man konnte kaum athmen. Der fürchterliche Schall, den man mit vieler Wahrſcheinlichkeit für den Vorboten eines Erdbebens hielt, der geahndete Verluſt des Lieblings der Prinzeßinnen; Dinge wie dieſe, konnten ja wohl das Blut von blühenden Wangen jagen, und ein paar Dutzend furchtſame Frauen zu Bildern des Entſetzens machen.

Raja, wie immer die Gefaßteſte unter allen, war es endlich, welche durch das ſchwache Gewimmer eines Kindes auf die rechte Spur geleitet ward. Das wachſende Getümmel, das von unten aus der erſchrockenen Stadt herauf ſchallte, minderte den Laut, den auch jetzt Irene vernahm, und ihn augenblicklich für Kalepins Stimme erkannte. Man zitterte, man ſuchte, man fand, und warf einen dankenden Blick gen Himmel, daß das Gefundene doch nicht ganz ſo ſchrecklich war, als man es im erſten Augenblick des Entſetzens beſorgt hatte.

Zara hatte dem hellen Vollmond gegen über auf dem Marmorgeländer geſeſſen. Nach dem Urtheil der Damen war es vermuthlich das Schrecken über den Schall, der ganz Konſtantinopel in Aufruhr ſetzte, was ſie ohnmächtig von ihrem Sitz herabgeſtürzt hatte. Das Kind weinte in ihren Armen, ohne ſonderlichen Schaden gelitten zu haben. Man brachte beyde in den nächſten Saal. Kalepin ward zum Schweigen gebracht und Zara erquickt.

Sie öfnete die Augen, und ließ ſie wild im Zimmer umhergehen. Was iſt dir Zara? fragte Hermione.

Sind wir allein? antwortete ſie — Zwar ſie verſchwanden bey dem fürchterlichen Schalle!

Zara, wer? wer verſchwand?

Meine Augen ſind ſchwach, Prinzeſſin! ſagt mir, ob ihr und meine Gebieterin, und Raja und ich allein ſind?

Irene, die etwas auſſerordentliches ahndete, hieß die Sklavinnen hinaus gehn.

So! ſagte Zara. Nun laßt mich ein wenig ruhen! — Doch vor allen der Prinz! — O, Kalepin, ſollte dich keine der einſtürzenden Trümmern getroffen haben? ſollteſt du würklich gleich mir unbeſchädigt geblieben ſeyn?

Wir begreifen euch nicht Zara, antwortete Raja Heſittem, die ihr den Knaben hinreichte. Hier iſt euer Pflegling, tröſtet und beruhigt euch, und laßt uns eilig wiſſen, was für Geſichte ihr ſahet.

Ja wohl Geſichte! rief die Sklavin. Ihr thatet wohl, Irene, daß ihr mir die verabredete Zuſammenkunft allein überließt, — vermuthlich ahndetet ihr beſſer als ich, die tödende Erſchütterung, die ich erfahren habe, und welcher ich ſo tollkühn entgegen ging.

Welche Erſchütterung? Welche Zuſammenkunft?

O der Vergeßlichkeit der Menſchen! O ihr beklagenswürdigen Toden! kaum iſt unter den Lebenden einer, der eurer denkt und euren Winken entgegen kommt!

Zara, was meynſt du?

Denkt an den ſiebenten Mondswechſel, denkt an eure Schweſter, die Mutter dieſes unglücklichen Kindes!

Irene ward blaß, und lehnte ſich an eine Säule zurück.

Iſt die Sultanin Helene tod? fragte Raja.

Nach dem was ich nun weis, ja! antwortete die Sklavin.

Ich bitte dich, Zara, ſchrie die ungeduldige Hermione, eile, und ſage was dir begegnet iſt.

Sorgſam hatte ich die Zeiten gezählt, ſprach Zara, da ſich die Scheibe des Mondes rundete; es war heute das ſiebentemal, ſeit die Sultanin Helene mich zur Pflegerin ihres Kindes machte. Ich harrte dem Abend entgegen, um früh genug an der Stelle zu ſeyn, wohin ſie uns beſchied. Ich hoffte, die

Prinzeßin Irene würde der Beſtellung eingedenk, mir gern an den bezeichneten Ort folgen: doch das Verlangen, eine Schweſter wiederzuſehen, war bey ihr nicht ſo groß, wie meine Sehnſucht nach einer geliebten Gebieterin.

O, ſtammelte die bleiche Irene, daß du mich nicht deutlicher an das erinnern mußteſt was ich ahnde!

Bey Gott! ſchrie die ungeduldige Hermione, die von alle dem nichts wußte, worauf hier gezielt ward, bey Gott, ich verſtehe euch nicht!

Der Abend war ſchön, fuhr Zara fort, ich glaubte durch ihn euch zu locken; deutlicher durft' ich mit euch in Gegenwart mehrerer Zeugen nicht ſprechen, auch glaubt ich nicht, daß euch das entfallen ſeyn könne, was mir noch ſo lebhaft im Sinne ſchwebte; übrigens gebot mein Geſchäft mir Eile. Wer ſagte mir, ob ich nicht mit jedem Augenblick die Zeit der Zuſammenkunft verſäumte? wer kennt die Geſetze der andern Welt?

Zara, du raſeſt, bedenke, daß du in Helenen noch von einer wahrſcheinlich Lebenden ſprichſt.

Daß Helene tod ſey, vermuthet' ich längſt, gilt gleich aus welchen Gründen; daß ſie es iſt, erfuhr ich dieſen Abend! — Mehr zu ſagen, iſt mir die Zunge gebunden; — Wer hinderte euch, zu erfahren was ich erfuhr? Doch wohl euch, daß ihr es nicht erfuhrt! ihr würdet, wie ich, an dieſer Erfahrung ſterben! — Sterben?; und iſt das nicht beſſer? wer wünſcht wohl in Zeiten wie die nächſten zu leben? O, Kalepin, Kalepin, möchteſt wenigſtens du mir zu deiner Mutter folgen!

Die Hörerinnen ſtanden bleich und verſtummt um Zara. Die Art, der Ton, mit welchem ſie dieſe Worte ſprach, gab ihnen einen Nachdruck, welcher nicht darin zu liegen ſcheint. Sie ſelbſt ſchwieg, und ſtarrte lang mit weit geöffneten Augen vor ſich hin. Ein tiefer Seufzer endigte ihr Stillſchweigen.

Zuletzt, ſprach ſie mit dem Accent, mit welchem man eine umſtändlich erzählte Geſchichte zu beſchlieſſen pflegt, zuletzt verſchwand das ganze Geſicht; es war, als ob jener fürchterliche Schall, den auch ihr gehört haben müßt, die Geiſtergeſtalten mit den Strahlen des Mondes zuſammenflieſſen machte. Eine der Funkenſprühenden Trümmern des Romanusthurms traf mich und ſtürzte mich von meinem Sitze. Unbegreiflich iſt mirs, daß weder ich noch der Knabe eine Verletzung erlitten haben ſollten.

Aber ich bitte euch, um aller Engel willen, ſchrie Raja, was meynt ihr? bedenkt, daß ihr uns noch gar nichts geſagt habt! Erzählt doch, erzählt deutlicher, wenn wir euch nicht für wahnſinnig halten ſollen!

Ach, laßt mich! ſprach Zara mit mattem Ton, indem ſie das Kind aus den Armen ſinken ließ, und ſich auf das Polſter, daran man ſie gelehnt hatte, zurück beugte. Laßt mich! Hinfort hat hier niemand mir mehr zu gebieten; bald bin ich da, wo Herr und Sklave ſich eines Rechtes freuen.

Zara ſtarb noch in der nehmlichen Nacht, und hinterließ die Perſonen, welche etwas von der eben erzählten Abendgeſchichte, der muthmaßlichen Urſach ihres Todes, wußten, in der äuſſerſten Beſtürzung. Irene litt noch durch andere Gefühle, die ſich beſſer denken als beſchreiben laſſen, und Hermionens immer die Oberhand behauptende Neugier, wurde hier nur durch ein gewiſſes unnennbares Grauen, das ſich ihrer bemächtigte, ſo bald ſie des Vorgangs gedachte, im Zaum gehalten. Woher hätte ſie auch Licht erwarten ſollen, da die Lippen, welche allein die Geheimniſſe jener Nacht ausreden konnten, durch den Tod geſchloſſen waren? —

Eine undurchdringliche Hülle war über das gezogen, was Kalepins Pflegerin auf der Terraſſe begegnet war, man konnte, wenn man wollte, das Ganze für leere Einbildung halten; nur der fürchterliche Schall, deſſen Urſach niemand anzugeben wußte, nur dieſer war nicht abzuleugnen; ihn hatte ganz Konſtantinopel gehört, und hätte er gleich nicht die Verheerungen angerichtet, von welchen die Geiſterſeherin Zara träumte, ſtand gleich der Romanusthurm noch ſo veſt und hehr als er ſeit ſeiner Erbauung geſtanden hatte, ſo war doch niemand, der nicht gebebt, und den gräßlichen Laut für das Vorzeichen eines nahen Unglücks genommen hätte.

Ohne dieſes Wort in dem Verſtande zu nehmen, in welchem es wohl von den meiſten der abergläubiſchen Konſtantinopolitaner genommen werden mochte, müſſen wir es doch wiederholen: Vorzeichen ſchrecklicher Vorgänge war jener fürchterliche Laut wohl allerdings. Wie wir das verſtehen, daß wird die Folge lehren.

Mahomed und Konſtantin waren jetzt erklärte Feinde; beyde bedrohten einander, keiner zitterte, denn keiner, am wenigſten Konſtantin, wußte die Macht ſeines Feindes zu ſchätzen. Der griechiſche Kayſer trotzte auf fremde Hülfe und eigene Macht, und der Beherrſcher der Muſulmanen hielt die ſogenannte Stadt der Städte, auf deren Beſitz hier alles ankam, für eine weit leichtere Eroberung als ſie würklich war.

Unter gegenſeitigen Kriegsbereitſchaften war der Winter hingegangen, der Frühling herangekommen. Die Griechen erſetzten das, was den ihrigen an Vollſtändigkeit abging, durch den Glauben an die Unüberſteiglichkeit ihrer Mauern und den Schutz ihrer Heiligen. Die Moslems hatten denn ſo einige andere beſſer in die Sinne fallende Dinge, auf welche ſie ſich verlieſſen. Gros war ihre Macht; vortheilhaft zum Angriff der Platz, auf welchem man ſie thörichterweiſe feſten Fuß hatte faſſen laſſen, auch war jeder Schritt, der theils ſchon gethan war, theils noch bevorſtand, ſo klug bedacht, ſo lang vorbereitet, daß er kaum mißlingen konnte; dazu war das fürchterliche Geheimniß, das ein Chriſt zum Verderben ſeiner eigenen Brüder erfand, bereits in ihrer

Gewalt. Ein ſchändlicher *) Ueberläufer lehrte ihnen die Kunſt mit Feuerröhren umzugehen, und lieh ihnen ſeine Erfindungskraft, die ſchrecklichſte aller Künſte zur höchſten Vollkommenheit zu bringen. Ob er der Mann war, dieſes zu können, wollen wir nicht entſcheiden; er hatte nun entweder mit den ſtumpfſinnigen Morgenländern den Wahn gemein, Kunſtwerke müßten nach der Gröſſe ihres äuſſern Umgangs beurtheilt werden, oder er ſah ſich genöthigt, ſich hierin nach ihren Einfällen zu bequemen. Gnug, es war andem, daß unter ſeiner Aufſicht ein ungeheurer Feuerſchlund zur Würklichkeit kam, mit welchem Mahomed ſich vermaß, ganz Konſtantinopel im Rauch gen Himmel zu ſchicken.

Jene Burg, die der falſche Mahomed zur friedlichen Wohnung von Amurats Gebeinen beſtimmt zu haben vorgab, die die verblendeten Griechen mit ſo viel Ruhe und Sorgloſigkeit emporſteigen ſahen, jene Burg ward der Geburtsort des beſtimmten Verderbers der Kayſerſtadt. In ihren unterirrdiſchen Gewölbern erhielt eine Maſchine das Daſeyn, deren Bau faſt die Möglichkeit überſtieg. Ihr Werkmeiſter betrachtete ſie mit zweifelnden Au-

---

*) Giacomo Venuſta, ein Sicilianer.

gen, und nannte ſie *) Ilderim; er ſagte den Moslems, es ſey in ſeinem Vaterlande gewöhnlich, Kunſtwerken dieſer Art deutende Namen zu geben. Die Türken fanden es paſſend, daß er das Werkzeug zu Konſtantinopels Untergang mit dem Namen des Blitzes, und zugleich nach einem alten Feind und Beſieger der Griechen genannt hatte, und ahndeten die Nebenmeynung nicht, die er dabey haben mochte.

Sultan Mahomed ſelbſt kam, das vollendete Meiſterſtück zu ſehen; er ſtieg hinab in die Werkſtatt der Hölle, wo es von der verlöſchenden Glut angeglänzt, bey welcher es ſeine letzte Vollkommenheit erhalten hatte, in einer Nebenhöhle ruhte, und ſich in den Boden mit jedem Augenblicke tiefer einzuſenken ſchien. Der Meiſter hatte auch auf Abwendung dieſer Unbequemlichkeit geſonnen, und die damals noch ganz neue Erfindung einer Maſchine mit Rädern, wurde ihm und allen ſeinen Gehülfen, die wie Teufelsgeſtalten, halbnackend um das Feuer ſchlichen, mit einer königlichen Gabe vergolten.

---

*) Sultan Ilderim, (Bajazeth) war ein Wüterich der zum Glück ſeiner Feinde, mehr als einmal durch Uebereilung und blinde Raſerey ſeine eigenen Anſchläge zernichtete.

Mahomed jauchzte über das Verderben, das dieſer Feuerſchlund über Konſtantinopel ausſpeyen ſollte, und das er ſchon im Geiſte zu erblicken meynte, aber der Zweifel des Meiſters, ob hier auch völlige Erfüllung des Gehoften zu erwarten ſey, erweckte den ſeinigen; er beſtand auf einer Probe, und die folgende Nacht ward zu derſelben beſtimmt.

Das Unternehmen war nicht klein, Giacomo verbarg die Schwierigkeiten dem Sultan nicht, ſie wurden mit dem Worte der Macht: Ich will!, das Könige ſo gern ſprechen, vernichtet, und man mußte drauf denken, Anſtalt zu machen.

Mit einem unglaublichen Aufwand von Pferden und Sklaven, begann man die Maſchine endlich zu regen. Langſam wand ſich das Ungeheuer Ilderim aus ſeiner Höhle herauf ans Tageslicht. Eine menſchenleere Gegend, zwiſchen der neuerbauten Veſtung und dem Bosphorus, war von Mahomed zu einem Verſuche beſtimmt, der diesmal noch keinen Schaden anrichten, keine Verwüſtung verbreiten, ſondern nur dienen ſollte, die Kräfte des mörderiſchen Werkzeugs zu prüfen. — Es war Nacht, als der beängſtigte, Unglück ahndende Giacomo, die Geburt der Hölle, ſein Meiſterſtück in jenem verlaſſenen Winkel ankommen ſah. — Der Feuerſchlund wurde nach der Gegend des ſchwarzen Meers, auf die gegenüberliegende, damals in dieſer Gegend noch ganz öde Küſte von Aſien gerichtet. Giacamos Warnungen zum Trotz, — (man hatte ſeit geſtern einen Argwohn auf ſeine Treue geworfen) — ward das Stück, deſſen Kräfte niemand beurtheilen konnte, als allenfalls **Er**, mit einem Stein von funfzehn Centnern belaſtet. Kaum konnte er diejenigen, die hier zunächſt beſchäftigt waren, zu einiger Vorſichtigkeit bereden, doch was war hier alle Vorſicht? Wer kann die Würkung einer Exploſion beſchreiben, deren ganzen Umfang nie jemand völlig erfuhr. — Konſtantinopel bebte vor dem bloſſen Schalle derſelben, das Meer ſchäumte, die aſiatiſche Küſte hallte wieder, der eherne Bauch des Feuerſchlunds barſt, und nur wenige von Ilderims Begleitern kamen davon, welche die angerichtete Verheerung hätten nachſagen können, doch man wußte auch ihre Lippen zu verſiegeln. — Die Zahl der Todten blieb unbekannt, Giacomo war unter ihnen; wär er auch hier davon gekommen, ſo würde ihn doch Mahomeds Rache wegen eines Erfolgs, an dem er im Grunde unſchuldig war, nicht ungeſtraft gelaſſen haben.

Zu Konſtantinopel breitete ſich das Gerücht aus, man habe in der Gegend der mahomedaniſchen Veſtung geſtern ein Erdbeben verſpürt, und die Griechen, welche nichts ſo ſehr fürchteten als wunderähnliche Dinge, waren froh, das geſtrige Donnergebrüll, das ſie heute noch zittern machte, ſich natürlich erklären, und ruhig zu ihren Feſten gehn zu können.

Des andern Tages brachten die aufmerkſamen Bürger von Pera einen der Wahrheit etwas näher kommenden Bericht in die Kayſerſtadt, aber man glaubte ihnen nicht. Daß die verſpürte Erſchütterung, Würkung einer zu Konſtantinopels Untergang abzielenden Maſchine ſeyn ſollte, war ihnen faſt lächerlich. Sie bewieſen die Unmöglichkeit damit, daß die Türken von dem Gebrauch der Feuerſchlünde ja noch ſo viel als gar nichts verſtünden, daß ſelbſt ſie — die Griechen, das klügſte und verfeinertſte Volk der Erde, die Vervollkommner jeder neuen Erfindung, von dieſer Art von Kriegsgeräth noch nur wenig aufzuweiſen, ja im Grunde auch ſeiner wenig nöthig hätten, und daß alſo die unwiſſenden Mahomedaner noch viel weniger u. ſ. w. — — —

Der Schluß war in der That meiſterlich, auch bewies er ſeine ganze Kraft. Konſtantinopel ſchlummerte fort, bis die Gefahr von allen Seiten herein drang, und keine Rettung mehr möglich war.

Soll ich beſchreiben, die mit jedem Tage wachſende Gefahr? ſoll ich ſie beſchreiben, die lange Reihe fürchterlicher Vorgänge, die der Nebenbuhlerin Roms den Untergang brachten, und mit ihr eine der erſten Kronen der Welt in den Staub traten? Ein chriſtlicher Fürſt, von chriſtlichen Fürſten verlaſſen, die, indem ſie ihn dem Feinde ihres Namens Preis gaben, ſelbſt die einige Vormauer zerſtörten, welche ſie bisher noch vor ſeinem Wüten geſchützt hatte; ein Volk, das ſeinen Prinzen verließ, und lieber ſeine Schätze für die Raubſucht der nahen Feinde *) im Schoos der Erde aufbewahrte, als ihm mit denſelben, Mittel in die Hände gab, ſich und ſie zu retten, eine ganze Stadt voll Schlummernder und Träumender, die den Abgrund nicht ehr ſahen, bis die Erde unter ihren Füſſen wich und ſie verſchlang; all dieſes möchte wohl der Nachwelt aus unſerm Munde räth-

---

*) Unſäglich waren die vergrabenen Schätze, die man nachher in dem eroberten Konſtantinopel fand.

ſelhaft und unglaublich dünken, wenn nicht ſchon ſo viel darüber geurtheilt und geſchrieben worden wär, und wenn nicht auch in unſern Zeiten ſich Dinge begäben, welche die ſpäte Nachwelt vielleicht als unmöglich, und daher als nie geſchehen anſtaunen wird.

Der Haſen vor Konſtantinopel nach dem ſchwarzen Meer, jetzt ganz in der Gewalt der Feinde, war von ihnen geſchloſſen; zu Lande war jeder Hülfe, jeder Zufuhr der Weg verſperrt. Dicht vor den Thoren wehten Mahomeds Fahnen; Mahomeds Geſchütz, das dem Wahn der Griechen zum Troz nicht zu verachten war, brüllte unabläſſig, und ſpeyte ſeine Feuerſtröme über die Stadt aus. Das vornehmſte Stück, welches die Türken, weil es aus den Trümmern jenes Ungeheuers, deſſen wir zuvor gedachten, geſchaffen worden war, und höchſtens eine Kugel von achthundert Pfund in Bewegung ſetzen konnte, nur den kleinen Ilderim nannten, dieſer enorme Feuerſchlund war dem Romanusthurm gegenüber aufgepflanzt, und drohte ihm, und mit ihm dem kayſerlichen Pallaſte, das Verderben, wovon die Geiſterſeherin Zara etwas im Geſicht erblickt haben mochte.

Im Frauenzimmer herrſchte Entſetzen und nahmenloſe Todesangſt. Irenens Frauen ſchrieen und rangen die Hände, ſie ſelbſt ließ den Knaben Kalepin nicht aus den Armen, und beweinte mit heiſſen Thränen, an jenem Abend, da der letzte Vollmond über der hohen Kayſerſtadt heraufging, ſich nicht nebſt der nun ſchon modernden Zara in Helenens Erſcheinung den Tod geholt zu haben. Ach, rief ſie, ſo ruhte ich nun und fühlte nicht dieſe Angſt, ſähe nicht das namenloſe Elend, dem wir entgegen gehen! Helene wollte es, darum beſchied ſie mich zu der geheimnißvollen Zuſammenkunft, die ich verſäumte. O, Kalepin, dich und mich wollte ſie vor dem Sturm in dem Hafen ſichern, ſie hätte dich und mich mit dem Kuß der Unſterblichkeit geküßt, und wir ruhten nun ſchon dort über den Sternen, wo ſie in ewiger Ruhe ſchwebt, und hätten für die Scenen, die uns hier bevorſtehen, höchſtens eine himmliſche Thräne, oder vor Gottes Throne ein Gebet um Rettung der Elenden.

Hermione war jetzt wenig um Irenen, die Sorge um ihren Vater raubte ihr jede Stunde. Es fehlte dieſem halbgroßmüthigen, halb ſchwachen Prinzen, dieſem wahren Griechen, nicht ganz an Muth und Entſchloſſenheit, nur zuweilen kamen die alten Ahndungen von unvermeidlichem Untergange, die jetzt durch den Augenſchein nur allzuſehr gerechtfertiget wurden, zurück, und in ſolchen Stunden war es, wo die zärtliche Tochter alle Künſte brauchte, ihren ſinkenden Vater, der niemand hörte als ſie, aufzurichten. Sie ahndete nicht, daß die Beſorgniſſe, die ſie zu tilgen ſtrebte, eben das Mittel waren, ein Gemüth wie das ſeinige in Thätigkeit zu ſetzen.

Doch was vermögen die Künſte tröſtender Liebe gegen die eindringende Gefahr? — Hatte nicht geſtern das Ungeheuer Ilderim den Romanusthurm verſchlungen? War es nicht faſt ein Wunder, daß der nahe kayſerliche Pallaſt von den Gluten gerettet wurde, die aus ſeinem Untergange hervorbrachen? Hatte man nicht heute noch eine von den Türken mit teufliſcher Kunſt angelegte Mine entdeckt, welche ſich faſt bis unter den Hippodrom erſtreckte, und welche, wär ſie nicht durch die wachſame Treue eines Deutſchen ausgeſpäht worden, noch in dieſer Nacht das gänzliche Verderben über Konſtantinopel ausgeſpien haben würde? Auch war dem Kayſer nicht unbekannt, daß die hundertthürmigte Mauer ſeiner Stadt ſchon hier und da von

Mahomeds Feuerſchlünden Verſehrungen gelitten hatte, die faſt nicht mehr zu bergen oder zu ergänzen waren.

Hermione wußte, daß die Mittel, welche der entſchloſſene Konſtantin angab, des Feindes unterirrdiſche Arbeiten zu vernichten, den gewünſchteſten Fortgang hatten, ſie wußte von Ergänzung der Mauern, und von Ankunft hülfreicher genueſiſcher Schiffe, auch hatte ſie in Erfahrung gebracht, daß man nur darum ſeit drey Stunden das Gebrüll des hölliſchen Ilderims nicht mehr gehört hatte, weil die letzte Ladung ſeinen ehernen Schlund nicht ohne merklich angerichteten Schaden unter den Belagerern geſprengt, und ihn ſeinem ältern Bruder gleich gemacht hatte. Alles dieſes wußte und brauchte die tröſtende Hermione, und noch vielmehr, um den halb kranken Kayſer aufzurichten; aber von andern Dingen, die ihr auch bekannt waren, von Mahomeds fliegenden Schiffen, von Verräthern in, von falſchen Freunden auſſer der Stadt, ſagte ſie nichts. Ueberzeugt, daß die Konſtantinopolitaner an dem Genueſer Juſtin, und dem weiſen Prokop, der ſich an die Spitze des verzweifelnden Volks ſtellte, kluge und wachſame Vertheidiger hatten, verſchwieg ſie ihrem unglücklichen Vater

Dinge, deren Wiſſenſchaft ihn nur ängſtigen mußten, ohne die Lage der Sache beſſer zu machen.

Der dritte Pfingſttag kam heran, die Feinde lieſſen den Donner ihres Geſchützes ſchweigen, gleich als wollten ſie den Chriſten Ruhe zur Feyer ihres Feſtes gönnen. Der von ſeiner Krankheit völlig wieder hergeſtellte Kayſer ſprach von einem Kirchgange, durch welchen er ſich zu neuer Thätigkeit in den Waffen ſtärken wollte.

Die gutmeynende Hermione, deren unſchuldigſte Handlungen ein böſes Geſchick ſo oft zum ärgſten zu kehren wußte, rieth zu der Kirche St. Georgii. Ich erinnere mich, ſagte die fromme Schwärmerin, ich erinnere mich in den Geſchichtbüchern der Prinzeßin Anna Komnena geleſen zu haben, daß dort Kayſer Leos heilige Tafel verwahrt wird, welche nebſt den Namen aller griechiſchen Kayſer bis ans Ende der Tage, auch prophetiſche Winke auf ihre Schickſale enthalten ſoll. Schon längſt wünſchte ich des kayſerlichen Philoſophen wundervolles Werk zu ſehen, heute werde ich es erblicken, um Troſt für mich und meinen Vater aus ſeinen Weiſſagungen zu ſchöpfen. Nichts anders als gutes werden wir finden. Der Name Konſtantin, ſagt Komnena, ward immer vom Schickſal mit beſonderm Glück ausgezeichnet.

Ach, Hermione, ſeufzte der Kayſer, kein gröſſeres wundervolleres Glück wär wohl für uns zu denken, als Rettung aus der gegenwärtigen Gefahr, welche, wie ich nun finde, weit näher auf uns andringt, als man mir in meiner Krankheit geſtehen wollte!

Der Zug nach der Kirche begann ganz in dem gewöhnlichen Koſtüm des griechiſchen Hofes; auch eine Busfarth — und ſo hätte man dieſen traurigen Kirchgang wohl nennen können — mußte ſich hier durch prahlenden Pomp auszeichnen, man legte hier Purpur und Krone nicht anders, als mit dem Tode ab.

Hermione ließ ſich von ihren Sklavinnen Komnenens voluminöſe Schriften nachtragen, und lieferte ſie mit geziemender Ehrfurcht wieder in das Heiligthum, aus welchem ſie ſie vor einigen Monaten entlehnt hatte. Ein getreuer Auszug, welchen ſie mit Hülfe Irenens, und der gelehrten Raja in dieſer Zeit aus denſelben machte, ward das Mittel, dieſes ſeltene Werk für die Ewigkeit zu bewahren. Das Original, welches durch die reichſten Verzierungen faſt unſchätzbar gemacht wurde, und auch hierin zeigte, daß es eine griechiſche Prinzeßin zur Verfaſſerin hatte, ſollte in Kurzem der Wuth der Barbaren zum Raube werden, die nichts daran zu ſchäzzen wußten, als das Gold und die Juwelen, die an demſelben verſchwendet waren.

Während Hermione die Alexias der Prinzeßin Anna in den heiligen Schreinen unter ſieben Schlöſſern verwahren ſahe, gab der Kayſer Befehl, ihm Kayſer Leos goldene Tafel vorzutragen. Der Patriarch, welcher ſelbſt gegenwärtig war, ſtutzte ob Konſtantins Verlangen, die Prieſter ſahen ſchweigend zur Erde, und die Hüter der Heiligthümer befiel ein ſichtlicher Schauer.

Was zögert ihr? fragte der Kayſer, indem er ſich von dem Patriarchen, der nicht gebieteriſch angeredet werden durfte, hinweg wandte, was zögert ihr? fragte er die Diener der Kirche. Iſts vielleicht wahr, was man mich verſichern will, daß Mahomed ſeine Getreuen ſelbſt innerhalb Konſtantinopels Mauern habe? Daß ſelbſt unter den Geweihten Gottes Verräther ſind, welche ſich Schutz und Freyheit auf den ärgſten Fall von den Ungläubigen durch Auslieferung der heiligen Schätze zu erkaufen wiſſen? Wo iſt Kayſer Leos goldene Tafel? man zeige ſie mir, kein anderes Mittel iſt übrig, als dieſes, mich zu überzeugen, daß ich mich unter treuen Unterthanen, nicht unter Feinden und Hochverräthern befinde.

Es iſt geſchehen! rief der Patriarch, indem er den Vorhof des Tempels verließ, wo dieſe Scene vorfiel, und ſich in das Innere begab. Es iſt geſchehen! wiederholte der älteſte der Religioſen St. Georgii — Leo! deine Weiſſagungen ſind erfüllt! Einer deiner Nachfolger wagt es, deine Geheimniſſe zu entweihen! er fordert unter Fluch und Bedrohungen ſein Unglück! Nun ſo erfahre er, was bisher niemand wußte als wir, ſo ſehe er ſein Schickſal, und das Entſetzen, das ihn bey dem ſchrecklichen Anblick befallen wird, werde das Siegel unſers gemeinſchaftlichen Untergangs!

Hermionens Blut ward bey dieſer Rede zu Eis! ſie ermannte ſich, die Knie ihres Vaters zu umarmen, und ihn durch thränende Bitten von einer Forderung abzubringen, deſſen erſte Veranlaſſerin ſie ſelbſt in der Unſchuld und Einfalt ihres Herzens geweſen war. Konſtantin blieb unbeweglich. Es war keine Erdichtung, was er ſagte, man hatte ihm dieſen Morgen etwas ziemlich überzeugendes von der Treuloſigkeit der Mönche des St. Georgenkloſters ins Ohr geſagt. Er ahndete Entwendung der goldenen Tafel, die einen wichtigen Theil des kayſerlichen Schazzes ausmachte, und weniger durch ihre Gröſſe und Koſtbarkeit, als durch die Sagen von ihrer geheimnißvollen Zubereitung, und dem Glück, das an ihren Beſitz gebunden war, unſchäzbar gemacht wurde.

Der Kayſer drohte, und man weigerte ſich nicht länger. Die heiligen Schatzkammern öfneten ſich, die flammende Tafel ward hervorgetragen. Ein Nordlicht ähnlicher Schimmer, welcher blutroth durch die hohen Kirchfenſter ſchien, machte ihren Glanz dem Auge faſt unerträglich, auch wagte es kein Auge, als Konſtantins auf dem blendenden Gegenſtande zu verweilen. Die Prieſter wandten ſich hinweg. Hermionens Blikke waren vom Weinen getrübt, und nur er ſah, was er hier nicht zu ſehen erwartet hatte, ſah, daß ſein Name — der letzte in der Reihe der Nachfolger Konſtantins des Groſſen war, und daß mit ihm die Herrlichkeit eines Reichs zu Grabe gehen ſollte, deſſen Dauer der Stolz ſeiner Beherrſcher gern zu einer Ewigkeit ausgedehnt hätte.

Es war, als wenn Todesnacht die Augen Konſtantins bey dieſem Anblick deckte. Die Prieſter ſchwiegen, Hermione ſchlug die Augen auf, um den Grund von der Beſtürzung ihres Vaters, der ſich an einer Säule aufrecht halten mußte, zu entdecken. Ihr entging alles Bewußtſeyn, als ſie ſah, was er erblickt hatte, und ihre Frauen waren lang unfähig, in die erſtarrten Glieder Leben und Wärme zurück zu bringen.

Als ſie die Augen zuerſt wieder öfnete, ſah ſie ſich mit ihren Leuten im Vorhof des Tempels allein; die Diener des heiligen Georgs waren in das Innere deſſelben gegangen, ihre Gottesdienſte zu halten, denen der Kayſer nicht beywohnen wollte.

Wo bin ich? rief ſie! Wo iſt mein Vater?

Man ſagte ihr, er habe ſich nach der Sophienkirche erhoben. Auf! ſchrie ſie, indem ſie ſich haſtig emporriß, auf, daß ich ihm folge! Hinfort keinen Augenblick ohne ihn! er lebe oder er ſterbe, Hermione theilt ſein Schickſal!

Als die Prinzeßin mit ihren Frauen die Kirche des heiligen Georgs verließ, glänzte ihr von dämmerndem Himmel fürchterliche Röthe entgegen; nicht Aurorens Roſenſchleyer wars, was den Horizont umzog, die Wachtfeuer der Belagerer, die erſt mit dem Morgen verloſchen, und der Wiederſchein wiederaufflammender nicht gnug getilgter Gluten, im öſtlichen Theil der Stadt, geſtern von Ilderims letzten Feuerhauch entzündet, färbten jeden Gegenſtand mit der Farbe des Bluts, davon nun bald hier alles überſtrömen ſollte.

Die Angſt machte Hermionens Schritte ungewiß, mitten auf der groſſen Straſſe des heiligen Romanus änderte ſie ihren Entſchluß, und kehrte um nach dem kayſerlichen Pallaſte. Auſſer Athem trat ſie in Irenens Gemach. Wo iſt Kalepin? rief ſie mit gehemmter Stimme, wo iſt Mahomeds Bruder? — Ich verlange, daß er mir augenblicklich überlaſſen werde!

O, Hermione! rief die zitternde Irene, indem ſie das ſchlafende Kind in die Arme ihrer Freundin legte. Hier iſt er! ſchütze! ſchütze ihn! ich, ſeine zweyte Mutter, werde es bald nicht mehr vermögen!

Hermione antwortete nicht, ſie nahm den Knaben, und verließ das Zimmer mit eben der Heftigkeit, mit welcher ſie es betreten hatte. Nie iſt es kund worden, was für Dinge damals in ihrem Gehirn ſchwärmten; ob Sorge für ihren Liebling ſie bewog ihn aus Irenens Armen zu reiſſen, oder ob Liebe für ihren Vater, und der Wahn, durch Amurats Sohn, durch Auslieferung des vergeblich geforderten Schlachtopfers, dem Kayſer auf den ärgſten Fall einige Vortheile zu erwerben, hier zum Grunde lag. Ihr ſeltſames Benehmen erregte Muthmaſſungen fürs letzte. Treue gegen einen angebeteten Vater war der herrſchende Charakter all ihrer Handlungen, dieſem Triebe mußte jeder andre weichen, und die heftige Gemüthsart dieſer jungen Perſon, ihr unausgebildeter Verſtand, ihre wenige Weltkenntniß, machten die unüberlegteſten fruchtloſeſten Schritte bey ihr zu einer ſehr leichten Möglichkeit.

Irenen mußte, ungeachtet ſie nichts von den letzten Vorgängen wußte, etwas hievon dunkel vorſchweben. Hermione hatte ſich kaum entfernt, ſo befiel ihre Freundin ein tödlicher Schauer. Was habe ich gethan? O Raja! was habe ich gethan? rief ſie mit gerungenen Händen. Wo iſt Kalepin? Werde ich ihn wiederſehen?

Ihr habt unweislich gehandelt! antwortete die Alte. Das einige Mittel, Euer Verſehen wieder gut zu machen, iſt, daß ich dem Prinzen augenblicklich ſolge. Lebt wohl, und wenns ſeyn ſoll, auf ewig!

Der unerwartete Anblick auf der geheimnißvollen Tafel hatte eine Würkung auf Konſtantins Seele gethan, welche für diejenigen, welche ihn nicht ſo vollkommen kannten, als etwa der alte Prokop, unbegreiflich war. Der Charakter dieſes Prinzen gehört vielleicht zu den ungleichſten, die wir in der Geſchichte finden, daher die verſchiedenen Urtheile, die über ihn gefällt werden; Einige ſchildern ihn als einen ſtolzen übermüthigen ſorgloſen Fürſten, der in dem Wahn, nimmer könne es ihm fehlen, alles dem Glück Preis gab, andere machen einen Helden aus ihm, der nach langem Kampf mit dem Schickſal den Schluß faßte, auf den Trümmern ſeines Reichs zu ſterben. Konſtantin war keins von beyden ganz; vielleicht würde er der letzten Schilderung am ähnlichſten gekommen ſeyn, wär er nicht im Purpur des griechiſchen Kayſerthums geboren worden, hätte er nicht von der früheſten Jugend an alle Vorurtheile dieſer gewähnten Halbgötter eingeſogen; Er ſey geweſen was er wolle, feigherzig war er wenigſtens nicht, das Zittern, das ihn oft bey Wunderzeichen zu befallen pflegte, war eine Folge ſeiner Erziehung, war das Gefühl ungleicher Kräfte, das auch den Tapferſten ſchreckt, wenn er glaubt mit der Unmöglichkeit zu ſtreiten. Dieſem Gefühl zu folge, das ihn wohl nie lebhafter befiel, als in dem Augenblicke, da ihm die prophetiſche Tafel ſagte: das Schickſal hat über dich und dein Reich den Stab gebrochen! der unnennbaren Angſt zu folge, mit welcher er das Kloſter des heiligen Georgs verließ, um an den Altären St. Sophiens Troſt zu ſuchen, hätte man denken ſollen, der nächſte Schritt nach der Demüthigung vor dem erzürnten Himmel würde Uebergabe der Stadt und Demüthigung vor Mahomed ſeyn, er wär nicht der erſte aus dem kayſerlichen Geblüt geweſen, der den Fürſten der Ungläubigen freywillig zum Richter ſeines Schickſals machte.

Das that Konſtantin nicht; er war kein feigherziger Mannel, der zu den Fürſten eines Tyrannen flehen konnte. Die Vorſtellung vom gewiſſen unvermeidlichen Unglück, das ihn einen Augenblick mit all ihrer fürchterlichen Allgewalt zu Boden geſchlagen hatte, that in der nächſten Minute die entgegengeſetzte Würkung auf ſeine Seele. Er entſchloß ſich, großmüthig und nicht ungerochen zu ſterben.

In der Sophienkirche ließ er den kayſerlichen Talar zurück, ihn mit der Rüſtung des groſſen Konſtantins, die hier verwahrt wurde, zu vertauſchen. Jedermann ſahe, als er entkleidet ward, daß er unter dem Purpur einen härnen Sack auf dem bloſſen Leibe getragen hatte. Jetzt bedeckten dieſes Zeichen heimlicher Busübungen glänzende Waffen, der drohende Helm verſtellte des Kayſers kenntliches Geſicht, und nichts war, das ſeinen Stand hätte verrathen können, als die *) Bekleidung der Füſſe, welche man in der Eil zu ändern vergaß.

So gewaffnet, mit gezogenem Schwerd, trat der Prinz, der ſich in dieſem Augenblick ſchweigend dem Tode weihte, hinaus in das Gedränge des Kriegsvolks, das Prokop eben vorüber nach einem Theil der Mauern führ-

---

*) Der Kayſer allein trug purpurfarbene Stiefeln, die Cäſaren, Autokratoren und Sebaſtokratoren, grüne. Man war am griechiſchen Hofe groß in Kleinigkeiten.

te, deſſen Angriff der Feind abſichtlich auf den heutigen Tag verſpart zu haben ſchien. Schon ſeit einer Viertelſtunde hatte das Gebrüll des feindlichen Geſchützes von neuem begonnen, und man ſah wohl, daß man ſich vergebens geſchmeichelt hatte, Mahomed würde der Stadt, dem heiligen Tage zu ehren, heute Ruhe gönnen. Was hätte Mahomed zu dieſer Schonung für Urſach gehabt? nur der Wahn, ſeine Wuth würde durch eine übernatürliche Macht im Zaum gehalten, konnte ſolche Hoffnungen begünſtigen.

Nirgend wurde dieſer Wahn feſter gehalten, als im kayſerlichen Frauenzimmer, und daher hatte man hier noch viel guten Muth und Hoffnung übrig, als ſchon alles verloren war, als Mahomeds Paniere bereits von allen Zinnen wehten, als von der einen Seite mit jedem Augenblick neue Feuer aufgingen, und von der andern der furchtbare Haſſan mit ſeinen Gefährthen ſchon die Mauer erſtiegen hatte, und ſeinen Säbel mit den Erſtlingen des Bluts wehrloſer Konſtantinopolitaner tränkte.

Irene war, ſeit Hermione, Raja und Kalepin ſie verlaſſen hatten, faſt ganz allein. Die Zahl ihrer Sklavinnen verminderte ſich mit jedem Augenblicke. Die Furcht veranlaßte eine nach der andern, nach irgend einem verlaſſenen Winkel umher zu ſpähen, wo ſie auf dem Fall der höchſten Gefahr Zuflucht finden könnte.

Diejenigen, welche bey ihrer Prinzeßin noch aushielten, waren die ſtandhafteſten unter allen; leider beruhte ihre Standhaftigkeit auf einem zu ſchwankenden Grunde, als daß ſich von ihrer Ausdauer bis zu den fürchterlichſten Augenblicken, die nun vor der Thür waren, viel hätte hoffen laſſen.

Irene ſtand am Fenſter und weinte, noch herrſchte Stille in den innern Höfen des Pallaſts, wohin die Ausſicht ging. Das Getümmel in der Stadt, wo bereits der ſiegende Feind in allen Straſſen wüthete, war zu entfernt, als daß man es an dieſem abgelegenen Orte hören konnte, und die Thränen der Prinzeßin floſſen mehr aus Angſt wegen Kalevins Schickſal, aus einem Gewühl dunkler Empfindungen, als aus heller Vorſtellung der ganz nahen Gefahr.

Die Frauen ſuchten ihre Gebieterin und ſich ſelbſt durch tröſtende Geſpräche, die ſie unter einander hielten, aufzurichten. Eine erzählte die Fabel von den ehernen Ochſen und der Unmöglichkeit, daß man mit Schwerdsgewalt bey ihnen vorüber kommen könne; die andern erwähnten, daß ſich nun drey Nächte hinter einander, ein helles glänzendes Licht über der Stadt habe ſehen laſſen, das man nicht anders als für Zeichen des unmittelbaren Schutzes Gottes halten könne. O, daß er nimmer von uns weiche! riefen alle aus einem Munde, und Irene ſprach mit einem leiſen Seufzer, Amen!

Aber wie? fing eine der Frauen, die biſher noch geſchwiegen hatte, an, wie, wenn dieſes leuchtende Gnadenzeichen, und mit ihm die göttliche Obhut bereits von uns gewichen wär? Ich habe dieſe ganze Nacht auf der Zinne verwacht, um das tröſtende Geſicht zu haben, deſſen ihr euch in den vergangenen Nächten rühmtet. —

Und was erblickteſt du? fragten die andern aus einem Munde.

Nichts, als einen düſtern dickbewölkten Himmel, durch welchen kein Lichtſtrahl brechen konnte. Ueber dem feindlichen Lager ſchwebte wohl ein röthlicher Glanz, und es war dort ſo hell, daß ich von meiner Höhe das Blinken der Waffen unterſcheiden konnte, aber unſere Stadt, ach unſere arme Stadt, lag in ſiebenfache Nacht verhüllt, auſſer wo in der Ferne etwa noch ein ſchlechtgetilgtes Feuer aufblickte. Auch ſah ich auf dem

Thurm des Georgenkloſters eine flammende Fackel aufgeſteckt, deren Deutung ich noch nicht zu errathen weiß.

Hätte wohl etwas wirkſameres erdacht werden können, als dieſe Rede, den ſchwachen Glauben der ſchüchternen Frauen ganz zu Boden zu ſchlagen? Alle ſchwiegen. Unter dem Vorwand, Erkundigungen einzuziehen, entfernte ſich eine nach der andern, und zuletzt blieb niemand bey Irenen, als die Wächterin von voriger Nacht, die ſich nicht ſobald mit ihr allein ſah, als ſie ſich ihr mit Entſchloſſenheit näherte, und ſie auf folgende Art anſprach.

Prinzeßin, ſagte ſie, jetzt iſts nicht mehr Zeit, Sicherheit zu heucheln. Jene feigherzigen Seelen haben uns verlaſſen, und doch wiſſen ſie noch nicht die Hälfte der Gefahr, die mir bekannt iſt. Heute kommt die Stadt in Mahomeds Hände, die Fackel auf dem Georgenthurm iſt Zeichen des Einverſtändniſſes mit dem Feinde, und Wink zum letzten Angriff. Hört ihr das wachſende Getümmel in der Stadt? Warum ſchweigt jetzt der Donner des Geſchützes! o eilet, eilet! laßt Euch nicht täuſchen! an jedem Augenblick hängt unſer Leben!

Aber wohin? Gott, wohin? ſchrie Irene, die der treuen Anna während dieſer Rede bereits durch einige Säle bis ins Vorzimmer gefolgt war. Anna antwortete nicht, ſondern ſie ließ die zitternde Irene nur im Vorübergehen bemerken, wie menſchenleer es hier ſey, wo ſonſt alles von aufwartenden Sklaven wimmelte.

O, ſetzte ſie hinzu, wär Prokop noch Hüter des Pallaſts, es ſollte anders ſeyn! Doch auch jetzt iſt er unſer Retter. Folgt der Anweiſung, die er mir durch vertraute Hand geben ließ, und wir werden geborgen ſeyn!

Irene folgte zitternd ihrer Führerin. Die Gemächer, durch welche ſie paßirten, zogen ſich näher nach der äuſſern Seite des Pallaſts hin. Jeder Schritt, den man that, vermehrte Furcht und Entſetzen. Hier, das volle Geräuſch einer im Sturm eroberten Stadt, Wuthgebrüll der Feinde, gräuliches Waffengetös, und Angſtgeheul der Sterbenden!

Kommt! Kommt! rief Anna, jetzt ſind wir der Sicherheit nahe. Sie traten in den Saal, wo St. Georg an der Tapete auf dem Roſſe paradirte, welches vor einigen Monaten das ominöſe Gewieher von ſich hören ließ. Anna hub den ſchweren Teppich auf, ein leiſer Druck an einer Feder öfnete, diesmal ohne Geräuſch, eine Thür, die dem Leſer nicht unbekannt ſeyn wird, und Irene dachte, indem ſie ohne Grauen in die Dunkelheit hinab ſtieg: ach, daß jetzt Kalepin in meinen Armen wär, und Raja und Hermione, und all die mir lieb ſind! Doppelt würde ich Gott preißen für die Sicherheit, die er mir ſchenkt, und deren Werth ich jetzt nur halb fühle.

Zweytes Buch.

Selim.

Sieben Tage waren nach Eroberung Konſtantinopels, die von andern Federn zu meiſterlich beſchrieben worden iſt, als daß wir uns an dieſelbe wagen ſollten, — ſieben Tage waren verfloſſen, ſeit Mahomed ſeinen Thron auf die Trümmern des griechiſchen Kayſerſtuhls ſetzte, und chriſtliche Kirchen in Moſcheen verwandelte. Die Schutthaufen hörten auf zu rauchen, kein Blut ſtrömte mehr, denn der Sieger wollte ſeine Stadt nicht ganz verödet wiſſen. Die Muſulmanen läugneten, daß ſie noch Feinde hätten, auch war von ſolchen, die dieſen Namen mit der Fauſt hätten behaupten können, wohl nicht einer mehr vorhanden. Den Uebrigen, den Schwachen und Unbewehrten, begegnete man, durch zahlloſe Gräuelthaten endlich ermüdet, freundlich. Ein Schein von Ueberfluß und Freyheit, begann ſelbſt bey den Ueberwundenen zu herrſchen; es war Pflicht ſich täuſchen zu laſſen, und öffentlich den Thränen Einhalt zu thun, welche im Verborgenen deſto unaufhaltſamer floſſen; keine bit teren wurden vielleicht in dem ganzen Bezirk vergoſſen, den man zu Konſtantinopel rechnete, als da, wohin wir unſere Leſer nun führen wollen.

Nahe am Ausfluß des ſchwarzen Meers, wo in der Folge ein Leuchtthurm zum Beſten der Seefahrenden errichtet wurde, erhub ſich damals eine majeſtätiſche Trümmer von der Säule des groſſen Pompejus — (gegenwärtig ſind nur noch wenig unkenntliche Reſte von dieſem Denkmal zu finden). — Zwanzig Schritt hinter denſelben an einen Fels gelehnt, ruhte ein altes Gemäuer, im Schatten, nach ſeinem ehemaligen unglücklichen Bewohner, der Thurm *) Ovidia genannt. Den Tag nach Konſtantinopels blutigem Untergang, hatte ein edler Muſulman, dem Menſchengefühl im Herzen ſchlug, dort einige Unglückliche, die ſich in ſeine Arme warfen, vor dem Verderben geſichert. Gern hätte er hier jeden Unſchuldigen geborgen, aber wenn bietet die Möglichkeit jedem frommen Wunſch die Hände?

Der Mann, der hier that, was er vermochte, hieß Ali, ſeine Macht bey Mahomeds

---

*) Viele leugnen nicht ohne Grund, daß hier die Wohnung des verwieſenen Dichters geweſen ſey.

Heer war groß, aber mehr, Unglück anzurichten als es zu verhüten. Auf ſeinem Befehl flogen tauſend Schwerder aus der Scheide; die Unſchuld zu retten waren ihm meiſtens die Hände gebunden, er übte in Rückſicht des letzten, ſo viel er konnte, in Rückſicht des erſten ſo viel er mußte.

Diejenigen von Alis Geretteten, die er im Thurm Ovidia verſteckte, waren eine alte Frau, ein Kind, und ein junger Menſch, der noch an dem nehmlichen Tage, da ihm ſein Retter hier Ruhe und Pflege verſchaft hatte, an ſeinen Wunden ſtarb.

Die Thränen der Alten troffen auf den Leichnam des jungen Helden, deſſen Perſon ſie vermuthlich beſſer kannte als wir, vier Tage lang; am fünften, war ſie genöthigt, ihre wenigen Kräfte anzuſtrengen, und den theuren Leichnam, der nun keine Geſellſchaft mehr für die Lebendigen war, in das nächſte Gebüſch zu ſchleppen. Sie kehrte in ihre Höle zu dem weinenden Kinde, das ihrer Obhut befohlen war, zurück, und harrte daſelbſt noch zwey Tage bey ſparſamer Koſt, auf Alis heilig verſprochene Wiederkunft. Endlich erſchien er, ſchloß den Knaben, an dem ſein Herz zu hängen ſchien, in ſeine Arme, bot der Alten die Hand, und führte ſie nach dem Meeresſtrande hinab, wo ein Fahrzeug ihrer wartete.

Ali! rief die Alte, indem ſie weinend zurückſah, der Körper im Buſche! Verlaßt euch darauf, antwortete er, ich begrabe ihn bey meiner Rückkehr. Die Gebeine der Heldin verdienten ein marmornes Denkmal!

Ach, und wie ſie ſtarb! ſchluchzte die Alte, als ſchon die Barke auf den Fluthen dahinſchwamm. Raja, rief Ali, ein Tod wie der ihrige verdient keine Thränen! Sie fing mit ihrer Bruſt die tödende Wunde auf, die ihrem Vater zugedacht war. Selig, ſelig war ſie im Gefühl ihrer letzten That.

Ach, ſie war glücklich, nicht zu vollem Bewußtſeyn zu erwachen! was würde ſie gelitten haben, hätte ſie erfahren, daß ihre fromme Aufopferung nichts fruchtete ſein Leben zu friſten!

Konſtantin ſtarb glücklich, und groß auf den Trümmern ſeines Reiches; trügt der Glaube der Chriſten nicht, ſo wird Hermione froh ſeyn, den angebeteten Vater dort zu finden.

Fand man ſchon die Ueberbleibſel des unglücklichen Kayſers? —

Seine Füſſe, durch die purpurfarbene Bekleidung kenntlich gemacht; der Reſt des Körpers — Laßt mich ſchweigen, Raja, die Leichname der im Thor Zertretenen, vom Schwerd Zerfetzten waren alle unkenntliche Trümmern, die aber nach der Lehre der Griechen der Ewige, an jenem groſſen Tage, wohl zu ſondern wiſſen wird. Nur Prokops Leichnam war kenntlich, wahrſcheinlich fiel er in Vertheidigung des Kayſers.

Ach, wärs möglich geweſen, wenigſtens Hermionen zu retten! Aber ihr ſaht, mit welcher Wuth ſie ſich in die Schwerdter ſtürzte; kaum konnte ich das Kind ihren Armen entreiſſen, und in die Eurigen werfen. Schon einmal, als ſie die Kleider wechſelte, hatte ich es in meiner Gewalt, aber ſie forderte es wieder, ſie wollte ſterben mit Kalepin und für ihren Vater!

Gott weis, was ſie im Sinne hatte! Wohl Euch und dieſem unglücklichen Kind, daß ich es war, deſſen Geſchwader Euch das Glück entgegen führte!

Ach, und Irene! — Habt ihr nichts von Irenen gehört? Sie mag wohl das Schickſal der übrigen kayſerlichen Damen erfahren haben! — Wie? ihr verſtummt? —

Ali, Euer Schweigen iſt fürchterlich! was iſt aus Irenen geworden?

Wird es Euch tröſtlich ſeyn, daß ſie ihre Schweſtern mehrere Tage überlebte? daß ſie erſt geſtern unter Mahomeds Schwerde geblutet hat?

Raja antwortete nicht, ihre Thränen verdoppelten ſich. Da begann Ali die Trauergeſchichte von Irenen umſtändlicher, als wir ſie zu erzählen vermögen, und Raja Heſittem, deren Schmerz doch nun faſt keines Zuwachſes mehr fähig war, erfuhr; was wir dem Leſer nur kürzlich mittheilen müſſen.

Anna, Irenens Retterin, hatte die Weisſagungen, die ihr Prokop — er fiel auch an dieſem ſchrecklichen Tage, — durch treue Hand geben ließ, in der Angſt nur halb gefaßt. Sie wußte die verborgene Thür vermittelſt der Feder unter St. Georgs Zaum zu öfnen, wußte ſich und die Prinzeſſin die dunkle Treppe hinab zu bringen, und dort Licht zu machen, auch legten die Fliehenden glücklich den verſchlungenen Weg zurück, bis an den groſſen Waſſerbehälter, unter Byzantes koloſſaliſcher Säule, aber hier ſtockte Annens Wiſſenſchaft; dieſes Bekken von Waſſer zu leeren, und durch daſſelbe den Weg bis zu den ehernen Ochſen zu finden, aus deren Bauche man zum Tage herauf ſtieg, dieſes war den armen Pilgerinnen Unmöglichkeit. Anna hatte von dem Kenner der unterirrdiſchen Geheimniſſe hierüber keinen Unterricht erhalten, oder er war ihr ganz entfallen.

Irene erinnerte ſich deſſen, was ſie aus Rajas und Zaras Erzählungen wußte; man drehte die Räder, welche das groſſe Uhrwerk in Gang ſetzen ſollten, hin und her, und ließ nur dann ab, als man gewahr ward, daß durch dieſe Bemühungen ſich der Waſſerbehälter immer mehr füllte, ſo daß der nächſte Schwung des Rades es überflieſſen machen, und die Gefahr des Ertrinkens heranbringen mußte.

Hier waren alſo die armen Flüchtlinge gefangen, und hier war es, wo Sultan Mahomed, dem, man wußte nicht wie, alle Heimlichkeiten des kayſerlichen Pallaſts kund waren, ſie fand. — Man brachte ſie herauf. Irene fand durch die Schönheit, in welcher ſie ihre ſchöne Schweſter Helene noch weit übertraf, Gnade vor den Augen des Sultans, und es ſtand bey ihr, ſich Leben und Freyheit durch Gegenliebe zu erkaufen. Ob ſie dieſen Kauf gethan haben würde, ob es möglich war, daß ihr der Wütrich Mahomed das geworden wär, was der edle Amurat ihrer glücklichern Schweſter ward, das wiſſen wir nicht. Großmuth und Liebe zum Leben mußten hier entſcheiden, doch ehe die Entſcheidung geſchah, änderte ſich die Scene. — Was ſollen wir uns länger bey einer Begebenheit aufhalten, die mit Recht Rajas Herz bluten machte. — Irene war die ſchöne Griechin, deren Liebe und Verſchonung, wie die Geſchichtbücher erzählen, dem Tyrannen Mahomed von ſeinem raſenden Heer zum Verbrechen gemacht wurde, und die den Vorwurf der Schwäche und Weichlichkeit, den man ihretwegen auf ihn warf, mit dem Leben bezahlen mußte.

Seht wie ſchön iſt ſie! rief der Barbar, indem er ſie ſeinen Groſſen vorſtellte, und ihren Schleyer zurückſchlug, aber ich opfre ſie Euch! Die Moslems ſollen nicht ſagen, daß zwey ihrer Sultane durch chriſtliche Weiber verführt wurden.

Irene fühlte bey dieſen Worten Mahomeds Dolch im Herzen, und freute ſich, indem ſie ſank, ſo bald zu Helenen, Konſtantin, Hermionen und vielen andern ihrer Freunde zu kommen, von deren Tod ſie in dieſen Tagen die ſchreckliche Gewißheit erhalten hatte.

Die Barke ruderte während dieſer Erzählung, längſt dem Ufer auf ein gröſſeres Schiff zu, welches in der Nähe von Anker lag; Raja und Kalepin wurden eingenommen, und Ali, der, wir wiſſen dieſes ſchon aus dem Vorhergehenden, Amurats Sohn liebte wie ſeinen eigenen, begleitete ſie. Er wollte ihn in eigener Perſon den Händen überliefern, welchen er ſchon einmal einen geretteten Bruder Mahomeds anvertraut hatte. Er wollte Kalepin mit eigenen Augen wohl verſorgt ſehen, und zugleich des Vergnügens genieſſen, Selim wieder zu umarmen.

Einige meiner Leſer, die das Vorhergehende würdig gefunden haben, es im Gedächtniß zu behalten, wiſſen hieraus ſchon, wohin die Reiſe geht, und wundern ſich nicht, unſer Schiff an einer rauhen gebürgigen Halbinſel landen zu ſehen, die damals für den erſten Anblick wenig einladendes hatte. Was dort jetzt noch unbebaut iſt, war es damals noch weniger, was jetzt vielleicht ein lachenderes Anſehen hat, trug damals noch ganz die Geſtalt der rohen Natur, und beſonders derjenige Theil der Landſchaft, auf welchen unſere Reiſenden ihre Schritte ausſchlieſſend richteten, ſchien für jezt und auf immer zu nichts andern geſchickt zu ſeyn, als Einſiedler und Mönche zu beherbergen.

Der Berg Athos, auf welchen, wie wir wiſſen, Ali Baſſa, den kleinen Kalepin gern ſchon längſt in Sicherheit gebracht hätte, wenn er die Einwilligung ſeiner Mutter, die ihn damals lieber in Konſtantinopel wiſſen wollte, hätte erhalten können; der Berg Athos dehnte ſich vor unſern Pilgern in die Höhe und in die Breite unermeßlich aus. In ſeinen Hölen wohnte die ernſte Abgeſchiedenheit, auf ſeinem Gipfel, die hohe Betrachtung, die ſich dort ungeſtört in dem unendlichen Himmelsraum verlieren, und mit überirdiſchen Welten vertraut werden kann, denen man daſelbſt näher zu ſeyn glaubt.

Ali, welchen Amurat, wie wir gehört haben, ſonſt zuweilen in dieſe heilige Einſamkeit ſchickte, um von den daſigen Weiſen Aufklärung ſeiner Zweifel zu holen, Ali war ſeit viel länger als Jahresfriſt nicht hier geweſen; die Gegend war ihm noch fremder geworden, als dieſer Zeitraum mit ſich zu bringen ſchien, vielleicht, weil er den Berg von einer andern Seite beſtiegen hatte. Fragen waren es, was ihn jetzt in einer Gegend auf den rechten Weg leiten mußte, wo er ſonſt wie einheimiſch geweſen war.

Er fragte einen Bauern aus einem Flekken, der auf einer der Flächen des Gebürgs angelegt iſt, nach dem Einſiedler in der rothen Höle, man wußte ihm keine Antwort zu geben. Er nannte den Namen Joannes Macedonius; man ſagte ihm, der Greis, welcher dieſen Namen geführt habe, ſey vor zehn Monaten in einem ruhlichen Alter von hundert und fünf Jahren geſtorben. Ali bedauerte den frühen Hintritt ſeines Freundes, und ſagte ſeiner Gefärthin, welche ſich über dieſen Ausdruck wunderte, daß auf dieſen ätheriſchen Höhen ſich das menſchliche Leben weit über das gewöhnliche Ziel auszudehnen pflege.

Man hatte ihm, als er um Nachweiſung einer Herberge bey der einbrechenden Nacht bat, das weiter hinaufliegende Mönchskloſter gezeigt, welches zu betreten er keine Luſt hatte, und ſeine Gefärthin ſehr leicht beredete, in den weiter abgelegenen vielfach verſchlungenen Pfaden des Gebürgs, die Höle irgend eines andern Einſiedlers zu ſuchen, deren es hier viele gab, und wo er immer lieber verweilt hatte, als bey denen in geſchloſſener Geſellſchaft lebenden Religioſen.

Der Einſiedler, ſagte er zu Raja, iſt, wenn er dem gleicht, was ich hier an mehreren geſehen habe, blos Menſch, jeder Fremde iſt ihm als Menſch willkommen, er forſcht und fragt nicht: was Landes? was Glaubens? einfältig befriedigt er die Bedürfniſſe, deren Befriedigung man bey ihm ſucht, ſie ſeyn irrdiſch oder geiſtlich, dahingegen die Herrn dort oben, jede Sekte durch ſchlaue Fragen genau zu ſondern wiſſen, und das, was man von ihnen fordert, immer nur nach Gunſt oder Goldgewicht gewähren.

Man war unter dieſen Geſprächen an eine der entlegenſten Hölen gekommen, an deren Eingang man ſchon von Fern eine menſchliche Geſtalt wahrnahm, deren fremdes für dieſe Gegend ungewöhnliches Anſehen man auf die täuſchende Dämmerung rechnete, bis ſich im Näherkommen die erſte Muthmaſſung beſtättigte.

Ich ſagte es Euch von Anfang, ſprach Raja, daß dieſes kein Eremit, ſondern eine Frauensperſon ſey. Gute Frau, fuhr ſie fort, indem ſie die Sitzende anredete, können wir hoffen bey Euch eine Nachtherberge zu finden? Das Kind in Euren Armen läßt mich glauben, daß ihr Gefühl für die Hülfloſigkeit dieſes Kleinen — hier ein Blick auf Kalepin — haben und wenigſtens ihm eine Ruheſtätte nicht verſagen werdet.

Die Einſiedlerin, eine ſchöne groſſe Frau von ungemeinen Anſehen, betrachtete Raja mit einem ſanften wohlwollenden Blick, aber ſie ſchien ſie nicht zu verſtehen. Sie warf die Augen auf Ali, gleich als forderte ſie von ihm Erklärung; er redete ſie in verſchiedenen Sprachen an, und ward ihr endlich in der galliſchen verſtändlich.

O ja! gern, gern! antwortete ſie, auf die wiederholte Bitte um Aufnahme, indem ſie eilig aufſtand. Wie, daß ich Euer Verlangen nicht gleich aus Euren Blicken verſtand, ohne Eure Erklärung zu fordern! Verzeihet, und geht nur gleich hier herein; was ich zu Eurer Erquickung vermag, das ſoll Euch werden.

Drauf zeigte ſie ihren Gäſten durch ihr Vorausgehen den Weg in die innere Höle, die durch ein kleines Feuer gnugſam erhellt ward, um hier Reinlichkeit und Ordnung ſichtbar zu machen. —

Das Kind auf Euren Armen wird Euch müde gemacht haben, fuhr ſie fort, legt es hieher neben mein kleines Mädchen, es iſt Raum für beyde.

Raja verſtand die Rede ihrer Wirthin nur aus, der Pantomime, welche damit verbunden war. Sie ſahe, daß das eine Kind auf ein einladendes Lager von friſchen Moos gelegt, und neben ihm für ein zweytes Platz gemacht wurde, und ſie ſäumte nicht, den ſchlummernden Kalepin neben ſeine gleichfalls ſchlummernde Gefärthin zu legen; arme Kleine! ihr ahndetet nicht, ein weisſagender Traum müßte, denn euren kindiſchen Seelen in dunkeln Bildern etwas vorgeſpiegelt haben, wie nahe ihr einſt durch Bande der Freundſchaft verbunden, wie oft, von dieſem Augenblick der erſten Vereinigung an, ihr durch Unglück getrennt, durch beſſeres Geſchick wieder zuſammen gefügt werden ſolltet.

Ali und Raja ruhten bey dem Feuer; und die Wirthin bereitete indeſſen eine Art von Suppe, indem ſie zugleich ihre Gäſte vertröſtete: wenn ihr Sohn nach Hauſe käm, ſollte die Mahlzeit noch um eine Schüſſel vermehrt werden. —

Raja wunderte ſich des, was die Einſiedlerin ſagte, und Ali ihr verdollmetſchte: dieſe Perſon war noch ſo jung und ſchön, daß man ſie unmöglich für die Mutter eines Sohns halten konnte, der erwachſen gnug wär, das Haus mit Nothwendigkeiten zu verſehen.

Ohngefähr nach einer Stunde, in welcher man wenig geſprochen hatte, trat eine zarte Jünglingsgeſtalt herein, welche die Wirthin mit dem Namen Mutter begrüßte, und bey dem Anblick der Fremden ein wenig zu ſtutzen ſchien. Es war eine hochaufgeſchoſſene Figur, faſt mehr Knabe als Jüngling, mit vollen Wangen, die von der ſtarken Bewegung glühten, und Augen, dergleichen Raja nur noch bey einer Perſon in ihrem Leben geſehen haben wollte.

Von dem mitgebrachten des jungen Jägers wurde dieſesmal nur eine Schüſſel mit Obſt, und ein paar kleine Vögel aufgetiſcht; ein Kaninichen, und ein Gericht von wohlſchmeckenden Bergkräutern verſparte man auf den andern Tag.

Ali verwendete über der Mahlzeit kein Auge von dem Sohn ſeiner Wirthin, welcher beyläufig als eine Kleinigkeit erwehnte: er habe die Wolfshöle endlich entdeckt, und den Alten erlegt. Er werde der Wohnung nun ferner keine Gefahr drohen, auch wär ſeine Haut gut für die kleine Philippe, zum Winterlager. Man ging hinaus, das erlegte Wild des jungen Jägers zu ſehen. Man erſtaunte. Die Einſiedlerin umarmte ihn mit Thränen in den Augen. Raja konnte ihre Gedanken aus Unwiſſenheit der Sprache nicht laut werden laſſen, und Ali unterließ die ſeinigen zu ſagen.

Die Frauen machten dieſen Abend die Entdeckung, daß ſie ſich, vermittelſt der romaniſchen Sprache, die beyden nicht unbekannt war, zur Noth unterhalten konnten, und als der Knabe einſchlief, und auch Ali es für gut hielt, die Ruhe zu ſuchen, begannen jene die Entdeckung zu nützen, und durch Frag und Antwort die Neugier zu befriedigen, welche einer ſo wohl als der andern beywohnte.

Raja hatte den größten Theil ihres Lebens in dem Vatterland der Intrighue und des Mißtrauens, in dem griechiſchen Purpurpallaſt zugebracht, und die Fremde ſchien gleichfalls eine Perſon zu ſeyn, die die Welt geſehen hatte; daher kam es, daß keine der andern von ihrer Geſchichte ſo viel mittheilte, als jene wünſchte; der Mangel an Ausdruck in einer Sprache, deren beyde nicht ganz mächtig waren, mußte hier zum Deckmantel der Zurückhaltung dienen, welche keine in der andern verkannte, und keine ihrer Gefärthin ganz verdenken konnte; ſie fühlte es an ihrem eigenen Beyſpiel, wie ſchwer es hier ſey, zuerſt durch Vertraulichkeit Gegenvertraulichkeit zu erregen.

Die Einſiedlerin erfuhr alſo nur ſo viel von Raja, daß ſie in ihren Gäſten unglückliche Flüchtlinge aus Konſtantinopel vor ſich ſehe, und dieſe hörte dagegen aus dem Munde ihrer Wirthin, daß ſie eine Gallierin wär, welche auf einer Reiſe zu ihren Verwandten in die Hände von Seeräubern gefallen ſey, die ſie wegen einiger Reize zum Geſchenk für Mahomeds Serail beſtimmt hatten.

Die Hand der Allmacht, fuhr ſie fort, durchkreuzte die Anſchläge der Bosheit. Ein Sturm warf mich an dieſe Küſte. Keiner meiner Räuber genoß das Glück, den Wellen zu entgehen. Ich fand freundliche Aufnahme bey einem alten Einſiedler dieſes Gebürgs; er ward mein Vater, und der Vater dieſes Kindes, auch ſchmeichelte er mir, als er meinen Gram ſah, hier unter dieſem fremden Himmel ſterben zu müſſen, oft mit der Hoffnung, ich könne noch einſt mein Vaterland wiederſehen. Er ſagte, er habe einen Freund, der ihn zuweilen beſuche, und der mächtig gnug ſey, mir Gelegenheit zu verſchaffen, ſchnell und glücklich wieder zu den Meinen zu kommen. —

Bey ihm, bey meinem theuern unvergeßlichen Verſorger, lernte ich jenen Knaben kennen, welcher die Aufmerkſamkeit eures Begleiters ſo ſehr zu feſſeln ſcheint; er iſt nicht mein Sohn, aber mir wenigſtens eben ſo theuer, als die kleine Philippe, meine Tochter. Unglaublich iſts, was für Treue er an mir und meinem Kinde bewieſen hat. Als der alte Macedonius, mein Wohlthäter, ſtarb, war er mein einiger Verſorger. Ich war krank, mein Kind, damals nur wenig Monate alt, dem Verſchmachten nahe; da pflegte er mich mit unnachahmlicher Sorgfalt, und nährte die Kleine mit der Milch wilder Ziegen, deren einige er auf den Klippen mit Lebensgefahr eingefangen hatte. Als ich ſtärker ward, that ich ihm den Verſchlag, wir wollten uns nach dem über uns liegenden Flecken, oder in das Kloſter auf den Gipfel des Bergs begeben. Er antwortete mir mit mehr Ueberlegung, als man von einem eilfjährigen Knaben vermuthen konnte. Seine Antwort war Weigerung, aber die Urſach derſelben Euch zu entdecken, wär wider die Treue, die ich meinem jungen Freunde ſchuldig bin. Nur ſo viel zu Eurer Belehrung: Das Schickſal des Knaben fordert Verborgenheit. Der Mann, der ihn zu ſeiner Sicherheit in dieſe Einöde lieferte, war nie dafür, daß er ſich vielen Augen zeigen ſollte, und der alte Macedonius blieb immer der einige Verwahrer ſeiner Geheimniſſe. Ich ſelbſt erfuhr in jenem Augenblick der Vertraulichkeit zuerſt, wer mein holdſeeliger Verſorger, mein vielfältiger Lebensretter ſey.

Raja fiel bey Endigung dieſer Erzählung in ein tiefes Nachdenken; Zweifel und Muthmaſſungen, die in ihrer Seele aufſteigen mochten, ſollten durch neue Fragen aufgeklärt werden, aber die Antworten fielen ſo unbefriedigend aus, daß ſie endlich ſchwieg.

Ihr werdet mich vielleicht beſſer kennen, und mir mehr Vertrauen ſchenken lernen, ſagte ſie, indem ſie aufſtand, und ihrer Wirthin zur guten Nacht die Hand bot. Und ſo ſchieden beyde, ſich zur Ruhe zu legen.

Nur die heftige Ermüdung konnte Ali, deſſen Seele mit den ſeltſamſten Gedanken erfüllt war, einige Stunden Schlummer verſchaffen. Man hatte ihm ſeine Schlafſtelle neben dem Knaben angewieſen, der des vorigen Abends ſeine Augen ſo ſehr auf ſich zog. Er erwachte mit dem erſten Morgenſtrahl, ſeine Betrachtungen zu erneuern, und er hatte den holdſeeligen Schläfer an ſeiner Seite kaum einige Minuten betrachtet, als er in einen Ausruf begeiſterter Freude ausbrach, und ſeinen jungen Gefährthen mit dem Namen, Selim! in ſeine Arme ſchloß.

Ja du biſt! du biſt es! fuhr er fort, indeß ſich der Knabe allmählich ermunterte. Sohn meines theuern Herrn! Amuraths Sohn! nun der meinige! O dieſe Augen, aus welchen der Geiſt deines groſſen Vaters ſpricht, öffne ſie, meine Ueberzeugung vollkommen zu machen! ſie täuſchten mich ſchon geſtern nicht! Erwache, Selim! beſinne dich, den treuen Ali in mir zu erkennen!

Selim ſaß von Alis Arm umſchloſſen, und rieb den Schlaf aus den Augen, er glaubte anfangs zu träumen, zürnte mit dem, der ihn ſo ungeſtüm erweckte, konnte nichts begreifen von dem was er ſagte; doch nur wenig Minuten waren nöthig, ihm die Züge desjenigen erinnerlich zu machen, deſſen Aeuſſeres vermöge ſeiner Jahre durch funfzehn, ſeit dem letzten Scheiden verfloſſene Monate nicht ſo viel Veränderung erlitten hatten, als Selims, welcher in dieſer Zeit an Gröſſe, Stärke und Schönheit bis zum Unkenntlichwerden zugenommen hatte, und durch Arbeit und Leibesübung, die er nach des Einſiedlers Tode freyer genoß, faſt völlig zum blühenden Jüngling herangereift war.

Als Selim Ali erkannte, da ward die Freude gegenſeitig. Der Knabe hatte von dem erſten Blick des Lebens an, den treuen Diener Amurats, den Freund und Rathgeber ſeiner Mutter Zelide, ſchätzen gelernt, auch war er, als Ali ihn den Verfolgungen ſeines blutgierigen Bruders Mahomed entriß, klug und erwachſen genug, den Dienſt ſeines Lebensretters zu ſchätzen, ob man ihm gleich die Beſchaffenheit ſeiner Gefahr nicht ganz einſehen ließ.

Selims ſogenannte Mutter fand einen noch in den Armen des andern. O, Katharine! rief ihr der Knabe entgegen. Unſere Sorgen haben ein Ende! Hier iſt Ali, von dem ich euch ſo viel ſagte! Hier iſt Sultan Amurats Diener! Er wird mich zu meinem Vater führen; ich mag nicht länger getrennt von ihm leben. Euch bringt er zu meiner Mutter Zelide, und zu der Sultanin

Helene, von dort wird es euch leicht ſeyn, wieder zu den Euren zu kommen!

Der Knabe war berauſcht von Entzücken, und ſagte in einem Augenblick tauſend Dinge, die mehr von dem Uebermaß ſeiner Freude als reifer Ueberlegung zeugten. Ali begeiſtert wie er, konnte und wollte ſeine Vorſtellungen jetzt nicht berichtigen, und Katharine, wie wir die Einſiedlerin bey ihrem Namen, der uns nunmehr durch Selims Mund kund worden iſt, ins künftige nennen wollen, Katharine theilte die gemeinſchaftliche Freude mit dem regſten Gefühl.

Dieſe Freude erreichte den höchſten Gipfel, als auch Raja aus der Nebenhöle, von dem frohen Geräuſch angelockt, herbey kam, und zur Theilnehmerin des enthüllten Geheimniſſes gemacht wurde, als ſie hinwegeilte, Kalepin herbey zu holen, und ihn ſeinem Bruder in die Arme zu legen, und als Katharine gleichſam eiferſüchtig auf die Liebkoſungen, die der fremde Knabe erhielt, die kleine Philippe herbeybrachte, bey dieſer Scene gleichfalls ihre Rolle zu ſpielen.

Die beyden Kinder waren faſt in einem Alter, die holdſeligſten Geſchöpfe, die ſich denken laſſen. Selims Herz floß über, er vergoß andere Thränen, als man ſonſt in ſeinen

Jahren zu vergießen pflegt. Ein Knabe wie Amurats Sohn, der im Umgang mit lauter verſtändigen und erwachſenen Perſonen, die Spiele der Kindheit faſt gar nicht kennen lernte, der ſchon widrige Schickſale erduldet hat, iſt ein andres Weſen, als unſre gewöhnlichen Kinder von zwölf bis funfzehn Jahren. Er fühlte ſich weit reifer als er würklich war, gelobte ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter, wie er die kleine Philippe nannte, Schutz und Vorſorge für die Zukunft, und die Frauen fanden dieſes an dem Knaben ſo wenig ſonderbar, daß ſie ihn beſchwuren, ſeines Verſprechens immer eingedenk zu ſeyn, und ihm gelobten, ihn deſſelben zu erinnern.

Ali ſchwieg. Amurats Tod, Konſtantinopels Eroberung, und Mahomeds itzt völlig am Tage liegender Charakter ſchwebte vor ſeiner Seele. Hätte Selim, ſo dachte er bey ſich ſelbſt, hätte er zehn Jahre mehr, und ſtände mit dieſem Geiſt, dieſem Muth, dieſem Herzen an der Spitze von zwanzig tauſend Janitſcharen, Amurats Thron wär ſein, und Ali ſtürbe willig, ihm denſelben behaupten zu helfen.

Voll von dieſen Gedanken war er auſſer Stande, an der geſchwätzigen und lauten Freude der andern, welche noch lang nicht zur Ruhe überging, Theil zu nehmen; aber als die Frauen in die Vorhöle gingen, um daſelbſt die Sorge für die Wirthſchaft und die Kinder unter ſich zu theilen, als Selim ihn bey der Hand faßte, um ihn hinaus ins Freye zu führen, und ihm tauſend Gegenden kennen zu lehren, die er nun bald glaubte verlaſſen zu müſſen, da ermannte ſich Ali, und beſchloß den einſamen Spaziergang mit dem Knaben ſo gut zu nutzen, als es deſſen zartes Alter, und die Unvollkommenheit der Ideen, die ſeine eigene Seele beſchäftigten, zuließ.

Und dieſes Ungeheuer, rief er, als ſie bey dem geſtern erlegten Wolfe vorüber kamen, dieſes fällte Selims ſchwacher Arm?

Er iſt ſo ſchwach nicht als ihr meynt! lächelte Selim. Seht dieſe Muskeln, dieſe Sehnen, fuhr er fort, indem er den weiten Ermel ſeines Gewands zurückſchlug. Seht, in dieſen Armen reift Mannskraft! Ich biete dem Trotz, der mich übermag, und ich brenne vor Verlangen, mich einmal mit andern Geſchöpfen, als wilden Thieren, zu meſſen.

Getrauteſt du dir wohl, noch ein ſolches Ungeheuer zu erlegen?

Warum nicht! — Doch ſeht, alles müßte denn auch ſo ſeyn wie hier; andre, Stärkere müßten mir ſchon ein wenig vorgearbeitet haben. Allein wär ich dieſem Raubthier freylich nicht gewachſen geweſen. Hier am Schenkel, und dort an dem linken Vorderlauf hatten es ſchon die Pfeile der Jäger getroffen, es hinkte und hatte viel Blut verloren, ſo mußte mir ja der Sieg leicht werden.

Vorarbeiten? O ſorge dafür nicht! Alle Freunde der Menſchheit werden ſich vereinigen, den zu entkräften, den du hernach ſchlagen ſollſt. Laß ihn nur erſt noch ein wenig beſſer zur Strafe reif werden; wachſe nur noch ein wenig mehr heran. — —

Ali, fiel Selim, der ſeinen Freund gar nicht verſtand, mit naiver Einfalt ein, das halte ich nicht für gut! Warum ſollen wir ihm Zeit laſſen, noch mehr Unheil anzurichten? Er möchte nur gar zu bald die Wohnung unſerer Frauen ausſpüren, und in unſerer Abweſenheit ihnen und den Kindern Gefahr drohen! Lieber gleich friſch ans Werk! Jetzt ſind unſerer zwey; wir wollen das Ungeheuer in ſeiner Höle aufſuchen, und es ohne Mühe erlegen.

Selim, rief Ali, ſind deine Worte Weisſagungen? wovon ſprichſt du?

Nun, von dem Wolfe, von dem ihr ſagtet. Oder iſts irgend ein andres Raubthier, das euch in dieſen Gebürgen ſchreckte? Doch wüßte ich nicht, daß ich hier Löwen, Tieger oder Bären geſehen hätte, die ich doch wohl kennen möchte.

O, das ſchrecklichſte von allen wirſt du nur zu früh kennen lernen! — Sohn des groſſen Amurat, lege deine Hand in die meinige, und ſchwöre mir: wenn die Zeit da iſt, und ich dich auffordere, ſchnell aufzuſeyn, und mit deinem Schwerd ſo viel unſchuldig vergoßnes Blut, auch das deinige zu rächen, nach welchem jenes Ungeheuer dürſtet.

Ich ſchwöre! lächelte Selim, doch ſehe ich nicht, wozu wir hiezu ſo viel Umſtände brauchen. Kann ich heute und morgen nicht thun was ihr fordert, ſo gehen mich die Raubthiere des Bergs Athos nichts mehr an. Ich denke, ihr ſeyd gekommen, mich zu meinem Vater zu holen, und unſere Frauen und Kinder werden wir doch wahrhaftig nicht hier den Wölfen zum Raube laſſen? — Kommt, Ali, erzählt mir von Sultan Amurat; mein Herz brennt, meinen groſſen Vater näher zu kennen; Macedonius konnte mir wenig ſagen, das Bild zu vollenden, das mir von dem, den ich in meiner Kindheit ſo ſelten ſah, nur dunkel vorſchwebt. Eine Stelle zeigte er mir in dieſem Gebürg, wo man nach der Gegend hinſehen kann, wo Sultan Amurat lebt, dort ſitz ich gern, und dorthin will ich euch führen, alles was ich von euch zu hören wünſche, wird mir dort doppelt angenehm klingen.

Während Ali auf die Anforderung des jungen Prinzen, die er ſo ſchlecht befriedigen konnte, in dumpfes trübſinniges Schweigen verfiel, und kaum die Thränen zu bergen vermochte, während er ihm an die gewählte Stelle folgte, und auf Worte ſann, wie er ihm Amurats Tod, und das bedenkliche Schickſal ſeiner nachgelaſſenen Kinder mittheilen wollte, machten die Frauen in der Höle nähere Bekanntſchaft. Die romaniſche Sprache floß beyden heute beſſer als geſtern, und ein guter Theil der ſcheuen Zurückhaltung, die geſtern ihr Einverſtändniß ſtörte, war weggefallen.

Auch mich ſollt ihr näher kennen lernen, ſagte die Mutter der kleinen Philippe, als die geſchwätzige Raja, die umſtändliche Erzählung von Helenen, Hermionen und Irenen, von Konſtantinopels Eroberung, und Kalepins Gefahr geendigt hatte. Auch ich habe Gefahr, Schreckniſſe und Verfolgung erlebt, und kein günſtiges Schickſal wars, das mich in dieſen äuſſerſten Winkel der chriſtlichen Welt geſchleudert hat. Wäret ihr mit den Geſchichten der fernen Abendländer bekannter, als es ſich nach dem Orte eurer Geburt und eures bisherigen Aufenthalts vermuthen läßt, ſo würde euch die Nennung meines Namens ſchon vielleicht einiges Licht geben.

Und wie nennt ihr euch? fragte die neugierige Raja.

Katharine von Burgund, die Schweſter jenes *) Karls, dem man den Zunamen des Heldenmüthigen giebt, die Gemahlin Graf Adolfs von Geldern, eines Fürſten, der untadelich ſeyn würde, wenn ſein ſittlicher Charakter ſeinen übrigen Vorzügen entſpräch.

---

*) Bekannter unter dem Namen, Karl der Kühne.

Räja wußte aus dieſer genauen Beſtimmung der Perſon ihrer Wirthin nichts zu machen; ſie vereinigte in ihrem Gehirn alle Vorurtheile ihres Vaterlands, mit den Vorſtellungen, die man am griechiſchen Hofe von der übrigen Welt hegte, und ſie hatte ſich von derjenigen, welche ſich hier jetzt zu erkennen geben wollte, vermuthlich ganz andere Ideen gemacht, als nun in ihr rege wurden. Die Perſonen, die man ihr nannte, waren ihr ganz unbekannt, die Namen, die ſie hörte, lauteten mißtönend in ihren Ohren, und ſie half ſich am Ende mit der Bemerkung, daß nicht der Stand eines Menſchen, oder ſein Name, ſondern ſein Schickſal und ſein Charakter das Intereſſe beſtimmen müßten, das Vernünftige an ihm nähmen. Der letzte, ſetzte ſie hinzu, iſt bey Euch meinem Urtheil nach ohne Tadel, das erſte, nach dem Anſchein zu urtheilen, traurig genug, um Mitleid zu erregen; ſehet hier das Unterpfand meiner guten Meynung von Euch, bis ich Euch näher kennen lerne.

Vielleicht würde Katharine von Burgund ſogleich einen Anfang gemacht haben, die Begriffe ihrer neuen Bekanntin von ihrer Perſon zu berichtigen, wär ſie nicht durch Selims Eintritt gehindert worden, der ſich mit ſtrömenden Augen in ihre Arme ſtürzte, und dem Ali langſam und traurig folgte.

O, meine Mutter! rief der Knabe, der von ſeinem Freunde all es erfahren hatte, was meine Leſer errathen werden. Alle unſere Hoffnungen ſind geſcheitert. Der groſſe Amurat iſt tod! Sultan Mahomed beſitzt den Thron, zu welchem mich Zelide zu erziehen glaubte! Er iſt der Verfolger, vor deſſen Grauſamkeit mich Ali in dieſen Schatten barg. Sultan Selim iſt der Knecht ſeines Bruders, noch mehr, das Schlachtopfer ſeiner Wuth! Ach, Katharine und Philippe, Raja und Kalepin erwarten den verſprochenen Schutz vergebens von einem ohnmächtigen Knaben, der ſelbſt Schutzes bedarf.

Es iſt die Schwachheit der morgenländiſchen Fürſten, allemal der geliebteſten unter ihren Frauen, ſo lange ſie dieſen Vorrang behauptet, und ihren Kindern, mit den glänzendſten Ausſichten zu ſchmeicheln, es war dieſes auch die Schwachheit des groſſen Amurat. Zelide hatte eine Zeitlang in ganzem Ernſt ihren Sohn für den beſtimmten Thronfolger ſeines erhabenen Vaters gehalten, und es gut gefunden, ihm den Namen, Sultan Selim, frühzeitig geläufig zu machen; vielleicht würde Kalepins Mutter, als die Reihe in Amurats aufſchlieſſender Zärtlichkeit ſie traf, bey etwas günſtigern Umſtänden, zeitig gnug ähnlichen Hoffnungen für ihren Liebling Raum gegeben haben. Mahomeds reifere Jahre, und ſein beſſeres Glück zertrümmerten dieſe Chimären, die Frauen hatten ſich hierein ergeben, wie dieſes zum Nachgeben gebildete Geſchlecht immer bey widrigem Geſchick zu thun pflegt; aber ähnliche Gelaſſenheit ließ ſich nicht bey einem Knaben wie Selim erwarten.

Die Vorſtellungen künftiger Gröſſe waren tiefer in der Seele des jungen Prinzen eingedrückt, als man hätte glauben können. Sein früh reifer Verſtand gab dieſen Ideen die vollkommenſte Ausbildung; ſeine glühende Phantaſie ſetzte ſie in das blendendſte Licht; eine zu groſſen Thaten, und zu gränzenloſen Wohlthun geneigte Seele, baute Plane hierauf, die ins unendliche gingen: und alle dieſe Zauberbilder ſollte er auf einmal vernichtet ſehen, und ihre Zerſtörung mit ruhigem Blick dulden?

Selim war auſſer ſich. Die Thränen über Amurats Tod und über ſeine eigene geſunkene Gröſſe gingen ſchnell in Wuth über, die weite Höle war für ſein Toben zu eng, man konnte in ihm den jungen Löwen nicht verkennen, der, wenn auch gezähmt, doch ſeinen Urſprung nie ganz verläugnen kann, und der, wenn er gereizt wird, ſelbſt ſeinen Wärtern furchtbar zu werden droht.

Ali war es, wider den ſein Ungeſtüm ſich am meiſten kehrte. Er nannte ihn den Urheber ſeines Unglücks. Es war Euch leicht, ſchrie er, ein unwiſſendes Kind in dieſe Einöde zu ſchleppen. Ihr ſpiegeltet mir vor, ich ſolle ſie nicht anders verlaſſen, als um den Thron zu beſteigen! Wo iſt nun Euer verſprechen? O hättet ihr mich meinem Schickſal überlaſſen! ich hätte denn geblutet, wo meine Brüder bluteten! ein glücklichers Loos als Knechtſchaft, wenn man ſich zum Throne geboren fühlt!

Es war unmöglich für eine Seele wie Selims, und für ſeinen noch unausgebildeten Körper, eine Spannung zu den höchſten Gefühlen lang auszuhalten; vom wütenden Ungeſtüm ſank er bald wieder zu der tiefſten Niedergeſchlagenheit herab. Er weinte, wie er anfangs über Amurats Tod geweint hatte, und troknete endlich dieſe Thränen, um an den Ueberlegungen Theil zu nehmen, welche ſein und Kalepins Schickſal nöthig machte. Sein Herz war erweicht. Raja hatte nicht nöthig, ihm die viel beklagenswürdigere Lage dieſes hülfloſen Kindes vorzuſtellen, er fühlte ſie ſelbſt. Er drückte ſeinen Bruder an ſein Herz, und gelobte, das Glück möge einſt aus ihm machen was es wolle, für ihn zu ſorgen wie für ſich ſelbſt, nie — (Raja fand dieſe Erinnerung nöthig, die einer andern, als einer gebornen Mahomedanerin überflüßig geſchienen haben würde) — nie gegen ſeinen gegenwärtigen Unglücksgefärthen Sultan Mahomeds Rolle zu ſpielen.

Aber ihm, jenem grauſamen Mörder ſeiner Brüder, war Rache und ewiger Haß geſchworen. Ali hatte jetzt nicht nöthig, ihm das Räthſel von dem Ungeheuer auszulegen, zu deſſen Vertilgung er dieſen Morgen ſeinen Arm aufforderte; er verſtand es vollkommen, und wiederholte ungefordert das Gelübde, welches er damals that.

Katharine von Bourbon war bey dieſen Scenen größtentheils eine ſtumme Zuſchauerin. So hatte ſie ihren Liebling Selim noch nicht geſehen, wie heute! Sie bebte vor ihm; auch war es ihr, einer vollkommneren Anhängerin eines Glaubens, den ihre Gefährthen nur mangelhaft bekannten, ihr, einer Eingebornen der mildern Abendländer, unmöglich, ſich in all dieſe Plane von Rache und Blut, für nahe und ferne Zukunft, welche hier gemacht wurden, hineinzudenken, oder ſie rechtmäßig zu finden.

Sie der Weitläuftigkeit nach zu erwähnen, würde um ſo viel unnöthiger ſeyn, da ihnen das Ja des Schickſals fehlte, und da ſie, wie die meiſten, ins Groſſe gehend. — Entwürfe der Sterblichen, — unausgeführt blieben. Nur den Theil derſelben, der uns am nächſten liegt. müſſen wir nicht unbemerkt laſſen, weil er der Faden iſt, der unſere Geſchichte mit der Folge zuſammenhängt.

Ali hatte bey Kalepins Rettung in die hieſige Einſamkeit, darauf gerechnet, den alten Macedonius noch am Leben, und ſo geſchickt als geneigt zu finden, die Sorge für den Bruder des jungen Prinzen zu übernehmen, der unter ſeiner Aufſicht bisher ſo ſicher geweſen war. Macedonius war tod, die Hoffnung, die Prinzen unter ſeiner Leitung zu beſſerm Glück heranwachſen zu laſſen, und indeſſen alles zu einem groſſen Streiche klüglich vorzubereiten, war vernichtet. Amurats verlaſſene Kinder einem andern anzuvertrauen, oder ſie mit den Frauen hier allein dem Zufall preis zu geben, war beydes mehr als bedenklich. — Ali konnte bey ihnen nicht lang verweilen, wenn er ſich nicht entſchlieſſen wollte, ſich ihnen ganz aufzuopfern, ſie nie zu verlaſſen. — Nichts war, was ihn an dem letzten hinderte, als der Mangel an nöthigen Lebensbedürfniſſen. Er hatte genug davon zu ſich genommen, um dem Einſiedler, dafern er noch gelebt hätte, die Sorge für ſeine Mündel ſo leicht, als vortheilhaft zu machen, aber mit Gold und Koſtbarkeiten war er bey weitem nicht hinlänglich verſorgt, um weiter hinauszureichen.

Das was hierin verſäumt war, nachzuholen, wurde beſchloſſen, Ali ſolle den Rückweg nach den Gegenden, die er eben verlaſſen hatte, eilig antreten; Kalepin blieb für die nächſten Monate unter der Pflege der Frauen, und Alle unter dem Schutz des muthigen und klugen Selim ſicher gnug zurück.

Ali verſprach ſchleunige Wiederkunft. Nur ſo lange Zeit wollte er in Mahemeds Gebieten verweilen, als er brauchte alle ſeine Schätze, die nicht klein waren, zuſammenzuziehen, und ſich mit denſelben ohne Verdacht zu entfernen. Der nehmliche vertraute Schiffer, der ihn und ſeine Reiſegefährthen herüber gebracht hatte, und der noch auf weiteren Befehl wartend hinter einer Klippe vor Anker lag, ſollte ihn denn zu den geliebten Einſiedlern des Bergs Athos zurückführen; aber nicht, um nebſt ihnen hier zu bleiben; nein, Amurats treuer Diener war entſchloſſen, dann mit ſeinen Schutzbefohlnen Zuflucht an irgend einem chriſtlichen Hofe zu ſuchen, von ſeinen geborgenen Reichthümern, mit den Prinzen dort ſparſam doch anſtändig zu leben, ſie ihren groſſen Erwartungen gemäß zu erziehen, und dann einmal, gerade zur gelegenen Zeit, mit dem groſſen Streicht loszubrechen, den er im Sinn hatte, und der Selim zu dem Throne führen ſollte, welchen er dem Tyrannen Mahomed nicht gönnte.

Die Ausführung des Anfangs dieſer Plane brauchte nicht viel Vorbereitung. Schon des andern Morgens war Ali reiſefertig. Er nahm treuherzigen Abſchied von den Frauen, und küßte Amurats Kinder. Selin trug er Behutſamkeit in Anſehung ſeiner Perſon, Liebe für ſeinen Bruder, und Sorge für die Sicherheit des Hauſes auf. Amurats Sohn, ſagte er, darf keines dieſer Dinge, um des andern willen verſäumen, beſonders hüte er ſich, — denn Selim iſt zuweilen

len kühn und unvorſichtig — die Wölfe in ihren Hölen aufzuſuchen, oder den Gemſen auf den Klippen nach zu ſteigen. Es iſt beſſer, Kalepin und Philippe entbehren einiger Bequemlichkeiten, als daß der künftige Sultan Selim; indem er ihnen dieſelben verſchaft, das Leben in Gefahr ſetzt, auf welchen das Glück dieſer Kinder in der Folgezeit einig beruht. —

Dies hieß den Knaben auf ſeiner ſchwachen Seite angreifen. Selim verſprach alles, und erhielt dafür das Gegenverſprechen von Ali, wenn es möglich wär, die Sultanin Zelide, Selims Mutter, aus den Thälern des Hämus zu entführen, und ſie hieher in die Arme ihres Sohns, zu glücklichen Leben in friedlichern Gegenden zu bringen; groſſe, gefahrvolle, weit ausſehende Dinge, die den zurückbleibenden leichter dünkten, als dem klugen Ali, und deren gehofte glückliche Ausführung ihnen in ſeiner Abweſenheit zur Kürzung langſam ſchleichender Stunden gute Dienſte that.

Lang konnte man wohl mit Recht die Zeit nennen, in welcher Alis Ankunft von den Einſiedlern des Berges Athos vergebens erwartet wurde, ſie war es, die der Dauer und der Empfindung nach. Zwe Monate waren zur Zeit ruhigen Wartens beſtimmt; viere waren verfloſſen, und Ali kam noch nicht zurück.

Die Frauen ſorgten und weinten, und Selim beſtieg täglich die höchſten Spitzen des Gebürgs, ob ſein Adlerauge nicht in der Fern ein aufgeſchwollnes Seegel wahrnähm, das die lang gehegte Hoffnung zur Würklichkeit machte. An einem der Täge, da theils Neugier und Sehnſucht, theils Sorge für die nöthigen Bedürfniſſe des Hauſes, den jungen Verſorger deſſelben im Gebürg umher irren machte, geſchah es, daß Raja und ihre Wirthin, von dem müßigen Trauern, um die dunkle Zukunft, zu dem vernünftigen Entſchluß übergingen, einen Blick in die Vergangenheit zu thun, ob ſich aus derſelben Troſt holen, oder ob ſich durch vermehrte Vertraulichkeit das Band der Freundſchaft feſter zuziehen ließ, die Beyden die einige Erleichterung ihres Unglücks war.

Katharine war ihrer Gefährthin umſtändliche Erzählung ihrer Schickſale beynahe ſchuldig; die ihrige hatte ſie bereits von ihr mit aller Genauigkeit erfahren, die ſich von Raja erwarten ließ; auch verdiente die mütterliche Zuneigung, welche dieſe gute Alte gegen die ſchöne Fremde und ihre kleine Tochter überall blicken ließ, jede zärtliche Erwiederung, die ſie von ihr fordern konnte, und wozu Katharinens offnes Herz mehr als geneigt war.

Ihr habt recht, liebe Mutter, ſagte die junge Dame zu der ältern; Rückblick auf mein vergangenes Leben, und auf ſeine tauſend überſtandenen Leiden, möchte mir vielleicht Troſt für die Folgezeit, und Euch Unterhaltung in einer Stunde gewähren, welche wir nicht beſſer hinzubringen wiſſen. Offenherzig will ich mit Euch von allen Dingen ſprechen, die mich angehen, offenherziger als in jenem Augenblicke da ich mich euch zuerſt kenntlich machte, und Euch durch die hochtönenden Namen meiner Verwandten, die Euer Ohr nicht verſtand, eine Achtung abzunöthigen ſuchte, welche eine Perſon wie ihr, nur ihrem eigenen Urtheil von Werth oder Unwerth folgen läßt.

Raja lächelte hier ein wenig, und Katharine fuhr fort.

Ich bin die Tochter des Herzogs von Burgund. Meine Eltern verlor ich frühzeitig, und mein Bruder, den der Tod ſeines und meines Vaters zu meinem Herrn und Beſchützer machte, hielt es für gut, da er überdem damals noch unvermählt war, ſich der Sorge für eine unmündige Schweſter dadurch zu entbrechen, daß er ihre Erziehung einer Verwandtin unſers Hauſes anvertraute, welche Aebtißin des Kloſters der heiligen Roſalie zu * * * war. — Unter ihrem Schutz verlebte ich den erſten Frühling meines Lebens in einer Einförmigkeit, die mich wohl nichts von den ſeltſamen Abänderungen meines Schickſals ahnden ließ, welche ich in den folgenden Jahren erfahren mußte.

Nicht weit von dem glücklichen einſamen Hauſe, in welches ich mich, Gott wie oft! zurück ſehnte, ſtürzt ſich ein Bergſtrom über Felſen in die Nera. Den jungen Fräuleins, welche noch nicht durch das Kloſtergelübde gebunden waren, ward unter der Begleitung einer Aufſeherin oftmals ein Spaziergang in die wilden Gegenden erlaubt, wo man den Fall des Waſſers, eines der herrlichſten und unbemerkteſten Schauſpiele der Natur, von verſchiedenen Seiten beobachten kann. Wie oft ſuchte ich dort Augenweide und Nahrung für meine von Natur zu ſtiller Schwermuth geneigte Seele! und wie wenig ahndete ich, daß ich in dem, was ſich meinen Blicken darbot, ein Bild meines Lebens vor mir ſah! — Dieſer Strom, der anfangs unter wilden Geſträuchen und überhangenden Felſen unbemerkt, kaum durch ein leiſes Rauſchen verrathen, dahin ſchleicht, wie unruhig wird er, wo er ſich aus den Schatten hervordrängt! wie beſchleunigt ſich ſein Lauf, ſo wie er dem jähen Abſturz näher kommt! Er iſt nicht mehr das Bild des Himmels und der blumichten Ufer. Welle ſchlägt auf Welle, ſein leiſe beginnendes inneres Toben wird zur gränzenloſen Wuth, ſchon reißt er Felſen, die ihn in ſeinem Lauf aufhalten, mit ſich fort; und wozu dieſe Eile? um ſich in einen Abgrund zu ſtürzen, an deſſen ſchroffen Klippen er ſeine klaren Fluthen zu Schaum ſchlägt, um ſich in der Tiefe mit ſeinem ſchleichenden Gefärthen zu vereinigen, deſſen trüber Lauf durch ſeine reinen Wellen nicht heller wird.

In Betrachtung dieſes Schauſpiels verloren, in Gedanken vertieſt, die ich ſelbſt nicht ganz verſtand, die aber vielleicht in dunkeln Bildern das enthielten, was ich eben geſagt habe, ſaß ich eines Tages, von vielen meiner Geſpielinnen umgeben, die alle dem Stande nach weit unter mir waren, doch mit mir wie Gleiche mit der Gleichen lebten. Die Aebtißin hätte durch weiſe Erziehung die Erbſünde unſers Hauſes, den Stolz, von Grund aus in mir zu tilgen gewußt, und ich weiß nicht, ob ſie meinem Bruder, dem ſtolzen Herzog von Burgund, weis nicht, ob ſie ſelbſt mir, welcher vielleicht das Schickſal eben dieſen Stolz zum Hüter meines Glücks gab, damit den beſten Dienſt leiſtete.

Das mannichfache Geſchwätz meiner Freundinnen, und mein eigenes gedankenvolles Schweigen, ward auf einmal durch das Hervortreten zweyer Fremden unterbrochen, welche vielleicht durch Neugier und Wohlgefallen an groſſen Naturſcenen, vielleicht durch Geſchäfte dieſen Weg geführt wurden. Sie waren beyde dem Augenſchein nach auf der Reiſe des Lebens ziemlich weit vorgerückt, doch noch nicht ſo erſtorben für frohere Empfindungen, daß ihnen der Anblick eines Hunſens junger, ſchöner, lachender Geſchöpfe in einer der wildeſten Gegenden der Erde, nicht eine angenehme Ueberraſchung hätte ſeyn ſollen. Der ältere von beyden, ein Mann, dem nur ſeine Jahre den Anſpruch auf den Namen eines ſchönen Mannes ſtreitig machen konnten, und der durch ein einnehmendes Gemiſch, von Würde und Gutmüthigkeit, wenigſtens ſehr liebenswürdig gemacht wurde, nahte ſich unſerer kleinen Geſellſchaft, die bey ſeiner Erſcheinung augenblicklich ſtumm ward, und that an die, unter dem blühenden Haufen, welche ihm die nächſte war, einige verbindliche Fragen. Das junge Mädchen war ſo beſtürzt, daß ſie die Antwort vergaß. Er wandte ſich an die zweyte; die nehmliche Verlegenheit, und zum Unglück noch mit einem Lächeln verbunden, welches das argdenkliche Alter nur gar zu gern an jungen Perſonen für Hohn deutet. Die dritte beſtand eben ſo übel, und die folgenden gingen in ihrer Schüchternheit, die freylich eine Folge der Kloſtererziehung war, ſo weit, daß ſie ſich gar auf eine höchſt ungeſchickte Art ins Gebüſch zurück zogen, und die Fremden, unentſchloſſen, ob ſie lachen oder zürnen ſollten, ſtehn lieſſen.

Ich hatte mich indeſſen aus meinen Gedanken, die mich anfangs ſtumm machten, emporgeriſſen, und die beyden alten Ritter näher ins Auge gefaßt. Das alberne Betragen meiner Geſpielinnen beſchämte mich, ich ſtand auf, ihren Fehler zu verbeſſern.

Ha! rief der eine der Fremden, der mich jetzt erſt gewahr ward! hier noch ein ſchüchternes Reh. Wir wollen es feſt halten, daß es uns nicht entwiſche, wie die andern!

Ich zog meine Hand zurück, die man faſſen wollte, blieb aber ſtehen, und redete meinen Gegner mit einer meiner tiefſten Verbeugungen an, denn ſein Anſehen nöthigte mir Ehrfurcht ab. — Verzeihet, Ritter, ſagte ich, meine Freundinnen thaten mit ihrer ſchnellen Entfernung vielleicht was ihnen befohlen war, aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich bleibe, um nach Eurem Begehren an uns zu fragen. Habt ihr Euch vielleicht verirrt? — Ich will ſogleich laufen, und unſere Aufſeherin rufen, ſie kann nicht fern ſeyn, und wird Euch wohl zurecht weiſen können —

Verirrt? antwortete der Fremde, wie kann man ſich da verirrt haben, wo man ein Meiſterſtück der Schöpfung erblickt.

Ja wohl, antwortete ich, welche die Gallanterie, die in dieſen Worten liegen mochte, nicht begriff, ja wohl ein Meiſterſtück der Schöpfung! O dieſe Gegend! dieſer Strom! dieſes ganze All! Ich ſehe es täglich, und werde des Anblicks nicht müde! Kein Wunder, wenn ihr vielleicht aus weiter Ferne zu demſelben herbeygezogen werden ſeyd! — O, mir ſind die ſchönſten Anſichten dieſer Orte bekannt! Folgt mir, ich will ſie Euch zeigen. Ich will Euch hinab bis zu dem eigentlichen Fall des Stroms führen. Die Sonne ſteht noch hoch, ihr werdet einen der ſchönſten Anblicke haben.

Reizendes Geſchöpf! rief der liebenswürdige Kreis, der ſich jetzt würklich meiner Hand bemächtigt hatte, und mir mit einem Blicke, der ihm mein ganzes Herz gewann, ins Auge ſah. Iſt denn Verſtand und Gutmüthigkeit von deinen Geſpielinnen allein zu dir geflohen? — Wer ſeyd ihr, kleine Schöne? daß ich Euren Namen merke, und ihn meinen jungen Verwandtinnen zum Muſter der Nachahmung vorſtelle.

Ich trat mit einer etwas hohen Miene zurück; der zutrauliche Ton, der Name, kleine Schöne, beleidigte mich, denn ich war ſchon dreyzehn Jahr. — Ich bin die Toch ter, und die Schweſter eines Herzogs von Burgund, ſagte ich.

Wie, Prinzeßin? rief der Fremde, der etwas zurück trat, und mir eine tiefere Verbeugung machte, als anfangs; eine junge Dame von ſo hohem Stande, und ſo mild, ſo herablaſſend? Wer waren denn eure ganz anders gearteten Geſpielinnen? Wenn ihre Eltern nicht die erſten Throne der Welt beſitzen, ſo weis ich mir ihr übermüthiges Betragen, und den abſtechenden Unterſchied gegen Euch nicht zu erklären.

Ich warf den Kopf ein wenig zurück, denn es verdroß mich, meine Gefärthinnen tadeln zu hören, ohne ſie vertheidigen zu können!

Und noch eine Unbequemlichkeit, fuhr er fort. Die Schweſter des groſſen Herzogs Karl von Burgund, und hier in dieſer Einöde? Ohne Aufſicht? Wie, wenn wir Böſewichter wären? Bey ſo viel Unſchuld, bey ſo viel holder verdachtloſer Einfalt, wär es uns leicht, uns eines der größten Schätze der Welt zu bemeiſtern.

Böſewichter? lächelte ich, Nein, das ſeyd ihr nicht! Und wäret ihr es, o mein Geſchrey würde mir ſchnell Hülfe herbey bringen! Ich gehöre in jenes Kloſter. Meine Aufſeherin iſt hier, und auf unſern Spaziergängen fehlt es nie an Leuten, die uns nothfalls ſchützen können.

Unſere Duegna von den übrigen jungen Mädchen, welchen mein langes Geſpräch mit den Fremden bange machte, herbey gezogen, trat würklich jetzt aus dem Gebüſch, nebſt unſern gewöhnlichen Begleitern hervor. Sie machte den Fremden ein kaltſinniges Kompliment, und führte mich mit einigen Verweiſen wegen meines Betragens, das ſie zu kühn ſchalt, nach dem Kloſter zurück.

Ich ließ es unentſchieden, ob ich hier Verweiſe verdient hatte oder nicht, auch ſchwand jenes kleine Abentheuer, das einzige, das mir je in dieſen Gegenden zuſtieß, bald ganz aus meinem Gedächtniß. Andere Gedanken fingen an, meine Seele zu beſchäftigen, oder beſſer zu ſagen, nicht ſowohl Gedanken als Gefühle. Ich fühlte, daß das Kloſter einſam, die Gegend umher immer noch ſchön, aber nicht mehr neu ſey, mit einem Worte, ich fühlte, daß ich dem Ende des vierzehenten Jahres mächtig entgegen eilte.

Um dieſe Zeit kam eine Einladung von meinem Bruder nach Hofe. Der Herzog von

Geldern, und Graf Egmond, ſchrieb man mir, ſeyen vor wenig Tagen eingetroffen, und wünſchten mich zu ſehen. Meine Geſpielinnen und meine Lehrerinnen ſamt den Nonnen und der Aebtißin ominirten hieraus eine Vermählung, und ich kann nicht ſagen, daß mir dieſe Prophezeihung widerlich war. Der junge Herzog von Geldern, (aus Liebe hatte ihm ſein Vater dieſen Namen, nebſt anſehnlichen Vorrechten ſchon bey ſeinen Lebzeiten zugeſtanden) war ein Fürſt, der wegen ſeiner Schönheit und Tapferkeit, wegen ſeiner hohen Geburt und ſeiner groſſen Anſprüche, die Hand der größten Prinzeßin hoffen konnte, warum hätte ich die meinige, wär ſie gefordert worden, zurückziehen ſollen?

Die Vorſtellung, die ich mir von dem Endzweck dieſer Reiſe gemacht hatte, änderte ſich ein wenig, als man mir bey meiner Ankunft ſagte, nicht der junge allgemein bewunderte Herzog Adolf, ſondern ſein Vater und deſſen Bruder, der alte Graf Egmont ſeyen gegenwärtig. Mein Bruder ſtellte mir beyde vor, und, urtheilt von meinem Erſtaunen, als ich in ihnen meine alten Bekannten, aus der Gegend des Waſſerfalls fand. Freude miſchte ſich mit dieſem Erſtaunen. Es war eine ſonderbare Vorliebe, die ich zu dieſem einnehmenden Greis, zu dieſem alten Herzog von Geldern gefaßt hatte. Ich erzählte Herzog Karln, meinen Bruder, mit froher Geſchwätzigkeit das kleine Abentheuer, das mich in ſeine Bekanntſchaft gebracht hatte, man ſtrömte Lobſprüche über mich aus, wegen meines naiven Betragens, niemand war hierin beredter, als der gute alte Herzog Arnold, und niemand ſagte weniger dazu, als der Herzog von Burgund.

Mein ehrwürdiger Freund beſchenkte mich auf ſeine Erlaubniß dieſen Abend nach der Tafel, da man ihm den Platz an meiner Seite gegeben hatte, mit einer koſtbaren Kapſel, die ein Miniaturgemälde enthielt. Ich öfnete es, und that erſten Blicks den Ausſpruch, es ſey Herzog Arnold als Jüngling gemahlt.

Nein, antwortete er lächelnd, aber es iſt mein Ebenbild, mein zweytes Ich, mein Sohn. O, daß die Prinzeßin von Burgund einen Theil ihres günſtigen Vorurtheils für den Vater auf ihn übertragen, und uns dadurch ein Glück ſichern möchte, welches zu ſuchen ich hieher gekommen bin!

Was Herzog Arnold dieſen Abend dunkel ſagte, entwickelte ſich bald deutlicher. Sein

Sohn, Herzog Adolf, hatte kürzlich eine geliebte Gemahlin durch den Tod verloren. Ihre Stelle würdig zu erſetzen, war der regſte Wunſch ſeines guten Vaters, er war nach Italien gekommen, um eine toskaniſche Prinzeßin zu werben, als ihm ein Zufall mich in den Weg warf, und ein ſeltſames Geſchick in ihm ſchnell, die nehmlichen Vorurtheile für mich erregte, die ich ſelbſt erſten Blicks für ihn gefaßt hatte. Er hatte noch jene Zuſammenkunft beym Waſſerfalle, ſeinen Bruder, Graf Egmonden, augenblicklich erklärt, daß die Züge meines Charakters, die er in jenem kurzen Geſpräch an mir entdeckte, zuſammengenommen mit meiner hohen Abkunft, den Wunſch in ihm erregten, mich zur Tochter zu haben, und bey mir rührte wohl ein guter Theil des Wohlgefallens, das mir gleich ſeine erſte Erſcheinung erregte, von einer geglaubten Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Vater, an welchen mein ganzes Herz gehangen hatte.

Und dieſem Mann hätte ich ein eigenſinniges Nein entgegen ſetzen ſollen, da er ſich jetzt erbot würklich mein Vater zu werden? und dieſes, indem er mich zur Gemahlin eines Sohnes machte, deſſen Bild, je mehr ich es anſah, mich mit Empfindungen erfüllte, welche noch einige Grade höher ſtiegen, als die Zuneigung für den, aus deſſen Hand ich es erhielt?

Nie hat ſich eine Liebe ſonderbarer angeſponnen. Die Freundſchaft für den Vater mußte der Leidenſchaft für den Sohn den Weg bahnen; ich glaubte in dem herrlichen Charakter des erſten, der ſich täglich immer mehr vor mir entwickelte, Entſchuldigung meines Vorurtheils für einen Unbekannten zu finden. Was Herzog Arnold war, mußte Herzog Adolf, meines Erachtens, ſchon ſeyn, oder doch einſt werden; eine Sache, die bey mir ſo völlig entſchieden war, daß ich, um mein Ja zu ſagen, nichts weiter forderte, als Gewißheit, daß der Sohn meines Freundes, eben ſo für mich fühlte, als ich für ihn. Schon hatte man ihn durch mein wohlgetroffnes Bild mit meiner Perſon, und durch Briefe, in welchen Herzog Arnold mein Lob wohl nicht geſpart haben mochte, mit meinem Charakter bekannt gemacht, und nun ward er ſtündlich an unſerm Hofe erwartet, um perſönlich das zu beſtättigen, was er mir bereits in einer Menge der affektvollſten Schreiben verſichert hatte: daß ſeines Vaters Wahl die ſeinige ſey, und daß niemand ihm den Verluſt einer angebeteten Gemahlin erſetzen könne, als Katharine von Burgund.

Und es iſt alſo Euer völliger Ernſt, Prinzeßin, fragte mein Bruder, Herzogin von Geldern zu werden?

Ich erröthete, weil ich in Karls Blikken Verweis oder Mißbilligung zu finden glaubte.

Bedenkt Katharine von Bourbon, fuhr er fort, bedenkt ſie nicht, daß ſie Anſprüche auf die erſten Throne der Welt machen kann?

Iſt der Titel, Herzogin von Geldern ſo verächtlich in den Augen des Herzogs von Burgund, der ja auch keine Krone trägt?

Nein, antwortete er mit ſtolzer Miene, ich trage noch keine, aber ich denke ſie einſt zu tragen. Doch auch ohne dieſelbe kann ich einen Herzog von Geldern weit überſehen, vornehmlich einen ſolchen, der nur noch dieſen Namen führt, und einen Vater vor ſich hat, welcher ihm noch ſo bald nicht ſeine Stelle räumen wird.

Mein Bruder hätte ſeine Einwendungen gegen die gelderſche Heyrath aus einer andern Gegend hernehmen müſſen, wenn er

bey

bey mir hätte Eingang finden wollen, ach, er hätte ſie daher ſchöpfen ſollen, wo ich nur gar zu bald ſelbſt den Argwohn ſchöpfte, daß mein Glück in der Verbindung mit Herzog Adolfen wohl nicht ganz das gehoffte ſeyn würde.

Ach hätte mich nicht ſchon das mißtrauiſch machen ſollen, daß jedermann von ſeiner Schönheit, von ſeiner Tapferkeit, von ſeiner Großmuth, (ein übelgewählter Name für ſein Herz zu groſſen Dingen, in welchen er meinem kühnen Bruder gleich kam,) daß jedermann von dieſen, niemand von den andern ſtillern Eigenſchaften ſprach, welche zum Eheglück im Fürſten, wie im Bettlerſtande unumgänglich nöthig ſind?

Herzog Adolf erſchien, ſein Bild und die Beſchreibung ſeines Vaters hatte nicht gelogen, er war ganz der ſchöne Mann, den ich zu ſehen erwartet hatte, ganz der zärtliche Liebhaber, als den ihn ſeine Briefe ſchilderten, aber er mochte dem Körper nach noch ſo ſehr das Ebenbild ſeines vortreflichen Vaters ſeyn, im Charakter fand ſich eine Verſchiedenheit, wie zwiſchen Nacht und Tag. Dieſe ſchöne Perſon wurde durch eine Seele belebt, welcher alle Reize der Sanftmuth fehlten, die ſeine Augen logen; tauſend Beyſpiele überführten mich hiervon. Von ſeiner erſten Ehe kamen Gerüchte mir zu, die mich ſchaudern machten. Sein Leichtſinn, in Rückſicht der heiligen Gelübde, die man nur Einer halten kann, war erwieſen, und unſer Bruch wär entſchieden geweſen, hätte er ſich möglich machen laſſen; aber Herzog Arnold bat, und ſchmeichelte meiner Eitelkeit mit der Hoffnung, aus einem nur allzufehlerhaften Menſchen einen Engel zu machen; mein durch die Augen irre geleitetes Herz ſprach ja zu dieſer Hoffnung, und ließ ſich leicht zu dem Vortheil meines liebenswürdigen Verlobten lenken. Der Kayſer und der König von Frankreich verwendeten ſich mit Ernſt für den Schluß der gelderſchen Heyrath, und ſelbſt mein Bruder, deſſen anfängliche Geſinnungen für dieſelbe ich erwähnt habe, war jetzt ganz umgeändert. Herzog Adolfs genauere Kenntniß, die bey mir ſo ſehr zu ſeinem Nachtheil würkte, hatte auf ihn den gegenſeitigen Eindruck gemacht. Seit er meinen beſtimmten Gemahl perſönlich kannte, war ſeine Entſcheidung ganz für ihn. Er nannte ihn einen Mann von hohem Sinn, der jetzt erſt auf der niedrigſten Stufe des Ranges ſtehe, den er einſt erreichen könne, und der in aller

Abſicht der Verbindung mit den Bourbons würdig ſey.

Was ſoll ich weiter ſagen? meine Vermählung mit dem jungen Herzog von Geldern war nicht mehr zu hintertreiben. Der Kayſer war ſelbſt bey unſerer Verbindung gegenwärtig, und mein Bruder machte ſich damals die erſte Hoffnung, den lang gewünſchten Königstitel einſt unweigerlich von ihm zu erhalten, und ſich zu Erlangung deſſelben, vielleicht durch ſeine diesmalige Bereitwilligkeit, ihm in Rückſicht auf meine Heyrath gefällig zu ſeyn, die erſten Pfade geebnet zu haben.

Wie wenig Eindrücke machten dieſe Hoffnungen auf mich! Mir galt es gleich, ob mein Bruder einen Fürſtenhut oder eine Krone trug; die Ausſichten auf künftige Gröſſe, mit welchen man auch mir ſchmeichelte, waren mir noch gleichgültiger; ich war für dieſe Gefühle verwahrloſt. Häusliches Glück, ſo wie es der Himmel auch den niedern Ständen gewährt, war mein Wunſch, und konnte ich mir hiezu in Adolfs Armen Hoffnung machen?

Mein beſter Troſt war die Freundſchaft meines würdigen, meines vortreflichen Vaters; ich vergaß ſeinem Wunſche, mich zur

Tochter zu haben, gern alles, ſelbſt die Täuſchung, deren er, ich mochte die Sache drehen wie ich wollte, gegen mich allemal ſchuldig blieb. Daß er mir meinen Gemahl offenbar beſſer geſchildert hatte, als er war, ließ ſich nicht ableugnen; nichts konnte hier den Vorwurf, der auf ihn haftete, vermindern, als die väterliche Liebe, die freylich die Fehler des Sohns mit verkleinerndem Auge anſah, und denn die Hoffnung, durch eine tugendhafte Frau könne Adolf einſt werden, was er leider noch nicht war.

Die Liebe, die mein Gemahl für mich hegte, hätte vielleicht dieſe Hoffnung begünſtigen können, denn was vermögen wir nicht über die, von welchen wir geliebt werden! — Aber ach, alle Leidenſchaften des Mannes, an welchen mich Zufall, Schickſal und Unvorſichtigkeit gefeſſelt hatten, gränzten zu ſehr an Wuth und Raſerey, als daß man hätte hoffen dürfen, ſie zu lenken, oder mit ihrer Hülfe günſtige Eindrücke auf eine verwahrloßte Seele hervorzubringen. Selbſt ſeine Liebe für mich gehörte in dieſe Klaſſe.

Könnte ich meiner Erzählung die gehörige Dauer geben, könnte ich euch durch eine Reihe von Jahren, die ich mit Herzog

Adolfen lebte, ſtufenweis die Züge eines Charakters entwickeln, der, wie ich hoffe, der einige in ſeiner Art iſt, ihr würdet vielleicht bey den Jahren, bey der Menſchenkenntniß, die ihr vor mir voraus habt, das Urtheil beſtättigen, das ich, ach zu ſpät, über mich ſelbſt gefällt habe: Ihr würdet mir ſagen, daß ich all die entſetzlichen Dinge, davon ich Zeuge und vielleicht Urſach war, hätte vorausſehen, und da ich einmal fliehen wollte und mußte, ihnen durch frühere Flucht zuvorkommen ſollen.

Mein Gemahl hatte einen mächtigen Freund an dem Könige von Frankreich, oder glaubte einen Freund an ihm zu haben. Er beſuchte ſeinen Hof ſehr fleißig, und ging in ſeinem Zutrauen zu dieſem falſchen Prinzen ſo weit, daß er den erſten Sohn, den ich ihm gebar, aus meinen Armen riß, und ihn dieſem zweydeutigen Schützer anvertraute. Ach, ſchon damals war das erſte Feuer der Zwietracht zwiſchen ihm und mir ausgebrochen, und muß ich, muß ich denn mich überwinden, Euch endlich die ſchreckliche Urſach derſelben zu geſtehen?

Meine Zärtlichkeit für meinen wilden Gemahl, meine Hoffnung, Fehler an ihm zu beſſern, die mir ſchon vor der Vermählung fürchterlich in die Augen geleuchtet hatten, konnte nur ſo lange dauern, bis genauere Kenntniß mich ſeinen jeder Beſſerung unfähigen Charakter ganz durchſchauen ließ. Ich war jetzt in ſeinen Landen, oder vielmehr in den Landen ſeines Vaters, hier ſchwand jeder Zwang, er zeigte ſich mir ganz ſo wie er war. Härte, Grauſamkeit, Treuloßigkeit gegen die heiligſten Gelübde, Verachtung der heiligſten Pflichten, der Pflichten des Sohns gegen den Vater, jeder Tag bot mir grauenvolle Scenen dar, wo eine oder alle dieſer Geburten der Hölle ihre Rolle ſpielten. Hier hörte ich zuerſt den Zunamen, den man meinem Gemahl unter ſeinem Volke gab In allen Landen nennte man ihn den Schönen, den Tapfern, den Hochtrutzigen. In Geldern war er unter dem Namen, Herzog Adolf der Böſe, bekannt.

Meine Bitten, meine Warnungen, meine Thränen wurden verlacht, wurden auf eine Art zurück gewieſen, die jeden Reſt der Liebe in meinem Herzen tödten mußte. Auch ſeine Leidenſchaft für mich erkaltete, oder was von derſelben überblieb, war ein Feuer der Hölle, war Eiferſucht, die mit blinder Wuth jeden Gegenſtand anfiel, der ihr zum Opfer geſchickt dünkte.

Es war unmöglich, meine Unſchuld zu beflecken, wenn man nicht jeden Grad der Glaublichkeit überſchreiten wollte. Ich lebte wie eine Nonne in meines Mannes Hauſe, und ſah auſſer ihm niemand, als Herzog Arnolden, und zuweilen den alten Grafen Egmond ſeinen Bruder. Bey dem erſten, bey dem Vater meines Gemahls, wußte ich allein mein Herz auszuſchütten, allein Troſt zu holen. Ich hatte ein Recht dieſes zu thun; war nicht der Herzog Arnold mein älteſter Freund, jetzt nach meinem Gemahl mein nächſter Verwandter? und ach, war er nicht zugleich der Urſacher meines Unglücks? Er hatte mich der grundloſen Hoffnung, durch mich ein Ungeheuer zu beſſern, aufgeopfert; Schutz, Rath und Troſt in der elenden Lage, in welche er mich geſtürzt hatte, konnte ich von niemand erwarten als von ihm, auch verſagte er mir ſie nie. Seine Macht hielt die Raſereyen ſeines Sohns allein im Zügel. Sein väterlicher Zuſpruch war das einzige Mittel, ein Leben zu retten, welches auſſerdem daurender Gram und unabläßige Todesfurcht längſt geendiget haben würde.

Solltet ihr glauben, daß auf dieſes unſchuldige Einverſtändniß des Vaters mit der Tochter mein Gemahl für mich neue Qualen gründete? Er war eiferſüchtig auf den, (oder ſtellte ſich es zu ſeyn,) der mich ſelbſt in ſeine Arme geliefert hatte, auf ſeinen Vater, einen ſiebenzigjährigen Greis, der kein Gefühl für mich haben konnte, als väterliches Mitleid gegen ein unglückliches Kind. Selbſt dieſes, daß ich Herzog Arnolds Wahl, nicht die ſeinige war, ſelbſt dieſes wurde mir von meinem Gemahl zum Vorwurf gemacht, und die gränzenloſe Achtung, die ich gegen den ehrwürdigen Greis hegte, und die ich meinem Gemahl, in dem Wahn, ich ſchmeichelte hiermit ſeinem eigenen Herzen, oft genug hatte ſehen laſſen, beſtättigte das Verbrechen, deſſen er mich ſchuldig halten wollte.

All meine Leiden hatte ich bisher in den Schoos meines ehrwürdigen Tröſters ausgeſchüttet, nur das Geſtändniß von dieſen konnte ich nicht über meine Lippen bringen. Wie hätte ich mich überwinden können, ihn mit dem höchſten Grad der Verworfenheit eines ausgearteten Sohns bekannt zu machen! Sein Rath in der bedenklichſten Krümmung meines Pfades fehlte mir alſo ganz und gar; doch ich glaubte nicht irre zu gehen, wenn ich der geſunden Vernunft folgte.

Um meinem Gemahl jede Beſchönigung ſeines lächerlichen Verdachts zu benehmen, ſah ich Herzog Arnolden faſt gar nicht. Der gute Greis vermißte mich, und klagte über meine Entfernung; die herannahende Geburt dieſes unglücklichen Kindes, das der Himmel mit mir in dieſe unbekannten Gegenden geworfen hat, mußte mir zur Entſchuldigung dienen.

Graf Egmond, ein Mann, deſſen Gutmüthigkeit ſeinen Verſtand weit übertraf, und der mich faſt ſo ſtark liebte als der alte Herzog, glaubte hierin weiter zu ſehen als er, und war unvorſichtig gnug, ihm alles zu entdecken, was Herzog Adolf eben nicht heimlich hielt, und was nur ich, aus Furcht unheilbaren Zwiſtes, zu verbergen ſtrebte.

Urtheilet von dem Grimm Herzog Arnolds, als er den letzten Zug von dem ſchwarzen Herzen ſeines Sohns, als er den unnatürlichen Verdacht kennen lernte, den dieſer Verworfene auf ihn und mich geheftet hatte, oder geheftet zu haben vorgab. Im Feuer einer Wuth, die keine Gränzen kannte, faßte er den unſeeligen Entſchluß, ſeinen Sohn der Erbfolge für unwürdig zu erklären, und ſeinen Enkel, unſern Sohn, zu ſeinem Nachfolger zu beſtimmen.

Dies war die Folge von dem ungebetenen Bemühen eines gedankenloſen Freundes, dieſes war das Mittel, Herzog Adolfs Herz gänzlich zu verbittern und alle Bande zu zerreiſſen, die ihn etwa noch an ſeinen Vater hätten feſſeln können, dieſes machte mich vollkommen unglücklich, und beraubte mich, die ohnedem ſchon jedes Troſtes beraubt war, auch noch des letzten Mittels meine Tage erträglich zu machen, des Anblicks meines kleinen Sohns, meines Ludwigs, der ſeiner Schweſter, ſo wie ſie hier in meinen Armen liegt, an Schönheit gleich, und an Alter — ihr Eintritt in die Welt war damals vor der Thür, — ihr nur um drey Jahr überlegen war.

Graf Adolf riß ihn aus meinen Armen, und brachte ihn zu ſeinem Pathen, dem Könige von Frankreich, deſſen Namen der Knabe führte, und der ihn, wie mein Wütrich ſich ſpottend ausdrückte, frühzeitig vor dem Unglück bewahren ſollte, davor ich ihn immer zu warnen pflegte: ſeinem Vater Herzeleid zu machen, oder ſeinen Rechten Abbruch zu thun.

Dieſe That war der Anfang zu weit ſchwärzeren Handlungen. Der ausgeartete Sohn ward zum Aufrührer wider ſeinen Vater. Der groſſe Aufruhr zu Nimwegen mit all ſeinen ſchrecklichen Ereigniſſen, zeigte von dem, was Herzog Adolf zu thun wünſchte, und wozu ihm nur die vollendende Hand des Glücks fehlte. Ach alles was bisher geſchehen war, war ja vielleicht nur Vorwand, war nur Bemühung, ſeinen Thaten eine Farbe anzuſtreichen, und ſich des Namens eines Rebellen zu entbrechen!

Herzog Arnold, ſein Vater, ſein Wohlthäter, er, der ihn bey ſeinen Lebzeiten bereits faſt in gleiche Ehre und Macht, mit ſeiner eigenen Perſon geſetzt hatte, dieſer gute Greis lebte ihm zu lange, jedes Mittel war ihm willkommen, das ſeinen Durſt nach Gröſſe begünſtigte.

Um mich noch tiefer zu kränken als ich es ſchon war, gab er vor, mein Bruder, der Herzog von Burgund, begünſtige ſeine Abſichten, und ich könne meine Verbindung mit dem gelderſchen Hauſe, alſo auf doppelte Art, als den Grund des Zwiſts des Vaters und des Sohns anſehen. — Aber nein, dies kann, dies kann nicht ſeyn! So herabſinken konnte der Herzog von Burgund nie! Karl liebte Gröſſe und Hoheit, er mochte ſie auch wohl dem Gemahl ſeiner Schweſter gönnen, aber ſie für ſich, oder einen andern auf ſchändlichen Wegen zu ſuchen, nein, dies wär für den, der mit mir aus einem Blute ſtammte, unmöglich geweſen!

Dieſes unglückliche Kind, meine Philippe, ward zu dieſen ſchrecklichen Zeiten geboren. Arme Kleine! Die Thränen, die dich in dieſer Welt willkommen hießen, waren dir Unterpfand von einem Schickſale, das deine erſten Tage zu traurig auszeichnete, als daß ſich für die Zukunſt viel gutes von ihm erwarten ließ.

An eben dem Tage, da meine Tochter das Licht ſah, ſollte eine groſſe Schlacht zwiſchen Vater und Sohn entſcheiden. Herzog Arnold und mein Gemahl ſtanden gerüſtet gegen einander. Ich zitterte und betete, ich wußte nicht für welchen unter beyden. Ihr werdet meynen, meine Wünſche hätten ſich auf die gerechte Seite, und alſo nicht auf die lenken ſollen, welche mir die nächſte war, auch thaten ſie es vielleicht, ohne daß ich es wußte, aber demohngeachtet verkannte ich nicht die Gefahr, die auf jedem Fall mir drohete. Siegte Graf Adolf wider ſeinen Vater, wehe denn mir! – Ward er überwunden, ſo hatte ich ſeinen Eyd, daß ich ſeinen Fall nicht überleben ſollte, um, wie er ſich ausdrückte, mit ſeinem Vater über ihn zu triumphiren.

Die Sache ging anders und beſſer als ich dachte. Mein Gemahl ward der Ueberwundene Herzog Arnolds, er fiel in die Hände eines Vaters, alſo in ſchonende Hände. Ein entwaffneter, ein reuiger [illegible] ſoll ich nicht lieber ſagen, ein Reue heuchelnder Sohn, war für ihn kein Gegenſtand des Unwillens mehr, ihm ward vergeben, zwar mit Bedingungen vergeben, aber doch mit ſolchen, die nur ein Undankbarer, wie er, ſchlecht und unvortheilhaft glauben konnte.

Zur nehmlichen Zeit, da Herzog Arnolds gerechte Waffen ſiegten, kam Nimwegen in Graf Lamonds Hände, und die Sorgfalt, mit welcher ſich dieſer treue Freund ſogleich meiner und meines Kindes annahm, machte alle andern Befehle, die mein grauſamer Gemahl vielleicht meinetwegen gegeben haben mochte, unkräftig.

Bald darauf ſah ich Graf Adolfen, in Begleitung ſeines ehrwürdigen Vaters, reuig zu meinen Füſſen. Er weinte Thränen, die wohl verſtellt ſeyn mochten, die aber, weil ich ſie damals nicht beargwohnte, mir eine der glücklichſten Stunden meines Lebens ſchaften. Ich legte ihm ſeine kleine Tochter in die Arme, er küßte ſie, und nannte ſie nach dem Namen ihres Grosoheims, des Grafen Egmond, Philippe; eine Schmeicheley, die ihm vor, dieſem gutmeynenden Greis eine noch beſſere Verhandlung zwiſchen ihm und Herzog Arnolden, und die Stadt Nimwegen zur Zugabe eintrug.

Alles war nun Ruhe und Einigkeit, wie in den erſten Tagen unſerer Liebe. Hätte mich etwas bekümmern können, ſo wär es die allzutiefe Reue Graf Adolfs geweſen; er beſtand drauf, ſeine Vergehungen gegen den beſten Vater, den es auf der Welt geben konnte, und gegen mich könnten durch nichts, als einen Zug ins heilige Land gebüßt werden. Dieſe Art von Büſſungen ſind in unſern Tagen nicht ganz mehr in dem Rufe, wie etwa in vorigen Jahrhunderten, daß ein Mann, wie Graf Adolf, an dieſelben glaubte, war um ſo viel mehr zu verwundern, und wir hätten in dieſer Sonderbarkeit vielleicht einen Verdacht gegen ihn finden ſollen; aber was glaubt und hoft eine gutgeſinnte Gattin nicht! Graf Egmond, ein Mann ohne Falſchheit und Argliſt, kam in der Stärke ſeines Glaubens mir gleich, und Herzog Arnold, der noch die Frömmigkeit des vorigen Jahrhunderts mit ſich in das unſrige gebracht hatte, fand in dem

Entſchluſſe ſeines Sohnes wenigſtens viel Erbauliches," auch ſah er nicht, was die Entfernung dieſes unruhigen jungen Mannes im Ganzen für Schaden bringen könne. Er ziehe hin zum heiligen Grabe, ſagte er, und verſuche die Gefahren in jenen entfernten Gegenden, wie ich ſie verſucht habe. Kein beſſeres Mittel wußte ich, einen wilden Charakter zu bändigen. Gebeſſert werden wir ihn wieder ſehen, und uns an den Reſten des Feuers wärmen, das, wenn es nicht durch irgend ein Mittel gewaltſam gedämpft wird, immer noch wieder aufflammen, und uns Verheerung drohen kann.

Ich erbot mich, meinen Gemahl zu begleiten; der Wohlſtand, und der Wunſch Herzog Adolfen die Wiederkehr meiner Liebe zu bezeugen, forderte dieſes Opfer von mir; es ward nicht angenommen. Mein Vater, ſagte er, würde den erſten Grund unſers Zwiſts nur halb gehoben glauben, wenn ich Euch von ihm entfernen wollte. Bleibt zurück, Katharine, und dient ihm zum Unterpfand meines Zutrauens.

Ich blieb denn, und kürzte mir die Zeit mit Hoffnungen, die — nicht erfüllt wurden. Mir war mit der Rückkunft meines kleinen Sohns geſchmeichelt worden. Mein Gemahl hatte mir noch beym Abſchied geſagt, Boten, ihn aus Frankreich von König Ludwigs Hof zurückzuholen, wären bereits abgefertigt, und ich könnte dem geliebten Kinde alle Tage entgegen ſehen.

Der Knabe erſchien nicht. Sechs Monate verfloſſen, und noch erwartete ich meinen kleinen Liebling vergebens. Aber ganz unerwartet erſcholl das Gerücht von der Wiederkunft meines Gemahls aus dem heiligen Lande. Nie hat man eine Reiſe, von welcher ſo viel geſprochen, auf welche ſo viel Anſtalten gemacht, ſo groſſe Folgen gegründet wurden, in kürzerer Zeit zurück gelegt.

Graf Adolf langte an; er glaubte, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, mehr Erſtaunen, als Freude in unſern Blicken zu leſen. In der That waren wir in ſeiner Abweſenheit ſehr glücklich geweſen. Zwar hatte ich gehofft, durch ſeine Wiederkunft, durch die Wiederkunft eines gebeſſerten Gemahls noch glücklicher zu werden, aber ſeine Erſcheinung ſchlug einen groſſen Theil dieſer Hoffnungen nieder. Ich konnte keine vortheilhafte Aenderung in ſeinem Aeuſſerlichen wahrnehmen, es war noch ſo wild und ungeſtüm als jemals, und ſein Betragen gegen mich war offen-

offenbar nachläßiger, gegen ſeinen Vater augenſcheinlich weniger ehrerbietig, als am Tage der Abreiſe zur Busfarth. Doch dies war wohl natürlich: damals ſtand er als Ueberwundener, einſam und ohne Begleitung vor Herzog Arnolden, der ihm ſo viel zu vergeben hatte, und von welchem ſein Alles, ſogar die nöthige Ausrüſtung zum morgenländiſchen Zuge abhing. Heute hatte er ein kleines Heer gewaffneter Krieger um ſich, deren wildes Anſehen, und ihr von der orientaliſchen Sonne verbranntes Geſicht, zugleich Furcht erweckte, und die Gegend bezeichnete, aus welcher ſie kamen, wenn man etwa wegen der kurzen Dauer der Abweſenheit es hätte bezweifeln wollen, ob ihr Herr je da geweſen wär. Eine gute Anzahl von Kameelen mit ſarazeniſchen Schätzen beladen, hoben vollends jeden Zweifel; man mußte Herzog Adolfs in ſo kurzer Zeit gemachtes Glück bewundern und preiſen.

Auch ich würde es geprieſen, und Gott für die Wiederkunft eines Gemahls gedankt haben, dem ich ſo gern meine volle Liebe und Achtung geſchenkt hätte, wär hier nicht ſo viel geweſen, das mir Mißtrauen erregte. Ich konnte mich mit keiner der Handlungen dieſes Mannes ausſöhnen, alles was er ſagte und that, dünkte mir zweydeutig. Ich war es nicht allein, die Argwohn ſchöpfte, ſelbſt der argloſeſte Graf Egmond ward durch verſchiedene Dinge aufmerkſam gemacht. Er bedauerte, daß wir den Ort des Wiederſehens, das Schloß zu Grawe, ſo ganz ohne gewaffnete Begleitung beſucht hätten. Freylich glaubten wir dieſelbe bey dem Empfang eines Pilgers vom heiligen Grabe nicht nöthig zu haben, aber da dieſer Pilger ſelbſt ſo kriegeriſch aufzog, ſo war es vielleicht nicht überflüßig, daß Graf Egmond in der erſten Stunde Eilboten abfertigte, unſere acht Meilen hinter uns zurückgelaſſene Begleitung herbey zu holen.

Herzog Arnold fühlte die wenigſte Beſorgniß unter uns allen, eine ſchwere Krankheit, von welcher er kaum geneſen war, hatte ihn an Leib und Geiſt geſchwächt. Er empfand nichts als Freude über den verlornen Sohn, in dem er tauſend vortheilhafte Züge fand, welche wir nicht erblicken konnten. Wir ſchonten ihn; wir verbargen auch vor unſerm Gaſte, der uns, je mehr wir ihn beobachteten, immer furchtbarer ward, Angſt und Mißtrauen. Wir ſahen der Mitternachtsſtunde, da unſere Leute auf dem

Schloſſe eintreffen ſolten, mit Unruhe entgegen, und zwangen uns indeſſen bey dem feſtlichen Mahle des Wiederſehens, das faſt bis um dieſe Stunde dauerte, Frohſinn und Unbeſorgtheit zu erkünſteln.

Der falſche Adolf lächelte oft, als durchſchaute er unſer Innres, und ſpotte unſerer Verſtellung. Der alte Herzog trank ſtärker, als ich ihn jemals habe trinken ſehen, und die orientaliſchen Ritter, die man in den Nebenzimmern bewirthete, lieſſen in der angehenden Trunkenheit manches laut werden, das, wenn wir es ganz verſtanden hätten, jede unſerer ſchrecklichen Muthmaſſungen zur Gewisheit hätte machen müſſen.

Meine Leute brachten mir über der Tafel heimliche Botſchaft von dem, was bey den Trinkern im Nebengemach vorging. So viel ward mir wenigſtens aus dem, was ich hörte, und was ich aus Furcht vor dem aufmerkenden Adolf, nicht ganz hören konnte, gewiß, daß er nie im gelobten Lande geweſen war. Der König von Frankreich, bey welchem er all dieſe Zeit zugebracht hatte, hatte ihm die Orientaler, ſo wie ſie aus Paläſtina mit guter Beute beladen in ihr Vaterland zurückkamen, zugegeben, hier ihre ſarazeniſchen Säbel, und die an den Ungläubigen geübten Streiche zum Beſten eines ausgearteten Sohns gegen ſeinen Vater zu zeigen. Beſſer glaubte der falſche Ludwig, der Schürer jedes Feuers der Zwietracht, nicht ſeines heimlichen Bundsverwandten Bitte um Hülfe erfüllen zu können.

Man erhob ſich endlich von der Tafel, wo der Boden unter meinen Füſſen brannte. Ich ſtarb vor Ungeduld, mit Graf Egmonden zu ſprechen. Er begleitete den alten Herzog in ſein Schlafzimmer, wohin ihm Herzog Adolf mit verſtellter Höflichkeit gefolgt war, den er nicht gern bey ſeinem unglücklichen getäuſchten Vater allein laſſen wollte.

Tauſendmal umarmte der betrogne Greis ſeinen Sohn, als dieſer es endlich für gut hielt, ſich zu entfernen, und weinte an ſeinem Halſe Freudenthränen über das Glück völliger Einigkeit und Ruhe, das er nie ſehen ſollte. Graf Egmond ward indeſſen vergebens von mir in ſeinem Zimmer erwartet, man ſagte mir, er habe ſich mit dem alten Herzog zum Schachſpiel geſetzt, und ich begriff die Urſach ſehr leicht, warum er den von Wein ein wenig benebelten, und vielleicht mehr zum Schlafen, als zum Spiel geneigten Greis, in einer Nacht wachend erhalten wollte, die allem Anſehen nach nicht ohne wichtige Ereigniſſe vergehen konnte.

Ich ſprach mit einem der wenigen Offiziers, die unter unſerm Gefolge waren, ich fand, daß alle Befehle zu heimlicher Einnahme unſerer, nun jede Minute erwarteten Kriegsleute gegeben waren; ich ſagte ihm alles, was ich gern Graf Egmonden hätte ſagen mögen, glaubte nun ruhig ſeyn zu dürfen, und begab mich auf mein Zimmer.

Der Schlaf, der ſonſt einer unruhigen Seele ſelten ſeine Erquickung ſchenkt, drückte ſehr bald meine Augen zu. Eben die Unruhe, eben die Angſt des vorigen Tages war es, was meine Kräfte ſo abgeſpannt hatte, daß ich mich des Schlummers in einer der merkwürdigſten Nächte meines Lebens nicht erwehren konnte. Und was hätte auch mein Wachen geholfen? Ich war zu ſchwach den zu retten, deſſen Schickſal ich ewig beweinen werde.

Es war ein eiſerner Schlaf, der dieſe Nacht meine Sinnen feſſelte, wie hätte ich ſonſt dem Geräuſch der ärgſten Gewaltthat, die in meiner Nähe verübt wurde, unerweckbar bleiben können?

Nicht ohne Urſach hatten wir die Redlichkeit des treuloſen Sohns bezweifelt; — o, daß all unſere Vorkehrungen, das Unglück abzuwenden, zu ſpät kamen! Ehe unſere Leute eintreffen konnten, war das Schloß ſchon in Adolfs Händen; ihre Erſcheinung nützte zu nichts, als dem böſen Sohne die Gefangennehmung des alten Herzogs noch einigermaßen zu erſchweren, und dem unglücklichen Vater mit ihrem Blute die eidliche Verſicherung zu erkaufen, daß er nichts als die Freyheit verloren habe. Eide geradezu zu brechen, oder unmittelbar Vatermörder zu werden, war Adolf noch nicht Teufel genug; aber den beklagenswürdigen Greis, dem er das Leben zu danken hatte, zu Fuß, in einer ſtürmiſchen Nacht, hinter ſeinem Pferde, nach Büren ins Gefängniß ſchleppen zu laſſen, und jede Folge dieſer Greuelthat über ſich zu nehmen, dies war nicht zu viel für ihn. Als meine Leute mich endlich zu erwecken vermochten, und mich ans Fenſter riſſen, um mir zu zeigen, was ich ihren Worten nicht glauben wollte, da ſah ich noch den kläglichen Zug das Schloß verlaſſen, und meine Augen ſchloſſen ſich, um nichts mehr zu ſehen.

Graf Egmond, der ſeinen unglücklichen Bruder nicht zu retten vermocht hatte, konnte mit Mühe das Schloß behaupten. Adolf, als er ſich der gewünſchten Beute, des grauen Haupts eines unglücklichen Vaters, bemächtigt hatte, achtete den Beſitz der Burg ſo groß eben nicht. Er eilte Herzog Arnolden in Sicherheit zu bringen, und ließ einen Theil ſeiner Orientaler zurück, um zu ſehen, was ſie noch vermöchten, und ob ſie auch mich, welcher der Tod geſchworen war, meinem Schützer entreiſſen könnten.

Nur um meinetwillen fecht Graf Egmond noch an dieſem Orte, und er ſiegte. Ich rechtete mit ihm, daß er nicht lieber mich und alles aufgegeben, und den Vater aus der Hand des Sohns gerettet hatte. Die Unmöglichkeit, und die genaue Darlegung von Umſtänden, die ich nicht wiederholen will, entſchuldigten ihn. Ich war frey, der unglückliche Herzog Arnold gefangen. Um nicht Unglück mit Unglück zu häufen, mußte ich mich zur Flucht entſchlieſſen. Ich ging ſehr ſchwer an dieſelbe, ſie gab mir, wie ich meynte, das Anſehen einer Verbrecherin. Doch Graf Egmond war mein Begleiter, und der Ort, wohin er mich auf mein Begehren brachte, war Amiens, wo mein Bruder, der Herzog von Burgund, damals ein Luſtlager hielt.

Der Empfang, den ich fand, war nicht der freundlichſte, nicht als ob die Verläumdungen, die mein Gemahl wider mich ausſtreute, in dem Herzen meines Bruders, oder in irgend eines vernünftigen Menſchen Herzen, den geringſten Eindruck hätten machen können; nein, nur war es dem ſtolzen Karl unleidlich, eine hülfsbedürftige Schweſter vor ſich zu ſehen, welcher er nicht im Augenblicke helfen konnte. Als eine triumphirende Königin, als die angebetete Gottheit ganzer Länder, wär ich ihm willkommen geweſen; dieſes, meynte er, hätte ich bey meiner Schönheit und meinen Anſprüchen einſt werden können. Er rechnete mir die Möglichkeiten hiezu umſtändlich her, und verwünſchte die gelderſche Heyrath in den Abgrund der Hölle!

Sein Unwille auf mich verblendete ihn indeſſen nicht ganz gegen die Gerechtigkeit, er verſprach mir Schutz, und hielt ſein Verſprechen. Auch ſchmeichelte es ſeinem Stolze ein wenig, als bald drauf mein Gemahl zu ihm nach Amiens kam, ihn zum Schiedsrichter in ſeiner böſen Sache zu wählen, und Recht bey ihm wider einen Vater und eine Gemahlin zu ſuchen, die er ſelbſt mit der größten Ungerechtigkeit behandelte. Der Abſcheu der ganzen Welt verfolgte ihn, er wußte nicht, welches Mittel er wählen ſollte, den allgemeinen Fluch von ſich abzulehnen;

Der Herzog von Burgund entſchied, wie es das Recht heiſchte, und entbürdete ſich dadurch ganz des Verdachts, als habe er Antheil an den Gelderſchen Händeln. Mich behielt er in ſeinem Schutze, und in Anſehung des gefangenen Herzogs Arnold, ſchrieb er dem ruchloſen Sohne ſolche Verhaltungsregeln vor, daß dieſer mit verneuter Wuth davon ſchied, und die abſcheuliche Erklärung that, er wollte ehr ſeinen Gefangenen in den tiefen Brunnen zu Büren ſtürzen, als ihn auf ſolche Bedingungen frey geben.

Mein Bruder war nicht geſonnen, den Verbrecher, der ſich, ich weis nicht in was für Zuverſicht, auf irgend ein altes Einverſtändniß ziemlich unvorſichtig in ſeine Hände gegeben hatte, ſo frey davon ziehen zu laſſen, als er gekommen war. Er ward am Thor des Pallaſts angehalten, man kündigte ihm im Namen des Pabſts, des Kayſers, und des Herzogs von Burgund das Gefängniß an. Befehle aus Rom und Wien zu Feſtnehmung des Böſewichts, den alle Welt verabſcheute, waren längſt vorhanden, und Karl freute ſich, der erſte unter allen Fürſten zu ſeyn, die man wider Adolfen aufgemahnt hatte, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und dadurch ſeinen eigenen Charakter in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen.

Adolfs Gefangennehmung folgte Herzog Arnolds Befreyung, und die Wiedereinſetzung in ſeine Rechte. Ich aber dachte unter dem Schuz meines Bruders, den ich nicht verlaſſen wollte, bereits auf den Genuß einer traurigen Ruhe, wie ſie eine Perſon in meiner unglücklichen Lage erwarten darf, als ein neuer Stoß des Schickſals mich auch um die Gunſt des Herzogs von Burgund brachte, und mir den letzten Freund raubte, den ich auf Erden hatte, denn leider war Graf Egmond tod, und als alles für mich verloren war, Zuflucht bey Herzog Arnolden zu ſuchen, daran verhinderte mich eine Empfindung, die ihr vielleicht falſche Delikateſſe nennen werdet. Die aber, wie ich denke, einer Perſon in meiner Lage zu verzeihen iſt.

Höret jetzt, welches der letzte Streich des Schickſals war, den es zum Mittel brauchte, mich in dieſe wilden Gegenden zu ſchleudern.

Der gefangene Adolf wurde in einem Thurme der Burg enthalten, die mein Bruder mir zum Aufenthalt gegeben hatte; ein Umſtand, den man mir verſchwieg, um nicht meine immer rege Empfindlichkeit noch mehr zu reitzen, und die Urſach, warum mich das, was mich betraf, doppelt ſtark überraſchte.

Der Leute, die ich in meiner Einſamkeit um mich hatte, wären wenig, auch dieſe wenigen hatte ich eines Tages entlaſſen, um mich bey der Abendkühle in dem verſchloſſenen Garten zu baden. Meine kleine immer treue Leidensgefärthin, meine Philippe, die damals dem Schluß ihres erſten Lebensjahres nahe war, hatte ich bey mir, wir waren beyde faſt ganz entkleidet, und ich im Begriff mit dem Kinde in meinen Armen, in das Becken zu ſteigen, als auf einmal Geräuſch ſich im Gebüſch erhob, und ſchnell ein Mann vor mir ſtand, den ich — auf wen rathet ihr wohl? — augenblicklich für denjenigen erkannte, den ich hier am wenigſten vermuthete, für meinen Gemahl.

Die Erſcheinung eines Geſpenſts, hätte mir nicht fürchterlicher ſeyn können! Ich erhob ein Geſchrey, und fühlte augenblicklich ſeine Fauſt in meinem Nacken, mich zum

Stillſchweigen zu bringen. Zu gleicher Zeit war mein Kind in ſeinen Händen: Weib! ſchrie er, der geringſte Laut ſetzt dein Leben in Gefahr, oder vielmehr das Leben dieſes elenden Geſchöpfs, dem du das Daſeyn gabſt!

O, Adolf! Adolf! lallte ich! Woher? und was iſt dein Verlangen?

Auf Gefahr den Hals zu brechen, antwortete er, entkam ich jenen Mauern, wo du und dein tyranniſcher Bruder mich einkerkerten. Vollkommene Freyheit erwarte ich nun von dir. Im Augenblick erdenke Mittel, mich heimlich davon zu bringen, oder das Leben dieſer Kreatur bezahlt mir das meinige!

Ich konnte nicht antworten, denn er würgte mich. Meine Arme, welche frey waren, ſtrebten das Kind aus ſeiner Rechten zu reiſſen. — Ha, rief er im Augenblicke, indem er mir meinen köſtlichen Raub überließ, hier iſt alles was ich wünſchen kann! Stillſchweigen, bis ich geborgen bin! — Du biſt noch immer in meiner Gewalt!

Faſt ohne Empfindung ſank ich, von ſeiner Hand befreyt mit dem Kinde, das nur ſchwach in meinen Armen winſelte, an den Rand des Beckens. Die Ohnmacht war mir nahe. Wie durch einen Flor ſahe ich noch was er vornahm, ſah ihn ſich in meine abgelegten Kleider hüllen, und denn den Weg nach der Gartenmauer nehmen, die er, ich weis nicht wie, überſtiegen haben mag, denn nun wankten alle Bilder vor meinen Augen, und ich verlor die Beſonnenheit, die ich nicht ehe wieder erhielt, als in meinem Zimmer, wohin mich meine Leute, die mich endlich vermißt und aufgeſucht haben mochten, gebracht hatten.

Daß mir etwas Auſſerordentliches im Garten zugeſtoſſen ſeyn müßte, gaben alle Umſtände; allein man unterſtand ſich nicht mich zu fragen, und ich — ſchwieg. Ach, unglückliches Schweigen! du bereiteteſt mir neues Unglück! Herzog Adolf ward in ſeinem Gefängniß vermißt, ward geſucht, ward zu Namur von einem ſchlauen Kloſterbruder in ſeiner Verkleidung erkannt, und dort von neuem gefangen geſetzt. Meine Kleider waren es, in welchen man ihn gefunden hatte. Ich war allem Anſchein nach die Mitverſchworne ſeiner Entkommung, vielleicht die Mitverſchworne all ſeiner vorhergehenden Unthaten, eine Heuchlerin, die bisher eine ganz falſche Rolle geſpielt, und ſich als die Gegnerin eines Mannes geſtellt hatte, dem ſie vielleicht ins geheim, Gott weis, in welchen gefährlichen Anſchlägen beyräthig geweſen war. Dieſes war das grauſame Urtheil, das mein Bruder über mich fällte. Die aufrichtige Darlegung jenes Abentheuers, die Ausſage meiner Leute, die mit dem, was ich von denſelben geſtand, übereinſtimmte, tauſend andere Umſtände, die mir zum Vortheil gereichen konnten, kamen mir vor meinem ſtrengen Richter nicht zu ſtatten; die mildeſte Erklärung, die ich, als ſich endlich ſein Herz gegen mich erweichte, von ihm erhielt, war Beſtimmung zum Kloſter.

O wie gern nahm ich dieſelbe an! wie froh war ich, als mir die Wahl freygeſtellt ward, und man kein Bedenken fand, mich nach Italien, in die geliebten Mauern der heiligen Roſalie ziehen zu laſſen, wo ich meine Frühlingstage verlebt hatte. Wenig Jahre waren ſeit jener glücklichen Zeit vergangen. Vierzehn Sommer hatte ich geſehen, da ich die friedliche Freyſtatt meiner Jugend verließ, in meinem neunzehnten Jahre ſollte ich ſie ſchon wieder betreten; aber wie alt an Erfahrung und Leiden war ich in dieſer Zeit geworden! Solltet ihr wohl glauben, daß ich noch jetzt nicht volle zwanzig bin? — —

„Raja beantwortete dieſes mit einem Lächeln, welches Katharine vollkommen verſtand; ſie erröthete ein wenig, ihrer Freundin gleichſam ein Kompliment abgefordert zu haben, und fuhr mit einem Seufzer alſo fort:

„Dieſe Reiſe, dieſe unglückliche Reiſe, welche ich von dem Orte, dahin mich das Mißtrauen meines Bruders zuletzt verbannt hatte, nicht anders als zur See machen konnte, war es, die mich unter dieſe fremden Himmel brachte. Ein Sturm ſchleuderte uns weiter in die See, als es unſre Farth nöthig machte. Wir fielen einem Korſaren in die Hände. Unſere Gegenwehr war gering; wir wurden alle zu Sklaven gemacht. Mir bereitete einige Schönheit, die man an mir wahrnehmen wollte, die härteſten Feſſeln. Ich ward für Mahomeds Harem beſtimmt. O, wie beweinte ich in jenen Augenblicken den Eigenſinn, mit welchem ich Herzog Arnolds Einladung, an ſeinen Hof zu kommen, und bey ihm als Tochter zu leben, ausgeſchlagen hatte! Dringend waren ſeine Vorſtellungen, als das Gerücht ihm ſagte, man wolle mich in ein italiäniſches Kloſter ſchicken. Er allein verkannte mich nicht, da jedermann irre an mir war; ſeine feſt gegründete gute Meynung von mir hatte damals

Stillſchweigen zu bringen. Zu gleicher Zeit war mein Kind in ſeinen Händen: Weib! ſchrie er, der geringſte Laut ſetzt dein Leben in Gefahr, oder vielmehr das Leben dieſes elenden Geſchöpfs, dem du das Daſeyn gabſt!

O, Adolf! Adolf! lallte ich! Woher? und was iſt dein Verlangen?

Auf Gefahr den Hals zu brechen, antwortete er, entkam ich jenen Mauern, wo du und dein tyranniſcher Bruder mich einkerkerten. Vollkommene Freyheit erwarte ich nun von dir. Im Augenblick erdenke Mittel, mich heimlich davon zu bringen, oder das Leben dieſer Kreatur bezahlt mir das meinige!

Ich konnte nicht antworten, denn er würgte mich. Meine Arme, welche frey waren, ſtrebten das Kind aus ſeiner Rechten zu reiſſen. — Ha, rief er im Augenblicke, indem er mir meinen köſtlichen Raub überließ, hier iſt alles was ich wünſchen kann! Stillſchweigen, bis ich geborgen bin! — Du biſt noch immer in meiner Gewalt!

Faſt ohne Empfindung ſank ich, von ſeiner Hand befreyt mit dem Kinde, das nur ſchwach in meinen Armen winſelte, an den Rand des Beckens. Die Ohnmacht war mir nahe. Wie durch einen Flor ſahe ich noch was er vornahm, ſah ihn ſich in meine abgelegten Kleider hüllen, und denn den Weg nach der Gartenmauer nehmen, die er, ich weis nicht wie, überſtiegen haben mag, denn nun wankten alle Bilder vor meinen Augen, und ich verlor die Beſonnenheit, die ich nicht ehe wieder erhielt, als in meinem Zimmer, wohin mich meine Leute, die mich endlich vermißt und aufgeſucht haben mochten, gebracht hatten.

Daß mir etwas Auſſerordentliches im Garten zugeſtoſſen ſeyn mußte, gaben alle Umſtände; allein man unterſtand ſich nicht mich zu fragen, und ich — ſchwieg. Ach, unglückliches Schweigen! du bereiteteſt mir neues Unglück! Herzog Adolf ward in ſeinem Gefängniß vermißt, ward geſucht, ward zu Namur von einem ſchlauen Kloſterbruder in ſeiner Verkleidung erkannt, und dort von neuem gefangen geſetzt. Meine Kleider waren es, in welchen man ihn gefunden hatte. Ich war allem Anſchein nach die Mitverſchworne ſeiner Entkommung, vielleicht die Mitverſchworne all ſeiner vorhergehenden Unthaten, eine Heuchlerin, die bisher eine ganz falſche Rolle geſpielt, und ſich als die Gegnerin eines Mannes geſtellt hatte, dem ſie vielleicht ins geheim, Gott weis, in welchen gefährlichen Anſchlägen beyräthig geweſen war. Dieſes war das grauſame Urtheil, das mein Bruder über mich fällte. Die aufrichtige Darlegung jenes Abentheuers, die Ausſage meiner Leute, die mit dem, was ich von denſelben geſtand, übereinſtimmte, tauſend andere Umſtände, die mir zum Vortheil gereichen konnten, kamen mir vor meinem ſtrengen Richter nicht zu ſtatten; die mildeſte Erklärung, die ich, als ſich endlich ſein Herz gegen mich erweichte, von ihm erhielt, war Beſtimmung zum Kloſter.

O wie gern nahm ich dieſelbe an! wie froh war ich, als mir die Wahl freygeſtellt ward, und man kein Bedenken fand, mich nach Italien, in die geliebten Mauern der heiligen Roſalie ziehen zu laſſen, wo ich meine Frühlingstage verlebt hatte. Wenig Jahre waren ſeit jener glücklichen Zeit vergangen. Vierzehn Sommer hatte ich geſehen, da ich die friedliche Freyſtatt meiner Jugend verließ, in meinem neunzehnten Jahre ſollte ich ſie ſchon wieder betreten; aber wie alt an Erfahrung und Leiden war ich in dieſer Zeit geworden! Solltet ihr wohl glauben, daß ich noch jetzt nicht volle zwanzig bin? — —

„Naja beantwortete dieſes mit einem Lächeln, welches Katharine vollkommen verſtand; ſie erröthete ein wenig, ihrer Freundin gleichſam ein Kompliment abgefordert zu haben, und fuhr mit einem Seufzer alſo fort:

„Dieſe Reiſe, dieſe unglückliche Reiſe, welche ich von dem Orte, dahin mich das Mißtrauen meines Bruders zuletzt verbannt hatte, nicht anders als zur See machen konnte, war es, die mich unter dieſe fremden Himmel brachte. Ein Sturm ſchleuderte uns weiter in die See, als es unſre Farth nöthig machte. Wir fielen einem Korſaren in die Hände. Unſere Gegenwehr war gering; wir wurden alle zu Sklaven gemacht. Mir bereitete einige Schönheit, die man an mir wahrnehmen wollte, die härteſten Feſſeln. Ich ward für Mahomeds Harem beſtimmt. O, wie beweinte ich in jenen Augenblicken den Eigenſinn, mit welchem ich Herzog Arnolds Einladung, an ſeinen Hof zu kommen, und bey ihm als Tochter zu leben, ausgeſchlagen hatte! Dringend waren ſeine Vorſtellungen, als das Gerücht ihm ſagte, man wolle mich in ein italiäniſches Kloſter ſchicken. Er allein verkannte mich nicht, da jedermann irre an mir war; ſeine feſt gegründete gute Meynung von mir hatte damals einen Einfluß ſelbſt auf meinen Bruder; der Herzog von Burgund würde ſich vielleicht durch meines edeln Schwiegervaters Bitten haben bewegen laſſen, einzuwilligen, aber ich beharrte auf dem Kloſter, und die eigene Lage, in der ich mich befand, die Nothwendigkeit, einen ohnedem nur allzuſehr angetaſteten guten Namen zu ſchonen, konnte mich vielleicht hier entſchuldigen; aber ohne Entſchuldigung war ich, daß ich mein armes hülfloſes Kind, das nun mein Unglück mit mir theilte, nicht an Karls Hofe zurückgelaſſen hatte. Mein Bruder hatte eine edle Gemahlin; ſie liebte mich ſchweſterlich, ſie trauerte um mein Schickſal. „Läſſet eure Tochter bey mir, ſagte ſie, als ſie mich beym letzten Scheiden in die Arme ſchloß; ich will ſie mit der meinigen erziehen laſſen. Marie hat wenige Jahre mehr als Philippe, ſie ſind zu Freundinnen geboren, ſeht, wie ihnen das Scheiden ſchwer wird! Marie verſuchte das Kind aus den Armen ſeiner Wärterin zu reiſſen, und die arme Kleine weinte, als ob ſie bereits das verſtünde, was ihrer ältern Geſpielin ſo heiſſe Thränen auspreßte.

Und,

Und, ſetzte die Frau von Hallwyn, eine von den Damen der Herzogin von Burgund, eine zweyte Raja, hinzu, und wenn etwa die Herzogin von Geldern an der Einwilligung ihres ſtrengen Bruders zweifelt, ſo iſt auch dieſem leicht zu helfen. Unſer Herr ſieht ſelten das Innere ſeines Hauſes; die kleine Prinzeßin ſo lang vor ihm zu verbergen, bis einige Monate mehr ſie unkenntlich gemacht haben, wird uns leicht ſeyn; denn tritt ſie unter dem Namen meiner Tochter hervor, und genießt mit der ruhigen Dunkelheit, die ihr dieſer Name gewährt, alle Vortheile, die ihr ihre Geburt geben kann.

So ſprachen, ſo baten die guten Frauen. Ich konnte mich von meinem Kinde nicht trennen. Kränkend war mir der Vorſchlag, meine Tochter an dem Hofe ihres Oheims unter verborgenem Namen leben zu laſſen. Jetzt ſah ich erſt, wie tief ich geſunken war. Meine Thränen redeten für mich. Ich bat die Herzogin von Burgund, ſich bey ihrem Gemahl, und bey dem alten Herzoge von Geldern für meinen Sohn zu verwenden, welcher ſich noch am Hofe des Königs von Frankreich befand, und den ich mit brennender Ungeduld in den Armen ſeines edeln

Grosvaters zu wiſſen wünſchte. Auch für meinen unglücklichen gefangenen Gemahl bat ich. Man verſprach mir alles, und ließ mich endlich mit dem Vorgefühl von Nimmerwiederſehen den Weg ziehen, den mich mein Schickſal führte, und den ſich keine von uns ſo lang und grauenvoll dachte, als ich ihn nun fand.

Ach dieſe Scenen waren es, welche mir in meinem Unglück zu Mehrung meiner Qual unabläßig vor Augen ſchwebten! Hätte ich nur dich nur dich, geborgen! ſchrie ich, indem ich die kleine Philippe an mein Herz drückte. Was wird aus dir, was wird aus mir, in der Gewalt jener Barbaren werden, zu denen man uns ſchleppt! Rettung, gerechter Himmel! Rettung wenigſtens für dieſe hülfloſe Unſchuld, die dem Elend und dem Laſter entgegen geriſſen wird!

Der Himmel erhörte, was meine Thränen baten, obgleich auf andere Weiſe, als ich dachte. Ein Sturm zertrümmerte unſer Schiff, und warf mich und meine Tochter an dieſe Küſte, wo wir unter dem Schutz des alten Macedonius Ruhe fanden, wo ich Selim kennen lernte, wo mir die Vorſicht Euch und Ali, und Kalepin zum Troſt entgegen führte, und mir durch Euch Ausſichten in die Zukunft öfnete, auf die ich längſt Verzicht gethan hatte.

Ich werde dich alſo wiederſehen, du milderes Land, wo ich geboren ward! Mein Unglück wird das Herz meines Bruders gegen mich erweichen! oder auf's wenigſte werde ich in St. Roſaliens Mauern Zuflucht finden! Vielleicht hat ſich in den Monaten, die ich abweſend war, alles in jenen Gegenden geändert; die Vorſicht braucht oft viel weniger Zeit, groſſe Dinge zur Reife zu bringen. Mein Schickſal gewinnt vielleicht nun ein lachendes Anſehn; aufs wenigſte wird mir das Angeſicht der Herzogin von Burgund und ihrer holden Tochter lächeln. O Raja! Raja! euch danke ich die frohen Ideen, zu denen mein Herz ſich erhebt! Die Wiederholung der Geſchichte meiner Leiden hat mich am Ende erheitert, ich finde, daß ich bereits zu viel Unglück erfahren habe, als daß der Reſt, der mir bis zum Grabe übrig iſt, noch allzugroß ſeyn könnte. Was ſagt ihr dazu, Raja? – Sprechet Euer Ja, und ich will es für das Siegel meiner Hofnung halten.

Raja hielt es nicht für gut, dieſes Ja zu ſprechen; ſie fand die Schickſale der Herzogin von Geldern zu verwickelt, um mit ihren ſanguiniſchen Hoffnungen einverſtanden zu ſeyn; und doch liebte ſie dieſe gute Dame auch zu ſehr, um ſie mit einem trokkenen Nein niederzuſchlagen.

Prinzeßin, ſagte ſie nach einigem Bedenken, ehe wir uns mit allzuſchmeichelhaften Bildern täuſchen, wollen wir doch ein wenig die Maasregeln überdenken, die wir auf den ärgſten Fall zu nehmen haben; noch ſind wir allein, Eure Plane für die Zukunft habe ich gern einmal in einer einſamen Stunde von Euch hören wollen, wenn wir nicht durch des ungeſtümen Sellims raſches Einreden geſtört werden.

Dort iſt er! fuhr Katharine auf. Seht; dort kommt er den Felsweg herauf! — Seht wie er eilt! Sein Geſicht glüht! Ich leſe etwas auſſerordentliches in ſeinen Blikken! O Selim! Selim! ſollſt du uns die Poſt von Alis Ankunft bringen? Sollte dieſe lang erwartete glückliche Begebenheit mir das Unterpfand günſtigern Schickſals werden, das in dieſem Augenblick vor meiner Seele aufſteigt?

Die Frauen waren Selim entgegengeeilt; athemlos ſtürzte er ſich in Katharinens Arme. Was iſt euch begegnet, mein Prinz, ſagte die Herzogin, indem ſie die Wangen des jungen Menſchen mit ihrem Schleyer kühlte, ich leſe keine gute Botſchaft in Euren Augen.

Recht! recht! keuchte Selim. Ihr habt ganz recht! — Nur eilig in die Höle! Der Feind, der mir immer auf den Ferſen war, möchte mich auch hier verfolgen!

Der Feind? rief Katharine. O ſo war meine Hoffnung getäuſcht, ſo war das Unterpfand künftigen Glücks dahin! Ach, ich glaubte, die Ungeduld der Freude in Eurer Eil zu ſehen, und ſo war es Angſt und Gefahr, was Eure Schritte beflügelte!

Während die Herzogin mit gerungenen Händen dieſe Klagen ausſtieß, hatte ſich Selim erholt, den kurzen Weg nach der Einſiedeley vollends zurückzulegen. Er trieb ſeine Begleiterinnen an, nicht zu ſäumen, und all ihre Fragen auf die Sicherheit der Höle zu verſparen, die man nicht bald genug erreichen könne.

Erſt, nachdem der Haupteingang der Felſenwohnung mit einem groſſen Stein, der ſie ſchloß, verwahrt, und einige Nebenzugänge, ſo gut die Eil das erlaubte, mit Geſträuch und niedergebogenen Baumäſten verdeckt wären, erſt denn erlaubte Selim den Frauen Fragen, und ſich eine umſtändliche Antwort.

Ich harrte, fing er an, nachdem er noch einmal zugeſehen hatte, ob alles gehörig verſchloſſen war, ich harrte den ganzen Tag auf Alis Ankunft, die mir dieſe Nacht ein lügenhafter Traum ſo lebhaft vorſpiegelte. Ich verſäumte über den Warten mein Tagewerk, ihr ſeht, daß ich mit leeren Händen wiederkomme; ach am meiſten dauert mich ein Neſt voll Vogeleyer, das ich fand, und auf dem Rückwege für Philippen mitzunehmen dachte! Aber die Hoffnung auf Ali am Morgen, und die Furcht vor meinen Verfolgern am Abend, machte mich alles vergeſſen. — Ich hoffe, ihr verſteht mich recht: die Furcht um euretwillen, mein Leben zu retten, würde ich wohl nicht geflohen ſeyn.

Ach macht ein Ende, Selim! ſchrie Katharine, und ſagt uns, was wir zu fürchten haben.

Nunmehr nichts, wie ich hoffe! erwiederte er. Aber hört, wie mir es erging; die Sonne ſank bereits hinab; ich fing an, vergebliche Hoffnung und verſäumte Zeit zu betrauern; da zeigte ſich am fernen Horizont ein weißes Seegel. Mein Herz fing an zu pochen. Dies war Alis wiederkehrendes Schiff, wie ich es im Traume ſah! Ein ſchneller Wind führte es ans Ufer. Früher als es landete, war ich an der Bucht zwiſchen den Felſen, wo wir bey unſerer Ankunft in dieſer Gegend, und ihr bey der Eurigen, die Inſel zuerſt betreten hatten. Ihr wißt, ſie iſt einſam, und der Umſtand, daß die Ankommenden eben hier, und nicht in der groſſen weſtlicher liegenden Anfurth anlegten, war mir neuer Beweis, daß hier Ali ſey und kein anderer. Ich hatte das Tuch von meinem Turban losgewunden, und ließ nicht ab es zu ſchwenken, bis ſich der Strand mit Leuten füllte, und ich mich auf einmal unter lauter Fremden ſah.

In welchem Augenblick ich meines Unglücks gewiß ward, wenn ich zuerſt merkte, daß ich hier vergebens nach Ali fragen würde, darum befragt mich nicht. Verblendet mußte ich ſeyn, mich nicht früher von meinem Irrthum zu überzeugen. Schon das Gebäude des Schiffs, das ganz anders geſtaltet iſt als Alis Fahrzeug, und nichts mit ihm gemein hat, als die türkiſche Flagge, ſchon dieſes hätte mir die Augen öffnen ſollen.

Jetzt war ich in einer Verlegenheit, aus welcher ich mir bey allen Fragen, mit welchen man auf mich einſtürmte, nicht zu helfen wußte. Gleich bey Beantwortung der erſten hatte ich mich verredet, und bey den andern wußte ich mir mit nichts zu helfen, als daß ich auf alles Ja ſagte.

Man fragte mich zuerſt, wie ich auf dieſe einſame Küſte gelangt ſey.

Ich ſey mit einigen Flüchtigen aus Konſtantinopel hieher gekommen.

Wie? aus Konſtantinopel? du biſt ja, das zeigt dein ganzes Aeuſſerliches, ein türkiſcher Knabe?

Ich ſchwieg.

Brachte man dich vielleicht als Sklav hieher? und lieſſen dich denn die treuloſen Chriſten auf dieſen Felſen zurück?

Ich bejahte, weil ich mir nicht anders zu helfen wußte.

Und wo kamen ſie hin deine Räuber? Man ſagt, es halten ſich der flüchtigen Konſtantinopolitaner viel auf dieſen Felſen auf; — Jener Flecken, den wir im vorüberſchiffen wahrnahmen, das Kloſter dort oben, mag ihrer wohl gnug bergen. — Sprich doch! was haſt du für Urſach deine Feinde zu ſchonen!

Sie thaten mir noch viel Fragen hierüber, beſonders über einen groſſen Schatz, den chriſtliche Schiffe aus der eroberten Kayſerſtadt hieher gebracht haben ſollten. Entzückt, die Feinde von der rechten Spur abgekommen zu ſehn, welche ſie zu Euch hätten leiten können, bekräftigte ich alles was ſie wollten, und bot mich endlich zum Führer an, ſie den Felſen hinauf, durch heimliche Pfade nach dem Kloſter zu leiten, wo ſie die konſtantinopolitaniſchen Schätze wähnen, die ſie, wie ich am Ende merkte, von Sultan Mahomed abzufordern geſandt ſind.

Dieſer fürchterliche Name enthielt für mich neuen Grund zu Sorge und Flucht. Zu der letzten glaubte ich leicht Gelegenheit finden zu können, da ich die hohen Gemſenklippen zu erſteigen leichter und geſchickter bin, als irgend ein anderer, und hier im Gebürge tauſend Abwege weis, auf welchen mir ſo leicht niemand folgen ſoll.

Aus der Sorgfalt, mit welcher man mich immer im Auge behielt, merkte ich bald, daß man mir nicht ganz traue. Meine Verwirrung, meine ſich vielleicht oft widerſprechenden Antworten, mußten Stoff genug zu

Argwohn enthalten, wenn ich auch annehmen wollte, daß nicht das ſchlimmſte wahr ſey, was ich mich euch kaum zu entdecken getraue.

O ſagt uns alles, mein Sohn! rief Raja. Schlimmeres können wir doch nichts hören, als daß man von uns weis, und uns, eben uns aufzuſuchen, hergekommen iſt.

Ja, ſo iſt es, rief der junge Prinz, welchem die Thränen aus den Augen ſtürzten, und ich, ich bin der Urſacher Eures Unglücks. Mich ſucht man hier auf, ich hörte meinen Namen nennen! Ob man von meinem Bruder Kalepin etwas weis, das iſt mir unbekannt, eben ſo unbekannt, was aus Ali geworden ſeyn mag, von niemand als ihm, dünkt mich, kann man Nachricht von unſerm Aufenthalt haben, ſollte Ali unſer Verräther geworden ſeyn? ſollte man ihm mit dem Leben unſer Geheimniß entriſſen haben?

Der volle Thränenſtrom brach aus Selims Augen, als er dieſe Worte geendigt hatte; die Frauen weinten mit ihm aus Angſt und Kummer. Aber ich bitte Euch, Prinz, fing zuletzt Raja an, wie entkamet ihr Euren Verfolgern?

Der Name, Selim, verſetzte er, der einem von ihnen entwiſchte, ſetzte mir Flügel an die Füſſe. Ich vergaß die kleinen Künſte, die ich mir ausgedacht hatte, ſie im Gebürg irre zu führen, und ihnen unvermerkt aus den Augen zu kommen. Ein Sprung über eine Felſenkluft, den mir keiner nachthun wollte, rettete mich zuerſt. Zwiſchen den Gebüſchen bin ich ihnen denn aus den Augen gekommen, bis mich es ohngefähr zweyhundert Schritte von dem Orte, wo ihr mich trafet, abermals dünkte, meine Verfolger hinter mir zu hören; doch mag es wohl der Widerhall aus den Bergen geweſen ſeyn, ſonſt müßten ſie längſt hier vorübergekommen ſeyn, und wenn ihnen auch das Glück unſern Zufluchtsort verborgen hätte, ſo würde uns doch wenigſtens ihr Fußtritt, und ihre rauhtönende Stimme geſchreckt haben.

Es war und blieb ſtill um die Höle, dieſe ſchlafloſe Nacht, und den ganzen folgenden Tag. Gegen den dritten Abend begann es an Nahrung zu gebrechen. Die Kinder wurden laut; die Vogeleyer, die Selim um eines Hirngeſpinnſts willen vernachläßigt hatte, wurden ſehr vermißt. Philippe, von ihrem jungen Verſorger an dieſe leckerhafte Koſt verwöhnt, mochte faſt nichts genieſſen als dieſes, Früchte, Milch, Wurzeln, Waſſer, alles ging allgemach zu Ende. Man mußte ſich aus der Höle wagen oder ſterben.

Selim hätte das Aeuſſerſte nicht abgewartet, um irgend einen kühnen Schritt zu thun, wenn ihn nicht die ängſtigen Frauen zurückgehalten hätten, und wenn er nicht überzeugt geweſen wär, daß es am Ende auf Eins hinauslief, ob man hier verſchmachte, oder durch ſeine Erſcheinung verrathen, den Feinden in die Hände fiel.

Einſt des Nachts ſtahl er ſich hinaus, und plünderte einen benachbarten Dattelbaum, und ſtillte dadurch den Mangel des folgenden Tages, dieſes war der einige Nahrungszweig, den man in der Nähe hatte, weiter durfte er ſich nicht wagen, und es wär alſo ſchnell wieder das nehmliche geweſen, hätte nicht das Schickſal dieſem ängſtlichen Schweben zwiſchen Leben und Tod ein Ende gemacht.

Mahomeds Abgeſchickte, denn das waren ſie würklich, hatten zwar Selim im Gebürge verloren, aber den Weg zu den Mönchen auf dem Gipfel des Bergs konnten ſie nicht verfehlen. Das Gerücht, das dem Eroberer von

Konſtantinopel von denen dort gebergenen Schätzen zu Ohren gekommen war, mochte nun wahr oder falſch ſeyn, ſo hatte es für jenes Kloſter die bedenklichſten Folgen. Es konnte ſich der äuſſerſten Gewaltthat nur durch einige reiche ſo genannte freywillige Opfer, und durch Bewilligung eines jährlichen Tributs entbrechen, mit welchem es dem Grosherrn noch bis auf dieſen Tag verfallen ſeyn ſoll.

Als der türkiſche Befehlshaber hier alles ausgerichtet hatte, was er konnte, dachte er wieder an Selim. Die Höle, die er mit den Seinigen bewohnte, war nicht ſo unbekannt, als man ſich in derſelben ſchmeichelte, die Mönche wußten ſie wohl nachzuweiſen, und ſie ſuchen, finden und erobern, war eins. Die Frauen nebſt den Kindern folgten ihren Entführern, mit der ſchweigenden Ergebung, welche das vorhergegangene Elend, und das Gefühl der Unmöglichkeit ſich zu widerſetzen, nach ſich zog, aber der wilde Selim konnte nur durch Bande von dem Entſchluß ſich von den Felſen zu ſtürzen, deſſen Ausführung er das eine mahl ſchon ganz nahe war, abgehalten werden.

Sie wurden zu Schiffe gebracht. Selim ließ ſeine Wuth durch das wehmüthige Bitten der Herzogin von Geldern mäßigen, auch fehlte es ihm endlich an Kräften, ſein Toben ſo fortzuſetzen, wie er es angefangen hatte. Das erſte Ungeſtüm lößte ſich, ſo wie immer bey ihm zu geſchehen pflegte, in Wehmuth auf, und da er auf dieſe Art einiges Mitleiden erregte, ſo wurde es der alten Raja, die hier als eine Mahomedanerin ſich ein Art von Anſehen zu verſchaffen wußte, nicht ſchwer, ihn ſeiner Bande zu entledigen. Er ging frey im Schiffe herum, und ſein thätiger Geiſt ermangelte nicht dieſe Freyheit, wenigſtens zu Entdeckungen, zu nutzen, da ihm die Möglichkeit zu gröſſern Thaten benommen war.

Ich habe ausfündig gemacht, ſagte er eines Abends zu Katharinen von Bourbon, daß ihr und Raja nicht die einigen Frauen im Schiffe ſeyd. In der Kajüte des Schiffshauptmanns verwahrt man eine Dame, die faſt Euch noch an Schönheit vorgeht. Ich ſahe ſie geſtern ein wenig durch eine Spalte in der Wand, und gehe dieſen Abend hin ſie wiederzuſehen.

Selim beobachtete die fremde Schönheit fleißig, er hinterbrachte ſeinen Freundinnen, daß ſie oft traurig ſey, und daß er die halbe

Welt drum geben wolle, ſie zu tröſten und mit ihr zu ſprechen. –

Der Knabe hatte in der Einſamkeit des Berges Athos die Kunſt gelernt, aus hohlen Rohrhalmen eine Melodie zu locken, welche nicht unlieblich tönte, und die viel Aehnlichkeit mit der Muſik der Vögel des Waldes hatte; von ohngefähr hatte er ein ſolches Spielwerk ſeiner müßigen Stunden mit auf das Schiff gebracht, er gab ihm durch einige Kunſtgriffe, die er verſtand, den höchſten Wohllaut, deſſen es fähig war, und ſtand nun jeden Abend an der durchſichtigen Bretwand der Kajüte, die fremde Dame mit ſeiner Muſik zu erfreuen.

War es ſeine Abſicht, Aufmerkſamkeit zu erregen, ſo hatte er ſie bald erreicht. Wer biſt du, holder Flötenſpieler, fragte ihn einſt in der Abenddämmerung eine ſüſſe Stimme, welche durch die Spalte in der Wand ertönte.

Ich bin ein unglücklicher Knabe, antwortete er, den man gefangen, Gott weis wohin, ſchleppt.

Auch ich bin gefangen, verſetzte ſie, und ſehr unglücklich; doch deine Muſik ergötzt mich, komm oft hieher, mich durch ſie aufzuheitern.

Werde ich das auch immer dürfen? Wird man nicht bald inne werden, daß ich hier um Euretwillen, und blos um Euretwillen ſo gern verweile?

Flöte deine Lieder auf dem Verdeck, im Raum, am Schiffsbord und überall, ſo wird man es nicht verdächtig finden, daß du ſie auch zuweilen hier hören läſſeſt.

Selim that, wie ihm die Fremde ſagte, und man wird bald hören was daraus erfolgte; er war einer von denjenigen, die vom Schickſal zu groſſen Dingen beſtimmt, aus der kleinſten ihrer Handlungen wichtige Folgen erwarten können.

O Raja! o Katharine! ſchrie Selim eines Abends, als er von ſeinen Wanderungen in das Behältniß zurück kam, das man ihnen eingegeben hatte. — Es iſt Zelide! es iſt meine Mutter! — Ihr ſelbſt habe ich es noch nicht geſagt, aber Euch mußte ich es entdecken! — Helft mir, helft mir, die Scheidewand zerbrechen, die mich und ſie trennt! Noch dieſe Nacht muß ich zu ihren Füſſen liegen, und ihr ſagen: ich bin Selim! bin dein Sohn!

Selim wollte nach dieſen Worten ſo eilig wieder hinausſtürmen, als er hereingeſtürzt war, und kaum konnten ihn Katharinens Bitten aufhalten, und Rajas Fragen ihm eine etwas zuſammenhängende Antwort abnöthigen.

Als ich dieſen Abend, ſagte er endlich, wie gewöhnlich, mehr mit ihr ſprach als mein Rohr blies, da fiel mir ein, ob ich mich erkühnen dürfte, ſie genauer um ihr Schickſal zu fragen. Sie habe, ſagte ſie, ohne mit mir zu zürnen, -- (ach ſchon daran erkannte ich Zelidens himmliſche Güte!) — Sie habe lang in der Einſamkeit eines Gebürgs einen verlornen Gemahl beweint. Bald habe ihr der Gram, um den gemeinſchaftlichen Freund, auch ihre letzte Freundin von der Seite geriſſen, da ſey ein alter treuer Diener ihres Hauſes gekommen, und habe verſprochen ſie zu ihrem Sohne zu führen, aber Verräther ſeyen in ihren Fußtapfen geweſen. Als ſie ſich auf ihrer Flucht nahe am Ufer des Meers ein wenig aufgehalten hätten, einem dort in einem Gebüſch modernden Leichnam, durch ihre Sklaven ein Grab geben zu laſſen, da ſeyen ſie ſchon durch Ahndung von Gefahr, zu eiliger Flucht in die fertig liegende

Barke geſchreckt worden, aber dieſe Gefahr habe ſie dennoch ereilt, ehe ſie das gröſſere Schiff hätten erreichen können, das wahrſcheinlich noch in einer verborgenen Bucht, in der Gegend von Scutari vor Anker liege, und ſeinen Herrn erwarte, welchen es nun wohl nimmer ſehen würde.

O, fuhr Selim fort, indem er ſich das Geſicht kühlte, welches von dem Feuer der Erzählung glühte, o, als ſie ſo weit geſprochen hatte, da kannte ich ſie ſchon, aber als ſie Ali nannte, als ſie von Selim, ihrem Selim, ſprach, da ward mir alles gewiß, ich rief den Namen Zelide, und eilte euch alles dieſes anzuſagen, und euch aufzumahnen, daß ihr mir nur gleich behülflich ſeyd, zu meiner Mutter zu kommen, keine Stunde kann ich länger leben ohne ſie! Ach, mein Herz mußte mir es ja von Anfang weiſſagen, wie vielen Antheil ich an ihr hatte!

Wahr war alles, was Raja und Katharine aus Selims Munde vernahmen. Dem treuen Ali war alles, war auch Zelidens Entführung gelungen, obgleich dieſe Dinge mehr Zeit koſteten, als er dazu beſtimmt hatte. Auch das letzte, auch Hermionens Beerdigung, die ihm Raja ſo nachdrücklich empfohlen hatte, ſollte nicht verſäumt werden, und hier war es, wo ihn die Hand der Verfolger, die ihm wohl immer im Nacken geweſen ſeyn mochte, endlich ereilte. Mahomed war längſt von allem was er vor hatte, von allem was Selim, Kalepin und Zeliden anging, unterrichtet, aber Glück und Zufall, über welchen die mächtigſten Tyrannen nichts vermögen, waren ihm immer günſtig geweſen, bis auf die Stelle, die Zelide in ihrer Erzählung bezeichnet hatte.

Auf dem Wege nach dem Schiffe, das bey Scutari vor Anker lag, fielen Ali und Zelide ihren Feinden in die Hände, erſterer ward nach Konſtantinopel zurück ins Gefängniß geſchleppt, und die letztere mußte die Reiſe nach dem Berge Athos machen helfen, wo man ihr, ohne daß ſie es wußte, ihren Sohn zum Reiſegenoſſen gab, um beyde einem Schickſal entgegen zu führen, davon wir nichts zu ſagen wiſſen, weil die Plane, die man für dieſe beyden Schlachtopfer von Mahomeds Grauſamkeit gemacht haben mochte, nicht zur Ausführung kamen.

In jener Nacht, da die Frauen all dieſe Dinge aus Selims Munde erfuhren, koſtete es ihnen noch einen harten Kampf, den jungen Ungeſtümen von Schritten zurück zu halten, welche alles, was ihrem Erachten nach jetzt auf guten Weg gebracht werden konnte, hätten verderben müſſen.

Selim wich endlich der Macht ihrer Bitten und Ueberredungen. Er ließ es ſich begreiflich machen, daß es unmöglich ſey, ſich mit Gewalt zu ſeiner Mutter zu drängen, daß es jedermann verborgen bleiben müſſe, daß man von einander wiſſe und ſich kenne. Sich Zeliden zu erkennen zu geben, ihr von ihren unbekannten Freundinnen zu ſagen, ein heimliches Einverſtändniß zwiſchen ihnen zu unterhalten, und durch gemeinſchaftliche Rathſchläge in der Folge vielleicht etwas gutes zu ſchaffen, dazu ſollten die künftigen Tage genutzt werden, und mit welcher Ungeduld ſahe Selim, durch den hier alles gethan werden mußte, dem Licht der nächſten Morgenſonne, oder vielmehr ihrem Untergang entgegen, damit er beginnen möchte, was er lieber ſchon geendigt geſehen hätte.

O wärs doch möglich, Zelidens Entzücken zu ſchildern, als ſie zuerſt den Namen ihres Selim aus ſeinem eigenen Munde hörte, als es ihr auch einſt gelang, den Sohn zu ſehen, den ſie ſo lang für tod gehalten, ſo lang als abweſend beweint hatte. Zu Füſſen Selim ſich ihr, zu Füſſen hätte ſie ſich ihrem Kerkermeiſter werfen mögen, um ſich eine Unterredung mit dem geliebten Knaben zu erkaufen, aber Geheimhaltung des Einverſtändniſſes war ſchon längſt verabredet, man mußte affektiren, nichts von einander zu wiſſen, um bald auf ewig bey einander ſeyn zu können. Wie dieſe Vereinigung zu Glück und Freyheit möglich gemacht werden ſollte, das wußte keine von den hier intereßirten Perſonen, obgleich alle darauf hofften. Die Klügeren hielten es für gut, eine Sache, in welcher gar nichts zu thun war, der Leitung einer höhern Macht zu überlaſſen, nur Selim wälzte Plane in ſeinem Gehirn, deren Ausführung ihn gerade bey dem Zweck vorüber führen ſollte, deſſen Erreichung er ſo ſehnlich wünſchte.

Selim erkünſtelte Sanftmuth, und ſein ruhiges Betragen gewann ihm das Wohlwollen der ganzen Schiffsmannſchaft; die Achtung und das Mitleiden derer, die ſeine

Geburt und ſeine Beſtimmung kannten, hatte er ſchon. Ob der Steuermann auch unter die letzten gehörte, wiſſen wir nicht, zu den erſten zählte er ſich ganz gewiß. Er liebte den holdſeeligen Selim, und ſah es gern, wenn er oft Tagelang bey ihm ſaß, ihn zu unterhalten, und ſich von ihm unterhalten zu laſſen. Jede Gegend des Meers, die ſie paßirten, jede Inſel, jede vorüberfliehende Küſte, wurde dem lehrbegierigen Knaben nahmhaft gemacht, und der alte Schiffer ahndete in ſeiner Aufmerkſamkeit ſchon den künftigen Seemann.

Eines Tages ward Selim durch den Namen Scutari gewaltig erſchüttert. Morgen, ſagte der geſchwätzige Freund des Knaben, morgen mit dem frühſten Tage kommen wir unweit der Spitze der groſſen Bucht vorüber, dort iſt eine Gegend, wo Europa und Aſien einander ſo zu reden, die Hände entgegen reichen, ihr könnt leicht denken, wie nahe beyde Küſten ſich ſind, da die alten Fabeldichter, in deren Dichtungen doch immer etwas der Wahrheit ähnliches iſt, verſichern, daß das Meer dort herum einſt von einem Jüngling, einem Mädchen zu Liebe, überſchwommen worden iſt.

Ueberſchwommen? fragte Selim mit weitgeöfneten Augen, und der Steuermann, einſt ein Chriſt und in gelehrten Schulen erzogen, erzählte die Geſchichte von Hero und Leander, die wohl keinem unſerer Leſer unbekannt ſeyn wird. Er mußte ſie zweymal erzählen, und Selim hätte ſie wohl zum drittenmal angehört, wenn der Alte nicht endlich des Dinges müde geworden wär, und um den Knaben auf etwas anders zu bringen, ihm ſein Sehrohr geliehen hätte, ihm die Spitze von Scutari zu zeigen.

Die Kunſt hatte dieſe Maſchinen freylich damals noch nicht zu ſolcher Vollkommenheit gebracht, als in unſern Tagen, doch ſahen Selims klare Augen ſehr deutlich, was man ihm zeigen wollte; ſie ſahen noch mehr; doch vielleicht war es nur ſeine Phantaſie, welche dem, was er erblickte, noch einen Gegenſtand beyfügte, auf welchen, ſeit er Scutari nennen hörte, alle ſeine Gedanken geheftet waren.

O, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſeinen alten Freund tiefdenkend verließ, o Alis Schiff, das dort, wie Zelide meynt, noch vor Anker liegt, und ſeinen unglücklichen Herrn erwartet, o, daß es in der Nähe wär, uns zu retten! Zwar an Stärke möchte es ſich wohl nicht mit dieſem meſſen können; aber muß man allemal mit Gewalt ſeinen Entzweck erreichen? mit Liſt kommt man oft eben ſo weit! — Geſetzt nun, ein ſchwaches ſchlechtbeſeegeltes Fahrzeug mit türkiſchen Flaggen, wie jenes Schiff im Hafen von Scutari wohl ſeyn mag, oder wofür es wenigſtens gelten könnte, geſetzt nun, ein ſolches käm, und bät, aus Furcht, wegen oft hier kreuzender chriſtlicher Schiffe, in der Geleitſchaft des unſrigen ſeegeln zu dürfen? — Welch ein glücklicher Fund! das übrige würde ſich denn ſchon geben; wir werden hier nicht unter ſtrengen Zwang gehalten; Zelide müßte ebenfalls wohl durch Liſt in das neben uns ſeegelnde Schiff zu bringen ſeyn. Denn nur ein günſtiger Wind, und wir wären geborgen; es ſind der Inſeln hier ſo viel: auf welcher würde man uns ausſpähen?

Dieſes waren Selims Anſchläge, welche das zarte Knabenalter, das ſeine Stärke und ſeine Klugheit ſo oft verleugneten, dem Leſer dieſesmal wohl ſehr deutlich ins Gedächtniß bringen werden; Wir, die wir unſern Helden nicht älter, nicht beſſer und nicht klüger ſchildern können, als er damals war, müſſen uns das Urtheil gefallen laſſen, das man über ihn fällt, und in unſerer Geſchichte weiter gehen.

Der ſchlaue Selim fand Mittel, ſich dieſe Nacht in die Kajüte ſeiner Mutter zu ſchleichen. Mit dem Steuermann, ſeinem Vertrauten, hatte er vorher eine lange Konferenz gehabt; vielleicht hatte dieſer auf irgend eine Art Theil an einem gewagten Unternehmen. O welch eine Zuſammenkunft war die der Mutter und des Sohns! Der Morgen kam heran, ehe man ſich alles noch geſagt hatte, was man zu ſagen wünſchte. Selim behielt augenſcheinlich noch etwas auf dem Herzen, das er verſchwieg.

Als der erſte Morgenſtrahl die Spitze von Scutari röthete, bey welcher man jetzt nahe genug vorüberkam, um ſie deutlich zu unterſcheiden, da machte der ſcheidende Selim ſeine Mutter auf den leuchtenden Punkt aufmerkſam. Merkt Euch dieſe Gegend, ſagte er, von dorther ſoll Euch Hülfe kommen, ehe der Mittag anbricht.

Mit dieſem Worten trat Selim ſeinen Rückweg aus dem verbotenen Zimmer an, den ſich Zelide weniger gefahrvoll dachte, als er würklich war: mit einem ſtarken Seil hatte Selim ſich aus einer Lucke des Schiffs herabgelaſſen, um zu der andern, die zu der Kajüte Zelidens führte, wieder herauſzuſteigen. Deine Kleider ſind naß! hatte Zelide geſagt, als ſie ihren Sohn zuerſt umarmte, Selim hatte dieſes unbeantwortet gelaſſen, und ſo wußte die zärtliche Mutter nicht, daß ihr Liebling jetzt einen Weg antrat, den nur Kühnheit und kindliche Liebe ihm bahnen konnten.

Der Tag kam jetzt völlig herauf. Es ward Lärm im Schiffe. Man hatte ſich ſchon des vorigen Abends von zwey chriſtlichen Fregatten verfolgt geſehen, und ihnen dieſe Nacht durch Gunſt des Windes und der Seegel zu entgehen gehofft; daß ſie ſich ſo nahe dem mahomedaniſchen Gebiet, daß ſie ſich bis in dieſe Gewäſſer wagen würden, hatte man nicht vermuthet, um ſo viel gröſſer war das allgemeine Entſetzen, als man jetzt den Feind ganz nahe erblickte, und keinen Augenblick mehr zweifeln durfte, was ſeine Abſicht ſey.

Der Leſer verlangt von uns nicht, daß wir ihm einen Seeſtreit ſchildern ſollen; kürzlich vernehme er ſeinen Ausgang: Die chriſtlichen Schiffe, welche die Flagge von Malta führten, waren dem Muſulman überlegen.

Das Glück änderte ſich, die Räuber wurden in Sklaven verwandelt und die Gefangenen wurden frey. Der Malteſer, Franzesko Kolonna, ein alter Held, dem das immer treue Glück, das letzte Wagſtück nicht hatte mißlingen können, freute ſich, die Zahl der aus der Gewalt der Barbaren Befreyten, die ſeine vielfältigen Siege ein ganzes Leben hindurch ziemlich beträchtlich gemacht hatten, hier noch vermehrt zu ſehen. Raja und Kalepin, Katharine und Philippe fanden bey ihm eine ſehr günſtige Aufnahme. Katharine machte ſich ihrem Befreyer als die Herzogin von Geldern bekannt, und vermehrte durch die Wichtigkeit ihrer Perſon die Freude des alten Helden.

Die Damen ſäumten nicht, ihm von Zeliden zu ſagen, und er eilte in eigener Perſon, ſie aus dem mahomedaniſchen Schiffe, das im Gefecht viel gelitten hatte, und ſchon zu ſinken begann, in das ſeinige herüber zu holen. Raja und die Herzogin gingen der ſchönen Fremden, die ſie, ob ſie ihnen gleich eine wohlbekannte Freundin war, doch heute zum erſtenmal erblickten, mit froher Ungeduld entgegen.

Mit unnachahmlicher Huld erwiederte Zelide ihre Begrüſſungen. Daß ihr mich kennt und liebt, ſagte ſie, daß ihr meine Rettung eure erſte Bitte an unſern Befreyer ſeyn ließt, das danke ich Selim, der mir Eure Freundſchaft erwarb. O, wo iſt er? wo iſt mein Sohn? Nur ſein Anblick fehlt, meine Freude vollkommen zu machen!

Selim? antwortete Katharine, wir hoffen ihn an **eurer** Seite zu ſehen. Er ſagte uns geſtern, er habe Mittel gefunden, zu euch zu kommen, und wir würden ihn nicht wieder ſehen bis zu unſerer Rettung.

Recht! recht! rief Zelide, von Rettung ſprach er auch mit mir, der holde Prophet! Aber bey mir geblieben iſt er nicht; er ſchied mit Anbruch des Tages. O ich halte ihn mit unſern Rettern einverſtanden! wie hätte ſonſt die Erfüllung ſeinen Worten ſo ſchnell folgen können!

Nun wahrhaftig, ſprach Raja, welche ein ahndender Schauer befiel, ihr werdet den Knaben doch nicht für einen Wahrſager, oder gar für einen Zauberer halten, der zwanzig Meilen weit unſere Befreyer wittern, oder mit ihnen durch Wellen und Meer korreſpondiren könne?

Ich weis von Eurem Selim nichts, rief Kolonna, der bey dieſer Scene gegenwärtig war, ich habe ihn nie geſehen; aber ſo viel iſt gewiß, daß wir ihn augenblicklich ſuchen müſſen, wenn er nicht umkommen ſoll. Wahrſcheinlich iſt er noch im feindlichen Schiffe, das ſich kaum mehr über dem Waſſer erhält.

Alles gerieth in Aufruhr, Selim zu ſuchen, ſein Name erſchallte unabläßig aus dem Munde der verzweifelnden Frauen; er hatte hier drey Mütter, die um ihn trauerten, und Zelide konnte ſich nicht rühmen, daß ihre Angſt, ihr Kummer um den Verlornen, ihr vor den andern einen Vorzug gab.

Die Mannſchaft des Malteſerſchiffs, die bis hieher beſchäftigt geweſen war, die Beute aus dem ſinkenden Kiel in Sicherheit zu bringen, konnte betheuern, daß kein Winkel undurchſucht geblieben wär, und daß es umſonſt ſey, hier den Verlornen finden zu wollen, der überdem, ja bey dem Uebergang des Schiffs, bey der Befreyung der Seinigen, geſchlafen haben, oder nicht bey ſich ſelbſt geweſen ſeyn müßte, um nicht von ſelbſt für ſeine Rettung zu ſorgen.

Selims Verluſt ward mit jeder Stunde gewiſſer, ob gleich niemand begreifen konnte, wie derſelbe möglich geweſen ſey. Raja lößte am dritten Tage von einem Schifferknaben mit Gold, das melodiſche Rohr ein, das Selim immer zu ſpielen pflegte; eine traurige Reliquie, die von den Frauen mit Thränen begrüßt wurde. Auf Kolonnas Befragen, der ſich des Kummers der Damen auf die leutſeligſte Art theilhaftig machte, ſagte der Finder aus, er habe das Inſtrument in einer Lucke des verſenkten feindlichen Schiffs gefunden, an welche ein ſtarkes in die See hinabhängendes Seil befeſtigt geweſen wär.

O, ſchrie Zelide, nun wird mir alles deutlich! Selims Kleider waren naß, in jener erſten und letzten Nacht der Wiedervereinigung. Um mich zu ſehen, hat das unglückliche Kind irgend einen kühnen Streich gewagt, der ihm nur einmal glücken konnte; bey der Rückkehr auf dem gefährlichen Wege iſt er umgekommen, und ich habe ihn nun auf ewig verloren.

Die Muthmaſſungen, die man hegte, wurden durch die Ausſage des mahomedaniſchen Steuermanns beſtättigt, der, indem er ſich als Selims Freund bekannt machte, ſeine Feſſeln lößte.

Die Trauer um den Knaben war allgemein, wer ihn nicht gekannt hatte, beweinte ihn, den bekümmerten Frauen zu Liebe, die von Kolonna ſehr geehrt wurden.

Doch dieſer gute Alte bekam bald andere Geſchäfte, als die Tröſtung der Betrübten; ſchon am Morgen nach Eroberung des mahomedaniſchen Schiffs, war man einer Fregatte mit türkiſchen Flaggen gewahr geworden, die das Maltheſerſchiff unabläßig verfolgte; jetzt wurde dieſelbe aufs neue ſichtbar. Kolonna ſah in ſeinem Verfolger eben keinen gefährlichen Feind, aber er beſorgte in ihm einen Verräther. Die aufgeſteckte weiße Flagge machte ihn noch verdächtiger. Das Schiff war gut beſeegelt, keine Urſach ließ ſich erdenken, warum es fremder Hülfe bedürfen ſollte. Der alte Seeheld war ſchon mehrmal durch ähnliche Erſcheinungen in faſt unvermeidliche Gefahr gelockt worden, er wollte ſich am Ziel ſeiner glorreichen Laufbahn nicht noch einmal täuſchen, und um den erworbenen Siegskranz betrügen laſſen. Er war entſchloſſen, den Muſulman nicht ehr an ſich kommen zu laſſen, bis er eine ſichere Stelle zwiſchen den Inſeln des Archipelagus erreicht hatte, wo mehrere ſeiner Schiffe lagen; aber ehe dieſe Gegend erreicht war, brachte ein widriger Wind ihm den Gegenſtand ſeines Argwohns, auf einmal aus den Augen, und er konnte mit Ruhe ſeine Farth weiter fortſetzen, die nach Italien ging, wohin ihm die drey Frauen willig folgten.

Rom, wo Kolonna ſeine letzten Lorbeern zu den Füſſen des heiligen Vaters legen wollte, war der Ort, wo die Flüchtigen den Anfang Sicherheit gehofft hatten. Alis Pläne hatten ihnen dieſe Stadt, als das ſicherſte Ziel ihrer Reiſe, geſchildert, und obgleich dieſer treuè Rathgeber nun dahin war, ſo dachten ſie doch ſeinem Rath, ſo viel als möglich, nachzukommen, und ſie freuten ſich, daß der weiſe Kolonna jeden ihrer Schritte, ſo wie ſie ſich dieſelben vorgezeichnet hatten, billigte.

Raja wollte zu Rom ſich nebſt Kalepin in den Schoos der Chriſtenheit aufnehmen laſſen, und Zelide hatte, ſeit ſie die reinſte chriſtliche Tugend, die ihr ſchon Helenens Beyſpiel vorgeſpiegelt hatte, in der Herzogin von Geldern kennen lernte, den nehmlichen Entſchluß gefaßt. Dieſe Dame, die Zelidens Buſenfreundin, und ihre einige Tröſterin über Selims Verluſt geworden war, war entſchloſſen, ſich des Raths des heiligen Vaters, eines Verwandten ihres Hauſes, in ihren verwickelten Angelegenheiten zu bedienen, und ſo lange zu Rom zu verharren, bis ſie Nachricht von den Herzog von Burgund, oder dem alten Herzog von Geldern, oder ihren gefangenen Gemahl eingezogen hätte; dieſes waren die Entwürfe für die Zukunft, die man ſich gemacht hatte, und man blieb ihnen pünktlich treu.

Sollen wir euch nun umſtändlich erzählen, meine Leſer, mit wie viel Segnungen der Ritter Kolonna von dem heiligen Vater für die reiche Beute, und die Neubekehrten, die er in den Schooß der Kirche brachte, empfangen wurde? Sollen wir den Pomp ſchildern, mit welchem Pabſt Kalixtus die Taufe der beyden Damen, und des kleinen Prinzen verrichtete, welchem letztern er in derſelben ſeinen Namen, und den Namen ſeines Pathen, des alten Kolonna beylegte? Oder ſollen wir Euch von den Vorfällen benachrichtigen, die bald nachher die Herzogin von Geldern, nebſt ihrer Reiſegeſellſchaft in dem Kloſter der heiligen Roſalie ihre Zuflucht finden lieſſen? — Ihr ſagt nein, und wir können Euch nicht tadeln: Zeit genug werden ſich die Bekannten, die wir jetzt in guter Sicherheit verlaſſen, wieder in unſere Geſchichte verflechten, uns liegt ob, bey der Hauptperſon derſelben zu bleiben, und entweder des guten Selims Tod in den Wellen zu betrauern, oder — ſeine mögliche Rettung auszuſpähen.

Drittes Buch.

Die Corvine.

Selims feuriger thatenbegieriger Geiſt, und ſeine wenige Erfahrung, nebſt ſeinem unausgebildeten Verſtand, machten ihn zu Schritten geneigt, die nur ſeine Jugend entſchuldigen konnte. Einmal gemachte Plane mußten, nach ſeinem Wahn, auf jede Koſten ausgeführt werden; ob das Schickſal auch Hinderniſſe einſtreute, ob es auch das Ganze verrückte, dieſes waren Dinge, die überwunden werden **mußten**. Er wußte weder Mangel an Kräften, noch die am Tage liegende Unmöglichkeit zu berechnen, und ſo kamen Handlungen zum Vorſchein, wie ſie nur ein Kind, ein Witzloſer, oder ein Wagehals verüben kann; in der That ſein Schutzengel mußte einer von den wachſamſten des himmliſchen Heeres ſeyn, um ihn überall glücklich hindurch zu führen.

Erlaubt uns hier, meine Leſer, einige wenige Schritte in der Geſchichte zurück zu gehn.

Daß Alis Rath und Hülfe durch ſeine Gefangennehmung verloren war, daß die

Reiſegeſellſchaft nach Rom ſich nun auf dem Wege befand, Mahomeds Rache entgegen geführt zu werden, daß man bey der Abreiſe vom Berge Athos, ſtatt der Freyheit, die härteſten Bande gefunden hatte, das änderte ſeines Erachtens in der Hauptſache nichts, es kam nur auf die Kleinigkeit an, wie man die Dinge mit guter Art auf den alten Weg bringen ſollte.

Tauſend Plane, dieſes zu bewürken, ſchwärmten in ſeinem Gehirn umher, alle gleich wild und gleich unausführbar; der leichteſte erhielt ſein Daſeyn an dem Tage, da der junge Feuerkopf an der Seite des alten Steuermanns ſaß, der ihm die Spitze von Scutari zeigte, und ihm dabey die Geſchichte von Hero und Leander erzählte.

Das heldenmüthige in der That des jungen Schwimmers, deſſen Geſchichte Selim vernahm, reizte ſeine Phantaſie, und erregte zu erſt den Gedanken, zu Rettung einer Mutter, und einer Menge von Freunden das nachzuahmen, was der Held in der Fabel des Steuermanns nur ein paar ſchönen Augen zu Liebe that. Alis Schiff glaubte er durch das Sehrohr in der Bucht vor Anker liegen zu ſehen, am Morgen ſollte man noch näher bey demſelben vorüber kommen. Von einem Schiff zum andern zu ſchwimmen, war noch lange nicht die Reiſe von einem Welttheil züm andern, er ſchämte ſich faſt für eine Mutter nicht ſo viel thun zu können, als Leander für eine Geliebte that.

Selim hatte ſich durch Gunſt des Steuermanns, den er aber übrigens nicht zu ſeinem Vertrauten machte, eines ſtarken Seils bemächtige. Um ſein Abentheuer doch nicht ganz auf gut Glück zu unternehmen, wagte er erſt die kleinere Farth um das Schiff hinum von einer Lucke deſſelben zur andern; er ließ ſich hinab ins Meer, ſtieg wieder herauf, alles ging zum Verwundern wohl, und der Lohn ſeines Wageſtücks war die lang erſehnte Zuſammenkunft mit Zeliden; er ſchied von ihr, als es Tag ward, und der erſte Morgenſtrahl ihm den Ort, wohin er gedachte, näher und kenntlicher zeigte. Voll froher Hoffnung ließ er ſich von neuem ins Meer hinab, einen längern Weg anzutreten, als den, welchen er des Abends begonnen hatte. Selim war ein fertiger Schwimmer, die Natur war ſeine Lehrmeiſterin geweſen, er hatte die Kunſt, die ihm jetzt ſo nöthig war, in der Einſamkeit des Gebürgs Athos, beſonders nach dem Tode des alten Macedonius fleißig geübt, und wär oft genug des Abends beym Nachhauſe kommen von ſeiner Pflegemutter Katharine, wegen durchnäßter Kleider, geſcholten worden, um ihre Unbequemlichkeit jetzt nicht zu fühlen.

Das Seil reichte ſo weit es könnte, auch glaubte er bald, es nicht mehr nöthig zu haben. Er ruderte rüſtig auf die Spitze von Scutari los, und wunderte ſich ein wenig, daß ſeine Entfernung von derſelben, dem Anſchein nach, ſo lange die nehmliche blieb. Als er endlich den erſehnten Ort näher erblickte, als er Alis Schiff deutlich unterſcheiden konnte, da wuchs Muth und Hoffnung, und zu beklagen wars, daß faſt im nehmlichen Augenblicke ſeine Kräfte ſanken.

Selim ſchwamm endlich nicht mehr, er ward nun von der Gewalt der Wellen fortgetrieben, die glücklicher Weiſe ihn eben nach jenem Orte ſteuerten, wohin er gedachte. Doch würde er endlich geſunken ſeyn, doch hätte endlich ſein Glück noch am Hafen geſcheitert, hätte der wachſame Genius, deſſen wir vorhin mit Ehren gedachten, ihm nicht Hülfe herbey geführt. Ein Fiſcherkahn rauſchte bey ihm vorüber, ihn regierte ein Mann, deſſen Herz nicht ſo kalt war, als das Waſſer, das er befuhr, und den weder

Aberglaube noch Vorurtheil von Rettung der Elenden abſchreckte.

Er ſah den Knaben, der nur ſchwach noch mit den Wellen kämpfte; ihn ſehen und ihn retten war eins. Noch hatte Selim des geſalzenen Waſſers wenig getrunken, ein kleines Erbrechen brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt. Der Fiſcher fragte, welcher Unfall ihn in die Wellen geſtürzt hätte, Selim zeigte auf Alis Schiff. Der Fiſcher deutete dies ſo, daß der junge Nothleidende dorthin gehöre, und ſäumte nicht ihn an Bord zu bringen, wo man auch, ungeachtet man verſicherte, daß er hier nicht zu Hauſe ſey, doch wenig Umſtände machte, ihn aufzunehmen.

Als Selim ſich völlig erholte, um ſprechen zu können, verlangte er den Befehlshaber, den er mit ſeinem Namen Abdul zu nennen wußte, zu ſehen. Er hatte ihn in Alis Geſellſchaft, als ſein Schiff zwiſchen den Klippen des Bergs Athos vor Anker lag, zweymal beſucht, auch war er eben derjenige, der den jungen Prinzen ſelbſt ehemals in jene Einſamkeit gebracht hatte.

Selim ward augenblicklich erkannt, und mit der Ehrerbietung begrüßt, die Amurats Sohn fordern konnte. Er hatte hier zu befehlen. Er ſprach mit dem Schiffherrn von Ali, von Zeliden und der übrigen Reiſegeſellſchaft, zu deren Abholung dieſer nun ſchon ſo lang auf Befehl gewartet hatte. Kummer über die fehlgeſchlagenen Plane und über das Unglück ſeines guten Herrn gattete ſich bey Alis treuem Diener mit Erſtaunen über all das neue, das er aus dem Munde des jungen Prinzen vernahm. Das lebhafteſte Erſtaunen fiel auf Selims Heldenthat. Er hatte ſein Leben gewagt, um den Seinen Rettung zu holen. Mochte es auch ſeyn, daß er die Gefahr deſſen, was er unternahm, nicht ganz überſehen hatte, dennoch blieb die That gros, und der Sohn des groſſen Amurats erndete für dieſelbe von ſeinen Sklaven noch etwas mehr Bewunderung ein, als ein gemeiner Knabe gefunden haben würde.

Es war Selim nicht um die Lobpreißung ſeiner Wagniß, es war ihm um Erreichung ihres Endzwecks zu thun, und dieſe — fand einige Schwierigkeiten. Der Plan, den er zu Befreyung der geliebten Gefangenen gemacht hatte, leuchtete dem ehrlichen Abdul nicht ſo ganz ein, als der junge Prinz wünſchte. Der klügere Alte zeigte dem Knaben die Schwächt und Unausführbarkeit ſeiner Entwürfe; doch entſchloß er ſich endlich den Nothleidenden, ſo wie Selim wünſchte, zu Hülfe zu eilen, und ihn nicht um den Lohn ſeiner gefahrvollen Reiſe zu betrügen.

Ich will mein Leben in meine Hand ſetzen, ſagte er, ich will den Befehlshaber jenes Schiffs zu täuſchen, und die Unſern zu retten ſuchen, mislingt der Streich, wie er meines Erachtens mislingen muß, ſo kommen wir um in einer guten Sache, und ich ſterbe für Ali und Selim, ohne die ich nicht zu leben wünſche.

Abduls Schiff erreichte die Gegend, die Selim bezeichnete, nicht ehe, bis die malteſiſchen Fregatten den Sieg über den Muſulman davon getragen hatten, deſſen Gefangene Zelide und ihre Reiſegefärthen geweſen waren. Die ankommenden Retter derer, die nun ſchon gerettet waren, ſahen noch den verſinkenden Kiel. Der erfahrne Abdul erklärte Selim, was wahrſcheinlich hier vorgegangen ſey. Zelidens Befreyer flogen am fernen Horizonte davon. und Selim lernte einſehn, wie thörlicht er gehandelt hatte, dem waltenden Schickſal vorzugreifen, und auf gefahrvollen Wegen nach einer Rettung zu ſuchen, die es den Seinen, die es auch ihm, viel ſicherer beſtimmte, und die er nun verfehlt hatte.

Wie vielfache Täuſchungen, wie mannigfaltige Urſach zu verzweifelnden Kummer lag hier in eins zuſammengedrängt! Ohne Hülfe verderben müſſen, iſt nicht ſo ſchrecklich, als der Hülfe unglücklicher Weiſe aus dem Wege gehen. Trennung von ſeinen Geliebten muß man dem Schickſal endlich verzeihen, aber ſich ſelbſt muthwillig von ihrer Hand geriſſen zu haben, das verzeiht man ſich nie!

Wir haben Selim bereits bey unvermutheten Fehlſchlagungen wüten ſehen, und er wütete auch hier, ungeachtet er niemand anzuklagen hatte, als ſich ſelbſt.

Abdul konnte ihn mit nichts zu einiger Ruhe bringen, als mit dem Verſprechen, den Malteſern nachzuſagen und zu verſuchen, ob ſie ſich ereilen, und zu freundlichem Einverſtändniß bringen lieſſen. Alle Seegel wurden aufgeſetzt, alle Ruder gezogen. Der Wind war anfangs günſtig: man kam ſich ganz nahe. — Die Schiffe des argwöhniſchen Kolonna glaubten ſich verfolgt und flohen. — Abdul merkte den Verdacht, und ließ die weiſſe Friedensflagge wehen. Umſonſt, man verſtand ſich nicht, und keine weisſagende Ahndung, ſagte Selims Freundinnen, wie nahe ihnen derjenige war, den ſie als tod beweinten, vielmehr waren ſie es ſelbſt, die ihren Befreyer zu verdoppelter Eil und Behutſamkeit anreizten. Man kam ſich in den folgenden Tagen noch einigemal ins Geſicht, aber endlich ergriff ein widriger Wind Abduls leichtes Schiff, das für eine ſo weite Farth gar nicht gebaut war, und ſchleuderte es ganz von der gewählten Straſſe, und raubte dem armen Selim auf immer die Hoffnung der Wiedervereinigung mit ſeinen Lieben.

Bey der Inſel Tenedos war es, wo Selim den letzten Schimmer von den malteſiſchen Seegeln am Horizonte verſchwinden ſah; indeſſen jene, von günſtigem Winde geſchwellt, ſich zwiſchen den Inſeln der Sicherheit bargen, trieb ein feindlicher Nordweſt Abduls Schiff längſt der Küſte von Roma, nien neuen Abentheuern entgegen. Selim war ein junger ungeprüfter Seefahrer; in jedem Windſtoß ahndete er Sturm, in jedem Sonnenblick neue Sicherheit. Das Meer ebnete ſich, der Himmel lächelte, tauſend kleine ſilberne Wellen ſpielten um das Schiff; ha! rief der Knabe, noch kann uns das Glück günſtig ſeyn! wenigſtens für unſer Leben haben wir hier nichts zu fürchten! —

Abdul ſchüttelte den Kopf, ſah ängſtig nach Kompaß und Seekarte, war überall im Schiff und gab Befehle, die der junge Selim nicht begreifen konnte, bis ſich auf einmal der Himmel ſchwärzte, und ein Ungewitter losbrach, das die Vorſicht des alten Seemanns rechtfertigte, und den Prinzen mit neuen Entſetzen und Todesahndung erfüllte.

Gemach! gemach! rief Alis treuer Diener. Schlimm genug iſt unſere Sache, aber noch nicht ſo böſe, daß man den Muth verlieren ſollte! Jene Stille, die euch mit kindiſcher Freude erfüllte, war ſchier ſo ſchlimm als das, was uns jetzt wiederfährt; ſie weiſſagte uns dieſen Sturm, ohne uns die Möglichkeit der Rettung voraus ſehen zu laſſen. Das Meer trug uns auf ſeinen trägen Wellen dem Hunger und jeder lauſchen den Geſahr entgegen, nun iſt das Unglück da, das wir beſorgten, doch nicht ſo ſchrecklich als es hätte kommen können. Dieſe tobende Winde werden uns eine gute Strekke Wegs weiter auf der Farth bringen, die uns nun einmal das Glück vorgezeichnet hat. Meine Anſtalten ſind gemacht, wir werden den Sturm wohl überſtehen. Klärt ſich der Himmel wieder auf; denn hoffe ich Lemnos zu ſehen, und dort ſind wir geborgen.

Lemnos? wiederholte Selim, alſo den Weg zurück, den ich vor wenig Tagen erſt gemacht habe?

O Sohn des groſſen Amurat! rief Abdul, wenn wirſt du die Weiſen des Schickſals kennen lernen! Laß dir dieſe Farth eine Lehre auf dein ganzes Leben ſeyn, das, nach dem Anfange zu urtheilen, wohl eins der verhängnißvollſten werden möchte. Stille weiſſagt dir Sturm; doch iſt Sturm nicht allemahl Unglück: er beſchleunigt die Farth zum Hafen, und ſchleudert er uns auch oft den Weg zurück, den wir kaum gemacht hatten, wer unter allen Himmeln kann uns ſagen, welcher der beſte war? der, den wir, oder den das Schickſal für uns wählte? vielleicht war uns oſtwärts Tod und Gefahr bereitet, und in Weſten hingegen harret unſerer ein ruhiges Lemnos!

Der Mann, der mitten im Sturme von Selim vielleicht kaum halb verſtanden, ſo ruhig philoſophiren konnte, war glücklich in ſeiner Ueberzeugung, auch täuſchte ſie ihn nicht ganz. Ruhe harrte ſeiner zu Lemnos, obgleich eine andere Ruhe, als die er bey ſeiner Troſtrede im Sinn hatte. Zu Lemnos wütete die Peſt, öde war die Küſte, als Abduls Schiff landete. Die Aufſeher des Strandes, bleiche Grabgeſtalten, kamen langſam herbey, Vorkehrungen zu Sicherheit der Inſel zu treffen, die hier unnöthig waren. Die Ankommenden brachten keine neue Infektion auf das Eyland, zu ihrem Unglück kamen ſie, ſich ſie daſelbſt zu holen. Ehe man im Schiff etwas von dem hier regierenden Uebel wußte, ſank ſchon hier und da einer von denen vom Sturm Geborgenen hin und ſtarb. Das Uebel vermehrte ſich mit Tag und Stunde. Auch Abduls Augen ſchloſſen ſich, da bereits faſt keiner von den Seinen übrig war, als Selim, der über ſeinen entſeelten Leichnam weinte, und bey ſo frühen Jahren ſchon keinen andern Troſt kannte, als den Troſt des hohen Alters, dem letzten ſeiner Freunde bald ins Grab zu folgen.

Er folgte ihm nicht; unter all ſeinen Reiſegefährthen blieb er der einige, welchen die Seuche verſchonte; aber war er darum glücklicher? Hier auf einem faſt verödeten Eyland, wo er jedermann, und jedermann ihn ſcheute, allein, ohne Mittel ſich hier zu erhalten, (denn was war auſſer den Früchten des Feldes, das er ohne Todesfurcht genieſſen konnte?) — ohne Mittel die tödliche Gegend zu verlaſſen, (denn ſeine Mitgenoſſen waren faſt alle dahin, und das Schiff hatte man aus lächerlicher Furcht vor Vermehrung eines Elends, das faſt keines Zuwachſes fähig war, verſenkt.) — O, meine Leſer, denkt euch Selims Zuſtand ſo ſchrecklich ihr wollt, ihr werdet doch den Umfang ſeines Jammers nicht ganz faſſen können!

Selim hatte nach Abduls Tode den entlegenſten Theil des Eilandes zu ſeinem Aufenthalt gewählt. Zwiſchen den öden Klippen gegen Norden wehte friſchere Luft, die noch durch keinen menſchlichen Hauch angeſteckt war, das Waſſer aus der Felſenquelle floß reiner, und die wilden Früchte konnte man ſicherer genieſſen, weil ſie in dieſer menſchenleeren Gegend von keiner vergifteten Hand berührt ſeyn konnten; aber hätte er auch hier lang beſtehen können? würde nicht endlich die Peſt auch hier ihren verzehrenden Hauch verbreitet haben, und wars ihm zu verdenken, daß er ſich in die Arme der erſten Helfer warf, welche ihm der Zufall zeigte?

Friſches Waſſer einzunehmen, landete eines Tages hier ein Schiff mit unbekannten Flaggen; es ſchien auf der Inſel kein anderes Geſchäft zu haben, als dieſes, und faſt hatte Selim, der ſeine Ankunft verſchlafen hatte, ſeine Abfarth verſäumt. Die Zeit, welche die Seeleute am Lande verweilten, waren wenige Stunden.

Wie er meynte, noch zu rechter Zeit ward Selim der Abreiſe der Fremden inne, er eilte an den Strand, er ſchrie, er wand die Hände, er bot das Kleinod ſeines Turbans für ſeine Befreyung von dieſem tödlichen Ufer. Man ſetzte einen Kahn aus, man nahm ihn ein, und der unglückliche Selim ahndete nicht, daß er nur die Art ſeines Elends verändert hatte.

Man brauchte nur kurze Zeit der Schiffgenoſſe dieſer Leute geweſen zu ſeyn, um ihr

Gewerbe zu ahnden. Die Begierde, mit welcher ſie ſich des dargebotenen Kleinods bemächtigten, und die Sorgfalt, die ſie brauchten, den unglücklichen Knaben, den ihnen das Schickſal in die Hände geſpielt hatte, auch der letzten Kleinigkeit zu berauben, die einigen Werth zu haben ſchien, charakteriſirte ſie völlig. Selim hatte jetzt nichts übrig als ſeine Freyheit, doch auch dieſe war ſeit dem Augenblicke verloren, da er dieſes Räuberſchiff betreten hatte. Man ſagte es ihm nicht, aber er fühlte es, daß er ein Sklav war, und nur das Land zu betreten brauchte, um ſein Loos noch beſſer kennen zu lernen.

O wie lehrt uns härteres Unglück, beſſere, vielleicht vordem auch für Elend gehaltene Tage bedauren! Selim ſahe den Berg Athos, von welchem er kürzlich mit den beſten Hoffnungen geſchieden war, bey ſich vorüberfliehen, und beweinte die Güter, die er dort noch beſaß. Freude und Freyheit hatte ich! rief er klagend, Hoffnung auf beſſeres Geſchick erheiterte meine Tage! jetzt iſt alles, alles verloren!

Er wünſchte ſehnlich, man möchte dort landen. Seine Bekanntſchaft mit den wildeſten Abwegen des Gebürgs würde ihn ſchnell den Augen ſeiner Feinde entgegen haben, und die Mönche auf der Spitze des Bergs, oder die Einſiedler in den Klüften, würden ihm doch, meynte er, ungeachtet man ihm nie ein groſſes Zutrauen in ihre Milde eingeflößt hatte, Zuflucht nicht verſagt haben, wenn ihm der Hunger, oder Begierde nach menſchlicher Geſellſchaft aus der Einöde, die einſt ſeine Wohnung war, endlich zu ihnen getrieben hätte.

Auch Selims letzte Hoffnung ſcheiterte. Die Räuber landeten hier nicht, ſie fuhren den Strom hinauf, bis an eine, wüſte Stelle, wo einſt eine Stadt gelegen war, und wo ſich zwiſchen den Ruinen, die Mitgeſellen von Selims Räubern zu ſammeln, und zu neuen Unternehmungen zu rüſten pflegten.

Selim fand, daß die Geſellſchaft dieſer Feinde der öffentlichen Sicherheit groß war. Juden, Chriſten und Mahomedaner, vereinigten ſich hier zu einem ſchändlichen Entzweck. Viele von denen, welche für das Wohl der Menſchheit zu wachen beſtellt waren; Fürſten und ihre Räthe, Männer, die im geiſtlichen und weltlichen Stande über andere hervorragten, waren mit der gefährlichen Bande einverſtanden, ſie zogen einen Theil ihres Raubes, und gönnten ihnen dafür Freyheit bis auf gewiſſe Gränzen, die ihnen fürwahr nicht allzuenge vorgezeichnet waren.

Man warf zu Emboli das Loos über die Beute, und Selim traf das Schickſal, einen weiten Weg über Land nach Semendria geſchleppt, und daſelbſt dem Deſpoten von Rhaſcien geſchenkt oder verkauft zu werden. — Die Räuber hatten während der langen Reiſe, gnug von dem Werth des Knaben kennen gelernt, um ihn für eine Gabe zu ſchätzen, die der Annahme eines Fürſten würdig wär; doch ſie vergaßen, ihn als den zu empfehlen, der er war, ſie vergaſſen, ihm die elenden Lumpen zu nehmen, in die ſie ihn gehüllt hatten, und ihn glänzende Kleider, ohne die das Verdienſt immer unbemerkt bleibt, anzulegen, und ſo geſchah es, daß Fürſt Georg ſie zwar nicht mit ihrer Gabe zurück wies, aber dieſelbe ſo wenig zu ſchätzen wußte, daß der Sohn des groſſen Amurat ſich unter den niedrigſten Troß der fürſtlichen Sklaven verlor, und in der elenden Geſellſchaft, die ihm umgab, ſchon des erſten Tages vergeſſen war.

Hätte man ihn doch verlieren und vergeſſen mögen, wenn dieſes ein Beförderungsmittel ſeiner Freyheit hätte werden können; doch daran war nicht zu denken. Selim ward von ſeinem neuen Herrn nicht geachtet und gekannte, er wär nicht von ihm vermißt worden, wenn es ihm gelungen wär ſich heute frey zu machen, doch, daß dieſes nicht geſchah, dafür ſorgten die Sklavenaufſeher, ein niedriges Geſchlecht von Menſchen, das ſich die Strenge zur Pflicht machte, ohne daß man ſie von ihnen forderte, oder den Mangel derſelben an ihnen beſtraft haben würde.

Meine Leſer wundern ſich, daß ein Knabe, wie wir Selim beſchrieben haben, ſich unbemerkt unter den Hefen des niedrigſten Pöbels verlieren konnte; aber war er auch noch derjenige, als welchen wir ihn auf dem Berge Athos kennen lernten? war er noch der heldenmüthige Ueberwinder der Ungeheuer jener Gebürge? noch der liebliche Flötenſpieler, der in den daſigen blühenden Einöden wie ein zweyter Apoll umher ging? — O Nein, Peſt, Hunger und Gram hatten ihn zum bleichen abgezehrten Gerippen gemacht, und die öftern Fehlſchlagungen hatten ihm eine Muthloſigkeit eingeflößt, bey welcher es zu verwundern war, daß er noch Herz f einem Schritte faſſen konnte, der vor urzer Zeit in ſeinen Augen, die äuſſerſte Herbwürdigung geweſen ſeyn würde.

Als einſt der Deſpot einen höchſt ſeltenen Spaziergang in die Gegenden des Elends, das iſt, an den Ort machte, wo ſeine Sklaven, bey Ausführung eines ſeiner unmöglichen Plane Leben und Kräfte aufopferten, da warf ſich Selim ihm zu Füſſen. Herr! rief er, erleichtere mir dieſe Feſſeln oder töde mich! Was nützt es dir, wenn ein paar ohnmächtige Hände mehr bey Grabung deiner Kanäle, bey Ebenung deiner Berge erſtarren? Gieb mir Kräfte, und ich werde vielleicht zu edlern Geſchäften geſchickt ſeyn.

Was will man hier mit dieſem Kinde? ſagte der Deſpot zum oberſten Aufſeher des elenden Haufens, indem er einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick von Selim hinwegwandte. Man ſchicke ihn ins Gebürge meine Schafe zu hüten. Hier brauche ich Männer, meine Entwürfe auszuführen, und keine Knaben.

Ich weis nicht, ob Selim eben dieſe Beförderung vom Deichgräber zum Schafhirten in ſeiner Bitte geſucht hatte, doch ſo viel iſt gewiß, daß er ſich nicht übel bey derſelben befand, und daß ſein durch Elend erweichtes Herz, eine innige Dankbarkeit gegen den Herrn empfand, der ſeinen Bitten ſo leicht Gehör gegeben, und ihm mit einem Wink ruhigere Tage geſchaft hatte.

Ruhige Tage waren Selim nöthig, und er fand ſie an dem Orte, den man ihn zu Uebung ſeiner neuen Geſchäfte anwies. Die reine Luft, die ſeelige Einſamkeit dieſer Gegenden, die leichte Mühe, die ihm die Hut ſeiner kleinen Heerde machte, eine ſanft verſchlummerte Stunde im wärmenden Sonnenſtrahl, oder des Mittags im kühlen Schatten, und Muſe gnug zum Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft, welche Erquikkung für ſeinen Körper und für ſeine Seele! Der erſte war noch zu ſchwach, die letzte noch zu niedergedrückt, um Sehnſucht nach einem edleren Würkungskreiſe mächtig werden zu laſſen, auch blieb er zu kurze Zeit in ſeiner Lage, um etwas anders, als ein gewiſſes ſchwermüthiges Wohlbehagen mit derſelben zu fühlen. Die Begebenheit, die ihn aus ſeiner romantiſchen Stille hervorriß war nahe, und wir eilen ſie unſern Leſern in der Einfalt mitzutheilen, mit welcher wir ſie in den Geſchichtſchreibern jener Zeit geſchildert gefunden haben.

Es war Abend, Selim, der jetzt wieder Muth zu Kleinigkeiten bekam, hatte die letzte Hand angelegt, aus dem Rohr des Baches, das kleine Inſtrument zu verfertigen, deſſen Erfinder er war, und das die Virtuoſen ſeiner Zeit, als ſie es in der Folge etwas mehr vervollkommet hatten, ihm zum Andenken nur die Flöte vom Berge Athos zu nennen pflegten. Er hatte der ſcheidenden Sonne ſein erſtes Lied geweiht, und um ihn her ruhte die ſchweigende Heerde, die Nähe der Nacht, oder wenn ihr wollt, meine Leſer, die Melodien des jungen Orpheus, hatten ſie aus den Gebüſchen, und von den Hügeln wo ſie zerſtreut war, auf einen Haufen verſammelt, die Erſtlinge des Schlafs zu genieſſen. Selbſt der wachſame Hund ſchlummerte; es war eine vollkommene Abendſcene. Selim flötete wechſelsweiſe ſeine einfache ſelbſt erfundene Melodie, wechſelsweiſe ſang er die Worte, deren Sinn ſeine Töne ausdrücken ſollten. Er ſang ſein trauriges Geſchick, und ſeine Hoffnung auf beſſere Zeiten, es war eine klagende Simplicität in dem Liede des jungen Dichters, die ſelbſt einem verwöhnten Ohr, nicht ganz mißfallen konnte.

Selim war nicht ohne einen Zuhörer, der ihn hätte beurtheilen können, aber wir zweifeln, ob derſelbe, ungeachtet er würklich von ſeinen Tönen herbey gezogen worden war, als er ihnen näher kam, etwas anders dachte, als daß er hier einen Menſchen gefunden habe, der ſeinen dringenden Bedürfniſſen abhelfen könnte.

Selims Hand mit der Flöte war gegen die untergehenden Sonne ausgeſtreckt, ſeine Augen waren feſt auf ſie gerichtet, wie ſie ſich glühend ins Abendmeer ſenkte, und dieſer leuchtende Gegenſtand verdunkelte ihm alles was ihn umgab, ſo ganz, daß er ſich von einer unbekannten Stimme anreden hörte, ohne die Perſon zu ſehen, aus deren Munde ſie kam, und erſt ſpät die Geſtalt des Redenden völlig unterſcheiden konnte.

Es war ein bejahrter Mann, den ſeine Rüſtung als einen Krieger bezeichnete, ungeachtet ſein matter ſchleppender Gang, die kaum hörbare Stimme, und das bleiche abgezehrte Geſicht, billige Zweifel einflößte, ob ſein Arm jemals habe ein Schwerd ſchwingen können.

Junger Hirt, unterbrach er Selims Geſang, bekröne dieſen Tag mit einer guten That, und hilf mir.

Selim heftete ſeinen Blick auf den Redenden, der in denſelben die Frage: wie ſoll ich dir helfen? zu leſen ſchien.

Biſt du ein Menſch, fuhr der Alte fort, in deſſen Geſtalt Selim jetzt etwas majeſtätiſches, in deſſen Zügen er etwas Ehrfurcht gebietendes zu entdecken begann, das er mit dem Anſtrich der äuſſerſten Hülfloſigkeit nicht zu vereinigen wußte, biſt du ein Menſch, ſo gieb mir Brod und einen Trunk Waſſer; drey Tage ſind vergangen da ich nichts genoß.

Der Ton des Fremden war ſo matt, ſeine Geberde ſo ſchwankend, daß Selim unwillkührlich den Arm ausſtreckte ihn zu halten.

Herr, ſagte er, euch iſt ſehr übel! Erlaubt, daß ich euch zu dem Sitz unter dem Baume führe. Was ihr verlangt ſollt ihr ſogleich haben.

Der Alte ließ ſich nieder, und der Hirtenknabe, lief und brachte Brod, und einen kleinen Krug mit Milch, und etliche Beeren die er im Vorübergehen pflückte, und bat ſeinen Gaſt, der mäßigen Mahlzeit mäßig zu genieſſen, weil Ueberladung nach Hunger ſchwer zu vermeiden ſey.

Der Fremde lächelte, vielleicht über den warnenden Ton des Knaben, vielleicht über die Einfalt, mit welcher er bey einer ſo ſchlecht beſetzten Tafel Ueberladung beſorgte. Er trank, er aß, und Selim freute ſich ſeines guten Apetits.

Dank, dir mein freundlicher Wirth, ſagte er, als er ſich geſättigt hatte, und doppelter Dank, wenn du mir eine Schlafſtelle anweiſen wollteſt. —

Die Luft iſt jetzt mild, antwortete Selim, wir pflegen mehrentheils auf dem Felde zu übernachten. Obdach weis ich euch hier nirgend zu geben. Doch glaubt nur, unter dieſen Himmel, auf weichen Moos und einigen Fellen, die ich in der Nähe habe, ruhet-ſichs ſanft. Legt euch, ich will euch bewachen.

Der Alte lagerte ſich, drückte Selims Hand, die liebreich um ihn beſchäftigt war, und ſchloß ohne Wortſprechen die matten Augen. Selim ward gewahr, daß ſeine Füſſe blos waren, und befahl ſeinem Hunde ſich über ſie zu legen, und ſie zu wärmen. — Guter, guter Knabe, rief der Fremde, wie ſoll ich dir danken?

Soll ich euch zum Einſchlummeern noch ein Lied ſingen? fragte Selim, der ſeine Hand aus einen Triebe dem er nicht widerſtehen konnte, an ſeine Lippen drückte.

Wenn du wollteſt, war die Antwort; doch nimm lieber dein Rohr, es tönt ſo ſanft, es war das erſte was mir mögliche Lebensrettung verkündigte.

Selim ließ ſeine ſüſſeſten Lieder hören, der Fremde entſchlief, und er wachte. Waren auch hier reiſſende Thiere nicht ſo häufig, als auf dem Berge Athos, ſo durfte man der Sicherheit doch nicht gänzlich trauen; der junge Schäfer hatte mehr als einmal Gelegenheit gehabt, ſeinen Muth bey Beſchützung ſeiner Heerde zu zeigen, und ſich durch denſelben, bey dem Aufſeher der fürſtlichen Schäfereyen zu empfehlen.

Ihr erwacht ſchon? fragte Selim, als ſein Gaſtfreund gegen Mitternacht die Augen öfnete. Ach, das iſt mein Fehler! ich vergaß, dieſe Zweige über euch Dichter zuſammen zu beugen, ſie laſſen der Mondſtrahlen zu viel herein. Legt euch wieder, ich will mein Verſehen verbeſſern.

Für mich, ſagte der Alte, iſt nach Mitternacht wenig Schlaf mehr zu hoffen, ich durchwachte zu viel Nächte, die verwöhnte

Natur und meine Jahre verſagen mir dieſe Erquickung.

Und bey dieſen Jahren, noch einem Schickſal wie das Eurige ausgeſetzt zu ſeyn; — Guter Greis, mich jammert Eurer! Wer ſeyd ihr? was begegnete Euch, und wie kann ich Euch helfen? — —

Ach, mein Kind, lang wär die Geſchichte, und für mich zu traurig zu wiederholen. Erzähle mir lieber die Deinige; ich finde in deiner Perſon viel, das mir ſagt, du biſt nicht zum Hirtenſtande geboren. Wer biſt du? Was begegnete dir, und wie kann vielleicht ich dir helfen? — Bringt mich das Glück in die Gebiete des Deſpoten von Rhaſcien, ſo bin ich unter dem Schutz meines Freundes, bey ihm, bey Fürſt Georgen, der mir viel zu danken hat, kann ich vielleicht dir, mein gutmüthiger Lebensretter, eine Gnade auswürken, die dich auf Lebenszeit beglückt.

In Rhaſcien? da ſeyd ihr ſchon. Der Deſpot iſt mein Herr, ich trage ſeine Ketten. Ach Freyheit! Freyheit! doch ehe ich auf Eure Gunſtbezeugungen Anſpruch mache, müßt ihr hören, ob ich derſelben würdig bin.

Selim brachte mit Erzählung ſeiner Begebenheit faſt den Morgen heran, er verſchwieg in derſelben nichts, als ſeine Herkunft und einige Umſtände die dieſelben hätten kenntlich machen können; noch von Alis Warnungen her, hing ihm dieſe Zurückhaltung an, ſo daß er ſie nie mit dem entgegengeſetzten Fehler vertauſcht hätte, der ihm in der Folge ſeines Lebens ſoviel Unglück brachte!

Jüngling, ſagte der [illegible] Ende, du biſt ein Sohn des Glücks, deine frühen Abentheuer ſind dir ein Unterpfand, für eine Zukunft, welcher es nicht an ſeltſamen Abänderungen fehlen wird, ſonderbar, wenn hierunter nicht auch glückliche ſeyn ſollten. Was ich von deinem Geſchick aus dem Anfang deſſelben muthmaße, kann ich dir mit dem meinigen beweiſen. Höre von denſelben die kurze Geſchichte. Deine genauere Kenntniß hat dir mein Zutrauen gewonnen. Ich will dir nichts verhelen als meinen Namen, den du, da du hier ein Fremdling biſt, ohnedem nicht kennen würdeſt.

In dem Innern von Bulgarien ward ich geboren. Ich hatte in meinen erſten Lebensjahren nur eine Mutter, man nannte ſie in unſern Wohnorte, die ſchöne Erſóbeth, und fügte dieſer Benennung gemeiniglich einen Blick bey, welcher verachtendes Mitleid andeutete. Als ich älter und klüger ward, glaubte ich zu merken, daß dieſes Mitleid die ſchöne Erſébeth darum betraf, weil ſie mich zum Sohn hatte.

Meine Mutter war dem Stande, nach, nicht die geringſte unter ihren Volk, aber ſie war arm, und ſchien in einer freywilligen Verbannung von den ihrigen zu leben. Zuweilen hörte ich ſie von einem reichen Bojaren diesſeit der Gebürge ſprechen, welcher ihr Bruder ſey, und dem ſie mich empfehlen wollte, wenn der Tod ihre Augen ſchlöß.

Ach nur zu bald kam dieſer traurige Zeitpunkt! Ich kam einſt von einer Streiferey zurück, wie ich ſie oft mehrere Tagelang, mit andern wilden Knaben meines Alters, in die benachbarten Wälder auf Jagd und Vogelſang zu machen pflegte. Ich fand meine Mutter ſterbend. Als ich weinend an ihrem Lager kniete, zog ſie einen goldenen Ring vom Finger und ſteckte ihn an meinen Daum. Verwahre dieſen wohl, ſagte ſie, und wenn ich tod bin, ſo bringe ihn zu meinem Bruder, dieſes Kleinod wird ihm den Namen deines Vaters ſagen, und ihm vielleicht Mittel an die Hand geben dein Glück zu machen!

Dies waren die letzten Worte meiner guten Mutter, ich weinte an ihrem Grabe, wie ein wilder zehnjähriger Knabe weinen kann, und machte mich, ſo bald ich getröſtet war, auf, einen Weg zu ziehen, der mir unbekannt war, und auf welchen mich nichts leiten konnte, als der Name des Bojaren, den ich glücklicher Weiſe bey all meinen natürlichen Leichtſinn nicht vergeſſen hatte.

Mein Empfang war ſchlecht. Es ließ ſich aus dem Betragen meines Oheims gegen mich leicht ſchlieſſen, daß meine Geburt das Verbrechen meiner Mutter, und die Urſach ihrer Entfernung von ihren Anverwandten geweſen war. Ich beantwortete die Schmähungen, mit welchen man Erſöbeths Namen nennte, mit Stolz und Kühnheit, mein Wuchs, der durch ſtarke Leibesübungen, und das harte Leben der Armuth ſo geworden war, daß man meine wenigen Jahre darin ganz verkannte, gab allen was ich ſagte einem mehreren Nachdruck. Wär es auch zu viel zu behaupten, man habe ſich vor mir gefürchtet, ſo war doch ſo viel gewiß, daß man ſich ſcheute, mir ferner unwürdig zu begegnen.

Ich brachte meinen Ring hervor, und erlaubte meinem Oheim gewiſſe Charaktere auf denſelben, die ich nicht verſtand, zu leſen. Er las und erſtaunte. Siegmund, König der Deutſchen? rief er aus. Erſöbeth ſein Weib? du ſein Sohn?

Wahr war es, wie ich in der Folge erfuhr, daß Kayſer Siegmund auf einer Reiſe in dieſe wilden Gegenden, die ſchöne Erſöbeth liebgewonnen hatte, und auf gewiſſe Zeit eine Verbindung mit ihr eingegangen war. Dergleichen Ehen waren in dieſem Lande nichts ſeltenes. Man gab ſich die Hand auf zwey, auf fünf, auf zehen Jahr, und es hing meiſtens von der Gefälligkeit der Vermählten und ihrer Bemühung, ſich ihren Gatten immer angenehm zu erhalten, ab, das Band auf Lebensdauer auszudehnen.

Erſöbeth, die in ihrem Siegmund nichts als einen jungen edeln Krieger ſah, der ihrer, und deſſen ſie vollkommen würdig war, hatte, ſo klein die benannte Zeit des Ehekontrakts war, nicht die geringſte Ahndung von möglicher Trennung, ſie war ſich eines Herzens bewußt, das ewig lieben konnte, und hatte eine hinlänglich gute Meynung von ſich ſelbſt, um zu hoffen ewig geliebt zu werden.

Dieſe Hoffnung ſchwand ſelbſt dann noch nicht ganz, als ſie durch das Gerücht erfuhr, wer ihr Geliebter, und der Vater ihres *) Jankula ſey. Er war durch die Waffen damals auf einige Zeit von ihr geriſſen worden, und ſie zog ihm nach, um ihre Rechte geltend zu machen. — Arme Erſöbeth! wie fandeſt du dich betrogen! Du hatteſt in deiner Einfalt keinen Begriff von der Unmöglichkeit, die Gemahlin des deutſchen Kayſers zu bleiben. Daß du Siegmunds treues zärtliches Weib geweſen wäreſt, half dir nichts, und er hatte, wenn er auch gewollt hätte, nichts für dich als einige mitleidige Thränen, vielleicht einige geheime Wünſche, da er nichts weniger als glücklich vermählt war, und das kayſerliche Verſprechen der glänzendſten Verſorgung. — [illegible]

Man ſtellte der ſchönen Erſöbeth eine Menge junger Krieger vor, denen es nicht an Stand und an Vorzügen fehlte, und die ſich nicht entehrt hielten, um des Kayſers geſchiedene Frau, wie man meine Mutter hier nannte, zu werben. Erſöbeth war ſehr ſchön, und Ehre und Reichthum

ſollen

---

*) Das Diminutiv von Johann.

ſollen dem folgen, der ihr Gemahl und Jankulas Vater würde.

Sie hörte an, was man ihr hierüber ſagte, und ſchwieg. Aber der nächſte Morgen fand ſie und mich nicht mehr in dem kayſerlichen Lager. Meine Mutter brachte mich in die Gegend, wo ich das Licht zuerſt geſehen hatte, zurück, ſie wollte lieber hier in Dunkelheit und Armuth ihr Leben beſchlieſſen, als am kayſerlichen Hofe ſich ihre Rechte auf meinen Vater abkaufen laſſen, oder bey ihren Verwandten als eine Verbrecherin gehalten werden. Man verachtete ſie hier nicht, weil ſie geſündigt hatte, ſondern weil ſie ſich nicht in die Weiſen ihres Landes und ihres Zeitalters fügen wollte.

Mein Oheim wußte all dieſe Dinge beſſer, als ſie mir damals bekannt waren, nur meine Mutter hatte ihn unwiſſend in denſelben geglaubt, weil er zu jenen Zeiten nicht in ſeinem Vaterlande geweſen war.

Der Name meines groſſen Vaters, der göldne Ring, eine Gabe von ſeiner Hand, das Geſtändniß das er enthielt, ich ſey ſein Sohn, und dürfe Schutz und Verſorgung von ihm hoffen, zeigte mich dem Bejaren in einem günſtigern Lichte, er fragte mich, ob ich ſolcher Koſtbarkeiten noch mehr habe? ich antwortete, nein; meine edle Mutter hatte jenesmal, als ſie verſchmäht und verſtoſſen aus dem kayſerlichen Lager ſchied, von allen Geſchenken Siegmunds, mit welchen er ſie während ihres kurzen Aufenthalts überſchüttete, nichts behalten als dieſes Kleinod, das mir ſchon um der Geberin willen, durch die es in meine Hand kam, theuer war, und nun, da ich erfuhr, welche wichtige Zeugniſſe für mich auf daſſelbe eingegraben waren, noch einen höhern Werth in meinen Augen erhielt.

Der Bojar liebkoſte mir, er verſprach mir, mich zu dem Kayſer zu begleiten, und vermittelſt des Ringes, meine Rechte auf ſeine Vorſorge bey ihm geltend zu machen; ich war ſehr wohl mit dieſem Erbieten vergnügt, aber als mein Oheim ſich meines liebſten Schatzes bemächtigen wollte, da glaubt ich einen Griff nach meinem Herzen zu fühlen. Sein erſtes Bezeigen gegen mich hatte mich mißtrauiſch gemacht, ich glaubte ihm nicht, daß er mein geliebtes Kleinod zu nichts nützen könnte als es zu verwahren. Es kam zwiſchen uns zu heftigen Streit. Schon war der Ring in ſeinen Händen, ich entwand ihm denſelben zum zweyten mahl, er entfiel mir, und während ich ihn auf einer Seite zwiſchen abgefallenen Laub und Steinen ſuchte, hatte ihn auf der andern ſchon ein Räuber gefunden, und führte ihn in vollem Fluge davon.

Ich erhob ein groſſes Geſchrey, meine Augen ſtrömten, meine Arme waren nach der Gegend ausgeſtreckt, wo ich mein ganzes Glück auf den Fittichen der Winde entfliehen ſahe. Ein Rabe war es, der mir es entführte. Mein Oheim ſchlug ein lautes Gelächter auf, ich gab ihm zur Belohnung einen Stoß in die Seite, der ihn zu Boden warf, und entflohe, um Augenblicks eine Reiſe anzutreten, die, wie ich mir ſelbſt zuſchwur, nicht anders, als mit Wiederfindung meines Kleinods, oder mit Verluſt meines Lebens, beſchloſſen werden ſollte.

Es war die unſinnigſte Wallfarth, die ich begann, gleichwohl war mir das Glück ſo günſtig, daß ich, ehe der Abend kam, den Vogel, der mir mein Alles geraubt hatte, wieder erblickte. Noch einige durchjagte Stunden über Thäler und Höhen, noch einige Sprünge, über Klippen und Abgründe, die mir kein anderer als allenfalls du, mein

Kind, hätte nachthun können, denn ein glücklicher Schuß mit dem Bogen, der nie von meiner Seite kam, und der gelähmte Räuber flatterte, ohne ſeine Beute fallen zu laſſen, von einer Tanne herab, wo er ruhend ſeinen Sitz genommen hatte. Aber ach, er flatterte hinab in eine Felſenkluft, aus welcher der Baum empor gewachſen war, und neue Mühe, neue Lebensgefahr war nöthig, mir zu meinem Verlornen zu helfen. —

Euch ſey es gnug, daß ich es nicht verfehlte, und daß, als ich nach einigen Tagen mich aus der ſcheußlichſten Kluft, in welche jemals ein menſchliches Weſen hinabgeſtiegen ſeyn mag, wieder heraus wand, ich nicht allein den Raub, ſondern auch den Räuber mit mir brachte. Er und ich waren in jenem Abgrunde Leidensgenoſſen geweſen, und hatten Freundſchaft mit einander gemacht. Wir litten beyde den peinlichſten Hunger, mir fehlten Flügel mich dieſem Elende zu entreiſſen, und ihm waren die ſeinigen durch meinen Pfeil gelähmt. —

Als uns das Glück wieder hervor half, da war ſeine Wunde größtentheils durch meine Hülfe geheilt, und das erſte Futter, das er aus meiner Hand erhielt, vermehrte die Zuneigung, mit welcher ſich dieſes gute Geſchöpf an mich feſſelte. Die Einfalt meiner damaligen Jahre, die Vorurtheile, in welchen ich erzogen worden war, erfüllten mich zu jener Zeit mit der gewiſſen Ueberzeugung, den Körper dieſes Vogels bewohne eine vernünftige Seele, und dieſer Wahn ward zum Mittel, auch mich zu ſeinem Freunde zu machen. Die Sorge, die ich für ihn trug, machte ihn ſo zahm, daß er die ganze lange Reiſe, die ich noch bis zu Siegmunds Lager vor mir hatte, auf meiner Hand machte, und meiſtens meinen goldenen Ring im Schnabel trug, den ich in jener Felskluft neben ihm gefunden hatte, und den ich ihm kühnlich vertrauen konnte.

In dieſer Geſtalt langte ich zu Kardia an, wo Siegmund damals wider die Türken zu Felde lag. Man ſagte ihm, ein Jüngling von ungewöhnlichem Anſehen, der auf der Fauſt einen Raben mit einem goldenen Ringe trage, verlange ihn zu ſprechen. Das Seltſame meines Aufzugs, meine rieſenmäßige Figur, und das wilde Feuer meiner Augen verſchafte mir augenblicklichen Zutritt. Dem Kayſer war ein Sieg wider die Ungläubigen durch ungewöhnliche Mittel verkündet worden, und ich glaube, man hielt mich für einen Genius, der geradenweges vom Himmel käm, ihm über die Art und Weiſe, zu dem Verſprechenen zu gelangen, nähere Auskunft zu geben.

Mein Vortrag an den Kayſer war kurz und trocken. Siegmund, ſagte ich, ich bin dein Sohn. Dieſer Vogel trägt die Zeugniſſe meiner Geburt, ſo wie ſie meine Mutter aus deinen Händen erhalten hat.

Dieſem Eingang folgten Zweifel, Unterſuchungen, Beweiſe, und endlich die volle Anerkennung der Wahrheit, ich ſey der, für welchen ich mich ausgebe, und habe Recht auf Schutz und Vorſorge des Fürſten, der mich mit wahrer Vaterzärtlichkeit in ſeine Arme ſchloß, und vor all ſeinen Groſſen ſchwur, er wünſche mir die vollen Rechte einer Geburt beylegen zu können, die nicht in ſeinen Augen, nur in den Augen der Welt mich ſeiner Kronen unfähig machte.

O wie ſchwoll mein ſtolzes Herz bey dieſen Erklärungen, und wie ſank es, als nach erhaltenem Siege wider die Ungläubigen, nach manchem mühſeeligen Feldzuge, die dieſem folgten, und bey welchen ich meinem groſſen Vater immer an der Seite war, die ganze Frucht meiner Erwartungen, der ganze Lohn einer Tapferkeit, die meine Jahre weit übertraf, nichts war, als eine Strecke Landes in meinem Vaterlande, und ein Schild mit dem Bilde meines Vogels und meines Ringes; ich nannte mich nach dem erſten Corvin, und habe dieſen Namen immer allen meinen nach der Zeit erlangten Ehrenbenennungen vorgezogen.

Corvin? ſchrie hier Selim, wie? Corvin? Vladislaws treuer Rathgeber? Mahomeds Sieger?

Nun ja, Knabe, kein anderer!

Eben der, welcher dem Könige von Ungarn die Schlacht wider meinen Vater ſo kräftig widerrieth, die hernach ſein Tod war?

Wider deinen Vater? was iſt das?

Eben der Corvin, von welchem Ali ſo viel zu erzählen wußte? eben der, der Amurats Eroberungen allein Gränzen ſetzte? der auch Mahomed im Zaum zu halten wußte? eben der, deſſen letzte Niederlage auf dem Amſelfelde, als mich die Räuber dieſes Weges ſchleppten, ich mit heiſſen Thränen beweinte.

Junger Menſch! ich weis nicht, was ich von dir halten ſoll.

O, wo waret ihr, daß ihr nicht auch Konſtantinopel rettetet?

Aber biſt du der, für den ich dich halten muß, was für Urſach haſt du, dich für den Feind deines Volks zu intereßiren.

O Gröſſe und Heldenmuth intereßiren mich überall, wo ich ſie finde; freylich, daß ihr Amurat furchtbar waret! — Aber wider meinen tyranniſchen Bruder, wider Mahomed hätte ich euch der Siege noch tauſend gönnen wollen.

O Selim! Selim! kein anderer als du kann ſo ſprechen! Sohn des groſſen Amurat! ich weis etwas von deiner Geſchichte, von deiner Rettung, deiner Flucht! Ali iſt mir nicht unbekannt! — O warum hüllte dich das Geſchick in dieſe Sklavenkleider?

Wie Corvin ſo viel von den türkiſchen Händeln wiſſen, wie er ſich im erſten Augenblick, da er ſeinen Namen erfuhr, oder vielmehr ihn errieth, ſo lebhaft für Selim intereßiren konnte, dieſes vermögen wir nicht zu enträthſeln. Vielleicht mögten die, welche den groſſen Huniades in Verdacht heimlicher Einverſtändniſſe mit Ali, und andern Groſſen des türkiſchen Reichs hielten, hier einen Grund für ihre Muthmaſſungen zu finden glauben; von uns ſey es fern, das kleinſte zweydeutige Licht auf den Charakter eines Helden werfen zu wollen, den wir bewundern.

Kayſer Siegmunds und Sultan Amurats Söhne umarmten ſich: väterliche und kindliche Freude glühte in ihrer Umhalſung. Selim drang am Ende auf Fortſetzung der angefangenen Geſchichte, aber ſchon erbleichten die Sterne, und die Morgenröthe verkündete den Tag, man war alſo genöthigt ſich kurz zu faſſen.

Nach Euren Erwartungen, mein Prinz, fuhr Corvin fort, könnt ihr die meinigen beurtheilen. O! daß, da Eure Anſprüche nach den Geſetzen Eures Landes noch um manchen Grad rechtmäßiger ſind, als die meinigen, ihr nicht auch mir in meinen Fehlſchlagungen gleich werden möchtet!

Die Kinder und Enkel meines groſſen Vaters theilten ſich in ſeine Kronen. Auch ich ward groß, ward Heerführer groſſer Armeen, ward der Statthalter groſſer Länder, ward meinen Brüdern furchtbar, und dennoch der Vormund ihrer Kinder. Dem Andenken meines theuren Vaters, und der Tugend zu Ehren, handelte ich überall redlich, aber die Möglichkeit, daß ich unredlich hätte handeln können und mögen, und vor allen meine Macht erweckte mir Feinde. Der Name Verräther und Kronenräuber wurden nicht ſelten einem Manne beygelegt, den Selim, wenigſtens aus Alis Berichten beſſer kennen muß; was wurde mir geboten und was hab' ich verſchmähet! -

Nichts von allen Mühſeeligkeiten eines verhängnißvollen Lebens, für welche ich leider nichts zum Lohn habe, als eine Hand voll Ehre, und das Zittern meiner Feinde! Ach habe ich nicht vielleicht beydes verſcherzt, da ſich das Glück von mir gewendet hat? Ja, Selim, die Schlacht auf dem Amſelfelde habe ich verloren! Gott weis, wie es zugieng. Verrätherey war hier offenbar im Spiele! Die Flucht vor Mahomeds ſiegendem Schwerde zerſtreute die wenigen Uebrigen meines Heers. Der Ehrgeiz, oder vielmehr der Wahnſinn, nicht fliehen zu wollen, machte, daß ich mit Wunden bedeckt auf dem Wahlplatz liegen blieb.

Man kannte mich nicht, ſonſt würde man mich völlig getödtet haben. Die Begierde, Mahomed, den ich überall ſuchte, und der mich überall flohe, perſönlich anzugreifen, hatte mich bewogen, im Schlachtgewühl, alle Abzeichen meiner Würde von mir zu werfen. Dies war meine Lebensrettung.

Ein mitleidiger Alter, Arimith war ſein Name, (Noch weis ich nicht, ob er Jude, Chriſt oder Mahomedaner war) — kam des Nachts auf das Schlachtfeld, die Verwundeten aufzuſuchen, ob er hier noch der Retter einiger Menſchenleben werden könnte. Er fand auch mich und heilte mich, aber als ich ihm aus Unvorſichtigkeit meinen Namen ſagte, da ſchwand ſeine Begierde mir zu helfen. Bey Nacht ließ er mich aus ſeinem Hauſe in die Wildniß hinaus, um, wie er ſagte, ſein eigenes Leben und das meinige nicht in Gefahr zu ſetzen. — Wer könnte hier mein Feind ſeyn? ſagt ihr mir nicht, daß ich mich mitten in den Beſitzungen des Deſpoten von Rhaſcien befinde, deſſen Gränzen mein Schwerd bis hieher ſchützte?

Ich bin nach meiner Verſtoſſung aus Arimiths Hauſe, drey Tage in dieſen wilden Gebürgen umher geirrt, keine Speiſe kam in dieſer Zeit über meine Lippen. Am vierten Tage ſah ich mich von zween türkiſchen Räubern angefallen. Sie entzweyten ſich, als ſie auſſer der mit Gold gezierten Bekleidung meiner Füſſe, meinem Schwerd und meinem Gürtel, wenig Koſtbarkeiten bey mir fanden, über dem goldenen Ringe, den ich nebſt dem Kreuz, das ich vermöge meines

Glaubens nie von mir legen darf, immer auf der bloßen Bruſt trage. Dies war zu viel! Man wollte ſich an den Zeugniſſen meiner Herkunft und meiner Religion vergreifen! Die Wuth gab mir Stärke! Ich ergriff das Schwerd des einen, und ſchlug, ſo matt ich war, den andern damit zu Boden. Der Wehrloſe hielt ſich nach dem Fall ſeines Gefärthen, und dem Verluſt ſeines Säbels mir nicht mehr gewachſen, er flohe und ich behielt das Feld.

Ach wär der fürchterlichſte Feind, der Hunger, der an meinem Leben nagte, eben ſo leicht zu überwinden geweſen! Ein Trunk Waſſer aus einer Quelle labte mich nach der Hitze des Kampfs. Ich eilte, meinem verſchmachtenden Roſſe, von welchem ich abgeſtiegen war als die Räuber mich anfielen, die nehmliche Erquickung zu reichen; ich fand es tod, und konnte ausrechnen, daß auch ich bald der gänzlichen Erſchöpfung unterliegen würde. Ach ſchon würde ich vielleicht nicht mehr ſeyn, hätte nicht eine wohlthätige Macht mich durch eure Muſik der Rettung entgegen geleitet. Geſegnet ſey der ſüſſe Ton Eures Rohrs, ſchon zum zweyten mahl ward es das Mittel, Troſt und Hoffnung in ein bekümmertes Herz zu flößen!

oder vielmehr geſegnet ſeyſt du, Selim, Amurats Sohn! Meine Zuſammenkunft mit dir mache die Vorſicht zum Vorzeichen deines und meines Glückes.

Selims Freude, einem der größten Helden ſeiner Zeit das Leben gerettet zu haben, in die genauere Kenntniß eines Mannes gekommen zu ſeyn, der aus Alis Erzählungen ſchon längſt der Abgott ſeines Herzens war, dieſe ſüſſe innige Freude, welche er, wie es ſein Alter mit ſich brachte, auf mannigfaltige Art äuſſerte, machte bald ernſteren Gefühlen Platz. Der Tag brach an, die Sorgen erwachten, die in der ſtillen Nacht oft zu ſchlummern pflegen.

Was ſoll hier aus uns werden? rief Amurats Sohn. Corvin kann der Gefärthe des Hirten Selim nicht bleiben. Welchen Zufluchtsort werdet ihr wählen, und wie ſoll ich euch an denſelben bringen?

Der Alte Held fand Selims Beſorgniſſe nicht ungegründet, gern hätte er, ob er gleich immer gewohnt geweſen war, in den ſchwerſten Fällen Rath bey ſich ſelbſt zu nehmen, einen erfahrenern Rathgeber gehabt, als dieſen Knaben, der bey den beſten Herzen, bey dem aufgeweckteſten Verſtande, doch immer ſeine wenigen Jahre nicht verleugnen konnte. Selim hatte nur eine allgemeine, ſeinem Gefärthen bey weitem nicht genugthuende Kenntniß dieſer Gegenden, eben ſo unzuverläßig war das, was er ihm von dem Fürſten ſagen konnte, den er ſeinen Herrn nennte, und in deſſen Arme ſich zu werfen, würklich Corvins Hauptgedanke war.

Georg, der Deſpot von Rhaſcien, hatte dieſem Helden viel zu danken. Wie oft hatte er ſeine Lande widir die Gewalt der Türken geſchützt, wie oft ihn gerechtfertigt, wenn Verdacht heimliches Einverſtändniſſes mit dem Erbfeinde auf ihn fallen wollte! Es war in der That zu erwarten, daß er jetzt ſeinem Freunde, ſeinem Beſchützer und Vertheidiger erwiedern würde, was er ehemals von ihm genoſſen hatte; wenigſtens Selim, der an dem Deſpoten keinen ſchlimmen Herrn gefunden hatte, und der mit ſeiner zwölfjährigen Erfahrung geneigt war, von aller Welt gut zu denken, fand hiergegen keinen Zweifel, und konnte es nicht einſehen, warum Corvin zögerte, dieſe Parthie zu ergreifen.

Wenn ich nur noch mit einem verſtändigen, und der Angelegenheiten dieſer Gegenden kundigen Manne hierüber Rückſprache halten ſollte, rief Corvin nach langem Stillſchweigen. Ohne mich zu erkennen zu geben, könnte ich hier viel erfahren. Sprach nicht Selim von dem Aufſeher der fürſtlichen Heerden, unter deſſen Befehl er ſteht? Sagt mir, mein Sohn, was iſt dies für ein Mann? und wär es rathſam, ſich ihm zu vertrauen?

Der Mann, von dem ihr ſprecht, antwortete der junge Prinz, iſt der leutſeeligſte und mildeſte, der je über Sklaven zu gebieten hatte. Da ich nun einmal gehorchen muß, ſo freut es mich, unter ſeinem Befehl zu ſtehen. Ich habe in der That nichts an ihm auszuſetzen als-ſeinen Namen.

Seinen Namen? — Wie das?

Nannte ſich der Mann, der euch, nachdem ihr von Euren Wunden geheilt ward, hinaus ſtieß in die Wildniß, und Euch dem Hunger und den wilden Thieren Preis gab, nannte er ſich nicht Arimith? — Dies iſt der Name des fürſtlichen Oberhirten, und ich ſetze mein Leben zum Pfande, daß beyde eine Perſon ſind. Mein Arimith pflegt oftmals Reiſen in die Nähe und Ferne zu thun, um ſeinen Trieb zur Wohlthätigkeit zu befriedigen, auf einer ſolchen mag er auch Euch gefunden und gerettet haben; was aber die Urſach ſeiner nachmahligen Grauſamkeit gegen Euch war, das weis ich nicht zu enträthſeln, ſo viel dünkt mich klar, daß ihr Euch ihm nicht zeigen dürſt, ohne das nehmliche Schickſal noch einmal zu erfahren. Ach vielleicht mögte er auch Mittel finden, mir die Möglichkeit, Euch zu helfen, zu erſchweren! Trennen könnte er uns wenigſtens, und ich habe Euch ſo lieb gewonnen, daß ich gern immer von Euch ungetrennt bleiben, gern von Euch einſt lernen möchte, ein Held zu werden wie Ihr ſeyd.

Corvin fand das, was ſein junger Freund ſagte, aller Ueberlegung würdig. Er nannte bey beſſerm Nachdenken das kleine Mistrauen, das gegen ſeinen Freund den Deſpoten in einem Winkel ſeines Herzens lauſchte, ungerecht; und den Einfall, ſich des Raths jenes Arimith zu bedienen, der ja wohl ſein Feind ſeyn konnte, unüberlegt.

Ueberall, ſagte er am Ende zu Selim, überall habe ich gefunden, daß der geradeſte Weg der ſicherſte iſt. Ich will noch heute die Reiſe nach Semendria antreten, wo, wie ihr ſagt,

ſagt, der Deſpot ſich gegenwärtig aufhält, könnte ich bey meiner Unkunde dieſer Gebürge Euch zum Wegweiſer und Gefärthen haben, ſo würde es mir lieb ſeyn.

O ja! o ja! rief Selim mit zuſammengeſchlagenen Händen. Corvins erſte Bitte an den Fürſten würde denn Selims Freyheit ſeyn, und ich würde immer ungetrennt von demjenigen bleiben, der, wie mein Herz mir ſagt, mir Verlaſſenen bald der zweyte Ali, der zweyte Amurat werden wird! O Janko, es iſt lange, daß ihr nicht mehr jung waret! ihr könnt euch des Jünglings, der gewohnt iſt an leitender Hand zu gehen, innige Sehnſucht nach dem Umgang eines Aeltern nicht mehr vorſtellen.

Selim hatte des Tages vorher, ehe ihn das Glück mit Corvin zuſammen führte, einen Wolf erſchlagen, welcher zwar nicht ganz ſo groß, wie der vom Berge Athos war, aber doch der Kraft ſeiner Arme Ehre machte. Er lößte den Kopf des Wilds vom Rumpfe, und ging mit dieſem Zeugen ſeines Siegs zu Arimith.

Herr, ſagte er, ihr ſeht, was ich wieder für ein Glück gehabt habe, die letzte Beute dieſer Art belohnte mir unſer Fürſt mit leichtern Ketten; erlaubt, daß ich mein neues Triumpfzeichen nach Semendria trage, vielleicht, daß ich wieder eine kleine Belohnung erndte. Meine Heerde, von welcher ihr kein Stück miſſen werdet, könnte indeſſen unter der Hut eines meiner Gefährthen bleiben.

Ziehe hin, mein Sohn, antwortete Arimith. Und möchte es Gott gefallen, daß ich dich einſt deiner Feſſeln ganz entnommen ſähe! Fährſt du fort, ſo wie du angefangen haſt, ſo muß die Freyheit endlich dein Lohn ſeyn.

Es iſt ſchade, ſagte Selim im Weggehen zu ſich ſelbſt, daß ich gegen dieſen Mann nicht aufrichtig ſeyn kann. Doch er iſt gewiß der Feind meines Freundes, offenherziges Geſtändniß meiner Geſchäfte in Semendria würde Corvins Leben in Gefahr ſetzen; dies iſt hinlängliche Entſchuldigung einer kleinen Falſchheit.

Selim ſagte ſeinem erhabenen Freunde, wie leicht es ihm geworden war, die Erlaubniß zur Reiſe nach Semendria zu erhalten, drauf trieb er ſeine Heerde, wie ihm befohlen war, auf die nächſte Trift unter die Hut eines andern Sklaven, und kehrte denn wieder, den Weg anzutreten, zu welchem ſich Corvin ſchon geſtärkt und gerüſtet hatte. Als ſie das Ziel deſſelben, als ſie die Thürme von Semendria vor ſich ſahen, da blieb der Sieger der Türken im Walde zurück und Selim ging voraus, ihm bey ſeinem Freunde, dem Deſpoten, eine ehrenvolle Aufnahme zu bereiten.

Fürſt Georg war heute gerade auf der Laune, die er zuweilen hatte, einen jeden mit milder Herablaſſung zu hören. Der Knabe, in dieſer Attidüde ein zweyter David, legte ihm das Haupt des erlegten Ungeheuers zu Füſſen, und erhielt Lob und Belohnung. Eine leichte Kette, die er bisher noch getragen hatte, ward ihm vollends abgenommen, und er behielt nur noch einen eiſernen Ring um Arm und Schenkel, zum Zeichen ſeines Sklavenſtandes. Die nächſte That dieſer Art, ſagte der Deſpot, giebt dir deine Freyheit, jetzt eile in die Gebürge zurück, um nicht durch Vernachläßigung deiner Pflichten zu verlieren, was du gewonnen haſt.

Herr, rief Selim mit Augen, aus welchen die lebhafteſte Freude funkelte, gönne mir noch einige Worte: Mich dünkt, ich wollte jetzt die Welt drum geben, Euch für Eure Wohlthat lohnen zu können. Gelegenheit dem zu danken, der uns gutes erzeigte, iſt das höchſte Geſchenk des Himmels. Heil mir, daß ich von der Vorſehung gebraucht werde, es Euch zu reichen.

Du ſprichſt wohl, Knabe! lächelte der Fürſt, aber ich verſtehe dich nicht ganz.

Hattet ihr nie einen Freund, der Euch mit Land und Leuten zu ſchützen, Eure Ehre zu vertheidigen, und Euer Glück zu befördern ſuchte?

Freund? ich hatte immer mehr Feinde als Freunde!

Um deſto theurer muß Euch der Eine ſeyn, der es immer redlich mit Euch meynte, der Held Corvin, der mich voraus geſandt hat, Euch ſeine Ankunft zu melden. O wie glücklich bin ich, Euch meinen Dank für Eure Gnade durch dieſe Freudenpoſt zu bezeugen!

Corvin? der die Schlacht auf dem Amſelfelde verlor?

Eben der! O wie muß es Euch freuen, dem Freunde, der Euch ſo oft ſchützte, im Unglück mit Schutz und Zuflucht lohnen zu können!

Selim ſahe nicht, daß ſich Georgs Miene gegen das Ende des Geſprächs ein wenig änderte. Er hörte nur auf die Befehle, welche zu Corvins Einholung gegeben wurden, und eilte in einem Rauſch von Freude voraus, ſeinem edeln Reiſegefärthen die Poſt von Dingen zu bringen, die ihm ſein gutes Herz und ſeine verblendeten Augen ganz anders mahlten, als ſie würklich waren.

Auſſer Athem und mit glühendem Geſicht, langte Selim bey ſeinem Freunde an, der keine Zeit hatte, den vollen Verlauf ſeiner Verhandlung aus ſeinem Munde zu hören, denn die Leute des Deſpoten waren dicht hinter dem Ueberbringer der guten Botſchaft. Man führte Corvin ein Pferd zu, und bat ihn, es zu beſteigen, aber für Bekleidung ſeiner bloſen Füſſe hatte man nicht geſorgt, eine Nachläßigkeit, die dem Prinzen, welcher ausdrücklich dieſes Mangels gedacht hatte *), ſo ſehr auffiel, als dem alten Helden.

---

*) Bloſe Füſſe, das Abzeichen eines Suplikanten oder eines Verbrechers. Man zog in den damaligen Zeiten einem Gefangenen ſo die Schuhe aus, wie man ihm jetzt den Degen nimmt.

Selim ſah überhaupt hier manches, das ihm nicht behagte, und das den Augen Corvins gleichfalls nicht entgehen konnte. Der Prinz meynte, man erzeigte dem Manne, der ſiebenmahl der Sieger der Türken, nur einmal ihr Beſiegter war, nicht Ehre genug. Einen ſolchen Helden, ſagte er zu ſich ſelbſt, einen Helden, der noch dazu mein Freund wär, wollte ich, wär ich Fürſt Georg, ganz anders empfangen. Ich ſelbſt wollte ihm entgegen ziehen, wie im Triumpf wollte ich ihn einholen. Eben um ſeines Unglücks willen wollte ich hierin weiter gehen, als ich vielleicht im vollen Glanz ſeiner Herrlichkeit gethan haben würde.

Die Verwunderung des jungen Prinzen vermehrte ſich, als man beym Einzug zu Semendria, den ankommenden Helden, nicht in die Wohnung des Fürſten, ſondern nach einem alten Thurm führte, der indeſſen, als man ſein Inneres betrat, doch ganz gute Gemächer, und ziemliche Bequemlichkeit für einen ermüdeten Reiſenden hatte. Man ſagte Corvin, er möge hier ausruhen, der Fürſt werde vielleicht morgen Gelegenheit finden ihn zu ſehen.

Selim, welchen das Herz vor Unwillen pochte, zwang ſich ſo gut er konnte, und bat um Erlaubniß, hier zu Bedienung des Helden bleiben zu dürfen. Der Fürſt, ſagte man, habe hierüber keine Verfügung getroffen, und er könne hierin thun was er wollte, aber ehe er noch ſich des Vortheils bedient hatte, mit ſeinem Freunde allein zu ſeyn, ehe er ihm noch ſeine Gedanken über die letzten Begebniſſe mitgetheilt, und von ihm gehört hatte, was er unter tiefem Stillſchweigen verſchloß, waren ſchon andere Boten vorhanden, welche Selim einen Freyheitsſchein für die Zukunft vom Fürſten einhändigten, und ihm andeuteten, er habe ſeine Entlaſſung, und ſolle ſich je eher je lieber nach den Gebürgen zurückbegeben.

Selim hatte ſeine Sklavenpflicht ganz vergeſſen. Zwar verließ er ſeinen Freund, weil er mußte, aber die Rückreiſe nach dem Gebürge ward aufgeſchoben. Er verbarg ſich in einem alten Gemäuer, und hoffte auf Gelegenheit, den Mann, an welchem ſein Herz hing, und über deſſen Schickſal er ſeit einigen Stunden mehr als zweifelhaft war, wenigſtens noch einmal zu ſehen.

Die Mittel, die er des folgenden Tages brauchte, zu einer einſamen Unterredung mit dem mehr als wohlbewachten Corvin zu kommen, ſind uns unbekannt. Derjenige, welcher das Meer durchſchwimmen konnte, um Poſt von einem Schiffe zum andern zu bringen, war wahrſcheinlich nicht arm an Erfindungen, einen gewünſchten Entzweck zu erreichen. Etwas mehr oder weniger Wagniß kam bey dem kühnen Knaben nicht in Rechnung.

War dies das Glück, dem wir entgegenreiſten? war dies die Aufnahme, die der Freund ſich von dem Freunde verſprechen konnte? rief Selim.

Corvin ſchwieg.

Ich hörte im Vorüberſchleichen, daß der Fürſt Euch heute geſprochen hat, darf ich fragen — —?

Selim darf alles, war die Antwort, er iſt der einzige Freund, der mir hier übrig iſt, der einzige, auf den ich Ausſichten auf beſſeres Schickſal gründen konnte.

Alſo iſts wahr, daß wir uns in unſerer Hoffnung auf Treue und Dankbarkeit täuſchten?

Laßt Euch meine Gefangenſchaft antworten. Nichts fehlt noch als Feſſeln, mich völlig zum Sklaven zu machen.

Aber der Vorwand zu dieſer unmenſchlichen Behandlung?

Braucht ein Tyrann Vorwand zu ſeinen Thaten?

Ich glaubte nicht, daß ein Tyrann je der Freund des edlen Corvins geweſen ſeyn könnte.

Corvin ſeufzte. Wer Georg war, antwortete er, das erfahre ich erſt jetzt. O ich Thor! ihn vor der Macht der Türken ſchüzzen zu wollen, deren heimlicher Freund er war! ſeine Ehrlichkeit vor Fürſten und Königen zu vertheidigen, indeſſen er ſelbſt an mir zum Verräther wurde! — Die zulezt verlorne Schlacht danke ich ſeiner Treuloſigkeit, davon bin ich jezt ſo überzeugt, als von dem Licht des Himmels das uns umleuchtet.

Und er hatte die Stirn Euch dieſes zugeſtehen?

O nein! Wer wird ſeine eigene Schuld zur Schand tragen! auch der hartnäckigſte Verbrecher erröthet vor derſelben. Dagegen fehlte es nicht an Bemäntelungen der häßlichen Rolle, die man hier gegen einen ehemahligen Freund ſpielt. Ich ſoll mich zuerſt feindlich erwieſen haben, weil ich einigen von meinen Völkern in Rhaſcien verübten Unfug, dergleichen bey Feldzügen wie der letzte unvermeidlich iſt, keinen Einhalt that. Man regt vergangene Dinge auf, um Recht wider mich zu haben. Georg ſchalt mich geſtern den Mörder des Fürſten der Wallachey, den er zu ſeinem Verwandten, Oheim oder Bruder, Gott weis zu was, macht. — Freylich ſind die Ruchloſen alle verwandt; wer einen beleidigt, macht die ganze Gilde rege.

Der Fürſt der Wallachey? der unglückliche Drakula? wiederholte Selim. Sollte hier der edle Corvin würklich ſeinen Charakter verleugnet haben?

Drakula war ein Verräther! doch leider iſt hier mein Gewiſſen nicht ganz rein. und dies, eben dies erſchwert mir meine Bande, und macht mich vor der Zukunft zittern, die ich ſonſt mit Ruhe erwarten würde. Nach Wladislaws Tode, fand ich, daß der Deſpot der Wallachey, wie hier Georg, mit den Feinden einverſtanden, Urſacher der verlornen Schlacht bey Varna, Urſach der Niederlage eines unglücklichen Königs war, den ich bey all ſeinen Schwächen mit treuer Liebe verehrte. Rache folgte der Ueberzeugung von der That. Drakula und ſein Sohn ſtarben von meinen Händen. Kann Selim tadeln, daß ich Wladislaws Schatten dieses Opfer ſchlachtete?

Aber Drakulas unglückliche unmündige Kinder! rief Selim, deſſen Augen ſich mit Thränen füllten. Dem Elende preis gegeben? des Geſichts beraubt? in Klöſter verſtoſſen? — O Corvin! das iſt zu hart! mein Herz blutet, daß Eure Hand dieſe Unthat verübte!

Hör' auf, Selim! ſchrie Corvin, indem er ſich gewaltſam von ſeinem Sitze empor riß. Deine Vorwürfe ſchärfen die Waffen meines Gewiſſens wider mich! Vielleicht wurden in jenen entſetzlichen Scenen, raſche Befehle zu raſch befolgt! Ich habe vergütet, was ich Schwacher vergüten konnte; aber dies entſchuldigt mich nicht. Ich wußte es, daß die Rache nicht ſchlafen würde! Meine Schuld macht mich muthlos! Vor dem Tode zittre ich nicht, aber vor der Schmach, die ich anderen zufügte, und die mir nun auf meinen Kopf vergolten werden muß!

Selim zitterte. Entſetzen, ſolche Flekken in der Geſchichte eines Mannes zu finden, den er verehrte, und Furcht, die rächende Hand des Himmels über ihn ohne Barmherzigkeit wüten zu ſehen, war die Urſache ſeines Schauers. Ihm wars, als erblickter den Helden, den er immer noch liebte; ſchon mit geblendeten Augen, als ſähe er dieſe majeſtätiſche Geſtalt, in welcher er wie ein Halbgott vor ihm ſtand, ſchon auf die unwürdigſte Art verſtümmelt, und den Arm, von welchem er einſt kriegen zu lernen gehofft hatte, zur gedankenloſen Beſchäftigung mit dem Roſenkranz herabgewürdigt.

Corvin, ſagte er, nachdem er lange in tiefen Gedanken verloren geſtanden hatte, dieſe Dinge mögen ſeyn wie ſie wollen, ich will, ich muß Euch helfen. Lebt wohl! Ob ihr mich wiederſehen werdet, ſteht im Buche des Himmels geſchrieben. Gefangen und hülflos ſollen meine Augen Euch wenigſtens nicht wieder erblicken.

Selim ging, ohne daß der bekümmerte Corvin ihn hielt, oder ihm ein Wort zum Abſchied ſagte. — An der Thür kehrte der junge Prinz zurück. Corvin! ſagte er, bedenkſt du nicht, daß ich vielleicht auf ewig ſcheide? Haſt du deinem Selim nichts, gar nichts zu ſagen?

Ach viel, gar viel! mein Sohn! Sprach ich nicht vorhin, daß meine Hoffnung beſſern Geſchicks ſich allein auf dich gründe? Laß mich nur aus der Zerrüttung eines aufgeregten Gewiſſens erſt zu mir ſelbſt kommen!

Gieb mir ein Andenken meiner Bekanntſchaft mit dir! fuhr Selim fort. Dieſes Kreuz und dieſer Ring können wenigſtens denen, mit welchen ich einſt von Corvin ſprechen werde, ſagen, daß ich kein Betrüger bin.

Corvin machte ſchweigend ſeine liebſten Kleinode von der Bruſt los, und gab ſie Selim. Ob er nicht ganz wußte, was er that, oder ob ihm keine Gabe für ſeinen jungen Freund zu koſtbar dünkte, das wiſſen wir nicht. Zeit zu langem Bedenken war auf keinen Fall übrig. Selim nahm was ihm gegeben wurde, und entfernte ſich auf dem Wege, der ihn heimlich hieher geleitet hatte.

Vielleicht werden einige meiner Leſer, die den kühnen unternehmenden Geiſt des jungen Prinzen kennen, ſchon errathen, daß jetzt irgend ein groſſer Anſchlag in ſeiner Seele geboren ward. Sie irren nicht, und wir wollen den Schritten unſers Helden folgen, um hinter ſeine geheimen Entwürfe zu kommen.

Er kehrte nicht in ſein wüſtes Gemäuer zurück, ſondern trat den Rückweg nach dem Gebürge an, den ihm der Befehl des Despoten vorgeſchrieben hatte. Es war Nacht, als er die Gegenden wieder betrat, welche ihm durch die letzten Scenen ſo merkwürdig geworden waren. Er kam vor Arlmiths Haus, er klopfte an und ward eingelaſſen.

Was Selim hier ſuchte, werden wohl wenig meiner Leſer fragen. Der junge Menſch mochte vorhaben was er wollte, ſo war er klug genug zu fühlen, daß er nicht ohne Rath verfahren dürfe, und wo ſollte er denſelben finden, als bey dem einigen Manne, zu welchem er hier eine Art von Zutrauen hegen konnte? Ach wie reute es ihn, daß er daſſelbe bey der Reiſe nach Semendrik verleugnete, und wie richtig muthmaßte er, daß dieſelbe glücklicher abgelaufen ſeyn würde, wenn er anders gehandelt hätte.

Der Verdacht, den er jemals aus Corvins Erzählung gegen den redlichen Mann gefaßt hatte, fiel jetzt ganz hinweg, da er ſich von einer Seite getäuſcht ſahe, wo er es nicht gemeynt hätte. Er war entſchloſſen, aufrichtig mit ihm zu reden, und Arlmith, der dem Knaben, den er liebte, bald abmerkte, daß er wichtige Dinge auf dem Herzen habe, und der deshalb mit ihm die

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Einſamkeit ſuchte, erfuhr in der erſten Viertelſtunde alles, was meine Leſer auf einigen der vorhergehenden Blätter gefunden haben.

O der Verblendung, rief Arimith, mit welcher wir die Sicherheit zu vermeiden, und dem Verderben in den Rachen zu rennen pflegen! O der thörichten Vorſicht; mit welcher wir oft den Freund ſcheuen, um uns dem Feinde in die Arme zu werfen! Daß ich eben derjenige bin, der den verwundeten Corvin heilte, und ihn hernachmahls aus dem Hauſe wies, das leugne ich nicht, aber ich verſichere Euch, die letzte That war nicht mindere Wohlthat als die erſte. Corvin wurde ſeit der Niederlage bey Koſove von Georgs Ausſpähern verfolgt. Daß ich eine verdächtige Perſon bey mir herbergte, war ſchon bekannt. Die Diener des Deſpoten waren eurem Freunde bereits im Nacken; nichts als ſchleunige Flucht konnte ihn retten. Hier war weder Zeit zu einiger Vorkehrung wider den Hunger, noch zu Apologien. Das einige, was ich für den unglücklichen Mann, den ich, Gott weis mit welchem Kummer von mir ließ, thun konnte, war, daß ich ihm nach ein Pferd in die Haide jagte; er hat es, wie ich aus Eurer Erzählung merke, gefunden, und von ihm wenigſtens den Vortheil gehabt, daß er in den erſten Tagen etwas mehr Wegs zurück legte, und vor dem Anfall reiſſender Thiere geſichert blieb. — Hätte ich nach dem letzten Abentheuer, das ihn mit Euch zuſammen brachte, der Vertraute ſeiner Angelegenheiten ſeyn ſollen, ſo wär ich im Stande geweſen, ihm beſſer zu helfen. — Mein Haus dieſſeit der Gebürge, wo ich ihn beherbergte, war ſchon durchſucht und rein befunden; auf dieſes hier hatte man keinen Verdacht. O hättet Ihr mich zu Rathe gezogen, wie ſicher hätte Euer Freund hier geborgen ſeyn ſollen! — Doch Reue und Bedauren kommt nun zu ſpät. Laßt mich hören, was ihr noch zu Eures Freundes Beſten zu thun denkt; denn daß ihr irgend etwas von dieſer Art im Sinne habt, das ſehe ich, und ihr könnt Euch auf meinen Beyſtand verlaſſen.

Mein Anſchlag, erwiederte Selim mit einer Haſtigkeit, als wenn auf Verſäumniß eines Augenblicks hier alles ankäm, mein Anſchlag iſt, zu Corvins Söhnen zu eilen, und ihnen die Nachricht von der Gefangenſchaft ihres Vaters zu bringen; die kindliche Liebe wird ihnen Mittel zu ſeiner Rettung eingeben, ſollten ſie auch wie ich, ganz ohne Macht ſeyn, ihn durch die Waffen zu befreyen. Wo ſie ſich gegenwärtig aufhalten, iſt mir unbekannt, ſelbſt aus ihres Vaters Berichten konnte ich hierüber nichts Befriedigendes erfahren, und ich kam eines theils darum zu Euch, daß ihr mir in Lenkung meines Weges mit Eurem Rathe beyſtehen möchtet.

O, rief Arimith, indem er voll Verdruß auf den Boden ſtampfte, ſo gut ich Euch hierin befriedigen kann, ſo wollte ich doch, ihr wäret nicht gekommen, und hättet lieber den Weg auf gut Glück ohne Rückſprache mit mir angetreten. Aber es ſcheint, ein böſes Geſchick läßt Euch überall verkehrte Schritte thun, die Eures Freundes Beſten mehr hinderlich als vortheilhaft ſind.

Und wie ſo? fragte der erſtaunte Selim.

Ihr bedenkt nicht, daß ich verpflichtet bin, keinen Sklaven mit meinem Willen entkommen zu laſſen? — Daß ihr keine Ketten mehr traget, erfreut mich, aber dieſe Eiſen zeigen, daß ihr immer noch nicht ganz frey ſeyd.

nach dem Gebürge an, den ihm der Befehl des Deſpoten vorgeſchrieben hatte. Es war Nacht, als er die Gegenden wieder betrat, welche ihm durch die letzten Scenen ſo merkwürdig geworden waren. Er kam vor Arimiths Haus, er klopfte an und ward eingelaſſen.

Was Selim hier ſuchte, werden wohl wenig meiner Leſer fragen. Der junge Menſch mochte vorhaben was er wollte; ſo war er klug genug zu fühlen, daß er nicht ohne Rath verfahren dürfe, und wo ſollte er denſelben finden, als bey dem einigen Manne, zu welchem er hier eine Art von Zutrauen hegen konnte? Ach wie reute es ihn, daß er daſſelbe bey der Reiſe nach Semendrik verleugnete, und wie richtig muthmaßte er, daß dieſelbe glücklicher abgelaufen ſeyn würde, wenn er anders gehandelt hätte.

Der Verdacht, den er jemals aus Corvins Erzählung gegen den redlichen Mann gefaßt hatte, fiel jetzt ganz hinweg, da er ſich von einer Seite getäuſcht ſahe, wo er es nicht gemeynt hätte. Er war entſchloſſen, aufrichtig mit ihm zu reden, und Arimith, der dem Knaben, den er liebte, bald abmerkte, daß er wichtige Dinge auf dem Herzen habe, und der deshalb mit ihm die

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Einſamkeit ſuchte, erfuhr in der erſten Viertelſtunde alles, was meine Leſer auf einigen der vorhergehenden Blätter gefunden haben.

O der Verblendung; rief Arimith, mit welcher wir die Sicherheit zu vermeiden, und dem Verderben in den Rachen zu rennen pflegen! O der thörichten Vorſicht; mit welcher wir oft den Freund ſcheuen, um uns dem Feinde in die Arme zu werfen! Daß ich eben derjenige bin, der den verwundeten Corvin heilte, und ihn hernachmahls aus dem Hauſe wies, das leugne ich nicht, aber ich verſichere Euch, die letzte That war nicht minder Wohlthat als die erſte. Corvin wurde ſeit der Niederlage bey Koſove von Georgs Ausſpähern verfolgt. Daß ich eine verdächtige Perſon bey mir herbergte, war ſchon bekannt. Die Diener des Deſpoten waren eurem Freunde bereits im Nacken; nichts als ſchleunige Flucht konnte ihn retten. Hier war weder Zeit zu einiger Vorkehrung wider den Hunger, noch zu Apologien. Das einige, was ich für den unglücklichen Mann, den ich, Gott weis mit welchem Kummer von mir ließ, thun konnte, war, daß ich ihm nach ein Pferd in die Haide jagte; er hat es, wie ich aus Eurer Erzählung merke, gefunden, und von ihm wenigſtens den Vortheil gehabt, daß er in den erſten Tagen etwas mehr Wegs zurück legte, und vor dem Anfall reiſſender Thiere geſichert blieb. — Hätte ich nach dem letzten Abentheuer, das ihn mit Euch zuſammen brachte, der Vertraute ſeiner Angelegenheiten ſeyn ſollen, ſo wär ich im Stande geweſen, ihm beſſer zu helfen. — Mein Haus jenſeit der Gebürge, wo ich ihn beherbergte, war ſchon durchſucht und rein befunden; auf mich ſelbſt hier hatte man keinen Verdacht. — O hättet Ihr mich zu Rathe gezogen, wie ſicher hätte Euer Freund hier geborgen ſeyn ſollen! — Doch Reue und Bedauren kommt nun zu ſpät. Laßt mich hören, was ihr noch zu Eures Freundes Beſten zu thun denket. Denn daß ihr irgend etwas von dieſer Art im Sinne habt, das ſehe ich, und ihr könnt Euch auf meinen Beyſtand verlaſſen.

Mein Anſchlag, erwiederte Selim mit einer Haſtigkeit, als wenn auf Verſäumniß eines Augenblicks hier alles ankäm; mein Anſchlag iſt, zu Corvins Söhnen zu eilen, und ihnen die Nachricht von der Gefangenſchaft ihres Vaters zu bringen; die kindliche Liebe wird ihnen Mittel zu ſeiner Rettung eingeben, ſollten ſie auch wie ich, ganz ohne Macht ſeyn, ihn durch die Waffen zu befreyen. Wo ſie ſich gegenwärtig aufhalten, iſt mir unbekannt, ſelbſt aus ihres Vaters Berichten konnte ich hierüber nichts Befriedigendes erfahren, und ich kam eines theils darum zu Euch, daß ihr mir in Lenkung meines Weges mit Eurem Rathe beyſtehen möchtet.

O, rief Aximith, indem er voll Verdruß auf den Boden ſtampfte, ſo gut ich Euch hierin befriedigen kann, ſo wollte ich doch, ihr wäret nicht gekommen, und hättet lieber den Weg auf gut Glück ohne Rückſprache mit mir angetreten. Aber es ſcheint, ein böſes Geſchick läßt Euch überall verkehrte Schritte thun, die Eures Freundes Beſten mehr hinderlich als vortheilhaft ſind.

Und wie ſo? fragte der erſtaunte Selim.

Ihr bedenkt nicht, daß ich verpflichtet bin, keinen Sklaven mit meinem Willen entkommen zu laſſen? — Daß ihr keine Ketten mehr traget, erfreut mich, aber dieſe Eiſen zeigen, daß ihr immer noch nicht ganz frey ſeyd.

Und glaubt Arimith nicht, daß, wenn Corvin frey wär, ich mich denn willig wieder ſtellen würde?

Wer weis? der Zufall kann hier manches ändern, und was ſollte in der Zwiſchenzeit aus meinem Gewiſſen werden?

Und überdieſes, fuhr Selim fort, ſo gränzt mein Stand ſchon ſehr nahe an die Freyheit; mir iſt verſprochen, daß das nächſte Wolfshaupt, das ich liefre, meine Bande völlig löſen ſoll; ſehet hier des Deſpoten Hand und Siegel.

Wartet! rief Arimith, dies kann Euch helfen! Bewaffnet Euch ſo vortheilhaft ihr könnt, durchſtreicht das Gebürge einen Feind zu finden, habt ihr ihn erlegt, und bringt mir die Beweiſe Eures Sieges, ſo darf ich Eure Eiſen vollends zerbrechen, und Euch ohne Vorwurf ziehen laſſen wohin ihr wollt.

Selim murrete, in ſeinen dringenden Geſchäften überall Aufhaltung und Verſäumniß zu finden. Arimith ſchlug ihm vor, einen andern Boten an den jungen Ladislaus Corvinus, den älteſten Sohn ſeines Freundes, zu ſchicken, den er in der Nähe vermuthete, aber der junge Prinz hatte hiegegen die Einwendung, daß er niemand die Beweiſe von der Wahrheit ſeiner Botſchaft anvertrauen könnte. Dieſer Ring, ſagte er, und dieſes Kreuz, die ich mir von dem theuern Gefangenen zu keinem andern Ende erbat, als daß ich mich mit denſelben bey ſeinen Kindern legitimiren könnte, dürfen aus meinen Händen nicht kommen, ſie ſind die liebſten Kleinode meines Freundes, für die er ſchon mehr als einmal ſein Leben gewagt hat, ich muß ſie, habe ich damit erlangt was ich wünſche, wieder auf ſeinem Herzen ruhen ſehen.

Da Selim auch dieſen Vorſchlag verwarf, ſo mußte er ſich entſchlieſſen, um Corvin zu retten, und Ximiths Gewiſſen zu ſchonen, den Weg auf die Wolfsjagd ins Gebürge anzutreten, deſſen er, nicht wegen ſeiner Fährlichkeiten, nur wegen des Aufſchubs, den er ſeiner Reiſe brachte, gern überhoben geweſen wär. Er hätte jetzt wünſchen mögen, die ganze Gegend wär voll reiſſender Thiere, um nur bald zu finden was er ſuchte, und was bey den Prämien, die von dem Fürſten auf die Erlegung ſolches Wilds geſetzt waren, hier würklich eine Seltenheit zu werden anfing.

Nicht mit Schleuder und Stein, nach Hirtenweiſe gerüſtet, zog Selim auf ſein Abentheuer aus; nein, Arimith liebte ihn zu ſehr, und ihm war zu viel an der glücklichen Wiederkehr des jungen Helden gelegen, als daß er ſein Leben ſo aufs ungewiſſe hätte wagen ſollen: es war das Schickſal des Knaben, das Herz der Alten überall ſo für ſich einzunehmen, als ob er in allen Väter gefunden hätte.

Arimith war ein alter Kriegsmann, Waffen und Rüſtung zum Andenken ehemaliger Thaten wurden noch in ſeinem Hauſe verwahrt; er ſuchte ſie jetzt hervor, ſie ſeinem Liebling anzulegen. Arimith war eine kleine hagre Figur, Selim ein ſchlanker hochgewachſener Knabe, dies machte, daß ihm der Harniſch ſeines Freundes ein wenig beſſer paßte, als weiland dem Hirtenknaben David die Rüſtung des iſraelitiſchen Königs.

Selim jauchzte, ſich einmal in einem Aufzuge zu ſehen, der ſeinem Stande, ſeinem Charakter angemeſſener war, als der leinene Sklavenkittel. Die Freude übermochte ſein Herz. O Arimith, rief er, indem er ſich dem Alten um den Hals warf, rühme dich, einem Fürſtenſohn die erſten Waffen angelegt zu haben! Ich werde nicht immer zu arm ſeyn, dir dieſe Wohlthat zu lohnen!

Selim riß ſich bey dieſen Worten von dem erſtaunten Alten los, und trat mit vollen Sprüngen ſeine Wanderſchaft an, indeſſen dieſer ihm noch ſo lang nachſah, als er den Helmbuſch wehen ſehen konnte, und denn in ſeine Wohnung zurück ging. Ich ahndete es von Anfang, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß es mit dieſem Kinde auſſerordentliche Bewandniſſe habe.

Selims Entzücken über ſeine Rüſtung war ſo groß, daß er nicht eins gewahr ward, daß ein leichtes Jägerkleid ihm zu der gegenwärtigen Expedition bequemer geweſen ſeyn würde, als die ſchweren Waffen; Arimith ſelbſt hatte dieſes nicht bedacht, oder vielmehr ein günſtiges Geſchick richtete hier die kleinſten Umſtände ſo ein, wie ſie zu Selims Beſten tauglich waren; eine Bemerkung, die die Folge erklären wird.

Nachdem die erſte Freude des jungen Prinzen über ſeine ritterliche Geſtalt, die er nicht vergaß im nächſten Bache zu bewundern, vorüber war, nahmen ernſtere Gedanken Platz. Er ward ſich der Wichtigkeit ſeines Geſchäfts, und der Hinderniſſe, die ſie denſelben in den Weg legten, wieder lebhaft bewußt. Er fühlte die Verſäumniß jeder Stunde, die er hier in Wald und Gebürg herumſtreifte, ohne zu finden was er ſuchte. Er verwünſchte Arimiths zartes Gewiſſen, den Mangel an reiſſenden Thieren, und die Nothwendigkeit auf die Wolfsjagd zu gehen, indeſſen ſein Herz ihm die Lebensgefahr ſeines Freundes, und die dringende Eil ſeiner Rettung gröſſer vorſpiegelte, als ſie würklich war.

Corvin war ein zu wichtiger Mann, als daß Fürſt Georg nicht in allem, was er mit ihm vorhaben mochte, bedachtſam hätte zu Werke gehen ſollen. Trieb ihn Rache und heimlicher Haß gegen den Helden zu Beſchimpfung ſeiner Perſon, oder zu Anſchlägen wider ſein Leben an, ſo ſchreckte ihn hinwiederum die Zaghaftigkeit, die allen ſchlechtgeſinnten Menſchen eigen iſt, von jeder kühnen That zurück. Corvin hatte Söhne, hatte Freunde, die ſein Blut rächen konnten. Der junge Ladislaw, welcher, wie das Gerücht ausbreitete, auf den erſten Ruf von der Niederlage ſeines Vaters herbey geeilt war, um ihm wenigſtens Leben und Freyheit zu retten, dieſer Held, der in einem Alter von zwanzig Jahren, ſchon das werdende Ebenbild der väterlichen Tapferkeit war, ſchreckte Fürſt Georgs feige Seele. Den Tod hatte Corvin vor der Hand nicht zu fürchten, aber von einer andern Seite war ſein Beſtes deſto ſchlechter geſichert. Lang ſchon war der Deſpot mit Mahomed einverſtanden, nicht wie der Freund mit dem Freunde, nein wie der Sklav mit den Befehlen eines ſtrengen Herrn; Mahomeds Schwerd drohte ihm immer. Ruhe mußte er ſich oft durch ziemlich groſſe Aufopferungen erkaufen. Sein Gewiſſen, das nicht ganz ſo zart ſeyn mochte als Arimiths, war das geringſte Opfer, das er dem furchtbaren Beherrſcher der Moslems gebracht hatte. Zehnmal hatte er ſchon ſeine chriſtlichen Bundsverwandten an ihn verrathen, ohne ſich ſonderlichen Vortheil damit zu erkaufen, jetzt glaubte er etwas in Händen zu haben, deſſen Werth ihm beſſere Bedingungen verſchaffen mußte. Corvins Leben, ſeine Freyheit, welche Geſchenke für Mahomed, der keinen fürchterlichern Feind hatte als ihn, der faſt nur durch ſein Schwerd in Schranken gehalten wurde.

Die Plane, welche Georg auf dieſe Ueberlegungen baute, brauchten Zeit. Anlage und Ausführung waren wegen der nöthigen Behutſamkeit gleich langweilig, und Selim hätte Mondenlang auf den Gebürgen von Tachtali umherſtreifen können, um ſich durch eine neue That die Freyheit zu Rettung ſeines

Freundes zu erkaufen, ohne daß durch dieſen Aufſchub etwas verſäumt worden wär.

Doch ſo lange dauerte der Ritterzug des jungen Prinzen nicht. Zwar drey Tage vergingen, in welchen Arimith demjenigen, der nun als ein Fürſtenſohn doppelten Werth in ſeinen Augen hatte, mit ſorgſamer Angſt entgegen ſah, aber am vierten mit der ſinkenden Sonne erblickte er von weitem den wehenden Helmbuſch, und obgleich im Näherkommen ſich merkliche Zweifel hervorthaten, er könne ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht haben, ſo beſtättigte doch bald das kenntliche Geſicht, und Selims tönende Stimme, mit welcher er von weitem dem wartenden Alten zujauchzte, daß hier würklich er ſelbſt, nur in etwas anderer Geſtalt, vorhanden ſey, als er auf Abentheuer auszog. —

Wie, mein Sohn? ſchrie der Alte dem Ankommenden entgegen, zu Roß? Welches Glück hat Euch zum Reuter gemacht?

Glück und Unglück! welches ihr wollt, antwortete Selim. Jetzt keinen Augenblick Säumniß, wenn die Eil, in welcher ihr mich vor Euch ſeht, nicht vergebens ſeyn ſoll.

Ihr habt immer viel Eil, mein Sohn, lächelte Arimith, noch nie habe ich das Wörtlein: Es hat gute Weile, aus Eurem Munde gehört.

Auch wär es hier gerade am unrechten Orte angebracht, ſprach Selim, der indeſſen abgeſtiegen war, und ſein Pferd an die Thürpfoſte gebunden hatte. Ruft einige Eurer Leute, und laßt ſie eine Tragbaare zurüſten. Wir müſſen unverzüglich in den Wald zurück, einen jungen Jäger zu retten, welcher dort ſchwer verwundet liegt, und ohne augenblickliche Hülfe verloren iſt.

Nur herein mit ihm! antwortete der hülfreiche Alte, ſolche Gäſte ſehe ich gern, und Dank dem, der mir ſie zuführt!

Die Knechte waren bereit. Selim half ſelbſt die Tragbaare durch Moos, Laub und leinene Tücher bequem machen. Arimith verſprach einige Geräthſchaften der Wundarzeneykunſt zu ſich zu nehmen, und ſeine Leute ſelbſt zu begleiten, und der eilfertige Selim warf ſich wieder auf ſein Roß, um vorauszujagen.

Wie lange Selim auf der Reiſe nach dem Verwundeten, den er unter ſchattigten Bäumen, ſo gut er konnte, gebettet hatte, zubrachte, wiſſen wir nicht, einige Stunden mochten wohl verfloſſen ſeyn, denn der Kranke ſah ſehnend nach ihm aus, und ſtammelte, indem er ihm die Hand entgegenreichte, das Wort: Lange! lange!

Wie gehts Euch, mein Freund? rief der mitleidige Selim, der ſich vom Pferde warf, und an ſeine Seite kniete.

Wohl! war die Antwort, nur die Wunde in der Seite ſchmerzt ein wenig!

Es war ein grimmiger Fang, den Euch das Ungeheuer gab! Ach, und den ſchrecklichen Verluſt Eures Bluts! O, wo bleibt Arimith, daß er hier Rath ſchaffe!

Selim ſuchte alles, was er an Leinwand um ſich hatte, hervor, die Wunde zu ſtopfen, und der Kranke berichtete indeſſen mit wenig Worten: er habe viel Angſt erlitten, noch einmal unter die Tatzen des erlegten Feindes zu gerathen, der ſich nach ſeiner Entfernung noch ſtark bewegt, und einmal zur Hälfte aufgerichtet habe.

Selim ſtand auf, nach dem erlegten Wild, einem ungeheuren Bären, zu ſehen, der einige Schritte tiefer in den Wald abwärts lag, er ſtieß ihn mit dem Fuſſe an, er zuckte noch, aber noch ein Stoß mit dem Jagdſpieß des Verwundeten tödete ihn völlig.

Ich danke Gott, ſagte der Fremde zu dem zurückkehrenden Selim, daß ihr unverwundet ſeyd.

Meine Rüſtung und Euer tapferer Arm hat mich geſchützt! antwortete der junge Prinz.

O Jüngling! Verläumder der edelſten That! – Wer den Kampf geſehen hätte!

Ihr dachtet euch die Gefahr gröſſer als ſie war! Das Thier blutete ja ſchon ſtark, da mich mein gutes Glück herbeyführete.

Aber ſeine Tatze auf meiner Bruſt? — ſein grimmiger ſaugender Rachen in meiner Seite? —

Lieber, ihr ſprecht zu viel! — Und wo mögen doch unſere Helfer bleiben? – Kann ich Euch auf einen Augenblick verlaſſen, um ihnen entgegen zu ſehen?

Arimith und ſeine Leute erſchienen. Unter mannigfaltigen Fragen des Alten war der Fremde verbunden, was Selim auf dieſelben antwortete, das können meine Leſer aus dem vorhergehenden Geſpräch ſchon urtheilen, es enthält das ganze Abentheuer, wie es unſerm jungen Helden am vierten Tage ſeiner Reiſe begegnete. Das Glück hatte die Heldenthat, um derenwillen er die Gebürge durchzog, nur verzögert, um ihm Gelegenheit zu einer weit gröſſern zu geben. Ein Wolfshaupt ſollte ihm ſeine Freyheit erkaufen, und er hatte einen Bären erlegt, hatte noch dabey das Leben eines Menſchen gerettet, der dem Anſehn nach unter die Edelſten ſeines Geſchlechts gehören mußte.

Seine Kleidung war gering, nur ein ſimples ungeziertes Jägergewand, aber Sanftmuth und Hoheit thronten auf ſeinem Geſicht, und gaben von ſeiner Perſon die höchſten Begriffe. Wir ſind eben nicht geneigt zu glauben, daß die Könige mit andern Phyſiognomien geboren werden, als wir übrigen Erdenkinder, auch würde uns hierin, wollten wir es behaupten, die Erfahrung widerſprechen, aber ſo viel iſt gewiß, ward je ein Sterblicher durch Züge von Huld und Edelmuth zu einer eminenten Stelle unter ſeinen Brüdern beſtimmt, ſo war es dieſer; auch zeigte das wenige, was er bey ſeiner Schwachheit ſprechen konnte und durfte, von einer Seele, die die Hand der bildenden Natur nicht Lügen ſtrafte.

Indeſſen, während des Verbandes, die Knechte das erlegte Ungeheuer im Walde mit Entſetzen betrachteten, hörte Arimith Selims kurze Erzählung von Erlegung deſſelben an, die der Kranke an mehreren Stellen mit einigem Unwillen berichtigte.

Ich glaube, ich glaube Euch! ſagte der Alte, ſchont nur Eure Kräfte, mir Dinge zu bekräftigen, von welchen ich ſchon überzeugt bin. Eure Wunden zeigen von Eurer Gefahr, auch bin ich es von Eurem jungen Retter ſchon gewohnt, daß ihm nichts groß ſcheint was er ſelbſt thut. Aber groß oder nicht groß, mein Sohn, — indem er ſich zu Selim wendete — Eure Freyheit habt Ihr heute doppelt und dreyfach erkauft. Ein erlegter Bär iſt immer mehr als ein Wolf, und ein gerettetes Menſchenleben beſſer als beydes.

Freyheit? ſtammelte der Verwundete. Sklavenfeſſeln drücken dieſe Arme?

Glühende Röthe überzog Selims Geſicht, er ſuchte ſie an dem Buſen ſeines neuen Freundes zu verbergen; auch ward nicht mehr von der Sache, die ihn beſchämte, geſprochen, denn der Wundarzt hatte ſeine Geſchäfte geendigt. Man hub den Kranken auf ſein bewegliches Lager, und brachte ihn mit möglichſter Behutſamkeit dahin, wo beſſere Pflege ſeiner wartete, in das Haus des hülfreichen Arimith.

Und wiſſet ihr gar nichts weiter von ihm? fragte der Alte, der mit Selim den Weg voraus gemacht hatte. Himmel! nie habe ich einen ſchönern Menſchen geſehen! Was für Augen! Was für Locken! und nach der Zartheit ſeiner Haut, könnte man ihn für ein Weibesbild halten! Dieſer ein gemeiner Jäger? Nein, es mag wohl Bewandniſſe mit ihm haben, wie mit einem andern, der ſich mir vor einigen Tagen als einen Fürſtenſohn kund gab, der er denn auch wohl ſeyn mag.

Selim erröthete. Die übereilten Worte, die er neulich in dem Uebermaß einer kindiſchen Freude ausgeſtoſſen hatte, kamen ihm in den Sinn. Da er ſie nicht zurücknehmen konnte, ſo hielt er für gut, ihre Erwähnung mit Stillſchweigen zu übergehen, und ſeine Antwort nur auf den Anfang von Arimiths Rede zu richten.

Kein gemeiner Jäger, erwiederte er, iſt unſer Verwundeter nicht, ich habe von ihm ſo viel vernommen, daß er dieſe Gegenden in verſtellter Tracht betreten habe, um hier unentdeckt Nachforſchungen nach einem Freunde anzuſtellen, den er verloren hat. Wer er übrigens, wer ſein Freund ſeyn mag, weis ich nicht. Auſſer dem, was ich euch jetzt ſagte, habe ich nichts von ſeinen Angelegenheiten erfahren, als den Unglücksfall, der mich zu ſeinem Retter machte: Er war von ſeinem Pferde geſtiegen, um im Schatten einige Ruhe zu genieſſen, ihm war unbekannt, daß man hier nicht ganz ſicher vor reiſſenden Thieren iſt. Die Erſcheinung unſers erlegten Bären belehrte ihn hiervon, das Ungeheuer war für einen einigen Mann zu mächtig, und mich brauchte der Himmel ſeinen Sieg zu vollenden. Sehet, guter Vater, das iſt die ganze Sache.

Der Kranke wurde in Arimiths Hauſe wohl und bequemlich zur Ruhe gebracht. Auch Selim legte ſich; die Mühſeeligkeiten der letzten Tage machten ihn der Erquickung des Schlafs bedürftig; auch war er geſonnen, des andern Tages die Reiſe zu Corvins Söhnen anzutreten, zu welcher er, da ſie einigermaßen aufs Ungewiſſe ging, und an Umwegen nicht arm zu ſeyn verſprach, friſche Kräfte brauchte.

Um Mitternacht ward er geweckt. Arimith ſtand an ſeinem Lager. Mein Sohn, ſagte er, wir ſind Eurer Hülfe höchſt bedürftig. Die Seitenwunde unſers Kranken hat ſich wieder geöfnet, ich vermag das Blut nicht zu ſtillen; ich weis, ihr beſitzt einige goldne Kleinode, kommt doch, uns mit der Kraft des wundervollen Metalls beyzuſtehen.

Es wird vielleicht wenigen von meinen Leſern bekannt ſeyn, daß man vor Zeiten dem Golde eine blutſtillende Kraft beymaß, Selim war hierin erfahrner als ſie, er verſtand augenblicklich, wovon die Rede war; auch war er nicht ſäumig, die gebetene Hülfe zu leiſten. Er nahm die aus Corvins Händen empfangenen Koſtbarkeiten zu ſich, und eilte an das Lager des Verwundeten. Er fand ihn ohnmächtig, das Blut quoll unter den Decken hervor, und Todesbläße deckte das Geſicht des armen Jünglings.

Voll

Voll Vertrauen auf die Wunderkraft des Goldes, legte Selim Corvins goldnes Kreuz auf die Bruſt des Kranken, und ſteckte den Ring mit Kayſer Siegmunds Namen an ſeinen Finger. Da Aximith indeſſen einige andere Mittel brauchte, ſo war es wohl natürlich, daß der Kranke wieder zu ſich ſelbſt kam, und das Blut zu flieſſen aufhörte. Da indeſſen der Zufall ſich erneuerte, als Selim ſeine wunderthätigen Kleinode wieder zu ſich nehmen wollte, ſo ward geſchloſſen, daß die ſympathetiſche Kur weiter fortgebraucht werden, und der Aufbewahrer der korviniſchen Schätze ſich gefallen laſſen müſſe, ſie in der Krankenſtube zu laſſen.

Selim liebte ſeinen Geretteten herzlich, aber gleichgültig war ihm dieſer Umſtand nicht; ſeine Reiſe ward durch denſelben verzögert, er konnte ſie nicht ohne die Mittel antreten, ſich vor Corvins Angehörigen als einen wahrhaften Boten zu legitimiren. Die Feindſeeligkeiten des Deſpoten von Rhaſcien gegen ihr Geſchlecht waren ihnen vielleicht nicht unbekannt; wie leicht hätte er einen Betrüger ausſchicken können, ſie durch die erdichtete Gefangenſchaft ihres Vaters in irgend ein Netz zu locken! Was für Gefahr hätte bey einem ſolchen Verdacht dem unſchuldigen Selim gedroht, und noch mehr, wie fürchterlich lang wär durch Unglauben, Unterſuchung und Beweiſe, die Rettung des Mannes verzögert worden, welchen ſein junger Freund lieber heut als morgen aus Fürſt Georgs Banden befreyt geſehen hätte.

Ohne die Beweiſe der Wahrheit konnte Selim nicht reiſen, das war ausgemacht; daß er alſo jetzt ganz und gar nicht reiſen konnte, das ſtürzte ihn in eine Art von Wahnſinn. Das Leben des Verwundeten hing nach dem Aberglauben, dem er beypflichtete, von der ununterbrochenen Gegenwart des Goldes ab, das er an ſeinem Finger und auf ſeinem Herzen trug, in Arimiths ganzen Hauſe war auſſer dieſen Kleinoden kein Gran des hülfreichen Metalls zu finden; wen ſollte nun Selim aufopfern, den alten Freund oder den neuen? Sein Herz blutete über dieſer Alternative, und er wär gewiß den ſtreitenden Gefühlen erlegen, wär nicht Poſt gekommen, daß der Deſpot Semendria auf einige Tage verlaſſen habe, und daß alſo vor der Hand für ſeinen erlauchten Gefangenen nichts zu fürchten ſey.

Selim ließ ſich durch die Ueberzeugung hiervon beruhigen, und war zufrieden, noch einige Zeit an dem Krankenlager des jungen Jägers zu verweilen. Ach wenig dachte er, was ihm in derſelben bevorſtand, und wie wundervoll das Schickſal dasjenige, was er für Verſäumniß hielt, zu ſeinem Beſten kehren würde!

Der Verwundete beſſerte ſich ſtündlich, die Wunde war völlig geſchloſſen, und Selim konnte ohne Gefahr drauf denken, ſeine heilbringende Kleinode zurück zu fordern. Mein Freund, ſagte er in einer einſamen Stunde, die er an ſeinem Bette zubrachte, ihr tragt auf Eurer Bruſt ein goldnes Kreuz, an Eurer Rechten einen Ring, welche ich zu Eurer Kur hergab, gebt mir ſie zurück, ſie ſind nicht mein, ſonſt wollte ich ſie Euch gern zu meinem Andenken ſchenken.

Der junge Fremde lächelte, und ließ ſich, indem er die Kleinode abzulegen begann, die Wunderkräfte des Goldes erklären, ſo gut das Selim zu thun vermochte. — Das Kreuz war bereits in Selims Händen, der Ring ſtack feſt am Finger, und mußte mit einiger Mühe losgemacht werden.

Was iſt dies? rief der Kranke auf einmal, der in dieſer Bemühung den Schmuck ſeiner Rechten näher betrachtete. Wie? dieſer Ring? — O Gott! Gott! welche Ahndung! Gieb mir Kraft, mein höchſtes Unglück zu ertragen!

Selim rief Arimith zu Hülfe, denn er ſahe, daß ſein Freund der Ohnmacht nahe war. Er erholte ſich zu fürchterlicher Wuth. Verräther! ſchrie er, indem er ſeinen jungen Retter bey der Gurgel faßte, was haſt du gethan? Wo iſt der Mann, der dieſen Ring gewiß nicht lebend in deine Hände kommen ließ! — O Gott! Gott! nur zu gewiß iſts, daß ich mich hier in einer Mörderhöle befinde, und bald den Weg gehen werde, den man meinen unglücklichen Vater voraus geſchickt hat!

Euren Vater? was meynt Ihr?

Ja! ihn, den einzigen wahren Eigner dieſes Rings! O, Vater! Vater! welche Erde trank dein Blut? und wo ſind meine Kräfte dich zu rächen?

Um Gottes willen! ſchrie hier Arimith, weil das Entſetzen dem jungen Selim kein Wort aufbringen ließ, von wem ſprecht ihr? Euer Vater? Wer iſt er? und wie kommt er mit dieſem Kleinod zuſammen?

Wer er iſt? da lies, Böſewicht! lies ſeinen Namen in dem Umkreis dieſes Ringes. Johann Corvin darf nur genennt werden, ſo kennt die ganze Welt den Helden, den du ermordet haſt!

Johann Corvin? ſchrie Selim, und dieſer iſt Euer Vater?

Zweifelſt du?

Und ihr ſeyd Ladislaw, ſein Sohn?

Böswicht, du kennſt mich?

O Glück! unbegreifliches Glück! ſchrie Selim mit zuſammengeſchlagenen Händen, ſo hätt' ich hier wunderbarlich gefunden, was ich glaubte erſt ſuchen zu müſſen? So wär der groſſe Corvin ſeiner Befreyung ſo nahe? — Ladislaw! lieber Ladislaw, laßt mich Euren Namen aus Eurem Munde hören! kaum glaube ich vor Freuden, was mir in die Augen leuchtet! O Azimith! morgen, morgen befreyen Ladislaw und Selim ihren Vater aus der Hand des Tyrannen!

Dieſer ſtürmiſchen Scene folgte natürlich eine ruhigere, in welcher man von allen Seiten zur Erklärung kam. Wie theuer wurden ſich Selim und Ladislaw durch dieſelbe! Wie theurer durch das Beſtreben, das ſie zu einem Entzweck, zu Corvins Rettung, vereinigte. Ladislaw befand ſich aus keiner andern Urſach hier, als ſeinen verlornen Vater aufzuſuchen, welchen ihm nach der Niederlage auf dem Amſelſelde niemand nachzuweiſen wußte, und Selim ſchien von der Vorſicht, die über jenen Helden wachte, beſtimmt geweſen zu ſeyn, alles für ihn zu thun, was ſein Sohn nur immer hätte thun können. Wie dankte Ladislaw Corvins Lebensretter, und dem ſeinigen! Bruderliebe vereinigte beyde; ein Herz ſchloß ſich für das andere auf, alles war voller Tag, Ladislaw wußte, wen er in Selim an ſein Herz drückte, auch Arimith lernte nun den Fürſtenſohn beſſer kennen, dem er die erſten Waffen angelegt hatte, und es ſchien, als wenn das Geheimniß in keinen übeln Händen wär, wenigſtens hatte der Alte Ueberlegung für ſeine beyden jungen Freunde, und dachte ſchon auf die Zukunft, als beyde noch in dem Rauſch der Freundſchaft und der Dankbarkeit alles auſſer ſich vergaſſen.

Es war nicht ſo leicht, als die jungen Leute meynten, den geliebten Gefangenen aus Fürſt Georgs Händen zu befreyen. Liſt galt hier gar nichts, Gewalt hätte helfen mögen, aber wo waren jetzt die Heere, mit welchen man dem Deſpoten trotzen konnte? Eine kleine Anzahl treuer Diener hatte Ladislaw mit ſich gebracht, und ſie, während er ſelbſt ausging, das Schickſal ſeines verlornen Vaters auszuſpähen, jenſeit der Gebürge gelaſſen; aber dieſe waren kaum hinlänglich, ihrem jungen Gebieter, wenn er ſie um ſich verſammelte, einige Sicherheit zu geben, ſie zu Ausführung gröſſerer Dinge gebrauchen zu wollen, würde Thorheit geweſen ſeyn. Die Heldenplane der jungen Freunde, die ſich alle um dieſen Mittelpunkt drehten, wurden endlich durch Arimiths weiſe Vorſtellungen zernichtet, und ein anderer Vorſchlag zeigte ſich, der die Prüfung beſſer aushielt. Daß er nicht allein in dem engen Rath, der in Arimiths Hauſe gehalten wurde, ausführbar befunden, ſondern auch würklich ſchnell und glücklich ausgeführt wurde, das bezeugt die Geſchichte.

Ladislaus Corvinus ſammelte ſeine Leute um ſich; er trat aus ſeiner Dunkelheit hervor; er forderte ſeinen Vater von den Händen des Deſpoten zurück. Bedingungen wurden von beyden Seiten gemacht und erwogen, und als endlich keine anderen Mittel Corvins Bande löſen konnten, ſo gab ſich der gute Sohn zur Geiſſel für ſeinen Vater, und Johann Corvin zog frey aus Semendria, indeſſen Ladislaw, und ſein junger Freund, der ihn weder verlaſſen wollte noch durfte, gefangen zurück blieben. Ach, Amurats unvorſichtiger Sohn, bey welchem oft die Uebereilung eines Augenblicks verrieth, was Jahre verſchwiegen hatten, war der Geheimhaltung ſeines Namens, deren Nothwendigkeit er ſo wohl einſah, nicht treu geblieben. Nicht nur Arimith, nein, ganz Semendria kannte jetzt Selim, und der Deſpot von Rhaſcien war zu ſchlau, den Bruder des groſſen Mahomed, deſſen Auslieferung ihm ſo viel Vortheile bringen konnte, aus ſeinen Schlingen zu entlaſſen. Ohne Zweifel würde ihm der junge Ladislaw völlige Sicherheit für das Löſegeld gegeben haben, das er von ſeinem Vater forderte, aber da er ſich nebenbey noch einer Perſon von ſolcher Wichtigkeit, wie Selim, bemächtigen konnte, ſo verbot ihm ſeine Staatsklugheit, dieſen glücklichen Fund aus der Acht zu laſſen. Arimith, der in ſeiner Abgeſchiedenheit von der glücklichen und unglücklichen Beendigung der Dinge hörte, zog die Schultern, und ſchalt auf die Unvorſichtigkeit zweyer junger Leute, die zu raſch in allen ihren Handlungen waren, um überall den Lehren der Alten treu zu bleiben.

Meine Leſer, ihr werdet ſchon mehr in den Blättern des Wiedererzählers alter Sagen gemerkt haben, daß er den Pfaden ſeiner, zuweilen etwas kühnen Führerin am treuſten in den düſtern Gegenden folgt, wo eigentlich ihre Gebiete angehen. Wo die wahre Geſchichte ein etwas helleres Licht verbreitet, da tritt er beſcheiden zurück, und läßt ſie allein reden. Hört, was ſie von den Begebenheiten, die der Befreyung des alten Corvins folgten, kürzlich ſagt, denn kurz ſind meiſtens ihre Berichte, da ſie der Geſchäfte zu viel hat, um ſich mit Nebenumſtänden abzugeben, und da die, welche ſie genau ausmahlt, oft gerade nicht eben diejenigen ſind, welche ihr, ihr Lieben, gern detaillirt ſehen möget.

Johannes Corvinus verließ ſeinen Sohn, und ſeinen jungen Freund mit Rührung, aber mit guter Zuverſicht, ſie bald wieder zu ſehen. Alle Bedingungen, welche zu Ladislaws Befreyung nöthig waren, wurden ſchleunig erfüllt. Der Deſpot von Rhaſcien bekam die Ländereyen zurück, auf welche er noch einigen Anſpruch zu haben meynte, und über das geforderte Löſegeld erhielt er noch einige Geſchenke, die der Großmuth ſeines ehemaligen Gefangenen Ehre machten, aber als es nun drauf ankam, daß auch er ſeiner Seits Treu und Glauben halten, und dem Vater ſeinen Sohn wiederſchenken ſollte, da fand ſich ein Gewühl von Ausflüchten, Vorwänden, Nachforderungen, auszufüllenden Lücken in dem gemachten Vertrag, kurz, Ladislaw blieb Georgs Gefangner, und Corvin ſahe, daß, wollte er ihn frey haben, er das Schwerd ergreifen müßte.

Die Freunde des jungen Helden zitterten! Sie ſchalten den alten Beſieger der Türken unvorſichtig, und weisſagten ihm, daß er nächſtens das blutende Haupt ſeines Sohns von der Rache des beleidigten Fürſten zum Geſchenk erhalten würde. Vergebliche Furcht! wer ſie hegte, kannte den Deſpoten von Rhaſcien nicht; Corvin kannte ihn jetzt, und wußte den Gang ſeiner Handlungen Schritt vor Schritt zu berechnen. Ein Falſcher, ein Verräther, ein Mann wie Fürſt Georg, iſt immer ein Feigherziger. Wo hätte der Deſpot von Rhaſcien, der mitten in Belgrad vor den Waffen ſeines Feindes zitterte,[*] ungeachtet dieſer noch weit genung von dieſer damals unüberwindlich geglaubten Veſte entfernt ſtand, wo hätte er Muth zu irgend einer kühnen That gewinnen ſollen? Kaum konnte er ſo viel Herz faſſen, ſich mit ſeinem Gefangenen unter ſtarker Begleitung nach Corvins Lager auf zu machen, und ihm in Demuth ſeinen Sohn auszuliefern, der wie ein König in ſeinen Banden einherging, indeß Fürſt Georg, mit allem Schmuck ſeiner Würde beladen, kaum einer der geringſten Diener des edeln Jünglings zu ſeyn ſchien.

Corvin lächelte ein wenig, da er dieſen Aufzug ſahe, doch empfing er Georgen freundlich, der ihm mit knechtiſcher Unterwürfigkeit Gelübde that, auf welche wenig zu trauen war. Corvin fand nichts in ſeinem edeln Herzen, das ihm Mißtrauen gegen den Mann einflößen konnte, der ſo ſprach. Er nahm es für bekannt an, daß Georg der heimlichen Gemeinſchaft mit dem Erbfeinde ernſtlich entſagte, und gab ihm dagegen die treue Rechte drauf, daß er ihm Schutz wider Mahomed ſeyn, und zu ſeiner Hülfe ſo ſchnell, wie zu Handhabung ſeiner eigenen Sache, herbey eilen wollte.

Es fand ſich bald Gelegenheit, dieſe Zuſage zu erfüllen. Mahomed ſtand vor Semendria, Corvins ſieggewohntes Schwerd riß die Stadt, welche ihn vor kurzer Zeit zum Gefängniß diente, aus ſeinen Händen. Die Türken, die, nachdem ſie Konſtantinopel erobert hatten, jede Veſtung für leichte Beute hielten, zogen ſich vor Belgrad, auch hier focht und ſiegte Georgs ausgeſöhnter Freund, aber ach, es waren die letzten Lorbeern, die er hier erndtete. Seine Jahre, ſeine ausgeſtandenen Mühſeeligkeiten; ſeine ſchwankende Geſundheit, machten Wunden gefährlich, die er in frühen Zeiten kaum gefühlt haben würde. Krank und mit Todesahndung brachte man ihn nach Semlin, in die Arme ſeiner Söhne; ſein jüngſtgebohrner Mathias, der ohngefähr Selims Jahre haben mochte, und kürzlich von Wien aus dem Dienſte des Kayſers zurückgekommen war, kam dem theuren Vater im Thor entgegen, und erhielt ſeine erſten Umarmungen. Corvins Gemahlin, Maria, erwartete ihn an dem Lager ihres ältern Sohns Ladislaw, den, ſeit er aus der Gefangenſchaft von Semendria befreyt war, ein ſchleichendes Fieber verzehrte. — Welch eine Zuſammenkunft! welch ein Wiederſehen! Leſer, wie ſchildern hier nicht, denn die Geſchichte liefert nur ſchwache Züge, und wir dürfen uns nicht zu kühn in ihr Heiligthum wagen.

Corvin ließ ſich von dem Bette ſeines Sohns tragen, um ſich auf ein langwüriges Krankenlager zu legen. Die Wunden heilten, aber ſeine Kräfte waren zu erſchöpft, um andere Zufälle, die das Alter herbeybrachte, zu überſtehen. Er ſtarb wie ein Held, wie ein Chriſt, und hatte das Glück, im Tode ſelbſt von Feinden beweint zu werden. Einer ſeiner heimlichen Neider *), der manchen ſeiner Anſchläge durchkreuzt oder verleumdet hatte, ſtarb in der ſiebenten Woche nach Corvins Tode, aus Gram um den, den er im Leben verkannte. Der Pabſt, nicht allemal mit Corvins Schritten einverſtanden, weinte um ihn, und ſelbſt Mahomed ließ eine Thräne fallen; doch dieſe galt wohl mehr dem Unmuth, ſich nun nicht mehr an dem Helden rächen zu können, der ihm ſieben Schlachten abgewonnen hatte.

---

*) Kapiſtrani, ein beredter und ſtreitbarer Franziſkaner, der auf Befehl des Pabſts 4000 Mann wider den Erbfeind zuſammenpredigte, und ſie gegen ihn anführte.

Selim war jenesmal mit Ladislaw aus der Gefangenſchaft von Semendria frey geworden, und lebte ſeit dem in Corvins Hauſe als ſein Sohn und Bruder ſeiner Kinder. Hier wurden Talente ausgebildet, die bey der wenigen Erziehung, die der junge Prinz gehabt hatte, nur rohe Produkte der Natur geweſen waren.

Eine der erſten Vorkehrungen, welche der fromme Corvin, der damals noch lebte, zum Beſten ſeines jungen Lieblings machte, waren Anſtalten, ihn in die Gemeinſchaft der Chriſtenheit aufzunehmen. Selim verſicherte, daß man dieſe Ceremonien ſchon zu Semendria mit ihm vorgenommen habe, denn der Deſpot von Rhaſcien, obgleich nicht ſo fromm als Corvin, war doch ſo viel religiös, einen Sklaven zu dulden, den er nicht auf ſeine Weiſe zum Chriſten machte.

Man fragte Selim, welchen Namen er in der Taufe erhalten habe, er ſagte, er habe ihn vergeſſen, und man konnte ſchon aus dieſem kleinen Zuge ſchlieſſen, wie wenig wichtig ihm die ganze Sache geweſen war, wie ſchlechten Verſtand er von dem gehabt hatte, was man mit ihm vornahm. Wir nehmen aus dieſem Umſtand, nehmlich der Unbekanntſchaft mit Selims Chriſtennamen nur die Erlaubniß, ihn nach wie vor Selim zu nennen, in Corvins Hauſe aber erregte derſelbe ernſtere Aufmerkſamkeit. Man unterſuchte ſeine Grundſätze, und fand ſie zwar moraliſch gut, aber, das wenige ausgenommen, was ihm Ali und die Herzogin von Geldern beyläufig eingeflößt hatten, viel zu mangelhaft, als daß man ihn einen Bekenner des Chriſtenthums hätte nennen können. Die milde Maria, Corvins Gemahlin, nahm es über ſich, ſeine Lehrerin zu werden, und was er durch einen ſolchen Unterricht gewann, davon mag die Folge ſeiner Geſchichte zeigen.

So wuchs Selim unter der glücklichſten Leitung beſſer heran, bis der traurige Zeitpunkt erſchien, der ihm ſeinen zweyten Vater rauben ſollte, und den wir im vorhergehenden Abſchnitt etwas umſtändlicher geſchildert haben. Ladislaw hatte wegen ſeiner Kränklichkeit, die man nicht ohne Grund einem zu Semendria empfangenen Gifttrunk zuſchrieb, ſeinen Vater auf ſeinen letzten Heldenzügen nicht begleiten können. Mathias, Corvins jüngerer Sohn, war, wie wir ſchon erwehnt haben, damals in kayſerlichen Dienſten abweſend, aber Selim blieb des alten Beſiegers der Türken unabläßiger Begleiter. Scheltet ihn nicht, meine Leſer, daß er ſein Schwerd wider ſein eigenes Volk brauchte; der alte Corvin fand hierin keine Bedenklichkeit, und der raſche, thatenbegierige Jüngling noch weniger. Er haßte Mahomed, und Vaterlandsliebe oder blinde Neigung für ſein Volk, die überhaupt in dem Lande, aus welchem er entſproſſen war, eine Seltenheit iſt, war nach ſeiner Erziehung und den Schickſalen ſeiner frühen Jugend bey ihm wohl nicht zu vermuthen.

Bey der letzten Expedition vor Belgrad war Semlin nicht geweſen, ſein guter Engel hielt ihn durch kürzlich empfangene, noch nicht geheilte Wunden zu Semlin bey Corvins Kindern und ſeiner Gemahlin zurück. Hätte er dieſesmal den Zug mit gemacht, ſo hätte er wahrſcheinlich ſeine Freyheit verloren. Sein Bruder Mahomed, der in ihm einen furchtbaren Gegner aufwachſen ſahe, wußte nicht allein von ihm, er kannte ihn auch ſogar perſönlich. Man war gewohnt, den jungen Prinzen an Corvins Seite fechten zu ſehen, hier hatte ihn auch Mahomed mehrmahls erblickt, die kräftigen Streiche, die ſein immer ſtärker werdender Arm führte, machten ihn überall kenntlich, und

und würden ihn auch bey der Befreyung von Belgrad verrathen haben, wär er nicht, wie wir eben erwehnten, abweſend geweſen, und wär er nicht auf dieſe Art den Schlingen entgangen, welche ihm dieſesmal faſt unvermeidlich gelegt wurden.

Selims Kummer, als er ſeinen Wohlthäter, ſeinen Vater, zwar ſieghaft, aber in äuſſerſter Schwäche nach Semlin bringen ſahe, unterlaſſen wir zu ſchildern, eben ſo wenig ſagen wir von ſeiner Verzweiflung bey ſeinem Tode. Verzweiflung können wir ſeinen Schmerz wohl nennen; entweder machte ſeine natürliche Wildheit jeden ſeiner Afekten ſtärker, als bey Andern, oder es war würklich wahr, was Selim zu fühlen glaubte, und der alte Corvin oft im Stillen gedacht hatte, daß er ihn heiſſer, inniger liebe, als ſeine eigenen Kinder.

Es war vielleicht nicht zu verwundern, wenn ſie wenigſtens in der Aeuſſerung ihres Schmerzes bey Ihres Vaters Grabe weit hinter Selim zurück blieben. Der junge Mathias, am Hofe erzogen, hatte das Glück, einen ſolchen Vater zu haben, wenig genoſſen, und konnte ſeinen Verluſt alſo auch nicht gehörig ſchätzen. Ladislaws Empfindungen wurden durch ſeine Kränklichkeit, und vielleicht durch das Gefühl abgeſtumpft, daß er nicht lang von dem edeln Verſtorbenen getrennt bleiben würde.

Dieſe Ahndung, wenn Ladislaw ſie würklich hatte, täuſchte nicht, doch wollte ihn das Schickſal auf einem andern Wege zu Erfüllung derſelben führen, als er auf ſeinem Krankenbette wähnen mochte.

Nach dem Tode des alten Corvins fing Ladislaw an zu geneſen. Selim, der jetzt nichts liebers hatte als dieſen Freund, — denn der junge Mathias, ungeachtet ſeinen Jahren angemeßner, ſagte ſeinem Charakter nicht ganz zu, — Selim, ſagen wir, hatte nach ſeiner gewohnten Kühnheit, einſt heimlich einen gewagten Weg in die Rhaſciſchen Gebürge gethan, um von Arimith Rath und heilende Kräuter für Lodislaws Uebel zu holen. Er hatte ihm mit denſelben die Geſundheit gebracht, und Ladislaw geſtand erſt in ſeiner Umarmung, daß er nur ihm ein Leben danke, das er nun zweymal gerettet hatte.

Dieſes gerettete von neuem wiedergeſchenkte Leben ſchien zu groſſen Dingen beſtimmt zu ſeyn. Das, was der alte Corvin nie ſuchte, nie annehmen mochte, Ungarns Krone, ſchien das Glück ſeinem Sohn Ladislaw zuwenden zu wollen. Häufige Beredungen mit den Groſſen des Reichs wurden hierüber gehalten; ob Ladislaw mit denſelben einſtimmte, wiſſen wir nicht. Die einige Aeuſſerung von ihm, welche uns hierüber bekannt iſt, iſt die Verſicherung, die er Selim einſt in einer vertraulichen Stunde gab: nur um ſeinetwillen, nur um ihn ſo hoch als möglich zu heben, wünſche er, König zu ſeyn.

Es war damals noch ein anderer Ladislaw, den wir, um ihn mit dem unſrigen nicht zu verwechſeln, nach dem Reiche, das er beherrſchte, den König von Böhmen nennen wollen. Er war Kayſer Alberts Sohn, nach ſeinem Tode gebohren, und bis zum Jünglingsalter unter Kayſer Friedrichs Vormundſchaft erzogen. Die Anſprüche, welche er auch auf die ungariſche Krone hatte, waren wohl ſeiner Geburt nach unbeſtreitbar, der alte Corvin hatte ihm den Beſitz derſelben treulich verfechten und behaupten helfen, und wir wollen es ſeinem Sohne, dem edeln Ladislaw, zutrauen, daß er hierin eher ſeinem groſſen Vater nachgeahmt, als der lockenden Stimme derer Gehör gegeben haben würde, welche ihm mit dem Purpur ſchmeichelten.

Der König von Böhmen war ein Herr, ohngefähr von dem Alter des jungen Ladislaus Corvinus, aber im übrigen, wie verſchieden von ihm! Wir wollen die Vorzüge des königlichen Jünglings nicht herabwürdigen, aber kein ſolcher Ladislaw wie der unſrige war er auf alle Fälle nicht. Zarte Weiblichkeit war der Charakter ſeiner Figur, und nachgebende, oft ins furchtſame ausartende Schwäche, der auszeichnende Zug ſeiner Gemüthsart. Er war gut mit den Tugendhaften, und leicht verführbar für die Böſen, äuſſerſt veränderlich in ſeinen Urtheilen über den Werth ſeiner Freunde und Feinde, und eben ſo übereilt in den Handlungen, die dieſe Urtheile zum Grunde hatten. Dem Helden Corvin hatte er zehnmal in ſeinem Leben wechſelsweiſe als dem Freund und Beſchützer ſeiner Kronen öffentlich gedankt, und als den Feind und Räuber derſelben heimlich verfolgt, oder vielmehr ihn durch ſeine Lieblinge verfolgen laſſen.

Der vornehmſte von dieſer Natternbrut, welche das Herz eines jungen Prinzen, der, ein guter König hätte werden können, mit Gift anſteckten, war Graf Cyly. O, daß wir den Namen dieſes Ungeheuers jetzt zuerſt nennen! Durch was für Züge von Bosheit und *) Argliſt hatte er ſich in der Lebensgeſchichte des alten Corvins berühmt gemacht! wie heimtückiſch ihn noch in ſeinen letzten Jahren nachgeſtellt! Daß Corvin ruhig auf ſeinem Bette zu Semendria ſtarb, war nicht Cylys Wunſch; lieber

---

*) Nur einen aus mehrern: Corvin, durch Erfahrung behutſam gemacht, ließ ſich doch endlich, um den Verdacht des Ungehorſams zu vermeiden, zur Reiſe nach Wien bereden. Sichere Geleitsbriefe, ohne welche der verkannte Held ſich nicht weit wagen durfte, ſollten ihm unterwegs gereicht werden. Cily ſchickte ihm den Grafen Lambera, einen redlichen Mann entgegen, der den Verrathenen verdeckter Weiſe warnte, anſtatt ihn, wie ſeine Inſtruktion lautete, zu verlocken; doch wagte ſich Corvin in einen Weinberg, wo ſeiner Feſſeln oder der Tod warteten; man ſagte ihm, er würde hier den König finden. Er fand weder ihn, noch die verſprochene Sicherheit, und hatte kaum noch Zeit, ſich vor Vollziehung der Mordanſchläge zurückzuziehen.

hätte er ihn in eine ſeiner tauſendfach gelegten Schlingen fallen geſehen. Dieſen Menſchen, der ſo viel Antheil an Corvins Schickſalen hatte, haben wir nun zeitiger zu erwehnen vergeſſen, und damit vielleicht ſtillſchweigend ſo viel geſagt, daß die Boshaften in der Geſchichte guter Menſchen nichts mehr ſind, als unbedeutende Steine auf dem Wege eines Reiſenden; er verletzt zuweilen ſeinen Fuß ein wenig an denſelben, aber er kommt doch zum Ziel, und welches die Hinderniſſe ſeines Fortkommens waren, oder wo ſie lagen, das wird von ihm und andern gänzlich vergeſſen, dahingegen ſein Name unſterblich bleibt.

Jetzt nach Corvins Tode, können wir nichts von dieſem Cyly ſagen, als daß er über den Abſchied des Helden von dem Schauplatze, wo nur er glänzen wollte, hoch aufjauchzte, und den jungen ſchwachen König von Böhmen zu einer eben ſo elenden Freude aufregte.

Er ſpiegelte ihm, ich weis nicht welche, Vortheile vor, die er durch den Verluſt ſeines treuen Vertheidigers gegen den Erbfeind erhalten haben ſollte; der König glaubte alles, und öfnete ſein Herz eben ſo willig dem Verdacht, welchen ihm Cyly gegen Corvins nachgelaſſene Söhne einflößte. Daß dieſer Verdacht nicht ganz ungegründet war, davon haben wir bereits einige Winke gegeben. Ob die jungen Corvine ſeinen Rechten Eintrag thun wollten, das wußte der König von Böhmen nicht; daß ſie es konnten, war ſchon genug, ihn aufmerkſam zu machen.

Ladislaw und Mathias Corvinus begleiteten ungeachtet ihrer Jugend bereits die höchſten ungariſchen Reichsämter. Die Liebe des Volks, und die Stimme der Groſſen waren auf ihrer Seite, wollten ſie die Hand nach der Krone ausſtrecken, wie ein leichtes mußte ihnen dieſes ſeyn; warum ſie eine ſo leichte Sache von der Hand weiſen ſollten, dazu konnte Cyly in ſeinem böſen, und der junge König in ſeinem ſchwachen Herzen keine Urſach finden. So war die Schuld der unglücklichen Jünglinge erwieſen, ihr Tod beſchloſſen, und Cyly hielt ungemeſſene Erlaubniß, ſich jedes Mittels zu Erreichung des groſſen Entzwecks zu bedienen.

Meine Leſer, wir müſſen hier, ſo wie ſchon an mehrern Stellen bedenken, daß wir eben die Geſchichte unſers Selims und keines andern ſchreiben, daß eine Menge uninteresſanter Perſonen, welche die Geſchichte aufführt, bey uns nur Nebenrollen ſpielen. Begebenheiten häufen ſich auf Begebenheiten, und drohen uns auf lockende Abwege zu leiten; unſerm Gegenſtande treu, dürfen wir Euch von allem nur ſo viel ſagen, als gerade zu unſerm Endzweck taugt.

Der edle Ladislaw, der vielleicht nie im Ernſt dem Gedanken an die ungariſche Krone Platz gegeben hatte, ſann auf nichts weniger, als die Rechte des jungen Königs zu kränken; ſich auf dem eminenten Poſten im Reiche zu erhalten, den man ihm, ungeachtet ſeiner Jugend, — er war noch nicht zwey und zwanzig — anwies, das war er dem Andenken ſeines groſſen Vaters, der Sorge für eine geliebte Mutter und für ſeinen Bruder, dies war er der Bedachtſamkeit auf ſein eignes Wohl, dem Rathe ſeiner Freunde und der Klugheit ſchuldig. — Ladislaw that hierin alles, was die Regeln der Politik von ihm forderten, aber er war auch nicht taub gegen die Vorſchriften jener Pflichten, die er in anderer Rückſicht zu erfüllen hatte. Er haßte den Grafen Cyly, wie er den Feind ſeines Vaters haſſen mußte, er traute ſeiner Treue nicht mehr, als ſeine bekannten Tücke erlaubten, aber den geforderten Unterhandlungen mit ihm konnte er ſich doch nicht entziehen. Er wußte, daß er in Behauptung gewiſſer Rechte nicht nur ſtreng, ſondern auch zu möglichen Vergleichen willig und nachgebend ſeyn müſſe; dieſes war der Weg, auf welchem ſich ſein groſſer Vater Liebe und ewigen Heldenruhm erworben hatte.

Es ward ein Ort zur Unterredung mit dem Grafen Cyly beſtimmt; Ladislaws Freunde, unter welchen ſich der Vater ſeiner Braut, einer jungen Fürſtin Gara, beſonders auszeichnete, waren bemüht, dieſem Geſchäft für Corvins angebeteten Sohn die möglichſte Sicherheit zu geben; aber was war alle Sicherheit gegen Cylys Tücke? dieſer Mann, welcher mehr als einmal den vorſichtigen Corvin in die gefährlichſten Schlingen zu locken gewußt hatte, konnte ja wohl, da Ladislaw hier weit mehr ſeinem eigenen Sinn, als treuen Rathgebern folgte, Jugend und Unerfahrenheit mit ofnen Augen betrügen. Die Umſtände eines der ſchwärzeſten Anſchläge hier genau auseinander zu ſetzen, werden wir durch vorangeführte Urſachen verhindert. Cylys Bosheit, Verläumdung und Argliſt ſtürzten Ladislaw in die äuſſerſte Lebensgefahr. Der wachſame Fürſt Gara entdeckte den Fallſtrick faſt in dem nehmlichen Augenblicke erſt, da das unglückliche Schlachtopfer ſchon im Begriff ſeyn mußte in denſelben zu fallen. Selim hatte zum Glück ſeinen Freund nicht begleiten dürfen; den Vorzug, ihm Garas Warnung zu bringen, ließ er ſich nicht entreiſſen. Keine andere Eile, als die Eile desjenigen, der, wie Artmith einmal ſagte, in keinem Dinge ſäumen konnte, hätte vermocht, die Gefahr zu überflügeln, und den Freund gerade in der Minute zurück zu reiſſen; genſeit welcher keine Rettung möglich war.

Zum drittenmal alſo dankte Ladislaw ſeinem Selim das Leben. Triumphirend zogen beyde zu Griechiſchweißenburg ein, und lieſſen dem Verräther fehlgeſchlagene Hoffnung, und die Schande, einmal einen ſeiner verruchten Anſchläge vor aller Welt aufgedeckt zu ſehen.

Ladislaw war zu Belgrad neuen Zuredungen ſeiner Freunde, beſonders des ehrgeizigen Fürſten Gara ausgeſetzt, der ſeine Tochter gern Königin von Ungarn geſehen hätte. Ich weis nicht, was ich thun würde, ſagte der junge Corvin eines Tages zu ſeinem Freunde Selim, wenn ich für ein langes

Leben zu ſorgen hätte, oder vielmehr, wenn ich hoffen könnte, in demſelben meinem Volke alles Uebel zu erſetzen, das ihnen ein ſchwacher König theils ſchon zugefügt hat, theils noch zufügen wird; aber um dieſer Hand voll Jahre, Tage vielleicht, die ich noch zu leben habe, Blut zu vergießen, deſſen Verluſt dem Vaterlande nur kurzen Nutzen ſchaffen könnte, nein, Selim, das mag ich nicht. Zwar mein Bruder Mathias könnte nach meinem Tode in meine Stelle treten, aber würde er auch der ungariſchen Krone würdiger ſeyn, als der König von Böhmen? O Selim! Selim! daß ich für dich handeln könnte! du würdeſt meine Entſchlieſſungen anders finden!

Woher Ladislaws Todesahndung beym vollen Genuß der Geſundheit und Sicherheit kommen mochte, wiſſen wir nicht, auf ſeinem Krankenbette zu Semlin konnten wir ſie uns eher erklären.

Es ward ein Reichstag angeſetzt, welcher zu Griechiſchweißenburg gehalten werden ſollte. Ladislaw Corvin war entſchloſſen, hier durch öffentliches Geſtändniß ſeiner wahren Geſinnungen allen Verdacht auf ewig aus dem Wege zu räumen, und dem König und dem Volke zu zeigen, daß Corvins Sohn nie des Andenkens ſeines immer treu und edel erfundenen Vaters unwürdig handeln könne. Der König von Böhmen und ſeine Räthe erſchienen mit ganz andern Gedanken. Heimliche Tücke lauſchten in ihren Herzen, die ſie ſich gegen denjenigen für wohl erlaubt hielten, der in ihren Augen ein Verräther und Kronenräuber ſeyn mußte, weil er es mit leichter Mühe hätte werden können.

Das offne edle Herz des jungen Corvins, das keinen Verdacht hegen konnte, ungeachtet öftere Erfahrungen Vorſicht geboten, hätte ihn auch dieſesmal ſogleich ſeinen Feinden ohne Widerſtand in die Hände geliefert, wenn ſeine Freunde nicht beſſer für ihn geſorgt hätten.

Der Fürſt Gara hielt es nicht für Beleidigung der Majeſtät des Königs, ihm nach dem ehrerbietigſten Empfang offenherzig zu melden, daß das Andenken gewiſſer Vorgänge es unmöglich machte, ihn anders als in Begleitung einer ſehr kleinen Anzahl vertrauter Räthe und Diener in die Feſtung zu laſſen. Evly ereiferte ſich hierüber mehr als der junge König, welcher ſich hier auf eine Art erklärte, die ihm mehr Herzen gewann, als er unter dieſer Nation noch je gewonnen hatte. Ich komme, ſagte er, ja nicht als ein Feind zu Feinden, ich komme als König zu einem Volk, in deſſen Treue ich kein Mistrauen ſetzen darf, wenn mir ſeine Krone noch von einiger Wichtigkeit bleiben ſoll.

Wieviel Wahrheit in dieſer Aeuſſerung ſeyn mochte, wiſſen wir nicht; ſie war vielleicht ein Werk der nöthigen Staatsklugheit, oder die Frucht einer gefälligen Laune, die dieſer Prinz unter beſſerer Leitung öfter gehabt haben würde, als jetzt der Fall war. Sie mochte ſeyn was ſie wollte, ſo erwarb ſie ihm das laute Zujauchzen der Menge, aber keine Aenderung in dem, was Gara zu Sicherheit der Feſtung, und ſeines künftigen Schwiegerſohns geordnet hatte.

Der König mit den Perſonen, die ſtets zunächſt um ihn zu ſeyn pflegten, zog ein, aber viertauſend Mann deutſche Kreuzſoldaten, die er mit ſich gebracht hatte, wurden auf die umliegenden Dörfer verlegt.

Graf Cyly war ſo beſtürzt über die unvermutheten Hinderniſſe, welche in die Ausführung ſeiner Plane gekommen waren, daß er vergaß, was würklich bey der gegenwärtigen Lage nöthig, wenigſtens dem Wohlſtande gemäß war. Fürſt Gara mußte ihm erſt darauf helfen. Er erbot ſich, wenn man etwa Beſorgniſſe für die Sicherheit des Königs hegte, ſeine Söhne zu Geiſſeln in Cylys Händen zu laſſen, welcher mit denſelben ſeinen Aufenthalt auſſer der Veſtung nehmen könnte, wo es ihm beliebte. Vielleicht hatte der kluge Gara dabey die Nebenabſicht, einen gefährlichen Rathgeber von der Perſon des jungen Königs zu entfernen, es war bekannt, daß dieſer Prinz, wo Cylys Einhauchen ihn nicht erreichen konnte, einen ganz andern Charakter behauptete, als an ſeiner Seite.

Cyly, der ſich jetzt aus ſeiner erſten Beſtürzung erholte, durchſchaute Garas Abſicht ganz, und hütete ſich wohl, ſich nach derſelben zu bequemen. Er nahm die Geiſſeln an, aber um das Verſehen, ſie nicht ſelbſt gefordert zu haben, gut zu machen, ſtellte er ſich mit denſelben unbefriedigt, und forderte über dieſelben noch Ladislaws Bruder, den jungen Mathias Corvin. Mathias, ein raſcher voreiliger Jüngling, der ſich unter den jungen Edelleuten befand, welche den König einzuholen gekommen waren, trat ſelbſt hervor, ſich zum Unterpfand der ungariſchen Treue zu liefern, und Cyly, der nicht ſäumte, ſich des dargebotenen Vortheils zu bemächtigen, befahl dem General der deutſchen Soldaten, die Bewahrung der drey Jünglinge, und wies ihm Wienitza zum Aufenthalt mit denſelben an, indeſſen er, entſchloſſen ſich auf keine Weiſe von dem Könige zu trennen, an ſeiner Seite den Einzug in die Veſtung hielt.

Wär Treue gegen Kayſer Alberts Sohn Urſach dieſes Verfahrens geweſen, wer wollte Cyly tadeln; aber konnte auch wahre ächte Treue in einem Herzen wie das ſeinige wohnen?

Ladislaus Corvinus kam dem böhmiſchen Ladislaw im Thor der Veſtung entgegen. Mit einem Anſtand, der dem Sohn des alten Türkenbeſiegers Ehre machte, überreichte er dem Könige die Schlüſſel der Veſte. Eine kurze heldenmüthige Rede legte ſeine Geſinnungen gegen den Prinzen, der ihm gegen überſtand, als ob beyde die Rollen gewechſelt hätten, an den Tag.

Ihr ſeyd Herr und Gebieter von Griechiſchweißenburg, ſagte er unter andern, ihr ſeyd es von allen Weſten des Landes. Unſere Verläumder mögen Euch von uns vorſpiegeln was ſie wollen, ſo überzeugt Euch, daß nie ein Corvin Euren Rechten Eintrag thun wird; nur das einige bitte ich Euch, verlaßt dieſe Mauern nie ſo ſchimpflich wie ihr einſt *) Ofen verlieſſet, und gebet die Schlüſſel zu dieſen Thoren nicht in Cylys Hände, den ich, und jeder Eurer Getreuen ungern an Eurer Seite ſehen muß, und den ich haſſe, nicht ſo wohl, weil er der Feind meines Vaters, weil er auch mein Feind iſt; nein, weil ihr nie wohl und glücklich herrſchen, nie die volle Liebe Eurer Völker gewinnen werdet, ſo lang ihr ihn um Euch duldet.

Dieſe Rede, welche dem Herzen, aus welchem ſie floß, ſo viel Ehre machte, ward von den Zuhörern nicht durchgängig ſo aufgenommen als ſie verdiente. Der junge König verſchmerzte die Vorwürfe, die in derſel-

den

---

*) Dieſer König von Böhmen und der alte Corvin ſahen ſich einſt zu Ofen, Corvin zog nach Temeswar zurück, von wo er gekommen war, und ließ den jungen Prinzen, und den Grafen Cyly in der Veſte. Aber kaum erhob ſich ein leichtes Gerücht von Mahomets Anzug, ſo zog ſich der böhmiſche Ladislaw nebſt ſeinem nichtswürdigen Rathgeber, unter dem Vorwande der Jagd nach Wien zurück, und ließ die Veſtung dem Feinde offen ſtehen.

ben für ihn lagen, und überwand ſich die Schlüſſel der Veſtung auf eine verbindliche Art in die Hände zurück zu geben, aus welchen er ſie empfing. Aber Cyly konnte Wuth und Rachſucht über den Theil von Ladislaws Rede, der ihn betraf, kaum bergen, indeß der Fürſt Gara ſich nicht minder beleidigt fühlte, daß der junge Corvin ſich ſo beſtimmt auf eine Art erklärte, die ſeinen hochfliegenden Entwürfen gar nicht entſprach. Wenn Gara es ſich auch hätte gefallen laſſen wollen, daß ſein künftiger Schwiegerſohn die ſchwindelnde Höhe, auf die er ihn ſo gern geführt hätte, nicht erſteigen wollte, ſo hätte er doch gewünſcht, daß er ſich dem Könige von Böhmen nicht ſo ganz hingegeben, nicht ſo gleich im erſten Augenblicke Erklärungen hätte laut werden laſſen, die man ihm gern mit den glänzendſten Vortheilen abgekauft haben würde.

Ladislaus Corvinus begab ſich mit dem vollſten Gefühl einer vollendeten Edelthat auf ſein Zimmer, er wußte nicht, daß ſo Wenige mit derſelben zufrieden waren, daß ſich Verdruß und Unwille in Herzen gegen ihn regte, die er ganz mit ſich einverſtanden glaubte.

Nur eines Herzens war er vollkommen gewiß, des Herzens ſeines Selims; dieſer wars, der ihm in die Einſamkeit folgte, und daſelbſt Freuden und lachende Vorſtellungen mit ihm theilte, welche — Hirngeſpinſte waren. Während Corvins Sohn und Amurats von den guten Folgen einer edeln That träumten, während der erſte, da er nun mit den hieſigen Händeln nichts mehr zu thun haben wollte, Plane zu einem Zuge wider Mahomed machte, auf welchem Selim ihn zu begleiten verſprach, war alles auſſerhalb der Stille des geheimen Zimmers, wo beyde ſich verſchloſſen hatten, in voller Gährung.

Der Unwille, der gegen Ladislaw in manchen Herzen glimmte, wurde von dem boshaften Cyly von allen Seiten geſchürt. Nicht allein den König hetzte er zu Anſchlägen auf, die für Ladislaws Leben gefährlich werden konnten, auch den vornehmſten Freund, den der unglückliche Jüngling hatte, den Fürſten Gara, wußte er durch Hülfe ſeiner Creaturen von einiger Unzufriedenheit mit ihm zum völligen Widerwillen zu bringen. Wie weit dieſer Gara ſich in Cylys Anſchäge flechten ließ, wiſſen wir nicht, nur ſo viel berichtet dir Geſchichte, daß er es von dieſem Augenblicke an nicht mehr redlich mit dem beſtimmten Gemahl ſeiner Tochter gemeynt, und allmählig ſeine Hand von ihm abgezogen habe.

Einen Wunſch, ſagte Ladislaw, der mit Selim noch immer in der Einſamkeit ſeines Zimmers verweilte, einen Wunſch hätte ich noch für den heutigen glücklichen Tag!

Und welchen? mein Bruder, antwortete Selim.

Die Umarmung derer, die dir allein den Rang in meinem Herzen ſtreitig machen. Meine edle vortrefliche Mutter, ſie, deren Einrath ich beſonders das, was ich heute that, zu danken habe, ſie, deren Beyfall mich am ſüſſeſten für mein Betragen belohnen wird, ſie wird morgen hier eintreffen; bis ſo lang muß ſich mein ſehnendes Herz ſchon gedulden. Aber meine Verlobte! Mein Bruder! o was wollte ich um das Glück geben, ſie heute noch zu ſehen.

Und wie wär dieſes zu machen? rief Selim, der gern jeden Wunſch ſeines Freundes im Augenblick der Entſtehung befriedigt hätte.

Das erſte hoffe ich mit leichter Mühe zu erlangen, ſagte Ladislaw, ich darf ja nur den Fürſten Gara bitten, er wird mir das Vergnügen, meine Braut zu umarmen, nicht verſagen; meine Eliſabeth iſt ja auf einem der nächſten Luſtſchlöſſer, nur der Widerwille vor dem Geräuſch, das die Ankunft des Königs hier verbreitet, hält ſie dort zurück, einen kurzen Beſuch würde ſie mir ja wohl ſchenken, da ich hier durch meine Pflicht feſt gehalten werde.

Selim rief einen Kammerdiener, das Gewerbe bey dem Fürſten ſogleich zu beſtellen.

Aber, fuhr Ladislaw fort, ſchwerer zu erfüllen iſt mein zweyter Wunſch: Mein Bruder Mathias iſt Geiſſel, ſeine Perſon haftet für die Sicherheit des Königs. Sicher wär der König, ſo weit meine Befehle reichen, hier wohl ohne dieſe unnöthige Vorſicht, aber —

Ich denke, antwortete Selim lächelnd, Ladislaw wird die Sehnſucht nach dem Bruder wohl in den Armen der Geliebten vergeſſen.

Nein, Selim, war die Antwort. Ich habe viel mit Mathias zu reden. In der That, ich gäbe einen Theil deſſen, was mir das liebſte iſt, um eine Stunde, in welcher ich mit meinem Bruder von Herz zu Herz ſprechen könnte.

Wohl auch deinen Freund Selim?

Wie verſtehſt du das?

Ich meyne, wenn Czly ſich gefallen ließ, Amurats Sohn, Mahomeds Bruder, an Mathias Statt zur Geiſſel für die Sicherheit ſeines Königs zu nehmen. — —

Selim! treuer edler Freund! Welch ein Anerbieten! Glaubſt du dieſen Einfall durchzuſetzen?

Ja, wenn Ladislaw mich von ſich laſſen kann!

Auf ſo kurze Zeit, mein Bruder! — Dieſes ſeltſame Weſen, dieſe Bürgſchaft für einen König, der hier keine Feinde hat, iſt ſo unnöthig! Dieſes alles muß ſich ſo bald heben. — Ja, geh' mein Selim! liefere dich für Mathias in Cylys Hände, morgen ſehen wir uns vielleicht alle wieder! Jener Verräther, der einige, auf welchen ich hier noch einiges Mistrauen ſetzen könnte, hat nach meiner Erklärung kein Recht, keine Urſach wider mich oder die Meinen feindlich zu verfahren.

Ladislaws Abgeſchickter an den Fürſten Gara kam zurück, und berichtete, wie es unmöglich ſey, den geäuſſerten Wunſch zu erfüllen: die Unruhen, welche die Anweſenheit des Königs nach ſich zog, eine ſchnelle Unväßlichkeit der jungen Fürſtin — u. ſ. w.

O Ladislaw! Ladislaw! rief Selim, der im Gehen noch den Beſcheid, welchen der Fürſt ſeinem Eydam zurück ſagen ließ, mit anhörte, wie ungern verlaſſe ich dich! Jedoch traue darauf, deinen Bruder Mathias ſollſt du ſehen, keine Tücke deiner Feinde ſollen dich um dieſen Wunſch betrügen.

Selim fand die verbindlichſte Aufnahme bey dem Grafen Cyly, bey welchem er ſich ſogleich anſagen ließ. Graf Ulrich war der feinſte Weltmann, der ſich denken läßt. In allen Künſten der Höfe geübt, wußte er jedes Herz zu beſtricken, deſſen Eroberung er ſich zum Ziel geſetzt hatte. Er ſagte Amurats Sohn tauſend Höflichkeiten, nannte ſein Erbieten, ſich anſtatt des jungen Corvins als Geiſſel zu ſtellen, nannte die ganze Bürgſchaft für des Königs Sicherheit unnöthig, verſicherte, daß dieſe Sache nicht ſein, ſondern des Fürſten Gara Einfall geweſen wär, bequeme ſich endlich nach Selims Willen, und ſetzte ſich flugs, eigenhändig einige Zeilen an den General der deutſchen Soldaten aufzuſetzen, welchem die Hut der Söhne Garas und des jungen Mathias anbefohlen war.

Wir wiſſen nicht wie es kam, daß Selim ſich durch alle dieſe Dinge nicht täuſchen ließ. Er bezahlte Cylys Höflichkeit mit gleicher Münze, und behielt ſich's vor, gegen alles was er ſagte und that, auf ſeiner Hut zu bleiben.

So verließ er die Veſtung, ſchwang ſich auf ſein gutes Pferd, und legte den kurzen

Weg von Belgrad nach Wisnitza, wo die Deutſchen größtentheils nebſt ihrem General lagen, mit der Eil zurück, die wir an ihm kennen.

Unterwegs ward er mit ſich einig, bey ſeinem Gewerbe die größte Vorſicht zu gebrauchen, und dafern Graf Cyly, wie ſich aus ſeiner übertriebenen Freundlichkeit faſt vermuthen ließ, ihn habe betrügen wollen, ihn wieder zu betrügen. Cylys Schreiben kam ihm auf alle Weiſe verdächtig vor, es war, als ahndete ihm ſein Inhalt, als wüßte er, daß es dahin lautete, den Sohn Amurats in guter Verwahrung zu behalten, ohne den jungen Corvin an ſeiner Stelle ziehen zu laſſen. Er entſchloß ſich, nur im höchſten Nothfall von demſelben Gebrauch zu machen, und zu verſuchen, was er ohne daſſelbe ausrichten könne.

Selim, Mahomeds Bruder, war hier überall bekannt, und als eine Perſon von Wichtigkeit angeſehen. Der General der deutſchen Kreuzſoldaten wußte, daß Cyly und andere böhmiſche und ungariſche Groſſe ihn ungern unter dem Schutz der Corvine ſahen, und zu Erreichung, Gott weiß welcher Abſichten, ihn lieber in ihrer Gewalt gehabt hätten: verſchiedene Schlingen, die man hiezu bereits gelegt hatte, waren keinem von Cylys Vertrauten unbekannt, auch der Mann, vor welchem ſich jetzt Selim ſtellte, wußte von denſelben, und hielt ſeine Erſcheinung, ſeine Forderung für nichts, als für einen dieſer Anſchläge, welcher früher als ſich hoffen ließ, geglückt wär.

Bey dieſem Wahn läßt ſich es denken, wie leicht es Selim ward Glauben zu finden, und ob er nöthig hatte, Gebrauch von Eylys Schreiben zu machen. Der Hüter der drey zum Unterpfand gegebenen Jünglinge traute ſeinen Worten; er gab Mathiam Freyheit zu ziehen wohin er wollte; und hätte vielleicht die beyden Garas dazu ausgeliefert, wenn es gefordert worden wär. Ob er klug hierin handelte, das wollen wir nicht entſcheiden; die Geſchichte hat ſeinen Namen vergeſſen, und es liegt wenig daran, wenn einige Unvorſichtigkeit auf ſeine Rechnung kommen ſollte.

Selim berichtete Mathiam in wenig Worten, die niemand verſtand als er, die Lage der ganzen Sache, und die Nothwendigkeit, heimlich zu Belgrad einzureuten, auch ſagte er ihm, daß er in einer Höle des Berges Halaga den einigen Bedienten, der ihn aus der Veſtung begleitete, zurückgelaſſen habe, welcher Mittel wiſſe, ihn insgeheim zu ſeinem Bruder zu bringen.

Uns iſt bekannt, wie Selim zu ſo vieler Vorſichtigkeit kam, und woher die Zweifel rührten, die er erſt ſeit wenig Stunden in die gute Lage der Sachen zu Belgrad ſetzte; ſie mehrten ſich von Stunde zu Stunde, er durchwachte eine fürchterliche Nacht, bereute tauſendmal ſeinen Freund Ladislaw verlaſſen zu haben, und die Zeitungen, welche der folgende Tag mit ſich brachte, waren, wenigſtens eines theils, nicht unerwartet für ihn.

Ach nur zu gewiß war es, daß in dieſer Nacht ein Unglück für Ladislaw ausgebrütet wurde, dem er nährlich entging. Während er mit ſeinem Bruder Mathias, der durch verborgene Wege glücklich zu ihm gelangt war, in tiefen Berathſchlagungen für die dunkle Zukunft begriffen war, lauerte auf ihn der Tod; in welcher Geſtalt, darüber ſpricht die Sage verſchieden, und es fehlt uns an Muſe, die kleinſten Umſtände in der Geſchichte einer Nebenperſon genau zu unterſuchen.

Ladislaw war gerettet, ſo gerettet, daß ſeine Feinde nicht eins merken konnten, daß ihm ihre meucheliſchen Anſchläge offenbar geworden wären, die ſie nun mit beſſerm Glück in nächſter Nacht auszuführen dachten. Ladislaw konnte dieſes ausrechnen, er ſah, daß er jetzt ſchnell und entſcheidend gegen ſeine Widerſacher handeln müſſe, wenn er nicht ſelbſt umkommen wollte. Es wogten Gedanken in ſeinem Gehirn auf und ab, die ſeiner ſo ſanften Seele ſonſt ganz fremd waren. Mathias, Ladislaws einiger Geſellſchafter in dieſer Schreckensnacht, ſahe an dem unruhigen Auf- und Abgehen ſeines Bruders, und aus ſeinem entſtellten Anſehen, daß etwas Groſſes in ſeinem Innerſten reifte.

Laß mich, mein Bruder, antwortete Ladislaw auf ſein Befragen, indem er ihn innig an ſein Herz drückte, laß mich! du biſt zu jung, das ganz zu faſſen was ich vorhabe. Gott kann es zum Beſten lenken! mit Ehrfurcht nenne ich ſeinen Namen bey dieſer Gelegenheit, und glaube nicht damit zu ſündigen. Auch Rache an den Böſen iſt ſein Werk, hat ſie für mich die Folgen, die ich faſt beſorge, ſo iſts Glück genug für mich geweſen, den Thron des verwahrloßten Königs von Ungarn und Böhmen, von einer Natter befreyt zu haben, die die Grundveſten deſſelben ſo lang untergraben würde, bis er fallen müßte.

Was meynſt du, mein Bruder? fragte Mathias. Haſt du Rache wider den teufliſchen Cyly im Sinn, ſo bedenke, daß Grimm wider den Feind unſers Vaters, und wider den Deinigen auch in meinem Herzen glüht, und daß mein Arm dir hier nützen kann.

Er kann es nicht, mein Bruder! — Verlaß mich!. gehe zu unſerer Mutter, ſie wird dich lehren, wie du weiter handeln ſollſt. — Möchte, möchte dich doch Gott einſt zum Erben aller Vortheile machen, die er vielleicht dem älteſten von Corvins Söhnen aufgehoben hatte.

Der Tag brach an, als die Brüder ſchieden, es war der Tag Martini, von dem Könige zu einer feyerlichen Kirchfarth beſtimmt. Ladislaw Corvin, nebſt denjenigen unter den ungariſchen Groſſen, die noch treulich auf ſeiner Seite hielten, waren nicht unter ſeinen Begleitern. Corvins beleidigter Sohn hatte ſie mit dem frühſten Tage alle zu ſich verſammelt. Die Vorgänge der letzten Nacht, die er ihnen vor Augen legte, regten den alten Haß gegen den Verführer ihres Königs, den Feind aller Redlichkeit, den boshaften Cyly von neuem auf, Rache war ihm geſchworen, ſchnelle Unterſuchung, ſchnelle Darlegung ſeiner Bosheit, und eben ſo ſchnelles Urtheil. Alle waren hierin einig, nur der Biſchoff von Wardein ſagte mit der einem Geiſtlichen ziemenden Reſignation: er könne zu blutigen Anſchlägen nicht rathen, nur ſchweigen.

Es war beſchloſſen, daß Cyly den Abend nicht erleben ſollte. Kein Ort hätte ihn ſichern können, als die Nähe des Königs! Man fürchtete, er möchte ihm zu den heiligen Altären gefolgt ſeyn, aber Andacht war eben Graf Ulrichs Sache nicht; man vernahm mit Vergnügen, daß er ſich zu den Eroberungen rüſte, die er heute unter den belgradiſchen Damen machen wollte, und ſäumte nicht, ihn aus den Händen ſeiner kräuſelnden und balſamirenden Kammerdiener abrufen, und vor ein Gericht fordern zu laſſen, das er ſich wohl ſchwerlich ſo furchtbar denken mochte, als er es fand.

Zu Wisnitza, wo Selim von den Rechten der Bürgſchaft, oder vielmehr von der Bosheit heimlicher Feinde, die er nicht kannte, aufgehalten wurde, erſcholten um den Mittag wunderliche Gerüchte aus Griechiſchweißenburg, die aber, wie ſich denken läßt, demjenigen, der am begierigſten nach denſelben war, nur verſtümmelt zu Ohren kamen.

Graf Ulrich von Cyly ſollte, wie einige behaupteten, während ſein König in der Kirche war, von Ladislaw Corvin in ofnem Kampfe erlegt, wie andere verſicherten, nach Darlegung und Ueberweiſung ſeiner Unthaten, durch ein ordentliches Gericht zum Tode verdammt, und ohne Aufſchub mit Vollziehung des Urtheils belegt worden ſeyn. Der junge Corvin habe hierauf in Begleitung der ungariſchen Groſſen, dem vom Gottesdienſte zurückkehrenden Könige, ſelbſt dieſe Handlung der Gerechtigkeit kund gethan, und der König habe ſich mit der Ergebung bey der Sache betragen, welche für den, der die Uebermacht des andern fühlt, immer die klügſte Parthie iſt; doch ſey Schauder über das ſchnellgeendete Schickſal ſeines Lieblings, und Schauder vor dem mächtigen Ladislaw, der ſo etwas wagen konnte, an ihm nicht zu verkennen geweſen.

Wahr war, was Selim von dieſen Geſchichten mit einem Gemiſch von Freude und Beſorgniß vernahm, wahr war auch, daß die erſte dieſer Empfindungen weniger Grund hatte als die andern; Ladislaw hatte allerdings durch dieſe kühne That, welche ſelbſt diejenigen unter den ungariſchen Groſſen, die ſie mit vollziehen halfen, mit Erſtaunen anſahen, den entſchiedenſten Schritt zu ſeinem Verderben gethan. Man lernte hier ſeine Macht, ſeinen Unternehmungsgeiſt kennen, man zitterte vor ihm, und hegte von dieſem Augenblicke an den Gedanken nicht ungern, Corvins furchtbaren Sohn gedemüthigt zu ſehen.

Wir haben den böhmiſchen Ladislaw in ſeinem Kabinet nicht belauſcht, und wiſſen alſo nichts von den Gefühlen zu ſagen, die durch die blutige Begebenheit in ſeinem blöden Herzen rege wurden; nur dies ſagt die Geſchichte:

Der König von Böhmen fühlte ein Grauen vor den Mauern, zwiſchen welchen das Blut ſeines Lieblings vergoſſen worden war, er verweilte nicht länger in denſelben, als bis nach Cylys Beerdigung. Mit Schild und Helm wurde Graf Ulrich begraben, er war der Letzte ſeines Geſchlechts.

Als der König Belgrad verließ, wagte er mit mehrerm Muth als anfangs, einige Aeuſſerungen des Unwillens gegen Ladislaw Corvin; viele der vornehmen Ungarn wandten ſich jetzt allmählich von Corvins Sohn ab, dies machte ihn weniger furchtbar.

Als der junge König ſich nach Temeswar erhob, da kamen ihm vor der Stadt Corvins Mutter und ſein Bruder Mathias entgegen, ſie umfaßten ſeine Knie, und baten um Gnade für Ladislaw, dies war ihm ein neuer Beweis von der günſtigern Lage der Sachen; er tröſtete ſich mit künftiger Rache, und verſprach Gnade für den gegenwärtigen Augenblick. Die Milde, mit welcher er Vergeſſenheit des Vergangenen angelobte, und faſt Ladislaws That zu rechtfertigen ſchien, war ſo groß, daß ſie ſelbſt, den unglücklichen jungen Mann, welcher die Handlung der Gerechtigkeit an Cyly verübt hatte, ins Garn lockte. Der König von Böhmen ſchien nach völliger Ausſöhnung mit ihm zu verlangen. Er hatte geſchworen, hatte das Sacrament darauf genommen, das Blut ſeines Lieblings nimmer an den Corvinen zu rächen, wer konnte hier Mißtrauen hegen? und als der König das letzte Mittel brauchte, Ladislaw an ſich zu ziehen, als er ihm mit dem Beſitz ſeiner ehemals verſprochenen Braut, der ſchönen Eliſabeth Gara, ſchmeichelte, welchen ihm der Kaltſinn ihres Vaters ſeit einiger Zeit zweifelhaft machte, wie konnte er da widerſtehen? Er flohe zu den Feſten, zu welchen ihn der König im Namen der Liebe rief, er war entzückt, ſich von dem ausgeſöhnten König, der in allem das Uebertriebene liebte, Bruder nennen zu hören, und träumte ſich eine Sicherheit, die ihm nichts zweifelhaft machte, als die Warnungen ſeiner Mutter; Warnungen, die leider in dem Taumel der ſüſſeſten Hoffnungen nicht recht gehört wurden.

Fürſt Gara ſchwieg zu dieſen Dingen; ſeit er überzeugt war, daß Corvin ſeiner Toch ter nie eine Krone aufſetzen würde, hatte ſich ſein Herz ganz von ihm abgewandt. Er hegte jetzt ganz andere Ausſichten. Der König von Böhmen war jung, gallant, ein Verehrer der weiblichen Schönheit, in ihm konnte ja Eliſabeth wiederfinden, was ſie in Corvin verloren hatte.

Der König brach auf, ſich einige Zeit zu Ofen aufzuhalten. Die Korvine wurden eingeladen ihm zu folgen, auch die junge Fürſtin Gara ſollte den daſigen Hof zieren; der König und ſeine Räthe vergaſſen nicht die Zauberkraft dieſes Magnets zu nützen, der, wie ſie wußten, ſeine Würkung auf Ladislaws Herz nie verfehlte.

Noch einmal erhob die Wittwe des groſſen Corvin ihre warnende Stimme, noch einmal rief ſie ihre unbedachtſamen Söhne vom Abgrunde zurück. Sie glaubten ſich ſicher, ſie demonſtrirten der ſorgſamen Mutter dieſe gewöhnte Sicherheit ſo augenſcheinlich, daß ſie faſt ſelbſt daran glauben mußte; weinend trennte ſie ſich von ihnen, und ſie zogen den Weg, den ſie, den wenigſtens einer von ihnen, nie zurückkehren ſollte.

Seit der erſten Nachricht von Cylys Tode und Ladislaws Zuſtand, die Selim zu Wisnitza erlauſchte, hatte er nichts wieder von ſeinem Freunde vernommen; man nahm ſeiner zu wohl wahr, als daß Dinge vor ſeine Ohren kommen konnten, die man vor ihm verborgen halten wollte. Die Söhne des Fürſten Gara waren in dieſer Zeit an ihren Vater, der jetzt des böhmiſchen Königs wärmſter Anhänger geworden war, zurückgegeben worden, und es befremdete den türkiſchen Prinzen ein wenig, daß nicht auch er bey dem gegenwärtigen allgemeinen Einverſtändniſſe, das er muthmaſſen mußte, ſeine Freyheit erhielt. Zu verwundern war es allerdings, daß ſeine Freunde, die jungen Corvine, nicht hievor einige Sorge trugen; doch Ladislaw ward durch Liebe von jedem andern Gedanken zurückgehalten, und Mathias war zu jung, zu flüchtig, zu wenig für Selim eingenommen, als daß ſich hier etwas von ihm hätte erwarten laſſen, auch wären ja hierin die Bemühungen aller Freunde Selims vielleicht vergeblich geweſen, da man ſeine Urſachen hatte, ihn feſt zu halten.

Selim konnte auf keine Weiſe errathen, was man mit ihm vorhatte. Einige Hoffnung zu Beendigung der ängſtigenden Langenweile, die er nun ſchon länger als zehn Tage zu Wisnitza gehabt hatte, gab ihm der Ausbruch der deutſchen Soldaten nach Ofen, wohin ſie kommandirt waren, und wohin auch er unter der Hut ſeines bisherigen Aufſehers gern und willig folgte, ach er wußte nicht, zu was für Scenen ihn ſein Schickſal rief! er dachte nichts als das Wiederſehen ſeines Ladislaw, und ahndete nicht wie er ihn wiederſehen ſollte! —

Iſt denn die Muſe, die Sagenerzählerin, zu lauter Trauergeſchichten beſtimmt? ſoll ſie denn all' ihre Lieblinge zum Grabe, zum blutigen Tode begleiten?

Selim befand ſich zu Ofen, aber ſeine Einſchränkung blieb die nemliche. Daß Ladislaw, daß der Freund, nach welchem er ſich ſehnte, ſo nahe war, wußte er nicht, er hörte wohl von Feſten, welche hier täglich gefeyert wurden, hörte den Namen der Garas und anderer Bekannten, Corvins Namen hörte er nicht, es war als ob es ſeinen Hütern unterſagt wär, Ladislaw oder Mathias vor ſeinen Ohren zu nennen.

Es ſcheint, ſprach einſt einer zum andern, ohne daß Selim wußte von wem die Rede war, er beginnt ſeine eigene Gefahr einzuſehen.

Warum das? würde er in dieſem Fall die Wohnung der Falſchheit nicht ſogleich verlaſſen?

Jeder Held ſcheut die Flucht, auch bis auf den geringſten Anſchein derſelben; nicht heimlich, nicht unvorbereitet darf er den Ort, wo ihm der Tod droht, verlaſſen. Was jener Unglückliche denkt, erhellt aus den gänzlich abgebrochenen Heyrathstraktaten, und aus dem Entſchluß zum Türkenzug.

Wird man ihm denſelben verſtatten?

Erlaubniß zu Thaten zu holen, um welche man ihn bitten ſollte, wird er ſich heute zum Könige verfügen.

Gott helfe ihm bald unter die Schwerder der Türken! rief der zweyte der Redner, ich halte ihn dort ſicherer als hier!

Und, ſetzte der erſte mit einem Seufzer, und einem mitleidigen Blick auf Selim hinzu, und ſchenke allen unſchuldig Gefangenen die Freyheit!

Dieſe Hüter des Prinzen waren wahrſcheinlich denn die Geſchichte läßt uns hier im Dunkeln — in keiner Rückſicht gemeine Perſonen; ihr Stand läßt ſich aus dem Geſchäfte, Selim zu hüten, und aus dem Ton ihrer Rede ſchlieſſen, auch ihre Geſinnungen erhellen aus dem letzten. Selims Schickſal ging ihrem Herzen nahe. Die Zunge war ihnen gebunden, ſo wollten ſie wenigſtens verdeckter Weiſe Warnungen ausſtreuen, die allenfalls ohne deutlich bezeichnete Umſtände und Namen verſtändlich ſeyn konnten. Ob der Prinz ſie verſtand, oder ob er gerade den Zweck ihrer Rede verfehlte, das lehrt die Folge.

Mein Prinz, ſagte einer dieſer gutmüthigen Leute, als er des Nachts auf dieſes Geſpräch, mit einer dunkeln Leuchte vor ſein Bette trat und ihn weckte; erhebet euch; alle Thüren ſind offen, alle Wachten entfernt, ihr könnt euch begeben wohin ihr wollt.

Wie? auf Gefahr Eures Lebens?

Der morgende Tag wird wahrſcheinlich ſo reich an Unruhen ſeyn, daß Eure Entkommung weder bemerkt noch gerügt werden dürfte. Eilet! Eilet! die Minuten ſind koſtbar! Hier iſt ein gefüllter Beutel, und hier eine entſtellende Hülle, Eure Flucht zu ſichern.

Entkommung? Flucht? für wen haltet ihr mich?

Für Selim, Amurats Sohn, für einen Jüngling, in dem ein Keim zu tauſend Heldentugenden liegt, welchen ſo frühes Unglück nicht vernichten muß.

Jeder Held, antwortete Selim, indem er ſich unwillig auf die Seite wendete, jeder Held ſcheut die Flucht, auch bis auf den geringſten Anſchein derſelben!

Iſt das das einige, erwiederte der Warner, was ihr aus meiner geſtrigen Rede behalten habt?

Das einige! das übrige war zu dunkel. Wurde es um meinetwillen geſprochen, ſo erklärt es mir.

Seyd ihr denn entſchloſſen nicht zu gehen?

Selim wollte antworten, aber ein Geräuſch an der Thür ſchreckte ſeinen Freund, er that ſeine Leuchte aus und verſchwand durch verborgene Wege.

Nach einer halben Stunde, welche Selim wachend zubrachte, trat der Befehlshaber der neuangetretenen Wache herein, das Zimmer zu viſitiren. Er fand alles ſicher, und Selim in verſtelltem Schlummer; der würkliche beſchlich die Augen des jungen Prinzen bald darauf, und ſo kam einer der ſchreckensvollſten Tage heran, die das Schickſal für ihn beſtimmt hatte.

Soll ich ihn umſtändlich ſchildern dieſen blutigen Tag, oder nur einzelne Züge von Scenen liefern, von welchen ſich meine ganze Seele hinwegwendet?

Ladislaw, der dieſe Tage über unter den Täuſchungen der Liebe und falſcher Freundſchaft ruhig zu Ofen gelebt hatte, begann die Augen zu öfnen. Seit Ofen die deutſchen Kreuzſoldaten eingenommen hatte, ſeit der König von Böhmen ſich ſtärker fühlte als die Corvine, machte er eben kein Geheimniß mehr aus ſeinen wahren Geſinnungen. Daß Cylos Blut nicht mehr lang ungerochen bleiben würde, ließ ſich aus allen Umſtänden ſchlieſſen. Völlige Verzeihung war Corvins Söhnen zwar verſprochen, war ihnen mit den heiligſten Siegeln beſtättigt worden, aber ſie mußten ſehen, mußten fühlen, daß hierauf jetzt keine Sicherheit mehr zu gründen ſey.

Der ältere Corvin hatte ſchon längſt einen Zug wider die Türken im Sinn gehabt, um dort das Andenken ſeines groſſen Vaters durch neue Siege zu erneuern. Sein Bruder Mathias war mit ihm einverſtanden, und beyde beſchloſſen unter ſich, da ſie jetzt faſt keinem andern Rathgeber trauen konnten, in dieſem Nu mit ihrem Vorſatz loszubrechen, und ſich dadurch einen ehrenvollen Abzug aus einer Mörderhöle zu ſichern.

Auf ſeinen erſten Antrag hatte Ladislaus Corvinus bereits gute Zuſage erhalten, und war zu völliger Entlaſſung auf den nächſten Tag verwieſen worden. Dieſer Tag erſchien, (ach es war eben derſelbe, welcher jener Nacht folgte, wo Selim die angebotene Flucht ausgeſchlagen hatte,) — er erſchien. Ladislaw begab ſich nach Hofe, und — fand dort das Richtſchwerd ſeiner warten.

Der Biſchoff von Wardein, und einige andere Freunde begleiteten ihn, aber ſie vermochten nicht ihn zu retten, da man nach kurz gehaltenem Blutrath über ſie und ihn, ihnen ſelbſt Feſſeln anlegte, und Corvins edelm Sohne das Schwerd zuerkannte. Mathias warf ſich auf ſeinen Bruder, den Todesſtreich von ſeinem Nacken auf den ſeinigen zu ziehen. Der Nachrichter zitterte, da man den jüngern Bruder hinwegriß, und den Befehl wiederholte, das Urtheil an dem ältern zu vollziehen. Mitleidsthränen verdunkelten ſeine Augen, vier mißlungene Streiche verlängerten Ladislaws Qual, erſt der fünfte tödete ihn, da lag er in ſeinem Blute, der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit, — erſt das vier und zwanzigſte Jahr hatte er angetreten, — eine früh vom Sturm zerknickte Blume, ein Opfer, der Wuth eines andern Jünglings geſchlachtet, der ihn wenig Monate überleben ſollte.

Ueber dem Throne des böhmiſchen Königs ſchwebte in dieſem fürchterlichen Augenblicke ein Todesengel, und zählte die Stunden, die Corvins Mörder nach dieſer That noch gegönnt werden ſollten, und gab eine lange Reihe thatenvoller Jahre, die ihm auſſerdem beſtimmt geweſen wären, der Vernichtung Preis. So wiegt die Wage der ewigen Gerechtigkeit, ſo wog ſie auch vielleicht Corvins unglücklichem Sohne ein Schickſal zu, das ſich auf Cylys zu ſchnell, zu raſch, zu eigenmächtig vergoſſenes Blut bezog.

Von dem, was das Urtheil des Königs von Böhmen rechtfertigen, und das Mitleid gegen den hingerichteten Ladislaw mäßigen konnte, fühlte jetzt niemand etwas; alle Augen waren nur auf das beklagenswürdige Schlachtopfer der Rache geheftet. Alle Augen weinten ihm nach, aber die Augen des jungen Königs blieben trocken, er erhub ſich von ſeinem Throne, um ſich in dem Innerſten ſeines Gemachs, für die ſchnelle und lobwürdige Handlung der Gerechtigkeit, die er geübt hatte, preiſen, und ſich vorrechnen zu laſſen, daß Cylys Rache heiſchender Schatten kaum vierzehn Tage auf Befriedigung habe warten dürfen, indem heute erſt der drey und zwanzigſte November ſey, und Cylys Todestag das Feſt St. Martini geweſen wär; ſchade, daß dieſe genauen Berechner von Zeit und Tagen, nicht auch einen Blick für die Zukunft hatten; hätten ſie des unglücklichen jungen geſchmeichelten Königs Todestag, der heut über ein Jahr, von Corvins Hinrichtung zu rechnen ſchon vorüber ſeyn ſollte, hätten ſie dieſen voraus zu ſagen gewußt, er würde ein ſchönes Dreyblatt mit denen gemacht haben, die ſie erwehnten, und o wie würden des Königs Wangen erbleicht, wie würden ihm die

Triumpfsgedanken über den Tod eines vermeynten Feindes vergangen ſeyn, wie würden ſich die weiten Ausſichten auf wachſende Gröſſe, und das Glück der Liebe, in welchen ſich ſein Auge verlor, in einen engen Raum zuſammengezogen haben!

Selims warnender Hüter von voriger Nacht hatte Recht, dieſer Tag war ein Tag voll Verwirrung und Unruhe. Die ganze Stadt nahm Theil an der That, die heute geſchehen war, die Jungfrauen von Buda weinten über Ladislaw, wie weiland Iſraels Töchter auf dem Gebürge Gilboa über Jonathan. Straſſe auf Straſſe ab ſtrömte das Volk den entſeelten Leichnam ſeines Lieblings zu ſehen, den man verächtlich hingeworfen hatte, als ob man ihn ſo bald keiner Beerdigung würdigen wollte.

Der junge Prinz, welcher heute ſchlechter bewacht war als jemals, und welcher zehnmal hätte entkommen können, wär der Gedanke an Flucht ihm nicht ein Abſcheu geweſen, unſer Selim, ſagen wir, hörte den wachſenden Lärm auf den Straſſen, und ſahe durchs Gitter. Er befreyte ſich von einem losgegangenen Stabe, der ihm das Sehen und Hören beſchwerte. Er beugte ſich tiefer hinab, um mehr zu vernehmen, die Thränen des ab- und zuellenden Volks, und einige aufgefangene Worte, erregten ſeine Verwunderung, und ſpannten die Neugier aufs höchſte. — Noch einige Sylben mehr, und aus der Neugier ward Entſetzen! – Ladislaw? Ladislaw? ſchrie er, und ſprang vom Fenſter nach der Thür. Sie war verſchloſſen aber nicht verriegelt. Selim ſetzte die ſtarke Schulter dagegen, und ſie ſprang. Drauſſen ſtand keine Wache. Erſt auf den unterſten Stufen der Stiege, die er hinabflog, begegneten ihm Leute. Sie wollten ihn zurückhalten, er warf den erſten zu Boden, und jetzt war er auf der Straſſe. Wo iſt er? ſchrie er den nächſten an, der ihm begegnete, wo iſt mein Freund! mein Bruder! mein Ladislaw! — ein ſtummer Wink auf die Gegend des Schloſſes, und im Nu war er da, wo der, der jetzt ſein Alles war, bleich von der Hand des Todes entſtellt, in ſeinem Blute lag.

Das Volk hatte einen weiten Kreis um den Leichnam geſchloſſen, es war als hielten ſie die Erde, die ſein Blut einſog, zu heilig ſich ihr mehr zu nahen. Selims Stimme, die den Namen des ermordeten Freundes tauſendmahl wiederholte, ließ ſich von weitem hören, ſie war das einzige, was die grauenvolle Stille, die hier herrſchte, unterbrach. Seine weit ausgebreitete Arme machten dem

Verzweifelnden überall Platz, auch wich ihm das Volk wo er hintrat, es war, als erkennte jedermann das ausſchlieſſende Recht, das er auf den Gegenſtand des allgemeinen Bedaurens hatte, es war als ſchwiegen auf einmal Seufzer und Thränen, um ihm das Recht zu klagen allein zu überlaſſen.

Selim warf ſich auf den Leichnam ſeines Freundes, ſeine Thränen floſſen in ſein Blut, ſeine Hand deckte ſeine Wunden, als wollte ſie ſie heilen, ſein Mund ruhte auf ſeinen kalten Lippen, als wollte er ihnen neue Lebensglut einhauchen, ſein ganzes Beginnen war das Beginnen eines Verzweifelnden.

Wer iſt das? fragte das Volk. Iſt es Mathias Ladislaws Bruder. Es iſt Selim, Amurats Sohn, antworteten einige. Sein Blut wird bald ſtrömen, wo das Blut ſeines Freundes floß!

Ja! das ſoll es! ſchrie Selim, indem er aufſprang, aber bey Gott nicht ungerochen!

Noch immer ſaß der junge König von Böhmen unter ſeinen Schmeichlern. Einige mahl war es, als wenn der Gedanke an das heut vergoſſene Blut ſein Gewiſſen aufſchrecken wollte; die klagende Stimme des Volks tönte zu ihm herauf, er hörte Corvins Namen mit Janmer, den ſeinen mit Verwünſchungen nennen. Der glänzende Zirkel, der ihn umgab, bemühte ſich, ſein Ohr und ſeine erwachenden Gefühle zu betäuben. Colys Verwandte führten das groſſe Wort; ſie ſprachen von nichts als Gerechtigkeit und wohlverdienter Strafe eines verruchten Mörders.

Und was ſagt denn ihr? fragte der König den Fürſten Gara, der tiefſinnig und ſchweigend zu ſeiner Rechten ſtand.

Gara, entweder über den Tod ſeines ehemahligen Freunds Ladislaw würklich erſchüttert, oder nur Erſchütterung lügend, oder, welches wir am erſten glauben, voll von weitausſehenden Planen, die auf ſeinen Tod gebaut waren, zögerte mit der Antwort; auch war ein Auftritt vor der Thür, dem er vielleicht ſchon mit Ungeduld entgegen ſahe, und der ihm dieſe Antwort ganz erſparen ſollte.

Es ward Getümmel im Vorzimmer, eine junge in tiefe Trauer gehüllte Dame ſtürzte herein. Sie warf ſich nieder zu den Füſſen des Königs, ſie ſprach nicht, aber ihre Thränen redeten.

Wie? rief der König, der ſich zu Gara wandte. — Eure Tochter?

Sie bittet um den Leichnam des jungen Corvin, antwortete er, er war ihr Verlobter.

Sein Leben! fordere ich von dieſer Hand, ſchrie Eliſabeth mit gerungenen Händen. O Gott! Gott! Ladislaw, mein Ladislaw ermordet! Gieb mir ihn wieder, grauſamer König, oder laß eine Erde uns decken.

Der böhmiſche König, ein ſehr galanter Fürſt, ward durch Eliſabeths Erſcheinung ſeltſam überraſcht, ſie war ſchön in ihrem Kummer. Er beugte ſich herab, um die ſchöne Trauernde aufzurichten, um ihr zu ſagen, ſie ſey zu reitzend, jetzt ſchon an das Grab zu denken, das Blut eines Verbrechers verdiene ſo ſchöne Thränen nicht, er ſey zu jedem Erſatz, zu jeder Vergütung des Vergangenen erbietig, und was der ſüßen Worte mehr waren, die der alte Gara mit begierigen Ohren auffing, und ihnen ſeine Deutung gab; aber die zierliche Scene, bey welcher wir nicht wiſſen, wer von allen handelnden Perſonen eine unſtudirte Rolle ſpielte, ward durch verneuten Lärmen geſtört. Die Flügelthüren flogen zum zweyten mahl auf. Eine andere Trauer — oder vielmehr Schreckensgeſtalt ſtürzte herein, aber nicht die einer klagenden Braut, ſondern eines Rache fordernden Freundes.

Selim hatte, als er ſich von dem Leichnam des Ermordeten erhob, von der Seite eines der Umſtehenden ein Schwerd aus der Scheide geriſſen. Er ſtürmte mit demſelben durch die drückende Volksmenge durch Leibwacht und Höflinge heran, und ſein vor Grimm ſtammelnder Mund rief die That aus, mit welcher er Ladislaws Schatten zu verſöhnen dachte. Schon hatte er das Vorzimmer des Königs erreicht. Niemand hielt ihn zurück, denn jedermann ſcheute ſeine Wuth. Die Hüter der innern Pforte flohen, die Thüren öfneten ſich, und im Nu blinkte das Schwerd des Rächers über dem Haupte des jungen Tyrannen. Blut! Blut! ſchrie der raſende Selim. Blut um Blut! Der böhmiſche Ladislaw ſoll bluten, wo Ladislaw, der Sohn des Türkenbeſiegers Corvin ermordet ward!

Man denke ſich die entſetzlichſte Verwirrung. Aus aller Munde ertönte der Ruf: Greifet den Mörder! Zwanzig Arme ſtreckten ſich aus, den König zu retten; alle wären zu ſchwach geweſen, einen Wüthenden zurück zu halten. Selim ſtieß den alten Gara zurück, welcher ſich vor den böhmiſchen Ladislaw geſtellt hatte, und da dieſen die Furcht zu Flucht, und zu Gegenwehr gleich unfähig machte, ſo wär er verloren geweſen, hätte nicht die ſchöne Supplicantin, die wir vorhin erwehnten, ſich über ihn gebreitet, und ihn auf die Art vor dem Arme des Rächers geſchützt.

Selim ward durch den unvermutheten Anblick eines Weibes, der auch den größten Wütrich das Schwerd in die Scheide ſtecken lehrt, aus ſeinem wahnſinnigen Taumel geriſſen. Sie wandte das Geſicht nach ihm, er erkannte die ſchöne Eliſabeth Gara, ſeines Ladislaw Braut; dies verwirrte ſeine Gedanken von neuem; er wußte nicht mehr wo er war, das Schwerd entſank ſeinen Händen, er ſtammelte, Eliſabeths und Ladislaws Namen, ſagte einige verwerrene Dinge von ihr und dem Ermordeten, und fiel endlich ohne Beſinnung zur Erde.

Hier neues Getümmel im königlichen Zimmer, man bemächtigte ſich der Perſon des jungen Königsmörders, die man Selim nannte, man legte ihm Feſſeln an und führte ihn davon. Der König verließ am Arm ſeiner ſchönen Lebensretterin das Gemach, und der alte Gara voll froher Hoffnungen folgte ihnen. Wie wunderbar hatte ſich alles fügen müſſen, ſeine Anſchläge zu begünſtigen, wie groſſe Wahrſcheinlichkeit zeigte ſich, daß ſie glücken würden! Seit Gara gewiß war, daß Ladislaus Corvinus ſeiner Tochter die ungariſche Krone nicht aufſetzen würde, ſeitdem lenkten ſich ſeine kühnen Gedanken auf Ladislaw, Kayſer Alberts Sohn. Eliſabeth war ſchön genug, durch ihn Königin zu werden, es kam nur darauf an, ſie dem jungen Fürſten, der ein ſehr liebefähiges Herz hatte, auf eine intereſſante Art vor die Augen zu bringen.

Konnte ſich eine hinreiſſendere Situation finden, als die, in welcher ſie heute vor ihm erſchien? Der böhmiſche König hatte die reizende Gara hundert mahl geſehen, und vielleicht blos flüchtig bemerkt, daß ſie ſchön ſey, heute als traurende Braut, als Suplikantin in der vollen Allgewalt ihrer Thränen, trat ſie ſeinem Herzen näher. Der alte Gara glaubte ihren Sieg in den Blicken des Königs zu leſen. Vergütung, Erſatz verſprach er ihr? Welche Worte! lag hierin etwas minderes, als die Zuſage der Krone? der böhmiſche Ladislaw konnte ſehr gut wiſſen, was Eliſabeth in ihrem Bräutigam verloren hatte!

Gara jauchzte über ſein gutes Glück. Der Anſtritt, in welchem Selim die Hauptrolle ſpielte, wär nicht nöthig geweſen, um die Gewißheit ſeiner Hoffnungen zu erhöhen, aber willkommen war er dem ehrgeizigen Fürſten. Es ließ ſich ausrechnen, daß Eliſabeth unter dem Charakter einer Lebensretterinn noch mehr Eindruck auf dem jungen König machen mußte, als in dem bloßen Glanz ihrer Reizungen, und dem Zauber ihrer Thränen.

Gara konnte Recht haben. Zum Unterpfand ihrer Anſprüche erhielt Eliſabeth dieſen Abend ſchon die Erlaubniß — den Leichnam ihres unglücklichen Verlobten zu begraben. Er ward in der Kapelle Corporis Chriſti beygeſetzt, und die ſchöne Gara vergoß Thränen bey ſeiner Gruft, die wir für redlich halten wollen, weil wir nicht wiſſen, ob ſie mit den Planen ihres Vaters einverſtanden.

Ende des erſten Theils.

11826.

~~1274.~~
~~30~~
~~24~~
354

46103

15492.

Philippe von Geldern.

Oder

Geſchichte Selims,

des Sohns

Amurat.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1792.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Viertes Buch.

Die Könige von Ungarn und Böhmen.

Fürſt Gara war trunken von den großen Hoffnungen, die ſeit dem Auftritt im königlichen Audienzzimmer vor ſeiner Seele aufgiengen. Er konnte den, welcher denſelben durch eine raſche That einen Grad mehr von Gewißheit gegeben hatte, nicht haſſen. — Wär Selim nicht mit gezogenem Schwerdt auf den Mörder ſeines Freundes eingeſtürmt, ſo hätte die ſchöne Eliſabeth Gara nicht die Lebensretterinn des böhmiſchen Ladislaw werden können; wie nahe ſtand ſie in der Meynung ihres Vaters unter dieſem Namen dem Throne, und wie undankbar wär es geweſen, den, der ihr dieſe Stufe baute, der königlichen Rache Preis zu geben.

Selim wußte nichts von dem, was man ihm in Garas Hauſe ſo hoch anrechnete, er würde die ſchöne Eliſabeth verachtet haben, hätte er es ſich nur als möglich denken können, daß ſie einen Ladiſlaw um den andern vertauſchen würde. Doch es war hier die Rede nicht von dem, was Selim wußte und dachte, oder gedacht haben würde, genug, man fühlte, daß man ſeinem Ungeſtüm Verbindlichkeit hatte, weil es zu einer ſchönen Scene behülflich geweſen war; und befand ſich eben auf der Laune, ihm dieſen zufälligen Dienſt zu lohnen.

Selim hatte, indem er das Schwerdt wider des Königs geheiligte Perſon zuckte, das Leben verwürkt; die ſchöne Eliſabeth bat für ihn bey ihrem Vater, dieſer that das nehmliche bey dem Könige, und ſo ward Korvins Rächer für wahnſinnig und alſo ſtraflos erklärt. Seine Freyheit war zwar auf alle Fälle verloren, denn wer hätte einem ſo furchtbaren Menſchen freye Arme gönnen wollen? aber das Leben ſchenkte man ihm. Er ward auf einen Wagen geſchmiedet, und dem jungen gleichfalls gefangenen Mathias nach, auf das Schloß Guttenſtein bey Wien geführt, daſelbſt einem Schickſal entgegen zu harren, das ſich für Korvins Namensträger und Freund wohl ſchwerlich allzugünſtig denken läßt.

Man hatte darinn, daß man dieſen beyden Jünglingen einerley Loos zutheilte, noch eine

Abſicht; man dachte den Bruder des ermordeten Ladislaw zu beſchimpfen, indem man ihn mit einem Wahnſinnigen paarte. Hätte Mathias ſeines Bruders edle Seele, hätte er ſein Herz gegen Selim gehabt, er würde hierin keinen Schimpf gefunden haben, aber dieſer junge Menſch, ſeine Freunde mögen nun noch ſo viel von ihm rühmen, hatte nun einmahl nicht den Geiſt ſeines Vaters und Bruders, und ſo fühlte er den Pfeil, den ihm die Bosheit nachſchoß, ganz, er ſchämte ſich ſeines edeln Leidensgefährthen, er hielt ihn würklich für das, wofür ihn die Garas ausgegeben hatten, um ſein Leben zu retten, er entzog ſich ihm, und beraubte ſich auf dieſe Art des einigen Troſtes, der ihm die trüben Tage der Gefangenſchaft hätte erleichtern können.

Ob Selim würklich in den erſten Zeiten nach dem Verluſt ſeines letzten Freundes ſeines Verſtandes ganz mächtig war, wiſſen wir nicht; der höchſte mögliche Grad des Kummers beraubt allerdings die Seele des freyen Gebrauchs ihrer Kräfte; ob Selim in ſeinem Freunde genug verloren hatte, um auf dieſe Art zu leiden, mögen diejenigen entſcheiden, die ihn kennen und ſeinen Ladislaw gekannt haben, uns iſts unmöglich, die Art zu ſchildern, wie er die erſten Wochen auf Schloß Guttenſtein verlebte, oder zu beſtimmen, wenn er in einen leidlichern Zuſtand übergieng.

Die Geſchichte zeigt uns die beyden Gefangenen nach einiger Zeit in einer Art von Gemeinſchaft, ſie nennt ſie Gefärthen, einigemahl ſogar Freunde, woraus wir ſchließen, daß Selim endlich aus dem Sturm der Leidenſchaften und der Betäubung des Grams zu leidlicher Ruhe kam, und Mathias die Augen über den wahren Zuſtand des unglücklichen jungen Menſchen genugſam öfnete, um ſich ſeiner Gefärthſchaft nicht mehr zu ſchämen, daß er ſich hinlänglich von ſeiner Höhe herablieſs, um zu fühlen, wie Selims Geſellſchaft beſſer ſey, als gar keine. Hätte Mathias edler gedacht, o hätte er nur einen Funken von den Gefühlen ſeines Vaters und Bruders gehabt, er würde den mit Entzücken und dankvollem Mitleid an ſein Herz gedrückt haben, der dieſe Gefühle ſo wohl verdiente. — Um weſſen willen litt Selim? für wen verzehrte der Gram ſeine Seele? um weſſen willen trug er dieſe Bande? um die Korvine! man mußte ſtolz, hartherzig oder leichtſinnig ſeyn, wie der Erbe dieſes erlauchten Namens, um dies nicht zu fühlen, um nicht bey der Unmöglichkeit andern Danks, dem wenigſtens mit Liebe zu lohnen, der zu dieſem Lohn die höchſten Anſprüche hatte.

Hartherzig war Mathias nicht, nur ein wenig ſtolz und leichtſinnig, und da in ſeinem jetzigen Zuſtande eine Art von Cur für dieſe beyden Fehler lag, kam es endlich würklich zu jener Einverſtändniß mit dem edeln Freunde ſeines verſtorbenen Bruders, deren wir vorhin gedacht haben. Langeweile, Mangel an anderer Unterhaltung, Bedürfniß ſich mitzutheilen erſetzte das, was beſſere Bewegungsgründe nicht bewürken konnten.

Die Rolle, die Selim dabey ſpielte? Leſer, ihr kennt ihn ja! Sein trugloſes Herz gab Liebe — nicht um Liebe; nein, oft um einen weit geringern Preis, es war froh, ſich nach dem erlittenen Verluſt wieder an einen Gegenſtand anketten zu können, es liebte Korvins Bruder ſchon um des Namens willen, und ließ ſich leicht bereden an Mathias einen Theil deſſen wiedergefunden zu haben, was es in Ladislaw verlor.

Die beyden gefangenen Jünglinge waren, wie wir ſchon einmahl angemerkt haben, ziemlich eines Alters, aber daß Selim nicht mehr der zwölfjährige Knabe vom Berge Athos war, werden unſre Leſer, die in Gedanken mit der Zeit Schritt gehalten haben, wohl ohne unſere Erinnerung wiſſen. Die Begebenheiten, die wir Euch, meine Theuren, auf zwanzig Blättern geſchildert haben, waren nicht in den Raum von ſo viel Tagen zuſammen gedrängt, ſie hatten unſern jungen Helden zu einem Alter von achtzehn bis neunzehn Jahren heran gebracht, und wer ihn als Knaben kannte, wird ſich vorſtellen können, was er als Jüngling geworden ſeyn muß.

Mathias blieb im Aeußerlichen nicht weit hinter ihm zurück; auch Stärke und Waffenerfahrenheit hing bey beyden ziemlich in gleicher Wage nur das Herz legte auf Selims Seite das Uebergewicht, und Grundſätze und Erfahrung gaben allen ſeinen Tugenden eine Feſtigkeit, die man bey dem jungen Mathias vergebens ſuchte. Was bey ihm gut und vollkommen werden ſollte, mußten die Jahre zur Reife bringen, jetzt ſtand er an innerm Werth noch weit hinter Amuraths Sohne zurück.

Man denke ſich die Gefangenſchaft der jungen Leute zu Guttenſtein nicht als einen Kerker. Dem jungen Korvin war gleich anfangs, wir zweifeln ob durch des böhmiſchen Königs Veranſtaltung, mit Achtung begegnet worden, und Selim hatte man von ſeinen Ketten befreyt, ſo bald man durch ſein Betragen überzeugt war, daß man ihm ohne Gefahr freye Hände laſſen konnte.

Das Schloß war weitläuftig. Ueberfluß und Bequemlichkeit herrſchten überall. Eine hinlängliche Anzahl von Bedienten räumte wenigſtens den äußerlichen Schein von öder Einſamkeit hinweg. Das Auge ſahe wenigſtens überall Menſchen, wenn auch das Herz und der Verſtand keinen Gefährten traf, mit dem es ſich beſchäftigen konnte.

Doch fand Selims gutes Herz, das ſich unmöglich an dieſen Mathias ſo ganz feſſeln konnte, daß es kein weiteres Bedürfniß gefühlt hätte, doch fand es endlich hier Unterhaltung und Zeitvertreib, auf welchem Wege, dies wird der Inhalt einiger folgenden Blätter ſeyn.

Der Aufſeher der Burg hätte nach Selims natürlicher Neigung für alte Leute und ſeinen Wahn, überall Alis und Azemiths zu finden, ihm viel werden können, aber es war mit dieſem Manne nicht viel anzufangen; er beobachtete allemahl gegen die beyden Jünglinge jene ſcheue Zurückhaltung, die die Hofſitte gegen Höhere empfiehlt; eine Aufführung, die dem Stolz des jungen Korvins ſo anſtändig dünkte, als ſie Selim läſtig war.

Wir ſind Geſangene, ſagte er oft zu Mathias, ich weis nicht, was uns dieſe Begegnung erwirbt. Das Blut der Korvine, antwortete Jener, kann auch in Feſſeln nicht verkannt werden. Und doch, antwortete der junge Prinz, doch wagte man, es in meinen Ladislaw auf die Erde zu gießen? Töden kann man uns wohl, erwiederte der ſtolze Korvin, aber herabwürdigen niemahls.

Ich weis nicht, wie viel von der ehrenvollen Begegnung, die die Geſangenen auf Schloß Guttenſtein fanden, auf die Inſtruktion zu rechnen war, die der Kaſtellan erhalten hatte *), er überſchritt ſie wahrſcheinlich in manchen Stücken, überſchritt die Befehle ſeines Herrn nicht allein in Rückſicht auf Selim und Mathias, ſondern auch überall, wo

---

*) Sie lautete ganz anders: Die Edelknaben, ſagt eine alte Chronik, hatten Befehl, den jungen Korvin zu höhnen: Ey, ſagten ſie eines Tages zu Mathias, der ſich gegen Selim in ihrer Gegenwart rühmte, ihm ſey die ungariſche Krone geweisſagt worden; Ey, Du ſchöner König von Ungarn, nun wird man bald kommen und Dich auf den Thron ſetzen! Seyd ruhig, antwortete er mit ſtolzem Lächeln, ich will nicht allein König von Ungarn, ſondern auch Euer König werden!

es ſeinem Wahn nach zu irgend einem Endzweck dienlich war.

Dieſer Mann, Rembrecht von Ebersdorf war ſein Name, wird in der Folge dieſer Geſchichte zu oft vorkommen, als daß wir uns nicht einige Augenblicke bey ihm aufhalten und das nöthige von ihm ſagen ſollten. Die Ausſichten ſeiner Zeit waren höchſt verwickelt, und niemand konnte beſſer als er den zweifelhaften Ausgang verſchiedener Dinge beurtheilen, verſteht ſich, nur dieſes, daß dieſer Ausgang zweifelhaft war, nicht wie ſich alles endigen würde, dieſes zu beurtheilen wäre ein höherer Verſtand nöthig geweſen als Rembrechts, eines Mannes, der bey allem, was um ihn vorging, nur das Beſtreben zum Augenmerke hatte, nicht wider das Intereſſe desjenigen zu verſtoſſen, dem ſich das Glück am Ende günſtig erweiſen würde.

Unter den mannichfaltigen Perſonen, welche mit ſtreitendem Intereſſe damahls auf dem politiſchen Schauplatz eine Hauptrolle ſpielten, wollen wir nur einiger erwähnen, und es dem Leſer klar zu machen ſuchen, in wie fern ſie auf das Betragen Rembrechts und das Schickſal ſeiner Gefangenen einen Einfluß hatten.

Kayſer Friedrich, mit dem Zunamen der Friedfertige, behauptet in aller Abſicht unter ihnen den erſten Platz; dieſer edle Fürſt, der es ſo wohl verdiente, endlich Sieger aller Kabalen zu ſeyn, die damals wider ihn geſchmiedet wurden. — König Ladislaw von Böhmen, unſer alter Bekannter, erhält die zweyte Stelle. Er war Kayſer Friedrichs Mündel geweſen, er hatte ihm tauſend Verbindlichkeiten, aber Dank ſey es dem Einhauchen Eulys und ſeines Gleichen; dies hinderte nicht, daß dieſer König Kayſer Friedrichs Feind war, und ihm heimlich, da er öffentlich es nicht wagen durfte, auf tauſendfache Art nachſtellte, oder wenigſtens zu ſolchen Nachſtellungen durch die Finger ſah — Herzog Albrecht von Bayern, Kayſer Friedrichs Bruder, nimmt den dritten Raum ein; er haßte den jungen König von Böhmen, und haßte den Kayſer, wider den er ſchon damahls Anſchläge ſchmiedete, welche bald zum Ausbruch kommen ſollten

Zwiſchen dieſen dreyen ſtand der ſtaatskluge Rembrecht mitten inne. Er kannte ihr ſtreitendes Intereſſe, kannte die Anſchläge, welche zweye von ihnen wider den Dritten machten, vollkommen; wer den Sieg behalten würde, war ihm verborgen, gleichwohl war er entſchloſſen, da er mittlerweile der heimliche oder öffentliche

Diener von allen blieb, ſich am Ende nur für den zu erklären, auf deſſen Seite ſich das Glück neigen würde. Welche Schwierigkeit, die dahin gegen keinen zu verſtoßen! Nur ein Kopf wie Rembrechts wußte ſich hier zurecht zu finden. Zum Glück war mit dieſem Kopfe kein unternehmender Geiſt verbunden, und das Mittel ſich bey allen beliebt zu machen, hatte vor der Hand nur in Leiden, Schweigen und Mithelfen auf dem Wege beſtanden, den das Glück leitete.

Er war König Ladiſlaws öffentlicher, Herzog Albrechts heimlicher Diener, er wußte von allen Anſchlägen, die ſie oder ihre Räthe wider Kayſer Friedrichen machten; er hinderte ſie nicht, er warnte nicht davor, aber wenn das Glück oder Friedrichs guter Engel dieſelben vernichtete, ſo war er ſogleich bey der Hand Glück zu wünſchen, und den Weg zu voller Sicherheit zu bahnen, den man indeſſen auch ohne ihn nicht verfehlt haben würde.

Mit ſeiner Gefälligkeit gegen die beyden jungen Gefangenen hatte es die nehmliche Bewandniß. Sie waren ihm ausgeliefert worden, daß er ſie in feſter, doch nicht allzuſtrenger Gewahrſam halten ſollte. Daß er ihnen fürſtliche Bequemlichkeit und fürſtliche Bedienung geben ſollte, davon war ihm nichts befohlen, aber ein einiges Wort, das man bey der Auslieferung fallen ließ, hatte ihm beſtimmt nichts zu verſäumen, was er ſich bey geändertem Glück der beyden Jünglinge zum Verdienſt anrechnen, worauf er Anſprüche auf künftige Gunſt bauen könne.

Der Fürſt Gara, dem Selims und Mathias Abſendung nach Guttenſtein befohlen worden war, hatte ihnen einen Mann zum Begleiter gegeben, der unter den Ungarn und Böhmen in großem Anſehen wegen verborgener Wiſſenſchaften ſtand, er hatte dem jungen König viel vorhergeſagt, das pünktlich eingetroffen war. Auch das Haus Gara befand ſich im Beſitz einiger Weisſagungen von ihm, deren Erfüllung es zum Theil noch mit Verlangen und Hoffnung entgegen ſah, daher kam es, daß man ihn genugſam ſchätzte, um ihm die wichtigſten Expeditionen anzuvertrauen. Auch die Ueberführung der beyden gefangnen Jünglinge nach Guttenſtein war ihm anvertraut worden; daß er dort von ihnen weisſagen ſollte, gehörte zwar nicht mit in ſeinen Auftrag, doch Nikolaus — ſo hieß er — konnte zu Zeiten das Weisſagen nicht laſſen, und ſo geſchah es, daß ein einziges Wort, das ihm bey der Uebergabe der jungen Gefangenen entfiel, Rembrechten von Ebersdorf mit überſchwenglicher Ehrfurcht gegen ſie erfüllte, und ihnen einen äußerſt bequemen und angenehmen

Arreſt verſchafte. Nimm dieſe Heldenſöhne! hatte Nikolaus geſagt, indem er Selim und Mathias ſeinen Händen überlieferte, nimm und verwahre ſie wohl, du verwahrſt in dem einen von ihnen einem großen Reiche einen künftigen König! Die Gefangenen hatten dieſe in einer ihnen unbekannten Sprache geredeten Worte nicht verſtanden, aber Rembrecht verſtand und beherzigte ſie. Das Wort: künftiger König eines großen Reichs, blieb ihm unvergeßlich. Es tönte ihm unabläßig in die Ohren, ſo oft er die beyden Jünglinge ſah, er hielt ſeine Sclavenſeele in ſcheuer kriechender Ehrfurcht gegen ſie, er löſte Selims Bande früher als außerdem geſchehen ſeyn würde, er ſchaffte dem jungen Korvin Befriedigung aller ſeiner Wünſche, ſo weit ein Gefangener dieſelbe nur ausdehnen darf, er würde beyden auch die Freyheit verſchaft haben, hätte ihm das Wort: bewahre ſie wohl! nicht das Uebergewicht gehalten.

Nur eine Sache beunruhigte Rembrechten; wer unter beyden wohl dereinſt eine Krone tragen würde, damit er ſich in ſeinem Betragen gegen ſie darnach richten könnte. Sein Herz theilte ſie dem holden leutſeligen Selim zu, aber ſein Verſtand ſprach für den ſtolzen herrliſchen Mathias, dem ja ſelbſt in der Gefangenſchaft ſchon alles ſo königlich anſtand, daß man an ſeiner künftigen Hoheit, nach Rembrechts Urtheil, faſt nicht zweifeln konnte; da indeſſen das Glück wunderlich ſpielt, ſo ließ der weiſe Rembrecht, ſein Urtheil mochte ſich nun auf die eine Seite oder die andere lenken, die Sache zwiſchen Selim und Mathias indeſſen unentſchieden, er ſahe es ein, daß der beſte Weg ſich beyden zu empfehlen und auf jeden Fall ſicher zu gehen, kein anderer ſey, als beyden wohl zu begegnen; daher das erträgliche Schickſal, das ſie hier fanden, das bey Selim, der die Welt ein wenig kannte, Verwunderung erregte, und das von Mathias auf die Rechnung des edeln Bluts der Korvine geſchrieben wurde.

Erlaube uns, meine Leſer, nachdem wir Euch hier einige Züge von Rembrechts Charakter, und den geheimen Triebfedern ſeines Betragens gegeben haben, in unſerer Geſchichte weiter zu gehen.

Nach dem Tode des Grafen Ulricks von Cyly, der der letzte ſeines Namens war, und mit Schild und Helm begraben wurde, fiel die Grafſchaft Cyly an den Kayſer. Der König von Böhmen, der vielleicht auch einige Rechte an dem Nachlaß ſeines Lieblings hätte geltend machen können, hielt für gut, ſie zu unterdrükken, und dem Kayſer einen in die Augen fallenden Beweis ſeiner guten Geſinnungen zu geben, indem er ihn ſelbſt einlud, Beſitz von demjenigen zu nehmen, was er ihm nicht ſtreitig machen wollte oder konnte. Jedermann ſah und bewunderte das Rühmliche in König Ladislaws Verfahren, niemand ahndete den verborgenen Grund einer Handlung, die zum Untergang des beſten Fürſten ſeiner Zeit abzielte. Faſt war das Gewebe der Bosheit zu abſcheulich, als daß man Kayſer Alberts Sohn, einem ſo jungen Prinzen, wie der König von Böhmen, einem Fürſten, der hier und da verſchiedene gute Züge zeigte, Mitwiſſenſchaft des Ganzen zutrauen ſollte; wir treten auf die Seite ſeiner Vertheidiger, und glauben, daß hier, ſo wie bey der Hinrichtung des jungen Ladislaus Korvinus, böſe Rathgeber das meiſte thaten. Einen gekrönten Jüngling, in allen Täuſchungen, die die Throne umlagern, erzogen, einen Prinzen, der nichts als Luſt und Liebe athmete, und der, um an die ſchöne Magdalene von Frankreich, ſeine Verlobte, ungeſtört zu denken, oder einen Brief an ſie zu vollenden, gern ſein Ja ungeſäumt zu allem gab, was ihm ſeine Miniſter vorlegten, einen ſolchen in tauſend ſchlechte Handlungen ohne ſein Wiſſen zu verwickeln, war ja wohl etwas leichtes. Er war und blieb freylich der Welt, und ſeinem Gewiſſen für alles verantwortlich was geſchahe, aber ſein Name war eben die Schutzmauer, hinter welcher ſich die Urheber mannichfaches Unheils bergen, hinter welcher ſie ſich bequem davon ſchleichen konnten, indeſſen er dem Tadel und allen böſen Folgen ihrer Unthaten bloßgeſtellt blieb, und büſſen mußte, was ſie verſchuldet hatten. O meine Leſer, glaubt ihr wohl, daß es hierin zu jenen Zeiten anders herging, als in den unſrigen.

Kayſer Friedrich, den wir jetzt mit dem ceremonienreichen Rembrecht auf Schloß Gutenſtein willkommen heiſſen, hatte bey ſeiner Beſitznehmung der Grafſchaft Cyly böſe Abentheuer gehabt. Ein gewiſſer Wittowitz, der Verräther heimlicher Vertrauter, ein Mann, der durch ſeine gleiſſende Auſſenſeite auch des Kayſers Vertrauen zu erſchleichen wußte, hatte ihn Fallſtricken entgegen geführt, die ihm das Leben hätten koſten können. Der Kayſer, wie er meynte, durch eine himmliſche Erſcheinung gewarnt, flohe, weil Flucht noch möglich war, aus der Stadt in das außerhalb derſelben liegende Bergſchloß Obercyly. Man warf die Maske ab. Was man mit Liſt nicht erſiegen konnte, ſollte Gewalt leiſten. Der Kayſer muſte eine fünftägige ſehr harte Belagerung auf der Burg ausſtehn, ſeine Tapferkeit, ſeine Weisheit und Entſchloſſenheit nebſt einiger Hülfe von auſſen, vernichteten endlich die Anſchläge ſeiner Feinde. Er nahm einen freyen und ehrenvollen Abzug, und berührte jetzt auf der Rückreiſe nach Neuſtadt, Schloß Guttenſtein, wo er von Reimbrechten von Ebersdorf, dieſem Manne, der, wie wir eben erwehnten, ſich in den Vortheil ſtreitender Mächte ſo gut zu finden wußte, mit hohem Jubel empfangen, und in die ſogenannten Königszimmer einlogirt wurde.

Kayſer Friedrichs Ankunft auf der Burg, wo unſere beyden jungen Freunde gefangen gehalten wurden, hatte Einfluß auf unſere Geſchichte, und dies iſt die Urſach, warum wir dieſe unſerm Intereſſe ſonſt ganz fremde Begebenheit mit einigen Umſtänden erwehnten; doch dieſer Einfluß war nicht von der Art, wie unſere Leſer vielleicht meynen mögen.

Was wär leichter und wahrſcheinlicher, als daß einer oder beyde Gefangene, dem großen

Manne, der mit ihnen unter einem Dache wohnte, vor die Augen gekommen wäre, oder daß er blos von ihrer Geſchichte gehört und durch dieſelbe gerührt, mit einem Machtwort eine Aenderung in ihr Schickſal gebracht hätte? Die Allgewalt, mit welcher Selim ſich jedes Herz zu eigen machen konnte, oder der Eindruck, welchen die unbillige Gefangenſchaft des jungen Korvins auf jeden machen mußte, der ſeinen Vater und Bruder gekannt und geſchätzt hatte, Friedrichs Verlangen, dem böhmiſchen Ladislaw ſeine zu Calw bewieſene Tücke, durch Befreyung eines wichtigen Gefangenen zu vergelten, alles dieſes hätte hier bey einer Zuſammenkunft der drey erlauchten Bewohner von Guttenſtein eine gute Würkung thun können, und es iſt uns wahrlich leid, unſern Leſern zu ſagen, daß es nicht geſchahe.

Friedrich bekam ſeine jungen Nachbarn gar nicht zu ſehn; er hörte nicht einmahl von ihnen. Rembrechts Staatsklugheit wollte es, die gefangenen Jünglinge während der Anweſenheit des Kayſers eingeſchränkter als jemahls zu halten. Er nannte dieſe Vorſicht, Treue gegen ſeine Pflicht, aber eigentlich war ſie nur Treue gegen ſeinen Vortheil. Er wußte ja noch nicht, auf wen unter ſeinen Gönnern und Herrn, wie er den Kayſer, Herzog Albrechten und den böhmiſchen König zu nennen pflegte, das Glück am Ende ſeine günſtigen Blicke werfen würde. Eine Gefahr hatte zwar Friedrich wieder überwunden, und Rembrecht wünſchte von Herzen Glück, aber wer wußte, welcher von den folgenden er noch unterliegen würde? und wie würde ſich Rembrecht denn geſchämt haben, gegen einen von Schickſal Gefällten die Treue, die er ſeinem König ſchuldig war, gebrochen zu haben. Mit Selims und Mathias's endlichem Loos ſahe es noch viel weitläuftiger aus; Rembrecht mochte das Glück eines künftigen Königs nicht aufs Spiel ſetzen, indem er ihm einen Fürſten in die Hände lieferte, der mit dem einſtmahlichen Beſitzer großer Reiche, und ſeinen geweisſagten Anſprüchen auf Länder, die vielleicht ihm gehörten, nicht hätte ganz einverſtanden ſeyn mögen.

Dieſes war die Urſach, warum Kayſer Friedrich bey ſeiner kurzen Anweſenheit auf Schloß Guttenſtein nichts von ſeinen Hausgenoſſen erfuhr, dies die Urſach der mehrern Einſchränkung, die ſich jetzt die Jünglinge gefallen laſſen mußten.

Ihnen hatte die Anweſenheit des Kayſers nicht verſchwiegen werden können, aber ſie waren es endlich auf Rembrechts Vorſtellungen zufrieden, daß er nichts von ihnen erfuhr. Beyde ſahen den Vortheil nicht ab, der ihnen aus ſeiner Kenntniß von ihrem Schickſal erwachſen würde. Beyde wußten ſo viel von der Welt, daß ſich ein groſſer Herr ungern in die Angelegenheiten des andern miſcht. Der hochfliegende Mathias nährte im Innerſten ſeines Herzens Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe, die ihm, ſollten ſie einſt Würklichkeiten werden, ſo wohl den Kayſer als den König von Ungarn und Böhmen zum Feinde machen mußten, und Selim ſahe allenfalls ſo viel ein, daß der Name eines türkiſchen Prinzen ihm bey Friedrichen keine beſondere Aufnahme verſchaffen würde, auch konnte er ſich nicht denken, was er eigentlich an ſeinem Hofe für eine Rolle mit Anſtand ſpielen ſollte.

Ob die jungen Leute wohl thaten, ſich ſo gern und leicht in den Willen ihres Hüters zu ergeben, wiſſen wir nicht, auch die Folge ihres Schickſals entſcheidet hierin wenig.

Selim, der Rembrechten ſein Wort gegeben hatte, das Incognito, das ihm und ſeinem Freunde auferlegt war, auf keine Art zu brechen, genoß etwas mehr Freyheit als Mathias, deſſen Stolz es nicht zuließ, einem Rembrecht ſein Wort über irgend etwas zu geben. Selim hatte Erlaubniß, des Mittags und des Abends, wenn der Kayſer Tafel hielt, in dem Schloßgarten zu gehen, und dieſer Nachlaß, der dem an Freyheit und Natur gewöhnten Jüngling höchſt nöthig war, trug ihm noch ein Vergnügen ein, an welches weder er, noch ſein Hüter gedacht haben mochten.

Wir haben erwehnt, daß Selims gutes Herz, das ſich gern an etwas anketten mochte, nicht allemahl volle Genugthuung in dem Umgang ſeines Mitgefangenen fand. Reimbrecht von Ebersdorf, der ihm wegen ſeiner Jahre und eines gewiſſen Zugs von ernſter Weisheit, den er auf dem Geſichte trug, ſehr lieb, ach vielleicht zum Nachtheil ſeines trugloſen unverdorbenen Herzens, allzu lieb hätte werden können, ward durch den Wahn, in ihm einen künftigen König zu ſehen, in zu ſcheuer Entfernung gehalten, als daß ſich hier irgend ein trauliches Einverſtändniß hätte bilden laſſen; Selim war und blieb alſo bey dem regſten Trieb zu Freundſchaft und Mittheilung immer mit ſich ſelbſt allein, bis auf den Zeitpunkt, den wir nun erreicht haben, und der in ſeinem Leben Epoche machte.

Man iſt gewohnt, wenn man in Geſchichtbüchern wie dieſes, einen neunzehnjährigen Jüngling, dem die Einſamkeit läſtig wird, mit einem Liebe oder Freundſchaft ſehnenden Herzen in Garten, Wald oder Flur umherirren ſieht, daß ſchnell ſein gutes Geſchick, aus dem nächſten Gebüſch eine tröſtende Gehülfinn, die um ihn ſey, hervortreten oder am Waſſerfall ſchlummern, um von ihr geweckt, oder durch blühende Labyrinthe vor ihm fliehen läßt, um von ihm gefunden zu werden; ein ſolches Abentheuer, das der Erzähler mit den erfreulichen Worten: eines Abends oder eines Tages anfängt, macht denn freylich in der Geſchichte des Helden auf alle Art Epoche; ſein Leben und die ſchleppende Erzählung von demſelben bekommt einen neuen Schwung, und er zuſamt den Leſer ſieht ſich auf lange Zeit vor Langerweile geſichert.

Wir ſind ſehr unglücklich, meine Leſer, daß wir Euch hier an dieſem ſchicklichen Orte nicht mit ſo etwas dienen können, ſondern auch, der Wahrheit treu, ſagen müſſen, daß das, was Selim in dem Garten von Guttenſtein einesmahls fand, keine wandelnde ſchlafende oder fliehende Grazie, ſondern ein ganz anderes Geſchöpf war, das Euch, wenn wir es Euch verſtellen werden, vielleicht ganz unbedeutend ſcheinen wird. Vielleicht lag es an dem Orte, wo

Selim luſtwandelte, daß ihm nichts von der Art, wie ihr ihm wünſcht, zuſtoſſen konnte; romantiſche Gegenden, romantiſche Abentheuer, und der Bezirk, den man den Guttenſteiniſchen Schloßgarten nannte, war gar nicht romantiſch, ein wilder wüſter unbebauter Fleck von düſtern Bäumen beſchattet, wo nur ein Jüngling wie Selim; der überall ein Eden fand, ſich die Idee von Freyheit und ſchöner Natur hinzaubern konnte.

Selim ſahe ſchon zum drittenmahl zu ſeiner gewohnten Spazierzeit im Garten einen kleinen Knaben, den er aus der Kleidung für einen kayſerlichen Pagen halten mußte, und deſſen Thun er in der Ferne belauſchte, ohne es im Näherkommen ganz errathen zu können, denn der kleine Fremdling war ſcheu, er hatte das Weſen eines ſtreng gehaltenen Kindes, welches thut was es nicht ſoll und betroffen zu werden fürchtet. Schüchtern blickte er bey ſeinen kleinen Geſchäften umher, und ward er den Schatten von einem Menſchen gewahr, ſo war er verſchwunden.

Es war am vierten Tage, nicht an einem rauſchenden Waſſerfall, ſondern an einem ſumpfichten Teiche, da es Selim gelang, den Gegenſtand ſeiner Neugier feſt zu halten. Langſam ſchlich er hinzu, faßte den am ſchilfigen Ufer ſitzenden Knaben von hinten bey der Schulter, und ſah ihm lachend ins Geſicht. Ein Geſicht, wie Selims konnte wohl ſchwerlich, ſo unerwartet es ſich auch zeigte, großes Schrecken erregen. Doch war der kleine Ueberraſchte betroffen, und ſchien eilig etwas unter ſeinen Kleidern zu verbergen.

Selim lächelte noch immer, und drückte einen Kuß auf die Wange des ſchönen Kindes.

Wer ſeyd ihr dann? rief der Kleine mit etwas verzogner Miene, indem er ihn von ſich abwehrte. Ihr habt mich ſehr erſchreckt.

Und wer biſt denn Du? war die Gegenfrage.

Man nennt mich nicht mehr Du, antwortete das Kind. Ich heiſſe Kalixtus Kollonna.

So klein und einen ſo großen Namen?

Der Knabe beantwortete dieſes nicht, ſondern fragte Selim, der ſich jetzt zu ihm geſetzt hatte, wie er ſich nenne.

Selim.

G hört ihr zu unſern, — ich meyne, zu des Kayſers Leuten?

Nein!

Ihr werdet mich alſo wohl nicht verrathen?

Was ſollte ich!

Hier ſchlüpfte die linke Hand des Knaben mit einem Spielzeug, aus dem Selim nichts zu machen wußte, unter ſeinem Kleide hervor, zu welcher ſich bald drauf die rechte mit einem kleinen Meſſer bewaffnet fügte.

Was macht ihr hier! fragte Selim.

Kollonna nickte auf den Teich und auf einige Rohrhelme in ſeiner Hand, die er eben abgeſchnitten haben mochte, und nun in gleiche Länge zu formen beſchäftigt war. Das iſts eben, ſetzte er nach einer Weile hinzu, was ich nicht ſoll, und warum ihr mich nicht verrathen müßt.

Verrathen? rief Selim, und ſchloß den Knaben in ſeine Arme, dich verrathen? Nein, mit dir ſpielen, mit dir wieder ein Kind werden, dieſes will ich!

Wollt ihr das? rief der Kleine. O thut es, ich bitte Euch! mit mir ſpielt niemand, und ich bin doch noch nicht ſo gar groß, wie die andern Junker, die nicht mehr ſpielen dürfen.

Wie kamſt du ſo früh in den kayſerlichen Dienſt?

Nun weil ihr ſo gut ſeyd, fuhr der Knabe fort, ſo dürft ihr mich wohl Du nennen, der Hofmeiſter ſagt, ich dürfte es von niemand als dem Kayſer leiden.

Der Kayſer, iſt er gütig gegen Dich?

O ſehr! ſehr! Er hat mich weit von hier (— hier maß die kleine Hand einen weiten Raum) — er hat mich von Rom mitgebracht. Ich hatte keine Eltern, und er wollte mein Vater ſeyn.

Keine Eltern?

Nein, zwar einige Mütter, aber dieſe haben mich verlaſſen.

Selim, der ſeinem kleinen Gefährthen all dieſe Zeit über arbeiten geholfen hatte, war jetzt aufgeſtanden, um einige ſtärkere Rohrhalme abzuſchneiden, die ſein kleiner Freund mit lautem Freudengeſchrey in Empfang nahm.

Recht! recht! ſchrie der Knabe, ſo wirds werden! O guter Herr! ich bitte Euch, kommt oft hieher, ihr verſteht die Sache weit beſſer zu machen als ich.

Aber ſage mir nur, was dies endlich für ein Kunſtſtück werden wird?

O ein ſehr großes. Ich beſaß einſt ein ſolches, aber ich habe es verloren, auf dem Schloſſe Eyly, als ich ein Engel war.

Ein Engel? kleiner Schwärmer, ich glaube, du machſt dich über mich luſtig?

Ein Engel! Ein Engel! wiederholte der Knabe mit lautem Lachen. Ich habe es erſt geſtern dem Kayſer erzählt, aber er lachte nicht, ſondern er ward ganz zornig und ſchalt mich einen kleinen Betrüger!

Das war zu arg, denn wenn du ihn gleich auch ſo wie mich mit der Engelsgeſchichte ein wenig zum Beſten haben möchteſt, ſo hätte er doch ſo nicht ſagen ſollen.

Ey, die Engelsgeſchichte iſt wahr!

Wahr?

Ja, hört nur! Die Frau von Wittowitz, die mich, als wir zu Cyly waren, ſehr liebte, nahm mich eines Abends vor. Kollonna, ſagte ſie, wenn ich dir dieſes weiſſe Kleid und dieſe goldnen Flügel anlege, ſo biſt du ein vollkommner Engel. Verbirg dich dieſe Nacht hinter des Kayſers Bette, und um Mitternacht, wenn der Mond hell ins Zimmer ſcheint, ſo tritt hervor und ſage dieſe Worte, und dann — und dann mußt du verſchwinden.

Verſchwinden?

Sie zeigte mir, wie ich das machen müßte, und drauf ſetzte ſie mir noch einen Blumenkranz auf, und gab mir eine vergoldete Palme in die Hand.

Und die Worte?

Wartet, ich werde ſie noch wiſſen: Kollonna ſtand bey dieſen Worten auf, und nahm eine feyerliche Stellung an, die ihn wohl auch die Frau von Wittowitz gelehrt haben mochte:

Friedrich! rief er mit einem Tone, der unter den Umſtänden, die er erwähnt hatte, würklich ſeinen Endzweck nicht verfehlt haben konnte. Friedrich! ſtehe eilend auf! deinem Leben drohe Gefahr; Gott und der heilige Biſchoff Aemilianus warnen dich! Fliehe! Fliehe!

Nun? fragte Selim.

Ich warf, fuhr der Kleine fort, nachdem ich dieſe Worte zweymahl wiederholt hatte, eilig mein Engelskleid — ſo hatte mich die Frau von Wittowitz gelehrt — in einen Winkel, und hinweg war ich, durch die offene Thür ins Vorzimmer zu den andern Pagen, die dort ſchliefen.

Und der Kayſer?

Fort! noch dieſe Nacht, fort auf ein anderes Schloß! Und ich verlor bey dieſer Gelegenheit meine Pfeife, ich mochte ſie wohl mit dem Engelskleid von mir geworfen haben.

Eine Pfeife?

Ja, ſo eine von Rohr, wie ich ſie jetzt machen will! O guter Herr, ihr könnt es, verfertigt mir eine andere. Morgen werde ich wieder hier ſeyn und ſie holen, jetzt muß ich fort, ich höre die Glocke klingen.

Was der kleine Kolonna erzählt hatte, war wörtlich wahr; es hatte mit der Erſcheinungsgeſchichte zu Cyly genau dieſe Bewandniß. Des Kayſers Lebensgefahr daſelbſt erfahren wir nicht zuerſt aus dem Munde dieſes Knaben, nur die Art, wie er gerettet ward, wird uns durch ihn aufgeklärt. Die Gemahlin des Verräthers Wittowitz hatte einen Abſcheu an dem Verderben des Kayſers, ſie brannte vor Ungeduld, ihn zu warnen. Wie und durch wen ſie warnen ſollte, ohne ſich dem Zorn ihres Gemahls, und ihn dem gerechteſten Verdacht und ſtrenger Ahndung auszuſetzen, das wußte ſie nicht, bis ihr das einfiel, was uns Selims neuer Bekannter eben erzehlt hat; ſie wagte allerdings etwas bey dieſer angeſtellten Komödie, doch hatte ſie den Knaben gut genug unterrichtet, um viel zu hoffen, und ihm Stillſchweigen ſo nachdrücklich eingeprägt, daß der unſchuldige Betrug und ihr Name nie, oder nur dann erſt kund werden konnte, wenn ihr dieſe Offenbarung weiter keinen Nachtheil zu bringen vermochte. Gerettet war der Kayſer, deſſen Glaube an den Schutz höherer Geiſter und deren gelegentliche Erſcheinungen bekannt war, denn auf allen Fall, und dies war ja das vornehmſte, was die gutmüthige Frau eines Böſewichts wünſchte.

Friedrich hatte geſtern mit einigem Unwillen die wahre Beſchaffenheit ſeiner Viſion aus dem Munde ſeines kleinen Schutzengels erfahren. Es war ihm nicht gleichgültig, ob er einer ſterblichen Frau und einem Kinde, oder ſeinem Schutzheiligen, dem großen Biſchoff Aemilianus, ſein Leben ſchuldig war, ſolche Dinge gaben einem damahls ſo eine gewiſſe Wichtigkeit, für die auch ein weiſer Kayſer einiges Gefühl hatte, indeſſen ging Friedrich hierin nicht zu weit.

Kollonna bekam zwar den Namen, kleiner Betrüger, aber er ward ſeinem guten Herrn durch den Antheil, den er an ſeiner Lebensrettung gehabt hatte, noch theurer als er es zuvor war, für die Frau von Wittowitz blieb heiliges Stillſchweigen über die Sache der beſte Dank, und der ſchützende Biſchoff, der ja doch durch Eingebung und Begünſtigung der Warnung zu Friedrichs Beſten mitwürkend geweſen ſeyn konnte, behielt ſeine gelobten Opfer, und das Verſprechen, daß des Kayſers erſter Sohn, deſſen Geburt man damals mit Verlangen entgegen ſah, zum ewigen Andenken nach ſeinen *) Namen genannt werden ſollte.

---

*) Fugger in ſeinem öſterreichiſchen Ehrenſpiegel, nimmt den Namen Maximilian für eine Zuſammenſetzung von Maximus Aemilianus.

Selim beſchäftigte ſich den ganzen Tag mit dem liebenswürdigen Kinde, das er heute kennen gelernt hatte. Es war das ſchönſte Geſchöpf, das ſich denken läßt, für ſein Alter, das ihm der türkiſche Prinz abgefragt hatte, ſeines Erachtens zwar faſt noch zu zart und zu kindiſch, doch nicht alle Knaben ſind Selims. Verſprach der kleine Kolonna nicht dereinſt in ſeinem zehnten und zwölften Jahre Wölfe und Bären zu beſiegen, ſo riß er durch kindiſche Unſchuld und Schönheit das Herz weit mehr an ſich, als durch alle andere Vorzüge.

Selim ward wieder mit ihm zum Kinde, das Spiel des kleinen Kolonna mit den Rohrhalmen hatte ihm ſehr natürlich das Spielwerk ſeiner Kindheit, die Flöte von Berg Athos, in den Sinn gebracht; er künſtelte den ganzen Tag etwas ähnliches zu Stande zu bringen, und endlich ward ein Meiſterſtück fertig, das demjenigen nichts nachgab, mit welchem er ehemahls der ſchönen Zeilde, und dem Helden Korvin Troſt und Hoffnung ins Herz hauchte. Seelige, ſeelige Zeiten! rief Selim, als er den erſten Ton aus dem melodiſchen Inſtrument gezogen hatte. Wo ſeyd ihr hin! Thränen floſſen auf das vollendete Kunſtwerk, man hätte mit ihm weinen mögen; es iſt wohl allerdings eine höchſt traurige Sache, im frühen Jünglingsalter ſchon glücklichere Vergangenheit beklagen zu müſſen!

In einer Stimmung, die ſich die Leſer beſſer denken als wir beſchreiben können, eilte Selim des andern Tages nach dem Schiffsufer, ſeinem kleinen Freunde ſein Geſchenk zu bringen, er dachte nicht, zu was für einer Entdeckung ihm dieſe Begebenheit, ein Werk des Zufalls, leiten ſollte.

Hüpfend kam ihm Kolonna entgegen. O das iſts ganz! ſchrie er, als er das Meiſterſtück aus Selims Händen nahm. Das iſt das nehmliche, das ich zu Cyly verlor, das nehmliche, das ich aus Rajas Händen erhielt.

Raja? ſchrie Selim, wer iſt Raja?

Eine meiner Mütter, ſie gab mir dieſes Rohr, als ſie mich zu Rom verließ, und ſagte mir viel von einem Bruder, der es ſehr ſchön geblaſen hätte?

Und dieſer Bruder wär ich? und du Kalepin? fuhr Selim fort, indem er ihn in die Höhe zog und an ſein Herz drückte.

Der Kleine wiederholte das Wort Bruder, ſah ihn an und ſchien ihn nicht zu verſtehen.

Im nehmlichen Augenblicke ertönte die ſilberne Glocke, die am Ende der kayſerlichen Tafel die Pagen zur Mahlzeit zuſammen rief. Mit einem Sprunge war der Knabe aus Selims Armen, noch einen Kuß warf er ihm zu und verſchwand im Gebüſche.

Selim blieb in einer Verfaſſung zurück, die ſich mit nichts beſchreiben läßt. Mit in einander geſchlagenen Armen ſtarrte er vor ſich hin, ſein Herz war voll Rührung, voll Andenken vergangener Zeiten, ehe er erfuhr, was er jetzt wußte, was mußten nun ſeine Gefühle ſeyn? Bruder! Kalepin! ſchrie er. Iſts möglich? Amurats Sohn! mein Bruder! theures unglückliches Kind! — Dein Verſorger verſprach ich zu ſeyn? — Sultan Selim? — Was ſind wir nun? Ich ein Gefangner? du ein Fürſtenknecht?

Die Wahrheit, daß er in dem kleinen Kolonna einen Bruder gefunden hätte, lag zu hell am Tage, daß ſie ſich nicht augenblicklich ſeiner Seele hätte aufdrängen ſollen, aber wie es mit allen Dingen geht, die uns zu erwünſcht ſind, als daß wir wagen ſollten, ſie kühnlich, ſie ohne ſtrengen Beweis zu glauben, Zweifel folgten auf die anfängliche frohe Gewißheit. Traurig ging Selim auf ſein Zimmer.

Sein Gefärthe, der junge Korvin, ſchickte zu ihm, ſich ſeiner Geſellſchaft bey einem Spiel, damit ſich die beyden Jünglinge zuweilen zu ergötzen pflegten, auszubitten; es ward abgeſchlagen. Auch bey der Abendtafel fehlte Selim. Rembrecht erſchien, ſich in tiefſter Unterthänigkeit zu erkundigen, ob ihm etwas gebreche? Er ward kurz abgefertigt, und eben ſo ſchnell wieder zurück gerufen.

Selim wollte einige Fragen wegen des jungen Edelknabens an ihn thun, den er geſtern am Teiche ſpielend fand; mit der möglichſten Vorſicht dachte er ſie einzukleiden, aber er konnte ſie nicht über die Lippen bringen; er dachte ſich mit dem erſten Ton zu verrathen, er wußte nicht, in wie weit Rembrecht ſeinen Wünſchen günſtig ſeyn würde, und ſo mußte dieſer ſich wieder entfernen, ohne erfahren zu haben, was dem Prinzen ſichtlich auf den Lippen ſchwebte. —

Der Glaube an das, was Selim wünſchte, kehrte wieder. er ging noch dieſen Abend wieder an den Teich, ob er gleich wußte, daß der Knabe, den man, ſeit er des Kayſers Liebling war, wenig aus den Augen ließ, ſo ſpät nicht Erlaubniß haben würde, hier am Waſſer auf einer verbotenen Stelle zu ſpielen. Nie hat ein Liebender ſehnſuchtsvoller nach ſeiner

Geliebten ausgeſehen, als hier Amurats Sohn nach ſeinem Bruder, den er jetzt wohl mit Recht die einige ihm verwandte Seele nennen konnte. Zwar war dieſer Bruder noch ein Kind aber dieſes verminderte ſeine Gefühle für ihn keinesweges; zu der regſten Zärtlichkeit geſellte ſich noch ein nahmenloſes unausſprechliches Mitleid, das uns hülfloſe Kindheit ſo leicht einflößen kann, und die Begierde, ihm tauſend Fragen vorzulegen, die er eben, weil er ein Kind war, am beſten und unverſtellteſten beantwortet haben würde. Kannte er ſeine Geburt? auf was für einen Fuß lebte er an des Kayſers Hofe? Was mochte man für Abſichten mit ihm haben? Seit wenn und warum hatten ihn ſeine Mütter verlaſſen? Lebten ſie noch alle? Rajas Namen hatte er gehört, aber was machte die Herzogin von Geldern? was Zelide?

Dieſe Fragen wollten Selims Herz zerſprengen. Sein natürliches Ungeſtüm, durch Mißgeſchick und reifere Jahre bisher ein wenig im Zaum gehalten, kehrte wieder zurück. Eine ſeidene Schnur mit einem Gemälde, die Kolonna am Halſe getragen, und beym Spielen hier verloren haben mochte, von Selim im Graſe gefunden, vermehrte ſeine Gewißheit, wie nahe ihm dieſer Knabe verwandt ſey, und brachte ſeine Unruhe aufs höchſte. Furchtbar würde er Rembrechten geweſen ſeyn, hätte er ihn in dieſem Zuſtande geſehen; ich glaube in dieſen Augenblicken hätte er alles von ihm erhalten können, ſelbſt unmittelbare Audienz beym Kayſer, zu welchem Geſuch er ſich endlich, da er ſahe, daß er vergebens auf Kalepin wartete, für den künftigen Tag entſchloß.

Selim verließ den Garten und kehrete auf ſein Zimmer zurück. Er durchwachte die ganze Nacht in mannichfaltigen Planen, und am Morgen war der Entſchluß reif, ſich auf keine Weiſe von dem Throne des Kayſers zurück halten zu laſſen. Ihm wollte er alles ſagen, von ihm wollte er ſeinen Bruder zurückfordern, oder mit ihm an Friedrichs Hofe leben. Was für große Dinge wurden auf dieſen Plan gebaut! Wiederſehen einer geliebten Mutter, ſie möchte gleich in den entfernteſten Welttheilen leben; ſchnelles Emporkommen durch große Thaten; Rache an Mahomed und dem böhmiſchen König; glänzendes Glück auf dem väterlichen Throne, mit einer angebeteten Mutter und einem Bruder getheilt, für den ſein ganzes Herz glühte: dieſes waren die Hirngeſpinſte jener Nacht. Alles ward geordnet, alles ausgetheilt, ſelbſt Mathias ward nicht vergeſſen, und am Morgen fand ſichs —

daß die erſte Stufe zu dem ſtolzen Luſtgebäude fehlte. Selim fragte den beſorgten Rembrecht, welcher kam ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, ohne Umſtände und ohne Zurückhaltung, ob er den Kayſer ſprechen könnte, und Rembrecht bedauerte mit gezogenen Schultern, daß die ſchnelle Abreiſe Seiner Majeſtät, welche in dieſer Nacht vor ſich gegangen ſey, dieſes unmöglich mache.

Man denke ſich Selims Gefühle bey dieſer Nachricht. Als er ſahe, daß er mit ſeinem Wüten nichts ausrichtete, daß er Rembrechten nur ſchreckte, ohne ihn zu einem günſtigen Entſchluß zu bewegen, da ging ſein Ungeſtüm in Wehmuth über. Die Erlaubniß, dem Kayſer zu folgen, die er ſich nicht hatte ertrotzen können, wollte er nun erbitten, auch dieſes war fruchtlos, und nichts als wehmüthige Klagen blieben ihm übrig, in welchen Rembrecht am Ende alles erfuhr, was ihm in dem Betragen ſeines bisher ſo ſanftmüthigen Gefangenen ſo fremd dünkte, und noch mehr als dieſes, mehr als jemahls ein Menſch ſeiner Art hätte erfahren ſollen.

Rembrecht wußte, daß er in Selim eine Perſon von Wichtigkeit, daß er in ihm einen Heldenſohn, wie ſich der Sterndeuter Nikolaus ausdrückte, zu verwahren hatte; aber wer er eigentlich ſey, das blieb ihm unbekannt. Jetzt hört er den Namen Selim, Amuraths Sohn, Mahomeds Bruder. Sein ſchwaches Gehirn ſchwindelte, ſein ſclaviſcher Nacken beugte ſich noch tiefer als gewöhnlich. Nun war es ihm gewiß, welcher unter ſeinen beyden Gefangenen dereinſt einen Thron beſteigen würde. Die Ehrfurcht für den künftigen Großſultan erreichte den höchſten Gipfel, aber eben der Glaube an ſeine geweisſagte Größe verſtärkte den Entſchluß, ihn für den gegenwärtigen Augenblick feſt zu halten, und ihn keinen Schritt thun zu laſſen, der etwa die Wege, welche das Schickſal mit ihm zu gehen vorhaben möchte, verrücken könnte.

Sein Hauptaugenmerk ſollte von dieſem Augenblick an nichts anders ſeyn, als Selims Gunſt ohne allen Aufwand zu erlangen, ſich, um künftiger Gnade willen, in ſein Vertrauen einzuſchleichen, ſich ihm nothwendig zu machen, und doch nicht das geringſte zu thun, um ſeine Wünſche zu erfüllen.

Selim mußte ſich es endlich bereden laſſen, daß es unmöglich ſey, ohne Treubrüchigkeit und tödliche Verletzung eines zarten Gewiſſens, ihm Freyheit zu geben, den Kayſer zu ſprechen. Selims erſtes Feuer war ein wenig abgekühlt, er glaubte Rembrechten, und hielt ſich verbunden, ſein Gewiſſen eben ſo wohl zu reſpektiren als Aximithe, das ihn einmahl ſehr zur ungelegnen Zeit auf die Wolfsjagd trieb.

Rembrecht, um Gefälligkeit mit Gegengefälligkeit zu erwiedern, verſprach ihm Nachricht von Kalepin, verſprach noch mehr, verſprach ihm, den geliebten Bruder einſt wenigſtens auf kurze Zeit in ſeine Arme zu liefern. Das erſte konnte und wollte er ſo wenig halten, als das zweyte. Selim blieb mit fruchtloſer Hoffnung abgeſpeißt, bis er des Hoffens müde ward, ſein einiger Troſt war das im Graſe gefundene Gemälde, das er dem jungen Eigner nicht zurückzugeben dachte, und das auch von Kalepins kindiſchem Leichtſinn weder geſchätzt noch vermißt werden konnte. Es ſtellte zwey Damen vor, die Selims Phanthaſie noch zu deutlich vorſchwebten, als daß er ſie hätte im Bilde verkennen können. Die Herzogin von Geldern und die ſchöne Zelide hatte der Mahler hier mit der kleinen Philippe, die auf dem Schooße ihrer Mutter ruhte, zu einer reizenden Gruppe vereinigt, eine jede von dieſen Figuren verſchönerte die andere. Selims Auge und ſein Herz ward wechſelsweiſe zu der einen und der andern hingezogen, er verehrte in Zeliden eine Mutter, in Katharinen von Bourbon eine treue Freundin und Pflegerin, und in dem reizenden Kinde auf ihren Armen, den Gegenſtand einer Neigung, die jetzt nur noch Bewunderung und Bruderliebe war, die aber bereits durch ihre Stärke das zu werden verſprach oder drohte, was ſie in der Folge wurde. Er konnte ſich an Philippens holdſeeligem Bilde nicht ſatt ſehen, und bewunderte die Aehnlichkeit, die er zwiſchen ihr und ſeinem kürzlich wiedergefundenen Bruder zu ſehen glaubte; doch ein ſchönes Kind hat immer eine Gleichheit mit dem andern, und das Wunder war alſo vielleicht nicht ſo groß als Selim meynte.

Selim trauerte, ſchaute und hofte, bis das Schickſal wieder eine Aenderung ſeiner Lage herbeybrachte, und Rembrechten aus der Verlegenheit riß, den jungen Prinzen unaufhörlich mit falſchen Erwartungen zu täuſchen.

Der junge König von Böhmen hatte ſeine Gefangenen auf der Burg Guttenſtein ganz vergeſſen; unbemerkt und ungeahndet von ihm, hätten ſie heute entkommen mögen, denn er dachte und fühlte jetzt nichts als Liebe. Seinen Miniſtern überließ er die Sorge für die

Reiche, deren Kronen er trug, ſeine Sorge war, ſich auf den Empfang einer Braut zu bereiten, welcher er mit Entzücken entgegen ſah und die auch in der That die volle ſchwärmeriſche Liebe ihres königlichen Verlobten verdiente.

Daß dieſe Braut die junge Fürſtin Eliſabeth Gara — nicht war, davon denken wir ſchon unſern Leſern einen Wink gegeben zu haben. Gara verdiente es, und ſeine Tochter, wenn ſie mit ſeinen Entwürfen harmonirte, verdiente es, ſo getäuſcht zu werden. Ladislaus Korvinus ungerochnes Blut, das ſchier ſo ſchnell vergeſſen wurde als es von der Erde bedeckt ward, forderte wenigſtens dieſe Genugthuung vom Schickſal, daß die, welche es fließen machten, oder verrätheriſch ſtillſchwiegen, da es floß, nicht den gehoften Vortheil von ihrer Treuloſigkeit erndeten.

Eliſabeth Gara war ſchön, war die Lebensretterin des jungen Tyrannen, der ihren Bräutigam erwürgte, aber ſeine Gemahlin ſollte ſie darum nicht werden. Er hatte ihr volle Vergütung ihres Verluſts verſprochen; aber der ganze Werth, den er ihr für das Blut des theuren Ermordeten zahlte, war — die Ehre unter hundert edeln Jungfrauen, die ſich jetzt zum Empfang der königlichen Braut rüſteten, welche nun nächſtens aus Frankreich heimgeholt werden ſollte, die Erſte, die Anführerin zu ſeyn. Mit viel Politeſſe bequemte ſich Eliſabeth, und bequemte ſich ihr Vater nach dem Willen des Königs. Das bleiche abgehärmte Geſicht der jungen Sara ſtach merkwürdig gegen die blühenden lächelnden Züge ihrer frohen Geſpielinnen ab, an deren Spitze ſie die ſchöne Magdalene von Frankreich bewillkommen ſollte. Um den Hochzeitzug nicht zu verunzieren und der jungen Hochzeiterin böſe Ahndungen einzuflößen, hätte ſie billig in die hinterſten Reihen zurücktreten, und einer andern aus dem frohen lachenden Haufen, die keine Krone und keinen Bräutigam zu betrauren hatten, den Vorrang laſſen ſollen. Dieſe Bemerkungen waren der Grund zu zahlreichen Spottgeſängen, mit welchen man ſich in der Hauptſtadt trug, um die arme Sara noch mehr zu kränken. Man würde ſie bedauret, würde ſie wegen ihrer geſunkenen Schönheit geehrt haben, hätte man gewußt; ob man ſie auf die Rechnung des ermordeten oder treuloſen Bräutigams ſchreiben ſollte. Um Ladislaw, den Sohn des großen Korvins, floſſen hier und da noch heimliche Thränen, wer ihn ſo leicht vergeſſen konnte, verdiente Verachtung.

Der alte Gara war dem Anſchein nach ſo bereitwillig als ſeine Tochter, den Triumpf der königlichen Braut zu verherrlichen. Der Schatz des jungen Ladislaw war arm, der Schlüſſel zu demſelben befand ſich in zu vielerley Händen, als daß er treulich hätte verwaltet werden ſollen. Um den überall hervorſcheinenden Mangel bey dieſer Ehrengelegenheit zu bedecken, war Darlehn, Verkauf und Verpfändung nöthig; ich glaube, die ungariſche Krone wär dieſem Schickſal nicht entgangen, hätte ſich dieſes ſo oft entfremdete und wieder herbeygebrachte Kleinod in König Ladislaws Händen befunden.

Der Fürſt Gara war bey allem, was ſein König wünſchte und anſtellte, behülflich. Ungeheure Summen wurden durch ſeinen Vorſchub herbeygeſchaft, überall ſah man eine Pracht und Verſchwendung, die von dem Charakter des königlichen Bräutigams und von ſeiner Liebe zu ſeiner Braut, wenn auch nicht von ſeinem Reichthum und ſeiner Klugheit zeugte.

Der weiſe Kayſer, des jungen Königs geweſener Vormund, ſah dieſes, lächelte und ſchwieg; das Schweigen in allen Dingen, die ſeinen ehemahligen Mündel angingen, hatte er ſich ſeit dem Tage angewöhnt, da ſich derſelbe durch Cylys Hülfe ſeiner Hut entriß. Armer Ladiſlaw, ſeit jenem Augenblick warſt du verloren! Welch ein Fürſt würdeſt du unter des weiſen Friedrichs Anführung geworden ſeyn, und was warſt du jetzt? Ein Raub der Bosheit, ein Spielwerk der Kabale, ein frühzeitiges Opfer des Todes.

Ein Mann war in den Reichen des jungen Königs, der es redlich mit ihm meynte: Georg Podiebrad, Statthalter in Böhmen. Er ließ König Ladiſlawen auf ein Geſpräch zu ſich beſcheiden, und ſchützte, als man dieſes reſpektwidrig fand, das Beyſpiel der Korvine vor, das wohl jeden Biedermanne die Behutſamkeit lehren könne, die er beobachtete.

König Ladiſlaw überwand ſich am Ende, einer Zuſammenkunft entgegen zu reiſen, die wohl nichts als wohlgemeynte Warnungen vor drohender Gefahr zur Abſicht haben mochte. Aber war auch ein Prinz, der nichts als glänzende Ausſichten vor ſich ſahe, aufgelegt, die warnende Stimme eines Freundes zu hören? Ladiſlaw ging ſo weit, daß er nie geſtehen wollte, er ſey gewarnt worden. Jedermann mußte ihm, und ſeinen Räthen zu Liebe glauben, Georgs ganzes Anbringen habe in dem Geſuch beſtanden, das Beylager zu Prag zu halten; eine Forderung, die man endlich mit Widerſtreben und nicht mit der beſten Art einging.

War dies der Weg, die Gemüther aufgebrachter Unterthanen zu gewinnen? Die Huſſiten, ein furchtbarer Hauſe, erfuhren die Partheylichkeit ihres Königs gleich bey ſeinem Einzug, aus dem Unterſchiede, den er zu ihrem Nachtheile zwiſchen ihnen und der römiſchen Kleriſey machte. Der Sterndeuter Nikolaus, deſſen wir ſchon mehr gedacht haben, erhob ſeine Stimme und weiſſagte von des Königs Tode; Unglück konnte man dieſem Könige wohl weiſſagen, ohne eben ein Prophet zu ſeyn, wie Nikolaus.

Unter tauſend ſchlimmen Vorbedeutungen von der Art, wie ſie der Aberglaube, und von der, wie ſie die Staatsklugheit wichtig findet, hielt König Ladislaw ſeinen Einzug auf der Burg. Das Chor der Damen reiſte den nächſten Tag ab, die königliche Braut auf der Gränze zu erwarten, und ſie in die Arme ihres Verlobten zu führen. Arme Gara, mit welchem Herzen führteſt du dieſen glänzenden Reihen!

Es waren der Gäſte viel geladen auf die königliche Hochzeit. Herzoge, Fürſten und Edle; aber Kayſer Friedrich war nicht unter ihnen. Das Volk murrte, die Hußiten zitterten, ſie ahndeten nichts gutes für ſich von den ankommenden Gäſten. Viele fanden es unmenſchlich, bey ſo manchen unbefriedigten Bedürfniſſen des Landes, verſchwenderiſche Feſte zu feyern, andere verſahen ſich zu ihrem König mehr Böſes als er jetzt, trunken von Liebesgedanken, im Sinne haben mochte, und dachten vielleicht in der Stille dem Schlage, von welchem ſie ſich bedroht glaubten, zuvor zu kommen. Von welcher Hand der Streich, der den unglücklichen König nun bald treffen ſollte, eigentlich geführt ward, hat man nie erfahren, er hatte der Feinde zu viel, als daß man hier glücklich muthmaſſen könnte.

Er bereitete ſich zur Hochzeit, und hätte ſich zum Tode bereiten ſollen. Eine geheime Ahndung ſagte ihm dieſes, aber lang wollte er ſie nicht verſtehen. Die Ruhe floh endlich ganz aus ſeinem Herzen, des Nachts von ſeinen Augen der Schlaf. Schloſſen ſich ſeine Augenlieder zu ſchwerem Schlummer, ſo war es nur auf abzuzehlende Minuten. Im Traume winkten ihn ſeine Ahnherrn zu ſich in düſtre, unbekannte Gegenden, die ſeiner Phanthaſie ein Grauen machten. Ladislaus Korvinus

ſtand

ſtand nächtlich an ſeinem Lager, und deutete auf ſeine Wunden.

Unerquickt ſtand der unglückliche König auf, vergebens nach Ruhe ſchmachtend legte er ſich nieder. Er ward niedergeſchlagen und traurig, ohne zu wiſſen warum, und konnte ſich deſſen doch nicht entſchlagen. Eine innerliche Hitze verzehrte ſeine Eingeweide. Es war ſtrenger Winter und er konnte kaum die leichteſten Gewande um ſich dulden.

Als er am zwey und zwanzigſten November zu Gericht ſaß, verlas der Geheimſchreiber bey einer vorzutragenden Sache nach Gewohnheit die Zahl des Monatstags. Was iſt das? ſchrie der König! und fuhr plötzlich auf, das iſt Ladislaws Todestag! Weſſen? erkühnte ſich der Statthalter zu fragen.

Es iſt Korvins Todestag! wiederholte er, ich hätte heute nicht ausgehn ſollen.

Verzeiht, mein König, fiel Gara ein, erſt morgen wirds ein Jahr, daß — — —

Schweiget! Schweiget! flüſterte der König, als beſorgte er gehört zu werden, und laßt uns bald enden; mich verlangt nach Hauſe.

Man verließ den Gerichtsſaal und ſetzte ſich zur Tafel. Der König aß viel kühlender Früchte und trank ungewöhnlich viel Waſſer:

Wein pflegte er nie zu trinken. Man ſuchte ihn mit Nachrichten von der Nähe ſeiner Verlobten aufzurichten; er achtete nicht darauf und ſchwieg. In ſeinem Innerſten wütete bereits ein heimliches Weh, das er nicht länger verbergen konnte. Krank ward er von der Tafel nach ſeinem Zimmer gebracht. Die Aerzte ſprachen ihm erſten Blicks das Leben ab. Er ſelbſt hatte ſich ſchon dieſes Urtheil im Herzen gefällt, und beſaß Muth genug, ihnen die Beſtättigung deſſelben abzufragen. Er hörte ſie muthig an, und lockte durch ſeine Faſſung ſelbſt denen, die ihn im Herzen haßten, eine Thräne ab. Man hätte ein Unmenſch ſeyn müſſen, einem jungen, ſchönen, unglücklichen, vielleicht nur verführten, nicht ganz fehlerhaften Prinzen, der in der Blüthe des Lebens durch einen Trunk aus dem Giftbecher der Bosheit dahinſank, nicht einiges Mitleid zu ſchenken.

Daß er vergiftet war, das wußte er, aber ein zürnender Blick der ſchon faſt gebrochenen Augen verbot denen, die es muthmaßten, laut zu klagen. Nur ſeinem Arzte geſtand er die Gewißheit, die er hievon hatte. Es war jetzt unmöglich, ihm mehr zu helfen, auch ſchien er Hülfe kaum zu wünſchen; der eine Ladislaw fiel; rief er, es iſt billig, daß der andere folge.

Oft blickt in den letzten Stunden ein Funke ehemahliger Herzensgüte auf, der ein langes Leben hindurch mühſam erſtickt ward. Wehe dem, o ewig wehe dem, der ihn erſtickte! Ladislaws letzte Lebensſtunden waren ſchön, ſchöner als ſein ganzes Leben. Er bereitete ſich heldenmüthig zum Tode. Sein Reich legte er in Podiebrads Hände, ſeine Seele befahl er Gott. Einige unbedeutende Beſtellungen an ſeine Braut, das Geſchenk einer Haarlocke, und dergleichen, die er ſeinem Leibarzte auftrug, waren das einige, was ihn noch ein paar Augenblicke auf die Erde zurückzog; der Reſt des Tages ward zu ernſtern Geſchäften genützt: Reuevoll und Rachelos ſchied er. Ladislaw! Ladislaw! rief er noch in den letzten Minuten: Ich komme! Gott wird richten zwiſchen dir und mir! Er wird gnädig richten, hoffe ich! Er ſtarb am Abend, ein Jüngling, der den Mittag des Lebens noch nicht erreicht hatte.

So weit, meine Leſer, von dem Tode eines Prinzen, deſſen wir nur flüchtig nur in ſo weit gedenken durften, als er Beziehung auf das Schickſal unſers Selim hatte.

Der Statthalter von Böhmen, Georg Podiebrad erhielt nach ihm die Krone, und ließ keinen Vortheil aus der Acht, ſie auf ſeinem Haupte zu beveſtigen.

Mathias Korvinus, der Sohn eines ſolchen Vaters, der Bruder des ermordeten Ladislaw, ein Jüngling von den größten Anſprüchen und von einem bekanntlich hochfliegenden Charakter, war keine Perſon, die von einem ſo ſtaatsklugen Fürſten wie Podiebrad, aus der Acht gelaſſen werden durfte; er wurde ſchnell aus der leidlichen-Haft zu Guttenſtein nach Prag befördert, und Selim, deſſen Schickſal einmahl das Glück an das ſeinige gebunden hatte, mußte ihm folgen.

Es war König Georgs Abſicht nicht, einen Jüngling, der nichts verbrochen hatte, härter zu halten; nein, er mißtraute nur Rembrechts Aufſicht, und wünſchte des letzten der Korvine mit eigenen Augen zu hüten, bis ſich das Glück auf eine oder die andere Art in Rückſicht auf ihn erklärte.

Selim trennte ſich ungern von Rembrechten, der ſeit dem Abentheuer im Schloßgarten unwürdiger Weiſe ſein Vertrauter geworden war. Rembrecht verſprach alles, was ihm der türkiſche Prinz auftrug, und empfahl ſich ihm, nur ihm zu Gnaden, denn an Mathias Glück hatte er, ſeit er Podiebrads Gefangener geworden war, hinfort keinen Glauben mehr. Der geweisſagte König mußte Selim und kein anderer ſeyn; wie hätte Korvin, der letzte Zweig eines vom Schickſal verfolgten Hauſes zu einer Krone kommen ſollen.

Der türkiſche Prinz bemerkte es nicht einmahl, daß ſich Rembrecht tiefer vor ihm als vor ſeinem Freunde bückte. Er liebte ſeinen Freund Mathias aufrichtig, er würde ihn ohne Neid zum Throne begleitet haben, und folgte ihm nur darum ungern ins Gefängniß, weil der Urſachen, ſich die Freyheit zu wünſchen, täglich mehr wurden; ach ſeit der Anblick des Kindes im Garten zu Guttenſtein ihm Zelidens Andenken und tauſend andere Gedanken und Wünſche von neuem aufgeregt hatte, ſeit dem drückten ihn ſeine Bande doppelt, und jeder Tag eines jugendlichen zu Thaten beſtimmten Lebens, der in träger Unthätigkeit verfloß, ward von ihm mit einem Seufzer, auch nicht ſelten mit einer Thräne, begleitet. Mathias ſahe ſein Leiden, aber er tröſtete ihn nicht. Er glaubte an ſeinem eigenen harten Schickſal zu viel zu tragen zu haben, als daß er auf fremden Kummer mit beſonderer Theilnahme hätte achten ſollen.

Selim ging zu Prag neuen Scenen entgegen, die wir gleich den vorhergehenden nur im vorübereilen ſchildern. Die Zeit, die der türkiſche Prinz am böhmiſchen Hofe zubrachte, führte ihn weiter auf der Lebensbahn, ohne dieſelbe eben durch Auftritte auszuzeichnen, die unmittelbar für ihn wichtig geweſen wären. Eine Reihe von Begebenheiten, wo der Held, der auf dem Titelblatte ſteht, überall die große Rolle ſpielt, iſt dieſer Roman.

Selim lernte in des böhmiſchen Königs Hauſe — (Pallaſt oder Hof wollten wir es nicht gern nennen, da der edle Georg Podiebrad auch auf dem Throne die Einfalt der Sitten beybehielt, die ihm als Privatmann theuer geweſen war) — Selim, wollen wir ſagen, lernte hier Perſonen kennen, die in aller Abſicht ſeine innigſte Liebe, ſeine tiefſte Ehrfurcht verdienten. Die Königin nahm die unterſte Stelle ein; von ihr wiſſen wir nicht viel zu melden, weder böſes noch gutes. Aber König Georg, welch ein Mann! ſein Sohn Viktorin, ein junger Held voll Feuer und Thatenbegierde! ſeine Tochter Marie, das Urbild von Unſchuld und Schönheit!

Weisheit, Heldenmuth, Frömmigkeit und Staatsklugheit machten den Charakter des Königs von Böhmen zu dem vollkommenſten, der je einen Thron zierte. Man gab ihm ein wenig

Kargheit ſchuld, aber wenigſtens zeigte ſich dieſe nicht in Rückſicht auf ſein Volk, das unter ihm bald zu blühendem Wohlſtand empor kam, und die Wunden verſchmerzen lernte, die ihm Georgs Vorgänger geſchlagen hatten. Kein Verſchwender war Georg freylich nicht. Prachtliebe war weit von ihm entfernt; er wußte ein König zu ſeyn ohne ſeine Hoheit in leeren Prunk zur Schau zu tragen. Er hatte die Süßigkeiten häuslicher Stille bey den hohen Reichsämtern, die er verwaltete, ehe er die Krone trug, und die ihn dem Königsſtuhl ziemlich nahe brachten, nicht verleugnet, ſie nicht dem Gepränge ſeines Standes aufgeopfert, dieſe Weiſe behielt er auch auf dem Throne bey. Solche Könige wie er, waren die erſten Fürſten der Welt, als man zuerſt auf den Einfall kam, den Vater einer Familie zum Beherrſcher mehrerer, oder vielmehr zu ihrem gemeinſchaftlichen Vater zu machen. Hätte man den weiſen Georg Podiebrad über die große Frage unſerer Zeiten, über den Urſprung der königlichen Gewalt entſcheiden laſſen, er würde ſie beantwortet haben, wie wir ſie in unſerer frommen Einfalt beantworten würden: Die erſten Könige waren Väter, laßt die Monarchen dieſen Charakter immer beybehalten, und niemand wird dran denken, ihren Stuhl zu erſchüttern.

Rembrecht von Ebersdorf hatte natürlicher Weiſe, an dem gegenwärtigen königlich böhmiſchen Hofe, weder Sitz noch Stimme. Mit der Königin unterhielt er eine Privatkorreſpondenz, in welcher er ihr, als König Georg die beyden gefangenen Jünglinge nach Prag holen ließ, vertraulich zu wiſſen that, daß ſie in dem einen von ihnen, laut Meiſter Nikolaus des Sterndeuters Vorherſagung, einen künftigen König zu bewirthen die Gnade habe; er für ſeine Perſon ſtimmte auf Selim. Die Königin ſtimmte auf niemand, aber ſie ließ ſich Rembrechts vertrauliches Zuſchreiben in ſofern wichtig ſeyn, daß ſie nicht allein ſtrebte, ihren jungen Gäſten das Leben in ihrem Hauſe angenehm, und ſich dadurch einem künftigen König verbindlich zu machen, ſondern ſie ſuchte auf die Prophezeihung auch einigen Vortheil für ihr Haus zu gründen. Sie war Königin und ſchätzte ſich glücklich es zu ſeyn, ob gleich die Grundſätze ihres Gemahls ihr nicht erlaubten, den Glanz ihrer Krone in vollem Umfang zu genieſſen. Ihre Kinder dereinſt ſo groß zu ſehen, als ihre Eltern es waren, war der regſte Wunſch der ſorgſamen Mutter. Für Viktorin, den wahrſcheinlichen Erben der Krone ſeines Vaters, war geſorgt, aber die junge Prinzeßin Marie mußte auch eine Krone tragen, wenn die Königin von Böhmen ſich ganz glücklich ſchätzen ſollte. Marie war ſo gut, ſo ſchön, und die Könige der damahligen Zeit wußten Herzensgüte und Schönheit ſo gut zu würdigen, daß ihr das Glück, das ihrem Range und ihren Verdienſten zukam, nicht leicht fehlen konnte, aber, dachte die ſorgſame Mutter, warum ſollen wir aus der Ferne erwarten, was wir in der Nähe haben können? Einer von dieſen beyden Jünglingen, unter denen ich, was äußerliche und innerliche Vorzüge anbelangt, keinen Unterſchied zu machen wüßte, wird einſt eine Krone tragen; gut, er ſetze ſie Marien auf! Ihre Reitze werden das Herz des Einen oder beyder nicht verfehlen, und ihr gutes Glück wird ſorgen, daß auf keine Art eine falſche Wahl ſtatt findet.

Reimbrecht von Ebersdorf ſtimmte in ſeinen Briefen unabläßig auf Selim, die Königin hatte einige Zweifel über den Thron, den dieſer einſt beſteigen könnte, indeſſen ließ ſie ſich, immer lenkſam, doch endlich auf die Seite ihres Korreſpondenten überziehen. Kein Mittel wurde verſäumt, die junge Prinzeßin Amurats Sohn in dem gefälligſten Lichte vorzuſtellen, und da das Herz der holden Marie bereits erſten Blicks für den türkiſchen Prinzen geſprochen hatte, ſo wär die ganze Intrigue richtig geweſen, hätte ſich Selims Neigung ſo gelenkt, als man wünſchte.

Selim bewunderte Marien, er ſchätzte, er liebte ſie mit Bruderliebe; aber die Leidenſchaft, die man wünſchte, regte ſich nicht für ſie in ſeinem Herzen. Vielleicht war eben die Mühe, die ſich die Königin gab, Liebe für Marien in ſeiner Seele zu entzünden, ihren Abſichten hinderlich. Der Eigenſinn des menſchlichen Herzens in dieſem Stück iſt bekannt. Das Beſtreben der königlichen Mutter konnte Selim nicht entgehn, ob ihm gleich die ſcheue Zurückhaltung der jungen Prinzeßin nie errathen ließ, wie ſehr ſie mit den Wünſchen, die die Königin für ſie hegte, einverſtanden ſey. Er blieb Mariens Freund, ohne ihr je etwas mehr werden zu wollen. Hätte ſein Herz auch zärtlichere Gefühle für ſie gehegt, ſo dachte er zu edel, als daß er eine gute unſchuldige Seele, ein ſchönes tugendhaftes Mädchen, das auch er des höchſten Thrones würdig hielt, an ſein Schickſal hätte feſſeln wollen, das ihm, je älter er wurde, je dunkler und ungewiſſer ward. Er hatte jetzt das zwanzigſte Jahr zurückgelegt, die Zeit kindiſcher Träume von wunderbarem Glück, von ſchnell und leicht zu erlangender Größe, waren größtentheils vorüber. Er wußte, daß er vor der Hand nichts weiter war, als ein Prinz ohne Land, ohne Anſprüche, ohne Hoffnungen, als die ſich auf ſein Schwerdt gründeten, ein Schwerdt, das er, was das ſchlimmſte war, in ſeiner eigenen Sache noch nie geführt hatte, und es auch vielleicht noch nicht ſo bald in derſelben zu führen Gelegenheit haben möchte.

Dieſes waren Selims Gefühle, dieſes ſeine Meinungen von ſich ſelbſt und der böhmiſchen Prinzeſſinn, dieſes die Urſachen, ſich überall ſo gefliſſentlich zurückzuziehen, als man ihm nahe trat.

Daß es ihm unbekannt war, wie gern ſich Mariens Herz nach den Wünſchen ihrer Mutter bequemt hätte, haben wir ſchon erwehnt, aber eine andere Entdeckung, die ſein ſcharfes Auge ohne Mühe machen konnte, haben wir unſern Leſern noch zur Zeit verſchwiegen.

Mathias liebte Georg Podiebrads Tochter vom erſten Augenblicke an, liebte ſie bis zum Unſinn. Seine Leidenſchaft wuchs in dem Grade, wie er merkte, daß ſie nicht begünſtiget ward. Sein Stolz ward beleidigt, und der Wunſch, durchzuſetzen, was man ihm nicht gönnte, vermehrte ſein Feuer. Er war ein Gefangner, Marie die Tochter eines regierenden Königs; dies war nichts in ſeinen Augen. Er hatte in ſeinem Innerſten eine Ahndung, ein Unterpfand künftiger Größe, die hier einmahl allen Unterſchied ausgleichen mußte. Sein Ungeſtüm würde jede Schranken durchbrochen und vielleicht alles verderbt haben, hätte nicht Selim, der jetzt erſt ſein inniger Freund und Vertrauter ward, ihn zu feſſeln gewußt.

Mathias ſahe Selims beſſeres Glück vor Augen, ohne die Urſach deſſelben begreifen zu können. Er würde ihn tödlich gehaßt haben, hätte er nicht aus ſeinem Munde gewußt, daß er keinen Theil an dem zu haben wünſchte, was man ihm entgegen trug. Dich glücklich zu machen wünſchte ich! ſagte er oft; und zeige mir nur ehrenvolle und erlaubte Mittel, die Hoffnungen für die Zukunft zu bereiten, ſo ſollſt du deinen Freund beurtheilen lernen.

Das Amt eines heimlichen Unterhändlers zwiſchen Perſonen, die einander nicht lieben ſollten, war ſchon damahls eine verrufene Sache, und der Leſer wird unſerm Helden zutrauen, daß er wenig Luſt hatte, ſich durch daſſelbe herabzuwürdigen. Aber alle Mittel, dem jungen Korvin zu nützen, waren ja nicht verboten. Er durfte nur auf dem Wege fortgehen, den er ſchon betreten hatte, durfte nur deutlich merken laſſen, daß ſein Herz kalt ſey und kalt bleibe, ſo war ſchon auf einer Seite etwas gewonnen. Seinem Freunde Gelegenheit zu geben, ſich überall auf die vortheilhafteſte Art zu zeigen, immer in

Schatten zurück zu treten, damit nur er glänzen möchte, war ein Kunſtgriff, der ſchon einen Schritt weiter half, auch wehrte es ihm ja niemand, wenn er mit Marien umging, viel von Mathias, und nur von ihm zu ſprechen. Es ließ ſich ſo viel gutes von dem jungen Korvin ſagen, und Selims freundſchaftliches Herz fühlte ſeine Vorzüge ſo lebhaft, daß er keinen beſſern Lobredner haben konnte als ihn. Selim ſprach, Marie horchte, der König und die Königin ſchwiegen, wenn ſie gegenwärtig waren, und was dieſes alles am Ende für Folgen hatte, wird der Leſer bald ſehen.

Selim und Mathias lebten in dem Hauſe des böhmiſchen Königs nicht wie Gefangene, nein, wie Kinder. Nichts ging ihnen ab, als die Erlaubniß, hinzugehen wohin ſie wollten, ein Mangel, den ſie freylich beyde ſchmerzlich genug fühlten.

Ihnen ihre Einſchränkung deſto läſtiger zu machen, brauchte es nur noch, daß man Argwohn gegen den böhmiſchen König in ihrem Herzen erregte, und wie bald war ein feindſeliges Weſen bey der Hand, ihnen ihr Schickſal auf dieſe Art zu verbittern.

Rembrecht von Ebersdorf wechſelte nicht allein mit der Königin, er wechſelte auch mit Selim Briefe, alles was der junge Prinz durch dieſe Korreſpondenz zu erlangen ſuchte, waren genauere Nachrichten von ſeinem Bruder, Mittel ihn zu ſehen, Bekanntſchaft mit des Kayſers Abſichten, und Sicherheit, ob er ſich ihm vertrauen dürfe, alles dieſes erhielt er nicht, Rembrecht wußte das Zutrauen, das ihm Selim ſchenkte, auf andere Art zu nutzen.

Menſchen wie dieſer ſind immer unergründlich. Plane wechſeln bey ihnen mit Planen, ſie vertauſchen und vergeſſen oft nach Beſchaffenheit der Umſtände einen mit dem andern; wer will ihren labyrinthiſchen Schleichwegen nachſpüren. Alſo nur das, was Rembrecht that, das Warum ließ ſich ſchwer erklären, wenn die Folge nicht einiges Licht geben ſollte: Die Liebe der beyden Jünglinge zu König Georgen, den er haßte, weil er nicht ſo ſchwach war, wie ſein Vorgänger, war ihm anſtößig, er ſuchte ſie zu zerſtören; er begann mit verdeckten Winken auf verborgene böſe Abſichten, bey der langen nutzloſen Gefangenſchaft, wie er das Leben der jungen Freunde auf dem Prager Schloſſe nannte, und endigte mit der offenen Darlegung eines Anſchlags, den man wohl hätte teufliſch nennen können, wenn es möglich geweſen wär, daß ihn ein Mann wie Georg Podiebrad unter der Miene ofner Redlichkeit hätte verbergen können. Gefahr, ſagte Rembrecht in dem letzten ſeiner Briefe, Lebensgefahr drohe dem jungen Korvin von Ungarn her, und Selim aus der Türkey; nichts könne hier retten als eilige Flucht, zu welcher einige nicht undienliche Mittel angegeben wurden.

Selim war etwas leichtgläubig, aber er hatte Verſtand und einige Erfahrung, er durfte nur an den Nachtheil denken, welcher ihm und dem unvergeßlichſten ſeiner Freunde, dem alten Korvin, einſt aus einem ungegründeten Verdacht in einem redlichen Manne, in dem raſciſchen Arbmith, erwachſen war, er durfte ſich, ſagen wir, jene Dinge nur lebhaft denken, und er fühlte die Nothwendigkeit, Beweiſe zu fordern, ehe er dem redlichen König von Böhmen ſein Zutrauen entzog, oder ſich zur Flucht aus dem Schooße der Sicherheit bereden ließ.

Die Sache betraf ſeinen Freund Mathias ſo wohl, als ſeine eigene Perſon, und er hielt es zum erſtenmahl für nöthig, ihn zum Vertrauten der Guttenſteiniſchen Korreſpondenz zu machen, und mit ihm über Rembrechts Warnungen zu rathe zu gehn.

Mathias, der König Georgen nicht halb ſo ſehr liebte als Selim, deſſen Herz nicht halb ſo gut und edel war als das ſeine; fand hier mehr Urſach zur Aufmerkſamkeit als ſein Freund, er forderte keine Beweiſe. Es iſt offenbar, ſchrie er, man will an mein Leben! Man haßt in mir Korvins Sohn und Mariens Anbeter. Man iſt es müde, mich länger einzukerkern, und traut mir doch nicht genugſam, um mir die Freyheit zu geben. Hiervor hilft nichts als der Tod. Mathias ſoll ſterben wie Ladislaw ſein Bruder ſtarb, er möchte ſonſt ſeine Feſſeln rächen, möchte Mittel finden, ſich den Beſitz der Geliebten, deren man ihn unwürdig hält, mit Gewalt zu verſchaffen. O Selim! Selim! es iſt ausgemacht, wir müſſen fliehen! Ich! wenigſtens ich muß fliehen. Für dich iſt wahrſcheinlich hier, wo man dir jedes Glück entgegen trägt, nichts zu beſorgen. Zittre Selim! zittre, wenn ich dich im Einverſtändniß mit meinen Feinden betreffe! Die Mittheilung der Gutenſteiniſchen Warnung ſetzt dich bey mir noch nicht außer Verdacht! — — —

Selim hatte in dem langen Umgang mit ſeinem bisherigen Unglücksgefährten, ähnliche Aeußerungen eines Herzens gewohnt werden müſſen, das ſich durch jeden Hauch umſtimmen ließ, er pflegte ſie mit Stillſchweigen zu übergehen. Auch hier ſchwieg er; Vertheidigung ge-

gen

gen einen aus der Luft gegriffenen Argwohn, wär wohl ſehr übel angebracht geweſen.

Er ſagte nichts als: man müſſe auf Beweiſe gegen König Georgs Redlichkeit dringen.

Beweiſe? fuhr der aufgebrachte Mathias fort, ohne Zweifel wird Rembrecht auf Befragen uns genug hievon ſagen können, aber auch ich habe offene Augen, auch ich ſehe in dieſem Augenblicke ganz hell, was mir zuvor noch dunkel war. Die wachſende Freundlichkeit des Königs gegen mich, ein altes abgetragenes Mittel Anſchläge der Bosheit zu bedecken; die unaufhörlichen Botſchaften aus Ungarn, die mit dem feſteſten Siegel des Geheimniſſes bedrückt werden, die dichte Dunkelheit, mit welcher man mir mein künftiges Schickſal verhüllt! O ich ſehe, ich verſtehe dieſe Dinge, und bey Gott, ich will ihm dieſe Hülle entreiſſen, oder aufhören Korvin zu ſeyn. Aber Flucht zuvor! Jedes Mittel zu derſelben iſt mir willkommen; die, welche Rembrecht angiebt, ſind nicht zu verwerfen, und wenn Selim mir ſeinen Beytritt verſagen ſollte, ſo werde ich ſchon ſelbſt wiſſen, was in der Sache zu thun iſt. Meine Mutter, mein Oheim Zilag, o ſie ſind nicht müßig zu meinem Beſten, ob man gleich ihre Bemühungen zu vereiteln weis! Hin zu ihnen nach Ungarn! Wer weis, mit welchem Glück mir dort meine hieſigen Feſſeln vergolten werden!

Selims Herz war ſelbſt nicht ganz verdachtlos gegen den König von Böhmen. Rembrechts Worte galten viel bey ihm. Die verdächtigen Züge, welche Mathias in dem Betragen, das man gegen ſie beobachtete, angab, lieſſen ſich nicht läugnen. Selim hatte mehr zu fürchten, wenn man ihn in Mahomeds Hände liefern ſollte, als Mathias aus Ungarn, wo er wenig Feinde, hingegen eine zärtliche, zu ſeinem Beſten immer thätige Mutter, und viel Freunde des korviniſchen Namens wußte; dieſe Betrachtungen machten den türkiſchen Prinzen zu dem was ſein Freund für gut erkannte, völlig entſchloſſen; ein kräftiger Handſchlag verſiegelte den gemeinſchaftlichen Plan, und ſtellte das Einverſtändniß zwiſchen den beyden Freunden ſo ziemlich her, das vor einigen Augenblicken durch falſchen Verdacht von der einen, und gerechten obgleich verſchwiegenen Unwillen, von der andern Seite geſtört worden war.

Die Berathſchlagung zur ſchleunigen Flucht, und die Verabredung der hiezu dienlichen Mittel, ging in dem Vorhof des Prager Schloſſes vor ſich. Es war Nacht, ſchon hatte man die Zugbrücken, wie man ſeit einiger Zeit pflegte, aufgezogen, und die Wachen verdoppelt, da meldete ſich noch von außen ein Eilbote aus Ungarn. Es waren derer, das wußte Mathias, heute ſchon zwey angekommen, und hatten heimliche Abfertigung erhalten. Nun noch dieſer! — Mathias und Selim ſahen einander an, und nahmen, ohne weiter ein Wort zu wechſeln, ihren Platz im Schatten, auf einer ſteinern Bank an der Mauer, gleich als ſchmeichelten ſie ſich, hier von einer Sache, die ihre ganze Aufmerkſamkeit erregte, ihre ganze Erwartung ſpannte, etwas ablauren zu können.

Der Mond ſchien hell in dem weiten Hofe; nur die Stelle, wo die Jünglinge ſaſſen, war düſter. Sie ſahen nach eingeholtem Befehl von König die Brücken niederlaſſen, und den Ungar eintreten. Er kam nicht allein, er hatte zwölf Ritter, und eine gute Anzahl Diener hinter ſich. Kein gemeiner Kourier war dieſes nicht! Mathias glaubte in ihm, als er den Mantel ein wenig vom Geſicht ſchlug, beym

Mondenlicht den Fürſten Gara zu erkennen. Ein Blick auf Selim geworfen, ſagte ihm, was ſein Freund dachte, Worte zu wechſeln war hier der Ort nicht, beyde zitterten, daß ſie vielleicht bey ihren vorhergehenden Beredungen zu unvorſichtig geweſen wären.

Fürſt Gara an der Spitze einer heimlichen Geſandtſchaft aus Ungarn? er, der, das wußte jetzt jederman, ſo viel Antheil an der Hinrichtung des ältern Korvins gehabt hatte? ſein Incognito? dieſe Tageszeit? die Eil, mit welcher er eingelaſſen, und, das ſahen die Jünglinge aus den hellwerdenden Fenſtern des Audienzſaals, augenblicklich zum Könige geführt wurde? ſeltſame, ſeltſame Dinge! Mathias fühlte ſein Herz ängſtlich in ſeiner Bruſt pochen, auch Selim empfand das Seinige. Beyde ſchwiegen, aber Entwürfe zu Beſchleunigung deſſen, was ſie vor einer Stunde beſchloſſen hatten, ſtürmten bey beyden auf und ab, nur die Emſigkeit, mit welcher ihre Seele arbeitete, die verwirrten Ideen zu ordnen, vielleicht auch noch ein Ueberbleibſel des kaum gehobenen Mißverſtändniſſes, verhinderte Mittheilung der Gedanken, die man übrigens jetzt, da der Hof bis auf die entfernten Schildwachen ganz einſam war, wohl hätte wagen dürfen.

Man pflegte in König Georgs Hauſe, wo alles mit bürgerlicher Einfalt herging, zeitig zu ſpeiſen, um zeitig zur Ruhe bereit, und des andern Tages zeitig zu Geſchäften munter zu ſeyn. Die Glocke zur Abendtafel ward ſchon geläutet, ehe die beyden Freunde ihre vorhin erwehnte Berathſchlagung über die nöthige Flucht im Vorhofe geendigt hatten, ſie fürchteten bereits zu ſpät zu kommen, und durch ihr Säumen Verdacht zu erregen, welchen der, welcher etwas verborgenes im Sinne hat, immer ſo leicht beſorgt.

Jetzt der Eintritt des Ungarn, und noch ein Aufſchub von zwo Stunden.

Daß dieſe Zeit den beyden Jünglingen lang geworden ſey, können wir nicht ſagen, dazu waren ihre Seelen zu beſchäftigt, aber ihre Dauer fühlten ſie, und doch als jetzt endlich die verſchwindenden Lichter im großen Saal, und die von neuem geläutete Tafel-Glocke den Aufbruch andeuteten, erhuben ſich beyde mit ſolcher Art, als wollten ſie ſagen: und nun ſchon?

Dieſes Schon galt ſicherlich nicht der zu ſchnell geendigten Audienz, die ihres Erachtens ja lang genug gedauret hatte, ſondern einem gewiſſen Etwas, das ihr Herz beängſtigte, und dem ſie mit ſorgſamen Zögern entgegen gingen. Werde ich ihn ſehen? fragte Mathias ſeinen Freund im Hingehen. Wird Sara das Herz haben, ſich mir zu zeigen? Wird man es wagen, den Mörder meines Bruders in meiner Gegenwart zur Tafel zu ziehen?

Dieſe Ehre gebührt ſeinem Range, antwortete Selim, auch halte ich es für ein gutes Zeichen, wenn er ſich vor uns nicht verbirgt. Sein Inkognito möchte uns wohl die höchſte Gefahr weiſſagen.

Sie traten in den Saal. Die Tafel war häuslich zubereitet, und keine andern Gäſte vorhanden als der König, oder wie er hier am liebſten heiſſen mochte, der Hausvater, ſeine Gemahlin, der junge Viktorin und die Prinzeßin Marie. Selim und Mathias ſahen einander mit wachſender Unruhe an; der letzte nahm ſeinen gewöhnlichen Plaz am untern Ende der Tafel, zwiſchen ſeinem Freunde und dem böhmiſchen Prinzen.

Man ſpeißte wenig und ſprach noch weniger, doch dem Anſchein nach aus ganz verſchiedenen Urſachen. Selim und Mathias glaubten das Schwerdt an einem Seidenfaden über ihrem Haupte ſchweben zu ſehen; zwar Mathias tröſtete ſich der Flucht, die noch dieſe Nacht vor ſich gehen ſollte, aber mit welcher

Centnerſchwere fiel denn der Gedanke auf ſein Herz, daß dieſer Abend hier der letzte ſey, daß ſeine Augen zum letztenmahl auf dem holden Geſicht der ſchönen Marie ruhten! Ach, er hatte ihr ſeine Liebe noch nicht geſtanden, und er kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er vor ſeinem Abzuge noch reden, ob er ſein Leben in die Hand ſetzen und ihr ſagen ſollte: Ich liebe dich mit hoffnungsloſer Leidenſchaft! Ich fliehe, um dich nie wieder zu ſehn!

Marie und Viktorin hatten das Weſen von Perſonen, welche ſich bewußt ſind, daß irgend etwas wichtiges vorgeht, ohne bey der peinlichſten Neugierde, rathen oder fragen zu dürfen: Was?

Die Augen der Königin, die wahrſcheinlich etwas mehr wiſſen mochte, als ihre Kinder, wanderten voll Unruh von Selim auf Mathias, von dieſem zu jenen. Der junge Korvin, der alles nach ſeinen ſchwarzen Muthmaſſungen deutete, glaubte höchſtens Mitleid in dieſen Blicken zu leſen. Sie iſt ein Weib, ſagte er zu ſich ſelbſt, iſt die Mutter der holden Marie Podiebrad, ihr Herz erweicht ſich gegen mich, es reut ihr, Antheil an den Verräthereyen zu haben, die man wider mein Leben ſchmiedet. Dagegen ihr Gemahl, der treuloſe König? wie ſeine Wangen glühen! wie ſeine Augen funkeln! Welche Ungeduld ſpricht aus ſeinen Zügen! er kann die Mordnacht nicht erwarten, da er mich dem Mörder meines Bruders ausliefern und ſich, indem er den letzten Nachkommen Korvins ausrottet, von einem Feinde befreyen will, welcher ihm, bey Gott! der mich retten und meine Flucht begünſtigen wird, noch gefährlich genug werden kann.

König Georg war in der That ungewöhnlich heiter, doch äußerte er es mehr durch Blicke als durch Worte. Ungeduld lag in ſeinen Zügen, doch nicht von der feindſeligen Art, wie Mathias wähnte, es war frohe Erwartung irgend eines Augenblicks, den er mit Willen verzögerte, um ſich den Hochgeſchmack irgend einer Freude zu vervielfältigen.

Mathias, begann er gegen das Ende der Tafel, ihr ſeyd ſo ſtill, ihr, der ſonſt immer das Leben unſers kleinen Kreiſes machte.

Mathias biß ſich auf die Lippen, er glaubte Hohn in dieſen Worten zu merken. Die Unglücklichen, antwortete er endlich auf Wiederholung dieſer Worte, die Gefangenen, bergen gern ihre Gefühle unter tiefem Schweigen.

Unglücklich? Mathias unglücklich? in dem Hauſe ſeines Vaters?

Mathias hat keinen Vater ſeit Johannes Korvinus ſtarb!

Warum fühlt ihr eben heute längſt vergangene Leiden ſo tief? Heute, an dieſem Freudentage?

Freudentag? Es iſt der Todestag meines Bruders Ladislaw!

O Eure Trauertage ſollen zu Freudentagen werden! fuhr der gute alte König lächelnd fort, indem er aufſtand und ſich der Stelle näherte, wo Mathias ſaß.

Alles erhob ſich, auch der junge Korvin, dem, ich weis nicht aus welcher Bewegung, die Thränen aus den Augen drangen; war es Unmuth, weil er ſich verſpottet glaubte, oder Rückerinnerung an die alten Trauergeſchichten des drey und zwanzigſten Novembers, der würklich heute zum zweyten Mahl, nach Ladislaws Ermordung, wiederkehrte, oder war es Ahndung verborgener Dinge, die bey herannahendem Glück oder Unglück ſo oft unſer Herz befällt, gnug, ſeine Augen ſtrömten über, und hohe Schamröthe bezog ſein Geſicht wegen dieſer unmännlichen Schwäche.

Kommt, mein Sohn, ſagte der König, der ſeine Bewegung nicht zu bemerken ſchien, und ihn freundlich bey der Hand ergrif, kommt, ſezt Euch an meine Seite, und thut einen

Trunk aus dem Freudenbecher, den ich Euch reichen will. Ich denke euch eine Geſundheit zuzubringen, auf die ihr mir wohl Beſcheid thun werdet.

Mathias folgte dem Könige an das obere Ende der Tafel. Man hatte ihm einen Stuhl zu ſeiner Rechten geſetzt, der dem Stuhl des Königs völlig gleich war. Der junge Korvin, dem überhaupt ſeltſam zu muthe war, fühlte bey dieſer Ehre nichts als daß ſie ihm die nahe Nachbarſchaft der ſchönen Marie verſchafte.

Ich habe heute frohe Botſchaft aus Ungarn erhalten, fing der alte König von neuem an, als ſich die ganze Geſellſchaft wieder geſetzt hatte. Dies gute Reich wird dann wieder einen König auf ſeinem Throne ſehen. Laßt uns auf ſein Wohlſeyn trinken, ich hoffe, er wird mir ein treuer Freund und guter Nachbar ſeyn. Es lebe der erwählte König von Ungarn! Es lebe Mathias, der Sohn des Helden Korvin, des ermordeten Ladislaw Bruder!

O meine Leſer, könnt ihr euch die Empfindung der Hauptperſen in dieſem Freudenſpiel, könnt ihr euch die Empfindungen des bleichwerdenden, bey den letzten Worten des Königs, ſchnell aufſpringenden, und den Nebner mit weiten Augen anſtarrenden Mathias vorſtellen? Welch ein Uebergang von den entgegengeſetzteſten Gefühlen! Sie zu ſchildern, würde Unterbrechung einer ohnedem ſchlecht gemahlten Scene, würde Unmöglichkeit ſeyn!

Alle Thüren flogen auf, auf das gegebene Zeichen. Fürſt Gara mit ſeinen zwölf Begleitern, unter denen auch Zilag, der Oheim des jungen Korvin, ſich befand, trat herein und beſtättigte, was der erſtaunte Mathias eben aus des guten Königs von Böhmen Munde gehört hatte; die ungariſchen Großen begrüßten den beſtürzten Jüngling als ihren König, und aus den angränzenden Sälen ward der Ruf: Es lebe Mathias Korvinus! Es lebe der erwählte König von Ungarn! von hundert Stimmen wiederholt.

Welch Erſtaunen! welche Freude! welche Verwirrung! Niemand ſchien ſich inniger zu freuen als der König von Böhmen, er drückte den jungen König von Ungarn an ſein Herz. Seht, mein Sohn, ſagte er, dies war das Glück, dem ihr in eurer ſogenannten Gefangenſchaft entgegen reiftet. Gefangenſchaft? War das Haus eures Vaters würklich ein Kerker? O Mathias! Mathias! ſo oft vergaßt ihr in dem Schooß meiner Familie den gewähnten Verluſt eurer Freyheit, warum mußtet ihr euch eben heute einen Gefangenen nennen! Ein böſer Geiſt herrſchte heute in Eurem Herzen! Gott verzeihe es dem, der ihn herbeyrief!

Beſchämung röthete das Geſichte des jungen Königs bey dieſen Worten; ein Blick, der ſeinem Herzen nicht viel Ehre machte, ruhte auf Selim, gleich als wollte er dieſen Unſchuldigen anklagen, er ſey der böſe Geiſt geweſen, der ihn Verdacht gegen den guten König von Böhmen ins Herz hauchte.

Wehe dem, der in einer frohen Stunde hämiſche Seitenblicke auf irgend ein Geſchöpf werfen kann! Freude hat das Eigene, uns mit der ganzen Welt auszuſöhnen; jedes Vergehen wird in ſolchen Augenblicken verziehen, oder vielmehr es ſchwindet ganz aus unſern Augen. Jeder Freund wird uns theurer. Feinde haben wir gar nicht, und Verdacht oder Argwohn iſt uns eine ganz fremde Sache. Wie muß es in einem Herzen ausſehen, das in einer Stunde wie die, welche Mathias jetzt erlebte, anders denken kann!

Während ſich der König von Ungarn, von Beſchämung, Unruh, Beſtürzung und tauſend andern ſtreitenden Gefühlen zu königlichen Anſtand erholte, den er recht gut, und als hätte er drauf ausgelernt, anzunehmen wußte, während jedermann ihn adorirte und beglückwünſchte, und ſeine Großen einen Kreis um ihn ſchlugen, durch welchen kaum ein Auge dringen konnte, freute ſich Selim, Viktorin und Marie des Glücks ihres Freundes, mit wahrer Geſchwiſterfreude. In den Aeußerungen der jungen Prinzeßin fand ſich etwas Schüchternes, Zurückhaltendes, das durch das, was Selim ihr in dieſen Augenblicken freyer und ofner, als je, von der Leidenſchaft ſeines Freundes vorſagte, noch gemehrt wurde.

Die Königin, die ſie ſo oft Selims Blicken entgegen geführt hatte, ſah ſie jetzt ungern in Geſprächen mit ihm begriffen, denn ſie wußte nicht, wovon ſie handelten. Die Zeiten hatten ſich geändert; nun wußte ſie, wer der geweiſſagte König war, und ihre Wahl für ihre Tochter war entſchieden. Sie ließ die Prinzeßin eilig abrufen, und gab ihr noch dieſe Nacht im Kabinet eine Menge von Verhaltungsregeln in Rückſicht auf den jungen König und ſeine Krone, deren Marie, die immer natürlich zu handeln gewohnt war, nicht bedurfte. Hätte ſie nicht ſchon längſt deutlich geſehen, daß Selim nie etwas anders, als Freundſchaft für ſie fühlen würde, hätten nicht die Lobreden dieſes guten Jünglings auf ſeinen Freund, zuſammengenommen mit tauſend Proben von Korvins glühender Leidenſchaft, ein

Zauber, dem nicht leicht ein Mädchen widerſtehen kann, hätten dieſe Dinge ſie nicht längſt den Wünſchen ihrer Mutter geneigter gemacht, als es ſonſt geweſen ſeyn würde, alle Ermahnungen, die ungariſche Krone nicht zu verſcherzen, würden nichts gefruchtet haben; ſo aber bequemte ſich Marie nach den Wegen, die ſie das Schickſal führen wollte, und wir getrauen uns zu ſagen, ſie that es nicht ungern; Mathias hatte ihr ſchon, ſeit ſie ſahe, daß ſie Selim entſagen mußte, nicht mißfallen; als König hatte er vielleicht noch einige Reitze mehr in den Augen einer ſo jungen Perſon, die von den Schwächen ihres Geſchlechts nicht ausgenommen war.

Laſſet uns, meine Leſer, die Begebenheiten, welche dem großen Tage, den wir eben umſtändlich geſchildert haben, unmittelbar folgten, in eins faſſen. — Nachzuholen haben wir nichts, bey der Kenntniß der Geſchichte, die wir bey Euch vorausſetzen, kann euch nicht unbewußt ſeyn, wie Mathias zur ungariſchen Krone kam. Seine Mutter, ſein Oheim, der Name Korvin, der den Ungarn immer heilig war — doch wir gehen weiter.

Mathias ſchied als König von Ungarn, als König Georgs dankbarer Freund, und als — der Gemahl der ſchönen Marie Podiebrad aus Böhmen, aber nicht als der Freund ſeines Selim; entweder die ſo ſchnell, ſo unerwartet erlangte Hoheit, hatte ſein Herz gegen ſeinen ehemahlichen Leidensgefährten ſtolz gemacht, und umgewandelt, oder er glaubte im Ernſt Urſach zu haben, ihm wegen der mitgetheilten Rembrechtiſchen Warnungen übel zu wollen. Viele Bosheit lag in denſelben ſie hätten ihn gerade bey ſeinem Glück vorüberführen können, ſie hatten ihm wenigſtens einige frohe Stunden verbittert, und ihm die Beſchämung bereitet, den großmüthigen König von Böhmen verkannt zu haben; aber welche Unbilligkeit, dieſe Dinge auf Selims Rechnung zu ſchreiben, der ja getäuſcht und irre geleitet, wie der Freund, dem er Rembrechts giftigen Brief mittheilte, nicht für die Wahrheit deſſen, was er enthielt, ſtehen, oder die Bosheiten und Unrichtigkeiten, die er enthielt, büßen konnte.

Es mochte hierin ſeyn, wie es wollte, genug Mathias war Selims Freund nicht mehr, er war nur der König von Ungarn. Das kalte Verſprechen beym Abſchied, ihm mit beharrlicher Gnade beygethan zu bleiben, kontraſtirte ſeltſam mit der ehemalichen Vertraulichkeit, und ſchien nicht einmahl von Herzen zu gehen. Der Abſchied von der jungen Königin war herzlicher. Thränen ſtanden in ihren ſchönen Augen. Ihr habt mich ſehr glücklich gemacht, mein Selim, ſagte ſie unausſprechlich glücklich, indem ihr mich meinen Gemahl kennen und lieben gelehrt! Möchte ich Euch doch Glück mit Glück, Freundſchaft mit Freundſchaft vergelten können! Bleibt ihr zurück, ſo ſey mein Bruder Viktorin Euer Mathias, gebe Gott, daß er Euch noch mehr werde.

Selim dachte nicht daran, dem in ſeinem Glücke zu folgen, deſſen Unglücksgefährte er ſo lang geweſen war. Er blieb gern bey dem guten König von Böhmen und bey dem heldenmüthigen Viktorin, die ihm ſo ſehr, als es ſein eigenes Herz that, abriethen, der kalten Einladung des jungen Königs, ihn nach Ungarn zu begleiten, Folge zu leiſten. Wie Mathias gegen Euch geſinnt iſt, ſagten ſie, das wißt ihr vielleicht; die Geſinnungen ſeiner Großen ſind Euch unbekannt. Mahomeds alter Haß gegen Euch iſt noch immer derſelbe. Staatsintereſſe, Verrätherey oder Gewalt könnten Euch Gefahren bereiten, vor welchen ihr bey uns geſichert ſeyd.

Rembrechts Briefe enthielten Ermahnungen anderer Art, doch ließ ſich auf dieſelben trauen? Er wußte nun ſo gut als alle Welt, wer unter ſeinen beyden ehemahlichen Gefangenen der geweiſſagte König war, hinfort würde er ſich nicht vor Selim tiefer gebückt haben, als vor Mathias, Selim war jetzt nichts in ſeinen Augen, als ein vertriebener Prinz, ohne Anſpruch, ja ohne alle Hoffnung auf Glück. Dieſes gab er ihm deutlich in ſeinen Briefen zu verſtehen, wie auch, daß es gut für ihn ſeyn würde, keine Ausſichten, beſonders die nicht, welche ſich von Ungarn her zeigten, zu verachten, indem für ihn wenig Urſach zu wählen ſey.

Selim lernte aus dem plötzlich geänderten Ton ſeines Korreſpondenten ſeine Redlichkeit beurtheilen, und folgte ihm nicht, dies ward für Rembrechten Urſach alle Gemeinſchaft mit ihm aufzuheben; und ſo ward dieſem guten Prinzen alle Möglichkeit abgeſchnitten, durch ihn von des Kayſers Hofe, von ſeinem Bruder, oder andern Dingen, die ihm am Herzen lagen, etwas zu vernehmen. Lang genug war er von dieſem falſchen Mann hingehalten worden, um endlich einzuſehn, daß er in ſeiner Vermittlung nichts verlor. Er ließ ihn fahren, erwartete Erfüllung ſeiner Wünſche von der Zeit, die dieſelben bereits gemäßiget hatte, und weihte ſich ganz dem Dienſt des böhmiſchen Königs, und der Freundſchaft Viktorins, in deſſen Geſellſchaft er überall war, wo das Schwerdt blinkte, und manchen Lorbeerkranz errang, welcher wohl werth wär, ihm zum Ehrengedächtniß in dieſen Blättern aufgehangen zu werden, wann wir wüßten, ob es unſern Leſern gelegen wär, nichts und immer nichts, als ſolche Trophäen zu ſehen.

Fünftes Buch.

Wien.

Was werdet ihr denken, meine Leſer, und ihr beſonders meine Leſerinnen, wenn ich Euch ſage, daß der Held, für welchen vielleicht die gutmüthigſten unter Euch ſich ein wenig intereßirt haben, die ſchönſten Jahre ſeines Lebens unter dem Schwerdte, ohne ein einiges Abentheuer, zubrachte, das würdig erfunden werden möchte, für euch in einer romantiſchen Geſchichte verzeichnet zu werden; ſchon ſahe er das ſechs und zwanzigſte Jahr in der Nähe, und war alſo nach den Geſetzen der Romanenwelt faſt zu alt für den Schauplatz, auf welchem er nun erſt erſcheinen ſollte. Liebe hatte bisher noch wenig Antheil an ſeinen Begebenheiten gehabt, und was iſt ein Roman ohne Liebe? Laßt uns ſehen, was dieſe allgewaltige Göttin in Zukunft für ihn thun wird: das erſte Abentheuer, mit welchem wir ihn vor Euch auftreten laſſen, verſpricht wenig, denn Krieg und Kriegsgeſchrey iſt abermahls die Loſung, die ihn von neuem in Thätigkeit ſetzt. Wie er durch daſſelbe herbeygezogen wurde, werdet ihr ſogleich hören, wenn ihr die Geduld habt, uns bey einer kleinen Abſchweifung von unſerer Hauptgeſchichte zu folgen.

Mit König Ladislaw von Ungarn und Böhmen, in deſſen Kronen ſich jetzt Georg Podiebrad und Mathias getheilt hatten, waren nicht alle heimliche Feinde Kayſer Friedrichs geſtorben, den fürchterlichſten hatte er an ſeinem Bruder Herzog Albrechten; einen Feind, der ihm deſto gefährlicher war, je weniger ſein gutes redliches Herz ihn beargwöhnte. Nach und nach mußte er anfangen, dem Argwohn Raum zu geben, ob es gleich Leute gab, die ihn immer in tiefen Schlummer zu wiegen ſuchten. Unſer Bekannter, der Guttenſteiniſche Rembrecht war einer von ihnen, ſeine Geſinnungen, was das Beſte ſtreitender Mächte und den Ausgang ungewiſſer Glücksfälle anbetrift, haben wir ſchon im Vorhergehenden beleuchtet, und brauchen alſo nichts mehr hierüber zu ſagen. Wie Schade, daß dieſer Mann ſo viel Fähigkeit beſaß, ſich bey guten Menſchen einzuſchmeichlen! Wie hatte er den verdachtloſen Selim Jahrelang getäuſcht, den er endlich durch den letzten boshaften Zug um die Gunſt des nunmehrigen Königs von Ungarn betrog. Wie führte er die ſchwache Königin von Böhmen in ſeinen Stricken, davon wir vielleicht noch in der Folge Proben ſehn werden, und wie wohl gelang es ihm, ſelbſt den weiſeſten, treflichſten Fürſten ſeiner Zeit, den guten Kayſer Friedrich zu hintergehen, und ihm durch Einſchläge, denen er kein Ohr hätte leihen ſollen, zu den gefährlichſten Schritten zu verleiten!

Rembrecht war Herzog Albrechts Diener; das wußte man nicht, denn er war es heimlich. Auf was für Art der Kayſer ſich zu ſeinen Rathſchlägen herabließ, ob Rembrecht ſie mittel- oder unmittelbar an ihn gelangen ließ, iſt unbekannt, mitwürkend ſoll er bey jedem Schritte geweſen ſeyn, den Friedrich den Gefahren, die ihm von einem feindſeeligen Bruder bereitet wurden, entgegen that.

Kayſer Friedrich ward vom Volke zu Beendigung aller Streitigkeiten nach Wien zum Landtage erbeten; ſchon hegte er Verdacht, und ſchickte, anſtatt ſelbſt zu erſcheinen, Geſandte. Man verſammelte ſich im großen Saal des Auguſtiner Kloſters, dieſer friedliche Ort ſchien friedliche Beylegung aller Unruhe zu verſprechen, aber es gewann bald das Anſehn, daß man die Gegenwart des Fürſten, mit welchem man Vergleichung ſuchte, nur darum erbeten hätte, um ihn zum Zeugen von den Eigenmächtigkeiten eines zügelloſen Volks zu machen. Schon die perſönliche Abweſenheit des Kayſers erregte Aufruhr; ſeine Geſandten wollte man nicht reſpektiren, den Magiſtrat der Stadt, der ſich der Gerechtſamen eines guten Fürſten annahm, mißhandelte man. Das Volk wütete, die Mönche ſchrien über Entweihung der heiligen Kloſterſtille, kaum konnten die Geſandten gerettet werden, und man ging uneiniger auseinander, als man den Ort der gehoften Vereinigung betreten hatte.

Noch am nehmlichen Tage ward der geſamte Rath der Stadt Wien dem Vorwort der kayſerlichen Geſandten zum Trotz abgeſetzt und gefänglich eingeführt, der Pöbel wütete a la mode pariſienne, er wollte frey ſeyn, und machte den Anfang zum Genuß der ſchon mit Blut und Flammen beſiegelten Freyheit damit, daß er das Regiment einem Manne ſeines Mittels, einem gewiſſen Hotzer übergab.

Hotzer ward Bürgermeiſter; Mord, Meuterey und Gewaltthat, nahm zu unter ſeiner Regierung, er ſchien ehe ſie zu begünſtigen, als ſtören zu wollen. Seine Abſicht war, ſich in der allgemeinen Verwirrung zu bereichern, und dieſes ſchnell zu thun, da er klug genug war, ausrechnen zu können, daß Zeit und Gelegenheit hierzu für ihn von kurzer Dauer ſeyn würde.

Das leidende Volk ſchrie um Hülfe. Es rief Kayſer Friedrichen nochmahls ängſtig herbey, und die kayſerlichen Geſandten, welche einſahen, daß dem Unweſen, das ſich mit jeder Stunde mehrte, niemand ſteuern könne, als dieſer gute, weiſe, ſonſt allgemein beliebte Fürſt, baten ſelbſt aufs dringendſte, durch ihre Abgeordnete, die ſie denen des Volks beyfügten, er möchte erſcheinen, und Frieden in eine Stadt bringen, die außerdem in kurzem von ihren eigenen Kindern in Trümmern und Schutthaufen verwandelt werden würde.

Kayſer Friedrich erſchien. Ob es ihm rathſam geweſen ſeyn würde, zu einem raſenden Volk, wie ein Vater zu ſeinen gehorſamen Kindern zu kommen, ob er es hätte wagen dürfen, ſich ihnen ohne einen andern Schutz, als die Vorausſetzung von einer Liebe für ihn zu vertrauen, von welcher ſie ſo ſchlechte Proben gegeben hatten, dies mag jeder Fürſt, der ſich in Friedrichs Lage befindet, beantworten. Vielleicht hätte ein ſolches blindes Zutrauen gute Würkung bey den erbitterten Gemüthern gethan, vielleicht war auch der herzhafte ſich auf ſeine gute Sache verlaſſende Kayſer dazu geneigt, aber war es denen, welchen ſein Wohl am Herzen lag, zuzumuthen, daß ſie eine ſolche Dahingebung begünſtigen ſollten?

Friedrich erſchien mit einer Begleitung von vier tauſend Reiſigen vor den Thoren von Wien. Die Wiener waren blind genug, nicht einzuſehen, daß er nach den letzten Vorgängen nicht anders handeln konnte. Die Flamme des Aufruhrs loderte von neuem empor. Die Thore, welche man dem ankommenden Kayſer geöfnet hatte, wurden vor ihm verſchloſſen, kaum konnte er für ſeine eigene Perſon zu St. Markus eine Herberge finden.

Drey Tage vergingen auf dieſe Art; ſchon war der Kayſer im Begriff, ſeine ungehorſamen Kinder wieder zu verlaſſen, als dieſe ſich ihrer ſchändlichen Aufführung zu ſchämen anfingen, und hinauszogen, den beleidigten Fürſten mit Jubel in ihre Mauern zu holen.

Ihre erſte Bitte an ihn war, Einſetzung eines neuen Raths. Niemand konnte das dringende Bedürfniß, das dem geplagten Volke dieſe Bitte eingab, beſſer einſehn als er, er erfüllte ſie, wie es ihm ſeine Weisheit und Kenntniß des gemeinen Beſtens eingab, und — hatte die Kränkung ſich von dem Volke, das kaum einige Proben beſſerer Geſinnungen ablegte, kaum Miene gemacht hatte, zu Gehorſam und Ruhe zurückzukehren, von neuem widerſprochen zu ſehen.

Die Rebellen verwarfen, was er gewählt hatte, ſie würden vermuthlich ſeine Wahl nur dann gebilligt haben, wenn ſie genau die ihrige geweſen wär. Ihre Gewählten wurden an die Stelle der Gewählten des Kayſers geſetzt, und kaum konnte er, um ſich, wenn er bey ihnen bleiben ſollte, doch einige Sicherheit zu ſchaffen, ſo viel erlangen, daß ihm der wider ſeinen Dank und Willen neu eingeführte Magiſtrat den Eyd der Treue leiſtete. Nur mit der Bedingung geſchah es endlich, daß er ſo ſchnell als möglich ſeine mitgebrachten Soldaten entlaſſen ſollte.

Die Häupter, die ſich das Volk erkohr, hatten nur den kleinen Fehler, daß ſie weder Macht, noch Anſehn, noch Einſicht beſaſſen, die zu ſchützen, welche ſich ihrem Schutz untergeben hätten. Nicht einmahl ſo viel vermochten ſie, den Hungrigen Brod zu ſchaffen, oder den Unruhen zu wehren, die in den umliegenden Gegenden von Herzog Albrechts abgedankten, unbezahlten Völkern erregt wurden; es war kein Mißwachs, der das Brod vertheuerte, es war ein ſchwacher unciviliſirter Haufe, der die Sicherheit der umliegenden Orte ſtörte, doch vermochten dieſe elenden, unwiſſenden Häupter des Volks nichts, den Ihrigen zu helfen.

Der Kayſer lächelte, als man endlich ſeine Zuflucht wieder zu ihm nahm. Kinder, ſagte er, wie würde ich euch rathen können, wenn ich euren Bitten ſtatt gegeben, und meine Reiſigen hätte heimziehen laſſen? ſehet doch nur einmahl die Unvernunft eures Betragens ein, und reiſſet mir die Mittel nicht ſelbſt aus den Händen, Euch zu helfen.

Der Kayſer behielt nur zweyhundert Edle zu ſeiner Hut, und foderte die übrigen zu Ausrichtung deſſen, um was das Volk bat, doch wollte er die Wiener zuvor noch auf eine Probe ſtellen, ob ihrer Treue zu trauen ſey, ob ſie durch kindliche Willfährigkeit gegen ihn väterlichen Schutz verdienen wollten.

Wir halten die Proben in aller Abſicht für eine mißliche Sache, wenigſtens ſollten ſie nie anders, als zu den günſtigſten Stunden angeſtellt werden; ob die gegenwärtigen Stunden, Hoffnung zu glücklichen Bewährungen der Treue und Anhänglichkeit an einen verkannten Fürſten gaben, das mögen die Staatskundiger entſcheiden.

Friedrich forderte zu Bewährung der wieneriſchen Treue ein Anlehn von 6000. Gulden. O hätte er, da er dieſe Summe nicht bedurfte, und ſie gewiß, ſo bald ſie bewilligt worden wär, großmüthig zurückgegeben, oder zum gemeinen Beſten verwendet haben würde, o hätte er ſie lieber aus ſeinem Schatz genommen, und den hungernden Armen, Brod dafür geſchaft, dies würde das Mittel geweſen ſeyn, die Flamme des Aufruhrs bis auf den letzten Funken zu löſchen, und ſich das Herz eines Volkes zu verſichern, das, wenn es ihn jetzt aus einem einzigen friſchen Zuge, als Vater erkannt hätte, denn nicht mehr gewankt haben würde. Proben guter Geſinnungen abzulegen, war jetzt würklich an ihm, ſo wie der Tugendhafte immer an der Reihe iſt, wenn es zwiſchen ihm und ſeinem Gegner darauf ankommt, ſich durch eine gute That zu zeigen. O ſchade, daß Friedrich keinen einzigen treuen Rathgeber hatte, oder nichts in ſeinem eigenen Herzen fand, ſich von ſeinen unzeitigen Verſuchen abhalten zu laſſen! —

Die Wiener beſtanden nicht in der Probe. Auf des Kayſers Forderung erfolgte förmlicher Abſchlag. Sein Zorn erwachte. Die, welche zunächſt um ihn waren, ſorgten dafür, das Feuer zu ſchüren. Er erklärte ſich gleich ungünſtig für die Wünſche der Wiener, als ſie ſich für die Seinigen. Dies war das Signal zu Unglück und Verderben. Die volle Empörung war da.

Friedrich, der ſeine Wohnung auf der Burg genommen hatte, ſendete den weiſeſten ſeiner Räthe, den alten Graveneggen, der keinen Theil von ſeinem letzten Verfahren gebilligt hatte, in die Stadt, ſie an die beſchworne Treue zu erinnern; ein ſchwerer Auftrag, damit man ihn nicht hätte belegen ſollen, da man bisher gegen ſeine Vorſtellungen taub geweſen war, und dem er ſich nur darum unterzog, weil er ſahe, daß hier das äußerſte gewagt, und für die Rechte ſeines Herrn allenfalls Leben und Freyheit in die Schanze geſchlagen werden mußte.

Was man ſich vorſtellen konnte, geſchah. Der raſende Pöbel achtete nicht auf das ehrfurchtgebietende Anſehn des weiſen Greiſes, nicht auf die milden beſänftigenden Worte, damit er ſie anredete; ſie vergriffen ſich an ihm und ſeinem Mitgeſandten, ſie legten ihnen Feſſeln an, und ehe der Mittag herankam, hatte der Kayſer einen förmlichen Abſags-Brief in der Burg. Offene Fehde war erklärt, man mußte ſich zur Belagerung ſchicken.

Jetzt war die Zeit vorhanden, Freund und Feind, Redliche und Unredliche von Grund aus kennen zu lernen. Der Hauptmann der Burg, Friedrich Zenger, der in dieſen Tagen die Rechtsſache ſeines Schwiegerſohns, eines gewiſſen Fraunauers mit einigem Ungeſtüm vor dem Kayſer und ſeinen Räthen getrieben, und dafür vorläufig ſeine Entlaſſung erhalten hatte, war der erſte, welcher die wachſende Gefahr ſahe. Noch war er nicht von ſeinem Amte geſetzt; er handelte, als ob er es nie werden würde, als ob ihm nie von Abſetzung etwas kund worden wär. Sein Geld, — er war reich, und die Seinen rechteten vor des Kayſers Throne nicht um Vortheils, nur um des Rechts willen; — ſein Geld, ſeine Vorſprache, (er hatte der Freunde viel, unter den aufrühriſchen Wienern) dämmte noch auf einige Zeit den einbrechenden Strom, und gab den Vertheidigern der Burg Raum, ſich zu rüſten und auf Vorrath zu denken; Schade, daß in Rückſicht des letztern nicht mehr gethan werden konnte. Mit Waffen war man gut verſehn, aber für den Hunger hatte in der Eil nur auf wenige Zeit geſorgt werden können; doch es war ja zu hoffen, daß der Vater mit ſeinen Kindern nicht Jahrelang in Unfrieden leben, daß die Unterthanen ihren Fürſten nicht aufs äuſſerſte treiben würden!

Der Kayſer machte ernſtliche Anſtalten zur Vertheidigung. Was der Mannſchaft, die er um ſich hatte, an Menge abging, das erſetzte ihr Rang, ihre Treue und ihre Tapferkeit. Die zweyhundert Edeln, die, wie wir vorhin gedachten, er bey ſich behielt, als er auf Begehren des aufrühriſchen Volks die übrigen des Heers von ſich ließ, verdienten dieſen Namen nicht allein von

Seiten ihrer Herkunft. Auch waren es größtentheils Männer, die den Krieg kannten und ſchon Befehlshaber-Stellen, die damahls noch ziemlich unpartheyiſch ausgetheilt wurden, bey dem Heere behauptet hatten. — Auch befand ſich auf Friedrichs Seite der tapfere Probſt, Georg von Presburg, ein Mann, der mit leiblicher und geiſtlicher Rüſtung gleich gewandt war, und der noch überdem mit der Unerſchrockenheit des Helden die feinſte Mönchsklugheit verband; Talente, die dem Kayſer in der Folge großen Nutzen brachten.

Er war es, der nach dem erſten Sturm, den das Schloß von den Belagerern aushielt, und der ſo ziemlich zeigte, wie ernſtlich man die Sache anzugreifen geſonnen war; er war es, der Friedrichen zuerſt den Rath gab, auswärtige Hülfe zu ſuchen, und der, als der Kayſer fragte: woher? auf den guten König von Böhmen ſtimmte.

Georg Podiebrad verdiente ſeines Alters, ſeiner Weisheit, ſeiner Redlichkeit wegen, auf alle Weiſe zum Schützer der Bedrängten, zum Schiedsrichter zwiſchen einem Fürſten und ſeinem Volk gewählt zu werden. Man billigte, was der treue Rathgeber vorſchlug, und der Probſt Georg machte dem König Georg eilig, weil die Wege zu auswärtigen Verhandlungen noch nicht ganz geſperrt waren, durch Briefe und Botſchaft zu wiſſen, was man von ihm verlangte.

Errathet ihr nun bald, meine Leſer, auf was für Art Selim durch das wieneriſche Kriegsgeſchrey von neuem in Thätigkeit geſetzt wurde? Er befand ſich damahls mit dem böhmiſchen Prinzen, dem er viel von ſeinem Freunde Arimith in Rhätien erzählt hatte, auf einer Reiſe in die Gebürge, wo er einſt die Rolle eines Hirten geſpielt hatte; aber der Ruf des Königs von Böhmen, und die Nachricht von den Lorbeeren, die in Kayſer Friedrichs Sache zu erndten waren, brachte beyde ſchnell zurück. Arimith, der von dem Beſuche wußte, den ihm die beyden königlichen Jünglinge zugedacht hatten, war ihnen auf halbem Wege entgegen gekommen, und that jetzt, weil es ihm unmöglich fiel, ſich ſo ſchnell von dem lang nicht geſehenen Selim zu trennen, die Reiſe mit ihm und Viktorin an den böhmiſchen Hof, wo ſie Kayſer Friedrichs Geſandte noch vorfanden, die entſchloſſen waren, nicht eher zu weichen, bis ſie ſähen, daß man böhmiſcher Seits Anſtalt machte, des Kayſers Sache mit Ernſt beyzutreten.

Entſchlüſſe von dieſer Art waren nicht lang zu erwarten, König Georg ließ die Boten Friedrichs mit guten Vertröſtungen von ſich, und ſie ſahen es ſelbſt noch mit an, wie Prinz Viktorin, welchem es von ſeinem Vater befohlen war, dem Kayſer die erſte Hülfe zu bringen, ſich rüſtete, ihnen in den nächſten Tagen zu folgen.

Die erſte Nachricht von kayſerlichen Geſandten hatte einen ſeltſamen Eindruck auf Selim gemacht. Immer waren ſeine Gedanken an Friedrichs Hofe: die Jahre, welche ſeit der Zuſammenkunft mit dem jungen Kolenna, den er aus allen Umſtänden für ſeinen Bruder halten mußte, verfloſſen waren, hatten das Andenken deſſelben nicht ausgelöſcht. Unaufhörlich dachte er ſich ihn, wie er ihn als zarten Knaben damahls in ſeine Arme geſchloſſen hatte, und wie er nun zum Jünglingsalter herangereift ſeyn müſſe.

Seine Bemühungen, durch Rembrechten etwas von ihm zu erfahren, haben wir geſehen; ſie waren vergeblich geweſen, und dies hatte ſeine Begierde nach genauer Kenntniß von Kalepins Schickſal eher gemehrt als gemindert.

Er brannte vor Verlangen, von dem geliebten Bruder zu hören, ihn wo möglich ſelbſt zu ſehen. Das letzte war durch ununterbrochene anderweitige Geſchäfte, und durch den Willen König Georgs, der einen unveranlaßten Beſuch an dem kayſerlichen Hofe nicht zu begünſtigen ſchien, verhindert worden, und zu dem andern hatte ſich noch keine Gelegenheit gezeigt. Selim konnte nicht mit jedermann von den Angelegenheiten ſeines Hauſes ſprechen. Der kluge König von Böhmen hatte ihm gerathen, den Namen eines türkiſchen Prinzen, wenn er irgend auf Glück in der Zukunft hofte, und vor Mahemeds Nachſtellungen ſicher ſeyn wollte, nicht mehr zur Schau zu tragen. Die Benennung Selim, Sultan Amurats Sohn, war durch Länge der Zeit und kluge Vorſicht ganz in Vergeſſenheit gerathen; man nannte unſern Helden nicht anders, als nach dem Namen, den er im korviniſchen Hauſe erhalten hatte, und den wir, weil er nicht ſo kurz und wohllautend war als ſein orientaliſcher, nicht eingeführt haben. Der Rang, den er beym böhmiſchen Heer behauptete, die Ehre, der Freund des böhmiſchen Prinzen, und der Liebling des alten Königs zu ſeyn, zeichnete ihn auf das vortheilhafteſte aus, und Selim durfte es wenigſtens vor der Hand nicht bereuen, ſeinen ehemahligen Stand und Namen mit dem gegenwärtigen vertauſcht zu haben.

Wollte Selim der bleiben, den er jetzt vorſtellen mußte, ſo war es unmöglich, mit irgend jemand von dem, was ihm am Herzen lag, deutlich und offenherzig zu ſprechen, doch hoffte er viel von der Anweſenheit der kayſerlichen Geſandten, und noch mehr von dem Glück, Kayſer Friedrichen zu Hülfe geſandt zu werden, und vielleicht ein Werkzeug ſeiner Befreyung zu ſeyn, denn das wird ſich der Leſer wohl vorſtellen, daß er den böhmiſchen Prinzen bey dieſer Expedition zu begleiten beſtimmt und entſchloſſen war.

Selim hatte all ſeinen Scharfſinn, all ſeine Schlauhigkeit aufgeboten, von den kayſerlichen Geſandten, mit denen er ſich bald bekannt machte, irgend etwas von dem jungen Kolonna zu erfahren. Seine Bemühungen waren fruchtlos geweſen, dieſe ernſten Männer konnten ihm keinen Beſcheid von den Kleinigkeiten geben, um die er fragte, ſie hatten wohl mehr zu thun, als ſich um die kayſerlichen Edelknaben zu bekümmern und ihre Namen zu merken; er hätte ſich deutlicher erklären müſſen, um ihnen die Wichtigkeit der Perſon, nach welcher er fragte, begreiflich zu machen, und konnte er das ohne Gefahr?

Selim war äuſſerſt niedergeſchlagen über ſeine abermals geſcheiterte Hoffnung, er wünſchte nichts mehr, als die Beſchleunigung der Wienerreiſe; aber würde die ihm auch etwas geholfen haben? würde ſie ihm ſo ſchnell geholfen haben als er wünſchte? Von dem Anrücken der böhmiſchen Hülfsvölker, bis zu Friedrichs Befreyung, mußte wahrſcheinlich noch manche Zeit verlaufen. Sollte er jetzt mit den kayſerlichen Geſandten ziehen? das war unmöglich! Wie hätte er den Poſten, den er beym Heer bekleidete, verlaſſen können, um, zu Erreichung von Endzwecken, die jedem andern als ihm geringfügig vorgekommen ſeyn würden, ſich in die Veſtung zu ſtehlen? Pflichtwidrig, lächerlich, ja ſchimpflich wär dies geweſen, auch hatte Selim jetzt ſchon Jahre erreicht, in welchen man nicht mehr zu ſo abentheuerlichen Einfällen geneigt iſt, als er etwa auf der Reiſe nach der Spitze von Scutary, oder in Rhaſcien ausgeführt hatte.

Er hätte ſich vielleicht darein ergeben, das, was er nun ſchon Jahrelang hatte erwarten müſſen, noch einige Monate lang auszuſetzen, wenn ſich nicht ein treuer Freund zum Vermittler erboten hätte.

Arimith, der, wie wir vorhin erwehnten, den Prinzen, die ihn beſuchen wollten, auf halbem Wege entgegen gekommen, und ihnen hieher gefolgt war, ſah Selims mit Mühe unterdrückte Ungeduld, er konnte den Liebling ſeines Herzens nicht auf die leichteſte Art leiden ſehen; und trat mit folgendem Vorſchlag hervor:

Mein Prinz, ſagte er, ich bin alt, und meine Anweſenheit iſt Euch eigentlich zu nichts nütze. An Eurer Seite fechten kann ich nicht mehr, dies verbieten meine Jahre. Meine Arme ſind ſchwach, und ihr würdet mich vertheidigen müſſen, anſtatt Nutzen von meinem Schwerd zu haben. Müßig kann ich gleichwohl unmöglich bleiben, auch habe ich dieſes nicht nöthig, denn mit der Kraft meiner Arme ſind nicht all meine Talente von mir gewichen. In meinen jüngern Jahren war ich nicht allein ein geübter Kriegsknecht, ſondern auch ein ſchlauer Ausſpäher. Ich könnte Euch viel von den guten Dienſten ſagen, die ich den Fahnen, unter welchen ich ſtand, durch dieſe Gabe geleiſtet habe. Laßt mich mit den Geſandten nach Wien ziehen, und was gilts, in den erſten Tagen meines Aufenthalts auf der Burg habe ich erkundet, was ihr zu wiſſen wünſcht. Mittel, es Euch bekannt zu machen, und Euch dadurch einige Zeit früher aus Eurer Unruhe zu reiſſen, werden ſich denn auch wohl finden.

Der Vorſchlag ward von Vikterin und Selim gut befunden und angenommen. Es kam nur noch auf die Kleinigkeit an, ob der König von Böhmen und die kayſerlichen Geſandten zufrieden ſeyn würden, daß der fremde Arimith die belagerte Veſtung beträt. Er erbot ſich das Amt eines Kundſchafters, nicht allein zum Beſten ſeines Herrn, wie er Selim gern nannte, ſondern auch und noch vielmehr für die Sache des Kayſers zu verwalten. Man ſahe ein, daß ein ſchlauer Zwiſchenträger in einer Sache, wie die gegenwärtige, eine faſt unentbehrliche Perſon ſey, doch zu dieſer Stelle, ſo ſchlecht, verachtet, und übelbelohnt ſie auch immer iſt, werden meiſtens nur hochbetraute Perſonen, das iſt ſolche gewählt, deren Redlichkeit und Partheylichkeit für den Herrn, dem ſie dienen, ſeit Jahren erprobt iſt. Dieſes war der Fall bey dem rhaſciſchen Arimith nicht; niemand kannte ihn hier genau als Selim, und wär nicht die Bürgſchaft dieſes Prinzen bey dem König von Böhmen hinlänglich geweſen, hätte es ſich nicht von ohngefähr gefügt, daß er einem der kayſerlichen Geſandten, vermöge der mediciniſchen Talente, die wir an ihm kennen, in einer ſchnell zugeſtoſſenen Unpäßlichkeit gute Dienſte geleiſtet hätte, es wär wieder ein klüglich angelegter Plan verunglückt, und Selim, der ſo blöde Augen für die Zukunft hatte als wir alle, hätte nicht einmal geahndet, wieviel mit demſelben für ihn verlaren gegangen wär.

Arimith erhielt nach einigem Dafür- und Dawiderreden, nach einiger genauern Beſtimmung ſeiner Geſchäfte, und nach einem vorläufig geleiſteten Eyde: dem Vortheil des Kayſers und des Königs von Böhmen treu zu bleiben; die Erlaubniß, die kayſerlichen Geſandten, die nun zur Rückreiſe fertig waren, nach der Wiener Hofburg zu begleiten, und daſelbſt mit gelegentlichen kleinen Excurſionen aus der belagerten Veſte in die Stadt, aus dieſer zurück, oder in das böhmiſche Lager, das ſich nun bald vor den Thoren von Wien ausdehnen ſollte, ſein Weſen zu treiben wie er es am beſten wüßte und vermöchte. Er reiſte nach dieſer Bevollmächtigung zu einem gefährlichen Amte, das ihm nur die Freundſchaft für Selim leicht und angenehm machen konnte, wohlgemuthet ab, und verſicherte dem türkiſchen Prinzen beym Scheiden, daß er ſich ſeine Angelegenheiten, die eigentlich bey der ganzen Beſtellung ſein Hauptwerk ausmachten, beſonders empfohlen laſſen ſeyn wollte.

Gehe hin, redlicher Freund, rief Selim ihm nach, vergiß, wenn es nöthig iſt, über das Wohl des Fürſten, dem du geſchworen haſt, meine Wünſche. Friedrichs Befreyung gilt mehr als das einzelne Glück Selims. — Arimith winkte Beyfall, es war in den damahligen Zeiten niemand unter den Gutgeſinnten, der ſich nicht des Schickſals des bedrängten Kayſers mit Eifer theilhaftig gemacht hätte.

Die rückkehrenden Botſchafter Kayſer Friedrichs fanden die Sachen in den wenigen Tagen ihrer Abweſenheit merklich verſchimmert. Durch den Weg wieder in die Burg zu gelangen, auf welchem ſie dieſelbe verlaſſen hatten, war unmöglich. Die Belagerten wurden mit jedem Tage enger eingeſchränkt, und jetzt erſt zeigte es ſich, wie es den Wienern ganzer Ernſt ſey, ſich gegen den Beſten der damals lebenden Fürſten feindlich zu erweiſen.

Des Kayſers Gewogene hatten anfangs die Sache noch für halbes Spielwerk gehalten, hatten gewähnt, ein Machtwort, ein gnädiger Blick, eine gelegentlich eingegangene Forderung, die man bisher verworfen hatte, würde auf den ärgſten Fall alles ſchlichten, aber hiezu war es nunmehr zu ſpät, und man hatte ſich wohl vorzuſehen, durch unzeitige, und doch am Ende fruchtloſe Verhandlungen nicht Blößen zu zeigen, die dem Feinde verdeckt bleiben mußten. Schon darin hatte man thöricht gehandelt, daß man den Schloßbrunnen vor den Augen der Belagerer mit ſiebenfacher Wache beſetzte; es war aus dieſer Vorſicht leicht zu erachten, daß er der einige gangbare in der ganzen Burg war, und daß der Verſuch eines Künſtlers in der Stadt, den übrigen das Waſſer zu entziehen, geglückt war.

Als der Graf von Schaumburg mit ſeinem Gefolg, in welchem ſich Arimith befand, durch die Thore von Wien zog, wohin es ihm leichter ward, unbemerkt zu gelangen als auf die Burg, da war man eben beſchäftigt, einen Thurm in der äuſſern Ringmauer des Schloſſes zu beſchieſſen, der durch ſeinen Fall den Schloßbrunnen verſchütten, und die Belagerten in Gefahr ſetzen mußte, durch Durſt zur Uebergabe der Veſte genöthigt zu werden, die ſonſt ſtark genug war, den Angriffen des Feindes eine gute Weile zu trotzen.

Schaumburgen blutete das Herz, als er Kinder dergeſtalt wider ihren Vater wüthen ſah, aber Arimith, der nichts im Sinn hatte, als ſchleunige Ausrichtung ſeiner Aufträge, ſann drauf, wie er die gegenwärtige Lage der Sache zum Mittel machen wollte, wenigſtens für ſeine Perſon in die Veſtung zu kommen und dadurch den erſten Schritt zu Vollendung der wichtigſten Angelegenheiten zu thun.

Arimith war in Wien nicht unbekannt, er hatte Landsleute in dieſer Stadt, und machte den Anfang, den Geſandten nützlich zu werden, damit, daß er ſie, die ſich in den unruhigen Gaſſen, voll Angſt, erkannt, und als Freunde des Kayſers behandelt zu werden, nach einem freundſchaftlichen Dache, dem ſie ſich vertrauen konnten, umſahen; bey einem gewiſſen Kronenburg zur Herberge brachte, den er einſt in den rhaſciſchen Gebürgen gekannt hatte. Er war ein geringer Mann, wie die Geſchichte ſagt, ein Schneider, aber glücklicher Weiſe von dem kleinen Ausſchuß der Gutgeſinnten im Volk, die dem Kayſer im Herzen hold waren, und durch traurige Erfahrung ſchon ſo viel gelernt hatten, daß ſie ſich jetzt übler befanden, als zuvor, daß Holzers Hand ſchwerer auf ihnen lag, als ehemals die Hand des Kayſers, und daß, dieſer gute Herr möchte in ſeiner belagerten Burg noch ſo beängſtigt ſeyn, die Belagerer ſeine Noth zehnfach fühlten.

Handel und Gewerbe lagen, ſeit man es für Pflicht hielt, vom Morgen bis zu Abend in den Waffen zu ſeyn. Der gemeine Mann hatte kein Geld, weil auf keiner Werkſtätte gearbeitet ward; die Reichern, denen es hieran nicht gebrach, hatten dennoch bey ihren gefüllten Geldſäcken weder Brod, Fleiſch, noch andere Lebensbedürfniſſe, weil man jetzt mehr zu thun hatte, als zu backen, zu ſchlachten, und das Nothdürftige zum Verkauf herbey zu führen. Während die Unſinnigen auf Mittel dachten, ihren Herrn den Kayſer Durſts ſterben zu machen, verſchmachteten ſie ſelbſt, und wußten am Ende eines unter thörichten Mühſeeligkeiten, mit den Waffen in der Hand zugebrachten Tages, oft kein ander Mittel ſich zu ſättigen, als daß ſie die Laden der Becker, und die Keller der Reichen plünderten; Gewaltthätigkeiten, die mit jedem Tage mehrere Perſonen hinzuthaten, die der Unruhe müde wurden, und der Sache ein ſchnelles und glückliches Ende wünſchten.

Ein groſſer Vortheil erwuchs dem Kayſer noch aus der Unwiſſenheit und Unentſchloſſenheit ſeiner Feinde. Hatte man etwas feindliches wider ihn erdacht, ſo wußte der zehnte nicht, wie es bey der Ausführung anzugreifen ſey, und war man endlich hierüber einig, ſo konnte man in der Sache keinen rechten Anfang finden. So geſchahe es, daß der Thurm, der am Mittag, als Schaumburg nebſt ſeinen Leuten ſich in die Stadt ſtahl, mit dem Untergange bedroht wurde, am Abend noch feſt und ſicher ſtand; des Kayſers Getreue hatten vergeblich gezittert, und Arimith, der etwas mehr gethan hatte als blos zittern, der ſchon einige Plane im Sinn hatte, die dieſe Nacht zur Ausführung kommen ſollten, bat Schaumburgen, ſich ruhig in dem abgelegenen Zimmer, das man ihm und ſeinen Gefährthen eingegeben hatte, zu Bette zu legen, und ſich nicht zu bekümmern, wenn er ihn auch des andern Tages nicht zu ſehen bekäm.

Arimiths Erſcheinung hatte in Kronenburgs Hauſe viel Senſation gemacht, man liebte und ſchätzte ihn als einen alten Freund und vornehmen Patron der Familie. Die Verbindlichkeiten, die man ihm hatte, weitläuftig zu erklären, würde ſo viel ſeyn, als ſich auf einen Nebenweg verirren, den wir ohne der Erreichung unſers Hauptzwecks zu ſchaden, füglich vermeiden können. Es iſt ja dem Leſer bekannt, daß Arimith gern wohl that, und alſo überall Freunde und Verbundene hatte.

Man ſtellte dem hohen Gönner alle Kinder des Hauſes vor, er vermißte unter ihnen den älteſten, und unterließ nicht nach ihm zu fragen. Ach, ſagte der Vater, ich ſehe ihn ſeit geraumer Zeit wenig in meinem Hauſe, er hat ſich dem leidigen Studiren ergeben, und es auch; er iſt jetzt in ſeinem funfzehnten Jahre, ſo weit gebracht, daß, als vor einiger Zeit, da in Wien noch alles friedlich herging, der Kayſer mit dem kleinen Prinzen Maximilian hier war, und einer öffentlichen Prüfung der Jugend beywohnte, Meiſter Engelbrecht, des Prinzen Lehrer, öffentlich erklärte: er wünſche ſeinen Zögling ſo weit gebracht zu haben, als Kronenburgs Sohn. Aber ihr bedenkt nicht, antwortete der kleine Maximilian mit Thränen in den Augen, daß dieſer Knabe wohl noch einmal ſo alt ſeyn mag als ich! — Aber ihr bedenkt nicht, Prinz, erwiederte jener, daß die, welche einſt über das Volk herrſchen wollen, ſich von Mutterleibe an, durch auſſerordentliche Talente auszeichnen müſſen! — Meiſter Engelbrecht iſt, ſollt ihr wiſſen, ein ſehr ſtrenger Mann, und ſcheut ſich nicht dem lieben kleinen Prinzen, in Gegenwart des kayſerlichen Herrn Vaters, der ihm nie einredet, oft hart zu begegnen! —

Der kleine Max fing an zu weinen, und trat zu meinem Sohn. Komm mit mir, Kronenburg, ſagte er, und lehre mich was du weißt; ich denke, ich werde es eher von dir lernen als von dieſem böſen Manne. Man lachte über dieſen Einfall des Kindes, und ſeit dieſer Zeit iſt mein Sohn viel bey

Hofe geweſen, freylich nicht den jungen Prinzen zu lehren, aber doch mit ihm zu lernen. Der ſtrenge Engelbrecht iſt nicht ſtreng gegen ihn, und ſie können ihn alle wohl leiden; aber wie ſich ſein Herz mit dem jungen Prinzen verbunden hat, das könnt ihr nicht glauben. Er betet ihn an, und ich glaube, er würde für ihn ſterben, wenns noth thäte.

Und wo iſt er jetzt? fragte Arimith, der dieſer langweiligen gar nicht zu ſeinen Gedanken ſtimmenden Rede längſt ein Ende gewünſcht hätte.

O, war die Antwort, mein Hans hat ihn nicht geſehen, ſeit uns das Unglück mit unſerm lieben Herrn entzweyte. Der Jüngling iſt in Verzweiflung über das Schickſal des kleinen Max; ich ſtehe euch dafür, er wacht Tag und Nacht um die Mauern der Burg, als wenn ſeine Nähe dem armen Prinzen, der freylich die Noth ſeiner Eltern theilt, zu etwas dienen könne.

Arimith, der gegen das Ende der Erzählung aufmerkſam ward, glaubte zu ſehen, daß hier doch etwas ſeyn könnte, das für ihn tauglich wär. Noch eine Perſon zu wiſſen, welcher die Sache des Kayſers, die jetzt ſein ganzes Denken ausmachte, am Herzen lag, war ihm keine Kleinigkeit, er hatte dem jüngen Kronenburg, den man ihm ehemals bey einem Beſuch der kronenburgiſchen Familie, in den rhaſtiſchen Gebürgen als zehnjährigen Knaben vorſtellte, immer Feuer und Talent zu Unternehmungen zugetraut, er hofte hier vereint mit ihm zu würken, fragte, ob er ſich durch die Jahre in Rückſicht der Geſtalt ſehr geändert habe, ließ ſich ihn beſchreiben, und verließ das Haus, ſeinen gewählten Gehülfen aufzuſuchen.

Nicht zwo Stunden, und er hatte was er wünſchte. Er wußte, wo er Kronenburgen finden ſollte; nicht fern von der Gegend der Mauer, die heute ſollte angegriffen werden, mußte er ihn treffen, auch zeichnete ſich der ſchlanke gutgebildete Jüngling, mit dem Geſicht von deutſcher Treuherzigkeit und redlichen Kummers, unter dem ganzen rohen Haufen aus, der hier die Luft mit Toben und wildem Geſchrey erfüllte.

Die Bekanntſchaft war bald gemacht, der junge Kronenburg kannte den Gönner aus den rhaſtiſchen Gebürgen ſobald, als dieſer ihn; man drückte ſich freudig die Hand, und begab ſich auf die Seite zu gegenſeitigen Erklärungen. Arimith konnte mit dieſem jungen Menſchen über gewiſſe Dinge deutlicher ſprechen, als mit ſeinem

Vater. Der Schulfreund des kleinen Maximilian jauchzte einen Mann gefunden zu haben, dem das Wohl der Belagerten ſo innig am Herzen lag als ihm, man theilte ſich gegenſeitige Wünſche und Entwürfe mit, und Aximith fand in der Erzählung des jungen Menſchen bald etwas das für ihn taugte.

Kronenburg behauptete, der Mangel an Lebensmitteln müſſe im Schloſſe gröſſer ſeyn als in der Stadt. Wir hungern hier, ſagte er, aus Faulheit; ſie in der Veſte, weil ihnen würklich das abgeht oder bald abgehen muß, was wir hier im Ueberfluß haben können. O, mein Herz blutet, wenn ich mir den kleinen Prinzen, deſſen Leckerhaftigkeit und gute Eßluſt ich kenne, über ſein *) elendes Frühſtück weinend und ver-

ge-

---

*) Waren es trokne Erbſen oder ein anderes rauhes Gericht, das man dem kleinen Max in der Hungersnoth, die bald nach dieſen Geſchichten im Schloß einriß, anbot; er fand ſich beleidigt, und lief hin ſeiner Mutter zu klagen, wie man ihm begegne. Laß uns Gott danken, ſagte die ſanfte Fürſtin, daß wir dieſes noch haben, und lerne bey dieſer Gelegenheit die Dürftigkeit der Armen bemitleiden, denen dieſes ein Feſttagsgericht iſt.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

gebens ein beſſeres fordernd vorſtellte, ihn, der ſo oft das köſtlichſte mit mir theilte! Ihr ſollt wiſſen, lieber Herr, ich habe mit zwölf andern Purſchen meines Alters einen Anſchlag auf jenen Beckerladen an der Ecke. Ehe die Nacht einbricht, iſt er geplündert; jene verſorgen die Häuſer ihrer nothleidenden Eltern, und ich, der ich mit keinem Raube die Schwelle meines Vaters betreten dürfte, bringe das Beſte für meinen Prinzen in Sicherheit!

Kronenburg! rief Arimith mit drohender Stimme.

Ja! ſchrie der junge Menſch, hier bricht die Noth die Geſetze. Betteln und ſtehlen für ihn, um den ich ſorge! doch das letzte noch lieber als das erſte.

Arimith erkundigte ſich ein wenig, wie der Raub zu den hohen Händen der Nothleidenden befördert werden ſollte, und erhielt hierauf eine Antwort, die ihm ſo wohl gefiel, daß er eilig nach Hauſe lief, um den Geſandten Troſt einzuſprechen, und einige andre Verfügungen zu treffen. Als er zurück nach der Burgmauer kam, fand er den Anſchlag auf den Beckerladen ausgeführt, und den Tumult über dieſe Sache, die jetzt nichts ungewöhnliches war, und nicht geahndet werden konnte, bereits geſtört. Kronenburg führte ſeinen alten Freund in einen ſichern Winkel, und zeigte ihm einen ſchönen Vorrath von allerley Gebäck, nebſt ein paar Rebhünern, die er gelegentlich aufgetrieben hatte, und von welchen er verſicherte, daß ſie der Prinz vorzüglich gern ſpeiſte.

Ehe eine Stunde vergeht, ſetzte er hinzu, wird in jener Ecke der Mauer, die, glaube ich, niemand bekannt iſt als mir, und der Schildwacht des Brunnens, mit welcher ich mich verſtehe, ein Korb niedergelaſſen werden, die gemachte Beute abzuholen. Dies geſchieht alle Abende. Sie wiſſen nicht drinnen, woher ich meine Geſchenke nehme, ſonſt würde Meiſter Engelbrechts Strenge der Sache bald Einhalt thun, auch wollen ſie mich bereden, ſie hätten noch an allem Ueberfluß; aber wie lang kann das dauern? Haltet zu Rathe, ihr Herrn, was ihr heute nicht braucht, damit mein armer kleiner Maximilian nicht Hunger leide!

Man erwartete im Schloſſe nur der Nacht, um den Korb nieder zu laſſen. Arimith legte zu den Milchbroden und Torten des kleinen Prinzen einen Zettel, und erwartete nebſt Kronenburgen an der Mauer, was nun erſolgen würde. Die Schrift, welche mit dem Provlantſchiff abging, war von Schaumburgs und des andern Geſandten Hand unterzeichnet, ſie enthielt ein mögliches Geſinnen des fremden Arimith an kayſerliche Majeſtät, das unter ſolcher Beglaubigung nicht abgewieſen werden konnte.

Ehe eine Stunde verging, wand ſich in feſten Kloben eine etwas gröſſere Maſchine von der Zinne herab, als die, welche zu den täglichen Transporten gebraucht wurde. Arimith umarmte ſeinen jungen Freund, der ihm gern Geſellſchaft geleiſtet hätte, wenn nicht ſein Zurückbleiben in der Stadt für nöthiger erachtet worden wär, empfahl ihm nochmals Treue und Vorſichtigkeit wegen getroffener Verabredungen, und ſtieg ein. Kronenburg folgte dem Reiſenden mit ſorgſamen Augen, bis er in ſeinem ſchwankenden Behältniß den oberen Theil der Mauer erreicht hatte und eingenommen ward, und denn kehrte er in das Haus ſeines Vaters zurück, um in allen ſo zu verfahren, wie es ihm der weiſe Arimith vorgeſchrieben hatte.

Ob es gleich ſpät in die Nacht war, ſo hielt es doch der Kayſer für gut, den neuen Ankömling augenblicklich vorzulaſſen. Er mußte ein ſtrenges Examen ausſtehen, denn was für Unheil hätte ſich mit einem Spion aus der Stadt in die belagerte Burg eindrängen können! Arimith beſtand in allem wohl. Sein Geſicht, jedes ſeiner Worte, ſein ganzes Betragen hatte unverkennbare Züge der Redlichkeit. Es gelang ihm, den weiſen Friedrich völlig von ſeiner guten Abſicht, und dem Nutzen ſeiner Verhandlungen zu überzeugen. Er verbarg nichts von den Entzwecken, und nichts von den Bewegungsgründen des Entſchluſſes ſich dem Beſten des bedrängten Kayſers zu widmen, ſie waren nichts anders als die Theilnahme an ſeinem Schickſal, und der Wunſch ihm zu helfen, die er mit tauſenden gemein hatte.

Von Selims Angelegenheiten, welche, die Wahrheit zu geſtehen, die erſte Veranlaſſung für ihn geweſen waren, das gefährliche Amt eines Kundſchafters zu übernehmen, ſagte er nichts, nicht als ob er ſie der Verbergung bedürftig gehalten hätte, ſondern weil ſie nichts zur Hauptſache thaten, und auch jetzt bey Arimiths Eifer für einen bedrängten Fürſten, deſſen Anblick ihn vollends ganz an ihn feſſelte, in der That faſt ganz verdunkelt würden.

Die Vortheile, die man von Arimiths Ueberkunft hatte, die Nachrichten, die man durch ihn erhielt, waren nicht zu verachten. Gewißheit von dem Zuſtande der Geſandten, deren Wiederkunft von Prag man ſchon ſeit mehreren Tagen mit der größten Angſt entgegen ſahe, Verſicherungen von der Nähe der böhmiſchen Hülfe, und Winke von den Unternehmungen der Belagerer, erhielt man aus ſeinem Munde; die beyden erſten Punkte verjagten ſchnell die Niedergeſchlagenheit, welche in den Mauern der Burg umherzuſchleichen begann, und das letzte ward der Grund zu augenblicklichen Vorkehrungen, die die Anſchläge des Feindes unwürkſam machen mußten.

Der Thurm, welchem, wie Arimith berichtete, ſchon des vorigen Tages der Untergang gedroht war, und der wahrſcheinlich am Abend des künftigen in Trümmern liegen müßte, ward noch in ſelbiger Nacht auf eine Art geſchützt und befeſtiget, die alle feindliche Angriffe vernichten mußte, die Wache des Brunnens, und alles was einen Anſtrich von ängſtlicher Beſorgniß trug, und den Belagerern Muth machte, ward geändert. Der Winkel an der Mauer, den man noch viele Jahre nachher zum Andenken des treuen Kronenburgs nach ſeinem Namen nannte, blieb nur einem einigen Manne anvertraut, der mit dem jungen Menſchen einverſtanden war, denn Arimiths Warnungen lehrten den Kayſer gegen ſeine eigenen Leute vorſichtig ſeyn. So wohl als ſich in der Stadt genug Perſonen fanden, die es mit den Belagerten hielten, ſo waren auch in der Burg Verräther, vor welchen man ſich hüten mußte, ohne Argwohn blicken zu laſſen, und dadurch das Uebel ärger zu machen. Man hatte vielleicht ſchon damit etwas verſehen, daß man Arimiths Anweſenheit zu wenig verbarg; niemand wußte woher es kam, jedermann ſahe gleichwohl den Einfluß, den er in die wichtigſten Geſchäfte hatte, und wenn auch dem Kayſer und der Burg kein Nachtheil hieraus erwuchs, ſo hatte es doch auf das Schickſal des ehrlichen Rhaſciers einen gefährlichen Einfluß, wie wir vielleicht in der Folge ſehen werden.

Rembrecht befand ſich in Wien, er fing ſeit einiger Zeit an, die Maske allgemach abzulegen, und zu zeigen, daß er Herzog Albrechts Diener war, weil es ihm jetzt wahrſcheinlich dünkte, daß ſich das Glück-auf ſeine Seite neigen würde.

Sein Briefwechſel mit der Königin von Böhmen dauerte fort; dieſe gute Dame wußte nicht, mit welch einem gefährlichen Menſchen ſie ſich einließ, und was für nachtheiligen Einfluß er in die Angelegenheiten ihres Hauſes und ihres Landes haben konnte. Wußte auch irgend jemand ganz, wie er mit Remhrechten dran war? ſich von ihm entfernt zu halten, war das ſicherſte Mittel nicht verſtrickt zu werden, und gleichwohl wußte er Kunſtgriffe, überall die Hand im Spiele zu behalten.

Die Königin von Böhmen war traurig, ihren Liebling, den jungen Viktorin, der immer in den Waffen war, und deſſen Gegenwart die zärtliche Mutter jetzt kaum einige Tage genoſſen hatte, ſchon wieder gerüſtet, ſchon wieder im Begriff zu ſehen, die Ruhe des Pragerſchloſſes mit Lebensgefahr unter Feindesſchwerd zu vertauſchen.

Ihres Erachtens hätte ihr Gemahl gar nicht nöthig gehabt, ſich in die Sache des Kayſers zu miſchen, oder wär dies unvermeidlich geweſen ſo hätte er nur wenigſtens ihren Sohn aus dem Spiel laſſen, ihm Ruhe gönnen, und die verſprochenen Hülfsvölker irgend einem andern Heerführer anvertrauen ſollen.

Soviel Vorſichtigkeit beſaß ſie noch, über dieſe Dinge nichts deutliches gegen ihren Korreſpondenten zu erwehnen. Aber Rembrecht wußte ſchon, uns iſt unbekannt, durch wen, vielleicht durch Verräther aus der kayſerlichen Burg, daß man Hülfe aus Böhmen erwartete; dieſelbe von dem tapfern Viktorin angeführt zu ſehen, war ſo viel, als dem Kayſer mit einem Mahle den Sieg überlaſſen. Rembrecht, und die ſeines Theils waren, hatten eben ſo viel Urſach zu wünſchen, den jungen Prinzen von dieſem Heerszuge ausgeſchloſſen zu ſehen, als die ſorgſame Königin, nur daß dieſe Urſachen von ganz verſchiedener Gattung waren.

Rembrecht überſchrieb der traurenden Mutter, ungeachtet ſie noch nicht gegen ihn über den nahen Abſchied ihres Lieblings geklagt hatte, Troſt für ihren Kummer, und erwarb ſich durch dieſe zuvorkommende Behülflichkeit, nicht allein den Namen eines halben Propheten, ſondern auch blinde Folgſamkeit gegen alles, was er vorſchlug, die gute Dame des Schmerzens der Trennung zu entheben.

Einen groſſen Vortheil zu erreichen, läßt man ſich ja wohl ein kleines Weh gefallen, die Königin gab Reimbrechten nicht unrecht, welcher ſeine Vorſchläge mit der Frage anfing und endete, ob ſie den geliebten Sohn nicht lieber krank in ihren Armen, als verwundet und tod unter Feindes Schwerd wiſſen wollte, und zu verſtehen gab, die zärtliche Mutter würde, wenn ſie die Wahl hätte, auf das erſte ſtimmen. O, daß ſich die Natur in dieſen kritiſchen Augenblicken, eine wohlthätige Krankheit hätte abheiſchen laſſen! Doch welche ſchreckliche Bitte! hätte nicht auch ſie den Tod herbeyführen können, und warum wollte man von dem vielleicht ungünſtigen Himmel etwas erflehen, das er im Zorn hätte gewähren, und zwar vielleicht auf ganz andre Art gewähren können, als die Beterin wünſchte! War nicht die Gewährung ihres Wunſches in ihren eigenen Händen? Gab es nicht, wie der weiſe Rembrecht in ſeinem Schreiben einflieſſen ließ, gab es nicht Aerzte, denen die Krankheiten auf alle Art zu Gebote ſtehn? die ſo wohl eine herbeyrufen als heilen können?

Prinz Viktorin, ein junger vollblütiger Herr, war genöthigt oft aderzulaſſen. Sein Leibarzt, einer von jenen rembrechtiſchen Wunderthätern, die zu Krankheit und Tod nach Gefallen ſagen können: komm her, und gehe hin, verſtand ſich gut mit der Königin. Was mütterliche Liebe für erlaubt hielt, konnte er ja nicht mißbilligen; er zapfte dem jungen Helden, der auf die gewöhnliche Art ſeiner Hülfe bedurfte, doppelt und dreyfach die Portion des köſtlichen Lebensſaftes ab, die er ſonſt zu laſſen pflegte. Dies hatte den gewünſchten Erfolg. Nicht krank aber äuſſerſt matt, mußte der junge Heerführer an dem Tage das Bette hüten, der zum Aufbruch der Völker beſtimmt war, welcher nun nicht länger verſchoben werden konnte. Der Unmuth über dieſen Zufall, deſſen wahren Grund niemand wußte, als die genannten Zwey, vermehrte das Uebel des armen Prinzen, und die Arzeneyen des Mönchs verlängerten es.

Selim, ſagte Viktorin zu ſeinem Freunde, welcher voll Beſtürzung an ſeinem Bette ſtand, vertritt du meine Stelle bey dem Heer; ich habe nicht nöthig, dir eine Sache zu empfehlen, die dir ſelbſt am Herzen liegt.

Dieſe Krankheit iſt hoffentlich nicht zum Tode, geneſe ich, ſo folge ich dir.

Der Anſchlag der Feinde Friedrichs wär nur halb geglückt, wenn die Völker, die ihm zu Hülfe geſchickt wurden, an die Stelle des böhmiſchen Prinzen, den türkiſchen zum Anführer bekommen hätten; um nicht partheyſch zu ſcheinen, dürfen wir nur ſo viel ſagen, daß Tapferkeit und Kenntniß des Kriegs bey Beyden in gleicher Wage hing, und daß der eine überall leiſtete, was man von dem andern erwarten konnte; dies wußten die Feinde ſo gut als wir, auch war ſchon dafür geſorgt, daß Selim ſo wenig, als ſein Freund das Glück haben ſollte, für den bedrängten Kayſer zu fechten.

Seit Rembrecht wußte, daß Amurats Sohn der geweisſagte König nicht war, ſeit dem war alle ehemahliche Vorliebe gegen ihn verſchwunden, indeſſen der Vorſatz durch ſeine Hülfe ſich Glück und Vortheil zu verſchaffen, unverrückt in ſeiner Seele geblieben war.

Der Deſpot von Rhaſcien, deſſen ſich meine Leſer vielleicht noch aus den korviniſchen Geſchichten erinnern werden, hatte gerade um dieſe Zeit Kundſchafter ausgeſandt, dem entwichenen und nicht wiederkehrenden Aufſeher über ſeine Heerden, dem alten Arimith, von dem wir wohl wiſſen, wo er ſich aufhält, und was für Dinge ihn ſeines Hirtenamts vergeſſen machten, nachzuſpüren. Der Deſpot wußte dieſes nicht ſo gut als wir, auch konnte ihm Rembrecht, ſein Agent in dieſen Gegenden, hierüber keine Auskunft geben; aber zur Schadloshaltung für den ausgetretenen Diener, wies er ihm Selims Perſon an, und die Ausſpäher des rhaſciſchen Fürſten, die den Willen ihres Prinzen gar wohl wußten, und den Vortheil kannten, den er ſich bey Mahomed durch endliche Auslieferung des verfolgten Bruders verſchaffen würde, ſchlugen ſogleich ein, bey den Vorſchlägen die ihnen Rembrecht that.

Die Fallſtricke waren gelegt, es war an dem, daß Selim in die Hände ſeines nächſten Anverwandten, und ſeines ärgſten Feindes fallen ſollte. Blendung, Verſtümmelung, oder ewige Feſſeln in den ſcheußlichſten Kerkern, warteten auf ihn; es iſt bekannt, wie der Bruderhaß der orientaliſchen Fürſten mit gefürchteten Nebenbuhlern umzugehen pflegt. Proben von Mahomeds Grauſamkeit haben wir im Anfang dieſer Blätter bereits geſehen, ſie war durch Jahre nicht gemindert worden, dagegen hatte ſich Haß gegen Selim, und Furcht für ihn in dem Grade gemehrt, wie der Sultan Nachrichten von Selims wachſenden Heldenruhm erhielt. Niemand auſſer Rembrecht und der königlichen Familie wußte vielleicht gegenwärtig in dieſen Gegenden noch wer Selim war, man hatte das Andenken ſeiner Herkunft und ſeines Ranges aus weiſer Vorſicht ganz ungewiß zu machen, und endlich zu verlöſchen gewußt, aber Mahomed hatte ſeine Spur nicht verloren. Nicht allein der Fürſt von Rhaſcien, nein, auſſer ihm noch zehn, und noch mehr heimlich verbundene des türkiſchen Hofs hatten gemeſſene Verhaltungsregeln, und der Streich auf Selim, der, wie man meynte, jetzt endlich einmal glücken ſollte, hatte vielleicht bereits zwanzigmahl ſeiner verfehlt. Hätten wir die kriegeriſchen Abentheuer dieſes verfolgten Prinzen ſorgfältiger aufgezeichnet, wir könnten den Leſer auf eine Menge Begebenheiten zurückführen, wo offenbar Nachſtellung und Verrath in ſeine Fußtapfen traten.

Während Selim an der Spitze ſeines Heers, das, wenn es auch nicht das gröſſeſte war, das er Zeit Lebens geführt hatte, ihm doch Sicherheit für ſeine eigene Perſon verſprach, dem Unglück und der Gefahr entgegen zog, gewannen auch auf Seiten der Belagerten, die der zögernden Hülfe ängſtig erwarteten, die Sachen ein gefährlichers Anſehn.

Das Einverſtändniß mit den Gutgeſinnten in der Stadt, und die Proviantſpenden des jungen Kronenburgs dauerten fort, er hatte jetzt die Geſandten auf ſeiner Seite, und konnte mit ihrer Hülfe mehr leiſten als zuvor, es durften keine Bäckerladen geplündert, und keine Rebhüner aus den Küchen der Reichen geſtohlen werden, um den kleinen Prinzen königlich zu beköſtigen, Schaumburg, der dem kayſerlichen Sprößling ſeine Aufwartung auf keine andere Art zu machen wußte, ſorgte auf rechtmäßigen Wegen für Ueberfluß.

Auch hatte er, indem er ſein Inkognito aufhob, und ſich als abtrünnig vom Kayſer angab, ſeinem Herrn noch einige andere gefällige Dienſte erzeigt. Der des Kriegs unkundige Pöbel traute ihm blindlings, und war froh, in ihm einen Sachverſtändigen zum Anführer zu bekommen. Freylich warde dieſe arme Heerde von dem, welchem ſie ſich vertraute, ganz falſch angeführt, und die Belagerten befanden ſich wohl bey der gegenwärtigen Lage der Sachen, doch that das unverſtändige Volk nicht die Augen auf, und leiſtete ſeinem betrüglichen Oberſten mehr Folge, als der Stimme der wenigen Verſtändigen, die noch hier und da vor Unglück und Schaden warnten. Die Belagerer gaben die in die Augen fallendſten Vortheile auf, und verſchwendeten Zeit und Kräfte an Stellen, da ſtatt des Siegs der Tod lauſchte. Sie verſchlieſen die Nächte, und mit ihnen den Lohn der Wachſamkeit, und lieſſen am Tage vor jedem Stückſchuß Trompeten und Pauken hören, damit man in der Feſtung genau wußte, in welcher Minute man etwas zu fürchten hatte, oder wenn man ſicher ſeyn konnte. Der Brunnenthurm ſtand noch feſt und hehr, ungeachtet Schaumburg, ein alter verſtändiger Kriegsheld, wohl Mittel gewußt hätte, ihn troß der kürzlich erhaltenen Beveſtigung, binnen einer Stunde in Grund und Boden zu ſchieſſen. — Bey und in allen war Schaumburgs falſche Liſt würkſam, die wir, ob ſie gleich hier eine gute Sache zum Entzweck hatte, doch nicht mit redlichen Herzen billigen können.

In der Veſtung ging alles ernſt bedächtig ſtill, und nach Kriegsgebrauch her. Die Ausſichten waren gut, wenn man ſich nur vor heimlicher Verrätherey hätte hüten können.

Da es ſich mit der Hauptſache ſo wohl anließ, ſo vergaß Arimith auch nicht ſeine Nebengeſchäfte zu treiben. Selims Angelegenheiten lagen ihm am Herzen; er wußte, daß er jetzt mit ſeinem gehofften und geglaubten Bruder unter einem Dache lebte, er hatte ihn bereits einige mahl geſehen, und er ſäumte nicht ſich volles Einverſtändniß mit ihm zu verſchaffen, um dem türkiſchen Prinzen, bey einer bevorſtehenden Wanderung hinaus ins Freye, günſtige Nachrichten von Kolonna oder Kalepin, oder wie man ihn nennen wollte, mit zu bringen.

Daß ein Menſch dieſes Namens ſich unter den kayſerlichen Edelknaben befand, hatte er ſchon durch Kronenburgen erfahren, aber die Schilderung, die dieſer muthige junge Menſch von ihm machte, war nicht vortheilhaft. Er iſt ein ſeltſames Geſchöpf, ſagte er, ein Menſch, den ich nie wohl leiden konnte, und der, wie es ſcheint, nicht die Kunſt verſteht, ſich bey einem Einzigen auf der ganzen Burg beliebt zu machen, daher kommts vermuthlich, daß er, ungeachtet er vollkommen meine Jahre hat, und groß und gut genug gewachſen iſt, um ein Schwerd zu führen, ſichs herzlich gern gefallen läßt, immer und ewig Page zu bleiben, wozu er bey ſeiner Nachläßigkeit im Dienſt, doch ſo wenig taugt als zu irgend etwas in der Welt. Er ſcheut wie eine Eule den Tag, ſpricht ſelbſt zum Kayſer, der ihn liebt, nie anders als mit Zittern, und iſt, wenn man ihm irgendwo unverſehens ins Geſicht kommt, immer ſo betroffen, als hätte er ein Verbrechen begangen. Ein Freund der Weiber ſcheint er zu ſeyn; um die Kayſerin und ihre Damen iſt er gern, auch fehlt es ihm nicht an Aeuſſerlichen, um dieſem Geſchlecht zu gefallen, denn er iſt ſchön, ſo ſchön als ich je eine unbeſeelte Bildſäule ſah, doch auch die Frauen finden keinen Geſchmack an ihm.

So wie Kronenburg den jungen Kolemna geſchildert hatte, ſo fand ihn Arimith; es koſtete Mühe den ſchönen Einſiedler, wie ihn die Spötter nannten, zum Stande zu bringen, und als dieſes endlich gelang, als der kluge Rhaſcier Mittel wußte, ſich nicht mit Gehör, ſondern auch Aufmerkſamkeit, Zutrauen und Offenherzigkeit zu erſiegen, welch Erſtaunen! Welche Entdeckungen! doch wir dürfen der Geſchichte nicht vorgreifen, die uns jetzt in andere Gegenden ruft.

Arimith hatte lang genug das Zutrauen des Kayſers genoſſen, lang genug in der Veſtung gutes geſtiftet, und damit den Verräthern Abbruch gethan, und ihre Plane eingeſchränkt, um endlich ihre Tücke zu erfahren. Man fing bereits an, wegen Verzögerung der böhmiſchen Hülfe ihn hier und da verdächtig zu halten, der Kayſer lieh den Gerüchten, die endlich auch zu ihm kamen, ſein Ohr weit mehr als ihm, der die Treue des Rhaſeiers ſchon erprobt hatte, zukam.

Der Kayſer hatte ihn perſönlich vorgenommen, und ihm Fragen vorgelegt, die kein unſchuldiger Mann ohne Beſtürzung anhören kann. Arimith rechtfertigte ſich, aber alles was er ſagte, trug zu ſehr das Gepräg des Erſtaunens und der Ueberraſchung, um ſeine Schuldloßigkeit darzuthun. Man entließ ihn mit dem Bedeuten, daß man genau auf ihn merken, und bey dem nächſten Vorfall, der ſeine Treue verdächtig machte, ſo ſchnell gegen ihn verfahren würde, als es bey Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, gewöhnlich und nöthig wär.

Arimith dachte auf ſeine Unſchuld trozzen, und den Zufall auffordern zu können, irgend ein Ereigniß zum Vorſchein zu bringen, das einen verdächtigen Schatten auf ſeine Redlichkeit werfen könnte. Der Arme! wie wenig kannte er die Kunſtgriffe der Bosheit, wie wenig wußte er, welch ein fruchtbares Saamenkorn der Argwohn iſt: Regen und Sonnenſchein, jedes Gewitter bringt es zum Aufgehen; es erfolge was da wolle, ſo iſt man in ſeiner Meynung wider den, der uns einmal verdächtig gemacht ward, beſtärkt.

Zwey ſchreckliche Begebniſſe, die ſich ſchier in einem Tage der Veſtung zutrugen, wurden das Mittel, den armen Arimith gänzlich zu ſtürzen. Der Kayſer beſichtigte am zwanzigſten des Weinmonats in eigener Perſon den Vorrath des Pulvers, der anfing ziemlich gering zu werden. Ulrich von Werdenberg, der erſt ſeit einigen Tagen durch Arimiths Vorſprach, an den er ſich als einen Vielvermögenden gewendet hatte, zum nähern Dienſt bey dem Kayſer befördert worden war, begleitete ſeinen Herrn an den gefährlichen Ort, deſſen Gefahren ſeiner Unwiſſenheit unbekannt waren. Er ſcherzte nach Knaben Art mit einer Zündruthe um die Behältniſſe des Todes; nicht eine Haarbreit fehlte, und die fürchterlichſte Exploſion hätte den Knoten auf einmal geſprengt, Belagerte und Belagerer einander gleich gemacht, und das edelſte Leben, das Leben des guten Friedrichs auf die kläglichſte Art geendet. Friedrichs Gegenwart des Geiſtes war hier das Mittel der Rettung, und Ulrich von Werdenberg, der zu klug und erwachſen war, um für einen Sünder aus Unwiſſenheit genommen zu werden, wurde in Feſſeln geſchmiedet. In der nehmlichen Nacht gerieth der ſüdliche Thurm, der faſt den ganzen Proviantvorrath der Burg enthielt in Brand; man wußte nicht, wie das Unglück geſchehen war, nur dies behauptete man, daß dicht an Arimiths Zimmern, die er in dieſer Gegend bewohnte, die erſte Flamme ausgebrochen wär.

Arimith ſah das Verderben kommen; noch während die Glut wüthete, erhoben ſich anklagende Stimmen wider ihm. Er half noch das Feuer löſchen, das er angezündet haben ſollte, und — verſchwand denn, ohne daß man wiſſen konnte wohin, oder durch was für Mittel er dem Tode, den man ihm als einem überwieſenen Verräther bereitet hatte, entgangen war.

Kolonna fand am Morgen nach dieſer Schreckensnacht folgenden Brief auf ſeinem Fenſter. Ein Bündel Röhren, faſt wie die Halme der Flöte vom Berg Athos geſtaltet, lag dabey. Wenn meine Leſer ſich die Mühe nehmen, das zu leſen was Arimith ſchrieb, ſo werden ſie ſich den Gebrauch, dazu ſie beſtimmt waren, zu erklären wiſſen.

Arimith an Kolonna.

„Ich fliehe, Kolonna, und breche im Fliehen die Feſſeln des unſchuldigen Werdenberg. Beydes, meine Flucht und ſeine Rettung, werden neue Urſachen meiner Verdammung werden. Meine Unſchuld tröſtet mich; bey dem vollen Gefühl derſelben, als ein Verbrecher zu ſterben, wär zu hart. Zwar bin ich alt genug, um den Tod nicht zu ſcheuen, aber ich denke rühmlicher zu ſterben, als unter dem Mordſchwerd der Verleumdnng, auch kann mein Leben noch nützlich ſeyn, ſelbſt denen, die mich mit Undank von ſich treiben. Ich gehe aus, die Urſach von dem Zögern der

„böhmiſchen Hülfe zu erforſchen, und des Kayſers Helfer ſchneller herbey zu bringen. Könnt ihr einen Einfluß auf das Beſte der Belagerten haben, ſo merkt folgendes: Das Verkehr durch Kronenburgen mit den Treuen in der Stadt, welches, ſeit man mir nicht mehr verſtatten wollte, perſönliche Kundſchaft von dorther zu holen, unterbrochen ward, muß auf irgend eine Weiſe wieder angeſponnen werden: Nachricht von Beſchaffenheit der Sachen von auſſen erhält Kolonna, und durch ihn der Kayſer, vermittelſt eines holen Pfeils, dergleichen man von meiner Hand, die ihr Ziel nicht leicht verfehlte, auf den ſüdlichen Umgang der kayſerlichen Zimmer geſchoſſen, jeden Morgen erwarten kann. Beſondere Nachrichten an Kolonna, über Dinge, die mir und ihm bekannt ſind, findet er allemahl des Abends auf der öſtlichen Zinne des nördlichen Thurms; an eben dieſem Orte kann er mir oder Selim Nachricht aus der Burg zufertigen. Hier ſind ein paar Dutzend Pfeilröhren; Kolonna weis ja mit dem Bogen umzugehen, und wird ſie zu gebrauchen wiſſen. Lebt wohl, unglückliches Kind, rettet meine Unſchuld, doch nicht auf Koſten Eurer Sicherheit, ihr ſeht an meinem Beyſpiel, wie leicht es iſt,

„auch den beſten Menſchen verdächtig zu „werden!“

Thomas Arimith.

Nach Arimiths Flucht und Werdenbergs Rettung, welche genau ſo ausgelegt wurde wie er vorausgeſehen hatte, gewann alles ein gefährlicheres Anſehen, und auch dieſes wurde auf ſeine Rechnung geſchrieben. Man wußte nicht, nach welcher Seite er entflohen war, ob nach der Stadt, oder nach dem freyen Felde, und Kolonna, der Ueberhaupt das Gelübde des Schweigens zu haben ſchien, hielt es nicht für gut, den Kayſer entſcheidend hierüber zu belehren. Friedrich erfuhr nur ſo viel, als Arimith ſeinem jungen Freunde aufgetragen hatte, ihm wiſſen zu laſſen. Auf was für Art dieſer hiebey verfuhr, ohne genöthigt zu ſeyn, den Brief des treuen Alten vorzuzeigen, der offenbar für keine fremden Augen geſchrieben war, das iſt uns unbekannt; es ſcheint, es fehlte dieſem blöden einſiedleriſchen Geſchöpf nicht an Verſtand und Schlauigkeit, ſich auch aus ſchweren Dingen zu finden.

Ungeachtet der verſprochenen Pfeilpoſt, ungeachtet man auch bereits die Erfüllung derſel ben, in einigen nicht unbedeutenden Nachrichten, dieſen Morgen auf dem ſüdlichen Umgange der kayſerlichen Zimmer geſunden hatte, ſo beredete man ſich doch, Arimith ſey nicht nach der Gegend, woher man die böhmiſche Hülſe erwartete, ſondern in die Stadt geflohen, um daſelbſt böſe Anſchläge, die man ihm, ſeiner in die Augen leuchtenden Unſchuld zum Trotz, beymaß, ausführen zu helfen.

Die Stadt war in der That den nächſten Tag nach ſeiner Flucht, und den folgenden in ungewöhnlicher Unruhe. Man hatte Kronenburgs heimliches Einverſtändniß mit den Belagerten, und ſeine Tiſchſpenden, die man ſchon ſeit einigen Tagen muthmaßte, entdeckt; es wär um das Leben des armen Jünglings gethan geweſen, der Pöbel würde ihn zerriſſen haben, hätte ihn nicht Schaumburg, der, wie wir wiſſen, afektirte, auf der Seite des Volks zu ſeyn, und dadurch hier viel vermochte, ihn nicht durch ſein Vorwort gerettet. Er zeigte, daß einige Milchbrode und Torten, dem kleinen Prinzen zu ſeiner Ergötzlichkeit zugeſertigt, weder Vorrath gegen gemeiner Stadt Beſtes wären, noch der im Schloß einbrechenden Hungersnoth, auf die man hoffte, groſſen Einhalt thun würden; man ließ die Sache alſo hingehen, und weil das Volk würklich den jungen Maximilian liebte, und ſich von ihm, wie von allen unmündigen Fürſtenſöhnen zu geſchehen pflegt, groſſe Hoffnungen machte, ſo wurden die Kronenburgiſchen Proviantſchiffe von nun an noch reichlicher und leckerhafter gefüllt. Nur mit Maximilians Vater, und mit ſeinen böſen Räthen haben wir zu thun, ſchrie der tolle Haufen, nicht mit dem holden Prinzen, der Hoffnung des Vaterlands! Wir wünſchten ihn zu erhalten, wenn alle andere umkommen müßten; man liefere ihn heute in unſere Hände, und man wird ſehen, ob ihm beſſer im Schoos ſeines Volks, oder in den Armen ſeiner Mutter gerathen iſt!

Auf dieſe Art erhielten die geheimen Expeditionen in die kayſerliche Küche nur die Abänderung, daß ſie nicht mehr heimlich waren, und daß alſo auch alle Möglichkeit hinweg fiel, durch dieſen Weg vertraute Nachrichten in die Burg zu beſördern, woſelbſt man den Schaden von dieſen Schweigern fühlte, und ihn ganz auf Arimiths Rechnung ſchrieb, den man nun einmal für treulos, und mitwürkend zu allen Böſen halten wollte. Bald ſollten ſich der Dinge noch mehr ereignen, die ihm zur Laſt gelegt wurden.

So gut die kronenburgiſchen Händel auch beygelegt waren, ſo hatten ſie die Wiener doch aufmerkſam gemacht; ſeit ſie wußten, daß ſie mit ſehenden Augen betrogen werden konnten, beargwohnten ſie alles. Das Feuer, das in jener Nacht in der Burg aufging, erregte die lebhafteſte Unruhe. So ernſtlich der Schade war, der den Belagerten durch daſſelbe zuwuchs, denn die Mahlzeiten wurden ſeit dem durch die Flammen erlittenen, ſehr beträchtlichen Verluſt des Proviantes, täglich ſchmäler zugeſchnitten, ſo hielten die Wiener doch die ganze Sache, um uns eines Worts der damahligen Zeit zu bedienen, für nichts als ein Spiegelfechten. Der flammende Thurm mußte ihnen ein Zeichen ſeyn, auswärtige Hülfe, deren man etwa gewärtig war, ſchneller herbey zu rufen, und da nun durch Nembrechts Hülfe würklich an dieſem Tage kund ward, daß der König von Böhmen ſich zur Befreyung des Kayſers rüſte, ſo zitterte man bereits, die Burg gerettet, und alles ganz anders geendet zu ſehen, als man wünſchte. Daher der Auflauf, den man von den Zinnen der Burg in der Stadt bemerkte, daher das wüſte Geſchrey, und das Toben der raſenden Menge, und daher endlich das Unglück, das weder

Schaumburg noch irgend einer von den Gewogenen des Kayſers abwenden konnte.

Noch war man bey den Angriffen der Burg ſchonend verfahren, man wollte mehr ſchrecken als ſchaden. Gütliche Vergleiche, Zugeſtändniß einiger ſchweren Forderungen, wollte man eigentlich nur vom Kayſer erzwingen; das Verderben gönnte man allenfalls einigen gehaßten Miniſtern, und ſeine Perſon blieb dem Volke mitten im Aufruhr immer noch einigermaßen heilig. Jetzt ſchwanden alle günſtige Rückſichten hin. Ein Fürſt, der auswärtige Hülfe gegen ſein Volk herein rief, verdiente, ſo meynten ſie, nicht mehr, daß man ihn ſchone. Wie würkſam der Beytritt des tapfern Königs von Böhmen zu Friedrichs Beſten ſeyn würde, wie bald ſie nun jeden erarbeiteten und ertrotzten Vortheil verlieren, wie ſchnell die belagerte Burg gerettet, und alles ſo ſchlimm ſeyn würde, als vorhin, das lag ihnen am Tage. Schon ſahen ſie Wien von den Böhmen ſo beängſtet, als ſie bisher den Kayſer in ſeiner Burg beängſtet hatten, ſchon war ihnen der Vater des Volks ganz in einen Deſpoten verwandelt, und mit dieſen Vorſtellungen riß jedes Band, welches den tollen Haufen noch einiger Maßen in den Schranken der Mäßigung gehalten hatte.

Man wollte ſiegen, heute noch ſiegen, ehe der auswärtige Feind der Sache eine andere Wendung gab. Alles Geſchütz ward auf die kayſerlichen Wohnzimmer gerichtet; dieſer Flügel der Burg mußte in Feuer aufgehen, ehe der Mittag anbrach. Die Liebe, die das Volk für die tugendhafte Kayſerin hegte, und Maximilians hülfloſe Unſchuld kam nicht in Erwegung, und kaum konnte Schaumburg Mittel finden, ehe alles verloren war, einen fliegenden Zettel über die Mauer zu befördern, auf welchen er ſelbſt mit zitternder Hand einige Warnungsworte geſchrieben hatte.

Die Wache des Brunnens fand das Blatt an einen ſechspfündigen Stein gebunden, den man, niemand wußte wie, über die himmelhohe Zinne herübergeſchleudert hatte, in der kronenburgiſchen Ecke. Es ward zu der Kayſerin gebracht; Sie las die faſt unleſerlichen Worte: **Eilige Flucht nach den unterirrdiſchen Gewölbern!** und ſprang auf nach ihrem Sohne zu rufen. Im nemlichen Augenblicke trat der Kayſer herein.

Kommt, meine Liebe, ſagte er, indem er ſie bey der Hand nahm, mit dem gelaſſenen Anſtande, der ihn nie verließ, kommt, hier wird bald nicht mehr gut Verweilen ſeyn. O, mein Kind! ſchrie Eleonore, wo iſt mein Kind! wo iſt Maximilian!

Er iſt bereits geborgen: Kolonna, welcher, ich weis nicht wie, gewarnt worden iſt, brachte mir die erſte Nachricht von dem Vorhaben meiner treuloſen Unterthanen, und eilte mit dem Knaben auf ſeinen Armen voraus, an den Ort der Sicherheit.

Und wohin? ſchrie die Kayſerin, die ſich in allen Sälen und Gallerien, über die ſie während dieſes Geſprächs eilten, nach ihrem Liebling umſah.

Nach dem nördlichen Thurm, erwiederte Friedrich, dort werdet ihr Maximilian, und den treuen Kolonna finden.

O nicht, nicht nach dem Thurm! rief Eleonore mit gerungenen Händen, hinab in die Tiefe! Der treue Kolonna? wißt ihr, ob er treu iſt? — Traut ihr ihm mehr als Schaumburgen? Hier, hier iſt ſeine Hand! Hinab an den Sicherheitsort, den er uns anweiſt.

Friedrich las, was Schaumburg geſchrieben hatte, und ſein Entſchluß änderte ſich;

Eilig abgeſandte Boten brachten den jungen Prinzen aus Kolonnas Armen zurück, man ſtieg hinab in die tiefen Schloßkeller, und hörte im Hinabſteigen das erſte Gebrüll des feindlichen Geſchützes, welches die Nothwendigkeit ſchleuniger Flucht beſtättigte.

Friedrich verließ ſeine halb ohnmächtige Gemahlin, um oben in der Burg dem Verderben zu ſteuern. Nachrichten kamen ſtündlich hinab in die unterirrdiſchen Hallen, ach keine guten Nachrichten waren es! Die ganze Vorderſeite der kayſerlichen Gemächer, die man eben verlaſſen hatte, war zerſtört. Kaum konnte das Feuer gedämpft werden. Die Anſtalten waren gut. Genetzte Thierhäute ſchützten die Gebäude, welche noch unverſehrt waren. Die Schloßbrunnen, welche bisher alle geſtockt hatten, gaben auf einmal alle reichlich Waſſer, vermuthlich durch irgend eine hülfreiche Hand in der Stadt, die die geheimen durch die Bosheit gehemmten Kunſtwerke zu regieren wußte, aber konnte das in die Länge, bey der wachſenden Wuth der Belagerer aushalten? Der Kayſer war verwundet durch ein einſtürzendes Geſims. Angriffe von allen Seiten ſchwächten und zertheilten die kleine Mannſchaft. Was wollten zwey hundert

Mann; und wären es die edelſten und tapferſten im Volke geweſen, was wollten ſie gegen eine ganze Stadt voll raſender Feinde ſagen! alles dieſes ereignete ſich, und noch immer ließ ſich keine Hülfe ſehen. Die Böhmen, die man ſchon ſeit mehreren Tagen erwarten konnte, kamen nicht; was mochte die Urſach ihres Säumens ſeyn?

Unmöglich konnte man über dieſes unbegreifliche Zögern in der Burg ängſtiger ſeyn, als Arimith es war. Er hatte der Urſachen mehr als eine, die hülfreichen Böhmen herbeyzuwünſchen. Rettung der Belagerten, für die ſein gutes ſo ſchändlich verkanntes Herz blutete, Rechtfertigung ſeiner Unſchuld lag in ihrer Annäherung, und ach, noch vielmehr als dieſes. War nicht Selim der Anführer des kommenden Heers? Daß Wiktorin durch Krankheit zurückgehalten, ihm das Kommando übertragen hatte, erfuhr er ſchon in der Burg durch geheime Botſchaft, aber wo blieb der ſonſt ſo eilige Selim? was hielt ihn auf? Ach hätte Arimith gewußt, was dieſem unglücklichen Prinzen unterweges für Fallſtricke gelegt worden waren, wie ſchändlich man ihn berückt hatte, er würde noch mehr um ihn geſorgt haben, und dadurch ganz unfähig gemacht worden ſeyn, die Pflichten, die er ſich ſelbſt aufgelegt hatte, zu erfüllen.

Nachläßig war er ſchon in denſelben, erſt ein einziges Mahl hatte er die Burg mit einem holen Pfeile beſchenkt, es war als merkte er, wie wenig dort ſeine Nachrichten, da man ihn für falſch hielt, geachtet wurden, auch hatte er nichts beſonders zu berichten, denn die böhmiſche Hülfe, auf welche hier alles ankam, war und blieb fern, gleich, als ob Prag tauſend Meilen von Wien entlegen wär.

Arliniſch entſchloß ſich den jungen Werdenberg, der mit ihm über die Mauer geflohen war, in die Stadt auf Kundſchaft zu ſchicken, und nach dem, was er von dort aus erfuhr, zu urtheilen, ob es rathſam ſey ſich zu entfernen, und den Böhmen entgegen zu gehen. Werdenberg brachte aus Wien die ſchreckliche Nachricht zurück, die, wie wir geſehen haben, Schaumburg ſchon den Belagerten zugefertigt hatte, und Arliniſch eilte, die ſchon Gewarnten auch ſeiner Seits auf die eindrängende Gefahr aufmerkſam zu

ma

machen. In dem nehmlichen Augenblicke, da man der Kayſerin Schaumburgs Zettel brachte, hatte Kolonna auf dem nördlichen Thurm, wo er immer nach Nachricht von Arimith ſpähte, ohne noch eine erhalten zu haben, einen holen Pfeil gefunden, und war mit demſelben zum Kayſer geeilt. Kolonna flog von ihm in die Zimmer der Damen, den jungen Prinzen zu retten, er nahm ihn auf ſeine Arme, und brachte ihn nach dem Orte, den er für den ſicherſten hielt, aber wie wir geſehen haben, ſo dauerte es nicht lange, bis man ihm den Knaben wieder abforderte, ihn an einen feſtern Zufluchtsort zu bringen, ohne den jungen Menſchen, wie ſich wohl gebührt hätte, einzuladen, dieſe Sicherheit mit ſeinen Geretteten zu theilen. Es war offenbar, daß auch er in die Zahl derejenigen gehörte, auf welche man, in der gegenwärtigen Unruh, ein verdachtvolles Auge warf, und man denke ſich, in was für einer Verfaſſung, mit ſolchem Argwohn belaſtet, von allen verlaſſen, er auf einer Stelle zurück blieb, wo er mit jeder Minute beſorgen mußte, dem Verderben zur Beute zu werden.

Man hatte Recht; der Ort, den Kolonna zu ſeiner Zuflucht gewählt hatte, blieb nicht lang ſicher, zwar lag er von der Stadt abwärts nach dem freyen Felde zu; zwar deckten ihn einige Mauern, aber als dieſe von den Feuerſchlünden der Feinde zerſtört wurden, als Angriſſe von allen Seiten, kaum eine einige Stelle übrig lieſſen, wo man hätte ſagen können: ich habe nichts zu fürchten, da überzeugte ſich der arme Jüngling von ſeiner ſchlechten Wahl, und dankte Gott, daß er der einzige war, der durch dieſelbe litt, und daß er nicht noch mehrere, nicht Perſonen von der höchſten Wichtigkeit, mit ſich ins Verderben gezogen hatte.

Ernſt und Eifer ſind die größten Wunderthäter. Die Belagerer der Burg waren jezt auf dem Wege, ihren Endzweck nur allzuglücklich zu erreichen, beſonders, da der milde Kayſer Bedenken trug, alle Vertheidigungsmittel gegen ſie zu gebrauchen, welche das Recht des Kriegs und der Selbſterhaltung erlaubt machte.

Friedrich war hinunter in die unterirrdiſchen Gewölber geſtiegen, ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn zu ſehen, auf einige Augenblicke ſich zu erholen, und ſeine Wunden verbinden zu laſſen. Günſtige Nachrichten hoffte man von ihm, er hatte ſie nicht. Eleonore verſchluckte ihre Thränen, und winkte dem kleinen Maximilian ſich gleichfalls feſt zu halten, damit der bekümmerte Fürſt nicht noch mehr gebeugt würde.

Aber, fing der kleine Prinz nach einem langen Stillſchweigen halb ſchluchzend an, aber, mein Vater, ich möchte nur wiſſen, was dieſe Leute von uns wollen, und was ſie beginnen würden, wenn ſie uns in ihre Gewalt bekämen?

Das weis ich nicht, mein Kind, verſetzte der verlaſſene Kayſer, nur das iſt mir bewußt, was ich thun würde, wenn mir das Glück den Vortheil in die Hand gäb!

Ich weis es auch wohl, lächelte Maximilian unter den Thränen.

Und was?

Ihnen verzeihen!

Eleonore ſchloß den ihrer ſo würdigen Sohn in ihre Arme, und der Kayſer wurde an der Antwort, die ihm auf den Lippen ſchwebte, durch den Eintritt eines alten treuen Dieners verhindert, welcher Dinge von der Wichtigkeit anzubringen zu haben ſchien.

Es war der alte Büchſenmeiſter Zinkendorf, wie man ihn nach ſeinem Amte, das heut zu Tage einen höhern Namen führt, zu nennen pflegte. Er war ein Mann, den Klugheit, Erfahrenheit, und beſonders redliche Treue gegen ſeinen Herrn vor tauſend andern auszeichnete. Schon bey dem erſten Sturm, der faſt allein durch ſeine guten Anſtalten glücklich abgeſchlagen worden war, hatte er ſich berühmt gemacht, und daß es bey den folgenden, beſonders bey dem letzten fürchterlichen Angriff, der die kayſerliche Familie hausflüchtig gemacht hatte, nicht eben ſo erging, das war nicht ſeine Schuld, ſondern die Folge von des Kayſers ſtrengen Befehlen, die ihm in vieler Betrachtung die Hände banden.

Gnädiger Herr, ſagte er jetzt, als er vor den Kayſer trat, ich habe Euch einen Vortrag zu thun, den ihr billigen müßt, wenn ihr nicht entſchloſſen ſeyd, Euren, und den Untergang aller, die Euch lieb ſind, in den nächſten Stunden zu ſehen.

Gut, Alter! Wie ſtehts oben in der Burg?

Schlecht, gnädiger Kayſer, und mit jedem Augenblick ſchlechter. Zwar iſt das neuaufgehende Feuer gelöſcht, aber uns drehe eine neue Salve, die, da ſie auf eine der ſchwächſten Gegenden der Mauer gerichtet iſt, den Feind noch vor Abends zum Sieger machen muß.

Aber, mein Gott, was macht Schaumburg? und was hilft uns ſeine Gegenwart bey den Rebellen, wenn er dieſes nicht hindert?

Schaumburg, ſo lauten vertraute Nachrichten aus der Stadt, iſt ſeit der Warnung von dieſem Morgen, die man entdeckt hat, dem Pöbel verdächtig geworden. Er befindet ſich in ſtrenger Haft in Holzers Hauſe.

Der Kayſer ging einige Minuten unruhig auf und ab. — Euer Vorſchlag, Zinkendorf! — rief er endlich.

Mein Vorſchlag iſt ſo, daß er das Verderben auf einmahl von uns wenden, und Unglück und Verwirrung über die mörderiſche Stadt, die ihren Vater verfolgt, verbreiten muß. Wir haben in einem verborgenen Magazin eine ungeheure Menge Pechkränze und andere Feuermaterialien gefunden. Die Maſchienen, ſie in einem glühenden Regen über die Stadt zu ſchleudern, ſtehen ſchon gerüſtet, ein Wort von meinem gnädigen Herrn, und — — —

Hm, Zinkendorf, rief der Kayſer mit einem unwilligen Lächeln, einem gnädigen Herrn, wie ihr mich nennt, ein ſolcher Vorſchlag?

Man könnte auch hierbey Schonung brauchen. Nicht die Hütten der Armen, nur die Palläſte der Reichen, nur einige Hauptgebäude, damit die inſtehende Gefahr von uns gekehrt, und die Geſchäftigkeit unſerer Feinde auf eine andere Seite gelenkt würde.

Ich will Euch nicht antwor[illegible] Alter, ſagte Friedrich, indem er ſeinen kleinen Sohn, der horchend neben ihm ſtand, näher zu ſich zog; dieſes Kind, dieſer achtjährige Knabe mag es thun. Maximilian, du haſt gehört was Zinkendorf ſagte, was iſt deine Meynung?

Was wird denn geſchehen, mein Vater, wenn Zinkendorf das Weſen mit dem Feuerſchleudern vornimmt?

Kleinigkeit, mein Kind! Einige hundert in Aſche gelegte Häuſer, einige hundert verſtümmelte oder getödete Menſchen, weiter nichts.

O Gott! ſchrie der junge Prinz mit zuſammengeſchlagenen Händen. Nein, guter Meiſter Zinkendorf, nicht Eure Pechkränze!

Nicht Eure Feuerſchleudern! dieſe armen Leute dürfen nicht ſterben.

Aber, mein Prinz, ſagte der Alte, der ſich zu dem Knaben, welcher jetzt ſeine Hand bittend angefaßt hatte, herabbeugte. Dieſe armen Leute ſind die Feinde Eures Vaters und Eurer Mutter; das Unglück, das ihr ihnen zuzufügen Bedenken tragt, werden ſie ohne Erbarmen über ſie und Euch ausſtrömen; ſie werden — —

Sie werden nicht! fiel der Knabe ein. Kronenburg hat mir oft geſagt, daß mich das Volk liebt! Führet mich auf die Zinne; ich will mit ihnen reden, ich will ihnen verweiſen, daß ſie meine Eltern und mich ſo grimmig verfolgen. Was gilts, dies wird fruchten, und morgen ſind wir frey! O, daß ich nicht längſt dieſes Mittel erwählte, meinen Vater zu retten!

Zinkendorf, welchem die Thränen in die Augen traten, fing eben an dem kleinen Prinzen, der ihn unabläßig an der Hand zog und zum Fortgehen antrieb, die Gefahren des Orts, an den er geführt ſeyn wollte, zu ſchildern, als Botſchaft aus der Veſtung herabkam, welche die Scene endigte, in die ſich Friedrich und Eleonore, ſo ſehr ſie auch durch dieſelbe gerührt waren, nicht mit einem

Worte miſchte. Sie war eine merkwürdige Probe von dem, was ſie einſt von ihrem Sohn zu erwarten hatten. Es war, als ſcheuten ſie ſich, dem herrlichen Schauſpiel, das dieſes Kind vor ihnen aufführte, durch die nöhtige Einrede zu ſchnell ein Ende zu machen.

Die Botſchaft, welche in die Tiefe hinab kam, war von ganz anderer Art, als ſie Zinkendorf gebracht hatte. Alle Dinge hatten faſt im Augenblick eine andere Wendung bekommen. Das Stürmen, welches von Anbruch des Tages bis auf dieſe Stunde ununterbrochen fortgedauert hatte, ward auf einmal abgebrochen. Die Feuerſchlünde wurden von ihrem Ziel abgelenkt. Das Volk zerſtreute ſich. In dem äuſſerſten der drey Burghöfe, welcher nach der Stadt führte, war das wachſende Getümmel, und das Geſchrey unzählicher Stimmen merklich; aber was man hörte, war ganz ein anderer Laut, als das Jauchzen über die nahe Eroberung der Burg, das man am Morgen und dem Tag über vernommen hatte. Von den Thürmen nahm man wahr, wie das Volk mit Ungeſtüm zu den Thoren hinaus ſtrömte. Alles was Waffen trug, zog dieſes Weges, und der unbewehrte Pöbel folgte in wilder Unordnung hintennach. Es war offenbar, daß man von auſſen eines Feindes gewärtig war; welches? durfte man nicht erſt fragen, und die Schauer ſtiegen von den Zinnen herab, um unten in der Burg mit voller Jubelſtimme auszurufen: Die Böhmen kommen! Die Böhmen!

So war denn die Burg befreyt, ohne Finkendorfs grauſames Mittel! doch über volle Befreyung durfte man noch nicht triumphiren. Zwar war es würklich andem, daß die Wiener ein Gerücht von der Nähe der böhmiſchen Hülfe vernommen, und für ihre Weinleſe beſorgt, geeilt hatten, den Feind mit gewaffneter Hand entfernt zu halten, aber ſo verblendet waren ſie nicht, daß ſie, um dort zu ſiegen, den hier erlangten Vortheil ganz hätten in die Schanze ſchlagen ſollen. Die Burg war und blieb belagert, nur vor inneſtehenden feindlichen Anfällen ſchien man vor der Hand ſicher zu ſeyn, und es ließ ſich an, als würde man dieſe Nacht ſicher ſchlafen können!

O, mein Kind, rief Maximilians fromme Mutter, indem ſie ihren Liebling in die Ar me ſchloß. Wirſt du aus dieſer glücklichen Wendung unſerer Sache lernen, daß die Vorſicht unſers Arms zu unſerer Rettung eben nicht bedürftig iſt? Wie, wenn nun Zinkendorf, der es übrigens gut gemeint haben mag, ſeinen ſchrecklichen Vorſatz ausgeführt; wie, wenn nun dein Vater, und du in das Verderben unſchuldiger Menſchen hätten willigen können? verdienten wir denn wohl das Glück, das uns der Himmel ſchickt? O laß, laß dies eine Regel ſeyn auf Lebenszeit: Lieber umkommen, als ſeine Rettung, ſein Glück, auf böſe, oder auch nur ſchimpfliche Mittel bauen.

Der Kleine hörte den Lehren der guten Mutter aufmerkſamer zu, als jeder andere Knabe von ſeinem Alter gethan haben würde, ſie waren es vielleicht, die ihn in der Folge, bey tauſend Verwickelungen eines verhängnißvollen Lebens vor Augen ſchwebten, und ihn immer gut und groß handeln lehrten, ſie waren es vielleicht, die ihn in ſeiner Gefangenſchaft zu Brugg abhielten, ſich ſeine Freyheit durch niedrige Mittel zu erkaufen, oder da Rache zu üben, da Gelegenheit und Recht zur Rache in ſeiner Hand war.

Doch wir gehen von Maximilian ab, und wenden uns zu Perſonen, deren Schickſal unſerer Geſchichte näher liegt.

Als der Kayſer ein wenig frey Athem zu holen begann, als er all die Anſtalten getroffen hatte, welche die Lage der Sache erforderte, da ſammlete er all die Seinen, wie ein guter Vater um ſich her, um zu ſehen, welcher ſeiner Hülfe bedurfte, oder wer an dieſem heiſſen Tage gefallen war. Es wurde niemand gemißt als Kolonna; der Kayſer intereßirte ſich beſonders für ihn, und ſeine Nachfrage war alſo ſehr angelegentlich und dringend.

Kolonna hatte, wenn auch keine Feinde in der Burg, doch wegen ſeines ſcheuen einſiedleriſchen Weſens, das manche für Stolz auslegten, wenig Freunde, als den Kayſer, dem er wenigſtens unter dem Namen eines türkiſchen Prinzen wichtig war. Man antwortete Friedrichen, er ſey den ganzen Tag nicht geſehen worden, und es ſey wahrſcheinlich, daß er, wie bekannt, ein ſehr warmer Freund des verrätheriſchen Arimith, eben den Weg aus der Burg würde zu finden gewußt haben, den jener genommen habe, um ſich der gerechten Strafe ſeiner Thaten zu entziehen. Der Kayſer beſann ſich, daß der junge Menſch dieſen Morgen die erſte Warnung von der Gefahr gebracht, und ſich der Rettung des kleinen Prinzen beſonders angenommen habe. Kolonnens Ungünſtige brauchten dieſen Umſtand, den Friedrich zu ſeiner Vertheidigung anführte, den armen Jüngling noch verdächtiger zu machen. Ihnen ſchien es wahrſcheinlich, daß er ſich der Perſon des jungen Maximilians nur darum bemächtigt habe, damit er ihn den Feinden in die Hände ſpielen möchte, die an ihm ein gutes Unterpfand gehabt haben würden, alles vom Kayſer zu erlangen. Von einem Abkömmling des Erbfeindes, meynten ſie, ließ ſich nichts anders erwarten.

Friedrich ſahe ſelbſt ein, daß der Ort, den Kolonna zur Zuflucht angegeben hatte, äuſſerſt ſonderbar gewählt war; der Thurm, auf welchen er den Prinzen gebracht hatte, welchen man ihm, wie wir geſehen haben, bald genug wieder entriß, war durch das feindliche Geſchütz faſt zerſtört, alle Mauern, die mit ihm zuſammenhingen, lagen in Aſche und Trümmern, man hatte ihn nur beſteigen können, um ihn augenblicklich wieder zu verlaſſen. Daß Kolonna ſich jetzt noch auf demſelben befinden ſollte, war unmöglich, und ſeine Flucht, ſeine vorher beabſichtete Flucht über die Mauer alſo ſo gut als erwieſen.

Gleichwohl befand ſich dieſer unglückliche Jüngling noch würklich daſelbſt, und wer faßt die Schrecken, die er an dieſem fürchterlichen Tage daſelbſt ausgeſtanden hatte!

Man ſtelle ſich die alte kayſerliche Burg, in welcher Kayſer Friedrich von ſeinen rebelliſchen Unterthanen belagert wurde, nicht als die gegenwärtige vor; ſo viel Züge des grauen Alterthums auch verſchiedene Theile derſelben noch tragen mögen, ſo hat die Zeit doch hier gar viel geändert, und Raum, Umkreis und Einrichtung iſt nicht im kleinſten mehr das, was es ehemahls war. Wahrſcheinlich dehnte ſich die alte Veſte auf einer Seite weiter aus, als jetzt, ſo wie ſie gegenwärtig auf der andern, vielleicht manche Erweiterung bekommen haben mag. Von dem Thurm, der dem armen Kolonna zur Zuflucht gedient hatte, und der jetzt zu ſeinem Kerker ward, iſt vielleicht gegenwärtig kein Stein mehr vorhanden; er ſtand in einem abgelegen Hofe, der wenig beſucht wurde. Die

Mauern, die ihn im Dreyeck umzogen, enthielten nächſt den Stiegen, die zum Thurme führten, nichts als öde Gallerien, die man ohne äuſſerſten Nothfall nie betrat, und ſie ſo gefliſſentlich vermied, als wären ſie, — wovon wir nichts gewiſſes zu ſagen wiſſen —: wegen Geiſtererſcheinungen verdächtig. Der größte Theil dieſer alten Steinmaſſen war an dieſem ſchrecklichen Tage zerſtört worden. Eine Weile hatten hier die Flammen gewüthet, die denn durch das einſtürzende Gemäuer von ſelbſt gedämpft worden waren. Was nicht verbrannt war, war verſchüttet, unter andern auch die Stiegen. Der Thurm ſtand, durch ſeine Feſtigkeit oder den Zufall erhalten, allein von allen andern Gebäuden iſolirt da, und hatte Kolonna nicht Muth, ſich durch einen verwegenen Sprung auf einen der Schutthaufen frey zu machen, ſo war er hier ein Gefangner auf Lebenszeit, die zum Glück, wenn alles ſo blieb wie es war, ſich nicht allzulang ausdehnen konnte.

Kolonna glaubte, es gebe zwiſchen dieſen beyden ſchrecklichen Extremen ein Mittel; er übte ſeine Lunge den Reſt dieſes Tages, und die ganze Nacht, die nächſte Schildwacht, die weit genug entfernt war, durch ſein Geſchrey aufmerkſam zu machen, aber es iſt zweifelhaft, ob er gehört oder verſtanden ward. Es war, ſo berichtete die Sage, nichts neues, aus dieſem verrufenen Theil der Burg klagende oder neckende Stimmen zu hören, die den, der auf ſie achtete, zu Unglück und Schrecken leiteten.

Kolonna überzeugte ſich nach und nach, daß hier keine Rettung ſey, daß er hier umkommen müſſe, wenn nicht ein günſtiger Zufall ihm zu Hülfe kam. Er ergab ſich der Verzweiflung. Es iſt ſchrecklich, in einer menſchenleeren Einöde verderben, noch ſchrecklicher, Lebende um ſich wiſſen und hören, und nichts von ihrer Hülfe erwarten dürfen. Der nächſte Feind, dem der arme Gefangene hier erliegen mußte, war der Hunger. Zwar hatten einige der Edelknaben, die den kleinen Prinzen dieſen Morgen hieher begleitet hatten, und die vielleicht mit ſeiner guten Eßluſt ſo bekannt waren, als Kronenburg, etwas von Erfriſchungen mit gebracht, das Kolonna noch auf einem Tiſch im Vorzimmer ſtehen fand, aber wie lange konnte das wiederhalten? — Für den gegenwärtigen Augenblick, benahm die Angſt zwar dem unſchuldigen Gefangenen allen Apetit, aber die Natur behauptet immer ihre Rechte.

Kolonna ging ängſtlich auf dem Umgange des Thurms hin und her, ging eben ſo ängſtlich wieder hinein in das Innere, und verwünſchte den Einfall, hier ſeine Zuflucht zu ſuchen, wie auch die Thorheit, daß er denen, welche den Prinzen abzuholen kamen, nicht ungefordert gefolgt war. Er wußte keine Urſach ſeines Verfahrens anzugeben, als daß dieſer Theil der Zinne eben derjenige war, wohin ihm Arimith Nachricht von auſſen zuzuſchieſſen verſprochen hatte. Wunſch, dieſem Orte immer nah zu ſeyn, und ſich und denen, die ſeine Gefärthen geweſen wären, durch Hülfe des treuen Rhaſciers, Gelegenheit zur Flucht nach dem freyen Felde zu verſchaffen, war vielleicht der Grund ſeiner Wahl geweſen, die jetzt ſo unglücklich für ihn ausſchlug. — Hoffnung auf dieſen Arimith hätte ihn jetzt tröſten können, aber wir wiſſen nicht, ob ſeine Seele ſich an dieſe ſchwache Stütze hielt. Arimith hatte des vorigen Tages zuerſt ſein Verſprechen gehalten, ſollte der Zwiſchenraum bis zur nächſten Nachricht ſo lang ſeyn, als von dem Verſprechen bis zur erſten Erfüllung, ſo war Kolonna verloren; ſich mehrere Tage, ſich Wochenlang hier zu halten, war unmöglich!

Der

Der arme Jüngling arbeitete heute den ganzen Tag, ein groſſes Leilach, das er hier irgendwo gefunden, auf der oberſten Zinne, die er mühſam erſtiegen hatte, ſo zu befeſtigen, daß ſein Wallen und Wehen in dem Vordertheil der Burg vielleicht Aufmerkſamkeit erregen, und ihm Hülfe verſchaffen konnte; vergebliche Mühe! Sollte man es auch gewahr werden, ſo war die Auslegung, die man von dieſem Geſicht machen würde, noch ſehr zweifelhaft.

Während Kolonna ſich hier unnöthig bemühte, hatte er auf der andern Seite würkliche Rettung verſäumt. — Er fand im Hinabſteigen einen Brief von Arimith, der dieſen Augenblick erſt gefallen ſeyn konnte; er glaubte den Schützen noch in der Ferne über das Feld eilen zu ſehen, er ſchrie, er winkte, er wand die Hände! umſonſt, er ward nicht gehört, und ſahe ſich ſo hülflos als vorhin.

Endlich erholte er ſich, den in dem Pfeil verborgenen Brief zu leſen, und, o welche Nachricht! war es doch, als wenn ihm der Himmel jede Ausſicht verſchlieſſen wollte, um ihm ganz zur Verzweiflung zu bringen. Hier iſt, was Kolonna fand.

Aximith an Kolonna.

„Traure, du gute Seele, traure um deinen „Selim. Den Vortrab der böhmiſchen „Hülfsvölker habe ich erreicht, aber Nachricht „von ihm nicht gefunden. Gott weis, welcher „Unfall, oder welche Unvorſichtigkeit ihn von „dem Heer, das ſeiner Anführung vertraut war, „entfernt hat! Die Soldaten ſchäumen und „toben wider ihn, und nennen ihn Verräther, „auf ſeine Abweſenheit wird, und das mit vollem Recht, die Niederlage geſchoben, welche „die Böhmen in den Weinbergen erlitten haben! Ich muß mehr hievon wiſſen, es iſt unmöglich, daß Selim ein Verräther ſey! —

„Ich bin nur zurückgekehrt, um durch „Euch, denen in der Feſtung wiſſen zu laſſen, „daß ſie ſich nicht zuviel von der böhmiſchen „Hülfsarmee verſprechen. Ja, wenn Viktorin „oder Selim ſie an den Feind führte! Aber „ihre Stellvertreter ſind durch Zorn des Himmels Leute ohne Kopf und Herz! Man kann „hier auf nichts gewiſſers, als auf neue Nachricht von der Niederlage der Böhmen, und „neue Stürme rechnen. „Lebt wohl, Kolonna, „und rechnet ſo bald nicht auf die Rückkunft „Eures vertrauten Aximith.“

Iſts nicht zuviel, den armen Jüngling, der von allen verlaſſen iſt, nun ebenfalls zu verlaſſen, und uns von ihm zu denen zu wenden, die weder von ihm wußten noch um ihn ſorgten? Gleichwohl erfordert es gegenwärtige der Sachen Beſchaffenheit, daß wir alſo verfahren. Es iſt billig, daß wir den Belagerten und ihren Belagerern noch einige Augenblicke ſchenken, da wir uns bald gänzlich von ihnen trennen werden, um uns nur mit dem zu beſchäftigen, welcher keine der kleinſten Rollen im Verfolg dieſer Geſchichte ſpielen wird.

Was Arimith ſchrieb, und Kolonna den Belagerten nicht zu wiſſen thun konnte, traf nur allzupünktlich ein: Die Wiener kamen des andern Tages als Sieger der Böhmen zurück, und mit dem Zuſtand der Veſtung war es bald wieder das nehmliche, nur ward derſelbe dadurch noch gefährlicher als zuvor, daß die Schaumburgiſchen Nachrichten, und die Kronenburgiſchen Spenden ganz abgeſchnitten waren. Jetzt wär dem armen kleinen Maximilian eine Beyſteuer zur Mahlzeit nöthiger geweſen, als vorhin. Trockene Erbſen, und nichts als trockene Erbſen kamen jetzt auf die kayſerliche Tafel, der verwöhnte Prinz klagte nicht mehr über das, was ſich ſelbſt ſeine königlichen Eltern gefallen laſſen mußten.

Der arme Kronenburg befand ſich ſo wohl, als die Geſandten, in Holzers Haft. Dieſer Verräther, dem es um nichts, als den Untergang ſeines Herrn zu thun war, war ſinnreich, die Freunde desſelben auszuſpähen und auſſer Würkung zu ſetzen, und ſeine Feinde wider ihn aufzuwieglen; in Anſehung des letztern glückte es ihm bey niemand ſchlechter, als bey Fraunauern, Friedrich Zengers Schwiegerſohn, der, wie wir ſchon einmahl erwehnt haben, bey einer gerechten Sache, einen ſehr ungünſtigen Urtheilsſpruch vor dem kayſerlichen Thron erhalten hatte, und alſo wohl Friedrichs Feind hätte ſeyn können.

Fraunauer, ungeachtet er ſich eigentlich zu den Leuten Herzog Albrechts zählte, und alſo auch aus dieſem Grunde auf deſſen Seite gegen den Kayſer hätte ſeyn ſollen, wählte doch lieber die Stadt zu verlaſſen, als ſich feindlich gegen den bedrängten Fürſten zu erklären.

An ſelbigem Tage ward ein Brief auf der Burgzinne gefunden, welcher bewies, daß auch andere auſſer Arimith, mit der fliegenden Poſt umzugehen wußten. Er enthielt folgendes:

„Fraunauer iſt ſtreitig mit dem Kayſer um Hab und Gut; ſein Leib, Ehr und Leben iſt ihm heilig, derhalben ſey er von mir gewarnt: Die böhmiſche Hülfe iſt nahe, nicht die Verzagten, welche geſtern von den ſchwachen Wienern geſchlagen wurden, nein, ein ſchönes Volk von König Georgen und ſeinem Sohn perſönlich angeführt. Ein Feuerzeichen im freyen Felde giebt der Burg das Signal von der Ankunft ihrer Retter; aber bis dahin iſt groſſe Gefahr: Herzog Albrecht, von dem Volke wider Holzers Wüthen hereingerufen, iſt vor der Thür. Daß der Kayſer an vielen auswärtigen Fürſten Freunde hat, daß der Biſchoff von Gurck, und der Markgraf von Brandenburg für ihn reden und ſchreiben, mag ihm nicht helfen, auch ſchützen ihn nicht die eiſenfeſten Mauern ſeiner Burg; an einer Seite ſind ſie ſchon gefallen, an der andern werden ſie von heimlicher Argliſt unterwühlt, auch lauſcht in verborgenen Mienen der Tod. Wird die Gefahr dringend, ſo ſtecke man das Zeichen hoher Noth in brennenden Fackeln auf der höchſten Zinne des Kayſerthurms aus. Fraunauer wird ſorgen, daß der König von Böhmen dieſes Zeichen verſtehe, und die Hülfe beſchleunige.“

Fraunauers Brief bewies ſich wörtlich als wahr. Herzog Albrecht hielt noch am nehmlichen Tage ſeinen Einzug in Wien, der Kayſer hatte wenig Stunden nach ſeinem Eintreffen die Kriegserklärung von ſeinem Bruder in der Burg, und nun erſt gewann die Belagerung ein ernſtliches Anſehen.

Albrecht ſchonte ein wenig das Feuer, aber mit klugen Sturmanſtalten und heimlicher Liſt trat er dem Kayſer deſto näher. Alle Edle und Grafen, die er mit ſich hatte, ſagten Friedrichen ab, auf Leib und Leben, ſelbſt ein paar Schaumburge waren unter dieſen erklärten Kayſerfeinden. Nach Fraunauern ward gefragt, aber er hatte ſchon die Stadt verlaſſen, man ſorgte nicht ſehr um ihn, denn man hielt ihn für Friedrichs Todfeind, und ahndete nichts von der großmüthigen Warnung, die dieſer durch ihn erhalten hatte.

Es fand ſich, daß man leider derſelben in allen Theilen zu trauen hatte. Man entdeckte noch dieſe Nacht die Stelle, wo die untergrabene Mauer ſich bereits zu ſenken begann. Zinkendorf, immer Feuer und Flamme im Dienſt ſeines Herrn, ſtimmte auf ſchreckliche Gegenmittel, der ſanftmüthige Kayſer gebot blos die wühlenden Maulwürfe durch Rauch und Dampf zu ſchrecken. Die Feinde und die Vertheidiger der Burg ſtieſſen in der abſcheulichen Grube unter der Mauer zuſammen. Ein blutiges Scharmützel erfolgte. Man konnte ſich auf keiner Seite etwas angewinnen, und beſchloß endlich, einander dieſes Orts nicht mehr anzufechten; drauf zogen die Wiener, ſo pflegten ſie immer, mit klingendem Spiel davon, als kämen ſie von einer löblichen, wohl ausgerichteten That.

Das Elend des armen Kolonna auf dem Hungerthurm, wie man den Schauplatz ſeines Jammers lange Zeit hernach noch nannte, erreichte die höchſte Staffel. Die Verzweiflung, hier ohne Rettung verderben zu müſſen, hätte allein ſchon ſeinen Tod beſchleunigen können. Das was an Nahrungsmitteln durch einen Zufall vorhanden war, wollte ſo wenig ſagen, war ſo untauglich zur Sättigung, daß es kaum diente, die Seele des armen Jünglings, in dem abgezehrten Körper zurück zu halten, doch genoß Kolonna, vielleicht aus irgend einer im Verborgenen lauſchenden Hoffnung auf wunderbare Hülfe, ſo ſparſam von dieſen Dingen, daß er mehrere Tage damit ausreichte, und dabey wenigſtens noch die Kraft zu athmen, und ſich ſchwächlich von einer Stelle zur andern zu ſchleppen behielt.

Arimith war in der Zeit abermals an dem Bürggraben geweſen, Poſt hinüber zu ſchieſſen, und der arme Gefangene hatte ihn abermals verfehlt. Der Zettel, den er eines Morgens bey ſeinem matten Hervorſchleichen fand, und den ſeine dunkelwerdenden Augen kaum noch leſen konnten, enthielt folgendes:

„Dieſe Nachricht für Euch allein, und für keinen andern! Wichtige Botſchaft, gute Botſchaft für die Belagerten, werde ich ſelbſt durch einen neuentdeckten Weg über den ſüdlichen Graben bringen; ich denke noch ſo manchen Beweis von meiner Redlichkeit, den ich dieſen Leuten ſeither gegeben habe, und mit guter Zeitung im Munde, kann ich mich ſicher zu ihnen wagen. Euch von dieſen Dingen nur ſo viel: die böhmiſche Hülfe iſt dem Kayſer ſo nahe, als Euch Euer Selim.

Ja, gute Seele; er lebt, er wird in den nächſten Tagen hier ſeyn, um dir mit Pfeil und Bogen die Nachrichten von auſſen zuzufertigen, die du nun, da ich dich bald zu ſehen denke, von mir nicht mehr erhalten kannſt. Ach, Kolonna! wie viel habe ich Euch von ihm zu ſagen! wie ſeltſam hat das Glück mit dieſem armen Prinzen geſpielt! Ihr beklagenswürdigen Beyde, was ſoll aus Euch werden! Sein Glück am böhmiſchen Hofe iſt dahin, er hat beſchloſſen, nach dem letzten Flecken, den ſeine Ehre unverſchuldet erhalten hat, hinfort, weder König Georgen noch dem Kayſer öffentlich zu dienen. Bey der bevorſtehenden Befreyung des letzten noch gegenwärtig zu ſeyn, das kann er ſich nicht verſagen, aber er wird heimlich unter erborgten Namen das Schwerd führen. Die, welche ihn einmal verkennen konnten, ſollen ihn nie wieder ſehen. Es iſt ihm hier im Grunde mehr um Euch, als um irgend etwas anders zu thun. Eure bedenkliche Lage am kayſerlichen Hofe habe ich ihm geſchildert, ohne ihm alles zu ſagen. Ihr müßt ſuchen, Euch heimlich in ſeine Arme zu werfen, anders iſt weder ihm noch Euch zu helfen. Wehe über Eure Nachläßigkeit, die uns jeder Nachricht von Euch beraubt! Habt Ihr auch nur einmal von den Hohlen-Pfeilen Gebrauch gemacht, die ich nicht ohne Urſach in Euren Händen ließ? ich will hoffen, daß kein Unglück hier im Spiele iſt! Doch meine nahe Zukunft in die Burg wird alles aufklären.“

„Kolonna machte dieſen Brief mit ſeinen Thränen naß, was für Empfindungen ihm dieſelben auspreßten, können meine Leſer doch nur zum Theil errathen. Ein Gewirr von Gedanken, das auf die erſten Gefühle folgte, benahm dem armen verlaſſenen Geſchöpf faſt alles Bewußtſeyn, es war hier ſo viel Neues, ſo viel unbegreifliches, ſo viel Stoff zum Nachdenken, daß wohl ein ſtärkerer Kopf hätte in Verwirrung geſetzt werden können.

Am Ende blieb die Vorſtellung die lebhafteſte, welche die meiſte Verwandſchaft mit Kolonnas gegenwärtigem Elend hatte, und einen Schein von Hoffnung in ihm aufdämmern ließ. Er wird kommen! ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, Arimith wird kommen! er wird nach mir Verlaſſenen fragen! Vielleicht bringen ihn die Antworten, die er erhält, auf die rechte Spur, vielleicht iſt Rettung noch möglich, Rettung durch ihn, den Einzigen, der mich ganz kennt. Mit dieſen Worten richtete ſich der junge Menſch mühſam auf, und ſchlich nach dem wenigen übrigen Vorrath ſeiner Lebensmittel. Er nahm in Hoffnung aufs Ungewiſſe, dieſesmahl eine hinlänglichere Portion von Stärkung zu ſich, und ſagte ſich dabey mit Zittern, daß er ſich, durch dieſe Sättigung, welche er Schwelgerey nannte, vielleicht einen Tag ſeines Lebens abkürzte, indem er aufzehrte, was noch für mehrere beſtimmt war; ein trauriger Gedanke, der ihm die wenige Erquickung verbitterte und unkräftig machte. Ganz ohne gute Würkung auf ſeinen körperlichen Zuſtand war ſie indeſſen doch nicht. Kolonna, ſo wohl durch Schlafloßigkeit als durch Faſten entkräftet, konnte dieſe Nacht ruhen, und die Träume beglückten ihn mit Scenen, wie er ſie wachend kaum hoffen konnte. Als er geſtärkt erwachte, war ſein erſtes Geſchäfte, nochmahliche und etwas bedächtigere Ueberleſung jenes Schreibens, und wie ward durch dieſelbe der Eindruck verſtärkt! Von Selims Unglück an, bis auf den Vorwurf wegen der Pfeile, alles eröfnete ihm neue Thränenquellen. Ach, ſeufzte er, hätte ich Pfeil und

Bogen bey mir gehabt, wär es denn wohl ſo weit mit mir gekommen? wie leicht wär mir es geweſen, mich durch Nachricht von meinem Zuſtande hier oder dort hinaus zu retten!

Arimith kam würklich durch den neu entdeckten Weg in die Veſtung, und die guten Nachrichten von der ſehr nahen böhmiſchen Hülfe, welche der König und ſein Sohn diesmahl ſelbſt anführten, verſchaften ihm günſtige Aufnahme, ob man ihm ſchon, ſeiner weitläuftigen Rechtfertigung gegen alle Anklagen ungeachtet, nicht ganz traute.

Seine erſte Frage nach beendeten Hauptgeſchäften war nach Kolonna, man ſagte ihm mit argwöhniſchen Blicken: von dieſem jungen Menſchen würde er ohne Zweifel ſelbſt die beſte Nachricht geben können, indem man der gewiſſen Meynung ſey, er müſſe ihm nachgereiſt ſeyn. Dies war alſo die Urſach deines langen Stillſchweigens, armes unſchuldiges Geſchöpf? ſagte Arimith mit gerungenen Händen. Du biſt nicht hier? biſt auch nicht bey mir oder Selim? o alſo ohne Zweifel auf der gefährlichen Flucht über die Mauer umgekommen, oder wenigſtens verloren, wo niemand dich zu ſuchen und zu retten weis!

Man verſtand nicht, was die Klagen des alten Rhaſciers ſagen wollten, auch ſtimmte man nicht mit denſelben ein, ſondern erwiederte ſie mit verſchiedenen Aeuſſerungen, welche zeigten, daß man von dem verlorenen Kolonna ſo arge Gedanken hegte, als von ſeinem Freunde. Arimith beantwortete und widerlegte nichts, Kolonna war verloren, alle Beredſamkeit zu ſeinem Beſten würde vergeblich verſchwendet worden ſeyn.

Der Mann, auf deſſen rettenden Arm der verlaſſene Kolonna gerechnet hatte, befand ſich ſchon einen Tag auf der Burg, ohne zu wiſſen wie nahe ſein junger Freund ſey, und in was für Elend er dem Tode entgegenringe. Des andern Abends, ſollte Arimith mit Botſchaften an den böhmiſchen König zurück geſandt werden, und es ſchien alſo, daß alle Hoffnung verloren ſey, die der Verlaſſene auf ihn gebaut hatte.

Arimith dachte auf Beſchleunigung ſeiner Abreiſe, dachte mit doppeltem Eifer auf dieſelbe, weil ihn die Ungeduld, ſeinen jungen Freund da aufzuſuchen, wo er nicht war, aus der Burg trieb, wo er ihn hätte finden und vielleicht noch retten können. Es fiel dem Rhaſeler Tags vor Verlaſſung der Veſte von ohngefähr ein, oder vielmehr ein guter Engel mußte es ihm in den Sinn geben, in dem öden Hinterhof, auf den Hungerthurm, der damals noch nicht ſo genannt wurde, zu ſchleichen, und die vergebens auf den Umgang geſchoſſenen Pfeile aufzuſuchen. Die ſo wohl, welche Kolonna gefunden, als welche er nicht gefunden hatte, enthielten verſchiedene Dinge, die nach Arimiths Erachten, vor keine fremden Augen kommen durften, und die doch einmal durch ein Ohngefähr hier hätten gefunden werden können.

Als er in das wüſte Dreyeck; hier noch von himmelhohen Mauern; da von gigantiſchen Schutt und Steinhaufen umzogen, eintrat, da hob er ſeine Augen auf zu der Zinne des Thurms, der in der äuſſerſten Ecke emporſtieg, und ſiehe, ein vom Regen ſchlaff und unſcheinbar gemachtes Leilach, vom Winde ſchwach bewegt, wallte von der oberſten Spitze in die Lüſte. Dieſe Erſcheinung, von welcher in der Burg, da man ſie längſt ſchon wahrgenommen hatte, ſeltſame ſchauerliche Sagen gingen, machte einen wunderbaren Eindruck auf Arimiths Phantaſie, es war, als wenn ihm auf einmal eine Möglichkeit von irgend-Erwas vorſchwebte, das nur gar zu wahr war; er beflügelte ſeine Schritte, und fand was wir bald ſehen werden.

In einer Veſtung wie dieſe, iſts nicht gewöhnlich, verdächtige Perſonen auf Thürmen und Zinnen frey umherſpähen zu laſſen. Arimith, auf welchen nun einmal ein Argwohn haftete, hätte ſeine Zeit und die Gelegenheit ſehr ſchlau wählen müſſen, um dieſen Ort betreten zu dürfen. — Es gelang ihm. Unbeobachtet, aber mit Zittern eilte er der Gegend zu, wo, er fühlte es, irgend etwas auſſerordentliches ſeiner wartete. Er ſuchte den Zugang zu den verfallenen Stiegen; er fand ihn; aber nur einige Schritte, und ſein Weg war durch Schutt, Aſche und Steine gehemmt. Wie war es möglich ſich hier durch zu helfen! Hier waren Werkzeuge und mehrere Hände nöthig, um einen Weg zu bahnen; dieſe aufzufordern war keine Möglichkeit, auch lohnte es der Mühe nicht, um einiger bedenklichen Briefe willen, die vielleicht durch Wind und Regen ſchon vernichtet waren, vielleicht nie hier gefunden werden konnten, irgend etwas zu wagen.

Arimith trat den Rückweg an, doch ſah er ſich oftmahls um, nach der oberſten Zinne. Das Leilach ſchwoll vom Winde, es bewegte ſich auf und ab, es ſchien zu winken, ſchien die Arme gleichſam bittend auszubreiten: der Helfer möchte doch verweilen, er möge ſich doch keine Mühe reuen laſſen, hier zu finden was er nicht hier ſuchte. — O ihr Sterblichen, ſagt hier unſere etwas ſchwärmeriſche Urſchrift, widerſteht doch nie jenen dunkeln Gefühlen, die euch zu irgend etwas locken, euch von irgend etwas abrathen, das euch unerklärlich iſt. Streitet Eure innere Regung nicht mit Tugend, Pflicht und Recht, ſo iſt ſie vielleicht Wink eines guten Geiſtes, zu thun, zu unterlaſſen, woran für Euch oder andere Glück und Ruhe hängt.

Ob in Arimiths Catechiſmus dieſe abergläubige Lebens-Regel ſtand, wiſſen wir nicht, gnug er handelte derſelben gemäß. Er konnte und konnte ſich nicht von dem Orte trennen, wo ihn eine unſichtbare Gewalt zurück hielt. Er erſahe eine hohe Leiter, welche ſo wie ſein Auge maß, wohl die unterſte Oefnung des Thurms, — keine Thüre hatte er nicht; da alle ſeine Zugänge von den eingeäſcherten Seitenmauern kamen, — erreichen konnte. Es war gegen den Abend, die Dämmerung nahm zu, und ſchützte ſein Unternehmen.

Jetzt war die Lucke erreicht, und die Leiter um der geſicherten Rückkehr willen feſt gebunden. Er ſchlüpfte hinein, und tappte in den dunkeln Gängen nach der Thür der Treppe, die ſich von hier, das wußte er, nach den obern Stockwerken aufwärts wand. Er war durch die enge Gallerie faſt um den ganzen Thurm hinum gekommen, ohne zu finden was er ſuchte, er dachte bereits, das Feuerzeug, dergleichen Perſonen ſeiner Art, deren Geſchäfte immer im Dunkeln gehen, ſtets bey ſich tragen müſſen, hervorzuſuchen und Licht zu machen, als er an etwas ſtieß, ſtrauchelte und fiel. — Ein mächtiges Grauen befiel ihn. Ein menſchlicher Körper bewegte ſich unter ihm; ein leiſes Stöhnen tönte herauf, gleich dem erſten athmen eines Menſchen, der jetzt aus einer langen Ohnmacht zu ſich ſelbſt kömmt. Arimith that einen lauten Schrey; er ward von einem kaum hörbaren Ach beantwortet. Auf ſein wiederholtes: Wer biſt du? erfolgte keine Erwiederung. — Der Rhaſcier ermannte ſich, nachdem er ſich an den Wänden emporgeholfen hatte, weil es nicht anders war, als wenn kalte Hände ihn umklammerten, und feſt zu halten ſuchten, er ermannte ſich, Licht aus Stahl und Stein hervorzuruſen, um dieſes ſchauervolle Abentheuer näher zu beleuchten. Was er ſahe, was er fand? — wird wohl einer von meinen Leſern ſeyn, der es nicht errathen ſollte?

Um Eure weichen Herzen, Ihr guten Leſerinnen, zu ſchonen, übergehen wir hier eine Scene der Wehmuth und des Entſetzens. Einen Freund ſo wieder zu finden, wie Arimith den armen Kolonna wiederfand, iſt ſchrecklicher als der Tod! Man denke ſich hiezu den gänzlichen Mangel an Mitteln zur Erquickung eines Sterbenden, deſſen nach Labſal lechzender Mund die Urſach ſeines Todes nur gar zu deutlich errathen ließ.

Hier im Thurme war nichts von allem, was man jetzt nöthig gehabt hätte, ſonſt würde der arme Kolonna nicht in dieſen Zuſtand gerathen ſeyn. Eine Flaſche mit Eßig, vielleicht auch ein Theil der damahligen Kundſchafter Geräthſchaft, hatte Arimith bey ſich; er ſtrömte ſie über ſeinen jungen Freund aus, und hatte den Troſt, einige Würkung hiervon zu ſpüren.

Doch nichts mehr von dieſen erſten kläglichen Angſt- und thränenvollen Augenblicken; nur ſo viel, daß es dem beſtürzten Rhaſcier gelang, vielleicht in mehreren Stunden erſt gelang, ſeinen jungen Freund in einen Zuſtand zu bringen, wo er ihn allenfalls auf Augenblicke hätte verlaſſen können. Dieſes Verlaſſen war höchſt nöthig, wenn der Verſchmachtende nicht bald in den nehmlichen Zuſtand zurückſinken ſollte, aus welchem er eben geriſſen worden war. Ein Trunk Eßig, ſo ſehr er ihn auch erquickt hatte, war ein ſchlechtes Mittel, die ſcheidende Seele in einem ermatteten Körper zurück zu halten.

Arimith hatte ſeinen Kranken auf ein leidliches Lager gebracht, und eilte nun zurück durch den Weg den er gekommen war, nicht im Schloſſe Lärm von dem zu machen, was er gefunden hatte, nein, er hatte Urſachen, den Vorgang mit dem tiefſten Stillſchweigen zu bedecken, ſondern nur Verfügungen zur Lebenserhaltung ſeines Freundes zu treffen, an welcher er, ein Arzt, nach einigen gemachten Unterſuchungen nicht ganz verzweifelte.

Arimith war, wie wir eben wiederholt haben, ein Vertrauter Hygäens, und das erſte, was er bey ſeiner Rückkehr in den Vordertheil der Burg zu ſich nahm, waren alſo ganz natürlich Arzeneyen, die in ſeiner Reiſetaſche niemahls fehlten, doch hatte er aus Kolennas Zuſtande, und einigen gebrochenen Worten, die er ſeinem Munde entlockte, ſoviel gemerkt, daß Lebensmittel hier ein ſchlender Hauptartikel waren.

Ob Arimith mit Kayſer Friedrichs Koch und Kellermeiſter einverſtanden war, oder ob er dem jungen Kronenburg die Küchenplünderungen abgelernt hatte, wiſſen wir nicht, gang, eine Stunde nach Mitternacht, als im Schloſſe alles ſtille war, betrat er den Rückweg ſo ſchwer beladen, als er nicht bedächte, daß die Spenden an ſeinen verſchmachtenden Freund, aus einem Vorrath gingen, der auch bald erſchöpft war, als wüßte er nicht, daß man in Ermangelung ſchlenniger Hülfe auch in der Veſtung den Hungertod ſehr nah vor Augen ſah. Kayſer Friedrichs, und all der Seinigen Wohl lag ihm in dieſem Augenblick ſicher nicht ſo am Herzen, als die Rettung Kelonnas, auch wußte er ja, wär ihm einiges Bedenken über ſeine That in den Sinn gekommen, daß den Belagerten bald gerathen werden würde, dahingegen ſeinem Wahn nach, das Schickſal des armen Jünglings auf jedem Fall zweifelhaft blieb. Kolonna war zu ſchwach, als daß er ihm noch den geringſten Aufſchluß über die erſte Veranlaſſung ſeines Zuſtandes hätte geben können; Arimith hatte ſich feſt in den Sinn geſetzt, da er wußte, wie ſchlecht der junge Menſch in der Veſtung angeſchrieben ſtand, man habe ihn hier mit Willen und Recht eigentlich aus der grauſamen Abſicht, ihn durch Hunger zu tödten eingeſperrt, und meine Leſer mögen ſich denken, was für Gefühle in ſeinem ohnedem zerriſſenen Herzen dadurch erregt wurden. — Gefühle des höchſten Unwillens, die ihn zum Ueberläufer zu den Feinden hätten machen können, wenn nicht Redlichkeit, Eidespflicht, und andre Dinge im Wege geſtanden hätten.

Die Geſchichte von Kolonnas Labung und Wiederherſtellung iſt uns nicht umſtändlich verzeichnet. Die Extrakte aus den rhaſeiſchen Gebürgskräutern, wahre Univerſalmittel, die zum Unglück für unſere Zeiten verloren gegangen ſind, mochten hiebey das meiſte gethan haben, und ihre Würkung war würklich erſtaunenswürdig.

Als der Morgen nach dieſer merkwürdigen Nacht anbrach, und dem hülfreichen Arimith das Signal zum Scheiden gab, ruhte Kolonna, zwar noch ſchwach, aber doch heiter genug auf ſeinem Lager, um mit ſeinem Retter einige nöthige Verabredungen zu treffen. Hier ein kleines Fragment ihres Geſprächs, um dem Leſer einiges ſchwaches Licht über verſchiedene Dinge zu geben.

Gut, mein Schutzengel, ſagte der ſchwache Kolonna, wenn ihr es alſo nicht für zuträglicher haltet, mich von dieſem abſcheulichen Thurm hinwegbringen zu laſſen, ſo mags ſeyn!

Freylich, ſagte Arimith, der Kolonnas Hand küßte, freylich Menſchenhülfe wär Euch noth, da ich ſo bald ſcheiden muß, aber wo ſollen wir ſie finden?

Auf der Burg!

Alſo wärs würklich wahr, was ihr mich verſichert, daß ihr Euren Zuſtand nicht der Grauſamkeit derer, die Euch verkennen, zu danken habt? Beſinnt Euch, Kolonna, vielleicht ſind Eure Vorſtellungen noch in der Irre.

Arimith, ſoll ich ſchwören? Blos Zufall brachte mich hieher!

Gut, aber glaubt ihr demohngeachtet, daß ihr bey den kayſerlichen wohl aufgehoben ſeyn werdet?

Warum nicht?

Ihr werdet in dem ſchändlichſten Verdacht gehalten; ihr ſeyd in ihren Augen ein Verräther, ein Ueberläufer zu den Feinden.

Man ſehe mein Elend, man höre meine Vertheidigung.

Man wird ſie nicht hören, und Euer Elend wird nur für Würkung mißlungener Anſchläge gehalten werden.

Was für Anſchläge?

Giebt man Euch nicht den Vorſatz ſchuld, den jungen Prinzen zu entführen, weil ihr ihn mit Euch in dieſe unſichere Gegend nahmet?

Der Augenſchein entſchuldigt mich.

Er entſchuldigt Euch nicht, er iſt, da man weiß, daß die in der Stadt allerdings auf Entführung des kleinen Maximilian denken, nur allzuſehr wider Euch. — Bedenkt übrigens andere Urſachen, die, wie wir ſchon oft mit einander beredeten, Eure Entfernung von Hofe nöthig machen.

Ich habe nichts nöthig als ein Grab, oder meynt ihr, daß ich nach dem, was ich erlitten habe, leben kann?

Ihr könnt, wenn ihr Muth faſſen, und der Hoffnung Raum geben wollt.

Alſo ſoll ich, wenn ihr ſcheidet, auf dieſem abſcheulichen Steinhaufen zurückbleiben?

Bald wird einer kommen, der Euch rettet. Die böhmiſche Hülfe iſt nah, und mit ihr Euer Befreyer Selim.

Könnte ich ihn nicht lieber bey den andern in der Veſtung erwarten? ach mir graut das nehmliche Schickſal zu erfahren, dem ich kaum entgangen bin!

Liebe, gute Seele! Gern ſchont' ich Eurer, aber ich muß reden, um Euch hier feſt zu halten, wo ihr meines Erachtens bleiben müßt. — Kampobachio! Euer alter Feind! Er iſt auf dom nehmlichen Wege, den ich entdeckt habe, mit Botſchaften aus Burgund in die Veſtung gekommen. Denket, was für Erklärungen Euch, wenn ihr ihm wieder zu Geſichte kommt, bevorſtehen!

Kampobachio? wiederholte Kolonna mit einem Schrey, der ſeine ſchwache Bruſt zu zerreiſſen drohte. — Auch ſchien er von dieſem Augenblicke an ſich in alles zu ergeben, was ihm Arimith vorſchrieb, und die Einſamkeit des Hungerthurms, und die Rückkehr einmal erlebtes Elends weit minder zu achten, als das Wiederſehen eines Mannes, deſſen Einfluß in ſeine Geſchichte uns noch unbekannt iſt, und über welchen wir alſo unſern Leſern auf ihre Fragen nichts zu antworten haben.

Der treue Rhaſcier zeigte und lehrte ſeinem jungen Freunde alles, was zu Erhaltung ſeines Lebens nöthig ſey, auch war Vorrath genug, ob gleich von ſehr geringer Gattung, vorhanden, um bey der ſo nah geſchilderten Rettung keinen neuen Mangel befürchten zu laſſen. Arimith verſprach beym Scheiden wo möglich noch einen Beſuch. Es gelang ihm würklich, die Reiſe noch um einen Tag aufzuſchieben, ſo daß er in der folgenden Nacht noch einmal zu ſeinem Kranken kommen konnte, den er auſſer dem Lager fand, und mit dem er ſich auf die rührendſte Art letzte. Er hinterließ ihm beym Abſchied, nebſt noch einigen Verhaltungsregeln, ſeinen Bogen nebſt den holen Pfeilen. Ihr werdet ſie brauchen, ſagte er, um mit Selim, den ihr nun in jeder Stunde erwarten könnt, das Euch ſo nöthige Einverſtändniß zu unterhalten. Verſäumt ſeine Zukunft ja nicht, wie ihr die meinige zu Eurem Schaden ſo oft verſäumtet, und vergeßt nicht Zeit und Stunde des Brieftauſches genau mit ihm zu verabreden, damit keine Irrungen vorgehen. Wichtig ſind die bevorſtehenden Augenblikke, an jedem hängt Euer und Selims Schickſal.

Kolonna bat um einigen Aufſchluß über die letzten Begebenheiten dieſes Prinzen, die auch uns unbekannt ſind, aber es fehlte an Zeit; es blieb bey einigen unvollkommenen Winken; Arimith mußte eilen, und verwies ſeinen Freund an Selims unmittelbare Erzählung.

Es war noch lange hin, bis man ſich von Mund zu Mund über verſchiedene Dinge unterhalten konnte, die dem Gefangenen am Herzen lagen, aber bis zu Selims Anblick, welchem dieſes Herz ſo unruhig entgegen klopfte, war nur ein einiger Tag.

Kolonna hatte den größten Theil desſelben, um den geliebten Ankömmling ja nicht zuverfehlen, auf dem äuſſern Umgang des Thurms, wo er gegen das Feld ſah, zugebracht; es geſchah dieſes mit nicht kleiner Beſchwerde für ſeinen zarten Körper.

bau, der kürzlich durch Hunger und Elend ſo viel gelitten hatte. Es war weit ins Jahr, der Nordwind hauchte Schneegeſtöber von den hangenden Wolken, weit und breit ward alles eine groſſe weite Wüſte. Es war Zeit, daß ſich der Erwartete zeigte, ohne Gefahr hätte Kolonna nicht noch einen ſo rauhen, ſo unruhvollen Tag ausgehalten.

Aber als er nun erſchien, als der Gefangene ſeinen Helfer an dem gegebenen Merkzeichen, der rothen Feldbinde, erkannte, als auch er die geliebte Geſtalt auf der Thurmzinne erblickte, und ſie mit dem Namen Kalepin nannte, an welchen wir uns nun wieder gewöhnen müſſen, welch Entzücken von beyden Seiten! welche Vergütung aller erlittenen Angſt und Unruhe!

Man begrüßte ſich mit ein paar Pfeilen, und ward einig um die Stunde der Morgen und Abenddämmerung, ſie zur nöthigen Korreſpondenz zu nützen. Sie dauerte, da Kayſer Friedrichs Befreyung keine ſo leichte Sache war, und bis dahin mancher Tag verfloß, lang genug, um mehrere Bogen mit den hin- und herfliegenden Zetteln zu erfüllen. Wir theilen unſern Leſern nur einige derſelben mit, weil wir dieſes für das beſte Mittel halten, ſie mit dem Fortgang der Kriegsgeſchäfte bekannt zu machen, und einige Muthmaſſungen für die Zukunft in ihnen zu erregen.

Zweyter Brief

Selims an den Gefangenen.

„Ich kannte dich nicht mehr, Kalepin, zwar die Aehnlichkeit mit dem Bilde, das mir von dir aus deinen Kinderjahren noch vorſchwebt, iſt und bleibt treffend, auch die ſonderbare Gleichheit mit unſerer erſten Jugendgefärthin der gelderſchen Philippe, die ich auf dem Bilde bemerkte, das du im guttenſteiniſchen Schloßgarten verlorſt, auch dieſe behauptet ſich noch, doch hoffte ich, dein Körper würde ſich anders entwickelt haben. — Ach das ausgeſtandene Elend mag es wohl ſeyn, was dir ein ſo ſchwaches zärtliches Anſehen giebt! Funfzehn Jahr? du ſcheinſt kaum dreyzehn zu ſeyn! Armer Jüngling! ich zittre für deine Beſtimmung auf der Welt. Werde ich an dir einen Gefärthen bey dem Kampf gegen unſern unnatürlichen Bruder, um die Rache unſers Vaters haben?

Nein, o nein! Du müßteſt dich wunderbar erholen, wenn ich es wagen ſollte, dich Feindesſchwerd entgegen zu ſtellen. O wär es nur ſo weit! Das Leben eines morgenländiſchen Fürſten iſt ſo mühſeelig eben nicht; was ich erkämpfte, ſollteſt Du beſitzen, die Ruhe hinter der goldenen Pforte ſollte dir wohl bekommen. Freylich dachte ich mir das ſonſt anders! — Doch nichts mehr hievon! Du biſt mir lieb wie ich dich finde, wenn nur Bruderliebe gegen Selim in deinem Herzen wohnt.

„Ich ſchreibe dieſes in dem Zelte eines gemeinen Böhmen, der mich nicht kennt, und den ich mir zum Waffenbruder genommen habe. Dein Bruder, Kalepin, iſt nichts als gemeiner Soldat. Bey Friedrichs Befreyung darf er nicht fehlen, er hat geſchworen, ihn befreyen zu helfen, auch hoft er bey dieſer Gelegenheit, dich in ſeine Arme zu bekommen; aber dem Kayſer oder dem Könige von Böhmen hinführo öffentlich zu dienen, das iſt verſchworen. Man konnte mich verkennen? konnte mich, den man Jahrelang treu erfand, der Verrätherey ſchuldig halten? mich, der ſich wegen des Unglücksfalls, der mich vom Heer riß, ſo gut rechtfertigen konnte? Wohl, ich trage mein Schwerd dahin, wo Redlichkeit beſſern Glauben findet, und Kalepin folgt mir. Ich denke auf den Hof des groſſen Herzogs von Burgund; dort, mein Bruder, dort wird unſer Glück blühen.

„Dieſes Blattes Hauptzweck iſt, dich zu benachrichtigen, daß du morgen den Anzug der Böhmen von deinen Zinnen beobachten kannſt. Mäßige deine Ungeduld, Kalepin, Hülfe iſt nunmehr nahe! Sahſt du das Feuer im freyen Felde, das dieſen Morgen aufging? Es giebt der Burg gute Botſchaft! Sie von unſerer Ankunft zu benachrichtigen, haben wir Odenäckers beyde Mühlen im wüſten Grunde angezündet. Ein Mann, Fraunauer genannt, des Kayſers Gewogener, hat ſich zu uns gefunden und Einſchläge gegeben.

„Arimith, von welchem du mir in deinem erſten Bewillkommungszettel ſchriebſt, habe ich, ſeit er mich rettete, nicht geſehen; vielleicht, daß er ſich noch auf der Burg befindet. Gebe Gott, daß er nicht dort oder irgendwo durch Unglück feſt gehalten wird. Die fremden Dinge, die er mir von dir zu berichten haben ſoll, werde ich am beſten aus deinem Munde hören. Unter uns, Kalepin, mir thut es leid, daß du in irgend eiwas, einen andern als deinen Bruder zum Vertrauten gemacht haſt; zwar an Arimith biſt du nicht irre, dafür bürgt dir meine vieljährige Kenntniß dieſes treuen Mannes, aber kenneſt du ihn genug, um ihm Geheimniſſe zu entdecken, die ſelbſt ich nicht weis?

Ach, mein Kind! (Erlaube mir den Ton eines Vaters anzunehmen, auf dem Berge Athos als eilfjähriger Knabe, da ich dich in den Windeln auf den Knieen hielt, ſchwur ich dirs zu ſeyn,) Theures unglückliches Kind, bey deiner Erziehung iſt viel verſehen worden, du dünkſt mich in mehr als einer Betrachtung an Leib und Geiſt verwahrloßt zu ſeyn; wird meine treue Sorgfalt dieſe Fehler zu verbeſſern vermögen?"

Zweyter Brief
des Gefangenen an Selim.

„Ich gefalle Selim gar nicht? o wie unglücklich bin ich! an ſeinem Beyfall hängt mein Leben! mich von allem, was er an mir tadelt, zu reinigen, ſoll ich es ſchwer oder leicht nennen? — Möchte doch Arimith dieſes Geſchäft für mich übernehmen!“ — Die Abweſenheit dieſes theuren Mannes beunruhigt mich ſehr! ach wüßte Selim, wie viel ich ihm zu danken habe, er würde mein Zutrauen gegen ihn nicht tadeln. Zwar anfänglich war es nur Ueberraſchung was ihm daſſelbe zuzog; Ich, ſo lang unbekannt unter allen, die mich umgaben, wurde von ihm, einem Fremden, erſten Blicks gefaßt, ganz durchſchaut, mehr durchſchaut als ſelbſt Selim es vermag; urtheile, wie mich das hinreiſſen, wie um alle Vorſichtigkeit betrügen mußte!

„Den Anzug der Böhmen habe ich mit Zittern und Entzücken geſehen. Gott lob, meine Befreyung iſt nahe, ich werde den Schüzzer an meiner Seite ſehen, dem auf dieſer ganzen Welt ich mich allein anvertrauen darf; aber warum an den burgundiſchen Hof? — Ein böſer Menſch, Kampobachio genannt, iſt dort alles; der Herzog ſelbſt hat einen zweydeutigen Ruf, er hat nicht gut an den Kindern von Geldern gehandelt, gegenwärtig beſitzt er ihre Güter von dem Kayſer zu Lehn. Doch Selim kann thun was er will, ich bitte um nichts, als um ſeine Geleitſchaft in ein Kloſter.“

Dritter Brief

des Gefangenen an Selim.

„Selim zürnt, daß der, den er den Sohn des Helden Amurat nennt, vom Kloſter ſprechen kann? Ach, mein Bruder, der Beſitz der Ruhe, die hinter jenen Mauern wohnt, möchte mir wohl ſicherer ſeyn, als die Ruhe hinter der goldenen Pforte, die du dem ſchwachen Kalepin gern erkämpfen wollteſt! Wir ſind Kinder des Elends, mein Selim, rechne auf kein Glück für uns diesſeit des Grabes!

„Das lebhafte Gemählde unſerer erſten Kindheit auf dem Berge Athos preßte mir Thränen aus, ich war damals zu jung, davon etwas in meinem Gedächtniß behalten zu haben, aber ich hörte dieſe Dinge ſo oft aus Rajas Munde, daß ich glaubte ſchon damals ſelbſt geſehen und empfunden zu haben. Sultan Selim, welcher ſchwur jedes Glück mit ſeinen Geſchwiſtern zu theilen, wie lehrte ſie mich ihn lieben! und wie unglücklich bin ich, wenn nun Mißfallen an meinen körperlichen und geiſtigem Unvollkommenheiten in ſeinem Herzen wohnt!

„Von der gelderſchen Philippe, nach welcher mein Bruder fragt, weis ich nur ſoviel, daß ſie ſich gegenwärtig in groſſer Bedrängniß befindet; bemitleide ſie, Selim, auch ſie iſt deine Schweſter, und hat Anſprüche auf deine Hülfe.“

Fünfter Brief

Selims an den Gefangenen.

„Ich wollte dich über das Gefühl deiner Unvollkommenheiten tröſten, wollte dir deine dringenden Fragen um die Begebenheiten, die mich vom böhmiſchen Höfe treiben, beantworten, und dich um nähern Aufſchluß über die burgundiſchen und gelderſchen Händel bitten, aber iſt es jetzt Zeit zu dieſen Dingen?

„Du haſt geſtern geſehen, wie unglücklich der erſte Sturm auf die Stadt abgeſchlagen wurde. Der Schnee und die Kälte ſollen Schuld haben? mag ſeyn! vielleicht, daß auch Selims Rache die Böhmen verfolgt. Sie müſſen geſchlagen werden, damit ſie ſehen, daß Schlachten verloren werden können, ohne Schuld des anweſenden Heerführers, wie viel mehr in ſeiner Abweſenheit.

„Das Geſchwader, bey welchem Sultan Amuraths Sohn die Pike trägt, ward geſtern nicht an die Mauern geführt; heute kämpft er, kämpft mehr für Kalepins als Friedrichs Freyheit.

„Der Kayſer iſt ein ſchwacher Mann, er hätte den Stürmenden geſtern mächtig durch einen Ausfall, oder irgend eine ernſte Unternehmung auf die Stadt beytreten können, aber er ſchont Unterthanen, die der Schonung nicht würdig ſind, und ſchlägt darüber das Beſte ſeiner Helfer in die Schanze. Das Volk ſpottet ſeiner Gutherzigkeit, und ſchmäht ſeine Huld; die Böhmen haben geſtern der Läſterungen gegen ihn ſo viel gehört, daß ſie, die ihn nicht kennen, ſich faſt ſcheuen für ihn zu fechten. —

„Arimith, — ſoll ich dich mit dieſer Nachricht betrüben? — Arimith iſt ſo gut als verloren. Er fiel bey der Rückfarth über den Graben dem wüthenden Pöbel in die Hände, und iſt entweder ſchon tod oder hart gefangen; weine, weine um ihn, mein Bruder, ich weis, du haſt Thränen, die mir die Natur verſagt!“

Der Gefangene an Selim.

„O daß Kampobachio, welcher in nehmlicher Nacht den gefährlichen Weg aus der Burg über den Graben machen ſollte, an Arimiths ſtatt gefallen wär! Soll ich denn alle verlieren die ich liebe, und mit immer neuem Schrecken gemartert werden?

„Ich weis nicht was das iſt. Die todte Stille, welche ſonſt hier herrſchte, iſt ſeit geſtern gänzlich gewichen, ich bin hier nicht mehr allein, ich habe unterirrdiſche Nachbarn. Ein unaufhörliches Arbeiten in dem Grunde des Thurms läßt ſich beſonders des Nachts hören. Ich ſtieg hinab, ſo tief ich konnte; was ich vernahm war fürchterlich, o Gott! Gott! was mag das bedeuten? — Oder iſt es die Hand meines Freundes, die hier geſchäftig iſt? will mein Selim ſeinen Gefangenen auf dieſe Art befreyen, da andre Hülfe unmöglich ſcheint?

„Geſtern wieder ein abgeſchlagener Sturm! Ach Gott, was wird daraus werden! Ich hatte alſo mit aller Angſt um Selim nichts gewonnen, als Beſtättigung meines Kummers? — Reiß mich aus der Angſt, mein Bruder, laß mich wiſſen, daß du lebſt, laß mich wiſſen, daß es deine Hand iſt, die ich jetzt, eben jetzt, in den Eingeweiden dieſes Gebäudes wühlen höre, ſage mir, was ich thun muß, deiner Arbeit entgegen zu kommen, und dir meine Befreyung zu erleichtern!“

Selim an den Gefangenen.

„Ja, der Sturm mislang aus Mangel der Hülfe aus der Burg; dafür wird auch nun der König von Böhmen, aus Friedrichs Vertheidiger zum Vermittler zwiſchen ihm und Herzog Albrechten; Wir brechen nach Kronenburg auf. Der König will hören, was der Herzog anzubringen hat, und nicht mehr vertheidigen, ſondern entſcheiden. — Ich bin nur leicht verwundet. An dem nächtlichen Geräuſch habe ich keinen Antheil; wollte Gott, ein ſolches Rettungsmittel wär für dich Armen, Verlornen, möglich! Ach ich ahnde ſchreckliche Dinge! Erwarte vor Sonnenuntergang genaue Nachricht, was du von dieſem unterirrdiſchen Wühlen denken ſollſt, und ſäume nicht, wenn ſich meine Muthmaſſungen beſtätigen, mit Gefahr deines Lebens, Nachricht davon in die Beſtung zu befördern. Kalepin muß auch einmal in ſeinem Leben zeigen, daſt er ein Heldenſohn iſt, muß auch einmal, um Tauſende zu retten, ſeine eigene Sicherheit in die Schanze ſchlagen.

„O daß ich nur dich ſchnell genug retten könnte! - Doch ſind jene gewarnt, ſo biſt du ſicher!“

Selim an den Gefangenen.

„Zittre, Kalepin, doch nein, zittre nicht, ſondern handle! In den Eingeweiden deines Thurms arbeitet der Tod; die Verräther aus der Stadt haben eine fürchterliche Mine angelegt, die morgen ſpringen wird. —

„Augenblickliche Nachricht in die Veſtung! Kontraminen müſſen gemacht werden! — Erinnerung an Fraunauers Rath, zum Zeichen höchſter Noth, Fackeln auf den Kayſerthurm auszuſtecken. - Eile! Eile!

„Ich bin hier zurückgeblieben, dieſes zu erkunden, und dich zu warnen, ich jage nach Kronenburg, Hülfe von dort zu holen, und denn wenigſtens dich zu retten, wenn Rettung möglich iſt.“

Zittre nicht, ſondern handle! ſchrieb der warnende Selim an ſeinen unglücklichen Bruder, aber wars möglich, daß der ſchwache Jüngling da Muth faſſen konnte, wo ſelbſt Männer gezittert haben würden? —

Es war Nacht, als er ſich von dem erſten Entſetzen erholte, das Arbeiten im Grunde des Thurms ward, wie es mit der wachſenden Stille und Dunkelheit immer zu geſchehen pflegte, lauter; Kolonna wußte jetzt, daß es der Tod war, der in den Eingeweiden der Erde wühlte, der fürchterlichſte ſcheußlichſte Tod, den Menſchengrauſamkeit erfand. Die Einbildungskraft des geſchreckten Jünglings vermehrte die Nähe der Gefahr über alle Wahrſcheinlichkeit, er bedachte nicht, daß ein Werk, woran man noch arbeitet, nicht vollendet ſey, bedachte nicht, daß gänzliche Stille ihm von fürchterlicherer Deutung ſeyn würde, als das dumpfe Geräuſch, das er vernahm, und glaubte ſchon Pulver und Schwefeldampf zu empfinden, und den Boden unter ſeinen Füſſen zittern zu fühlen.

Endlich ermannte er ſich zu handeln. Von jedem Augenblick hing die Rettung der Veſtung und ſeine eigene ab. Warnen mußte er, und warnen wollte er, aber wie? — Sein Auge fiel auf Arimiths hole Pfeile;

der Entſchluß war gefaßt! Er ſetzte ſich und ſchrieb, ſchrieb auf zwanzig Zettel, damit, wenn einer ſein Ziel verfehlte, der andere glücklicher ſeyn möchte. — Die unglaubliche Gemüthsverwirrung, in welcher er ſich befand, beurtheilte man aus dem, was er zitternd aufs Papier warf. Seine Warnungs-Zettel enthielten nichts, als abgebrochene Worte aus Selims Briefe.

„Im Schooſe des Thurms wühlt der Tod! — Eine fürchterliche Mine, die morgen ſpringen wird! — Kontraminen müſſen gemacht werden! — Fraunauers Rath, zum Zeichen höchſter Noth brennende Fackeln auf dem Kayſerthurme auszuſtecken! Eile! Eile!“

Kolonna beſtieg mit ſeinen Waffen die höchſte Spitze des Thurms. Die Pfeile flogen im Mondſchein, aber ach, ſeine Arme waren ſchwach, die Furcht hatte ihnen vollends alle wenige Kraft, die noch in ihnen liegen mochte, benommen. Den Burggraben zu überſchieſſen, dieſes vermochte er wohl; mit dem weiten Hofe und den hohen Mauern, die denſelben von dem Vordertheil der

Veſtung trennten, war es eine andere Sache. Das Geſchoß verfehlte jedesmahl ſeines Zieles. Die meiſten Pfeile blieben in dem wüſten Hofe liegen, der ſelten oder nie beſucht wurde, und nur einer flog auf eine entfernte Zinne der genſeitigen Mauer, wo er wohl nur durch Zufall hätte gefunden werden können.

Kolonna weinte und rang die Hände! Was ſollte er thun? den kleinen Vorrath ſeines Geſchoſſes auf gut Glück wagen, und ſich dadurch jedes Mittels berauben, auswärtigen Helfern Botſchaft von ſich zu thun? — Ein Gedanke kam ihm in den Sinn, ein Anſchlag ſeine Pfeile zu ſchonen, und die Warnung aufs allergewiſſeſte an die Behörde zu befördern, aber zur Ausführung gehörte Kühnheit und Muth, wovon der Arme Edelknabe nicht allzuviel übrig hatte; doch Verzweiflung giebt auch dem Schwachen Stärke, und wir werden ſehen, was ſie bey Kolonna für Würkungen äuſſerte.

Als Arimith von ſeinem jungen Freunde ſchied, und zum letzten mahl, die Leiter hinab, in den wüſten Hof ſtieg, da gebot er ihm, dieſelbe hinauf zu ziehen, und ſie auf irgend einen Nothfall im Thurme zu verwahren; dieſer Nothfall war jetzt eingetreten, und Kolonna entſchloß ſich, von dem gefährlichen Mittel, ſich aus der Höhe herabzulaſſen, Gebrauch zu machen. — Er ſtieg zu der unterſten Oefnung des Thurms hinab, ließ die bewegliche Stiege nieder, befeſtigte ſie ſo gut er konnte, und vertraute ſich endlich derſelben mit ſchwackenden Schritten. In ſeiner Hand waren die übergebliebenen Exemplare ſeiner Warnungsſchrift. Er ſchlich ſich zitternd durch das ofne Thor in die Vorderhöfe, um, auszuſtreuen, was er den ungetreuen Pfeilen nicht mehr anvertrauen wollte. Sein Auge ſpähte überall umher, ob er beobachtet werde; alles war öde und menſchenleer; die Schildwachten hatten ſich in ihre Häuſer verborgen, und auf dem Kayſerthurm, ſtockte der Wächter, der eben die Mitternachtſtunde abrufen wollte, mitten im Worte, und zog ſich zurück.

Kolonna hatte jetzt das ſchwere Werk glücklicher und ſicherer geendigt, als er hätte hoffen können. Der Rückweg war ihm offen. Der Rückweg? ſagte er zu ſich ſelbſt, und brach in Thränen aus, der Rückweg in meine Hölle? wo das Verderben mir gewiſſer iſt, als irgendwo? Wärs nicht ſicherer hier zu bleiben, mich irgendwo zu verſtecken, wenn ich mich nicht kund geben wollte, und denn im Getümmel der nächſten Tage meine Rettung zu ſuchen? – Aber wie ungewiß! Hier würde kein Selim mich in ſeine Arme auffaſſen; nur dort weis er mich zu finden. Dorthin muß ich zurückkehren, will ich nicht auf ewig von ihm getrennt ſeyn!

Kolonna kehrte nach dieſen Ueberlegungen in ſeinen Kerker zurück, und vergaß nicht die Leiter nach ſich zu ziehen. Es war während ſeiner Abweſenheit alles ſtill im Grunde des Thurms geworden, und dieſes grauenvolle Schweigen, das, wie er nun erſt erwog, von vollendeter Arbeit zeigte, erfüllte ihn mit neuer Bangigkeit.

Ob er bis an den Morgen noch einige Stunden geſchlafen haben mag, wiſſen wir nicht, aber in der Veſtung hielt man eine ſehr unruhige Nacht. Die Schildwachten hatten Kolonnas Erſcheinung geſehen, und ſie nach ihrer Art gedeutet.

Sie eilten, das Geſehene überall auszubreiten. Auch vor das Bette der Kayſerin kam Poſt von dem ſeltſamen Nachtgeſicht: Eine Geiſtergeſtalt war aus dem Schutthaufen der eingeäſcherten Mauern hervorgeſchwebt, und hatte glühende Aſche über die Burghöfe geſtreut, drauf hatte ſie noch einmahl zurückgeſehen, hatte die Arme weinend gegen die Veſtung ausgebreitet, und war verſchwunden.

Das iſt der Schutzengel der Burg, komentirte die Erzählerin die Geſchichte. – Die ausgeſtreute Aſche! ſeine Thränen! die ausgebreiteten Arme! das Verſchwinden! Böſe, böſe Zeichen! Uns ſteht ein ſchwerer Tag bevor! Gott ſchütze uns vor gänzlicher Verheerung!

Die Kayſerin, welche ſonſt, wie wir geſehen haben, eine ſehr gute Dame war, hatte die Schwachheit mancher groſſen Frauen, ſich jede Poſt, gut oder böſe, ſo warm als möglich vor die Ohren bringen zu laſſen, und die Genauigkeit, mit welcher man die ſtrengen Befehle, die hierüber gegeben waren, zu befolgen pflegte, brachten ſie dieſesmahl um eine Nacht, die ſie zur Stärkung auf die Drangſale des künftigen Tages ruhig hätte verſchlummern können.

Sie war auf mit ihrem ganzen Frauenzimmer. Man begab ſich in die Hauskapelle, um zu beten. Selbſt der junge Prinz ward geweckt, um mit ſeinen unſchuldigen Seufzern, die Kraft der gemeinſchaftlichen Andacht zu verſtärken, auch entging er den mütterlichen Verweiſen nicht, daß er, noch betäubt vom Schlaf, aus dem man ihn granſam geriſſen hatte, ſich zum Gebet ſo läſtig finden ließ.

Die Ausſagen der Schildwachen und des Thurmvoigts machten Senſation im ganzen Schloſſe, nur von etwas anderer Art als bey den Damen. Der Kayſer, dem man das Nachtgeſicht augenblicklich raportirt hatte, verglich die Erzählungen der Seher gegen einander, und da ſich hier überall eine Uebereinſtimmung fand, die ſonſt bey Geſpenſtermährchen zu fehlen pflegt, ſo mußte dieſes allerdings bey dem klugen Fürſten Aufmerkſamkeit erregen. Die ſchwebende, weinende, ausſtreuende Geſtalt hatten alle geſehen, und auf einerley Art beſchrieben, nur über das, was ſie ausgeſtreut hatte, zeigten ſich einige Varianten. Der Kayſer hielt ſich an die Hauptſache, und eilte das andere unterſuchen zu laſſen.

Nach kurzer Zeit befanden ſich die ausgeſtreuten Zettel Kolonnas, von denen der Wind nur wenige verweht hatte, alle im kayſerlichen Gemach; man las ſie, man zitterte. Selbſt die abgebrochene Schreibart, und die zitternden Züge vermehrten das Entſetzen. Hier war mehr als Geiſtererſcheinung! Auf wen jene nur einen leichten Eindruck gemacht haben würde, der fühlte hier ſein Blut in den Adern erſtarren!

Die Warnung war gut, auch wars vielleicht noch Zeit, dem Verderben noch zuvor zu kommen, wenn nur der Warner ſo gut geweſen wär, den Winkel der weiten Burg, wo es lauſchte, genau zu benennen. „Im Schoos des Thurms wühlt der Tod!“ Zwanzigmahl las man dieſe Worte, und immer fragte man am Ende: „Welches Thurms? O, Kolonna! armes furchtſames Geſchöpf! deine Beſtürzung hatte dich das Wichtigſte vergeſſen laſſen, und faſt deine ganze Warnung unwürkſam gemacht!“

Die Beherzigung des geheimnißvollen Zettels koſtete allerdings viel Zeit, die man hätte beſſer anwenden können, und nur der weiſe Kayſer handelte ſchon, während die andern noch rathſchlagten: „Welcher Thurm?“ — Einige verloren ſich auch in Muthmaſſungen über die Perſon des Warners, und wagten ſich damit in ein noch weiteres Feld. Es waren viele, welche behaupteten: Traunauer ſey hier im Spiel, weil ſein Name auf dem Zettel genennt wär, aber die Kayſerin nebſt ihren Damen, blieb bey dem Schutzgeiſt der Veſtung; daß das, was er ausſtreute, keine glühende Aſche, ſondern ſchriftliche Warnungen waren, änderte, ihres Erachtens, nichts in der Sache, und man bewunderte höchſtens nur das, daß Engel ſich genau ſo ausdrückten wie die Menſchen; einige wollten in dem abgebrochenen Styl die energiſche Sprache des Himmels finden.

Kolonnas erſtes Geſchäft am Morgen war, einen der Warnungszettel, der von ohngefähr zurückgeblieben war, zu überleſen. Der Fehler, der jetzt in der gewarnten Feſtung ſo viel Nachdenken verurſachte, und den er geſtern in der Verwirrung bemerkt hatte, fiel ihm ſogleich in die Augen; er erbleichte, und glaubte, die ganze Frucht ſeiner nächtlichen Wagniß ſey verloren. Er war mehr als einmal im Begriff, alles aufs Spiel zu ſetzen, und zu Verbeſſerung ſeines Fehlers am hellen Tage hervor zu gehen, aber die Mittel hiezu waren ihm benommen. Er war geſtern bey der Einnahme der Leiter ſo ungeſchickt zu Werke gegangen, daß ſie Beſchädigungen erlitten hatte, welche es unmöglich machten, ſich ihr ferner anzuvertrauen. — Kolonna verſuchte es hierauf, noch einige Pfeile in die Vorderhöfe zu ſchieſſen, allein auch dieſes war vergebens, ſie fielen alle zu kurz oder zu hoch; und da auch Selim ſich heute von auſſen nicht blicken ließ, ſo ſchien dieſer Tag dem armen Gefangenen ein rechter Unglückstag zu ſeyn, er machte ſich zu allem, auch zum Schrecklichſten gefaßt, und befand ſich am Ende in jener todten Unempfindlichkeit, die der Verzweifelnde Ruhe nennt, und der fürchterlichſte Zuſtand der menſchlichen Seele iſt.

Die einbrechende Nacht fand den armen Verlaſſenen noch auf dem Umgang ſeines Thurms; eine weite Ausſicht öfnete ſich hier von allen Seiten, aber ſie war nicht ſchön, dort die wüſte weißbeſchneyte Ebene, wo ſich in weiter Ferne das böhmiſche Lager wie kleine ſchwarze Flecken ausnahm; (ach Gott! daß es ſo fern war!) — Oſtwärts die unruhige Stadt, wo ſich, ſo wie die Nacht einbrach, ungewöhnlicher Tumult verſpüren ließ, und ſüdwärts, die öden Burghöfe.

Es war kalt, neues Schneegeſtöber bedeckte die Zinnen. Kolonna ward durch körperlich unangenehme Empfindungen aus ſeiner dumpfen Fühlloſigkeit aufgeſchreckt, er erhub ſich von dem Orte, wo er den ganzen Tag, ſehnend nach Hülfe, geſeſſen hatte, und ſchleppte

ſich

ſich nach der andern Seite, wo der Eingang zu den innern Gemächern war.

Als er vor der Gegend vorüber ging, die ſich der Stadt näherte, tönte raſender Lärm zu ihm herüber, und als er weiter hin über den verlaſſenen Winkel, wo ſein Gefängniß lag, einen Blick auf den gegen überſtehenden Kayſerthurm warf, ſiehe, da flammte von deſſen oberſter Zinne eine Fackel mit rother fürchterlicher Glut zum Himmel auf, und ſchnell, im Augenblick, da der ſchwankende Kolonna das furchtbare Meteor gewahr ward, kam noch eine Flamme zum Vorſchein, das Zeichen der höchſten Noth, dringender, Rettung fordernder zu machen.

Welch ein Geſicht! Kolonnas Augen ſchloſſen ſich, nichts mehr zu ſehen! Er ſchwankte nicht nur, er fiel. Wer ſich die entſetzlichen Bilder, die ſich bey Erblickung des grauenvollen Zeichens, das er nur ſo wohl kannte, da er es ſelbſt angegeben hatte, ſeiner Seele aufdrängten, denken kann, der wird ſich nicht wundern, daß der ſchwache Jüngling gefallen iſt.

Indeſſen hatte Selim den Ort erreicht, wo der König von Böhmen ſein Ablager genommen hatte. Seine dringenden Worte, und noch mehr sein angſtvolles Betragen, ſprach von der Noth, in welcher ſich die Burg befand, und doch hatte dieſelbe damals noch nicht die höchſte Staffel erreicht.

König Georg, der Selim in ſeiner Verſtellung, und in der Geiſtergeſtalt, die ihm Angſt und Entſetzen gaben, nicht kannte, fluchte der Bosheit der Wiener, fluchte noch mehr der Bosheit ihres Verführers, Herzog Albrechts! Einen Fürſten wie Friedrich, einen Fürſten, wider welchen man der gerechten Klagen ſo wenig hatte, ſo grimmig verfolgen, durch Sprengung einer Mine, nicht nur der Burg und ihren unſchuldigen Einwohnern, das ſchrecklichſte Verderben bereiten, ſondern auch durch dieſen teufliſchen Anſchlag ſelbſt die Stadt in Gefahr ſetzen, das war mehr als er begreifen konnte. Er war eilig auf mit ſeinem ganzen Heer, wenigſtens zu retten und zu ſtrafen, wenn Hinderung nicht mehr möglich wär.

Auf Eil kam hier alles an. Selim trieb und ſtürmte zum Aufbruch. Man brachte Botſchaft ein, wie man durch die Fernröhre, von den Zinnen der weitentlegenen Burg, eine kleine Flamme erblicke, wiſſe nicht, ob es das Hohenothzeichen oder ein aufgehendes Feuer ſey. — Da ward ſelbſt dem

Könige warm ums Herz, und Prinz Viktorin, welcher drauf drang, daß, da es mit Aufbruch des Volks nicht ſo geſchwind gehen könne, als hier nöthig war, Boten voraus geſchickt würden. Die Wüthriche zu bedräuen und den Kayſer zu retten, Prinz Viktorin, ſagen wir, verwünſchte in ſeinem Herzen den Zufall, der ihn von Selim getrennt hatte, und der uns noch unbekannt iſt. — Er, er, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er die nöthigen Anſtalten traf, er ſollte jetzt hier ſeyn, all ſein Thun war Feuer und Flamme! Er konnte die Winde überflügeln; durch halbes Zauberwerk war er überall! O Selim, Selim, daß ich dich falſch befinden, daß ich dich vermiſſen muß!

Aber Selim war mit einer kleinen Begleitung, die ſein Ungeſtüm um ſich verſammelte, längſt voraus. Ihm flammte, als er die weite Ebene gewonnen hatte, die rothe Fackel vom Kayſerthurm ſo ſchrecklich entgegen, als dem armen Kolonna, der ihren Schein nur geſehen hatte, um im nächſten Augenblicke nichts mehr zu ſehen.

Jetzt kam noch eine Fackel zum Vorſchein, jetzt noch eine, und endlich die vierte. O wehe, ſchrie Selim! hier iſt alles verloren! Ich komme! ich komme, mein Bruder! nicht dich zu retten, ſondern dein Verderben grauſam zu rächen! Heute, heute ſoll man ſehen, daß ich Mahomeds Bruder bin! Wien kann heute noch ein Konſtantinopel werden!

Wir zweifeln nicht, daß, da Selim noch gnug von ſeiner Abkunft in ſeinem Charakter hatte, ſeine Drohung hätte wahr werden können, wär die Macht auf ſeiner Seite geweſen; aber er vermochte hier gegenwärtig nichts, und ſelbſt der König von Böhmen vermochte nicht viel, und wollte noch weniger als er vermochte. Dem Kayſer helfen wollte er, aber mehr als Vermittler denn als Vertheidiger; vielleicht würde er mehr gethan haben, hätte ſich der friedfertige Friedrich thätiger finden laſſen, ihm mit Ernſt an die Seite zu treten; aber wir haben geſehen, wie dieſer gute Fürſt handelte, immer wie ein Vater, der jeden Streich ſelbſt fühlt, mit welchem er ausgeartete Kinder züchtigen ſoll.

Vermittler ſind traurige Beyſtände, wo man ernſte Helfer braucht. Der Kayſer befand ſich übel dabey, daß König Georg ſeit dem letzten Sturm auf die Stadt ſo läſſig zu Werke ging, doch ſtand es auf der Burg anders, wenn auch nicht viel beſſer als man meynte.

Von jener Mine, welche Selim, Kolonna, und Euch, meine Leſer, ſo viel Sorge macht, war nichts mehr zu fürchten. Friedrichs weiſe Vorſicht hatte hier zeitig Rath geſchaft. Die Nachläßigkeit des Warners, der vergeſſen hatte, die Stelle der Gefahr zu bezeichnen, vernichtete die Rettung nicht, ſie verzögerte ſie nur. Während man oben in der Burg, unter den Frauen und den müſſigen Hofleuten, deren es auch hier gab, noch immer fragte: Welcher Thurm? war der thätige Kayſer, der überall mit eigenen Augen ſah, ſchon längſt auf der rechten Spur. Der Gang war entdeckt, aus welchem in wenig Stunden der Tod hervorbrechen ſollte, und nebſt ihm noch ein anderer, durch welchen man ſo viel Mannſchaft aus der Stadt, und aus dem Felde in die Veſtung hätte befördern können, daß jenes grauſame Mittel zu ihrer Eroberung nicht einmal nöthig geweſen wär.

Wär der Kayſer geſinnt geweſen, wie die lärmreichen, prunkvollen Wiener, er hätte ſeinen Triumpf über die heimliche Bosheit, durch Trompeten und Pauckenſchall laut werden laſſen, auch hätte die Sache eines lauten Jubels wohl werth ſeyn mögen; eine ſolche Rettung aus ſolch' einer Gefahr! – – –

Indeſſen blieb es bey einer ſtillen Freude, bey einem ſtillen heiſſen innigen Dank gegen die Vorſicht; deren wachendes Auge man in dieſen ſchweren Tagen ſo oft geſpürt hatte. Mit Freude und Dank verbarg ſich Sorge und Wachſamkeit. – Einige Gefahren waren überwunden, aber bey weitem noch nicht alle! – Seit Herzog Albrecht in der Stadt war, und ſeit alſo auch ſelbſt die Wiener nicht mehr vor ihren Thaten her trompeten und poſaunen lieſſen, hatte der Kayſer an ihnen weit furchtbarere Gegner als vorher. Nach einem ſolchen Tage wie dieſer, hatte man ſich eine ſchreckliche Nacht zu vermuthen, und ehe dieſelbe einbrach, erhielt man von dem, was man vermuthen mußte, Gewißheit.

Die Wache des Brunnens, welche keinen Tag unterließ, in dem noch unentdeckten Kronenburgiſchen Winkel den Tafelkorb des jungen Prinzen niederzulaßen, ungeachtet derſelbe ſchon ſeit langer Zeit immer leer wieder hinaufgewunden ward, fand ihn dieſen Tag mit einer Kollation erfüllt, die auf nichts anders deuten konnte, als auf die Befreyung des jungen Speiſemeiſters.

Maximilian ward über dieſe Deutung der reichen Spende weit erfreuter, als über ſie ſelbſt, ungeachtet er der trockenen Erbſen wohl herzlich überdrüßig war, und die größte der gefüllten Torten, mit ungewöhnlichem Apetit ergriff ſie zu verzehren, indeſſen ein Kämmerling auf ſeinem Befehl abging, der kayſerlichen Frau Mutter das übrige zur höchſtnöthigen Labung zu bringen.

Der junge Prinz fand dieſesmahl ſeine Eßluſt getäuſcht. Die verzuckerte Hülle umſchloß etwas heterogenes, das mit Erſtaunen hervorgezogen, und mit Entzücken geleſen wurde; einen Zettel, einen Brief von Kronenburgen!

Meiſter Engelbrecht, der ſeinen achtjährigen Eleven, mit all ſeiner Strenge noch immer die Leſekunſt nicht ganz hatte einprägen können, nahm das Blatt aus der Hand des wartenden Prinzen, und verlas folgendes:

„Theurer Prinz, Euer Kronenburg iſt frey. Noch ſchmachten die Geſandten in Holzers Gefangenſchaft; mich traf ein beſſeres Glück.

„Die Freundſchaft einer jungen Bäckerin ſetzt mich in den Stand, dieſen Morgen einmahl Eure Tafel, Eurem Stande gemäß, zu beſetzen, und wenn man heute mit einbrechender Nacht die Maſchine herablaſſen will, welche einſt den treuen unglücklichen Arimith, der nun nicht mehr iſt, in die Veſtung brachte, ſo wird Kronenburg dem Kayſer ſeine Treue durch einige Nachrichten beweiſen, die, wenn auch nicht gut, doch wenigſtens richtig ſind.“

Kronenburg ſelbſt war es, welcher dieſen Abend in der Arimithſchen Maſchine herauf gewunden ward. Der kleine Prinz, welcher ſich dieſes aus ſeinem Briefe vermuthet hatte, wartete ſeiner bey dem Brunnen, und ſäumte nicht, nachdem er ihm tauſend Liebkoſungen gemacht hatte, ihn ſelbſt zu ſeinem Vater zu führen.

Hier war es, wo der treue Jüngling umſtändlichen Bericht von dem erſtattete, was man, ehe eine Stunde verging, durch den Erfolg beſtättigt finden ſollte, und was nur gar zu bald die Urſach der Aufſteckung der Hohennothzeichen ward.

Ein entſcheidender Sturm war der Burg auf dieſe Nacht zugemeſſen. Der heutige Tag hatte den Feinden des Kayſers gezeigt, daß eine höhere Macht für ihn ſorgte, und daß eine Wachſamkeit wie die ſeinige im Stande war, die heimlichſten Anſchläge der Argliſt zu vernichten. Auch wußte Herzog Albrecht, daß der König von Böhmen in den nächſten Tagen ernſtliche Anſtalt machen würde, das Amt eines Vermittlers zwiſchen ihm und dem Kayſer zu üben, und Ausgleichungen zu treffen, bey welchen der unrecht habende Theil zu kurz kommen mußte. Albrecht wußte, daß das Recht nicht auf ſeiner Seite war, ihm graute vor der Entſcheidung, und er eilte derſelben durch einen gewagten Streich zuvorzukommen. Dieſe Nacht mußte die Burg übergehen oder nie, dieſe Nacht mußte der Kayſer in ſeines verrätheriſchen Bruders Hände kommen, oder alles war verloren.

Die Belagerten waren gerüſtet. Kronenburg, dem der Kayſer für ſeine Treue eine freye Bitte geſtattet hatte, verſicherte, er habe jetzt kein Anliegen, als ein kleines Gewerbe an Friedrich Zengern den Schloßhauptmann, und an Meiſter Zinkendorfen den Zeugmeiſter, wenn er hiezu ſeines gnädigen Herrn Einwilligung erhalten könne. Der Kayſer lächelte, und der junge Menſch flog den Anſchlag auszuführen, wozu ihm Treue und Thatenbegierde hinriß. Ehe eine Viertelſtunde verging, trat er gerüſtet in des Prinzen Zimmer. Meiſter Zinkendorf hatte ihn bey ſeinen Feuerſchlünden Stand und Stelle anweiſen wollen, aber Friedrich Zenger hatte ihn ſchon ſeiner Tapferkeit würdiger poſtirt, und er eilte nur auf einen Augenblick zurück, von ſeinem geliebten Prinzen Abſchied zu nehmen.

Maximilian weinte an ſeinem Halſe, und beklagte ſeine Jugend, die es unmöglich machte hier ſelbſt thätig zu ſeyn, aber Meiſter Engelbrecht, der immer zu ſchelten pflegte, ſchalt über verſäumte Minuten, die allerdings hier äuſſerſt koſtbar waren, das bewies der Trompetenruf, der die Umarmung trennte, und das Gerücht von der wachſenden Gefahr, welches ſich bald nach Kronenburgs Entfernung von den Mauern in der Burg verbreitete, und ſelbſt bis in die unterirrdiſchen Gewölber drang, wo ſich Maximilian, der lieber gefochten hätte, wär er nicht zu klein geweſen, abermahls mit ſeiner Mutter und den übrigen Schwachen der Burg verbergen mußte.

Jener Kampobachio, deſſen Namen in Colonnas Geſchichte gehört, die wir noch nicht wiſſen, befand ſich auch mit in dieſer Kellergeſellſchaft, nicht eben aus Zaghaftigkeit, ſondern aus Pflicht die Damen zu tröſten, für welche er von je her eine gute Zuneigung hegte. Er war Geſandter vom Herzog von Burgund an den Kayſer, und hatte an eben dem Tage durch heimliche Wege zurückkehren wollen, da Arimith, von deſſen kläglichem Tode man heute durch Kronenburgs Erzählung umſtändlichern Bericht eingezogen hatte, in die Hände des wüthenden Pöbels gerieth. Kampobachio prieß ſein Geſchick ſeiner Abreiſe verſchoben zu haben, und dadurch ähnlicher Gefahr entgangen zu ſeyn. Daß er nun in der beängſtigten Veſtung mit eingekerkert war, war ihm nicht gleichgültig, aber er nahm aus dieſem Unglück das Beſte das er kannte; es gab ihm ja Gelegenheit, in die unterirrdiſchen Gewölber hinabzuſteigen und die Damen zu tröſten. Den ſchönen Edelknaben Colonna, um welchen er ſich dieſe Tage über ſchier müde gefragt hatte, fand er zwar auch hier nicht, aber er hatte doch gehofft ihn hier, ihn in irgend einer Verborgenheit des Schloſſes zu finden, denn er wußte um die Angelegenheiten dieſes jungen Menſchen mehr als wir, und hielt es für möglich, daß man ihn abſichtlich vor ihm verſteckt hielt.

Die erſten Anfälle der Belagerer waren wüthend, es war ein halbes Wunder, daß ſich die Burg noch hielt, ein Wunder der ſchützenden Vorſicht, und der weiſen Anſtalten Kayſer Friedrichs, der aus den kleinſten Umſtänden Vortheil zu ziehen wußte.

Fünf Fackeln flammten am Ende von dem Kayſerthurm in die Nacht hinaus, und rieſen der Burg Helfer herbey. Es war ein grauenvoller Anblick! Selim und die Seinen, der Vortrab der hülfreichen Böhmen, ſahen es und eilten, doch der Weg behielt ſeine gewöhnliche Länge, man konnte die Unmöglichkeit nicht überflügeln. Erſt gegen den Morgen, da eine Flamme nach der andern in dem bleichen Dämmerlichte erloſch, und mit ihrem Verſchwinden das Zeichen von abnehmender Gefahr gab, langten König Georgs Geſandte zu Wien an, und wurden vor Herzog Albrechten geführt, welcher eben müde und erſchöpft von den vergeblichen Verſuchen dieſer Nacht, in ſeinen Pallaſt zurück gekehrt war. Das hätte man nach ſo vielen, bereits über die Burg erlangten Vortheilen nicht gedacht. Die Veſtung ſchien unüberwindlich zu ſeyn, und unter dem Volk ging eine Rede: dies ſey die unmittelbare Hand Gottes, die über Kayſer Friedrichen wache.

Herzog Albrecht hatte eben vernommen, was für Reden unter dem groſſen Haufen gingen, und nahm aus denſelben das Abzeichen geänderter Geſinnungen. Er kannte ſeine Leute; wo ihnen Kraft zum Ausharren fehlte, wo ſie unüberſteigliche Hinderniſſe zu ſehn glaubten, da nahmen ſie gern höhere Mächte mit ins Spiel, um ihre Schwäche zu entſchuldigen. Jetzt war es Zeit, jetzt da ſich zu der Stimme des ſchwürigen Volks noch Hülfe für Friedrichen von auſſen geſellte, abzulaſſen, und da Sieg unmöglich war, wenigſtens einen ehrlichen Vergleich zu ſuchen. Hätte die Burg vor Erſcheinung der böhmiſchen Geſandten übergehen mögen, ſo wär es freylich in Herzog Albrechts Plane paſſender geweſen.

Während die Geſandten beym Herzog Audienz hatten, und von ihm die wärmſten Verſicherungen von ſeiner Bereitwilligkeit zum Frieden, und die lebhafteſten Beileidsbezeugungen über das Unglück anhören mußten, das der Kayſer ſich lediglich ſelbſt zugeſchrieben hätte, durchſtrich Selim die Stadt, Kronenburgen ausfündig zu machen, den er durch Arimith als einen treuen Menſchen kannte, und mit deſſen Hülfe er in die Burg zu kommen dachte, wohin jetzt ſein ganzer Sinn ſtand. Sein Schickſal hatte ihn jetzt von allen andern Verbindungen losgemacht, für ihn war weder Viktorin noch König Georg, noch irgend einer ſeiner andern Freunde mehr in der Welt; ſein Herz hing blos an dem jungen Menſchen, den er ſeinen Bruder nannte, und für welchen ſeine Liebe, eben darum, weil er jetzt der Einzige war, mit jedem Augenblick ſtärker ward. Sorge um ihn war es, was dieſer Zärtlichkeit, die man faſt Leidenſchaft hätte nennen können, die höchſte Staffel erreichen ließ. Was mochte in dieſer Schreckensnacht aus dem armen Jünglinge geworden ſeyn? Selim kannte ſeine Schwäche aus Arimiths abgebrochenen Erzählungen, aus den eigenen Briefen des jungen Menſchen, und ſelbſt aus ſeinem Anblick. In einem Körper, der das höchſte Ideal von zarter Schönheit darſtellte, konnte unmöglich eine ſtarke Seele wohnen, oder hätte ſie hier ihren Sitz gehabt, ſo hätte ſie in einer ſolchen Herberge unmöglich nach Willen handeln können, ſo würde Mangel an Kräften überall dem Heldenmuth, der Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit Gränzen geſetzt haben.

Selim fand Kronenburgen nicht; er konnte ihn nicht finden, da er, wie wir geſehen haben, ſeit geſtern in der Burg war, und dieſe Nacht mit auf den Wällen gefochten hatte, um ſeinem Herrn die Vortheile erſiegen zu helfen, deren er nun genoß. Sie waren freylich nicht ſo groß, als die Treue für den guten Kayſer es gewünſcht hätte! Doch war ein wenig Ruhe nach ſolchen angſtvollen Tagen, und Hoffnung auf Raum zur Vermittelung auch nicht zu verachten.

Alles ſchlummerte jetzt auf der Burg, um die Schrecken der vergangenen Nacht zu vergeſſen, man konnte ſicher ſchlummern, denn dem Anſchein nach, war die Belagerung ſo gut als aufgehoben, auch hatte man heimliche Poſt, daß die böhmiſchen Geſandten beym Herzog angelangt wären, um den Vergleich der beyden Brüder, der Fürſten und des Volks, auszumitteln.

Wir wollen nicht entſcheiden, ob nicht Kayſer Friedrich mit dem Zunamen der Friedfertige, dieſes Zunamens ungeachtet, lieber gewaffnete Hülfe als Vermittelung gehabt hätte; er hatte zu viel gelitten, er hätte kein Menſch ſeyn müſſen, um nicht ernſte Vergütung des erlittenen Unrechts zu wünſchen, und war die ganz ohne Schwerdsſchärfe möglich? Der Kayſer kannte ſeinen Bruder, und wußte, was er in der Güte von dem zu erwarten hatte, der ihn bis hieher ſo feindlich behandelte.

Vielleicht waren es die Sorgen um dieſe Dinge, welche ihn, da alles ruhte, alles Hoffnung ſchöpfte, weder ſchlummern noch hoffen lieſſen. Er nützte die Zeit, die er wohl zur Erholung nöthig gehabt hätte, nebſt einigen ſeiner Diener, welche dachten und ſorgten wie er, Anſtalten in der Burg auf jeden Fall zu machen, der ſich jetzt als möglich denken ließ, und denn die Verwundeten zu beſuchen, deren der nächtliche Sturm und der harte Kampf auf den Wällen viel gemacht hatte.

Auch der junge Kronenburg war unter denen, die den Kayſer, nebſt dem alten Graſenegger, und dem tapfern Probſt Georg von Presburg an ihrem Lager tröſtend und dankend erſcheinen ſahen. Dem Kayſer gingen die Augen über, als er den edeln Jüngling bleich und faſt blutlos vor ſich liegen ſah; Kronenburg war ſo ſchwach, daß er kaum des guten Fürſten dargebotene Hand an ſeine Lippen drücken, und einiges, was er mit ihm ſprach, einſylbig beantworten konnte.

Mein

Mein Kronenburg, ſagte Friedrich, ihr habt einmal das Schwerd geführt, und möchtet es, wie eure Aerzte ſagen, wohl nie wieder führen.

Muß ich denn ſterben? fragte der junge Menſch mit einem Tone, der von der innigen Liebe zum Leben zeugte, die uns in dieſem Alter eigen iſt.

Sterben nicht, ſo es Gott will, erwiederte der Kayſer, aber nicht wieder kämpfen.

Ach! und ich hoffte ſo viel von meinem Schwerde!

Kann denn nur das Schwerd euch heben? Ich denke wohl, ich habe der Mittel noch mehr, eurer Treue zu lohnen! Den Adel habt ihr ſchon; denn ſollten Thaten wie die Eurigen nicht adeln, was könnte es wohl ſonſt? aber ich bitte Euch, ſinnt darauf, ſinnt ernſtlich drauf, womit ich Euch noch mehr meinen Dank beweiſen, und andre zu ähnlicher Treue aufmuntern kann.

Wär ich Kayſer, rief der junge Maximilian, der an ſeines Freundes Bette ſtand, und ſeine Wunden und ſeine Schwachheit ſo tief empfand, daß ihm kein Lohn für dieſelben zu groß dünkte; wär ich Kayſer, ich wüßte, womit ich dem treuen Kronenburg lohnen wollte.

Rede, mein Kind, ſagte Friedrich, rede für deinen treuen Speiſemeiſter, der zu ſchwach ſcheint ſeine Meynung zu ſagen.

Kronenburg hat ſich uns und der Veſtung ſo hülfreich bewieſen, fuhr der kleine Prinz fort, daß ſie ihn nimmer miſſen kann; macht ihn zum Burggrafen von Wien, ſo iſt ihm gerathen, und er kann Euch der Treue noch mehr beweiſen.

Ey, mein Sohn, lächelte Friedrich, ein funfzehnjähriger Burggraf! — Ueberdieſes iſt Wien zuſammt dieſer Burg nicht ſo in unſerer Gewalt, daß wir hier-ſchalten und Ehrenſtellen nach Willen vergeben können.

Mir gnügt an kayſerlicher Gnade, ſtammelte Kronenburg, indem er die Hand des jungen Prinzen, der ſich dicht zu ihm drängte, feſt in der ſeinigen drückte, mir gnügt an der Huld dieſes Engels.

Es iſt ſchier jetzt die Zeit nicht, über ſolche Dinge zu theidigen, ſagte der Probſt von Presburg mit der ihm eigenen treuherzigen Art, wollte indeſſen Kronenburg, der ja wie ich hier nicht nur den Degen, ſondern auch die Feder zu führen weis, wollte er, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, ſich der Kirche widmen, ſo zeigte ſich hier ein ſchöner Weg, auf welchem ihn ſein gnädiger Herr, der Kayſer, zu Gut und Ehren bringen könnte.

Es geſchehe *)! rief Friedrich, und hier habt ihr meine Hand zum Siegel des Verſprechens. Kronenburg dankte mit geneigtem Haupt, und die Krankenviſite endigte ſich, welcher der Arzt des Verwundeten, und die Duegna Maximilians, der er entlaufen war, um ſeinen Freund zu beſuchen, längſt ein Ende gewünſcht hätten.

Wie ſchön war die Scene an dem Lager des tapfern Jünglings, wie würden wir uns freuen, wenn wir an die Stelle ſeines damahls noch unberühmten Namens, den Namen unſers Kolonna einſchalten, und all die Ehre für einen unſerer Helden einerndten könnten, die hier dem Sohn eines gemeinen Mannes zu Theil ward! Doch hier ſteht uns Schriftſtellertreue im Wege, und wir müſſen es Euch, meine Leſer, nur zugeſtehen, daß der arme Gefangene auf dem Hungerthurm, und wenn er noch aus noch

---

*) Es geſchah in der Folge; der treue Kronenburg ward Burggraf von Wien, und Maximilian machte ihn zum Domherrn.

edlerm Blute entſproſſen geweſen wår, als er würklich war, hier gegen dieſen gemeinen Bürgerknaben gewaltig in den Schatten zu ſtehen kommt. Er war gefangen, könnten wir zu ſeiner Vertheidigung ſagen, und darum konnte er bey Annåherung der Gefahr ſich nicht zum Streit rüſten, ſondern nur zittern oder wohl gar ohnmåchtig werden; — Doch wir ſind aufrichtig genug zu bekennen, daß wir glauben, er würde, und wenn er noch ſo frey geweſen wår, etwas zu Vertheidigung der guten Sache zu thün, bey dem Zittern und bey der Ohnmacht geblieben ſeyn.

Sie befiel ihn, wie wir geſehen haben, als er auf dem Umgang des Thurms, die erſte Fackel, das Hohenothzeichen, zum Himmel aufflammen ſah. Ohne Gefåhl lag er über eine Stunde, und als er zu ſich ſelbſt kam, und ſtatt einer Flamme mehrere von der Zinne des Kayſerthurms lodern ſah, da fehlte wenig, er wår in neue Bewüßtloßigkeit gefallen.

Vielleicht war es ſelbſt die Angſt und die Sorge um ſein Leben, was ihm Stårke gab. Er raſte ſich auf, und ſchlich in das Innere ſeines Kerkers, um dem ſchrecklichen Anblick, und dem tobenden Sturmgetöſe zu entgehen, welches von der Gefahr zeugte, in der die Veſtung und er mit derſelben ſchwebte.

Er warf ſich auf ſein Lager. Unter wiederkehrenden Bewußtloſigkeiten und nahmenloſer Angſt ging die Nacht hin. Er hatte nicht den Muth ſich zu erheben, und auf der Zinne Kundſchaft einzuziehen, wie es in der Burg ſtehe, daher verſchwanden die flammenden Meteore, die ihm ſo viel Schrecken einjagten, die Gefahr ging vorüber, der Morgen brach an und er zitterte noch, da er ſich ſchon hätte erholen und ruhig ſchlummern können, wozu ihm ſeine Schwäche nur allzuviel Anleitung gab.

Endlich ſiegte die Natur, und Kolonna lag würklich wiederum in feſtem Schlafe, als es ſein Beſtes erfordert hätte wachend zu ſeyn. Selim hatte, wie wir geſehen haben, vergebens den jungen Kronenburg aufgeſucht, um durch ihn in die Veſtung zu kommen. Kein anderes Mittel, von dem Bruder, um den er ſorgte, etwas zu erfahren, war nunmehr übrig, als die fliegende Poſt. Er ſtahl ſich wieder aus der Stadt, ſtellte ſich genſeit des Burggrabens dem Thurm gegenüber, ſuchte mit ſeinen Augen den geliebten Gegenſtand, der ſonſt um dieſe

Stunde hier nimmer zu fehlen pflegte, und entfernte ſich endlich traurigen Herzens, nachdem er flugs einige Zeilen geſchrieben, und einem Pfeil anvertraut hatte.

Als Kolonna weit über Mittag erwachte, und Muth gewann einen Spaziergang auf die Zinne zu thun, fand er den Zeugen von Selims verträumten Beſuch, und rang die Hände, ſeinen Helfer, ſeinen Tröſter verfehlt zu haben.

Er nahm das Blatt zu ſich und las folgendes:

„Du biſt nirgend zu ſehen, mein Bruder; was mag das bedeuten? Alle Mittel zu dir zu kommen ſind mir verſchloſſen; wie ſoll ich dich retten? — Hältſt du dich noch zwiſchen dieſen Mauern auf, und bringt dir das Glück dieſes Blatt in die Hände, ſo merke auf ſeinen Inhalt: Ich beſchwöre dich, ſey wachſam, wachſamer als bisher! Nach dem, was ich vernehme, iſt Uebergabe der Burg, und ſchnelle Entfernung vor der Thür. Dich davon zu bringen, wage ich alles, du kannſt drauf bauen; verſäume nur auch du nicht, Zeit, Ort und Stunde, da dich die Arme Selims erwarten, Dinge, die ſich in dieſem Augenblick unmöglich beſtimmen laſſen.

Uebergabe einer Burg, die man ſo tapfer vertheidigt hat? höre ich meine Leſer fragen, Uebergabe, wenn ein hülfreicher König mit neuntauſend Gewafneten in der Nähe ſteht? — — Leider, ihr Lieben, ging es ſo wie wir Euch ſagen.

Albrecht, der mit König Georgs Geſandten nicht recht einig werden konnte, beſuchte ihn perſönlich zu Kronenburg. Er hatte ſo viel Einnehmendes in ſeinem Aeuſſerlichen, ſo viel Ueberredendes in ſeinen Worten, daß er hiedurch viel gewonnen haben würde, wenn auch nicht das Gewicht der Dinge, die er vorbrachte, ſeinen Sieg befördert hätte. Wären wir nicht bisher ſchon in Rückſicht der brüderlichen Streitigkeiten allzuweitläuftig geweſen, und lägen Staatshändel nicht ganz auſſer unſerm Geſichtskreis, ſo würden wir uns hiebey ein wenig aufhalten; ſo ſey es genug, meine Leſer, euch den Erfolg einer Verhandlung zu ſagen, welche nicht in einem Tage geendiget wurd, und binnen welcher die Noth auf der Burg, die ſich noch immer für belagert halten mußte, ungeachtet man nichts feindſeeliges wider ſie begann, und ihr mit einer Art von Freyheit ſchmeichelte oder ſie höhnte, den höchſten Gipfel erreichen mußte. Der kranke

Kronenburg trauerte, ſeinen Prinzen bey ſeiner armſeeligen Mahlzeit weinen zu ſehen, ohne ihm helfen zu können, und der Kayſer trauerte noch vielmehr, daß der Mangel an Nahrung bey weitem nicht das größte Uebel war, was endliche Entſcheidung der Sache, ſie geſchehe auf die oder jene Art, höchſt wünſchenswerth, ach, was ſage ich, unaufſchiebbar machte: Die Kayſerin nebſt vielen andern lag krank danieder; kein Arzt, keine Arzeney war hier ihnen zu rathen. Der alte Leibmedikus, Meiſter Martin a Bonafide, war während der Belagerung geſtorben, und nach der eingeſchränkten Art der damahligen Hofhaltungen, beſonders der kayſerlichen, wo man die Sparſamkeit ein wenig liebte, war kein anderer da, die erledigte Stelle zu erſetzen.

In einer ſolchen Lage, da Friedrich in Gefahr war, das zu verlieren, was ihm lieber war als ſein Leben, ja lieber als Cron und Thron, hätte Herzog Albrecht vielleicht Annahme all ſeiner etwas unbeſcheidenen Vorſchläge erwarten können, wenn er ſie an ihn gerichtet hätte, aber er legte ſie dem König von Böhmen, als dem Vermittler in dieſer Sache vor, und dieſer, den weder Hunger noch andre Noth trieb, unbillige Dinge gilt zu heiſſen, dingte, mäßigte, und mehrte ſo lange, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam, den der Kayſer, wenn auch nicht vortheilhaft, doch leidlich nennen mußte, weil es an Zeit und Möglichkeit fehlte, ihn beſſer zu machen.

Das widrigſte in demſelben war der Abzug aus der Burg, auf welchen Herzog Albrecht von Anfang beſtanden hatte, und den er auf keine Art aufſchieben oder abdingen laſſen wollte. Dieſen Abzug zu decken, und ſo ehrenvoll als möglich zu machen, rückte der König von Böhmen mit ſeiner Armee nahe vor die Burg. Die Belagerer zogen ſich gänzlich zurück. Die Wiener flohen in ihre Häuſer, als ſchämten ſie ſich, den Fürſten ins Auge zu ſehen, den ihre Grauſamkeit aufs äuſſerſte gebracht hatte. Ein Trompetenſtoß von böhmiſcher Seite, meldete den hohen Flüchtigen, daß es die rechte Zeit zum Aufbruch ſey, (— Flüchtige konnte man ſie wohl nennen, da ihr Abzug ſo ſchnell, ich will nicht ſagen, verſtohlen, vor ſich ging, daß man nur das nöthigſte mit ſich nahm, und an Koſtbarkeiten und treuen Leuten viel zurück ließ, welches Herzog Albrecht doch großmüthig genug war, mit einem ziemlich verbindlichen Kompliment, nach Neuſtadt, wohin ſich die kayſerliche Familie verfügte, nachzuſchicken.

Nicht von ohngefähr, ſondern mit gutem Vorbedacht hatte Kayſer Friedrich den tapfern Probſt von Presburg und Kronenburgen zurückgelaſſen, und als Herzog Albrecht den erſten fragte, ob er ſeinem gnädigen Herrn und Freunde nicht folgen wollte, ſo fiel die Antwort verabredetermaſſen ohngefähr ſo aus, wie die Antwort des *) Arachiters, der aus Treue gegen einen unglücklichen König, der Diener ſeines abtrünnigen Sohns ward.

Kronenburg ward zu gering gehalten, befragt zu werden, auch würde er nicht ohne Stocken eine ſo künſtlich geſchraubte Antwort haben vorbringen können, als hier nöthig war, denn er war noch ein Jüngling, war noch in der erſten unverdorbenen Unſchuld des Herzens welche bey jedem zweydeutigen Zug, die Röthe auf die Wangen treibt, und ſelbſt da, wo die ſchlaue Kaſuſtik den Betrug entſchuldigt, ja gebietet, die heiligern Rechte der Wahrheit nicht verleugnen kann.

Während der leichtſinnige Herzog Albrecht denen zu viel traute, denen er gar nicht hätte trauen ſollen, und Anſtalt machte, ſeinen Triumph da mit fröhlichen Feſten

---

*) 2 B. Samuelis. C. 16. v. 18. 19.

zu begehen, wo bisher Hunger und Elend gehaußt hatten, während der alte Grafenegger, der gleichfalls auf Befehl des Kayſers zurückgeblieben war, ſich in die Stadt verlor, um dort das Werk zu treiben, das der Probſt von Presburg bey Hofe begann, ſuchte der verzweifelnde Selim ſeinen Bruder ohne ihn finden zu können. Der Eingang in die Burg war jetzt jedem offen; es koſtete keine Mühe dahin zu gelangen, wohin der türkiſche Prinz ſich ſo lang geſehnt hatte. Auch der wüſte Hof, wo er den theuern Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe eingekerkert wußte, war weder verſchloſſen noch bewacht, und das Gedränge des Volks, das durch des verſchwenderiſchen Herzogs glänzende Feſte herbeygezogen wurde, machte manches leicht, das unter des wachſamen Friedrichs Augen unmöglich geweſen ſeyn würde; aber — ach daß wir die Lücke, die dieſes aber macht, ausfüllen, und unſern Leſern ſagen müſſen: Selim fand nicht was er ſuchte, fand ſeinen Kolonna nicht; dieſes unſchuldige Geſchöpf war kurz vor Selims Ankunft von einem Betrüger hinweggetäuſcht worden.

In dem nehmlichen Augenblick, da Selim verzweifelnd die Hände rang, zwar eine zur Flucht angelegte Leiter zu finden, zwar auf derſelben in den Thurm hinaufſteigen zu können, aber dort nichts als Einſamkeit und ſcheußliche Leere zu ſehen, befand ſich der geſuchte in Händen, in welchen er wohl am übelſten in der ganzen Welt aufgehoben ſeyn mochte.

Wir wollen dem Entführer und ſeinem Raube nachreiten, um zu ſehen, ob wir Selim, der durch Fragen endlich auf die Spur kommt, vollends zum rechten Wege leiten können.

Es war der Mittag nach dem Abzug. Sie hatten ſich eben unter ein altes Gemäuer auf dem Wege nach * * * gelagert. Der Entführer legte dem Geraubten das köſtlichſte vor, was er zur Stillung des Hungers auf die Reiſe mit ſich genommen hatte, und meynte im Vorlegen: dies würde nach ſo lang genoſſenen Mahlzeiten des Kummers wohl ohne Nöthigen gekoſtet werden.

Sein Gaſt koſtete nichts. Aber ich bitte Euch um Gotteswillen, Kampobachio, ſchrie er, wo bringt ihr mich hin?

Aber ich bitte Euch um Gotteswillen, Fräulein!

Nennt mich nicht Fräulein!

Nun, ſeyd ihr es nicht?

Verwegner!

Gut! gut! Ich ſehe, wenn man mit Euch Friede haben will, muß man ſich anders nehmen. Ich bitte Euch alſo um Gotteswillen, tapferer und mannhafter Ritter, wie kamt ihr in jenes abſcheuliche Gemäuer, aus welchem ich Euch gerettet habe? und warum verdiene ich ſo wenig Dank für das, was ich an Euch that?

Eure Leiter, auf welcher ihr Euch retten wolltet, war ein wenig zerbrochen, warum fehlte es Euch doch an dem Muthe, der Eurem Geſchlechte zukommt, Euch durch einen kühnen Sprung zu retten? — Selim! mein Selim, rieft ihr, als ihr etwas lebendiges unten am Thurm vernahmt, mit einer ſo ſüſſen Stimme, daß ich hätte wetten wollen, die ſanften Accente einer Dame zu hören. Selim, mein Selim! komm! rette mich, oder ich bin verloren! — Ich antwortete nicht, aber ich ſuchte ein Mittel zu dem, wozu ihr mich auffordertet. Ihr ſtiegt herab und lagt in meinen Armen! Ich bitte Euch, wer war doch dieſer Selim, dem ihr ſo gern gefolgt wäret, als ihr Euch mir mit Unwillen anvertrautet? Selim!

Der Name klingt ein wenig türkiſch, man möchte Euch faſt eines Verſtändniſſes mit dem Erbfeinde verdächtig halten!

Kolonna brach bey dieſer boshaften hohnreichen Rede in Thränen aus. Kampobachio nannte ihn einen Ritter in voller Rüſtung, und verſicherte, daß er wider ſolche Waffen nichts vermöge.

Eine lange Pauſe erfolgte, und Kolonna, der ſich indeſſen auf andre Maasregeln ſich loszumachen beſonnen haben mochte, fing an mit einer zauberiſchen Art zu bitten, die wir, welche ohnedem wenig Kenntniß von ihm haben, nach nicht an ihm kannten.

Kampobachio! lieber Kampobachio! rief er, und zwang ſich ſeine Hand auf die Seinige zu legen, wo bringt ihr mich hin?

Ich würde auf den Hof Eures Vetters, des Herzogs von Burgund rathen.

Ich bitte um ein Kloſter!

Wohl! Es liegt hier in der Nähe eins der Väter Auguſtiner, und etwas weiter abwärts das Haus der Eliſabethinerinnen; in welches befehlt ihr, daß ich Euch bringe? in der That, ſchöner Kolonna, ihr habt nur zu gebieten.

Kolonna erröthete, daß ihm das Geſicht verging. Kampobachio lachte höhniſch, man ſaß wieder auf, und ritt ohne ein Wort zu wechſeln, bis der ſpäte Abend der Reiſe ein Ende machte.

Das Ende der Reiſe war Schloß Kalsberg, welches Hüeßli der Schweizer in dieſen Tagen der Unruhe und Unordnung erobert, und den rechten Eigener draus vertrieben hatte. Dergleichen Thaten waren zu ſelbiger Zeit nichts ungewöhnliches. So hatte vor kurzen Rupert Kreuzer, Schloß Leupoldsdorf überrumpelt, und ſeine Raubgeſellen hatten an andern das nehmliche gethan, doch mit minderer Entſchuldigung als Hüeßli. Der Eigner ſeiner eroberten Burg, war ihm mit Leib und Gut wegen mancher Forderungen hart verfallen, Hüeßli hatte ſein Recht vor des Kayſers Stuhl nicht gewinnen können, und ſo dachte er ſich es ſelbſt zu nehmen, und hatte es auch dergeſtalt genommen, daß jedermann vor ihm zitterte. Der Bund der eigenmächtigen Vertheidiger eigener Rechte ward groß durch ihn; man ſuchte der Unzufriedenen mit der gegenwärtigen Regierung immer mehr in denſelben zu ziehen. Von denen, welche zu klagen hatten, fehlte faſt keiner mehr als Fraunauer, und auch dieſen in die gefährliche Gülde zu locken, waren bereits Maaßregeln genommen, die aber bey dieſem Biedermanne vergeblich waren und blieben.

Kolonnas Entführer wußte indeſſen, daß auf die bloſe Bekanntſchaft eines ſolchen Mannes viel zu rechnen ſey, und noch mehr auf ſeine Macht. Er hatte einen Diener voraus nach Kalsberg geſandt, um ihm und einem Begleiter ein freyes Ablager zu erbitten. Er kannte die zarte Leibeskonſtitution ſeines Gefährten, und dachte ihn durch kurze Tagereiſen zu ſchonen, auch ſchwebte ihm der Name Selim unabläßig im Sinn, es war, als ob er von dieſer Seite, ungeachtet er den Helden, der dieſen Namen führte, nicht kannte, etwas zu fürchten habe, und ſo wollte er die Freyheit je ehr je lieber erkieſen.

Der Räuber hatte nicht unrecht, den unbekannten Selim zu fürchten, denn in der That war derſelbe ihm ſchon auf den Ferſen. Daß er die Wege, die man den Geraubten geführt hatte, bald entdeckte, haben wir dem Leſer ſchon geſagt, nur das Wie ſind wir ihm noch ſchuldig, und um dieſe

Schuld abzutragen, müſſen wir ein paar Schritte in der Geſchichte zurück gehn.

Ob Zufall oder ſchlaues Forſchen den Grafen Kampobachio auf die Spur gebracht hatte, daß der ſchöne Edelknabe, auf deſſen Perſon ihm ſo viel anzukommen ſchien, ſich noch in der Ringmauer des belagerten Schloſſes aufhielt, dies können wir ſo genau nicht ſagen: Beydes iſt möglich. Das was man Zufall nennt, brachte ſchon oft die ſeltſamſten Verwickelungen und Entwickelungen hervor, und ob gleich dem Romanſchreiber nicht erlaubt iſt, ſich dieſes Schwerds, den Knoten zu löſen, allzuoft zu bedienen, ſo mag ihm doch niemand wehren, dafern er in der Sage etwas ähnliches findet, daſſelbe zu nutzen, wenn ers bedarf. Wir ſehen uns nicht in dieſer Nothwendigkeit; denn ob es gleich nicht unwahrſcheinlich iſt, daß Kampobachio vom Ohngefähr geleitet, einſt ſich in den wüſten Thurmhof verirrte, und dort die klagende Stimme Kolonnas vernahm, oder ſeine Geſtalt auf der Zinne erblickte, ſo wiſſen wir doch auch, und unſere Leſer werden es in der Folge dieſer Geſchichte noch beſſer erfahren, daß dieſer Italiäner ein durchtriebener Kopf war, und ſo leicht nichts verfehlte, darauf er ſeinen Sinn geſetzt hatte. Er durfte ſich nur die Geſchichte von Kolonnas Verſchwindung aus dem Schloſſe von mehreren Perſonen erzählen laſſen, und die Ausſagen, die ſehr verſchieden ausfielen, er durfte nur unterſchiedliches, das ihm bey Arimiths Anweſenheit aufgefallen war, näher beherzigen, und die Nachtgeſchichte von dem Warnung ausſtreüenden Schutzgeiſte der Burg dazunehmen, ſo war er auf der rechten Spur, und das Wunder war eben ſo gar groß nicht, das ihm ſeinen köſtlichen Raub in die Arme lieferte, beſonders da er Freunde in der Burg hatte, da des Kayſers Beichtvater ſein Vatter war.

Nichts von Kolonnas Erſtaunen, als er ſich gerettet glaubte, und ſtatt Selim, den gehaßten Kampobachio vor ſich ſah; nichts von den Mitteln, die der Räuber brauchte, die lauten Klagen des Geraubten, die denſelben hier ſehr leicht hätten frey machen können, zu hemmen, ſondern nur die Verſicherung, daß er ſchlau genug war, um jede Möglichkeit der Fehlſchlagung zu vernichten.

Als Selim kam, ſeinen Bruder abzuholen, war dieſer von ſeinem Räuber bereits dergeſtalt geborgen, daß Entdeckung vor der Hand unmöglich war.

Begebenheiten wie die, welche ſich in den letzten Tagen hier zugetragen hatten, zogen eine Menge Unordnungen nach ſich, welchen nicht zu ſchnell geſteuert werden konnte. Der Ab- und Zufluß fremder, zum Theil verdächtiger Perſonen, war unglaublich. Der Probſt von Presburg, der Herzog Albrechts Vertrauen ſchon ganz beſaß, gab ihm den ſehr guten Rath, niemand die Thore von Wien paßiren zu laſſen, welcher nicht einen beglaubigten Schein habe, daß man um ſeinen Ein- und Ausgang wiſſe. Auch Selim konnte den Rückweg aus der Stadt nicht ohne einen dergleichen Paß erlangen, und da er hier ganz unbekannt war, ſo fehlte es ihm an Einem, der für ſeine Perſon bürgte. Er dachte an Rembrechten, den er hier geſehen, und ſich vor ihm verborgen hatte; aber er verwarf im Augenblicke dieſen falſchbefundenen Menſchen. Fraunauer, der ihm aus dem böhmiſchen Lager ſehr wohl bekannt war, fiel ihm ein; er ſahe ihn dem Herzog zu Hofe reiten, und eilte ihn anzuſprechen und ihm den Namen zu nennen, mit dem er, ſeit er auf des böhmiſchen Königs Rath aufgehört hatte, öffentlich Selim zu heiſſen, allgemein genannt wurde.

Fraunauer war willig für ſeinen Bekannten zu bürgen, und ſagte ihm, er habe ihn noch eben zu rechter Stunde getroffen, weil er im Begriff ſey vom Herzog Abſchied zu nehmen, indem er eine Einladung auf ein benachbartes Schloß erhalten habe. Ich habe, ſetzte er hinzu, dergleichen Aufträge, als ihr mir gebt, heute ſchon mehr ausgerichtet, ich mußte dieſen Morgen für einen Diener Kampobachios, auf Bitte ſeines Herrn, bürgen, der einen jungen Menſchen, welcher aus des Grafen Dienſten gelaufen iſt, ſeinem Herrn, der eine Stunde früher die Stadt verlaſſen, nachführen wollte.

Der Name Kampobachio fiel Selim aufs Herz, er hatte ihn zu oft aus Ariniths Munde gehört, ihn zu oft in Kolonnas Briefen geleſen, um nicht aufmerkſam zu werden; ſo wenig er im Ganzen von ihm wußte, ſo kannte er ihn doch, als eine ſeinem verlornen Bruder höchſt widrige Perſon, woraus ſich in dieſem Augenblick ſchnell eine ſehr richtige Muthmaſſung ergab. Kampobachio? rief er. Sein Diener? Ein junger Menſch? Saht ihr den letzten? Ich bitte Euch um Gotteswillen, ſagt mir, ob ihr ihn ſaht?

Ich mußte wohl, wenn ich für ihn bürgen ſollte!

Seine Geſtalt, Fraunauer! ſeine Geſtalt?

Eine ſchlanke, bleiche, verweinte Mädchenfigur! Ein Verwandter des Dieners, der kein gut thun will, und der eine Menge Finten auf der Zunge hatte, die mich ſein Oheim bat nicht anzuhören.

Und ihr hörtet ſie nicht? hörtet nicht die Stimme der Unſchuld? — Grauſamer! Der junge Menſch iſt mein Bruder! iſt mir böslich entführt! Eilt, mir meinen Abzug zu befördern! Ich muß dem Räuber nach, ob ich ihn ereile!

Fraunauer ſahe Selim an und ſchüttelte den Kopf, und dieſer bat ihn mit gefaltenen Händen, zu eilen, weil jede Minute ihm koſtbar ſey.

* * *

Selim erhielt den Schein, der ihm aus den Mauern von Wien helfen ſollte, und zugleich von dem redlichen Fraunauer, der ſeine Betrübniß ſahe, das Verſprechen, da er hier unwiſſend einen Fehler begangen, und die Unſchuld in den Händen der Bosheit gelaſſen hätte, ſo wollte er auf Mittel zur Vergütung ſinnen, die ihm ſo leicht nicht fehlen würden. Ich heiſſe Fraunauer, ſetzte er hinzu, das wißt ihr. Mein Sitz iſt Goldſtein im tiefen Grunde, und ſolltet ihr meiner heute bedürfen, ſo findet ihr mich auf Schloß Kalsberg, wohin mich Hüeßli der Schweizer zu Gaſte geladen hat.

Selim hörte wohl wenig von dem Schluß dieſer Rede, denn ſchon hatte er ſich auf ſein Roß geſchwungen, und jagte durch das Thor, welches ihm Fraunauer als dasjenige bezeichnete, wo der Geraubte hindurch geführt worden war.

Kamvobachios Vorſprung war klein. Als er den Entführten von ſeinem Diener übernahm, und denſelben vorausſchickte, ihm Herberge zu beſtellen, ward er um ein Groſſes vermindert, die Mahlzeit im alten Gemäuer gab dem nacheilenden Selim noch einen Vortheil mehr, und es fehlte wenig, daß er die Beyden nicht bey derſelben überraſcht hätte. O wär dieſes geſchehen! Wiebald wär denn der arme Geraubte frey geworden!

Fand Selim auch auf der Stelle, wo Kolonna geruht hatte, ihn ſelbſt nicht mehr, ſo fand er doch Nachricht von ihm. Kolonna hatte, vielleicht abſichtlich, um einen etwanigen Retter auf die rechte Spur zu leiten, ſein Wehrgehäng, das er bey der Mahlzeit ablegte, mit dem leichten Pagendegen, den er zu ſeiner Vertheidigung nicht zu nuzzen wußte, zurückgelaſſen. Mit Entzücken nahm ihn Selim von dem Stein, auf welchem er lag, und glaubte ſein Abentheuer unter beſondern Schutz eines guten Geiſtes, weil hier ſo vieles ſich zu ſeinem Vortheil fügen mußte. Tauſendmahl küßte er das Band, mit welchem der Griff umſchlungen war, er kannte es nur gar zu gut, es war das nehmliche, mit welchem er ſeine Briefe an den Pfeil zu befeſtigen pflegte, und das Kolonna, vermuthlich nicht um ſeiner Schönheit willen, denn es war durch langen Gebrauch alt und abgetragen, ſondern dem geliebten Bogenſchützen zum Andenken, zu einem Theil ſeines Putzes gemacht hatte.

Selim wußte jetzt, daß er bis hieher nicht irre gegangen war; Nachforſchungen bey den ihm begegnenden Landleuten brachten ihn noch weiter. Auf die Frage: habt ihr nicht einen holden Jüngling ſchön wie eine Jungfrau, in Begleitung eines gerüſteten Ritters dieſes Weges ziehen ſehn? erfolgte immer Ja! Ja! und eine richtige Nachweiſung zur Antwort. So kam endlich der glückliche Ausſpäher bis an den Graben von Schloß Kalsberg, um deſſen Namen er ſich natürlich nicht bekümmerte. Aber die Brükke war hinaufgezogen; vor einer Viertelſtunde war Rampobachio mit ſeinem Entführten über dieſelbe eingeritten, ein junges Bauermädchen, das ſeine Schönheit, und die Trauer in ſeinen Blicken ſehr ins Auge gefaßt zu haben ſchien, ſagte aus, daß ſie es geſehen, wie die Burg den Jüngling und den Ritter eingenommen habe; aber die Wache an der Pilgerruhe, die Selim unvorſichtig gnug anrief, wollte nichts hievon geſtehen, und hieß den kühnen Frager mit ziemlich rauhen Worten des Wegs ziehn, den er gekommen wär.

Man konnte hier nichts Beſſers thun, als der gegebenen Weiſung folgen. Selim ritt traurig zurück, er wollte ſeine Nachforſchungen, da er jetzt würklich irre gemacht war, in einer andern Gegend fortſetzen, aber er war ſo in Gedanken, daß er unvermerkt den nehmlichen Pfad wählte, den er ſchon bereiſt hatte, und wo keine neuen Entdeckungen mehr für ihn zu machen waren.

Eine Viertelſtunde vor Wien begegnete ihm Fraunauer mit ſeinen Geſellen, der zu Hüeßlis Gelag ritt, und der ihm in Vorüberreiten zurief: Warum er ſich noch in dieſer Gegend finden laſſe? und ob er glücklich oder unglücklich in ſeinen Nachforſchungen geweſen ſey?

Selim erwachte wie aus einem tiefen Traume, er geſellte ſich zu Fraumauern, und erzählte ihm alles, von dem Wehrgehäng bis zu der aufgezogenen Brücke.

Ritter, ſagte der redliche Mann, der Selim keinen andern Titel zu geben wußte, nach einiger Bedenkweile. Ich weis aus dem Ende Eurer Farth nichts zu machen, und wollte Euch rathen, da ſo der Tag ſich neiget, für heute das Nachforſchen aufzugeben, und mir zu dem Gaſtgebote zu folgen, wohin ich geladen bin. Iſt Euer Bruder auf der benachbarten Schlöſſer eins geführt worden, ſo kann Euch Hüeßli der Schweizer hierüber die beſte Auskunſt, auch wohl Rath und That zu Wiedererlangung des Verlornen geben. Er iſt in dieſem Bezirk in groſſem Anſehn und weitläuftigen Verbindungen. Der Ritter — hätte ſchier geſagt, der Ritter und Räuber dieſer Feldmark, verſammeln ſich täglich viel an ſeinem Tiſch, und ob er gleich nicht alles billigt, was in dieſen ſchweren Zeiten von ihnen verübt wird, auch nicht alles hindern kann, ſo vermag er doch immer gnug, und wir wollen ſehen, was er in Eurer Sache thun wird. Man denkt mich heute in einen Bund zu ziehen, den ich wohl nimmermehr eingehen werde, aber ſo lang man meinen Entſchluß noch nicht weis, ſo wird man mich ſchonen ſo viel man vermag, und deſſen, was ich oder meine Begleiter fordern können, ſo leicht nichts abſchlagen.

Selim ſchwieg, denn er hoffte wenig von Fraunauers Verheiſſungen, aber als ſie jetzt Schloß Kalsberg vor ſich liegen ſahen, und einer von den Geſellen ausrief: Hier iſt das Ende unſrer Reiſe! hier iſt Hüeßli des Schweizers Sitz, da fuhr es Selim wie ein Blitzſtrahl durch die Seele. — War dies nicht eben die Burg, wo er ſeinen Geraubten vermuthen mußte? und die ſollte er in ſolcher Begleitung unter ſolchen Hoffnungen, heute noch betreten? O wunderbares Geſchick! war dieſes nicht Unterpfand von völliger Gelingung einer ſchweren Sache, ſo hatte nie das Glück ſeinen Lieblingen vordeutende Winke von nahen Gunſtbezeugungen gegeben.

Fraunauer, dem Selim mit geflügelten Worten alles entdeckte, hieß ihn ſchweigen, und das was er ihm offenbart hatte, ſelbſt vor ſeinen Gefärthen verbergen. Alles, ſetzte er hinzu, alles hängt hier von der Ueberraſchung ab. Iſt Kampobachio hier, ſo wird er, da er unter ſeines Wirths Gäſten keinen Feind vermuthen kann, ſich nicht vor uns verſtecken, und denn mag er uns nicht entgehen. Ihr aber werdet, wenn ihr ihn und den Entführten ſehet, ſo daß ihr Eurer Sache gewiß ſeyd, und keine Gefahr obwaltet, unnöthigen Lärm zu machen, ſchon wiſſen was Euch zu thun iſt, ſo daß ihr Euer Recht behauptet. Meines Beytritts, und Hüeßlis günſtiger Entſcheidung ſeyd ihr gewiß.

Die Brücke ward niedergelaſſen; man zog hinüber. Die Schildwacht, welche Selim unter dem Haufen der einreitenden Gäſte ſahe, rief: Dies ſey eben der kühne Anſchreyer, der vor wenig Stunden von hier gebührlich zurück gewieſen worden wär; aber niemand hörte oder beantwortete dieſes.

Hüeßli kam ſeinen Gäſten am innern Burgthor entgegen, und begrüßte alle nach althelvetiſcher Art mit treuherzigem Handdruck. Ihr müßt mir alle willkommen ſeyn, rief er, auch ihr, die ich nicht kenne, denn ihr ſeyd Fraunauers Leute, der, wie ich hoffe, noch heute einer der Unſern werden ſoll.

Die untere Halle war der Gaſtſaal; es fehlte hier nicht an altväteriſcher ſolider Pracht. Der Gäſte war ein ganzes Heer, noch mehr der aufwartenden Diener, aber Selims Auge haftete an nichts, das bey kühlern Muth ſeine Aufmerkſamkeit hätte erregen können, ſondern ſeine Blicke irrten unaufhaltſam nach Gegenſtänden umher, die er nicht fand, auch nicht finden konnte, denn Kampobachios Perſon, den das Ungefähr zu ſeinem Beyſitzer machte, war ihm unbekannt, und Kolonna war nicht gegenwärtig; Fraunauer aber, der ſchon in wenigen Hin- und Herreden der Entdeckungen viel gemacht hatte, ſaß zu weit abwärts von Selim, um ihm über irgend etwas Auskunft zu geben.

Es war gegen die Mitte der Mahlzeit, daß der Wirth ſeine Stimme erhob, und Selims Nachbar zu des türkiſchen Prinzen höchſtem Erſtaunen mit dem Namen Kampobachio anredete. Herr Graf, ſagte er, indem er auf Fraunauern zeigte, hier iſt einer, der Euch heute einen Ritterdienſt erzeigt hat, indem er den Eurigen durch Bürgſchaft aus der Stadt half, nun hat er eine kleine Gegenbitte an Euch, die ihr ihm hoffentlich abſchlagen werdet: Es giebt hier die Rede von Eurem jungen ritterlichen Diener. Fraunauer behauptet, ſeine Schönheit ſey unvergleichlich; dies findet einigen Widerſpruch, man wünſcht den Jüngling zu ſehen, und ihr werdet gebeten, durch Erfüllung dieſes Wunſches, einer Wette den Ausſchlag zu geben.

Kampobachio erröthete. Selim war vor ihm noch mehr erröthet, und ein Gefühl überwältigte ihn, das die nöthige Faſſung faſt ganz vernichtete.

Auf Hüeßlis wiederholte Anfrage erwiederte der Graf endlich mit ſichtlicher Verlegenheit; des unnützen Knaben Widerſpenſtigkeit müſſe nicht durch einen ſolchen Auftritt, als man hier vorbereitete, vermehrt werden. Neue Lobſprüche, neue Ausſtellung einer Schönheit, die bey ſeines gleichen nicht eins geachtet werden ſollte, würde ihn noch übermüthiger machen, und kurz, er bitte um Entſchuldigung, da ja überdem bekannt ſey, daß der Jüngling ſich unpäßlich befinde, und unter die pflegenden Hände von Hüeßlis Hausfrau habe gegeben werden müſſen.

Hüeßli war der Mann, welcher Herr in ſeinem Hauſe zu ſeyn pflegte; die Anfrage an Kampobachio war nur Wohlſtands halber geſchehen, und ehe er noch ſeine lange Rede geendigt hatte, ging ſchon die Thür ihm und Selim gegenüber auf, und Frau Margery trat mit dem Geforderten herein. — — — —

Wie ein elektriſcher Schlag würkte Kolonnas Erſcheinung auf Selim, er hatte ihn zu ſehen erwartet, und doch fühlte er ſich ſo überraſcht, als der Jüngling es war, der, als er ihn erblickte, ſeinen Namen ausrief, und ſich kaum an dem Arm ſeiner Begleiterin aufrecht erhielt.

Herr Graf! ſchrie Selim, indem er aufſprang und die Hand an den Degen legte, wer iſt der junge Menſch, den ihr uns hier vorſtellt? — Und wer iſt der, der mich fragt? erwiederte Kampobachio mit gleicher Geberde. Es iſt der Bruder des Geraubten! — O, mein Bruder, o Kalepin! komm in die Arme deines Retters! du biſt mein! Hier ſoll dich mir niemand entreiſſen!

Selim hatte das Schwerd fahren laſſen, um ſeine Arme nach Kolonna auszubreiten, der ſich ihm ſchüchtern näherte, und ſeine Umhalſung mit ziemlicher Blödigkeit annahm.

Die Scene der Liebe, die Frau Margery und einigen andern die Thränen in die Augen trieb, ward von dem raſenden Kampobachio mit Ungeſtüm unterbrochen. Es kam zum heftigen Wortwechſel; die Degen wurden blos, und die ganze Tiſchgeſellſchaft ſammelte ſich um die Streitenden.

Friede! Friede! rief Hüeßli, dieſe Sache ſoll hoffentlich ohne Blut abgethan werden. Jede der Partheyen trage ihre Rechte auf den jungen Edelknaben gebührlich vor, und wir wollen entſcheiden.

An gebührlichen Vortrag war bey ſo ein paar erhitzten Köpfen, wie dieſe Gegner, wohl nicht zu denken. Fraunauer nahm am Ende das Wort, indem er von der Sache erzählte, was ihm bewußt war; weil aber Kampobachio der Ausflüchte und geſchraubten Worte gar viel hatte, die ſelbſt Kolonna nicht ganz entkräften konnte, ſo thaten die Richter am Ende den Ausſpruch, hier könne nichts entſcheiden, als der Eyd oder das Schwerd.

Der Eyd? fragte der ſchleichende Graf, indem er ſich zu Selim wandte. Könnt ihr es würklich beſchwören, Ritter, es beſchwören bey der Wahrheit, durch die uns Gott richten wird, daß dieſer Jüngling Euer Bruder iſt?

Ich kann es, ſchrie Selim, und erhob die Finger zum Schwur.

Schwöre nicht, mein Geliebter, fiel Kolonna ein, überlaß lieber die Sache dem Schwerde! Es iſt dir rühmlicher, mich mit der Fauſt als mit Worten zu erkämpfen!

Nie hatte wohl Selim ein Wort aus dem Munde des Jünglings mit mehr Entzücken vernommen, als dieſes! Es war ihm Unterpfand, daß auch Heldentrieb und hoher Muth in dieſem Buſen ſchlug, woran er ſo oft gezweifelt hatte; er warf dem jungen Menſchen einen Blick zu, welcher von ſeinem ganzen Beyfall zeugte, und fragte überlaut, ob es des Wirths und aller Anweſenden Wille ſey, daß hier das Schwerd entſcheiden ſolle? Ihm antwortete ein betäubendes Ja, und er ergriff die Thür, die Halle zu verlaſſen, deren friedliche Rechte nicht gebrochen werden durften, und auf den Schloßhof ſich mit gewafneter Hand zu ſtellen, wohin, wie er dem Grafen zurief, dieſer ihm folgen möge.

Kampobachio folgte mit zögernden Schritten, es war jeder ſeiner Bewegungen anzuſehen, daß er mehr für den Eyd als das Schwerd geweſen ſeyn würde.

Selim war ein Ritter, Kampobachio ein Hofmann, dieſer ein weichlicher Umbrier, jener ein Sohn Amurats, und des furchtbaren Mahomeds Bruder; brauchen wir wohl mehr zu ſagen, um es dem Leſer einleuchtend zu machen, wer hier Sieger war? Selim gab zweymahl hohnlächelnd ſeinem Feinde den Degen wieder, den er ihm aus der Hand geſchleudert hatte. Der ſchäumende Graf nannte dieſes unnütze Fechterkünſte, und ſtrengte im dritten Gange ſeine

Kräfte würklich in dem Grade an, daß er dem Prinzen ein furchtbarer Gegner ward. Verzweiflung und aufgeregte Ehrſucht haben auch bey dem Schwächſten dieſe Würkung, und dieſes ſind Augenblicke, wo ſelbſt Helden vor ihnen zittern müſſen.

Selim ſiegte hier durch kalte Gelaſſenheit. Er hütete ſich den Feind, den er verachtete, zu verwunden, aber von einem betäubenden Schlage über das Helmgeſicht gefällt, lag er am Ende zu ſeinen Füßen; das Schwerd ſtand an ſeiner Gurgel, und erpreßte von ihm alle Geſtändniſſe und Angelöbniſſe, welche Ritterſitte und die Beſchaffenheit des Falls nöthig machte.

Ihr ſeyd Zeugen! ſchrie der Sieger, indem er ſich zu der verſammelten Menge wandte, daß ich dieſem Ritter, deſſen Ehre übrigens von mir ungeſchmählert bleiben mag, obgeſiegt, und mir die Freyheit meines Bruders erkauft habe, und von Euch erwarte ich den Ausſpruch, ob noch etwas übrig iſt, das man zu Beſtättigung meiner Rechte hierin von mir fordern könne.

Nichts! Nichts! ſchrien alle, und Selim ließ ſeinen erlegten Feind los, der ſich ohne Begrüſſung des Wirths und der Gäſte, oder irgend eine andere in ſolchen Fällen übliche Ceremonie auf ſein Roß ſchwang und das Schloß verließ, wobey ihm ſein einiger mitgebrachter Diener begleitete.

Man war in die Halle zurückgegangen. Die Ritter und Herrn ſaßen wieder zu Tiſch, und Kolonna an Selims Seite. Selim erzählte von ſeiner und ſeines Bruders Geſchichten ſo viel als er konnte, ohne ſeine Herkunft kund zu machen, und erregte durch die lebendige Darſtellung der mancherley Schickſale, die ihn von Kindheit auf von Kalepin getrennt, und mit ihm wieder zuſammengebracht hatten, die regſte Theilnahme. Kolonna ſprach wenig, und erzeigte ſich überall äuſſerſt blöde. Hüeßli der Schweizer fragte, wie alt der Knabe ſey, und Selim machte ihn um der Beſchämung auszuweichen, um drey bis vier Jahr jünger als es würklich war.

In der That, Bruder, ſagte er zu ihm, als man gegen Mitternacht auseinander gegangen war, und er ſich mit dem theuern Geretteten auf ſeinem Zimmer allein ſah, in der That, ich habe mich heute deiner ſo ſehr geſchämt als gefreut?

Geſchämt? fragte Kolonna, dem die Thränen in die Augen traten.

Zürne nicht, ich muß das Wort wiederholen, das dir ſo nahe geht; ja, Kalepin, geſchämt! Welch ein Betragen für einen funfzehnjährigen Jüngling! Nichts als blöde Zaghaftigkeit! nirgend ein raſcher Entſchluß! immer die Thränen im Auge! Bruder, Bruder! dies muß anders werden, wenn wir Freunde bleiben ſollen!

Und ich werde alſo, wie ich hier bin, ganz von Selim verworfen?

Ganz! Ich muß mein Herz betäuben, ſo ſehr es für dich ſpricht! Ich muß ſtreng gegen den ſeyn, den ich gern ſchonen wollte! Ich muß dir ſagen, daß ſich dein ganzes All ändern muß, wenn du und ich in einer Welt fortkommen ſollen, wo Perſonen, wie wir beyde, ſehr rauhe Wege zu betreten haben.

Gut, Selim! mein ganzes All ſoll umgeſchmolzen werden! Morgen ſollſt du mich völlig geändert finden!

Immer ſchlimmer! Ich wollte lieber, mein Kind, du hätteſt Muth, dich gegen meine Vorwürfe zu vertheidigen, als dieſe weiche weibiſche Nachgiebigkeit. Morgen völlige Aenderung? Welch ein Verſprechen!

Grauſamer, wie gehſt du mit mir um! Sage, was du endlich verlangſt?

Kalepin, du biſt ungerecht, dieſe Miene voll Unmuth, dieſes Auge voll Thränen, macht mir Vorwürfe, die ich nicht verdiene. Wahrhaftig, ich liebe dich, liebe dich mehr als ich ſollte, aber deine Fehler darf ich dir nicht verſchweigen! Bedenke, daß ich mehr die Rolle deines Vaters, als deines Bruders zu ſpielen habe! Bedenke, was ich bey unſerer erſten Zuſammenkunſt auf dem Berge Athos verſprach, dir in der Folgezeit zu werden! Sollte Raja dir dieſe Dinge verſchwiegen haben!

O glückliche, glückliche Zeiten! ſchrie der junge Menſch mit ſtrömenden Augen. Raja ſollte mir etwas von den damahligen Vorgängen verſchwiegen haben? — Nein, o nein! mit den Hoffnungen, die damahls in dem Buſen unſerer Mutter aufkeimten, hat ſie mich aufgenährt, ſie lehrte mich Selim früher kennen als mich ſelbſt, aber, ach einen ganz andern Selim als ich ihn jetzt finde! Grauſamer! wüßteſt du, wie du mein Herz durchbohrſt! du wirſt mir nie das werden, was du damahls verſprachſt!

Es iſt eins der peinlichſten Gefühle für den vernünftigen Mann, ſtatt ruhigen Gehörs ernſter Vorſtellungen, Vorwürfe und Thränen zu finden; Auftritte wie dieſe haben ſchon manches Eheglück geſtört, zwiſchen Bruder und Bruder ſind ſie etwas ſeltner, und darum deſto empörender!. Selim ſtampfte voll Unmuth auf den Boden, und wandte ſein Geſicht von Kolonna, der in ſeinen Thränen ſo unausſprechlich ſchön war, daß ſich jedes Herz für ihn erweichen mußte. Selim wollte ſich einmal in Anſehen bey dem jungen Menſchen ſetzen, er meynte, er dürfe ihm ſeine Bewegung nicht merken laſſen, wenn er noch irgend etwas aus ihm bilden wollte, auch hatte er nicht unrecht, dieſes ſchwachen zärtlichen Jünglings ganzes All taugte nicht für die dornenvollen Pfade, die Amurats unglücklicher Sohn vor ſich ſah, und auf denen er ihn zum Begleiter haben ſollte.

Wird Selim mir endlich ſagen? fragte Kolonna nach einer langen Pauſe mit ſchmeichelhaftem Ton, wird er mir ſagen, was für Fehler ihn dergeſtalt wider mich aufbrachten?

Selim zog ihn zu ſich, und ſchloß ihn in ſeine Arme. O du, rief er, den ich ſo unausſprechlich liebe, wie ſoll ich dir erklären, was für dich in meinem Herzen vorgeht!

Ja, ich zürne mit dir, ja du mißfällſt mir, und doch dieſes heiſſe innige Mitleid, dieſe mehr als Bruderliebe! — Komm! ich vergebe dir! deine Erziehung unter Weibern! Dein Leben als Edelknabe! Es kann, es kann ja nicht anders ſeyn! — Es wird ſich ſchon geben, nur nicht auf einmahl! Rede mir ja nicht wieder von Aenderung in einem Tage, dies iſt Unmöglichkeit, und ſo etwas zu verſprechen, befleckt den Charakter auch noch mit Falſchheit, den ich nur der Schwäche ſchuldig hielt! Schwäche iſt alles was ich um und an dir ſehe! O wie viel Proben davon in einem Tage. Wie unverſichtig, ſich einem Kampobachio blindlings in die Arme zu werfen, und ihm ſo zahm, ſo ohne Gegenwehr zu folgen! — Aber man ließ freylich den Degen unterweges zurück, den man nicht zu brauchen wußte!

Selim, dankſt du dieſem Merkzeichen nicht die Wiederfindung deines Bruders?

Alles gut! Aber ein Jüngling muß ſich früher von ſeinem Leben, als von dem Schwerde trennen. — Denn deine Aufführung hier im Schloſſe! Ich dachte in die Erde zu ſinken, als ich vernahm, man habe dich unter die Pflege der Weiber gegeben, und als ich dich wie ein unmündiges Kind, an dem Arm deiner Begleiterin hereintreten ſah — — — —

Ich Unglücklicher! wie betrog mich der Schein! ich glaubte in dieſen Augenblicken nur Freude in deinen Augen zu leſen!

Wußte ichs? weis ichs jetzt noch ganz was ich für dich fühlte? Dein heldenmüthiger Rath, lieber zu kämpfen als zu ſchwören, ſöhnte mich wieder ein wenig mit dir aus. Glaube mir, Kalepin, es ſchlummert noch ein Funke von Muth in dieſem verwahrloßten Herzen, wolle nur, und es wird dir möglich ſeyn, dich als Amurats Sohn zu betragen.

Alſo ausgeſöhnt biſt du doch?

Ich war es, aber dein Zittern bey dem Kampfe, dein blödes Betragen über der Tafel, verderbte alles von neuem! Immer die Röthe auf den Wangen, die Thränen im Auge! keine herzhafte der Wahrheit treue Beantwortung deſſen, was man dich zu Ergänzung meiner Geſchichte fragte! Gegen mich ſelten einmahl der Name Bruder, und die Erwiederung meiner Herzlichkeit immer ſo kalt, daß es kein Wunder war, wenn einige der Gäſte flüſterten, es müſſe hier irgend etwas nicht richtig ſeyn, es ſey gut, daß der Kampf entſchieden habe, der Eyd hätte hier wohl ſchwerlich entſcheiden dürfen, und im Grunde habe ich wohl ſo wenig Recht auf deine Perſon als Kampobachio, wer wiſſe, ob du nicht ein Weib, ob du nicht meine Geliebte ſeyſt.

Selim, du erſchreckſt mich!

Das iſt mir lieb, wende dieſes Schrekken zu Vergütung des Vergangenen an! Morgen ein männlichers edlers Betragen! Morgen die offenherzige Erzählung deiner Geſchichte, ſo weit ſie mir ſelbſt noch unbekannt iſt in voller Verſammlung!

Selim! dies iſt unmöglich! Ehe tödte mich, als daß du mich hiezu nöthigeſt!

Kalepin!

Ich ſollte meynen, der, welcher mir es zur Sünde machte, daß ich dem redlichen Arimith mein Herz aufſchloß, würde vernünftigere Forderungen haben!

Du haſt recht! Verzeihe! Laß mich dich erſt ganz kennen, ehe du andere mit deiner Geſchichte bekannt machſt, die freylich wohl ſonderbar ſeyn mag. Die Verflechtung Kampobachios mit derſelben, dein Mißtrauen gegen den kayſerlichen Hof, dein Haß gegen den burgundiſchen; lauter Räthſel! Komm, Kalepin, erzähle! keine bequemere Zeit als dieſe Stunde der Nacht, können wir zu dieſem Geſchäft finden.

Ich erzählen? Selim, ich bitte dich! — In dieſem Zuſtande? Mein Herz, das von deiner Strenge noch bebt! Dieſe vom Schluchzen gehemmte Stimme! — Habe ich nicht auch Forderungen an dich? — Ach ſeit wir auf dem marmoriſchen Meer von einander getrennt wurden, ſeit ich meinen Freund verlor, ohne zu wiſſen, daß ich ihn je wieder finden würde, iſt viel Zeit vergangen! Faſt ſo viel Jahre als ich alt bin, Arimith hat mir nur wenig geſagt! Du haſt mir viel zu berichten.

Selim ſah, daß er doch in irgend einer Kleinigkeit nachgeben müßte, und fing eine Erzählung an, die die ganze Nacht hindurch dauerte, und wovon dem Leſer alles bekannt iſt, bis auf die allerletzte Epoche, die, ſo viel uns wiſſend iſt, noch in einiger Dunkelheit liegt.

Der Erzähler hatte ſeinen jungen Freund vom Berge Athos auf Lemnos, von da zu den Korvinen, von dieſen an den ungariſchen und böhmiſchen Hof geführt; Trauerthränen und ſanftere Theilnahme, hatten den Gang ſeiner Geſchichte begleitet. Kolonna war bey der Schilderung des jungen Ladislaus Korvinus in lauten Beyfall, und bey Mathias Wankelmuth in lauten Unwillen ausgebrochen. Zu dem Lobe der ſchönen Marie Podiebrad hatte er geſchwiegen. Und jetzt lief der Faden der Erzählung da aus, wo auch wir ihn anknüpfen müſſen.

Der König von Böhmen hatte beſchloſſen, dem bedrängten Kayſer Hülfe zu ſchicken, Viktorin wurde von Anführung des Hülfsheers durch Krankheit zurückgehalten, man übertrug dieſelbe dem türkiſchen Prinzen, aber unterweges lauerten Fallſtricke auf ihn. Rembrecht hatte ſie gelegt, ſie ſollten Selim den Kundſchaftern ſeines Bruders, Sultan Mahomeds, in die Hände liefern. Die Abſichten der Bosheit ſchlugen fehl, aber eine verlorne Schlacht, und gänzlicher Verluſt der böhmiſchen Freundſchaft, waren die Folgen für Selim; ſo viel iſt uns von dieſen Dingen bekannt, das **Wie** und **Wodurch** erfahren wir im nächſten Abſchnitt.

Wir ſetzten, ſo fuhr der Erzähler fort, dem groſſen Endzweck unſerer Reiſe, der Befreyung eines guten Fürſten, aus den Händen rebelliſcher Unterthanen mit vereintem

Eifer nach. Der gemeine Mann, und die Befehlshaber hatten hier keinen Vorzug vor dem andern; aller Herzen ſchienen zu brennen, bald der Gefahr zu ſteuern, welche uns das Gerücht mit jeder Meile, die wir zurücklegten, dringender machte.

Wir waren den Gegenden vor Wien nahe; kein Zweifel, hätten wir ſie in dem Hochgefühl, in welchem wir uns damahls befanden, erreicht, Friedrichs Befreyung wär auf einmahl geſchehen. Ach es klingt zu ſtolz zu ſagen, wär dieſen muthigen entſchloſſenen Leuten nicht ihr Anführer entriſſen worden, ſie hätten auf jedem Falle geſiegt, und doch überzeugt mich mein Herz und die Kenntniß der Plane, die ich gemacht hatte, ich behaupte hier nichts als die Wahrheit. Der erſten kühnen Anlage, und ihrer ſchnellen Ausführung folgt der Sieg; man verrücke hier eine Kleinigkeit, und alles iſt verloren, oder es geht wenigſtens den langſamen ſchleichenden Gang, den der unglückliche Kayſer in der Folge an der böhmiſchen Hülfe leider bemerkt hat.

Als wir die Höhe von * * * erreichten, erblickten wir — es war Nacht — ein groſſes Feuerzeichen, vermuthlich der Widerſchein von der Glut, die, wie ich nachmahls ſpät genug erfuhr, nichts als das Proviant-haus der Burg verzehrte. Mir brachten meine ausgeſchickten Boten die Nachricht zurück, die kayſerliche Burg ſtehe in vollen Flammen, die treuloſen Wiener ſpielen Meiſter; der Kayſer und die Seinen, ſeyen mit Mühe den Flammen, und der Wuth der Aufrührer entkommen, Herzog Albrecht, — von deſſen heimlicher Ankunft in dieſen Gegenden ich ſelbſt ſichere Nachricht hätte, — ſey hinter den hohen Flüchtigen her, und alles komme jetzt darauf an, nur ſie zu retten. — Ich wußte den Willen des Königs von Böhmen; zur Rettung der kayſerlichen Perſonen, hatte ich mit Zurückſetzung jedes andern Vortheils die gemeſſenſten Befehle; es ſchien das Augenmerk jedes gekrönten Hauptes ſeyn zu müſſen, ſich der erlauchten Unglücklichen anzunehmen, und die freche Hand des Pöbels von ihrer Beſchimpfung, oder mörderiſchen Anfällen auf das geweihte Haupt eines guten Fürſten, zurückzuhalten.

Rembrecht, jener gleiſſende Heuchler, in welchen ich damals noch zu viel Zutrauen ſetzte, da ich ihn in der That allezeit als den Freund des Kayſers gefunden hatte, ward von einem Trupp meiner ausgeſchickten Leute eingebracht, er gab vor, unter den Flüchtigen geweſen, der Gefahr mit genauer Noth entkommen zu ſeyn, und die beſte Nachricht zu wiſſen, wohin man die hohen Flüchtigen geſchleppt habe. Wie? ſchrie ich, der Kayſer bereits in Feindesgewalt? — Ja, war die Antwort, in Herzog Albrechts, ich war ſo glücklich, mich unvermerkt im Walde verlieren zu können, durch welchen der Zug ging. Kolonna, mein Begleiter, ſtürzte unterwegs, ich hatte nicht Muſe ihm beyzuſtehn, aber ich habe es gewagt, einige von Euren Leuten, die auf mich ſtieſſen und mich für einen Spion nahmen, zu ſeiner Rettung aufzumahnen.

O, Kolonna! das ſchreckliche Gefühl jener Augenblicke! Den Kayſer, deſſen Rettung mir auf die Seele gebunden war, in dringender Gefahr zu wiſſen, auf der andern Seite durch heiſſe Bruderliebe zu dir hingeriſſen zu werden! Kein Wunder, wenn mich hier Ueberlegung und Standhaftigkeit verlaſſen hätte, doch verließ ſie mich nicht.

Ich hielt engen Rath mit den Oberſten des Heers, die ich, wie die Folge zeigen wird, mit meinen Feinden einverſtanden glauben muß. Mir, einem Fremden, neidete man ſchon lange das Glück in des Königs Gunſt oben an zu ſtehen, und von dem Prinzen brüderlich geliebt zu werden. Die Ehre, bey dieſer Expedition ſein Stellvertreter zu ſeyn, ward mir misgönnt, und man ſuchte mir ſie um jeden Preis aus den Händen zu reiſſen.

Die Maasregeln, welche bey der Rathsverſammlung beliebt wurden, waren nicht ganz nach meinem Sinn, aber ich konnte hier unumſchränkt gebieten, die Mehrheit der Stimmen war es, was mich leiten mußte. Mein Entſchluß war, ſo gleich mit dem ganzen Heer nach der Gegend aufzubrechen, wo der Beſchreibung nach, Herzog Albrecht ſeine hohen Gefangenen über die Donau ſetzen laſſen mußte, es war die alte zerſtörte Stadt *) Carnutum, deren Trümmern dir wenigſtens dem Namen nach bekannt ſeyn müſſen.

Unſere geſammte Macht mußte dort zu Erreichung jedes Endzwecks bequem poſtirt ſeyn, ſelbſt auf den Fall, der ſich bey ſolchem Anſchein kaum möglich denken ließ, daß das ganze Gerücht falſch, und der beſtimmte Platz die Waffen zu üben, die Mauern von Wien ſeyn und bleiben ſollten.

---

*) Haymburg ſoll auf dieſe Stelle gebaut worden ſeyn, und, wie einige wollen, damahls ſchon geſtanden haben.

Man widerſprach mir mit Ungeſtüm, es drohte allgemeiner Aufruhr, wenn ich mich dem gefaßten Entſchluß widerſetzte, welcher dahin ging, die wahre Lage der Sache dem Heer zu verſchweigen, mich mit wenigen der hohen Offiziers, und nur nothdürftiger Begleitung nach den Ruinen zu ziehen, und dort die Rettung des Kayſers, der gleichfalls um beſſerer Verborgenheit willen nur von wenigen begleitet würde, ohne Geräuſch zu bewürken. Wir wollen, ſchrien meine Hauptleute, die Ehre dieſer That nicht mit den Gemeinen theilen; wer ſich von uns trennen will, der trenne ſich, ein Verzagter iſts, der zu Erreichung irgend eines Endzwecks mehr Aufwand von Kräften macht, als von nöthen iſt.

In dieſer kühnen Widerſetzlichkeit ſahe ich bey meinen ſonſt immer folgſamen Leuten die erſte Spur meiner geſunkenen Macht und eines nahen Unglücks; ich beachtete ſie nicht vor andern wichtigern Erwegungen, und zog an der Spitze eines ſehr kleinen Gefolgs den Weg zu meinem Fall. Wahrſcheinlich war derſelbe ſchon lang und künſtlich vorbereitet.

Ich empfand nach dem Genuß einiger eingemachten Früchte, dergleichen immer bey

Mittags auf meine Tafel kamen, einen brennenden Durſt, die eilige Reiſe vermehrte ihn. Der Froſt hatte alle Quellen verſiegelt, mein Adjutant, meines Erachtens ein Mann von geprüfter Treue, zog eine kleine Flaſche mit Wein hervor und labte mich, ich leerte ſie faſt ganz, und nach dieſem Trunk iſt es, daß ich mich nichts weiter zu beſinnen weiß, er war vermuthlich der letzte Zug eines Spiels, das darauf angelegt war, mich um Ehre, Glück, Freyheit, vielleicht auch ums Leben zu bringen.

Ich erwachte wie aus tiefem Traum, ein gewaltiges Schrecken, deſſen Grund ich noch jetzt nicht errathe, wars, das mich erweckte. Ich ſchlug die Augen auf, ich ſah um mich, ich war allein, allein in einem düſtern Gewölbe. Die letzten Ideen, die durch meine zufällige Bewußtloſigkeit abgeſchnitten worden waren, kehrten zurück. Du, mein Bruder, des Kayſers Gefahr, die nöthige Eil zu ſeiner Rettung, und meine Unthätigkeit; ſeltſam und ſchrecklich gepaarte Vorſtellungen! Ich fuhr voll Entſetzen auf; Ketten raſſelten an meinen Händen, ich ſchrie, das Echo antwortete mir. Ich glaubte zu träumen, ein unglaublich ſchmerzhaftes Gefühl in meinem

Innern, vielleicht die Folge meines letzten Trunks überzeugte mich, daß ich wachte. Dieſer Trunk war das erſte, was ich mir aus den letzt vergangenen Dingen lebhaft ins Gedächtniß rief, an ihn kettete ſich die ganze Reihe der vorhergehenden Ereigniſſe. Ich hatte Muſe nachzudenken. Ich ſahe jetzt heller als im Augenblicke, da alle dieſe Dinge auf mich einſtürmten. Ich glaubte verdächtige Umſtände zu entdecken, die mir vorher entgangen waren. Ich formte Muthmaſſungen, und baute ein Ganzes daraus, das wohl ſo ziemlich mit der Wahrheit übereinſtimmen mochte. Daß ich verrathen war, ſah ich deutlich, ob die ganze Geſchichte falſch ſey, durch die man mich in den Fallſtrick lockte, wußte ich nicht, eben ſo unbekannt war mir, was man eigentlich mit mir vorhatte, und wie ſich mein Schickſal enden ſollte.

Unſere Bekanntſchaft iſt kurz, mein Bruder, du kennſt die unglückliche Heftigkeit deines Selim im erſten Augenblick der Leidenſchaft noch nicht, ſonſt würdeſt du dir einen Begriff von meinem Zuſtande machen können. Eine Hülle über dieſe ſchrecklichen Minuten! Dank dem Schickſal für meine gefeſſelten Hände. Die raſendſten Verſuche hätten bey voller Freyheit mein Leben in Gefahr geſtürzt, und du, Geliebter, hätteſt deinen Helfer verloren ehe du ihn noch kannteſt.

Mehrere Stunden brachten den Sturm in meiner Seele endlich zum Schweigen, ich war ſtill und duldete, weil ich ſtill ſeyn und dulden mußte. Ein aus der Höhe herabfallender Lichtſtrahl ſagte mir, daß es über mir Tag ward, und daß ich mich in einem unterirdiſchen Gewölbe befand; es war reinlich um mich, ſo weit meine Augen reichten. Die zunehmende Dämmerung ließ mich ſogar einen Grad von antiker Pracht bemerken. Die glatt polirten Wände ſchienen weißer Marmor zu ſeyn, die Bank, auf welcher ich ſaß, war von dem nehmlichen Stein, in der Fern erhub ſich eine Bildſäule, die mich erſten Blicks täuſchte, und mir die Geſtalt eines aus der Dunkelheit hervorgehenden Menſchen zu ſeyn dünkte.

Hier neuer Stoff zum Nachdenken, doch half mir das, was ich von dieſen Gegenden wußte, bald auf die Spur. Unter den Ruinen von Karnutum, dies hatte ich am böhmiſchen Hofe oft gehört, ſollen noch viel Denkmahle alter römiſcher Gröſſe zu finden ſeyn, ein unterirrdiſcher Tempel der guten Göttin, weitläuftige Bäder, gewölbte Gänge, die bis an das Ufer der Donau führten. Hatte man mich würklich an den Ort gebracht, den man mir geſtern unter andern Umſtänden, als das Ziel unſerer Reiſe nannte, ſo war ich hier nicht ganz unbekannt, aber eben dieſe Bekanntſchaft machte es mir noch gewiſſer, daß ich hier für jedes Menſchen Auge verloren ſey, und daß, meine Feinde mochten ſeyn welche ſie wollten, mein Tod und meine Befreyung blos von ihrer Willkühr abhing.

Die Herzoge von Oeſterreich waren ſchon vor langen Jahren entſchloſſen geweſen, auf die Trümmern der alten Römerſtadt eine neue zu bauen. Man vermuthete, vielleicht nicht ohne Grund, Schätze unter den Ruinen; ſie den erhabenen Eigenern zu ſichern, hatte man das Ganze, wo es nicht durch Schutt und Steine ohnedem unzugänglich gemacht war, mit einer Mauer umzogen, die einen einigen immer wohlbewachten Zugang hatte.

Weſſen Gefangener war ich alſo? Herzog Albrechts? des Kayſers, dem ich zu Hülfe gezogen war? oder vielmehr irgend eines unbekannten Feindes, der auf die Rechnung der Fürſten, welche hier zu gebieten hatten, handelte.

Der Augenblick erſchien, da ich hierin heller ſehen ſollte. Ein Geräuſch über mir, und das Getön von Fußtritten auf einer ſteinernen Stiege, ſagte mir, daß man komme mich zu beſuchen. Ich war jetzt ruhig gnug, um mich ſchlafend zu ſtellen; ich hielt dieſes für das beſte Mittel irgend etwas zu erlauſchen, und es ſchlug nicht fehl.

Mein Arm lag über den Augen, ich ſah unter demſelben hervor zwey Menſchen ſich nähern, welche, als ſie bemerkten, daß es hier hell genug war, um zur Noth zu ſehen, die mitgebrachte Leuchte austhaten.

Sie näherten ſich leiſe. Der eine ſetzte Speiſe und Trank an meine Seite, der andere beugte ſich über mich, und ſagte denn halblaut einige Worte zu ſeinem Gefährthen, die mir wie die lang nicht gehörte rhaſciſche Sprache tönten.

Dieſes ſpannte meine Aufmerkſamkeit noch höher, und da mein Schlummer ſie kühn machte, ſo hörte ich ganz deutlich was ſie ſagten.

Nun, Dank ſey es dem Böſewicht Rembrecht, fing der eine an, den köſtlichen Raub auf den wir nicht rechnen durften, haben wir in Händen! Einen entlaufenen Diener zu fahen ſandte uns der Fürſt, und Sultan Mahomeds Bruder liefern wir ihm!

Unſer Lohn wird nicht klein ſeyn! Faſt dauert mich es, daß du Rembrechten, der uns dazu verhalf, einen Böswicht ſchiltſt!

Schön iſt die That, einen Freund zu verrathen, doch immer nicht! Selim geht mich nichts an, und doch jammert mich ſeiner. Siehe, wie ſchön, wie ruhig er ſchlummert, mitten in den Feſſeln.

Aber der Lohn!

Beſorge nichts, dieſer Lohn dämpft jedes Mitleid. Erleichtern wollen wir ihm ſeine Bande ſo viel wir können, auch tröſten wollte ich ihn, wenn er wachte. Er darf nichs wiſſen, wohin der Fürſt ihn wahrſcheinlich ſenden wird, und haben wir erſt, was uns für unſere Beute gebührt, ſo wollen wir ſehen, was ſich auf der Reiſe nach Konſtantinopel für ihn thun läßt.

Wenn brechen wir auf?

Noch iſts hier nicht ſicher! Die flüchtigen Böhmen ſind raſend, daß ihr tapferer Heerführer ſie, wie ſie meynen, muthwillig der Willkühr der Feinde überließ; fiel Selim ihnen in die Hände, ſie würden ihn in

Stücken zerreiſſen, und denn wär er und unſer gehofter Lohn dahin.

Wohl gut! ich fragte nicht ohn Urſach! Wiſſe, daß ich noch nicht ohne Hoffnung bin, auch den Alten aufzufinden; zwar Rembrecht weis nichts von ihm, aber unter den Böhmen habe ich von Einem ſprechen hören, der niemand anders ſeyn kann als er ſelbſt. Er ſoll nach Wien auf Kundſchaft geſandt ſeyn. Fällt er in unſere Hände, ſo bringen wir ihn zu dieſem, und ſind dem Fürſten denn mit doppelter Beute doppelt willkommen.

Sie ſprachen noch etliche unbedeutende Dinge, aus welchen ich ſo wenig, als aus dem letzten Theil ihrer Rede klug werden konnte, und wurden endlich einig mich zu wecken.

Ich erwachte ſo natürlich als möglich, und unterließ nichts, dieſe Leute, die, wie ich merkte, mir im Herzen nicht abhold waren, durch Gelaſſenheit und freundliches Betragen noch mehr zu gewinnen. Sie ſagten mir manches, das ich aus ihren vorhergehenden Reden beſſer wußte; ich ließ ſie dabey, daß ich alles glaubte. Nur dieſes ließ ich mir nicht ableugnen, daß ſie mich zu dem Deſpoten von Rhaſcien führten; der rhaſciſche Dialekt, ſagte ich, hat euch verrathen, auch fürchte ich mich nicht den Weg zu gehen, den ihr mich führt, denn ſo viel ich weis, habe ich Fürſt Georgen nie beleidigt.

Sie ſeufzten und verlieſſen mich.

An einem der folgenden Tage wagte ich es, ihnen mein Helmkleinod und den koſtbaren Griff meines Degens zur Ranzion anzubieten. Der jüngere ſchien willig, aber der ältere wog die Schätze hin und her, und da ſie ſeinen Hoffnungen auf die Belohnung ſeines Fürſten nicht das Gleichgewicht hielten, ſo ſchüttelte er den Kopf, und war doch ehrlich genug ſie mir wieder zu geben. — Behaltet ſie, ſagte ich, ich verlaſſe mich auf Euch, daß ihr doch etwas für mich thun werdet.

Das werde ich gewiß, ſchrie er, indem er meine Hand kräftig drückte, und daß ihr ſeht, wie gut ichs mit Euch meyne, ſo ſollt ihr vielleicht morgen ſchon einen Gefärthen haben, der Euch die Stunden der Einſamkeit kürzen, und Euch Troſt einſprechen wird.

Urtheile von meinem Erſtaunen, von meinem Entzücken ſollte ich lieber ſagen, als man des dritten Tages Arimith zu mir herabbrachte. Noch weis ich nicht, wo ich Faſſung hernahm, meine Bewegung zu verbergen. Arimith, dem mein Anblick nicht unerwartet ſeyn mochte, hielt ſich noch beſſer; und unſere Kerkermeiſter blieben unwiſſend, wie gut wir uns kannten, wie theuer wir einander waren.

Die Einſamkeit entſchädigte uns für den kurzen Zwang. Der treue Arimith! aus Sorge um mich, aus Sorge um dich hatte er ſich in das böhmiſche Lager gewagt, und war dort in die Hände meiner Feinde gefallen, daß er dieſes letzte mit Willen gethan hatte, um, weil er mich in ihren Händen wußte, mein Schickſal zu theilen, wollte er mir nicht geſtehen, aber dies iſt eine That, die ihm ſo ganz ähnlich ſieht, daß ich ſie nicht bezweifeln kann!

Und dies iſt der Mann, unterbrach Kelonna dem Erzähler, dem du mein Zutrauen beneiden konnteſt?

Hätteſt du ihn gekannt wie ich, fuhr Selim fort, ich würde dein Verfahren gebilligt haben. Aber blindlings? ohne gemachte Proben? Bruder! Bruder! erinnere mich nicht an deine Schwäche! bedenke, daß er noch jetzt mehr von dir weis als ich; um einen ſolchen Vorzug werde ich ewig jeden Sterblichen beneiden!

Dein Vertrauen gegen ihn half mir wenig. Er erfreute mich mit der Nachricht dich gefunden zu haben; ſagte mir verſchiedenes von deinem damahligen Zuſtande, von der Vergangenheit nichts. Ich befragte ihn um deine Perſon, er ſprach mit Zurückhaltung, vermuthlich, weil er an derſelben ſo viel auszuſetzen hatte als ich; Schön nannte er dich! Himmel, als ob eine Geſtalt, wie dieſe, Schönheit für einen Jüngling heiſſen könnte!

Kolonna weinte ſehr bey dieſen Worten, und Selim, der einen neuen Zug von Schwäche in dieſen Thränen fand, fuhr halb unmuthig fort:

Endlich ward ich des Fragens über dich müde, und ſprach von den ernſtern Angelegenheiten des Krieges. Was ich bereits aus den Reden meiner Kerkermeiſter gemuthmaßt hatte, fand ich durch ſeinen Mund beſtätigt: Die Verräther, welche mich aus meiner Stelle verdrängten, die ſie ſehr gut auszufüllen, und ſich mit einemmahle den Ruhm zu erwerben dachten, den ſie mir mißgönnten, verloren, was ich gewonnen haben würde. Die Böhmen waren geſchlagen, und ſchrien Rache, nicht über die, welche ſie durch Unwiſſenheit und Zaghaftigkeit ihren ſchwachen

Feinden in die Hände lieferten, sondern über mich. Ich hatte sie muthwillig im Augenblick der Gefahr verlaſſen, hatte ſie dem Verderben preis gegeben, war ein Verräther, ſtand im Einverſtändniß mit dem Feinde; dies war die allgemeine Stimme der Klage wider mich, und meine Widerſacher wußten den Unmuth ſchnell zur Raſerey anzuflammen. Meine Hüter hatten recht; wär ich den fliehenden Böhmen in die Hände gefallen, die ſich auf das Hauptheer zogen, welches unter Anführung des Königs im Anrücken war, es wär um mich gethan gewesen.

Mein Blut kochte, mein Herz wallte bey dieſer Stelle von Arimiths Erzählung. Das Schrecklichſte, was der redliche Mann erfahren kann, iſt Befleckung ſeiner Ehre; je wahrſcheinlicher der Argwohn iſt, den man auf dieſelbe warf, je gröſſer iſt ſein Leiden. Das was man auf mich gebracht hatte, zeigte viel Schein der Wahrheit. Arimith geſtand mir, daß er ſelbſt auf Augenblicke irre an mir geworden wär, und nicht gewußt hätte, wem er Glauben beymeſſen ſollte, meinen Anklägern, und dem Anſchein, oder der Stimme in ſeinem Herzen, welche für mich ſprach.

Konnte ich ähnliche Billigkeit bey andern, konnte ich ſie bey dem höchſten irrdiſchen Richter in dieſer Sache, bey dem Könige von Böhmen, vermuthen? Ich hoffte es; er kannte mich ja faſt ſo lang als Arimith, und von ſeiner Zuneigung hatte ich theuere unzubezweifelnde Proben. Ich brannte vor Verlangen, mich vor ihm zu ſtellen, und meine Entſchuldigung in ſeinen Augen zu leſen, noch ehe ich geſprochen, und meine Vertheidigung, die ſo leicht war, geführt hätte. Von nun an fühlte ich erſt die Laſt meiner Feſſeln; ich mußte ſie brechen, um meine Ehre zu retten. Dieſes Geſchäft war mir jetzt das wichtigſte, ſelbſt du, mein Bruder, ſtandeſt im Hintergrunde, ungeachtet ich mir deine Gefahr dringend genug denken mußte. Arimith hatte mich mit dem wahren Zuſtand der Belagerten bekannt gemacht, ich wußte jetzt, daß zwar jene Feuersbrunſt nicht ſo viel zu bedeuten gehabt hatte, als man mir vorſpiegelte, daß der Kayſer weder geflohen noch in Herzog Albrechts Hände gefallen, noch du, wie der falſche Rembrecht ausſagte, um mich durch Bruderliebe auf einen würklich falſchen Weg zu leiten, auf der Flucht zu Unglück gekommen warſt; aber dies war mir auch bekannt, daß man demohngeachtet zur

Rettung nicht ſäumig ſeyn dürfe; dennoch behielt die Begierde meine angetaſtete Ehre zu rechtfertigen, die Oberhand, und ich ließ mirs von Arimith zuſchwören, mir, dafern uns das Glück einen Weg zur Freyheit zeigte, weder durch Bitten noch durch Vorſtellungen hinderlich zu ſeyn, hierin alles zu thun was mir oblag.

Arimith leiſtete den Eyd, den ich forderte, mit traurigem Herzen; ich ſah, was er dachte, denn er hatte mir ſchon genug geſagt, um mich von der Hoffnung auf die Gerechtigkeit des Königs von Böhmen abzuleiten; er meynte, ich würde dort nichts finden als Beſchimpfung, Verluſt der Freyheit, oder den Tod. — O daß ich ihm geglaubt hätte!

Mein Kopf und mein Herz wurden von dieſen Dingen ſo eingenommen, daß ich auf nichts anders achten konnte, das mir Arimith vortrug. Auf was Weiſe der treue Freund meinem Unglück, das niemand zu erforſchen ſtrebte, auf den Grund gekommen, wie er meinen Feinden in die Hände gefallen, und zu meinem Mitgefangenen geworden war, das hat er mir vermuthlich umſtändlich mitgetheilt, aber ich bin auſſer Stande, es dir zu wieder holen, weil ich wenig davon behalten habe.

Ich ſagte dir vorhin, was ich den treuen Arimith auf den Fall unſerer Befreyung angeloben ließ, und du wirſt aus dieſem Zuge ſchlieſſen, daß wir nicht ohne Hoffnung lebten, frey, **bald** frey zu werden. Es war dem allerdings alſo, und unſere Hoffnung täuſchte uns nicht.

Die Milde und Freundlichkeit unſerer Kerkermeiſter wuchs mit jedem Tage. Beſonders der jüngere zeigte Spuren von Mitleid und Theilnahme, die uns Muth zu neuen Verſuchen machen mußten, ob wir durch ſeine Hülfe entkommen könnten.

In Gegenwart ſeines Gefärthen, bey welchem der Eigennutz und überſpannte Hoffnungen auf die Freygebigkeit ſeines Fürſten die Oberhand hatten, wagte ich keinen zweyten Antrag, aber wenn, wie zuweilen geſchah, der jüngere allein erſchien, uns Speiſe zu bringen und andere Dienſte zu leiſten, da ſprachen wir beyde kühner. Arimiths eindringende Vorſtellungen begleitete ich mit reichen Geſchenken, und als endlich kein Zweifel übrig blieb, als der zu befürchtende Unwille des ungünſtigern Gefärthen, da erſiegten wir das Verſprechen, daß wir in nächſter Nacht Werkzeuge haben ſollten, die abſichtlich ſchlecht verſchloſſene Thür zu erbrechen; auch gab uns unſer Freund eine Weiſung zu einem Wege über den ſüdlichen Theil der Ruinen, der von keiner Mauer umzogen war, und wo wir ohne Gefahr für uns, und ohne Verdacht für ihn zu entkommen hoffen konnten.

Alles glückte zum Verwundern wohl, zwar ſchienen die Mühſeeligkeiten, uns bey finſterer Nacht durch das Gewühl von Schutt und Steinen, und zum Theil noch ziemlich anſehnlichen Trümmern zu winden, anfangs faſt unüberſteiglich, aber Zeit und Geduld ſiegten, und die Reiſe, die wir um Mitternacht begannen, war doch vor Anbruch des Tages geendet, ſo daß wir uns noch in der grauen Dämmerung am Ufer der Donau als freye Leute letzen, und einer ſeinen Weg hier, der andere dort hinaus antreten konnte.

Vorſicht! Vorſicht! rief mir Arimith nach, und ich nannte ihm zum Abſchied noch zehnmahl deinen Namen, um ihm dein Schickſal, das ich ihm vor der Hand ganz allein überlaſſen mußte, zu empfehlen.

Er leiſtete, wie ich aus dem wenigen, was du mir geſagt haſt, ſchlieſſen kann, das was ich ihm anbefahl, treulich. Das Glück führte ihn dir genau in der Stunde zu, da du ohne ahn verloren geweſen wärſt; mich führte es nicht ſo gut: In der unſeeligſten Minute langte ich am böhmiſchen Hofe an, in dem Augenblick, da der König eben ſeinen durch meine Entweichung erlittenen Verluſt, und den nun auf immer verſcherzten Vortheil ganz überſah, und von meinen Feinden umringt, aus aller Munde die Verſicherung ertönen hörte, hievor ſey niemand verantwortlich als ich. Ich ſey der Mörder der gefallenen Legionen. Ich ſey der Verräther, der, nachdem er der Sache des Kayſers untreu geworden, und ſein Glück den Feinden in die Hände geſpielt hätte, nun ſchon noch weiter gehen, nun nicht ermangeln würde, die Hand auch an den geweihten Stuhl ſeines Wohlthäters zu legen, und ihn mächtig zu erſchüttern.

Er rühmt ſich, ſetzte der tapfere General hinzu, der als mein Stellvertreter das Treffen verloren hatte, er rühmt ſich, der Bruder des türkiſchen Sultans zu ſeyn; kann man wohl einem ſolchen trauen? Iſt den Erbfeinden des chriſtlichen Namens nicht falſche Liſt und Treuloſigkeit angeboren? — O der König hüte ſich vor der Schlange, die er in ſeinem Buſen gewärmt hat. Dem Königreich Ungarn ſowohl, als der Krone Böhmen droht ſchreckliche Gefahr. Wollte Gott, ich dürfte mich hierüber deutlicher erklären! Es wird dem boshaften Selim nicht an Verwänden fehlen, Rechte ſowohl auf das eine als das andere geltend zu machen.

Nichts hätte König Georgen wohl mehr erbittern können, als die Kenntniß meines Standes und Namens, die man, wie er meynte, aus keinem andern Munde, als dem meinigen haben konnte. Tauſendmahl hatte er mir vorgeſtellt, wie nöthig die Verſchweigung deſſelben ſey, und tauſendmahl hatte ich ihm, von ſeinen Gründen überzeugt, betheuert, er ſolle das öffentliche Eingeſtändniß deſſelben von meiner Seite, ſo lange mir das Glück noch die Mittel verſagte denſelben glorreich zu behaupten, für Eingeſtändniß falſcher treuloſer Vergeſſenheit alles deſſen anſehen, was ich ihm zu danken habe, indem ich wohl wiſſe, daß ihm etwas darauf ankomme, nicht als der Schützer eines türkiſchen Prinzen, und der vielleicht künftige Vertheidiger ſeiner Rechte genannt zu werden.

So hatte ich denn alſo nach dem Wahn des guten leicht zu täuſchenden Königs noch über alle Vergehungen, die man mir zur Laſt legte, ein eigenes Geſtändniß meiner verrätheriſchen Geſinnungen abgelegt, indem ich muth-

muthwillig den Vertrag aus den Augen ſetzte, den wir mit einander gemacht hatten. Gott weis, ich war hierin ſo ſchuldlos, als in jeder andern Rückſicht. Mein Name war wohl nie über meine Lippen gekommen, als gegen Arimith und Rembrecht, die mich länger kannten als König Georg, denen ich ja das Andenken an die Vergangenheit nicht aus dem Herzen reiſſen konnte, und von denen der letzte freylich auch hierin mein Verräther ſeyn mochte.

Als der König ſich aus dem Unmuth, über dieſen letzten Zug ſchlechter Geſinnungen, den man mir beymaß, empor geriſſen hatte, forderte er meinen mächtigen Gegner, den General, der das Treffen verloren hatte, ernſtlich auf, nicht zu verſchweigen, was er von meinen Anſchlägen auf die Kronen, Böhmen und Ungarn wiſſe; dieſe Winke waren ja eigentlich nur darum hingeworfen, damit man weiter nachforſchen möchte; er weigerte ſich nur, um ſeiner Ausſage deſto mehr Wichtigkeit zu geben, und was man erfuhr, das war denn würklich ſo, daß es mich ſtürzen mußte, wenn auch das vorhergehende ganz vernichtet worden wär. Viktorin, der bisher aller Wahrſcheinlichkeit zum Trotz noch immer auf meiner Seite geweſen war, verließ mit blutendem Herzen das Zimmer. In den letzten Anklagen war ein Name genannt worden, der ihm zu lieb, zu heilig war, als daß er denſelben noch weiter in dieſer Verbindung hätte hören mögen.

Marie, die ſchöne Marie Podiebrad, des glücklichen Mathias Korvinus königliche Gemahlin, ſollte der Gegenſtand meiner verbotenen Liebe, ſollte diejenige ſeyn, deren Hand, wenn meine vorgeblichen Anſchläge glückten, mir Rechte auf die ungariſche und böhmiſche Krone geben könnte.

Und ich beſchwöre dich, Selim, fiel hier Kolonna dem Erzähler mit vielem Feuer ins Wort, war es auch ſo ganz falſch, was man dir ſchuld gab?

Bey Gott! es wars!

Ich meyne nicht, was die verrätheriſchen Abſichten auf Kron und Thron, ſondern was die Liebe anbelangt?

Selim ſtockte.

Marien, fuhr Kolonna fort, ſchilderteſt du ſo ſchön, ſo himmliſch, ſie fühlte ſo viel für dich, ſollteſt du nicht wieder geliebt haben?

Nein, Bruder! ſchrie Selim noch nach einer Pauſe, nein, ich habe mich geprüft! Ich liebte Marien nicht! Ob ich ſie unter andern Verhältniſſen hätte lieben können, dies will ich nicht unterſuchen, allerdings iſt die reizende

Königin von Ungarn das einige Weib, das ich heiſſer inniger Leidenſchaft würdig halten möchte. Vielleicht würde ich nicht ſo ausſchlieſſend urtheilen können, wenn ich mehr Perſonen ihres Geſchlechts kennte, um Vergleichungen anzuſtellen, aber auſſer Marien ſahe ich überhaupt nur wenige, die Aufmerkſamkeit verdienten.

O Selim! Selim! ſchrie Kolonna, wende dich wie du willſt, ich verſtehe das!

So ſcheint es, antwortete der Erzähler etwas ſpitzig, deine Kenntniß der Liebe mag wohl nicht ſo gering ſeyn, als die der Waffen. Doch laß mich zu Ende eilen, laß mich kurz ſeyn! Ohne jede meiner Wunden aufzureiſſen, kann ich nicht umſtändlich von meinem Empfang am böhmiſchen Hof, und meiner Trennung auch von meinem letzten Freunde, meinem Viktorin, ſprechen.

Die erſte Folge meiner Erſcheinung war Verluſt meiner Freyheit. Man beſchuldigte mich, ohne meine Vertheidigung zu hören, man beſchimpfte mich, ohne mir Genugthuung zu geben, ach man ging grauſam, grauſam mit mir um! nur gewiſſe unauslöſchliche Gefühle können den Trieb der Rache gegen dieſen ungerechten König in meinem Herzen unterdrücken!

Und welche ſind die? fiel Kolonna ein — Liebe für die Königin von Ungarn?

Ich bitte dich, Bruder, antwortete Selim mit Unmuth auf der Stirne, laß mich fortfahren:

Des Nachts ſtieg Viktorin zu mir in meinen Kerker hinab, es war nicht mehr mein warmer zärtlicher Freund, es war ein kalter ſtreng unterſuchender Richter. Er that die Fragen an mich, welche ich jetzt aus dem Munde meines Bruders anhören mußte, ich beantwortete ſie, wie ich ſie dir beantwortet habe, nur mit etwas weniger Mäßigung; ein Edelknabe hat mehrere Freyheiten als ein Ritter. Viktorin erwiederte meine Vertheidigungsrede in dem Ton, den der Sohn eines herrſchenden Königs gegen einen vertriebenen Prinzen anzunehmen pflegt. Unſere Schwerder wurden blos; man hatte mir das meinige gelaſſen. Ich hatte das Unglück, meinen Freund zu fällen, doch ohne tödliche Wunde. Nur der Verluſt des Bluts war es, was ihn ohnmächtig machte.

Was ſoll ich dir weiter ſagen? Meine Verzweiflung, ſo lang ich über das Leben meines Freundes ungewiß blieb? die Erſchwerung meiner Bande! meine Befreyung? — Die edle Marie Podiebrad, — laß mich ſie lieber ſo nennen, als Königin von Ungarn, — ſie war es, die mir die Freyheit gab!

Marie Podiebrad? ſchrie Kolonna!

Ja ſie; einige ſagen, ein kleines Mißverſtändniß mit ihrem Gemahl, andere, ſein Zug wider die Türken habe ſie nach Prag gebracht. — Eine heimliche Botſchaft von ihr — Aber Gott, was iſt dir, Kalepin? du zitterſt? du wirſt bleich.

Nichts, nichts, mein Bruder! ſtammelte Kolonna, der ſich langſam von ſeinem Seſſel erhub. Ich fühle die Rückkehr meiner heutigen Schwachheit. Ich werde wohl wieder zur Frau Margery gehen, und um die Wiederholung ihres Mittels bitten müſſen, der Tag bricht an, ſie wird doch wach ſeyn?

Selim wollte den jungen Menſchen begleiten; er wehrte ihn ab, und bat ihn, ſich zur Ruhe zu legen. Wahrlich, rief er, indem er ihn mit freundlicher Gewalt in der Thür umzukehren nöthigte, dir iſt die Ruhe ſo nöthig, als mir ein wenig friſches Waſſer und freye Luft.

Frau Margery war zwar nicht Herrn Hüeßli des Schweizers eheliche Wirthin, aber ſonſt, ſie mochte nun in ſeinem Hauſe eine Rolle ſpielen welche ſie wollte, ein Weib guter Art, und bereits über die Jahre hinaus, daß ſie einem Jüngling wie Kolonna hätte gefährlich werden können, dem ohngeachtet trat Selim, der ſeinen Bruder mit eiferſüchtiger Sorgfalt bewachte, ans Fenſter, ob er etwas von ſeinen Verhandlungen mit der Dame erlauſchen könnte; er ſahe ihn nach einer Weile mit ihr an den Springbrunnen im Hofe gehen, von wo beyde, nachdem ſie ihn mit einem Becher Waſſer gelabt, und ihm Geſicht und Hände genetzt hatte, langſam nach dem Garten ſchlenderten.

Dies war nicht die Jahrszeit zu kühlen Morgenſpaziergängen, die ſeltſame Vertraulichkeit mit der fremden Frau hatte in Selims Augen eben ſo viel beſonderes, als die Promenade. Voll Unmuth ſchlug er das Fenſter zu, und warf ſich mit dem Vorſatz, dieſe Dinge nicht ungeahndet zu laſſen, auf ſein Lager, wo ihm der Schlaf, deſſen er in der That höchſt bedürftig war, noch auf einige Stunden die Augen ſchloß.

Als Selim erwachte, ſaß Margery an ſeinem Bette.

Edler Ritter, ich habe dieſen Brief an Euch abzugeben, welchen ihr unverzüglich leſen möget.

Wo iſt mein Bruder?

Leſet, ich bitte Euch!

Wo iſt mein Bruder?

Dieſer Brief iſt von ſeiner Hand, er wird Euch alles ſagen. Ein Brief von ihm? ich will ihn ſelbſt ſprechen!

Dies würdet ihr wohl ſchwerlich können, indem er ſich gegenwärtig mehrere Meilen weit von der Burg befindet.

Weib!

Und an einem Orte, wo er für Euch nicht ſichtbar ſeyn möchte!

Furie! Unterhändlerin meiner Feinde! alſo zum zweyten mahl entführt?

Das nun wohl eben nicht! Ganz friedlich, und mit ſeiner guten Bewilligung brachte ich ihn — —

Du brachteſt ihn?

Ich ſelbſt auf ſein Verlangen! — Mein Gott, leſet doch nur, und iſt Euch ein Unheil zugeſtoſſen, ſo ſchreibt es auf Eure eigene Rechnung! — Ritter! — ich werde ſchreyen! Es iſt unedel, die Hand an ein Weib zu legen, dem ihr Dank ſchuldig ſeyd.

Selim hatte ſich in der That im erſten Grimm ſo vergangen, als ihm die Dame Schuld gab. Frau Margery war eine Handfeſte Frau, ſie machte ſich von dem Ritter los, der ſich freylich hier nicht recht in ſeinem Vortheil befand, flog zum Zimmer hinaus, und warf die Thür hinter ſich zu, daß alle ſeine Schlöſſer überſprangen, und die Nachfolge unmöglich machten.

Es koſtete Zeit, ehe Selim ſich gnugſam faßte, um das Blatt, das Frau Margery zurückließ, zu leſen; es lief gröſſe Gefahr, vor Enthüllung ſeiner Geheimniſſe vernichtet zu werden. Ein gutes Glück verhinderte die That, die, nach der Wuth, in welcher ſich Selim befand, die natürlichſte geweſen wär, und tauſend Verwickelungen nach ſich gezogen haben würde, die wir hier nicht bedürfen. Er eröfnete und las, was auch ihr, meine Theuern, jetzt leſen werdet, doch wahrſcheinlich wird Euer Erſtaunen, Eure Ueberraſchung der ſeinigen nicht beykommen, da der Zuſchauer im Spiel des Lebens immer früher, heller, und weiter ſieht, als die handelnden Perſonen.

An Selim.

„So bin ich denn alſo von dem überzeugt, was mich ſchon unſere erſten ſchriftlichen Verhandlungen muthmaßen lieſſen: ich bin Selim nicht nur gleichgültig, ich bin ihm auch verhaßt und verächtlich! Ich Verlaſſene! Seit ich meine Mutter verlor, war mir der Name Selim, den ich aus den Erzählungen der Theuern nur gar zu gut kannte, der erſte Lichtſtrahl nach dunkler Nacht. Du warſt die einige verwandte Seele, die ich noch auf dieſer wüſten Erde kannte. Du ſorgteſt, du bekümmerteſt dich um einen verlornen Bruder, und Arimith ließ mich hoffen, du würdeſt auch die Schweſter nicht verſchmähen. O, Selim! Selim! die Hoffnung auf dich war das einige, was mich die Schreckniſſe des Hungerthurms überſtehen machte; du weißt nicht, was ich Arme dort gelitten habe! du weißt nicht, wie dunkel die Zukunft für mich iſt, und wie ſehr ich eines Freundes, eines leitenden Bruders bedurfte! Der warſt du nicht. Ich misfiel dir mit allem, was um und an mir war, mehr als zehnmahl haſt du mir dieſes wiederholt. Du warſt ein ſtrenger Zuchtmeiſter, ein unerbittlicher Tadler meiner kleinſten Handlungen.

Dein Mund öfnete ſich nur zu Beleidigungen gegen mich Unglückliche. Dein Betragen ſcheuchte das ſchwere Geſtändniß, wer ich ſey, von meinen Lippen zurück. Warſt du ſo grauſam gegen den, den du für deinen Bruder hieltſt, was würdeſt du gegen eine Fremde geweſen ſeyn? Ich glaube, ich that recht zu ſchweigen, und da ich es doch für billig halte, damit ich dir unnöthigen Kummer erſpare, dir zu ſagen, daß du in mir keine Perſon verloren haſt, die dir nur einigermaßen lieb ſeyn könnte, ſo laß mich es dir lieber ſchriftlich geſtehen, daß die, welche ſich auf ewig von dir trennt, nicht der glückliche Kalepin war, gegen den ſich doch vielleicht noch endlich dein Herz erweicht haben würde, weil er dein Bkuder war, ſondern die verlaſſene dir ganz fremde

Philippe von Geldern.“

Bey Zeilen ward dieſer Brief geleſen, und wieder hinweggeworfen. Man konnte, man wollte ſeinen Augen nicht trauen. — Kalepin, Philippe? — Der Bruder eine Schweſter? rief Selim tauſendmahl, o nun iſt mir nichts mehr dunkel! — Arme unſchuldige Seele! meine Härte verſcheuchte dich? — Und was war der Grund dieſer Härte?

— O ich Unglücklicher! — Mehr Aufklärung! Helleres Licht, oder ich vergehe!

Selim ſetzte ſeine ſtarken Schultern gegen die verſchloſſene Thür, ſie ſprang, und er ſtand vor Frau Margery, welche eben ihrem Herrn das Frühſtück gebracht hatte. Ich bitte, ich beſchwöre Euch, ſchrie der türkiſche Prinz, indem er ſie bey Seite zog, ſagt mir alles, alles, was ihr von dieſen Dingen wiſſet.

Die Matrone ſah ihn voll Verwunderung an. Sonderbar! rief ſie auf die Wiederholung der Frage. Ich, eine Fremde! ihr der Bruder des Fräuleins!

Fräulein? als Fräulein kannte ich ſie nimmer!

Noch ſonderbarer! Auch ſie wollte es mich bereden. Ich habe ihr das Gegentheil erwieſen, und dadurch vielleicht ihre Flucht beſchleunigt; — Bruder und Schweſter? — das ſonderbarſte von allem!

Aber um Gotteswillen, wie kamt ihr, wenn ihr ihr wirklich fremde ſeyd, zu ihrem ſo ſchnell gefaßten Zutrauen?

Aber ich bitte Euch, wenn ihr mich bereden wollt, daß ihr dieſe Schweſter würklich für einen Bruder hieltet, wo hattet ihr Eure Augen? Dieſe zarte jungfräuliche Geſtalt, dieſer Zuſammenfluß von weiblichen

Fehlern und Vorzügen, die mit jedem Wort, jeder Handlung hervorblickten, wie konnte man ſie verkennen? Ich ſah im erſten Augenblick, wen ich vor mir hatte, und dadurch, daß ich ihr dieſes frey ins Geſicht ſagte, riß ich eben ihr Zutrauen an mich. Dieſes arme kleine Herz wollte zerſpringen, ſich jemand zu entdecken; wie habt ihr es angefangen, und da ſie Euch ſo ſehr liebt, daß ſie es nicht gegen Euch aufſchloß?

Sie liebt mich?

So muß ich glauben!

Und kann mich fliehen?

Ihr müßt hart mit ihr umgegangen ſeyn; hart mit ſo einem Engel!

O ich Elender!

Und ſie bleibt doch nur eine Schweſter?

Mehr, tauſendmahl mehr als Schweſter iſt ſie mir!

Das hätte ſie wiſſen ſollen.

Laßt mich, daß ich es ihr ſage, daß ich es ihr tauſendmahl zuſchwöre!

Das brauchte Bedenkzeit. Ich habe es ihr auf Treu und Redlichkeit verſprechen müſſen, ihren Aufenthalt Euch nicht zu entdecken!

Mir nicht, aber einem andern? — Boshafte! ihr ſeyd Kampobachios Unterhändlerin, und dieſe ganze Geſchichte iſt ein Märchen!

Herr Ritter, ihr beleidigt mich! Wider dieſen Grafen, dieſen Kampobachio, war es, daß ich die Dame zuerſt in Schutz nahm. Sie wär gerettet geweſen, auch wenn ihr nicht erſchienen wäret. Ich hatte ihr verſprochen ſie in das Kloſter zu bringen, wo ſie ſich nun befindet. Es iſt wahr, Eure Erſcheinung ſchien anfangs eine Aenderung zu machen, aber, ihr müßt Euch ihr ſeitdem auf einer Seite gezeigt haben, die ihr Zutrauen ganz von Euch ablenkte. Ich verſichere Euch, daß ſie mit dem vollen Vorſatz, Euch nichts zu verhelen, geſtern Euer Zimmer betreten hat. Dieſen Morgen warf ſie ſich mir weinend in die Arme, ſie ſagte, ſie könne es nicht an der Seite ihres Bruders aushalten, ſie verlange ſich ſeinen Augen auf ewig zu entziehen. Er ſolle nimmermehr erfahren wer ſie geweſen ſey! O, rief ich, dies weis er ſchon, wo müßte er ſeine Augen haben? — Er weis es? erwiederte Sie, o denn bin ich ganz verloren! Denn muß ich fliehen! — Mich zu kennen, und mir ſo zu begegnen? — Er kennt Euch, und wärt ihr nicht ſeine Schweſter, ſo würde ich hinzuſetzen, er liebt Euch! —

O nein, dies weis ich gewiß, er liebt eine andre? —

Wie? ſchrie Selim, eine andre? wie kann ſie das wiſſen?

Lieben Kinder, erwiederte Frau Margery, unter Euch walten groſſe Mißverſtändniſſe ob, und wärt ihr Liebende, anſtatt, daß ihr Geſchwiſter ſeyd, ſo würd ich ſagen, es ſey ein verdienſtliches Werk, Euch beyzuſtehen!

Ach laßt das! — Ich danke meinem guten Geſchick, daß es uns nicht zu Kindern eines Hauſes machte! als Bruder misfiel ſie mir, als Schweſter würde ich ſie fliehen! — O meine ſeltſamen unerklärbaren Gefühle! Mein Herz war uneinig mit ſich ſelbſt, daher mein ſeltſames Betragen, daher mein ganzes Unglück!

Nun, das Unglück wird zu überſtehen ſeyn! Eine Vertraulichkeit, Herr Ritter, erfordert die andre: Das Fräulein iſt bey den Eliſabethinerinnen, und morgen oder heute, wenn ihr wollt, beſuche ich ſie, um mit ihr von Euch zu ſprechen.

Sechſtes Buch.

Philippe von Geldern.

Frau Margery beſuchte die Eliſabethinerinnen, und ward nicht vorgelaſſen. Sie kam wieder, und verlangte die Dame zu ſehen, die ſie in die heiligen Mauern gebracht hatte; man beſtellte ſie auf den dritten Tag wieder. Sie erſchien, und erfuhr, daß ſie hier eine Abweſende ſuche. Man gab ihr eine Schrift, welche die ſchöne Fremde an ſie zurückgelaſſen habe; voll Beſtürzung öfnete ſie ſie, und fand folgende Worte:

„Verzeihet, liebe Retterin, die Härte, mit welcher ich Euch zurück weiſe. Ich geſtehe es, ich traute Euch nicht ganz, und ſelbſt jetzt glaube ich verſichert zu ſeyn, daß Selim Euch auf ſeine Seite gezogen hat. Daß er mich ſuchen würde, ſo bald er meinen Brief geleſen hätte, beſorgte ich einigermaſſen, darum gereute es mich halb und halb, ihm geſchrieben zu haben.

„Da es nun einmahl bey mir beſchloſſen iſt, Selim nie wieder zu ſehen, ſo hätte ich Eurem Einrath nicht folgen, ſo hätte ich die Feder damahls und jetzt ruhen laſſen ſollen. Doch nein, einige Nachricht von mir bin ich ihm ſchuldig! Ich brauchte dieſe Tage der Einſamkeit alles aufzuzeichnen, was er wiſſen muß, ich war wenigſtens verbunden, ehe ich dahin eilte, wohin mich die Pflicht ruft, ihm Auskunft zu geben, wo derjenige iſt, für den er mich bisher fälſchlich gehalten hat, ſein Bruder. Sagt ihm, wie ich aufrichtig wünſche, daß ihm die Kenntniß dieſes guten jungen Menſchen mehr Vergnügen gewähre, als die Bekanntſchaft ſeiner Schweſter Philippe.“

Nie hat ſich der Eigenſinn des menſchlichen Herzens wohl deutlicher gezeigt, als hier an Selims Beyſpiel; was ihm geſtern misfiel, war heute der Gegenſtand ſeiner Anbetung, was er geſtern durch ſein ſonderbares Betragen von ſich ſtieß, das hätte er gern heute mit der Hälfte ſeines Lebens erkauft. Der ehrſamen und behülflichen Frau Margery gönnte er kaum einen Blick, ungeachtet ſie ihm zu Gemüthe führte, daß er blos ihrer Fürſprache Philippens erſten Brief zu danken habe, und als er den zweyten bey

ihrer

ihrer Rückkunft aus dem Kloſter, aus ihren Händen erhalten hatte, ſo ſchwang er ſich auf ſein Roß, und zog faſt ohne Dank von dannen. Ihm folgte die ſtrenge Kritik von Hüeßlis Gäſten. Niemand wußte, was er aus ihm und ſeinem Bruder machen ſollte, ſelbſt Fraunauer war irre an ihm, und Frau Margery war großmüthig genug zu ſchweigen, ungeachtet ſie eben keine Urſach hatte, mit Selim und Philippen zufrieden zu ſeyn.

Selim war es eben ſo wenig mit ihr, ſein Herz lebte mit der ganzen Welt im Kriege. Was ihn vorher gefreut oder bekümmert haben würde, war jetzt wie nichts in ſeinen Augen. Viktorin, welcher ſeinen Aufenthalt ausgeſpäht hatte, und vor Verlangen brannte, ſich mit dem Freund, deſſen Unſchuld man böhmiſcher Seits einzuſehen anfing, auszuſpähen, ſchickte an ihn, ihn zu einer vertraulichen Unterredung einzuladen. Seine Boten trafen ihn auf dem Wege von Kalsberg, und kehrten mit einer kalten Antwort zurück. Von Wien kam ihm ein Gerücht zu, wie Aximith noch lebe, er achtete es nicht. Als er gen Neuſtadt kam, wo der Kayſer gegenwärtig Hof hielt, hatte er Gelegenheit, Zeuge von einer höchſt rührenden Scene zu ſeyn: Die geheimen Verhandlungen Kronenburgs, Grafeneggers, und des klugen Prebſts zu Presburg, waren in Wien von gutem Erfolg geweſen *). Das Volk ſtieß ſeine Verführer aus, und verwarf Herzog Albrechten. Reuig und Gnade bittend kam es nach Neuſtadt zu ſeinem guten Herrn. Selim ſah die Wiener vor ihrem Vater knien, ſah dieſen guten Vater ihnen verzeihen, und voll Huld und Zutrauen ihnen in die aufrühriſche Stadt folgen, welche ihm jetzt ihre Thore freywillig eröfnete. Selim fühlte nichts bey dieſem ſchönen herzerhebenden Auftritte, er hatte alles

---

*) Mißverſtändniß zwiſchen Holzern, Herzog Albrechten, und dem Volke, von des Kayſers Freunden mit mehr Klugheit als Redlichkeit genährt, machten den Anfang. Es ſtand darauf, daß der Herzog in eben der Burg belagert werden ſollte, da er ſeinen Bruder belagert hatte. Das Volk war auf ſeiner Seite. Durch einen beſondern Glockenſchlag vom Michaelsthurm, rief er es wider Holzern zuſammen, und gab ihm ſein Haus Preis. Holzer ſelbſt, ein merkwürdiges Beyſpiel von der wankenden Gunſt der groſſen Menge, entkam zwar, ward aber wieder eingebracht, und nebſt Reichwolfen, Obenackern und andern Unglücksſtiftern, den Freytag nach Oſtern grauſam hingerichtet, ſo rieben Friedrichs Feinde einander ſelbſt auf.

vergeſſen, auſſer derjenigen, welche er ſuchte, und nirgend finden konnte. Selbſt ihre an ihn abgelaſſene Schrift blieb ungeleſen, aus Furcht, er möchte über dieſer Beſchäftigung irgend einen Vortheil verſäumen, und erſt als er ſich überzeugte, daß den Aufenthalt jener Dame, den Ort ausfindig zu machen, wohin ſie die Pflicht gerufen hatte, nicht das Werk eines und zweyer Tage ſey, erſt denn ſuchte er Troſt in den Blättern, die wir dem Leſer doch nun auch vorlegen wollen.

Philippe an Selim.

Ich habe dich alſo geſehen, ohne den in dir zu finden, den ich hoffte, den treuen leitenden Freund, den Bruder, der mir Verlaſſenen ſo nöthig iſt. Aber iſts auch wahr, daß ich mich in dir täuſchte? thue ich auch recht, mich von deiner Hand loszureiſſen? Ein treuer leitender Freund? ein Bruder? Was erwarte ich von einem ſolchen? Schutz, Unterricht, Zurechtweiſung; verſagteſt du mir die? Nein! Zwar deine Strenge; aber würde die nicht gewichen ſeyn, wenn du mein Geſchlecht erfahren hätteſt? Würdeſt du wohl der Schweſter Eigenſchaften zugemuthet haben, die du nur van dem Bruder verlangen, deren Mangel du nur ihm aufrücken konnteſt? Was iſts denn alſo, das mich von dir zurückſchreckt? — Ja, wenn es wahr ſeyn ſollte, was Frau Margery vermuthet, wenn du mich mit dem Scharfblick durchſchauteſt, der mich einſt an Kampobachio, Azimith und dieſe Schweizerin verrieth, wenn du wüßteſt, wer ich bin, und du könnteſt mir doch ſo grauſam, ſo geringſchätzig, mit ſo viel Uebermuth begegnen. Wenn du mir dieſe Kleider, die ich, Gott weis es, nicht aus Wahl trage, zur Sünde machteſt, wenn du mit feinerm Gefühl, als ich, üble Auslegung von der Verbindung mit ſolch einem Gefährten beſorgteſt, und mich darum zurückſtieſſeſt, denn fänd ich Entſchuldigung über Entſchuldigung für das was ich vorhabe, aber wer weis das, und wer kann hier entſcheiden? — Nein, ich will mich dir nicht mündlich entdecken. Der Brief, den mir meine Vertraute zu deiner Belehrung abnöthigte, finde eine Aufnahme welche er wolle, ſo ſoll weder Sie noch Selim mich wiederſehen. Sie hat mir nichts mehr zu ſagen, da ich ihr Geſchwätz ungern anhöre, und Selim? Wohin könnte ich ihm mit Ehren, und wohin würde ich ihm mit gutem Willen folgen?

Er denkt an den burgundiſchen Hof, was kann das gelderiſche Fräulein dort für Geſchäfte haben? Oder, wie mir es nicht unwahrſcheinlich dünkt, Selim wendet ſich nach Ungarn; dort habe ich noch weniger zu ſuchen. Ich kenne ja die ſchöne Marie Podiebrad nicht anders, als aus ſeinen Beſchreibungen, und kann dieſe Dame, ſo reizend er mir ſie auch ſchilderte, doch nimmer lieben. Gott weis, was mich von ihr zurückzieht! billig ſollte ich alles ſchätzen, was derjenige verehrt, der mir ſeiner Härte ohngeachtet immer theuer bleiben wird.

Bey einem Gewirr von Empfindungen und Vorſtellungen, die mich hier beſtürmen, bleibt mir immer nur eins gewiß, ich darf Selim nicht wiederſehen, und das Kloſter oder noch ein Ort, der einzige, wohin mich Pflicht und Liebe rufen, iſt der anſtändigſte Aufenthalt für mich.

Ich wollte dir meine Geſchichte erzählen, laß mich anfangen ohne weitern Umſchweif.

Aus den frühſten Tagen meiner Kindheit ſind mir nur dunkle Bilder übrig, was ich hievon deutlicher weis, danke ich den Erzählungen unſerer Mutter; Selim wird hier heller ſehen. Der Aufenthalt auf dem Berge

Athos war mir das liebliche Märchen, damit mich Raja, Zelide, und meine ewig nicht gnug beweinte Mutter unterhalten konnten; Selim, der in dieſen Geſchichten eine ſo groſſe Rolle ſpielte, ward mir früher bekannt, ich lernte ihn früher lieben, als ich mich ſelbſt kennen lernte. Raja pflegte ihn Sultan Selim zu nennen, dieſes hochtönende Wort flößte mir eine Grosachtung ſeiner Perſon ein, und die Schilderung von dem liebenswürdigen Knaben, und von der Milde, mit welcher er mich pflegte und nährte, ſetzte zu dieſer Hochachtung ein Gefühl von Liebe und Dankbarkeit, welches ſich mit nichts vergleichen läßt; Selim labte mich in der Einöde mit Früchten und Milch, er erwärmte mich mit den Fellen wilder Thiere, die ſein ſtarker Arm gefällt, er erſtieg mit Lebensgefahr ſteile Klippen, um mir Vogeleyer zu meiner Nahrung zu ſuchen, dies hatte ich tauſendmahl von meiner Mutter gehört, und dieſe Dinge machten einen ſo tiefen Eindruck auf mein kleines Herz, daß ich Stundenlang weinen konnte, daß derjenige, dem ich alles dieſes dankte, nicht mehr war. Selim war tod nach Zelidens, Rajas und Katharinens Wahn? Sie lehrten mich den Verluſt desjenigen betrauern, den ich wie ein Weſen höherer Art verehrte.

Ich war nicht das einige Kind unſerer Mutter, ich hatte noch einen kleinen Gefährthen; Kalepin, den die Natur näher mit Selim verbunden hat als mich, und der freylich darum auch nähere Anſprüche auf ſeine Liebe haben mag. Bey unſerer erſten Landung in Italien, hatte man ihm, nach dem Pabſte, der ihn in den Schoos der Chriſtenheit aufnahm, und nach einem alten Maltheſerritter unſern Beſchützer, der bald nach unſerer Ankunft ſtarb, die Namen Kalixtus Kolonna gegeben. In dem Kloſter, in welches wir uns von Rom begeben hatten, nannte man ihn Kolonne, und da dieſer Name ſo wohl männlich als weiblich lautete, ſo glaube ich, daß die wenigſten der Nonnen wußten, ob ich an dieſem Kinde einen Bruder oder eine Schweſter hatte.

Es war ein Kloſter in Umbrien nicht weit von Troni, dahin Zelide, Naja, und die Herzogin von Geldern ſich mit uns Kindern begeben hatten.

Der Herzog von Burgund, — (du mußt dich der Geſchichten unſers Hauſes noch aus der Erzählung meiner Mutter erinnern; ſie hier zu wiederholen wär zu weitläuftig.) — Der Herzog von Burgund, der Bruder der Herzogin von Geldern und mein Oheim, hatte von unſerem Unglück, unſern Abentheuern, und unſerer Wiederkunft gehört, es war ihm lieb, ſeine Schweſter gerettet zu wiſſen, beſonders, da ihr Entſchluß bey dem Kloſter feſt zu beharren ſchien. Nicht ſo lieb war ihm die Geſellſchaft, in der ſie dieſe Gegenden wieder betreten hatte. Die beyden Morgenländerinnen mochten hingehen, nur die beyden Kinder waren ihm anſtößig. Meine Mutter hatte ihm, als er uns einſt beſuchte, nur von einer Tochter geſagt, und mich ihm vorgeſtellt, auch war ich mit ziemlicher Huld und groſſen Verheiſſungen von ihm umarmt worden, aber das Gerücht ſagte ihm auch von einem Knaben, der mit herüber gekommen ſey, und da die Herzogin von Geldern würklich Mutter zweyer Kinder war, ſo machte der Argwohn dieſen Knaben ſogleich zu ihrem Sohne.

Es war dem Herzog von Burgund nicht gleichgültig, einen vorgeblichen männlichen Erben von einem Lande zu wiſſen, deſſen Beſitz er wünſchte. Der alte Herzog von Geldern, mein Grosvater war tod, mein Vater, der jüngere Herzog, ſchmachtete ſeit langen Jahren, man hat mir nie geſagt warum, in einer Veſtung an der Maas in Feſſeln, die nur der Tod brechen ſollte, dieſe beyden hinderten ihn nicht, Geldern, wenn er wollte, vom

Kayſer zur Lehn zu nehmen, aber ein jungre geldriſcher Prinz hatte dieſen ganzen Handel verderbt. Daß der Knabe, der nebſt mir im Kloſter erzogen wurde, dieſer nicht ſeyn konnte, daß mein wahrer Bruder längſt am Hofe ſeines Pathen, des Königs von Frankreich, geſtorben war, dies wußte er ſehr wohl, aber er hatte einmal einen feindſeligen Verdacht auf meine Mutter gefaßt, er maß ihr die Abſicht bey, einſt wider alle Wahrſcheinlichkeit mit dem fremden Knaben hervorzutreten, ihn für den gelderſchen Erben auszugeben, und Rechte für ihn einzufordern, die ihm nicht zukamen.

Nie kam der Herzogin von Geldern ein ſo thörichter als unbilliger Anſchlag in den Sinn, nie hätte er glücken können, allein der argwöhniſche Herzog von Burgund hatte denſelben einmal als möglich angenommen; er ſah ein, daß derſelbe ihm wenigſtens mit der Zeit Unruhe machen könnte, und er ſäumte nicht, Vorkehrungen zu Hinderung alles beſorgten Unheils zu treffen. Dieſes war es was unſere Mütter von den Geſinnungen des Herzogs wußten oder glaubten, und ſie richteten nach dieſen Vorſtellungen ihre Schritte ein.

Wir, Kalvin und ich waren damals ohngefähr fünf Jahr alt, wir wußten und verſtanden nichts von dem, was in der Welt, was auch in Rückſicht auf uns vorging, nur dieſes wußten und fühlten wir, daß wir eingeſchränkter als ſonſt gehalten wurden, auch ließ man uns hören, es werde einem von uns nach dem Leben getrachtet. Man glaubte nicht, daß wir im Stande wären, etwas hiervon zu faſſen, aber wir begriffen es recht gut, und ich beſinne mich ſehr wohl, daß ich mancherley kindiſche Geſpräche hierüber mit Kalepin und einem kleinen Fräulein von Hohenburg, das nebſt uns im Kloſter erzogen ward, geführt habe.

Sie und er waren meine immerwährenden Geſellſchafter, wir waren die einigen Kinder in den heiligen Mauern. Ich liebte Kalepin ſehr, und beneidete die kleine Hohenburg über den Vorzug, den er ihr bisweilen bey unſern Spielen zu geben pflegte. Ihn beneidete ich über nichts, als über ein Spielwerk, das ihm Raja gegeben hatte; es war die Flöte vom Berge Athos, deren Verluſt der Gegenſtand unſerer erſten Unterhaltung im guterſteiniſchen Garten war. Man hatte mir geſagt, ſie ſey Selims geweſen, Selim habe ſie gebraucht; Urſach genug für mich, ſie mir zu wünſchen, ungeachtet ſie eigentlich kein Zeitvertreib für ein Mädchen war. Kalepin konnte mich nicht höher verbinden, als wenn er mir ſie zuweilen lieh, und der lebhafteſte Zorn überfiel mich, wenn ich ſie in den Händen der kleinen Hohenburg ſah. — O Zelim, was wirſt du von mir denken? — So früh höre ich dich ſagen, ſo früh ſchon Spuren von Mißgunſt und Eiferſucht?

Die Herzogin von Geldern nahm ſich um dieſe Zeit eine Reiſe vor. Kalepin hatte ſie ſagen hören, ſie wollte zu ihrem gefangenen Gemahl, meinem Vater; geſchwind verkundſchaftete er mir dieſes, und ich lief eben ſo geſchwind, ſie zu bitten, mich mit ſich zu nehmen. Wenn Kalepin recht gehört hatte, ſo ſchien es, man wollte die Reiſe heimlich halten. Meine Mutter ſuchte mir die Sache auszureden, Kalepin ward geſcholten, und da ich über die abſchlägige Antwort nicht zu weinen aufhören wollte, ſo ſchenkte mir die Herzoginn ein Bild, das ſie, mich, und Zeliden vorſtellte, und das dir ſehr wohl bekannt iſt; es iſt das nehmliche, das ich im gutenſteiniſchen Garten verlor, und das von da in deine Hände gekommen iſt, wo ich es vorgeſtern noch geſehen habe. O Selim! Du betrachteteſt es an dieſem Abende, du bewunderteſt, du verglichſt die Aehnlichkeit meiner Züge mit der gemahlten Philippe, und doch erkannteſt du mich nicht? — War das Wahrheit oder Verſtellung? — Laß mich fortfahren! —

Wie bald kann eine bunte Kleinigkeit ein Kind befriedigen! Ich putzte mich mit meinem Kleinode, ich ſpielte damit, ich tauſchte mir zuweilen mit demſelben den Gebrauch von Kalepins Selimsrohr ein, wie wir deine Flöte immer zu nennen pflegten, und vergaß ganz darüber, daß meine Mutter mich verließ. Daß ich ſie nie wiederſehen würde, daß dieſes Gemälde das letzte Geſchenk ſeyn ſollte, das ich aus ihrer Hand erhielt, das wußte, das ahndete ich nicht, aber nur zu bald mußte ich es erfahren.

Die Herzoginn von Geldern kam von ihrer Reiſe nicht zurück, ich hörte dieſelbe von Raja und Zeliden, die den Verluſt ihrer Freundin mit tauſend Thränen beweinten, einen gewagten unvorſichtigen Schritt nennen. Ich erfuhr, Schrecken, Aergerniß und Gewaltthat haben meiner Mutter auf dieſer Wallfarth den Tod zugezogen; Dinge, die ich als Kind vielleicht falſch verſtanden haben kann, von welchen ich wenigſtens jetzt noch keine Erklärung zu geben weiß. Genug, ich war eine Waiſe, und ſo wenig mich die Zärtlichkeit meiner beyden andern Mütter, Rajas und der Sultaninn Zelide, anfangs meinen Verluſt fühlen ließ, ſo ſollte ich doch nur zu bald Proben haben, welch ein Unterſchied zwiſchen mütterlicher Treue und fremder Zuneigung ſey. Immer großmüthig, uneigennützig und ſich ſelbſt gleich iſt die erſte, die andere ſelten ohne Nebenabſichten; die erſte opfert ſich ſelbſt auf, die andre fordert Opfer zum Lohn, und weis ſie zu nehmen, wie und wo ſie zu Erreichung irgend eines Endzweck's tauglich ſind. O Mutter! Mutter! nimm dieſe ſpäte Thräne, ſie fließe zu den tauſenden, die ich deinem Andenken geweint habe!

Erlaube, Selim, daß ich dir die Dinge, die nun folgen, nicht ſo ſchildere, wie ſie meiner damahligen Einfalt vorkamen, ſondern wie man mich ſie in der Folge einſehen lehrte.

Der Tod der Herzoginn von Geldern legte dem Herzog von Burgund die Pflicht auf, ſich meiner anzunehmen. Raja und Zelide waren es nicht, die ihn zu derſelben aufforderten, ſondern die Aebtißinn des Kloſters; dieſe beyden guten Frauen, deren Herzen damahls noch nicht durch ein ihnen näher liegendes Intereße von mir abgelenkt wurden, waren überzeugt, daß ihr Schutz, ihre Vorſorge mir die Verwendung jedes andern unnöthig machte, unter ihrer Aufſicht würde ich ruhig im Kloſter erwachſen ſeyn, und entweder daſelbſt meine Beſtimmung, oder auch vielleicht, vermittelſt ihrer Schätze, die ſie gern mit mir getheilt haben würden, in der Welt ein kleines

Glück gefunden haben, hätten ſich nicht andere in die Lenkung meines Schickſals gemiſcht.

Raja und Zelide faßten auf einmahl den ſchnellen Entſchluß nebſt uns Kindern dieſes Kloſter zu verlaſſen und ſich in ein anderes, tiefer ins Gebürg liegendes zu begeben. Die Urſach dieſer Aenderung war ein Brief des Herzogs von Burgund, welcher nicht allein mich nach Hofe gefordert, ſondern auch die Aebtißinn des nun von uns verlaßenen Kloſters erſucht hatte, darauf zu ſinnen, wie das Kind, das mit mir die Mutterliebe der Herzoginn von Geldern getheilt habe, ebenfalls in ſeine Hände zu bringen ſey.

Die Aebtißinn, eine gute Nonne, die hier weder mit Liſt noch Gewalt verfahren mochte, wollte erſt die Rechte kennen lernen, die der Herzog von Burgund auf das fremde Kind haben könne. Sie ſprach mit meinen Müttern über dieſe Sache, und erfuhr von ihnen ohne Rückhalt wer Kalepin ſey; die Schriften, die bey der Taufe des Knaben vom heiligen Vater ausgefertigt worden waren, bekräftigten ihre Ausſage, die geiſtliche Frau konnte nicht abſehen, was der Herzog von Burgund im Guten oder im Böſen auf einen türkiſchen Prinzen könne zu ſprechen haben, und ſäumte nicht, ihn mit der Lage der Sachen bekannt zu machen.

Der Herzog von Burgund hätte jetzt gewiß ſeyn können, daß er von dieſem Kinde nichts zu befürchten habe, aber er traute entweder den erhaltenen Nachrichten nicht, oder es war würklich Güte gegen einen verlaßenen Prinzen, oder Stolz einen Bruder Sultan Mahemeds zu erziehen, was ihn antrieb auf ſeine Forderung zu beharren, und um Kalepins Ueberkunft — befehlen konnte er ſie nicht — zu bitten.

Raja und Zelide ſahen hier nichts als Gefahr für ihren Liebling, ſie beſtanden auf ihrer Weigerung, und als die Aebtißinn dringend ward, nahmen ſie hieraus eine Urſach das Kloſter zu verlaſſen; eine Sache, welche ſie vielleicht ſchon vorher aus andern Gründen beſchloſſen haben mochten.

Wir waren in unſerm neuen Aufenthalte unbekannt, die beyden Damen bauten hierauf ihre Entwürfe, zu deren Ausführung ſie dadurch den erſten Schritt thaten, daß ſie über uns Kinder mit doppelter Sorgfalt wachten und Verwechſelungen der Namen und Kleider vornahmen, die wir in unſerer Einfalt nicht begreifen konnten, nach welchen wir uns aber gern bequemten, weil wir ſie für ein ergötzendes Spiel hielten.

Raja und Zelide waren Morgenländerinnen; Damen in allen Ränken des Serails erzogen. Es iſt bekannt, was für Kabalen in dieſen Käfigen müßiger Frauen geſchmiedet werden. Dinge dieſer Art ſind faſt der einige Zeitvertreib, den ſich dieſe armen Sclavinnen der Männer zu machen wiſſen. Zelide und Raja hatten den Hang zu dieſer Art von Beſchäftigung, ſeit ſie Chriſtinnen geworden waren, noch nicht abgelegt, im Kloſter hatten ſie gute Muſe gehabt, ihn zu ſtärken und zu üben, auch waren ſie all dieſe Zeit über, gewiß bey jeder Sache, die die Nonnen oder die Aebtißin beſchäftigt hatte, mit ihren Talenten thätig, oder wenigſtens beyräthig geweſen; eine Unart, welche meine ſanfte Mutter, die Herzoginn von Geldern, oft an ihnen getadelt und verdammt hatte, gleich als ahndete ſie, daß dieſe unſeelige Geſchicklichkeit verwirrte Dinge noch verwirrter zu machen, und das was einen guten ebenen Gang ging, erſt auf Abwege zu leiten, einſt zum Nachtheil ihrer armen Tochter gebraucht werden würde.

Die beyden Morgenländerinnen haßten den Herzog von Burgund wegen der böſen Abſichten, die ſie ihm zutrauten. Noch immer gewohnt alles nach den Grundſätzen des Serails zu beurtheilen überzeugten ſie ſich, daß Kalepin aus keiner andern Urſach nebſt mir an den Burgundiſchen Hof gefordert würde, als um daſelbſt den Tod zu finden. Daß man, ungeachtet ſeine

Her-

Herkunft erwieſen war, doch immer ein verdachtvolles Auge auf ihn habe, hielten ſie durch die dringenden Anforderungen des Herzogs für erwieſen, die ihnen auch in dieſes Kloſter, wo man ſie bald ausgeſpäht hatte, nachfolgten.

Sie dachten den Feind ihres Lieblings zu täuſchen und mit der Zeit zu beſtrafen, und ich habe wohl kaum nöthig auseinander zu ſetzen, wie dieſes angefangen werden ſollte; Selim muthmaßt ſchon aus den Umſtänden, die ihm bekannt ſind, daß ich das Opfer für Kalepins Sicherheit werden ſollte.

Unter den Namen Kalepin oder Kalixtus Kolonna, wollte man mich aus dem Kloſter entfernen, und dem Herzog dadurch jeden Gedanken an weitere Nachfragen benehmen, die, wenn er ſie auch fortſetzen ſollte, denn doch immer nur auf meine Perſon nicht auf die Perſon Kalepins treffen würden. Dieſen Knaben, der meinen geweſenen Müttern ungleich theurer war, als ich, auf jeden Fall zu ſichern, war ihr Hauptzweck; mich, ſo ſchien es, mochte treffen was da wollte, wenn nur das Unglück von ihm abgekehrt wurde. O meine Mutter! dies waren deine treuen Freundinnen! dieſes deine Stellvertreterinnen! Eine einige Wendung des Schickſals, eine vielleicht blos gewähnte Gefahr war es, die ihre mir ſo oft zugeſchworne mütterliche Zuneigung auf einmahl umſtimmen ſollte!

Während ich ſo unter erborgtem Namen in die Welt hinausgeſtoſſen, und dem Schickſal preis gegeben werden ſollte, wollte man den kleinen Kalepin meine Rolle übernehmen laſſen. Unter Zelidens Aufſicht wollte man ihn als das gelderſche Fräulein an den burgundiſchen Hof ſchicken; ſie ſelbſt wollte über ihn wachen, ſie ſelbſt wollte mit aller ihrem Vaterlande eigenen Schlauigkeit, die Freunde der alten gelderſchen Herrſchaft auszuſpähen und auf ihre Seite zu bringen ſuchen, und dann, wenn alles wohl angelegt und die Sache zum Ausbruch reif, oder das Geheimniß nicht mehr zu verhelen ſey, ſchnell mit der Entdeckung hervortreten: hier ſey kein der Erbfolge unfähiges Fräulein, ſondern ein gelderſcher Prinz, welcher ſeine Rechte geltend machen, und dem Herzoge von Burgund den Beſitz ſeiner Lande ſtreitig machen könnte. — Verzeihe, Selim, verzeihe, daß ich dir ſolche Züge von einer Perſon zeichnen muß, die deine Mutter iſt, ich zürne nicht mit Zeliden; kaum kann ich ſie tadeln, daß ſie dem Sohn ihrer Freundinn, dem kleinen Kalepin, ein Glück verſchaffen wollte, das einigermaßen ſeiner Geburt würdig war. Die Liebe für Selim, den ſie für tod hielt, war auf den Sohn der Sultaninn

Helena geerbt; gegen dieſen mußte freylich die arme Philippe im Hintergrunde ſtehen, dieſen glücklich zu machen, mußte freylich alles andere aufgeopfert werden!

Es war indeſſen unrecht, auch in der wünſchenswertheſten Sache mit ſolchen Winkelzügen umzugehen, es war grauſam, ſo mit mir zu handeln, wie es am Tage iſt, und höchſt unüberlegt war es, von den gemachten Anlagen guten Erfolg zu hoffen; ein Hauch konnte ja das leichte Gewebe zerſtäuben, und glückte alles bis zum letzten Streiche, was für Unruhen, was für Weitläuftigkeiten, was für Hinderniſſen, welche zu überwinden wohl andere Kraft, andere Klugheit erforderlich geweſen ſeyn würde, als die zweyer ausländiſchen Frauen, die die Verfaſſung dieſer Lande gar nicht kannten, und alles nach den Sitten ihres Vaterlands beurtheilten.

Kalepin und ich wußten und verſtanden natürlich nichts von dem, was für und wider uns geſchmiedet wurde. Raja kündigte mir eines Tages eine Luſtfarth an, und ich beklagte nichts dabey, als daß ich nicht meinen theuren Spielgefärthen zum Geſellſchafter haben ſollte. Um mich zu begütigen ward ihm ſein Selimsrohr genommen, und mir erb- und eigenthümlich zugeſprochen, es gab heiße Thränen von beyden Seiten, ich weis nicht ob an der ſeinigen über die Trennung oder das geraubte Spielwerk. Ich fühlte mich am Ende durch meine Eroberung völlig getröſtet.

Raja brachte mich nach Rom. Kolonnas Namen zu führen und ſeine Kleider zu tragen, hatte man mich ſchon gewöhnt, ſeit wir das erſte Kloſter verlaſſen hatten, und es kam mir alſo weder neu noch ſonderbar vor, als mir Raja ſagte, ich habe nun ganz aufgehört Philippe zu ſeyn, und müſſe dieſen Namen auf ewig vergeſſen; Drohungen und Verheißungen, wie ſie ſich für meine Jahre ſchickten, wurden hierauf auf Befolgung oder Nichtbefolgung einiger Verhaltungsregeln geſetzt, doch Nichts machte ſtärkern Eindruck auf mich, als der Satz, den ich mir ſelbſt ausdachte; niemand als Kolonna könne Beſitzer von dem geliebten Spielwerk, der Flöte vom Berge Athos bleiben, und ſobald Philippe wiederkehrte, ſo wär dieſer köſtliche Schatz auf ewig verloren. Ich küßte das theure Selimsrohr und verſprach: Philippe ſollte nie, nie wieder kommen!

So ſtiefmütterlich man gegen mich in der ganzen Sache handelte, ſo haßte man mich doch nicht oder wollte mein Verderben; Nein, es war beſchloſſen, daß Raja bey mir bleiben und für mein Beſtes wachen ſollte, bis man ſähe, wie die Sachen gingen, und was für mich zu thun ſey. Wahrſcheinlich wußte ſie ſelbſt noch nicht, was ſie einſt aus mir machen ſollten.

Naja ſtellte mich, um der Sache bey der höchſt möglichen Nachfrage des Herzogs von Burgund alle Wahrſcheinlichkeit zu geben, dem heiligen Vater unter dem Namen Kalixtus Kolonna vor. Der Pabſt erinnerte ſich ſehr wohl, vor einigen Jahren einen türkiſchen Prinzen mit dieſem Nahmen getauft zu haben, und fand keine Urſach zu zweifeln, daß ich derſelbe ſey, da ihm meine Begleiterin Naja noch beſſer im Gedächtniß geblieben war, als die Perſon ſeines kleinen Täuflings. Er ſegnete mich, und verſprach mir Schutz und Vorſorge, auch lud er meine Pflegerin ein, mit mir ſo lang zu Rom zu bleiben und auf Koſten der Kirche zu leben, als ſie wollte. Naja war reich genug, um dieſes nicht zu bedürfen; die Wohnung, die ihr in dem Hauſe einer italiäniſchen Dame angeboten wurde, ſchlug ſie nicht aus. Sie kannte die Signora Olivetta Cäſarini ſehr wohl; ſie hatte ehemahls bey ihrer Taufe Pathenſtelle vertreten, und dieſes geiſtliche Band verknüpfte ſie zu ſolcher Vertraulichkeit, daß ich glaube, ſchon damals blieb ihr nichts ein Geheimniß was mich anging, wenigſtens ward ich angewieſen, in der ſcheuen Zurückhaltung gegen jedermann, die man mir zum Geſetz gemacht hatte, nächſt meiner Raja nur ſie aufzunehmen.

Um dieſe Zeit kam Kayſer Friedrich nach Rom; er ſahe die Signora Olivetta und ihre ausländiſche Gefährtinn bey einigen Hoffeſten, er hörte von mir, und wünſchte auch mich zu ſehen. Da ich nie weit von der Seite dieſer beyden Damen kam, ſo war das kayſerliche Begehren bald erfüllt. Er fand mich ſchön, er liebkoſte, lobte und beſchenkte mich, er befahl, mich oft nach Hofe zu bringen, und fragte, ob man eine Stelle in der Hofſtaat des jungen Königs von Böhmen, ſeines Mündels, der ihn nach Rom begleitet hatte, für mich annehmen wollte. Meine große Jugend diente der beſtürzten Raja zur Entſchuldigung. Man glaubte, der Abſchlag geſchähe aus Stolz, weil man etwa den Sohn eines Fürſten zu hoch hielt, bey einem andern Fürſten Dienſte zu nehmen, und von dieſem Augenblick an ſetzte man ſeinen Sinn drauf, das aus mir zu machen, was man wollte.

Raja erlebte es nicht, mich in einem Stande zu ſehen, den ſie mit recht für höchſt unſchicklich für mich hielt. Eine anſteckende Krankheit, die damahls zu Rom wütete, und die auch mich auf das Siechbette warf, raffte ſie in wenig Tagen hin; ich wäre, wenn auch nicht verloren, doch gewiß entdeckt geweſen, hätte Olivetta nicht über mich gewacht; ſie hatte der ſterbenden Raja ſchwären müſſen, für mich zu ſorgen, mein Geheimniß zu bewahren, und die angeſponnene Intrigue genau den vorgezeichneten Gang zu leiten, bis Nachrichten von Zeliden der Sache eine andre Wendung gäben; auch hinterließ Raja Schätze genug, ſich Befolgung ihres letzten Willens und mir Schutz und Verſorge zu erkaufen.

Die Signora Olivetta, eine noch junge Dame, hatte unter den kayſerlichen Hofleuten der Eroberungen viel gemacht; ihr Herz blieb bey einem gewiſſen Herrn von Wittowitz ſtehen, und während ich noch um den Verluſt meiner Raja weinte, ward ſie ſeine Gemahlinn. Ich folgte meiner nunmehrigen Pflegemutter in das Haus ihres Neuvermählten. Der Kayſer ſah mich hier öfter als ſonſt. Olivetta, die ich von nun an die Frau von Wittowitz nennen werde, ſahe nicht, warum ſie den verneuten Antrag, König Ladislaws Edelknabe zu werden, nicht annehmen ſollte, und ich, die von der ganzen Sache nichts verſtand, ſahe es noch weniger.

Sie bedung ſich nur das einige aus, ſich von meiner Perſon nicht trennen zu dürfen, und die ganze Obſervanz bey meiner Ehrenſtelle beſtand alſo darinn, an Gallatagen unter den übrigen Pagen zu des jungen Königs Aufwartung bereit zu ſtehen. Ich war noch ein zartes Kind, konnte ſanfte Pflege und Aufwartung noch ſelbſt kaum einen Augenblick entrathen; ich war hier nichts nütze als mit Angſt und Mühe einige Stunden lang meine Stelle zu erfüllen, die man mir gewiß nur darum aufdrang, damit man ſagen konnte: der Kayſer habe ſeinem Mündel einen Prinzen zur Aufwartung gegeben.

Der Kayſer verließ Rom, und die Frau von Wittowitz folgte an der Seite ihres Gemahls. Ich durfte weder an ihrer Seite noch unter den Dienern meines Herrn fehlen. Nach der Zeit geſchahe es, daß König Ladislaw ſich von ſeinem Vormund trennte. Der Herr von Wittowitz folgte ihm, aber ich mit meiner Pflegerinn blieben bey der Hofhaltung des Kayſers. —

Um dieſe Zeit waren die Anſchläge des Herzogs von Burgund auf denjenigen, für welchen ich gehalten wurde, zur Reiſe gelangt; er war ſelbſt in das Kloſter gekommen, Zeliden nebſt der Auslieferung ſeiner Nichte um Kalepin zu bitten; ſeine Ausdrücke waren ſo verbindlich, ſein Plane ſo viel verſprechend, daß es Zeliden faſt hätte reuen mögen. ſolche Verwirrungen eingeleitet zu haben. Jetzt konnte ſie nicht mehr zurück, ſie ſtellte dem Herzog die vermeinte Philippe vor, und ſagte, Kalepin befinde ſich ſchon ſeit länger als einem Jahr in Dienſten des Kayſers als Edelknabe; der Herzog, der dieſes für Erdichtung hielt, ſagte Zeliden einige empfindliche Dinge, ſie drang darauf, man möchte ſich am kayſerlichen Hofe erkundigen, der Herzog ſchied, um ſich durch Abgeſchickte zu überzeugen, und als die eingezogene Nachricht dahin ausfiel, daß ſich unter den kayſerlichen Pagen würklich ein türkiſcher Prinz unter dem Namen Kalepin oder Kalixtus Kolonna befinde, ſo mußte er zufrieden ſeyn, doch wars, als wenn ſeit der Zeit die Begierde, ſeine Nichte bey ſich zu haben, merklich gemindert ſey. Zur Entſchuldigung dieſes Kaltſinns diente der erfolgte ſchnelle Tod der Herzoginn von Burgund und die nach demſelben nicht lang verſchobene Verbindung mit einer zweyten Gemahlinn.

Kalepin, der die Rolle des gelderſchen Fräuleins, vermöge kindiſcher Einfalt, und Unwiſſenheit ſeines wahren Standes, meiſterlich ſpielte, blieb bey Zeliden im Kloſter, und genoß von der Großmuth ſeines ſo genannten Oheims ſtandesmäßigen Unterhalt, nebſt fleißigen Beſuchen von der Herzoginn von Burgund und ihrer Stieftochter Maria, welche doch nicht diejenige iſt, deren du dich aus den Erzählungen meiner

Mutter erinnern wirſt, ſondern eine ſpäter gebohrne Schweſter, dieſer meiner ehemahligen kleinen Freundinn, welche in den früheſten Jahren geſtorben iſt.

Nach Rajas Tode ſtand die Frau von Wittowitz mit Zeliden in Briefwechſel, es wurde in denſelben von nichts gehandelt, als von dem Schickſal der verwechſelten Kinder, und beyde Damen mochten ſich wohl oft ſagen, daß ſie ſich in einem verhaßten Spiel befänden, deſſen Ende ſie wünſchten. Offenbar war zu Vermeidung kleiner, vielleicht chimäriſcher Uebel, große und unnöthige Verwirrung angelegt worden. Olivetta hatte keinen Theil an der Anlage dieſer Dinge und hätte ſie am liebſten beendigt geſehen. Zelide fand, daß der Herzog von Burgund nicht ſo blutgierig ſey, als ſie anfangs glaubte, und verwünſchte Rajas Geſchäftigkeit zu Verwickelungen, die nun nichts anders als mit höchſter Gefahr aufzulöſen waren.

Beyde Damen beſchloſſen, ſich perſönlich über dieſe Dinge zu beſprechen. Das Schickſal hatte die Orte ihres Aufenthalts einander etwas näher gebracht, ſie ſahen ſich mehrmals, und immer nahmen Kalepin und Philippe Theil an dieſen freundſchaftlichen Beſuchen. Wir liebten uns herzlich und trennten uns allemahl mit Thränen, aber unſere Rollen waren uns ſo feſt eingeprägt, daß wir ſie nie gegen einander verwechſelten. Wer wir einſt waren, ſchien bey uns ganz vergeſſen zu ſeyn. Was die Berathſchlagungen der einigen Verwahrerinnen unſerer Geheimniße für Ausgang hatten, weis ich nicht, wahrſcheinlich trennten ſie ſich einmahl ſo unentſchloſſen wie das andre.

In dieſe Zeit fällt das Abentheuer auf dem Schloſſe Cyli, das ich dir nach meiner kindiſchen Einfalt im gutenſteiniſchen Garten erzehlte. Die Sorge der guten Frau von Wittowitz um des Kayſers Leben, gab mir die Rolle eines warnenden Engels; der Anſchlag glückte, und ſetzte mich hoch in Friedrichs Gnade, ich aber hatte bey der Expedition eine Sache verloren, die mir theurer war als die Gunſt aller Könige und Kayſer der Welt, mein Selimsrohr, das ich keine Stunde miſſen konnte, daher ich, als wir auf dem Rückzug von Cyli auf die Veſte Gutenſtein Ablager hielten, nicht ſäumte, einen Verſuch zu machen, ob ſich aus dem Schilf des Gartenteichs ein neues verfertigen ließ.

Du trafſt mich bey dieſer Beſchäftigung, mein Selim. Ich ſaß, ohne es zu wiſſen, bey meinem älteſten Freunde auf der Welt, bey dem Abgott meiner kindiſchen Gedanken. Unſer Geſpräch, ich weis mich deſſelben nur dunkel zu erinnern, machte nicht den Eindruck, erregte nicht die Ahndungen in mir, die es einige Jahre weiter hin hervorgebracht haben würde! Ich war zu jung, um in dir etwas anders zu ſehen, als einen herablaſſenden Spielgefärthen, doch weis ich, daß mir unausſprechlich wohl an deiner Seite war, und daß ich den Augenblick des Wiederſehens kaum erwarten konnte. Als du mich mit einem neuen Selimerohr erfreuteſt, als du mit mir von Naja ſprachſt, und dich meinen Bruder nannteſt, da wurdeſt du mir noch tauſendmahl lieber, aber bleibend waren dieſe Eindrücke nicht, ſie wurden ſchnell von andern kindiſchen Ideen verdrängt, nur zuweilen, als ich älter ward, ſuchte ich ſie aus dem Vorrath dunkler Bilder, die ich in meinem Gehirn fand, hervor, ſuchte ſie deutlicher zu machen, und gewann ſie, ſo ſchlecht mir das gelang, doch lieb vor allen andern.

Ich wuchs mehr heran, die Frau von Wittowitz, die mich ſo wenig als möglich aus den Augen ließ, und manchen Spott über ihre Anhänglichkeit an den jungen Pagen ausſtehen muſte, begann traurig zu werden und mich mit verdoppeltem Mitleid anzuſehen, mein Verſtand war ausgebildet genug, daß ſie verſtändig und offenherzig mit mir von allen den Dingen ſprechen konnte, über welche wir biſher nie Worte gewechſelt hatten; O daß ſie hätte leben ſollen, um mir aus den fatalen Verhältnißen zu helfen, in denen ich mich verwickelt ſah. Ich war zwölf Jahr, da ſie ſtarb, kurz vorher hatte ich, durch ſie belehrt, meine Geſchichte völlig kennen gelernt, und von ihr ein treues Gemälde all der nutzloſen Kabalen, und ihrer Urſachen erhalten, die man geſchmiedet hatte, um mich unglücklich zu machen, und von denen ich mich bemüht habe dir einen Begriff zu geben.

Ich war nun ganz mir ſelbſt überlaſſen, mit einem Geheimniß auf dem Herzen, das ich weder zu behaupten, noch zu entdecken wußte; welche Schwierigkeiten hatte das erſte, und was ſtand mir bey dem andern bevor? Die größte Beſchämung, eine Beſchämung, die ich mir doch vielleicht noch ärger dachte, als ſie ausgefallen ſeyn würde; denn war ich nicht an allem unſchuldig? und was hätte ich zu befürchten gehabt, wenn ich mich der Kayſerinn entdeckt, und um ihren Schutz gebeten hätte?

Tauſend Plane hierüber durchkreutzten mein Gehirn; jetzt wollte ich mich entdecken, ich wußte nicht wem, jetzt wollte ich entfliehen, ich wußte nicht wohin, jetzt wieder wollte ich mich in mein Schickſal finden, und bleiben, wozu es mich ohne mein Verſchulden gemacht hatte.

Der letzte Vorſatz war der dauerhafteſte. Ich hatte nicht Muth mich zu irgend einer Aenderung zu ſchicken, und ſo blieb ich immer was ich war, doch auch dieſes hatte ſeine Schwürigkeiten: meine Rolle ward immer bedenklicher. Zu weiblicher Geſellſchaft, zu weiblichen Beſchäftigungen neigte ſich mein Geſchmack, zu männlichen ward ich angelehrt. Ich hatte weder Luſt, Muth noch Geſchick zu dieſen Dingen. Man fand mich albern, abgeſchmackt, unausſtehlich. Der Kayſer, der mich bisher ſo ſehr geliebt hatte, zürnte mit mir und drohte, wenn ich nicht bald anfangen würde, mich mit Ernſt auf Dinge zu legen, welche meinem Stand und meinem Geſchlechte zukämen, von mir die Hand abzuziehen und mich meinem Schickſal zu überlaſſen. Die finſtre Miene des Kayſers ſpiegelte ſich in den Geſichtern ſeiner Diener. Die Männer verachteten mich, die Weiber wußten nicht was ſie mit mir anfangen ſollten; dies machte mich menſchenfeindlich, mürriſch, einſiedleriſch und vermehrte meine Unliebenswürdigkeit und mein Leiden. Auf dieſe Art erreichte ich das vierzehnde Jahr.

Mein trauriger Zuſtand erreichte die höchſte Staffel durch die Begebenheit, die ich mich nun überwinden muß dir mitzutheilen. Der Herzog von Burgund ſchickte Geſandten an den Kayſer. Kampobachio, deſſen verhaßten Namen ich damahls zuerſt nennen hörte, ein junger Umbrier, der damahls eben erſt anfing das Hofleben zu koſten, und zuerſt Trieb und Fähigkeit in ſich ſpürte, ſo hoch zu ſteigen, als er andere vor ſich ſahe, war an ihrer Spitze. Die Begierde nach hohen unerreichbaren Dingen ſchien ihm angeboren zu ſeyn, ſie hatte ihn ſchon in den zarteſten Jünglingsjahren zu Handlungen verleitet, welche ihn zum Vertriebenen aus meinem Vaterlande machten. Er hatte Zuflucht beym Herzog von Burgund gefunden; ſeine ſchöne Außenſeite, ſein geſchmeidiges Weſen hatten ihn empfohlen, und ihm Ausſichten eröfnet, welche ſeinem unbegränzten Ehrgeitz neuen Spielraum gaben. Er hegte Plane in ſeinem Herzen, die er niemand anvertrauen durfte, von welchen ich aber nur gar zu bald genug erfuhr, um den Mann kennen zu lernen, den ich vor mir hatte.

Das Angenehme, das Gefällige, welches dem Grafen am Burgundiſchen Hofe emporgeholfen hatte, that ihm auch am kayſerlichen gute Dienſte. Die Männer ominirten große Dinge von dem hoffnungsvollen, jungen Manne, und die Frauen vergötterten ihn; ſelbſt ich konnte mir nicht abläugnen, Kampobacchio habe ein einnehmendes Etwas an ſich, welches höchſtens nur von Einem übertroffen werde, deſſen Bild mir wie ein Traum vorſchwebte.

Wie ich Einſiedlerinn, ich menſchenſcheues Geſchöpf, das das Licht des Tages und alle Geſellſchaft flohe, zu dieſer Bemerkung kam? — Du ſollſt es gleich erfahren.

Ich unglückliches Geſchöpf, das ſich jetzt von jedermann verachtet und zurückgeſetzt ſah, welches das Widerſprechende, Unbehagliche, das ſich in allen meinen Handlungen fand, und mich mir ſelbſt ſo ſehr zuwider machte, als allen andern, lebhaft genug empfand, um Aufmerkſamkeit weder zu erwarten noch zu wünſchen, ich ſah mich am erſten Hoftage, da ich mich beym Dienſt öffentlich zeigen mußte, von dieſem liebenswürdigen Fremdling unter dem ganzen Haufen meiner Gefährten allein hervorgeſucht, und angeredet. Meine Schüchternheit erlaubte mir wenig Worte mit ihm zu wechſeln, kaum konnte ich ihm die Frage, ob ich Kolonna ſey? verſtändlich beantworten; doch aber fühlte ich eine Art von Dank wegen ſeines verbindlichen Weſens,

ſens, und ſah um mich her, ob man die Ehre bemerkte, die mir der burgundiſche Geſandte erzeigt hatte.

Kampobachio ermangelte nie, mich anzureden, wenn er mich ſah, und ſo ſehr das meinem niedergedrückten Stolze ſchmeichelte, ſo machte es mir doch auf der andern Unruhe. Mein Hang und die Kenntniß meiner ſelbſt, zog mich zur Einſamkeit. Ein feſt auf mich gerichteter Blick konnte mich in Verwirrung ſetzen; ich glaubte mich entdeckt, meine Augen ſenkten ſich zur Erde; ich war ſtumm und ſehnte mich in die Verborgenheit zurück, die mein Geheimniß am beſten verhüllte. Auch dieſen Kampobachio floh ich bald, ungeachtet ich mirs ſelbſt nicht ableugnen konnte, daß ich ihn werth ſchätzte.

Demohngeachtet wußte er mich überall zu treffen. Schöner Kolonna, ſagte er eines Tages, da er mich im Schloßgarten traf, werdet ihr nie Gefallen an der Geſellſchaft eines Menſchen finden, der Euch überall aufſucht?

Was könnte Euch mit der Unterhaltung eines armen blöden Jünglings gedient ſeyn?

Eben dieſe Blödigkeit iſts was mich entzückt, iſt mir Unterpfand von allem, was ich bisher nur muthmaßte!

Ich erröthete, und wollte mich entfernen. Er hielt mich zurück. Werdet ihr nie Zutrauen zu mir faſſen? rief er, indem er meine Hand an ſeine Lippen zog.

Pfui, Herr Graf! ſchrie ich, indem ich mich los machte, welch eine Erniedrigung gegen einen Jüngling, den —

Den ich gnugſam kenne, um ihn zu verehren, — Euer Stand!

Mein Stand? wiederholte ich mit ängſtlicher Miene.

Ihr werdet hier, wie ich höre, für einen türkiſchen Prinzen gehalten, ſagte er:

Bin ich es nicht? ermannte ich mich mit einigem Trotz zu fragen.

Er ſchwieg. — Ich wollte gehen. — Mit einer tiefen Verbeugung bat er mich, ihm einen Spaziergang die Allee auf und ab an meiner Seite zu gönnen.

Zitternd willigte ich ein; ich mußte, wenn ich mich nicht verdächtig machen wollte.

Noch immer ſchwieg er, und ich desgleichen.

Ich kannte, fing er auf einmahl an, am burgundiſchen Hofe, eine gewiſſe Philippe von Geldern, ſollte ſie Euch nicht auch bekannt ſeyn? — Man ſagt, ihr wäret mit ihr erzogen worden.

Ich bejahte, und zwang mich, da ich wußte, daß er von keinem andern als Kalepin ſprechen konnte, von welchem ich längſt Nachricht gewünſcht hatte, zu einigen Fragen.

Dieſe höchſt ſonderbare Perſon, fing er an, hat ſeit einiger Zeit mit ihrer ſogenannten Pflegemutter, der ſchönen Zelide, das Kloſter verlaſſen müſſen, um an dem Hofe des Herzogs von Burgund zu leben.

Das Wort: höchſt ſonderbar, fiel mir auſſerordentlich auf, ich wünſchte Erklärung, und ſcheute mich ſie zu fordern.

Sie iſt, fing er nach einer Welle an, als hätte er vergebens eine Aufforderung erwartet, ſie iſt das leibhafte Gegenbild von Euch. Nie habe ich ein wilderes Fräulein geſehen, ſo wie hier keinen ſittſamern Jüngling.

Reiten, fahren, jagen; fuhr er fort, da er ſah, daß ich nichts antwortete, iſt ihre tägliche Beſchäftigung. Sie hätte ihren Spinnrecken, und ihre Weberſpuhle an den kayſerlichen Hof ſchicken ſollen!

Hier ein höhniſcher Seitenblick auf mich, den ich, wär ich ein Jüngling geweſen, mit der Hand an den Degen hätte beantworten ſollen. — Ich ſchwieg, ging einfältig mit kurzen Schritten neben ihm her, und ließ ihn reden.

Das Schickſal der Kinder von Geldern iſt traurig, fing er an; man ſagt, es ſoll ein Sohn und eine Tochter vorhanden ſeyn; wißt ihr hievon etwas zu ſagen?

Ich antwortete, ich wüßte gewiß, daß nur eine Tochter lebe.

Ich muß euch glauben, ſagte er, übrigens hätte ich bey tauſend Gelegenheiten ſchwören wollen, das ſogenannte gelderſche Fräulein ſey ein Jüngling. Ich behauptete es einſt, da ich mit dieſer Philippe unter vier Augen ſprach, ihr ins Angeſicht, und was meynt ihr, daß ich für eine Antwort erhielt? — Ein gezognes Schwerd, das ſie als Jägerin immer an der Seite trägt. — Iſt dies nicht eben ſo viel, als wenn ich zu Euch ſagte ihr wäret eine Dame, und ihr finget an zu weinen?

Thränen ſtanden mir wirklich in den Augen; er verbiß ein unwillkührliches Lachen, und verließ mich mit einer tiefen Verbeugung.

Mit zerriſſenem Herzen ging ich auf mein Zimmer. Was war das? — Ich war entdeckt! — Sollte ich Ja zu Kampobachios Muthmaßungen ſagen, oder leugnen? — Weder eins noch das andre; fliehen mußte ich ihn! Wo ſollte ich Muth her, ihnen zu verneinen, was mein ganzes All eingeſtand, und wo Muth mich einem Manne wie dieſem zu vertrauen? — O des Thoren, wenn ihm daran gelegen war mich zu fangen! Mit der einen Hand warf er hinweg, was er mit der andern an ſich geriſſen hatte. Schon begann ſeine Ehrerbietung, ſeine anſcheinende Theilnahme, die Kenntniß von den Angelegenheiten unſers Hauſes, die er blicken ließ, mein Herz ihm zuzuneigen! ſein höhniſcher Seitenblick, ſein verbiſſenes Lachen, riß es auf einmahl wieder von ihm los. Ich weis nicht, er hatte ſo etwas von einem böſen Geiſte in dieſem Zuge; die ſchöne Maske fiel auf einmahl, die mich anfangs bezaubert hatte. Der Vorzug, den er mir Verlaſſenen gab, die ehrfurchtsvolle Aufmerkſamkeit, die mich einnehmen ſollte, verlor ihre Reitze; ich muthmaßte Nebenabſichten in dieſem Betragen, und nicht lang, ſo ſollte ich von denſelben überzeugt werden.

Ich floh ihn, wo ich wußte und konnte. Er belauſchte meine Schritte. Er trachtete mir nach mit Briefen; ich wußte ſie zu vermeiden. Endlich gelang es ihm doch, mir ein offnes Blatt aufzunöthigen, ſo daß ich es nicht ohne die höchſte Gefahr zurück weiſen konnte.

Kolonna, ſagte er einſt in Gegenwart des ganzen Hofs, indem er einen Zettel vom Boden aufhob, ihr habt hier etwas verloren. Ich erröthete, ſah auf der Schrift den Namen Philippe von Geldern, und drückte ſie zuſammen, ſie in der Taſche zu verbergen.

Kampobachio hatte gewonnen; den neuen Beweis, wer ich war, gar nicht zu rechnen, der in meinem Betragen lag — (ich würde anders gehandelt haben, wenn ich Kolonna geweſen wär) — ſo war nun ſein Brief in meinen Händen. Oeffentlich vernichten durfte ich ihn nicht ohne Aufſehen zu erregen, und daß ich es heimlich nicht thun würde, ohne ihn vorher geleſen zu haben, davon glaubte er überzeugt zu ſeyn; er hätte ſich nicht geirrt.

Siehe hier, mein Selim, was ich fand. Was hätte mir es geholfen, dieſem Blatte keinen Blick zu gönnen? weder du noch der Schreiber würden mir dieſe Enthaltſamkeit geglaubt haben, und ich hätte vielleicht doch etwas blindlings von der Hand gewieſen, das mir zu wiſſen noth war.

„An das gelderſche Fräulein.

„Philippe von Geldern, wollt ihr Euch vor dem verbergen, der Euch erſten Blicks ganz durchſchaute? Wollt ihr mich unglücklich machen, und Euer eignes Glück von Euch ſtoſſen? es ſteht in meinen Händen. Die Lande Eurer Väter für den Herzog von Burgund, vom Kayſer zur Lehn zu ſuchen bin ich hieher geſandt, nur auf mich, oder vielmehr auf einen Wink Eurer ſchönen Augen kommt es an, der Sache eine andere Wendung zu geben. Der Herzog von Burgund werde getäuſcht! Der Betrüger verderbe, welcher an ſeinem Hof Euren Namen mißbraucht! Und wär er würklich Euer Bruder, ſeine Rechte müßten den Eurigen nachſtehen, wenn ſie von dem Arm eines tapfern Gemahls vertheidigt würden, der Euch den Namen einer Herzogin von Geldern erwürbe, und Eure Hoheit mit Euch theilte.

„Wer dieſer glückliche Gemahl ſeyn ſollte? — O Philippe, fragt Euer eignes Herz! Eure Blicke, Euer Zittern, Euer Stammeln, Euer Erröthen haben mir Liebe ſchon geſtanden, ehe ich noch meinem Herzen ein ähnliches Geſtändniß abgefragt hatte. Eure Wahl hat Euch nicht irre geleitet. Ich bin der Mann, der Euch aus der peinlichen Lage, in welcher ihr Euch hier beſindet, retten, ich bin der Mann, der Eurem geſunkenen Glück emporhelfen kann und will; und wäret ihr nur halb ſo ſchön als ihr ſeyd, und fühlte ich nur den zehnten Theil deſſen für Euch, was ich empfinde, Euer Glück ſollte das meinige ſeyn, und an meiner Hand ſolltet ihr, nicht nur den gelderſchen Fürſtenſtuhl, nein, die höchſten Throne der Welt beſteigen.“

O Selim! Selim! ich bitte dich, was denkſt du, das ich bey Verleſung dieſes abſcheulichen Zettels fühlte! Schaam, Unwille, Angſt und Abſcheu beſtürmten mich auf einmahl! Ich zerriß das Blatt und trat es mit Füſſen. Wär der Schreiber gegenwärtig geweſen, ich glaube, in dieſem Augenblick hätte ich Muth gehabt, ihm nach Verdienſt zu begegnen. Mir Liebe aufdichten, mir ſeine Gegenliebe und ſeine Hülfe als eine Art von Gnade antragen, mich zur Mitverſchwornen einer Verrätherey machen wollen? — Meinen Jugendfreund, meinen Kalvin, einen Betrüger ſchelten und ihm drohen? Abſcheulich! — Und wenn er Euer Bruder wär, ſeine Rechte müßten den Eurigen nachſtehen. — Was für teufliſche Worte! — Der Herzog werde getäuſcht, — getäuſcht durch ſeinen Diener? — Welche Gräuelthat! — Und mich wollte man zur Theilnahme an dieſen Dingen reizen? mich zum Vorwand dieſer Unthaten machen? — Was hatte ich gethan, welche meiner Handlungen konnte den Böſewicht berechtigen, mir dieſes zu bieten? — Selim, du kannſt es der von dir verachteten Philippe nicht verdanken, daß ſie ihrer getadelten Sanftmuth zum Trotz hier in Wuth gerieth. Herzhaftigkeit und Heldentrieb hat ſie nicht, denn ſie iſt ein Mädchen, aber Ehrgefühl! Weis ſie ſich bey Verachtung und Beleidigung nicht zu rächen, ſo weis ſie ſich zu verbergen und zurück zu ziehen. Das Betragen, das ich gegen dich in einem ähnlichen Fall beobachtete, iſt dir Beweis, wie ich hier gegen Kampobachio, der noch ſchwerer geſündigt hatte als du, handeln mußte. Verzeihe! ob ich gleich hier deinen Namen neben den ſeinigen ſtellte, ſo bin ich doch weit entfernt, die Kränkung, die ich von dir erfuhr, mit ſeinem Verbrechen in eine Klaſſe zu rechnen.

Ich ward krank, würklich und ſcheinbar ward ich es; dieſes überhob mich auf einmahl der Quaal meinen Beleidiger zu ſehen. Einigemahl war er kühn genug, ſich zu meinem Lager zu drängen: ich drehte mich nach der Wand, und ſtellte mich zu ſchlafen. Dieſer Schlaf dauerer allemahl, wenn er Verſuche machte, mein Ohr zu gewinnen. Als ich wieder hervorgehen muſte, begegnete er mir im kayſerlichen Vorzimmer. Prinzeßinn, murmelte er mit einer Miene, als wenn ſeine Zähne vor Grimm zuſammenſchlügen, ihr werdet mich zwingen zu reden. — Nach Gefallen, Herr Graf! antwortete ich. Unwahrheiten werden ſich immer ſelbſt widerlegen, und Beweiſe der Wahrheit ſind in meinen Händen.

Kamposachio wußte was ich meynte, und richtete ſein Verhalten darnach ein. Seinen Brief, mit welchem ich ihn hier und am burgundiſchen Hofe auf einmahl ſtürzen konnte, hatte ich zwar im Zorn vernichtet, aber aus meiner Rede muſte er das Gegentheil glauben. Die Entdeckung meiner Geheimniße muſte die Enthüllung der ſeinigen nach ſich ziehen; brachte er mich aufs äußerſte, ſo konnte er glauben, daß meine Parthie genommen ſey. Er knirſchte und wütete in ſich ſelbſt, ſeine Abſicht verfehlt zu haben. Seine Blicke ſagten mir, daß aus dem Liebhaber ein ergrimmter Feind geworden ſey. Ich begegnete ſeinen zornflammenden Augen mit Zittern, und that Gelübde zum Himmel auf ſeine Entfernung, welche doch endlich erfolgte.

Wohl mir, daß der Schein, der mich anfangs blendete, ſo ſchnell der Wahrheit wich! nicht ein Haar fehlte, und ich hätte mich dieſem Heuchler vertraut; und was wär denn aus mir geworden?

Aber ach, was ſollte auch nun aus mir werden? Meine Lage ward immer ängſtlicher und peinigender. Hier konnte ich in die Länge nicht bleiben. Wie leicht ich entdeckt werden konnte, das zeigte mir Kampobachios Beyſpiel, und welche Beſchämung hing von dieſer Entdeckung ab, wenn ich ſie, wozu mir Muth und Entſchloſſenheit fehlte, nicht ſelbſt eingeleitet hatte! — Dazu merkte ich ſehr wohl, daß ich überall von heimlichen Nachſtellungen umgeben war. Zweymahl bin ich in Gefahr geweſen, in Räuberhände zu fallen; einmahl auf einer Jagd, wo ich den Kayſer begleiten muſte, und das andere, auf der letzten Wiener Reiſe. Beydemahl rettete mich, wahrhaftig nicht der Degen, den ich an der Seite trug, — du weißt, wie ich ihn zu führen verſtehe, — ſondern ein günſtiger Zufall. —

Ich ward behutſamer, aber auch während unſers Aufenthalts auf der Veſtung, ward mir ein Fallſtrick gelegt, in welchem ich Kampobachios Hand nicht verkennen konnte, und der mich beynahe aus dem Schoos der Sicherheit gelockt hätte.

Aus dem Schoos der Sicherheit? — Elender Zufluchtsort, wo tauſend Gefahren mir drohten! Ich muſte mit Ernſt darauf denken, ihn zu verlaſſen. Ich dachte an Zeliden, dachte an den burgundiſchen Hof; dort mich kenntlich zu machen, da ſie Bürge für meine Redlichkeit ſeyn konnte, muſte mir leichter werden als hier, wo ich keinen Menſchen hatte, der ſich für mich intereßirte. Die Gnade des Kayſers und der Kayſerinn, war ſeit einiger Zeit merklich geſunken, und mein finſteres einſiedleriſches Weſen hatte mir aller Orten Feinde gemacht; — In der That, man konnte ſich kein verlaſſeners Geſchöpf denken, als mich.

Feſt war der Entſchluß zur Flucht an den Hof meines Oheims ſchon gefaßt. Ich machte mir es ſchon zur Freude, dem hämiſchen Kampobaſſo durch meine öffentliche Erſcheinung zu höhnen, und ihm unter dem Schutz des mächtigen Herzogs von Burgund, den ich nach den laufenden Gerüchten wenigſtens für großmüthig halten muſte, trotzen zu können, als ein neues Abentheuer, deſſen Grund mir noch ein Geheimniß iſt, meinen Entſchluß wankend machte.

Die beſte Zuflucht der Unglücklichen iſt die Andacht, ich war nie emſiger in Gebethtung der Religionspflichten geweſen, als ſeitdem alles auf mich zuſtürmte, und die angehende Belagerung der Burg, die Laſt meiner eigenen Leiden noch durch den Zuſatz der gemeinen Noth erſchwerte.“

Ich war immer der erſte in der Burgkapelle, und es begegnete mir zu eynmahl, daß ich in dem Gebetbuche, deſſen ich mich allemahl zu bedienen pflegte, einen Zettel mit den Worten fand: Philippe, man kennt Euch! — —

Ich erſchrack! Wer konnte dieſes geſchrieben haben? Komprachio nicht, er war abweſend, und zwiſchen ſeiner kaum leſerlichen Hand und dieſen ſchönen Zügen war ein ſo groſſer Unterſchied, als zwiſchen ſeiner ſchlechten Seele und dem Charakter desjenigen, auf welchen ich in dieſem Augenblicke eine Muthmaſſung faßte. — Der kayſerliche Beichtvater, ein Mann, den man nur ſehen durfte, um ihn hochzuſchätzen, ging eben vor mir über nach ſeinem Betſtuhl. Er grüßte mich mit ungewöhnlicher Leutſeligkeit, ſein holdes ehrwürdiges Geſicht machte, daß ich ihn zum Vertrauten meines Geheimniſſes wünſchte, und die bekannten Züge ſeiner Hand ließen mich glauben, daß er es bereits wäre.

Was konnte mich doch abhalten, hierinn Gewißheit zu ſuchen? — Ich ſah ihn oft an heiliger Stätte, ich ſuchte in ſeinen Worten an mich, Beſtättigung meines Wahns und fand ſie nicht. Von der Sache, welche mein Herz drückte, von ſelbſt anzufangen, fehlte es mir wie gewöhnlich an Muth und Entſchloſſenheit.

Noch ein Zettel mit den oberwähnten Worten, und dem Zuſatz, ich würde nähere Nachricht von verſchiedenen mir zu wiſſen nöthigen Dingen im Garten unter einem bezeichneten Stein finden. — Ich flog dahin und hier iſt, was ich las.

„Ich weis nicht, ob ich der erſte bin, der unter dieſer zarten Jünglingsgeſtalt ein Mädchen ahndete, und nach näherer Erkundigung, in Euch die Prinzeßinn von Geldern kennen lernte, aber ſoviel iſt mir bekannt, daß es niemand redlicher mit Euch meynen, und niemand Euren Zuſtand mehr bedauren kann, als ich. O daß ich ein Fürſt oder ein Ritter wär, Eure Rechte zu unterſtützen! Euch unbekannter weiſe zu dienen, war längſt mein Entſchluß. Als der burgundiſche Geſandte hier war, kam ich auf den Einfall, ihn in Euren Vortheil zu ziehen; aber ob ich gleich von ſeiner Redlichkeit und Vielvermögenheit viel gehört habe, ſo kenne ich ihn doch nicht genugſam, um ein fremdes Geheimniß bey ihm zu wagen. Ihr wißt vielleicht mehr von ihm, denn ich habe Euch zuweilen mit ihm ſprechen ſehen. — Gebietet, und Euch ſoll auf jede Art geholfen werden. — Entdecken kann ich mich Euch nicht; dieſer Stein giebt mir von allem Nachricht.“

Ich fand in dieſen Zeilen ungezweifelte Proben der Redlichkeit, und ſchrieb meinem unbekannten Freunde auf der Stelle meine Meinung. Hier ſeine Antwort, die ich des andern Tages fand, du wirſt aus derſelben urtheilen, was ich ohngefehr geſchrieben habe.

„Noch einmahl, Fräulein, entdecken kann ich mich Euch nicht! unbekannt werde ich euch beſſer dienen. Die Aehnlichkeit der Schriftzüge beweiſt nichts; ſelbſt Kampobachio, deſſen Beyſtand ihr ſo ſehr verbittet, könnte ſich ja der meinigen bedienen, Euch zu täuſchen. Ihr wollt nichts mehr von dieſem Herrn hören? ihr kennt ihn, wie ihr ſagt, auf einer ſchlechten Seite? Gut! ſein Name werde ewig nicht wieder in unſerm Briefwechſel genannt! Verwerft ihr aber meine Vorſchläge, ſo habe ich als Freund das Recht, auch die Eurigen zu berichtigen. Um Gotteswillen denkt nicht an Zeliden, welche mit jener verkleideten Philippe, am burgundiſchen Hofe, Gott weis, welche Abſichten hat, und welcher Eure Erſcheinung ſehr unwillkommen ſeyn würde. Eben ſo wenig verlaßt Euch auf die Großmuth Eures Oheims, des Herzogs von Burgund, er iſt ein grauſamer, blutgieriger Mann; er haßte von jeher die Kinder von Geldern; Euer Schickſal wär auf ewig entſchieden, ſolltet ihr Euch ihm entdecken.

„Doch es iſt nicht genug, Eure Plane zu verwerfen; ihre Stelle mit beſſern zu erſetzen, muß das Werk Eures Freundes ſeyn. Höret mit zwey Worten meinen Rath! Fliehet! ſo bald es die Gelegenheit verſtattet, aber fliehet nicht nach dem burgundiſchen Hofe, ſondern in ein Kloſter, oder fühlt ihr Muth und Trieb, zu einer noch edleren That, ſo eilet nach * * an der * *. Dort lebt ein großer unglücklicher Mann, Euer * *. — Eure Pflicht fordert Euch auf, ihm die Laſten des Elends zu lindern, die er getragen hat, faſt ſo lang als ihr geboren ſeyd. Schrecklich hat das Gerücht dieſes Opfer der burgundiſchen Wuth verläſtert! vielleicht ſind Euch die Anklagen dieſes Unſchuldigen zu Ohren gekommen, vielleicht auch hat man aus Achtung für Eure Pflicht, Euch ein Geheimniß aus denſelben gemacht; wiſſet auf jeden Fall, daß ſie größtentheils falſch ſind; und daß der Fluch auf Euch ruhen wird, wenn ihr eine Gelegenheit verſäumt, jenen erlauchten Unglücklichen zu tröſten, und ihn das Elend ſeiner frühern Jahre vergeſſen zu machen."

Ich las, mein Selim, und erſtaunte, auch du würdeſt erſtaunen, wenn ich die Lücken, die ich nothwendig laſſen muß, ausfüllen dürfte; man ſprach hier mit mir von einem Todgeglaubten, deſſen Leben und Aufenthalt ich mit Entzücken erfuhr.

Ich beantwortete dieſe Zeilen auf eine Art, die du vielleicht errathen wirſt, und hofte des andern Tages auf ein neues Schreiben. Ich fand nichts als ein kleines Packet mit der Ueberſchrift: **Koſten und Anweiſung zur künftigen Reiſe.** Es war ein gefüllter Beutel, und ein Zettel mit Nachrichten, die nicht hieher gehören. Laß mich in der Stille meine Pflichten üben, Selim! Forſche nicht nach dem Orte, wo Philippe lebt, und ſollte dir die Unbekanntſchaft mit meinem Schickſal Sorge machen, ſo bedenk, daß du dich ſelbſt von meiner Hand losgeriſſen haſt. Ach ich komme jetzt in meiner Geſchichte auf einen Zeitpunkt, der dir nur gar zu deutlich zeigen wird, wie Zutrauen und Hoffnung auf dich mir eine Zeitlang jede andere

Ausſicht aus den Augen rückte, und wie ſchmerhafte Gewalt nothwendig war, mich meiner Pflicht wiederzugeben.

Die Unterhandlung mit meinem Unbekannten war ganz abgebrochen. Ich vermißte ungern die Briefe unter dem hohlen Steine; aber bald ſollte ſich etwas zutragen, welches meine Gedanken auf lange Zeit in eine andere Gegend lenkte. Arimith erſchien in der Veſtung; ein Mann, den ich zuvor nie geſehen hatte, deſſen erſter Anblick aber mir eine Art von Empfindung verurſachte, [illegible] ich ſchon mehr bey Erblickung ſolcher Menſchen erfahren habe, welche das Schickſal in der Folge in meine Angelegenheiten verwickelte.

Ich wußte nicht, daß dieſer redliche Alte auch meinetwegen, faſt möchte ich ſagen, blos meinetwegen in die Veſtung gekommen war; aber bald ſollte ich es erfahren. Arimith kundſchaftete den Edelknaben Kolonna bald aus, und wußte ihn an irgend einem der einſamen Orte, die das einſiedleriſche Geſchöpf immer ſuchte, feſt zu halten. —

O Selim! wie ſoll ich dir dieſe erſte Unterhaltung ſchildern? Er nennte mir deinen Namen, den Namen desjenigen, deſſen Andenken mich aus den frühſten Tagen der Kindheit, noch wie ein Schutzengel umſchwebte, desjenigen, den ich liebte, ohne mir ſein Bild genau zeichnen zu können, den ich als tod beweinte und in meinen finſterſten Stunden nicht lebend hoffte, ſondern nur mit der angſtvollſten fruchtloſeſten Sehnſucht lebend wünſchte. Lebte Selim noch, ſo hatte ich mir oft geſagt, ſo hätte die verlaſſene Philippe noch einen Schützer auf Erden! Auch mir ſchwur er auf dem Berge Athos Bruder zu ſeyn! Er würde mich aufſuchen, mich finden und retten; ſein Leben würde alle meine Schickſale aufklären!

Aus den gutenſteiniſchen Abentheuern, ſchwebte mir noch ein dunkles Bild vor, das ich zuweilen mit dieſen Ideen verband, und darauf ich, ich weis nicht welche Hoffnungen baute, die doch niemahls lebhaft wurden, und ſich nun zu lange fruchtlos gezeigt hatten, als daß ich noch darauf hätte trauen können; und jetzt kam ein Fremder, deſſen äußeres Anſehn ihm ſchon zu einem Friedensboten machte, der ſagte mir: Selim lebe, er ſorge um ſeinen Bruder, er ſey der Geber des Selimsrohrs, das ich noch heilig wie eine Reliquie verwahrte, er habe das unglückliche Kind, das er damahls in ſeine Arme ſchloß, ſeit der Begebenheit von Schloß Gutenſtein nicht aus der Acht gelaſſen, er breite ſeine Arme aus, es wieder brüderlich zu empfangen.

War es ein Traum oder Würklichkeit, was alle ſüßen Phantaſien zu Wahrheiten machte? — Welche Freude! welches Erſtaunen! — Daß Selim um den Bruder und nicht um die Schweſter bekümmert war, irrte mich nicht; ein geheimes, ach täuſchendes Gefühl ſagte mir, Philippe würde ihm ſo willkommen ſeyn als Kalepin. Und welches Glück ließ ſich nicht auf unſre Wiedervereinigung bauen!

Es iſt möglich, daß ich mich in der entzückten Verwirrung, in welcher ich mich befand, durch irgend ein Wort oder eine Handlung verrieth; auch iſts möglich, daß der ſchlaue Arimith Kampobachios und des Unbekannten Forſcherblick hatte, der ihm ohne mein Verſchulden mein Geheimniß, das ich nur dir zu geſtehen dachte, enthüllte. — Er ſah mich mit unverwandten Augen an und rief: Kolonna! — Ihr ſeyd ein Fräulein!

Wie leicht iſt ein ſo ſchwaches Geſchöpf, wie ich, durch Ueberraſchung zu berücken! Ich ſtand, erröthete, ſchwieg, läugnete nicht, und — muſte endlich bekennen. Arimith, der ſich durch die entzückende Nachricht von dir meinem Herzen unausſprechlich theuer gemacht hatte, gewann mein Zutrauen, und erfuhr alles, was du biſher von mir vernommen haſt; vielleicht noch etwas mehr; denn was kann man in der innigen Freude des Herzens verbergen!

Von nun an waren dieſem treuen Alten meine geheimſten Stunden geweiht. Dir den Inhalt unſerer Geſpräche, dir all unſere Plane und die Hoffnungen vorzulegen, zu welchen er mich anfeuerte, war unmöglich; nur dieſes: er rieth mir, eine Art von Behutſamkeit ſelbſt gegen dich; er mochte wohl Urſachen hiezu haben, die ich nun nur allzuwohl einſehe.

An den bezeichneten Stein im Garten ward gar nicht mehr gedacht; einmahl hob ich ihn auf, und las die Worte: „Hüte dich vor dem verdächtigen Fremden, mit welchem du jetzt ſo viel umgeheſt!“ — Aber ſie machten keinen Eindruck auf mich. Der Unbekannte mit allen ſeinen Rathſchlägen, ſelbſt die Pflicht, die er mir gegen denjenigen einſchärfte, den ich dir nicht nennen kann, ohne dir meinen gegenwärtigen Aufenthalt zu verrathen, ſelbſt dieſe ward vergeſſen, und ich dachte an nichts, als Selim zu ſehen, und mich in ſeine Arme zu werfen.

Was dieſes gehoffte Glück verzögerte, iſt dir bekannt. Den unglücklichen Zufall, der mich auf dem Hungerthurme einſperrte, das namenloße Elend, das mich dort mehrmahls dem Tode nahe brachte, habe ich dir ſchon geſchildert, und ich wiederhole es nochmahls, nur Du, nur die Hoffnung auf Dich, konnte mich alles überſtehen machen, und dieſe Hoffnung, meine einige auf der Welt, konnte ſo grauſam getäuſcht werden?

Mitten in meinen Bedrängnißen erſchienſt du mir. Ich ſah Selim zum erſten mahl, ſein Anblick machte mit dem Schattenbild aus der dämmernden Gegend früher Jugend, mit der Erſcheinung auf Schloß Gutenſtein, und mit meinen eigenen Träumen ein Ganzes, welches jeden Wunſch, jede Erwartung übertraf. Ich war eitel genug, von meiner Erſcheinung das nehmliche zu hoffen; Du weißt wohl, mein Selim, Zuneigung nimmt ihren erſten Weg durch die Augen, und ſelbſt dein Bruder, den du in meiner Perſon vermutheteſt, muſte durch Wohlgefallen an ſeinem Aeußerlichen den Antheil befeſtigen, welchen dein Herz an ihm nahm. Wie ſehr hatte ich mich geirrt, wenn ich dieſes hoffte! Schon deine erſten Briefe zeigten mir, daß ich blos Mitleiden in dir erregte, daß folglich das einige Band, welches dich feſter an mich feßelte, als an jedes nothleidende Geſchöpf, der Wahn war, ich ſey dein Bruder. Was hatte ich dann zu hoffen, wenn dieſer Wahn hinwegfiel? Wars nicht nothwendige Klugheit meine Entdeckung und meine Entfernung auf einen Augenblick zu veranſtalten?

Dieſen Vorſatz faßte ich ſchon auf meinem Gefängniß-Thurm, nur die Vorſtellung: perſönlicher Umgang könnte in dem Eindruck, den meine Fehler auf dich machten, etwas ändern, erhielt meinen Entſchluß ſchwankend. Ob ich, da mich das Glück in deine Arme führte, Urſach fand ihn zu befeſtigen oder zurückzunehmen, darüber befrage dein eignes Herz, und dein Betragen gegen die verlaſſene Philippe.

Es iſt wahr, du hatteſt Urſach mit meinen Schwachheiten unzufrieden zu ſeyn. Ich hätte mich in meiner Gefangenſchaft gefaßter betragen, hätte mich durch ungeduldiges Warten auf dich, nicht zu übereilten Schritten bewegen laſſen ſollen. Mein ängſtliches Rufen nach dir, die Leiter mit den fehlenden Sproſſen, verrieth mich an Kampobachio. Die Furcht verblendete mich, ſonſt würde ich mich lieber in einen Abgrund, als in ſeine Arme geſtürzt haben. Auch als ich mich in ſeiner Gewalt ſah, war mein Betragen unentſchloſſen und zaghaft. Auf dem Wege hätte ich mich nicht meines Schwerdts begeben, und auf dem Schloſſe nicht halb ohnmächtig anlangen und Frau Margerys Hülfe bedürfen ſollen; aber war dies die Zeit, um ſolche Kleinigkeiten mit einem Bruder zu rechten, in dem du freylich vielleicht nicht das verkleidete Mädchen erkannteſt, der aber ſelbſt als ein ſanfzehnjähriger, zartgebildeter, von mannichfachem Elend entkräfteter Jüngling, einige Schonung verdiente, bey deſſen Erſcheinung, wär wirklich brüderliche Liebe in deinem Herzen geweſen, doch wenigſtens die Freude, ihn gerettet zu ſehen, jedem widrigen Gefühl ein Stillſchweigen hätte auflegen ſollen.

Selim, ich beurtheile dich vielleicht ſo ſtreng, als du mich beurtheilteſt, aber ich kann dir nicht bergen, daß unſere Unterhaltung in jener Nacht, daß die Erzehlung deiner Geſchichte; daß — ach weiß ich alles was es war, das mich gänzlich von dir losriß?

Ich eilte zu Frau Margery, die mich, wie ich dir, denke ich, ſchon geſagt habe, ſchon Tags zuvor erſten Blicks für ein Fräulein erkannte, und mir Schutz vor Kampobachio verſprochen hatte. Ich warf mich ihr mit weinenden Augen in die Arme, und forderte jetzt Schutz wider dich, Schutz gegen mein eigenes Herz, das ungern in die ewige Entfernung von Selim willigte, und leicht zu bereden geweſen ſeyn würde, zu dir wiederzukehren. Dieſe Perſon hatte mein Zutrauen auf einmahl an ſich geriſſen. Sie war ein Weib, wie ſüß iſt es dem Weibe in Weiberarmen zu ruhen! Ich bitte dich, Selim, verſchone dieſen Zug mit deinem unerbittlichen Tadel, du kannſt dich unmöglich in die Lage eines Mädchens denken, das ſo ganz verlaſſen war, als ich in jenen Augenblicken.

Margery lächelte, und räumte mir, als ich ſie mit einigen Umſtänden unſers letzten Geſprächs bekannt machte, ein, daß ich Urſache habe nichts von dir zu erwarten, als die kalte Hülfe der Menſchenliebe, welcher ich mich nicht vertrauen mag, ſie ſagte hierüber noch unterſchiedliches, das mich in meinen eigenen Gefühlen irre machte, das ich aber für falſch halte und die auf keine Weiſe wiederholen kann.

Sie brachte mich in ein Kloſter, und ich ließ ſie bey dem Glauben, daß ich hier bleiben und die Aenderung meines Schickſals abwarten wollte, aber mein Entſchluß iſt feſt gefaßt, morgen verlaſſe ich dieſes Haus, um dahin zu eilen, wohin, wie mich der Unbekannte auf der Wiener Hofburg einſehen lehrte, meine einige noch übrige Pflicht ruft. O der treue Warner! daß ich mich von ſeiner Hand losriß! Sollte ich ihn kennen, ſollte er jetzt an meiner Seite ſtehen, wie gern wollte ich mich von ihm leiten laſſen!

Morgen reiſe ich von hier ab. Frau Margery werde ich nicht wieder ſehen. Sie iſt mächtig neugierig nach dem ganzen All unſeder Geſchichte, wovon meines Erachtens niemand etwas erfahren darf. Ich danke Gott, daß mir in den erſten Augenblicken der Angſt und Vertraulichkeit, von dieſen Dingen nicht mehr entſchlüpfte, als ich vor dir verantworten könnte. Eine zweyte Urſach mich von ihr zurück zuziehen iſt mein Mißfallen an gewiſſen Auslegungen, die ſie meinen Handlungen giebt, und an den Einfall, du könnteſt in dem Bruder die Schweſter wohl ſo wenig verkannt haben, als ſie, welches deinem ganzen Betragen noch mehr Beleidigendes und Strafbares giebt. Ich bitte dich, Selim, laß dir von dieſer Frau nichts vorſchwatzen, laß dich nicht von ihr bewegen mir nachzuſpüren, dein Suchen würde vergeblich ſeyn. Geh du ruhig den Gang, den dich dein Schickſal führet, ſuche die Freundſchaft mit dem böhmiſchen Hofe wieder anzuknüpfen. Geh nach Ungarn, die ſchöne Marie Podiebrad wieder in die Arme ihres Gemahls zu begleiten, ſie verdient dieſe Aufmerkſamkeit, wegen der letzten Rettung aus der Gewalt deiner Feinde. Die heimliche Botſchaft, die ſie dir that, enthielt vielleicht Aufforderung hierzu, und du haſt wohl um meinetwillen ſchon viel verſäumt. Geh, mein Selim, und nimm zum Beweis, das ich wegen des Mangels an brüderlicher Nachſicht gar nicht mit dir zürne, meinen Wunſch, dich mit der, welche du liebſt, dereinſt auf dem ungariſchen Throne zu ſehen. Ich ſehe zwar nicht recht ein, wie dieſes ohne Beleidigung der Pflichten gegen Mariens Gemahl geſchehen könnte, und glaube mir, ich quäle mich oft, Möglichkeiten hierinn zu erdenken; doch unſer Glück ruhet in der Hand des Schickſals, es wird Mittel wiſſen, meinen Selim zu Erfüllung ſeiner Wünſche zu leiten, ohne zu dulden, daß er den Weg des Verbrechens betrete.

Selim hatte zu Ende geleſen und erſtaunte über den Schluß dieſer Schrift, faſt noch mehr als über ihren übrigen Inhalt. — Die Art, mit welcher der Name der Königin von Ungarn ihm ans Herz gelegt wurde, erregte ſeinen lebhafteſten Unwillen. Er bewunderte, konnte nicht begreifen, ereiferte ſich, zürnte auf Philippen, hätte die Welt drum gegeben, ihr die ſeltſamen Gedanken, die ſie hier äußerte, aus dem Sinne zu bringen, und konnte nicht einſehen, warum ihm in dieſem Augenblicke würklich mehr hieran gelegen war, als an der Kenntniß ihres Aufenthalts. Ihm wars als wollte er ſichs gefallen laſſen, die Farth zur Ausſpähung aufs ungewiſſe anzutreten, wenn ſie nur nicht ſo falſche

Vorſtellungen von ihm mit in ihre Abgeſchiedenheit genommen, wenn er ihr nur hätte ſagen können, daß Marie Podiebrad und der ungariſche Thron Dinge wären, deren Beſitz er ſich nie im Traum gewünſcht hätte.

Er nannte dieſe Begierde, ſich zu rechtfertigen, ſtrenge Ehrliebe, die keinen Verdacht eines unrechtmäßigen Beſtrebens dulden kann, hätte er aber etwas weiter forſchen wollen, er hätte hierinn deutungsvolle Winke von dem Zuſtand ſeines Herzens, in Rückſicht auf das gelderſche Fräulein, ſo wie in ihrem aus der Luft gegriffenen Verdachte, Ahndungen von ihren Gefühlen für ihn nehmen können.

Selim verwickelte ſich auf die letzt immer mehr in Gedanken, Wünſchen und Vermuthungen, ſo wie der Weg, auf welchem er dem gelderſchen Fräulein nachzog, immer ungewiſſer ward. Einige Spuren, welche Straße ſie gezogen ſey, die er durch emſige Erkundigung im Kloſter aufgefunden hatte, verſchwanden jetzt gänzlich, und er war im Begriff nach Hüeßlis Burg zurück zu kehren, um bey Frau Margery in die Schule zu gehen. Einige Stellen in Philippens Briefe, ſelbſt ihr Verbot nicht auf das Geſchwätz dieſer Frau zu achten, machten ihn begierig, (denn was reizt den Vorwitz mehr als gegebene Verbote?) durch ihren Mund Zurechtweiſung über verſchiedene Dinge zu erhalten, wenigſtens ihre Muthmaßungen über dies und jenes zu hören, das auch ihm dunkel war. Er würde nicht viel mehr erfahren haben, als er ſelbſt bey einiger Ueberlegung hätte errathen können, aber mehrere Wartung, volle Klarheit in der Nacht und Leitung dahin, wo er wünſchte, hatte ihm das Schickſal zu Belohnung einer guten That aufgehoben, zu welcher er am dritten Tage ſeiner Wanderſchaft Gelegenheit vorfand, und welche er, wie er denn ſo pflegte, ohne den Aufſchub zu bedenken, welche ſie ſeinem Hauptzweck geben konnte, nicht aus der Acht ließ.

Selim reiſte nach Art aller Verliebten, denn was ſich für Philippe in ſeinem Buſen regte, darüber konnte wohl niemand zweifelhaft ſeyn als er ſelbſt, voll Zerſtreuung weiter, und ſein Weg lenkte ſich, anſtatt eine gerade Linie zu beſchreiben, im Zirkel herum. Er befand ſich in den Gegenden von Wien, die er kaum verlaſſen hatte. Dieſe Gegenden waren jetzt ziemlich unſicher zu bereiſen. Kayſer Friedrich hatte, ſeit die Wiener begnadigt waren, mit mehr Großmuth und Güte, als Vorſicht ſorgfältige Nachſuchung in allen öffentlichen und Privathäuſern thun, und alle Kerker öfnen laſſen, welche Zwietracht und Partheygeiſt bisher mit Schlachtopfern der Grauſamkeit gefüllt hatte. Ohne Unter ſuchung erhielt jeder Eingekerkerte den Namen eines Unſchuldigen, ward jeder frey, den man gefangen gehalten hatte. Der mildthätige Kayſer ließ jedem, der nicht in der Stadt Freunde hatte, die ſich ſeiner Erledigung freuen und für ihn ſorgen konnten, eine Reiſezehrung reichen, und ihn ſeines Weges ziehen! Viel von denen, welche hier frey wurden, verdienten das Gute nicht das ihnen widerfuhr. Holzer und ſeine nun gleich ihm gerichteten Aufruhrsgeſellen, hatten während ſie dem Wienerregiment vorſtanden, nicht nur unſchuldige Biedermänner, ſondern auch einen Haufen böſen Geſindels einkerkern laſſen, das ſelbſt zu Ausführung ihrer Anſchläge zu ſchlecht und verworfen war; dieſe wurden durch des Kayſers Gnade ledig, und erfüllten zum Dank für dieſelbe das Land mit rauben und morden. Selim, ein einzelner Mann, den ſein Schwerdt, ſo ſcharf es ſchnitt, und ſein Arm, ſo tapfer er war, nicht gegen zwanzig vertheidigen konnte, war dieſen Tag mit genauer Noth mehrern Gefahren dieſer Art entkommen; er hatte zwey nicht ganz unbeträchtliche Verletzungen aus ſolchen Räuberſcharmützeln davon getragen. Die Nacht brach an; er wünſchte nicht noch einmahl zu erfahren, was er heute ſchon erfahren hatte. Er ſehnte ſich nach Ruhe, und Gelegenheit ſeinen Wunden Rath zu ſchaffen.

Er war ſtark gegangen, ohne auf irgend einen bewohnten Ort zu ſtoßen, das Land war damahls noch nicht ſo dicht mit Dörfern und Flecken beſät als jetzt, und viele Wohnplätze hatten die Furcht vor den Raubgeſindel, das hier herum einen unterirrdiſchen *) Sammelplatz haben ſollte, menſchenleer gemacht, ſo daß der Reiſende, welcher hier Hülfe hofte, ſich vergebens nach derſelben umſah. —

Selim wanderte bis ihm die Kräfte entgingen, und ſah ſich auf einmahl in einer bekannten Gegend. Der helle Vollmond ging am Rande des dämmernden Abendhimmels herauf und machte eine Strecke Landes mit weiſſen Trümmern bedeckt ſichtbar, welche Selim ohne langes Beſinnen für die Ruinen von Karnutum erkannte.

Dieſe Denkmahle ſeiner daſigen Gefangenſchaft gaben ihm, anſtatt ihn durch Erinnerung zu ſchrecken, ein Gefühl von Sicherheit; von der berüchtigten Raubhöle, welche wohl hier ihren Platz hätte haben können, wuſte er nichts. Er beſann ſich auf unterſchiedliche Orte in dem

---

*) Eine große Raubhöle, von welcher man viel fabelhafte Erzehlungen hat, und die unter Kayſer Friedrichs Regierung entdeckt und zerſtört wurde.

verfallenen Geſtein, beſann ſich beſonders auf eine rieſelnde Quelle, wo ſichs gut muſte ruhen laſſen, und wo er in Ermangelung anderer nöthigen Dinge, wenigſtens Stillung ſeines Durſtes und Reinigung ſeiner Wunden, die bey den Rittern damahlicher Zeit oft zur Heilung nicht mehr bedurften, finden konnte.

Selim ſuchte, und fand das überhangende Gewölbe, unter welchem er ruhen wollte, fand den Brunnen, deſſen Waſſer zu den Römer Zeiten vielleicht aus der Urne irgend einer marmornen Rumpfe geronnen ſeyn mochte, das aber jetzt uneingeſchränkt und ungeziert, den ſteinigten Fußboden netzte.

Der Reiſende labte ſich ſo gut er konnte, ſaß noch einige Zeit in Betrachtungen, die nicht auf uns gekommen ſind, dem Monde gegenüber und entſchlief. — Auf einmahl dünkte es ihm, als hörte er aus der Tiefe des Gewölbes, wo er ſeine Ruhe auf einem Steine genommen hatte, einen klagenden Laut; er erwachte und fuhr auf. — Alles war ſtill. Er horchte; in einigen Minuten das nehmliche Aechzen.

Dies war kein Traum, wie er anfangs meynte, er erhob ſich, um die Sache näher zu unterſuchen. Seinem Rufen antwortete ein klägliches Lallen, Worte, die ihm nicht verſtänd-

lich

lich waren, und nur dazu nutzten, ſeinen Schritten eine ſichere Richtung nach dem Orte zu geben, woher ſie tönten. Es rief aus der dunkelſten Stelle des Gemäuers um Hülfe, er tappte umher und fand bald was er ſuchte.

Es war ein Menſch, der ausgeſtreckt auf dem Boden lag, und deſſen Glieder, ſo wie Selim ſich bückte, ihn anzurühren, ſchon von der Kälte des Todes bedeckt zu ſeyn ſchienen.

Wer ſeyd ihr? fragte der freundliche Helfer, indem er ſeinen Mantel abwarf und ihn über den Liegenden ausbreitete.

Widerholtes Stöhnen war die Antwort.

Womit kann man Euch helfen.

Ach einen Tropfen Waſſers, oder, wo möglich, ein wenig Wein!

Waſſer iſt vorhanden, aber Wein? wo ſoll ich den finden?

Dort die barmherzigen Brüder auf dem Berge!

Wo? in welcher Gegend?

Ihr müßt die Thurmſpitze im Mondſchein ſehen können!

Selim beſann ſich, er war allerdings dieſen Abend bey einem Kloſter vorübergekommen, und hatte es nur darum vermieden, weil er zu der Mildthätigkeit der Kloſterherrn weniger Zutrauen hegte als ſie verdienten.

Selim labte ſeinen Kranken mit Waſſer, und merkte wohl, daß beſſere Labung ihm nöthig ſey; er deckte ihn wärmer zu, verſprach bald wieder zu kommen, und eilte nun über das mit Steinen bedeckte Gefilde der Gegend zu, wohin ihn der Mann in den Ruinen um Hülfe gewieſen hatte.

Sie war nicht weit, ſchon ſtand er an der Pforte, und zog an der Glocke, die er um eigner Noth willen wohl nicht angerührt haben würde. Man ließ ihn, ſo ſpät es war, nicht lang warten. Ehrwürdiger Vater, antwortete er auf die Frage, die der Mönch an ihn that, ich bitte um die labende Hand der Mildthätigkeit. Der ehrliche Layenbruder lächelte, wohlgefällig über den Titel, den man ihm gab, und bat, den höflichen Fremden einzutreten, und willkommen zu ſeyn.

Ich bitte nicht für mich, antwortete Selim, ſondern für einen Kranken, dem mich der Zufall zuführte.

Wo iſt er?

In den Ruinen. Er hat mich ſelbſt zu Euch gewieſen, er muß Eure Wohlthätigkeit bereits kennen, er bittet um ein wenig Wein.

Ach das iſt der fremde Alte, welcher alle Tage bey uns einſpricht. Er war ſehr ſchwach dieſen Morgen; ich wiederholte die Bitte bey uns zu bleiben, bis er völlig geneſen wär, aber wie gewöhnlich vergebens.

Darf ich bitten, um ſchleunige Labung? vielleicht iſts die letzte die ihr ihm reichet.

Hier, ſprach der freundliche Mönch, indem er Selim eine Kürbisflaſche reichte, gehet damit nur voraus, ich will die Brüder wecken, es werden bald einige nachfolgen, dem Kranken noch beſſere Dienſte zu leiſten.

Was für Leute ſind dieſe Mönche, wenn ſie all ihrem Pförtner gleichen! rief Selim, als er wieder bey ſeinem Pflegling angekommen war und ihn getränkt hatte.

Sie ſind gut, aber auch ihr ſeyd es!

Sie klagen, daß ihr Zuflucht und Wartung, die ſie Euch in ihren Mauren angeboten haben, hartnäckig verwarft.

Ich haſſe die Einſchränkung, kaum den Feſſeln entkommen, fürchte ich neue.

Wer ſeyd ihr denn? fragte jetzt Selim, der in dieſer Stimme, die noch nicht ſo viel Worte nach einander geſprochen hatte, etwas bekanntes entdeckte.

Und wer ſeyd denn ihr? war die Antwort. Die Stimme, die Handlung paßt zu einem bekannten Namen. — Eure Hand! — Ha dieſer Ring! ich kenne ihn am Gefühl! — Selim, Selim! ich bin Aximith.

Es war gut, daß dieſe Entdeckung vor ſich ging, ehe die Mönche erſchienen, welche ſich ſchon von weitem mit ihren Fackeln blicken ließen; Behutſamkeit im Augenblick der Ueberraſchung wär unmöglich geweſen, beſonders bey Selim, dem der Anblick ſeines todgeglaubten Freundes doppelt unerwartet kam, und doch war es ja möglich, daß man ſich ſelbſt vor dieſen guten Leuten verſtellen muſte.

Aximith, der überhaupt ein Freund von Heimlichkeiten war, ſchien dieſes zu glauben. Laßt uns Fremde bleiben, ſagte er, nachdem er dem Prinzen auf ſein Entzücken, und auf ſeine tauſend Fragen ſo gut geantwortet hatte, als es ſeine Schwachheit zuließ, laßt uns Fremde bleiben. Begleitet mich ins Kloſter, wenn ich mich, um zu geneſen, zu dieſem Aufenthalt bequemen muß, und ſchenkt mir Gott das Leben, ſo laßt uns denn vereint den Weg antreten, den ihr ziehen wollt, und der mir ſo unbekannt iſt, als Euer bisheriges Ergehen.

Der Eintritt der Mönche verhinderte Selims Antwort. Sie ſchalten ſehr, daß der Alte ihrer Warnungen und ſeiner Kränklichkeit ungeachtet, ſich ihrer Pflege geweigert, und das Lager im kalten Gemäuer vorgezogen habe.

Vielleicht, ſagte Selim, daß der gute Vater durch irgend eine Gelübde zu dieſer Kaſteyung genöthigt wird.

Ey, war die Antwort der erfreuten Mönche, iſt er ein ſo heiliger Mann, ſo ſey er uns doppelt willkommen! Wir haben Diſpenſationen für ſolche Fälle; an ſeiner Heilung ſoll nichts verſäumt werden, und denn kann er bleiben, oder fröhlich die Straße ziehen, die ihm ſein Gelübde vorzeichnet.

Selim folgte dem Fremden zu großer Erbauung der Mönche, und kam die ganze Zeit, die zu ſeiner Wiederherſtellung erforderlich war, nicht von ſeinem Lager. Mit der größten Einfalt und Frömmigkeit wurde Arimith in dieſer Wohnung wahrer Kloſtertugenden gepflegt, und endlich reichlich begabt, zu der Reiſe entlaſſen, die, wie er vorgab, um ſeinen Wohlthätern eine Freude zu machen, nach Rom ging, und auf welcher Selim ihm folgte.

Selim hatte in den erſten Stunden, da Azimith umſtändlicher Erklärungen fähig war, genaue Nachricht erhalten, wie er den Händen des wütenden Pöbels, unter welchen ihn Kronenburg geſehen hatte, ohne ihm helfen zu können, entkommen war, um größeres dauernderes Elend in Holzers Gefangenſchaft zu erfahren. — Durch des Kayſers Begnadigung war er auch dieſer Leiden entnommen worden, aber in was für einem Zuſtande ſahe er die Freyheit wieder! Schwach und entkräftet, am Stabe ſchlich er aus den Mauern von Wien. In den Jahren, in welchen er ſich befand, ſchüttelt man ausgeſtandene Mühſeeligkeiten nicht ſo bald ab, als im Frühling des Lebens, da jede Stunde unſere Kraft verneut, da es leicht iſt das Erduldete zu verſchmerzen, weil es keine Spuren zurückläßt, und die Natur ſich mit dem glücklichen Leichtſinn, der uns eigen iſt, vereinigt, uns ſchnelle Vergeſſenheit zu lehren.

Dem armen Azimith erneute jeder Anfall ſtechender Schmerzen, jedes Gefühl einer Schwäche, die ihn zur Erde zog, das Andenken vergangener Leiden. Zu körperlichem Elend geſellte ſich bald der Mangel. Die kleine Gabe zur Wegzehrung war ſchon des nächſten Abends nicht mehr ſein. Jeder Stärkere hatte auf ſein Vermögen ein näheres Recht als er ſelbſt; auch auf ſein Leden Rechte geltend zu machen, würde ſehr leicht geweſen ſeyn, wären die Räuber, die ihm alles nahmen, nicht Menſchen geweſen, die ſeines hülfloſen Alters ſchonten; ſie gaben ihm ein paar Biſſen Brod und einen Labetrunk, und wieſen ihn an das Kloſter der barmherzigen Brüder, in deſſen Nähe er in ihre Stricke fiel. Dort, ſagten ſie, würde er immer offene Herzen und Hände finden. Sie kannten das Kloſter und ſchonten es wegen ſeiner Armuth und Mildthätigkeit, auch rühmte ſich der Räuberhauptmann, ihren Altären oft reiche Opfer zu liefern, und glaubte daher das Recht zu haben, ihnen ſeine Beraubten zur Verſorgung anzuweiſen.

Aximith, welchen das Alter mißtrauiſch machte, nahm die Unterſtützung der Mönche, auf welche er vertröſtet ward, zwar an, aber in ihre unmittelbare Pflege wollte er ſich nicht begeben. Wer kaum den Feſſeln entgangen iſt, ſagte er jenesmahl zu Selim, der fürchtet überall neue Bande, dies war die Urſach ſeines Abſcheus vor umgebenden Mauern, und dies die Urſach, warum ihn Selim faſt dem Tode nahe in den Ruinen fand. — Glücklicher Eigenſinn, der das Mittel ward, Selim durch ihn, und ihn durch Selim zu erfreuen! ſo braucht die Vorſicht oft ſelbſt unſere Fehler zum Mittel, uns ein unſchätzbares Gut zuzuwenden.

In tiefen Berathſchlagungen gingen die beyden Freunde den Kloſterberg hinab. Ihr Geſpräch handelte von Selims Angelegenheiten, die ſchon im Krankenzimmer oft der Gegenſtand ihrer Unterhaltungen geweſen waren.

Selim, ſagte Azmith, ihr habt mir endlich eingeſtanden, daß Eure Gefühle für dieſes verwandelte Mädchen nichts anders ſind und ſeyn können als Liebe. Sie keimte ſchon in Eurem Herzen, ehe ihr das holde Geſchöpf, das ihr für einen Bruder hieltet, als die, die ſie war, kennen lerntet. Die Leidenſchaft verbarg ſich hinter die Maske des Unwillens, und brachte all die Mißverſtändniſſe hervor, die die Urſach Eurer Trennung von Philippen wurden. Glaube mir, auch auf ihrer Seite war es Liebe, was ſie zu jenen ſeltſamen Schritten veranlaßte. Ich habe den Eindruck, den die erſte Nennung Eures Namens auf ſie machte, habe tauſend Züge einer werdenden Leidenſchaft, wie ſie die Unſchuld nur in einem unverdorbenen Mädchenherzen hervorbringen kann, noch nicht vergeſſen. Philippe liebt Euch, darum floh ſie, ſie liebt Euch, daher ihr

Unwille und ihre Vorwürfe. Empfindlichkeit, das Eigenthum ihres Geſchlechts, beleidigte Eitelkeit, fehlgeſchlagene Hoffnung, getäuſchte Leidenſchaft, war es, was ſie wider Eure Strenge empörte, und ſie bewog, ſich lieber jener Schweizerin, die ſie zuvor nie geſehen hatte, als Euch, anzuvertrauen. Wollt ihr dieſes noch leugnen, ſo erinnert Euch nur an das, was wahrſcheinlich ihrem Entſchluß, ſich von Euch zu entfernen, Dauer und den letzten Nachdruck gab.

Und was war das? fragte Selim.

Marie Podiebrad. — Ihre Anmerkungen über Eure Zuneigung zu dieſer Dame während Eurer Erzählung, die Stelle in derſelben, da ſie unter dem Vorwand plötzlicher Unpäßlichkeit von Euch ging, und der ſeltſame Schluß ihres Briefs beſtättigen dieſe Vermuthung.

Aber Gott, was konnte ſie bewegen — —

Weis ichs? Schnell aufgegriff'ner Verdacht gehört eben ſo wohl, als ſchnell gefaßtes Zutrauen in den Charakter dieſes Mädchens. Aber tröſtet Euch, dieſer Zug, der Euch jetzt ſo viel Kummer macht, wird auch das Mittel ſeyn, Euch Eure Rechtfertigung zu erleichtern.

O daß ich nun ſchon zu ihren Füſſen läg, ihr mein ganzes Herz, das ich jetzt erſt kennen lerne, zu enthüllen! O daß ich nur erſt wüßte, wo ich ſie ſuchen ſoll! Pflicht und Liebe, ſchreibt ſie, locken ſie nach jenem mir unbekannten Orte? o Arimith, was liegt hierin tröſtliches für mich? Sollte ich nicht einen glücklichern Nebenbuhler haben, als den Grafen Kampobachio? –– Mein Bruder Kalepin, der mit ihr erzogen ward, gegen den ſie in verſchiedenen Stellen ihrer Erzählung ſo viel blicken ließ, ſprecht, ob ich nicht gerechtere Urſach hätte auf ihn eiferſüchtig zu ſeyn, als ſie auf die Königin von Ungarn?

Träumereyen! Hört, was ich von der ganzen Sache denke — —

Doch, meine Leſer, warum wollen wir hören was Arimith denkt, und nicht viel lieber Philippen ſelbſt nach dem Orte ihrer Beſtimmung begleiten? ſie kann noch nicht ſo fern ſeyn, daß wir ſie nicht einholen ſollten; denn wir müſſen geſtehen, daß das gelderſche Fräulein die Eliſabethinerinnen nicht ſo bald verlaſſen hatte, als ſie die Schweizerin, und den türkiſchen Prinzen glauben zu machen wußte, ſie hatte Urſachen ſich länger im Kloſter aufzuhalten, die wir Euch ſogleich vorlegen wollen.

Denkt Euch ein Mädchen, das vom vierten Jahr ihres Lebens an die entgegengeſetzte Rolle ſpielte, welche ihr Geſchlecht forderte, und ſtellt ſie Euch im funfzehnden vor, im Begriff, die Maske abzuwerfen, aber ganz unbekannt mit allem, was ihrem neuen Stande zukommt. Philippe war vollkommen unwiſſend in den Sitten der Damen jener Zeit, unwiſſend ſelbſt in der Kunſt, die jedes Mädchen ſo leicht lernt, in der Kunſt ſich zu kleiden. Ihre Schüchternheit ſtellte ihr ihre Mängel noch weit gröſſer vor, als ſie würklich waren. So wie ſie bisher bey jedem ſcharf auf ſie gerichteten Auge gezittert hatte, es möchte ihren wahren Stand erſpähen, ſo beſorgte ſie nun, man möchte der Mädchentracht mit männlichem Anſtand gepaart nicht trauen, und in derſelben den verkleideten Jüngling vermuthen. Das gute Fräulein fürchtete hier offenbar mehr als ſie Urſach hatte. Sittſamkeit und ſchüchterne Zurückhaltung, welche damahls die Grundlagen des weiblichen Anſtandes ausmachten, waren ihr angebohren, eben ſie waren die Urſach geweſen, warum ihr Anblick im Jünglingskleide ſo auffallend war, warum man nicht recht mit ſich einig werden konnte, was man aus ihr machen ſollte, und bey den widrigen Gefühlen, die ſie erregte, ſo leicht ein Mißfallen an ihr aufkommen ließ, das ſich weder mit ihrer reizenden Figur noch mit der Gutmüthigkeit, die auf ihrem unſchuldigen Geſichte lächelte, zu vertragen ſchien.

Dem mochte nun ſeyn wie ihm wollte, die Kloſterfrauen gaben dem Fräulein recht, daß ſie Urſach habe, noch einige Zeit bey ihnen zu verweilen, ehe ſie ſich in die weite Welt wagte; ſie lehrten ſie, ſich in weibliche Kleider ſchicken, gaben ihrem Anſtand durch ſtrenge Lehren der Sittſamkeit noch mehr Nonnenhaftiges, und beſchenkten ſie zur Zugabe noch mit der Geſchicklichkeit, einige leichte Handarbeiten zu verfertigen, welche ihr unendlich viel Vergnügen machten.

Hierüber gingen einige Wochen hin, aber Philippe irrte ſich ſehr, wenn ſie glaubte am Ende derſelben das Kloſter eben ſo unbemerkt zu verlaſſen, als ſie es betreten hatte. Verſchwiegenheit war überhaupt die Sache dieſer Nonnen nicht, und ſie hatten oben drein aus Wien von der Vorgeſetzten ihres Kloſters gemeſſene Befehle, welche ihnen den Mund hätten öfnen müſſen, und wenn ſie Kartheuſerinnen geweſen wären.

Vom kayſerlichen Beichtvater, unter deſſen Aufſicht alle Religioſen dieſes Bezirks gehörten, war ſeit einiger Zeit ein Gebot ausgegangen, daß kein geiſtliches Haus jemand in ſeine Mauern aufnehmen ſollte, und gölte es nur den Aufenthalt von Tagen und Stunden, ohne eine genaue Schilderung von dem neuen Ankömmling an die Behörde einzuſenden.

Die Oberin des Eliſabethinerkloſters hatte demnach gleich den Abend nach Philippens Erſcheinung einen Brief an den hochwürdigen Herrn abgelaſſen, des Inhalts: „Wie heute, als am Tage St. Klarä der Martyrerin, Frau Margery, Herrn Hüeßli des Schweizers Hausfrau, ihr ein Fräulein in Mannskleider zugeführt habe, (welche letztere aber, um Aergerniß zu meiden, ſogleich mit ſchicklicher Tracht verwechſelt, und auſſerhalb den Mauern an einen befreyten Ort wär gebracht worden.) — Belagtes Fräulein ſey ihrem Vorgeben nach funfzehn Jahr alt, übrigens langer und ſchmächtiger Geſtalt, blauer Augen, roſiger Geſichtsfarbe und ſchwarzer Haare, ſtiller Gemüthsart und ſonderer Blödigkeit. Ihren Namen, Stand und bisherige Abentheuer habe man, ſo begierig man ſey hiervon mehr zu erfahren, zur Zeit noch nicht erkunden können, doch zweifle die heilige Mutter nicht, wenn der hochwürdige Vater Eulogius ſich einfinden, und das Gewiſſen der ſchönen Fremden auf die Prüfung bringen ſollte, ihm würden die Heimlichkeiten deſſelben ſo unverholen gebeichtet werden, als die Gewiſſensſachen aller Seelen des kayſerlichen Hauſes, die unter ſeiner geiſtlichen Führung ſtünden.“

Pater Eulogius, eben der Mann mit dem frommen ehrwürdigen Geſicht, das der guten Philippe ehemahls ein ſo blindes Zutrauen einflößte, daß er nur hätte fragen dürfen, um den Schlüſſel zu ihrem Herzen zu finden, der kayſerliche Beichtvater, ſagen wir, ward durch den Bericht der Aebtiſſin höchlich erfreut, aber eine perſönliche Gewiſſensprüfung mit Philippen anzuſtellen, die er ohnedem nicht bedurfte, um ſie zu kennen, hielt er nicht für gut. Er fertigte den Kloſterboten mit einigen mündlichen Verhaltungsregeln für die heilige Mutter in Rückſicht auf die ſchöne Fremde ab, und ſetzte ſich flugs, folgenden Brief an einen vertrauten Freund zu ſchreiben.

„Endlich, lieber Graf, endlich haben wir die entflohene Taube in unſerm Garn. Ich ſage es Euch von Anfang, als ihr mich zum Vertrauten Eurer Plane machtet, daß ſie uns auf keine Art entgehen ſollte: Hatten die Worte: **Philippe, man kennt Euch!** hatten meine einladenden Blicke im Beichtſtuhl nicht Kraft genug, eine freywillige Entdeckung zu bewürken, und mir Gelegenheit zu mündlichen Euch erſprießlichen Rathſchlägen zu geben, ſo waren die ſchriftlichen noch wirkſamer, wenigſtens weit unverdächtiger.

„Philippe iſt aus den Armen ihres Entführers entflohen, und befindet ſich gegenwärtig bey meinen geiſtlichen Töchtern, den Eliſabethinerinnen; doch gedenkt ſie dort nicht zu bleiben, ihre Abreiſe iſt von heut' an, über vier Wochen, feſt geſetzt. Wohin ſie ihren Weg nehmen wird, das läßt ſich, noch dem Eindruck, welchen die Korreſpondenz unter dem bezeichneten Steine auf ſie machte, leicht errathen, auch ſoll es der irrenden Wanderin nicht an einem Begleiter auf ihrem Wege fehlen, der alles, was uns noch zu wiſſen noth iſt, aus ihrem Munde erforſche, der künſtlich jeden Rückfall verhüte, und ſie ſicher zum Ziele leite. Ihr aber, mein Freund, werdet nach dieſer Nachricht wiſſen, was Euch zu thun iſt, um auch Eures Ziels nicht zu verfehlen. Meines Erachtens, eilet ihr nach Schloß Samſon, um dort bey dem Herzog vorzuarbeiten, damit Euch Eure ſchöne Beute, die reizende Philippe, und ihr reicher Brautſchatz nicht entgehe. Was ich bey dem Kayſer vermag, Euer Glück zu befeſtigen, ſoll nicht verſäumt werden."

Euer treuer Vetter, Eulogius a. K.

Philippe verließ das Kloſter von den Seegen der Nonnen begleitet. Sie ließ eine artige Summe Geldes zu Vorbitten, für Beruhigung eines zerriſſenen Herzens zurück; ſie hätte billig eine andere Klauſul aus der *) Litaney der heiligen Eliſabeth wählen ſollen, ihren bedenklichen Zuſtand dem Himmel zu empfehlen: Etwa, für Irrende und Verführte, für unſchuldig Gefangene; ach mit dem erſten Schritt aus dem Kloſter, ſollte ſie unter dieſe Klaſſe der Leidenden gehören, bald, bald ſollte dieſes durch Trennung von Selim verwundete Herz durch anderen Kummer noch härter angegriffen werden.

Das Gelderſche Fräulein war nicht ohne Mittel, ſich die Reiſe an den gewählten Ort ihrer Beſtimmung bequem zu machen, die Goldſtücken des Unbekannten, die dieſe Unſchuldige Seele ſo wenig Bedenken trug, anzunehmen, waren noch nicht vergriffen. Die Aebtiſſin ſorgte auf heimlichen Befehl des Beichtvaters, für einen ſanften Wagen und bewaffnete Be-

glei

---

*) Den Kloſterleuten die Vorbitten zu erleichtern, pflegte man ſich damahls in irgend eine Klauſul ihrer Litaneyen einzukaufen, welche denn, nach Maaßgabe der Bezahlung, mehrmahls wiederholt wurde.

gleiter, und ſie ſelbſt hatte unterſchiedliche Leute zu ihrer Bedienung angenommen, deren Aſſiſtenz ſie, ſeit ſie eine Dame war, nicht wohl entbehren konnte. So erreichte ſie in kurzer Zeit die Gränzen von Lothringen, und ſah das Ende ihres Weges nahe vor Augen.

Es war in den erſten Tagen des Mayes. Das Angeſicht der Natur klärte ſich ſpäter auf als ſonſt, kalte Regenſchauer fielen in die Blüte, die ſonſt um dieſe Jahrszeit hier alles durchduftet. Philippe fror in ihrem zugemachten Wagen, und das innigſte Mitleid überfiel ſie, als ſie dicht neben demſelben einen alten wandernden Religioſen erblickte, der durch die ſtrenge Witterung natürlich noch weit mehr leiden mußte als ſie. Sie befahl, langſamer zu fahren, um dieſe Figur genauer betrachten zu können; ſchlecht bekleidet, vom Regen durchnäßt, mit der Miene des Kummers ſchlich der Alte am Wanderſtabe dahin, welcher ſeine ſchwankenden Schritte kaum mehr unterſtützte. Philippe, welcher die Thränen in die Augen traten, öfnete den Schlag. Guter Vater, wohin? rief ſie ihm mit ſanfter Stimme entgegen.

Edle Frau, nach den Gegenden an der Maas? —

In Kloſtergeſchäften? —

Nein, auf Diſpenſation, um Pflichten alter Freundſchaft zu erfüllen.

Das Fräulein that noch einige Fragen, um zu erfahren, ob der Weg des Mönchs weit von dem ihrigen abliege, und als ſie das Gegentheil erfuhr, prieß ſie die Vorſicht für den günſtigen Zufall, der dem armen Alten den Reſt des Weges erleichterte, und bot ihm ſelbſt die Hand, ihm zum Einſteigen zu helfen.

Edle Frau, rief er, Gott wird Euch lohnen, was ihr an ſeinem Diener thut, lohnen mit gutem Fortgang aller Eurer Unternehmungen, mit ruhigen Tagen im Schoos Eurer Lieben, zu welchen ihr vermuthlich eilt, und mit Vergeſſenheit jedes Kummers.

Ihr habt mit Eurem Wunſche mein Herz getroffen, ehrwürdiger Vater, ſagte das Fräulein, eben die Güter, die ihr mir wünſcht, ſind es, die ich mir von Gott erflehe.

Vermuthlich iſts ein Gemahl und Kinder, die Euch entgegen ſehn?

Nein, dazu wär ich faſt noch zu jung, ich lebe noch unter väterlicher Gewalt. Aber darf ich nicht nach Euren Geſchäften in Gegenden fragen, wohin auch mich die Pflicht ruft? — Ihr ſagtet, ihr reiſtet, Pflichten alter Freundſchaft zu erfüllen?

Es iſt faſt ſchwer, Fräulein, einer Fremden ſein Herz zu entdecken, doch ihr ſeyd ſo mild und freundlich, es thront ein hoher Edelmuth auf Eurer Stirn, daß ich bey Euch wohl wenig wage. Hört die Geſchichte des Mannes, zu welchem ich eile, und erlaubt mir nur ſeinen Namen zu verſchweigen. Mein Freund iſt ein ſehr hoher und erlauchter Herr, welcher in ſeinen beſſern Jahren eine wichtige Rolle auf dem Schauplatz der Welt ſpielte; durch Unterdrückung ſeiner nächſten Freunde, durch Bosheit derer, welche nach ſeinen Beſitzungen lüſtern waren, verlor er Ruhm, Freyheit und alles. Das letzte, was ihm überblieb, das Leben, würde er gern hingegeben haben, um ſich von den Banden loszumachen, die ihn nun ſeit mehr als dreyzehn Jahren drücken.

Ich war ſein Almoſenier und ſein Beichtvater; ich fiel mit ihm, doch nicht ſo tief als er gefallen war. Seine Hände wurden mit Feſſeln belaſtet, weil man ihm Verſuche, zu fliehen, die wohl keinem Gefangenen zur Sünde zu machen ſind, abgemerkt hatte; mir ließ man doch noch die Freyheit. Man ſteckte mich in ein weitentlegenes Kloſter, und glaubte dadurch die Möglichkeit eines Einverſtändniſſes zwiſchen mir und meinem Herrn aufgehoben zu haben; ſie war es auch auf viele Jahre. – Doch die Zeit brachte Linderung unſerer Leiden, und Hoffnung des Wiederſehens. Ihm, der durch Kummer und Krankheit, die endlich ſeinen Körper zerrüttete, weit härtere Bande trug, als ihm ſeine Feinde anlegen konnten, nahm man die Ketten von den Händen, und ließ ihn unter leidlicher Hut auf dem Schloſſe, wo er bisher ein Gefangener geweſen war, als einen freyen Herrn leben; es war freylich nur der Schein der Freyheit, den er genoß, aber man wußte jetzt, daß ihm die Flucht unmöglich war, und trug Sorge, durch ſchwere Eyde ihm jeden Gedanken an die Rückkehr in die Welt zu benehmen, die er ſich ohnedem längſt aus dem Sinne geſchlagen hatte; ſo konnte man ihm ja wohl das leibliche Leben gönnen, das er jetzt genießt.

Daß ich ehemahls in Verbindung mit ihm geſtanden hatte, war ganz vergeſſen worden, und ich hütete mich wohl, es in Erinnerung zu bringen. Die Obern meines Kloſters, die um dieſe Dinge wußten, ſind todt. Man gönnt mir alle Frühlinge, eine Reiſe zu meinen Verwandten; ich habe keine Verwandten, als meinen theuern unglücklichen Herrn. Ihn zu ſehen, ihm den Troſt der Religion zu bringen, mit ihm beſſerer Zeiten zu gedenken, und mich einer hellern Zukunft jenſeit des Grabes an ſeiner Seite zu freuen, beſuche ich jedes Jahr um dieſe Zeit Schloß Samſon — —

Schloß Samſon? wiederholte Philippe.

Ja, eine alte Burg an der Maas, deren Spitzen wir nun bald ſehen werden.

Und wißt ihr auch, von wem ihr all dieſe Zeit über mit mir geſprochen habt?

Solltet Ihr es wiſſen?

Von dem unglücklichen Herzog von Geldern, von Herzog Adolfen, meinem Vater?

Eurem Vater? Fräulein, billig zweifle ich! Am burgundiſchen Hofe lebt wohl, das weiß ich, ein gelderſches Fräulein — —

Nein, nein, ich bin es, bin Philippe von Geldern. Nach tauſend Widerwärtigkeiten, die jede andere Bande zerriſſen haben, eile ich die erſten und heiligſten, die die Natur knüpfte, feſter anzuziehen! — Ich habe noch einen Vater, Gott, einen Vater, der meines Troſts, meiner Unterſtützung bedarf! O daß ich dieſes nicht ehe wußte! Man ſagte mir in meinen frühen Kinderjahren, bald nach dem Verluſt meiner Mutter, Herzog Adolf ſey tod; hätte ich dieſes nicht geglaubt, würde ich ſo lang gezögert haben an den einzigen Ort zu fliehen, wohin mich Liebe und Pflicht ruft? Dank dir, freundlicher Unbekannter, der mich auf den rechten Weg leitete! und Dank dir, gütiger Himmel, der mir einen Freund, einen Lebensgefährthen meines unglücklichen Vaters zuführte, mich zu leiten, und mir noch manche Zweifel aufzuklären.

Fräulein, antwortete der Mönch, unſer Zuſammentreffen iſt in der That höchſt ſonderbar, und wer hier nicht an höhere Schickung glauben wollte, müßte wohl ganz verblendet ſeyn. Betreffend das übrige was ihr ſagt, ſo bezieht es ſich auf Dinge die mir ganz unbekannt ſind, auf Eure Geſchichte, die ihr mir zu Stiftung beſſerer Vertraulichkeit eines Tages mittheilen müſſet. Leitung Eurer Schritte, Hebung etwaniger Zweifel könnt ihr von mir ganz ſicher erwarten, wenn ihr mir nur ſagt wo ich Euch dieſelbe leiſten ſoll.

O, ſchrie Philippe, ſo erzählt mir genauer die Geſchichte meines Hauſes, ſo führt mich in die Arme eines Vaters, den zu kennen ich vor Verlangen brenne.

Das erſte gern, antwortete der Mönch mit einem bedeutenden Lächeln, aber das andere? — Wiſſet ihr auch, daß der Beſuch bey Eurem Vater Euch Eure Freyheit koſten wird? Hat Euch Euer Unbekannter verſchwiegen, daß man in die Mauern jenes Schloſſes nicht eingeht, um ſie nach Willkühr zu verlaſſen? — daß mir dieſes verſtattet wird, das danke ich meinem Ordenskleide; Euch bindet das Schickſal, ſo bald ihr als die Tochter Herzog Adolfs erſcheint, unauflöslich an ihn bis an den Tag ſeines Todes, und vielleicht auch nach demſelben noch möchte Euch die Freiheit verſagt werden! Man haßt am burgundiſchen Hofe die gelderſchen Erben, das lehrt Euch das Schickſal Eures Vaters, deſſen Bande man nur darum auf die lezt erleichterte, weil man ſahe, daß man nichts mehr von ihm zu fürchten hatte. Ihr ſeyd jung, ein heldenmüthiger Gemahl könnte Rechte hervorſuchen, die man gern auf ewig vernichten wollte. —

Philippe hatte in dem Feuer, von welchem ihr kindliches Herz glühte, die lange Rede des Mönchs ſchon mehrmals unterbrechen wollen, hier glückte es ihr endlich, die feierlichſte Betheurung auszuſtrömen, daß kein Elend, das ſie mit einem unglücklichen Vater theilen würde, ihr ſchrecklich ſey, in ſo fern ſie hoffen könne, daß ſie im Stande ſeyn werde, ihm durch dieſe Theilnahme Troſt und Erleichterung zu bringen.

Zweifelt ihr hieran? rief der Mönch, ihr würdet es nicht, wenn ihr Herzog Adolfen kenntet wie ich ihn kenne. O wie oft hat er den Namen Philippe von Geldern gegen mich genannt! Wie oft hat er ſich geſehnt, ſeine Tochter in ſeine Arme zu ſchließen! Nur die Rolle, welche die Perſon, die am burgundiſchen Hofe dieſen Namen führt, daſelbſt ſpielen ſoll, konnte dieſe Sehnſucht nie ſtark genug in ihm werden laſſen, um einige Verſuche zu machen, ſie zu erfüllen. Euch würde er, vorausgeſezt, daß Eure Geburt erwieſen wäre, mit Entzücken die Arme entgegenbreiten. Welche Freuden würden für ihn in dem Umgang des holden ſanften Geſchöpfs, des Engels liegen, den ich hier vor mir ſehe! — Aber — wie würde er auch trauern, Euch in ſein Unglück zu verwickeln! — Noch einmal, Fräulein, kehrt Euch nicht daran, daß ich Euch ſagte, Herzog Adolf lebe gegenwärtig auf dem Schloſſe Samſon als ein freyer Herr, dieſe Freiheit iſt nur ſcheinbar; ein Gefangener iſt er noch immer, auch ihr werdet es ſeyn, werdet es mehr ſeyn als er, wenn ihr nicht noch umkehrt, weil es Zeit iſt.

Nie, nie werde ich dieſes! ſchrie Philippe.

Und nie, nie werde ich Euch bei Herzog Adolfen einführen, bis ich gewiß weiß, ob ihr auch ein Recht habt, Pflichten für ihn zu übernehmen, die nur ſeiner Tochter zukommen. Verzeiht meine immer wiederkehrenden Zweifel. Jene Philippe am burgundiſchen Hofe! — Wer iſt ſie? löſet mir dieſe Frage, und ich will Euch für diejenige anerkennen, für die ihr Euch ausgebt, und Euch die traurigen Rechte einräumen, die mit dem Namen einer gelderſchen Erbin verbunden ſind.

Es war ſonderbar, wie ſich Philippe auf einmal in die Gewalt eines Mannes hingegeben fühlte, welcher vor einer Stunde noch nichts als ein Gegenſtand ihres Mitleids war. Es war, als glaubte ſie jezt ohne ihn nicht an den Ort gelangen zu können, wohin ſie durch ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an ihre geglaubte Pflicht gezogen ward. Den Wunſch ihrer Seele die Umarmung eines unglücklichen Vaters zu erlangen, bezahlte ſie gern den geforderten Kaufpreis. Voll leichtgläubigen Zutrauens erzählte ſie dem Frater ihre Geſchichte, und die Geſchichte Kalepins; auch von Selim erfuhr er mehr als die Klugheit erlaubte, und da all dieſe Dinge ihm von großer Wichtigkeit zu ſeyn ſchienen, ſo war er dankbar genug, auch ihr zu geben, was ſie wünſchte, genauere Kenntniß der Geſchichte ihres Vaters, der vielleicht den aufmerkſamſten unſerer Leſer noch aus dem erſten Theil dieſer Blätter, unter dem Namen Herzog Adolf der Böſe bekannt ſeyn wird.

Ich zweifle, meine Theuren, ob ihr zu hören wünſcht, was Philippe aus dem Munde ihres Gefährten vernahm. Viele von Euch rathen vielleicht bereits, daß der Wahrhaftigkeit des Mönchs, der ihnen aus einigen Zügen verdächtig zu werden beginne, nicht viel zu trauen ſey, und begnügen ſich lieber mit dem, was eine unpartheyiſche Sage ihnen von jenem verrufenen Herzog von Geldern, jenem böſen Sohn, grauſamen Gemahl, und unnatürlichen Vater berichtete.

Herzog Adolf der Böſe, welcher einem edlen Vater nach Reich und Leben trachten, die unſchuldige Katharine von Burgund, Philippens Mutter, unmenſchlich behandeln, und dieſem unglücklichen Kinde einſt ſelbſt die mörderiſche Fauſt in den Nacken ſetzen konnte, trug wohl die Bande, mit welchen ihn der Kaiſer und der Herzog von Burgund belegt hatten, mit gutem Rechte, aber in des Mönchs Erzählung ward er zum unſchuldigen Opfer unerhörter Tyranney, ward er zum halben Engel. Philippe ſchwamm in Thränen über das, was er erduldet hatte, und ob gleich der Erzähler klug genug war, keine mißtönende Saite in dem Herzen der Tochter Katharinens von Burgund zu berühren, ob er ſich gleich wohl hütete, keinen beleidigenden Verdacht auf dieſe unglückliche Prinzeſſin zu werfen, ſo fiel es doch Philippen als eine natürliche Folge deſſen, was ſie hörte, von ſelbſt ein: ob auch dieſe geliebte und angebetete Mutter, die man ſie wie eine Heilige des Himmels verehren gelehrt hatte, ganz unſchuldig ſey? Ihre Unſchuld ſchien ſich wenigſtens mit der Unſchuld ihres Gemahls nicht überall zu vertragen: eins von beiden mußte in den langen Zwiſtigkeiten unrecht gehabt haben, und Philippe war ſehr zweifelhaft, in welche Schaale ſie das Uebergewicht legen ſollte. Die Geſchichte, welche die Herzogin von Geldern der alten Maja auf dem Berge Athos erzählte, und die Philippe ſehr oft aus dem Munde ihrer erſten Erzieherin gehört hatte, wurde durch das, was ſie vernahm, faſt zur Fabel gemacht; wer hatte Recht, der Mönch, oder die erſte Ausſagerin der Wahrheit?

Ueberhaupt fanden ſich viele Lücken in der gegenwärtigen Erzählung, und ein Hauptumſtand in der Geſchichte des Herzogs und der Herzogin von Geldern ward ganz und gar hinweggelaſſen. Mit was für einer Miene hätte der luſtige Alte ſeiner Zuhörerin die Begebenheit vorlegen ſollen, welche die Urſach des Todes ihrer Mutter ward?

Philippens Mutter hatte einſt, wie wir in dem, was das Fräulein ihrem Selim von ihrer Jugendgeſchichte mittheilte, geſehen haben, einen Einfall, der faſt ſo überſpannt und ſchwärmeriſch war, als der Einfall ihrer Tochter, deſſen Ausführung dieſe jezt nahe war. Philippe ſtand jezt im Begrif, ſich in die Arme eines Vaters zu werfen, den ſie nicht kannte, und Katharine wagte einſt einen verſtohlnen Beſuch bei ihrem gefangenen Gemahl, deſſen unergründliche Bosheit ihr bewußt war. Der Fehler, den Katharine hierin beging, war unverzeihlich. Sie kannte Adolf den Böſen; hielt ſie ihn durch Leiden gebeſſert, ſo war ſie ſehr irrig, auch wußte ſie, daß eine Wallfarth zu dieſem verworfenen Menſchen von keinem Nuzen ſeyn, und ihr in den Augen des argwöhniſchen Herzogs von Burgund, ihres Bruders, ein ſehr zweideutiges Anſehen geben mußte. —

Katharine ſah ihren Gemahl auf dem Schloſſe Samſon. Ausſöhnung, Erneuerung alter Liebe, Troſt und wo möglich Hülfe hatte ihm dieſe gute Seele bringen wollen; er lehnte ihr mit Vorwürfen; auf Vorwürfe folgte hizige Vertheidigung, und auf dieſe von Seiten des unverbeſſerlichen Böſewichts, der zum Unglück keine Feſſeln trug, — Gewaltthätigkeiten.

Die beſtochenen Wächter kamen, die unglückliche Dame aus den Händen eines Raſenden zu retten, man wollte ſie nach ihrem Wagen zurückbringen, aber Adolf proteſtirte. Er ſchrie laut, man habe ihn zu ſchändlicher Flucht verleiten wollen, und dieſes ſey eine Sache, die an den Herzog von Burgund gelangen müſſe. — Sie gelangte auch an ihn, und, daß Katharine vor dem Gericht ihres ſtrengen Bruders hier viel zu verantworten hatte, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Es glückte ihr ſich zu rechtfertigen, aber ſie hatte bei dieſer fatalen Begebenheit ſo viel gelitten, daß ihr Tod darauf erfolgte, wie wir in Philippens Geſchichte ſchon erwähnt haben.

Philippe war damals noch ein Kind, man ſagte ihr von der eigentlichen Urſach des Todes ihrer Mutter nichts; auch jezt blieb ſie unwiſſend: der Mönch fühlte keinen Beruf, den vollendenden Zug von der Bosheit und Niederträchtigkeit des Mannes zu enthüllen, den er zum Heiligen machen wollte, und war nicht ſcharfſinnig oder verwegen genug, die Sache umgeformt darzuſtellen, daher überging er ſie mit Stillſchweigen, und einige Fragen Philippens, den lezten Beſuch ihrer Mutter bei ihrem Vater betreffend, wurden damit beantwortet, ihm ſey hiervon nichts bekannt, könnte wohl ſeyn, daß ſie von ihrem Gedächtniß getäuſcht würde, oder daß man ihr in ihren Kinderjahren etwas falſches eingebildet hätte.

Nach dem, was wir hier gemeldet haben, wird der Leſer wohl nicht zweifeln, daß Philippe ihrem Unglück entgegen reiſete. Sie hatte bei dem irrenden Ritterzuge nach Schloß Samſon indeſſen mehr Entſchuldigung als ihre Mutter. Sie kannte Herzog Adolfen nicht, er war ihr Vater, auch hatte man ſie künſtlich genug zu dieſem Schritte verleitet. Weſſen Hand eigentlich hier verborgen lag, und was man durch ihre Reiſe nach der wüſten Burg bewirken wollte, das wird ſich aus der Folge ergeben.

Es war, als befiel das Fräulein eine Ahndung von ihrem Schickſal. Ihr Herz ſchlug ängſtlicher, als ſie das Schloß, wo ihr Vater lebte, vor ſich ſah. Ein öder verlaſſner Winkel an der Maas war es, wo ſich die Burgſpitzen hinter einem kleinen Hügel erheben. Zur Linken ein finſterer Tannenwald, zur Rechten der Strom, der hier in tiefen Ufern ging, und ſich mit traurigem einförmigen Getöß, wie es ſchien, in ganzen Fluthen fortwälzte.

Die Brücken waren aufgezogen, und der Mönch ſagte, daß dieſes hier Tag und Nacht alſo bleibe, nur der höchſt ſeltene Ein- oder Auszug eines Fremden mache auf Augenblicke eine Aenderung. Eben da Philippe dieſes aus dem Munde ihres Begleiters erfuhr, und ihrer künftigen Beſtimmung einen unwillkührlichen

Seufzer ſchenkte, flog die Brücke nieder, und ein Ritter ſprengte aus der Burg, der, als er vor dem noch etwas fernen Wagen vorüberkam, einen ſcharfen Blick hinein warf, und denn im Gallop weiter jagte.

Wer war das? ſchrie Philippe, indem ſie voll Schrecken auffuhr.

Ich habe wenig Bekanntſchaft in dieſen Gegenden, doch wahrſcheinlich iſts der Schirmvogt des Schloſſes, der einige Ritter, der hier zuweilen ein und ausreutet.

Das war Kampobachio! fuhr das Fräulein fort. Weh mir, wenn mich auch hier der Verfolger verfolgen ſollte!

Nicht doch! erwiederte der Mönch, das geſchloſſene Viſir kann euch irre leiten! Sein Geſicht ſaht ihr nicht, und die Geſtalt eines geharniſchten Ritters iſt immer dieſelbe.

Gebe Gott, daß ihr Recht habt! antwortete Philippe, ſonſt müßte ich hier der Erneuerung meiner Leiden entgegen ſehn! Doch, ich hoffe alles von dem Schutz meines Vaters!

Sie fuhren über die niedergelaſſene Brücke, durch ein tiefes finſteres Thor, in den ſchallenden Burghof; hohe Mauern und Thürme umgaben ihn, und verwahrten das Zuſtrömen freyerer Luft, und bannten hier die tödlichen

Gerüche von dem ſtehenden Sumpf, den man ein Burggraben nannte, auf ewig ein.

Unglücklicher, unglücklicher Vater! rief Philippe, die in dieſem Augenblicke ihr eigenes Schickſal vergaß, dies dein Aufenthalt ſeit ſo vielen Jahren? O, iſts auch möglich, daß du noch lebſt? daß du unter ſolchem Elend noch Sinn und Gefühl für die Umarmung einer Tochter behalten haſt?

Man kam den Wagen zu öfnen. Der Mönch nannte das gelderiſche Fräulein. Ihre Ankunft ſchien hier nichts unvermuthetes, ſchien etwas zu ſeyn, das man ſchon längſt erwartet hatte; eine Sache, die Philippen, wär ſie von ihr bemerkt worden, Anlaß zu ſonderbaren Gedanken hätte geben können. Sie dachte und fühlte in dieſem Augenblicke nichts, als die bevorſtehende Scene, väterlicher und kindlicher Liebe, die ſich ihre romantiſche Phantaſie nicht ſchön und rührend genug vorſtellen konnte.

Der Mönch hatte mit dem Kaſtellan, der mit ſeinen düſtern Mauern aus einem Stoff gebildet zu ſeyn ſchien, einige heimliche Worte gewechſelt, und erklärte nach denſelben, der Herzog werde vor künftigem Morgen nicht ſichtbar ſeyn, und ſie möge ſich deswegen nach denen für ſie beſtimmten Zimmern verfügen.

Es iſt, ſetzte er hinzu; wegen einer kleinen Unpäßlichkeit Eures Vaters, und auch der Ueberraſchung wegen, man muß ihn erſt auf Euren Empfang vorbereiten.

Das Herz ſank dem Fräulein bey dieſen Worten auf eine ſeltſame Art, ſie wußte nicht, was ſie von dieſem Aufſchub und dieſer Entſchuldigung denken ſollte. Der Ton, mit welchem ſie gegeben ward, hatte etwas ganz eignes, auch und überhaupt fand ſich hier ſo viel, das mit keiner ihrer Vorſtellungen paßte. — Traurig ließ ſie ſich nach den Zimmern führen, die man die ihrigen nannte, und noch immer fiel es ihr nicht auf, daß man ſchon auf ihre Erſcheinung gerechnet zu haben ſchien, und doch noch von Ueberraſchung ſprechen konnte.

Sie fand die Wohnung, die man ihr anwies, erträglich; ſie hatte die Ausſicht auf einen verwilderten Garten, der weitläuftig genug war, um den hohen Mauern, die ihn in der Ferne umzogen, einen Theil des ängſtlichen herzbeengenden zu benehmen, welches eine an Freyheit gewöhnte Phantaſie an ſolchen Einſchränkungen findet. Zum Glück war Philippens Freyheitsſinn nicht groß; ſie hatte die Mauern einer belagerten Veſtung verlaſſen, um ſie mit einem Kloſter zu vertauſchen geradeswegs aus dieſem kam ſie in dieſes verwünſchte Schloß, die Abänderung vom Beſſern zum Schlimmern, konnte hier nicht viel thun, es war und blieb ſo ziemlich das nehmliche, auch durfte ſie nur an den Hungerthurm denken, um ihrer gegenwärtigen Lage ſogar einige Vorzüge abzumerken.

Sie nahm ſich vor, ſich ihr Leben hier ſo erträglich zu machen, als möglich, auch hofte ſie in dem Gefühl der redlichen Erfüllung kindlicher Pflichten, immer einen unerſchöpflichen Quell von Beruhigung zu finden.

Sie verlangte ihre Leute zu ſehen, um ihre Einrichtungen zu machen, man ſagte ihr, die Geſetze des Schloſſes erlaubten nicht ſoviel Fremden auf einmahl den Zutritt. Ihr kleines Gefolg ſey nebſt dem Wagen bereits nach dem nächſten Dorfe entlaſſen, wo ſie nach Ihrem Befehl entweder bleiben oder abgehen würden.

Philippe hatte auf dieſem Fall keine Befehle gegeben. und befand ſich alſo auch hierin in der peinlichſten Ungewißheit. Sie verlangte den Mönch, ihren Begleiter, zu ſprechen, auch dieſer hatte ſich ſchon aus dem Schloſſe begeben; ob er wiederkommen würde, wuſte niemand zu ſagen, auch ward Philippe des Fragens endlich müde, denn jede Beantwortung wurde ſo läßig und mit ſo viel Widerſtand gegeben, als ob man befürchtete, die Geſetze des ewigen Schweigens, welches hier zu herrſchen ſchien, durch zu großen Aufwand von Worten zu brechen.

Es ward Nacht, und das Fräulein warf ſich auf das Lager, das man ihr bereitet hatte, um dem Morgen, der ihr ſo wichtig werden müßte, weil er ihr den erſten Anblick eines zuvor nie geſehenen Vaters verſchaffen ſollte, entgegen zu wachen. Ihr Gemüth war viel zu ſehr mit tauſend Dingen beſchäftigt, als daß ſie hätte ſchlafen können; ach ſie ſollte der ſchlafloſen Nächte noch mehr auf dieſer Stelle zubringen!

Munter wie die frühe Lerche, nur nicht ſo fröhlich wie ſie, war ſie ſchon mit Anbruch des Tages aufgeſtanden und gekleidet, aber faſt kam der Mittag heran, ehe man ſie zu der ſo lang herbeygeſehnten Zuſammenkunft mit dem gefangenen Herzog abrief. Ihr Herz ſchlug heftiger. Wen ſollte ſie erblicken? Erſt ſeit dem ſie ſich in dieſen Mauern befand, war ſie hierüber zweifelhaft geworden, vorher ſchwebte ihr unwandelbar ein Bild von ihrem Vater vor, das ſie nicht für geſchmeichelt hielt, weil es ſich genau mit der Sage von dem Gemahl ihrer Mutter vertrug. Herzog Adolf der Schöne, unter dieſem Namen war er ihr bekannt, weil man ihn ihr nicht mit ſeinem andern Zunamen, den Böſen, hatte nennen wollen. Er konnte gegenwärtig noch nicht viel über vierzig ſeyn. Die lange Einkerkerung konnte gar wohl etwas von ſeinen körperlichen Vorzügen gemindert haben. Gewiſſe Grundzüge, Züge von Edelmuth und Biederſinn, Züge von allen Tugenden, die ihr kindliches Herz ihm beymaß, muſten indeſſen noch immer vorhanden ſeyn. Die rührende Bläße des Elends, der Blick frommer Duldung können leicht mehr Intereſſe in die ſchönſte Geſtalt bringen, als die üppige Fülle des Glücks, und der Geſundheit.

Philippe hatte ſich eine ſelbſtgewählte Vorſtellung von ihrem Vater gemacht, die viel leichter falſch als wahr ſeyn konnte; was wunder alſo, daß ſie, nachdem man ſie durch eine Menge enger Gallerien, und hoher mit düſtern Tapeten behangener Säle geführt hatte, auf einmahl vor ihm ſtand, ohne ihn zu kennen.

Eine dickaufgeſchwollne Figur mit hochrothen Wangen, ein Geſicht ohne Ausdruck und Würde, eine Geſtalt, nach welcher man einen Falſtaff hätte bilden können, dehnte ſich vor ihr in einem Lehnſtuhl aus, lächelte ein wenig bey ihrer Verlegenheit, und gab ſich endlich durch die witzige Anmerkung zu erkennen, die an den in der Nähe ſtehenden Kaſtellan gerichtet ward; dies ſey die Tochter Katharinens von Burgund mit Leib und Seele, ob es auch die ſeinige ſey, wolle er nicht entſcheiden!

O mein Vater! ſchrie Philippe, welcher dieſe Worte die Augen öfneten, mit mehr Ausdruck von Erſtaunen als Freude, und ſank zu den Füſſen des Herzogs von Geldern nieder.

Sie iſt in der That ſchön, ſagte Herzog Adolf noch immer zu dem ſteinernen Alten, und hold und freundlich oben drein. Stehe auf, mein Kind, und umarme mich, du biſt mir willkommen! Ich höre, du haſt den guten Vorſatz, mir meine Einſamkeit zu erleichtern, bleibe dabey; und vielleicht daß du dereinſt noch mehr zu meinem Glücke beytragen kannſt.

Philippe mußte ſich neben ihrem Vater ſetzen; der Widerwille, den ſein erſter Anblick in ihr erregte, wurde, ſeit dem ſie gewiß wußte, wer er war, vor dem ſtrengen Richterſtuhl ihres kindlichen Herzens als ſündlich erkannt, ſie zwang ſich ihn gut und ehrwürdig zu finden, ſeine Gefälligkeit gegen ſie vermehrte ihre Pflichten gegen ihn, und fühlte ſie auch an ſeiner Seite nichts von den unausſprechlichen Entzückungen, mit denen ihr ihre Phantaſie geſchmeichelt hatte, ſo beredete ſie ſich doch, ihr ſey wohl bey ihm, und alles würde noch beſſer werden, wenn ſie erſt abgeſehen hätte, worinn ſie ihm nützlich ſeyn, wie ſein Leben erleichtern und ſich ihm unentbehrlich machen könnte. Doch dies war ſchwer zu erfinden; Herzog Adolfen ſchien recht wohl vor ihrer Ankunft geweſen zu ſeyn, und es hatte nicht das Anſehn, als ob ihre Anweſenheit ihm zu einem höhern Genuß von Glückſeeligkeit verhelfen könnte; er ſelbſt rühmte ſich gegen ſie, daß er ſeit einigen Jahren das Mittel ausfündig gemacht habe, die Tyranney ſeiner Feinde zu täuſchen, und ſich mitten im Elend Freuden zu verſchaffen, die er gegenwärtig gegen keinen Thron vertauſchen möchte. Was dieſes für Beruhigungsmittel waren, ſollte Philippe eher erfahren, als ſie wünſchte.

Nach der Tafel ſagte man ihr, ſie könne ſich in ihr Zimmer begeben. Sie bekam den Herzog nicht eher wieder zu ſehen, als des andern Tages gegen Mittag, und dies dauerte mehrere Monate, ohne daß ſie errathen konnte, wie ſo viel Stunden, in denen man ihre Gegenwart unnöthig fand, zugebracht wurden.

Ach ganz ein anderes Bild hatte ſie ſich von der Rolle gemacht, die ſie hier ſpielen würde! Was nützte ſie dem Herzog! Mit ihm zu ſpeiſen, täglich die nehmlichen Fragen von ihm zu hören, die nehmlichen Antworten zu geben, heute mürriſche Laune, morgen ausgelaſſene Luſtigkeit an dem Manne überſehen zu müſſen, den ſie gewünſcht hätte verehren zu können, dies war der ganze Zweck ihres hieſigen Daſeyns, und wie verſchieden von dem, was ſie ſich gedacht hatte!

Um ſie nach Schloß Samſon zu locken, hatte man ihre Seele mit Bildern erfüllt, die alle Gefühle ihres Herzens rege machten. Ein unter dem Druck eines Tyrannen ſeufzender Vater, ein Held, ein Weiſer, mit gefeſſelten Händen, welche Vorſtellungen! Sie würde den tiefſten Kerker mit ihm getheilt, würde mit heldenmüthiger Aufopferung ihm jeden Troſt gereicht, würde, ſo ſchwach ſie war, wenn es ſie ſelbſt betraf, ihm zu Liebe Entſchlüſſe gefaßt und Gefahren getrotzt haben; daß dieſes alles hier nicht nöthig war, ſtimmte die hohen Flüge ihrer romantiſchen Phantaſie ſchon merklich herab, doch würde ſie zufrieden geweſen ſeyn, hätte ſie hier nur einen Mann gefunden, welcher Gefühl für die Leiſtung kleinerer Pflichten gehabt, einen Mann, der derſelben nur zu bedürfen geſchienen hätte. Seine Unempfindlichkeit gegen das Elende, Herabwürdigende ſeiner Lage, und gegen alles das was vor derſelben eine beſſere, edlere Stimmung hätte geben können, der Alltagston, daß ich mich nicht eines ſchlimmern Worts bediene, der in allem herrſchte, was er ſagte oder that, war ihr höchſt anſtößig. Immer um ihn zu ſeyn würde ihr im Grunde höhere Pein gebracht haben, als Kerker und Feſſeln, und doch kränkte es ſie auch wiederum, daß ſie ihn ſelten und gleichſam nur pflichtmäßig ſah. Er iſt mein Vater nicht! ſchrie ſie oft im Sturm der widrigſten Gefühle. Was hätte den Mann, der einſt eine ſo wichtige Rolle in der Welt ſpielte, ſo herabwürdigen können? Geſetzt auch, er wär einſt ein böſer Mann geweſen, zu der niedrigſten Klaſſe von Menſchen, welche kaum durch die Geſtalt von Thieren und Pflanzen unterſchieden werden, konnte doch der Gemahl Katharinens von Burgund nie gehören!

Die gute Philippe! ſie wuſte nicht, durch welche Wege der menſchliche Geiſt zur tiefſten Stufe des Unwerths herab ſinken kann. Dieſer Herzog von Geldern, mit den größten körperlichen und geiſtigen Anlagen gebohren, mit Anlagen, denen er im Frühling ſeines Lebens keine ſchlechte Ausbildung gab, gerieth durch Leichtſinn auf Ausſchweifungen, von dieſen zu Laſtern; es kam mit ihm, wie Leſer, denen ſeine Geſchichte noch erinnerlich iſt, wohl wiſſen, endlich zu den höchſten Verbrechen, die ihm Ruhm, Glück und Freyheit raubten. Seine Bande brachten ihn zur Verzweiflung; tauſend vergebliche Verſuche ſie zu zerbrechen, ſogen ſeine edlern Kräfte auf. Schwäche und Niederträchtigkeit, ohnmächtiger Trotz und dumpfe Fühlloſigkeit, zeichneten die folgende Epoche aus. Noch war er ein Gegenſtand des Mitleids, noch hätte eine hülfreiche Hand ihn vielleicht aus ſeiner Tiefe zu einem edlern Daſeyn empor heben können, auch ſtellte ſich in der That ein Helfer ein, aber die Hülfe, die er leiſtete, war nicht von der beſten Art, wie wir ſogleich ſehen werden.

Das wüſte Schloß, auf welchem der unglückliche Herzog von Geldern faſt von allen Lebendigen vergeſſen ſchmachtete, bekam einen andern Schirmvogt, einen Mann, deſſen Kopf unaufhörlich von großen Entwürfen brannte, und deſſen Herz zu ſchlecht war, als daß es ihm gute Mittel zu Ausführung derſelben hätte angeben ſollen. Er baute auf den erlauchten Gefangenen, den er in ſeine Gewalt bekam, Hoffnungen von der ausſchweifendſten Art. Ihn ſich gewogen zu machen, und alle Dinge, die er im Sinne hatte, mit ſeiner Hülfe und guter Bewilligung auszuführen, zog er ihn aus ſeinem dunkeln Behältniß hervor, und gab ſeinem Aufenthalt, ſeiner Bedienung, ſeiner Erhaltung, einen Anſchein von Würde und Standsmäßigkeit. Er zeigte ihm, daß er ihn ſchätze und bedauere, er ſchenkte ihm manche Stunde, und ſuchte ihn Vergeſſenheit zu lehren; das letzte war unmöglich: ſo wie Adolf ſich weniger elend fühlte als bisher, ſo kehrte auch das Andenken der Vergangenheit mit einer Wuth zurück die ſeinem zweydeutigen Freunde Schrecken machte. Er nahm gefüllte Becher zu Hülfe, er lehrte den Mann, den er zum Werkzeug ſeiner Ehrſucht erkohren hatte, die quälende Vorſtellung unwiderbringlichen Glücks in Wein zu erſäufen. Herzog Adolf fand dieſes Mittel, ſich ſelbſt zu vergeſſen, leicht und angenehm, und da man die neue Leidenſchaft, die ihn zu bemeiſtern anfing, auf keine Art einſchränkte, ſo kam es bald dahin, daß er des Tages nur wenige Stunden nüchtern war, und dieſes waren eben diejenigen, in welchen man Philippen noch zur Zeit erlaubt hatte ihn zu ſehen; ſelbſt in jener Stunde, da das Fräulein mit der heiſſeſten Sehnſucht ſich ihrem Vater zu Füſſen zu werfen, das Schloß betrat, hatte man ihr nur aus Rückſicht auf den Zuſtand, in welchem er ſich eben befand, den Zutritt verſagen müſſen.

O daß ſie dieſe zu ihrem Glück gezogenen Schranken nie durchbrochen hätte! daß ſie nie lüſtern geworden wär, zu ſehen was hinter denſelben verborgen ſey! —

Der Herzog fing meiſtens ſchon über der Tafel, bey welcher ſeine Tochter ihm Geſellſchaft leiſtete, an zu zechen. Einmahl war ſie Zeuge von den erſten Symptomen des Zuſtandes, in welchen er ſich immer befand. Philippe, die an Kayſer *) Friedrichs nüchternen Hofe nie

---

*) Wie ſehr dieſer Kayſer die Nüchternheit liebte, das beweiſe folgende Anekdote: Der Leibarzt verordnete der kranken Kayſerin täg-

einen Trunkenen geſehen hatte, hielt das, was ſich ihrem Auge vorſtellte, für Anfall einer ſchweren Krankheit; ihr kindliches Herz floß von Mitleid über, und ob ſie ſich gleich von dem Kaſtellan vor der Hand bereden ließ, auf ihr Zimmer zu gehen, ſo konnte ſie doch nichts abhalten, nach einigen Stunden wieder herbey zu ſchleichen, um mit eigenen Augen Nachricht von dem Befinden eines Vaters einzuziehen, deſſen Zuſtand ihr Herz zerriß, ob ſie ihn gleich nicht lieben konnte.

Wir unterlaſſen die Auftritte zu ſchildern, zu welchen ſie kam; ſie erblickte in dem Manne, den ſie nie hochſchätzen konnte, den Gegenſtand des höchſten Abſcheus. Von einem Raſenden gemißhandelt, kehrte ſie auf ihr Zimmer zurück; ſie war mehr tod als lebendig, und das Schrecken, das ſie eingenommen hatte, zog ihr eine Krankheit zu, die ſie mehrere Tage bettlägrig erhielt.

Noch wär ſie leidlich durchgekommen, wenn es hiebey geblieben wär; aber ſie hatte einen Zauber gelößt, der ihr noch einige Ruhe ſicherte. Sie konnte es nicht vergeſſen, daß es Stunden gab, in welchen der Mann, an deſſen

lich ein wenig Wein zu trinken; Nein, ſagte Friedrich, ich will lieber eine kranke Gemahlin, als eine Weintrinkerin haben.

Seite ſie leben mußte, der Mann, mit dem die Natur ſie auf das genauſte verbunden hatte, ſich tief unter die Thiere erniedrigte; dazu kam noch dieſes, daß nun von Seiten des Herzogs alle Schonung hinweg fiel. Auftritte, welche man ihren Augen bisher entzogen hatte, wurden nun nicht mehr mit einem Schleyer verhüllt. Die wenigen Stunden des Vormittags, in welchen ſich Adolf bis dahin noch ihr zu Liebe zur Nüchternheit gezwungen hatte, auch dieſe wurden nun oft genug der Schwelgerey gewidmet, und der hellen Augenblicke waren ſo wenig, daß man ſie mit Geld hätte auskaufen mögen.

Nun war Philippen nichts mehr ein Geheimniß. Das Aeuſſerliche ihres Vaters, das ſie erſten Blicks ſo ſehr befremdete, die Herabwürdigung ſeines Geiſtes und ſeiner Sitten, ſein kaltes Betragen gegen ſie, das jetzt oft in Härte und Grauſamkeit ausartete, alles das Kränkende und Beunruhigende ihrer gegenwärtigen Lage, dankte ſie den Ausſchweifungen, zu welchen ein böſer Geiſt den Unglücklichen verführet hatte, welcher den Namen eines Herzogs von Geldern führte, und bald, bald ſollte ſie dieſen böſen Geiſt, dieſen Verführer noch näher kennen lernen, und in ihm die Fülle ihres Unglücks finden.

Philippe, fing der Herzog einſt über der Tafel an, da ſchon der Wein begann ſeine Sinne zu benebeln, ich höre, du weißt mit der Feder umzugehn, nimm dieſen Brief, den ich eben erhalten habe, ſiehe, ob er ſchleunige Antwort bedarf, beſorge ſie, und berichte mir morgen, wenn ich, wie du es nennſt, ganz heiter bin, was du gefunden haſt.

Adolf hatte gerade noch ſo viel Beſonnenheit zu fühlen, daß es jetzt für ihn nicht Zeit ſey, Briefe zu leſen und zu beantworten, ob Philippe zu dieſem Geſchäft die ſchicklichſte Perſon ſey das konnte er nicht mehr erwegen; ſo viel iſt gewiß, nüchtern würde er das Blatt, mit welchem ſie jetzt auf ihr Zimmer ging, ſchwerlich haben in ihre Hände kommen laſſen.

Sie ſetzte ſich und las.

„Theurer Herzog,

„Daß das letzte Faß alter Ungar-Wein Euch behagt, iſt mir lieb zu vernehmen; auch ich habe die Kräfte dieſes Nektars bereits verſucht, und dieſer Verſuch hat mir die Fatalität zugezogen, die mich dieſesmahl hindert Euch eigenhändig zu ſchreiben. Ich that in einem Taumel, der mich ſelten befällt, — ihr wißt, daß es bey mir nicht leicht zum vollen Rauſche kömmt, — einen Fall, der mir den rechten Arm unbrauchbar machte; noch muß ich ihn in der Binde tragen, doch hoffe ich baldige Beſſerung, und die Möglichkeit Euch auf Eurem Schloſſe zu beſuchen. Verdrüßliche Zufälle, die dieſen Beſuch ſo lange verzögern! Ihr wißt meine Reiſe und ihren Endzweck; nun dieſe Fatalität! — Ich kann doch der ſchönen Philippe unmöglich gleich zuerſt als ein Invalid vor Augen kommen!

„Das verabredete Schweigen laßt Euch nicht zu lange dauern! — Wenn ichs recht bedenke, ſo iſts gut, daß man ſie erſt auf Eurem einſamen Schloß eingewohnen, und ſeine Vorzüge, und ſeine Beſchwerden kennen lernen ließ, ehe man ſie mit unſern Anſchlägen bekannt machte. Vielleicht macht ſie dieſes deſto geneigter zu der Wahl, welche ihr bevorſteht.

„Auf jedem Fall, ſelbſt auf den Fall verweigerten Gehorſams, iſt ſie in unſerer Gewalt. Bey meiner Ankunft, die ihr ſpäteſtens in acht Tagen erwarten könnt, empfange ich das reizende Mädchen, und die Anwartſchaft auf ihren reichen Brautſchatz aus Eurer Hand. Euer Leben, das jetzt noch ſo wenigen bekannt iſt, vernichtet die Bewerbungen des Herzogs von Burgund um Eure Lande. Ihr habt ein ungezweifeltes Recht, Euch einen Sohn und Erben anzunehmen, und ihn durch den Beſitz Eurer Tochter zu Eurem Nachfolger zu beſtättigen; denn bin ich dem Namen nach Herzog von Geldern, und ihr ſeyd es in der That; ich trage die Laſten der Regierung, und ihr genießt die üppigſte Fülle, deren ſich ein Fürſt freuen kann. Alle Länder wollen wir von ihren auserleſenſten Weinen plündern, um Eurem Gaumen immer neuem Reitz zu geben! — Nur eins, theurer Herzog, bitte ich Euch; ein wenig Nüchternheit in den entſcheidenden Augenblicken! ſollte Euch die Mäßigkeit einiger Tage ſo ſchwer werden, da ſie einen ſo herrlichen Lohn verſpricht? Ihr begreift es ſelbſt, daß wenn ihr zu der Zeit, da ich Euch der Welt lebend vorſtellen, und mit meiner Macht Eure Rechte geltend machen werde, Eures Verſtandes nicht ganz mächtig wäret, man alle unſere Plane mit einem einzigen Einwurf vernichten könnte. — Doch leider iſts noch lange bis dahin! Selbſt der erſte Schritt zu dieſen groſſen Dingen, der Beſitz der ſchönen Philippe iſt noch acht Tage weit entfernt von mir. Dieſes Glück zu beſchleunigen muß meine erſte Sorge ſeyn. Von meiner guten Natur, und der Kunſt meiner Aerzte erwarte ich viel; um Euch einen Beweis von der letzten zu geben, wage ichs am Ende dieſes Briefs zum erſten mahl, die Feder zu faſſen, und meinen Namen mit eigener Hand zu unterzeichnen.“

Dieſes war der Brief, meine Leſer, den Philippe las, aber die ſchlechterdings unleſerliche Chiffer, mit welcher er unterſchrieben war, dieſe nachzumahlen werdet ihr mir wohl nicht zumuthen. Das Fräulein, die über den Inhalt des Schreibens bald auſſer ſich geſetzt war, behielt nicht Kraft genug ſie zu beherzigen, ungeachtet ihr allerdings viel drauf ankam, den Namen des Feindes zu wiſſen, den ſie zu fürchten hatte. Sie warf das Blatt von ſich, nahm es wieder, ging in ihrem Zimmer auf- und ab, rang die Hände, und geberdete ſich wie eine Verzweifelte. Sie hatte in ihrer Einſamkeit weder Zeugen ihres Kummers noch einen Tröſter. O Selim, Selim! rief ſie, ſollteſt du wiſſen, wie es deiner verſtoſſenen Schweſter geht!

Als ſie das Schreiben wieder ergriff, ſah ſie auf der andern Seite eine Nachſchrift, die ſie noch nicht wahr genommen hatte. Sie las folgendes:

„Die andere Philippe, oder Prinz Kalepin, wie wir ihn, Dank ſey es der Schwatzhaftigkeit der unſrigen, nun zu nennen wiſſen, bleibt vor mir noch immer unentlarvt. Ich

fürch-

fürchte dieſen Menſchen, der, als ich, ihr wißt es, ihn in den Wahn, ſein Beſitz könne mir den Beſitz von Geldern ſichern, einſt entführte, die Kraft ſeiner Arme ſo mächtig fühlen ließ. Auch ſcheue ich Zeliden, welche bey der Herzogin und der Prinzeſſin ſo viel zu ſagen hat; doch Zelide iſt ſchwach und kränklich, ſollte der Todesengel über ſie gebieten, ſo fällt ein guter Theil meiner Furcht. Kalepin mag vor der Hand bleiben der er iſt, die Zerreiſſung ſeines Schleyers in dem Augenblicke, da alles ſich entwickeln muß, wird eine vortheilhaftere Würkung thun, als jetzt da ich die wahre Philippe der Welt noch nicht als meine Gemahlin vorſtellen kann.“

Wir müßten uns ſehr irren, wenn manche unſerer Leſer bey dieſem Briefe, beſonders bey dem letzten Theil deſſelben, der Nachſchrift, nicht auf Muthmaſſungen geriethen, deren auch Philippe ſich nicht erwehren konnte. Sie unterſuchte die myſteriöſe Chiffer, welche die Unterſchrift ausmachte, noch einmahl, und konnte den Namen Kampobachio jetzt nicht mehr verkennen. Der Gedanke, daß ihre Vorſtellungen ſie nicht täuſchten, verurſachte ihr Schauer auf

Schauer. Sie brachte einen ſchrecklichen Tag hin, und warf ſich mit einbrechender Nacht auf ihr Lager, nicht um zu ruhen, ſondern um, wie ſchon geſchehen war, es mit Thränen zu netzen.

In dieſer Nacht war es, daß ein Gedanke plötzlich wie ein Blitzſtrahl in ihre Seele fiel, der die in derſelben herrſchende Dunkelheit auf Augenblicke zerſtreute, und Hoffnungen in ihr erregte, welche zu realiſiren ſie nur etwas mehr Muth und Feſtigkeit hätte haben ſollen. Wie? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, iſts ungefährer Zufall, iſts nicht vielmehr Schickung des Himmels, daß du dieſes erfuhreſt? du weißt nun, daß du hier zum Opfer der Ehrſucht und Schwelgerey geſchlachtet werden ſollſt, willſt du dich unthätiger Traurigkeit ergeben? willſt du nicht viel lieber handeln, um deinem Unglück zu entgehen? — Fliehe, fliehe, du Verlaſſene, wenn Flucht möglich iſt! Wirf dich in die Arme deines Oheims, des Herzogs von Burgund, vernichte durch Vorzeigung dieſes Briefs die Anſchläge deines Verfolgers! — Aber willſt du zugleich deinen Vater ſtürzen? Wer ſpielt hier die nachtheiligſte Rolle? jener oder der Herzog von Geldern? — Ach! fliehen muß ich, ich fühle es, aber wohin? — O Selim! Selim! du, den ich überall vermiſſe!

Philippe ſtand mit dem Tage von ihrem bethränten Lager auf; ſie ſtieg in den Garten hinab; hier war der einige Weg, der zur Flucht führen konnte. Zwar hohe Mauern verſchloſſen den Ausgang, aber mit keinem Graben umgeben, von keinen Gewaffneten bewacht, und weit genug von dem Vordertheil der Burg entlegen, um ſchnelle Entdeckung zu hindern. Das Fräulein hielt ſich nicht lang in dem Vordertheil des Gartens auf; die fliehende Dämmerung drohte Verrath. Philippen war überhaupt nur ſelten erlaubt worden, in die Wildniß hinabzuſteigen, die man hier einen Garten nennte, auch hatte dieſer Ort zu wenig Reitze, als daß ſie die Vergunſt zu Spaziergängen oft oder angelegentlich hätte ſuchen ſollen. Sie jetzt hier zu ſehen, würde ſehr auffallend geweſen ſeyn, und ſie that daher wohl, ſich ſo ſchnell und ſo weit als möglich zu entfernen, um aus keinem Fenſter des Schloſſes beobachtet werden zu können.

Sie ging längſt der äuſſerſten Mauer hin, ihre Augen maßen die ihr kaum abſehliche Höhe, ſie zählte die Pforten, welche durch dieſelbe aufs Feld führten, alle waren von Eiſen, alle wohl verſchloſſen, und ſo feſt eingepaßt, daß keine Lücke verrieth, was jenſeit derſelben ſey. Ueber der Unterſuchung kam die Sonne höher herauf; kaum eine Stunde war noch bis zu der Zeit, da man gewohnt war, ſie in dem Vorzimmer des Herzogs zu ſehen, und da man ſie alſo vermiſſen mußte.

Ihr Herz begann vor Angſt ihr hörbar zu pochen. Die Glut der ſteigenden Sonne vermehrte einen heftigen Durſt, den ſie die ganze Nacht empfunden hatte, ohne daran zu denken, ihn zu ſtillen. Jetzt dachte ſie ohne Labung verſchmachten zu müſſen.

Ein dichtes Gebüſch zog ſich von der Mauer nach dem Vordergarten hin; glühende, eben gereifte Beeren blickten aus denſelben hervor, und winkten gepflückt zu werden. Philippe nahte ſich, ihren Durſt zu ſtillen, und faßte den Entſchluß, im Fall ſie verrathen wär, — die Hoffnung der Flucht hatte ſie ſchon ganz aufgegeben, — dieſes Obſt zum Vorwand ihres frühen Spaziergangs anzugeben; ach ein beſſeres Glück zeigte ſich ihr, als ſie jetzt in dem Buſchwerk wühlte, ihre Erfriſchung glücklicher zu wählen; es beſchattete einen ſchmalen untiefen Graben, der ſich aus dem Garten unter der Mauer hinweg zog, die überflüßigen Feuchtigkeiten von den Beeten abzuleiten. Jetzt war er ganz trocken, und der Gedanke hinab zu ſteigen, und auf dieſe Art das freye Feld zu gewinnen, war ſo ſchnell gefaßt als ausgeführt. Mit ein wenig von Erde und Moos beſudelten Kleidern, und etwas zerriſſenen Locken, kam Philippe unter der Mauer hin, und ſtieg jenſeit derſelben herauf; nie hat man eine ſchnellere überdachte und beſſer geglückte Flucht geſehen, aber auch nie konnte eine für die Entflohene von ſchlechterm Belang und geringern Vortheil ſeyn.

Eben das Unüberdachte, Unvorbereitete dieſes Schrittes, brachte tauſend Hinderniſſe und Schwärigkeiten hervor, die jetzt auf einmahl auf das irrende Fräulein losſtürmten, und ihr alle Faſſung raubten. Hier ſtand ſie im leichten Morgenkleide, ohne die mindeſte Bedeckung vor Luft und Sonne, ohne Geld und Wegzehrung, ſelbſt ohne Kunde des Weges, den ſie zu nehmen hatte, und des Ziels, das ſie ihrer Reiſe geben ſollte. Das einige was ſie wußte, war, daß Namur, wo damahls ſich der Herzog von Burgund aufhielt, nicht weit ſeyn könne, und daß, wenn ſie ſich bey Zeliden oder der Herzogin meldete, ſie wenigſtens nicht zurückgeſtoſſen werden würde. Aber Himmel, in dieſem Aufzuge! — Würde man in demſelben ſie nicht ehr für eine Landſtreicherin, als für die Prinzeßin von Geldern halten? Armes Geſchöpf! wir hätten dir wohl rathen wollen, wären wir damals in deiner Nähe geweſen, den beſchwerlichen Weg unter der Mauer wieder zurück zu gehen, dich vor der Hand mit Entdeckung dieſes Schlupfwinkels zu begnügen, und auf dem Schloſſe mit möglichſter Unbefangenheit beſſere Vorkehrungen zu deiner Flucht zu machen, die jetzt nicht anders als mißlingen konnte.

Philippe war durch das Gefühl dieſer Wahrheit, das mit einemmahl auf ſie einſtürmte, ganz außer ſich ſelbſt geſetzt. Schnelle Entſchloſſenheit in ſchweren Fällen war überhaupt ihre Sache nicht, und wo ſie einmal einen kühnen und eilfertigen Schritt that, ſo war es gewiß am unrechten Orte, wie hier dieſe Flucht, und ihre ehemahliche Entfernung von Selim, in Häßlis Burg zur Gnüge beweiſen kann. Hätte ſie nur jetzt wenigſtens ſo viel Ueberlegung gehabt, ſich im benachbarten Gebüſch zu verbergen, und mehrere Faſſung und günſtigere Zeit abzuwarten; aber auch dieſes that ſie nicht.

Als ſie nun ſo mit gerungenen Händen und ſtrömenden Augen ſtand, und ihr Lieblingswort in allen Herzensnöthen, den Namen, Selim! Selim! zum Himmel erſchallen ließ, ſiehe, da zog über die einſame Hayde ein Reuter im rothen Mantel vorbey, mit tief in die Augen gedrückten Hut, und ſo langſam, als wenn er eben nichts mehr zu thun hätte, als hier ſeinen Gedanken nachzuhängen. Philippe ſah und hörte nicht, und er war ihr ſchon ganz nahe, als ſie ihm erſt gewahr ward, und mit einem Schrey auffuhr, einen Lauf quer über Feld zu beginnen, in welchem ſie mit dem ſchnellſten Reh hätte wetteifern können.

Der Reuter, der gleich bey ihrem erſten Anblick aus ſeiner Reverie zu ſich ſelbſt gekommen war, und dem es ein Ernſt zu ſeyn ſchien, ſie einzuholen, war raſch hinter ihr her. Die Furcht gab ihr Flügel; ihn ſchien irgend etwas zu hindern, ſein Pferd, wie er wollte, zu lenken, und daher blieb der Zwiſchenraum immer gleich groß. Einmal kam er ihr nahe genug, daß ſie ſeine Stimme vernehmen konnte. Sie hörte den Namen Philippe, und ſah ſich unwillkührlich um, den Mann zu betrachten, der ſie zu nennen wußte. Sie ſah wegen der groſſen Entfernung nichts, als einen in die Augen gedrückten Hut, und einen rothen Mantel. Der letzte machte einen ſeltſamen Eindruck auf ihre Phantaſie, ſie dachte an Selims rothe Feldbinde, und konnte ſich nicht enthalten, den geliebten Namen in die Lüfte, die ſie durchſchnitt, auszuhauchen.

Noch einmal kam ihr der Reuter nahe! das Wort, das ſie eben ausgeſprochen hatte, tönte auch über ſeine Lippen. Selim! Selim! rief er, dein Selim! und das Echo aus den Bergen wiederholte den geliebtem Laut.

Dies war zu viel für die Fliehende! Selim? ſprach ſie, indem ſie ſtill ſtand und Athem ſchöpfte, ſollte es möglich ſeyn? — O ja, ich erkenne ſeine Stimme, ſo ſehr ſie auch die Entfernung entſtellt! er iſt, er iſt es! Dieſes rothe Gewand, die Farbe der Liebe, die Farbe meines Selims! Komm mein Bruder, ich warte dein! eile, die Schweſter zu retten, die durch Unglück gewitzigt ſich deinen Armen nun nicht mehr entreiſſen wird.

Ob Philippe dieſe Worte laut ausſprach, oder ſie nur dachte, wiſſen wir nicht, gnug, ſie hatte ſie noch nicht geendigt, als der näher kommende Rothmantel, der jetzt Hülle und Hut von ſich geworfen hatte, ihr einen Anblick zeigte, der ſie zu Boden ſtürzte. O Gott, ſchrie ſie, indem ſie ſank, Kampobachio!

In Ohnmacht fallen, war nun freylich jetzt das ſchlimmſte, was ſie nur thun konnte; ſich noch einmal aufraffen, und die Flucht von neuem beginnen, das hätte ſie geſollt, vielleicht, daß ihr Verfolger, der ſich wegen des verwundeten Arms noch ſchlecht behelfen konnte, ermüdet wär, und ſie endlich ihrem Schickſal überlaſſen hätte. Aber Himmel, wer konnte ihn auch hier vermuthen? ſprach nicht ſein Brief noch von anhaltender Krankheit? war ſeine Ankunft nicht erſt über acht Tage feſtgeſetzt? was konnte ihn ſo ſchnell herbey bringen?

Daß die Urſachen, welche den Grafen zu Aenderung ſeiner tiefgelegten Plane bewogen, nicht gering ſeyn mochten, läßt ſich allerdings wohl errathen, auch werden wir in der Folge Gelegenheit haben, hiervon mit mehrern zu ſprechen, jetzt erlaube man uns bey unſerer Heldin zu bleiben, und ſie wieder in das Schloß bringen zu helfen, das ſie, ach, kaum verlaſſen hatte.

Philippe ſah ſich, als ſie zu ſich ſelbſt kam, wieder auf ihrem Zimmer, das ſie gehoft hatte nie wieder zu betreten. Sie war allein, alles war hier ſo wie ſie es vor wenig Stunden gelaſſen hatte, es hätte wenig dazu gehört, ſie zu bereden, daß der ganze Vorgang ein Traum geweſen ſey, doch dazu ſollte es nicht kommen; Kampobachios Eintritt ſtörte dieſe ſchmeichelhafte Vorſtellung. In der That wär es beſſer für Philippen geweſen, nie entflohen zu ſeyn, als auf dieſe Art ertappt zu werden. Ihr Zuſtand ward merklich durch ihre Flucht verſchlimmert, jede Schonung unnöthig gemacht, und ihre Verfolger aus der nachtheiligen Nothwendigkeit gebracht, ſie mit Dingen bekannt zu machen, die ſie, wie man aus dem bey ihr gefundenen Brief ſah, nun ſchon wußte.

Kampobachlo ſetzte ſich ſchweigend an ihr Bette, und ſah ſie mit unverwandten Augen an; ſie verhüllte ſich und weinte. Kann ich denn den hartnäckigen Unwillen, der Euch von mir ablenkt, auf keine Art beſiegen? fing er nach einer Weile an.

Kann ich denn, ſchluchzte ſie, Euren Verfolgungen nirgend entgehen?

Geſtehen werdet ihr doch nun wenigſtens, fuhr er mit höhniſchen Blicken fort, wer ihr ſeyd? Eure Geſchichte, die Geſchichte Kalepins, und Eures Selim weis man ja ſo ziemlich aus Eurem eigenen Munde; ich hoffe, ihr werdet Euch ſelbſt nicht Lügen ſtrafen!

Grauſamer! Ich war überall von deinen Fallſtricken umgeben! Es war ſchlechte Kunſt, die unbefangene Einfalt zu berücken!

Ja wohl, Einfalt! ſagte er, indem er aufſtand und ans Fenſter trat.

Aber ich bitte Euch, rief ſie, als ſie ſahe, daß er nicht Luſt hatte, ſein Stillſchweigen zu brechen, was ſoll endlich hieraus werden?

Was ihr wollt! Ich wollte rathen, die fromme hülfloſe Einfalt würfe ſich dem Weiſern und Stärkern in die Arme. Jetzt könnte dieſe Ergebung noch einiges Verdienſt haben, weiter hin als Folge des Zwanges, der Euch unhintertreiblich bevorſteht, wird ſie Euch für nichts angerechnet.

Kampebachio! was kann Euch der Beſitz einer Unglücklichen helfen, die nichts für Euch fühlt?

Das wißt ihr zur Gnüge aus dem Briefe, den Eure Argliſt oder Eures Vaters Unvorſichtigkeit Euch in die Hände ſpielte: Herzog von Geldern denke ich durch Euch zu werden, auch muß ich Euch in der That geſtehen, ich habe Neigung für Euch, welche ihr durch Verleugnung Eurer Widerſpenſtigkeit leicht in Liebe verwandeln könntet.

Und dies iſt alſo die Begegnung, die mich für Euch einnehmen, dies der Dank, den ich für das, was ihr durch mich zu erlangen denket, haben ſoll?

Philippe, ich denke Euch keinen Dank ſchuldig zu werden; das Glück, der Rang, zu dem ihr mir verhelfet, fällt auf Euch zurück, und was ich in Euch gewinne, gewinnt ihr zehnfach in meiner Perſon!

Elender Großſprecher!

Sehr wohl, Fräulein! Ich ſehe, ihr habt Eure Parthie ergriffen, und ſo muß ich Euch denn ſagen, daß ich eigentlich nicht hieher kam, Worte mit Euch zu wechſeln, ſondern Euch nur anzukündigen, daß Euer Vater Euch zu ſprechen wünſcht. Ich gehe, ihr werdet ſo gefällig ſeyn, mir unverzüglich zu folgen.

Philippe ſchützte ihre Schwäche vor, und erhielt ein Gelächter zur Antwort. Der Graf entfernte ſich, und ſie mußte ſich entſchließen, ſich, ſo gut ſie konnte, von ihrem Lager aufzurichten, und nach der Halle zu ſchleichen, wo ihre unerbittlichen Richter ihrer warteten.

Man erſpare uns einen Auftritt zu ſchildern, welchen ſich jeder, der die handelnden Perſonen kennt, ſo ziemlich denken kann. Der Herzog, mehr als halb berauſcht; Kampobaſchio, in einer Gemüthsbewegung, welche von irgend etwas außerordentlichen herrühren mußte, und die er mit Mühe unter verächtlicher Kaltblütigkeit und boshaftem Hohn zu verbergen trachtete, und die bleiche weinende zitternde Philippe; — dies war wohl recht die Verurtheilung des Lammes vor dem Gericht des Wolfes und des Löwen.

Man machte dem Fräulein kein Geheimniß mehr aus dem, was ſie ſchon wußte, daß ſie auf das Schloß zu Erreichung von Endzwecken gebracht worden war, welche ihr, ſo wie ihre Mittel durchaus mißfallen mußten. Sie ſollte die Hand eines Menſchen annehmen, den ſie haßte, ſollte nicht etwa ihrem Vater, für den ſich aufzuopfern eine traurige Pflicht geweſen wäre, ſondern ihm Rechte erwerben, von denen ſie nicht einſah, in weit ſie von ihrer Perſon abhängen konnten; ſie ſollte, das einige wars was ſie lebhaft einſah, das Werkzeug zu blutigen Unruhen werden, und eine Gröſſe, die ſie verabſcheute, mit lebenswürdigem Elend erkaufen.

Ihr dieſe Dinge mit Schonung in einer gefälligen Hülle vorzutragen, würde vielleicht ſonſt bei ihren Verfolgern einiger Ueberlegung werth geachtet worden ſeyn. Jezt machte der Schritt, den ſie gethan hatte, ihr Bekanntſchaft mit dem ganzen Anſchlag, und eine gewiſſe unruhige Eile, deren Grund ſie nicht einſehen konnte, daß man ohne Umſtände zu Werke ging, und ihr mit dem größten Ungeſtüm ſagte, ſie müſſe ſich in dieſem Augenblicke entſchließen, Kampobachios Frau zu werden, und ihm nebſt ihrem Vater aus dem Schloſſe zu folgen, oder der härteſten Zwangsmittel gewärtig ſeyn.

Philippe weinte, und bat um Aufſchub; man lachte des lächerlichen Vorwands, wie man dieſe Bitte nannte, neue Verſuche zur Flucht zu machen, und der Herzog winkte einem Mönch, der faſt eben ſo trunken als er ſelbſt war, hervorzutreten, und in der anſtoſſenden Burgkapelle, deren Flügelthüren ſich bereits öffneten, die Ceremonie zu vollziehen. Das Fräulein ſah hinter dem Stuhl ihres

Vaters eine Figur hervortaumeln, die ihr ſehr wohl bekannt war, ſie erblickte hier ihren ehrwürdigen Reiſegefährten nach Schloß Samſon, den alten Religioſen, der ihr ihr Mitleid und Zutrauen ſo ſchnell abzugewinnen, ſie ſo fein um ihre Geheimniſſe zu betrügen gewußt hatte.

Gott! Gott! rief ſie mit ſtrömenden Augen, in was für Hände haſt du mich fallen laſſen! Alles kehrt ſich wider mich! Selbſt die Tugend wird zum Laſter um mich ins Verderben zu ſtürzen!

Die feyerliche Handlung, zu welcher man das ſchwankende Mädchen hinſchleppte, ward durch den Ton einer Glocke unterbrochen, die ſie hier im Schloß noch nicht vernommen hatte. Dies war Sturmgeläut! das Anzeichen irgend einer nahen Gefahr! Man ſtürzte herein den Bräutigam vom Altar zu rufen. Das Getümmel vermehrte ſich, die halb ohnmächtige Philippe, die auf die heiligen Stufen geſunken war, wußte nicht was um ſie vorging.

Nach einer halben Stunde fühlte ſie ſich von einer rauhen Hand aus ihrer Bewußtloſigkeit empor geriſſen. Es war die Hand des Herzogs, den das Schrecken nüchtern gemacht hatte. Willſt du dich zu dem bequemen, was man von dir fordert? brüllte er ihr ins Ohr. Willſt du dich hier an heiliger Stätte durch einen Eid verbindlich machen, Kampobachios Weib zu werden, ſo bald es die Umſtände erlauben?

Ich wähle den Tod! ſagte ſie mit ſchwacher Stimme.

Nun ſo geh zur Hölle! ſchrie der Unmenſch. Man nehme ſie, und bringe ſie an den Ort, der ihr auf den Fall hartnäckiger Widerſpenſtigkeit beſtimmt war.

Während Philippe von einer zweiten Ohnmacht zu ſich ſelbſt kömmt, und Kerkermauern um ſich erblickt, während oben in der Burg Getümmel und Unordnung zunimmt, während Kampobachio durch nur ihm bekannte Schlupfwinkel aus dem Orte entkommt, wo er ſich ungern wollte betreffen laſſen, ſey es uns erlaubt, den Leſer mit der Urſach all dieſer Dinge bekannt zu machen, und zu dem Ende zu Selim zurückzukehren.

Wir verließen ihn vor mehreren Monaten in tiefer Berathſchlagung mit Arimith über den Ort, wohin das Fräulein aus dem Kloſter ſich gewendet haben möchte, und was für Mittel zu brauchen wären, Wiedervereinigung der Getrennten zu bewürken.

Ariauth konnte von dem erſten mehr als wahrſcheinliche Muthmaßungen darlegen, und ſo ſchien auch das andere nicht ſchwer zu ſeyn.

Wie vertraulich Philippe, die ſich dieſes eine mal keinem Unwürdigen vertraute, auf der Wiener Hofburg gegen ihn geweſen war, das haben wir im Vorhergehenden geſehen. Sie geſtand ja Selim ſelbſt: *Er weis mehr von mir, als ich mich dir zu bekennen getraue!* und ſo war es auch: Nicht nur das Geheimniß ihrer werdenden Leidenſchaft für Selim, das ſie ſich ſelbſt nicht geſtand, lag offen vor ihren Augen, und mancher Umſtand ihrer Geſchichte, den ſie dem Freund ihres Herzens nur im Umriß gezeichnet hatte, war ihm durchaus bekannt. Dahin gehörete beſonders ihre Korreſpondenz mit dem Unbekannten unter dem bezeichneten Steine; die Lücken, die ſie in dem einen ſeiner Briefe für Selim gelaſſen hatte, wußte er ſehr wohl auszufüllen. Er las die mit unvollendeten Worten angedeutete Stelle, die ihm Selim vorlegte, alſo: „Fühlt ihr Muth und Trieb zu einer edeln That, ſo eilet nach Schloß Samſen an der Maas. Dort lebt ein großer

großer unglücklicher Mann dort lebt Euer Vater. Eure Pflicht fordert Euch auf. u. ſ. w.“

Wie? ſchrie Selim, Herzog Adolf der Böſe ſollte noch leben? Zu ihm ſollte Philippe geflohen ſeyn? O unglückliche Tochter, daß dich nur nicht ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an Kindespflicht in nahmenloſes Elend geſtürzt habe!

Sie kann nichts gefunden haben, mit einem Gefangenen zu theilen, als ſeine Feſſeln, ſagte Azimith. Rühmlich und groß iſt ihr Entſchluß, faſt überſteigt er die Kräfte, die ich dieſer weichen Seele zugetraut hätte; aber wir dürfen ſie nicht den traurigen Folgen deſſelben überlaſſen, um ſo weniger, da mir, wie ich der armen Betrogenen oft geſagt habe, alle Rathſchläge ihres Unbekannten immer verdächtig dünkten, und hier vielleicht mehr verborgen liegt als der äuſſerliche Anſchein giebt.

Und was ſollen wir thun? Azimith, was ſollen wir thun?

Laßt uns mit Vorſicht und Klugheit zu Werke gehen! Das Ziel unſerer Reiſe iſt jezt beſtimmt. Wenn wir an Ort und Stelle ſind, ergiebt ſich aus den Umſtänden das Weitere.

Das Schloß an der Maas, auf welchem der ehemalige Herzog von Geldern gefangen ſaß, war nicht ſo leicht zu finden. Die alte Veſte, die man jezt kaum noch in ihren Trümmern erkennt, lag in einem abgelegenen Winkel am Ende eines wüſten Waldes, es gab mehrere Burgen, die dieſen Namen führten, und die rechte war den Umwohnern mehr unter jeder andern willkührlichen Benennung, die ſie ihr gaben, als unter dieſer bekannt. Auf dieſe Art würde wohl ſelbſt Philippe den Weg dahin nicht gefunden haben, ungeachtet ſie einen ſchriftlichen Reiſeplan vor ſich hatte, wenn Kampobachio und ſein Vetter, der kaiſerliche Beichtvater, nicht geſorgt hätten, ihr da, wo der Pfad zweifelhaft ward, an dem alten Mönche einen Führer in den Weg zu ſchicken.

Einen ſolchen hatten Arimith und Selim nicht, ſie ſuchten daher, und forſchten lange nach dem Orte, wohin ſie gewieſen waren, da wo er nicht lag, und zogen mehrmals vor der rechten Gegend vorüber, ohne nur zu muthmaſſen, daß ſie hier das Ende ihrer Reiſe finden könnten.

Selim, der ein großer Freund von geraden Wegen war, und der wohl einſah, daß, wenn ſie auch Schloß Samſon gefunden hätten, hierdurch doch nur wenig zu Erreichung ihres Endzwecks gewonnen ſeyn würde, beſtand darauf, an den Hof des Herzogs von Burgund zu gehen, dort irgend jemand zu ſuchen, dem ſie ſich vertrauen könnten, und nothfalls ſich an Karln den Kühnen oder den Großmüthigen, wie man ihn damals lieber nannte, ſelbſt um Erfüllung ihres Wunſches zu wenden.

Selims Herz hatte, ſeit er die böhmiſchen Dienſte verlaſſen mußte, gebrannt, ſein Schwerd dieſem Helden anzubieten. Seit er wußte, daß er ſeine Mutter Zeilde und ſeinen wahren Bruder Kalepin an Karls Hofe finden würde, ſeitdem fühlte er ſich noch durch ſtärkere Bande dorthingezogen, und die Hoffnung, zu Wiedererlangung der Prinzeßin von Geldern, die ihm mit jedem Tage theurer ward, dort vortheilhafte Schritte zu thun, brachte ſeine Begierde zu dieſer Reiſe aufs höchſte.

Behutſamkeit, Behutſamkeit! rief der vorſichtige Arimith, und in der That dieſe war auch hier nöthig. Die Lage der Sache, die man betreiben wollte, war äußerſt delicat, Karls Hof einer der intriguateſten, der Zutritt zu ſeiner Perſon ſchwerer, als wenn er der Kaiſer des deutſchen Reichs geweſen wär, und die Anzahl der Feinde jeder guten Abſicht hier ſo groß, daß der Sieg auf allen Seiten erſchwert werden mußte.

Während Arimith umherſpähte, wer hier zu gewinnen wär, und vor wen man ſich zu hüten hätte, that Selim den einigen Schritt, den er ohne Bedenken glaubte thun zu können: er ſuchte Zutritt bei ſeiner Mutter Zelide, die an dem Hofe der Herzogin einen ſehr anſehnlichen Rang behauptete.

Wie ſchlug ſein Herz, die wiederzuſehen, welcher er das Leben dankte! Zwar die Zeit und das Mißfallen an unterſchiedlichen Handlungen Zelidens hatte einen Theil der innigen Sehnſucht und Zuneigung geſchwächt, die er in frühen Jahren bei Zelidens Namen empfand, aber die Quelle der Liebe gegen eine Mutter bleibt nach tauſend Minderungen, die der Zufall bewürken kann, immer noch unerſchöpflich, und meine Leſer werden mir es alſo wohl glauben, daß das Entzücken, mit welchem ſich Selim der ſeinigen zu Füßen warf, alle Gränzen überſtieg.

Zelide war außer ſich, da ſie Selims Namen hörte! Sie konnte nicht begreifen, konnte nicht glauben, dachte zu träumen, ſpähte jeden Grund auf, an einer Sache zu zweifeln, und warf ſich doch immer mit neuem Entzücken dem in die Arme, den ſie nicht verkennen konnte, der Beweiſe ſeiner Geburt waren zu viel, ſeine

Aehnlichkeit mit ſeinem großen Vater, in ſeinen männlichen Jahren zutreffend, und ob wir gleich nicht wiſſen, ob hier von kenntlichen Malen die Rede war, deren ſich Schriftſteller unſerer Art in ſolchen Fällen, gern ſehr geſchickt zu bedienen pflegen, ſo kam es doch mit, oder ohne dieſe Hülfsmittel bald zu völliger Gewißheit. Ach das unruhige Schlagen des mütterlichen und kindlichen Herzens, das augenblickliche Ja, das in Zelidens Innerm ertönte, ſobald Selim nur ſeinen Namen nannte, dieſes war kräftigerer und bündigerer Beweis, als die beglaubteſten Urkunden.

Selim, der jedem andern unbekannt blieb, als der Einen, welcher er ſich zur Zeit noch entdecken wollte, hatte täglichen Zutritt bey ſeiner Mutter, die Freude über ſie, die Seeligkeit in ihrem Umgang, und der zärtliche Kummer ſie doch etwas anders wiederzuſehen, als er ſie in ſeinen Knabenjahren verlaſſen hatte, nahmen die erſten Zuſammenkünfte ganz ein. Froh war er, daß dieſe Aenderung nur das Aeußerliche betraf, daß Zelide zwar etwas weniger munter und blühend aber ganz noch die zärtliche Mutter war, als die er ſie vor funfzehn Jahren, beym letzten Scheiden verließ.

Sein Entzücken in ihren Armen war ſo roß! daß er es anfangs ganz vergeſſen zu haben ſchien, wie er hier etwas anders ſuchte, als ſeine Mutter, daß ihre Wiederfindung in ſeinem Plan zuerſt nicht als Endzweck, blos als Mittel angeſetzt worden war. Weder der Name Philippe, noch die Erwähnung Kalepins war noch über ſeine Lippen gegangen; kamen ſie ihm in den Sinn, ſo fehlte es ihm an Muth, ſie zu nennen. Er wußte wohl, daß in dem Schickſal dieſer beyden, mancher Vorwurf für Zeliden lag, und einer kaum wiedergefundenen Mutter, Vorwürfe zu machen, welcher Gedanke für Selim!

Zelide war die erſte, welche dieſe Sache in einer vertraulichen Stunde, auf die Bahn brachte. Hat Selim ganz vergeſſen, fragte ſie, daß er auf dem Berge Athos Geſchwiſter hatte, deren Vater er in der Folge zu ſeyn verſprach?

Selim erröthete. O Mutter! rief er endlich, wo iſt Kalepin? wo iſt Philippe? Liefere ſie in meine Arme, und mein Glück wird vollkommen ſeyn!

Zelide ſchwieg, und brach in Thränen aus. Sollte ich dir, rief ſie endlich, ſollte ich dir die Geſchichte dieſer beyden unglücklichen Kinder erzählen!! — — —

Ich weis vielleicht mehr von derſelben, als ihr denkt! — O der unglücklichen nutz- und zweckloſen Verwechſelung!

Ich ward hingeriſſen durch Liebe zu deinem Bruder! Was Raja anfing, konnte ich nicht ſo leicht zurücknehmen.

Wo iſt Kalepin, der, wie ich höre, hier in Frauenkleidern lebt?

Ach frage lieber, wo iſt Philippe? Das Schickſal dieſes unglücklichen Mädchens nagt an meiner Seele. Seit dem Tode der Frau von Wittowitz konnte ich nichts von ihr erfahren. Alle Erkundigungen leiteten mich irre. Die burgundiſchen Geſandten an den kayſerlichen Hof wollten nichts von dem angeblichen Kalixtus Kolonna gehört haben. Nur der ſchwache kränkliche Zuſtand, in welchem du mich ſiehſt, konnte mich abhalten, ſelbſt Erkundigung hierüber einzuziehen.

Selim ſchwieg eine Weile, weil er noch nicht wußte, ob es rathſam ſey, mit Philippens Geſchichte hervorzutreten, endlich aber behielt ſeine Theilnahme an Zellidens Kummer, und das volle Zutrauen, das er zu ihr hatte, die Oberhand; er geſtand, daß er gute Wiſſenſchaft von dem habe, was das Gewiſſen ſeiner Mutter beunruhigte, und ſäumte nicht, ihr eine Erzählung zu machen, die wie den Leſern, welche das gelderſche

Fräulein einiger Aufmerkſamkeit würdigten, nicht wiederholen dürfen.

Zelidens Freude, das verwahrloßte Kind doch nicht ganz verloren zu wiſſen, ließ ſich nur mit dem Kummer über den letzten Theil von Philippens Geſchichte meſſen, ſie fand ihn ſehr bedenklich, aber das, was ſie Selim darüber ſagte, wollen wir bis zur andern Zeit ausſetzen, und dafür lieber den zweyten Theil ſeiner Frage beantworten. Wo iſt Kalepin! Wo iſt Philippe? rief er im Anfang dieſes Geſprächs mit Zeliden, und er zeigte bald, daß er in Rückſicht des letzten ihr beſſere Befriedigung zu geben im Stande war, als ſie ihm. Beantwortung des erſten war ſie ihm ſchuldig, und hier iſt ein Auszug, was ſie ihm hierüber ſagte, umſtändliche Erzehlung einer Nebengeſchichte würde hier, da uns ſchier am Ende unſers Romans noch ſo viel zu ſagen übrig iſt, am unrechten Orte ſtehen.

Kalepin lebte in den Kleidern, die ſeinem Geſchlecht ſo wenig ziemten, im Kloſter an Zelidens Seite, und erhielt von ihr tägliche Vertröſtung, dieſelben bald ablegen zu dürfen, bis die Aufforderung, bey Hofe zu erſcheinen, die nothwendige Verwandlung verzögerte, oder vielmehr auf lange Zeit unmöglich machte. Es fehlte Zeliden und dem jungen Prinzen, einem wie dem andern, an Muth und Entſchloſſenheit zu einem ſo wichtigen Schritt, und keinen Theilhaber ihres Geheimnißes hatten ſie, der ihnen zeigte, an welchem Ende die bedenkliche Sache aufs ſchicklichſte anzugreifen ſey. Sollten ſie den Nonnen geſtehen, daß ihre heiligen Mauern ſo lang durch die Anweſenheit eines Jünglings entweiht worden waren? ſollten ſie dem Herzog und der Herzogin von Burgund durch das Bekenntniß einer Betrügerey alles Intereſſe benehmen, das ſie für ſie gefaßt hatten? oder ſollten ſie fliehen, Ruhe, Bequemlichkeit und Ueberfluß verlaſſen, und ſich dem ungewiſſeſten Schickſal in einem Lande überlaſſen, das ſie nicht kannten? — Keins von allem geſchah, ſie beſchloſſen zu bleiben, zu ſchweigen, und das übrige dem Schickſal anheim zu ſtellen. —

Die Herzogin von Burgund und ihre Stieftochter beſuchten ſehr fleißig das Kloſter, wo Zelide mit der angeblichen Prinzeßin von Geldern lebte. Sie fanden dieſe Philippe ſehr ſchön, ſehr liebreizend. Es iſt bekannt, daß ein Jüngling in Mädchenkleidern immer mehr Glück macht, als eine verkleidete Dame. Kalepins ſchwarze feuervolle Augen, ſein dunkles Rabenhaar, ſein hoher Wuchs, machten ihn zu einer ſehr intereſſanten Figur, und das kühne, das entſchloſſene in ſeinem Betragen, war, wenn auch ungewöhnlich für ein Mädchen, doch keineswegs unangenehm. Man ahndete etwas außerordentliches in ſeiner Perſon; da nun das Außerordentliche immer viel Anziehendes hat, ſo durfte er ſich nur zeigen, und alle Herzen waren für ihn eingenommen. Die Nonnen beteten ihn an, die die Herzogin bewunderte ihn, doch niemand ließ ſeinen Verdienſten mehr Gerechtigkeit wiederfahren, als die junge Prinzeßin Maria; ſie war mehrere Jahre jünger als Kalepin, aber dieſes verkleidete Mädchen ließ ſich immer ſo gefällig zu ihr herab, bezeugte ihr überall ſo unendlich viel kleine Aufmerkſamkeiten, daß ſchnell ein Freundſchaftsbündniß unter beyden zugezogen wurde, wie es ſelten zwiſchen Perſonen von einem Geſchlechte und ſo verſchiedenem Alter ſtatt findet.

Zelide, eine erfahrene Herzenskennerin, hatte ihre Beſorgniſſe, ſie warnte Kalepin, nie dieſe kindiſche Zuneigung zur Liebe werden zu laſſen, nie ſeine Augen auf eine Perſon zu werfen, deren Beſitz ihm ewig unerreichbar bleiben würde. Die Tochter des großen Herzogs von Burgund, und ein vertriebener türkiſcher Prinz, welch ein Paar!

Kalepin durfte ſeiner Pflegemutter, um ſie zu beruhigen, nur den Namen des Fräuleins von Hohenburg nennen, mit welchem er in dem Kloſter der heiligen Roſalia erzogen worden war, und die er, ſeit dem Zelide nebſt ihm, in einem andern lebte, oft genug geſehen hatte, um jetzt etwas mehr als kindiſche Zuneigung für ſie zu fühlen. Zelide wußte von der Liebe, die unter dieſen beyden jungen Leuten begonnen hatte, ehe ſie ſich noch ſelbſt kannten, ſie traute auf Kalepins Treue und billigte eine Leidenſchaft, bey welcher er, wie ſie meynte, eher ſein Glück finden konnte, als wenn er ſeine Augen höher erheben ſollte.

Der Herzog von Burgund gewann, ſeiner Gemahlin und Tochter zu gefallen, die gelderſche Nichte lieber, als er je gedacht haben würde, ſeine Einladungen wurden dringender. Die Reiſe nach Hofe war nicht mehr zu vermeiden, und eine neue beſchwerlichere Laufbahn begann für den verkleideten Kalepin.

Von zwanzig ſeltſamen Vorfällen, die ihn in Verlegenheit ſetzten, und ſein Geſchlecht hätten verrathen können, oder vielmehr es auch an Manchen verriethen, nur zweye:

Die Erſcheinung der ſchönen Gelderlerin, wie man hier Kalepin nannte, machte am burgundiſchen Hofe gewaltiges Aufſehn; alles warf ſich ihr zu Füßen, und unter denen, welche von ihrer Schönheit gefeſſelt wurden, geſtand der Graf Kampobachio nicht am letzten ſeine Bande. Ihn reizte nicht nur die blendende Schönheit, der geldriſchen Erbin, ihr reicher Brautſchatz machte wahrſcheinlich noch tiefern Eindruck auf ihn, als der Glanz ihrer ſchönen Augen. Seine Zudringlichkeiten wurden ſo groß, daß die verkleidete Philippe über ihn bey dem Herzog Klage führen muſte.

Und weis Kampobachio auch, fragte der ſtolze Karl, als er ſeinen Günſtling zur Rede ſetzte, weis er auch, was er mit der Hand meiner Nichte begehrt?

Philippens Gemahl wird Herzog von Geldern ſeyn! antwortete der Uebermüthige.

Kaum hatte er dieſe kühne Rede geendet, ſo brannte die Hand des erzürnten Herzogs auf ſeinen Wangen; ein ſehr übereilter Schlag, der eben ſo viel nach ſich zog, als der Backenſtreich, welchen die Königin von England, in ſpätern Zeiten dem ſtolzen Eſſex reichte, oder der ähnliche Schimpf, mit welchem ein König von Schweden ſich einen Mörder erkaufte.

Kampobachio verließ das Kabinet ſeines Herrn mit wütendem Zorn, und ſchwur, ihm zum Trotz Anſchläge auszuführen, die ihm von nun an doppelt theurer wurden. Seine Dame mit Gewalt in ſeine Arme zu bringen, war feſt beſchloſſen, und dieſer Entſchluß wurde ſo eifrig durchgeſetzt, daß, ehe die Nacht anbrach, die ſorgloſe Jägerin, welche auf ihr Geſchlecht trozend und keine Gefahr achtend, unbewacht in Büſchen und Wäldern umherſtrich, ſchon in ſeine Fallſtricke gefallen war. Hier geſchah, was wir ſchon einmahl erwehnt haben: Die ſtreitbare Dame bediente ſich ihres Schwerdts ſo wohl, daß ſie ihrem ſchwachen, ſchlechtbewehrten Entführer leicht entkam, und ihm in einigen kräftigen Streichen die Muthmaßung hinterließ, in dieſen Armen möchte wohl etwas mehr als weibliche Stärke wohnen.

Bald drauf erſcholl das Gerücht, das Fräulein von Hohenburg ſey aus dem Kloſter entführt worden, und die verſtellte Philippe vergaß bey dieſer herzdringenden Gelegenheit ihr Geſchlecht ſo ganz, daß ſie ohne weitere Rückſprache mit Zellden, oder irgend jemand, der ſie in die Schranken der Beſcheidenheit hätte zurückweiſen können, in Begleitung weniger von ihren Leuten aufſaß, und die Befreyung des jungen Fräuleins nicht allein unternahm, ſondern auch vollführte. Bey dieſer Gelegenheit war es zuerſt, daß das Fräulein von Hohenburg erfuhr, wer ihre Freundin ſey, und es ſich nicht ungern gefallen ließ, Freundſchaft in Liebe zu verwandeln.

Aber Kampobachio muthmaßte auch aus dieſem neuen Beyſpiel von dem überweiblichen Muth der ſchönen Geldriecin ſonderbare Dinge, und ſeine Liebe verwandelte ſich in Haß-

Mit dem widerwärtigen höhniſchen Ton, den der Weichling beſſer in ſeiner Gewalt hatte, als das Schwerdt, unterſtand er ſich einſt der Heldinn ſeine Vermuthungen darzulegen, und erhielt auf dieſelben die Antwort, deren er auf der Wiener Hofburg gegen die wahre Phillippe gedachte.

Zwar iſt nach der Meynung der Höflinge, der Schimpf, den ein Mann von der Hand eines Weibes, oder eines Fürſten annimmt, ſo groß nicht zu achten, doch ging Kampobachio, obgleich ſonſt ein ausgemachter Hofmann, ein wenig von dieſem Urtheil ab; er beſchloß die Beleidigung, die ihm vom Herzog und ſeiner ſogenannten Nichte wiederfahren war, wohl zu verſchmerzen, aber nicht zu vergeſſen, und dafern es möglich ſey, bitter zu rächen.

Er wollte mit der verkleideten Phillippe den Anfang machen. Er verbarg ſeinen Groll gegen den Herzog unter der Maske dienſtfertiger Treue, und eilte zu ihm, ihm Nachrichten zu bringen, die wichtig genug waren, um ihm mit neuer Gnade gelohnt zu werden, wenn ſie in einem Augenblick vor die Ohren des Fürſten gebracht wurden, da ſie ihre Neuheit und Würkſamkeit noch nicht verloren hatten. Er wollte ihm ſeine Entdeckungen mittheilen, wollte ihm ſagen, die ſchöne Gelährterin ſey ein verlarvter Beträger, und dieſer Verlarvung ſolche Abſichten unterſchieben, welche dem Angeklagten ungezweifelt Gefängniß oder Tod bringen muſten.

Glücklicher Weiſe war der Sache ſchon vorgebaut. Als Kalepin ſein Fräulein befreyt hatte, und die Herzogin von Burgund um Zuflucht für die ſchöne Gerettete, die er in Kloſter nicht mehr ſicher glaubte, in ihren Frauenzimmer bat, da öfnete ſich ſein Herz gegen die milde Fürſtin, die ſeiner Bitte ſo huldreiche Willfahrung angedeihen ließ, er warf ſich ihr zu Füßen und entdeckte ihr ſein ganzes Geheimniß.

Eine ſolche Entdeckung brachte zwar augenblickliches Erſtaunen, aber bey der edeln Art, mit welcher ſie gemacht ward, und einem günſtigen Rückblick auf das immer untadeliche Verhalten des verkleideten Jünglings, keinen Unwillen hervor. Zelide entging aller Ahndung, die etwa auf ſie hätte fallen können. Durch aufrichtige Darlegung der ganzen Intrigue, die eigentlich nicht von ihr, ſondern von der verſtorbenen Roſa angelegt worden war, und die alte Frau von Hallwyn, welche noch immer das Amt der herzoglichen Oberhofmeiſterin verwaltete, behauptete zur Rettung ihres Scharfblicks, der hier ein wenig bezweifelt wurde, daß ſie von Anfang in dieſem Mädchen einen Jüngling geahndet, und daher, wie man ihr bezeugen könnte, immer wider allzugenauen Umgang der ſchönen Gebbrierin mit der jungen Prinzeßin Maria geweſen ſey, und ſie möglichſt zu entfernen geſucht hätte.

Glaubt aber darum nicht, fuhr ſie fort, indem ſie Kalepin umarmte, glaube nicht, mein lieber Prinz, daß ihr aus dieſem Grunde eine Feindinn in mir habt, nein, ich liebe den Namen, den ihr bisher geführt habt, und was wollte ich darum geben, die wahre Philippe, die ich als Kind auf dieſen Armen trug, in Euch gefunden zu haben, ich liebe aber auch Euch, wegen der Würde, mit welcher ihr Eure bedenkliche Rolle ſpieltet, und tauſend guter Eigenſchaften, die ihr beſitzt. Um Euch einen Beweis hievon zu geben, höret meinen Rath, welchen gewiß unſere grädige Frau, die Herzogin, und Eure Pflegmutter, wie auch Eure Freundin, die kleine Hohenburg, billigen werden.

Ihr müßt Euch unverzüglich dem Herzoge entdecken. Dieſe Kleider könnt ihr nicht länger mit Anſtand tragen, und eben ſo wenig könnt ihr ſie, ohne Verſcherzung Eures ganzen Glücks heimlich ablegen. Glaubt mir, Offenheit und Geradſinn helfen am ſicherſten aus den größten Schwierigkeiten; in was für

Verwirrungen das Gegentheil ſtürzt, könnt ihr an Eurem eigenen Beyſpiel abnehmen! Kommt in dieſem Augenblick zu Euren bisherigen Oheim, ihr findet ihn in günſtiger Stimmung wegen erhaltener guten Nachrichten, und überhaupt glaube ich, daß ihm der Verluſt der gelbelichen Nichte kein allzugroßes Herzleid machen wird. Kommt, ich bürge Euch für gute Aufnahme, und wir alle begleiten Euch.

Die Frau von Hallwyn, eine Dame, die durch Jahre, Weisheit und Erfahrung ehrwürdig gemacht wurde, konnte, wie der Leſer merken wird, im herzoglichen Frauenzimmer ſchon ein entſcheidendes Wort reden: Die Herzogin billigte vollkommen ihren Vorſchlag, und die Damen machten ſich auf, ihn ausführen zu helfen, nur das Fräulein von Hohenburg ſchloß ſich aus, ſie blieb bey der jungen Prinzeßin Maria, welche zu dem ganzen Handel nichts zu ſagen wußte, als daß es ihr leid thue, ihre reizende Muhme in einen fremden Jüngling verwandelt zu ſehen.

Die Entdeckung des ſeltſamen Geheimniſſes mußte vom Herzog ſehr wohl aufgenommen worden ſeyn, denn als Kampobachio mit ſeinen Muthmaßungen hervortrat, erhielt er ſehr kurze und verächtliche Antwort. Kalepin ließ ſich auf hohen Befehl noch einigemahl als Philippe bey Hofe ſehn, und ward dann, unter dem Vorwand des Kloſtergelübdes, entfernt.

Man brachte ihn in eine entlegene Kriegsſchule, welche der Herzog angelegt hatte, um dort ganz aus einem Mädchen in einen Helden verwandelt zu werden, und Talente, die ihm die Natur gab, durch Kunſt auszubilden. Bey Selims Ankunft zu Namur befand er ſich noch daſelbſt, und Zuſammenkunft der beyden Brüder wurde vor der Hand für unmöglich erklärt. Ach das Schickſal hätte ihnen das Wiederſehn an einem Orte beſtimmt, da ſie es weder wünſchten noch erwarteten! — — —

Doch zurück zu dem Eindruck, den damahls die Verſchwindung des verkleideten Jünglings und des Herzogs Betragen auf den Verfolger der Unſchuld machten.

Kampobachio ließ ſich durch alles dieſes nicht irre leiten. Er wußte, daß hier außerordentliche Dinge vorgingen; er ſchwur, nicht zu ruhen, bis er ihnen auf den Grund gekommen wär, und ſeine eigenen Plane auf jede Koſten ausgeführt hätte.

Der erſte Schritt, welchen er hiezu that, war die Bemühung, ſich durch ausgezeichnete

Dienſte wieder in die vorige Gnade ſeines Herrn einzuſchleichen, dieſes gelang. Konnte Kampobachio den Schlag vergeſſen, den er von hoher Hand erhalten hatte, ſo vergaß auch der ſtolze Karl, daß ſein Diener ſich einſt erkühnte, ſein Neffe und Herzog von Geldern werden zu wollen.

Durch unermüdete Nachforſchungen in den Klöſtern, wo Zelide und ihre Gefährthinnen einſt gelebt hatten, durch Kundſchafter, die Kampobachio in allen Gegenden hielt. wohin ihn ſeine Entdeckungen wieſen, kam dieſer ſchlangenartige Hofmann endlich auf Spuren, die er ſelbſt unterſuchen mußte, wenn er glücklich ſeyn wollte. Er konnte ſich aus allem, was er nach und nach erfahren hatte, ſo viel erklären, daß die verſtorbene Herzogin von Geldern zwey Kinder aus der Barbarey mit ſich gebracht habe, daß das eine davon in früher Kindheit nach Rom, und von da an den kayſerlichen Hof gekommen wär. Nähere Umſtände lieſſen ihn muthmaßen, daß dieſes die Prinzeßin von Geldern ſeyn müße, wenn hier eine verſtellte Perſon ihre Rolle geſpielt hätte. —

Um dieſe Zeit entſchloß ſich der Herzog, der nun nichts mehr von den Erben des Herzogs von Geldern zu beſorgen zu haben glaubte, die Belehnung von dieſem Herzogthum durch eine Geſandtſchaft beym Kayſer zu ſuchen. — Kampobachio, welchen, wie wir wiſſen gleichfalls Geſchäfte nach Wien riefen, drängte ſich, einer der Botſchafter zu ſeyn, und dieſe Stelle konnte ihn bey der Gnade, zu welcher er ſich empor gehoben hatte, jezt nicht mehr entgehn, er durfte ja jezt fordern was er wollte! Hatte man ihn doch vor kurzem, wie uns dünkt, mit ziemlicher Unvorſichtigkeit, zum Schirmvoigt des Schloſſes gemacht, wo Herzog Adolf lebte, und ihm dadurch Gelegenheit gegeben, all die Dinge einzuleiten, die jezt im Gange waren.

Wie er die Angelegenheiten ſeines Herrn, und wie er ſeine eigenen, am kayſerlichen Hofe betrieb, davon ſind wir Zeugen geweſen. Alle ſeine Abentheuer mit der wahren Philippe von ihrer erſten Erkennung an, bis auf die plötzliche Trennung am Traualtare, können dem Leſer noch nicht entfallen ſeyn, und da dieſes ohnedem Dinge ſind, von welchen Zelide ihrem Sohn, dem wiedergefundenen Selim nichts zu ſagen wußte, ſo können wir ihre Erzählung hier füglich ſchließen, und zu den Maaßregeln übergehen, die zwiſchen beyden zu Führung einer delicaten Sache genommen wurden.

Die Mutter und der Sohn hatten nun ihre beyderſeitigen Kenntniſſe gegen einander ausgetauſcht, und beyde fühlten ſich durch dieſe Auswechſelung ein wenig beruhigt. Zelide wußte jetzt, daß die wahre Philippe, um deren Schickſal ſie ſich Sorge machte, noch am Leben, und nicht ſo unglücklich geworden ſey, als ſie durch Kaſas gutgemeynte Intriguen hätte werden können; und Selim wußte, daß, das gelderſche Fräulein möchte ſich auch aufhalten wo ſie wollte, ihm bey ihrer Wiedererlangung der Schutz und die Unterſtützung der vereinigten Damen nicht entſtehen könnte.

Zelide ſtellte ihn der Herzogin vor, er fand Gnade vor der hohen Dame, ſie verſprach ihm Hülfe zu Erreichung ſeines Endzwecks, und die weiſe Frau von Hallwyn verſprach ihm Rath.

Selim ward dem Herzoge vorgeſtellt, und Kampobachio, welcher gegenwärtig war, und ſich ſeines Beſtreiters auf der Burg Hekren Hüeßli des Schweizers noch gar wohl erinnerte, nahm aus ſeiner Erſcheinung die erſte Beſorgniß von Vernichtung ſeiner Anſchläge. Selim mochte hier einen Namen führen welchen er wollte, ſo wußte Kampobachio doch wer er war; er hatte aus den Bekenntniſſen, die er der argloſen Philippe durch ſeine Kreaturen ablocken ließ, zu viel erlernt, um hier noch irre zu ſeyn.

Selims Angelegenheiten gingen einen ſchläfrigen Gang. Zwar hatte der kundſchaftende Arimith längſt ausgeſpäht, welches eigentlich die Burg war, auf welcher das Fräulein lebte, aber dieſes that wenig zur Sache, da es an Mitteln fehlte, ſie aus einem Orte zu reiſſen, wohin ſie ihre eigene Wahl gebracht hatte, und der mit der eiferſüchtigſten Sorgfalt bewacht wurde. Herzog Adolfs Leben war wenigen bekannt. Man wußte nur im Allgemeinen ſoviel, daß auf Schloß Samſon ein wichtiger Staatsgefangener lebte; ſollte man dem Herzog geſtehen, daß man ſeine Geheimniſſe erkundet hätte? ſollte man ihm ſagen, daß man die gelderſche Erbin zu befreyen wünſchte, an deren Leben und Befreyung ihm wahrſcheinlich wenig gelegen war? — In der That, ſo lange die Sachen ſo blieben, wie ſie damahls ſtanden, ſo hatte Kampobachlo nicht viel Urſach, Vereitelung ſeiner Abſichten zu fürchten!

Die Damen, welche ganz auf Selims Seite waren, rathſchlagten Tag und Nacht, wie ihm zu helfen, und das gelderſche Fräulein aus einer Lage zu retten wär, in welcher ihr unmöglich wohl ſeyn konnte. Man kannte hier Herzog Adolfen den Böſen, man war überzeugt, daß wenn kindliche Pflicht die gute Philippe bewogen hätte, ſich zur Theilnehmerin ſeiner

Bande zu machen, es Barmherzigkeit wär, ſie von der Laſt zu befreyen, die ſie ſich ſelbſt aufgebürdet hatte, ohne ihr Drückendes ganz zu kennen, und ohne zu wiſſen, an welchen Unwürdigen die reinſte kindliche Zärtlichkeit, ja wie nutze es ſie an denſelben verſchwendet wurde.. Ach, man konnte hier ſelbſt noch nicht ganz das ſchreckliche ihrer Lage, ſonſt würden ihre unbekannten Freundinnen noch mehr für ſie gefühlt haben.

Selim wurden die Berathſchlagungen im herzoglichen Frauenzimmer zu langweilig, und der Ausſpruch der Frau von Hallwyn, welcher allemal auf Erwartung der Zeit zielte, war ihm ein Dorn im Herzen. Er wollte und konnte nicht warten, er wollte und konnte nun keinen Rath mehr annehmen, da derſelbe nicht nach ſeinem Sinne ausſchlug, er wollte und mußte nun ausführen, ſchnell ausführen, woran ſein Glück und ſein Leben hing; — Auf geſchwinder Ausführung beruhte alles, davon glaubte er, nach der letzten Nachricht, die er von dem kundſchaftenden Aximith erhalten hatte, unwiderſprechlich überzeugt zu ſeyn! Aximith hatte ihm den Namen Kampobachio, als den Namen des Schirmvoigts von Schloß Samſon genannt, brauchte es etwas mehr, ihm Philippens Gefahr zu ſchildern, und ihn zu beſtimmen?

Am Morgen nach einer durchwachten Nacht, mit benebeltem Gehirn und ſtürmenden Herzen, eilte er in das Vorzimmer des Herzogs von Burgund. Gerader Weg iſt der ſicherſte! ſagte er zu ſich ſelbſt. Laßt uns heute einmahl ſehen, ob ſich auf dieſem güldenen Spruch etwas bauen läßt.

Selim, ein Held von ſechs und zwanzig Jahren, ein Mann, der Erfahrungen gemacht, und Leidenſchaften bändigen gelernt hatte, hätte wenigſtens, wenn auch nicht in ſeinen Entſchluß, doch in die Zeit der Ausführung, und in die Laune, auf welcher er ſich jetzo befand, ein Mißtrauen ſetzen ſollen, aber bey Selim war hier weder an weiſes Mißtrauen noch Ueberlegung zu denken; der wilde Jüngling vom Berge Athos lebte und athmete in ihm, nicht der weiſe Mann, der einſt der verkleideten Philippe einige Uebereilungen ſo hoch anrechnete.

Selim trat ungefordert in das Zimmer des Herzogs, wo dieſer niemand bey ſich hatte, als ſeinen falſchen Günſtling Kampobachio, mit welchem er von verdrüßlichen Dingen zu ſprechen ſchien. Was für Ausſichten! Hätten nicht dieſe ſchon Selim zurückſchrecken ſollen, irgend etwas entſcheidendes zu beginnen?

Der Herzog ſchätzte Selim, er überſah ihm die unbeſcheidene Störung ſeiner Einſamkeit, und trat ihm höflich entgegen.

Der türkiſche Prinz nahm das Wort mit einer Heftigkeit, die ſchon an und für ſich dem ſtolzen Karl, welcher tiefere Ehrfurcht forderte, als der Kayſer, anſtößig ſeyn mußte; ſeine Miene verfinſterte ſich, ſeine hohe Stirn ward mit zornverkündenden Falten bedeckt. Sein Unwille wuchs, ſo wie Selim ſein Anbringen deutlicher machte. Herzog Adolf? die gelderſche Nichte? Kampobachio? was für ein Thema! Das Leben des erſten als eine bekannte Sache erwähnen, eine zweyte Philippe in der Sprache des Liebhabers nennen, ſie als unbeſtreitbares Eigenthum zurückfordern, und ſeinen Günſtling als einen Verräther anklagen zu hören, dies war zu viel für Karls Langmuth! Er antwortete dem kühnen Redner zwar nicht auf die Art, wie dem Grafen Kampobachio in ähnlichen Angelegenheiten geſchehen war. (Denn ſo etwas konnte niemand Selim bieten, auch würde er es ſelbſt am Kayſer mit Blut gerochen haben,) aber doch ſo, daß der Beleidigte ſeinen Handſchuh vor des Herzogs Füſſe warf, und ihn mit der Verſicherung verließ, er ſcheide als unverſöhnlicher Feind, und werde Genugthuung zu nehmen wiſſen.

Er flog zu ſeiner Mutter, um ſich mit ihr zu letzen, er wußte, daß nach einem ſolchen Auftritte ſchnelle Entfernung die höchſte Nothwendigkeit ſey; ſelbſt der Abſchied von der Herzogin war unmöglich. Er fand bey Zeliden die Frau von Hallwyn, welche ihn verſicherte, er habe bey der letzten Scene gerade ſo gehandelt, wie der Herzog von Geldern, oder ſein Zechgenoſſe Kampobachio in einem Rauſche gethan haben würden.

Letzterer war die dritte Perſon bey dem Auftritte zwiſchen Selim und Karin geweſen. Sobald er geſehen hatte, wie derſelbe ſich ohngefähr endigen würde, hielt er für gut, ſich, gleichſam aus Beſcheidenheit und Bewußtſeyn ſeiner guten Sache, der kein Ankläger ſchaden könne, zu entfernen. Ungeachtet ſeines beſchädigten Arms, von welchem wie die Geſchichte in einem ſeiner Briefe an Herzog Adolfen geleſen haben, ſchwang er ſich aufs Pferd, und zog gen Schloß Samſon, um dort auf jeden Fall Schritte zu thun, welche das Gelingen ſeiner Anſchläge ſichern mußten. War die gelderſche Erbin unwiderruflich ſein, glückte es ihm, ſie und ihren Vater aus dieſer Burg unvermerkt an einen andern ſichern Ort zu bringen, ſo hatte er gewonnen. Die Anweſenheit einer Philippe konnte er leugnen, die Entführung des gefangenen Herzogs von Geldern auf Selims Rechnung ſchreiben, und ſo die Zeit abwarten, bis er als Philippens Gemahl, und Herzog Adolfs Eydam Rechte geltend machen konnte, auf welche ihm hier noch mehr ankam, als auf den Beſitz des holden Fräuleins.

Wie ſonderbar ihm der Zufall dieſes unglückliche Mädchen auf dem Zuge nach Schloß Samſon in die Hände lieferte, haben wir geſehen, auch wiſſen unſere Leſer nun die Urſach, warum er ſo gewaltig mit dem armen Schlachtopfer zum Altar eilte; nur dieſes iſt ihnen noch unbekannt, was es war, das die Zwang-Trauung hinderte, und wir finden uns verbunden; es ihnen im nächſten Abſchnitt zu ſagen.

Der beleidigte Herzog von Burgund eilte nach Selims trotziger Entfernung zwey Befehle zu geben, wovon der erſte, die Arretirung des Prinzen betreffend, vergeblich war, und nur der andere ausgeführt wurde.

Selims Rede war nicht ganz ohne Eindruck geblieben, und wenn Kampobachio geglaubt hatte, durch ſeine ſchnelle Entfernung ein Zeichen von Beſcheidenheit und guten Gewiſſen ſehen zu laſſen, ſo war er etwas irrig geweſen. Selims Anklage machte ihn zum heimlichen Verwahrer der gelderiſchen Prinzeſſin, und zog ſeine Anſchläge mit derſelben, ſo viel ſich hievon muthmaßen ließ, ſo ziemlich ans Licht, auch ſpielte er auf ein Einverſtändniß mit dem eingekerkerten Herzog Adolf an, dergleichen der Hüter mit dem Gefangenen niemahls haben ſoll. Selim hatte dieſe Dinge im herzoglichen Frauenzimmer gehört, wo man von allen Vorgängen immer die neuſten Nachrichten hatte, durch den nehmlichen Weg hat Karl ſchon mehrere Warnungen erhalten, ſich zu hüten, daß der Staatsgefangene und der Schirmvoigt von Schloß Samſon nicht dereinſt gemeine Sache machten, und da er das nehmliche jezt aus dem Munde eines andern hörte, ſo hätte er nicht ſo weiſe und fürſichtig ſeyn müſſen, als er würklich war, wenn er nicht ſchnell geſucht hätte, der Sache auf dem Grund zu kommen.

Ohne weitere Nachfrage nach Kampobacchio zu thun, als in ſeinem Hauſe, wo man vorgab, er ſey nur vom Hofe gekommen, um ſich krank zu Bette zu legen, fertigte der Herzog den getreuſten ſeiner Diener, den alten

Lakain mit einem anſehnlichen Trupp Reuter, und beglaubigten Vollmachten nach Schloß Samſon ab, dort zu thun wie ihm vorgeſchrieben war.

Der Anzug der burgundiſchen Reuter war es, was der Thurmwächter auf Schloß Samſon, eben zu der Zeit, da Philippens Hand in Kampobachios Rechte gezwungen werden ſollte, wahrnahm; und was ihm antrieb, die Sturmglocke zu ziehn.

Der Bräutigam ward, wie wir geſehen haben, genöthigt von Altar auf die Thürmzinne zu eilen, und ob er gleich da wohl ſahe, daß die Sturmglocke zur Unzeit gezogen worden war, und daß man hier keinen feindlichen Ueberfall zu fürchten hatte, ſo gewahrte er doch eben ſo wohl ſeine eigene Gefahr, und vermöge einer beſondern Gegenwart des Geiſtes, die ihn in den meiſten Fällen ſo gleich ſagte, was er vor ſich habe, und was ihm zu thun ſey, machte er Anſtalten, von welchen wir bereits etwas bemerkt haben.

Er glaubte gewiß zu ſeyn, daß dieſe burgundiſchen Reuter aus keiner andern Urſach abgeſchickt wären, als der Wahrheit von Selims Anklage auf den Grund zu kommen. Er durfte nicht hier angetroffen werden, das hätte Verdacht erregen können; nein, er entwiſchte durch verborgene Wege, ehe Lalain mit ſeinen Leuten der Burg nahe kommen konnte, aber er hinterließ Verhaltungsregeln, in die ſich der nüchtern gewordene Herzog von Geldern, und der Kaſtellan zu ſchicken wußten, und die vollkommen den gehoften Nutzen hatten.

Da Philippe ſich keinen Eyd abnöthigen ließ, dem Grafen ihre Hand zu geben, auf welchen Fall man ſie ihrem beſtimmten Gemahl ſogleich nachgeſchickt haben würde, warf man ſie in einen der tiefſten und verlaſſenſten Keller der Burg, deſſen Entdeckung Unmöglichkeit war. Der Herzog von Geldern mußte ſich gleichfalls genommener Abrede nach bequemen, das elende Behältniß wieder einzunehmen, in welchem er vor Kampobaſſos Herrſchaft geſchmachtet hatte. Alle Merkmahle von Ueppigkeit und Schwelgerey wurden auf die Seite geräumt, und man kam mit allen dieſen Dingen lang vorher zu Stande, ehe die Burgundier ſich nahe genug zeigten, um ſchwachen Augen kenntlich zu werden.

Mitlerweile tönte die Sturmglocke immer fort, gleich, als ob man Hülfe wider feindlichen Ueberfall aus den nächſten Orten zuſammen läuten wollte, die ſich auch, doch ſpärlich genug einfand. Lalain war mit ſeine Leuten jetzt dicht vor dem Burggraben, die burgundiſche Fahne wehte, die Brücke flog nieder, und die Pforten wurden aufgethan.

Karls argloſer Abgeſandter ward durch das unbefangene Weſen, mit welchem er auf der Burg bewillkommet wurde, und durch die tauſend einfältigen Entſchuldigungen, die man ihm machte, daß man ihn in der Ferne für Feind gehalten habe, ſchon in voraus eingenommen. Mit heimlicher Ueberzeugung, daß er hier nichts verdächtiges finden würde, begann er gleichwohl, wie einem treuen Diener zukam, die Ausrichtung ſeines Geſchäfts; und hier iſt die Relation, die ſein Herr von derſelben erhielt. Wir legen ſie dem Leſer in treuer Abſchrift bey, nicht allein ihm einen Begriff von der Expedition ſelbſt, ſondern auch vornehmlich von dem Charakter desjenigen zu geben, welcher hier zum Ausſpäher der Handlungen des argliſtigen Kampobachio beſtellt ward. Karl kannte in Lalain eine Treue, die, wie die Folge zeigte, daurend war bis zum Tode, aber iſt Treue das einige Talent eines brauchbaren Dieners? —

Hier Lalains Sendſchreiben, das er am Abend jenes merkwürdigen Tages an ſeinen Herrn abfertigte.

„Ich freue mich, meinem Fürſten gute Nachricht von dem Zuſtand auf Schloß Samſon mittheilen zu können. Ohne Zweifel iſt es einem Herrn lieber, ſeine Diener belohnen zu können, als beſtrafen zu müſſen, und ſowohl der Kaſtellan, als der Schirmvoigt von dieſer Burg verdienen, meines Erachtens, Lohn ihrer Treue, und gänzliche Entnehmung des Verdachts, welcher, ich weis nicht wodurch, auf ſie gefallen iſt.

„Ich fand die alte Veſte wohl verwahrt und gut bewacht; mich beluſtigte das kleine Schrecken, das wir dem ehrlichen Kaſtellan, der uns für feind hielt, durch unſere erſte Erſcheinnng einjagten.

„Alles iſt hier ſicher und in gutem Stande. Die Wache auf dem Thurme wird gut gehalten. Die Sturmglocken werden nicht geſchont, und die Umwohner ſind willig zur Hülfe auf jedem Fall, ob gleich, wie mich dünkt, das Schloß äuſſerlicher Hülfe gegen einen ziemlichen Feind nicht bedarf, denn ich fand die Mannſchaft zahlreich genug, und bey dem kleinen Lärm, den unſer Anzug machte, ſchon in vollen Waffen. — Als die Fahne von Burgund wehte, ergab ſich die Feſtung ohne Schwerdſtreich, und der Kaſtellan, ein alter Krieger, dem Biederſinn und Treue gegen ſeinen Herrn aus den Augen leuchtet, und der

wohl

wohl eine beſſere Verſorgung verdiente, ſorgte um nichts, als Zorn dadurch erregt zu haben, daß er ſich ſo leicht in die Waffen ſchrecken ließ. Vorſicht iſt eine Mutter der Sicherheit, antwortete ich. Ja, erwiederte er, beſonders wenn uns ein Poſten von ſolcher Wichtigkeit anvertraut iſt, wie dieſer.

„Ich lachte der Einfalt des Alten, und zog ſein Gefühl von Wichtigkeit, auf die Perſon desjenigen, den er in ſeinen Mauern bewahrt.

„Wie lebt der * * *, fragte ich mit der Behutſamkeit, die man in ſolchen Dingen brauchen muß.

„Er zog die Schultern, und meynte, erträglicheres Leben ſey einer ſo hohen Perſon nach ſo langen Leiden wohl zu gönnen.

„Ich verlangte den Staatsgefangenen zu ſehen.

„Er weigerte ſich, und forderte ausdrücklichen Befehl ſeines Herrn. Nachdem ich den guten Alten noch eine Weile auf die Probe geſtellt, und ihn gegen Verſprechen und Drohungen bewährt gefunden hatte, zog ich endlich meine Vollmacht hervor, und ward über zwanzig Treppen, durch zehn verſchloſſene Gewölber, in ein Behältniß geführt, deſſen Inneres mein gnädiger Herr, der Herzog, wohl nicht kennen mag, ſonſt würde er es einem Manne, der auch einſt ein Fürſt wär, wohl ſchwerlich vierzehn Jahr lang zur Wohnung angewieſen haben.

„Ich fand den ehemahlichen Herzog Adolf ſich kaum mehr ähnlich. Von der feuchten Kerkerluft zu einer unförmlichen Dicke aufgeſchwellt, durch Verzweiflung und Elend ſo herabgebracht, daß er kaum hinlängliche Beſonnenheit hatte, auf einige meiner Fragen verſtändlich zu antworten. O, mein Fürſt, Erbarmung für dieſen erlauchten Unglücklichen! Er iſt durch Leiden gebeſſert, er kann durch Bosheit nicht mehr ſchaden! Erbarmung für ihn! wenigſtens ein erträglicheres Behältniß auf die letzten Tage ſeines Lebens! wenigſtens einige Labung in ſeiner Schwäche! Ihm dieſe eigenmächtig zu reichen, hätte ich mich erkühnt und Verzeihung gehoft, aber es war kein Tropfen Wein, oder andere Stärkung in der ganzen Burg zu finden. — Nun, ich hoffe auf herzogliche Erlaubniß, hierin Verfügung zu treffen, und freue mich, dieſe Burg nicht eher verlaſſen zu dürfen, bis es mir gelungen iſt, einer Perſon Linderung geſchaft zu haben, die gegenwärtig nur ein Gegenſtand des Mitleids iſt.

„Betreffend die Ausſage, wegen hier auf der Burg verdächtiger Perſonen, habe ich nichts gefunden, kein Winkel unter und über der Erde iſt von mir undurchſucht geblieben. In einem abgelegenen Hofe, wohin man mir zu gehen wehrte, und wohin ich alſo doch ging, fand ich einen verfallenen Brunnen, aus welchem es mir kläglich wie Unkenruf herauftönte; ſolche todathmende Abgründe gereichen unſern alten Veſten zur Schande, ich habe ihn verſchütten laſſen, um die würklich ſchlechte Luft hier ein wenig zu verbeſſern.

„Sonſt fand ich in der Burg noch einen alten Mönch, ehrwürdig und fromm wie ein Apoſtel; der Kaſtellan mußte mir geſtehen, daß er es dieſem Heiligen zuweilen erlaubte, den Staatsgefangenen in ſeinem Kerker zu beſuchen, und ihn mit geiſtlichem Troſt zu erquicken; ich denke nicht, daß man ihm dieſe Menſchlichkeit zum Verbrechen machen wird, und der Heilige, der ſich dem Seelenheil eines Elenden zum Beſten, ſelbſt lebendig begräbt, verdient auch wohl eher Lohn als Strafe.

„Es ſind hier nach dem Garten zu etliche leidliche Zimmer, in welchen ich mir zum Erſtaunen allerley Weibergeräthe fand; es ſoll noch zum Andenken eines wohl auch zu übel gedeuteten Beſuchs aufgehoben werden, den einſt Herzog Adolfs unglückliche Gemahlin hier ablegte.

„O, mein Fürſt, dieſe Dame war Eure Schweſter! Bey ihrem Andenken beſchwöre ich Euch um Erbarmen, und um Vergunſt hier einige Aenderungen zum Beſten eines Gefangenen zu treffen, der nunmehr weder ſchaden will noch kann.“

Der Herzog fand den Bericht ſeines Abgeſchickten etwas langweilig, aber er ward durch denſelben gerührt. Er beehrte den treuerfundenen Kampobachio mit einem Beſuch, und fand ihn ſehr krank; vielleicht konnten in der That die Abentheuer auf Schloß Samſon, von wo er kaum zurückgekommen war, ſeinen Zuſtand etwas verſchlimmert, und die Angſt wegen des zweifelhaften Ausgangs ihn unruhig gemacht haben. Des Herzogs Tröſtungen und Gnadenverſicherungen beſſerten indeſſen viel, und er ſahe, daß er durch Argliſt alles überwunden hatte.

Der redliche Lakain erhielt Vollmacht zu allem, was er wünſchte. Herzog Adolf ward aus dem Behältniß herausgeſchaft, wo er ohnedem keine Stunde nach Lalains Abreiſe geblieben ſeyn würde, der Mönch und der Kaſtellan erhielten eine Belohnung, weil — ſie ſo gut zu heucheln wußten, und ein Fäßlein guten Weins ward in die Burg geſchaft, die in verborgenen Kellern Vorräthe hegte, deren ſich der Herzog nicht hätte ſchämen dürfen, und die von dem Geber, dem leckerhaften Kampobachio, zeugten.

Lalain verließ die Veſtung, überzeugt, eine gute chriſtliche Handlung vollbracht zu haben, und die Betrüger lachten ihm nach. Wir wollen ihm ſein frommes täuſchendes Gefühl, und jenen ihre boshafte Freude laſſen.

Nach ſeinem Abzug ward alles wieder auf den nehmlichen Fuß geſetzt. Der Herzog, der Kaſtellan und der Mönch zechten auf Geſundheit des Einfältigen, der ſich träumen ließ, hier irgend etwas gethan zu haben, das man nicht ohne ihn weit beſſer zu bewürken wußte. Beſonders lächerlich dünkte es ihnen, daß er, auf dem Punkte, das Behältniß zu entdecken, wo Philippe ſeufzte, ſich hatte bereden laſſen, ihre klagende Stimme ſey Unkenruf, und der Zugang zu demſelben, der in der That ein täuſchendes Anſehen hatte, könne nichts anders ſeyn, als das was er vorſtellte, ein verfallener Brunnen.

Bey dieſen Geſprächen dachte niemand daran, dem unglücklichen Fräulein einige Erleichterung zu bringen, das durch Lalains einfältige Vorſorge, noch ihren einigen Troſt im Gefängniß, das wenige von Luft und Tageslicht verloren hatte, welches ihr durch die nun verſchüttete Oefnung zufiel. Der Mönch, der würklich aus Andenken an die Milde, mit welcher ſie ſich ehemals ſeiner erſtarrten und durchnäßten Glieder erbarmte, noch am erſten eine Art von Mitleid gegen ſie fühlte, beſtand endlich darauf, etwas für ſie zu thun. Er holte ſie aus dem abſcheulichen Kerker herauf, in welchem ſie nicht zwey Tage hätte leben können, und brachte ſie in ein leidlicheres Gewölbe, doch unter ausdrücklicher Verwarnung, ſich zu dem Eyde, den ſie ihrem künftigen Gemahl, dem Grafen Kampobachio, zu leiſten habe, zu bequemen, oder auf lebenslängliches Gefängniß zu rechnen.

Siebendes Buch.

Karl von Burgund und Sultan Bajazeth.

Aber Selim verließ in halber Verzweiflung die Gegenden, wo er vergebens gehoft hatte, dieſenige wiederzufinden, deren Werth er erſt ſchätzen lernte, ſeitdem ſie ihm entriſſen war. Arimiths Vorſtellungen, daß er ſich ſein Unglück ſelbſt zugezogen habe, durch zehnfache Fehler, die er ihm ſehr genau aufzuzählen wußte, vermehrten ſein Leiden; ſie kamen ſehr zur Unzeit. Zuſammengenommen mit den Vorwürfen, die er ſich ſelbſt machte, wären ſie fähig geweſen, ihn um Verſtand und Leben zu bringen.

Arimith war zu entſchuldigen wegen ſeiner Strenge. Plane, wie die ſeinigen, Plane, welche hätten glücken müſſen, durch Unvorſichtigkeit vernichtet zu ſehen, und noch endloſe Klagen über das, was man hätte vermeiden können, anzuhören, dies mußte faſt alle Geduld überſteigen. Selims einiger Troſt über ſeine Fehler beſtand in der traurigen Gewißheit, die er aus Zelidens Briefen erhielt, Philippe ſey nicht zu Schloß Samſon gefunden werden, und auch die glücklichſten Verſuche auf dieſe Burg würden alſo ohne Nutzen geweſen ſeyn. Arimith widerſtritt das, und blieb bey ſeinen Behauptungen, ſo wie Selim auf den Seinigen. Wer von beyden Recht hatte, wiſſen die Leſer beſſer als die ſtreitenden Partheyen. Arimith ſchwieg endlich, und bat den türkiſchen Prinzen, er möge ihm verzeihen, daß er, in der Ueberzeugung, ihm hier nichts mehr nützen zu können, ihn verlaſſe, indem er überhaupt durch wichtige Nachrichten genöthigt werde, eine Reiſe nach Rhaſcien zu thun. —

Die arme Philippe! das fehlte noch zu ihrem Unglück ihre Freunde uneinig, ſie von dem Ort ihres Kerkers durch trüglichen Wahn in andere Gegenden gelockt, und ſich alſo der Bosheit ihrer Verfolger völlig Preis gegeben zu ſehen.

Zur ſelbigen Zeit hielt Herzog Georg von Bayern Beylager zu * * * mit Fräulein Mechtilden, Graf Hero des reichen Tochter. Die Feſte, mit welchen daſſelbe gefeyert wurde, waren ſo, wie ſie der Hoheit des Bräutigams, und der Mitgabe der Braut zukamen. Der Kayſer mit ſeinem ganzen Hofe, und alle Fürſten des deutſchen Reichs waren gegenwärtig auch ſtrömten von allen Gegenden Europens, Ritter herbey, ſich auf den angeſetzten Turnieren zu üben.

Unſere Reiſenden geriethen, ſo wie ſie die Beſitzungen des Herzogs von Burgund verlieſſen, unter ganze Schaaren von Schwerdkämpfern und Speerbrechern, und da Selim ſich ſchlechterdings noch gar nicht beſtimmt hatte, wohin er reiſen wollte, ſo war es der erſten dieſer tapfern Truppen leicht, ihn an ſich zu ziehen, und zum Zuge aufs Turnier zu bereden. Der Anführer des muntern Haufens, ein junger ſchöner Mann von dem einnehmendſten Anſehen, intereſſirte ſich beſonders für Selim, den er ſo fand, wie er ſelbſt von jedermann gefunden wurde, und den er in der Herberge bey einem Becher Weins noch beſſer kennen lernte. Er erfuhr von ihm, daß er unglücklich ſey, und ſchon dieſes nahm den edeln Fremden ein. Selim geſtand alles verloren zu haben, und ſein Antheil wuchs; er bekannte ſich endlich für den geſchwornen Feind des Herzogs von Burgund, und jener ſchlug ſeine Hand in die ſeinige, und trug ihm Brüderſchaft an.

Karl der Tollkühne, rief er, nahm Euch Bruder und Schweſter, mir droht er Land und Leute, Ehr und guten Namen zu rauben! Laßt uns gemeine Sache machen zur Rache gegen den Wütrich! Mir helfe Euer tapferer Arm, Euch die Macht, die ich noch übrig habe; ſind wir zu ſchwach, ſo weis ich tapfere Bundsgenoſſen, die uns an die Seite treten ſollen. Ach, ſeufzte Selim, die Verlorne kann mir nichts wiedergeben, als ein Zufall, der blos in der Hand des Schickſals ſteht!

Noch wußte Selim den Namen ſeines Waffenbruders nicht, dieſer bekümmerte ſich eben ſo wenig um den ſeinigen, doch muthmaßte Selim einen mächtigen regierenden Herrn in ſeinem Gefärthen, und jener war wenigſtens überzeugt, ſich mit einem biederherzigen adelichem Manne verbunden zu haben.

Als ſie nahe vor die Mauern der Stadt kamen, wo ſie und die übrigen Schaaren das Ziel ihrer Reiſe finden ſollten, da ſtieß noch eine kleine ritterliche Geſellſchaft zu ihnen; ihr Anführer war Herzog Chriſtoph von Bayern, der Selims neuen Freund kannte, und ihn wie der Gleiche den Gleichen begrüßte.

Herzog Chriſtoph war ſchon ein etwas bejahrter Herr, ſo daß er ſchier der Vater aller derer hätte ſeyn können, die ſich hier unter ſeinem Panier verſammelten. Alle Ritter wurden Raths, ihn zu ihrem gemeinſchaftlichen Anführer zu wählen; Selims Freund war der, welcher die Bitte, ihr Haupt zu ſeyn, am angelegentlichſten an ihn ergehen ließ, und er fand bey dem ſchlichten geradſinnigen Helden, der wohl nie gewußt hatte, was Komplimente oder höfliche Worte waren;

keinen Widerſtand. Eine Schwierigkeit zeigte ſich. Herzog Chriſtoph war nicht reich genug, um die Ausrüſtung der Seinigen ſo glänzend zu machen, als Herzog Reinhard von Lothringen, — dafür konnte Selim ſeinen Freund, ſeit der Zuſammentreffung mit dem alten Bayer — es gern geſehen hätte, doch dieſer hatte kürzlich Goldes genug von einer Grosmutter geerbt, das er gern anwendete, des andern Mangel zu erſetzen.

Selim ſorgte für ſeine eigene Rüſtung, und da er bemittelt genug war, ſie der Rüſtung der beyden Herzoge vollkommen gleich zu machen, ſo wuchs die Achtung, die ſich ſo gern an das Aeuſſerliche hängt, und die Ritter alle beſtanden darauf, daß er und Herzog Reinhard, die unmittelbaren Nebenmänner Herzog Chriſtophs bleiben, und nächſt ihm das ganze Geſchwader kommandiren ſollten.

Der glänzende Haufen kam etwas ſpät. Die Turniere, welche vor dem Hochzeitfeſt gehalten werden ſollten, waren ſchon angegangen, manch Speer war bereits gebrochen, mancher Dank errungen, und es war ſchon der dritte Tag, ſeit die ganze deutſche Ritterſchaft durch einen Fremden öffentlich beſchimpft worden war, der ſich unterſtand, gleich dem hohnſprechenden Philiſter, Kayſer Friedrichs ganze ritterliche Begleitung auf Bedingungen aufzufordern, unter welchen niemand mit ihm ſtechen wollte. Sein Uebermuth und ſeine Unhöflichkeit war unglaublich; er unterfing ſich gegen die Schönheit der Braut, für die hier, wie natürlich, jedes Speer gebrochen wurde, zu kämpfen.

Der Kayſer nahm ſich des Unfugs an, und Herzog Chriſtoph von Bayern war nicht ſo bald eingeritten, als er ihm und ſeiner ritterlichen Schaar andeuten ließ: hier ſey Ruhm und Lohn zu erwerben, und wer den hochmüthigen Pohlen, — es war ein Graf von Lublin — demüthigen würde, der ſollte ſich eines ſondern Danks, und ſonderer kayſerlichen Gnade zu getröſten haben.

Die drey Anführer des ritterlichen Geſchwaders begaben ſich ſogleich zu kayſerlicher Majeſtät, ihre Ehrfurcht und Dienſtbereitwilligkeit zu bezeigen. Herzog Reinhard und Selim baten um Erlaubniß, den ſtolzen Hohnſprecher demüthigen zu dürfen, aber der Kayſer traute ihrer Jugend und ſchlanken Geſtalt nicht ſo viel zu, als Herzog Chriſtophs geprüfteren Kräften.

Ihr müßt bedenken, ihr jungen Herrn, ſagte er, daß es hier auf einen Verſuch ankommt, der nicht mislingen darf. Der ſtolze Pohle iſt ein halber Rieſe, und im Stechen ſo gewandt, daß ihn dieſen, und die vorhergehenden Tage noch keiner unſerer geübteſten Ritter fällen konnte. Gönnet Eurem ältern Gefährten, deſſen Arm ich beſſer kenne als den Curiaen, einen Vorzug, der Euch nicht beleidigen kann, und den Vortheil, den ich mit der Beſiegung unſers Feindes verbinde.

Herzog Chriſtoph fragte nach ſeiner einfältigen Geradigkeit, wieviel hier zu gewinnen ſey? und der Kayſer nannte eine Summe, die man heut zu Tage wohl ſchwerlich einem Fürſten bieten würde, die aber für die damahligen Zeiten groß, und für den unbemittelten alten Krieger ungemein war. Er ſchlug freudig ein, und die Ausforderung geſchahe in der nehmlichen Stunde mit allen Förmlichkeiten. Der rieſenförmige Graf von Lublin nahm ſie mit dem ihm eigenen Uebermuth auf, und ſchwur, des andern Tages bereit zu ſeyn, ſich allen Herzogen von Bayern, ſo viel deren vorhanden wären, entgegen zu ſtellen.

Indeſſen übten ſich die andern Ritter gegen einander, und Selim, und der Herzog von Lothringen wetteiferten ſich hervorzuthun, und die neugeſtiftete Freundſchaft durch Hochachtung zu vermehren. Es glückte beyden. Selim fand in Reinharden mehr, als er ſelbſt in dem geliebten Viktorin gefunden hatte, und Herzog Reinhard ſchloß den türkiſchen Prinzen in die

Arme, und nannte ihn Bruder. Und ob ihr, ſagte er, mir an Stande ganz ungleich ſeyn möchtet, ſo müßte dieſer Bruderbund dennoch beſtehen; Redlichkeit und Tapferkeit ſetzt die Helden alle in eine Klaſſe.

Hat Redlichkeit und Tapferkeit mir Herzog Reinhards Herz gewonnen, erwiederte Selim, ſo wird er mich in keinem Stücke ſeiner brüderlichen Freundſchaft unwürdig finden; eine Erklärung, die dem Herzog von Lothringen Unterpfand von einer Gleichheit des Standes war, die er immer in Selims Perſon ahndete, und die ſeinem etwas ſtolzen Herzen nicht gleichgültig war.

Des Abends bey Tanz und Spiel, da Herzog Chriſtoph, der nie viel nach Hauſe gekommen war, ſich etwas unbeholfen bezeigte, ſpottete der Pohle ſeines Gegners, und meynte, daß er von einem ſolchen Manne morgen wenig zu befürchten haben würde. Ihm antwortete, da der alte Held den Hohn glücklicher Weiſe nicht hörte, Selim, und lud ihn zum Fußkampf ein; aber der Graf von Lublin ſah ihn verächtlich über die Achſel an, und fragte nach ſeinem Namen, Selim antwortete mit gezogenem Schwerd, aber der Kayſer, dem man eilig den Streit meldete, welcher ſich entſponnen hatte, trat ſchnell dazwiſchen, die Sache auszugleichen, und die Heiligkeit des Burgfriedens zu retten.

Schon die Ausforderung des Pohlen brachte Selim Ruhm, man erzeigte ihm nach derſelben doppelte Ehre, denn jedermann fürchtete den Großſprecher, und niemand unter der anweſenden Ritterſchaft, außer Herzog Reinharden, würde etwas ähnliches gewagt haben.

Man ſprach den ganzen Abend von nichts als von des Pohlen Stärke, Selims Kühnheit, und des Herzogs von Bayern ſehr bezweifelten Siege; —

Aber am Morgen, da beyde Kämpfer ſich ſtellten, und der Graf von Lublin mit ſtolzem Großſprechen, Herzog Chriſtoph mit ſtummer Kaltblütigkeit den Kampf begann, da ſollten die Meinungen ſich etwas ändern. So viel ſahe man wenigſtens aus der Feſtigkeit, mit welcher der alte Bayer die Stöße des Pohlen aushielt, daß, wenn dieſer letzte nicht fallen ſollte, beyde wohl ungefällt bleiben würden. Im andern Gange merkten die Erfahrnen, daß der Graf wohl einem ſolchen Feinde nicht unüberwindlich ſeyn möchte, im Dritten ward der Graf von Lublin zwar nicht abgeſtochen, aber er ging mit ſamt dem Pferde über und über, und als man herbey eilte ihn hervor zu reiſſen, da fand ſichs — o Erſtaunen! — Da fand ſichs, daß der

Unüberwindliche ſeine Unüberwindlichkeit den feſten Riemen zu danken hatte, mit welchen er auf den Rücken ſeines Roſſes feſt geſchnallt war, und die ſeine Knappen, um ihn frey zu machen, nun erſt mühſam löſen muſten.

Spottendes Gelächter, und das Ziſchen des Hohns begleitete den Prahler, der ſich eilig aus den Schranken entfernte, aber Herzog Chriſtoph trabte murrend davon, daß er, wie er es nannte, einen ſo elenden Sieg erfochten hatte, und kaum konnte er beredet werden, den verſprochenen Lohn des Kayſers und den Dank anzunehmen, den ihm die ſchöne Braut wegen ihrer gerächten Schönheit reichte.

Er miſchte ſich unter die andern Ritter, deren keiner von ihm ungefällt blieb, als Selim; ſelbſt Herzog Reinhard muſte die Erde küſſen, und es kam dahin, daß keiner mehr mit ihm anbinden wollte, und daß ſich jedes Speer, das er grüßte, als ſchon überwunden vor ihm neigte, daher er des andern Tages unmuthig davon zog, und murrend bemerkte, wie deutſche Tapferkeit gar nicht mehr das ſey, wie zu ſeinen Zeiten.

Von dieſem des Herzogs Chriſtoph von Bayern, auf ſeines Vettern Hochzeitfeſt errungenen Heldenruhm, ſingen und ſagen viel der alten

Dich-

Dichter und Chronikenſchreiber, wir aber haben dieſes merkwürdige Turnier nur darum erwehnt, weil auch unſer Selim auf demſelben nächſt Herzog Chriſtophen hohen Ruhm erwarb, und noch mehr als Ruhm, das Herz eines Freundes, das Herz Herzog Reinhards, eines Helden, deſſen Namen von nun an, in dem Reſt dieſer Geſchichte oft erwehnt werden wird.

Herzog Karl von Burgund, der gemeinſchaftliche Feind der beyden Freunde, war ein Fürſt, deſſen Uebermuth faſt jedes Herz gegen ſich empörte, das ſich ſonſt durch ſeine übrigen, würklich großen und guten Eigenſchaften, zu Bewunderung und Liebe gegen ihn würde haben hinreiſſen laſſen. Sein Sinn ſtrebte nach hohen ſelbſt ihm, aller Wahrſcheinlichkeit nach, unerreichbaren Dingen. Den Titel eines Königs vom Kayſer zu erlangen, war noch der kleinſte ſeiner Wünſche, und er hätte bey Friedrichs Nachſicht gegen die Schwächen des großen Mannes, und einigen Aufopferungen von ſeiner Seite, noch am leichteſten erfüllt werden können; aber Erweiterung ſeiner Länder war die Hauptſache, die Karln am Herzen lag.

Wär Elſaß, Geldern, Lothringen, und wo möglich auch Helvetien ſein geworden, dieſes wären Beſitzungen geweſen, die ihren Inhaber ohne fremde Einwilligung zum mächtigen Könige gemacht hätten, und wer weis, was Karl für Plane in ſeinem Gehirn hegte, Plane, die ſich freylich nur gar zu bald im Grabe endigen ſollten; klügere Vorſicht und kühleres Betragen würde ihnen vielleicht einen glücklichern Ausgang gegeben haben.

Geldern rechnete er bereits für ſein Eigenthum, die Belohnung mit dieſem in ſeinen Augen ſehr geringen Ländgen konnte ihm ſo leicht nicht entſtehen, eine gelderſche Erbin konnte, Kampobachio mochte denken was er wollte, ihm wenig Unruh machen. Elſaß war ihm von Herzog Siegmunden verpfändet, auch dieſes war ganz ſein in ſeinen ſtolzen Gedanken. Wie ſollte der Verpfänder ſo leicht in Stand geſetzt werden, es auszulöſen. Im blinden Vertrauen hierauf, ließ er ſeine Landvögte hauſſen wie es ihnen beliebte, und zürnte nicht wenig, als Herzog Siegmund von den leidenden Unterthanen herein gerufen, den Pfandſchilling erlegte, von neuem Beſitz nahm, und den Tyrannen Hagenbach, den vornehmſten der burgundiſchen Unterdrücker, richtete.

Karls Kriegszug wider Neuß, die Hülfe, die der Kayſer dieſer Stadt leiſtete, die Niederlage der Burgundier, und der abgenöthigte Friedensvergleich gehören nicht hieher, als in ſofern ſie uns den Anfang von Karls mißlungenen Streichen darlegen.

Karl, ungeachtet er ein wenig gedemüthigt war, konnte nicht lange ruhen; längſt ſchon hatte er Sorge getragen, ſich die Eydgenoſſen, auf die er ein beſonderes Abſehen hatte, zu Feinden zu machen; jetzt ſtreckte er die Hand nach Lothringen aus, und vergriff ſich dadurch an den Bundsgenoſſen der Schweizer, Herzog Reinharden, der dieſes Land kürzlich von ſeinem Oheim ererbt hatte.

Der König von Frankreich, mit welchem Karl gleichfalls in Unfriede lebte, lachte, als er ſah, wie ſein Feind mit jedermann anband; war es Lächeln des Hohns, oder des Wohlgefallens, wer kann das ſagen?

Dieſer Herzog, rief Ludwig, als er die erſten geheimen Nachrichten aus dem herzoglichen Kabinet, wo er ſeine Freunde hatte, von Karls Abſichten auf Helvetien erhielt, dieſer Herzog vermißt ſich viel! Will er mit den braven Eydgenoſſen anbinden, ſo hätte er wohl gethan, ſich einen achtzehen bis zwanzigjährigen Frieden mit mir und allen ſeinen Feinden rund umher auszubedingen. Ich kenne dieſes Volk; wer es wider ſich reizt, der bedarf keines andern Gegners. Tapferkeit, Klugheit und Ausharren, müſſen ſich hier auf einen einigen Punkt lenken, wenn man nicht zu Grunde gehen will. Sollte Karl nicht wiſſen, was er für Leute vor ſich hat, ſo möchte er doch an Herzog Leopolden von Oeſterreich denken. Die Ebene bey Sempach, wo dieſer Held mitten unter ſeinen Helden und mit ihnen vor den Vertheidigern der Freyheit fiel; könnte ihm Weisheit lehren.

Der Herzog von Burgund erfuhr nichts von dem, was der König von Frankreich urtheilte, auch würde er ſich vielleicht nicht ſehr an ein Urtheil gekehrt haben, welches ſeinem Stolze ſo wenig ſchmeichelte. Er ſetzte ſeine Plane fort und trat allgemach mit Ausführung derſelben hervor.

Herzog Reinhard ſtand mit den Eydgenoſſen und ſie mit ihm vor einen Mann; der Herzog von Burgund war ihr gemeinſchaftlicher Feind, und Maaßregeln waren genommen, daß es ihm ſo leicht nicht gelingen konnte, oder daß ein erlangter Vortheil ihm bald genug wieder aus den Händen fallen mußte.

Herzog Reinhard hatte das Turnier, von welchem wir vorhin etwas geſagt haben, nicht allein um Luſt und ritterlicher Uebungen willen nein, auch aus andern Abſichten beſucht; er wollte gern die tapferſten und geübteſten Ritter Teutſchlands kennen lernen, und in ſeine Dienſte zu ziehen ſuchen; er wollte den Kayſer und viele anweſende Fürſten ſelbſt ſprechen, und ſich hier Hülfe, dort wenigſtens Neutralität verſichern. Alles gelang zum Verwundern wohl; man liebte den tapfern, beſcheidenen und vorſichtigen Herzog von Lothringen, und haßte Karln von Burgund, der in jeder ſeiner Unternehmungen, den Stolz, die Selbſtgenügſamkeit zeigte, welche ihm den doppelſinnigen Zunahmen des Kühnen erwarb.

Herzog Reinhard glaubte mit Recht, an dem tapfern Selim keine kleine Eroberung gemacht zu haben; er legte ihm alle dieſe Dinge vor, und noch vielmehr, als wir jetzt unſern Leſern zu allgemeiner Sachkenntniß geſagt haben, und gewann ſich mit leichter Mühe die Zuſage, es wider Karln, den er ſelbſt haßte, auf Leib und Leben zu wagen. Der Uebermuth, mit welchem ihm der Herzog von Burgund zulezt begegnet hatte, war für ſein ſtolzes Herz zu groß, um ohne Rache verſchmerzt zu werden, zudem hielt er ihn, Zelide mochte hiervon ſagen und ſchreiben was ſie wollte, im Verdachte, Philippe werde von ihm gefangen gehalten, und ihr drohe, um ihrem Oheim den Beſitz von Geldern zu ſichern, das Kloſter oder der Tod. Auch ſeines

Bruders wegen; hegte er arge Gedanken, er hatte ihn, während ſeines Aufenthalts am burgundiſchen Hofe, nicht können zu ſehn bekommen, und es dünkte ihm nicht unmöglich, daß auch ihm unter dem vorgeblichen Schutz Herzog Karls übel gerathen ſey.

Bey einer ſolchen Stimmung war das Intereſſe ſeines Freundes faſt nicht nöthig, ſeine Seele gegen den ſogenannten burgundiſchen Tyrannen, in flammenden Zorn zu ſetzen; aber höchſt erwünſcht war es ihm, daß die Verbindung mit dieſem Freunde ihn in den Stand ſetzte, thätig gegen ſeinen Feind zu verfahren.

Herzog Reinhard nahm ſich Selims Angelegenheiten ſo herzlich an, als dieſer der ſeinigen. Philippens Befreyung ſollte die erſte Freundſchaftsprobe ſeyn, die der türkiſche Prinz, den Reinhard jezt ſehr wohl kannte, von ihm erhielt; aber bald rief die Nothwendigkeit das Schwerdt in andere Gegenden, und gab Selim Gelegenheit, dem Herzog von Lothringen die erſte Freundſchaftsprobe abzugewinnen.

Die berühmte Belagerung von Granſee war jezt vor der Thür. Mit unglaublicher Pracht hatte ſich der übermüthige Karl, wie er meynte, zum Siege gerüſtet; ſein Stolz und ſeine Pracht diente, um ſeine Niederlage deſto auffallender zu machen.

Granſee ergab ſich auf Gnade, Karl hielt nicht Glauben; die Bremer rüſteten ſich zur Rache und ſein Untergang war beſchloſſen. O was für Heldennahmen drängen ſich hier genannt zu werden! wie ſchwer wird es der Muſe der Sagenerzählerin von dem Volke das ſie liebt, nicht wenigſtens einiger zu gedenken, die hier mit ächt römiſchen Patriotismus das Vaterland ſchützten, und ſich für daſſelbe aufopferten! ſie ſcheut nichts als den Vorwurf noch mehr von ihren Helden auf Nebendinge abzuſchweifen, als ſie bereits gethan hat, wenn ſie nicht mehrere Beweiſe liefert, welch ein Volk der kühne Burgundier wider ſich anzureizen wagte!

König Ludwig hatte Recht, es Karln zu verdenken, daß er ſich ſolche Feinde auflud, aber während er es ihm verdachte, und den unglücklichen Ausgang voraus ſah, ermangelte er nicht, unter der Hand tauſend Maſchinen ſpielen zu laſſen, das Feuer zu ſchüren, und bey dem allgemeinen Untergang, den er vielleicht hoffte, auf dieſer oder auf jener Seite, oder auf beyden ſeine Rechnung zu finden.

Nikolaus von Diesbach, ein edler Helvetier, war am franzöſiſchen Hofe erzogen; ſeine

Jugend, ſein Feuer, ſeine Liebe zu glänzenden Vergnügungen machten ihn jenem muntern Lande gewogen; durch Edelmuth, Tapferkeit, Wohlredenheit und ächte helvetiſche Vaterlandsliebe, ward er der Abgott ſeines Volks, und ſtieg ſchnell zu den höchſten Würden des Staats empor. König Ludwig wollte den verdachtloſen jungen Mann zum Werkzeug ſeiner Abſichten brauchen. Ihm war dran gelegen, das Kriegsfeuer über Helvetien zu führen, und der warme Freund des franzöſiſchen Hofs, der wackere Diesbach, wünſchte eben ſo ſehnlich, nur aus andern Urſachen, als der falſche Ludwig, ſein Vaterland in Waffen zu ſehen. Scenen alter Tapferkeit zu erneuern, durch Siege wider einen ſo furchtbaren Feind, wie der große Burgundier, doppelten Ruhm zu erringen, und jeden Widerſacher der vaterländiſchen Freyheit von Anfällen zurück zu ſchrecken, die ſelbſt einen Karl hatten mißlingen können, dieſes waren die Heldenentwürfe Diesbachs; man unterſtützte ſie am franzöſiſchen Hofe, man verſprach mächtigen Beytritt, aber im Grunde war man geſonnen, ſtill zu ſitzen, und ruhig zuzuſehen, wie ſich zwey gefürchtete Feinde zerfleiſchten, um dem Dritten den Triumpf über beyde zu erleichtern.

Dieſes war, ſagt unſer alter Chronikenſchreiber, von jeher Frankreichs Sitte, auf fremden Untergang eignes Wohl zu bauen, oder den ruhig ſitzenden Nachbar in eigenen Untergang zu ziehen, auch war dieſes Volk nie arm an ſchlauen Mitteln, den heimtückiſchen Endzweck zu erreichen.“

Diesbach würde bey ſeiner verdachtloſen Vorliebe für den franzöſiſchen Hof, ohne Bedenken in die Schlinge gegangen ſeyn, aber er hatte hier nicht allein zu entſcheiden. Seinen Entſcheidungen hielt das Gleichgewicht, Adrian von Bubenberg, ein alter ehrwürdiger Patriot, dem hoher Adel, und die Weisheit, mit welchen ſein Geſchlecht, das Steuer der Republick von ihrer Entſtehung an geführt hatte, den höchſten Nachdruck gaben.

Das Alter und die Erfahrung hatten Bubenbergen vorſichtig gemacht; er kannte die Macht und die Tapferkeit ſeines Volks, aber er kannte auch den Burgundier, und wollte nichts ohne Noth wagen. Er redetete mächtig wider kriegeriſche Entwürfe, aber endlich ſiegte doch der junge Held, der den ganzen jungen helvetiſchen Adel, kühn und feurig gleich ihm, auf der Seite hatte, wider den bejahrten Patrioten. Der Krieg wider die Burgundier ward öffentlich erklärt, und dem helvetiſchen Neſtor unter den Fuß gegeben, ſich auf ſeine Güter zu verfügen.

Bubenberg verſchmerzte den Schimpf, ohne Rache gegen ſein undankbares Vaterland zu hegen, das einige was Rache hätte heiſſen können, war der kalte Entſchluß, die, welche ihn von ſich entfernt hatten, den Folgen ihrer Schritte zu überlaſſen; und Rache, bittre Rache hätte dieſes wohl heiſſen mögen, wenn ein Herz, wie Bubenbergs, das von heiſſer Vaterlandsliebe glühte, fähig geweſen wär, einen ſolchen Entſchluß auszuführen.

Aber als der Herzog von Burgund mit gewaffneter Hand in die friedlichen Gegenden Helvetiens eindrang, als Bubenberg den Untergang vorauszuſehen glaubte, da vergaß ſein edles Herz die Beleidigung, die ihm einige Undankbare zufügten, um das Ganze zu retten. Laßt mich als gemeiner Soldat unter den Fahnen der Freyheit dienen! ließ er den Bernern ſagen, ſo ſterbe ich wenigſtens rühmlich für das Volk, das mir nicht erlauben wollte, es zu retten.

Macht dieſer große Zug einen Eindruck auf meine Leſer, ſo wird es ihnen lieb ſeyn, daß er auch die Herzen des Volks nicht verfehlte. Reuevoll ihren edeln Mitbürger verkannt zu haben, kamen die Berner und holten ihn im Triumpf aus ſeinem Exilium zurück, ſie waren froh ihn zur Verzeihung willig zu finden, und vertrauten ſeinem Befehl die Beſatzung von Murten, wo wir dieſen Helden Zeit genug wiederfinden werden.

Selim ward von Herzog Reinharden voraus nach dem Schauplatz der Waffen geſchickt, ſein Herz brannte nach Thaten, ſeinem Schwerdte dünkte es lange, ſeit den öſterreichiſchen und böhmiſchen Händeln die Scheide nicht verlaſſen zu haben, er konnte der Zeit nicht erwarten, an ſeines Freundes Seite zu fechten.

Heman von Mülingen und Wilhelm von Straßburg, welche die Schweizer in der großen Schlacht bey Granſee, wider Karln anführten, fanden einen wackern Kämpfer an ihm, und ihre forſchenden Augen zeichneten ſich ihn vor tauſenden, die neben ihm fochten, zum nächſten Ritterſchlag aus.

Die Schlacht war gewonnen, der Burgunder in die Flucht geſchlagen, und ſeine köſtliche Feldbagage fiel dem Feind in die Hände. Die einfältigen Helvetier, dieſe geradſinnigen unverdorbenen Kinder der Natur, wußten die Koſtbarkeiten nicht zu ſchätzen, die ihnen Karls unbeſonnenere Uebermuth Preis gab. Damahls wars, daß Karls unſchätzbarer Hut, davon ein einziger Edelſtein noch jetzt in einer europäiſchen Krone prangt, von dem unſchuldigen Finder um zwey Goldſtücke verkauft wurde, und ein anderer ſich des prächtigen Herzogs goldenen Tafelbecher, der von Edelſteinen ſchimmerte, für eine milchweiße Kuh abſchwatzen ließ.

Die Sieger blieben drey Tage auf der Wahlſtatt, und ſangen das Lob des berniſchen Bären und alt helvetiſcher Tapferkeit; ſchade, daß Diesbach dieſen Triumpftag nicht hatte erleben ſollen; ein frühzeitiger Tod hatte ihn hingerafft, ehe der Krieg begann, den er mit kühnem Muthe herbey geſehnt und veranlaßt hatte.

Es war eine grimmige Kälte, doch wichen die Söhne der rauhen Gebürge nicht von der Siegsſtelle, die ſie erkämpft hatten. Aber eine kleine Ritterſchaar, oder vielmehr ein tapferer Hauſe junger Kandidaten des Ritterſchwerdts, das man damahls eher durch Heldenthaten verdienen mußte, als man gewürdigt ward, es ſich feyerlich umgürten zu laſſen, verließ das rauhe Blutgefilde, um auf irgend ein glorreiches Abentheuer auszugehn. Bonnſtetten, Hans von Hallwyl, Selim, und zwey Brüder von Mülinen, jüngere Brüder des Helden von Granſee, waren von der Parthie.

Sie kehrten ein in einer Herberge am offenen Wege, um einige Erquickung einzunehmen, und es war als wenn das Schickſal ſie zu wichtigen Entdeckungen hieher gerufen hätte; beydes Selim und die Schweizer ſollten hier Dinge erfahren, die ihnen nicht gleichgültig ſeyn konnten.

Während die andern nach ihren Pferden ſahen, trat Selim, der das ſeinige ſchon verſorgt hatte, zu der freundlichen Wirthin, die ihm eine ſehr bekannte Geſtalt zeigte, und ihn, nachdem ſie ihn feſter ins Auge gefaßt hatte, mit ſeinem Namen willkommen hieß.

Wie, Ritter? rief ſie, als dieſer ſich wunderte, wie? ihr kennet Herrn Hueßli des Schweizers Hausfrau nicht mehr?

Und wie kommt ihr in dieſes Haus, wo ihr, wie es ſcheinet, Wirthin ſeyd?

Vermuthlich brachte mich das Schickſal nur darum aus meines Herrn Dienſten, damit ich Euch heute hier einen Labetrunk reichen könne. Für die Lieblinge des Glücks muß ſich alles ſonderbar ordnen und ſchicken. Aber wo iſt die Schweſter, um welche ihr jenesmahls ſo bekümmert waret? und wo iſt der Dank, den ihr mir noch für alles ſchuldig ſeyd, was ich gern zu Eurem Beſten gethan hätte? — Selim ſeufzte und konnte ſich nicht entbrechen, der ehrſamen Frau Margery einige Aufſchlüſſe über ſeine bisherigen Begebenheiten zu geben. Ein Bekannter, den wir im Auslande treffen, wo jedermann uns fremd iſt, findet leicht den Schlüßel zu unſerm Herzen.

Herr Ritter, ſagte die nachdenkende Wirthin, bey allen Euren Leiden liegt, dünkt mich, überall nur eine bewegende Urſach zum Grunde. Ein böſer Geiſt verfolgt Euch und Eure Dame, und wie lohntet ihr mir, wenn ich ihn euch citirte, und Euch Gelegenheit gäbe, ihm Dinge abzutrotzen oder abzulauſchen, die Euch wichtig ſind? erfahren könntet ihr wenigſtens von ihm, wo ſich jezt das Fräulein befindet?

Selim wollte eben antworten, da traten die übrigen Helden herbey, um zu hören, was ihr Waffenbruder ſo emſig mit der fremden Frau zu ſprechen hätte.

Ihr Ritter, ſagte Frau Margery, die ſich jetzt an Alle wandte: Ich bin eine Schweizerin, und Euer Vortheil iſt der Vortheil meines Vaterlandes. Ich komme jetzt, Euch Gelegenheit zu geben, den Sieg, den ihr bey Granſee erfochten habt, noch zu vergröſſern. Wie ihr ſeht, bin ich die Inhaberin eines öffentlichen Wirthshauſes, und darf bey jetzigen unruhvollen Zeiten keinen, der bey mir einſpricht, zurückweiſen. Eine Stunde vor Euch ſtieg ein Trupp burgundiſcher Ritter bey mir ab, deren Anführer, dieſem Herrn — auf Selim zeigend — wohl bekannt iſt. Ich hörte ſie ſich unverantwortlicher Dinge rühmen, und ſeufzte zu Gott, mir Rache wider die Verräther in die Hände zu geben. Er hat mir ſie in Euch geſchickt. Die Burgundier zechen noch in einem Saal meines Hinterhauſes, und rühmen ſich ihrer Grauſamkeiten; geſellt Euch zu ihnen, ſo werdet ihr ihre Thaten hören, und bey Euch abnehmen, wie ſie zu ſtrafen ſind. Aber handelt behutſam, denn an Anzahl ſind ſie Euch zweymahl überlegen, auch dürft ihr nichts hoffen von den Kräften meines Weins, ſie haben ſich in ihrem Vaterlande an ſtärkern Rebenſaft gewöhnt, als ich ihnen geben kann. — Faſt möchte mich es reuen, Euch eine ſo ungleiche Parthie anzutragen, wenn ich nicht bedächte, daß ihr Schweizer ſeyd, und ſie Burgundier. In Tapferkeit und Vorſicht ſeyd ihr ihnen überlegen; gehe und thut wie Euch die Klugheit eingiebt.

Die jungen Helden hielten enge Berathſchlagung über den Text, den ihnen die kluge Schweizerin vorlegte, machten eine kleine Veränderung mit ihren Feldbinden und Helmzeichen, und gingen denn über den weiten Hof, in den Saal hinauf, von wo ihnen das Geſchrey der Zecher ſchon entgegen tönte.

Frau Margery ließ ſich die Ehre nicht nehmen, ihren neuen Gäſten mit einigen gefüllten Krügen ſelbſt zu folgen; ſie traute der Vorſicht der jungen Herrn nicht recht, und dachte die Sache mit einem einigen Worte glücklich einzuleiten, das die ſtolzen Helvetier zu ihren Feinden wohl nicht geſagt haben würden.

Ihr Ritter, ſprach ſie zu den Burgundiern, hier ſind noch einige Eurer Brüder, die Verlangen tragen, die Freuden des Bechers mit Euch zu theilen. Gönnt ihnen Platz an Eurer Seite, es ſoll ſogleich noch mehr Vorrath da ſeyn, Euch und ſie zu laben.

Die Burgundier ſtarrten die Schweizer mit etwas von Wein getrübten Augen an, und dieſe nahmen ſtillſchweigend Platz an einer der Tafeln.

Entſetzet Euch nicht, ſagte Frau Margery heimlich zu Selim, indem ſie einen gefüllten Krug vor ihm niederſetzte, oder vielmehr verrathet Euch nicht durch einen unzeitigen Ausbruch, wenn ihr um Euch ſchauet, und einen bekannten Nachbar erblicket.

Die helvetiſchen Ritter begannen, wie ſie es unter einander verabredet hatten, mit unbefangenem Muthe zu trinken, und brachten einander unter verdeckten Namen die Geſundheiten ihrer

Ge-

Geliebten zu. Der jüngere Müllinen trank auf das Wohl von Diesbachs ſchöner Wittwe, die er ſchon als Fräulein von Scharnachthal geliebt hatte; Albert ſein Bruder nannte die ſchöne Dorothee von Bubenberg. Hallwyl, Friedrichs und Alberts liebreizende Schweſter, und Bonnſtädten eine andre. Man forderte Selim auf, auch ſeiner Dame einen Trunk zu gönnen, aber dieſer hatte ſich an ſeinen Stuhl zurückgelehnt, und betrachtete, ohne auf etwas zu hören, mit unverwandten Augen eine Geſtalt, die an der benachbarten Tafel den oberſten Platz einnahm, und die er nur zu bald für ſeinen ärgſten Feind erkannte.

Der Mann, den ſeine Augen kannten, ſollte ſich nun auch durch ſeine Sprache verrathen. Die neuen Ankömmlinge dort unten, ſagte er zu ſeinem Beyſitzer, dem Herrn von Bovine, geben uns ein gutes Beyſpiel, und zeigen, daß ſie ächte Burgundier ſind, die Wein mit Liebe zu verbinden wiſſen. Laßt uns auch auf das Wohl unſerer Geliebten trinken! Hochgehalten den Becher, Bovine! es lebe Philippe von Geldern!

Graf, flüſterte Bovine, ihr bedenkt nicht, wo ihr ſeyd! Iſt Euer Glück ſchon ſo geſichert, daß ihr öffentlich von demſelben ſprechen dürſt?

Ich wiederhole es, ſchrie der halbberauſchte Kampobachio: Es lebe Philippe von Geldern! Sie iſt mein! ſelbſt der Herzog von Burgund weis den Schlupfwinkel nicht, wo ich ſie verborgen halte!

Ich aber, ſchrie Selim, der aufſprang und dem Grafen das bloſe Schwerd zeigte, werde es ſogleich erfahren. Vertheidige dich! Ich bin Selim! Mir biſt du Rechenſchaft von der Geraubten ſchuldig!

Wie übel that derjenige, welcher ſich mit Selim zu Ausführung irgend eines verdeckten Handels vereinigte! Durch ſeine wilde Hitze, durch ſeine unbeſonnene Uebereilung, hatte er ſich und ſeine Geſellen in einen Handel verwickelt, welcher wegen der größern Menge der Burgundier einen ſehr böſen Ausgang drohte.

Die ganze Menge ſchrie über meucheliſchen Ueberfall; alle Schwerdter wurden blos, Selims Gefährthen wurden aufgefordert, als ächte Burgundier den Frevler zu züchtigen, der es wagte, ſich wider den groſſen Grafen Kampobachio aufzulehnen.

Die helvetiſchen Helden hatten ſich es nie einkommen laſſen, ſich für Burgundier auszugeben; daß man ſie dafür hielt, hätte ihnen freylich zu groſſem Vortheil gereichen können, wenn Sellms raſche That nicht geweſen wär. Ihn indeſſen im Stiche zu laſſen war ihre Sache nicht, ſie ſtanden mit ihm vor einen Mann, und ein Gefecht begann, in welchem der zahlreichere, wir wollen nicht ſagen, der ſtärkere Theil hätte unterliegen müſſen, wenn auch nicht Hülfe von auſſen gekommen wär.

Dieſe Hülfe hatte man der wackern Frau Margery zu danken. Als die treuloſen Burgundier bey ihr einzogen, hörte ſie, wie ſie ſich rühmten, wider Treu und Glauben achtzig der helvetiſchen Männer, die ſich ihnen bey der Uebergabe von Granſee auf Gnade überlaſſen hatten, an Bäume geknüpft zu haben. Unglaublich ſchien der Schweizerin die That, aber ihre ausgeſchickten Leute brachten bald Beſtättigung der Wahrheit ein. Da entbrannte ein patriotiſcher Grimm in ihren Herzen, und ſie hat nach der Zeit ausgeſagt, wie ſie entſchloſſen geweſen ſey, den Thätern ihr Haus über dem Kopfe anzuzünden, und ſo das Blut ihrer Landsleute zu rächen, als ihr die Ankunft der helvetiſchen Helden Hoffnung zu beſſerer und edlerer Rache an die Hand gab.

Sie traute dem Ungeſtüm der jungen Krieger, traute vornehmlich Selims Jachzorn, den ſie kannte, nicht ganz, und ſäumte nicht dem Uebel, das Uebereilung hätte anrichten können, zuvorzukommen. Sie hatte aus den Reden ihrer letztangekommenen Gäſte gemerkt, daß der Graf von Thierſtein nicht weit abwärts liege, und ſie war eilig aufgeſeſſen, den alten Helden ſelbſt um Rache für die Verbrecher, und Hülfe für die jungen helvetiſchen Ritter anzuflehen.

Ein anſehnliches Geſchwader rückte an, dem Kampf, der ſich aus der Trinkſtube hinab in den Hof gezogen hatte, vollends den Ausſchlag zu geben, auch war Graf Thierſteins Hülfe der Unſern Rettung.

Den elenden Kampobachio und ſeine Zechgeſellen hätten die jungen Helden wohl bezwingen mögen, aber er hatte Mittel gefunden, vom Kampfplatz aus, ſeinen umliegenden Leuten Botſchaft zu thun. Bey dreyhundert Mann ſtark verſammelten ſie ſich in dem nehmlichen Augenblick, da die Thierſteinſchen ankamen. Da ward aus einem Privatkampf ein ziemlich bedeutendes Scharmützel. Die Helvetier ſiegten, und rächten an dieſem Tage das Blut ihrer achtzig unſchuldiger weiſe hingerichteten Brüder. Zweyhundert Burgundier wurden ihnen zum

Opfer geſchlachtet, und nichts war mehr zu beklagen, als daß der Unglücksſtifter Kampobachio ſich nicht unter dieſen Zweyhunderten befand; aber leider war er entkommen. Glücklicher Weiſe hatte Selim, der ihn überall wie ein Rachengel verfolgte, im einzelnen Kampfe, da er Ueberwinder war, noch ſo viel von ihm erpreßt, daß Philippe ſich noch zu Schloß Samſon befinde; aber was hatte er mit dieſer Entdeckung gewonnen, da Kampobachio Freyheit und Leben behalten hatte, und die Dame alſo, ſo bald er wollte, an einen andern Ort bringen, und ihre Entdeckung wieder auf lange Zeit vereiteln konnte?

Dieſes ſo viel als möglich zu verhüten, ſchickte Selim augenblicklich einen zurückgebliebenen Diener des treuen Arimith in die Gegenden, wo Philippe lebte, zurück, entweder durch ſeine bekannte Liſt ihre Befreyung zu bewürken, oder wenigſtens das Schloß ſo genau in Acht zu nehmen, daß Entkommung ohne ſein Wiſſen unmöglich wär, oder doch der Ort, wo ſie hingebracht würde, nicht verborgen bleiben könnte.

Herzog Karl war in halber Verzweiflung nach Lauſanne entflohen. Er ward faſt wüthend, als er erfuhr, daß auch ſeine Lombarder und Savoyer geſchlagen wären. Auf der groſſen Ebene bey Lauſanne muſterte er das Heer, das er wieder geſammelt hatte, und entflammte es durch heftige Reden zur Tapferkeit.

Aber die Eydgenoſſen rüſteten ſich gleichfalls zu Luzern unter Anführung des alten Helden, Graf Oswald von Thierſtein. Dieſer bejahrte Krieger, und der junge Herzog von Lothringen, der ſich bey ihm befand, empfingen Selim und ſeine Gefärthen nach dem Siege in Frau Margerys Hauſe, mit Ruhm und Freude. Herzog Reinhard, der ſelbſt den Ritterſchlag noch nicht erhalten hatte, dachte dem jungen Helden nicht beſſer lohnen zu können, als wenn er ſich und ihm dieſe Ehre von dem berühmteſten Ritter ſeiner Zeit erbäte, und ſo geſchahe es, daß nicht lang vor der entſcheidenden Schlacht bey Murten, der türkiſche Prinz nebſt Herzog Reinharden, den beyden jüngern Mülinen, Hallwyn, Bonnſtädten, und andern das Ritterſchwerd aus der Hand Graf Oswalds von Thierſtein erhielt, und zu den Thaten eingeweiht wurde, die dem burgundiſchen Eroberer die völlige Demüthigung bringen ſollten.

Karl ſtürmte Murten, das der Held Bubenberg vertheidigte, vergeblich, und führte ſein Heer dicht gegen die Eydgenoſſen an, die ſeiner nicht achteten. aber ihm, als er ſich zurück zog, in den Rücken fielen, und ſein Heer um dreyßigtauſend Köpfe verminderten.

Der Herzog von Burgund entflohe nach Gent, und ergab ſich einer düſtern Schwermuth. Es fehlte ihm an Geld, den Krieg fortzuſetzen, und an Luſt zum Frieden.

Zu dieſer Zeit war es, daß Selim Muſe gewann, auf ſeine eigenen Angelegenheiten zu denken. Er verließ den Schauplatz des Kriegs, und Herzog Reinhard begleitete ihn. Sie eilten nach Schloß Samſon. Ihre Tapferkeit und kluge Liſt öffneten ihnen die Thore. Eine Beſatzung, wie dieſe, zu überwältigen, hätte es der Arme der Helden von Granſee und Murten nicht bedurft. Der Herzog von Lothringen und Selim, die den trunkenen Herzog von Geldern nicht einmahl eines Beſuchs würdigten, erpreßten von dem Kaſtellan gar bald das Geſtändniß, in welchem Kerker Philippe ſchmachtete. Sie fanden ſie in einem Zuſtande, welcher Thränen hervorlockte.

Man denke ſich die ſchönſte holdſeeligſte Perſon von der Welt, bleich, verfallen, mit Feſſeln beſchwert, in einem dumpfen düſtern Gewölbe, und ſo ſchwach am Geiſt und Körper, daß ihre gebrochenen Augen ihre Retter nicht zu erkennen ſchienen, daß ſie ſich ohne Widerſtand, und ohne bezeugte Freude, ihre Bande von den Armen feilen, ſich in beſſere Kleider hüllen, und aus dem Schloſſe bringen läßt, ohne nur zu fragen, was mit ihr vorgeht.

Ihr wird nirgend beſſer gerathen werden, rief der weinende Selim, als im Frauenzimmer der Herzogin von Burgund, unter der Pflege meiner Mutter. Nun ſo eile, du Glücklicher, antwortete der Herzog, deinen wiedergefundenen Schatz in Sicherheit zu bringen, wo du ihn am beſten zu verwahren denkſt; ich muß dich hier verlaſſen. — Glücklich? fragte Selim. — Ja, antwortete der bewegte Reinhard, glücklich in dieſem Engel! O wärſt du mein Freund nicht! — Ich wollte Karln um dieſe Nichte zu Füßen fallen, wollte ihm Lothringen und Geldern für Philippen bieten, und mit ihr in einer Hütte der Schweizergebürge glücklich ſeyn! — Geh, Selim! Ich muß dich verlaſſen, zu Nancy ſehen wir uns wieder.

Der Einfall war in der That ſonderbar, die Geraubte, kaum Wiedergefundene im Schoos ſeines Feindes zu bergen; aber hatte Selim einen andern Ausweg; und konnte er zugleich ein beſſeres Mittel finden, Philippe vor den Tücken Kampobachlos zu ſchützen? Unmöglich konnte dieſer auf den Gedanken kommen, die Verlorne ſey von ihrem Geliebten dahin gebracht worden, wo ſein Widerſacher zu gebieten hatte, auch waren die Mauern des Pallaſts der Herzogin vor Kampobachlos Zudringlichkeit ſicher. Er wußte, daß er hier gehaßt wurde, auch fand er ſelbſt nichts in dem burgundiſchen Gynecäum, das er geliebt hätte. Die Herzogin ſahe mit ſtolzer Verachtung auf ihn herab, Zelide kannte und floh ihn, die alte Frau von Halliwyn predigte, und die Prinzeßin Maria war zu jung, als daß er ſeine Augen auf ſie hätte werfen ſollen, zu hoch wär ſie für den ſtolzen Flug ſeiner Gedanken wohl keines weges geweſen, und wer weis, was der Uebermüthige, im Fall es ihm mit Philippen mislingen ſollte, hier vielleicht für Plane für die Zukunft ſchmiedete?

Selim war ſeiner Mutter mit der gelderſchen Prinzeßin ſehr willkommen, tauſendmahl ſchloß Zelide das verlorne Kind in die Arme, tauſendmahl bat ſie um Vergeſſenheit deſſen, was nicht ſie, nur Roſa ihr für Unrecht zugefügt hatte.

Philippe war noch nicht im Stande, das ganz zu verſtehen oder zu beantworten, was man ihr ſagte. Den vornehmſten Beweis von Bewußtſeyn zeigte ſie gegen Selim. Ihr Auge hing unabläßig an ihm. Sie wiederholte unaufhörlich ſeinen Namen, ſie war mehrmahls im Begriff, ſich in ſeine Arme zu werfen, aber ein ſchnelles Erröthen zeigte, daß ihre Beſinnung wiederkehrte, ſo wie auf der andern Seite eben dieſe gezwungene Zurückhaltung, und der Name, Marie Podiebrad, den ſie beſtändig in ihre Reden miſchte, viel von ihren Geheimniſſen verrieth; Geheimniſſe, die Selim ſo viel Freude als Kummer machten.

Sie liebt mich, ſagte er zu Zeliden, und hegt zugleich einen Verdacht gegen mich, der mir das Herz bricht! Ach die Eiferſucht wird die Liebe überwiegen! Ich werde nie glücklich ſeyn!

Zelide hieß ihren Sohn alles von der Zukunft und ihrer Sorgfalt hoffen, zugleich beſtand ſie darauf, daß das gelderſche Fräulein der Herzogin von Burgund vorgeſtellt werden müßte. Selim erkannte dieſe Nothwendigkeit dieſes Schrittes, aber er hielt es dem Wohlſtande gemäß, hier nicht gegenwärtig zu ſeyn. Mit was für einer Miene ſollte er der Gemahlin ſeines Feindes unter die Augen treten, und wie ſollte ſie denjenigen anſehen, von welchem ſie aus dem gemeinen Gerücht wiſſen mußte, daß er ſchon oft das Schwerd ſiegreich gegen den Herzog von Burgund geführt, und Antheil genug an ſeinen gegenwärtigen Verlegenheiten hatte.

Philippe ward ſehr wohl von der milden Herzogin empfangen, die alte Frau von Hallwyn recitirte die Geſchichte der verſtorbenen Mutter des Fräuleins, behauptete, daß einige unvorſichtige Schritte der Herzogin von Geldern die Urſach alles Unglücks ihrer Tochter geweſen wären, und verſprach ihr, jetzt alles zu halten, was ſie ehemahls der Herzogin von Geldern gelobt hatte, um ſie, die unglückliche Philippe im Schoos der Sicherheit zu behalten. —

Die junge Prinzeßin Marie intereßirte ſich am lebhafteſten für die ſchöne Fremde, die man ihr als ihre Couſine vorſtellte, auch hatte Philippe in der Folge Gelegenheit, ihr ihre zärtliche Zuneigung, ihre ſanfte Beſorgniß um ſie zu lohnen, indem ſie den erſten Funken von Ahndung künftigen Glücks in ihre Seele fallen ließ.

Der Kayſer und der Herzog von Burgund ſtanden faſt ſo lang Maximilian und Marie geboren waren, in Verhandlungen wegen künftiger Verbindung dieſer beyden. Die junge Prinzeßin ſahe ſich als ein beſtimmtes Opfer des Stolzes ihres Vaters an; die Frau von Hallwyn mochte ſagen was ſie wollte, Marie behauptete, ſie würde dieſen Maximilian nicht lieben können.

Philippe hatte, da ſie noch kayſerlicher Edelknabe war, nebſt einigen andern für etwaniges Wohlverhalten, einſt das Bild des jungen Prinzen bekommen, ſie ſchenkte es ihrer Muhme Marie, und wußte ſo viel gutes und rühmliches von dem Original zu ſagen, daß die Meynung der Prinzeßin ganz geändert, und hier einer Verbindung der Weg gebahnt ward, die man mit recht unter die glücklichſten rechnen konnte, welche je unter Fürſten geſchloſſen wurden.

Der Leſer merke wohl, daß wir hier der Geſchichte ein wenig vorgreifen, aber wir müſſen es auch, weil wir Philippen und Marien ſo bald nicht wiederſehen werden. Selim hat ſich bereits von der Geliebten ſeines Herzens getrennt, und unſere Pflicht erfordert, ihm nach Nancy zu folgen.

Nancy hatte lang vergeblich auf die Hülfe des Herzogs von Burgund gewartet, und ſich endlich dem Herzog von Lothringen ergeben müſſen. Als es zu ſpät war, erſchien Karl mit vierzig tauſend Mann, die Stadt zu belagern, oder vielmehr ſich hier Untergang und Tod zu holen; drey Tage früher hätte er noch helfen können. Jetzt war der Vortheil auf Herzog Reinhards Seite, auch ermangelte dieſer nicht, ſo gewiß er auch ſeiner Sache ſeyn mochte, die Eydgenoſſen zu Hülfe zu rufen.

Vielleicht hätte alles noch erträglich für den Herzog von Burgund ablaufen mögen, wär er im Stande geweſen, ſich von gewiſſen innerlichen Feinden loszumachen, die ihm lieb geworden waren, wie ſein eigen Herz: ſein Stolz, ſein Uebermuth, ſeine eigenſinnige Abneigung gegen jeden ihm von andern vorgeſchlagenen Schritt, ſtürzten ihn ins Verderben, und der Verräther Kampobachio, der ihm ſo theuer war wie ſeine Schoosſünden, ſuchte heimliches Einverſtändniß mit ſeinen Feinden.

Philippens Verluſt ſchlug alle ſeine bisher gehegte Anſchläge zu Boden, er mußte auf neue Mittel denken ſich empor zu heben, und ſich an demjenigen blutig zu rächen, den er für den Räuber ſeiner Dame hielt, an dem Herzoge von Burgund.

Er ſchrieb an König Ludwigen, deſſen Geſinnungen gegen den Herzog von Burgund ihm bekannt waren, und erbot ſich, ihm ſeinen Herrn gegen eine Grafſchaft, eine Feldherrn-Stelle, und fünf und zwanzig tauſend Kronen jährliche Renten lebendig oder tod auszuliefern. Zum Glück traute ihm der König von Frankreich nicht, er wußte, wie ſehr dieſer Unwürdige ſeinem betrogenen Herrn am Herzen lag, und ließ letztern warnen.

Karl hielt alles für Verleumdung und unſelige Mühe, ihm ſeinen Liebling verhaßt zu machen. Er konnte nicht abſehen, was Kampobachio für Vortheil in ſeinem Untergange finden, konnte nicht abſehen, was er für Urſach haben könne, ihn zu haſſen. Jene ſchimpfliche Begegnung, den Backenſtreich und was dem anhing, hatte er ganz vergeſſen, aber in Kampobachios Seele glühte ſie noch, wie im erſten Augenblick des Empfangs, und es iſt kein Zweifel, daß ſie der erſte Grund wurde, einen Menſchen von ſeiner Pflicht loszureiſſen, der auſſerdem ſeinem Wohlthäter vielleicht treu gedient haben würde. Der Verräther wußte ſich indeſſen zu verſtellen, und Karl liebte ihn nach Ludwigs Anklage, wo möglich, noch inniger als zuvor.

Nach Verluſt der letzten Schlacht erſchien der Treuloſe von neuem mit ſchriftlichen Anerbietungen bey König Ludwigen und Herzog Reinharden. Der erſte ſchien der Sache dieſesmahl ein aufmerkſameres Gehör zu geben, als anfangs, aber wie verächtlich Kampobachio von Herzog Reinharden abgewieſen wurde, das können diejenigen errathen, welche ihn kennen.

Nach zurückkehrender Botſchaft von König Ludwigs Hof, die vielleicht Einwilligung, Verſprechungen und Einſchläge mitgebracht haben konnte, ging der Graf zu Ausführung ſeiner Bosheit ernſtlicher ans Werk. Meuchelmörder in, und auſſer dem Heer waren gedungen, auch ſchien es ziemlich leicht dem verrathenen Fürſten beyzukommen.

Karl war überall ſelbſt, ſah alles mit eigenen Augen. Er ſcheute nicht die einſamſten und gefährlichſten Orte. Er war wach, wenn alle ſeine Wächter ſchliefen, und ermangelte ſelten Morgens und Abends ſelbſt noch die Runde im Lager zu reiten. Dieſes war das Vortheilhafte für ſeine Verfolger. Das erſte Nachtheilige für ſie war das hohe Zurückſchreckende ſeiner Perſon, welches ſchon mehrmahls einen Böswicht im Augenblick der That entwafnet hatte; auch konnte man ſich ſchwerlich an ihn wagen, denn er wußte ſein Schwerd zu führen, er trug den ganzen Tag den Küraß, und entwafnete ſich kaum des Nachts, auch ging bey ſeinen gewagten Streifereyen unabläßig ein junger Held, wie ein Schutzengel an ſeiner Seite, deſſen Arm man kennen und fürchten gelernt hatte. Selbſt Kampobachio hatte ſeine Kraft gefühlt, und wünſchte ſie nicht noch einmahl zu verſuchen.

Wir wiſſen nicht, ob es unſern Leſern lieb oder leid ſeyn wird, wenn ſie erfahren, daß dieſer ſchützende Genius ein Bekannter von ihnen, daß es Kalixtus Kolonna, oder Kalepin, Selims Bruder war; lieb iſts ihnen vielleicht zu vernehmen, daß dieſer ſo lang verwahrloſte junge Menſch, ſich zu einem Helden gebildet hatte, und leid, daß Selims Bruder ſeines Feindes Liebling war, und daß alſo getheiltes Intereſſe Amurats Söhne zu Gegnern machte.

In der That war Kolonnas Dankbarkeit gegen Karln groß, in der That hatte er Urſach dankbar zu ſeyn, denn Karl hatte edel, väterlich an ihm gehandelt; ihm dankte der Jüngling ſeine ganze Erziehung, ihm Ausſichten für die Zukunft, die für einen vertriebenen Prinzen wohl glänzend heiſſen konnten, ihm endlich, welches faſt das größte war, Schutz gegen Kampobachios Verfolgungen. Wer ſonſt von dieſem Manne gehaßt wurde, der mußte fallen, nur gegen Kolonna würkten ſeine Maſchinerieen nichts. Der junge Menſch ſtand neben ihm unerſchüttert in der Gunſt des Herzogs, und er mußte ſich ent-

ſchlieſ-

ſchlieſſen, ſeinem Haß und ſeinen Abſichten gegen ihn, oder Karls guter Meynung gute Nacht zu ſagen. Kampobachio hatte hierin noch nicht gewählt, er behalf ſich indeſſen mit liſtiger Verſtellung, und überhaupt hatte er auch jetzt mehr zu thun, als auf den Fall des Dieners zu denken, da der Untergang des Herrn ihn beſchäftigte.

Herzog Reinhard hatte einen Hausmarſchall; der Name des redlichen Mannes, der ein Opfer ſeiner Gutwilligkeit ward, verdient genennt zu werden, er hieß François Chiffron. Er war des Herzogs von Burgund geborner Unterthan, aber unerbittliche Härte gegen ihn in einer kleinen Sache hatte ihn aus dem Lande in die Dienſte des Herzogs von Lothringen getrieben, wo ihm wohl war, und wo nichts ihn beunruhigte, als die gegenwärtige Fehde wider ſein Vaterland.

In den damahligen Zeiten gehörte noch manches zu den Pflichten eines guten Bürgers, das gegenwärtig als Schwäche und Fehler bekannt iſt. Man fand es billig, nicht allein die Erde zu lieben, die uns zuerſt genährt und getragen hat, ſondern auch den Fürſten, dem wir und unſere Vorfahren Schutz und andere Vortheile danken, die nur unter einer regelmäßigen Regierung gefunden werden.

Herzog Reinhard ſah es gern, daß ſein Diener ſeinen Landsherrn liebte, und ſeinem

Untergang nicht ohne Kummer entgegen ſehen konnte, er freute ſich des Eifers, mit welchem Chiffron Kampobachios verrätheriſche Abſichten, die hier kein Geheimniß waren, anſah, und ſeiner Begierde, den verrathenen Fürſten gewarnt zu ſehen. Deine Treue. Chiffron, ſagte er, dieſe großmüthige Treue gegen einen Herrn, deſſen Härte dich aus deinem Vaterlande trieb, iſt mir Unterpfand von dem, was ich von dir zu gewarten habe. auch bin ich ſelbſt ungeduldig, dieſes ſchändlichen Menſchen, dieſes Kampobachios, hölliſche Anſchläge vernichtet zu ſehen.

O, rief Chiffron, daß ich Erlaubniß erhalten könnte, Anſchläge auszuführen, die meines Herrn großmüthigen Wunſch erfüllen, und mir die Beruhigung geben könnten, meine Pflicht gethan zu haben!

Rede François! ſagte Reinhard mit gnädiger Miene.

Ihr wißt, guter Herzog, fuhr der treue Burgundier fort, ihr wißt unſern Anſchlag, Nancy mit Proviant zu verſorgen, er kann faſt nicht mißlingen; um aber der guten Stadt deſto ſicherer zu helfen, ſo wollte ich ſelbſt bey dem Transport ſeyn, und — —

Weiter! Weiter! rief der Herzog mit wachſendem Intereſſe.

Wahrhaftig, gnädiger Herr, fuhr Chiffron fort, einem andern als Euch möchte ich das, was ich im Sinn habe, nicht vortragen; doch ihr kennt mein Herz; Verdacht gegen mich zu faſſen, iſt Euch unmöglich: Meine Abſicht iſt, auf der Rückkehr gutwillig in die Hände der Burgundier zu fallen, und meinen Landesherrn zu warnen, der ja zu ſeinem gebornen Unterthan einiges Zutrauen faſſen wird. Laßt Euch nicht irren, daß mir unterſchiedliche Dinge wiſſend ſind, die man mir entreiſſen könnte. Ehe mein Leben als Treue und Verſchwiegenheit! Ich weis wohl, daß ich Euch noch mehr ſchuldig bin, als dem Herzog von Burgund!

Franz! Franz! rief der nachdenkende Herzog von Lothringen, du wirſt mich durch deine kühne Wagniß um einen guten Diener bringen! Für Treue und Bewahrung geheimer Dinge iſt mir bey dir nicht bange, aber für den treuen Bewahrer. Soll ich dich den Händen der wilden Burgundier preis geben? ſoll ich dich Kampobachios Rache blos ſtellen?

Gnädiger Herr, ſagte François lachend, habt ihr keine weitere Einwendung gegen meinen Wunſch, ſo bin ich zufrieden. — Das übrige kommt auf Zeit und Umſtände an; wer weis denn, ob ich Gelegenheit haben werde, ohne andere mit mir in Gefahr zu ziehen, meinen Anſchlag auszuführen.

Nancy ward dieſe Nacht mit Proviant verſorgt; die Reiſigen, die zur Begleitung gedient hatten, kamen auf ihren ſichern Wegen zurück, aber ohne Chiffron. Sie klagten, daß er ſich zu lang an dem einzigen verdächtigen Orte, da feindliche Ueberraſchung unmöglich war, verweilt, und ſich nicht wieder zu ihnen gefunden hätte. Ihm nachzuſpüren wär wider Sicherheit und Ordre geweſen, aber ſie beſorgten ſehr, er werde den Feinden in die Hände gefallen ſeyn.

Ja, das iſt er! rief Reinhard. Gott gebe ſeiner großmüthigen Abſicht einen guten Ausgang, und ſetze uns bald in die Möglichkeit, ihn zu retten oder zu rächen!

Der unglückliche Chiffron! er war verloren, ſobald er in die Hände ſeiner Landsleute fiel, nicht Rettung, nur Rache war möglich.

Chiffron war keiner von den ſchwachen Seelen, die bey gränzenloſer Gutmüthigkeit, ohne Kopf und Ueberlegung handeln; es fehlte ihm nicht an Verſtand und Politik, eine ſchwere Sache glücklich einzuleiten. Alles ging gut, ſchon hatte er beynahe das Ohr des Herzogs von Burgund gewonnen, als Kampobachio Nachricht von der Sache erhielt, und indem er ſich einmiſchte, alles vernichtete.

Karl, der vorher kein Bedenken getragen hatte, den ehrlichen Burgundier ſelbſt vor ſich zu laſſen, wurde nun auf einmahl durch Furcht vor Meuchelmord, oder künſtlicher durch Zaubermittel bewürkter, und alſo unvermeidlicher Vergiftung, zurückgeſchreckt, das Geheimniß, das man ihm entdecken wollte, aus des Ueberbringers eigenem Munde zu hören. War dieſer Ueberbringer nicht Herzog Reinhards vertrauter Diener? war er nicht der Chiffron, der vor einigen Jahren ohne ſonderliche Urſach aus dem Lande vertrieben worden war, und der alſo wohl Rache, aber keine Liebe gegen den Fürſten hegen konnte, unter deſſen Regierung er ſo hart behandelt wurde?

Der Herzog vom Burgund war überzeugt, daß er Chiffron nicht ſehen dürfe. Er ſchickte Kampobachio, ſeine Beichte zu hören, und man urtheile, ob ſie von der Art war, daß ſie einem ſolchen Konſeſſor anvertraut werden konnte.

Kampobachio, dem dieſer Chiffron viel Unruh machte, kam zweymahl vergebens, doch ließ ſich endlich der unglückliche François, welcher wohl fühlte, daß ſeine Lage immer bedenklicher wurde, ſo viel heraus: Er bät, wenn ihn der Herzog ja nicht ſelbſt hören wollte, er möchte ihm nur einen andern Verhörer ſchicken, als den Grafen. —

Kampobachio, der bey dieſer Erklärung, die Chiffren durch ſeinen Kerkermeiſter überſchickte, gegenwärtig war, biß ſich auf die Lippen und muthmaßte die ganze Wahrheit. Eine augenblickliche Angſt überfiel ihn, als der Herzog ſich zu ſeinem zweyten Liebling wandte, und ihm den bedenklichen Auftrag gab: — Geh, mein Kolonna, ſagte Karl zu dem Jüngling, der ihm nie von der Seite kam; geh, und höre, was uns dieſer ſonderbare Mann zu ſagen hat. In dich wird wohl niemand ein Mistrauen ſetzen, wer kein Herz zu dir faſſen kann, deſſen Geheimniſſe mag ich nicht wiſſen.

Der Herzog hatte Recht, Kolonnas Geſicht war in der That eins von denjenigen, die offene Redlichkeit ſo ſprechend bezeichnen, daß ſchon ihr bloſer Anblick Zutrauen einflößt; ſeine Jugend war ebenfalls Empfehlung für ihn, es war dem Ausſager nur um treue Ueberlieferung ſeines Geheimniſſes zu thun; er würde es einem Kinde lieber als einem Greiſe zugeflüſtert haben, im Vertrauen, daß ein ſo ſchuldloſer Mund es unverfälſcht vor Karls Ohren bringen würde. Alles würde jetzt geglückt ſeyn, der Herzog wär durch die Umſtände, die Chiffren von der Verrätherey des Graſen zu melden wußte, wenigſtens aufmerkſamer auf ſeinen falſchen Günſtling geworden, wenn dieſer argliſtige Böſewicht nicht in jeder Verlegenheit ſchnelle Mittel gewußt hätte, ſich heraus zu helfen. Ein einiges Wort ſeinem Kammerdiener unvermerkt ins Ohr geſagt, vernichtete alles.

Kolonna ward in Chiffrons Gefängniß geführt. Ja das iſt der treue Ueberbringer meines Geheimniſſes! ſchrie der Alte, dem die holde Geſtalt des Jünglings einnahm. — Hütet Euch, flüſterte ihm eine Stimme von hinten zu, hütet Euch, dieſem jungen Menſchen etwas falſches zu ſagen; er iſt der Bruder des groſſen Grafen Kampobachio, und des Herzogs geheimer Sekretär.

Chiffrons Herz ſank bey dieſen Worten. Dieſes Kind ein hochbetrauter herzoglicher Diener? ſagte er zu ſich ſelbſt, ein Bruder Kampobachios? Ja, ja, eins fließt aus dem andern, und ich bin abermals betrogen! — Geht, junger Herr, ich habe Euch nichts zu vertrauen. Den Herzog, den Herzog allein, muß ich ſprechen! Sagt ihm, ſein Blut ſey über ihn ſelbſt, wenn er mich nicht hört! ſagt ihm, ihm ſey mehr an meinem Geheimniß gelegen, als an Lothringen und Burgund, ſagt ihm endlich, er ſolle den fragen, der ihm der nächſie iſt, und ſeine Beichte werde ſo gut ſeyn als die meinige!

Kolonna mußte ſich entfernen, denn er konnte durch ſeine rührendſten Bitten nichts mehr aus ihm bringen. Der Verdacht wider Kampobachios vorgeblichen Bruder war zu groß, als daß er hätte deutlicher ſprechen ſollen, auch war es bereits genug geſagt, wenn es der Herzog nur ſo ernſt und treulich hätte beherzigen wollen, als es ihm von ſeinem jungen Liebling vorgetragen wurde.

Kampobachio lächelte, daß ihm der Fund, dem treuen Burgundier Mistrauen gegen einen Engel einzuflößen, ſo wohl geglückt war; es hätte ihn wohl eher beſchämen ſollen, daß ſein Name, der Titel ſeines Bruders, im Stande war, die Unſchuld ſelbſt verdächtig zu machen.

Ihr ſeht, gnädiger Herr, ſagte er, indem er ſich zum Herzog wandte, der ihn um ſeine Meynung fragte, ihr ſeht, daß dieſer Menſch würklich nichts zu melden hat, daß er ein Narr oder ein Böswicht iſt; einer ſo wohl als der andere, drohet einer Perſon von Eurer Wichtigkeit Gefahr. Meine beſondern Meynungen über die Sache werde ich indeſſen nicht ermangeln, meinem Herrn in unterthäniger Vertraulichkeit mitzutheilen.

Der Herzog war ſehr begierig, dieſe beſondern Meynungen zu hören, jedermann entfernte ſich, und Kolonna, der der Sache weiter nachdachte, mit dem Entſchluß, morgen in Kampobachios Abweſenheit den Herzog nochmahls um Zutritt bey dem Gefangenen zu bitten, und neue Mittel zu brauchen, der Sache auf den Grund zu kommen.

Eine gute Sache, die man auf den andern Morgen verſchieben muß, geht oft verloren, dies war auch hier der Fall. Des andern Morgens lebte Chiffron nicht mehr, Kampobachios beſondere Meynung von dieſen Dingen war, die ſchnelle Hinrichtung des redlichen Warners geweſen, er hatte die Nothwendigkeit derſelben ſeinem verblendeten Herrn ſo nachdrücklich ans Herz zu legen gewußt, daß Chiffron nicht zu retten war. Er ſtarb mit der Betheuerung, der Herzog werde ihm bald folgen, und ſein vertrauteſter Rath trage gute Wiſſenſchaft um dieſe Dinge. Doch, ſetzte er muthig hinzu, was brauche ich im Augenblick des Todes zu ſchonen! Kampobachio iſt der Verräther und Mörder ſeines Herrn, hier dieſer Brief, den er an den Herzog von Lothringen abließ, und den der Redlichſte unter den Anweſenden zur Warnung ſeines Fürſten, aus meinen Händen nehmen mag, iſt Beweis meiner Ausſage, auf welche ich ſterbe, und vor Gottes Gericht zu treten denke.

Man hörte Chiffrons letztes ſchauervolles Bekenntniß man nahm den beweiſenden Brief aus ſeinen Händen, aber — er befand ſich unter lauter Kreaturen Kampobachios, keiner war redlich, keiner getraute ſich zu ſprechen; ſo ward der Verräther geſichert. Chiffrons Lippen verſiegelte das Grab, und Herzog Karl blieb der Geweihte des Todes.

Auf vielerey Art ſuchte der Böſewicht den Untergang ſeines Herrn vorzubereiten. — Der Winter rückte immer mehr heran; Karls Völker waren ſchlecht vor dem Froſte verwahrt, und wurden noch ſchlechter geſpeiſt und beſoldet. Hunger und Kälte rieben einen groſſen Theil des Heers auf, mit welchem ſich der burgundiſche Held nicht ohne Grund vermeſſen hatte, ein Königreich zu erſiegen. Er war unſchuldig an den Elend, das hier ſo ſchrecklich aufräumte. Ehe litt er ſelbſt Mangel, als daß er ſeinen Soldaten das nöthige entzog. Kampobachio hinterhielt den Unglücklichen Nahrung und Sold, er war es, der ſie durch tägliche ſchreckensvolle Poſten von dem Zuzug der mächtigern Feinde muthlos machte, und die Hülfe aus den Niederlanden verhinderte.

Der treue Lalain, — o wär er vor Chiffrons Tode gegenwärtig geweſen! — war Graf Engilberten von Naſſau entgegen geſchickt worden. Dieſer Fürſt, eine gute redliche Seele, wie der Bote, den man ihm geſchickt hatte, um ſeine Annäherung zu beſchleunigen, kam, aber er brachte nur wenig Völker mit ſich. Es iſt mir unmöglich, ſagte er, meine Kinder den Gefahren dieſer rauhen Jahrszeit aufzuopfern. Will der Herzog das Haupttreffen bis auf den nächſten Frühling verſparen, ſo will ich ihm ein ſtattliches Heer ſtellen, das nicht in ſeinem ſondern in meinem Solde ſtehen ſoll; ich bin, Gott ſey lob, vermögend genug, ihm dieſen Reuterdienſt zu erzeigen.

Naßau erhärtete dieſen Vorſchlag mit weiſen Gründen; Lalain bat, aber Karl hörte nichts, als ſeinen eigenen Wahn und Kampobachios Einhauchen, welcher ihm vorſpiegelte, Nancy müßte in den nächſten Tagen aus Hunger übergehen.

Die Noth in Nancy war in der That groß, dieſe gute Stadt hatte in Chiffron einen treuen und ſchlauen Speiſemeiſter verloren. Herzog Reinhard wütete über die Hinrichtung ſeines treuen Dieners, und ließ ſich, vielleicht das einzige Mahl in ſeinem rühmlichen Leben zur Grauſamkeit hinreiſſen. Viel gefangene Burgundier wurden Chiffrons Schatten zum Nachopfer geſchlachtet.

Karl wagte indeſſen, aus Furcht, daß die Nähe der Eydgenoſſen, ihm vollends alles verderben möchte, einen Hauptſturm auf Nancy. Die Kriegsverſtändigen in ſeinem Heer beharrten auf Aufſchub aller Thätlichkeiten, bis zum Frühling. Er hörte nicht, ob ihn gleich der Augenſchein und der ſchlechte Erfolg aller ſeiner Unternehmungen hätte witzigen ſollen.

Er brach auf mit ſeinem kranken Heer gegen die friſchen, ſieggewohnten Eydgenoſſen. Kaum zehntauſend Mann waren es, auf die er ſich verlaſſen konnte. Niemand war, dem hier nicht die Gefahr in die Augen fallen mußte. Karl hätte nicht der ſeyn müſſen, der er war, wenn er hier von Sicherheit und gewiſſen Siege hätte träumen wollen, nur der Gedanke an ſo manches kühne Wagſtück, das ihm gelungen war, konnte ihn beruhigen, und der Troſt, den er hieraus nahm, war ſo ſtark, daß er alle andere Ueberlegungen unkräftig machte.

Doch muſte Todesahndung in ſeinem Innerſten feſte Wurzel gefaßt haben. Er machte Vorkehrungen bey dieſem ſeinen letzten Feldzug, die er ſonſt nie zu machen pflegte: halbe Nächte brachte er mit Schreiben zu, und als er ſich an dem entſcheidenden Tage zu Pferde ſetzte, ließ er einen eigenhändigen Aufſatz, die nöthigſten

Verfügungen wegen ſeiner Tochter und des Reichs enthaltend, in den Händen des treuen Lalain.

"Und warum ſoll eben ich, fragte der redliche Alte, der Verwahrer dieſes traurigen Blattes ſeyn? Ich begleite meinen Herrn, das Schwerdt wird ehe mich treffen als ihn!"

Du begleiteſt mich nicht, mein Freund! antwortete Karl mit dem leutſeeligen Blick, der ihn zum Abgott ſeiner Diener machte. Die Wunden, die du dir vor Nancy holteſt, ſind noch kaum geſchloſſen!

Und dieſer Knabe, dieſer Kolonna ſoll an der Seite ſeines Herrn fechten? ſoll vor mir alten verſuchten Diener einen Vorzug haben?

Lalain! ſagte Kolonna, gönnt mir das Glück, vor unſern Herzog fechten oder ſterben zu lernen, ich gehe in die Schule, in welcher ihr bereits ausgelernt habt.

In die Schule der Treue bis zum Tode! wiederholte Lalain mit einer Thräne im Auge. O Kolonna! o Kampobachio! das Leben unſers Herrn! Gott fordere es von Euren Händen! ihr ſeyd die nächſten um ſeine Perſon, das Schwerdt, das nach ſeinem Herzen ziele, muß ſeinen Weg durch das Eurige ſuchen!

Kolonna ſchüttelte Lalains Hand ohne ſprechen zu können: in ſeinen ſchwimmenden Augen war das Gelübde der Treue bis zum Tode.

Kampobachſo wollte nicht ermangeln u. ſ. w. Seine Blicke auf den Herzog — (Denn, daß er zu ſtolz war, ſie bey dieſer Verſicherung auf Lalain zu richten, verſteht ſich) logen Gefühle, die er nicht kannte. Sein Herz war voll Bitterkeit gegen Karln. Der vor Jahren erhaltene Backenſtreich brannte immer noch auf ſeinen Wangen, Philippens Verweigerung in ſeinen Herzen. Die Entführung der gelderſchen Erbin aus Schloß Samſon, die er dem Herzog beymaß, war eine neue Urſach zu Rache und Unwillen gegen ihn, und die allerneuſte der Vorzug, den Lalain dieſen Augenblick von Karln vor ihm erhalten hatte, indem ihm die Papiere anvertraut wurden, welche den letzten Willen desjenigen enthielten, von welchem niemand beſſer wußte, als Kampobachio, daß er zum Tode ging.

Die Eydgenoſſen, unter der Anführung Wilhelm Horters und ſeines tapfern Siegsgenoſſen in der Schlacht bey Granſee, ſetzten über einen verſchneyten Graben, um dem Herzog von Burgund in die Flanke zu fallen.

Der Verräther Kampobachio ging gleich anfangs zu den Feinden ſeines Herrn über. Der Empfang, den er fand, war ſchlecht! Die braven Helvetier mochten nicht mit ihm fechten, Herzog Reinhard wies ihn mit Unwillen von ſich, und [illegible] Zorn gegen ſeinen Feind ward durch die tiefſte Verachtung abgekühlt. Kampobachio mußte nach Kaſtell Konde abziehen, wo er ſich rühmlichſt beſchäftigte, die bald drauf fliehenden Burgundier abzuſchlachten, und die, welche ſich ranzioniren konnten, gefangen zu nehmen, er glaubte, hier könne ihm die Hauptperſon im Trauerſpiel, nach deren Untergang ſeine Rache dürſtete, nicht entgehen. Sollte es geſchehen, welches faſt unmöglich ſchien, daß der Herzog den Meuchelmördern entging, die ſein Feind in ſeinem eigenen Heer wider ihn gewafnet hatte, ſo mußte er doch hier lebendig oder tod in Kampobachios Hände fallen.

Der Verräther, welcher ſeinen Uebergang zu den Feinden aus Staatsurſachen, die uns unbekannt ſind, gleich auf den erſten Anfang der Schlacht verlegt hatte, wußte, daß er perſönlich nun nichts mehr beytragen konnte, ſeinen Herrn dem Tode entgegen zu führen; dieſen Schaden, der ihm durch ſeine Abweſenheit zuwuchs, zu erſetzen, hatte er dreyßig Reuter gedungen, die Karln nicht verdächtig ſeyn konnten, weil ſie zu ſeinem eignen Heer gehörten, und die gleichwohl Befehl hatten, ihn bey der erſten günſtigen Gelegenheit, im Fechten oder im Fliehen, bey der Vertheidigung oder dem Angriff den Todesſtoß zu geben. Einer von dreyßigen, ſo rechnete

Kampobachio ſehr richtig, wird doch unter zahlloſen Gelegenheiten eine ergreiſen, den Blutlohn zu verdienen, und das große Rachopfer zu ſchlachten.

Unter den dreyßig berittenen Meuchelmördern war ein tauber Fußknecht; die Geſchichte nennt ſeinen Namen, der beſſer in ewiger Vergeſſenheit begraben würde, Claude Beaumont. Er war ſo dumm als taub, und ſo boshaft als taub und dumm. Es ließ ſich nicht denken, wie Kampobachio auf die Wahl eines ſolchen Subjekts gefallen war, und noch undenkbarer iſts, daß eben dieſem Menſchen es unter allen ſeinen Mordgeſellen allein gelingen, daß dieſer Elende das Werkzeug werden ſollte, einen der größten Helden ſeiner Zeit hinzurichten.

Beaumont hatte den Trompetenſtoß verhört, der ihn an ſeinen Poſten rief; ſeine Dummheit ließ ihn Maaßregeln zu Verbeſſerung ſeines Verſehens ergreiſen, die ihn verdächtig machten. Lalain, der im Lager zurückgeblieben war, und hier das Komando hatte, ließ ihn vor ſich kommen. Es war unmöglich, aus ſeinen verworrenen Ausſagen Kampobachios ganzem hölliſchen Anſchlag auf den Grund zu kommen, aber Winke erhielt Lalain, die ihn zittern machten. Er hielt das Leben ſeines theuren Herrn nicht ſicher, als unter ſeinen eigenen Augen, er machte ſich

auf,

auf, ſo ſchwach er noch von ſeinen Wunden war, ſelbſt über ihn zu wachen, und hinterließ das Lager unter bekannt treuen Händen, und Beaumont, von dem man umſtändlichere Ausſage hofte, in ſtrenger Verwahrung.

Die Treue gab Lalain Stärke, er focht an Karls Seite ohne erkannt zu werden, und er und der junge Kolonna behaupteten ihren Platz als die Schutzengel des burgundiſchen Helden, ſo wohl, daß es unmöglich war, daß hier das Meuchelſchwerdt würken konnte; ach wäre die Tapferkeit einzelner Helden nur hinlänglich geweſen, den Verluſt der ganzen Schlacht abzukehren! — Doch welch ein Wunſch! wir vergeſſen ganz, daß unſer Selim unter Karls Feinden kämpft, und daß es alſo unſere Pflicht erfordert, uns auf ſeine Seite, nicht auf die Seite der Burgundier zu ſchlagen! Verzeiht uns dieſen Fehler, lieben Leſer, wir ſind wohl nicht die Einzigen, die bey der Geſchichte dieſer Schlacht zweifelhaft wurden, wem ſie den Sieg gönnen ſollten, ob Herzog Reinharden und den braven Eydgenoſſen, oder hier einem Helden, der im Kampf mit zahlloſen Widerwärtigkeiten wohl endlich unterliegen mußte. Es war den Helvetiern gegeben, oft über edle Feinde zu ſiegen, wer wollte Herzog Leopolden bey Sempach, und Herzog Karln bey Nancy nicht eine Thräne ſchenken?

Der Sieg lenkte ſich ganz auf die Seite Herzog Reinhards und der Eydgenoſſen. Selims Thaten unterlaſſen wir zu ſchildern; ſie wurden hier von tauſend andern verdunkelt.

Selim konnte ſich nicht entbrechen, ſeinen erhabenen Feind, den Herzog von Burgund, zu bewundern, der ſich hier mitten im Unglück ſo groß erzeigte. Die Göttin des Siegs wandte ihm den Rücken, die Niederlage war unvermeidlich, doch ſtand er wie ein Fels und wankte nicht, da alles um ihn her zu Boden ſank. Selim hatte zehnmahl Gelegenheit, ſein Schwerdt gegen das ſeinige zu ſetzen; ein geheimer Schauer hielt ihn zurück; er ſchob dieſes auf Karls nahe Verwandſchaft mit ſeiner Geliebten, und verkannte die Stimme ſeines guten Engels, der ihn abhielt, Bruderblut zu vergieſſen. An Karls Seite kämpfte ein Greis und ein Jüngling, entſchloſſen für und mit ihm zu ſterben, der letztere blutete ſchon aus mehrern Wunden, ein Streich von Selims Schwerdte auf Karln hatte ihn zur Vertheidigung gereizt, und ihm einen Gegner zugezogen, dem er nicht gewachſen war; der junge Held wär geſunken, und hätte durch ſeinen Fall ſeinen Gegner zum Brudermörder gemacht.

Der Herzog von Burgund ſahe, wie ſchwach Kolonnas Streiche wurden; die Thränen traten ihm in die Augen. Geh, mein Kind! ſagte er, laß dich aus dem Streite führen, es iſt zu viel für mich, auch dich ſterben zu ſehen! und du, braver Alter, rette den Knaben und ſchone dein eignes Leben.

Lalain weicht nicht! war die Antwort, und Kolonna iſt glücklich für ſeinen Herrn zu ſterben!

Lalain? rief der Herzog, der ſeinen Nebenkämpfer erſt jezt erkannte, Lalain, auch du? O der Opfer ſind zu viel, die für mich bluten.

Ein neuer Hauſe der Feinde ſtürmte herbey, das kurze Geſpräch ward unterbrochen, der Herzog und ſeine beyden treuſten Freunde fochten verzweifelt; hätten alle ſo gefochten, der Sieg wär zweifelhaft geblieben, doch hier mußte endlich überlegene Macht und Menge ſiegen. Kolonna fiel, Lalains Pferd bekam eine Wunde, die es flüchtig machte. Der Herzog konnte ſeine Leute nicht mehr beyſammen erhalten; alles floh! einige ſeiner treuſten Diener riſſen auch ihn mit ſich fort, zu der unglücklichſten Flucht, die dem Helden das Leben koſtete.

Der nacheilende Feind hatte endlich alle Begleiter des Herzogs erlegt. Karls Pferd trug ihn über einen halb gefrornen Graben; es ſtrauchelte und fiel. Der jähe Sturz, der Blutverluſt und die kalte Tiefe, in welcher der verwundete Herzog lag, machte ihn ohnmächtig. Noch wär er zu retten geweſen, wenn das Schickſal ihm einen Helfer geſchickt hätte; es ſchickte ihm keinen Helfer, ſondern einen Mörder.

Claude Beaumont hatte ſich, wir wiſſen nicht wie, aus ſeiner Gefangenſchaft im Lager los gemacht; ein böſer Geiſt mußte ſeine Bande gelößt haben! er eilte nach dem Schlachtgefilde. Zum ehrlichen Kampf kam er zu ſpät, aber nicht zur Vollziehung ſeines ſchrecklichen Auftrags. Des Herzogs Pferd, das ſich aus dem Graben empor geholfen hatte, tobte ihm reuterlos entgegen, er folgte der Spur des Bluts, die es hinter ſich herzog; ſie führte ihn nach der Tiefe, wo der Fürſt lag, nach deſſen Blut[illegible] er, um einer elenden Belohnung willen, dürſte[illegible] Er ſah, er kannte ihn; mit eigner Lebensgef[illegible] ſtieg er hinab, nicht um zu retten. — Ein wüthender Hieb in Karls Hinterhaupt trieb die Heldenſeele des großen Mannes vollends aus dem zerſetzten Körper, und der Meuchelmörder ſchied froh und muthig, als hätte er eine große That verübt.

Aber auf der Wahlſtatt feyerten die Sieger die gewonnene Schlacht. Herzog Reinhard und Selim nahmen nicht ſo herzlichen Antheil an der Siegsfreude, als ſie geſollt hätten. Geſunkene Größe iſt für die Hohen der Welt allemahl ein trauriger Gedanke. Das Gerücht: Herzog Kar ſey auf der Flucht getödtet worden, breitete ſich allmählich aus, und Thränen kamen den beyden Freunden in die Augen. Er war doch ein groſſer Mann! ſagte Selim. Und der Oheim ſeiner Philippe! ſetzte Reinhard hinzu. —

Er hätte nur väterlicher an ihr handeln ſollen!

Er verkannte dich und ſie! — Ich habe härtere Klagen über ihn zu führen, und das hätte ich ihm alles vergeben mögen! — —

Gegen den Abend kam Poſt, die Ausgeſchickten Herzog Reinhards hätten den Ort ausgekundſchaftet, wo der burgundiſche Held gefallen ſey.

Die beyden Freunde ſaſſen auf, bey geziemender Aufhebung des Heldenleichnams gegenwärtig zu ſeyn! — Ein gefangener Burgundier war ihr Führer.

Ich ſah [illegible] fechten, ſprach Selim unterweges, bey Gott ſolche Streiche erblickte ich ſelten! Jeder ein treffender Wetterſchlag! — Ach, und der junge Menſch an ſeiner Seite! — Der Herzog von Burgund hat keinen Sohn, ſonſt wollte ich glauben, hier habe kindliche Liebe geſtrebt, das Leben für einen Vater aufzuopfern!

Verzeihet, gnädiger Herr, fiel der Burgundier ein, ihr ſeyd ganz irre, dieſer brave Jüngling war unſerm Herrn ganz fremde, es iſt der junge Kolonna, den einige für einen Italiäner, andere für einen Morgenländer ausgeben.

Kolonna? ſchrie Selim mit dem höchſten Erſtaunen.

Ja, gnädiger Herr, und gleich ſind wir bey dem Platze, wo er in Vertheidigung ſeines Wohlthäters fiel.

Fiel? Kolonna gefallen? — O mein Bruder! mein Bruder! iſt dies das Wiederſehen, nach welchem ich mich ſehnte?

Sie kamen an die Stelle, wo der Jüngling in Vertheidigung ſeines Wohlthäters fiel! Ein glorreicher Fall! — Rühmlicher hätte Amurats Sohn wohl nicht zuerſt vor ſeinem Bruder erſcheinen können, als in den ſchönen Wunden, die ihn bedeckten. Die Fahne von Burgund, die er im ſinken zu retten ſuchte, verhüllte zur Hälfte den Leichnam des jungen Helden.

Selim warf ſich vom Pferde, und kniete neben dem Gefallenen! Ja, das iſt er! rief er mit ſtrömenden Augen! dies ſind Züge, die meinem Herzen verwandt ſind! O Kalepin! Kalepin! erwache! — O ſo dich wieder zu finden! ſo dich zu verlieren! — Doch hier iſt noch Leben und Wärme! dies Herz ſchlägt noch! O Hülfe! Hülfe! die Heldenſeele in dem ſchönen Körper zurück zu halten!

Man drängte ſich um den Körper des Jünglings, die Wahrheit von Selims Worten auszuſpähen. Sie beſtätigte ſich! Der Burgundier, ein Wundarzt, machte einige Verſuche. Kalepin ſchlug die Augen auf, zwar nur um ſie ſchnell wieder zu ſchließen, aber auch dieſer einzige Blick verſetzte Selim in einen Himmel von Freude. Reinhard theilte ſie mit ihm. Nimm, ſagte er, behalte alle, die dir zu Rettung deines Bruders nöthig ſind. Ich gehe weiter, ob ich vielleicht bey dem Leichnam unſers großen Feindes ähnliches Glück haben möchte.

Der Ort, den man dem großmüthigen Herzog von Lothringen als die Stelle bezeichnet hatte, wo Karl gefallen ſey, war leer und zeigte nur einige Spuren von Blut. Man ſuchte den Abend und die Nacht hindurch vergeblich, und erſt am Morgen führte der Zufall an den Graben, wo der Held ſein Leben ſo kläglich geendigt hatte. Man ſtieß auf ein burgundiſches Geſchwader, das hier beſchäftigt war, einen Körper aus Eis und Schnee herauf zu arbeiten.

Scenen des Todes machen Feinde zu Freunden. Graf Anton, Karls natürlicher Bruder, den man nur nach damahliger einfältiger Weiſe den Baſtart von Burgund zu nennen pflegte, war Anführer des burgundiſchen Haufen, er verbarg ſich nicht vor Herzog Reinharden, und dieſer nicht vor ihm, ſie, die geſtern wie erzürnte

Löwen gegen einander fochten, gaben ſich wehmüthig die Hände. Werden wir hier finden was wir ſuchen? fragte Reinhard. —

Soll ich ſagen, ich hoffe, oder ich fürchte es? antwortete Anton.

Beyde ſchwiegen, und die Arbeit ging fort. Endlich war der Leichnam völlig heraufgearbeitet; aber noch wuſte man nicht, ob man irre war. Die prächtigen Waffen des Herzogs waren kenntlich, aber nicht ſo ſein Geſicht; von Froſt und Näſſe aufgeſchwollen, durch Beaumonts ſchreckliche Hiebe entſtellt, zeigte es nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit dem, was es ehemahls war. Graf Anton ſtreifte endlich die Bekleidung des linken Arms, der die Rüſtung verloren hatte, auf, und fand ein kenntliches Maal. Lupus, Karls Leibarzt, erkannte das nehmliche und man konnte nicht mehr zweifeln. In traurender Stille ward der Leichnam aufgehoben, und in Begleitung des Bruders, des Freunds, des traurenden Siegers, und einiger weinenden Diener nach Nancy gebracht. Ein kleines Leichengefolge für den burgundiſchen Helden; doch ermangelte der Herzog von Lothringen nicht, ihn wenig Tage drauf in anſehnlicherer Begleitung zur Erde beſtatten zu laſſen. Er ruht in der Georgenkirche zu Nancy vor dem Hochaltar. Herzog Reinhard ſtand in tiefer Trauer an ſeinem Grabe, und redlichere Thränen floſſen auf die Aſche des Helden, als ſonſt Fürſten übereinander zu weinen pflegen.

Während dieſer gutmüthige Prinz ſeines Feindes Aſche auf dieſe Art beehrte, ihm an dem Orte, wo er gefallen war, ein einfaches Denkmahl errichtete, und auch zum Andenken der gefallenen Burgunder und zur Ruhe ihrer Gebeine, Kirchhof und Kapelle erbauen ließ, wachte und ſorgte Selim an dem Lager ſeines Bruders Kalepin. Der Himmel ſchenkte ihn ſeinen Gebeten, aber freylich nicht in der Stärke und Blüthe wieder, die er am Tage der Entſcheidung, zwiſchen dem Herzog von Burgund und ſeinen Gegnern, mit in die Schlacht brachte. Kraft und Lebensgeiſter, die einer ſo jungen Pflanze entzogen werden, erſetzen ſich nicht ſo leicht; auch blieb Kalepin nach dem Verluſt ſeines Wohlthäters, den er jetzt auch Selim lieben lehrte, immer ein Hang zur Schwermuth eigen, der ihm alle Freuden des Lebens verleidete und jeden Trieb zu hohen Dingen, der ſich vor kurzem noch in ihm geregt hatte, durch den Gedanken baldigen Todes niederſchlug; daher ein Entſchluß, der Selim ſehr bekümmerte, und von dem wir unſern Leſern bald mehr ſagen werden.

Kampobachio begab ſich, nachdem er auf dem Kaſtell Konde der Gefangenen genug gemacht, und ſich durch ihre Löſegelder bereichert hatte, nach ſeinem Vaterlande zurück. Der Graf von Naſſau hatte ihm allein funfzigtauſend Gulden, und Lalain, der ſchwer verwundet, auch in ſeine Hände gefallen war, zehntauſend bezahlen müſſen. Lalain hätte ſich mit der gedoppelten Summe lieber ein Grab neben ſeinem lieben Herrn gekauft, wenn er nicht die Pflicht gefühlt hätte, für Vollziehung des letzten Willens zu ſorgen, welchen Karl, als ihm die Nähe ſeines Todes ahndete, in ſeinen treuen Händen niedergelegt hatte.

Während der Verräther des burgundiſchen Helden nach Umbrien zog, und dort ſtatt des Genuſſes ſeiner übel erworbenen Schätze, folternde Gewiſſensbiſſe und einen ſchrecklichen Judas Tod durch eigene Gewaltthat fand, ward der redliche Lalain in Burgund der Schöpfer des Glücks einer guten Prinzeßin.

Marie ward die ruhige Beſitzerin der Lande ihres Vaters, und ob gleich eine ſo reiche Erbin überall von eingedrungenen Theilnehmern ihrer Hoheit beſtürmt wurde, ob man ſie gleich bald zur Gemahlin des unmündigen Dauphins, bald des alten Herzogs von Geldern, Philippens Vaters machen wollte, den man eigentlich darum aus ſeinem Gefängniß hervorholte, ſo blieben doch am Ende nur zwey Bewerber um ihr Herz, welche einige Beachtung verdienten: der liebenswürdige Herzog von Lothringen, und der kayſerliche Prinz Maximilian; Herzog Reinhard bewarb ſich mehr des Wohlſtands wegen um Marien, denn ſein Herz hing an Philippen, und da die burgundiſche Prinzeßin ebenfalls nichts für ihn und alles für den jungen Maximilian fühlte, mit welchem ſie bereits Ring und Briefe gewechſelt hatte, ſo iſt keine Frage, wie die Entſcheidung am Ende ausfiel. Nichts von den Hinderniſſen, die das Glück dieſer Liebenden noch einige Zeitlang verzögerten, ſondern nun den Reſt unſerer Blätter noch ganz allein jenen Dreyen, die Hauptperſonen dieſer Geſchichte ſind, unſerm Selim, ſeinem Bruder und ſeiner Geliebten.

Selim und Kalepin folgten dem Herzog von Lothringen an den burgundiſchen Hof, wo Philippe von Geldern jetzt unter dem Schutz ihrer edeln Muhme Maria, in den Armen Zelidens, und der guten Frau von Hallwyn, freyer und glücklicher lebte, als zuvor je. Sie war jetzt ganz ihres Selim, keine Träume von der ungariſchen Königin trübten weiter ihre Ruhe; keiner von Selims Mitbewerbern um ihre Gunſt, ſelbſt der trefliche Herzog von Lothringen nicht, vermochte ihm Eintrag zu thun, auch bezwang dieſer edle Fürſt, der in allem ein Held zu ſeyn wußte, eine Leidenſchaft, die er für unrecht hielt, und die das Glück ſeiner Freunde trübte.

Dieſes Glück vollkommen zu machen, war Marie entſchloſſen, ihrer Freundin das Land ihrer Väter wieder zuzuwenden, und ſie triumphirte in den Gedanken, Selim und Philippen, bald als Herzog und Herzogin von Geldern zu begrüßen, da auf den elenden Herzog Adolf, der noch über das bald nachher an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtarb, keine Rückſicht zu nehmen war. — Marie, und die Liebenden hatten ſich indeſſen zu früh gefreut, denn bald ereigneten ſich Dinge, welche Selims Durſt nach Größe von neuem weckten, und den ruhigen Genuß häuslicher Freuden weit hinaus in die Zukunft ſchoben.

Azimith, der ſich auf geheime Briefe aus Rhaſcien ſeit einiger Zeit von Selim getrennt hatte, kam mit Nachrichten zurück, deren Inhalt die Leſer im folgenden Abſchnitt erfahren, und denn den Einfluß, den ſie auf Selims Entſchlüſſe hatten, nach Belieben tadeln oder billigen mögen.

Die Entſtehung der Freundſchaft Azimiths zu dem türkiſchen Prinzen in den rhaſciſchen Gebürgen haben unſere Leſer geſehen, und ihr Wachsthum durch manche Jahre bis auf den Zeitpunkt, an welchem wir uns gegenwärtig in unſerer Geſchichte befinden, nicht aus den Augen gelaſſen. Der Dienſte, welche dieſer redliche Alte unſerm Helden erzeigt hatte, waren unzählich, der weſentlichſte war ſeinem Urtheil nach noch zurück, er eilte in dem nehmlichen Augenblicke ihm denſelben zu erzeigen, da wir ihn im halben Unwillen von ihm ſcheiden ſahen.

Arimith betrachtete das Leben des Sohns Amurat mit andern Augen, als er ſelbſt. Selim ward von Thaten zu Thaten, von Begebenheiten zu Begebenheiten fortgeriſſen, ohne an ſein endliches Schickſal zu denken. Er freute ſich Heldenruhm und Freunde zu finden, wo er hin trat, und war zufrieden. Arimith dachte weiter; es bekümmerte ihn, das Leben ſeines Helden im Dienſt anderer ohne merklichen Vortheil für ſich verfließen zu ſehen, es bekümmerte ihn, daß Selims Schwerd manchen Fürſten Ruhe, Ruhm und Land erkämpfte, ohne nur noch ein einiges Mahl in eigner Sache die Scheide verlaſſen zu haben. Was wird am Ende ſein Schickſal ſeyn? ſagte Arimith zu ſich ſelbſt? Verluſt derer, die ihn heben könnten, wie bey den Korvinen; Undank, wie bey dem Könige von Ungarn; verkanntes Verdienſt wie am böhmiſchen Hofe; Verachtung wie zu Burgund; oder kalter Dank wie bey dem Herzog von Lothringen. So wird Amurats Sohn andern Kronen erkämpfen, ohne je ſelbſt eine zu tragen, man wird ihm danken und lieben, ohne ihm zu lohnen, und ein geborner König wird der Knecht kleiner Fürſten ſeyn und bleiben.

Der alte Rhätier urtheilte, vornehmlich was den Herzog von Lothringen anbetraf, zu ſtrenge, doch zweifeln wir, ob er ſeine Meynung geändert haben würde, wenn er Herzog Reinhards Abſichten für ſeinen Freund gewußt hätte, alles was man ihm hier geben konnte, dünkte Selims Freund zu klein für ſeine Verdienſte, ſelbſt die Hoffnung auf das gelderſche Herzogthum würde er mit Achſelzucken betrachtet haben, da er nichts mehr wünſchte, als Amurats Sohn den Beſitzer der morgenländiſchen Reiche zu ſehen.

Keine Hoffnung war hiezu, ſo lang Mahomed lebte, auch ließ es ſich nicht denken, daß Selim jemals dort etwas durch Schwerd gewinnen würde. Wo waren die Heere, die er ſeinem furchtbaren Bruder entgegen führen konnte? ſollten ſich vielleicht die Könige von Ungarn und Böhmen, oder der Kayſer für ihn rüſten? Der letzte wußte nicht einmal, daß ein Selim lebte, dem er Dank ſchuldig war; der türkiſche Prinz hatte in ſeiner Sache gekämpft, ohne daß ſein Name laut geworden war, Dienſte dieſer Art einem Fürſten erzeigt, ſind Tropfen, die ſich ins Meer verlieren. Was Mathias und König Georgen anbelangt, o die hatten längſt vergeſſen, daß ein Selim lebte, der einſt ihr Freund war, und für den ſie etwas hätten thun können, und dachte Prinz Viktorin noch zuweilen an den Gefährten ſeiner frühern Heldenthaten, ſo war es das ſchwache Andenken an einen Abweſenden; wer wußte, ob es der Mühe gelohnt hätte, es aufzufriſchen!

Der treue Arimith ſchaute überall umher, wie er ſeinem Freunde, ohne erbettelte Fürſten-Hülfe, ein Glück bauen könne, das ſeiner Geburt und ſeiner Anſprüche würdig wär. Seine Augen hefteten ſich ſeit einiger Zeit feſter als zuvor je auf den Thron, den Mahomed beſaß. Arimith, dieſer Mann, der überall Freunde und Einfluß hatte, wußte, daß Mahomeds Thron, den er durch tauſend Heldenthaten unterſtützt hatte, demohngeachtet zu wanken begann, daß Unruh unter ſeinen Söhnen, deren einen er ſelbſt hinrichten ließ, die Erbfolge zweifelhaft machte. Jetzt war vielleicht die Zeit, wo ſich für Amurats Söhne etwas thun ließ, und o, daß Ali gelebt hätte, die Gerechtſamen ſeines ehemahligen Pflegſohns zu unterſtützen!!

Dieſer Ali, der ganz im Anfang dieſer Blätter eine Rolle ſpielte, und den unſere Leſer vielleicht längſt vergeſſen haben, war dem aufmerkſamen Arimith, aus Selims Erzählungen, noch in gutem Andenken. Längſt ſchon hatte er die Umſtände ſeiner Verſchwindung mit den Nachrichten aus Konſtantinopel verglichen, und aus verſchiedenen Dingen Muthmaßungen geſchöpft: Ali müſſe noch leben.

Und Ali lebte auch wirklich noch, aber als ein Gefangener. Sein geargwohntes Einverſtändniß mit den Feinden Mahomeds, der Antheil, den er an der Rettung der jungen Prinzen nahm, die der grauſame Bruder dem Tode gewidmet hatte, waren todeswürdige Verbrechen. Wie es zuging, daß Mahomed ſie nicht mit dem Tode beſtrafte, iſt uns unbekannt; zwanzigjähriges Gefängniß war freylich für einen Mann wie Ali, ſchrecklichere Strafe als der Tod.

Gegen das Ende von Mahomeds Regierung wurden Alis Bande leichter, er hatte einen Freund an dem älteſten von Mahomeds Söhnen, an dem tapfern Muſtapha; er pflegte dieſen Jüngling immer den zweyten Selim zu nennen. Er hielt Selim für tod, aber wir zweifeln, wenn er ſich auch in jener Epoche lebend gezeigt hätte, ob Alis Herz für ihn entſchieden haben würde. Dieſer Muſtapha; es iſt hier der Ort nicht, uns weitläuftiger über die Vorzüge dieſes vortreflichen jungen Prinzen zu erklären, aber hätte er leben ſollen, ſo zweifeln wir, ob ſelbſt wir Selim auf ſeine Unkoſten den türkiſchen Thron hätten gönnen mögen.

Er ſollte nicht leben, die Eiferſucht ſeines Vaters, und das heimtückiſche Miniren ſeiner Brüder tödeten ihn. Ein kleiner Fehler der *) Liebe, ein Vergehen, das ſonſt bey orientaliſchen Fürſten für nichts geachtet wird, diente dem grauſamen

men

---

*) Eine Intrigue mit der Gemahlin eines Paſcha.

men Mahomed zum Vorwand, einen Sohn hinrichten zu laſſen, der der Beherrſchung der halben Welt würdig geweſen wär.

Ali war nach Mahomeds Tode, der bald auf die Hinrichtung des edeln Muſtapha erfolgte, frey geworden. Ar-mith, der um ſelbige Zeit ſich von Selim entfernt hatte, that unter dem Vorwand thraciſcher Angelegenheiten, die viel weitere Reiſe nach Konſtantinopel, er ſahe, er ſprach Ali. Er ſagte ihm: Selim lebe. Er machte ihm einen Abriß von ſeinem bisherigen Ergehen, und weckte auf einmal alle Zuneigung für dieſen verlaſſenen Prinzen, alle Plane wieder auf, die Amurats treuer Diener auf dem Berge Athos ehemals für ſeinen Liebling gehegt haben mochte.

Noch blutete Alis Herz über Muſtaphas Tod, und das Schickſal gab ihm Selim wieder! Schon trauerte er über das Elend, welches die Uneinigkeiten zwiſchen Dſchem und Bajazeth, Mahomeds Söhnen über das türkiſche Reich zu verbreiten drohten, und über das noch größere Elend, wenn einer dieſer beyden gleich verächtlichen Prinzen die Oberhand behielt; und ſiehe, ein Ausweg zeigte ſich, Amurats Thron neuen Glanz, und ſeinem Volke neues Glück zu geben.

War je eine Zeit, wo ſich etwas für Selim thun ließ, ſo war es die gegenwärtige. Die beyden ſtreitenden Brüder mußten, der Anlage nach, einander aufreiben, auch war der Schade nicht groß, wenn die Welt ſie beyde verlor. Ruhig konnte denn Selim die Stelle einnehmen, die ſie ihm geräumt hatten, und die Früchte von Begebenheiten genieſſen, die er nicht veranlaßt, die die Vorſehung zum Lohn ſeiner Verdienſte alſo geordnet hatte. Während dieſer gute Prinz im fernen Abendlande über fremden Angelegenheiten ſich ſelbſt vergaß, baute ihm das Glück hier einen Thron. Während die, die ihm Dank ſchuldig waren, ſein Schickſal dem Zufall überließen, rathſchlagten zwey Männer, denen er alles verdankte, ohne ihnen jemals lohnen zu können, rathſchlagten Ali und Azimith über die beſten Maasregeln, ihn über alle zu erheben, denen er bisher umſonſt gedient hatte.

Was ein paar ſolche Köpfe, wie der treue Nazarener und der alte Muſulman für Plane entwerfen, für Mittel zu Ausführung derſelben erdenken konnten, das überlaſſen wir denen zu beurtheilen, welche Ali und Azimith in dieſen Blättern kennen lernten. Es ward beſchloſſen, daß der letzte dem künftigen Sultan Selim perſönlich die Nachrichten bringen ſollte, die ihm wohl die unerwartetſten von der ganzen Welt ſeyn mußten.

Zu einem der höchſten Throne der Welt gerufen werden, wenn man kaum die Ausſicht auf ein kleines Herzogthum hat, welche Ueberraſchung! aber auch zugleich das Glück der Liebe, faſt mit der Hand erreichen zu können, und es auf einmal durch Hoffnung auf gewiſſe Hoheit in weite Ferne gerückt zu ſehen, welche Erſchütterung!—

Nachdem Selim das ganze All der Sache überſahe, ſo wußte er nicht, ob er trauren oder freuen ſollte; aber die zärtliche Philippe wußte es wohl.

Endloſer Jammer iſt mein Theil, wenn du mich verläſſeſt! rief ſie in Selims Armen. Ich werde dich nie wiederſehen! Man lockt dich zu deinem Untergang! Bleib, o bleib Geliebter! Laß uns das kleine Glück ruhig genieſſen, das uns hier unſere Freunde bereiten; oder laß uns, wenn uns auch dieſes entgeht, fliehen in jene Gegenden, die du mir einſt ſo reizend ſchilderteſt. In den helvetiſchen Gebürgen, wenn du willſt in Frau Margerets Hütte, wenn uns das Schickſal keinen Pallaſt beſtimmt hat, werde ich glücklicher mit Selim ſeyn, als auf der ſchwindelnden Höhe des türkiſchen Throns, der ſich überdem wohl, ehe du ihn beſteigſt, für dich in ein Grab verwandeln möchte.

Selim fühlte viel Wahres in Philippens Aeuſſerungen, ſein Herz neigte ſich nach dem Flehen der Geliebten hin, aber ſein Verſtand, und der Heldenmuth, das Erbtheil ſeines groſſen Vaters, riß ihn mächtig auf die andere Seite. Auch Arimith ruhte nicht mit beweglichen Vorſtellungen, und Alis Briefe thaten ihre Würkung. So ward die Liebe endlich von der Ehrſucht überſtimmt, und Philippe mußte ſich an den Gedanken der Trennung gewöhnen.

Ali hatte in ſeinen Berichten auf unverbrüchliche Geheimhaltung der groſſen Dinge gedrungen, und ſo erfuhren ſelbſt der Herzog von Lothringen und Marie von Burgund nichts von den Geſchäften, die ihren Freund ſo plötzlich in andere Gegenden riefen. Nächſt Philippen ward nur Kalepin mit in das groſſe Geheimniß gezogen. Komm mit mir mein Bruder, ſagte Selim, theile mit mir die Mühe, die uns die Behauptung unſerer Rechte vielleicht noch koſten wird, ſo wie du auch den väterlichen Thron mit mir theilen ſollſt. Das osmanniſche Reich ſoll an uns eine Erſcheinung erblicken, die es zuvor nie ſah: zwey Brüder in friedlicher Herrſchung neben einander. Der bleiche Kalepin lächelte ein wenig und ergriff nach einigem Nachdenken Selims Hand.

Dieſes Leben, ſagte er, an dem der Tod nagt, ſoll ich in fremde Gegenden tragen? die Spanne von Tagen, die mir noch übrig iſt, ſoll ich der Liebe rauben, und der trüglichen Ehrſucht ſchenken? Nein! — Ziehe hin, mein Bruder, und werde durch Kronen und Throne ſo glücklich als du werden kannſt! Dieſe hier, iſt mir Kron und Thron, und die kleine Herrſchaft, die ſie mir zubringt, mein Königreich.

Das Fräulein von Hohenburg, Kalepins Geliebte, jetzt ſeine verſprochene Braut, war kurz vor Endigung dieſer Rede eingetreten, und die letzten Worte ihres Verlobten waren an ſie gerichtet. Kalepin ergriff ſie bey der Hand, und führte ſie Selim zu. Selim ſchlug über die Wahl ſeines Bruders, die ſo ſehr von der ſeinigen verſchieden war, die Augen nieder, und Philippe ſchloß ihre junge Freundin weinend in ihre Arme.

Glückliches, glückliches Mädchen! rief ſie, welche Vorzüge giebt dir das Schickſal vor mir Verlaſſenen!

Iſt die künftige Herzogin von Geldern nicht auch glücklich, glücklich in ihrem Geliebten, den ſie nun bald beſitzen wird? fragte das unſchuldige Fräulein von Hohenburg, welche nicht wußte, wovon hier die Rede ſey.

Man antwortete mit einem Schweigen, deſſen Urſach ſie nicht errathen konnte; auch war es unmöglich, hierüber Erklärungen zu geben.

Bald darauf reiſte Selim ab, ſeinen groſſen Unternehmungen entgegen. Seine Freunde verwunderten ſich. Philippe weinte. Kalepin bedauerte in den Armen ſeiner Geliebten, ſeines

Bruders ſchlechte Wahl, und ich wette, die mehreſten meiner Leſer muthmaßen, daß ſie ihn ſeinem Unglücke entgegen führte.

Sie that es nicht. Selim, welcher ſo oft ſein Blut für Fremde hatte fließen laſſen, war beſtimmt in ſeiner eigenen Sache kein Schwerd blößen zu dürfen. Die türkiſchen Angelegenheiten waren den Gang gegangen, den Ali muthmaßte. Ein unruhvolles Jahr nach Mahomeds Tode war verfloſſen, und der Streit zweyer Brüder um den Thron, den keiner beſitzen ſollte, endigte ſich mit dem Untergang beyder. An eben dem Tage, da Bajazeth ſeinen flüchtigen Bruder durch Meuchelmord umbringen ließ, ließ dieſer ihm in ſeinem Harem durch einen Gifttrunk den Tod reichen.

Ali hatte durch lange Erfahrung die Angelegenheiten nützen gelernt. Unter Bajazeths Regierung war er ſo groß geworden, als er ehemals unter Amuraths Regierung war. Der kayſerliche Pallaſt war in ſeiner Gewalt, alles gehorchte ihm. Der Tod Bajazeths ward ſo lang verſchwiegen, bis Selim zur Stelle war, ſeinen Platz einzunehmen. Der Schritt auf den Thron, den ſo viele mit Blut und Verbrechen erkaufen, koſtete ihm keine weitere Aufopferung, als — ſeinen Namen.

Er ward aus einem Selim ein Bajazeth. Dies war der leichteſte und kürzeſte Weg, ihn auf die Stelle zu heben, die ihm ſein unglücklicher Vetter geräumt hatte. Der weichliche Bajazeth war ſelten aus ſeinem Harem gekommen. Sein Volk kannte ihn noch weniger, als morgenländiſche Fürſten gemeiniglich von ihren Unterthanen gekannt werden: dieſes machte die Verwechſelung leicht. Das türkiſche Reich glaubte ſich noch immer von Mahomets Sohn beherrſcht, und der Sohn des groſſen Amurath, Selim, unter Bajazeths Namen, war Sultan.

Wenig Zeit war nöthig, den Helden auf dem Thron zu befeſtigen, auf den ihn das Schickſal erhoben hatte; ſein Heldenmuth, ſeine Weisheit und die Freunde, die ihm ſeine Tugenden erwarben, waren die Stützen einer Gröſſe, die ihm ſchnell und ohne Mühe, wie durch Zauberwerk zu theil ward. Nicht lange, ſo führten ſeine Freunde ſeine Mutter Zaide, und die angebetete Philippe in ſeine Arme, ſie ward ſeine Gemahlin, und bequemte ſich ſehr gern nach der morgenländiſchen Sitte, die Rechte der Krone nicht öffentlich mit ihm zu theilen. Einſamkeit und Stille waren ihr Wunſch, nicht der Name Königin ihr von Tauſenden zugerufen, welches ſie nun freylich hier nicht ohne Verletzung der Sitten des Volks, das ihr Gemahl beherrſchte, erwarten konnte.

Daß Philippe des Sultans einige Geliebte war und blieb, ob man gleich ſorgte, ſein Serail mit den größten ausländiſchen Schönheiten zu erfüllen, brauchen wir dem Leſer, der Selim kennt, nicht erſt zu ſagen. Jeder Tag vermehrte ihre Triumphe. In den Archiven der Erzherzogin Marie, der Gemahlin Maximilians, haben ſich viel Briefe gefunden, die dieſe Dame von den Sultaninnen Philippe und Zelide über dieſen Gegenſtand erhielt, und die nicht übel zu leſen wären, wenn wir ihrer hier bedürften.

Marie ſchrieb ihren Freundinnen, die das Schickſal ſo wunderbar erheben hatte, von dem Schickſal ihrer zurückgelaſſenen Freunde, von den Drangſalen und Freuden ihrer eigenen Verbindung mit dem Erzherzog von Oeſterreich, von der wachſenden Größe des Herzogs von Lothringen, und beſonders von Kalevin, welcher ein dauernderes Glück in den Armen ſeiner Geliebten genoß, als man ſeiner durch die erſte Heldenprobe geſchwächten Geſundheit hätte zutrauen ſollen, und erſt nach ihr in Wien von jedermann geliebt und bedauert, verſtarb. Einige Chroniken geben ihm den Namen Osman, ob wir ihn gleich, der Wahrheit treuer, nach ſeiner türkiſchen Benennung Kalevin, und nach der chriſtlichen Kolonna genennt haben.

15476.

Joſeph Mendez Pinto.

Eine jüdiſche Geſchichte.

Von dem Verfaſſer

der Alme, des Herrmann von Unna,

des Walter von Montbarry ꝛc.

[illegible] Band.

129[illegible]

Leipzig,
bey Johann Gottlob Beygang,
1802.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mein Name bezeichnet meine Nation; meine Schickſale, und die Möglichkeit mich in denſelben ohne gänzliche Verſunkenheit aufrecht zu erhalten, machen dieſelbe noch kenntlicher. O ihr Glücklichen, glücklich, ſelbſt wenn ihr arm ſeyd, wie ich es war; ihr, die ihr wenigſtens dann nicht, fremd in dem volkreichſten Gewühl, hülflos mitten unter hülfreichen Händen, in ungeſagtem Elend verſchmachten müſſet, ihr wiſſet nicht, welche innere Kraft den ganz Verlaſſenen für phyſiſcher oder moraliſcher Vernichtung ſchützen müſſe.

Meine frühſten Erinnerungen verlieren ſich in einem angenehmen und bequemen Leben. Mein Vater, Moſes Mendez, bewohnte ein artiges Haus in P... dem einzigen Orte wo unſer Volk einigermaßen der bürgerlichen Glückſeligkeit gemeinſchaftlich mit andern genießt; Meine Mutter, ſchön wie die alten Töchter Iſraels, und fromm und tugendhaft wie ſie, genoß Achtung und Bewunderung außerhalb unſers ſtillen Hauſes, und in demſelben die Freuden der Hausfrau, Gattin und Gebieterin. Meine Brüder und Schweſtern, ich hatte ihrer viele, waren wohl gekleidet, genoſſen Unterricht und Vergnügen, verloren ſich aus dem väterlichen Hauſe, weil ſie anderweit ihre Verſorgung fanden, und ich, der jüngſte unter allen, blieb am Ende allein übrig, der einzige Pflegling mütterlicher Zärtlichkeit, der einzige Gegenſtand der väterlichen Milde. Meine Beſtimmung, ſo viel ich aus meinem frühern Unterricht, und aus leicht aufgefaßten und mir nur dunkel errinnerlichen Winken der Meinigen ſchließen kann, war Erlernung der Wiſſenſchaften. Der Ort, mich bey höhern Jahren in denſelben vollkommen zu machen, war benannt, Plane waren gemacht, mir auf meiner Laufbahn jeden Vortheil, ſelbſt den ſonſt für unſere Nation unerreichbaren, zu verſchaffen; nur eins brachte man nicht in Rechnung, den Eingriff der Hand, die alles ändert.

Mein Vater, der das Leben eines angeſehenen Kaufmanns lebte, kam von verſchiedenen ſeiner Geſchäftsreiſen nachdenkend und traurig zurück. Heimliche Conferenzen wurden gehalten, meine Mutter verließ das Cabinet ihres Mannes oft mit rothgeweinten Augen, und meine kindiſchen Fragen, was ihr fehle, verwandelten dieſe Erſcheinung, die mein kleines Herz ſo heftig angriff, oft in lautes Weinen.

Man begann ſich nach und nach zu faſſen, aber die Aenderung der Laune ging nun in Aenderung unſerer äußern Lage über. Wir bezogen ein kleineres Haus; ein großer Theil unſerer Leute wurde abgeſchaft. Mein Vater war weit öfter abweſend als ſonſt, meine Mutter, in geringer Kleidung, verwaltete viele der häuslichen Geſchäfte außer dem Hauſe ſelbſt, und oft blieb ich, den ſonſt ſieben Augen, wie wir im Sprüchwort zu ſagen pflegen, bewachten, ganz mir ſelbſt überlaſſen.

Furcht in dem einſamen Hauſe, welches oft in Abweſenheit meiner Mutter auch von der einzigen Magd, die ſie am Ende noch hatte, verlaſſen wurde, und Langeweile trieben mich hinaus, wie ich meynte, in den ſchönen Garten, der daſſelbe ſonſt von der einen Seite, oder auf den großen freyen Platz, der es auf der andern Seite begränzte; aber wie erſtaunte ich, mich in einem engen ſchmutzigen Gäßchen zu ſehen, deſſen übler Geruch mich Zärtling, immer ſchnell in meine Wohnung zurücktrieb, welche doch wenigſtens darin noch das Bild alter glücklicher Zeiten an ſich trug, daß ſie nett und reinlich war.

Bey derneuten etwas kühneren Wanderungen gerieth ich unter die zahlreiche Jugend unſerer Nachbarſchaft, kleine Taugenichtſe mit ſchmutzigen und zerriſſenen Kleidern, die meines beſſern Aufzugs ſpotteten, und mich ſelten ungeſchlagen oder an dem, was mir unausſprechlich theuer war, meinem reinlichen Gewand und meinen wohlgeſchonten Spielwerken, unverletzt entfliehen ließen.

Fand mich meine Mutter nach ſolchen Unfällen, den erſten die mein kindiſches Herz erfuhr, in Thränen, ſo weinte ſie mit mir, wahrſcheinlich nicht über den kleinen mir zugefügten Schaden, ſondern über das ganze All, davon dieſes ſowohl Folge als Vorbedeutung war; ſie bat mich dann, inskünftige im Hauſe zu bleiben, und zwiſchen den ſtillen Wänden deſſelben noch einige Zeitlang das Bild glücklicher ruhiger Vorzeit feſt zu halten. Ich verſtand dieſe Worte, die mir unauslöſchlich im Sinne geblieben ſind, hinlänglich, um nach und nach ein ſchwärmeriſches Vergnügen darinne zu finden, daß ich mich ſtundenlang hinſetzte, und mich in die beſſern glänzendern Tage, die ich erlebt hatte, ſo lebhaft hinein dachte, daß ich oft wie aus einem Traume erwachte, wenn jemand in mein einſames Zimmer trat, oder daß ich zitternd auffuhr, wenn ſelbſt die geliebte Mutter mich anredete.

Das taugt nicht, ſagte mein Vater, deſſen Ankunft von einer ſeiner Reiſen, die er jetzt ganz einſam mit dem Querſack auf dem Rücken machte, ich einmahl auf ähnliche Art, mit heftigem Erſchrecken, ſtatt der Freude, begrüßt hatte. Das taugt nicht! Was will aus dem Knaben werden, wenn uns der Herr noch tiefer demüthigt, wenn vielleicht gar wir beide nicht mehr ſind! In die Welt hinausgeworfen, ein Träumer, unbekannt mit dem einzigen Erhaltungsmittel für uns Bedrängte, was ſoll denn aus ihm werden?

Mein alter Lehrer Samuel, der dieſen Abend kam uns zu beſuchen, der einzige Fremde den ich ſeit geraumer Zeit ſahe, bekräftigte was mein Vater ſagte; meine Mutter, verſtändig und nachgiebig in allen, willigte in das was ihr Herr gebot, und ſo wurden alle Anſtalten gemacht, zu meinem erſten Eintritt in die Welt, bei welchem ich, glücklicher als tauſend andere, meinen Vater zum Führer haben ſollte.

Dieſe Anſtalten waren klein, ſie betrafen nicht viel mehr als die Anſchaffung wärmerer Kleider, die aber um ein gutes Theil unſcheinbarer waren, als die, welche meine zierliche Mutter mich, als Andenken voriger glücklicher Zeit, bisher noch in der Stille des verſchloßnen Hauſes hatte tragen laſſen.

Als mein Vater mich zuerſt mit aus dem Hauſe nahm, (denn auch allmähliche Angewöhnung an die äußere Luft und fremde Menſchen, war eine von meinen Vorbereitungen zum Weltleben,) ſo verſammelte ſich die zahlreiche Jugend unſers Gäßchens abermahl um mich, aber nicht um mich zu beleidigen; entweder meines Vaters Gegenwart ſchützte mich, oder mein ſtandsmäßigerer Aufzug machte nicht mehr den widrigen Eindruck auf das kleine Volk. Ich war zwar nicht ſchmutzig und elend bekleidet wie ſie, aber Joſephs bunter Rock erregte doch wenigſtens nicht mehr Neid bey ſeinen Brüdern, und immer genug haſt du gewonnen, wenn du bey deinem erſten Eintritt in die Welt nicht den Neid aus ſeinem Schlummer weckſt.

Wie wenig war ich zu beneiden! Ich armes kleines Geſchöpf, im Schoos mütterlicher Liebe verwöhnt, mit dem Bild beſſerer Tage im Herzen, höchſt empfindlich gegen alles, ſelbſt gegen die Wirkungen der Witterung, die doch, es war damahls im May, gar keine der unfreundlichſten war. Selbſt der kleine Querſack, den man mir auf den Rücken gegeben hatte, um einen Theil der

Waaren meines Vaters zu tragen, beſchwerte mich. Ich ging und weinte heimlich, mein Vater ſah es nicht, oder ſtellte ſich, es nicht zu ſehen.

Wir beſuchten den Jahrmarkt eines ſehr nahe gelegenen Städtchens, dennoch kam ich, bey der zeitigen Rückkunft nach Hauſe, tödtlich ermüdet in die Arme meiner Mutter, welche auf einen Wink ihres Mannes, das Mitleid das in ihren Augen, das Bedauren das auf ihren Lippen ſaß, einzwängte. Samuel, der uns dieſen Abend beſuchte, ſagte, ich ſey auf alle Weiſe ſchwächer und kindiſcher als meine Jahre erlaubten; ein Ausſpruch, deſſen Wahrheit ſich ſchon durch die empfindliche Kränkung, die er mir machte, gnüglich bewieß. Ich hatte in der That ſchon zehn Jahr hinter mir. Wäre ich jünger geweſen, ſein Tadel hätte nichts beleidigendes für mich gehabt, und älter hätte ich beſſer in Rechnung zu bringen gewußt, wie viel Zufall und Lage an meinem Zurückbleiben Schuld hatten, ſo tönte es mir unabläſſig in meinen Ohren: ſchon zehn Jahr und noch ein Kind! eine Errinnerung, die den Ehrgeiz in mir erweckte, mich meinem Alter gemäßer zu zeigen; aber wie viel Hinderniſſe legte mir hiebey mein ſchwacher zärtlicher Körper in den Weg!

Bey meinen Wanderungen mit meinem Vater, die ich nun unausgeſetzt mir gefallen laſſen mußte, ſahe ich denn in der That, daß Samuel Recht hatte; ich lernte jüngere Knaben meiner Nation kennen, die mit mir ein Geſchäft trieben und ſich weit klüger bey demſelben benahmen. Mein Vater, jetzt beſſer mit mir zufrieden als anfangs, hatte, um mich den Werth des Geldes, und die Süßigkeit eignes Gewinns zu lehren, mir einen kleinen abgeſonderten Handel von bunten Kleinigkeiten gemacht, die ich meiſtens an Kinder meines Alters nicht ohne Vortheil umſetzte. Meine jüdiſchen Geſpielen verlachten mich, daß dieſer Vortheil immer noch ſo klein war, und unternahmen es, mich kleine Künſte zu lehren, die mich ohne Vorwiſſen meines Compagnons, (ſo nannte ſich mein Vater gern im Scherz,) bereichern, und mir Mittel zu heimlichen kindiſchen Willfahrungen geben ſollten, welche mir ſeine Strenge verſagte.

Nur hierin war ich ungelehrig, und einige der Freunde meines Vaters, welchen er, rühmend, dieſen und jenen Beweiß meiner Gewiſſenhaftigkeit erzählte, ſchüttelten die Köpfe, und wollten mein künftiges Glück im Gewerbe bezweifeln.

Aber über uns gingen jetzt feindliche und immer feindlichere Geſtirne auf. Freund, ſagte Samuel zu meinem Vater, als dieſer von einer Wanderung, auf welcher er mich nicht mit ſich genommen hatte, in halber Verzweiflung zurückkam, mit Euch muß es anders werden. Drey der Mittel, welche der Talmud uns lehrt, das Geſchick mit uns auszuſöhnen, ſind von Euch, ihr ſeyd ein frommer Iſraelit, bereits gebraucht; nutzet nun das vierte: Aendert Euren Namen.

Mein Vater wagte es nicht dem gelehrten Rabbinen zu widerſprechen, er dachte nach, und nach einer ſeiner Seits wahrſcheinlich ſchlafloſen Nacht, rüſteten wir uns zu einer neuen Reiſe, ſie ſollte weiter gehen als ich damahls noch in meinem Leben gekommen war, und es war beſchloſſen, daß unſere Namen auf derſelben, ſtatt Moſes Mendez, Moſes Pinto und Joſeph Moſes Sohn ſeyn ſollten.

Meine kluge Mutter erhielt durch Bitten und Vorwand, daß ich mich noch nicht genugſam von einer kleinen Unpäßlichkeit erholt habe, noch eines Tages Aufſchub, und ganz von ohngefähr, beſuchten uns an dieſem Tage die Aelteſten unſers Ortes, welche, ſeit wir arm waren, ſonſt nie zu uns kamen. Meine Mutter brachte die Aenderung unſers Namens in Anregung, und da man dieſelbe mit der Sage unſerer Väter verträglich fand, welche in der That von ſo einem Schritt eine Art von Ausſöhnung des Geſchicks mit dem Unglücklichen zu erwarten ſchienen, ſo ward es meiner Mutter leicht, eine gerichtliche Beſtätigung deſſelben zu erhalten, als worauf ſie eifrig drang, und die Documente darüber in ihren Händen behielt.

Macht der Vorſehung, die immer über mir wachte, warſt du es, welche die beſte der Frauen lehrte klüglich handeln? Verloren, verloren wären wir geweſen ohne dieſe Vorſicht!

Verblendet wie wir alle ſind gegen die Geheimniſſe der Zukunft, ſchieden wir von einander. Rahel Mendez ſchied von Moſes und Joſeph Pinto, ihr war zu heilig der Name frommer Väter ihres Gatten, als daß ſie ihn mit einem andern hätte vertauſchen ſollen, den zwar auch unſere Vorfahren geführt hatten. Rahel ſtammte aus dem Geſchlecht der Pinto.

Wir wanderten unſern weiten Weg, bald zu Fuß, bald, wenn der Ertrag unſers Handels es erlaubte, und Ermattung es nöthig machte, auf bequemere Weiſe. Uebermäßig groß war nie unſer Gewinn, denn wir kannten keine Mittel, ihn durch Unrecht zu vergrößern, wenigſtens ich kannte ſie nicht. Mein Vater, der in der Welt gelebt und Gutes und Böſes geſehen hatte, kannte ſie wahrſcheinlich, aber er verabſcheute ſie.

Das Gewühl von Menſchen in W... welcher Ort das Ziel unſerer Reiſe war, das häufige Erforderniß einer gewiſſen Gattung von Waaren, die mein Vater leicht herbei zu ſchaffen wußte, und der vortheilhafte Umſatz derſelben, gab uns indeſſen ſo viel rechtmäßigen Gewinn, daß wir dieſe Stadt reicher verließen als wir ſeit langer Zeit geweſen waren.

Iſts möglich, rief mein Vater heimlich weinend, indem er gefaltete Hände zum Himmel hob, iſts möglich, daß dich, der du über den Wolken throneſt, die Ablegung des verbrecheriſchen Namens ausſöhnen konnte, da die Bosheit, die ihn vor dir verwerflich machte, ſchon längſt abgelegt war? Richtet Gott wie Menſchen, oder welches ſind die Geheimniſſe ſeiner Rathſchlüſſe?

So wenig dieſe Worte von mir damals verſtanden wurden, ſo unvergeßlich ſind ſie mir geblieben; mein Gedächtniß war eine leere Tafel, auf welcher ſich, gleich der Tafel des regiſtrirenden Engels, alles eindrückte. Der Treue dieſes Gedächtniſſes danke ich die Genauigkeit, mit welcher ich jeden Vorgang meines Lebens, ſelbſt Worte, treu und ohne Fehler niederſchreiben kann.

Mein Vater trug ſeinen redlich erworbenen Gewinn, in Gold und Juwelen verwandelt, in einer unverdächtigen Hülle, auf der bloßen Haut, ich war der Verwahrer unſers wenigen Ausgebegeldes, und ſchon durch eine Art von Erfahrung zu dem Amte eines Haushalters angelehrt, verwaltete ich dieſes Amt ſo, daß wir bis zu unſerer Heimath, nach welcher nun all unſer Sinnen und Streben erging, mit unſerer Baarſchaft kümmerlich ausreichen, und eben durch unſere Sparſamkeit, jeden Verdacht eines größern Vermögens von uns ablehnen konnten.

Durch die nehmliche Vorſicht, welche wir uns zur Regel gemacht hatten, wurden wir auch abgehalten, uns, wie wir jetzt wohl vermocht hätten, die Bequemlichkeit des Fahrens zu verſchaffen. Mein Vater hätte derſelben wohl bedurft. Mühſeligkeiten hatten ſeinen Körper entkräftet, ſo wie Freude über ein endlich wieder lachendes

Glück, und Anſtrengung über die klügliche Anwendung deſſelben, ſeinen Geiſt dermaßen mitnahm, daß der Knabe Joſeph oft für ſeinen in den Welten der Phantaſie herumſchweifenden Vater denken und handeln mußte.

Was meynſt du, Joſeph, fragte er oft, was Rahel ſagen wird, wenn zum zweyten mahl ihr goldene Tage aufgehen? Ich werde mich ſtellen, das was ich erwarb, ganz als mein Eigenthum zu nutzen. Häuſer, Gärten, Aecker, wieder neugekauft, verdrängen jeden Gedanken an verjährte Schuld, jeden Gedanken an die Armen, denen der Zehnte gebührt, aber ich meyne, ſie wird mich an beyde Schuldner mahnen; ſtreng iſt ſie, mein zweytes Gewiſſen, nur dem Unvermögenden erläßt ſie was er nicht zu zahlen vermag. —

Dieſer Rede, welche ich, meine Mutter kennend, wohl bejahen mußte, folgten neue Plane für die Zukunft. Schuldlos waren ſie, nur zu feſt berechnet, und zu reich mit Wohlthun ausgeſchmückt, um verwirklicht zu werden.

Im Taumel dieſes gehoften Glücks gingen wir beyde dahin, doch ſchien ich von demſelben weniger berauſcht zu ſeyn als mein Vater. Der Jugend, von Natur reich an Freude und lachenden Ausſichten, kommt kein Glück unerwartet, ſie traut der Zukunft alles zu, auch die zauberiſche Unmöglichkeit. Das Alter, reich an traurigen Erfahrungen, reich an geſcheiterten Hoffnungen, glaubt kaum der Gewißheit, und wenn dieſe Gewißheit wirklich in ſeiner Hand iſt, wie denn mein Vater das Unterpfand künftiger Freude, ſein Gold, ſeine Juwelen auf ſeinem Herzen trug; ſo bildet ſich daraus ein Zuſtand, den man einen wirklichen Rauſch nennen kann; der Gedanke: Iſts möglich, daß ich ſo lange der Gegenſtand aller Pfeile des Unglücks, ich Verlaſſener, Verworfener, endlich noch das Glück lächeln ſah, dieſer Gedanke mit allen ſeinen Kindern, mit ſeinen Freuden — und Trauerthränen, mit allen lebenden Gemählden, die er der ermatteten Seele vorhält, giebt einem Zuſtande das Daſeyn, wie ihn mein Vater erfuhr, o ein Zuſtand, der der Grund alles unſers künftigen Elends wurde.

Ich unterbrach das frohe wehmüthige Staunen meines Vaters oft durch meine Geſchwätzigkeit; ſchon hatte ich die Zuſage von ihm erhalten, nicht der Handelſchaft, die mir nicht gefiel, ſondern den Wiſſenſchaften mich weihen zu dürfen, ſchon war der Ort beſtimmt, wo ich ſtudiren ſollte, und Samuel, mein ehrwürdiger Samuel, der Leiter meiner frühen Jugend, ſollte mein Begleiter ſeyn. Jetzt waren wir auf einer wichtigen Verhandlung, und, welches ſelten geſchahe, wir waren getheilter Meynung.

Joſeph, der erſte, der einzige ſeiner ſchönen Mutter ſollte nicht der einzige Erbe meines neuen Glücks ſeyn? rief mein Vater, indeß ich die Rechte meiner ältern Geſchwiſter vertheidigte. Wie? rief er, jene die Kinder früherer Ehen, ſie, die ihr Erbtheil hinnahmen, und, nachdem ſie ihren Vater entblößt hatten, ihr Glück in der Fremde ſuchten?

Vater, erwiederte ich, ſie ſuchten und fanden es mit deinem Willen, unter deinem Segen.

Würde ich gefallen ſeyn wie ich fiel, hätte ich nicht dadurch, daß ich jenen ihr Theil gab, den Grund meines Wohlſtands untergraben?

Haſſeſt du ſie deßwegen was du freywillig gabſt, und was ſie dir ohne deinen Willen nicht hätten abfordern dürfen?

Aber verdiente dieſe meine Freywilligkeit nicht wenigſtens einen Blick von ihnen in meinem Elend?

Warſt du elend, mein Vater? und wenn du es wareſt, wußten ſie es?

Du haſt recht, Joſeph, erwiederte er mit lautem Weinen, ich war es nicht; der Weg war rauh, auf den mich der Herr führte, aber — er führte ja zum Glück.

Schon vor Anfang unſers Geſprächs hatten wir einen Wald erreicht, deſſen Ende noch vor Abend zurückgelegt werden mußte. Mein Vater, außerdem noch ermattet wie er war, hatte die Gewohnheit vieler Alten, im Feuer des Geſprächs ſtill zu ſtehen, auch wohl einige Schritte umzukehren, das eine hatte unſern Weg ſehr aufgehalten, indem das andere uns ſchon einmahl ganz von dem betretenen Fußſteige abgebracht hatte; es war ſchwer, denſelben unter dem immer dichter werdenden Gebüſch wieder zu finden; bey der einbrechenden Dunkelheit war es uns, als wir zum zweytenmahl abgekommen waren, ganz unmöglich.

Mein Vater wollte ruhen, und verſicherte mich, daß bey phyſiſchen und moraliſchen Jrrgängen, Ruhe, Faſſung und Ueberſicht, des genommenen und noch zu nehmenden Weges, das beſte Mittel des Wiederzurechtfindens ſey. — Gott meiner Väter! wie wahr, und doch wie ſchwer auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden! Jede Minute brachte uns der kommenden Nacht näher, und die Ueberſicht, welche wir, von unſerem Sitz auf einem Holzſtamm, in das verwachſene Dickicht hatten, war täuſchend und ungenüglich.

Jch unterſtand mich nicht, etwas gegen ſeinen unglücklichen Entſchluß einzuwenden.

Gewöhnt an die tiefſte Ehrfurcht, und ſchon einmal von ihm eines Fehlers gegen dieſelbe bezüchtigt, als ich ihn bey ſeinem öftern Stillſtehen errinnerte, daß unſer Weg kein Spaziergang ſey, bat ich nur um Erlaubniß, den Pfad, welcher der einzige war, den wir nehmen konnten, und der mir jetzt unter abgefallenem Laub und hingeworfenen Steinen ein wenig ſichtbar ward, einige Schritte weit zu unterſuchen.

Was ich fand, machte mich ängſtlich; man hatte uns in der letzten Nachtherberge genug von Räubern und Unſicherheit dieſer Gegenden geſagt, um mir Verdacht einzuflößen. Mit Herzklopfen kehrte ich zurück.

Vater, rief ich, lieber Vater, wir dürfen keinen Augenblick hier verweilen.

Ich liege und ſchlafe in den Armen des Friedens, antwortete er, der ſich ein wenig zurück gelehnt hatte und wirklich zu entſchlummern ſchien.

Vater, nicht eine Minute länger, dieſer Weg, den wir vor uns haben, endigt ſich in einem düſtern Gebüſch, aus welchem ich die

Funken angeſchlagenen Feuers blinken ſahe, und bey ihrem vorübergehenden Licht die Geſtalt mehrerer gewaffneter Männer erblickte. Wer könnte hier anders hauſen als Räuber?

Gut, antwortete er, indem er aufſtand, ſo laß uns gehen; aber welchen Weg?

Zurück, zurück in das dickſte Gebüſch! Verbergung iſt hier unſere einzige Rettung!

Nein, antwortete er mit den Worten eines unſrer Lehrer: Nein, der Gerechte gehet nie zurück! "Dieß iſt der Weg, denſelbigen gehet, ſonſt weder zur Rechten noch zur Linken!

Ich warf mich ihm zu Füßen, ich ſchilderte ihm unſere Ohnmacht den Gefahren zu trotzen, die uns hier entgegen kämen.

O, erwiederte er in der religiöſen Begeiſterung, in welcher er war: Ich gehe einher in der Kraft des Herrn, und in der Macht ſeiner Stärke."

Wirklich riß er ſich los, und ich mußte ihm folgen. Wohl ſagt einer unſerer Dichter: das Herz des Menſchen ſey verzagt und trotzig. Ich, nicht unbewandert in den Sprüchen der Weiſen, hätte meinem Vater dieſes entgegenſetzen können, hätte es die Ehrfurcht erlaubt. Wie muthlos hatte ich ihn ſchon geſehen, wie kühn machte ihn das Lächeln des Glücks! All ſeine Seelenkräfte waren jetzt überſpannt, ſein frommer Dank gegen die Gottheit hatte ihn in Regionen verlockt, wo er dachte jedem Sturme trotzen zu können. Er glaubte ſich in dieſem Augenblick einen Liebling der Gottheit, die er durch einen Zug von Mistrauen zu beleidigen fürchtete. Iſts möglich, daß die edelſten Gefühle des menſchlichen Herzens uns ſolchergeſtalt irre leiten können?

Was ich beſorgt hatte, geſchah nur allzuzeitig. Das Licht, welches mich vorhin aufmerkſam gemacht hatte, war verſchwunden, aber wir waren, im letzten Schimmern des Tages, kaum funfzig Schritte auf unſerm, durch Steine ſehr beſchwerlich gemachtem Wege gegangen, als wir uns von vier ſtarken, gut bewehrten Männern umringt ſahen, die uns mit rauher Stimme fragten: was wir hier ſuchten?

Den Vater ſchien die Annäherung der Gefahr nur muthiger zu machen; er antwortete mit den Worten des Pſalmendichters: er fürchte ſich nicht für Tauſenden, welche ſeinem Leben drohten. Man antwortete ihm mit einem Fluch und wilden Gelächter; indeß ich einem andern, der mich unbarmherzig ſchüttelte, ſchon geantwortet hatte, wir ſuchten hier nichts, als den rechten Weg, den wir verfehlt hätten.

Indeſſen zwey dieſer Leute fortfuhren uns feſtzuhalten, führten die beyden andern ein unvernehmliches Gemurmel, das ſich mit dem Losbrennen eines kleinen Feuergewehrs endigte, auf deſſen dumpfen Schall ſich binnen zwey Minuten noch mehrere Männer um uns verſammelten, die man, mit uns unverſtändlichen Worten, von unſerer Erſcheinung, und den Muthmaßungen, die man darüber hegte, zu benachrichtigen ſchien.

Unſerer bey der größern Menge der Anweſenden gewiß, hatte man uns jetzt losgelaſſen. Ich zitterte und weinte; mein Vater ſtarrte ſtumm vor ſich hin; der exaltirte Zuſtand ſeiner Seele hatte ſich in ein dumpfes Staunen verloren, auch zeigte der Spott, mit welchem man mehrere ſeiner frommen und heldenmüthigen Aeußerungen beantwortete, daß er hier ſchweigen müſſe.

Man kam, uns mit den hellgemachten Laternen zu beleuchten, man bildete Urtheile über uns, von welchen nur dies ihnen gewiß war, daß wir Juden, und daß mein Vater ein Rabbine ſey. Der Kerl iſt ein lebendiges Pſalmbuch: lachte der eine. Und um deſto gefährlicher, erwiederte der andere, das fromme Volk taugt nirgend etwas, am wenigſten, wo es die Frömmigkeit immer auf der Zunge hat.

Für uns vielleicht dann am meiſten, ſchrie ein anderer; dann iſt immer wenig dahinter, und ſolche Kerls taugen juſt für uns.

Auf alle Fälle, ſagte jetzt einer dieſer Leute, der der Oberſte zu ſeyn ſchien, bleibt ihr dieſe Nacht bey uns. Zu was wir Euch werden brauchen können, ob ihr ſchaden oder helfen könnet, dieß weiſſet die Zukunft aus.

Man hat in unſern Tagen zu viel Beſchreibungen von Räuberhöhlen und andern verdächtigen Waldwohnungen, als daß ich mir erlauben dürfte, hier umſtändlich zu ſeyn, und ich vermeide dieſes um ſo viel mehr, da man Sorge trug, uns, ehe wir ſie betraten, durch einen Eyd zu binden, daß nie durch uns ein Wort von dem Local ſolle kenntlich gemacht werden. Man kennt die Treue der Gewiſſenhafteren unter unſerer Nazion gegen den geleiſteten Eyd; weder Jahre noch Umſtände können denſelben entkräften, auch wußten die, in deren Gewalt wir uns befanden, auf ein Haar, wie die Söhne Iſraels zu binden ſind. Mein Vater lachte indeſſen mancher unnöthiger Umſtände, die ſie machten, und verſicherte, daß ein Schwur bey dem Herrn Himmels und der Erden, ihm allemahl heilig und unverletzlich ſeyn werde.

Man mußte ſich ſehr zeitig überzeugt haben, daß von uns nichts zu beſorgen ſey. Wir gingen dieſen und die folgenden Tage frey in dem Diſtrict herum, der zu dem Gebiete unſerer verabſcheuungswürdigen Wirthe gehörte, es erſtreckte ſich ohngefähr zwanzig Schritte weiter als bis zum Anfang des Fußſteiges, der zuerſt meine Aufmerkſamkeit rege machte, und der, in tiefe Gebüſche verſteckt, durch mit Fleiß hingeworfene Steine unkenntlich gemacht, wohl niemand in dieſe Wildniß locken konnte, als den Verirrten, der ohnedem ſchon die freye Beute dieſer Ungeheuer war.

Ich gebe ihnen dieſen Namen mit Recht, denn ſo mild und ſchonend ſie ſich gegen uns verhielten, ſo brauchten wir doch nur wenig Tage in ihrer Gewalt zu ſeyn, um uns zu überzeugen, daß wir an Unmenſchen gerathen waren. Die getheilte Beute, die eingebrachten Gefangenen, die blutige Entſcheidung, die ihrer Gefangenſchaft mehrentheils ein Ende machte — Laßt mich nichts weiter ſagen, meine Leſer; ich ſchreibe nicht, um der Menſchheit ein Grauen zu erregen.

Weinend fügten wir uns des Nachts auf unſerm Lager zuſammen, das man mir und meinem Vater gemeinſchaftlich gegönnt hatte.

Wir hatten Urſach, uns auch da nicht unbelauſcht zu halten, die Wache war nah; daher unſere Furchtſamkeit irgend etwas zu ſprechen, wovon wir zu reden brannten.

Einige wenige gewechſelte portugieſiſche Worte wären alles was wir flüchtig wagen konnten. Meine Mutter war portugieſiſcher Abkunft, unſer neu angenommener Name, Pinto, war der Name ihrer Vorfahren, mein Vater hatte ſie aus dieſem Lande geholt; die Sprache deſſelben war ihm und ihr die Sprache der Liebe, und mit einiger Fertigkeit hatte ich zeitig ſie ſprechen gelernt.

Mit geflügelten Worten erfuhr ich durch ſie, in verſchiedenen Stunden, denn auch den Schein der Heimlichkeit mußten wir meiden: Noch ſey man meines Vaters heimlichem Schatz nicht auf die Spur gekommen, noch habe man ſich begnügt, den armſeligen Inhalt unſerer Reiſebündel zur freyen Beute zu machen. Man halte uns hier zurück, theils aus Furcht, ſelbſt durch unſern Eyd nicht gnugſam geſichert zu ſeyn, theils aus unbekannten Abſichten, die meinem Vater immer deutlicher wurden, die er aber von

Furcht und Thränen gehindert mir nie ganz entdecken konnte.

Die Wahrheit, ſo wie ſie mir in der Folge einleuchtete, war dieſe. Schon unſer Name, ſchon unſere Nation charakteriſirte uns in den Augen dieſer Verworfenen als ihres Gleichen. Indeſſen ſie mich zu jung und zu einfältig hielten, Theil an ihren Anſchlägen nehmen zu können, ſannen ſie auf Gelegenheit, meinen Vater in dieſelben zu verwickeln. Sein hohes geiſtiges Auge mit dem Seherblick, der ihm eigen war, ward von ihnen für das Siegel der ſchlauſten Argliſt genommen, die religiöſen Aeußerungen, die ihm geläufig waren, und welche dieſe Böſewichter in keinem Munde für Sprache des Herzens halten konnten, charakteriſirten ihn ihnen als einen verſchmitzten Heuchler, und der Name eines Iſraeliten, machte ihnen die aus jenen beyden Abzeichen gewähnte Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit, zur vollen Evidenz. Gott der Götter, iſts möglich, daß jene drey Dinge, die deine Lieblinge bezeichnen ſollen, hier das Siegel der Verworfenheit wurden?

Kind der Unſchuld, ſagte mein Vater eines Abends, als er ſich früher als gewöhnlich zu mir auf mein Lager legte, das ich aus Unpäßlichkeit den ganzen Tag gehütet hatte; Gieb Rath, wie ich handeln ſoll. Rein iſt deine Seele, unverdorben dein Urtheil. Zu ſo einem Heiligthum kann man ſich mit der vollen Zuverſicht wie zu dem Urim und Thummim nahen; aus dem Munde der jugendlichen noch unbefleckten Menſchheit, ſpricht das Urtheil Gottes. Sage, iſts deinem Vater erlaubt, ein Böswicht zu ſcheinen? Darf man Böſes thun, damit Gutes daraus komme?

Ich verſtand meinen Vater bey weitem nicht ganz, nochmahlige Wiederholung und Erklärung ſeiner Worte war unmöglich; man kam, ihn von meinem Lager abzufordern. Ich ſey krank, leide wahrſcheinlich an einem Uebel, das epidemiſch zu werden beginne; es ſey für ihn, und durch ihn für die ganze Geſellſchaft vielleicht Anſteckung zu beſorgen, er dürfe nicht mehr an meiner Seite ruhen.

Mir brachte man einen Trunk ſtark gewürzten heißen Weins, ich fühlte unleidliche

Schmerzen in meinen Eingeweiden, genoß gierig was man mir bot, und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf, der mein Uebel hob, und mich geſund und in meinem ganzen Weſen geſtärkt erwachen ließ.

Mein erſtes Gefühl war Dank gegen den Urheber meines Daſeyns, mein zweytes, Dank gegen diejenigen, welche die Gottheit zu Beförderern meiner Geneſung gemacht hatte. Mit noch geſchloſſenen Augen wandte ich mich auf die Seite, meinen Vater zu umarmen, und ihm zu ſagen, daß mir wohl ſey, und daß ich diejenigen unmöglich für vollendete Böswichter halten könne, welche mir die Geſundheit in einem Tranke beygebracht hätten, mit welchem ſie mich auch ungeſtraft hätten töden können. — Vergaß ich, daß die Macht der Bosheit nur ſo weit reicht als ihr die Vorſicht die Gränzen bezeichnet hat, und daß nur der erſten, nicht der letzten, welche hier oft verblendet zu eignem Schaden handelt, der Dank gebührt?

Das Ausſtrecken meiner Arme nach meinem Vater war vergeblich, auch beſann ich mich

mich ſchnell, daß man ihn geſtern von meiner Seite abgefordert hatte. Ich öfnete die Augen und — die Gewalt der Träume, die mich die ganze Nacht umſchwebt hatten, ſchien ſie noch zu bezaubern; denn ich ſahe mich an einem ganz andern Orte als wo ich entſchlafen war.

Meine Lagerſtatt im Gebiet der Räuber war ein dichtes Gebüſch, mit einem waſſerdichten Schirmdach, hier ſah ich mich auf dem nehmlichen Lager von Moos und Binſen, mit der nehmlichen Matte, die man mir geſtern wegen meiner Krankheit gegeben hatte, bedeckt, aber — an der öffentlichen Landſtraße.

Es war noch ſehr früh, die Sonne war noch nicht ganz herauf, ſonſt müßte mich ſchon das hellere Licht, und das Geräuſch des Orts aufgeweckt, und über meine Schlafſtätte belehrt haben.

Schon ließ ſich von fern das Klingen der Glocken an den Pferden der Fuhrleute, und das Geraſſel ihrer Wagen vernehmen. Es fuhren ihrer mehrere vorüber; niemand gewahrte mich, da ein großer Feldſtein mein Lager beſchattete, und ich ſelbſt war zu beſtürzt, zu unentſchloſſen, ein Zeichen meines Daſeyns von mir zu geben.

Jetzt vernahm ich in der Ferne den Schall eines Poſthorns, ich richtete mich auf, um die Ankunft des Wagens auf keine verdächtige Art zu erwarten; ſo viel ſagte mir mein Gefühl, daß ein am freyen Wege ſchlafender Menſch, keinen vortheilhaften Eindruck machen könne, daß gleichwohl auf dieſen erſten Eindruck in der Welt alles ankomme, und daß langweilige Explicationen bey einer ſchnell vorüberfahrenden Poſt unmöglich wären.

Ich trat näher zum Wege, und ſchrie laut: man möge einem tödlich ermüdeten Reiſenden, den Sitz hinten auf dem Wagen bey den Koffern gönnen. Der Poſtillion lachte und pfiff vorüber, ein ſchläfriger alter Mann ſchob die Mütze zurück und ſahe aus dem Wagen. Ich wiederholte meine Bitte, aber ehe ſie verſtanden wurde, war die Entfernung zwiſchen mir und dem Fuhrwerk zu groß, als daß ich noch einen Verſuch hätte machen können, meinen Wunſch zu erlangen.

Ich hatte indeſſen wirklich etwas gewonnen; dieſe Wagen hatten mir wenigſtens den Weg bezeichnet, den ich zu nehmen hatte, wenn ich zu Menſchen kommen wollte. Der Rückweg in den Wald, wo ich meinen Vater noch bey den Räubern vermuthete, wäre mir der liebſte geweſen, aber wie und wo ſollte ich dahin gelangen? Zwar ward die Gegend wo ich lag, es war eine ganz flache gebürgloſe Ebene, am Horizont von einem dunkeln Streif begränzt, den ich für Wald halten mußte, aber, wie ich im Weitergehen gewahr wurde, dieſer Wald ſchloß beynahe die ganze Rundung der Ausſicht ein, ſo wie mich dieſelbe umgab. Wo ſollte ich den Eingang ſuchen, und noch mehr, wie ſollte ich in jene Ferne gelangen?

Weit näher thürmten ſich jetzt vor mir die Spitzen des nächſten Ortes auf, wohin die Wagen ihren Weg nehmen mochten; dort hin zu gelangen war allenfalls bey meiner gänzlichen Erſchöpfung möglich.

So wie ich mich endlich entſchloß meine Füße zu gebrauchen, ſo fühlte ich immer mehr, daß ich zwar ſchmerzlos, aber ſo tödlich ermattet war, wie gemeiniglich nach der heftigſten Anſtrengung der Natur ihr Triebwerk nach einer Stockung wieder in Gang zu ſetzen, zu geſchehen pflegt.

Es ward hoher Mittag, ehe ich an den Thoren des Städtchens ankam. Mehrere Wagen waren in dieſer Zeit bey mir vorüber gerollt, ich hatte mehrere angeſprochen mich hintenauf zu nehmen; einige hatten mir meine Bitte gar nicht beantwortet, und andere, auf Befragen wer ich ſey, befremdet, den Namen eines Judenknaben zu hören, gaben mir einige Flüche in den Kauf, indem allemahl ein mißtrauiſcher Blick auf die Koffer und das Gepäck des Wagens geworfen, auch wohl in der Geſchwindigkeit noch Kette und Strick, das dieſelben hielt, mehr befeſtiget worden war.

Ich hatte unterwegs oft geruht, oft voll Angſt um meinen Vater geweint, und erſt ganz ſpät, dicht vor den Thoren des Städtchens ſagte mir meine Erfahrung, auch hier werde ich weder Wärmung, Koſt, noch Aufenthalt finden, wenn ich nicht bezahlen könnte.

Maſchinenmäßig fuhr ich in die Taſche; Sollten mir die Räuber etwas von meiner wenigen Baarſchaft gelaſſen haben? — Ich fand ein Goldſtück, das ich nicht kannte, das nicht mein war, und das man mir zum Zehrpfennig gelaſſen haben mußte; eine räuberiſche Großmuth, welcher ich mehr Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, als ich Urſach hatte.

Eine Art von Kargheit, die man zum Charakterzug meiner Nation macht, flößte mir Bedenklichkeit ein, das glänzende Gold um meiner Bedürfniſſe willen umzuwechſeln; ich bat in dem nächſten Wirthshauſe um Milch und Brod, und als man mir dieſes, mich an meiner Sprache für einen Judenknaben erkennend, verſagte, mußte ich wohl gezwungen meine Zuflucht zu meinem Schatze nehmen. Ach, war es nicht vielleicht mein Engel, der mich in Vorzeigung deſſelben ſo behutſam machte?

Es war ein ſeltnes Schauſtück, das mir die mitleidigen oder grauſamen Räuber, vielleicht in der Eil, vielleicht mich abſichtlich ins Unglück zu ſtürzen, zum Zehrpfennig gelaſſen hatten. Kaum kann ich das letzte glauben; ſie wußten ja nicht, ob ſie meiner Treue gegen den geleiſteten Eid, meiner Klugheit trauen konnten, wenn ich verdächtig werden und in Verantwortung kommen ſollte.

Der Wirth nahm mein Geld mit anſcheinender Gleichgültigkeit hin, und zahlte mir dafür den gewöhnlichen Werth eines holländiſchen Ducaten; ich, theils furchtſam, theils unbekannt mit dem Werth dieſer Münze, nahm, was man mir gab, zehrte gut, ſchlief noch beſſer, und wollte des andern Tages meinen Weg weiter fortſetzen, als man mit, mir bey Fremden ganz ungewohnter, Freundlichkeit mich bat, meine Reiſe noch einige Stunden aufzuſchieben; es ſey noch früh am Tage, man warte ein gutes Frühſtück, das ich nicht bezahlen ſolle; und welches der ſchmeichleriſchen Worte mehr waren, die meinem armen, an Liebe gewöhnten, zum erſten mahl von jeder zärtlichen Verbindung abgeriſſenen Herzen, wohl thaten. Ach bisher, unter allen Mühſeligkeiten unſerer Reiſen, bey drückendem Mangel und Verachtung, die wir oft erfuhren, hatte ich Zuflucht am Buſen meines Vaters. Der Schmerz, ihn zu vermiſſen, die Ungewißheit, wegen ſeines Zuſtandes, machte jezt mich, gegen die zuvorkommende Liebe, die ich hier fand, noch empfindlicher; Ich brach in heimliche Thränen aus, und ohne das Mistrauen, zu welchem wir und unſers Gleichen uns zeitig gewöhnen müſſen, ohne die Schwierigkeit, von meinen letzten Begebenheiten mit gutem Gewiſſen zu reden, hätte ſich mein Herz hier geöffnet, und dieſe Offenherzigkeit wäre doch vielleicht das Mittel geweſen, mir in der Folge tauſendfachen Kummer zu erſparen.

Die Urſach des falſchen Lächelns, mit welchem man mich bewirthete, war, ſich durch abgeſchmeichelte Erklärungen über verſchiedene Dinge zu unterrichten, die mich, ohne es zu wiſſen, verdächtig gemacht hatten. Ich war, liegend hinter einem Feldſtein, nicht ſo unbemerkt geblieben, als ich geglaubt hatte. Der gähnende Mann im Poſtwagen, hatte wohl ſo viel bemerkt, daß, für einen gewöhnlichen Vagabunden, meine Kleidung zu nett und reinlich ſey, mein, erſt gebetteltes, dann mit Gold bezahltes Frühſtück, hatte mich noch verdächtiger gemacht. Die Seltenheit des Goldſtücks, meine Unruhe, meine heimlichen Thränen, und noch vor allem meine Nation, die ich nicht verbergen konnte, vollendeten mein Unglück, und ich war in der Gewalt forſchender Argliſt, da ich mich in den Armen der Menſchenliebe wähnte.

Man hätte, nach den wenigen Umſtänden, die man gewöhnlich mit meines Gleichen macht, nicht nöthig gehabt, mir ein freundliches Geſicht zu zeigen, man hätte ſogleich Gewalt brauchen können, aber man hielt den erſten Weg diesmahl für den kürzeſten, man ahndete verborgene Verkettungen mit Umſtänden, die ſich nicht ohne Behutſamkeit erfahren ließen, hatte ſchon Beyſpiele, daß ſich dem Volke, das man das verſtockte nennt, kein Geſtändniß abfoltern läßt, und

— ach daß ich den ganzen Umfang meines Unglücks melde — In voriger Nacht hatten ſich Dinge zugetragen, welche Aufklärungen von Wichtigkeit nöthig machten, Dinge, in welche man mich nicht ohne Grund verwickelt glaubte.

In voriger Nacht war jene Raubgeſellſchaft eingezogen worden, nur eine ſonderbare Fügung des Glücks, deren ganzen Zuſammenhang ich erſt in ſpätern Zeiten erfuhr, hatte mich von Theilnahme an dieſem Unglück ausſchließen können.

Meiner längſt überdrüßig, mich für zu jung oder zu einfältig haltend, zu gemeinſchaftlichen Planen mitzuwirken, fürchtend, blos einen Verräther in mir aufzubewahren, gleichwohl — oder wer erklärt mir dies anders? — durch eine höhere Hand abgehalten, ſich durch meinen Tod ſicher zu ſtellen, hatten die Räuber, indem ſie auf eine groſſe Expedition ausgingen, bey welcher leider mein armer Vater eine gezwungene Rolle hatte ſpielen müſſen, mich auf vorgedachte Art entfernt.

Die nehmliche Nacht, da ſie mir auf der einen Seite die Freiheit gaben, wurden ſie auf der andern von dem Arme der Gerechtigkeit ergriffen, und ſo fern auch beyde Gegenden von einander waren, ſo hatte man doch an dem Orte wo ich mich befand, bereits am Morgen des andern Tages, ehe ich erwachte, die Nachricht: in R... ſey wieder eine Räuberbande entdeckt, und größtentheils eingezogen worden; einige Entflohene verfolge man noch, und daß ich einer derſelben ſeyn konnte, ſeyn mußte, war nach dem Anſchein entſchieden.

Ich beſtand ſo ſchlecht in dem ſchmeichelnden Examen des Wirths, als in den ernſtern Unterſuchungen der Obrigkeit, die dieſem folgten. Ein Menſch unter wirklich verdächtigen Umſtänden, ein Menſch, gebunden die reine Wahrheit zu verſchweigen, ein jugendliches unerfahrnes Geſchöpf, fremd in den Auswegen der Argliſt, voll Furcht und Kummer, wie ſoll dieſes vor ſchon partheyiſchen Richtern anders als ein Verbrecher erſcheinen? Daß Joſeph Pinto ein Jude war, daß er in Geſellſchaft ſeines Vaters in dieſe Gegenden kam, ohne beſtimmt angeben zu können oder zu wollen, wie er von ihm getrennt wurde, ſeine Erſcheinung auf der Landſtraße, das Goldſtück, alles verwirrte ihn mehr. Als ich, dieſer unglückliche Joſeph, auf ſchärferes Befragen nicht leugnen konnte von der eingezogenen Räubergeſellſchaft etwas zu wiſſen, ohne mir etwas über ihren Aufenthalt (ich hielt mich durch meinen Eid gebunden) auspreſſen zu laſſen, als ich gar ſo unglücklich war, mir ſelbſt zu widerſprechen, oft im Geſchwindſprechen den Namen Pinto mit meinem ehemahligen, Mendez, zu verwechſeln, ſo wurde jedermann überzeugt, ich ſey der abgehärteteſte Betrüger, ein Wunder der Bosheit in ſolchen Jahren, (in der That war ich nur zwölf, ob man mir gleich nach meiner Statur vierzehn bis funfzehn gab,) und man erzeige der Menſchheit eine Wohlthat, ſie frühzeitig von einem Weſen zu befreyen, deſſen ſtufenweiſer Fortgang in der Verworfenheit ihr ſo viel Gefahr zu drohen ſchien.

Das Städtchen, in welchem meine Sache zur Unterſuchung kam, hatte ſehr weiſe und ſcharfſinnige Richter. Da ihnen die Gewißheit meiner Theilnahme an den Thaten jener Verbrecher ſo ſchnell in die Augen geleuchtet hatte, ſo hatten ſie nun nichts nöthigers zu thun, als zu unterſuchen, ob bey einem ſo hohen Grade der Bosheit, nicht auch ein Knabe meines Alters zu öffentlicher Hinrichtung reif ſey, damit man mich bey inſtehender Execution der andern, gehörigen Orts dieſerhalb abliefern könne; mich jenen gerichtlich entgegen zu ſtellen und andere nothwendige Schritte zu thun, das fiel niemand ein.

Eben ſo gut wie es in der Richtſtube ausſahe, war es auch im Kerker beſtellt. Ich ſaß in der That auf den Tod, die Art, wie man mich hielt, bewieß es; aber man verwahrte mich ſo ſchlecht, daß während der Trunkenheit meines Wächters mir in den erſten Wochen meines Gefängniſſes das Entſpringen leicht war.

Die Freude über meine Freyheit war gering, die marterndſten Zweifel nagten an meinem Herzen, ob mein Vater mit den Räubern zugleich gefangen worden ſey, und gewiß konnte ich in dieſem Falle ſeyn, daß er nicht wie ich das Glück werde gehabt haben zu entkommen.

Tauſend Thränen hatte mir ſein Schickſal ſchon im Gefängniß gekoſtet, aber unmöglich war mir es geweſen, auch nur eine Frage über daſſelbe über meine Lippen zu bringen. Furcht, das ärgſte zu erfahren, Furcht, mein Loos, vielleicht auch das ſeinige durch irgend eine Aeußerung zu erſchweren, hatte mich über dieſen Punkt vor meinen Richtern ſtumm gemacht, aber die Mauern meines Gefängniſſes waren meine Vertrauten; und dann ein alter verſchmitzter Gefangener mein Nachbar, mit welchem mir die Ordnung, welche hier herrſchte, das Verkehr nicht unmöglich machte. Er ſaß wegen ſehr unbedeutender Vergehungen, aber ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht ein todeswürdigerer Verbrecher geweſen wäre, als mancher jener Bande, deren Gerichtstag nun binnen einem Monat bevorſtand. Dieſer Mann gab mir während unſers kurzen Verkehrs Aufklärungen und Einſchläge, davon ich die erſten in der Folge nutzte, die andern aber nur dann befolgt haben würde, wäre ich das wirklich geweſen, wofür man mich hier hielt. Dieſer Mann hieß Wernhof; wir werden ihn in Zukunft wieder finden.

Angſt und kindliche Liebe trieben mich nach R..., wo jene Urheber alles meines Unglücks gefangen ſaßen. Wernhof hatte mir dieſen Schritt auf jeden Fall widerrathen, als ich durch die Mittel, welche er mir vorſchlug und die ihm wahrſcheinlich bald darauf auch losmachten, die Freyheit erhielt; er hatte Recht, daß ich ohne ausnehmende Klugheit, durch dieſen Schritt nichts that, als mich der Gerechtigkeit von neuem in die Hände liefern; aber um mich an demſelben zu verhindern, hätte er mir nicht geſtehen müſſen, daß es ihm, einem erfahrnen Beurtheiler ſolcher Dinge, mehr als wahrſcheinlich ſey, mein Vater ſey Theilhaber der Bande jener Böſewichter, und werde denn auch wohl Theilnehmer ihres Urtheils ſeyn. Dieſes unglücklichen Vaters Unſchuld ihm zu beweiſen, war mir immer unmöglich geweſen. So war es natürlich, daß er glaubte, auch in den Augen der Richter müſſe er als ein überwieſener Verbrecher behandelt werden.

Meine Flucht aus dem Kerker war Wahrnehmung eines günſtigen Augenblicks geweſen; mit bloßen Füßen, ohne andere als die allerunentbehrlichſte Bedeckung, entkam ich. Man denke, wie dieſes mir Ermatteten und Abgehärmten den Weg nach R..., der doch einige Meilen betrug, in dieſer immer ſtrenger werdenden Jahreszeit machen mußte. — Nachdem ich einen ganzen Tag ohne Speiſe und Trank zugebracht hatte, mußte ich die Nacht unter freyem Himmel zubringen. Ich ſcheute mich, Nahrung und Obdach zu fordern, ungeachtet der Reſt meines gewechſelten Goldſtücks, den man mir, vermuthlich aus Verſehen, gelaſſen hatte, ſich noch in meinen Taſchen fand.

In dieſer ſchrecklichen, kalten, faſt ganz ohne Schlaf hingebrachten Nacht, faßte ich den Entſchluß, mich den übrigen Theil des Wegs nach R..., zu betteln. Dieſer Weg war nicht ſo klein als ich dachte, denn ich mußte vorigen Abend von der rechten Straße abgekommen ſeyn. Mein Einfall war nicht zu tadeln; niemand, der mich ſahe, konnte mir jetzt die Geſtalt eines ächten und rechten Bettelbubens abſprechen. Dieſes blaßgelbe, von dem dicken pechſchwarzen Haar und den hohlen dunkeln Augen noch mehr entſtellte Geſicht, dieſes zerriſſene Wamms, dieſe blutenden mit einem ſchmutzigen Tuch umhüllten Füße, mußten Mitleid erregen und erregten es auch wirklich, da mich Wernhold gelehrt hatte, den Dialekt meiner Nation zu verſtellen, und niemand mich für das hielt was ich war.

Man gab mir reichlich, ich ſchlief dieſe Nacht in einer reinlichen Scheuer eines Vorwerks dicht vor den Thoren von R..., ward von einer jungen freundlichen Frau mit Schuhen und Strümpfen beſchenkt, und betrat nun den Ort, der das Ziel meiner Reiſe war, zwar nicht froh, aber leider mit der Gewißheit, ich werde hier finden, was ich fürchten mußte, meinen Vater — im Gefängniß, auf dem Punkte, ſein Leben, der Unſchuldige mit den Schuldigen, hingeben

zu

zu müſſen. — Jn meiner nächtlichen Herberge hatte ich von dieſen Dingen, unter den Knechten, erklärten Liebhabern von Delinquentengeſchichten, viel gehört; ich wußte ſogar den Ort, wo mein Vater gefangen ſaß, aber was mir nun zu thun ſey, welcher Engel ſollte mir hierin rathen? ein Zufall mußte mich leiten und er leitete mich, zwar nicht zu dem, wornach mein zerriſſenes Herz ſich ſehnte, dem Glück, meinen Vater zu ſehen, das Gefängniß, ja auch den Tod mit ihm zu theilen; aber zu dem weit größern, ihn zu retten.

Es war Mittag, die Herrn kamen vom Rathhauſe; maſchinenmäßig bettelte ich einen jungen ſchönen Mann an, der zu dieſer ehrwürdigen Zahl zu gehören ſchien, und an den ich mich ohne Bedenken wagte, weil ich ſah, daß an dieſem Orte andere meines gleichen, von welchen alles hier voll war, hierin der Bedenklichkeiten wenig hatten.

Das heilloſe Bettelweſen! murmelte der junge Mann, indem er ein großes Geldſtück aus der Taſche zog und es ſchnell erröthend wieder einſteckte, nichts für mich paſſenderes ergriffen zu haben.

O die edle Seele! ſollte ich irren, ſeine Gedanken, ſo wie ſie damahls mit Blitzesſchnelle auf einander folgten, zu errathen? Zu gut lernte ich ihn in der Folge kennen, um hier zu fehlen.

Einem elenden, jeder Hülfe bedürftigen Menſchen eine Münze, die ein Schatz für ihn geweſen wäre, zeigen und ihn mit einem Nichts abfertigen? indem er mir, der ich vielleicht durch meine beſcheidenere Art ihm zu nahen, wirklich einen Vorzug bey ihm erhielt, eine reichere Gabe ertheilte, das heilloſe Bettelweſen, wie er es im gerechten Amtseifer nannte, gut heißen und andere reitzen? — Welches von beyden?

Ich gebe nichts! ſprach er mit rauh seyn ſollendem Tone; auf der Straße, ſetzte er ſanfter hinzu, und noch leiſer ſprach er: Siehſt du dort das große Haus? Geh in die Küche, ſie iſt gleich am Eingang, ſie ſollen dir etwas warme Suppe geben; — Und darauf ging er ſchnell vor mir in das nehmliche Haus, indeſſen ich langſam und ſchüchtern folgte. — Dort fand ich meinen Tiſch ſchon bereitet. Ein junges, ſchön aber hauswirthlich gekleidetes Frauenzimmer, ſtand am Anrichttiſch. Komm herein, ſagte ſie, als ich furchtſam zur Thür herein lauſchte, du biſt doch wohl der Junge? — Ja, antwortete ich, ohne ſie ausreden zu laſſen, und nahm aus ihrer Hand Suppe und Brod, wie weiland der Prophet die Speiſe aus der Hand des Engels nahm.

Mittlerweile die ſchöne Hauswirthin ihr Geſchäft geendet hatte, machten mir die Leute am reinlichen Küchentiſche Platz, und die alte Köchin zog einen Schemel herbey. Fürwahr kein garſtiger Junge, ſagte ſie, der Herr hatte Recht! Nun warum ſchmeckt es dir nicht? biſt du nicht hungrig? —

Ich hatte in der That kaum zwey Löffel gegeſſen, und die Thränen ſtürzten mir aus den Augen. Das ſchöne Brod, ſagte ich, indem ich aufſtand, will ich einſtecken, wenn ich darf. Du ſollſt bleiben, war die Antwort, der Herr hat's befohlen.

So blieb ich denn, aber mit heftigem Herzpochen. Man brachte mir noch mehr zu eſſen, und wunderte ſich, nicht den gewöhnlichen Heishunger der Armen an mir zu bemerken. Ach, wußte man, welcher Gram an meinem Herzen nagte, und mir ſelbſt die nothdürftige Nahrung vergällte? — Man brachte mir am Ende auch ein Glas Wein, und Gott! welche Stärkung! mit Begierde genoß ich es, und Thränen, wahre Freudenthränen, ſtürzten in den Wein. Gott! flüſterte ich leiſe, denn ich konnte meine Gefühle nicht einzwängen, du bereiteſt den Deinen Labſal in der Wüſten, Preis ſey Dir und ewige Anbetung, nein, nein, ganz kannſt du mich nicht verlaſſen!

Die Leute um mich waren ſtill, und ſchienen mich zu beobachten. Ein guter Junge! ſagte die Alte halb laut, als nach einer Stunde meine junge Wohlthäterin wieder in die Küche trat, er hat auch gebetet, und vor dem Eſſen ſich gewaſchen. Die Dame lächelte. Wer ſich gewaſchen hat, antwortete ſie, ſollte auch beſſere Kleider haben, die Füße mögen gehen, aber das übrige! Gehe hinter in dem Hofe nach dem Garten zu, der Gärtner wird dir etwas geben und dich dann zu meinem Manne bringen.

Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte; doch wars, als wenn ſo viel Güte, die mich ein andermahl bezaubert haben würde, jetzt mir wehe thät, — weil — ſie mich aufhielt. Mein Herz war voll von meinem Vater, von der Nothwendigkeit ihn zu ſehen, von dem Wunſche mit ihm zu ſterben.

Aeußerſt reinlich gekleidet, brachte mich der Gärtner hinauf zu dem Herrn. Er ſagte, indem er mich ihm vorſtellte, der Junge gefalle ihm, ins Herz könne man freylich keinem ſehen.

Zitternd ſtand ich dem edeln Manne gegen über, mir ahndete vollkommen, was ich hören würde, und was, ſo unübertrefflich ſchön und edel es war, doch jetzt für mich nichts taugte.

Du biſt zu gut bey Bettelbrod ein Taugenichts zu werden, ſagte er nach einigen unwilligen Worten über die Betteley (die ſich freylich auf ſeine Manier am leichteſten würde tilgen laſſen) und da der Gärtner, fuhr er fort, einen Purſchen braucht, ſo will ichs etwa acht Tage mit dir verſuchen, wie du dich anläſſeſt; aber hüte dich —

Nein! nein! nein! ſchrie ich, aller Dankbarkeit und alles Wohlſtands vergeſſend, indem ich zur Thür hinausſprang und Treppe und Vorhaus ſo ſchnell zurücklegte, daß man mich erſt vor der Thür wieder einholte und zurückbrachte.

Ich zweifle, ob der gutmüthige Herr, einem Elenden, für den er mich halten mußte, würde nachgeſchickt haben, aber die Domeſtiken, die mich laufen ſahen, mußten natürlich denken, ich habe geſtohlen, und nicht mit der ſanfteſten Art war es, daß ſie mich zu ihrem Herrn zurückbrachten.

Undankbarer, rief er, dem noch das Erſtaunen über dieſen Auftritt auf dem Geſicht ſtand! Iſt dir das Bettelbrod ſchon ſo ſüß, daß du es meiner Güte vorziehſt? Ich brach in Thränen aus, und die Strafpredigt, die mir, wegen meiner Unbeſonnenheit gehalten wurde, die Zweifel wegen meiner Moralität, deren Rechtmäßigkeit ſich freylich nicht läugnen ließ, dienten nicht dazu, dieſe Thränen zu ſtillen. Als die Dame ſich mit einigen herzangreifenden Worten auch drein miſchte, fühlte ich mich vollends ganz vernichtet.

Sie irren ſich! ſtammelte ich, ich bin nicht undankbar, bin kein Böswicht, bin kein muthwilliger Bettler, auf den Knieen wollte ich Ihnen dienen, um das bloße Brod, um nichts, wenn ſie wollen; aber — aber —

Dies Aber war ihnen verdächtig, ſie reichten mir einige Stücke Geld und befahlen mir zu gehen.

Ich ging, aber konnte ich dieſes Haus verlaſſen, ohne mich gerechtfertigt zu haben? Selbſt das Hauptgefühl meines Herzens, das vorhin mich fliehen machte, ſchien durch die Begierde, in keinem falſchen Lichte zu erſcheinen, getilgt. Nach einer Stunde fand man mich noch weinend in einem Winkel des Hauſes ſtehen, und zum dritten mahl ward ich, auf mein Begehren, zu dem Herrn geführt.

Er ſaß, von Papieren umgeben, an ſeinem Arbeitstiſche, ſein Geſicht war zornig, kaum ließ er ſich bereden mich anzuhören, auch wußte ich nicht, was ich anfangs ihm ſagen ſollte.

Ich ſchluchzte, ſtammelte, mein Herz ſchloß ſich auf, ich wollte mich rechtfertigen, ich fing an zu erzählen, der Hörer ward aufmerkſam, und in kurzer Zeit erfuhr er, ich wußte ſelbſt nicht wie, alles, was ich ihm von meinem Zuſtande ſagen konnte.

Gott! ſchrie er, als jetzt die Thür aufging, und ein anſehnlicher alter Mann herein trat, denken Sie ſich den ſeltſamſten Vorgang von der Welt. Dieſer Knabe, den mir der Zufall in den Weg wirft, iſt des Juden Pinto Sohn, und mir iſts mehr als wahrſcheinlich, daß ſich hier Data zu ſeiner Vertheidigung finden werden, die wir ſo ſehr wünſchen.

Er iſt unſchuldig! ſchrie ich ihn unterbrechend, wie kann mein Vater ſchuldig ſeyn!

Still da! erwiederte der Alte, und Sie, laſſen Sie hören.

Mein Wohlthäter erzählte weit deutlicher und ordentlicher als ich erzählt hatte, ich hatte keine Urſach ſeine Worte zu berichtigen, aber ohne Zweifel würde ich ihn tauſendmahl unterbrochen haben, hätten es meine Thränen geſtattet.

Von äußerſter Wichtigkeit ſind dieſe Dinge, fing der Alte nach einer Pauſe an, hier iſt das Leben eines Menſchen auf dem Spiel, aber laſſen Sie uns behutſam gehen. Der Junge bleibt auf jeden Fall in Verwahrung, aber doch zweifle ich, daß wir den Alten retten; die Juwelen, die man bey ihm gefunden hat, die anſehnlichen Summen Geld, davon ſelbſt die Räuber nichts zu wiſſen ſchienen, der Ring, den er in jener Nacht von dem Grafen erhalten haben will, und vor allem die Zweydeutigkeit mit dem Namen! Von allen die wir ſeinetwegen abgehört haben, kennt ihn nur der kleinere Theil unter ſeinem gegenwärtigen Namen, die meiſten nennen ihn Mendez; ließ ſich nur dieſer Umſtand aufklären! Wer ohne Urſach ſeinen Namen ändert, labet ſchon hierdurch Verdacht auf ſich.

Ungeſtüm fiel ich hier ein mit der Erzählung deſſen, was ich im Vorhergehenden über die Aenderung unſres Familiennamens meldete.

Läßt ſich hören, erwiederte der alte Herr, aber die Beweiſe.

Glücklicherweiſe beſann ich mich, daß meine kluge Mutter nicht vergeſſen hatte, dieſer anſcheinlich unbedeutenden Sache gerichtliche Beſtätigung zu verſchaffen, und der alte Herr verſicherte nochmahls, die Sache werde ihm immer wichtiger und alles komme nun darauf an Gewißheit zu ſchaffen. Rettung des alten Juden liege allen am Herzen.

Daß ich nun in Verwahrung bleiben müſſe, um nach gehöriger Anzeige der Sache mit verſchiedenen der Inquiſiten confrontirt zu werden, war der Schluß, man entließ mich, in Vorausſetzung, daß mir nun jeder Gedanke der Entweichung werde vergangen ſeyn.

Ungewohnt müßig zu ſeyn, ging ich nach dem Garten, wo ſich bald Gelegenheit fand, mich zu beſchäftigen. Wir hatten bey geöffneten Fenſtern oben ziemlich laut geſprochen, der Gärtner wußte viel von meinem Zuſtande, und muthmaßte das andere. Seine Geſpräche bildeten ſich hievon. Ich ſagte wenig dazu, aber ſeinen Worten konnte ich meine Aufmerkſamkeit nicht verſagen, ich hörte, was hier in aller Munde war.

Gott, wie vieles ward hier mir klar! Mein Vater war mit den Verbrechern in Haft gekommen. Es war zweifelhaft, ob er, als einverſtanden mit ihnen, einen gewiſſen durchreiſenden Grafen in ihr Netz gelockt, oder vor denſelben gewarnt hatte; der hohe Reiſende war entkommen, und ein koſtbarer mit ſeinem Wappen gezeichneter Brillantring, konnte ſowohl ihm geraubt, als ſeinem Retter von ihm aus Dank geſchenkt ſeyn. Moſes Pinto behauptete das letzte, und man hätte vielleicht, ohnedem durch tauſend Umſtände für ihn gewonnen, dieſes gelten laſſen, hätten ſich nicht andere Umſtände gezeigt, ihn verdächtig zu machen. Sein Schatz von Gold und Juwelen, den er, ihn auf der bloßen Haut tragend, ſelbſt den Räubern zu verbergen gewußt hatte, und vor allem die Aenderung ſeines Namens, gravirte ihn, ſie hinderte und verwickelte ſeine Rechtfertigung in einzelnen Fällen; Dinge wurden durch ſie zuſammengemiſcht, die nicht an dieſe Stelle gehörten, andere, ihn rechtfertigende, getrennt, in Summa, nichts war, das den Gang der Sache geſchwinder ebenen konnte, als die Berichtigung dieſes Punkts. — Mein Gehirn gerieth in Flammen, mein Blut kochte, ich wußte, wie leicht dieſe Sache gewiß zu machen war, ich hätte mir Flügel wünſchen mögen, um bey meiner Mutter und bey Samuel zu ſeyn, welche die Documente von unſrer Namensänderung in den Händen hatten.

Der Herr ließ mich des Abends wieder zu ſich fordern; er war mild und freundlich. Ich wagte es, nach meinem Vater zu fragen; er zuckte die Achſeln. Iſt er zu retten? weinte ich. Ganz gewiß, wenn die Nachrichten, die wir bedürfen, zeitig genug eintreffen.

Und was wird man thun, ſie herbey zu ſchaffen?

Uebermorgen oder den Tag hernach werden Expreſſe nach der Regierung von P. abgehen.

Uebermorgen? Und was wird indeß aus dem Vater? Warum nicht morgen? Warum nicht dieſe Nacht? Soll er indeſſen vor Angſt und Ungewißheit umkommen?

Geſchwindere Eil iſt unmöglich, die Confrontation muß vor dieſem Schritte hergehen.

Ich wußte nicht, was unter dieſer Confrontation zu verſtehen war; hätte ich gedacht, daß dieſes Wort mir das Glück verſprach, meinen Vater morgen, morgen ſchon zu ſehen, ſchwerlich hätte ich den Schritt gethan, den ich dieſe Nacht wagte.

Uebermorgen, oder den Tag hernach? wiederholte ich, indem ich mich in einem Vorſaal neben dem Kabinet meines Wohlthäters zur Ruhe legte. Uebermorgen? und durch wen? durch einen läßigen Betreiber der wich, tigſten Dinge, der vielleicht im Gaſthofe ſchwelgen wird, wenn wir indeſſen hier, vor Furcht und Warten kommender Dinge verzweifeln? O Joſeph, Joſeph! wärſt du ſelbſt der Bote. Ha die Flügel des Windes! die Eil der richtenden Todesengel! Joſeph! Joſeph! du mußt, und ob es dein Leben gelte!

Ich war hier kein Gefangener; meiner Begierde nach Ausgang einer mich am nächſten angehenden Sache, war man gewiß, in meine Redlichkeit ſetzte man keinen Verdacht. So blieb ich unbewacht, ja ſogar unbeobachtet. Einem tiefen Vergeſſenheitsvollen Todenſchlaf folgte ein ſchreckliches Erwachen; das ungewiſſe, an einem Faden hängende Schickſal meines Vaters, fiel mir mit Centnerſchwere aufs Herz; alle Vorkehrungen der Gerichte gnügten mir nicht, ich zitterte ob dem Schneckengange gerichtlicher Aufklärungen, ich zitterte für meines Vaters Leben. Lebhafter und lebhafter wurden dieſe Gedanken. Ich, oder keiner! war mein

Ausruf, ich ſtürzte aus dem Bette, nahm Mantel, Gewehr und mein weniges Geld zuſammen, ſprang aus dem Fenſter in den Garten, durch dieſen aufs Feld, und der anbrechende Morgen fand mich ſchon der Entſcheidung einiger Stunden näher. So legte ich eine Reiſe zurück, die nicht klein war, und die dadurch, daß ich zu Fuß reiſen mußte, verlängert wurde.

Nichts von meinem Empfange bey Rahel konnte ich muthmaßen, ich fand alles anders als ich gedacht hatte. Kindliche Liebe hatte mich den Weg in ungewöhnlich kurzer Zeit zurücklegen laſſen; der Reſt meines Goldſtücks, und das was mir der freundliche Rathsherr und ſeine gute Frau geſchenkt hatten, reichte übrig hin, meine wenigen Bedürfniſſe unterweges zu befriedigen.

Es war Nacht, als ich P. erreichte. Schwach flimmte das Lämpchen in dem Fenſter meiner Mutter. Ich zitterte vor der Nachricht, die ich bringen würde. Unwiſſend, daß bey der Unterſuchung der Sache meines Vaters ſchon hieher geſchrieben, ſchon ſein Unglück kund geworden ſeyn müſſe, ſann ich auf Mittel, daſſelbe meiner Mutter auf die ſchonendſte Art beyzubringen, indeß ſie bereits das ärgere wußte, und Nachrichten, wie ich ſie ihr brachte, Möglichkeit, Gewißheit ſeiner Rettung, für Friedensbotſchaft des Himmels annehmen mußte.

Die Thür war verſchloſſen, unſere alte Salome öffnete. Ein Schreckgeſchrey war die Wirkung meines Anblicks. Ohne mich bey ihr aufzuhalten, ſprang ich nach dem Zimmer. Aller Schonung, die ich mir vorgenommen hatte, uneingedenk, riß ich die Thür auf, und meine Mutter, die meine Stimme ſchon vernommen hatte, ſtreckte mir von ihrem Lager ein paar abgezehrte Arme entgegen.

Krank? meine Mutter krank? ſchrie ich, und warf mich bey ihr nieder, indeß ſie in Thränen ausbrach, und vergeblich ſtrebte mir zu antworten.

Noch war ich nicht gewahr geworden, daß auch Samuel, mein ehrwürdiger Rabbi

Samuel im Zimmer war, er ſchien neben dem Spinnrocken, den Salome verlaſſen hatte, mir die Thür zu öffnen, geſeſſen und meiner Mutter vorgeleſen zu haben. Ich ſprang auf, um auch dieſen lieben Freund zu umarmen. Ich ſah ſein Geſicht erſt todenbleich, dann mit glühender Röthe übergoſſen. Er erwachte wie aus einem Traum, um mir meine Umarmung zu erwiedern. Sehr kalt war dieſe Erwiederung, bis er ſich zu beſinnen ſchien, um mehr Feuer in dieſelbe zu bringen. —

Was iſt dies? rief ich aus, kennt mein Lehrer mich nicht mehr?

Samuel lächelte und ward freundlich, er ſchien etwas ſagen zu wollen, aber alle meine Aufmerkſamkeit richtete ſich jetzt auf meine Mutter, welche die Sprache wieder gewann, und in den herzzerreißendſten Tönen, mich ihren einzig übrigen Troſt, ihr einziges Alles nannte, und den Gott unſerer Väter prieß, nach dem ſchrecklichen Tode ihres Mannes, wenigſtens mich ihr gelaſſen zu haben.

Tod? ſchrie ich, mein Vater tod? Ich verließ ihn lebend, und komme hieher, die

Mittel zu ſeiner Befreyung aus euren Händen zu holen.

Frau Rahel, fiel hier Samuel ein, ich habe Euch eben ſagen wollen — Juſt in der Abſicht kam ich heute zu Euch —

Was dieſer heute mir ſo räthſelhafte Mann weiter ſtammeln wollte, oder wie er geendet haben würde, weiß ich nicht, denn ich ſah, daß meine Mutter ohnmächtig auf ihr Lager zurückſank.

Während ich und Salome uns beſchäftigten, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen, errieth ich aus den Ausrufungen der letztern ſo viel, daß man hier von dem ſchrecklichſten überzeugt war, daß die ſchon vor vierzehn Tagen eingegangene Nachricht, mein Vater ſey wegen überwieſener Verbrechen auf dem Schavott geſtorben, meine Mutter in dieſen entſetzlichen Zuſtand geſtürzt hatte.

Das Leben kam meiner Mutter zurück, und ich wendete mich zu Samuel, um von ihm die Auflöſung dieſer Räthſel zu fordern; aber er hatte bereits das Zimmer verlaſſen, und ich wandte mich wieder zu meiner Mutter, die mich mit verneuten Thränen in die Arme ſchloß und ſtammelnd bat, ich möchte Ihr noch einmahl wiederholen, daß mein Vater lebe, daß er zu retten ſey!

Der Verſicherung von dem erſten, der Verſicherung, daß auch das letzte, doch nur mit der höchſten Eil, zu bewirken ſey, folgten Fragen von beiden Seiten, auf welche nur ich gnüglich antworten konnte; meine Mutter, ſo bald ſie mit Entzücken vernommen hatte, daß die Hauptmittel zur Rettung meines Vaters, die Documente wegen ſeiner Namensänderung, in ihren Händen wären; ließ ſich von ihrem Lager aufhelfen und zu einem verborgenen Wandſchränkchen leiten, deſſen Schlüſſel indeſſen vergeblich geſucht wurde.

Rahel hatte ſich ſchwächlich auf einen Sitz an ihrem Schreibepult niedergelaſſen, ſie ſuchte in ihren Sachen, und zürnte, nirgend die gewohnte Ordnung zu finden. Ich habe während meines Elends, ſagte ſie, Samueln alles überlaſſen müſſen, Männer ſind ſchlechte Stellvertreter einer eigenſinnigen Frau.

Und jetzt beſinne ich mich, fiel Salome ein, daß der Schlüſſel ſich in dieſem Käſtchen finden muß. Der Rabbi hatte neulich, als er hier Geld herein legte, einen unbekannten Schlüſſel in der Hand, den er, das Wandſchränkchen nicht kennend, überall vergebens verſuchte, und dann vielleicht hier verwahrte.

Er fand ſich in der That, aber meine Mutter, anſtatt ihn augenblicklich zu brauchen, ſagte mir auf portugieſiſch: Ich müßte, während ſie mir zurecht lege was ich brauche, augenblicklich zu den Aelteſten gehen, ihnen alles ſagen was ich ihr geſagt habe, und mir von ihnen ſo viel als möglich erklären laſſen, wie ſich die Nachricht von meines Vaters ſchrecklichem Tode hier ohne allen Grund der Wahrheit habe ausbreiten können. — O Gott! Gott! ſchrie ſie in einem neuen Ausbruch von Freude, iſts auch möglich, daß mein Glück kein Traum ſey? werde ich ihn wirklich wiederſehen?

Ich riß mich von ihr los, um meine Geſchäfte eilig zu verrichten, auch trieb ſie mich ſelbſt. Des andern Morgens wollte ich ſchon wieder fort.“ Alles was noch zu thun war, mußte in die Stunden dieſer Nacht zuſammengedrängt werden, an Erquickung und Ruhe dachte keins von uns beyden.

Als ich zu dem Vornehmſten der beyden Männer kam, an die mich meine Mutter ſchickte, fand ich ihn noch wachend und von dem was mich hieher brachte, bereits unterrichtet. Rabbi Samuel hatte die Sache früher erfahren als ihr kommt, ſagte er, und uns Nachricht davon gegeben.

Ich konnte nicht begreifen, was es mit dieſer früher erhaltenen und ſo ſpät, beſonders an meine arme Mutter überbrachten Zeitung für Bewandniſſe habe, aber ich war zu wenig und zu ſchüchtern darnach zu fragen, und hätte wahrſcheinlich den Auftrag meiner Mutter nicht ausgerichtet, wenn der alte redliche Mann nicht ſelbſt Befremdung über die Dinge geäußert hätte, die ihr befremdlich waren.“

Man muß in R...., fuhr er fort, ſo wichtige Dinge ſehr verwirrt und läßig betreiben, und geſegnet ſeyd ihr, daß ihr dieſe letzte Botſchaft, die Euren Vater gewiß retten wird, ſelbſt übernommen habt. Die daſigen Gerichte haben allerdings durch Samueln, den Euer Vater als ſeinen vertrauteſten Freund dort bekannt machte, an uns um Nachricht geſchrieben, aber dies iſt ſo ſpät geſchehen, daß das beſte Zeugniß, das wir dieſem braven Manne geben konnten, gerade an dem nehmlichen Tage erſt abgehen konnte, da Rabbi Samuel außer Athem zu mir kam und Briefe mit der Nachricht von Moſes Hinrichtung vorzeigte. Aufgebracht wie wir über dieſe neue Ungerechtigkeit, die unſerm Volke hierin wiederfahren war, ſeyn mußten, entſchloß er ſich, ſelbſt klagend nach N... zu gehen, und Genugthuung zu fordern, aber die Krankheit Eurer Mutter hielt ihn hier zurück, er iſt ihr einziger Freund in ihrer Verlaſſenheit geweſen, wie er ſich denn auch ſchon erboten hat, ſie als Wittwe zu heyrathen, ob er gleich nichts an ihr bekommen hätte als eine ſchöne Frau.

Es war in dieſen Worten etwas, das mich aufbrachte, es war als zürnte ich mit

Samuel, aber ich konnte weder meine Ideen klar machen," noch ſie in Worte bringen. Der Aelteſte gab mir indeſſen noch einige Klugheitsregeln wegen meines Verfahrens, verſprach mir zu den Documenten, die in meiner Mutter Hand waren, noch ein beſonderes Zeugniß von der Redlichkeit meines Vaters, und dem guten Anſehen, in dem er hier gelebt habe, gab mir Wein zu trinken, ſegnete mich, hieß mich eilen, empfahl mir aber zuvor doch einige Stunden Ruhe, damit alsdann die Reiſe bey neuen Kräften deſto friſcher von ſtatten gehe. Er widerrieth mir, den Weg zu Fuß zu machen, ich aber ſchlug allen Vorſchub, den er mir zu anderer Gelegenheit anbot, als zu langſam und unzuverläſſig, aus.

Meine Mutter hatte ihr Angeſicht gewaſchen und ihre Kleider geändert, ſie war außer dem Bette. Wie ſchön war ſie in der Freude ihres Herzens! In dieſen Jahren, ſie hatte noch nicht dreyßig, kommt der Strom des Lebens ſchnell zurück, welchen Gram und Elend hemmte.

Ich ſagte ihr alles, was der Aelteſte mit mir geſprochen hatte. Ich mag die Sache wenden wie ich will, ſagte ſie, ſo ſcheint einige Schuld auf Samuel zu liegen, Schuld der Saumſeligkeit oder Vernachläſſigung meyne ich, denn wie könnte ich an ſeiner Redlichkeit zweifeln! Er iſt indeſſen bey mir geweſen und hat ſeinen Frieden gemacht, auch ſagt der Prophet: Zürne nicht mit deinem Bruder am guten Tage, den dir der Herr giebt.

Ob ich gleich hierin nicht ſo verſöhnlich dachte, wie ſie, und einen geheimen Unwillen gegen den Rabbi nicht aus meinem Herzen tilgen konnte, ſo wußte ich doch die wahren Urſachen deſſelben mir zu wenig klar zu machen, um ihr widerſprechen zu können. Auch hatten wir wichtigere Dinge vor uns; zwar war ich reiſefertig und alles was ich zur Rechtfertigung meines Vaters nöthig hatte, war in meinen Händen, aber oft, denn der Tag begann über unſern Geſprächen, die ſich wie Labyrinthe aus einander entwickelten, bereits zu grauen, oft hatten wir ſchon die Hände zum Abſchied in einander gelegt, als uns noch neues und immer neues einfiel, das doch im Grunde immer wieder das Alte war, und über welches wir manches weit wichtigere vergaßen. Warum, zum Beyſpiel, bekannte ich ihr nicht offenherzig den unerklärlichen Widerwillen, der ſeit den heutigen Vorgängen gegen Samuel in meinem Herzen Platz genommen hatte?

Er kam eine Viertelſtunde vor meinem Aufbruch, noch auch mit mir ſich zu letzen. Er gefiel mir jetzt beſſer, ſein ganzes Weſen war heitere Freude, er machte ſogar Verſuche, ſcherzhaft zu ſeyn. Seht Ihr, Frau Rahel, ſagte er, wie gut es war, daß ich Euch hinderte, bey der erſten Unglücksnachricht nicht Euren Schleyer zu zerreißen! Ihr wiſſet wohl, daß nach den ſtrengeren Grundſätzen, die Ihr befolgt, Ihr dann auch für Euren Euch wiedergeſchenkten Mann verloren geweſen wärt. Einer unſerer Lehrer ſagt: das Weib, das den Riß gethan hat, verlobt ſich zu ewigem Witthum, ob auch ihr Mann von den Todten erſtünde.

Ich gab Samueln einen finſtern Blick, und riß mich aus den Armen meiner Mutter, die mich noch einmahl an ihr Herz drückte.

Als ich vor das Städtchen kam, ging die Sonne auf in ihrer Herrlichkeit; mein Herz erhub ſich dankend zu ihrem Urheber, zu dem Weſen, das mich ſo wunderbar zu meinem Glücke leitete, und mir in der Frühe des Lebens ſchon Gelegenheit gab, die heiligſten Pflichten zu üben.

Joſeph, tönte eine Stimme neben mir, du biſt ein frommer Jüngling, der Gott deiner Väter leite deine Pfade!

Unwiſſend, daß meine Gefühle laut geworden waren, unwiſſend, wer ſie belauſcht hatte, wandte ich mich halb unwillig auf die Seite, und Samuel wars, der zu mir redete.

Er faßte meine Hand, ſagte, daß er mich unmöglich habe können gehen laſſen, ohne mir ſeinen Segen gegeben zu haben, ich habe ihm unwillig geſchienen, und da ich nun kein Kind mehr ſey, ſo ſey ihm dieſes wichtig genug geweſen, mir die Urſach abzufragen.

Ich riß mich von ihm los, er fuhr fort in mich zu dringen, ich brachte meine Zweifel in ſeine Redlichkeit ſo gut an den Tag, als ich konnte, ich ſprach von ſeiner Eil, meiner Mutter mit der Nachricht von meines Vaters Hinrichtung den Tod zu geben, von ſeiner Saumſeligkeit in andern Dingen, und als er dieſen Vorwürfen Entſchuldigungen entgegenſetzte, die ich nicht entkräften konnte, ſo fing ich an, weil ich nichts anders wußte, mich mit ihm wegen deſſen zu zanken, was mir der Aelteſte von ihm geſagt hatte, wegen ſeiner Abſicht, meine Mutter zu heyrathen, dafern ſie Wittwe ſey.

Er ſah mich an, und brach am Ende in ein unmäßiges Gelächter aus. Biſt du bey Sinnen? rief er. Warum wollte ich mir gefallen laſſen, dein Vater zu werden? Doch wohl, weil mich mein Herz wirklich zu deinem Vater macht; weil ich ein Freund deiner Mutter bin, und ſie dem Elend und der Schande entreißen wollte. Ich bin reich, bin ein Mann in gutem Anſehen, ſie iſt arm, und in jenem für wahr gehaltenen Falle, die Wittwe eines hingerichteten Verbrechers. —

Von meiner Seite war die Aufopferung in der That nicht klein; oder glaubſt du, daß mir, einem Manne, der ſich dem Ende eines halben Seculums nähert, die Schönheitsreſte einer nicht mehr jungen Frau, der Mutter eines verzogenen Joſephchens, etwas ſeyn könnten?

Ich ſtand beſchämt vor ihm, er wandte mir den Rücken, und verließ mich mit Unwillen.

Ich mußte glauben, ich habe Unrecht, aber ſo viel konnte ich mich doch nicht überwinden, daß ich ihm nachgegangen wäre, und ihm Verſöhnung angeboten hätte. Mein Gefühl war nicht das Gefühl eines Ueberwieſenen, ſondern eines Menſchen, der ſich aus Mangel an Kräften oder an Einſicht mir nicht mehr zu helfen weiß, aber es wohl ahndet, daß Stärkere und Weiſere als er, hier nicht aus dem Felde geſchlagen ſeyn würden.

Im Weitergehen fand ich meine Geſinnungen gegen Samuel unbillig, und ſchwärmeriſch fromm wie ich war, zitterte ich durch dieſe Disharmonie in meinem Innern, meine

Anſprüche auf das Wohlgefallen der Gottheit verſcherzt zu haben, und jetzt weniger als vor meinen Mißverſtändniſſen mit dem Lehrer meiner Jugend, ein Gegenſtand höheres Schutzes, höherer Leitung zu ſeyn.

Eine reine, immer im Bunde mit der Gottheit lebende Seele, kennt das Peinliche ſolcher Gefühle, ſie entzweyen uns mit uns ſelbſt, machen uns zweifelhaft an uns ſelbſt, muthlos in dem was wir zu thun haben, und oft führen ſie uns erſt den Fehltritten entgegen, die wir ſchon begangen zu haben glauben.

Bey mir war ſo viel gewiß, daß meine Rückreiſe nicht ſo raſch und glücklich von ſtatten ging, als die erſte. Kleine Unfälle hielten mich hier und da auf, und der größte von allen ſtand mir am Morgen des Tages bevor, deſſen Abend mich ſchon in den Mauern von R... ſehen, und meinem unglücklichen Vater die Gewißheit ſeiner Rettung bringen ſollte.

Meine Mutter hatte mir, ſo viel ihr weniges Vermögen es erlaubte, eine Menge

Dinge mit gegeben, die mir und meinem Vater nützlich oder ſtärkend ſeyn konnten; man weiß, wie erfinderiſch in dieſem Stück die Frauen ſind; auch die kleinen Süßigkeiten des Lebens danken wir ihrer Hand, und nicht übel iſt die Gewißheit von ihnen berechnet, daß dieſe Kleinigkeiten oft Einfluß ins Große haben.

Faſt konnte ich von dieſen Beweiſen zarter Mutter- und Frauenliebe nichts mehr in meinem Mantelſack bergen, aber dennoch kam mir noch am Morgen des Abſchieds von meiner Mutter, am Thor ihres Städtchens, ehe noch Samuel zu mir trat, Salome, unſere alte Magd, außer Athem nachgelaufen, eine kleine Phiole mit der Aufſchrift bringend, Stärkung bey allzugroßer Müdigkeit.

Ich hatte mir auf dem ganzen Wege kaum Zeit genommen zu eſſen, an dergleichen Labung hatte ich vollends gar nicht gedacht. Jetzt, am Ende meiner Reiſe, fühlte ich mich in der That ganz erſchöpft, ich mußte in einem Wirthshauſe eintreten, um nur eine Stunde Ruhe zu genießen, die Augen fielen mir zu, und gleichwohl konnte ich nicht ſchlafen, — vor unruhiger Wallung meines Bluts, und wilden Phantaſieen, die mir vorkamen, ſobald ich, ſelbſt ohne Schlaf, die Augen ſchloß. Da fiel mir jenes letzte Geſchenk meiner Mutter ein, ich langte die Phiole aus meinem Mantelſack hervor, ich unterſuchte ihren Inhalt, und würde ihn nicht gekoſtet haben, wär er geiſtiger Art geweſen, und hätte mir mit mehrerer Erhitzung meines Bluts gedroht; aber es war eine Art von Mandelmilch mit etwas Mohn, wie ſie mein Vater ſich in beſſern Zeiten oft von ſeiner Rahel zur Stärkung, nach zurückgelegten Reiſen bereiten ließ, ein Lieblingsgetränk von mir, damahls oft lüſtern von mir gekoſtet, und jetzt mit heißer Begierde, faſt in einem Zuge ausgeſogen.

Ich wußte, daß ich nach dem Genuß dieſes Göttertranks ſchlafen, ſanft ſchlafen würde; um indeſſen dieſen Schlaf nicht zu lang dauern zu laſſen, bat ich meine Wirthin, indem ich mich in einer Laube ihres Gärtchens zur Ruhe legte, mich nach einer Stunde zu wecken; auch gab ich ihr ein von dem Aelteſten in P. zum Geſchenk erhaltenes

Goldſtück zum Wechſeln, davon meine Zehrungskoſten zu nehmen, und mir das übrige beym Erwachen auszuliefern, damit ich dann, durch nichts aufgehalten, den Reſt meiner Reiſe vollends fortſetzen könnte. Ich kannte dieſe gute Frau, es war die nehmliche, die mich vor kurzer Zeit, bey meiner erſten Reiſe nach R..., mit den Schuhen und Strümpfen verſorgt hatte, die ich noch trug.

Meine Wohlthäterin war indeſſen durch Wechſel ihres Pachts hieher gekommen. Sie kannte in mir den ehemahligen Bettelknaben noch wohl, und hatte ſich über meine, dem Anſchein nach, gebeſſerten Umſtände ſo herzlich gefreut, daß ſie jeden Beweis meines Zutrauens verdiente. Von meinen Angelegenheiten wußte ſie nichts; Vorſicht, Mangel an Zeit, und Ermattung verhinderten alle Erklärung. Wollte Gott, ich hätte ihr wenigſtens den Namen meines wohlthätigen Rathsherrn in R... genannt!

Wohl

Wohl mir, daß mich die Vorſicht in die Hände dieſer guten Frau, Maria war ihr Name, geführt hatte, und dieſes in dem Augenblicke, da mein Unglück, oder was mein größtes Unglück hätte werden können, über mich verhängt war. Nur aus ihrem, aus Mariens Munde weiß ich, was mir nach dem Genuß jenes Höllentranks, an dem man den Namen meiner Mutter entweihet hatte, begegnet iſt. Mein ungewöhnlich langer Schlaf im thauigten Graſe hatte ſie endlich bewogen, alles zu meiner Erweckung anzuwenden; nachdem ſie vorher, nach Verfluß jener mir ausbedungnen Stunde, und noch einige mahle nachher, voll Mitleid über meine Erſchöpfung, die ſolcher Ruhe bedürftig war, mich vielleicht zu ſchonend zu ermuntern ſtrebte.

Es ward Abend, und noch lag ich einem Toden gleich. Man war genöthigt, mich aufzuheben, und, ſtarr an allen Gliedern, wie ich war, in ein Bette zu bringen. Alles ward verſucht, dieſen Todenſchlaf zu endigen. Die endliche Hülfe eines Arztes gab mir das Leben wieder, aber nicht das Bewußt ſeyn. Unter den fürchterlichſten Zufällen ſchwebte ich vierzehn Tage lang zwiſchen Leben und Tod. Gefühl des Schmerzens und der Schwachheit folgte dieſer Epoche, und weit ſpäter erſt erſchien eine etwas hellere Vorſtellung von dem, was mit mir vorgegangen war. Ganz konnte ich mich noch nicht auf alles beſinnen, ſelbſt der Endzweck meiner Reiſe war aus meinen Gedanken verwiſcht. Frau Maria, die ich fleißig an meinem Bette ſahe, und die mit der Treue einer Mutter an mir gehandelt hatte, hütete ſich auch wohl, das Geringſte vorzubringen, was mich aus dem kleinen Zirkel von Ideen hätte reißen können, von welchen ſie und ich die einzigen Gegenſtände waren.

Doch, es war noch eine Perſon, die mir in dieſer Zeit unausſprechlich lieb geworden war, mein treuer Arzt. Ich hatte ihn an dem Tage, da ich mich völlig beſann, noch nicht geſehen, und ich fragte nach ihm.

Er beſucht andere Patienten, war die Antwort.

Ihr habt große Treue an mir gethan, Frau Maria, ſagte ich nach einer Pauſe.

Ich bin nicht reich, mein Kind, ſonſt hätte ich mehr gethan.

Ihr ſeyd nicht reich, und, Gott, ich bin arm!

Dein Geld hat zu deiner Pflege zugereicht, und der Arzt nimmt von keinem Armen Belohnung.

Es müſſen in meinem Gürtel noch ein und ein halber Gulden ſeyn. Gute Frau Maria, ſucht ſie doch hervor, Ihr müßt Auslagen gehabt haben.

Sey nicht unwillig, mein Sohn, auch dieſe habe ich gefunden, und leider aufwenden müſſen, du bedurfteſt in der erſten Zeit Wächter.

Aber, Gott, wie lang bin ich krank geweſen?

Bekümmere dich darum nicht, nun wirſt du geſund.

Und wo iſt mein Mantelſack?

Du trauſt mir doch zu, daß ich alles wohl aufgehoben habe? beſonders die

Scripturen im verſiegelten Päckchen, habe ich gut verwahrt.

Ich richtete mich auf und rieb mir die Stirn. Bey Erwähnung dieſes Päckchens fuhren verwirrte entſetzliche Bilder durch mein Gehirn; ich war nicht im Stande ſie zu enträthſeln, und ſank in eine Art von Schlummer zurück.

Als ich erwachte, ſtand der Arzt an meinem Bette.

Ach, wo ſind Sie geweſen, mein Retter? rief ich, indem ich ſeine Hand faßte.

Es giebt mehrere Hülfsbedürftige, mein Sohn, antwortete er. Darauf wandte er ſich, indem er meinen Puls unterſuchte, zu Marien.

Er erhält, ſagte er, morgen in den gewöhnlichen Zwiſchenzeiten, ſo wie heute, den Stärktrank verdoppelt. Uebermorgen, denke ich, wird er außer dem Bette ſeyn können. In künftiger Woche komme ich ſelten, der traurige Executionstag fällt in dieſelbe, und ich bin genöthigt — — Aber Gott, was iſt dem Knaben! Welche Aendrung! Er bekommt Zuckungen!

Wahr war es, daß das einzige Wort, das er ſagte, auf einmal alle meine Erinnerungen hell machte — und man urtheile, was ein ſolches Licht für einen Eindruck auf meine zerrüttete Seele hervorbrachte.

Ich fuhr im Bette auf! Meine Augen rollten! Meine Hände breiteten ſich aus! Der Executionstag! ſchrie ich. — Ha! ich muß fort! muß fort! — — und ſo ſtürzte ich meinem erſchrockenen Arzte, der vergebens mich zu halten ſtrebte, in die Arme.

Eine Ohnmacht war die Folge; man beſchäftigte ſich mehrere Stunden mit mir, und ein Wunder, ſelbſt in des Arztes Augen, war es, daß ich beruhigt und vernünftig erwachte.

Ich werde ſterben, Frau Maria, ſagte ich mit ſchwacher Stimme, indem ich ihre Hand ergriff, aber mein Vater darf, darf nicht ſterben!

Dein Vater? erwiederte ſie, ich kenne ihn nicht!

Ich brach in Thränen aus, und wandte mich nach der Wand.

Der Arzt trat herzu, und fragte mich, ob ich etwas auf dem Herzen habe?

Viel! viel! ſchrie ich, Gott! gieb mir Kräfte zu reden!

Ihr dürft Euch ſchlechterdings nicht angreifen, ſagte er, wenn Ihr leben wollt!

O Gott! ſchrie ich, gieb mir Leben, damit ich meinen Vater rette!

Aber was meynt er denn mit ſeinem Vater? fragte der Arzt, indem er ſich zu Marien wandte. Und iſt denn auch nicht das Geringſte unter ſeinen Sachen, daraus man wenigſtens ſehen könne, wer er iſt?

Marie lief nach meinem Mantelſacke, und nahm das einzige, was er außer jenen Kleinigkeiten enthielt, das verſiegelte Packet heraus, es dem Arzte zu überreichen.

Es iſt verſiegelt, iſt ohne Aufſchrift, darf ich es erbrechen?

Dieſe an mich gerichtete Frage wurde von mir, der vor Thränen immer noch nicht ſprechen konnte, mit einem bejahenden Hauptwinken beantwortet. Das Siegel brach, die Hülle wich, und die Documente, meines Vaters Rechtfertigung betreffend, nebſt einem dankenden und bittenden Briefe meiner Mutter an die Gattin des wohlthätigen Rathsherrn, enthüllten vollends, was in jenen Schriften, die Namensänderung betreffend, etwa noch in Rückſicht auf mich hätte zweifelhaft ausgedrückt ſeyn können.

Ich ſah die Augen meines liebreichen Arztes ſich mit Thränen füllen; aber er hütete ſich, durch irgend ein Wort meine Gefühle von neuem rege zu machen.

Sey ruhig, ſagte er, indem er mit einem unausſprechlich liebreichen Blicke meine Hand drückte, dieſe Papiere nehme ich mit mir; es iſt ſo gut, als ob du ſelbſt der Ueberbringer wäreſt, und noch beſſer. Und Ihr, Frau Maria, leidet doch ja nicht, daß ſich der Knabe Unruhe mache. Er hats ja nicht nöthig, dieſe Dinge ſind ja ſo gut als ſchon zu ſeinem Beſten geendigt. Eigentlich iſt ja Moſes Pintos Leben gar nicht mehr in Gefahr!

Ich bin ſehr umſtändlich in Erzählung dieſer Dinge geweſen, ich muß einlenken.

Friede der Seele giebt den Lebensgeiſtern neue Kraft; ich fing an zu geneſen. Ich träumte, ſo bald ich die Augen ſchloß, von einem Engel, der meinen Vater dem Tode entriß. Wachte ich, ſo war mein Arzt dieſer Engel; einfältig glaubte ich den wenigen Worten, welche dieſer edle Mann mir geſagt hatte; die Schwäche meiner Natur, die dieſe frohe Leichtgläubigkeit begünſtigte, ward hier mein Glück; mit feurigerer Phantaſie, mit regerem Blut wären Zweifel in mir erwacht, die mich getödet haben würden.

Frau Maria fuhr fort mir es an nichts fehlen zu laſſen, aber das was der Arzt mit halb lauter Stimme aus den Papieren verleſen hatte, ſchien doch einen nicht ganz günſtigen Eindruck auf ſie gemacht zu haben;

der Judenknabe Joſeph, der Sohn eines ſchon faſt verurtheilten Inquiſiten, weckte die Vorurtheile ihres Volks; ſie war ſehr gut, aber das was die Beſſern unter den Unſern und den Ihrigen Aufklärung nennen, das kannte ſie nicht.

Joſeph, rief ſie, als ich mich des dritten Tages hernach aus dem Bette gemacht hatte, Ihr bekommt vornehmen Beſuch. Die Thür öfnete ſich, und die wohlthätige Gattin des Rathsherrn trat ein.

Nichts von der Bewegung meines Herzens, dieſe unvergleichliche Dame und ihre menſchenfreundlichen Thränen um mich zu ſehen, nichts von den Meinigen. Sie war gekommen, mich zu beſſerer Pflege und zu vollkommnerer Endigung jener Sache nach der Stadt zu holen.

O welche Auftritte waren es, die mir nun bevorſtanden! Gleich des nächſten Tages mußte ich, noch krank wie ich war, meine Ausſage vor Gericht ablegen. Die Schriften waren ſchon übergeben. Meines Vaters Sache war auf gutem Wege, auch andere Dunkelheiten begannen ſich aufzuklären. Die edelmüthigen Vertheidiger des Unſchuldigen hatten keine Mühe geſpart, den rechtmäßigen Erwerb jener bey ihm gefundnen Goldſtücke und Pretioſen zu beweiſen, und die Data, über Ort, Art und Weiſe des Umſatzes, nebſt einigen Rechnungen, die mein Vater herbeyſchaffen konnte, machten dies leicht, auch ward ihm ſo viel als möglich, freylich nach Verhältniß wenig! von dieſen ehrlich erworbenen Dingen geſichert; man weiß, was aufgelaufne Gerichtskoſten betragen.

Auch der zweifelhafte Handel mit dem Ringe des Grafen war durch ein eigenhändiges Schreiben dieſes Herrn aufgeklärt, oder vielmehr niedergeſchlagen, ich ſelbſt konnte damahls noch wenig von dieſer ganzen Begebenheit begreifen, und verſpare alſo ſeine nähere Erörterung einige Blätter weiter.

So war alſo eigentlich nun nichts mehr übrig, als die Zeugniſſe, die ich brachte, und ohne welche, da hier ſo viel verdächtiges zuſammen kam, es dennoch ſehr zweifelhaft mit der Rettung eines Unſchuldigen ausgeſehen haben würde.

Ich ward endlich meinem Vater entgegengeſtellt, ein Auftritt, der ſelbſt unſere ernſten Richter zum Weinen hätte bewegen können. Ein redlicher, unſchuldig verklagter Mann, ein Knabe, der, um den Vater zu retten, alles wagte, der ſelbſt im nehmlichen Augenblicke noch halbes Eigenthum des Grabes, bleich, abgezehrt, entſtellt, ſogar die Bewegungen der Freude auszuhalten zu ſchwach war, welch ein Bild!

Man ſchonte mich auf alle Art; ich hatte Fehler, große Fehler in meiner Verfahrungsart begangen; man machte mir keine Vorwürfe. Mein anfänglicher Mangel an Aufrichtigkeit in Ausſagen, konnte indeſſen wenigſtens meinem Charakter nicht zum Nachtheile gereichen, ihr Urſprung war übelverſtandene Gewiſſenhaftigkeit in Rückſicht des den Räubern geleiſteten Eydes, meine Aengſtlichkeit war noch leichter zu entſchuldigen.

Meine heimliche Entweichung aus dem Hauſe des Rathsherrn hatte mehr auf ſich gehabt, ſie hatte in der That eine Zeitlang ſelbſt die Sache meines Vaters ſehr böſe gemacht, und aus welch einem Lichte hatte ſie mich gezeigt! Doch der gute Ausgang dieſer Dinge mußte mich befriedigen. Wohl dem, der bey ſeinen Handlungen nur die Form, weder Abſicht noch Ausgang zu betrauern hat!

Mein Vater, nun völlig frey geſprochen, wünſchte R... bald zu verlaſſen. Niemand konnte ihm dieſen Wunſch verdenken. Nur einige harte Seelen, denen die Gefühle der Menſchheit fremd waren, nur einige andere, die entweder die Unſchuld des unglücklichen Moſes Pinto nicht glaubten, oder grauſam genug waren, ihm ſeine Rechtfertigung nicht zu gönnen, meynten, man ſolle ihn nöthigen, jenen Schreckenstag mit abzuwarten; man habe Beyſpiele, daß bey Auftritten dieſer Art, noch manches Gewiſſen erwacht ſey. Ein Jude bleibe ein Jude, und wer wiſſe, was der Freygeſprochene, wenn auch hier unſchuldig, an andern Orten verbrochen habe.

Mein Vater, dem dieſes Urtheil zu Ohren kam, ſeufzte, und dankte Gott, daß man ihm dieſe fürchterliche Probe ſeiner Unſchuld erſparte. Unſer edler Wohlthäter, der Rathsherr, that auch hierin das meiſte; meine Lebenszeit reicht nicht zu, ihm jeden Zug ſeiner Milde zu verdanken, verſchweigen muß ich das meiſte was er für uns that.

Es ging uns wie dem Mann Hiob; als ſich von dieſem das Unglück wandte, wandten ſich ſeine Freunde zu ihm. Wer uns bisher hätte helfen können, und uns ganz vergeſſen hatte, erinnerte ſich nun unſerer, da wir wieder frey athmen konnten. Einige meiner Geſchwiſter, die nahe genug wohnten, um von allen dieſen Dingen zu hören, erinnerten ſich jetzt glückwünſchend, daß ſie Moſes Pinto angehörten; die andern ſchämten ſich, auch nur einen verurtheilten Vater gehabt zu haben, und ſelbſt von den Beſten unter ihnen, ward uns zu verſtehen gegeben, daß die Aenderung des Namens Mendez der Grund unſeres Unglücks ſey. Daß ſie nicht ganz Unrecht hatten, war wenigſtens mir einleuchtend, rührte doch der Rathſchlag zu dieſem Schritte von Samuel her, mit dem ich mich nun einmahl nicht ganz ausſöhnen konnte, ſo lieb er mir vordem geweſen war.

Selbſt mein Vater war irre an ihm: Er wußte, daß ſeine erſten Briefe an Samuel, um Zeugniſſe, zeitig genug abgegangen waren, um ihm wenigſtens große Schuld der Saumſeligkeit aufzubürden. — Was ich ihm von ſeinen Abſichten auf meine ſchöne Mutter ſagte, ſchien ihn noch empfindlicher zu rühren. Er glaubte nicht an die uneigennützigen Abſichten, mit denen er ſich gegen mich gebrüſtet hatte. Rahel war ſelbſt in ſeinen Augen noch zu reizend, um hier den Verdacht verbrecheriſcher Plane unwahrſcheinlich zu machen.

Gedanken wie dieſe, veranlaßten ihn, ſeine Reiſe nach P. zu beſchleunigen. Durch Briefe wußte meine Mutter ſchon von der Rettung ihres Geliebten, ſein Anblick durfte der Gekränkten nicht zu lang entzogen werden.

O Vater! Vater! wärſt du dieſem Entſchluſſe treu geblieben! Doch wer kann den

Engeln des Schickſals entgegen arbeiten, wer ihre Macht hemmen? Unaufhaltſam reißt ſie jeden zu ſeiner Beſtimmung! Frey ſind unſere Handlungen, aber ihr Erfolg ruht in jenen Händen, die eben darum den Menſchen, dieſen Hauch des göttlichen Mundes, ganz zu Boden ſchlagen dürfen, weil ſie ihn auch wieder zu erheben vermögen, weil eine ganze vergütende Ewigkeit in ihrer Gewalt iſt.

Unſere beyderſeitige Schwäche machte öftere Ruhepunkte nöthig. Wir hatten R... nicht ganz arm verlaſſen, und reiſten mit einiger Bequemlichkeit; unſer treuer Arzt hatte uns dieſes zur Pflicht gemacht, und unſere eigene Erfahrung gab uns hierüber nachdrückliche Lehren. Hätten wir nach unſerm letzten groſſen Gewinnſt auf der Meſſe von W., da wir um ſo viel reicher waren als jetzt, nicht den mäßigen Aufwand anſtändigern Fortkommens geſcheut, nimmermehr wären wir in die Hände der Räuber gefallen, wenigſtens hätte unſer Unglück nicht ſo groß werden können, als es uns Einſamen geworden war.

Mein Vater nahm eine der erſten Gelegenheiten der Ruhe wahr, mich von den letzten Umſtänden ſeines traurigen Verhängniſſes zu unterrichten, und ich erfuhr Dinge, die ich freylich nun ſchon ganz glücklich geendigt glaubte, deren Folgen aber noch in den Händen des Schickſals waren; o daß Gebet und Thränen ſie hätten zum Beſten kehren können! Doch der Menſch ahndet nicht das Werk, das Gott thut oder zuläßt; Unvorſichtigkeit und Sicherheit liefern ihn neuen Gefahren in die Hände, indeſſen er alles überſtanden zu haben glaubt. Wir jauchzen oft, mit der richtenden Wagſchale gänzlich abgerechnet zu haben, wir denken nun alles gelitten, jeden Winterſturm überſtanden zu haben, auf vollen Frühling rechnen zu dürfen, und plötzlich — doch zu meines Vaters Erzählung.

Daß die Räuber im erſten Augenblick, da wir in ihre Hände fielen, Plane machten, unſere Perſonen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, da ſie nichts bey uns fanden, das ihre Habſucht befriedigen konnte, habe ich bereits geſagt. Ich war zu einfältig, die

Art

Art dieſer Plane ganz zu verſtehen, und dieſe Kindeseinfalt, die ich, in den folgenden Tagen ſehr genau beobachtet, überall blicken ließ, ſchützte mich vor Anträgen, wie ſie meinem Vater gethan wurden.

Seine Nation, ſeine Jahre, der ſchlaue Scharfſinn, der mehr noch in ſeiner Phyſiognomie als in ſeiner Seele lag, ſelbſt der Stempel von Frömmigkeit, den jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Handlungen trug, überredeten die Böſewichter ſie hätten in ihm, was ſie längſt geſucht hatten; ein Werkzeug ſeiner Betrügereyen, einen Lockvogel guter Beute, vielleicht in der Zukunft einen glücklichen Verhehler und Vermittler in Fällen, wo der Zufall ſie im Stiche ließ.

Zahllos waren die Vorſchläge, die man ihm hierüber that, und der Vortheil in der That glänzend genug, um einen minder Redlichen, als Moſes Pinto, zu locken. Nur allzuglücklich hatte ſich der redliche Iſraelit bisher vertheidigt, man begann einzuſehen, daß hier feſte Rechtſchaffenheit wohne, und leider verſchlimmerte dieſe Entdeckung unſern Zuſtand. Ach, unſer Tod war beſchloſſen!

Sie überzeugten ſich, daß ſie in Menſchen wie wir, nur Verräthern ihrer Bosheit das Leben friſteten; nutzlos waren wir ihnen, warum hätten ſie uns ſchonen ſollen.

Meines Vaters feines Gehör und ſein wachendes Auge, welches oft offen war, wenn man es ſchlummernd glaubte, hatten ihn gnüglich über das belehrt, was uns ganz nahe bevorſtand, und man denke ſich ſeine Gefühle bey dieſer Entdeckung. Hätte er blos für ſich zu ſorgen gehabt, vielleicht hätte ſeine ſtrenge Religioſität, die ihm das kleinſte Unrecht zum Abſcheu machte, das Zittern der Menſchheit vor dem Untergange beſiegt, aber hier war ich. — Sein Liebling, der Abgott ſeines Herzens? Warum ſollte ich ſterben? ſterben in der Blüthe des Lebens? Dies konnte die Gottheit nicht wollen! Erhaltung des Sohns war hier Pflicht. Ein Mittelweg zwiſchen Aufopferung der Redlichkeit und ihrem Scheine ließ ſich ja wohl ausfinden. Zwar brachte ein ſchneller Gedanke ihm die Aufopferung ſeiner heimlichen Schätze in den Sinn, aber welche Wahrſcheinlichkeit, daß die Räuber das zum Löſegeld annehmen würden, was bereits, obgleich ohne ihr Wiſſen, in ihrer Gewalt war; Beſchleunigung unſers Urtheils möchte wohl durch dieſe Entdeckung vielmehr herbey gebracht worden ſeyn, da wir ſchon aus der Erfahrung wußten, daß hier keinem das Leben geſchenkt wurde, der die Vergleßung ſeines Bluts bezahlen konnte! — —

Der redliche Mann entſchloß ſich, nach dem Kampfe einer ſchrecklichen Nacht, ſich und mich durch die Maske der Bosheit zu retten. Auf eine ſchlaue Art näherte er ſich des andern Morgens ſeinen Verſuchern; er bekannte ſich ihnen als den Verworfenen, der er nicht war; er ſchob ſeine bisherige Weigerung auf die Rechnung nöthiger Behutſamkeit; er forderte nur Vorſchläge, was man von ihm verlange, nur, vor allem, Gewißheit in dem was man ihm biete, und dann vornehmlich bey dem mindeſten Anſchein von Gefahr, meine Freyheit. Er ſchilderte mich ihnen als einen äußerſt ſtupiden und zu den Anſchlägen ſeiner Argliſt ganz untauglichen Buben, der ihm aber übrigens zu lieb ſey, um ihn in Gefahr zu ſetzen.

Jn meine Scharfſinnigkeit hatte man ohnedem wegen meines beſtändigen Stillſchweigens und der Blödigkeit in meinem Betragen kein beſonderes Zutrauen, und dieſer Punkt wurde alſo am erſten eingegangen. — Auch wegen der übrigen machte man wenig Schwierigkeiten, und der Contrakt der Bosheit war geſchloſſen.

Die erſte Probe ſeines guten Willens und ſeiner Fähigkeiten ſollte Moſes am andern Tage ablegen, da man wußte, daß der Graf von —L. unter erborgtem Namen mit einer äußerſt kleinen Swite durch das nächſte Städtchen paſſiren und daſelbſt übernachten würde. Die Räuber wußten, daß dieſer Herr ſehr beträchtliche Summen und auch verſchiedenes von Prezioſen bey ſich führte, und meines Vaters Werk ſollte ſeyn, ihn in ihre Nähe zu locken. — Doch man erlaube mir, hier Moſes Pinto ſelbſt reden zu laſſen.

„Meine Rolle,“ ſo fuhr mein Vater fort, war ſtudirt. Als ein reiſender Juwelenhändler ausgerüſtet, ſollte ich durch Mittel, die ich hernach erfuhr, Zutritt bey dem Grafen erhalten, und nichts weiter zu thun haben, als mich mit der Anzahl und Beſchaffenheit des Perſonals, das er um ſich hatte, genauer bekannt zu machen, und durch das Redliche in meiner Miene ihm alles, was ich zur Erreichung des Hauptendzwecks, zu Richtung ſeiner Reiſe durch den verdächtigen Wald, vorbringen würde, glaublich und angenehm vorzuſtellen.“

„Mit Zittern ging ich an mein Werk, Ich würde mehr Muth, mehr Hoffnung gehabt haben, alles glücklich auszurichten und den unglücklichen Herrn zu retten, den ich verderben ſollte, hätte man mir gnugſam getraut, um mich allein zu laſſen; aber die Sache war wichtig genug, daß das Haupt der Bande, in der Perſon eines Dieners des jüdiſchen Juwelenhändlers mich begleiten ſollte.“

„Alles ging glücklich nach dem Willen der Räuber. In einem ſchwarzen ſeidnen

„Kleide, mit äußerſt feiner Wäſche, einem
„Brillanten von hohem Werth am Finger,
„machte ich eine ſo gute Figur, daß die, die
„mich zu kennen glaubten, jene Böſewichter,
„mich unmöglich für ihres gleichen halten
„konnten, und mit tauſend Flüchen betheuerten,
„hier müſſe unſer unglückliches
„Schlachtopfer getäuſcht werden. Mein
„Gehülfe war nicht ſo glücklich, durch die
„anſtändige Kleidung eines jungen Handelsmannes
„das Anſehen der Verworfenheit zu
„verdecken; ich wagte nicht, es ihm zu ſagen,
„wie ſehr man in ihm den Böſewicht
„ſah; aber ſelbſt die andern merkten es, und
„ſagten ihm einige räubermäßige Schmeicheleyen
„über die Unauslöſchlichkeit dieſer
„edeln Charakterzüge. Mir kam überdieß
„noch die Kenntniß feinerer Sitten zu Hülfe,
„die jenem ganz fehlte; er hatte nie die Zirkel
„geſehen, in denen ich einſt als Mitbürger
„gelebt hatte.“

„Der Neffe des alten Herrn war es,
„dem wir durch die dritte, vierte Hand, die
„Einführung bey ihm zu danken hatten; er
„ſelbſt, dieſer junge Menſch, von dem du

„mehr hören, oder mehr muthmaßen wirſt, „war bey meiner Audienz nicht gegenwärtig. „Er hatte den jüdiſchen Juwelenhändler gebeten, ihn auf alle Fälle aus dem Spiele „zu laſſen, lieber ganz zu vergeſſen, daß er „hier mitgewirkt habe. Ich konnte dies „leicht verſprechen, wußte ich doch kaum „wer er war, mußte ich es doch mehr aus „einigen hingeworfnen Worten des Räuberhauptmanns ſchließen, und bey dieſer Gelegenheit tiefer gelegte Plane der Bosheit „muthmaßen, als mir zur Zeit noch ſelbſt „eingeſtanden wurden."

„Als wir den Grafen, welcher, wie „uns verkundſchaftet war, in der That Juwelen zu ſeines Neffen inſtehender Vermählung kaufen wollte, vorgeſtellt wurden, „erſchütterte mich ſein Anblick auf eine ſeltſame Art. Nicht allein ſein hohes ehrwürdiges Alter, nicht allein der herzzerreiſſende Gedanke: *dieſen* ſollſt du verderben, war der Grund dieſer Bewegung, „nein — denke dir, wie mir war, als ich „in ihm den ehemaligen —ſchen Geſandten „am portugieſiſchen Hofe erkannte. Zehn-

„mahl hatte ich mit dieſem Herrn wichtige „Geſchäfte gemacht, ich konnte ihn nicht „verkennen, auch erkannte er mich, und „mein ungeduldiger Gefährte mußte ſich ge„fallen laſſen, daß der Anfang dieſer wich„tigen Audienz, blos mit herablaſſenden „Errinnerungen ſeiner Seits, und mit kurzer „Erzählung meiner Schickſale, ſo weit ſie „hier offenbar werden durften, gemacht „wurde.“

„Mein Herz verband ſich immer mehr „mit dieſem vortrefflichen Herrn; Thränen „ſtanden in meinen Augen, wenn ich an die „Rolle dachte, die ich hier ſpielen mußte, „und noch verwirrter würde ich geweſen „ſeyn, wäre mir nicht hier die glücklichſte „Gewißheit der Rettung entgegen gekom„men.“

„Gewiß, daß mein lauerſamer Gefähr„te, eher alle Sprachen der Welt, als „das Portugieſiſche verſtehe, ließ ich ſchon „während unſers ſehr lang dauernden Han„dels, von Zeit zu Zeit einige Worte in die„ſer Sprache fallen, die denſelben aufmerk„ſam machen mußten. Am Ende, als es

„mir gelungen war, meinen Gehülfen, zu „Herbeyholung einer Diamantenwage, die „ich abſichtlich im Vorzimmer gelaſſen hatte, „auf einen Augenblick zu entfernen, faßte „ich meine Seele in meine Hand, und bat, „mit gefaltenen Händen und Thränen in den „Augen, den Grafen um Gotteswillen, keiner meiner nun folgenden Reden zu trauen, „beſonders um keinen Preis den andern Tag „den Weg durch den Räuberwald, dies „waren meine Worte, zu nehmen. Ich „ſey ſo unglücklich, ein Verräther ſeyn und „ſcheinen zu müſſen, aber“ — —

„Hier kam mein Gehülfe zurück. Glücklicherweiſe entging ihm das Entſetzen in des „Grafen Augen. Der alte Mann maß „mich mit ſcharfen Augen, zitterte und mußte „ſich mit einiger Mühe faſſen.“

„Mir war dies Beweis genug, daß er „mich verſtanden habe, und ich begann nun „mit aller Kunſt, die in meinem Vermögen „war, in meines Aufmerkers Gegenwart die „Rolle zu ſpielen, die man mir aufgelegt „hatte. Ich ſprach von der Rückreiſe des „Grafen und fragte mit Beſcheidenheit nach

„dem zu nehmenden Wege. Jene Hohlwege,
„jene Gebirge, die er zu paſſiren hatte, wurden
„durch Exempel von mir als äußerſt gefährlich
„geſchildert, unſer Wald hingegen
„führte auf das kürzeſte mit äußerſter Sicherheit
„zum Ziel. Ich konnte dies dem
„Grafen mit der Treue eines alten Bekannten
„betheuern, ich ſelbſt dachte dieſen Weg
„zu nehmen, und war freylich nicht ganz
„ohne Eigennutz hiebey, weil ich von der
„Bedeckung dieſes Herrn, da ich mit einem
„einzigen Diener und zu Pferd reiſe, bey
„doch etwa möglichen, aber höchſt unwahrſcheinlichen
„kleinen Gefahren, Sicherheit
„für meine eigne Perſon hoffe.“

Der Graf hörte mich mit Erſtaunen
„an, er konnte ſich ſchlechter verſtellen als
„ich, und ach, eine Hoffnung ſtieg in meinem
„Herzen auf, er werde uns arretiren
„laſſen. Warum hatte ich nicht in jenem
„Augenblicke dieſes ausdrücklich von ihm
„gebeten, und warum fiel er nicht ſelbſt
„darauf! Doch die Urſach dieſes letztern war
„leicht zu errathen. Der Plan uns alle, ſelbſt
„mich, wenn ich falſch wäre, in unſern

„eigenen Schlingen zu fangen, war bey ihm
„ſo ſchnell gemacht, als er uns ganz begriff.
„Er fing nach und nach an mehr in die
„Sache einzugehen, und ſeine Antworten
„wurden ſo, daß mein Aufmerker ihn
„völlig gefangen glaubte, und mich heimlich
„veranlaßte, nun abzulaſſen, damit das ſo
„gut eingeleitete Werk nicht durch ein Wort
„zuviel noch verdorben würde.“

„Gekauft hatte der Graf nichts; wir
„ſchienen beyde zu vergeſſen, daß der Handel
„hier der Vorwand weit wichtigerer
„Dinge war. Die gänzliche Vernachläſſigung
„dieſes Punkts hätte meinem Gefährten
„Verdacht machen können, wär er hiezu
„ſchlau genug geweſen. Erſt an der Thür
„fiel mir es noch ein, umzukehren, und
„mich zu erkundigen, ob mir es erlaubt ſey,
„die heute beſichtigten Sachen, nach ſeiner
„Ankunft in ***, wohin ich auch gedenke,
„nochmals vorzuzeigen, und einigen Abſatz
„zu hoffen? Der Graf winkte ja, und eilte
„in ſein Cabinet, vermuthlich um ſich von
„dem Erſtaunen zu erholen, das ihm dieſer
„Auftritt mußte verurſacht haben, und über

„die klügſten Maaßregeln zu Vernichtung „böſer Anſchläge zu Rathe zu gehen. Wenig, ach wenig hatte ich ihm ſagen können, „und nicht ohne Sorge war ich, ob auch „die Rettung dieſes unglücklichen Mannes „wirklich glücken würde, beſonders, da alle „unſere zurückgelaſſenen Kundſchafter uns „des Abends Nachricht einbrachten, daß der „Weg durch unſern Wald wirklich beliebt „worden ſey, daß man ſelbſt die Warnungen des Wirths vor Unſicherheit, nicht geachtet habe, und unſere Beute unausbleiblich nach Mitternacht am beſtimmten Orte „eintreffen würde.“

„Wir, mein Begleiter und ich, hatten „eilig unſere Masken abgeworfen und uns „aus dem Städtchen entfernt. Dem Räuberhauptmann ahndete Möglichkeit, angehalten zu werden, und ich wünſchte zwar daſſelbe, durfte aber nichts thun, um es „möglich zu machen, auch ſchreckte mich der „Gedanke an Dich.“

„Man war ſehr zufrieden mit mir; ich „ward dieſen Abend als Bundesbruder eingeweiht, und man ſagte mir, daß nach ſo

„einem Probeſtück, wenn es ganz glückte, „ſich in Zukunft viel von mir erwarten ließ, „und daß, nach Verhältniß des Erfolgs, „mein Lohn groß ſeyn werde.“

„Ich drang vor der Hand nur auf die „Erfüllung einer Bedingung, auf deine „Entfernung. Der Junge, ſagte ich, liegt „mir am Herzen, ich mag ihn nicht auf den „Weg zum Galgen bringen, er iſt zu dumm „ihn nicht bey dem erſten Verſuche unſerer „Art zu finden, er wird immer nur ein kleiner Dieb, kein feiner Räuber werden; auf „dem Wege arbeitſamer Ehrlichkeit wird er „ehe ſein Fortkommen finden, dazu habe „ich ihn angelehrt, und dazu hat er gerade „Verſtand genug.“

„Man fand, daß ich endlich rede wie mir „es zukomme, hatte aber gegen deine augenblickliche Entfernung doch allerley Einwendungen, bis man endlich mich bey dir auf „dem Lager, wo du krank wareſt, belauſcht, „mich vor heimlichen Raupeleyen gewarnt, „und auf mein ungeſtümes Fordern, dich „wirklich auf die Art entfernt hatte, wie dir „bekannt iſt. Mir lag alles dran, dich

„noch dieſe Nacht zu entfernen, ſie mußte „wichtig werden, „du ſollteſt, meinen Wünſchen nach, weit von dem Schauplatze dieſer Ereigniſſe entfernt ſeyn.

„Schlafend hatte man dich fortgebracht, „ſonſt ging dieſe Nacht niemand bey uns zur „Ruhe. Ich nebſt einem Aufmerker, deſſen „man mich immer noch nicht entbrechen „wollte, ward auf einen der Vorpoſten, „dicht an den Weg geſtellt, wo wir nun den „Grafen mit jeder Minute erwarten konnten.“

„Mein Gefährte hatte ſich auf einen „Augenblick entfernt, da trat aus dem dichten Gebüſch ein Menſch zu mir, der mich „haſtig bey der Hand ergriff und mir einen „Dolch in dieſelbe drückte.“

„Jude! ſprach er, du biſt zu allem fähig. Dieſen Dolch dem Grafen, und mit „ihm den Anſpruch auf verſchwenderiſchen „Lohn von mir.“

„Wer ſeyd Ihr? erwiederte ich.“

„Kennſt du mich nicht, erwiederte er, „ſo wirſt du mich kennen lernen.“

„Mein ganzer Abſcheu erwachte, ich „vergaß mich ſelbſt. Umſonſt, wollte ich „rufen, umſonſt bemüht man ſich, mich „auch zum Meuchelmörder zu erniedrigen.“

„Der, welcher mit mir ſprach, ließ „mich nicht ausreden; er faßte den Anfang „meiner Rede in anderm Sinn auf. Umſonſt ſollſt du mir nicht dienen, war „ſeine Antwort, nimm hier ein Unterpfand „meiner Großmuth, ich löſe es, iſt die That „geglückt, mit — er nennte hier eine große „Summe, die ich nicht ganz verſtand — „aus. — Er entfernte ſich, und ein Ring „blieb in meinen Händen.“

„Ha! ſagte mein Gefährte, der jetzt „wieder kam, der junge Graf? Hat er dir „eine Privatcommiſſion gegeben? Ich zeigte „ihm den Dolch, denn ich vermochte vor „Abſcheu nicht zu reden, und dieſe Zeichenſprache war mir ſehr vortheilhaft bey dieſem Verworfenen.“

„Ha, Jude! rief er, du biſt ja weiter „als wir denken? Hat dir der treue Neffe

„nicht auch etwas Lohn voraus gegeben? „Mich dünkte, ich hörte ſo etwas!“

„In dem nehmlichen Augenblick trat der „vorige, den ich nun wirklich an Geſtalt „und Sprache für den ſaubern Neffen des „Grafen erkannte, wieder zu mir, und forderte den mir gegebnen Ring zurück; er „habe mir in der Dunkelheit den unrechten „gegeben, den er nicht miſſen könne; hier „ſey ein anderer von noch höherm Werth.“

„Mein Gefährte hinderte mich an dem „Tauſche, ich hätte den Lohn der Ungerechtigkeit lieber ganz von mir geworfen.“

„Hier kein Tauſch! ſchrie er, der Ring „bleibt dem Herrn gewiß, wenn er ihn einlöſt, und ich, der drum weiß, will Theil „an der Einlöſung haben. — Der Elende „entfloh, und der Räuber verſicherte mich „indeſſen, es ſey dem armen Jungen ſo groß „nicht zu verdenken, daß er ſich eines alten „mürriſchen Verwandten zu entledigen ſuche, deſſen Erbe er ſey, und der ihn noch „zum Ueberfluß jetzt zu einer ihm ungelegenen Heyrath zwingen wolle, indem er ihm

„eine

„eine andre, ſehnlich gewünſchte, vernichte."

„Wir konnten nicht weiter ſprechen, „denn das Zeichen wurde gegeben, und mit „Zittern mußte ich mich überzeugen, daß „meine Warnungen nicht verſtanden worden „waren, und daß der Raub der Bosheit, „den ich herbeylocken half, nahe ſey."

„Unmöglich iſts, meine Empfindungen „zu beſchreiben. Mein erſtes war, daß ich „meinen Dolch ins Gebüſch warf, und unſern Leuten, die ſich jetzt in mehrerer Anzahl auf dieſer Stelle verſammelten, verſicherte, daß ſie mich zu allem brauchen „könnten, nur nicht zum Blutvergießen. „Sie lachten, ſchmähten auf die Verzagtheit unſrer Nation, und nun — doch wie „ſoll ich dir ſchildern, was nun erfolgte?"

„Verwirrung, Gedräng, Getümmel „nahmen überhand. Ich ſah den Wagen „des Grafen. Es fielen mehrere Schüſſe, „ſie wurden von den Angegriffenen herzhaft „erwiedert. Eine Kugel warf auch mich im „Vorüberſtreifen zu Boden; mir vergingen

„die Sinne, und als ich wieder zu mir ſelbſt „kam, hatte ſich die Sache auf die Art entwickelt, wie dir bekannt iſt.“

„Der Graf, der mich vollkommen verſtanden hatte, ohne mir völlig zu trauen, „hatte uns in unſere eigene Falle gerathen „laſſen. Weit entfernt, ſeine eigne Perſon „dem Ungefähr anzuvertrauen, war er „längſt mit den Seinen in Sicherheit, da „wir noch um ihn und ſeine Schätze zu kämpfen glaubten. Wir waren in den Händen „der Gerechtigkeit, ein Detaſchement Huſaren brach aus dem Walde hervor, uns „jede Möglichkeit des Entkommens abzuſchneiden. Die Räuber, deren mehrere „geblieben waren, wurden gefangen, und „ich Unglücklicher theilte ihr Schickſal.“

„Der größte Theil deſſen, was nun erfolgte, iſt dir bekannt. Du kannſt denken, „mit welcher Empfindung ich mich bey all „meiner Unſchuld als einen Gefährten der „ruchloſeſten Böſewichter erblickte, aber „ſchwerlich denkſt du dir, wie mir zu Muthe „ward, wenn ich mir vorſtellte, daß ſich in „mehrern Punkten meine Unſchuld nicht ſo

„leicht erweiſen ließ, als ich ihrer vor
„Gott und meinem innern Bewußtſeyn gewiß
„war.“

„Nimm den einzigen Punkt wegen des
„Ringes; man hatte ihn zeitig an meiner
„Hand entdeckt, und bey genauer Beſichtigung,
„unten auf dem Kaſten, der die Steine
„hielt, das gräflich L—ſche Wappen ſauber
„geſtochen erkannt. Man befragte mich
„darum; mein guter Engel mußte mir die
„geſchraubte Antwort eingeben: Ich habe
„ihn in Sachen des Grafen zu vorläufiger
„Belohnung erhalten; aber unbegreiflich iſt
„mirs, wie man in dieſem wichtigen Punkte
„nicht genauer forſchte, da ich mit meiner
„Antwort eigentlich gar nichts geſagt hatte.
„Man wußte aus von ihm ſelbſt abgelegten
„Zeugniſſen, daß ich zu ſeiner Rettung, zu
„Entdeckung der Räuber mitwirkend geweſen
„war, man zog jenen Ring als von
„ihm erhalten dahin; aber, mein Gott,
„das lag nicht in meiner Antwort. Warum
„forſchte man nicht weiter? In die höchſte
„Verlegenheit hätte mich dieſe Nachforſchung
„gebracht, ich hätte dann den Antheil des

„gräflichen Neffen an dieſem Handel, um
„mich zu retten, entdecken müſſen, und Gott
„weiß, wie oft mir dieſes, aus Abſcheu gegen
„ſeine That, ſchon im Sinne lag.
„Doch er war jung, war vielleicht verführt,
„ich wollte die Möglichkeit, ihm, ohne ſein
„gänzliches Verderben bewirkt zu haben, die
„Augen zu öfnen, nicht aufgeben. Ein,
„ich weiß ſelbſt nicht was, hielt meinen
„Mund; man muthmaßte hier keine Dunkelheit,
„und die Verſiegelung dieſes ſchwarzen
„Geheimniſſes blieb Möglichkeit.“

„Bey näherer Beleuchtung dieſer Dinge,
„bey mit dem Grafen über den ganzen Vorgang
„gewechſelten Briefen, ſtand die Enthüllung
„dieſes Geheimniſſes noch einmahl
„auf dem Spiel. Er würdigte mich einſt
„im Gefängniß einer eigenhändigen Zuſchrift.
„Natürlich blieb ſie, wie jeder Brief eines
„Delinquenten, nicht ungeleſen, aber einige
„portugieſiſche Worte reſpektirte man, aus
„Achtung gegen den Grafen; er konnte mit
„mir keine verdächtigen Geheimniſſe haben;
„die ganze Sache war ja eigentlich ſein.
„Jene nur mir verſtändlichen Worte hießen:

„Jn dieſem gänzen Handel, worinn ich Euch Moſes Pinto, als meinen Retter erkenne, bleibt mir nur die Einmiſchung eines Ringes, von dem ich nichts weiß, ein Räthſel. Abſichtlich berühre ich ſie nicht, um Eure Befreyung nicht zu erſchweren; dieſer Umſtand qualificirt ſich zu mündlicher Erklärung, und ich bin von Eurer Redlichkeit, von welcher ich ſo viel Proben habe, noch deſſen gewärtig, daß Jhr, nach Eurer völligen Losſprechung, die Euch hierinn werden muß, wenn Euch nicht andre Dinge ſtärker graviren, mir hierüber Rede ſtehen, und dazu meiner Aufforderung gewärtig ſeyn werdet.“

Und iſt dieſe Aufforderung erfolgt? unterbrach ich hier meinen Vater. Nein, antwortete er, aber ich kann ſie täglich erwarten, und mehr die Verbindlichkeit, die ich fühle, den Grafen früher zu ſehen als mein Haus, als meine Schwachheit oder Bequemlichkeit, verleitet mich zu dieſer langſamen Fortſezzung meines Wegs.

Wie? mein Vater, rief ich, Jhr wolltet alſo meine Mutter Eure Ankunft vergebens erwarten laſſen, und Euch, noch vor dem Wiederſehen, in vielleicht weitläuftige und zweifelhafte Händel ſtürzen?

Kann ich anders? Dort ruft mich die Liebe, hier Gerechtigkeit und Pflicht.

Und was werdet Ihr antworten, wenn Euch der Graf über ein Geheimniß befragt, deſſen Enthüllung ihm das Herz zerreißen muß, da ſie ihm den Liebling ſeines Herzens als einen Böswicht zeigt?

Ich muß, ich muß die Wahrheit reden, antwortete Pinto nach einigem Nachdenken, dafern mir der junge Graf nicht vorher Merkmahle geänderter Geſinnungen zeigt, und mir es möglich macht, durch irgend eine Dichtung hindurch zu kommen, mit welcher ich mich freylich, als der Wahrheit entgegen, ungern befaſſen möchte. — Bleibt der verirrte Jüngling auf einer Verſtockung, die ihm ſogar Rückſprache mit mir, dem Verwahrer des entſetzlichen Geheimniſſes, unnöthig macht; ſo iſt Warnung des Alten, der eine Schlange in ſeinem Buſen nährt, Pflicht eines Vaters, der auch kränkenden

Undank bey ſeinen Kindern erfuhr, und unter allen ſeinen Söhnen nur einen Joſeph hat, welcher ſein Leben für ihn wagte.

Dieſe mit unausſprechlicher Zärtlichkeit geſprochenen Worte machten, daß ich in Thränen ausbrach. Mein Herz floß über in Dank und Freude in Rückſicht meiner, in Angſt und Kummer, wenn ich an jenen Verräther ſeines Wohlthäters, und an das Unglück dachte, das ſeine Bosheit auch vielleicht noch über uns bringen konnte.

Meine Begriffe hierüber waren dunkel, aber ich fürchtete dieſe Mächtigen; mir wäre es lieber geweſen, nicht in ihre Angelegenheiten verflochten zu ſeyn.

Wir fuhren fort langſam zu reiſen, und da ich die Urſach hievon wußte, ſo war mir dieſes beängſtigend. Mein Vater hatte dem Grafen geſchrieben, er erwarte ſeine Befehle in D. und am dritten Tage, da wir daſelbſt ſtill gelegen hatten, erſchien ein Courier, meinem Vater zu melden, daß der Graf ihn auf einem nahe gelegenen Luſtſchloſſe zu ſehen, und über die bewußten Dinge mit ihm zu ſprechen wünſche.

So wurde alſo der Weg angetreten, welchen wir nicht beyde zurückgehen ſollten. Der Graf hatte uns Wagen und Pferde anbieten laſſen; mein Vater, ein Liebhaber der ſchönen Natur, zog vor in dieſen erſten Blüthentagen des Mays, zu Fuße zu gehen. Wir gingen durch duftende Wildniſſe; der ganze Weg zu dem Zauberſchloſſe des Gräfen war eine blühende Wildniß. Mich ſtimmten dieſe Auftritte des wiederbeginnenden Lebens zur hohen Freude, mein Vater war in ſich ſelbſt gekehrt und traurig, und keine meiner Bitten konnte ihn zu Mittheilung ſeiner Gefühle vermögen.

Joſeph, begann er am Ende, wie aus einem Schlaf erwachend, welche Bilder ſteigen empor vor meiner Seele! Wie? iſt dies der Weg der Rache? der Wiedervergeltung?

Wie ſo? mein Vater, erwiederte ich.

Er fuhr ſich zwey- oder dreymahl mit der Hand über das Geſicht, und verſicherte, er wiſſe nicht, wie ihm geweſen ſey.

Nach einer Weile fing er von Samuel und meiner Mutter an. Wie? rief er, wenn es ihm dennoch glückte?

Wie wär das möglich? fiel ich ein. Eure Erſcheinung wird alles vernichten, was er vielleicht im Sinn hat.

O Rahel, ſchrie er, ohne auf mein Gegenreden zu achten, mit dem Tone des tiefſten Schmerzes. Wie habe ich Dich gewonnen, und wie wird Dich ein Samuel vielleicht mir entreißen? — Giebt es wohl einen ſicherern Weg mir zu vergelten was ich beging? Jüngling in der Blüthe des Lebens, lerne: Und ob kein Pfad Dich zum Verbrechen führte, ſo thut dies der Pfad der Liebe. Du findeſt, vielleicht nach langem Suchen, ein Weſen, das Deine Wünſche ganz erfüllt, das alle Deine Hoffnungen, alle Deine Vorſtellungen von überirdiſcher Vollkommenheit realiſirt; du ſiehſt es, und — es iſt nicht Dein. Es könnte Dein werden, aber Menſchen ſetzen ſich entgegen. Frage Dich: — Iſt hier Handeln in Deiner Gewalt, wirſt Du denn recht, oder wirſt Du blos zu Deinem Vortheil handeln? — Dieſe Wahl, dieſe ſchwere entſetzliche Wahl beſtimmt Deinen moraliſchen Werth oder Unwerth vielleicht auf ewig, ſie belaſtet Dich, wählſt Du falſch, vielleicht mit Verſchuldungen, die Du noch ſpät, am Abend Deines Lebens erſt zu büßen haſt! O Gott, auch auf meiner Seele liegt dieſe Laſt. Wirſt du, wirſt du Rechenſchaft von mir fordern?

Vater! rief ich ängſtlich ihn in ſolcher Bewegung ſehend, ich verſtehe Euch nicht!

Du kannſt mich nicht verſtehen, antwortete er; du biſt ein Jüngling, erſt im Beginnen des Lebens, biſt noch faſt ein Knabe. Die Gewalt jener Leidenſchaft kennſt du noch nicht, aber, Du wirſt ſie einſt kennen lernen. Das was ich that, kannſt, wirſt du nie, erfährſt du's auch einſt, ein Verbrechen ſchelten, denn du dankſt ihm dein Daſeyn. Aber — das Gewiſſen deines Vaters iſt nicht frey, er erkaufte das Glück ſeines Lebens mit der

Ruhe ſeines Gewiſſens, mit der Helligkeit ſeines Bewußtſeyns.

Mein Vater ſchwieg hier, voll von Gedanken. Ich ſchwieg auch, aber meine Seele war nur auf die Bewegungen der ſeinigen gerichtet, meine Augen hingen nur an ihm.

Was hilft's, fuhr er fort, indem er ſtarr vor ſich hin in den blühenden Pfad ſah, und mit den Händen, als eigene Gedanken beſtreitend, vor ſich hin focht. Was hilft's, einmahl muß er's doch erfahren, verſtehe er's jetzt oder verſtehe er's nicht, er muß wiſſen, welcher Verkettung von Begebenheiten er ſein Leben dankt.

Deine Mutter, fuhr er fort, als er mich einige Schritte weiter zu ſich in den blühenden Raſen zog, wo er ſich niederließ, deine Mutter war ſchön, ſehr ſchön, und, o Gott, eben ſo gut und edel.

Zweymahl unglücklich verheyrathet, trieb mich das Geſchick nach Portugall, zu Fernand Pinto, dem reichſten portugieſiſchen Juden, dem Oheim deiner Mutter. Handelsgeſchäfte waren es, die mich zu ihm zogen, und — meine Ehebande, — O! Bande konnte ich ſie wohl nennen — hatte der Tod gelöſt. Ich ſahe Rahel Pinto, und fühlte, wie glücklich ich hätte ſeyn können, hätte ich ſie früher geſehen. — Fernand Pinto, ihr nächſter Verwandter, ihr Erzieher, der einzige Freund ihrer verlaſſenen Kindheit, war ſehr reich, aber nicht ſtolz, nicht geitzig bey den Gaben des Glücks. Rahel, die ganz Verlaſſene, hatte er erzogen, und zur Erbin ſeines unermeßlichen Vermögens beſtimmt. Einen Jüngling, nicht mit ihm verwandt, blos ihm durch Fleiß und Arbeitſamkeit lieb geworden, Fernandez war ſein Name, hatte er an Kindesſtatt angenommen, und zu Rahels Gatten beſtimmt. Beyde kannten ſich noch nicht, Fernandez war in Geſchäften ſeines Wohlthäters zur See, Rahel erwuchs in ſeinem Hauſe, aber beyde waren entſchloſſen, ihrem Wohlthäter durch Liebe und ewige Verbindung zu danken.

Da kam der unbekannte Moſes Mendez, da kam ich in ſein Haus. Auch ich gewann Pinto's Liebe, auch ich wär vielleicht der

Mann ſeiner Wahl für Rahel geworden, hätte er mich früher gekannt. Ach, Gott der Götter, unabläſſig dachte mein Herz, mein ganz für Rahel lebendes Herz, das von ihr, unſchuldsvoll, unbefangen wie ſie war, nicht mit Undank belohnt wurde, unabläſſig dachte es ſich jene Möglichkeit des Früherkommens, und der der möglichen Erlangung eines Glücks, das nun ein anderer beſaß.

Pinto lebte in ſehnſuchtsvoller Erwartung des Mannes, den er ſich zum Sohn beſtimmt hatte. Fernandez war, ſo erfuhr man endlich, in Streifereyen auf die barbariſche Küſte in Sclaverey gerathen. Zu ſeiner Befreyung fehlte es dem redlichen Mann, dieſem Pinto, dieſem Oheim und Vater meiner Rahel, an einem treuen Ausführer ſeiner Plane; er wählte mich, wählte Moſes Mendez, den einzigen, den er nicht hätte wählen ſollen, den Mann, der ohne dieſe Wahl unſchuldig geblieben wär, und nicht jetzt — ach unaustilgbare Verbrechen, zu beweinen hätte!

Der Kampf war groß, den ich kämpfte, aber — Moſes Mendez war ein Menſch und kein Engel. Fernandez blieb in der Sclaverey, Pinto ward durch die Nachricht von ſeinem Tode getäuſcht, und — Rahel Pinto, in ihrem funfzehnten Jahre, ward Moſes Gattin.

Pinto, entzückt, da er den Sohn verloren hatte, wenigſtens die Tochter gut berathen zu ſehen, ſtrebte, mich in Portugall zu behalten. Mich trieb das Gewiſſen aus ſeiner Nähe. Ganz unedel konnte ich nicht ſeyn; nur Rahel hatte ich gewünſcht, Pinto's Gold, das er mir zudachte, gönnte ich gern einem andern. Keine Mühe würde meiner Seits geſpart, als Rahel nur mein war, Fernandez ſeiner Ketten zu befreyen und ihn ſeinem Wohlthäter wieder zu ſchenken. Sie glückten nicht, und die Nachricht, dieſer Unglückliche ſey eben zu der Zeit, da ich ausgeſandt war, ihn frey zu machen, vor Elend in den Ketten umgekommen, belaſtete mein Gewiſſen auf ewig mit unaustilgbarer Schuld! — Richter! Richter der Welt, wie wirſt du richten?

Mein Vater, halb äußer ſich, hatte ſich auf den Raſen geworfen, er ward ſeine

Hände, ſeine Thränen floſſen, und ich, ihn kaum halb begreifend, ſtand verzweifelnd bey ihm, ohne zu wiſſen, wie ihm zu helſen ſey.

Nie hatte ich ihn in ſolchem Zuſtande, nie in Kämpfen geſehen, deren er wahrſcheinlich in der Einſamkeit mehr hatte. Die Geſchäfte des Lebens und ſeine Zerſtreuungen verdecken oft die ſchrecklichen Geheimniſſe der Seele, und wir alle haben eine ſelige oder unſelige Fertigkeit, das was uns heimlich beängſtigt, ſo bald es die Gelegenheit giebt, mit den Farben der Freude zu übertünchen.

Der Zufall brachte auch hier ein ſchnelles Mittel herbey, meinen Vater ſich ſelbſt wieder zu geben.

Dicht vor unſerm Ohr ertönten Jagdhörner. Mein Vater ſprang auf, um ſich nicht in dieſem Zuſtande von irgend jemand betreffen zu laſſen. Wir waren bereits in den Beſitzungen des Grafen, dies waren die Gränzen ſeines Jagdreviers. Die Jäger, die wir gehört hatten, brachen im nehmlichen Augenblick durch das Gebüſch, und der alte Graf war mitten unter ihnen.

Er erblickte uns, und ſogleich ward mein Vater von ihm erkannt.

Wie? mein ehrlicher Moſes, ſchrie der edelmüthige Herr, indem er auf uns zu kam, Ihr mir ſo nah?

Mein Vater faßte ſich, ſo gut er konnte, der Reſt ſeines Zuſtandes ward auf die pflichtmäßige Verlegenheit bey der Annäherung eines Großen gerechnet, und man verzieh ſie ihm ſehr gern.

Mittlerweile der Graf ſich mit meinem Vater beſchäftigte, und dieſer hinlängliche Faſſung gewann ihm zu antworten, ſah ich mich unter des Grafen Hofſtatt um, und welche Ueberraſchung für mich, in dem Vornehmſten nach ihm einen alten Bekannten zu entdecken!

Es war mein alter Bekannter aus dem Kerker, war Wernhof, über deſſen Anblick ich nicht wußte, ob ich mich freuen oder nicht freuen ſollte. Geſtanden habe ich bereits, daß er mir an dem Orte unſerer Bekanntſchaft aus einem ſehr zweifelhaften Lichte erſchien.

Bey meiner Blödigkeit hätte Wernhof ſicher vor Entdeckung ſeyn können, dafern ihm nichts an derſelben gelegen war, aber dieſer kluge Mann wollte noch ſicherer gehen. Er zog mich auf die Seite. — Wir kennen uns hier nicht, ſagte er leiſe; Joſephs kluges Betragen in dieſem Stück wird ſein Schade nicht ſeyn. — Weiß Dein Vater, fuhr er fort, als er mein Erſtaunen ſah, weiß er, daß wir uns nicht kennen?

Ich konnte bejahen, denn im ganzen Lauf meiner Unterhaltungen mit ihm war mir Wernhof nicht in den Sinn gekommen, er hatte eine zu ſehr untergeordnete Rolle in meinen Ideen geſpielt, als daß er mir hätte in den Sinn kommen können.

Ich drücke mich unſchicklich aus, fuhr Wernhof fort, ich will ſagen: haſt Du je meinen Namen gegen Deinen Vater genannt? Ich konnte betheuern: Nein.

Er nannte mich einen klugen Buben, (der ich wahrhaftig hier nicht war) ſchüttelte meine Hand, und verſicherte mich, wenn ich ſo fortfahre, ſo werde unſer Glück gemacht ſeyn.

Ich verſtand von allen dieſen Dingen nichts. Dies ſahe ich, daß mein Vater, dem man ein Pferd gegeben hatte, ſehr vertraulich an der Seite des Grafen voraus ritt, und in tiefen Geſprächen mit ihm ganz verloren ſchien; auch ſahe ich, daß Wernhof überall hier, zunächſt nach dem Grafen die zweyte Rolle ſpielte. Er war, wie ich weiterhin erfuhr, gleichſam ſeine rechte Hand, ſein Agent an verſchiedenen Orten, ſein Ausrichter von allen Geſchäften, mit denen er ſich nicht gern ſelber befaſſen mochte, ſein Rathgeber in jeder kleinen Verrichtung, und in der Einſamkeit des Schloſſes, auf welches wir gedachten, ſein einziger ſehr unterhaltender Geſellſchafter. Wernhof hatte die Welt geſehen, las gern und mit Verſtand, ſprach mehrere Sprachen, ſpielte alle mögliche Spiele, beſaß alle mögliche Geſchmeidigkeiten; welch ein Umgang für einen Mann, der ohne ihn ſich hier ganz allein überlaſſen geweſen wäre! Daß er auch der Vertraute des gräflichen Neffen war, konnte ich hier nicht erfahren.

Als wir auf dem Schloſſe ankamen, frappirte mich Unwiſſenden überall der Glanz nie geſehener Größe und Ueberfluſſes. Die prangende Außenſeite, welche alles trug, was dieſem reichen Grafen anging, der ſich mit manchem Fürſten meſſen konnte, wurde heute noch dadurch vermehrt, daß der ganze Bezirk in Erwartung eines Feſtes ſtand. Der gräfliche Neffe wurde erwartet, ſeine Braut war ſchon angelangt. Alles war in Zubereitungen zu glänzenden Feſten begriffen. Von fern her, als wir aus dem Park in den Garten paſſirten, tönte uns ſchon das Stimmen der Inſtrumente, die einen Abend voll Geſang und Tanz verkündigten. Schon wurden die Lampen zu nächtlicher Beleuchtung in den Alleen des Gartens geſchmückt, und zerſtreute Gruppen von geputzten Gäſten begegneten uns überall; zwanglos und leicht begrüßte ſie der Graf, und eben ſo wurde er von ihnen begrüßt, alles athmete hier Freyheit und Fröhlichkeit, ſelbſt mein Vater und ich, der verachtete Iſraelit und ſein blöder Sohn, der nie in ſolcher Geſellſchaft war, wurden am Abend mit zur Tafel gezogen, und Wernhof, hier das Fac totum, der Mann, auf den alles ſahe, hielt ſich nicht zu hoch, ſich zwiſchen uns zu ſetzen. Er unterhielt meinen Vater viel mit einer Sache, die mir nur allzubekannt war, mit ſeiner Gefangenſchaft in ***. Es ſchien in der That wahr zu ſeyn, daß er nur um Kleinigkeiten, nur wegen kleiner Accisdifferenzen, in die er ſich, um die Rechte ſeines Herrn zu behaupten, geſtürzt hatte, jenesmahl gefangen geſeſſen hatte; daß er mich dort kennen lernte, erwähnte er nicht, und auch ich ſchwieg — weil ich zu blöde war mich mit einem Worte einzumiſchen.

Am Ende der Tafel nahm mich mein Vater allein. — Joſeph, ſagte er, mir thut es leid, heute, da ich Dir wohl den Mitgenuß der Freuden dieſer Nacht gönnen wollte, Dir ein dringendes Geſchäft aufzutragen, das Dich von hinnen ruft; tröſte Dich indeſſen. Wenn Du ſo eilig als ſorgfältig biſt, ſo koſtet Dir es nur wenig Stunden, und Du kannſt nach Mitternacht zum Feuerwerk wieder zurück ſeyn, welches Du ſo ſehr zu ſehen wünſcheſt.

Wiſſe, fuhr er fort, indem er mich aus dem Gartenſaal in die bereits erleuchteten Alleen zog, wiſſe, ich habe über gewiſſe Angelegenheiten, von denen ich Dir bereits Winke gab, viel mit dem Grafen geſprochen. Die Sache des Rings muß heute zur Sprache kommen, Wie? daß ich niemand ſchade, das weiß Gott. Aufſchub habe ich bereits dadurch, daß ich durch einen höchſt ſonderbaren Zufall vergaß, dieſen Ring, auf welchen hier alles ankommt, mit zu bringen. Ich habe ihn in unſerm Wirthshauſe zurückgelaſſen. Ich halte dieſes mir unbegreifliche Vergeſſen der Hauptſache (Du weißt, daß ich ſonſt nie vergeſſe, was zur Sache gehört) für Eingriffe der Vorſehung. Noch dieſe Nacht wird der gräfliche Neffe erwartet, wer weiß was ſein Erſcheinen mir, ehe Du das überweiſende Kleinod bringſt, noch für Mittel an die Hand giebt, ſchonend zu verfahren, und weder ihn noch ſeinen Wohlthäter tödtlich zu verletzen.

Nach dieſem Eingang gab mir mein Vater einige Schlüſſel, er belehrte mich, wo ich den verhängnißvollen Ring finden, und wie ich ihn überbringen ſollte. Eil empfahl er mir vor allem, weil man es für Vorwand halte, daß er den Ring nicht mitgebracht, und er bereits mit Wernhof, der um alle dieſe Dinge wiſſe, ein verdrüßliches Geſpräch hierüber gehabt habe. Ein Pferd ſollte mir gegeben werden, um meinen kurzen Weg bey der mondhellen Nacht zu beſchleunigen.

Jetzt war der Mond noch nicht aufgegangen. Im Sprechen waren wir aus den von Lampen flammenden Gängen in eine düſtre Allee von hohen Nußbäumen gerathen; labyrinthiſch dazwiſchen eingemiſchte Buchenhecken thürmten ſich empor, einige Schritte von uns ſtand ein altes Luſthaus, hinter welchem der Fluß in engen Ufern rauſchte; es war ein fataler Winkel, uns beyde befiel ein Grauſen, wir wußten nicht worüber, die Haare ſträubten uns empor, und feſter faßten wir uns, um ſtillſchweigend die lichteren Gänge zu erreichen, von wo Geſang und Tanz uns entgegen ſchallte. Ha, welche That ſollte bald hinter dieſer glänzenden Außenſeite zur Hölle entſchleichen!

Reiſe glücklich, ſagte mein Vater an der Gartenthüre, als er mich auf das Pferd ſteigen ſahe, komm bald wieder, und meide den gefährlichen Weg beym Steinbruch der Dir bekannt iſt. So oft ich in dieſen Gegenden geweſen bin, habe ich den ſchmalen Weg bey ihm vorüber nicht ohne heimliches Grauſen zurücklegen können, „und,“ ſetzte er mir ins Ohr hinzu, „bedenke in allem die Wichtigkeit Deiner Botſchaft, und ſey vorſichtig.“ Ich küßte meinen Vater, ſah vom Pferde noch einmahl zurück, und ward gewahr, daß er mit Wernhof Hand in Hand nach dem erleuchteten Gartenſaal ging, eine Geſellſchaft, die mir, ich wußte ſelbſt nicht warum, nicht ganz gefiel. Wer kann für die verborgenen Gefühle ſeines Herzens, die man Ahndungen nennt, Rechenſchaft geben?

Ich gab meinem Pferde die Sporen, und jagte durch die Ebene; Gruppen von Menſchen begegneten mir, die nach dem Schloſſe wallten, um die Luſtbarkeiten dieſer Nacht mit anzuſehen. Wie? rief mir ein junger Menſch meines Alters, zwiſchen zwey Mädchen, entgegen, der zu des Grafen Leuten gehörte und mit dem ich auf dem Wege aus dem Park Bekanntſchaft gemacht hatte; Wie, Joſeph, Ihr verlaßt das Schloß, ohne das Feuerwerk zu ſehen? Hier habe ich meine Schweſtern zu demſelben geholt. Es wird doch nicht ehe, antwortete ich, bis der junge Graf kommt. O, dieſer iſt ſchon da, war die Antwort, ſchon da, ſeit einer Stunde. —

Eine Nachricht wie dieſe mußte auf alle Art meine Eil beflügeln; mein Pferd fühlte die Sporen, die Ebene flog hinter mir zurück, der gefährliche Weg beym Steinbruch ward nicht geachtet, das Wirthshaus ſchnell erreicht, der Ring ohne Mühe gefunden, und dem Pferde kaum ein leichtes Verſchnaufen vergönnt, ehe ich es wieder beſtieg und Thal und Höhen von neuem hinter mir zurück fliegen ſah.

Doch ſtand der Mond ſchon hoch, und zweifelhafte Gedanken über das vielleicht verſäumte Feuerwerk, mir eine niegeſehene Sache, ſtiegen in meiner Seele auf. Als ich an den Steinbruch kam, bäumte mein Roß und wollte nicht vorüber. Alte wunderliche Sagen vom Gefühl überſinnlicher

Dinge, welches dieſe Thiere haben ſollen, fuhren mir durch den Sinn, mich befiel ein Schauer; ich ſtieg ab und leitete das ſcheue Thier langſam am Zaume den ſchmalen Weg hinab. Der Mond leuchtete hell, alles war ſtill um mich, aber in meiner Seele tobte ein ich weiß nicht was, meine Ohren klangen, und erſt als ich es wagen durfte, mein immer noch brauſendes Roß zu beſteigen, kam ich zu einiger Faſſung.

Kaum fühlte es ſeinen Reuter, ſo begann ſein Toben von neuem. Seitwärts tief ins Thal hinein ging ſein Weg, das Schloß des Grafen; das ich bereits im Geſicht gehabt hatte, verlor ſich aus meinen Augen, und nicht lang, ſo lag ich Zaum- und Bügellos auf dem Boden.

Ich hatte keinen Schaden genommen, meine Sorge war nur, nachdem ich mich aufgerafft hatte, die Wiedererlangung des ausgeriſſenen Pferdes, und die Erreichung des Orts meiner Beſtimmung. Nach einigem Suchen fand ich den wilden Renner, er war beſänftigt, ließ ſich den verlornen Zaum wieder anlegen und ruhig an der Hand leiten;

wieder aufzuſteigen wagte ich nicht, ich war überhaupt ein ſchlechter Reuter, und mußte bey dieſem unbändigen Thier, — hatte man mir es vielleicht abſichtlich gegeben? — ein ärgeres Uebel beſorgen, als mir ſchon wiederfahren war.

Es war ſehr ſpät, als ich endlich ankam, es ſah im Schloſſe aus wie am Ende einer durchſchwärmten Nacht. Die größtentheils ausgebrannten Lämpchen warfen von der großen Allee durch das Gartenthor ein trübſeliges Licht in den weiten Hof, wo gleichwohl noch einige von den Leuten wach waren und zechten. Auch Wernhof war da, er trat mir haſtig entgegen.

Kommſt Du endlich? ſagte er, indem er mich auf die Seite führte.

Ich meldete mein Abendtheuer, und fragte nach meinem Vater.

Wo haſt Du? unterbrach er mich, ohne mich ausreden zu laſſen, gieb! eilig gieb!

Wo iſt mein Vater? wiederholte ich.

Iſt er Dir nicht begegnet? Du bliebſt ſo lange, er eilte Dir entgegen, Du weißt, was auf dieſe Dinge ankommt.

O ſo muß ich ihn augenblicklich aufſuchen, rief ich, indem ich mich von ihm ab, nach der Thür wandte.

Erſt gieb! verſetzte er haſtig, indem er mich feſt hielt.

In die Hände meines Vaters! erwiederte ich, indem ich noch immer mit ihm rang.

Er hat befohlen, Du ſollteſt das überbrachte mir liefern, fuhr er fort. Deine Unbeſonnenheit vermuthlich muthmaßend, gab er mir dieſe Brieftaſche, zum Zeichen für Dich, daß er Gehorſam fordere.

Ich ſah meines Vaters rothe Brieftaſche in ſeinen Händen, ein Stück, daß er ſo geheim hielt, daß ſelbſt ich es ſelten öffnen durfte; und das er ſo vorſichtig zu bewahren wußte, daß es ſelbſt bey ſeiner Verhaftung nicht in die Hände der Gerechtigkeit gekommen war. Ich konnte nicht länger zweifeln, ich griff nach der Kapſel des Ringes in meinen Taſchen und nahm zu gleicher Zeit das Unterpfand von dem Willen meines Vaters aus Wernhofs Händen, indem ich nur die Einwendung wagte, wozu dieſes nöthig ſey, da doch mein Vater gewiß hieher zurück kommen werde.

Er wird nicht wiederkommen, antwortete er; in Geſchäften des Grafen hat er eilig fortgemußt. Du ſollſt ungeſäumt ihm folgen. Geh nur, damit Du ihn noch ereilſt, er hat den Weg rechter Hand genommen, nicht bey dem Steinbruch vorbey. Mit dieſen Worten ergriff er mich bey den Schultern, indem er mir zuvor die Kapſel mehr entriſſen hatte, als daß ich ſie ihm gegeben hätte, und drehte mich zur Thür hinaus.

Noch einmahl fühlte ich ſeine Hand in meinem Nacken, er war mir nachgelaufen. Höre! ſchrie er, ob du weißt, was dieſe verſiegelte Kapſel enthält?

Nein! nein! rief ich, indem ich mich aus ſeinen Händen losmachte und entfloh. Ich wußte nicht, was ich ſagte, was ich that. Mir war's gerade, als befinde ich mich in den Händen der Räuber, und als ſey Entkommen das Einzige, was ich hier zu thun habe.

In den Händen der Räuber? wiederholte ich mir, indem ich mich nach und nach faßte. Das Schloß eines Grafen? Wie? wenn du zurückkehrteſt, und Genugthuung für dieſe Begegnung foderteſt?

Doch meine Verzagtheit und vor allem der Gedanke an meinen Vater, die Angſt, ihn zu ereilen, trieben mich vorwärts. Wo mußte er ſeyn? Mich täuſchten die Schatten der Nacht, mich täuſchte der anbrechende Morgen, oft glaubte ich meines Vaters Geſtalt in der Ferne zu ſehen, ich eilte darauf zu, es war nichts.

Es ward völlig Tag, die aufgehende Sonne fand mich in Thränen, mir ahndete, ich weiß nicht was; eine unausſprechliche Angſt hatte ſich meiner Seele bemeiſtert, ich hatte den Weg verloren, ſelbſt die Gegend, wo unſere Nachtherberge lag, wußte ich nicht zu finden. Ich hielt es für das Beſte, auf das Schloß des Grafen zurück zu gehen.

Wernhof, eben im Begriff zu Pferde zu ſteigen, war das erſte was ich ſah. Mein Gott, rief er bey meinem Anblick, was willſt Du? — Dein Vater iſt nicht hier! Geh doch nur! Er wird in Eurer Herberge ſeyn, oder biſt du ſchon dort geweſen?

Dieſe Worte folgten ſo haſtig auf einander, daß ich weder Antwort noch Frage einſchieben konnte. Wie viel Befremdendes enthielten ſie! Ich war zu einfältig, zu bewegt, um das, was in ihnen lag, zu begreifen, erſt in der Folge wußte ich das, die höchſte Schuld Verrathende, darin zu beurtheilen. Dieſe Angſt, dieſe Eil mich zu entfernen! — Und wie wußte er, was ich wollte? ich *mußte* ja wohl wahrſcheinlich meinen Vater gefunden haben, wenn hier alles richtig war. Davon, daß ich ihn noch immer hier ſuchte, war, von ihm ſogleich angeſchrieen, noch kein Wort über meine Lippen gekommen.

Von ſeiner Antwort behielt ich nur eins, das mich wunderbar befriedigte, feſt im Sinne; ich ging und ſah ihn von der andern Seite über die Ebene ſprengen.

Wernhof hat Recht, ſagte ich zu mir ſelbſt, dein Vater iſt längſt im Gaſthofe und wie unruhig wird er dich vermiſſen!

Daß ich bey ſolchen Vorſtellungen mit Vogelſchnelligkeit den Weg nach unſerer Herberge antrat und zurücklegte, wird man mir glauben. Er mußte mir, und das war, befand er ſich wirklich hier, auch das wahrſcheinlichſte, er mußte mir ſogleich an der Hausthür entgegen kommen; ach, er war nicht da! Ich ging hinauf in unſer Zimmer, ich fand ihn nicht, ich fragte nach ihm, niemand hatte ihn geſehn.

Mein Wirth fand meine Angſt hierüber unnatürlich. Es iſt doch wohl hier eine Möglichkeit, ſagte er, daß er Euch verfehlt hat oder in ſeinen Geſchäften einen andern Gang gegangen iſt. Nehmt Eure Sachen zuſammen, bezahlt mich, und ſucht ihn. Ihr kommt doch fürwahr aus keiner Räuberhöhle, auch ſind die Gegenden hier herum ſehr ſicher; hier darf Euch, wenn Ihr ſelbſt ehrlich ſeyd, nicht bange ſeyn. Ich fühlte das Bittere nicht, das in dieſer Erwiederung lag. Man war im Wirthshauſe geweſen, hatte viel von unſern Begebenheiten in R... geſprochen; man ſah, durch die verſtümmelte Geſchichte irre gemacht, uns hier mit verdachtvollen Augen an, und ich mußte endlich wirklich fühlen, daß es gut ſey, meinen Weg weiter fortzuſetzen. Ich bezahlte von dem wenigen Gelde, das mein Vater, der immer ſein Alles bey ſich trug, zurückgelaſſen hatte, und bat nur dieſes, man möge, dafern mein Vater wiederkäme und mich hier ſuchte, ihn nach dem nächſten Städtchen und nach dem Schloſſe des Grafen weiſen, indem er mich an einem von dieſen beyden Orten gewiß treffen werde.

So wie ich das Wirthshaus verließ, ging ich gleich wieder nach dem Schloſſe. Ich fragte nach meinem Vater, man wußte nichts von ihm, viele der Bedienten wollten nicht einmahl wiſſen, daß er je da geweſen ſey. Möglich war dieſes; wer ſollte bey der großen Anzahl fremder Menſchen, welche das vorgeſtrige Feſt verſammelte, gerade auf uns geachtet haben! Die Leute, welche bey der Tafel aufgewartet hatten, waren ihrem Herrn gefolgt, welcher dieſen Morgen nach der Hauptſtadt aufgebrochen war.

Ich

Ich hatte den Muth, nach dem gräflichen Neffen zu fragen. O! dieſer war noch vor ſeinem Oheim, nebſt ſeiner Braut und Wernhof nach entfernten Gütern, war, wie einige wollten, noch weiter gereiſt. — — Von nun an fühlte ich mich ganz elend. Man mochte mir ſagen was man wollte, ich gräme mich umſonſt, ein vernünftiger, geſetzter Mann könne in Gegenden, wo alles ſicher ſey, nicht verloren gehen, er habe ſich wahrſcheinlich entfernen müſſen, und werde wieder erſcheinen, oder nach mir fragen laſſen; nichts fruchtete zu meiner Befriedigung. Ruhe und Schlaf war dahin, beſuchte mich der letzte zuweilen, ſo ward er durch die fürchterlichſten Träume verbittert; ich könnte ſie Geſichte nennen. Das eine derſelben ſchwebt mir zu lebhaft vor, ich konnte mich nie überreden, daß es nicht vielleicht die wahre Geſchichte von dem Unglück meines Vaters enthielt, mein Engel wars vielleicht, der mir ſie vorſpiegelte, mich zur Rache zu reitzen; in ſpätern Jahren meines Lebens erfuhr ich vieles, welches jene Phantaſieen zu begünſtigen ſchien.

Ich war im Traume wieder an jenem Orte, wo ich den Ewiggeliebten, den ewig Unvergeßlichen zuletzt ſah. Zwey Schattengeſtalten, Wernhof ſchien die eine zu ſeyn, zogen meinen Vater aus dem glänzenden Gedränge des vordern Gartens in jene düſtern Gänge, welchen mein Vater und ich an jenem verhängnißvollen Abende ahndend mit geſträubtem Haar, entflohen waren. Der grauenvolle Winkel dicht am Waſſer war erreicht. Man begann vom Ringe zu ſprechen, mein Vater ſprach, er habe ihn nicht, man zog ihn in ein verfallnes Luſthaus, man knebelte, man riß ihn zu Boden, man ſuchte nach dem Kleinod, das ſich nicht fand. Der junge Graf, man weiß wie die Bilder im Traume wechſeln, war auf einmahl gegenwärtig, er ſchwur, er müſſe den Ring in dieſem Augenblicke haben, um ihn ſeinem Oheim zu zeigen, das Glück ſeines Lebens, das Glück ſeiner Liebe hange hievon ab; und ſterben müſſe der, der ihm, was ſein ſey, und was er ja gern mit Millionen löſen wolle, hartnäckig verweigere. Ich hörte meines Vaters erſtickte Stimme, die Bilder wurden dunkler, ich erwachte.

Welch ein Erwachen! Welch ein Umherirren in drey qualvollen Tagen! Ein alter ehrwürdiger Mann, der zurückgelaſſene Hausmeiſter auf dem Schloſſe, das ich immer wieder beſuchte, rieth mir, ich ſolle nach J..., einer nahgelegenen anſehnlichen Stadt gehen, wo in wenig Tagen eine Meſſe bevorſtand; dort werdet Ihr, ſagte er, vielleicht Euren Vater, oder wenigſtens andere Eurer Nation finden, Euch in dieſem Handel Rath zu geben, den ich nicht zu geben weiß. Schlägt alles fehl, fügte er hinzu, ſo folgt meinem Rath in einem, aber ſagt niemand als dem Grafen, daß ich ihn Euch gegeben habe; reiſet nach der Reſidenz, wo er ſich jetzt aufhält, ſprecht mit ihm, deckt ihm Euer Herz auf, er kann an nichts Antheil haben, was Euch wiederfahren ſeyn mag. Ein Brief von mir, den ich Euch mitgeben will, ſoll Euch Zutritt verſchaffen.

Nach reifer Ueberlegung fand ich, daß ich dieſes letzte zuerſt thun müſſe. Ich erhielt den Brief und verließ dankend den guten Alten. Ich mußte durch die Stadt, in welcher die Meſſe war; ich hielt mich nur ſo lange auf, einige Männer meiner Nation zu finden und ſie mit meiner entſetzlichen Lage bekannt zu machen, ſie verſprachen mir Nachforſchung in meiner Abweſenheit, ich verließ ſie, und langte in der Reſidenz an. Zeit und Zwiſchenräume zu meſſen, in welchen dieſes geſchahe, bin ich unfähig, ſo wie ich auch nicht im Stande bin, das genaue Detail meiner Audienz bey dem Grafen zu ſchildern;

Er war gütig gegen mich, verſicherte aber, daß er von meinem Vater nichts wiſſe, daß man ihm am Morgen jenes auf das Feſt folgenden Tages, ſo wie mir, geſagt habe, er habe das Schloß verlaſſen. Von ihm aufgetragenen Geſchäften wiſſe er kein Wort, und er würde Wernhofen, der mir dieſes geſagt habe, vermuthlich nur um mich los zu werden, darüber zur Rede ſetzen, wenn er gegenwärtig ſey, aber er habe den jungen Grafen nach Italien begleitet; Wo er ſich jetzt auf dem Wege dahin, befinde, könne er nicht wiſſen, indem noch keine Briefe von den Reiſenden eingegangen wären. — An Deinem Vater, fuhr er fort, bin ich übrigens in der That am letzten Abend irre geworden; er rühmte ſich, der Beſitzer eines Kleinods zu ſeyn, welches ich nur in einer Hand wußte, und aus welcher ich es bald darauf, zu ſeiner Beſchämung, wieder erhielt. Dieſer Beſchämung zu entgehen, war's vielleicht, daß er entfloh; hüte Dich, junger Menſch, vor den krummen Wegen Deines Vaters! Weh thut mir's Dir dies zu ſagen, aber ſchwerlich war er ſo redlich, als ich glaubte, und auch Du glauben mußt, wenn Du unſchuldig biſt.

Mir wollten dieſe Worte mein Herz zerreiſſen. Ich wußte alles, was die Begriffe des Grafen berichtigen konnte, ich wußte den ganzen Vorgang mit dem Ringe, die Worte drängten ſich auf meiner Zunge, Thränen hemmten ſie, faſt leblos ſank ich zu des Grafen Füßen nieder.

Auch ihm ſtanden die Tropfen des Mitleids in den Augen, aber er machte ſich von mir los, ehe ich ſprechen konnte, und ſchickte mir ſeinen Kammerdiener, einen guten alten Mann, der mir freundlich zuredete, mir Troſt und Hoffnung, meinen Vater wiederzuſehen, einſprach, und mir, nachdem er mir ein ſehr anſehnliches Geſchenk im Namen ſeines Herrn überliefert hatte, den Rath gab, nach J... zurück, und dann in Geſellſchaft der dort verſammelten Juden zu meiner Mutter zu gehen, wo ich meinen Vater wahrſcheinlich finden werde. —

Die Reiſe nach J... zu Fuße zu machen wollte er mir nicht geſtatten, er brachte mich ſelbſt auf die Poſt, beſorgte und bezahlte mir einen guten Platz, empfahl mich den Mitreiſenden, und entfernte ſich nicht eher, bis ich abgegangen war.

So wurde ich von einem Orte zum andern geſchickt, und halb krank war ich, als ich zu J..., anlangte.

Ich fand die ganze Stadt in Aufruhr. An dieſem Tage war's, da man — den Körper meines Vaters in dem Steinbruche gefunden hatte. Nicht Nachforſchungen, ein Zufall hatte ihn entdeckt. In halber Verzweiflung, ſinnlos vielmehr, befand ich mich auf einmahl an dieſer entſetzlichen Stelle, unwiſſend, ob meine Füße, oder meine bloßen Gedanken mich dahin getragen hatten.

Das Getümmel, das Gedräng an dem Schreckensorte war unglaublich, mein Geſchrey, und das Gerücht: Hier komme der Sohn des Verunglückten, machten mir Platz zu dem zerſchmetterten Klumpen, der einſt die Hülle meines Vaters war. Die Männer meiner Nation hatten ſich faſt allein Meiſter des Platzes gemacht, wo ihr Bruder lag. Einige ſchrieen: man ſolle verhüten, daß die Erde ſein Blut nicht trinke, andere bezweifelten, daß er von ſelbſt in die Steingrube geſtürzt, nicht ermordet ſey und drangen auf Unterſuchung. Beyde redeten überflüſſige Worte. Dieſes Blut hatte die Erde längſt ſchon getrunken, ſie that ihren Mund auf, darüber zu dem Richter über den Himmeln zu ſchreyen. Unterſuchung dieſes Körpers war auch unmöglich, hier war bereits die Verweſung Eignerin. Einige, die es gewagt hatten, den modernden Leichnam zu regen, wollten meuchelmörderiſche Stiche entdeckt haben — — es ſey! — der Tag der Tage wird's entſcheiden! Gänzliche Aufklärung dieſer finſtern Begebenheit war ganz unmöglich.

So wie ich ohne Beſinnung an die Stätte des Rache rufenden Bluts gekommen war, ſo wurde ich zurückgeſchaft. — Lange habe ich in J... zwiſchen Leben und Tod geſchwebt. Ich war ein Gegenſtand des allgemeinen Mitleids. Als meine Brüder, die Juden, die Meſſe verließen, nahmen ſie mich mit ſich. Sie brachten mich nach P... wo meine Mutter wohnte.

Gott der Götter! Welche Auftritte waren es, die mir hier bevorſtehen mußten! Ich zitterte ihnen entgegen, aber ich zitterte vergebens. Das, wovor mir bange war, wär Glück geweſen gegen das, was ich wirklich fand. — Die erſte Nachricht, welche mir hier entgegen kam, war: Rabbi Samuel habe den Ort ſchon vor zwey Wochen nebſt meiner Mutter verlaſſen. Ich ging zu den Aelteſten, ſie beſtätigten die Nachricht, und gaben zu verſtehen, daß ihrem Willen und ihrem Urtheil nach, Samuel der Mann meiner Mutter werden müſſe. Ich nannte voll Verzweiflung den Namen meines Vaters, ich ſprach von ſeinem ſchreckensvollen Ende. Man wußte das alles, hatte es ſchon längſt gewußt, und behandelte das Andenken des redlichſten Mannes als das Andenken eines Verworfenen. Es ſey eins, ſagte einer dieſer grauſamen Männer, — der redliche Aelteſte, deſſen ich im Vorhergehenden gedachte, war indeſſen geſtorben — ob Moſes Mendez am Hochgericht oder in der Steingrube umgekommen ſey. Alle ſeine finſtern Thaten zu enthüllen, wär unmöglich, ſo möge denn auch ſein Ende, der Lohn ſeiner Uebelthaten, im Dunkeln bleiben.

O Joſeph, wie war dir es möglich, dieſe Laſt von Unglück zu ertragen! Dein Vater ermordet und verabſcheut, deine Mutter entflohen, geraubt, oder zu der Erniedrigung herab gebracht, das Weib eines Samuels zu werden, du ſelbſt, von den Deinen verworfen und verkannt, denn jede Miene ſagte mir, wie man auch mich beurtheilte, dazu krank, arm, ohne Beſtimmung, ohne Ausſicht zu künftigem Fortkommen. Hier mußte die Hand des Schickſals mich vollends zerſchmettern, oder wieder erheben.

Vielleicht war das letzte beſchloſſen, ein Unterpfand meiner Erhebung erhielt ich ſchon, ehe ich noch die Gegenden von P... ganz verlaſſen hatte. Unſere Lehrer ſagen: Wer den Beleidiger im Elend erquicken kann, der wird erhöht werden in den Thoren ſeines Volks.

Als ich an die Gränze des P—ſchen Gebiets kam, ſprach mich ein häßliches, hinkendes Weib um einen Mund voll Brod an; ich gab ihr Brod, gab ihr von dem Wenigen, was ich hatte, eine Gabe, und einen Trunk Wein aus meiner Flaſche; es war Salome. Sie erkannte mich und weinte. Ich konnte mich der Frage nicht entbrechen, von weſſen Hand ſie jene Herzſtärkung erhalten habe, die ſie mir jenesmahls im Namen meiner Mutter reichte? Sie nannte Samuel, und fügte eine ſo umſtändliche Lobrede dieſes frommen Mannes hinzu, der mich immer geliebt habe, daß ich zweifelhaft werden mußte, ob ihr etwas von dem bekannt war, womit dieſer ſchöne Labetrunk, vermuthlich von ihm zu meinem Tode, gewürzt wurde. Ich fragte weiter um die Umſtände bey der Entfernung meiner Mutter; ſie wußte nichts darum, ſie war ſchon vorher aus den Dienſten unſers Hauſes gekommen; ein Fall, der ihr den Gebrauch eines Fußes koſtete, hatte ſie, wie ſie ſagte, um ihre Herrſchaft gebracht. Unwillig erkannte ich die Lügnerin an dieſen Worten. Dies war nicht Sitte unſeres Hauſes, den Kranken verſtoßen, wenn er nicht mehr dienen kann. Sie antwortete nicht auf das, was ich hierüber ſagte, und ich wandte ihr den Rücken.

Mein Geſchick, welches in dem letzten kurzen Abſchnitt meines Lebens einen ſo raſchen, ſo ſchrecklichen Gang mit mir gegangen war, ſchien jetzt zu entſchlummern. Jahre vergingen, in welchen mir weder Gutes noch Böſes begegnete, und mein achtzehntes Lebensjahr brach an, ohne daß ich wegen meiner Zukunft gewiſſer war als an dem Tage, der mir alles entriß, was mir lieb war. Als reiſender Krämer hatte ich eine Zeitlang die Märkte beſucht, und weil ich in den Künſten niedriges Gewinns unbewandert war, gegen manchen meiner Mitbrüder eine armſelige Figur gemacht. An die Künſte des Betrugs gewöhnt, die ſich einige der Unſern erlauben, behandelte man oft auch mich als einen Betrüger. Ueberliſtung im Tauſchhandel, unbillig heruntergedrungene Preiſe, wer kann die Ungerechtigkeiten alle benennen, die man ſich gegen uns erlaubt, weil man uns derſelben fähig hält.

Dieſes Lebens müde verſuchte ich, meine Talente in irgend einem angeſehenen Hauſe meiner Nation geltend zu machen. Ich war fertig im Rechnen und Schreiben, war nicht unwiſſend in Kenntniſſen, die mehr dem größern Kaufmann als dem kleinen Krämer nöthig ſind; von den meiſten lebenden Sprachen verſtand ich etwas, das Portugieſiſche vollkommen, es war im eigentlichen Sinn meine Mutterſprache, in unſerm Hauſe die Sprache der Liebe und heiliger Vertraulichkeit. Mein öfteres Reiſen, ſelbſt meine traurigen Schickſale hatten mir einen Anſtrich von Lebensklugheit gegeben, der mich zu Geſchäften nicht untauglich machte, Dinge, die ich hier auf dem Blatte, das vor eigenem Lobe nicht erröthet, von mir wohl ſagen kann, deren ich mir gar wohl bewußt ſeyn durfte, und die in mir den Plan reif machten eine Stelle als Schreiber eines guten Hauſes, als reiſender Diener zu ſuchen. Ach, ich wäre zufrieden geweſen, blos als Kaufgehülfe einen feſten Platz irgendwo zu finden, zu irgend einem Hauſe ſagen zu können: hier iſt meine Heimath„ hier werde ich vermißt, wenn ich aus der Reihe der Lebendigen trete.

Dieſes kleine Glück, das ich eifrig ſuchte, ward mir nicht gegönnt. Wo ich meine Dienſte anbot, wo ich nach der Prüfung beſtand, wo mein Name als unter unſerer Nation bekannt und gleichſam geadelt, mir anfangs einige freundliche achtungsvolle Mienen verſchafte, da verdarb nähere Erkundigung alles. Mein Vater, und ſelbſt ich, waren in die bekannte Räubergeſchichte von R... verflochten, waren nährlich gerechtfertiget dem Todesurtheil oder dem Gefängniß entkommen. Die auf tauſendfache Art erzählte Ringgeſchichte des Grafen, deren Dunkelheiten ſelbſt ich, das Unglaubliche, Unerweisliche mancher Stellen fühlend, nicht aufzuklären wußte, von der ich alſo niemahls ſprach, der ſchreckliche Tod meines Vaters, vielleicht ſeine Ermordung, dieſes waren Dinge, welche niemand gefielen. Wenige hielten uns für ganz unſchuldig; die, welche uns allenfalls Gerechtigkeit wiederfahren ließen, hingen noch an dem altväterlichen Aberglauben: Laß den Unglücklichen nicht unter dein Dach, reiche ihm die Gabe durchs Fenſter. Die Stelle, wo der Blitz einmahl niederfuhr, trifft er auch zum zweytenmahl, er wird treffen, und dich, und den du retten wollteſt, verzehren. Wo man von dieſen Meynungen abging, da hatte man andere, unter welchen immer noch dieſe die vernünftigſte wär: Es gebe Perſonen, gleichſam vom Geſchick zu außerordentlichen Ereigniſſen beſtimmt, Menſchen vom gewöhnlichen Lebensgange ſey es nicht rathſam ſich mit ſolchen zu verbinden; der raſche Schickſalsgang des einen Theils reiße den andern oft in Lagen, zu denen er nicht geeignet ſey, die Klugheit müſſe hier jede Gefahr vermeiden.

Viele von den Menſchen, die ſo urtheilten, waren darum nicht feindſelig gegen mich geſinnt, einige unter ihnen gingen gar ſo weit, mir aus dem gröſten Unglück, das ich bereits in ſo jungen Jahren erfahren hatte, in der Zukunft eben ſo großes Glück zu prophezeihen, aber was halfen mir alle dieſe ſchönen Raiſonnements, was alle prophetiſche Hoffnungen, was Rath und Troſt, da man nie gnügliche Hülfe damit verband.

Von meinem Volke ſo zurückgeſtoßen, wollte ich es unter den Chriſten verſuchen; als Lehrer im Rechnen und Schreiben, als Unterrichter in einigen Sprachen, ging es oft einige Zeit, aber ſchnell kam ein Etwas, das den Juden kenntlich machte, und alles war verloren. Meine gute Geſtalt und meine körperliche Stärke brachte mich einſt auf den Einfall, es unter den Soldaten zu verſuchen; doch auch hier zog Entdeckung Verſtoßung nach ſich, und dieſe Entdeckung überall behutſam genug zu verhüten, hinderte mich meine ſtrenge Religioſität.

Ich nahm das Wenige zuſammen, was ich jetzt beſaß, und formirte mir wieder einen kleinen Handel, mit welchem ich auf die Meſſe zu L... reiſen wollte, aber nie war mir's noch ſo unglücklich gegangen, als dieſesmahl. Ich ward beraubt; kaum ein Hemde war es, was man mir ließ. Ganz arm, ganz ein Bettler, kam ich in dem Gewühl zu C... an, krank war ich dazu, und ich errinnere mich ſehr wohl, daß ich in dieſer allgemein wegen ihrer Wohlthätigkeit berühmten Stadt, drey Tage lang in einer Scheune dem Verſchmachten nahe geweſen bin, während alles um mich im Ueberfluß ſchwelgte.

Man ſtörte mich am vierten Tage aus meinem Winkel auf, und die Güte, mit welcher man mich labte, zeigte, daß ich nur vergeſſen worden war.

In dieſen Tagen meines bitterſten Elends hatte eine ſtumpfe Verhärtung von meiner Seele Beſitz genommen; meine Seele haderte mit der Vorſehung, zürnte mit der ganzen Menſchheit, meine Augen waren trocken und mein Herz ein Stein.

Der Biſſen Brods, den man mir jetzt gab, der Trunk Wein, der mich labte, ſchloß mein Herz auf, es erweichte ſich, ich konnte Thränen vergießen. Die Perſon, welche mich

mich labte, es war eine arme Magd, weinte mit mir.

Ach, wenn Ihr nur nicht ſo gar elend wäret, ſagte ſie, wenn ihr Euch nur ein paar hundert Schritte fortſchleppen könntet! Eure Glaubensgenoſſen beginnen dieſen Abend die lange Nacht zu feyern, wenn Ihr nur hervorgehen könntet, daß man Euch ſähe. Es giebt hier der reichen und wohlthätigen Juden viel, ich habe oft geſehen, daß beſonders bey dieſem Feſte den Armen reichlich gegeben würde; macht Euch doch ſtark, Ihr ſollt gegen den Abend noch ein wenig Wein bekommen; alles was ich Euch bringe, könnt Ihr ohne Bedenken nehmen. Ich habe in Meſſen viel Juden aufgewartet, und weiß was Ihr eſſen und trinken dürft.

Dieſe liebenswürdige Gewiſſenhaftigkeit eines Chriſtenmädchens, die das Gewiſſen eines Juden reſpektirte, machte meine Rührung vollkommen; ich hob gefaltete Hände und Augen voll Thränen zum Himmel, ſprechen konnte ich nicht.

Gegen den Abend kam meine Wohlthäterin wieder. Der Abendſtern iſt noch nicht herauf, ſagte ſie, Ihr dürft noch eſſen und trinken, und hier iſt auch eine Hülle für Euch. Es iſt ein Leilach von unſern Juden hier im Hauſe, ihr werdet mir's wohl wieder bringen, aber ich habe ihnen nichts von Euch geſagt, es ſind keine guten Leute, auch ſind ſie ſelbſt arm, Ihr würdet wenig Hülfe bey ihnen finden.

So ſchlich oder kroch ich vielmehr zu einem der größten Feſte unſers Volks; mein Herz war voll Andacht und Zerknirſchung, ein wohlgefälliges Opfer dem, der ins Verborgene ſieht.

Die Verſammlung wurde in einem Gartenhauſe gehalten, man ließ mich ohne Bedenken zu, nur dieß forderte man von mir beym Eintritt, daß ich, ſo wie die andern, meinen Namen auf die Tafel ſchreiben ſollte. Ich zeichnete mit zitternder Hand: Joſeph Mendez Pinto, Moſes Mendez Sohn.

Die Verſammlung war ſehr zahlreich, Der Reichen ſaßen viel vor mir in köſtlichen

Hüllen mit Gold und Silber beſetzt, mich deckte in meinem Winkel mein ſchmutziges Tuch, welches ich noch dazu nicht allzuwohl konnte ſehen laſſen, da es nicht mein war; meine junge Wohlthäterin hatte mir dieſes ausdrücklich eingebunden, und mir geſagt, ſie ſtehe dann für nichts, weil ihr die Härte der Eigner, beſonders der Frau, wohl bekannt ſey.

Ich hielt die Feyer des ganzen Feſtes aus, ſo ſchwach ich auch war, und ſo gewiſſenhaft ich mir auch jede Willfahrung verſagte, welche die Reichen und weniger Bedenklichen ſich erlaubten. Das Mädchen aus dem Wirthshauſe, eine der Zwiſchenzeiten erſehend, winkte mir, da es niemand ſah, durchs Fenſter an dem ich ſaß, auf eine Taſſe Caffee, die ſie mir ins Verborgene geſetzt hatte; auch dieſes köſtliche, mir ganz unbekannt gewordene Labſal, verſagte ich mir. Meine ganze Seele war jetzt mit Ueberdenkung meiner Schickſale, mit tiefer Demüthigung vor dem Herrn meines Lebens, mit heißem Gebet um Lenkung zu frohern Tagen oder zu baldigem Tode, beſchäftigt, nichts durfte mich hierin unterbrechen.

Ich war beobachtet worden, man hatte meine Armuth, meine Andacht und meine Thränen geſehen. Beſonders aufgefallen war es, daß ich einem gelehrten Juden über die Schulter, und wie ich meynte, unbemerkt, die Schrift nachgeleſen hatte, die unter uns nicht jeder zu leſen verſteht. Man hatte ſich erkundigt, wer ich ſey, niemand hatte von mir gewußt. Man hatte die Namen auf der Tafel unterſucht, und Joſeph Mendez Pinto gefunden, niemand wollte ſich zu dieſem Namen bekennen, ich mußte alſo der Eigner deſſelben ſeyn. Schwerlich dachte ich, was dieſer Name unter den Vornehmſten der Verſammlung für Gemurmel erregte

Joſeph Mendez Pinto? Sollte dieſes der Joſeph Mendez Pinto ſeyn? des unglücklichen Moſes Sohn? Dies gilt Unterſuchung, dies muß uns auf einmahl ins Klare ſetzen.

Ich war wieder in meinen düſtern Winkel gekrochen, froh, meine geborgte Hülle wieder unbemerkt abgegeben zu haben. Meine liebe Chriſtine, ſo hieß meine Wohlthäterin, hatte mich wieder mit Wein und Brod gelabt, davon ſie mir jetzt geſtand, daß ſie es heimlich ihren Hausjuden, wie ſie dieſe Leute nannte, entwandt habe, um mir nichts Verbotnes zu liefern. Ich bat noch um ein wenig Caffee, der mich in der verbotenen Stunde ſo ſehr gelockt hatte, und erhielt auch dieſen.

Welch ein Schlaf mit gelabtem Körper, und reinem, mit dem Himmel ausgeſöhntem Gewiſſen! Welche Träume ſenkten ſich bey meinem Lager nieder! Jede Nacht meines Schickſals ſchien ſich vor mir aufzuhellen. Ich war ſtark genug, dem Gott meiner Väter beym Erwachen auch für die bitterſten Fügungen zu danken, die ich erfahren hatte, und was die Zukunft betraf? — O felſenfeſt ſtand mein Glaube, ſie könne nicht anders für mich als gut, und für die Ewigkeit heilbringend ſeyn, ſelbſt wenn ſie mich in die düſtern Labyrinthe führte, wo mein

Vater Glück, Tugendruf und Leben verlo
ren hatte.

Ich hatte feſt und faſt unerwecklich ge
ſchlafen. Weit früher, als ich erwachte,
hatte Chriſtine ſchon an meinem Lager ge
ſtanden, unwiſſend, ob, und wie ſie mich
ſtören ſolle. Jetzt kam ſie nochmahls, fand
mich ſchon munter, und war deſſen froh.

Wenn Ihr Joſeph Pinto heißet, ſagt
ſie, ſo ſollt Ihr zu dem Herrn Oberrabbiner
kommen, er hat ſchon zweymahl nach Euc
geſchickt. Niemand hier im Hauſe konnt
ſich auf Euch beſinnen, aber ich ſagte gleich
daß ich Euch wohl wiſſen würde, und daſ
Ihr kommen ſolltet.

Kommen? Chriſtine, antwortete ich, zu
ſo einem Manne kommen? in dieſem Auf
zuge? -- Wenn Ihr doch nur die Hüll
brauchen könntet, ſagte ſie, die Euch neulich
in Eure Kirche gut genug war.

Ja, antwortete ich, in das, was
Chriſtine meine Kirche nennt, war di

Hülle wohl gut, aber nicht zu dem Herrn Oberrabbinen.

Ihr ſeyd wunderliche Leute, ſagte ſie. Bey uns gehört allemahl in die Kirche das ſchönſte. Doch wartet jetzt nur, wir wollen ſehen.

Chriſtine kam nach einer Weile mit dem Manne wieder, den ſie mir als den ſogenannten Hausjuden bekannt gemacht hatte.

Er nahte ſich mir mit ausnehmender Freundlichkeit. Herr Pinto, ſagte er, denn das iſt, höre ich, Euer Name, was macht Ihr hier, und warum hört man nichts von Euch? Ihr zieht gewaltig armſelig auf. Ihr ſollt, wie ich höre, zu dem Herrn Oberrabbinen kommen; gnügt Euch ein Mantel, oder Ueberrock, ſo ſteht er auch unentgeldlich Euch zu Dienſten; für Bekleidung Eurer Füße wird meine Frau ſorgen.

Gern, o wie gern nahm ich an, was mir geboten ward, ob ich gleich verſicherte, daß von Bezahlung bey mir nicht die Rede ſeyn könne.

Es ſoll auch nur geborgt ſeyn, antwortete Aaron, zieht Euch an, und kommt dann zu uns, einen Biſſen zu eſſen, ehe Ihr zu dem Herrn geht.

Chriſtine ſtand mit aufgehobenen Händen, als Aaron ſich entfernt hatte. So viel freundliche Worte hatte ſie noch nie aus ſeinem Munde gehört. Euch muß ein großes Glück bevorſtehn, ſagte ſie, weil Gott der Menſchen Herzen ſo um Euret willen ändert.

Und wie ſie ſagte, ſo war es auch. O, Gott, der du der Menſchen Schickſale in einem Nu verwandelſt, wie ſollte ich je dieſes Augenblicks ohne heiße Dankgebete denken! Mein höchſtes Glück, die Wiederauferweckung meines Vaters war unmöglich, hier mußte es ewig Nacht für mich bleiben; aber eine Gegend gab es noch, wo Freude mir wieder aufgehen konnte, und du gabſt, du bewahrteſt mir dieſe Freude auf den Augenblick, da ich dem Verderben nahe war.

Ich fand bey dem Rabbinen verſchiedene andere anſehnliche Männer, die mir, als ich eintrat, freundlich entgegen kamen.

Seyd Ihr Joſeph Pinto? fragte Rabbi Joſua Meyer.

Ich bejahte.

Wie wollt Ihr Euren Namen beweiſen?

Ich zuckte die Achſeln, und Thränen traten mir in die Augen.

Warum weint Ihr? ſagte er.

Bisher, antwortete ich, kam mir viel drauf an, dieſen Namen ungenannt zu laſſen, wie ſollte es zugehen, daß mir je etwas darauf ankäme ihn zu beweiſen?

Ihr ſcheint ausweichen zu wollen.

Nein, aber ich habe keinen Beweis, als allenfalls dieſe Hand, wenn zufällig jemand hier die Hand Moſes Mendez kennen ſollte. Auch die Hand meiner Mutter könnt ihr hier finden.

Ich zog meines Vaters Brieftaſche hervor. Sie ward herum gereicht, und einer der Anweſenden, der ſie ſehr lang behielt und ſehr aufmerkſam anſah, ſchien Thränen in den Augen zu haben.

Rabbi Meyer nahm ſie wieder und blätterte darin. Hier ſteht viel in einer fremden Sprache, ſagte er, das ich nicht verſteht.

Es iſt Portugieſiſch, ſagte ich.

Könnt Ihr es uns verteutſchen? erwiederte er. Joſeph Pinto ſoll das Portugieſiſche wie ſeine Mutterſprache reden.

Ich antwortete nicht, ſondern fing an zu überſetzen; es ſchien ein Zweifel in die Wahrheit meiner Perſon in dieſen Worten zu liegen, der mich kränkte.

Was ich überſetzte, war eine auf einer Reiſe zurückgelaſſene Notiz meines Vaters an meine Mutter, ich las friſch hinweg, aber bald ſtieß ich auf Familienangelegenheiten, die meines Erachtens für keine fremden Ohren kommen durften. Ich ſtockte, und fing an nach einer bequemern Stelle zu blättern.

O, ſelbſt dieſe Delicateſſe, ſelbſt dieſe Behutſamkeit charakteriſirt ihn! ſchallte eine

Stimme hinter mir: Joſeph, du biſt der Sohn meiner Schweſter! Komm in meine Arme, ſey willkommen als mein Sohn, ſey willkommen als Unterpfand der Freude für eine der edelſten Seelen.

Ich ſahe beſtürzt zurück, und fand mich in den Armen des Mannes, deſſen Betragen mir zuvor bey der Durchſicht des Taſchenbuchs meines Vaters aufgefallen war. Erſtaunt wandte ich mich um. Ich ſchaute noch einmahl, und ein paar ſchöne ſchwarze ſprechende Augen hafteten auf den meinigen. Schnell vergegenwärtigte ſich mir das Bild meiner Mutter, ich ſchaute noch einmahl, und hatte ihre volle Aehnlichkeit.

Wem je das Bild des Geliebteſten ſeiner Lieben unvermuthet erſcheint, ihm ſo ſprechend erſcheint, daß er den geliebten Gegenſtand ſelbſt vor Augen zu ſehen meynt, der ſage mir, was Joſeph Pinto bey dem Anblick, der ſich jetzt ihm zeigte, thun mußte, was er wirklich that.

Ohne zu denken, ohne zu ſprechen, ohne weiter zu fragen, wandte ich mich nach dem geliebten Bilde nochmahls zurück, und ſchloß es in meine Arme. O meine Mutter! ſchrie ich, meine ewig theure Mutter!

Ja, Joſeph, war die Antwort, ich bin ihr ähnlich, bin Rahel Pinto gleich, wie mir dieſes Dein Entzücken ſagt, aber — ich bin nicht ſie ſelbſt. Sage mir, wo iſt Deine Mutter, und wo ſollen wir ſie ſuchen?

Ich war außer mir auf dieſen Ausruf; ich riß mich aus den Armen, die mich feſt und immer feſter umſchlangen, ich wand die Hände und blickte mit ſtrömenden Augen gen Himmel.

Wo iſt, wiederholte ich mit ſeinen Worten, wo iſt Rahel Pinto, und wo ſollen wir ſie ſuchen?

Während ich hier im Uebermaaß meiner Gefühle tobte, während er, mein neuer Oheim, in nähmlicher Empfindung dort ſtille Thränen weinte, wurden Rabbi Meyer und die andern der Sache gewiß: ich ſey Joſeph Pinto und kein anderer, hier finde kein Betrug ſtatt, hier ſey keiner möglich. Im Augenblick der Ueberraſchung handle die Natur, ihre Züge laſſen ſich nicht verkennen. Dieſe Probe beweiſe alles.

Schon lag ich wieder in den Armen meines Oheims und fragte, ob er wirklich es ſey? Schon muſterte ich von neuem die Züge meiner ſchönen Mutter in ſeinem Geſicht, als Rabbi Meyer von neuem zu uns trat, und uns zuredete, die Sache vernünftig und ohne Leidenſchaft zu beginnen. Laſſet uns, ſagte er, damit der junge Menſch wenigſtens zu Odem komme, ihm dieſe wunderbare Erkennung vorlegen, wie ſie das Schickſal verfügte, laßt uns ihm ſagen, wie uns die Hand, die alles leitet, hier zuſammen führte.

Schon lange, fuhr er fort, ſchon ſeit das ſchreckliche Schickſal des unglücklichen Moſes Mendez unſre ganze Nation empörte, ſchauten unſere Augen auf ſeinen Sohn. Bald kam dieſer Unglückliche uns ganz aus den Augen, bald wurden wir irre an ihm, bis Briefe aus Portugall uns bewogen, genauer nach ihm zu forſchen.

Als Rahel Pinto des unglücklichen Schickſals ihres Gatten gewiß ward, als ſie ſich überzeugen mußte, daß hier alles verloren ſey, war ihr erſter Gedanke, ſich zu dem Lande ihres Urſprungs, nach Portugall in die Arme ihres Oheims zu retten; aber wie ſollte ſie dies? ſie war ein Weib. Noch hing ihr Herz an ihrem Sohne, den ſie zurückließ, noch hoffte ſie Rettung von ihm. Doch ſie harrte vergeblich, faſt zu jung war er, um etwas von ihm zu erwarten, auch ſagten zweifelhafte Gerüchte ihn oftmals tod, und die Länge der Zeit, in der er zu kommen verweilte, machte dieſe Gerüchte zur Gewißheit.

Mittlerweile drängte auf ſie die Peinlichkeit ihrer immer armſeliger werdenden Lage, drängte auf ſie die Leidenſchaft eines Menſchen, der nur in ihrem jetzigen Elend es hätte wagen dürfen, zu ihr die Augen zu erheben, drängte auf ſie der Wille, das Gutachten der Aelteſten ihres Volks. Sie konnte nicht länger ſich halten. Bringt Rabbi Samuel, ſagte ſie mit verſtellter Stimme (ach, verſtellen mußte ſich ja die Arme! —): bringt er mich ſicher in die Arme meines Oheims in Portugall, und heiligt dieſer durch ſeine Einwilligung unſere Wahl, ſo muß ich Samuels Gattin werden, und ob gleich Berge ſich ihm entgegen ſetzten, und Abgründe drohten, ihn zu verſchlingen.

Als Rabbi Samuel die Bedingungen vernahm, um welche er die angebetete Rahel erkaufen ſollte, da war's ihm ein kleines ſie zu erfüllen. Er führte Rahel nach Portugall, und dort iſt's, wo ſie jetzt ihres Sohnes harrt, und wohin wir dieſen liefern müſſen.

Und, ſchrie ich, Meyern unterbrechend, ward meine Mutter wirklich die Gattin desjenigen, der ſie auf dieſe Art erkaufte?

Samuel, war die Antwort, durfte nur ſchauen das Haus Fernand Pinto's, das dort ſeine Rahel erwartete; durfte nur ſchauen die Pracht, die ihn umgab, und auch der Geliebteren wartete, um in ſeiner kleinen Seele ſchnell zu begreifen, hier ſey nichts für ſeine Wünſche. Hätte er wahrhaft geliebt, angezogen wäre er geworden, anſtatt zurückgeſtoßen zu werden.

Rahel Pinto war herzlich froh, den Bewerber zu verlieren, dem ſie, wäre er beſtändig geblieben, doch endlich begünſtiget haben müßte; er hatte die geforderte Bedingung erfüllt, wie wäre ſie vermögend geweſen, ſeinen Forderungen zu entgehen. Jetzt war ſie gerettet, gerettet in den Armen eines liebenden Oheims, der, auf ihre Bitte, dieſe weiten hülfreichen Arme auch nach Joſeph Pinto, ihrem Sohne, ausſtreckt, ihn in dieſelben aufzunehmen.

Längſt ſchon waren Briefe, die Euch nach Portugall fordern, in unſern Händen, unmöglich war's, Euch ausfindig zu machen; endlich wirft Euch der Zufall uns entgegen, endlich werdet Ihr uns geſchenkt, im nehmlichen Augenblicke, da Rahels Bruder, Euer leiblicher Oheim, bey uns erſcheint, von unſerer Hand Euch zu fordern. Zieht mit ihm in Frieden, verſchmerzt Eure Leiden, und in der Fülle des Glücks, vergeßt nicht uns, Eure Retter, uns, die Beförderer alles des Guten, das Euch die Vorſicht bewahrte.

Ich war zufrieden, war entzückt, über das was ich hier erfuhr, aber doch ward's, als mißte ich noch etwas. Rabbi Meyers Geſchwätzigkeit, ſeine offenbare Partheylichkeit für Samuel war mir verhaßt, meines Oheims Stillſchweigen behagte mir beſſer, und ich ſehnte mich allein zu ſeyn mit ihm, den ich nur anſehen durfte, um durch die Gleichheit mit meiner Mutter, die er ſprechend trug, ganz von ihm gefeſſelt zu werden, auch betrachtete er mich als ſein Eigenthum, und ſo befangen durch mich als ich es durch ihn war, nahm er mich mit ſich nach Hauſe. Wunderbarer Wechſel des Glücks; werde ich dich ſchildern können, ſo wie ich damahls dich fühlte?

Daß meines Oheims, daß des edlen Maimons Milde, beym Eintritt in ſein Haus, mit liebenswürdiger Geſchäftigkeit nichts vergaß, mir völlig das Anſehn ſeines Sohns zu geben, und das Bild meines bisherigen Elends völlig aus meinen Augen zu rücken, dies war der kleinſte Theil meines Glücks. Sein bloßer Anblick allein, war bey weitem der größere.

Nie hat ein Herz mit ſo ſchwärmeriſcher Liebe an ſeinen Eltern gehangen als das meinige. Das Bild meiner Mutter in Maimons Augen ſchien mir in dieſem erſten Momente des Glücks, die höchſte Gabe zu ſeyn, die mir das Geſchick geben konnte, und, o Gott, es war mir das Unterpfand, daß ich auch ſie bald ſehen ſollte.

Ein Gedanke trübte mir noch dieſe heitere Ausſicht, des verhaßten Samuels Name; ihm ſollte ich alſo für Rahels Rettung nach Portugall danken? ihm ſollte ich gleichwohl einiges Verdienſt um diejenige eingeſtehen, die er zu lieben wagte? Und ich, wie kam ich zu den Vorwürfen, die in Rabbi Meyers Worten lagen? Rahel hatte meiner vergeblich geharrt? Sie hatte Hülfe von mir gehoft, und ich hatte ſie zu lang auf dieſelbe warten laſſen? Ich ſollte alſo die Urſach des Schritts ſeyn, des mir ſo verhaßten Schrittes, in Samuels Armen nach Portugall zu gehen, und ihm dadurch Rechte auf ihre Perſon zu geben?

Mein Oheim, dem ich keinen meiner Gedanken verſchwieg, wußte meine trüben

Vorſtellungen über dieſen Gegenſtand ſehr leicht zu befriedigen. — Es mußte, ſagte er, es mußte Dir in die Augen fallen, daß man Dir zwar die Wahrheit, aber nicht ganz rein und unentſtellt vorlegte, ich ſchwieg dabey, weil wir hier die ſchwächern ſind, und es die Klugheit fordert, niemand, der uns ſchaden könne, wider uns zu reitzen.

Samuels Abſichten auf Deine Mutter ſind alt, Du wirſt erſchrecken, wie groß der Einfluß war, den ſie auf das Schickſal Deiner unglücklichen Eltern hatten. Kannſt Du glauben, daß unſer reicher, unſer großmüthiger Verwandter, die geliebte Rahel, die mit ſeiner Bewilligung Moſes Mendez Frau geworden war, als das Glück Euch den Rücken kehrte, verlaſſen haben könnte? Auch verſäumte Deine Mutter nicht, um Hülfe an ihn zu ſchreiben; Dein Vater, nicht ohne heimliche Vorwürfe, wagte dieſen Schritt nicht, wußte nicht um ihn, und würde ihn ſchwerlich gebilligt haben. Er hatte ſich durch nicht ganz redliche Mittel zum Beſitzer der Geliebten gemacht, er hatte ſie einem ſehr glänzenden Geſchick entriſſen, die Mittelmäßigkeit, die ſie bisher gern mit ihm getheilt hatte, verwandelte ſich in Armuth; wie hätte ſein Stolz das Geſtändniß hievon an Fernand Pinto ertragen können!

Samuel wußte um die Correſpondenz meiner Mutter nach Portugall, und da mein Vater, der nicht ſo leicht zu betrügen geweſen wäre, keinen Theil an derſelben hatte, ſo ward es jenem Verräther nicht ſchwer, ſie zu hemmen; Rahel bekam keine Antwort von ihrem reichen Verwandten, ſie glaubte ſich von ihm verachtet und vergeſſen, und hörte auf an ihn zu ſchreiben.

Unglücklicher Weiſe gab Deines Vaters zu große Religioſität und das erwachende Gewiſſen ſeinem falſchen Freunde damahls noch wirkſamere Waffen gegen ihn in die Hände. Der unglückliche Moſes ſchüttete einſt ſein Herz gegen Samuel aus, er bekannte, daß er ehemahls, um Rahel zu beſitzen, einen edlen Jüngling dem Verderben preis gegeben hatte. Samuel tröſtete ihn, indem er zugleich den teufliſchen Plan ſchmiedete, ſein Geſtändniß zu ſeinem Unglück zu machen.

Durch Samuel war's, daß Fernand Pinto die Geſchichte von dem Untergang ſeines Lieblings erfuhr, und du kannſt denken, welchen Eindruck ſie auf den Mann machte, der noch immer in den Entwürfen früherer Jahre lebte. Ach, wäre Rahel die Gattin des jungen Fernandez geworden, ſo wäre ſie bey ihm geblieben, ſo wäre ſie die Stütze ſeines Alters geworden. Er hatte ſie Moſes gern gegönnt, weil er auch ihn ſchätzte, aber die Nachricht von der Erſchleichung dieſes Glücks, zeigte ihm dieſen bisher ſo ſehr verehrten Mann als einen Böswicht; jede Entſchuldigung, die ſich von unbezwingbarer Leidenſchaft hernehmen ließ, wurde auf die Seite geſetzt, und ſein Entſchluß ward feſt, das Band zu trennen, welches widerrechtlich geknüpfet ward.

Die Einleitung hiezu war bald gemacht. Sollteſt Du glauben, daß man grauſam genug war, Deiner Mutter die Geſchichte ihrer Trennung von ihrem früher Verlobten kund zu machen, und ihr ihren Mann, den Geliebten ihres Herzens als den Verbrecher zu zeigen, der er in dieſem Punkt in der That war?

Denke Dir die Leiden dieſer trefflichen Frau, denke Dir ihre Ueberwindung, und die Stärke von Pflicht und Liebe, ihren Gatten, dieſen Entdeckungen zum Troß, dennoch ihr Herz zu laſſen. Nie hat Moſes Mendez eine Spur davon gehabt, daß ihn Rahel als den kannte, der er wirklich geweſen war. Rahel liebte ihn, und gern verzeiht Liebe, was Liebe verbrach, auch kam Deinem Vater dieſes zu ſtatten, daß Rahel den für ſie Beſtimmten nie perſönlich kannte, und nur aus Gehorſam gegen ihren Verwandten, und in Hoffnung, ihren unbekannten Bräutigam liebenswürdig zu finden, eine Wahl billigte, bey welcher man ſie nicht zu Rathe gezogen hatte.

Sie ſchrieb nach Portugall, als man ihr Einſchläge gab, die Scheidung von Deinem Vater zu bewirken, ſie bleibe Moſes Mendez Frau und ihres Joſephs Mutter.

Man machte ſie aufmerkſam auf das Unrecht, das ihr geſchehen ſey, indem ſie ſtatt der Gattin eines jungen ſchönen Mannes, der ihr das glänzendſte Glück in dem ſchönſten Lande der Erde ſichern konnte, die Frau eines ſchon etwas bejahrten Mannes in dem rauhen Teutſchland geworden ſey, eines Mannes, der ſie zur Mutter vieler fremder Kinder gemacht hatte, welche nicht allemahl die Stiefmutter in ihr ehrten und liebten, eines Mannes, der jetzt nichts als kümmerliches Brod mit ihr zu theilen habe.

Es waren höhere Pflichten, antwortete die heldenmüthige Rahel, zu denen mich die Vorſehung rufte, übrigens bleibe ich Moſes Mendez Frau und meines Joſephs Mutter.

Man verſprach ihr, ſie nicht von Dir zu trennen.

Sie antwortete gar nicht.

Dein Vater erfuhr nichts von allen dieſen Kämpfen, er ſah nie eine Trauerwolke in der immer heitern Seele ſeiner Frau; iſt das nicht ſtille, ungeſehene Tugend, welche der Himmel belohnt, ſo weiß ich nicht, was dieſen Namen verdient.

Unſer Verwandter, ſo fuhr mein Oheim Maimon fort, ward jetzt zornig auch über Rahel; mich, den er, ungeachtet ich, der Bruder Rahels, ihm eben ſo nahe verwandt als jene war, nie beſonders geachtet hatte, ließ er von einem entfernten Comtoir, wo er mir Verſorgung gegeben hatte, zu ſich kommen, und trug mir an, die Stelle eines Sohns bey ihm einzunehmen und ſeinen Namen zu führen. Er trieb dieſes doppelt eifrig, da neue Nachrichten eures falſchen Hausfreundes ihn von neuem aufgebracht hatten. Samuel ſchrieb: Moſes Mendez beginne den Namen Pinto zu führen, vermuthlich wolle er ſeine Gläubiger mit der Hoffnung bezahlen, die er ihnen für Gewißheit gebe, er ſey der beſtimmte Erbe des reichen portugieſiſchen Pinto.

Gott! ſchrie ich hier, indem ich Maimon unterbrach, du weißt, daß dieſe Namensänderung, Samuels verrätheriſcher Einfall war.

Durch Rahel, nahm mein Oheim das Wort, iſt uns ſchon etwas hievon bekannt geworden, aber damahls wußten wir es nicht, und ich kann nicht leugnen, daß ſelbſt ich, durch die kühne Anmaaßung, die in dieſem Schritte lag, aufgebracht wurde. Doch konnte mich der Unwille gegen Moſes Mendez nie bewegen, pflichtwidrig gegen meine unſchuldige Schweſter zu handeln. Ich nahm die Güte meines ehrwürdigen Verwandten an, ich wurde ſein Sohn, ich erhielt ſeinen Namen, aber nichts konnte mich bewegen, Rahels Rechte zu ſchmälern, und Fernand Pinto, durch meine Bitten bewegt, ließ gelten, was er ſelbſt für Recht erkannte. Wie hätte er ernſtlich auf Rahel zürnen können? Sie handelte edel und rechtſchaffen, wie ſie in ſeinem Hauſe gelehrt war, er ſelbſt mußte bekennen, dieſe feſte, untrennbare Treue, gegen einen unglücklichen Gatten, ſey was er von ſeiner Lebensgefährtin gefordert haben würde, wäre er je ſo glücklich geweſen, eine zu finden.

Das immer dunkler und dunkler werdende Schickſal meiner unglücklichen Schweſter ward uns in Portugall nicht bekannt, ich hatte einen Abſcheu an Samuels Verräthereyen, und ſeit ich an Pinto's Seite lebte, wurden ſeine Briefe ſehr kalt oder gar nicht beantwortet, daher ſie endlich ausblieben. An Rahel ſchrieb ich einſt, ſie vor Samuel zu warnen, aber dieſer Brief iſt ſo wenig in ihre Hände gekommen, als alles was ihr aus Portugall zugeſchickt wurde, ihr ſparſames Loos zu erleichtern.

Erſt nachdem das Schickſal ſeinen ganzen Köcher auf Rahel ausgeleert hatte, wagte ſie, ſo lange von uns vergeſſen, es endlich, um Zuflucht in Fernand Pinto's väterlichen Armen zu bitten. Entfernung von dem Lande meiner Leiden, ſchrieb ſie, iſt nothwendig, iſt eilig. Mein Mann iſt ermordet, mein Sohn iſt tod, und hier iſt ein Elender, der mich mit ſeiner gehäſſigen Leidenſchaft verfolgt. Er iſt ein Rabbine, iſt der Liebling der Aelteſten unſeres Volks, ich kann nicht gerettet werden, wenn Ihr mir Verlaſſenen nicht Eure Hand reichet.

Mein Herz brach mir über dem Unglück meiner Schweſter, ich hätte mich ſelbſt aufgemacht, ſie in das Land der Sicherheit zu bringen, hätte nicht eine tödliche Krankheit unſers Wohlthäters mich an ſeinem Bette feſt gehalten. Ein Gedanke kam mir in der Eil, die hier bey jedem Entſchluß nöthig war, der durch einen Brief von Samuel, welchen ich in dieſem Augenblicke erhielt, befeſtigt wurde.

Dieſer Verworfene meldete mir mit dem Tone des Heuchlers, den er ſo ganz in ſeiner Gewalt hatte, die Lage meiner Schweſter, und erbot ſich, ſie nach Portugall zu bringen, wenn wir Hoffnungen begünſtigen wollten, die er, ohne ſie zu nennen, deutlich genug werden ließ.

Ich antwortete ihm bejahend, ohne mich auf ſeine Forderungen einzulaſſen. Meiner Schweſter aber meldete ich, indem ich ihr Reiſekoſten anwies, es erfordere die Nothwendigkeit, ſich dieſem Manne anzuvertrauen, und ihm nicht merken zu laſſen, wie ſehr man ſeine Treue bezweifle. Treue werde er wenigſtens in dieſem Geſchäfte bezeigen, da er ſo großen Lohn von demſelben erwarte.

Ich glaube in der That, dieſer Entſchluß war der klügſte, den wir faſſen konnten. Du haſt heute aus den Erklärungen der Rabbinen geſehen, wie ſehr man auf Samuels Seite, wie übel man mit ihm zufrieden iſt, daß er nicht Muth genug hatte, ſeine Abſichten eifriger zu betreiben. Dieſer Stand ſieht es allzugern, wenn irgend eins ſeiner Mitglieder durch Reichthum in die Möglichkeit geſetzt wird, heimliche Plane zu unterſtützen, an welchen es der Geiſtlichkeit in keiner Religionsparthey fehlt.

Der wahre Zuſtand unſerer Sachen iſt jetzt dieſer: Deine Mutter lebt ruhig an der Seite unſers ehrwürdigen Verwandten; Samuel iſt in Geſchäften, wie man ſie ihm anvertrauen konnte, entfernt, auch iſt dieſes wahr, was Joſua Meyer von ihm ſagte, daß der Glanz des Pintoſchen Hauſes, mit welchem ſich freylich kein hieſiges Handelshaus meſſen kann, und von dem er in ſeiner Beſchränktheit keine Vorſtellung hatte, ihn bewogen hat in ſich zu gehen, und die unſchickliche Rolle zu fühlen, die er als Sohn und Verwandter in den dortigen Cirkeln ſpielen würde.

In ſeiner beſcheidenen Zurückziehung fingen wir denn bereits an, ihn zu ertragen, faſt uns mit ihm auszuſöhnen, aber ein Zug hat unſer Herz nun auf ewig von ihm entfernt. Dieſer Boshafte, dieſer Verſtockte, wie war es ihm möglich, um Dein Leben wiſſend, wiſſend, daß er damit die unverſiegbaren Thränen Deiner, an Deinem Andenken hängenden Mutter ſtillte, und uns ſich ewig verbindlich machte, wenn er uns mit dieſem längſt aufgegebenen Glück bekannt machte, wie war es ihm möglich zu ſchweigen?

Ein Zufall entdeckte uns, daß wir hier noch hoffen konnten. Ein portugieſiſcher Kaufmann hatte Dich in W... geſehen, ſprach viel von einem jungen Menſchen, der die volle Pintoſche Familienähnlichkeit, das ſchwarze Feuerauge, das finſtre lockigte Haar, den hohen Wuchs und einen gewiſſen lächelnden Zug um den Mund habe, der uns allen eigen iſt. Dieſer Jüngling nannte ſich Joſeph, ſetzte er hinzu, er ſey ſehr traurig, ſpreche ungern von ſeinen Schickſalen, geſtehe aber ſo viel ein, daß er Vater und Mutter betraure, die er auf eine grauſame Art verloren habe.

Uns waren dieſes hinlängliche Winke zu wiederauflebender Hoffnung. Wir veranſtalteten Nachforſchungen nach Dir, die uns faſt Gewißheit gaben; aber da alle dieſe Dinge uns dennoch Dich nicht wieder in die Hände lieferten, ſo machte ich mich ſelbſt auf, den verlornen Sohn aufzufinden; und das Schickſal ließ meine Bemühungen gelingen; die Bemühungen jener ſich ſo viel rühmenden Herrn, waren zu ſchläfrig, zu läſſig geweſen, um guten Erfolg zu haben.

Hier wurde mein Oheim unterbrochen, und ich verſpare die Fortſetzung auf die Zukunft.

Aaron war's, der meinen Oheim unterbrach, welcher ohnedem ſeine Erzählung bis auf einige Winke über meine künftige Lage geendigt hatte.

Der Hausjude brachte eine Welt von nöthigen und unnöthigen Dingen, von welchen er meynte, daß ſie dem jungen Herrn, ſo hieß jetzt der arme Joſeph, der vorher keines Blicks von ihm war gewürdigt worden, paſſen möchten. Maimon hatte dieſen dienſtfertigen Mann nicht gefordert, auch bedurfte er ſeiner Herrlichkeiten nicht, aber in der Freude ſeines Herzens kaufte und bezahlte er theuer, was nur einigermaßen ſeiner Wahl werth war, indeſſen Aaron unverſchämt genug war, ſich ihm in meiner Gegenwart als den Freund und Beſchützer ſeines Neffen während ſeiner Niedrigkeit zu geben.

Ein Blick, ein verachtender Blick von mir, ſchlug dieſe Winke nieder; wir beyde, Aaron und ich, wußten zu gut, daß wir uns, ungeachtet ein Haus uns beherbergte, und meine Wohlthäterin, meine Chriſtine, von meinem Elend gegen ihn nicht geſchwiegen hatte, nicht gekannt hatten, bis das Glück ſich zu mir zu wenden ſchien, und die Nachfrage, welche um mich geſchah, ihm muthmaßen ließ, ich ſey nicht ſo ganz vergeſſen in der Welt, als es das Anſehn hatte. Klage über ihn, wäre mir zu klein geweſen, mir gnügte, ſeiner Ruhmredigkeit Schranken geſetzt zu haben, und ich ließ ihn gern im

Beſitz der kleinen Vortheile, welche ihm die Gutmüthigkeit meines Oheims gönnte.

Mein Herz zog mich an einen andern Ort, ich eilte zu meiner Chriſtine, ihr zu danken, ihr zu lohnen, wie ich jetzt nun konnte. Einige brauchbare Stücke aus Aarons Kram begleiteten mich, als Angeld beſſerer Dankbarkeit für meine Wohlthäterin.

Ach, ihr war ich ja alles ſchuldig! ohne ihre Großmuth wäre ich eine Beute des Todes oder der Verzweiflung geworden, und war ſie nicht das Werkzeug, deſſen ſich der Himmel bediente, mich dem Glück und der Wiedererkennung in den Weg zu werfen? ſie riß mich durch einen glücklichen Einfall aus der Dunkelheit, in der ich hätte verderben müſſen; der Gang in meine Kirche, wie ſie es nannte, brachte Troſt meinem zerriſſenen Herzen, und mir das Ende meiner Verlaſſenheit. O Vorſicht, es iſt billig, den Engeln Dank und Opfer zu bringen, die du uns zuſchickſt, uns deine Wege zu leiten; und wie leicht wird Dank und Opfer, wenn man Regungen im Herzen fühlt, wie die meinigen waren!

Ich

Ich fand Chriſtinen, wo ich ſie maſchinenmäßig ſuchte; wo konnte ſie anders ſeyn als in dem Heiligthume ihrer Wohlthätigkeit!

Mit in einander geſchlagenen Armen, mit thränenden Augen ſtand ſie an dem Strohlager, das ihre Milde mir den vorigen Abend ſo reinlich und bequem gemacht hatte, als ſie vermochte. Lange ward ſie mich vor Gedanken nicht gewahr; daß dieſe Gedanken mich dachten, wer konnte daran zweifeln?

Ach, Herr Pinto, rief ſie als ſie mich endlich gewahr ward, mit einem kleinen Schrecken. Ey, wie vornehm ſind Sie geworden, bald hätte ich Sie nicht gekannt!

Vornehm? Sie? Herr Pinto? rief ich. Chriſtine! iſt dies die Sprache, die Du mit Deinem armen Pflegling redeſt?

O wollte Gott! rief ſie, indem ſie von neuem in Thränen ausbrach, wollte Gott, ich könnte Dich Du nennen! wollte Gott Du wäreſt ein Chriſt!

Oder Du eine Jüdin! rief ich in faſt ähnlicher Bewegung.

Chriſtine riß ſich von mir los, ich folgte ihr. Sie war ſchön, und wie doppelt reizend kam ſie mir in ihrer Verwirrung vor! Es kann ſeyn, daß die Empfindung inniger Dankbarkeit, die ſo viel Aehnlichkeit mit einer weit zärtlichern Regung hat, mich täuſchte, aber es iſt wohl nicht unwahrſcheinlich, daß Du, gutes, edles Chriſtenmädchen, ſchon damahls das erſte unſchuldsvolle Gefühl meiner frühſten Liebe hatteſt, einer Liebe, die Dein und mein Glück gemacht hätte, wäre ihr nicht Unmöglichkeit im Wege geweſen.

Da mir und ihr alle dieſe Hinderniſſe ſchnell zu Sinne kamen, da wir beyde tugendhaft und ehrlich dachten, ſo ward wahrſcheinlich im nehmlichen Augenblicke, da wir uns fühlten, in unſern Seelen der Entſchluß des Niewiederſehens reif, ein ſtummer Händedruck, und ein naſſer Blick zum Himmel, bekräftigte ein Gelübde, zu welchem der Engel der Unſchuld Amen ſprach. Ich floh, und ſah erſt, da ich wieder in Maimons Hauſe war, daß ich hatte danken, daß ich hatte ſchenken wollen, und beydes vergeſſen hatte.

Eben ſo gut! Des andern Morgens wußte mein Oheim durch Aaron ſchon, ich ſchleiche einem jungen Chriſtenmädchen in meiner vorigen Herberge nach, ſeine Frau habe mich mit ihr in der Scheuer geſehen. Mit der Offenheit, die ich ihm, meinem Wohlthäter, ſchuldig war, erfuhr er alles, auch die Gefühle meines Herzens, von welchen er mich tröſtend verſicherte, daß ſie nur Dankbarkeit ſeyen. Er lobte mich und meine Wohlthäterin, wegen unſers klugen Verhaltens, und nahm Chriſtinens Belohnung über ſich. Sie war ſeiner Großmuth, ſeinem Vermögen und meinen Wünſchen angemeſſen, ſie ſicherte ihr, wie er mir ſagte, auf Lebenszeit ein kleines Glück; vielleicht daß wir in der Folge noch oft Gelegenheit haben, dieſes edle, ſchöne Geſchöpf wieder aufzuſuchen. Für damahls mußte ich meinem Oheim verſprechen, mich nicht weiter um ſie zu bekümmern. Eine verſtohlne Nachfrage nach ihr konnte ich mir doch nicht verſagen, ſie war vergebens, denn Chriſtine hatte bereits die Stadt verlaſſen.

Wir verließen C... erſt im folgenden Jahr, um in B. das ſchönſte Feſt unſerer Nation, das Laubhüttenfeſt zu feyern. Maimon war mir in dieſer Zeit unausſprechlich lieb geworden. Es waren die ſchönſten Stunden meines Lebens, die ich hier mit ihm verlebte. Alles kam zuſammen, die ſchwärmeriſche Phantaſie eines achtzehnjährigen Jünglings mit den höchſten Genüſſen zu befriedigen. Dieſer Wechſel vom äußerſten Elend, mit dem Glanz eines Feſts, das uns Vorſchmack der himmliſchen Lauben geben ſoll; die höchſten Religionsgefühle einer wahrhaft frommen, noch ganz unverdorbenen Seele, ſelbſt das Fünkchen trauernder Liebe, der erſten die ich empfand, im Grunde des Herzens, machten die Baſis meines unausſprechlichen Glücks. Die Verbindung mit dem beſten, edelſten Manne, mit dem liebenswürdigen Ebenbild meiner Mutter, die ſelige Ruhe, ihm anzugehören, nun nicht mehr freundlos in die weite Welt hinausgeworfen zu ſeyn, lag ganz außer dem Reiche bloßer Phantaſieen, ganz im Gebiet der Wirklichkeit. Der Glanz, der mich umgab, — denn in B. werden unſere Feſte fürſtlich gefeyert, und Maimon brauchte hinter keinem ſeiner Nation zurückzubleiben; daß er es nicht allen zuvorthat, war blos Folge ſeiner Beſcheidenheit. Dieſer Glanz, dieſe Ehre, die mir, bisher ſo Verachteten, wiederfuhr, die wahrhaftig gute und erleſene Geſellſchaft, die ſich bey uns verſammelte, die Ausſichten in eine ganz heitere, ganz lachende Zukunft, Hoffnungen des Wiederſehens, und all' ihr buntes Gefolg, o! eine Seele, die von ſolchen Dingen nicht berauſcht wird, muß in gänzlicher Fühlloſigkeit verſunken ſeyn, oder den Körper eines neunzigjährigen Alten, nicht die ätheriſche Form eines blühenden Jünglings beleben.

Der Rauſch, in welchem ich mich wirklich befand, war kein Rauſch der Sinnlichkeit, war ein Rauſch höherer ſittlicher Gefühle. Meines Oheims Güte hatte mich reich gemacht. Mein eignes Elend war mir noch im friſchen Andenken. Ich gab, wo ich mein ehemaliges Bild erblickte. Ich verſchwendete, ward betrogen, fühlte es nicht, und taumelte jeden Tag von neuem in dieſem ſchwelgeriſchen Genuß einer guten Seele;

Mein Oheim lächelte, füllte die erſchöpfte Quelle von neuem, und indem er mich einen Verſchwender ſchalt, ſagte er zu ſeinen Freunden, was wollte ich machen, wenn er dieſe Summen verſpielte! Ausſchweifungen wie dieſe, laſſen ſich verze[illegible]

Ein alter ehrwürdiger Mann, vor der Bekanntſchaft mit mir ganz in Elend verſunken, ganz durch das, was mir die Vorſicht für ihn anvertraute, neu belebt, ſchüttelte mir am höchſten Tage des Feſts, das er mit uns in der Laube meines Oheims feyerte, im Gedräng vor mir übergehend, die Hand. Joſeph, ſagte er, ich habe es in meiner Macht, Euch zu belohnen. Sorget, daß Ihr dieſe Nacht, kurz vor Mondesuntergang im Garten ſeyd; in dem großen Bogengange will ich Euch treffen, und Euch Weisheit für Eure Milde geben.

Bey dieſem Feſte der Gleichheit hatte Maimons Edelmuth auch den ärmſten ſeiner Nation Zutritt gegeben, ſie [illegible]rden bedient wie die Reichen, und beym Abſchied beſchenkt, wie jene nicht beſchenkt wurden. Es konnte mich nicht befremden, meinen Alten in ſo glänzender Verſammlung zu ſehen, aber dies befremdete mich, daß er von den meiſten der Anweſenden bekannt und vertraulich behandelt wurde. Alles drängte ſich um ihn: Rabbi Aib, fragte der eine, wo ſeyd Ihr ſo lange geweſen? indeß der andere genaueres Detail ſeiner bisherigen Schickſale forderte. Er antwortete im Allgemeinen: Er ſey in ſehr großem Elend geweſen, und ein Engel, hier heftete er die Augen auf mich, habe ihn gerettet. Mein Blick ſank zur Erde, ich dankte ſeiner Schonung, daß er mich nicht durch Erzählung deſſen, was mir ja als Pflicht oblag, öffentlich beſchämte. — Auch mein Oheim kannte dieſen Mann, und verſprach mir dieſen Abend nähere Auskunft über die Art ſeiner Bekanntſchaft mit ihm.

Ich war dieſen Tag immer nahe um meinen alten Aib, jedes Wort ſeines Mundes intereſſirte mich. Ich hatte in ihm nur eine durch den leidenden Körper niedergedrückte Seele [illegible]annt, hier fand ich einen exaltirten Geiſt, der in jedes Fach paßte. Mit meinem Oheim ſprach er von Spezialitäten aus Portugall, mit einem vom Handel, mit dem andern von der Cabale, und am längſten belauſchte ich ihn in einem Geſpräch mit unſerm chriſtlichen Wirth, den mein Oheim als Gaſt eingeladen hatte, über Herders Nemeſis, welche aufgeſchlagen in einem Fenſter lag. Maimon war Kenner und Liebhaber der neueſten Litteratur, viele unſerer Nation waren an dieſem Orte ſehr gebildet, auch ich hatte bereits angefangen, meinen Verſtand durch gute Schriften auszuſchmücken. Welcher Genuß alſo für mich, hier ſo viel paſſendes über Blätter zu hören, die dieſen Morgen ſchon meine ganze Seele beſchäftigt hatten. Aib und unſer Wirth waren in vielen Stücken verſchiedener Meinung, und ich erfuhr, wie wahr einer unſerer Lehrer ſagte: Zwiſchen zwey ſtreitenden Begriffen kommt die Wahrheit zum Vorſchein, wie zwiſchen Stahl und Stein der Funke.

Ich war ganz Ohr, und bat meinen Alten, mir das Reſultat [illegible] dem, was ich gehört hatte, in einigen Worten aufzuzeichnen. — Wir ſehen uns ja wohl heute noch einmahl, erwiederte er, indem er mir traulich die Hand drückte, dann kann geſchehen, was Joſeph Pinto wünſcht.

Als die Geſellſchaft aus einander gegangen war, brachte ich noch einige Augenblicke im Kabinette meines Oheims zu. Du forderteſt, ſagte er nach einigen andern Geſprächen, nähere Auskunft über Deinen alten Aib. Wiſſe, ſchon lange kenne ich ihn, und ich danke ihm einige der froheſten und peinlichſten Jahre meines Lebens. Ich ſahe ihn zuerſt in Portugall, zu der Zeit, da Fernand Pinto's Milde, die nur partheyiſch gegen Rahel war, mir ſparſames Brod gegen ſaure Arbeit in einem ſeiner entfernteſten Comtoirs gab. Dunkle Lebenspfade machen uns, beſonders in den frühern Jugendjahren, da wir noch viel zu erwarten haben, neugierig in Anſehung der Zukunft. Die Bekanntſchaft Aibs, als eines durchgängig anerkannten großen Cabbaliſten, war mir willkommen, ich erhielt von ihm nicht allein Aufſchluß über die Dinge, die mir ganz nahe bevorſtanden, ſondern auch, nachdem ich hier die Wahrheit ſeiner Worte erfahren hatte, Unterricht in den Anfangsgründen ſeiner Wiſſenſchaft.

Er hatte mir ſehr richtig die ſchnelle Aenderung meines Geſchicks vorausgeſagt; aus einem ſpärlich beſoldeten Diener Fernand Pinto's ward ich ſein angenommener Sohn, er hatte mir vorausgeſagt, dieſes glückliche Geſchick würde ich mit dem höchſten Unglück der Perſon bezahlen müſſen, die mir die nächſte und liebſte ſey, und Du weißt ſehr gut, daß Rahel, Deine ſo ſehr von mir geliebte Mutter, meine Schweſter, meine Freundin, erſt ſinken mußte, ehe ich ſteigen konnte. Ich bauete mein Glück nicht auf ihren Untergang, wir konnten beyde ruhig in Fernands Schooße wohnen! — Ach, Aib ſagte mir der Dinge noch mehr voraus, Dinge, die erſt bevorſtehen. — Laß uns nicht mehr hievon reden, ich wollte, die Neugier hätte mich nie zu tieferm Nachforſchen dieſer Geheimniſſe, die uns Gottes Vaterliebe verbirgt, bewogen.

Maimon rieb ſich bey dieſen Worten gedankenvoll die Stirn, ging einigemahl unruhig das Zimmer auf und nieder, und ſetzte ſich dann wieder, nicht ohne Bewegung, an meine Seite.

Wiſſe, fuhr er fort, nach jenem wundervollen Gelingen von Aibs Ausrechnungen, ließ ich mich den Durſt nach Wiſſen blenden, ſein Schüler zu werden. Ach, ich lernte viel von ihm, das ich jetzt zu vergeſſen wünſchte, das ich auch, Dank dem Himmel, zum Theil vergeſſen habe. Was half es mir, den Stein im Wege liegen zu ſehen, an welchem ich ſtraucheln ſollte, der ich nicht im Stande war, ihn auf die Seite zu ſtoßen? Was half es mir, mitten in fröhlicher Geſellſchaft, oft unter der Blüthe lachender Jugend und Geſundheit, das Todesopfer zu ſehen, das morgen fallen ſollte, da ich zu ſchwach war, dem Würgengel ſeinen Raub zu entreißen? Ich habe recht in jenen Zeiten die Wahrheit jener Worte erfahren: Wo viel Wiſſenſchaft iſt, da iſt viel Grämen, und jener andern: Ich bin oft in Gefahr des Todes kommen über meiner Weisheit, bis ich davon erlößt ward. O! dieſes furchtbare, dieſes ſchreckliche Wiſſen nagte an meinem Leben.

Mich von dieſer läſtigen, nutzloſen Wiſſenſchaft, die mir nur zur Quaal ward, wo andere mit Unbefangenheit froh waren, mich von dieſen Vorſpiegelungen aus einer andern Welt zu befreyen, habe ich keine Kunſt der Vergeſſenheit geſpart, und ich habe mich wohl bey dieſer Verleugnung befunden. Sicherer gehet der, der ſich blindlings von der Hand der Vorſehung leiten läßt, und ich zweifle, ob mich all mein Forſchen nach Dir, auf jenem geheimnißvollen Wege, ſo ſicher zum Ziel gebracht haben würde, als der Zufall, oder das, was wir Kurzſichtigen Zufall nennen.

Maimon fiel nach dieſen Worten wieder in ſeinen Tiefſinn. Geh zur Ruhe, mein Sohn, ſagte er, ich bedarf Erholung. Die Berührung dieſer Dinge hat mir gewiſſe Ideen wieder in den Sinn gebracht, die ich, ach, ſo gern ganz aus demſelben vertilgen wollte. Sie betreffen mein eigenes Geſchick, — Gott! ſollte es ſo nahe, ſollteſt Du, Joſeph, mir das Unterpfand ſeiner Annäherung ſeyn? — Geh zur Ruhe, ſage ich, und laß uns die Zukunft demjenigen empfehlen, der über den Sternen richtet. Immer iſt gut ſein Wille; liegt Tod oder Verbrechen auf der Wagſchale, ſo würde ja ich ſelbſt lieber das erſte wählen!

Ich verließ meinen Oheim, aber ich ging nicht zur Ruhe, ſeine räthſelhaften Worte hätten mir den Schlaf verleiten müſſen, auch wenn heute nicht die ihm gehörigen Stunden bereits andere Beſtimmung gehabt hätten. Als ich durchs Fenſter ſahe, erblickte ich ſchon meinen Alten, der im Mondſchein im Bogengange auf- und abging — Ein hochgebildeter Mann, mit den Zügen des Grams und des Tiefſinns, mit der Bläſſe ausgeſtandnen Elends auf dem abgezehrten Geſicht; ſeine Kleidung war der gewöhnliche ſchwarze Talar und der breite Hut ausländiſcher Juden; noch nie war mir das Imponirende ſeiner Figur ſo aufgefallen als heute.

Eine heitere Freundlichkeit milderte den Ernſt ſeiner Züge, als ich hinunter kam und ihm ſichtbar ward. Er faßte meine Hand, und ging mit mir die Allee hinauf und hinunter, ohne ein Wort zu ſprechen. Jüngling, begann er endlich, das was ich Dir zu ſagen habe, iſt wenig, aber Dir zu ſagen iſt noth: Du ſtehſt auf gefährlichem Boden. Du biſt ſehr glücklich; haſt Du noch nie daran gedacht, wie lange Du es bleiben wirſt? Halte zeitig Abrechnung mit der richtenden, alles ins Gleichgewicht bringenden Macht, damit der Vorwurf der Sicherheit Dein Unglück nicht erſchwere.

Vater, rief ich in bittendem Tone, als hätte ich die richtende Macht ſelbſt vor Augen, wie? ich, kaum dem äußerſten Elend entkommen, ich ſollte ſchon von neuem die Schläge des Unglücks erwarten müſſen! Sind nicht die Freuden, die ich jetzt genieße, vielmehr Vergütung deſſen, was ich vormahls litt?

Es iſt Läſterung ſo zu denken, erwiederte er, es iſt Stolz oder Kleinmuth, den Grund unſers Geſchicks in unſern Handlungen zu ſuchen, oder gleichſam mit der Vorſehung abrechnen zu wollen; ſchon dieſer Gedanke iſt Dir Unterpfand, daß Dein Glück nicht dauern kann. Erkühneſt Du dich, Abrechnung mit dem zu halten, vor dem Du Nichts biſt? Nie habe ich dieſen Zug des Eigendünkels bey einem Menſchen gefunden, da er nicht Vorbote des Verderbens war. Doch wiſſe, Deinem höchſten Unglück, vielleicht dem ganzen, kannſt Du durch Vorſicht noch entgehen. Hüte Dich vor Vergeſſenheit des Unzuverläſſigen aller irdiſchen Glücksgüter, ſey nie leichtſinnig, wo der tiefſte Ernſt nöthig iſt, wage nie, was Dir unausſprechlich theuer iſt, auf die Willkühr des Zufalls, dann vielleicht wirſt Du dein liebſtes Gut behalten, dann wirſt Du wenigſtens, wird Dir es dennoch entriſſen, von Vorwürfen frey ſeyn.

Vater, rief ich, kenntet Ihr mich, Ihr würdet keine Schatten von den Fehlern in mir finden, deren Ihr mich zeihet; meine Schwäche liegt in andern Gegenden.

Hüte Dich! fuhr er fort. In unbewachten Kleinigkeiten liegt das Prüfende unſerer Handlungsweiſe, liegt das Hochgefährliche, das über unſer Schickſal entſcheidet; in wichtigen Dingen kann nur der Thor oder der Böswicht fehlen. Nochmahls: hüte Dich! Hüte Dich vor Leichtſinn, Eigenwillen und Selbſtſucht, dieſe Dämonen ſind im Stande, das Liebſte einem Einfall aufzuopfern.

Ich fand Aibs Gewiſſensrügen zu ſtreng, und ſah ſchweigend vor mir nieder.

Joſeph, ſagte er mild mit einer Thräne im Auge, indem er ſeine Hand auf meine Schulter legte: Du glaubſt mir nicht, Du glaubſt nicht, daß die Hand des Unglücks ganz nahe in Deinem Nacken iſt; ſoll ich Dir ein Zeichen geben, daß vor Aibs Augen, ſich wirklich zu Zeiten das Buch des Schickſals öfnet? Siehe, binnen drey Tagen werdet Ihr zwo Zeitungen erhalten; Zeitungen, die beyde nicht angenehm ſind, aber darum nicht Euer ganzes Glück zu bedrohen ſcheinen; ob es gleich wirklich davon bedroht wird. Die erſte betrifft den Zuſtand eines Dir ſehr lieben Unbekannten, die andre Deine Mutter; beyde werden Euch zu Beſchleunigung Eurer portugieſiſchen Reiſe bewegen. Auf dieſer Reiſe, hüte, hüte Dich! und hörſt Du dieſe warnenden Worte noch einmahl, (das Schickſal gönnt Dir noch eine zweyte und dritte Warnung,) ſo ſey aufmerkſam

merkſam auf jeden Deiner kleinſten Schritte, daß keiner derſelben Dich und was Du liebſt, ins Verderben ziehe.

Mir war bey dieſen Worten Aibs, als tröffe ein eiskalter Regen über mein Haupt. Meine Haare ſträubten ſich empor; mir ward wie jenesmahl am Steinbruche, und jene ganze ſchreckliche Geſchichte ſchwebte mir von neuem vor Augen. Ich zitterte für das Leben meiner Mutter, und ruhte nicht, bis er mich faſt eidlich von demſelben verſichert hatte. Sie lebt nicht allein, ſagte er, ſie iſt auch glücklich. Auch hier waltet die rächende und vergeltende Hand des Schickſals.

O Gott der Götter! ſchrie ich, Rache, und immer Rache über uns! Sind wir denn allein zum Ziel derſelben ausgezeichnet? und der Mörder Moſes Pinto's ſchlummert unentdeckt und in Frieden?

Er ſchlummert nicht, erwiederte er, indem er mit geſchärftem Auge wie in weite Ferne blickte, gleichſam als ſähe er die Gegenſtände wirklich, von welchen er ſprach. Nein, er ſchlummert nicht! unſtät treibt ihn ſein Gewiſſen umher, und entdecken kannſt Du ihn leicht. Jedes Jahr zu der Stunde, da die Höllenthat geſchah, treibt ihn die rächende Nemeſis auf die Stelle des vergoſſenen Blutes; willſt Du, ſo kannſt Du ihn dort ſehen, wie er händeringend und verzweifelnd jetzt vor meiner Phantaſie ſteht.

Doch, fuhr er fort, und wandte ſich zu mir, als müſſe er ſich mit Gewalt von einem verhaßten Gegenſtande, der ſich ſeinen Augen aufdränge, losreiſſen, ich erinnere mich, daß ich Dir noch etwas ſchuldig bin, Du forderteſt heute ein Denkmahl unſerer Geſpräche, ein warnendes Denkmahl jener Begriffe vom ewigen Gleichgewicht, die der Dichter unter dem Namen der Rachgöttin verſchleyert. Ich habe ſie in dieſes Buch verzeichnet, das Du heute ſo ſchmerzlich vermißteſt, und deſſen Anblick ſchon des Schrekkenden, des Warnenden für Dich ſo viel hat. Siehe, dieſe Blätter waren Zeuge der ſchwärzeſten That, die je geſchahe; könnten ſie reden, laut würden ſie den Namen von Moſes Mörder nennen; dieſer von Dir unbemerkte Flekken, was iſt er? Blut des Ermordeten!

Ich zitterte, hier das rothe Taſchenbuch meines Vaters, das ich an dieſem unruhvollen, lärmenden Tage verlegt zu haben glaubte, das ich ſo ſehr in Acht nahm, und nur heute vernachläſſigt hatte, aus den Händen Aibs zu erhalten; die Worte, die Blicke, mit welchen er die Gabe begleitete, vermehrten meine Empfindung.

Du verlegteſt, Du verloreſt, ſagte er, als er meine Verwirrung merkte, dieſes koſtbare Pfand eigentlich nicht, nein, Du vergaßeſt es, und errinnerſt Du Dich noch, in welchen Gedanken Du es hier im Graſe, wo ich es fand, liegen ließeſt? — In Gedanken — an Chriſtinen!

Geh nun, junger Menſch, fuhr er, als er meine Beſchämung ſahe, — denn nur zu wahr war's, daß ich meine junge Wohlthäterin noch nicht vergeſſen hatte — mit gemilderter Stimme fort, Du haſt für heute der Lehren genug. Reiß Dich los von dieſen ſchwärmeriſchen Träumen, ſie ſchaden Dir mehr als Du denkſt, ſie entfernen Deine Aufmerkſamkeit von der Gegenwart, die dein ganzes Auge erfordert, ſie reißen Dich unaufhaltſam in Fehler hin, die durch ihre Folgen wichtig werden können. Iſt Dir das Wiederſehen beſtimmt, ſo zaubert es Dein wachendes Träumen nicht herbey.

Er verließ mich, und in einem Taumel von Empfindungen kam ich auf mein Zimmer. Mein erſtes war, das Taſchenbuch zu öfnen. Ich glaubte, ich hoffte Aufſchlüſſe über all' das Räthſelhafte zu ſehen, was ich heute aus Aibs Munde vernahm, aber was ich fand, war nichts, als einige Verſe, die ſich auf unſer heutiges Geſpräch über Herders Nemeſis bezogen, und dieſen Namen an der Spitze führten; der folgende Abſchnitt nehme ſie auf, ſie werden dem Leſer wahrſcheinlich nichts ſeyn, mir waren ſie viel, und, o Gott, wie kann ich dieſe Warnung eines guten Geiſtes, Warnung vor Ungewitter bey heiterm Himmel, ohne Zittern leſen!

Ahndeſt Du in dieſer Mittagsſchwüle
Jüngling, ahndeſt Du des Sturmes Wuth?
Haſt Du Raum für nahe Schmerzgefühle?
Haſt Du für den Kampf des Unglücks Muth?
Freudendauer iſt in dieſer Sphäre
Traum, nur Wechſel iſt gewiß!
Tempel ziemen und Altäre,
Ihr der ernſten Nemeſis!
Sie, die Strenge, mit dem Forſcherblicke,
Mit der Wage und dem Goldgewicht
Droht der Sicherheit und ihrem Glücke,
Und Du Glücklicher, Du zitterſt nicht?

Zwar Du weißt, daß über unſre Freuden
Keine neiderfüllte Gottheit wacht,
Und der Geber unſrer Seligkeiten
Sein Geſchenk uns nicht zum Vorwurf macht.
Aber wiſſen kannſt Du auch: gewogen
Ward dem Sterblichen ſein Glück und Leid;
Ein zu großes Loos für Dich gezogen,
Iſt Dein Vorrecht auf Vergänglichkeit,
Wiſſen kannſt Du, auch das Mehr und Minder
Deines Glücks ſey nicht verjährte Schuld,
Und wir alle ſind der Gottheit Kinder
Gleiche Erben ſeiner Huld.

Ich wandte das Blatt und dachte mehr zu leſen. Unleſerliche Worte begannen das fortgeſetzte Sylbenmaaß, ich glaubte, ich hoffte irgend etwas zu finden, das mir bey dieſen Allgemeinheiten Licht über irgend einen beſondern Fall gäbe, ich unterſchied warnende Winke zur Behutſamkeit, Ausdrücke, welche auf die ſchreckliche Geſchichte meines Vaters hinzuweiſen ſchienen; das für mich ſo fürchterliche Wort: Steinbruch, ſtand mitten in dem grauenvollen Flecken, den mir Nib als Spuren des heiligen Blutes meines Vaters bezeichnet hatte. Nichts war jenſeit deſſelben mehr lesbar. Auch verwiſchten ſich hier alle meine Ideen. Weinend, verzweifelnd, mit der Gottheit rechtend, jeder Ausſicht, jedes Troſtes beraubt, brachte ich die Nacht hin, und erſt gegen den Morgen fiel ich in einen fieberhaften Schlummer, deſſen Bilder den Charakter der Phantaſieen trugen, mit welchen ich in ſeine Arme ſank. Wenig deutliches blieb mir davon im Sinn, dies einzige, worüber ich erwachte, ſchwebt mir noch vor Augen.

Eine kleine düſtre ſchwarzgraue Figur ſtand mir gegen über, die Fabeldichter bilden ſo den böſen Genius; mit aufgehobenem Finger drohte und warnte ſie. Zwey Worte ſprach ſie gegen mich aus, in welchen ich nur einige ſcharf ausgeſprochene Buchſtaben deutlich behielt, und ſie freylich am Ende der Sache auf den Ort deuten konnte, wo in der Folge mich das Unglück traf; wer einmahl ſich in Schwärmereyen verliert, findet überall Stoff zur Quaal.

Mit klopfendem Herzen erwachte ich, und inſtinktmäßig raffte ich mich auf, um durch zwey Zimmer hindurch nach demjenigen zu eilen, wo mein Oheim ruhte. Ich kniete an ſeinem Bette und küßte ſeine herabhängende Hand.

Was iſt Dir, mein Joſeph? fragte er, indem er von meinem Geräuſch erwachte.

Ich weiß ſelbſt nicht, mein Oheim, erwiederte ich. Ich habe fürchterlich geträumt, ich wollte ſehen, ob ſie wohl wären.

Auch ich träumte ſeltſame Dinge, antwortete er, lege Dich auf den Sofa mir gegenüber, bald wird der Tag anbrechen, er verſcheucht die Schrecken der Nacht. Laß uns der Hand deſſen trauen, der alles zum Beſten lenkt.

Ich drückte Maimons Hand feſt an meine Bruſt, als müßte ich jetzt ihn verlaſſen. Er war ſchon wieder im Entſchlummern, und ich legte mich ihm gegenüber, wie er geboten hatte. Nimmer geſchieden von ihm! immer glücklich in ſeiner Nähe! dies war mein Wunſch, als der Schlaf auch meine Augen beſchlich, und jedes ſchreckende Andenken dieſer Nacht verſcheuchte.

Wir waren am Morgen heiter, und gedachten nichts von dem, was uns dieſe Nacht beunruhigt hatte. Meinem Oheim von dem, was ich geſtern mit Aib geſprochen, wenigſtens etwas zu ſagen, war mein feſter Entſchluß geweſen, aber als er morgens beym Frühſtück wieder von ihm anfing und mir ausdrücklich verbot, mich mit dieſem ſchwermüthigen Träumer, der mir jeden unſchuldigen Jugendgenuß verbittern würde, einzulaſſen, da hatte ich keinen Muth, von den Vorgängen dieſer Nacht zu ſprechen. Die Verſe im Taſchenbuche zeigte ich ihm, er legte ſie unwillig hinweg, kritiſirte mit ziemlicher Strenge ihren poetiſchen Werth, und verdammte ihren Inhalt wegen ſeiner freudenloſen Ideen.

Wir begannen von andern Dingen zu ſprechen. Mein Oheim, ſagte ich, ich unterſuchte dieſen Morgen die Landcharte, und fand, daß uns ein ſonderbares Geſchick auf wenige Meilen in die Nähe des Orts gebracht hat, wo ich mein Alles verlor.

Wie? rief er, ſollten wir in den Gegenden von J... ſeyn?

Ja, erwiederte ich, und welche Willfahrung für mich, ehe ich dieſes Land vielleicht auf immer verlaſſe, jene verhängnißvollen Gegenden noch einmahl zu ſehen, ſie an deſſen Seite zu ſehen, der mich das Leben wieder lieben lehrte.

Warum wollteſt Du, war die Antwort meines Oheims, jene Trauerorte noch einmahl beſuchen! Sie geben Dir nicht zurück, was Du einmahl verloren haſt.

Bedenken Sie ſelbſt, mein Oheim, antwortete ich, die Möglichkeit, dort auf der

Stelle des Bluts vielleicht den Mörder zu finden!

Wie? unterbrach er mich, auch Du hängſt an dieſer albernen Sage?

Auch iſt, fuhr ich fort, dort in der Nähe das Grab meines Vaters, noch habe ich an demſelben nicht geweint und gebetet.

Reiſe allein, verſetzte er halb unwillig, nur mich laß zurück von dieſem nutzloſen Wege. Hier will ich Deiner warten.

Ich war zu gewohnt, von allem abzuſtehen, was Maimon mißbilligte, als daß ich hier, ſo ernſtlich zurückgewieſen, nicht jeden Gedanken hätte aufgeben ſollen, meine traurige, im Grunde wirklich nutzloſe Wallfahrt zu thun; ſie allein anzutreten, welch ein Gedanke für den, der ſich gelobt hatte, nie dem Freunde ſeines Herzens von der Seite zu gehen!

Maimon war mir dieſes, war mir jetzt wirklich das liebſte Gut meines Lebens. Aibs Warnungen hatten mich zaghaft gemacht; dachte ich an Unglück und Verluſt, ſo ſielen meine Beſorgniſſe allemahl in die Möglichkeit ihn zu verlieren. Ach Gott, er war mir lieber, weit lieber als meine Mutter! Durch den Tod von ihm getrennt zu werden, war, menſchlich zu reden, vor der Hand Unwahrſcheinlichkeit; Maimon, ein junger, blühender Mann von ſechs und dreiſſig Jahren, ich, ein Jüngling von achtzehn, hatten ſo ziemlich die nehmliche Hoffnung, die Sonne noch eine Zeitlang zu ſehen; aber ich, in meinem trüben, verhängnißvollen Leben an ſchnelle Glücksänderungen gewöhnt, war nicht arm an andern Möglichkeiten der Trennung, denen ich nur durch immerwährende Nähe, bey dem den ich liebte, glaubte trotzen zu können. Auch war mein Wunſch, jene Gegenden zu ſehen, zu leicht gefaßt, um nicht ohne alle Schmerzen aufgegeben zu werden.

Bald fand ſich Urſach, meine Gedanken in eine andere Gegend zu ziehn. Wir erhielten Briefe aus Portugall. Mein Oheim las und brach in Thränen aus. Ließ, Lieber, ſagte er, indem er mir das Schreiben hinreichte, und beklage das Unglück, das unſern ehrwürdigen Wohlthäter doch endlich getroffen hat; ich ſah es Jahrelang voraus; alle Kunſt der Aerzte konnte es nur aufſchieben; nun, da es das Schickſal wirklich über ihn verhängt hat, verdoppeln ſich unſere Pflichten gegen den Schöpfer unſers Glücks; und die Urſachen unſere Reiſe zu beſchleunigen.

Ich las. Einer von Pinto's vertrauteſten Dienern ſchrieb: Dieſer ehrwürdige Mann, immer an den Augen leidend, habe nun das Geſicht völlig verloren. Er ſehne ſich unausſprechlich nach ſeinem angenommenen Sohne, und ermahne ihn um ſo mehr zur Zurückkunft, da er jetzt ganz allein ſey, und Rahel ihn, zwar mit ſeiner Bewilligung und in ſeinen Geſchäften, auf eine Zeitlang verlaſſen habe.

Schalohm, dies war der Name des Schreibers, drückte ſich kurz und dunkel in dieſer Stelle ſeines Briefes aus, überhaupt trug derſelbe das Gepräge der höchſten Beſtürzung und Eil. Ein Unglück, das Fernand Pinto betraf, mußte ähnliche Empfindungen unter allen ſeinen Leuten verbreiten, ſie alle waren nicht ſeine Diener, waren ſeine Freunde, und Schalohm, dem hochbejahrten Pinto in Jahren faſt gleich, immer vorzüglich ſo von ihm begünſtigt, wie ſeine Redlichkeit auch verdiente, ſeinem Hauſe ſeit achtzehn Jahren verbunden, er mußte bey dem was ihn betraf, genau ſo fühlen, wie ſeine nächſten Verwandten.

Maimon litt unausſprechlich bey dieſer Nachricht. Er wird alſo Dich nicht ſehen? rief er, indem er mich weinend in ſeine Arme ſchloß. Die Freude, die ihm bis jetzt noch verſchwiegene Freude, den Sohn ſeiner Rahel zu erblicken, iſt alſo für ihn verloren? Doch er wird Deine Stimme hören; auch ſie wird den Eingang zu ſeinem Herzen nicht verfehlen, und lieb wirſt Du ihm werden, weil Du Rahel und Maimon lieb biſt, lieb durch tauſend Bemühungen um ihn, die doch noch in Deiner Gewalt ſtehen.

Während mein Oheim eilig die Nachricht von unſerer baldigen Ueberkunft abgehen ließ, in welcher er die erſten Worte von dem Glück mich gefunden zu haben, mit welchen er bisher Pinto und Rahel zu überraſchen gehoft hatte, einfließen ließ, überließ ich mich einem Schmerz über die erhaltene Botſchaft, der faſt unnatürlich war, da ich Fernand Pinto nie gekannt hatte, und ähnliche Unglücksfälle bey hochbejahrten Perſonen nichts ſeltenes ſind, auch meiſtens von ihnen leicht und froh ertragen werden. Doch mein Herz war zum Kummer geſtimmt, Aibs Warnungen hatten mich von den leider immer noch geduldeten Gedanken an Chriſtinen ziemlich losgeriſſen, aber der heimliche Gram der Liebe, der immer noch im Grunde meiner Seele lag, machte ſie fähig, jeden traurigen Eindruck doppelt feſt zu faſſen.

Unangenehm, ſagte Maimon, indem er ſeinen Brief ſchloß, iſt mirs, Samuel wieder in unſerm Hauſe zu wiſſen. Schalohm ſchreibt mir einige Worte davon, und ich habe darauf gedrungen, daß unſer Wohlthäter vermocht werde, einen Menſchen bald zu entfernen, der, beſonders in Rückſicht auf Dich, ſo unverkennbar ſchlecht gehandelt hat, einen Menſchen, von dem mich überdieß noch ein natürlicher Widerwille zurückſtößt.

Die portugieſiſchen Briefe waren der Gegenſtand unſerer unabläſſigen Unterhaltung, während wir uns zur Abreiſe ſchickten, die nur noch durch einige zu berichtigende Geldſachen aufgehalten wurde. Vieles in Schalohms kurzem Briefe war uns ein Räthſel, beſonders Rahels Verlaſſung ihres Wohlthäters. Doch dieſe hatte vor Ausbruch ſeines Unglücks Platz genommen, war mit ſeiner Bewilligung, war in ſeinen Geſchäften geſchehen, über das unerklärliche Wie und Warum, mußten wir uns beruhigen, ungeachtet einige Worte zur Nachſchrift in Schalohms Schreiben uns noch neugieriger machten.

Viel, ſchrieb er, viel hat ſich, ſeit Maimon uns verließ, in unſerm Hauſe geändert, es iſt Urſach der Freude geweſen, ſelbſt für unſern Herrn; nun, ſo muß ich denn wohl mich auch freuen, ungeachtet dem Alter eigentlich nichts angenehm iſt, was neu heißt. Ich darf hierüber nichts mehr ſagen, da es die Perſonen, welche es zunächſt betrifft, ſich vorgenommen haben, den Bruder und Freund ſelbſt davon zu benachrichtigen. Nur dieſes kann ich wiederholen: Maimon kehre eilig zurück.

Daß dieſe geheimnißvollen Dinge meine Mutter betrafen, konnte man ſchließen, wenn mir auch nicht augenblicklich Aibs Vorherſagung ſogleich in den Sinn gekommen wäre. Einestheils war dieſelbe nun ſchon erfüllt, was man von der zweyten Hälfte der Prophezeyhung hoffen ſolle, da die erſte ſo traurig war, das mußte man erwarten. Gern hätte ich noch mit Aib über dieſe Dinge geſprochen, gern nähere Verhaltungsregeln, bey einer Zukunft, die ſich zuſehends zu verdunkeln ſchien, von ihm gebeten; aber ſeit jener Nacht hatte ihn niemand geſehen; von meinen damahligen Unterhaltungen mit ihm, hatte ich nicht gewagt, meinen Oheim etwas umſtändliches vorzubringen.

Am Morgen unſerer durch Umſtände ſehr verzögerten Reiſe erhielt Maimon jenen zweyten Brief, dem ich, Aibs Vorausſagungen glaubend, längſt entgegen geſehen hatte. Die Hand war fremd, mir niemahls, meinem Oheim, auf einiges Nachſinnen, wenigſtens lang nicht geſehen und ihm alſo un-

unmöglich zu errathen. Der Tag des Abgangs, den wir zuweilen auf den Umſchlag unſrer Briefe zu zeichnen pflegen, und der auch hier ſich fand, war weit älter als Schalohms Schreiben, auch ſchien er von einem viel weiter entfernten Orte zu kommen. Zweifelnd hielt ihn Maimon in der Hand, und ich kämpfte mit tödlicher Unruhe.

Er ward eröffnet, wir laſen. — Doch iſts nicht beſſer ihn wörtlich herzuſetzen?

„Ob Maimon die Züge einer ihm einſt
„ſehr lieben Hand noch kennen, ob er noch
„irgend ein Etwas in ſeinem Herzen finden
„wird, ihm den Namen deſſen zu nennen,
„den ich abſichtlich, um ihn zu prüfen, in
„der Unterſchrift verſchweige? — O glück-
„lich, glücklich wäre ich, wann ich hier
„noch Andenken fände, wie ich es in einer
„andern, mir vom Schickſal beſtimmten, mir
„durch Argliſt entriſſenen Seele, wirklich
„noch gefunden habe!“

„Rahel Pinto ward ihrem, nicht Ge-
„wählten, aber früh Beſtimmten, durch un-
„menſchliche Argliſt entriſſen. Moſes Men-
„dez, nicht unedel in Rückſicht des Goldes,
„nur unedel in Rückſicht der Liebe, gab die
„Summe, die zu meiner Loskaufung be-
„ſtimmt war, von ihm verdoppelt, zur
„Loskaufung mehrerer Elenden hin. Mich
„ließ er in Banden. Er ward Rahels
„Gatte, er wußte ſie zu täuſchen, — ach,
„und als ſie die Täuſchung inne ward, als
„tauſend Stimmen ihren Moſes Betrüger
„und Böſewicht nannten, da war die From-
„me durch Bande der Pflicht und Natur
„ſchon zu feſt gebunden, um ſich anders zu
„erklären als: „Ich bleibe Moſes Gattin
„und meines Sohnes Mutter.“ Ach! nie-
„mand ahndete den Kampf, den dieſe Ueber-
„windung ihr koſtete, niemand wußte, Fer-
„nandez ſey wohl ihr bekannt, frühzeitig
„habe ſein Bild den heiligen Funken erſter
„Liebe in ihr entzündet. Nur der Noth-
„wendigkeit weichend, nur den Befehlen Fer-
„dinand Pinto's gehorchend, ſey ſie Moſes
„Gattin geworden, dem eine Seele, wie die
„ihre, überall ihren Pflichten gehorchend,

„lange Zeit keine Argliſt, keinen Eingriff in
„die Fügungen ewiger Vorſicht ahndend,
„freylich treu bleiben mußte, treu ſelbſt
„auf Unkoſten weit früher geknüpfter
„Bande.“

„Moſes Mendez iſt dahin, ihn hat der
„Höchſte gerichtet; Dein Fernandez, o Maimon,
„der Freund Deiner Jugend, ſiehe,
„er lebt noch. Frey iſt er geworden, nach
„Jahren quaalvoller Ketten. Wer ihn befreyte,
„und wie, davon vielleicht in der
„Zukunft. Jetzt iſt er frey, frey in den
„Armen der Freundſchaft und Liebe.
„Freund Pinto erkennt ihn an, er ſchenket
„ihm Rahel. Zürne nicht, Maimon, der
„Schweſter, die kein Bedenken gefunden,
„ſchnell die Bande zu knüpfen, von Moſes
„Mendez zerſchnitten, jetzt geheiligt durch
„Pinto's entſcheidendes Wort.“

„Maimons Vortheil ſchmälern wollen
„wir nicht, er bleibe der Erbe, bleibe der
„einzige Sohn von unſerm ehrwürdigen Verwandten.
„Schnell entfernen wir uns, ſind
„erſt unſere Bande geknüpft; Siehe, Geſchäfte
„geben uns Vorwand, und nimmer

„kehren wir wieder, wenn nicht Maimon „ſelbſt uns ruft, und uns zu rufen verſiehet."

„Ach, er wird zürnen, Maimon wird „zürnen, daß Rahel dem Schickſal gefolgt; „aber ſprich, was feſſelt ſie noch an die „Stunden vergangener Jahre? Iſt nicht „auch ihr Joſeph dahin? den ich, lebte er „noch, mit Freuden als Sohn umarmen, „mehr werden ihm würde, als je ihm ſein „Vater geweſen."

„Zürne nicht, Maimon, der dem Schickſal folgenden Schweſter, zürne auch nicht „auf mich, und iſt Dir es möglich, ſo liebe „uns. Unſer Wiederſehn dort, im Vaterland ewiger Liebe —"

Maimon gab den Brief in meine Hand, um mit heißen Thränen dem Himmel zu geloben, Rahel, Fernandes Frau, ſey ihm ſo theuer als Rahel, die Gattin Moſes Mendez. Auf mich machten dieſe Dinge andern Eindruck. Welcher Sohn kann das Andenken ſeines Vaters kaltblütig angeklagt ſehen, beſonders wenn die Anklage — ach — ſo rechtmäßig iſt!! Auch machte mir es eine unleidliche Empfindung, Rahel das Eigenthum eines andern, und im Wahn, auch ich ſey tod, auf ewig von mir getrennt zu wiſſen. Zu leicht, meynte ich, habe ſie die vormahligen Bande vergeſſen; alles, was ihr zur Entſchuldigung dienen konnte, vergaß ich. Ich war ein Menſch, und ich fordere die großmüthigſten Seelen auf, ob ſie in ähnlichem Fall anders dachten, anders fühlten wie ich."

Maimon ſuchte meine Begriffe zu berichtigen, ich konnte zur Antwort nichts als weinen. Dieß fühlte er, daß dieſe Nachricht, zuſammengenommen mit jener von Pinto's Erblindung, nun doppelte Eil der Rückkehr heiſche. Sein bejahrter Verwandter allein zwiſchen dem redlichen Schalohm und dem verdächtigen Samuel, ſchien ihm der Menſch zwiſchen dem guten und böſen Dämon zu ſeyn; gleiche Möglichkeit war da für den Schwachen, von dem einen und dem andern geleitet zu werden, und errinnerlich war es ihm, daß Samuel durch ſeine angenehme Außenſeite, durch ſeine mannichfachen Talente, ehemahls bey Pinto ſchon weit beliebter geweſen war, als ſein zweifelhafter Charakter hätte erlauben ſollen.

Wir trieben alſo unſere Abreiſe, dies war das einzige was wir thun konnten, aber über die Möglichkeit konnten wir ſie nicht treiben. Der Himmel ſelbſt ſchien ſich ihr entgegen zu ſetzen.

Eine für dieſe Jahreszeit ganz ungewöhnliche Witterung erſchwerte nicht nur die Reiſen, nein, ſie machte das Fortkommen unmöglich. Vielleicht erinnert ſich noch einer meiner Leſer der Ueberſchwemmungen im Jahr 17** welche in dieſen Gegenden beſonders fürchterlich waren. Alle Flüſſe waren aus ihren Ufern getreten, alle Landſtraßen unzugänglich gemacht. Wer ſeine Reiſe aufſchieben konnte, der beruhigte ſich mit der Gewißheit, daß dies in wenig Wochen anders werden müſſe; uns legte dieſes unleidlichen Zwang auf, und am Ende mußten wir uns doch zu dem allgemeinen Hülfsmittel, zur Geduld, entſchließen.

Von einem der benachbarten Orte zum andern hin- und herreiſend, weil man uns bald von dieſem, bald von jenem die Möglichkeit leichteres Fortkommens zeigte, kamen wir endlich auch nach J..., und da wir hier einige Zeit ſtill liegen mußten, ſo wird man mir wohl glauben, daß ich, die Erfüllung meines lang gehegten Wunſches nun in der Nähe habend, dieſe Nähe genutzt haben werde.

Endlich hatte mich die Schickung an den Ort gebracht, da meines Vaters Aſche ruhte. J... hat vor andern Städten den Vorzug für unſere Nation, die dort zahlreicher und ungedrückter wohnt als in andern Gegenden, einen ihr eigenen Begräbnißort zu haben. Die Stelle, wo Moſes Mendez traurige Reſte eingeſenkt wurden, war leicht zu finden. Zwar deckte ſie kein redender Stein, zwar prangte auf denſelben kein Monument, aber meine Brüder konnten den Wünſchen des traurenden Sohns Genüge leiſten, und ſeit ich die heilige Stelle wußte, verging kein Tag unſers Aufenthalts in J..., da ich nicht an Moſes Grabe weinte. All meinen

Gram, ach, wie viel hatte ich deſſen jetzt! trug ich an dieſe Stelle, und hier war es, wo mich Maimon, vor welchem ich, mich an jenes Geſpräch mit ihm errinnernd, meine Gänge verbarg, eines Tages überraſchte.

Erſt zürnte, dann weinte er mit mir. Er bewieß mir aus unſern Satzungen, daß mir nicht zieme, zu thun wie ich that; aber, aufgeklärt wie er war, ſöhnte er ſich leicht mit meiner Handlungsweiſe aus, und ſein edles, mich liebendes Herz ſann auf noch mehr der traurigen Willfahrungen für meine Phantaſie.

Er ſelbſt war es, — o Gott, wie oft habe ich dies meinem zagenden Herzen zum Troſt wiederholen müſſen! er ſelbſt war es, der mich aufmahnte, während der Zeit unſers hieſigen Stilliegens, die Stellen des Grams aufzuſuchen, die meinem kindlichen Andenken heilig waren. Auch ich, ſagte er, bin zur Trauer geſtimmt, und Bilder, wie ich ihnen, ſeit einer Dir einmahl genannten Zeit, emſig entfliehe, ſtehen mir jetzt oft und ungerufen vor Augen. Mir graut mein eignes Bild im Spiegel zu betrachten. Laß uns in jene Gegenden wallfahrten; dort wird unſer Kummer Thränen bekommen, und wir werden geheilet werden. Auch hat unſere Wanderung vielleicht einigen Nutzen. Laß uns vor allen das Schloß des Grafen beſuchen; Du, ein zwölfjähriger Knabe, warſt leicht zu täuſchen, die reifern Ueberlegungen, die klügern Nachforſchungen des Mannes, entdecken vielleicht jetzt hier die Spur des Mörders. —

Wir machten uns eines Morgens früh allein und zu Fuß auf; es war nicht der glücklichſte Tag, den wir gewählt hatten. Blutroth und in dickem Wolkenſchleyer ging die Sonne auf; die Gewitter, welche den ganzen vorigen Tag getobt hatten, und die in dieſem, zwiſchen hohen Gebirgen wie in einem Keſſel liegenden Thale, nicht ſo leicht weichen, ſchienen heute wiederkehren zu wollen. Ich war trauriger und angſtvoller als je; des Nachts hatte der ſchwarze Dämon mit ſeinem aufgehobnen Finger, mit ſeinem fürchterlichen: Hüte, hüte Dich! wieder an meinem Bette geſtanden, und in meines Vaters Taſchenbuch, das ich dieſen Morgen durchblätterte, war mir eine noch unbemerkte Schrift von Aibs Hand in die Augen gefallen, von welcher ich aber, von meinem Oheim zu Antritt unſerer Reiſe getrieben, nur flüchtige mich unruhig machende Worte las. — Warum überſah ich nicht das Ganze? Warum achtete ich nicht auf jene Warnung? — Doch Vorſicht, ich ſchweige, auch weiß ich, daß der Todesengel ſeine Opfer überall finden kann. War dies nicht eben der Inhalt von Aibs obgemeldeter Schrift, die ich in der Folge, ach wie oft in halber Verzweiflung, geleſen habe? — —

„Sonder Zweifel,“ — ſo lauteten die letzten von mir ungeleſenen Warnungsworte, die mir das Schickſal vor die Augen bringen wollte — „Sonder Zweifel giebts für jeden „Menſchen einen Ort der Gefahr; er vermeidet das Unglück, wenn er dieſen vermeidet. „Hiervon die Sage der Väter.“

„„Chimcham ſtand vor Salomo dem „„Könige, der ſein Freund war. Warum „„entfärbt ſich Iſraels König, ſo fragte er „„ihn, und wohin ſtarret ſein Auge?“ “

„„Siehe, ſo antwortete der weiſeſte der Menſchen, deſſen Blicken ſogar das Geiſterreich nicht verborgen war; Siehe, der Todesengel ging jetzt eben vor Chimcham über, und drohend blitzte ihm ſein Auge.““

„„O! bat Chimcham, ein Mann in der Blüthe des Lebens und fern vom Todesverlangen; Laß mich entfliehen dem Furchtbaren! nach Ophir ſchicke Deinen Knecht, vielleicht daß er dort mich nicht finde.““

„„Als nach Monden der König allein ſtand auf der Zinne ſeiner Burg; ſiehe da ſchwebte Obbaddon der Würger abermahls daher, auf ſchwarzem nächtlichen Fittig. Laß mich hier ruhen, ſagte er; ein ſchweres Werk habe ich geendet, einen Jüngling mußt' ich ſchlagen in voller Blüthe des Lebens.““

„„Warum, ſo fragte ihn Salomo, warum drohte neulich dein Auge meinem Chimcham, dem liebſten meiner Geliebten?““

„„Noch droht' es damahls ihm nicht,
„„ſprach Obbadon, aber befremdet fand ich
„„Chimcham hier in Deiner ſicheren Nähe,
„„den ich in Ophir zu ſchlagen beordert
„„war; nur dort konnte mein Schwerd ihn
„„treffen.""

„„Und Salomo verhüllte ſchweigend
„„ſein Auge, den Freund zu betrauren und
„„tief anzubeten den, deſſen Wege wir wäh-
„„len, indem wir wähnen dieſelben zu mei-
„„den, ihn, deſſen Hand keiner entflieht,
„„und ſucht er mit Flügeln der Morgenrö-
„„the die äußerſten Meere.""

Gott! dieſe Geſchichte hatte Alb mir warnend vor die Augen gezeichnet; ich las ſie nicht, und hätte ich ſie geleſen; hätte ich ſie verſtanden und ihrer Deutung gefolgt? Nein, nein, nein, in unſern Schickſalen waltet die Hand, der keiner entflieht, und ſucht er mit Flügeln der Morgenröthe die äußerſten Meere. Nirgend iſt Sicherheit als in ſtiller Ergebung an ihn, der ja nicht Richter iſt, nur Vater, Vater auch dann wenn er tödet.

Auf des Grafen Schloſſe fanden wir nichts als die traurigſte Oede. In dem Hofe und in den Gängen des Gartens wuchs hohes Gras; jenes Haus, das, wenn mein damahliges Geſicht wahr redete, den letzten Kampf meines Vaters ſahe, deſſen Wände ſeine Mörder mit Namen zu nennen wüßten, es war verfallen, war ganz zur Ruine geworden; den Einſturz drohte es ſchon damahls. Wir wären lange hier gewandelt, ehe man aus dem Hauſe, das ich als die Wohnung des Gärtners kannte, kam, uns zu befragen, was wir wollten und wer wir wären. Wir ſagten, wir wären Fremde, kämen den Garten zu ſehn, und thaten einige Fragen, deren Endzweck ſich errathen läßt. Weit hergeholt waren ſie und ſchlecht wurden ſie verſtanden. Dieſe Leute, von dem Grafen aus entfernten Gütern hierher geſetzt, wußten nichts weiter, als daß der Graf ſeit ſechs Jahren nicht hierher gekommen ſey, daß er nichts mehr auf dieſes ſein ehemahliges Lieblingsſchloß wende, und alle die ſchönen Anlagen eingehen laſſe. Er ſey jetzt in Italien, mit ſeiner ehemahls beſtimmten Nichte, der jungen Gräfin von R.

Maimon fragte nach dem gräflichen Neffen, indem er den Sprecher durch ein Geſchenk noch geſprächiger zu machen ſuchte. Dieſer zuckte die Achſeln, und ſagte, man flüſtre ſich ins Ohr, der junge Graf ſey im Duell geblieben, oder habe gar, ſich ſelbſt entleibt; und jedermann preiße die Braut, die er ſich vor ſechs Jahren faſt von ſeinem Oheim ertrozt habe; glücklich, auf dieſe Art von einem ganz verwahrloßten Menſchen befreyt worden zu ſeyn. —

Maimon, dem es ſchwer ward, den Schauder, der ihn bey dieſem Beweis des göttlichen Gerichts überlief, zu verbergen, fragte nach Wernhof; von dieſem wußte man nichts zu ſagen oder man wollte es nicht. Auch ſchien das Gewitter nahe zu kommen, und da wir beyde nicht Luſt hatten, hier zu verweilen, da wir wünſchten noch bey guter Zeit wenigſtens den Flecken, meine ehemahlige Herberge, zu erreichen, ſo ſchieden wir.

Der Gärtner blieb im Thor ſtehen und ſah uns nach. Iſt nicht, rief Maimon zurück, als er im Weitergehen auf einem Hügel eine hohe Hängebirke ſtehen ſah, die er aus meiner Erzählung wohl kannte, iſt nicht dort der Steinbruch? Der Mann, welcher uns nicht verſtanden hatte, kam uns nach, um zu hören was man wolle. Mein Oheim wiederholte ſeine Frage. Ja, war die Antwort, aber ich rathe Euch nicht, Euren Weg dorthin zu nehmen. Warum nicht? erwiederte mein Oheim, der Himmel klärt ſich auf, und dort ſchon bildet ſich der Regenbogen.

Kaum hätte Maimon geendigt, ſo geſchah ein Donnerſchlag bey faſt aufgeklärtem Himmel; wir fuhren alle zuſammen, und Maimon, der eine gute Strecke vor mir voraus hatte, ſtand und ſchien ſich zu beſinnen. Auf einmahl war mir's, als ſähe ich ihn plötzlich mit einem hellen, glänzenden Lichte umgeben. Ein ſeltſames gellendes Ziſchen umſauſte mein Ohr, mich umleuchtete ähnliche Klarheit, ich ſank und mir vergingen die Gedanken.

O meine Leſer, kurz muß ich ſeyn, bey der ſchrecklichſten aller Geſchichten. Nicht ein Wort mehr wüßte ich von einem Vorgang zu ſagen, den ihr alle errathet. Mein letzter Gedanke im Hinſterben all meiner Sinne war: hier iſt das Ende all deines Glückes! Ohne zu wiſſen was eben geſchah, drang die Gewißheit, es ſey das Schrecklichſte, was mir wiederfahren konnte, durch die fernſten Tiefen meiner Seele.

Wie lange ich in voller Bewußtloſigkeit lag, weiß ich nicht; mir war's am Ende, als kämen mit brauſendem Strome alle meine Lebensgeiſter zurück, Blitze durchkreuzten ſich vor meinen geſchloſſenen Augen. Ich hörte heftiges Geräuſch um mich, viel Hände ſchienen beſchäftigt zu ſeyn, mich von einem Schlummer zu wecken.

Von heftigen Bemühungen um mich fühlte ich mich endlich ermuntert, man rieb, man riß mich empor. Mehrere Menſchen waren um mich, auch der Gärtner. Glücklich war er noch gegenwärtig geweſen. Er hatte Maimon, hatte mich ſinken geſehen; und unſer Unglück hatte ſchnell mehrere Menſchen in dieſer Oede verſammelt. Ich ſolle, ſchrie man mir jetzt ins Ohr, nur ſagen, wo wir zu Hauſe wären, und wo man den Erſchlagenen hinbringen ſolle. Ich fuhr auf; in einiger Entfernung war eine andre Gruppe Leute verſammelt, man hob einen Menſchen vom Boden auf; — Ach Gott, es war mein Oheim! Ich taumelte und ſank von neuem. Nur den Ort wohin? ſchrie man mir ins Ohr, im Schloſſe könnt Ihr nicht bleiben!

Ich nannte J..., und ſtürzte auf Maimons Körper, den man eben vor mir vorüber trug. O, es war wahr, was keiner mir ſagte, und was dennoch mein Herz in dieſem Augenblicke wußte. Maimon war den ſchönen ſchrecklichen Tod des Propheten, geſtorben, im Feuer hatte der Engel ſeine Seele zum Himmel geführt.

O hier iſt noch Leben, ſchrie ich, und begann meinen Mund auf den Seinen zu legen. Umſonſt, alles umſonſt! ſchrie ein Mann von mitleidigem Anſehen an meiner Seite, den ich in der Folge als einen Wundarzt kennen lernte, und welchen das rettende

Schickſal wenigſtens zu meiner Wiederbelebung unverſehens vorüber geführt hatte.) Schon ſeit einer Stunde, fuhr er fort, ſind wir mit Euch beyden beſchäftigt. Alle Hülfe der Kunſt glückte nur bey Euch, dort, dort iſt alles verloren.

O Gott der Götter! was ich ſagte, was ich that, wie ich nach J... kam, wie ich mich überzeugte, daß dies Wahrheit, daß es nicht ſchrecklicher Traum ſey, o davon weiß ich nichts. Dies nur beſinne ich mich, daß gegen die Satzungen meines Volks, ich den Leichnam wüthend gegen die ſchnelle Beerdigung vertheidigte. Ich hatte hierin den Wundarzt zum Helfer, welcher unter dem Vorwand, hier ſey noch Hoffnung der Wiederbelebung, mir die theuren Ueberreſte ſchützte, bis auf den dritten Tag. Ich wich in dieſen Stunden nicht von dem ſtummen Bilde deſſen, der einſt alles mir war. Ich ſprach mit ihm, ich glaubte ſeine Antwort zu hören, ich verſicherte jeden, beſonders die verzweifelnden Diener des Getödeten, er lebe noch, er könne ſchlechterdings nicht tod ſeyn, er müſſe gerettet werden. Ich zürnte auf die, ich feindete ſie an, welche mir die Unmöglichkeit zeigten. Selbſt meinen einzigen Freund, den guten Wundarzt, haßte ich, weil die Thränen in ſeinen Augen, die er meinem unausſprechlichen Jammer weinte, mir mein Geſchick nur zu deutlich ſagten. Aber als nun die ſchreckliche Gewißheit meines unabſehlichen Unglücks auch endlich in meine zerrüttete Seele fiel, als das Grab mein Alles hinnahm? — Vater im Himmel, Du haſt mein Elend geſehen, und nur Du kannſt ſeine Tiefe ergründen.

Jene Hölle von Vorwürfen: Du warſt es, der das Opfer des Todes in dieſe Gegend lockte, wo ſein der Würger wartete; Jene Labyrinthe von Zweifeln, warum es ſo und nicht anders verhängt war, welcher kleine Umſtand den ſchrecklichſten der Schläge begünſtigte, welcher ihn hätte vernichten können; o, dieſer Euch, ihr Leſer, ſo fürchterlich ſcheinende Zuſtand, er war ſchon Beſſerung gegen jenes Stillſtehen aller Kräfte, das ſich doch wohl, — o Vorſicht, darf ich den kühnen Gedanken wagen? — daß ſich doch wohl am beſten auch mit meinem Tode geendigt hätte.

O Maimon, was verlor ich in Dir! Deine Liebe war mir mehr als die Liebe der zärtlichſten Mutter, Du warſt mir ein neuer Freund, aber das Innerſte unſers Weſens war ſo feſt in einander verwebt, daß wir uns nur nach irgend einer Trennung wiedergefunden zu haben ſchienen. Ich habe leben müſſen nach Dir, aber welch ein Leben war das! Mich wieder erholend, rings umher nach Glück umſchauend, armſelige Freuden hier und da erbettelnd, mußte ich mich immermehr überzeugen, mein eigentliches wahres Leben ſey dahin. O ſtille Kinderglückſeligkeit in Maimons Armen! ſelige Ruhe der Vollendeten, du Ruhe beſonders, wie ich ſie vor Aibs Schreckensweißagungen kannte, nie ſeyd ihr wieder gekehrt, und nie kommſt du zurück, heiliger Friede, als wenn ich in der Verſammlung der Väter dort, Maimon, Dich wieder erblicke, wie Du hier mir entſchwandſt.

Späte Thräne, die heute noch floß, verrinn mit den andern tauſenden, die ich weinte. —

Mit den Worten eines chriſtlichen Dichters ſchloß ich den vorigen Abſchnitt, und ich leugne es nicht, Chriſten hab' ich zu Tröſtern im Abgrund des Elends gehabt, ſonſt wäre ich vergangen.

Unter den Leuten meines Oheims war einer, der vorzüglich ihn liebte, und mit ihm auch mich. Er hieß Jannai. Er that alles für mich, er mußte alles thun, die gemeinſten Bedürfniſſe des Lebens, und die größere Verwaltung unſerer wichtigen Angelegenheiten, alles ging durch ſeine Hand. Ich war ganz unfähig zu wirken, meine beſte Lebenskraft war getödet.

Mit unſerer Lage, mit den neueſten Begebenheiten unſers Hauſes in Portugall bekannt, trieb Jannai mich zur Abreiſe, und ich gehorchte. Er ordnete unſern Weg, er nahm Geld ein und gab aus; ich ließ mir alles gefallen, er zerrte mich oft in einige Theilnahme an Geſchäften, umſonſt, ich that und dachte wenig. Erſt am Ende unſerer weiten Reiſe, zogen die neuen Gegenſtände eines mir ganz fremden Landes meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und nach dieſem erſten Erwachen aus meiner Lethargie, war's der Gedanke an meinen ehrwürdigen Verwandten, an Freund Pinto, wodurch Jannai mich zu Gefühlen und Beſorgniſſen empor riß.

Die letzten waren ſehr natürlich, und, o Gott, wie wurden ſie gerechtfertiget!

Wie hatte ich dieſes Haus zu betreten hoffen können, und wie war's, daß ich es ſahe? Jannai hatte Sorge getragen, daß die Nachricht von Maimons Verluſt uns zuvorgekommen war. Ob man ſie dem ehrwürdigen Blinden mit der Vorſicht vorgebracht hatte, welche Jannai vorſchrieb, daran zweifle ich. Wer Fernand Pinto vorher, wer ihn auch ſeit ſeiner Blindheit gekannt hatte, der fand ſeine Geiſteskräfte nach jener Schreckenspoſt zu merklich geſunken, als daß er viel auf die Klugheit deſſen hätte bauen ſollen, der ſie ihm mittheilte.

Schalohm, damahls gefährlich krank, blieb außer Schuld. Samuel, der jetzt die Hauptrolle im Hauſe ſpielte, hatte alles zu verantworten.

Als ich in dieſes Haus kam, wo alles mir fremd war, wo niemand, außer meinen Begleitern, mich anders als einen Fremden kannte, da fiel mir erſt die Schwierigkeit ein, die ich haben würde, mich als den zu legitimiren, der ich war.

Ich ward Fernand Pinto als Joſeph, Rahels Sohn, angekündigt. Ich kniete an ſeinem Stuhle wie weiland Jakob vor Iſaak. Biſt Du mein Sohn Joſeph? fragte der ehrwürdige Alte mit einer Stimme, die mir das Herz zerriß. Ach, ich hatte kein Zeugniß als meine Thränen. Er fragte Jannai; dieſer beantwortete und bewies alles, was ſich nur beweiſen ließ; auch ſchien Fernand eben keinen Zweifel zu haben, er war durch Maimons Brief auf meine Erſcheinung vorbereitet, er meynte ſogar, meine Stimme ſey Rahels melodiſche Stimme. Aber die Klage, daß er mich nicht ſehen könne, die Klage um Rahels Abweſenheit, ach die noch viel herbere um Maimon, kam ſo oft wieder, daß ich doch wenigſtens dieß fühlen mußte, meine Erſcheinung ſey nicht ſehr befriedigend für den, der mir nun alles ſeyn mußte, von dem mein ganzes Glück abhing.

Ich badete ſeine Hände mit Thränen, nicht ſowohl weil ich das letztere fühlte, als weil auf einmahl meiner Phantaſie lebhaft vorſchwebte, wie glücklich ich an Maimons Seite dieſes Haus betreten haben würde, und wie freundlos ich jetzt war. Der Greis küßte mich, verſichernd, ſchon dieſe Thränen ſeyen ihm Gewähr, wie nahe ich ihm, und Maimon, und Rahel angehöre.

Mittlerweile war Samuel gerufen worden; dieſer mein alter Lehrer mußte mich ja kennen, von ihm erwartete Fernand völlige Beruhigung in dem, was ſein Herz als Wahrheit hoffte und wünſchte; Jannai's Zeugniß, der Fernand wenig bekannt, immer mehr Maimons Diener geweſen war, wollte allein nicht viel ſagen, Samuel konnte und mußte hier den Ausſchlag geben.

Er trat ein. Kommt her, mein Samuel, rief ihm der Alte entgegen. Hier dämmert uns Freude nach größter Trauer. Maimon iſt dahin, aber hier iſt Joſeph, Rahels Sohn, Ihr müßt ihn kennen, Ihr habt ihn erzogen.

Mit anſcheinender Freude nahte ſich Samuel, und ich darf ſagen, daß er erſten Blicks mich erkannte, doch ſchien er, als er mich genauer anſah, befremdet; doch zögerte, doch zweifelte er, zog die Schulter zu, und vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen. — Wie? ſtammelte der Greis, der gewiß nichts mehr wünſchte, als in ſeiner Hoffnung auf ein Weſen, an das er ſich von neuem anſchließen könne, beſtärkt zu werden. Wie, Samuel? die Freude macht Dich wohl ſprachlos? O! Du liegſt ſchon in den Armen Deines Zöglings!

Nein, Herr, antwortete Samuel, dem ich ſtumm, und freylich ohne Bezeugung einiger Freude über ihn, entgegen ſtand, nein, Herr; dieſen Jüngling kenne ich nicht; und er ſcheint auch mich nicht zu kennen. Zwar, es iſt möglich. Die Augen ſind ſchwarz, auch das Haar, aber ſonſt keine

Spur ehemahliger Züge; ſollte ſich dieſe Geſtalt ſo entwickelt haben? —

Ich wandte mich von ihm und brach in Thränen aus. Vater, rief ich, indem ich von neuem Pinto's Knie umfaßte, Vater, und ob alle mich verkennen wollten, ſo verkenne Du mich nicht!

Jannai, der dieſer Sache gewiß war wie ſeines Lebens, hatte indeſſen einige harte Worte mit Samuel gewechſelt. Ich ſage ja nicht, ſtammelte dieſer, ich behaupte ja nicht! Sechs Jahre freylich, der Unterſchied zwiſchen einem zwölfjährigen Knaben und einem achtzehnjährigen Jüngling. O, es kann ſehr wohl ſeyn! Doch dünkt mich faſt, dieſer junge Menſch müſſe ſtatt achtzehn wohl vierundzwanzig haben.

Jannai ereiferte ſich. Samuel antwortete heftig. Pinto gebot endlich beyden Stillſchweigen. Und ob, ſagte er, und ob dieſer nicht Rahels Sohn wäre, ſo bleibt er in meinen Armen, denn er kann um Maimon weinen, und Rahels Stimme iſt's, mit der er mich Vater nennt.

O welche Erklärung! Ich ſank an Pinto's Herz. Seine Thränen floſſen in die Meinigen. Er hieß alle hinaus gehen, ich blieb allein bey ihm, und wir ſprachen von Rahel und Maimon, und umſtändlich war's, daß ich ihm den Tod des letztern erzählen mußte. Ach, nur zu gewiß hätte ich jeden Zweifel in dieſer Bruſt ganz beſiegt, nur zu gewiß hätte ich ein Herz, das ſich an mich anzuſchließen wünſchte, ganz mein genannt, wäre hier völlige Stärke des Geiſtes geweſen; aber Verſtand und Gedächtniß waren geſchwächt, und die endloſen Wiederholungen, die dieſes nöthig machte, minderten natürlich den Haupteindruck, den das Feuer der Ueberredung mit der Stimme der Wahrheit hätte machen müſſen. Wechſelsweiſe ward ich hier angenommen und verworfen, und ſchweigend und beyde in Thränen gebadet fanden uns am Abend die Diener, welche die Tafel bereiteten.

Jannai und Samuel hatten ſich mittlerweile völlig überworfen, der erſte beſtand darauf, es iſt, der andere, es iſt nicht. Sie trennten ſich im Zorn, ein jeder ſeine

Maaßregeln zu nehmen. Der kranke Schalohm, den wir ſchon vor meiner Vorſtellung bey Pinto geſprochen hatten, und der Jannai kennend, und mein Geſicht, auch das Gepräg der Wahrheit, das die ganze Sache trug, nebſt den ſchriftlichen Zeugniſſen prüfend, nicht den mindeſten Zweifel fühlte, ich ſey wirklich der, vor welchen ich ausgegeben wurde, hatte, auch Samuel kennend, und den ganzen Gang der Sache ahndend, ſchon einige Vorkehrungen zu meinem Beſten getroffen, als Jannai, halb außer ſich vol Zorn, eintrat, und ſeinen Rath forderte.

Die Aelteſten unſerer Nation dieſes Orts, nebſt einigen vornehmen Chriſten, welche oft das Haus Fernand Pinto's beſuchten, waren ſchon durch Schalohms ſchnelle Vorkehrung von meiner Erſcheinung benachrichtiget, und eingeladen, dieſen Abend hier zu ſpeiſen. Samuel, der gleichfalls zu ihnen geeilt war, fand ſie ſchon für meine Sache eingenommen.

Sie verſammelten ſich in Pinto's Vorzimmer, alles wurde unterſucht, überall mehr als Wahrſcheinlichkeit gefunden, und der Greiß, welcher einen Theil dieſer Verhandlungen hörte, und ſich darüber freute, hatte die Genugthuung, mich dieſen Abend als ſeinen erklärten Enkel an ſeiner Seite zu haben. Er überhäufte mich mit Liebkoſungen, ich weinte, und Samuel, am untern Ende der Tafel, konnte Ingrimm und Rache kaum unter der Larve des nothdürftigſten Wohlſtands verbergen.

Boten nach Rahel, nach ihr, die am beſten alle Zweifel berichtigen konnte, wurden noch dieſe Nacht abgefertiget, aber man war zu ungewiß über ihren und ihres neuen Gatten Aufenthalt, um mir hier viel zu verſprechen, und es war wohl eine von jenen außerordentlichen Schickungen der Vorſicht, daß gegen das Ende der Mahlzeit, mein alter Cabaliſt, daß Aib eintrat, mir das Zeugniß der Wahrheit zu geben. Welch Glück für mich, das ihn nach Portugall brachte, oder hatte der Seher der Zukunft, mein Freund, dieſe Reiſe blos für mich unternommen? Er war einer von jenen Glücklichen, die allemahl zu gelegener Zeit kommen.

Aib war hier bekannt, wie in ſeinem eigenen Hauſe; alle kannten ihn, Freund

Pinto kannte ihn auch, ſeine bloße Stimme, und die Verſicherungen, die er mit derſelben erhielt, ich ſey wer ich ſeyn wollte, er habe mich bey Maimon kennen gelernt, niemand als ein Böswicht könne mir meinen Namen ſtreitig machen, fruchteten mehr als alle andre Beweiſe.

Ach, hätte man glauben ſollen, daß bey ſolcher Gewißheit, ich jeden Tag von neuem mit Pinto's Zweifeln zu ſtreiten hatte? Samuel, der ſeit Aib einige Worte mit ihm geſprochen, es nicht wagte, mir ferner öffentlich entgegen zu ſeyn, minirte im Verborgenen; er untergrub Pinto's Ruhe und die meinige. An jedem Morgen fand ich das Werk von neuem zu zerſtören, das er des Nachts, als der Vorleſer in Pinto's wachenden, ſchlummerloſen Stunden, zu meinem Nachtheil gefördert hatte.

Meine Seele ermattete ob dieſen endloſen Bemühungen. Tauſend Meilen wünſchte ich mich oft hinweg von dieſem traurigen Orte. Ich wäre geflohen, ich hätte dem feindſeligen Samuel das Feld überlaſſen, hätte nicht Aib an jenem Abend meiner Erkennung, dem erſten und letzten da ich ihn ſah, mir ausdrücklich geſagt: Fliehe nicht, was auch Dir immer hier begegne, und hätte mich nicht wirkliche Verwandſchaftsliebe, eine Liebe, die mehr war als bloßes Mitleid mit Pinto's hülfloſem Alter, mich an ſeine Seite gefeſſelt. Zuweilen fand ich mich doch belohnt, durch den Glauben an die Wahrheit, der hell in ſeiner Seele aufging; und mußte ich am Abend Samuel das Feld räumen, ſo tröſtete mich Jannai's Treue, ſo tröſteten mich die Plane, die zu meinem Beſten an Schalohms Bette, der immer noch krank war, gemacht wurden.

Alles kam hier darauf an, daß ich gerichtlich als Pinto's anerkannter Enkel beſtätigt würde, aber dieſes von dem ſchwachen Greiſe zu erhalten, war nicht ſo leicht als man hätte denken ſollen; Pinto ſchämte ſich in ſeinen hellern Stunden eine Wahrheit noch zu bezweifeln, von welcher alles ihn verſicherte, deren Beſtätigung er ſelbſt wünſchte, die ihm jedermann, ſogar in dem kleinen Umſtande, der Pinto'ſchen Familienähnlichkeit, welche durchgängig in mir bewundert wurde, mit Wort und Treue verpfändete; aber nicht alle Stunden des guten Alten waren hell. Samuel war ſtill, er ſagte aufs höchſte: was jedermann glaube, dawider könne er auch nichts haben, aber daß er insgeheim mit entgegen arbeitete, fiel in die Augen. Pinto vertheidigte ſich gegen die gemeinſchaftliche Bitte um meine öffentliche Anerkennung, mit Worten, die ihm Samuel offenbar in den Mund gelegt hatte. Nur Rahels Ankunft ſollte erſt abgewartet werden, dieſe Handlung deſto ſchöner, deſto feyerlicher zu machen; aber, wo war Rahel? Boten nach ihr waren überall ausgeſchickt, aber wahrſcheinlich war der Ort ihres Aufenthalts niemand bekannt, als Samuel, dieſem Böſewicht, der abſichtlich all dieſe Verwirrungen in unſere Familie gebracht hatte. Schlau, gleich dem Teufel, verſteckte er ſich hinter einige gute Handlungen, und baute auf dieſelben Verderben.

Nur zu wahr war es, — erſt ſpät ward mirs kund, wie er in Rückſicht meiner Mutter und ihres nunmehrigen Gatten gehandelt hatte, — daß er hier überall an der Spitze ſtand.

ſtand. Daß er Rahel und ſeine Abſichten auf ſie aufgeben müſſen, nicht ruhte, bis er Fernandez ausgekundſchaftet und ihn befreyet hatte, daß er alles that, um das zerriſſene Band dieſer getrennten Liebenden neu zu knüpfen, dies war eine Handlung, der er den glänzendſten Schein geben konnte, denn ſie war, — ich ein partheyiſcher Richter mochte hiebey fühlen was ich wollte, — ſchön und wohlthätig in ihren Wirkungen. Aber die ſchwärzeſte Bosheit lag darin, daß er ſie zum Mittel machte, die Schweſter von dem Bruder zu entfernen. Er beredete Fernandez, er beredete Rahel, nimmer werde Maimon eine Verbindung gut heißen, die ſeinen Vortheil zu bedrohen ſchien; daher die Eil, mit welcher die Liebenden verbunden wurden, daher ihre Entfernung aus Pinto's Hauſe, mit welcher ſie Maimo'n zu verſtehen geben wollten, daß kein Gedanke, ihm bey Pinto Eintrag zu thun, ihre Seelen belebte; daher der Schleyer, der über den Ort ihres Aufenthalts geworfen war, und welchen nur Samuel heben konnte. Samuel beſaß beyder vollkommenſtes Vertrauen. Fernandez war partheyiſch gegen ihn als gegen den Schöpfer ſeines Glücks, und Rahel überzeugte ſich wenigſtens, ihrem Gatten zu Liebe, davon, ein Böswicht könne ſich beſſern, und vergangene Uebelthaten durch Wohlthun abzubüßen ſuchen.

So war unſer Schickſal durch die Hand der Bosheit verwirrt, Samuël fühlte ſich glücklich, daß der Zufall ſelbſt auf ſeiner Seite zu ſeyn ſchien. Maimon hätte ſeinen Ränken vielleicht mit der Zeit auch unterliegen, oder durch ſeine gleißende Außenſeite ſein Sclave werden müſſen; auf meine Erſcheinung rechnete er gar nicht. Wie ſchön hatte hier Maimons Tod alles für ihn geebnet! Er verſäumte keinen der Vortheile, die er ihm gab. Pinto, ſo lang er lebte, zu beherrſchen, nach ſeinem Tode auf irgend eine Art im vollen Beſitz ſeiner Reichthümer, es ſey nun als Eigner oder Verwalter derſelben, zu bleiben, dies war ſein Plan, und mein Untergang war das erſte Opfer, das demſelben ſollte geſchlachtet werden.

Mittlerweile ahndeten Fernandez und Rahel nichts von dieſen Vorgängen; ſie wußten nichts von Pinto's Erblindung und zunehmender Schwäche, nichts von Maimons Tode und meiner Erſcheinung: auf einer der entfernteſten Inſeln, deren Plantagen dem alten Pinto faſt allein gehörten, lebten ſie glücklich, glaubten Pinto wieder in Maimons Armen, und baten Samuel, der ihnen hievon unabläſſige falſche Nachrichten ſchrieb, nur immer, ihren Aufenthalt zu verſchweigen, damit weder der gekränkte Eigennutz des Bruders, noch ſeine Großmuth — Fernandez glaubte an das erſte, Rahel an das letzte — ſie in ihrer ſeligen Ruhe, im Schooß der ſchönſten Natur ſtören möge.

Viel Zeit verging in Pinto's Hauſe auf dieſe Art. Oft bat ich ihn, des traurigen Lebens müde, mich zu entlaſſen, und mir — ach, der Müßiggang, obſchon im Schooße des Ueberfluſſes, drückte hier beſonders ſchwer auf mich, — und mir Beſchäftigung in irgend einem entfernten Comptoir zu geben, aber vergebens. Eine ſolche Bitte ward bey dem ſchwachen Alten immer das

Mittel, ſeine Liebe für mich zu neuer Glut anzufachen, und ihm die Trennung von mir als unmöglich vorzuſtellen. — Oft nützte ich dieſe zärtlichen Epochen, mich ihm näher, und Samuel von ſeinem Platze zu drängen. Ich verſuchte ſein Vorleſer zu werden, ich ergriff ſeine Bücher. Aber um hier fortzukommen, hätte ich Samuel ſeyn müſſen. Sie enthielten nichts als ſinnloſes Gewäſch, von keinem edeln Manne erfunden, von Pinto nicht verſtanden, der ſicherlich hier nur den Schall der Worte wählte, und von Samuel nur darum gewählt, damit er hier die Rolle eines Heuchlers deſto ſicherer ſpielen könne."

Ach, muß ich es ſagen, was mir den Aufenthalt in dieſem Lande beſonders beängſtigend machte? — Die Nothwendigkeit, etwas anderes zu ſcheinen als ich war. — Umſonſt würde es ſeyn, meine Vorliebe für die Chriſten, die überall in dieſen Blättern vorſchimmert, zu verhehlen. Ja, ich liebte ſie, ich ehrte ihre Lehrſätze, und ach — Chriſtine lebte noch in meinem Herzen. Aber ihre Religion, wie ich ſie in Pinto's Büchern fand, ſie, wie ſie Samuel übte, nein, dieſe konnte ich nicht zu lieben heucheln, und zu ſchwach war ich, meinen Widerwillen zu verbergen.

Einer der neuern Schriftſteller ſagt: Man könne in dieſen Gegenden einen Juden an ſeiner übertriebenen chriſtcatholiſchen Frömmigkeit erkennen; dieſes war Samuels Bild. Ein ungeheurer Roſenkranz war ſeine Hauptzierde, er führte die Sprache eines Mönchs, und drey Meſſen des Tags zu hören, war für ſeinen Eifer noch faſt zu wenig.

Wahrſcheinlich wußten die meiſten, wohin ſie Pinto's Haus zählen ſollten, auch Samuel ward gewiß richtig beurtheilt, aber hier kam alles auf das Aeußere an; nahm man dieſes in Acht, verſäumte man in ſo ſehr reichen Häuſern, wie das unſrige, nicht, den Armen das Ihrige zu geben, ſo war man ſicher.

Mich trieb Freyheitsſehnſucht, mich trieben unbekannte Beſorgniſſe für meine Sicherheit, mich trieb mein Gewiſſen aus dieſen Gegenden. Zu gut wußte ich, daß, ich möchte ſeyn wer ich wolle, Chriſt, Jude, oder Mahomedaner, mich eine geheuchelte Außenſeite vor dem Richter aller Lebendigen verwerflich machte. Gern, ach wie gern wäre ich entflohen, hätten mich nicht Aibs Worte, die ich immer noch reſpektirte, die Worte: „Fliehe nicht, was Dir auch begegne,“ zurückgehalten.

Pinto ward immer ſchwächer, an einem Nachmittag, voll Spuren inniger Liebe gegen mich, und abnehmender Seelenkräfte, faßte er mich feſt bey der Hand, ſah ängſtlich um ſich, als glaubte er das Geſicht nicht verloren zu haben, gebot mir zu forſchen, ob wir allein wären, und hieß mich, als ich ihn hierüber beruhigte, ihm aufmerkſam zuhören. — Ach, was ich verſtand, war nichts, als: Bald werde er ſterben, er ſterbe als ein treuer Iſraelit, er trauere, die Stimme Rahels nicht noch vor ſeinem Ende gehört zu haben, er trauere um mich. Mein Schickſal nach ſeinem Tode werde nicht das ſeyn, das er Rahels Sohne, Maimons Neffen, beſtimmt habe.

Noch einmahl ſollte ich ihm Maimons Tod erzählen. Ich begann, aber ſein Gehör, welches ſehr fein war, meldete ihm Samuels Annäherung, er hieß mich ſchweigen, und indem er ſchnell hinter ſich griff, zog er unter dem Polſter ſeines Sitzes ein kleines Packet hervor, das er mir in die Hand gab und mir befahl, es zu verbergen. Es iſt das Einzige — Einzige — ſtammelte er — doch Samuel trat herein, und nur noch dieſe Worte konnte er mir zuflüſtern: Es iſt Dein! Ich ließ den frommen Iſraeliten bey ihm und entfernte mich. Die Neugier trieb mich, mein Packet zu eröffnen; es waren Papiere, war auch, ich fühlte es, etwas von mehrerer Schwere und Conſiſtenz. Doch, in Pinto's Vorzimmer war Jannai, der mich zu dem kranken Schalohm winkte, wo wichtige Neuigkeiten meiner warteten.

Endlich hatten dieſe beyden redlichen, mich liebenden, Männer, eine Verfügung durchgeſetzt, welche mich in den Rechten, die mir zukamen, und die mir Pinto's faſt jetzt ganz mir eignes Wohlwollen ſicherte, beſtätigen ſollten; nur noch einige Züge, gegenwärtig die Unterſchrift des blinden Greiſes waren nöthig, und wie leicht war dieſes in einer Stunde voll Liebe, zum Beyſpiel wie die eben verfloſſene, zu erlangen. Einige Gänge zu den für mein Beſtes wirkenden Männern waren noch nöthig, und eilig mußte ich ſie machen, denn der Morgen des nächſten Tages ſollte ausführen, was meine Freunde endlich herangearbeitet hatten. Ich ließ mein verſchloſſenes, eben von Pinto erhaltenes Päcktchen in Jannai's Händen, und eilte zu den ehrwürdigen Männern, Pinto's Freunden und den Meinigen, zu ihnen, die ſichern mir wollten, was, da Pinto einſtimmte, weder göttliche noch menſchliche Rechte mir ſtreitig machen konnten, meinen Namen, und meine Geburt.

Nichts als dieſes, nichts als die Anerkennung als Rahels Sohn und Maimons Neffen ſuchte ich, es war mir zu ſchrecklich, ſo lang als dieſes noch nicht gegen jeden Einwurf beſtätigt war, hier halb und halb die Rolle eines Betrügers, wenigſtens eines Fremdlings zu ſpielen. Was von andern Vortheilen mir aus meinem beſtätigten Nanen erwachſen konnte, darauf nahm ich die wenigſte Rückſicht, meiner Bedürfniſſe waren nicht viel, und den Vortheil meiner Mutter und ihres Gatten zu ſchmälern, kam mir nicht in den Sinn.

So ging ich, ſetzte bey meinen Freunden alles durch, was ich wünſchte, die Stunde meines Glücks war angeſetzt, und ich kam nach Hauſe, meinem ehrwürdigen Verwandten gute Nacht zu ſagen. Mein wartete die Freude ihn vernünftiger als jemahls und ganz für mich geſtimmt zu ſehen; ich hörte die ſüßen Worte: Rahels Sohn und Maimons Neffe, aus ſeinem Munde, ich ließ ihn in der Geſellſchaft ſeines Vorleſers und Jannai's, der dieſe Nacht bey ihm die Wache hatte, ich ging ruhig zu Bette, und erwachte — — doch, der ſchnellen ſchrecklichen Wendungen meines Geſchicks hätte ich ja gewohnt ſeyn ſollen.

Ich erwachte, zu Schalohm gerufen zu werden, und nach wenig Stunden eines ſchrecklichen Kampfes, der Schlag hatte ihn zum zweytenmahl getroffen, bey ſeiner Leiche zu weinen. Der Morgen dämmerte, und Jannai, dem ich nichts von dem Zuſtand ſeines alten Freundes hatte wiſſen laſſen, um Pinto's Ruhe nicht zu ſtören, Jannai trat ein, mit verſtörtem Geſicht. Der Herr, ſagte er, ohne auf meine Thränen zu achten, die ihm Schalohms Tod verkündigten, der Herr iſt in einem Zuſtande erwacht, den ich äußerſt befremdend finde, eilet zu ihm und machet Euch gefaßt, vielleicht auch ſeine letzten Seufzer aufzufaſſen, ich gehe zu Euren Freunden, um das Werk zu beſchleunigen, das heute oder nie geendet werden muß.

Ach — es ſollte nicht geendet werden. Ich flog an Pinto's Lager und fand ihn bereits ohne Verſtand und Bewußtſeyn. Samuel war bey ihm, mit ihm mehrere der Bedienten. Wäre er dieſe Nacht ſein einziger Wächter, wäre nicht mein treuer Jannai ſein Gefährte geweſen, ohne Rückſicht auf das Schwankende eines Lebens, das ſchon lange die Beute eines Hauchs zu werden drohte, wäre ich vielleicht ungerecht genug geweſen, dem alten Feinde meines Glücks

Antheil an dieſer ſchnellen Aenderung beyzumeſſen. Wir ſind oft unbillig im höchſten Schmerz, und es giebt Augenblicke, wo wir auch dem verruchteſten Böswicht zuviel thun können.

Ich weiß nicht, ob in meinen Worten oder in meinen Blicken etwas von dieſem unbilligen Gedanken lag. Samuel ſah mir keck unter die Augen, und wäre in ſeinem Blicke nicht etwas von boshafter Schadenfreude geweſen, das ſtolze Bewußtſeyn der Unſchuld, damit er ſich brüſtete, hätte mich demüthigen können.

Ich wandte mich von ihm zu meinem ſterbenden Verwandten, zu meinem Vater; ach, dieſer würde Pinto geweſen ſeyn, wenn mir es das Schickſal gegönnt hätte. Ich küßte ſeine erſtarrenden Hände; ich nannte ſeinen Namen. Noch einmahl erholte er ſich. Rahels Sohn und Maimons Neffe! ſtammelte er, und entzückt über dieſes Zeugniß aus ſeinem ſterbenden Munde, brach ich aufs neue in Thränen aus, begann ich aufs neue ihm all die Namen zu geben, zu denen ſeine letzten Worte, mir theurer als Indiens Schätze, mich berechtigten.

Seine Augen brachen in meinen Armen; als unſere Freunde eintraten, war die Seele des Gerechten entflohen.

Haſt du noch nie erfahren, mein Leſer, wie nach dem letzten Blick zweyer geliebten Augen, wie nach dem letzten Verſtummen eines für dich ſprechenden Mundes alles eine andre Geſtalt gewinnt? Die Sonne iſt untergegangen, die dir den Tag brachte, die Macht iſt dahin, die alle Gegenſtände um dich her bezauberte, ein Hauch, und du biſt in einer düſtern öden Wildniß, wo die bekannteſten Gegenſtände dich als einen Fremdling anſtarren.

Dieſes war meine Lage, als ich mich von Pinto's Leiche zu den Ankommenden wandte, dies wurde ſie noch mehr, als die ehrwürdigen Ueberreſte des Mannes, der gern mein Vater hätte ſeyn wollen, zur Erde beſtattet waren.

Schon in jenem erſten Augenblicke hätte ich merken können, wie ſehr ſich alle Geſichter gegen mich geändert hatten, dieſes wurde ich in dem zweyten noch mehr gewahr. Wer war ich denn, daß man mich noch hätte achten ſollen? Ohne mich anzuerkennen, war Pinto aus der Welt gegangen, ſeine letzten Worte hatte niemand gehört, ich war hier weder Sohn noch Verwandter, nicht der entfernteſte von meinen Anſprüchen, die man vor kurzem noch unumſtößlich fand, war erwieſen. Samuel, ein vornehmer Diener des Hauſes, war weit mehr als ich. Seine Heucheley hatte ihm Freunde gemacht, die mich vertraulich bedeuteten, ich möchte ja in keinem Dinge viel Aufſehens erregen, weil ich blos ſeiner Bürgſchaft es danke, daß nicht hier in dieſem Hauſe Unterſuchungen angeſtellt würden, die mir und dem Verſtorbenen äußerſt nachtheilig werden, die ſeine Aſche noch im Grabe beunruhigen könnten. Nur um Samuels willen laſſe man Pinto für den gelten, für den er immer gegolten habe. Seine Bürgſchaft reiche gleichfalls hin, für Rahel und Fernandez, beſonders für den letzten, von deſſen altchriſtlicher Abkunft man überzeugt ſey. Samuel, deſſen Geſinnungen und Zuſtand man noch beſſer kenne, habe bereits im Voraus die Stelle eines Verweſers der Pinto'ſchen Güter in

Rahels Abweſenheit zugeſichert bekommen, mit dieſem Augenblicke trete er ſie an; alles was ich nur zu hoffen haben, müſſe ich bey Samuel ſuchen, oder noch beſſer, Rahels Ankunft erwarten, welcher man, auf ſeine Bitte, hier eine gewiſſe Anzahl von Jahren entgegen ſehen wollte, indem er beſchworen habe, ihren vor kurzem geänderten Wohnort nicht zu wiſſen.

Gott! welche Erklärungen! Ich alſo verſtoßen, bedroht, Samuels Willkühr hingeworfen, Rahels Wiederkunft, die ich nach jenen längſt ausgeſchickten Botſchaften ja täglich hätte erwarten können, auf Jahre hinausgeſetzt? — — Schwerlich kann ſich jemand den Zuſtand ganz denken, in welchen mich dieſe Ausſichten verſetzten.

Ich ſuchte Jannai, ich fand ihn mit der Beſorgung von Schalohms Leiche beſchäftigt; bey Pinto hatte niemand geſchäftig ſeyn dürfen als Samuel, und o wie hatte er geeilt, ſeine Ueberreſte zur Erde zu fördern! Auch Schalohm hatte der Tod ſchneller übereilt, als er dachte. Das, was er beſaß, und worüber er, ſo plötzlich hinweggenommen, nicht hatte diſponiren können, fiel an die Erben ſeines Herrn, da er keine natürlichen Erben hatte. Samuel war großmüthig, und ließ die Habe des Gerechten den Armen; mit dieſem Opfer erkaufte er ſich Ruhm, und Freyheit ungehindert zu ſchalten. Demüthig ſagte er, er handle hier als Rahels Diener, deren edle Geſinnungen er kenne, und für deren ganz chriſtliche Grundſätze er bürgen wolle.

Janſen und ich waren faſt ohne Troſt, wir gelobten einander uns nicht zu verlaſſen. Die Gränzen zwiſchen Herrn und Diener, die wir nie ſehr ſcharf bezeichnet hatten, waren ganz aufgehoben. Ich ſchwur meinem Freunde Liebe und Folgſamkeit des Sohns, er mir Treue und Vorſorge des Vaters; nie, nie wolle er mich verlaſſen.

Als ich aber das Päcklein öffnete, das er von mir in Verwahrung hatte, Fernand Pinto's letztes Vermächtniß, als es ſich auswieß, daß ſein Inhalt, für meine ſo ſehr herabgeſetzten Anſprüche, nicht unbeträchtlich war, da änderte er ſeinen Sinn. Nein, mein Joſeph, ſagte er, das Wenige, was

Du beſitzeſt, will ich nicht durch meine Theilnahme ſchmälern, eile mit Deinen kleinen Schätzen, der Segen eines Vaters ruhet darauf, eile, dieſe gefährlichen Gegenden zu verlaſſen. Auch ich entferne mich; eine entfernte Handlung ſuchte mich ſchon bey Maimons Leben an ſich zu ziehen, und nur meine Treue gegen ihn hielt mich feſt, dort finde ich jetzt gewiß Unterkommen, auch Dein will ich denken, und hören ſollſt Du von mir, wo Du auch ſeyſt, wär's auch nur durch die Stimme öffentlicher Blätter.

Durch Pinto's Güte dem Mangel entriſſen, wollte ich hier weder Samuels Gnade erbetteln, noch Rahels Ankunft, die ſo ſehr zweifelhaft war, erwarten. Der einzige, der redlichſte von den Hausfreunden des Verſtorbenen, bey dem ich mich beurlaubte, ſagte mir zwar, daß ich mich durch dieſes Verfahren ſehr verdächtig machte, aber ich, Aibs: Fliehe nicht! ganz vergeſſend, verſicherte ihm, ich habe zu viel verloren, habe mich zu oft ganz allein an mein eignes Bewußt-

ſeyn

ſeyn halten müſſen, um noch auf Urtheile dieſer Art zu achten; um indeſſen wenigſtens in ſeinen Augen, den Augen des Redlichen, nicht zu verlieren, ſagte ich ihm den Ort, dahin mich mein Schickſal beſtimmte, zeigte ich ihm Pinto's letzte Gabe, die mir glückliche Unabhängigkeit ſicherte, und bat ihn, käme Nachricht von Rahel, mich eilig mit derſelben zu erfreuen.

So ſchieden wir — Doch ich habe noch nichts von meines theuern Vaters, des redlichen Fernando Pinto, letztem Geſchenk, dem Inhalt jenes Päckchens gedacht, und es iſt Pflicht gegen den Leſer, ihm zu ſagen, daß es mehr war als bloßes Gold, wie ich anfangs mit ihm wähnte.

O! es enthielt die redendſten Beweiſe von Pinto's Güte gegen mich, und zugleich von ſeiner Schwäche, ſeiner Armuth. Ja arm, arm war der reiche Pinto in den letzten Tagen ſeines Lebens, er war nicht mehr Herr über die Schätze, die er beſaß, der Mangel ſeiner Sinne machte ihn zum Sclaven ſeines Knechts, machte ihn abhängig von ſeiner Willkühr. Alles, was er ſeinem

Enkel geben konnte, war eine Gabe, mit welcher er ſonſt Diener abgefertiget hatte, war eine kleine nicht ſehr reich gefüllte Goldbörſe, die er immer bey ſich zu tragen pflegte, und ein Packet Schriften, die er wichtiger gewählt haben würde, wäre ſein Geiſt ſtärker und ſeine Macht über das Seinige ausgebreiteter geweſen.

Ich wußte, daß er ſich eines Tages, allein mit Jannai, von ihm hatte an ſein Schreibepult führen laſſen. Er öffnete verſchiedene Schubladen, nahm Schriften heraus, und ließ ſich von Jannai die Ueberſchrift leſen. Er ſuchte verſchiednes, fragte nach vielem; es fand ſich nicht; an deſſen Statt, bezahlte Rechnungen, längſt beantwortete veralterte Briefe, und andre unbedeutende Dinge.

Ach! ſeufzte Pinto, dies iſt Verwirrung! dieſe Sachen ſollten nicht hier liegen!

Und wird Samuel, der allein über dieſe Schriften kommen kann, hier nicht zur Rede geſetzt werden? fragte Jannai, kaum fähig, Zorn, Unmuth und Mitleid in den Schranken zu halten.

Pinto antwortete nicht, ſondern drückte mit zitternder Hand an einer Feder; ein kleines Schubfach ſprang hervor.

Was liegt hierin, fragte er Jannai. —

Papiere! —

Sonſt nichts? —

Nein! —

Wie? bin ich denn ſo fremd in meinen eignen Sachen geworden? Was iſt die Aufſchrift des Packets?

Schriften, das kleine Haus in Scintra am atlantiſchen Meere betreffend.

Recht! recht! Schließe eilig Fach und Pult, und laß uns dieſe Blätter unterſuchen.

Jannai that wie ſein Herr wollte, alles ward richtig befunden; aber um dem Leſer es verſtändlich zu machen, wird nöthig ſeyn, ihm einiges vorläufig zu ſagen.

Pinto war nicht immer ein Beſitzer von fürſtlichen Reichthümern geweſen, Glück und

Fleiß hatten ihn erſt in höhern Jahren ſo weit gebracht. In ſeiner frühern Lebenszeit hatte ſeine meiſte Habe im Beſitz eines kleinen Hauſes, in der Landſchaft Scintra, beſtanden. Nie hatte er, ſo entfernt es von dem nachmahlichen Hauptplatze ſeines Glücks lag, daſſelbe verkaufen oder verſchenken wollen, aber unbewohnt blieb es nie, es war eine Art von Verſorgungsſtelle für Perſonen geworden, welchen er vieljährige Dienſte durch Ruhe und gutes Auskommen belohnen wollte, nur der Tod erledigte es, und gab Pinto das Recht, es einem andern zu übertragen. In Form eines Pachts beſaß es der jedesmahlige Bewohner, einen Pacht, den er aber an niemand als ſich ſelbſt zahlte; zugleich war die Sache ſo gemacht, daß dieſer Pacht mit Pinto's Tode, Eigenthum ward. — Alle hierher gehörige Schriften befanden ſich in dieſem Packet; ſie wurden unter Pinto's Vorſitz, von Jannai gemuſtert, richtig befunden und wieder zuſammengepackt. Jannai hatte damahls, da er dieſes Geſchäft verrichten mußte, keine beſondern Gedanken dabey. Es war bekannt, daß der letzte Inhaber dieſes kleinen, ſehr angenehmen, und in einer der ſchönſten Gegenden * * * liegenden Grundſtücks, geſtorben war, und ein anderer ſich nun dieſer Wohlthat zu erfreuen haben würde. Auch ging unter der Dienerſchaft die Rede, ſie werde wohl dem guten, alten, der Ruhe und ſolcher Belohnung wohl würdigen Schalohm aufgehoben ſeyn, ſo daß Jannai nicht anders denken konnte, als: dieſer redliche Mann ſolle bey ſeiner Wiedergeneſung mit dieſer Gabe überraſcht werden.

Ach, dies war es nicht! Schalohm ſtarb vor unſerm Wohlthäter, und dem Enkel Pinto's, dem geglaubten Erben unermeßlicher Schätze, war dies kleine Gut beſtimmt; Pinto hatte nicht mehr zu geben, und wie zufrieden war der Empfänger mit der Gabe, wie gerührt über die Güte des Gebers, wie tief ſeine Schmerzen mit-fühlend, daß er nicht mehr hatte geben können!

Jannai's und meine Thränen bey Unterſuchung und Berichtigung dieſer Dinge zeigten, wie ganz wir alles fühlten, was ſich hierbey einem fühlenden Herzen aufdringen mußte.

Mein Joſeph, begann der redliche Mann am Ende, indem er ſeine Thränen trocknete, ich habe Dich nicht im Verdacht, daß Du trauerſt, ſo wenig erhalten zu haben. Du haſt genug, wenn Du zufrieden biſt, und es zu nutzen verſtehſt. Gehe hin, und genieße Dein kleines Erbtheil, auf welchem der Segen des Gerechten ruht, ſicher biſt Du, daß kein Unrecht daran haftet. Nur eins iſt mir nicht recht bey der Sache: Du biſt zu jung zu der Muſe, zu der wenigen Arbeit, die dort Deiner wartet. — Doch, Du haſt jetzt gelitten genug, um wenigſtens auf einige Zeit Dir Erholung verſtatten zu dürfen. — Nun ſo gehe denn an Dein Geſchick, aber eile, mir iſt, als könnten Dir von hieraus Hinderniſſe entgegen geſetzt werden.

Daß Jannai hierin recht hatte, zeigte ſich in der Folge, da ich erfuhr, daß Samuel wirklich Anſtalt gemacht habe, mich als einen Betrüger feſt zu halten. Vielleicht ſollten dieſe Hinderniſſe Bande ſeyn, die mir die Vorſicht anlegen wollte, mich zu meinem Glück zurück zu halten; doch ich entging dieſen Banden, wie wir oft unſerm wahren Beſten aus dem Wege gehen, ich vergaß Aibs Worte: Fliehe nicht; ich letzte mich mit Jannai, und trat meine Reiſe an, die ich nicht ermangelte mir mit dem gefundenen Golde bequem zu machen.

Ich langte in Scintra an. Ich ſuchte den künftigen Ort meiner Beſtimmung auf. Es war ein kleines zierliches Haus von einem Stockwerk; nicht mehr neu, ſchon hier und da zeigend, daß der eigentliche Eigner es ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte, und, es ſich immer noch ſo denkend, wie er es verließ, nicht daran gedacht hatte, etwas für ſeine Erhaltung zu thun. Ein Garten gränzte zunächſt an daſſelbe, hinten Wieſe und Wald, der bergauf gehend, dem Ganzen ein romantiſches Anſehen gab. Auch fehlte ihm die Verſchönerung eines Fluſſes nicht, klar und hell bewäſſerte ein Bach, der ſich aus den Waſſern des Gebirges ſammelt, und hier wirklich die Breite eines kleinen Fluſſes hat, die Hinterſeite des Gärtchens, und daß die Mühle nicht fern war, zeigte das friedliche, fleißverkündende Getön ihrer Räder. Man konnte ſich nichts romantiſcher denken, als dieſe Lage.

Ich wäre ſogleich in das kleine Haus eingegangen, hätte ich gewußt wie? Seine Thüren waren geſchloſſen, doch glimmte in ſeinen Fenſtern noch Licht, es war nicht ohne Bewohner.

Hier aufs ſicherſte zu gehen, quartirte ich mich ein in dem Städtchen. Ich fragte am Abend bey der traulichen Flaſche den geſchwätzigen Wirth um des kleinen Häuschens Bewohner.

Es gehört, ſagte er, einem reichen Kaufmann in Porto. Er ſchickt von Zeit zu Zeit, ſo wie der Tod Platz macht, neue Bewohner hierher. Der letzte Inhaber, ein biederer Mann, Battiſta war ſein Name, ſtarb vor wenigen Monden, er hoffte ſeinem Sohne, einem fleißigen Landwirth, der die kleinen Vortheile des Orts ganz zu nutzen verſtand, ſeine Stelle zu überlaſſen, auch läßt ſich hoffen, der Eigner — es iſt der reiche Pinto — würde den Erben nicht vertrieben haben, aber der Tod hatte an einem Opfer nicht genug, er nähm auch den Sohn nach dem Vater. — Noch lebet die Wittwe, und harret ängſtlich der Stunde, da ein künftiger Beſitzer ſie austreibt aus der Wohnung häuslicher Ruhe.

Das Ende dieſer kleinen Erzählung verurſachte mir eine unausſprechlich widrige Empfindung. Es war als ſähe ich das geſtörte Glück einer Verlaſſenen, als ſäh' ich ihr ängſtliches Harren der Stunde, da ein künftiger Beſitzer ihres kleinen lieben Hauſes ſie austreiben würde, aus der Wohnung häuslicher Ruhe, es war als haßte ich mich ſelbſt, daß ich dieſer Störer des Glücks ſeyn und werden müſſe.

Jung, ſchwärmeriſch, und übereilt wie ich war, war mein erſter Gedanke, mich zu entfernen, und dieſe Wittwe, alt und verlaſſen, wie ich mir ſie dachte, in einem Beſitz zu laſſen, der mir unendlich weniger nutzen, als ſein Verluſt ihr ſchaden würde. Ich war ja noch im Genuß voller Lebenskraft. Noch ein guter Theil von Pinto's Goldbörſe war mein. Müßiges Leben war ja überhaupt meinen Jahren nicht angemeſſen, ich fühlte es, und Jannai hatte es noch zuletzt mir geſagt. Hinaus alſo, Joſeph, hinaus in die weite Welt, übe deine Kräfte, brauche deine Talente, dieß iſt beſſer als den Biſſen ſparſamen Brods aus dem Munde einer Verlaſſenen zu nehmen, und dich damit zu nähren.

Ich fand dieſe Gedanken ſchön und edel, und entſchlief mit denſelben. Aber wie überhaupt, nach der Sage der Väter, zur Zeit der Nacht beſſere Genien mit uns reden, und unſere ruhende Seele in Recht und Unrecht unterrichten, ſo ging's auch mir.

Als ich am Morgen erwachte, ſo war mir's gewiß, daß ich Seintra nicht verlaſſen müſſe, eben um meinen guten, wohlthätigen Vorſatz für jene Verlaſſene auszuüben. — Entfernſt du dich, ſo ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo wird ſehr bald ein anderer, von Samuel abgeſandt, erſcheinen, die Rechte auf dieſes kleine Gut zu behaupten, und die, für welche du Gutes im Sinn haſt, ganz unglücklich zu machen. Bleib, Joſeph! Producire am Morgen der Obrigkeit mit deinen Papieren deine Anſprüche; macht man dir Einwendungen, ſo hat dein Freund dir verſprochen, jede Beſtätigung nachzuſenden, die etwa noch dir fehle. Jene Verlaſſene hat denn nur das kleine Schrecken, das ſie ja täglich erwarten muß, ſich verſtoßen zu ſehen. Erſcheinſt du ſelbſt, ſo wird ſchon dein erſter Blick ihr ſagen, ſie ſey nicht verſtoßen. Gern wirſt du ſie neben dir dulden, und vielleicht dein Glück finden, in treuer mütterlicher Pflege, welche um den Preis, den du bieteſt, freyes Leben an deiner Seite, die Alte dir nicht wird verſagen. Ach, nur gut ſey dies unbekannte Geſchöpf, keine Salome; lieber Frau Marien gleich, oder der holden Gattin des Rathsherrn, oder deiner guten Chriſtine, ob ſchon in höheren Jahren.

Mit dem früheſten Morgen ging ich vor die Obrigkeit mit meinen Papieren. Ich fand weniger Schwierigkeit als ich gemeynt hatte. Man fragte mich nicht einmahl nach Stand und Herkunft, Pinto's Unterſchrift und die Nennung meines Namens war hinlänglich. Man hatte ſeit zwanzig bis dreyßig Jahren ſchon ähnliche Aenderungen der Inhaber des kleinen Guts hier erlebt. Juden und Chriſten hatten, wie ich aus dem darüber gehaltenen Protokolle ſah, abgewechſelt, und man erkundigte ſich nicht, ob ich zu einem oder dem andern gehörte. Vielleicht, weil mein Aeußeres ſo fein und gebildet war, als die Chriſten immer nur ihnen ſelbſt eigen glauben, hielt man mich ſogar eher für das letzte, und ich, an portugieſiſche Klugheit gewöhnt, hielt es nicht für nöthig hierzu ein Ja oder ein Nein zu ſagen.

Nachdem ich hier alles berichtiget hatte, nachdem ich verſichert hatte, dafern man noch einige Bedenklichkeiten finde, ſo wäre ich gewiß, auf Rückſchreiben nach Porto, ſie gänzlich heben zu können, ſandte man an die Wittwe, ſie von der Ankunft des unwillkommenen Erwarteten zu benachrichtigen. Ich fügte nebſt dem höflichſten Kompliment die Verſicherung bey, daß ich hoffe, ſie werde bey den nothwendigen Auseinanderſetzungen einen billigen Mann an mir finden. Sorge dürfe ſie — ſie ſey herzlich gebeten — auf keinen Fall ſich machen, und könne ſogar, dafern ſie es wünſche, des fernern Aufenthalts in ihrer Wohnung gewiß ſeyn, indem ich ſehr gern mit ihr in einem Hauſe wohnen würde.

Man lachte herzlich über dieſe Zuſicherung, welcher ich, um einer Verlaſſenen nicht wehe zu thun, ſo viel Gewißheit als möglich gab, und ich wußte nicht, warum man lache.

»Wie? fiel der Mann ein, mit welchem ich dieſe Dinge zuletzt verhandelt hatte; Wie? Ihr verſprechet ſo freygebig, und wiſſet noch nicht einmahl, welch eine Hausgenoſſin Ihr Euch wählet? Ich denke, noch habt Ihr die Wittwe nicht geſehen?

Nein! erwiederte ich, halb erſchrocken, indem mir ſchnell Salome's Bild vorſchwebte.

Wie? fuhr er fort, wenn es nun eine von denen wäre, von denen ein weiſer Mann ſagt, er wolle lieber bey Löwen und Drachen als bey ſolch einem Weibe wohnen?

Sollte dies wahr ſeyn? ſchrie ich.

Nein! nein! war die Antwort, ich weiß nichts Args von der Frau, alles kommt auf eine Ocularinſpektion an, zu welcher ich freylich aufs eiligſte rathe, und mir dann Rapport erbitte.

Die Antwort, welche ich zurück bekam, war, daß man mich erwarte. Ich ging, ohne zu eilen. Auch in der Ferne nahm ſich mein künftiger Wohnort gut aus. Der kleine Garten, der ihn umgab, und der mit allem prangte, was dieſes ſchöne Land faſt freywillig giebt, der hohe waldigte Berg hinter ihm, auf der Spitze deſſelben das alte Kloſter, zur Seite einige Ruinen, wie man mir ſagte, Ueberbleibſel eines römiſchen Bades, in der Ferne die Mühle mit ihrem leiſen einſchläfernden Geräuſch, man konnte ſich nichts ſchöners denken, als dieſen kleinen romantiſchen Ort, den mir das Schickſal durch die Hand des ehrwürdigen Pinto, zum Verſchlummern aller meiner Leiden, angewieſen hatte. Ich hob dankende Hände zum Himmel, und flehte, mir hier, endlich hier, dauernde Ruhe zu geben, wenigſtens ſo lange, bis meine Kräfte zu neuer Thätigkeit geſtärkt, mir die Rückkehr zu Geſchäften möglich machten, denen ich wegen meiner Jugend, ich war wenig über ein und zwanzig, mich nicht entziehen durfte.

Unter dieſen Gedanken hatte ich den Ort meiner Beſtimmung erreicht, und ein wenig wunderte es mich, da mir die Sitten dieſer Gegenden nicht unbekannt waren, da ich die zuvorkommende Freundlichkeit der alten Portugieſinnen, welche nur mit der Zurückhaltung der jungen zu vergleichen iſt, hier beſonders glaubte berechnen zu dürfen, niemand mir entgegen gehen, niemand mich bewillkommen zu ſehen.

Ich ging durch den kleinen Garten zur Hausthür, dort fand ich ein ſchönes, gutgekleidetes Kind, welches, als ich nach der

Frau vom Hauſe fragte, voraus lief, ſagend, es wolle mich zu der Mutter führen. — —

Und dieſe Mutter, wie überraſchte mich ihr Anblick! — War's dies, was ich hier erwartete?

Eine ſchlanke, ganz weiß gekleidete weibliche Figur erhob ſich, als ich eintrat, von einem niedrigen Polſter, die gewöhnliche Art in dieſer Gegend beſonders für Perſonen, die nicht zu den erſten Claſſen gehören, zu ſitzen, zu arbeiten, zu eſſen u. ſ. w.

Die Wittwe trug den weißen Schleyer, der hier gewöhnlich iſt, und ermangelte nicht, im Aufſtehen denſelben noch tiefer ins Geſicht zu ziehen. Ich näherte mich mehr, und ſie lehnte einen Rocken, an welchem ſie geſponnen hatte, an die Wand, um mich nach hieſiger Sitte mit auf die Bruſt gekreuzten Armen zu begrüßen. Es war eine unausſprechliche Anmuth in jeder ihrer Bewegungen, und ungeachtet ich wenig von ihrer Figur unterſcheiden konnte, ſo zeugte doch alles, daß dieſe gewähnte bejahrte Wittwe, dieſe gehoffte mütterliche Freundin, ein junges

blü-

blühendes Weib war, mit welcher Freundſchaft zu knüpfen und als Hausgenoſſe mit ihr zu leben, in dieſem Lande der Liebe und des Argwohns, einiges Bedenken erforderte. Vor der erſten war zwar wohl mein Herz ſicher, ach, Chriſtinens Andenken bewachte es ja, aber dem zweyten zu entgehen war kein Gedanke.

Ich zweifle, daß ich dieſe Ueberlegungen in jenem Augenblicke machte, ob es gleich möglich ſeyn kann, daß etwas davon mir dunkel vorſchwebte. Ich war erſchrocken, ich wußte nicht warum, auch die Wittwe ſchien in einiger Verlegenheit zu ſeyn.

Ich ſchwieg, und, wie Frauenzimmer immer ſich ſchneller faſſen, ſie gewann mir zuerſt Rede an.

Mit ſehr leiſer Stimme und in gebrochenem Portugieſiſch fragte ſie: Ob ich der Mann ſey, dem ſie weichen müſſe?

Ich ſtammelte. — Das Wort: wir könnten hier beyde wohnen, wollte nicht über meine Lippen. Ihr ſeyd nicht vertrieben, ſagte ich endlich mit einiger Heftigkeit; wer ſollte Euch vertreiben!

Gleichwohl kommt Ihr von Fernand Pinto, unſerm Herrn, um — —

Ich komme von Pinto, aber der Endzweck meiner Reiſe ſteht in meiner Willkühr.

Sie antwortete nicht hierauf, ſondern fragte nach einer Weile, wie Fernand Pinto lebe?

Kennet Ihr ihn? war meine Gegenfrage.

Nein, ich war die Frau eines Dieners von ihm, bin nicht lange hier, bin eine Ausländerin, aber er war unſer Wohlthäter.

Das Sprechen ward ihr ſchwer, ſie ſuchte Worte, und ſagte offenbar nicht ganz, was ſie ſagen wollte.

Fernand Pinto iſt tod, begann ich nach einer ziemlichen Weile des Stillſchweigens.

Tod? — Und Maimon?

Ach Gott der Götter? Kennet Ihr Maimon? Auch er iſt nicht mehr!

Wie? fuhr ſie mit Heftigkeit auf; hörte, verſtand ich recht? Maimon iſt —?

Iſt tod! rief ich, und mein ganzes Unglück, die Folge ſeines Todes, ſtürmte mit all ſeinen Schrecken auf einmahl ſo heftig auf mein Herz, daß ich in Thränen ausbrach.

Auch ſie weinte heftig. Ach, rief ſie, Maimon war der Schöpfer meines Glücks oder wollte es ſeyn. Er war ein guter Herr, war gewiß auch der Eurige?

Er war mein Herr! mein Freund! mein nächſter Verwandter! rief ich mit von Thränen gehemmter Stimme.

Euer Verwandter? wiederholte ſie. —

Hier eine Pauſe — Sie bewegte ſich nach der Thür. Es iſt dunkel im Zimmer, ſagte ſie ſtammelnd, erlaubt, daß ich Licht hole.

Eine Magd brachte Licht, ſie folgte erſt nach einer geraumen Weile, wie mich dünkte, noch dichter verſchleyert.

Sie trat nahe zum Lichte, wo ich mit ihrem Kinde ſpielte, und ſchien mich zu fixiren. Joſeph, ſagte ſie zu dem Knaben, Du beſchwerſt den Herrn, komm hinaus.

Joſeph? wiederholte ich. Der Knabe heißt wie ich?

Sie antwortete nicht, ſondern führte den Knaben hinaus.

Mein Herr, ſagte ſie, als ſie wieder herein trat, mit einer feſten Stimme, die ihr einige Anſtrengung zu koſten ſchien; dürfte ich eine Bitte an Euch thun? Machet noch nicht Gebrauch von Euren Rechten, erlaubt mir erſt, mich in ein Kloſter zu entfernen, ehe Ihr Beſitz von Eurem Hauſe nehmt.

Gott im Himmel! ſchrie ich, was kann Euch bewegen, dieſes als Bitte vorzubringen, und mit dieſer Bewegung! Bin ich ein Unmenſch, eine Frau in Eurer Lage zu vertreiben?

Ich glaube, das ſeyd Ihr nicht, aber Ihr könntet andre Plane haben; mich dünkt, Euer Bote ſagte ſo etwas. Aber mein Herr, ich bin zu jung, auch Ihr ſeyd es — Ich kann nicht alles ſagen, ich habe die Sprache nicht in meiner Gewalt, — kurz, nur noch dieſe Nacht, und ich weiche Euch.

Mein Herz war ſchon vorher aufs äußerſte bewegt, dieſer Vortrag mit dieſer Stimme, dieſes ganze All, ein unbekanntes Etwas — die Thränen ſtürzten mir von neuem aus den Augen. Ich legte die Hand aufs Herz und entfernte mich.

Draußen fand ich das Kind, ich riß es an meine Bruſt und bedeckte es mit Küſſen. Wie heißt Deine Mutter? fragte ich. Frau Rahel, ſtammelte der kleine Engel, und ich heiße Joſeph!

Joſeph! Rahel! wiederholte ich im Gehen, o mir heilige Namen, und Euer Eigenthum ſollte ich kränken? Nein, weit! weit von hier! — Nannte ſie nicht auch Raimons Namen? Er iſt ihr Wohlthäter, und durch mich ſollte ſie beunruhigt werden?

Ich erreichte wieder das Städtchen, und mein erſter Gang war zu Paolo, dem Manne, der mich mit meinen Anſchlägen auf die Wittwe verlacht hatte.

Was macht Eure ehrwürdige Alte? lachte er mir von neuem entgegen, eure neue Mutter? — Iſt der Plan, beyſammen zu wohnen, zu Stande gebracht? Nun, nun, erröthet nur nicht, die Wittwe iſt jung und hübſch, man kann ja die Mutter in eine Frau verwandeln!

Ich fühlte wirklich meine Wangen glühen, obgleich das, worauf er anſpielte, meinem Herzen fremd war. Ich hielt es für gut, es mit Stillſchweigen zu übergeben, aber einiger Fragen über Frau Rahel konnte ich mich unmöglich enthalten.

Alles was ich weiß, antwortete er, iſt, ſie kam vor ohngefähr zwey Jahren mit ihrem Manne und einem zarten Kinde in dieſe Gegenden, er war der Sohn des Alten, der Euer nunmehriges Haus ſchon ſeit langer Zeit vom Pinto im Beſitz hatte. Der junge Menſch war mit Pinto's Sohn oder Neffen im Auslande geweſen, und hatte das Mädchen dort geheyrathet, er hatte die Zuſage erhalten, einſt in ſeines Vaters Beſitzthum einzurücken, aber vor wenig Monden ſtarb auch er, und ließ Euch Haus, Kind und

Wittwe; läßt Euch die beyden letzten Stücke ſo gut gefallen wie das erſte, ſo iſt drey Menſchen gerathen, und Ihr könnt hier glücklich wohnen.

Ich hörte dieſen Antrag an, wie jeder junge Mann an meiner Stelle ſo etwas anhört. Die Wittwe, ſo viel ich von ihr geſehen hatte, mißfiel mir nicht, aber wie hätte ich auf Heyrathsgedanken kommen können? was mir am beſten von ihr behagte, war ihre Theilnahme an Maimon, und ihr und ihres Kindes Name, auch hatte die Schönheit dieſes kleinen Geſchöpfs mich ſo eingenommen, daß, als ich des andern Morgens wieder hinaus ging, um ihr zu ſagen, wie ich geſonnen ſey weiter zu reiſen und ſie im Beſitz des Hauſes zu laſſen, ich eine Menge kleiner Geſchenke für Joſeph mit mir nahm, und mir beſonders vorſetzte, ihr zu verſichern, daß ich, wenn das Glück mir einmahl wieder lachte, wiederkommen wolle, um mich des Kindes anzunehmen.

Ich ging dahin in ſeltſamen tiefen Gedanken, Gott! konnte ich muthmaßen, was meiner wartete?

Ich ging durch den Garten, und ſahe Rahel nicht, durch das Vorhaus, ſie war nicht zu finden. Von der Hand der Magd, die ich in der Küche traf, machte ſich Joſeph los, und ſprang mir entgegen. Während er meine Gaben nach und nach aus meinen Taſchen zog, ſagte mir Cataline mit einiger Verlegenheit, die Frau habe mich nicht ſo frühe wieder erwartet. —

Es ſahe mir alles leer und zerſtört aus; ich fragte, und Cataline geſtand mir, gegen den Abend würde ich niemand mehr hier getroffen haben.

Eine Art von Unwillen bemächtigte ſich meiner. Hier wurde ich offenbar verkannt, ſo verdiente nur ein Menſch geflohen zu werden, der ganz entgegengeſetzte Geſinnungen mit den meinigen hegte, ein Unterdrücker, ein gewaltthätiger Behaupter ſeiner Rechte, ein Vertreiber der Verlaſſenen! Verdiente, verdiente ich dieſes?

Cataline, die meine Ausrufungen hörte, gab mir recht, und meynte, ich möchte die Sache nur mit der Frau ausmachen, hier verließ niemand gern dieſen reizenden Aufenthalt.

Wo iſt, wo iſt ſie? ſchrie ich, ich muß ſie ſprechen.

Sie ſitzt in der Laube hinter dem Hauſe am Waſſer, und weint und ringt die Hände, ſagte das Mädchen; gehet, vielleicht gelingt es Euch, ſie zurecht zu bringen. Gern verläßt ſie das Haus nicht.

Ich ſah ſie von weitem in ihrem düſtern Gewand; den Schleyer hatte ſie von ſich gelegt, ihre Arme hatte ſie vor ſich auf die Knie geſtützt, ihre Hände bedeckten ihr mit Thränen überſchwemmtes Geſicht, ſie war eine lebende Statüe der Troſtloſigkeit.

Ihr Anblick entwaffnete mich, der Unmuth, hier bey der beſten Meynung unwürdig behandelt zu werden, hatte mir in der That einige harte Worte in den Mund gegeben, jetzt hatte ich mehr Luſt mit ihr zu weinen. Sie ſah mich, fuhr mit einem kleinen Schrecken auf und griff nach ihrem Schleyer.

Rahel, ſagte ich, indem ich mich an ihre Seite ſetzte, ihr gehet grauſam mit mir um, Ihr wollt vor mir fliehen, als vor einem Ungeheuer, vor mir, der ich ſo gern Eurem Glücke weiche! Ihr antwortet nicht? O bey Maimons Andenken, das auch Euch lieb zu ſeyn ſcheint, beſchwöre ich Euch, raubt mir nicht das Vergnügen, etwas für Euch gethan zu haben; ich bin ſein Neffe, bin, wenn auch nicht ſo reich als er, voll ſeines Eiſers gute Menſchen zu beglücken, wie kann Euch der Verluſt Eures Aufenthalts dieſen ausſchweifenden Kummer machen, da ich hier bin ihn Euch zu ſichern? Oder fürchtet Ihr für Euren guten Namen, ſehet, ich bin bereit, Euch zu weichen. Sorget Ihr, da Eure Wohlthäter dahin ſind, für die Zukunft? Sehet, dieſes Haus nährt Euch, bis mich der Himmel fähig macht, mehr für Euch zu thun. Ich wollte weiter reden, aber ſie winkte und ſchluchzte unabläſſig: das alles, alles nicht! Mehr, ach, mehr iſts, was mein Herz beängſtet!

Indem ſie ihr Geſicht noch immer mit der einen Hand bedeckte, kämpfte ſie mit der andern mit mir um ihren Schleyer, den ich ihr, aus Neugier, ein Geſicht, daß dem

Anſchein nach mehr als artig ſeyn mußte, ganz zu ſehen, nicht laſſen wollte.

Zürnend rief ſie: ſie ſähe es, ich baue darauf, daß ſie eine Ausländerin ſey, eine Frau dieſes Landes werde dieſen Schimpf nicht tragen!

Ich ſah mit der Weile immer mehr und mehr von ihrem Geſicht. Dieſe Haare, dieſer Mund, dieſe, nicht zarte und weiße, aber höchſt wohlgeformte Hand, dieſe ſchön gereihten Zähne. Himmel, Himmel, wär's möglich! — Ich ward kühn, ich mußte alles um alles wagen, ich zog ihre Hand von ihren Augen, und — das Bild meines Wahns und meiner Träume, Chriſtine war es, die mir gegenüber ſaß. Iſts möglich mein Staunen, mein Schwanken, mein Entzücken zu ſchildern?

Sie riß ſich empor, ſie wollte fliehen. Doch ich hielt ſie zurück, oder vielmehr die ſtärkere Liebe, die Liebe in ihr, die für mich ſprach. Chriſtine ſah ſich entdeckt, ſie zürnte, ſie floh nicht; mit dem Ausruf: Joſeph! Joſeph! ſtürzte ſie in meine Arme.

O welch ein Augenblick, werth mit einem ganzen langen quaalvollen Leben erkauft zu werden! O welche Thränen! Engel möchten Menſchen beneiden, um ähnliche weinen zu können!

Joſeph! Chriſtine! Chriſtine! Joſeph! waren lange die einzigen Worte, die wir vorbringen konnten. Sie vergaß ihren Wittwenſchleyer, vergaß, daß ſie hatte fliehen wollen, ich vergaß jeden Unterſchied, den die Vorurtheile der Welt zwiſchen unſere Liebe drängten, vergaß jeden Zeitraum der zwiſchen heut und dem erſten Beginnen unſerer Liebe lag, ſtand wieder mit Chriſtinen an meinem Strohlager, ſah die erſten Funken des Feuers, das für mich brannte, in ihren ſchönen Augen entglimmen, umarmte kühner als damahls die mir über alles Liebe wieder und wieder, und ach, ſie floh nicht, ſie erwiederte meine Liebkoſungen, ſie nannte mich mit den zärtlichſten Namen, es war eine ſüße Vergeſſenheit aller Dinge außer uns, wir lebten bloß in dem Gefühl, das uns allmächtig beſeelte.

Joſephs zartes Stimmchen, das Mutter! Mutter! rief, und ſeine kleinen Arme, die ſich um Chriſtinens Knie ſchlangen, waren es, was uns zuerſt aus unſerm Rauſche weckte. Chriſtine wand ſich von mir los: Ich ſchlug die Augen auf, und ſah auch Cataline voll Erſtaunen uns gegenüber ſtehen.

Die Glut, die in meinem Geſicht entbrannte, Chriſtinens Erröthen, das ſie an den Wangen ihres Kindes verbarg, welches ſie jetzt aufgenommen hatte, und feſt an ſich drückte, alles, ſprach von unſerer Schuld, und noch, weiß ich nicht, was in der unglaublichen Verwirrung, in der ich mich befand, mir den Einfall gab, ſie Schweſter zu nennen! Ich verkenne mich in dieſem Zuge ſchneller, künſtlicher Verſtellung ſelbſt, und könnte mit unſern Vätern glauben, daß in gewiſſen Fällen, eine fremde Macht uns Ausflüchte unterſchiebt, durch unſern Mund redet, und Abwege öffnet, die zum Guten, aber auch zum Böſen führen können. Schweſter! rief ich, meine Schweſter! indem ich ſie, Unbefangenheit erkünſtelnd, nochmahls an meine Bruſt drückte, iſt dies Dein Kind? — Schnell fand ſie ſich in meinen

Plan, und antwortete nach demſelben; wir ſagten unſere Rollen auf, als hätten wir ſie gelernt, und brachten eine Menge Armſeligkeiten vor, die bey andern Zuhörern als dieſe, uns verdächtiger gemacht haben müßten als wir verdienten; ein Kind und eine Cataline konnten wir allenfalls täuſchen.

So waren wir alſo Bruder und Schweſter. Nachdem wir uns ein wenig gefaßt hatten, entfernte ich mich, um mich noch beſſer zu faſſen. Ach, ich hielt mich für gefaßt, und ſtürzte mich in dem Taumel, in welchem ich war, in noch tiefere Verwirrung. Ich ging zu Paolo, um ihm zu ſagen, ich habe meine Schweſter gefunden. — Warum nicht meine Geliebte? War hierin etwas ſtrafbares, und wußte ich nicht ſchon vorhin, daß man hier meinen Wünſchen keine Hinderniſſe in den Weg legen würde? — O Macht eines böſen Princips, das uns unvermerkt auf Irrpfade leitet, die wir ſo ſchwer zurückgehen können, und die uns von unſerm Glück entfernen.

Ich fand, als ich zurückkam, meine Schweſter auch gefaßter, aber unzufrieden mit mir, unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß ſie beym Entſchluß, mich zu fliehen, ſich ſo leicht hingegeben hatte. Ich zürnte nur darüber, daß wir uns die ſeligen Augenblicke des Wiederfindens durch eine Maſke erſchwert hatten, die eine Erfindung des Zufalls, die das Werk eines unſeligen Augenblicks war. Um vor einer Magd nicht erröthen zu dürfen, daß wir uns wie Liebende küßten, machten wir uns zu dem, was wir nicht waren und was wir nicht bleiben konnten, wollten wir glücklich ſeyn. Indeſſen hatte der Brudername ſein Gutes; der Bruder durfte bey ſeiner Schweſter wohnen, durfte ſie täglich und ſtündlich ſehen, und verbot gleich Vernunft und Vorſichtigkeit vor Catalinens Augen Ausbrüche von Zärtlichkeit, welche die Gränzen brüderlicher Liebe überſtiegen, ſo war ja Cataline nicht immer gegenwärtig.

Chriſtine ſagte mir täglich, daß ſie beſſer gethan haben würde, ſich in ein Kloſter zu begeben, daß ſie wenigſtens nun mich fliehen müſſe, auch gab ich ihr, weil ich nicht anders konnte, in allem Recht; indeß ein Tag nach dem andern verging, ohne daß ſie floh, und des Kloſters wurde auf die letzt blos im Scherz unter uns gedacht.

An einem der letzten Tage unſers Glücks, ach — glücklich waren wir wirklich in jenen Stunden! — geſchah es, daß endlich Chriſtine Worte fand, mir zuſammenhängend zu ſagen, wie ſie hierher kam, wie ſie mir vom Geſchick in dieſem Winkel der Erde geſichert wurde, wo wir wohl bey unſrer erſten Bekanntſchaft, bey unſerm letzten Scheiden, nimmer gedacht hätten, das Feſt des Wiederſehens zu feyern.

Die kurze Geſchichte, die mir Chriſtine gab, gebe ich dem Leſer ſo viel als möglich, mit ihren eignen Worten, mir ſind ſie heilig, auch verliert er nichts bey denſelben. Er hört die Stimme unſchuldsvoller Einfalt.

Ich ſollte erröthen, Joſeph, alſo begann ſie, Dich mit den Geheimniſſen dieſes fehlerhaften ſtrafbaren Herzens bekannt zu machen; indeſſen zu tief haſt Du bereits in dieſes Herz geblickt, zu tief durchſchauteſt

Du es vielleicht bereits im Augenblick unſerer erſten Bekanntſchaft, und ich ſage Dir wahrſcheinlich nichts Neues mit dem Geſtändniß: Ich liebte, ja, ich liebte Dich, liebte Dich vermuthlich beym erſten Anblick, ſchon als Mitleid mich um Dich ſorgen lehrte.

Eine Art von Selbſtliebe war's, die mich an Dich zog, ich erblickte in Dir mein eignes Ich. In dem Hauſe, das Du als ein armer kranker Jüngling betrateſt, diente ich einem harten Verwandten als Magd. Du forderteſt nebſt einiger Labung nur einen Winkel ſeines weitläuftigen Hauſes zum Obdach, und ſo wie Dir dieſes kaum gegönnt wurde, verbitterte man mir jeden Biſſen des ſauer verdienten Brods, das, weil's eine Verwandte genoß, Gnadenbrod heißen mußte; man verkannte in mir bey tauſend unwürdigen Beſchäftigungen, die man mir überließ, die beſſere Beſtimmung meiner Geburt und Erziehung, ſo wie in Deinem ganzen All das glücklichere Loos, das Du ehemahls genoſſen haben mußteſt, das Dir wieder werden mußte, und das Dich im Augenblick des Elends einer ſchonenderen Behandlung würdig machte.

Ich weinte, als Dich meine Muhme, die Gaſtwirthin, in die Scheuer wies, indem ſie Dir ein Stück grobes Hundebrod zuwarf, und verſcherzte durch meine Thränen auf mehrere Tage die Möglichkeit, beſſer für Dich ſorgen zu können.

Das verdammte Geheul! ſchrie die Gaſtwirthin, wäre Dein Vater nicht eben ſo ein Narr geweſen, wie Du biſt, ſo müßten wir nicht das Kind eines verdorbenen Kaufmanns ernähren.

Mehrere Tage der Vergeſſenheit folgten für Dich, auf meine damahlige Verweiſung aus Deiner Nähe, bis ich den Augenblick erſah, mich Deiner Wartung zu bemächtigen und das für Dich zu thun, was eine arme Magd thun konnte.

Jeder Augenblick, da ich Deine Leiden, — Du warſt ſehr krank — und Deine Dankbarkeit ſahe, vermehrte meine Neigung für Dich. Es war, davon verſicherte mich mein unſchuldiges Herz, nichts als Dankbarkeit und Menſchenliebe, die für Dich ſprach, ſelbſt die Thränen, die es mich koſtete, daß Du ſein

Chriſt wareſt, ſelbſt dieſe überwieſen mich von der Heiligkeit meiner Gefühle; ich ſah Dich des Nachts in verworrenen Träumen, in den Schoos der Kirche aufgenommen, mein Oheim der Pfarrer taufte, ich war Deine Pathe, tauſend ſchöne Feyerlichkeiten ſchmückten das fromme Feſt, und ſelbſt der Umſtand, daß ſie ſich immer vor dem Altare endigten, da ich als Braut Dir gegenüber ſtand, konnten mir die Augen nicht öffnen. Erſt an dem Tage gingen ſie mir auf, da Du Deinen Oheim wiederfandeſt, da ein unerwartetes Glück Dich aus meinen Augen rückte. Du erinnerſt Dich noch des Auftritts in der Scheuer; lange konnte ich nicht ohne Erröthen daran denken, daß Deine Arme mich umſchloſſen hatten; ach, wie oft habe ich ſeit unſerm Wiederſehen Urſach zu ähnlichem Erröthen gehabt, und iſt unſere Liebe jetzt geheiligter als damahls? . . . . . . Du entfernteſt Dich, und ich blieb mit gefalteten Händen und tief zur Erde geſenkten Augen auf der Stelle zurück, wo Du mich gelaſſen hatteſt. . . . .

Frau Aarom weckte mich aus meinen Träumen. Sie, die mich faſt nie einer freundlichen Anrede würdigte, trug mir jetzt mit häßlichem Scherz Theilung der Geſchenke an, die der reiche Herr Pinto, der mich ſo lieb habe, ich weiß nicht, gegeben habe, oder noch geben werde. Daß ich ihr dieſes unfreundliche Herabreißen aus meinem Himmel mit einem verächtlichen Blicke gedankt haben muß, erfuhr ich noch an dieſem Tage aus der harten Behandlung meiner Muhme.

Unſer Geſpräch in der Scheuer, bey welchem wir, Frau Aaron nicht gerechnet, Engel zu Zeugen hatten, wurde als das ſchwärzeſte Verbrechen geſchildert. Man trug die Sache meinem Oheim vor, es erfolgten Geſetzpredigten, die ich nicht verdient hatte; die Mägde, die mich mit ſcheelen Augen anſahen, miſchten ſich mit ein, die männlichen Bedienten waren, zu meinem Unglück, auf meiner Seite, das ganze Haus zankte ſich, und als am Abend Aaron dazu kam, und verſicherte, daß Herr Maimon, des reichen jungen Herrn Pinto Oheim, einen unauslöſchlichen Haß auf die Chriſtendiene geworfen habe, die ſeinen Joſeph verführen wollte, und daß er ſchlechterdings meine Entfernung fordere, da war meine Verſtoßung beſchloſſen; noch vor Abend wurde ich ausgeſtoßen, und jedem Elend Preis gegeben, das mich, verlaſſen wie ich war, hätte betreffen können, hätte nicht eine Freundin mich für dieſe Nacht bey ſich beherbergt.

Ich weiß nicht, ob Maimon wirklich gegen Aaron etwas von ſeinem Widerwillen gegen unſere Liebe, die er nach des hämiſchen Böſewichts eignem Geſtändniß durch ihn erfuhr, geäußert haben mag; Aufträge hat ihm der edle Mann hierüber gewiß nicht gegeben.

Daß ihm übrigens die Entdeckung Deiner Neigung für mich, wenig Freude machte, daß er unſere Trennung wünſchte, iſt gewiß, aber auf welche Art ſuchte er ſie zu bewirken! — Er hatte Dir verſprochen, für mich zu ſorgen, und wie hielt er Wort!

Es koſtete ihm Mühe, mich ausfindig zu machen, da er mich des andern Tages vergebens im Gaſthofe ſuchte und wohl merken konnte, daß ich nicht im Guten war entlaſſen worden. Aaron bot ſeine gefälligen Dienſte an, und da dieſelben wohlbedächtig verworfen wurden, ſo hörte und ſahe dieſer heimtückiſche Mann nichts von mir, ungeachtet mich mein Geſchick in meinem vergeblichen Herumſchweifen um einen neuen Dienſt, ihm verſchiedentlich in den Weg brachte.

Die Chriſtine mag ſich hüten, ſagte er zu ſeinem Weibe, als ich zuletzt bey ihm vorbeyging, Herr Maimon droht mit dem Zuchthaus!

Battiſta, Maimons Buchhalter, der mich den ganzen Tag vergebens geſucht hatte, und jetzt im Meßgedräng auf mich ſtieß, fand mich noch in den Thränen, die mir dieſe grauſamen Worte auspreßten. Ich kehrte mich von ihm, er hielt mich feſt. Oft hatte ich ihn, in ſeines Herrn Geſchäften, in unſerm Hauſe geſehen; er war ein Chriſt, und nach einigen gewechſelten Worten, in welchen er meine Furcht vor Maimon ſah, machte ſeine Frage: ob ich glaube, er werde mich meinem Unglück entgegen führen? den Eindruck auf mich, den er wünſchte.

Battiſta war ein Portugieſe, er ſprach vom Deutſchen nicht viel mehr, als die Erleichterung der Handelsgeſchäfte, in welchen er Maimons rechte Hand war, nöthig machte. Ich verſtand von allem, was er mir weiter ſagte, nur ſo viel, daß ich keine Urſache habe, Maimons wegen zu ſorgen, und daß Aaron ein Böswicht ſey.

Einige Winke, die mir der redliche Mann über meine Verhältniſſe zu Joſeph gab, machten mich vor denſelben erröthen wie vor einem Verbrechen, und guten Eingang fanden des edeln Maimons Worte, zu welchem Battiſta, dem ich jetzt willig folgte, mich führte.

Maimon ſprach mit mir wie ein Vater. Er dankte mir für das, was ich für ſeinen Neffen gethan hatte, und als ihm das, was ich ihm hierüber entgegnete, als ihm meine Thränen nur zu deutlich ſagten, wie lieb Joſeph mir war, ſo ſäumte er nicht, mich von dem, wovon er voraus ſah, daß es unſer Unglück werden müſſe, mit wohlthätiger Gewalt loszureiſſen.

Als das ärmſte Mädchen meiner Nation, ſagte er, wäre die Retterin Joſephs zu dem höchſten Dank, den ſie und ihr Geretteter fordern könnten, berechtigt. Jetzt muß ich mit Gold abzahlen, was nur Liebe vergilt.

Hocherröthend ſtand ich da; ich verſtand vollkommen, was der ſchonende Maimon ſagen wollte, und verwickelte mich durch meine Worte, in welche ich Stolz und Unwillen miſchte, noch mehr.

Hat Chriſtine, ſo fuhr er fort, ohne auf mein eingeſtehendes Ableugnen einer Liebe, die er mir ja noch gar nicht geradezu ſchuld gegeben hatte, zu achten, hat Chriſtine keinen Verwandten, in deſſen Hand ich das kleine Vermögen, das ich ihr, der Unmündigen, zudenke, niederlegen könnte? Du biſt zu jung, mein Kind, biſt vielleicht kaum ſechzehn Jahr.

Siebzehn, fiel ich ein.

Und, fuhr er fort, vieles Geld wäre in Deinen Händen Verderben; ſprich, gutes Mädchen, lebt kein Verſorger für Dich?

Keiner, als Gott! entgegnete ich.

Der Gaſtwirth im Engel?

Gott müſſe mich bewahren! ſchrie ich im heftigſten Affekte, um Gotteswillen geben Sie mich nicht in die Gewalt dieſer Unmenſchen zurück!

Gegen eine vermögende Verwandte würden ſie freundlich ſeyn.

Erlauben Sie, Herr Maimon, fiel Battiſta ein, ſollten Sie wirklich den Einfall haben können, dieſes arme junge Geſchöpf, und das, was Sie ihr etwa zudenken; der Habſucht in den Rachen zu ſtoßen?

Ich weinte und küßte des redlichen Battiſta Hand, mit welcher er die meinige gefaßt hatte.

Oder einen Bräutigam? fuhr Maimon lächelnd fort, ich meyne einen ſolchen, der Chriſtinens Bräutigam werden könnte, wäre ſie nicht arm.

Nein, ſagte ich mit einem tiefen Seufzer, indeß ſich mein Herz heimlich freute, daß Herr Maimon gewiß nicht wiſſe, wie gut ich ſeinem Neffen ſey, ſonſt hätte er ſo nicht fragen können.

Battiſta wechſelte hier mit ſeinem Herrn einige portugieſiſche Worte.

Mädchen, fuhr Maimon fort, ſage, was ſoll ich mit Dir machen, Du biſt zu gut, zu unſchuldig, zu einfältig, als daß ich Dich bey dem, was mein Dank für Dich fordert, Dir ſelbſt überlaſſen könnte; verlangſt Du in eins der hieſigen Klöſter?

Ich bin proteſtantiſch.

Was ſoll denn aus Dir werden?

Ich will wieder in Dienſte gehen.

Hier oder anderswo?

Mir iſt die ganze Welt gleich!

Dieſer Mann da, dieſer Battiſta, mein redlichſter älteſter Diener hat einen Vater, dem in einer der ſchönſten Gegenden der Erde nichts als eine kindliche Wärterin fehlt, wollteſt Du wohl dieſes werden?

Iſt es weit?

O ſehr, ſehr weit, Du müßteſt dich ganz mir vertrauen.

Vertrauen will ich Ihnen wohl, und je weiter je beſſer. Aber hat der alte Herr auch eine Frau?

Nein, aber eine Tochter würde er gern haben.

Und wollteſt Du dieſe werden? fragte Battiſta mit Thränen in den Augen.

Ich hätte in meiner Einfalt vielleicht nicht verſtanden, was dieſe Frage ſagen wollte, wenn das Feuer, mit welchem Battiſta bey derſelben meine Hand zwiſchen den ſeinigen drückte, mir ſie nicht erklärt hätte.

Unſchuld! Schönheit! Herzensgüte! rief Battiſta mit dem Feuer ſeines Vaterlandes, indem er meine Hand fahren ließ und die ſeinigen gen Himmel hob.

Und eine artige Mitgift, ſetzte Maimon hinzu.

Ich ſtand mit Glut übergoſſen, zitterte und weinte, dachte an Joſeph, fühlte mich äußerſt unbehaglich, und wünſchte mich weit hinweg von dieſer brennenden Stelle.

Die Männer sprachen indeß mit einander sehr eifrig in einem Fenster; in der Bestürzung, in welcher ich war, würde ich nichts verſtanden haben, wenn ſie auch Deutſch geſprochen hätten.

Chriſtine, ſagte Maimon, indem er ſich mit der einnehmendſten Freundlichkeit wieder zu mir wandte; dies ſind Dinge von der äußerſten Wichtigkeit, ſie können nicht in wenig Augenblicken abgethan werden. Das Hauptgeſchäft dieſes gegenwärtigen Augenblicks iſt, Joſephs Wohlthäterin, ſeine Lebensretterin, unverzüglich eine ruhige, behagliche Exiſtenz zu verſchaffen. Du ſagteſt, du hätteſt Zutrauen zu mir, habe es auch zu dieſem guten Manne, er wird Dich zu ſeiner Hauswirthin bringen, ſie iſt Deines Glaubens, ſie wird ſich Deiner mit Rath und That annehmen, ſie wird für Deine gegenwärtigen Bedürfniſſe ſorgen, und von andern Dingen, die wir jetzt beſprechen, und die ſehr ernſtlich gemeynt ſind, reden wir in ruhigen Stunden. Du biſt klug, du biſt fromm, überlege Dir was du gehört haſt und noch hören wirſt, vielleicht daß Dich dann Dein freyer Wille zum Glück leitet.

Froh, daß man mir die Erklärung über Dinge ſchenkte, welche ich glaubte im Traum vernommen zu haben, ging ich an Battiſta's Hand, wohin er mich führte; wir wechſelten kein Wort unterwegens, und ich glaubte die nehmliche Verlegenheit an ihm zu bemerken, die ich ſelbſt fühlte, als er mich der Frau überlieferte, von der man mir geſagt hatte, und ſie bat, mich ganz ſo zu behandeln und einzurichten, als ob ich ſeine Schweſter wäre.

Was ſoll ich weiter von dieſer Stelle meiner Geſchichte ſagen, mein Joſeph? In der Art, wie man mich hier behandelte, wie man mich, ach, weit über meine Wünſche und Erwartungen ausrüſtete, ſahe ich Deines Oheims ganze Großmuth, aber in Wiederholung jener Anträge auch ſeinen feſten Willen, mich ſo zu entfernen, ſo zu binden, daß nie ſein Neffe mehr einen Gedanken auf mich haben könne. Ich ſah dies damahls nicht ſo ein wie in der Folge, als mehrere Erfahrung meine Begriffe beſſer entwickelte, auch tadele ich ihn nicht; er handelte vernünftig und gut, er entriß mich dem Elend einer hoffnungsloſen Leidenſchaft, und lieferte mich in den Schoos häuslichen Glücks, indem er zugleich den Liebling ſeines Herzens von einer unſtatthaften Verbindung losriß.

Meine gutmüthige Verſorgerin, von Battiſta mit meiner ganzen Lage bekannt gemacht, trug viel bey, meine Entſchließungen ſo zu leiten, wie es Klugheit und Nothwendigkeit erforderten. Battiſta wiederholte ſeine Bewerbungen, er liebte oder ſchätzte mich wahrhaftig, auch war er vielleicht nicht unempfindlich gegen die ſehr artige Summe, die Maimons Freygebigkeit meinen Brautſchatz nannte; das Vergnügen, ſich ſeinem Handelsherrn, dem Wohlthäter ſeines alten Vaters, der damahls ſchon als Pinto's Penſionär in dieſem Hauſe wohnte, durch Ausführung ſeiner Plane verbindlich zu machen, ging ihm wahrſcheinlich über alles.

Ich, gebeten, überredet, von allen Seiten, bey allem was mir Maimon geben konnte, dennoch freundlos in die Welt hinausgeworfen, ſobald er und Battiſta ſich entfernten, von meiner Rathgeberin überzeugt, daß der Gedanke an Dich Schimpf, die Verbindung mit einem redlichen Manne meines Glaubens, Ehre und Glück ſey; dieſem Battiſta, ob er gleich ehe häßlich als ſchön, und zweymahl ſo alt war, als ich, dennoch dankbar gewogen, was konnte ich am Ende anders thun, als ja ſagen? Ehe die Tage der Meſſe, die Deinen Oheim dorthin gerufen hatten, zu Ende gingen, ward ich Battiſta's Frau, der dann ſogleich mit mir nach Hamburg mußte, vielleicht weil Raimons Geſchäfte ihn dahin riefen, vielleicht auch um jede Möglichkeit abzuſchneiden, daß zwey Unglückliche ſich wiederfinden konnten.

Ich, fromm und unſchuldig wie ich war, fand bald in meiner Pflicht mein Glück, auch fehlte es meiner Lage, als Frau eines angeſehenen und geſchätzten Mannes, nicht an Reizen. Battiſta freuete ſich meiner; meine gute, obgleich nicht große, Erziehung, die ich bis in mein vierzehntes Jahr vor dem Fall und Tode meines unglücklichen Vaters erhalten hatte, kam mir zu ſtatten. Man ſah in der jungen Kaufmannsfrau nicht die arme Gaſtwirthsmagd, und die Erinnerung an dieſen Stand, diente nur mir, diente mir dazu, meinem Wohlthäter und meinem Manne dankbar zu ſeyn, und keinen ihrer Plane zu vereiteln.

Daß Maimon große Dinge mit Dir vorhabe, ſagte mir Battiſta bey unſerer folgenden Vertraulichkeit oft, wenn ich äußerte, wie ich Dich doch nicht vergeſſen könne, und nur zu wiſſen wünſche, wie es Dir ergehe. Du ſollteſt alle Güter Pinto's erben, ſollteſt ein eben ſo reiches Mädchen heyrathen. Du kennſt ja die Plane auch der Edleren unter den Reichen, die es für Gewiſſensſache halten, irdiſches Glück ſo hoch zu treiben als möglich. Meine Plane waren, meinem Manne und ſeinem ehrwürdigen Vater zu gefallen, und meinen Joſeph, den ich mit nach Portugall gebracht hatte, wohl zu erziehen. Battiſta erlaubte, daß ich dem Knaben dieſen lieben Namen gab; er erlaubte, daß ich mich nach Deiner Mutter Rahel nennen ließ, er hatte Nachſicht mit dieſen kleinen Schwächen, die mich für alles partheyiſch machten, was Bezug auf Dich hatte.

Ach,

Ach, der Arme dachte nicht, daß er einer Flamme Nahrung verſtattete, welche nach ſeinem Tode von neuem ausbrechen, und mich vielleicht neuem Elend entgegen führen ſollte!

Ich unterbrach hier Chriſtinens Rede auf die Art, die ſich errathen läßt, und ſie nahm endlich das Wort von neuem, ihre Geſchichte zu ſchließen.

Eine anſteckende Krankheit war's, die mir binnen wenig Wochen, den Gatten und den Vater nahm. Unausſprechlich hatte ich beyde verehrt, und ich darf hoffen, ihr ganzes Glück gemacht zu haben. Beyder Tod warf mich von neuem freundlos in die Welt, und einziger Troſt war mir's nur, daß ich nicht fürchten durfte, von der Stelle zu ſcheiden, wo ich mit ihnen gelebt hatte, wo ſie geſtorben waren.

Maimon, den ich längſt wieder bey Pinto glaubte, würde, das wußte ich, Chriſtinen nie aus ihrer einſamen Freyſtatt aufſtören, das Gelingen ſeiner eignen Plane wollte es, mich in dieſer Sicherheit aufzubewahren. Stelle Dir daher mein Entſetzen vor, als mir an jenem Tage des Kummers und der Freude, die Erſcheinung eines Nachfolgers in meinem kleinen Witthum angekündigt wurde.

Mit Angſt und Sorge erwartete ich Dich. Du trateſt ein, und obgleich der einbrechende Abend, und die Aenderung Deiner Geſtalt (Du biſt um vieles größer und ſtärker geworden), es unmöglich machten, Dich zu erkennen, ſo ging doch ein gewiſſer ahndender Schauer vor Dir her, den ich mir nicht zu erklären wußte. Ich fühlte mich weniger unglücklich in Deiner Nähe; mit dem Manne von dieſer Geſtalt, dieſer Sprache, ſo dünkte es mich, konnte ich ſchlechterdings in keine widrigen Verhältniſſe kommen.

Deine Sprache? — Kann ich auch ſagen, daß ich, als ich dieſe hörte, Dich noch nicht gekannt habe? Stieg nicht bey Deinem erſten Worte, Joſephs geliebtes Bild in meiner Seele auf?

Du ſprachſt weiter; die Milde Deiner Erklärungen zeichnete Dein Bild mir noch feſteren Zügen, nur daß meine Phantaſien dunkel und unbeſtimmt blieben, weil es unmöglich war, zu errathen, wie Du, Du, des reichen Pinto's Enkel, auf dieſe Art hierher kommen konnteſt. Du ſprachſt vom Pinto und Maimon, nannteſt Dich ihren Verwandten, Deine Thränen floſſen, und — Du warſt verrathen. Kaum konnte ich mich faſſen; ich mußte hinaus, mich auszuweinen.

Wiederſehen, o du der Liebenden Wiederſehen, ſelbſt der Traum von Dir, iſt Vorſchmack ewiger Freuden?

Aber ich irrte ja doch wohl, und irrte ich nicht, welche Thorheit mich Dir bekannt zu machen! Wo blieben alle Siege, die ich mir in der Losreißung von Dir erkämpft hatte? wo blieb meine Pflicht gegen den Willen meines Wohlthäters? — Aber Maimon war tod, — Umſtände hatten ſich vielleicht geändert? O, der Kampf iſt unbeſchreiblich, den ich in jenen fürchterlichen Minuten kämpfte. Ich wollte hinein, wollte mich mit den Worten: hier iſt Deine Chriſtine! in Deine Arme werfen, aber, liebteſt

Du auch mit einer Liebe wie die meinige? Und war auch dieſes, wo blieben die Hinderniſſe, die in unſerm Glauben lagen?

Sey gutes Muths, du Unglückliche, ſagte ich zu mir ſelbſt, vielleicht iſt er's nicht, und all deine Unruhe iſt vergebens! — Ich trat wieder hinein; — ach, Joſephs liebe Augen trafen auf die Meinigen! Ich nannte den Namen meines Kindes; Du ſagteſt, es ſey der Deinige. O kann ich, kann ich meine damahlichen Gefühle, kann ich die Kämpfe der darauf folgenden Nacht, kann ich meine gegenwärtigen Empfindungen ſchildern? Wie ich Dich damahls von mir trieb, ſo ſollte ich auch jetzt Dich von mir treiben; denn glaube, glaube es nur, wir dürfen nie uns angehören, keins der alten Hinderniſſe iſt noch aus dem Wege geräumt; Du biſt Joſeph, ich bin Chriſtine, nie kann nach den Geſetzen der Welt aus uns ein ſchickliches Paar werden.

Daß ich des andern Morgens, von Dir überraſcht, ſo willig mich hingab, daß ich noch jetzt, verblendet gegen alle Unmöglichkeiten, Dich täglich um mich dulde, daß ich

Dir den gefährlichen Bruder-Namen gönne, daß ich, welches ich nie that, nie in meinem Leben, hinter der Lüge Schutz ſuchte, ach, nichts, nichts iſt dies alles, als Unterpfand neuen Elends. Glaube mir, Joſeph, wir müſſen uns trennen, Du oder ich müſſen fort, uns verfolgt die Rache des Himmels. Unglück, Unglück war's, daß wir uns kannten!

Nie hatte ich Chriſtinen ſo heftig geſehen, kein Beruhigungsmittel half, ſie ahndete Stürme, die ganz nahe uns drohten. Ich verließ ſie, weil ſie endlich mit halben Unwillen mich von ſich trieb, und kehrte ſchnell zurück, um ſie zu beſchwören, ſich nur nicht heimlich mir zu entziehen, welches ſie ſo zögernd, ſo ſchwankend einging, daß ich mir gelobte, des andern Morgens weit vor der gewöhnlichen Zeit wieder hier zu ſeyn, und über ſie zu wachen. Thörichte Gelübde des Sterblichen auf Morgen, der nicht weiß, ob Morgen ſein iſt!

Für dieſen Abend ging ich wieder nach der Stadt; Geſchäfte wegen Beſitzes meines, unſers Hauſes machten dieſes nöthig. Es fehlte mir noch an einigen Schriften; doch ich hatte das Verſprechen meines Freundes aus Porto, mir ſie nachzuſchicken, und mit jedem Poſttage konnte ich ſie erwarten.

Chriſtinens Unglücksahndungen ſchienen früh in Erfüllung zu gehen. Mein erſter Weg ging, wie gewöhnlich, zu meinem Freund Paolo; ich fand ihn geändert, fand ihn ſtill und ſchwermüthig; ſeine Geſpräche lenkten ſich, nachdem er lange einſylbig geweſen war, auf meine geliebte Wittwe, deren er nicht mehr gedachte, ſeit — ſie meine Schweſter war.

Und iſt es wirklich ſo? begann er, ſeyd Ihr wirklich Geſchwiſter?

Wie konnte ich zurücknehmen, was ich toll genug geweſen war vorzugeben!

Pinto, ich verlange Zutrauen! Wer den Freund mit Erdichtungen täuſchet, was verdient er?

Es kommt drauf an, ob von einem alten geprüften Freunde die Rede iſt.

Es liegt Beleidigung in dieſer Antwort, ich will ſie verſchmerzen, und Pinto nur dieſes ſagen: iſt die Wittwe ſeine Schweſter, ſo ſind beyde die ärgſten Verbrecher, die die Sonne beſchien. Sträfliche Liebe waltet unter Euch ob; das zeuget jedes Eurer Worte, dies zeuget das Zeugniß der Lauſcher, dies zeuge auch ich, der ich in dieſem Augenblicke die Verwirrung der Schuld in Pinto's Augen leſe. Dies iſt zu viel! Mein Haus hat keinen Raum für Uebertreter göttlicher und menſchlicher Geſetze! Euch ſoll die Obrigkeit trennen!

Wer je das immer heitere Geſicht eines redlichen Freundes auf einmahl geändert, es durch ſeine Schuld oder Verſehen geändert ſahe, der denke ſich mein Entſetzen. Zu der Vorliebe, die ich für Paolo hatte, zu der Dankbarkeit, die ich ihm für tauſend große und kleine Gefälligkeiten ſchuldig war, kam dieſes: Paolo war hier kein unwichtiger Mann, er ſtand in Verbindungen, die uns gefährlich werden konnten, wenn Bosheit oder beleidigte Freundſchaft ihn bewogen, ſie gegen uns zu gebrauchen. Vor dem erſten war ich ſicher, das zweyte ſchreckte mich.

Paolo hatte Urſach zu zürnen, ich eilte dem beleidigten Freunde nach; das Geſtändniß meines Fehlers, das Geſtändniß meines wahren Verhältniſſes zu Chriſtinen war auf meinen Lippen. Er hörte mich nicht!

Wie kann ich Pinto trauen, rief er; Geſtändniſſe, von der Nothwendigkeit erpreßt, verdienen keinen Glauben, wenn Geſtändniſſe ruhiger Freundſchaft falſch befunden wurden.

Außer mir vor Kummer, ging ich nach Hauſe und ſetzte mich zu ſchreiben; die halbe Nacht ging über Darſtellung der Sache hin; ich ſagte Paolo alles, nur unſere Religion konnte ich ihm nicht vertrauen. Chriſtine war eine Proteſtantin, ich ein Jude. In Portugall muß man ſolche Dinge nur muthmaßen können, Eingeſtändniß derſelben ſetzt ſelbſt den, der es weiß, in Gefahr.

Mein erſtes Geſchäft des Morgens war, Paolo meinen Brief zuzuſchicken. Er ward angenommen und gütig beantwortet; der redliche Mann, obgleich mit Recht aufgebracht, konnte nicht unerbittlich zürnen.

„Ob ich verzeihe, ſo ſchrieb er mir, davon iſt jetzt nicht die Rede; der Fehlende muß dem Fehlenden verzeihen, auch mich übereilte vielleicht geſtern der Zorn. Auch glauben will ich, denn glaublich iſt die Geſchichte, aber warum mußte ich ſie jetzt erſt erfahren? Chriſtine wäre jetzt Joſephs Frau, hätte er ſich nicht ſelbſt den Weg zum Glück verſchloſſen."

„Andere minder Eingenommene als ich, werden in dieſem unbegreiflichen Vorgeben gegen eignes Glück, immer das Unterpfand deſſen finden, was man nun zu läugnen ſtrebt. Unterſuchungen werden nöthig gemacht werden, die, wenn ſie auch hier günſtig ausfallen, doch vielleicht andere in dieſem Lande eben ſo bedenkliche Verborgenheiten entdecken möchten."

„Gilt mein Rath, der Rath des wahren, redlichen Freundes etwas, ſo ſehe Pinto die Wittwe gegenwärtig nicht wieder, auch nicht ein einziges mahl." Von dieſer

„vernünftigen Entſagung, hängt das ganze Glück beſonders der geliebten Perſon ab. Man entfernt ſich in der Folge vielleicht unvermerkt aus dieſen Gegenden, findet ſich in andern wieder, ſo kann doch noch vereinigt werden, was jetzt für den gegenwärtigen Augenblick ſchlechterdings getrennt ſcheinen muß. O daß ich Pinto, um ihm dieſes leicht zu machen, bewegen könnte, heute, heute noch dieſe Gegend ganz zu verlaſſen. Unſer Umgang, ſo wollen's die Umſtände, und der böſe Ruf, den thörichte Verſtellung nach ſich zog — Unſer Umgang iſt doch vor der Hand getrennt, und kann und darf Pinto auch die Wittwe nicht ſehen, was hält ihn denn noch in Scintra? Vielleicht Sorge um ſie, die Verlaſſene? — O, was Paolo vermag, wird er für die Freundin ſeines Freundes thun. — Vielleicht Sorge um ſein Kind? — O, dieſes Kind! dieſer unwiderlegliche Zeuge der Schande! wäre nur dieſes nicht! Pinto, ich will Dir glauben, die Natur mache Deine Verbindung mit der Wittwe nicht verbrecheriſch; auch die unſchuldigſte Liebe war unter Euch Verbrechen, da ihr einander nicht angehören durftet. Unſere reinen Sitten urtheilen hier anders als in Eurem Vaterlande; warum alſo dieſen Zeugen Eurer Schuld? Warum brachte der redliche Battiſta, deſſen ganze Handlungsweiſe in dieſem Fall ich verkenne, das Kind des Laſters mit herüber? — Indeſſen auch dieſes, — es iſt ja unſchuldig an ſeinem Urſprung, — auch dieſes finde in Paolo einen Beſchützer, und Pinto kann ſich ohne Sorge entfernen.“

Ich war ſtarr vor Entſetzen nach Verleſung dieſes Briefs! Ich Chriſtinen nicht wiederſehen? auch nicht ein einzigesmahl? Ich mich entfernen? — Ich auch von Paolo, dem Freunde, deſſen Redlichkeit ich ſelbſt im Augenblicke, da er den Dolch mir ins Herz drückte, erkennen mußte, auch von ihm getrennt? mein guter Ruf zernichtet? ich, indem ich nach nichts als Tugend ſtrebte, indem alle meine Wege vor Gott rein und ohne Tadel waren, mit den abſcheulichſten Verbrechen gebrandmarkt, und, o Gott, ſie mit mir, dieſer Engel von Unſchuld und Seelenadel, ſie mit mir gezählt zu den Verworfenen!

Der Schluß dieſes fürchterlichen Briefs, der Joſeph betraf, entwickelte in mir die Fülle der marterndſten Gefühle, doppelt marternd, da ſie von der widerſprechendſten Art waren. Wuth über das Gift der Läſterſucht, Staunen über die Unbegreiflichkeit ihrer Erfindungen, über die Wahrſcheinlichkeit, die ſie ihren Geweben zu geben wußte, wechſelte mit der Vorſtellung meines Glücks ab, wenn — ach Gott, was ſage ich? — wenn das, was ſie uns aufdichtete, Wahrheit wäre.

Ich ſprang auf in einem wahnſinnigen Gefühl von Freude. Joſeph mein! ſchrie ich und faltete die Hände gen Himmel. Chriſtinens Sohn den Meinigen? O zu glücklich, zu glücklich wäre ich, haftete dieſer Flecken in mir! Vater im Himmel, iſt's nicht Verbrechen, ſich ſchuldiger zu wünſchen als man iſt?

Meine Thränen ſtrömten, mein Gehirn glühte! Ich exiſtirte in einer andern Welt. Chriſtine war mein Weib, Joſeph mein Sohn! ich mußte beyde ſehen, und wenn alle Schrecken der Inquiſition hinter mir herjagten.

Schon hatt' ich den Wanderſtab ergriffen, den Hut tief ins Auge gedrückt, zu Chriſtinen zu eilen, als Paolo eintrat. Es war früh am Tage, kaum war die Sonne herauf.

Noch einmahl, Pinto, ſagte er, noch einmahl muß ich Dich ſehen, ob auch mein eignes Verderben an dieſem Beſuch haftete. Wehe dem, der dem Freunde nicht mit eigner Gefahr im Augenblicke des Sinkens die Hand reicht! — Doch ich ſehe, Du biſt ſchon reiſefertig? — Weißt Du die Nachricht ſchon, die ich Dir bringe? Weißt Du ſchon, wie wunderbar ſich die Schickung mit dem Rathe des Freundes vereinigt? Weißt Du ſchon, daß ſie Dich in dem nehmlichen Augenblicke von hinnen ruft, da längeres Verweilen Tod wäre.

Ich weiß nichts, ſprach ich mit dumpfer Stimme, weiß nichts als daß ich hinaus muß.

Hinaus? zu wem? zur Wittwe? Willſt Du in Dein Verderben rennen?

Wenn dort Verderben iſt, ſo muß ich hinaus, um ſie und Joſeph zu retten.

Sie iſt gerettet! ſie iſt gewarnt! — Aber in welchem entſetzlichen Zuſtande iſt es, daß ich Dich treffe?

Ich ſtammelte, und weiß nicht, ob er aus meinen abgebrochenen Worten das ſeltſame Gemiſch von Ideen errieth, das zuletzt meine Sinne benebelt hatte. Er führte mich zu einem Stuhl, ließ mich Waſſer trinken, redete beruhigend mit mir, und endlich gelang es ihm, mich zu einiger Faſſung zu bringen.

Pinto, ſagte er, was zagſt, was wütheſt Du! Weiche jetzt dem Unglück! Biſt Du unſchuldig, ſo biſt Du ein beſonderes Augenmerk der Gottheit, die der Unſchuld nur zu höherer Verklärung ſolche Prüfungen auflegen kann, und unſchuldig möchte ich faſt Dich halten, da Dir im Augenblick der Gefahr die helfende Hand ſo ſchnell erſcheint. Siehe was mich zu Dir brachte, was wir beyde ſchon geſtern hätten wiſſen können, lies, und befolge augenblicklich den Ruf, der Dich dieſen Gegenden wie durch ein Wunder entreißt.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Paolo reichte mir bey dieſen Worten das geſtrige Zeitungsblatt hin, und da ich nicht im Stande war, die Stelle, die er mir bezeichnete, ſelbſt zu leſen, ſo las er mir folgenden Artikel:

„Wenn Joſeph Pinto ſich noch in Scintra befindet, ſo denke er an das Verſprechen, das ihm Jannai im Augenblick des Scheidens gab. Jannai iſt ſehr glücklich in der *** Handlung zu ** angeſtellt, ein Geſchäft von Wichtigkeit und Vortheil ruft ihn nach Braſilien; er wünſcht Joſeph zum Gefährten. Jannai wartet ſeiner zu ***. Reiſegelder findet er zu Lacerta bey Petro Gianone.“

„Geſchäfte ſind dem Jünglinge nützlicher, als träge Ruhe.“

Ich war noch nicht im Stande geweſen meine Gedanken über dieſen Beweis der Redlichkeit des treuen Jannai zu ordnen; Paolo war noch nicht zur Hälfte mit ſeinen auf denſelben gegründeten Planen und Ueberredungen, als man eintrat, mir einen Brief zu bringen. Ich wollte ihn ungeleſen zu mir ſtecken; aber Paolo drang auf deſſen Verleſung. In Stunden wie dieſe, ſagte er, iſt alles wichtig, beruht alles auf der Eil. So nothwendig Deine augenblickliche Entfernung iſt, ſo ſollſt Du doch nicht ehe von der Stelle, bis Du geleſen haſt, was ja vielleicht einen unmittelbaren Einfluß auf Deine nächſten Schritte haben kann. Lies, ich will indeß die Rechte des Freundes gebrauchen, Dir aus Deinen Sachen Geld und das Nöthigſte zuſammen ſuchen, das übrige verſchließen und in meiner Verwahrung behalten. Denn die Nothwendigkeit augenblicklicher Entfernung kann nichts ändern.

Ich öffnete den Brief, während der treue Freund geſchäftig war, ſahe die Hand, ſahe die Unterſchrift, ließ den Brief fallen, und faltete mit einem Ausbruch ſtürmiſcher Freude die Hände dankend gen Himmel. —

Rahel Pinto! ſchrie ich, meine Mutter! Gott! meine Mutter!

Ich war nicht im Stande zu leſen! es war, es war die theure Hand der Mutter, deren

deren Züge ich ſo lange nicht ſah! Ein Strom von Gefühlen beengte mein Herz, Freudenthränen trübten meine Augen.

Paolo nahm den Brief auf und las an meiner Statt.

„Lieber, lang verlohrner, endlich wieder „Gefundener,"

„Komm in die Arme Deiner Mutter! „Du biſt in Scintra? Komm nach Porto „in das Haus, aus welchem Dich und mich „die ſchwärzeſte Bosheit vertrieb, in das „Haus, deſſen Sohn und Erbe Du biſt. „Dich rufen

„Deine Eltern
„Rahel und Fernandez."

Wer von Euch, meine Leſer, hat Tage erlebt wie der, deſſen Geſchichte Ihr vor Euch habt? Tage, in welchen das Schickſal ein Gewühl ſeltſamer Vorfälle zuſammenhäufte, und Euch wechſelsweiſe zu Freude und Schmerz hinriß? Unmöglich iſts, in der

Folge jeden kleinen Umſtand der damahligen Vorgänge feſt zu halten, ein großes, regelloſes Bild ſchwebt uns von denſelben vor, dem es nicht an Deutlichkeit fehlt, deſſen Figuren aber zu gedrängt ſind, um einen andern als allgemeinen Eindruck zu machen. Von dem Augenblicke an, da ich Rahels Brief geleſen hatte, weiß ich nur dieſes, daß mir die Nothwendigkeit der Entfernung, augenblicklicher Entfernung feſt ward, daß ich ſelbſt zufrieden war, Chriſtinen vor der Hand nicht wiederzuſehen, daß ich mich in der Sorge um ſie, in den Anſtalten zur Reiſe, in allem auf Paolo verließ, und am Ende nur darin mit ihm uneins war, daß ich zu meiner Mutter wollte, zu ihr, nach der ſich jetzt mein ganzes Weſen ſehnte, da hingegen er drauf drang, Jannai's Ruf zu hören.

Paolo fand Rahels Brief zu unbeſtimmt, zu ſehr im Feuer der Leidenſchaft geſchrieben; die Ausſichten, die er mir zeigte, dünkten ihm zu glänzend, um ihnen ganz zu trauen; zudem ſchreckte ihn in der Unterſchrift der Name des zweyten Gatten meiner Mutter, deſſen ich in Erzählung meiner Angelegenheiten nicht mit Vortheil gedacht hatte, weil — weil er der Nachfolger eines angebeteten Vaters war. — Jannai's Aufforderung hatte hingegen den ruhigen-beſtimmten Ton des Freundes; ſie zeigte mir mäßiges Glück, zeichnete mir genau den Weg vor, den ich nehmen mußte, um daſſelbe zu finden. Daß dieſes alles in Rahels Briefe fehlte, ſchob ich auf die Wallung, auf das Entzücken des regen Muttergefühls, in dem er wahrſcheinlich geſchrieben war, auf weibliche Vernachläſſigung der Hauptſache im Augenblick des Affekts, und der Ruf der Geliebteren behielt auf alle Fälle den Vorzug.

Paolo, nachdem ich ihm gnugſam verſichert hatte, daß es wirklich Rahels Hand, daß es ſogar das Pinto'ſche Siegel ſey, gab endlich nach, nur froh mich endlich zur Abreiſe bereit zu ſehen; er verſah mich mit Gelde, verſicherte mich nochmahls ſeiner Sorgfalt in allem was ich zurück ließ, und ſchob mich dann zu einer Hinterthür hinaus, denn es war über dieſen Dingen hoher Tag geworden, und heimlich ſollte meine Entfernung geſchehen; warum, wußte und fragte ich nicht, wußte nicht, daß die Hand der Inquiſition in meinem Nacken war.

So eilig, ſo unbeſtimmt Rahels Brief geſchrieben war, ſo befriedigend war er für mich in dem ſeltſamen Zuſtande, in welchem ich mich damahls befand. Ich war wirklich krank, krank am Geiſte. Die auf einander folgenden Erſchütterungen der heftigſten Gefühle, hatten mich in eine Art von Betäubung verſetzt, die mich nur maſchinenmäßig handeln ließ. Chriſtinens Geſchichte hatte den Anfang gemacht, dieſes ſchon ſeit ihrem Wiederfinden exaltirte Gefühl noch mehr in Flammen zu ſetzen, der unvermuthete Schlag, der uns trennte, Verläumdung der unſchuldigſten Liebe, Verkennung des beſten Freundes, Nothwendigkeit ſie, ſie, die mir alles war, nicht wiederzuſehen, Angſt ihret-, Beſorgniß meinetwegen, dunkle Vorſtellungen von der mich zunächſt umgebenden Zukunft, alles kam zuſammen, den armen Joſeph ſchwanken zu machen. Mein Herz war gut, aber nicht ſtark; mein Geiſt gebildet, aber nicht feſt und erhaben. Unglücksfälle, frühe gehäufte Unglücksfälle hatten mich noch mehr geſchwächt, als ich im Sonnenſchein des Glücks, oder auf des Lebens alltäglichen Wegen geworden ſeyn würde.

In der Dunkelheit, die mein Schickſal umnachtete, waren jene beyden auf einmahl geöffneten ſonnenhellen Ausſichten, beſonders die, welche Rahels Brief mir zeigte, ein Traum vor meinen Augen; ich nahm ſie an, aber wenn ich mich recht beſann, ſo war's, als hätte ein Geſicht mich umleuchtet und ich müſſe nächſtens erwachen. Ich ſchildere hier einen Zuſtand, den mehrere Menſchen, die gerade mit mir auf einer niedrigen Stufe von Kraft und Vollkommenheit ſtehen, wohl begreifen können; er iſt ein ſchmaler Weg zwiſchen Abgründen, iſt gefährlicher, als wir es ſelbſt fühlen; wir gehen ihn mit geſchloſſenen Augen, oder vielmehr wir gehen ihn nicht, wir werden getragen, eine unſichtbare Hand iſt's, die uns Schwache leitet. Menſchen, die mitten im Schooße des Glücks ihr ganzes All verloren, die im Augenblick der höchſten Liebe und Sicherheit von dem liebenden Herzen geriſſen wurden, die im Hafen zu ſeyn glaubten, und die ein Sturm bey heiterm Himmel wieder ins hohe Meer ſchleuderte, dieſe haben erfahren, was ich erfuhr; bey mir Schwachen gehörte noch weit weniger dazu als bey andern, den ſeltſamen Zuſtand hervor zu bringen, in dem ich mich befand.

Rahel, ohne den Zuſtand ahnden zu können, in welchem ihr Brief mich traf und in welchen er mich verſetzte, Rahel, ſelbſt halb außer ſich, da ſie jenen Brief ſchrieb, hatte indeſſen Maaßregeln getroffen, mich meinem Glück ſicher entgegen zu führen.

Paolo, welcher berechnen konnte, wie weit und wohin mich meine Fußreiſe in den nächſten drey Tagen bringen würde, hatte bald nach meiner übereilten Abreiſe einen zweyten Brief an mich aus Porto erhalten, den er ſchlau genug war, der verfolgenden Macht zum Trotz, in ſeine Hände zu bringen, den er, in der Lage, in welcher wir waren, glaubte erbrechen zu dürfen, und den ich mit einigen Zeilen von ihm am vierten Tage in der Herberge fand. Er enthielt nichts als Rahels Direktionen nach R...., wo ich einen Begleiter und Reiſegelder finden ſollte. Paolo ſchrieb mir nichts als Ermahnungen zur Behutſamkeit und Eil. Erſt ſpät nachher erfuhr ich, daß ihn ſein letzter Beſuch bey mir ſelbſt verdächtig gemacht habe, und daß der Beſchlag, den man auf alle meine Sachen, ſelbſt auf die an mich eingehenden Briefe gelegt hatte, nur durch die äußerſte Klugheit von ſeiner Seite hatte entkräftet und mir unſchädlich gemacht werden können. Ach, das Schrecklichſte erfuhr ich nicht... Von Chriſtinen meldete er kein Wort, und ich in meinem ſeltſamen Zuſtand vom Seyn und Nichtſeyn, befriedigte mich leicht mit dem einfältigen Glauben, keine Nachricht ſey Beſtätigung der beſten.

An dem Orte, wo mich die Briefe trafen, war bereits unter uns ausgemacht worden, daß meine Fußreiſe ein Ende haben ſolle und ich mich nun mit mehrerer Sicherheit beſſerer Bequemlichkeit bedienen könne. Es war die höchſte Zeit, der Weg durch wilde

Wälder und Gebirge, die Einſamkeit mit meinem zerrütteten Selbſt, die wenige genoſſene Nahrung hatte mich ſehr herabgebracht, ich ruhte einen Tag, mußte in den folgenden einen kleinen Umweg machen, um an den Ort zu gelangen, den mir Rahel bezeichnet hatte, langte an, und ſah mich in — Jannai's Armen.

O, wer je in einem ganz verlaſſenen Zuſtande, losgeriſſen, nicht allein von Freunden, auch von jedem, der ihn kannte, den Geliebten ſeines Herzens fand, der urtheile von meinem Entzücken, als Jannai vor mir ſtand.

Dieſer treue Diener meines unvergeßlichen Maimons gehörte jetzt für mich bey weitem unter die Liebern von dem ganzen Menſchengeſchlecht. Nur Rahel, die ſo lange nicht geſehene und mir alſo fremd gewordene Mutter, ſtand über ihm, dicht unter ihm Paolo. Deinen Platz, o Chriſtine, dieſen Dir anzuweiſen, war meine Faſſungskraft zu ſchwach; Du füllteſt mein ganzes Herz aus, und — von Dir mußte ich ſcheiden?

Jannai ſah ſehr bald, wie zu rechter Zeit er kam, eine Stütze des Schwankenden zu werden, und unter ſeiner Pflege kam ich bald dahin, mich nicht allein über ſeine Erſcheinung, wie ich erſten Blicks that, zu freuen, ſondern auch zu verwundern. Der Gemüthszuſtand, in welchem uns, an den raſchen Gang des Schickſals, oder an die wilden Bilder eigner Phantaſie gewöhnt, nichts überraſcht, nichts wunderbar vorkommt, iſt einer der gefährlichſten.

Was Jannai mir zur Auskunft über meine Fragen antwortete, gebe ich jetzt meinen Leſern.

Mein Freund war irre geweſen in meinem Aufenthalt, falſche Nachrichten hatten ihn verleitet. Schon lange hatte er die erſten Schritte gethan mich zu ſich zu ziehen, und da ſeine Briefe an mich nach R... — dahin wies ihn das Gerücht — uneröffnet zurück kamen, ſo half er ſich, wie er mir beym Abſchied verſprach, durch öffentliche Anzeige.

Dieſe kam indeſſen ehe vor Rahels Augen als in den entlegenen Winkel des Landes wo ich lebte. Rahel befand ſich mit ihrem Gatten in Porto. Samuels Feinde, und wie viel Feinde mußte ſich der Uebermuth deſſen machen, der Pinto's Güter nicht als Verweſer ſeiner Erben, ſondern als Eigner, genoß, und ſich in ſeinem Glanze brüſtete; Samuels Feinde hatten Mittel gefunden, den Ort ausfindig zu machen, wo ſie, mit Pinto's Tod, mit Maimons Tod unbekannt, von Samuels Täuſchungen zurückgehalten lebten. Die weite Entfernung machte die Entdeckung der Tücke unſers Feindes unmöglich; wahrſcheinlich würden ſie nicht eher hinter dieſelben gekommen ſeyn, bis Samuels Habſucht Pinto's Erbtheil ganz geplündert, und er ſich mit der Flucht gerettet hätte. Die Nachricht, wie es in Porto ſtand, brachte ſie ſchnell herbey, und weit früher hatten ſich Pinto's rechtmäßige Erben bey der Obrigkeit gemeldet und legitimirt, weit früher hatte der kluge Fernandez Vorkehrungen getroffen, die Rahel und ihm ihre Rechte ſichern mußten, ehe Samuel, der endlich Ueberliſtete, nur einen Verdacht haben konnte, welcher Sturm ihm drohe.

Wie Engel der Rache ſtanden die Vertriebenen auf einmahl ihm gegenüber, und man mußte Samuel ſeyn, um hier die Maske der Verſtellung beyzubehalten, und es den Beleidigten unmöglich zu machen, ihn ganz zu vernichten.

Samuel hatte mächtige Freunde. Rahel und Fernandez durchſchauten ihn ganz, aber ſie mußten die glänzende Hülle dulden, mit welcher er ſeine Verbrechen zu decken wußte; froh, den Böswicht entfernen zu können, mußten ſie ſich gefallen laſſen, ihm ſogar eine Art der Belohnung zu verwilligen. Ach, worinn dieſe beſtand, ſollte ich erſt ſpät erfahren! Dieſer Menſch war beſtimmt jeden Theil meines Glücks anzufeinden.

Meine Mutter ſah ſich nicht ſobald in dem Beſitz ihres Erbtheils beſtätigt, als der nie erſtorbene Gedanke an ihren Joſeph mit vermehrter Stärke erwachte. Sie wußte, daß ich lebte; wußte, daß ein junger Menſch unter meinem Namen ſich Pinto's Herzen genähert, und nur durch Samuels Tücke von demſelben losgeriſſen worden war. Auf Befragen geſtanden faſt alle, die mich im Augenblick des Unglücks verleugnet hatten, mit Achſelzucken: ihnen ſey freylich wahrſcheinlich, daß ich kein Betrüger geweſen ſey. Derjenige, der die beſte Nachricht von mir hätte geben können, der Mann, dem ich mich bey meiner Entfernung nach Scintra entdeckte, lebte nicht mehr.

Alle Wahrſcheinlichkeiten in Rückſicht auf mich zur Gewißheit zu machen, fand Rahel in dem Zimmer, das ich bewohnt hatte, Züge von meiner Hand, Eine Locke meines Haares, und ein ſeidnes Tuch, welches ſie mir, als ſie mich zum letztenmahl ſahe, geſchenkt hatte, eine theure von mir ſchmerzlich genug vermißte Reliquie.

So vergewiſſert wuchs Rahels Unruhe und Sehnſucht um mich. Fernandez, nicht ſo glücklich durch ſie Kinder zu haben, theilte ſie treulich mit ſeiner Geliebten, und ſchon machte man Anſchläge zu Auffindung des Verlornen, als Jannai's öffentlicher Aufruf an mich erſchien. Rahel ſchrieb an Jannai, ſchrieb, um des gewiſſeſten zu gehen in der Vorausſetzung, die ihr aus verſchiedenen Urſachen zur Gewißheit ward, ich müſſe meinem erſten Entſchluß treu geblieben ſeyn, auch nach Scintra, eilte mit dieſem Schreiben doppelt, aus einem ihr bekannten Grunde. So ward ich von meinen beyden beſten Freunden faſt zu gleicher Zeit aufgefordert, ſo kam Jannai zu Rahel, ſo durch dieſe zu mir, ſo beeiferte ſich dießmahl das Glück, das mir ſo viel Proben ſeiner Tücke gegeben hatte, einmahl alles zu meinem Beſten zuſammen zu bringen, und nichts davon mißlingen zu laſſen.

Alles? — O wie viel fehlte, daß ich dieſes mit Wahrheit ſagen konnte!

Jannai brachte mich glücklich in die Arme meiner Mutter. Ich ſah ſie wieder, die Allgeliebte! — Verzeihet, meine Leſer! Der, welcher das Wiederſehen der Liebe zu ſchildern wagte, kann das Wiederſehen des Sohns und der Mutter nicht mahlen.

Rahel ſtellte mich ihrem Gatten vor, und der Empfang dieſes edlen Mannes, ach! was ſage ich, ſein bloßer Anblick ließ mich es tief fühlen, wie ungerecht mich das Vorurtheil gegen ihn hatte handeln laſſen, wie ſehr ich ihn verkannt hatte. Schwerlich wußte Fernandez, wie viel unter den Thränen ſeines Sohnes, wie er mich, mit dem edelſten Gefühl nannte, Thränen der Reue waren! —

Mit dem Tage der Wiederfindung meiner Eltern, der Einſetzung in die Rechte des Sohns, begann für mich ein ganz neuer Abſchnitt meines Lebens. So hatte mir das glänzende Glück noch nie gelächelt, ſo nicht in Maimons Armen, ſo noch vielweniger als Pinto's bald geglaubtem, bald verleugnetem Enkel.

Ich war jung, war erſt zwey und zwanzig Jahr, die Welt verzeiht mir wohl das Geſtändniß, daß der Schimmer, welcher mich umgab, mich berauſchte, mir eine Art von Vergeſſenheit des Vergangenen einflößte; ich ſchildere dieſes Herz, dieſen Charakter wie beydes iſt, nicht wie es ſeyn ſollte.

Chriſtine, Du, nein, Du wardſt nicht vergeſſen. — In jedem Schimmer ſpiegelte ſich mir Dein Bild, nichts entzückte mich mehr, als der Gedanke, all dieſes mit Dir theilen zu können. Mein erſtes Geſtändniß an Rahel ſollte das Geſtändniß meines Verhältniſſes zu ihr ſeyn, meine erſte Bitte, um Beglückung durch ihre Hand; indeſſen, der zweyte Tag ließ immer ungethan, was dem erſten unmöglich geblieben war. Eine geheime Gewalt hielt mich zurück, wenn ich ſchon den Mund zum Sprechen geöffnet hatte. Es war, als läſe ich die abſchlägige Antwort in den Augen meiner ſtolzen Mutter, und ich wollte lieber ſchweigen, als Gewißheit meines Unglücks haben. Jannai ward endlich mein Vertrauter, und ſchon ſein Erſtaunen zeigte mir, was ich dort zu gewarten hatte. Die demüthige Chriſtine? eine Chriſtinn? Wittwe? Mutter bereits eines Kindes? Welch ein Abſtand gegen Fernandez große Erwartungen, der im Ernſt ſchon begann, mir Vorſchläge zu Bündniſſen zu thun; die ſo glänzend waren, wie meine Anſprüche. Was ſollte ich dem Vater, von dem es Güte war, mich auch hierin als Sohn zu behandeln, entgegenſetzen? Der liebenden Mutter, ihr, der ich einſt ſelbſt in Rückſicht dieſer Leidenſchaft glaubte Vorwürfe machen zu können, ihr hätte ich noch ehe beyzukommen gehofft.

Jannai mußte mittlerweile die bereits zu lang verſchobene braſilianiſche Reiſe antreten. Zu redlich, dem nunmehr verbundenen Hauſe um des Glanzes willen, der jetzt das Pintoſche von neuem umgab, abtrünnig zu werden, hatte er ſich nicht von dem einmahl genommenen Geſchäft abbringen laſſen. Er reiſte, und endlich durch meine Bitten, meine Thränen erweicht, ließ er ſich bewegen, vorher nach Scintra zu gehen, Chriſtinen aufzuſuchen, und mir Nachricht von ihr zu geben. Nur noch einmahl wagte er es hier mich zu erinnern, wie widrig meine Liebe zu Chriſtinen auch Maimon, meinem unvergeßlichen Maimon geweſen, wie viel er gethan ſie zu zerſtören. Aber Treue verſprach er mir, als er mich auch hier unbeweglich fand.

fand. Konnte ich ihm etwas wirkſameres entgegen ſetzen, als die Gewißheit, daß die Seligen von Vorurtheilen entbunden, irdiſche Verbindungen gewiß aus einem reinern Lichte anſehen, als in ihrem ehemahlichen Zuſtande?

Auch nach Nachricht von Paolo verlangte mein dankbares Herz, und Briefe un[illegible]ich Geſchenke auch an ihn legte ich in Jannai's Hände. Sicher konnte er dieſes durch den Vertrauten meines Herzens erhalten, dahingegen er mir beym Abſchiede ernſtlich unterſagt hatte, nicht durch unmittelbar an ihn gerichtete Briefe ihn verdächtig zu machen.

Sehr bald ſchrieb Jannai zurück: Paolo ſey nicht mehr in Cintra, ſey vermuthlich der Gefahr, durch mich verdächtig geworden zu ſeyn, zeitig gewichen.

Christine lebe ruhig und unbeargwohnt in dem kleinen Hauſe, ſie freue ſich meines Glücks, wäre aber nicht zu bewegen geweſen, meine Geſchenke anzunehmen, daher dieſelben, nebſt denen für Paolo beſtimmten, zurück folgten; übrigens ſey ſie ſeines Erachttens eine gute, aber ganz gemeine Perſon; er könne meine Partheylichkeit für ſie nicht begreifen, noch weniger mir rathen, meine Eltern zu Vertrauten derſelben zu machen. Selbſt auf den Fall der Einwilligung, müſſe ja Chriſtinens Erſcheinung alles zerſtören. Dieſe gute fromme Seele denke ſelbſt nicht an das Glück, das ich ihr zudenke, wünſche oder vermuthe es noch viel weniger. Wollte ſie in der Zukunft etwas für Joſeph thun, ſo habe ſie ſich erklärt, dieſes nicht allein dankend anzunehmen, ſondern er glaube auch, ſo wie er die Großmuth meiner Eltern kenne, mir deren Beytritt zu der verſchwenderiſchſten Freygebigkeit in dieſem Stück verbürgen zu können, ſelbſt auf den Fall, daß ſie meine abgeleugnete nahe Verwandtſchaft mit dieſem Kinde, die ſelbſt Chriſtine nicht zu widerſtreiten ſchiene, als gewiß annähmen. Chriſtine laſſe mich grüßen, und mir Glück zur Heyrath wünſchen, indem ſie mich Bräutigam glaube; ſie habe verſprochen, ſich meinen Hochzeittag zum beſonders fröhlichen Tage zu machen.

Welch ein Brief! Ich warf ihn voll Unmuth auf die Seite, unfähig die Gefühle, die er in mir erregte, mir ſelbſt zu erklären. Hätte Jannai mir, nebſt der Gewißheit, daß meine Eltern nie in unſere Verbindung willigen würden, Chriſtinens Gram, ihre Verzweiflung um mich geſchildert, hätte er mir Unglück, Tod, hätte er mir ſelbſt ihre Untreue gemeldet, dies wäre nichts geweſen gegen die tödende Kälte, mit welcher dieſe Nachricht mich übergoß.

Daß Chriſtine ihm nicht gefiel, das möchte hingehen, aber ihre niedrige Entſagung meiner, ihre Unfähigkeit ſich in meinem Glück mir nachzuſchwingen, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande ohne mich, dieſe Ruhe, die keinen Anſpruch wagt, dieſer kleinliche Eigennutz in Rückſicht auf ihr Kind, der ſich nicht ſcheute, einen Flecken auf ihrer Ehre zu dulden, um nur jenen vielleicht ein etwas größeres Glück zu ſichern; o, ich kann nicht beſchreiben, wie das alles mich auf meiner ſchwächſten Seite faßte! — Selbſt Joſeph litt darunter. Der Leſer hat mich geſehen, wie mich der Gedanke, dieſes Kind, das nicht mein war, mit Recht mein nennen zu können, halb wahnſinnig machte;

jetzt war mir's, als müßte ich erröthen, wenn ich mich je ſeiner auf eine auszeichnende Art annähme, und dadurch Verdacht auf mich zöge, den ich weder verdiente noch zu verdienen wünſchte.

O Tiefen des menſchlichen Herzens! Kennten die Feinde unſerer Neigungen allemahl dieſe Abgründe hinlänglich, wie leicht müßte es ihnen werden, alles aus uns zu machen, was ſie ſelbſt wollen! — Welch kleiner Aufwand von Worten und Winken wäre nöthig, Dinge auszurichten, die weder Sturm noch Ungeſtüm, die ſelbſt der gedrohte Tod nicht zu Stande bringen kann!

Meine peinlichen Gefühle über dieſen Vorgang dauerten lange. — Auf Augenblicke kam ich aus dem Zuſtande zurück, in welchen mich Jannai's Brief geſetzt hatte, ich ſtürzte mich in Zerſtreuungen, ich las den Brief wieder, ich fragte: iſts auch wahr, iſt's auch möglich? aber Jannai's Name bürgte für alles; ſeine Treue war zu erprobt. Allein ich vergaß, daß er ſeine älteſte Treue Maimon, der Ehre ſeines Hauſes, meinem gewähnten Glück, und ſeinem Glauben verpfändet hatte. Auch erwies ſich die Wahrheit des einen Theils ſeiner Nachrichten. Paolo ſchrieb mir aus einer andern Gegend des Königreichs, von der Urſach ſeiner Flucht und von Chriſtinens Sicherheit, ſo mußte ja der zweyte Theil von Jannai's Berichten auch wohl gelten.

Ich ſagte vorhin, ich habe mich bald aus Verzweiflung, bald aus Unmuth über die tode kalte Leere, welche mein Herz einnahm, in Zerſtreuungen geſtürzt, und man bot mir in meiner Eltern Hauſe hiezu treulich die Hand. Jeder Tag bey uns war ein Feſt. Fernandez gönnte mir von Arbeit nur ſo viel, als nöthig war, mir das Vergnügen zu würzen, und ſo viel, als ich brauchte, um nicht ganz unwiſſend in den Geſchäften unſers Hauſes zu ſeyn, die ich einmahl dirigiren ſollte.

Meine Mutter und er tranken gleichfalls aus dem Becher des Vergnügens, den ſie mir reichten, die fromme chriſtcatholiſche Hülle gab unſerm Glück Sicherheit, meine

Mutter war zu fromm, zu redlich, um das ganz zu billigen, was man hierin thun mußte, ich ließ mich mit hinreißen. Wes Glaubens Fernandez eigentlich war, habe ich nie errathen können; ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß in ſeinen Planen zu meiner künftigen Verheyrathung, die immer ernſtlicher wurden, er nur auf jüdiſche Familien fiel.

Er hatte nicht übel gewählt, auch wenn er ſich hierinn blos vom Auge und Geſchmack leiten ließ. Schön war Eſther Vanini, ſchön Dione del Rio, ſchön wie die alten Töchter Jeruſalems, und gebildeter, aufgeklärter, als alle ihre chriſtlichen Geſpielinnen, denen man die Kloſtererziehung zu ſehr anmerkte. Auch herrſchte in den Häuſern del Rio und Vanini mehr Freyheit, wenigſtens für uns, als eigentlich die ſtrenge portugieſiſche Sitte zuließ. Kurz, Joſeph war gefangen, mußte gefangen werden in dem Unwillen gekränkter Liebe, der uns jeden neuen Eindruck ſo empfänglich macht, bey ſo viel Reitzen, die auf ihn einſtürmten, in dem Aufenthalt zauberiſcher Landhäuſer, in Portugalls ewigem Frühling. — Wo ſind die Stunden des

Jünglings; die aushalten, was die verfeinertſte Wolluſt erſann, mein Herz von treuer tugendhafter Liebe loszureißen? O, nicht zu hoch berechnet war der Aufwand der Künſte, die mich in Eſthers, die mich in Dionens Armen feſſeln ſollten! Chriſtine lebte, ſie lebte noch in meinem Herzen, es gab Augenblicke, wo ich an allem zweifeln konnte, nur nicht an ihrer Treue und der unverletzten Würde ihrer Seele, nur der Hauch deß Genius war nöthig, um die Züge aufzufriſchen, die mein Herz für die Ewigkeit trug.

Nicht immer gleich ſtark fühlte ich ſeinen Hauch, bis endlich ſeine Stimme hörbar ertönte.

Meine Lage in den beyden vornehmſten Häuſern, die mich feſſeln ſollten, war ſonderbar. Man hatte der Kräfte zu viel aufgeregt, mich zu verſtricken, eine mußte die andre nothwendig vernichten.

Eſther Vanini war die höchſte ideale Schönheit, die man ſich denken kann, aber ſo gefährlich ſie mir durch Reiz und Talente zuweilen wurde, ſo konnte ſie doch ihre Leidenſchaft für mich zu wenig verbergen, um es immer zu ſeyn, und bald, bald war ich ganz von ihren Feſſeln befreyt, die ſie mir dann und wann auf Augenblicke wieder geltend machen konnte.

Ich floh von ihr zu der jugendlichen del Rio, einem himmliſchen Geſchöpf von noch nicht ſechzehn Jahren, das mit allen Reizen der mir an Jahren vielleicht ein wenig überlegnen Vanini, die holdſelige Unſchuld des Mädchens verband, welches kaum dem Flügelkleide entſchlüpft iſt. Auch Diane liebte mich, aber mit welcher Liebe! Chriſtinens Innigkeit mit Eſthers Feuer, das erſte Erwachen eines unbekannten Gefühls mit allen ſeinen Sonderbarkeiten, welche für den ausgelernten Schüler der Leidenſchaften ſo viel Anziehendes haben, als ſie für mich unwiſſenden Neuling hatten.

Ich begann mich mit ganzer Seele an dies liebenswürdigſte aller menſchlichen Geſchöpfe zu feſſeln, und Chriſtine wäre ganz gewiß um meine Treue betrogen worden, hätte ſich nicht ein drittes Weſen in unſern feſt geſchloſſenen Verein gemiſcht, welches, unter dem Vorwande uns zu helfen, wo wir im Grunde uns völlig ſelbſt genug geweſen wären, tauſend Differenzen zwiſchen uns brachte, die auch ohne das Dazukommen noch einer Macht, keinen Wunſch der Eltern hätten gelingen laſſen, welche unſern Neckereyen ſtillſchweigend zuſahen, wohl wiſſend, wie ſie ſich endigen müßten. Seltſame Eingriffe der Schickung in ſolche Plane, die faſt nicht ſchienen mißlingen zu können. Zwey junge Perſonen mit der heißeſten Liebe im Herzen, mit voller Einſtimmung aller Umſtände, aller Gelegenheiten ſich heute unauflöslich zu binden, was ſollte dieſe trennen können?

Diane und ich, eins von dem andern bezaubert, waren doch oft uneins. Sie, uneinig mit ſich ſelbſt, immer voll Angſt, der Würde einer Portugieſin durch Aeußerung ihrer Liebe, die ſie hinriß, zu viel zu vergeben, mit Willen von ihren Eltern in Unwiſſenheit gelaſſen, wie ſehr die Verbindung mit mir nach ihrem Wunſche ſey, verſuchte ſehr oft die Unempfindliche zu ſpielen; ich, mehr als halb noch an Chriſtinen hängend, war oft zerſtreut, nachdenkend, ungleich in meinen Launen; keins konnte dieſe Fehler an dem andern dulden. Wir entzweyten uns des Tages zehnmahl, und würden uns eben ſo oft wieder vereinigt haben, hätte es nicht eine Friedensſtifterin gegeben, welche offenbar darauf ausging, Vortheil aus unſern Uneinigkeiten zu ziehen.

Es gab in del Rio's Hauſe eine gewiſſe Zille, Verwandte oder was ſie war, Dianens Buſenfreundin, mir, weil ſie das war, lieb, und durch tauſend Vorzüge des Geiſtes, tauſend glänzende Seiten, meinem jungen Geliebten ſo nothwendig, als ſie es bald auch mir wurde. Unſere Zuſammenkünfte waren langweilig ohne Zille, kein Plan wollte gelingen, wenn ſie ihn nicht gemacht hatte, und überall fehlte auch in der Ausführung ihre helfende Hand, es ließ ſich ſchlechterdings nicht leben ohne ſie, und ihr Einfluß war um ſo unverdächtiger, da ſie, auf's mildeſte geſagt, — nicht ſchön war.

Sie zog ſich ſelbſt mit ihren wenigen Reizen auf, ſie ſpielte die Unbedeutende, und ward dadurch in kurzer Zeit ſo wichtig, daß ich nur ein klein wenig mehr an Dionen hätte gefeſſelt ſeyn dürfen, um ſie als die Schöpferin alles meines Unglücks anzuſehen. Sie ward dieſes für die arme Dione.

Ich litt nur wenig durch die künſtliche Entdeckung, zu der mir dieſe falſche Freundin half: ich ſey eigentlich nicht von Dionen geliebt, Dionens Neigung ſey die Leidenſchaft eines muthwilligen Kindes, das ſich blos in eignen Reizen gefalle; aber was litt *ſie*, dieſes unſchuldige, mich wirklich liebende, nur durch falſche Delicateſſe, nur durch die Vorſtellung, bey ihren Eltern Widerſtand zu finden, zurückhaltend gemachte Mädchen von der peinlichſten Eiferſucht!

Anfangs war dieſelbe bloßer Unwille, mir nicht allein alles ſeyn zu können, ihr Spiegel und ein Blick auf Zille verhinderte jeden andern Gedanken. Zillens Entſchuldigungen machten, daß ſie ſich ſelbſt Vorwürfe machte, ihre treue Helferin, unſere immer beſorgte, immer geſchäftige Unterhändlerin ſo verkannt zu haben. Aber dieſe Zille war ſo viel um Joſeph, galt bey ihm alles, an ſie wurde allemahl appellirt, mit ihr geheime Verhandlungen gepflogen. Zille war ſo unklug ſich deſſen gegen Dione zu rühmen, was ſie für mich that, ihre Freundſchaft weit über Dionens Liebe zu erheben, die Rolle von fern ſchimmern zu laſſen, die ſie einſt, wenn wir durch ihre Hand verbunden wären, bey uns ſpielen würde, daß — bey ihrer jungen unglücklichen Freundin das volle Feuer der Eiferſucht ausbrach, und endlich auch ich mit Verachtung und Unwillen ſah, aus was für einem Lichte ich mich gezeigt hatte, und wie ganz ich in den Strikken eines Geſchöpfs war, das mir nur durch ſchimmernden Witz ein leichtes Wohlgefallen abnöthigen konnte, von Seiten der Reiſe gar nicht in Rechnung kam, und auch ſeinen zweyſeitigen Charakter, ſobald er aus der glänzenden Hülle hervor trat, Widerwillen erregen mußte.

Zille, ich getraue es mich zu behaupten, dachte nicht daran, uns ernſtlich zu trennen, aber es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, ohne

Reitze mehr zu gelten als die ſelbſtſtändige Schönheit, ſie mochte ſich gern wichtig machen, und ein paar Liebende, von ihr an unſichtbaren Banden geleitet, waren ein Spiel für ſie, das die Zeit ihr nicht unangenehm vertrieb.

Es iſt bekannt, was gegenſeitige Verſtändigungen entzweyter Liebenden für Folgen haben; feſter knüpfen ſie den gelöſten Knoten, heller flammt durch ſie das gedämpfte Feuer der Liebe, und der Tag, an welchem ein allzu unvorſichtiger Zug die katzenartige Zille vor uns beyden entlarvte, der Tag, da wir, ſchon halb vereinigt, uns auf den Abend völlige, und *einſame* Auseinanderſetzung dieſer Dinge und darauf erfolgende gänzliche Abſchaffung der Unterhändlerin verſprochen hatten, dieſer Tag wäre wahrſcheinlich der Tag unſers ewigen Bündniſſes geworden, wenn die Begebenheit, welche ich jetzt erzählen will, nicht meine Liebe zu Dionen, meinen Aufenthalt in Porto, jede mich dort feſſelnde Verbindung geendet, und mich von neuem in das ſtürmende Meer von Zufällen hinausgeſchleudert hätte, denen ich nicht lange entkommen war.

Der milde Verſöhnungsabend kam, die Natur ſchmückte ihn zu einem Feſte, mit allen Reizen, die dieſe Gegenden verſchönern. Im leuchtenden Abendroth, — nur hier ſieht man es in ſolchem Rubinenglanz, glitten die ſanften Wellen des Tajo zwiſchen blühenden Ufern dahin. Eine vergoldete Gondel, ich ſelbſt wollte ſie regieren, ſchwamm aus der grünen Bucht, mich hinüber an eine kleine Inſel zu führen, aus deren hohen wankenden Schatten ein kleiner Pavillon mahleriſch hervor ſah, ſchon dieſen Morgen, als wir uns das Wort gaben, uns dort zu finden, zu Ehren des Feſts, das wir da feyern wollten, von uns im Voraus der Friedenstempel genannt. Ich hatte Eil hinüber zu kommen, ich wollte früher da ſeyn als meine junge Geliebte, um durch Kränze, Blumengewinde, Inſchriften, und was weiß ich welchen Prunk, der der Phantaſie ſchwärmeriſcher Liebenden ſchmeichelt, den Einzug der Göttin deſto feyerlicher zu machen.

Ohne ſtrenge Geheimhaltung nöthig zu haben, ſollte dennoch das tiefſte Geheimniß über unſerm Friedenscongreß wachen; man kennt die Grillen junger Liebenden. Zille, deren Banden wir uns entreißen wollten, ſollte uns nicht belauſchen, und der Einwilligung unſerer Eltern waren wir bey weitem nicht ſo gewiß, als wir damahls noch hätten ſeyn können. Ich ging am Fluſſe auf und ab, und rathſchlagte mit mir ſelbſt, ob es rathſam ſey, ſich der röthlichen Dämmerung zu vertrauen. Aber nein, der Mond mußte erſt herauf; Nacht und heiliges Schweigen ſollte die Umarmungen verſöhnter Liebe decken; Und wie vom Genius gerufen trat in dieſer Zwiſchenzeit ungeduldigen Harrens ein Mann aus dieſem Gebüſch, den ich hier weder erwartet noch gewünſcht hätte; ſelten kommt das Alter gelegen, wenn die Jugend zu heimlichen Feſten eilt.

Aib? rief ich, als der Alte mit in einander geſchlungenen Armen mir nahte und betrachtend vor mir ſtehen blieb. Aib? Wo ſo lange? und wie ſo unvermuthet?

Ja, mein Joſeph, begann er nach einer Weile, lange iſt's, daß ich Dich nicht ſah; und ganz, ganz hatteſt Du mich vergeſſen!

Vergeſſen? ich? Dich vergeſſen?

Dachteſt Du meiner Warnung?

Welche unter allen wäre meinem Gedächtniß entfallen?

Sprich lieber, welche haſt du behalten?

Ich ſchwieg, denn Augenblicks mahnte mich mein Gewiſſen daran, daß er mir nach Pinto's Tode ſchlechterdings unterſagt hatte, nicht aus dieſen Gegenden zu fliehen.

Ich war aufrichtig genug, ihm einzugeſtehen, daß ich es fühle, wohin ſein Vorwurf gehe. Aber, ſetzte ich hinzu, was ſollte ich hier in Samuels Nähe? Sollte ich den Triumph des Böſewichtes vermehren? Sollte ich in die Stricke gehen, die mich hier feſt halten, mich vielleicht dem Tode überliefern ſollten, da indeß heilige Pflichten mich riefen?

Pflichten? Welche?

Ich erröthete, denn ſchnell kam mir zu Sinne, daß auch Chriſtinens Liebe nie ſeine Billigung hatte.

Wärſt Du geblieben, fuhr er fort, ſo hätteſt Du hier die Wiederkehr Deiner Mutter, und die Entlarvung des Verbrechers erwartet. Wärſt Du hier geblieben, ſo könnteſt Du jetzt ohne Erröthen auf der Stelle ſtehen, die nun verbotener Grund für Dich iſt, ohne Erröthen die Liebe nähren, die Dir nun zum Verbrechen wird.

„Verbrechen? Wie das, mein Vater?

Dione war Dir beſtimmt, ſie ſollte Dein Glück machen, Du das ihrige, ihr beyde das Glück Eurer Eltern. Unfälle, die jetzt nahe, ganz nahe auf Euch lauren, wären durch dieſe Verbindung unmöglich geworden; das mächtige Haus del Rio konnte die ſchwachen Pinto's ſchützen.

Aber, Alb, Du, der Du alles weißt, der auch weiß, was mich hieher bringt; ſoll Dione mein, was hindert mein Glück? was macht es zum Verbrechen?

Wie? Du haſt Chriſtinen wiedergeſehen, haſt von neuem die Liebe in ihrem Herzen geweckt, das Deinige hängt nach jenem Wiederſehen, das vermieden werden ſollte und mußte, mehr an der erſten Geliebten, als es ſelbſt fühlt, und Du denkſt Dir die Möglichkeit, einer andern anzugehören?

Chriſtinen, die mir niedrig entſagen kann? Sie mich willig einer andern überlaſſen, mir ſpottend zur Hochzeit Glück wünſchen kann, für welche damahls noch kein Gedanke in meiner Seele war?

Vermuthlich ſagte ſie das Dir ſelbſt?

Jannai! kann der trügen? kann der Redliche ſeine Treue verleugnen?

Es giebt der Auslegungen viel, welche das Wort Treue leidet! Jannai iſt ſehr treu, aber gerade nicht Dir. Auch giebts Mittel genug, hinter der Wahrheit hinweg zu kommen, ohne Lügen zu ſagen. Die wahre Wahrheit hörſt Du jetzt aus meinem Munde, lege Dir mit derſelben Jannai's Wahrheit aus, welche noch dazu, nicht er ſelbſt holte, ſondern die man ihm aus oberflächlich eingezogenen Nachrichten in den Mund legte, er ſelbſt hat Scintra nicht geſehen. Chriſtine lebt ruhig in irgend einem kleinen Hauſe, aber nicht glücklich und frey. Sie freut ſich Deines Glücks, aber mit gebrochenem Herzen; ſie entſagt Dir, weil ſie muß; ſie betet für Deine Ehe, die ſie ſchon geſchloſſen glaubt, wie Engel für Sünder beten; ſie verſchmähte Deine Geſchenke, wie billig, aber als Mutter, mit dem Todespfeil im Herzen, nimmt ſie Deine Milde für ihren Verlaſſenen an, ohne übrigens unedel genug zu ſeyn, einen Argwohn zu begünſtigen, von welchem Ihre reine Seele keine Ahndung hat. — Du ſchweigſt? Wirſt Du dieſen Abend noch mit Dionen das Friedensfeſt feyern?

Während wir ſprachen, hatte ſich der Himmel mit Donnerwolken umzogen, Alb hatte ſeine Frage noch nicht geendigt, ſo geſchah ein Blitz, der die ganze Gegend umleuchtete, ein gellender Schlag folgte ihm, und der Pavillon auf der Inſel ſtand in vollen Flammen.

O Maimon! Maimon! ſchrie ich, und ſank betäubt zu Albs Füßen.

Mir war kein Schade geſchehen, aber dazu, daß ich ſeit jenem entſetzlichſten Streiche des Unglücks, der mir den liebſten Freund meines Herzens genommen hatte, in keinem Gewitter gefaßt, und ohne das erſchütterndſte Andenken an jenen Vorfall war, fand ſich hier ein Zuſammentreffen von Umſtänden, welches jenes Gefühl nothwendig verſtärken mußte, und den Zuſtand, in welchen ich dahin ſank, begreiflich machte.

Aib, vollkommen einſehend, wie es mit mir ſtand, ſorgte in dem Gewühl von Menſchen, welches der Wetterſchlag und das aufgehende Feuer augenblicklich auf dieſer Stelle verſammelte, vor allem, daß ich, unter dem Vorwand der Betäubung, auf mein Zimmer gebracht wurde; er nöthigte mich, mich niederzulegen, und ſaß bey mir, mir Arzneyen zu bereiten.

Mein erſter Ausruf, als wir allein waren, war, Dione.

Ich habe ſie unter den Herbeyeilenden an der Hand ihrer Mutter geſehen, antwortete er.

O Gott, ſchrie ich, Retter im Augenblick der Gefahr! Ein Unterſchied von wenig Minuten, und wir beyde waren verloren!

Gott iſt groß, antwortete er, indem er mir einen Stärktrank reichte, Gott iſt groß, wenn er rettet, und wenn er tödet!

O Maimon! Maimon! ſchrie ich, indem mir jene Schreckensſcene, wo Gott nicht ſo gnädig richtete, gegenwärtig vor Augen ſtand.

Kurzſichtiger, erwiederte er mit einem Ausdruck im Geſicht, der unter den immer noch leuchtenden Blitzen, die unſer düſtres Gemach erhellten, ihm das Anſehen eines Ueberirdiſchen gab; Kurzſichtiger, indem Du den Erhabenen preißeſt, der Dich und Dionen rettet, ſo preiße auch den, der Maimon im Wetter von hinnen nahm. Noch einige Augenblicke länger, und — nicht rein könnte er jetzt vor ſeinem Richter ſtehen. Siehe, dort am Steinbruch weilte Moſes Mörder, wohin ihn immer und immer die Stimme des Gewiſſens treibt, wo auch Du ihn einſt finden wirſt. Ein böſer Geiſt führte den Elenden Maimons Rache entgegen, und er würde nicht ermangelt haben, ihn Moſes Rächer kenntlich zu machen. Nicht ohne Blut, Du kennſt Maimons feurigen Eifer, nicht ohne Blut wäre er von der Stelle des Verderbens geſchieden, ſchon hatten die Mächte der Hölle den Zufall, den ihnen zuweilen der Richter preis giebt, zu Planen genutzt, die nicht mißlingen konnten; aber der im Himmel wohnt, lachte der Verderber; friedlich und rein in einem großen anbetenden Gedanken, rief er die fromme Seele zu ſich, nicht Tod, nicht Verbrechen ſollte ſie ſehen.

Ich brach in Thränen aus, und faltete betend die Hände. Wir verharrten ſchweigend die ganze Zeit des Gewitters, das am Ende ſich in einen erquickenden Regen auflößte. Aib vergönnte mir jetzt aufzuſtehen, und führte mich auf den Balkon, zu Ueberſicht der erfriſchten Landſchaft.

Man kam von Dionens Eltern, ſich nach mir zu erfundigen. Aib, hier im Hauſe als Arzt bekannt, bat, man möchte mir dieſen

Abend die Ruhe gönnen, ich ſey noch ſehr ermattet.

Und ermattet war ich, von den ſeltſamſten ſtreitenden Gefühlen. Ich liebte Chriſtinen von neuem, ich betete Dionen an, gleiche Macht riß mich zu der einen und zu der andern hin, ich wandte mich zu Aib, und bat ihn um Leitung.

Dich dem falſchen Wege im Augenblicke der Entſcheidung entriſſen, Dich auf den rechten bringen, ſagte er, das durfſt' ich, weiter kann ich nicht. Du biſt frey, handle nach Deiner Ueberzeugung.

Wir ſchwiegen und dachten. Der Fußtritt zweyer Wandelnden ſcholl durch den ſtillen duftenden Garten, es waren Dione und Zille.

Ich ſah aus den Bewegungen der erſten, ſo viel ſie die Dämmerung unterſcheiden ließ, daß ſie weinte.

Und, ſetzte die andere ein angefangenes Geſpräch fort, hältſt Du ihn für edel genug, das ihm ſchmeichelnde Geheimniß verſchweigen zu können? Sage, wie wußte denn ich, wie weiß die Mutter um den Ort Eurer Zuſammenkunft? Mich dünkt, ihr waret allein, da Ihr Euch das Wort gabt?

Dione ſchluchzte und weinte fort, und eine dritte Perſon, die wir nicht wahr genommen hatten, miſchte ſich ein. Kind, ſagte ſie, ich mag von Deiner Verbindung mit dem jungen Pinto denken wie ich will, ſo haſt Du gefehlt, gröblich gefehlt wider jungfräuliche Sitte und wider die Sitte des Landes, ihn in nächtlicher Einſamkeit zu Dir zu beſcheiden. Iſt's doch, als ob Gott ſein Mißfallen an der That durch Feuer vom Himmel habe bezeugen wollen. Denke, was wäreſt Du jetzt, wäre die Verabredung geglückt? Laß jetzt Pinto büßen, laß ihn eine Weile büßen für ſeine Kühnheit; liebt er treu, iſt er nirgend anders befangen, ſo wird er auch dieſe Prüfung dulden.

Dione reichte ihrer Mutter und der lieben Zille beyde Hände hin, und verſprach und gelobte alles, was man ſie wollte geloben laſſen.

Mich befiel Unwille und Kummer, ſo leicht aufgegeben zu werden. Dieſe weiche, ſchwankende Seele, dieſer Einfluß einer Zille, einer ſtolzen, auf unermüdbare Liebe trotzenden Mutter, und dort meine erſte Geliebte, mit der heldenmüthigen Leidenſchaft für mich im Herzen, ſie, die für mich tauſend Proben beſtand; indeß ich hier noch geprüft werden ſollte.

Ich wandte mich vom Fenſter. Aib ſagte mir gute Nacht, und verließ mich, und in einer ruheloſen Nacht entſtanden die Plane, deren Ausführung ich am Morgen begann.

Ich bekam weder Dione, noch ihre Mutter, noch Zille zu ſehen, und das Scheiden wurde mir um ſo leichter. — Mein erſter Gang war zu meiner Mutter. Entſchloſſen wie ich war, in einer Sache, von deren Rechtmäßigkeit ich mich völlig überzeugt hatte, und in welcher der andere Theil ſich tauſend Vorwürfe heimlicher Falſchheit machen mußte, endlich den geradeſten Weg zu gehen, faßte ich Muth, und ſprach entſcheidend mit Rahel.

Die Eröffnung einer Liebe, um welche ſie ſo gut wußte, daß ihr jedes heimliche Mittel, ſie zu zerſtören, bekannt war, konnte mir geſchenkt werden; ich erklärte blos: Chriſtine ſey mein und ſolle mein bleiben, ſo wahr ich jetzt das Alter erreicht habe, mir ſelbſt zu rathen.

Rahel erſtaunte. Gott weiſſ, es war mein Wille nicht, der geliebten Mutter zu trotzen. Nur Furcht, nur Gefühl der Peinlichkeit meiner Lage, ließ mich unnatürlich handeln, und konnte ich die Bitterkeit, mit welcher ſich mein Herz bey den Mitteln erfüllte, die man gebraucht hatte, mich von Chriſtinen loszureißen, konnte ich ſie genugſam verbergen, daß nicht etwas davon in meine Worte übergegangen wäre?

O Mutter! rief ich, Du, die Du das Andenken meines ermordeten Vaters ſo ſchnell mit neuer Liebe vertauſchen konnteſt, Du, die Fernandez die Hand gab, der ſo wenig den Gott unſrer Väter bekennt als einen andern, Du, die Macht der Liebe kennend, Du wareſt fähig, mir, dem Jüngling, die edelſte, unſchuldsvollſte, die erſte Liebe zu ſtören!

Rahel trocknete die Thränen, die anfangs ihr Geſicht überſchwemmten, und ihre Wangen färbten ſich mit zorniger Röthe. Entferne Dich! rief ſie, und winkte mir mit der Hand, damit ich nicht ein Wort rede, das ewig mich reuen müßte!

Einer der älteſten Bedienten unſers Hauſes kam des andern Morgens in der erſten Frühe, mir Botſchaft von Rahel zu bringen: Sie ſey heute noch vor Sonnenaufgang nach einem nahen Vorwerk gefahren. Hier ſey Geld, und dieſer Brief bezeichne mir ihren Willen.

„Du biſt entſchloſſen, o Joſeph,“ ſo ſchrieb ſie. „Wohl, ſo folge denn Deiner „Entſchließung, und hier ſind Mittel ſie „auszuführen. Möchteſt Du nie bereuen, „daß Du den Dolch in die Bruſt drückteſt,

„die Dir die erſte Nahrung gab. Meine Liebe zu Fernandez bedarf keiner Entſchuldigung. Sie iſt älter als die Liebe des unglücklichen Mendez. Ich liebte Deinen Vater treu, bis zum Tode. Liebe entſchuldigte in meinen Augen, was Liebe ihm begehen ließ, aber verlaſſen, als er nicht mehr war, verlaſſen auch von Dir, in dem Wahn von Deinem Tode, und nun, da Du lebſt, durch die letzten Züge Deines Herzens überzeugt, was ich Dir eigentlich bin, wer konnte mir verdenken neue Bande zu knüpfen, oder vielmehr die einſt zerſchnittenen wieder zu erneuern!"

„Gehe hin, und folge der Leidenſchaft mit ſo viel Glück als ich ihr gefolgt bin. Mein Fluch begleitet Dich nicht, wie Dein unkindliches Betragen verdiente; Dich ſegne der Gott, den ich und Fernandez bekennen, den auch mit Dir das Weib bekennen müſſe, das Du Dir gewählt haſt. Lebe wohl! unſer Schickſal ſteht in ſeltſamer Wandlung, ich ahnde Stürme von weitem! Kennſt Du das Land, wo Rahel und Fernandez einſt beſſern Tagen entgegen harr-

„ten? Hat einſt kein anderes mehr Ruhe
„für Dich, ſo bringe Chriſtinen dahin, dort
„will ich ſie als Tochter umarmen.“

———

Ich weiß nicht, ob die äußerſten Mittel, mich von Chriſtinen loszureißen, ich weiß nicht, ob der mütterliche Fluch die Wirkung auf mich gethan hätte, als dieſer einfache Brief voll tiefen Schmerzes, voll verzeihender Güte. Ich brach in Thränen aus, ich warf mich vor dem Bilde meiner Mutter, das mein Zimmer zierte, auf die Knie, als wollte ich ſie um Verzeihung bitten, ich war bereit zu entſagen, bereit, alles zu thun, was ſie verlangte, alles gut zu machen, was ihr ſchönes, gleichſam auf mich geſenktes Auge mir klagend vorwarf, ich ſprang auf zu Fernandez zu gehen, und in ſeiner Macht wär's jetzt geweſen, aus mir Schwankenden alles zu machen was er wollte.

Ich fand ihn ſehr traurig, Thränen ſtanden in den Augen des Edeln, er war nicht im Stande viel Worte mit mir zu wechſeln. Gehe hin, Joſeph, ſagte er mit ſanftem Blick, indem er meine Hand drückte, Du haſt mich verkannt, unſer Verhältniß, das ſo ſelten, und am ſeltenſten auf der Seite da Du ſtehſt, wahre Liebe möglich macht, unſer Verhältniß iſt ſchuld. — Ich liebte Deine Mutter, wie Du Chriſtinen liebſt, — gehe hin, ich will Dich nicht das erfahren laſſen, was mir das Schickſal auflegte!

Ich ſuchte ihn zu unterbrechen! Vater, ſchrie ich, fordere von mir was Du willſt, ganz Dein bin ich in dieſem Augenblicke!

Gehe, mein Joſeph, ſagte er mit noch milderer Stimme, was ich wünſchte, wird nun vielleicht bald auch auf andre Art unmöglich gemacht. Du zerſtörteſt meine Hoffnungen nicht, es war die Hand des Schickſals!

Ich wollte noch mehr ſagen, er winkte mit der Hand, und eilte in ſein Cabinet, um die gewaltſam hervorbrechenden Thränen vor mir zu verbergen, ich hörte ihn darinnen heftig weinen, und muſte mich am Ende entfernen, weil ſich das Zimmer mit Leuten füllte, welche Geſchäfte bey ihm zu haben ſchienen.

Auch von ihm erhielt ich noch denſelbigen Tag eine ſo anſehnliche Summe zum Reiſegeld, daß ich erſtaunte, und die Weiſung dazu, meine Unternehmung, die ſeinen vollen Beyfall habe, keinen Tag aufzuſchieben.

Sein Buchhalter, der ſo beſtürzt zu ſeyn ſchien als ſein Herr, vertraute mir, es werden auch von Seiten meiner Eltern Anſtalten zu einer weiten und heimlichen Reiſe gemacht.

So reiſte ich denn ab, mit der Einwilligung meiner Eltern, mit den Mitteln meines Glücks in den Händen, und — mit dem Dorn im Herzen.

Mir war's, als hätte ich mir etwas vorzuwerfen, und ich wußte doch nicht was. Chriſtinens augenblickliche Vergeſſenheit? Mein Schwanken zwiſchen ihr und Dionen? Mein Trotz gegen meine Mutter? Alles dieſes ließ ſich ſo wenig leugnen als vertheidigen; aber mir war's, als wenn die Folgen dieſer Fehler zu groß für ihre Urſach wären; ich wußte, weder wie ich auf einmahl zu Erfüllung aller meiner Wünſche kam, noch wie auf einmahl in meiner Eltern Hauſe alles ein ſo trauriges Anſehen gewonnen hatte. Ich konnte hieran nicht ſchuld ſeyn, es wäre Thorheit geweſen zu glauben, die Mücke habe dieſen Staub erregt! Gleichwohl urtheilen wir Kurzſichtigen oft ſo, wir tadeln, wir vergöttern unſer Selbſt wegen der ſcheinbaren Folgen unſerer Handlungen, und im Grunde ſind dieſelben oft nicht einmahl Veranlaſſungen deſſen, was geſchieht! Nur gar zu bald ſollte ich von dem wahren Grund dieſer Dinge, durch das gemeine Gerücht benachrichtiget werden. Damahls hatte ich für nichts Sinn als für die Angelegenheiten meiner Liebe, und wie gern hätte ich in denſelben nur einige Leitung gehabt!

Meine Bemühungen, Aib vor meiner Abreiſe noch einmahl zu ſehen, waren vergebens; es war die Weiſe dieſes Mannes, im Augenblick der Nothwendigkeit wie ein Geiſt heraufzuſteigen, und eben ſo wieder zu verſchwinden.

Meine Reiſe ging ſchnell und glücklich von ſtatten, und nach der Gewohnheit der Jugend hatte ich kaum die Hälfte derſelben zurückgelegt, als ſchon jede trübe Wolke vergeſſen war, die mich das väterliche Haus mit Unglücksahndung verlaſſen machte. Ich dachte gegenwärtig nichts als Chriſtinen und mein nahes Glück, ſelbſt Dione ſchwebte mir nur dunkel vor. Meine eigne Empfindung ſagte mir jetzt, daß ich im Begriff geweſen war, mich von dem Schimmer einer vorübergehenden Flamme blenden zu laſſen, und einer ſo leicht zu tilgenden Leidenſchaft jenes mächtige große Gefühl aufzuopfern, welches den Grund meines Weſens ausmachte, die immer wiederkehrende, immer wieder hoch aufflammende heilige Liebe für Dich, Du erſte der Weiber!

Für mich war'ſt Du es! Du war'ſt nicht himmliſch ſchön wie der Engel Dione, nicht allerobernd wie die Siegerin Eſther, nicht voll Witz und zauberiſcher Laune, wie der böſe Dämon Zille; aber Reiz, Unſchuld, ächte Weiblichkeit, und feſte geprüfte Liebe zu mir, machten Dich zu der Einzigen, die mir alles ſeyn konnte. Sicher konnteſt Du ſeyn, daß, wenn auch auf Augenblicke von Dir geriſſen, ich doch immer und immer wieder zu Dir zurückkehren mußte. Und Dich konnte Jannai ein ganz gemeines Weſen nennen? — Wie wenig verſteht doch ein Menſch das zu beurtheilen, worin das ganze Glück des andern beruht! und wie thöricht iſts, hier entſcheiden zu wollen! Tauſend vermeſſene Eingriffe in fremdes Schickſal, welche aus dem tollen Wahn entſtehen, — unſer Urtheil müſſe für alle paſſen, tauſend Störungen von Menſchenglück ſtrafen die Wege der Vorſehung, die zum Glück nicht zerſtören läßt was geſchehen ſoll, ſondern es am Ende doch, jedem Hinderniß zum Trotz, zu Stande bringt.

Ich war endlich am Ziel meiner Reiſe, war in Scintra, o mit welcher Sehnſucht hatte ich das ungeheure Felſengebirge, das ſich hinter dieſem kleinen Orte aufthürmt, und mehrere Meilen weit ſichtbar iſt, bey ſeinem erſten Aufſteigen begrüßt! welche Freuden hatte ich mir in der kleinen Hütte gedacht, die es in ſeinem Schooße barg, der

Wohnung meiner Geliebten! Hätte ich, an ſchnelle Wandlungen des Schickſals gewöhnt, gewohnt nie das zu finden was ich erwartete, hätte ich nicht mit Mißtrauen dieſen Boden betreten, nicht gefaßt ſeyn ſollen, alle meine Hoffnungen zertrümmert zu ſehen?

Zwar lebte in Scintra kein Paolo mehr, zu welchem ich zuerſt meine Zuflucht hätte nehmen können, doch hatte ich hier noch einige Bekannte. Ohne vorher eingezogene Erkundigungen, getraute ich mich, nicht deſſen eingedenk was mich ehemahls aus dieſer Gegend trieb, geradezu meinen Weg auf das kleine Haus zu richten, auch ſchwebte mir endlich das zweifelhafte Licht vor, in welchem mir Aib Chriſtinens Schickſal gezeigt hatte. Sie lebte in einem kleinen Hauſe, aber nicht frey! Ganz ſchien ich dieſe Worte deſſen, der nie täuſchte, vergeſſen zu haben, und erſt jetzt fielen ſie mit ihrer vollen Schwere auf mein Herz. Faſt ſinnlos ward ich, als mir einfiel, daß Aib im Grunde nicht ein Wort geſagt hatte, ob Chriſtine ganz und gar noch in dieſer Gegend zu finden war.

Mit Zittern ging ich zu meinem Bekannten, dem alten Tita, und erfuhr das weit Aergere von dem was ich vermuthet hatte. Ach, meine Chriſtine lebte nicht allein nicht mehr in der Wohnung ehemahlicher Ruhe; nein, eine feindſelige Macht hatte an ihrer Statt von derſelben Beſitz genommen. — Hätte ichs erwarten können, hier — Samuel zu finden?

O Gott, nur allzuwahr war es, daß der Himmel eines Engels jetzt von einem Teufel bewohnt wurde! Als Samuel durch die unvorhergeſehene Rückkunft meiner Eltern entlarvt und aus Porto vertrieben wurde, als Rahel und Fernandez, zu großmüthig, den Feind, der ſich ehemahls um ihre Liebe verdient machte, ganz zu verderben, oder zu vorſichtig, einen gefährlichen Menſchen aufs äußerſte zu treiben, nur in ſeine Entfernung drangen, wußte ſich der Böswicht zu dieſer Begnadigung auch noch eine Belohnung zu erſiegen. Er bat um den Beſitz des kleinen Hauſes in der Landſchaft Scintra, und Fernandez, wohl wiſſend, daß daſſelbe ehemahls immer alten Dienern des Hauſes

Pinto zur Verſorgung gedient hatte, auch aus den Papieren ſeines Verwandten ſehend, daß der letzte Beſitzer dieſes Guts geſtorben ſey, hatte hiegegen keine Einwendung. Daß der ehrwürdige Pinto, arm im letzten Lebensaugenblicke, ſeinen Enkel nicht anders zu verſorgen gewußt hatte als in dieſem entlegenen Winkel am atlantiſchen Meer, daß ich daſelbſt lebte, das wußten ſie nicht, das erfuhren ſie nicht eher als durch Jannai's öffentliche Aufforderung an mich, da Rahel denn mich von dort abrief. Seit der Zeit war nie wieder unter uns von Scintra die Rede geweſen, und es traf mich alſo völlig unerwartet, zu hören, Samuel lebe dort.

Es iſt unmöglich, meine Empfindungen bey dieſer Nachricht zu beſchreiben. Ich dachte mir nun Chriſtinens ganzes Schickſal, und dachte mir ſie von ihm vertrieben, faſt war es ſo geweſen, wie ich mir es vorſtellte.

Der alte Tita, an den ich mich wandte, ſagte mir folgendes:

Paolo, der mich ſo großmüthig, mit eigner Aufopferung, der Hand durch ungegründete Gerüchte mißleiteter Richter entriß, hatte mir verſprochen, auch Chriſtinen zu retten, und von ihm vor der Macht gewarnt, die in ihrem Nacken war, entkam ſie noch in der nehmlichen Nacht, da ich von ihr geſchieden war, in das auf dem Felſen liegende Kloſter der Hieronimiten. Ach, die Unglückliche ſagte jenes Abends vor dieſer großen Trennung, daß ſie das Nahen des Sturms ahnde; nur gar zu ſehr ward dieſe Ahndung gerechtfertiget!

Paolo hatte meiner Geliebten, ihrem Sohne und Catalinen bey ſeinen Bekannten, den Mönchen des Bergs, eine freundliche Aufnahme in dem zu ihrem Kloſter gehörigen Pilgerhauſe verſchafft. Dieſe frommen Männer, die ſich wenig um das bekümmerten, was unter ihrem himmelhohen Felſen unten im Thale vorging, nahmen treuherzig ihre Gäſte als Fremde an, und bewirtheten ſie mit der ihnen eigenen Großmuth. Neun Tage war es den Pilgern erlaubt, ſich hier aufzuhalten, am zehnten entließ man ſie, und ermangelte nicht, den Rathsbedürftigen Anleitung zu Fortſetzung ihres Weges, den

Dürftigen noch reellere Unterſtützung zu geben.

Chriſtine ſollte dieſen Zeitpunkt nicht erreichen. Catalina, die Theilnehmerin ihrer Verweiſung, ſie, die auch die Verrätherin und Verleumderin unſers unſchuldigen Umgangs geweſen war, unzufrieden, keinen Lohn für das elende Geſchäft des Angebens erhalten zu haben, als einige Tage voll Unruhe, nebſt dem beſchwerlichen Aufenthalt bey den finſtern Hieronimiten, wollte ſich ſelbſt wenigſtens durch Häufung des Uebels belohnen, das ſie über ihre unſchuldige Frau brachte. Sie entdeckte den Mönchen Chriſtinens wahre Lage und die Urſach ihrer Flucht, und dieſe, nicht ſowohl aus Sorge, es nicht mit dem furchtbaren Gericht zu verderben, dem man nicht ungeſtraft ſeine Opfer entziehen kann, als aus heiligem Eifer eine Sünderin zu bekehren, machten aus derjenigen, welche bisher ihre Gaſtfreyheit genoſſen hatte, ihre Gefangene. Chriſtine ward vor ihr Gericht gefordert, ketzeriſcher Grundſätze, und eines ſträflichen Umgangs mit einem Menſchen ſchuldig gefunden, den ihr die Natur zu lieben verbot, und indeſſen man

Catalinens Wunſch erfüllte und ſie aus dieſer Einſamkeit entließ, den kleinen Joſeph aber zu beſſerm Unterricht in das Kloſter nahm, wurde Chriſtine in einem zum Kloſter gehörigen weltlichen Hauſe nicht viel beſſer als eine Gefangene gehalten.

Die Nachricht meines Bekannten konnte natürlich nicht weiter gehen als bis zu Chriſtinens Aufnahme in das Pilgerhaus. Cataline hatte bey ihrer Herabkunft, auf ſtrenges Befragen dieſes Mannes, der ſie einſt ungefähr traf, nur ſo viel geſtanden, Chriſtine habe unter den Pilgern Bekannte gefunden, mit welchen ſie in ihr Vaterland zurückgekehrt ſey, wohin ſie ſie nicht habe begleiten mögen, und ich hätte mich alſo allerdings wundern ſollen, daß Tita noch mehr wußte, ſo wie das Schwankende ſeiner Ausſage, indem er im nächſten Augenblick ſeine Worte änderte und zurücknahm, ihn mir hätte verdächtig machen ſollen.

Catalinens Ausſage, fuhr er fort, war nicht unwahrſcheinlich erſonnen, aber ſie wurde mit einer Art vorgebracht, die mich die Wahrheit ziemlich richtig muthmaßen ließ.

Glaubt mir was ich ſage, hier iſt ſchwerlich von Bekehrung der Pilgerin die Rede. Einige der Mönche ſind dafür bekannt, daß ſie die Einſamkeit ihres Berges fühlen, und, nicht unempfindlich gegen die Geſellſchaft artiger Pilgerinnen, ſie zuweilen noch länger als neun Tage bey ſich aufzuhalten pflegen.

So endete Tita; ihm, welchem Chriſtine weiter nichts anging, war dies alles vielleicht ein flüchtiger Gedanke geweſen, aber die Aeußerung deſſelben gegen mich war mir ein Donnerſtreich, der mich zu Boden warf, um ſo zermalmender, je verwirrter alles war, was ich vernommen hatte.

Ich drang in ihn mir zu ſagen, ob beſonders das Letzte Gewißheit ſey, und da er mich hierin nicht befriedigen konnte oder wollte, und ſich mit der bloßen Muthmaßung ſchützte, ſo blieb mir nichts weiter übrig, als eine Sache ſelbſt zu unterſuchen, woran das Glück meines Lebens hing.

Zu voreilig vielleicht habe ich den Leſer bereits auf die Spur deſſen gebracht was ich fand, hätte nur die Entdeckung der rechten

Wahrheit ſelbſt, für mich mit weniger Schreckniſſen, mit weniger Gefahr das Liebſte meines Lebens zu verlieren verbunden ſeyn mögen.

Der Weg zum Kloſter ging gerade hinter meinem mir ehemahls ſo lieben Hauſe, der ſtillen Wohnung meiner Geliebten, Berg auf. Doch, kann man das auch einen Weg nennen, was mehr ein ununterbrochenes Klimmen von einem ſchroffen Felſen zum andern war? Ich ſchauderte, als ich von unten hinauf den Pfad mit den Augen maß, welchen meine unglückliche Freundin, von der Nachricht der Gefahr aufgeſchreckt, bey dunkler Nacht hatte machen müſſen.

Ich ruhte vor Antretung der mühſeligen Reiſe in der Laube am Waſſer hinter dem Hauſe, wo ich der lieben Wittwe den Schleyer entriß, wo ſie zuerſt als Chriſtine in meinen Armen lag. Samuel, der gegenwärtige Beſitzer der ehemahlichen Wohnung der Liebe und Freude, war nicht einheimiſch. Ich hatte mir die Genugthuung geben wollen, dieſem Böswicht einen ſtrafenden Beſuch zu machen, aber dieſer unzeitige Einfall ſcheiterte vielleicht zu ſeinem und meinem Beſten.

Seine Leute, die er zurückgelaſſen hatte, weigerten mir, mit ſeiner und meiner Geſchichte unbekannt, nicht Ruhe und Erfriſchung in ſeinem Gebiet, und verſicherten mich, wie ſie meynten, zu meinem Troſt und Aufmunterung in meiner andächtigen Pilgerfahrt, denn dafür hielten ſie meine Bergreiſe, der fromme Mann, ihr Herr, laſſe ſich den ſauern Weg nicht abhalten, die Mönche ſehr fleißig zu beſuchen; eine Verſicherung, die mir, ich weiß nicht welche widrige Empfindung machte.

Es dauerte länger als zwey Stunden, ehe ich das Kloſter erklomm, welches auf der Spitze regellos zuſammen gethürmter Felſen mehr zu ſchweben als zu ruhen ſchien; dieſe ſchauderhaft ſchöne Erſcheinung ward um deſto täuſchender, da mich der Abend über meiner Wanderung befiel und tiefe Nacht ſchon unten im Thal ruhte, indeß die Kloſtermauern noch im röthlichen Schimmer der ſcheidenden Sonne emporſtiegen. Die letzten und die erſten Blicke derſelben hafteten an dieſer unabſehlichen Höhe, ich ſtieg zu den glänzenden Felſen wie zu Regionen überirdiſchen Lichts empor. Ach, nur freyer hätte mein Herz, nur weniger eingenommen gegen die ehrlichen Mönche hätte es ſeyn müſſen, um die Schönheit des Anblicks ganz zu genießen.

Endlich langte ich auf der Höhe an, und da man im Kloſter bereits die Glocke läutete, welche in dieſen Gegenden für dieſen Tag jedem Fremden den Zutritt in den heiligen Mauern verſagt, ſo wandte ich mich zur Seite, das Hoſpitium zu erreichen und daſelbſt das Recht der Pilger zu genießen.

Ach, dies war der Ort, wo Chriſtine, meine verlorne Chriſtine, noch vor kurzer Zeit geweſen war. Auf dieſem Sitze hatte ſie vielleicht geſeſſen, durch dieſes Fenſter vielleicht die ſchöne ſchauerliche Ausſicht in das Thal von Scintra, oder durch jenes den grenzenloſen Blick aufs Meer genoſſen. Die Mauern dieſes Kloſters, oder vielmehr der Fuß des Felſens, auf welchem es gebauet iſt, werden von dem atlantiſchen Meere beſpült; eine ſchwindelnde Höhe, die weit über zweytauſend Fuß betragen muß, erhebt es über die Fläche der See. Dieſer Felſen ſcheint zur Schutzmauer gegen den tobenden Ocean von der Natur aufgethürmt zu ſeyn!

Ich hatte volle Muſe, mancherley Betrachtungen anzuſtellen, denn auch nicht ein Pilger war gegenwärtig. In den heiligen Zeiten, ſagte man mir, ſey es volkreicher, und der Tag von Mariä Geburt habe vor dem Jahr über zweyhundert Waller hier verſammelt. Ich fragte nach einer fremden Frau mit einem Kinde und einer Magd, die ich deutlich genug beſchrieb; man verſicherte mir aber, ſie müſſe zu jenen volkreichen Zeiten hier geweſen ſeyn, weil man außerdem nichts von ihr geſehen habe.

Die Oede dieſer Gegend war mir grauenvoll, und die wahrſcheinliche Vergeblichkeit meiner Reiſe machte mir alles noch widriger. Ich konnte kaum den Tag erwarten, um bey den Mönchen meine Unterſuchungen vielleicht glücklicher fortzuſetzen. Ehe ich das Kloſter noch beſuchte, durchſpähte ich rund umher die Gegend, in Hoffnung einen Ort außer demſelben zu entdecken, wo ſich eine Gefangene muthmaßen ließ. Auch hier nichts als öde Leere — Die Glocke verkündigte indeß die Zeit des Einlaſſes, und ich war in den heiligen Mauern.

Daß hier neue Befremdung meiner wartete, hätte ich Unglücklicher, an Fehlſchlagungen gewöhnt, denken können. Ich, in der Erwartung eine Anzahl fetter, glatter, verführeriſcher Mönche zu ſehen, ſah mich unter einem halben Dutzend alter, grämlicher Einſiedler, die indeſſen nur durch die Einſamkeit grämlich geworden zu ſeyn ſchienen, denn freundlich waren ſie, ſobald ich mich ankündigen ließ, um den Fremdling herum, und nahmen ſo dankbar meine kleinen Opfer, und waren ſo geſchäftig mir all ihre Merkwürdigkeiten zu zeigen, daß ich keinen Raum hatte meine Fragen anzubringen, und überhaupt durch den ganzen Anſchein abgeſchreckt, kaum wußte, ob ich ſie vorbringen ſollte.

Sehr gaſtfrey lud man mich zur Tafel, und, o Himmel, hier, hier mußte mich der Zufall auf die Spur meines Glücks bringen!

Ich bewunderte bey unſerer übrigens ſparſamen Mahlzeit eine Schüſſel ſeltener Seefiſche, die ich nie ſo köſtlich gegeſſen habe, und fragte nach der Möglichkeit, bey der Höhe des Felſens über dem Waſſer, ſich dieſe zu verſchaffen.

Der Fels, ſagte der Pater Küchenmeiſter, iſt nicht aller Orten ſo hoch; eine Viertelſtunde abwärts iſt ſeine ſenkrechte Höhe kaum zweyhundert Fuß, und die Kühnheit der Fiſcher weiß ein ſo kleines Hinderniß leicht zu überwinden. Uns werden all unſere Fiſche dort her gebracht; doch ſind dieſe auserleſenen ein Geſchenk eines fremden Herrn, der ſich ſeit einiger Zeit unten im Thale angeſiedelt hat, und auch hier oben dicht an jener Felſenwand ein kleines Berghaus beſitzt.

Ich dachte ſchnell an Samuel, und hatte kein Bedenken geradezu nach ſeinem Namen zu fragen; man nannte einen, der mit ſeinem wahren, nur nach hieſiger Landesart ausgeſprochenen, nur gar zu viel Aehnliches hatte, und die Beſchreibung ſeiner Perſon brachte mich vollends aufs Klare.

Auch die Mönche ſagten, ſo wie ich ſchon von ſeinen Leuten vernommen hatte, er ſey ein ſehr frommer Herr, und mildthätig gegen die Armen und Verlaßnen. Vor einiger Zeit, nahm der Prior das Wort, haben wir ein ſprechendes Beyſpiel ſeiner Milde gehabt, und wir hoffen, daß er dieſelbe noch auf einen verlaſſenen Gegenſtand ausdehnen wird, der ſich in unſerm Kloſter befindet.

Mir war bey dieſen Worten, als ſtrömte alles Blut zu meinem Herzen. Mir war's, als müßte ich jetzt etwas von Chriſtinen hören, als müßte ich ihr vielleicht nahe ſeyn; ich war unfähig irgend eine Frage einzuſchieben, auch war dies vielleicht deſto beſſer; allzu große Angelegentlichkeit hätte die einfältigen Erzähler ſchrecken und mir meine Wünſche vereiteln können. O wie brannte ich, nur von dem verlaſſenen Gegenſtand in den Mauern dieſes Kloſters etwas zu hören, der meines Erachtens niemand ſeyn konnte als Chriſtine!

Vor einiger Zeit, begann der Erzähler, meine Stille als Aufforderung annehmend, machte ſich in unſerm Pilgerhauſe eine junge ſchöne Frau bemerkbar, die uns, als wir ſie am neunten Tage mit unſerm Segen entlaſſen

laſſen wollten, von ihrer Magd als eine verdächtige Perſon angezeigt wurde. Mit Liebe ſuchten wir ſie noch einige Zeit bey uns aufzuhalten, und uns wenigſtens des armen Kindleins anzunehmen; die Frau war nicht arm, ihr wär am beſten gerathen geweſen, da ſie, ihrem eignen Geſtändniß nach, nichts in der Welt mehr zu verlieren hatte, den Schleyer zu nehmen, wozu wir auch ihr in einem benachbarten Nonnenkloſter behülflich zu ſeyn verſprachen, und ſie nicht unwillig dazu fanden. Ihr Aufenthalt bey uns mußte, vermuthlich durch ihre rückkehrende Magd, verkundſchaftet worden ſeyn, ſie erhielt in der Folge durch dieſe Magd Botſchaft aus dem Thal, die ſie in halbe Verzweiflung ſtürzte, und ſie zu unſern Vorſchlägen noch williger machte. Auch Geſchenke hatte ſie erhalten, ſie aber wieder zurückgeſchickt, welches ſie nicht hätte thun ſollen; was ihr zu beſitzen Sünde war, hätte Andern nützen können. Kurz, die Frau ſchien ganz von der Gnade ergriffen, ganz zum geiſtlichen Leben geſtimmt zu ſeyn; als jener fromme Herr kam, nach einer einſamen Unterredung mit der Frau, ſie mit ſich nahm, das Kindlein aber uns zurück ließ. Sie wollte ſich nicht von ihm trennen, aber der Mann verſprach, ſo bald er ſie zu einem einzigen Freunde, den ſie noch habe, gebracht, den Knaben nachzuholen, welches er aber zur Zeit noch nicht gethan hat.

Kaum war ich im Stande den Mönch ausreden zu laſſen, ich ſprang auf; ich fragte nach dem Namen des Fremden, fragte nach dem Kinde, wollte es ſehn, drang drauf, daß ich es ſehen müſſe, und hätte dieſes Ungeſtüm bey dieſen zahmen Mönchen gar nicht nöthig gehabt, denn ſchon war der Knabe herbeygeholt, ſchon lag Joſeph in meinen Armen.

Joſeph kannte mich noch, er wollte nicht aus meinen Armen, er war mir das Unterpfand von der Liebe ſeiner ſchönen Mutter; es ward mir leicht, ihn von dieſen bequemen Mönchen zu erhalten, die jedermann für einen frommen Herrn hielten, der ſich einer reizenden Frau annahm, und bey denen ich wohl auch dieſes Prädikat durch die noch unverdächtigere Liebe zu einem ſchönen Kinde gewinnen mochte. Um ſie indeſſen nicht ganz in der Irre zu laſſen, ſagte ich ihnen, ich ſey der einzige Freund der Pilgerin, ſie möchten ihrem Bekannten aus dem Thale nur Kunde davon geben, und jetzt ſo milde ſeyn, mich zu ſeinem Berghauſe zu weiſen, wo ich meine Freundin noch zu finden hoffte.

Sie ſagten mir, ich könne nicht fehlen, und bezeichneten mir den Weg ſo gut, daß, da ich am Mittag mit meinem kleinen Reiſegefährten ausgegangen war, der Abend einbrach, ohne daß ich nur eine Spur von einem Berghauſe erblickte. Ein ſchmaler Pfad über unwirthbare Gebürge zwiſchen ſchroffen Felſen ward mit dem Kinde in den Armen, deſſen zarte Füße hier nicht fortkonnten, beſchwerlich genug zurückgelegt, und am Ende ſah ich mich am Ufer des Meers, in deſſen tiefſte Ferne ſich eben die untergehende Sonne tauchte, ſo, daß den Weg zurückzukehren, oder einen andern zu wählen unmöglich war.

Weit weſentlicher war für uns das Bedürfniß eines Obdachs und einer guten Mahlzeit, indem mein kleiner Begleiter Hunger und Müdigkeit ſchon durch heimliches Weinen an den Tag legte.

Wir baten uns bey einem Fiſcher zu Gaſte, welcher eben Feuer anmachte, das berühmte Fiſchergericht zu kochen, welches man allenfalls nur in Holland ſo ſchön zubereitet als hier an der Küſte des atlantiſchen Meers; vielerley kleine Fiſche mit Salz und einigen Kräutern gekocht. Uns kümmerte dieſes mahl nicht das Leckere deſſelben, der Hunger würde uns allenfalls die unſchmackhafteſte Speiſe genießbar gemacht haben.

Joſeph ward ſchläfrig als er gegeſſen hatte, und ich bat den Fiſcher um Erfüllung ſeines Verſprechens, uns in ſeine Hütte aufzunehmen.

Wenn Ihr ſie allein finden könnt, antwortete er.

Warum nicht? wenn Ihr uns den Weg beſchreibt; doch bin ich bange gemacht, denn ich ging heute ſchon irre, wollte ein Haus in den Bergen finden, und kam an deſſen ſtatt ans Ufer des Meers.

Ich glaub's, die Wege hier herum ſind betrüglich, entgegnete er, und darum bleibt bey mir, bis ich mitgehe. Mich halten hier nöthige Geſchäfte. Das iſt juſt ſo eine Geſchichte wie die Eurige?

Welche?

Da ſitzt oben in einem Berghauſe ein Weibsbild, verſteht ſich wider Willen, und hat ſchon dreymahl verſucht, ſich durch die Berge fortzuſtehlen, und iſt immer und immer nur bald an das Mönchskloſter, bald an das Haus des fremden Herrn im Thal gekommen, und da hat ſie ſich entſchloſſen — —

Nun? unterbrach ich ihn mit wilder Stimme, denn Chriſtine ſchwebte mir vor Augen.

Nun, — ſich die Felſenwand herabzulaſſen.

Großer, Großer Gott! ſchrie ich und ſprang auf, indem ich die Hände gen Himmel hob.

Nun? rief er mit der äußerſten Verwunderung.

Gott! dieſe Felſenwand? ſenkrecht über zweyhundert Fuß hoch? dicht unten der Abgrund des Meers?

Nun, was iſts weiter? bin ſie oft zur Luſt geklettert oder um ein paar Silberſtücke, den Stadtleuten Spaß zu machen. Hab's ihr ſelbſt gerathen, als ſie einſt oben ſtand, und vom ins Meer ſtürzen ſchwatzte. Das wäre etwas geſcheutes, ſagte ich. Schafft ein Seil von ein paar hundert Ellen, knüpft's oben an die alte Steineiche, gebt mir ein paar Goldſtücke, ſo helf ich Euch, und Ihr ſeyd geborgen, oder habt Ihr nichts, ſo thue ich's auch umſonſt.

Gott! Retter der Unglücklichen! ſchrie ich und rang die Hände.

Das Fatalſte dabey iſt mir nur, fuhr er fort, ſie hat ein Kind, einen Jungen, dort im Kloſter, wie ſie ſagt, den will ſie holen, und der ſoll auch mit herunter; wie das gelingen ſoll, das weiß Gott, denn ſich zu helfen braucht hier einer beyde Hände, und fliegen kann ich nicht.

Ich ſchwieg, aber meine Thränen ſtrömten. Gott, flehte ich im Innerſten meines Herzens, indem ich den ſchon ſchlafenden Joſeph an meine Bruſt drückte, du retteteſt dieſes Kind ohne Wiſſen der Mutter, dieſes Kind, das ſonſt zu retten unmöglich geweſen wär. O, dies iſt Unterpfand, daß Du auch ſie nicht wirſt verderben laſſen! Zeigte ſich je deine Hand ſichtbar, ſo war es hier.

Es iſt unglaublich, was ich in der Zeit des Wartens litt; der Fiſcher wußte nicht, was er aus mir machen ſollte, bis ich ihm ſagte, ich ſey der Mann dieſer Frau und dies ſey unſer Kind.

Selbſt ſein hartes Herz wurde durch meine Erzählung und meine Angſt um die Geliebte bewegt: Mit Thränen in den Augen ſchüttelte er meine Hand, und verſprach um meinetwillen doppelten Fleiß zu der Rettung der Bedrängten anzuwenden. Sie verdient's, ſagte er, daß es ihr glückt, denn aus zwey, drey Worten, die wir mit einander gewechſelt haben, kann ich ſchließen, daß der, der ſie dort im Käfig hielt, nichts Guts mit ihr im Sinne hat, aber ſie iſt ehrlich und auch treu, das könnt Ihr glauben, und Gott wird ihr helfen; verunglückt ſie aber ja, denn unterſchrieben iſt das noch nicht, daß es ihr gelingt, ſo ein zartes Weib kann ſich nicht behelfen wie unſer einer, — verunglückt ſie ja, ſeht, ſo begraben wir ſie unter den Maulbeerbaum vor meiner Hütte, da ſchläft auch meine Frau, ob ſie gleich nicht ſo gut war, als dieſe ſeyn mag.

Mein Herz war wie zermalmt, ich war nicht im Stande ein Wort zu reden. Anfangs wollt ich viel von anderweitiger Rettung, von Aufſuchung eines Wegs im Gebirge ſagen, aber mein Fiſcher war taub hierzu. Auf dies iſt ſie gefaßt, auf jenes nicht, ſagte er. Jenes iſt zweifelhaft, dies iſt gewiß, und wenn ich dieſe Stelle auf einen Augenblick verlaſſe, ſo iſt ſie vielleicht da, und auf Fehlſchlagung, einen freyen Sprung ins Meer, o den wollte ich ihr wohl zutrauen!

Der Mond ging auf, und oben in den ſchwankenden Bäumen an der alten Eiche begann ein leiſes Rauſchen. Dies iſt das Zeichen, rief er, daß ſie da iſt.

Christine! Christine! begann ich zu rufen, aber er ſprach, ich ſolle um Gottes willen ſchweigen, und ihr nicht andere Gedanken machen. Zu ſo einem Sprunge, fuhr er fort, braucht ſie ihre ganze Beſinnungskraft; daß Ihr da ſeyd, erfährt ſie Zeit genug, und ſelig ſterben kann ſie allenfalls auch, ohne es zu wiſſen.

Das Rauſchen oben vermehrte ſich, der Fiſcher antwortete mit einem durchdringenden Pfeifen. Seyd Ihr da? rief er. Sie antwortete nicht, vermuthlich aus innerer Angſt ihres Herzens. Jetzt rollte ein dickes Gewinde von Seil herab, der Fiſcher hängte ſich mit mir an das untere Ende, es feſt zu halten; noch einmahl rief er ihr zu es feſt zu knüpfen, und im Augenblick ſah ich ihr weißes Gewand oben auf der Felſenzinne flattern.

O Gott! nun war ſie auf dem furchtbaren Wege, nun glitt ſie herab, ich hielt das Seil mit all meinen Kräften, ich getraute mich nicht zu athmen, aber mein Herz ſchrie zu Gott um Rettung der Unglücklichen, die jetzt zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte.

Die Ausrufungen des Fiſchers, der nicht ſo befangen wie ich, es wagte aufzuſchauen, ſagten mir von Zeit zu Zeit, wie weit die niederſteigende Göttin ſey. Haltet Euch brav, Ihr ſeyd halb! Ey, ob auch die zarten Händchen bluten! Faßt die Knoten wohl, Ihr hättet ihrer mehr ſchlingen ſollen! So! Nun, nun gemach! Der Athem wird Euch gebrechen! Nun keine Angſt! Ihr ſeyd ja ſchier auf dem Boden! Armes Weib! Gott und all ſeine Engel begleiten Euch! So ſchwazte er fort, bis ich das Rauſchen des Windes in ihren flatternden Kleidern näher vernahm, und ſie — ach Gott! — gerettet in unſere Arme ſank.

Ich war außer mir! Ich rief ſie mit Namen, ich bedeckte ſie mit meinen Küſſen, ſie vernahm nichts. Ihre Hände bluteten, ganz leiſe ging ihr Herzensſchlag, ſie lag ohnmächtig in unſern Armen.

Hier iſt keine Hülfe, ſagte der Fiſcher, wir müſſen ſie in die Hütte ſchaffen, dort habe ich Wein und Brandwein zu ihrer Erquickung.

Aber wie bringen wir das Kind fort?

Ey der Junge muß laufen. Wach auf Joſeph! Deine Mutter iſt da.

Joſeph fuhr mit hellem Geſchrey auf.

Joſeph! Joſeph! rief ſeine Mutter, die ſich auf den ſüßen Ton ſeiner Stimme ermunterte.

Frau, ſagte der Fiſcher, macht Euch ſtark, Euch ſteht große Freude bevor! — Sie wollte antworten, aber ihre Sinne ſtarben zum zweyten mahle dahin.

Joſeph hätte ſeine Mutter geſehen, der Schlaf war vergeſſen, er ſang und jubelte neben uns her, wir trugen die Ohnmächtige, mit meinen Kleidern vor der kalten nächtlichen Seeluft bedeckt, der Mond leuchtete, das Meer brach ſich in kleinen ſäußelnden Wellen am Geſtade, und oben in der Eiche der Felſenwand erwachte eine Nachtigall; es war als feyerte alles das Gelingen einer von Gott begünſtigten That, als feyerte alles die endliche Vereinigung zweyer unglücklich Liebenden!

Ich bin in Kleinigkeiten umſtändlich geweſen, zu Schilderung des Wichtigeren fehlen mir die Kräfte. Chriſtinens Erwachen, ihr erſter Blick auf ihr Kind, deſſen Rettung ſie im Wiederhinſterben ihrer Sinne für Phantaſie gehalten hatte, ihr erſter Blick auf mich, unſere gegenſeitigen Erklärungen, welche, welche menſchliche Sprache kann dies ſchildern, ohne weit hinter der Wahrheit zurück zu bleiben! Dies ſind Ueberraſchungen aus einer andern Welt! Dies ſind Gefühle der Seligen. So werden wir dort manchen finden, den wir nicht zu finden dachten, ſo werden wir plötzlich über jede Gefahr erhoben, triumphiren, und kaum des ſauren Wegs gedenken, der nach Zion führte. Wie dem Träumenden wird's dann uns ſeyn, ſagt einer unſerer uralten Dichter.

Ich übergehe die Reihe mehrerer Tage, welche Chriſtine krank in der Hütte unſers Fiſchers zubrachte. Ich weiß nicht, ob das ausgeſtandene Unglück, oder nicht vielmehr die jähe Freude, alles was ſie liebte, ihren beſtimmten Gatten und ihren Sohn wieder zu haben, ſie in die Schwachheit ſtürzte, welche ſie ſo lange an ihr Lager feſſelte. Ach, zu ſehr war ich ſelbſt überraſcht, zu ſehr übernommen an jenem Abende von Angſt und Freude, um, indem ich mich ihr entdeckte, die gehörige Vorſicht zu brauchen!

In der Zeit ihrer Krankheit fiel keine andere Unterhaltung unter uns vor, als abgebrochene Worte der Liebe, wir hatten uns wieder, das Wie? aus einander zu ſetzen, wurde auf beſſere Stunden beſtimmt; doch konnte ſie nicht unterlaſſen oft zu fragen, indem ihr Blick voll zärtlicher Ungewißheit an dem Meinigen haftete: Ob's auch wahr ſey? Ob ich ihr wirklich angehöre, und wie das alles endlich habe kommen können?

Ich befriedigte ihre Neugier, ſobald ſie ſtark genug war, ſie zu äußern, indeß ich erſt am Tage ihrer völligen Geneſung folgendes vernahm:

„Der Abend unſerer Trennung, ſagte „ſie, dieſer ſchwermüthige, ahndungsvolle

„Abend, war der Vorgänger einer noch
„ſchrecklichern Nacht. Du haſt gehört, wie
„der treue Paolo mich warnte, vor einem
„Uebel warnte, das unter allen Uebeln ich
„am wenigſten gefürchtet hätte, und deſſen
„Haupturheberin die treuloſe Cataline war.
„Hätte ich ihre Tücke ſchon damahls gekannt,
„ſo hätte ich dieſe Schlange nicht mit in
„meine Freyſtatt genommen, in welcher ſie
„mich zum zweyten mahle verrieth, vielleicht
„weniger aus Haß gegen mich, als aus
„Unwillen, nebſt mir und um meinetwillen
„in die grauenvolle Einſamkeit, die ihr nicht
„behagte, gekommen zu ſeyn. Daß ich es
„ihr zu danken hatte von den Mönchen zu-
„rückgehalten worden zu ſeyn, als man ſie
„entließ, auch dieſes wußte ich nicht, ſonſt
„hätte ihr nicht noch die dritte Betrügerey
„glücken ſollen, die die ganze Ruhe meines
„Lebens, meinen Glauben an Deine Treue,
„zertrümmert haben müßte, wär er weniger
„feſt geweſen.“

„Botſchaften, die, wie ich aus Deiner
„Erzählung ſehe, der treueſte Liebhaber durch
„den treueſten Freund unmittelbar an mich

„wollte gelangen laſſen, kamen erſt durch
„die dritte, vierte Hand zu meiner Wiſſenſchaft,
„zum Glück, da ſie durch ſo viele
„Hände gegangen waren, entſtellt, und Deinem
„Herzen unähnlich genug, um nicht von
„mir angenommen zu werden."

„Wahrſcheinlich hatte man in dem Hauſe
„Deiner Eltern dem treugeglaubten Jannai
„die ganze Beſtellung aus der Hand gewunden;
„ſie gelangte an Tita." —

Wie? an Tita? unterbrach ich ſie.

„Ja," war ihre Antwort, „an dieſen
„armen, unbehülflichen Alten, der ſchwach,
„boshaft, oder einfältig genug war, vielleicht
„blos um ſich den ſauren Weg auf den
„Felſen zu erſparen, eine Cataline mit derſelben
„auszurüſten."

„Denke Dir das verwirrte Gewäſch aus
„dem Munde dieſes Mädchens. Unſre Liebe,
„Deine Heyrath, Deine Geſchenke, denn
„man hatte nicht einmahl für gut gehalten,
„ihr einen Brief mitzugeben, oder ſie hatte
„ihn verloren, alles wurde von ihr ſo ſeltſam,
„und laß mich ſagen, ſo boshaft un-

„ter einander gemiſcht, daß ſie auch nicht den mindeſten Glauben bey mir gefunden haben würde, hätte mich nicht das Käſtchen mit Deinen Geſchenken zweifelhaft gemacht; ſie waren koſtbar, ich erkannte beſonders unter denſelben einen Ring, den Du immer trugſt, und mußte mich überzeugen, daß hier wenigſtens irgend eine Wahrheit zum Grunde liege, aber welche? Wollteſt Du mich an Dich errinnern, oder wollteſt Du mir Deine Treue abkaufen? War das erſte, warum nicht eine einzige Zeile von Deiner Hand? Das letzte von Dir nur zu denken, ſchien mir Unmöglichkeit; zu viel Unedles lag in der ganzen Verhandlung.“

„Am Ende war ich geneigt das Ganze für einen Fallſtrick, von fremder Hand gelegt, anzunehmen, zwar machte der Ring mich zweifelhaft, aber ich hielt es für gut, die ganze Sache auf dieſe Art zu behandeln. Ohne mich über irgend etwas zu erklären, ſchickte ich die Geſchenke an Tita zurück, und brauchte die Vorſicht, der Magd, welche ſich, als ich mich auf nichts mit ihr

„einließ, durch ihr gehäſſiges Betragen mir
„zuerſt verdächtig machte, einen Pilgerknaben
„mitzugeben, den ich als ehrlich kannte,
„damit das theure Käſtchen wenigſtens in
„Tita's Hände, und dann, ſo er wollte,
„weiter an die Behörde gelangen möchte.
„Tita hatte die Rückgabe mit Erſtaunen und
„Entſchuldigungen ſeines nicht Selbſtkommens
„angenommen, und mir einen Beſuch
„und Erklärung, ſo gut er ſie geben könne,
„verſprechen laſſen, welches aber nicht erfolgt
„iſt, auch bey der Einfalt und öftern
„Trunkenheit dieſes Mannes nicht zu erwarten
„war.“

„Mich reuete hintennach ſchnell was ich
„gethan hatte, die Rückgabe des Geſchenks
„war in ſeinen Händen zweifelhaft; und
„welcher Entſtellung war meine Antwort, ſo
„kurz ſie auch war, fähig! Daß ich mich
„in dem wichtigern Theile dieſer Beſorgniſſe
„nicht geirrt habe, zeigt leider der Erfolg,
„aber laß mich fragen, wie konnte Joſeph
„ſich in dem Ganzen einem Fremden anvertrauen?
„wie auf eine blos mündliche Erklärung
„meine Verwerfung bauen? —
„Doch Du verließeſt Dich in dieſem Stück

„auf Jannai, ſo wie dieſer, vielleicht die ganze Sache haſſend, oder unwerth haltend, vielleicht durch ſeine braſilianiſche Reiſe gedrängt, ſich in der Beſtellung mit noch mehrerm Recht auf einen Tita, deſſen flüchtige Bekanntſchaft er irgendwo gemacht haben mochte, verlaſſen konnte.“

„Ich mußte auf dieſe Entſchuldigung der holden Friedensgöttin, die immer für jedes Verſehen eines andern eine Auskunft fand, ſchweigen, ach, ich ſelbſt war, wenn ich an meinen damahlichen Taumel von Vergnügungen dachte, nicht ganz außer Schuld. Nur dies eine konnte ich ihr verſichern, daß ich allerdings der Geliebten meines Herzens ſelbſt geſchrieben habe, und daß mich alſo die blos mündliche Antwort nebſt der Zurückſendung der Geſchenke doppelt habe kränken müſſen.“

Die ſanfte Chriſtine beantwortete mir, was ich ſagte, mit einem Blicke voll Zutrauens und Liebe, und beſchloß ihre kleine Geſchichte folgender maßen.

„Mein Aufenthalt bey den Hieronimiten war mehr gutwillig als gezwungen. Catalinens Verleumdungen, die ich jetzt erſt

„erfuhr, hatten mich einigen Zudringlichkeiten
„wegen meiner Bekehrung ausgeſetzt,
„aber die Mönche merkten bald, daß meine
„Moral rein, und nur meine Meynungen
„nach ihren Grundſätzen irrig waren. Um
„auch dieſe in Ordnung zu bringen, ſchlugen
„ſie mir ein Kloſter vor, und wie gern nahm
„ich den für meine Lage ſo anſtändigen, von
„mir oft gewünſchten, Zufluchtsort an!“

„Ruhig hätte ich eine ſchreckliche Epoche
„meines Lebens, an die ich nicht ohne
„Grauſen denken kann, in der Geſellſchaft
„der benachbarten ſtillen Nonnen zugebracht,
„bey welchen ich mich ſchon angemeldet hatte,
„hätte ſich nicht ein böſer Geiſt in unſere
„Einſamkeit geſchlichen, und durch teufliſche
„Liſt mich aus derſelben verlockt.“

„Meine guten Mönche, die ich fleißig
„ſah, ungeachtet ich in einem außerhalb des
„Kloſters liegenden Wirthſchaftsgebäude
„wohnte, luden mich eines Sonntags bey
„ſich zur Tafel. Ein fremder Herr habe
„mich in der Kirche bemerkt, ſey durch meine
„Andacht erbaut worden, und wünſche
„mich zu kennen. Mein Joſeph, welcher
„die meiſte Zeit bey den Mönchen war, hatte

„ſeine Bekanntſchaft ſchon gemacht, und kam mit kleinen Geſchenken beladen, ſeine Bitte mit den Bitten meiner Wirthe zu vereinigen."

„Ich war abgeneigt, aber das Kind beſchrieb mir den Fremden ſo alt und ſo häßlich, daß der Gedanke an alle Unſchicklichkeit, an alle Gefahr in meiner argloſen Seele wegfiel, und die Mönche nur hinzuzufügen brauchten, er ſcheine mich oder meine Freunde zu kennen, ſo war ich zu dem gefährlichſten Schritte meines Lebens gewonnen."

„Ich ſah, als ich erſchien, einen wirklich ziemlich hochbejahrten Mann, dem ich keine ſträflichen Abſichten zutrauen konnte, und ſein frommer ernſter Blick vernichtete vollends jeden Gedanken, der mir hätte Unruhe machen können."

„Es war Samuel, wie ich erſt durch Dich erfahren habe, denn er gab ſich einen andern Namen. Daß er mich kenne, war unmöglich; aber daß er aus manchem, das er dem Kinde und den Mönchen abgefragt haben mochte, ziemlich wahrſchein-

„liche Muthmaßungen geſchöpft hatte, wer ich ſey, und daß ich Dir angehöre, das zeigte ſich aus ſeinen erſten Worten. Er nützte dieſes in der Folge des Geſprächs; er ließ jezt deutlicher merken, daß Joſeph Pinto ihm nicht fremd ſey, er rühmte ſich der vertraulichſten Bekanntſchaft mit Dir, und wie gut konnte dieſes der Böswicht, der nur kürzlich noch ſo lange an Deiner Seite geweſen war! Mein Vertrauen wuchs, und als er in der Folge durch meine Einfalt noch weit mehr von mir erfuhr, als er bereits wußte, ſo war das Netz geſchlungen, in welchem ich ſollte gefangen werden.“

„Bey erneuerten Beſuchen gab er ziemlich deutlich zu verſtehen, daß er, obgleich nicht gerade von Dir ausgeſchickt, mich in Deine Arme zu führen, doch mir nicht bergen könne, er wiſſe um Deinen gegenwärtigen Aufenthalt, er habe Dir Botſchaft von mir gethan, um die letzten Differenzen, die ich ihm in der Einfalt meines Herzens nicht verſchwiegen hatte, aufzuklären, da Du in der That irre an mir geweſen ſeyſt; und ehe ich daran denke

„ſollteſt Du in meinen Armen liegen. Schon war der Tag des frohſten Wiederſehens, wie er ſagte, ganz nahe, als er auf einmahl mit der Miene der Beſtürzung kam, mir zu ſagen, ich würde mich entſchließen müſſen Dir den erſten Beſuch zu machen, indem Du zwar in Scintra eingetroffen ſeyſt, mich mit großer Hoffnung auf die elterliche Einwilligung, als Deine Braut abzuholen, aber auf dem Wege hieher durch einen Sturz von einer der Klippen dieſes abſcheulichen Weges ſo übel zugerichtet worden ſeyſt, daß man Dich nur in ein nahes Berghaus habe bringen können, wohin er mir, da Du unaufhörlich meinen Namen lallteſt, und der Ausgang doch zweifelhaft ſey, rathe, mich unverzüglich zu verfügen.“

„Die Schreckenszeitung war zu überraſchend, meine Empfindungen zu gut berechnet, ſelbſt das Zureden der zweydeutigen Mönche, und ihr Verſprechen, ſich indeß des Kindes anzunehmen, war unnöthig, die Liebe führte mich irre, ich war auf dem Wege zu meinem Unglücke, ehe ichs ſelbſt wußte, und die Schlinge zog

„ſich über mir zu, ehe nur ein Verdacht in
„meine argloſe Seele kam.“

„Als ich Dich nicht fand, als in dem
„teufliſchen Triumph, daß ich mich ſo leicht
„durch eine ſo grobe Lüge habe verlocken
„laſſen, ihm die Larve auf einmahl entfiel,
„als mir ſeine gottloſen Abſichten auf mich
„immer klärer wurden, als Wochen und
„Monate vergingen, ohne daß ich in dieſer
„ſchrecklichen Einſamkeit jemand ſah, als
„ihn und eine uralte Magd, die, wie ich
„nun vermuthe, eine Salome ſeyn mochte,
„da geſtehe ich, daß oft nicht ein Haar gefehlt
„hat, mich von dem Felſen herunter
„zu ſtürzen, welcher der einzige Weg zu meiner
„Entkommung war.“

„Samuel fing an, als er mich unerbittlich
„fand, mit der Inquiſition zu drohen,
„und ich nahm der Gelegenheit wahr, mich
„zu ſtellen, als flöße mir dieſer Name
„Schauer ein, und mache mich ſeinen Wünſchen
„geneigter. So abgenutzt die Falle
„war, in die mich meine Einfalt hatte gehen
„laſſen, ſo gebraucht war auch dieſe Verſtellung,
„doch er ließ ſich täuſchen, wie ich,

„und ich bat nur um Aufſchub bis zu ſeiner Rückkehr von einer Reiſe, zu der er genöthigt wurde, welches er in der Vielgeſchäftigkeit, die ich die letzten Mahle ſeines Beſuchs an ihm bemerkte, in der Unruhe, die er zeigte, williger aufnahm als vielleicht ſonſt geſchehen ſeyn würde.“

„Von der Alten ſchlecht bewacht, waren meiner Verſuche zu entkommen unzählig, aber die Freyheit in dieſem Gebirge war nichts, als ein weites ſchreckliches Gefängniß. Keine meiner Wanderungen endigte ſich anders, als entweder unterwärts an dem Hauſe im Thale, das mir mein Verfolger als das ſeinige bezeichnet hatte, oder aufwärts beym Kloſter, beyde Orte verwerflich, da ich wiſſen konnte, daß der eine und der andre mich wieder in ſeine Hände liefern mußte. Die Mönche waren mir wenigſtens zweydeutig, und ich ſparte mir den Beſuch bey ihnen nur noch auf ein einziges Mahl, wenn meine Flucht, über die ich nun allmählig begann mit dem Fiſcher Verhandlungen zu treffen, gewiß ſey, ihnen dann mit Güte oder durch Liſt meinen Joſeph abzulocken.“

„Es dauerte lange, ehe ich im Stande war, mir das Benöthigte zur verabredeten Flucht über den Felſen zu verſchaffen. Endlich war eine alte Holzwinde in meiner Gewalt, die ich zu morſch fand, ihr mehr als ein Leben, ihr, ach das Liebſte was ich hatte, auch meinen Joſeph anzuvertrauen.“

„Nach langem Kampfe entſchloß ich mich, meinen Sohn zurückzulaſſen, und ſeine Rettung, wär' erſt ich geborgen, auf eine andere minder gefährliche Art zu verſuchen. Ich kannte die Mönche, daß ſie, wenn ich entwiſcht wäre, ſich dieſer kleinen Laſt mit wenigerer Mühe abthun würden, als es gebraucht haben möchte, ſie zu meiner Flucht auf meine Seite zu bringen; da Samuel ein zu großer Freund und Wohlthäter ihres armen Kloſters zu ſeyn ſchien, um ihm entgegen zu handeln.“

„Joſeph war ſchon gerettet, gerettet von dem Liebſten meines Herzens. Die ſchreckliche Minute des Herabſteigens, der Todeskampf, ehe ich mich entſchließen konnte, mein Leben auf jener entſetzlichen

„Fahrt zu wagen, wurde mir mit Freuden „des Himmels, mit dem Wiederſehn derer „vergolten, die auf der Welt mein Alles „ſind.“

Eine Umarmung ſchloß dieſe Erzählung, die Erzählerin war erſchöpft, und prieß ſich glücklich, endlich an dem Buſen eines Freundes auszuruhen zu können. Ach, ſetzte ſie hinzu, was hatte ich in jener fürchterlichen Einſamkeit, von der mich nur ein Gott befreyen konnte!

Unſer Fiſcher, vor welchem wir nicht Urſach hatten etwas geheim zu halten, hatte viel von unſern gegenſeitigen Erklärungen gehört, unſere Liebe lag ihm vor Augen, ſo wie er auch ſehr bald merken mußte, daß wir noch nicht auf die unauflößliche Art verbunden waren, die, nach ſeinen Grundſätzen, allein unſere Liebe rechtfertigen konnte.

Mit Euch, begann er, indem er ſich traulich in unſer Geſpräch miſchte, mag's nun ſtehen wie es wolle, ſo ſage ich nur und bleibe dabey, Ihr müßt Euch je eher je beſſer durch prieſterliche Hand zuſammen geben laſſen. Die Segensworte, die dann über Euch geſprochen werden, bannen, das könnt Ihr glauben, jeden böſen Geiſt, der Euch wieder trennen könnte, und ich will mir denn einmahl die Eltern, und den Samuel, und wie all Eure Verfolger heißen, ſehen, der nähere Rechte auf Euch will geltend machen, als Euch die Kirche gab! Hättet Ihr das längſt gethan, ſo wärt Ihr glücklicher geweſen, als nun am Tage liegt.

Der Alte ſagte uns nichts, was nicht ſchon im Grunde unſers Herzens lag. Ich unterſtützte ſeine Vorſtellungen, und Chriſtine hatte keine Einwendungen. Von allen Hinderniſſen, die uns trennten, blieb zwar, ſelbſt nach der Einwilligung meiner Eltern, immer noch dasjenige, das ſie allezeit für das größte angegeben hatten, der Unterſchied unſers Glaubens; aber dieſer ſchien gegenwärtig ganz vergeſſen zu ſeyn. Chriſtine ward mein, und der ſchrecklichen Worte, mit welchen ſie einmahl all meine Hoffnungen niederſchlug: Joſeph und Chriſtine könnten nie ein ſchickliches Paar werden, wurde nicht mehr gedacht. Wie leicht, ihr Liebenden, ſchwindet jedes Hinderniß Eurer Leidenſchaft, das nur in Euren Meynungen, und wären es die wahrſten und erwieſenſten, liegt, ſobald Zeit und Umſtände Euch günſtig ſind! Einigen wenigen von Euch ſey dieſes zum Troſt, ſo wie den andern zur Warnung geſagt!

Der Fiſcher, welcher in dem erſten Taumel unſers Glücks ſehr oft für uns denken und handeln mußte, machte uns endlich aufmerkſam, daß unſere Lage, ſo angenehm ſie uns auch wäre, nicht immer ſo bleiben könnte! O Tage des goldnen Alters! ſüße Ruhe der Liebe! ſüße Vergeſſenheit der ganzen übrigen Welt! warum konntet ihr nicht ewig dauern? Die Fiſcherhütte am atlantiſchen Meer war noch in den ſpäteſten Tagen unſers Lebens der liebſte Gegenſtand unſrer Erinnerungen, aber unſer einfältiger Freund hatte Recht, wir mußten ſie verlaſſen, höhere Pflichten im Leben lagen uns noch ob, und wäre die fromme Tochter der Natur, mein holdes Weib, vielleicht geneigt geweſen, als Fiſcherin ewig hier zu bleiben; und auch ihren Joſeph zu dieſem Stande zu erziehen, ſo weiß ich doch nicht, ob nicht mit der Zeit in meinem Buſen andre Wünſche erwacht wären, die es mir fühlbar gemacht hätten, meine Jugend, meine ungeſchwächte Kraft und mein Vermögen, (hatte mich die Milde meiner Eltern nicht reich für meine kleinen Wünſche gemacht?) lege mir noch einige Pflichten auf, die ſich nicht in dieſer glücklichen Einöde erfüllen ließen.

Ich folgte meinem Fiſcher, ich begleitete ihn an die nächſten Orte, ich trat wieder in Verbindung mit der Welt. Noch war ich unentſchloſſen über meinen künftigen Lebensplan, ſo weit dieſer den Ort betraf, den ich zu meinem künftigen Aufenthalt wählen wollte. Die Art meiner Geſchäfte ward durch die meiner Nation eigene Neigung zur Handelſchaft, und durch die Kenntniſſe, die ich bereits in dieſem Fache erlangt hatte, beſtimmt.

Bald ſollte ich durch einen ganz unvorhergeſehenen, mich auf die traurigſte Art überraſchenden Umſtand, auch Leitung erhalten, wohin ich meinen Weg richten müſſe.

Einer von den Kaufleuten, mit welchen ich jetzt viel Verkehr, viel Berathſchlagungen hatte, gab mir einſt auf meine Frage, wie es in Porto ſtehe, die ſchreckliche, mich ganz zu Boden drückende Nachricht: — das Haus des reichen Pinto — ſey ein Opfer der Inquiſition geworden, ſchon ſeit Jahren habe man es des Judenthums verdächtig gehalten, und dieſer Verdacht ſey jetzt durch die Anzeige eines gewiſſen Mannes, der ſich bisher für die Rechtgläubigkeit ſeiner Freunde und Handelsgenoſſen verbürgt habe, völlig erwieſen worden.

Man denke, wie mir bey dieſer Nachricht zu Sinne ward! Ich wäre leblos zu Boden geſunken, hätte nicht der Erzähler ſeine Schreckensgeſchichte mit der Bemerkung geſchloſſen, daß Fernandez mit ſeiner Gattin und ſeinen vornehmſten Bedienten zeitig genug von dem drohenden Unglück müßten benachrichtigt worden ſeyn, um ſich mit der Flucht zu retten, und wahrſcheinlich einen guten Theil ihres Vermögens auf die Seite zu bringen. Das, was dem geiſtlichen Gericht davon zur Beute geworden ſey, ſey indeſſen noch immer anſehnlich genug, und der Mangel eines menſchlichen Opfers ſey durch Einziehung des Anklägers erſetzt worden. Das Haus Del Rio, mit den Pinto's ſehr genau verbunden, und nicht ganz ohne Verdacht ähnlicher Grundſätze, habe ſich jedes Anſpruchs durch die Erweiſung entbrochen, daß jener Ankläger ſelbſt, der eifrigſte Anhänger des Judenthums, und einer Menge Verbrechen ſchuldig ſey, die ganz eigentlich für das geiſtliche Gericht gehörten.

Ich lebte wieder auf bey dieſem Schluſſe, und kaum konnte ich mich halten, die göttliche Gerechtigkeit laut zu preiſen, daß ſie endlich den Erbfeind meines Hauſes, den Erbfeind aller Tugend und Rechtſchaffenheit, dieſen Samuel (wie konnte ich ihn hier verkennen, ungeachtet er nicht genannt wurde) gerichtet habe.

Ich eilte nach Hauſe, meiner Chriſtine dieſe außerordentliche Zeitung zu bringen, und ſie von meinem Entſchluſſe zu benachrichtigen, nach Braſilien zu gehn, von da aus den dort wahrſcheinlichen nahen Zufluchtsort meiner unglücklichen Eltern aufzuſuchen, und mich in ihre Arme zu werfen; es liegt in der Natur der Sache, daß Unglück Vorurtheile aufhebt, und ich hatte ja das ſchriftliche Verſprechen meiner, ihren Fall ahndenden, vielleicht im Augenblicke da ſie jenen Brief ſchrieb, ihn ſchon gewiß wiſſenden Mutter, daß ſie dort meiner Liebe geneigt ſeyn, dort meine Chriſtine als Tochter in ihre Arme ſchließen wollte.

Von der Ausführung dieſes, meiner Gattin anfangs nicht ganz gefallenden Plans, darf ich nicht anders als kürzlich ſprechen. Der Leſer, der ſich etwa ein wenig für den unglücklichen Pinto intereſſirte, würde vielleicht im Schooße des lachenden Glücks weniger Antheil an ihm nehmen, und die verfolgte Chriſtine könnte leicht, als Lieblingstochter von Rahel und Fernandez, ihm Langeweile machen. Der Kampf des Tugendhaften mit der Widerwärtigkeit, iſt, wie ein alter Dichter ſagt, der Gottheit ein wohlgefälliges Schauſpiel, der Menſch gleicht dieſem Bilde, gern ſieht er den Schiffbrüchigen wider die Wellen ankämpfen, von dem im Hafen Geborgenen wendet er bald die Augen ab..

Das einzige Uebel, das mich in dem langen Lauf meines braſilianiſchen Glücks zuerſt traf, war die Nothwendigkeit, meine Gattin wegen Handelsgeſchäften auf eine geraume Zeit zu verlaſſen. Ich ſah Europa wieder, mein Schickſal führte mich in die Gegenden, wo ich zuerſt mein Alles verlor. Es war um die Zeit des ſchrecklichen Gedächtnißtages der Ermordung meines Vaters, ich konnte mir die traurige Wallfahrt zum Steinbruch nicht verſagen, der Gärtner aus dem Schloſſe des Grafen, das ich auch zuvor beſucht hatte, begleitete mich. Es war noch der nehmliche, der die fürchterliche Scene von Maimons Tod anſah. O, auf dieſer Gegend ruhten die ſchwärzeſten Nächte meines Lebens! Auch die Erſchütterung mußte ich noch haben, hier, wie Aib, dieſer untrügliche Prophet, den ich im Hauſe del Rio zum letzten mahl ſah, mir prophezeyt hatte, den unglücklichen Mörder zu treffen.

Mein Begleiter zeigte mir, als wir uns bey der Trauerbirke in den Steinbruch auf die Stelle hinabbeugten, wo ehemahls Moſes zerſchmetterter Leichnam aufgehoben worden war, eine lange fürchterliche Geſtalt, mit Lumpen bedeckt, mit der Miene der Verzweiflung auf einen Fleck, vielleicht den bedenklichſten in der Geſchichte des Verbrechens hinſtarrend. —

Dies iſt Wernhof, ſagte mein Führer, ein unglücklicher räthſelhafter Mann, auf deſſen Seele ſchwere Verbrechen haften. Er war vor vielen Jahren im Dienſt unſers alten Grafen, und hatte wahrſcheinlich viel Antheil an der Ermordung eines unglücklichen Mannes, den die Wuth eines Großen, in den Mauern jenes Schloſſes aufopferte. Er pflegte in vorigen Zeiten ſchon das Schloß oft zu beſuchen, und die Bewegung, mit welcher er dann allemahl hier an dieſer grauenvollen Stelle verweilte, brachten ihn ſchon damahls bey uns in den Verdacht eines ſtillen Wahnſinns. Die Spuren ſeines fürchterlichen Gemüthszuſtandes wurden immer merklicher, bis er ſich einſt in den Steinbruch hinabſtürzte, um ſein elendes Leben zu enden.

Es gelang ihm nicht, er ward mit zerſchmetterten Schenkeln aufgehoben und wieder geheilt. Seitdem bleibt er auf dem Schloſſe, und der Graf zahlt eine mäßige Penſion für ihn, er iſt für uns jetzt zugleich ein Gegenſtand des Mitleids und des Entſetzens. Sehen Sie ſelbſt, jetzt erhebt er ſich an ſeinen Krücken, ſehen Sie dieſes abgezehrte, verzweiflungsvolle Geſicht, dieſes ſtarre erloſchene Auge, kann man ſich etwas kläglichers denken? Selbſt der Ermordete müßte ihn bejammern, wär es ihm möglich, von jenem dort hieher zu blicken.

Ich wandte mich zurück, es war mir unmöglich die Annäherung dieſes Elenden, der ſich jetzt den Weg aus der Tiefe heraus wand, zu ertragen, auch ſagte mir der Gärtner im Weitergehen; daß es keine Gefahr habe, daß er ſich zu uns geſellen werde. Der Anblick eines Fremden iſt Vermehrung ſeiner Pein, ſetzte er hinzu. Aber eine Linderung ſeines Jammers muß er auf dieſer Stelle finden, denn kein Tag vergeht, da er nicht hinabſchleicht. O daß ſich der Tod ſeiner erbarmte! Welch ein

Leben, das er führt! Er genießt nichts als die elendeſten Speiſen, ſpricht ſeit einem Jahre nie ein Wort, ſonſt hörte man noch einzelne Klagtöne aus ſeinem Munde; und läßt ſich nie bewegen, die Lumpen, die ihn bedecken, zu ändern, als wenn ſie ihm von ſelbſt entfallen.

Ich brach in Thränen aus bey dieſer Erzählung. Jeder Gedanke an Rache, der ſonſt oft in meiner Seele erwacht war, mußte hier ſchweigen, wo das Blut des Unſchuldigen ſo fürchterlich gerochen war. Unglücklicher, ſeufzte ich mit der Stimme der Verſöhnlichkeit, die mich die Moral meiner Chriſtine gelehrt hatte, könnt' ich Deiner gemarterten Seele Ruhe geben! — Möchte der ewige Richter Deine Verbrechen als gebüßt anſehen!

Als ich wieder auf der glücklichen Inſel anlangte, wo Chriſtine mit unſern Kindern im Schooße meiner Eltern lebte, ſagte ich ihr nichts von dieſer Schreckensgeſchichte, warum hätte ich ihr ſanftes Herz verwunden ſollen?

Bey J. G. Beygang,

Buchhändler in Leipzig,

ſind nachſtehende Schriften verlegt, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Adolph, Guſtav, ein Familiengemählde aus zwey Jahrhunderten. 8. 1791. 1 Thlr. 4 gr.

Aime, oder Egyptiſche Mährchen, 5 Bände, mit Kupf. 8. 793 — 797. 2 Thlr. 12 gr.

Wer den Herrmann von Unna, den Walter von Montbarry, die Geſchichte der Thekla von Thurn, und ſo weiter, geleſen hat, der weiß auch gewiß, daß der Verf. dieſer Werke zu den beſten Romanen-Dichtern unſerer Nation gezählt zu werden verdient, und daß es ſchwer hält, ein Buch von ihm undurchgeleſen wieder aus der Hand zu legen. Auch dieſe Egyptiſche Mährchen ſind aus ſeiner Feder gefloſſen, und haben durch dieſe Anzeige ſchon die beſte Empfehlung für ſich. Sie ſind unter nachſtehenden Titeln beſonders zu haben:

König Remphis, oder das Labyrinth, 8. 793. 12 gr.

Todtengericht, das, oder Geſchichte der Pyramiden von Dſoſe und Suchis, oder der Iſisſchleyer, 8. 793. 14 gr.

Sam und Siuph, oder die Rache, 8. 797. 12 gr.

Geſchichte, die von Pythicus und der Prinzeſſin Save, 8. 797. 9 gr.

An das Publikum, ein Beytrag zu Detlev Praſchens vertrauten Briefen über Leipzig. 8. Wien, 787. 6 gr.

Ankerwick, Schloß, ein Sittengemählde nach der Natur, nach dem Engliſchen der Mrs. Crofts, von Fr. von Oertel, 2 Theile. 8. 801. 2 Thlr. 20 gr.

Kein Leſer wird dieſes Buch ohne Belehrung und Unterhaltung aus der Hand legen.

Aufſätze, Staatswirthſchaftliche, in ſtrenger Beziehung auf Zeitumſtände, und beſonderer Rückſicht auf Böhmen, 3 Thle. gr. 8. 801 u. 802. 3 Thlr. 2 gr. —

Inhalt. 1ter Theil. 1. Ueber das heutige Verhältniß des Bauers zum Gutsherrn in Böhmen, und die Möglichkeit, dieß Verhältniß zum Vortheil beyder abzuändern. — 2. Ueber die Judenſchaft in Böhmen, mit Rückſicht auf die Mittel, ihre, den bürgerlichen Verhältniſſen bisher nachtheilige, Wirkſamkeit unſchädlich zu machen. 2r Theil. 1. Ueber das öffentliche Geld- und Creditweſen der Oeſterreichiſchen Staaten. — 2. Ueber das Bedürfniß und die Mittel, dem Privatcredit in Böhmen zu Hülfe zu kommen. — 3. Ueber einige Theile der Juſtizverfaſſung in Abſicht auf den Privatcredit. — 3ter Theil. 1. Ueber die Nothwendigkeit dem Wohlſtande in Böhmen durch Verſicherungs-Anſtalten zu Hülfe zu kommen, mit Rückſicht auf die Art und Weiſe es zu thun. 2. Mangel des Daſeyns wirkſamer Maaßregeln in Böhmen zur Verſtopfung der Quellen der Armuth; Unzulänglichkeit der Einrichtungen in Abſicht auf Armenpflege daſelbſt, und Vorſchläge, dem einen wie dem andern abzuhelfen. — 3. Entwickelung einiger Ideen in Abſicht auf die Wiederherſtellung eines zerrütteten Bank- und Geldweſens; als Anhang zu dem erſten Aufſatze des 2ten Theils dieſer Schrift.

Dem Urtheile eines in dieſem Fache competenten Kunſtrichters zu Folge, wiegen dieſe hier mitgetheilten Abhandlungen an Reichthum von Thatſachen und daraus gezogenen wahren und folgereichen Reſultaten, — ganze Bände auf.

Beccaria's, des Marcheſe, Abhandlung über Verbrechen und Strafen, von neuem aus dem Italieniſchen überſetzt; mit Anmerkungen von Diderot, mit Noten und Abhandlungen vom Ueberſetzer, mit den Meynungen der berühmteſten Schriftſteller über die Todesſtrafe, nebſt einer Kritik derſelben, und mit einem Anhange über die Nothwendigkeit des Geſchwornengerichts, und über die Beſchaffenheit und die Vortheile deſſelben in England, Nordamerika und Frankreich, von J. A. Bergk, 2 Theile, gr. 8. 798. 2 Thlr.

Der Titel beſagt es ſchon, daß man hier weit mehr als eine bloße Ueberſetzung zu erwarten habe, und ſo iſt es auch in der That. Der Ueberſetzer hat ſich ſowohl durch die ſorgfältigſte Benutzung ihm neuerlich bekannt gewordener Hülfsquellen zur Bereicherung einer neuen Ausgabe, als auch beſonders durch ſeine hinzugefügten Noten und Abhandlungen, in allen kritiſchen Blättern ausgezeichnetes Lob erworben. Fleiß, Scharfſinn, und die gründlichſte Sachkenntniß berechtigten ihn, ſeine Originalideen mit dem Beccariaſchen Werke zu vereinbaren, wofür ihm jeder Kenner dankt, und zugleich zugeſteht, daß er die zweckmäßigſte Anwendung von den Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie auf das peinliche Recht zu machen gewußt.

Bemerkungen, intereſſante, eines Reiſenden durch Frankreich und Italien, 8. 795. 1 Thaler 8 gr.

— über Leipzig, und einige verkannte, oder nicht genug erkannte Vorzüge und Verſchönerungen dieſer Stadt, von J. G. L. 8. 794. 12 gr.

Blicke auf Karl Wilhelm Müllers, (Churfürſtl. Sächſiſch. geheimen Kriegsraths und erſten Bürgermeiſters in Leipzig,) Leben, Charakter und Verdienſte um Leipzig, mit einem allegoriſchen Kupfer, gr. 8. 801. Velinpapier 1 Thlr. 6 gr. Franz. Papier 20 gr. Druckpapier 14 gr.

Nach dem Urtheile zwey bekannter Zeitſchriften, lieſt man hier eine ſehr genaue Schilderung des auf dem Titel angegebenen Gegenſtandes in einem leichten, blühenden und muntern Style und mit Wärme geſchrieben. Der Verfaſſer, der Müllern auch nicht die kleinſte Gefälligkeit verdankt, und kein beſoldeter Lobredner iſt, hat aus den erſten und ſicherſten Quellen geſchöpft und ſeine Behauptungen insgeſammt durch wirkliche Beyſpiele aus dem Leben des Verſtorbenen erläutert.

Bey dieſer Gelegenheit werden mehrere neue Anſtalten, welche auf die phyſiſche, äſthetiſche und moraliſche Bildung der Einwohner Leipzigs abzwecken und auch in andern Städten nachgeahmt zu werden verdienen, genau beſchrieben, und die Pflichten aus einander geſetzt, welche diejenigen zu erfüllen haben, die ein obrigkeitliches Amt verwalten. Auch hat der Verfaſſer mehrere, die Literatur und Kunſt betreffende, Anmerkungen hin und wieder beygefügt, ſo, daß dieſe Schrift nicht nur Leipzigs Bürgern, ſondern auch jedem andern gebildeten Leſer, der gern bey der Betrachtung verdienſtvoller Menſchen verweilt, ihr Beyſpiel in ſeinem Wirkungskreiſe nachzuahmen ſucht, und Sinn für Beförderung des Menſchenwohls hat, nützlich und angenehm ſeyn kann.

Bloch, D. M. E., Ichthyologie, ou hiſtoire naturelle des poiſſons. XII. Tom. in fol. av. 432 fig. enluminées, Berlin et Leipzig, ein Autor Exemplar 300 Thlr., beſtes holländ. Papier 216 Thaler, Schreibpapier 180 Thaler.

— daſſelbe deutſch, Schreibpapier 144 Thaler, holländiſch Papier 180 Thlr.

Dieſes im Fache der Naturgeſchichte ſchon längſt als claſſiſch und in ſeiner Art als einzig anerkannte Werk gereicht der deutſchen Nation gewiß zur Ehre. Es gebührt uns nicht, hier etwas über die Verdienſte des würdigen Verfaſſers zu ſagen, wir dürfen uns blos auf das einſchränken, was wir in Betreff der Typographie und des Verlags zu erinnern haben. Die dazu gehörigen Kupfer, 432 an der Zahl, ſind mit der größten Genauigkeit nach der Natur nachgezeichnet, und mit dem unverkennbarſten Fleiße, nicht nur äußerſt richtig, ſondern auch zugleich für das Auge ungemein gefällig, kolorirt. Der Text iſt auf ſchönes Papier mit reinen ſcharfen Lettern gedruckt, ſo daß dieſes vortreffliche Werk auch um ſeines Aeußern willen in jeder Bibliothek einen der erſten Plätze verdient.

Breitenbauch, G. A. v., Entwurf einer Geſchichte der Völker-Stämme des alten und neuen Zeitalters. 8. 791. 18 gr.

Eine mit großem Fleiße und mit Benutzung der beſten neuern Quellen abgefaßte allgemeine Ueberſicht der Weltgeſchichte, welche mehr die

Schickſale der Völker ſelbſt als ihrer Herrſcher berückſichtigt. Der Verf. iſt bereits aus mehreren in die alte Geographie und Geſchichte einſchlagenden Schriften rühmlich bekannt.

Cölina, oder das Kind des Geheimniſſes, ein Seitenſtück zu Victor. Nach dem Franzöſiſ. des Ducray-Duminil, von Fr. von Oertel. 3 Thle. 8. m. K. 800. 3 Thlr. 16 gr.

Wer den Victor geleſen hat, der kann ſchon vermuthen, was für Unterhaltung ihm Cölina gewähren werde, und in der That iſt dieſer Roman in Rückſicht auf Materie und Form nicht minder intereſſant.

Cunigunde von Rabenswalde, eine Scene aus dem 12ten Jahrhunderte, 8. 790. 8 gr.

Fathom, Graf Ferdinand, vom Verfaſſer des Peregrine Pickle, aus dem Engl. überſetzt von Fr. von Oertel, 2 Thle. m. K. 8. 799. 3 Thlr.

Dieſer äuſerſt intereſſante Roman des berühmten Verfaſſers des Peregrine Pickle und des Rodrich Random zeichnet ſich durch lebhafte Darſtellung, durch Witz, Laune, Reichthum an Menſchenkenntniß, verwickelter Begebenheiten, vortrefflicher Beobachtungen, und durch eine die Neugier in ſteter Spannung erhaltende Geſchichte aus. Herz und Verſtand, Einbildungskraft und Gefühl finden reiche Nahrung darin, und niemand wird dies Buch ohne mannigfaltige Belehrung aus den Händen legen. Die Ueberſetzung lieſt ſich ſo, wie man ſie von dieſem geſchickten Ueberſetzer zu erwarten hat, das heißt, als ein Original.

Fiſcher, M. G. E. (D. Paul Gerhard) vollſtändiges Handbuch einer technologiſchen und ökonomiſchen Naturgeſchichte für deutſche Bürger, Landwirthe und ihre Kinder, 1r Theil, der Thierbeſchreibung 1ſter bis 4ter und letzter Band, gr. 8. 797-799. m. illum. Kupf. 6 Thlr. 4 Gr. mit ſchwarzen Kupfern 4 Thlr. 10 gr. ohne Kpfr. 2 Thlr. 18 gr.

Ein Handbuch der Naturgeſchichte, in welchem Thiere, Pflanzen und Mineralien nicht blos nach ihrer Entſtehung und natürlichen Beſchaffenheit, ſondern auch zugleich nach ihrem Gebrauch und ihrer Nutzbarkeit für Handwerker, Künſtler und Landwirthe beſchrieben werden, war bisher noch nicht vorhanden, ſo ſehnlich es auch von vielen Lehrern in Bürger- und Landſchulen gewünſcht wurde. Man darf das gegenwärtige daher in gewiſſer Hinſicht als einzig in ſeiner Art betrachten, und glauben, an demſelben die zweckmäßigſte Naturgeſchichte zum Schul- und Selbſt-Unterricht zu beſitzen. Dies Urtheil haben bereits mehrere kritiſche Blätter und namentlich die allgemeine deutſche Bibliothek, die oberdeutſche Litteraturzeitung und die Erfurter gelehrte Zeitung darüber gefällt.

— kurzgefaßtes Handbuch einer technologiſchen und ökonomiſchen Naturgeſchichte, zum Schulgebrauch für die Jugend. Ein Auszug aus dem vollſtändigen Handbuche der Thierbeſchreibung. gr. 8. 800. mit illum. Kpfrn. 1 Thlr. 4 gr. mit ſchw Kpfrn. 20 gr.

Da jenes vollſtändige Handbuch mehr für Lehrer und erwachſene Leſer beſtimmt iſt, auch zum allgemeinen Schulgebrauch wohl zu theuer ſeyn dürfte, ſo hat der Verfaſſer dieſen Auszug be ſerat, welcher in gedrängter Kürze nur das Nothwendigſte und Wiſſenswürdigſte aus jenem größern Werke enthält. Er muß daher blos als Leitfaden in den Schulen betrachtet und gebraucht werden, an welchen der Lehrer überall anzureihen hat, was er im vollſtändigern Werke fand und ſammelte.

Fiſcher, (D. Paul Gerhard) vertraute Briefe an die Jugend des weiblichen Geſchlechts, zur lehrreichen Unterhaltung, m. K. 8. Sorau 799. 21 gr.

Die Abſicht des Verf. geht vornehmlich dahin, junge Mädchen bey dem Eintritt in das ſogenannte männlichere Alter, zu ſolchen Ueberlegungen zu leiten, die die Würde und Glückſeligkeit ihres künftigen Lebens ſichern können, und bey denen ſie das Feld überſehen lernen, welches auf ihre Bearbeitung und Pflege wartet. Vertraut nannte er ſeine Briefe, weil in denſelben von allerley Dingen die Rede iſt, von denen Väter und Erzieher ſonſt ſelten mit jungen Mädchen zu ſprechen wagen, und deren weiſe Berührung doch zu ſeiner Zeit ſo nöthig und heilſam iſt.

— topographiſches Bilderwerk, in welchem ſowohl die Jugend zur angenehmen Erlernung der Geographie, als auch Reiſende und Zeitungsleſer zur nützlichen Unterhaltung die Proſpekte der intereſſanteſten Städte ꝛc. finden. Mit deutſcher und franzöſiſcher Beſchreibung, 2 Hefte, in 4. Lpz. 798. illum. 3 Thlr. braun 1 Thlr. 12 gr.

In dieſen beyden Heften ſind folgende Oerter abgebildet: Venedig, Mantua, Cadix, Marſeille, Dresden, Frankfurt, Mainz, Paris, Raſtadt und Rom.

Fiſcher, J. G. S., über die bibliſchen Wunder; ein Gegenſtück zu des Herrn C. A. und Archid. in Lübben J. Chr. Fr. Ecks Verſuch: die Wundergeſchichten des neuen Teſtaments aus natürlichen Urſachen zu erklären, 3 Thle. 8. Sorau 796. 797. 1 Thlr.

Da die Schrift des Herrn Aſſeſſor Eck in ſo viele Hände gekommen, ſo wird obengenannte Schrift den Leſern ſehr angenehm ſeyn, indem ſie durch dieſelbe in den Stand geſezt werden, die Muthmaßungen des Herrn Aſſeſſor Eck zu prüfen, und über ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit richtiger zu urtheilen.

Fleck, D. F. G., Commentationes binae de interdictis unde vi et remedio ſpolii. gr. 8. 797. 12 gr.

Gedichte und verſificirte Ueberſetzungen aus fremden Dichtern, 8. Sorau 800. 16 gr.

Grab, das, ein der Miß Anna Radcliff zugeſchriebener Roman. Nach dem Franz. von Fr. v. Oertel. 8. 800. 1 Thlr. 12 gr.

Eine ſchauerliche Geſchichte. Die Rachſucht eines Böſewichts macht Jahre lanz eine Familie unglücklich; doch endlich findet ſie ſich wieder und verlebt ihre Tage in Ruhe. Auch Don Carlos ſpielt eine Rolle in dieſem Roman, der das Intereſſe des Leſers vom Anfange bis zu Ende feſſelt und von dem ſchon rühmlich bekannten Herrn Ueberſetzer trefflich nachgebildet worden iſt.

Handbuch, exegetiſches, des alten Teſtaments, für Prediger, Schullehrer und gebildete Leſer. 1ſtes Stück, enthält den Joſua. gr. 8. 797. 10 gr.

Deſſelben 2tes Stück, das Buch der Richter, 797. 16 gr.

— 3tes Stück, das Buch Ruth, und Einleitungen in das Buch Joſua, Richter und Ruth. 797. 10 gr.

— 4s und 5tes Stück, das 1te und 2te Buch Samuels. 797. 798. 1 Thlr. 12 gr.

— 6s und 7tes Stück, den Jeſaias, 1te u. 2te Abtheilung, 799 und 800. 1 Thlr. 14 gr.

— 8tes Stück, enthält das 1te Buch der Könige — iſt unter der Preſſe.

— 9tes Stück, enth. das 2te Buch der Könige, 800. 1 Thlr. 2 gr.

Wir ſagen hier zur Empfehlung dieſes Werks nichts, weil daſſelbe ſchon in mehrern gelehrten Zeitungen als eines der brauchbarſten Hülfsmittel zur Erklärung des A. T. empfohlen worden iſt. Alles was die Interpreten, vom Anfang an bis auf Michaelis und Eichhorn, abſichtlich oder in verſchiedenen Schriften zerſtreut, zur Erläuterung der bisher noch ſo wenig bearbeiteten hiſtoriſchen Bücher des A. T. bemerkt haben, findet man hier in gedrängter Kürze, mit neuen Beweiſen unterſtützt, beyſammen; ſo wie manche neue, dem Verf. eigene Anſichten und Erklärungen.

Hempel, C. F., der Repetent, ein Verſuch über die Vorbereitung und Wiederholung, beſonders für die Rechtsgelehrten, welche ſich der in Kurſachſen geſetzten Prüfungen zukünftiger Dienſtleiſtung unterwerfen wollen, gr. 8. 799. 1 Thlr. 6 gr.

Jedem ſich zur Prüfung vorbereitenden jungen Rechtsgelehrten kann dieſes Buch von großem

Nutzen ſeyn, indem es in gedrängter Kürze das ganze Syſtem der Rechtswiſſenſchaft nach allen ihren Theilen darſtellt, und das Ganze mit leichter Mühe überſehen läßt.

Joſeph Mendez Pinto. Eine jüdiſche Geſchichte. Von dem Verf. der Aime, des Herrmann von Unna des Walter von Montbarry ꝛc. 8. 802. 1 Thlr. 12 gr.

Rührend und unterhaltend iſt dieſe Geſchichte und ſo gut erzählt, als man von dem Verfaſſer oben erwähnter Schriften ſchon im Voraus erwarten kann.

Jubelſenior, der, ein Appendix von Jean Paul, 8. 797. 1 Thlr. 6 gr.

Jean Pauls Werke bedürfen keiner Empfehlung, ſie brauchen blos genannt zu werden. Wer ſeine frühern Schriften kennen und ſchätzen lernte, weiß ſchon, was er in jedem neuen dieſes an Ideen ſo unerforſchlich reichen und in Anſehung der witzigen Darſtellung ſo ſeltnen Autors zu erwarten hat; und wer an jenem keinen Geſchmack gefunden, dem wiſſen wir auch den Jubelſenior nicht zu empfehlen.

Lebensſcenen nach der Natur gezeichnet. 8. 802. 1 Thlr., enthaltend: 1. Die gelegentliche Erinnerung. — 2. Beyſpiel militäriſcher Pädagogik. — 3. Scenen aus dem Leben eines Höflings. — 4. Die Erholung auf dem Lande. — 5. Karl Will, ein Opfer des Neides und der Verläumdung. — 6. Willfeld, ein Dieb und Mörder aus Liebe. — 7. Wahnſinn, als Folge übler Erziehung. — 8. Die Räuberfamilie.

Lee, Henriette und Sophie, Erzählungen aus

Canterbury, aus dem Engl. überſetzt von Fr. von Oertel, 2 Thle. 8. 798 und 799. 2 Thlr. 22 gr. Der 2. Theil iſt auch unter folgendem Titel beſonders zu haben:

Die beyden Emilien, von Sophie Lee, 8. 799. 1 Thlr. 16 Gr.

Lee, der beyden Miß, letzter Wettkampf, zur Beendigung der Erzählungen aus Canterbury. 8. 801. 1 Thlr. 16 gr.

Die engliſchen Zeitſchriften haben die Verfaſſerin überall mit vielem Lobe genannt, und das Monthly und Critical Review ſagen von dieſem Werke beſonders, daß der Ton der Erzählungen darin ſehr natürlich, wahre Menſchenkenntniß der Verfaſſerin überall ſichtbar, und ihre Darſtellung lebendig und ſchön ſey.

Leonhardi, F. G., Geſchichte und Beſchreibung der Kreis- und Handelsſtadt Leipzig, nebſt der umliegenden Gegend, mit einem vollſtändigen Plane und Titelkupfer, gr. 8. 799. 3 Thlr. 16 gr.

Unter Deutſchlands Städten hat Leipzig, man mag es von der wiſſenſchaftlichen oder kaufmänniſchen Seite betrachten, immer einen bedeutenden Rang behauptet, und verdiente daher ſchon, beſonders aber wegen der ſeit 15 Jahren geſchehenen Verſchönerungen aufs neue beſchrieben zu werden. Der Herr Verf. welchen das Publikum ohnedies aus ſeinen ſtatiſtiſchen, geographiſchen und cameraliſtiſchen Schriften längſt von der rühmlichſten Seite kennt, hat bey Bearbeitung dieſes klaſſiſchen Werkes nicht nur für den Inländer, ſondern auch für den Ausländer aus jedem Stande geſorgt, ſo daß der Gelehrte, Künſtler, Kaufmann, Fabrikant, Manufakturiſt und Handwer-

ker

ker aus demſelben den gegenwärtigen Zuſtand von Leipzig, und zugleich auch die ſtufenweiſe Entſtehung der Stadt und ihre Gewerbe kennen lernt. Beſonders wichtig aber wird für den Einheimiſchen wie für den Fremden die darin erzählte Verfaſſung in Kirchen-, Schul- Gerichts- und Polizey-Sachen ſeyn, woran es bis jezt immer in ältern Beſchreibungen gefehlt hat. Doch ich würde die Grenzen der Beſcheidenheit überſchreiten, wenn ich mehr von den Vorzügen dieſes Werkes ſagen wollte.

Lindenau, C. Fr. von, über Winterpoſtirungen, mit Kupfern. gr. 8. 789. 1 Thaler 12 gr.

Friedrich der Einzige, unter deſſen Fahnen und unmittelbarem Auge der Verf. ſich zum höhern Militärdienſt bildete, und der ihn mehrere Jahre als Adjutant bey der Suite brauchte, durchſahe obiges Werk im Manuſcript, und beehrte es mit dem ausdrücklichen Lobe; er habe es gut und zweckmäßig gefunden.

Derſelbe, über die höhere preußiſche Taktik, deren Mängel und zeitherige Unzweckmäßigkeit, nebſt einer dagegen vorgetragenen richtigern und zweckmäßigern Methode. 2 Thle. m. K. gr. 8. 790. 1 Thlr.

Literaturzeitung, Leipziger, 1ter Jahrgang der Literatur von 1800. 3 Bände. gr. 4. 8 Thlr.

— — 2ter Jahrgang der Literatur von 1801. 4 Bände. gr. 4. 8 Thlr.

— — 3ter Jahrgang der Literatur von 1802. 4 Bände, nebſt 2 Bänden eines allgemeinen Intelligenzblattes für Literatur und Kunſt. gr. 4. 8 Thlr.

Dieſes allgemeine Intelligenzblatt, welches vom July dieſes Jahres 1802 an, dieſer Literaturzeitung beygedruckt wird, ſoll die Stelle des eingegangenen Literariſchen Anzeigers vertreten. Es erſcheinen davon außer den Anzeigen, die das Intereſſe des Einſenders bezwecken, wofür man wie bisher für 3 Zeilen 2 Groſchen bezahlt, wöchentlich 2, 3, auch 4 Blatt, je nachdem es die eingegangenen Beyträge nothwendig machen.

Luſtſpiele, zwey, der Marſch, in 5 Aufzügen, 2. die Gräfin von Rokkaille, in 3 Aufzügen, aus dem Franz. überſetzt von A... 8. 796. 12 gr.

Michaelis, C. F., über die ſittliche Natur und Beſtimmung des Menſchen. Ein Verſuch zur Erläuterung über J. Kants Kritik der praktiſchen Vernunft, 2 Thle. gr. 8. 796–798. 2 Thlr. 12 gr.

Ein mit vielem Scharfſinn bearbeitetes Werk, welches ſich von vielen andern Verſuchen zur Erläuterung der Kantiſchen Kritik, durch einen ungemein deutlichen und faßlichen Vortrag auszeichnet und eben dadurch nicht blos für den, der bereits in die kritiſche Philoſophie eingeweiht iſt, ſondern auch für denjenigen genießbar wird, der dieſe Weihe noch empfangen ſoll.

Mönch, der, aus dem Engl. von Fr. von Oertel, 3 Thle, mit Kupf. 8. 797. 2 Thlr. 12 gr.

Dieſer intereſſante Roman wurde in England mit ſo entſchiedenem Beyfall aufgenommen, daß in einem Jahre mehrere Auflagen davon erſchienen. Auch in Deutſchland hat er, da die Ueberſetzung nach dem einſtimmigen Zeugniß der Sachkundigen vorzüglich gut gerathen iſt, ein großes Publikum gefunden, das ihn mit Vergnügen lieſt.

dung am Verſtande und Herzen fortzuſetzen, nachdem die erſte Grundlage dazu bey ihnen in den Kinderjahren gelegt worden iſt; ihnen in der gefahrvollſten Periode ihres Lebens, wo ſie gemeiniglich, von Eltern und Lehrern getrennt, ſich ſelbſt überlaſſen werden, mit Warnung und Rath entgegen zu kommen; das iſt der Zweck des Verf., den er bey Abfaſſung dieſes Buches vor Augen hatte, und den gewiß alle rechtſchaffene Eltern und Lehrer gut heiſſen werden.

Sinapius, J. C., merkantiliſche Blätter, eine periodiſche Schrift, 2 Bände, 8. Sorau 798. 2 Thlr.

Zu deren Empfehlung dürfen wir blos auf die Recenſion in der neuen allg. deutſchen Bibliothek im 38ſten Bande im 1ſten Heft verweiſen.

— der neueſte mercantiliſche Briefſteller ꝛc. zur Unterhaltung für geübte Männer, und zur Belehrung für wißbegierige Jünglinge, mit 1 Kupfer. 2 Bände, 8. Sorau 799. 800. 1 Thlr. 2 gr.

Schon vor zwanzig Jahren gab der Verfaſſer eine Sammlung Briefe für Kaufleute heraus, die wegen ihrer Zweckmäßigkeit, vielen Beyfall erhielten, und in kurzer Zeit mehrmahls aufgelegt, auch ins Franzöſiſche, Italieniſche, Engliſche, Spaniſche und Portugieſiſche überſetzt wurden. Gegenwärtiger mercantiliſcher Briefſteller wird aber dem kaufmänniſchen Publikum wahrſcheinlich noch weit willkommener und ſchätzbarer ſeyn, indem er die Frucht mehrjährigen Nachdenkens iſt, was der Verfaſſer von jener erſten Arbeit nicht ſagen zu können, ſelbſt geſtehet. Es enthält derſelbe lauter wirkliche, aus eigner Praxi genommene, aber auf die gangbarſten Fälle paſſende Briefe, die ſich mehr durch kunſtloſe Mittheilung als durch äſthetiſchen Schwung auszeichnen. In der Einleitung handelt der Verſ. von den Vorkenntniſſen, welche dem künftigen Kaufmanne unentbehrlich ſind; ſodann läßt er eine Erklärung der kaufmänniſchen Terminologie folgen, und an dieſe ſchließen ſich Frachtbriefe, gewöhnliche kurze und leichte Berichte, und endlich andere gehaltvollere Schreiben an, damit der Jüngling vom Leichten zum Schweren, und ſo allmählich zum Schwerſten fortgeführet werde.

Sinapius, J. C., die Lehre von Wechſelbriefen, in gedrängter Kürze vorgetragen, mit den dazu nöthigen Wechſeln, 8. Sorau, 801. 8 gr.

— Biedermann und Redlich, oder die doppelte Buchhalterey im kleinen, in der Geſchichte einer Compagnie-Handlung innerhalb der letzten zwey Monate des 18ten Jahrhunderts. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Kaufleute und ihre Zöglinge, herausgegeben von J. C. Sinapius. 8. Sorau 801. 12 gr.

Skizzen für Romanenfreunde. Neue Ausgabe. 8. 802. 12 gr.

Smith, Charlotte, Papiere eines einſamen Wanderers, oder Erzählungen mannichfachen Inhalts. Aus dem Engliſchen frey überſetzt von Fr. v. Oertel, 3 Theile. 8. 802. 1 Thlr.

Enthaltend:

1r Theil. Eduardens Geſchichte.
2r Theil. Henriettens Geſchichte.
3r Theil. Coriſandens Geſchichte.

Dieſe Papiere werden das Intereſſe des Leſers vom Anfang bis zu Ende feſſeln. Das Ganze iſt in Briefform eingekleidet.

Toilettenlectüre für deutſche Damen, 8. 790. 18 gr.

Victor, oder der Sohn des Waldes. Nach dem Franz. des Herrn Ducray-Dûminil, v. Fr. v. Oertel, 2 Thle, m. K. 8. 798. 2 Thlr. 12 gr.

Der Verf. dieſes Romans iſt ſchon längſt in Deutſchland wie in Frankreich zu den beſten Dichtern in dieſem Fache gezählt worden; er hat das gewiß allgemein bekannte und beliebte Buch Alexis, oder das Häuschen im Walde, geſchrieben. Den Sohn des Waldes wird man mit nicht minderem Vergnügen leſen, zumal da der Ueberſetzer, nach dem Urtheil der Oberteutſchen Litteraturzeitung, eine durchgehends lobenswürdige Arbeit geliefert hat.

Wagners, Andr., analytiſche Unterſuchungen über die wichtigſten Gegenſtände der kaufmänniſchen Rechenkunſt, nebſt vielen für alle Kaufleute brauchbaren Hülfstafeln, auch als Handbuch für Lehrer und Lernende und zum Gebrauch für Handlungsſchulen, 8. Sorau 799. 1 Thaler 6 gr.

Man muß unter dieſem Titel kein gewöhnliches Rechenbuch erwarten, in welchem vielleicht längſt geſagte Sachen von neuem wiederholt werden. Nein, der Verf. welcher ſeit mehrern Jahren in dieſem Fache mit Beyfall lehrt, liefert darin die Frucht eines anhaltenden Fleißes, und macht angehende Lehrer mit einer beſſern und zweckmäßigern Lehrart, als die gewöhnliche iſt, bekannt; Lernenden aber giebt er dadurch ein Hülfsmittel an die Hand, die Mängel ihres erhaltenen fehlerhaften Unterrichts ſelbſt zu erſetzen.

Wedag, F. W., Predigten, hauptſächlich zur

Berichtigung irriger Vorſtellungen und zur Beſtreitung falſcher Grundſätze, gr. 8. 793. 1 Thaler 2 gr.

Wedag F. W. die Religion, als die beſtändige Gefährtin auf dem Pfade des Lebens, in Predigten. gr 8 794. 1 Thlr. 4 gr.

Weidemann, H. F., Schilderungen für Kinder, 8. Utrecht 779 4 gr.

Worbs, J. G., Archiv für die Geſchichte Schleſiens, der Lauſitz und zum Theil von Meißen, mit 4 in Kupfer geſtochenen Siegeln, gr. 8. Sorau 798. 1 Thlr. 6 gr.

Nachſtehende Bücher ſind unter der Preſſe, und wir machen auf ſelbige ein geehrtes Publikum ſchon im Voraus aufmerkſam.

Correlia, oder die Geheimniſſe des Grabes. Nach dem Engliſchen frey bearbeitet von dem Verf. der Alme, der Amalgunde, des Herrmanns von Unna, Walter von Montbarry u. m. a. 2 Thle. 8.

Graf Latimore, oder der Märtyrer des Glaubens an die Geſtirne, aus dem Engl. überſ. 2 Thle. 8.

Paul, oder der verlaſſene Meyerhof, von Ducray-Duminil. A. d. Franz. frey überſ. v. Fr. v. Oertel. 2 Thle.